CU-ARTES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Heinrich Zschokke's

ausgewählte

Dichtungen, Erzählungen

und

Novellen.

Vollständige Sammlung in einem Bande.

Zweite durchaus verbesserte Auflage.

Aarau 1830.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

39

X9546.6.9

July 1, 191
Bequest of
Georgina Lowell Putnam

BOUND DEC 9 1914

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
OCT 1 1970

Digitized by Google

Lebensgeschichtliche Umrisse.

Als Vorrede.

Obschon der Verfasser glaubt, daß der Mehrtheil dessen, was er in verschiedenen Verhältnissen seines Lebens geschrieben, würdiger sei, vergessen, als gesammelt zu werden, findet er doch darin keinen Beweggrund, denen von seinen Zeitgenossen, welche die Sammlung zu besitzen wünschten, zu widerstreben. Möge in ihr, wer kann, Lehre oder Erheiterung finden. Ob etwas, oder nichts von Allem, zur Nachwelt gelange, wird ohnehin nur vor dem Richterstuhl der Zeit entschieden, deren Spruch übrigens dem Verfasser, in Bezug auf sich selbst, vollkommen gleichgültig ist. Denn welcher von uns das Bewußtsein trägt, nicht aus dem unendlichen Reiche des Lebens verschwinden zu können, dem ist eine schriftstellerische Namensdauer die entbehrlichste Zulage zur Ewigkeit.

Man hat wiederholt und an verschiedenen Orten der Mühe werth gehalten, vom Verfasser lebensgeschichtliche Nachrichten an die lesende Welt mitzutheilen. Sehr verzeihlich, daß man Näheres von demjenigen erfahren will, der etwa in einer ernsten oder frohen Stunde unsere Aufmerksamkeit auf irgend eine Weise in Anspruch genommen hatte. Die Kenntniß von Gemüthsart und Schicksal eines Schriftstellers, und von seiner Stellung zu Lebensgenossen und Welterеignissen, ist auch vielleicht die beste Auslegerin seiner Werke. Schon deswegen, als auch, weil in jenen lebensgeschichtlichen Nachrichten mehrere Lücken und Irrthümer, bei allen wohlwollenden Gesinnungen ihrer Urheber, zu Tage gekommen sind, hält es der Verfasser nicht für unanständig, das von sich zu sagen, was ihm, der Sache und seinen Lesern angemessen zu sein scheint.

Es ist freilich schwer, sein eigenes Bild mit Treue zu malen, weil man jederzeit ungewiß bleibt, ob Selbstverkennung in übler Laune, oder gefällige Eigenliebe den Spiegel halten. Zum Glück kömmt es aber hier mehr auf sichern Umriß der äussern Formen, als auf Darstellung des innern Menschen an. Dieser offenbart sich beim Schriftsteller endlich wie bei jedem andern Sterblichen, am unverkennbarsten und unwillkührlichsten in seinen Werken.

Heinrich Zschokke (des vollen Taufnamens Johannes Heinrich Daniel), den 22. März 1771 zu Magdeburg geboren, war der jüngste Sohn frommer, geachteter und wohlbemittelter Aeltern. Der Mutter, Elisabeth Jordan, schon in der siebenten Woche seines Daseins durch den Tod beraubt, blieben Pflege und Bildung der ersten Kindheit der Zärtlichkeit des Vaters und dem Schicksal anheimgestellt. Der Vater, Gottfried, Altmeister oder Oberältester der Tuchmacher-Innung, hatte im siebenjährigen Kriege Friedrichs II., durch große Tuchlieferungen an einen Theil des preussischen Heeres, ansehnliches Vermögen erworben und durch Sparsamkeit bewahrt. Mit voller Liebe hing er dem jüngsten seiner Söhne an, den er den Wissenschaften zu widmen gedachte. Er sah aber die Erfüllung des Wunsches nicht, denn ihn überilte der Tod (18. April 1779).

Der verwaisete achtjährige Knabe, welcher seinem Geschwister zur Erziehung übergeben ward, empfand den Schmerz des großen Verlustes erst einige Jahre nachher in voller Gewalt, als er mit erwachterm Bewußtsein sich in der Welt einsam, in seinem Innersten verkannt und ungeliebt sah. Das Glück der Jugendgespielen unter der Zärtlichkeit ihrer Aeltern betrachtete er ohne Neid, aber nie ohne Thränen. Oft erhob sich das Kind vom nächtlichen Lager, um im Kämmerlein niederzuknien und vom Himmel nur eine einzige Erscheinung des verklärten Vaters zu erflehen. Fremdstehend unter den Menschen, bei der Sehnsucht, von ihnen geliebt zu sein, von allen ab- und immer auf sich zurückgewiesen, ward er zu einer Selbstständigkeit, zu einer Entschlossenheit des Willens und zu einem Haß jeder Art Unterdrückung getrieben, welche sich nie wieder aus ihm verloren.

Man hatte ihn anfangs in die Klosterschule U. L. Fr. geschickt, welche damals unter der Leitung des ehrwürdigen Propstes Röttger mit

Digitized by Google

Ruhm blühte. Es ergab sich aber, daß der Knabe nach Jahr und Tag so unwissend geblieben, als er vorher gewesen. Wegen Mangels natürlicher Anlagen unfähig zur Erlernung höherer Wissenschaft erklärt, rieth man, ihn in eine niedere Schule zu senden, um sich daselbst so weit vorzubilden, ein Handwerk oder kaufmännisches Gewerb ergreifen zu können. Der greise Kantor Capsius, Lehrer in einer von den untern Klassen der reformirten Schule, erkannte hier bald das glückliche Gedächtniß und die oft allzuregsame Einbildungskraft des neuen Schülers. Er zog diesen mit Liebe hervor, und führte ihn ohne Mühe in die Anfangsgründe der alten Sprachen ein. Neben dem Schulmann erwarb sich um die erste Geistesentwickelung des Verwaiseten ein betagter Mann, Namens Krappe, welcher Matrose gewesen zu sein schien, und bei der Schwester des Knaben in Arbeit stand, ein Verdienst anderer Art. In der Feierabendstunde, beim Sternenschein oder Mondlicht, erzählte nämlich der Alte ihm und dessen Neffen und Gespielen von Reisen und bestandenen Abentheuern; dann die wunderbaren Geschichten Robert Pierrots, der Insel Felsenburg und Robinson Crusoe's. Das Natürliche und Lebendige im Vortrag des Greises entzündete die Einbildungskraft des jungen Zuhörers, der sich zum Schicksal eines Robinsons berufen zu sein glaubte, oder wünschte. Der Knabe bereitete sich von da an alles Ernstes zu seiner Bestimmung auf einer Südsee-Insel vor; verdoppelte in den Schulen den Fleiß; trieb Völkerkunde und Erdbeschreibung mit besonderm Eifer, und begann vorläufig schon ein Tagebuch, welches an ausserordentlichen Ereignissen, wie er hoffte, bald überreich werden sollte. Dies vom zwölfjährigen Knaben angefangene Tagebuch setzte nachher, freilich in anderer Absicht und Bedeutung, ununterbrochen der Jüngling und Mann fort. Es leitete ihn mehr denn einmal zur Selbstprüfung, zur Selbstüberwindung und, in der Uebersicht seines Lebensganges, zu weisen Entschlüssen.

Die Fortschritte des heimlichen Robinsons in Schulkenntnissen änderten nach einigen Jahren den Beschluß der über ihn wachenden Behörden. Er wurde den Wissenschaften geweiht, in eine der obern Klassen des Gymnasiums der Altstadt versetzt und erst dem trefflichen Lehrer, Christoph Reide, Uebersetzer einiger Lustspiele des Terenz, dann dem hochbejahrten Rektor, Elias Kaspar Reichardt, Uebersetzer der Briefe Cicero's an Atticus, in Wohnung gegeben. Die beträchtliche Büchersammlung des Letztern stand dem fünfzehnjährigen Primaner offen. Sie war ihm ein unermeßlicher Schatz. Er las mit unersättlicher Begier, ohne Auswahl, ohne andern Zweck, als Alles zu wissen, Alles zu erfahren, Alles zu versuchen. Heut Swedenborg, morgen Spinoza, Albertus Magnus und die flagella dæmonum neben Plutarch und Plato; und Lohenstein und Broke neben Ossian, Shakespeare und Schiller. Alle Gebiete des menschlichen Wissens waren ihm gleich lieb. Er füllte mehrere Bände mit Auszügen aus den verschiedensten wissenschaftlichen Werken. Manche Nacht blieb er schlaflos bei seinen Arbeiten. Oft wünschte er Katholik zu sein, um in einem Benediktinerkloster, ohne andere Sorge, nur den Büchern anzugehören. Bald schwermüthiger Andächtler und Schwärmer, bald Freigeist und Zweifler, bald Geisterbeschwörer, bald leichtsinniger Springinsfeld, wechselte er, in unglaublicher Schnelligkeit, mit den Ansichten der Dinge, Entwürfe und Hoffnungen für die Zukunft. Niemand kannte die ewigen Umwälzungen seiner innern Welt; Niemandem lag daran, sie zu kennen. Ohne Führer, ohne Vertrauen, ohne engern Freund, von allen Seiten zurückgedrängt in sich selbst, lebte er weniger der Wirklichkeit, als den Träumen seiner Einbildungskraft.

Diese ungeregelte Vielthätigkeit des Geistes, vereint mit wahlloser Liebe alles dessen, was ihm wissenswürdig schien, ging aus jener Zeit in die spätern Jahre über, und es ist schwer zu entscheiden, ob er dadurch mehr verloren, als gewonnen habe. Wenn er einerseits der Gefahr oberflächlicher Vielwisserei nicht entrann, gewann er anderseits eine Mannigfaltigkeit und Unbefangenheit der Ansicht und des Urtheils, deren sich einseitigere Ausbildung selten freut. Es darf übrigens wohl nicht erst gesagt werden, daß, unter solchen Beschäftigungen, die kindischen Robinsons-Plane längst Entwürfen und Träumereien anderer Art Platz gemacht hatten, bis auch diese endlich in eine muthlose Abspannung und in eine stille Schwermuth übergingen, die Alles verfinsterte. Vermuthlich hatte aber unmäßige Anstrengung der geistigen Vermögen und sitzende Lebensart in einem Alter, da sich die körperlichen Kräfte des jungen Menschen entwickeln sollen, nicht geringen Theil an seiner Gemüthsstimmung. Er vertraute Keinem den Zustand seines Innern; vielleicht hätt' ihn auch Keiner verstanden von denen, die ihm zunächst waren. In düsterer Verachtung des Lebens, der Welt und seines Selbstes stand er dem Untergang nahe; instinktartig sehnte er sich hinweg aus dieser Qual, ins Weite, ins Freie, in andere Umgebungen hinaus.

Von seinen Mitschülern waren neben und unter ihm auf die Hochschulen gegangen. Ihm ward es, wegen zu großer Jugend, nicht erlaubt. Da trieb es ihn, was es koste, sich in Freiheit zu setzen. Der kaum siebenzehnjährige Jüngling hielt sich Allem gewachsen. Mitten im Winter (22. Jänner 1788) machte er eine Reise zu Pferde nach Meklenburg und schrieb dem Vormund zurück: zwei Jahre lang werd' er sich mit eigener Kraft durch die Welt schlagen, dann auf eine Hochschule gehen. Bis dahin solle man die Zinsen seines väterlichen Erbes aufsparen.

Ihm war nun, als athm' er andere Lüfte, als begrüß' er eine neue Erde, als nahten sich ihm edlere Wesen. Jeder Versuch, den eigensinnigen

Digitized by Google

Waghals in die Geburtsstadt zurückführen, blieb eitel. Man begegnete ihm in der Stadt Schwerin mit Theilnahme. Er ward bei den Söhnen des Hofbuchdruckers Bärensprung, als Hauslehrer, angestellt. Doch mehr noch seine Begierde, sich unter den Menschen umherzutreiben, als die Geringfügigkeit seines Gehaltes, bewogen ihn nach kaum einem Jahre, den Ruf eines Theaterdichters anzunehmen, der ihm von einer wandernden Schauspielergesellschaft kam. Mit einem Theil derselben reisete er nach Prenzlow in der Uckermark (Nov. 1788), wo sie ihre Bühne aufschlug. Während er für die Bedürfnisse dieser Bretterwelt und ihrer lockern Bewohner Briefwechsel führte, Prologe und Epiloge reimte, oder an den Werken der deutschen Schauspieldichter Prokrustes-Arbeit trieb, verschwand ihm sein höherer Zweck nicht aus dem Auge. Dazu kam ihm besonders die Bekanntschaft mit einem Herrn von Boguslavsky zu statten, der, ein geistvoller Mann, als Lieutenant bei der preussischen Besatzung zu Prenzlow stand und unter den Alten den Horaz zum Liebling erkoren hatte, dessen Oden er metrisch übersetzte.

Schon nach drei Monaten aber wanderte die unstete Gesellschaft gen Landsberg an der Warte, wo sie jedoch, nach kurzem Glanz, zugleich mit dem Schnee des vergangenen Winters, bei beginnender Sonnenwärme, auseinanderfloß. Der gewesene Theaterdichter, welcher in dieser freundlichen Stadt einige angenehme Bekanntschaften gemacht hatte, blieb in ihr zurück, ertheilte Unterricht und unterrichtete sich selbst durch Benutzung verschiedener Büchersammlungen ihm wohlwollender Männer. Er war in mehrere sehr achtungswürdige Familien eingeführt und lernte hier die Welt von einer liebenswerthern Seite kennen, als in dem traurigen Zusammenfluß verdorbener Bursche, Kaufmannsdiener, Hochschüler, entlaufener oder betrogener Mädchen, welche unter sich eine Bande fahrender Priester und Priesterinnen Thaliens gebildet hatten.

Zwei Jahre waren ihm schnell genug in dem freien Umherabentheuern verstrichen, nicht ohne Nutzen für seine Zukunft, dabei ohne andere Sorgen, als die, welche dem lustigen Burschen sehr heilsam zuweilen der Mangel des Geldes brachte. Jetzt schrieb er dem Magdeburger Vormund um Wechsel auf Frankfurt an der Oder, weil er die dortige Hochschule beziehen wollte.

In Gesellschaft eines jungen Freundes, der sich zu Frankfurt der Rechtswissenschaft weihen wollte, reisete er (Ostern 1790) von Landsberg dahin, noch ungewiß, welchen Beruf er sich wählen werde. Er hatte nicht üble Lust, es in allen vier Fakultäten zugleich zu versuchen. Und wiewohl er sich, vielleicht in der Meinung, seinen Verwandten in des Geburtsstadt etwas Gefälliges zu thun, unter die Beflissenen der Gottesgelahrtheit einreihen ließ, trieb er, nach seiner Gewohnheit, alles Uebrige mit gleicher Liebe daneben. Der Freiheit von jeher gewohnt, lockt' ihn die akademische nicht aus dem Gleise; die Landsmannschaften und Orden der Musensöhne glichen ihm, der Erfahrungen gesammelt, die sonst nicht leicht das Alter von neunzehn Jahren gewährt, kindischen Spielereien. Mit der Zeit kärglicher, als dem Gelde, lebte er in tiefer Eingezogenheit, und überließ sich bald ungezügelt dem Hange, Alles zu wissen, Alles zu werden; bald machte er, ohne Rücksicht auf Vorlesungen, Reiseausflüge nach der Lausitz, Pommern und Polen. Sein Umgang war auf wenige Altersgenossen und einige achtbare Familien beschränkt, die ihn in ihren Kreis aufnahmen. Der lebensweise Konsistorialrath Steinbart, der gelehrte Geschichtforscher Hausen, der Philosoph Berends und der liebenswürdige Astronom Huth, begnügten sich nicht, blos des Jünglings Lehrer zu sein; sie wurden seine väterlichen Freunde. Gleiches Glück ward ihm von dem edlen Oberkonsistorialrath Irwing, dem Verfasser der Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen, so oft derselbe von Berlin zum Besuch nach Frankfurt kam, in dessen Nähe er ein Landgut besaß.

Die Verwandten zu Magdeburg, besonders der Vormund, schmeichelten sich, in dem angehenden Gelehrten dereinst, oder vielmehr bald, eine Zierde des geistlichen Standes zu erblicken. Denn es war diesem, als er in den akademischen Feierwochen auch die Geburtsstadt besucht und in der St. Katharinenkirche die Kanzel bestiegen hatte, der erste Versuch seiner Rednergaben nicht gering angeschlagen worden. Der ehrwürdige Professor Hausen dagegen, welcher den Jüngling besser und dabei nichts Erhabeneres, als das Lehramt auf Hochschulen, kannte, ermunterte ihn zur Erwählung des Letztern. Hier war kein Herkuleswerk am Scheidewege. Der Vielberathene sah keine Schwierigkeit, beiden zu genügen. Er bestand, noch vor Ablauf des zweiten Jahres, welches er an der hohen Schule zugebracht hatte, eine strenge Prüfung vor der philosophischen Fakultät, schrieb eine Hypothesium dijudicatio critica in ziemlich barbarischem Latein und vertheidigte sie, in noch barbarischerm, drei bis vier Stunden lang sine præside gegen hartnäckige Gegner. So ward die philosophische Doktorwürde errungen (24. März 1792). Folgendes Tages reisete er nach Küstrin ab, bestand hier die Prüfung in seinen Kenntnissen zur Gottesgelahrtheit; empfing, als Kandidat, die Vollmacht, das Wort des Heils zu verkünden, und eilte, mit diesen ersten Würden geschmückt, nach Magdeburg, ein halbes Jahr lang im Schatten der jugendlichen Lorbeern zu ruhen.

Dem einundzwanzigjährigen Philosophen wurden die angenehmsten Tage zu Theil, welche er je an seinem Geburtsorte gelebt hatte. Lustreisen in die Waldthäler und Höhlen des Harzgebirgs, in die paradiesischen Gärten von Wörlitz, in die Herrnhutergemeinde Barby, oder zum berühmten Bücherschatz von Wolfenbüttel, wechselten anmuthig mit dem Genuß, welchen ihm Liebe und Zärt-

Digitized by Google

lichkeit im Kreise seiner Schwestern, oder Kindheitsgespielen, oder entfernterer Verwandten bereiteten. Die Aufmerksamkeit, deren ihn seine ehemaligen Schullehrer, oder der weltweise Mellin, oder der gepriesene Kanzelredner Ribbek würdigten, schmeichelte seine jugendliche Eitelkeit nicht minder, als der Beifall, welcher seinen Predigten in den verschiedenen Kirchen Magdeburgs nachsichtsvoll gegeben ward. Wenig, man sagt, nur eine Stimme, fehlte, die St. Katharinengemeinde hätte ihn zu einem ihrer Pastoren erwählt.

Als er im Herbst nach Frankfurt an der Oder zurückgekehrt war, begann er bei vollem Hörsaale seine angekündeten Vorlesungen über Kirchengeschichte, Moralphilosophie und Aesthetik, an die er, in spätern Halbjahren, die über Naturrecht und Auslegung neutestamentlicher Schriften knüpfte. Welchen Fleiß er aber auch seinen Arbeiten widmete, und welchen Beifall sie unter den Studirenden finden mochten, mußte er sich doch nach einigen Jahren bald überzeugen, daß, bei der damaligen Stimmung des preussischen Ministeriums, für ihn keine Anstellung oder Ertheilung einer Professur zu hoffen sei. Auf Irwings Anrathen kam er wirklich bei den höchsten Behörden darum mit einer Vorstellung ein. Sie blieb nicht ununterstützt von den Zeugnissen hochachtbarer Männer, und dennoch fruchtlos. Die allzugroße Jugend des kaum vierundzwanzigjährigen Privatdocenten diente der einstweiligen Zurückweisung desselben zum Vorwand oder Grund. Vermuthlich aber hatte der jugendliche-stolze Trotz des Jünglings, mit welchem er gegen das berüchtigte Religionsedikt Friedrich Wilhelms II. aufgetreten war, vielleicht auch seine beharrliche Weigerung, dem Minister von Wöllner die übliche Aufwartung zu machen, als derselbe nach Frankfurt kam, dazu beigetragen, ihn diesem Machthabenden nicht zu empfehlen.

Dieser Umstand, verbunden mit der Furcht, sein väterliches Erbtheil nach und nach fruchtlos aufopfern zu müssen, dann die alte Vorliebe für die Schweiz und ihre freien Staatsverfassungen, bewogen ihn zu dem Entschluß, erst eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien zu thun, und darauf sich in einem der kleinen demokratischen Freistaaten am Fuß der Alpen anzusiedeln. Mit aller Harmlosigkeit des jugendlichen Alters übersah er das Gewagte seines Unternehmens, schied von den Freunden und trat (9. Mai 1795) die Reise über Berlin, Wittenberg und Leipzig nach dem Süden an. Zufällig hatte eine seiner dichterischen Jugendsünden damals einiges Aufsehen in Deutschland gemacht. Es war dies das Trauerspiel Abellino. Er sah die Aufführung desselben zu Leipzig und Baireuth. Die Huld, mit welcher sich der vierundzwanzigjährige Schauspieldichter in den süddeutschen Städten genannt und aufgenommen sah, kam ihm, wie man leicht denken kann, eben so unerwartet, als ermunternd.

Erst im Herbst (3. September 1795) betrat er bei Schafhausen den Schweizerboden. Er schien in einer verklärten Welt zu schweben, da er diese Gebirge, diese Wasserfälle, diese klaren, grünen Ströme, dieses üppige Pflanzenleben erblickte. In den Rheinfall weinte er still betend die Thränen seiner Freude. Er durchwanderte nun in allen Richtungen einen beträchtlichen Theil Helvetiens, um sich mit Verfassungen, Sitten und Lebensweisen der Gebirgsvölker, unter denen er einst zu leben dachte, vertraut zu machen; brachte einen Theil des Winters zu Zürich im Umgang mit dem patriarchalischen Hirzel (Verfasser des philosophischen Bauers), mit dem gelehrten Hottinger, Leonh. Meister, Fäsi, dem Tonkünstler Nägeli und andern trefflichen Männern hin; den übrigen Wintertheil zu Bern, wo er unter andern mit dem, nachmals im Kampf für sein Vaterland berühmt gewordenen, Aloys Reding von Schwyz zuerst den Bund der Freundschaft schloß. Sein Aufenthalt zu Bern war kurz. Vereint mit einem neuen Freunde, dem geistvollen Oelsner, eilte er noch vor Ende des Winters nach der Hauptstadt Frankreichs, um das republikanische Treiben unter dem damaligen Vollziehungsdirektorium in der Nähe zu beobachten. Es war zur Zeit der Verschwörung des Baboeuf; Paris von beständigen Gährungen bewegt.

Die romantisch-glänzenden Bilder von der Glückseligkeit eines Volks unter freien Verfassungen, welche die Einbildungskraft des jungen Reisenden so lange entzückt hatten, verschwanden ihm hier auf widerliche Art im Staub der Wirklichkeit. Schon in der Schweiz, als er in den Städten der Aristokratien mehr herrscherische Willkühr, und in deren unterthänigen Dörfern weniger Freiheit des Landmanns, denn in Monarchien, wahrgenommen hatte, war seine Begeisterung für die Republiken heutiger Welt ziemlich nüchtern geworden. Diese Enttäuschung, auf welche er nicht vorbereitet war, und die das Schönste in seinen frommen Träumen von der Würde der Menschheit zerstörte, brachte ihm viel heimlich bittere Stunden. Wenig fehlte, er wäre zu Paris in seinen alten Gram zurückgefallen: Alles sei Irrthum, Alles Täuschung; unser Geschlecht eine schlauere, mit Sprache und höherer Kunstfähigkeit ausgestattete Thierart, die noch selbst nicht wisse, was sie mit ihrer Vernunft anzufangen habe.

Graf Gustav von Schlabendorf, ein Weltweiser in der höchsten Bedeutung, geistvoll, kenntnißreich, edelmüthig, der bei großem Vermögen mit beschmutzten, halbzerrissenen Kleidern, in einer finstern, von Büchern übersäeten Stube, mitten in der ungeheuern Hauptstadt ohne Theilnahme an deren Begeisterungen und Gräueln, als Beobachter, wohnte, machte sich oftmals über den irren Träumer lustig, der den Zwiespalt zwischen seinem Urbilde und dem Leben weder schlichten, noch ertragen konnte. Nicht der gutmüthige Spott des weisen Sonderlings, nicht das Schauspiel der Pariser Mirmidonenwelt, nicht die Herrlichkeit der hier aufgeschichteten Kunstschätze hielten den

mißvergnügten Wanderer ab, früher, als er bestimmt hatte, in die Schweiz (Mai 1796) zurückzukehren. Hier durchwanderte er die Hochgebirgslandschaften in allen Richtungen, und fand erst in den erhabenen Wildnissen seinen vollen Frieden wieder. Dann (im August) begab er sich über Luzern, Schwyz und die Oberalp am Gotthard, durch die Hochthäler des grauen Bundes nach Chur, um von da die Reise in das gepriesene Italien anzutreten.

Ein unbedeutender Umstand entschied aber über den ganzen Gang seiner fernern Schicksale. Er hatte seine Reiseliste von Bern über Zürich nach Bünden gesandt, und fand sie hier nicht. Genöthigt, dieselbe zu erwarten, geplagt von Langerweile, ohne Bekanntschaft in der Hauptstadt Graubündens, suchte er den liebenswürdigen Dichter Salis-Sewis, und als er auch diesen nicht fand, den hochbetagten Resemann auf, Direktor des Seminariums zu Reichenau, zwei Stunden von Chur. Diese Erziehungsanstalt war eine Fortsetzung jener durch den Dr. Bahrdt in Marschlins berühmt gewesenen, die späterhin nach dem Schlosse Haldenstein, endlich nach dem Schlosse Reichenau versetzt worden, jetzt aber nur noch fünfzehn Zöglinge hatte und ihrem völligen Untergang nahe rückte. In den Gesprächen über diese Anstalt und über die Mittel zu ihrer Herstellung faßte der greise Resemann solche Zuversicht zu den Kräften seines neuen Bekannten, daß er diesen zu einer Lustfahrt nach Jenins einlud, wo der ehrwürdige Bundespräsident, Joh. Bapt. von Tscharner, Miteigenthümer von Reichenau und der Anstalt, auf einem Landgute lebte. Schon am folgenden Tage drangen beide Männer in den Fremdling, daß er während des Winters seine Vorschläge zur Herstellung des Seminariums auszuführen versuche. Dieser, welcher lange zögerte, die Reise nach Italien fahren zu lassen, willigte zuletzt ein. Man ließ ihm zu Allem freie Hand. Er fand unter den fünf angestellten Lehrern den als Schriftsteller bekannten Professor Affsprung, und den trefflichen Mathematiker Bartels, der nachher Professor der Mathematik zu Aarau, dann zu Kasan, endlich zu Dorpat geworden ist.

Bald zeigte sich ihm aber der wahre Quell des Unheils für die Lehranstalt. Es lag derselbe in der Zwietracht politischer Parteien, die den rhätischen Freistaat seit Jahren erschüttert hatten. An der Spitze der einen stand der geist- und kenntnißreiche Tscharner zum Theil selbst, an der andern ein bedeutender Theil des einflußreichen Geschlechts derer von Salis. Ohne das Seminarium von beiden unabhängig und ganz unparteisam zu machen, war kein Wiederaufblühen desselben zu hoffen, wie sehr auch Bünden, noch ganz ohne höhere Schulen, solcher Anstalt bedürftig war. Es ließ sich nichts dagegen erwiedern. Die Gesammtherrschaft von Reichenau trat das Seminarium, als Eigenthum, an den bisherigen Schulverbesserer ab (9. Dezbr. 1796), und dieser nahm einen Theil des Schlosses und der Güter in Pacht.

Die Berechnungen des neuen Eigenthümers und sein gegen die politischen Parteien abgemessenes Benehmen wurden durch die Folgen so erwahrt, daß die Zahl der Schüler schon nach wenigen Monaten verdoppelt war und endlich über siebenzig stieg. Er selbst, in kurzer Zeit mit den angesehensten Männern des Freistaates in Verbindung oder Berührung, weihte seine ganze Thätigkeit dieser Anstalt, schrieb für sie eine Geschichte des Bündnerlandes, vorzüglich nach den alten Handschriften Campells, den Werken Gelers, Sprechers, a Porta's u. s. w.; desgleichen zum Behuf der äusserst verwahrloseten Landschulen ein Schulbüchlein, welches er so viel als möglich unentgeldlich zu verbreiten suchte. Dagegen überraschte ihn (23. März 1798) der versammelte Landtag zu Chur mit dem Geschenk des Staatsbürgerrechts von Bünden, einer Ehre, die seit einem Jahrhundert nur einem Einzigen vor ihm bewiesen worden war.

Schon hatten damals in der Schweiz die gewaltsamen Gährungen und Staatsumwälzungen ihren Anfang genommen, welche den Untergang des alten, eidsgenössischen Bundesstaats, durch dessen innere Gebrechen und durch Frankreichs völkerrechtsmörderische Einmischungen, herbeiführten. Noch aber blieb Bünden, nur durch einzelne Verträge, als zugewandter Ort, an die Schweiz geflochten, jenen Stürmen beinahe fremd. Inzwischen sah zu Reichenau der neue Bürger des rhätischen Freistaats das kraftlose Hinfallen der Eidsgenossenschaft mit eben so großem Unwillen, als mit Zorn den jedes Recht verhöhnenden Uebermuth und Frevel der Franzosen. Noch standen die Berg- und Waldkantone im Innern der Schweiz unangefochten und zur Selbstvertheidigung bereit. Er schrieb an den Landshauptmann Alons Reding, den er in den Friedenstagen zu Schwyz, der ihn zu Reichenau besucht hatte, und trug ihm an, unter seiner Fahne für die Freiheit zu kämpfen. Redings Antwort nach den Treffen bei Rothenthurm und Arth meldete ihm mit Schmerzensworten die Auflösung der ganzen Eidsgenossenschaft.

Unter diesen Umständen, und da durch Tyrol sich schon ein österreichisches, durch die Schweiz ein französisches Heer den Bündnergrenzen nahte, und die Aeltern ihre Söhne, ängstlich vor der Zukunft, vom Reichenauer Seminarium abforderten, hob der Eigenthümer desselben die Anstalt unter schmerzhaften Empfindungen einsweilen auf. Er selbst hatte bisher im Parteikampfe für sich die strengste Untheilnahme beobachtet und in gleichem Maß mit dem österreichischen Gesandten zu Chur, dem Freiherrn von Kronthal, wie mit dem französischen, Comeyras, nachher Florent Guiot, Umgang gepflogen. Als nun aber Graubünden durch das helvetische Vollziehungsdirektorium förmlich zur Vereinigung mit der

Schweiz eingeladen ward, und sich Alles über die wichtige Frage parteiete, drangen Tscharner und andere achtbare Männer in ihn, die Gründe für Vereinigung Bündens mit der helvetischen Republik in einer Flugschrift zu entwickeln. Es war einleuchtend, daß der kleine Freistaat immitten jener streitfertigen Heere nicht unversehrt, zwischen Oesterreich und Frankreich nicht selbstständig bleiben konnte. Die bisherige Uebermacht der französischen Waffen verhieß kräftigern Schirm; die Vereinung mit Helvetien, unter Vorbehalt verschiedener Rechte und Befreiung von französischen Einlagerungen, versprach Rettung vor der mehr-als wahrscheinlichen Gefahr, unter Oesterreichs Zepter die alte Freiheit auf ewig zu verlieren und das Loos der Provinz Tyrol zu empfangen. Die Arbeit war leicht gethan, aber sie zog dem Verfasser die volle Rache der Gegenpartei zu. Man bedrohte selbst sein Leben. Eine ansehnliche Gemeinde erklärte ihn vogelfrei und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Zu Ems, eine Stunde von Reichenau, wurden zweimal fremde Personen, statt seiner, durch den rohen, aufgewiegelten Haufen ergriffen. Mehrere Vatzer-Bauern setzten ihm, ohne daß er es ahnete, eines Tages mit geladenem Gewehr nach, da er von einem Besuch beim Baron von Salis zu Haldenstein gen Reichenau zurückkehrte. Resemann warnte ihn, von Chur aus, vor einsamen Spaziergängen. Der französische Gesandte verließ Reichenau und Bünden. Viele achtbare Männer der demokratischen Partei, unter ihnen selbst der Dichter Salis, der Bundespräsident Tscharner u. a. m., waren vor der Volkswuth schon nach Ragaz, auf Schweizerboden, geflüchtet. So blieb dem Einsiedler zu Reichenau für sein Leben keine Wahl, als auf einem Floß an einem schönen Morgen (9. August) den Rhein hinab nach Ragaz zu schwimmen.

Hier erhielt er, gleich den Tag nach seiner Ankunft, von Tscharner die Einladung, mit ihm gen Aarau zu reisen, um, mit allen Vollmachten versehen, bei den dort befindlichen höchsten helvetischen und französischen Behörden für die Angelegenheiten jenes bedrängten Theils von Bünden zu handeln, der sich für Einverleibung Rhätiens in die helvetische Republik erklärt, und damit allen Verfolgungen preis gegeben hatte. Tscharner, den bald wichtigere Geschäfte an die rhätischen Grenzen zurückriefen, überließ seinem Mitabgeordneten die Vollmacht einzig. Diesem ward in kurzer Zeit das Glück, Vertrauen und Freundschaft der achtungswürdigsten oder einflußvollsten Mitglieder der Regierung und der gesetzgebenden Räthe zu genieſſen. Seine Zuschrift an das Vollziehungsdirektorium, in welcher er das helvetische Bürgerrecht für die verfolgten und geflüchteten Bündner forderte, ward im großen Rath mit rührender Begeisterung aufgenommen, er hervorgerufen aus der Menge der Zuhörer, und ihm, im republikanischen Style jener Zeit, die Ehre der Sitzung, so wie des Bruderkusses, ertheilt. Auch, als die höchsten Gewalten nachher ihren Sitz nach Luzern verlegten, folgte er dahin, und seine Bemühungen für Erleichterung des Schicksals der zahlreichen aus Rhätien Geflüchteten blieben nicht ohne wohlthätige Wirkung. Doch mit der Besetzung Bündens durch einen österreichischen Heerhaufen (Oktober 1798) endete sein diplomatischer Beruf.

Sein Freund, der gelehrte Albrecht Stapfer, damals Minister der Wissenschaften, hatte sogleich die wohlwollende Aufmerksamkeit, den Unbeschäftigten an die Spitze einer seiner untergeordneten Verwaltungen zu berufen. In diesen neuen Verhältnissen ward ihm noch mehr, denn vorher, Gelegenheit, den traurigen, verwirrungsvollen Gang der zum Theil freiwilligen, zum Theil erzwungenen Staatsumwälzung zu erkennen. Darin stimmten die einsichtvollsten und redlichsten Schweizer zusammen, daß die aufgedrungene Staatsverfassung dem Geiste des Volks entgegen und schon darum unhaltbar sei. Nur tausendfältige Spaltung blieb darüber, welches das Bessere und wie es einzuführen sei? Die von ihren Stühlen gestoßenen Beamten, welche Gehalt, Ansehen und Einfluß verloren hatten, die Geistlichen, welche dieselben zu verlieren fürchteten, verlangten, mit Hilfe Oesterreichs und allgemeiner Volksaufstände, Wiederherstellung der gewohnten, ehemaligen Einrichtungen, wie schlecht dieselben auch ihren Werth in Tagen der Ruhe und Gefahr erwiesen hatten. Weitaus die Mehrheit aller Männer unbefangenern und hellern Geistes verabscheute gleich sehr die Heimkehr des alten, als die Dauer des gegenwärtigen Unwesens; strebte nach mehr oder weniger Einheit in der Staatsform, Gleichheit der Schweizer in ihren Rechten und Beförderung höherer Volksbildung. Und wie verhaßt immerhin den Männern dieser Partei das Dasein französischer Kriegesmacht war, so erkannten sie doch die traurige Nothwendigkeit, in derselben eine Verbündete wider die Versuche zu Aufruhr und Rache der Gegenpartei anzunehmen, und das für einsweilen aufrecht zu halten, was eben stand.

Der edle Stapfer, den geistesverwandt die Erleuchtetsten der Nation, die Escher von der Linth, Usteri, Rengger, Fellenberg, Pestalozzi, und Andere, in seinen menschenfreundlichen Entwürfen unterstützten, zog nun auch häufig den von ihm erwählten neuen Gehilfen in die Berathungen über das Gemeinwohl des Vaterlandes. Stapfer glaubte, es könne von seiner Seite, während der Umwälzungs- und Kriegsstürme, am wohlthätigsten nur durch Belehrung des Volks in Volksblättern, durch die Macht der Preßfreiheit, durch baldige Aufstellung von den schon beabsichtigten Erziehungsräthen in allen Kantonen, und durch die Vereinung aller Gebildeten des Schweizerlandes in öffentliche literarische Gesellschaften eingewirkt werden. Ein

Theil von der Ausführung dieser Gedanken ward dem neuen Gehilfen übertragen.

Allein das Vollziehungsdirektorium nahm nach wenigen Monaten dessen Kräfte auf andere Weise in Anspruch, und sandte ihn, mit großen Vollmachten bekleidet, als Regierungskommissär in das zerstörte und noch gährende Unterwaldner Land (im Mai 1799). Hier hatten sieben Monate vorher die französischen Waffen einen furchtbaren Aufruhr mit Flammen und Blutströmen gedämpft. Noch waren alle Gefängnisse, durch die Strenge eines nachfolgenden Regierungskommissärs, mit Verdächtigen oder Schuldigen angefüllt; über hundert Personen, im Anklagestand, gingen frei umher; viele andere schmachteten in den Kerkern der Festung Aarburg.

Sobald der neuangekommene Gewalthaber, durch die ihm vorgelegten Verhandlungen der Gerichte, über die Art der Verbrechen, und durch die vorhandenen Behörden und andere wackere Männer über die innersten Verhältnisse des Landes belehrt war, mußte ihm klar werden, daß dies rüstige und verzweifelte Volk nur durch freundliche Theilnahme an seinem Unglück besänftigt, und nur dadurch wieder gewonnen werden könnte, wenn diejenigen, welche bisher das Meiste gegolten, sich aus Ueberzeugung oder Dankbarkeit dem Gebietenden anschlössen. Dies zu bewirken ward ihm leicht, zumal mit Hilfe seines alten Freundes Joseph Buesinger, des Geschichtschreibers von Unterwalden, der zu jener Zeit Pfarrer von Stans war. Er entließ einzeln, nach vertraulicher Besprechung mit jedem, die Gefangenen aus den Kerkern, die Schuldigen von ihrer Strafe; rief die Verbannten zurück, und machte alle zu seinen Gehilfen an der Heilung des allgemeinen Leidens. Dem, der die Macht hat, ist es ein Geringes, durch leutseliges Wort Wunder zu thun, und selbst den Grimm der Parteien zu beschwichtigen, wenn seine Person keiner, seiner Gerechtigkeit aber jeder gehört.

Die hergestellte Friedlichkeit ward durch den Rückzug der Franzosen aus Uri unterbrochen, von denen General Olivier Loison sich mit einer Brigade in Unterwalden einlagerte. Loison, ein Mann von Kenntnissen, nicht ohne Gutmüthigkeit, aber durch das Kriegsleben verwildert, dabei mehr eitel, als stolz, befreundete sich in kurzer Zeit mit dem Regierungskommissär, der ihm durch seine Stellung, wie durch gesellschaftlichen Umgang, Bedürfniß ward. Buesinger spielte das Clavier, Loison das Waldhorn. Musik, Einsamkeit und wissenschaftliche Unterhaltung übten ihren Einfluß. Der General folgte dem Rathe des Kommissärs und des ehrwürdigen Pfarrers, die beide in Allem zuvor einverstanden waren. Es waltete strenge Mannszucht. Unterwalden blieb auf's Möglichste geschont, bis das Kriegsvolk wieder abzog.

Dies geschah, als (im August 1799) der rechte Flügel des französischen Heeres die Kantone Schwyz und Uri, nach Verdrängung der Oesterreicher, besetzte. Es waren seitdem vierzehn Tage vergangen, ohne daß die helvetische Regierung, deren Sitz damals die Stadt Bern geworden, Bedacht genommen hatte, den wiedereroberten Kantonen gesetzliche Ordnung und Schutz zu geben. Dort schaltete also die roheste Zügellosigkeit des Soldaten ungehemmt. Der Regierungskommissär zu Stans hatte für jene Gegenden keine Vollmacht. Er fürchtete jedoch unter diesen Umständen nicht, sie sich selber zu verleihen; schiffte über den Vierwaldstättersee nach Brunnen, und sah den schönen Flecken Schwyz menschenleer, fast nur von Soldaten bewohnt. Das Haus seines Freundes Aloys Reding, der mit den Seinigen zum Bodensee geflüchtet war, stand von einer Kompagnie Dragoner bevölkert, welche in den untern schönen Zimmern Schmiede und Pferdestall angelegt, Alles erbrochen, und bei ihrem einstigen Abzuge das ganze Gebäude den Flammen bestimmt hatten. Denn Redings Name war ihnen nicht unbekannt. Sie nannten ihn das Rebellenhaupt, den Bauerngeneral.

Von diesem Allem wurde der Regierungskommissär, der lange Zeit auf dem öffentlichen Platze von Schwyz umhergesucht hatte, irgend einen alten Einwohner zu entdecken, durch eine betagte Magd des Hauses Reding benachrichtiget. Als sie ihn erkannte, wollte sie vor Freude und Schmerz zu seinen Füßen sinken. Er begab sich zum General Molitor, nannte sich den Bevollmächtigten der Regierung, legte Beschlag auf Redings sämmtliche Besitzungen, und erhielt sogleich die Räumung derselben von allem Kriegsvolk. Er selbst zog in eins der ausgebesserten Zimmer, nahm Ehrenwache vor das Haus, um es gegen Frevel zu sichern; berief einzelne zurückgebliebene Bürger des Orts, um sich mit ihnen zu berathen, und erhielt von dem edelsinnigen Feldherrn ohne Mühe die Handhabung besserer Mannszucht. Die Regierung, von Allem darauf unterrichtet, ertheilte ihm dann auch für diese Gegenden ausgedehnte Gewalt und Vollmacht.

Nachdem er den Geflüchteten nahe und fern, in öffentlicher Verkündung, Sicherheit und Vergessenheit des Vergangenen verheißen hatte, sah er mit Vergnügen die Rückkehr der unglücklichen Einwohner. Seinem Freunde Reding sandte er Pässe zum Bodensee. Vereint mit den Ausschüssen der Ortsbehörden stellte er zu Schwyz die bürgerliche Ordnung her. Schwieriger ward es ihm in Uri, wo der Divisionsgeneral Lecourbe befehligte. Dieser Mann, einer der vortrefflichsten Gebirgskrieger, aber heftig, beutesüchtig und roh, pflegte, ausser dem Kriegsdienst, sich und seinen Untergebenen viel zu gestatten. Als der Kommissär in der ersten Unterredung ihm die Gräuel der Soldaten und die daraus erwachsende Gefahr derselben schilderte, läugnete er die erwiesensten Thatsachen, und sprang er mit bewundernswürdiger Muskelkraft vor Wuth im Zimmer mehrere Schuh hoch. Doch führte ihn die Ruhe seines Gegners

zur Besonnenheit und endlich auch zur Handhabung besserer Zucht.

Die Aufgabe des helvetischen Abgeordneten in diesen beklagenswürdigen Ländern war allerdings groß. Wenn er sie zum Theil glücklich lösen konnte, mußte er es vorzüglich den Rathgebungen seines Freundes Reding und aller übrigen achtbaren Männer der Waldstädte danken, die sich ihm vertrauensvoll anschlossen. Ohne die ausserordentlich großen Liebessteuern, welche, in Folge seines Aufrufs für die leidende Menschheit in diesen Landen, aus der ganzen Schweiz, ja aus den fernsten Gegenden Europens zusammenflossen, hätte wohl die Hälfte der verarmten Bevölkerung auswandern müssen. Den verödeten Landschaften Nahrung und Hilfe zu schaffen, mußte er zu Mitteln schreiten, die oft seltsam genug waren. So darf es nicht befremden, daß er, der Protestant, sogar die Wallfahrten nach Maria Einsiedeln durch Aufrichtung eines Altars auf der Stätte der zerstörten St. Meinrads-Kapelle wieder herstellte, nachdem er diesem armen Thal, welches bisher nur von Wallfahrten gelebt hatte, weder durch Anlegung von Tuchmanufakturen, noch durch bessere Benutzung dortiger Torflager, Nahrungszweige pflanzen konnte.

Als endlich das Schwerste vollbracht war, und verfassungsmäßige Behörden in gesetzlicher Thätigkeit walten konnten, wandte er seine Sorgfalt der Verbesserung des Schulwesens in den kleinen Kantonen zu, das vor Zeiten unbeschreiblich verwahrlos't worden war. Doch manches Löbliche, das in Uri und, besonders durch Redings Thätigkeit, in Schwyz begann, ward in spätern Jahren wieder vernichtet; sogar Beckers Noth- und Hilfsbuch, welches auf Kosten der helvetischen Regierung abgedruckt, zu Tausenden verbreitet worden war, von Geistlichen, als ketzerisches Büchlein, verdammt und wieder eingezogen.

Fast immer auf Reisen, bald in Altorf oder Urseren, bald in Schwyz oder Stans, sah er Ordnung, Ruhe und Sicherheit aufrecht gehalten. Nur einmal drohten diese durch Zusammenrottungen des Landvolkes am Gebirge der Schwändi in Obwalden gestört zu werden. Die dortigen Bergbewohner hatten geschworen, den Hauptflecken Sarnen zu verbrennen, wenn man sie anhalten würde, zu den Unkosten beizutragen, welche Sarnen für durchziehendes Kriegsvolk gehabt. Es gelang dem Kommissär aber, ohne Blutvergiessen, auch diese Gefahr zu bannen. In Uri davon benachrichtigt, eilte er in der Stille nach Sarnen, befahl Zusammenziehung der von ihm eingerichteten Landwehren und begab sich, von sechs Chasseurs-à-cheval begleitet, in winterlicher Mondscheinnacht (12. Dezember 1799) zum Gebirge hinauf, wo die Bauern vor dem Wirthshause der Schwändi gelagert waren. Panischer Schrecken beim Anblick bewaffneter Reiter hoch im Gebirge, zur Gespensterstunde, sprengte die Banden nach allen Richtungen auseinander. Sie bezeugten folgendes Tages durch Abgeordnete Unterwerfung. Die Aufwiegler waren entflohen.

Bei zurückgekehrter Stille im Lande machte der Kommissär, um seine Freunde in Bern, und zugleich näher den politischen Stand der Dinge zu sehen, einen Ausflug dahin im Schlitten von Schwyz, über Luzern, das Gebirge und Burgdorf. Mit Betrübniß ward er die Spannung zwischen dem Vollziehungsdirektorium und den gesetzgebenden Räthen, den Zwiespalt der edeln Männer Laharpe und Usteri gewahr, die ihm durch Freundschaft gleich nahe standen. Zwei Tage nach seiner Zurückkunft in Schwyz (7. Jänner 1800) erfolgte, als Frucht jenes Zwistes, die Auflösung des Vollziehungsdirektoriums durch die gesetzgebende Gewalt. Statt dessen ward ein Vollziehungsausschuß ernannt, welcher nach einigen Monaten den vollmächtigen Kommissär aus den Waldstätten, in gleicher Eigenschaft, in das Wallis senden wollte. Doch derselbe lehnte den Ruf ab, und lebte einen der reizendsten Frühlinge in Redings liebenswürdiger Familie zu Schwyz, oder ob Sewen auf der Gebirgshöhe, immer dem bisherigen Berufe treu.

Er war bereits entschlossen, einen zweiten Ruf abzulehnen, vermöge dessen er den Generallieutenant Moncey (nachmaligen Herzog von Conegliano) und dessen Heertheil über den St. Gotthardsberg in die italienische Schweiz begleiten, dann, nach Vertreibung der Oesterreicher, die verfassungsmäßige Ordnung im ennetbirgischen Lande herstellen sollte. Aber die rührende Beredsamkeit des greisen Feldherrn, und dessen Vorstellung, daß er nicht wegen seines Heeres, sondern zur Schonung des Landes, um die Begleitung des Regierungskommissärs anhalte, bewogen diesen, seinen Sinn zu ändern (23. Mai 1800).

Wenige Tage nachher setzte sich das Heer zur Eroberung Italiens durch Uri in Bewegung; gleichzeitig ging der erste Konsul Bonaparte über den großen St Bernhard, der Schlacht von Marengo entgegen. Der ehrwürdige Moncey hielt seinem Begleiter das gegebene Wort, Ordnung auf dem Zuge zu handhaben; desto schwieriger war des letztern Stellung gegen die Generale Bonami, Lorge und Lapoype. Doch sobald, nach weniger denn zehn Tagen, der Durchzug des Heers in die Lombardie, und die daraus entsprungenen Drangsale vorüber waren, begann der Bevollmächtigte in der italienischen Schweiz gesetzlichen Gang der Dinge herzustellen. Bis er alle Verhältnisse des Landes und den Werth der Personen kannte, ließ er, was bisher bestanden war, unverändert, und unterhielt mit beinahe einem Dutzend kleiner Freistaaten, in die das Gebiet des Kantons Tessin zerfallen war, amtlichen Briefwechsel. Zwei treue Gefährten, welche ihm hierher gefolgt waren, der treffliche Jüngling Denz von Chur, sein Reichenauer Zögling, nun sein Geheimschreiber, dann der Bataillons-Chef Aufdermaur von Schwyz, welchem er Rang

und Geschäft eines Kriegskommissärs gegeben, unterstützten ihn mit allen Kräften.

Die italienischen Vogteien der Eidsgenossen trugen noch alle Kennzeichen der ehemaligen langen Knechtschaft unter verdorbenen oder unfähigen Herren. In reizenden Landschaften ein verwildertes Menschengeschlecht; der Boden schlecht angebaut; das Volk im Allgemeinen unwissend, unzuverlässig, dummgläubig, verschmitzt, kriechend und frech. Der helvetische Kommissär konnte sein diktatorisches Ansehen nur durch Strenge behaupten, und die Blutrache der politischen Verfolgungswuth nur durch Machtgebote und Strafen zurückschrecken. Keiner Partei angehörend, vertraute ihm keine. Die sogenannte patriotische verschrie ihn heimlich und in offenen Druckschriften als Aristokraten und Söldner Englands oder Oesterreichs. Doch gelang es ihm, der abwechselnd in Lugano, Bellinzona und Locarno lebte, Sicherheit und Frieden zu erhalten und einige unterrichtete Männer von gemäßigter Denkart und redlichem Sinne zu finden, deren Rath ihm zu Statten kam, und die nie an den blutigen Verwirrungen dieser Gegenden Theil genommen hatten. Späterhin wurde auch, mit Gutheißen der Regierung, einer derselben, Giuseppe Rusconi, als Statthalter des Kantons Bellinzona, der andere, Franzoni, als Statthalter von Lugano, ein Dritter, Maghetti, an die Spitze der Verwaltungskammer von Lugano ernannt.

Inmitten hiesigen Treibens ward seinem Herzen ein Genuß gewährt, der wohl zu den seltenen gehört. Er empfing von seinem ehemaligen Lehrer, dem ehrwürdigen Steinbart zu Frankfurt an der Oder, ein Schreiben. Dieser nämlich, durch falsche Gerüchte in dem Glauben, daß sein Schüler von den Oesterreichern gefangen genommen, in einer Festung Tyrols schmachte, hatte sich für die Auslieferung desselben an die preussische Regierung wenden, und seine Professur der Philosophie ihm zu Gunsten abtreten wollen. Jedoch durch den Oberkonsistorialrath Irwing von der Unstatthaftigkeit jenes Gerüchts belehrt, bezeugte er jetzt nur dem unvergessenen Schüler rührende und edle Freude.

Um die Geistlichkeit für die Sache der Republik und für die öffentliche Ordnung zu gewinnen, verzögerte der Kommissär die Einführung der helvetischen Verfassung, bis die Zehnten gezahlt waren, deren die Geistlichkeit durch ein unbilliges Gesetz beraubt worden. Dann erst (im August) traten die verfassungsmäßigen Behörden in Wirksamkeit, und erhob sich, unter vielen Feierlichkeiten, der Freiheitsbaum. Aufdermaur, in Reazel geboren, der italienischen Sprache vorzüglich mächtig, verkündete unter dem Baume von Lugano dem schaulustigen Volke mit Begeisterung die Segnungen der Liberta und Egualianza.

Diese Segnungen inzwischen wurden noch sehr durch die grenzenlose Habsucht des Generals Massena verkümmert. Wann er in der Lombardie, mit Verbot der Kornausfuhr, wahre Hungersnoth in der italienischen Schweiz bewirkt hatte, ließ er durch Angestellte das Getreide in unerschwinglichen Preisen auf den Märkten von Locarno u. s. w. verkaufen. Der helvetische Vollmächtige, nachdem alle Vorstellungen bei französischen und cisalpinischen Behörden eitel gewesen, dem schamlosen Kornwucher, der frechen Geldpresserei Ziel zu setzen, begab sich, um Hilfe und Recht zu schaffen, persönlich gen Bern (September 1800). Hier berichtete er dem helvetischen Vollziehungsrathe, dann dem französischen Gesandten Reinhard mündlich und in schriftlicher Note die Mißhandlungen jener Landschaften in Verhöhnung aller Verträge, alles Völkerrechts. Der edelmüthige Reinhard führte ihn mit Matthieu Dumas, Chef vom Generalstab der französischen Reservearmee, zusammen, der eben nach Italien abzing. Von allen Seiten wurden Zusicherungen schleuniger Abhilfe gegeben.

Er war gesonnen, nach Lugano zurückzukehren. Allein die im Kanton Basel laut gewordenen Gährungen des Landvolks gegen Entrichtung der Zehnten und Bodenzinse, bewogen den Vollziehungsrath der Republik, ihm die erledigte Stelle des Regierungsstatthalters in jenem Kantone zu übertragen. Die Gährungen drohten nahen und gewaltthätigen Ausbruch. Er mußte sich, wider seine Neigung, entschliessen, schnelle Folge zu leisten.

Noch war er kaum vierzehn Tage in Basel, hier noch unbekannt mit örtlichen und persönlichen Verhältnissen, als der bewaffnete Aufruhr des Landvolks in der Umgegend von Gelterkinden und Sissach (4. Oktober) erfolgte. Zwei Kompagnien schweizerischen Fußvolks, mit einer Vorwacht zu Sissach, standen bei der Stadt Liestal; dazu ein Geschwader helvetischer Reiterei. Er eilte dahin, wo schon, beim Angriffe der Vorwacht zu Sissach, Blut geflossen war und die Sturmglocken gingen. Noch in der Nacht ließ er Abgeordnete des Aufstandes berufen, und es gelang ihm, sie durch Ernst und Milde zu bewegen, die zusammengeströmten, zuchtlosen Haufen zu bereden, in ihre Wohnungen zurückzukehren. Die Abgeordneten waren aber noch nicht zu den Ihrigen gelangt, als Meldung kam, die Bauern griffen die beiden Kompagnien an.

Dem neuen Regierungsstatthalter mußte mehr, denn irgend einem Andern, daran gelegen sein, den Antritt seines Amtes nicht mit Vergiessung von Bürgerblut zu bezeichnen. Es wäre Leichtes gewesen, die regellose, tobende, meistens betrunkene Menge von einigen Tausend Bauern mit herzhaftem Angriff auseinander zu sprengen. Sämmtliche Offiziere foderten hiezu den Befehl. Er hingegen ließ die Kompagnien gegen Liestal zurückziehen, die Reiterei durch die Stadt, und ritt allein mit einer Schutzwacht von sechs Mann zu den Empörten. Es war um Mitternacht, mondhell. Man hörte seine Worte mit Ruhe; man ge-

lohte, zu gehorchen. Aber wie sich die einen Haufen zurückzogen, wälzten sich andere heran; der Unordnung ward kein Ende. Oberst Dolder, welcher zu des Statthalters Begleitung gehörte, und verhindern wollte, daß die Landstraße nicht rückwärts von den Landleuten besetzt würde, gerieth in Händel mit denselben. Es ward auf ihn, auf die Eskorte, auf den Statthalter Feuer gegeben, doch Niemand verwundet. Letzterer befahl, das Kriegsvolk, ohne fernere Thätlichkeiten, nach Basel zu führen, überzeugt, der Sturm werde nach verschlafenem Rausche des Landvolks enden. Er irrte nicht. Er meldete den Vorfall nach Bern, kündete den Empörten den Anzug französischen Fußvolks und den Befehl an, bei Todesstrafe ihre Waffen binnen zwei Tagen abzuliefern und nach Basel zu führen. Noch vor verlaufener Frist waren die Waffen abgegeben. Die vornehmsten Aufwiegler machten sich flüchtig.

Auch an den Grenzen Frankreichs gegen Basel ward das Spiel von Ausfuhrverboten und Korn-Vorkäufereien wiederholt, welches in der italienischen Schweiz blutige Auftritte zur Folge gehabt hatte. Der französische General Amey ließ sogar, durch ausgestellte Posten, auf Schweizerboden und unter den Thoren Basels, die Kornfuhren festhalten und in Beschlag nehmen, die er für Wirkungen des Schleichhandels erklärte. Die Gewaltthat auf Schweizergrund, wo keine Einfuhr des Getreides verboten war, bewog den Statthalter, nachdem freundliche Vorstellungen eitel gewesen, die französischen Posten an den Thoren bei erster Wiederholung der That verhaften und ihrem Kommandanten zuführen zu lassen. Und, entschlossen zum äussersten Widerstand, befahl er, die bewaffnete Bürgerschaft der Stadt auf dem Münsterplatz unter den Fenstern des Generals zu versammeln. Er musterte sie und trat in neue Unterredung mit Amey, der höhere Befehle zu haben vorgab und vom Oberfeldherrn Moreau neue Weisungen begehren wollte. Indessen stellten die Franzosen ihre Willkühren ein. Von neuen Weisungen wurde weiter nichts erfahren.

Von da an ward die öffentliche Ruhe nie wieder gestört, und der Regierungsstatthalter, dessen Handlungen anfangs mit zweifelhaften Blicken betrachtet waren, konnte sich bald ziemlich allgemeinen Vertrauens und einer wohlthätigen Wirksamkeit freuen, welche ihm durch Beistand und Rath der achtungswürdigsten Männer von Basel möglich ward. Nach dem Lüneviller Frieden sah er sich noch von mehrern der französischen Feldherren, wie Moncey, Loison, Molitor, Demont, Goullus u. a. m., mit denen er in stürmischen Zeiten befreundet worden war, auf ihrer Heimkehr nach Frankreich, besucht und traulich begrüßt. In der persönlichen Achtung, die er bei diesen Kriegsmännern zu erwerben gewußt, hatte er in schicksalsvollen Zeiten das einzige Mittel wider sie selbst gefunden, die ihm anvertrauten Gegenden kräftig zu schirmen.

Inzwischen beobachtete er mit Schmerz den fortdauernden Kampf der bürgerlichen Parteien und den nahen Sieg derer, welche, durch keine Erfahrung eines Bessern belehrt, mit dem alten Föderalismus die Gebrechen desselben herstellen wollten, in denen die Eidsgenossenschaft untergegangen war. Zwar glaubte er selber, daß strenge Einheit in der Staatsverfassung, und allgemein gleiche Gesetzgebung, der Natur und Glückseligkeit der verschiedenen Völkerschaften des Gebirgslandes entgegenstreben; aber nicht, daß ehemalige ungebundene Selbstherrlichkeit und Willkühr der Kantone dem Ruhm, der Wohlfahrt und Selbstständigkeit des Schweizerlandes gedeihlich sein könne. Schon wenn vor einigen Jahren er und Aloys Reding in vertrauten Gesprächen über das Vaterland das Herz ergossen, fanden sich beide einverstanden, daß Freiheit aller Schweizer, eigene Haushaltung jedes Kantons, neben einer vollmächtigen Tagsatzung und einer kraftvollen obersten Bundesregierung, die dauerhaftesten und wohlthuendsten Grundlagen einer künftigen Verfassung der Eidsgenossenschaft bilden müßten.

Dahin aber ging das Streben der siegenden Partei, selbst zuletzt endlich Redings, nicht mehr. Nachdem diese (in der Nacht vom 27. zum 28. Oktober 1801) ihren Gewaltschritt gethan, die bisherige Regierung gestürzt und die Anhänger des Einheitssystemes aus ihren Stellen entfernt hatte: konnte und wollte der Statthalter zu Basel nicht Mithelfer zu einer Ordnung der Dinge werden, die seinen Ueberzeugungen in schneidendem Widerspruch gegenüberstand. Er gab seine Entlassung ein, welche nach einigem Weigern angenommen wurde, und verließ Basel (24. November 1801).

Damit endete er die politische Laufbahn, und lehnte auch in Bern, wohin er sich begab, den Antrag seines Freundes, des ersten Landammannes Aloys Reding, ab, welcher ihn, Namens der Schweiz, nach Lüneville schicken wollte, wo noch das allgemeine Friedensgeschäft verhandelt wurde. Zurückgetreten in den Privatstand, blieb ihm das nicht unangenehme Bewußtsein, keine von allen Stellen, die er bekleidet, je begehrt, noch die Gewalt, welche ihm in stürmischen Tagen anvertraut worden war, selbst in verlockenden Umständen, je mißbraucht zu haben. Vielmehr wurden ihm, noch Jahrzehnde später, aus den Waldstädten, aus den italienischen Kantonen und durch Basel, Beweise fortdauernder Achtung und Freundschaft zu Theil, welche die Freude seines Gewissens werden konnten.

Im eigentlichen Sinn lebte er der Freundschaft und den Musen den Winter hindurch zu Bern. Mit Beginn des Frühlings (27. März 1802), begleitet von seinen Freunden, den jungen Dichtern Ludwig Wieland und Heinrich von Kleist, reisete er nach Aarau. Denn bei der entschiedenen Rückkehr des Föderalismus wählte er vorzugsweise den schönen Aargau zur

künftigen, bleibenden Wohnstatt, weil ihn in Bünden, wo er freilich in dem reizend gelegenen Flecken Mälans das Heimathsrecht zu üben hatte, der noch fortwährende Parteigeist schreckte. Er miethete, drei Viertelstunden von der Hauptstadt des Aargau's, einen Theil des Schlosses Biberstein, an der Aare und am Fuße des Jura in heiterer Landschaft, um bequemer von dort den Anbau und Ertrag eines Hofes von ohngefähr hundert Jucharten zu beobachten, der unter seinen Fenstern jenseits des Flusses lag und den er anzukaufen geneigt war. Beinahe von aller Gesellschaft zurückgezogen, führte er glückliches Einsiedlerleben. Und als im Herbst allgemeiner Volksaufstand gegen die helvetische Regierung zu Bern von den Föderalisten bewirkt wurde, der einen Bürgerkrieg herbeiführen mußte, entzog er sich, durch eine Reise nach Mühlhausen und Tann im Elsaß, dem Argwohn jeder Partei. Doch Napoleons Machtspruch stellte die Ruhe schnell genug her, und die der Eidsgenossenschaft ertheilte Vermittelungsurkunde (Hornung 1803) sicherte den innern Frieden der Schweiz auf lange Zeit.

Inzwischen wohnte zu Biberstein der Einsiedler nicht müßig für das Gemeinbeste. Als er gewahr ward, wie sich beim eingeführten Bundeswesen die selbherrlichen Kantone wieder zu vereinzeln und mit den Uebeln der Staatsumwälzung auch das viele Wohlthätige derselben zu vernichten Geneigtheit bewiesen, achtete er es für jedes einsichtigern Mannes Pflicht, wenigstens dieses vor dem Eifer der Wiederhersteller zu retten und festzuhalten. Pflege des Gemeingeistes im Bundesstaat, Belehrung des vom Kriegssturm wachgerüttelten Volks über seine Angelegenheiten, und Heranbildung des Volksgeistes zur Erkennung und Würdigung der errungenen Freiheit, konnte aber am sichersten nur durch ein öffentliches Blatt erzielt werden. Er unternahm (1804), unterstützt durch vortreffliche Männer fast aller Kantone, die Herausgabe einer Wochenschrift im Volkstone, genannt der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote. Dies Blatt, welches bald ungewöhnliche Theilnahme erregte und mehrmals kräftig auf die öffentliche Meinung zu wirken Gelegenheit hatte, dauerte seitdem ununterbrochen fort. Auch mag dem deshalb oft angefochtenen Herausgeber billig der Glaube oder Trost gegönnt bleiben, daß er durch nichts vielleicht so sehr, als durch dieses Volksblatt, ein wahrhaftes, wenn auch unscheinbares oder geringes Verdienst um sein Vaterland gehabt habe.

Eine Lieblingsbeschäftigung schon bei seinen frühern Bereisungen der Alpen, nämlich das Beobachten des Pflanzenlebens im Hochgebirg, hatte ihn nachmals, während seiner verschiedenen Aemter, auf die verschwenderische Verwüstung der alten Waldungen des Schweizerlandes, auf die dadurch vermehrte Unwirthbarkeit der Alpen selbst und die daher stammende Verminderung des Gemeinden-Wohlstandes, achten gelehrt. Jetzt, bei reicherer Muße, widmete er dem Gegenstande größere Aufmerksamkeit. Er that mehrere Reisen, seine frühern Erfahrungen prüfend zu wiederholen und den Regierungen der Eidsgenossenschaft die Einführung regelmäßiger Bewirthschaftung der Waldungen zur großen Angelegenheit zu machen. In den wenigsten Gegenden der Schweiz kannte man zu jener Zeit die Forstwirthschaft auch nur dem Namen nach, und in den Landschaften, welche sich der besten Verwaltung rühmten, lag sie in der ersten Wiege. Er hatte überdies den Plan, zur Vergleichung der Alpenvegetation mit der der Pyrenäen, noch eine Reise in die letztern, vereint mit dem gelehrten Ramond in Paris, zu machen. Aber die Regierung des jungen Freistaates Aargau, welche im Begriff stand, die verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung zu ordnen, ernannte ihn zum Mitgliede des Oberforst- und Bergamtes (August 1804). Zugleich überreichte ihm unerwartet die kleine, aber wohlhabende Gemeinde Ueken im Frickthal den Bürgerbrief zum Geschenk, vermuthlich durch den Landammann Dolder dazu ermuntert, um den Bürger von Graubünden fester an den Aargau zu knüpfen.

Dadurch und mehr noch durch die Liebe eines tugendhaften und schönen Mädchens, der Tochter des ehrwürdigen Pfarrers Rüsperli auf Kilchberg, bei Aarau, verwandelte sich der Aargau wirklich in seine bleibende Heimath, und die Pyrenäenreise in ein Vermählungsfest (25. Hornung 1805), welches, unter sinnigen Veranstaltungen seines Freundes, H. R. Sauerländer, und durch des lieben, allemannischen Sängers Hebel „Lied an den Schweizerboten" besondere Weihe und Verherrlichung empfangen mußte. Nach zwei Jahren (1807) verließ er Biberstein und zog in sein Haus zu Aarau, wo ihm späterhin das Bürgerrecht der Stadt, durch die zarte Fürsorge des ehrwürdigen Pfarrers Rüsperli und das Wohlwollen der Gemeinde, sehr überraschend ertheilt ward. Früher schon (1816) hatte ihn auch der Flecken Beromünster im Kanton Luzern ebenfalls mit dem Bürgerrecht beehrt, dem aber das Staatsbürgerrecht dieses katholischen Kantons beizufügen die höchsten Gewalten von Luzern gegen den evangelischen Schweizer Bedenken trugen.

Im Schooße seiner um ihn blühenden Familie, im Umgang mit edeln Freunden, lebte er von da an seinen Bürgerpflichten, seinen Amtsgeschäften und den Wissenschaften. Er führte ein glückseliges Still-Leben, arm an jenen Ereignissen und Umschwüngen des Schicksals, die in der Beschreibung besser, als in der Wirklichkeit gefallen. Doch auch der Schmerz, der dem Glücklichsten unter den Sterblichen zur Seligkeit nicht mangeln darf, ward ihm vom Himmel nicht versagt. Und gewiß sprach er den Freunden sein Innerstes, in Bezug auf den Genuß des Daseins, aus, wenn er ihnen nach dem Tode seines schönen Sohnes Guido, dann seines Sohnes Herrmann, mehr denn einmal wiederholte: der unvermählte Mann freuet sich eines

halben, der Vermählte eines vollen Lebens. Jedoch erst die Vaterfreude flicht mit den geheimsten, stärksten Fäden das Herz an die Welt. Und das ist noch nicht das Höchste. Der Schmerz um geliebte Todten muß kommen, dem Leben die Krone aufzusetzen, und, unser Wesen reinigend und vergöttlichend, es schon hienieden in das Ewige einzubürgern.

Auch sein langes, martervolles Schwanken zwischen den Urbildern des Guten und Rechten und den Widersprüchen der Wirklichkeit ging nun in heitere Gemüthsruhe über, welche nur endlich der Ernst großer und mannigfaltiger Erfahrungen hatte gewähren können. Der Jüngling, der im Zwiespalt seines heiligen Innern mit dem neuesten Treiben des Menschengeschlechts, an der Wahrheit alles Wissens, alles Guten und Schönen zu verzweifeln geneigt war, versuchte, als beginnender Mann, die Sisiphusarbeit, das, was war, in die Formen seiner Ideale einzuzwängen. Der gereiftere Mann aber erst erkannte Werth und Bestimmung des ewigen Urbildes zur wandelbaren Wirklichkeit, und geheilt von der Weltverbesserer-Sucht, die er jedoch für keine der unedelsten Krankheiten in der Geisterwelt halten mögte, lernte er die leisen Schritte der Natur sehen und ihren unmerklichen Fußstapfen nachschleichen.

Im Norden Deutschlands geboren, war er von der Schweiz, ohne sein Verdienst und Zuthun, zum Sohn angenommen. Er hatte daher, mehr denn jeder andere Schweizer, diesem Vaterlande große Schuld abzutragen. Und dies ihn überall begleitende Gefühl mag den Großtheil seiner Handlungsweisen erklären, wie z. B. daß er sich nie erlaubt hat, um ein Amt oder eine Ehrenstelle zu werben; aber daß er das ihm Uebertragene selten ablehnte, sondern mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit verwaltete. Er glaubte mit Recht, daß er für sich und seine Nachkommen nie genug leisten könne, und fand sich daher zuweilen, mit den mannigfaltigsten Aemtern und Geschäften in gleicher Zeit beladen, die, wie gewöhnlich in der Schweiz, ohne Gehalt, meistens nur mit Aufopferung und Verantwortlichkeit verbunden waren. So sah er sich seit 20 Jahren mit der unmittelbaren Leitung des Forst- und Bergwesens im Kanton Aargau beauftragt; dann ward er (im J. 1814) in den großen Rath ernannt, (im J. 1820) in den evangelischen Kirchenrath und in den Bezirksschulrath, (im J. 1821) in die Bibliothek-Kommission, und ward noch (in den Jahren 1823 und 1824) zum Mitglied der Kantonsschuldirektion ernannt, so wie der Stadtschulpflege von Aarau, und hatte daneben noch das Inspektorat von zwei Land-, mehrern Fabrik- und einem Theil der Stadtschulen zu Aarau. Er wagte es nie, sich der Stiftung oder Beförderung irgend einer dem Vaterlande nützlichen Anstalt zu entziehen. Er unterrichtete, um dem bessern Forstwesen in der Eidsgenossenschaft Eingang zu bahnen, mehrere junge Männer aus den Kantonen Aargau, Solothurn, Luzern und Freiburg unentgeldlich in Forstwissenschaften, und schloß sich mithelfend dem gemeinnützigen Streben der Gesellschaft für vaterländische Kultur im Aargau und dem, durch Unterricht in höhern Wissenschaften wohlthätigen, Lehrverein zu Aarau an. — Es würde dieser für die Mehrheit der Leser sehr unerheblichen Dinge gewiß keiner Erwähnung gethan sein, wenn es nicht zur Berichtigung anderswo erschienener lebensgeschichtlicher Nachrichten nöthig geworden wäre. Und mit nicht geringerer Liebe, wie für den Freistaat des Aargau's — das darf er von sich zeugen —, schlug sein Herz immer für Ehre, äussere Unabhängigkeit und innere Freiheit der Eidsgenossenschaft, in welcher eine große Zahl der edelsten und ruhmwürdigsten Männer ihn ihrer persönlichen Freundschaft nicht unwerth halten wollten.

Bei solchem vielfachen, nur auf sein Vaterland berechneten Streben, welches Kraft und Zeit versplitterte, konnte er in Nebenstunden für Wissenschaft und Kunst nichts Ausgezeichneteres leisten. Als Jüngling hatte er freilich, bald in der Dichtkunst, bald in der Weltweisheit, Großes vollführen zu können geglaubt. Er versuchte auch seine Kraft an Allem. Es dauerte lange, eh' er sich selber fand; Mancher findet sich im ganzen Leben nicht. Als er endlich aber das bescheidene Maß seiner Geistesgaben und die Art derselben erkannte, begnügte er sich, nicht auf Erweiterung des Gebietes der Kunst und Wissenschaft, sondern auf Verbreitung des schon von schöpferischen Geistern Gewonnenen, auszugehen. Er nahm daher an verschiedenen Zeitschriften Theil, einige leitete er selbst. Diese Kinder des Tages galten dem Tage, den sie lebten.

Johannes Müller in Berlin, Friedrich von Schlichtegroll in München, der geistreiche Joseph von Ittner und andere seiner Freunde mahnten ihn, Hand an Größeres zu legen. In besonderer Vorliebe für das rasche Emporgeben des baierischen Staates unter der Herrschaft des väterlichen Königs Maximilian Joseph und unter der Verwaltung des neben ausgezeichneten Staatsmännern seiner Zeit ausgezeichneten Montgelas, unternahm er die Geschichte von Baiern. Er weihte ihrer Bearbeitung zehn volle Jahre, machte zu ihrem Behuf drei Reisen durch Baiern, in allen Richtungen des Landes (in den Jahren 1812, 1815 und 1817), und sammelte aus München, Wien und Paris, durch anhaltenden Briefwechsel, Aufschlüsse und Urkunden. Darf er den Zeugnissen mehrerer der verdienstvollsten Männer jenes Staates glauben, so soll er die lange Zeit nicht als eine verlorne beklagen, welche er der mühsamen Arbeit geweiht hatte. Er selbst aber würde sie ohne anders verloren achten, wenn sein Geschichtswerk, bloß Sachkundigen und Gelehrten schätzbar, nur ein Hilfs- oder Prachtstück für Bücherkammern und Schulen geblieben wäre, und nicht, in Wort und Wesen lebendig, das Gemüth des Volks

durchdrungen hätte. Doch empfing er darüber bald die erste tröstende Beruhigung in jener beträchtlichen Zahl von Flug- und Schmähschriften, die von Geistlichen in Baiern geschrieben und ausgebreitet wurden, um ihn sowohl der Nation, als dem Könige, verächtlich oder verdächtig zu machen. Der Monarch aber ließ ihn, auf einer Durchreise in München, zu sich nach Nymphenburg berufen, um ihm seine Huld zu bezeugen; und mehrere Jahre später noch war dieser Vater und Fürst seines Volks geneigt, dem Geschichtschreiber ehrende Beweise einer Gnade zu ertheilen, deren derselbe durchaus nicht würdig zu sein glaubte.

Vielleicht aber nirgends tiefer, als in der Schweiz, wurde das Bedürfniß einer Geschichte des Vaterlandes empfunden, die vor Aug' und Ohr alles Volkes Ursachen des Ruhms und Verfalls der Eidsgenossenschaft offenbar gemacht hätte. Das Bedürfniß ward um so ernster, je mehr die kleinen Völkerschaften und deren Regierungen, nachdem sie mehr oder weniger in die ehemalige Bundesschaft zurückgetreten waren, das Wiederholen jener großen Verirrungen zu drohen schienen, durch welche sie einst den alterthümlichen Ruhm eingebüßt und ihr Verderben gefunden hatten. Die ältern Jahrbücher, oder Johannes Müller unvollendetes Meisterwerk, oder Leonhard Meisters und Anderer Geschichten waren in Weniger Hand, und von noch Wenigern ganz gelesen. Nicht viele Schweizer kannten den Zusammenhang von den Schicksalen ihrer Vorwelt; am wenigsten den für sie lehrreichsten Theil derselben aus den jüngern Jahrhunderten. Selbst in Rathssälen wurde große Unkunde wahrgenommen. Wir wissen durch Johannes Müller, durch Bonstetten und Andere, wie bei ehemaligen Schweizerregierungen kleinliche, reichsstädtische Eifersucht oder Furchtsamkeit, welche für Staatsklugheit gelten sollte, sogar die Wahrheit des Geschichtschreibers, als gefahrvoll, im Bann hielt.

Von mehrern Seiten wiederholt angesprochen, versuchte der Herausgeber des schon erwähnten Volksblattes, des Schweizerboten, die Lösung der schwierigen Aufgabe in seiner Wochenschrift, während einer Zeitfolge von drei Jahren. Mehrere Male verzagte er aber so sehr am Werth seiner Arbeit, daß er sie unvollendet gelassen haben würde, hätten ihn nicht sehr achtbare Personen durch ihren Zuruf angefrischt. Denn wie leicht Vielen das Unterfangen dünken mogte, empfand er dessen ganze Schwere, als er dem gründlichen Kenner und dem unwissenden Hüttenbewohner zugleich Genüge thun, die höhern Wahrheiten der Geschichte und Staatsklugheit mit des Volkes Denkart und Ton geben, in die verworren durch einander laufenden Begebenheiten vieler verbündeten Freistaaten die unentbehrliche Einheit tragen, bei der kirchlichen Verschiedenheit der Schweizer Keinem zum Anstoß werden, und bei der mannichfaltigen Fülle des Stoffes, im engen Raum weniger Bogen, gedrängt ohne Trockenheit, das Wesentliche lichtvoll und mit volksthümlicher Anmuth darstellen sollte. — Daß diese Geschichte des Schweizerlandes aber, nach vollendeter Erscheinung, in das Zimmer des eidsgenössischen Staatmannes, in die Hütte des Aelplers, in die Schulen der Jugend und in die Werkstätten der Bürger, großen und freundlichen Eingang fand, durch Uebersetzungen ins Französische und Italiänische, selbst bei Eidsgenossen romanischer Zungen, konnte in der That, wenn auch nicht Zeugniß für ihren Werth, doch wenigstens für das drängende Bedürfniß ablegen.

Seitdem zog sich der Verfasser auch von größern und ernstern schriftstellerischen Arbeiten zurück, und versuchte sich allenfalls in heitern Mußestunden an einer leichten Erzählung. Das gewährte ihm, neben Erholung und Belustigung an flüchtigen Phantasiebildern, den Vortheil, vor der Verketzerungswuth einer alleinseligmachenden Staatsparteischaft dieser Tage unangefochten zu bleiben. Uebrigens haben ihm Verunglimpfungen, welche er früher und später wegen seiner Denkart und Weltansicht dulden mußte, nie den Frieden des Herzens gestört, weil er, bei unversehrter Ruhe des Gewissens, wohl für etwas Besseres, als einen bloßen Namen, gelebt hat. Er läugnete auch nicht, nun ein halbes Jahrhundert über ihn hingegangen war, daß jene Urbilder, welche einst die Abgötter seiner Jugend gewesen, noch stets seine Brust mit heiliger Gluth erwärmen. So wahr das Menschengeschlecht des ganzen Erdbodens sich der gleichen Vernunft freut, so wahr muß das Vernunftgemäße unter allen Völkern die gesellschaftlichen und kirchlichen Ordnungen durchdringen, und sie von den unsaubern Werken barbarischer Dummgläubigkeit oder selbstsüchtigen Gewaltthums, sowohl in Volks- als Fürstenreichen, reinigen. Denn nicht Republik, nicht Monarchie sind an sich im Widerspruch mit dem Heil der Menschheit, sondern was in beiden Formen dem Gerechten und Guten feindlich bleibt. Die göttliche Natur unsers Geschlechts aber läßt sich nicht ewig in die Thierhaut einspannen, worin ein arglistiger oder unwissender Stolz sie vermummt halten mögte. Dafür leistet die Geschichte der vergangenen Jahrtausende, dafür das Schicksal unsers Zeitalters unverwerfbare Bürgschaft. Licht und Recht immerdar freier zu stellen, dazu mußten Feinde und Freunde, Willkühr und Nothwendigkeit, Glück und Unglück, Verbrechen und Tugend sich unbewußt verbinden. Wer an Gott glaubt, muß daher nie das Recht und die Wahrheit, die unterdrückt werden sollen, sondern nur die Verblendung des Unterdrückers beklagen, der, für das Unmögliche, alles mögliche Böse wagt. Der Unterdrücker aber ist jedesmal nur der Parteimensch, auf welcher Seite er stehe, der aus Liebe zum Himmel Bösewicht, aus Liebe zur Freiheit Despot, und im Eifer für öffentliche Ordnung und Glückseligkeit deren unbarmherziger Zerstörer wird.

In diesen Gesinnungen betrachtete der Urheber gegenwärtiger Zeilen das welterschütternde Schauspiel der letzten Jahrzehnde. Er hatte einst mit freudiger Begeisterung den ersten Aufgang der Freiheit Frankreichs begrüßt. Und wenn er sich schaudernd vom Anblick der blutigen Gräuel wegwenden wollte, die den innern Kampf einer aufgelöseten Nation begleiten mußten, hielt ihn der Gedanke tröstlich aufrecht: das Gerechte wird überleben; das Jahrhundert ist im Auge des Ewigen mehr, als das Jahr; die Menschheit mehr, als der Mensch. Er erblickte mit Bewunderung den Thatengang Napoleons, des größten Feldherrn und Staatsmannes der Zeit; aber in den Triumphzügen desselben nicht das, was der Held sah, sondern nur erweiterte Pflanzungen dessen, was göttlich ist, über dem Schutt zusammengestürzter alter Götzentempel. Der Kriegsmann führte den eisernen Pflug; aber die Hand der Vorsehung streute ihre Saat in das aufgerissene Erdreich. Und wenn den Beobachter ein Grausen ergriff beim Anblick des wachsenden Weltreichs unter eisernem Zepter, trösteten ihn vergangene sechs Jahrtausende, in denen kein Weltreich lange, aber das göttliche Reich des Wahren, Guten und Schönen ewig, und immerdar glänzender, bestand. Ist die Sonne einmal aufgegangen, wird es Tag; und die Wolke, welche am Himmel spielt, löscht dessen ewige Leuchte nicht aus.

Der Verfasser der hier gesammelten Schriften glaubt, zur Erklärung vieler Stellen darin, genug von sich gesagt zu haben. Die Rolle, welche er aus der Hand der Vorsehung für das flüchtige Lebensspiel empfing, war zu unbedeutend, um größere Neugier wecken zu können, oder stillen zu müssen.

Nur seiner Dankbarkeit werde noch gestattet, eines Begegnisses zu erwähnen, welches ihn im Spätsommer der Tage wieder inniger an die erste Heimath zurückzog, in der er seinen Frühling gesehen hatte. Die alte Stadt Magdeburg nämlich legte den schönsten Kranz auf das Leben ihres entfernten Sohnes, indem sie ihn abermals zu ihren eingebornen Kindern feierlich aufnahm und ihm, aus eigenem Antriebe, eben so liebevoll, als überraschend, durch ihren Magistrat das Diplom des Ehren-Bürgerrechts (den 14. März 1830) übersandte. Ein Verdienstorden mag dem Verdienstvollen lohnend das Bewußtsein des eigenen Werthes erhöhen. Schwerlich aber empfing ein Solcher seinen königlichen mit stolzerer Freude, als, mitten im Gefühl eigenen Unwerthes, den vaterstädtischen, der Verfasser dieses lebensgeschichtlichen Umrisses.

Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren.

Psalm.

Dich sucht mein Geist!
Dich Vatergeist, Dich Unerschaffnen,
Jehova, Allah, Budda, Brama, Dich!
Um dessen ew'gen Thron im ew'gen All
Der Sonnen Myriaden brennen,
Den die Jahrtausende des Erdsterns nennen,
Und bebend ahnen, und nicht kennen!
Ich suche Dich.

Ich suche Dich;
Warum verhüllst Du Dich?
Bist Du es nicht, der mich zu werden hieß?
Rief ich mich selbst hervor, als ich nicht war?
Ich bin nur Licht aus Deinem Licht,
Und wunderbar gehüllt in dieses Erdsterns Asche.
Du bist mein Vater, Du, des Weltalls Vater;
Dich ruft Dein Kind, es ruft, und kennt Dich nicht, —
Warum verbirgst Du Dich vor meinem Angesicht?

Ich suchte Dich.
Ich flog empor in des Gebets Entzücken;
Der Leichnam sank zum Staub,
Der Liebe Thränen deckten seine Augen;
Die Seele irrte über'm Sternenzelt.
Sie suchte ahnend Dich von Welt zu Welt,
Und rief, und alle Welten riefen wieder:
Weltvater, offenbare Dich! — —
Doch schweigend hört' es die Unendlichkeit.
Die Sonnen flogen ab und auf,
Die Erden liefen ihren Lauf;
Im ehernen Gesetz der Ewigkeiten
Bewegte sich das All des Seins.
Und ich erwachte schaudernd, liebend, weinend
Vom Glaubenstraum.
Wohl donnerte um mich der Odem der Natur;
Doch Deine Vaterstimme schwieg.
Dich sah ich nie, nur Deines Waltens Spur.

Ich suchte Dich,
Den alle Geisterzungen preisen!
Ich horchte auf das Wort der Heiligen und Weisen.
Und Priester, Bonzen, Imans, Lama's,
Sie lehrten laut von Deiner Herrlichkeit. —
Nein, heil'ger Urgeist aller Wesen,
Sie predigten nicht Dich, — nur sich!
Du bist es nicht, zu dessen Ruhm
Sie ihre Glaubensdolche schleifen;
Du nicht, zu dessen Ruhm sie Scheiterhaufen bau'n;
Du nicht, in dessen Namen
Des Hohenpriesters Stolz vom Hochaltare flucht.
Sie predigten nicht Dich, nur sich.
Im wüsten Wahnsinn, ohne Deine Spur,
Sind sie die Wildesten der Ungeheuer nur.

Ich suchte Dich,
O du allgegenwärtiger Verborgner!
Ich wankte mit der Forschung Fackel
Zu den geheimen Kammern der Natur.
Ich sah des Lebens niegemess'nen Strom
Durch Thier- und Pflanzenfluren brausen;
Im Essigtropfen das bewohnte Meer;
Im Grashalm eine Stadt lebend'ger Wesen;
Den Erdball, als ein Riesenthier des Himmels.
Ich sah Krisallen aufgelös't in Duft,
Aus unsichtbarem Gas Weltmeere strömen.
Des Zitters Geist durchzuckte die Gebilde
Mit schöpferischer Wunderkraft;
Hier im Magnetenzug des Eisens,
Dort in des Fisches Krampfschlag;
Am Pol der Welt, als Flammenfittig, glänzen,
Und aus der Sommerwolke donnernd segnen.

Und einsam stand ich, schaudernd,
Zuletzt an den Gestaden der Natur,
Wo sich am trägen, todten Stoff,
Im All der Dinge, bildend und vernichtend,
Das rege Wogenspiel des Lebens bricht.
Da rief ich laut: O Gott, mein Gott, wo bist Du?
Dies todte Nichts und dies lebend'ge Spiel,
Das sich im ew'gen Streit verschlingt und trennt, —
Ist dies des Lebens unerschaff'ner Urquell? — —
Fürwahr, ein einziger Gedankenblitz
Aus meinem Geist durch dieses Chaos

Ist göttlicher, als dieser blinde Sturm!
Ich schwebe ob der Elemente Tiefen,
Mir selbst bewußt ob dem sich Unbewußten,
Ein Licht, hell über Finsternissen,
Ein Wille über willenloser Gährung!
Wer sagt, der Dinge Urquell schaffe hier?
Wo ist die Liebe? und die Weisheit wo?
Wo das Erbarmen und die Heiligkeit?
Er, der das Ohr gepflanzet, sollte der
Nicht hören? Sehen nicht,
Der mir des Auges Wunderstrahl verlieh'n?
Er, der die Geister lehret, was sie wissen! *)
Den Allbelebenden hab' ich gesucht,
Und fand das Leben nur.
Ich suchte den Allwissenden,
Und traf nur seiner Weisheit Spur.
Ich suchte den Barmherzigen,
Und fand die Liebe nur!

Ich suchte Dich.
Ich fragte in den Himmeln,
Wo Sirius und wo Orion lodern,
Wo ihren ew'gen Reigen um den Pol
Kassiopeja und Bootes tanzen,
Wo durch des Mondes phosphorhelle Felder
Der Ringgebirge Schlackentrümmer laufen —
Es scholl kein Laut.
Ich sah des Jupiter schneeweiße Achsen,
Der Venus wandelbaren Halbmond,
Und schweigend schritt, vom goldnen Reif umfangen,
Saturnus sonnenfern und Uranus.
Ich stieg zur Sonne, wandelte
Durch ihrer Lichtgewölke ungeheure Ebnen.
Es bebte das Gewölk, und schmolz.
Ein Krater schloß sich auf vor meinen Füßen,
Und zeigte mir des Weltballs finstern Grund,
Ich sah das Niegesehene — —
Nur Dich, mein Vater, nicht!
Von Stern zu Stern, bis alle Sterne schwinden,
Bis wo ein falbes Nebellicht,
Aus der Unendlichkeit entfernten Hallen,
Von niegeseh'nen Sonnen bricht,
Drang betend meine Sehnsucht auf.
Ich sah das Unergründliche;
Im Unergründlichen Dein Walten;
Der Welten schweigenden Gehorsam.
Ich sah das ew'ge Vaterhaus — —
Den Vater sah ich nicht.

*) Psalm 94, 9. 10.

Und schaudernd sank ich aus den niegemess'nen Höhen
In meinen Staub zurück,
Und weinte laut:
Er, der dies Wunder-All gebaut,
Er, der im Hause der Unendlichkeit
Den Myriaden Wonnen streut,
Bedarf er mein?
Doch hat er mir sein Haus geschenkt!
Wer bin ich, daß er mein gedenkt?
Und doch gedenkt er mein.

Ich suchte Dich!
Es zogen die Geschlechter dieser Erde
Seit Anbeginn vor meinem Blick dahin.
Ich sah sie gehen und vergehen;
Der Fürsten flücht'ges Thronen
Hoch über Schweiß und Blut der Sklaven-Millionen;
Der Völker Raserei und Kampf
Um Gold und Wollust, Ruhm und Macht,
Um eines frommen Traumes Pracht.
Des Wahnsinns Glück und Schmerz ist unsre Weltgeschichte.
Es blutete das Heiligste am Kreuz;
Verbrechen führten oft zum lorbeervollen Siege.
Doch jeder Thorheit Sarg ward einer Weisheit Wiege.
Und wie aus Kohlenschutt und Asche,
Sie selbst in sich verwandelnd, himmelwärts,
Die goldne Flamme gipfelt:
So steigt, aus des Vergänglichen Getrümmer,
Der Geist des göttlichen Geschlechts
Zum Unvergänglichen empor.
Der Fuß der Menschheit wurzelt noch
Im Schlamm der alten Nacht;
Ihr Scheitel strahlt im Morgenlichte Gottes.
In Gold und Macht, in Ueppigkeit und Ruhm
Ward nur umsonst das höchste Glück gesucht.
Enttäuschung ist zuletzt der Weisen höchstes Wissen.
Ich bin enttäuscht.
Im Staube sucht' ich Gott,
Und fand den Staub. — —
Und diese Thronen, Welten, Sonnen,
Sind Staub.
Dem Geiste ist der Urgeist nur verwandt.

Ich werde sein,
Wenn einst mein Leib nicht ist;
Ich werde sein,
Wenn dieser Erdball bricht.

Sind alle Sonnen längst verglommen,
Strahlt noch der Gottheit welterfüllend Licht.
Und ich bin Licht, aus ihrem Licht gekommen!

Im Staube nicht, im Geist ist offenbar
Die Herrlichkeit des Geistervaters.
Ich bin in ihm; er spricht in mir, durch mich.
Wer, wenn er selbst nicht, hat mich ihn gelehrt?
Wer, wenn er selbst nicht, nannte
Mir ihn, daß ich den Unsichtbaren kannte?
Wer hat mein Antlitz himmelwärts gekehrt?
Von wem erfuhr die Menschheit seinen Namen,
Wenn nicht durch ihn? Das Todte redet nicht.
Wer lehrt die Menschheit ihre Werke richten?
Mit anderm Maß, als dem des Glücks,
Als dem des Lebensaugenblicks,
Den Streit der Pflicht und des Gelüstes schlichten?
Von wannen stammt mein heil'ger Heldenmuth,
Daß ich um unsichtbares Geistergut
Verschmähe, was die Lust des Lebens wählen
heißt? — —
Zum Staube zieht der Staub, zum Geiste zieht
der Geist.

Zu Dir! zu Dir!
Du Allerheiligster!
Du durch Dich selbst in mir Geoffenbarter,
Du wehst und flammst in mir.

Ich suche Dich nicht länger,
Im Staube nicht den Gott.
Dein Weltall ist mein Haus;
Und Deine Ewigkeiten
Sind meine Zeiten.
Und die da waren, leben;
Und die noch kommen sollen, sind!
Ein Gott ist nur,
Sein Name Liebe, Weisheit und Erbarmen
Und eine Ewigkeit ist alles Sein,
Und alles Sein
Die Himmelsleiter der Vollendung,
Zur Seligkeit!

Ich jauchze weinend in das Hallelujah
Der heil'gen Geisterwelt mein Hallelujah!
Ich bin, weil Gott!
Anbetung ihm und Liebe!
Ich werde sein, weil Gott!
Anbetung ihm und Liebe!
Mein ist die Seligkeit,
Weil ihm die Seligkeit!
Ihm Hallelujah!

Alamontade.

Die nachfolgende Erzählung ward im Winter von 1801 auf 1802 zu Bern niedergeschrieben, wo der Verfasser, zurückgezogen von öffentlichen Aemtern, seine Mußestunden einem nützlichen Zwecke widmen wollte. Durch Umgang hatte er manche jener Heimlich-Kranken kennen gelernt, und ihr inneres Leiden erfahren oder errathen, welche, umsponnen von Zweifeln, ihren Gott und ihre Lebensfreude verloren haben. Er wollte versuchen, den heiligen Glauben, und den Muth der Tugend wieder in ihnen aufzurichten. Der rührende Traum einer Nacht begeisterte ihn; es war ein Engel, der an ihm vorüber rauschte, den er aber vergebens anhalten wollte. Wie unvollkommen die Erzählung war, welche zuerst im Jahr 1802 (Zürich bei Orell Füßli u. Komp.) gedruckt wurde, erlebte sie doch in den ersten Jahrzehnden vier Auflagen. Dies ließ den Verfasser vermuthen, sich über die Güte seiner Absicht nicht ganz getäuscht zu haben. Darum gewährte er ihr gern einige nothwendige Verbesserungen. Möge sie noch manches Gemüth im Stillen erquicken und stärken.

Erstes Buch.

1.

Abbé Dillon setzte sich auf ein grünes Rasenstück am Seeufer, beschattet vom verworrenen Baumschlag, über uns hängend an der schroffen Felswand.

„Hier sind noch Plätze zur Rechten und Linken!“ sagte er, und sein Auge lud uns lächelnd ein, neben ihm zu ruhen. Roderich setzte sich, und ich folgte. Alle Drei waren wir noch in der Stille beschäftigt, den Gedankengang unsers abgebrochenen Gesprächs zu verfolgen.

Jenseits des Sees glühte der Abendhimmel über den Gebirgen. Die höchsten Felsen und die stillen Hütten der Alpen strahlten rosenroth. Goldstreifen zitterten zwischen bläulichen Schatten über die Schneefläche der Gletscher. In der Ferne sah man veilchenfarben die Berghöhen am Horizont verschweben zwischen Gewölken.

„Bei Gott!“ rief Roderich, welchen der Zauber der Abendlandschaft sehr gerührt zu haben schien: „Wie wenig gehört dazu, unterm Himmel glücklich zu sein! Man schmiege sich doch nur mit kindlichem Sinn an die Mutterbrust der ewig guten Natur. Sie ist tadellos, sie ist heilig; und wer sie liebt, den heiliget sie! Und das bange Herz, von düstern Leiden-

schaften bewegt, schläft ruhiger am Mutterherzen, und die hundert hoffnungslosen Wünsche verschweben in einem Seufzer des innern Glücks!«

»Vortrefflich, mein edler Freund!« sagte ich zu ihm: »Und wenn dies innere Glück zuletzt auch nur ein Räuschchen wäre. Ob uns die Zauberkraft des Weins, oder der Tonkunst, oder des schönen Farbenspiels einer Landschaft oder Anderes für einen Augenblick in den Rang der Götter setze, ist einerlei.«

Der Abbé lächelte. Roderich verfinsterte sich, und sprach nach einer Weile: »Und glauben Sie nicht, daß man recht selig sein, und dauerhaft selig sein könne?«

»Recht selig? O ja!« antwortete ich: »Aber dauerhaft selig? — Ja, wenn ich Ihnen auch das zugeben soll, müssen Sie sich noch bestimmt über das erklären, was Sie »Mutter Natur« nennen. Sie, liebster Roderich, sind Dichter, ich bin leider ein hölzerner Schulweiser, der deutliche Begriffe fordert. Da treffen wir zuweilen gar nicht zusammen, während unsere Herzen doch immer harmonisch schlagen. Lassen Sie mich offenherzig reden. Ich hielt Ihren Ausruf beim Anblick der milden, beleuchteten Seegegend für Folge einer angenehmen Stimmung Ihres Gemüths. Sind Sie aber immer in dieser Stimmung? Können Sie solche dauerhaft erhalten? Hängt es von Ihnen ab, sich willkührlich Empfindungen zu geben und zu nehmen? — Auch Gefühle, auch unsere Vernunft übermannende Empfindungen gehören zur Natur. Sie sind jung, Sie lieben und werden geliebt. Eine schöne Zukunft schwimmt vor Ihnen. Ihre Phantasie treibt magisches Spiel — Sie sind glücklich. Aber einige Jahre flattern vorbei; Ihr Blut rinnt träger; Ihr Haar wird weiß, und das Paradies, das noch vor Ihnen blühet, erlischt mit der untergehenden Sonne. Der Mensch ist sich keinen Tag ähnlich.«

Der Abbé wurde ernsthaft. Roderich schien etwas empfindlich zu werden. »Und, mit Erlaubniß, was nennen Sie denn Glück?« fragte er.

Ich antwortete: »Glück nenne ich Zufriedenheit, und wenn Sie wollen Vergnügen, durch Zufall. Der glückliche Mann ist es nur durch Umstände, die seinen Wünschen entsprachen. Der Arme wird durch Erbschaften, der Arbeitsame durch Segen seines Fleißes glücklich, der Ruhmdürstige durch Bekanntwerdung seines Namens, der Liebende durch Gegenliebe — aber Alles das ist Werk der Umstände und Verhältnisse. Diese ändern, und der glückliche Mann wird zum unglücklichen.«

»Davon rede ich nicht!« sagte Roderich: »Ich spreche von einem Seelenzustande, in welchem man sich dauerhaft wohl fühlt.«

»Es gibt,« erwiederte ich, »es gibt auf Erden kein dauerhaftes Glück, und kein beständiges Unglück, weil die Umstände nie dieselben bleiben, sondern täglich wechseln. Aber ich kenne einen gewissen Zustand des Gemüths, welchen ich Seligkeit nenne, weil in diesem schönen Worte sich dunkel in meiner Vorstellung zwei große Begriffe, Seele und Ewigkeit, verschwistern. Dieser Zustand ist unabhängig von äussern Zufällen, erhaben über den Wechsel der zeitlichen Dinge. Die Seele selbst muß ihn bereiten, und er kann unzerstörbar, ewig sein. Selbst die gewaltige Zeit, welche unsern Leib austrocknet und unser Haar bleicht, und unsere Sinne verheert, hat keine Macht über ihn. Kein Glück kann ihn vergrößern, kein Unglück ihn verringern. Mit beiden steht er ohne Verbindung; nur er selbst vergrößert das Glück und verringert das Unglück. — Ist's diese Seligkeit, diese unvertilgbare Zufriedenheit, Roderich, die Sie meinen?«

»Sie ist's!« rief Roderich.

»Tugend heißt ihr Quell. Nicht Jedermann auf Erden kann glücklich sein; aber Jedermann auf Erden kann sich jene Seligkeit bereiten. Denn in der Brust aller Sterblichen liegt das Sittengesetz, und unauslöschliche Ehrfurcht vor demselben. Der Mensch, welcher nicht vor sich selbst erröthen darf in der Erinnerung seiner Thaten, der Mann mit reinem Herzen, ist über das Werk der Schicksale erhaben; er ist gleich selig in der Tiefe des Unglücks, wie auf dem Gipfel des Glücks. Wir haben unterm Monde nichts in unserer Gewalt; nichts gehört uns bleibend, als wir uns selbst. Aber, tugendhaft zu sein, hängt vom Willen jedes Einzelnen ab; reich, berühmt, geliebt zu werden, nicht mehr von uns. Das Schicksal ist unser Meister in Allem, nur unserer Tugend kann kein Schicksal gebieten. Nach dieser Seligkeit sollen wir ringen, und, Roderich, es ist ja so schwer nicht. Handle so, daß Du Dich nie selbst verachtest! — sieh, dies ist der Faden, welcher durchs ganze Labyrinth leitet. Seelengüte gibt dem Manne jene Hoheit, jene Selbstständigkeit, welche ihn gottähnlich macht, und zum Bürger zweier Welten. Vor ihm fallen die Kronen des Erdballs reizlos in den Staub, und der Tod selbst wird durch ihn seiner Schrecken entwaffnet. Mit der Tugend im Herzen, bin ich auf Erden im Himmel. Ich wünsche eine Ewigkeit, ein unvergängliches Fortdauern meiner Seele jenseits des Grabes, aber ich bedarf dessen nicht zu meiner Seligkeit hienieden. Der Tugendhafte, unabhängig von der Welt, die ihn umringt, erhöht über des Schicksals Sturm und Sonnenblick, erwartet selbst von der Zukunft nach dem Tode nichts. Er ist frei. So ist Gott frei. Der Weise nimmt, was ihm zufällt, als Geschenk, als Glück, ohne es als Entschädigung für die dargebrachten Opfer zu begehren. Denn die ist keine Tugend, welche belohnt sein will!«

Roderich starrte vor sich nieder, versunken in Nachdenken.

Der Abbé Dillon, welcher bisher immer geschwiegen, legte seinen Arm auf mich, und drückte mich an seine Brust. „Freund,“ sagte er, „dein Tugendhafter ist mehr, als Mensch. So hat, wie er, noch Keiner auf Erden gewandelt. Ach! wo ist die heilige Seele, welche am Grabe mit Lächeln auf die vergeltende Ewigkeit Verzicht thun kann?“ —

„Ihre Tugend ist mehr furchtbar, als liebenswürdig!“ tönte Roderich ein.

Ich antwortete: „Lieben Freunde, wenn ich einst in meiner Todesstunde kühles unbefangenes Bewußtsein habe — wenn von diesem Augenblicke bis zum nächsten mein letzter wäre — so würde ich selbst der Mann mit der schauerlichen Verzichtung sein, wiewohl ich keiner der Tugendhaftesten unter den Menschen bin. — Ich darf für meine Tugend keine Vergeltung fordern, für sie ist mir also keine Ewigkeit vonnöthen, — — und für meine Fehler noch weniger.“

Roderich sah mich mit zweifelhaften Blicken an. „Wahrlich,“ sprach er, „ich mag kaum denken, daß Sie im Ernst reden. Ihre Tugend ist eine schreckliche Göttin, welcher ich nicht huldigen kann. Kein Mensch, vom Staube geboren, wird sie jemals umarmen. Eine Tugend, die sich so ganz selbst genug ist, daß sie weder einer Ewigkeit, noch eines Gottes bedarf, ist nur Sache eines Gottes, und nicht für das weiche, menschliche Herz.“

„Sie urtheilen zu strenge!“ antwortete ich: „Wir sprechen von dem, was uns dauerhafte Seligkeit gewähren könne, unabhängig vom Spiel der Umstände. Ich sage, es sei die Tugend allein das Bewußtsein, recht gethan zu haben. Mein Haus kann ein Flammenraub werden; eine Revolution meine Rechte vernichten, mich an den Bettelstab bringen; der Tod kann Vater, Mutter, Schwestern in meinen Armen übereilen. Ich werde leiden, sehr leiden, sehr unglücklich sein, aber dies alles ist nicht stark genug, meine innere Zufriedenheit aufzulösen. Es wird mir unter allen Uebeln noch ein Trost bleiben: das alles habe ich nicht verschuldet! Wäre mein Schmerz so groß, daß ich des Gedankens nicht Meister werden mögte: warum weinst du über das Vergängliche? hast du etwas anderes vom Staube erwarten dürfen? — so würde, was meine Seelenstärke nicht vermögte, die Zeit an mir vollenden; sie würde die Wunden heilen. Einige Jahre, und das Moos der Vergessenheit würde über den Trümmern meiner Hütte grünen und über den Gräbern meiner Geliebten. — Mit dem Gefühl der Tugend in der Brust scheu' ich das Schwert keines Tirannen, und keinen Schierlingsbecher. Ich werde so gelassen Almosen annehmen, als ertheilen. Ich werde mit der Ruhe zum Grabe gehen, wie zu meinem Bette. — Was haben Sie dagegen, lieber Abbé, und Sie, mein lieber Roderich? Nennen Sie mir doch einen andern Quell von Seligkeit, als diesen! Ich weiß nur dies Eine: so lange ich tugendhaft bin, so lange ist mein innerer Frieden geschirmt, und bin ich selig. Ich bedarf keiner andern Hoffnungen. Es hängt von mir ab, gut, mithin also auch glücklich zu sein.“

Der Abbé sagte: „Sie haben beinahe Recht! Die Tugend kann Vieles zu unserer Zufriedenheit gewähren, aber nicht Alles. Irr' ich mich nicht, wenn ich glaube, Sie beide, meine Lieben, betrachten den Menschen jeder zu einseitig? Der eine von Ihnen erblickt nur das sinnliche Wesen, allen Stürmen, allen schmeichelnden Lüftchen des Lebens blosgegeben; der andere sieht ihn nur als Geist, und nur allein als solchen, unabhängig von Fleisch und Blut? — Ach! meine Lieben, fordern wir an uns, einer einseitigen Vorstellung willen, nicht zu viel und nicht zu wenig. Vergessen wir nicht, daß wir nicht Geist allein sind!“

Ich glaubte, den Abbé unterbrechen zu müssen, und sagte: „Sie behaupten also, Tugend allein, und das Bewußtsein, recht gethan zu haben, sei nicht an und für sich hinreichend, uns ganz zu beseligen?“

„Wohlan denn, ich meine nicht irre zu sein!“ erwiederte Dillon: „Sie sagten vorhin, kein Unglücksfall könne die Glückseligkeit des rechtschaffenen Mannes stören. — O Freund, ich habe doch in meinem langen Lebenslauf so manchen edeln Menschen gesehen, dem seine Tugend keinen Trost gewährte. Nehmen Sie nur einen alltäglichen Fall! Haben Sie unter Ihren Bekannten keinen Biedermann, der an der Hypochondrie leidet? Der gutmüthige Hypochonder, welcher dem Wohl seiner Lebensgenossen die schwersten Opfer bringt, wird ängstlich seine eigene Tugend bezweifeln. Er sieht begangene Fehler vor sich schweben in gespenstischen Riesengestalten, und von der guten Saat, die er ausstreute, weiß er nicht, wohin sie gefallen ist. — Ueberhaupt, glaube ich, gibt's in der Welt keinen so ganz Trostlosen und Unglücklichen, als den Hypochonder, der die Bewußtlosigkeit im Schlaf, oder das Nichtsein, dem Wachen und sogar dem Bewußtsein hoher Redlichkeit vorzieht. Sie werden mir sagen: aber er ist krank! — Wohlan, mein Lieber, er ist doch ein Mensch ohne Gemüthsseligkeit bei all seiner Tugend. Diese reicht also nicht aus, ihn froh zu machen.“

Roderich gab dem Abbé Beifall. Ich fühlte die Gewalt seines Einwurfs, da ich selbst einen der edelsten Menschen kannte, der, bei aller Selbstaufopferung, nie jene heilige Stille des Gemüthes empfand, die ich zum Erbtheil des reinen Herzens gemacht hatte.

Dillon fuhr nach einer Pause fort: „Der Mensch ist nicht Geist allein; er ist so innig mit dem Sinnlichen verflochten, daß wir kaum

zwischen beiden die zarte Grenzlinie denken mögen. Darum ist auch der Tugendhafteste nicht immer von den Erinnerungen seiner Thaten begleitet, und der redlichste Mann kann in Verhältnisse gestürzt werden, wo das Bewußtsein der Seelenzüte allein ihn trostlos läßt, geschweige ihn über sein Elend erhebt. Ja, noch mehr, wir sind, auch beim besten Willen, nicht immer stark genug, unsere Vernunft allein das Wort führen zu lassen — wir sinken nur zu oft erschlafft in den weichen Arm unserer sinnlichen Natur zurück. Hier, meine Freunde, bedarf es doch eines andern Stabes, an dem sich der Leidende emporrichtet, wenn er nicht zuweilen eine Beute seines Elendes werden soll.«

2.

Dillon schwieg. Ich fühlte mich nicht ganz widerlegt, sondern meinen Sätzen, denen ich Allgemeingültigkeit zutraute, waren nur Ausnahmen und Zweifel entgegen geworfen. Der Widersprecher hatte die Erwartung nur gespannt, nicht gestillt. »Eines andern Stabes bedarf es, als der Tugend!« sagte er; aber noch hatte er ihn nicht bezeichnet.

Ich wandte mich zu ihm, und bemerkte jetzt, er sei von einem großen Gedanken, oder einer gewaltigen Empfindung ergriffen. Der ehrwürdige Mann lehnte seinen Arm an einen Felsenstein; sein Haupt war auf die Brust niedergesunken. Ein wehmüthiger Ernst durchfloß seine Mienen, die sonst nur der Ausdruck der heitersten Ruhe zu sein pflegten.

Auch meinem Freunde Roderich blieb die Verstimmung des Abbé nicht gleichgültig.

»Sie werden uns traurig!« sagte er, und drückte ihm mit herzlicher Freundlichkeit die Hand: »Aufgeschaut, liebster Dillon, der Abend ist zu schön; wollen wir ihn uns muthwilliger Weise verderben?«

»Es ist wahr!« sagte Dillon, und lächelte wieder: »Aber ich bin nicht traurig. Unser Gespräch rührte an die schönsten Geheimnisse und Wünsche des Menschengeschlechts. Da klangen tausend Nebenvorstellungen und Erinnerungen an mir an, und ich sah im Geiste wieder jene heilige Gestalt, welche mir in den Tagen der Jugend erschienen, und meiner irren Seele, wie ein Genius, den bessern Pfad gewiesen. — Guter Alamontade! stiller, liebenswürdiger Dulder! — — Nicht so, ihr Lieben, ihr kennet diesen theuren Namen schon?«

»Er ist mir ganz fremd! sagte ich: »Doch glaube ich ihn schon einmal aus Ihrem Munde gehört zu haben.«

»Alamontade?« rief Roderich: »Wie? Der Galeerensklav, von welchem Sie mir die erhabene Stelle vorlasen, da in dem Bündel von Zetteln? — Wahrlich, es thut mir leid um den Kerl, daß er sich mit seinem Genie zur Galeere brachte. Aus dem Menschen hätte etwas werden können. Aber wie denn? Sie scheinen ihn noch von einer andern Seite zu schätzen, da Sie ihm das schmeichelnde Beiwort geben.«

»Von diesem kann ich ohne Ehrfurcht nicht reden!« sagte der Greis: »Er ist mir in meinem Lebenslauf die merkwürdigste Erscheinung gewesen. Durch ihn bin ich mir und der Welt zurückgegeben worden. Ach! er hat mir unsägliches Gutes gethan, und — nicht einmal einen Dank hat er empfangen.«

Dillon war tief bewegt. Unter den grauen Wimpern seines Auges zerschmolz eine Thräne. Seine Lippen bebten, als redeten sie leise Töne. Die Wehmuth des Edeln schien in uns überzugehen. Jeder gab sich dem Strom durch einander wogender Empfindungen hin; Niemand störte des Andern Betrachtungen.

Ich vergesse diesen schönen Augenblick nie. Selbst die Natur umher schien fühlend in unsere Träume einzutreten. Wir saßen im Schatten der Felsen; aber vor uns schwamm im halbdurchsichtigen, glänzenden Duft die Gebirgslinie, mit ihrer stillen Alpenwelt, umkränzt in der Höhe von der Glorie des goldrothen Himmels. Und der See dehnte sich dunkel unter unsern Füßen aus, zwischen dort und hier. So scheidet das unergründliche Grab von den Paradiesen des Jenseits, welche wir zuweilen in Ahnungen sehen.

Ein sanfter Hauch der Abendluft zog durch die Wellen des Sees von drüben her, floß kühlend um unsere Schläfe, und verlor sich tönend in den Gesträuchen über uns, wie ein Seufzer.

Dillon erwachte. Er ergriff unsere Hände, zog uns an sich, und sprach: »Ihr seid jung und glücklich, ihr Lieben! Leicht ist es, wenn das Leben lächelt, wieder zu lächeln, und Ordnung und Güte zu finden überall, und in den Stunden der Muße Systeme zu bauen für die Menschheit.«

»Sie haben mich wirklich unruhig gemacht, lieber Abbé,« sagte ich zu ihm: »und Alles, was ich von Ihnen höre, bestätigt, daß Sie aus unbekannten Gründen von meinen Ueberzeugungen abweichen. Aber ich beschwöre Sie, erklären Sie sich deutlicher. Sagen Sie mir, was gibt es in der Welt Besseres und Beruhigenderes, als die Tugend? Welch ein Trost im Leiden ist süßer, als der, den unserer Seele die Unschuld reicht? Was stärkt mehr das Herz gegen eine Welt voll Feinde, als das Gefühl der Rechtschaffenheit? — Ich kenne keine andere Stütze am Tage des Schmerzes, als diese. Die Natur reichte sie jedem Sterblichen.«

»Wohlan, mein Lieber!« sagte der Abbé: »Der Abend ist schön. Wir mögen seiner nicht froher werden, als im traulichen Gespräch, in welchem sich die Seelen zu den Heiligthümern der Menschheit erheben müssen. Als ich vorhin den Namen Alamontade aussprach, war ich schon zu thun bereit, was Sie jetzt verlangen. Ich wollte Ihnen erzählen, wer jener Edle gewesen sei, und wie ich ihn kennen lernte, und wie er

von mir schied. Die Erinnerungen an ihn sind mir noch jetzt wohlthätig und wahre Erbauung.«

»Erzählen Sie!« rief Roderich: »Ein Mann, ein Galeerensklav, den Dillon mit so vieler Innigkeit ehrt, muß ein ausserordentlicher Mann sein.«

»Ehe ich die Geschichte selbst beginne,« sagte der Abbé, »sei es mir erlaubt, noch eine Bemerkung vorauszusenden. Ihr müßt erst Alamontade's Geist kennen lernen, ehe ihr die Erzählung höret: ohne jenen würdet ihr diese nicht verstehen. Ihr würdet vor einem schönen Leichnam stehen, und dessen Seele vermissen, und euch vergebens darnach sehnen.

»Auch ihr habet schon — und eure glückliche Jugend schützte euch nicht vor dem ernsten Gedanken, der früher oder später sich endlich immer einmal dem Selbstdenker mit erschütternder Gewalt entgegen wirft — auch ihr habet schon, wie eure Gespräche verrathen, über den Zweck eures Daseins, über eure Bestimmung auf Erden nachgedacht. Ich fordere euch auf, diesen Gedanken zu verfolgen; denn was haben wir Wichtigeres hienieden?

»Der Mensch wird geboren, reift allmälig zur Bestimmung, und erfährt, daß er lebt. Ohne seinen Willen trat er in das unermeßliche Weltall. Eine unbekannte Gewalt warf ihn in dies Lebensgewühl zwischen Blumen und Dornen — er lächelt bei jenen, er weint blutend unter diesen, und fragt: Wer warf mich hieher? Wer hatte das Recht, mir zu rauben, was ich vorher besaß, Gefühllosigkeit, Nichtsein? Seinen Fragen tönt keine antwortende Stimme.

»Er tröstete sich allenfalls über die Dunkelheiten, aus denen er hervorging; aber er blieb nicht gelassen bei dem Wechsel der Gegenwart. Wer bin ich? fragte er: Was soll ich hier in der Welt? Warum muß ich denn leben? Ist es, um eine Kunst, ein Handwerk, eine Wissenschaft zu lernen, wodurch ich mir endlich Obdach, Nahrung und Kleider und gewisse Gemächlichkeiten gewinnen könne? Das wäre ein erbärmlicher Zweck, nicht werth der Mühe des Daseins und der vielen Thränen. Und doch treibt im menschlichen Leben Alles dahin, als wäre es die Hauptsache. Jeder arbeitet, sammelt, strebt vorwärts, Habe und Gut und Macht zu vermehren, und schwebt zwischen Sorgen und Hoffnungen, und beurtheilt die andern Menschen nur aus diesem Gesichtspunkt. Die Welt gleicht da einer Wüste, in welcher Alles sucht und ringt und spart, um sich des Hungertodes zu wehren.

»Oder ward ich hieher gesetzt, um unter den Blumen und Dornen Weisheit zu sammeln? Meinen Geist auszubilden? Die Gebote meiner Vernunft auszuüben? — Der Zweck wäre edler. Aber was mein Ziel ist, soll das Ziel Aller sein. Und doch ist's nicht so. Kummer und Sorge um leibliche Bedürfnisse rafft die größte Zeit des Lebens hin. Nur einzelne Stunden gehören dem Geiste. Von unsern Millionen Nebenmenschen bemühen sich die wenigsten für Entwickelung der Geisteskräfte und Erwerbung hoher Tugend. Es sind Nationen aufgestanden und wieder verschwunden, ohne solch ein Ziel zu ahnen. Und warum lebten sie denn? Sind die tausend Menschen, welche mit verworrenen Begriffen, mit steter Dunkelheit von ihrer Wiege zu ihrem Grabe eilen, nicht Menschen, wie ich? Der Säugling, welcher, ohne zu wissen, daß er war, am Mutterbusen stirbt, war er nicht Mensch, wie ich? Sind seine Bestimmung und die meinige verschieden?

»Man sagt: Nein, nicht für diese Unterwelt sind wir geschaffen. Unsere Bestimmung liegt ausser dem Horizont des irdischen Seins. Wir müssen durch Tugend ein besseres Leben verdienen. Eine Hölle harret des Lasters, ein Himmel der Tugend. — Wie aber, wenn sich nun schon hier fände, daß unsere Tugend selten einen Himmel, unser Laster selten eine Hölle verdient? — Sind Hölle und Himmel nicht Erfindungen einer unwissenden Vorwelt, die für das Göttliche in sich und ausser sich noch keine Sprache hatte; nicht eine Bilderschrift des Geistes, welcher Zusammenhang zwischen sich und dem ewigen All sucht? Wer hat uns die Hölle, wer einen Himmel offenbart? — Wir Christen sagen: Gott durch sein Wort. Aber der Heide? — Oder der, welchen Erziehung, Schicksal und Selbstdenken von den Lehren der Väter entfernte?

»Ich bin für eine andere Welt bestimmt, warum mußte ich in dieser sein? — Vielleicht, um mich für jene vorzubereiten? Aber welche Vorbereitung hat der sterbende Säugling? Warum erschien er, sich selbst kaum bewußt, zu lächeln und zu weinen? Bin ich für eine andere Welt bestimmt, warum ist ihr Antlitz verschleiert? Warum spricht mich keine Stimme an aus dem Reiche der Todten?«

Roderich stand bei diesen Worten Dillons auf, mit verfärbtem Angesicht. »Ach, Abbé!« rief er: »Auch Sie — also auch Sie! Wie sehr bin ich unglücklich! — Ich trug meine Krankheit im Geheimen, und schämte mich, Andern mein verborgenes Leiden zu enthüllen. Zu Ihnen, nur zu Ihnen hatt' ich Vertrauen; ich wählte Sie zu meinem Arzt — ach! und mit Schaudern seh' ich den Arzt seine eigenen Wunden entblößen, und erkenne in ihnen die meinigen!«

Anfangs war ich um Roderichs heftige Bewegung erschrocken. Ich ergriff seine Hand, und sprach: »Wie, lieber Roderich, ist Ihnen das so fürchterlich, was unser Dillon gesprochen? Es thut mir leid, daß ich die Rede auf diese Dinge gelenkt. Aber schon längst war ich mit allen jenen Gedanken vertraut; schon längst hab' ich auf meine schönsten Hoffnungen Verzicht gethan, und mich in mein und aller Sterblichen ödes Schicksal ergeben. Roderich, auch ich habe gelitten, wie Sie. Allein mein Entschluß ist genommen. Ich will

tugendhaft sein, und mit dieser Tugend einst im Arm der Vernichtung erstarren, ohne Grauen und ohne Klage. Und ist ein Gott, und gilt in seinem Reiche das süße Wort Vergeltung, was wir Menschen kennen, und gilt es bei ihm nur für uns Kinder des Staubes nicht — so will ich vergehen, und mit dem Bewußtsein, mit dem lohnenden Stolze vergehen: „Du gabst mir, was ich nicht forderte, ein Leben voller Thränen — ich aber hab' es getragen; mit Muth getragen, mit Aufopferungen getragen, und fühlte mich werth der Unvergänglichkeit und einer bessern Welt. Du gewährst mir diese nicht. Es sei! Keine Klage soll über meine Lippen gehen. So bin ich größer als das weltordnende Schicksal!"

Roderich sah düster auf den Boden hinab. Meine Rede schien ihm nicht zu gefallen. Er schüttelte den Kopf. „Nein, o nein!" rief er mit schmerzlicher Stimme: „Ich bin nicht gefühllos genug, um groß zu sein. Ich bin ein Mensch, und mehr möcht' ich nicht sein. Ich will ja nichts, als daß ich in dem Weltall nicht die Rolle des Rasenden spiele, der Alles draussen schöner sieht, als es ist. Ich will ja nichts, als daß die Aussenwelt im Einklang sei mit meiner innern Welt; daß meine Vernunft nicht trüge, und mein Herz mich nicht hintergehe. Weh mir, wenn ich aus diesem Irrsal nicht gerissen werde; wenn Ihr die Wahrheit hättet, und ich nur an den Brüsten eines frommen Traums mein Glück gesogen! — Ich würde meine Täuschungen nur vergebens segnen; würde vergebens alle Eure Wahrheiten darum darbieten. Verlornes Glück kauft' ich um keinen Preis zurück!"

Die Klage Roderichs rührte mich tief. Ich stand auf, und schloß ihn in meinen Arm. „Lieber Roderich," sagte ich zu ihm, „warum denn so zaghaft? Auch in dem Schoos der Wahrheit ruht die Freude. Bin ich nicht einer der frohsten Menschen, trotz all der Ueberzeugungen, welche Sie so furchtbar finden? Bin ich nicht ein zärtlicher Freund, ein heiterer Gesellschafter, ein guter Verwandter? — Find' ich nicht das Vergnügen überall, und bin ich's nicht, der es gern Andern gibt? — Beruhigen Sie sich. Die Wahrheit ist des Mannes Glück, das Ziel der Vernunft; Täuschungen können allenfalls in der dämmernden Kindheitswelt gefallen."

„Nein, nein!" rief Roderich: „Ich sehne mich nach dieser dämmernden Kindheitswelt, nach jenem Frühlingshimmel. Eure Wahrheit streift alle Blüthen ab, und bläset den Glanz aus der Natur, und läßt das warme Herz erkalten."

3.

Jetzt erhob sich auch der Abbé Dillon, welcher uns bisher schweigend angehört hatte. „Vernehmt auch mich!" sprach er: „Ihr Beide werdet, bei der Verschiedenheit eurer Empfindungsweise, eurer Phantasie, eurer Vernunftbildung, schwerlich jemals eines Sinnes, eines Glaubens, einer Ueberzeugung werden. Und euer Loos ist das Loos aller unserer Brüder. Es thut mir weh um Roderichs Schmerz. Vielleicht aber bin ich selbst so krank nicht, als er im ersten Schrecken glaubte, und trage vielleicht auch für ihn noch Balsam. Daß ihr Beide dahin kamet, über eure Bestimmung, über euer Wesen, und über den Werth eurer Hoffnungen nachzuforschen, war mir nicht unerwartet. Beide truget ihr beim Kampf zwischen Täuschung und Wahrheit Wunden davon, doch ist der Unterschied zwischen euch so groß noch nicht, als ihr glaubet. Die Wunden des Einen bluten noch jetzt; die des Andern sind zwar verharscht, aber bei weitem nicht geheilt. Ein Stoß, und ihre leichte Decke fällt ab. Ihr Beide tratet aus den schönen Träumen der Kindheit hervor, und sahet, was ihr bisher glaubtet und hofftet, wie einen Schatten am Licht wachsender Kenntnisse verbleichen. Der Eine will sich nun gewaltsam in die alten, lieblichen Täuschungen zurückwerfen, und bietet dafür seine Gefühle auf und die Magie seiner Einbildungskraft. Er ringt vergebens. Denn so lange das Licht besserer Erkenntnisse brennt, wird es nicht wieder dunkel. Der Andere waffnet sich mit dem Stolze der Vernunft, und will sich selbst verhärten gegen die schönsten Wünsche der menschlichen Natur. Er ringt vergebens. Denn so lange sein Herz noch schlägt, wird es für seine Wünsche schlagen."

„Wie, Dillon, wollen Sie uns denn allen Trost rauben; auch den, daß wir endlich selbst vergessen, wie elende Wesen wir sind im Weltall, wenn wir uns recht erkennen?" rief ich erschüttert.

„Wahrhaftig," seufzte Roderich, „sehr elende Wesen, und die elendesten im Weltall! Beneidenswürdig ist das Thier, welches in glückseliger Vernunftlosigkeit dahinschleicht, den fröhlichen Augenblick des Daseins genießt, und wieder vergeht, ohne die Freuden der Vergangenheit zu beklagen, ohne die Nacht der Zukunft zu fürchten, ohne sein Schicksal zu kennen!"

Dillon lächelte uns an. Sein Blick war voll sanften Mitleids. Er erblößte sein Haupt, und der Wind tändelte in seinen dünnen Locken. „Seht her," sprach er, „mein Haar ist eisgrau. Mein Leben ist dahin. Ich erwarte mit jedem Tage, daß der geschäftige Tod an der Thür meines Kämmerleins poche. Ich erwart' ihn ohne Beben; und wenn er dann erscheinen wird, hin schleudr' ich meine Krücke, und sink' ihm mit Vergnügen in den freundlich ausgestreckten Arm. Seht, ihr Lieben, das ist keine Folge meines Vernunftstolzes; das ist keine Folge erkünstelter Täuschungen; denn meine Phantasie erlahmt, und mein Blut rinnt schon seit Langem kühler. Aber es gibt noch ein Anderes, was uns Muth verleiht, und ich hab's gefunden. Auch ich habe gekämpft und gelitten, wie ihr. Auch ich bin in der verzweiflungsvollen Stimmung gewesen, wie ihr, wo alle meine Hoffnungen zusammenstürzten. Aber der Engel, welcher mich emporrichtete, soll

auch eure Wunden heilen. Zürnet darum nicht, wenn ich den Verband von ihnen reisse, und sie wieder bluten lasse. Verbluten sollet ihr nicht. — Aber ich bin ermüdet. Setzen wir uns wieder hier am Felsen. Der Abend ist lieblich. Wir reden ungestört."

Wir folgten der Einladung des liebenswürdigen Greises, der mit solcher Zuversicht und Heiterkeit sprach, daß er auch dem ärgsten Zweifler Vertrauen eingeflößt haben würde.

„Ich kenne euern Zustand!" sprach er: „Aber glaubet nicht, daß ihr die einzigen seid, die an diesen Zweifeln leiden. Alle Menschen von einiger Bildung gelangen endlich dahin, wo ihr seid, sobald sie am Rande des menschlichen Wissens vergebens und lange genug umhergestreift waren. Wenige reden davon, aus Besorgniß, Andere so unglücklich durch ihre trostlosen Betrachtungen zu machen, als sie selbst sind. Oder sie verschliessen ihren Gram, weil sie fürchten, nicht verstanden, sondern lächerlich und verächtlich zu werden. Ihrer viele nehmen den verschwiegenen Kummer in das Grab; ihrer viele betäuben den Schmerz in sinnlichen Ausschweifungen, und, indem sie lasterhaft werden, um durch niedrige Freuden den Verlust höherer zu ersetzen, machen sie ihre rohe Philosophie zum Deckmantel elender Lüste; ihrer viele erkünsteln einen Selbstbetrug, wickeln sich in Täuschungen und werden die fleißigsten Kirchengänger, wie sie vorher die fleißigsten Kirchenspötter waren. — Ja, ihr Lieben, eure Krankheit ist allgemeiner, als ihr glaubtet. Sie wüthet im Dunkeln. Ich höre überall den Verfall der Religion betrauern, weil die Kirchen leer werden, und die Hälfte derer, die sie noch besuchen, nur Gewohnheits- oder Ehrenwegen dem Gottesdienste beiwohnen. Ich höre die Väter klagen, daß die Söhne sich des Gebets schämen; ich höre die Mütter seufzen, daß ihre Töchter erröthen, von Gott ein ernstes Wort zu sprechen. — Es ist gewiß, daß das Lesen mancher Schriftsteller und die Aufheiterung der Begriffe dem gewöhnlichen Kirchenwesen Schaden bringt. Aber man irrt sich, wenn man glaubt, mit der Kirche sei die Religion vergessen. Gott und Unsterblichkeit werden nie vergessen. Das Mädchen und der Jüngling hängen in der Einsamkeit an diesen erhabenen Gegenständen; die Vergänglichkeit wird ihre Kirche, und der Tod besteigt darin den Rednerstuhl. Aber die zu wenig geübten Kräfte des jugendlichen Geistes unterliegen bald. Der Glaube an Offenbarung, ehemals ihre Stütze, liegt gebrochen da. Sich ohne diese Stütze emporzuhalten, sind sie zu schwach; darum versinken sie bald in Muthlosigkeit, die sich in irgend eine Art stiller Verzweiflung auflöset, und nach den traurigen Heilmitteln hascht, deren ich vorher erwähnte."

„Ach!" seufzte Roderich: „Sie haben mir da meine Geschichte erzählt."

Dillon antwortete: „Und ich Ihnen die meinige. Aber wir sind damit noch nicht am Ende. Jetzt, wenn Sie mir zuhören wollen, erzähl' ich Ihnen auch die Geschichte meiner Genesung."

4.

Abbé Dillon hatte schon längst unsere Erwartung auf den Punkt hin gespannt, und zwar um so mehr, da er, ungeachtet seiner freien Denkart über kirchliche Glaubenssachen, ein Muster inniger Frömmigkeit, und, ungeachtet seines hohen Alters, ein Vorbild unzerstörbaren Heitersinns war. Die ganze weite Landschaft verehrte den Greis; aber Niemand kannte ihn genauer, als die Unglücklichen und die Kinder, denn mit beiden war er immer am liebsten. Er hatte die seltenste Gabe, das Weh dessen auszuspüren, den er kennen lernte; sein Blick, der über das Gesicht des Fremdlings streifte, war genug, den Mann zu errathen, und in einem kurzen, dem Scheine nach bedeutungslosen Wortwechsel drang er in dessen Inneres. Jeder Leidende fand in dem ausserordentlichen Manne, nicht einen Tröster, einen mitleidenden Freund, sondern den wirklichen Gefährten seines eigenen Unglücks wieder. Man ward mit ihm eher vertraut, als bekannt, und wenn er lehrte, glaubten wir nicht seine, sondern unsere eigenen Gedanken und heimlichen Wünsche, bestimmter geordnet und heller aus einander gefaltet, von seinen Lippen zu hören.

Er begann demnach seine Erzählung, und sprach: „Ich war in meiner Jugend ein Wildfang, und wäre gern Soldat geworden. Man fühlt die strotzende Kraft, und brüstet sich gegen die Welt unsers Herrgottes, und glaubt, man möge es aufnehmen zugleich mit den über- und unterirdischen Mächten. Aber meine Aeltern dachten nicht so. Sie haßten den irdischen Krieg, liebten aber den geistlichen desto mehr gegen die Mächte der Finsterniß. Sie weihten mich also zum Streiter Christi auf Erden, und ich, mit kindlicher Hingebung in ihren Willen, vollzog den Wunsch des grauen Paares und ergab mich dem geistlichen Stande.

„Ich ergab mich ihm, das heißt, all mein Wesen gehörte ihm bald an. Ein junger Mensch mit glühender Phantasie ist in seiner Art nichts zur Hälfte. Mein Ehrgeiz, ohne Hoffnung, die Welt durch Waffen zu erschüttern, träumte nun alle Kirchen der Christenheit mit dem Glanz der Heiligkeit zu füllen. Ich ward ein frommer Schwärmer. Die Einsamkeit und die stille Pracht des Klosters, in welchem ich lebte, das Lesen der Kirchengeschichte, der christlichen Verfolgungen, der Leiden unserer Heiligen und Märtirer begeisterten mich. Ich sah die Welt für eine große Kirche an, in welcher Gott selbst der Hoheprieſter sei. Die Liebe vollendete meine fromme Thorheit. Ich ward mit einem jungen Frauenzimmer bekannt, dessen Schönheit mich entzückte, dessen schüchterne Freundschaft für mich ein Paradies um meine Einsamkeit zog. Ich brachte die Liebe und mein verwundetes Herz zum Opfer dar. So

wähnt' ich den ersten Schritt zur Brüderschaft mit allen Heiligen gethan zu haben. Indem ich den Himmel mich anlächeln sah, schmeichelten die Thränen eines unglücklich liebenden Mädchens meine Eitelkeit. Wie groß, wie geläutert von dem groben Stoff des Irdischen, wie heilig erschien ich mir selbst! Ich wollte jetzt in einen Mönchsorden treten. Aber meine Aeltern hielten mich zurück. Ich wurde Weltpriester, und empfing bald eine schöne Pfründe durch den Einfluß meiner Verwandten.

„Kaum lebt' ich auſſer den hohen Ringmauern des Klosters, so verdunstete der Rausch meiner Frömmigkeit. Ich fand das Getümmel einer großen Seestadt reizender, als das schwermüthige Einerlei inner den geweihten Mauern. Mein Ehrgeiz blieb aber derselbe; er vertauschte nur das Ziel. Es war bald in mir beschlossen, einer der ersten Gelehrten und Schriftsteller unsers und aller Jahrhunderte zu werden. Mein Tummelplatz sollten die weitläufigen Gefilde der Theologie und Philosophie sein. Mein erstes Werk sollte die unzerbrechliche Aegide der geoffenbarten Religion gegen alle Anfälle des Zweifels und des Spottes werden.

„Ich las, und dacht' und schrieb, und ehe ich's selbst gewahr wurde, stand ich mit den Waffen gegen das Heiligthum gekehrt, welches ich mit ihnen zu vertheidigen gewagt hatte. Die eingeschlichenen Mißbräuche der Kirche machten mir die Kirche, und die Kirche endlich die Religion verdächtig. — So war ich ein verlorner Sohn derselben. Ich wollte endlich zu meiner eigenen Beruhigung ein neues Gebäude aufführen aus den Trümmern des zusammengestürzten. Vergebliches Bemühen! Diese Trümmer, was waren sie? Graue Vorurtheile aus den Kindertagen des menschlichen Geschlechts; zerissene Täuschungen, eingesunkene Hoffnungen. Meine Ruhe, mein Glück war dahin. Ich beklagte den Frieden einer harmlosen Jugend, wühlte umsonst in dem Schutte meiner Träume, verfluchte umsonst mein vermessenes Beginnen, in die Geheimnisse der Geisterwelt zu dringen. Da lag ich elend und zerschmettert, wie die Giganten unter ihren Felsen, die, unzufrieden mit der Erde, sich Bahnen in das Reich der Götter eröffnen wollten.

„Nach Licht hatt' ich gestrebt, und fand mich nun in unendlicher Finsterniß. Ich wollte Gott näher schauen, und er war aus dem chaotischen Weltall verschwunden. Wo ehemals ich mit süßem Schauer seine Gegenwart ahnete, sah ich todte Reste der sich selbst verzehrenden Natur. Ich wollte den Schleier von der Ewigkeit ziehen, und starrte in ein unermeßliches Grab, worin das Schweigen der Vernichtung lag, und Alles umdunkelnde Vergessenheit.

„Um mich von meiner verzweiflungsvollen Weisheit zu retten, ward kein Versuch gespart. Ich suchte Wahrheit. Nur Wahrheit, volle Ueberzeugung, unumstößliches Wissen konnte mich beruhigen, nicht Wahrscheinlichkeit, nicht schwankendes Meinen und bestechliches Glauben. Ich durchlief den Kreis meiner Erfahrungen, meiner traurigen Untersuchungen; hoffte immer endlich einen Irrthum zu entdecken, der meine trostlose Weisheit stürzen, und mich in die liebliche alte Welt zurückleiten sollte. Vergebens! Meine schreckliche Gewißheit stieg, daß ich ewig im Dunkeln bleiben müsse.

„Was ist die Welt? fragt' ich, und stand schon wieder an der engen Grenze menschlichen Wissens. Ich sehe Farben, Formen und Veränderungen; ich empfinde Töne, ich fühle Härte und Weiche der Dinge, die ich Körper heiße, und damit kenne ich die Dinge nicht, sonnur ihre Aussenseite, ihre Wirkung auf meine Haut, auf meine Nerven. Ich sehe Masken, aber nicht die Schauspieler dahinter; ich sehe Erscheinungen, aber nicht ihren Quell. Ist diese Aussenseite der Dinge ihnen eigenthümlich? Oder ist sie eine Folge des unbegreiflichen Baues meiner Sinne? Ich weiß es wieder nicht. Denn die leiseste Aenderung in meinen Sinnwerkzeugen ändert die Welt; ein Sinn mehr, und es entspringt vor mir eine neue Welt.

„Und diese meine Sinne, was sind sie? Wie kann ich durch diese Häute, Röhren, Fasern und Säfte zur Vorstellung dessen kommen, was auſſer mir schwebt? Wie können sie das Sinnliche in Geistiges, das Körperliche in Vorstellung verwandeln? Ist die Harmonie, welche draussen mich im Weltall anspricht, Eigenthum dessen, was hinter den Erscheinungen spielt, die ich Körper nenne, und nach ihren Eindrücken auf meine Nerven unterscheide, oder ist sie Wirkung jener Röhren, Fasern und Säfte? Oder Wirkung der Organisation meines Vorstellungsvermögens, welches ich bald Geist, bald Seele heiße?

„Was ist meine Seele? — Es geht mir mit mir selbst, wie mit den Erscheinungen der Sinnenwelt. Ich erkenne mein eigenes Dasein nur in den Handlungen aller Art. Was ich nun selbst bin, das dieses Alles hervorbringen kann, ergründ' ich wieder nicht. Mein Geist ist ein unsichtbarer Quell; ich sehe Ströme meiner Thaten fliessen, ohne zu wissen, woher. Ich bin der Wilde, ohne Spiegel, welcher die Gestalten aller seiner Freunde kennt, nur nicht seine eigene, die er nie gesehen.

„Welch eine Verwirrung! Ich bin, ohne zu wissen wer; in Verknüpfung mit Dingen, die ich nicht kenne. — Und warum bin ich so? Warum nicht anders? Wie kam ich als Theil zu diesem Weltall? Gab es eine Zeit, da ich nichts war? Wer zog mich ans Bewußtsein? Was soll ich auf diesem räthselhaften Schauplatz?

„Fragen und ewige Fragen, denen keine Antwort hallt. Ich ergründe meine Bestimmung nicht; nicht, ob ich als eigener Zweck hieher gestellt wurde, oder als Mittel für fremde, dunkle Absichten. Ich bin eingezwängt in die Fugen

des Universums, und muß nun da sein, und weiß nicht einmal, ob ich mich aus demselben losreissen kann mit eigener Macht. Ich kann das Werkzeug zerstören, diesen Körper, durch welchen ich handle und Erscheinungen zeuge; habe aber keine Gewißheit, ob ich damit das Unbekannte zerstört habe, welches die Handlungen wirkte. Ich kann das Holz verbrennen, aber was hab' ich vernichtet? Gewiß nicht den Urstoff, das Wesen, das jene Aussenseite zeugte, die ich Holz genannt habe, sondern nur die Form, die Farbe, den Zusammenhang: und ich nenne nun die Erscheinung, nach veränderter Form und Farbe, Asche. — Das erste Wesen bleibt; ich hab' es nicht vernichtet, sonst würde es nicht andere Erscheinungen hervorbringen können.

„So steh' ich da, ungewiß, ob ich mich losreissen kann aus dem Universum, ob ich fortdauern müsse. Fortdauern? und wozu? — War ich mit dem Weltall von Ewigkeit her, warum weiß ichs nicht? Und wenn ich fortdaure, werd' ichs wieder wissen, daß ich da sei? Ich taumle durch unerleuchtbare Finsternisse, und schlage überall an die ehernen Schranken der menschlichen Einsicht. Welch ein Land liegt hinter diesen Schranken?

„Daß die Welt so erscheint, wie ich sie wahrnehme, ist also nicht, weil sie an sich so ist, sondern weil meine Sinne so eingerichtet sind, daß ich sie dergestalt mir vorstellen muß. — Muß? Wie anders? Ich folge in meinen Vorstellungen Gesetzen, die ich mir nicht selbst gab. Ich kann mich nicht über dieselben hinausschwingen. Ich kann die Ordnung nicht zerbrechen, in der ich alle Empfindungen und Vorstellungen geniesse. So denk' ich mir Alles aufeinander folgend, oder in der Zeit. Die Zeit ist nichts ausser mir. Ich rieche, fühle, schmecke, höre und sehe sie nicht. Zeit ist etwas in mir; und doch nicht eine bloße Vorstellung, denn diese könnt' ändern, sondern ein Theil meiner Organisation, ein Gesetz, eine Form, in der ich zwangsweise alle meine Vorstellungen reihen muß. Herrscht, wie im Gewühl meiner Gedanken und Empfindungen, auch im dunkeln Universum draussen eine Zeit? Ein Aufeinanderfolgen? Ist dort eine Vergangenheit und eine Zukunft, oder bilden sich diese beide allein in meinem Gemüth? Ist ein Beginnen und Aufhören im Weltall, oder nur in der Welt meiner Vorstellungen?

„Und woher diese Welt meiner Vorstellungen? Wer baute dies seltsam in einander greifende Werk, welches, ohne zu wissen, wie und was und warum es ist, nur erkennt, daß es läuft und treibt und wirkt? — Wer war sein Urheber? — Wie? muß es denn geschaffen sein? Wer ist denn des Schöpfers Schöpfer? Ist es nothwendig, daß alle Dinge einen Anfang nehmen? — Was war vor dem Anfang des Universums? — Sind Anfang, Schöpfung, Ursache nicht abermals Vorstellungen, die ich aus den Erscheinungen der armen Sinnenwelt sammelte, oder Folgen der eigenthümlichen Organisation meines Gemüths? Kann es bei den Dingen an sich nicht eine ganz andere Bewandtniß haben, als in dem engen Vorstellungskreise meines Ichs? Warum trag' ich die Idee von einem Gott? Weil ich mir nicht erklären kann das Räthsel der Welt ohne diesen Schlüssel. Aber dieser Schlüssel wird wieder zum Räthsel — wie soll ich dies lösen, ohne einen zweiten Gott? Und was hab' ich dann? Wo hör' ich dann auf? — Da stoß' ich wiederum an den Grenzstein meiner Vernunft — ich kann den Zauberkreis nicht überspringen, in welchem ich gebannt stehe. — —

„So ihr Lieben, schwindelt' ich von Zweifeln zu Zweifeln. Ich verlor mich in einer Wüstenei. Ich sah eine Welt voll vergötterter Betrüger und Betrogener; die gesammte Menschheit in Täuschungen über sich selbst. Die Thaten der Könige und ihrer Helden glichen fürchterlichen Rasereien; die Werke der Philosophen und Gottesgelehrten kindischen Fabeleien. Ich sah Millionen Kniee sich beugen vor Altären für ein unbekanntes Wesen, dessen Dasein die Vernunft nicht einmal gewährleistet. Ich sah Millionen Herzen brechen im Tode unter der Hoffnung, der Hauch der Allmacht werde für schönere Welten wieder ihren verwehten Staub sammeln und erwärmen.

„Und doch alle diese, die in ihrem Irrthum lächelten und starben, sie waren glücklich! Wie gern gäb' ich alle meine Weisheit hin, rief ich oft, für eure Träume! Einst blühte auch mir die Natur in ihrer Herrlichkeit; und ihre Schönheit war beseelt, und ein holder Geist sprach mich aus ihren Wundern an. Nicht umsonst spannte sich das durchsichtige Gewölbe über mir, und flossen in ihm die strahlenden Gestirne. Jeder Stern, mir damals eine schönere Welt, leuchtete voll geheimer Bedeutung hernieder in die Thränen der Erdbewohner; und eine Ahnung des Ewigen und Ewigvergeltenden wehte durch das Firmament und über die schauernde Erde hin und an die glühenden Herzen. Und wenn der Frühlingsmorgen den Himmel anzündete und die Gebirge färbte, und die schlafenden Thäler weckte mit Lerchenschlägen — wenn der Gesang erwachter Kreaturen hinaufscholl zur Höhe; meine Kniee in der Freude niedersanken, und ich beten wollte im Staube, hundert Blumen dann um mein Haupt zusammenfielen, und mit dem Thau der Rose meine Thränen sich mischten, — ach! dann rief's aus der Tiefe und aus der Höhe: Gott ist die ewige Liebe! — Damals streut ich noch Blüthen auf die Gräber, und nannt' ich den Sarg nur die Wiege des zweiten Lebens. Und die erste Thräne des Schmerzes, welche auf den geliebten Todten fiel, war zugleich die erste Thräne der Liebe und Sehnsucht, bald ihm wieder vereint zu sein, da wo kein Seufzer mehr die müde Brust bewegt, und Seligkeit ist ohne Aufhören.

„Und sehet, meine Lieben," fuhr Dillon fort,

„ich war sehr unglücklich. Aber ich suchte mich zu erheben, und ein Schicksal männliches Muthes zu ertragen, welches ich glaubte nicht ändern zu können. Ohne zu wissen, ob ein Gott herrsche, und Unsterblichkeit mein Loos sei, ehrte ich die Gesetze der Tugend, und fühlte in ihrer Erfüllung zuweilen einigen Trost. In dieser Gemüthsstimmung war es, daß ich mich zu Toulon befand; und hier war es, wo ich den Mann kennen lernte, der mir den verlornen Frieden zurückgab.“

3.

„Eines Tages“, so erzählte unser Abbé, „empfing ich den Auftrag, mich in das Spital des Bagno zu begeben, um dort einen alten Galeeren-Sklaven zum Tode zu bereiten. Die Aerzte hatten die Hoffnung aufgegeben, ihn zu retten, zugleich auch die beim Spital angestellten Geistlichen. Diese fanden in dem grauen Sünder einen Ketzer, welcher sich durchaus nicht bekehren lassen wollte. Man hielt mich damals für einen Gelehrten. Der Kapitän der Galeere, Herr Delaubin, schien den Sklaven zu schätzen, und da er mich persönlich kannte, drang er ebenfalls in mich, für das Seelenheil des verstockten Sünders zu sorgen. So wenig auch in mir Neigung war, einen Abtrünnigen in den Schoos der Kirche zurückzuführen, gab ich den Bitten nach. Man hatte meine Neugier rege gemacht, indem man allgemein behauptete, der Ketzer sei vollkommen vom Teufel besessen; sei ärger als Calvin, und bringe die geschicktesten Heidenbekehrer aus dem Tert.

„Ich ging. — Sonderbar genug, dacht' ich unterwegs bei mir selbst, und konnte mich des Lachens nicht erwehren: ein Freigeist soll hier den andern bekehren. Hätte der gottesfürchtige Kapitän der Galeere mich besser gekannt, er würde mich nicht so bestürmt haben. Aber so treiben wir traurige Mummerei im Leben. Keiner von allen Sterblichen, und wär es der Weiseste und Tugendhafteste, hat Muth genug, in der Welt ohne Maske einherzugehen.

„Man führte mich in das Zimmer des kranken Galeeren-Sklaven. Da saß er, in einen alten Mantel gewickelt, mit dem Gesicht gegen das offene Fenster gekehrt, im vollen Sonnenschein, als wollte er sich in ihm erwärmen, und zugleich der heitern Aussicht ins Freie geniessen. Er drehte den Kopf nach mir um. Ich vergesse dieses blasse Heiligen-Gesicht, so lange ich leben werde, nicht. Hier war nicht der düstere, stiere Blick des gewöhnlichen Verbrechers, oder die schamlose Frechheit des verhärteten Lasters, und die dumpfe Reue und Niedergeschlagenheit der gezüchtigten, aber nicht gebesserten Bosheit; nein, es war die stille Unbefangenheit einer reinen Seele, die Güte der Unschuld, welche aus den großen schönen Augen sprach. Das Antlitz des Unglücklichen, angegriffen von der Rauhheit aller Witterungen, und gebleicht von der Krankheit, hatte, so sehr es auch das Antlitz eines Leidenden war, dennoch etwas Edles und Einnehmendes in allen Zügen. Im Nacken des kahlgeschornen Hauptes erblickte man noch einige dünne, graue Haare, welche dem Kopfe, auch dem Kopfe des Verbrechers, ein ehrwürdiges Aussehen gaben. Genug, ich war bei diesem Anblick sonderbar betroffen. So hatte ich den Mann gar nicht erwartet.

„Ich näherte mich ihm. — „Verzeihen Sie,“ sprach er, „ich kann Ihnen meine Ehrerbietung nicht bezeugen. Sie sehen meine Füße da auf dem Strohkissen hingestreckt. Sie sind schon bis zum Knie angeschwollen.“ — Ich trat vor ihn hin, und fragte nach seinem Namen. Er nannte sich Alamontade, gab mir seinen Geburtsort an, und zugleich, daß er, in der Blüthe seiner Jahre zu den Galeeren verdammt, die Strafe bis auf ein halbes Jahr überstanden habe. Er war nun fast seit neunundzwanzig Jahren Galeeren-Sklave gewesen.

„„Wohl dir,“ sagt' ich zu ihm, „so wirst du bald erlöset sein — du wirst deine Heimath wiedersehen, und den Rest deiner Tage als ein redlicher Mann leben können.“

„„Ich werde meine Heimath nicht wiedersehen!“ sagte er mit einer bebenden Stimme: „Ich habe keine Heimath in der Welt — man hat sie mir geraubt. Ich sehne mich ins stille Land der Gräber. Ich weiß es ja, der Tod ist freundlicher mit mir, als das Leben. Er wird so lange nicht mehr zögern, als er nun schon gezögert hat.“

„So ungefähr redete der Sklave. Ich gestehe, daß die sanfte Würde, daß die Wahl der Ausdrücke, daß das Bedeutungsvolle in seiner Stimme, mich eben so sehr rührten, als verlegen machten. Alles überzeugte mich, daß dieser aus der bürgerlichen Welt Verstoßene keiner von den Gewöhnlichen seines Gelichters sei, daß er wenigstens ehemals einer guten Erziehung genossen, und die Spuren derselben auch mitten in der verworfenen Gesellschaft, worin er fast die Hälfte seines Lebens zugebracht hatte, treu bewahrt haben müsse.

„„Glaubst du also,“ nahm ich wieder das Wort, „glaubst du also, Alamontade, daß du deine Freisprechung nicht erleben werdest?“

„„Ich hoff' es wenigstens,“ gab er zur Antwort, „daß der Tod mich eher von der Bürde meiner Tage, als das Gesetz von den Fesseln, erlösen werde.“

„„Und du kannst wirklich mit so großer Ruhe an den Tod denken? Hast du deine Strafzeit auch also angewandt, daß du hoffen darfst, vollkommen mit dem Richter der Todten und Lebendigen ausgesöhnt zu sein? Sieh, Alamontade, der Herr Kapitän Delaubin hat viele Gnade für dich. Er glaubt selbst, du werdest nur noch wenige Tage zählen — — — ich komme wirklich, bewogen durch sein Verlangen, zu dir, um — —“

„Alamontade unterbrach mich. „Die Gnade unsers Herrn Kapitäns rührt mich tief; auch Ihre

Menschenliebe, mein Herr, ehr' ich. Aber ich bitte Sie demüthigst, meinen Herrn zu ersuchen, keinen Geistlichen weiter zu senden, sondern meinen letzten Stunden den Trost der Einsamkeit zu lassen. Soll und muß ich denn auch dieses Trostes entbehren? — Kann es zu Ihrer Beruhigung gereichen, so erklär' ich nochmals, daß ich schon seit dreiundzwanzig fürchterlichen Jahren auf die schöne Minute meines Sterbens vorbereitet bin; daß ich ohne Kummer sterbe; daß ich vor dem Todtenrichter nicht bebe. Kann aber meine Bitte nicht gewährt werden, so fleh' ich, abzuwarten mein Stündlein, wo mir dann Nachtmahl und letzte Oelung gereicht werden mögen."

„Er sagte dies mit so herzlichbittender Stimme, daß ich ohne anders mein Wort gab, mich für ihn zu verwenden. Unter andern ließ ich dabei den Gedanken ganz unwillkührlich fallen: es sei eine Pflicht, das Begehren der Sterbenden zu ehren; und wenn er ein Gotteslängner wäre, solle man ihn nicht wider seinen Willen in den Himmel bringen.

„„Sie sind ein Geistlicher?" sagte er: „Ihre Milde thut mir wohl, mehr denn alle Ermahnung Ihrer Vorgänger. Sie geben mir Ruhe, und machen mich zum Herrn meiner kostbarsten Stunden, der letzten. Einem Mann, wie Ihnen, voller Duldung und Erbarmen und Einsicht, kann auch die Dankbarkeit eines Sklaven nicht unangenehm sein."

„Ich gab ihm zu verstehen, daß ich zu seiner Beruhigung mehr thun zu können wünsche; und daß es keines Dankes werth sei, ihn nicht mit theologischen Betrachtungen behelligen zu wollen, wenn sie seiner Neigung zuwider seien. Ich warf diese Gedanken hin, um den sonderbaren Menschen weiter zu erforschen. — Er sah mich mit dem Ausdruck des Erstaunens an, und rief nach einer Pause: „Mein Herr, Sie sind ein ausserordentlicher Mann!"

„„Ausserordentlich?" sagt' ich: „Ich finde nichts Ausserordentliches in Erfüllung der ersten Pflichten jedes Menschen."

„„Eben darin liegt das Ausserordentlich!" rief er.

„Ich verlangte von ihm, sich näher zu erklären. Er schien Anstand zu nehmen, und fragte mit Schüchternheit, ob ich nicht zürnen würde, wenn er frei ausrede? Ich versicherte ihn, daß es mir sehr lieb sein werde. Darauf sprach er: „Mein Herr, wenn der gewöhnliche Mensch seine Pflichten thut, verdient er wahrlich des Lobes nicht. Aber der Mensch, den Stand und Würde über seine Mitbrüder erheben, und sein Herz verhärten, und sein Urtheil lähmen, verdient Bewunderung, wenn er unbefangen und der menschlichen Natur getreu bleibt. Darum soll man an gebornen Königen jede Tugend, an Soldaten das Zartgefühl für Leidende, an Advokaten die Gerechtigkeit, an Priestern die Ehrfurcht vor fremder Meinung rühmen."

„Einem alten Galeerensklaven glaubt' ich dies Urtheil nicht anrechnen zu müssen. Aber doch wurde der Mensch mir durch dies und Alles, was er sprach, bedeutender. Ich drang weiter in ihn. Ich war glücklich genug, sein Vertrauen zu erwecken. Ich erfuhr, daß er in seiner Jugend den Wissenschaften obgelegen, und von ihnen hinweg zur Ruderbank geführt sei. Er hatte sein Verbrechen, welches es auch immer sein möge, hart genug gebüßt. Aber, so sehr auch Neugier mich brannte, glaubt' ich doch des Unglücklichen schonen zu müssen mit der Erinnerung seiner Vergehungen, in den letzten Augenblicken eines trauervollen Daseins.

„Meine Unterhaltung schien ihm angenehm gewesen zu sein. Er bat demuthvoll um Wiederholung der Besuche. „Ich bin dieser Gnade nicht würdig," sagte er, „aber Ihr gütiges Herz schlägt für den Elenden. Auch der Sklav ist noch ein Mensch und Ihr Verwandter. Ich bin ein Entehrter, und ohne Eigenthum. Als mir noch mein rechter Arm nicht abgeschossen war, konnt' ich auch zuweilen schreiben. Man hat mir die Blätter gelassen, auf welche ich meine Klagen unter tausend Thränen gezeichnet. — Diese Blätter will ich Ihnen, als Vermächtniß, einst hinterlassen. Vielleicht werden sie Ihnen lieb."

„Ich erfüllte sein Verlangen. Ich besuchte ihn täglich. Unser Gespräch wandte sich bald zu den erhabensten Gegenständen der Menschheit. — O! ihr Lieben, dieser Verachtete erhob sich bald vor mir in die Reihe der ehrwürdigsten Sterblichen. Er, den ich von seinen Irrthümern bekehren sollte, er bekehrte mich. Seine Weisheit wurde in den Nächten des Lebens mein Leitstern. Seine Tugend heiligte mich wieder. Ich verließ niemals den göttlichen Sklaven, ohne gebessert zu sein; und in der Stille meines Zimmers zeichnete ich die Gespräche auf, die wir gepflogen hatten. — Kommet, ich theile euch Alamontade's Unterhaltungen mit. So ehr' ich sein Andenken am schönsten. Was ihr bis jetzt von mir vernommen, betrachtet als Einleitung zu Allem. Euer Seelenzustand ist derjenige, welchen ich in mir zu dem sterbenden Sklaven brachte. Was er damals zu mir sprach, nehmet, als sei es zu euch gesprochen." —

Mit diesen Worten erhob sich der Abbé Dillon. Wir gingen schweigend am Ufer des Sees hin. Die Sonne sank unter, und Schatten schlichen über die Welt. Roderich und ich waren düster. Dillon hatte das dünne Rohr zerbrochen, auf welches sich unser Geist bisher noch gelehnt, um nich zu vergehen in der Qual ängstlicher Zweifel. Wir schwankten stützenlos, und hingen uns fest an Dillons erhabenen, festen Sinn, wie schwache Kinder an ihren Vater.

Als wir auf des Abbé Zimmer kamen, und die Kerzen angezündet waren, zog er unter seinen Papieren ein Heft hervor. Wir setzten uns, und Dillon las.

6.

Ob ich gleich den Sklaven nicht mit Nachforschungen über theologische Dinge behelligen wollte, weil ich fürchtete, ihn zu kränken, leitete er doch selbst die Rede dahin. Er sprach mit Wärme über Religion.

„Wie," sagte ich, „du hast doch also eine Religion, Alamontade?" — Glauben Sie, antwortete er, daß ein Mensch ohne Religion sei? Nur die Kindheit und der Wahnsinn mögen ohne solche sein.

„Und welche ist die deinige? Denn man hält dich für einen Gotteslängner.

Ich bin ein Verstoßener aus der Gesellschaft meiner Mitbrüder, antwortete Alamontade: darum macht es keinem ein schweres Gewissen, alles Böse von mir zu glauben und zu sagen. Ich habe Verzicht gethan auf die Freundschaft meiner Brüder, darum wag' ich's nicht mehr, den Mund zu öffnen, meine Rechtfertigung auszusprechen. Ich gehöre Niemandem an. Hätt' ich eine Freude, wer mögte sie auch theilen mit mir? — Und meine Leiden hab' ich muthig allein getragen.

Er versank in ein wehmüthiges Schweigen. Dann erhob sich sein Blick wieder zu mir, und er sprach: Sie fragen nach meiner Religion? Wie soll ich sie Ihnen beschreiben? Es ist die, welche der Schöpfer selber in meinem Innersten offenbarte. Die Vorurtheile des großen Haufens, die Sittenlosigkeit der Priester und Mönche, die Widersprüche des kirchlichen Lehrbegriffs mit den unerschütterlichen Wahrheiten der Natur erweckten in frühern Zeiten mein Nachdenken. Und dieses leitete mich aus dem Schoos der Kirche in den Arm Gottes.

„Und du fandest dich unter allen Schicksalen bei deiner Religion beruhigt?"

Ach! mein Herr, beruhigt? Ja wohl, aber darum litt ich nicht minder. Wie ein freundlicher Talisman erhält uns die Religion über den Wellen im Schiffbruch des Lebens, damit wir nicht untergehen. Aber so umhergeworfen in den Wogen des Elends, mein Herr, kann man doch nicht lächeln, und stände uns der Himmel offen, wie dem heiligen Stephanus.

„Ich wünsche dir Glück, daß dein Glaube dir wenigstens so viel geholfen. Weit entfernt, wie es eigentlich mein Auftrag ist, deine religiösen Ueberzeugungen anzutasten, wünsch' ich sie kennen zu lernen, um sie jedem Unglücklichen einzuflößen, wenn es möglich wäre."

Meine Religion, mein Herr, kunt ein Jeder. Sie finden sie in allen Weltgegenden wieder. Alle Völker haben sie; nur mit mancherlei Schmuck und Zusatz, dessen sie für mich nicht bedarf. Mir ist's leichter, als Allen, sie zu haben. Ich bin ein Elender, der keinem Volke mehr angehört, aber doch der Menschheit. Darum hab' ich nicht mehr die Religion eines Volkes, sondern die Religion der Menschheit, und Niemand verfolgt mich darum. Auch haben sich die Nationen nie gestritten um die Religion, sondern um deren Schmuck und menschlichen Zusatz. — Aber sei's doch; wohl denen, die da für ihren Glauben siegten; wohl denen, die für ihn starben. Beide waren in ihm selig.

„Wenn du aber deinen Glauben für den wahren hältst, und nicht mehr zweifelst; wenn du also überzeugt bist, daß die Religion Anderer Wahn und Irrthum sei, wie magst du sie doch selig preisen?"

Weil sie es waren. Ach! wär' ich ein Mensch, wie andere, und wie ich's einst war, und hätte der Welt Vertrauen und Liebe gewonnen — dennoch hätte ich mich der Sünde gefürchtet, fremden Glauben anzutasten. Die Bewohner der Erde leben in ewiger Unmündigkeit. Sie sind Kinder allesammt, und bedürfen des Gängelbandes und des Vormundes. Ihre Vernunft liegt allezeit in der weichen Wiege der Phantasie; und die Empfindungen stehen umher, sie zu wiegen. Zwar schwebt vor ihnen die gewaltige Natur und zeugt mit lauter Stimme: Es ist ein Gott! Zwar wohnt im Innern ihres Herzens ein heiliger Bürge für die Ewigkeit — doch ist ihr Vertrauen zu sich selbst zu blöde. Sie zittern vor Selbsttäuschung. Sie glauben dem Fremden mehr, als dem Heimischen. Sie bedürfen der Offenbarung. Wohlan denn! Jedes Volk hat seinen Gottgesandten und Propheten; und jedes Kind glaubt seinem Vater mehr, als sich selbst. — Nur wenige Einzelne erheben sich selbst. — Nur wenige Einzelne erheben sich aus der Masse der Millionen; sie verstehen das Zeugniß der Natur und den Bürgen in ihrer Brust, und das Licht ihres Geistes, als Leitstern der Menschheit. Dies sind die Mündigen, die Gottgesandten.

„Kann aber," sagte ich, „kann dereinst nicht eine Zeit erscheinen, wo das Menschengeschlecht aus dem Stande der Unmündigkeit hervortritt?"

Ich zweifle daran, antwortete Alamontade. Bei dieser Welteinrichtung, wo wir unser Brod geniessen sollen im Schweiße unsers Angesichts, verfliegt der schönste Theil des Lebens überall am Pfluge, am Webestuhl, in der Scheune und am Schiffsruder, im Dienst irdischer Bedürfnisse. Nur wenigen ward gegönnt, ihre Tage den Wissenschaften zu weihen. Es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo endlich das Volk die Erfahrungen der Weltweisheit und Naturkunde, die [illegible] mühsamer Untersuchungen aus allen Feldern der menschlichen Erkenntniß, als Eigenthum besitzt; es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo selbst die Religion in ihrer stillen Einfalt, und entbürdet sinnlichen Gepränges, Religion des Volkes ist — aber nie wird das Volk selbst untersuchen und prüfen können. Es wird die großen einfachen Grundsätze und Lehren nicht aus ersten Quellen unmittelbar schöpfen, sondern sie im Vertrauen auf des Lehrers Weisheit empfahen. — Und so wie dann, so steht es jetzt. Das Volk hängt mit Glauben an dem, der ihm ein Geweiheter

höherer Erkenntniß ist; mit dem Glauben, welchen das Kind zu seinen Aeltern, der Kranke zu seinem Arzt bringt. Graue Vorurtheile werden untergehen, aber neue emporsteigen und die Welt beherrschen. Die Menschen werden kunstvoller, gebildeter, menschlicher werden. Sie werden einst schaudern vor den Zeiten der Barbarei, in welchen wir heut leben — und dennoch aus dem Stande der Unmündigkeit nie ganz hervorschreiten können.

„Ich zweifle," sprach ich, „ob die Menschheit, indem sie sich ausbildet, und eines höhern Grades der Einsicht, des Zartgefühls sich freut, zugleich des Elendes weniger sehen sollte."

Warum nicht? O wahrlich, mein Herr, unter einem veredelten Volke würde ich nie die schönste Hälfte meiner Tage im Kerker und in Fesseln verschmachtet haben. Können Sie nicht glauben, daß mit der Gesittung der Völker die öffentliche Glückseligkeit steigt, und das Elend sinkt — so vergleichen Sie einen Augenblick lang die gebildeten Nationen unserer Zeit mit den rohen Horden, die nur auf der ersten Stufe der Kultur stehen; theilen Sie einen Augenblick mit diesen die Angst des Aberglaubens, die Ungezähmtheit brünstiger Leidenschaften, die Unmenschlichkeit ihrer Kriege, die Grausamkeit ihrer unbeholfenen Rechtspflege, die bittern Früchte der Unwissenheit in jeglichem Theil des Lebens — — vergleichen Sie den wohlhabenden Europäer unsers Jahrhunderts mit dem wohlhabenden Mann des wilden Mittelalters unserer Zeitrechnung! — Die Entwickelung der mannigfaltigen Anlagen menschlicher Natur vergrößert den Genuß des Lebens, und die Freuden des Lebens; die Zerstörung schädlicher Vorurtheile, die fortdauernden Eroberungen im Gebiet der Wissenschaft vermindern die Zahl der Uebel, und geben der Seele allmälig eine Größe und Kraft, mit welcher sie sich selbst über die unabänderlichen Uebel emporhebt.

Lassen Sie sich, fuhr Alamontade fort, nicht irre machen durch den Eigensinn der Dichter und die Launen der Philosophen, welche in der Bildung der Völker nur einen Zuwachs des Uebels erblicken, und, da in der wirklichen Welt [illegible] ihren Idealen allgemeiner Glückseligkeit [illegible]ht, diese in die Tage der Vorwelt, oder [illegible]fern Nachwelt verpflanzen, — Tage, die [illegible]mand erlebt hat und niemand erleben wird. Denn es gehört zu den Schwächen des Menschen, immer von Wünschen umringt zu sein, es gehört zu den alltäglichen Täuschungen, die Stunden der Vergangenheit und der Zukunft reizender zu finden, als die Gegenwart. Gegenwart ist nur ein flüchtiger Punkt in der Zeit; er ist verflogen, indem wir ihn dachten, und ein anderer schwebt vorüber, eh' wir ihn erwarteten. Unsere Empfindungen sind in diesen Atomen der Zeit zertheilt. Erst in der Uebersicht einer ganzen Reihe derselben erblicken wir ihren Werth. Daher sind weder die Freude noch die Gefahr so schön oder so schrecklich in den Augenblicken der Gegenwart, als während wir ihrer Ankunft entgegensehen; und beide gewinnen abermals frischere Farben, sobald sie zur Vergangenheit schweben. — Wir preisen die Seligkeit des kindlichen Lebens; aber wenn ein Gott uns die Wahl ganz frei gäbe, wer würde dahin sich zurückstellen lassen? Und Dichter und Philosophen, welche die Gesittung der Nationen anklagen, — bauet ihnen doch Hütten unter den Irokesen oder Finnländern, unter den irrenden Tartaren oder den Algierern und Marokkanern — und erwartet, ob sie ihr Loos rühmen? —

So redete Alamontade. Ich hörte ihn mit Vergnügen an; meine Einwürfe galten nur, ihm neue Gedanken zu entlocken.

7.

Als ich eines Nachmittags zu Alamontade kam, fand ich ihn im Bette. Eine ungewöhnliche Heiterkeit überstrahlte sein Antlitz; er lächelte mich an; nie hatte ich ihn lächelnd gesehen.

„Du scheinst dich heute wohl zu befinden?" sagte ich zu ihm. — O sehr wohl! Schon erstreckt sich die Geschwulst meiner Füße gegen die Hüften; und der Arzt schüttelte sein Haupt bedenklich. Er mag also doch länger nicht dem Feind widerstehen, welchen er Tod nennt, und ich Leben heiße. —

„Stirbst du denn so gern, Alamontade?"

Er sah mich bei dieser Frage mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit an; in seinen Blicken spiegelte sich das verschlossene Feuer seines Herzens. — Wie? sprach er: Wenn der freundliche Augenblick erscheint, welcher mir von den müden Beinen die schweren Eisenketten nimmt, und mich aus der dumpfen Kerkerkammer führt, und aus der traurigen Fremde in die geliebte Heimath zurück, soll ich da zittern? Wer liebt auf Erden noch den vergessenen Alamontade? Kein Auge wird sich mitleidig über seinem Leichnam in Thränen auflösen. Ich hinterlasse nichts Geliebtes, welches mir die Rückkehr zum väterlichen Hause erschweren könnte. —

„Und dein väterliches Haus? Wo ist das, Alamontade?"

Es ist da, wo ich wieder bei den Meinigen sein werde; wo ich wieder, in der großen Familie des Allvaters, als Kind auftrete, nicht als Stiefkind, und allen gleichgeschaffenen Wesen gleich gelte. Der Erdball gehört auch zum Gebiete des Ewigen; aber hier ward ich hinausgeschleudert ins Elend, und keiner kannte mich, keine Seele grüßte mich als Bruderseele. —

„Weißt du es denn, Alamontade, weißt du es gewiß, daß nach der Todesstunde noch Stunden des Lebens dich erwarten? Magst du mit unerschütterter Ueberzeugung dein Auge schliessen? Du bist es gewesen, der mir selbst bekannte, daß keine geoffenbarte Religion dich erquicke. Wie magst du, ohne höhere Offenbarung, dein

Loos nach dem Tode wissen? — Doch ich will nicht mit Zweifeln deine innere Ruhe unterbrechen."

Wahrlich, antwortete Alamontade, diese Ruhe bricht kein Zweifel. Ich selbst stehe da, wo diejenigen standen, welche dem kindlichen Menschengeschlecht Offenbarung gaben, ohne sie empfangen zu haben. Der Mensch in seiner Vollendung bedarf keiner übernatürlichen Erscheinungen, um sich im heimathlichen Weltall heimathlich zu fühlen. Nur der Blinde muß geleitet werden durch fremde Hand; ihm bleibt die Straße dunkel, auch wenn ihm tausend Sonnen leuchten.

„Wann aber ist der Mensch in seiner Vollendung?" fragte ich.

Sobald er seine gesammten Anlagen ebenmäßig ausgebildet hat, sie recht zu würdigen und zu verwenden weiß! erwiederte Alamontade: Wer mit den Händern wandern, mit den Füßen handeln will, wird ein Thor gescholten, und mit Recht. So ist auch der ein Thor, welcher mit der Einbildungskraft die Ewigkeit umfassen will; oder wer die Gefühle zu Sittengesetzen macht; oder wer das Gewesene läugnet, was seinem Gedächtniß entronnen ist, oder an keine Zukunft glaubt, weil sie noch nicht gewesen ist; oder einen Gott bezweifelt, für dessen Dasein so viel, oder so wenig Beweise sind, als für das Dasein unsers Ichs. — Stark ist der Mensch, und groß und einem Gotte gleich in seinem Lebenskreise. Aber die falsche Richtung, die irre Anwendung seiner Kraft, macht ihn gebrechlich. Er will mit den Augen zuweilen hören, mit den Ohren sehen. Das kann er nicht. Dann weint er über das Elend des menschlichen Wesens, und klagt die Welt und ihren Urheber an; ihm mangelt überall Wahrheit, und ist er doch selber daran Schuld. —

Ich fühlte mich von dieser Rede getroffen. Ich entdeckte mich dem weisen Manne ohne Hinterhalt; verrieth ihm meine Krankheit, diese fürchterliche Zweifelsucht, welche all' meinen Frieden zerstörte.

An Allem zweifeln Sie, sprach er lächelnd, also auch daran, daß Sie zweifeln? Sie finden nirgends in der Welt Gewißheit, also auch darin nicht, daß Sie es sind, der keine Gewißheit findet? —

„Nein!" rief ich: „Daß ich da bin, kann ich nicht läugnen, ohne Wahnsinn; daß ohne mich noch andere Dinge sind, ist auch gewiß. Aber was diese sind, warum ich bin? — Das weiß ich nicht."

Woher wissen Sie, daß Sie sind? Wer hat es Ihnen geoffenbart? —

„Ich empfinde, ich denke, und daraus schließ' ich, daß etwas empfindet und denkt, und dies Etwas ist mein Ich. Es wirket etwas auf mich ein, unabhängig von der Willkühr meiner Vorstellungen; ich habe demnach keinen Grund, am Vorhandensein anderer Dinge zu zweifeln. Aber die Dinge kenne ich nicht, sondern nur ihre Wirkungen auf meine Sinne. Ich ergründe nun aber wieder den Zusammenhang meiner Sinne nicht, mit der Aussenwelt. Ich finde, je länger ich die Natur studire, daß die von den Aussendingen in mir erzeugten Wirkungen mich gar nicht berechtigen sollen, auf ihre Beschaffenheit zu schliessen, sondern daß die Beschaffenheit der Wirkungen eine Folge meiner unbegreiflichen Einrichtung sei."

Ach! mein Herr, sagte Alamontade, wenn es dem Menschen nicht um höhere und schönere Geheimnisse zu thun wäre: die Kenntniß der ihn umgebenden Dinge würde ihn sehr wenig beschäftigen. Aber mit Vergnügen will ich Ihren Gedanken folgen. Das, was durch das ganze Leben meinen einsamen Stunden Unterhaltung gewährte, soll mir auch die letzten Wochen, oder Tage, oder Stunden meines Hierseins versüßen. Ich gestehe mit Ihnen, daß mir die Ursachen der Dinge, die ich Welt nenne, in geheimnißvoller Finsterniß wohnen; daß ich eigentlich nur in einer Vorstellungswelt lebe, die Alles nach den Gesetzen meines Gemüths gestaltet. Aber auch in dieser muß ich, nach eben den Gesetzen, das wirkende Etwas von der Wirkung unterscheiden. Ich sehe also das Universum in zwei Theile zerfallen; eine Welt voller Erscheinungen, oder der Wirkungen auf mich, und diese ist's, die ich allein kenne — eine andere Welt voll wirkender, an sich unbekannter Ursachen; zu diesen gehört mein Ich, oder wenn Sie wollen, meine Seele, die selbst Erscheinungen hervorbringt. So erblick' ich freilich von dem ungeheuern Uhrwerk des Universums nur die Aussenseite, nur das Zifferblatt; aber finster und räthselhaft bleibt mir das innere Getriebe, und der erhabene Künstler. —

„Du sprichst," sagte ich, „du sprichst von Ursachen und Wirkungen; aber weißt du auch, ob dem wirklich im Universum also sei? Wer bürgt dafür, daß nicht Alles anders sei, als du dir es vorzustellen gezwungen bist? Wie, wenn dein ganzes Universum nichts mehr und nichts weniger, als eine nothwendige Folge deiner Organisation wäre, so wie die Rose das nothwendige Ergebniß der innern Einrichtung des Rosenstockes ist."

Darauf — erwiederte mein Philosoph — läßt sich nur eins antworten: entweder will ich Gebrauch von meinem Erkenntnißvermögen machen, und dann muß ich in Folge seiner Gesetze denken. Oder ich will nicht nach den Vorschriften meiner Vernunft urtheilen, will dem Vernunftgemäßen auch etwas Vernunftwidriges, als gleichgeltend, an die Seite setzen: und dann hört alles Forschen auf, und der Wahnsinn nimmt dessen Platz ein. Die Sprache des letztern versteh' ich nicht, so wenig er sich selbst versteht. So lange ich also Mensch, das heißt, vernünftig bin, rede ich nach der Vernunft, und der Zweifel des Wahnsinns kann mich nicht anfechten. Ich spreche nur von der Welt, wie ich sie habe, nicht von dem, wovon mir kein Beweis, keine Spur, keine Ah-

nung zugekommen, und was nirgends für mich, als in einem Seitensprung der Phantasie ist.

Genug, ich weiß, daß ich bin, wiewohl der Wahnsinn auch sich selbst bezweifeln mögte; ich weiß, daß andere von mir unabhängige Dinge auf mich wirken. Ich bin, und bin nicht einsam. Ich theile den Genuß des Daseins mit Millionen anderer Wesen. Ich erkenne, unter diesen Millionen, mir gleichgeschaffene Wesen, und nenne sie und mich, weil sie eine freie Selbstthätigkeit haben, zu wirken, Geister. Ich erkenne sie, wie mich, nur aus ihren Erscheinungen in Worten und Handlungen. — Doch ihre Natur ist mir unbekannt. Sie gehören zu den ersten Ursachen, zu jenen Kräften, welche die Welt mit ihren Wirkungen füllen, wiewohl sie in sich selbst Geheimniß bleiben. —

„Und warum müssen sie in sich ein Geheimniß bleiben?“ fragte ich.

Auf dieses Warum antwortete er: Die Frage streift am Horizont unsers Wissens. Ich könnte wohl antworten: Gleichwie die ganze Natur um uns her lebet und wirket, und dabei keine Anschauung von ihrem eigenen Innern hat; oder gleichwie der einzelne Gedanke aus dem menschlichen Geiste hervorgeht, ohne daß der Gedanke sich in seiner eigenen Wesenheit erkennen kann, weil er nicht Quell seiner selbst, sondern ein Ausfluß oder gleichsam ein Theil unsers Ichs ist: so hat auch der Geist zwar Bewußtsein, aber ebenfalls keine Anschauung und Erkenntniß von der eigentlichen Beschaffenheit seiner Natur, weil auch er nicht unabhängiger Quell seines Vorhandenseins, sondern Theil oder Ausfluß eines höhern Wesens, ein Gedanke ist aus diesem Höhern, welchen die menschlichen Zungen Urgrund alles Seins, oder Gott heißen. Ich könnte sagen: Das unendliche All der Geister, Wesen, Kräfte, Dinge ist nur ein Einziges, ein ungetrenntes Ganzes, das zwar den Simen, oder dem menschlichen Vorstellungsvermögen theilbar vorkömmt, aber es in sich selbst nicht ist. Dies Einzige, dies All, ausser welchem nichts mehr möglich gedacht werden kann, weil es selbst Alles ist, hat, weil es Alles ist, allein im höchsten Bewußtsein die Anschauung seiner selbst. Wir andern Geister, Wesen, Kräfte und Dinge sind Gottesausflüsse, ohne Anschauung unserer innern Wesenheit, weil wir sonst das Wesen Gottes durchschauen und erkennen müßten, der unser Urwesen ist. Ich könnte Ihnen mehr sagen. Aber würden Sie mich verstehen? Auch ich habe einst mich vorwitzig oder neugierig aus dem Kreise herausschwingen wollen, welchen die Natur um meine Wirksamkeit gezeichnet hat; aber bald fühlte ich die Eitelkeit meines Bemühens. Der erste Schritt zur Weisheit und Beruhigung ist, das Unmögliche anzuerkennen; der zweite, nicht das Unmögliche zu wollen. Da es nun thöricht ist, das Unmögliche zu wollen, so muß uns das Opfer leicht werden, für immer und gänzlich mit unsern Gedanken von ihm abzulassen, und uns mit dem zu begnügen, was wir haben.

Und das, was wir haben im Reiche des Wissens, ist genug zu unserer Beruhigung. Während mein Geist in den Wundern der unendlichen Natur schwelgt, fühlt er sich selbst, als einen der edlern Theile, in ihr. Die Natur bleibt, nur die Formen, die Farben, die Zusammensetzungen der Dinge ändern; aber was hinter diesen Formen und Farben liegt, und was diese wechselnden Erscheinungen hervorbringt, hört nicht auf. Ich kann durch die Gewalt des Feuers einen Palast auflösen in unsichtbare Sonnenstäubchen; aber damit hab' ich nur ein Verhältniß der kleinen Theile zu einander aufgehoben, welches ehemals Palast hieß; die Theile selbst hab' ich nicht ausgerottet aus dem Weltall. Die wirkenden, unbekannten Kräfte, die Dinge an sich bleiben; nur andere Erscheinungen zeugen sich jetzt, das heißt, sie machen auf meine Sinne einen andern Eindruck, da sie in andern Verhältnissen mit mir stehen. —

Weiter dring' ich nicht. Theils erblick' ich überall den Grenzstein meines Wissens; theils bedarf ich zu meiner Beruhigung nicht mehr, als mir zu wissen vergönnt ist. —

„Ich gestehe dir,“ sagte ich zu Alamontade, „deine Philosophie ist sehr genügsam. Die meinige, leider, fordert mehr. Sie sucht feste, unbedingte Wahrheit, und findet sie nirgends. Sie sucht Gewißheiten über die wichtigsten Angelegenheiten der menschlichen Natur, und entdeckt nur Zweifel weit umher.“

Sie sind unglücklich, weil Sie mehr wollen, als Sie können, und Wünsche nähren, deren leidenschaftliche Stimme die sanftere Sprache der Vernunft und des Herzens überschreit. Zwei Wege aber können wir nur einschlagen. Entweder müssen wir unsere Gemüthskräfte gebrauchen, wie wir sie haben, oder wir geben uns muthwillig dem seltsamsten Wahnsinn preis. Das Letztere geschieht, wenn wir, um mich des schon gebrauchten Beispiels zu bedienen, von den Ohren fordern, daß sie Farben hören, von den Augen, daß sie Töne behorchen sollen. Es geschieht, wenn wir unsere Freiheit bezweifeln, und doch stündlich Wahlen treffen; wenn wir allen Glauben verwerfen, und doch täglich auf Vermuthungen hin handeln; wenn wir nirgends Beruhigung, als in unumstößlichen Gewißheiten sehen, und dennoch in der Welt voller Täuschungen eben durch die Täuschungen weiser werden. So ist der Philosoph (wenn ich den einen Liebhaber der Weisheit nennen darf, der sich in ewigen Widersprüchen gegen die Gesetze seines Innern gefällt) ein unglückliches Wesen. Er klagt die Natur an, und sollte doch nur einzig seine Thorheit befehden.

„Wie aber erklärst du dies,“ fragte ich ihn, „daß die Menschen immer geneigter werden, zu zweifeln, je mehr sich ihre Kenntnisse vergrößern, und ihre Begriffe läutern? Man sollte doch glau

ben, das Forschen und Lernen führe endlich einmal zur Wahrheit, und die Wahrheit zur Ruhe. Warum findet das Gegentheil Statt? Warum sind die am ruhigsten, und, wenn du willst, am glücklichsten, welche am wenigsten wissen; und warum ist die Qual unauflöslicher Zweifel der Lohn des thätigen Forschers? Sollte dies nicht Verdacht auf den Werth unsers Wissens werfen, und uns das Streben nach höherer Ausbildung unsers Selbsts verleiden, da es unsere schönsten Hoffnungen zerreißt, unsere heiligsten Ziele vernichtet, und mit trostloser Nacht das Eden verbirgt, wohin unsere Sehnsucht zielt?"

Alamontade lächelte sanft, und streckte seine Arme empor, und seine Augen glänzten von einem freudigen Strahl. „Auf meinem Eden", rief er, „liegt keine trostlose Nacht! Ich bin — und bin im unendlichen, unerforschten All; aus ihm, aus Gott verliert sich nichts. Mein Sein ist mit dem Sein des Universums eins. Es ist eine Urkraft; aus ihr bin ich; der Name ist auf aller vernünftigen Wesen Zungen; von ihr weht jedem Herzen Ahnung zu; und jeder Vernunft ist's gegeben, sie zu denken, sie zu ehren. Und das ist Gott! Und der Gedanke an Gott ist die dunkle Anschauung unsers eigenen geheimnißvollen Wesens; und die Selbstachtung des tugendhaften Geistes für sich, ist eine Verehrung des Urgrundes von Allem, was ist."

Alamontade hatte meine Frage nicht verloren. Er nahm sie nach einiger Zeit wieder auf.

Nichts scheint mir natürlicher, sagte er, als daß der Mensch tiefer in Zweifeln versinkt, je weiter er den Spuren einer aus der Ferne leuchtenden Wahrheit nacheilt. Die träge Unwissenheit nur allein glaubt alles, sie bezweifelt nichts. Wer sich ihr entreißt, entdeckt unter zehn verehrten Wahrheiten gewiß neun Irrthümer. Beschämt vom mannigfachen Selbstbetrug, wird er des Mißtrauens voll. Ihm genügt nichts mehr, als feste, unumstößliche Gewißheit; er findet sie nirgends, denn überall kann er hinzusetzen: unter andern Verhältnissen könnte es doch auch alles anders sein! — Darum rühren Aberglauben und Unglauben unmittelbar zusammen. Der Stuhl Petri zu Rom trug die ersten Atheisten der Christenheit. — Zwischen der Nacht und dem Tage ruht Dämmerung; zwischen Irrthum und Weisheit das quälende Helldunkel des Zweifels.

„Aber warum verschmachtet so Mancher in diesen Nebeln, und findet sich nicht hinaus zum Licht?" fragte ich dazwischen.

Vielleicht fehlts Manchem, sagte er, an Muth, er bleibt stehen, statt vorwärts zu schreiten in gerader Bahn; ein Anderer, der die Träume seiner Kindheit liebt, schaudert vor der ungewöhnlichen Gestalt der Wahrheit, und kehrt im Alter zurück, von wannen er kam. Ich kannte in meiner Jugend manchen bußfertigen Atheisten.

Noch Andere suchen das Licht auf falschen Wegen, das heißt, statt fortzuschreiten, drehen sie sich in ihrem Zweifelskreis herum. Sie wollen Ueberzeugung vom Dasein Gottes, und von der Unsterblichkeit der Seele. Um diese Entdeckung zu machen, fangen sie vergebliche Untersuchungen über die Natur der Dinge an, der Kräfte, von denen wir nur die Wirkung, nicht sie selbst wahrnehmen. Sie wollen erfahren, was Gott an sich, und was die Seele an sich sei, während sie ihrer Natur nach doch nur Erscheinungen von beiden erblicken können. Nach fruchtlosem Bemühen stehen sie in ihrem Helldunkel wieder auf der alten Stelle, und verzweifeln, aus dem Labyrinth zu entkommen.

Wieder Andere wählen den Weg der Aehnlichkeit der Dinge; sie erklären sich, wie unter gewissen Verhältnissen in der Körperwelt die Dinge wirken. Je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindringen, je mehr sie die Körper in ihre einfachen Bestandtheile auflösen, je einfacher finden sie das Gesetzbuch des Universums, nach welchem alles Vorhandene auf einander wirkt, sich an einander zieht, sich scheidet und mechanisch oder chemisch neue Dinge erzeugt. Daß der Mensch denkt, erkennt, und will und handelt, daß er die Umlaufsbahnen der Weltmassen berechnen, und die Gesetze der gährenden Natur ergründen kann, halten sie ebenfalls für Erfolg seiner Einrichtung, wie Frucht und Blüthe Folgen der Einrichtung der Pflanze sind. Zerstört der Pflanze Wurzel, rufen sie, und Frucht und Blüthe fallen. So des Menschen Geist! — Was haben sie uns darüber gelehrt? Sie erklärten aus unbekannten Dingen, die wir nie ergründen, das Unbekannte, so wir wissen möchten. Denn die Kräfte, welche jene Erscheinungen hervortreiben, die wir Körper heißen, bleiben Räthsel. Oder sie wollen aus Erscheinungen ein Etwas und dessen Schicksal erklären, was selbst nicht Erscheinung oder Körper ist, sondern reine, wirkende Kraft; ich meine den menschlichen Geist. Sie machen endlich den Leib zum Vater des Geistes, das für den Sinn Zusammengesetzte zum Ursprung des Einfachen, das Veränderliche zur Grundlage des Unveränderlichen, das, was sich seiner unbewußt ist, zum Urheber des Sich-Bewußten; kurz, den Menschen zum Uhrwerk, zum Automat, und predigen des Ruhms willen eine Umkehrung alles Vernunftmäßigen, woran sie selbst nicht im Ernst glauben möchten.

Aber bei den Meisten entspringt wahrscheinlich die Zweifelkrankheit aus der falschen Anwendung ihrer Gemüthsvermögen bei Behandlung des großen Gegenstandes. Sie wollen mit der Phantasie erwirken, was nur die Vernunft allein vermag. Sie wollen sich unter Bildern vorstellen, was sich nur denken läßt, wie auch mathematische Punkte und Linien sich nur denken lassen. Sie sind der Einbildungskraft zu wenig Meister. Während die Vernunft arbeitet, schiebt die Phantasie unvermerkt den reinen Begriffen Bilder unter, und der getäuschte Philosoph nimmt diese für jene, und verzagt zuletzt am Gelingen seiner Sache.

Daher ist jene Krankheit meistens jungen Männern Ihres Alters eigen, mein lieber Herr Abbé, wo man vom Spielplatz der Einbildungskraft in die Werkstatt der Vernunft tritt, beide liebt, und beide wirken läßt, und wo dann die ersten Werke unserer Selbstthätigkeit seltsame, wenn gleich zuweilen schöne Mißgestalten werden.

„Das gilt nun auch für euch Beide!" sagte Dillon lächelnd, und sah uns an.

Roderich drückte ihm die Hand, und sprach: „Der alte Sklav hat in vielen Dingen Recht. Man muß aber seine Worte zwei- und dreimal hören, um ganz in ihren Sinn zu tauchen.

„Mich gelüstet's am meisten," sagte ich, „des Mannes eigene Ueberzeugungen kennen zu lernen, um dann zu erfahren, ob sie die meinigen verdrängen oder befestigen werden."

„Es sei!" antwortete Dillon: „Lesen wir ein andermal Alamontade's von mir aufgezeichnete Unterredungen, und schreiten wir zur Sache. Wir wollen jetzt von ihm hören, was er von seinem Geist und dessen Schicksal denkt, und warum wir so und nicht anders denken sollen."

Dillon überschlug einige Hefte, zog eines der letztern hervor, und las:

8.

„Und welchen Weg wähltest du, Alamontade, um dich aus der düstern Region der Zweifel zum Licht zu finden?" fragte ich ihn eines Tages.

Auch mich, antwortete er, marterte einst die fürchterliche Ungewißheit über den Werth meines Lebens und über mein künftiges Schicksal. Wem sind diese Gegenstände nicht früher oder später einmal wichtig geworden? Immer aber fand ich nur zwei Wege, welche mich zu einiger Kenntniß über diese Angelegenheiten führen konnten: den Weg der bloßen Erfahrung und den Weg der selbstthätigen Vernunft.

Der Pfad der Erfahrung schien mir lange der sichere. Allein bald empfand ich, daß meine Gegenstände ausser dem Horizont irdischer Erfahrung wohnen; daß ich nie, bei gegenwärtigen Verhältnissen und mit dermaligen Werkzeugen meines Gemüths, die ausserſinnlichen Ursachen der Dinge oder Erscheinungen kennen lerne, die mich umgeben; daß ich vergebens ringe, Erfahrungen in einer Welt zu machen, für die mir keine Flügel gegeben wurden; daß ich zwar selbst ein Theil dieser dunkeln Welt der Kräfte und Ursachen sei, aber ohne Wahrnehmungssinn für sie, nur mit Wahrnehmungssinn für ihre Wirkungen.

So blieb mir noch allein der Vernunftweg. Ich empfand lebhaft, daß ich, wenn ich von Ueberzeugungen sprach, auf die Gesetze der Vernunft zurücksehen mußte. Was ihnen widersprach, konnte mich nicht überzeugen. Ich bemerkte, daß alle Menschen, ohne Verabredung, ohne sich jemals gesehen zu haben, zu allen Zeiten, unter allen Zonen die gleichen Vernunftgesetze besaßen, wie ich, und daß sie nur in Anwendung dieser Gesetze von mir abwichen. Ich bemerkte, sobald das neugeborne Kind durch eine Reihe von eigenen Erfahrungen, und Vergleichung derselben unter einander, in Stand gesetzt war, sich selbst von andern Dingen zu unterscheiden, daß es eben so bald anfing, in diesen Gesetzen zu denken, zu handeln. Ich fand dasselbe auch beim abgestorbenen Greise, dessen Einbildungsvermögen versiegt, dessen Gedächtniß verblichen war. Bis das Leben seines Körpers erlosch, behielten die Gesetze seines Denkens ihre Hoheit, ob er gleich bei Lähmung seiner Sinnwerkzeuge, wie z. B. wenn er Alters wegen kindisch wurde, nicht mehr im Stande sein mochte, die ihn umringenden Dinge richtig zu würdigen, und die Gesetze seines Ichs gehörig anzuwenden.

Denke ich, handle ich in diesen Gesetzen, so entwickelt sich Alles vor mir in lichtvoller Harmonie. Versuch' ichs, mich ihrem Gebot zu entziehen, so stürzt Alles in ein unauflösliches Chaos zusammen; ich schwindle unter zerreissenden Widersprüchen hin; ich rase.

Die Einrichtung meines Ichs zwingt mich, Alles als Ursache oder Folge zu denken. Ich selbst erkenne mich als die Ursache meiner Gedanken, Wünsche und Handlungen. Ich kann nicht anders, als dem Dasein der mich umgebenden Welt der Kräfte, von welchen ich nur die Wirkungen auf mich, nicht sie selbst erkenne, eine Grundursache zu geben. Selbst der Atheist läugnet diese nicht hinweg. Er nennt die geheimen, zusammenwirkenden Kräfte der Natur Grundursache aller der Erscheinungen, die uns umschweben. Er gibt ihnen Ewigkeit, wie Andere sie ihrem Gott zuschreiben, und setzt die Stärke seines Zweifels gegen ein Dasein Gottes, oder seinen Beweis für die Hinlänglichkeit der geheimen Naturkräfte zur Erklärung der Welt, in unserer Unbekanntschaft mit ihnen. Wir kennen sie zu wenig, um über sie entscheidend abzusprechen, sagt er. Wohlan, ich bin seiner Meinung. Auch er hat eine höchste, geheime Ursache der Welt angenommen. Sie ist sein Gott. Er aber hält seine Kräfte für sich ihrer nicht bewußte, nach Gesetzen wirkende Wesen. Die Natur, sagt er, von Ewigkeit so, trieb von Ewigkeit her, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Erscheinungen und ihren Wechsel hervor. So wäre denn allein der Mensch das vollkommenste Wesen, weil er Bewußtsein des Lebens hat. So wäre denn die Natur ein Gott, der edlere Dinge hervorbrachte, als er selbst ist. Das Universum wäre eine todte Maschine, die sich nicht selbst erkennt, aber Wesen gebiert, welche werth wären, Götter zu heißen, weil sie allein eigentlich leben und die Schöpfungen und Verwandlungen der Natur (oder des sich selbst nicht wahrnehmenden Gottes) wahrnehmen. Der Gedanke empört mich. So lange ich ein vernünftiges Wesen bin, kann ich ihm nicht anhangen..

Zwingt mich die Vernunft, ein letztes Urwesen anzunehmen, so zwingt sie mich zugleich, es nicht

unvollkommener zu denken, als ich selbst bin. Diese wunderbare Harmonie im Weltganzen, diese berechneten Gesetze der geheimen Naturkräfte, welche das unermeßliche All leiten, sind ein so erhabener Gedanke, wie keiner von mir selbst gedacht werden kann, und jemals von Sterblichen gedacht worden ist. Ich ahne aus diesem Gedanken eine mir ähnliche Kraft, ähnlich in Rücksicht der Selbstthätigkeit und des Bewußtseins. Und so tief die Werke menschlicher Kunst unter der Organisation des Universums liegen, so tief liegt der Mensch mit seiner Weisheit und Kraft unter der Weisheit und Kraft des höchsten Wesens.

Ja, mein Herr, wer die Gesetze der Vernunft nicht zerbrechen kann, der kann das allesordnende, herrschende, allesbeseelende Urwesen nicht aus dem Universum verweisen in das Reich des Nichtseins. Der Mensch steht, wegen seines Bewußtseins und seiner erhabenen Eigenschaften, auf einer hohen Stufe in der Ordnung der Dinge. Und ein Beweis seiner Höhe ist, daß er durch Organisation seiner Vernunft gezwungen ist, Gott zu denken. Er schaut in Gott sich selbst, und hinwieder in seinem Innern den Glanz des heiligen Urwesens. Mag ein selbstsüchtiger Schulweiser, mehr um zu glänzen, als Ueberzeugungen zu geben, die Begriffe verwirren, Zwiespalt anspinnen, und sich groß dünken, bewiesen zu haben, es sei kein Gott — der Schrei der ganzen Nation wiederhallt ewig in seiner Brust.

Gott ist. Ich kann mich verstricken, mich mit Einbildungen betäuben, und immer treib' ich wieder auf den Gedanken: Gott ist! Der Ruf der Vernunft dringt durch alle Sophistereien. Alle Nationen, alle Weltalter, eins vom andern unbelehrt, sprachen den Namen der Gottheit aus. Nur verschieden mußte sich der menschliche Geist die Größe Gottes denken, weil die Stufen seiner Bildung verschieden waren. Der Japanese und der Christ, der Jude und Sineſe, der Muſelmann und Neger — Alle beugen sich anbetend vor dem, dessen Bild in dem hellern oder trübern Spiegel ihrer Vernunft klarer oder verworrener schwebt.

Was fordert man von mir? Soll ich zweifeln am Sein des unendlichen Urgeistes? So wollet ihr, ich soll selbst am Dasein aller Dinge, an der Herrlichkeit, Weisheit und Heiligkeit im Universum zweifeln, oder lieber glauben, das, was uns Gehör, Auge und Verstand gegeben, könne selbst nicht hören, sehen und verstehen. — Soll ich zweifeln an der ewigen Wahrheit der Vernunftgrundsätze? So wollet ihr, ich solle den Widerspruch vorziehen der Uebereinstimmung meines Wissens; ich solle den Wahnsinn vorziehen der Wahrheit; meine eigenen Zweifel bezweifelnd, von Unsinn zu Unsinn taumeln. Merkwürdig ists, daß alle Skeptiker im gemeinen Leben vernünftig dachten und handelten, wie Andere; nur im Studierzimmer wurden sie irre. Ihre besten Werke sind Meisterstücke scharfsinnigen Wahnsinns.

Alles, was man bei dem Anblicke des wundervollen Weltalls und der zartberechneten Verkettung der Dinge sagen mag, ist: Ich begreif' es nicht! — Armer Mensch, wie willst du es auch? Wenn du in deinen Schachten tausend Klafter tief unter den Boden hinabsteigst, und die unterirdische Natur belauschen möchtest, wo sie in ihren dunkeln Felsenkammern die Metalle kocht, Ströme zeugt und Feuerspeiungen bereitet, ach! dann hast du ja noch kaum die dünne Haut des ungeheuern Erdballs geritzt. Sein gigantisches Eingeweide sahst du nicht. Wenn dein Auge, mit Fernröhren bewaffnet, das weite Reich des Himmels durchstreift und die Weltkörper mißt, wie sie unermüdet und harmonisch durcheinander kreisen; wenn du in ungeheuern Fernen eine neue Welt entdeckst, deren Dasein sonst kein Sterblicher ahnete, und für deren Entfernung jeder irdische Maßstab zu klein wird, was sahst du? O du winziges, unbemerktes Wesen, du bebst vor der Größe des Wassertropfens, in welchem du lebst, und weissagest schaudernd die Möglichkeit eines zweiten und dritten, wenn gleich dir schon dein eigener unermeßlich scheint. Du weißt nichts vom rauschenden, ewigen Ozean, worin dein kleines Weltall bedeutungslos hinrinnt, dessen Tiefe kein Grund, dessen Fläche keine Ufer beschliessen.

Und doch philosophirt das trotzige, stolze Würmchen in seinem Tropfen über das Unendliche, und läugnet, was es nicht begreift. Die Ursach kann nicht zugleich ihre Wirkung, das Begreifende nicht zugleich sein Begriff sein.

Eine Weisheit redet mich an aus allen Theilen des Universums, vor deren Größe jedes Maß aufhört. Wir sind in unsern Erkenntnissen so dürftig, so arm, daß wir vergebens ringen nach einer würdigen Vorstellung von dem Höchsten. Die Vorstellung des Weisesten auf Erden von ihm ist immer ein Menschgott. Da uns Kindern aber auch schon diese Vorstellung wohlthut, o so laßt uns das matte Bild von dem unsichtbaren Vater behalten — bis er einst sich entschleiert, er, dessen Schleier der Himmel und das fliegende Weltenheer darin, das Sonnenstäubchen und der Sonnenstrahl ist.

9.

„Ich trat", fuhr der Abbé Dillon erzählend fort, „an das Lager des unglücklichen Weisen, drückte gerührt seine harte Hand, und sprach: Du hast Recht, Alamontade. Alles, was auch der strengste Zweifler über diesen großen Gegenstand sagen kann, ist höchstens ein: Ich begreif' es nicht. Es läßt sich kein anschaulicher Beweis, weder dagegen, noch dafür geben. Ich fühl's, Alamontade, mit dir, wir sind ohne Fittig für die übersinnliche Welt. Aber Gott aus dem ewigen, unendlichen, prächtigen Weltall stolz hinwegläugnen wollen — ist die überspannteste Anmaßung eines Träumers, dem mehr Schul- als Mutterwitz gegeben ward. Der menschliche Geist, gezwungen durch die Gesetze seines We-

ens, muß ein höchstes Wesen glauben, obgleich er dasselbe nicht sinnlich wahrnehmen, nicht mathematisch beweisen kann. Wäre Gott sinnlich schaubar: so wäre er endlich, so wäre er Staub, nicht Gott. Dieser Glaube ist mit der Vernunft so innig und eins, daß, ihn zerstören, die Vernunft zerrütten heißt. Dies fühlten alle Weltalter. Kein Völkerlehrer und kein Volk auf Erden sprach jemals: „Ich weiß Gott!" sondern in allen Zungen heißt es: „Ich glaube Gott!"

Und dieses Glauben, fuhr Alamontade fort, ist aber mehr als ein gewöhnliches Fürwahrhalten der Sache aus allerlei Gründen; ja, ist weit mehr, als ein Wissen, zu dem wir vermittelst Vergleichungen, Schlüssen und äusserer Wahrnehmungen gelangen. Es ist ein naturnothwendiges Müssen der Vernunft, ein Eins- und Dasselbe-Sein mit ihr, die unwandelbafte Grundlage aller höhern Erkenntniß, ohne welche keine Einheit und Enträthselung alles Erkannten möglich sein würde. Gleichwie der Sterbliche erst durch Wahrnehmungen und Schlüsse zur Deutlichkeit seines eigenen Bewußtseins und zur Ueberzeugung gebracht wird, daß er wirklich da sei und lebe: so gelangt er auch durch Wahrnehmungen und Schlüsse erst zur Deutlichkeit des Gott-Bewußtseins. Aber er hat das Leben gehabt, eh' er Schlüsse bilden konnte, und die Gott-Idee war sein, eh' sie ihm durch das Leben und Denken hell ward. Sie finden wir bei den Völkern aller Zonen, und früher bei denselben, denn alle andere Wissenschaft oder Kunst des Lebens. Sie ist nichts Erfundenes, nichts Willkührliches, nichts Ueberliefertes; — sie ist — wie soll ich's Ihnen in unserer harten, ungelenken, armen Menschensprache aussprechen? — sie ist das Göttliche, aus dem wir gemacht sind. Ohnedem wären wir nicht aus Gott und in Gott. Wir sind Atomen des göttlichen Wesens, möcht' ich sagen, die ihre Abkunft und ihren Antheil am ewigen Urwesen nie verlieren und verläugnen können. Und in diesem von der Menschheit unablöslichen Glauben, der eigentlich kein Glaube, sondern mehr ist, als das nur, in ihm ist zugleich der unzerstörbare Werth der Menschheit gegründet. —

Bei diesen Worten unterbrach Roderich den Abbé. „Da lief ein seltsamer Gedanke durch Alamontade's Rede!" rief er: „Er sprach von der Offenbarung des höchsten Wesens in unserer Vernunft. Ich gestehe, daß es zur Beruhigung des Menschen doch ausserordentlich beigetragen und allen Zweifel immerdar zerschlagen haben würde, wenn Gott durch irgend eine Art sich dem Menschen in der Welt offenbart hätte, und nicht allein in der Vernunft. Es ist mir schwer, den Gedanken oder Wunsch recht deutlich auszudrücken. Aber ich will ungefähr so viel sagen, daß die Art der Gottes-Offenbarung, von der Alamontade redet, bei weitem nicht so einleuchtend wäre, als manche andere sein würde."

Der Abbé Dillon lächelte, legte sein Heft vor sich nieder, und sprach: „Für die Rolle, welche wir hienieden zu spielen geschaffen wurden, auf dem Punkt, wo wir in der Verkettung der Wesen stehen, mit den Werkzeugen der Erkenntniß, deren wir als Wesen, die Menschen heißen, theilhaftig wurden, ist keine andere Selbstoffenbarung der Gottheit möglich, als im Geist. Mit meinen äussern Sinnen, mit Augen, Ohren, Gefühl, Geruch und Geschmack kann ich nur das Sinnliche wahrnehmen. Aber das Uebersinnliche, Geistige kann nur vom Geist berührt werden. Welche andere Offenbarung kannst du selbst erfinden, die über allen Zweifel hinaus erhaben wäre? — Einen unmittelbaren Gesandten der Gottheit an das Menschengeschlecht, der uns ihr Dasein geprediget und mit Wundern bestätigt hatte? Fast jedes Volk rühmt sich, diese Gesandten gehabt zu haben; sie lebten und lehrten einige Jahre, und Zweifel folgten ihrer Sendung und ihren Wundern nach. Der Chinese glaubt an den Fohi, der Inder an Brama, der Jude an Moses, der Türke an seinen Propheten. Wir, lieber Roderich, zweifeln aber an der himmlischen Sendung Aller. Wenn heute die Todten ihre Gewölbe sprengten, und Offenbarung predigten, würden wir ihnen glauben? Wir sähen in dieser Auferstehung nichts, als etwas Ungewöhnliches. Wir wurden sie nicht als einen Beweis ihrer göttlichen Sendung und der Wahrheit ihrer Worte, sondern als einen Beweis unserer bisherigen Unkunde vom Gang der Natur ansehen. Jede Wahrheit trägt die Kraft zu überzeugen in ihrem eigenen Schoos, nicht in ihr fremden Dingen. Wenn ich dir erweisen wollte, der Zirkel, indem er rund ist, sei zugleich ein Viereck, und zwei Mal zwei seien sieben, du würdest lachen. Wenn ich nun zum Beweis der Wahrheit meiner Worte den Strom bergan laufen, und die Sonne am Himmel umhertaumeln liesse, so würdest du darum nicht von der Wahrheit jener Sätze überzeugt sein, sondern sprechen: es sind jene seltsamen Naturerscheinungen Beweise, daß wir die Gesetze der Natur und ihre Kräfte noch nicht kennen.

„Wollte sich Gott also dem Menschengeschlecht offenbaren, das heißt, ihm mittheilen: Gott ist! — so konnte es nicht durch Wirkung auf die Sinne, es mußte auf den Geist geschehen. Diese Wirkung mußte nicht nur, wie bei einer Propheten-Sendung, einige Jahre lang, sondern zu allen Zeiten, dauern; nicht allein sich auf eine Zahl gläubiger Auserwählten, sondern auf alle Menschen ohne Ausnahme erstrecken. Freund, diese Offenbarung, diese einzig mögliche, nun haben wir. Gottes ewige Herrlichkeit leuchtet durch das Wesen unsers Geistes hindurch, weil wir göttlichen Abstammens sind; und mit dem Bewußtsein unsers irdischen Lebens wird das Bewußtsein eines höhern Lebens unwillkührlich hell. Wir wissen nicht, von wannen das Licht in uns ist; denn von der Aussenwelt ist es nicht gekommen, sondern es ist in uns aufgegangen, aus einem unerforschbaren Etwas, das Allem, was ist, zum

Grunde liegt. Gott ist, weil ich bin; ich, weil Gott. Das ist kein Vermuthen, kein Wünschen, kein Glauben, nein, es ist ein unabänderliches Sein, und ist, weil es ist und durch das bloße Dasein den Beweis des Daseins gibt. Es liegt tiefer, als alle Formen der Vorstellung und des Denkens, so tief, als das Bewußtsein unserer in uns. Es ist nicht an sich nur Vorstellung, sondern Zustand. Daher sind dabei die Maßstabe der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit unanwendbar. Es ist ein Gott! Das ist in allen Geistern. Spricht dieses große geoffenbarte Wort nicht die älteste Urkunde der Menschheit, und das jüngste Volk des Erdballs, welches von jener Urkunde nicht einmal weiß?" —

Dillons Rede erschütterte auch mich mit sonderbarer Gewalt. In Roderichs Augen funkelte der Thau einer Thräne. Wir breiteten beide zugleich die Arme aus, umarmten den Greis, küßten seine Wangen, und riefen: „Es ist ein Gott!"

Ein leichter Zug der Abendluft wehte über die Blumen des Gartens durch die offenen Fenster kühlend her um unsere glühenden Schläfe. Der Mond tauchte die Welt in zauberhaftes Wesen, und eine Million ferner Sonnen funkelte in verworrenen Sternbildern vom Himmel herab.

10.

Nach einer kleinen Weile nahm der Abbé Dillon das niedergelegte Heft auf und las:

Und so, rief Alamontade, ist's genug! Was will ich denn weiter? Es ist ein Gott, die höchste Güte, die höchste Macht — es ist kein willenloses, todtes, mechanisches Wesen — denn sonst wäre ich, der ich mit Bewußtsein und Wahl ausgerüstet bin, mehr als Gott! — Ich bin dieses höchsten Wesens voller Heiligkeit und Güte — ich bin seines Geschlechts! Mehr bedarf ich nicht zu meiner Ruhe. Ich will sterben — der Tod macht mich nicht zittern. Kann ich denn vergehen? Kann, was ist, nichts werden? Sind Kräfte, welche wechselnde Erscheinungen wirken, vernichtbar? So wäre das Universum vernichtbar, so wäre Gott selbst vernichtbar. Welch ein Wahnsinn! Tod ist Ablösung des Geistes von gewissen Naturkräften, mit denen er sich vereint hatte, die wir Körper heißen. Der Geist aus Gott ahnet seine Heimath. Sie ist in Gott. Dahin zieht ihn die Sehnsucht, immer vom Endlichen zum Unendlichen, vom Wandelbaren ins Ewige. Diese Sehnsucht, wieder eins zu werden mit dem, welchem unsere Natur näher als sich unbewußten Kräften steht, diese Sehnsucht nach Vollendung ist keine Erfindung, kein kindisches, willkührliches Gelüsten: sondern naturnothwendiger Zug des Verwandten im Weltall zum Verwandten, gleichwie der Magnet das ihm verwandte Eisen anziehen muß. In allen Sterblichen waltet diese Sehnsucht; sie spricht nur verschiedene Sprachen, wenn sie Himmel und Hölle, Elysium und Tartarus nennt. Diese Sehnsucht beweiset mir nichts, als daß sie ist. Die Unvernichtbarkeit aber des göttlichen Wesens ist Bürgin für die Unvernichtbarkeit unsers Geistes. Nichts geht in Nichtsein über. Ich sehe wohl überall in der Natur das Reich der Formen ändern, aber nicht das in ihnen Wesende oder deren hervorbringende Ursachen selbst aufhören, welche jene zusammensetzten. Ich sehe überall wohl die Erscheinungen sich wandeln, aber nicht die Kräfte, welche im Dunkeln in diesen Erscheinungen liegen und sie bewirken. Warum soll ich nun meines Glaubens an Gott spotten, und mir einbilden, es wäre vergebens mir jene Sehnsucht in das Herz gelegt, und jenes Gesetz, welches auf die Ewigkeit hinzeigt, vergebens in die Vernunft? Warum soll ich nun über das von ihren eigenen Wirkungen verschleierte Reich der Urkräfte klügeln, da ichs nie entschleiern, und also auch nie darthun kann, die Kraft, die ich mein „Selbst" nenne, höre auf zu sein, wenn die Form meines Körpers auseinander fällt? Warum soll ich glauben, daß diejenige todte Kraft, welche eine Erscheinung wirkt, die ich Sonnenstäubchen heiße, warum soll ich glauben, daß sie vom Anbeginn der Dinge war und ewig bleiben wird; daß hingegen die Kraft, welche ich mein Ich heiße, welche die erhabensten Wirkungen hervorbringt, bald aufhöre?

Es war von jeher ein wunderlicher Mißgriff der Schulgelehrten, wenn sie Kundschaft über die Natur des menschlichen Geistes und über die wechselseitigen Einwirkungen der Seele und des Körpers sammeln wollten, um zu Beweisen für oder wider Unsterblichkeit zu gelangen. Diese weisen Meister nahmen die Seele etwa wie ein Gebäude, dessen längere oder kürzere Dauer sich aus der Zusammensetzung der Materialien, oder der Güte von diesen anerkennen liesse. Alle jene Bemühungen sind eitel geblieben bis auf den heutigen Tag, weil sie unbesonnen und kindisch waren. Die Natur der Seele an sich, so wie das Wesen des Körpers an sich sind unerkennbar, weil wir beide (Seele und Körper) nur in ihren Erscheinungen wahrnehmen. Es fehlt uns aber, so lange wir Menschen sind, ein Blick für die finstere Welt der Dinge an sich. Es ist demnach gleich thöricht, Beweise für die Vernichtung oder Unvernichtbarkeit des menschlichen Geistes aus dem zu ziehen, was unerforschbar ist. Alle Erfahrung verläßt uns bei diesem Gegenstand, weil wir nie Erfahrung haben von den Urkräften, sondern nur von ihren Wirkungen durch die Geisteswerkzeuge auf den Geist.

„Wirklich, mein lieber Alamontade", sagte ich, „diese Versuche habe ich längst verachtet als fruchtlos. Inzwischen will ich dir nicht bergen, daß neulich die Stelle eines Buches mich sehr erschüttert hat, wo von eben dieser Angelegenheit geredet wird, und der Schriftsteller sagt: Ich finde überall, daß das Geschlecht der Dinge fortdauert, aber die Individuen untergehen. Es liegt mir darin etwas Wahres. Die Natur, unbekümmert um die Erhaltung des Einzelnen,

sorgt nur für die Fortpflanzung der Gattung, und dies ist genug für die Dauer der Weltordnung. Es liegt der Natur nichts daran, ob in einem Tage Milliarden Insekten vergehen, als wären sie niemals im Gebiet der Schöpfung gewesen; aber ihre Gattung, ihr Geschlecht bleibt.«

Gattung? rief Alamontade, Geschlecht? Gibt es im Reiche der Wesen an sich auch Gattung und Geschlecht? Reden Sie nicht von den Körpern, von dem Sinnlichen, das heißt, von den Wirkungen der Kräfte? Nun ja, da sind Art und Geschlecht; da lösen sich die einzelnen Theile wieder auf, während die Grundgattung bleibt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß im Reiche der Wesen und Kräfte höhere und niedere Ordnungen bestehen. Ihre wechselnden Verbindungen und Scheidungen unter sich selbst verursachen den Wechsel der Erscheinungen. Jede der Urkräfte gehorcht aber im Zusammen- und Auseinandertritt mit andern seinem ewigen Gesetz. Daher auch im bunten Spiel der Erscheinungen eine durchherrschende Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit. Eine Hauptkraft scheint aber untergeordnete mit sich zu dem zu vereinen, was wir Art und Gattung nennen; und sie waltet regsam durch das Ewige fort; sie ist der Faden, welcher sich unzerrissen und unvernichtbar durch das herrliche Gewebe der Dinge fortspinnt. Sie erscheint im Pflanzenkeim, verbindet sich da nach ihrem Gesetz mit andern Stoffen, bildet so nach ihrem Gesetz die Palme und den Oelbaum, den Grashalm und das Moos, und läßt so dasjenige erscheinen, was wir bei den Naturkörpern, bei Steinen, Pflanzen und Thieren die Gattung und Art nennen. Die untergeordneten Kräfte scheiden hinwieder nach ihrem eigenthümlichen Gesetz von ihr; dann entsteht Tod. Aber die Hauptkraft, in andere Keime übergegangen, hebt in andern ihr Lebensspiel von neuem an. Sie setzt sich ins Ewige fort. Darum sagen wir, die Geschlechter und Gattungen der Dinge dauern, aber die Individuen vergehen.

Auch das menschliche Geschlecht gehört hieher. Auch hier ist eine Grund- und Stammkraft für die ewige Bildung und Fortsetzung des Geschlechts, wie bei der Pflanze, wie beim Thier. Aber gleichwie die Pflanze höher steht durch ihre inwohnende Lebenskraft, als der Stein, und das Thier höher steht durch die in ihm inwohnende, empfindende, wahrnehmende Seele, als die Pflanze: so steht der Mensch höher durch seinen sich bewußten, weltdurchblickenden Geist, als die gesammte Thierwelt.

Der Menschengeist ist eine der Urkräfte des Universums, aber unendlich von allen verschieden, die sich zu ihm vereinen, um ihm Werkzeuge zu werden, das heißt, ihm einen Körper zu bilden. Er erkennt sich in seiner Verschiedenheit von ihnen. Er hat das Gefühl seiner Persönlichkeit.

Wenn die Individuen der Körperwelt verschwinden, wenn der Stein verwittert, die Pflanze verwelkt, das Thier stirbt, treten die Kräfte, welche das Erscheinen des Individuums wirkten, ohne Zweifel in den unermeßlichen Behälter des Universums zurück, aus dem sie hervorgingen, und werden in neuen Verbindungen wirksam. Das ist das innere Leben der Welt. Es bleibt ewig dasselbe. Es ist darin kein Edlerwerden, kein Fortschreiten in Vollendung. Stein, Thier, Pflanze, wie man sie vor Jahrtausenden gesehen, werden sie heut noch gesehen. Anders ist es mit dem Geist des Menschen.

»Warum anders?« unterbrach ich Alamontade's Rede: »Wie nun, wenn die einzelnen Geisterindividuen nach dem Tode des Leibes ebenfalls zur allgemeinen Kraft zurückflössen, aus der sie hervorgingen, und sich darin auflöseten? So würden auch hier die geistigen Individuen verschwinden, während das Geschlecht, die Gattung, die allgemein verbreitende Denkkraft bliebe.«

Und wenn das wäre, erwiederte Alamontade sanft lächelnd: sollt' ich mich dessen beklagen? Diese allgemein verbreitete, weltdurchblickende, sich bewußte Kraft voll heiligen Willens, welche das Universum belebt und bewegt, wie der Geist des Menschen den Leib, der ihn umhüllt, — das ist Gottheit. Ich gehe zum Vater zurück, zum Urquell der Geister. Wenn aber die Kraft, die wir in uns Geist nennen, so wenig vernichtbar ist, als Gott selbst: so kann auch ihr Bewußtsein, ihr Weltdurchblicken, ihr heiliges Wollen nicht aufhören, wodurch sie sich eben von allen andern Kräften der Natur unterscheidet und über alle erhebt, wodurch sie eben das ist, was sie ist.

Aber wer erfaßt einen Maßstab für die Unendlichkeit der Wesen? Wer überschaut die Verkettung der göttlichen Mächte und Kräfte im uferlosen All dessen, was ist? Wer zählet die Stufen des Throns göttlicher Majestät? Ach, mein Herr, unser Geist schwebt unendlich hoch über Myriaden anderer Wesen; aber bis Gott sind neue Myriaden über uns, und wir stehen wohl tief.

Was wir sind, das wissen wir: sich bewußte, denkende, Welt und Gott erkennende Kräfte, voll heiligen Willens, voll unendlicher Sehnsucht des Ewigseins, und mit dem lebendigen Gefühl der persönlichen, in sich abgeschlossenen Selbstständigkeit. — Was wir sein können, das ahnen wir. Alle Kräfte der Natur bleiben sich gleich; nicht also die Geister. Diese schreiten fort von Einsicht zu Einsicht, vom Edlern zum Edlern, vom Vollkommnern zum Vollkommnern, und verwandeln unter unsern Füßen den Erdball. Die Menschheit des heutigen Tages ist durch das Erbe der Vorwelt eine vollkommnere, als die Menschheit der Urzeiten. Das lehrt die Geschichte. Darin sind die Geister von allen übrigen Naturkräften verschieden. — Was wir einst sein werden, da verstummt selbst die Ahnung. Groß ist Gott, Heiligkeit und Liebe sein Walten, Wunder und Herrlichkeit sein Reich, Ewigkeit sein Leben. Und wir sind in Gott, wir seine Kinder, wir unvergäng-

lich, gleich ihm. Was bedarf es mehr zu unserm Troste?

Ja, ich bin! sagte Alamontade, und seine Blicke wandten sich mit dem Ausdruck stiller Seligkeit himmelwärts: Ich bin! Das ist mir genug. Ich bin! Dies kleine Wort umfaßt die Ewigkeit: denn was ist, das ist, und alles Sein ist ewig, weil Gott.

11.

Hier schwieg der Abbé abermals. Während wir den letzten Worten Alamontade's nachsannen, blätterte jener in den Heften. Er fand endlich das Gesuchte, und sprach: „Hier, liebe Freunde, noch das Letzte für heut, und einst für mich, und vielleicht jetzt für euch das Wichtigste von Allem, was jener ehrwürdige Sklave gesprochen.“

„Ach!“ rief der sanfte Roderich mit bewegtem Herzen: „Ist's auch möglich? — Ein Sklav, ein Galeerensklav! Wie konnte in ihm so viel Weisheit gefunden werden, oder vielmehr, wie konnte ein Mann von solchen Einsichten, von so erhabenen Grundsätzen sich so weit verirren, daß er auf die Bank der gröbsten Verbrecher geschmiedet ward für Lebenszeit? Es ist unbegreiflich!“

„Morgen sollet ihr auch dies erfahren!“ sagte Dillon, „wie eine sonderbare Verkettung von Umständen den guten Alamontade so tief stürzen konnte. Seht, ihr Lieben, ich ehre sein Andenken, wie das Andenken eines Heiligen. Er hat ein Tagebuch seines unglücklichen Lebens geschrieben; aus diesem setzte ich nachher seine Geschichte zusammen, so wie aus dem, was er mir mündlich darüber offenbarte. Er hinterließ mir dies Tagebuch und seine kleinen, meistens auf dem Schiffe oder an den heißen Gestaden Afrika's geschriebenen, Aufsätze als Vermächtniß. Ich war aber damit noch nicht zufrieden. Ich wollte der Erbe seiner Kette werden. Ich erhielt sie. Ein geschickter Meister malte mir auch sein Bildniß.“

„Sein Bildniß?“ schrie Roderich: „Und dies haben Sie uns noch nie gezeigt? Wahrlich, er ist einer der edelsten unter den Menschen. Ich beschwöre Sie, lieber Abbé, zeigen Sie mir sein Abbild!“

Dillon stand auf. Wir nahmen die Kerzen, und folgten unserm Freunde durch einige Zimmer in die Bibliothek, welche zugleich sein Arbeitsgemach war. Er trat vor einen Glasschrank, und öffnete die Thür.

Da hing Alamontade's Bild, und um dasselbe herum eine schwere eiserne Kette.

„Diese Kette“, sagte Dillon, „dient meinem Heiligen statt des Strahlenkranzes.“

„Ist's möglich!“ rief Roderich mit feuchtem Blick und sanftbebender Stimme: „Ist's auch möglich, daß solch ein Mann, wie dieser, die unglückselige Fessel tragen mußte? Welch ein Adel, welch eine wunderbare Gemüthsstille in diesen angenehmen Zügen!“

Roderich hatte Recht. Hier war nicht das heimlich-düstere, in sich zurückgezogene Wesen, das Rohe, Freche, welches die Gesichter gemeiner Verbrecher zu bezeichnen pflegt. Es war das Antlitz eines Dulders, voll unaussprechlicher Hoheit und Kraft. Aus den kränklich-blassen Mienen, aus den matten Zügen um die geschlossenen Lippen, aus der gelinden Senkung des Hauptes gegen die Achsel, aus der Stirne voller Falten, um welche ein dünnes, unter schwerem Kummer allzufrüh ergrautes Haar wehte, erkannte man den namenlosen tiefen Gram und die tausend mannigfachen Leiden, welche diesen edeln Mann in einer schauerlichen Reihe von Jahren allmälig tödten mußten. Aber der feste und doch so gutmüthige Blick der Augen verkündete wieder ein Gemüth, worin Stille wohnte, während es draussen stürmte; einen Geist, gewaltig durch frohes Bewußtsein, der zu den Schmerzen seiner Hülle lächeln und den Geiern des Prometheus verzeihen konnte, die an seinem Herzen zehrten.

Wir standen lange vor dem anziehenden Gemälde. Uns ward, als schwebe des Dulders Geist über uns. Wehmuth bemächtigte sich unserer Herzen. Dillon legte die Hand an die eiserne Kette, und seufzte mit emporgewandtem Blick: „Es war ein irdischer Engel! Er war unschuldig und trug unverdientes Leiden. — Ach! und wie er's trug! Alamontade, einst will ich sterben, wie du, möcht' ich's mit dem hohen Tugendsinn, wie du!“

Nach einer Weile führte uns Dillon wieder in das vorige Zimmer zurück.

„Es wird spät, ihr Lieben!“ sagte er: „Morgen soll uns die Geschichte des merkwürdigen Mannes wohlthun. Ich versprach euch aber noch, einen der wichtigsten Gedanken Alamontade's aus unsern Unterredungen mitzutheilen. Sammelt noch einmal euere Aufmerksamkeit. Es ist der erhabenste Gedanke, welchen der Sterbliche, nach dem Gedanken: „Gott“, denken kann. So oft er in meine Seele tritt, empfindet sie ihre Hoheit, ihre angestammte Würde. Sie fühlt alles Irdische von sich abfallen, und lernt, verbindungslos mit allen Theilen des Weltalls, einsam, nur sich gehörend, ihre hohe Selbstständigkeit erkennen, ihr Ziel aus dämmernden Fernen ahnen.“

Wir setzten uns wieder, wie vorher. Da nahm der Abbé die Papiere und las:

12.

Je länger ich mich mit Alamontade unterhielt, je ehrwürdiger erschien er mir. Er war mein Lehrer, ich sein Schüler geworden. Ich, vom Kapitän Delaubin gesandt, ihn zur Religion zurückzuführen, war nur er mein Bekehrer worden. Ich fühlte meine Vernunft in sich selbst wieder befriedigt, und ihre Grundsätze mit einander ausgesöhnt. Ich sah ein, daß ich bisher nicht gedacht, sondern geträumt; daß ich Gegenstände, welche ohne Verbindung mit Erfahrung und Sinnenwelt stehen, Gegenstände, die nur von den Blicken der Vernunft berührt sein wollen, in ein Phan-

tasiebild hatte bringen wollen; daß all' mein Zweifel, all' mein Unglaube nur daher entsprungen, weil ich mit der Einbildungskraft hatte philosophiren, und vom Wesen der Gottheit oder von der Natur und Möglichkeit des Ewigseins eine anschauliche, gleichsam bildliche Vorstellung schaffen wollen, wie man von sinnlichen Dingen zu haben pflegt. Ich sah ein, daß das Kind, welches sich Gott als einen mächtigen Greis, der Wilde, welcher sich ihn als ein verzehrendes Feuer denkt, daß Alle sich kindlich-verwegen täuschen.

„Aber, lieber Alamontade", sagte ich, „der Mensch ist doch nun einmal ein sehr sinnliches Wesen, und seine Einbildungskraft rastet nicht. Sie verlangt, sich das höchste Wesen auf irgend eine Weise darzustellen. Du selbst wirst eingestehen, daß du nicht immer im Stande bist, deinen Geist auf einerlei Höhe angestrengter Betrachtung zu erhalten; daß es dir wohlthut, auch dann an Gott zu denken, wenn dein Geist unter dem Druck des hinfälligen Körpers und der Umstände ermattet ist."

Allerdings! antwortete Alamontade: Nicht immer bin ich geneigt und fähig, mir in reinen Begriffen die Gottheit zu denken. Es thut mir wohl, als einem Menschen, mir Gott gleichsam näher zu ziehen und ihn mit meinen übrigen Vorstellungen verwandter zu machen. In solchen Stunden erscheint er mir als ein heiliges, alliebendes Wesen, welches mich und Alles zur Glückseligkeit ins Dasein gerufen. Seine Weisheit, von der mich Millionen Zeugen beschäftigen, seine Heiligkeit erwecken in mir ein kindliches, grenzenloses Vertrauen zu ihm, als meinem Vater. Es thut mir wohl, mich ihm hinzugeben. Es thut mir wohl, vor ihm meinen Kummer hinzuweinen. Es thut mir wohl, ihm zu klagen, was meine Brüder, die Menschen, nicht hören wollen. Ich bin dann nicht ganz verlassen, und einer ist, der sich mein erbarmet.

Sehen Sie, mein Herr, dieser Glaube an Gott, dies Glauben, das nothwendige, unvermeidliche meiner ewigen Fortdauer, gleichviel wie und wo — dies ist meine Religion. Und diese Religion haben alle Völker, alle Menschen, die sich nur einigermaßen ihrer Vernunftentfaltung schon erfreuen.

Und es hat Jesus Christus ein unendliches Verdienst um die Menschheit schon dadurch, daß er derselben Gott unter dem Bilde des Vaters, als das heiligste, vollkommenste, liebendste Wesen, welches aber von keinem irdischen Sinn begriffen wird, dargestellt hat.

Aber seine Lehre nahm, wie sie zu verschiedenen Völkern kam, verschiedene Farben und Zusätze an, je nachdem eine Nation schon mehr oder weniger gebildet war; oder je nach der Verschiedenheit ihrer religiösen Vorbegriffe, die sie vor Erscheinung des Christenthums hatte, und nachher mit diesem willkührlich oder unwillkührlich zusammenschmolz.

Es waltet unendliche Verschiedenheit der Stufen von der niedern, groben Sinnlichkeit, bis hinauf zur geübten Vernunftstärke. Diese Mannigfaltigkeit veranlaßt die Mannigfaltigkeit (nicht der Religion, denn es gibt nur eine in der Welt, sondern) der Zusätze zur Religion, welche man oft mit ihr selbst für eins und dasselbe hält, und daher noch an Mehrheit der Religionen glaubt. Daher entstehen und werden entstehen die verschiedenen Glaubensparteien, unter den Glaubensparteien wieder die Sekten, und unter den Sekten wieder die besondern religiösen Vorstellungen jedes einzelnen Menschen. Wie sollt' es auch anders sein? Jeder gebildete Mensch verändert seine Religion im Leben mehr als einmal, wie seine Kenntnisse, seine moralischen Bedürfnisse und sein Temperament sich verändern. Einen andern Glauben hat das Kind; einen andern, wenn es zum Jüngling reift; einen andern, als junger Mann; einen andern, als erfahrungsreicher, überlegender Mann; einen andern, wenn er den Greisenstab zur Hand nimmt.

Und lasset ihnen doch diese Verschiedenheit, die ihr nicht ausrotten könnet! Jeder hat einen seinen Bedürfnissen entsprechenden Glauben; verwandelt sich das Bedürfniß, so treibt der rege Geist weiter hinauf, und die Knospe entfaltet sich zu Blüthen, und es umfängt ihn ein neuer Glaube. Werdet nicht Weltverbesserer mit dem Schwert. Meinungen und Begriffe lassen sich nicht beschneiden mit der eisernen Schere der Gewalt. Jede Religion wird reiner und edler durch Loswickelung von der gröbern und dann von der feinern Sinnlichkeit, und durch Störkung der Vernunft. Lasset dem Katholiken seinen feierlichen Pomp in Tempeln und Altären, und dem Mennoniten seine hirtliche Einfalt, und dem Denker die stille Betrachtung inner den Mauern seines Studierzimmers. Räumet überall nur hinweg die Hindernisse, welche der Bildung des Geistes entgegen streben; machet ihn freier, fähiger zum Denken, und ihr habet Alles gethan, wozu ihr verpflichtet seid.

Jeder Mensch hat seine Religion; nur nicht der, welcher, bei allen Talenten, nicht Muth genug hatte, sich selbst zu betrachten, sondern in verworrenen Zweifeln schwebte, und, um sich ihrer Unbehaglichkeit zu entladen, ihr Andenken in sinnlichen Zerstreuungen und mit einem aufs Gerathewohl ohne fernere Prüfung angenommenen Satze zu verlöschen sucht. Diese fürchterlichen Wesen, deren Sitten- und Rechtslehre nur Konvenienz ist, knüpfen in sich die Aussenenden der menschlichen Bildung zusammen; Brutalität ihrer thierischen Natur mit Scharfsinn, Witz und Urtheilskraft. Spräche nicht wider ihr Vermuthen und wider ihren Willen in ihrer Brust zuweilen die Stimme der unbesiegbaren Natur (des Vernunftgesetzes), und zwänge sie also anzuerkennen, es ist ein Recht, und es ist, man sage, was man wolle, liebenswürdig die Tugend,

und risse diese gewaltige Kraft sie nicht wider ihren Willen hin: wahrlich, mein Herr, diese Menschen wären die gefährlichsten Bestien auf dem Erdball. Die gräßlichen Neigungen, die Leidenschaften des wilden Thiers sind in ihnen furchtbar mit der Klugheit des menschlichen Geistes gepaart.

„Lieber Alamontade,“ sprach ich, gerührt und erschüttert von der Macht und Hoheit, mit welcher er zu mir redete, „so glaubst du doch auch, daß der Weiseste unter den Sterblichen nicht nur Religion haben muß, weil er ein nicht mit sich selbst im Widerspruch schwebendes Wesen sein will und sein soll, sondern auch, weil er der Religion bedarf, um tugendhaft zu sein? Davon hast du bisher gänzlich, und, ich gestehe es dir, zu meiner Verwunderung, geschwiegen. Denn man begreift in demjenigen, was du Religion nennst, was Andere die natürliche oder die Vernunftreligion heißen, nicht allein den Glauben eines Gottes und der Unsterblichkeit des Geistes, sondern auch der heiligen Weltordnung, das ist: den Glauben, daß hier oder dort, später oder früher, Vergeltung Statt findet, eine Bestrafung des Lasters, eine Belohnung edler Seelen! Hierauf, mein Lieber, hätt' ich dich gern längst schon aufmerksam gemacht, wenn mich nicht Besorgniß zurückgehalten, deinen Gedankengang zu unterbrechen.“

13.

An und für sich sind Religion, insofern sie auf Vergeltung deutet, und Sittlichkeit durchaus mit einander nicht also verwandt, daß sie auf einander wirken sollen! antwortete Alamontade: Die Religion, oder der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, so nothwendig er ist, besteht doch an und für sich allein, und hat mit dem, was wir Belohnung der Tugend nennen, keine Verbindung, so wie die wahre Tugend selbstständig ist, und ohne alle Hinsicht auf Gott, auf Unsterblichkeit, auf Vergeltung ist.

Aber es ist wohlgethan allerdings, die Religion in jener Bedeutung zum Erziehungsmittel der unmündigen Menschheit zu machen. Sie ist die sicherste Stütze, an welcher wir uns von der niedern Sinnlichkeit allmälig emporheben zur Selbstständigkeit der Vernunft.

Das ewige, in uns vorhandene, in allen Zeiten und Weltgegenden gleiche Sittengesetz sagt uns, wie wir, als vernünftige Wesen, handeln sollen. Und wenn ich nun so handle, wie ich nach diesem ewigen Gesetze soll, dann bin ich erst, der ich sein soll: ein freier, selbstthätiger, nur von sich ausgehender, nur durch sein eigenes in ihm selbst liegendes Gesetz bestimmter Geist. — Wenn ich etwas thue für meinen Nutzen, so bin ich nicht tugendhaft; jedes Thier thut desgleichen; es fürchtet in manchen Fällen Strafe, es kennt in manchen Fällen seinen angenehmen Lohn. Die Tugend verlangt für sich keinen Lohn; sie läßt sich nicht erkaufen, nicht bezahlen; sie erwartet keine Vergeltung. Sie übt sich, ohne Rücksicht auf den Erfolg der Handlung; genug, wenn, so zu handeln, das Sittengesetz befiehlt. Die Tugend ist nichts anderes, als die Erscheinung des handelnden Menschengeistes in seiner Wahrheit. Ein Geist, ohne Verbindung mit, oder ohne Einfluß von einem nach thierischen Absichten und Interessen wirksamen Körper, würde, wenn er handelte, nur allein gut, er würde nie unsittlich handeln können; er wäre ein heiliges, das heißt, von sittlichen Mängeln reines Wesen. Eben daß unser Geist in einer, seinen Gesetzen oder seinem Wesen oft entgegenwirkenden Hülle wohnt, entwickelt im Kampfe seine Kraft. Und wenn nun er, und nur er, handelt; wenn er, ungelenkt von sinnlichen Interessen, weder bestochen von Furcht der Strafe, noch Hoffnung des Gewinns, nach eigenem Gesetz wirkt, dann ist er tugendhaft, das heißt, frei, stark, selbstthätig, oder Geist wie er sein soll, und wirklich seiner würdig ist.

Läge auch nicht die Idee einer Gottheit und der Unsterblichkeit in ihm, so würde er dennoch gut oder tugendhaft handeln können. Die Religion ist also nicht unauflöslich mit der Tugend verbunden. Beides kann ohne einander sein. Es gibt viele Menschen, welche an Gott und Unsterblichkeit glauben, ohne tugendhaft zu sein. Es kann Menschen geben, die, von Zweifeln hingerissen, ohne Glauben dennoch tugendhaft sind.

Tugend und sinnliche Wohlfahrt, oder was man gewöhnlich Glückseligkeit heißt, sind zwei mit einander unverknüpfte Dinge, und nicht eins um des andern willen vorhanden. Durch Klugheit kann ich mein Wohlsein vermehren; aber Zufall ists, wenn es durch Tugend geschieht. Und es geschieht nur so lange, als die Tugend mit der Klugheit Hand in Hand gehen mag. Doch oft tritt der Fall ein, daß ich all mein Wohlsein dahinopfern muß, weil ich tugendhaft, das ist, unabhängig von Furcht oder Hoffnung, nach dem heiligen Gesetze in mir, handle.

Der Mann von Tugend liebt seine Pflicht mit eben dem strengen, unbezwinglichen Eifer, wie Andere das, was sie ihr Recht nennen. Er kann, wie Andere für ihr Recht freudig in den gewissen Tod gehen, es eben so für seine Pflicht. Denn Pflichten sind die ehernen, unvertilgbaren Rechte des sittlichen Geistes.

So ist's denn nur Schwäche und Kurzsichtigkeit, oder Klugheit von denjenigen gewesen, welche lehrten, daß Sittlichkeit und Wohlsein immerdar in Einklang stehen sollten, und daß, weil nur allzu oft Elend im Gefolge der Tugend geht, in einem künftigen Leben eine sittliche Vergeltung, eine Harmonie der beiden Ziele, dieses von ihnen sogeheißenen höchsten Gutes, Statt haben müsse.

Wie der Keim, den ich in den Boden werfe, so der Menschengeist, der ins Universum fällt. Wie der Keim, nach den physischen Gesetzen, nothwendig, in Folge seiner Organisation, Wurzeln schlagt, treibt, und Stamm und Blumen und Blätter ausschießt, ohne andern Zweck, als weil er so in seinem Verhältniß ist: so der Geist des Menschen, wenn er erscheint, wie er ist, wie er soll, nach seiner in ihm wohnenden Ordnung — sittlich gut, ohne anderweitigen Zweck. Es ist zwischen den sogenannten Gesetzen der Körper- und der Geisterwelt nur Namensunterschied. In der That sind sie eins und dasselbe; das Sittengebot ist ein Naturgesetz des Menschengeistes, indem er wirken muß, weil er, als sittlicher, als wahrer Geist, nicht anders kann.

Das Gute gethan, aus Gottesfurcht, in Hoffnung auf Vergeltung oder Furcht vor künftigen Strafen, ist nur Religiosität oder Frömmigkeit, mit nichten aber Freiheit des handelnden Geistes, oder Tugend. — Frömmigkeit bricht jedoch die Ketten der Sinnlichkeit, bereitet schon die Freiheit des Geistes vor; führt zur Tugend, ist in so fern die Religion und, als ein Erziehungsmittel der Völker, ehrwürdig. Es ist zu viel gefordert, daß Jedermann, ohne Furcht, ohne Hoffnung, gut handle des Guten willen; es ist zu viel gefordert von dem Kinde, daß es, kaum geboren, gehe, ohne seine Kräfte allmälig geübt zu haben; vom Geiste, daß er plötzlich erscheine in der Herrlichkeit seiner Stärke, Reinheit und Selbstständigkeit, ohne Vorübung.

Für die Erziehung der unmündigen Menschheit ist die Lehre von der einstigen Uebereinstimmung der Sittlichkeit und des Wohlseins unentbehrlich; so wie für den verwilderten Menschen das Schwert der bürgerlichen Gerechtigkeit Leitungsmittel zu gesetzmäßigem Betragen wird.

„Wie“, rief ich erstaunt, „alle die Tausende, welche muthig in der Hoffnung eines bessern Lebens, im Vertrauen auf ihren vergeltenden Gott, die Leiden der Erde tragen, und ihr eigenes Heil gern dahin geben, wenn es darauf ankömmt, Pflichten zu vollstrecken — wie, Alamontade, sie wären keine tugendhafte Menschen?“

Nein, antwortete der Greis, sie sind eher klug, als tugendhaft; denn sie opfern freudig das geringe Gut, in der Erwartung, dafür ein größeres zu empfahen. Aber sie sind fromme Menschen, und nahe ihrer Vollendung. Sie sind mir ehrwürdig; sie sind mir lieb. Ihnen gilt es noch einen Schritt, und sie sind vollkommen frei.

Sehen Sie, mein Herr, hier haben Sie nun den Grund, warum ich in meiner Religion durchaus von keinen sittlichen Verpflichtungen, von keiner Tugend, von keinem Weltrichter gesprochen. Der Geist handelt, wie er soll. Seine Tugend ist keine fromme Berechnung; er nimmt für sie keine Nebenabsichten zu Hülfe. Er bedarf für sich keiner Belohnung; er kann nicht einmal belohnt werden, es sei denn durch das Bewußtsein der Stärke, der Eigenmacht und Freiheit, zu der er sich emporgerungen. Er zählt seine schönsten Augenblicke nach den Triumphen über die Sinnlichkeit.

Und wenn wir nun um unserer Tugend willen leiden müssen, mein Herr, wer ists denn, der da leidet? Es ist nicht der Geist, denn er genießt eben dann des Sieges; nur die sinnliche Natur des Menschen leidet. Diese also müßte für ihre Aufopferungen belohnt werden; aber wie kann sie es werden, wenn der Leichnam wieder zum Staube zurückkehrt? — Und sagen Sie, was heißt am Ende belohnen, vergelten? Wenn ich mein lebenlang einen kranken Körper mit mir herumschleppe, würden mir durch gesunden Körper in einem zweiten Leben die vorigen Leiden vergolten sein? Hätte ich die Schmerzen darum nicht getragen? Hätte ich die tausend Jammerthränen nicht geweint?

„Freund,“ erwiederte ich mit einigem Schauer, „ich fühle deiner Worte Wahrheit — aber sie ist hart, sie ist trostlos. Ich möchte deine Lehre nicht predigen. Hätte der arme Mensch, gedrückt von tausend Mühseligkeiten, nicht die süße Erwartung: du leidest nicht vergebens, einst wird die Bürde von dir genommen, einst wird dir dein Elend doppelt schön vergolten werden mit Seligkeit — ach! Freund, er würde oft verzweifeln müssen.“

Es ist wahr, entgegnete Alamontade, der sinnliche, unmündige Mensch, welcher an den Vergelter übet den Sternen glaubt, verzweifelt nicht. Aber der Vollendetere, der Geistmensch, verzweifelt noch weniger, als er. Sein Körper leidet, aber nicht sein vorwurfsloser Geist. Er weiß, daß früher oder später, mit dem Körper, die Qual zugleich von ihm genommen wird. — Uebrigens, mein lieber Herr, lassen Sie uns nicht in verworrenen Vorstellungen umhertappen, sondern deutlicher werden in dem, wovon wir reden. Wir sprechen von Leiden. Alles Leiden ist nur sinnlich. Der Geist hat kein anderes Leiden, als das Bewußtsein, gefehlt, das heißt, im Kampfe mit den niedern, sinnlichen Reizungen unterlegen zu haben.

Alles Leiden ist aber wieder in sich verschieden. Leibliche Schmerzen dauern nie anhaltend, und sind eben deswegen wohl zu ertragen, weil man weiß, der Tod oder die Genesung des Leibes befreien endlich davon. Ich denke also, wenn wir von Uebeln reden, die dem Menschen zu schwer würden, sollten wir nicht darunter körperliche Krankheiten verstehen. Sie sind ja nur immer von kurzer Dauer, und lassen selbst, während sie herrschen, noch unzählige Augenblicke von Ruhe.

Aber herber sind die sogenannten Seelenleiden. Von diesen ist's der Mühe werth zu sprechen. Ich erinnere mich keines Menschen, der wegen einer körperlichen Krankheit verzweifelte; aber mehr als einer unterlag dem Kummer, wenn

er vom Schoße des Reichthums zum Bettelstabe hinabsteigen sollte; oder wenn treu gewähnte Freundschaft ihn verrieth; oder wenn er unverschuldet, oder durch eigene Schuld, der Schande und Entehrung bloßgestellt wurde; oder wenn er irgend eine Aussicht, irgend ein Glück, auf dessen Dauer er gezählt hatte, rettungslos verlor.

Wohlan, mein Herr, woher entstehen diese Leiden? Aus falschen Vorstellungen vom Werthe der Dinge entstehen sie, aus dem Uebergewicht unserer niedern, sinnlichen Natur über die geistige. — Was sind Reichthum und Armuth? Nur Verhältnisse. Der Reiche unter den Horden der Indianer wäre ein Armer in europäischen Hauptstädten. Arm werden heißt nichts, als seinem Körper einige Gewohnheiten versagen müssen. Wer dies nicht im Nothfalle kann, der ist mehr Thier als Geist — und will er dafür, daß er nicht Thier ist, Vergeltung in einer bessern Welt? Ist Armuth ein unerträgliches Leiden? Wie mancher klagt über Armuth, der noch reicher ist, als mehrere Millionen Nebenmenschen sind! Seine Klage ist mehr lächerlich und verächtlich, als mitleiderregend.

Ehre und Schande, wie sehr hängen diese von den Umständen ab! Nur in der Tugend allein ist Ehre; im Laster allein Schande. Dem Tugendhaften mag das Urtheil der Welt wohl gleichgültig sein. Wem es noch nicht gelungen, seinen eigenen Werth in stiller Vollziehung der Pflichten zu finden, und mit unbeflecktem Gewissen sich harmlos über das wankende Urtheil des großen Haufens zu erheben, ist ein armes, beklagenswürdiges Geschöpf; mehr Thier, als Geist; mehr Kind, als vollendeter Mann. Er hängt in trauriger Blindheit mehr an dem wechselnden Spiel der Umstände, als an dem ewig Wahren und Guten.

So ist's, wie mit diesen, auch mit allen unsern sogenannten Seelenleiden. Unsere eigene Schwäche veranlaßt sie; unsere sittliche Stärke vernichtet sie.

Es hat Menschen gegeben, welche ihre Zeit verschwendeten, um die Uebel des Lebens hinwegzuvernünfteln; oder sie zu vertheidigen, um, wie sie meinten, die Ehre ihres Gottes zu retten; oder sie zu versüßen mit angeregten Hoffnungen auf ein besseres Loos jenseits des Grabes. Wozu dies alles? Diese Uebel sind nothwendig in der Weltordnung, und ihr Dasein ein Beweis dessen, wozu wir bestimmt sind. Unsere Bestimmung aber ist: Reife oder Vollendung unsers Geistes. Er ist reif, er ist vollendet, wenn er, unbeherrscht vom Einfluß sinnlicher Macht, durch sich selbst, nach eigenem Gesetz handelt. Die Uebel der Menschheit treiben den Geist derselben zu seiner Selbstständigkeit. Daher ist das Sprichwort eine nur allzu wenig verstandene Wahrheit: Das Unglück macht zu Weisen. Der Unbestand des Irdischen macht uns auf den bleibenden Werth des Geistigen aufmerksam. Der Staub stößt den Geist von sich ab, und zwingt ihn zur Erkenntniß seiner eigenen Würde. Der Mensch, indem er den Wechsel der Dinge wahrnimmt, verschmäht, ihm länger anzugehören, und kehrt zu sich zurück und wird selbstständig; er lernt endlich die hohe Wahrheit: Des Menschen Geist ist nicht für andere Zwecke, er ist für sich selbst da.

Das reine Gefühl der Selbstständigkeit des Geistes ist die Bürgschaft seiner Unvergänglichkeit. So ordnete es der Weltordner, daß der Menschengeist durch Alles immer auf sich zurückgetrieben würde, um in sich selbst sein Glück, sein Ziel, seine Hoheit zu erkennen, und nicht in Andern, ausser ihm. Wäre er zu fremden Zwecken, so würde er, als Mittel, verschwinden müssen, sobald jene verschwinden. —

14.

„Der Gedankenflug meines stoischen Weltweisen riß mich gleichsam über mich selbst fort," sagte der Abbé Dillon, „ich ward einer niegekannten Empfindung meines eigenen Ichs theilhaftig. Die irdischen Güter mit ihrer Herrlichkeit und ihrem Reiz für die Sinne verblichen im Gefühl meines wahren Selbstes. Ich erkannte: daß sie nicht mir, daß ich nicht ihnen gehöre. Das Weltall erschien neu. Ich erblickte es aus einem nie geahneten Gesichtspunkt. Alamontade schwieg, als entdeckte er meine Stimmung; als wolle er mir Frist gönnen, mich unter diesem ungewohnten Horizonte zu sammeln. Es war nicht nöthig. Der Geist sieht in jeder Wahrheit seine Heimath und sein Eigenthum; nur der Irrthum ist ihm eine Fremde.

„O Alamontade!" rief ich: „So begreif' ich's, wie Du mit Seelenruhe sterben, und harmlos die fernere Rolle Deines Geistes auf fremden Bühnen erwarten kannst? Doch gesteh' ich Dir, daß es dem Menschen wohl sein würde, wenn der Schleier vor dem künftigen Leben auch nur um ein Geringes gelüpft wäre; wenn der Weltordner sein Selbst noch auf irgend eine Weise offenbaret hätte, daß Niemand darum in Zweifeln erkranken könne."

Wie, mein Herr, entgegnete Alamontade, Sie glauben, daß es dem Menschen besser sein würde? Welchem Menschen? — Dem unmündigen, dem an der Sinnlichkeit klebenden? Nein, mein Herr, diesem würde dann so wohl und so weh sein, wie jetzt. Ihn macht nicht das Geistige glücklich, sondern das, was aus dem Irdischen quillt. Ihn beseliget das Gefühl des angenehmen Ueberflusses, worin er wohnen kann, das Gefühl des Ruhms, der öffentlichen Hochachtung, der Freundschaft, der zärtlichen Liebe, der Schönheit, des Nützlichen und dergleichen. —

Dem unmündigen Menschen ersetzt für einige Zeit der Zauber der Einbildungskraft, was ihm an Offenbarungen gebricht. Er ist darum nicht unglücklicher. Sie sehen ja, wie fröhlich er durch sein Leben hintanzt, sobald ihn nicht Krankheit,

Verkennung, Armuth, Feindschaft, oder ein anderes sinnliches Uebel drückt.

Der ausgebildete Mensch aber im Stande seiner Mündigkeit verlangt keine höhere Offenbarungen über die heiligen Weltgeheimnisse, als er schon besitzt. Er kann sie nur nicht wünschen. —

„Er kann sie nicht wünschen?" fragt' ich: „Ich verstehe dich nicht."

Er kann nicht, antwortete der Philosoph, weil er nicht das Unmögliche wünschen will. Nicht den Sinnen konnte sich die Gottheit offenbaren, sondern dem Geist. Sie that es, indem sie unser Ich also organisirte, daß dasselbe nothwendig sie denken und glauben mußte. Sie that es, indem sie als Urkraft das Universum mit ihren Erscheinungen füllte, welche wir vermittelst der Sinnenwerkzeuge wahrnehmen. Indem der Weltordner so gleichsam durch den Mund unserer Vernunft zu uns spricht: „Ich bin!" und in dem gleichen Moment vor unsern Augen die Erscheinungen seiner Wundermacht aufrollt, erlöschen alle Zweifel — Zweifel, die nie von der Vernunft, sondern von der Phantasie und dem durch Erfahrungen der Sinnenwelt gebildeten Verstande erhoben werden.

Noch einmal wiederhol' ich Ihnen: Alles in der weiten Natur, Alles was wir besitzen, und erfahren, Alles was wir entdecken in uns und was wir wissen, Alles, sag' ich, beschränkt den Geist zuletzt auf sich selbst, führet ihn mit sanfter Macht zur Selbstständigkeit. Diese müssen wir als das letzte Ziel unserer Handlungen, als unsere Bestimmung, als unsere Hoheit ansehen.

Wahr ist's, dies Erdenleben ist voller Uebel; nichts ist darin beständig; Alles wechselt, und wir treiben in einer unwiderstehlichen Fluth von ungewünschten Ereignissen und Schicksalen dahin. Aber klagen wir darum nicht so laut. Eben dies ist der Fingerzeig des Weltordners, daß wir uns über das Irdische erheben, unser Heil und unser letztes Ziel nicht in diesem, sondern in unserm Ich suchen sollen. Der Geist des Menschen ist nicht das Eigenthum des Sinnlichen; aber er selbst hat auch kein anderes Eigenthum, als sich allein. Sogar die Sinnenwerkzeuge, mit denen er, als Mensch, für einige Zeit verbunden ist, bleiben ihm nicht.

Wahr ist's, daß wir von den Millionen Gegenständen, welche uns im Weltall umschweben, nur wenig begreifen; daß wir die Dinge nur kennen, was sie in Bezug auf uns sind, nicht aber, was sie an sich selbst sein mögen. Aber darum wollen wir nicht erschrecken. Denn daß wir immer nur auf unsere eigenen Vorstellungen, auf unsere innere Welt allein eingeschränkt sind, dies ist der feierlichste Beweis unseres Werthes, unserer Hoheit, unserer Selbstständigkeit, als Geister. Wir erblicken uns in keiner einzigen Verbindung, welche unser Ich zu einem Mittel für ein fremdes Wesen herabwürdigt, oder diese Herabsetzung nur ahnen liesse. Wir stehen einsam, aber wir stehen für uns im unermeßlichen Reiche der Schöpfung. Wir schreiten durch die wandelbaren Erscheinungen hin, und werden von ihnen berührt und verlassen; und in ihrem stürmischen Drange erwacht unser Geist, und erkennt sein Selbst, und entwickelt seine Kraft, und wird, der er sein soll, ein heiliges, selbstwirkendes Wesen. Verbunden mit einem unbekannten Stoff, den wir Körper heißen, rühren wir gleichsam mit den Fersen an den Staub, mit dem Haupte an Gott.

Ja, ich bin ein für mich geschaffenes, selbstständiges Wesen, und indem mich Alles nur auf mich zurückführt, und die ganze mich umringende Natur mein Eigensein verbürget, und mich in der Reihe der Dinge eben dadurch meinen Werth, meine Hoheit erkennen lehrt, erblicke ich in der Selbstständigkeit meines Ichs die Urkunde meiner Ewigkeit.

Mag denn der Sinnenmensch zittern, wenn an ihm, was Irdisches ist, zerfällt, und er sich selbst zu verlieren wähnt. Was in diesem Leichnam denkt, fühlt und lebt, ist nicht Staub, ist nicht Erscheinung, wie der Staub, sondern eine Urkraft, welche selbst Erscheinungen wirkt. Sie dauert, sie wirket ferner. Unsinn wär' es, zu sagen: die Kräfte des Universums verlieren sich aus dem Universum, oder die Welt verliere sich aus sich selbst.

Die flüchtigste Selbstbeobachtung lehret mich, daß mein selbstthätiges Ich verschiedener Natur sei von der Erscheinung, so ich meinen Leichnam heiße. Mag dieser aufgelöset werden in die Stoffe, aus welchen ihn die gebärende Natur zusammensetzte: mein Ich dauert in seiner Nämlichkeit hin, und überlebt den Wandel der Erscheinungen.

Bald, o bald zerfällt dieser Staub! — fuhr Alamontade in edler Begeisterung fort, und sein Auge starrte glänzender gen Himmel: Es sei. Ich stehe als unzerstörbarer Bestandtheil im Ringe der Weltordnung. Der Geister wunderbares Reich ist meine Heimath. In ihm wohnen die mir gleichen Wesen; dort meine Brüder!

Viel hab' ich, viel gelitten in meiner Menschennatur. — Aber wohl mir! In diesen Stürmen reifte behender meine Kraft. Ich habe durchgerungen, und mitten im Jammer fühlt' ich mein unnennbares Glück; verachtet und ausgestoßen von der Menschheit fühlt' ich meinen Adel, den kein Menschenspruch vernichten kann; die Galeerenbank war meine Schulbank; schmachtend an den glühenden Küsten Afrika's, gewahrt' ich meines unentreißbaren Reichthums. O wie beglückt bin ich! Am Ausgang einer schmerzensvollen Laufbahn seh' ich mit Lust zurück; denn alle Dornen blühen nun so wundervoll, sie, die ich einst gehaßt, die mich verwundeten.

Und Du — fuhr Alamontade fort, und wie Verklärung schwamm's um sein Angesicht, während ich ehrfurchtvoll da saß, wie vor dem Sterbebette eines Heiligen, und meine Augen in Thränen übergingen — O Du, Erhabenes, Unbekanntes, Heiligstes, durch das ich ward — Dein bin ich, und Dein bin ich ewig. Hoch hast Du mich gestellt

in Deiner Wesenordnung, o Unnennbarer! Denn ich darf Dich ahnen, darf Dich denken; Du selber sprichst von Dir in mir. O Vatergeist! o Vatergeist! — Ich bin noch immer Mensch, und darum immer kindliches Sinnes, und den Gedanken an Dich begleitet das warme Gefühl — darum red' ich zu Dir. Mein Reden ist Kindeslallen zum Vatergeist — menschlich empfundener Dank! — Wie glücklich bin ich, daß ich bin! In dir leb' ich. Durch Dich erheb' ich mich, und gleit' ich von einem Punkte Deines Alls zum andern. — O Vatergeist — — —

Hier wurde seine Sprache immer leiser, immer unverständlicher. Es schien, als schüttle sein Geist die Fessel der Worte ab, um schnellen Flugs emporzusteigen. Ein wunderbares Entzücken strahlte aus seinen Gesichtszügen. Dann und wann bebten seine Lippen, wie im leisen Gebet, als wollte der müde Körper noch den Geist in seiner Andacht, in seinem Dank zu Gott begleiten.

15.

So weit las der gute Abbé Dillon. Die Mitternacht hatte uns übereilt. Aber keiner war ermüdet. Wir schwiegen. In unsern Augen zitterten Thränen. Ich warf mich an Dillons Brust. Roderich umarmte ihn ebenfalls. So hielten wir ihn lange Beide sprachlos an unsern schlagenden Herzen. Uns ward dabei, als drückten wir den edeln Alamontade selbst an unsere Brust; als wäre unser Dank nicht dem Abbé, nein, als wäre er ihm gebracht.

„Und so sank auch ich ihm einst ans Herz!" sagte Dillon: „O Mensch!" rief ich tiefbewegt: „wie war es möglich, daß dich die Menschen aus ihren Reihen verbannten? Wie konntest du mit diesem erhabenen Sinn zum Verbrecher werden? Seit wann schmiedet man den Tugendhaften an die harte Ruderbank? Warst du vielleicht ein so grober Sünder, daß die bürgerliche Gesellschaft von dir zu fürchten hatte? Es ist nicht möglich, Alamontade! Du bist unschuldig zur gräßlichsten der Strafen verdammt worden. Rede doch. Ich übernehme deine Rechtfertigung. Du sollst, du mußt geehrt noch einmal ins Leben zurücktreten. Schande darf nicht über dein Grab gehen!"

Er war sehr erschüttert. Er zog mich mit Inbrunst an sich, und in Zähren schmolz sein Blick. „O!" rief er: „Nun noch einmal einen Menschen, einen Bruder an diesem längstverwaiseten, armen Herzen! Ach, es hat in den neunundzwanzig Jahren seiner Einsamkeit die Liebe noch nicht verlernt; es fühlt noch einmal wieder seine alte Seligkeit, bevor es bricht!" Mehr konnte er in seiner Wehmuth nicht sprechen. Er schwieg und seufzte still-weinend.

Nach einer langen Pause erhob er sein Gesicht zu mir, und sprach: „O Herr, mein Herr, wie hab' ich so viel Güte, so viel Liebe verdient?"

„Könnte ich dein Leben fristen, lieber Mann," rief ich, „gern opferte ich dafür das meinige hin. Du aber weißt es nicht, daß du mein Wohlthäter, mein Schutzengel bist. Du weißt es nicht, daß du mich aus Abgründen der Verzweiflung rissest. Ich war zu dir gesandt, dich zur Religion zurückzuführen; o Alamontade, und du bist es nun gewesen, der mich bekehrte, und mir die verlorene Religion zurückgab."

Er schien mich nicht zu verstehen. — „Siehe, Alamontade, ich war ein unglückliches Wesen, als ich zu dir kam. Ich hatte Gott aus meiner Welt verloren, und starrte bebend in die Zukunft hin, wie in eine lebenlose Finsterniß. Zweifel über Alles, über mein Haben und mein Sein, umwickelten mich. Zwischen Widersprüchen taumelte ich daher, und ward mir selbst mit meinem Unsinn eine Last und ein Abscheu. Du, Freund, du hast mich wieder emporgerichtet und mich mir selbst in meiner wahren Natur und Würde dargestellt. Gott, Unsterblichkeit und Selbstständigkeit meines Ichs — sie sind! Mein Geist kann sich nicht sich selbst abläugnen. Durch dich bin ich wieder im Zusammenhang mit der Natur; gewogen liegt auf den trüglichen Wagschalen der ewigen Vernunft der Dinge Werth und Unwerth vor mir. Die Finsternisse klären sich wieder auf, und was verödet, blüht mit jungem Leben! — Und Alles das ward mir von dir ertheilt!"

In dieser schönen Stunde war's, daß Alamontade's Herz sich freier gegen mich aufschloß. Er gab mir in zerrissenen Blättern sein Tagebuch. Er machte mich, auf mein dringendes Bitten, mit vielen Umständen seines Lebens genauer bekannt. Ich darfs nun wohl nicht erst sagen: Alamontade war unschuldig! Ich wollte auf der Stelle an seiner Rechtfertigung arbeiten. Ich wollte, daß ihm die Gerechtigkeit öffentlich Genugthuung leiste, ihm die geraubte Ehre zurückgebe. Er schüttelte den Kopf, und bat mich, so lang' er lebe, keinen Schritt dafür zu thun. Er sei nicht lüstern nach der Achtung einer Welt, die ihn so lange, so unbarmherzig verstieß, und zöge es vor, die letzten seiner Tage unzerstreut und ungestört sich selber zu gehören.

Ich wirkte für ihn bei den Behörden sogleich ein besseres Zimmer, größere Bequemlichkeit aus. Mit Freuden hätt' ich mein Hab' und Gut hingeboten, ihm damit einen fröhlichen Augenblick zu erkaufen nach so viel ausgestandenen Leiden. Ach! daß ich ihn so spät erst kennen lernte!

Auf mein wiederholtes Begehren, mir alle, auch den geheimsten seiner Wünsche, zu entdecken, sagte er endlich: „Wohlan, schreiben Sie doch nach Nismes oder Montpellier, um zu erfahren, wohin Clementine gekommen? Ob sie noch am Leben sei? Ob sie sich verheirathet hat? Ob sie glücklich war?"

Ich kannte diese Clementine aus seinen Papieren und seinen mündlichen Erzählungen. „Und wie, Alamontade?" sagte ich, „wenn nun Clementine noch am Leben wäre? Nicht so, du würdest wünschen, sie noch einmal zu sehen?"

Er lächelte bei dieser Frage still vor sich nieder. „Ach, sie war der Engel, der meine Kindheit zauberhaft verschönerte, und mich weinend bis an die Schwellen des verlorenen Edens führte. Nein, bemühen Sie sich nicht, mein lieber Herr. Sie wird Alamontade's nicht mehr gedenken, wenn sie lebt, und noch weniger wird sie sich überwinden können, eine Reise zu machen zum Sterbelager des Galeerensklaven!"

Ich schrieb. Ich bot die Hilfe aller meiner Freunde, aller meiner Bekannten auf, Clementinen zu entdecken, und sie zu bewegen, ohne Versäumen nach Toulon zu eilen, wo ihr wichtige Entdeckungen bevorständen. Wirklich gelang es einem meiner Freunde, ihren Aufenthalt zu erfahren. Es war bei Montpellier, wohin sie seit einigen Jahren aus Paris zurückgekehrt war. Sie hatte kaum von Alamontade erfahren, so entschloß sie sich, die Reise nach Toulon zu machen, ungeachtet sie an einer schweren Krankheit niederlag.

„Doch, ihr Lieben," fuhr Dillon fort, „wir vergessen, daß die Mitternacht vorüber ist, daß wir der Ruhe bedürfen. Morgen, wenn ihr wollet, erzähl' ich euch die Geschichte unsers gemeinsamen Freundes. Sie ist belehrend. Ein so grausames Schicksal konnte, ohne darunter zu vergehen, nur ein Mann tragen, wie Alamontade. Mit seinem Blick auf Gott, erhaben über seinen eigenen Schmerz, ging er heldenmüthig durch ein schauerliches Leben, von welchem jede Stunde schreckhafter als der Tod ist."

Bei diesen Worten erhob sich Dillon. Wir folgten seiner Einladung. Wir umarmten ihn mit innigem Dank. „Was Sie, lieber Abbé, dem ehrwürdigen Sklaven sagten, als Sie ihm dankten für Ihre Bekehrung, das haben Sie sich selbst in unserm Namen gesprochen!" rief ich: „Welch ein majestätisches Wesen dieser Alamontade in seinen Ketten! Welch ein mächtiger, seltener Geist! Seine Worte tönen wie Götterssprüche, und machen göttlicher den Menschen. Ich will mir seine Reden abschreiben. Nur Bruchstücke sind sie, aber ein in sich Vollendetes. Man muß sie öfters lesen, öfters hören, um in das schöne Heiligthum ihres Sinnes ganz einzugehen!"

„Und ich errichte' ihm einen Altar in meinem Garten!" rief Roderich: „Sein Anblick wird mich immer wieder aufrichten. Wenn ich wanke, will ich Alamontade denken, und mein ungeübter, schwacher Geist wird sich in der Erinnerung an ihn stark erheben und mächtig sein!"

So schieden wir begeistert von einander. Die Morgenröthe fand uns früher, als der Schlummer.

Zweites Buch.

1.

Als wir beisammen waren im Gartenzimmer, nahm der Abbé ein Heft hervor. „Hier", sagte er, „ist Alamontade's Erzählung, wie ich sie mit möglichster Sorgfalt zusammengetragen. Ich gab zu Allem nur die vereinende Schnur; Alamontade's Gedanken und Worte sind es, die ich darauf an einander gereiht habe. Manches werdet ihr darin sehr kurz, manches wieder umständlicher entwickelt finden, je nachdem den Erzähler Gegenstände seiner Vergangenheit noch mehr oder weniger rührten, oder meine Fragen ihn dazu leiteten."

Unsere Neugier ward aufs Höchste gespannt. Mir war es unerklärliches Räthsel geworden, wie ein Galeeren-Sklave im Besitz so reifer Weisheit, so mannigfaltiger Kenntnisse gewesen, oder wie ein solcher Mann durch richterlichen Spruch zu der grausamen Entehrung verurtheilt werden konnte. Immer blieb dieser Mensch eine der merkwürdigsten Erscheinungen, so wie seine Weltansicht. Welche Zartheit der Empfindung, gepaart mit Geistesgröße! Welch ein Heldenmuth der reinsten Tugend, und welch ein herbes Schicksal derselben! Wie verschwindet unter seiner Hoheit die Größe jener Helden des Alterthums, die nur durch der Dichter Zauberwerk uns erschüttern! Ein Geist, wie der des geliebten Sklaven, ist jeder dichterischen Darstellung entwachsen. Einsam, anspruchslos und um so erhabener wandelte seine Tugend über die versinkende Sinnlichkeit dahin, nur erkennbar dem Auge der Vernunft. Der Dichter, indem er das Saitenspiel der Empfindung rührt, mag nur Gegenstände der Sinnenwelt schauen; selbst seine Götter kleiden sich noch in Farbenglanz.

Doch ich eile zur Erzählung. Dillon, beschattet vom spielenden Weinlaub am Fenster, las. Nie vergeß' ich dieser schönen Stunde.

2.

Ein kleines Dorf in Languedoc war meine Heimath, und der Ort meiner Geburt, erzählte Alamontade. Ich verlor meine Mutter sehr früh. Mein Vater, ein armer Bauer, konnte, aller seiner Sparsamkeit ungeachtet, wenig an meine Erziehung wenden. Doch war er bei weitem nicht der Aermste im Dorfe. Aber, ausser dem Zehnten von seinen Weingärten, Oelbäumen und Aeckern, mußte er vom Uebrigen seines mühseligen Gewinns den vierten Theil an Steuern und Auflagen hingeben. Unsere alltägliche Nahrung war Suppe mit schwarzem Brod und Rüben.

Mein Vater versank in Noth. Dies kränkte ihn sehr. „O Colas," sagte er mehr als einmal zu mir in schmerzlichem Ton, indem er die Hand auf mein Haupt legte: „meine Hoffnung geht zu Grunde. Ich werde im Schweiße des Angesichts dennoch keinen schuldenfreien Sarg gewinnen. Wie will ich nun das Wort halten, so ich deiner Mutter mit dem letzten Kuß auf ihrem Todtenbette gab? Ich versprach ihr so heilig, dich zur Schule zu halten, und aus dir einen Geistlichen zu machen. Du wirst ein Taglöhner werden, und Fremden dienen."

Dann tröstete ich wohl den guten, alten Mann, wie ich's konnte. Aber mein kindlicher Trost beugte

ihn nur tiefer. Er ward kränklicher, und ahnete das Angahen seiner letzten Tage. Oft sah er mich gerührt an, mit Kummer um meine Zukunft; und die bittere Thräne der Hoffnungslosigkeit netzte seine Augen. Ich verließ, wenn ich's sah, mein Spiel. Ich sprang zu ihm hinan; denn ich konnt' es nicht ertragen, ihn weinend zu sehen. Ich umklammerte seinen Hals, küßte ihm die Thränen von den Wimpern, und rief schluchzend: „O! mein Vater, weine doch nicht!"

Welch ein glückliches Volk könnte jene Gegenden bewohnen, wo der fruchtbare Boden dem Landmann alljährlich zwei Aernten gibt, und Oliven und Trauben am warmen Sonnenstrahl im Ueberfluß reifen! Aber über die blühende Erde schleicht ein erdrücktes Menschengeschlecht. Es gibt die Frucht seiner Noth und Mühe den schwelgenden Bischöfen, die für die Leiden hienieden ihm eines künftigen Lebens ewige Lust verheißen; gibt seinen Erwerb den Edelleuten und Fürsten, welche dafür das Land mit Weisheit und Güte regieren wollen. Ein Gastmahl am königlichen Hofe verschlingt die Jahresfrucht einer Provinz, was unter Millionen Seufzern, und unter Millionen Schweißtropfen dem Schoos der Erde entrungen ward.

Ich war achtzehn Jahre alt, da starb mein Vater. Es war ein heiterer Abend, die Sonne nahe am Untergang. Mein Vater saß vor der Hütte, im Schatten des Kastanienbaums. Er wollte noch einmal den Anblick einer Welt genieſſen, die ihm unter allen Leiden lieb geworden war. Ich kam vom Felde. Er war sehr matt. Ich ging zu ihm. Er schloß mich in seine Arme. „O mein Sohn!" sagte er: „Jetzt ist mir wohl. Mein Feierabend kommt, ich gehe zur Ruhe. Doch werd' ich dich nicht vergessen. Ich werde vor Gott stehen, mit deiner Mutter; wir wollen über den Sternen für dich beten. Denk' an uns, und sei der Tugend treu bis in den Tod! wir wollen für dich beten. Gott sorget für dich. Und weine nicht. Denn hast du einst dein Tagewerk geendet, so wird auch deine Feierstunde schlagen. Dann findest du uns droben wieder, mich und deine Mutter. Ach! Colas, wie sehnsuchtsvoll wollen wir dich dort erwarten, und wie wohl wird's thun, wenn die drei seligen Herzen der Aeltern und des Kindes wieder an einander schlagen vor Gottes Thron!"

Der letzte Sonnenstrahl erblich an den Gebirgsgipfeln; die Welt sank in falben Dämmerungen unter. Der Geist meines Vaters war von der gebrechlichen Hülle des Körpers frei. Die theuern Ueberreste desselben lagen in meinen Armen.

3.

Der treue Knecht — sein Name ist mir entfallen — welcher mich zum Etienne, meiner Mutter Bruder in Nismes, bringen sollte, nach dem letzten Willen meines Vaters, hielt mich an der Hand, als wir durch die dunkeln engen Straßen der Stadt Nismes gingen. Ich zitterte. Ein unwillkührlicher Schauder faßte meine Seele.

„Du bebst, Colas?" sagte der Knecht: „Du siehst blaß und finster. Ist dir nicht wohl?"

„Ach!" rief ich: „Bringe mich nicht hierher in dieses schwarze, steinerne Labyrinth. Mir ist so bange, als sollt' ich hier sterben. Laß mich taglöhnen in der grünen, freien Heimath. Sieh' doch diese Mauern, sie stehen wie Kerkerwände; und diese Menschen, sie sind so irre, so düster, als wären sie Verbrecher."

„Dein Oheim, der Müller," antwortete er, „wohnt nicht in dieser Stadt; sein Haus ist vor dem Karmeliterthore, im Freien und Grünen."

Man glaubt der Seele ein geheimes Vermögen an, ihre künftigen Schicksale zu ahnen. Als ich ein Genosse des entsetzlichen Unglücks wurde, dessen Geschichte alle gefühlvolle Herzen der gebildeten Welt erschüttert hat, erinnert' ich mich jener ersten, bangen Beklemmung, die ich in den Straßen des traurigen Nismes empfand, beim Eintritt in die Stadt, und nahm sie für eine Vorbedeutung. Auch der aufgeklärteste Mann mag sich nicht von abergläubiger Furcht loswinden, wenn seine verzweifelnde Hoffnung vergebens in der Finsterniß nach Rettung umherfühlt.

Der Eindruck, welchen Nismes auf mich gemacht hatte, blieb mir beständig. Es war natürlich. Gewöhnt in der Natur und mit ihr zu leben, einsam und einfältig, schreckte mich das rege Menschengetümmel der arbeitsamen Stadt. Meine Mutter hatte mich unter den Zweigen des Oelbaums gewiegt, und in der grünen, heitern Dämmerung der Kastanienhaine hatte ich meine Kindheit verträumt. Wie mocht' ich's in den engen, dumpfen Mauern ertragen, wo nur der Golddurst die Menschen zusammenführt? In der Einsamkeit sterben die Leidenschaften ab; das Herz nimmt die Stille der landschaftlichen Natur an. Darum machte mich der erste Anblick so vieler Menschengesichter beben, in denen der Zorn und die Sorge, der Stolz und der Geiz, die Schwelgerei und der Neid ihre Merkmale zurückgelassen, die derjenige nicht mehr wahrnimmt, der sie alltäglich sieht.

Vor dem Karmeliterthor war das Haus meines Oheims und daneben seine Mühle. Der Knecht wies mit der Hand auf das schöne Gebäu, und sprach: „Herr Etienne ist ein reicher Mann, aber leider" — —

„Und was denn leider?"

„Ein Kalvinist, wie die Leute sagen."

Ich verstand ihn nicht. Wir traten in das schöne Gebäu. Meine Angst verflog beim Eintritt. Ein stiller, liebreicher Geist sprach mich aus Allem an, was ich erblickte, und mir ward wohl, wie in der Heimath.

In dem saubern Zimmer voller Einfalt und Ordnung saß die Mutter am Tisch, von drei blühenden Töchtern umgeben, mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Ein zweijähriger Knabe saß auf dem Schooſe der Mutter spielend. Güte und Ruhe wohnte in jedem Angesicht. Sie schwiegen Alle und schlugen die Augen zu mir auf. Mein Oheim

stand am Fenster und las in einem Buche. Schon waren seine Locken grau, eine jugendliche Heiterkeit aber glänzte aus seinen Blicken. Seine Mienen waren die Mienen der Frömmigkeit.

Der Knecht sprach zu ihm: „Dieser ist Euer Neffe Colas, Herr Etienne. Denn sein Vater, Euer Schwestermann, ist gestorben, und in Armuth. Darum befahl er mir, Euch seinen Sohn zu bringen, daß Ihr sein Vater sein möget."

„Sei mir willkommen und gesegnet, Colas!" sagte Herr Etienne, indem er seine Hand auf mein Haupt legte: „Ich will dein Vater sein."

Dann stand die Frau auf, und reichte mir die Hand und sprach: „Ich will deine Mutter sein."

Diese Güte bewegte mein Herz. Ich weinte und küßte die Hand des neuen Vaters und der neuen Mutter, ohne ein Wort sprechen zu können. Da umringten mich die drei Töchter, und sagten: „Weine nicht, Colas, wir sind deine Schwestern!"

Von dieser Stunde an war ich eingewohnt in der neuen Heimath, als wär' ich nie Fremdling darin gewesen. Ich glaubte in einer Familie stiller Engel zu wohnen, von denen mir oft mein Vater erzählt hatte. Ich ward so fromm, wie sie alle, und ward doch nie der Frömmste.

Ich wurde zur Schule gehalten. Nach einem halben Jahre trat Herr Etienne zu mir, und sagte mit freundlichem Blick: „Colas, du bist arm, aber Gott hat dich mit schönen Anlagen gesegnet. Deine Lehrer rühmen mir deinen Fleiß und wie du die Mitschüler alle im Erlernen wunderbarlich übertriffst. Darum hab' ich beschlossen, du sollst den Wissenschaften obliegen, und ein Gelehrter werden. Hast du in Nismes deine Lehrjahre vollbracht, so sende ich dich auf die hohe Schule von Montpellier. Du sollst die Rechte studieren, so kannst du einst Vertheidiger unserer unterdrückten Kirche werden. Ich sehe in dir ein Werkzeug Gottes zu unserer Rettung, und zur Beschirmung des evangelischen Glaubens gegen die Grausamkeit und Gewalt der Papisten."

Herr Etienne war ein heimlicher Protestant, wie mit ihm einige Tausend in Nismes, und in den umliegenden Gegenden. Er weihete mich in seinen Glauben ein. Die Protestanten waren arbeitsame, ruhige, wohlthätige Bürger; aber der Groll des Volkes und die Wuth der Mönche verfolgten die Unglücklichen bis in das Innerste ihrer Wohnungen. Sie lebten in ewiger Furcht: doch diese unterhielt das Feuer der Frömmigkeit um so reger in Aller Herzen. Gezwungen und zum Schein besuchten wir die Kirchen der Katholiken, feierten ihre Festtage, und hielten die Bilder ihrer Heiligen in unsern Zimmern. Allein weder diese Nachgiebigkeit, noch die werkthätige Frömmigkeit der Verfolgten söhnte den Haß der Verfolger uns.

4.

Schwebend zwischen zweierlei Kirchen, deren eine ich öffentlich, die andere heimlich bekennen mußte, alltäglicher Zeuge des herben Gezänks beider Parteien, und wie Stolz, und Haß, und Eigennutz mehr, als Einsicht und Frömmigkeit unter die Fahnen der kriegenden Kirchen standen, ward' ich, ohne es zu wissen, Heuchler und Zweifler an beiden. Die Gründe, mit welchen jede die streitigen Glaubenslehren der andern angriff, waren durchdachter, feiner und wirksamer, als diejenigen, mit welchen man den angefochtenen Werth vertheidigte. Dies erweckte in mir Argwohn gegen alle Glaubenssätze, nur die nieangefochtenen behielten in mir bleibende Hoheit. Doch verbarg ich mein Inneres Allen, um nicht Allen ein Gräuel zu sein.

So vereinsamte sich früh mein Geist. In geschäftlosen Stunden war Gott und seine Schöpfung meiner Betrachtung Gegenstand. Der Wahnsinn der Menschen, mit welchen sie sich der wechselnden Meinung willen verfolgten, oder wegen eines Striches Landes, oder wegen eines Titels ihrer Fürsten bekriegten, ward mir schauerlich. Ich empfand schon früh mein hartes Geschick, unter Wesen zu leben, die in Allem anders, als ich, urtheilten. Ich sah mich von Barbaren oder Halbwilden umringt, noch nicht viel menschlicher, als jene, von deren Menschenopfern wir erschrecken. Wenn die alten Celten, oder die Braminen, oder die Wilden der amerikanischen Wüsten am Altare ihrer Götter Menschen schlachteten, waren sie entsetzlicher in ihrem Thun, als die Neu-Europäer, wenn sie am Altare ihrer Götter (und Meinungen sind die Götter der Sterblichen) tausend Brüder mit frommem Eifer würgen?

Ich beklagte die Gräuel meines Zeitalters, und sah kein Mittel, die allgemeine Rohheit der Völker verschwinden zu machen. Die thierische Natur der Sterblichen ist überall die obsiegende. Futter, Geschlechtstrieb und Gewaltsucht sind, wie bei jeder Viehgattung, die mächtigsten Reize zum Handeln; die Quellen der Eintracht und Zwietracht, des Steigens und Verfalls der Nationen. Die uneigennützige Tugend, das ewige Recht, und die unvernichtbare Wahrheit sind mehr geahnet, als erkannt und beherzigt. Ihre Namen tönen in den Sälen der Schulen, ohne daß ihr Wesen immer die Lehrer selbst durchdringt. Und wer es mit heiligem Eifer wagen würde, diese zu bekennen, würde bald das Gelächter der Umstehenden, das Opfer des allgemeinen Wahnsinns werden. Dein Schicksal war es, Jesus Christus, du Einziger, du Erhabener! Dich verkannten deine Feinde, aber noch mehr deine Anhänger bis zum heutigen Tag!

Doch allzu verwundend für mich war die finstere Gegenwart. Ich sehnte mich nach dem Edlern und Vollendetern. Im Zeitraume der blühenden Einbildungskraft konnt' es mir nicht fehlen, mir eine schönere Welt zu bauen, in welcher Tugend, Recht und Wahrheit sich umarmten, und die Sinnlichkeit ihre lieblichsten Gefühle überpflanzte. Ich ward Dichter und betrauerte den Untergang Roms und Griechenlands, welche ein schöneres

Dasein der Menschheit erwarten liessen, und die Erwartung bitter täuschten.

5.

Die Ruinen des ungeheuern Amphitheaters zu Nismes, des alten prächtigen Denkmals der Römergröße, waren mein Lieblingsaufenthalt. Wenn ich durch die hohen Bogengänge zwischen den grauen Pilastern hinwandelte, oder hinabsah über die erhabenen Trümmer von der hohen Attike, dann ward mir, als umarme mich der Geist der majestätischen Vorwelt, und drücke mich klagend an seine Brust.

Hier weilte ich gern, aber nie ohne Wehmuth. Die Ueberbleibsel längst verstorbener Menschengeschlechter wurden mir ein Buch der Geschichte. An dem römischen Prachtwerk haben die Hände mehrerer Völker geflickt. Die beiden halbverfallenen Thürme auf der Attike, öde aufgeschichtete Steinmassen, ohne Geschmack und Kunstsinn, wurden von den Ueberwindern Roms, den Gothen, errichtet. Und die hölzernen Hütten, drunten in der weiten Arena, sind die Wohnungen armer Taglöhner und Fabrikmenschen heutiger Tage. — Welch ein Wechsel der Zeiten und ihrer Genossen!

Das Hilfgeschrei eines weiblichen Geschöpfs unter den Schwibbogen schreckte mich eines Abends aus meinen Träumen auf. Es war schon dämmernd in den Hallen. Ich eilte die Stufen hinunter aus dem zweiten Geschoß, und erblickte ein wohlgekleidetes Frauenzimmer in der Gewalt eines gemeinen Kerls. Der Schall meiner Fußtritte machte den Verbrecher schüchtern. Er verschwand zwischen den Säulen. Ein junges Mädchen, mit zerrissenem Haar, saß auf einem Marmorblock, bebend und auſſer sich.

„Ist Ihnen Leides gethan?“ fragte ich.

Sie betastete ihren Kopf: „Es war ein Räuber, mein Herr; er hat mir den Haarschmuck entrissen, einige Steinnadeln von Werth; mehr nicht. Ich bitte Sie, nehmen Sie sich meiner an. Ich bin fremd hier. Neugier entfernte mich von Mutter und Schwester. Sie erwarten mich draussen. Der Mensch sollte mich zurückführen aus diesem weiten Labyrinth, und er führte mich in diese entlegene Gegend.“

Ich bot ihr meinen Arm. Wir traten ans Licht. O Clementine! — —

Sie war eine Blüthe von sechszehn Jahren, zart und schön aufgewachsen. Sie schwebte neben mir, wie ein Luftbild; ich vernahm ihr Wandeln nicht. Das Liebliche, Frische, Geistige ihres Angesichts war engelhaft, und ihr Blick voller Unschuld und Liebe drang in das Innerste meiner Seele.

Ich versank in eine angenehme Verwirrung. Nie hatt' ich solch ein Gefühl von Bewunderung und Zutrauen, von unaussprechlicher Neigung und Ehrfurcht gekannt. Ich war einundzwanzig Jahre alt geworden, und kannte die Liebe nur aus den Gemälden der alten Dichter, und nannte sie eine leidenschaftliche Freundschaft, unwürdig des Mannes. Ach! sie war wohl etwas anderes.

Liebe ist die Poesie der menschlichen Natur. Das Gefühl der Schönheit veredelt die rohe Sinnlichkeit, und erhebt sie zum Berühren des Geistigen; und der tugendhafte, selbstständige Geist vermählt sich unter dem Zauberhauch der Anmuth dem Irdischen. So ists wahr, daß die Liebe den Staub vergöttlicht und das Himmlische auf die Erde herableitet.

Ich ging und ging, und hatte all' meine Besinnung verloren, und wir kamen ans Karmeliterthor, wo ich mich plötzlich erkannte.

„Sie sind fremd?“ stammelte ich.

„Freilich,“ antwortete sie, „aber es ist vergebens, daß wir Mutter und Schwester suchen. Wissen Sie das Haus des Herrn Albertas? Dort wohnen wir.“

„Ich führe Sie dahin.“

Wir wandten um. Welch eine Verwandlung! Die engen, schwarzen Straßen waren mir nicht mehr dumpfe Kerkermauern, sondern glänzende Gewölke, und die Menschen zogen wie Schatten hindurch.

Wir sprachen nicht. Wir kamen zum Hause. Man öffnete freudig die Pforte. Die ganze Familie drängte sich herbei, die geliebte Verlorne zu bewillkommen, welche durch ausgesandte Diener noch jetzt gesucht ward. Da vernahm ich unter den tausend Liebkosungen den Namen Clementine. Sie dankte mit wenigen Worten und erröthend; desgleichen thaten Alle. Ich aber konnte nichts erwiedern. Man fragte um meinen Namen; ich nannte ihn, verbeugte mich und verließ die Gesellschaft.

6.

Oft war ich im Amphitheater, oft führte mich der Weg durch die Straße des Albertas. Ich sah sie nicht wieder. Ihr Bild schwebte unaufhörlich vor mir, und irrte umher in meinen Träumen. Ich verlor die Hoffnung, die schöne Erscheinung wieder zu haben; aber nicht meine Sehnsucht.

Erst jetzt empfand ich, daß ich allein stand in der Welt und mich nicht schmiegen konnte an ein mir verwandtes Wesen. Ich war ohne Mutter und Vater, ohne Schwester und Bruder. Geliebt von der Familie meines guten Oheims, sah ich mich doch in ihr nur, als eine glückliche Waise; und in Allen, die mich mit Wohlthaten überhäuften, nur Erhabenere.

Die Zeit erschien, daß ich auf die hohe Schule gesandt werden sollte nach Montpellier. Herr Etienne wiederholte mir seine Wünsche, und beschwor mich, seine Erwartungen nicht zu betrügen. Im Uebermaß eines Vertrauens zu meinen jungen Kräften sah er in mir den künftigen Schutzengel der protestantischen Kirche in Frankreich.

Er segnete mich. Die ganze Familie stand weinend um mich her beim Abschiede. Ich versprach,

in allen Feierzeiten nach Nismes zu kommen, und ging, vom Schmerz überwältigt.

Von Nismes bis Montpellier sind acht volle Stunden. Ich wanderte im Schatten der Maulbeerbäume zu Fuß zwischen goldenen Saaten und hellen Weingärten an der Hügelkette entlang, über welche die grauen Sevennen sich erheben. Aber die Luft glühte und der Boden brannte unter mir. Nach drei Stunden sank ich ermüdet nieder am Ufer des Vidourle, im Schatten eines reinlichen Landhauses und seiner Kastanienbäume.

Ich sann über meine Vergangenheit und meine Zukunft. Ich berechnete, was ich gelebt hatte, und welch ein Zeitraum mir noch, dem gewöhnlichen Maße nach, zu wirken übrig bleibe. Ich fand noch vierzig Jahre, und schauderte vor der Kürze unserer Tage zum erstenmale. Die Eiche am Gebirge bedarf zu ihrer Entwickelung eines Jahrhunderts, und steht in ihrer Kraft noch ein zweites. Und des Menschen Sein so flüchtig! Und warum? Wohin soll er mit der Menge seiner Anlagen? Nicht ein langes, aber ein vielfältiges Leben ist dem Sterblichen von der Natur verliehen. Der Gedanke beruhigte mich. Nun denn, dacht' ich, vier Jahrzehnde, und dann stehst du, Vollendeter, wo dein Vater steht.

So entschlummerte ich allmälig in diesen Gedanken. Im Traume war ich Greis, mein Gebein schwerer, mein Haar ergraut. Die tausend feinen Poren des äussern Körpers, durch welche er unspürbar Lebenskraft einsaugt, und sich von den Elementen nährt, waren welk worden. Mit dem verschwindenden Zufluß des Lebensstoffes erlahmte die Kraft der Muskeln, und erhärteten und verschlossen sich die zarten Theile allgemach, welche wir seine Werkzeuge heißen. Ich hörte die Welt nicht mehr, und bald erloschen auch meine Augen. Indem also die Sinne abstarben, mit welchen der Geist im Irdischen anwurzelt, wurden die Gefühle schwächer, alle Vorstellungen matter, und Alles, was durch die sonst so geschäftigen Sinne dem Geist zugeführt war, verlor sich. Ich hatte meinen Leichnam nicht mehr in vollkommener Gewalt, und vergaß die Namen der Dinge und ihren Gebrauch. Menschen fütterten mich, und kleideten mich an und aus, und thaten mit mir, wie man mit Kindern thut. Ich konnte noch sprechen, aber die Worte waren mir oft entfallen, und ich gab zuweilen Reden, die Niemand begriff. Doch dachte ich, und fühlte, wenn gleich ohne allen Harm, daß ich der Erde nicht mehr angehöre. Bald aber dacht' ich auch nicht mehr in Worten; sondern es war nur ein starres, stilles, nämliches Gefühl meines Seins, wie man im Schlaf hat, wo man selbst nicht einmal mehr träumt. Dies Sein, ewig Einerlei, mit gänzlicher Abwesenheit von etwas Aeusserm, war ohne Wohl und ohne Weh; es war in ihm kein Wechsel des Gedankens, daher kein Folgen, und keine Zeit mehr. Genug, ich war schon längst gestorben, mein Leichnam schon längst begraben und verweset seit Jahrhunderten. Nur auf Erden, in der Sinnlichkeit, wo wir die Veränderungen der Dinge zählen, sind Jahrhunderte, und das Gefolge der Ereignisse entbindet in uns die Vorstellung von Zeiten. Abgeschieden von allem Wechsel, ist im Sein keine Zeit vorhanden.

Eine angenehme dunkle Empfindung machte Epoche in mir. Mein bisher isolirter Geist ward mit neuen Werkzeugen verbunden, wirksam im Weltall aufs Weltall zu sein. Ich empfand immer heller, und hörte ein mildes Säuseln, und fühlte eine liebliche Frische mich umströmen. Vor mir schwammen goldene, blendende Strahlen, und Silbergewölke gaukelten dahin. Ich senkte den verwunderten Blick in das leuchtende, durchsichtige Grün mich umschwebender Zweige, die wie gefärbte Luft im kristallklaren Aether flossen. Und zwischen den Zweigen und Wolken bewegungslos schimmerte Clementine in namenloser Schönheit, einen Kranz von jungen Blumen ums dunkle Haar.

Sie lächelte mich an. So lächelt nur die Liebe in ihrer Unschuld. Sie nahm den Kranz aus den Locken, und schwang ihn in der zarten Hand, und der Kranz sank auf meine Brust.

„O du himmlischer Traum, verlaß mich nicht!" dacht' ich, und starrte mit namenlosem Entzücken die schöne Gestalt an.

Indem rollte es, wie ein Wagen, herbei. Clementinens Antlitz verfinsterte sich. Man rief ihren Namen.

„Leben Sie wohl, Alamontade!" sagte sie und verschwand unter den bebenden Zweigen.

Ich wollte im gleichen Augenblick zu ihren Füßen sinken. Aber ich lag auf dem Erdboden. Ich war nicht im Traume; denn ich erkannte die Vidourle und das Landhaus von erhabenen Kastanien umdunkelt.

Ich richtete mich auf. Ein Wagen donnerte über die Brücke. Ich eilte dahin. Ein alter Diener kam mir entgegen, und fragte, ob ich Erfrischung verlange? Ich bezeugte ihm meine Verwunderung. „Sind Sie nicht Herr Alamontade?" sagte er. Ich bejahte es. „Nun, Fräulein de Sonnes und ihre Frau Mutter haben mir den Befehl für Sie hinterlassen!" erwiederte er. Ich ging zurück, nahm Clementinens Kranz vom Boden, und folgte dem Diener. Clementine war das Fräulein de Sonnes.

Dieser Tag war einer der unvergeßlich schönen meines Lebens.

7.

Ein Dachstübchen im Hinterhause eines der reichsten und glücklichsten Bewohner von Montpellier, des Herrn Bertollon, ward meine Wohnung. Einige Dächer, schwarze Mauern, und zwei Fenster nebst Söller, eines auf der gegenseitigen Straße stehenden Palastes waren meine Aussicht. Dennoch war ich glücklich. Umringt von meinen Büchern, lebte ich nur den Wissenschaften, und Clementinens Kranz hing über meinem Schreib-

tisch. Des Frühlings Blüthen-Millionen verloren ihren Glanz neben der Magie dieser verwelkten Blumen, und die Juwelen der Könige wogen mir nicht den Werth des leichtesten Kleeblättchens auf.

Clementine war meine Heilige. Ich liebte sie mit einer frommen Ehrfurcht, wie man überirdische Wesen lieben kann. Der schwebende Kranz war eine Reliquie, die mir vom Himmel herab der Engel zugeworfen hatte. Ich sah sie im Strahl der Verklärung durch meine Träume gehen. Ihr Name tönte in meinen Liedern. Ich erwartete mit Beben und Sehnsucht die Feierzeiten der hohen Schule, um meinen Oheim Etienne und Nismes, und vielleicht in irgend einem glücklichen Zufall die geliebte Heilige wieder zu sehen.

Eines Tages öffnete sich die Thüre meines einsamen Gemachs. Ein junger, schöner Mann trat herein, das Zimmer zu besichtigen. Es war Herr Bertollon. „Sie haben hier eine traurige Aussicht!" sagte er, und trat ans Fenster: „Doch drüben noch ein Stückchen vom Hause de Sonnes, eines der geschmackvollsten in der Stadt!" setzte er lächelnd hinzu.

Der Name de Sonnes erschütterte mich. Herr Bertollon blieb nachdenkend am Fenster stehen, und schien traurig zu werden. Ich knüpfte ein Gespräch an. Er fragte mich um meine Herkunft, um meine Kenntnisse. „Wie," sagte er, „Sie spielen die Harfe? Und Sie lieben sie leidenschaftlich, ohne das Instrument zu haben?"

„Ich bin zu arm, mein Herr, mir selbst eins zu kaufen. Mein weniges Geld reicht kaum für die nothwendigsten Bücher."

„Meine Frau hat der Harfen zwei. Sie kann schon deren eine entbehren!" gab er zur Antwort und verließ mich.

Binnen einer Stunde kam die Harfe. Wie glücklich war ich! Nun dacht' ich Clementinen und schlug die Saiten. Empfindungen sind sprachlos; für den Gedanken sind die bezeichnenden Worte erfunden; für das Gefühl des Herzens aber die melodischen Töne.

Am folgenden Morgen kam der liebenswürdige Bertollon. Ich dankte ihm gerührt. Er forderte mich zum Spielen auf. Ich spielte und dachte Clementinen. Er lehnte mit der Stirn ans Fenster und starrte trüb hinaus über die Dächer. Meine Seele sank unter im Gewühl der Harmonien. Ich bemerkte nicht, daß Bertollons Augen voller Thränen waren, daß er sich umwandte und horchend neben mir stand.

„Sie sind ein lieber Zauberer!" rief er, und umarmte mich mit Heftigkeit: „Wir beide müssen Freunde werden!"

Ich war der seinige schon; wir wurden's noch mehr im Zeitraum einiger Wochen. Ich mußte ihn bei schönem Wetter auf allen kleinen Lustfahrten begleiten. Er verknüpfte mich mit einer unzähligen Bekanntschaft. Jeder behandelte mich mit Achtung und Auszeichnung, und Bertollon schien allein bei mir froh werden zu können. Er war der Inhaber einer ansehnlichen Bibliothek, einer reichen Naturalien-Sammlung. Er übertrug mir die Aufsicht, und schien nur dies Mittel gewählt zu haben, meine Armuth durch ein ansehnliches Jahrgehalt für die geringen Bemühungen decken zu können, ohne meine Empfindlichkeit zu kränken.

Bertollon war, in mehr als einer Hinsicht, ein ausgezeichneter Mann. Er besaß Kenntnisse, Witz und Ueberredungsgabe; er bezauberte durch seine Anmuth und Würde; in Gesellschaften war er der Genius der Freude: sein Ziel war die Achtung seiner Mitbürger. Er hatte schon verschiedene öffentliche Aemter ausgeschlagen, mit einer Bescheidenheit, die ihn des allgemeinen Zutrauens noch würdiger machte. Er war sehr reich, Mitglied eines großen Handelshauses, besaß eins der angenehmsten Landgüter auf der Höhe des benachbarten Dorfes Castelnau, und war der Gatte der schönsten Frau von Montpellier. Gewöhnlich lebte seine Gattin auf dem Landgute; nur im Winter zog sie in die Stadt. Bertollon besuchte sie nur selten. Nicht Liebe aber, sondern Konvenienz und Interesse schien diese Ehe geschlossen zu haben.

Was mir diesen Mann noch wichtiger machte, war seine Losgebundenheit von allen Vorurtheilen. Bigotterie und religiöse Schwärmerei beseelte die ganze Stadt; nur er machte eine seltene Ausnahme. Demungeachtet besuchte er am fleißigsten die Messen, und war selbst ein Glied von der Brüderschaft der grauen Penitenten. „Es ist ein so Geringes," sagte er, „die Menschen zu gewinnen. Man huldige nur ihren Vorurtheilen, wenn man sie nicht bekämpfen und besiegen kann, und man ist der Mann aller Herzen. Wer den Vorurtheilen offenen Krieg macht, ist eben so sehr Schwärmer, als der sie mit allen Waffen verficht."

Oft geriethen wir dennoch mit einander in freundschaftliche Fehde. Er nannte die Bestimmung des Menschen Glückseligkeit, und kannte keine Schranken für die Wahl der Mittel zu ihr. Er spottete meines lebhaften Eifers für die Tugend, nannte sie ein Werk der gesellschaftlichen Ordnung, und bewies mir, daß sie unter verschiedenen Nationen auch verschiedene Farben trage. Sein Witz wußte mich sogar zuweilen mir selbst lächerlich zu machen, indem er eine meiner Kardinal-Tugenden zu verschiedenen Völkern wandern und überall übel anlaufen ließ.

Und doch war Bertollon, bei der Gefährlichkeit dieser Grundsätze, mir lieb; denn überall that er das Gute.

8.

Während ich so den Musen und der Freundschaft meine Stunden streute, waren die beiden Fenster und der Söller des Palastes de Sonnes nicht vergessen. Her Bertollon hatte mir schon mehrmals ein anderes Zimmer für mein Dachstübchen geboten, mit kostbarem Geräth und einer weiten, frohen Umsicht. Aber nicht für sein erstes

Prunkzimmer, nicht für die Aussicht ins Paradies von Languedoc hätte ich das arme Dachstübchen vertauscht.

Der Zufall — denn Erkundigungen einzuziehen verhinderte in mir eine seltsame Schüchternheit — der Zufall lehrte mich, daß die Familie de Sonnes in wenigen Wochen von Nismes zurückkommen würde, und daß sie in tiefer Trauer sei um Clementinens neulich verstorbene Schwester.

Und die wenigen Wochen, und ein Vierteljahr verstrich. So oft ich die Harfe rührte, hing mein Auge unverwendet an dem geliebten Gemäuer. Aber die Familie de Sonnes kam nicht zurück, und kein Zufall belehrte mich des Fernern. Ich aber schwieg und verhüllte mein liebendes Herz vor der Welt.

Die Feierzeit der hohen Schule erschien. Ich flog nach Nismes, in der Hoffnung, dort glücklicher zu werden. Als ich beim Landhause an der Vidourle vorüberkam, blieb ich stehen. Alles war verschlossen, ungeachtet die Felder und Hügel wimmelten von Schnittern und Winzern. Da sucht' ich die Wunderstelle auf unter den Kastanien, wo Traum und Wirklichkeit einst so zauberhaft zusammengeflossen. Ich warf mich unter den schwebenden Zweigen nieder, und auf der Stätte, welchen Clementinens Fuß einst durch seine Berührung geheiligt hatte. Liebe und Wehmuth zogen ich nieder. Ich küßte den geweihten Boden, der damals Alles getragen, was die Welt für mich Theures umfing.

Ach! umsonst harrt' ich einer Engels-Erscheinung entgegen. Ich verließ den schönen Ort, als es schon Abend worden, und über der verdämmernden Ebene nur die Felsengipfel der Sevennen noch goldroth funkelten.

Herr Etienne und die fromme Mutter, und Marie, Antonie und Susanne, die drei Töchter, empfingen mich mit rührender Freude. Ich sank von Herz an Herz, wortlos und selig, und wußte nicht, von wem ich inniger geliebt wurde, und wen ich am meisten liebte. Ich war der Sohn und Bruder dieser Familie; war in meiner Heimath, und ihrer aller Freude.

„Ja, du bist unser aller Freude!" rief Herr Etienne gerührt: „Und die Hoffnung unserer Kirche. Alle Nachrichten von Montpellier haben uns deinen Fleiß gerühmt, und wie deine Lehrer dich schätzen. Fahre fort, o Colas, fahre fort dich zu stärken; denn unsere Leiden sind groß, und das Trübsal der Gläubigen hat kein Aufhören. Gott ruft dich. Werde sein auserwähltes Rüstzeug, die Macht des Antichristes zu brechen, und das in den Staub getretene Evangelium triumphirend emporzuheben!

Die Besorgnisse meines Oheims waren seit einiger Zeit besonders durch die harten Aeusserungen der ersten Magistrats-Person der Provinz wider die geheimen Protestanten vermehrt. Der Marschall von Montreval residirte in Nismes, und um so mächtiger und furchtbarer wurde dieser Mann, da er des Königs ungemessenes Vertrauen besaß. Man trug seine Drohungen gegen die Kalvinisten von Mund zu Mund; jeder Gassenbube rief sie dem andern zu.

Mich aber quälte eine andere Sorge. Vergeblich hatte ich alltäglich die Straße des Hauses Albertas, vergebens das Amphitheater durchirrt. Clementine war nirgends sichtbar.

Auf der Straße begegnete mir eines Morgens der alte Diener, welcher mich auf Befehl der Frau de Sonnes im Landhaus an der Vidourle bewirthet hatte. Er erkannte mich; er schüttelte mir frohherzig die Hand, und erzählte mir nach tausend andern Dingen, Frau de Sonnes und ihre Tochter wären schon seit einigen Monaten nicht mehr in Nismes, sondern in Marseille, um in den Zerstreuungen dieser großen Handelsstadt ihren Schmerz um den Verlust einer zärtlichgeliebten Tochter und Schwester zu beruhigen.

So mit vernichteter Hoffnung, Clementinen nur einen Augenblick lang und aus der Ferne nur zu sehen, ging ich traurig nach Hause. Die freudige Erwartung, welche mich durch die volle Hälfte eines Jahres genährt hatte, war betrogen. Ich entwarf Plane, nach Marseille zu gehen; nur drei Tagereisen waren es bis dahin — und dann wollte ich von Straße zu Straße wandern, und Fenster um Fenster mustern, und alle Kirchen und alle Messen besuchen — könnt' ich sie nur dann eine Minute lang wiedersehen — könnte sie mir nicht für so viele Mühe einen freundlichen Blick gewähren?

Aber die besonnene Ueberlegung zerstörte mir bald den abentheuerlichen Plan. Um desto niedergeschlagener trat ich in das Haus des Herrn Etienne.

Mit Befremden ward ich auch hier in allen Gesichtern eine ungewöhnliche Verlegenheit und Unruhe gewahr. Die Mutter trat zu mir, legte ihre Hände auf meine Schultern und küßte mich mit einem Blick des Mitleids; Marie und Antonie und Susanne nahmen meine Hände freundlich in die ihrigen, als wollten sie mich damit trösten.

„Was ist's denn?" sagte Herr Etienne mit starker Stimme. Er hatte überhaupt, ohngeachtet seines frommen Aeussern, etwas Heroisches in seinem Charakter: „Ihr wisset, daß ein guter Christ dann am frohsten sein soll, wenn die Wellen des Unglücks am heftigsten zusammenschlagen. Der Teufel hat nicht Macht an uns, und die Vorsehung hat jedes Haar unsers Hauptes gezählt. Der Marschall liegt nicht ausser der Gewalt des Herr-Gottes!"

Ich gab meine Verwunderung über dies Alles zu erkennen. „Du hast wohl Recht, Colas!" sagte der Alte: „Und es verdrüßt mich das Zagen der Weiber. Der Herr Marschall von Montreval hat vor einer Stunde hieher gesandt, und dir gebieten lassen, morgen um die zehnte Stunde in's Schloß hinaufzukommen. Da hast du's. Und was mehr ist's nun? — Will dir dein Gewissen wohl, so

geh zum Marschall ohne Furcht, und wäre sein Schloßhof die aufgesperrte Hölle."

Allerdings konnte der von einer so erhabenen Person herstammende, unmittelbare Befehl die kleine Müllerfamilie erschrecken. Der Marschall zeigte sich nur selten dem Volke,, und auch dann nur von einem zahlreichen Gefolge hoher Offiziere, Edelleute und Garden begleitet. Der äussere Pomp der Großen übt über die Gemüther der ungebildeten Menge ein größeres Schrecken, als ihre Gewalt.

Die Mutter hatte mit zitternden Händen am andern Morgen meinen Anzug geordnet. — Ich beruhigte mit allem Trost die lieben Bekümmerten. „Es ist zehn Uhr!" rief Herr Etienne: „Geh' hin in Gottes Namen. Wir beten für dich."

Ich ging.

Der Marschall von Montreval war in seinem Kabinet. Nach mehr, denn anderthalb Stunden, wurd' ich durch eine Reihe von Zimmern und Sälen zu ihm geführt. Ein ältlicher Herr, etwas hager, mit einem gebietenden Anstand ohne Zwang, von dunkler Gesichtsfarbe und scharfspähenden Augen, trat einige Schritte hervor. Die Ehrfurcht der Umstehenden deutete mir ihn als den Marschall an.

„Ich wollte Sie sehen, Alamontade," sagte der Marschall, „da Sie auf der Liste der Universität Montpellier so sehr mit Lob ausgezeichnet sind. Bauen Sie Ihre Talente an, Sie können ein nützlicher Mann werden, und ich will in Zukunft für Sie sorgen. Meine Aufmunterung darf Sie nicht stolz machen, aber ämsiger. Ich werde mich ferner nach Ihnen erkundigen. Wenden Sie Alles an, die Freundschaft des Herrn Bertollon, Ihres Gönners, zu behaupten, und sagen Sie ihm, daß ich Sie habe zu mir rufen lassen."

Dies war es, was mir der Marschall sagte. Er schien, nach einer kleinen Unterredung mit mir, Wohlgefallen gegen mich blicken zu lassen. Ich empfahl mich seiner Gnade, und eilte, meine in Bangigkeit schwebende Familie zu trösten.

Die Freude war groß. Bald mußten es nun alle Nachbarn und die ganze Stadt erfahren, welcher Ehre mich der Marschall gewürdigt. „Sagt' ich's nicht?" rief Herr Etienne: „Gott ist's, der die Herzen der Gewaltigen lenkt! Aus der Nacht steigt die Sonne, und über der erdrückten Schlange und über den Dornen des Schmerzens ragt das heilige Kreuz gen Himmel!"

9.

Herr Bertollon war auf's Land zu seiner Gemahlin gereiset, da ich in Montpellier ankam. Nicht ohne Betrübniß stand ich in meinem Dachstübchen vor dem verdorrten Kranz. Ich seufzte Clementinens Namen, und küßte das dürre Laub, welches einst unter ihren zarten Fingern geblüht hatte. Ich wollte mich der Thränen schämen, die mir getäuschte Hoffnung ins Auge trieb, und doch ward mir wohl durch sie.

Der Kranz und der schmale Theil des prächtigen Hauses de Sonnes sollten nun den Winter hindurch wieder die stummen Zeugen meiner Liebe, meiner Freuden, meiner Hoffnungen werden. „Vielleicht führt sie der Frühling mit seinen Blüthen zugleich nach Montpellier!" sagte ich zu mir, und sah hinüber zu dem Palast, der sie dann umfangen sollte.

Da stand an einem der hohen Fenster drüben eine weibliche Gestalt, in schwarzen Flor gehüllt, den Rücken gegen mich gewandt. Meine Pulse stockten, mein Odem verging, meine Augen verdunkelten sich. „Es kann nur Clementine sein!" rief's in mir; aber ich war kraftlos zusammengesunken, im Fenster liegend, und hatte den Muth nicht, und nicht die Macht, aufzusehen und Ueberzeugung zu suchen.

Als ich meine Kräfte gesammelt hatte, richtete ich mich empor, und warf zitternd einen Blick hinüber. Ihr Gesicht war hergewandt, vom schwarzen Schleier umweht. Die Lüfte spielten in des Schleiers Falten; er hob sich — ich sah Clementinen, und in einem Augenblicke, wo ich ihre Aufmerksamkeit erregt zu haben schien.

Ich schlug die Augen nieder. Eine nie empfundene Gluth brannte in meinen Adern. Ich glaubte vergehen zu müssen. Und als ich abermals hinübersah, war sie verschwunden vom Fenster, aber nicht von meinem innern Blick.

„Sie ist's!" tonte es in mir, und ich stand auf einer nie von mir gekannten Höhe irdischer Seligkeit, einsam, nur Clementinens Bild vor mir, und begeisterte Ahnungen schwebend zwischen mir und ihr. Ein goldener Schimmer überfloß die rußigen Gemäuer, und über den kahlen Dächern wehte ein wankendes Blumenmeer. Die Welt zerfloß unter mir wie eine glänzende Wolke. Clementinens Gestalt ging durch die liebliche Ewigkeit, und ich war neben Clementinen, und mein Loos unendliches Entzücken. „Ach, welcher Seligkeit ist das Menschenherz mächtig!" rief ich, und sank auf die Knie nieder, und faltete die Hände zum Himmel auf: „O Gott, welchen Stunden hast Du mich aufgespart! O verewige, verewige diese Empfindung!"

10.

Es war Clementine. Am Abend strahlten die Fenster erleuchtet; ich sah ihren Schatten daran schweben.

Als es spät ward, nahm ich die Harfe, und in ihren Tönen verglühten meine Gefühle allmälig.

Am andern Morgen erwacht' ich spät. Schlummerlos war mir die Nacht verflossen. Als ich zum Fenster trat, lag Clementine schon am ihrigen im Morgengewande. Ich verneigte mich gegen sie — mein Gruß ward kaum merklich erwiedert. Aber doch sah sie wieder freundlich auf. So lange sie da lag, war auch ichs ans Fenster gebannt; zuweilen begegneten sich unsere schüchtern vorüberstreifenden Blicke. Meine Seele redete zu

ihr, und mir ward es, als vernähm' ich leise Antworten.

O selige Stunden, die ich harmlos im verstohlenen Anblick eines geliebten Wesens verträumte! Arm und geschlechtlos, wie ich, und ohne Anspruch auf Schönheit, durch welche ich gefallen konnte — wie durft' ich meine Hoffnungen zu der liebenswürdigsten und reichsten Erbin von Montpellier erheben, um deren Huld die ersten Jünglinge des Landes warben?

Und wie gern verweilt mein Gedanke in dem Gedächtniß jener Tage! Freundschaft und Liebe sind nur des Sterblichen Eigenthum; er theilt es nicht mit dem Thier und dem Engel. Freundschaft und Liebe, Kinder aus der Vermählung der irdischen und göttlichen Natur in uns, machen den Preis des Menschenthums. Wir sind frömmer, gläubiger, schonender, heimathlicher im Weltall, und zuversichtlicher dann; und wir dulden die Dornen am Wege; und auch die Wildniß glänzt schöner unter dem Schimmer einer stillodernden Phantasie.

Am Abend nahm ich die Harfe aus dem Winkel und ließ die Saiten rauschen. Ich spielte die Leiden Graf Peters von Provence und der geliebten Magellone, damals eine der neuesten und rührendsten Balladen voll ausdrucksvoller Melodie. Als ich die erste Strophe beendet hatte, und die Hände einen Augenblick ruhten, tönte mir Harfenlaut denselben Gesang leise zurück aus der Stille der Nacht. Wer konnt' es sein, als Clementine, die das Echo meiner Empfindungen werden zu wollen schien? Als sie geendet hatte, hob nun ich wieder an. So wechselten wir gegenseitig. Musik ist die Sprache der Seele. Welch eine unnennbare Wollust für mein Herz: Clementine würdigte mich des Gesprächs!

Ach, tausend namenlose Kleinigkeiten, die nur ihren unermeßlichen Werth durch den Sinn empfangen, in welchem sie gegeben und angenommen werden, muß ich verschweigen; allein sie sind unvergessen. Auch noch die Leiche des schönen Jugendtraums, Erinnerung, ist, wenn gleich lebenlos, entzückend immer.

Und so dauerte der Traum zwei Jahre lang. Zwei Jahre lang sahen wir uns schweigend und liebend, und redeten zusammen durch Saitenstimmen, und näherten uns nie. Ich kannte die Kirche, in der sie betete. Da war auch ich, und betete mit ihr. Ich kannte die Tage, wann sie, von ihrer Mutter und ihren Freundinnen begleitet, unter den Schattenbäumen des Peyrou*) lustwandelte; da war auch ich. Ihr Blick erkannte mich dann, und lohnte mich schüchtern.

Ohne uns einander in diesem langen Zeitraum gesprochen zu haben, waren wir nach und nach die innigsten Vertrauten geworden. Wir entdeckten uns unsere Freude und unsern Kummer; wir baten und gewährten, und hofften und fürchteten, wir schworen einander Gelübde, und brachen sie nie.

Niemand ahnete den Umgang unserer Seelen, unsere süße, schuldlose Vertraulichkeit. Nur Herrn Bertollons Güte setzte mich oft in Gefahr, meine Freuden alle einzubüßen. Er wollte durchaus mir bessere Zimmer einräumen; nicht ohne Mühe erkämpft' ich mir den fernern Besitz des Dachstübchens.

11.

Als Madame Bertollon von ihrem Landhause zurückgekommen war, stellte mich ihr der Gemahl vor.

„Hier", sagte er, ist Alamontade, „ein Jüngling, den ich als meinen Freund liebe, und dem ich nichts wünsche, als daß er noch der Ihrige werde, Madame."

Man hatte nicht zu viel von ihr gesagt. Sie war sehr schön, kaum zwanzig Jahre alt, und konnte den Malern als Ideal zu Madonnen dienen. Eine angenehme Furchtsamkeit in ihrem Wesen verschönerte sie um so mehr, je weniger die meisten ihres Geschlechts und Standes in Montpellier auch nur die feine Bescheidenheit kannten, ohne welche die Anmuth allen Zauber verliert.

Sie sprach wenig, aber gut. Sie schien kalt; aber die Lebhaftigkeit und Helle ihrer Blicke verriethen ein empfindungsvolles Herz, einen regen Geist. Sie war die Wohlthäterin aller Armen, und die ganze Stadt ehrte sie. Von ihrem Gemahl vernachlässigt, von jungen, schönen Männern aus den ersten Familien angebetet, wußte dennoch die Verleumdung keinen Schatten in der Reinheit ihrer Sitten zu entdecken. Sie lebte ein fast klösterlich-eingezogenes Leben. Ich selbst sah sie nur selten. Erst im letzten Jahre meiner Zeit auf der Hochschule gab eine Krankheit ihres Mannes Anlaß, uns einander öfters in seinem Zimmer beisammen zu finden.

Die zärtlichste Sorge um die Gesundheit des Herrn Bertollon war in allen ihren Zügen zu lesen. Sie war unaufhörlich für ihn beschäftigt. Sie bereitete ihm die Arzneien; sie las ihm vor, und als die Krankheit auf der entscheidenden Höhe stand, wich sie nicht von seinem Lager; durch anhaltende Nachtwachen zerstörte sie ihre eigene Gesundheit.

Herr Bertollon blieb sich, als er genas, in seinem kalten und höflichen Betragen gegen sie gleich. Ihre Güte blieb unerwiedert. Sie schien seine Gleichgültigkeit tief zu empfinden, und entfernte sich nach und nach in gleichem Verhältniß wieder von ihm, als seine Gesundheit zunahm. Ich konnte nichts anders, als sie bedauern, und meinem Freunde Vorwürfe machen.

„Aber was willst du, Colas?" rief er: „Bist du Meister deines Herzens, daß du es wagen kannst, dem meinigen Gehorsam abzufordern? Wenn du willst, nun ja, ich will es

*) Einer der schönsten Spaziergänge bei Montpellier, oberhalb der Stadt.

dir einräumen, meine Frau ist schön; aber die leere Schönheit ist nur ein gefälliger Glanz, unter welchem das Herz kühl bleibt. Warum verlieben wir uns nicht in die Meisterstücke des Bildhauers? Ich gebe dir zu, sie hat Verstand; den pflegt man aber nicht zu lieben, sondern nur zu bewundern höchstens. Sie ist sehr wohlthätig; aber sie hat des Geldes genug, und keinen Gefallen an kostbaren Vergnügungen. Sie bezeigte in meiner Krankheit viel Aufmerksamkeit für mich. Ich bin ihr dankbar. Es soll ihr an nichts von Allem fehlen, was sie wünscht und ich zu geben fähig bin. Aber das Herz läßt sich nicht geben, es muß genommen werden! Uebrigens, Freund, kennst du sie zu wenig. Sie hat auch ihre Schwächen, und, wenn du es erlaubst, ihre Fehler. Wenn nun unglücklicher Weise unter diesen Fehlern einer oder der andere von solcher Art wäre, daß er nothwendig in meiner Brust jedes anglimmende Gefühl von Zuneigung auslöschen müßte, was hätt' ich dann verschuldet, wenn ich nicht Stein in Gold verwandeln, und nicht Konvenienz-Ehe in Herzenssache umschaffen könnte?"

Aber nie, lieber Bertollon, nie sah ich auch nur die feinste Spur eines so harten, abstoßenden Fehlers.

„Weil du mein Weib nicht kennst. Dir, als meinem Freund, kann ich's schon offenbaren, was mich gleich in den ersten Tagen unserer Vermählung auf immer von ihr entfernte. Es ist ihr unbändiges, besinnungsloses Aufwallen, ihre Alles zerstörende Hitze. Traue nicht diesem Eis und Schnee der äussern Hülle; ein Vulkan kocht darunter, der von Zeit zu Zeit Flammen ausschleudern muß, wenn er nicht seinen Behälter zerstören soll. Sie ist still, und um so gefährlicher. Jedes ihrer Gefühle gährt lange, ehe es sich äussert; aber dann ist es unvernichtbar, und Alles verzehrend. Sie scheint die Tugend und Seelengüte selbst zu sein; ohne ihr unglückliches Temperament mögte sie eine Heilige werden. Aber eben dies vernichtet alles Bessere. Ich habe sie schon auf Einfällen ertappt, so gräßlich, so schauderhaft, daß man nicht begreifen könnte, wie einer derselben sich in die Seele eines Weibes schleichen, oder wie sie ihn beherbergen mag. Und auf die Weise, Freund, läßt sich kein Herz stehlen."

Diese vertraulichen Offenbarungen erschütterten mich um so mehr, da ich Bertollons feine Menschenkenntniß und seinen richtigen Blick schon erfahren hatte. Ich hörte inzwischen nicht auf, den Umgang mit Madame Bertollon in öftern Besuchen fortzusetzen. Ich glaubte zu bemerken, daß sie Vergnügen in den Unterhaltungen mit mir fände. Immer aber war sie die Stille, Duldende, Sanfte. So viele Schönheit und so viele Milde verwandelten meine Ehrfurcht in herzliche Freundschaft. Ich faßte den Entwurf, sie, es koste was es wolle, mit ihrem Gatten wieder zu vereinigen, oder vielmehr ihn in ihren Arm zurückzuführen.

12.

Gewohnheit des alltäglichen Umganges entfesselte uns allmälig von der lästigen Etikette, und gab mir für Madame Bertollon den Werth des Bedürfnisses.

„Sie sind Bertollons erster Freund und Vertrauter!" sagte sie einmal, als sie, an meinen Arm gelehnt, im Garten beim Hause auf und nieder ging: „Ich betrachte auch Sie als meinen Freund, und Ihr Karakter gibt mir ein Recht auf Ihre Güte. Reden Sie offenherzig, Alamontade! Sie wissen es: Warum haßt mich Bertollon?"

Er haßt Sie nicht, Madame. Er ist voll tiefer Hochachtung für Sie. Hassen? Er müßte ein Ungeheuer sein, wenn er das könnte. Nein, und er ist ein edler Mensch. Er kann Niemanden hassen.

„Sie haben wohl Recht. Er kann Niemanden hassen, weil er Niemanden lieben kann. Er gehört der ganzen Welt nicht, und Niemandem; die ganze Welt und Jeder gehört nur ihm an. Nie hat wohl die Erziehung ein gefühlreicheres Herz und einen talentvolleren Kopf vergiftet, als bei ihm."

Sie urtheilen vielleicht zu hart, Madame.

„O, daß es der Himmel wollte! Ich bitte Sie, bekehren Sie mich."

Ich Sie bekehren? Nicht doch, Madame! Beobachten Sie Ihren Gemahl, und Sie werden Ihren Sinn ändern.

„Ihn beobachten? Ich that es immer, und immer ist er derselbe."

Wenigstens ein guter, liebenswürdiger Mensch.

„Liebenswürdig? Er ist's. Er weiß es, und bemüht sich, es zu sein; aber leider, nicht um Andere, sondern um nur sich zu beglücken. Ich kann ihn eben deswegen auch nicht gut nennen, wiewohl er auch nicht schlecht ist."

Gewiß, Madame, ich verstehe Sie nicht ganz. Aber erlauben Sie, daß ich Ihr Vertrauen mit Vertrauen erwiedern darf. Nie hab' ich zwei Menschen gekannt, die so sehr verdienten, glücklich zu sein, und so sehr geeignet wären, es eins durch's andere zu werden, als Sie und Ihren Gemahl. Und doch stehen beide von einander getrennt da! Gewiß, ich will glauben, genug gelebt, und genug gethan zu haben in der Welt, wenn ich Sie beide mit einander auf's Innigste verbinden, und Ihre entfernten Herzen zusammenführen könnte.

„Sie sind sehr gütig. Aber ungeachtet die Hälfte Ihrer Arbeit schon gethan ist, denn mein Herz eilte längst dem seinigen nach, welches vor mir flieht, so, fürcht' ich doch, wünschen Sie eine Unmöglichkeit. Wenn's aber noch Einem gelingen sollte, so würden Sie der Eine sein. Sie, Alamontade, sind der Erste, dem Bertollon so ganz eigen sich hingibt, an den er sich so fest klammert. Versuchen Sie es, ändern Sie des Mannes Denkart."

Sie scherzen. Ihn ändern? Welche Tugend verlangen Sie, daß Bertollon noch ausüben soll?

Er ist großmüthig, bescheiden, der Beschirmer der Unschuld, von immer gleicher Laune, ohne hervorstechende Leidenschaft, gemeinnützig, freundschaftlich — — —

„Sie haben Recht, das Alles ist er.“

Und wie soll ich ihn ändern?

„Machen Sie ihn zum bessern Menschen!“

Zum bessern Menschen? — erwiederte ich erstaunt und blieb stehen, und sah der schönen Frau mit einer sonderbaren Verlegenheit in die von einer Thräne benetzten Augen. — Ist er denn böse? Ist er lasterhaft?

„Das ist Bertollon nicht!“ antwortete sie: „Aber er ist nicht gut.“

„Und dennoch, Madame, geben Sie zu, daß er all' die schönen Eigenschaften besitzt, die ich vorhin an ihm rühmte? Fordern Sie nicht vielleicht zu viel von einem Sterblichen?

„Was Sie an ihm gerühmt haben, Alamontade, hab' ich nicht abgeläugnet. Aber es sind nicht seine Eigenschaften, es sind nur seine Werkzeuge. Er thut viel Gutes, aber nicht, weil es das Gute ist, sondern weil es ihm vortheilhaft ist. Er ist nicht tugendhaft, sondern klug. Er sieht in allen Handlungen nur das Nützliche und Schädliche, nie das Gute und Böse. Er würde eben so gern die Hölle zur Erreichung seiner Absichten, als den Himmel voller Tugenden gebrauchen. Er setzt seine Seligkeit darein, das zu erhalten, wonach ihm gelüstet, und dafür ist er und thut er, was unter den gegebenen Umständen zweckmäßig sein mag. Die Welt ist ihm ein Spielplatz der Begierden, worin dem Glücklichsten und Schlauesten Alles gehört. Das Gedränge der beisammenlebenden Menschen schuf, wie er glaubt, Staaten und Gesetze, Religionen und Uebungen. Der Weiseste ist ihm, wer das verworrene Geflecht der Umstände bis auf den feinsten Faden kennt; und wer es kennt, der vermag Alles. An sich ist nichts recht, nichts unrecht. Die Meinung heiligt und verdammt allein. Sehen Sie, Alamontade, dies ist mein Mann. Er kann mich nicht lieben, denn er liebt nur sich. Sein Sinn und Geschmack ändert und darnach sein Wesen. Mit eiserner Beharrlichkeit verfolgt er und erreicht er seine Ziele. Er ist der Sohn einer angesehenen Familie, die aber von der Höhe des alten Wohlstandes herabgesunken war. Er wollte reich sein, ward Kaufmann, verschwand in entlegene Gegenden, und kam als Herr einer Million zurück. Er wollte seinen Wohlstand durch Verbindung mit einem der angesehensten Geschlechter dieser Stadt sichern. Ich ward sein Weib. Er wollte Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten haben, ohne den Neid zu wecken; er popularisirte sich und schlug die ersten Ehrenstellen aus. — Nichts ist ihm bei seiner Art zu denken unerreichbar. Er kennt kein Heiligthum. Er überwältigt Alles; Niemand ist ihm stark genug, weil Jeder schwach ist durch irgend eine Neigung, oder eine Leidenschaft, oder eine Meinung.“

Dies Gemälde von Bertollons Denkart erschütterte mich. Ich fand es in allen Zügen dem Urbild entsprechend. Nie hatt' ich noch alles das in mir zur deutlichen Vorstellung erhoben, wenn schon es in meiner Empfindung gelegen war.

Ich entdeckte die ungeheure Kluft, welche die Herzen beider Gatten trennte, und verzagte, sie ausebnen zu können.

Aber, Madame, sagt' ich, und drückte gerührt die Hand der schönen Unglücklichen: Verzweifeln Sie nicht. Ihre ausdauernde Liebe, Ihre Tugend wird ihn endlich fesseln.

„Tugend? O lieber Alamontade, was darf man hoffen von dem Mann, der die Tugend eine Schwäche, oder Einseitigkeit des Karakters, oder Sprödigkeit des Sinnes nennt? Der die Religion nur für Krämerei der Kirche und der Erziehung hält, woran die Phantasie der Blöden mit kindischem Eifer spielt?“

Er hat aber doch ein Herz, der Mann!

„Er hat ein Herz, aber er hat es nur für sich, und nicht für Andere. Er will geliebt sein, ohne sich dafür zu veräußern. Ach! und kann man einen solchen lieben? Nein, Alamontade, die Liebe fordert mehr. Sie gibt sich ganz dem Geliebten hin; und lebt in ihm, und ist ihrer selbst nicht Herrin. Sie rechnet nicht, sie sorget nicht; sie wagt's darauf, ob endlich Treue sie beseligt oder Verrath sie erwürgt. Aber hoffnungslos will sie nicht sein. Sie begehrt des Andern Herz; und eben darin liegt ihr Himmelreich.“

13.

„Und eben darin liegt ihr Himmelreich!“ seufzt' ich, als ich in meinem Zimmer stand, und Clementinens dachte.

Ich nahm den dürren Kranz herab, und hing ihn auf die Harfe. Er war mir bisher das heilige Unterpfand von Clementinens Huld gewesen. Hatte sie nicht selbst ihn auf meine Brust geworfen, die das liebende Herz beherbergt? Schien sie nicht damals mit eigener Hand dies krönen zu wollen? Wär' es nur kindliche Tändelei gewesen? — Ach! hätte es ihr gleich gegolten, ob es eine Dornenkrone, oder eine Blüthenschnur war, mit dem sie das Herz umzog?

Sie war am Fenster. Ich hob den Kranz empor und hielt ihn gegen meine Lippen. Sie schien ihn zu erkennen. Sie verbarg ein Lächeln, und lehnte sich hin, sah hinab in die Straße, und nicht wieder zu mir herüber.

Diese Antwort stürzte mich in unaussprechliche Unruhe. Mir war es, als schäme sie sich der Erinnerung, dies Geschenk mir einst gereicht zu haben. Jetzt war es mir plötzlich hell, was ich forderte, was ich hoffte. Ich sehnte mich nach dem Unmöglichen. Nie hatt' ich mir Clementinen als Gattin gedacht. Ich liebte sie nur und wünschte von ihr geliebt zu sein. Aber Gattin? Ich, der arme Sohn eines in Schulden verstorbenen Bauers, ich, der noch selbst mit der Dürftigkeit

zu kämpfen hatte, und nur ein ungewisses Schicksal vor mir sah in der Zukunft — ich forderte Montvelliers reichste Erbin?

Mein stolzer Muth sank. Ich liebte Clementinen, aber verzieh es ihr, wenn sie mir nicht mit Gegenliebe lohnen konnte. Ich sah es ein, daß ich die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens nicht aufheben könnte, und war im Grunde auch zu stolz, um mein äusseres Glück durch eines Weibes Hand zu machen.

Eifriger lag ich fortan den Wissenschaften ob. Ich wollte mir durch eigene Kraft den Weg zu Clementinens Höhe bahnen. Nächte durchwachte ich unter meinen Büchern. Ich wollte das unbefangene Urtheil der Kenner über meine Anlagen hören, und ließ, doch ohne Namensnennung, ein Werk über die Rechtspflege der ältern Nationen, und zugleich eine Sammlung von Gedichten drukken, deren einen bedeutenden Theil mir die geheime Liebe in Sinn und Feder gesprochen.

Die öffentliche Erscheinung meiner Arbeiten ward von unerwartet glücklichem Erfolg begleitet. Der laute Beifall erhob mein Selbstgefühl. Die Neugier enthüllte bald den Namen des Verfassers, und ärntete überall Liebkosungen. Das Gelingen meiner ersten Versuche zündete der Hoffnung erloschene Fackel wieder an, unter deren Licht ich, wenn auch in verschwebender Ferne, Clementinen als die Meinige erblickte.

Sie selbst lohnte mich am schönsten. Als mein Name schon bekannter geworden, las sie am Fenster einst in meinen Liedern. Auch ohne des Verfassers Namen zu wissen, konnte sie ihn ja am leichtesten errathen aus hundert Zügen, die nur sie verstand. Sie sah herüber, lächelte und legte das Buch an ihre Brust, als wollte sie mir zu verstehen geben: Ich hab' es lieb, und was du darin sprachst, hast du zu dieser Brust gesprochen; und sie empfindet es, und ist voll stillen Dankes.

Ich nahm noch einmal den verdorrten Kranz, den ich so oft besungen. Sie lächelte und beugte sich, und sah nicht mehr herüber.

14.

Niemand aber war entzückter durch den mir geweihten Beifall, als mein Freund Bertollon. Er schloß sich immer inniger an mich, und vertraulicher. Wir betrachteten uns als Brüder. Er gab sich mir ganz hin, und bewies in tausend Dingen, daß er auch ein Herz habe für Andere. Er ließ keinen Tag entfliehen ohne eine gute That. Ich selbst erfuhr nur immer durch den Zufall bald diese, bald jene seiner schönen Handlungen.

„O! Bertollon," rief ich einst, indem ich ihn mit Heftigkeit an mich drückte: „welch ein Mensch bist du! Warum muß ich dich doch eben so beklagen als bewundern!"

Du thust in beiden zuviel, denn ich verdiene nicht das Eine und nicht das Andere, antwortete er mit liebkosendem Lächeln.

„Nein, Bertollon, das ist das Beklagenswürdige, daß du gut und tugendhaft bist, ohne es sein zu wollen. Du nennst die Tugend Schwärmerei und Eintönigkeit der Begriffe, und doch übst du unaufhörlich ihre Vorschriften."

Wohlan, Alamontade, so sei damit zufrieden. Warum müdest du dich auch immer an meiner Bekehrung ab? Sobald du älter wirst, seh' ich dich in meinen Fußtapfen. Für jetzt sei wenigstens tolerant. Dasselbe Kind hat nur vielleicht einen doppelten Namen.

„Ich zweifle. Könntest du, Bertollon, dich freiwillig ins Elend stürzen, um die gerechte Sache zu erhalten?"

Was nennst du auch gerechte Sache? Deine Begriffe sind nicht klar.

„Wenn du Montpellier vom Untergange erretten könntest, durch eigene Aufopferung: wärst du fähig, lebenslängliche Armuth, oder selbst den Tod dafür zu leiden?"

Herr Colas, du schwärmst wieder. Nur Schwärmer können solche Opfer fordern und bringen. Und es ist gut in der Welt, daß es dergleichen gibt. Aber komm auch einmal zur Besonnenheit. Es thut mir leid um dich, daß du immer an den Grillen saugst. Du wirst auf diese Weise nie glücklich. Lauf durch die ganze Welt, und suche die Thoren zusammen, die für deine Begriffe in den Tod gehen sollen; du findest unter hundert Millionen nicht Einen Mann. Alles ist nur unter gewissen Verhältnissen wahr, gut, nützlich, gerecht, schön. Die Begriffe der Menschen sind überall verschieden. Wie viele haben gemeint, mit ihrem Tod die Welt zu retten! Sie starben für ihre Vorstellungsart und nicht für die Welt, und wurden hinterher ausgelacht, als Narren.

„Ich könnte dich hassen, Bertollon, um dieser Worte willen."

Dann wärest du nach deinen Begriffen nicht allzutugendhaft.

„Wenn du deinen Reichthum dadurch vergrößern könntest, daß du mich ins Verderben stießest: würdest du mich ins Verderben stoßen?"

Für eine solche Frage sollte ich dich hassen, Colas.

„Und doch konnt' ich sie thun. Du strebst ja nur, wie du sagst, immer nach dem, was dir nützlich ist. Du wägest ja die Güte der Thaten nur immer nach der Güte des Erfolgs."

Lieber Colas, ich seh' es schon, du wirst ein schlechter Advokat werden, und wenig Schätze sammeln, wenn du nur immer die nach deinen Begriffen gute Sache vertheidigen willst, und nie die ungerechte, wenn du Vortheil dabei spinnen könntest.

„Ich schwöre es dir, Bertollon, ich würde mich lebenslang verabscheuen, wenn ich einmal meine Lippen zur Anklage der Unschuld und zum Schutz des Verbrechens rühren mögte."

Und doch, du gutherziges Närrchen, wirst du es mehr, als einmal thun, weil du nicht immer der Menschen Schuld und Unschuld an ihrer Stirn

gezeichnet findeſt. Geh! du wirſt der Welt Narr, wenn du nicht mit ihr gleichen Weg wandern kannſt.

So ſtritten wir oft mit einander. Ich ward zuweilen irre an ihm. Ich hätte ihn fürchten können, wenn er mir ſeine ſchrecklichen Meinungen nicht immer ſo ſcherzend geſagt hätte, als wenn er ſie ſelbſt nicht glaube. Er wollte mich nur gern in Harniſch jagen; und wenns ihm gelungen war, lachte er herzlich. Seine Thaten aber ſprachen gegen ſeine Worte.

15.

Madame Bertollon hingegen entwickelte täglich mehr den ſchönen Sinn, der ſie beſeelte. Sie glühte für die Tugend, welche ſie mit religiöſem Eifer übte.

Ich ward ihr Tiſchgenoſſe. Nie mangelte uns der Unterhaltung Stoff. Einſam mit ihr verlebt' ich die langen Winterabende. Sie lernte von mir die Harfe ſchlagen. Bald konnt' ich ihren reizenden Geſang mit meinem Saitenſpiel begleiten. Sie ſang meine Lieder, und mit tiefem Gefühl. Sie war bezaubernd. Ihre Schönheit würde mir gefährlich geworden ſein, wenn mein Herz nicht an Clementinen hing.

Wenn ich von ihr mit Enthuſiasmus zu Bertollon ſprach, lächelte er. Wenn ich ihm Vorwürfe machte, daß er ein ſo liebenswürdiges Geſchöpf ſich ſelbſt überlaſſen könnte, antwortete er: „Unſer Geſchmack iſt verſchieden. Laß doch einem jeden den ſeinigen. Willſt du, lieber Deſpot, denn alle Köpfe und alle Herzen in der Form des deinigen gegoſſen wiſſen? Ich weiß es, meine Frau verliert an mir nichts. Sie iſt alſo darum nicht unglücklich, daß ich mit ihr ſo umgehe, wie es in den Ehen gebildeter Perſonen der Fall iſt. Sie wußte dies voraus. Befindeſt du dich in ihrer Geſellſchaft wohl, ſo freut's mich; und lieb iſt's mir, wenn ſie an deiner Unterhaltung Vergnügen findet. Du ſiehſt, tugendhafter Colas, auch ich bin großer Aufopferung fähig. Denn ich überlaſſe dich ihr, oft wenn ich am ſehnlichſten dich zu mir wünſche."

Ich hatte meine Studien beendet und empfing den Grad eines Doktors der Rechte und die Erlaubniß, vor den Tribunalen des Königsreichs als Anwald zu erſcheinen. Meine verdoppelten Arbeiten in dieſer Zeit machten meine Beſuche bei Madame Bertollon ſeltener. Aber deſto fröhlicher empfing ſie mich dann jedesmal; deſto lebhafter empfand ich, wie theuer ſie mir war. Wir ſagten es uns nicht, wie ſehr wir einander bedürftig geworden; aber jedes verrieth es dem andern in Miene und Herzlichkeit des Weſens.

Zuweilen ſchien es mir, als wäre ſie traurig, denn ſonſt, und dann wieder liebreicher und hingebender. Zuweilen ſchien ſie mich mit auffallender Kälte und Zurückhaltung zu behandeln, und dann wieder mich mit zarter Schweſterlichkeit über meine Beſorgniſſe beruhigen zu wollen. Dieſe Ungleichheit des Betragens war mir befremdend; aber ich bemühete mich vergebens, davon die Quellen zu erforſchen. Indeſſen blieb es mir nicht verborgen, daß ſie nicht mehr die immer Heitere und Gleichmüthige war, wie ſonſt. Ich fand ſie oft mit rothgeweinten Augen. Sie ſprach zuweilen mit einer ſonderbaren Schwärmerei über das Glück der klöſterlichen Abgeſchiedenheit. Dabei entzog ſie ſich ihren gewöhnlichen Geſellſchaften mehr und mehr. Eine verhehlte Schwermuth nagte an der Blüthe ihres jungen Lebens.

Dieſe Beobachtungen machten auch mich traurig. Ich bemühte mich oft vergebens ſie aufzuheitern. Die ſtille Wehmuth ihres Blickes, das erlöſchende Roth ihrer Wangen, ihr tiefes Schweigen, und ihr Beſtreben, mir unter erkünſtelter Munterkeit den Gram zu verheimlichen, an dem ihr Herz erkrankte, miſchten in meine Freundſchaft die milde Wärme und Zärtlichkeit des Mitleidens. Wie gern hätt' ich mein Leben darum feilgeboten, ihr frohere Tage zu erkaufen.

Einſt, in einer Abendſtunde, da ſie zu meinem Harfenſpiele ſang, hemmte ein plötzlicher Thränenſtrom ihre Stimme. Ich lehnte erſchrocken die Harfe zurück. Sie ſtand auf und wollte in ihr Kabinet flüchten, um mir ihren Schmerz nicht zu zeigen.

Wie rührend ſind Jugend, Schönheit und Unſchuld im Augenblick des ſtillen Leidens! Ich ergriff ihre Hand und hielt ſie zurück.

„Nein," rief ſie, „laſſen Sie mich!"

Aber ſo kann ich Sie unmöglich verlaſſen. Bleiben Sie. Darf ich Ihren Kummer nicht ſehen? Bin ich nicht Ihr Freund? Nennen Sie mich nicht ſelbſt ſo? Und gibt dieſer ſchöne Name mir nicht ein Recht, nach Ihrer Betrübniß zu fragen, die Sie mir umſonſt verdecken wollen?

„Laſſen Sie mich. Ich beſchwöre Sie, laſſen Sie mich!" rief ſie, und wollte ſich loswinden von mir mit matten Kräften.

Nein. Sie ſind unglücklich . . . ſagt' ich.

„Ach, unglücklich!" ſeufzte ſie mit unverhaltenem Schmerz, und ihr ſchönes Geſicht ſank an meine Bruſt, um die Thränen des Auges zu verbergen.

Unwillkührlich ſchlug ich meine Arme um die zarte Dulderin zuſammen. Ein wehmüthiges Mitgefühl überwältigte auch mich. Ich ſtammelte ihr Worte des Troſtes, und bat ſie, ſich zu beruhigen.

„Ach! unglücklich bin ich!" rief ſie mit Heftigkeit und ſchluchzend. Ich wagte es nicht weiter, mit unzeitigem Zureden den Sturm ihrer Empfindungen abzuwehren. Ich ließ ſie ausweinen, und führte ſie zu den Seſſeln zurück, da ich fühlte, daß ſie ſchwächer ward und zitterte. Ihr Haupt blieb an meiner Bruſt.

Ihnen iſt nicht wohl? fragt' ich ſchüchtern.

„Es wird mir wohl!" — antwortete ſie. Nach einer Weile ward ſie ruhiger. Sie ſah auf, und ſah meine Augen naß. „Warum weinen Sie, Alamontade?" liſpelte ſie.

Kann ich bei Ihrem Schmerze ungerührt blei-

ben? — antwortete ich, indem ich mich zu ihr niederbog. Schweigend, Hand in Hand und Aug' in Auge saßen wir da, von unsern Gefühlen verschlungen. Eine Thräne floß über ihre Wangen. Ich senkte mich leise gegen sie, und küßte sie hinweg, und zog die Leidende enger an mein Herz, besinnungslos, was ich that. Meine Lippen glühten an den ihrigen, und ich fühlte meinen Kuß sanft erwiedert. Unsere Umarmung löſete sich nicht; unsere Thränen verdufteten über der Gluth der Wangen. In unsern Küssen loderte ein betäubendes Feuer, und was wir Freundschaft geheißen, ging verwandelt in Liebe über.

Wir schieden. Zehnmal schieden wir, und eben so oft sank ich wieder an ihren Hals und vergaß der Trennung.

Taumelnd, wie ein Berauschter, kam ich in mein Zimmer; Harfe, Kranz und Fenster erschreckten mich.

16.

In einer tiefern Verwirrung war ich nie gewesen, als am folgenden Morgen. Ich war mir selbst unbegreiflich und schwankend zwischen Widersprüchen. Madame Bertollon schien mich zu lieben; heldenmüthig hatte sie bisher wider eine Leidenschaft gestritten, welche den Adel ihrer Seele befleckte. Ich Elender war's, der, ohne sie zu lieben, auf die Seite ihrer Leidenschaft treten und eine unselige Flamme anblasen konnte, von der sie verzehrt, und ich mehr, als die Unglückliche, entehrt werden mußte.

Vergebens rief ich mir die Heiligkeit meiner Pflichten vor; vergebens enthüllte ich mir den schändlichen Undank, welchen ich gegen Bertollons großmüthige Freundschaft beging; vergebens gedacht' ich Clementinens und meiner stillen Gelübde: Alles, was mir sonst reizend und ehrwürdig gewesen, hatte Macht und Einfluß verloren. Der Rausch meiner Sinne dauerte unaufhörlich fort; vor meiner Einbildungskraft schwebte nur Bertollons liebenswürdige Gattin; ich fühlte noch auf meiner Lippe die Gluth ihres Gegenkusses, und meine geschmeichelte Eitelkeit vernichtete mit trüglichen Schlüssen und Folgerungen die ernste Warnung des Gewissens.

„Elender, du wirst bereuen, du wirst einst vor deiner Schandthat erröthen, und nicht das Eis des späten Alters wird den Brand des bösen Gewissens in dir kühlen!" So sprach ich zu mir selbst. Ich suchte mich zu ermannen. Während ich noch in den Erinnerungen des vergangenen Abends schwelgte, und dunkle Ahnungen mich durchbebten, setzt' ich mich nieder an den Tisch, um an Madame Bertollon zu schreiben, ihr die Gefahr zu schildern, in welche wir beide durch unsern Umgang geriethen, und ihr zu sagen, daß ich, um ihrer Freundschaft würdig zu bleiben, sie verlassen, Montpellier verlassen müßte.

Und indem mir die heilige Vernunft ihr Gebot in die Feder sagte, und ich der Tugend das erste schwere Opfer darbringen wollte, schrieb ich an Madame Bertollon die feierlichsten Schwüre meiner Liebe, log ich ihr vor, wie lange schon mich geheime Leidenschaft für sie verzehre, und ich nur in ihrer Liebe meinen Himmel erblicke. Ich bat, ich beschwor sie, mich nun nicht sinken zu lassen, und rollte vor ihrer Phantasie ein begeisterndes Gemälde unserer Seligkeiten auf.

Ich sprang auf. Ich las, und las, und zerriß den Brief, und schrieb einen zweiten, und schrieb alles Vorige wieder, und las und zerriß es wieder. Wie eine unbekannte Gewalt schleppte es mich wider meinen Willen zum Verbrechen hin, vor dem vergebens meine Seele schauderte. Indem ich schwor, mit halblauter Stimme schwor, noch heute aufzubrechen gen Nismes, und nie die Mauern von Montpellier wieder zu sehen, schwor ich leise in mir, das holde, unglückliche Weib nie zu verlassen, und an ihr zu hangen, und sollt' ich aus ihren Küssen meinen unvermeidlichen Tod ziehen.

Es war, als rängen mit gleicher Kraft und Gewandtheit zwei verschiedene Seelen in mir. Die Ueberlegung aber verdunkelte sich; das Gefühl der Pflicht erstarb im Gefühl der alles verschlingenden Neigung. Ich beschloß zu Madame Bertollon hinzueilen. Vielleicht daß auch sie sich wegen ihrer bewiesenen Schwäche mit Vorwürfen quälte; vielleicht daß auch sie mich und Montpellier zu fliehen bedacht sein konnte. Ich wollte sie zurückhalten. Ich wollte ihre Besorgnisse wegvernünfteln, und ihr die Erlaubniß unserer Liebe predigen.

Ich sprang auf und zur Thür hin. „Also doch vergeben?" rief's wieder in mir: „Also doch nun einbüßen den lange bewahrten innern Ruhm der Unschuld?" Ich wankte, und trat zurück.

„Sei rein wie Gott und bleib' es! Dieser Tag und dieser Sturm gehe vorüber, dann bist du gerettet!" sprach ich zu mir selbst.

Dies religiöse Gefühl erhob mich: Der Gedanke: Sei rein wie Gott! tönte durch das Getöse meiner wilden Empfindungen immer vor, und hielt mich für diesmal wenigstens ab, sogleich zu Madame Bertollon zu fliegen. Aber unentschieden blieb der Kampf. Meine Sehnsucht ward nur lauter, und ich verspottete meine eigene Religiosität.

Da öffnete sich die Thür meines Zimmers. Herr Bertollon trat herein.

„Was machst du, lieber Colas? Dir ist nicht wohl?" sagte er. Erst jetzt nahm ich wahr, daß ich mich auf's Bett hingeworfen hatte. Ich sprang auf. Er reichte mir die Hand; aber ich war ohne Muth, ihm die meinige zu geben.

„Aber was fehlt dir? Dein Blick ist so verstört, Colas! Du siehst blaß!" sagte er wieder. Ich aber konnte nicht antworten.

„Entdecke ihm alles Vorgefallene!" rief's in mir: „Dem Ehemann entdecke Alles, Alles: so ist mit einemmale die ewige Scheidewand gezogen zwischen dir und seiner Gattin, und du

bleibst rein, wirst nicht Verführer eines Weibes, Verräther deines edeln Wohlthäters, Betrüger deines Freundes!“

„Bertollon, ich bin unglücklich, weil ich deine Gattin liebe!“ sagte ich schnell, und mit Furcht, ich möchte das Bekenntniß nicht enden. Und kaum hatt' ich die letzte Silbe hervorgestoßen, so überfiel mich die Reue, nun aber zu spät. Es war geschehen. Der Ehemann wußte Alles. Ich aber war nun gerettet für einmal.

Im wilden Rausche unserer Sinnlichkeit, wenn mächtige Leidenschaft das Pflichtgefühl bekämpft, rettet nur eine plötzliche, entscheidende Handlung, von der wir erkennen, sie sei Rettungsmittel. Wir müssen gleichsam den widerspenstigen Körper gewaltsam treiben, sie zu vollziehen, bis wir nicht mehr zurücktreten können. Mir war zu Muthe, wie einem zwischen Meereswogen Taumelnden, dem, nahe am Ertrinken, in der Betäubung von den umnebelnden Augen die dunkeln Zweige des Ufers schweben, und eine innere Stimme sagt: „Ergreife sie!“

Bertollon entfärbte sich, und sprach: „Was redest du, Colas?“

„Ich muß fort. Ich muß Montpellier, muß dich, muß deine Gattin fliehen, denn ich liebe sie!“ antwortete ich.

„Du bist ein Narr, glaub' ich!“ — sagte er lächelnd und gewann wieder Farbe.

„O Bertollon, es ist mein Ernst. Ich darf hier nicht bleiben. Deine Gemahlin ist ein edles Weib. Aber ich fürchte, mein Umgang mit ihr wird ihr und mir verderblich. Noch ist es Zeit. Du bist mein Freund, mein Wohlthäter, ich werde dich nicht betrügen. Nimm dies herbe Geständniß, als einen Beweis meiner Liebe für dich. Ich bin zu schwach, um immer meiner Herr zu sein, und deine Gattin ist zu liebenswürdig, als daß ich an ihrer Seite gleichgültig sein könnte.

„Ein Heiliger, wie du, Colas,“ sagte Bertollon laut lachend, „der dem Ehemann selbst die Geheimnisse seines Herzens in frommer Andacht beichtet, ist keinem Ehemann gefährlich. Sei ruhig. Du bleibst bei uns. Wer wird auch so viel Wesens aus einer Liebschaft machen? Ich vertraue dir, und habe keinen Argwohn weder gegen dich, noch gegen mein Weib. Dies sei dir genug. Wenn ihr euch beide liebt, was kann ich gegen eure Herzen? Und wenn ihr zwischen euch beide den ganzen Erdball wältztet: würdet ihr euch darum weniger lieben? Wird deine Entfernung auch das Herz entfernen? Liebet euch. Ich weiß, ihr denket beide zu edel, als daß ihr euch vergessen solltet!“

Er sagte dies alles so unbefangen und heiter, und mit dem Tone argloser Zuversicht, daß ich gerührt ihn an mein Herz schloß. Sein Edelmuth erneute meine Kraft zum Guten. Ich schämte mich meiner Niedrigkeit, und selbst nur, daß ich noch einen so schweren Kampf gekämpft.

„Nein,“ sagt' ich, „lieber Bertollon, ich wäre wohl ein Ungeheuer, wenn ich dein Vertrauen täuschen, und deine Freundschaft so schändlich vergelten könnte. Du hast mich jetzt wieder zum Gefühl meines bessern Selbstes gebracht. Ich bleibe, und die Erinnerung an deine Zuversicht wird mich vor jedem entehrenden Gedanken bewahren. Ich bleibe und will dir beweisen, daß ich deiner werth bin. Ich werde meinen Umgang mit deiner Gemahlin abbrechen. Ich will sie nie ohne Zeugen sehen. Ich will“ — —

„Wozu mir das sagen?“ unterbrach mich Bertollon: „Genug, ich vertraue dir. Denkst du, daß ich's nicht längst bemerkt, daß meine Frau dich liebe? Daß ihre Liebe die Farbe ihres heftigen, ungestümen Karakters trage? Daß ihre Leidenschaft um so gewaltiger sei, je tiefer sie solche deckt? Theile ihr deine edeln Grundsätze mit, und heile sie, wenn du willst, aber mit Vorsicht. Ich kenne sie, ihre Liebe könnte sich sehr bald in einen fürchterlichen Haß verwandeln, und dann wehe dir!“

„Was machst du, Bertollon? Ich soll sie heilen von der Krankheit, unter der ich selbst erliege? Und was redest du von dem Ungestüm ihrer Gemüthsart? Nie hab' ich von dem auch nur den leisesten Anflug entdeckt!“

„Freund Colas, du kennst die Weiber nicht. Um dir zu gefallen, wird sie sich nicht in Schatten stellen. Und wenn sie sich einmal vergißt, macht dich die Liebe blind.“

Er brach hiemit das Gespräch ab, und verflocht meine Aufmerksamkeit in eine fremdartige Erzählung. Er duldete es nicht, daß ich wieder vom Vorigen begänne. Je mehr ich Ursache hatte, die Größe seines Vertrauens zu bewundern, je kühler wurd' ich selbst, und je entschlossener, mich allmälig von seiner Gemahlin zu trennen.

17.

Erst am Abend des folgenden Tages sah ich sie wieder. Sie saß einsam in ihrem Zimmer, das schöne Haupt schwermuthsvoll auf ihren Arm gestützt. Sie stand auf, sobald sie mich gewahr ward; ihr Gesicht war voll lieblicher Verwirrung.

Ich näherte mich ihr. Wir blieben beide lange sprachlos. Sie hatte die Augen niedergesenkt.

„Darf ich's noch wagen, vor Ihnen zu erscheinen?“ sagte ich zitternd: „Ich komme nur, um mein Vergehen zu büßen.“

Sie schwieg.

„Ich habe ihr Vertrauen gemißbraucht,“ fuhr ich fort: „ich sollte nur Achtung hegen gegen die Gattin meines einzigen Freundes! — ich habe gefehlt.“

Und ich! — stammelte sie leise.

„Ach, Madame, ich fühl's, ich bin zu wenig in meiner eigenen Gewalt; und wer könnt' es sein bei Ihnen? Aber — — und sollt' es mir das Leben gelten, ich will Ihre Ruhe nicht stören. Mein Entschluß ist genommen unwiderruflich. Ich habe Ihrem Gemahl das Innere meines Herzens entdeckt.“

Entdeckt? — rief sie erschrocken: Und er? — „Er verfärbte sich anfangs.“ — —

Er verfärbte sich? — stammelte sie.

„Aber mit Vertrauen auf Sie, Madame, und mit einem Vertrauen, größer, als meine Tugend, wollt' er mir den Vorsatz ausreden, mich von Montpellier zu entfernen.“

War das Ihr Vorsatz, Alamontade?

„Er ist's noch jetzt. Ich liebe Sie, Madame. Sie aber sind die Gattin Bertollons. Ich will die Ruhe einer Familie nicht unterbrechen, der ich tausend Wohlthaten schuldig bin.“

Sie sind ein edler Mensch! — sagte sie, und Thränen rollten über ihre Wangen: — Sie wollen thun, was ich zu thun entschlossen war. Meine Sachen sind bereits gepackt. Ich darf, ich will es Ihnen nicht verhehlen, Alamontade, daß ich wünsche, Sie nie kennen gelernt zu haben. Unsere Freundschaft entartete in Liebe. Ich belog mich vergebens. Ich rang zu spät gegen meine verwilderten Empfindungen.

Sie schluchzte heftiger. „Ja!“ rief sie: „So ist es besser! Wir müssen uns trennen. Aber nicht für ewig und immer. Nein, nur bis unsere Herzen ruhiger schlagen, bis wir uns mit kühler Freundschaft begegnen können!“

Sie schwieg. Ich war tief bewegt.

„Aber, ach, guter Freund!“ sagte sie jammernd und warf sich an meine Brust: „Ich überlebe diese Trennung nicht lange!“

Und indem ihr Herz an dem meinigen schlug, und unsere Leidenschaft höher loderte, und unser Pflichtgefühl mit ihr um den Sieg rang, flogen die Stunden ungespürt über uns hin.

Wir bekannten uns ewige, reine, heilige Liebe, und gelobten und schworen, sie doch zu tödten in unserer Brust. Wir beschlossen, daß wir uns trennen, daß wir uns selten nur sehen, und auch dann nur mit Ruhe und nie ohne Zeugen uns sehen wollten, und versiegelten mit entseelenden Küssen den unzerstörbaren Bund unserer Seelen.

Welch ein elendes Geschöpf ist der Mensch! Er ist am schwächsten immer, wenn er am stärksten zu sein glaubt. Wer die Versuchung *flieht*, der ist der Held; wer sich muthwillig in sie begibt, den Kranz der Tugend zu erringen, hat ihn schon verloren, ehe er den Kampf begann.

Als wir schieden von einander, hatten wir verabredet, ich solle nicht weiter, als eine Stunde von Montpellier reisen. Auf dem Landgute bei Castelnau sollt' ich wohnen, und nur zuweilen zum Besuch in die Stadt kommen.

18.

Ohne Verzögern führt' ich meinen Vorsatz aus, so sehr auch Herr Bertollon dagegen war. Er mußte endlich meinen Bitten weichen. Ich reisete ab, ohne auch nur den Abschieds-Besuch bei Madame Bertollon zu wagen.

Bald genas ich in der Stille der ländlichen Natur von dem Rausche. Ich fühlt' es, daß ich Madame Bertollon nie geliebt hatte, und verabscheute mich selbst, ihr Gefühle vorgeheuchelt zu haben, die nicht in mir wohnten. Nichts war es, als ein betäubender Rausch gewesen, entstanden erst unter der unglücklichen Liebe, welche die schöne Frau mir nicht verbergen konnte. Sie allein war zu beklagen, und meine Pflicht ward, ihr den verlornen Frieden wieder zu geben.

Wie aus dichten Nebeln stieg mein Gemüth allmälig zu ehemaliger Reinheit und Heiterkeit hervor, und Clementinens Bild stand glänzender und zauberhafter wieder vor mir, als jemals. Ich hatte, bei meiner Flucht aus Montpellier, Kranz und Harfe zurückgelassen. Nicht daß ich Clementinens damals ganz vergessen gehabt hätte, sondern Scham und heilige Scheu stießen mich zurück, wenn ich die ehrwürdige Reliquie hatte berühren wollen. Ich glaubte ihrer nicht mehr würdig zu sein, und hielt die Qual der Sehnsucht und der Entfernung nur für die gelindeste Buße meines Verbrechens.

Es verstrichen vier Wochen. Bertollon allein besuchte mich. Er kam oft: „Denn ich kann nicht ohne dich leben, und doch fesseln mich meine Geschäfte an die unselige Stadt!“ sagte er.

Er machte verschiedene Versuche, mich zur Rückkehr nach Montpellier zu bewegen. Allein umsonst. Ich blieb in meiner wohlthätigen Einsamkeit, und fühlte mich glücklicher.

19.

Ich ward eines Morgens früh geweckt durch den Bedienten. „Herr *Larette* ist draußen, er will Sie schlechterdings sogleich sprechen!“ sagte er, und Larette, einer von Bertollons Freunden, trat in gleicher Zeit herein, blaß und verstört.

„Stehen Sie auf,“ rief er, „und kommen Sie sogleich nach Montpellier.“

Was gibt's? fragte ich erschrocken.

„Stehen Sie auf, kleiden Sie sich an. Sie haben keinen Augenblick zu säumen. Bertollon ist vergiftet und liegt auf den Tod.“

Vergiftet? stammelte ich und sank ohnmächtig im Bette zurück.

„Nur hurtig! Er wünscht Sie noch zu sehen. Ich bin hierher gesprengt auf seinen Befehl!“

Ich warf zitternd meine Kleider über. Kraftlos folgt' ich ihm zur Thür. Ein kleiner Wagen stand bereit. Wir setzten uns ein und flogen den Weg nach Montpellier.

Vergiftet? fragte ich wieder unterwegs.

„Freilich!“ erwiederte Larette: „Doch es ist eine unbegreifliche Dunkelheit in der Begebenheit. — Ein Kerl, der das Gift aus dem Spezereiladen geholt, ist im Gefängniß. Auch Madame Bertollon ist in ihren Zimmern verhaftet.“

Madame Bertollon? Verhaftet? Warum verhaftet? Wer hat sie verhaften lassen?

„Der Magistrat.“

Der Magistrat? Bildete sich auch die Polizei von Montpellier solche Raserei ein? Glaubte der

Magistrat, Madame Bertollon könne ihren Gatten vergiftet haben? —

„Er glaubt's, und Jedermann" — —

Herr, Sie zucken die Achsel? Und Jedermann? — — Nun fahren Sie doch fort, was wollten Sie noch sagen? —

„Daß es Jedermann glaubt. Der Kerl, Valentin, mein' ich, heißt er" — —

Wie? Valentin? Richtig, der alte, treue Hausknecht, die ehrlichste Haut unter der Sonne — — —

„Nun, er hat ausgesagt, das Gift auf Befehl der Madame Bertollon vor ungefähr acht Tagen geholt zu haben."

Der höllische Lügner, der —

„Und auf Vernehmen der Madame Bertollon über diese Aussage des Knechts, hat sie es ohne weitere Umstände eingestanden. Da haben Sie Alles.

Eingestanden? Ich bin wie von Sinnen, denn ich verstehe Sie nicht. Was hat Sie eingestanden? —

„Daß Valentin ihr das Gift habe holen müssen."

Entsetzlich! Und auch daß sie es sei, die ihren eigenen Mann umgebracht, vergiftet hat? —

„Wer gesteht auch so was gern? Uebrigens ist es leider der Fall. Bertollon fühlte gestern früh wieder seine gewöhnliche Unpäßlichkeit; Sie wissen, er ist dem Schwindel zuweilen unterworfen. Er hat seine Gemahlin ersucht, da sie in ihrem Zimmer eine kleine Hausapotheke besitzt, ihm die gewöhnlichen Magentropfen zu geben, eine sehr kostbare Essenz, die Madame Bertollon ihm in einem blauen, vergoldeten Glasfläschchen brachte."

Ich kenn' es sehr wohl und auch die Essenz. —

„Sie selbst goß die Arznei in den Löffel, that Zucker hinzu, und reichte sie dem Mann. Nach einer Weile empfand er schon das heftigste Schneiden in den Eingeweiden. Der Arzt kam. Man erkannte Wirkungen des Giftes. Man fand davon noch Spur in der Essenz, die im Löffel geblieben. Der Arzt that sein Mögliches, ihn zu retten. Er forderte die Essenz zur Untersuchung. Madame Bertollon ward empfindlich, und fragte, ob man glaube, sie sei eine Giftmischerin? Endlich, da sie nicht länger, ohne Verdacht zu erregen, die Auslieferung des Fläschchens verweigern konnte, übergab sie es. Unterdessen waren mehrere Aerzte herbeigeeilt, auch ein Abgeordneter der Polizei. Die Geschichte war ruchbar worden. Der Spezereihändler erinnerte sich des von Valentin gekauften Giftes und zeigte es dem Polizeiamt an. Valentin ward auf der Stelle festgesetzt. Er berief sich auf seine Gebieterin und ihren Befehl. Madame Bertollon ward obrigkeitlich befragt. Sie sank ohnmächtig hin. Man forderte ihr die sämmtlichen Schlüssel ab, untersuchte ihren Arzneischrank, fand das vom berufenen Spezereihändler wieder erkannte Gift; nur fehlte davon im Gewicht ein Theil. Inzwischen war die Essenz im blauen Fläschchen geprüft, und das Gift darin entdeckt worden. So stehen die Sachen. Denken Sie nun davon, was Sie wollen, mein Herr."

Ich schauderte und sprach keine Silbe. Ich erblickte in dem Ganzen einen gräßlichen Zusammenhang, den Larette nicht, den kein Fremder wahrnehmen konnte. Sie liebte mich mit einer fürchterlichen Stärke; unsere Trennung erhöhte ihre Leidenschaft, statt sie zu brechen. So verfiel sie auf den verruchten Plan, sich ihres Gemahls zu entledigen. Ich erinnerte mich der zerstörenden Gluth im Karakter, von welcher mir Bertollon einmal gesprochen. Ich gedachte meiner letzten Unterredung mit ihr, und wie ich ihr unbesonnener Weise erzählt hatte, daß ich ihrem Gemahl unser Verhältniß offenherzig bekannt; und wie sie da erschrocken war und tiefer über Bertollons Benehmen nachgeforscht hatte.

Die Wahrscheinlichkeit stieg in mir zur Höhe einer grauenvollen Gewißheit. — Ich konnte es mir erklären, wie der schwarze Gedanke in ihr reifen mochte; ich sah sie den verfluchten Trank einrühren und, von ihrer Leidenschaft geblendet, dem unglückseligen Bertollon hinreichen.

Wir kamen in Montpellier an. Ich wollte in das Zimmer meines theuern Wohlthäters. „Lebt er noch?" rief ich schon unten an den Treppen. Man gebot mir flüsternd, leise zu thun. Man wehrte mir den Eingang in sein Gemach. Er war in einen sanften Schlummer gesunken, der ihm wohlthun und ein beruhigender Zeuge seiner Errettung sein sollte.

„Und wo ist Madame Bertollon?" fragt' ich.

Man antwortete mir, sie habe diesen Morgen in aller Frühe das Haus verlassen, und sei zu ihren Verwandten gezogen, wo sie, gegen gerichtliche Bürgschaft ihrer ganzen Familie, häuslichen Verhaft erhalten habe. Es sei nur mit Mühe dem Ansehen ihrer Blutsfreunde gelungen, sie der Schande des Gefängnisses zu entziehen. Man erzählte mir noch im Vertrauen, daß Herr Bertollon ihr selbst durch einen Freund den Rath gegeben, sich, da es noch Zeit gewesen, nach Italien zu flüchten. Sie habe gewankt. Ihre eigenen Brüder haben ihr zugesprochen, die kurze Freiheit zu benutzen. Allein ihr Stolz habe gesiegt. Ihre Worte seien gewesen: „Ich entfliehe nicht, denn damit würde ich ein Verbrechen eingestehen, dessen ich noch nicht überwiesen bin, und nicht überwiesen werden kann."

20.

Die Schönheit der Gestalt ist nur zauberhaft, insofern wir sie als stummes Wahrzeichen der schönen Seele aufnehmen. Sie verliert alle Gewalt, ja, sie flößt uns Schauder ein, wenn sie der Schmuck des Verbrechens ist. Der Künstler male die Sünde schön an den Schwellen der Hölle, und sie wird, indem das Geliebteste und Rührendste

für die Menschheit nur ihrer Bosheit Werkzeug ist, tausendmal fürchterlicher.

Nicht mehr ohne Abscheu konnt' ich an Madame Bertollon denken. Sie war die Giftmischerin, und Alles, was mir Larette nur flüchtig erzählt hatte, ward mir bestätigt in Montpellier, und eine Menge mannigfaltiger Umstände verbreiteten ein immer größeres Licht über die meuchelmörderische That.

Ganz Montpellier ward durch diese ausserordentliche Begebenheit erschüttert. Bertollons allmälige Genesung, durch die Kunst der Aerzte, erregte in allen Häusern die lebendigste Freude. Ich wich nicht mehr vom Krankenlager meines geliebten Freundes, den ich als meinen Bruder, als meinen Vater ehrte.

„O Bertollon!" rief ich: „Du bist gerettet! Wehe mir, wenn du untergegangen wärest! Mein Schmerz hätte mich deinen Tod nicht lange überleben lassen. Siehe, du bist mein einziger Freund, der einzige auf Erden, den ich habe; du bist mein Wohlthäter, mein Schutzgeist. In jeder Stunde bin ich bereit, für dich ins Grab zu gehen. — Und ist es möglich? Konnte ein Weib, ein so zartes, schüchternes Geschöpf, ein Weib mit so himmlischen Reizen ausgestattet, ein Weib, dessen Aug' und Mund die Tugend so süß predigte, so entsetzlich sein?"

„Liebst du sie noch, Alamontade?" fragte Bertollon, indem er mir die Hand drückte.

„Lieben? Es empört mich der Gedanke. Ich habe sie nie geliebt; nur kleinliche Eitelkeit, nur Sinnengaukelei war's, was ich einst in der Betäubung Liebe nannte. Ich habe sie nie geliebt. Eine geheime Gewalt entfernte immer von ihrem Herzen das meinige. Wie soll ich die lieben, die dich tödten wollte? — Ich verwünsche jede Stunde, die ich mit der Giftmischerin lebte, und bereue die Liebkosungen, die ich ihr verschwendete. Ach, ich kannte sie nicht!"

Unterdessen war der Prozeß gegen die Gattin Bertollons anhängig gemacht worden. Aber der berühmteste Advokat von Montpellier, Herr Menard, erbot sich aus freien Stücken gegen die Familie der Angeklagten, ihr gerichtlicher Vertheidiger zu werden. Menard hatte noch keinen Rechtshandel verloren. Der Zauber seiner Beredsamkeit besiegte Alles; wo er den Verstand nicht überzeugen konnte, wußt' er ihn mit Zweifeln unauflöslich zu umstricken, und dann wider ihn alle Gefühle des Herzens in Aufruhr zu setzen. Wenn er vor den Gerichten sprach, waren die Säle mit Zuhörern gefüllt, die seinetwillen oft von entlegenen Gegenden kamen. Er übernahm, und nie unglücklich, auch die schlimmste Sache, wenn er reichlich belohnt zu werden erwarten konnte.

„Ich verlange nichts," sagte Bertollon, „als daß man mich von der Giftmischerin auf ewig trenne. Ich dringe auf keine andere Bestrafung ihres mißlungenen Versuchs. Ihr eigenes Gewissen und die öffentliche Verachtung sind ihr Dorns genug. Menard ist, ich weiß es, mir persönlich abhold. Er war einmal mein Nebenbuhler. — Ich sehe voraus, daß er durch seine Kunstgriffe Richter und Volk dermaßen verwirren und verblenden wird, daß meine schändliche Frau noch im Triumph aus dem Handel geht."

„Das wird er nicht!" rief ich und glühte auf: „Ich bitte dich, Bertollon, wenn ich gleich nur ein Anfänger bin, und nie vor Gerichten sprach, übergib mir deine Angelegenheit. Vertraue mir und der gerechten Sache. Es thut mir gar nicht weh, gegen eine Frau vor das Tribunal zu treten, die ich einst hochachtete, die ich einst Freundin nannte, und die mich mit verbrecherischen Gefälligkeiten überströmte. Du bist mein Bruder, mein Wohlthäter, deine Sache ist die heilige."

Bertollon lächelte; aber er äusserte mir zugleich seine Besorgniß, daß ich der Gewandtheit meines Gegners nicht gewachsen sei. Er willigte endlich, und wie es schien furchtsam, in meinen Wunsch ein, daß sein Prozeß der erste Versuch meiner Kunst werden sollte.

„Sorge nicht, geliebter Bertollon!" sprach ich: „Die Freundschaft wird mich begeistern und erheben, wenn ich einmal unter Menards überlegenen Kräften wanken sollte. Und mit aller seiner Schlauheit wird er nicht Thatsachen hinwegläugnen, die seine Clientin allzuvoreilig selbst eingestanden."

21.

Seit undenklichen Zeiten hatte kein Rechtshandel größere Theilnahme erregt, als dieser, welcher durch das Grausenvolle seines Inhalts, und durch das Ansehen der darin spielenden Parteien gleich wichtig ward. Ach, und die Rolle, welche ich darin übernahm! Niemand kannte das Verhältniß, in welchem Madame Bertollon mit mir gestanden. Niemandem ahnete, daß ich einst an dem Herzen dieser Angeklagten im Rausch des höchsten Entzückens gelegen. Niemand wußte, daß ihre unerlaubte Zuneigung zu mir ihrer Hand vielleicht die erste Richtung zur Mischung des Gifttrankes gegeben.

Alles dies war noch Geheimniß; es sollte Geheimniß bleiben. Nur wenn Menards Kunst mich zu besiegen drohen würde, sollten auch diese letzten Minen gegen ihn gesprengt werden.

Als man in Montpellier erfuhr, daß ich der Anwald Bertollons sei, gab man schon im Voraus den Sieg an meinen Gegner. Nach hinlänglichen Untersuchungen und Zeugenverhören wurden Menard und ich vor die Schranken gelassen.

Der gewaltige Redner schien meiner nur zu spotten. Er verachtete es schier, gegen einen jungen Menschen aufzutreten, der noch vor Kurzem sein Lehrling gewesen, und jetzt eine Probearbeit liefern wollte. Er sprach, und sprach mit solcher Macht, daß er mich selbst aufs innigste erschüt-

terte, und fast für die Sache der beklagten Frau entflammte.

Der Prozeß dauerte durch Menards Kunst schon ein halbes Jahr, wo ich in einigen Wochen zu siegen gehofft hatte. Immer ward Menard vom Beifall des Volks aus dem Hause des Präsidial-Gerichts begleitet; und ich schien meine Kräfte nur darum an Erschwerung seines Sieges zu vergeuden, um seine Lorbeern zu vermehren.

Die Schönheit der Angeklagten hatte alle junge Männer der Stadt zu ihrer Partei gewonnen, und ihre ehemalige Wohlthätigkeit fesselte für sie des Volkes ärmere Klasse. Ich hatte nicht gegen Menard, ich hatte gegen die geheime Neigung unzähliger bestochener Herzen, und gegen das Andenken von Tugenden zu ringen, in welchen sich Madame Bertollon einst gezeigt hatte.

Je mehr unzwischen meine Sache sank, je mehr stieg mein Muth. Eine ungewöhnliche Kraft beseelte mich. Menard selbst fing an mich zu achten, oder zu fürchten, je weiter ich ihn aus seinen ersten Eroberungen zurückdrängte. Seine Partei verminderte sich, je mehr er die Wahrheit der durch ihn in Zweideutigkeit und Unsicherheit gestellten Thatsachen anzuerkennen gezwungen ward. Bald vernahm ich öffentliche Lobsprüche. Bald umgab mich eine kleine Zahl von Anhängern. Bald rauschte auch mir des Volkes Beifall zu, je mehr Madame Bertollon als Verbrecherin erschien, und ihre Schönheit und ihre Tugend von der Erinnerung einer schwarzen That verdunkelt wurden.

So angenehm mir auch dieser Weihrauch war, entzückte er mich doch nicht so sehr, als Clementinens stummer Beifall.

Madame Bertollon war eine Verwandtin des Hauses de Sonnes. Als es bekannt ward, daß ich Bertollons Sache verfechten würde, stand Clementine traurig am Fenster. Sie schüttelte oft den Kopf. Sie machte mir eine drohende Gebehrde. Ich glaubte sie zu verstehen und zuckte die Achseln, und ließ mich nicht abschrecken, eine Pflicht zu vollstrecken, die mir so heilig war.

Während mein Name bekannter in Montpellier ward und gepriesener, ward auch sie wieder freundlicher. Clementine schien über mein Glück die Verwandtschaft mit Madame Bertollon zu vergessen. Ach! ich sah mich von dem Engel geliebt, den ich anbetete. Kein Sterblicher war seliger, als ich. Jahre lang hatte schon unser stummes Einverständniß gewährt.

Doch ich kehre zu dem unseligen Prozeß zurück, der jetzt für die Angeklagte die übelste Wendung nahm. Madame Bertollon konnte, indem sie alle Thatsachen und Zeugen wider sie im Bunde hatte, nichts mehr thun, als standhaft läugnen, daß sie ihren Gatten habe vergiften wollen, wenn gleich der Schein sie schuldig machte. Ich drang nun darauf, daß man sie strenger als bisher vernehme, warum sie, oder zu welchem Zweck sie acht Tage vor der That das Gift eingekauft hatte? — Sie ertheilte ausweichende Antworten, und verfiel während der Verhöre in Widersprüche. Man sah ohne Mühe ein, daß sie sich scheute, den Grund zu entdecken. Alle Bitten ihrer Verwandten, alle Drohungen ihres Anwalds vermochten nichts über sie. Dies vermehrte den Verdacht. Menard gab seinen Prozeß verloren, wiewohl er unaufhörlich ihre Unschuld bezeugte. Das Tribunal verordnete ein härteres Gefängniß, und drohte mit dem ersten Grad der Folter, um das Geständniß zu erzwingen.

Da übernahm Madame Bertollon vor Gericht ihre Sache selbst zu verfechten, in der Herr Menard so unglücklich war. Ich sah darin nichts, als einen Kunstgriff Menards, der nun die rührende Gewalt weiblicher Schönheit zu Hilfe rufen wollte, seine Beredsamkeit zu unterstützen.

Als sie in den Saal trat, entstand rings eine Todesstille. Nie war sie reizender gewesen, als in diesem Augenblick. Ihr einfaches Gewand und die Blässe des tiefen Kummers riefen das Mitleid in alle Herzen, und Thränen in alle Augen.

Jeder schwieg. Jeder Blick wandte sich von ihr hinweg nun, auf mich. Ich sollte reden. Aber ich konnt' es nicht. Ich war in einer aussprechlichen Verwirrung. Sie war das Bild der leidenden Unschuld. Alle die lieblichen Stunden, so ich an ihrer Seite genossen, wachten bei ihrem Anblick in meinem Gedächtniß auf, und umringten wie weinende Engel meine Seele, und baten für sie, und flüsterten: „Sie ist gewiß schuldlos."

Endlich ermannt' ich mich. Ich bezeugte, daß Niemand entzückter sein würde, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt zu sein, als ihr eigener Gatte, und dessen Fürsprecher, ich. Aber nothwendig sei es daher, daß sie den schreienden Verdacht von sich wehre, daß sie die Absicht anzeige, zu welcher sie das Gift gekauft habe?

Madame Bertollon war sehr schwach. Sie lehnte sich an den Arm ihres Vertheidigers. Sie sah mich mit einem schmerzlichen Blick an, aus welchem Liebe und Jammer sprachen: „O Alamontade!" sagte sie mit matter Stimme: „Und Sie müssen es sein, der darauf dringt, meine Absichten mit dem Gifte zu erfahren? Sie? Und hier?" Sie schwieg eine Weile, dann hob sie sich plötzlich, wandte das blasse Antlitz gegen die Richter, und, mit einem herben Ton, der die Verzweiflung ihrer Seele ausdrückte, sprach sie: „Richter, ihr habet mich mit der Folter bedrohen lassen, mein Geständniß zu erpressen. Es ist genug. Ich will den Prozeß enden. Ich bin schuldig. Ich hatte mit diesem Gifte einen Mord im Sinne. Mehr erfahret ihr nun von mir nicht. Verdammet mich!"

Sie drehte sich um, und verließ den Saal, und Todesstille folgte ihr nach — ein tiefes Erstarren rings umher.

Zwei Tage nachher sprach das Tribunal das Wort: „Schuldig!" über die Elende aus.

22.

Herr Bertollon war schon längst genesen. Er war heiterer, als sonst. Er scherzte wieder, wie sonst, über meine sogenannte Tugendschwärmerei; er liebte mich dabei so zärtlich, daß es ihm nur Kummer machte, wenn ich so hartnäckig auf meinen strengen Grundsätzen bestand. Ich machte ihm daher zuweilen die Freude, daß ich seiner Meinung zu werden schien, und ihm in der Lieblingsgrille nachgab, daß Alles auf Erden nur Konvenienz-Spiel sei.

Am Abend vor dem Gerichtstage, an welchem das Urtheil über Madame Bertollon gefällt werden sollte, war ich bei ihm. Wir waren fröhlich; um Mitternacht saßen wir noch hinter den Weingläsern, und schworen uns ewige Freundes-Treue bis in den Tod.

„Höre, Colas," sagte er, „kennst du Clementine de Sonnes?"

Ich wurde roth. Wein und Freundschaft entrissen mir das heilige Geheimniß. Bertollon lachte ausgelassen und rief einmal ums andere: „Aber Närrchen du, mit deiner himmlischen Tugend bist überall geprellt. Sei doch nur einmal vernünftig. Warum hast du mir's nicht schon längst gesagt? Sie wäre jetzt schon deine Verlobte! Nun, du sollst sie haben. Da hast du meine Hand. Mit Klugheit unterjochen wir die Welt, warum nicht ein Mädchen, oder eine stolze Familie; denn ich merke schon, daß Clementine dir keinen Korb geben würde."

Ich fiel entzückt um den Hals meines Freundes. „O wenn du das könntest, Bertollon, wenn du das könntest! Du machtest mich glücklich, du machtest mich zum Gott!"

Desto besser. Denn ich bedarf noch deines göttlichen Beistandes zu einem Plänchen. Ein Mädchen, wie deine Clementine, es hat eine auffallende Aehnlichkeit mir ihr; man sollte beide für Schwestern halten — ein solches Mädchen wohnt in Agde. Ihr meint, ihr Tröpfe, ich reise um der gesunden Luft, oder der Handelsspekulationen willen so fleißig hinüber nach Agde. Nein, ich liebe das Mädchen, unaussprechlich lieb' ich's; so hat mich noch kein Weib gefesselt. Sobald ich von meiner Frau los bin, halt' ich um die Venus von Agde an. Aber dann, Herr Colas, wollt' ich mir doch Seine Unterhaltungen bei meiner künftigen Frau in der Art verbitten, wie Er sie bei meiner ersten hatte.

„Wie, Bertollon?" rief ich erstaunt: „Du willst dich wieder vermählen?"

Wie anders? Siehst du, ich meinte Anfangs, du würdest mit meiner Frau einen Roman in bester Form spielen; ich meinte, du liebtest sie wirklich, und dann hätt' ich sie dir abgetreten, und wir würden uns darüber einverstanden haben. Es wäre mir gerade lieb gewesen: So hätt' es nachher nicht des Teufels Lärmen vor Pontius und Pilatus gegolten, und mit dem Gift hätt' es mir fast übel gedeihen können.

„Aber wie denn, Bertollon, ich verstehe dich nur nicht."

Ich muß dir nur sagen, du Närrchen, als ich in Abwesenheit meiner Frau des Abends heimlich ihre Sachen durchstöberte — lach nur, du siehst, ich habe dir mit deiner Tugend damals nicht ganz getraut. Ich glaubte, ihr würdet mit einander Liebesbriefe, klägliche und bewegliche, wechseln. Und der Blitzkerl, der lahme Jaques, kam gerade die Treppe herunter, und sah mich aus dem Zimmer meiner Frau schleichen, als ich ihr den tollen Spaß gemacht hatte. Der dumme Maulwurf aber schoß vorbei und grüßte ehrbarlich.

„Welchen Spaß denn? Du schwatzest wunderlich durch einander. Trink, du sollst leben!"

Und du auch, Colas! Du hast deine Sache gut gemacht. Bist ein goldener Bursche. Ich wette, du hättest deine Reden nicht halb so schön vor dem Tribunal gegen meine Frau gehalten, wenn du gewußt hättest, daß ich das Gift selbst, freilich nur wenig, in die Essenz gethan?

„Nein, wahrhaftig nicht, lieber Bertollon."

Nun eben deswegen wär's klug von mir, dir vorher nichts zu sagen. Jetzt thuts keinen Schaden mehr.

„Du bist doch kein Narr gewesen, dich selbst vergiften zu wollen?"

Ei, ich sah schon, daß mir das Ding so gefährlich nicht werden konnte. Ich wunderte mich nur, bei meiner Frau Gift zu finden. Sie hatte es auf die Schachtel drüben geschrieben. Aber was denkst du auch, daß sie mit dem Zeuge gewollt haben mag? —

„Das ist eben ein Räthsel!"

Aber fein war's? Nicht so, Colas? Denn nun stellt' ich mich den andern Morgen schwindelkrank, ließ es meiner Frau sagen, die mir eigenhändig nach ihrer Weise die Essenz brachte. Der Arzt ward auch bestellt, so konnte gleich dem Gift entgegengearbeitet werden. Ich hatte aber nur eine winzige Portion hinein gethan.

„Aber, Bertollon, was redest du auch? So wäre ja deine Frau ganz unschuldig?"

Das ist gerade das Lustigste in der Sache, und du hast dir die Kehle für nichts und wieder nichts wund plaidirt. Aber trink nur, das heilt wieder. Gelt, es war ein kecker Streich von mir? Meine Frau muß glauben, sie sei rein behext. Denn sie weiß nur nicht, daß ich für alle ihre Schränke den besten Dietrich habe.

„Aber ..." sagte ich, und das Entsetzen machte mich plötzlich nüchtern.

Daß davon keine Seele erfährt! Du, Colas, bist mein einziger Vertrauter, siehst du, und es hätte noch übel gehen können. In der Eile stieß ich im Arzneischrank ein Fläschchen rothen Liquors um, und vergaß, es aufzurichten. Kurz und bündig, Colas, ich bin glücklich. Du sollst es auch sein. Ich schwöre dir, an dem Tage, da ich Julien von Agde heirathe, feierst du auch deine Vermählung mit Clementinen. Aber was ist dir? du

bist, mein Seel, ohnmächtig? Nimm da, das Wasser! Der Champagner bekömmt dir doch nie!

Er legte seinen Arm um mich, während er mir in der andern das Glas reichte. Ich drängte schaudernd ihn zurück. Ich war betäubt von dem, was ich gehört hatte.

„Geh schlafen!“ sagte er.

Ich verließ ihn. Er taumelte mir lachend nach.

Die Mitternacht war schon längst vorüber; der Morgen nahe. In meine Augen drang kein Schlaf. Ich entkleidete mich nicht einmal, sondern lief in heftiger Bewegung mein Zimmer auf und ab. Welch eine Nacht! Was hatt' ich erfahren müssen! Ich war noch nicht vermögend, an ein so scheußliches Verbrechen zu glauben, wider welches sich die Natur sträubt. Ein unschuldiges, tugendhaftes Weib, welches den Gatten nie beleidigt hatte, in Gefangenschaft und lebenslängliche Entehrung stürzen! Den Freund mißbrauchen, den höllischen Einfall zu verfechten, und die Unschuld mit Foltern zu quälen, herber, als der Tod sein kann.

Es wurde mir wohl, wenn ich glaubte, Bertollon habe mit allem nur meine Freundschaft auf die Probe stellen wollen. Denn, hätte er so gräßlich handeln können, wie mogte er es wagen, sein Lebenlang ein Glas Wein über die Lippen zu bringen, da jeder Tropfen desselben sein Geheimniß aufzulösen drohte? Wie konnte er sich einem Böswicht, wie einem rechtschaffenen Manne schamlos in ganzer Abscheulichkeit entblößen?

Aber vergebens wünscht' ich mich zu täuschen. Seine Aeusserungen über mich und die unglückselige Gattin, und wie er mir dann die Gattin gern abgetreten hätte ... Ach! es war nur Alles zu gewiß! Jetzt dämmerte es in der Dunkelheit seiner frühern Plane vor mir. Ich erinnerte mich seiner verschiedenen gefallenen Reden, und daß er es war, der mich zu Madame Bertollon hinleitete, und nie mißtrauisch auf unser beider Tugend werden wollte. Und wenn er mir von der Heftigkeit und Verschlossenheit ihres Gemüths gesprochen, so bereitete er wahrscheinlich schon damals Entwürfe, ihr ein Verbrechen aufbürden zu können. Wahrscheinlich that es ihm leid, daß ich kein Ehebrecher ward!

Der Morgen war angebrochen, und ich stand noch immer entschlußlos. Gerettet mußte die Unschuld werden; aber ihre Rettung war der Untergang meines Wohlthäters, meines ersten, meines einzigen Freundes; — nur ein Uebermaß seiner Liebe zu mir hatte ihm das entsetzliche Geständniß entlockt — sollt' ich hingehen, ihn verrathen? Er war der Schöpfer meines Glücks; sollte die Hand, welche von ihm unzählige Almosen empfing, ihn undankbar in den unermeßlichen Abgrund stürzen? Ach, und den ich noch immer liebte, den Einzigen, sollt' ich verlieren!

„Unselige Verkettung der Begebenheiten!“ seufzt' ich: „Warum mußte ich das Werkzeug werden, die Unschuld in Fesseln zu schlagen, oder meinen Wohlthäter zu morden?“

Aber mein Gewissen rief: Sei gerecht, ehe du gütig sein willst! Welches auch immer die Folgen unserer Handlungen sein mögen, die wir pflichtmäßig üben — und müßten wir uns selbst zerstören — Nichts darf zurückhalten, wenn es die Tugend gilt. Stürz' immerhin in deine Armuth zurück, und gehe einsam und freundlich durch die Welt, nur rette deine Selbstständigkeit und trage in dir das stille Bewußtsein: Du thatest, wie du als ein Gerechter solltest. Es ist ein Gott, sei rein wie er!

Ich schrieb an den Polizeibeamten des Quartiers, sich sogleich wegen höchstdringender Angelegenheiten zu mir zu begeben. Er kam. Ich begab mich in Bertollons Zimmer, und der Offizier blieb vor der Thür draussen.

Bertollon schlief noch. Ich zitterte. Liebe und Mitleid überwältigten mich. „Bertollon!“ seufzt' ich und küßte ihn.

Er erwachte. Ich ließ ihn unter gleichgültigen Gesprächen munter werden.

„Sage mir,“ sprach ich endlich, „ist deine Frau gewiß unschuldig? Hattest du wirklich selbst die Essenz vergiftet?“

Er sah mich mit einem stieren, durchbohrenden Blick an, und antwortete: „Schweig!“

„Aber, Bertollon, diese Antwort ist ja eine Bestätigung deiner nächtlichen Aussage. Ich beschwöre dich, Freund, beruhige mich. Hast du Alles gethan? oder wolltest du mich nur ...“

Bertollon richtete sich auf, und sagte: „Colas, ich hoffe, du bist gescheut!“

„Aber rede doch! Bertollon, heute wird das Präsidialgericht über deine Gattin den Spruch fällen. Laß die Unschuld nicht verderben.“

„Bist du rasend, Colas? Hättest du Lust, der Verräther deines Freundes zu werden?“

Indem er dies sagte, oder vielmehr stammelte, sah ich ihn in starker Bewegung. Er war sehr bleich geworden, und bläulich wurden seine Lippen, und sein Auge starrte graß vor sich hin. Alles lehrte mich nur zu gewiß, daß er in der Nacht beim Rausche Dinge bekannt, vor denen er jetzt selbst erschrack, da er sie bei mir nicht mehr sicher sah.

Ich legte meine Hand auf seine Achsel, und flüsterte ihm ins Ohr: „Bertollon, kleide dich an, nimm Goldes genug zu dir und flieh! Ich sorge für alles Andere.“

Mit einem Blick, der mir den Tod verkünden wollte, fragte er: „Warum?“

„Flieh', sag' ich, noch ist es Zeit!“

„Warum?“ entgegnete er: „Hast du im Sinn ... oder vielleicht schon ...“

„Um alles was dir lieb und heilig ist, flieh', sag' ich.“

Indem ich ihm dies zuflüsterte, sprang er eilends auf, lief ungekleidet im Zimmer umher, als such' er. Ich glaubte, er habe in der Bestürzung vergessen, daß seine Kleider am Bette lagen. Wäh-

rend ich mich bückte, ihm dieselben zu reichen, fiel ein Pistolenschuß und das Blut stürzte über meine Brust herab.

Die Thür sprang auf, der Polizeibeamte trat erschrocken herein. Bertollon, noch in der einen Hand die abgefeuerte Pistole, in der andern eine zweite, sah erstarrt die unerwartete Erscheinung.

„Verruchter Hund!“ schrie er mir zu, mit der verzerrten Geberde der Verzweiflung, und schleuderte mir die entladene Pistole mit Wuth gegen den Kopf. Ein Schuß fiel von neuem. Bertollon hatte sich erschossen. Er taumelte gegen mich. Ich fing ihn in meinen Armen auf. Sein Haupt war zerschmettert.

Meine Sinne schwanden. Ich sank zu Boden, und erwachte erst unter der Geschäftigkeit der Aerzte und Bedienten wieder auf meinem Zimmer. Meine Wunde, unter der linken Schulter, war untersucht, verbunden und ohne alle Gefahr.

24.

Alles war in einer großen Bestürzung. Mehrere von Bertollons Freunden standen vor mir. Jeder bestürmte mich mit Fragen.

Ich wand mich von ihnen los, und sobald ich mich erholt, warf ich frische Kleider über, und verordnete eine Sänfte, um nach dem Versammlungsort des Präsidialgerichts getragen zu werden.

Bertollons Selbstmord war inzwischen stadtkundig geworden. Eine ungeheuere Menge Volks umwogte das Haus. Sobald man erfuhr, daß ich mich in's Gericht begeben würde, folgten die neugierigen Haufen meiner Sänfte nach.

Schon war in geheimer Sitzung des Gerichts das Urtheil über Madame Bertollon gefällt worden. In eben dem Augenblick, als sie in den Saal geführt wurde, um dasselbe vor dem versammelten Volke anzuhören, traf auch ich daselbst ein.

Ich bat, angehört zu werden, weil ich wichtige Entdeckungen zu eröffnen habe. Die Erlaubniß zu reden ward mir gegeben. Eine Stille floß durch den weiten Saal, als wäre das Leben aus jeder Brust gewichen.

„Ihr Richter,“ sprach ich, „einst stand ich hier, ein Ankläger der Unschuld. Ich komme, sie zu retten, und ihr den gebührenden Triumph zu bereiten. Ich war getäuscht vom Schein der Umstände, getäuscht, gemißbraucht durch meinen Freund, und Theilnehmer einer Grausamkeit, ohne es zu wissen. Die Unglückliche, deren Urtheil ihr sprechen wollet, ist keiner Missethat schuldig!“

Ich erzählte nun bestimmt die Geschichte der vergangenen Nacht; erzählte den Selbstmord Bertollons, und seinen Versuch, mir das Leben zu rauben. Neben mir stand der bezeugende Polizei-Offizier, und der lahme Jacques, welcher sich erinnerte, den Herrn Bertollon am Abend vor der Vergiftungsszene, aus dem Zimmer seiner Gemahlin mit einer brennenden Kerze kommend, gesehen zu haben.

Eine solche Auflösung des Rechtshandels, in welchem ich anfangs über meinen Gegner, Herrn Menard, einen so glänzenden Sieg davon getragen hatte, und der meinen Ruf im ganzen Lande gründen sollte, hatte Niemand erwartet. Während meiner Rede malten sich Erstaunen und Grausen in den tausend Gesichtern umher. Als ich aber schwieg, entwickelte sich ein Gemurmel, und das Gemurmel ward zum lauten Jauchzen. Das Volk schrie meinen Namen mit schwärmerischer Freude, und die Augen der Umstehenden waren mit Thränen benetzt.

Es war an keine Ordnung im Saale mehr zu gedenken. Ohnmächtig war Madame Bertollon unter den Glückwünschen der sie Umringenden hingesunken. Der Vice-Gouverneur der Provinz, welchen Zufall oder Neugier heute in den Gerichtssaal gelockt hatte, ein Verwandter des Marschalls Montreval, stieg von seinem erhabenen Sitz, und umarmte mich öffentlich. Herr Menard folgte seinem Beispiel, unter dem Zujauchzen des enthusiastischen Volkes.

Ich ließ mich zu Madame Bertollon führen. Meine Knie brachen. Ich sank entkräftet vor ihr nieder, und drückte meine nassen Augen auf ihre Hand.

„Können Sie mir verzeihen?“ stammelte ich.

Mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe, mit einem himmlischen Lächeln sah sie auf mich nieder.

„Alamontade!“ seufzte sie leise, und Thränen verhinderten ihre fernern Worte.

Die Sitzung des Gerichts mußte aufgehoben werden. Die Richter umarmten mich. Vergebens wünscht' ich zu Madame Bertollon zurück zu kommen. Das Getümmel war zu groß. Man führte mich durch die gedrängte Menschenmasse, welche mich mit Ehrenbezeugungen überhäufte, die Stiegen des Palastes hinab.

Im Begriff, in die Sänfte zu steigen, ward ich von einem jungen, wohlgekleideten Manne angehalten.

„Sie können,“ sagte er, „Sie können unmöglich mit angenehmen Empfindungen in ein Haus zurückkehren, mein Herr, welches noch den Leichnam eines Selbstmörders beherbergt, und Sie allenthalben an die schrecklichsten Ereignisse erinnern muß. Gewähren Sie mir die Ehre, ich bitte Sie, mein Herr, Sie wenigstens einstweilen in meinem Hause bewirthen zu dürfen.“

Diese Einladung, mit so herzlicher Innigkeit gethan, kam mir doch unerwartet. Dem jungen Mann funkelten noch die Thränen in den Augen. Er bat so anhaltend, daß ich's nicht mehr ablehnen konnte. Er drückte mir mit freudiger Dankbarkeit die Hand, gab den Sänftenträgern einen Befehl und verschwand.

Immer vom Volke mit Freudengeschrei durch die Straßen der Stadt begleitet, langte ich endlich, aber sehr langsam, vor dem Hause meines unbekannten Freundes an. Ich bemerkte nur, daß es in der Nachbarschaft von Bertollons Hause,

und in der Straße war, worin Clementine wohnte, welches mir, so verwirrt und betäubt ich auch war, keine unliebe Entdeckung sein konnte.

An den Stiegen im Innern des Hauses ward die Sänfte geöffnet. Der freundliche Unbekannte erwartete mich schon. Ich sah mich in einem großen, prachtvollen Gebäu; zwei Bediente führten mich die Marmortreppe hinauf.

25.

Alles was das Menschenleben Schreckliches und Liebliches umfängt, lag in dem engen Stundenraum dieses Tages für mich zusammengedrängt.

Eine Flügelthür ward geöffnet. Einige Damen traten hervor, mir entgegen. Die älteste derselben redete mich an: „Ich bin meinem Neffen sehr verbunden, daß er mir die Ehre verschafft, den edelmüthigen Retter der Unschuld in meiner Wohnung zu sehen.“

Wer schildert meine Bestürzung! Es war Madame de Sonnes; und Clementine trat hinter ihrer Mutter hervor. Ich wollte eine Erwiederung stammeln auf die mir gesagten Artigkeiten; allein ich war allzuentkräftet. Der Blutverlust am Morgen, nach einer traurig durchwachten Nacht, und der Wechsel der allerfremdartigsten und heftigsten Empfindungen, deren Beute ich bisher gewesen, hatten mich gänzlich erschöpft. Clementinens Erscheinung entseelte mich. Ich sah nur sie, und sprachlos sie, bis Gestalten und Farben vor meinem brechenden Auge in verworrenes Dunkel zusammenflossen.

Mehrere Wochen lang mußt' ich Bett' und Zimmer hüten. Mit den Schmerzen meiner Wunde hatte sich ein Fieber verbunden. Der junge Herr de Sonnes verließ mich nie; er hatte mein weniges Habe aus dem Bertollonschen Hause herbeischaffen lassen — auch die Harfe. Aber der Kranz fehlte. Man wußte ja nicht, welchen Werth er mir trug!

Unterdessen war Madame Bertollon freigesprochen. Herr de Sonnes erzählte mir, daß die schöne Unglückliche sogleich von Montpellier abgereiset und in ein entferntes Kloster gegangen sei. Dabei überreichte er mir einen Brief, der für mich angekommen, durch Einschluß an Madame de Sonnes.

„Wahrscheinlich wird Madame Bertollon ihrem Erretter danken!“ sagte er.

Ich nahm den Brief mit zitternder Hand. Sobald ich allein war, las ich ihn. Er hat mich seitdem durch all' mein Wohl und Weh begleitet. Hier ist er.

Abtei St. G** zu V*.

Den 11. Mai 1702.

„Leben Sie wohl, Alamontade! Diese Zeilen, die ersten, die ich einem Manne schreibe, werden auch die letzten sein. Ich habe das stürmische Leben der großen Welt verlassen; die feierliche Stille geweihter Mauern umgibt mich; ich habe mich ohne Mühe von allem, was mir einst lieb und unentbehrlich war, loswinden können; ich habe nichts aus der Welt genommen, als die Wunden, die sie mir schlug.

„Ach, hätt' ich auch diese Wunden und mein Gedächtniß dort draussen lassen können! Sie bleiben mir aber, um den letzten meiner Freunde, den Tod, desto reizender zu machen.

„In der Blüthe meines Lebens umweht mich der schwarze Wittwenschleier; ich zeige den Menschen damit eine Trauer, die ich nicht fühle; und verberge eine andere, die mich zerstört.

„Ja, Alamontade, ich erröthe nicht, noch jetzt, auf dieser heiligen Stätte noch, es zu bekennen, was ich Ihnen nicht verhehlen mochte, daß ich Sie liebte. Sie wußten es, Sie wissen es — ach! und Sie waren es, der den Dolch wider das Herz zucken konnte, das auf Erden nur allein für Sie schlug. O Mensch, Sie haben mich belogen. Sie haben mich nie geliebt! Nicht daß mein unglücklicher Gemahl mich des schwärzesten Verbrechens zeihen wollte, hat mich betrübt — nein, daß Alamontade mich schuldig glauben, mein Ankläger werden konnte, er, für den ich freudig gestorben sein würde, das hat die Wurzeln meines Lebens zerrissen!

„Doch nein! Kein Vorwurf. Edler, theurer und noch immer geliebter Mann, du warst schuldlos. Geblendet vom Schein, brachtest du der Freundschaft und der Gerechtigkeit deine Neigung zum Opfer. Du wolltest höchstens nur unglücklich, aber nicht undankbar sein. Ich fühl' es wohl, die Gattin eines Andern durfte dich nicht lieben, und ich mit meiner sündigen Liebe war deines reinen Herzens nie werth.

„Ich fühlte es immer, und immer ging ich mit allzuschwachen Kräften in den Streit gegen meine Leidenschaft. Elender war kein Wesen, als ich, und jeder deiner Blicke, jeder deiner Küsse verewigten eine Flamme in mir, die unter ihnen hätte erlöschen sollen. In einem Augenblick stillen Verzweifelns wollt' ich den freiwilligen Tod vorziehen der Gefahr, meine Tugend einzubüßen. Damals ward das Gift gebracht. Ich hatte es mir bestimmt, weil ich dich zu heftig liebte. Hier, Mensch, hast du das Geheimniß, welches die Scham mir verwehrte unter der Folter zu bekennen. Ach! Unglücksbringer, und du mußtest es sein, der vor den Richtern mich darum befragte!

„Du hast mich nie geliebt. Meine Entfernung wird dich nie betrüben. Ich hatte mich selbst getäuscht, und muß für die Hingebung meines arglosen Herzens leiden. Die Welt beklagt mich, aber ihre Klage läßt mich ohne Trost, und selbst dein Mitleiden, o Freund, kann meinen Schmerz nur schärfen, statt ihn zu mildern.

„Hier in diesen Klostermauern seh' ich das Ziel meiner kurzen Wallfahrt; die Linde vor dem Gitterfenster meiner Zelle streut ihre Schatten auf das kleine Plätzchen, welches meinen Grabhügel bilden soll. Siehe da meinen Trost!

„Ach, wie traurig ist es, so einsam in der Welt dazustehen! Und einsam bin ich, denn mich liebt Keiner. Meine Freundinnen haben mich schon in den fröhlichen Kreisen vergessen, meine Zähren stören ihre Lustbarkeiten nicht. Ich verblühe, wie die vereinzelte Blume im Gebirg, unbekannt und ungesehen; sie gab und empfing keine Freude, ihr Verschwinden läßt keine Spur zurück.

„Und du, den ich einzig geliebt habe, nimm diese Zeilen, unsern Scheidebrief. Ein brechendes Herz hauchte die Worte; eine sterbende Hand schrieb sie — ich vollzog nur meine letzte Pflicht. Unterbrich meine Ruhe durch keine Antwort. Ich nehme keinen Brief an, und will dich selbst nie sehen. Ich will zu Gott flehen für dein Glück; will meinen letzten Seufzer dir weihen, und mit dem Gedanken an dich soll mich der Tod ins bessere Leben leiten.

Amalie Bertollon."

Und ich sah die Edle nie wieder. Mit ihrer Tugend im Herzen sank sie unter. Nie vergaß ich sie. Oft weint' ich unter ihrem Andenken.

26.

Inzwischen hatten Madame de Sonnes und Clementine mich, während der Krankheit, oft besucht. Nicht wie einem Fremdling, sondern wie einem Bruder oder Blutsverwandten begegneten sie mir.

Madame de Sonnes war eine sehr edle Frau, von lebhaftem Geist und feiner Erziehung. Sie schien nicht für sich, sondern nur für Andere zu leben. Immer nur beflissen, Andern Freude zu machen, Andern Dienste zu erweisen, wußte sie denen das Ansehen ihrer eigenen Wohlthäter zu geben, welche durch sie beglückt zu werden nicht verschmähten. Ihre Gütigkeit führte überall nur das Gepräge der Dankbarkeit.

Und ihrer würdig war ganz Clementine, der Stolz ihres Geschlechts. Harmlose Unschuld und immerwährender Heitersinn waren ihr Wesen. Niemand konnte sich ihr nahen, ohne sie zu lieben. So schön hatt' ich sie nie gesehen, nie geglaubt. Ihr Lächeln war begeisternd, ihr Blick sprach nur zur Seele; die Anmuth ihres Thuns war idealisch. Von allen ihren Freundinnen war sie durch so viele Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, daß man nur immer *sie* bewunderte. Und von Allen war sie die Demüthigste; sie wußte von ihren eigenen Vorzügen nichts, und gerieth in Entzücken, wenn sie dieselben in Andern erblickte. Man hätte wetten mögen: sie habe sich selbst noch in keinem Spiegel gesehen.

Seitdem ich im Hause war, spielte sie die Harfe nicht mehr; auch war sie schüchterner, als ehemals in der Ferne; auch kam sie seltener zu mir, denn alle Andern im Hause; auch sprach sie weniger mit mir, denn mit jedem Andern, und doch sorgte sie am eifrigsten für mich; doch lauschte sie am emsigsten nach meinen kleinsten Wünschen; und in ihren Augen lächelte mir Freundschaft.

Indem meine Liebe so zur unbesiegbaren Leidenschaft heranwuchs, wurden auch die tausend Hindernisse immer heller, welche mir alle Hoffnung tödteten, jemals durch sie glücklich zu werden. Ich war arm, und hatte nichts für mich, als einen guten Ruf, und das Vertrauen aller Redlichen. Wie wenig ist das, in der großen Welt! Ich hatte zwar im Bertollon'schen Prozeß ein so allgemeines Ansehen gewonnen, daß die Zahl meiner Clienten täglich größer ward; allein wie lange hatte ich zu arbeiten, ehe ich mir ein Vermögen erwerben konnte, mit dem ich es wagen dürfte, mich Clementinen zu nähern?

Und täglich sah ich das holde Geschöpf, in ihrem Zimmer, in ihrem Garten, bald einsam, bald in Gesellschaften. Ach! sie konnt' es wissen, wie sehr ich sie liebte! Mein Schweigen und mein Reden, mein Kommen und mein Gehen waren so viele Verräther meines Herzens.

Immer beklemmter, immer unruhiger ward ich mit jedem Tage. Nichts blieb mir übrig, als Entfernung von ihr, um nicht namenlos unglücklich zu werden. Ich entschloß mich schnell zur Ausführung, miethete ein Haus, und entdeckte dem Herrn de Sonnes meine Absicht.

Er und seine Tante widersetzten sich vergebens; standhaft blieb ich gegen ihre Wünsche und Bitten. Nur Clementine erschien nicht, und bat nicht, aber sie ward ernster, und, wie ich zu bemerken glaubte, trauriger.

„Sie sind sehr grausam!" sagte eines Tages Madame de Sonnes zu mir: „Was haben wir Ihnen Leides gethan, daß Sie uns so hart strafen wollen? Sie nehmen den Frieden unsers sonst so glücklichen Hauses mit sich. Wir lieben Sie alle. Verlassen Sie uns nicht, ich beschwöre Sie."

Alle Ursachen, welche ich erfinden mogte, meine Entfernung zu rechtfertigen, reichten nicht aus, Madame de Sonnes zu beruhigen. Die einzige und die wichtigste durft' ich ihr nicht entdecken. Sie erblickte in meinen Weigerungen nur unbezähmbaren Eigensinn.

„Wohlan," sagte sie endlich, „wir müssen uns wohl in Ihren Willen ergeben. Wir sind Ihnen gleichgültiger, als ich glaubte. Warum ist's nicht allen Menschen gegeben, die Freundschaft nie tiefer wurzeln zu lassen im Herzen, als es eben Noth ist, um sie zu jeder Stunde wieder ausreissen zu können, ohne Schmerz? — Clementine wird eben darum einst sehr unglücklich sein. Ich zittre, daß sie mir erkranket."

Die Worte schlugen mich hart. Ich ward blaß und zitternd. „Clementine!" stammelte ich: „Erkranken?"

„Kommen Sie mit mir in mein Zimmer!" sagte Madame de Sonnes, ohne Argwohn dessen, was in mir vorging.

Wir gingen. Sie öffnete die Thür und sagte zur Tochter: „Er will nicht. Bered' ihn du!" Ich blieb allein, und näherte mich Clementinen. O welch ein Bild der schönen Wehmuth! Nie

wird es in meinem Gedächtniß auslöschen. Die Schrecken eines endlosen Elends, welche mich in fremden Weltgegenden umgaben, konnten ihm den Zauber und das Leben nicht rauben. Da saß sie, in ihrem einfachen Hausgewande, reizend wie ein Kind von Eden, und die welkende Blüthe blauen Flieders hing über ihr Haupthaar zwischen dem einfachen Schleier vor, der es umhüllte, als sollte sie das Sinnzeichen dessen sein, wessen sie am meisten bedürfte, des Schlummers — der Ruhe.

Und als ich nun zu ihr trat, sah sie auf, und ihre freundlichen Augen lächelte mich unter Thränen an. Ich nahm ihre Hand, ich kniete vor ihr hin, und seufzte: „Clementine!“

Sie schwieg und lächelte nicht mehr.

„Fordern Sie auch, daß ich bleiben soll?“ Gebieten Sie nur, und ich will ja gern gehorchen, und würd' ich auch noch unglücklicher.“

„Noch unglücklicher?“ entgegnete sie, und blickte mich fragend an: „Sind Sie denn unglücklich bei uns?“

„Das wissen Sie nicht! Sie wollen nur Glück um sich verbreiten. Aber, Clementine, Sie gewöhnten mich zu früh an den Himmel. Wenn ich nun einmal, früher oder später — dies Alles, Ihren Umgang — verlieren sollte, Clementine, und es könnte doch die Zeit kommen — wie ständ' es d a n n um mich?“ sagte ich, indem ich an mein lautschlagendes Herz ihre Hand zog.

„Trennen Sie sich nie von uns, so verlieren wir uns ja nicht!“ antwortetete sie.

„Wollte Gott, daß ich mich nie trennen dürfte von Ihnen, als im Tode!“ rief ich.

Sie sah gen Himmel, seufzte, bog sich über mich, und von ihrer Wange fiel der Tropfen einer Thräne heiß auf meine Hand.

„Zweifeln Sie an der Dauer meiner Freundschaft?“ sagte sie.

„Hab' ich ein Recht auf Ihre Freundschaft, Clementine? Und dies schöne Herz, ach! wird es nicht einst für einen andern lauter schlagen müssen, als für mich? Und dann, Clementine, d a n n?“

„Nie, Alamontade!“ antwortete sie, und stand schnell auf, und wandte sich ab, mit einem Antlitz voll sanfter Röthe überschimmert. Ich erhob mich. Ein unnennbares Entzücken berauschte mich. Ich zog sie in meinen Arm. Ihr Busen flog im Sturme des Gefühls. Ihre Wangen glühten. Ihr Blick nannte mir das Wort, welches ihre Lippen nicht zu sprechen wagten.

Unsere Seelen verschwisterten sich, und schlossen den ewigen Bund. Ein zitternder Seufzer war unser Schwur. Die Welt verschwebte um uns, wie ein Schatten. Im Kusse wechselten wir Leben um Leben.

O welche Seligkeit hat die Hand des unendlichen Weltordners selbst dem Staube gewährt, und wie sehr dem Geiste das Loos versüßt, mit dem Irdischen vermählt zu sein!

Und als wir aus der heiligen Trunkenheit erwachten, und ich Clementinens Namen lallen, und sie mir den meinigen zulispeln konnte, war rings umher die Natur verwandelt, und Alles nicht mehr die vorige Welt. Feierlicher und schöner prangte Alles; das todte Zimmer glich einem Tempel, und ein holder Geist sprach aus Allem, vom Gemälde bis zum Teppich. Und das Flüstern der Zweige vom Garten war bedeutungsvoll, und in dem gaukelnden Schatten des Laubes wohnte geheimer lieblicher Sinn.

„Ich bleibe!“ rief ich.

„Und ewig!“ setzte sie hinzu.

27.

Einige Stunden nachher sah ich Madame de Sonnes. Eine stille Furcht wandelte mich an. Sie ging mir lächelnd entgegen, und sagte: „Was haben Sie aus Clementinen gemacht? Sie ist begeistert; sie spricht in Versen; sie geht nicht mehr, sie schwebt, wie beflügelt! — Und wie, Alamontade, warum erröthen Sie? Ich weiß Ihnen Dank — aber, wie soll ich danken?“

Indem sie dies sprach, nahm sie mich in ihren Arm und küßte mich.

„Sie sind ein guter Mensch!“ fuhr sie fort: „Ich kannte wohl die geheimen Gründe, warum Sie uns verlassen wollten.“

Ich war so bestürzt, daß ich keine Silbe erwiedern konnte.

„Seltsam genug. Nun soll ich am Ende wohl nichts errathen haben? Sie wollen immer der Feinere sein, Alamontade, und sind es immer; aber diesmal nicht! Glauben Sie, ich hätte nicht bemerkt, daß Sie Clementinen liebten? Warum wollten Sie daraus ein Geheimniß machen, und mir, der Mutter Ihrer Geliebten?“

„Madame,“ — — stammelte ich immer verwirrter.

„Ich denke, Sie mögten noch gern läugnen, wenn Sie könnten!“ sagte sie in scherzhaftem Tone: „Ich stand neben euch beiden, da ihr in der Fülle euers Glücks die ganze Welt und mich nicht mehr sahet, und da fühlt' ich wohl, daß ich bei eurer Verlobung sehr überflüssig sein könne. Meine Tochter lebt für Sie — machen Sie sie glücklich, und ich bin's dann auch.“

Welch eine Frau! Ich sank zu ihren Füßen, und küßte ihre gütige Hand, ohne ein Wort aufbringen zu können.

„Nicht doch!“ sagte sie: „Ein Sohn kniet vor der Mutter nicht.“

„Madame,“ rief ich, „Sie geben mehr, als die verwegenste Hoffnung“ — —

„Ich gebe nichts!“ entgegnete sie: „Nein, mein Lieber, Sie sind es, der uns den Frieden gibt. Ich bin Mutter zwar, aber ohne Rechte über meiner Tochter Herz. Clementine kennt Sie schon länger, als ich. Ihretwillen verwarf sie manche Hand. Sie hoffte nur auf Sie. Clementinens Glück zu befestigen, ist meine Pflicht. Ich lernte nun auch Sie näher kennen, und segne Clementinens Wahl.“

„Es ist zuviel!“ rief ich: „Mein Entschluß war es freilich, einst, wenn ich mir Vermögen genug — ich bin arm, Madame“ —

„Was thut das Vermögen hier zur Sache?“ antwortete die edle Frau: „Sie haben Ihr anständiges Auskommen, und Clementine, ohnehin schon begütert, ist meine Erbin. Nahrungssorgen können euch nicht drücken; und solltet ihr durch ein sehr unglückliches Schicksal einst Alles verlieren, so schränket ihr euch ein. Sie haben Kenntnisse, Thätigkeit und Redlichkeit: so kann's euch nicht fehlen.“

Vergebens macht' ich verschiedene Einwendungen. Aber die Frau war zu erhaben, um deren Gewicht zu fühlen.

„Nein, mein Herr,“ sagte sie, „daß Sie Clementinen ohne Rücksicht auf Reichthum liebten, war mir wohl bekannt. Und wahrlich, das Mädchen hat innern Werths genug, um seiner Selbst willen geliebt zu werden. Ihr Zartgefühl, mein Lieber, bleibt aber unverletzt. Konnten Sie Clementinens Herz begehren und nehmen, wahrlich, so dürfen Sie nicht erröthen, wenn Sie Ihnen eine reiche Aussteuer zubringt. Das Herz, welches Sie beherrschen, ist mehr werth, als das elende Geld, vor dem Sie, als dem Zuviel, schüchtern sind. Meine Tochter kann nicht glücklicher werden, wenn sie eine Million heirathet, an die ein ungeliebter Mann geknüpft ist; sie wird es nur durch den Geist, durch den Edelsinn, durch die treue Liebe, durch die Sorgfalt des Geliebten um sie.“

„Und?“ — — sagte Clementine, indem sie in ihrer reizenden Unschuld hereinschwebte, meine Hand nahm, und ihrer edlen Mutter freundlich in's Auge sah.

„Du hast wohl gewählt!“ sagte Madame de Sonnes, indem sie uns beide umarmte: „Du sorgst immer für das Glück deiner Mutter mehr, als für dich.“

28.

Clementine ward meine Verlobte. Die ganze Familie trug mich auf ihren Händen. Ich galt im Palast de Sonnes als der geliebte Sohn. Die Achtung der ganzen Stadt umringte mich. Ich hatte mein höchstes Ziel errungen, und es würde ermüdend sein, wenn ich die Mannigfaltigkeit meiner Freuden ausmalen wollte.

Von London aus kamen Briefe an den Marschall von Montreval, als Statthalter der Provinz, für meinen verstorbenen Vater, nebst einer beträchtlichen Erbschaft, die ihm sein in Westindien verstorbener Bruder nachgelassen haben sollte. Ich eilte auf einige Tage nach Nismes zum Marschall, in Folge seines Befehls. Er zeigte mir nur den Brief des Londoner Banquiers, und die Abschrift des Testaments, ohne mir weitere Auskunft ertheilen zu können. Das Vermögen war schon durch Anweisungen auf die Pariser Bank an das Gouvernement von Languedoc ausgeliefert worden, und ich der einzige Erbe. Dies setzte mich in den jährlichen Genuß von vierkausend Livres.

Ob ich gleich wußte, daß einer meiner Oheime in seiner Jugend nach Amerika gegangen war, von woher man nie wieder Nachrichten über ihn erhalten, konnt' ich doch kaum glauben, daß er ein so großes Vermögen zusammengespart habe. Selbst die Dunkelheit, welche in den Londoner Berichten über verschiedene wissenswerthe Dinge herrschte, flößte mir einigen Verdacht gegen diesen überraschenden Reichthum ein, wenigstens in so fern er Erbschaft sein sollte, wiewohl er als Geschenk mir zu groß schien. Ich schrieb wirklich, sowohl an den Londoner Banquier, als an den Magistrat der Provinz in Amerika, wo mein Oheim verstorben sein sollte. Nie aber habe ich ein Mehreres entdeckt, als ich schon wußte. Doch konnt' ich mir nicht den Gedanken abwehren, daß in dieser Erbschaft Madame Bertollon mehr, denn mein Oheim, gespielt habe.

Der Marschall von Montreval schien beinahe unwillig über meine Bedenklichkeiten zu werden. „Genieſſen Sie Ihr unbestrittenes Eigenthum, und lassen Sie ein Dutzend Messen für den Oheim lesen,“ sagte er; „und damit Sie Ihr Vermögen nicht ganz müßig genieſſen, kommen Sie zu mir, und nehmen Sie die erste Stelle in der Kanzlei des Gouvernements an. Doch eine Bedingung muß ich hinzufügen, Sie dürfen nirgends anders, als in meinem Schlosse wohnen. Ich muß Sie täglich sehen Meiner Geschäfte sind viel, und Ihr Rath ist mir viel zu werth.“

Ich dankte dem Marschall für die ehrenvollen Gnadenbezeugungen. Ich bat nur um einige Bedenkzeit, eine Stelle anzunehmen, deren Wichtigkeit meine Kenntnisse nicht gewachsen waren. Der Marschall überhäufte mich mit Höflichkeiten; und entließ mich mit freundlichen Drohungen, wenn ich mich nicht bald entschlieſſen würde, seine Wünsche zu erfüllen.

Herr Etienne, mein guter alter Oheim, war auſſer sich vor Freuden, als er den Antrag des Marschalls von mir vernahm.

„Da du in deinem Linnenkittel und in deinen Holzschuhen als Knabe zu mir kamst,“ sprach er, „o Colas, und da du so in deiner Armuth vor mir standest, und mein Herz rührtest: da war es, als hört' ich die innere Stimme des Geistes, die mir gebot, dich aufzunehmen an Kindesstatt, denn du würdest einst der Schutzengel der bedrängten Gläubigen werden. Siehe, Colas, der Herr hat Groß:s an dir gethan. Du stehst da nun wieder auf derselben Stätte des armen Müllerhauses, und bist ein hochgeachteter, gelehrter und reicher Mann. Weigere dich nun nicht länger, das Anerbieten des Herrn Marschalls anzunehmen. Es ist nicht sein Wille, nein, es ist Gottes Wille. Es ist nicht sein Ruf, es ist der Ruf des Himmels, der zum Trost der Evangelischgesinnten an dich ergeht.“

Mein Oheim, und die liebenswürdige Familie, in deren Kreise nur eine Tochter fehlte, die ver-

heirathet war, und alle seine Freunde, die sämmtlich geheime Protestanten waren, liessen nicht ab, mir die dringendsten Vorstellungen zu machen. Ich mußte halb und halb geloben, die Stelle anzunehmen. Es war mir noch darum zu thun, den Sinn Clementinens und ihrer Mutter zu erforschen.

Beide aber, sobald ich ihnen den Antrag des Marschalls bekannt gemacht hatte, stimmten sogleich dafür, daß ich nicht eine Gelegenheit entfliehen lassen müße, mir einen größern Wirkungskreis zu gewinnen.

„Und wir begleiten Sie nach Nismes!" sagte Clementine: „Sie kennen doch auch noch das Amphitheater und das Haus Albertas? Aber beim Marschall wohnen? Nein, das schlagen Sie ihm in Gnaden aus."

Und so geschah es. Wit reiseten mit einander gen Nismes. Ich trat meine Stelle an, und in Clementinens Armen durft' ich ausruhen von Geschäften.

29.

Reichthum, Ansehen, und Einfluß auf die Angelegenheiten der Provinz bereiteten mir das schönste Loos, welches der Mensch sich erträumen mag. Freundschaft und Liebe beseligten mich. Fast war, im Gemälde meines damaligen Lebens, des Sonnenlichtes zu viel, des Schattens zu wenig, und Alles wurde zu einem hellen, rosenfarbenen Einerlei.

Der Tod von Clementinens Großvater gab eine Familientrauer, und des Wohlanständigen willen wurde unsere Vermählung um ein halbes Jahr verschoben. Dies konnte uns nicht betrüben. Wir hatten uns alltäglich, und nichts in der Welt konnte uns scheiden.

Der Marschall von Montreval behandelte mich in den ersten Monaten mit ausgezeichneter Gnade. Aber nie konnt' ich mir's abgewinnen, ihm mit Vertraulichkeit zu begegnen, oder seine gütigen Gesinnungen mit einiger Herzlichkeit zu erwiedern. Sein freundliches Wesen hatte etwas Fürchterliches; aus seinem Lächeln ging immer etwas Drohendes. Er war ein Mann von Geist und Einsicht, aber dennoch von Vorurtheilen benebelt, die er wahrscheinlich seiner klösterlichen Erziehung in den Kinderjahren zu danken hatte, und welche ihm wie Heiligthümer galten. Durch allerlei ehemalige Ausschweifungen entnervt, war er kränklich, furchtsam vor dem Tod, geplagt von Einbildungen, und argwöhnisch. Er machte sich kein Gewissen daraus, arge Willkührlichkeiten zu begehen, strenge zu werden bis zur Grausamkeit, manches Mannes Wohl seiner Laune aufzuopfern, und sich feile Dirnen zu halten. Aber dabei war er sehr religiös. Die Mönche waren seine Lieblinge, und lenkten ihn, ohne daß er's vermuthete. Er versäumte keine Messe, und galt für den andächtigsten Mann. Er lächelte selten, war meistens ernst und kalt, und in seiner ruhigen Haltung lag etwas Gebietendes.

Je näher ich den Marschall kennen lernte, je mehr faßte ich geheimen Widerwillen. Ein Mensch wie Bertollon, ohne Religion, ohne Gott, ohne Ewigkeit, ohne sittliche Grundsätze, der immer nur nach den Winken der Klugheit handelnd, egoistisch lachend eine ganze verzweifelnde Welt versinken sehen könnte für seinen Gewinn, ist nicht gräßlicher, nicht gefährlicher, als ein Weltmann voller Bigotterie, wie Montreval. Der Gotteslängner und der Bigotte, ohne Anerkennung sittlicher Grundsätze und ewigen Rechtes, haben in den Wagschalen der Moralität gleiches Gewicht und für die bürgerliche Gesellschaft gleiches Gift. Beide, ohne Gefühl ihrer wahren Menschenwürde, ohne Achtung für die Menschheit, legen schlau ihr Spinnengewebe zwischen den Verhältnissen der Gesellschaft an, und rauben und tödten ehrbarlich. Beide fürchten keinen Gott, denn der eine glaubt nicht an ihn, und der andere beschwichtigt ihn mit Gebeten und Messen, und wäscht sich im Tempel rein von Sünden, die er draussen beging.

Schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Nismes umgab mich die heilige Schaar der Mönche. Diese Menschen fürchteten von mir einen ihren Ansichten widrigen Einfluß auf den Marschall. Sie bemerkten aber, wie wenig es mir um Einfluß beim Marschall zu thun war, und verloren sich allmälig wieder von mir. Sie blieben inzwischen sehr freundlich, rühmten dem Marschall meinen Karakter, und bedauerten nur hinterher, daß ich leider ein Mann ohne alle Religion sei.

Die Protestanten von Nismes sahen mich als ihr Oberhaupt und ihren Beschirmer an. Sie erwiesen mir ausschweifende Ehrenbezeugungen, welche den Verdacht des Marschalls hätten erregen müssen, wäre er auch minder mißtrauisch gewesen, als er es war. Sie wurden in ihren Reden und Thaten kühner. Mehr als einmal gelang es mir, ihren Unbesonnenheiten beim Marschall Verzeihung auszuwirken. Aber statt durch einzelne dergleichen Vorfälle gewarnt zu sein, stieg ihre Schwärmerei, im öftern Kampf mit den Verfolgern, und mit dem heimlichen Rückblick auf meinen Schutz, nur höher. Ich stellte ihnen vergebens die Gefahr vor, welche sie sich muthwillig zubereiteten.

„Nein" rief Herr Etienne, mein Oheim, „nein, wo Gott ist, da ist keine Gefahr. O mein Colas, fürchte dich nicht vor den Menschen, denn der Herr ist mit dir. Und wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen, spricht der Weltheiland. Auch in Frankreich wird das Senfkorn des Evangeliums aufgehen, wie auf den Felsen der Schweiz und in den Wäldern von Deutschland. Aber Männer müssen wir haben, wie Zwingli und Calvin und Lutherus, die nicht zittern vor den Fürsten dieser Welt. Und Alamontade, so sei denn, wie sie, und Gott ist dein Hort!"

30.

„Sie sind doch kein Ketzer?" fragte mich einst der Marschall von Montreval mit stechendem Blick,

als ich den Protestanten abermals das Wort reden mußte. Er schlug meine Bitte ab, und ward von der Zeit an zurückhaltender gegen mich.

Ich ward gewahr, wie wenig Gutes ich überall wirken konnte in den gegebenen Verhältnissen, und wie schädlich hingegen meine Gegenwart in Nismes, mein Amt und der Wahn von meinem Einfluß den Anhängern Calvins werden mußte, die sich mit allzugroßem Vertrauen auf mich lehnten. Dies bewog mich zu dem Entschluß, meine Entlassung zu begehren. Nur Madame de Sonnes und Clementine hielten mich durch ihre Bitten davon den Winter hindurch zurück. Der Marschall war in Montpellier, und seine Abwesenheit machte mich zwar glücklicher, aber die Protestanten immer verwegener.

Es war am Palmsonntage des Jahres 1703. Der Marschall, welcher vor Kurzem von Montpellier zurückgekommen war, hatte mich zu einem festlichen Schmause im Schlosse eingeladen. Mir war nicht wohl, doch beschloß ich dahin zu gehen.

„Und morgen verlang' ich meine Entlassung," sagt' ich lächelnd des Morgens zu Clementinen, „mag auch die Mutter sagen was sie will, morgen geschieht's! Und dann Clementine?" — —

Und dann? — — — fragte sie.

„Nicht länger unsere Vereinung am Altare verzögert! Wir können uns nun wohl mit Anstand freuen, da du seit heute die schwarze Trauerkleidung abgelegt hast. Also in acht Tagen bist du meine Gattin."

„Und dann" — fuhr ich fort, „dann aufgebrochen, weg von dem traurigen Nismes, und auf das neue Landgut bei Montpellier. Der Frühling kömmt mit seinem Schmuck; wir müssen ihn in freier Natur leben."

So war's beschlossen, und mit einem Kuß versiegelt.

Da rief man mich von ihr hinweg. Ich ging hinaus. Mein Oheim, Herr Etienne, war gekommen, er bat mich zu einem geheimen Wort in mein Zimmer.

„Colas", sagte er, „heute ist Palmsonntag. Du mußt mit mir kommen."

„Unmöglich kann ich das," war meine Antwort, „denn ich bin zum Essen eingeladen beim Marschall."

„Und ich," sagte er mit feierlicher Stimme, „und ich lade dich ein zum heiligen Abendmahl. — Kein Großer dieser Erde wird dort mit uns zu Tische sitzen; aber wir sind daselbst versammelt in Jesus Namen, und er wird mitten unter uns sein. Wir alle, einige Hundert, mit Weib und Kindern, feiern diesen Morgen das heilige Abendmahl in meiner Mühle beim Karmeliterthor."

Ich erschrack.

„Welch' eine Verwegenheit! rief ich: „Wisset Ihr nicht, daß der Marschall in Nismes ist?"

„Wir wissen es, und der allmächtige Gott ist auch da!"

„Wollt Ihr Euch denn mit Vorsatz in Elend und Kerker stürzen? Das Gesetz verbietet auf's Strengste alle Versammlungen dieser Art. Es drohet mit dem Tode."

„Welches Gesetz? das Gesetz des sterblichen Königs? Du sollst Gott mehr gehorchen, denn den Menschen."

So wußte mein Oheim jede meiner Einwendungen mit biblischen Gemeinsprüchen zu heben; je mehr ich das Unerlaubte und Gefährliche solcher Zusammenkünfte einsah, je lebhafter ich ihm die möglichen Folgen davon schilderte, je eifriger ward mein Oheim.

„Als Jesus verrathen war," rief er, „und als der Verräther neben ihm stand, und als er es wußte, daß man sich rüste, ihn zu fangen, o Colas, von den Schrecken des gewissen Todes umringt, setzte er das heilige Sakrament des Nachtmahls ein. — Und wir, wir wollten Jesu Schüler sein, und beben? Nein, nimmermehr; und wenn die ganze Hölle in Waffen stände, sie sollte uns kein Grauen machen!"

Mein Oheim war zu keinem andern Sinn zu bringen. Er hieß mich einen Abtrünnigen, einen Heuchler, einen Papisten, und verließ mich im Zorn.

Ich kehrte zu Clementinen zurück. Sie hatte meinen Oheim gesehen, und seinen Verdruß in allen Geberden. Sie forschte nach den Ursachen; ich wagte nicht, ihr es zu entdecken. Unter ihren unschuldigen Liebkosungen verlor sich gemach meine Furcht und Unruhe. Sie erzählte mir von der Einwilligung ihrer Mutter in alle meine Wünsche. Dies erheiterte mich noch mehr. An Clementinens Busen schwärmt' ich vom Glück der stillen Zukunft. Abgezogen von dem Gewühl der Menschen und ihrem leidenschaftlichen Treiben, wollt' ich einsam, an der Brust meines jungen Weibes, umgeben von der blühenden Natur, der Liebe, der Freundschaft und den Wissenschaften leben.

Wie selig waren wir beide in diesen Augenblicken! „O Clementine," sagte ich, „um Andere glücklich zu machen, bedarf es ja keines Throns, sondern nur des Willens. Wir können ja groß sein, auch im kleinen, unscheinbaren Wirkungskreise. Wir besuchen dann mit einander die Hütten der Armuth. Ich verfechte dann wieder die verkannte Unschuld, und dein Kuß lohnt mir's, wenn ich des Guten etwas gethan. Unsere Büchersammlung liefert unerschöpflichen Reichthum dem Geiste. Unsere Harfen tönen am Abend im Schatten des eigenen Hains die unbeneidete Seligkeit zweier liebenden Seelen. An unserer Tafel speisen die Dürftigen; und die Getrösteten werden unsere Gesellschafter. Gewiß, Clementine, wir sehnen uns nicht wieder zum kalten Glanz dieser Paläste zurück. Und einst — o Clementine! — Nur der Gedanke schon durchschauert mich mit Entzücken — einst, Clementine, bist du Mutter — Mutter! O Clementine" — — Ihre Küsse unterbrachen meine Worte. Zärtlich von ihr umfangen, an ihrem Herzen gewiegt, zitterten wir beide unter Ahnungen.

Da trat mein Bedienter herein, bleich wie die Wand und odemlos.

„Was ist dir?“ fragte ich.

„Herr!“ stammelte er, „die Calvinisten sind draussen am Carmeliterthor in der Mühle des Herrn Etienne zum verbotenen Gottesdienst ...“

Ich erschrack heftig. Also verrathen war's. „Und weiter?“ rief ich.

„Die Mühle ist von den Dragonern umringt. Alle sind gefangen drin. Denken Sie nur, der Herr Marschall von Montreval ist in eigener Person dort. Der Predikant und noch andere von den eingeschlossenen Ketzern wollten sich durchs Fenster mit der Flucht retten; da winkte der Marschall, und die Dragoner gaben Feuer.“

„Gaben Feuer?“ schrie ich: „Wurde einer getödtet?“

„Ihrer vier liegen todt auf dem Platze!“ antwortete der Bediente.

Ohne weiter nachzufragen, ergriff ich Stock und Hut. Clementine weinte und zitterte. Sie wollte mich nicht von sich lassen. Sie ward blaß. Sie verlor die Sprache, und hing mit stummer Angst an meinem Halse.

Madame de Sonnes erschien. Ich erzählte ihr die schreckliche Begebenheit, und machte ihr meinen Versatz bekannt, hinzueilen, um den Marschall zur Gelindigkeit zu bewegen. Sie lobte meinen Entschluß; bat mich selbst, ohne Säumen dahin zu fliegen, und sprach Clementinen beruhigende Worte zu.

Ich ging, sah an der Thüre mich noch einmal um nach Clementinen; sah sie blaß und bebend auf dem Schooße ihrer Mutter; ging zurück, küßte ihren verblichenen Mund, und eilte davon.

31.

Ich kam vor's Thor. Ungestüm drängt' ich mich durch das in ungeheurer Zahl zusammenströmende Volk, welches mit brennender Neugier, und mit Schaudern und Freude und Erwartung gaffend da stand, Kopf an Kopf.

Kalten Entsetzens sah ich über der Menge die blitzenden Gewehre der Dragoner hervorragen, welche in dreifachen Reihen die Mühle meines lieben Oheims umstellt hatten. Erhaben über Alle, auf seinem Pferde, von einigen vornehmen Herren umringt, sah ich den Marschall von Montreval. Er schien ernst und nachdenkend.

„Gnädigster Herr!“ rief ich, als ich ihn erreicht hatte.

Er wandte sich, sah mich an, und indem er mit dem Krückstock auf die Mühle zeigte, sagte er, ohne eine Miene zu verändern: „Die Elenden! Nun sind sie ertappt!“

„Was denken Sie zu thun, gnädigster Herr?“ fragt' ich.

„Darüber sinn' ich“, erwiederte er, „schon seit einer Viertelstunde.“

„O gnädigster Herr,“ rief ich, „wahr ist's, diese geblendeten Menschen haben gefehlt wider das Gesetz; aber wahrlich, sie sind mehr Gegenstände der Verachtung, als Ihres Zorns. Seien Sie großmüthig, gnädiger Herr, und die Irrenden werden reuig zu Ihren Füßen sinken, und nie wieder — —“

„Was?“ unterbrach mich der Marschall: „Die Menschen sind unbekehrbar. Rebellen sind sie; wüthige, tollkühne Rebellen. Soll ich das verdammte Unkraut wuchern lassen, bis es wieder eine Michelade*) machen kann?“

„Nein, gnädigster Herr,“ sagte ich, und ergriff flehend des Marschalls herabhängende Hand: „Sie sind allzugerecht, als daß Sie den Unglücklichen dort eine Gräuelthat zurechnen könnten, die schon seit beinahe anderthalbhundert Jahren geschehen.“

„Es ist Zeit, ein strenges Beispiel zu geben!“ sagte der Marschall, welcher bisher unentschlossen gewesen. Er entzog mir seine Hand, ritt einige Schritte vor, ohne auf mich zu achten, und rief mit lauter Stimme: „Steckt die Mühle in Brand!“

Halb erstarrt schwankt' ich ihm nach. Ich ergriff den Zügel seines Rosses, und schrie: „Um Gotteswillen, Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“

„Weg da!“ rief er, und warf mir einen grimmigen Blick zu, und schwang den Stock, als wollt' er mich schlagen. Ich ließ das Pferd los, und fiel auf meine Knie nieder vor dem eiskalten Satan, und schrie: „Barmherzigkeit!“

Ich hörte das Rasseln und Knittern der Flamme, und sah die dicken Rauchwolken sich über das Dach der Mühle wälzen, und hörte das dumpfe Zettergeschrei der Eingesperrten. Ich sprang wieder auf, und umklammerte des Marschalls Knie. Gott weiß es, was ich ihm zurief, ihn bat in meiner Angst. Er aber hörte mich nicht; er hatte kein Menschengefühl. Der fromme Tiger sah nur auf die brennende Mühle.

Und bald verging meine Stimme unter dem wilden Getöse weit umher, und unter dem kläglichen Geschrei der dem Tode Geweiheten, und unter dem Donner der Flinten. Was den Flammen entspringen wollte, wurde von den Dragonern niedergeschossen.

Da raffte ich mich auf, stürzte hin zur Mühle. In gleichem Augenblick warf sich ein Mädchen aus dem Fenster. Ich fing es auf. Es war Antonie, meines Oheims jüngste Tochter.

„Du bist gerettet, Antonie!“ sagt' ich, und trug das arme Geschöpf durch Dampf und Flintenfeuer fort, und kam, ohne es zu wissen, zum Marschall.

„Der Hund!“ schrie der Marschall, „ich sagt's doch immer, er sei einer von ihnen!“ Ich wußte nicht, daß er von mir sprach.

*) Die Reformirten in Nismes hatten in der Nacht nach Michaelis, den 30. Herbstmonat 1567, gegen dreißig Magistratspersonen, Chorherren und Mönche ermordet in ihrer fanatischen Wuth; daher der Name Michelade für diese Mordnacht entstand.

„Nieder doch!“ brüllte er wieder. Zwei Dragoner rissen mir aus den Armen die ohnmächtige Antonie, und indem sie am Boden lag, erschossen die Henkersknechte das unschuldige Geschöpf zu meinen Füßen.

„Recht so den gottesvergessenen Ketzern!“ sagte ganz gelassen Montreval hinter mir.

„O du abscheuliches Ungeheuer! Wie willst du verantworten diese That vor deinem und unserm König, vor deinem und unserm Gott?“ schrie ich ihn schäumend an.

Er sprengte gegen mich, gab mir einen Stockstreich über den Kopf und ritt mich nieder. Ich glaubte im Taumel, er habe Befehl gegeben, mich umzubringen, gleich den andern. Ich raffte mich auf, riß einem Dragoner die Flinte vom Arm, um mein Leben zu decken. Niemand wagte sich an mich, ungeachtet der Marschall mehrmals hinter einander schrie: „Nehmt ihn! Nehmt ihn!“

Indem ich um mich her sah verwildert, erblickte ich — o des entsetzlichen Schauspiels! — über Antoniens Leiche meinen Oheim, Herrn Etienne, mit blutigem Haupte. Ich erkannte ihn nur noch an der Gestalt und an den Kleidern. Er stieß einen gräßlichen Schrei gen Himmel aus, und sank unter Flintenschüssen zusammen über den Leichnam seines geliebtesten Kindes.

Ich wollte reden zum Marschall. Aber meine Zunge war erstarrt! Ich hob nur die Augen und den Arm mit der Flinte gen Himmel. Da fühlte ich mich geschlagen, und ich sank nieder in dumpfe Empfindungslosigkeit.

Bis dahin hatt' ich meinen Glauben an die Menschheit aufrecht erhalten. Bis dahin hatt' ich mich blindlings hingegeben. Nur genährt von den Meisterwerken der größten Geister unserer Zeit, hatt' ich mich selbst in glückliche Täuschungen eingewiegt. Ich hatte geglaubt, die Menschheit sei um vieles menschlicher, und entronnen den Banden wilder Barbarei. Ich war ja der Unterthan des gepriesensten Monarchen der Welt. Frankreich nannte ja die Regierung Ludwigs XIV. sein goldenes Zeitalter! Ach, und Montreval war ein Statthalter Ludwigs, und der Palmsonntag des Jahrs 1703 ein Tag des goldenen Zeitalters! An zweihundert Menschen wurden diesen Tag lebendig verbrannt, oder erschossen, und auch des Kindes ward nicht geschont an der Mutterbrust! Und alles Vermögen der Ermordeten ward konfiszirt — und Montrevals Grausamkeit von königlicher Hand mit Lorbeeren bedeckt!

32.

Da ich wieder zu hellern Vorstellungen genesen war, und die Dinge um mich her deutlicher erkannte, sah ich mich unter fremden Händen, und mein verwundeter Kopf war verbunden. Dann und wann während meiner Betäubung hatte ich zwar dunkel empfunden, daß man sich mit mir beschäftigte, und daß ich Schmerzen litt; aber schnell erloschen war wieder die Vorstellung, ich verlor mich immer in eine Düsternheit, wie in einem schweren Schlaf.

„Du hast, mein Treu, du hast ein zähes Leben, du!“ dies waren die ersten Worte, welche ich wieder hörte. Ein alter, schmutziger Kerl stand vor mir, und reichte mir Arzenei.

Ich sah Clementinen nicht. In einer schmalen Kammer war ich, auf hartem, grobem Bett.

„Wo bin ich denn?“ fragt' ich.

„Bist bei mir!“ sagte der Kerl. — Ich erinnerte mich nun erst des unglücklichen Ereignisses wieder, dem ich wahrscheinlich mein Hiersein zu danken hatte.

„Bin ich denn ein Gefangener?“

Allerdings, und das von Rechtswegen! — antwortete mein Wärter.

„Weiß Madame de Sonnes davon! Hat sie nicht hergesandt? Darf ich sie nicht sprechen?“

Kennst du Leute hier? Wo wohnt sie?

„In der Martinsgasse, im Hause Albertas.“

Narr du! in ganz Marseille ist keine Martinsgasse. Du hast noch Fieber, glaub' ich, oder weißt du nicht, daß du in Marseille bist?

„In Marseille? Wie, in Marseille bin ich? Bin ich von Nismes hinweg? Seit wann bin ich hier?“

Es mögen drei Wochen sein, du armer Teufel. Ich glaub's wohl, daß du nicht drum weißt. Hast bis gestern Nacht in hitzigen Fiebern geraset. Mußt eine gute Natur haben. Wir dachten dich heute zu begraben.

„Was soll ich hier in Marseille?“

Wenn du gesund bist, ziehst du da den Kittel an. Kennst du ihn?

„Das ist ein Galeeren-Kittel. Wie denn? Sagt mir doch, bin ich denn — ich will, ich kann nicht glauben — hat man mich verurtheilt?“

Wahrscheinlich! Wie man sagt, nur für neunundzwanzig Jahre an die Ruderbank.

Der Kerl sprach zu wahr. Sobald ich genesen war, öffnete man mir das schreckliche Urtheil. Wegen ausgestoßener Drohungen und mörderischen Angriffes auf das Leben des Marschalls von Montreval, ungerechnet daß ich erwiesen ein geheimer Protestant sei, und zum Besten der Ketzer in der Kanzlei und wo ich vermöge Amtes Einfluß gehabt, manchen Unterschleif begangen habe, war ich zu neunundzwanzigjähriger Galeerenstrafe verdammt worden.

Ich seufzte, doch im süßen Gefühl meiner Unschuld zog ich ohne Schmerz den Sklavenkittel an. Meine Thränen flossen nur dem Schicksale Clementinens. Ich bemühte mich, ihr einige Zeilen zukommen zu lassen. Mit einer erborgten Bleifeder auf einem zerrissenen Blättchen schrieb ich ihr meinen Abschied. Ach! ich war zu arm, meinen Wächter zu bestechen. Er nahm meinen Brief, las ihn und riß ihn lachend durch, indem er sagte: Hier ist keine Post zu Liebesbriefen.

Man legte mir die Kette an, und führte mich,

nebst andern Unglücksgefährten, zum Hafen und auf die mir bestimmte Galeere. Es war ein schöner Abend. Die Stadt entfaltete ihre Pracht am Schimmer der untergehenden Sonne. Aus dem dunkeln Grün der Bergseiten, welche den von Schiffen aller Nationen wimmelnden Hafen umarmen, strahlten schneeweiß die unzählbaren Landhäuser, und zwischen den Mandel- und Olivenbäumen der Bastiden wehten mit allen Farben des Regenbogens die tausend seidenen Wimpel hervor. Durch die Mündung des Hafens verlor sich der Blick über die unermeßliche Fläche des Ozeans.

Der Glanz dieses Schauspiels blendete mich und füllte mich mit tiefer Wehmuth. Die Ufer meines Vaterlandes schienen nur darum ihre ganze Herrlichkeit vor mir zu entschleiern, um lebendiger fühlen zu lassen, was ich verlöre. Alles umher athmete Freude; nur ich war auf immer freudenlos, und ich sah meines Elendes Grenzen nur am Rande des fernen Grabes.

Schlummerlos verging die Nacht. In der Morgenfrühe verließ die Galeere den Hafen. Als die Sonne über die entzündeten Wellen emporstieg, war Marseille meinen Augen entrückt. Ich war an eine Ruderbank gekettet, auf welcher noch fünf andere Sklaven saßen.

Welch ein Schicksal! Nun auf ewig von allen meinen Freunden geschieden, auf ewig von den Gespielen meiner Jugend! Ach! Clementine! Clementine, und von dir! — Aus dem Schooße des Reichthums hingeschleudert auf die harte Ruderbank. Vergessen von allen Glücklichen, nun entehrt, unter Verbrechern. Statt Clementinens entzückende Gespräche, nun die Flüche und Zoten elender Diebe, Mörder, Contrebandiers und Straßenräuber. Ohne Buch, ohne Kunde vom Fortschreiten der Wissenschaften, mein Geist sich selbst überlassen, ohne Hoffnung! Das fürchterliche Klirren meiner Kette nun für die Zauberei der Musik und Clementinens Harfenspiel! Nein, so bitter ist der Tod nicht, als dieser schaudervolle Wechsel.

„Und ich will ihn tragen!“ sprach ich dann in mir selbst: „Es ist ein Gott, und mein Geist aus ihm! Ich habe mich nicht selbst verloren. Ich bleibe der Tugend treu, und trage, wenn auch verkannt von der Welt, die Achtung mit mir über's Meer, welche reine Seelen für sich selber hegen. Ich habe nur verlassen müssen, was nie mein Eigenthum gewesen; und was ich leide, ist nur der Schmerz eines Körpers, der bisher nicht zum Entbehren gewöhnt war.“

So gewann mein Geist nach Jahr und Tag den Sieg. So hab' ich nun die größere Hälfte meines Lebens einsam und freudenlos verloren. Ich bin ein Greis worden im Unglück. Ich habe nie wieder von denen etwas erfahren, die mich einst liebten. Ich hatte kein heiteres Gefühl mehr, als wenn ich in einer Ruhestunde auf einzelnen Blättern meine Gedanken hinzeichnen und mit Thränen auf das längst entschwundene Paradies meiner Jugend zurücksehen konnte. Oft, beim eintönigen Geräusch der Ruder, weckte der Gram die Bilder der schönen Vergangenheit wieder in mir auf. Dann war mir's oft, als schwebe Clementine über den Wellen des Meers, und lächle mir Muth zu wie ein tröstender Engel. Und ich starrte mit nassen Augen das geliebte Schattenbild an, und fühlte alle Wunden meines Herzens wieder aufgehen; aber ich verzweifelte nicht, und ruderte unverdrossen fort.

Ich würde zuweilen all die Seligkeiten meiner Jugendzeit für Wirkungen meiner Einbildungskraft gehalten haben. Aber der traurige Valetbrief, welchen Madame Bertollon mir einst aus dem Kloster geschrieben, war durch einen Zufall mir geblieben. Ihn bewahrt' ich mit Ehrfurcht. Er war das letzte, heilige Ueberbleibsel von dem, was ich ehemals besaß. Ich las ihn oft. In entfernten Meeren las ich ihn, und an den heißen Gestaden Afrika's; und immer gewann ich unnennbaren Trost aus ihm, und ruderte muthig weiter, immer dem Ziel meines Lebens entgegen.

So sind neunundzwanzig Jahre nun vergangen. Was sind sie?

Der Tod, mein oft, mein heiß ersehnter Freund, kömmt mich zu erlösen. Ach! mein Herr, und Sie haben so viel Barmherzigkeit für mich gehabt, die letzten meiner Stunden noch lieblich zu machen. Unsere Geister sind verwandt, und berühren sich vielleicht wieder.

33.

Hier legte der Abbé Dillon sein Heft nieder. „Dies waren Alamontade's Schicksale!“ sagte der Abbé: „Die Geschichte seiner Sklaverei kenn' ich nur aus seinen Blättern, die er bei verschiedenen Anlässen geschrieben in der Einsamkeit, und die, in einen Sack gewickelt, nebst einem blechernen Löffel und einem Messer, sein ganzer Reichthum waren. — Ich erfuhr vom Kapitän Delaubin, welcher die Galeere lange befehligt hatte, daß Alamontade die Achtung, und man könnte sagen Ehrfurcht, aller seiner Mitsklaven genossen. Er war stets ihr Schiedsrichter bei Streitigkeiten, und sie gehorchten seinem Ausspruch. Auch die Offiziere im Schiff hielten etwas auf ihn. Man gestattete ihm nicht nur größere Freiheiten, als den andern, sondern dann und wann fielen ihm auch bessere Bissen zu. Er benutzte die erstern aber selten, oder gar nicht; und die letztern vertheilte er jedesmal unter die übrigen Galeeren, ohne für sich etwas zu behalten. Machte man ihm deswegen Vorwürfe, so antwortete er gewöhnlich: „Unter uns darf kein Vorzug sein. Jedes Gute, so mir allein erwiesen wird, ist nur eine Vermehrung des Uebels der Andern.“ Der Schiffsprediger machte sich zuweilen an ihn, um ihn zu bekehren. Aber er blieb hartnäckig bei seinen Ketzereien, und dies war sein einziger Fehler. — Er lächelte selten. Man sah ihn hingegen auch nur selten traurig. Er war ohne Todesfurcht. In den größten Seestürmen ruderte er so gelassen fort, wie beim stillen

Wetter; und beim Kugelregen in der Schlacht, wenn die Gefahr am größten war, bückte er sich nur nicht einmal. Einige hielten ihn daher für närrisch, Andere für kugelfest. Man nahm allgemein an, daß er von guter Familie sein müsse. Wenn dies nicht seine Kenntnisse verriethen, ließen es doch schon die Ordnung und Sauberkeit in seinen groben Sklavenkleidern glauben. Als ihm im letzten Gefecht mit den Corsaren der Arm abgeschossen wurde, sagte er: Warum nicht eine Spanne höher? und ließ sich den Arm abnehmen, ohne einen Seufzer auszustoßen. Da er von der Galeere hinweggeführt wurde, beklagten alle Gefangenen seinen Verlust, und einige von diesen rohen Kerlen weinten sogar, wie Kinder.

„Dies ist Alles," sagte Dillon, „was ich vom Kapitän Delaubin über unsern Alamontade habe erfahren können. Ueberall zeigte sich derselbe als den großen, tugendhaften, männlichen Dulder, welcher mit selbstständigem Geist und mit dem Blick auf Gott durch die Gewitter seines Lebens gelassen hinschritt. So erscheint er auch immer wieder in seinen eigenen Aufsätzen, wo eine reizende Mischung von Scharfsinn und Einbildungskraft den Leser unwiderstehlich anzieht und erhebt. Ich theile sie euch künftig mit."

Wir schwiegen. Unsere Seelen waren allzusehr mit dem Unglück des edeln Mannes beschäftigt.

„Unerhörte Grausamkeit!" schrie Roderich: „Ungehört, unvertheidigt einen solchen Mann zu den Galeeren zu verdammen! Die Geschichte der polizirten Völker kennt davon keine Beispiele mehr!"

„Ach nur zuviel noch!" erwiederte der Abbé Dillon. „Wer kennt nicht den Märtyrer der kindlichen Liebe, den guten Faber von Ganges, welcher sich dem Intendanten von Montpellier anbot, für den zur Galeere verurtheilten alten Vater die Strafe zu dulden? Nahm der Intendant nicht den Tausch an? Mußte Faber nicht zur Galeere, wo er lebte, bis seine schöne That in Paris bekannt ward, und mitleidige Seelen ihn losbaten? Lebt nicht Faber noch heute in den Sevennen in Dürftigkeit *), während er als Held in der Operette auf den Pariser Theatern besungen und beklatscht wird? **) Alamontade hat wohl Recht. Wir leben noch immer in einem barbarischen Zeitalter. Die Tugend wird nur auf der Bühne und im Roman bewundert, und in der wirklichen Welt verkannt, verachtet."

„Aber, lieber Abbé," sagt' ich, „noch eins müssen wir wissen. Kam Clementine de Sonnes nach Marseille? Wie glücklich muß unser Alamontade beim Anblick dieses geliebten Wesens geworden sein, nach so langer Trennung!"

34.

„Als ich ihm", erzählte Dillon, „die Nachricht mittheilte, daß Clementine kaum erfahren habe, er sei noch am Leben und in Marseille, und sie hätte den Entschluß gefaßt, ihn zu sehen, war er tief gerührt. Er schwieg lange. So hat sie mich denn nicht vergessen!" rief er endlich sehr bewegt: „Nun wünsch' ich meinem Leben nur so lange Frist, bis ich sie noch einmal gesehen habe. O Clementine! Vielleicht ist's Täuschung nur, vielleicht aber nimmt der große Weltordner auch auf die edlern unserer Gefühle Rücksicht. Wir kennen ja die Natur des Weltalls so wenig. Und wie wir bemerken im Irdischen, daß die verwandten Theile sich stets zusammenfinden und gegenseitig anziehen, so vielleicht finden sich auch verwandte Seelen wieder. Clementine, dann hab' ich dich nicht auf immer verlassen. Dann umarmt mein Geist dich brüderlich in fremden Sphären. Die unsterbliche Liebe führt den unsterblichen Geist durch die Ewigkeit. Und Gott wohnt in der frohlockenden Ewigkeit!"

Das Wiedersehen seiner Clementine schien dem liebenswürdigen Dulder die schönste Ausgleichung aller seiner überstandenen Leiden zu werden. Er hoffte mit Sehnsucht ihrer Ankunft entgegen. Er, dem bei so vieler Tugend so wenig Freude zu Theil geworden war, sollte aber auch diese Glückseligkeit nicht mehr genießen.

Er starb. Ich ward in der Frühe eines Morgens zu ihm gerufen. Als ich zu ihm trat, war er schon verblichen. Ueber seinem blassen Antlitz schwamm noch ein mildes Lächeln. Er schien mit dem Gedanken an Clementinen entschlummert und in ein besseres Leben übergangen zu sein. Ich warf mich weinend auf die Knie nieder zu den Füßen seines Bettes, und war trostlos, wie man um einen verstorbenen Vater trostlos ist.

Einen Tag später, nachdem er begraben war, kam Clementine. Sie war sehr krank, und in ihrem Wagen vom Arzt begleitet. Sie mußte sogleich wieder das Bett hüten. Ich ward zu ihr gerufen. Sie war schwach und abgezehrt, trug aber unverkennbar selbst noch jetzt die Spur ehemaliger Schönheit.

Als sie den Tod des geliebten Sklaven erfahren hatte, hob sie ihre matten Arme stumm, mit einem sehnsuchtsvollen Blick gen Himmel. Ich zeigte ihr Alamontade's Bild. Sie küßte es und ließ es kopiren für sich. Auch mußte ich ihr aus Alamontade's Nachlaß sein Messer und den blechernen Löffel geben, aus welchem sie von nun an allein die Arznei und die wenige Speise nahm, so sie genoß.

Sie sprach selten, doch schien sie heiter zu sein. Ich mußte ihr nur von ihm erzählen. Ihre Augen hingen unverwandt an Alamontade's Bild, bis sie im Tode brachen. Auf ihren ausdrücklichen Befehl ward die Dulderin an der Seite ihres Freundes begraben, dem sie treu war bis zum Tode, und welchen sie, durch falsche Nachrichten getäuscht, schon längst verstorben gewähnt hatte.

Nun sind es schon über fünfzig Jahre, seitdem

*) Im Jahr 1787.

**) Die Oper heißt: L'honnête criminel.

dies Alles geſchah; aber Alamontade's Andenken blieb mir gleich heilig und neu.

Laſſet uns, ihr Lieben, laſſet uns leben, wie er! Laſſet uns die Selbſtſtändigkeit unſers Geiſtes, ſeine Befreiung von der Gewalt des Vergänglichen, als Beſtimmung desſelben erkennen, und in der Stunde der Verſuchung die wankende Hoheit desſelben retten durch den Blick auf die Ewigkeit und den Gedanken: Sei rein, wie Gott!

Alamontade's Lehre führte mich aus den Irrgärten der Zweifel, und knüpfte mich mit edlern Banden wieder an die Welt. Ach, daß auch ich dem Erhabenen einſt wieder begegnen möchte im Weltall!

Die Bohne.

Ich war in Verzweiflung — erzählte in einer Abendgeſellſchaft der junge Bankier Walter — neun Wochen lang hatte ich mich in Wien herumgetrieben; in allen Geſellſchaften, bei allen Anläſſen, in allen Polizeibureaux hatte ich das Fräulein von Tarnau, die Tante, die Kammerjungfer beſchrieben; keine Seele konnte mir Auskunft geben, wohin ſie gekommen. An gutem Rath fehlte es freilich nicht, denn der iſt immer wohlfeil. Man wies mich nach allen Richtungen der Windroſe hinaus, um meine Göttin zu ſuchen.

Aber in Wien war ſie nicht mehr. Ungeachtet mir das im Gaſthof, wo ſie gewohnt hatte, ſehr deutlich geſagt wurde, ungeachtet ich dasſelbe Zimmer bewohnte, welches einſt das ihrige geweſen, ſuchte ich ſie doch noch immer. Ich war in allen Kirchen und Meſſen, auf allen Redouten und Bällen, in allen Schauſpielen und Luſtorten. Genug, der Liebe Mühe blieb umſonſt. Meine Heilige war verſchwunden.

So verließ ich troſtlos die Kaiſerſtadt, und kehrte im böſeſten Winterwetter nach meiner Heimath zurück.

Um Ihnen aber das ganze Seltſame meines Schickſals klar zu machen, muß ich Ihnen noch erzählen, wie ich das Fräulein kennen lernte. Sie werden in meiner Geſchichte viel Wunderſames finden; aber in der Liebe iſt Alles Roman.

Vor drei Jahren machte ich eine Geſchäftsreiſe nach Wien. Unſerm Hauſe drohte damals großer Verluſt durch Bankozettel. Es gelang mir, das Unglück abzuwenden, und nun wollte ich von der Gelegenheit Nutzen ziehen und Wiens geſammte Herrlichkeit genieſſen. „Wer weiß, dachte ich, du kommſt in deinem Leben nicht wieder nach Wien!“

Meine Bekannten zogen mich in alle ihre Geſellſchaften; ich ward in manchen Familienzirkel eingeführt; die Mütter empfingen mich ſehr gütig, die ſchönen Wienerinnen meiner Bekanntſchaft nicht minder. Man wußte, ich ſei unvermählt, und der Name unſers Hauſes war den Vätern nicht fremd. Ich galt allenthalben als der reiche Bankier, und jeder machte mich zum Herrn von Walter.

Wegen den Eigenheiten und Launen meines guten, alten Vaters dachte ich noch an kein Heirathen. Deſto ungebundener flatterte ich von einer Schönheit zur andern. Sie waren mir alle lieb, aber lieben konnte und wollte ich keine.

„Das Fräulein von Tarnau wird ebenfalls erwartet!“ liſpelte in einer Geſellſchaft einſt eine ältliche Dame in meiner Nähe ihrer jungen Nachbarin zu.

„Es iſt ein gutes, liebes Kind,“ erwiederte die Nachbarin, „ſie würde noch manchmal für ſchön gelten können, wenn ſie nicht das häßliche Gebrechen hätte.“

„Ah!“ ſprach die ältliche Dame: „Sie meinen das Muttermaal, das ſie auf der Bruſt, gerade unterm Halſe, hat? Man ſagt, es gleiche einer Maus!“

„Einer Maus? Pardon, gnädige Frau, wenn's weiter nichts wäre, hätte ſie eben nicht nöthig, ſich ſo nonnenhaft bis ans Kinn zu vermummen. Nein, es ſieht vollkommen einem Kameel mit zwei Hökern, vier Füßen und langem Halſe ähnlich.“

„Glauben Sie das nicht!“ ſprach eine Dritte, welche ſich nun in das Geſpräch miſchte: „Ich weiß die Sache genau. Es iſt ein Muttermaal von ganz eigener Art, von ungeheurer Größe. Der ganze Buſen iſt ſchwarzbraun, wie Kaffee; und hinauf bis zum Halſe, denken Sie nur, ich bitte Sie um Gotteswillen, hinauf bis zum Halſe mit dünnen, weißen Haaren bewachſen!“

„Ei, das iſt entſetzlich!“ rief die alte Dame.

„Ja, wenn mir ſolch ein Unglück zugewachſen wäre,“ ſagte eine der beiden Jüngern, und ſchlug die Augen ſittſam zu ihrem Buſen nieder, um welchen, wie ein Nebel um Schnee, eine zarte Gaſe ſpielte: „ich glaube wahrhaftig, ich lebte nicht mehr.“

Jetzt mengten ſich auch Andere in das Geſpräch; Jeder beſtätigte die Geſchichte; aber Alle bedauerten das Fräulein von Tarnau wegen dieſes Uebels.

Die Thür öffnete ſich. Das Fräulein von Tarnau und ihre Tante traten herein.

Das Fräulein, wäre es mir auch nicht ſchon durch jene Unterhaltung merkwürdig geworden, hätte mich durch ſeine Schönheit und Grazie überraſchen müſſen. Ein Ideal, wie wir es zuweilen

in den Bildern von Angelika Kaufmann bewundern, ein — nein, lächeln Sie nicht; ich war damals noch nicht verliebt; jetzt bin ich vermählt; also ist Wahrheit in meinem Munde.

Genug, die schöne Tarnau eroberte Blicke und Herzen aller Männer; alle nahten sich ihr mit einer durch süßes Mitleiden erhöhten Theilnahme. Aber ihre Brust war undurchdringlich verschleiert bis unter den Hals. Eben das erinnerte unaufhörlich diesen an die Maus, jenen ans Kameel. „Ach!“ dachte jeder im Stillen: „warum war das Schicksal so grausam, und entstellte das reizendste Geschöpf unter der Sonne auf so empfindliche Art!“ — Und, ich läugne es nicht, ich dachte es auch.

Ich bin von Natur nicht neugierig, aber den Abend plagte mich diese Sünde wie noch nie. Auch der schönste Busen war mir gleichgültig; aber der häßlichste des liebenswürdigsten Mädchens zog meine Blicke an. Unaufhörlich schwärmten meine Augen um die Falten des dichten Schleiers; ich wiederholte die Entdeckungsreise von Viertelstunde zu Viertelstunde; ich fand immer Gelegenheit, der holden Unglücklichen am nächsten zu stehen. Umsonst!

Man tanzte. Schon standen mehrere Paare bereit; die schöne Tarnau blieb unaufgefordert. — Was doch die Einbildung thut! — Ich forderte sie auf; sie gab mir die Hand. Nun blieb ich den ganzen Abend ihr Tänzer.

Sie schwebte so leicht um mich her, wie eine von Titania's Elfen, und in allen ihren Bewegungen, ihrem Lächeln, ihren Blicken, ihren Worten voll so unaussprechlicher Anmuth — ach, Schade um das Meisterstück der Natur, die ihr herrlichstes Werk in unbarmherziger Laune verdarb!

Man schied spät aus einander. Die schöne Unglückliche hatte mich entzückt. Sie war so harmlos und selig und unbefangen, — ach, sie wußte zum Glück nicht, was ich schon wußte, und was Alle wußten! Desto besser für sie. Ich war nicht Phantast genug, um mich auf der Stelle zu verlieben, wiewohl sie es werth gewesen wäre. Allein, das gestehe ich gern, noch nie hatte mich ein weibliches Wesen in solchem Grade für sich eingenommen. Ein inniges Mitleiden bewegte mein Herz. Und solch ein Engel verdiente doch wohl ein wenig Mitleiden!

Vermuthlich hätte ich sie schon den andern Tag vergessen — vergessen? nein, das möchte ich doch nicht sagen; denn an eins der bizarresten Spiele der Natur, wo der Zauber des Schönen mit dem Häßlichsten alles Häßlichen vermischt war, denkt man noch wohl. Aber als ich von einem Gang zurückkam, und die Treppen meines Gasthofes hinaufging, kam mir die Tante mit dem Fräulein sehr unvermuthet von oben herab entgegen.

Natürlich, man blieb stehen. Man fragte sich gegenseitig um das Befinden seit gestern. Wir wunderten uns, mit einander unter gleichem Dache gewohnt zu haben, ohne es zu wissen. Ich äusserte darüber mein Vergnügen, und bat um Erlaubniß, die Damen in gelegenen Stunden auf ihrem Zimmer sehen zu dürfen. Bei dem Worte sehen sah ich wirklich — denn meine Neugier regte sich wieder — nach den Gegenden des häßlichen Muttermaals. Aber ein dicker Shawl, sorgfältig unterm Kinn mit einer Nadel zusammengeheftet, umschlang des Fräuleins Brust und Schultern; drum blickte ich lieber in das himmlischschöne Gesicht hinauf.

Sie gingen die Treppe hinab, ich schnell in mein Zimmer, um noch zum Fenster hinaus die schlanke Gestalt zu sehen. Sie stiegen in einen Wagen und fuhren davon. „Ach!“ seufzte ich: „Jammerschade, daß solch ein Engel so widerlich verunstaltet sein muß!“

Was mir erlaubt war, unterließ ich auch nicht. Ich machte von Zeit zu Zeit den Damen meinen Besuch. Sie waren fremd in Wien, wie ich, und nur durch ein Augsburger Haus, von dem sie Wechsel hatten, an meinen Bekannten empfohlen, bei dem ich sie vorigen Abend kennen gelernt hatte.

Ich führte die Hausgenossinnen in den Prater, ins Schauspiel, und wo es etwas zu sehen gab. Die schöne Josephine — ich will das Fräulein nennen, wie die Tante sie nannte — entfaltete der schönen Eigenschaften des Herzens und Geistes immer mehr, je bekannter sie mit mir ward. Aber, das entging mir nicht! je länger unsere Bekanntschaft dauerte, je vorsichtiger verhüllte sie die traurig verunstaltete Brust. Josephine war das vollkommenste weibliche Wesen, das ich in meinem Leben gesehen; aber ganz vollkommen darf doch unterm Monde nichts sein!

Weil wir uns täglich sahen, wurden wir täglich vertrauter. Es war zuletzt, als gehörte ich ganz zu ihnen. Die Tante behandelte mich mit jener Vertrautheit, die man auf Reisen so leicht zu einander gewinnt. In Josephinens Aeusserungen schien ich milde Spuren der Freundschaft zu finden. War ich einmal durch Geschäfte verhindert, bei den Damen zur bestimmten Zeit zu erscheinen, so mußte ich sogar kleine Vorwürfe hören, und wenn mich dann Josephine starr und schweigend eine Zeit lang ansah, als wollte sie mein ganzes Wesen durchschauen und fragen: wer bist du? — ach, ich weiß nicht, wie mir ward!

Und zuletzt hinderten mich keine Geschäfte mehr. Ich erschien mit dem Glockenschlag.

Allein der Himmel dauerte nicht lange. Ich erhielt einen Brief von Hause. Meinen guten Vater hatte der Schlag gerührt; er sehnte sich nach mir. Ich sollte eilen, wenn ich ihn noch in dieser Welt einmal umarmen wollte.

Der Brief kam des Morgens. In einer halben Stunde war gepackt; die Post vor dem Gasthof. Ich war vor Schrecken wie von Sinnen. Mein Bedienter meldete, Alles sei berichtigt; ich könne einsteigen. Ich ging wie ein Träumender zur Straße hinab, dachte an keinen Abschied von

den Hausgenossinnen, und eben wollte man mich in den Wagen heben, als eine Stimme von oben herab rief: „Wo wollen Sie hin?“

Das war Josephinens süße Stimme. Ich blickte hinauf; sie lag am Fenster, und wiederholte die Frage. Meine Besinnung kehrte zurück. Ich flog wieder in den Gasthof, die Treppen hinauf, um wenigstens zu thun, was Höflichkeit oder auch Freundschaft befahl.

Ich klopfte an. Die Thür sprang auf. Josephine, noch im einfachen Morgengewande, trat mir zuerst entgegen, und dann mit dem Ausdruck des lebhaftesten Schreckens einen Schritt zurück.

„Mein Gott!“ rief sie, „was fehlt Ihnen? was ist Ihnen begegnet? Wie sind Sie bleich und entstellt!“

Indem sie das mit heftiger Bewegung sprach, und ihre Hand ausstreckte, die meinige zu ergreifen, fiel ihr Kasimirshawl, den sie nur leicht umgeworfen hatte, vorn aus einander. Und — mögen mir's die Manen meines guten Vaters verzeihen — aber die Neugier ist eine der zudringlichsten Sünden! — ich vergaß Reise, Schlagfluß und Extrapost, und hatte nur Augen für das geoffenbarte Geheimniß von Josephinens Brust.

Denken Sie sich mein Erstaunen! — Ich sah eine Brust hell und weiß wie Elfenbein, und, zwei Zoll tief unter dem Grübchen des alabasternen Halses, das berüchtigte Muttermaal. Aber es war keine Maus, kein Kameel, sondern ein dunkelbrauner Fleck der Haut von der Größe und selbst von der Gestalt einer Bohne. Man hätte schwören mögen, es liege da eine Schminkbohne von bräunlicher Farbe auf dem blendenden Schnee.

Zwar zog Josephine, erröthend und schnell genug, den Shawl wieder zusammen — aber sprechen konnte ich nun doch nicht. War es der Schlagfluß, war es die Bohne, — genug, ich stand betäubt da, wie eine Bildsäule.

„Um des Himmels willen!“ rief die Tante: „sagen Sie doch, was ist Ihnen geschehen? Haben Sie Unglück gehabt?“

„Meinen Vater hat der Schlag gerührt — er ringt mit dem Tode — ich muß Sie verlassen.“

„Das war Alles, was ich endlich vorbringen konnte. Ich küßte den Damen die Hände und nahm Abschied. Bei diesem Abschied hielt Josephine einen Augenblick lang — aber es war auch nur ein Augenblick! — meine Hand krampfhaft in der ihrigen geschlossen. Ihr Gesicht schien mir blässer und ihr Auge naß. Aber vielleicht war dem auch nicht so; denn ich sah fast nichts; es dämmerte Alles schattenhaft vor meinen Blicken.

Im Wagen war Alles vergessen, nur nicht meines guten Vaters Todeskampf. Ich fuhr Tag und Nacht; ich lebte wie im Fieber. Die Tage meiner Reise waren die fürchterlichsten meines Lebens. Nur in den verworrenen Träumen, die mich umgaukelten, hatte ich dann und wann noch einen frohen Augenblick; denn dann und wann zeigte mir Morpheus oder das Fieber auch die dunkle Bohne im Schnee.

Als der Wagen endlich vor dem väterlichen Hause still hielt, traten mir einige meiner Verwandten entgegen, alle in schwarzen Trauerkleidern. Es war geschehen. Mein Vater hatte die Welt verlassen; seine Asche ruhte schon im Grabe.

Ich will hier nicht sagen, wie gewaltig mein Schmerz war. Ich liebte meinen Vater, auch bei allen seinen Launen, mit der dankbarsten, kindlichsten Zärtlichkeit. Schrecken, Kummer und die Anstrengungen der Reise warfen meine Gesundheit nieder. Ich fiel in ein hitziges Fieber, und das war mir Wohlthat; denn ich vergaß Alles. Ein Vierteljahr lang verließ ich das Krankenlager nicht. Und da ich genas, und die Welt und die Vergangenheit wieder, wie aus zerfliessenden Nebeln, vor mein Bewußtsein trat, war ich so gelassen, so kalt, als wäre nichts vorgegangen, als hätte ich meine Gefühle alle eingebüßt.

Durch des Vaters plötzlichen Hintritt und durch die lange Dauer der Krankheit waren die Geschäfte meines Hauses in einige Verwirrung gerathen. Ein Glück für mich! Da gab es der Arbeit vollauf und Zerstreuung genug.

Doch binnen Jahr und Tag war Alles geordnet; ich der Herr meines Hauses. Und wie der schwarze Krepp von Arm und Hut verschwand, naheten sich Vettern, Tanten und Basen mit Hochzeitsplanen. Solche Ausbrüche vetterlicher und bäslicher Fürsorge sind so unvermeidliche Wirkungen der Naturnothwendigkeit, als Geburt und Tod. Ich ließ den Projektmachern ihren Lauf, und bekümmerte mich nicht viel um ihre Rathen und Thaten. Kein Vetter, keine Tante, Hymens allzeitfertige Diener vermögen so viel, als ein einziges, artiges Mädchen allein und zur rechten Stunde. Aber in unserer ganzen Stadt und Nachbarschaft war kein artiges Mädchen — nein, das wäre Verleumdung, allein die magische Stunde fehlte!

Indessen brachte mich doch das beständige Fragen und Antworten zum Nachdenken. Ich bemerkte wirklich, daß ich allein war; daß mir etwas fehlte. Mein Haus war, seit des Vaters Tode, eine wahre Einöde geworden. Und doch kannte ich unter den zehntausend Jungfrauen, die ich je gesehen, keine, mit der ich mein Leben und meine Wüste hätte theilen mögen.

Da fiel mir, ich weiß nicht wie? — denn das war eine längst vergessene Geschichte — mein Aufenthalt in Wien und die schöne Tarnau ein. Zum Glück war ich auf meinem Zimmer einzig, denn ich glaube, daß ich bei der Erinnerung feuerroth geworden bin; wenigstens sprang ich plötzlich vom Sofa auf, streckte in heftiger Gemüthsbewegung die Arme weit durch die Luft aus, als wollte ich das Götterbild umfangen, und seufzte — nein, ich rief mit Entzücken, mit Schmerz, mit Sehnsucht und Verzagen: „Josephine! Josephine!“

Das, glaube ich, war die magische Stunde.

— Mein Unheil zu vergrößern, ließ mich in der folgenden Nacht der Gott der Träume die Bohne im Schnee sehen. Josephine war schön genug für sich; aber die kupplerische Einbildung verklärte sie nun mit überirdischer Herrlichkeit. — Lache Keiner! Ich hatte mich nüchtern zu Bette gelegt, und stand von der gewaltigsten Leidenschaft berauscht am andern Morgen auf.

Nun erst war mir mein Haus öde und wüst, wie das alte Chaos der Schöpfung gewesen sein mag. Ich suchte Josephinen überall; ich sah sie überall. Ich dachte sie mir als mein Weib, bald dort mit kleiner, häuslicher Arbeit am hohen Fenstersitz; bald dort am Klavier, und mich hinter ihr horchend; bald neben mir im Sofa am kleinen runden Tisch beim Frühstück. Alle ihre unbeschreibliche Anmuth, ihr Lächeln, ihr Blick, ihr Nachtigallenton wirkte in diesen Verbindungen noch unendlich schöner. Ich blieb meiner nicht mächtig; ich war in einem Strom von Empfindungen aller Art aufgelöset; bald hätte ich im Uebermaß der Seligkeit, die ich mir träumte, jauchzen, bald vor Schmerz weinen mögen, wenn ich mir Josephinen dachte, wie sie mich vielleicht verwerfen könnte. Ich mag aber auch mitunter wirklich gejauchzt und geweint haben, denn ich glich einem wahnsinnigen Träumer, der nur unter seinen Idealen daheim, und für die Aussenwelt taub und blind ist.

Der Zustand ward mir selbst unerträglich. Ich richtete meine Geschäfte ein, ließ die Postpferde bestellen, und flog in meinem Wagen nach Wien.

Freilich kamen mir unterwegs dann und wann sehr nüchterne Ueberlegungen. Was kann sich nicht in sechszehn Monaten alles geändert haben! dachte ich. Vielleicht liebt sie einen Andern. Vielleicht ist sie schon vermählt. Sie hat nicht über sich allein zu verfügen; sie ist zu jung, hat Aeltern, Verwandte, und diese haben Rücksichten, auf die unsereins nicht immer sieht; sie ist vom Adelsstande.

Ich besann mich dann wohl noch auf das ehemalige freundschaftliche Verhältniß; tröstete mich durch die Erinnerung an ihr blasses Gesicht, an ihr bethräntes Auge, an ihren innigen, unwillkührlichen Handdruck beim Abschiede. Aus Allem leitete ich Beweise von Josephinens Empfindungen für mich, sogar Beweise von Liebe, ungeachtet sich jene Erscheinungen auch wohl anders erklären liessen. Aber um nicht zu verzweifeln, mußte ich mich überreden, ich sei dem Fräulein von Tarnau nicht gleichgültig gewesen. Lieber kein Leben, als Leben ohne sie; lieber Wahnsinn und glücklich, als Wahrheit und Elend!

Unter solchen Empfindungen und Ueberlegungen kam ich wieder in Wien an. Erst als ich in der Ferne die Thürme vor mir sah, fiel mir ein, daß ich, der alle Möglichkeiten berechnet hatte, doch die einzige nicht in Erwägung genommen: Josephine sei vor einem Jahr eine Fremde gewesen, wie ich, und schwerlich noch da.

Wie mir's in Wien ging, habe ich gleich anfangs erzählt. Das Fräulein von Tarnau war verschwunden. Der Gasthof hatte einen neuen Herrn bekommen; da konnte mir kein Mensch rathen. Alle meine Bekannten wußten so wenig von ihr, und wohin sie gereiset, als ich. Man schrieb, mir zu Gefallen, nach Augsburg, von wo sie oder ihre Tante Wechsel und Empfehlungsbriefe mitgebracht hatten. Aber der Augsburger Korrespondent war in der Zeit gestorben, und seine Erben konnten von keinem Fräulein von Tarnau Auskunft geben.

Genug, ich war in Verzweiflung. Am unbarmherzigsten zürnte ich gegen mich selbst. Denn war's nicht meine Schuld, daß ich bei meinem ersten Aufenthalt in Wien so unverzeihlich nachlässig gewesen, und mich um nichts bekümmert hatte, was sie, ihre Familie, ihren Wohnort betraf? Freilich, damals dachte ich auch noch nicht daran, daß ich mich fünf Vierteljahre nachher in sie verlieben würde.

Was mich in meinen Schmerzen am meisten erquickte, meine Leidenschaft aber nur gewaltiger anfachte, waren ihre Zimmer. Diese bewohnte ich nun. Ich fand da noch die gleichen Möbeln; den gleichen Stuhl, auf dem sie gesessen; den gleichen Tisch, an dem sie geschrieben hatte. Alles Vergangene lebte so hell, so gegenwärtig um mich, daß ich zuweilen erschrocken von meinem Sitze auffuhr, wenn etwas an der Stubenthür vorüberrauschte, und ich meinte, sie werde es sein und mit der Tante hereintreten.

Im Zimmer selbst blieb nichts ununtersucht, denn ich hoffte noch irgend eine Spur von ihr zu entdecken. Zwanzigmal musterte ich die Wände vom Boden zur Decke, um unter den Inschriften vieler Reisenden vielleicht auch ihren Namen, eine Anzeige ihres Vaterlandes zu finden. Alles umsonst!

Seltsam — oder unbedeutend genug, gleich den ersten Tag, da ich das Zimmer bezog, fand ich in einem Ziehkästchen des Schreibtisches — lache nur Niemand! — eine schöne, glänzende braune Bohne. Man weiß, welch ein heiliges Symbol mir diese Frucht geworden war. Und nun gar ein Fund in Josephinens Zimmer! — Ich hob die Bohne sorgfältig auf. Und als ich nun die beste Hoffnung aufgab, die Liebenswürdige je wieder unterm Monde zu finden, nahm ich die Bohne, trug sie zu einem Juwelier, ließ sie in Gold fassen, um sie beständig an seidener Schnur auf meiner Brust zu tragen, als Andenken an die Liebenswürdigste ihres Geschlechts, als ewige Erinnerung an meinen — tragischen Roman.

So schied ich aus Wien. Ich war sehr unglücklich, sehr trostlos. Ich schwor, mich nie zu vermählen. Ach, man schwört in der Uebereilung mancherlei!

Ich kam mir in meinem Vaterstädtchen wie ein Wittwer vor; alle Mädchen schienen mir uner-

träglich, fade und alltäglich; ich vergrub mich in Geschäften; zerstreute mich mit gewagten Unternehmungen; sah keine Gesellschaften; mied allen Umgang. Nur Josephinens Bild schwebte beständig, wie mein Engel, um mich her, und die Bohne auf meiner Brust war mir ein so liebes Heiligthum, als hätte ich das Kleinod von ihrer eigenen Hand empfangen. Man gönne doch dem Unglücklichen seine Träume! Ich bildete mir zuletzt selber ein, die schöne Tarnau habe die Bohne eigenhändig in das Ziehkästchen des Schreibtisches gelegt. Ein beseligender Wahnsinn ist am Ende so gut, wie alle Philosophie, durch welche man sich selig machen möchte.

Mein Aeusseres muß freilich nicht so viel Seligkeit haben vermuthen lassen; denn Alle hielten mich für melancholisch, krank und dem Untergange nahe. Vettern und Basen bestürmten mich mit Bitten, Einladungen, Zerstreuungen; sogar Doktoren wurden mir ins Haus geschickt. Ich mochte von Allem nichts.

Um aber der Quäler los zu werden, und zu zeigen, daß ich noch sei, wie ein anderer Mensch, ließ ich mir's gefallen, dann und wann in der Woche eine der Abendgesellschaften meiner Freunde zu besuchen.

So nahm ich einst auch die Einladung des Justizraths Hildebrand an. Nun werden Sie die wunderbare Katastrophe meines Lebens hören.

Ich fuhr etwas spät zum Justizrath; Geschäfte hatten mich aufgehalten. Schon war die Gesellschaft, mit Ausnahme eines Einzigen, der mir als ein Obristlieutenant in russischen Diensten, und seit Kurzem Besitzer des Priestischen Gutes, anderthalb Stunden von unserer Stadt gelegen, vorgestellt ward. Ich hörte wenig auf das; machte mein stummes Kompliment, legte den Hut ab, und setzte mich. Man war gesprächig; mir desto lieber, denn ich hatte keine sonderliche Lust zu plaudern.

Der russische Obristlieutenant, ein großer, starker Mann, von angenehmer, Ehrfurcht erregender Bildung, schon über die Sechszig hinaus, aber noch voller Feuer, beschäftigte meine Aufmerksamkeit am meisten. Er trug einen Orden im Knopfloch; auf Stirn und Wange ein paar Narben. Seine Stimme war sehr laut und gebieterisch; man merkte ihm den kommandirenden Offizier an. Die Rede war bald von Persien, bald von der Moldau. Der Obristlieutenant hatte da Feldzüge mitgemacht; man ließ sich gern von ihm erzählen, und er erzählte gut.

Nach dem Nachtessen ließ der Justizrath Punsch herumgehen bei Tische; die Unterhaltung war indessen lebhafter geworden. Der alte Offizier sprach von einer Schlacht, und wie er, an einer Brustwunde verblutet, vom Pferde gesunken und von den Türken gefangen genommen worden wäre. In der Lebhaftigkeit seines Vortrages riß er die Weste von einander, seine Brustwunde zu zeigen; da bemerkte man, daß er an seidener Schnur eine kleine goldene Kapsel auf der Brust trug. Er selbst nahm die Schnur hervor und rief: „Alles raubten mir die Janitscharen, nur dies Juwel, das Köstlichste meiner Besitzungen, rettete ich!"

Natürlich, Jeder glaubte, es sei ein Diamant von seltener Größe, oder eine Perle von ungeheuerm Werth darin; eine Beute aus dem Orient.

„Ach, nicht doch!" rief der Obristlieutenant: „es ist nur eine Bohne!"

„Eine Bohne?" schrien Alle.

Ich ward feuerroth, glaube ich, oder todtenblaß, oder abwechselnd eins um's andere; denn ich wußte mich vor Schrecken kaum zu fassen. „Wie kommt der Mann zu einer Bohne, die er, als ein Heiligthum, in Gold gefaßt, an seidener Schnur auf seiner Brust trägt, gerade wie ich?" — Denke sich Jeder in meine Lage, und wie mir zu Muthe sein mußte. Gern hätte ich erfahren, warum er die Bohne trüge; aber ich war gelähmt. Ich konnte keine Silbe hervorbringen. Ich stürzte ein Glas Punsch hinunter, um mir Muth zu der Frage zu machen. Ehe ich sie aber that, war sie schon von allen Anwesenden gethan.

„Das will ich Ihnen wohl sagen!" sprach der alte Offizier, und stopfte seine Pfeife: „Aber ich fürchte, die Geschichte ist Ihnen nicht interessant genug. Laden Sie Ihre Pfeifen, meine Herren."

Jeder gehorchte, sogar ich, der sonst nicht raucht. Doch nahm ich die kalte Pfeife an die Lippen, aus bloßer Furcht, der Obristlieutenant möchte nicht erzählen, wenn er mich ohne das beliebte Instrument sähe.

Meine Herren, ich war im fünfzehnten Jahr Kadet, im zwanzigsten Lieutenant, sagte der alte Herr. — Aber im fünfundzwanzigsten Jahr ist man noch weit mehr, als nur Lieutenant. Man ist ein Gott, nota bene! wenn man verliebt ist. Und das war ich.

Unser Oberst hatte eine Tochter, das schönste, geistvollste Mädchen im ganzen Königreich, und ich hatte, nebst zwei gesunden Augen, ein extragesundes Herz. Daraus erklär' ich Alles. Die junge Gräfin von Oberndorf — ich aber nannte sie in der Stille lieber bei ihrem Taufnamen Sophie, denn ich war, nota bene! kein Graf — also Sophie war sechszehn Jahre alt, und, wie gesagt, ich fünfundzwanzig. Sie werden ohne Mühe begreifen, was daraus für Unheil entstehen mußte. Es war ganz unvermeidlich, sage ich Ihnen. Jeder von Ihnen sieht das gewiß ein; aber der Herr Oberst, der sonst in Regimentssachen einen Sperberblick hatte, sah das gar nicht ein; doch, nota bene! meine Liebe war halter auch nicht Regimentssache.

Uebrigens galt ich viel bei ihm; er hatte mich lieb, wie einen Sohn; er hatte meine Aeltern gekannt, die nun todt waren. Er vertrat bei mir Vaterstelle, und ich wäre um Alles in der Welt gern sein Sohn gewesen. Aber daran durfte nicht gedacht werden. Er war Oberst, ich Lieutenant;

er Graf, ich nicht; er reich, wie ein Cröſus, ich blutarm. Nun wiſſen Sie Alles. Der Abſtand unter uns war zu groß.

Die Gräfin Sophie nahm es mit Titel, Armuth und Lieutenantsſtelle nicht halb ſo genau, als der alte Kriegsheld; allein ſie war auch wirklich in vielen Stücken klüger, als er.

Ich bemerkte zwar, daß ſie gegen mich freundlicher als gegen jeden andern Offizier war; daß ſie ſich mit mir am liebſten unterhielt; mit mir am liebſten tanzte; im Sommer mit mir am liebſten im Garten ging, und ſich im Winter von mir am liebſten im Schlitten fahren ließ — daraus konnte ich indeſſen noch nicht ſchlieſſen, ob ſie mich liebe. Aber daß ich ſie liebte, anbetete, vergötterte, das wußte ich; und da wußte ich nur zu viel.

Tauſendmal wollte ich ihr alles bekennen, war ich im Begriff zu ihren Füßen hinzuſinken — aber, lieber Gottt, ich bin ſeitdem, weiß nicht wie oft, mit leichterm Herzen nebſt meinem Bataillon gegen Batterien Sturm gelaufen, als damals der herrlichen Sophie nur einen Schritt näher. Es ging nicht, ſage ich.

Doch, ich will Sie mit meinen Liebes- und Leidensgeſchichten nicht lange aufhalten, ſondern gleich die Hauptſache erzählen.

Ich mußte eines Abends dem Herrn Oberſten Rapport bringen. Er war nicht zu Hauſe; das war halter kein großes Unglück; denn Gräfin Sophie ſaß allein im Zimmer, und erlaubte mir, den Vater bei ihr zu erwarten.

Gar wunderlich ging es uns. Trafen wir in größern Geſellſchaften zuſammen, ſo konnten wir des Plauderns nie ein Ende finden; waren wir hingegen allein, was man nennt, unter vier Augen, ſo wußten wir nichts zu ſagen. Ach, wir wußten es wohl, aber, nota bene! wir konnten es nur nicht ſagen! — Ich weiß nicht, meine Herren, ob es Ihnen in Ihren jüngern Jahren je ſo fatal gegangen iſt.

Vor der jungen Gräfin lag auf dem Tiſche, zwiſchen den brennenden Kerzen, ein umgelegtes Damenbrett. Man nannte das Ding ein Mühlenſpiel; dabei lagen eben ſo viel weiße, als bunte Bohnen, mit denen man auf dem Spielbrett Plätze zu bezeichnen hat.

Nach einer langen Stille in unſerm Geſpräch — doch dergleichen Pauſen waren, nota bene! nichts weniger, als langweilig — invitirte mich die Gräfin zum Spiel. Sie gab mir die bunten Bohnen, und behielt die weißen. Sie gebührten ihr ſchon der Unſchuldsfarbe wegen. Wir ſpielten. Ihre Mühle war jeden Augenblick voll. Das konnte nicht fehlen, es mußte unter uns Zank geben; und ich zankte gern mit ihr, denn im Zank konnte ich ihr ſo manches ſagen, was ich bei ruhigem Blute ihr nie zu ſagen den Muth gehabt hätte.

Nun war's, als wären wir in großer Geſellſchaft, das heißt, wir plauderten um die Wette. Gräfin Sophie hatte Geiſt und Witz; ſie lachte, neckte mich, und trieb mich mit ihren Einfällen ſo in die Enge, daß ich in der Verzweiflung nicht wußte, was antworten? Ich nahm in der Erbitterung eine meiner braunen Bohnen, und um die ſchöne Spötterin zu ſtrafen, die mich ſo ſchelmiſch-triumphirend anlächelte, warf ich ihr die Bohne zu. Die Bohne flog im Bogenwurf und bedrohte das feine Näschen meiner Gegnerin; aber wie ſie den ſchönen Kopf zurückbog, um der leichten Bombe auszuweichen — ach! fiel mein Geſchoß durch die Falten ihres Halstuchs hinab zum Buſen. Zum Glück war's kein Pfeil.

Und doch erſchrack ich, und Alles glühte in mir vor Angſt. Sophie ward roth, und ſenkte ihre Augen ſchamhaft nieder. Nun waren Scherz und Spiel und Zank vorbei. Ich konnte nicht reden, und ſie war ſtumm. Ich mußte fürchten, durch meine Unart ihren Zorn verdient zu haben. Ich blickte ſchüchtern zu ihr hinüber; ſie ſah auf und gab mir einen etwas düſtern Blick. — Das konnte ich nicht ertragen. Ich ſtand auf; ich bog meine Knie vor der Angebeteten, drückte ihre Hand an meine Lippen, und flehte Verzeihung. Sie antwortete keine Silbe, aber doch entzog ſie mir die Hand nicht.

„O Gräfin, o theure Sophie! zürnen Sie mir nicht. Ich würde ſterben," rief ich, „wenn Sie mir böſe wären. Denn nur für Sie, nur durch Sie lebe ich. Ohne Sie iſt mein Daſein nichts werth. Sie ſind meine Seele, mein Himmel, mein Alles."

Genug, ein Wort gab das andere. Ich erzählte ihr mit Thränen im Auge ſo viel, und ſie, mit Thränen im Auge, hörte ſo viel! Ich bat um Antwort und ließ ihr doch keine Zeit zur Antwort, und, nota bene! der Herr Oberſt ſtand drei Schritte von uns im Zimmer, ohne daß Sophie, noch ich, ihn gehört oder geſehen hatten, wie er hereintrat. Ich glaube, der muß wie ein Geſpenſt geſchlichen ſein! Gott habe ihn ſelig! er iſt jetzt im Paradieſe.

Sehr überraſchend kam uns daher das Donnerwetter ſeiner fürchterlichen Stimme, mit der er uns Unglücklichen eine ganze Reihe alter und neuer Regimentsflüche zuſchnob. Ich ſprang auf, ihm entgegen. Sophie, ohne die Beſinnung zu verlieren, desgleichen. Wir wollten uns entſchuldigen, wenn da was zu entſchuldigen war. Er aber ließ uns nicht zur Sprache kommen.

„Schweigt!" rief er mit einer Gewalt, als hätte er, ſtatt mit zwei Sündern, mit zwei Regimentern Kavallerie zu verhandeln: „Du, Sophie, verreiſeſt morgen. — Sie, Herr Lieutenant, fordern Ihren Abſchied, und verlaſſen die Provinz, oder ſind des Todes."

Damit drehte ſich der Oberſt um, und verließ haſtig das Zimmer. Ich geſtehe, des Mannes Klugheit mitten in ſeinem Ungeſtüm verdient Bewunderung. Denn ich halte es für ſehr klug, daß er uns allein ließ; wir hatten uns noch viel zu ſagen.

Gräfin Sophie ſtand mitten im Zimmer da, das ſchöne Haupt auf die Bruſt niedergeſenkt, die Hände ſchlaff vor ſich hingefalten, wie eine Bildſäule.

„O Sophie!“ sagte ich, und stürzte zu ihr, umschlang sie mit meinen Armen, und drückte sie mit Inbrunst an mein Herz: „Sophie, nun verliere ich Sie auf ewig!“

„Nein,“ erwiederte sie fest: „nicht auf ewig. So lange ich athme, bleibt Ihr Andenken in meinem Herzen.“ Und dies sagte sie mit einem Tone — o, mit einer Stimme, die mir tief durch alle Nerven bebte.

„Bin ich Ihnen etwas werth, Sophie? „fragte ich leise, und drückte meine glühenden Lippen auf ihren Rosenmund. Sie sagte nicht Ja, nicht Nein, aber erwiederte meinen Kuß, und ich verlor die Erde unter den Füßen; meine Seele hatte keinen Leib mehr; ich berührte die Sterne; ich wußte nun von der Seligkeit der Serafim.

Sie weinte. Ihr Schluchzen erweckte mich.

„O Sophie,“ rief ich, sank zu ihren Füßen und umarme ihre Knie: „ich schwöre es dir: Dir gehöre ich allein, so lange ich athme, und wohin mich auch mein Schicksal verschlagen mag!“

Nun entstand Todtenstille — unsere Seelen schworen zusammen. Plötzlich fiel etwas auf den Boden nieder. Es war die unglückselige Bohne, welche an allem unserm Leiden schuld gewesen war. Ich nahm sie, stand auf, und hielt sie Sophien mit den Worten vor: „Dies ist das Werk der Vorsehung! Ich behalte sie zum Andenken dieses Abends.“

schloß mich mit Heftigkeit in die Arme; ihre Augen glänzten schöner. „Ja, es ist eine Vorsehung!“ lispelte sie, wandte sich ab und ging in ein Nebenzimmer.

Am folgenden Morgen, oder vielmehr schon in der Nacht war sie verreiset. Der Oberst behandelte mich auf der Parade mit verächtlicher Kälte. Ich kam um Entlassung ein, erhielt sie, und nun reisete ich ab. Wohin? war mir gleichgültig. Freunde gaben mir Empfehlungen nach Petersburg und versorgten mich mit Reisegeld.

„Es ist halter eine Vorsehung!“ dachte ich, und reisete dem rauhen Norden zu. Sophie war mir auf immer verloren; nichts hatte ich mehr von ihr, als die schmerzliche Erinnerung, und — die verhängnißvolle Bohne. Diese ließ ich zu Königsberg in Gold fassen, und so trage ich sie nun seit zweiundvierzig Jahren getreu auf meiner Brust.

Die erhaltenen Empfehlungen gewannen mir bald eine Oberlieutenantsstelle. Das Leben war mir ziemlich gleichgültig, darum war ich ziemlich tapfer. Ich schlug mich in Asien und Europa herum; bekam Beute, Ehre, Orden, und was sich der Soldat sonst wünscht. Nach etlichen und zwanzig Jahren hatte ich's endlich bis zum Oberstlieutenant gebracht. Ich war dabei alt geworden; meine Jünglingshistorien waren halter vergessen, nota bene, aber die Bohne blieb mir nicht minder lieb.

Als ich in der Schlacht bei Kinburn im Liman Anno achtundachtzig von den Janitscharen gefangen ward — es war ein heißer Tag, der Prinz von Nassau machte seine Sache gut! — da plünderten mich die Janitscharen rein aus; aber die heilige Bohne fanden sie doch nicht. Sie war auch vom Blut meiner Brustwunde ganz gebadet. Da dachte ich zu sterben. Ich ward von den Ungläubigen zwei Tage lang herumgeschleppt; aber, immer von unserer Reiterei verfolgt, liessen sie mich zuletzt halbtodt auf freiem Felde liegen. Da fanden mich unsere Leute. Sie erbarmten sich mein. Ich kam ins Lazareth, und mußte, um mich wieder ganz herzustellen, an der Spitze eines Transports nach Moskwa zurück.

Die Ruhe gefiel mir wohl. Ich hatte zu leben, und darum ward mir auch das Leben lieb. Nach zwanzig Jahren Dienst und sieben ehrenvollen Wunden konnte ich auf ehrenvolle Entlassung hoffen. Ich empfing sie, mit Pension. Das war mir recht, nota bene! aber nicht lange. Moskwa ist eine behagliche Stadt, aber Unsereinem, der kein Kaufmann ist, doch langweilig. Petersburg ist eine schöne Stadt, aber all' ihre Pracht war doch nicht reizend genug, um mich des Städtchens vergessen zu lassen, wo ich mit dem Oberst von Oberndorf, und, nota bene! mit Sophie vor zwanzig Jahren in Garnison gewesen war.

Zu versäumen hatte ich nichts. „Willst doch das Städtchen einmal wiedersehen, und wenn's sein kann, auch die Geliebte deiner Jugend, die nun entweder Großmama oder — todt ist. Lieber Gott, es wird sich indessen Vieles geändert haben!“ dachte ich.

Die Pässe kamen an, und ich reisete ab, sah mich fein um in allen Städten, denn ich hatte nichts zu eilen, und also gelangte ich auch zu unserm ehemaligen Garnisonstädtchen.

Lieber Gott, als ich nun den schwarzen, spitzen Kirchthurm mit vergoldetem Knopf hinter den vielen Gärten und Obstbäumen hervorsteigen sah, wie klopfte mir da das Herz! aber, nota bene! nicht des Kirchthurms wegen, sondern ich dachte an Sophie, und daß wohl ihr Grab nicht weit vom Kirchthurm sein möchte.

Es kannte mich Niemand mehr in der Stadt. Es ist wohl wahr, ein Vierteljahrhundert ist lange Zeit! Das Regiment, bei dem ich ehemals gestanden, war nicht mehr hier; statt dessen lagen hier Dragoner. Der Oberst von Oberndorf war gestorben vor vielen Jahren, und seine Tochter auf ihren Gütern in Mähren, hieß es, unweit Brünn. Ob sie noch lebe, wußte Niemand.

„Willst auch noch hin!“ dachte ich: „Und wenn die Edle im Grabe liegt, so besuchst du ihr Grab, nimmst davon etwas Erde, lässest sie in Gold fassen und trägst sie statt der Bohne!“

In Brünn erfuhr ich mit freudigem Schrecken, sie lebe, wohne fünf Stunden von der Stadt auf einem schönen Gute, und heiße noch immer Gräfin von Oberndorf.

Geschwind ich auf und dahin! Man zeigte mir einen schönen Landsitz, umgeben von geschmackvol-

len Gartenanlagen. „Da wohnt sie!“ — Ich bebte wieder, wie damals, da ich Lieutenant war, und hatte doch vor den Türken nicht gebebt.

Ich stieg aus dem Wagen. Schon sah ich die Holde, wie sie voll himmlischer Anmuth und Verwirrung mich erkennen würde. „Ach, Weiberherzen! ob sie mich nur noch lieben mag?“ dachte ich, und ging mit ungewissen Schritten durch den Garten.

Unter einer Laube von rothblühenden Akazien vor der Thür des Landhauses saßen zwei ältliche Damen und zwei jüngere Frauenzimmer. Sie lasen. Aber Sophien sah ich nicht.

Ich entschuldigte die Störung, welche ich verursachte; denn sie schienen alle durch mein plötzliches Erscheinen überrascht zu sein.

„Wen suchen Sie?“ fragte mich eine der ältern Damen.

„Kann ich die Ehre haben, der Gräfin Sophie von Oberndorf meine Aufwartung zu machen?“ sagte ich.

„Das bin ich selbst!“ erwiederte zu meinem Erstaunen die beinah Vierzigjährige. Es war mir, als hätte ich einen Anfall vom Schwindel.

„Erlauben Sie, daß ich mich setze, mir ist nicht wohl!“ seufzte ich, und setzte mich, ohne eine Antwort abzuwarten. Lieber Gott, welche Verwandlung! Wohin war die blühendste aller Schönheiten geflohen! — Ich kam aus meinen Täuschungen zurück; ich besann mich auf das Vierteljahrhundert. Es war Sophie, ja, sie war's! aber die verblühte Sophie.

„Mit wem habe ich die Ehre mich zu unterhalten?“ fragte sie mich. Ach, also kannte sie mich nicht mehr!

Ich wollte eine Szene vor den andern Damen vermeiden, und bat nur um einen Augenblick unter vier Augen. — Die Gräfin führte mich ins Haus, dann links in ein großes Zimmer. Das Erste, was mir in die Augen fiel, war das große in Oel gemalte Bildniß ihres Vaters. — Ich konnte lange keine Worte finden, mein Herz war so beklemmt. Ich starrte das Bild des Obersten an, bis mir die Augen von einer Thräne verdunkelt wurden. — „Ja, Alter,“ stammelte ich leise und mit einer Stimme, die nicht sehr fest war: „siehe nur deine Sophie an! — O, du hast an uns nicht wohlgethan!“

Die Gräfin stand verlegen neben mir, und schien sich vor meinen Deklamationen zu fürchten. Ich wollte sie aus der peinlichen Lage befreien, und konnte doch nicht mehr sprechen. Die Wehmuth hatte sich meiner zu sehr bemächtigt.

„Ihnen ist nicht wohl, mein Herr!“ sagte die Gräfin und sah sich ängstlich nach der Thür um.

„O sehr!“ seufte ich: „Kennen Sie mich nicht?“

Sie faßte mich jetzt schärfer ins Auge, und schüttelte leise das Haupt. — Nun riß ich die Schnur mit der Bohne aus meinem Busen hervor, kniete vor ihr nieder, und sagte: „Ach, Sophie, kennen Sie diese Bohne noch, die uns vor fünfundzwanzig Jahren trennte? Ich habe sie treu bewahrt. — Sophie, damals sagten Sie, es gibt eine Vorsehung. Ja, es gibt eine.“

„Mein Gott!“ lallte sie mit matter Stimme, und ging an mir hinweg, warf sich aufs Sofa und wollte sich das bleichgewordene Gesicht verhüllen, hatte aber die Kraft nicht mehr. Sie hatte mich erkannt. Sie liebte mich noch.

Ich rief die Frauenzimmer zur Hilfe, die mit Entsetzen ihre Freundin erblaßt, und einen fremden Offizier in Thränen vor ihr hinknien sahen. Noch ehe sie Wasser und Riechfläschchen gebracht hatten, war die Gräfin schon wieder zu sich selber gekommen. Sie rieb sich die Augen, wie eine Träumende. Dann brach ein heftiger Thränenstrom hervor; sie schluchzte wie untröstlich, umschlang meinen Nacken mit ihren Armen und rief nur meinen Namen.

Genug, meine Herren, das war ein Augenblick, Engel hätten über uns weinen müssen. — Nun dachte ich nicht mehr ans Abschiednehmen. Die Gräfin behielt mich als Gast. O, wie viel hatten wir uns zu erzählen, wie treu hatte sie mich geliebt! — Was der alte Oberst einst verhindert hatte, das verhinderte weder er, noch seine Familie mehr. Sophie ward mein Gemahlin, wohl etwas spät und doch nicht zu spät. Unsere Seelen liebten noch mit jugendlicher Gluth.

Meine Geschichte oder die Bohne ist damit zu Ende, nota bene, noch nicht ganz. Denn ich muß doch sagen, daß das Kind, welches mir meine Sophie gebar, gerade auf der Brust ein Muttermaal mit auf die Welt brachte, wie eine Bohne gestaltet. Seltsames Spiel der Natur! Aber das Mädchen ist mir darum nur um so lieber.

So erzählte der Oberstlieutenant, aber ich hörte nichts mehr. Alles drehte sich mit mir im Kreise herum; vor meinen Ohren wars ein Brausen und Sausen, wie vom Meere. Nur zwischendurch ertönte mir noch der Name Josephine.

Indem ward gemeldet, der Wagen des Oberstlieutenants sei vorgefahren. „Schlechterdings nicht,“ rief der Justizrath, „ich lasse Sie nicht zurück in der Nacht.“

„Ha,“ sprach der Oberstlieutenant, „es ist eine liebliche Nacht, und herrlicher Mondenschein dazu.“

Man meldete meinen Wagen. Ich stand auf, ging zum Oberstlieutenant, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Sie heißen von Tarnau?“

Er verbeugte sich bejahend.

„Ich bitte Sie, bringen Sie diese Nacht bei mir zu,“ sagte ich, „es liegt viel daran. Sie dürfen nicht fort. Ich habe mit Ihnen Wichtiges zu reden.“ Ich sagte das so ernst, ich möchte sagen bewußtlos hin, und dabei zitterte ich so heftig fieberisch, daß der Alte nicht wußte, was er aus mir machen sollte. — Trotz dem blieb er stand-

hast. Er wollte zurück. Es brachte mich seine Halsstarrigkeit fast zum Verzweifeln.

„Kommen Sie!“ sagte ich, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn gewaltsam auf die Seite, wo ich die Schnur aus der Brust zog und ihm die Bohne verhielt: „Sehen Sie — nicht bloß Spiele der Natur — Spiele des Verhängnisses, — auch ich trage die Bohne.“

Der alte Herr riß die Augen weit auf, betrachtete mein Kleinod, schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Mit solchem Talisman kann man nach meinem Tode noch meinen Geist beschwören. Ich bleibe und fahre mit Ihnen, wohin Sie wollen.“

Er ging mit dem Justizrath, seinen Wagen abzubestellen. Weil ich ihm aber doch etwas verdächtig vorgekommen sein mochte, zog er Erkundigungen über mich ein. Der Justizrath war artig genug, ihm von mir alles Liebe und Schöne zu sagen. Ich merkte das, als sie wieder ins Zimmer hereintraten. Der alte Herr war so freundlich und wohlgelaunt, wie vorher. Er reichte mir ein Glas Punsch, und rief: „Also die Bohnen sollen leben! Nota bene, und worauf sie deuten.“ Wir stießen an. Das Leben kehrte wieder in mich zurück.

„Also, Sie sind der Herr von Walter?“ hob er wieder nach einer Weile an.

„Nur Walter schlechtweg.“

„Und we etwa vor einem Jahre in Wien?“

„Da war ich.“ antwortete ich, und mir ward, als verwandelte sich mein Wesen in eine Feuerflamme.

„So, so!“ sagte er: „Meine Schwägerin hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie wohnten mit ihr im gleichen Gasthof. Sie haben viel Aufmerksamkeit für die gute Dame gehabt — dafür wird sie Ihnen noch mündlich danken.“

Jetzt ward das Gespräch wieder allgemeiner, bis Alles zum Abschied aufbrach. Der Oberstlieutenant fuhr mit mir nach Hause. Ich brachte ihn sogleich in das für ihn bestimmte Zimmer.

„Und nun?“ fragte er: „Ich bin Ihnen bisher gehorsam gewesen. Was haben Sie Wichtiges mit mir?“

Ich fing von Wien an, von der Tante, von Josephinen.

„Das weiß ich Alles!“ rief er: „Aber zum Teufel, wie hängt das mit der Bohne zusammen, die Sie mir zeigten?“

Ich legte nun Generalbeichte ab. Er erfuhr Alles.

„Das weiß ich Alles!“ rief er wieder: „Aber die Bohne, die Bohne!“

Nun erzählte ich ihm die zweite Reise nach Wien.

Er lachte laut auf, und schloß mich freundlich in die Arme. — „Nun nichts mehr! Morgen sprechen wir mehr. Denn Sie begreifen wohl, ich habe dabei nichts zu sagen. Was wollen Sie von mir? — Morgen fahren Sie mit mir hinaus aufs Gut. Da werden Sie Josephinen sehen; da werden Sie meine Sophie kennen lernen. Das ist klar, man muß sich einander kennen lernen.“

Wir schieden; ich ging zu Bette, aber schlafen konnte ich nicht, als in fieberischem Geträume.

„Herr Walter, jetzt rund heraus mit der Wahrheit!“ sagte der Herr von Tarnau am folgenden Morgen beim Frühstück: „Ich weiß, Sie sind ein reicher Mann; ich sehe, Sie sind ein junger Mann, vor dem die Mädchen eben nicht aus Entsetzen ins Kloster laufen; ich höre, Sie sind ein Biedermann, welchen alle Welt schätzt; ich erfahre nun von Ihnen, Sie sind ein verliebter Mann. Aber das zusammengenommen, Herr, wiegt noch nicht schwer genug, um ...“

„Mir fehlt das Adelsdiplom!“ fiel ich ihm in's Wort.

„Nein, Herr, wo Geist und Herz Gottesadel haben, da ist Menschenadel zuletzt entbehrlich. Ich war auch nur gemeiner Edelmann, und Gräfin Sophie liebte mich doch.“

„Was fehlt mir?“ fragte ich.

„Das sage ich Ihnen jetzt, nota bene, weil es Morgen ist. Des Abends, wenn der Mensch durch des ganzen Tages Last und Mühe erdrückt, und der stärkste Mann schwächer, der größte etwas kleiner geworden ist, des Abends soll man Keinem einen Strohhalm auf die Schulter legen. Also rund heraus: mit Ihrer Bohne da ist's ein anderes, als es mit der meinigen war. Die meinige war das Werk der Vorsehung; erst ein Stein des Aergernisses; dann ein Eckstein und Grundpfeiler treuer Liebe; endlich eine Welt, die sich zwischen vereint gewesene Herzen warf, und zuletzt die Boussole, welche uns wieder zusammenführte. Ihre Liebe ist bloßes Spiel der Phantasie. Ich lebte für Sophien seit dem Augenblick, da ich sie sah; Sie aber kamen erst ein gutes Jahr hintennach auf den Einfall, Josephinen zu lieben. Sie begreifen, dagegen läßt sich nichts einwenden. Sie werden von Ihrem Traum erwachen, wenn Sie meine Tochter wieder sehen, und sich die Himmlische Ihrer Einbildungen in ein ganz natürliches, irdisches Mädchen verwandelt. Endlich, und nota bene! greifen wir ohne anders in der Fronte an: Josephine liebt Sie nicht.“

„Das ist hart!“ seufzte ich: „aber sind Sie dessen gewiß?“

„Wir fahren heute auf mein Gut, da werden Sie sich überzeugen. Was ich von Ihnen und Ihrem Aufenthalte in Wien weiß, habe ich von meiner Schwägerin, nicht von meiner Tochter, die sich kaum erinnern mag, wie Sie heißen. — Noch mehr, wir haben einen gefährlichen Nachbar, den jungen Graf von Holten. Er besucht uns oft; Josephine sieht ihn gern. Ich ertappte sie oft, wenn ihre Blicke minutenlang mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, und wenn sie mein Belauschen merkte,

ward sie feuerroth und hüpfte lachend und singend davon."

„Wenns so ist, Herr Oberstlieutenant," — sagte ich nach einer langen Pause, in der ich mich zu sammeln suchte: „wenns so ist, fahre ich nicht mit Ihnen. Mir ist besser, Ihre Tochter nie wieder zu sehen."

„Sie irren sich. Ihre Ruhe ist mir lieb. Sie müssen sie sehen, um Ihre Einbildung zu berichtigen und vollkommen zu genesen."

Nach langem Für und Wider setzte ich mich zu ihm in den Wagen. In der That spürte ich wohl, die Phantasie möchte mir einen Streich gespielt haben. So lange ich in meinen Liebesträumen allein lebte, ward ich meinem Ideal so innig vertraut, schmückte ich Josephinen mit so verklärenden Reizen aus, dichtete ich ihr — denn es that meiner Schwärmerei wohl! — so stille, zarte, treue, stumme Gegenliebe an, daß ich erst jetzt, da ich das erstemal mit einer dritten Person über meine Herzensangelegenheit Worte wechselte, bemerkte, die Hälfte meiner Geschichte sei von mir selbst erfunden. So lange ein Gedanke oder eine Empfindung nicht ausgesprochen ist, kennen wir deren Gestalt nicht. Erst die Hülle des Gedankens, das Wort gibt den Vorstellungen Bestimmtheit und Wesen, scheidet den Traum von Wahrheit, und setzt den Geist ins Verhältniß, über sie, wie von ihm gesonderte, fremde Wesen zu urtheilen.

Es war ein schöner Juniusmorgen, als wir nach dem Tarnau'schen Gute hinausfuhren, und — worüber ich selbst erstaunte — mein Gemüth blieb so hell und ruhig, wie es seit einem Jahre nicht gewesen war. Meine einfachen, höflichen Verhältnisse zu Josephinen und ihrer Tante während des ersten Aufenthalts zu Wien standen so klar vor meiner Erinnerung da, daß ich selbst nicht begreifen konnte, wie ich noch gestern, und seit Monaten und Tagen daraus einen Fieberrausch geschaffen hatte. Ja, das Aergste war, ich erkannte jetzt, daß ich Josephinen in Wien gar nicht geliebt hatte; daß ich sie auch jetzt nicht liebte, wiewohl ich sie sehr liebenswürdig finden konnte.

Der Wagen hielt vor einer einfachen Villa still. Die Bedienten sprangen herbei. Der Oberstlieutenant führte mich in ein Zimmer, wo uns ein paar betagte Damen freundlich entgegen traten.

Er nannte ihnen meinen Namen; dann, indem er die älteste der Frauen in seinen Arm nahm, sagte er: „Und dies ist meine Sophie!"

Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll vor der sechszigjährigen Matrone, die mir durch die Erzählung vom gestrigen Abend so interessant geworden. „Ach!" seufzte ich still im Herzen: „was sind Jugend und Schönheit!"

Beinahe hätte ich glauben sollen, der welterfahrne Veteran habe den Inhalt des Seufzers mir aus den Augen gelesen. Er drückte die Hand seiner Gemahlin küssend an den Mund, und sagte lächelnd: „Nicht so, Freund? Wenn man die alten Herren und Frauen sieht, man kann sich fast nicht überreden, daß sie auch einmal jung gewesen sein sollen; und sieht man die Jungfrau in aller Frische ihres schönen Blühens, man würde wetten wollen, sie könne nie Runzeln und graues Haar bekommen."

Die Tante Josephinens erkannte mich so gut, als ich sie. Sie sagte mir viel Verbindliches; wir setzten uns um den Tisch; wir frühstückten, den Damen zur Gesellschaft, zum andernmale.

„Und wo steckt Josephine?" fragte der Alte: „Sie wird sich freuen, ihre Wiener Bekanntschaft zu erneuern."

„Sie ist mit Graf Holten hinaus in den Garten. Da sind noch Aurikeln zu begiessen, ehe die Sonne zu hoch tritt!" entgegnete die Tante; und ich bekam ein kleines Fröstеln. Alle meine alten Einbildungen waren dahin. — Doch faßte ich mich schnell. Ich hatte hier niemals Ansprüche gehabt; ich hatte keine zu verlieren. Ich fing beinahe an, mich der Thorheiten meines Herzens und der Geniesprünge meiner Phantasie zu schämen. Ich ward munter, stimmte in den unbefangenen fröhlichen Ton der Gesellschaft, und erzählte der Tante sogar, wie ich sie bei meinem zweiten Aufenthalt in Wien so peinlich vermißt hätte.

Während des Gesprächs trat ein junger Mann, von edler äusserer Bildung, ins Zimmer. Sein Gesicht war blaß, sein Auge todt und düster; in seinem Wesen lag etwas Unnatürliches, Verstörtes.

„Gnädige Frauen," sagte er [illegible] und eintönig, als hätte er die Anrede einstudiert, „erlauben Sie, daß ich mich bei Ihnen beurlaube. Ich verreise heute nach der Residenz — ich habe — ich bin — ich werde vielleicht einige Zeit abwesend sein. Es ist eine weite Reise vielleicht."

Der Oberstlieutenant hatte den Kopf nach ihm umgedreht, und sah ihn unbeweglich an.

„Was ficht Sie an, Graf Holten?" rief er: „Sie sehen aus, wie einer, der einen Mord begangen hat."

„Nein," erwiederte mit gewaltsamem Lächeln der junge Mann, „wie einer, an dem ein Mord begangen worden ist."

Damit küßte er den Damen die Hände, umarmte den Oberstlieutenant und flog wieder zur Thür hinaus, ohne ein Wort weiter zu sagen. Der Oberstlieutenant ihm rasch nach. Die Frauenzimmer waren in bitterer Verlegenheit. Ich erfuhr, dieser junge Mann sei der Graf Holten aus der Nachbarschaft; gestern Abend, wie oft geschehen, zum Besuch angekommen; noch vor einer Stunde sehr vergnügt gewesen, und nun sich selbst nicht mehr ähnlich.

„Was ist ihm begegnet?" fragten die Damen den Oberstlieutenant, als er nach geraumer Zeit wieder zurückkam.

Der Alte ward ernsthaft, schüttelte den Kopf, und lächelte endlich zu seiner Sophie hinüber und sagte: „Frage doch Josephinen."

„Hätte sie ihn beleidigt?“ forschte die Tante betroffen.

„Wie man's nimmt!“ erwiederte er: „Es ist eine lange Geschichte, der Graf aber gab sie mir mit zwei, drei Worten: „Ich liebte, und ward nicht wieder geliebt.“

Indem öffnete sich die Thür und das Fräulein von Tarnau trat herein. Sie wars! und liebenswürdiger, schöner, als ich sie in Wien, anmuthiger, als ich sie in meinen Träumen gesehen Ich stand auf, wollte ihr entgegen — — aber meine Knie wankten, ich war festgebannt — ich stammelte unzusammenhängende Worte — ich war der glückseligste und elendeste aller Sterblichen.

Hoch erröthet stand Josephine unter der Thür, starrte mich an, wie eine Geistererscheinung, und trat dann, bald von ihrer Ueberraschung genesen, lächelnd zum Tische vor. Nun, nach den ersten umgewechselten Begrüßungen, ward das Räthsel unsers unvermutheten Zusammentreffens gelöset. Ich erzählte, daß ich erst gestern von ihrem Hiersein erfahren; sie, daß ihr Vater die mährischen Güter unangenehmer Familienverhältnisse willen verkauft, und sich hier in der reizendsten Landschaft von der Welt angesiedelt habe.

„Ach, Tante, liebe Tante!“ rief sie, indem sie die Hand der Tante in ihre beiden schloß, und an ihre Brust drückte, und mich mit Blicken musterte, aus denen die Freude unzweideutig schimmerte: „Habe ich's Ihnen nicht gesagt? habe ich nicht Recht gehabt?“

Die gute Tante warf lächelnd einen Schweigen fordernden Blick auf Josephinen. — Die Mutter schlug die Augen nieder, um eine gewisse Verwirrung zu verbergen. Der alte Vater beobachtete mit forschendem Blick Einen um den Andern, stand auf, und rannte mir mit lauter Stimme in die Ohren: „Herr Walter, es will mich bedünken, Sie haben die Bohne dennoch am rechten Ort gefunden. — Aber du, Josephine, was hast du mit dem Grafen gehabt, daß er, nota bene! im Sturm davongegangen?“

Josephine antwortete ausweichend. — Alle erhoben sich. Man ging in den Garten. Der Oberstlieutenant zeigte mir seine Gebäude, Wiesen, Aecker, Ställe, Scheunen, während die Frauenzimmer im Pavillon des Gartens in lebhafter Unterredung waren. Nach einer langweiligen halben Stunde kamen wir von der ökonomischen Reise zu ihnen zurück. Nun ward der alte Herr auf die Seite genommen, und Josephine mir zur Begleitung gegeben.

Ich nahm mir vor, gegen Josephinen sehr zurückhaltend zu sein, — ich fürchtete das Schicksal des Grafen Holten. Wir sprachen von unserer Bekanntschaft in Wien, von unsern damaligen Unterhaltungen, Spazierfahrten und kleinen Schicksalen. „Ach!“ rief Josephine, „und wenn Sie wüßten, was ich Ihretwillen gelitten, da Sie so plötzlich von uns gerissen wurden. Gewiß, seitdem ist kein — — ja, wir haben noch oft von Ihnen gesprochen.“

Nun — wie hätte ich anders können? — nun erzählte auch ich meine Schicksale, meine zweite Reise nach Wien, mein Wohnen in ihren Zimmern — und immer leiser, immer schüchterner — den Fund der Bohne — meine Heimkunft in der Vaterstadt — die Geschichte des gestrigen Abends. Dann schwieg ich. Aufzusehen wagte ich nicht. Ich wühlte mit dem Fuß im Sande. Josephinens Schweigen dauerte lange.

Endlich war mir's, als hörte ich schluchzen. Ich sah auf. Sie hatte ihr Gesicht ins Schnupftuch verhüllt. — Mit zitternder Stimme fragte ich: „Um Gotteswillen, Fräulein, war Ihnen meine Aufrichtigkeit unangenehm?“

Sie ließ das Schnupftuch fallen, und sah mich mit verweinten Augen lächelnd an. „Ist das Alles Wahrheit?“ fragte sie nach einer Pause. Ich riß die Schnur mit der Bohne von meinem Halse, und hielt sie ihr dar mit den Worten: „Die zeugt für mich.“

Sie nahm die Schnur, wie aus Neugier, um die goldene Einfassung zu betrachten. Sie weinte heftiger. Dann lehnte sie sich auf meinen Arm, legte ihre Stirn auf meine Achsel und sagte: „Ich glaube an eine Vorsehung, Walter!“

Da schloß ich meine Arme um das himmlische Geschöpf, und rief: „O könnte ich jetzt sterben!“ — Sie sah erschrocken zu mir auf.

Die Stimmen der Kommenden zwischen den Gebüschen der kleinen englischen Anlage mahnten uns, ihnen entgegenzugehen. Josephine hatte noch die Schnur mit der Bohne in der Hand, als wir vor ihren Aeltern standen. Der Oberstlieutenant sah es, und lachte laut auf. — Josephine verbarg ihr schönes Antlitz an der Brust der zärtlichen Mutter — doch wozu noch die Worte alle? Sie wissen ja, daß Josephine meine Gattin ist; ich wollte Ihnen nur den Roman meiner Liebe erzählen.

Blätter aus dem Tagebuche des armen Pfarr-Vikars von Wiltshire.

Goldsmiths Vicar of Wakefield erschien das erstemal im Jahr 1772 zu London gedruckt. Man erwähnt dieses Umstandes, an welchem den wenigsten Lesern viel gelegen sein mag, nur darum, weil es auch möglich ist, daß der Dichter den ersten Gedanken zu seinem Roman aus dem British Magazine von 1766 geschöpft hat, wo das Tagebuch, oder eigentlich nur ein Bruchstück desselben, von einem armen Vikar von Wiltshire abgedruckt stand. Das British Magazine gibt dazu die Versicherung, daß die Aechtheit des Bruchstücks unzweifelhaft, und nichts darin erdichtet sei.

Es ist unmöglich, diese Aechtheit aus andern, als innern Gründen zu beweisen. Die Leser müssen sich gefallen lassen, das Bruchstück auf Treu und Glauben hinzunehmen. Vielleicht werden sie nur bedauern, daß es Bruchstück ist. Vielleicht aber war es auch das Wichtigste aus dem Tagebuche und aus dem ganzen Lebenslaufe des guten Vikars.

Am 15. Dezember 1764.

Ich erhielt von Herrn Dr. Snart, meinem Patron, zehn Pfund Sterling, als den Betrag des halbjährigen Gehalts. Ich mußte den sauer verdienten Lohn noch unter mancher Unannehmlichkeit in Empfang nehmen.

Nachdem ich anderthalb Stunden im kühlen Vorzimmer des Herrn Rektors hatte warten müssen, erlaubte man mir's endlich, in sein Gemach zu treten. Er saß im großen Lehnstuhle am Schreibtische; das Geld war schon gezählt. Er erwiederte meine Verbeugungen mit einem majestätischen Kopfnicken seitwärts, indem er seine schöne, schwarzseidene Hausmütze ein wenig aus dem Nacken empor und wieder zurückschob. Wirklich hat er viel Würde. Ich kann mich nie ohne Ehrfurcht nahen. Ich glaube, ich würde zu dem Könige selbst nicht mit größerer Ehrerbietung hintreten.

Er nöthigte mich nicht zum Sitzen, obwohl er wissen konnte: daß ich den Morgen schon eilf (englische) Meilen gemacht hatte bei schlechtem Wetter, und vom anderthalbstündigen Stehen im Vorzimmer auch nicht viel Trost für die müden Beine gehabt. Er wies mit der Hand auf das Geld.

Mir schlug das Herz gewaltig, als ich nun mit der lange überlegten und wohl eingelernten Bitte um einige Gehaltsvermehrung hervortreten wollte. Daß ich doch meine Schüchternheit auch in den allerunschuldigsten, ja ich darf sagen, in den gerechtesten Sachen nicht ablegen kann! Mit einer Angst, als wollte ich ein Verbrechen begehen, hob ich zweimal vergebens an. Gedächtniß, Wörter und Stimme verliessen mich. Der Schweiß stand mir plötzlich in großen Tropfen auf der Stirn.

„Was wollen Sie eigentlich?" fragte er sehr leutselig.

— „Ich bin — Alles ist theuer — kaum im Stande, mit dem geringen Gehalt in diesen Zeiten auszukommen."

„Geringer Gehalt, Herr Vikar? Wo denken Sie hin? Ich kann jeden Tag einen andern Vikar um fünfzehn Pfund Sterling Jahrgehalt haben!"

— „Um fünfzehn Pfund! Nun ja, wenn er ohne Familie ist, mag er's mit dem Gelde machen."

„Ihre Familie, Herr Vikar, hat sich doch nicht vermehrt, hoffe ich? Sie haben ja nur zwei Töchter."

— „Ja, Ihro Hochwürden. Aber diese wachsen heran. Meine Jenny, die älteste, ist nun achtzehn Jahre, und Polly, die jüngere, bald zwölf Jahre alt."

„Desto besser. Können die Mädchen nicht arbeiten?"

Ich wollte antworten. Er ließ mich aber nicht zum Worte kommen, sondern stand auf und sagte, indem er gegen das Fenster ging und mit den Fingern an den Scheiben trommelte: „Ich habe heute unmöglich Zeit, mich weiter einzulassen. Ueberlegen Sie's, ob Sie mit fünfzehn Pfund des Jahrs die Stelle beibehalten wollen, und melden Sie mir's dann. Können Sie nicht, so wünsche ich Ihnen eine bessere Vikarstelle zum Neujahrgeschenk."

Er verbeugte sich höflich gegen mich und schob wieder an der Mütze. Ich strich hastig das Geld ein, und empfahl mich seiner Huld. Ich war wie angedonnert. So kalt hatte er mich noch nie empfangen und abgefertigt. Ohne Zweifel bin ich bei ihm verleumdet. Nicht einmal bot er mir, nach bisheriger Gewohnheit, ein Mittagessen an. Ich hatte darauf gehofft; denn ich war nüchtern von Erekelade in aller Frühe fortgegangen. Nun kaufte ich mir in der Vorstadt bei einem Bäckerladen, an dem ich vorüberging, ein Brod, und machte mich damit auf den Rückweg.

Wie niedergeschlagen war ich auf dem Wege. Ich weinte, wie ein Knabe. Die Thränen fielen auf das Brod, indem ich es hungrig verschlang.

Pfui, Thoms! Schäme dich deines Kleinmuths. Lebt der alte Gott nicht mehr? Und wenn du nun die ganze Stelle verloren hättest? Jetzt sind es ja nur fünf Pfund weniger! — Freilich der vierte Theil des ganzen kleinen Jahrlohns! freilich auf den Tag im Durchschnitt kaum zehn Pences, wovon drei Personen sich nähren und kleiden müssen. — Was ist's denn weiter mehr? — Der die Lilien auf dem Felde kleidet! Der den jungen Raben ihr Futter gibt! — Man muß vom alten Wohlleben etwas abbrechen *).

*) Man kann sich das Wohlleben denken, das der arme Vikar mit seinen Kindern bei zwanzig Pfund Sterling jährlich führen konnte. Ein Pfund Sterling ist ungefähr so viel, als ein Louisd'or oder sechs Thaler sächsisch. Er hatte also nur hundert und zwanzig Thaler Einnahme im Jahre.

Am 16. Dezember.

Ja, ich glaube, Jenny ist ein Engel. Ihre Seele ist noch schöner, als ihr Leib. Beinahe muß ich mich schämen, ihr Vater zu sein. Sie ist viel besser und frömmer, als ich.

Gestern hatte ich nicht den Muth, den beiden Mädchen unser bevorstehendes Unglück zu verkünden. Als ich es heute that, ward Jenny ernst, dann plötzlich wieder freundlich, und sagte: „Bist du unruhig, Vater?“

„Sollte ich nicht?“

„Nein, du solltest nicht.“

„Liebes Kind, wir kommen nie aus Schuldennoth und Sorgen. Ich weiß nicht, wie wir bestehen werden. Es fehlt uns so Vieles! Wer gibt es nun bei fünfzehn Pfund, die kaum für Lebensmittel hinreichen?“

Statt der Antwort legte Jenny schmeichelnd ihren Arm um meinen Nacken, und wies mit der andern zum Himmel. „Der dort!“ sagte sie.

Polly setzte sich auf meinen Schoos, streichelte mir das Gesicht und sagte: „Ich will dir was erzählen. Mir träumte diese Nacht, es sei Neujahr, und der König sei nach Crekelade gekommen. Das war dir eine Pracht. Der König stieg vor unserer Hausthür vom Pferde, und kehrte bei uns ein. Da hatten wir unsere Noth mit Kochen und mit Braten. Der König aber ließ von seinen eigenen Speisen bringen in goldenem und silbernem Geschirr. Draussen schollen Pauken und Trompeten. Und denke dir, bei Pauken- und Trompetenklang brachte man dir auf einem Atlaskissen zum Neujahrsgeschenk eine goldene Bischofsmütze. Sie sah etwas närrisch aus, ungefähr wie die spitzen Hauben der Bischöfe im alten Bilderbuche. Du nahmst dich aber darin recht gut aus. Doch mußte ich mich fast ausser Odem lachen. Da weckte mich Jenny. Ich war recht böse darüber. Der Traum von dem Neujahrsgeschenk hat gewiß etwas zu bedeuten. Bis Neujahr sind es ja nur noch vierzehn Tage.“

Ich sagte der Polly: „Träume sind Schäume.“ Sie aber sagte: „Träume kommen von Gott.“

Zwar glaube ich an so etwas nicht. Doch will ich den Traum aufschreiben, um zu sehen, ob er ein tröstender Wink des Himmels war. Ein Neujahrsgeschenk wäre ja doch möglich, das uns Allen wohl zu Statten käme.

Den ganzen heutigen Tag habe ich gerechnet. Ich rechne nicht gern. Das Rechnen und Geldwesen macht mir den Kopf wüst und das Herz leer und doch schwer.

Am 17. Dezember.

Meine Schulden sind, Gott sei Dank, nun alle, bis auf eine, abgetragen. An fünf verschiedenen Orten zahlte ich sieben Pfund Sterling und eilf Schilling; bleiben mir also baar zwei Pfund und neun Schilling. Damit soll ich ein halbes Jahr haushalten. Helfe mir Gott!

Die schwarzen Hosen, welche ich beim Schneider Cutbay sah, muß ich nun wohl ungekauft lassen, obgleich ich sie dringend nöthig hätte. Sie sind zwar schon getragen, doch noch gut im Stande, und der Preis wäre billig, aber Jenny hat einen Rock noch nöthiger. Das gute Kind dauert mich, wenn ich es bei der strengen Kälte im leichten Kamelotkleide sehen muß. Polly kann mit dem Kleide zufrieden sein, das ihr die Schwester aus ihrem alten sehr künstlich zusammengestickt hat.

Auch meine Theilnahme an der Zeitung, die ich bisher mit dem Weber Westburn hielt, muß ich aufgeben. Das thut mir weh. Hier in Crekelade erfährt man sonst nichts vom Laufe der Welt. Beim Pferderennen in Newmarket gewann der Herzog von Cumberland gegen den Herzog von Grafton eine Wette von fünftausend Pf. Sterling. Es ist doch sonderbar, daß sich die Worte der Schrift immer so buchstäblich erwahren: Wer da hat, dem wird gegeben! Und man kann hinzufügen: wer wenig hat, dem wird noch genommen. Ich muß noch fünf Pfund von meinem armen Gehalt verlieren.

Pfui, Thoms, schon wieder murrend! Und warum? Wegen der Zeitung, die du nicht mehr mithalten kannst? — Schäme dich. Wirst es ja doch wohl von Andern erfahren, ob General Paoli auf Korsika die Freiheit behaupten werde. Die Franzosen haben den Genuesen freilich Hilfstruppen zugesagt; aber Paoli hat zwanzigtausend Mann alter Soldaten.

Am 18. Dezember.

Ach, wie glücklich sind wir armen Leute doch! Um ein Spottgeld hat Jenny einen braven Weiberrock bei der Trödlerin Barde gekauft, und nun sitzt sie da, und trennt ihn in Polly's Gesellschaft auf, um einen neuen daraus für sich zu machen. Jenny versteht das Handeln und Feilschen besser, denn ich. Aber man gibt ihr auch lieber nach, wenn sie so englisch-mild bittet. Nun ist Freude über Freude im Hause. Am Neujahrstage will Jenny zum erstenmal im neuen Rocke erscheinen. Polly macht hundert lustige Glossen und Prophezeihungen dazu. Ich wette, der Bey von Algier hat sich nicht so sehr über das kostbare Geschenk der Venetianer gefreut, über die zwei Diamantringe, die beiden mit Brillanten besetzten Uhren, die mit Gold ausgelegten Pistolen, köstlichen Teppiche, Pferdedecken, und die zwanzigtausend Zechinen baar ungerechnet.

Jenny meint, wir müssen uns ihren Rock am Mund absparen. Bis Neujahr wird kein Fleisch gekauft. Das ist ganz recht.

Der Weber Westburn ist ein edler Mann. Ich sage ihm gestern die Zeitung auf, weil ich meines bisherigen Gehalts, vielleicht meiner ganzen Stelle, nicht sicher sei. Er schüttelte mir die Hand und sagte: „So halte ich das Blatt allein, und Sie, Herr Vikar, lesen es doch mit mir.“

Man muß nur nie verzagen. Es gibt der guten Menschen in der Welt mehr, als man glaubt, und unter den Armen mehr, als unter den Reichen.

An demselben Tage Abends.

Der Bäcker ist ein unfreundlicher Mensch. Ob ich ihm gleich nichts mehr schuldig bin, machte er doch der guten Polly, als sie Brod holte, und sie es gar klein und schlecht aufgegangen oder halb verbrannt fand, einen Zank, daß die Leute auf den Straßen still standen. Dann erklärte er zu meinen Handen, er gebe nichts mehr auf Borg; wir sollten unser Brod anderswo kaufen. Polly dauerte mich. Wir hatten genug zu trösten.

Ich weiß nicht, wie die Crekelader zu allen Nachrichten kommen. Jedermann im Dorfe spricht davon, der Rektor Snart werde statt meiner einen andern Vikar anstellen. Das wäre mein Tod.

Der Metzger sogar muß davon Wind bekommen haben. Denn umsonst schickte er seine Frau nicht mit Klagen über schlechte Zeiten zu mir, und daß er unmöglich ferner sein Fleisch anders als gegen baare Bezahlung verkaufen könne. Die Frau war wirklich sehr höflich, und konnte nicht genug sagen, wie lieb und werth wir ihr wären. Sie rieth uns, zum Colswood zu gehen, und da unsere kleinen Fleischvorräthe einzukaufen; er sei ein vermöglicherer Mann, und könne mit dem Gelde leichter warten. Ich mochte der guten Frau nicht sagen, wie uns dieser Wucherer vor einem Jahre behandelte, als er uns das Pfund Fleisch um einen Penny theurer, denn andern Leuten, angerechnet hatte, und, da ihm sein Schwören und Fluchen nicht half, und er nicht läugnen konnte, rund heraus sagte: sein Geld, wenn er es ein Jahr lang ausstehen habe, müsse verzinset werden, und uns die Thür wies.

Noch besteht meine Baarschaft in einundvierzig Schilling drei Pences. Wie soll das enden, wenn mir Niemand mehr so viel vertraut, daß ich meine Lebensmittel am Ende eines Vierteljahrs bezahlen kann? — Und wenn Rektor Snart einen andern Vikar nimmt! — Da bin ich mit meinen armen Kindern auf die Gasse hinausgeworfen.

Nun, und Gott ist auch auf der Gasse!

Am 19. Dezember, in der Frühe.

Ich erwachte heute schon sehr früh und überlegte, was in meiner mißlichen Lage zu thun sei. Ich dachte wohl an Master Sitting, meinen reichen Vetter zu Cambrigde; allein die armen Leute haben keine Vettern, nur die reichen. Brächte mir der Neujahrstag die Bischofsmütze aus Polly's Traum, wäre mir das halbe England verwandt.

Folgenden Brief habe ich an den hochwürdigen Herrn Dr. Snart geschrieben und der heutigen Post mitgegeben:

„Ich schreibe mit bangem Herzen. Denn Jedermann sagt, daß Ew. Hochwürden einen andern Vikar, statt meiner, anstellen. Ich weiß nicht, ob das Gerücht Grund habe, oder nur entstanden ist, weil ich einigen Personen von der Unterredung gesagt habe, die ich mit Ihnen hatte.

„Dero mir anvertrautes Amt habe ich mit Eifer und Treue verwaltet, Gottes Wort lauter und rein gelehrt, keine Klage über mich vernommen; selbst mein innerer Richter verurtheilt mich nicht. Ich bat demüthig um eine kleine Zulage meines geringen Gehalts. Ew. Hochwürden sprachen von Verminderung meines Lohns, der kaum hinreicht, mir und meiner Familie die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu bestreiten. Möge Ihr menschenfreundliches Herz entscheiden.

„Unter Ew. Hochwürden seligem Vorgänger habe ich sechszehn, unter Ihnen anderthalb Jahre gedient. Ich bin ein Fünfziger; mein Haar beginnt grau zu werden. Ohne Bekannte, ohne Gönner, ohne Aussicht auf ein anderes Amt, ohne Kenntniß, mir auf andere Weise mein Brod zu schaffen, hängt mein und meiner Kinder Glück allein von Ihrer Gnade ab. Lassen Sie uns fallen, bleibt uns keine andere Stütze, als der Bettelstab.

„Meine Töchter, allmälig erwachsen, verursachen, bei aller Einschränkung, größere Ausgaben. Die älteste Tochter, Jenny, vertritt bei der jüngern Mutterstelle und führt das Hauswesen. Wir halten keine Magd; meine Tochter ist die Magd, die Köchin, die Wäscherin, die Schneiderin, die Schusterin sogar; so wie ich der Zimmermann, der Maurer, der Schornsteinfeger, der Holzspalter, der Gärtner, Bauer und Holzträger meines Hauses bin.

Mit uns war bisher Gottes Barmherzigkeit. Keines ward krank. Wir hätten keine Arznei bezahlen können. Crekelade ist ein kleiner Ort.

„Meine Töchter boten sich vergebens an, für andere Haushaltungen Arbeiten zu machen, zu waschen, zu flicken, zu nähen. Selten empfingen sie eine Arbeit. Hier zu Lande hilft sich jede Haushaltung selbst; Niemand ist reich.

„Es wäre ein herbes Schicksal, wenn ich ferner mit zwanzig Pfund Sterling im Jahre mich und die Meinigen durchbringen sollte; es wäre das traurigste, wenn ich es mit fünfzehn Pfund versuchen müßte. Aber ich vertraue auf Ihr Erbarmen und auf Gott, und bitte Ew. Hochwürden, mich wenigstens aus der Angst reissen zu wollen."

Nachdem ich den Brief geschrieben, warf ich mich auf die Knie, während ihn Polly zum Postboten trug, und betete um glücklichen Ausgang. Da ward es mir im Gemüth wunderbar hell und wohl. Ach, ein Wort zu Gott ist immer ein Wort von Gott. Ich ging so leicht aus meinem Kämmerlein hervor, und war doch so schwer hineingegangen.

Jenny saß am Fenster bei der Arbeit. Sie saß da mit einer Ruhe, Seligkeit und Anmuth, wie ein Engel. Es strahlte von ihrem Antlitze, wie Licht. Ein schwacher Sonnenblick durch das kleine Fenster verklärte das ganze Zimmer. Mir war himmlisch wohl. Ich stellte mich ans Pult und schrieb meine Predigt: „Von den Freunden der Armuth."

Ich predige in der Kirche eben so viel mir selber, als Andern. Und geht Keiner gebessert aus der Kirche, bin ich es doch; und schöpft keine Seele Trost aus meinen Worten, schöpfe ich ihn doch. Es geht dem Geistlichen, wie dem Arzt. Er kennt die Kraft seiner Arzneien, aber nicht immer ihre Wirksamkeit auf die Natur aller Kranken.

An demselben Tage Morgens.

Am Morgen erhielt ich ein Billet, das mir ein Fremder aus dem Wirthshause schickte, welcher daselbst übernachtet hatte. Der Unbekannte bat mich wegen dringender Angelegenheiten auf einen Augenblick zu sich.

Ich ging zu ihm. Es war ein hübscher junger Mann, von etwa sechsundzwanzig Jahren, von edeln Gesichtszügen und vielem Anstande. Er trug einen alten, abgeschabten Ueberrock, und Stiefeln, an denen der gestrige Koth verhärtet war. Sein runder Hut, obwohl ursprünglich kostbarer, als der meinige, war doch weit verdorbener und abgerissener. Der junge Mann schien, ungeachtet seiner übel bestellten Kleidung, von gutem Hause zu sein. Er trug wenigstens ein sauberes Hemd vom feinsten Linnen, wenn es ihm nicht etwa von einer mildthätigen Hand erst verehrt worden war.

Er führte mich in ein Nebenzimmer der Wirthsstube, bat tausendmal um Entschuldigung, mich bemüht zu haben, und entdeckte mir demüthig, er sei in der bittersten Verlegenheit, kenne Niemanden an diesem Orte, wo er gestern Abend angekommen wäre, und habe deswegen seine Zuflucht zu mir, als Geistlichen, nehmen wollen. Er wäre, setzte er hinzu, seines Gewerbes ein Komödiant, jetzt ohne Anstellung, und im Begriff, nach Manchester zu reisen. Nun aber sei er mit seinem Gelde zu Ende, so, daß er nicht einmal genug habe, den Wirth völlig zu bezahlen, geschweige nach Manchester zu kommen. Demnach wende er sich in der Verzweiflung an mich. Mit zwölf Schilling wäre ihm geholfen. Er wolle mir, wenn ich ihm den Vorschuß machen könne, das Geld, sobald er wieder bei einem Theater angenommen sein würde, ehrlich und dankbar zurückstellen. Sein Name sei John Fleetmann — —

Er hätte nicht nöthig gehabt, seine Noth und Angst mir so ausführlich zu schildern. In den Zügen seines Gesichts lag noch mehr Kummer und Unruhe, als in seinen Worten. Allein in meinem Gesichte las er vermuthlich etwas Aehnliches; denn wie er die Augen zu mir aufschlug, erschrack er und sagte: „Wollen Sie mich hilflos lassen?"

Ich erklärte ihm nun ganz unumwunden meine Lage: daß er nichts weniger von mir als den vierten Theil meiner Baarschaft begehre; daß ich sogar in größter Ungewißheit über die fernere Dauer meines Amtes schwebe.

Plötzlich kalt, und wie in sich zurückgesunken, sagte er: „Sie rechnen einem Unglücklichen Ihr Unglück vor. Ich fordere von Ihnen nichts. Ist denn Niemand anders in Crekelade, der, wenn auch keinen Reichthum, doch Mitleiden hat?"

„Ich sah den Herrn Fleetman verlegen an, und schämte mich ein wenig, ihm meine böse Lage vorgestellt zu haben, um dahinter ohne Erröthen hartherzig sein zu können. Zugleich sann ich umher unter meinen Crekeladern, und getraute mich nicht einen zu nennen. Ich kannte ihre Herzen vielleicht zu wenig.

Dann trat ich ihm einen Schritt näher, und legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Herr Fleetmann, Sie thun mir leid. Haben Sie noch ein wenig Geduld. Sie wissen, wie arm ich bin. Ich will Ihnen helfen, wenn ich kann. In einer Stunde gebe ich Ihnen Bescheid."

Ich ging nach Hause. Unterwegs dachte ich: „Sonderbar, warum der Fremde sich eben an *mich* zuerst wendet, und der Komödiant an einen Geistlichen. Ich muß etwas in meiner Natur haben, das den Instinkt der Unglücklichen und Begehrenden magnetisch anzieht. Denn was in Noth ist, spricht mich an, der doch das Wenigste zu geben hat. Sitze ich bei Fremden am Tische, kann ich darauf zählen, hat unter den Gästen Einer einen Hund, wird der Hund unabtreiblich seinen Blick auf die Bissen richten, die ich esse, und vertrauensvoll seinen Kopf mit der naßkalten Schnauze auf eins *meiner* Knie legen."

Daheim erzählte ich den Kindern, wer der Fremde sei, und was er von mir begehre. Ich wollte Jenny's Rath hören. Sie sagte mitleidig: „Ich weiß, Vater, was du denkst, darum habe ich dir nichts zu rathen."

„Und was denke ich denn?"

„Du denkst: ich will gegen den armen Komödianten sein, wie ich wünsche, daß Gott und der Doktor Snart gegen mich sein möchten."

Das hatte ich wohl nicht gedacht; aber ich wünschte, es gedacht zu haben. Ich suchte die zwölf Schilling hervor und gab sie an Jenny, daß sie dem Reisenden die Gabe brächte. Ich mag nicht gern das leidige Danken mit anhören, weil mich das demüthigt. Undank erhöht mich. Auch wollte ich mich nicht in der Ausarbeitung meiner Predigt stören.

An demselben Tage Abends.

Der Komödiant ist gewiß ein guter Mensch. Als Jenny vom Wirthshause zurückgekommen war, wußte sie viel von ihm zu erzählen, nicht minder auch von der Wirthin. Diese Frau hatte es sogleich herausgebracht, daß ihr Gast einen

leeren Beutel habe, und Jenny konnte es ihr nicht läugnen, daß ich ihm etwas Reisegeld schicke. Da mußte Jenny eine lange Strafpredigt anhören über den Leichtsinn des Gebers, wenn man selbst nichts habe; über die Gefahr, Landstreicher zu unterstützen, wenn man die eigenen Kinder nicht kleiden könne. Das Hemd sei näher, als der Rock. Selber essen mache fett, u. s. w.

Ich war eben wieder an meiner Predigt, als Herr Fleetmann hereintrat. Er wollte, sagte er, Crekelade nicht verlassen, ohne seinem Wohlthäter zu danken, durch welchen er aus der peinlichsten Verlegenheit gerissen sei. Jenny war daran, den Tisch zu decken. Wir hatten Rüben und einen Eierkuchen. Ich lud den Reisenden ein, mit uns zu Mittag zu essen. Er schlug es nicht aus. Er mochte es wohl nöthig haben; denn er hatte sich im Wirthshause von seinem Frühstück schwerlich satt gegessen. Polly mußte Bier holen. Wir hatten lange nicht so gut gelebt.

Herr Fleetmann schien sich bei uns zu gefallen. Er hatte sein voriges Kummergesicht ganz verloren; doch blieb ihm das, unglücklichen Leuten eigene, schüchterne, verlegene Wesen. Er meinte, wir wären sehr glücklich, und das bestätigten wir ihm auch. Er meinte, ich sei wohlhabender und reicher, als ich das Ansehen haben wollte, zu sein. Darin irrte er sich. Ohne Zweifel blendete den guten Menschen die Ordnung und Reinlichkeit unserer Zimmer, die Klarheit der Fenster, die Sauberkeit der Umhänge, des Tischgeräthes, des Bodens, der Firniß unserer Tische und Stühle. In den Hütten der Armuth pflegt man gewöhnlich den Unflath überall zu sehen, weil arme Leute nicht zu sparen wissen. Ordnung und Reinlichkeit aber, das predigte ich meiner seligen Frau und meinen Töchtern immer, sind die ersten aller Sparmittel. Jenny ist darin Meisterin. Sie übertrifft beinahe die Mutter, und bildet ihre Schwester Polly glücklich nach. Ihren scharfen Augen entgeht kein Fliegenfleck.

Unser Gast war mit uns Allen bald sehr bekannt und traulich. Doch sprach er weniger von seinem, als unserm Schicksale. Der arme Mensch muß einen schweren Kummer auf dem Herzen haben, ich will nicht glauben, auf seinem Gewissen. Ich bemerkte, daß er oft plötzlich im Gespräch abbrach und sich verfinsterte, dann sich anstrengte, wieder heiter zu sein. Tröste ihn Gott.

Als er nach dem Essen von uns ging, gab ich ihm noch manchen wohlgemeinten guten Rath mit auf den Weg. Ich weiß es, Komödianten sind ein etwas leichtes Völkchen. Er versprach mir heilig und theuer, sobald er Geld habe, meinen Vorschuß zurückzusenden. Es muß ihm damit sehr ernst sein; denn er sah sehr ehrlich aus und fragte mehrmals, wie lange ich mit dem Rest meiner Baarschaft glaube die nothwendigsten Bedürfnisse der Haushaltung bestreiten zu können.

Seine letzten Worte unter der Thür waren: „Es ist unmöglich, Ihnen kann es in dieser Welt nicht übel gehen. Sie haben den Himmel in der Brust, und zwei Engel Gottes neben sich.“ Bei diesen letzten Worten deutete er auf Polly und Jenny.

Am 20. Dezember.

Der Tag verstrich sehr ruhig, doch kann ich nicht sagen, angenehm. Denn der Krämer Loster schickte mir die Rechnung vom Jahre. Sie war für die von ihm genommenen Waaren größer, als wir erwartet hatten, ob wir gleich nichts genommen, was nicht auch von uns aufgeschrieben werden wäre. Allein er hatte bei allen Artikeln mit dem Preise aufgeschlagen; sonst traf seine Rechnung redlich mit der unserigen zusammen.

Das Schlimmste ist der Rückstand meiner Schuld vom vorigen Jahre bei ihm. Er bat um Zahlung derselben, weil er in größter Geldverlegenheit sei. Die Gesammtheit betrug aber achtzehn Schilling.

Ich begab mich zu Herrn Loster. Er ist ein sehr höflicher und billiger Mann. Ich hoffte, ihn mit einer Zahlung auf Rechnung zu beruhigen, und versprach, den Rest auf Ostern abzutragen. Er war aber nicht zu bewegen, und bedauerte, daß ihn die Noth zwingen könne, zu den äussersten Mitteln zu greifen. Wenn er es vermöchte, würde er gern warten; allein binnen drei Tagen habe er einen Wechsel, der auf ihn gestellt sei, zu tilgen. Einem Kaufmann gehe der Kredit über Alles.

Dagegen ließ sich nichts mehr einwenden, nachdem meine wiederholten Bitten eitel gewesen waren. Hätte ich es sollen gegen mich zur richterlichen Betreibung kommen lassen, wie er drohte? Ich schickte ihm das Geld und zahlte ihm die ganze Schuld ab. Nun ist aber auch mein ganzes Vermögen auf eilf Schilling herabgeschmolzen. Gebe der Himmel, daß mir der Komödiant den Vorschuß bald zurückschicke; sonst weiß ich nicht, wie mir weiter helfen.

Nun, wenn du es denn nicht weißt, du Kleinglaubiger, weiß es Gott. Warum ängstigt sich dein Herz? Was hast du denn verbrochen? Armuth ist ja keine Sünde.

Am 24. Dezember.

Man kann doch auch beim Wenigsten recht froh sein. Wir haben tausend Freude an Jenny's neuem Rock. Sie steht darin, schön wie eine Braut. Aber sie will ihn erst zum Neujahrstage das erstemal öffentlich in der Kirche tragen.

Sie rechnet mir jeden Abend nun vor, mit wie geringen Unkosten sie den Tag die Haushaltung bestritten hat. Freilich müssen wir schon Abends sieben Uhr ins Bett, um Lampenöl und Kohlen zu sparen. Daran liegt auch nicht viel. Die Mädchen sind am Tage desto fleißiger, und plaudern im Bette bis Mitternacht. Wir haben von Rüben und Gemüse schönen Vorrath. Jenny meint, sechs

bis acht Wochen wolle sie uns durchhelfen, ohne Schulden zu machen. Das wäre nun wohl ein Kunststück ohne Gleichen. Und bis dahin, hoffen wir Alle, werde Herr Fleetmann, als ehrlicher Mann, Wort halten und mein Darleben zurückzahlen. Wenn ich zu der Hoffnung bedenkliche Miene mache, kann Jenny wahrhaft in Eifer gerathen. Sie läßt auf den Komödianten nichts Uebles kommen.

Er ist unser Gespräch. Besonders machen sich die beiden Mädchen viel mit ihm zu schaffen. Seine Erscheinung brachte in die Einförmigkeit unsers Lebens Etwas Neues. Ein halbes Jahr lang gibt er uns nun wohl zur Unterhaltung Stoff. Lustig ist besonders Jenny's Zorn, wenn die muthwillige Polly sagt: „Aber er ist ein Komödiant!" — Dann erzählt Jenny von den berühmten und reichen Schauspielern in London, die sogar mit den Prinzen des königlichen Hauses essen dürfen; und sie will sogar beweisen, Fleetmann werde einer der besten Schauspieler von der Welt werden. Er habe große Anlagen, vielen Anstand und wohlgewählte Redensarten. „Ja freilich," sagte die schelmische Polly heute sehr witzig, „schöne Redensarten! Er hat dich ja einen Engel Gottes genannt." — „Und dich auch!" rief Jenny ärgerlich. — „Ganz gut, ich ging mit in den Kauf, erwiederte ihr Polly, „aber dich sah er dazu an."

Die Plaudereien und kindischen Neckereien meiner Kinder erwecken mir doch Besorgniß. Polly wächst heran, Jenny ist achtzehnjährig. Welche Aussichten habe ich, die armen Kinder versorgt zu sehen? Jenny ist ein wohlerzogenes, sittsames, hübsches Mädchen; aber ganz Crekelade kennt unsere Armuth. Daher sind wir wenig geachtet, und es wird sich schwerlich ein Mann für Jenny finden. Ein Engel ohne Geld ist heutiges Tages nicht halb so viel werth, als ein Teufel mit dem Sack voller Guineen. Das Einzige hat Jenny von ihrem zarten Gesicht, es sieht sie Jedermann freundlicher an. Hat ihr doch sogar der Krämer Loster, als sie ihm das Geld brachte, ein Pfund Rosinen und Mandeln zum Geschenk gegeben und die Versicherung, er bedaure sehr, von mir das Geld nehmen zu müssen; aber er wolle mir wieder, wenn ich bei ihm Waaren nehme, bis Ostern kreditiren. So viel versprach er mir nicht einmal selbst.

Wenn ich mit Tode abginge, wer würde sich meiner armen verlassenen Kinder annehmen? — Wer? Nun, doch ihr Vater im Himmel. Sie sind zum Glück so weit, daß sie irgendwo in Dienst treten können. Ich will mich nicht um das Künftige härmen.

Am 26. Dezember.

Das waren zwei saure Tage. Das Weihnachtsfest ist mir noch nie so schwer geworden. Ich hielt meine zwei Predigten in zwei Tagen fünfmal in vier verschiedenen Kirchen. Der Weg in die Dörfer war abscheulich, Wind und Wetter fürchterlich. Das Alter läßt sich in mir allmälig verspüren. Es geht nicht mehr so frisch und kräftig, wie ehemals. Freilich, Kohl und Rüben täglich, mager geschmalzt, — das Glas frischen Wassers dazu, geben nicht viel Nahrung.

Ich habe beide Tage beim Pächter Hurst zu Mittag gespeiset. Die Leute sind auf dem Lande doch bei weitem gastfreundlicher, als hier im Städtchen, wo seit einem halben Jahre Niemand daran gedacht hat, mich zu sich einzuladen. Ach, hätte ich meine Töchter bei mir am Tische haben dürfen! Welch ein Ueberfluß! Hätten sie am Weihnachtsfeste nur haben können, was von dem Ueberreste der Mahlzeit des Pächters Hunde bekamen! Nun, sie haben ja doch am Ende noch Kuchen bekommen, und leben jetzt, während ich schreibe, recht herrlich daran. Es war gut, daß ich den Muth hatte, als mir der Pächter und seine Frau noch mehr zu essen aufdrangen, ihnen zu sagen: wenn sie es erlauben wollten, möchte ich meinen Töchtern das Schnittchen Kuchen mitbringen. Die herzguten Leutchen packten mir ein Säckchen voll, und liessen mich, weil es erbärmlich regnete, in ihrem Wagen nach Crekelade fahren.

Am Essen und Trinken zwar ist im Grunde wenig gelegen, wenn man nur hat, den Hunger und Durst nothdürftig zu stillen. Doch läßt sich nicht läugnen, es ist auch um behagliche Pflege des Leibes eine angenehme Sache. Man denkt heller, man fühlt wärmer. Das Flämmlein des Geistes bedarf des Oels in seiner Lampe.

Ich bin sehr müde. Meine Gespräche mit dem Pächter Hurst waren merkwürdig. Ich will sie morgen aufschreiben.

Am 27. Dezember.

Da haben wir nun die volle Freude erlebt! Aber man muß sich auch in der Freude mäßigen. Die Mädchen müssen das auch lernen und sich darin üben. Darum lege ich das angekommene Geldpäckchen unentsiegelt hin, das mir der vortreffliche Herr Fleetmann schickt. Ich thue es nicht auf, bis nach dem Mittagessen. — Meine Töchter sind Evenstöchter; sie sterben bald vor Neugier, zu wissen, was Herr Fleetman schreibt. Nun lesen sie die Aufschrift, und das Päckchen läuft in einer Minute dreimal von der Hand der Einen in die der Andern.

In der That bin ich mehr bestürzt, als erfreut. Ich habe Herrn Fleetmann nicht mehr als zwölf Schilling geliehen, und er schickt mir fünf Pfund Sterling zurück. Gott sei Dank! er muß eine gute Anstellung erhalten haben.

Wie doch Freude und Leid wechseln! — Ich war diesen Morgen zum Aldermann, Herrn Fieldson, gegangen, weil man mir gestern als Gewißheit erzählt hatte, der Fuhrmann Brook zu Wotton-Basset habe sich Schulden halber ums Leben gebracht. Ich hatte ihm vor eilf oder zwölf Jahren, wegen weitläufiger Verwandtschaft mit meiner se-

ligen Frau, um hundert Pfund Sterling bei einem Kauf, den er gemacht, Bürgschaft leisten müssen. Nun habe ich die Bürgschaft noch nicht zurück. Der Mann hat in den letzten Jahren viel Unglück gehabt und sich dem Trunk ergeben.

Der Herr Aldermann beruhigte mich aber sehr. Er sagte, daß er zwar auch von dem bösen Gerüchte vernommen; doch sei es sehr unwahrscheinlich, daß sich Brook entleibt habe. Auch wäre noch keine amtliche Nachricht eingelaufen. So ging ich getrost nach Hause, und betete unterwegs, Gott wolle mir ferner gnädig sein.

Da sprang mir Polly schon von weitem auf der Gasse entgegen und sagte ganz athemlos: „Ein Brief von Herrn Fleetmann, Vater, mit fünf Pfund Sterling! Das Päckchen hat aber auch sieben Pences gekostet.“ Jenny überreichte mir mit freuderothem Angesicht das Geldpäckchen, ehe ich noch Stock und Hut ablegen konnte. Die Kinder waren voll eitel Seligkeit halb närrisch. Da schob ich ihre Messer und Scheeren zurück und sagte: „Nun, sehet ihr wohl, Kinder, daß es weit schwerer ist, eine große Freude mit Gleichmuth und Gelassenheit zu ertragen, als ein großes Uebel? Ich habe euern Frohsinn oft bewundert, wenn wir in der tiefsten Noth lebten, und nicht wußten, wovon wir uns den andern Tag ernähren möchten. Nun seid ihr beim ersten Lächeln des Glückes ganz ausser Fassung. Zur Strafe öffne ich das Päckchen und den Brief nicht bis nach dem Mittagessen.“

Jenny wollte mir zwar behaupten, sie freue sich nicht sowohl über das viele Geld, ob es uns gleich noth genug thue, als über Herrn Fleetmanns ausserordentliche Dankbarkeit, über seine Rechtschaffenheit; sie wünsche nur zu wissen, was er schreibe, wie es ihm ergangen sei. — Ich blieb aber bei meinem Ausspruche; die kleine Neugier soll sich in Geduld üben lernen.

An demselben Tage Abends.

Die Lust hat sich in Traurigkeit verwandelt. Der Brief mit dem Gelde kam nicht vom Herrn Fleetmann, sondern vom Herrn Doktor Snart. Er kündigt mir, laut unserm bestehenden Vertrage, als Antwort auf meinen Brief, meine Stelle bis Ostern auf, womit unsere Rechnung für immer abgethan sei. Er meldete, ich könne mich bis dahin um eine andere Versorgung umsehen, und er habe deswegen mir nicht nur den Gehalt zu allfälligen Reisen vorausbezahlt, sondern auch dem neuen Vikar, als meinem Nachfolger, befohlen, falls ich nichts dawider hätte, meine kirchlichen Verrichtungen zu besorgen.

Also war das Geschwätz der Leute hier im Burgflecken doch nicht ungegründet, und so mag auch wahr sein, daß man sagt, der neue Vikar habe seine Anstellung darum so geschwind erhalten, weil er eine nahe Verwandtin des Doktors Snart, die, man wisse nicht von wem, schwanger sei, geheirathet habe. So verliere ich denn Amt und Brod wegen des Leichtsinns eines Mädchens, und werde mit meinen armen Kindern auf die Gasse hinausgestellt, weil sich ein Mann gefunden, der meine Stelle mit einer Ehrvergessenheit erkaufen konnte.

Jenny und Polly wurden todtenbleich, als sie, statt Herrn Fleetmann, den Rektor reden hörten, und im Päckchen, statt des reichen Geschenks der Erkenntlichkeit, den bittern letzten Gnadenlohn meiner vieljährigen Amtsgeschäfte fanden. Polly warf sich schluchzend auf den Stuhl, und Jenny ging hinaus. Meine Hand zitterte, in der ich den Brief und die förmliche Entlassung hielt. Ich aber ging in mein Kämmerlein, schloß es hinter mir zu, fiel auf meine Knie und betete, während Polly laut weinte.

Ich stand erquickt und beruhigt auf vom Gebete und nahm die Bibel. Und die ersten Worte, welche mir in die Augen fielen, waren: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.“ Jesajas, Kap. 43, Vers 1. — — Da verschwand alle Furcht aus meiner Brust; ich sah empor und sagte: „Ja, Herr, ich bin dein.“

Weil ich Polly nicht mehr weinen hörte, ging ich in die Stube zurück. Da ich aber sah, daß sie auf den Knien lag, betend, ihre gefaltenen Hände auf einen Stuhl gestützt, zog ich wieder zurück ins Kämmerlein, und machte die Thür leise zu, um die liebe Seele doch ja nicht zu stören.

Nach einiger Zeit hörte ich Jenny kommen. Nun begab ich mich zu meinen Töchtern. Sie saßen beide am Fenster. Ich sah an Jenny's verweinten Augen, daß sie ihrem Schmerz in der Einsamkeit Luft gemacht hatte. Sie blickten beide schüchtern zu mir auf. Ich glaube, sie fürchteten sich, in meinem Gesichte eine Spur der Verzweiflung wahrzunehmen. Wie sie aber sahen, daß ich ganz getrost und heiter kam, und sie lächelnd anredete, wurden beide wohlgemuth. Ich nahm den Brief und das Geld, indem ich dazu ein Liedchen pfiff, und trug es in mein Pult. Sie sprachen den ganzen Tag kein Wort von der Begebenheit. Ich mochte sie auch nicht berühren. Bei ihnen war es ein schonendes Zartgefühl, bei mir Furcht, mich vor meinen Kindern schwach zu zeigen.

Am 28. Dezember.

Es ist gut, daß man den ersten Sturm vorüberfahren lasse, ohne seine Verwüstungen allzugenau ins Auge zu fassen. Wir haben alle sehr ruhig die Nacht geschlafen. Nun sprechen wir von dem Brief des Doktors Snart, und von meiner Amtslosigkeit, wie von einer alten Geschichte. Wir machen allerlei Plane für die Zukunft. Das Bitterste in diesen Planen ist, daß wir Drei uns nothwendig für eine Zeit trennen müssen. Es läßt sich vor der Hand nichts Besseres thun, als daß Jenny und Polly suchen in ehrbaren Häusern Dienste zu bekommen, während ich mich auf Reisen begebe,

um irgendwo wieder ein Plätzchen und Brod für mich und meine Kinder zu finden.

Polly hat wieder ihre vorige gute Laune angenommen. Sie sucht wieder ihren Traum von der Bischofsmütze hervor, und belustigt uns damit. Sie zählt beinahe allzuabergläubig auf das Neujahrsgeschenk des Schicksals. Ich habe zuweilen wohl an den Traum gedacht, aber ich glaube nicht daran.

Sobald der neue Vikar, mein Nachfolger, in Crekelade angekommen sein wird, und er in die Geschäfte eintreten kann, übergebe ich ihm die Pfarrbücher und mache mich auf den Weg, mir ein anderes Brod zu suchen. Inzwischen schreibe ich heute nach Salisbury und Warmünster an ein paar alte Bekannte, daß sie trachten, meine Töchter als Köchinnen oder Näherinnen, oder Stubenmägde in achtbaren Familien unterzubringen. Jenny wäre auch eine gute Erzieherin für kleine Kinder.

In Crekelade lasse ich meine Töchter nicht; der Ort ist arm; die Leute sind hier unfreundlich, stolz, und haben eine widerliche kleinstädtische Art. Man spricht jetzt von nichts Anderm, als dem neuen Vikar. Einige bedauern, daß ich fort muß. Ich weiß nicht, wem es vom Herzen geht.

Am 29. Dezember.

Ich habe heute an den Herrn Bischof nach Salisbury geschrieben, und ihm meine traurige, hilflose Lage, die Verlassenheit meiner Kinder und meine vieljährigen treuen Dienste im Weinberg des Herrn lebhaft dargestellt. Er soll ein menschenfreundlicher, frommer Mann sein. Gott regiere sein Gemüth! Unter den dreihundert und vier Kirchspielen der Landschaft von Wildshire sollte doch wohl endlich noch ein kleines Winkelchen für mich zu finden sein! Ich verlange ja nicht viel.

Am 30. Dezember.

Die Bischofsmütze aus Polly's Traum soll bald erscheinen, sonst muß ich ins Gefängniß wandern. Nun, sehe ich wohl, ist das Gefängniß unvermeidlich.

Ich bin halb ohnmächtig, und strenge mich umsonst an, wieder den alten Heldenmuth zu gewinnen. Selbst zum inbrünstigen Gebet fehlt mir's an Kraft. Der Schreck ist zu groß.

Ja, das Gefängniß ist unausweichbar! Ich will es mir recht viel sagen, damit ich mich an meine Aussicht gewöhne.

Der Allbarmherzige erbarme sich meiner lieben Kinder. Ich mag es, ich kann es ihnen nicht sagen. —

Vielleicht hilft mir noch ein früher Tod von der Schmach. Ich fühle mein Gebein zermalmt. Es ist Fieberfrost in meinen Gliedern. Ich kann nicht schreiben vor Zittern.

Einige Stunden nachher.

Nun bin ich schon gefaßter. Ich wollte mich in den Arm Gottes werfen und beten. Aber mir ward nicht wohl. Ich legte mich aufs Bett. Ich glaube, ich habe geschlafen; vielleicht auch bin ich ohnmächtig gewesen. Es sind seitdem drei Stunden vergangen. Die Töchter haben meine Füße mit Kissen bedeckt. Ich bin am Körper matt, aber doch ist mein Herz wieder frisch. Alles, was geschehen ist, was ich gehört habe, schwebt mir wie Traum vor.

Also der Fuhrmann Brook hat sich doch erhenkt. Der Herr Aldermann Fieldson ließ mich berufen, und gab mir die Botschaft. Er hatte ein obrigkeitliches Schreiben, nebst der Anzeige von meiner Bürgschaft, und daß Brook eine ungeheure Schuldenmenge hinterlassen habe. Er erinnerte mich, darauf zu denken, dem Tuchhändler Withiel zu Trowbridge wegen der hundert Pfund Sterling Genüge zu leisten.

Herr Fieldson hatte wohl Ursache, mich aufrichtig wegen dieses unerwarteten Ereignisses zu bedauern. Großer Gott! Hundert Pfund Sterling! Wie soll ich die aufbringen? Wenn man mir und meinen Kindern alle Habschaft nimmt, ist sie beim Verkauf keine hundert Schilling werth. Brook galt sonst für einen rechtschaffenen und sehr reichen Mann. Ich dachte nicht, daß es so mit ihm enden würde. Das Vermögen meiner Frau verschwand während ihrer langwierigen Krankheit; mußte ich doch zuletzt die Aecker, die sie zu Bradford geerbt hatte, unter dem Preise verkaufen. Jetzt bin ich Bettler. Ach, könnte ich nur noch freier Bettler sein! — Ich muß ins Gefängniß wandern, wenn Herr Withiel nicht großmüthig ist. An Zahlung ist nicht zu denken. — —

An demselben Tage Abends.

Ich schäme mich meiner Schwachheit. In Ohnmacht fallen! verzweifeln! Pfui! Und doch an eine Vorsehung glauben! Und ein Priester Gottes sein! Pfui Thoms!

Doch nun habe ich Alles wieder gutgemacht, und gethan, was ich sollte. Den Brief an Herrn Withiel zu Trowbridge habe ich auf die Post getragen. Ich habe ihm mein Unvermögen, die eingegangenen Bürgschaftsverpflichtungen zu erfüllen, ehrlich angezeigt, und daß ihm freistehe, mich in den Schuldthurm führen zu lassen. Hat der Mann menschliches Gefühl, so wird er Mitleiden fühlen; wo nicht, so lasse ich mich hinschleppen, wohin er will.

Als ich von der Post kam, stellte ich den Muth meiner Kinder auf die Probe. Ich wollte sie auf das Böseste vorbereiten. Ach, die Mädchen dachten männlicher, als der Mann, und christlich-größer, als der Priester.

Ich erzählte ihnen von Brooks Tode, von meiner Bürgschaft, von den möglichen Folgen derselben. Beide hörten mir ernst und ängstlich zu.

„Ins Gefängniß?“ sagte Jenny leise weinend und nahm mich in ihre Arme: „Ach, du guter, armer Vater! — Nichts hast du verbrochen, und mußt so vieles dulden. Aber ich gehe nach Trowbridge; ich werfe mich zu Withiels Füßen; ich stehe nicht auf, bis er dich freispricht.“

„Nein,“ rief Polly schluchzend, „thu es nicht! Kaufleute sind Kaufleute. Sie lassen für deine Thränen von der Schuld des Vaters keinen Farthing nach. Ich gehe zum Tuchhändler und verdinge mich ihm auf Lebenszeit bei Wasser und Brod zur wahren Leibeigenen, bis ich durch meine Arbeit die Schuld des Vaters abgethan habe.“

Unter solchen Planen wurden Beide allmälig ruhiger. Aber sie sahen endlich auch das Eitle ihrer Hoffnungen ein. Zuletzt sagte Jenny: „Wozu doch alle diese fruchtlosen Entwürfe? Erwarten wir die Antwort des Herrn Withiel. Will er grausam sein, so sei er's. Gott ist ja auch im Gefängnisse. Vater, geh du ins Gefängniß. Vielleicht hast du es besser da, als jetzt mit uns in dem Elend unsers Lebens. Geh, denn du gehest ohne Schuld. Schande ist dabei für dich nicht. Wir Beide aber verdingen uns als Mägde, und mit unserm Lohn wollen wir dir alle Bequemlichkeiten verschaffen. Zuletzt schäm' ich mich auch des Bettelns nicht. Für einen Vater betteln zu gehen, ist etwas Heiliges und Schönes. Von Zeit zu Zeit kommen wir und besuchen dich. Du sollst gut verpflegt werden. Wir wollen uns nicht mehr fürchten.“

„Jenny, du hast Recht!“ sagte Polly: „Wer sich fürchtet, glaubt an keinen Gott. Ich fürchte mich nicht. Ich will recht froh sein, so froh, wie ich's sein kann, getrennt vom Vater und von dir.“

Solche Reden erhoben mein Herz. Fleetmann hatte beim Abschiede Recht, daß er sagte, ich hätte zwei Engel des Herrn zur Seite.

Am Sylvester-Tage.

Das Jahr ist geendet. Ich danke dem Himmel, es war, mit Ausnahme einiger Stürme, ein herrliches, freudenreiches Jahr! Zwar hatten wir oft kaum satt zu essen — doch wurden wir satt. Zwar kamen zu meinem elenden Gehalt oft bittere Sorgen; allein die Sorgen sogar brachten ihre Freuden. Nun freilich habe ich kaum so viel Vermögen, um mir und meinen Kindern das Leben noch ein halbes Jahr lang zu fristen; allein wie viele Menschen haben nicht so viel, und wissen nicht, wovon den nächsten Tag leben! Meine Stelle habe ich freilich verloren; — bin in meinen alten Tagen ohne Amt und Brod; — es ist möglich, daß ich künftiges Jahr im Gefängnisse wohnen muß, getrennt von meinen guten Töchtern. Allein Jenny hat Recht: Gott wohnt auch im Gefängnisse!

Einem reinen Gewissen ist selbst in der Hölle keine Hölle, und schlechten Seelen ist selbst im Himmel kein Himmel. Ich bin sehr glücklich.

Wer entbehren kann, ist reich. Ein gutes Bewußtsein geht über Ehre vor der Welt. Erst wenn man, was die Leute Schande und Ehre zu nennen pflegen, gleichgültig ansehen kann, ist man recht ehrwürdig. Wer die Welt verschmähen kann, hat den Himmel. Ich verstehe das Evangelium von Christo täglich besser, seit ich es in der Schule des Schicksals lese. Die Gelehrten zu Oxford und Cambridge kommentiren nur Buchstaben, den Geist nicht. Die Natur ist die beste Auslegerin des Evangeliums.

Mit diesen Betrachtungen schließe ich heut das Jahr.

Es ist mir sehr lieb, daß ich seit einigen Jahren dies Tagebuch fortsetze. Jeder Mensch sollte ein solches halten. Man lernt aus sich selbst mehr, als aus den gelehrtesten Büchern. Wenn man sich durch Niederzeichnung seiner Gedanken und Empfindungen gleichsam täglich selbst abmalt, sieht man am Ende des Jahrs, wie viel Gesichter man hat. Der Mensch ist sich in keiner Stunde gleich. Wer da sagt, er kenne sich selbst, hat nur Recht in dem Augenblick, da er es von sich sagt. Denn da fühlt er sich. Wenige wissen, was sie gestern waren; noch Wenigere, was sie morgen sein werden.

Auch dazu ist das Tagebuch gut, daß man festeres Vertrauen auf Gott und Vorsehung gewinne. Die ganze Weltgeschichte lehrt das nicht so lebendig, als die Geschichte der Gesinnungen, Urtheile und Gefühle von einem einzigen Menschen binnen zwölf Monaten.

Ich habe auch dies Jahr die Wahrheit des Erfahrungssatzes bestätigt gefunden: *ein Unglück kommt selten allein*; — aber *wenn die Uebel am höchsten gestiegen sind, beginnen wieder die schönen Stunden.* Daher bin ich, mit Ausnahme der ersten Erschütterungen, wirklich am vergnügtesten, wenn es am ärgsten geht; denn ich freue mich schon auf das Bessere, was nachkommt, und lache, weil mich nichts anfechten kann. Hinwieder bin ich, wenn Alles nach Wunsch geht, ängstlich und schüchtern, und mag mich nicht der Freude sorglos hingeben. Denn ich traue dem Frieden nicht. Das ist das empfindlichste Uebel, von dem man sich überraschen läßt. Auch ist es wahr, daß jedes Unglück in der Ferne furchtbarer scheint, als es ist, wenn man es hat. Gewitterwolken sind in der Nähe nie so schwarz, als wenn sie aus der Ferne heranziehen.

Ich habe bei allen bösen Vorfällen mir's zur Gewohnheit gemacht, blitzschnell zu denken: welches können für mich die nachtheiligsten Folgen davon sein? — Dann mache ich mich ohne anders auf's Aeusserste gefaßt, und es kömmt selten.

Auch *das* finde ich gut. Ich spiele zuweilen wohl mit Hoffnungen, aber ich lasse die Hoffnungen nicht mit mir spielen. Die Hoffnungen im Zaum zu halten, denke ich nur, wie selten das Glück mir wohl will. Dann weichen alle Gaukeleien zurück, als ob sie sich vor mir schämten. Weh dem, der ein Spiel seiner Hoffnungen ist! Er geht tanzenden Irrwischen in die Sümpfe nach.

Am Neujahrstage 1765, des Morgens.

Eine wunderliche und traurige Begebenheit eröffnet dieses Jahr. Folgendes ist der Hergang der Sache.

In der Frühe um sechs Uhr, da ich im Bette liegend über meine heutige Predigt nachdachte, hörte ich an der Hausthür pochen. Polly war schon in der Küche. Sie sprang hinaus, die Thür zu öffnen und nachzusehen. So frühe Besuche sind bei uns ungewöhnlich. Es trat ihr in der Dunkelheit des Morgens eine Mannsperson entgegen, die eine große Schachtel in dem Arm hielt und an Polly übergab mit den Worten: „Herr — (den Namen verstand Polly nicht) übersendet dem Herrn Vikar die Schachtel, und er möchte Sorgfalt haben für den Inhalt."

Polly nahm mit freudiger Bestürzung die Schachtel. Der Träger derselben entfernte sich. Polly klopfte leise an meine Kammerthür, um zu hören, ob ich wache. Sie kam auf mein Antworten, und wünschte mir mit dem guten Morgen zugleich das gute Jahr, und setzte lachend hinzu: „Siehst du, Väterchen, daß Polly prophetische Träume haben kann? Hier ist die verkündete Bischofsmütze!" Nun erzählte sie, wie man ihr das Neujahrgeschenk für mich übergeben habe. Es verdroß mich, daß sie nicht bestimmter nach dem Namen des unbekannten Gönners oder Wohlthäters gefragt habe.

Während sie hinausging, die Lampe anzuzünden und Jenny aus dem Bette zu rufen, kleidete ich mich an. Ich läugne nicht, daß ich von Neugier brannte. Denn bisher waren die Neujahrgeschenke für den Vikar in Crekelade eben so unbedeutend als selten gewesen. Ich vermuthete, mein Gönner, der Pächter, dessen Wohlgefallen ich erworben zu haben schien, wolle mich mit einer Schachtel voll Kuchen überraschen, und bewunderte seine Bescheidenheit, mir das Geschenk zu übersenden, ehe es Tag geworden.

Als ich ins Wohnzimmer trat, standen Polly und Jenny schon vor dem Tische bei der Schachtel, die sorgfältig versiegelt, mit einer Adresse an mich versehen und von ganz ungewöhnlicher Größe war, wie ich noch nie dergleichen Schachteln gesehen hatte. Ich hob sie, und fand sie ziemlich beschwert. Im Deckel waren zwei sauber geschnittene runde Löcher.

Ich öffnete mit Jenny's Hilfe die Schachtel sehr behutsam, weil mir der Inhalt zur sorgfältigen Behandlung empfohlen war. Ein feines weißes Tuch ward abgedeckt, und siehe da — — nein, unser Erstaunen ist nicht zu beschreiben. Wir riefen alle, wie aus einem Munde: „Mein Gott!"

Da lag ein junges Kind, etwa sechs oder acht Wochen alt, schlummernd, in das feinste Linnen mit rosenfarbenen Seidenbändern zierlich eingefälicht. Es ruhete mit dem Köpfchen auf einem weichen blauseidenen Kissen, und war mit einem Bettdeckchen wohlgedeckt. Die Decke, so wie das Häubchen des Kindes, waren mit den kostbarsten Brabanter Spitzen besetzt.

Wir standen einige Minuten lang stumm betrachtend da. Endlich brach Polly in ein närrisches Gelächter aus und rief: „Was wollen wir damit anfangen? Das ist keine Bischofsmütze!" Jenny berührte schüchtern mit der Fingerspitze die Wange des schlafenden Kindes, und sagte mitleidig: „Du armes Geschöpf, hast du keine Mutter, oder darfst du keine Mutter haben? — Großer Gott, ein so liebenswürdiges, hilfloses Wesen verstoßen! — Und sieh nur, Vater, sieh nur, Polly, wie ruhig und vertrauensvoll es schläft, um sein Unglück unbekümmert, als wenn es fühlte, es läge in Gottes Hand. Schlaf nur, du armes, verstoßenes Wesen! Deine Aeltern sind vielleicht zu vornehm für dich armes Geschöpf, und zu glücklich, um ihr Glück durch dich stören zu lassen. Schlaf nur, wir verstoßen dich nicht. Man hat dich an den rechten Ort getragen. Ich will deine Mutter sein."

Wie Jenny so sprach, fielen ein paar große Thränen aus ihren Augen. Ich nahm das fromme, weichherzige Mädchen an meine Brust und sagte: „Sei Mutter! Die Stiefkinder des Schicksals kommen zu den Stiefkindern. Gott prüft unsern Glauben, — nein, er prüft ihn nicht, er kennt ihn schon. Darum mußte uns das verstoßene, kleine Geschöpf zugetragen werden. Zwar wissen wir selbst nicht, wie uns in den nächsten Tagen das Leben fristen. Aber der weiß es, welcher uns zu Aeltern dieser Waise machte."

Also entschieden wir uns kurz. Das Kind schlief fort und fort sanft. Unterdessen erschöpften wir uns in Muthmaßungen über seine Aeltern, die wir ohne Zweifel kennen mußten, weil die Schachtel, laut Aufschrift, mir zugeschrieben war. Polly wußte uns leider vom Träger nicht mehr zu sagen, als sie schon erzählt hatte. Nun, während das kleine Wesen süß schlummerte, und ich meine heutige Neujahrspredigt von der Macht der ewigen Vorsehung durchlief, beriethen sich meine Töchter über die Pflege des armen Ankömmlings. Polly freute sich kindisch; Jenny schien sehr bewegt zu sein. Mir war es, als wenn ich mit dem Anfang des neuen Jahres in eine Zeit der Wunder träte, und — sei es Aberglauben, oder nicht — als wenn das Kindlein ein mir zugesandter Schutzgeist in der Noth wäre. Ich kann nicht aussprechen, wie heiter ich athmete, wie stillselig meine Gefühle waren.

An demselben Tage Abends.

Sehr erschöpft und müde von meinem heiligen Tagwerk kam ich nach Hause. Bei dem äusserst verdorbenen Wege mußte ich doch meine Wanderung auf dem Lande zu Fuß machen. Aber dafür erquickte mich bei der Heimkunft manche frohe Nachricht, die Freude meiner Töchter, das frohe Stübchen. Mir stand der Tisch gedeckt und auf demselben eine Flasche Wein zur Stärkung. Es war Neujahrgeschenk von unbekannter, gütiger Hand.

Vor Allem freute mich der Anblick des muntern Kindes in Jenny's Arm. Polly wies mir die schönen Bettchen unsers Pfleglings, das Dutzend feiner Windeln, die wunderschönen Hauben und Nachtärmelchen, welche in der Schachtel gewesen waren, dann ein versiegeltes Geldpäckchen, mit der Aufschrift an mich, das man zu Füßen des Kindes gefunden hatte, als es erwachte und herausgenommen worden war.

Begierig, von der Herkunft meines kleinen, unbekannten Hausgenossen etwas zu erfahren, eröffnete ich das Päckchen. Es enthielt eine Rolle mit zwanzig Guineen, und einen Brief, der folgendermaßen lautet:

„Vertrauungsvoll auf Ew. Wohlehrwürden Frömmigkeit und Menschenliebe, übergeben Ihnen unglückliche Aeltern ihr theures Kind zur Pflege. Verlassen Sie dasselbe nicht. Wir werden einst, wenn wir uns Ihnen entdecken dürfen, dankbar sein. Wir werden auch, was Sie unserm Kinde leisten, aus der Ferne mit unverwandtem Blick beobachten. — Der liebe Knabe heißt Alfred. Er ist schon getauft. Das Kostgeld für das erste Vierteljahr liegt beigeschlossen. Pünktlich wird Ihnen von drei Monaten zu drei Monaten die gleiche Summe ausbezahlt werden. Nehmen Sie sich des Kindes an. Wir empfehlen es der Zärtlichkeit Ihrer edlen Jenny."

Polly, als ich den Brief las, sprang hoch auf vor Freuden, und rief: „Da haben wir die Bischofsmütze! Gütiger Himmel, wie reich werden wir plötzlich! Nun fahre hin, armselige Vikarstelle! — Doch, ich sollte mich eigentlich nicht einmal so freuen. Nein, der Brief hätte doch wohl auch der edeln Polly Erwähnung thun können."

Wir lasen den Brief wohl zehnmal. Wir traueten unsern Augen beim Anblick des vielen Goldes auf dem Tische nicht. Welch ein Neujahrgeschenk! Der schwersten Sorgen um unsere Zukunft war ich plötzlich entbunden. Aber auf wie seltsame, unbegreifliche Weise! Ich sann vergebens die Reihe von Menschen durch, die ich kannte, um unter denselben einen einzigen zu entdecken, der vielleicht durch Stand und Geburt gezwungen wäre, seines Kindes Dasein verheimlichen zu müssen, oder der solche Belohnungen für einen christlichen Liebesdienst gewähren könnte. Ich sinne noch immer. Ich finde keinen. Und doch müssen die vornehmen Aeltern mich und die Meinigen genau kennen.

Die Wege der Vorsehung sind wunderbar.

Am 2. Januar.

Das Glück überhäuft mich mit seinen Schätzen. Diesen Morgen erhielt ich abermals ein Päckchen Geld von der Post mit zwölf Pfund Sterling, nebst einem Brief von Herrn Fleetmann. Es ist zu viel. Für den Schilling gibt er ein Pfund Sterling zurück. Es muß ihm sehr gut gegangen sein. Auch meldet er das. Ich kann ihm leider nicht danken, da er vergessen hat, seinen Aufenthaltsort zu nennen. Verhüte der Himmel, daß ich durch meinen gegenwärtigen Reichthum nicht übermüthig werde. Jetzt hoffe ich Herrn Withiel Brooks Schuld nach und nach in Fristen ehrlich abzahlen zu können.

Wie ich meinen Töchtern sagte, Herr Fleetmann habe geschrieben, war ein neues Fest. Ich begreife nicht, was die Mädchen mit Herrn Fleetmann haben. Jenny ward roth, und Polly sprang lachend zu ihr und hielt ihr beide Hände vor das Gesicht. Da that Jenny, als wäre sie recht böse auf das kindische Mädchen.

Ich las Fleetmanns Brief vor. Ich konnte es kaum, denn der junge Mann ist ein Schwärmer. Er sagt mir Schmeicheleien, die ich nicht verdiene. Alles ist bei ihm überspannt. So auch, was er von der guten Jenny schreibt. Das arme, bescheidene Mädchen dauerte mich, als ich las. Ich mochte meine Tochter dazu nicht ansehen. Indessen ist die Stelle, sie betreffend, merkwürdig. Sie lautet also:

„Als ich, edler Mann, aus Ihrem Hause ging, ward mir, als ging ich aus meines Vaters Hause wieder in das wüste Leben hinaus. Ich vergesse Sie zeitlebens nicht; zeitlebens nicht, wie wohl mir bei Ihnen war. Noch sehe ich Sie immer vor mir, in Ihrer reichen Armuth, in Ihrer christlichen Demuth, in Ihrer patriarchalischen Seelenhoheit. Und die wunderliebliche, flatternde, schmeichelnde Polly; und die — ach, für Ihre Jenny gibt es ja kein Beiwort! — welches Beiwort gibt man den Heiligen, unter deren Berührung sich alles Irdische verkläret? — Ich werde ewig des Augenblicks gedenken, da sie mir die zwölf Schilling gab; ewig, wie sie mir tröstend sprach. — Verwundern Sie sich nicht, ich habe die zwölf Schilling noch. Ich gebe sie um tausend Guineen nicht. Ich werde Ihnen vielleicht bald Alles mündlich erklären. Ich bin, seit ich athme, nie glücklicher und nie unglücklicher gewesen, als jetzt. Empfehlen Sie mich Ihren holdseligen Töchtern, wenn sich dieselben meiner noch erinnern mögen."

Aus diesen Zeilen zu schliessen, gedenkt er wieder nach Crekelade zu kommen. Es wäre mir lieb! ich könnte ihm meinen Dank bezeugen. Der junge Mensch hat mir vielleicht mit unmäßiger Erkenntlichkeit sein Alles gegeben, weil ich ihm damals die Hälfte meiner Baarschaft lieh. Das wäre mir leid. Leichten Sinnes scheint er zu sein; doch hat er gewiß ein redliches Gemüth.

Dem kleinen Alfred gefällt es bei uns. Das Kind hat schon heute Polly angelächelt, als Jenny es, wie eine junge Mutter, im Arm trug. Die Mädchen werden mit dem kleinen Weltbürger besser fertig, als ich vermuthen konnte. Aber es ist auch ein schönes Kind. Wir haben ihm eine zierliche Wiege gekauft und alle kleinen Bedürfnisse angeschafft in Fülle. Die Wiege steht neben Jenny's Bette. Sie wacht Tag und Nacht wie ein Schutzgeist über ihren zarten Pflegesohn.

Am 3. Januar.

Heute stieg der Herr Vikar Blecking mit seiner jungen Frau Gemahlin im Wirthshause ab, und ließ mich rufen. Ich begab mich sogleich zu ihm. Er ist ein angenehmer Mann, der viel Höflichkeit hat. Er eröffnete mir, daß er mein erwählter Nachfolger im Amte sei; daß er wünsche, seine Stelle, wenn ich nichts dagegen habe, sogleich einzunehmen; daß ich inzwischen das Pfrundgebäude bis Ostern bewohnen könne; er werde einstweilen im Hause des Herrn Aldermann Fieldson einige für ihn bereitete Zimmer beziehen.

Ich erwiederte: Wenn es ihm Vergnügen mache, wolleich ihm alle Amtsgeschäfte sogleich übergeben, um desto mehr Freiheit zu haben, mich nach einem andern Dienst umzuthun. Nur wünsche ich, in den Kirchen, in denen ich so lange Jahre das Wort des Herrn verkündigt habe, meinen bisherigen Zuhörern eine Abschiedspredigt halten zu können.

Darauf versprach er, Nachmittags zu mir zu kommen, um den Zustand des Pfrundhauses zu besichtigen. Er ist wirklich mit seiner Gemahlin und dem Herrn Aldermann am Nachmittage gekommen. Die junge Frau ist hochschwanger. Sie scheint etwas stolz und von vornehmer Abkunft zu sein; denn es war ihr im ganzen Hause nichts recht, und meine Töchter würdigte sie kaum eines Blickes. Als sie den kleinen Alfred in der Wiege sah, wandte sie sich zu Jenny und fragte: „Sind Sie schon verheirathet?“ Die gute Jenny ward blutroth im Gesicht und schüttelte verneinend das Köpfchen, indem sie etwas leise dazu stammelte. Ich mußte dem armen Mädchen aus der Verlegenheit helfen. Frau Blecking hörte meine Erzählung mit großer Neugier an, und verzog den Mund und drehte mir den Rücken zu. Ich fand das sehr unanständig, sagte aber nichts. Als ich zu einer Tasse Thee einlud, ward mir's abgeschlagen. Der Herr Vikar scheint den Winken seiner jungen Gemahlin unbedingt gehorchen zu müssen.

Wir waren recht froh, des Besuches los zu werden.

Am 6. Januar.

Herr Withiel ist ein trefflicher Mann, seinem Briefe nach zu urtheilen. Er bedauert mich wegen meiner unglücklichen Bürgschaft, und spricht mir mit der Erklärung Trost zu, daß ich der Zahlung wegen in keine Unruhe gerathen solle, und wenn ich ihn auch erst in zehn Jahren oder nie zahlen könne. Er scheint mit meinen häuslichen Umständen bekannt zu sein, denn er spielt darauf sehr schonend an. Er hält mich für einen ehrlichen Mann; das freut mich am meisten. Auch soll er sich nicht geirrt haben. Ich werde nun selbst, sobald ich kann, nach Trowbridge reisen, und ihm Fleetmanns zwölf Pfund Sterling auf Abschlag meiner ungeheuern Schuld bringen.

Wenn Jenny schon versichert, sie schlafe bei dem kleinen Alfred gut, er halte sich des Nachts sehr ruhig, und er erwache regelmäßig nur einmal, da sie ihm denn zu trinken geben müsse aus seiner kleinen Schale: so macht mich das Mädchen doch etwas besorgt. Sie ist beiweitem nicht mehr so lebhaft, wie ehemals, obgleich sie weit heiterer und glücklicher zu sein scheint, denn da wir noch jeden Tag Nahrungskummer litten. Zuweilen bei ihrem Nähzeuge sitzt sie stumm und unbeweglich, mit offenen Augen träumend da, die sonst fleißigen Hände nachlässig in den Schoos hingesunken. Wenn man sie dann anredet, schrickt sie auf, und muß sich besinnen, was gesagt worden ist. Offenbar kommt dies von der Unterbrechung ihrer nächtlichen Ruhe, ob sie es dennoch nicht Wort haben will. Am Tage ein Schläfchen zu halten, dazu ist sie nicht zu bewegen. Auch behauptet sie, es sei ihr gar wohl.

Ich hätte nicht geglaubt, daß sie so eitel wäre. Fleetmanns Lobreden haben ihr ohne Zweifel nicht mißfallen; denn sie hat mir seinen Brief abgefordert, um ihn noch einmal zu lesen. Sie hat ihn mir noch nicht wiedergegeben, und behält ihn in ihrem Arbeitskorb. Meinethalben, das eitle Ding!

Am 8. Januar.

Meine Abschiedspredigt war von den Thränen der meisten Zuhörer begleitet. Nun erst sehe ich, daß ich doch den Gemeinden lieb war. Man hat mir von allen Seiten viel Verbindliches gesagt, und mich mit Geschenken überhäuft. Nie habe ich so viele Lebensmittel und Leckerbissen aller Art und so viel Wein im Hause gehabt, als jetzt. Hätte ich ehemals nur den hundertsten Theil davon an manchem Nothtage besessen, ich würde mich für überglücklich gehalten haben. Jetzt schwimmen wir wirklich im Ueberflusse. Aber ein guter Theil davon ist auch schon wieder ausgewandert. Ich kenne einige arme Familien in Crekelade, und Jenny kennt deren noch mehr, als ich. Die lieben Leute freuen sich nun mit uns.

Ich fühlte mein Innerstes von jener Predigt tief angegriffen. Unter Thränen hatte ich sie geschrieben. Es war ja ein Scheiden von meiner ganzen bisherigen Welt, von meinem Berufe, von meiner Bestimmung. Ich bin hinweggestoßen aus dem Weinberge, wie ein unnützer Knecht, und habe doch gearbeitet, nicht wie ein Miethling, und habe manche edle Rebe gepflanzt, manches verderbliche Reis hinweggeschnitten. Ich bin hinweggestoßen aus meinem Weinberge, wo ich Tag und Nacht gesorgt und gewacht, gelehrt, ermahnt, getröstet, gebetet habe. Ich wich von keinem Krankenbette; ich stärkte Sterbende im letzten Kampfe, mit der heiligen Hoffnung; ich ging den Sündern nach; ich ließ die Armen nicht einsam; ich rief die Verlornen wieder auf den Weg des Lebens. Ach, diese Seelen alle, die wie an meine Seele geknüpft waren, sind von mir losgerissen — warum sollte mein Herz nicht bluten? — Aber Gottes Wille geschehe!

Gern würde ich mich nun dem Herrn Doktor Snart erbieten, das Vikariat ohne allen Lohn

beizubehalten, wenn mein Nachfolger nicht das Amt schon übernommen hätte! Ich bin der Armuth von Kindesbeinen an gewohnt, und die Sorgen haben mich nicht verlassen, seit ich aus den Knabenschuhen trat. Ich habe für mich und meine Töchter an Alfreds Kostgeld Ueberfluß. Wir können für späte Jahre zurücklegen und sammeln, und uns mit unserer einfachen Nahrung begnügen. Ich wollte ja nicht mehr seufzen über Wind und Wetter, die über mein graues Haar gehen, wenn ich meinen Gemeinden noch das Gotteswort zutragen könnte.

Es sei! Ich will nicht murren. Die Thräne, welche auf dies Blatt fällt, ist keine Thräne der Unzufriedenheit. Ich flehe nicht um Reichthum und gute Tage, und habe noch nie darum gefleht. Aber, Herr, Herr! verstoße Deinen Knecht nicht auf immerdar aus Deinem Dienste, wenn auch seine Kräfte gering sind. Laß mich wieder eingehen in Deinen Weinberg, und unter Deinem Segen Seelen gewinnen.

Am 13. Januar.

Meine Reise nach Trowbridge ist über alle Erwartung gut ausgefallen. Ich kam spät Nachts mit müden Füßen an in dem alten, freundlichen Städtlein, und konnte mich des Morgens erst spät vom Schlafe ermuntern. Nachdem ich mich sauber gekleidet hatte — seit meinem Hochzeittage ging ich nicht so zierlich; die gute Jenny hatte für ihren Vater töchterlich gesorgt — verließ ich das Wirthshaus und ging zum Herrn Withiel. Er wohnt in einem prächtigen, großen Hause.

Er empfing mich anfangs etwas kalt; da ich aber meinen Namen nannte, führte er mich in sein kleines, doch schönes Arbeitsgemach. Hier dankte ich ihm nun für seine große Güte und Nachsicht; erzählte, wie ich zu der Bürgschaft gekommen, und welche harte Schicksale ich bisher getragen. Dann wollte ich ihm meine zwölf Pfund Sterling auf den Tisch legen.

Herr Withiel sah mich lächelnd und mit einer Art Rührung lange schweigend an, reichte mir dann seine Hand, schüttelte die meinige und sagte: „Ich kenne Sie schon. Ich habe mich genau nach Ihnen erkundigt. Sie sind ein Biedermann. Nehmen Sie Ihre zwölf Pfund wieder zu sich. Ich kann es nicht über mein Herz bringen, Sie in Ihren Umständen des Neujahrgeschenks zu berauben. Lieber füge ich eins bei, das Sie wohl so gütig sind, mir zum Andenken zu nehmen.“

Er stand auf, holte aus einem andern Zimmer eine Schrift, schlug sie auf und sagte: „Sie kennen doch diese Bürgschaft und Ihre Unterschrift noch? Ich gebe sie Ihnen und Ihren Kindern.“ Er riß das Papier in der Mitte durch und legte es in meine Hand.

Ich konnte keine Worte finden, so bestürzt war ich. Meine Augen wurden naß. Er sah wohl, daß ich ihm gern danken wollte und nicht konnte. Er sagte: „Still, still! Kein Silbchen mehr, ich bitte Sie; das ist der einzige Dank, den ich von Ihnen verlange. Ich hätte dem unglücklichen Brook gern die Schuld geschenkt, würde er sich nur offen an mich gewendet haben.“

Ich kenne keinen großmüthigern Mann, als Herrn Withiel. Er war allzugütig. Ich mußte ihm viel von meinem bisherigen Zustande erzählen. Es stellte mich darauf seiner Gemahlin und seinem Herrn Sohn vor. Er ließ aus dem Wirthshause mein Bündlein holen, worin ich die alten Kleider hatte, und behielt mich in seinem Hause. Es war fürstliche Bewirthung. Das Zimmer, in welchem ich des Nachts schlief, die Teppiche, die Betten waren so prachtvoll und köstlich, daß ich mich beinahe fürchtete, davon Gebrauch zu machen.

Am folgenden Tage ließ mich Herr Withiel in seiner schönen Kutsche nach Crekelade zurückführen. Ich schied mit tiefbewegtem Herzen von meinem Wohlthäter. Meine Kinder weinten mit mir vor Freuden, als ich ihnen die Bürgschaft zeigte: „Seht, dies leichte Papier war noch die schwerste Bürde meines Lebens, und sie ist großmuthvoll vernichtet. Betet für das Leben und die Glückseligkeit unsers Erretters!“

Am 16. Januar.

Gestern war der denkwürdigste Tag meines Lebens.

Wie wir Vormittags im Zimmer beisammensaßen, und ich den kleinen Alfred wiegte, Polly aus einem Buche vorlas und Jenny am Fenster saß und nähte, sprang Jenny plötzlich vom Stuhl auf, und sank todtenbleich zurück. Wir waren Alle erschrocken, und fragten, was ihr geschehen sei. Sie erzwang ein Lächeln und sagte: „Er kommt!“

Indem ging die Thür auf, und in zierlichen Reisekleidern trat Herr Fleetmann herein. Wir begrüßten ihn Alle recht herzlich, und freuten uns, ihn so unerwartet bald und, wie es scheine, in bessern Umständen wiederzusehen, als das erste Mal. Er umarmte mich; er küßte Polly; er verneigte sich gegen Jenny, die sich noch nicht vom Schrecken erholen konnte. Ihre Blässe entging ihm nicht. Er fragte sehr bekümmert um ihr Befinden. Polly erklärte ihm Alles. Dann küßte er Jenny's Hand, als wolle er abbitten, ihr den Schrecken verursacht zu haben. Es hatte nicht viel damit zu sagen; denn das arme Mädchen glühte bald wieder, wie eine kaum aufgebrochene junge Rose.

Ich befahl, Wein und Kuchen zu bringen, meinen Gast und theuern Wohlthäter stattlicher, als das erstemal, zu bewirthen. Aber er lehnte es ab; er könne nicht lange bei uns verweilen; er habe Gesellschaft bei sich im Wirthshause. Doch auf Jenny's Bitten gehorchte er, und setzte sich, um den Wein mit uns zu theilen.

Da er von der Gesellschaft, mit der er angekommen sei, sprach, glaubte ich, er sei mit einer

Gesellschaft Komödianten, und fragte, ob sie hier in Erekelade zu spielen gedächten; der Ort wäre doch zu armselig. Er lachte laut auf, und sagte: „Wohl, eine Komödie spielen wollen wir, doch ganz unentgeldlich.“ — Polly war vor Freuden ausser sich; denn sie hatte schon lange gewünscht, ein Schauspiel zu sehen. Sie sagte es auch sogleich zu Jenny, die den Wein und Kuchen brachte. Polly fragte: „Haben Sie viel Komödianten mit sich, Herr Fleetmann?“ — Er antwortete: „Einen Herrn und ein Frauenzimmer, aber treffliche Spieler!“

Jenny schien voll ungewöhnlichen Ernstes. Sie senkte einen düstern und schweren Blick auf Fleetmann, und fragte ihn: „Sie — auch Sie werden auftreten?“ — Sie sagte das mit der eigenen leisen und doch Mark und Bein durchzitternden Stimme, die ich nur selten, aber immer in den ernstesten Lebenstagen hörte, wenn es eine Entscheidung über unser Wohl und Weh galt.

Auch den armen Fleetmann erschütterte dieser wunderbare Ton des Gerichtsengels. Er sah mit eben so ernstem Blicke zu ihr hinüber, schien mit sich selbst wegen der Antwort zu kämpfen — trat endlich einen Schritt näher zu ihr und antwortete: „Miß, bei meinem und Ihrem Gott, darüber können nur Sie entscheiden!“

Jenny senkte die Augen. Er sprach fort. Sie antwortete. Ich weiß nicht, was die Leute trieben. Sie sprachen; Polly und ich hörten ganz aufmerksam zu; wir Beide verstanden kein Wort, oder vielmehr, wir hörten Reden ohne Sinn. Und doch schienen Fleetmann und Jenny nicht nur, was sie sagten, wohl zu begreifen, sondern, was mir am sonderbarsten vorkam, Fleetmann schien von Jenny's Antworten angegriffen zu sein, wiewohl sie wahre Nichtswürdigkeiten enthielten. Fleetmann faltete zuletzt die Hände wie zum Gebet inbrünstiglich, sah sogar mit thränenvollen Augen gen Himmel, und sagte wie mit einer schrecklichen Verzichtung: „Dann bin ich unglücklich!“

Polly hielt es endlich nicht mehr aus. Mit einer komischen Behendigkeit sah sie Eins um's Andere an, und rief endlich: „Ich glaube wahrhaftig, ihr Beide fanget die Komödie schon an.“

Er drückte Polly's Hand mit Heftigkeit, und sagte: „Ach, daß es wahr wäre!“

Ich machte dem Wirrwarr ein Ende, goß Wein für Alle ein, und wir tranken zum Wohl unsers Wohlthäters. Fleetmann sagte, indem er anstieß, zu Jenny: „Miß, im Ernst, mein Wohl?“ — Sie legte die Hand auf ihre Brust, schlug die Augen nieder und trank.

Da ward Fleetmann plötzlich heiter. Er ging zur Wiege, betrachtete das Kind darin, und als ihm Polly und ich die Begebenheit erzählt hatten, sagte er lächelnd zu Polly: „Sie haben mich also nicht erkannt, da ich Ihnen das Neujahrgeschenk überreichte?“

Wir Alle riefen mit unglaublichem Erstaunen: „Wer? Sie?“

Nun erzählte er ohngefähr folgendermaßen: „Ich heiße nicht Fleetmann, sondern ich bin Baronet Cecil Fayrford. In einem unseligen, vieljährigen Prozesse hielt meines Vaters Bruder, gestützt auf ältere, zweideutige Verträge, mir und meiner Schwester das gesammte Vermögen unsers verstorbenen Vaters zurück. Wir lebten bis dahin nur kümmerlich von dem, was unsere früher verstorbene Mutter von ihrem wenigen Eigenthum hinterlassen hatte. Meine Schwester litt dabei am meisten von der Tirannei des Oheims, der ihr Vormund war. Derselbe hatte sie schon dem Sohne eines seiner vertrautesten und mächtigsten Freunde zur Gemahlin bestimmt, meine Schwester hingegen sich heimlich dem jungen Lord Sandom zugesagt, dessen Vater aber damals noch lebte, der wider diese Vermählung war. Ohne Vorwissen des Oheims und des alten Lords geschah die Vermählung dennoch in geheimnißvoller Stille. Aber die Frucht dieser Ehe war der kleine Alfred. Es gelang, meine Schwester auf ein Vierteljahr, unter dem Vorwand, ihre Gesundheit herzustellen und Seebäder zu gebrauchen, unter meiner Aufsicht und Verantwortlichkeit aus dem Hause des Vormunds zu entfernen. Es war darum zu thun, nach ihrer Niederkunft das Kind in gute und unerforschbare Pflege zu geben. Ich hörte zufällig einen rührenden Zug von der Armuth und Menschenliebe des Pfarrvikars von Erekelade, und begab mich selbst hieher, mich zu überzeugen. Die Art, wie Sie mich aufnahmen, entschied.

„Ich habe vergessen, zu sagen, daß meine Schwester nicht mehr in das Haus des Oheims zurückgekehrt ist. Denn schon vor vier Monaten gewann ich gegen ihn den Prozeß und trat in den Besitz meiner mir rechtmäßig gehörenden, väterlichen Güter. Während der Vormund einen neuen Prozeß gegen mich wegen Auslieferung meiner Schwester angehoben hat, ist vor wenigen Tagen der alte Lord, vom Schlage gerührt, gestorben, und mein Schwager erklärte nun seine Vermählung öffentlich. Damit ist der Prozeß vernichtet, auch die Ursache gehoben, das Geheimniß des Kindes länger zu verbergen. Die Aeltern sind mit mir gekommen, es abzuholen, so wie ich gekommen bin, Sie selbst mit Ihrer Familie abzuholen, wenn Sie meinen Antrag nicht verschmähen.

„Während des Prozesses, den ich führte, blieb nämlich die Pfarrei unbesetzt, davon meiner Familie das Rektorat gehört. Es ist an mir, die Pfründe, welche über zweihundert Pfund Sterling mit den großen und kleinen Zehnten einträgt, zu vergeben. Sie, Herr Vikar, haben Ihre Stelle verloren. Ich kann nur glücklich sein, wenn Sie in meiner Nähe wohnen, und die Pfarrei annehmen.“

Gott weiß allein, wie mir bei diesen Worten zu Muth ward. Meine Augen verdunkelten sich unter Freudenthränen. Ich streckte meine Hände aus nach dem Manne, der mir ein Bote des Himmels ward. Ich fiel an seine Brust. Dann umschlang ihn Polly mit Freudengeschrei. Jenny küßte

dankbar die Hand des Baronets. Er aber riß sich mit sichtbarer Rührung los und verließ uns.

Noch hielten mich meine entzückten Kinder umarmt, noch vermischten sich unsere Thränen und Glückwünsche, als der Baron wieder hereintrat, mit ihm sein Schwager Lord Sandom und dessen Gemahlin. Diese, ein ungemein schönes junges Frauenzimmer, ohne uns zu begrüßen, ging zur Wiege des Kindes. Da kniete sie vor dem kleinen Alfred, küßte seine Wange, und weinte mit ausgelassenem Schmerze und Entzücken. Der Lord hob sie auf, und hatte viele Mühe, sie zu beruhigen.

Nachdem sie sich erholt und sich bei uns Allen wegen ihres Betragens entschuldigt hatte, dankte sie in den rührendsten Ausdrücken erst mir, dann Polly. Diese lehnte allen Dank von sich ab, und zeigte auf Jenny, die sich ans Fenster zurückgezogen hatte, und sagte: „Meine Schwester dort ist die Mutter!“

Lady Sandom ging zu Jenny und betrachtete sie lange stumm und angenehm überrascht, sah dann auf ihren Bruder zurück mit einem lächelnden Blicke und schloß Jenny in ihre Arme. Die gute Jenny in ihrer Demuth wagte kaum aufzusehen. „Ich bin Ihre Schuldnerin,“ sagte Mylady; „aber was Sie meinem Mutterherzen wohlgethan, kann ich unmöglich vergelten. — Machen Sie mich zu Ihrer Schwester, liebenswürdige Jenny. Denn Schwestern sollten und dürfen nicht gegen einander rechnen.“ — Wie sich Beide umarmten, trat der Baronet hinzu. „Da steht mein armer Bruder,“ sagte Mylady; „sind Sie nun meine Schwester, so darf er auch Ihrem Herzen näher stehen, liebe Jenny. Darf er?“

Jenny erröthetete und sagte: „Er ist meines Vaters Wohlthäter.“ — Die Lady erwiederte: „Wollten Sie nicht die Wohlthäterin meines armen Bruders sein? Blicken Sie ihn freundlich an. Wenn Sie wüßten, wie er sie liebt!“

Der Baronet nahm Jenny's Hand und küßte sie, und sagte, als Jenny sie sträubend zurückziehen wollte: „Miß, wollen Sie mich unglücklich sehen? Ich bin es ohne diese Hand.“ — Jenny, in Verwirrung, ließ ihm die Hand. Da führte der Baronet meine Tochter zu mir, und bat, ich solle ihn als meinen Sohn segnen.

„Jenny,“ sagte ich, „es geht dir, wie mir. Träumen wir? — Wirst du ihn lieben können? Entscheide du!“

Sie schlug die Augen zum Baronet auf, der in banger Unruhe vor ihr stand, und warf einen großen, durchdringenden Blick auf ihn; dann nahm sie in ihre beiden Hände seine Hand, drückte dieselbe an ihre Brust, blickte gen Himmel und sagte leise: „Gott hat entschieden!“

Ich segnete meinen Sohn und meine Tochter. Beide umarmten sich. Es war eine feierliche Stille. Aller Augen waren naß.

Plötzlich sprang Polly, mit thränenvollen Augen lachend, vor und hing sich an meinen Hals, indem sie rief: „Da haben wir's! Alles Neujahrgeschenk, siehst du, Bischofsmützen über Bischofsmützen!“

Indem erwachte Alfred.

Es ist umsonst — ich beschreibe diesen Tag nicht. Mein glückliches Herz ist zu voll. Und immerdar werde ich gestört.

Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen.

Neununddreißigster Geburtstag.

Am 6. Oktober 1806 — ich wohnte in einem etwas erhaben gelegenen kleinen Gelehrtenstübchen zu Berlin — war mein neununddreißigster Geburtstag. Als ich erwachte, die Kirchenglocken läuteten schon, es war an einem Sonntag, überlief mich ein kalter Schauder. Denn, dacht' ich, übers Jahr ist dein *vierzigster Geburtstag; der vierzigste!*

Im *neunzehnten* Jahr erwartet der Jüngling noch mit Vergnügen die Ehre des *Zwanzigers*; denn so lange er in den Zehnern läuft, hält ihn die Welt für unreif zu allerlei Dingen, für die er doch wohl reif sein möchte. Aber im neunundzwanzigsten Jahre bringt der junge Mann schon sauersüße Miene zum *dreißigsten* Geburtstag. Die Flatter- und Flitterzeit des Lebens ist vorbei. Aber gar der *vierzigste!* — ach, — *vierzig Jahre!* Und ohne Amt, und ohne Lebensgenossin!

In diesem Falle war ich; wahrlich nicht durch *meine* Schuld. Daher beschloß ich in meinem geheimen Rath, so lange ich noch ein Mitglied vom Orden der Hagestolzen bleiben müsse, nie älter als neununddreißig, nie jünger als achtunddreißig zu sein, und sollte ich darüber neunundachtzig werden und neunundneunzig.

Mit diesem verzweiflungsvollen Entschluß stand ich auf und wählte meine Sonntagskleider. Aber, wie gesagt, meine Seele war voll bittern Schmerzes.

Bald *vierzig*, und noch *einsam*! noch immer nichts, als ein armer Candidatus theologiae, ohne Anstellung, ohne Aussichten! — nicht einmal die Lehrerstelle an einer Stadtschule hatte ich erringen können. Wozu meine ganze Gelehrsamkeit, mein dreißigjähriger Fleiß, mein, ich

darf's wohl sagen, reiner Lebenswandel? Ich hatte keine Verwandte, keine Fürsprecher, keine Gönner. Da lief ich noch immer, Woche aus, Woche ein, von Straße zu Straße, Privatunterricht zu geben, mir ein ärmliches, freudenloses Leben zu fristen. In den Erholungsstunden war ich Schriftsteller, arbeitete in Journalen und Almanachen. Ach, das ist saure Arbeit! Die Buchhändler zahlten mir die Paradiese meiner Musen mit Kupfermünze.

Man hatte mich zwar überall lieb; man lobte meine Talente, aber Keiner half mir — höchstens ward ich zu Gast geladen. O ihr Himmelsträume meiner Jugend, wie hattet ihr mich getäuscht! — Andere, die nicht gearbeitet hatten, wie ich, freuten sich der Goldärnten. Nun bedauerten sie mich. Hätten sie mich lieber gehaßt! — Und die gute Friederike, ach sie war mir vergebens treu! auch sie mußte verblühen wie eine Alpenblume in der Einsamkeit, die niemand kennt.

Hier schossen mir die Thränen ins Auge. Ich überließ mich ungehindert meinem Schmerze. Ich schluchzte und weinte, wie ein Kind. O, hätte mich mein guter Vater das geringste Handwerk erlernen lassen!

Friederike war seit neun Jahren meine versprochene Braut. Fromm, wie eine leidende Heilige, stand sie so unverwandt und vergessen und arm in der Welt, wie ich; sah nur auf mich. Sie war eines Hofraths Tochter, der nach einem Bankerott plötzlich gestorben war. Ihre alte Mutter, die in einer kleinen Stadt der Neumark an der polnischen Grenze in kläglichen Umständen lebte, war zu arm, um ihre Tochter bei sich zu haben. Friederike diente in einem Hause zu Berlin als Gesellschafterin einer gnädigen Frau, oder redlicher gesprochen, als — Kammerjungfer, und unterstützte die bedürftige Mutter. — Trotz meines fröhlichen Humors wäre ich oft verzweifelt, hätte mich die edle Friederike nicht wie mein besserer Engel wieder erhoben.

Aber nun rückt' ich den Vierzigern zu, und Friederike war schon fünfundzwanzig! Ich noch immer ein armer, frommer Candidatus theologiae, und sie — Kammerjungfer.

Der Brief.

Unter diesen trostlosen Betrachtungen hatte ich mich angekleidet. Da ward gepocht. Der Briefträger trat herein. Ein dicker Brief; er kostete mich fünf Groschen. Schwere Ausgabe für eine fast zum Boden leere theologische Kasse!

Ich warf mich gemächlich auf meinen Strohsessel hin, um ein Viertelstündchen aus Adresse und Siegel den Schreiber zu errathen. Das thue ich immer gerne, meine Neugier zu bekämpfen; nebenbei auch, mich am Spiele schöner Hoffnungen zu ergötzen, deren Erfüllung mir aus dem Briefe entgegensteigen könnte. Die Frage war, ob ihn öffnen, oder das Lesen bis morgen verschieben? — Denn heute war mein Geburtstag, und an einem Geburtstag mochte ich keine, vielleicht üble, Nachricht lesen. Sie wäre mir schlimme Vorbedeutung fürs ganze Jahr gewesen. Man ist abergläubig, wenn man unglücklich ist, trotz aller Freigeisterei nebenbei.

Ich zog das Loos. Es entschied für Nichtentsiegeln. Böses Zeichen! — „Nein, dem Schicksal Trotz geboten, und die abergläubige Furcht verbannt!" flüsterte meine Neugier im Panzerrock des Heldenmuthes. — Weg war das Siegel, und ich las — las, und meine Augen wurden von Thränen dunkel. — Ich mußte den Brief weglegen, um mich zu fassen. Ich las ihn wieder — o ewige Vorsehung, o Friederike! — Ich warf den Brief hin, und mich auf die Knie, und beugte meine Stirn auf den Erdboden nieder, und weinte die ersten Thränen des Entzückens in meinem Leben, und dankte dem Allversorger im Himmel für so viel Gnade.

Der Brief kam nämlich von einem einzigen Gönner, einem Handelsmann in Frankfurt am Main, in dessen Familie ich lange als Hauslehrer gelebt hatte. Durch Zufall — o nicht doch; wo ein Gott ist, da ist kein Zufall! — genug, durch Verwendung meines gütigen Freundes hatte ich in den Patrimonialgütern eines mediatisirten Reichsgrafen den förmlichen Ruf als Pfarrer erhalten, mit siebenhundert Gulden Gehalt, freier Wohnung, Garten, Holz u. s. w., und dazu noch die Hoffnung, wenn ich das Glück hätte, dem Herrn Reichsgrafen persönlich zu gefallen, Lehrer seines jungen Sohnes, mit besonderer Gehaltszulage, zu werden. Zu dem Ende sollte ich mich am neunzehnten Oktober unfehlbar in Magdeburg einfinden, wo an diesem Tage der Herr Graf auf einer Reise eintreffen würde, und mich zu sehen verlangte. — Mein Frankfurter Mäcen konnte mir vom schönen Karakter des Grafen, seines Freundes, nicht Lobeserhebungen genug machen. — Im Briefe lag die Vokation selbst eingeschlossen, vom Grafen unterschrieben.

So stand ich nun, wie unverhofft, am Ziele meiner zwanzigjährigen Wünsche! — Ich vollendete in der Geschwindigkeit meinen Anzug, und, mit der Vokation in der Tasche, ging ich sogleich — nein, flog ich zu meiner einzigen Freundin.

Ihre Herrschaft war zum Glück in der Kirche. Ich fand Friederiken allein. Sie erschrack, als sie mich sah. Ich war athemlos. Mein Gesicht glühte. Meine Augen funkelten. Sie führte mich ängstlich in ihr Stübchen. Ich wollte ihr mein Glück verkünden, aber ich konnte nicht reden. Ich weinte — schloß sie mit Heftigkeit an mein Herz, und legte mein brennendes Gesicht auf ihre Schulter.

Sie zitterte erschrocken in meinen Armen. „Welches Unglück ist Ihnen denn begegnet, daß es Ihren alten, schönen Muth so ganz zermalmt hat?" sagte sie. — „Ach, Friederike!" rief ich: „des Leidens ist mein Herz gewohnt; ich wollte

wohl das schwerste Schicksal mit Lächeln begrüßen. Aber die Freude ist mir ein ungewohnter Gast; gegen sie stehe ich ganz ohne Waffe. Ich schäme mich, aber sie beugt mich Philosophen mit Zentnerlasten."

„Die Freude, Herr Doktor?" sagte Friederike erstaunt.

Wohlverstanden, ich war von Universitäten her Magister bonarum artium, wollte aber aus modischer Bescheidenheit lieber Doktor der Philosophie, als Meister aller freien Künste heißen.

„Wissen Sie noch," rief ich, „als wir uns im Garten von Sanssouci zum ersten Male gestanden, wie lieb wir uns wären? Es sind nun neun Jahre! O Friederike! und den Schwur der Tugend und Liebe, den wir damals unter dem sternenvollen Himmel vor dem Allgegenwärtigen schworen, haben wir, wenn gleich hoffnungslos, doch treu gehalten, bis heute. Willst du mir nun folgen, Friederike? — setzte ich leiser hinzu und schüchtern, zum ersten Male nannte ich sie du — dich erwartet eine ländliche Wohnung, ein freundlicher Garten, ein — willst du mein Glück mit mir theilen? — sieh her, da ist die Vokation, ich bin Pfarrer geworden."

Sie las die Briefe. Das Entzücken umstrahlte ihr schönes Antlitz immer heller, je weiter sie las. So reizend war sie mir nie erschienen. Dann ließ sie die Hände sinken mit den Briefen, und sah stumm und errötheud zu mir empor, und über ihre Wangen perlten einige Thränen nieder. „Ich gehe mit dir, wohin du willst, Ferdinand!" stammelte sie, und sank schluchzend an meine Brust. O das erste Du von ihren Lippen und meinen Taufnamen, den ich für mich seit dem Tode meiner geliebten Mutter von keinem Menschen mehr gehört hatte!

Wir waren seliger, als die Engel im höchsten aller Freudenhimmel. Nach einer Weile riß sich die Liebliche von mir los, streckte die gefalteten Hände weinend empor, sank dann auf die Knie, und lag mit dem Gesicht auf dem Stuhl in der Stellung einer Betenden.

Endlich richtete sie sich wieder empor, und indem sie mich mit unbeschreiblich schönem Lächeln ansah, war ihre erste Frage: „Ist denn das alles wahr? Es ist mir wie Traum. Zeigen Sie mir doch die Briefe. Ich weiß kein Wörtchen mehr von allem, was darin steht."

Verlobung und Abschied.

„Es versteht sich von selbst," sagte ich, „den Boden meiner Pfarrei betrete ich nicht, ohne vermählt zu sein. Wie könnte ich auch in den ersten Tagen meines Berufs die weltliche Sorge um Anordnung unserer kleinen Wirthschaft übernehmen? Wo ist meine Studierstube? wo unser Wohnzimmer? Du, Friederike, mußt mir doch das alles zeigen. Du mußt mir das fremde Haus zur freundlichen Heimath machen. Nur vergiß mir nicht, daß mein Arbeitsstübchen ein Fenster hinaus in deinen Blumengarten habe, damit ich dich im Frühjahr zuweilen sehen kann, wenn ich studiere, und du draussen pflanzest."

Sie erröthete, lächelte verschämt, und wollte davon nichts hören. Aber doch sprach sie von neuen Fensterumhängen, und wie der Garten eingerichtet werden müsse, und ob es nicht besser und wohlfeiler sei, Alles, was man gebrauche, in Frankfurt einzukaufen? Dann auch von der alten Mama, die wir zu uns nehmen wollten, und von Küche und Keller.

Unter solchen Umständen blieb nun wohl nichts anderes übrig, als ernst ans Werk zu schreiten, die gnädige Herrschaft um Friederikens Entlassung anzugehen, mein Kandidatenstübchen und meine Lektionen aufzukündigen, uns als Brautleute von der Kanzel proklamiren zu lassen u. s. w.

Alles ging in löblicher Ordnung von Statten. Glückwünsche und kleine Geschenke träufelten mir von allen Seiten zu. Ich war bald reicher, als ich seit vielen Jahren gewesen. Einer meiner Berliner Freunde, dessen Kinder ich unterrichtet hatte, bot mir zu der bevorstehenden Reise nach Magdeburg seinen leichten Reisewagen an, den ich nicht ausschlug.

Ich versah mich mit den nöthigen Pässen. Es war stürmische Zeit; Krieg und Kriegsgeschrei rings umher. Der König stand mit seinem Heer schon in Thüringen dem bisher unbezwungenen Napoleon gegenüber. Doch blieben wir ziemlich unbesorgt. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die Franzosen gleich in den ersten vierzehn Tagen über den Rhein zurückgejagt sein würden. Aus Spekulation hatte ich wirklich in meinem Dachstübchen schon fünfundzwanzig preussische Kriegs- und Siegslieder gemacht, worin ich alle künftig zu liefernden Schlachten so genau beschrieben, daß nur der Name des Schlachtfeldes hinzuzusetzen übrig blieb. Ich hoffe damit von den Buchhändlern in Berlin einen schönen Thaler Geld zu gewinnen. Aus Vorsicht steckte ich auch das Manuskript der Siegeslieder gleich zu mir, um nöthigen Falls schon in Magdeburg die ersten drucken zu lassen.

Am 14. Oktober, am Tage des Untergangs der alten preussischen Herrlichkeit bei Jena und Auerstädt, nahm ich von Friederiken Abschied. Seit neun Jahren die erste Trennung! Gleich nach meiner Rückkehr von Magdeburg sollte unsere Hochzeit und die Abreise zum Pfarrhause sein. So reizend auch die Fernsicht schimmerte, konnten wir uns doch beim Abschiede damit nicht trösten. Uns war, als würden wir auf ewig von einander gerissen. Ich läugnete zwar als Doktor der Philosophie herzhaft alles Ahnungsvermögen des Menschen hinweg; aber als Bräutigam glaubte ich mit frommer Einfalt daran. — „Ferdinand! Ferdinand! Gott sei mit dir! sei glücklich! aber wir sehen uns nie wieder!" rief Friederike schluchzend.

Reise nach Magdeburg.

Am 15. Oktober fuhr ich vergnügt, wie ein Gott, zum Brandenburger Thor hinaus; meine Vokation und die Siegeslieder in der Tasche. In Potsdam mußte ich einiger Geschäfte willen übernachten. Abends ging ich hinaus nach Sanssouci. — Im Garten und auf der klassischen Stelle, wo einst die sechszehnjährige Friederike mir ewige Liebe schwor, erneuerte ich nach neun Jahren mein treues Gelübde. Dann schrieb ich der Theuern bis tief in die Nacht eine Iliade von meinen Hoffnungen und Träumen; schilderte die Seligkeit unsers künftigen häuslichen Lebens in der Pfarrwohnung, fern vom Getümmel der großen Welt.

„Du und ich, Friederike, was bedürfen wir mehr, um den ganzen Himmel auf die Erde niederzuziehen? Unsere Hütte, unser Gärtchen wird für uns der schönste Theil von Gottes Schöpfungen heißen. Unbeneidet von Andern, werden wir selbst Engel nicht beneiden."

Unter den Melodien des letzten Wunsches von Salis entschlummerte ich — meine Träume waren nur buntere, glänzendere Fortsetzung des Wachens. Früh gings den andern Tag auf den Weg. Ich war mein eigener Kutscher, und das Roß gar fromm und brav. Unterwegs pflog ich vorübergehend im Geist Gespräche, die ich in Magdeburg mit dem Grafen halten wollte, um mich ihm von der glänzendsten Seite zu zeigen, — oder mit Friederiken, wenn ich sie im Pfarrhause herumführen würde, und sagen könnte: sieh, Engel, dies ist dein Königreich. Zur Abwechselung hielt ich im Geist auch wohl meine Antrittspredigt in der Kirche, vor allem versammelten Volk, das in mir seinen Seelenhirten ehrte, und vor der anwesenden hohen Herrschaft. Ich sprach sehr rührend; kein Auge in der Gemeinde blieb trocken. Man betete mich fast an. Meine Friederike fiel mir um den Hals, und gab mir den süßesten alles Lohns, einen Kuß.

Zu Brandenburg war im Wirthshause alles sehr lebendig. Man sprach von großen Schlachten, die zwischen Napoleon und dem geliebten König vorgefallen sein sollten; Prinz Louis Ferdinands Heldentod bei Saalfeld sei furchtbar gerächt worden; in den Thüringer Wäldern hemmen die Leichname der erschlagenen Weltüberwinder den Lauf der Ströme. — „Und wie ist's dem Kaiser Napoleon ergangen?" fragte ich dazwischen. — Man vermißt ihn. — „Und der Marschall Lannes? — Todt. — „Und Davoust?" — Todt! — „Und Ney?" — Todt! alles todt! —

Da konnte ich mich nicht länger halten — ich griff nach meiner Tasche, um die Siegeshymnen hervorzuziehen. Ein alter Mann hinter mir setzte seine Pfeife ab, und bückte sich, wie von ungefähr, und murmelte mir mit der tiefsten Baßstimme ins Ohr: „Wollte Gott, es wäre an dem! aber ich weiß, alles ist falsch. Es ist gewiß großes Unglück begegnet."

Die Hand ward mir bei diesen Worten in der Tasche lahm. Ich ließ die tyrtäischen Gesänge einstweilen an Ort und Stelle. „Großes Unglück? Und ich in Magdeburg? Konnte sich Napoleon mit seiner Armee nicht zwischen mich und Friederiken drängen?" Es ergriff mich wie Fieberfrost.

Aber ausser dem alten, unheilweissagenden Greise jubelte alles Volk im Wirthszimmer so laut, so überzeugend; jeder beschrieb die Schlachten und Siege des Königs so umständlich mit allen Nebenereignissen, daß man dergleichen schlechterdings nur mit eigenen Augen gesehen oder nur von Augenzeugen erfahren haben konnte. Ich pflichtete, wie billig, der Stimmenmehrheit bei, und ging ruhig schlafen.

Böse Ahnungen.

Am folgenden Tage begegneten mir unterwegs auf der Landstraße einzelne Kuriere, die von Magdeburg oder von der Armee zu kommen schienen, und nach Berlin eilten. Das feierliche Schweigen dieser Eilboten ward mir sehr verdächtig; denn die Freude pflegt sich sonst, auch unaufgefordert, mitzutheilen.

In einem Dorfe zwischen Ziesar und Burg war eine große Menge Volks zusammengelaufen. Ich fuhr gegen den Haufen, aber er theilte sich nicht. Nun erst bemerkte ich vor einem großen Hause gesattelte Pferde, und im Hause an den Fenstern preussische Husaren.

„Was gibts Neues?" fragte ich die umherstehenden Leute, während ich den Wagen hielt. — „Ach, du mein Herr und Gott!" schrie ein altes Bauerweib: „der König hat ja Alles verloren, und die Franzosen sind schon unterwegs, und vielleicht schon in einer Stunde hier."

Natürlich gab ich auf die Nachricht nicht viel. Aber doch wollte ich mich näher belehren, und lenkte gegen das große Gebäude, sprang vom Wagen und ging hinein. Alle Stuben wimmelten von Menschen. Husaren, Bauern, Beamte standen gedrängt durch einander, schmauchten ihre Pfeife, tranken, fluchten, erzählten. — Keiner machte ein frohes Gesicht. Bald war die Rede von der Niederlage der Preussen, von der Nähe der Franzosen; bald von einem Herrn Oberstwachtmeister, der wegen seiner schweren Wunden nicht länger zu Pferde sein konnte, sondern gefahren werden müsse. Man sollte eine Chaise herbeischaffen; man hatte Boten in die Nachbarschaft ausgeschickt.

Ich war ausser mir vor Schrecken, suchte ein Plätzchen an einem der Tische, und ließ mir von dem elenden Bier geben, um Gelegenheit zu haben, den Hergang der Dinge genauer zu erfahren, um Maßregeln nehmen zu können. Nach zehn Minuten verloren sich die Husaren aus den Stu-

ben; es hieß: sie sitzen auf! Ich drängte mich zum Fenster, um sie abreisen zu sehen, und sah sie wirklich im gleichen Augenblicke davon eilen, und zwischen ihnen — mein Berliner Reisewagen im vollen Trab davon gehen.

Da hatte ich gut zum Fenster hinausrufen: „Halt, es ist mein Wagen!“ — In einer Minute war alles verschwunden. Ich arbeitete mich durch die Menge der Bauern hinaus in's Freie. Der Platz war leer; mein Wagen fort.

„Beruhigen Sie sich!“ sagte ein kleiner, hagerer Mann, welcher hier das Ansehen eines Beamten hatte: „der Herr Oberstwachtmeister schickt Ihnen den Wagen heute wieder zurück. Er will ihn nur bis zum nächsten Ort mitnehmen. Der gute Herr war an seinen Wunden sterbenskrank, und wählt den nächsten Weg zu seinen Gütern.“

„Wer ist denn aber dieser Herr Oberstwachtmeister?“ fragte ich. Keiner wußte es. „Und wohin ist er mit dem Wagen?“ Keiner wußte es. — Ich lief durch's Dorf in der Richtung, wie der Wagen mit seiner Begleitung gegangen war. Vor dem Dorfe spaltete sich der Weg in drei bis vier andere. Aber nirgends war eine deutliche Spur der Flüchtlinge zu bemerken; nirgends fand ich Leute, die mir Nachweisung geben konnten; alle waren vor dem großen Hause versammelt, zu dem ich traurig zurückkehrte. Niemand bekümmerte sich um meine Verlegenheit; jeder dachte an die Nähe seiner eigenen Noth, an die Nähe der Franzosen.

„Schreiben Sie, protokolliren Sie das mir widerfahrene Unrecht!“ sagte ich zu dem Beamten: „Das ganze Dorf, Sie selbst sind der Gewaltthat Zeuge. Schreiben Sie, daß ich auf Unkosten des Herrn Oberstwachtmeisters hier im Dorfe liegen bleibe und zehre, bis er mir den Wagen zurückgeschickt hat, und daß ich mir übrigens auf dem Wege Rechtens alle andere Genugthuung vorbehalte.“

Der Schreiber schrieb; ich ließ mir Abschrift des Protokolls geben, und legte sie zu den Siegsliedern. Die Nacht verstrich; der folgende Tag verstrich. Meine Ungeduld stieg auf's Höchste. Der Wagen kam nicht wieder.

Nun brach der neunzehnte Oktober an. O Himmel, und der Herr Reichsgraf erwartete mich in Magdeburg! Ich verlangte auf Unkosten des Oberstwachtmeisters eine Fuhre, wenigstens ein Pferd, um mich an meinen Bestimmungsort begeben zu können. Allein der Oberstwachtmeister hatte so wenig Kredit, daß man mir auf seinen Namen nichts, mir sogar ohne Zahlung meiner Schuld keinen freien Abzug gestatten wollte.

Zum Glück hatte ich meine ganze Baarschaft bei mir. Ranzioniren konnte ich mich wohl. Aber auch mit meiner Garderobe war der Oberstwachtmeister durchgegangen. Wovon sollte ich dem Berliner Freund für Roß und Wagen Ersatz geben; wovon mir neue Kleider und Wäsche kaufen, mit Friederiken die weite Reise zur Pfarre machen? — Wahrhaftig, eine schwere Prüfung des Glaubens für den designirten Pfarrer!

Ich schnitt mir einen Knotenstock, und wanderte muthig zu Fuß den Weg nach Magdeburg. Der Herr Reichsgraf dort wird dir schon helfen! dachte ich, und sang, als ich so einsam durch Duft und Herbstnebel hinwanderte, wohlgemuth:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen still und ländlich,
Nur ein eigner, kleiner Herd!
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh —
Ach! und dieses seufz' ich leise,
Zur Gefährtin sie dazu.

Die Rückkehr.

Einzelne Haufen preussischer Soldaten von allerlei Regimentern, mit und ohne Gewehre, Marketender und Troßwägen kamen mir entgegen, und zogen stillschweigend an mir vorüber. Ich hatte den Muth nicht, die Kriegshelden anzureden.

„Ei, sieh da, Herr Doktor! wohin?“ rief mich eine Stimme an, als ich zwischen den Gartenhägen des Städtlein Burg abermals auf einen Trupp Soldaten stieß. Es war ein Lieutenant, den ich in Berlin kennen gelernt hatte, weil er mit mir in einem Hause wohnte. Ich pflegte ihn immer scherzweise Karl den Großen zu nennen, weil er sein adeliches Geschlechtsregister bis zu diesem Sachsenbekehrer hinaufführte.

„Nach Magdeburg, Herr Lieutenant.“

„Sie kommen nicht mehr hinein, Herr Doktor; die Franzosen belagern es schon mit 150,000 Mann. Kehren Sie mit uns um, wenn ich Ihnen rathen darf. Fort nach Berlin! der Feind folgt uns auf dem Fuße. Alles ist verloren. Braunschweig todt; Möllendorf gefangen; vom König weiß kein Mensch mehr. Die Reserve unter Prinz Eugen von Würtemberg ist gestern bei Halle aufgerieben.“

„Aber, Herr Lieutenant, ich muß — muß heute nach Magdeburg.“

„So rennen Sie in die Bajonette der Franzosen. Glück auf die Reise, Herr Doktor!“ — Indem Karl der Große dies sagte, sprengten zwei Dragoner neben uns weg, und schrien: „Der Feind ist schon bei Wittenberg über die Elbe!“ — Da verdoppelte die Infanterie ihre Schritte, und ich — weil ich doch das Belagerungskorps vor Magdeburg nicht allein abtreiben konnte, leistete dem Lieutenant Gesellschaft, und kehrte dem Reichsgrafen den Rücken zu — Adieu Pfarrhaus, Paradiesgarten und Hochzeit!

Solchen Streich hatte mir das Schicksal noch nie gespielt, so alt ich auch geworden war. Die Schlacht von Jena zerstörte alle meine Hoffnungen, die nie blühender gewesen waren. Also wieder Doktor, Hagestolz, und arm wie eine Kirchenmaus! Ich wußte nicht, wer durch Napo-

leons Kriegsglück mehr verloren hatte, der König oder ich?

Aber nun fand mich mein unbarmherziges Fatum wieder auf dem alten, gewohnten Platz, wo ich ihm Stirn bieten konnte. So lange ich noch etwas zu verlieren hatte, war ich voller Furcht und Zittern. Jetzt, da mir auch nicht mehr das letzte Kleid auf dem Leibe gehörte, wenn der Berliner Freund Roß und Wagen bezahlt haben wollte, kehrte mein heiterer Geist zurück, der alles Unglücks spottete.

Beförderung zum Feldprediger.

„Frisch auf, ich folge der Fahne Karls des Großen!“ sagte ich lachend zum Lieutenant: „und flehe um seinen großmüthigen Schutz bis Berlin.“

„Wetter! Sie sollen dabei so übel nicht fahren. Ich habe noch eine halbe Kompagnie bei mir — alles tapfere Preussen, die den Teufel nicht scheuen. Hätte ich noch eine Kanone, ich würde vor zwei Regimentern Franzosen nicht weichen. Wetter! an des Herzogs von Braunschweig Stelle wäre mir das bei Jena nicht geschehen. Kommen Sie, Doktor, ich mache Sie zum Feldprediger bei meiner halben Kompagnie.“

So oft wir durch ein Dorf kamen, ließ der Lieutenant seine aus den Flüchtlingen verschiedener Regimenter zusammengesetzte Armee in Reihe und Glied aufmarschiren, und so zog er stolz, beim Wirbel der Trommel, an den Bauern vorüber, indem er kommandirte: „Gewehr in Arm!“ Wer kein Gewehr hatte, zog demüthig bei der Bagage hintennach. Als Feldprediger war da mein natürlicher Platz. Ich machte nebenbei Bekanntschaft mit der Marketenderin, welcher der Wagen gehörte. Diese ehrenwerthe Dame ging rüstig zu Fuß neben ihrem magern Gaul her, und erzählte mir sehr umständlich die Geschichten von Saalfeld und Auerstädt, und tadelte Stellungen und Manoeuvres der Preussen auf dem Schlachtfelde. Ich hatte nichts gegen ihre strategischen Beweise einzuwenden. Denn an der Spitze von zweimalhunderttausend Mann eine Schlacht zu verlieren, traue ich mir selbst Geschicklichkeit genug zu.

Elisabeth, so hieß die Kriegskünstlerin — und was noch mehr war, sie glich auch der Königin Elisabeth von England auf ein Haar, wie man sie noch in Kupferstichen sieht — hatte auch eine hohe Schulter, und behauptete, wie die Geliebte des Grafen Essex, ewige Jungfrau sein und bleiben zu wollen — Elisabeth also hatte eine muntere Laune, viel Witz, sogar viel Belesenheit in der neuesten Literatur von Spieß und Kramer, und sang beständig Berliner Opernarien mit helltönender Silberstimme. Weil ich ihren schlechten Branntwein mit baarem Gelde zahlte — Karl der Große stellte für sich und seine Kriegsmacht nur Bons aus — hätte ich ihre vorzügliche Gunst erworben. Vermöge ihres Genies und Branntweinfasses hatte sie auf unsere Truppen, und durch diese auf den Heerführer, so viel Einfluß, daß sie ein wirkliches Mitglied des Kriegsrathes ward, und überall mitsprach, wo über die Fortsetzung des Zuges gesprochen werden mußte.

Weil ihr armes Roß so marode war, als die Helden von Saalfeld und Auerstädt irgend sein konnten; weil das Branntweinfaß nur dem müden Gaul, die Kompagnie aber treu und fest dem Branntweinfaß, der Oberfeldherr aber der Kompagnie folgte, so dirigirte im Grunde unsere Königin Elisabeth den Zug, und wir machten den Tag nie mehr, als zwei bis drei Meilen. Auch ward es immer so eingerichtet, daß wir unser Nachtquartier nie in einer Stadt, sondern in irgend einem Dorfe nahmen, wo der Soldat freies Spiel, und die Königin für ihren Gaul unentgeldliche Rationen hatte. Einen Tag um den andern gab's Rasttag.

Zwar kamen wir auf diese Weise nicht weit, aber unser Heer vergrößerte sich von Tag zu Tag durch einzelne Haufen Soldaten, die sich ihm zugesellten, so daß wir bald gegen zweihundert Mann stark waren; dabei hatten wir zwei Mann Dragoner und vier Trompeter.

Nun Generaladjutant.

Karl der Große nahm mich am vierten Tage des Abends auf die Seite. Ich sah es ihm längst an, daß er über große Plane brütete. — „Herr Doktor,“ sagte er, „im Kriege macht man sein Glück. Ich bin seit acht Jahren Lieutenant; jetzt oder nie werde ich General. Ich kommandire gegenwärtig fast zweihundert Mann. Ehe wir die Oder erreichen, habe ich vielleicht zweitausend gesammelt, die ich unserm König zuführe. Ich führe sie ihm aber erst nach einigen Heldenthaten zu. Ich falle mit meinem Korps in Sachsen ein, und agire dem Feind in Rücken.“

„Sie? Sie wollen nicht nach Berlin?“ fragte ich, und dachte an die verlassene Friederike.

„Nein, rechts ab, gegen Mittenwalde! Doktor, die Feldpredigerstelle taugt für Sie nicht. Ich dächte, Sie würden Soldat. Ich gebe Ihnen einen Militärhut, blauen Ueberrock, Degen und Pferd — Sie sollen mein Generaladjutant werden. Ich weiß, Sie verstehen Mathematik, und zeichnen gut. Ich kann Sie beim Rekognosziren gebrauchen und zum Krokiren der Gegenden.“

Da half kein Opponiren. Ich nahm die Stelle des Generaladjutanten an, weil sie mir auf den Rücken eines Pferdes half, mit dem ich desto schneller Friederiken wieder zu sehen hoffte. Ich gelobte Karl dem Großen Treue, und vertauschte die designirte Pfarre mit dem Schwert Petri, doch gedachte ich Niemandem ein Ohr abzuhauen.

Der Feldherr zählte noch den gleichen Abend sein Heer, ernannte neue Kapitäne, Korporäle und Lieutenante; stellte mich als seinen künftigen

Adjutanten vor, und entwickelte den staunenden Preussen seine Riesenplane.

„Ja, Kameraden," rief er, und spreizte beide Arme auseinander: „es ist beschlossen! Wir wollen durch unsere Thaten den Namen der Preussen wieder ruhmreich machen. Der Geist des großen Friedrich umschwebt uns. Das zitternde, blutende Vaterland sieht auf uns — wie, Kameraden, sollen wir in schmähliche Knechtschaft fallen? Was haben wir zu wählen? Sieg und Ruhm vor der Welt, oder eine ungeheure Reise in französische Knechtschaft. — Wer mir treu sein, wer mir für Gott, König und Vaterland folgen will, der rufe mit: Sieg oder Tod!"

Diese Rede entflammte das ganze Heer. Die meisten schrien: „Sieg oder Tod!" Nur einige, die noch nach den Fleischtöpfen Berlins gelüsteten, riefen mit komischem Enthusiasmus dazwischen: „Sieg oder Brod!"

Die Königin Elisabeth war auch bei dem feierlichen Auftritt zugegen. Man sah es ihr an, wie empfindlich sie gekränkt sei, die wichtige Maßregel ohne ihr Vorwissen ergriffen zu sehen. Eine Prise nahm sie um die andere, und schüttelte den Kopf hohnlächelnd; bald nickte sie für sich trotzig und drohend hin.

Den folgenden Morgen — wir waren unweit Brandenburg — rückte das Heer aus. Karl der Große mit imperatorischer Hoheit voran, ich auf einem etwas hartmäuligen Roß, welches das letzte Nachtquartier auf dem Wege der Requisition hatte liefern müssen, neben ihm. Links ging die breite Landstraße nach Berlin, rechts der enge, kothige Karrweg des Ruhms und unsterblichen Namens nach — Mittenwalde, glaube ich. — Wir, das heißt der Imperator und ich — ich aber wahrhaftig mit blutendem Herzen — zögerten nicht einen Augenblick am Scheidewege, sondern schlugen die Heldenbahn rechts ein. — Die Armee folgte. Den Schluß des Zuges machte die Marketenderin mit ihrem Wagen. Als sie am Scheidewege war, lenkte sie links ab, in die Straße nach Berlin.

Kaum sah die Arrieregarde das Branntweinfaß den breiten Weg dahinziehen, so schwenkte auch sie, und marschirte ihm, ohne ein Wort zu sagen, nach. Ein Nachbar steckte mit seinem Beispiel den zweiten an; einer nach dem andern drehte sich um, ließ die Unsterblichkeit des Namens im Stich, und folgte dem rumpelnden Wagen, bis der Imperator und ich noch allein beisammen ritten, er vertieft in Kriegsoperationsplanen, ich voller Wehmuth um die verlassene Braut.

Nun denke sich jeder den zügellosen Schmerz Karls des Großen, als er von ungefähr bemerkte, daß sein Heer hinter uns verschwunden war! Da marschirte es hin, dem geliebten Fasse nach, uns den Rücken kehrend, ach, und an der Spitze der Heerschaaren die Königin Elisabeth auf der Branntweintonne sitzend, wie auf einem Triumphwagen. Dabei sang sie mit hellgellender Kehle:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lampchen glüht.

Der Imperator schäumte vor Wuth. Wir ritten der bundesbrüchigen Kriegsschaar nach. Wir kommandirten: Halt! aber erst, als die stolze Königin ihren Wagen in seinem Siegeslaufe zu hemmen geruhte, gehorchten unsere zuchtlosen Helden.

Jetzt stimmte der heldenmüthige Lieutenant seine Philippica mit donnernder Stimme an — nicht Xenophons, nicht Plutarchs Helden sprachen mit größerer Kraft. Die Soldaten hörten der Rede mit vieler Andacht und Aufmerksamkeit zu; doch bemerkte ich, daß sie sich nicht enthalten konnten, von Zeit zu Zeit auf Elisabeths Zauberwagen hinzuschielen, damit er ihnen nicht entwische.

Ich weiß auch nicht, was trotz der Beredtsamkeit unsers Oberfeldherrn aus allem zuletzt geworden wäre — denn Königin Elisabeth fing wieder ihr äusserst verdächtiges Wackeln mit dem Kopfe an — wenn nicht ein neuer Auftritt unsere ganze Neugier rege gemacht hätte.

Marsch mit der Armee Karls des Großen.

In vollem Galopp kam plötzlich ein Husarenlieutenant die Berliner Straße daher gegen uns angesprengt. Wie der grimmige Kaiser Chaumigrem in der asiatischen Banise die Geschichte des blutigen, jedoch muthigen Pegu mit einem Donnerwetter von Verwünschungen eröffnet, so kündigte sich uns dieser ohne weiteres Präludium mit einem fünf Minuten langen Fluch an. „Wohin wollt ihr ins drei Teufels Namen? Die Franzosen sind in Berlin eingerückt! Wir sind abgeschnitten. Der König ist über Küstrin nach Westpreussen zurück! Wir müssen versuchen, uns nach der Oder, nach Schlesien durchzuschleichen!"

„Wetter!" brüllte ihm Karl der Große zu: „Wir sind Preussen, Herr, und schleichen nicht. Wir hauen uns durch!"

Dies Bonmot imponirte dem wüthenden Chaumigrem, der seinen schwarzen Knebelbart strich und ganz ehrerbietig zu unserm Feldherrn heranritt.

„Wenn Sie sich an meine Truppen anschliessen wollen, die ich gesammelt habe, um sie unserm König zu retten," sagte der Lieutenant mit großer Hoheit, „so sind Sie uns willkommen. Ich übergebe Ihnen in diesem Fall das Kommando über die gesammte Kavallerie, welche vorhanden ist (nämlich zwei Dragoner und vier Trompeter) und welche ich sonst noch erwarte; alles aber unter meinem Befehl. — Und jetzt — Bataillon! rechts um! mir nach. Der Erste, der nach Berlin denkt, wird als Ausreisser behandelt; ich lasse ihn am ersten besten Baume aufhängen. Marsch!"

Und vorwärts gings wieder die enge, schmuzzige Ehrenbahn nach Mittenwalde. Keiner sah sich nach Berlin mehr um, zwar nicht aus Furcht vor den Bäumen, sondern aus Furcht vor den Fran-

zosen. Selbst Elisabeth folgte tief gedemüthigt der Armee; sie war auch bescheiden von ihrer Triumphtonne herabgestiegen. Im ganzen Heere aber herrschte unaussprechliche Bestürzung. Die Franzosen schon in Berlin? Wo kommen die Kerls alle her? Sie schneien doch nicht vom Himmel herab?

Auch ich ließ das Haupt hängen. So hatte Napoleon denn die Hälfte der preussischen Monarchie, die Hauptstadt des Reichs Friedrichs des Großen, und selbst meine Friederike in seiner Gewalt. O, sie hatte wohl Recht, als sie mit unglückahnendem Geiste beim Abschiede rief: „Ferdinand, wir sehen uns nie wieder.“

— Welch ein schrecklicher Umschwung der Dinge in wenigen Tagen! Preussens einst vom ganzen Welttheil gefürchtete Heere zertreten; ein herrlich aufgeblühtes Königreich durch einen einzigen Schlag zertrümmert: meine Braut in der Gewalt des galantesten und tapfersten Volks der Welt; mein Patron und Reichsgraf in einer Stadt belagert, die schon Tilly einst verbrannt hatte; meine Pfarrei, Gott weiß wo? und ich, der friedliebende Doctor philosophiæ, Magister bonarum artium, designirter Pfarrer u. s. w., von allem nichts mehr, sondern — Generaladjutant Karls des Großen.

Ohne Scherz, wenn ich, mein Fatum erwägend, zuweilen neben meinem Lieutenant-General oder neben dem grimmigen Chaumigrem hinritt, in Phantasien verloren, mit Friederikens Bild, oder mit meinem Gelehrtenstübchen in Berlin beschäftigt, und dann plötzlich etwa durch einen Fehltritt meiner Rosinante erwachte — die unbekannten Gegenden der Mittelmark vor mir, die fremden Gesichter mit den Knebelbärten neben mir, das fortschreitende Heer hinter mir erblickte — ich mußte mich bei der Nase zupfen, in Arm zwicken, um mich zu überzeugen, daß ich wache.

Zuweilen verdroß es mich, statt kriegerische Abentheuer mitzumachen, nicht auf Flügeln der Liebe nach Berlin geflogen zu sein. Was hätten auch die Marschälle des Kaisers von Frankreich einem armen Magister bonarum artium zu Leide thun wollen, der seine berühmten Siegeslieder glücklicherweise noch nicht hatte drucken lassen? Aber dann versöhnte mich ein einziger Gedanke immer wieder mit meinem Verhängniß — nicht der Gedanke an Friederikens treue Liebe, oder an des Siegers Großmuth, sondern der Gedanke — an meinen Geldbeutel. Wovon sollte ich in Berlin leben? Meine Hauslektionen waren schon Andern übertragen; meine Siegeslieder vergebens gemacht. Als Generaladjutant hatte ich auf gut soldatisch wenigstens freie Zehrung, freies Quartier. Wer weiß, dachte ich, wie weit du es noch in der kriegerischen Laufbahn bringen kannst? War nicht Moreau ein bloßer Advokat, der nachher als Feldherr das Gegenstück zum Xenophontischen Rückzug lieferte? Wer steht dafür, daß nicht auch ein Doktor der Philosophie die Welt durch seine Rückzüge in Erstaunen setzt?

Durch allerlei bösen Wind von Franzosen, die auf der Seite von Berlin umherschwärmen sollten, wurde unser Heerhaufe immer mehr südwärts verschlagen. Wir sprachen zwar, um uns als Männer zu Großthaten zu begeistern, viel vom Durchhauen; aber Chaumigrem hatte doch mit dem Durchschleichen auch nicht ganz Unrecht gehabt. Denn wir marschirten Kreuz und Quer die elendesten Dorfwege, nicht anders als gingen wir hausiren. Unser Elisabethswagen hatte vierfachen Vorspann; wir machten zwei Tage lang doppelte Märsche, und die braven Bauern gaben uns treulich Nachricht von allen Seiten, wo sie Franzosen gesehen hatten, und beschenkten uns voll mitleidiger Freigebigkeit mit Nahrung und Trank. Aber alle riefen: „Schlagt euch nach Schlesien. Die Franzosen sind schon in Frankfurt an der Oder.“

Ein siegreiches Treffen.

„In der That,“ sagte der Lieutenant zum Kaiser Chaumigrem und mir, als wir am zweiten Abend nach dem Abmarsch von der Berliner Landstraße unser Hauptquartier in einem elenden Dorfe genommen und die Posten ringsum aufgestellt hatten: „in der That operire ich dem Kaiser Napoleon schon im Rücken.“

Er lächelte dabei mit wohlgefälliger Miene, die zu verstehen gab, er denke sich noch weit mehr dazu, als er sage.

„Mag sein,“ sagte Chaumigrem: „wenn er uns morgen nur nicht auf unserm Rücken operirt!“ — Es überlief mich eiskalt, denn ich dachte ganz natürlich auch an den lieben meinigen.

Chaumigrems barbarischer Einfall gab uns Stoff zum Nachdenken. Wir schwiegen alle drei still. Plötzlich fuhren wir von unsern Sitzen auf, und standen steif und gerade, wie die Kerzen — denn im Dorfe fiel ein Gewehrschuß um den andern, und unsere Soldaten schrien draussen: „Franzosen! Feinde! alles heraus!“

Die Trommel wirbelte; die vier Trompeten schmetterten um die Wette. Chaumigrem ward todtenblaß. Ich, um mein höllisches Entsetzen zu verbergen, wüthete in der Wirthsstube herum, und rief: „Halloh! drauf los! brave Preussen, drauf los!“ und suchte die Thür — war aber, der Himmel weiß es, wie mit Blindheit geschlagen. Ich fand keine Thür; ich sprengte in der Angst der alten Wirthin die Schränke auf, und rief dabei immer mit höher steigender Stimme: „Preussen heraus! brave Preussen, verlaßt mich nicht!“ — Die Wirthin lamentirte kläglich; die Kinder schrien Zeter, Hund und Katze sprangen flüchtend über Tisch und Stühle bis zum heißen Kachelofen hinauf.

Die Verwirrung, dies Geschrei um mich her, vermehrte mein Grausen, denn ich glaubte nicht

anders, als die Franzosen seien schon im Zimmer und spießten unbarmherziger Weise die Kinder. Wenn sich der Himmel nur dies einzige Mal meiner erbarmt, dachte ich, so will ich in meinem Leben nie wieder Generaladjutant sein.

Mein Toben und Lärmen, welches Karl der Große und sein versteinerter Chaumigrem, zum Glück für mich, ganz anders und sehr ehrenvoll für mich auslegten, flößte auch ihnen neuen Muth ein. Sie zogen die Degen, gingen zu den vor dem Hause versammelten Truppen hinaus, und ich folgte ihnen. — Ach wie wohl that mir's, da ich draussen in der Dunkelheit stand! nun sah mich niemand. — Ich konnte jetzt, wenn die Noth am größten werden sollte, ungestört einen Moreauschen oder Xenophontischen Rückzug machen. Ich bin sonst nicht furchtsam, aber diesmal hatte mich doch ein panisches Schrecken unterjocht. Ohnehin bin ich von Natur des Abends etwas ängstlicher, als am Tage.

„Adjutant vor, mit zwanzig Mann sogleich zum Kirchhof; dort ist unser Posten angegriffen! Wenns nöthig ist, schicken Sie her; und wir rücken mit Sukkurs nach. Bis jetzt ist's nur Postengefecht." So befahl der Lieutenant; die zwanzig Mann setzten sich gegen den aus der grauen Dämmerung hervorschwebenden Kirchthurm in Bewegung, und ich unglückseliger Magister bonarum artium mit dem bloßen Degen voran.

Plagt denn diesen Lieutenant da der Teufel? dachte ich: weiß er denn nicht mehr, daß ich zu Berlin im Dachstübchen wohnte?

Allein es war genug, mir Muth zuzutrauen, und das Ehrgefühl gab mir ihn. Als wir den Kirchhof erreicht hatten, ward mir's plötzlich schwarz vor den Augen, denn wir rückten geradezu gegen eine alte Mauer, auf welcher dürres Gesträuch wehete. Ich aber hielt die Mauer für französische Truppen, die Strauchäste für Bayonette, sprang auf die Seite, und schrie mit Grausen, als sähe ich Gespenster: „Feuer! gebt Feuer!"

Erst beim Pulverblitz erkannten wir, daß wir einer ehrwürdigen Mauer das Treffen lieferten.

„Pardon! Pardon!" riefen aber im gleichen Moment mehrere Stimmen. Und sieben Mann leichter französischer Infanterie krochen unter der Mauer, wo sie sich verborgen hatten, hervor, und —streckten vor dem Magister bonarum artium das Gewehr. Hätten die Narren geschwiegen, wir würden sie nicht bemerkt haben.

Die Gefangenen wurden entwaffnet, gezählt und ins Hauptquartier gebracht. Daß ich mit einigem Stolz vor Karl dem Großen beim Schimmer der Stalllaternen, Lampen und Kienspäne aufzog, läßt sich denken. Er umarmte mich vor der ganzen Armee, und sagte: „Herr Adjutant, Ihr Muth, Ihre Klugheit macht Ihnen Ehre. Ich werde Ihr Betragen bei dieser Affaire Sr. Majestät dem König dereinst auf's vortheilhafteste darzustellen wissen."

Von unsern Gefangenen erfuhren wir nun, was ich aber auch schon auf dem Kirchhof wußte, daß eine Kompagnie französischer leichter Infanterie bestimmt war, in das abgelegene Dorf einquartiert zu werden; daß sie sich jedoch auf der Stelle nach einigem Geplänkel zurückgezogen habe, da sie überrascht war, Preussen zu finden, und (wie die Feinde glaubten) in so großer Anzahl (vermuthlich wegen der Menge unserer ausgestellten Wachen, und des Lärmens unserer Trommeln und vier braven Trompeter). Die sieben Gefangenen hatten sich zufällig zu weit vorgewagt.

Ich ließ vor Freuden meine Weltüberwinder auf's beste bewirthen, mit Allem, was man hatte. Es waren in meinem Leben die ersten Menschen, die ich gefangen, die ersten Kriegshelden Napoleons, die ich gesehen hatte. Die Kerls freuten sich dankbar meines Schutzes, und es war mir dabei zu Muth, als müßte ich mich um den ihrigen bewerben. Denn als ich sie fragte, ob viel Franzosen in der Gegend herum wären? vernahm ich mit Schaudern, es sei ein ganzes Armeekorps unter Marschall Davoust von Sachsen aus im Zuge nach Berlin.

Ich übersetzte diese Aussage meinen anwesenden Generalen.

Karl der Große, entzückt über den Erstlingssieg seines Heers, rieb sich beständig die Hände, und sagte: „Wetter! also operire ich doch wirklich der französischen Armee im Rücken!"

Chaumigrem hingegen ward wieder bleich, und seine Augen wurden stier und kalt, wie Glasaugen.

Zweites Treffen, und dessen Folgen.

Was mich bei meiner denkwürdigen Waffenthat am meisten erquickte, war die Ueberzeugung, daß durch dieselbe keiner meiner Nächsten das Leben, nicht einmal einen Tropfen Bluts verloren hatte. Freilich war dies nicht mein Verdienst. Das Verdienst aber der Feldherren in den Schlachten, wie in kleinen Treffen, scheint mir überhaupt zweideutig zu sein. Geringscheinende, oft ganz übersehene Ereignisse, der glückliche Einfall eines Korporals, das Bonmot eines Trommelschlägers, die zufällige Stimmung des gemeinen Mannes, wirkt gewiß oft mehr, als das Genie des Befehlshabers im großen Getümmel zum guten Ausgang. Ueberhaupt sind die Regimenter, Bataillons und Kompagnien auf dem Schlachtfelde bei weitem nicht so ganz Maschine, wie man gewöhnlich zu glauben beliebt. Ich wünschte die Schlachten bei Marathon, Pharsalia, Marengo und Jena einmal von einem Allwissenden psychologisch beschrieben zu lesen.

Als der Morgen graute, waren wir schon zum Aufbruch fertig. Es war sehr kalt; aber unser Imperator meinte, wir würden einen heißen Tag erleben. Die Bauern erzählten, daß ringsum all Dörfer von feindlichen Truppen wimmelten. Im Kriegsrath ward beschlossen, auf Holzwegen durch

die Wälder zu defiliren. An Wegweisern fehlte es uns nicht.

Kaum aber hatten wir das Dorf verlassen, so sahen wir vor uns in der Ebene von verschiedenen Seiten her französische Truppen in schnurgerader Richtung gegen uns anrücken, selbst vom Walde, der uns aufnehmen sollte.

Der Lieutenant-General ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit stoischer Ruhe stellte er sein Heer in Schlachtordnung. Der linke Flügel lehnte sich an eine Pfütze, der rechte an einen alten Nußbaum.

„Kameraden," sprach er, „vergeßt heute nicht, daß ihr Preussen seid. Wir haben keine Fahne, aber seht auf den weißen Federbusch meines Hutes, er wird euch überall auf dem Weg des Ruhms vorschweben."

Dieser Gedanke mahnte mich an Heinrich IV, der einmal unter minder mißlichen Umständen etwas Aehnliches sagte.

„Können wir gegen die Uebermacht nicht siegen, so können wir Preussen doch auch nie besiegt werden!" fuhr er fort: „Das Schlimmste, was uns begegnen kann, ist, daß wir heute mit Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen zu Nacht essen, statt in einem elenden märkischen Dorf."

Kräftiger hatte Leonidas nicht zu seinen dem Tode fürs Vaterland geweihten Spartern bei den Thermopylen gesprochen, als hier mein Karl der Große, welcher den lacedämonischen König, vielleicht ohne es zu wissen, sehr glücklich parodirte.

Unsere Truppen schienen inzwischen den irdischen Speck, die Klöße und Rüben der Mark den Gastmählern im Elysium bescheiden vorzuziehen. Ach, eine Brodrinde aus Friederikens Hand wäre mir auch köstlicher gewesen, als Ambrosia in Gesellschaft aller Helden der Vorwelt.

Es war ein schauerliches Schauspiel, die einzelnen französischen Kolonnen langsam über die Stoppelfelder heranrücken zu sehen. Von Zeit zu Zeit hörte man das Getöse ihrer Trommeln von fern.

Ich saß sehr verlegen auf meinem Rosse unweit des Nußbaums, am rechten Flügel der Armee; alle Glieder bebten mir vor Frost. Dem guten Chaumigrem, der auf dem linken Flügel postirt war, wo seine vier Trompeter einen wahren Teufelslärm machten, mag auch nicht viel wärmer gewesen sein.

Zum letzten Male vor Eröffnung des Blutbades kam Karl der Große zu mir herangesprengt. „Herr Generaladjutant, heute ist der Tag, wo sich Ihr Genie auszeichnen wird!" sagte er: „Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, überlassen Sie sich nicht dem Ungestüm Ihres Muthes allzusehr. Bleiben Sie immer besonnen. Falle ich im Treffen, so übernehmen Sie das Kommando. Der Feind ist zu stark. Werden wir geworfen, so ziehen wir ins Dorf hinter uns, und vertheidigen uns bis auf den letzten Mann auf dem Kirchhof."

Damit sprengte er davon und überließ mich Unglückseligen dem Ungestüm meines Muthes.

Die Königin Elisabeth hatte unterdessen mit ihrem Wagen eine kühne Bewegung um die Pfütze gemacht, vermuthlich einen dortigen Feldweg zu erreichen. Dies hinderte aber wahrscheinlich den grausamen Chaumigrem an allfälligen Kavallerie-Evolutionen; denn er fluchte mörderlich, und zwang die weinende Marketenderin, mit ihrem Fuhrwerk vor der Fronte des ersten Treffens hinweg ihre Richtung gegen meinen Nußbaum zu nehmen.

Dies zufällige Manöuvre entschied den betrübten Ausgang der Schlacht, noch ehe sie angefangen hatte.

Fortsetzung.

Denn in eben dem Augenblick, als unsere tapfere Schaar mit den Blicken der Sehnsucht und Liebe an den Schätzen des vorüberfahrenden Wagens hing, donnerte des Feindes erster Kanonenschuß gegen uns. Und, o Schrecken! die Kugel fuhr, wie aufs beste gezielt, mitten ins große Branntweinfaß, daß der Nektar in krystallener Klarheit herausfluthete, während die Rosse mit dem Wagen im Schrecken querfeldein sprengten.

Nun war's, als wäre mit dem Göttertrank der erschlagenen Tonne auch die Seele unsers Heers entflohen. Das Vordertreffen wankte; die Arrieregarde machte eine retrograde Bewegung nach dem Dorfe zu. Karl der Große rief: vorwärts marsch — aber da war kein Leben mehr; nichts ging vorwärts. Er hatte in der Angst vergessen, daß sein weißer Federbusch auf dem Wege des Ruhms vorleuchten sollte — nun aber hielt er beständig hinter der Front, daher glaubten unsere Leute steif und fest, der Weg des Ruhms gehe dem Dorfe zu.

Jetzt fiel der zweite Kanonenschuß. Mein Roß hatte sich schon über den ersten verwundert; beim zweiten fing es an, die Unruhe seines Herrn zu theilen. Ich konnte mich nicht enthalten, gelegentlich den Kopf umzudrehen, um mich zu überzeugen, ob auch der Weg ins Dorf noch sichtbar sei.

Darauf begannen die Feinde ihr kleines Gewehrfeuer. Einzelne Kavallerie sprengte gegen unsere Flügel an. Da schrie ich, gleich einem Besessenen: „Feuer! gebt Feuer! schießt!" — drückte den Hut in die Augen, und dachte: helf euch Gott! — fort wollte ich, ins Dorf. Aber ehe ich die hartmäulige Bestie unter mir umdrehen konnte, gaben neben mir meine gehorsamen Soldaten Feuer. Darüber erschrack mein Gaul nicht weniger als ich. Er flog mit mir unter dem Nußbaum erst hoch in die Luft, und dann hinaus ins Freie. Drei französische Chasseurs zu Pferde schossen auf mich. Da sie mich aber nicht fallen sahen, — sahen, wie ich mit geschwungenem Säbel (ich hatte zwar den

Säbel in der Hand, hielt aber mit der gleichen Hand den Hut am Kopf, was mir ein martialisches Aussehen geben mochte) mit Wetterschnelle auf sie los flog, drehten sie um, und jagten davon.

Mein Pegasus, umsonst waren Zaum und Gebiß, hatte den Kopf zwischen die Beine gelegt, und setzte, wie rasend, den Feinden nach. Ich fluchte, ich weinte, ich schrie: „Halt! Brr! halt!“ — Nichts, im Galopp, im gestreckten Galopp riß es mich fort. Die Chasseurs ereilten einen schmalen Fahrweg zwischen Zäunen; mein Streitroß wählte die gleiche Straße. Die Feinde, die sich nun nicht mehr schwenken konnten, überfiel wahrscheinlich ein Grausen, da ich ihnen, wenn gleich wider meinen Willen, fast im Nacken war. Sie spornten ihre müden Gäule noch mehr, und meine verhexte Rosinante, die muthig mit mir durchging, verdoppelte ihre Sprünge.

Die drei flüchtigen Chasseurs hielten mich vermuthlich für einen Teufelskerl, der darauf geschworen habe, ihnen das Blut abzuzapfen. Denn sie sahen sich von Zeit zu Zeit nach mir mit Geberden voller Entsetzen um. Ach, die guten Herren! hätten sie nur gewußt, wie mir bei diesem Siege zu Muthe war.

Und immer weiter, hopp, hopp, hopp,
Gings fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Als wir um die Ecke eines Kiefernwaldes bogen, kamen wir auf eine geräumige Fläche, wo von französischer Seite ein Lager aufgeschlagen war. Hier verlor ich den Steigbügel von den Füßen — meine Flüchtlinge zerstreuten sich — einige Soldaten legten auf mich an und schossen. Meine Bestie that einen Satz seitwärts, und ich fiel, wie ein Sack, herab auf den Boden.

Adieu Friederike! gute Nacht, falsche Welt! seufzte ich, denn ich so gut, als die Soldaten, glaubten, ich sei todt. Die Kerl sprangen lachend zu mir. Auch die drei Flüchtlinge kamen zu mir heran. Ich stand zitternd auf. Man forderte mir den Degen ab. Ich gab ihn. Die Infanteristen wollten mich plündern. Die Chasseurs aber nahmen mich in Schutz, und schworen, ich sei ein Mann von Ehre und Muth. Ein so unverdientes Lob vom Feinde selbst freute mich gar sehr; noch mehr aber, daß ich nirgends eine Wunde an mir wahrnahm.

Jetzt war ich Kriegsgefangener. Man führte mich zu einem einzelnen Bauernhaus; unterwegs büßte ich meine Uhr, meinen Geldbeutel und den goldenen Fingerring ein, den ich zum Andenken Friederikens trug.

Ein Oberst, der nebst mehrern Offizieren in dem Bauernhause am Frühstück war, fragte mich, nachdem man ihm die Geschichte meiner Gefangennahme, und wie ich drei Chasseurs bis ins Lager verfolgt habe, erzählt hatte, nach meinem Rang. — Was sollte ich antworten? Designirter Pfarrer? Maitre ès arts? Docteur en philosophie? — die Herren hätten mich für wahnsinnig gehalten.

Karl der Große hatte mich zu seinem Generaladjutanten erhoben. Also antwortete ich dem Frager ohne Bedenken: „Adjutant-général.“ — Kleider machen Leute; aber Titel auch. Ich mußte mich sogleich mit zum Frühstück niedersetzen — kalten Braten, Malaga, Liqueur. Der humane Oberst sagte mir einige Worte des Trostes wegen meiner Gefangenschaft: „Das ist der Wechsel des Kriegsglücks. Vor fünfzig Jahren hatten die Herren Preussen Friedrich den Großen, wir ein Roßbach; jetzt haben wir Napoleon den Großen, Sie ein Jena.“

Kriegsgefangenschaft.

Die Offiziere setzten sich zu Pferde. Ich ward der Wache im Lager übergeben. Den alten Fieberfrost hatte ich noch immer nicht verloren; darum befreundete ich mich der Gluth des Wachtfeuers.

Was mag aus dem Lieutenant Leonidas und seiner tapfern Schaar geworden sein? was aus der Königin mit ihrem gesprengten Fasse? seufzte ich. Und was wird aus mir werden? Man hatte mir schon vorläufig angekündigt, ich würde nach Frankfurt an der Oder gebracht, und von dort mit einem Transport Kriegsgefangener nach Frankreich geführt werden. Mein aus dem aufrichtigsten Gemüth dargebotenes Ehrenwort, nie, wenn man mich frei liesse, gegen Seine Majestät den Kaiser der Franzosen wieder die Waffen zu tragen, war vom Obersten nicht angenommen worden. Mein Schicksal, hieß es, müsse höhern Orts entschieden werden.

Also nach Frankreich, du armer Doktor! auf eine Festung. O wie plötzlich hat sich Alles umgestaltet! Säßest du noch auf deinem Dichterstübchen mit der stillen Aussicht auf eine lange Reihe von Dächern; läsest du deinen Plutarch von großen Männern, oder auch nur die Zeitung für die elegante Welt, und Coulissen-Anekdoten bei einer Pfeife Tabak! Was könnte deiner Seligkeit abgehen? Wenn du dein Tagwerk beendigt, deine Lehrstunden von Haus zu Haus gegeben hättest, würdest du dich mit Friederiken von einer schönern Zukunft unterhalten, oder in deiner poetischen Einsamkeit neue Grenadierlieder in Vater Gleims Manier schreiben!

Hier fielen mir die preussischen Siegeslieder ein, die ich noch immer in der Tasche bei mir trug. Rasch fuhr ich mit der Hand zu den Manuscripten, sah mich um, ob ich beobachtet wäre, und schleuderte sie ins Feuer. Denn Siegeslieder in feindlicher Gefangenschaft — Lieder voller Hohn und Verachtung gegen Napoleon und sein Heer — die konnten mir den Kopf kosten! — Ich sah sie nun mit eben dem Vergnügen in den Flammen sterben, mit welchem ich sie in glücklichern Stunden einst zur Welt gebracht hatte. Selbst daß ich in der ersten Angst zu tief gegriffen, und mei

Volation zum Pfarrer mit verbrannt hatte, konnte meine Freude nicht mindern.

Plötzlich standen einige Soldaten vor mir — dieselben, die mich vom Pferde geschossen — und fragten: „Was haben Sie da heimlich verbrannt?“ Sie liessen einige Worte von Espionage fallen und füsiliren. Ich war verlegen um eine Antwort: das verbesserte meine Sache nicht. Die Kerle, ich bemerkte es gar wohl, suchten Händel an mir. Sie erklärten mich verdächtig, führten mich in die Wachthütte, wo ich Ueberrock und Stiefel ausziehen und den Hut abgeben mußte. Sie nahmen das alles mit sich fort. Ich sah weder die Kerle, noch meine Kleider wieder.

Den Tag über war ich noch einige Male wegen der verbrannten Papiere in Frage genommen. Und da ich auf meinen Aussagen beharrte, es seien Kleinigkeiten, Familienangelegenheiten, Privatbriefe gewesen, wurde ich von zwei Mann, die Angesichts meiner ihr Gewehr luden, fortgeführt, wie es hieß, ins Quartier des Generals.

Ohne Rock, barhäuptig und barfüßig, im feuchtkalten Oktoberwetter, mußte ich nun mit meinen Begleitern eine Spazierreise von drei Stunden Wegs machen. Kothig und zerlumpt, rein ausgeplündert, war ich ärmer als ein Bettler; denn selbst die Freiheit fehlte mir. Ja sogar mein Leben war ein schlecht versichertes Gut, weil die Franzosen im Felde einen kurzen Prozeßgang lieben. Angeklagt wegen Espionage hängt man den armen Teufel auf, oder füsilirt ihn, und bekümmert sich hintennach nicht weiter um ihn, ob er's übel nimmt.

Wiederfinden.

Mit Anbruch der Nacht dehnte sich eine ganze Reihe flammender Wachtfeuer vor meinen Blicken aus. Dahin ging unser Marsch. Hier war ein ansehnliches Lager. Ich ward in ein ausser dem Dorf gelegenes, schönes Landhaus geführt. Alle Zimmer waren erleuchtet; Schildwachen zu Fuß und zu Pferd vor der Thür. Offiziere in glänzenden Uniformen von allen Waffen gingen aus und ein. Man führte mich vor ein Militärbureau. Man las den Bericht über mich, fragte um meinen Namen und Grad, und rief dann: „Fort mit ihm zu den andern Gefangenen!“ — Einer der anwesenden Offiziere sagte: „Es ist eine Schande, wie man den ausgeplündert hat!“ — Ein Anderer sagte: „Gehen Sie, ich werde um Kleider für Sie sorgen.“

Man führte mich ins Lager, und hier ward ich einem Offizier übergeben, der die Bewachung der Kriegsgefangenen unter sich hatte. Diese lagen neben brennenden Scheiterhaufen umher, und genossen ihr kärgliches Abendbrod. Ich gesellte mich zu ihnen.

Siehe, da saß mit seinem blassen Antlitz und rechtschwarzen Knebelbart mein grimmiger Chaumigrem, neben ihm Karl der Große; beide aßen eine dampfende Suppe aus großer irdener Schüssel, welche die Königin Elisabeth dienstgefällig, in Ermangelung eines Tisches, auf ihrem jungfräulichen Schoos hielt.

„Ei, sieh da, mein Feldherr!“ rief ich entzückt beim Anblick dieser lieben, bekannten Gesichter: „Ist das die Mahlzeit, welche Sie im Elysium bei Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen versprochen hatten?“

Als der Lieutenant meine Stimme hörte, sprang er freudig auf, und schloß mich mit Rührung in seine Arme: „Wie, Herr Adjutant, Sie leben noch? Gottlob, so ist unserm König doch noch ein braver Mann erhalten! O wie viel haben wir Sie schon bedauert. Aber daß Sie auch Ihre verdammte Hitze nicht mäßigen konnten! Ich sah es wohl, wie Sie es mit den drei Chasseurs aufnahmen, wie Sie sie in die Flucht trieben. Ihr Beispiel begeisterte wieder meine schon etwas muthlosen Leute. Wir stürzten mit gefälltem Bayonette gegen den Feind — Verwundete gab es auf beiden Seiten. Wir schlugen uns eine halbe Stunde lang. Aber da waren wir umringt. Wir mußten das Gewehr strecken. Kommen Sie, Herzensadjutant, theilen Sie unsere Suppe mit uns.“

Noch einmal um's andere umarmte mich der wackere Lieutenant-General; auch der tapfere Chaumigrem war aufgesprungen, und hatte mich in seine Arme geschlossen. Die Königin bot mir ihren blechernen Löffel, und so vergaß ich mein Elend.

Nach einer halben Stunde kam der wachthabende Offizier, mit einem Korporal. „Wer von Ihnen, meine Herren, ist der Generaladjutant?“ — Karl der Große lächelte selbstzufrieden, und zeigte mit dem Finger auf mich; denn der französischen Sprache war er nicht mächtig.

„Herr Adjutant,“ sagte der Offizier, „es thut mir leid, Sie sind schändlich mißhandelt worden. Hier schickt man Ihnen aus dem Hauptquartier einige Kleider, wenn Sie davon Gebrauch machen können, und ein paar Bouteillen Wein zur Erquickung. Seien Sie überzeugt, daß Franzosen auch ihre Feinde, als Männer von Ehre, zu schätzen wissen, und daß Plünderer und Marodeurs nur Ausnahmen von der Regel sind.“

Ich sagte meinen edelmüthigen Feinden das Verbindlichste, was ich ersinnen konnte, und es that mir leid, daß ich für den Augenblick nicht eine schönere Phrase zu spenden hatte, als die, „daß mich heut die Eroberer der Welt (les conquérans de l'univers, im Französischen tönt so etwas größer, als in dem gewissenhaften Deutschen) zweimal besiegt hätten.“ Wir Deutschen mögen uns nun dagegen sträuben, wie wir wollen, die Franzosen sind doch das geistreichste Volk des heutigen Europa's, und die Griechen unsers Weltalters. Selbst ihre gemeinsten Soldaten studieren im Aeussern auf Grazie und Würde, wie bei uns nur Schauspieler auf der Bühne; ein treffender Einfall bezaubert

sie, ein guter Gedanke belohnt sie, und das Ehrgefühl erhebt sie alle. — Es ist in dem Volke doch etwas Geistiges, und nicht alles daran Kartoffel und Bier.

Selbstranzionirung.

Den folgenden Tag wurden die Kriegsgefangenen nach Frankfurt an der Oder geführt. Ich kannte die liebe Stadt recht gut, und auch ich hatte die Ehre, vielen wackern Leuten dort bekannt zu sein. Doch schien mir diese Ehre eins der überflüssigsten Güter meines Lebens, weil ich dadurch ums Leben selbst kommen konnte. Denn gesetzt, ein ehrlicher Frankfurter wäre aus der Hausthür hervorgesprungen, hätte den Generaladjutanten als seinen lieben Doktor begrüßt, hätte meinen Krieges- und Siegesliedern nachgefragt — —

Als der Zug unters Thor kam — o wie schlug mir das Herz! — drückte ich mir den großen Offiziershut tief in die Augen, und die Nase schob ich nach damaliger Stutzermode tief hinab ins dicke Halstuch. Ich schämte mich, in die wohlbekannte Stadt, wie ein Verbrecher, unter Gefangenen einzuziehen; und Verbrecher war ich doch wohl ein wenig, denn ich war auch ein wenig Betrüger und Anmaßer von militärischen Würden, die mir nicht gehörten.

Ein Troß von neugierigen Gaffern umschwärmte uns unaufhörlich — ach nein, ich will die guten Leute so hart nicht nennen. Sie kamen auch wohl aus Mitleiden, oder aus Begierde, irgend einen Freund, einen theuern Anverwandten unter uns zu finden. Obschon der Abend dämmerte, verbarg ich mich doch im dichsten Haufen meiner zerlumpten Schicksalsgefährten, die alle mit offenem Antlitz stolz einherschritten, als wollten sie sagen: seht uns nur an, das leiden wir für König und Vaterland. Ich hätte es zwar mit gutem Gewissen auch sagen können; aber eine Tugend, zu der man wider seinen Willen gekommen ist, sieht der Sünde um ein Haar ähnlich. Endlich kamen wir von Pontius und Pilatus, vom General- und Platzkommandant ins Nachtquartier; wir Offiziere in ein schlechtes Wirthshaus zusammengeschoben, mit Ehrenwache, ob wir gleich unser Ehrenwort mündlich und schriftlich gegeben hatten, uns nicht selbst zu ranzioniren.

Ich bekenne, mit diesem Ehrenwort hatte ich's gar nicht ehrlich gemeint. Denn als ich meinen Generaladjutant niederschrieb, dachte ich: der Generaladjutant möge sein militärisches Ehrenwort halten, aber ohne Verbindlichkeit für den Herrn Doktor und Magister.

Sobald es dunkel ward, bat ich um Erlaubniß, noch Freunde in der Stadt besuchen zu dürfen; ich meinte irgend eine nachlässige Thorwache. Man schlug es mir höflich ab. Allein da mich niemand an der Stubenthür aufhielt; da mich niemand unter der Hausthür fragte: wohin wollen Sie? da mir niemand auf der Straße den Weg verrannte; da mir es sogar niemand übel nahm, daß ich vors Thor ging, frische Luft zu schöpfen — die Schildwache hielt mich vermuthlich für einen französischen Offizier — so trug ich kein Bedenken, mein Glück weiter zu versuchen. Ich lief auf gut deutsch davon, oder ich ranzionirte mich selbst, wie es edler in der Kriegssprache heißt; denn selbst in dieser hat man Worte erfunden, um Sünden und Schanden zu bedecken, deren sich sonst der Krieg nie schämt; retrograde Bewegungen statt Reißaus; Requisitionen statt Brandschatzungen u. s. w. Ein Beweis von der fortschreitenden Kultur selbst bei dem Stande, der sonst von Amtswegen alle Kultur zu zerstören pflegt, und dem man wenigstens Offenheit und Geradheit nachzurühmen pflegt.

Stallknecht und Kutscher.

Ich mochte etwa eine Stunde gelaufen sein — denn der elenden, kothigen Straße zum Trotz lief ich mich auffer Athem — fand ich's räthlich, gemächlicher einher zu schreiten. Unter meinen müden Füßen spürte ich einen milden Sand; rings um mich her säuselte im Abendlüftchen ein Kiefernhain; über meinem Haupte wallte der berühmte Silbermond durch graue, gebrochene Wolken. Ich fand meine Lage sehr romantisch, sogar poetisch; hätte aber doch ein gutprosaisches Nachteſſen nebst Strohbett nicht verschmäht.

Die Frage entstand: wohin wollen Sie, Herr Exgeneraladjutant? wovon gedenken Sie in Zukunft zu leben? — Ich wußte wahrhaftig weder das eine noch das andere. Und es ist gut, daß man in der Welt zuweilen solche kleinliche Nebendinge nicht weiß. Eben das reizt die Lust des Lebens, wenn man so auf Gerathewohl im Weltall mit fortschreitet, ohne zu wissen wohin. Neugier und Hoffnung tragen uns weiter. Ich habe einen reichen Mann gekannt, der vollauf zu leben hatte, und den Spleen dazu. Vielleicht war sein Ueberdruß und Ekel am Einerlei des Lebens gerade eine Folge seines Reichthums. Er verachtete das Leben, das ihm nie eine Sorge machte. Er war nahe daran, Selbstmörder zu werden, vermuthlich um der langen Weile eines Daseins zu entgehen, mit dem er nichts zu machen wußte. Und was hielt ihn von einem Tage zum andern ab, den Faden seiner Stunden zu zerreissen? — Die Haude-Spenersche Zeitung. Er wollte nur noch immer vor seinem Tode wissen, was aus der Welt werden würde? — Und wenn er die Zeitungen gelesen hatte, dachte er: das wäre also nach meinem Tode geschehen, wenn ich mich gestern mit einer Kugel selbstranzionirt hätte. Es ist doch gut, daß ich dies noch vor meinem seligen Ende erfahren habe. Und so überlebte sich der herzbrave Mann von einem Zeitungstag zum andern, bis ein paar Kaufleute die Gefälligkeit hatten, ihm durch einen sehr höflichen Spitzbubenstreich, Bankerot genannt, einen großen Theil seines Vermögens abzunehmen. Nun hatte er Noth zu arbeiten; und die Noth heilte seinen Spleen. Der Hunger ist nie heftiger,

als wenn man nicht weiß, womit ihn stillen; und das Leben nie reizender, als wenn man nicht weiß, wie es retten.

Das mochten unterwegs im obenerwähnten säuselnden Kieferhain auch meine Gedanken sein. Ich schleppte mich auf müden Füßen weiter, voller Neugierde, was aus mir noch werden, und wohin ich am Ende von meinem Schicksal verschlagen würde. Da bellten Hunde — da leuchteten ferne Fenster — ich kam also zu einem Dorfe.

Vor dem Wirthshause stand eine offene halbe Chaise mit zwei Rossen bespannt, und zwar in der gleichen Richtung des Wegs, den ich zu wählen hatte. Das Standbrett hinter dem Kasten der Chaise — ich rekognoszirte das Lokal — hatte zum Glück keine Eisenstacheln und Schutzwehren gegen blinde Passagiers, die sich gern auf fremde Kosten durch die Welt schleppen lassen. Also konnte ich — und das war kein geringer Trost — meinem matten Leichnam ein Ruheplätzchen schaffen, und mit Bequemlichkeit flüchten. — Der Wagen war leer, also der Eigenthümer noch im Wirthshaus. Ich wühlte in meinen Taschen — kein rother Pfenning darin, und doch hätte ich gern ein Stück Brod gekauft. Betteln konnte ich nicht als Offizier, aber wohl in Requisition setzen. Ich wollte mein Glück versuchen, ich trat ins Haus.

Da lag auf einem alten Futterkasten ein runder Hut, ein Bauernkittel und eine Peitsche. — Heil dem braven Mann, der in der Welt die Geistesgegenwart erfunden hat! — Wetterschnell flog mein militärischer Sturmhut auf den Boden, der grobe Filz auf meinen Kopf; der blaue lange Ueberrock des Offiziers auf den Kasten; mein schlanker Leib in den breitschultrigen Bauernkittel. Hätte ich noch ein Schlachtschwert gehabt, ich würde es gegen die Peitsche vertauscht haben, welche ich dennoch als Zugabe in die Hand nahm, um mich irgendwo einmal meiner Haut wehren zu können, wenn auch nur gegen unhöfliche Dorfhunde.

Daß ich nun nicht, als qualifizirter Dieb, an ein Nachtessen im gleichen Hause denken konnte, verstand sich von selbst. Das war schlimm genug. Aber doch hatte ich nun das Vergnügen, vor französischen Nachstellungen gesicherter, inkognito reisen zu können.

Ich stand noch in der Hausthür, mit dem Gesicht auf der Dorfstraße herumspähend, wo ich verborgen den Wagen beobachten könnte, um bei der Abfahrt mein Plätzchen hinten auf in Besitz zu nehmen. Da sprang jählings hinter mir eine Thür auf — eine französische Stimme donnerte — ich bekam von zwei gottlosen Fäusten hinterrücks einen so gewaltigen Stoß vorwärts, daß ich, so lang ich war, vor mir hinstürzte in den Koth, so tief er war. Das geschah mit einander in wunderbarlicher Eilfertigkeit. Noch jetzt begreife ich nicht, wie man zu dem allem in so wenigen Augenblicken die nöthige Zeit fand.

„Allons bougre, allons!" rief der Franzose einmal ums andere, der mich für seinen Fuhrmann halten mochte. Ich war mit mir noch nicht ins Reine, ob ich mich todt stellen, oder als Dieb aufspringen und davon laufen müsse, ehe ich gehenkt würde. Der Franzose entschied für keins von Beiden; packte mich mit wahren Teufelskrallen beim Kleid im Nacken, riß mich in die Höhe, pflanzte mich neben das Vorderrad zum Fuhrsitz, und schrie! „Sitzen dik auf!" — sprang in den Wagen, und rief: „Allons! en avant!"

Mir gleichviel! dachte ich, setzte mich an Kutschers Platz, gab den Pferden einen derben Hieb und jagte zum Dorfe hinaus. Statt des bescheidenen Hintenauf hatte ich nun die Ehrenstelle vorauf. Der um seine Garderobe und Beamtung betrogene Kutscher, nämlich mein Vorfahr, konnte nun statt meiner Generaladjutantendienste thun.

Wiederum Mord und Todtschlag.

Je schneller ich fuhr, je öfter wiederholte mein gestrenger Herr im Wagen sich sein „bon! bon!" Er schien Eile zu haben, und wie ich aus seiner Unruhe und seinen zwischen den Zähnen von Zeit zu Zeit hervorgestoßenen Selbstgesprächen vermuthen konnte, kein heileres Gewissen, als ich. Zwischen Mondschatten und Mondschein glaubte ich bemerken zu können, er sei eine von den wichtigen Personen, die man bei der französischen Armee Employés zu nennen pflegt. Für einen Offizier war er zu bürgerlich, für einen Bürger zu militärisch gekleidet.

Unsere Gespräche waren sehr einsylbig; er sprach kein Deutsch, ich, meiner Rolle gemäß, kein Französisch. Fragte er mich: „Isset Posen weit, weit?" antwortete ich regelmäßig: „Viel weit!" — Fragte er: „Isset Preuß da?" so erwiederte ich: „Viel Preussen!" — Dann schrie er wie besessen: „Immere zu! immere zu!" und ich ließ die Pferde springen, so gut sie mochten.

Ich gab ihm endlich zu verstehen, er sollte mir zu essen geben, wenn er hätte. Er verstand mich nicht. Ich sprach von Barmherzigkeit, der Kommissär kannte keine; von Hunger, der Speckwanst verstand das Wort nicht. Ich sagte Brod; da hatte ichs getroffen. Er gab mir ein großes Stück.

Nun saß ich vergnügt auf meinem Bock, wie kein König auf dem Thron, und versöhnte mich mit meiner dienstbaren Stelle, die mir alles gewährte, was ich verlangen konnte. Ob Pfarrer, ob Stallknecht, ob Generaladjutant, ob Magister oder Feldprediger — was kommt zuletzt darauf an? Der Mensch ist in jedem Rock doch immer das Beste; schlimm genug, wenn der Rock das Beste vom Menschen ist. Ich fuhr die Straße nach Polen. Wer weiß, dachte ich, ob du in den Wechseln deiner Schicksale nicht dem Kommando eines Armeekorps an den Ufern der Weichsel entgegenkutscherst? Niemand verzweifele! Es gibt eine Vorsehung. So finster es oft wird, so hell klärt sichs auf. Ich war in der besten Stimmung, zum Zeitvertreib eine Predigt zum Behuf der mir designirten Pfar-

rei auszuarbeiten, als ich im Mondschein vor mir auf der Straße einige Gewehre blitzen sah. Mein Kommissär bemerkte sie im gleichen Augenblick, zog den Säbel und nahm eine Pistole zur Hand, dessen Hahn er spannte. Das Knacken des Hahns hinter mir trieb mir den kalten Schweiß aus.

„Bougre, Bougre, zufahr, immere zu!" schrie er.

„Halt! wer da? halt! qui vive?" brüllten einige Soldaten, die mir die Bayonette ihrer Gewehre fast allzunahe gegen die Rippen hielten.

Wem sollte ich gehorchen? Eine Nothlüge, hoffte ich, sollte mich aus der Verlegenheit ziehen. Da ich die Soldaten für Franzosen hielt, die ihrem Regimente nachzügelten, rief ich, um ihnen etwas Ehrfurcht einzuflößen: „Monsieurs, mein Herr General ist französisch General!"

„Halt! ergebt euch!" schrien nun mehrere Stimmen.

„Foudre!" rief der vorgebliche General, und sprang mit einem Satz aus dem Wagen, daß er zwei Kerls zu Boden stürzte.

Er schoß; Piff, Puff, Paff! fielen links und rechts Schüsse — die Kugeln pfiffen mir am Ohr vorbei — meine Pferde wurden noch scheuer, als ich. Im gestreckten Galopp jagten sie davon; meine Peitsche zerbläute ihre Rücken. Ich hörte noch Säbelgeklirr und Flintenschüsse — und bald von allem nichts mehr. Ich war gerettet; Dank sei es der Klugheit und Behendigkeit meiner Rosse.

„Verdammte Geschichte!" brummte ich, und stellte eine chirurgische Untersuchung meines Leichnams vom Scheitel bis zur Sohle an: denn in der ersten Angst glaubte ich von dem Kugelhagel durchlöchert zu sein, wie ein Sieb. Aber kein Haar war mir verwundet.

Desto besser! Aber meine Herrschaft, was war aus ihr geworden? Sollte ich wieder umkehren, nachfragen, mich auch ein wenig zersäbeln und zerbayonetten lassen? Nein, so weit ging meine Kutschertreue und zärtliche Anhänglichkeit nicht. Der Himmel weiß, was aus dem Commissaire de guerre oder Employé geworden sein mag. Ich habe es nachher nicht erfahren, da ich den gleichen Weg wieder zurückgekommen bin.

Ich fuhr nun langsamer, denn meine Rosse waren an Kräften erschöpft. — Vor mir lag wieder ein kleines Dorf. Jetzt überlegte ich: was beginnen? Dort übernachten, oder weiter eilen? Noch klang mir das Kugelgezisch in den Ohren, und meine Angst rief: „weiter!" — — Ferner: wem gehören Wagen und Pferde? Antwort: vor der Hand Keinem, als dem gegenwärtigen Besitzer, der ihn weder erobert, noch gestohlen, noch in Requisition gesetzt hat. — Frage: was mit dem fremden Gut machen? verschenken, verkaufen, behalten? Zum ersten hatte ich keine Lust, zum andern kein Recht, zum dritten kein Geld.

In dieser Verlegenheit kam ich zum Wirthshaus; es war noch nicht so spät, als ich glaubte. Der Stallknecht kam; ich spannte aus, verlangte ein Futter für die Pferde, für mich ein Warmbier, und setzte mich zum Ofen. Im Nothfall hoffte ich mit meinem runden Filzhut und Bauernkittel Bezahlung zu leisten; jener war mir ohnedies zu eng, und dieser zu weit.

Gefährliche Gesellschaft.

Die dicke Wirthin pflanzte sich vor meinen Tisch hin, setzte beide Arme in die Seite, und fragte: ob ich über Nacht zu bleiben gedächte? — Antwort: Nein. — Ob ich noch nach dem Städtchen wolle? — Antwort: Ja! Es war mir recht lieb, daß die Neugierige fragte, denn ich war noch viel neugieriger zu wissen, auf welcher Straße, in welcher Weltgegend ich sei und wohin ich führe. — Ob ich nicht ein junges Frauenzimmer mit dahin nehmen wolle, das zu Fuß angekommen wäre, und jetzt, wegen übergroßer Ermüdung, auf dem Bette läge? es könnte mir ein gutes Trinkgeld eintragen. — Antwort: Recht gern! und das ging mir von Herzen, besonders wegen des Trinkgeldes, dann auch wegen der Gesellschaft. — Ob ich nicht besser thäte, mit Tagesanbruch weiter zu reisen? denn die Nacht sei keines Menschen Freund, zumal bei Kriegszeiten. Es streife viel Franzosenvolk umher, und zerstreutes preussisches Militär, das sich zu retten suche. Es gehe kein Tag ohne Mord und Todtschlag und Plünderung vorüber. — Ich nickte schaudernd mit dem Kopf. — Man wolle mich und das Mamsellchen eine oder zwei Stunden vor Tag wecken; ich käme noch immer zu guter Zeit an Ort und Stelle; meine Herrschaft würde gewiß nicht schmählen. — Das glaubte ich selbst. — Also blieb ich. Es that mir, den Rossen und dem „Mamsellchen" wohl. Doch beschloß ich, früh aufzubrechen, denn ich berechnete psychologisch gut, des Morgens müsse die Straße am sichersten sein, weil die, welche gut finden, sie des Nachts in Gefahr zu setzen, sich aus Ermüdung oder Furcht vor Tagesanbruch verbergen; und die, welche am Tage wandern wollen, dazu nicht die Nacht zu wählen pflegen.

Mein Stallbett, auf dem ich nur bangen Schlummer hatte, fesselte mich nicht lange. Als es in der Dorfkirche vier Uhr schlug, war ich bei meinen Pferden, herrlichen Kutschgaulen. Ich machte Lärmen im Haus. Während der Knecht anspannte, beleuchtete ich mit der trüben Laterne mein neues Eigenthum, die Chaise. Der Kasten war von mehrern durchdrungenen Flintenkugeln durchlöchert. Im Wagen lag eine Säbelscheide, ohne Säbel, in einer der Seitentaschen befand sich eine zierliche Tabakspfeife mit silberbeschlagenem Meerschaumkopf, dabei ein seidener Tabaksbeutel mit Stickerei, Vergißmeinnichtchen, und darum die zärtlichen Worte: Souvenir de l'amitié. Vermuthlich galante Eroberung meines ehemaligen Herrn, des Employé, von irgend einem deutschen Mädchen. Der Kasten des Wagensitzes war fest

verschlossen; den Schlüssel hatte der Employé unnützerweise behalten.

Die Wirthin kam und erzählte mir gähnend haarklein, was ich und meine Pferde alles gegessen und getrunken hätten. Ich fand das sehr langweilig, weil ich es ohnedem wußte, und fertigte sie mit dem Bescheid ab: „Mamsellchen wird schon für mich bezahlen.“ Dann stieg ich in den Wagen, und setzte mich an die Stelle meiner gewesenen Herrschaft; da saß ich bequemer und wärmer, auch rechnete ich auf angenehme Gespräche mit Mamsellchen.

Es kam endlich; man hob es zu mir in den Wagen; ich rief Adieu, und fort gings. Aus dem angenehmen Gespräch aber ward nichts. Die Reisegefährtin schob sich in den Winkel des Wagensitzes so weit als möglich von mir, antwortete einigemal auf meine bescheidenen Bemerkungen, daß es sehr kalt, oder sehr finster, oder nicht gut fahren sei, in schläfriges Ja und Nein, und überließ mich meinen fernern Betrachtungen.

Diese Betrachtungen wurden immer wunderbarer, als meine schöne Gesellschafterin — zwar im Dunkeln ließ sich mehr Schönheit ahnen, als sehen — im Schlafe, wie der Wagen schaukelte, sich näher und näher gegen mich senkte. Aus bloßem Mitleiden mit dem guten Kinde, daß es nicht zu sehr umhergeworfen werde, rückte ich ihm drei bis vier Zoll näher. Nach einem Weilchen lehnte der Kopf der Schläferin an meine Achsel — ein hartes Kissen. Ich legte mit schüchternem Erbarmen meinen linken Arm um ihren schlanken Leib, und hielt die Schlummernde an meiner Brust. Sie schlief sanft, wie die Unschuld, und erwachte selbst von den unruhigen Schlägen meines Herzens nicht, während ich wie ein Verbrecher zitterte.

Zum ersten Male lag ein schlafendes Mädchen an meiner Brust — zum ersten Male hielt ich stundenlang ein weibliches Wesen mit dem Arm umschlungen — ach vergib, Friederike, wenn ich dir in diesen Augenblicken — nein, untreu ward dir meine Seele auch da nicht, denn ich gedachte deiner. Oft bildete ich mir ein, daß ich dich so zur Gefährtin habe; der sanfte Druck, mit dem ich die Fremde an mich zog, galt dir; mein verstohlener Seufzer dir, und dir der gottlose Kuß, den ich leise auf — ihre Haube drückte. Aber zu einem Weibe, dessen Busen nach der Melodie des sanften Odems steigt und fällt, dessen Anschmiegen mit einer fremdartigen Gluth erfüllt, — zu solch einem Wesen setze man einen Mann von Schnee, aber keinen Hagestolz, ach! von neununddreißig Jahren.

Schönes Morgenroth.

Sanft schlich der Wagen im Sande fort. Ich ließ den Pferden ihren beliebigen Schritt, hielt meine schlummernde Unschuld fest im Arm, schloß die müden Augenlieder, um bequemer von Friederiken, Pfarrei und allen Himmeln zu träumen, die mir das Wachen nicht gab, und so ward aus dem willkührlichen Geträum zuletzt wirklicher Schlummer.

Ich und meine Schlafgenossin erwachten fast zu gleicher Zeit, als der Wagen aus dem milden Sande plötzlich über einen holprigen Prügeldamm fuhr. Es war schon hell. Vor uns im Hintergrunde der Landschaft brannte ein prächtiges dunkelglühendes Morgenroth, welches blendend auf unsere Augen fiel.

Erst sah ich auf meine braven Pferde, dann auf meine Reisegesellschafterin. Sie rieb sich mit beiden Händen die Augen; ich rieb mir die meinigen. Dann sahen wir uns ganz trocken einander an. Sie rieb sich wieder die Augen; ich mußte desgleichen thun, denn das Morgenroth hatte mich, glaube ich, blind gemacht. Ich sah sie wieder an; sie wich. Und nun erst war ich überzeugt, daß ich noch schlafe und von Friederiken träume, denn sie saß, so kam es mir jetzt vor, neben mir.

Aber, mein Gott, Herr Doktor, sind Sie es?“ fragte sie mit ihrer leisen, schönen Silberstimme, und betrachtete bald mein Gesicht und den werdenden Schnurrbart — Ueberrest meiner ehemaligen Generaladjutanten-Uniform — bald meinen beschmierten und zerrissenen Bauernkittel.

„Ach Friederike!“ rief ich, „wie kommen Sie hier? und zu mir?“

Jetzt fragten wir nicht mehr. — Unsere Augen verdunkelten sich jetzt in den Thränen wehmüthigen Entzückens — ich ließ das Leitseil fallen — wir schlossen Brust an Brust, Mund an Mund, und in langen Küssen tauschten wir Leben um Leben, Seele um Seele. — — O wir hatten uns wieder nach der langen, ewigen Trennung, wieder! und wie unverhofft, wie wunderbar! Vergessen war aller Schmerz der Vergangenheit! Vergessen alles Elend des Lebens, meine Sorgen, ihre Thränen; vergessen jede Gewitterwolke der Zukunft. Wir athmeten in einer schönern Welt. Das Irdische fiel von uns — alles war selige Verklärung.

Nur der verruchte Prügeldamm, auf dem der Wagen so unbarmherzig stieß, daß sich selbst unsere küssenden Lippen beständig von einander verloren und mühsam wieder suchen mußten — nur der Prügeldamm, bei dessen Anlage man vermuthlich solche rührende Szene nicht berechnet hatte — nur er trennte uns, da wir glaubten, der Tod könne uns nicht wieder scheiden. O wie gern wären wir Brust an Brust gestorben!

Ich nahm das Leitseil wieder zur Hand. Und nun gings ans Fragen her und hin. Und ob wir uns gleich sahen, und ob wir einander gleich fest Hand in Hand hielten, als fürchteten wir, uns im engen Wagen von einander zu verlieren, wurden wir doch zweifelhaft, ob wirs auch wirklich wären. — Sie war schöner, als ich sie jemals gesehen; das Morgenroth umstrahlte sie mit einer Glorie. Ich mußte noch einmal das Leitseil fallen lassen.

Was ich von meinen kriegerischen Abentheuern

Friederike erzählte, wissen meine Leser; aber Friederike hörte sie aufmerksamer und begieriger an, als sie gelesen werden mögen. — Die Begebenheiten meiner Verlobten waren ungleich einfacher. Sie hatte von ihrer Herrschaft die Entlassung erhalten. Kurz vor dem Einrücken der Franzosen in die Hauptstadt flüchtete die Herrschaft nach Stettin, und der Himmel weiß, wohin. Friederike schwebte meinetwillen in Todesängsten; bekam endlich einen Brief von ihrer betagten Mutter, und den Befehl, Berlin zu verlassen und zu ihr zu kommen. Sie reisete also, eine gehorsame Tochter, ab, nachdem sie meinetwillen alle nöthigen Anzeigen hinterlassen hatte, fuhr mit Gelegenheit bis Frankfurt, und machte sich von da, weil die Franzosen alle Pferde und Wagen in Beschlag genommen, oder weil in dem Augenblick niemand dergleichen zu einer unsichern Reise hergeben mochte, ziemlich heroisch zu Fuß auf den Weg. Müde und matt kam sie gestern Abend in das Dorf, von wo an ich die Ehre hatte, ihr Leibkutscher zu werden.

Es wird Tag.

Unterwegs — auch Liebende wollen gefrühstückt haben, und zum Wohnort von Friederikens Mutter waren es noch einige Meilen — verschwand im ersten Wirthshaus unter scharfem Scheermesser der letzte Rest meiner Generaladjutantur von der Oberlippe. Friederike kaufte mir für ihr Geld — ich weiß nicht, wie sie den Trödel auskundschaftete — bei dem Amtmann oder Schreiber einen ehrbaren Ueberrock und Hut, so, daß ich doch, ohne Aufsehen zu erregen, bei einem hübschen, wohlgekleideten Mädchen im Wagen sitzen konnte.

So fuhren wir weiter. Es war Tag geworden; auch in unserm Gemüth ward es sonnenheller Tag. Verkündet waren wir von der Kanzel, also Hochzeit mußte gemacht werden. Darüber waren wir einig. Ich sollte unterdessen nach Frankfurt am Main schreiben, um meinen Gönner wegen des Ex-Reichsgrafen und der Pfarre zu befragen. Erwählter Pfarrer war ich doch einmal, trotz dem, daß ich im französischen Bivouac nebst den Siegesliedern die Vokation verbrannt hatte. — Friederike hatte beinahe hundert Thaler erspart; davon ließ sich anfangs das Leben fristen. Und wenn alles Unglück zusammenschlug, konnte ich ja irgendwo noch eine Winkelschule anlegen. Mit Brod und Wasser, das fühlten wir, konnten wir glücklich sein; nur nicht von einander getrennt, auch bei allem Ueberfluß nicht.

Indem wir uns in unserer bittern Armuth selig priesen, sie von wohlfeilen Suppen, ich von der Einnahme eines fleißigen Schulmeisters sprach, gings kling! kling! auf dem Fußboden des Wagens. — Wir sahen hinab. Es war ein blanker Louisd'or.

„Hast du ihn verloren?" fragte ich Friederiken.

„Ich habe kein Gold!" sagte sie.

Wir nahmen die milde Gabe, als Nachlaß meines seligen Herrn Employé, für meinen Kutscherlohn.

Nach einer Weile abermals kling! kling! — Wieder ein Louisd'or. — „Wahrhaftig," sagte ich, „wir haben einen guten Schutzgeist, oder eine gütige Fee, die unser frommes Gespräch gehört hat. Ich hob auch diesen auf, und sah fleißig umher, ob er noch Brüder habe. Alles war leer. Es that mir leid. Bald darauf erneuerte sich das Hexenspiel zum dritten Mal.

„Hier ist's nicht richtig in der Chaise!" sagte ich, und hielt die Pferde an, da blitzte mir aus dem Spalt des Kastens von unserm Wagensitz ein viertes Goldstück entgegen. Da war die Goldquelle entdeckt. — Ich erbrach den verschlossenen Sitz mit Gewalt, und fand, was ich immer für das Geräusch und Klirren einer Kette gehalten, einen durchgeriebenen Geldsack. Andere Geldsäckchen lagen, fester gebunden, vertraulich neben einander. Wie mein Employé zu diesem Schatz gekommen, wußte ich nicht; ob er ihm oder andern gehörte, galt mir gleich. Aber Friederike und ich erkannten einhellig, diese Summe sei für unsere bescheidenen Wünsche zu groß — wir könnten sie nicht behalten. Wir legten auch die drei Louisd'or zu den andern, verwahrten das Geld besser, und fuhren gelassen davon, als hätten wir nichts gefunden.

Die alte Mutter Friederikens, entzückt uns zu umarmen, empfing uns segnend. Unser Schatz ward ihr in Verwahrung gegeben; aber ungeachtet aller Nachfragen, die ich wegen Wagen, Pferd, verlornem Geld in die öffentlichen Blätter einrücken ließ, meldete sich nach mehrern Monaten kein Mensch dazu.

So endeten meine Abentheuer. Ich war reicher, als ich es je zu werden Hoffnung haben konnte, und die schöne Friederike mein Weibchen.

Dem Berliner Freund sandte ich Entschädigung für sein Fuhrwerk, um welches mich der Herr Oberstwachtmeister geprellt hatte; der Pfarrei entsagte ich, und ein erträgliches Landgut, in einer der reizendsten Gegenden, eine von jungen Linden und Kastanienbäumen umschattete Wohnung, die Raum genug für Friederiken, ihre Mutter und mich hat, umschließt mein Paradies.

Harmonius.

1.

Wir saßen im Frühjahr oft im Garten des Harmonius beisammen. Nie hab' ich einen Menschen gesehen, der inniger, reiner liebte; nie einen Menschen, der der zärtlichsten Gegenliebe würdiger gewesen wäre.

Als Greis von siebenzig Jahren war er noch derselbe frohe, stille, genügsame, unschuldige Mensch, der er einst als Kind von sieben Jahren war. Noch mit derselben Herzlichkeit schmiegte er sich an alles Gute und Wahre an, wie in seinen Knabenzeiten. Er zog den frischen Frühlingshimmel der Kindheit mit sich, durch das heiße Sommeralter, endlich in den kühlen Lebenswinter herunter. Die Zeit tastete zwar die Hülse seines Geistes an, und färbte und bleichte sie; aber an deren Inneres rührte der zerstörende Finger nicht.

Noch immer war ihm die unermeßliche Welt das große, heilige Wohnhaus Gottes und göttlicher Kinder; und der Erdball in diesem Hause nur ein Schulzimmer; unsere Lebenszeit eine schöne, mühselige Lehrstunde. Er glaubte an keine Verbrechen und Verbrecher, sondern nur an Irrthum und Irrende; er glaubte an keine Leiden, sondern nur an Stufen der Glückseligkeit.

„Der Mensch muß in sich, nicht ausser sich leben!" sagte er oft: „Wir haben mit dem Ausser uns nichts zu schaffen, sondern mit dem Innn allein. Die Aussenwelt gehört nur in so fern zu uns, als sie ihre Farben und Gestalten durch die Camera obscura des Sinnes in unser Ich hereinspiegelt. — Der Mensch ist Geist; er lebt nicht im Umgang mit Körpern und todten Hüllen, sondern mit Seelen. Die Seelen aber sind sich unter einander verwandt und sind alle Schwestern. Auch die Thiere sollen wir lieben, denn wir haben keinen Grund, an ihren Seelen zu zweifeln; diese sind etwa jüngere Brüder und Schwestern."

Vor der Laube von rankenden Jelängerjelieberblumen geflochten, im Garten des Harmonius, stand eine aus Marmor gehauene Gruppe. Ein junges, schönes Weib lehnte sich an einen Aschenkrug. Ein Vogel saß ruhend neben ihm auf der Urne; ein Hündchen lag schlummernd zu seinen Füßen.

Am Fußgestell standen die Worte: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen.

Als wir das erstemal beisammen im Garten des Harmonius waren, jene Gruppe sahen und jene Worte lasen, glaubten wir den Sinnschlüssel gefunden zu haben, da Harmonius sagte, jene weibliche Gestalt sei dem Andenken seiner Gemahlin geweiht, die vor mehrern Jahren in der Blüthe ihres Lebens starb. Der Hund erschien uns als Zeichen der Treue, und der Vogel auf der Urne als Sinnbild der Seele, welche sich über irdischem Staub bessern Welten entgegenschwingt.

Als wir bald nachher in sein Zimmer traten, entdeckten wir an der Wand unter andern Gemälden auch ein größeres. Wir sahen hier das nämliche junge Weib, mit unaussprechlichem Liebreiz bekleidet, und neben demselben auf grünem Zweige einen Vogel, an dessen Federn wir erkannten, daß es ein Buchfink sei; ein braunes Hündchen, an den Pfoten und unter dem Halse schneeweiß, lag lauernd zu den Füßen der Jungfrau. Die Augen dieser drei verschiedenen Geschöpfe waren durch die Kunst des Malers so geordnet, daß man von ihnen überall angesehen wurde.

Im Studierzimmer des Harmonius, welches das schönste im ganzen Hause war, mit einer weiten Aussicht über die Gegend, erblickten wir fast das Nämliche wieder, nur unter andern Verhältnissen.

Drei Bildnisse hingen beisammen, umschlungen von einer Blumenschnur aus Immergrünlaub und Vergißmeinnichten. Das erste stellte einen ähnlichen Vogel dar, wie wir vorhin gesehen; das zweite denselben braunen Hund, aber in Lebensgröße; das dritte die verstorbene Gemahlin des Harmonius. Unter den Bildnissen war in Goldschrift auf himmelfarbenem Grund zu lesen: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen.

In noch andern Zimmern unsers ehrwürdigen Freundes sahen wir noch andere Gemälde, doch viele derselben hatten immer den gleichen Text.

2.

An einem Sonntagsabend waren wir noch spät vor dem Gartenhause um den Greis versammelt. Die Nacht zündete über uns ihre tausend Sonnen an. Der Mond zerriß den Schleier seines Gewölks, und sein geistiges Silber mit den Blüthen vom hangenden Apfelbaum floß, wie elysischer Regen, über uns nieder.

In der tiefen Stille, selten vom Seufzer der Abendluft durch blumiges Gestäude unterbrochen, sanken unsere Seelen in schwermüthigen Ernst.

„Solche Abende sind ein feierlicher Aufruf ans Menschenherz; — sind einzelne Wiederscheine aus andern Welten; — sind wie fliegender Sommer aus den Gefilden des Jenseits!" So sprach einer von den Unsrigen, welcher dem Greise am nächsten saß.

Harmonius zog seine Augen von den Sternen zurück und sprach; „Du bist ein Glücklicher, und ich bin es mit dir, weil ich den Abend aufnehme, wie du. Wahrlich, wahrlich, ihr Lieben, die Welt ist uns das, was wir ihr sind. Nicht sie macht uns glücklich oder unglücklich, sondern wir machen sie zur glücklichen oder unglücklichen. Wer an die Tugend glaubt, hat Tugend; wer keinen Gott glaubt, für den ist keiner. Da wir nun gleich-

sam Schöpfer unserer Welt sind, so lasset uns gute Schöpfer bleiben."

Da fragte einer der Unsrigen: „Ich habe noch wenige Menschen gefunden, die sich ganz glücklich achteten. Soll ich glauben, daß sie nicht tugendhaft und rein genug waren?"

„Ich will nicht richten über das Herz der Menschen!" antwortete Harmonius: „Der Lehrling kennt in der Malerei den Werth der Schatten nicht; er wird sie entweder ganz verbannen, oder zuviel geben. Der Mensch von halber Bildung kennt eben so den Werth der Entbehrungen nicht. Er will nichts entbehren. Auch beneidet der Mensch nicht sowohl das Glück eines Andern, als vielmehr dessen Mittel zum Glück. — Jedem ist in seinem Verhältniß ein gleiches Recht und gleiche Kraft geworden, sich hart oder weich zu betten."

„Aber", sprach ich, „wenn auch Jedem gleiches Recht und gleiche Kraft ertheilt ist, so haben doch nicht Alle gleiche Einsicht empfangen, das höchste Gut zu finden. Du weißt, Harmonius, wie mancherlei Glückseligkeitslehren unsere Philosophen geschrieben, und wie sie sich einander bestreiten."

Harmonius antwortete mir: Wer ausser sich sucht, was in ihm allein zu finden, wird ewig suchen, und sich selbst verlieren. Wir haben alle eine gute Lehrerin empfangen, wir in Europa, und unsere Brüder am Indus und Mississippi; diese ist die Natur — die Natur mit ihrer Gesetzgebung. Wer innerhalb derselben lebt, hat den Frieden; wer eins ihr Gesetze verschmäht, verliert die Rose, fühlt nur deren Stachel, und verwundet sich selbst. — Der Schmerz ist das beste Heilmittel der Verirrungen. Warum erkünstelt der Mensch betäubende Mittel wider den lehrreichen Schmerz? Diese Mittel sind unnatürlich und fressen frische Wunden. Und so verirren wir uns immer weiter von der Natur, und klagen diese an, statt uns selbst. Wir haben uns ein Heer von Wissenschaften und Systemen erkünstelt, die zur Beseligung nicht vonnöthen waren. Wissenschaften haben den Menschen nicht elend gemacht; sondern das Elend hat die Wissenschaften gemacht.

Als Harmonius so gesprochen hatte, entstand eine tiefe Stille unter uns, und Jeder dachte den Reden desselben nach.

Neben mir saß Vitalis, welcher tief gebeugt schien, und indem er gen Himmel sah, leise seufzte.

„Freilich haben unter den Menschen manche das feste Land verlassen," hob er an, „und haben sich in ein gebrechliches Fahrzeug geworfen. Auch ich gehöre zu den Irrenden. Aber warum ist das Eiland so klein, auf welches uns das Schicksal versetzte? — warum unsere Wißbegierde so groß, daß wir uns nicht an dem genügen, was wir haben? — Warum wollen wir noch so gern entdecken, was ausser unserer Lebensinsel liegt? Warum sind die schönsten und wünschenswürdigsten Gegenstände undurchdringlich verschleiert? Warum müssen wir am unwissendsten sein in dem, was zu wissen das Wertheste ist?"

„Dein Warum", entgegnete Harmonius, „kann ich nicht beantworten, sintemal ich dein Schöpfer nicht, sondern ein Kind desselben bin, wie du. — Ist denn aber unsere Wißbegierde wirklich zu groß für den Umfang unserer Lebensinsel? Ist diese zur Nahrung unsers Geistes wirklich zu arm, daß wir ein anderes Eiland suchen müssen? O gewiß, das hast du nicht meinen, nicht sagen wollen. Du bist überzeugt, wie ich es bin, daß die jetzige Welt zu reich an Stoffen ist für unsern Geist; daß unser Aufenthalt in derselben zu kurz ist, um auch nur von einem geringen Theil darin auf das allerflüchtigste zu geniessen. — Siehe, ich zähle siebenzig Jahre; und es nennen mich die Menschen einen Greis, und erinnern mich mit diesem Worte an den baldigen Abschied von ihnen; aber mein Geist ist noch unausgebildet, mein Durst noch nicht gelöscht; ich lernte täglich und bin ein Schüler in meinem siebenzigsten Lebensjahre. Du zählst deren kaum zwanzig und einige!

„Die Begierde zum Lernen und Wissen kann hienieden im Ueberflusse schwelgen, und wir werden den uns gereichten Vorrath nie erschöpfen. Was du aber Wißbegierde nennst, würde ich Neugierde heißen, und Neugierde ist Krankheit. Sie will nicht geniessen, sondern nippen; nicht erforschen, sondern überflattern vom Unbekannten zum Unbekannten. Die Neugierde hat nimmer genug, so wie dem Engbrüstigen das ganze Himmelsgewölbe nicht Luft genug umfaßt. Sie ist moralische Engbrüstigkeit.

„Du hast dich nun in ein gebrechliches Fahrzeug geworfen, bist umhergeschifft, das unbekannte Land zu entdecken. Was hast du gefunden? Was weißt du nun mehr, als du wußtest, ehe du vom Ufer abstießest? Wolltest du Entdeckungen machen über die wahre Geisterheimath; über die Welt, von der uns die Todesstunde trennt? O, mein Lieber, du wolltest die Zaubereien der Musik empfinden ohne ein Gehör dafür, und einen Blick ins Elysium werfen, ohne Augen.

„Kehre denn heim nach deinen fruchtlosen Versuchen; — fruchtlos, nicht weil wirklich ausser der Lebensinsel kein anderes Land vorhanden ist, sondern weil dein Nachen zu zerbrechlich war. Oder willst du, Blinder, die Farbenpracht des Frühlings wegläugnen, weil dir das Gesicht mangelt?

„Kehre heim. Nimm die göttliche Arznei, wie sie dir mein Wahlspruch vorschreibt: Glauben, Liebe, Hoffnung und Geduld."

„Was sollen wir aber glauben?" fragten unserer einige zu gleicher Zeit.

Harmonius lächelte und sah uns eine Weile schweigend an. Dann begann er wieder: „Wie ihr doch so kindisch fraget! Oder wollet

ihr mich versuchen? — Glaubet, was euch die Vernunft gebeut, und das Herz euch räth. Kein Glaube läßt sich vorschreiben, oder einimpfen. Ein anderes ist's mit Vernunftgrundsätzen, welche nur gesprochen werden dürfen, um von Jedermann gebilligt und aufgenommen zu sein. Denn das Gesetz der Vernunft ist sich in allen Menschen gleich. Aber ein anderes ist es um den Glauben. Er wird nicht ertheilt und nicht angenommen. Er ist eine geistige Blume, entsprossen aus der Lage, Nahrung, Stärke, Schwäche und dem Bedürfnisse des Gemüths. Daher ist er bei allen Menschen verschieden. Derjenige eines Kamtschadalen würde mir so wenig angemessen sein, als ihm der meine. Der Glaube ist eine Blüthe der Seele: an der Blüthe erkennst du den Baum. Zerstöre die Blüthe nicht mit roher Hand, wenn sie dir an einem andern mißfällt, denn du läufst Gefahr, den ganzen Baum fruchtlos zu machen. Willst du aber Gutes thun, so veredle den Stamm; gib ihm bessern Boden, feinere Nahrung. Veredle die Seele, so wird sie ihren Glauben selbst veredeln.

„Ich aber", fuhr Harmonius fort, und hob seine Hände empor durch die Mondstrahlen und Blüthen, „ich aber glaube an Dich, Ewiger, Unbekannter, Namenloser! Ich glaube an die heilige Welt der Geister, worin Vergeltung und Seligkeit herrschen; ich glaube eine Unvergänglichkeit unserer Liebe in allen Hüllen!"

Als Harmonius die letzten Worte gesprochen hatte, verließ sein Blick den Himmel und sank auf das Marmorbild vor der Laube.

4.

„O Harmonius, wie froh bin ich, deines Glaubens zu sein!" rief ich aus: „Doch den Sinn deiner letzten Worte hab' ich nicht deutlich verstanden. Ich bitte dich, mir diesen, wenn du willst, klarer zu geben."

„Und wenn ich es thäte," sagte er, „würde ich mit meinem Glauben nicht, wie ein Träumer, vor euch stehen? Mein Glaube aber ist die Frucht meines Lebens, wie er es bei allen Sterblichen ist. Und wie mein Leben nicht das eure ist, so kann mein Glaube nicht der eure sein. Aber wenn Ihr tiefere Blicke in das Wesen eures Selbstes und des göttlichen Alls der Dinge senket, wird euch mein Glaube von selbst werden, wie ihn die Alten schon, wie ihn Inder und Griechen hatten, wie ihn Pythagoras und Plato liebten.

„Doch eh' ich Pythagoras und Plato kannte, war, was diese Göttlichen geglaubt, schon aus meinem eigenen Leben hervorgeblüht. Darum muß ich einige einzelne Fäden aus dem Gewebe meiner Schicksale ziehen. Ich will euch, wenn ihr nicht müde werdet, mich zu hören, ein paar Worte aus meinem Leben erzählen.

„Ich kann in der Erinnerung noch weit zurücksehen durch die vollendete siebenzigjährige Bahn. Doch in der äussersten Ferne fangen die Gegenstände an, wie Nebel, abzubleichen und ungewiß zu werden. Ich erkenne noch in zweifelhaften Formen die ehrwürdige Gestalt meines Vaters. Meine Mutter erblickte ich gar nicht. Sie starb ein Jahr nach meiner Geburt. Jener sechs Jahre später. Ich ward eine Waise und fremden Händen übergeben.

„Waise zu sein war mir hartes Loos; doch damals nur hart, weil ich nicht meinen Gespielen gleich war. Ich hatte keinen Vater, der mich lehrte, keine Mutter, die mich an ihr Mutterherz zog. Dies Entbehren machte mein Herz unaufhörlich wund. Ich weinte still vor mir; ich verlor mich mit unaussprechlicher Lust in den Paradiesen meiner kleinen Vorwelt; zur Zärtlichkeit bildete sich jedes Gefühl in mir.

„Von Allem, was ich kannte, liebte mich nichts. Man haßte mich auch nicht. Ich war einsam. Man schalt mich einen Träumer; meinen Gespielen galt ich wenig. — Im Sommer wünscht' ich den Winter, weil seine Einöde mir tröstend schien; im Winter rief ich den Frühling, um Gespielen zu finden.

„Als ich zwölf Jahre alt war, gerade am Morgen meines Geburtstages, lag ich unter dem hohen Birnbaum im väterlichen Garten; ich schlummerte halb. Ich quälte abermals mein Herz mit sehnsüchtigen Träumereien. Thränen drängten sich durch meine geschlossenen Augen. Ich blickte auf, und sah durch die Thränen und durch die grüne Wildniß der Zweige in den Himmel. „Ich bin in der ganzen Welt allein. Mich kennt Niemand!" seufzt' ich: „Niemand mag mich lieben. Und ich bin doch nicht böse. Ist mir denn nichts verwandt? Hat mich noch nichts geliebt?"

„Da schloß ich die Augen. Erkältet flossen die Thränen über meine heißen Wangen. Ich sehnte mich zu sterben.

„In dem Augenblick, fühlt' ich, setzte sich ein kleiner Vogel auf mein Kinn und pickte mit dem Schnabel tändelnd mir an die Lippen. Ich erschrack, und als ich die Augen öffnete, flog das Thierchen davon.

„Ich richtete mich auf. Der Vogel saß im Baume über mir. Es war, als betrachtete er mich aufmerksam.

„O was hätte ich hingegeben, ihn zu besitzen! Ich lockte, kirrte; aber umsonst. Er flog nicht davon, er kam auch nicht näher. Ich suchte aus meinen Taschen alle Brosamen und streute sie ihm. Da flog er schüchtern hernieder, naschte einige, und sah mich dabei an, als wollt' er danken. Aber bei meiner leisesten Bewegung entfloh er.

„„O Vögelchen, liebes Vögelchen," rief ich, und streckte weinend meine Arme zum Baum empor, in welchen es geflüchtet war, „ich bin nicht grausam; ich will dich ja lieben und füttern, und Niemand soll dir Leides thun."

„So rief ich, wiewohl ich wußte, daß das kleine Geschöpf mein Bitten nicht verstand. Doch als hätte es mich verstanden, so sah es auf mich, hüpfte von einem Zweige zum andern — sah mich an —

flog vom Baum herab — zu mir — auf meinen Arm.

„Wie soll ich mein Entzücken schildern! Es ist unmöglich. Die Freuden des Menschen sind immer größer, als seine Schmerzen. Denn unter jenen vergißt er sich selbst; bei diesen aber behält er noch Selbstheit genug, sich zu bemitleiden, oder zu bewundern. Daher haben wir für unsere Freuden ein so kurzes Gedächtniß, für unsere Leiden ein so langes.

„Allen Hausgenossen zeigt' ich meinen schönen Fang; — ich konnt' es nicht Fang nennen. Das Thierchen hatte sich mir ja selbst ergeben. Ich trug's auf meine Kammer. Da küßt' ich's tausendmal. Da füttert' ich's; da ließ ich's frei umherflattern.

„Ich war, wie im Himmel. Fleißiger ward ich in der Schule; artiger im Hause; fröhlicher unter Gespielen. Jeder kam; Jeder bewunderte meinen Vogel und seine Furchtlosigkeit, seine Liebe zu mir und seine Treue.

„Jeden Morgen erweckte mich der kleine Freund mit seinem Gesang. Dann verließ ich mein Bett; dann flog er zu mir; dann nahm er seine Futterkörner aus meiner Hand. Ich setzte mich zur Schularbeit, er hüpfte gesellschaftlich auf meinen Tisch, auf meine Schultern und im Zimmer umher. Selbst bei offenen Fenstern blieb mir der kleine Liebling treu. Er flog zuweilen hinaus, und kehrte zwitschernd wieder.

„Lächelt nicht, daß ich mit so vielem Vergnügen von dieser Kleinigkeit erzähle. Zu den schönsten Träumen meines siebenzigsten Jahres gehört es, wenn der Schlafgott mir gefällig jene Szenen aus den Kinderjahren zurückspiegelt.

„Das Thierchen starb, nach anderthalbjähriger Treue und Freundschaft. Schon einige Tage vor seinem Tode verlor es Lust und Munterkeit. Es flatterte nicht mehr umher, sondern saß trauernd an seiner Stelle, und am liebsten auf meiner Schulter. Zuletzt ward es so schwach, daß es auch diese nicht mehr erreichen konnte. Ich hielt es in meiner Hand; ich trug es in meinem Busen. Wenn ich weinte, und es liebkosend vor mir hielt, sah es mich mit den kleinen Augen an, als fühlte es die Nähe des Abschieds; als wollt' es mir für meine Liebe und für meine Thränen danken. Dann verbarg es wieder sein kleines Haupt unter seinem Flügel, wie zum Schlafen.

„Am letzten Abend trug ich es in seinen Winkel, zu seinen frisch gebrochenen Zweigen. Ich weinte laut; ich küßte es tausendmal.

„Ich stieg ins Bett und kehrte immer wieder zurück, um es noch einmal zu sehen. Und so oft ich kam, hüpft' es vom niedern Zweig an den Boden und, so schwach es war, doch mir entgegen, als wüßt' es um die nahe Trennung; als wollt' es auch mich noch zum letztenmale liebkosen, zum letztenmale sehen und danken. — Spät schlief ich endlich ein, unter Thränen.

Am Morgen lag es gestorben am Boden. Vor meinem Bette lag es; es hatte in der Nacht sein Plätzchen verlassen, und war zu mir gekommen, um bei mir zu sterben.

„O, du holdes, treues Thierchen, du stummer Engel meiner Kindheit! warum mußtest du so früh scheiden?"

„Erspart mir das Gemälde meines Kummers um den Vogel. Ich begrub ihn schluchzend unter demselben Birnbaum im Garten, wo ich ihn zuerst gefunden hatte. So begrub ich meinen schönen anderthalbjährigen Traum, alle meine Kinderfreuden!"

5.

Nach einigem Schweigen nahm Harmonius wieder das Wort: „Wer da recht liebt, der liebt mit Treue. Treue ist der Odem der Liebe. Wer ohne Treue liebt, geht einsam durch die Welt, und macht nur vorüberfliegende Reisebekanntschaften."

„Meinest du, Harmonius," fragte der, so dem Greise zur Seite saß, „meinest du, daß wir auch im Tode unsere Treue retten? — daß wir auch nach der Auflösung unsers Leibes noch die Geliebten lieben? Was hülfe uns auch diese Liebe für ein paar irdische Minuten? Das todte Bewußtlose im Stein wäre eine beneidenswerthere Gabe der Natur, als die Flamme der Liebe in uns, ohne Ewigkeit derselben."

„Deine Frage", erwiederte der Ehrwürdige, „streift in ein Land, bis zu welchem unser Blick nicht reicht. Aber ich könnte zurückfragen: meinst du, daß wir auf Erden zum erstenmale leben? zum erstenmale lieben?"

„Wo hätten wir schon gelebt, wo und wen geliebt? — Was half mir Leben und Liebe, die für mich nicht mehr sind? — Wozu der schönste Traum einer Sommernacht, den ich vergessen habe, wenn die Augen aufgehen?" So redete ich.

Harmonius drückte mir die Hand. „Nicht doch, du Lieber," sprach er: „so sollen wir nicht fragen. Dieselbe Frage könnten wir noch tausendmal und auf tausend andere uns umgebende Dinge anwenden, deren Zweck uns verborgen liegt. Ich aber weiß und glaube, einst wird uns das große Dunkele Licht werden, denn wir sind aus Gott und daher göttliches Wesens. Aber Gott ist das Licht in sich selber. Wir selbst sind nicht Gott, aber wir sind Gottes; sind daher ewig, wie er selbst, wie Alles, denn es ist nur Eins, und dies Eins ist Gott und nichts ist ausser ihm, also Alles ist in ihm, und zu ihm gehörend. Könnte etwas ausser Gott möglich sein: so wären zwei Götter, zwei Urwesen, zwei Unerschaffene, die sich einander begrenzen. Gott aber kann nichts Begrenztes, nichts Endliches sein, sonst wär' er nicht Gott."

— Aber, Harmonius, rief ich bestürzt: Alles ist Gott? Wie sprichst du? Die Natur, die Welt, der Staub, Alles sei Gott!

„Lieber Freund," antwortete der Greis, nicht die Natur, nicht die Welt, nicht der Staub ist

Gott, sondern Alles. Kennst du aber das unendliche Alles, von dem du nur bis zum blassen Licht der Nebelgestirne den kleinsten Theil kennst, für deren Entfernungen dem Menschen Zahl und Maß fehlt? Nicht eins der Millionen Blutkügelchen in deinen Adern ist der Mensch, sondern dein Ganzes ist der Mensch."

— Du sagst, Harmonius, es könne ausser Gott nichts sein, das ihn zum Endlichen begrenze. Also ist das Endliche in Gott?

„Und wo denn irgend sonst, wenn es Unmöglichkeit ist, daß das Endliche ausser ihm sein und ihn folglich begrenzen könnte? Sind die Gedanken deines immerdar fortdauernden Geistes nicht ebenfalls in dir? sind sie nicht auch wandelbar und endlich? Bist du wegen ihrer Wandelbarkeit minder dauernd und bleibend und endlos? Nein, mein Lieber. So Alles in Gott, auch das sogenannte Endliche. Aber irre dich nicht! das Endliche ist in Gott selbst; und dein kommender und verschwindender Gedanke, deine wechselnden Vorstellungen sind wohl dir gehörend, und sind in dir; aber sie selbst sind keineswegs dein Geist, dein Ganzes."

— Und du mögtest also, Harmonius, nicht Natur und Welt unterscheiden von Gott? nicht das Erschaffene unterscheiden vom Unerschaffenen, das Geschöpf vom Schöpfer, das Endliche vom Unendlichen, die Materie vom Geistigen?

„Warum sollt' ich das nicht?" antwortete der Greis: „Ich thue es, um menschlich zu unterscheiden, um menschlich die arme Menschensprache zu sprechen. Aber was ist denn Materie, was denn Geist? Es ist Alles Geist, Alles ist Kraft. Materie oder Stoff nennen wir ja nur Wirkungen derjenigen verborgenen Kräfte auf uns, die sich mit unserm Geist vermittelst der Sinne in Verbindung setzen. Die von den Sinnen wahrnehmbaren Aeusserungen jener Kräfte, nichts anderes, heißen wir Stoff und Materie, ohne zu begreifen, was und wie die wirksamen Kräfte sind, oder was die Wirkungen sein und wie sie geschehen mögen. Das sind kindliche, menschliche Bezeichnungen, leere Wörter. — Was ist denn endlich und unendlich? Es sind arme Wörter und Zeichen: und nichts mehr. Denn Alles ist unendlich; nur der Wechsel der Thätigkeit des Unendlichen, diesen Wechsel heißen wir endlich, der doch wieder selbst etwas Unendliches ist. Wir haben die unbehilflichen Hilfswörter zeitlich, vergänglich, sterblich, endlich und dergleichen mehr nur vom Wechsel der Thätigkeit in jenen Kräften entlehnt, die durch Auge, Ohr, Gefühl u. s. w. mit unserer ewigen Kraft, dem Geiste, in Verbindung stehen. Allein die Kräfte an sich selbst wirken ja ewig und ewig fort und sind nicht sterblich. — Was ist denn erschaffen und unerschaffen? Es sind bloße Wörter, und nichts anderes, die der kindliche Mensch von den Werken seiner Hände entlehnt hat. Er bildet sich ein, er könne schaffen, wenn er auf die ewig vorhandenen Kräfte einwirkt; wenn er das, was schon da ist, nur zu einem andern Zweck, anders zusammensetzt. Er hat darum nichts geschaffen, sondern was da ist, zu einem Hause, oder Buch, oder Werkzeug verbunden, oder geschieden. Es ist Alles unerschaffen, weil Alles in Gott, und Gott unerschaffen, das heißt ewig ist."

Harmonius schwieg. Aber wir alle schwiegen. Die Rede des Greises klang uns wunderbar und fremd an. Wir trugen hundert Fragen auf den Lippen, wagten jedoch nicht, ihn zu unterbrechen.

„Ihr schweiget und erstaunet," fuhr er nach einiger Zeit fort, „daß ich nur den Wechsel der Thätigkeit von den Kräften, nicht die Kräfte selbst, endlich, sterblich, vergänglich nenne? Darf Eure Vernunft mir nicht beistimmen? oder findet Ihr es edler, und angemessener dem höchsten, heiligen, lebendigen Gott, daß er mit seinem Thun und Leben dem armen Menschen gleich gestellt wird? daß auch er zusammensetzen und schaffen müsse, wie wir? — Oder findet Ihr mit Eurer Vernunft begreiflich, daß er etwas, das an sich im Reich des Nichts ist, zum Sein bringe? Es ist dem menschlichen Verstande schlechterdings undenkbar, weil es sinnlos und sich selbst widersprechend ist, daß das Nichtsein ein Sein werde; so wie es unvorstellbar ist, daß ein Sein zum Nichtsein werde. Wollt Ihr denn, was für Euch Unsinn ist, zur Allmacht Gottes machen? Wisset Ihr nicht, daß eben die unabänderliche Ueberzeugung: aus Nichts kann nicht Etwas, aus Etwas kann kein Nichts entstehen, — daß eben daraus die nothwendige Erkenntniß und Vorstellung des Ewigen, des Unendlichen wird? — daß, wenn möglich wäre, es könne das, was vorhanden ist, je enden, das heißt Nichts werden, auch möglich wäre, daß Gott ende, aufhöre, Nichts werde? Daß aber, weil dies unmöglich und sinnlos ist, nur die Ewigkeit Gottes und alles dessen, was ist, möglich, wirklich und nothwendig ist?"

„Wohin willst du uns endlich mit diesen Gedanken führen, Harmonius?" fragte einer der Unsrigen.

„Dahin zurück," erwiederte der ehrwürdige Alte, „wo wir das Gespräch anfingen, nämlich, daß unsere Seelen und Geister ewige, unerschaffene Wesen in Gott sind, weil er selbst Alles ist; daß unser Geist und unsere Seele nicht erst entsprangen aus dem, was vorher nicht war, sondern schon waren, ehe sie sich mit der Lebenskraft und mit den übrigen sinnlich wahrnehmbaren Stoffen, die wir Leib nennen, verbunden hatten in der sogenannten Geburtsstunde des Menschen.

„Wir waren, sind und werden sein.

„Ihr fraget: wo? wie? als was? Freunde, wir sind nicht Gott selbst, sondern Gottes. Es genüge uns; das ist unsere Seligkeit, das die Beruhigung zur Ewigkeit! Wer das All und das Höchste, und das Leben und Weben der ewigen

Haushaltung durchblicken will, der will die Gottheit durchschauen, will selbst Gott sein."

„Aber," sagte ich, „es liegt mir darin, ich weiß nicht, was Trostloses. Denn war ich von jeher und kann ich nie enden, so ist mein ewiges Sein nicht von höherm Werth, als das endlichste, kürzeste, weil ich von dem Gewesenen so wenig weiß, als vom Künftigen."

„Freund," versetzte Harmonius, „wir erkennen das Ewige und Göttliche, so lange wir Menschen sind, nur trübe durch einen Schleier, der unsern Geist umhüllt, und dieser Schleier heißt und ist Raum und Zeit. Ist uns dieser Schleier einst entnommen, dann liegt die Ewigkeit, also ohne Zeit und Raum, als Eins und All vor uns. Ich aber trage einen hohen Trost in mir, ein Bewußtsein, daß ich Geist fähig bin höherer Verbindung, höherer Macht, fähig bin der Vervollkommnung. Ich nehme viele Kräfte im Unendlichen wahr, die ewig sind und waren, was sie sind. Die einen wirken Gestalten der Steine, Metalle, Lichter und anderer Stoffe; die andern Leben und Gestalten der Pflanzen; die andern Formen und Seelen der Thiere. Und jene Stoffe, jene Pflanzen, jene Thiere sind noch, was sie, nach dem Gedächtniß der Geschichte, vor vielen Jahrtausenden waren. Aber das Menschengeschlecht, aber die Welt unserer Geister ist nicht dasselbe geblieben. Da ist unbegreifliche Entfaltung, Fortschreitung herrschend, von Erkenntniß zur Erkenntniß, vom Menschlichern zum Göttlichern. — Und wie ich, nicht nur das menschliche Geschlecht, sondern mich selbst immer und immer vollendeter werden sehe: so ist ein Zwang in mir, daß ich glaube und glauben muß, ich bin schon früher, aber unvollkommener, gewesen; ich werde künftig, aber vollkommener, sein, je nachdem ich meine Richtung nehme zur Verbindung mit tiefern oder höhern Naturen im göttlichen All."

„Kann denn Höheres und Niedereres, Edleres und Unedleres in Gott sein?" unterbrach den Greis mein Nachbar.

„Allerdings nicht!" antwortete Harmonius: „Aber was verlangst du von mir, der ich doch mit menschlicher Zunge menschliche Wörter sprechen muß? — Der Mensch ist durchaus ein edles Wesen; edel ist sein Leib, seine Seele, sein Geist; wunderbar ist derselben Zusammenwirken und Einheit. Und doch nennen wir einen Theil edler, als den andern; den Geist höher, als den Leib; das Haupt köstlicher, als ein anderes Glied. Bei dem Allen aber ist es Alles, was erst das Wesen des Menschen ausmacht. Und so ist Alles, was Gottes Wesen in sich begreift."

„Was verstandest du aber unter der Richtung, die der Geist zu tiefern oder höhern Naturen im göttlichen All nehmen könne?" fragte hier ein Anderer.

„Die Kräfte der Dinge, die Wesen des Universums durchdringen sich, scheiden sich, einen sich nach ewigen Gesetzen. Die Naturgesetze aber sind, menschlich zu reden, Gedanken Gottes, in denen Alles lebt, das heißt, Er ist. Die Richtung des Geistes nach tiefern Wesen und Einung mit ihnen, die Niederneigung des Geistes zur thierischen Natur, zur Sinnen- oder Gefühlswollust, erniedrigt ihn; sein Aufstreben zum heiligen, weisen, göttlichen, liebenden Sein erhöht ihn. Er scheidet von den Naturen, verklärt sich in höhern und vermählt sich ihnen. Das wird Tugend in der menschlichen Sprache geheißen; jenes Sünde und Abfall vom Göttlichen.

„Ich, dessen Wesen ewig war in Gott, sollt' ich ewig also gewesen sein, und unverändert und unveredelt in meiner Selbstheit, wie ich heute bin? Ich, der ich seit meiner Kindheit schon nicht unverändert, nicht unveredelt blieb? — Nein, nein, schon die Erfahrung, deren ich auf jetziger Daseinsstufe fähig bin, deutet mir es: ich stand einst tiefer, ich war einst unvollkommener; ich stehe höher; ich wandle jetzt schon in einem Himmel. Ich, ewig in Gott, habe gelebt, vereint mit tiefern Wesenheiten; ich lebe vereint mit erhabenern; ich werde es sein mit noch unendlich höhern. Mir, ewig Gottes, bleibt Gott und meine Verherrlichung in ihm. Was ich habe, ist sein, denn ich bin seiner; mir ist in ihm nichts verlierbar, denn er ist unverlierbar. Ich habe gelebt, eh' in dieser Menschengestalt, die jetzt verbleicht. Ich habe gelebt und geliebt, und werde leben und lieben, was ich geliebt habe.

„Denn der lebendige Gott ist die ewige Liebe in sich selber, und meine Liebe nur der Strahl und Durchglanz der seinigen durch mich. Die Liebe ist aber die Verwandtschaft des Göttlichen in sich, das Einssein dessen, was eins in ihm ist. Es ist, wie in den untern Kräften des Universums eine Freundschaft und Anziehung der unter sich verwandten, so unter höhern Naturen des Universums eine geistige Wahlverwandtschaft, ein Durchdrungensein verschiedener Wesen von dem gleichen Gottesstrahl der ewigen Liebe. Ich habe gelebt und geliebt. Und was ich lebte und liebte, wird mir bleiben; denn nichts ist verlierbar in Gott."

„Du redest tröstend und erhaben, o Harmonius," sprach ich: „wenn aber keine Erinnerung dort uns die Vergangenheit zurückspiegelt — dann haben wir auf ewig die Geliebten verloren, die wir sterben sahen! — Wie schmerzlich ist uns der Gedanke!"

Harmonius schwieg. Sein Auge erhob sich zu dem Bilde seiner Gattin. Wie eine Geistergestalt in unsern Kinderträumen, strahlte das Marmorbild im Mondenglanz.

„Den Staub siehst du nicht wieder," sprach Harmonius: „hast du den Staub geliebt, so ist dein Sehnen hoffnungslos. Liebst du den Geist? — Ei, Lieber! er lebt mit dir ja noch im großen Hause Gottes, ist Bürger auch von unserer Geisterwelt.

„Doch täuschen wir uns oft. Wir heften un-

sere Liebe oft mehr an das Aeussere, als an das Innere. Wir wünschen mehr den Leib, als den Geist. Und es ist so verzeihlich — so menschlich. Aber es gilt das Menschliche nicht in der Geisterwelt. Dort gibt es keine Väter, Mütter, Schwestern, Weiber — wir sind nur gleiche Wesen da, und Gottes Kinder, und Brüder.

„Die Geisterwelt mit ihren Verhältnissen, Kräften und Gesetzen ist uns verhüllt. Wir Menschen kennen nur die Menschenwelt. Doch auch schon hier weht uns durch die Dunkelheit manche Ahnung an — das Einzige! Wir dürfen es nicht verwerfen. Es kündet sich in unsern Naturen manches Unerklärliche; es ist Verwegenheit, es enträthseln, doch auch Verwegenheit, es, als Aberglauben, verachten zu wollen. Wir sind der Geisternatur zu wenig kundig, und müssen hier Räthsel dulden, wie in der Körperwelt.

So sich in der sichtbaren Natur gleichgeschaffene Wesen gern zusammengesellen, und selbst leblose Dinge unwillkührlich aneinanderziehen, daß Gewalt sie scheidet, so ist Aehnliches im Geisterreich. Es ist mehr als Mährchen, daß Kinder, die ihre Aeltern nie gekannt, beim ersten Anblick derselben, ohne zu wissen, wer sie seien, von sonderbaren Empfindungen bewegt und zu ihnen hingezogen wurden. Es ist mehr als Mährchen, daß getrennte Freunde, da einer nicht vom Zustand des andern wußte, sympathetisch litten. Ich kenne keinen Grund, der mich zu glauben verhindert, daß der Magnet, der hier Seelen so wunderbar an Seelen zieht, nicht unter andern Verwandlungen ferner wirken werde. So hoff' ich einst in einer andern Welt, in einem andern Leben wieder mit denen verbunden zu werden, die ich in diesem Leben liebte. Mir ist es gleich, in welcher Verwandlung ich sie wiederfinde. Genug, wir gehören zu einander; wir sind Verwandte für die Ewigkeit; und unsere Liebe dauert unvergänglich in allen Hüllen.

„Erlaubet mir," fuhr Harmonius fort, „euch jene Geschichte fortzusetzen, die ich beim Tode des kleinen Vogels abbrach. Diese Geschichte wird nicht bedeutender scheinen, als die vorige war, doch kann sie euch sagen, was mich zu einem Glauben führte, der einen schönen Strahl durch mein ganzes Leben und durch alle Finsternisse desselben wirft."

6.

Wir bewiesen ihm unsere lebhafteste Aufmerksamkeit. — Er bemerkte es lächelnd, und sagte: „Möge sich eure Wißbegier nicht zuletzt durch Langeweile bezahlt finden; denn die Geschichte ist an sich unerheblich, aber mir blieb sie bedeutsam.

„Lange konnte ich den Vogel nicht vergessen. Und, lächelt immerhin, ich glaubte doch lange, ihn in jedem ähnlichen wiederzufinden.

„Ein Abenteuer mit einem Hündchen brachte den Verlust von neuem in Anregung. Ich war eines Abends vom Spaziergange auf dem Domfelde ermüdet, und setzte mich auf eine der Bänke unter den breiten Kastanienbäumen, um die Lustwandelnden vor mir auf und nieder wallen sehen.

„Ohne daß ichs bemerkte, hatte sich ein junger Hund mir genähert. Er streifte leise an meinen Füßen hin, als schmeichelte er; ich achtete nicht darauf. Endlich ward er so vertraulich, daß er sich aufrichtete und mir seine Pfoten auf die Knie legte. Ich sah das Thier mit einiger Bewunderung an. Er schien mit seinen Augen zu mir zu sprechen und wedelte freundlich mit dem Schwanze. Bald fühlte ich die lebhafteste Zuneigung für das Hündchen. Ich liebkosete es. Es war schön; hatte seidenweiches kastanienbraunes Haar; Brust und Pfoten schneeweiß; herabhängende, lappichte Ohren.

„Indem wir einander schmeichelten, stand ein Fremder in Reisekleidern und rief mit einigem Unwillen: Mylon! Der Hund schien zu erschrecken, ließ von mir ab, ging demüthig zu seinem Herrn, und von ihm wieder schüchtern und langsam zu mir.

„„Wie kommts," sagte der Fremde in französischer Sprache zu mir, „daß der Hund Sie kennt? Haben wir einander schon irgendwo auf Reisen getroffen?"

„„Schwerlich," antwortete ich; „ich habe Ihren Hund nie gesehen, und bis jetzt war ich nie auf Reisen."

„„Das wundert mich," entgegnete der Fremde: „ich sehe zum erstenmale, daß dies Thier einem Unbekannten Schmeicheleien gibt."

„Er rief ihn an sich und ging davon. Ich folgte ihm unwillkührlich. Mylon sprang noch einigemal zu mir zurück, bellte mich freundlich an, und lief in großen Kreisen um seinen Herrn und mich herum.

„Ein Paar Bekannte traten mir in den Weg. Wir verloren uns im Gespräch. Mylon und sein Herr entfernten sich immer mehr. Spät Abends kam ich heim.

„Ein sonderbarer Traum folgte in der Nacht. Mir wars, als wandle ich im Garten meines Vaters; mein Vater aber war mir zur Seite. — Ich erzählte ihm von meinem Vogel. Er hörte mir lächelnd zu, zeigte dann auf das durchsichtige Spalier, welches den Garten vom Hofraum trennt, und sprach: „dort dein geliebter Vogel." Ich sah dahin und erblickte hinter dem Spalier den braunen Mylon, der den Eingang des Gartens zu suchen schien. — Ich eilte dahin, öffnete die Thür; — Mylon sprang mir entgegen; unter wechselseitigen Liebkosungen erwachte ich.

„Der Traum war mir noch im Erwachen lebhaft gegenwärtig. Der Traum schien mir die Freundlichkeit des Hündchens enträthselt zu haben. Ich wagte es zu glauben, selbst auf Gefahr hin, mich zu täuschen, daß die Seele meines Vogels nach mancherlei Wanderungen jetzt Mylons schönen Leib belebe und die alte Neigung wieder für mich empfände. Ich fand die Täuschung zu schön, um sie verlieren zu wollen.

„Ich war im Begriff, mein Schlafgemach zu verlassen; ging zur Thür; ich öffnete sie, und Mylon sprang mir entgegen. Ich sah ihn eine Weile voller Bestürzung an. Er hatte seinen Herrn verlassen, sich in unser Haus geschlichen und wahrscheinlich die Nacht vor meiner Kammerthür zugebracht.

„Gerührt hob ich das Thier auf; ich drückte es an meine Brust; ich weinte Freudenthränen. Alles, was mir noch vor einer Minute als Täuschung erschienen war, verschwand. Mein Vogel und Mylon waren jetzt eins. Kein Zweifel wagte sich gegen den reizenden Gedanken. Alles trug vielmehr bei, diesen zu bestätigen.

„Mylon verließ mich nicht mehr. Seinen Herrn sahen ich und er nicht wieder. Meine Freude will ich euch nicht schildern. Nur einen sonderbaren Zug noch muß ich anführen, nennet ihn Zufall.

„Am ersten Abend bereitete ich meinem Mylon ein weiches Lager neben meinem Bette. Da glaubte ich ihn am folgenden Morgen wieder zu finden, aber ich fand ihn nicht. Er lag auf hartem Boden, und zwar in eben dem Winkel, wo einst auf seinen Zweigen mein Vogel seinen gewöhnlichen Ruhort gehabt hatte. Sei es Zufall, oder Gewohnheit Mylons, sich in solchen Winkeln lieber zu betten, als im Freien — es bestätigte damals die Idee von Neuem, welche ihr vielleicht Schwärmerei nennen werdet.

„O wie glücklich wurde ich durch diesen neuen Freund! — er lernte meine Sprache, meine Wünsche verstehen. Er war so gehorsam, so treu; in alle meine kleinen Launen ergeben. — Ich fühlte die Unmöglichkeit, solche ganz sich dahin gebende Liebe und alle ihre tausend Opfer vergelten zu können, die derjenige oft kaum kennt, der sie empfängt!

„Ich verließ meine Vaterstadt, besuchte einige Jahre lang die hohe Schule, um mich in den Wissenschaften zu vollenden. Mein treuer Gefährte begleitete mich überall. Auch durch Deutschland und Italien machte er mit mir die Reise, und theilte überall mit mir Wohl und Weh.

„Nach Italien, ich gestehe es, zogen mich nicht so sehr die gerühmten Naturschönheiten dieses Landes, oder die Kunsthalien von Florenz, oder die Ruinen Roms, als vielmehr andere Umstände. Zu Colorno, unweit Parma, wohnte seit vielen Jahren der Bruder meines verstorbenen Vaters mit seiner Familie. Er hatte zu Livorno in Handelsgeschäften sein Vermögen beträchtlich vergrößert, und sich nachmals, zur Pflege seines Alters, mit seinen Kindern auf ein schönes Landgut bei Colorno begeben. Seit dem Tode meines Vaters war aller freundschaftliche Briefwechsel zwischen ihm und uns aufgelöset. Ich war neugierig, diesen Mann, den Bruder dessen zu sehen, der mir von allen Sterblichen der theuerste war, und mit welchem er einen hohen Grad äusserer Aehnlichkeit besitzen sollte. — Ich hoffte durch die Züge des Oheims mir die des väterlichen Antlitzes zu vergegenwärtigen, und das Bild des Vaters, welches mir mangelte, entwerfen zu können.

„Aber schon in Parma erfuhr ich, daß er nicht mehr unter den Lebendigen sei. Er war eines schrecklichen Todes, unter den Dolchen der Mörder, gestorben.

„Auch seine Kinder, meine Vettern, hatten das Gut bei Colorno seitdem verlassen, verkauft und in andern Gegenden ihre Wohnung gewählt. Sie schienen den Boden geflohen zu haben, von dem das Blut ihres unglückseligen Vaters zum Himmel schrie. So viel ich mühsam erfahren konnte, waren Mönche und Priester die erbittertsten Feinde meines Oheims gewesen.

„Ich begab mich selbst nach Colorno, und von da zu dem Gute, welches ehemals das seinige gewesen. Mitten unter Weinhügeln und üppigen Reisfeldern lag das einfache Schloß, zu welchem von allen Seiten lange Schattengänge der schönsten Fruchtbäume leiteten.

„Mein Oheim schien den wohlthätigen Lehrsatz der Zend-Avesta geehrt zu haben, wo Zoroaster der Perser ausspricht: „Wer die Erde baut mit Sorg' und Aemsigkeit, hat höheres Verdienst vor Gott, als wer zehntausend Sprüche des Gebetes täglich wiederholt!" — Aber dies rettete sein frommes Leben nicht. Möchte sein Blut das letzte gewesen sein, so um der Religion willen durch Priesterwuth floß! — Ein einziger falscher Grundsatz führt auf immer vom Weg der Wahrheit ab, und führt zum ewigen Kriege mit Menschheit und Natur. — Die einzige Lehre: daß nur ein Glaube unter allen Glauben allein der wahre, seligmachende sei, hat die Länder der vier alten Welttheile mit mehr Menschenblut gefärbt und zu entsetzlichern Verbrechen durch Scheinrecht bevollmächtigt, als alle übrige Irrlehre des gesammten Heidenthums.

„Unter den nahen Ruinen einer alten Abtei, sagte man mir, sei mein Oheim ermordet; da gehe noch allnächtlich sein Schatten umher, auffallend kenntlich.

„Ich verlachte die Sage. Da man sie mir aber von allen Seiten mit dem größten Ernst wiederholte und bestätigte, beschloß ich in einer Anwandlung prahlerischen Uebermuths, wie sie ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling zuweilen wohl hat, die Sache zu untersuchen.

„Eines Abends ging ich, wohlbewaffnet, in Gesellschaft meines Dieners Matthias und meines Mylon dahin. Ein Bauer brachte uns bis zum Ausgang eines finstern Gehölzes, wo wir die Trümmer des Klosters hinter niedern Gebüschen, vom Monde beleuchtet, emporsteigen sahen.

„Langsam gingen wir den Ruinen entgegen; bald verschwanden sie, bald traten sie wieder aus den Gebüschen hervor. Ein unwillkührlicher Schauer überlief mich in der Einöde. Der Mond hing bleich aus den Wolken. Der Wind durch-

schauerte von Zeit zu Zeit das finstere Laub der über uns schwebenden Bäume.

„Wie kleinlich ist der Mensch, wenn sein Gemüth von jener abergläubigen Furcht übermannt wird, welche ihm durch verkehrten Jugendunterricht eingeimpft worden ist! Alltäglicher Gang der Erziehung, die uns zwingt, im Alter mehr Jahre daran zu verwenden, um den früh eingetrichterten Unsinn zu verlernen, als wir nöthig hatten, ihn in der Kindheit zu erlernen.

„Es verging ohne Ereigniß die Mitternacht; schon zeichnete ein falber Schein den Umriß der Hügel am östlichen Himmel. Mein Blut wurde kühler. Ich verlachte mein abergläubiges Schrecken, und bedauerte, ohne Abenteuer geblieben zu sein.

„In demselben Augenblick rauschte es hinter mir durch den Schutt. Ich fuhr zusammen; — ich sah zurück und erblickte in der Dämmerung eine Menschengestalt sich langsam an den Mauern hin bewegen. Ich sprang auf und rief mit bebender Stimme die Gestalt an. — Im gleichen Augenblick stürzte donnernd ein beträchtlicher Theil der Mauer zusammen, an welcher ich die Gestalt wahrgenommen hatte.

„Meine Sinne entschwanden. Ich sank zusammen in eine tiefe Ohnmacht, die sich zuletzt mit dem festen Schlummer verbunden haben muß, denn ich erwachte erst spät, nach Sonnenaufgang, durch das überlaute Gebell meines treuen Hundes.

„Indem ich die Augen öffnete, sah ich zwei Kerls zwischen den Ruinen. Sie rannten im Sprung gegen mich. Sie waren in kurze Mäntel gewickelt; einer von ihnen mit einem Stilet, der andere mit einem kurzen Degen bewaffnet. Mylon wehrte ihnen das Andringen. Erbittert über den Hund fielen beide zugleich mörderisch über ihn her; ich hatte Zeit gewonnen, mich aufzuraffen, eine meiner Pistolen zu ziehen und abzubrennen. Fast zur selben Zeit fiel ein anderer Schuß gegen die Elenden von der entgegengesetzten Seite.

„Matthias wars, der mir zu Hilfe kam. Er, wie er mir nachher erzählte, hatte beim nächtlichen Einsturz der Mauer die Flucht gegen den Wald genommen; endlich beim vollen Tagesanbruch den Ausgang des Waldes gegen die Abtei wieder entdeckt, und nun sich hierher begeben, um zu erfahren, was aus mir geworden sei.

„Die Räuber entflohen. Wir verfolgten sie nicht. Mylon, welcher mir das Leben gerettet hatte, der treue, freundliche Mylon, wimmerte schmerzlich, und schleppte seinen blutigen Leib zu mir. Er war von den Mördern zweifach durchbohrt. Weinend hob ich ihn auf, trug ihn auf weiches Gras, und verhielt seine Wunden, inzwischen Matthias aus einem nahen Bache Wasser herbeiholte, die Wunden zu waschen.

„Sein Wimmern ward leiser. Er leckte meine Hand und sah mich unverwandt an, als kenne er den langen Abschied von mir. In diesen herben Augenblicken erneuerte sich die ganze Vergangenheit; die Todesstunde meines Vogels; Mylons erstes Schmeicheln auf dem Spaziergange im Domfelde meiner Vaterstadt; die Flucht von seinem Herrn zu mir; sein und des Vogels Lieblingswinkel in meiner Kammer. — Hier lag er nun, um für mich zu sterben, seine treue Liebe mit dem Leben aushauchend.

„Mein Schmerz wurde heftiger. Weinend rief ich wiederholt den Namen; Mylon hörte meine Stimme; er öffnete noch einmal seine Augen, machte noch einmal die Bewegung, meine Hand zu lecken. Er verschied.

„Ich grub ihm unter Thränen ein Grab.

„„Ruh' sanft, du theurer Staub!" rief ich: „ruh' sanft! — O Mylon, wir finden uns wieder; du hattest eine schöne Seele; sie kann nicht vernichtet sein."

7.

„Hier habt ihr nun einen neuen Beitrag von dem, was mich zuerst hinleitete, an eine Wanderung der Seelen zu glauben. Als Anhang dazu liefere ich euch noch die Geschichte von der Bekanntschaft, welche ich achtzehn Jahre später mit meiner Gemahlin machte.

„Ich sehe es ein, wie befremdend euch mein Gedankengang sein muß. — Ihr, unvertraut mit tausend Nebenideen, welche aus dem Grunde der Seele mit jedem Gedanken zugleich in mir aufsprossen, unvertraut mit der ganzen Verkettung meiner Vorstellungen, werdet vielleicht diesen Glauben seltsame Schwärmerei nennen."

„Nein, Harmonius," rief mein Nachbar: „dein Glaube ist auch der meine. Längst lagen in meinem Gemüthe seine Keime; sie erschliessen sich unter der milden Wärme deines Vortrags. — Ich begreife dich ganz. Die Geister gehen in ihrer Welt ihren eigenen Gang. Sie gesellen sich zu den Körpern nach unbekannten Gesetzen, und lösen sich wieder von ihnen ab. Geschaffen von Ewigkeit her, reifen sie für die Ewigkeit. Hier ist unendliches Fortstreben, jeder Tod nur Verwandlung des Schauplatzes. Unverwandt mit dem Irdischen sollen sie nicht an diesem kleben, sondern nach dem Göttlichen trachten. Ich bin unsterblich; das Universum hat keine irdische Grenzen für mich; früher oder später darf ich hoffen, Zeuge erhabenerer Szenen zu sein.

„O Harmonius, ich fühl' es, es gibt keinen Katechismus-Himmel, keine Katechismus-Hölle! — Ein unendliches Geistergetümmel, emporsteigend zum Urquell des Guten und Seligen! — Harmonius, einst zweifelte auch ich mit kindischem Kleinmuth. Seitdem ich aber aufgehört habe den Schulweisen zu horchen, seitdem ich die Natur frage, ist mir das Weltall göttlicher geworden.

„Ja, ihr ewigen Flammenblumen im unermeßlichen Himmelsgrund droben, ihr seid vergebens nicht dahin gepflanzt! Euch sehen Hund und Affe, Adler, Wurm und Fisch, doch keiner kennt euch, keiner weiß, daß ihr Erden und Sonnen

seid im Unendlichen schwimmend. Der Mensch weiß es. Ach, vielleicht, früher oder später, ist einer von euch mein Wohnplatz; und inzwischen noch auf Erden treue Freunde am Grabe des Entschlummerten weinen, fühl' ich dort schon die unbekannten Reize eines andern Lebens!

„Dort samml' ich neue Brüder, neue Schwestern! — Der Tod entführt sie mir, der Tod entführt mich ihnen; ein ewiger und ewig-schöner Wechsel! — Und unter allen Geistern auch vielleicht für mich ein theurer Geist, ein Zwilling, Brudergeist!"

Er schwieg. Wir waren wunderbar gerührt. Reden konnte keiner. In einem milden Strome von Empfindungen versanken die Seelen. Der Mond floß durch ein Goldmeer von Gewölken hin; sein Schimmer sank über die blühenden Gebüsche, bald strahlender, bald matter. Zwischen den verworrenen Zweigen der Kastanien und Pappeln blitzten hin und her die Sterne, vom Laube spielend bald bedeckt und bald enthüllt. Die ganze Landschaft schien ätherischer, in feinen Duftgebilden aufgelöst, um uns zu schweben. So sahen der Vorwelt Dichter ihr Elysium.

8.

„Lieben Freunde," sagte Harmonius endlich, „ich liebe zwar diese Aufschwünge eurer Einbildungskraft unter den Begleitungen heiliger Gefühle. Indessen ist hier etwas mehr vorhanden, als Gewebe der Phantasie aus Regenbogen-Schimmern. Es ist hier ein tiefer Ernst der Natur und Vernunft. Ich möchte euch zurückrufen zu diesem.

„Mein begeisterter Nachbar hatte allerdings wohl Recht, da er uns sagte: Wenn man die Natur selbst fragt, lernen wir einen schönern, als den dürftigen Katechismushimmel, kennen. Ich habe die Natur, das Wort Gottes, gelesen: sie ist das Buch der unendlichen Weisheit und Liebe.

„Das Leben des Universums ist die Regsamkeit der ewigthätigen Kräfte und Wesen derselben, ihr ewiges Zusammen- und Auseinanderstreben. Alle Naturkräfte wirken neben und durch und in einander. Es kann deren keine vergehen; nur ihre Verbindungen und Wirkungen wechseln, wie die Vorstellungen im menschlichen Geist. Ewig war die elektrische Kraft, welche im Krampffisch, wie in der Donnerwolke, wohnt, und alle irdische Stoffe erfüllt; aber nicht immer erscheint sie uns empfindbar, sondern erst wenn sie sich mit denjenigen Urkräften vermählt, welche durch ihr Einwirken auf unsere Sinne, oder vielmehr auf die Seele, Gefühle und Vorstellungen erweckt. In demselben Verhältniß ist die bildende Kraft vorhanden und wirksam, welche in Felshöhlen den wunderbaren Kristall, in den Pflanzen aber Fasern und Saftgefäße und Zellen schafft. Eben so die Lebenskraft, welche in Moosen, Algen, Eichen und Palmen, im Kerbthier wie im Adler, im Wurm wie im Löwen das Geheimniß des Keimens, Wachsens und gesellschaftweisen Fortpflanzens darstellt.

„Wenn die Pflanze welkt und stirbt und in Staub zergeht, meint ihr, die aus ihr gewichene Lebenskraft sei eben so vergangen, wie die Form der Stoffe, aus denen sie einst ihre Hülle, ihren Leib, nämlich die Welt der Pflanze, zusammengebildet hatte? Meint ihr, für jede neu aus dem Boden spriessende Blume müsse eine neue, nie vorher gewesene Lebenskraft aus dem, was Nichts ist, entstehen und werden? Nein, was ist, das war und wird immerdar sein. Die Lebenskraft der verdorrten Pflanze ist nur in die allgemein verbreitete Masse der Lebenskraft zurückgetreten; gleichwie die elektrische, die euch den zuckenden Blitz zeigte, in die allgemeine Masse der Elektrizität; oder wie die irdischen Pflanzentheile in die allgemeine Masse des auf der Oberfläche des Erdballs verbreiteten organischen Stoffes.

„Es bleiben die organischen Stoffe, oder vielmehr, die sie wirkenden Kräfte, immerdar; und immerdar auch jene Kräfte, die sich, um den Sinnen zu erscheinen, mit dem organischen Stoff verbinden. Die Lebenskraft wechselt nur ihr Gewand, in welchem sie uns erscheint.

„Höher, unendlich höher, als jene niedern Kräfte, stehen im Heiligthum Gottes, im Innern des grenzenlosen Alls, die Seelen und die sich bewußten Geister. Auch sie gewiß verschwinden nicht in das undenkbare Nichts mit der Form ihrer irdischen Einbildung. Sie vermählen sich nur andern Kräften und treten in andern Hüllen neu erscheinend hervor. Was gelebt hat auf Erden, das lebt noch; und der Stoff, in welchem die ersten Pflanzen, Thiere und Menschen des Erdballs bestanden, ist noch derselbe, aus welchen die Körper der Pflanzen, Thiere und Menschen bestehen, die heut sind. Warum soll ich am Wandeln und Sichverwandeln der Geister, Seelen und Kräfte zweifeln, da die Natur mir schon in ihrem Gebiet dasselbe zeigt?

„Es ist darum keineswegs behauptet, daß die Geister in ihren Verwandlungen allein an den kleinen Weltkörper gebunden sind, welchen wir unsern Erdball nennen. Warum sollten die erhabenern Wesen nicht Bewanderer anderer Welten sein können, da wir andere, viel niedrigere Kräfte mit unbegreiflicher Schnelligkeit von einem Stern zum andern versetzt und wirksam wahrnehmen? Es ist eine innige wundervolle Gemeinschaft zwischen den im Universum verbreiteten Myriaden der Welten. Die Schwerkraft kettet sie zu glänzenden Kränzen zusammen und der Lichtstrahl bildet goldene Brücken von Weltkörper zu Weltkörper in den unermeßlichsten Räumen.

„Der Seelenwanderungsglaube des hohen Alterthums, welcher der Unwissenheit späterer Zeiten Thorheit schien, wird sich wieder den alten Adel aus der Naturkunde zurücknehmen. Und wär' es in euern Gedanken ein Wahn, daß ich auf Erden schon in verschiedenen Hüllen einer und derselben geliebten Seele begegnet bin: so nennt es immerhin Wahn, was ein unerklärliches Gefühl

in mir, was eine innere Stimme mir Gewißheit nennt. Ich kenne drei Wesen, mit welchen ich während meines siebenzigjährigen Lebens auf eine wundersame, unwillkührliche Weise zusammengezogen ward, wie mit keinem andern Wesen. In allen dreien war dieselbe Zärtlichkeit, dieselbe Treue. Das dritte dieser Wesen war meine Gattin.

„Unweit einem Dorfe erblickt' ich eines Tages, da ich von Geschäftsreisen heimkehrte, an der Landstraße eine Bettlerin, die von einem der Vorübergehenden mit den Worten zurückgewiesen ward: „Geh arbeiten, du bist jung und solltest dich des Bettelns schämen!"

„Als ich näher trat, mein Reisewagen blieb lange hinter mir zurück, setzte der Mann unbefangen seinen Weg fort.

„Unwillkührlich blieb ich stehen. Ich fühlte plötzlich mein Herz so beengt, alle meine Vorstellungen und Empfindungen so in Eins aufgelöset, daß ich mich selbst nicht kannte. Die rührendste Schönheit schwebte vor mir im Stande der größten Niedrigkeit.

„Auch sie schien bestürzt. Eine glühende Röthe überflog, wie Wiederschein brennenden Morgengewölks, ihr Angesicht. Dann ward sie blaß, schien sich ermannen und entfliehen zu wollen, wankte seitwärts, fühlte den Verlust ihrer Kräfte, und hielt sich bebend an einem nahestehenden Baum. — Ich ging ihr nach.

„„Dir ist nicht wohl, mein Kind!" sprach ich. Und mich dünkte, sie schon längst gekannt zu haben.

„Sie antwortete nicht, wiewohl ihre Lippen sich öffneten, Antwort zu geben. Sie sah mich mit ihrem Unschuldsblick lange und unverwandt an, als wolle sie in meiner Seele lesen. Dann drehte sie sich plötzlich ab und ging davon.

„Unbeweglich blieb ich auf meiner Stätte. Zehn Schritte von mir lehnte sie sich wieder an eine hohe Eiche, und sah zurück nach mir. Sie weinte, und schien mit Gewalt ihre Thränen unterdrücken zu wollen.

„Ich näherte mich ihr. „Was fehlt dir, mein Kind?" fragte ich: „Bist du unglücklich?"

„Sie antwortete nicht. Der Schmerz überwältigte sie. Sie schluchzte laut, starrte mich mit thränenvollen Augen an, wollte fliehen, wankte wie erschöpft, und sank gegen mich hin. Ich fing sie in meinem Arm auf. Ihr Auge war geschlossen, ihr Gesicht mit schrecklicher Bläße übergossen. Ich zitterte, sie an meiner Brust sterben zu sehen.

„Bebend legt' ich sie nieder in die hohen Kräuter, lief zurück zu einem lebendigen Quell, der unter dem Felsen hervor über den Weg floß; schöpfte in meinen Hut das kühle Wasser, und kehrte zurück.

„Das Mädchen war erwacht. Sie hörte meinen Fußtritt, und richtete sich langsam auf, mit Anstrengung aller Kräfte.

„Eine blasse Röthe färbte ihre Wangen wieder. Sie lächelte mich dankbar an.

„„Du bist sehr krank!" sprach ich.

„Sie lächelte, und antwortete mit einer weichen zitternden Stimme: „Gewiß nicht!"

„Ich zog meine Geldbörse hervor, und statt ihr Münze zu suchen, gab ich ihr die ganze Summe. Ich glaubte noch wenig gegeben zu haben.

„Das Mädchen erröthete, gab das Geld zurück und sprach: „Ich verlange nichts."

„„So will ich dich wenigstens zu deiner Wohnung begleiten, denn du bist schwach!"

„„Sie ist nicht weit von hier!" sagte sie.

„„Hast du deine Aeltern dort?" fragte ich.

„„O nein. Meine Aeltern sind gestorben. Ich bin eine Waise. Es sind weitläuftige Verwandte, arme, gute Leute, die sich meiner erbarmt haben. Ausser dem Obdach der Hütte können sie mir aber nichts geben. Ich hüte die Gänse, oder trage Milch."

„„Warum gehst du in keinen Dienst?"

„„Ich kann nicht. Der alte Mann in unserer Hütte wäre ohne Pflege. Er ist krank."

„„Und wie alt bist du?" fragt' ich.

„„Siebenzehn Jahre!"

„Unter solchen Gesprächen kamen wir zu des Mädchens Wohnung; — eine baufällige Hütte, vom Epheu gleichsam zusammengehalten, der sie umrankte und an eine röthliche schroffe Felswand knüpfte. — Von innen überall Spuren der bittersten Armuth, und doch dabei sehr reinlich. Eine Frau wusch an einem lebendigen Brunnen, von einem hochbuschigen Hollundergesträuch beschattet. Ein Greis lag stöhnend an der Thür im Innern auf Laubsäcken.

„Wir setzten uns auf ein hölzernes Bänkchen unweit der Hütte; vor uns öffnete sich hier durch Weiden und Erlen eine lächelnde Aussicht über den Fluß gegen das jenseitige Ufer.

„„Darf ich Euch frische Milch anbieten und schwarzes Brod zum Frühstück?" fragte das Mädchen.

„Ich nickte gefällig. Die Freude strahlte von ihren Wangen; sie lief, sie flog davon.

„Während ihrer Abwesenheit hielt ich mit der Frau ein Gespräch über ihre Pflegetochter. Das Weib sprach mit Rührung von derselben, und stimmte in ihren Berichten mit dem überein, was ich von dem Mädchen selbst erfahren hatte. — Doch auch den Namen derselben erfuhr ich noch; Cecilia hieß das arme Kind.

„Nach einer Weile erschien Cecilia. In saubern hölzernem Geschirr setzte sie Milch und Brod vor.

„„Cecilie," sagte ich, „du jammerst mich. Du bist unglücklich."

„Sie ward roth. Ihr seelenvolles Auge schimmerte wieder von einer Thräne.

„„Willst du immer Bettlerin bleiben?" fuhr ich fort.

„„Die Armuth hat mich nicht unglücklich gemacht!" seufzte sie.

„„Ich möchte Alles für dich thun!" sagte ich

wieder nach einer Pause: „Ich will dich neu kleiden; ich gebe dir Reisegeld, und du reisest voraus in meine Vaterstadt. — Deine Pflegeältern sollen von mir versorgt werden, daß sie nicht darben.“

„Die Pflegemutter hatte meine Rede gehört. Cecile sah mit tiefer Unruhe vor sich nieder. Die Frau eilte herbei, und erschöpfte alle Beredsamkeit, Cecilien zu bewegen, solch ein Glück nicht auszuschlagen. Cecilie, ihrer Pflegerin gehorsam, willigte ein. Ich gab dem Weibe Geld, und schickte sie ins Dorf, für Cecilien bessere Kleider zusammenzukaufen.

„Ich blieb allein. Nach einiger Zeit hörte ich stilles Gewimmer. Ich erkannte die Stimme Ceciliens; sie sprach mit gedämpfter, halbleiser Stimme in der Hütte.

„Ich flog dahin. Eine halboffene Thür ließ mich das arme Mädchen in einer Kammer sehen. Es hatte mir den Rücken gewandt. Mit hoch gen Himmel gehobenen, zusammengefalteten Händen stand Cecilie da, und weinte, schluchzte, und ließ zuweilen einzelne Worte hören:

„„Du hast meine Thränen gesehen!“ sprach sie, überwältigt von ihren Gefühlen: „Du hast meine Seufzer gezählt! — O mein Gott, o mein Gott, wie hab' ich's verdient, daß du mich so glücklich machst!“

„Das Gebet, so es vom gepreßten Herzen aufsteigt, ist gleich der Thräne. Es nimmt den Leiden alle Dornen ab, und den Freuden ihren giftigen Rausch.

„Ich setzte mich nieder auf das hölzerne Bänkchen. Mit verweinten Augen trat nach einigen Augenblicken Cecilie heran. Unbeweglich sah sie mich an; unbeweglich ich sie.

„„Warum weinst du, liebe Cecilie?“ fragt' ich.

„Entfesselt stürzte nun ein Thränenstrom über ihre Wangen. Sie warf sich vor mir auf die Knie; sie ergriff meine Hand, drückte sie an ihren Mund und rief: „Ach, mein Glück ist allzugroß! Wie konnt' ich so viel hoffen! — Ich will Eure treuste Magd sein; ich will Euch nie verlassen; ich will gern für Euch sterben!“

„Damit ich euch nicht länger aufhalte mit meinem Fest in der Bettlerhütte: ich brachte Cecilien in eine benachbarte Stadt zu einer meiner Bekannten, welche Vorsteherin einer weiblichen Erziehungsanstalt war. Sie blieb anderthalb Jahre in dieser Anstalt. Dann ward die demuthreiche Heilige meine Gemahlin.

„Wichtiger in dieser Geschichte sind einige andere Umstände, sowohl im Betreff meiner, als Ceciliens. Es steht bei euch, diese Umstände Träumereien oder Spiele des sogenannten Zufalls zu heißen. Mir trugen sie etwas Bedeutsameres in sich.

„Dahin gehört das sonderbare Gefühl, von dem ich bei dem ersten Anblick der Bettlerin ergriffen war. Dies Hingerissenwerden meines ganzen Lebens zu der Unglücklichen mag vielleicht nichts Auffallendes haben. Denn der Beispiele sind viel, daß Personen, die sich nie gesehen hatten, beim ersten Anblick von einer plötzlichen, gegenseitigen, leidenschaftlichen Neigung entzündet worden sind. Indessen gehören dergleichen Erscheinungen immer noch zu den Räthseln unsers Innern, die nicht gelöset worden sind. Woher dies plötzliche, unwillkührliche Entflammtwerden des Menschen für eine Person, bei deren Anblick tausend Andere gleichgültig bleiben?

„Es ist nicht wohl die Zaubermacht der Schönheit überhaupt, welche das Wunder hervorbringt; denn wir wissen, daß man häufig im Leben das als Schönheit erkennt, wovon man sich nie leidenschaftlich angezogen fühlt; und daß zuweilen Herzen für eine Gestalt entbrennen, die sich durch die Unregelmäßigkeit ihrer Formen dem nähert, was nach dem allgemeinen Urtheil häßlich ist. — In aller Zuneigung oder Liebe herrscht, wie in der Ueberzeugung von der Wahrheit, keine Willkühr, sondern Naturzwang, Nothwendigkeit. Daß die ersten angenehmen Eindrücke irgend einer Menschengestalt auf das zarte Gemüth der frühesten Kindheit unauslöschlich bleiben, und noch im spätern Alter das Urtheil über Schönheit und die Empfindung des Wohlgefallens an dieser oder jener Gestalt leiten, ist eben so unerwiesen durch Erfahrung, als lächerlich für den gesunden Verstand.

„Jene in unserer Zuneigung oder Abneigung herrschende Nothwendigkeit scheint mir in Eigenthümlichkeit der Seelen-Natur zu liegen, die, an sich selbst ohne Willkühr, dem Naturgesetz unterworfen ist, wie Alles. Nur der Geist des Menschen hat freien Willen, nicht die Seele, die seine nächste Hülle, sein empfindliches Organ ist. Nur jener hat Bewußtsein; die Seele kennt nur Empfindungen und Instinkte. Im Geiste wohnt Sehnsucht nach Vollkommenheit, in der Seele wohnt die Liebe.

„Ich war beim ersten Zusammentreffen mit Cecilien meiner Neigungen nicht mehr mächtig, sondern unwillkührlich zu ihr hingezogen. Weder ihre Armuth, noch ihre Schönheit hatten mich gerührt, sondern ihr und mein Sinn waren *eins*, als wären wir einerlei Wesen von jeher gewesen, wie das Leben eines Säuglings und der Mutter lange nur eins sind, bis sie durch Naturzwang auseinandertreten müssen. Freunde, auf dem vielbeschifften Ozean der Wissenschaft ist schon mehr als eine neue Welt entdeckt; aber vom Gebiet der Seelenkunde kennen wir kaum die Küsten und einen tauglichen Landungsplatz, von welchem aus wir in das Innere zur Ansicht der Wunder und Geheimnisse alles Lebens dringen könnten.

„Weit überraschender war mir, was ich nachmals aus Ceciliens Erzählungen vernahm. Sie behauptete, ehe sie mich gekannt, eine Gestalt, wie die meinige, zuweilen schon im Traum, und schon in den ersten Träumen ihrer Kindheit gesehen zu haben. Sie habe sich an das Erscheinen dieser Gestalt unter allerlei Umgebungen, wie der Traumgott sie uns vorzaubert, so sehr gewöhnt, daß ihr

Gedächtniß dieselbe auch beim Wachen festhielt. Nur selten, nicht einmal alle Jahre, wäre ihr mein Bild im Schlafe vorgekommen; dann aber von ihr mit der gleichen Sehnsucht und Liebe begegnet worden. Sie nannte die Empfindung, welche sie dabei hatte, auf mir unverständliche Weise, eine unbeschreibliche Beklemmung, ein sonderbares schmerzlich-angenehmes Zusammengezogenwerden der Brust, und zwar der höhern Gegend derselben, zwischen beiden Achseln. Sie behauptete, nach einem der Träume, dies Gefühl einige Tage lang, doch immer schwächer werdend, behalten zu haben.

„Als sie eines Tages im Walde Erdbeeren sammelte, ward sie, ohne vorhergegangenen Traum, von der nämlichen Beklemmung befallen, und diese brachte ihr eben so schnell das Traumbild in Erinnerung. Bald hörte sie Hufschlag eines Rosses auf der durch den Wald führenden Landstraße. Sie richtete ihren Blick auf den Reiter. Ich selbst war es, der auf einer Geschäftsreise durch diese Gegend kam. Doch erinnere ich mich nicht, die Erdbeersucherin damals gesehen zu haben. Cecilie hingegen, wie ich aus ihrer Erzählung weiß, war bei meinem Anblick wie gelähmt. Sie umklammerte einen Baumstamm, um nicht zur Erde zu sinken. Sie zweifelte, ob sie im Träumen oder Wachen sei. Und als ich längst vorüber sein mochte, rannte sie auf der Landstraße den Spuren meines Pferdes nach, um mich nur noch einmal, nur aus der Ferne zu erblicken. Ihre Anstrengung war fruchtlos geblieben.

„Erklärt euch daraus den seltsamen Zustand, in welchen sie gerieth, als ich sie, wie ich euch schon erzählt habe, unweit ihrem Dorfe Almosen heischend fand. Sie zweifelte damals nicht am wirklichen Leben der Gestalt aus ihren Träumen; aber hatte die Hoffnung verloren, ihr wieder in der Wirklichkeit zu begegnen.

„Genug davon, lieben Freunde. Ich habe euch die Erklärung gegeben, welche ihr über meine Worte: „Unvergänglichkeit der Liebe in allen Hüllen" verlangt habet.

„Möget ihr immerhin in dem Geschichtlichen, welches ich euch mittheilte, Spiele des Ungefährs oder Mitwirkungen einer täuschenden Einbildungskraft vermuthen; möget ihr immerhin zu dem, was mir darin wunderhaft schien, einen andern Schlüssel finden. Ich geb' euch das Alles preis. Aber das Höhere meiner Glaubensüberzeugungen läßt sich nicht erschüttern, geschweige entwurzeln. Ihr könnet den Einklang der Erfahrung und Vernunft, der Vergangenheit und Zukunft, der Zeit und Ewigkeit nicht vor mir zerstören.

„Der Mensch, hingestellt zwischen dem allewigen Nichts und der allewigen Wirklichkeit, kann weder die Möglichkeit des einen, noch des andern begreifen. Oder wer ergründet, warum nicht eben so gut ein All-Nichts, als ein All-Sein ist? Aber ich bin mich meiner und des wirklichen Alls bewußt. Es ist. Und weil es ist, darum ist unmöglich Nichtsein oder Verschwinden dessen, was ist; darum ist ewig, was ist, die Kraft im Staub-Atom, wie die Kraft, welche im Plato dachte. Alles ist Kraft, alles Geist, alles wirkend. Das ist das unendliche Reich der Natur; die Welt aber nur Wirkung derselben auf den Geist und die Seele. Das Spiel der Wirkungen ist wandelhaft; das Ewigthätige unwandelbar. Die Welt wechselt, die Natur nicht.

„Nicht die Wesen an sich, nur ihre Verhältnisse unter sich ändern. Geist und Seele treten nach göttlichen Ordnungen in andere Verbindungen. Die Stärke oder Schwäche des heiligen Willens, welchen der sich bewußte Geist hat, entscheidet naturnothwendig über das Steigen und Sinken seines Selbsts. Das ist sein Himmel, das seine Hölle. Es ist ein unendliches Fortschreiten der Geister zur Vollendung ins Unendliche, wie sich die Sonnensysteme mit ihren Welten durch das Reich des nirgends umuferten Alls treiben. Ewige Thätigkeit! Neue Verbindung, eingegangen von den Geistern und Seelen mit neuen Kräften, die ihnen dienstbare Werkzeuge zur Berührung mit dem All der Dinge werden, das ist Seelenwanderung. Eine andere Art des Fortdauerns und Fortwirkens ist uns nicht gedenkbar. Ob auf dem Erdstern, ob auf einem andern, wird gleichgültig; doch heller sieht sie unter uns ein Geist, als der andere.

„Das, was wir in tief unter uns liegenden, sich ihrer unbewußt scheinenden Kräften Anziehung und Wahlverwandtschaft nennen, und die Liebe höherer Wesen unter sich, ist gleich ewig, ist aus Gott. Denn Gott ist die Liebe. Und diese Liebe tragen verwandte Seelen unvergänglich durch alle Hüllen."

10.

So sprach Harmonius. Aber es sind nicht seine Worte, die ich gebe, sondern nur Andeutungen seiner Gedankenkette. Wir alle fanden uns wunderbar in derselben verstrickt, daß wir uns weder durch Widerspruch von ihr lösen, noch, wegen ihrer Fremdartigkeit, ganz mit ihr zusammenschliessen konnten.

Was Harmonius von seinen Lieblingen auf Erden gesprochen, schien uns nicht seltsamer, als was vom Pythagoras erzählt worden ist. Ueber das Wesentliche dieser eigenthümlichen Naturansicht wag' ich kein Urtheil. Merkwürdig bleibt mir aber, daß ein so erhabener Geist, wie der des Harmonius, endlich zu derselben zurückkehrte, welche schon in den Geheimlehren der Urvölker, der Inder und Aegypter, in den pythagorischen und platonischen Ideen und in den pindarischen Gesängen waltete.

Für den Denker ist die Darstellung der eigenthümlichen Art eines denkenden Geistes nicht minder anziehend, als die Schilderung irgend eines auffallenden menschlichen Karakters im äussern Leben. Darum habe ich geglaubt, nicht etwas ganz Unverdienstliches zu thun, wenn ich von den Gesprächen des liebenswürdigen Greises Harmonius das Bedeutendere aushöbe.

Die Prinzessin von Wolfenbüttel.

Der Stoff dieser Geschichte ist nicht mehr ganz unbekannt. Reisebeschreiber und Historiker erwähnten der ausserordentlichen Begebenheit, welche in diesen Blättern erzählt ist. — Mit vielen Nebenumständen machte sie zuerst ein Unbekannter in den *Pièces intéressantes et peu connues, pour servir à l'Histoire etc.* weltkundig. — Fast auf gleiche Art beschrieb sie der Chevalier le Vossu in seinen *Nouveaux voyages d'Amérique septentrionale.* Doch ihm selbst schien sie an Fabel zu grenzen. Je vous avoue (sagt er S. 48), que quoique je tienne tous ces faits d'un *assez grand nombre* de personnes *dignes de foi*, je ne voudrois cependant pas en garantir l'authenticité.

Die Geschichtschreiber Rußlands verschweigen das Faktum, oder erzählen es, wie es öffentlich angegeben ward. Peter Heinrich Bruce meldet sogar den Tod der Großfürstin mit einer Umständlichkeit, welche fast die Wahrheit desselben nicht bezweifeln läßt.

In dem Journal: Flora, Deutschlands Töchtern geweiht, (Jahrgang 1797, Mai), befindet sich unter der Rubrik: die deutsche Prinzessin, ebenfalls ein Auszug jener Geschichte, mit einigen nähern Umständen über den letzten Aufenthalt der Fürstin in Europa.

Erstes Buch.

I.

An Laurent Bellisle der Chevalier d'Aubant.

Petersburg, 13. August 1714.

Endlich, geliebter Bellisle, endlich sind meine Wünsche gekrönt! Bald kehr' ich nun in Ihre Arme zurück, um im Schooße der ländlichen Natur mit Ihnen auf Ihren Gütern einige Monden zu verleben. O wie ungeduldig sehn' ich mich nach dem Augenblicke der ersten Umarmung! und wie viele hundert Stunden sind es von hier, dem traurigen Norden, bis zu den blühenden Gefilden Frankreichs!

Schon seit einem halben Jahre bat ich um Entlassung. Vor wenigen Tagen erst erhielt ich sie, und zwar von Sr. Majestät, dem großen Czar selbst, in den gnädigsten Ausdrücken. Ich wohnte dem in den Jahrbüchern der russischen Monarchie unvergeßlichen Tage von Aland bei, wo fast die ganze schwedische Flotte erobert ward. Das Glück war mir hold. Ich focht auf dem Schiffe und an der Seite des Czar, welcher diesmal unter dem Admiral Aprarin die Vorhut befehligte. Der schwedische Vice-Admiral Erenschild, uns fast an Stärke gleich, eröffnete den Angriff, indem er eine Fregatte vorrücken ließ, um unsere Bewegungen und unsere Macht zu beobachten. Bald ward das Treffen allgemein; bald donnerten aus tausend Schlünden alle Schiffe einander Verwüstung und Tod entgegen. Der Czar, mitten in Dampf, Flamme und Vernichtung, war so kalt, ich möchte sagen, heiter, als schwebe er in seinem eigenthümlichen Element, wie der Salamander im Feuer. Eins ums andere, ward er bald Matrose, bald General, bald Steuermann, bald Soldat. Seine Geistesgegenwart, sein Heldenmuth hätte auch den feigsten Knecht beseelen müssen. Zwei Stunden dauerte der höllische Kampf; Trümmer und Leichname tanzten auf den wilden Wogen des Meeres, und das Geschütz rauschte unaufhörlich, das ungeheure Elend zu vermehren. Durch eine kühne Wendung gelang es uns, der feindlichen Flotte den Wind abzugewinnen, sie zu trennen, einen Theil derselben zu umzingeln zwischen den Klippen, und sie erobert in den Hafen von Abo zu führen.

Der Czar war nach diesem Siege so vergnügt, wie ich ihn nie gesehen. Mehrere der vornehmsten Offiziers von den andern Schiffen kamen herbei, ihm Glück zu wünschen. „Wer hätte das vor zwanzig Jahren denken sollen", rief der Czar, „daß wir Russen in selbsterbauten Schiffen heut auf dem baltischen Meere schlagen und siegen könnten!"

Nachdem er die nöthigen Befehle ertheilt hatte, die Segel gegen die Insel Aland zu richten, um sich ihrer zu bemächtigen, ließ er mich vor sich berufen. Er unterschrieb noch einige Befehle, trank ein großes Glas voll Branntewein mit einem Zuge leer, stand dann auf, umarmte mich und sagte: „Junger Mann, du hast dich brav gehalten! Wie heißt du?" — Chevalier d'Aubant, Ihro Majestät. — „Gut, sollst Obrist sein! geh' an deinen Posten, und diene mir ferner, wie heut!"

Die Gnade des Czar rührte mich tief. Doch benutzte ich den vortheilhaften Augenblick, meine Entlassung zu begehren. Ich erzählte ihm das Wesentlichste von meinen Verhältnissen in Frankreich, vom Tode meines Vaters und von der Nothwendigkeit meiner Heimkehr, die zerrütteten Vermögensumstände meiner Familie in Ordnung zu bringen. Der Monarch hörte mich schweigend an, drückte mir dann die Hand, und sagte: „Ich verliere ungern wackere Leute; aber geh denn, ich will's nicht wehren."

Bald nachher, sobald wir wieder in Petersburg angekommen waren, ward mir der Entlassungsbrief ausgefertigt, nebst der Einladung, an allen Feierlichkeiten und Festen des Hofes Theil zu nehmen, so lange ich noch in Petersburg verweile. Dergleichen schlägt man nun nicht gern aus, besonders, da ich noch einen Theil meiner fahrenden Habe erwarten muß, welche in Moskau zurückgeblieben ist. Ich beschäftige mich inzwischen, die neuen Anlagen zu sehen, welche der Monarch mit jedem Tage vervielfacht; und wahrlich, man muß Jahre zu Hilfe nehmen, um nur das Alles mit seinen Augen durchlaufen zu können, was dieser ausserordentliche Mensch in einem so kurzen Zeitraum erschaffen hat. O wie elend winzig ist das Leben von tausend Königen gegen das Leben dieses Ein-

zigen, in welchem fast jede Stunde die Geburtsstunde eines riesenhaften Werkes ist!

Das Schlachtfeld von Pultawa, wo Peter seinen fürchterlichen Nebenbuhler Karl XII. besiegte und Schwedens Macht zertrümmerte, reihte ihn zu den ersten Feldherren seiner Zeit; auf den Gewässern von Aland erfocht er den Ruhm des Seehelden, und sich von ihm selber die Würde eines Vize-Admirals. Seit eilf Jahren gründete er an den Sümpfen des Newastroms eine neue Stadt; er selbst war Baumeister und Meßkünstler; jetzt dehnt sich dort das unermeßliche Petersburg Meilen weit aus. Noch immer wird hier gearbeitet; über vierzigtausend Russen und eine zahllose Menge schwedischer Kriegsgefangener sind täglich beim Bau beschäftigt.

Und alles das, wovon die Hälfte hinreicht, einen Fürsten unsterblich zu machen, sind nur seine geringsten Thaten. Er ist Gesetzgeber und Umwandler seines Volks zugleich. Er führt die barbarischen Nationen des unbekannten Nordens in die gesittete Welt ein; er hat der herrschsüchtigen Priester Glaubenswüthigkeit und Aberglauben gezähmt, ihre Gewalt zerbrochen, den Titel des Patriarchen abgeschafft; er selbst ist das Haupt des Klerus. Er hat sich ein neues Volk gebildet, sich Armeen geschaffen, sich eine Hauptstadt des Reichs gebaut, sich Flotten auf dem Meere gezimmert, und den Künsten und Musen Roms und Griechenlands in den Wäldern des moskovitischen Landes Altäre errichtet. — Diesem Manne darf seine Nachwelt kein Denkmal bauen, denn jedes wäre armseliger Tand und Zeuge eines beschränkten Geistes der Erbauer. Sein ungeheures Monument, welches er mit eigener Hand für die Ewigkeit aufführte, steht. Europa und Asien sind die Basis; sein Name ist — Rußland.

Aber was treib' ich? Verzeihen Sie, lieber Bellisle, wenn Sie statt eines Briefes eine Lobschrift auf den großen Mann erhalten, der, so lange die Geschichte der Welt erzählt hat, keinen Nebenbuhler in ihr findet unter all den tausend Fürsten der tausend Völker, die einst waren. Romulus und Numa, wenn sie eine Räuberhorde zum regelmäßigen Staat bildeten, thaten viel; aber was ist ihr Werklein neben dem russischen Koloß, umringt von ungleich polizirtern Staaten? Karl der Große dürfte vielleicht mit dem Ruhm Peters in die Schranken treten, wenn gleich ohne Hoffnung des Sieges!

Ich kehre zurück nach Frankreich; aber die Erinnerung an das, was ich Großes gesehen, wird mich dahin begleiten, und unter dem ungeheuern Maßstab, mit welchem ich künftig die Verdienste unserer Minister, Feldherren und Fürsten messen werde, wird zu einer Erbärmlichkeit zusammenschrumpfen, was ich sonst für bewundernswerth gehalten. Zum Hofmann wenigstens bin ich einmal bis auf den Grund verdorben.

O Bellisle, wie dünkt sich jedes Fürstlein groß, wenn es von dem Uhrwerk des Staats, welches einmal eingerichtet ist, den Staub abgeblasen, daß es nicht stocke; wie bläht sich so ein General, und meint, wenn er einige Schlachten gewonnen, es dürfe Niemand ferner mit ihm verglichen werden! Was träumt nicht ein Minister oder Rathsherr von seiner Herrlichkeit, wenn er einen Gesetzesentwurf gegeben und dessen glückliche Folgen wahrnimmt! Eitelkeit und Dünkel sind die unfehlbaren Zeugen der Geisteskleinheit. Mit stiller Majestät geht der Strom, wo er reichbefrachtetete Schiffe führt.

Der Czar hat übrigens das Schicksal aller der Sterblichen, welche von Zeit zu Zeit, wie Erscheinungen aus einer bessern Welt, in die unsrige treten, um sie zu erleuchten, zu veredeln, zu erheben. Wo man ihn verehren sollte, wird er gehaßt. Sein Werk war ihm nicht leicht. Er hatte mit Gefahren von tausend Arten zu ringen. Die Pfaffen verfluchen ihn heimlich; die Bauern verwünschen ihn; die Bojaren lästern ihn; die Strelitzen möchten ihn umbringen — genug, all das reichere und ärmere Gesindel, der träge erdenklösige Pöbel in allen Ständen, deren Ansehen, Geburtsrang, Herrschaft, Privilegien, Vorurtheile, Aberglauben, Einbildungen und Grillen verletzt wurden, diese moralischen Vielfraße, welche nichts als ihr eigenes, schwammiges Etwas kennen, und unbekümmert um das von Vernunft und Tugend gebotene Bessere, sich nur in ihrem alten, hergebrachten Schlamme wohl fühlen — alle diese bilden eine alberne, feige Verschwörung um den Erhabenen. An ihrer Spitze steht des Czars eigener Sohn — der Großfürst Alexis.

Dieser junge Mensch, weit entfernt, wie einst Alexander um die Großthaten seines Vaters, zu weinen, daß sie ihm nichts zu thun mehr übrig lassen, spielt den Altklugen, und zuckt die Achseln über die Erhabenheit dessen, der sein Urbild sein sollte. Er meidet den Hof, und gibt sich mit unwissenden Russen ab, die seiner Eitelkeit schmeicheln, und mit ihm im Branntweinsaufen wetteifern. Ist er in Moskau oder Petersburg, so sieht man ihn, statt von Künstlern, Gelehrten, Feldherren und Staatsmännern, von schmutzigen Pfaffen umgeben, die ihn benedeien, als ächten, altgläubigen, braven Russen, der den heiligen Schlendrian liebt, und Neuerungen haßt, in denen sie nicht glänzen können, weil sie nicht Geist, Bildung und Kraft genug haben. Jetzt ist Großfürst Alexis in den Bädern zu Karlsbad, wohin er seine Beischläferin Euphrosine, ein Mädchen aus der niedrigsten Volksklasse, eine Finnländerin, glaub' ich, mitgeschleppt hat. Sein Vater, der Czar, soll deswegen aufgebracht gegen ihn sein, besonders da die Gemahlin des Großfürsten erst seit Kurzem von einer Prinzessin entbunden worden, und in gefährlichen Umständen war. — Doch kein Wort mehr von diesem Unwürdigen, auf den alle Moskowiten hoffen, daß er der

Wiederhersteller ihrer langen Bärte und abenteuerlichen Landestrachten sein soll.

Morgen mehr! Heute ist Ball im Peterhof.

---

14. August.

Sie müssen nun freilich nicht glauben, lieber Bellisle, daß die weitläufige Hauptstadt des russischen Reichs, welche kaum seit zehn Jahren da steht, an Pracht und Schönheit wetteifern könne mit unserm Paris. Sie suchen vergebens die Louvres, Tuilerien, Notredames, Boulevards und Quais. Hier sind die meisten Häuser noch von Holz, und zwar Balken auf Balken gelegt, die nur nach der innern Seite zu mit der Axt glatt gehauen sind, ohngefähr wie die Hütten schweizerischer Alpendörfer. Sie sind mit Schindeln oder auch nur mit Brettern gedeckt, und, um den Regen besser abzuwehren, hat man die untere Dachseite entweder mit Rinden von Birkenbäumen, oder die obere mit grünen Rasen belegt, daß sie im Sommer, von oben herab angesehen, Bruchstücken einer von Erdbeben gebrochenen Wiese gleichen. Es gibt bis jetzt in Petersburg nur wenige von Steinen aufgeführte Gebäude. Die Wohnung des Czar, des mächtigsten Monarchen von Europa und Asien, erhebt sich am Ufer der Newa, aus Mauersteinen erbaut, zwei Stock hoch. Sie hat das einzige Annehmliche, daß man von hier aus den größten Theil der Stadt und der Festung übersehen kann. Auf Befehl des Czar müssen jetzt alle Großen des Reichs ihre Gebäude massiv aufführen. Ueberall erblickt man Fuhren, Steinhauer, Kalkbrenner, Maurer und Zimmerleute. Das unermeßliche Petersburg stellt im Kleinen ein Bild von dem Weben und Treiben in der ganzen Monarchie dar, welche gleichsam von Grund auf neu errichtet wird. In der Stadt selbst ist noch Alles so neu, daß ich Ihnen nicht einmal sagen kann, wo ich wohne; denn die wenigsten Straßen haben allgemein eingeführte Namen. Man muß sich durch bekannte Leute führen lassen, um nicht in dem weiten Labyrinth Tage lang zu verirren.

Die Gegend umher ist nicht reizend, sondern unwirthlich, reich an Sümpfen, Gewässern, unfruchtbaren Heiden und Wildnissen. Alles das erwartet noch eine ordnende, verschönernde Hand späterer Zeiten. Der Pflug hat diesen kaltgründigen Boden nur in sparsamen Versuchen hin und wieder angebrochen. Alles ist daher theuer, weil die Lebensmittel aus den entlegensten Gegenden viele hundert Stunden weit zugeführt werden müssen. Nicht einmal zahmes Obst wächst hier umher, sondern die einzige genießbare Frucht, die von der Erde freiwillig gegeben wird, sind Erdschwämme. Die Waldungen herrschen noch unübersehbar; aber meistens von düsterm, traurigem Ansehen. Statt des lachenden Grüns der Buchen und Eichen sieht man nur Weiß- und Rothtannen, allenfalls auch Birken, Ulmen, Espen und Erlen. Die Eichen muß man von Kasan holen. Ein glücklicher Einfall des Czar war der Befehl, welcher jeden Hausbesitzer verpflichtete, Linden vor seinen Thüren zu pflanzen.

Um Ihnen von dieser Hauptstadt der größten Monarchie Europens mit wenigen Worten einen Begriff zu geben, darf ich Ihnen nur sagen, daß man noch letzten Winter vor den Thoren derselben auf Wölfe und Bären Jagd machte; daß man hier fast acht Monate lang Winter, und an den kürzesten Tagen desselben die Sonne kaum drei Stunden lang sieht, so wie man sie in den längsten Tagen des Sommers kaum drei Stunden am Himmel vermißt, und die Sommernächte eigentlich nur aus Morgen- und Abenddämmerung zusammengesetzt sind.

---

26. August.

Sie werden mir's daher gern glauben, daß ich nicht ehrgeizig genug bin, mein Leben, welcher Preis mir auch angeboten werden könnte, in dieser Wilde zu beschliessen. Doch eben so wenig würd' ich die rauhen Tage, so ich in derselben unter Kriegsgetümmel und Gefahren aller Art genoß, meinem Gedächtniß entkaufen lassen. Wir leben unterm Monde nur einmal! und ein Thor ist's, welcher sich nicht so wohl bettet, als er immer kann. Jetzt sehne ich mich nach Stille, und in die Schatten meiner heimathlichen Haine zurück. Ich stehe in der Mitte meiner irdischen Laufbahn, und will die zweite Hälfte meiner Stunden in süßer Ruhe verzehren, da ich die erste in mannigfaltiger Geschäftigkeit durchflogen habe.

Ich denke mir den Erdball zuweilen wie einen weitläufigen Ameisenhaufen; und vergleiche die Menschen mit jenen betriebsamen, rastlosen Thierchen. Wie klein erscheinen mir da die Sterblichen mit ihrem Thun; sie bauen für einen Tag; der folgende zerstört's. Das Geschöpfchen, welches eine weite Kammer voll Weihrauch zusammengeschleppt hat, und sich in seinem eingebildeten Reichthum gefällt, ist's denn reicher und glücklicher, als die andere Ameise, welche nur immer so viel hat, als sie eben bedarf? Dem Menschen gehört nicht, was er geniessen kann, sondern nur, was er genoß und genießt. Ein Hauch! und was er hatte, wird das Habe von Andern. Drum quält mich der Kummer um Reichthum nicht; wer seine Bedürfnisse eben stillt, ist reich — der Besitz alles Andern nur Besitz todten Staubes. Und wenn die Ameise Tausenden Befehle gibt, die um sie herum irren, und Tausende sie nennen, ist sie darum mehr, als ein schwaches, hinfälliges Insekt? Was ist's mit dem Ruhm der Menschen anders? Kein wirkliches Gut, sondern ein verächtliches, kleines Spiel der sich selbst kitzelnden Phantasie. Ich lobe mir das Thierchen, welches sein kurzes Dasein mit Wucher anlegt; überall ist; Alles sieht, Alles genießt, und nicht mit hohlen Einbildungen sich begnügt; und so ist's mir wohl. Der Erdball ist mein Vaterland; ich hab' ihn ziemlich durchkreuzt; ich bin mit Bett-

lern und mit Fürsten zu Tisch gesessen; ich habe mit Katholiken, Juden, Griechen und Lutheranern Brüderschaft geschlossen; ich habe die Kriege der Menschen mitgemacht, und es fast in allen Ständen längere oder kürzere Zeit versucht, wie sich's darin lebt.

Das hat mich zum Philosophen gemacht; doch bin ich's nur erst halb. Es kleben mir noch zu viel Ammenmährchen und Grillen aus meinen Kindheitstagen an. Ich will sie aber abstreifen, wie man Kletten abstreift, die man auffängt, während Blumen gesammelt werden sollen. Wir glauben nicht mehr an Gespenster und Teufelskünste; aber wir glauben noch an viel andere, viel schädlichere Dinge, die unsern Geist verkrüppeln, und unser ganzes Dasein verbittern können. Unsere Erziehungskunst liegt fürwahr noch in der Wiege, trotz aller hochberühmten Männer, die sie zu veredeln glaubten, und trotz aller Bibliotheken, so sie zusammen schreiben.

Sie verstehen mich nicht, geliebter Bellisle! und ich glaub' es gern. Wollen Sie Geduld mit mir haben, so will ich Ihnen die Erklärung geben in diesem Briefe. Lesen Sie dies Blatt tausenden Ihrer Mitbürger vor; sie werden es lesen und wieder lesen und doch nicht verstehen. Wer die Weihe in meine Mysterien haben will, muß die Welt so von allen Seiten gesehen haben, wie ich, und gelernt haben, daß das Wesen nicht Schein, und der Schein nicht das Wesen sei.

Ich habe die beste Erziehung von der Welt genossen, was man nun so heutiges Tages die beste nennt, und bin doch sehr verdorben worden durch die Menge der Vorurtheile, welche mir mit der Muttermilch eingeflößt wurden. Ein gesunder Leib ist nicht derjenige, dessen bleiche Wangen mit Carmin geröthet, dessen fehlende Zähne mit Elfenbein ergänzt, dessen mangelnde Gliedmaßen durch Kissen und Holzformen verheimlicht worden. So ist eine gesunde Seele die, welche nichts scheint, sondern Alles ist.

Aber sehen Sie umher und suchen Sie unter den Millionen Wesen, von denen Sie umgeben sind, einen gesunden Geist! — Suchen Sie einen wirklichen, kraftvollen, unverstümmelten Menschen, der mit der Natur eins ist! — Der Spaß von Diogenes Laterne ist von den meisten Erzählern und Hörern gar nicht verstanden worden.

Man erzählt uns in der Kindheit zwar keine alberne Gespenstergeschichten mehr, aber man vergiftet unsere zarte Seelengesundheit mit Afterglauben anderer Art. Wir werden angelehrt, Werth in Reichthum zu setzen, und den Millionär hoch zu preisen; der Besitz einer Tonne Goldes wird wie ein erhabenes Menschenziel gerühmt. — Fürchterliche Thorheit! so impft man dem Kinde früh die ewige Unersättlichkeit nach Geld und die ewige Unzufriedenheit ein mit dem, was wir haben. — Man rühmt uns, statt der einfachen Schönheit, die prächtigen Kleider; wir müssen uns früh vor dem Treffenrock beugen; wir lernen Genuß setzen in Gebrauch von Equipagen und Bedienten. Daher ein Heer von Albernheiten durch unser ganzes Leben. Wir sind nicht mehr zufrieden, mit schlichten, reinlichen Gewändern unsern Leichnam zu decken; wir wollen mit bessern Lumpen prangen. Wir lassen das Vorurtheil Wurzel schlagen, daß der Mann nach dem Kleide beurtheilt und durch feinere Tücher edler wird. — Man kann in unserer Kindheit nicht früh genug den Durst nach Ehre und Ansehen erregen; der Durst dauert unauslöschlich, bis ans Grab. Wir gewöhnen uns, den berühmten Mann als einen erhabenen Menschen, den Mann auf einer höhern Amtsstufe für einen ausserordentlichen zu halten. Dahin geht nun unser unseliges Trachten; und haben wir endlich ein Ehrenamt oder einen bekannten Namen gewonnen, so dünken wir uns größer, denn alle Andere. Es ist schon genug, einen gestickten Stern auf dem Rock, einen seidenen Lappen im Knopfloch, einen Kammerherrn-Schlüssel, oder wie bei den Völkern, welche wir Wilde heißen, einen Armring von Knochen zu tragen, um uns vergöttlichter zu wähnen. Kindisches Selbstbetrügen! Und dies ist so allgemein unter uns, die wir uns über die kindischen Wilden am Oronoko erhaben glauben und ihnen doch auf ein Haar gleichen; nur daß wir unsere Bedürfnisse auf einen Grad vermehrt, und unsere Thorheiten vermannigfaltigt haben, davon den Barbaren keine Ahnung anfliegt.

Doppelt ist der Erfolg dieser Jugendbildung. Wir beten den Staub an, und übersehen dessen Seele; unser besseres Selbst ersäuft im Strudel von Einbildungen, albernen Leidenschaften und Thorheiten; wir leben nicht für das, was wir sind, sondern für das, was keines Odemzuges werth ist. — Haben wir nicht Kraft genug, oder hindern uns Unfälle, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, so wollen wir doch die Welt glauben lassen, daß wir davon nicht mehr weit sind. Wir üben uns, alles das zu scheinen, was wir sein möchten. Wir werden Schauspieler, und stellen andere Personen vor, die mit uns keine Aehnlichkeit haben.

O Bellisle, sehen Sie um sich her, und vom königlichen Audienzsaal bis in die Werkstatt des Handarbeiters finden Sie, statt der wirklichen Menschen, nur Larven. Jeder wird von Allen betrogen; aber Jeder will dafür auch Alle betrügen. Es ist keine Natur — es ist alles Einbildung und Hirngespinnst. Wir begehren nicht den Schatz, sondern was glänzt. Wir fürchten nicht die eigentliche Gefahr, sondern sterben aus Verzweiflung und Angst vor Einbildungen. — Es ist Alles Gespensterfurcht oder Schatzgräberei einer andern Art — und an Allem ist unsere Erziehung schuldig. Sie haben lange keine Briefe von mir empfangen, geliebter Bellisle; Sie haben mich lange nicht gesehen. Drum ist's wohl gut, daß Sie auch meinen innern Menschen kennen lernen: daß ich Ihnen schreibe, wie ich denke. Sie können freilich auch in Büchern, wenn Sie Lust haben, moralische Abhandlungen lesen — aber ich weiß nicht,

ob Sie den Gedanken darin finden, der in diesem Briefe liegt. Ich erzählte Ihnen nicht meine Abenteuer, aber das Ergebniß derselben.

Nach Mitternacht.

Es wird bald der Morgen grauen. Alles schläft; ich bin der Ruhe unfähig. Das Blut in meinen Adern ist Feuer worden; meine Odemzüge sind eben so viele Seufzer; mein Geist taumelt durch die Höllen und Himmel des Wahnsinns. Ich bin nicht mehr ich selbst. Ich weiß es. Mitten in der Raserei des Fiebers hasch' ich die Feder. Es wird Unsinn geben; ich kann es voraus wissen. Aber ich will's wieder lesen, wenn ich gesund bin, um zu sehen, wie ich mich in dieser Verwandlung benahm. Daß ich noch dies denken kann, überzeugt mich von der Hoheit meines Geistes, welcher über dem Sturm der chaotisch in einander wogenden Sinnlichkeit wie ein Adler schwebt über Gewittern und empörten Ozeanen. Stolz gibt diese Höhe; aber süßer ist's im schönen Wahnsinn drunten. Ich will mich wieder hinabtauchen; ich will nicht mehr Ich sein — einst werd' ich wieder erwachen.

O Bellisle! daß ich noch in diesem Augenblicke an Sie denken, daß ich noch in dieser Verwilderung Ihren Namen schreiben kann, ist der höchste Beweis der Liebe, so ich Ihnen jemals gegeben. Aber keine Worte mehr — zur Sache! Ich verfluche die Langsamkeit meiner Feder, neben deren trägen Strichen in jeder Sekunde Millionen meiner Gedanken vorüberblitzen, und der elendeste, lahmste allein nur auf dem Papier liegen bleibt, wie ausgelebter Leichnam. Doch nein, ich kann ja mein Entzücken, meinen Jammer, Alles, Alles was über und was unter den Sternen Himmlisches und Höllisches wohnt, mit Einem Worte ausdrücken. — Ich will's! Christine, Christine heißt das Wort, und ich zittere, indem ich's schreibe, und mein ganzes Wesen sinkt, wie unter einer Feuerflamme verzehrt, aufgelöset, aschenhaft zusammen.

Nein, ich liebe nicht, o Bellisle, gewiß nicht. Ich weiß ja wohl, was Liebe ist; ich habe ja geliebt. Nein, es ist Wahnsinn, was mich durchglüht — wundersüßer Wahnsinn, Trunkenheit, Taumel — wie soll ich's nennen? Verwandlung, Zerstörung — Alles, seitdem ich Christinen gesehen habe. Als Semele den Gott der Götter, Jupiter, in der ganzen Majestät und Herrlichkeit seines olympischen Wesens sehen wollte, die blöde Sterbliche! und er nun erschien in seiner unermeßlichen, Alles verklärenden, Alles durchströmenden unverschleierten Gottesnatur, da fühlte sie, wie ich — nicht mehr Bewunderung, Entzücken, Liebe, sondern Vernichtung.

Und dies ist mein Zustand. Täuschen Sie sich nicht, Bellisle, wenn Sie diese verworrenen Zeilen lesen — es ist nicht Liebe; Christine ist von mir entfernter, als die Sonne vom Erdball. In keiner Ewigkeit durcheil' ich die endlose Kluft von mir zu ihr. Auch begehr' ich's nicht, will nichts — ich verlasse Petersburg, Rußland — Alles. Ich gehe nach Frankreich, ohne einen Schatten von Wunsch. Christine ist vermählt; Alexis, der Sohn Czar Peters des Großen, ist ihr Gemahl; die deutsche Kaiserin ist ihre Schwester; vielleicht hat das Schicksal die jetzige Großfürstin zur einstigen Selbstherrscherin des russischen Nordens bestimmt.

Nein, Bellisle! — Doch ich will Sie nicht mit Schwärmereien behelligen. Ich will Ihnen die Geschichte meines heutigen Tages ohne Zwischensprung erzählen; ich will mich mit angenommener Geduld quälen, bis ich wieder zu dem schönen Roman gelange, und in ihm die ganze Gluth meiner Gefühle niedergieße.

Diesen Abend war Ball im Peterhof. Das Schloß des Czar ist noch nicht ausgebaut; aber es schien, als sollte es mit dem heutigen Fest die Weihe empfangen. Alles geschah zu Ehren der schönen Großfürstin Christine, welche, des schönsten Looses werth, verehrt vom Czar, angebetet von allen Russen, vergöttert selbst von den eisgrauen Bojaren, an einen Unhold vermählt ist, der eine verworfene Dirne aus Finnland dem Himmel in Christinens Herzen vorzieht. Setzt einem Eber die königliche Krone auf, er wird sich mit der Krone im Kothe wälzen, nach wie vor.

Die Großfürstin hat das Wochenbett verlassen. Am 23. Juli gebar sie ihrem Gemahl eine Prinzessin, welche in der Taufe den Namen Natalie empfing. Der unempfindliche Halbmensch Alexis blieb mit seiner finnischen Metze im Karlsbade; die Vaterfreude lockte ihn nicht zurück. Sein Vater, der große Czar, erschöpft sich indessen fast, seiner Schwiegertochter die Ausschweifungen und die Rohheit des ungerathenen Sohnes vergessen zu machen. Er hat sie mit einem glänzenden Hofstaat umringt; Feste aller Art wechseln, wie die Tage.

Und so sah ich sie an dem heutigen. Vor neun Tagen feierte man ihr zwanzigstes Geburtsfest.

Ach, Bellisle, erinnern Sie sich noch eines Miniaturgemäldes, welches ich Ihnen vor einigen Jahren zu Calais sehen ließ? Sie glaubten damals nicht, daß es das Werk meines Pinsels und meiner Einbildungskraft war. Ich erinnere mich wohl, wie Sie es mit dem stillen Lächeln des Entzückens anstarrten, und gen Himmel hoben, und riefen: „Unter deinem blauen Gewölbe wohnt solch ein Engel nicht — ich stürbe noch heute gern, fänd' ich ihn droben!" Sie sahen mich erröthen, meine Augen von einer verheimlichten Thräne glänzen. Sie forschten um mein Geheimniß; ach! ich selbst hätt' es mir so gern verschwiegen.

Ich taumle in einem Wundergarten. Mein Leben ist ein zaubervolles Labyrinth — ich begreife nichts — die Dinge erscheinen und verschwinden, schlingen eine Zauberschnur um mein

Seele und ziehen sie in den Strom der Begebenheiten nieder. Sie wird nicht genesen, bis im Tode.

Als ich mich in das festliche Gewühl der Versammlung zu Peterhof mischte — als ich dem Czar vorgestellt war — öffneten sich die Flügel einer Nebenthür — am Arm der Gräfin von Königsmark trat sie herein . . . o Bellisle, soll ich sie Ihnen beschreiben? Wenn meine Einbildung das Innerste des Himmels durchdringt, finde ich unter den Seligen solch eine Gestalt nicht.

Sie war es wieder!

Doch nein, keine Silbe mehr. Ich erschrecke vor meinen eigenen Worten — sie werfen mir meinen Wahnsinn zurück, wie der Spiegel eine Gestalt. — Schon flammen die Wellen der Newa vom Morgenroth. — Ich muß ruhen, und mein Fieber verglühen lassen, ehe ich die Feder wieder nehme.

Die Großfürstin Christine an die Gräfin Julie von B**.

Petersburg, 2. September 1714.

Wie rührend ist die Stimme deiner Liebe, meine Julie! Wenn ich deine Briefe lese, nur die Züge deiner Hand erblicke: dann vergesse ich träumend, wo ich bin; dann haucht mich wieder Deutschlands milder Himmel an; dann seh' ich wieder die Schattengänge und die Lauben im Schloßgarten meines Vaters, wo wir als Kinder in seliger Unschuld hüpften unter tausend Blumen, und seh' in diesen nordischen Wüsteneien, wohin mein Schicksal mich bannte, die silbern Blüthenfülle der Fruchtbäume wieder, in deren Schatten wir unsere Kränze flochten.

Kalt und wild ist, in der Nähe des Nordpols, die Natur und ihr Mensch. Fast seit drei Jahren wohn' ich von meinen Lieben fern, und noch immer leb' ich unter fremden Wesen. Keiner versteht meine Sprache, und die leisern Töne meines Herzens verhallen und finden kein kühlendes Herz. Ohne die Gräfin von Königsmark, so wenig auch unsere Denkarten und Ansichten der Dinge zusammenstimmen, würd' ich glauben, schon gestorben, und auf einen traurigen Planeten vom Schöpfer verwiesen zu sein, wo ich eine Ewigkeit lang Sünden abbüßen soll.

Meine Gesundheit ist wieder vollkommen. Dank sei es den unzerstörbaren Kräften der Jugend. Nun will ich dir öfter schreiben. Die Unterhaltung mit dir soll meine schönsten Morgenstunden ausfüllen. Dein Bild hängt vor mir, vergegenwärtigt den Traum der Vergangenheit und erfüllt mich mit Täuschungen.

Glaub' es doch nicht, ich beschwöre dich, daß in dieser Heimath des ewigen Winters auch mein Herz jemals erkaltet sei. Nein, Julie, du bleibst mir theuer, wie ein Kleinod, welches ich aus bessern Welten hierher gebracht; wie eine Schwester, deren schönes Herz die Hand der milden Natur an das meinige unauflöslich schloß.

Und, Julie, wenn ich dein zärtliches Vertrauen nicht erwiederte — wenn ich auf deine tausend Fragen seit Jahren schwieg — wenn ich dir mein häusliches Leben verschleierte — glaub' es mir, ich wünschte, du solltest mich glücklich wähnen. Ich wollte dich täuschen, um dich wegen meiner ohne Kummer zu sehen. Bin ich nun glücklicher, nun getrösteter, nun du mich beweinst?

Du sagst, ganz Europa kenne meine traurige Lage, ganz Europa die Bitterkeit meines Loses, und weihe mir Mitleiden — nur ich allein wollte mein unverdientes Elend dir verheimlichen.

Nun ja denn. Magst du es wissen: Der Großfürst, mein Gemahl, ist von Natur eines finstern Karakters. Ich habe nicht — o Julie, wie herbe wird es mir, dies Wort zu schreiben! — ich habe nicht das Glück, ihm zu gefallen. Ich war nicht das Weib freier Wahl — und daher stammt vielleicht sein Widerwillen.

Drei Jahre lang warb ich vergebens um seine Gunst. Man sagt wohl, wir Weiber könnten Wunder wirken mit einem Lächeln, einer Thräne — nichts wäre uns unmöglich. Mir scheint leider die Natur das glückliche Talent versagt zu haben. An den Launen meines Alexis scheiterte jede Kunst. Er scheint für mich von jenen bezauberten Quellen getrunken zu haben, aus denen Ariosts Rinaldo seinen unbesiegbaren Haß gegen Angelika schöpfte.

Ich habe endlich — und drei Jahre sind eine lange Schulzeit — mich an den Haß meines Gemahls gewöhnt; vielleicht gewöhnt er sich noch an meine Liebe, die ich ihm schuldig bin. Sehen wir am Ende, wer den Preis gewinnt.

Ja, geliebte Julie, da du nun das Geheimniß meines Schicksals weißt, so wisse denn Alles. — Ich habe seit drei Jahren unaussprechlich gelitten, und der verborgene Kummer hat meine Kräfte fast bis zur Neige aufgezehrt.

Einst war ich der Liebling meiner fürstlichen Aeltern. Die Liebe wiegte mich groß; die Freuden erzogen mich. Wohin ich mich wandte, flog mir das Herz freundlicher Menschen entgegen. Ich kannte in der Welt keine Fremdlinge; kannte keine Sorgen, als die, Vergnügen zu geben und zu empfangen; keine Thränen, als solche, welche beim Anblick der Leidenden, oder beim Lesen eines Gedichts, oder unter den schwermüthigen Tönen der Musik stilles Mitgefühl meinen Augen entlockte. Jeder Morgen weckte mich zu einem kleinen Feste; unter schmeichelnden Erwartungen schlummerte ich Abends ein. Ein Tag glich dem andern; jeder trat wie ein freundlicher Genius lächelnd zu mir, und schied von mir lächelnd.

So ward ich dem Sohn des größten Monarchen vermählt. Ach! mit weissagendem Kummer sah ich hinter mir das kleine Wolfenbüttel verschwinden, wie ein Eden, dessen ich werthlos erklärt zu sein schien.

Schon der erste Anblick dessen, dem meine

Hand bestimmt war, füllte mich mit bangen Ahnungen. Nicht, daß Alexis kein Mann gewesen wäre, der durch sein Aeusseres wohl zu gefallen hoffen dürfte. Der Großfürst ist von hohem, schlankem Wuchs und männlicher Haltung. Schwarzes Haar und schwarze Augen, ein angenehmer Ernst in seinen Gesichtszügen, und ein gewisses, unerklärbares Etwas, welches ihn, er stehe und thue, wie er wolle, den Erben des größten Reichs der Welt nennt, geben seiner Gestalt Interesse. Er spricht die deutsche Sprache geläufig. Er kann, wenn er will, sehr liebenswürdig sein — aber — er will es nie.

Seine Erziehung war versäumt. Während der Czar, sein erlauchter Vater, Europa durchreis'te, Künste und Wissenschaften milderer Himmelsstriche auf seinen nordischen Schnee zu pflanzen; während er einem nie beschifften Meere Flotten, wilden Völkerstämmen Sitten, und undurchdringlichen Wäldern Städte gab, vergaß er, dieser neuen Schöpfung einen Thronerben, ihrer würdig, zu bilden. Der Prinz, umgeben von mißvergnügten Bojaren und abergläubigen Pfaffen, sog mit der Muttermilch alle Vorurtheile seiner Nation, und den Haß gegen alle Neuerungen seines erhabenen Vaters ein. Das Schicksal seiner Mutter Eudoxia, welche der Czar in's Kloster schickte, und sie den Schleier zu nehmen zwang, goß neue Bitterkeit in seine Seele. Ein finsterer Trotz ward seinem Gemüth eigen. Er haßte, was von seinem Vater stammte. Was diesen kränkte, machte ihm Freude. Er nahm den Aberglauben der dummen Popen, die rohen Sitten der Bojaren an, und gefiel sich, der Abgott des niedrigen Pöbels zu werden. So verwilderte der Prinz. Sein Betragen ist roh, seine Kleidung wahllos und unreinlich; seine Gesellschaft ein Haufen Mönche und verdorbener Wüstlinge.

Julie, und dieser ist mein Gemahl!

Am Tage unserer Vermählung zog mich der Czar zu sich an ein Fenster des Versammlungssaales, wo der Prinz stand. „Sieh," sagte er zu seinem Sohn, „du kannst die alten Gebräuche nicht vergessen, und die langen Bärte verdrehen dir noch immer den Kopf. Mir folgst du nicht. So hoff' ich denn Alles von der Herrschaft einer schönen, geistvollen, tugendhaften Frau über dein Herz. Und gehst du auch aus dieser Schule ungebessert hervor, so bist du wahrhaftig für die ganze Welt verdorben."

Ich schlug die Augen nieder und fühlte es, wie meine Wangen brannten. Diese Anrede, welche alles Zartgefühl so tief verwundete, mußte den Prinzen mit Argwohn und Verdruß gegen mich füllen. Ich hatte es schon in den ersten Tagen aus tausend kleinen Zügen bemerkt, daß Alexis mich nicht aus freier Wahl, sondern auf Befehl seines Vaters zu seiner Gemahlin erhoben. Und als ich mit furchtsamer Verlegenheit nun die Augen aufschlug, zu dem Neuvermählten — o Julie, da las ich in den düstern Falten seiner Stirn, in den finster vor sich hinfunkelnden Augen den Schwur seines ewigen Widerwillens, und mein entsetzliches Schicksal.

So ward es — so blieb es.

Sei verschwiegen und liebe mich.

Die Großfürstin an dieselbe.

Kaum hatte ich, geliebte Julie, den letzten Brief abgesandt, so empfing ich den deinigen! — Wie bezaubernd ist das Familiengemälde, so du mir gibst, und in welchem du selbst die angebetete Göttin bist!

Ich sehe dich auf deinem ländlichen Schlosse, im Schatten majestätischer Kastanien und Eichen, zu deinen Füßen den lachenden Garten, über welchen selbst der Herbst noch hundert Blumen streut, und das frohe Dorf im Hintergrunde, dessen Bewohner dich wie ihren Schutzgeist ehren. Ich sehe dich, glückliche Mutter, den schönen Säugling an deiner Brust, wie er tändelnd die Aermchen nach deinen herabfallenden Locken streckt, und den Mann deines Herzens, wie er entzückt vor der reizenden Gruppe da steht, bald mit väterlicher Zärtlichkeit dann den flügellosen Liebesgott auf deinem Schooße küßt, bald seine glühenden Lippen mit der Innigkeit des Bräutigams an die deinigen schließt.

Ach, was habe ich verschuldet, daß ich auf diese Freuden Verzicht thun muß! Wie wäre mein Herz ganz für dieselben geschaffen! wie geringen Ersatz gewährt mir der Glanz meines traurigen Ranges!

Töchter der Fürsten, unter allen Weibern des Erdbodens die beklagenswürdigsten, beneidet die Tochter eures ärmsten Unterthans; denn sie darf lieben, darf ihre Hand dem geliebtesten der Männer reichen, und an seiner Brust ihr Dasein verträumen, an seiner Brust mit stiller Seligkeit sterben. Wie die Sklavinnen des Morgenlandes geschmückt, werden wir dem Mächtigen dahin gegeben, der uns fordert; die Staatskunst schließt den Vertrag, und unser gebrochenes Herz ist eine Waare.

Man heißt uns Götter der Erde, aber nimmt uns unsern Himmel. Wir sind Menschen, und man raubt uns das heilige Recht des Willens; wir haben ein Herz, und wir dürfen es nicht bekennen; die Natur ist unsere Mutter, und wir müssen sie verläugnen. Mit Thränen sehen wir von unserm Thron auf die häuslichen Freuden der Armuth, die uns versagt sind. Mit unsern Juwelen und Schätzen können wir die Glückseligkeit nicht kaufen, die unter dem Strohdach des Landmanns wohnt. Wir schmücken unsern Leib mit kostbaren Metallen und Steinen; wir hüllen uns in prächtige Stoffe, und die Leckerbissen fremder Welttheile und Meere zieren unsere Tafeln — aber den tiefern Ständen lassen wir die höhern Güter des Lebens; unsere Kleinodien erwärmen das Herz nicht; unsere Kronen werben

uns keinen Freund; ach! und ob Millionen ihre Knie vor uns beugen, und die Völker des Erdballs uns bewundern — diese todte Herrlichkeit gilt nicht die lebendige Liebe und Treue eines Einzigen.

Barbarische Ordnung, gestiftet vom Wahnsinn des Ehrgeizes, welche dem Geringsten der Sterblichen alles gab, was das Leben Reizendes tragen mag, und uns zu goldenen Kerkern verdammte! —

Verzeihe mir, Julie, wenn ich einen Augenblick unter dem Elende meines fürstlichen Standes erliege. Meine Klagen ändern die Einrichtung der Welt nicht; das Vorurtheil des Ranges und der Geburt behauptet seine Herrschaft, so lange die Völker ihrer Barbarei nicht entbunden sind. Tausend bittere, heimliche Thränen benetzen schon den Purpur der Fürsten, und werden ihn noch lange benetzen. Ach! Niemand versteht mich, als du — Niemandem klag' ich, als dir.

Ich lebe — empfange denn, als Gegenstück des deinigen, auch ein Familiengemälde von mir — das einsame Leben einer Wittwe, ungeachtet des glänzenden Hofstaats, mit welchem die Güte des Czars mich umringt hat, und ungeachtet der Kette von Festtagen, welche er durch mein Leben in Rußland flocht, um mir den Kummer zu zerstreuen. Ich stehe in diesen feierlichen Versammlungen, bei diesen Lustbarkeiten und Spielen, wie eine fremde Zuschauerin; meine Augen irren suchend durch das schimmernde Gewühl, mein Herz bleibt leer, und meine Sehnsucht nach dem Bessern bewegt es allein.

Zuweilen seh' ich den Czar und seine Gemahlin, die Kaiserin Katharina Alexiewna. Mir ist wohl bei diesem edeln Paar; doch ihre Sorgen um das unermeßliche Reich erlauben ihnen selten einen freiern Augenblick.

Man erzählt in Europa so manches von dem wunderbaren Mann, dem ich, wie einem zweiten Vater, mit kindlicher Liebe zugethan bin; sein Wesen erscheint in den tausend Mährchen oft sehr entstellt. Ich will meinem Briefe eine Anekdote einflechten, die noch zu neu ist, um dir bekannt zu sein, und einen bedeutenden Karakterzug von ihm und der Czarin gibt.

Es ist ohngefähr ein Jahr, daß der Monarch bei einem hier angesessenen fremden Kaufmann zu Mittag speiste. Er sah dessen Tochter, welche in der That den Namen einer Schönheit verdient, verliebte sich in sie, und verschwendete alle Künste der Beredsamkeit, sie zu bewegen, ihrem Gatten die Treue zu brechen. Sie aber widerstand mit edelm Muthe seinen Anträgen. — Sie zitterte vor den Folgen der Leidenschaft eines in seinen Staaten allmächtigen Fürsten, nahm einiges Geld zu sich, und verschwand noch denselben Tag, ohne ihrer Familie wissen zu lassen, wohin? — Sie flüchtete in ein Dorf, wo ihre Amme lebte, die Frau eines Köhlers, ließ sich in den Wald führen, wo Letzterer arbeitete, und derselbe ihr eine Hütte aufrichten mußte. In dieser wohnte sie nun, aller Welt verborgen. Die getreue Amme brachte ihr täglich die nothwendigen Lebensmittel.

Den Tag nach der Flucht kehrte der Czar in das Haus des Kaufmanns zurück. Er wollte die Tochter sehen. Zitternd erzählte der Vater, wie sie sich entfernt habe. Der Fürst war wüthend vor Zorn, ließ das ganze Haus und die Häuser aller Verwandten durchsuchen, und sah alle seine Bemühungen fruchtlos.

Es verstrich ein Jahr. Man vernahm nichts mehr von dem schönen und tugendhaften Flüchtling. Man hielt sie für todt, wie denn ihr Gatte ebenfalls in der Zeit gestorben war. Durchs Ohngefähr entdeckte sie ein Oberster, der in demselben Walde jagte, worin ihre Hütte stand. Es gelang ihm, sie wegen der Nachstellungen des Czar zu beruhigen, und sie in das Haus ihrer Aeltern zurückzuführen. Er meldete seinen Fund der Kaiserin. Diese führte ihn selbst zum Czar; hier mußte er alles erzählen, was die tugendhafte Frau während ihrer Entweichung gelitten. Der Czar, gerührt bis zu Thränen, überhäufte sich selbst mit Vorwürfen. Er gelobte, sein Unrecht zu vergüten. Die junge Wittwe ward Gemahlin des Obersten; der Czar machte den Eheleuten die ansehnlichsten Geschenke, und sicherte dem ehemaligen Gegenstand seiner Liebe eine Pension von dreitausend Rubeln zu.

So wechseln in seinen Handlungen unaufhörlich Seelengüte und Härte, Achtung für Tugend und rohe Leidenschaft. Er ist ein Sohn der wilden Natur, die ihn umgibt, stürmisch, wohlthätig und erhaben wie sie, mit unermeßlichen Wünschen und furchtbarer Kraft.

Die Fürstin von Ostfriesland und die Gräfin von Königsmark sind meine alltäglichen Gesellschafterinnen. Es ist mir unmöglich, mit jener ein enges, trautes Band zu knüpfen. Nur im Hofwesen athmend, nur der Etiquette huldigend, unbekannt mit edlern Gefühlen, sieht sie in mir ewig die künftige Kaiserin Rußlands, nie das leidende Weib. — Interessanter ist die noch immer, ungeachtet ihres Leichtsinns, liebenswürdige Königsmark. Sie schmiegt sich mit unendlicher Gewandtheit an jeden meiner Wünsche, an jede meiner Klagen. Sie ist eins von jenen zarten, gefälligen Wesen, welche, das Gegentheil spröder Selbstständigkeit, tief in die Denkart Anderer eindringen, und unwillkührlich die Laune, die Empfindungsweise des Andern zu ihren eigenen machen. Unter den Frohen ist sie die Muthwilligste, unter den Ernsten die Philosophin, unter den Unglücklichen die Beklagenswürdigste; sie bildet sich selbst ein, das Alles zu sein, und ist doch nur ein zartes Echo, ein liebenswürdiges Chamäleon.

Du kennst den alten Herbert? Erinnerst du dich seiner noch, wie er uns als Kinder bald in kleinen Wagen durch den Schloßgarten zog, und unser Pferdchen hieß; bald mit uns über Zaun und Graben ging, bald unser Schiffmann,

bald unser Baumeister wurde? Dieser treue Diener ist noch immer bei mir, noch immer derselbe, und seine Laune noch immer die rosenfarbne, wie sonst. Er ist mir unentbehrlich geworden. Wenn ich ihn verlieren sollte, ich wäre untröstlich.

Siehe da, nun kennst du die wichtigsten Personen, welche mich umgeben. Alle übrigen gleiten vorüber, wie Schattenspiel an der Wand; ich sehe sie, und vergesse sie. Jedes treibt sich in seinen Sphären umher, macht mir den Hof, um sich glänzend zu zeigen, und kümmert sich minder um mich, als um Spieltische und Tafeln.

Die einzige Freude, so mir gewährt ist — du bist Mutter, meine Julie, und erräthst es voraus — ist meine kleine Natalie. Wie reizend ist der kleine Engel! Wie beklag' ich ihn schon jetzt, daß er eine Fürstentochter ist, daß er einst das Loos seiner Mutter tragen soll.

Indem ich diesen Brief schliessen will, kömmt Herbert und meldet die Ankunft des Großfürsten Alexis, meines Gemahls. O Julie, mit zitternder Hand schrieb ich diese Zeilen. Herbert, um mir ein Schrecken zu ersparen, bereitete mich lange auf diese Nachricht vor, und doch vergebens. Mein Elend erneuert sich nun. Ach, daß ich den mit Furcht und Beben begrüßen muß, dem ich mit der Wonne des Wiedersehens an die Brust fliegen sollte! — Lebe wohl, und beweine mich.

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Noch immer datiren sich meine Briefe aus der Hauptstadt des russischen Reichs. Ich bin an diesen wilden Boden gebannt, wie durch einen Zauber. Während in Frankreich noch alle Lauben grünen, noch hundert Blumen glänzen, und an den Hügeln der Gesang der Winzer schallt, verkürzen sich hier schon die neblichen Tage; das Laub sinkt welkend von den Bäumen, und von den finstern Tannen glänzt schon der Reif kalter Nächte und verkündet den nahen Schnee.

Dennoch — in dem Augenblick, da ich sie verlasse — gefällt mir die rauhe Weltgegend. Auch sie hat ihren Schmuck und ihre Wunder. Die Sonne, wenn sie röthlich durch den grauen Nebel bricht, und melancholisches Licht über die schwarzen Wälder, über die kahlen Ebenen und armseligen Hütten streut, hat einen Reiz, wie sie kaum zeigt, wenn sie über den üppigen Gefilden der Champagne in voller Glorie schwebt. Die hölzernen Häuser haben etwas Einladend-Heimliches. Die behagliche Wärme der Stuben lockt zu vertraulicher Geselligkeit.

Lachen Sie immer, mein Bellisle: aber die Welt ist überall weder häßlich noch schön; sie ist ein farbenloses Bild, das sich unsere Seele erst selbst ausmalen muß. Erst wir tragen Leben und Anmuth hinein, wir erblicken nicht sie, sondern unser Selbst in ihr. Dem sibirischen Nomaden gefällt sein Dorf in der Schneewüste so wohl, als dem Pariser Künstler das prächtige Rom. Gewohnheit macht Alles erträglich; aber die Stimmung unsers Herzens ist die Zauberkraft, welche eine Sandsteppe zum Feengarten verwandelt.

Ich bin Ihnen noch die Erzählung von meiner Vorstellung bei der Großfürstin Christine schuldig, und die Erklärung des geheimnißvollen Gemäldes. Ich will mich selbst vergessen, und die fabelhafte Geschichte so einfach erzählen, als wär's ein Ammenmährchen.

Auf meiner Reise nach Deutschland streifte ich einst am Harzgebirge vorüber. Ich schickte Pferd und Wagen in die nächste Stadt voraus, um diese Gegend zu Fuß durchwandern zu können. Sie wissen, wie sehr ich Gebirgslandschaften liebe.

Eines Tages, die Mittagssonne brannte heftig, verließ ich die große Straße; ich glaube, es war in der Nähe eines Ortes Namens Blankenburg; ich wählte den Fußweg, welcher im Schatten eines Gehölzes neben der Fahrstraße in gleicher Richtung zu laufen schien. Die Landleute, so im Felde arbeiteten, versicherten mich, daß in Verfolg desselben nicht fehlen könnte.

Ich gerieth immer tiefer in die Wildniß des Holzes. Der Pfad hatte sich unmerklich unter meinen Füßen verloren. Ich kehrte zurück, fand einen Weg, verfolgte ihn, entdeckte bald, daß er mich ganz von meiner Richtung ableitete, verließ ihn wieder, suchte den ersten, und verirrte mich zuletzt so tief, daß ich nicht wußte, woher ich gekommen sei, oder wohin ich sollte.

Der Abend trat ein. Noch immer war ich in dem verwünschten Buchenwald; je weiter ich ging, desto unendlicher schien er zu werden. Ich machte mich schon gefaßt, mein Nachtlager auf weichem Moose zu nehmen und mit Bären oder Wölfen ein Abenteuer zu bestehen. Indem drang ich aus dem verhaßten Dickicht auf eine vom Walde rings umschlossene kleine Wiese. Das Gras stand hoch. Ich beschloß, sie zu durchkreuzen, in der Hoffnung, eine betretene Spur zu entdecken.

Noch stand ich unentschlossen, wohin ich mich zuerst wenden sollte, als auf der andern Seite der Wiese zwei Frauenzimmer aus der Finsterniß des Waldes, wie ein Paar freundliche Elfen, hervortraten. Sie erblickten mich; sie riefen und winkten. Ich flog, der schönen Erscheinung froh, dahin. Ihre einfache, aber kostbare und geschmackvolle Kleidung ließ mir errathen, daß sie von gutem Hause seien; aus ihrer Verwirrung und Aengstlichkeit schloß ich, daß ihnen etwas Unangenehmes begegnet sei.

O Bellisle, und als ich näher trat — als mir die jüngste zurief: „Führen Sie uns nach dem Jagdhause zurück! wir haben uns verirrt — wir können keine halbe Viertelstunde weit davon sein!" — da glaubte ich, die alten Wunderzeiten der Feenwelt haben sich in dieser Wildniß verjüngt. Die beglückteste Phantasie eines Dichters in Schäferstunden seiner Muse sah kein solch Ideal edler

Schönheit, als hier mit unendlicher Anmuth meine Hilfe begehrte.

Ich selbst ein Verlorner in dem bezauberten Forst, vergaß, daß ich diese unbekannten Gegenden zum erstenmal betrat. Das Unmögliche schien mir möglich zu werden. Ich begleitete die jungen Damen in derjenigen Richtung zurück, in welcher sie lieber gekommen zu sein schienen. Sie waren ermattet. Sie ruhten unterwegs. Sie fragten um meinen Stand, Namen und Vaterland. Ich antwortete. „Wie?“ rief die jüngste der Grazien lächelnd: „So sind Sie selbst fremd hier und verirrt? Und Sie wollen uns führen?“ Ich sprach ihr mit einer Zuversichtlichkeit Muth ein, daß sie mir zuletzt glaubte. Wir setzten unsern Weg fort. Ermüdet lehnten sich beide an meinen Armen. Ja, Bellisle, ich war der glücklichste aller Sterblichen in diesen köstlichen Augenblicken, wo vertrauungsvoll das unbekannte Wesen neben mir schwebte, welches von nun an Abgott meiner Wünsche und Träume werden sollte. Ach, wie süß, wie unvergeßlich sind mir jene Augenblicke, jene Gespräche, jene kleinen Sorgen, die ich für den wundersamen Engel tragen durfte. Bald mußt' ich ihr Kleid von einem Dorn befreien, bald ihr Bahnen durchs verwachsene Gebüsch brechen; und wie sie dann jedesmal zum Dank mich so gütig anlächelte, mit einem Blick, der die reine Wollust der Seligen über mich goß!

Plötzlich standen wir auf freiem Felde, an einem Fahrweg, der neben dem Wald hinzog. Nicht weit von uns hielt wartend ein prächtiger Wagen. Er fuhr heran. Die Damen dankten mir, stiegen ein und verschwanden.

Lange, wie ein Berauschter, wie ein Träumender, starrt' ich ohne Bewegung dem Wagen nach, dessen Spur der wolkende Staub bezeichnete. Mir war's, als würde meine Seele mir entrissen. Ich folgte dem Wege, welchen die Unbekannte genommen. Nur einmal noch wollt' ich sie sehen — —

Doch nein, ich wollte Ihnen meine Geschichte mit dürren Worten erzählen. Nun denn, wie in stillem Wahnsinn lief ich den Weg hin, und dachte nur sie. Es ward dunkel. Die Sterne leuchteten am Himmel. Ich ward nicht müde; kam von Weg zu Weg, Gott weiß, wohin, bis ich gegen Mitternacht ein Dorf erreichte. Mein Forschen nach dem Wagen und den beiden Frauenzimmern war vergebens. Niemand wußte mir Auskunft zu geben. Wahrscheinlich hatt' ich wieder zehnmal des Wegs gefehlt, und mich mehr von denen, die ich suchte, entfernt, als mich ihnen genähert.

Genug, ich sah die Zauberin des Waldes nicht wieder; erfuhr weder ihren Namen, noch Wohnort, und kehrte mit einer hoffnungslosen Sehnsucht in mein Vaterland zurück.

In einsamen Stunden versucht' ichs, das liebliche Engelsgesicht, voll süßer Kindlichkeit und hoher Würde, aus dem Gedächtniß zu malen. Sie sahen das Bild.

Das ganze Abenteuer war einfach; aber es entschied über den Gang meines Lebens. Oft hat der Untergang eines Reichs nicht so viel Interesse, als die Geschichte eines Augenblicks. Ich liebte, was ich verloren — einen Traum, ein Ideal — aber genug, meine Seele hing mit unüberwindlichem Eigensinn daran. Kein Romanenheld konnte lächerlicher sein, als ich mir selbst — aber ich liebte. Ich wagte keinem meiner Freunde eine Silbe zu gestehen, um nicht ihr Spott zu werden; aber das Geheimniß erfüllte dafür mein ganzes Wesen mit unsterblicher Gluth.

Und nun bin ich in Rußland — in die fernsten Zonen folgte mir das zauberhafte Bild. Es gaukelte vor mir in den Schrecken der Schlacht; es ging mit mir durch die Prunksäle der Großen; es lächelte, wie ein tröstender Seraph, vor meinem Krankenlager; es zog den Himmel in meine Fieberträume.

O Bellisle, und diejenige, welche in der festlichen Versammlung zu Peterhof am Arm der Gräfin Königsmark in den Saal trat, — die holde Fee des Buchenwaldes war es wieder — die längst Verlorne — jetzt — Gemahlin des Großfürsten Alexis, die Erbin des russischen Throns.

Fordern Sie nicht, geliebter Bellisle, daß ich Ihnen sage, wie mir ward. Ich zweifelte an Allem, was ich sah, an der Wahrheit des Tages selbst. Und während ich mirs tausendmal rief: „Du bist dem Wahnsinn nahe, armer d'Aubant; glaube es nicht, du siehst es nicht; es ist wildes Blendwerk!“ verging ich in Anbetung und Entzücken.

Die Fremden wurden ihr nach der Reihe vorgestellt. Auch ich mußte mich ihr nähern. Mir war's, als trät' ich in die Sphäre eines überirdischen Wesens.

Sie bemerkte meine Verwirrung; mich zu schonen, schien sie es zu übersehen. Der Haushofmeister nannte ihr meinen Namen.

„Wie,“ sagte sie, „Chevalier d'Aubant?“ und sah mich aufmerksamer an, und zweifelnd setzte sie hinzu: „Ich erinnere mich dieses Namens dunkel; auch Ihrer, daß ich Sie schon einmal gesehen. Vielleicht in Deutschland.“ Und indem sie dies sprach, flog über ihr schönes Gesicht eine matte Röthe, wie ein Wiederschein des Morgenhimmels.

Ich zitterte. Die Antwort starb auf meinen Lippen. Ich stammelte endlich eine Lüge. Ich gab vor, die nie gesehen zu haben, deren Bild mich seit Jahren nicht verließ. Ich wußte nicht, was ich that und sagte.

„Gewiß!“ sagte sie nach einer kurzen Pause: „Sie sinds, der eine meiner Freundinnen und mich einst aus dem Walde führte, wo wir uns verloren hatten. Sie sehen, daß Dankbarkeit wenigstens ein treues Gedächtniß hat.“

Wie gern gestand ich's nun, daß jener Tag der schönste, der unvergeßlichste von allen meines Lebens sei! — Sie nannte sich mit einem Lächeln, womit wohl auch ein Thron, ein Leben bezahlt

worden wäre, meine Schuldnerin, und wandte sich zu den übrigen Fremden.

Jetzt, Bellisle, kennen Sie meine Lage! — Und wenn mir die Advokaten daheim den ganzen Rest meines kleinen Vermögens verschlängen, und wenn ich daheim ein Bettler würde — ich kann Petersburg noch nicht verlassen. Fragen Sie nicht, was ich wolle, was ich hoffe — schelten Sie meiner Leidenschaft nicht — nennen Sie mich nicht einen Rasenden! Nein, Sie irren sich! Ich liebe die Großfürstin nicht — dies wäre Raserei. Aber ich verehre sie, wie man ein höheres Wesen ehrt, dessen Nähe uns über uns selbst erhöht. — In dieser Fürstin Dienst zu sterben, dies, Bellisle, ist mein letzter Wunsch.

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

In der That, der Großfürst, mein Herr und Gemahl, ist aus den Bädern zurück mit seinem ganzen Gefolge. Erst den zweiten Tag nach seiner Ankunft in Petersburg würdigte er mich seines Besuchs. Was soll ich dir, meine Julie, von diesem Besuche erzählen? — Er erfüllte keine meiner Hoffnungen, mit denen ich mich so gern schmeichelte, ungeachtet ich die finstere Gemüthsart des Czarewitz kannte.

Alexis kam, nach langer Abwesenheit die Gattin wieder zu finden, welche unterdessen an den Pforten des Todes gestanden. Ach, warum hatten sich diese Pforten nicht geöffnet!

Ich war auf seine Ankunft vorbereitet. Ich hoffte ihm diesmal liebenswürdiger denn je zu erscheinen, denn ich war ja Mutter. Ich schmückte mich mit meinem schönsten Kleinode — Natalien in meinem Arme ging ich ihm entgegen. Dies reizende, holdselige Geschöpf sollte, mit dem Lächeln der Unschuld, für die Mutter das Herz des Vaters gewinnen.

Alexis, als hätte er meine Entwürfe vorausgesehen, als hätte er gefürchtet, durch die Gewalt der Naturstimme, die zu ihm sprechen würde, überwunden zu werden, hatte sich mit aller ihm möglichen Kälte bewaffnet, und, um jedem vertraulichern Worte zu entrinnen, den tückischen Schmeichler, den General Glebof, zur Gesellschaft mit sich genommen.

Was konnten zwei Gatten in der Anwesenheit eines solchen Dritten sich sagen? Und doch vergaß ich den häßlichen Glebof, sobald Alexis hereintrat. Ich eilte ihm lächelnd entgegen. Ich bot ihm sein Kind dar; ich sagte ihm, was Liebe und Treue ihm sagen konnten. Ach! ein Fremdling aus den entferntesten Weltgegenden würde mehr geantwortet haben, als Alexis. Keine Umarmung belohnte die Gattin; kein väterlicher Kuß segnete das Kind. Nicht einmal ein freundliches Lächeln konnte er sich abzwingen. Er fragte in allgemeinen Ausdrücken nach meinen Gesundheitsumständen, nach meinen Beschäftigungen, besah meine neuen Gemälde, und überließ es dem Glebof, mich mit faden Schmeicheleien zu quälen. So verließ er mich nach einer halben Stunde wieder; und als er verschwunden war, weint' ich in meiner Einsamkeit bittere Thränen auf mein verlassenes, vom Vater ungeliebtes Kind.

Alexis verachtet mich. Auf keinen der Bälle, auf keines der Feste, welche mir die Gnade des Kaisers veranstaltet, erscheint er. Immer hat er Vorwände, sie zu meiden; bald ist er unpäßlich, bald fällt auf den Tag eine Jagd, bald hindern ihn andere Geschäfte. Und während ich heimlich meinen Gram verschmerzen muß, solltest du es glauben? befindet sich Alexis in der rohen Gesellschaft, die er wählte, sehr wohl, und berauscht er sich zum Ueberfluß mit seinen Russen in starken Getränken.

Je mehr ihn sein Vater, der Czar, wegen dieses Betragens mit Vorwürfen überhäuft, je mehr Ursache glaubt er zu haben, mich zu hassen. Ach! wenn er es nur wüßte, wie oft ich den Kaiser mit Thränen beschworen habe, sein zu schonen! Wenn er es nur wüßte, wie ich ihn unaufhörlich entschuldige!

Da bin ich nun wieder so einsam, und doch füllt jeder Tag meine Säle mit schimmernder Gesellschaft; ich bin eine leidtragende Wittwe, und doch lebt mein Gemahl mit mir in den Ringmauern einer Stadt; ich bin so arm, und doch die Gattin des Thronerben, und die Schwester einer Kaiserin.

Niemand versteht mich; Niemand redet zu meinem Herzen. Es ist kalt, verschlossen; es liegt in meiner Brust, wie in einem Sarge; nur die Geisterstimmen der Musik durchdringen zuweilen die todte Welt und sprechen verständlich zu seinem Innern.

Julie, du hast geliebt, du wurdest geliebt; du kennst ein Glück, dessen Größe mir Geheimniß ist; du kennst die Größe deines Glücks, und also auch die meines Unglücks.

Was ist denn auch alle Herrlichkeit des Lebens, aller Glanz, alle Hoheit, wenn unsere edlern Gefühle darben? Was kümmern und freuen den Todten die Kronen und Fahnen, die Marmorbilder und silbernen Ornamente neben seiner Asche? — Ehe ich Fürstin war, war ich ein Weib. Welch eine traurige Entartung des Menschengeschlechts! Es quält sich von der Wiege zum Grabe im Unnatürlichen, und Millionen hauchen mit Thränen ihr elendes Leben aus, und verdammen eine Welt, die an sich das Vollkommenste ist, worin nur sie selbst durch eigene Schuld das Unvollkommenste sind. Jeder Stein, jede Pflanze, jedes Thier übertrifft uns im Preis der Vollendung; denn jedes ist, was es nach seiner Natur sein soll, und ist nie mehr, nie weniger, als dies. Nur wir Menschen, ausgerüstet mit hohen Gaben, verstümmeln uns selbst, und sind und bleiben jammernde Krüppel, häßliche Karrikaturen.

Julie, Julie! Meine Knie zittern, mein Herz ist gebrochen! — O wie elend bin ich!

Es war ein heiterer Sonntag, eine Seltenheit für dieses Land. Ich hörte, daß mein Gemahl im neuen Schloßgarten wandle. Ich hüllte mich warm ein, und flog, ohne alle Begleitung, dahin, ihn zu sehen, ihn zu sprechen, ihn durch freundliche Unterhaltung zu binden.

O Julie, bin ich denn so häßlich? Sagt nicht, wenn auch meine Selbstliebe und mein Spiegel mich belögen, der Mund derer, die mich nicht lieben, daß ich wenigstens kein Gegenstand des Abscheus sei? Wußt' ich sonst nicht Tausenden zu gefallen? Trug mich nicht Alles sonst auf seinen Händen, wie einen Liebling? — Hat mein Geist nicht einige Bildung empfahen unter der zärtlichen Sorgfalt der Aeltern? Bin ich nicht tugendhaft gewesen in Wort und Wandel; oder hätte nur mein Gewissen kein Gedächtniß?

Und doch bin ich so tief gesunken, daß ein Geschöpf von schlechter Erziehung und noch schlechterm Wandel, ein Geschöpf, welches keinen Anspruch auf Schönheit und Geist machen kann — daß ein gemeines Mädchen, kaum gut genug, rohe Lüstlinge zu fesseln, eine Dirne, auferzogen in den Schulen des Lasters, über mich triumphirt, und das Herz meines Gemahls gewonnen hat!

Ich ging mit schüchterner Ungeduld durch den Garten. Ich suchte Alexis, und fürchtete immer, ihn zu finden. Ich hatte ihm unendlich viel zu erzählen und zu sagen, und war doch verlegen, wie ich ihn anreden sollte.

Und wie ich um einen Heckengang bog — da sah ich in einiger Entfernung ihn auf einer Bank sitzen neben — meiner Nebenbuhlerin. — Ihre Hände lagen vertraulich in einander. Die Dirne schlug ein gellendes Gelächter auf, und hielt ihm die Hand vor den Mund, als weigere sie sich, seine Zärtlichkeit oder Scherze zu hören.

Ich stand still, wie vom Strahl des Blitzes getroffen, odemlos, vernichtet. Die Dirne bemerkte mich, sprang auf und wollte davon. Er hielt sie, sah nach mir, und lachte bald eben so ausgelassen, wie sie vorhin. Unterdessen rang sie sich von ihm los, und lief den Gang hinunter. Er lachte nach wie vor, rief einige Mal: „Euphrosine! Euphrosine, sei keine Närrin!“ und folgte ihr mit behenden Schritten.

Um mich, die da stand erniedrigt, verwirrt, vom Schmerz betäubt, um mich, die ihm gern gefolgt wäre, wie ihn jene floh, um mich, seine Gattin — um mich bekümmerte sich Alexis nicht.

Nun denn, so will ich mich mit meinen zerstörten Hoffnungen verschliessen, und mit meiner unendlichen Sehnsucht. Ach! warum bin ich noch so jung; warum sind meine Kräfte noch so eisern — warum findet mich der Tod nicht, er, der so manchen Seligen mitten in der Freude entführt?

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Breslau, 3. Mai 1715.

Das erwarteten Sie nicht, geliebter Bellisle, so bald mich auf der Heimreise nach Frankreich zu wissen! — Mich, der noch seinen letzten Brief mit hohen Schwüren füllte, in Petersburg leben und sterben zu wollen; mich, der Sie noch ersuchte, statt meiner alle häuslichen Angelegenheiten im Vaterlande zu berichtigen. — Ersparen Sie sich die Mühe nun; ich komme selbst. Sie sagen, der gröste Theil meines Vermögens sei verloren; Sie trösten mich! — Wahrlich, die Nachricht hat mich wenig betrübt. Ich kann arm sein. Ich verliere nur einige Mittel, die ich zum Besten Anderer angewandt hätte; für mich bedürft' ich dessen alles nicht.

Ich bin ein Flüchtling, habe den gröβten Theil meiner Sachen in Petersburg gelassen, und rettete, ausser einigem Gelde, nichts, als mein Leben. Das also, und Kapitänsrang, ist die ganze Ausbeute mühseliger Jahre, die ich in russischen Diensten verbrachte. Andere thaten weniger als ich, und stiegen von Stufen zu Stufen; Andere hatten minder Kenntnisse, und brüsten sich mit Ansehen und Reichthümern. Man rühmte meine Talente, benutzte sie, und vergaß mich; man überhäufte mich mit Schmeicheleien, wegen gesellschaftlicher Tugenden; Jeder wollte mein Freund sein, und Keiner war es. Die Menschen sind in sich selbst verliebt, und lieben ausser sich keinen andern. Wer sich für sie aufopfert, heißt ihnen ein nützlicher Thor.

Glauben Sie aber nicht, daß es dieser kleinliche Verdruß wegen Vergessung und Zurücksetzung sei, was jetzt meine ganze Seele füllt. Nein, ich würde mich dessen schämen, und ihn wie einen eckelhaften Flecken vor Ihnen verhüllen. — Ich hoffte von jeher mehr durch Launen des Zufalls, durch ein gefälliges Zusammentreffen holder Umstände, als durch Güte und Tugend der Menschen glücklich zu werden. Wer die Bürger dieser seltsamen Welt nicht anschaut, wie sie sein sollten, sondern wie sie sind, dessen Hoffnungen können nie getäuscht werden. Viele sind ihrer berufen, aber Wenige auserwählt. Jeder liebt das allgemeine Wohl, in so fern es sein eigenes nicht schmälert, und dies wird Vaterlandsliebe geheißen; Jeder liebt und dient dem Andern, wenn er Gegendienste erwarten kann; dies heißt in der Sprache des Lebens Freundschaft. Nur Einer steht immer unter Millionen, welcher ohne Rücksicht auf die Meinung der klugen Menge, ohne Rücksicht auf eigenen Verlust und Gewinn, will und handelt, wie er soll, und wenn auch Schmach und Armuth und Tod folgten.

Heiliger Enthusiasmus der Tugend, mag die rohe Menschheit dich ewig verkennen, dich, den tausend Dichter, tausend Priester, tausend Philosophen rühmen, obgleich keiner von allen oft Muth genug hat, ihn zu nähren in eigener Brust — ich

bleibe dir treu! — Ich kann versinken; aber in mir selbst gerechtfertigt, mag mich die Welt verdammen.

Doch zur Sache. Sie sehen wohl, lieber Bellisle, ich bin allzu bewegt, der Strom brauset; aber noch kennen Sie seine Quelle nicht.

Ich lebte still und froh zu Petersburg. Mein Gepäck war angekommen von Moskau, doch dacht' ich an keine Abreise. Ich wünschte — doch meine Wünsche sind Ihnen kein Geheimniß.

Nur die freundliche Gelegenheit erwartet' ich, noch einmal der angebeteten Fürstin mich nähern zu können, ihr sagen zu dürfen, daß ich in ihren Diensten zu leben mein höchstes Glück nennen würde. Aber sie hatte mein vergessen. Umsonst hofft' ich mit jedes Morgens Anbruch, daß er den schönen Tag verkünde, an welchem ich eine Einladung zum großfürstlichen Pallast erhalten würde.

So verstrichen Wochen und Monden. Meine Unthätigkeit ward mir zur Last. Noch einmal Dienste beim Czar zu fordern schämt' ich mich, da er mir die Entlassung hatte ausfertigen lassen. Und doch war es das einzige Mittel, durch welches ich mich in dieser Weltgegend erhalten konnte, die durch Christinens Gegenwart die reizendste des weiten Erdenrundes geworden.

Schon war ich, nach langem innern Kampfe, entschlossen endlich, bei einer der öffentlichen Audienzen, wo jeder Bittende das Recht hat, dem Czar sich unmittelbar zu nahen, den Monarchen um Wiederaufnahme in sein Heer anzugehen, als der unglücklichste Zufall von der Welt mich aus Rußland und für immer bannte.

Ich war eines Abends beim Obersten Lariwe zum Schmause in Gesellschaft vieler andern Offiziere. Nachdem die Speisen abgetragen waren, ward auf gut russisch tapfer gezecht. Jeder sprach nach seinem Sinn und mancher Muthwille ward geübt. Unter andern lenkte sich auch das Gespräch auf den seit einiger Zeit aus den Bädern zurückgekommenen Großfürstin Alexis. Man redete ziemlich frei von den Ursachen der Spannung, so zwischen ihm und seiner Gemahlin herrschte. Man nahm Partei. Viele vertheidigten den Czarewitz, viele die tugendhafte Christine. Ein junger roher Russe, Offizier und naher Verwandter des Marschalls Scheremetoff, verfocht das Betragen des Großfürsten, und stieß die gröbsten Verleumdungen gegen Christinens Tugend aus. Die Andern belachten seine tollen Einfälle; das gab ihm Muth, und er ward in seinen Reden gegen die Fürstin noch zehnmal frecher. Als Verwandten Scheremetoffs widersprach ihm Keiner, und wer es wollte, fürchtete sich doch vor den trunkenen Lachern.

Wenn ein elender Mensch ohne Geist und Herz da steht, und mit seinem armseligen Verstand das Erhabene, was er nicht begreifen kann, verspottet, wenn ein unwissender Tropf die Thaten und Entwürfe eines Weisen bekrittelt, dann kann ich auch zu den Lachern treten, oder die Achsel zucken über den ärmlichen Gesellen, der sich selbst an den Pranger stellt. Aber wenn ein Wicht es wagt, mit schadenfrohem Witz, was gut und edel ist, zu lästern; wenn er die Tugend verdächtigen und große Handlungen verkleinern will: dann ist's nicht mehr Verstandesschwäche, die uns zum Lachen reizen kann, dann ist es Bosheit, die unser Herz empören muß. Wer gelassen lächeln kann, wenn ein Bösewicht Tugend verhöhnt; wer gelassen lächeln kann, wenn ein Bösewicht Leidende zum Gegenstand des Gelächters macht — der ist mit ihm verwandt, und selbst Bösewicht.

Ich näherte mich dem Russen, und bat ihn ernst und höflich, daß er sich zähmen möge; daß er nicht vergessen solle, Christine sei die Tochter eines edeln deutschen Fürsten, die Schwester einer Kaiserin, die Schwiegertochter unsers erhabenen Monarchen.

Der Russe, wahrscheinlich einer von den Anhängern des Alexis, die sich durch ihren Haß gegen die Fremden bei ihm einschmeicheln, glaubte hier Gelegenheit zu finden, sich seines Herrn würdig zu bezeigen. Er sah mit höhnischem Blick mich seitwärts an und antwortete mit einer Grobheit, die man nur dem Mann des Pöbels nachsehen kann. Die Andern füllten ihre Becher und lachten mit voller Kehle über meine unsanfte Abfertigung. Dies munterte ihn zu neuen Schmähreden auf. Ich bat ihn zu schweigen — ich drohte. Alles umsonst. Er schimpfte nur immer ärger; die Andern lachten aber immer wilder. Was sollt' ich unter diesen Trunkenen? Ich ergriff Hut und Degen, um mich zu entfernen. Der Elende, stolz auf seinen Sieg, ging mir gegen die Thür nach, und rief, indem er mir einen Fußtritt gab: „So soll man alle Fremdlinge, Glücksritter und Abenteurer aus unserm Lande treiben!"

Ich drehte mich, gab dem unverschämten Laffen eine gellende Ohrfeige, und als er mit mir handgemein werden wollte, schleudert' ich den Wüthenden mit starker Faust zu Boden, daß ihm die Luft verging.

Langsam schritt ich meiner Wohnung zu. Aber noch hatt' ich kaum zweihundert Schritte gethan, als mir der Russe mit bloßem Säbel nachsprang, und mich mit hundert Schimpfreden zum Stillstehen mahnte. Ich machte mich zur Gegenwehr bereit. Der Mond schien hell. In der Ferne blieben einige Andere aus unserer Gesellschaft stehen, um den Verlauf der Dinge abzuwarten. Ich versprach dem Russen Genugthuung zu geben auf den andern Tag und bat ihn, seinen Rausch zu verschlafen. Eitle Mühe! Er griff mich rasend an; kaum konnt' ich mich vor seinen Säbelhieben decken. Es währte nicht zwei Minuten, so lag er entseelt zu meinen Füßen. Ich beugte mich zu ihm nieder. Er seufzte noch einmal und starb. Ich rief die Andern herbei. Sie trugen ihn zurück. Ich eilte in meine Wohnung, packte das Unentbehrlichste zusammen und verschwand mit Tagesanbruch aus Petersburg, um nicht nach Sibirien zu müssen.

Jetzt, mein Bellisle, wissen Sie Alles. Ich

hoffe in wenigen Wochen bei Ihnen zu sein. Hart ist mein Loos, und doch werd' ich's vielleicht einst segnen. Ich habe mich gewöhnt, daran zu glauben, daß jedes Uebel die Quelle eines Wohls, und jede Lust die Mutter eines Schmerzes sei. Entfernt von der Einzigen, die ich von Allem, was unterm Himmel wohnt, am höchsten ehre, wird mein Herz die alte Stille wieder gewinnen. Sie aber wird von meiner That und meiner Flucht vielleicht vernehmen, und mein Name wenigstens so glücklich sein, wieder von ihr gehört zu werden.

Leben Sie wohl, mein Bellisle, wir sehen uns bald wieder. Ach, ich habe Ihnen noch so Vieles zu sagen; aber es ekelt mich an, Buchstaben zu malen. Ich bin mißvergnügt — erbittert gegen Menschen und Geschick — ich möchte mir eine wilde, große Zerstreuung geben, worin ich mich, wie in einem brausenden Strom, tauchen und Alles — Alles — und mein Selbst vergessen könnte! — Mein elendes, schlechtes Selbst, welches, so tief verwöhnt von Vorurtheilen und Erziehung, immer sein Glück noch in äussern Dingen, nie in sich suchen, und immer Andern Vorwürfe machen will, und nie sich, da es dieselben doch allein verdient.

Leben Sie wohl!

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Ja, Julie, ich will mein Schicksal tragen und deinem Rathe folgen, ob ich gleich nicht die reizende Hoffnung im Hintergrunde der Zukunft sehe, die du mir vorspiegeln willst. Es ist vergebens die Erwartung, daß ich den wilden Sinn meines Gemahls bändige. Er haßt, er verachtet mich, er ist nicht fähig, mich zu verstehen; er ist nicht fähig, mich zu lieben. Sein Wesen ist nun einmal geformt; er kann seine Natur nicht ablegen.

Aber auch ich, Julie, kann ihn nicht mehr lieben. Er selbst hat zwischen mir und sich die unzerstörbare Scheidewand aufgebaut. Ich werde es als des Himmels höchste Gunst empfahen, wenn mich der Tod von diesem qualvollen Zustand freispricht, oder wenn der Großfürst einst, zu eigener Macht gestiegen, mich in irgend ein einsames Kloster verstoßen wird.

Daß er die Finnländerin Euphrosine mir vorzog — ich konnte es ertragen. Ich fühlte meinen Werth, und beklagte nur den verirrten Mann. Aber — o daß ich's schreiben muß — Julie, ich bin eine Fürstentochter, ich bin einer edeln Behandlung gewohnt — Julie, er mißhandelt mich, wie eine Sklavin kaum mißhandelt wird von ihrem barbarischen Herrn.

Gestern trat er in mein Kabinet, düster, wie gewöhnlich. Ich nahete mich ihm schmeichelnd. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu bewegen, ein Fürwort beim Kaiser, seinem Vater, für den Chevalier d'Aubant einzulegen. Dieser d'Aubant, ein Infanterie-Hauptmann, ist eben der junge Mann, welchen wir einmal im Walde bei Blankenburg fanden, wo wir uns verloren hatten, und der uns auf die Straße zurückführte. Vielleicht erinnerst du dich seiner nicht mehr. Er stand seitdem in russischen Diensten, gerieth vor einigen Tagen mit einem jungen Russen in Händel, der zu Petersburg mächtige Verwandten hat, und erstach ihn in einem Duell. Man behauptet, ich sei unschuldiger Weise des Streites Ursache gewesen; der Russe habe schlecht von mir bei einem Trinkgelage geurtheilt, und d'Aubant habe sich meiner mit allzu großer Heftigkeit angenommen. Genug, d'Aubant ist seit dem Tage unsichtbar geworden. Man vermuthet, er habe sich in Petersburg verborgen; überall wird er aufgesucht; und sollte der Bedauernswürdige ertappt werden, so ist seine Verweisung nach Sibirien unvermeidlich.

Kaum sprach ich den Namen des unglücklichen d'Aubant aus, so warf der Großfürst einen fürchterlichen Blick auf mich, und befahl mir, zu schweigen. Ich gehorchte mit Zittern. Nie hatt' ich ihn so gesehen; nie hat ein Mensch jemals so zu mir geredet.

Ich wollte mich entfernen. „Wohin?" schrie er, ergriff mich beim Arm und schleuderte mich mitten ins Zimmer zurück: „Gewiß wieder zum Kaiser, um mich bei ihm anzuschwärzen, daß ich seine Vorwürfe überall und vor aller Welt hören muß! Aber, Madame, ich bin dieser Kabalen satt, und verbitte mir's ernstlich und ein- für allemal, daß Sie nicht ferner sich bemühen, den Haß des Kaisers gegen mich zu vermehren."

Ich konnte nichts antworten. Ich schluchzte und streckte meine Arme gegen ihn aus. Er achtete nicht darauf, sondern fuhr fort, mich zu bedrohen. „Wehe Ihnen," rief er, „wenn es Sie gelüsten sollte, mich beim Kaiser zu verklagen. Ich schwör' es Ihnen, dann werd' ich anders mit Ihnen sprechen."

„Wer aber," erwiederte ich, „wer war boshaft genug, mich bei meinem Gemahl so zu verleumden? Und hätte ich die gerechtesten Ursachen, wider Sie zu klagen, so würde dennoch kein Wort wider den Gemahl über meine Lippen gehen."

„O!" schrie er: „Ich weiß Alles! Sie brennen sich nicht rein. Ich habe noch der Freunde mehr, als der Kaiser und seine neuerungssüchtigen Ausländer glauben. Das merken Sie sich. Es werden aber auch einmal andere Tage kommen. Nur Geduld!"

„Ich bitte nur um die einzige Gnade," versetzte ich, „nennen Sie mir diejenigen, welche behaupten, daß ich Sie bei Sr. Majestät angeklagt habe! Bin ich schuldig, so bin ich Ihres Hasses werth; bin ich unschuldig, o so verstoßen Sie die Liebe Ihrer Gemahlin nicht. — Erlauben Sie also, daß ich mich wenigstens vor Ihnen rechtfertige gegen jeden Verdacht!"

Er befahl mir nun wieder, zu schweigen, und wiederholte seine Drohungen mit noch herbern Worten, falls ich dem Kaiser wieder plaudern würde. Thränen verhinderten meine Stimme. Ich

konnte nichts, als stumm meine Arme gegen ihn ausbreiten. Ich wollte mich an seine Brust werfen, und an seinem Herzen Zuflucht gegen meine Verleumder suchen. — Er stieß mich mit einer Heftigkeit, mit einem Ungestüm von sich, daß ich zu Boden gestürzt sein würde, hätte ein vorstehender Sessel es nicht verhindert. Ich schlug aber gegen die Wand mit der Stirn, daß sie verwundet aufschwoll. Der Großfürst achtete nicht auf mich, sondern verließ das Zimmer und schmetterte die Thür wüthend hinter sich zu.

Ich lag lange betäubt im Lehnstuhl; alle meine Sinne waren in dumpfer Thätigkeit, wie in einem Fieber. Erst nach und nach umnebelte sich Alles, und ich übersah das Fürchterliche meines Zustandes. Ein Thränenstrom machte meinem gepreßten Herzen Luft. Ich wollte mich zerstreuen, um meinen Schmerz vor fremden Augen verbergen zu können. Ich ging durch's Zimmer; aber meine Knie sanken unter mir ein. So auf dem Teppich des Fußbodens daliegend, streckte ich meine Hände zum Himmel und flehte den barmherzigen Gott um Rettung an, oder um Kraft, mein Verhängniß muthvoll zu ertragen.

O Julie, wie groß und schön ist die Kraft des Gebets! — Welche Seligkeit liegt schon in dem Gedanken an Gott allein! Wenn weit umher uns Alles verläßt, wenn Menschen ihre Brust verschliessen gegen unser Leiden, wenn jede Hoffnung unter dem Gewittersturm des Lebens zusammenbricht, wenn wir einsam stehen mit unserm Schmerz in der weiten Schöpfung — dann, Julie, ein Blick auf den, der unsern Schmerz versteht, und es ist uns schon geholfen. Er war's, der uns in seine Welt gerufen; er ist's, zu dem allein die gequälte Seele Zuflucht nehmen kann.

Gestärkt erhob ich mich, und muthiger und heiliger, als vorher. Erstorben war in mir nun alle Leidenschaft, und aller Groll um die erlittene Schmach. — Gott *klagte* ich sie; — dir *nenn'* ich sie. Aber tröste mich nicht, Julie, denn ich *bin* schon getröstet!

Ich schellte meinen Kammerfrauen. Sie erschienen. Ich bemerkte, daß sie vor meiner Gestalt erschracken. Ich nannte die Verletzung meiner Stirn eine Folge meiner Unvorsichtigkeit, ließ allen Besuch verbitten und nahm, da mir nicht wohl war, nur den Besuch des Arztes an.

Sieh, Julie, so steh' ich nun da — fern von dir, von meinen Aeltern, in einem fremden Lande, ungeliebt von den Russen, gehaßt und mißhandelt von meinem Gemahl, ohne jemanden, dem ich mich vertrauen darf, ohne Aussicht erträglicher Tage.

Schreibe mir bald. Schildere mir dein Glück. In dem Gemälde deiner Freuden erhebt sich meine Seele wieder; ich vergesse meinen Gram und lebe dann nur in deinem Himmel. O, wie gern würd' ich mit der ärmsten Bäuerin deines Dorfes tauschen, wenn ich nur in Deutschland, nur in deiner Nähe, unter deinem Schutze wohnen könnte!

Der Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Billiers, 25. Juli 1715.

„Den Muth nicht verlieren?" — O mein Bellisle, wie urtheilen Sie von Ihrem d'Aubant! — Schüchtern im Schoos der Fortuna, aber muthvoll, wenn Noth und Tod gegen uns im Felde liegen! Das ist so mein Wahlspruch.

Nun ja! mein Vermögen ist dahin — rein verflogen, oder vielmehr, ich habe nie Vermögen gehabt! Ich habe gerechnet mit den Gläubigern meines Vaters, Alles ganz ausgezahlt. Güter, Heerden und Fahrfarbe, Alles ist verkauft. Der mir bleibende Rest von den glänzenden Herrlichkeiten und Herrschaften meiner Ahnen besteht netto in sechsunddreißigtausend Livres, und kein Sous darüber und darunter. Wenn's mir wohl geht, bring' ich das Kapitälchen zu fünf Prozent unter, und habe dreihundert Thaler jährliches Einkommen; — der ärmste Dorfpfaff hat mehr für seine Messen. Ich begreif' es wohl, es läßt sich damit nicht figuriren — ich würde wahrlich den Ritter von der traurigen Gestalt machen. — Ich soll meinem Stande gemäß leben, darf kein Handwerk treiben, darf nicht dreschen, darf nicht krämern — zu betteln schäm' ich mich.

Ich bin inzwischen lange nicht so froh gewesen, als jetzt. Noch vier Wochen darf ich im väterlichen Hause wohnen, dann zieht der neue Eigenthümer förmlich ein. Er läßt schon jetzt überall ausbessern, sägen, putzen und lärmen in allen Ecken. Dieser neue Eigenthümer ist ein großer, dicker, guter Mann, Namens Maillard, der sich als Kaufmann eine runde Summe zusammenspekulirt hat, und keinen andern Fehler zu haben scheint, als den, daß er weiß, er sei reich, und nun gern den Großmüthigen, den Gönner und Patron spielen will. Er bot mir, auch wenn er eingezogen sein würde, mit recht vornehmem Anstande Wohnung bei sich; ich aber, ungeachtet ich noch nicht weiß, wohin ich mein Haupt legen soll, schlug's natürlich aus. — Arm sein, Bellisle, thut nicht weh; aber Protektionsmienen begüterter Wichte, denen der Himmel das liebe Geld im Schlaf zuschüttete, Protektionsmienen reicher Wichte, die unterm Himmel kein Verdienst haben, als den vollen Kasten — o Bellisle, die schmerzen. Ja, Bellisle, ich wollte mir lieber, wenn ein Zufall meine paar tausend Livres und meine gesunden Gliedmassen verschlänge, das tägliche Brod von Haus zu Haus bei unsern Bauern zusammenbetteln, als Pensionen von Leuten mit Gönnermienen nehmen.

Was ist's denn mehr? Ich bin arm, aber mir ist wohl dabei. Was ich bin, ward ich ohne mein Verschulden; was ich werden werde, soll der Zeuge meiner Kraft — eigene Schöpfung sein.

Nicht die Armuth ist's eigentlich, die den meisten Menschen beschwerlich fällt zu tragen, sondern der unbefriedigte Wunsch ihres Ehrgeizes. Sie wollen in höhern Sphären schimmern. Brod und

Wasser schmecken so übel nicht; aber darüber ertappt zu werden, das ist den Leuten bitter.

Armuth ist das Element der großen Geister, die Mutter der Weisheit, die Erzieherin der Menschheit, die Erfinderin aller Kunst und Wissenschaft, die kühne Wegweiserin über Ozeane und Gebirge, die Priesterin des bessern Lebens. Reichthum erschlafft Leib und Seele, lähmt den Flug des Geistes, erstickt und tödtet ihn mit Sinnenlust, entartet Völker, zeugt unerhörte Krankheiten, unerhörte Begierden, unerhörte Laster.

Der Arme ist reich an Hoffnungen, an Entwürfen; sein Leben fliegt vorüber unter Gedanken und Ahnungen, die der Reiche nicht kennt. Ihm mangelt die Muße, sich selbst zu quälen. Jede Blume, jede Frucht, jeder freundliche Blick ist ihm ein neues Gut. Die karge, selbst verdiente Mahlzeit ist ihm eine Schwelgerei; der süße Schlaf mit goldenen Träumen erfüllt. Armuth führt uns an die Brust der Natur zurück; Reichthum leitet uns zur Unnatur, zum Rangstreit, zur Unempfindlichkeit, zu weibischen Gelüsten.

Sehen Sie, Bellisle, ohne daß ich's wollte, machte ich der Armuth eine Lobrede. Aber mit dieser ist's mein ganzer Ernst. Der Reiche fühlt nur, was er hat, der Arme aber, was er ist. Auch ich empfinde zum erstenmal lebhaft, was ich bin, und dies Gefühl macht mich stolz und froh. Der von der vornehmen Welt so geheißene „Bettelstolz" ist oft der edelste und ehrwürdigste Stolz, den ein Sterblicher nähren kann. Es ist die richtige Würdigung des wahren und falschen Werths, der wesentlichen und zufälligen Güter — Verachtung todter Titel, bordirter und gefranzter Kittel eitler Gecken, gefüllter Kisten, wohlgemästeter Dümmlinge, und Hochschätzung der stillen Tugend, ohne Glanz — des Verdienstes ohne Prunken — der Weisheit ohne Charlatanerie.

Sie fragen, was ich anfangen werde? — Ich gehe in einigen Wochen nach Paris. Ich zeige mich meinen Verwandten; zeige mich den Ministern. Ich habe einige Kenntnisse, bin erfahren, man kann mich gebrauchen — ich werb' um eine Civil- oder Militärstelle, sei die Einnahme auch noch so gering. Ich will mit Brod und Wasser mich begnügen, aber thätig, nützlich sein.

Und wenn's dann manchmal einen trüben Tag gibt — nun dann, Bellisle, seh' ich auf den Abgott meiner Träume — und ich bin wieder froh. Eine Welt, die solch ein Engel bewohnt, muß doch die beste Welt sein.

Die Gräfin von Königsmark an Gräfin Julie B.

Petersburg, 2. September 1715.

So traurig immerhin der Anlaß sein mag, wünsch' ich mir doch Glück, den Faden der Bekanntschaft mit Ihnen, Frau Gräfin, anspinnen zu können; mit einem Frauenzimmer, dessen Geist, dessen Seelengüte wenige Ihresgleichen haben müssen, da selbst unsere geliebte Großfürstin Christine nie ohne Bewunderung von Ihnen spricht, und bei der Nennung Ihres Namens selbst auf dem Krankenbett ihre Blicke vom schönen Enthusiasmus der Freundschaft glänzen.

Ja, unsere angebetete Fürstin ist krank. Auf Befehl derselben muß ich die Feder nehmen, um Ihnen dieses und damit die Ursache anzuzeigen, warum unsere gnädige Fürstin Ihre verschiedenen, freundschaftsvollen Briefe nie beantwortete seit einigen Monaten.

Sie hatten das Glück, die Jugendgespielin derselben zu sein; Sie blieben Ihre einzige und geliebteste Vertraute. Ich ward nur durch die schrecklichsten Unfälle zum Rang Ihrer Nebenbuhlerin erhoben, oder zum Mittel, die vertraulichen Unterhaltungen unserer erhabenen Freundin mit Ihnen fortzusetzen.

Die unangenehmen Verhältnisse derselben mit ihrem Gemahl, dem Großfürsten Alexis, sind Ihnen nicht mehr unbekannt. Aber schwerlich werden Sie wissen, welche unendliche Aufopferungen die Großfürstin machte, um sich die Huld ihres Gemahls zu erwerben, mit welcher Engelssanftheit sie seine unverdiente Härte trug; welche unbeschreibliche Geduld sie seiner unversöhnlichen Grausamkeit entgegensetzte; wie sie ohne Unterlaß immer seine erste Fürsprecherin bei Sr. Majestät dem Kaiser war, wenn dieser dem Sohn mit den Ausbrüchen seines furchtbaren Zorns drohete; wie sie mit rührender Ergebenheit ihren Gemahl mit Wohlthaten überhäufte, während sie von ihm die kränkendsten Mißhandlungen duldete. Wohl glich sie der Balsamstaude, welche die mörderische Hand noch mit ihren Wohlgerüchen bethaut, von der sie geknickt wird.

Aber jede Liebkosung, jede Thräne, jede Wohlthat blieb fruchtlos, des Czarewitz Herz zu rühren. Geschenke, welche er aus den Händen seiner reizenden Gemahlin empfing, Arbeiten, die sie selbst für ihn in einsamen Stunden geschaffen, gab er in gleicher Stunde an seine Finnländerin, die nicht erröthete, mit den schönen Arbeiten der Großfürstin öffentlich geschmückt zu erscheinen. Feste, die sie ihrem Gemahl zu Ehren veranstaltete, wurden entweder von ihm nicht besucht, oder nur Gelegenheiten, diejenige mit schmerzlichen Kränkungen zu beladen, die Alles einzig und allein für ihn that und war.

Wer die hartnäckige, wilde Denkart des Czarewitz kennt; wer seinen Haß kennt, welchen er theils durch seine vom Kaiser ins Kloster verstoßene Mutter, theils durch diejenigen, welche ihn während der öftern Entfernung des Kaisers umgeben, gegen alle dessen Unternehmungen einsog; wer da weiß, daß er aus eben der Ursache die schöne und geistvolle Prinzessin von Wolfenbüttel haßte, weil sie ihm von der Hand seines Vaters zugeführt ward — der hofft nicht mehr auf Aussöhnung und Vergleichung dieses unglücklichen und erlauchten Ehepaars. Der Czarewitz, täglich in

der Gesellschaft verdorbener Menschen, ohne Erziehung, ohne Grundsätze, ohne Kenntnisse — täglich seine Geisteskräfte durch unmäßigen Genuß des Branntweins zerstörend, wird täglich ausgelassener, roher, tirannischer. Nichts, als seine nur allzugerechte Furcht vor dem Kaiser, seinem Vater, hält ihn von größern Ausschweifungen zurück.

Unter solchen Verhältnissen bleibt der leidenden Großfürstin keine andere Hoffnung, als durch förmliche Scheidung von ihrem Verfolger getrennt zu werden, oder mit Gelassenheit das qualenreichste Leben ihrem Grabe entgegen zu tragen. Der Czarewitz hat es ihr selbst mit schrecklicher Freimüthigkeit gestanden, daß er sie eben so lange verabscheuen würde, als sie seine Gemahlin wäre. Er deutete ihr selbst an, daß er die Trennung dieser Ehe von Herzen wünsche, aber von der Unbiegsamkeit des Kaisers nimmermehr die Einwilligung zu erhalten hoffen dürfte.

Die Großfürstin hatte die Gnade, mir ihr Vertrauen zu widmen. Es sollte ein leiser Versuch gemacht werden, die allfälligen Gesinnungen des Kaisers über die Scheidung zu vernehmen. Ich wandte mich an den Fürsten Menzikof, um durch diesen Liebling des Monarchen denselben zu erforschen. Die Gelegenheit dazu erschien. Menzikof warf mit seiner ihm eigenthümlichen Gewandtheit einige verlorne Worte hin. Diese aber reizten den Jähzorn des Czaren in einem so fürchterlichen Grade, daß Menzikof nie wieder für einen ähnlichen Versuch Muth behielt.

„Wehe dem Alexis!“ rief der Kaiser: „Wenn ich diesen Ungerathenen, diesen Widerspenstigen, diesen Unwürdigen, der täglich tausend Mal des Vaters Herz bricht, wenn ich ihn bisher mit wohlverdienter Strafe schonte, so ist's aus Achtung, aus Liebe für seine Gemahlin. Weh' ihm, wenn dieser Engel einst ihm fehlt!“

Ungeachtet Menzikof dem Kaiser feierlich schwor, daß der Gedanke von einer Scheidung nie in die Seele des Großfürsten gekommen, daß es nur eigener Einfall gewesen, schien jener doch den Argwohn beibehalten zu haben. Wenigstens sprach dafür die härtere Begegnung seines Sohnes von jenem Tage an, welche den Großfürsten nun bis zur Raserei gegen seine Gemahlin erbitterte.

Machen Sie sich nun darauf gefaßt, theuerste Gräfin, noch das Entsetzlichste zu erfahren. Man hat einen Versuch gemacht, die Großfürstin durch Gift aus der Welt zu schaffen. Zum Glück ist die Freveltat nicht ganz gelungen. Die Großfürstin hat nur sehr wenig von der vergifteten Suppe genossen; die zufällige Ankunft des kaiserlichen Leibarztes in gleichem Augenblick, da die Fürstin die Wirkungen des Giftes empfand, die Schnelligkeit, mit der er das Uebel entdeckte, und die Kraft seiner Gegenmittel, verhüteten das größte Unglück.

Alles ward mit dem tiefsten Geheimniß behandelt, und soll es bleiben. Die Gesundheit der leidenden Großfürstin kehrt zurück. Vielleicht genießt sie schon in einigen Wochen das Vergnügen, Ihnen selbst wieder schreiben zu können.

Nie erschien an allen Höfen Europens eine liebenswürdigere und unglücklichere Fürstin; nie ein Weib, welches durch Schönheit und Tugend und Geistesgröße des schönsten Menschenloses werther gewesen, und es minder empfangen hätte, als sie. Ich gestehe Ihnen, daß ich in Verzweiflung bin, und rathlos. Der Kaiser läßt sich nicht einreden, der Großfürst sich nicht verwandeln, und die Unschuldigste, die Edelste unsers Geschlechts wird das Opfer dieser Verhältnisse.

Nicht ein einziges Mal hat der Czarewitz seine Gemahlin, während der Krankheit, eines flüchtigen Besuches gewürdigt; nicht ein einziges Mal den Anstand nur so weit beobachtet, nach ihrem Befinden fragen zu lassen. Denken Sie sich noch hinzu, daß die Großfürstin in einigen Monaten ihre abermalige Niederkunft erwartet!

Ich beschwöre Sie, wenn Sie uns vielleicht durch einen glücklichen Gedanken in dieser peinlichen Lage rathen können, säumen Sie nicht. Ich sehe keine Hilfe — diese Heilige wird früher oder später durch namenlose Barbarei zu Grunde gerichtet. — Bereiten Sie sich daher immerhin vor, einst das Schrecklichste erfahren zu müssen.

Chevalier d'Aubant an L. Bellisle.

Paris, 2. Oktober 1715.

Acht Wochen lang, mein geliebter Bellisle, tret' ich nun schon das Straßenpflaster von Paris; laufe von der Morgenfrühe bis zur Mitternacht; gähne halbe Tage lang wartend in den Vorzimmern der Großen; schreibe unterthänige Vorstellungen und Suppliken; lasse mich mit Hoffnungen und Möglichkeiten, mit Achselzucken und theilnehmenden Mienen abspeisen, bin und bleibe nach wie vor der arme, amtlose Chevalier d'Aubant, und komme keinen Schritt weiter.

Man lobt meine Arbeiten, man findet Talente an mir — und das ist Alles. Kommt's bei einer erledigten Stelle zur Wahl, siehe, da springt ein Anderer rüstig vor, und pflanzt sich hin, wo ich sitzen möchte — und immer ein Anderer, dem ich vielleicht an Kenntnissen, an Thätigkeit, an Güte des Willens gleich, auch wohl zehn Mal überlegen wäre.

Ach, ich weiß es wohl, was mir gebricht. Schmücke dich mit Salomons Weisheit, mit des Seraphs Tugend, und vereinige in dir die Gelehrsamkeit aller Akademien, du wirst nichts mehr sein und gelten, als eine kostbare Denk-Münze, die aber im Handel und Wandel des Lebens nicht gangbar und bräuchlich ist. Gold ist der Firnis, welcher der Tugend erst Glanz, der Weisheit erst Ansehen gibt. Gold ist die moralische Universaltinktur, unter welcher sich Koth in Perlen, Albernheit in Grazie, Feigheit in Heldenthum, Kleinigkeitskrämerei in Geistesgröße verändern.

Nun denn, die Universaltinktur fehlt — ich muß mich also ergeben.

„Aber Ihre Verwandten, Ihre Freunde in Paris!“ werden Sie sagen. Ach, lieber Bellisle, diese lieben Leute sind unendlich gütig. Sie laden mich zu ihren Festen ein, wo sie mit ihrem Ueberfluß schimmern können; sie würden ein paar tausend Louisd'or in einer einzigen Mahlzeit verschwenden, ohne es sich gereuen zu lassen; aber einen wahrhaften Dienst zu leisten, wo es nur um einfache, schlichte, biedere That zu thun ist — daran denkt keine Seele.

So sind die Menschen; aber wer ändert sie?

Und was nun weiter beginnen? — Ich weiß es nicht. Ich bin so verlassen, daß es mir selbst an Rathgebern fehlt; und guter Rath ist doch das wohlfeilste in der Welt, womit selbst der Geizhals verschwenderisch sein kann.

Doch nein, ich will nicht ungerecht sein. Mein alter, treuer Knecht Claude, der mich nie verließ, und den ich nie verlasse, gibt mir alle Tage neuen Rath, und wird nicht müde damit. Bald meint er, ich soll bei irgend einem Regiment Oberster, oder wenn auch nur Hauptmann werden; bald in die Lotterie setzen bald Mitglied des königlichen Staatsrathes werden, bald eine reiche Wittwe mit zehn Landgütern heirathen.

Heut — ich hatte kaum meine schmale Mahlzeit beendet — kam er vollen Sprungs gelaufen, und rief: „Herr Hauptmann! gute Nachrichten! jetzt wollen wir der ganzen Welt ein Schnippchen schlagen.“

„Daraus wird sich die ganze Welt nichts machen!“ versetzte ich.

„Wollen Sie ein Marquisat, eine Baronie, ein kleines oder großes Fürstenthum?“

„Wenigstens ein großes!“

„Nun gottlob, Herr Hauptmann, daß Sie das nur wollen; so ist uns denn Allen geholfen. Machen Sie mich dann zu Ihrem Minister, oder zu was Sie wollen, denn ich bin Ihnen doch immer der Nächste gewesen: und einen treuern Menschen finden Sie unter Sonne, Mond und Sternen nicht wieder, als Ihren Claude. Ihre Pferde sollen die prächtigsten sein, tausend Meilen in der Runde. Lassen Sie mich dafür nur sorgen.“

„Aber wo ist mein Fürstenthum, Claude?“

„In der neuen Welt, Herr Hauptmann; da — warten Sie — ja, — am Mississippi, in dem großen Königreich Louisiana, nicht weit von Amerika. Alles läuft jetzt dahin. Ich habe mit sechszehn Familien gesprochen heut an der Wirthstafel; sie kommen weit her, es sind sogar Schweizer und Deutsche darunter. Alles geht nach der Louisiana. Man bekömmt dort so viel Land, als man nur will, ohne einen Sous dafür zu zahlen; macht sich so viel Sklaven, als man Amerikaner findet, und kann leben, wie ein König.“

„Du bist ein Narr, Claude.“

„Wahrhaftig aber ein Narr, der nicht mit Gold aufzuwiegen ist. Der Schiffkapitän de Blaizot wohnt in der Straße Richelieu, Nummer 595, im zweiten Stock. Er macht Werbungen für die Louisiana. Bei ihm muß man sich melden. Er hat die Landkarte auf dem Tisch, und theilt jedem, der zu ihm kommt, Besitzungen darauf zu. Wenn Sie erlauben, geh' ich ohne anders zu ihm, und nehme für uns eine ganze Provinz in Beschlag, daß es doch ein Fürstenthum geben soll. Ich bitte Sie! Wasser, Kalk, Waldungen umsonst: es fehlt nichts, so viel Städte frisch aufzubauen, als ganz Frankreich hat — nichts, als der Wille fehlt.“

„Den Willen hab' ich wohl.“

„Nun, Herr Hauptmann, so haben wir gewonnen Spiel. Bedenken Sie, Herr Hauptmann, was das sagen will, eine ganz neue Welt! noch total neu und nicht zum hundertsten Theil so abgenutzt und verbraucht, wie unsere alte Welt, hier zu Lande. In der Erde liegt dort gewiß das baare Gold klumpenweis beisammen; die Bäume dort sind so groß, daß unsere dickste Eiche nur ein Ast an solchem Baum sein würde. Das haben mir die Leute selbst gesagt. Hier kann man sich für sein baares Geld kaum satt essen; das Menschengedränge ist zu groß. Dort sind eigentlich noch wenig Menschen; alles muß daher spottwohlfeil sein. Mit einem Livre stell' ich dort Bankete an; mit zwei Livres baue ich mir einen Palast, der sich neben den Tuilerien sehen lassen darf. Für einen alten, eisernen Nagel geben mir die dummchen Wilden einen Kochtopf voll ungeprägter Dukaten; für eine Pfeife Tabak, für ein Stückchen Spiegel bekomm' ich mehr Leibeigene, als ich will. Sie müssen nur wissen, Herr Hauptmann, die Wilden kennen das alles noch nicht! nur eine alte blinde Fensterscheibe gilt bei ihnen schon für ein Juweel. Aber, wie gesagt, wir müssen eilen, eh' Andere kommen, und sie klüger machen. In meinem Leben sollte man kein Volk aufklären und gescheut machen, wenn ehrliche Leute dabei einen Schnitt für sich machen mögten!“

So schwärmte mir Claude eine ganze Stunde lang von den Herrlichkeiten in Louisiana vor, und ich lachte mir fast Kopfweh an. Es ist gewiß, daß Kapitän de Blaizot Kolonisten für Louisiana wirbt, und daß die Herren Werber es nicht an Aufschneidereien mangeln lassen, Menschen in ihr ödes Kanaan zu locken.

Für heut beruhigte ich meinen glückstrunkenen Staatsminister Claude mit dem Versprechen, den Kapitän morgen selbst zu besuchen und mir mein Fürstenthum mit eigenen Augen auszuwählen. Morgen hat Claude aber gewiß schon einen andern Plan.

Und ich, wie er! Der Mensch ist nicht so froh durch das, was er besitzt, sondern durch das, was er hofft. Und so bin ich froh, wie ein Gott!

Kümmern Sie sich, geliebter Bellisle, meines Schicksals willen nicht. Ein gesundes Herz in

gesunder Brust, ein freier Geist in freiem Körper — diesen gehört die Welt an.

Schon seit Langem fehlen mir von Petersburg alle Nachrichten. Umsonst durchblättre ich alle Zeitungen und suche unter den Artikeln Rußland. Keiner nennt die Nennenswürdigste des Nordens; nur meine Träume erzählen mir; denn bald muß sich mein Horizont erhellen. Der Winter rückt heran, und ich muß wählen!

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Petersburg, 5. Oktober 1715.

Das erste Opfer meiner wiedergekehrten Kräfte wird dir, geliebte Julie, gebracht — vielleicht auch ist's das letzte; und wär' es das, o so klage nicht, sondern wünsche deiner Freundin Glück, daß sie so bald ihr Ziel errungen.

Die gute Königsmark hat dir meine Krankheit und deren Ursache gemeldet. Du weißt's, daß mir nach dem Leben getrachtet wird — ich aber weiß, daß es mir endlich unmöglich werden wird, den Nachstellungen meiner Meuchelmörder zu entrinnen. Und wer bürgt mir dafür, daß nicht jetzt schon wieder ein geheimes, langsames Gift durch meine Adern schleicht?

Niemand, als die Königsmark und du und meine bekannten Mörder wissen von dem schrecklichen Ereigniß. Einer meiner Köche ist seitdem unsichtbar worden. Ich will ihn nicht verfolgen; den Bösewicht verfolgt die Erinnerung seiner That.

Ich fühle das nahe Ziel meiner Laufbahn. Ich sehne mich nach ihm. Ein solches Leben zu verlassen, ist Gewinn.

O Julie, wie umgewandelt ist das Alles, seit wir beide von einander schieden! Ach, hätt' ich's ahnen können damals, ich wäre im Schooße meiner schönen Heimath gestorben. Ausgerüstet mit Sinn für jede Schönheit der Natur, entzückt von jedem kommenden Frühling, begeistert schon durch jene rührenden Schilderungen, welche Reisende uns von der Majestät der Alpen, von dem Zauberlande Italien gaben, sehnt' ich mich mit unaussprechlicher Begier, nur einmal jenen Wundergarten des Erdballs sehen zu dürfen — mein Wunsch blieb unerfüllt. Die willenlose Fürstentochter ward auf ewig in die kalten, traurigen Wildnisse an den entlegensten Enden unsers Welttheils verbannt, wie aus dem Paradiese in das Land, worauf des Schöpfers Zorn haftete. Mit einem Herzen, welches voller Schwesterliebe sich an jedes Wesen schloß, und immer Liebe forderte, verwies das Schicksal mich zu Halbbarbaren, die nur rohe Instinkte kennen, mich nicht verstehen. Ich sehe sie zu Mord und Hader eifrig, und nur vergnügt, wenn berauschende Getränke ihren Verstand verwirren. Noch sind sie von den umherschweifenden Tartaren durch nichts verschieden, als daß sie zur Kenntniß eines geringen Theils vom Luxus des gebildetern Europa's gelangt sind. — Könnt' ich Beherrscherin dieser Wilden sein, ich zöge den Stand der ärmsten Unterthanen im freundlichen Deutschland vor.

Ich mußte abbrechen. Meine Kräfte verliessen mich. Aber ich nehme die Feder wieder, theuerste Julie, um dir das Lebewohl zu sagen. Dies Blatt soll dir der stumme Zeuge meiner Treue sein, die mein Herz an dich knüpft, bis der Tod es bricht. Wohl ist's der Zeuge — nur ein letztes, unverständliches Stammeln — Zeuge meines Absterbens, daß ich selbst davor erschrecken mögte. Denn in mir glühen noch tausend Gefühle; ich mögte sie dir noch nennen; aber ich bin gelähmt. Ich streue nur todte, kalte Worte auf dies heilige Blatt. Es ist mein Winter da. So steht die ewige Sonne in sich glühend, dunkel schimmernd hinter falben Dezember-Wolken; statt der erwärmenden Strahlen vom Himmel streut sie Schneeflocken auf die erkaltende Welt.

Glaube mir, Julie, ungeachtet meiner Jugend scheid' ich ohne Kummer von der Lebensbühne, wo ich überall Dornen fand, Mißtöne hörte. Ich klage nicht mit diesen Worten den Schöpfer an, sondern die Thorheit der Menschen, welche die Ordnungen der Schöpfung verwirren. Aber diese Thorheit, ist sie nicht wieder eine traurige Nothwendigkeit in der Natur? Führt der Weg zur Wahrheit nicht immer erst durch das Labyrinth des Irrthums? War's nicht Werk und Willen der Natur, daß der Mensch unermüdlich sein mußte, sein Glück zu erweitern; und war's beim Mangel seiner Erfahrungen *seine* Schuld, wenn er unter den Mitteln falsch wählte?

Der Mensch, im Stande der Natur, ohne Entwickelung seiner schlummernden Kräfte, Begierden und Leidenschaften, nur noch Thier mit wenigen Erinnerungen und wenigen Hoffnungen — und der Mensch in seiner höchsten Vollendung, wo er mit gebildetem Geist, unermeßlichen Kenntnissen und erhabenen Gefühlen die einfachen Gesetze der Natur wieder lieb gewinnt, und den Despotismus zerstört hat, welchen die gesetzgebende Leidenschaft übte — nur diese sind glücklich. Alles, was zwischen diesen beiden wandelt, die ungeheure Masse der Halbwilden — und von den Ufern des Tago bis zum Ladoga, seh' ich nur diese Halbwilden — ist elend durch Verwirrungen, durch Unnatürlichkeiten, durch die Widersprüche seiner Begierden und Ordnungen mit den unbeugsamen Geboten der Natur.

Ach! Julie, vielleicht verstehst du mich nur kaum. Ich deute aus der Ferne blos auf meine Todeswunden.

Erhebe dich mit mir über das rege Getümmel der armen Sterblichen, und beobachte ihr Wirken und Treiben! Was erblickst du? — Sieh, überall Seufzer, überall Thränen, überall Sorge und Kummer! Wie sind der Glückseligen so wenig! Sie leben nur einzeln und einsam, und hüten sich

wohl, der Berührungspunkte mit der Welt zu viel zu haben.

Darin ist Alles nur eine Stimme, daß der Glücklichen wenige sind; ja, die Leidenden kennen sogar die Ursache ihres Elends. Aber wer macht den großen moralischen Aufruhr, welcher die Welt von ihrem Jammer befreit? Wer hat Muth genug, die Fesseln abzuwerfen, die ihn hindern, einzutreten in sein Paradies? Wer kündet dem grauen, allmächtigen Vorurtheil Krieg an, und stiftet Versöhnung des entarteten Menschengeschlechts mit der Natur?

Mustere die selbstgeschaffenen Verfassungen und Ordnungen der Sterblichen — sind es nicht Werke der vernunftwidrigsten Begierden? — Mustere ihre Heiligthümer, vor denen sie anbetend knien; sind es nicht mörderische Vorurtheile?

Um ihren Göttern angenehm zu sein, trennen sich Männer und Weiber, entsagen sie mit blutendem Herzen den heiligsten und schönsten Gefühlen; verdammen sie sich zu ewigen Kerkern, zu Arbeiten, welche weder dem Himmel frommen, noch der Erde, und die Mächtigen des Erdballs schirmen die Barbarei, vor der der rohe Naturmensch, wie der vollendete Weise, schaudert — und nennen es ein heiliges, gottgefälliges Leben.

Andere, um sich Wohnungen in den Gefilden einer bessern Welt zu bereiten, bezeichnen ihre Bahn zum ewigen Leben mit Strömen Brüderbluts. Den Dolch in der Faust und Gott auf den Lippen verfolgen sie den Mitbürger, der ihren Glauben oder ihre Hirngespinnste nicht theilen will. Selbst da, wo Völker sanftere Sitten angenommen haben, und Religionskriege verabscheuen, erröthen sie nicht, mit christlichem Erbarmen Andersgläubige zu hassen, und sie von den Rechten der menschlichen Gesellschaft auszuschliessen, so weit ihr Arm reicht.

Ein unersättlicher Ehrgeiz erfand den Unterschied der Stände und die Vorrechte und Nachtheile der Geburt. Menschen, aus gleichem Stoff gebildet, in gleiches Vaterland gestellt, zu gleichem Wohl und Weh erkohren, trennen sich in ihrem Wahnsinn, wie Wesen fremder Art, und verachten und verehren sich, als könnte es nun nicht anders sein. Der Edelmann blickt mitleidig auf den Bürger, der Graf auf den Edelmann, der kleine Fürst auf den Grafen, der König auf den Fürsten herab, und Jeder nennt es Entweihung, sich mit demjenigen zu verbrüdern, an dessen Wiege weniger Titel hingen. Und die Königin und die Bäuerin, und der Taglöhner und der Kaiser nennen sich alle Kinder Gottes, und vor ihm gleich; und modern im Grabe auf gleiche Weise und lassen Alle ihre Titel über dem Aschenhügel zurück.

So durch unzählige Schranken, bald durch Meinungssätze, bald durch Reichthum und Armuth, bald durch selbstgeschaffene Vorstellungen von Ehre und Schande, bald durch weiße und schwarze Farbe der Haut, ist das Menschengeschlecht von einander geschieden, vereinzelt, ohne Liebe, ohne Freuden, stets im Widerspruch, immer wilder entartend.

O, meine Julie, du begreifst nicht, was und warum ich dir dies sage! — Aber lies es, und lies es wieder und vielleicht steigt dir aus den Trümmern dieser Gedanken eine schöne Ahnung entgegen, wie ein Geist aus dem Grabe, der dich einst tröstet, und dir die Thränen vom Auge trocknet, die ich dir nicht trocknen darf.

Wenn ich nur einmal, ach! Julie, nur noch einmal dich sehen könnte! — Es ist mein letzter Wunsch, den keine Hoffnung krönt. Ich wollte meine bleichen Wangen an dein Herz legen, und mit dem Gedanken an die schönen Tage meiner Kindheit sterben und übergehen zur neuen Kindheit des zweiten Lebens. —

Weine nicht, meine Einzige! — Früher oder später, wenn die Gewalt des Himmels nicht meinen Willen bricht, werd' ich wieder vor dir erscheinen — nicht ich selbst, aber mein Geist! Er soll zu dir reden, ach! und vielleicht werd' ich deine Erwiederungen vernehmen! — Zweifle immerhin an dieser Geister-Erscheinung; aber einst will ich dich meines Wortes erinnern.

Leb' wohl! — vergiß deiner Freundin nicht. Der Gedanke an deine Liebe soll mir den letzten, schweren Kampf erleichtern, und in einem seligern Leben zu den ersten meiner Freuden gehören.

Leb' wohl! — Immer werf' ich das Blatt hin, immer nehm' ich es wieder, und die Macht meines Schmerzes hindert mich, dir, was ich leide, zu sagen. Liebe mich ewig! — Geister werden nicht getrennt.

Noch eins, geliebte Julie, muß ich dir sagen. Betrachte, was ich dir anvertraue, als ein heiliges Vermächtniß deiner Freundin. — Es sind nun .....

Die Gräfin Königsmark an Gräfin Julie.

Petersburg, 3. November 1715.

Wenn ich, was schon ganz Europa durch Trauerboten und Zeitungen erfahren hat, Ihnen jetzt erst melde, meine theuerste Frau Gräfin — o, so verzeihen Sie es meinem traurigen Gemüthszustande, meiner Verwirrung, meinem unermeßlichen Schmerze. Ich will Ihnen weder diesen schildern, noch Sie trösten. Die hochselige Fürstin, die wie eine Heilige lebte, wie eine Heilige starb, und schon längst von den Vorgefühlen ihres Todes umgeben war — sie ist wohl des Opfers unserer Thränen werth. Nur einige nähere Umstände ihres Todes, dessen Zeuge ich war, darf ich Ihnen nicht verschweigen.

Am zweiundzwanzigsten Oktober ward ich zur verewigten Großfürstin gerufen. Ihre längst erwartete Niederkunft war schon geschehen. Sie

hatte einen Prinzen geboren, der in der Taufe den Namen Peter, und den Titel eines Großfürsten empfing. Die Nachricht von dieser Geburt erfüllte ganz Petersburg mit Freude. Nie sah man Seine Majestät den Kaiser so vergnügt. Nur ein einziger Mensch mischte seine Stimme nicht in den allgemeinen Jubel, und dieser einzige Gefühllose war — o, Sie errathen ihn wohl.

Aber die öffentliche Freude ward bald durch die Nachricht vom übeln Befinden der Großfürstin getrübt. Sie ward das Opfer ihrer langen Leiden. Als sie die Annäherung ihres Todes empfand, verlangte sie nur noch den Czar zu sehen. Sie dankte ihm für seine väterliche Huld, nahm auf ewig Abschied von ihm und ihren Kindern, die sie mit ihren Thränen benetzte. Sie empfahl beide dem Kaiser und übergab sie dann dem Czarewitz, ihrem Gemahl. Dieser nahm die Kinder mit sich in sein Gemach, und kehrte nicht mehr zu seiner sterbenden Gemahlin zurück, verlangte sogar nicht einmal Nachrichten von ihrem Befinden, sondern begab sich auf eins seiner Landhäuser.

Die Aerzte wollten die Fürstin noch überreden, einige Arzenei zu nehmen; sie aber rief mit heftiger Bewegung: „Beunruhigt mich nicht länger! Laßt mich in Ruhe sterben; ich habe keine Ursache mehr zu leben!“

Sie gab ihren Geist auf am ersten November. Auf ihr ausdrückliches Verlangen wurde ihr Leichnam nicht geöffnet und einbalsamirt, sondern in aller Stille begraben *). Eben dies befahl auch ihr Gemahl, der Großfürst, welchem der Todesfall durch Eilboten gemeldet worden war. Am siebenten November wurde die Todtenfeier in der Hauptkirche begangen, mit all dem Pomp und den Ehrenbezeugungen, welche ihrem erhabenen Range gebührten.

Der schreckliche Tag, an welchem ihr Gemahl sie mit Schlägen und Fußtritten so abscheulich mißhandelt, und sie ohnmächtig und im Blute schwimmend verlassen hatte — ich weiß nicht, ob Ihnen die Hochselige jemals von solchen Ereignissen, die leider öfters geschahen, geschrieben hat — und jener Vergiftungsversuch, welcher nur durch die Jugend und die schnelle Hilfe der Aerzte vereitelt ward, haben ohne Zweifel den größten Anlaß zu ihrem frühen Tode gegeben. Sie war kaum einundzwanzig Jahre alt!

Ich enthalte mich mich aller Anmerkungen über diese Begebenheiten, durch welche die Tochter eines der edelsten Fürstenhäuser von Deutschland der Brutalität eines Unmenschen preisgegeben, und eine Prinzessin von den seltensten Vorzügen des Geistes und des Herzens, mit deren Schönheit und deren Tugenden keine an allen europäischen Höfen wetteifern durfte, unverzeihlich grausam hingerichtet ward.

*) Diese Nachricht vom Tode der Prinzessin von Wolfenbüttel, Gemahlin des Czarewitz, stimmen wörtlich überein mit denjenigen, welche Peter Heinrich Bruce erzählt hat.

O wie elend ist das häusliche Leben der Großen, während, vom Glanz des Aeussern geblendet, die Menge des unwissenden Volks sie, wie beneidenswürdige Halbgötter, anstaunt! — Welche Verbrechen muß oft der Purpur bedecken, welchen Abscheulichkeiten dient oft die fürstliche Krone zum Schilde gegen das rächende Urtheil der Welt! — Könnte das Auge eines frommen Bettlers in die schwarzen Geheimnisse manches mächtigen Hauses dringen, er würde schaudernd sich zu seinen verschimmelten Brodrinden wenden, und mit dankbarem Blicke seinen Bettelstab segnen!

Unter den nachgelassenen Papieren der seligen Großfürstin fand ich noch einen langen, unvollendeten Brief, den sie bei ihrem Leben für Sie, meine theuerste Frau Gräfin, bestimmt hatte. Ich lege ihn, als ein köstliches Denkmal der treuen Liebe, diesem Schreiben bei.

Wir wollen mit Wehmuth das Andenken der erhabenen Dulderin ehren, und über ihrem Grabe den Bund der Freundschaft schliessen.

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Paris, 7. November 1715.

Wie sehr, geliebter Bellisle, rührt mich Ihre beispiellose Freundschaft! — Wahrlich, eine That, wie die Ihrige, gehört heutiges Tags zu den schönen Fabeln! — Sie treten mir und meinen möglichen Nachkommen die Hälfte Ihres großen Vermögens ab; schenken mir das prächtige Landgut bei Bordeaux, so Ihnen die letzte Erbschaft zuwarf, und fordern für das Alles nichts, als meine Einwilligung.

Ich konnte, denn ich war allzu bewegt, ich konnte mich nicht enthalten, Ihren Brief, diese köstliche Urkunde menschlicher Herzensgüte, einigen meiner Verwandten vorzulesen. Alle waren — nicht gerührt — sondern erstaunt. Sie wünschten mir Glück. „Hat der Mann Kinder?“ fragten Andere. „Allerdings, und zwar einen Sohn und eine Tochter!“ erwiederte ich. Nun war die Verwunderung noch größer. Ein alter, kinderloser sehr begüterter Herr Vetter schüttelte bei dem allen den Kopf, als dürfte er dem Mährchen nicht trauen. Er fragte hundert Dinge über Sie, und all die hundert Dinge, wie ich endlich merkte, zielten zuletzt nur dahin, um von Ihnen zu erfahren, ob Sie nicht dann und wann von Geistesschwäche und Blödigkeit des Verstandes litten. —

Sehen Sie, mein Bellisle, so unglaublich ist Ihre That den gewöhnlichen Menschen. Alle diese Leute bilden sich auch ein, zu wissen, was Freundschaft sei. Es gibt unter ihnen einige Herren, welche poetische Sachen gelesen haben mögen, und die sich sogar über den Mangel wahrer Freunde, und die Abwesenheit zarter und großer Empfindungen bei den Menschen beklagen. Aber, daß sie irgend einen, der ihnen lieb ist, beobachten sollten, ob und

wo er leidet; daß sie einen Theil ihres Vermögens, nur einen geringen, daran wenden sollten, den, so sie liebten, in glücklichere Verhältnisse zu setzen: das fällt diesen zarten frommen Seelen weder wachend noch schlafend ein. Sie schreiben Ihnen die gefühlvollsten Episteln, sie schwören Ihnen Treue in Noth und Tod; sie beißen jeden ihren eigenen Feind, der Sie zu kränken wagt; sie vermessen sich, in den feierlichsten Ausdrücken, ihr Blut für Sie hinzugeben, wenn die Noth es begehrt; sie wollen ihres eigenen Lebens nicht achten, wenn es darauf ankömmt, Sie glücklich zu machen. — Aber, mein Lieber, nur kein Geld müssen Sie erwarten, und wenn ein paar hundert Louisd'or Sie von der Hölle und vom Tode loskaufen könnten! — Alle bilden sich auch gutmüthig genug ein, wirkliche Freunde zu sein, und wahre Freunde zu haben: es erinnert sich aber wahrlich keiner von ihnen, weder eine große Freundesthat gethan, noch empfangen zu haben.

Doch kein Wort mehr von diesen armen Sündern, die, wenn sie die Geschichte edler Freunde in einem Buche lesen, oder auf der Bühne dargestellt sehen, entzückt die Hände zerklatschen, oder sich wehmuthvoll die Augen roth greinen, in der Wirklichkeit aber nicht den hundertsten Theil ihrer Habschaft an die Erhaltung eines treuen Herzens wenden mögten.

Ja, mein geliebter Bellisle, ich danke Ihnen. Ihr Geschenk ist mehr werth, wenigstens achte ich es höher, als wenn Sie selbst für mich das Leben geopfert hätten. Deuten Sie meine Worte nicht übel. Man wird weit leichter Menschen finden, die, hingerissen von einer schönen Schwärmerei gegenseitiger Zuneigung, ihr Leben für einander lassen, als eine Zahl solcher, die ihr Hab und Gut, oder auch nur einen namhaften Theil desselben, einem Freunde schenkten. Aller Enthusiasmus, und wenn eine seiner geheimen Quellen selbst nur Eigenliebe gewesen wäre, vergißt bald seines dunkeln Ursprungs und vernichtet die kriechende, gefräßige Selbstsucht. Hingegen beim Geldzählen will kaltes Blut sein; da hat der Egoismus wieder sein Wort, und er wörtelt und kalkulirt so lange, bis die schon dem Freunde gewidmete Geldsäcke in den heimathlichen Kasten zurückkehren. Dann besinnt sich der zärtliche Freund auf irgend eine poetische Tirade; weint auch, wenn es nicht zu vermeiden ist, eine bittere Thräne der Wehmuth an Ihrer Brust, und klagt die Grausamkeit des unerbittlichen Verhängnisses an.

Und nun, geliebter Bellisle, am Schluß meines ewigen Geschwätzes noch eine Bitte. Ihre Güte enthob mich aller Nahrungssorgen, und setzte mich in den Stand, meinem Range, meinen Verhältnissen gemäß, sogar mit einigem Aufwand, leben zu können. Aber ich würde im Besitz dieses Geschenks minder glücklich sein, als ich's jetzt bin — erlauben Sie daher, daß ich's Ihnen zurückgebe, ohne Gebrauch davon zu machen. Ich behalte nichts, als die ewige Verbindlichkeit, Ihnen dankbar zu sein — ach! daß ich's sein könnte.

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihre Gabe zurückweise. Wenn das Bedürfniß mich drückte, ich würde ohne Zaudern mich an Sie wenden, und fordern; ich würde Ihr Eigenthum als einen Theil des meinigen ansehen, so wie ich nichts besitze, was nicht Ihnen gehört.

Aber ich wandle noch unter den Blüthen meines Lebens; ich fühle meine Kraft, und bin noch nicht aller Mittel beraubt, mir so viel zu erwerben, als ich für die Kummerlosigkeit späterer Jahre bedarf. — Und ein Bäumchen, von unserer eigenen Hand gepflanzt, gewährt uns höheres Vergnügen, als ein ganzer Wald, den uns der Zufall schenkte.

Und — warum soll ich's Ihnen verbergen? — ich liebe Sie zu sehr, als daß ich's ertragen könnte, von Ihnen in den schönsten Beweisen der Freundschaft überwunden worden zu sein. Ich fürchte, Sie weniger lieben zu können, wenn ich Sie als meinen Wohlthäter ehren muß. Nichts darf unser Gleichgewicht stören, keiner erhaben über dem andern stehen; wenn wir nicht die zarten Gefühle verändern wollen, welche bisher unsere Herzen erwärmten.

Und nun noch ein seltsames Abenteuer!

Vorgestern, als ich durch den Hof des Louvre ging — es war schon spät und Dämmerung — zog mich ein Bekannter mit sich zu einem benachbarten Billard.

Ich fand großes Gewühl. In allen Zimmern waren die Spieltische besetzt. Ich ging von einem zum andern.

„Kennen Sie den Rothrock da?" fragte mein Bekannter, und deutete verstohlen auf die Seite. Es stand nicht weit von mir ein kleiner, breitschultriger Mann, in scharlachnem Ueberrock, dessen Farbe zu den pechschwarzen, ungepuderten Haaren, und dem bleichen, starkknochigen Gesicht grell abstach. Er sah nur den Spielern gelassen in die Karte.

„Ich kenne ihn nicht!" gab ich zur Antwort.

„Er verläßt Sie mit seinen Augen nicht!" sagte mein Bekannter.

Ich achtete dessen weiter nicht, ließ Punsch geben, und trat ins Nebenzimmer. Da fand ich den Rothrock wieder, und bemerkte wirklich, daß er mich von Zeit zu Zeit scharf mit seinen vorragenden, großen Augen anblickte. Mir behagte weder der Mensch, noch sein Blick. Ich eilte in den Saal zum Billard; der Rothrock war auch da. Ich stellte mich vor's Kaminfeuer. Mein widerlicher Beobachter pflanzte sich neben mich. Ich spann ein Gespräch mit ihm an; seine Sprache verrieth ihn als einen Fremdling. Ich würde ihn der Aussprache nach für einen Engländer gehalten haben, wenn er nicht so ein widriges Zigeunergesicht gehabt hätte. Er antwortete mir meistens sehr einsylbig. Nach einer Weile zog er plötzlich die Uhr hervor, drehte sich zu mir, und sagte: „Die Gemahlin des Czarewitz, die Prinzessin von Wolfenbüttel, ist gestorben!" — Ich erstarrte, indem er diese

Worte sprach. Er wandte sich plötzlich von mir. Ich suchte ihn in dem Gewühl. Er war verstoben. Auch hatte ihn keiner gekannt, von allen, so gegenwärtig waren; jeder sagte, er habe ihn diesen Abend zum erstenmal gesehen.

Ich eilte sogleich zum Sekretär der russischen Gesandtschaft, den ich wohl kannte. Ich theilte ihm noch zitternd vom Schreck die entsetzliche Neuigkeit mit; ich fragte um Bestätigung oder Grundlosigkeit. Er lächelte, und sagte: „Die letzten Kuriere melden das Wohlbefinden der Prinzessin von Wolfenbüttel, und daß ihre Niederkunft täglich erwartet werde.“

O! ich war entzückt bei diesen Worten, wie ein Gott. Was konnte auch der Rothkittel für eine Absicht haben, mir das abscheuliche Mährchen aufzuheften? Und wenn er mich, wie es doch sein muß, gekannt hätte, wie wußte er um das Geheimniß meiner Brust, und was ich für die göttliche Christine empfinde?

Doch der fade Spaß ist schon vergessen. Ich wünsche Ihnen, solche Zigeuner selbst nicht im Traum zu sehen.

Chevalier d'Aubant an L. Bellisle.

Paris, 18. Dezember 1715.

Wenn keiner Ihrer lieben Briefe seit sechs Wochen von mir beantwortet wurde, o so verzeihen Sie mir — ich gehörte mir selbst nicht an; — war die Beute eines grenzenlosen Schmerzes, welcher mir endlich mit wohlthätiger Gewalt das Bewußtsein raubte. Ich rang mit fürchterlichen Fiebern. Heute ist's der dritte Tag, daß ich das Bett auf einige Stunden verlassen darf. Mit matter, zitternder Hand kann ich Ihnen meine Genesung melden, Dank sei es dem braven Arzt, der mit mir im gleichen Hause wohnt, und dem Beistand meines treuen Claude.

Sie lebt nicht mehr! O! Bellisle, die Einzige, die Göttlichste unter den Weibern — sie lebt nicht mehr.

Tadeln Sie nicht meinen unmäßigen Schmerz; — nur, wenn ich mich ihm ganz überlasse, ist's mir erträglicher.

Ich mag, ich kann Ihnen nicht erzählen, wie ich litt, seit ich die unglückliche Zeitung in die Hand nahm, und die ausführliche Nachricht vom Tode der Großfürstin las; wie ich an Claude's Arm bewußtlos über die Straßen nach meiner Wohnung zurücktaumelte, wie ich da entkräftet zusammensank und bald alle Besinnung verlor.

Seit ich Christinen in ihren väterlichen Hainen zum erstenmal gesehen, lebte ich, athmete ich nur für sie. In meinem Wesen war eine wunderbare Veränderung ergangen; die ganze Welt war mir um dieses ihres schönsten Schmuckes willen reizender geworden, und jede Erscheinung der Natur bedeutungsvoller.

Sie mir zu denken in der Glorie unaussprechlichen Liebreizes, sie mir gegenwärtig zu denken bei den wichtigern Augenblicken meines Lebens, im Hintergrunde aller meiner Träume auch den beseligendsten schimmern zu sehen, einst wieder in Deutschland oder Rußland mich ihrem Hofe nahen, in ihren Diensten leben zu dürfen — das war mir alles Bedürfniß geworden, und Bedingung meines Handelns und Denkens, wie das Leben selbst.

Liebe — was man nur im Umgang mit Weibern Liebe heißt — war meine Empfindung nicht. Es war ein hohes, unendliches Entzücken in der Erinnerung des Heiligsten und Schönsten, was je in den Wunderkreis der Schöpfung trat.

Und nun mußt' ich alle meine Hoffnungen so plötzlich auslöschen, und an das Bild meiner Heiligen den Gedanken an das Vergängliche knüpfen, an Tod, an Verwesung ...

Ach! Bellisle, die große Verwandlung mit mir ist geschehen. Hinter mir liegt verschwebend der Lenz meines Daseins, und vor mir der ewige Winter. Glanz und Anmuth sind aus der Natur; ich lebe für nichts mehr, als für den verzögernden Tod.

Daß ich diese Stunde und diesen Zustand erfahren mußte! Daß meine Täuschungen von mir gerissen wurden, wie ein Schleier, der mir meine und des Lebens Elendigkeit bisher so wohlthätig verbarg! — Die Schöpfung mit ihren Herrlichkeiten ist ein entsetzliches Gähren, welches Geburten neben Geburten aufwirft, wie einen flüchtigen Schaum, der in sich selbst zusammenfällt. Wo hast du, Narr, im weiten Reiche deiner Geheimnisse einen einzigen Balsam für die ewige Wunde eines Herzens, das du selbst so fühlend schufst? Warum riefst du meinen Namen in die dunkle Welt todter Stoffe und Keime herein, und mich aus dem stillen, bewußtlosen Nichts lebend hervor? Kannst du einen einzigen Schmerz, den wir dulden müssen, mit deinen tausend Freuden bezahlen? — Furchtbare, eherne Despotie der Natur, die, weil sie es will, uns zu leben befiehlt, statt nicht zu sein, zwischen Dornen und Rosen uns wirft, und uns tödtet, wenn sie es will.

Paris, 3. Jänner 1716.

Es kann sein, lieber Bellisle, wie Sie sagen, daß mein letzter Brief noch sehr fieberhaften Puls hat. — Ihre gute Laune ist unüberwindlich! Ihre Einfälle beleben die meinigen wieder. Ich will Alles versuchen, mich in meine ehemalige Heiterkeit zurückzukünsteln; ich will mich mit Gewalt in Täuschungen werfen, und den Rest meines Lebens, wie in einem Rausch, verbringen; denn wahrlich, nüchtern ist dies armselige Dasein nicht werth, genossen zu werden. Das fühlen alle Menschen, sobald sie dem verworrenen, nebelhaften Kindes-Alter entwachsen sind, und deutlicher zu sehen und zu denken beginnen. Woher entspräche auch sonst wohl der Hang aller Nationen, durch Wein der Trauben und Palmen, durch Biere, gebrannte Wasser, Opiate und betäubende Tabakspflanzen ihre Sinne auf längere und kürzere Zeit zu verwirren? Es muß

doch eine sehr allgemein und gleich empfundene Wollust sein, die Welt, diese langweilige Prosa, nicht zu geniessen, wie sie uns aufgetischt ward.

Europa gefällt mir nicht; ich suche mir einen neuen Welttheil zur Wohnung; auch wär' es mir gleichgültig, wenn ich der neue Robinson eines unbewohnten Eilandes würde. Was ist am Ende daran gelegen, wohin mein Staub fällt? Ich lebe; und eine Zeit wird kommen, wo ich nicht mehr bin.

Sie werden sagen: „Aendere dich, aber nicht den Welttheil!" Der alte Gemeinspruch hat an mir sein Recht verloren. Ich bin frei; warum soll ich bei Schlafenden wohnen, wenn ich wachen, bei läppischen Buben, wenn ich ernst sein will? Mich ekelt Europa mit seiner halben Kultur an. Ich will unter Weisen, oder einfältigen Kindern der Natur leben; beide sind gleich liebenswürdig, weil sie einfach, wahrhaft, ungeziert einhergehen. Die Völker unsers Welttheils stehen noch in den Knabenschuhen, und sind linkisch, widerspruchsvoll, und reich an unreifer Schulweisheit, wie Knaben. Jeder *scheint*, Niemand *ist*.

Mein Handel mit dem Schiffskapitän de Blaizot ist im Reinen. Ich verlasse Europa und gehe in die *Louisiana*. An den schönen Ufern des Missisippi will ich meine Wohnung bauen, und Oberhaupt einer kleinen Kolonie werden, die mich zu ihrem Führer gewählt hat. Es sind sechs Handwerksleute, welche auf eigene Kosten nach Nordamerika gehen wollten; diese treten in meine Dienste. Schon habe ich ansehnliche Bestellungen in Bordeaux zum Ankauf von allerlei Samen, Vieh, Acker- und Hausgeräth gemacht. Künftigen Monat reise ich von Paris ab, und im März schiffen wir uns ein.

Glauben Sie nicht, daß ich, wie tausend Andere, dahin eile, um Schätze von edeln Metallen zu sammeln, die *Ponce de Leon* dort gefunden haben soll. Mögen sie für mich in Frieden ruhen noch manches Jahrtausend; ich werde ihretwillen keines Indianers Ruhe stören. Keine Leidenschaft, ausser derjenigen, welche Religionseifer zeugt, ist so fürchterlich, Alles verheerend, ist grausamer in ihren Mitteln, nichtiger in ihren Zwecken, als der Durst nach Gold. Millionen Menschen wurden ihre Schlachtopfer, Millionen zogen über entlegene Meere, und verdarben elend in den Wüsten fremder Welttheile unter ihren Hoffnungen. Die Unglücklichen! Und wenn sie nun Haufen Goldes zusammengespart und nach Europa zurückgeschleppt hätten, wären sie froher, glücklicher, reicher gewesen? Konnten sie mehr, als ihren Hunger stillen, sich in Kleider hüllen gegen Frost und Hitze, und sanft schlafen? — Was ist eine Tonne Goldes neben einem siechen Körper? Was ist ein ganzes Potosi neben einem krankenden Herzen?

Nein, darum verlass' ich den vaterländischen Boden nicht. Ich sehne mich nach einem schönern Leben. Ich will der Stifter einer glücklichen Gesellschaft werden, welche durch Arbeitsamkeit blühend, durch Unterricht weise, durch bürgerliche und religiöse Freiheit kraftvoll und beneidenswürdig sein soll. Ich werde mich tief in das Innere des Landes ziehen, von den Pflanzstätten habsüchtiger Europäer und von den beunruhigten Meeresküsten fern. Ich werde Verträge mit meinen indianischen Nachbarn schliessen, und unsere einfachen Bündnisse sollen heiliger sein, als die ewigen Frieden der argliſtigen Politik der Europäer.

Sivray, 20. Februar 1716.

An den reizenden Ufern der Charente, schon neunzig Stunden von Paris entfernt, schreib' ich Ihnen. Die ersten Blumen des jungen Frühlings sollen mich vom Boden fremder Inseln anlächeln; nichts wird mich zurückhalten, wäre auch ganz Frankreich voller Zauberei, wie eine Feenwelt.

Vielleicht erstaunen Sie, Geliebter, mich entfernt von der gewöhnlichen Straße in einem armen, unbedeutenden Städtchen rasten zu sehen. Sie haben Recht. Sie werden noch mehr erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich schon seit neun vollen Tagen diese Gegenden nach allen Richtungen durchkreuze, wie ein Jäger, der die Fährte eines kostbaren Wildes verfolgt. Aber — lächeln Sie nur immerhin — Zauberei umgibt mich überall. Ich weiß nicht mehr, ob ich träume, ob ich wache, ob ich rase? Die unnatürlichsten Dinge werden zur Wirklichkeit; meine Träume verkörpern sich, und Engel, die ich in den Entzückungen meiner Einbildungskraft sehe, schweben mich hier auf Erden als menschliche Wesen an.

Von meinem Claude begleitet, verließ ich die Hauptstadt. Meine Seele wandelte schon in jenen Gefilden am Missisippi, welche mit Aegypten, dem glückseligen Yemen, Indostan und China unter gleichem Himmelsstrich ruhen. Ich sah mich dort schon umgeben von meinen Hütten, meinen Pflanzungen, meinen Heerden, in philosophischer Einsamkeit; sah meinen Garten von allen Blüthen geschmückt, welche der ewige Lenz zwischen den Wendezirkeln streut, und sah im finstersten Heiligthum meiner selbstgepflanzten Gebüsche das Monument, welches ich dem Andenken der angebeteten Fürstin weihen wollte. — Sie ist nicht mehr, aber ich bin noch, und bin und athme nur für sie. Ich werde sie beweinen, so lange meine Augen Thränen haben; ich kann das Unvergeßliche nicht vergessen, und keine Freude der Welt gilt meinem Herzen so viel, als die stille, hoffnungslose, immer rege Sehnsucht nach ihr.

So kamen wir nach Poitiers. Hier macht' ich Rasttag, um einen alten Kriegsgefährten, den Obersten Brouin, zu besuchen im Vorbeigehen. — Es war Morgens. Ich fand ihn nicht zu Hause. Ein Lohnbedienter führte mich durch die Stadt umher, mir die Merkwürdigkeiten und Alterthümer derselben zu zeigen.

Die schönste Gegend von Poitiers ist vor dem

Thore St. Lazare. Hier erheben sich von verschiedenen Seiten Trümmer eingesunkener Römerwerke, auch ein altes, zerfallenes Schloß, und nicht weit davon fällt ein kleiner Fluß in den Clain-Strom.

Die Landschaft hatte ungemein viel Anmuth und ein romantisches Leben. Ermüdet setzt' ich mich, unweit der Burg, auf ein zerfallenes Mauerstück, und, während mir mein wohlunterrichteter Cicerone von der alten Herrlichkeit Poitiers erzählte, und wie Kaiser Augustus sie selbst gebaut habe, wie vorzeiten hier berühmte Kirchenversammlungen gehalten worden wären, und unter Karl VII sogar das Parlament von Paris sich hieher geflüchtet habe, gedacht' ich des Verstäubens und Verwesens alles Irdischen. Der glückliche Augustus und der unglückliche Karl, die frommen Männer der Konzilien und die Demosthene des Parlaments sind nicht mehr, und ihre Werke sind vergangen. Alle haderten, sorgten und litten um Nichts, und starben nach einem freudenarmen, verkümmerten Leben. Und ich gedachte der schönen Kirchenlehre von der Auferstehung und dem Wiederkommen aller Dinge. Da schauderte meine Seele froh. Unter den Millionen würde dann auch die Einzige verklärt stehen, und ich würde sie unter den Millionen finden.

Und indem ichs dachte — o Bellisle — trat sie hinter der halbverschütteten Ringmauer des Schlosses hervor, in der Mitte einiger Herren und Frauen, ging den Steig hinab gegen den Fluß, wo ein Schifflein sie erwartete, und fuhr mit ihren Gesellschaftern den Strom hin, wo sie mir zwischen den Gebüschen und Uferkrümmungen verschwand, ehe ich mich von meinem Schrekken, von meiner unaussprechlichen Verwirrung erholte. — War sie's selbst? war's ihr Geist? war's ein Wunderspiel der Natur, die ihr schönstes Werk zweimal schuf, um durch den Tod der Großfürstin nicht das edelste Glied in der Kette ihrer Schöpfungen fehlen zu lassen?

Christine ist nicht mehr, und doch sah ich sie — sie war's! Ihre Gestalt, ihre Grazie, ihr Angesicht, ihr lichtbraunes, üppiges Haupthaar, ihre Bewegung — Alles war sie selbst!

Ich sprang auf und eilte dem Ufer zu, da es schon zu spät war. Ich fragte den Lohnbedienten um die Namen der Gesellschaft. Der Tropf wußte mir nichts zu antworten. Er schwatzte mir statt dessen, mit bebender Zunge, viele Mährchen von einem großen Steine vor, der bei Poitiers auf vier andern Steinen liegen soll, und wollte mich dahin führen. Ich lief das Ufer entlang, um das Schiff noch in der Ferne einmal zu entdecken; allein die Gesträuche hinderten mich, vorzudringen.

Wie ein Berauschter kehrt' ich in die Stadt zurück. Der Oberst Brouin nahm mich mit Liebe auf; vergebens forscht' ich aber nach den Namen der Personen, die mich so lebhaft angezogen hatten.

Urtheilen Sie nicht zu früh über mich ab, Bellisle. Lesen Sie diesen Brief zu Ende! Was ich gesehen zu haben glaube, ist mehr als Wahnsinn.

Am Abend desselben Tages — ich weiß nicht, welches Fest die Leute in Poitiers hatten — ging ich mit Brouin und seiner Familie in die Messe. Wir traten in das Innere einer alt-gothischen, prächtigen Kirche, deren hohe, kühne Massen, Pfeiler, Wölbungen und hundert Altäre vom Glanz unzähliger Lampen und Kerzen erleuchtet waren. Kaum fanden wir noch Raum für uns, so groß war die Menge des Volkes.

Sei es die Feierlichkeit des Orts, die Pracht der Erleuchtung, die Gewalt der Musik und der Chöre, zuweilen vom majestätischen Ton der Orgeln unterbrochen — genug, ich erlag bald unter den heftigsten Empfindungen der Wehmuth. Christinens Bild umschwebte mich; meine Sehnsucht ward ungestümer, und ich fühlte all den namenlosen Schmerz wieder, der mich bei der Nachricht von ihrem Tode und Begräbniß fast getödtet hatte. Meine Augen schwammen in Thränen, und ich seufzte mit zitternder Lippe gen Himmel: „O warum gabst du mir dies fühlende Herz und des Jammers so viel!"

Indem ich die Augen wieder senkte, überflogen sie seitwärts die Stühle der Frauenzimmer, und Bellisle — da sah ich dieselbe Gestalt wieder, welche mir diesen Morgen bei dem alten Schlosse erschienen war. Ihre seelenvollen Blicke ruheten auf mir! — Bellisle, auf mir! — Sie war es wieder, ganz die Großfürstin, in allen Zügen, in allen Bewegungen, nur möcht' ich sagen, frischer, blühender, schöner, als ich sie in Petersburg zuletzt gesehen, wo schon der Gram sie dem Tode langsam zuführte. Wie am Morgen, war sie auch jetzt in schwarzen Trauerkleidern, und am Busen trug sie wenige Blumen.

Meine starren Blicke hingen an der Wundergestalt. Sie bemerkte es, schien betroffen, und zog den schwarzen Schleier schnell über ihr himmlisches Angesicht. Und doch war mir's, als beobachtete mich ihr Auge noch durch die Finsterniß des Schleiers.

Ich aber hatte fast mein Selbst verloren in diesen hohen, lyrischen Augenblicken meines Daseins, in diesen seltenen Licht- und Verklärungspunkten meines schattenvollen Lebensgemäldes. Wie soll ich Ihnen meinen Zustand schildern? Ich gedachte nicht des ungeheuern Widerspruchs, daß die russische Großfürstin im kaiserlichen Begräbniß zu Petersburg den tiefen Schlaf des Todes schlafe, und zugleich in einer Kirche zu Poitiers Messe höre. Ich sah nicht mehr die Kirche mit ihren glänzenden Altären und verdämmernden Schwibbogen und Hallen, sondern es war mir, als athm' ich in einer Vorhalle des Himmels, wo die seligen Geister, alles Irdischen entkleidet, sich sammeln unter süßen Ahnungen, ehe sie gerufen werden in das Allerheiligste. Und die Fülle der Strahlen, die aus der Finsterniß auf mich niedersanken, und die Betenden alle, und das Gewühl

heiliger Harmonien aus der Höhe, fügten sich in meinen Traum oder in meine überirdische Vision. Ich fand nichts mehr unbegreiflich; und hätte ein Gott mir diesen Zustand verewigt, ich würde unter allen Wesen der Schöpfung das seligste geblieben sein.

Die Zeit verfloß. Viele verliessen die Kirche. Auch das wundervolle Ebenbild Christinens schien sich zum Aufbruch zu rüsten. Da erst genas ich von meinem Taumel. „Wer ist die schwarze Dame dort?“ fragt' ich ängstlich den Obersten Brouin neben mir. „Ich kenne sie nicht!“ — Also eine Fremde? — „Sehr wahrscheinlich; denn ich sah sie nie in Poitiers. Die junge Dame neben ihr, mit der sie sich unterhält, ist eine Tochter aus dem Gasthofe zum goldenen Stern.“ — Kennen Sie diese genauer? — „Ich sah sie einigemal auf Bällen. Sie tanzte vortrefflich.“ — Ich beschwöre Sie, lieber Oberst, fragen Sie Ihre Bekannten um Namen und Vaterland der schwarzen Dame. — „Mit Vergnügen!“

Während unsers Gesprächs hatten sich jene aus dem Zimmer schon entfernt. Wie gern wäre ich ihnen nachgeeilt! aber ich mußte dem Anstand ein Opfer bringen.

Am folgenden Morgen ließ ich vom Oberst nicht ab, bis wir mit einander zum Gasthof vom goldenen Stern gingen. Die Begleiterin der Unbekannten erschien. Der Oberst erkundigte sich nach der fremden Dame.

„Sie ist von Lyon!“ war die Antwort: „Ihr Vater heißt de l'Ecluse; er scheint ein Kaufmann zu sein. Diesen Morgen ließ er in aller Frühe anspannen, und reiste mit seiner liebenswürdigen Tochter ab.“

„Wohin?“ rief ich.

„Wir wissen es nicht. Er erkundigte sich gestern nach der Route von Sivray!“ antwortete die Befragte: „Es scheint,“ setzte sie lächelnd hinzu, indem sie mich schalkhaft ansah, „Sie haben sich einander in Lyon gekannt, und hier bei uns unerwartet zusammengetroffen. Waren Sie nicht gestern Abend mit dem Herrn Obersten in der Kirche St. Eustache?“ —

Ich bejahte es.

„Nun wohl, Mademoiselle de l'Ecluse befragte mich um Sie. Ich konnte ihr nur erwiedern, daß Sie ein Fremder wären.“

Dies war nun Alles, was wir von der Unbekannten erfahren konnten, die sich mit ihrem Vater kaum zwei Tage in Poitiers aufgehalten hatte.

Vergebens waren Brouins Bitten. Ich reiste noch denselben Morgen ab nach Sivray. Wohin ich kam, forscht' ich nach dem Kaufmann von Lyon und seiner Reisegesellschaft. Man wies mich bald rechts, bald links. Immer glaubt' ich die Spur entdeckt zu haben; immer fand ich mich wieder getäuscht, bis ich die Hoffnung aufgab, jemals das räthselvolle Abenteuer aufklären zu können.

Morgen reis' ich ab von hier. Mögen Sie auch, mein Bellisle, immerhin sagen, daß die lebhafte Einbildungskraft mir den Streich gespielt, daß ich ein artiges Mädchen von Lyon, einiger Aehnlichkeit wegen, für eine Geistererscheinung genommen; daß es nichts weniger, als wunderbar sei, wenn ein Frauenzimmer, unaufhörlich von den Augen eines jungen Mannes verfolgt, endlich neugierig genug werde, nach dem Namen dieses Mannes zu fragen — den Tag von Poitiers vergess' ich nicht. Auch ihm bau' ich in meiner Einsiedelei von Mississippi ein Monument.

Bordeaux, 13. März 1716.

Nachdem ich kaum meine ersten Besuche in dieser blühenden Handelsstadt abgestattet hatte, erschien bei mir der Banquier Herr Duchat, und fragte, ob ich die in seinem Bureau für mich liegenden Geldsummen in Wechselbriefen oder baar beziehen wolle? Welche Geldsummen? Herr Duchat hatte, ehe ich nach Bordeaux gekommen, weder mich noch einen meiner nähern Freunde zum Korrespondenten. Nicht einmal eine Karte hatte ich an ihn durch Sie, geliebter Bellisle, erhalten. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung; ich behauptete, er irre sich schlechterdings in meiner Person. Er wies mir einen Brief, ohne Ort und Namensunterschrift, vor, und fragte mich, ob ich der darin bezeichnete Chevalier d'Aubant sei? ob ich in russischen Diensten gestanden? ob ich entschlossen sei, mit Kapitän de Blaizot in die Louisiana zu gehen? — Ich läugnete es nicht, und er zeigte mir noch einmal an, daß ich bei ihm ein Kapital von 150,000 Livres zu beziehen habe. Nähere Auskunft wollte er mir nicht geben. Denn daß die Ordre dazu, wie er vorgab, von London komme, wo keine Seele weiß, daß der Chevalier d'Aubant im März zu Bordeaux eintreffen werde, um sich nach Amerika einzuschiffen — das ist wohl ein Mährchen.

Wer ist mein unbekannter Wohlthäter? — O Bellisle, darf ich auf einen Andern, als Sie, rathen? Nur ein Freund, wie Sie, ist fähig, seinem Freunde ein so königliches Geschenk zum Abschied mitzugeben! — Ja, ich nehme die Summe an; aber vermehren Sie mir den Werth derselben durch das Geständniß, daß Sie der Geber seien.

Santa Cruz, 8. Juli 1716.

O Bellisle, das seltsamste Schicksal verfolgt mich, welches jemals einen Sterblichen neckte. Der unermeßliche Ozean trennt mich von Europens Küsten, und was ich dort sah, seh' ich wieder hier; und was mich dort bezauberte, übt auch hier seine feenhafte Gewalt an mir. Mein Lebenslauf gleicht einem schönen Gespenster-Mährchen; dieselbe Wundergestalt, welche mich in dem deutschen Hain entzückte, die ich am Hof des russischen Kaisers als Großfürstin glänzen sah, die mich an den Ufern des Clain überraschte, im

Tempel zu Poitiers begeisterte — nennt meinen Namen unter den Palmen von Teneriffa.

Doch ich will Alles in stiller Ordnung erzählen, damit Sie nicht wieder auf die Verworrenheit meiner Briefe schmählen. Meinen letzten Brief, welchen ich Ihnen aus Funchal in Madera schrieb, werden Sie schon erhalten haben; denn wir mußten dort, widriger Winde wegen, noch viele Tage liegen bleiben. Der Kapitän de Blaizot ließ endlich die Anker am dritten Juli lichten in der Frühe; schon am vierten gegen Abend konnte man in dämmernder Ferne die Insel Teneriffa am Horizont erblicken, die wir jedoch erst am folgenden Tag erreichten.

Der Kapitän wollte sich auf dieser Insel mit Wein versorgen. Wir mußten also auch hier wieder einige Tage verweilen. Ich ging mit de Blaizot ans Land, und hatte beim Anblick des majestätischen Pics, der sich kegelförmig in die Wolken emporstreckt, nichts Geringeres im Sinn, als diesen berühmten Berg zu besuchen. Doch der Schiffshauptmann hinderte mich daran; ich habe nichts verloren darum, denn ich erblickte dafür die geliebte Ueberirdische.

Es war gestern ein herrlicher Tag. Ich begab mich am Abend auf den Spaziergang am Ufer, die Almeide geheißen, wo ich im Schatten hoher Palmen und Kastanienbäume eine schöne Stunde mit Träumereien über meine Zukunft genoß. Der Anblick des ewig regen, unendlichen Meers, und dann wieder des sanft jenseits der Stadt anschwellenden Gebirgs, dessen höchste Gipfel ein Kranz von gekräuselten Silberwolken umfloß — die leichtere, reinere Luft, in der ich tiefer und gesunder zu athmen wähnte — der aromatische Geruch, der mir von unzähligen, wildwachsenden Stauden und Pflanzen und Gesträuchen fremder Gestalt entgegenströmte — das geschäftige Getümmel der Arbeiter, Lastträger und Matrosen am Gestade — Alles war mir ein so neues, schönes Bild, wie ich's nie gesehen, und welches meine Brust mit den lieblichsten Gefühlen schwellte.

Siehe da! — ich war zum Ausgang der Almeide gegen die weit in die See hinausgebaute Lastadie gelangt — kömmt athemlos, mit einem Päckchen unterm Arm, derselbe Mensch gesprungen, den ich Ihnen in meinen Briefen aus Paris nur den Rothrock nannte. Es war dasselbe Zigeunergesicht, nur statt des Scharlachrockes trug er ein leichtes grünes Reisekleid. Er lief an mir vorüber, sah mich, blieb verwundert stehen, und rief: „Herr Chevalier, Sie hier? Willkommen auf Teneriffa! Wohin geht die Reise?“ — Ich antwortete eben so schnell, als er fragte: „In die Louisiana, nach Neu-Orleans.“

„Viel Glück!“ rief er, und lief davon, die Lastadie entlang. Es verdroß mich die Ellfertigkeit dieses Sonderlings. Ich rief ihm nach. Er hörte mich nicht. Gern hätt' ich ihn gesprochen. Langsam folgt' ich ihm. Die Seiten der Lastadie wimmelten von Booten, die landen oder abstoßen wollten. In eins solcher Boote sah ich meinen Grünkittel springen, es waren darin zwei Frauenzimmer und ein ältlicher Herr. Ich trat näher. Das Boot war schon abgelöset vom Ringe, und ruderte seewärts. Ich hörte eine weibliche Stimme aus dem Fahrzeuge: „d'Aubant!“ rufen. — O mein Freund, und es ward dunkel vor meinen Augen — es war die göttliche Lyonerin, die Großfürstin, das Mädchen vom deutschen Walde — nennen Sie es, wie Sie wollen.

Mit Vogelschnelle flog das Boot dahin, und verlor sich unter den Schiffen, welche auf der Rhede vor Anker lagen. Ich Elender, alle Besonnenheit hatte mich verlassen, und alle Geistesgegenwart! Ich beschloß zu spät, der Wunderbaren nachzueilen, und endlich das unbegreiflichste Räthsel zu lösen. Ich lief die Lastadie auf und ab, und suchte ein Boot zu miethen um jeden Preis. Ich fand fast alle schon versagt; bei andern fehlten die Schiffer, und wieder bei andern hatt' ich Mühe, mich den Leuten deutlich zu machen, die nur Spanisch redeten.

Als ich endlich ein Fahrzeug gewonnen, sah ich drei große Schiffe mit aufgespannten Segeln ins Meer gehen. Ein Landwind, der bei Teneriffa zu den Seltenheiten für Schifffahrende gehört, begünstigte sie. Ich zitterte vor dem Gedanken, daß eins derselben die wunderbare Unbekannte entführe. Ich kam zum Ankerplatz und fragte von Schiff zu Schiff, und meine Furcht fand ihre Bestätigung. Die Frauenzimmer waren auf das französische Schiff, der Delphin genannt, an Bord gegangen, welches unter den Abgesegelnden gewesen. Man wußte mir noch zu sagen, daß der Commandeur des Delphins nur dieser Damen willen die Abfahrt verzögert, und bei ihrer Ankunft schon die Anker aufgewunden gehabt habe.

Es war schon dunkel, als ich wieder an's Ufer trat — ich lief in die Almeide zurück, wie ein Verzweifelnder, und machte — ich erröthe nicht, es zu bekennen — in tausend Thränen meinen Schmerzen Luft. — Meine Augen fanden keinen Schlummer in dieser Nacht.

Sobald der Morgen graute, ging ich aus, zu erforschen, wo sich die Frauenzimmer während ihrer Anwesenheit auf der Insel befunden haben konnten. Es war in Santa Cruz selbst, wo sie in einem Privathause gewohnt hatten. Der Eigenthümer des Hauses, ein Weinhändler, wußte mir nichts zu sagen, als daß die Dame, so mich interessirte, die Tochter eines Deutschen sei, der nach Westindien zu seinen Verwandten reise. Das zweite Frauenzimmer habe er für die Bediente der Tochter gehalten; und eine andere Mannsperson, die nach der davon gegebenen Beschreibung keiner, als mein Rothrock zu Paris, oder der Grünrock von Teneriffa sein kann, schien der Bediente des Herrn Walter zu sein, der ihm schlechthin nur Paul gerufen habe.

So weit meine Aufklärungen, wenn ich Aufklärung nennen darf, was meine Verwirrung noch

vergrößerte. — Ich erhielt es ohne Mühe, daß mir auch das Zimmer gezeigt wurde, welches die schöne Walter bewohnt hatte. Ich betrat es mit sanftem Schauer, wie das Allerheiligste eines Tempels. Ihr Geist schien aus diesen einfachen Geräthen und Verzierungen mich noch anzusprechen, und jedes schöner und bedeutender zu sein, weil es von ihrer Berührung geweiht worden. Dieser Boden hatte sie getragen, dieser Sessel sie umfangen, dieser Spiegel ihre himmlische Gestalt zurückgestrahlt. Ich durchspähte Alles mit Blicken der Neugier und heiligen Scheu, und suchte Spuren und Reliquien, wie ein Pilger, welcher die heilige Erde Jerusalems betritt, und das Grab sieht, welches der Erlöser bewohnt hatte.

Auf einem Winkeltischchen lagen einige zerschnittene Papiere, von denen noch eins die abgerissenen deutschen Worte enthielt:

Vergessenheit aus Lethe's dunkeln Quellen,
Der Hoffnung grüner Feenkranz ...

Man sah es den Zügen dieser Schrift an, daß eine weibliche Hand sie gebildet hatte. Auch der Weinhändler bestätigte, daß er die schöne Fremde in diesem Zimmer einmal schreibend gefunden. Dies war genug für mich. Das Blättchen mit den sinnvollen Zeilen ward mein Kleinod.

Bellisle, Bellisle! wer ist diese Wunderbare, die mir unter wechselnden Gestalten und Namen in den verschiedensten Gegenden des Erdballs begegnet? Ist es nicht eine — sind es mehrere? daran glaube ich nicht mehr, seit ich meinen Namen von ihr ausgesprochen hörte auf der Lastadie. Die Tochter Walters und die Lyonerin de l'Ecluse sind dieselben. Die Tochter Walters und die Gemahlin des Großfürsten Alexis sind in meinen Vorstellungen wundersam verwandt durch den sogenannten Paul, der ihr Diener ist, und in Paris mir doch — und warum gerade mir? — den Tod der Prinzessin von Wolfenbüttel verkündete, ehe die Gesandtschaft davon unterrichtet war. — Bellisle, hier walten seltsame Geheimnisse! Wer kennt die vor der Welt verhüllte Geschichte manches Fürstenhauses? Die Gemahlin des Czarewitz ist gestorben; ihr Leichnam ist feierlich in das kaiserliche Begräbniß beigesetzt worden — aber eben diese Prinzessin wandelt noch lebend unterm Himmel! Die Prinzessin von Wolfenbüttel schwebt in diesen Augenblicken auf den Wellen des Meers zwischen den Wendezirkeln, während Europa sie beweint.

Ich ruhe nun auf Erden nicht, bis ich die Unerklärliche gefunden. Als das schwankende Boot sie übers Meer trug, sprach sie mit süßer Stimme meinen Namen — und dieser Ruf zieht mich ihr nach durch alle Wüsten, alle Paradiese — und immer tönt es noch vor meinen Ohren, und mein erloschenes Leben flammt wieder mit verjüngter Gewalt auf.

Der Delphin trug sie zu den Küsten Amerika's. Er wird doch zu erforschen sein. Ich will rastlos und unstät von Hafen zu Hafen, von Land zu Land ziehen, bis ich ihre Spur entdecke — und dann — mir blüht noch ein Arkadien, und dieser Stern wird mich nicht belügen!

Vielleicht erhalten Sie nun in langer Zeit keine Briefe von mir — senden Sie die Ihrigen für mich immerhin nach Bilaxi, oder, wenn Sie lieber wollen, nach der neuen Kolonie Neu-Orleans am Mississippi. Dahin werd' ich, von meinen Abenteuern müde, einst gewiß zurückkehren.

Zweites Buch.

Aus den Tageblättern von Auguste Holden, der Gräfin Julie B. geweiht.

1.

Die Palme streut ihren leichten Schatten auf das Fenster meiner Hütte; ein unbekanntes Gebirg strahlt mit beschneiten Gipfeln vom fernen Horizont; ein namenloser Bach rauscht in der Tiefe zwischen Felsen und entwurzelten Stämmen; eine fremde Natur umschwebt mich mit reizender Farbenmischung; selbst jene Bäume, die ihre ungeheuern, finstern Aeste durch die Lüfte schwingen, jene Gesträuche am Fuß des Hügels kenn' ich nicht, und aus den Wiesen steigen unbekannte Blumen.

Hier ist mir wohl, und hier beginnt neues Leben, hier meine Ruhe, meine Sicherheit.

Sei mir gegrüßt, du wundervolle, freundliche Wildniß; ich will deine Bewohnerin sein. Ich will eure Schwester heißen, ihr gutmüthigen Wilden, die ihr eure Kinder und eure Todten zwischen den Zweigen der Bäume wieget. So soll mich eure Hand einst in den ewigen Schlaf wiegen unter den kühlen Zweigen. Fürchtet das schwache Weib von Europa nicht. Reichet mir die Hand, ihr Kinder der Natur, lasset mich in eure Hütten treten, einfach zwischen Pfählen von Reisern geflochten und mit Laub bedeckt; ich will die Gesänge eurer Weiber lernen, und sie die Künste meines Vaterlandes lehren. Ich will die Zeugin eurer Feste, eurer Tänze sein, und eure Sieger mit den schönsten Glasperlen schmücken, und eure stillen Wohnungen mit nützlichem Geräth bereichern.

2.

Julie, o meine Julie! denn du bist's, mit der ich immer in meinen Gedanken rede; dir weih' ich diese Blätter meines Tagebuchs, diese Früchte der Einsamkeit und Schwermuth — — Julie, die du von mir in unendlicher Ferne wohnest, und mich beweinst, wie man die Todten beweint — deine Fürstin, deine Freundin wandelt unter einem fremden Himmel und liebt dich noch, und gräbt mit zärtlichem Sinnen deinen Namen in die Zedern eines entlegenen Welttheils.

Ich sehe dich erblassen, und mit zitternder Hand die Papiere aufschließen, die einst — wenn

unser beider Leben schon zur Neige eilt, und Europa mich längst vergaß und das Gedächtniß meiner nur noch in deiner treuen Liebe einsam dauert — die dann vielleicht dein Eigenthum sein werden.

Warum bebest du ohnmächtig zusammen? Hast du der Verheißung vergessen, daß mein Geist dir einmal wieder erscheinen werde nach langer Zeit? — Du wankst und zweifelst? O meine Julie, erkennst du nicht die Züge meiner Hand mehr? Es ist dieselbe, die in den Gärten unserer Kindheit dir so manchen Blumenstrauß gewunden; es ist dieselbe, die dir mit leisem Druck ewige Freundschaft schwor; es ist dieselbe, die krampfhaft einst die deinige umschloß, und von dir nicht lassen wollte, als wir uns scheiden mußten.

Ja, Julie, ich lebe, deine Fürstin lebt, und ist nun glücklich. Nein, nicht mehr Fürstin — diese ward in den prachtvollen Todtengrüften von Petersburg verscharrt. Dahinten blieb mein glänzender Hofstaat, meine erhabene Verwandtschaft, meine Aussicht auf den größten Thron der Welt. Selbst meinen Namen überließ ich dem Moder des Grabes; Augustine Holden ist ein neugebornes Wesen, nicht mehr die Tochter des hohen Fürstenhauses Wolfenbüttel!

Vor meiner Thür, wo sonst Kammerherren und Gräfinnen Befehlen entgegenhorchten, sitzen jetzt Indianerinnen, welche ihre Kinder säugen. Statt der Konzerte und Redouten hör' ich den Gesang eines Wilden, der einsam durch den Wald irrt, oder das Lied unbekannter Vögel, oder ich sehe den Tanz der Eingebornen im Mondenschein. Mooskissen liegen an der Stelle meiner Sammetpolster, und Kräuter, Mais und die kühlenden Früchte der heißen Zone füllen meinen Tisch. — Und doch, Julie, beklage mich nicht, denn ich bin glücklich! Noch ist keine Thräne des Heimwehs um Europa aus meinen Augen gefallen, seit ich den Boden Amerika's berührte!

In meiner Brust, o Julie, ist ein Himmelreich, und ein neuer Sinn ist in mir aufgeschlossen für den Werth des Lebens. Ich gehe mit Entzücken durch die grüne Nacht dieser ungeheuern Wälder; sitze mit frohem Schauer am Abhang dieser einsamen Wasserfälle; athme tiefer in diesen lauen Lüften unter balsamischen Gesträuchen, und weine nur Thränen schwermüthiger Wollust, wenn Abends des grauen Herberts Flöte durch die horchende Einöde tönt, und sie das liebliche Bild meiner verwaiseten Kinder, ihr Lächeln, ihr anmuthiges Liebkosen, ihre unschuldsvollen Tändeleien in meiner Phantasie erneuert. — Ach, Julie! nur diese holden Kleinen noch einmal zu sehen — nur ungekannt im Gewühl anderer Zuschauer stehen, und aus der Ferne ihre Spiele sehen zu dürfen — dies ist mein letzter, brennender Wunsch. Aber sie hatten ihre Mutter kaum gekannt; sie werden den Verlust derselben nie beweinen. Nur ich betraure euer Los, o meine Natalie, mein Peter — denn ihr seid Fürstenkinder.

3.

Nur dir, Geliebte, will ich das Geheimniß meines Lebens entschleiern. Aber ich beschwöre dich, streue diese Blätter in die Flammen, daß keine ungeweihten Augen sie durchstreifen, und die Verrätherei nie den Gram meiner fürstlichen Aeltern verjüngen. Ach, was sollte sie trösten, wenn sie nun wüßten, daß ihr geliebtes Kind, daß die Schwester einer römischen Kaiserin unter den Wilden wohne im Innern von Amerika? — Wer würde die Wenigen retten vor dem Zorn der Oberherren Rußlands, die meine Flucht mitleidsvoll veranstalteten? Würde man nicht, und wär' es noch so spät, mich wieder in die Heimath zurückfordern? Würde man nicht diese Einöden durchforschen lassen, um mich zu finden? — Mir graut vor der entsetzlichen Möglichkeit — ich würde entschlossen sein, lieber den Tod, als die Küsten von Europa zu sehen.

Glaube es, Julie, nur die schrecklichsten Schicksale konnten mir gebieten, das Ausserordentlichste zu wählen. Ich habe einen großen Kampf gekämpft, und habe Blut geweint über der Wiege meiner verlassenen Kinder. — Verzeih' es Gott meinem Gemahl, dem Czarewitz!

Unter Thränen entschlief ich jeden Abend, mit Bangigkeit erwacht' ich jeden Morgen vom leichten unruhigen Schlummer. Es verlor sich fast kein Tag, an welchem ich nicht Beschimpfungen von meinem Gemahl erlitt, und die peinlichsten Drohungen. Es war mir eine Gnade, wenn er mich mied. Doch wenn er kam, dann ward mein Jammer neu. Meistens zeigte er sich nur, wenn er vom Branntewein berauscht, ohne Verstand und Sinn, an mir den Zorn kühlen wollte, welchen die erbitterten Bojaren, Strelitzen und Popen gegen seinen Vater in ihm angefacht hatten; oder wenn er aus dem Kloster kam, worin seine Mutter, die verstoßene Czarin, mit ihrem abscheulichen Galan Glebof, Ränke und Plane gegen den Kaiser geschmiedet hatten; oder von seiner Tante, der Prinzessin Marie, die gegen ihren kaiserlichen Bruder den Haß der verstoßenen Czarin theilte.

„Geduld, Geduld!" schrie er dann oft, „der Czar ist nicht von Eisen. Besteig' ich einst den Thron, Madame, dann hat unsere Ehe ein Ende, und ich jage Sie in dasselbe Kloster, worin jetzt meine unschuldige Mutter schmachtet. Den schelmischen Großkanzler, den Graf Goloskin, will ich zur Belohnung seiner Kupplerei lebendig auf einen Pfahl spießen lassen; denn er ist Schuld allein, daß ich eine Wolfenbüttlerin heirathen mußte. Und den Fürsten Menzikoff und seinen Schwager will ich ebenfalls lebendig spießen lassen, dem Goloskin zur Gesellschaft. Die Favoriten des Czar sollen in Sibirien Zobel fangen lernen, und all die vermaledeiten Fremden mit ihren neuen Sitten und Künsten, diese Glücksritter, Lungerer und Abenteurer — ich will sie mit eisernen Ruthen aus Rußland wegfegen, wie ein lästiges Ungeziefer, und mit Knuten soll man ihnen den Zehrpfennig auf dem Hinweg reichen."

Dies wiederholte er mir oft — dies schwor er mir mit den gräßlichsten Flüchen vor. Einst hing ich mich liebkosend, weinend an seinen Hals, um seinen Unmuth zu beschwichtigen, da warf er mich, wie eine freche Bettlerin, zurück und gab mir einen Backenstreich, der mich betäubte. — Ach! Julie, dies ist die erste Mißhandlung, die ich in meinem Leben dulden mußte — ich, die von Tausenden immer nur seit meinen Kinderjahren geschmeichelt worden war, ich, der Liebling meiner Aeltern — ich, die Fürstin! — Nein, und wenn ich könnte, ich würde dir nicht die Empfindungen schildern, unter welchen ich damals verging. Ich würde jetzt noch leiden.

Aber keiner Seele offenbarte ich meine Kränkung, die nachher nur allzuoft wiederholt ward. Vielleicht hätte ich mein herbes Loos versüßen können, wenn ich in die Verwünschungen meines Gemahls gegen des Kaisers Günstlinge, gegen die Weisesten und Tugendhaftesten des Landes eingestimmt — wenn ich, wie er, den Czar, der mich so väterlich liebte, gehaßt — wenn ich mit all den Mönchen und ausschweifenden Wollüstlingen, die meinen Gemahl umgaben, zügelloses Leben begonnen, und mit seiner schändlichen Buhlerin, die ihn bezaubert hielt, Schwesterschaft geschlossen hätte. — Ich konnt' es nicht.

Beklagenswürdiger ist kein Geschöpf, als das schirmlose Weib, welches vor dem Manne unaufhörlich zittert, von dem es Schutz empfahen sollte. Es ist kein qualenreicherer Zustand zu ersinnen. Die Unglückselige steht vereinzelt in der Welt, nur mit und neben ihrem Mörder; sein Name ist der ihrige, seine Ehre die ihrige. Sie muß die Grausamkeit ihres Folterers verheimlichen, um ihren Leumund in der Welt nicht zu entweihen. Sie muß den Mund rühmen, der sie schilt, und die Hand schmeicheln, von der sie geschlagen wird. Durch tausend kleine häusliche Verhältnisse mit ihm zusammengeflochten, wird jedes ihr zum neuen Dorn im Märtirerkranz.

Lange konnte ich, lange all' mein Elend tragen. Jahre hindurch versuchte ich jedes Mittel, den Unempfindlichen zu rühren. Ich stellte seinem Hasse meine Liebe, seinen Flüchen meine Thränen, seiner Brutalität meine Liebkosungen, seiner Wuth meine Gelassenheit, seinen Niederträchtigkeiten oft den edeln Stolz entgegen, mit welchem Unschuld und Bewußtsein uns bewaffnen — ich siegte nicht. Meine Sanftmuth stärkte nur die Roheit seines Sinnes, mein Ernst brachte ihn zur Raserei.

Einst fand mich so, du weißt es, von ihm mißhandelt, die Gräfin von Königsmark. Ihr Mitleid regte meine Kraft auf. Er hatte mir oft die Scheidung angeboten, doch furchtsam vor des Kaisers Zorn nie gewagt, das Wort öffentlich auszusprechen. Ich wagte es, den Vorschlag zur Trennung dem Monarchen wissen zu lassen. Fürst Menzikof sollte ihm den Gedanken annehmlich machen. Menzikofs Kunst scheiterte an des Kaisers unbeweglichem Sinn. Der Czar, welcher in seinen Staaten keinen furchtbarern Feind kennt, als den ungerathenen Sohn, der überall in der Mitte der Mißvergnügten, des dummen Pöbels und der beleidigten Mönche Liebling, das große Werk seines Vaters zu zerstören droht — der Czar hätte eher seine Waffen vor Karl XII. strecken, als sich in einen Wunsch und eine Neigung dieses Sohnes fügen können.

Ich wandte mich flehend in eigenhändigen Briefen an meinen theuern Vater in Deutschland um Einwilligung, und um sein hohes Fürstenwort zu meiner Erlösung. Mit väterlichem Ernst wies er die unglückliche Tochter zurück. So ward ich für die Ehre meines Hauses hingeopfert — nicht einmal gestattet wurde mir die Gunst, nach Wolfenbüttel auf einige Zeit zurückkehren zu dürfen.

So mir selbst und meiner Verzweiflung überlassen, gab ich jede Hoffnung eines frohen Lebens auf. Mein Gemahl verdoppelte seine Unmenschlichkeit. Meine jugendlichen Kräfte vereitelten seine Mühe, mich durch Gram und Kummer früher zum Tode reif zu machen. Da ward ich vergiftet, und — gerettet.

4.

Düsterer denn jemals — es war ein melancholischer Abend, Wind und Regen rauschten gegen die Fenster meines einsamen Gemachs — erwog ich einst mein Schicksal, musterte die freudenarme Gegenwart und die furchtbaren Möglichkeiten der Zukunft. Ich verlor mich in verzweiflungsvollen Planen, und beklagte, daß die Kunst der Aerzte mein elendes Leben aus den Gefahren des Gifttodes gerettet hatten.

„Was hab' ich," so sprach ich in mir selbst, „was hab ich zu hoffen? Ist denn irgend für mich Frieden, als im Grabe? Wird der grausame Czarewitz, den ich Gemahl heißen muß, wird er nicht jedes Mittel wählen, sich meiner zu entledigen? Bin ich nicht in seiner Gewalt? Früher oder später falle ich durch ihn. Wer einmal das Entsetzen vor einer Gräuelthat verlernt hat, dem ist kein Verbrechen weiter unmöglich. Er kann mir den Tod in meinen Lieblingsspeisen reichen; er kann ihn in meinen Wein füllen; er kann mich im Schlaf an seiner Seite erwürgen.

„Was hätt' ich zu erwarten, wenn dieser Wilde einst den Thron seiner Väter bestiege? — Den Tod, oder den ewigen Kerker? — Wer ist mein Schutz? Verlassen bin ich von allen.

„Der Schlaf des Todes ist süß. Gott erbarme sich meines unmündigen Kindes — mein Leben ist ihm unnütz. Mein Tod wird vielleicht den grausamen Mann erschüttern, und ihn zu einem zärtlichen Vater machen, da er kein zärtlicher Gemahl war."

Schnell reifte der Entschluß zum Selbstmord. Ich ging zu meinem Arzneischrank, und zog die Flasche mit Opium hervor. Ich füllte einen Becher. Ich ließ mir meine Tochter Natalie bringen, um sie noch einmal zu segnen. Ich nahm das holde

Geschöpf an meine Brust; ich weinte bitterlich; es schlief unter meinen Thränen ein.

Als ich das Kind zurückgegeben hatte, befahl ich den Kammerfrauen, mich allein zu lassen, und erst am folgenden Morgen zu kommen, denn ich wolle schlafen gehen. — Sie gehorchten. — Ich verschloß das Kabinet. Ich sank auf meine Knie, um zu beten.

Aber ich konnte die Hände nicht emporheben; meine Seele war wie vernichtet. „Selbstmörderin und Mörderin des Kindes unter deinem Herzen, kannst du zu deinem Schöpfer reden, während du über Verbrechen brütest?" So rief's in mir. Ich konnte nicht beten. Ich sank weinend zur Erde, meine Stirn berührte den Boden. „Nein, o mein Gott, mein Schöpfer," stammelte ich, „ich bleibe dir getreu. Ich will mein Leiden tragen, und den bittern Kelch leeren — vergib dem schwachen, verzweifelnden Weibe!"

So lag ich da. Es war still und dunkel umher. Ich war ermattet und ohnmächtig. Es fehlte mir an Kraft, mich emporzurichten; zwischen Schlaf und Ohnmacht, in wohlthätiger Betäubung, verlor sich allmälig mein Bewußtsein.

Grüne, schimmernde Inseln schwammen, wie in einem Morgentraume, vor mir vorüber. Sie faßten mich auf; ich irrte in unbekannten Hainen, und über pfadlose, blühende Auen, und von allen Zweigen tönten mir Gesänge der Vögel entgegen, und links und rechts gaukelten fallende Blüthen purpurn und silbern in der Luft um mein Haupt. Ach, mir war's, als web' und leb' ich wieder in einem der wunderschönen Frühlinge des reizenden Deutschlands; und meine Brust erweiterte sich tiefathmend, als möchte ich den ganzen Himmel mit einem Zuge trinken.

„Aber wo bin ich denn?" fragte ich einen Greis, der ehrwürdig mit schneehellem Haupt und Bart, und weißen Kleidern, gleich einem Braminen am Ganges, neben mir wandelte. „Dies ist Amerika!" sprach er, „und hier sollst du, wie eine Selige, wohnen."

Da stiegen mir heiße Freudenthränen ins Auge. „Also entflohen dem unermeßlichen, winterlichen Kerker Rußlands? Ich bin frei — für mich ist kein Rußland, kein Czarewitz mehr! — Und hier werd' ich fortan wie eine Selige wohnen." So dacht' ich, und bog mich nieder, und küßte segnend den blühenden Boden Amerika's.

Mein Traum erlosch, und mein Schlaf verflog. Ich erhob mich vom Fußteppich. Schon war es um Mitternacht. Ich warf mich in meinen Kleidern aufs Bett, den schönen Traum zu erneuern.

Julie, wenn es noch göttliche Eingebungen gibt — und warum soll ich sie bezweifeln? warum soll der Vater der Welt nicht mit seinen leidenden Kindern reden, wie einst, er, der noch jetzt, wie sonst, ihre Gedanken regiert? — so war dies eine göttliche Stimme, die mir's sprach: Hier ist Amerika, und hier sollst du, wie eine Selige, wohnen! — Heiter erwachte ich spät am Morgen; mein Herz aber war voll von unnennbarer, tiefer, schmerzlicher Sehnsucht nach dem blühenden Boden des fernen Welttheils.

Die Gräfin von Königsmark besuchte mich. Sie erschrack über die Blässe meines Angesichts. Ihre Augen wurden feucht. Sie küßte meine Hand mit der Heftigkeit des lebhaften Mitgefühls, und ich fühlte ihre warmen Thränen fallen auf meine Hand.

„Nein," rief sie, „meine Fürstin, ich kann es nicht ertragen. Ich kann Sie nicht leiden, nicht so hinsterben sehen unter der Grausamkeit Ihres Gemahls. Gebieten Sie über mich, und wenn es mein Leben gelten sollte, ich will Sie erretten. Fliehen Sie nach Wolfenbüttel, in den Schutz Ihrer erlauchten Aeltern; ich nehm' es auf mich, Ihr Entrinnen zu veranstalten. Keine Seele soll es früher wahrnehmen, bis Sie den deutschen Boden betreten haben werden."

Ich umarmte schweigend das gute Weib, und reichte ihr den harten Brief meines Vaters, worin er mir die Heimkehr untersagte.

„Mag er es doch!" rief sie: „Sind Sie nur einmal in Wolfenbüttel, so wird er Sie nicht zurückstoßen."

— Aber er wird mich wieder nach Petersburg ausliefern, und mein ganzes Leben ist mit heilloser Schmach bedeckt. Wie könnt' er dem gebietenden Fordern des Kaisers widerstehen? Ja, liebe Königsmark, Sie verdienen mein Vertrauen. Ich fühle es, daß ich mein qualenreiches Dasein nicht lange mehr führen könne. Wär' ich nur getröstet um das Loos meines Kindes, und desjenigen, so ich unter meinem Herzen trage — mein Entschluß wäre schon genommen."

„Was können Sie für Ihre Kinder fürchten? Der Czar wird sie nicht verlassen. Die ganze Liebe des Monarchen, so er jetzt Ihnen weiht, wird sich über seine Enkel ausdehnen. Er wird ihr Loos zu sichern wissen, selbst wenn der Großfürst ein so unnatürlicher Vater wäre, wie er ein unnatürlicher Sohn ist. Und gesetzt, theure Fürstin, Sie blieben in Petersburg, sind darum Ihre Kinder beschützter? Oder wenn Sie die Beute Ihres Kummers werden, und früh aus dem Leben gehen — ist Ihren Nachkommen damit mehr geholfen? Ich beschwöre Sie, retten Sie sich! In Petersburg ist Ihr Leben in täglicher Gefahr."

— Ich weiß es, Gräfin. Ich will mich retten.

„Und wie?"

— Durch eine neue, freiwillige Todesart. Erschrecken Sie nicht! Ich will keinen Selbstmord begehen. Aber sterben will ich für Petersburg, für Europa — ich flüchte mich übers Meer und verberge mich unter fremdem Namen im Innern eines entlegenen Welttheils in unbekannten Gegenden, welche nie der Fuß eines Europäers betrat. Da werd' ich gleichsam in ein zweites Leben treten; wie ein Kind anfangen, eine neue Sprache zu stammeln, neue Verbindungen zu schliessen, neue Dinge kennen zu lernen. Ich werde in einer neuen Welt,

wie auf einem fremden Sterne wandeln, und, gleich einer Abgestorbenen, mich der Vergangenheit dunkel nur, wie eines frühern Lebens auf dem Erdplaneten, erinnern. Ich werde nichts mehr erfahren von meinen Freunden, von meinen Kindern, meinen Aeltern, von Allem, was in der bekannten Welt geschieht. Man wird nichts mehr von mir erblicken; man wird mich, wie eine Begrabene, betrauern und vergessen. Ich werde einem abgeschiedenen seligen Geiste gleichen, ohne den Tod empfunden zu haben. — Sie schaudern vor diesem Gedanken, liebe Königsmark? Mir gewährt er namenlose Lust. Es ist ein Selbstmord ohne Sünde. Ich erfülle eine heilige Pflicht, und rette mein Leben, ohne die Vorurtheile der Welt, ohne die Begriffe meiner Verwandten von fürstlicher Ehre zu verwunden. Alles hängt nur von der Verheimlichung meiner Flucht ab. Sollte das Geheimniß jemals verrathen werden, wahrlich, untröstlich würden meine Verwandten sein, vielleicht minder wegen meines Looses, als wegen der vermeintlichen Schande, die ich auf unser Haus werfe. Menschen, unvertraut mit meinem Elende und all' den tausend Ursachen des verzweifelten Entschlusses, würden mich in den Rang der Abenteurer setzen, und statt den Muth zu ehren, mit welchem ich jedes Vorurtheil zertrat, um die verlorne Ruhe und Freiheit wieder zu gewinnen, mich verdammen mit hartem Herzen.

So ungefähr sprach ich zur Gräfin. Wenig Mühe galt es, sie zum Beistand zu überreden, und manche Besorgnisse um den gewagten Plan zu zerstreuen. Sie schwor mir treue Verschwiegenheit und veranstaltete das Nöthige zu meiner Flucht, die nach meiner Niederkunft geschehen sollte, sobald mir die nöthigen Kräfte zur großen Reise wieder gekommen sein würden.

5.

Mein alter, treuer Diener, Herbert, ein Mann von Tugend und großem Muthe, war der erste, welchen ich in unser Geheimniß zog. Seine Hilfe war uns unentbehrlich; ich wollte mich nicht ohne Begleitung in die weite Welt hineinstürzen. Seit meinen Kinderjahren war er mein Freund, mein Vertrauter; ihm hatt' ich viele meiner bessern Kenntnisse zu danken. Ich ehrte ihn mehr, wie einen zärtlichen Vater, als daß ich ihn wie einen Diener am Hofe behandelt hätte.

Ehemals war er der Zeuge meines Frohsinns, nun seit dem Tage der Vermählung der meines Grams gewesen. Oft stand er von ferne, mit einem Antlitz voller Schmerz, und beobachtete mich; oft, wenn ich ihm klagte, wußt' er mir Muth einzuflößen; oft, wenn ich verzweifeln wollte, wußt' er durch seine Vorstellungen mir neue Hoffnungen anzuzünden. Mir war's, als sei er die hehre Gestalt des himmlischen Traumes, durch welchen mein Schutzgeist zu mir geredet hatte.

Herbert, als ich ihm das große Vorhaben enthüllt hatte, stand betroffen und sprachlos vor mir. — „Warum schweigst du, lieber Herbert?" fragt' ich ihn.

„Gnädigste Fürstin, der Gedanke ist entsetzlich. Sie, gewöhnt an den Glanz des Hofes, an tausend kleine, unentbehrliche Bedürfnisse, an den Genuß, welchen Wissenschaft und Kunst in der gebildeten Welt gewähren, Sie wollen Ihre Wohnung wählen unter den Horden wilder Indianer, in den unbekannten Wüsten eines fremden Welttheils?"

„Leben, Freiheit, Ruhe und Armuth sind süßer, als der Jammer unter Gold und Seiden. Herbert, ich will, ich muß mein Leben retten. Ich frage dich, folgst du deiner Fürstin lieber zum Grabe, oder in eine andere Weltgegend? Wir fliehen, Herbert. Ich höre auf, Fürstin zu sein. Ich will dich Vater nennen; ich will deine Tochter sein. Es wird einen schönen Winkel des Erdbodens geben, wo wir verborgen vor den Menschen in Einsamkeit und kummerloser Muße wohnen dürfen. Ich büße meine Kinder ein — du nichts. Was fesselt dich an die Wildniß von Rußland, daß du sie nicht gegen die blühende Einöde eines mildern Himmelsstriches verwechseln mögtest?"

„Nichts!" rief Herbert, und fiel auf seine Knie vor mir hin, drückte meine Hand an seinen Mund und schwor mir Treue bis in den Tod.

Schon am folgenden Tag mußt' er, so ward es unsere Verabredung, öffentlich seine Entlassung fordern, damit er von Petersburg entfernt die Fortsetzung meiner Flucht beschleunigen könne, ohne durch sein späteres Verschwinden bei meinem Scheintode Verdacht zu erregen.

O wie unendlich lang wurden mir seit diesem Tage alle Stunden! Und doch nicht ohne Furcht und Schmerz sah ich, als flöhen sie zu schnell, die Wochen vorübergehen. — Ich wünschte und scheute zugleich die große Entwickelung; die Stunde meiner Erlösung war der ewige Verlust meiner kleinen Natalia.

Holder, stiller Engel, noch seh' ich dich auf meinen Knien, in meinen Armen gaukeln — ach! deinem kindlich frohen Jauchzen antworteten der Mutter tiefe Seufzer; deinem süßen Lächeln, deinem freundlichen Winken begegneten nur der Mutter thränenschwere Blicke! — Du verstandest, selige Unschuld, noch nicht die Sprache des Grams — schon gedenkst du nicht mehr der verwaiseten Mutter — aber ich, oft irr' ich weinend am Ufer des Meeres hin, und strecke die mütterlichen Arme umsonst gegen Abend, und nenne tausendmal mit leiser, schmerzlicher Stimme deinen Namen: Natalia!

6.

Je näher die Zeit meiner Entbindung rückte, je seltener wurden die Besuche meines Gemahls. Mir ward wohl dabei. Ich träumte mir vom Glück der Freiheit — ich rüstete mich geschäftig

zur ungeheuern Wanderschaft. Die Gräfin Königsmark versorgte mich mit neuen Kleidern, mit Wechselbriefen und Adressen; ich versah mich mit Gold und Juwelen; auch mein treuer Herbert hatte schon Kapitalien in's Sichere gebracht.

Am 22. Oktober ward ich von einem jungen Prinzen entbunden, welcher in der Taufe den Namen seines erlauchten Großvaters erhielt. Wie unverstellt, wie rührend war die Freude des edeln Kaisers! Nur Alexis, mein Gemahl, blieb sich gleich, empfindungslos und kalt.

Ich fühlte mich wundersam stark und genesen. Ich hätte schon wenige Tage nachher das Bett verlassen können, wenn nicht die gute Königsmark meiner Ungeduld Schranken gebaut hätte. So spielt' ich nun, um die Welt über mein Vorhaben in Täuschung zu erhalten, die Sterbenskranke, und, unerfahren in den Künsten des Betrugs, half die Begierde, frei zu werden, meiner Ungeschicklichkeit nach.

Von allen denen, welche mein Krankenlager umgaben, war der Schmerz keines einzigen so tief, so trostlos, als der eines meiner Fräulein, Namens Agathe von Dienholm. Sie war ein liebenswürdiges Mädchen, meines Alters, aus einem verarmten, adelichen Geschlecht, ohne Aeltern, ohne nahe Verwandte. Auf Empfehlung der Königsmark hatte ich das gute Kind aufgenommen. Sie lohnte meine Freundschaft mit einer unbegrenzten Dankbarkeit, und einer Anhänglichkeit, die selten ihres Gleichen findet. Es war mir nicht unbekannt, daß sie einen jungen, angesehenen Offizier aus einem der besten Häuser von Petersburg, der um ihre Hand geworben, der ihr sogar nichts weniger als gleichgültig gewesen, mit Unerbittlichkeit von sich entfernt hatte, weil er in einer Gesellschaft anderer Offiziere zum Vortheil des Czarewitz wider mich das Wort geführt haben sollte.

Als man nun an meinem Leben zu zweifeln begann, überließ sie sich dem wüthendsten Schmerz. Sie erschien nicht mehr vor meinem Bette. Ich erkundigte mich nach ihr, und erfuhr, daß sie selbst erkrankt sei, aus Kummer um mich.

Wie sollt' ich so viele Liebe unbelohnt lassen! Ich beschloß, sie zur Vertrauten meines Geheimnisses, und zur Gefährtin meiner Pilgerschaft zu machen. Die Gräfin von Königsmark eilte zu ihr, bereitete sie auf die große Entdeckung vor, und machte ihr meine Gesinnung kund.

Agathe, am Arm der Gräfin gelehnt, trat in mein Zimmer. Sie war bleich und entstellt; aber Lieb' und Entzücken leuchteten mich an aus ihren schönen, seelenvollen Augen. Sie fiel auf ihre Knie vor mein Bett — ohne Sprache, ohne Thränen; aber ihr Busen flog ungestüm und verrieth, welch ein Sturm in ihrem Herzen wühlte. Sie schloß ihre brennenden Lippen an meine Hand; mir selbst war bange um das gute Kind und um die Verborgenheit meines Plans.

„Willst du, liebe Agathe, künftig meine Schwester sein?" sagt' ich ihr leise.

Sie seufzte tief und laut, und sah gen Himmel und dann mit Zärtlichkeit auf mich, und stammelte halb odemlos: „Treu — ewig! ewig!" Dann nahm sie vom Tisch ein Messer, und rief: „Ich will mir selbst die Brust durchbohren, wenn ich Sie je verlasse, meine Fürstin, je verrathe!"

Ich ließ sie von mir; und gleiches Tages ging sie schon genesen unter den Andern umher. Ihr ganzes Wesen schien verwandelt. Sie schien veredelter, feierlicher; sie trug den Himmel im Herzen und auf dem Antlitz erkünstelten Schmerz.

Warum genoß ich Liebe von so vielen fremden Wesen; warum mußte der Einzige mich hassen, an den mein Schicksal mich gebunden hielt!

7.

Schon war der Tag meiner Flucht bestimmt. Die Gräfin von Königsmark, die treueste Freundin, bürgte für mein glückliches Entkommen, und für die Vollendung der allgemeinen Täuschung. Herbert hatte für Schlitten überall gesorgt, und harrte mein in einem Walde, nahe bei der Hauptstadt, während Kuriere bereit standen, meinen Tod durch ganz Europa zu verkünden.

Ich sagte als Sterbende Allen meines Hofes Lebewohl. Ich verweigerte von den Händen der verzweifelnden Aerzte neue Hilfe zu nehmen, und wünschte nur mit sehnlichem Verlangen noch einmal den Kaiser zu sehen.

Er kam, und mit ihm mein Gemahl. In meinen Armen ruhten zum letztenmale meine Kinder. — O welch ein herber Abschied! Der Kaiser gab sich den Gefühlen seines Schmerzes hin; er wollte keinen Dank von meinen Lippen für seine Liebe hören; er segnete mich und meine Kinder, und schwor mir, fortan ihnen Alles zu sein.

Mir brach das Herz; ich schluchzte laut. O meine Kinder! meine Kinder! — Ich umarmte sie wechselsweise hundertmal und badete sie mit meinen Thränen, und hundertmal nahm ich sie wieder. Fast verlor ich in diesem schrecklichen Augenblick Besonnenheit und Entschluß. Ich fand das qualenreichste Leben erträglicher, als die ewige Trennung von diesen Engeln. Der Kaiser sah meine heftige Bewegung; er fürchtete von ihr die Beschleunigung meines Todes. Er hieß der Gräfin Königsmark die holden Geschöpfe hinwegtragen. Mein Gemahl begleitete sie. Noch einmal, ehe er ging, reicht' er stumm und düster mir die Hand. Ach, hätt' ich noch in seinen Mienen eine zarte Spur einigen Schmerzes und leiser Zuneigung gefunden, ich würde meine Rolle verworfen, und mein altes Leben in Rußland erneuert haben. Aber finster war sein Blick. Zeuge meines Todes zu sein, war ihm mehr unbehaglich, peinlich, als schmerzlich. Sein Händedruck war kalt, und wie vom Wohlanstand erzwungen. Er schien auf sich selbst zu zürnen, daß seine Augen keine Thränen

finden konnten, die er seinem Vater, dem betrübten Kaiser, hätte aufweisen können.

Er ging, und war von mir vergessen, wie er den Rücken wandte. Ach, mein Herz schrie nur meinen Kindern nach.

Erschöpft sank ich zusammen. Man ließ mich einsam; nur die Gräfin Königsmark bewachte mich. Ihr Zuspruch gab mir den verlornen Muth zurück. Ich schlummerte einen kurzen Schlummer und fühlte mich gestärkt. Nach Mitternacht wurde die Anzeige meines Todes verbreitet. Mein Gemahl hatte schon Petersburg verlassen, und sich mit einigen seiner Gesellen auf ein Landgut begeben. Er empfing die Botschaft meiner Auflösung, und gab Befehl, wie ich es selbst befohlen hatte, meinen Leichnam in der Stille zu beerdigen. — Der Sarg erschien. Agathe und die Königsmark legten mich ein und verhüllten mein Gesicht. Viele meines Hofes forderten mich noch zu sehen. Sie umgaben weinend die Baare. Von Zeit zu Zeit lüpfte die Königsmark den Schleier von meinem Antlitz, und der Schmerz der Zuschauer ward nur reger, und für jeglichen Verdacht der Zukunft mein Absterben zweifelloser.

Verkleidet ward ich in der Nacht, als mein verschlossener Sarg zur Ruhestätte geführt worden war, aus meiner Wohnung von der Königsmark entführt. Ich blieb verborgen in ihrem Palast. In der dritten Nacht erschien der treue Vater Herbert am Thore der Stadt. Agathe von Dienholm und ich verliessen in männlichen, altrussischen Kleidern Petersburg. Es war ein großer Schnee gefallen; doch schwieg der Sturm. Die Sterne funkelten hell.

Herbert regierte selbst den Schlitten; er flog mit Vogelschnelle über den Schnee hin, sanft wie in Wolken. Keiner sprach. Immer zittert' ich, verrathen und eingeholt zu werden. Oft wünscht' ich's heimlich, um wieder, wäre es auch im Kerker, meinen Kindern nahe zu sein. — Unaussprechliche Angst und tiefnagender Mutterschmerz quälten mein Herz. Agathe, die Liebevolle, schmiegte sich schüchtern an mich; unermeßlich schien ihr das Glück, die Unentbehrliche ihrer Fürstin zu sein. Ich drückte ihre Hand in der meinen. „O meine Fürstin! meine Fürstin!" lispelte sie: „Wie lieb ich Sie, wie möcht' ich für Sie sterben, wie gern!" —

„Ich bin nicht deine Fürstin mehr! Vergiß deiner Rolle nicht. Nenne mich deine Freundin, deine Schwester: denn nun bin ich's, und dir gleich!" —

Ich legte meinen Arm um sie; nur auf meinen wiederholten Willen that die Schüchterne desgleichen. Ich fühlte ihr Erglühen und die Unruhe ihres schönen Herzens, worin noch immer die zärtlichste Liebe mit der gewohnten Ehrfurcht kämpfte.

So dämmerte, nach einer langen schrecklichen Nacht, der Morgen. Wir befanden uns in einer waldigen Wildniß. Die ermüdeten Rosse trabten langsamer. Wir erreichten endlich ein einsames, elendes Haus im Gehölz, vor welchem Herbert Halt machte. Er führte uns hinein. Ein Paar alter Leute empfing uns mit Gastfreundschaft. Herbert nannte Agathe und mich seine Söhne.

8.

Seligkeit des unbemerkten Einsamlebens, nur gekannt von wenigen Guten, die uns lieben, welches Glück der Welt darf dir gleichgeachtet werden! — Der alte Russe, mit seiner Frau und einem rüstigen, jungen Burschen, ihrem Sohne, lebten in dieser Hütte schon viele Jahre, ohne sie zu verlassen, als an hohen Festtagen, wenn sie die Kirche eines sieben Werften von hier entlegenen Dorfs besuchten. Der Alte mit seinem Sohne verfertigte allerlei Geräthe von Holz, die dieser dann zum Verkauf austrug, und gegen Lebensmittel, Kleider und weniges Geld austauschte. Wie bezauberte mich die stille Zufriedenheit und Genügsamkeit dieser Armen! Alles, was ihr Herz wünschte, lag im Umkreis ihrer Hütte. Sie kannten die Herrlichkeit und das Elend der Großen nicht; sie wußten nichts von den Ereignissen, welche rings umher die Welt erschütterten, und von dem fürchterlichen Gährungsstoff, der, in die Brust der Menschen geworfen, frohe Geschlechter verheert und Thronen in Ströme Blutes senkt.

Während Herbert unsere Rosse besorgte, ward die liebenswürdige Agathe mein Mundkoch. Sie bereitete uns ein einfaches, reinliches Mahl. Ich bewunderte ihre Geschicklichkeit, ihren Fleiß. Als wir allein waren in dem engen Stübchen, nahte ich mich ihr, schloß sie in meine Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Ein reizendes Roth überfloß ihr Antlitz — sie erwiederte schüchtern und glühend den schwesterlichen Kuß, und sah mit schwimmenden Blicken zu mir auf, und stammelte leise: „O mein Gott!"

„So wie diese Alten", sprach ich, „werden auch wir eine Einöde finden, schöner als diese; wir werden glücklich sein. Das einfache stille Dasein in der Welt wird von uns wie eine Wollust genossen werden; wir vergessen bei der Liebe einzelner, treuer Nachbaren die Schmeicheleien fader Höflinge, die knechtische Verehrung des unterthänigen Haufens; wir hören nichts mehr von Kriegen, Verräthereien, Kabalen, und Allem, was die arme Menschheit quält, womit sie voll kindlicher Begier tändelt, womit sie ihr flüchtiges Leben vergiftet; nichts von den Geckereien der Eitelkeit, von dem Streben der Ehrsucht, von den privilegirten Sünden und Albernheiten der Großen, von der Blindheit des rohen Pöbels, und was sonst die Zeitungen füllt. Die Morgen- und Abendröthen sind unsere Zeitungen, die uns einen heitern oder trüben Tag verkünden; der Wald unser Opernsaal; Gebirg und Meer unser Schauspiel; die Gesundheit unsere Köchin; der unendliche Himmel unser Kirchengewölb. Ach! liebe Dienholm,

kannst du dich auch herzlich mit mir freuen auf dieses stille Glück?“

Sie lächelte mich an, küßte mich erröthend und sprach: Ich freue mich nicht mehr in der Hoffnung; denn was ich nie hoffen durfte, ist mir schon geworden. O wie gern meid' ich die Welt, dies große Krankenhaus, worin fast alles, groß und klein, an irgend einer Begierde fiebert, nach Gold, nach Ruhm, nach Bewunderung, nach Rache, nach Unsterblichkeit, nach hohen Stellen, nach Leckerbissen, schönen Kleidern und tausend marternden Lächerlichkeiten. Wer all dem Tand entsagen kann, der nicht unmittelbar zum Leben nöthig ist, der hat, was er bedarf — im Herzen Ruhe. Und so ist mir's geworden.“

Fast den ganzen Tag blieben wir in der Hütte mit voller Sicherheit. Wir schliefen hier so sanft, so fest, als hätte Rußland für uns keine Gefahr mehr. Erst am Abend trennten wir uns von unsern alten Wirthen, und setzten unsere Reise über den Schnee fort.

Herbert war seines Weges vollkommen kundig, er mied überall die großen Straßen; wir reiseten meistens nur bei Nacht; ruhten meistens nur in abgelegenen Hütten und elenden Dörfern aus; sahen wenig Menschen, und wechselten bald Kleidertracht, bald Namen, um immer unentdeckt zu bleiben. Aber alles dies gab unserer Flucht eine ermüdende Langsamkeit; bald waren die Nächte zu dunkel, bald die Tage zu stürmisch, und alle Wege bis zur Unkenntlichkeit verschneit. Vierzehn Tage lang waren wir schon in den ewigen Wildnissen durch unbewohnte Steppen und finstere Waldungen geirrt, aus deren Labyrinth wir uns, ohne von Dorf zu Dorf mitgenommene Führer, nie gefunden haben würden, und noch immer hatten wir die Grenzen des russischen Gebiets nicht erreicht. — Herbert tröstete uns von einem Tage zum andern; aber einen Tag wie den andern ward unsere Hoffnung getäuscht.

Eines Abends endlich sprach Herbert: „Beruhigen Sie sich, wir schlafen heut im letzten russischen Dorf. Es heißt Kwadoszlaw, und kann nicht mehr als zehn Werste von uns sein. Morgen reisen wir auf polnischem Boden.“ Ich jauchzte freudig auf. „Nein,“ rief ich, „noch diese Nacht müssen wir in Polen sein. Ich athme nicht eher freier.“

Wir kamen spät in Kwadoszlaw an. Es war finster und schneite stark. — Herbert wollte rasten; aber ich ließ nicht nach, bis er zum ersten Dorfe die Reise fortsetzte. Er erkundigte sich nach dem Namen desselben. Man nannte es Rieszosperda.

Wir begehrten einen Wegweiser; aber die Menschen waren hier so ungefällig, daß keiner sich dazu hergeben wollte, und wir, so große Belohnung wir auch versprachen, keinen erhalten konnten.

Dem ungeachtet betrieb ich die Fortsetzung der Reise, da wir diesen Tag nicht weit gekommen waren. Bald sahen wir uns in einem weitläufigen Walde; wir hatten bisher das kaum sichtbare Geleis vor uns gefahrner Schlitten verfolgt, aber es wurde immer dunkler; der Wind warf uns den Schnee entgegen, daß es zuletzt keine Möglichkeit war, eine Spur der Bahn zu finden. Wir waren schon zu tief in der Irre, um hoffen zu dürfen, nach dem verlassenen Orte zurückkommen zu können. Wind und Schnee hatten unsre Gleisen verwischt. Wir waren vom Frost halb erstarrt, und mußten uns dadurch erwärmen, daß wir von Zeit zu Zeit neben dem Schlitten hintrabten. Ich litt viel; aber noch mehr die gute Agathe, welche nicht, wie ich, durch Hoffnung, Angst und Furcht Kraft der Verzweiflung empfing, und ohnedem diesen Tag die schwerfällige Tracht einer russischen Bäuerin angenommen hatte.

Einige Stunden lang hatten wir uns im Walde herumgetrieben, ohne sein Ende zu erreichen. Herbert, da er nirgends einen Ausweg vor sich sah, war abgestiegen, um die Gegend vor uns zu untersuchen. Agathe und ich erwarteten im Schlitten seine Rückkunft.

Zu unserm nicht geringen Schrecken erschien unverhofft neben uns ein fremder Kerl zu Fuß. Ich redete ihn an; er gab keine Antwort, sondern ging gegen das Pferd, schwang sich hinauf und jagte, seitwärts in das Gehölz hinein, mit uns davon.

Bestürzung und Angst raubten uns fast alle Besinnung. Wir schrien Herberts Namen; wir hörten sein antwortendes Geschrei aus der Ferne, und bald vernahmen wir auch dies nicht mehr. Ich sank ohnmächtig in Agathens Arme zurück, und kam nicht eher zu mir, als in dem Augenblick, da der Schlitten still stand.

Ich öffnete die Augen. Wir waren in einer weiten Ebene ausser dem Walde; Schnee und Wind währten fort. Der Kerl, so uns entführt hatte, war vom Pferde gesprungen, und verschwunden. Vermuthlich hatte er nur, um seine Fußreise zu verkürzen, und schneller aus dem Gehölz zu kommen, sich unsers Rosses bedienen wollen.

Es blieb uns nichts übrig, als in den Wald zurückzukehren, um unsern verlornen Freund zu suchen. Die tiefen Spuren im Schnee zeigten uns den weiten Weg, welchen wir gemacht hatten. Wir kamen nach einer halben Stunde ins Gehölz. Wir riefen Herberts Namen unzähligemal; aber unserm ängstlichen Geschrei antwortete nur das Geheul des Sturmwindes in den schwarzen Fichten. Noch fuhren wir eine halbe Stunde tiefer in den Forst; keine Spur, kein Laut von dem armen Herbert. Wo sollten wir ihn suchen? Wir mußten selbst fürchten, irgend eine falsche Fährte befahren zu haben. Vielleicht war der Unglückliche schon, von Kälte erstarrt, auf dem Schnee erfroren; vielleicht von Wölfen angefallen und zerrissen — wir ohne Rathgeber, ohne Beistand, in der Wüste allein, an Kraft und Muth erschöpft.

Nie hatte ich mich in einer schrecklichern Lage befunden. Kaum besaßen unsere starren Hände

noch Macht genug, die Zügel unserer müden Rosse zu leiten. Agathe rieth an, in das freie Feld zurückzufahren, in der Hoffnung, irgend eine menschliche Wohnung zu entdecken, wenn wir die Fußstapfen unsers Entführers verfolgen würden. Von da aus könnten wir am Tage des Waldes kundige Leute aussenden nach Herbert. — Ich folgte dem Rathe; und in der That erreichten wir, indem wir der hinterlassenen Spur des entwichenen Kerls folgten, mit Tages-Anbruch ein kleines, armseliges, halb im Schnee vergrabenes Dorf.

9.

Wir hielten in einem alten, aus Backsteinen aufgeführten Hause an, welches das ansehnlichste im ganzen Dorfe war. Eine ganze Koppel Hunde umringte bellend unser Fuhrwerk, bis sie ein verlumpter, schmutziger Kerl zum Schweigen brachte, der aus dem Hause trat, und unsere klägliche Erzählung anhörte, die ich ihm, so gut als möglich, in russischer Sprache machte. Er verließ uns, ohne zu antworten, erschien nach einigen Minuten wieder, und führte uns in eine geheizte Stube, welche einem Stalle glich, wo mehrere Knechte und Mägde auf mürbem Stroh schlafend umherlagen.

Wohl eine Stunde mußten wir hier geduldig unser Schicksal abwarten. Die Schlafenden ermunterten sich; man führte unsere Rosse unter Dach, und uns endlich in ein größeres Zimmer, wo ein starker, breitschulteriger Mensch, der einen gewaltigen Knebelbart trug, sich als den gestrengen Herrn von Horodok ankündigte.

Er redete zuerst Agathen auf russisch, dann auf polnisch an. Das gute Kind, keiner dieser Sprachen mächtig, antwortete französisch, dann deutsch, und ward nicht verstanden. Ich wollte das Wort für sie führen; er aber gebot mir Stillschweigen. „Du bist keine Russin, trotz deiner Kleider!“ sagte er, flüsterte einem seiner Knechte wenige Worte ins Ohr, und ließ Agathen zum Zimmer hinausführen. Vergebens widersetzt' ich mich diesem seltsamen Betragen. „Ich kenne euch wohl!“ sagte der schreckliche Mensch zu mir: „Ihr seid von Petersburg entwischt. Ihr waret mir gleich anfangs verdächtig.“

Diese Rede vollendete meine Angst. Schon glaubt' ich mich entdeckt, verrathen, aufgesucht und nach Petersburg ausgeliefert. Ich gab Agathen für meine Schwester aus; erzählte unser nächtliches Abenteuer, und wie sich unser Vater von uns im Walde verloren habe. Ich bat nur diesen aufsuchen zu lassen. Der Edelmann schüttelte den Kopf; er ließ mich in ein Nebenzimmer führen, wohin nach einiger Zeit auch Agathe gebracht ward, die bitterlich schluchzte. Mit Hilfe eines Knechtes, der gebrochen deutsch redete, hatte der Herr von Horodok auch sie wieder ins Verhör genommen; und da sie sich für eine Magd ausgegeben, die in Diensten meines Vaters stehe, so wurde der Verdacht des alten Dorftirannen durch den Widerspruch unserer Aussagen vermehrt.

Man behandelte uns wie Gefangene, brachte uns unsere wenigen Habseligkeiten aus dem Schlitten ins Zimmer, versorgte uns mit Speise und Trank, und ließ uns bis gegen Abend allein. Wir erfuhren nur, der gestrenge Herr, dem man den Titel eines Staroſten beilegte, sei mit andern Freunden auf die Jagd.

Bald nahmen wir uns vor, mit einbrechender Nacht zu entspringen, bald mit heldenmüthiger Fassung den Ausgang der Dinge zu erwarten. Ein Plan verdrängte den andern; am meisten waren wir um unsern Herbert in Sorgen.

Als es dunkel ward, hörten wir die Jagd zurückkommen. Bald war wildes Getümmel im Zimmer neben dem unsrigen. Wir hörten Becher klingen, und rohes Gelächter. Der Staroſt, dessen Stimme wir vor allen andern unterschieden, sprach auch von uns. Was mich am meisten beunruhigte, war seine Vermuthung, daß wir schwedische Spione, oder Vagabunden seien, die in Petersburg ein Beutelschneiderstückchen verübt hätten. Er wolle uns, sagte er, und den Alten, den wir für unsern Herrn ausgeben, am folgenden Tage an die Obrigkeit der nächsten russischen Stadt schicken. Also auch Herbert schien sich gefunden zu haben.

Indem ich der armen, zitternden Agathe die Reden des Staroſten erklärte, ward die Thür geöffnet. Die Gesellschaft, von Wein und Branntwein begeistert, drängte sich zu uns herein, und musterte uns. Agathe weinte; ich aber überhäufte den Staroſten wegen seines despotischen Verfahrens gegen unschuldige Reisende mit Vorwürfen, und verlangte zu meinem Vater gebracht zu werden.

Ein wohlgewachsener junger Mann nahete sich Agathen und sagte, indem er seine Hand unter ihr Kinn legte und ihren Kopf in die Höhe richtete, auf französisch: „Sie sind wohl weder eine Bäuerin noch eine Verbrecherin, schönes Kind!“

„Und Sie, mein Herr,“ redete ich ihn an, „scheinen weder ein Räuber, noch fähig zu sein, Barbareien gut zu heißen, welche man im Gebiet des Königs von Polen gegen Reisende verübt. Wir kamen, und machten Anspruch auf Gastfreundschaft und auf die gerühmte Großmuth der Polen, und werden, statt dessen, allen Mißhandlungen preisgegeben.“

Der junge Mann sah mich lächelnd seitwärts an, dann wieder Agathen, die ihre Augen verschämt zu Boden schlug.

„Folgen Sie mir. Ich will Sie frei machen, wenn Sie wollen!“ sagte er endlich, und, indem er seine Hand auf Agathens Schultern legte, setzte er hinzu: „Weine nicht, schönes Mädchen!“

Dann wandte er sich lachend zum Staroſt und rief: „Wladislaw, du hast mir einen schönen Streich gespielt!“

„Wie meinst du das, Janinsky?“ rief der Staroſt.

„Den Maler hast du verhaftet, von dem mir

der Hauptmann Osterow geschrieben, und welchen ich so sehnlich erwartet habe Diese beiden jungen Leute gehören ihm an. Wo ist er? Ich muß ihn sprechen."

Damit verließ er uns. Die ganze Gesellschaft folgte ihm. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als Janinsky mit schlauem Lächeln zu uns hereintrat, an seiner Hand unsern Herbert.

„Die Schlitten", sagte Janinsky, „sind angespannt. Sie folgen mir auf mein Schloß, und genieſſen dort alle Bequemlichkeit, so lange Sie bei mir ausruhen wollen."

Ich glaubte mich, nun ich Herbert wieder sah, aller Gefahr auf immer entronnen. Wir erzählten ihm, sobald wir allein waren, unser Abenteuer, unsere Angst, unsere Sorgen um ihn. Er theilte uns seine Geschichte mit, die der unserigen ziemlich ähnlich ward, sobald er die Spuren unsers Schlittens im Schnee wieder gefunden, und durch sie geführt nach Horodok gekommen.

So ermüdet wir auch alle Drei sein mochten, standen wir doch keinen Augenblick an, diesen verhaßten Ort zu verlassen, und mit dem unbekannten Janinsky zu reisen, dessen freundliches Aeussere uns wenigstens ein besseres Loos versprach.

10.

Unter empfindlichem Schneegestöber machten wir uns auf den Weg. Janinsky's Schlitten fuhr voran. Kurz vor Mitternacht erreichten wir endlich ein weitläufiges Dorf, Slobyda geheißen, an dessen Seite sich ein hohes, altväterisches Gebäu erhob, mit einigen kleinen Thürmen versehen. Der Mond schien trübe durch die grauen Schneewolken, und warf ein melancholisches Licht auf das Schloß, welches mit seinen Erkern, Thürmchen und engen Fenstern einem großen Gefängniß glich. Rings um dasselbe zog sich ein Graben, über welchen eine Brücke führte.

„Ach!" flüsterte mir Agathe zu, „ich hoffe auch von dieser Zuflucht des Guten nicht viel."

Unser Wirth war sehr geschäftig, uns aus dem Fuhrwerk zu heben; dann nahm er Agathen und führte sie ins Schloß. Herbert und ich folgten.

In einem großen, mit alten Tapeten bedeckten Zimmer ward ein Nachtessen bereitet. Ueberall herrschte Ordnung und Reinlichkeit, welches uns wieder einiges Vertrauen einflößte.

„Wie freu' ich mich", sagte Janinsky, „Sie aus der seltsamen Gefangenschaft des Starosten erlöset zu haben. Er ist sonst ein guter Kauz, aber etwas roh, und dabei ein Todfeind des Königs von Schweden. Er ist reich an Land und Leuten; aber, seit er seine Gemahlin verloren, gleicht sein Haus einer Bettelherberge, und er wühlt und wälzt sich nach Herzenslust in seinem Schlamm und Schmutz. Man muß ihm seine sonderbaren Launen zu gut halten, und, weil er von Einfluß ist, freundliche Nachbarschaft mit ihm pflegen. — Vergessen Sie den Schrecken, so Ihnen der wunderliche Kopf verursachte; an meinem Willen soll es nicht fehlen, Ihnen den Aufenthalt bei mir angenehmer zu machen. Ich habe auch Reisen in Europa gemacht, und weiß, wie wohl es thut, ein gastfreundliches Obdach zu finden, zumal in wildem, unwirthbarem Lande, wie bei uns."

Wir dankten ihm für so viel Verbindliches, und Herbert zog seine Brieftasche hervor. „Hier," sagte er und zeigte ihm einen russischen Paß, „damit Sie auch uns kennen lernen. Sie sehen daraus, daß ich ein französischer Edelmann bin, de Laborde heiße, und daß diese Beiden meine Töchter sind. Die Verkleidung der einen in Mannskleidern, der andern in russischer Weibertracht, war eine Grille von den beiden Mädchen, die ich ihnen gern ließ. Ich bin von Ihrem Edelmuth überzeugt, mein Herr, und wir schätzen uns glücklich, durch das rauhe Ohngefähr mit einer so angenehmen Bekanntschaft überrascht worden zu sein."

Janinsky durchsah den Paß, und entschuldigte sich bei mir und Agathen, daß er, verführt durch unsere Mummerei, uns vielleicht nicht mit der gebührenden Achtung behandelt habe. Auch für Agathen wurde jetzt ein Gedeck auf den Tisch gelegt. Ich bemerkte inzwischen, daß Janinsky, seitdem ihm Herbert die Entdeckung gemacht hatte, um vieles ernster geworden zu sein schien.

Wir bedurften diesen Tag der Ruhe mehr, als der Speisen. Eine Magd führte Agathen und mich auf ein kleines Zimmer im obern Stock des Hauses, wo wir im Schutz der Ahnen unsers Edelmanns, deren halberloschene Gemälde rings an den Wänden hingen, sanft entschlummerten.

Herbert trug uns am folgenden Morgen die Einladung des gefälligen Wirths vor, einige Tage bei ihm zu verweilen, bis unsere, von so vielen Anstrengungen ermatteten Rosse sich erholt haben würden. Auch war das Wetter noch stürmischer, denn sonst; wir selbst hatten der Rast vonnöthen, neue Kräfte zu schöpfen. Niemand kannte uns in dieser Gegend, welche von Reisenden höchst selten besucht ward; und dies fügte zu den Annehmlichkeiten der Ruhe noch das reizende Gefühl der Sicherheit.

Wir willigten ein. Janinsky schien entzückt zu sein, als wären wir nicht seine Schuldner, sondern er der unsrige. „Ach, wie selten wird mir's hier zu Theil," rief er, „Menschen aus der gebildeten Welt zu sehen! Hätte ich nie andere Länder und höhere Bedürfnisse kennen gelernt, mir würde wohl sein unter meinen Nachbarn, deren höchstes Gut Jagd, Spiel und Zechgelage sind. Nun aber bin ich in meiner eigenen Heimath nicht mehr heimathlich. Der Tod meines Vaters machte mich zum Erben seiner Güter; aber früher oder später werde ich mich ihrer doch entledigen und wieder nach Warschau oder Dresden gehen, wenn der Himmel mir nicht zu guter Stunde eine liebenswürdige Gesellschafterin zuführt, die meine Einsamkeit belebt."

Janinsky war ein schöner Mann; die polni-

sche Nationaltracht seiner Gestalt ungemein vortheilhaft. Er sprach polnisch, französisch und russisch, und hatte eine kleine ausgewählte Bibliothek von lateinischen und französischen Schriftstellern. Er liebte die Musik; er spielte mit Fertigkeit die Flöte und das Klavier. Die Langeweile konnte uns also in Janinsky's Schlosse nicht wohl überraschen. Ich las; Agathe saß am Klavier; Janinsky begleitete ihr empfindungsvolles Spiel mit der Flöte; Herbert schrieb und blätterte in Landkarten.

Am meisten beschäftigte sich unser Wirth von uns allen mit Agathen. An ihr hingen seine Augen unverwandt; ihr wußte er immer tausend Dinge zu sagen, die eben so viel Geist als Gefühl verriethen; auf ihre Worte horchte er am liebsten, und ihren Wünschen kam er überall am behendesten zuvor.

Agathe nahm diese Aufmerksamkeiten als eine gewöhnliche Artigkeit; aber sie waren die verrätherischen Zeugen einer lebhaften Leidenschaft, welche Janinsky eben dann am meisten offenbarte, wenn er sie am geflissentlichsten verheimlichen wollte. Bald war er auch dieses Willens nicht mehr mächtig.

Als er am Abend des zweiten Tages neben Agathen am Klavier stand — beide waren eben im Zimmer allein — hörte er plötzlich auf, ihr Spiel zu begleiten. Sie sah zu ihm auf. Seine Augen waren voller Thränen. Er wandte sich ab und ging gegen das Fenster.

„Ist Ihnen nicht wohl?" fragte Agathe, und stand auf.

„Wie kann mir wohl sein?" rief er mit Heftigkeit: „Sie wollen morgen abreisen und mich wieder allein lassen! Warum erschienen Sie doch in meiner Einöde, wie Wesen einer bessern Welt, um mir einen Augenblick lang den Himmel zu geben, damit ich nachher das Armselige dieses Lebens desto tiefer empfände? O Fräulein, Fräulein, ich bin nun sehr unglücklich!"

Agathe, bestürzt und verlegen, wußte ihm nichts zu erwiedern. Er nahm ihre Hand, drückte sie an seinen Mund und blickte mit nassen Augen gen Himmel.

„Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, und nicht meinem Schmerz!" fuhr er fort: „Hätte ich Sie in einer weitläufigen Stadt, in den glänzenden Kreisen eines Hofes gesehen, mein Herz würde Sie herausgefunden haben aus den Tausenden Ihres Geschlechts, und gesprochen haben: Nur du allein bist mir über Alles theuer. — Und nun wohne ich hier in der Wüste, fern von jeder freundlichen, meinem Geiste verwandten Gesellschaft. Ich sehnte mich vergebens nach dem Bessern. Meine Tage flossen in ermüdender Einförmigkeit hin. Ich fing an, ein Alltagsmensch zu werden, und mein warmes, nur zu zartfühlendes Herz in den Gang des faden, gewohnten Herkommens hineinzutragen. Ach, was ich nicht als Möglichkeit träumte, ward nun so plötzlich wunderbare Wirklichkeit. Ich sah Sie; eine himmlische Erscheinung hätte mich nicht tiefer erschüttern können. Ich bin ein Verwandelter geworden; ich sehe Sie nur, und kenne Sie nur, und Alles rings umher ist mir so fremd geworden, als wäre es heute erst entstanden. Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, denn ich kann Ihnen nichts gelten, das fühle ich wohl; ich bin Ihnen zu bedeutungslos. Unter den Millionen, die Sie sahen, haben Sie Millionen gesehen, wie mich."

Er führte sie bei diesen Worten zum Klavier zurück und nahm die Flöte. Agathe, zitternd, tändelte mit einzelnen Tönen. Sie zürnte ihm nicht, und wußte selbst nicht, daß er ihr wohlgefallen hatte.

Indem trat Vater Herbert ins Zimmer. Janinsky ging ihm entgegen.

„Sie wollen mich morgen wieder verlassen?" sagte er: „Aber erinnern Sie sich, daß Sie mein Schuldner sind. Ich zähle auf Ihre Erkenntlichkeit; ich will den kleinen Dienst für bezahlt halten, den ich Ihnen leistete, wenn Sie mir die Bitte gewähren, noch zwei Tage in Sloboda zu verweilen. Ich kann mich unmöglich an den Gedanken gewöhnen, Sie schon zu verlieren."

Herbert lächelte. „Wie gern würden wir", sagte er, „unsere Schuld bei Ihnen vermehren, wenn nicht allzugebietende Familienverhältnisse uns die Beschleunigung unserer Reise zur Pflicht machten." — Der liebeathmende Janinsky aber ließ sich nicht zurückweisen; er drang mit so freundlichem Ungestüm auf unser Bleiben, er wußte die Gefahren der Reise bei gegenwärtiger Kälte, die Unsicherheit der Wege durch Wölfe, die der Frost aus den Wäldern triebe, um Nahrung in bewohntern Gegenden zu suchen, so lebhaft zu schildern, daß Herbert endlich wankte und wenigstens Bedenkzeit forderte.

Als Herbert mir und Agathen, da wir allein waren, den Vortrag machte, sah ich wohl, daß er bei der herrschenden rauhen Witterung geneigter sei, ein paar Tage in Sloboda zuzulegen, denn aufzubrechen. Agathe aber gab statt aller Meinung auf meine Frage ein stummes Erröthen zur Antwort.

So blieben wir wieder in Sloboda.

11.

Und aus den versprochenen zwei Tagen wurden ihrer allmälig sechs. Janinsky war der glücklichste Mensch und die Güte selbst. Agathe unterhielt sich gern mit ihm, wenn er ihr von seiner Leidenschaft schwieg; ich bemerkte, daß sie schöner und gefühlvoller am Klavier sang, als sonst an meinem Flügel; daß ihr ganzes Wesen von einem höhern Geiste beseelt zu sein schien. Mir selbst kam sie weit liebenswürdiger vor, denn ehemals; ihre Stimme hatte etwas unnennbar Weiches und Rührendes; ihre Blicke hafteten länger und träumender an allen Gegenständen; hätte sie einen

Todfeind gehabt, er würde mit Liebe haben an ihr Herz sinken müssen.

Nur ich allein war die ewig Rastlose, und schwebte in unendlicher Furcht. Jede fremde Gestalt, jeder Reisende, welcher über die Schneewüsten daherirrte, jagte mir Angst des Todes ein. — Ach, und meine verlassenen Kinder, die fürstlichen Waisen! Immer war ich nur im Geist bei ihnen; immer träumt' ich nur ihre holdseligen Gestalten — wie gern hätt' ich für einen einzigen Kuß auf ihre Lippen mein freudenarmes Leben dahingezahlt!

Am Abend des sechsten Tages trat die gute Agathe ins Zimmer zu mir. Ihre Augen waren verweint; doch lächelte sie. „Ich habe mit Vater Herbert geredet," sprach sie, „er wäre entschlossen, morgen in der Frühe aufzubrechen, wenn Sie in unsere Abreise willigen."

„Jeden Augenblick — jetzt — ich bin bereit!"

„Aber Janinsky darf es nicht wissen — nicht eher, als bis wir morgen ihm den plötzlichen Abschied sagen. Er würde uns tausend Schwierigkeiten in den Weg wälzen, um die Abreise zu hindern!" sagte sie, und wandte sich erröthend von mir.

Ihr Betragen fiel mir auf. Ich schloß sie in meine Arme; ich forschte nach der Ursache ihrer Verwirrung und dem Geheimniß ihrer Thränen. Halb errieth ich's. „Du hast eine Eroberung gemacht in dieser Wilde!" sagte ich lächelnd zu ihr.

„Er hat bei Herbert um meine Hand angehalten," erwiederte Agathe, „in der Meinung, daß Herbert wirklich mein Vater sei. Herbert stellte ihm vergebens vor, daß er sich von seiner Tochter nicht trennen würde; daß ich in dieser Wüstenei nicht leben könne. Er will Hab und Gut in Geld verwandeln, will Polen verlassen, will uns folgen und sich in Frankreich niederlassen bei uns."

„Und du, Agathe?"

„Mir thut es leid! Er ist ein so guter Mensch, aber wilder Schwärmerei fähig. Darum müssen wir eilen, Sloboda zu verlassen."

Herbert bestätigte Agathens Rede. Um Janinsky für immer abzuweisen, hatte er demselben erklärt, daß er nirgends anders, als auf französischem Boden, über Agathens Schicksal entscheiden werde.

Sobald am folgenden Morgen Herbert in der Stille Alles zur Abreise gerüstet und die Pferde angeschirrt hatte, zeigten wir dem unglücklichen Liebhaber unsern Entschluß an, ihn zu verlassen. — Schon war der Schlitten vorgefahren.

Janinsky stand erbleichend, sprachlos vor uns. Seine Augen irrten abwechselnd auf uns Dreien hin, und schienen zu fragen: „Scheiden? Könnet ihr dies? Wollet ihr Janinsky's Tod?" — Wir sagten ihm alles, was Erkenntlichkeit zu sagen gebot. Herbert zog einen kostbaren Ring vom Finger und bat ihn, denselben zum Andenken anzunehmen. Er stieß Herberts Hand zurück. Er trat ans Fenster, sah unsern Schlitten bereit stehen — kehrte wieder zu uns, drückte Herbert, dann mir die Hand; dann fiel er vor Agathen aufs Knie, drückte ihre Hand mit Inbrunst an sein Herz, seufzte tief und sprach mit beklemmter Stimme das Wort Ewig aus. Wir sahen den guten, armen Janinsky nicht wieder.

Alle waren wir tief bewegt. Alle hofften wir, er werde zurückkehren. Bald aber erfuhren wir von einem seiner Knechte, er habe sich auf sein Roß geworfen und Sloboda verlassen.

Herbert und ich standen beim Schlitten. Agathe war noch im Hause geblieben. Ich ging zurück, um sie aufzusuchen. Als ich ins Zimmer kam, wo Janinsky von uns gegangen war, fand ich sie schluchzend auf einem Sessel sitzend, mit verhülltem Gesicht. Auf einem Tischchen neben sich hatte sie mit Kreide die Worte geschrieben: „Ewig, Janinsky."

Ich näherte mich ihr und ergriff ihre Hand. Sie erschrack und suchte mir ihren Schmerz zu verheimlichen. Aber ich hatte jene Worte gelesen, worin sie die Geschichte ihres Herzens beschrieb.

„Willst du hier bleiben?" fragte ich sie.

Sie sprang auf, zog mich zum Schlitten, ohne ein Wort zu reden. Wir setzten uns ein und fuhren ab.

12.

Es war ein düsterer Wintertag; der Himmel eine einzige graue Wolke, von welcher Schnee und Regen auf uns troffen. Aus den beschneiten Ebenen erhoben sich die dunkeln Waldungen, wie schwarze Inseln. Dann und wann tönte das melancholische Geläute einer Dorfglocke aus der Ferne. Und Wälder und Wolken und Hütten flogen um uns hin vorüber, wie Gestalten eines einförmigen Traums.

Agathe lag sanft an mich geschmiegt. Ich wagte nicht, ihr Träumen und Sinnen zu stören. Das arme Kind war aus dem seltsamen Abenteuer mit einem verwundeten Herzen gegangen. Aus Liebe zu mir hatte sie hingegeben, was sie liebte.

O Julie, wie ist unser ganzes Leben ein so träumerisches Gemisch; mehr Schatten, als Wesen; mehr Ahnung, als Genuß! — Da erscheinen wir, ohne zu wissen, woher? und abenteuern eine Zeit lang zwischen Dornen und Rosen hin, und begegnen und begrüßen manche fremde Gestalt, hätten mit mancher gern den Bund des Herzens geschlossen, aber sehen sie verschwinden, nie wiederkehren und die Fluth der Stunden und das räthselhafte Schicksal führen uns weiter, bis wir müde und satt zusammensinken, und der Rinde unsers Planeten den erborgten Staub wieder zurückgeben.

Man spottet gern jener Empfindungen von ewiger Liebe, von treuer Freundschaft, in welchen die Jugend sich so wohlgefällt; man heißt sie Romanen-Schwärmerei, Ueberspannung, Verkünstelung und Empfindelei. — Ich aber will Agathens stillen Thränen nicht zürnen.

Die Jugend ist edler, heiliger in Thaten und Empfindungen, als das spätere Alter. Sie wandelt noch in Unverdorbenheit, rein, wie sie den Händen der Natur und den frommen Lehren der Schule entstieg, unvertraut mit Verderbtheit und Gräueln der Menschen; sie will nur das Große, das Gute; ihr Enthusiasmus ist der ehrwürdigste. — Vom Rauch der Leidenschaften geschwärzt, geht das spätere Alter einher, ist selbst nicht mehr heilig, und sieht daher kein Heiligthum; wälzt sich in Lüsten, oder schwärmt mit rasendem Sinn einem Phantom der Ehre nach, oder verkauft um Gold die schönsten Gefühle, und heißt Alles, was ihm nicht mehr reizend scheint, Thorheit und Kinderland. Die Tugend, dem Kinde und noch dem Jüngling und Mädchen heilig, ist ihm Lebensklugheit. Es achtet nicht mehr des Schönen, sondern nur des Nützlichen.

O saget mir doch, da wir nun einmal Menschen sind und menschlich denken und empfinden müssen, welche Schwärmerei ist die edlere? — Ist's das unbändige Streben nach Sinnenkitzel, nach Gewalt, nach Ruhm, nach Pracht und Geld? Ist's das Streben nach Selbstverläugnung, Großmuth, Freundschaft, Treue und Seelengüte?

Lasset unsern Kindern den erhabenen Sinn; tödtet ihn nicht muthwilligerweise früher, als ihn vielleicht traurige Schicksale tödten.

Ich aber will nun, sei denn auch meine Bestimmung auf Erden und jenseits des Grabes, welche sie wolle! — ich will dem Tand der entarteten Menschheit auf ewig entsagen; will nicht nach Schätzen geizen, wenn ich nur mein Leben erhalten kann mit dem Nothwendigen; will nicht nach Weltruhm ringen, wenn mich nur eine Seele herzlich liebt; will nicht den Purpur und den Bettlerkittel, sondern nur die Herzen unterscheiden, und hienieden meine Welt mir schaffen, wie sie sein soll, nicht wie sie durch die verwirrende Leidenschaft im unglücklichen Europa ward.

Wir leben nur einmal, o Julie! warum soll ich den Grillen und seltsamen Meinungen der Menschen dies kurze Leben hinwerfen, und mir es nicht selbst weihen? Warum soll ich die Sklavin ihrer Vorurtheile und ihrer Leidenschaften sein, da mir der Mächtigste von ihnen keinen Schmerz zu vergüten, und keine Stunde neuen Lebens zu gewähren fähig ist, wenn meine Zeit einst ausgelaufen sein wird?

13.

Sobald wir nach zwei Tagen das erste Städtchen — sein Name ist mir entfallen — erreicht hatten, fanden wir daselbst einen Reisewagen mit allen möglichen Bequemlichkeiten, der uns, wie der Postmeister sagte, schon längst erwartete.

Auch dies war ein Werk der Vorsicht unsers Herberts, damit wir nirgends allzulange aufgehalten würden. Er hatte ohne mein Wissen einen Menschen, Namens Paulowitz, vorausgesandt, unsern Weg zu bereiten; einen Menschen, dessen Treue und Klugheit erprobt waren, der schon viele Reisen gemacht hatte, durch Unglücksfälle aller Art verarmt, ohne Anstellung geblieben war, und jetzt sein Schicksal an Herberts Schicksal unauflöslich knüpfen wollte. Herbert sagte mir, daß uns Paulowitz in Paris erwarte, und daselbst unsere Abreise nach Amerika vorbereite.

So eilten wir unaufhaltsam durch das übrige Polen, und reiseten durch Deutschland, ohne an einem Orte länger zu verweilen, als es nöthig war, durch einen nächtlichen Schlummer unsere erschöpften Kräfte zu verjüngen.

Ich las in den Zeitungen die Geschichte meines Todes und Begräbnisses. Meine Flucht aus Petersburg war Geheimniß geblieben. — O ihr meine zärtlich geliebten Aeltern! — Meine einzige Julie! — In den Augenblicken, da ihr noch meinen Tod beweintet, war ich euch so nahe! Ich breitete schluchzend meine Arme nach jenen Gegenden aus, die euch besitzen, und stammelte euch leise unter tausend Thränen mein Lebewohl und meinen Segen zu, was ihr nicht vernehmen durftet. Während ihr euch in Trauerkleider hülltet, betete für euch eure unglückliche Tochter und Freundin um Frieden und Trost zu dem, der allein Trost und Frieden verleihen kann. Ich aber bin für euch eine Todte und werde es bleiben — so will es mein Verhängniß.

Wir erreichten endlich nach einer unaussprechlich langen Reise die Hauptstadt Frankreichs. Hier hatte uns der gute Paulowitz eine angenehme Wohnung zugerichtet; auch erzählte er uns, daß er mit dem Schiffskapitän de la Bretonne, der im Hafen zu l'Orient sei, um den Preis einig geworden, uns nebst mehrern hundert Deutschen nach Amerika überzufahren. Diese Deutschen waren mehrentheils verarmte Leute, welche ihr Vaterland zu verlassen gedachten, um ihr Glück unter fremden Himmelsstrichen bei der Gründung neuer Kolonien in Louisiana zu finden.

Aber erst im Monat Mai konnte die Abfahrt geschehen. Ich fürchtete während dieser Zeit in Paris entdeckt zu werden. Eben das ungeheure Menschengewühl dieser kleinen Welt, in welchem ich anfangs glaubte, am unbemerktesten leben zu können, ward mir um so gefährlicher, da von allen Nationen Europens Reisende hier zusammenströmen. Wie leicht konnte ich in der Nähe des Hofes von irgend einem Neugierigen erkannt und verrathen werden, der mich einmal in Petersburg oder Wolfenbüttel gesehen.

Vater Herbert, welcher jetzt den Namen de l'Ecluse angenommen, fand meine Besorgnisse sehr gegründet. Wir verliessen Paris, um, nach unserer Gewohnheit immer unstet und flüchtig, vor der Abreise noch einige Gegenden des Königreichs zu besuchen.

Aber auch auf dieser Irrfahrt war ich noch vor aller Verrätherei nicht sicher — wo ich am geborgensten zu sein wähnte, war meine Gefahr am größesten.

Als wir nämlich in Poitiers uns befanden, fiel es mir ein, in Gesellschaft unserer artigen Wirthin auch einer Abendmesse in dasiger Kirche beizuwohnen. —

Ich betete mit Inbrunst, o meine Julie! für dich, und für meine Kinder, und für meine fürstlichen Aeltern. — Ein unerwarteter Anblick riß mich von der Höhe meiner Andacht nieder, und fesselte unwiderstehlich meine Aufmerksamkeit.

Nicht fern von mir stand in den Reihen der Männer — o wie gern schreib' ich seinen Namen, der mich an die fröhlichsten Stunden meiner Kinderzeit wieder mahnt! — der Chevalier d'Aubant. — Ich erschrack, und doch konnt' ich meinen Augen nicht gebieten, ihn zu verlassen.

D'Aubant war's, der einst — ach Julie, mit Wehmuth gedenk' ich des Tags, ich feierte dein Geburtsfest, und wir unbesonnenen Mädchen durchschwärmten mit kindischem Uebermuth die grüne Wildniß — wie ein Schutzgeist uns erschien in der Verirrung — — d'Aubant, der nachmals im traurigen Petersburg edel genug dachte, für die Ehre einer zum Spott des Pöbels gesunkenen Fürstin sein Leben zu wagen — dessen Bild ich mir nie denken kann, ohne es vom rosenfarbenen Himmel meiner Kindheit umstrahlt zu sehen — dessen Name ich nie ohne Dankbarkeit nenne, da er für den meinigen sein Blut vergoß, ohne Hoffnung einer Belohnung. —

Er war's! — Julie, ich zitterte. In angenehmer wunderbarer Wärme glühte mein halberloschenes Leben auf. D'Aubant glich in diesen Augenblicken einem holden Genius, der mir noch einmal an den Grenzen des vaterländischen Welttheils erscheinen wollte, wie zum Abschiede, bevor mein Schicksal mich auf immerdar entführt haben würde.

Ich vergaß bei seinem Anblick mich selbst und meine Gefahr. Er bemerkte mich nicht. Sein Gesicht sprach männliche Schwermuth. Du erinnerst dich noch seiner hohen Gestalt, und der zarten, geistigen Sprache seiner Mienen! Oft hatte uns die Erscheinung „des schönen Waldgottes", wie du ihn gern hießest, Stoff zu den tändelnden Neckereien gegeben.

O wie ward mir zu Muthe! Ein halbes Jahrzehend meines Lebens schien nicht gewesen zu sein. Ich irrte wieder im Hain von Blankenburg mit dir, und du kränztest mich wieder zum abendlichen Tanz auf dem Lustschlosse mit wilden Feldblumen.

Plötzlich wandte er sich. Er erblickte mich, und ich glaubte in seinen Augen das tiefe Entsetzen zu lesen, welches seine ganze Seele beim Anblick einer Todtgewähnten füllen mußte. Ich genaß von meinen Träumen, und hüllte mein Gesicht in die Falten des Schleiers. Ich war einer Ohnmacht nahe. Wie eine ertappte Verbrecherin sehnt' ich mich nach Flucht und Freiheit. Der Boden glühte unter meinen Sohlen, und die tausend im Tempel Versammelten schienen ihre Augen auf mich allein zu richten, und einander zuzuflüstern: Siehe, dort ist die entwichene Fürstin!

Es war wegen des Gedränges unmöglich, die Kirche sogleich zu verlassen, so sehr ich darum auch meine Gefährtin bat. Und immer blieben d'Aubants Blicke auf mich geheftet; immer begegneten meine Augen den seinigen wieder — und ein Gemisch von Grausen und Wollust durchschauerte mich, wie Gluth und Frost den Fieberkranken.

Sobald ich die Heimath wieder erreicht hatte, ließ ich Herbert rufen. Agathe bemerkte meine Verwirrung, meine Angst; Herbert desgleichen. Ich verheimlichte ihnen nichts. Ich erzählte ihnen von d'Aubant. Er war ihnen dem Namen nach, seit seiner Flucht aus Petersburg, nicht mehr unbekannt. Wir beschlossen einmüthig, die Stadt Poitiers sogleich zu verlassen. Ich hatte in der Nacht keinen Schlummer. Immer wähnt' ich mich verrathen, und das Haus umringt, und mich den Kerkern von Petersburg zugeführt — und mitten in meiner Todesangst stand wieder die Gestalt d'Aubants voll zärtlichen Mitleids vor mir, und neben ihm blühte das Elysium meines ersten Lebens, und ich konnte dann den Mann nicht hassen, der mich verrathen und ausliefern wollte.

Diese einzige Nacht in Poitiers dünkte mich länger und ereignißvoller, als mein ganzes Leben.

Am folgenden Morgen, eh' es in Osten graute, hatten wir schon Poitiers verlassen.

14.

Sobald der Maienmond begann, wurden wir unter dem Namen einer deutschen Familie, welche nach Westindien zu ihren Verwandten reisete, eingeschifft. Paulowitz hieß nun Paul; Herbert, unser sorgsamer Vater, trug den Namen Walter. Jener hatte, während wir Andern in Frankreichs Provinzen umhergezogen waren, mit bewundernswürdigem Fleiß Alles zusammengekauft in l'Orient, was theils eine langwierige Seefahrt zu verannehmlichen diente, theils uns im fernen Welttheil wohlthun konnte.

Die Kanonen donnerten im Hafen das Lebewohl. Die Winde schwellten unsere Segel auf. Das Schiffsvolk jauchzte. Die Batterien von Portlouis donnerten den Scheidegruß zurück. Das Schiff schwebte, wie geflügelt, über die dunkeln, spielenden Wellen des Ozeans. Die Ufer Europa's wichen zurück.

Agathe stand auf dem Verdeck voll tiefer Wehmuth. Ihre Lippen bebten, wie wenn sie zu dem verschwindenden Welttheil reden wollten; Thränen füllten ihre Augen. Die arme Agathe! Ihre Seele irrte in den Wüsteneien von Polen, und umschwebte den trauernden Janinsky im winterlichen Sloboda.

Herbert hatte sich an einen Mastbaum gelehnt, mit verschränkten Armen und gesunkenem Haupte, in schwermüthiger Stellung. Meinetwillen schied er von der mütterlichen Erde, und suchte er in

seinen Wildnissen nun das Ziel seines tugendhaften Lebens. Er hörte nicht das Rauschen des Geschützes, nicht das fröhliche Jauchzen der Matrosen. Nur dann und wann schien ein Seufzer seine Brust zu heben.

Und aus dem Gewühl und Lärmen des Schiffsvolks stieg mit einemmale ein feierlicher Kirchengesang, von Männern, Weibern und Kindern. Es waren Deutsche und Schweizer, welche sich eingeschifft hatten, um in Louisiana das Glück zu finden, welches ihnen in der alten Welt nicht lächeln wollte. Sie saßen gedrängt beisammen, und sangen mit lauter Stimme ihren Psalm zum Gott der Väter, und empfahlen ihm das theure Mutterland, so sie nicht nähren konnte. Und Aller Augen starrten nach dem festen Lande hin, und weinten im Angesicht desselben ihre Abschiedsthränen.

Die Wehmuth übermannte auch mich. Mein leises, glühendes Gebet stieg unter den Liedern dieser Unglücklichen zum Himmel für meine Kinder; und meine Thränen begleiteten die ihrigen.

„Natalie, o Natalie, geliebte Tochter, und du, mein unglückseliger Säugling, dem nicht die zarte Hand der Mutterliebe die Thränen trocknen darf — noch einmal lebet wohl!“ So rief ich, und sah die Küsten Europa's vor mir dunkler werden, und am Horizont verdämmern. Wie ein ungeheurer Sarg ging der heimathliche Welttheil in die Tiefen des Meeres unter mit allen seinen Schätzen und Foltern, mit seinen Thränen- und Freudenstunden. Nur nach meinen Kindern schlug mein Herz in diesem feierlichen Augenblick — auch sie gingen für mich auf ewig unter. Ich schwebte einsam auf dem Ozean, wie ein abgeschiedener Geist, der, zu entfernten Bestimmungen hingerissen, schaudernd die Welt vor sich verschweben sieht, wie einen Dunst — die Welt, welche zwar für ihn der Qualen manche trug, aber auch manches Kleinod.

Ich saß, in meinen Empfindungen verloren, auf dem Verdecke. Der Mond war aufgegangen, denn spät am Tage geschah unsere Abfahrt; weit umher herrschte Todesstille; überall nur Well' und Himmel, Dunkelheit und Glanz. Dies furchtbar-liebliche Schauspiel fesselte mich durch seine Neuheit, und zerstreute meinen Gram.

Da trat Agathe zu mir, und fragte schüchtern: „Meine Augustine, stör' ich dich? Du bist betrübt. Verfolgt dich schon so früh die Reue? Verlässest du dein Europa ungern?“

Ich zog das gute Mädchen an mich, und antwortete: „Nein, gern. Denn Niemand liebt mich dort, und Niemand schirmte mich dort. Und was mich liebt und schirmt, begleitet mich zur neuen Welt. Nur um meine Kinder klag' ich, und um meine Julie. Die sind mir verloren. Und hätt' ich sie nicht verlassen, so wären sie mir dennoch verloren. Nun denn, gute Nacht, Vergangenheit! Sei mir willkommen, schöne, fremde Zukunft! Ich gehe dir entgegen mit einer reinen Seele. Wer nichts zu fürchten hat, hat nur zu hoffen.

Agathe drückte ihr Gesicht an meine Brust und schluchzte heftiger. „Du weinst?“ fragt' ich sie: „Sehnst du dich heim?“

Nach einer langen Stille lispelte sie nur den Namen Janinsky.

Meine Augen wurden von Thränen verdunkelt. Ich küßte des Engels heiße Stirn und antwortete nicht. Was hätt' ich erwiedern können auf solch ein vielsagendes Wort? — Agathe liebte. Janinsky war der Gott ihrer ersten Leidenschaft. Treu und ergeben hatte sie mir ihre schönsten Empfindungen zum Opfer gebracht, und es erst damals gestanden, als hoffnungslos sie an der Möglichkeit ihres Glücks verzweifelte.

Ja, es ist das höchste Opfer, sein eigenes Herz freudig brechen, indem man seine Liebe tödtet. Unterm Himmel beseligt nichts so, als dies Gefühl, welches mit dem Gefühl der Unsterblichkeit so ganz eins ist. Wer seine Liebe opfert, der opfert seine Unsterblichkeit mit dahin. Ohne Liebe ist die Ewigkeit leer und werthlos.

15.

Und wir schwammen nun auf dem hellen, immer bewegten Ozean von Inseln zu Inseln. Wir gewöhnten uns an das unbequeme Leben der Seefahrer; an das betäubende Hin- und Herwiegen des Schiffes; an das rege, wunderbare Einerlei des Weltmeers.

Das Bild des stillen rastlosen Lebens und der Ewigkeit gibt uns keine Landschaft mit ihren Blumenfeldern, kein Gebirg mit seinen unermeßlichen Aussichten in so vollem Maße, als das Meer. Hier ist Alles Bewegung, und unermüdlich. Unter uns gaukeln die Wellen; um uns flattern die bunten Wimpel des Schiffes; über unserm Haupte schwärmen die Gewölke. Die ungeheure Natur ist bald in leiser, bald in furchtbarer Gährung, und der Mensch, welcher die unbändigen Elemente beherrscht, erscheint nirgends so in gewaltiger Hoheit, wie hier.

Wir sahen die kanarischen Inseln — wir wohnten einige Tage auf Teneriffa, am Fuße des Pik. Schon umgab uns hier eine neue Welt, eine neue Pflanzenschaft, und Menschen von andern Farben. Wir wähnten uns schon weit geschieden von Europa. Agathe klagte leiser um Janinsky, und lächelte wieder, wie sonst. Ich hatte Rußland fast vergessen, und Deutschlands; die Erinnerung ward schwächer als Alles, was mich einst freute und folterte — ich sah auf die Vergangenheit zurück, wie auf einen langen, düstern Traum, oder wie der Geist eines Verstorbenen auf die Geschichte seiner irdischen Wallfahrt.

Ich hätt' es nicht geglaubt, daß ich hier noch durch einen Dritten so unerwartet, so überraschend, an meine schönsten Lebensstunden, an dich, o meine Julie, an meine ferne, reizende Heimath gemahnt werden würde!

Der Schiffskapitän beschloß plötzlich, mit guten Winden wieder Teneriffa zu verlassen. Eilfertig verliessen wir das Land. Wir waren ins Boot gestiegen, und warteten noch auf die Rückkehr des wackern Paul. Er kam odemlos, stieg zu uns ein, und die Matrosen stießen vom Lande.

Julie, und in eben diesem Augenblick — ich saß mit gegen das Land gewandtem Antlitz — erschien am Ufer ein junger Mann — ganz d'Aubants Gestalt. Ich erschrack — nein, ich kann es nicht Schreck nennen — eine unbegreifliche Mischung von Bestürzung und Freude und Wehmuth war es, die mein Gemüth verwirrte. Ich haschte Agathens Hand — „d'Aubant ist's! gewiß d'Aubant!" rief ich. Es schien, als hab' er mich gesehen, mich erkannt — aber sein Betragen war mir doch unerklärlich. Er lief am Ufer ängstlich umher; er streckte die Arme über das Meer aus nach uns; — ich hätte wünschen mögen, daß ein Unfall unser Boot getroffen und es zur Rückkehr gezwungen hätte. — Wir erreichten das Schiff. Die Anker wurden bei unserer Ankunft gelichtet. Rasch flogen wir in die weite Wüste des Ozeans hinaus; ich stand auf dem Verdeck; ich starrte nach den blühenden Ufern Teneriffa's zurück. Und als die Gestade bläulich verdämmerten, starrt' ich noch immer dahin; und mir war es, als seh' ich noch immer d'Aubants Gestalt, wie sie die Arme ausstreckte gegen uns, und eine Stimme sagte mir immer, gegen mich! — Und als wir gegen Abend nichts mehr sahen, als den hohen, einsamen Pik, gleich einer Pyramide aus den Tiefen der Gewässer ragend, war mir's, als stehe diese Gebirgssäule am Horizont nur da, um noch die Gegend zu bezeichnen, wo d'Aubant traure.

Paul kannte d'Aubant noch aus Petersburg. Paul erzählte mir, daß d'Aubant es in der That gewesen, der am Ufer erschienen sei; daß er mit ihm einige Worte gesprochen; daß d'Aubant nach Amerika reise, um sich in Louisiana niederzulassen.

In Louisiana! — Also auch er ein Unglücklicher?

Fast sollte' ich erröthen über die Theilnahme, welche dieser Mann in meinem Herzen erregt. Denn jeder der Augenblicke, in dem ich ihn gesehen, hat nun in meinem Gedächtnisse einen hohen Werth. Es ist aber nicht er, von dem ich mit wehmüthiger Ruhe, mit einem Gefühl wie Sehnsucht, so gern träumte; es ist die Zahl meiner Blüthenstunden, in denen er mir zum erstenmal erschien, die ich betrauere. Jetzt, von meiner ehemaligen Welt geschieden, ist mir jede Kleinigkeit von ihr so neu, so wichtig! — So gibt uns eine am Fenster blühende Pflanze in rauhen Wintertagen des Nordens höheres Vergnügen, als eine Flur voller Blumen im Sommer. Ach, Julie, ich will d'Aubants gern gedenken. Es ist das einzige, wie mein Herz sich seines Dankes entbürdet, welchen es dem edeln Manne schuldig ist, der für meine Ehre sein Blut vergoß. Die Erinnerung an ihn ist Erinnerung an dich und an mein verlornes Himmelreich.

16.

(Geschrieben in Port au Prince.)

Dem guten Herbert wollte die Seeluft übel. Er war uns erkrankt. Wir trauerten um ihn, wie um einen Vater. Mit Freudenthränen dankt' ich Gott, als wir nach der langen, ewigen Fahrt endlich wieder festes Land erblickten. Es war St. Domingo, die reichste von allen Inseln Westindiens, rings von Felsen und gefahrvollen Klippen umgürtet. Unser Schiff landete. Ich verließ mit den Wenigen, welche mir in die fremde Welt folgten, das Schiff, und wir kehrten nicht wieder zurück. Denn Vater Herbert liegt hier schon seit zwölf Wochen krank.

Weh mir, wenn ich ihn verliere! Er ist mein zweiter Vater, mein Lehrer, mein Schutzgeist, mein Führer. Ich würde allein stehen in der Einöde der weiten Welt. Agathe ist ein holdes Kind, und bedarf selbst des Rathes und Schirmes.

O Alexis! Alexis! Dahin treibst du mich, mein Gemahl! Fern von meinen Kindern, fern von meiner Heimath irre ich, die Tochter Wolfenbüttels, unter fernen Zonen. Meinem Tode konntest du keine Thräne weinen — was würde dein Herz fühlen, wenn du die Verlassene hier erblicktest?

Wir bewohnen ein artiges Landhaus am Meere, nicht weit von der Stadt; es gehört einem begüterten Kolonisten. — Er ist ein alter, biederer Mann, immer an fröhlichen Einfällen reich. Seine an einen jungen Pflanzer vermählte Tochter besorgt die häuslichen Angelegenheiten. Sie ist Mutter zweier liebenswürdigen Knaben, die dem alten Großvater viele Lust machen. Wir sind in dieser Familie bald einheimisch geworden. Wir lieben uns, wie wenn wir uns schon seit vielen Jahren kennten. Besonders hängen die beiden schönen Buben an mir. Auch ich bin Mutter; ach! und die Küsse, welche ich an ihnen verschwende, gelten den fernen geliebten Engeln, von denen ich nie den süßen Muttternamen hören darf. — O Julie, was ist bitterer, als die Wehmuth einer unglückseligen Mutter?

Man wendet alle Kunst an, uns Pilger in St. Domingo zu fesseln. Täglich ermahnt man uns, daß wir uns hier niederlassen sollen. Der alte Deroy, so heißt unser freundlicher Wirth, will uns in seiner Nachbarschaft eine schöne Pflanzung verkaufen.

Nein, wir sind noch zu nahe an Europa; allwöchentlich erscheinen hier Schiffe von jenem mir so furchtbar gewordenen Welttheil. Die Neugier der Reisenden durchspürt die ganze Insel. Wie leicht könnt' ich entdeckt und verrathen werden!

Ich will nach Louisiana. Dahin zieht mich meine Sehnsucht. Dort werd' ich im Schatten tausendjähriger Haine verborgen und vergessen leben; dort werd' ich mir ganz gehören. Und

vielleicht — o Julie, süß ist mein Wahn — ich bin in jenen Wildnissen dann so einsam nicht — mir ist's, wie eine Weissagung, so mir geschehen — ich werde dort den Mann wiedersehen, der meine frohere Jugend sah.

Was hab' ich Arme, womit ich meinem dürftigen Leben Reiz gebe, als Träumereien? Ich will an den bunten Hoffnungen hangen mit kindlicher Begier, und würden sie auch nie erfüllt.

Sobald Vater Herbert genesen ist, suchen wir Louisiana's Haine auf.

17.

O wunderbare Allmacht der Liebe! — Was kein Mensch glauben, keiner träumen kann, ist geschehen. Julie, ich taumle vor Freuden. Der Geliebte Agathens, der gastfreundliche Pole, Janinsky, ist in St. Domingo. Er hat mit unbegreiflichem Glück unsere Spur durch ganz Europa und über das Weltmeer hin verfolgt, nachdem er sein Hab und Gut in Geld verwandelt hatte. Es ist etwas romanhaft. Aber sei es doch, wenn sich der Mann nur glücklich fühlt in seiner Schwärmerei. Fast vermuth' ich, daß Agathe mit ihm mehr im Einverständniß gewesen, als sie mir wissen ließ; daß sie vielleicht ihm selbst, ihrem Theseus, den leitenden Faden durchs Labyrinth gab, wie eine andere Ariadne.

Genug, er ist da. Aus der Stadt kam ein Bote an den Herrn Walter. Herbert trägt diesen Namen in St. Domingo. Der Mensch brachte ihm einen Brief. Herbert war noch zu schwach, ihn selbst zu lesen. Agathe und ich standen vor seinem Bette. Ich öffnete den Brief und las ihn vor. Ehe ich vollendet hatte, sank Agathe bewußtlos nieder. Janinsky kündigte sich selbst in diesem Schreiben an.

Sobald das gute Mädchen von ihrer Ohnmacht genesen war, hielten wir Raths zusammen. Agathe aber sprach nichts. Sie setzte sich, den Brief in der Hand, ans Fenster; stumm und in tiefer Gemüthsbewegung saß sie da; dichte Thränen bewölkten ihre Augen und flossen über ihre Wangen. Sie starrte nur den Brief an, las ihn aber nicht. Ich fürchtete für ihre Gesundheit. Ich wollte sie beruhigen; sie hörte mich aber nicht; sie sah nur das todte Blatt an, und stieß von Zeit zu Zeit einen Seufzer aus.

Ich schrieb in Herberts Namen die Antwort an den kühnen Abenteurer, und bat ihn, seinen Besuch noch um einige Tage zu verschieben, weil Agathe allzubewegt sei. Noch hatt' ich nicht vollendet, als sich die Thür öffnete. Janinsky trat selbst herein. Ich erschrack. Agathe sprang mit einem Schrei vom Sessel auf, ward todtenbleich, wankte ihm, mit halbgeschlossenen Augen, wie eine Sterbende entgegen, die die letzte Ruhe sucht, und fiel ohne Bewußtsein in seinen Armen nieder.

Mit Mühe brachten wir sie ins Leben zurück. Erst am folgenden Tage konnte sie ihren Freund mit Ruhe sehen und sprechen.

Der kranke Herbert wollte dem Janinsky Vorwürfe machen. „Nein", rief Janinsky, „es ist an mir, Ihnen Vorwürfe zu geben. Warum erschienen Sie mit Ihrer liebenswürdigen Tochter in meiner Einöde, und raubten mir auf immerdar Freude und Ruhe? — Ich hatte sie gesehen, ich liebte sie, und die Ueberzeugung, daß ich Agathen nicht unglücklich liebe, machte mich noch elender. Es ist mir, aller Ihrer Verstellungen und Verheimlichungen ungeachtet, gelungen, Sie auszuforschen. Ich bin nun da. Wollen Sie noch ferner hartherzig sein? Wollen Sie nicht mein Vater werden, wohlan, so verstoßen Sie mich. Aber ich werde Sie durch alle Welttheile verfolgen, wie Ihr Schatten, bis Sie von meiner Ergebenheit, von meiner Standhaftigkeit gerührt werden. Verschmähen Sie mich als Ihren Sohn — nun, so will ich Ihr Sklav werden. Sie winden sich nicht wieder von mir los!"

So ungefähr sprach der Mann, und wie er's sprach! Seine ganze Miene war Seele. Triumph, Entzücken, Wehmuth und Besorgniß sprachen in gleichen Augenblicken in seiner Stimme, in seinem Lächeln, und in der Thräne, die von seinem flammenden Auge fiel, wie ein Lichtfunken.

Herbert war sehr bewegt. Er sah mich an mit einem stillforschenden Blick, und reichte dem Janinsky freundlicher die Hand. „So viel Treue ist wohl des höchsten Lohnes werth!" sagte ich. — Janinsky fiel mir zu Füßen, bedeckte meine Hand mit brennenden Küssen, und rief: „Verlassen Sie mich nicht! verstoßen Sie den unglücklichen Janinsky nicht!"

Und als Herbert sprach: „Wohlan, Janinsky, ich gebe Ihnen meine Tochter, wenn meine Tochter Ihnen Liebe geben kann!" sprang Janinsky auf, und redete wie ein Begeisterter, oder wie einer, dessen Sinne verwirrt waren. Er weinte, er lachte, er erzählte von den Gefahren seiner Reise, er rief Agathens Namen, er bat sie um ihre Liebe, obgeachtet Agathe nicht mehr zugegen war, er überhäufte Herbert und mich mit Dank und Segen, schilderte einen Sturm, den er auf dem Meer ausgestanden, und faltete dann wieder die Hände gen Himmel, als wollt' er Gott Dank sagen für das erreichte Ziel.

Es war nicht mehr daran zu denken, den hochbeglückten Schwärmer nach der Stadt zurückzusenden. Auch seiner Gesundheit drohte die Heftigkeit der Leidenschaft Gefahr. Wir behielten ihn im Hause.

Am folgenden Tage gab ihm Agathe die Worte der ewigen Liebe, und mit erröthenden Wangen den belohnenden Kuß für so viel unglaubliche Treue.

Wie sie beide nun hochbeseligt sind! — Ich finde in dem Glücke dieser Liebenden mein eigenes Glück blühend. — Janinsky will mit uns sich anbauen in der schönen Louisiana. Unaufhörlich träumen wir von dem Elysium, so unser harret.

18.

Langsam kehrte Vater Herberts Gesundheit endlich wieder zurück. Schon konnte er, nach sieben peinlichen Monaten, das Krankenlager wieder verlassen — wir beschlossen, sobald er vollkommen hergestellt sein würde, die Vermählung der beiden Liebenden zu feiern.

O, meine Julie, nun nehm' ich die Feder, dir eine der fürchterlichsten meiner Lebensstunden zu beschreiben.

Auf Erden soll keine Freude reifen; unser Herz sich an keine Lust hängen. Die Hoffnung, welche wie ein neugebornes Kind zartlächelnd an unserm Herzen ruht, wird von dem tückischen Dolch der nächsten Stunde getödtet. — Wir gehören nicht dieser Welt an. Sie selbst stößt uns mit grausamem Ernst zurück, wenn wir sie liebgewinnen möchten. Ueber den Sternen ist unsere Heimath, nicht unter denselben! sagt der gute Herbert, wenn er mich trösten will. Ach! und was können wir für unsere Schwäche? Warum tragen wir das fühlende Herz in der Brust?

Janinsky, Agathe, Frau Almas, die Tochter des alten Deroy, mit ihren beiden schönen Buben August und Karl, und ich, gingen am Nachmittag durch die fruchtbaren Felder. Nächtlicher Regen hatte die Luft erfrischt und ein kühler Ostwind blies über das Meer her. Wir streiften durch die Zucker- und Indigopflanzungen, sahen den Arbeiten der Sklaven zu, und kehrten nachbarlich in manche Hütte ein.

Vom langen Wandern ermüdet, ruhten wir auf weichem Rasen aus unter Cacaobäumen und den ulmenblättrigen Guazumen. Die Sonne war schon hinter den Hügeln niedergesunken, ihre letzten Strahlen flimmerten röthlich an den Gebüschen auf den Felsen. Ein gewürzhafter Duft von tausend unbekannten Kräutern strömte uns im Zuge des Ostwinds an.

Da sagte Janinsky: „Warum ist diese Herrlichkeit so vergänglich? Warum gewährt uns der Himmel nicht schon ewiges Leben? Wir sind berufen, das wundervollste Schauspiel zu sehen, und ehe wir's noch ganz genießen können, ist der Vorhang schon wieder gefallen."

„Das Leben hienieden ist nur der Prolog des ewigen Schauspiels!" erwiederte ich ihm: „Er kündigt nur an, und reizt unsere Erwartung auf das Folgende. Ist der Prolog so reizend, wie sollen wir nicht mit Begier wünschen, daß der Vorhang falle, damit das Schauspiel selbst beginne?"

Janinsky drückte Agathens Hand an seine hochschlagende Brust; und sie lächelte zärtlich auf den theuern Liebling hin. „Sollen wir wünschen, daß der Vorhang falle?" fragte sie ihn.

„Ich habe genug gelebt, Agathe!" rief er: „Denn Agathe liebt mich. Und mein höchstes Ziel ist errungen; glücklicher kann die Welt mich nicht mehr machen. Früher oder später, immer aber einmal müssen wir hienieden enden; gepriesen sei der Mensch, welcher mitten unter seinen Freunden entschlummert! Und ist dies Leben nur der Prolog, o meine Agathe, was werden wir uns im Ewigen sein!"

Unter solchen Gesprächen verflogen die Minuten und Stunden. Der aufgegangene Mond und die wachsende Dunkelheit mahnten uns an den Heimweg.

Wir wählten den kürzesten Pfad, der längs dem Meergestade führte; die Knaben sprangen munter davon.

Ein plötzlicher Sturmwind erhob sich, noch ehe wir die Wohnung erreichen konnten. Gesträuch und Bäume brauseten wild; der Staub wirbelte in großen Wolken von der Erde himmelan; die Wellen schlugen mit dumpfem Geräusch an die Klippen. — Der Aufruhr der Natur ward von einer Sekunde zur andern entsetzlicher. Wir verdoppelten unsere Schritte; wir waren von der Wohnung sehr entfernt.

„Meine Kinder! meine Kinder!" seufzte die Frau Almas ängstlich.

„Sie sind gewiß schon daheim!" sagte Janinsky: „Denn sie haben uns schon längst verlassen."

„Und sie kennen den Weg!" setzte die junge Mutter hinzu, um sich selbst zu beruhigen.

Die Gewalt des Sturmes warf uns schier nieder. Mondenschein, Finsterniß und Staubwolken blendeten uns, daß wir kaum sahen, wohin wir traten. Das Meer brüllte ungestümer, und von den wankenden Bäumen stürzten zerrissene Zweige.

Es war mir, als zittere das Erdreich; als wolle der gewaltige Orkan die Felsenwurzeln St. Domingo's vom Grund des Ozeans losreissen und das Eiland zermalmen.

„Noch eine Viertelstunde!" sagte die junge Almas, welche uns den Weg zeigte. Mutterzärtlichkeit machte sie behend und muthig. Sie flog immer weit vor uns hin durch Nacht und Sturm; kaum konnten wir sie ereilen. Wenn wir ihr nahe waren, hörten wir sie nur die Worte lispeln: Meine Kinder! meine Kinder!

Plötzlich stand sie still, rang die Hände und rief: „O mein Gott, diesen Weg so hart am Meere dürfen wir nicht gehen. Bei der Fluth und bei solchem Sturm stürzen oft große Wellen über den schmalen Fußpfad. Zurück!" — Noch ehe wir einen Entschluß fassen konnten, rief sie wieder: „Doch ich will erst dahin zur gefahrvollen Stelle, um zu wissen, ob meine Kinder hinüber sind."

Sie ging; wir folgten ihr. Als wir zwischen den Felsen hervortraten, deren Wände uns kurze Zeit gegen die Windstöße geschirmt hatten, öffnete sich vor uns das kochende Meer, welches hoch empor ging, und von Zeit zu Zeit eine große Woge gegen die Klippenmauer jagte, an welcher sich der Fußpfad hinzog. Die Wellen eilten mit erschütternder Furchtbarkeit vom Meere gegen das Ge-

stade, hundert neben hundert, wie ergrimmte Streiter, welche eine feste Burg erstürmen und wüthend über die Leichname ihrer gesunkenen Vorreihen hinrennen. Der bleiche Mond sah durch die fliehenden Wolken des Himmels, und zündete mit Grausen zum Kampf der empörten Elemente. — Ich zitterte an Janinsky's Armen; Agathe weinte von Aengstigungen beklemmt. Janinsky aber tröstete uns liebreich.

Als wir der Stelle nahe gekommen, gebot er uns, stille zu stehen. Kaum konnten wir in dem betäubenden Lärmen der Fluthen unsere Worte hören.

„Still!" rief die bebende Almas: „Ist das nicht Wimmern eines Kindes?"

Uns allen ging ein kalter Schauer durch's Gebein. Wir horchten; wir vernahmen undeutlich ein ängstliches Stöhnen; aber wir sprachen zur bangen Mutter: „Nein, wir hören es nicht. Der Wind pfeift in den Klippen und Büschen."

„Ich aber muß hinüber!" rief die verzweifelnde Mutter. Janinsky ergriff sie, und, indem die letzte Woge abfloß, trug er sie eilends über den Pfad in Sicherheit. Dann kam er wieder, haschte den glücklichen Moment, und trug seine Agathe dahin. Er kam wieder und nahm auch mich.

Drüben saß der kleine Karl am Felsen und weinte; und seine Mutter lag vor ihm auf den Knien mit Todesangst, und rief! „Aber wo ist dein Bruder August?" Der Knabe schluchzte und deutete mit der Hand auf die schäumenden Wellen hinaus.

„Allmächtiger Gott!" schrie sie und sprang auf und streckte die Arme gegen das Meer, als fordere sie dem tauben Ozean den kostbaren Raub wieder ab. Indem trat der Mond abermals aus den Wolken. Da sahen wir deutlich nicht weit vom Ufer den armen August im Wasser. Er hielt sich mit seinen kleinen Armen festgeklammert an einem zerbrochenen Baumstamm, der in den Wellen hing. Von Zeit zu Zeit rauschte eine Woge über ihn hinweg.

Als seine Mutter ihn erblickte, flog sie mit ausgebreiteten Armen der daherströmenden Woge entgegen, und stürzte sich ins Meer, den holden Liebling ihrer Seele zu retten, uneingedenk ihrer schwachen Kraft. Heulend schlugen die Wellen über sie zusammen. Wir alle standen erstarrt. Ich taumelte ohnmächtig gegen die Felswand.

Nur der edle Janinsky behielt seine Geistesgegenwart. Er beobachtete die Fluth, bat uns, ruhig zu sein, und sprang, als er die Kleider der armen Almas erblickte über den Wellen, bebend ins Wasser.

Agathe schlang schaudernd ihre Arme um meinen Nacken. Alle Kraft verließ sie. Sie sank, einer Entseelten gleich, an mir nieder auf die feuchte Erde. Ich schrie bald den Namen der Almas, bald den Namen Janinsky Und als ich sah, wie Janinsky, mit den Wellen badernd, deren Gewalt besiegte, die Kleider der Almas faßte, und seine Beute gegen das Ufer führte, schlug mein Herz wieder hoch und freudig.

Indem die bebende Almas von Janinsky ans Land gebracht und zu meinen Füßen niedergelegt ward, erschienen auch ihr Gatte und ihr Vater, welche sorgenvoll ausgegangen waren, uns zu suchen. Sie hatten mein Geschrei vernommen, ihre Schritte beflügelt, und eilten nun, die halbtodte Frau und Agathen ins Leben zu bringen.

Janinsky aber säumte nicht in seiner erhabenen, schrecklichen Arbeit. Zum andernmal warf er sich wieder ins Meer. Noch schwebte winselnd der Knabe mit letzten Kräften am hangenden Zweige. Jede über ihn hinrollende Fluth drohte ihn wegzuspülen. — Sein Retter erschien, riß ihn herab vom Baum, kämpfte sich mit ihm gegen das Gestade zurück, und als er nahe genug war, schleuderte er ihn mit unglaublicher Macht aufs feste Land hinauf, wo ihn sein Vater empfing.

Aber die Wogen wälzten Janinsky vom Ufer zurück — noch einmal streckte er den Arm empor aus einer Welle — und wir sahen ihn nicht mehr.

O Julie, wir sahen ihn nicht wieder. Wir erhoben ein fürchterliches Geschrei. Sturm und Wellen heulten mit uns. Aber der Edle blieb verschwunden — unser Geschrei, unser Suchen blieb vergebens.

Man holte Sklaven herbei und Fackeln, Seile und Leitern. Einige Neger wagten ihr Leben im Meere, den Verlornen zu finden. Der Greis Deroy versprach dem Sklaven die Freiheit zum Geschenk, der uns Janinsky bringen würde. Er bot den Preis umsonst.

Wir Weiber wurden in die Wohnung geführt, nebst den Kindern. Die Männer setzten ihre Nachforschungen fort. Ach! erst am fünften Tage nachher fand man Janinsky's Leichnam an einer, von dieser Stelle, wo wir ihn zuletzt sahen, weit entfernten Klippe.

So ward der Tod in den Wellen der Lohn seiner heroischen Tugend. So hatte der edle Mann nun Heimath und Alles verlassen, hatte voll treuer Liebe Länder und Meere durchirrt, hatte die Geliebte wiedergefunden vom günstigen Gestirn geleitet, um vor ihren Augen sein Leben zu schliessen.

19.

Fünf traurige Monden sind verflossen seit Janinsky's Tode. In wenigen Tagen sollen wir zu Schiffe gehen, nach Neu-Orleans. Herbert, wiewohl nicht ganz hergestellt, ist doch stark genug, die Mühseligkeiten einer neuen Seereise zu wagen. Das ungesunde Klima St. Domingo's würde ihn tödten, wenn wir länger verzögerten.

Und meine Agathe, die unglückliche Braut, hat ihren Kampf gekämpfet und obgesiegt. Sie mehr, als ich, sehnt sich in die Einsamkeit von Louisiana hin, um dort ihren Janinsky mit eben der unüberwindlichen Treue zu betrauern, mit welcher er sie einst liebte. Sie ist ein schönes Bild der Wehmuth, und mir liebenswürdiger, denn jemals.

Gute Nacht denn, Weltgetümmel, aus welchem wir alle scheiden mit verwundetem Herzen! — Empfanget mich, ihr stillen Wildnisse der Fremde, und gebet mir die längst entbehrte Ruhe. Dort hört der furchtbare Wechsel der Schicksale auf. Unsere Tage verfliessen dort in milder Einförmigkeit, wie ein sanftes Träumen, in klösterlicher Stille, bis sie unsern Staub in den friedlichen Schoos der Erde senken.

Wenn die dunkelrothen Gluthen des Morgens durch den Wald brechen und der Gesang der Vögel erwacht, will ich betend meine ersten Stunden dem Vater des Weltalls weihen; dann in kleinen häuslichen Geschäften Mittel suchen, das Leben derer zu verschönen, welche mir in die Einöde folgten mit hoher Selbstverläugnung Ich werde sie alle froh sehen; und was kann meinem Frieden mangeln, wenn sie lächeln? Ich will die Wunder der Natur studieren; Bildung, Eigenschaften und Kräfte der reizenden Pflanzenwelt untersuchen, von der hohen Zeder bis zum Moose, von der Palme bis zum Grashalm. So werd' ich Gott sehen, so werd' ich ihm vertrauter werden. Bald will ich ein ödes Feld urbar machen, bald einsame Spaziergänge schmücken, um meine Geliebten zu überraschen; bald die Arbeiten und Tagwerke der Insekten belauschen; bald mich an der erhabenen Melodie des donnernden Stromfalles ergötzen.

Und wenn die Nacht mit ihrer begeisternden Herrlichkeit die Fluren Louisiana's beschleicht, wenn das Firmament seine tausend Sonnen enthüllt, und ein ernster Geist durch die verstummte Welt zieht; dann will ich der Ewigkeit meine Betrachtungen, meine Hoffnungen weihen. Sie wird mir nicht mehr fremd sein. Mein Auge wird im Tode einst unter einer Freudenthräne brechen.

Seid mir gegrüßt, ihr heiligen Wildnisse, die noch der Ehrgeiz, die Wollust und der Golddurst keines Europäers entweihte! Nehmt mich auf in eure kühlen Schatten; ich gehöre nicht mehr dem Getümmel der Welt und ihrer Leidenschaft; ich werde fortan leben in meinem harmlosen Selbst.

Drittes Buch.

1.

Der Chevalier d'Aubant an seinen Freund Bellisle.

Christinenthal, 24. April 1718.

Sie werden glauben, geliebter Bellisle, ich sei vom Ozean längst verschlungen, oder von den Indianern seit Jahr und Tag schon erschlagen und verzehrt, daß ich Ihnen so lange nicht schrieb. Denn ich sehe aus meinem Tagebuche, es sind volle fünfzehn Monate verstrichen, seit ich Ihnen meinen letzten Brief von Bilaxi aus zusandte. Aber wenn man eine neue Welt erobert und neue Staaten gründet — wenn in diesen neuen Staaten noch dazu alle Diligencen, Posten und Kuriere fehlen, so werden Sie mich wohl entschuldigen können. Rechnen Sie noch die kleine Eitelkeit, daß ich Ihnen nicht früher, als aus meinen eigenen Besitzungen, schreiben wollte. Doch was sag' ich meinen? — Nein, so großmüthig Sie sich auch verheimlichen und verstellen, Ihnen allein bin ich dies alles schuldig; Sie machten mich durch Ihr Darleihen zum glücklichsten Mann der Welt — und so schreib' ich Ihnen nicht aus meinen, sondern aus Ihren Staaten. Sterb' ich, so falle Ihnen Alles anheim, und, wenn Sie wollen, noch früher.

Ungerechnet, daß ich Selbstherrscher und König von Christinenthal, Bundesgenoß eines mächtigen Nomadenstammes von eingebornen Indianern bin, hab' ich noch dazu die Ehre, Schutzherr einer europäischen, und Schutzherr einer indianischen Kolonie in meiner Nachbarschaft zu sein, deren Haupt sich König nennt. So könnt' ich denn auch wohl mit allem Rechte den kaiserlichen Titel annehmen, wenn man hier zu Lande nicht über die Albernheiten der europäischen Spießbürger längst hinweg wäre.

Ich habe Ihnen viel zu erzählen, unter anderm auch, wo denn eigentlich unterm Monde mein, oder vielmehr Ihr berühmtes Kaiserthum gelegen sei? Denn auf den Landkarten werden Sie es leider noch nicht finden, ungeachtet es, was die Größe anbetrifft, nie verschwiegen werden kann; aber dazu muß ich Ihnen nun meine ganze Robinsonade erzählen.

Als wir von Pensacola absegelten, längs den Küsten von Westflorida, erwarteten wir Ausgewanderten alle mit ungestümem Verlangen den prachtvollen Anblick des hochgelobten Louisiana. Wir träumten uns schon die malerischen Ufergegenden, mit ihren grünen Hügeln, reichen Fluren und ungeheuern Waldungen aufs schönste aus, und beschlossen so im Vorbeifahren die behaglichsten Landungsplätze, und was sonst sich zur Errichtung einer Pflanzstadt eignen würde, sorgfältig zu bemerken. Aber, ach! wir fanden uns abscheulich getäuscht. Von Pensacola hinweg dehnt sich eine lange, kahle, niedrige Küste von fünfzig bis sechzig Stunden hin; überall nur todter Sand, auf welchem hin und wieder eine verkrüppelte Meerkiefer und magere Gesträuche grünten.

Der Kapitän landete endlich in der allertraurigsten und unfruchtbarsten Gegend dieser Küste. Da lagen einige erbärmliche Hütten umher, worin etliche halbnackte, halbverhungerte Menschen wohnten, Ueberbleibsel einer frühern hier angelegten Kolonie. Bei diesem Anblick entfiel uns Allen der Muth; wir sahen einer traurigen Zukunft entgegen; unsere stolzen Erwartungen schlichen demütig neben der Wirklichkeit hin. Es fehlte wenig, daß nicht viele Ausgewanderte wieder mit einem Schiffe nach Europa zurückgekehrt wären, welches eben von Bilaxi absegeln wollte zum vaterländischen Welttheil.

Der Kapitän unseres Schiffes sprach uns indessen Allen Trost zu. „Wartet doch," rief er,

„bis Ihr Neu-Orleans gesehen habt! In dem gräßlichen Bilari ist doch unsers Bleibens nicht.“ — Was war zu thun? Wir folgten. Ich gab dem zurückkehrenden Schiff meinen letzten Brief an Sie nach Europa mit.

Endlich erreichten wir die Mündung des ungeheuern Mississippistroms, von welchem jetzt alle Zungen Europens sprechen. Er bietet viele Einfahrten dar; aber die meisten haben nur wenig Wasser, vielen fehlt es zu gewissen Jahrszeiten ganz daran. Das Ufer ist überall flach und niedrig und scheint weit umher, so wie der größte Theil der Küste, erst durch das Meer und den Strom gebildet worden zu sein. Man findet dort beinahe keinen Stein, sondern Alles ist Schlamm, Sand, Schilf und verfaultes Holz, wie es der Mississippi, von seinen entfernten, noch nie gesehenen Quellen, bis hieher, in einer unermeßlichen Strecke aufnahm und gegen den Ozean ausspülte. Dieser sumpfige Boden rings umher trägt nichts, als eine ausserordentliche Menge Schilfrohr, welches sich von Jahr zu Jahr zu vermehren scheint, und undurchdringlich wird. Hierin verwickeln sich die vom Mississippi weggeflutheten Baumstämme, welche er, oder die Faust des Sturmes in unbekannten Gegenden abbrach; Schlammerde und Sand setzen sich in die Zwischenräume, und so erweitern sich die seichten Ufer unaufhörlich, oder es formen sich in dem Ausfluß des Mississippi große Inseln voll Schilf und Binsen, welche der Aufenthalt von allerlei Ungeziefer werden, und in heißen Jahrszeiten die Luft weit umher mit ihren abscheulichen Ausdünstungen verpesten.

Dies gab uns auch von dem Paradiese, Neu-Orleans genannt, keine reizende Vorstellung. Wir aber waren noch nicht da! — Wir segelten in den Mississippi ein; zehn bis zwölf Stunden weit sahen wir aber immer nicht mehr, als das flache, unwirthbare, schlammige Ufer, mit Binsen, Rohr und einigen Stauden besetzt. Oft hatten wir Mühe, uns Bahn durch die ungeheure Masse von in einander verwickelten Baumstämmen zu brechen, welche den breiten Fluß ganz überdeckten. Um schneller fortzukommen, wurden die Boote ausgesetzt.

Aber auch mit den Booten, die zum Segeln und Rudern eingerichtet waren, gings unerträglich langsam. Immer hatten wir mit dem schwimmenden Treib- und Flößholz zu ringen, und die eingetretene Windstille bei einer sehr heißen Witterung leistete uns ebenfalls schlechte Dienste. Indessen verbesserten sich an beiden Seiten die Ufer, denn sonst hätte ich ganz Louisiana bald für ein Schilf- und Schlammmoor gehalten. Rechts und links erhoben sich dicke, finstere Waldungen, die uns ein heiliges Grausen einflößten. Kein Sonnenstrahl durchdringt sie. In meinem Leben hab' ich keine so hohen und starken Bäume in so ungeheuerer Masse beisammen gesehen. Auch fehlte es nicht an allerlei wilden Früchten, an einer Menge unbekannter Vögel, an mancherlei Rothwildpret, welches wir von Zeit zu Zeit über die von Gebüschen umfangenen Wiesen irren sahen.

Nach zwei Tagen endlich, denn unsere Fahrt ging immer im Zikzak, gelangten wir durch eine Flußenge, die man die englische heißt, nach Neu-Orleans.

Als man uns sagte, wir seien nun an Ort und Stelle, rieben wir uns sehr verwundert die Augen; denn aller Mühe ungeachtet, konnte keiner von uns Neu-Orleans entdecken, oder was sonst einem so berühmten Ort ähnlich sah. Am östlichen Ufer des Flusses, wo er eine weite Krümmung bildet, in welcher alle Schiffe landen können, standen überall zerstreute Hütten, von Holz und Rohr aufgeführt. Hin und wieder zeigte sich auch wohl ein Gebäude, von Holz und gebranntem Thon errichtet, was etwas europäischere Physionomie hatte. Man erklärte mir den Mangel aller großen und massiven Häuser damit, daß der Boden nicht Festigkeit genug habe, schwerere Gebäude zu tragen. Das war nun die Hauptstadt von Louisiana.

Mein treuer Claude wollte das noch immer nicht glauben. Von einer Hauptstadt erwartete er wenigstens ein paar Dutzend Kirchthürme schon in der Ferne entdecken zu müssen; antike Thore, Marktplätze und Paläste, und großes Leben und Getümmel in den Hauptstraßen. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Herr, für diese Hauptstadt gebe ich keinen Sous. Das Dorf, worin ich die Ehre hatte, geboren zu werden, wäre, wenn's hier stände, ein wahres Paris.“

Ich dachte es auch; allein was war zu machen? — Wir wurden alle dem Gouverneur vorgestellt. Ich überreichte ihm meine Empfehlungsbriefe. Er war sehr höflich, und drang darauf, vorläufig in seiner Wohnung mich beherbergen zu lassen, bis ich mir nach Gefallen eine Gegend zu meiner Ansiedelung gewählt haben würde. Ausschlagen ließ sich das nicht wohl; denn an Wirthshäusern fehlte es in Neu-Orleans überall. Die übrigen Emigranten mußten sich, um Dach und Fach zu haben, Baraken bauen. Die armen Leute machten saure Gesichter. Es schien ihnen nicht besser, als meinem Premierminister Claude, ergangen zu sein.

Der Gouverneur war sehr gefällig gegen mich. Er ist von einer angesehenen, aber in Vermögensumständen zurückgekommenen Familie in Frankreich. Er betrachtete seinen Aufenthalt hier wie ein Exil. Wahrscheinlich hatte er sich auch größere Hoffnungen gemacht, und von den ungeheuern Goldminen von St. Barbara, welche in Europa so berühmt sind, von denen aber hier zu Lande kein Mensch weiß, wo sie liegen mögen, ansehnliche Schätze zu ziehen gemeint. Seine Gemahlin spricht mit Entzücken und mit Thränen unaufhörlich von Paris, und findet das Leben hier zwischen den wilden Einwohnern des Landes und glücksritternden Emigranten aller Nationen sehr langweilig. Ihre Tochter Adelaide, eine junge, naive Schönheit von sechszehn Frühlingen, scheint sich

im fremden Welttheil am meisten zu gefallen. Sie baut ihren Garten, tanzt mit sich selbst, wenn Niemand mit ihr tanzt, will einen alten Neger französische Opernarien singen lehren, und spielt die Guitarre allerliebst. Ich habe das holde Kind nun aber, da ich Ihnen dies melde, seit einem Jahre nicht gesehen; sie schreibt mir indessen dann und wann einen artigen Brief; zankt und versöhnt sich mit mir; übt alle ihre kleinen guten und bösen Launen an mir aus, wie wenn ich ihre Puppe wäre. Und ich verdenk' es dem lieben Mädchen nicht, und bleibe ihm nichts schuldig.

Gleich die ersten Tage nach meiner Ankunft wendete ich daran, die Gegend zu untersuchen, um mich irgendwo anzusiedeln. Meine Reisegefährten, die mich als ihren Chef ansehen wollten, quälten mich vom Morgen bis zum Abend, daß ich für sie sorgen solle. Sie waren alle muthlos, standen betrübt umher, und stocherten die Zähne.

Mir gefiel es überall nicht; ich begreife es auch nicht, wie man sich's einfallen lassen konnte, den Hauptort Louisiana's, diesen Mittelpunkt aller Verbindungen, welchen Frankreich mit seinen hiesigen Kolonien haben soll, in einer solchen Gegend zu gründen, dreißig Stunden vom Meere entfernt.

Neu-Orleans liegt auf einer großen Insel, die ungefähr fünfzig bis sechszig Stunden lang sein mag. Sie wird vom Mississippi, vom Meer, vom Landsee Pont Chartam und vom Manchac, einem Abfluß des Mississippi, gebildet. Der größte Theil dieser Insel aber ist durchaus unanpflanzbar; ist den Ueberschwemmungen des Mississippi ausgesetzt, und eines schlammigten, feuchten Grundes. Man hat den Bau des Zuckerrohrs versucht; allein die zuweilen eintretenden, wenn gleich geringen Fröste zur Regenzeit besonders beim Nord- und Nordwestwind, verdarben die Aernten. Auch mit Baumwollenstauden werden ziemlich glückliche Versuche gemacht; am besten gelingen die Pflanzungen des Indigo, und dieser kann allerdings einst ein ansehnlicher Artikel der Ausfuhr werden, so wie der Tabak. Für alles, was einen feuchten Boden fordert, ist das Land sehr ergiebig. Korn kömmt wohl fort, besser gerathen Obstbäume, sie blühen in diesem Klima des Jahrs zweimal; aber der geringste Theil der Früchte gewinnt Reife, weil sie meistens, von Insekten angestochen, vor der Zeit abfallen. Nur Pomeranzen, Feigen und Pfirsiche wuchern in ausserordentlicher Menge, und gedeihen. — Die Pflanzungen liegen auf der Insel sehr zerstreut, und sind gewöhnlich durch Sümpfe, stehende Gewässer und Gräben von einander geschieden.

Ich erhielt vom Gouverneur ohne Mühe die Erlaubniß, auf neue Entdeckungen auszugehen, um für mich und alle diejenigen, welche mit mir gekommen waren, eine neue Pflanzstadt anzulegen, wo es mir belieben würde.

An der Spitze von fünfundzwanzig bewaffneten Leuten, die alle auf mehrere Tage mit Lebensmitteln versehen waren, setzte ich nach dem rechten Ufer des Mississippi über, und ging den großen Fluß hinauf. Das Land wurde immer schöner und trockener, je weiter wir zogen; die Ufer hörten auf niedrig zu sein; sie bestanden meistens aus Kalkfelsen. Von Zeit zu Zeit zwangen uns undurchdringliche Gebüsche, große Umwege zu machen; bald standen wir in weitläufigen Waldungen, wo ungeheure Zedern mit Fruchtbäumen in schöner Wilde wechselten; bald wanderten wir über schöne üppige Auen und Wiesen, welche von der Hand der Natur gebildet worden waren. Während das gewerbreiche, übervölkerte Europa die unfruchtbarsten Landstriche um große Summen feil bietet, liegen hier die reizendsten, ergiebigsten Fluren unbenutzt; blühende Fürstenthümer ohne Menschen und Eigenthümer, nur von einer wandernden Horde wilder Indianer durchstreift, welche sich von Jagd oder Fischerei ernähren. Es würde mir unerklärlich sein, warum Amerika in seinem Innern noch keine Völkerwanderung vom Norden zum prachtvollen Süden hatte, wenn mir nicht die Rohheit und Dummheit derjenigen Völkerschaften bekannt wäre, welche den rauhen mitternächtlichen Theil dieses unermeßlichen Welttheils bewohnen. Wir begegneten hin und wieder einzelnen Indianern. Sie hatten noch ihre natürliche Gutmüthigkeit. Wir beschenkten sie mit mancherlei Kleinigkeiten, und sie jagten uns Wild und Geflügel. Der Wegweiser, welchen ich von Neu-Orleans mitgenommen hatte, konnte sich ihnen in ihrer sehr wortarmen Sprache ziemlich verständlich machen. Sie gehörten zu dem weitläufigen Stamme der Natchitoches.

Wir hatten uns vom Mississippi entfernt, und die Richtung gegen Nordost genommen, um die Ufer des rothen Stromes zu finden, der in den neumexikanischen Gebirgen entspringt, und seine Gewässer in den Mississippi stürzt. Wir erreichten unser Ziel ohne Hinderniß, und unsere Mühe wurde durch die Entdeckung einer der reizendsten Landschaften angenehm belohnt.

In einem großen Kranze von Hügeln und Bergen, die mit hohen Waldungen bedeckt waren, öffnete sich eine wunderschöne, fruchtbare Ebene, geräumig genug, zehn Dorfschaften tragen und ernähren zu können. Durch den rothen Strom war das Ganze in zwei fast gleiche Theile geschieden. Die Einförmigkeit der Ebene unterbrachen viele umhergestreute Lustwäldchen, die der Fluren Fruchtbarkeit vermehrten, und in der Mitte der Landschaft eine schroff emporsteigende Felsenhöhe, welche zwischen dem rothen Strom und zwei Bächen, so sich in denselben ergiessen, das Ansehen einer Insel empfängt.

Als wir uns durch die Gebüsche Bahn gebrochen hatten bis zum Gipfel der Anhöhe, und wir nun das prachtvolle Land mit Entzücken übersahen, rief ich: „Hier laßt uns Hütten bauen! — Diese schöne Erde soll einst meinen Staub empfangen; ich heiße das Land Christinenthal. Diese Waldun-

gen rings umher halten uns vor der Welt verborgen; diese fruchtbaren Gefilde werden dankbar unsern Fleiß belohnen; diese Anhöhe, durch Kunst befestigt, wird unsere Kolonie gegen die Streifzüge der Barbaren schirmen, und der rothe Strom gibt uns die beste Verbindung mit Neu-Orleans, wohin wir den Ueberfluß unserer Früchte senden."

Alle jauchzten Beifall. Wir wählten mitten durch die Waldungen den kürzesten Rückweg zum Hauptort, um dort die nöthigen Anstalten zur neuen Niederlassung zu treffen. Da wir aber genöthigt waren, bald Brücken zu schlagen über Bäche und Waldströme, bald Wege zu hauen durch die Holzungen, welche seit der Schöpfung noch keines Sterblichen Fuß durchwandelt hatte, vergingen über zehn Tage, ehe wir Neu-Orleans wiedersahen.

Sobald wir angekommen waren, verbreitete sich die Nachricht von unsern Entdeckungen und Entschlüssen bald. Binnen fü.., Tagen hatten sich bei mir siebenundneunzig Mann gemeldet, von denen vierunddreißig verheirathet waren, und, ihrer achtzehn, Kinder hatten.

Der Gouverneur, obwohl er uns gern näher gehabt hätte, konnte doch gegen unsern Vorsatz nichts einwenden. Ich erfuhr, daß eine andere Kolonie nicht weit von unserm Christinenthal, ebenfalls am Ufer des rothen Stromes, ungefähr dreißig Stunden von dessen Mündung, und zehn Stunden von dem spanischen Grenzfort Adayes entfernt, im Entstehen sei. Wir hatten also europäische Nachbarn, und die Hoffnung, uns im Nothfalle gegenseitige Hilfe leisten zu können.

Zwar hatten wir uns schon in Europa mit denjenigen Unentbehrlichkeiten reichlich versehen, die zur Anlegung einer Pflanzstätte in so unbewohnten Gegenden erforderlich sind; aber doch fehlten uns noch tausend Dinge, besonders Pferde, Schafe, Rindvieh. Nur gegen große Geldsummen gelang es mir, davon eine ansehnliche Zahl zusammenzukaufen. Andere von meinen reichern Kolonisten reiseten nach Adayes, um wohlfeilern Preises Vieh zu erhalten. Alles dies versäumte uns lange, so ungestüm auch unsere Begierde war, die neue Heimath bald zu gründen.

Endlich verliessen wir alle Neu-Orleans. Ich machte den Weg wieder zu Land, an der Spitze meiner Kolonie; zwanzig Mann aber von den Unserigen schifften den Missisippi und den rothen Strom in drei neugebauten mit Segeln versehenen Booten hinauf, um diese Flüsse und die Fahrt zu untersuchen.

Sie kamen in Christinenthal vier Tage später an, als wir, weil sie etlichemal genöthigt gewesen waren, ihre Boote, die ohnedem von plumper Bauart waren, den Strom auf zu ziehen.

Unsere Geschäfte wurden getheilt. Die Ankömmlinge hatten mich von jeher zu ihrem Haupt erkohren; der Gouverneur hatte mich als solches bestätigt, mir obrigkeitliche Rechte ertheilt, und für den König von Frankreich, unsern Souverän, der anderthalbtausend Meilen von uns entfernt lebt, in Eid und Pflicht genommen. Zuallererst sorgten wir für unsere Sicherheit. Die Anhöhe ward unsere Festung; wir umgaben die darauf befindliche kleine Fläche mit Wällen und Pallisaden, und ebneten einen Weg hinauf für Roß und Mann. Dort nahm ich meine Wohnung, die Anfangs eine bloße Hütte war. Es fehlte weder an Holz, noch Kalk und Sand. Während die Baumaterialien herbeigeschafft wurden, entwarf ich den Riß zur Anlegung der ganzen Kolonie, maß das Land, theilte die Felder ein, welche zuallererst mit Korn, Reis und Mais für unsere dringendsten Bedürfnisse angebaut werden mußten; Andere jagten und fischten indessen; die Weiber bestellten die Küche.

Alle Arbeiten gingen nach Wunsch von statten; Zufriedenheit und Eintracht herrschte in unserm kleinen Staate. Am Ende eines thatenvollen Jahres hatten wir nicht nur unsere Wohnungen, Ställe und Magazine aufgerichtet, sondern auch einträgliche Aernten von unsern Feldern gehabt. Freilich mußten wir uns bei der schwersten Arbeit immer sehr sparsam behelfen; aber das Vergnügen, welches wir beim Aufblühen unsers Reichs empfanden, versüßte jedes Ungemach wieder.

Wir knüpften Verbindungen an mit den Spaniern in Adayes, mit der Kolonie Roland am rothen Strom. Auch die Eingebornen des Landes besuchten uns von Zeit zu Zeit und begafften mit Erstaunen und Neugier, was wir auf ihrem vaterländischen Boden trieben. Das Oberhaupt der Natchitoches am sogenannten schwarzen Fluß besuchte mich selbst, von einigen Hundert seiner streitbaren Unterthanen begleitet. Ich beschenkte sie alle, und schloß mit ihnen einen freundnachbarlichen Bund.

Aber eben dieser Bund verwickelte uns vor drei Monaten in einen vierzehntägigen Krieg, der, ausser einigen Verwundeten, unsere Kolonie auch zwei brave Männer kostete, die dabei das Leben verloren.

Ein wilder Völkerschwarm, von der Nation der Akansas, warf sich verheerend gegen die Natchitoches am schwarzen Flusse. Die Letztern hatten sich ihrer Haut gewehrt, waren aber geschlagen worden, und verlangten unsern Beistand. Gern oder ungern mußten wir uns ihrer annehmen, theils um uns selbst Ruhe gegen die allfälligen Anfechtungen der Sieger zu verschaffen, theils uns unter den Eingebornen Achtung und Furcht zu erwerben.

Die Kolonie, welche ich versammeln ließ, war mit mir übereinstimmend, daß man den Natchitoches helfen müsse. Wir zogen achtzig Mann stark über den rothen Strom in das Land derselben, die uns selbst zu Wegweisern dienten, und uns mit Lebensmitteln versorgten. Wir fanden ihr Heer auf einer Anhöhe. Ihr König schien sehr muthlos. Die Akansas hatten den schwarzen Fluß überschritten, und alle Wohnungen unserer Bundesgenossen

verbrannt; sie waren auch, wie man uns sagte, an Mannschaft viel stärker, als diese. — Den Anlaß zur Fehde hatte ein Todtschlag gegeben, welchen ein Natchitocher an einem angesehenen Mann von der Nation der Akansas verübt hatte.

Ich wollte der Vermittler und Friedensstifter beider Nationen werden. Ich sandte einen von unserer Kolonie, begleitet von zwei vornehmen Natchitoches, an den König der Akansas, mit der Einladung, über den schwarzen Fluß zurückzukehren, und mich als Schiedsrichter des Streites anzuerkennen. Ich gelobte, gerecht zu richten. Aber beschimpft und verwundet kamen unsere Friedensboten aus dem Lager der Akansas zurück. Ein Sieg mußte erst mein Ansehen unter diesen Söhnen der Wildniß gründen. Ich vertheilte unsere Kolonisten in vier Haufen, sprach ihnen Muth ein, und belehrte sie von der Nothwendigkeit, unserer eigenen Sicherheit willen uns für jede Zukunft unter diesen Nationen achtbar zu machen.

Die Akansas stürmten schon gegen die Anhöhe daher, ehe ich noch alle Anordnungen zum Angriff oder zur Vertheidigung getroffen hatte. Die Natchitoches schlugen sich, wie Verzweifelte, und eilten ihren Feinden mit gräßlichem Geschrei entgegen. Wir folgten ihnen langsam in verschiedenen Richtungen. Plötzlich donnerten unsere Flinten gegen die Akansas aus allen Gebüschen. Der Wilden beide Heere endeten erschrocken ihren Kampf; der König der Natchitoches zeigte mir den mit hohen Federn geschmückten König der Akansas, umgeben von seinen Tapfersten. Ich gab den bei mir befindlichen Schützen Befehl, vorzurücken und den König nebst seinen Begleitern wegzuschiessen. Es geschah. Ein fürchterliches Schrecken bemächtigte sich der betäubten Akansas. Sie entflohen heulend. Den Natchitoches blieb nichts übrig, als den Feind zu verfolgen, und Todte und Gefangene zu machen. Fliehende und Verfolgende schwammen in mörderischem Getümmel durch die Wellen des schwarzen Flusses. Wir Europäer, minder gewandt und geübt, als diese Natursöhne, brachten einen ganzen Tag zu, aus aneinandergeflochtenen Flößen eine Brücke über den Fluß zu schlagen.

Vereint mit den siegtrunkenen Natchitoches, gelangten wir nach drei langen Tagereisen zu den Kabanen der Akansas. Ihr Eigenthum zu vertheidigen, hatten sich diese hier zum letztenmale gestellt. Sie fochten mit Raserei; aber unser Flintenfeuer war ihnen allzuschrecklich. Die Natchitoches siegten, verbrannten die Hütten ihrer Feinde, metzelten Weiber, Kinder und Gefangene nieder, mit mehr als menschlicher Grausamkeit. Die Akansas baten um Frieden. Ich gewährte ihn gern. Die Nation der Natchitoches huldigte mir als ihrem Beschirmer und Oberherrn. Sie machte einen förmlichen Vertrag mit der Kolonie, daß sie uns jährlich für den ihr zu leistenden Schutz eine beträchtliche Anzahl von Thierfellen geben wolle.

Wir kehrten zu den Unserigen heim in das lachende Christinenthal. Wir hatten, ausser jenem Vertrage, den Vortheil, von den Natchitoches über zweihundert Sklaven zu erhalten, die uns wesentliche Dienste bei den Pflanzungen leisten konnten.

Seit dem ist Friedensstille in die Louisianischen Wälder zurückgekehrt. Der gedemüthigte Stamm der Akansas hat sich über dreihundert Stunden weiter hinauf in die Wilde gezogen, den Quellen des Akansa-Stromes entgegen. Unsere Ländereien sind ringsum von freundschaftlichen Kolonien und friedlichen Nomaden begrenzt. — Nie lebt' ich sorgenloser, nie angenehmer, als in dieser reizenden Einsamkeit, wo Alles mein Werk ist, wo Jeder mich ehrt und liebt.

Auf der Höhe ist meine Wohnung gebaut, und von Neu-Orleans aus mit allen Bequemlichkeiten versehen. Fünf majestätische Zipressen umschatten mein Haus, welches rings von einem Blumengarten umgeben ist, worin die Flora der ganzen Gegend blüht und Balsamdüfte gegen meine Fenster haucht. — Bald besuch' ich die Wälder, um dort zu jagen; bald meine Pflanzungen am rothen Strom, wo ich ein artiges Haus in der Mitte meines Eigenthums besitze, und in welchem mein Lehenmann mit seiner Familie und einigen Sklaven wohnt, die mich wie einen Vater lieben. Mein Claude, der die Tochter eines armen Kolonisten geheirathet hat, besorgt mit seiner jungen Frau meine kleine Wirthschaft.

Ich sehne mich nicht heim nach eurer Welt; mit jener Kunst hab' ich mein Glück bereitet. Des Lebens stille Freuden wohnen unter meinem Dach; aber die folternde Sorge, das hagere Gespenst der Leidenschaft, hab' ich jenseits des Meers gelassen. Das köstlichste von allen Gütern, welches ich mit mir aus Europa nahm, ist meine kleine Bibliothek. Es sind die sämmtlichen Klassiker der Griechen, Römer, Italiener, Engländer und Franzosen, und die Hauptwerke aus allen Wissenschaften.

Der Gouverneur mit seiner Gemahlin und Tochter haben mir schon längst ihren Besuch verheißen. Auch dieser kleine Wechsel freut mich. Ich werde dann viel Neues aus Europa vernehmen.

2.

D'Aubant an Bellisle.

Christinenthal, im Juli 1718.

O Bellisle, Bellisle, beklagen oder bewundern Sie mein Schicksal. Ich bin der Glückseligste und der Elendeste von allen Sterblichen. Ja, Bellisle, meine stolze Ruhe ist dahin; meine philosophische Fassung hab' ich verloren auf immer. — Ich liebe ein weibliches Wesen, vor welchem alle Welttheile die Knie beugen — welches Königin ist überall, wo es erscheint, und durch seine Gegenwart nun diese romantische Einsamkeit zum Zaubergarten macht.

Schon oft hatten meine Nachbarn, wenn sie sich Abends zu mir versammelten unter meiner Laube, mit gutmüthigem Scherz mich wegen meines ehelosen Lebens geneckt; schon oft hatte Claude mir nach seiner Art sein Glück geschildert, welches er als Gatte genoß, und hatte dabei geflissentlich mir immer von der schönen Tochter des Gouverneurs, von meiner kleinen Freundin Adelaide, geplaudert. Wohl gedacht' ich dann und wann Adelaidens. Aber, ach! lieben konnt' ich sie nicht, so lange noch mein treues Gedächtniß das Bildniß jener erhabenen Fürstin bewahrte, deren Gestalt mir so fabelhaft wieder begegnete, deren Namen meine Pflanzung schmückt, und deren Bild unter meinem Spiegel hängt.

Die Kolonie Roland ist zwei Tagereisen von hier. Lange hatt' ich schon beschlossen, sie zu besuchen, und das Band der Freundschaft mit den Nachbarn enger zu schliessen.

Vor ungefähr fünf Wochen macht' ich mich, begleitet von meinem treuen Claude, zwei Kolonisten und einigen Negern, auf den Weg dahin. Wir wählten, der Kürze des Wegs und der Bequemlichkeit willen, die Fahrt zu Wasser.

Erst am Morgen des dritten Tags erreichten wir die Kolonie, welche ungleich größer, reicher und älter, als die unserige ist, wiewohl der Boden und die Lage dieser Ländereien den unserigen an Güte nicht gleichkommen.

Als wir die Boote wohl in Schirm gebracht hatten, und an's Land stiegen, strömten neugierig Männer, Weiber und Kinder vom Feld und aus den Häusern herbei, uns zu begaffen. Wir machten uns bald mit allen vertraut, sagten, wer wir seien, und von wannen und warum wir erschienen. Mit gutherziger Freude drängten sich die Hausväter um uns her; jeder wollte uns gastfreundlich in seiner Hütte beherbergen. Wir waren die gerührten Zeugen des schönsten, freundschaftlichsten Haders der lieben Leute, welche endlich nach langem Für und Wider einig wurden, uns Fremdlinge unter sich zu theilen.

Wohin wir kamen, streckte uns Alles die Hand entgegen, und rief: „Seid uns willkommen! Wir bitten euch, tretet ein in unser Haus und lasset euch von uns beherbergen!" Und die Weiber eilten hinein und brachten uns Erfrischungen aller Art.

Wir wurden alle getrennt. Ein ehrwürdiger Greis, begleitet von seinen Kindern und Enkeln, hatte mich erhalten. Sein Haus stand im Schatten hoher Palmen. Dort wurden Sitze bereitet, Wein und Früchte aufgetragen. Die ganze Familie lagerte sich um mich her. Mir war es, als lebt' ich wieder in den heiligen Unschuldszeiten der morgenländischen Urwelt.

Wir sprachen von unsern Pflanzungen, von unsern Heerden. Eben die ansehnliche Bevölkerung dieser Gegend hatte den Preis der Grundstücke und der Sklaven sehr gesteigert. Freilich fehlte es nicht an großen, unfruchtbaren Haiden und Waldstrichen; aber theils ihre Entlegenheit, theils der ungeheure Kostenaufwand zur Urbarmachung derselben verhinderte diese.

„So werd' ich mich bei euch nicht ankaufen und ansiedeln können!" sprach ich.

Da trat eine Enkelin des Greises, Lucia hieß sie, lächelnd zu mir, und antwortete: „Für dich, lieber Fremdling, wird unser Land noch Raum haben. Ich bitte dich, bleibe bei uns!" Und der Blick, welchen ihre schönen, glanzvollen Augen auf mich senkten, bat noch inniger, als ihre süße Stimme. Ihre Gestalt, so schlank und grazienhaft, die angeborne, kunstlose Anmuth ihrer Bewegungen, die Zartheit und Schönheit ihrer Gesichtszüge bezauberten mich fast.

„Du könntest mich an diesen Boden fesseln, schönes Kind," sagt' ich, „wenn meine Heimath nicht schon gewählt wäre." — Und ich erzählte von der Fruchtbarkeit und Einrichtung der Kolonie Christinenthal und von den geringen Preisen dasiger Güter.

„So könntest du den deutschen Fremdling mit seinen Töchtern in deine Heimath führen!" antwortete Lucie: „Denn sie dauern mich, weil sie keine Ländereien bei uns finden nach ihrem Sinn."

„Du hast einen glücklichen Einfall, Lucie!" sagte der Greis: „Wir wollen den deutschen Fremdling einladen lassen oder ihn selbst aufsuchen. Ihm würde geholfen sein, und die Botschaft würd' ihn freuen. Denn es ist doch hart, daß der alte Mann mit seinen Kindern einen so weiten Weg vergebens zu uns gemacht hat."

Wir durchwanderten am Mittag die Pflanzungen von Luciens Großvater; zwar lernt' ich viel aus den Gesprächen dieses Greises, dessen Erfahrungen eine Richtschnur für meine wirthschaftlichen Unternehmungen wurden; aber die schöne, naive Lucie zerstreute meine Aufmerksamkeit allzusehr. Meine Augen und mein Herz waren immer nur bei ihr, und ich fühlte, daß sie es sein müsse, wenn ich mir eine Gattin wählen sollte.

Am folgenden Morgen ging ich mit Luciens Großvater, den deutschen Fremdling aufzusuchen. Mir war es willkommen, unsere Kolonie vergrößern zu können. Der Deutsche wohnte fast eine Stunde weiter, am entgegengesetzten Ende der Niederlassung, bei einem Pflanzer.

Als wir ankamen, war er abwesend. Der Pflanzer führte uns in die sehr geräumige Behausung. Wir sagten ihm die Ursache unsers Kommens. „Wohlan! das wird ihm lieb sein!" rief der Pflanzer: „Nehmet denn bei uns das Mittagsmahl. Er wird dahin zurückkehren; ihr möget inzwischen mit seinen Töchtern reden. Herr Holden ist ein kreuzbraver Herr; auch seine Töchter sind höchst liebenswürdig, besonders Auguste — wahrhaftig, sie ist ein Engel, wie ich in meinem langen Leben noch nie gesehen." Er verließ uns. Bald darauf erschien er wieder, und sprach: „Folget mir, sie sind bei meinem Weibe draussen unter den Kokosbäumen!"

Wir gingen hinaus; der Weg führte durch eine kleine Wildniß blühender Gebüsche; dann über die Brücke eines Bachs zu einem umzäunten Garten.

Als wir hinein traten, standen zwei junge, einfach gekleidete Frauenzimmer unter den Kokosbäumen, neben einem geschäftigen Mütterchen, welches die Beete jätete. Alle wandten die Gesichter gegen uns. Das eine dieser Frauenzimmer drehte sich jählings von uns ab, wie erschrocken, ergriff den Arm des andern und rief: „Agathe!“ Beide kamen uns sodann einige Schritte entgegen — o Bellisle, Bellisle! — Ein überirdisches Blendwerk gaukelte vor mir — es war die verstorbene Großfürstin von Rußland! Es war dieselbe, die mir im deutschen Hain, die mir im Tempel — die mir auf dem Ozean erschienen war — Bellisle, sie war es!

Ich hatte Besinnung und Sprache eingebüßt — ich verbeugte mich schweigend — sie verneigte sich und lehnte sich an den Stamm des Kokosbaumes. Luciens Großvater eröffnete die Rede. Ich gewann allmälig meine Geister wieder, und mischte meine Worte, anfangs freilich sehr einsilbig, ins Gespräch. Sie aber schwieg lange. Nur ihre Schwester Agathe führte das Wort.

Die Stunden verflogen wie Minuten. Ich zitterte — ich schwor in mir, diese Wunderbare nie wieder zu verlassen — ich war, wie ein Träumender — meine Seele war in Entzücken und Zweifeln aufgelöset. Doch wagte ich's nicht, ihr zu sagen, wie ich sie schon mehr, als einmal, wie eine übernatürliche Erscheinung in den verschiedensten Zeiten und Zonen gesehen zu haben glaubte. Aber in jedem Augenblick überzeugte ich mich mehr, daß sie es selbst wieder, und keine andere sei. Denn auch sie war sehr betroffen — ich bemerkte ihr schönes Erröthen, ihr Erblassen — ihre Unruhe, ihre Verlegenheit, und wie sie nach und nach sich faßte und heiterer ward, sobald ich meines Selbstes Herr ward, und je fremder ich gegen sie that.

Herr Holden, der deutsche Fremdling, kam. Die Töchter flogen ihm mit zärtlicher Ungeduld entgegen. Sie hatten ihn schon längst in der Ferne entdeckt. Sie gingen ins Haus mit einander. Erst nach einer halben Stunde kam Herr Holden allein zu uns.

Ich fand an ihm einen sehr gewandten und geistvollen Mann. Unser Gespräch lenkte sich bald zur Hauptsache. Ich schilderte ihm die Schönheiten unserer Kolonie; ich erzählte ihm die Geschichte derselben, und als ich ihren Namen: Christinenthal, aussprach, verwandelte sich seine Gesichtsfarbe. Vergebens suchte er, mir seine Bestürzung zu verheimlichen.

Ja, Bellisle, mein Bellisle! sie ist's, sie lebt! Die Prinzessin von Wolfenbüttel lebt, sie ist's. Die Geschichte ihres Todes und Begräbnisses ist mir und der Welt ein unerklärliches Räthsel. Aber Ehrfurcht und Liebe gebieten mir, das Geheimniß ihres Lebens in meiner Brust zu verschliessen. — Sie soll es nicht ahnen, daß ich sie kenne. Ich will es ihr selbst läugnen, daß ich Petersburg jemals gesehen; ich will irgend ein Mährchen dichten, und sagen, es sei mein Lebenslauf. So werd' ich sie sicherer machen; so wird sie sich mit meiner Gestalt aussöhnen; so wird sie in mir keinen Verräther fürchten, und Christinenthal zu meinem Himmel machen. — Ich liebe sie, o Bellisle, die Fürstin — die Gattin des abscheulichen Alexis von Rußland — o wie unglücklich ist d'Aubant!

Hören Sie endlich, wie weit meine Unterhandlungen mit Herrn Holden, dem vorgeblichen Vater der unglückseligen Fürstin, gediehen sind.

„Aufrichtig zu gestehen,“ sagte er eines Tags zu mir, „Ihre Schilderung von Christinenthal ist lockend; allein meine beiden Töchter haben fast eine unüberwindliche Vorliebe für eine Niederlassung in der Kolonie Roland. Nur scheint mir diese fast übervölkert; wenigstens sind Sklaven und bequeme Ländereien in allzuhohem Preise, als daß ich meine Familie so von dem Kapital, welches mir nach manchen Unglücksfällen in Europa übrig blieb, ernähren könnte, wie ich's wohl wünschte. Ich erwarte nur die Rückkunft meines Hausbedienten von dem spanischen Andayes. Dann will ich mit Ihnen nach Christinenthal, und die Sache an Ort und Stelle untersuchen.“

Der Hausbediente kam wirklich nach einigen Tagen von Andayes zurück. — Und wer war's? o Bellisle, wieder das Zigeunergesicht, welches mir den Tod der Großfürstin zuerst gemeldet, und dann mich auf Teneriffa geäfft hatte. Man nennt ihn Paul hier im Lande. Der Kerl, als er mich sah, war nicht einmal bestürzt, mich zu sehen, nannte mich ganz gleichgültig bei meinem Namen, und meinte, es gefiele ihm in dem ungeheuern englischen Park von Louisiana so wohl, als in dem steinernen Straßenlabyrinth von Paris.

Auch Augustine und Agathe wurden, da wir uns alle Tage sahen, gelassener, minder ängstlich, sagar freundschaftlich. Aber ich — o, ich!

Am Abend vor der Abreise nach der Kolonie Christinenthal — ich war gegangen, um von den Frauenzimmern Abschied zu nehmen — saßen wir noch beim Schein des Vollmonds, im Dämmerlicht, unter den Palmen. Meine Blicke ruheten auf der Gestalt der wunderbaren Augustine, welche im hellen Strahl des Mondes einer Verklärten glich. — Es war mir, wie Feerei, wenn ich die, welche in den Wettern der Schlacht und in den stürmischen Stunden meines Schicksals mir, gleich einem Engel, zur Seite geschwebt hatte, wenn ich dies Ideal meiner Einbildungskraft und meiner Sehnsucht nun so in schöner Verkörperung vor mir erblickte — die Tochter eines deutschen Fürstenhauses, erzogen unter den Künsten der Freude und des Luxus, unter den Palmen einer amerikanischen Pflanzerwohnung! — Ich hätte mich oft selbst aufwecken mögen von meinem Wahnsinn

— ich konnte an die Wahrhaftigkeit des Wirklichen nicht glauben. — Wenn sie mich anredete voller Holdseligkeit, erglühte jeder Nerv in mir, und mein ganzes Wesen ward Anbetung. Wenn ich aber antworten wollte, sank ich machtlos in mir selbst zusammen — dann sah ich nur die unglücklichste aller Fürstinnen vor mir — meine Liebe ward Ehrfurcht und Demuth.

Als wir nun schieden, und die Töchter noch ihren Vater und mich eine Strecke Wegs begleiteten, lehnte sich die fürstliche Augustine an meinen Arm. Ich unterdrückte meine Wehmuth.

„Wer gab der Kolonie den Namen Christinenthal?“ fragte sie mich leise.

„Ich gab ihn!“ stammelte ich.

Sie schwieg, und doch war's, als wollte sie noch eine neue Frage der vorigen anknüpfen.

Nach einer langen Stille lenkte ich die Unterredung wieder auf die Annehmlichkeiten meiner Louisianischen Heimath; ich sprach von dem Glücke, welches meine höchsten Wünsche erfüllen würde, wenn ihr Vater sich entschliessen könnte, dort seine Niederlassung zu wählen. „Und wahrlich“, setzte ich mit lebhafter Gemüthsbewegung hinzu, „fiele sein Entschluß gegen meine Wünsche, ich würde am meisten zu beklagen sein. Ich würde meine Besitzungen dort verlieren, und Ihnen lieber als ein Bettler in alle Wüsten folgen.“

Sie lächelte mich mit unbeschreiblichem Liebreiz an, drückte dann mit ihrer Hand leise auf meinen Arm, und lispelte: „Erwarten wir!“

Wir und Herr Holden, von seinem Paul begleitet, reiseten am folgenden Morgen nach Christinenthal, und zwar zu Schiffe. Ohne Abenteuer erreichten wir das schöne Land. Holden wohnte in meinem Hause. Er schien von der Schönheit dieser Gegenden entzückt. Hoffnung und Liebe machten mich beredt, um ihn zum Ankauf zu bewegen. Ich bemerkte endlich, daß er von der Landwirthschaft nur unvollkommene Kenntnisse besitze. Ich erbot mich, mein Kapital mit dem seinigen zu vereinen, die Wirthschaft für ihn und mich zu führen, den Kauf der Ländereien und Sklaven zu besorgen, und mich, statt seiner, mit dem Gouverneur in Neu-Orleans abzufinden.

Er nahm meine Vorschläge an. Wir entwarfen mit einander den Plan zu seinem Wohngebäude, welches neben dem meinigen am rothen Strom auf meinen ersten Gütern stehen soll. Er reisete zu seiner Familie nach Rolands-Kolonie zurück.

Jetzt bin ich alle Tage mit der Errichtung des Gebäudes beschäftigt, und mit einer großen Gartenanlage neben demselben. Die Natur selbst hat alles schon zur Verzierung jener Gegend gethan. Bis zum Frühjahr wird es vollendet sein. Aber früher kommen sie nicht nach Christinenthal — eine Ewigkeit für mich. Und doch bin ich so selig; denn ich arbeite ja für die Einzige! Ihr Fußtritt wird jenen Boden heiligen, den ich für sie mit den schönsten Blumen und Gesträuchen der Landschaft schmücke, und in jenen Zimmern, die ich ihr errichte, in jenen Lauben, die ich für sie flechte, werd' ich die Wunderbare sehen!

3.

Auszug eines Schreibens von Herrn Bellisle an den Chevalier d'Aubant.

Orleans, 5. September 1718.

— — Soviel von mir! — Und nun endlich noch eine Neuigkeit, die ganz Europa erschütterte, fürchterlich und selten in der Geschichte, und gewiß selbst für Sie, in Ihrer zaubervollen Wildniß, vom höchsten Interesse.

Der russische Kaiser, Peter der Große, der erhabenste Mann unserer Zeit, hat seinem eigenen Sohn, dem Großfürst Alexis, das Todesurtheil gesprochen und ihn hinrichten lassen. Zwar reden alle Zeitungen von dieser eben so ausserordentlichen, als schrecklichen Geschichte; aber durch einen Offizier hab' ich einige nähere Umstände, die ich Ihnen nicht vorenthalten will. Die Sache verhält sich folgendermaßen:

Die Spannung, welche zwischen dem Kaiser und seinem Sohn herrschte, vermehrte sich mit jedem Jahre. Alexis hatte, ungeachtet, oder vielleicht eben wegen seiner düstern, rohen Gemüthsart, sowohl beim Volke als unter den Großen und bei der mißvergnügten Geistlichkeit, zahlreichen Anhang. Alle Feinde der vom Kaiser zur Gründung und Kultur seines unermeßlichen Reichs begonnenen Reformen erwarteten um so zuversichtlicher nach seinem Tode eine allgemeine Gegenrevolution, da der Czarewitz Alexis weder seinen Haß gegen den Kaiser, noch den Groll gegen dessen kühne Neuerungen verhehlte.

Der Kaiser, um endlich vollkommen wegen der Fortdauer seiner Staatsveränderungen beruhigt zu sein, schrieb an den Czarewitz einen sehr harten Brief. Am Schlusse vieler Ermahnungen zur Besserung fügte er endlich die bedeutenden Worte hinzu: „Du hast nun zu wählen, entweder den Thron oder — das Kloster!“

Der Czarewitz, von seinen Anhängern umgeben, faßte den Entschluß, den gefährlichen Folgen einer Entscheidung auszuweichen. Der Kaiser war damals in Koppenhagen. Alexis gab vor, sich zu ihm zu begeben, reisete mit seiner finnländischen Mätresse Euphrosine ab, nahm aber den Weg nach Wien, um sich in den Schutz seines Schwagers, des deutschen Kaisers Karl VI, zu flüchten. Hier wollte er bleiben bis zum Tode seines Vaters. Allein Alexis fühlte bald, daß auch Wien ihm die nöthige Sicherheit verweigern würde, wenn es zur Entscheidung käme. Der Unglückliche! was hatte er für ein Recht auf Schirm und Trost am Thron einer Kaiserin, die ihn von der Welt als den gefühllosen Mörder ihrer Schwester, der beklagenswerthen Prinzessin von Wolfenbüttel, verdammen hörte? — Er floh nach

Neapel, um wenigstens den Wüsteneien fremder Welttheile näher zu wohnen.

Kaum hatte der russische Monarch den Aufenthalt des Prinzen in Wien erfahren, so sandte er seinen geheimen Rath, den Graf Tolstoy, dahin, einen Mann, verwegen und schlau, dessen sich der Kaiser immer bedient, wenn es ein gefährliches Abenteuer zu bestehen gibt. Romanzow, der Befehlshaber der Leibgarde, begleitete ihn. — In Wien hörten sie, daß Alexis schon verschwunden sei, und den Weg nach Turin genommen habe. Sie setzten ihm nach, entdeckten aber vom Czarewitz keine Spur mehr. In der Hoffnung ihn, wenn er in Turin auch verborgen lebte, dennoch auszufinden, verweilten sie einige Monate daselbst. Tolstoy, als Privatmann gekleidet, lebte wie ein gemeiner Bürger, durchstrich nach und nach alle Gasthöfe, alle Kirchen, alle Weinhäuser und öffentlichen Plätze; und immer fruchtlos.

Eines Abends saß er bei seinem Glase Wein in einem öffentlichen Hause, wo mehrere Fremde versammelt waren, unter andern auch ein Neapolitaner. Man trank tapfer. Tolstoy stellte sich früh berauscht, warf sich auf ein Ruhebett, welches im gleichen Zimmer war, und that, als wäre er in tiefen Schlaf versunken. Die andern achteten seiner nicht. Der Neapolitaner erzählte, daß seit einiger Zeit in Neapel ein junger Mann mit einem Frauenzimmer angekommen sei, die eine Sprache redeten, welche Niemand verstände; der Fremdling mache großen Aufwand, daß man muthmaße, er sei irgend ein nordischer Prinz, der geheim reise.

Tolstoy wußte nun genug; er ermunterte sich wieder, forderte zu trinken; erwies allen Gästen viele Freundschaft, und schloß sich besonders an den Neapolitaner, den er auf den folgenden Mittag bei sich einlud. Er ward mit diesem immer vertraulicher, und ließ ihn nicht eher aus den Augen, bis er vollkommen von allem dem unterrichtet war, was er eigentlich zu wissen begehrte. Sogleich reisete er mit dem Graf Romanzow von Turin nach Neapel.

Den Tag nach ihrer Ankunft in dieser Hauptstadt war ihr Erstes, dem Gouverneur einen Besuch abzustatten. Nach den ersten Höflichkeiten zog Tolstoy den Gouverneur auf die Seite. „Seine Majestät der Kaiser von Rußland weiß mit völliger Gewißheit," sagte er zu ihm, „daß der Czarewitz, sein Sohn, in Neapel ist. Der Monarch wünscht, da seine Gesundheit so hinfällig ist, die baldige Rückkunft des Prinzen, den er so sehr liebt, und der sein Thronerbe ist. Er wird Ihnen, Herr Gouverneur, vorzüglich verpflichtet sein, wenn Sie mir mit dem jungen Prinzen eine besondere Unterredung verschaffen wollten. Ich bitte Sie, genehmigen Sie hier die Beweise von dem, was ich Ihnen sagte." Tolstoy überreichte bei diesen Worten, ausser einem prächtigen Diamant, dem Gouverneur die ostensible Instruktion, so er vom Kaiser erhalten hatte.

Der Gouverneur versprach eine Zusammenkunft auf den folgenden Tag, und hielt Wort. Tolstoy und Romanzow, indem sie sich dem Czarewitz näherten, warfen sich vor ihm nieder, nach russischer Sitte, und küßten ihm ehrfurchtsvoll die Hand. Der Prinz erkundigte sich ziemlich betroffen nach der Veranlassung ihrer Reise, und fragte, wie es in Rußland gehe, seitdem er abwesend sei? — Sie überreichten ihm einen Brief vom Kaiser.

Der Inhalt dieses Schreibens war, daß der russische Monarch seinem Sohn vorwarf, Eid und Pflicht verletzt und sich unter einen fremden Schutz begeben zu haben; daß er ihn aufforderte, seinem Willen, wie ihn Tolstoy und Romanzow bekannt machen würden, zu folgen, und daß er ihm versprach, „im Namen Gottes und bei dem jüngsten Gericht", ihn nicht zu bestrafen, sondern ihn noch mehr, als sonst, zu lieben, wenn er nach Rußland zurückkommen würde; wenn dies aber nicht geschehen sollte, daß er ihn als einen Verräther erkläre, und ihm seinen ewigen Fluch gebe.

Der Prinz war sehr bestürzt. Tolstoy suchte ihm aber jede Furcht zu benehmen, und wußte sich ihm so ergeben zu stellen, daß der Czarewitz und dessen Beischläferin Euphrosine Vertrauen faßten.

„Wahrhaftig!" sagte Tolstoy einsmals zu der Geliebten des Prinzen: „Wir sind hier in einem herrlichen Lande; man lebt hier, wie im Himmel. Ich möchte ewig hier wohnen. Aber unangenehm ist's doch, daß es unter dem Pabst steht, und unsere heilige Religion uns verbietet, mit Leuten von der römischen Kirche zu leben. Dazu kömmt noch, daß der Kaiser sehr schwächlich ist. Stirbt er, so besteigt Alexis den Thron von Rußland, und Sie, Madame, spielen dann in Rußland die glänzendste Rolle. Es kann nicht anders sein. Aus Liebe zu Ihnen, Madame, und zum Czarewitz, muß ich rathen, daß wir dies italienische Paradies verlassen. Ist Ihnen nun daran gelegen, daß seine und Ihre Regierung von glücklicher und langer Dauer sei, so geben Sie um Alles in der Welt willen den Russen nicht den Argwohn, daß der Czarewitz vielleicht zwischen der rechtgläubigen griechischen Kirche und der römisch-katholischen Religion einen Augenblick gewankt habe."

Dergleichen Reden verfehlten ihr Ziel nicht. Die Abreise wurde beschlossen, und Tolstoy führte den 13. Februar dieses Jahrs den Prinzen in die Thore von Moskau ein. Noch denselbigen Tag warf sich der reuige Alexis zu den Füßen seines Vaters. Sie hatten eine lange Unterredung mit einander. Durch die Stadt verbreitete sich sogleich das frohe Gerücht, Vater und Sohn seien mit einander versöhnt, und alles Geschehene vergessen.

Am andern Tage aber tritt bei Morgensanbruch schon das Garderegiment unter's Gewehr; man hört die große Glocke von Moskau läuten; die Bojaren und Staatsräthe werden in den Pallast gefordert; die Bischöfe, die Archimandriten und zwei Geistliche vom St. Basiliusorden versammeln sich in der Kathedralkirche. Alexis wird ohne Degen

vor seinen Vater geführt, wie ein Gefangener. Er wirft sich demüthig vor demselben zur Erde, und überreicht ihm weinend eine Schrift, worin er sich selbst der Thronfolge unwürdig erklärt, und sich nur sein Leben, als eine Gnade, ausbittet.

Vor dem versammelten Staatsrath ward nun eine Art öffentlicher Anklage gegen den Prinzen vorgelesen, worin ihm seine genauen Verbindungen mit den Partisanen der alten Ordnungen und Sitten, die grausame Behandlung seiner verstorbenen Gemahlin, der unglücklichen Prinzessin von Wolfenbüttel, der Ehebruch mit Euphrosine, einer ganz gemeinen Weibsperson, die Flucht zum römischen Kaiser Karl VI, den er aufgefordert habe, ihn mit gewaffneter Hand zu schirmen, und mehrere andere Umstände, als Staatsverbrechen vorgerechnet wurden. Der Kaiser enterbte ihn darauf feierlich durch eine besondere Urkunde, erklärte ihn der Thronfolge auf ewig unwürdig, und Alexis unterzeichnete schaudernd mit eigener Hand die Urkunde. — Dann ging der Zug in die Kathedralkirche. Die Enterbungs-Akte ward dort zum andernmale verlesen, und die Geistlichen unterschrieben sie ebenfalls.

Aber das Schicksal des Prinzen war noch nicht vollendet. Er wurde von diesem Augenblick an verhaftet, so wie alle seine ehemaligen Anhänger, Aufwiegler und Mitschuldige, worunter sich selbst die verstoßene Czarin, seine Mutter, und viele Andere befanden, deren Spuren in der Verschwörung zur großen, russischen Gegenrevolution entdeckt oder beargwohnt waren. Der Prozeß ward ihnen gemacht, und das Urtheil gesprochen.

Die Vollziehung dieses Urtheils ging ohne Gnade von statten. Glebof, der begünstigte Liebhaber von der Mutter des Czarewitz, wurde lebendig gespießt; der Bojar Abraham Lapukin, der Oheim des Czarewitz, Bruder der verstoßenen Czarin, Alexander Kikin, erster Kommissär der Admiralität, der Bischof von Rostow, und Pustinoi, Beichtvater der Czarin, wurden gerädert und ihre Köpfe öffentlich aufgesteckt; viele von den Theilnehmern an den Ausschweifungen des Czarewitz, unter denen sich fünfzig Mönche und Priester befanden, wurden enthauptet.

Dies schreckliche Blutbad ließ glauben, daß nun Alles geendigt sei. Aber neue Entdeckungen bewiesen, daß der Prinz noch nicht die Wahrheit überall eingestanden hatte. Der Kaiser versammelte einen hohen Gerichtshof, zusammengesetzt aus dem Adel und der Geistlichkeit, den vornehmsten Offizieren von der Land- und See-Macht, den Gouverneurs der Provinzen und andern Ständen. — Der Prozeß gegen den Großfürst Alexis wurde den 25. Juni angehoben. Der Czarewitz, vor seine Richter hingeführt, hörte die Sentenz, und ward in sein Gefängniß zurückgebracht.

Den folgenden Tag ging Seine Majestät der Kaiser, begleitet von allen Senatoren und Bischöfen, nebst andern hohen Personen ins Schloß, und in das Verhaftzimmer des Czarewitz. — Ein ewiges Geheimniß ist's, was hier geschah. Aber nach einer halben Stunde verließ der Kaiser mit seinem Gefolge des Prinzen Gemach wieder. In allen Gesichtern sah man düstre Bestürzung. Man erfuhr nur, daß der Prinz gefährlich krank sei, daß er von Verzuckungen in Verzuckungen falle. Nachmittags um fünf Uhr hieß es, er sei unter heftigen Krämpfen gestorben.

Auf Befehl des Kaisers wurde der Leichnam seines Sohnes einbalsamirt, und mit Feierlichkeiten in den Todtengewölben beigesetzt, neben dem Sarge der Prinzessin von Wolfenbüttel, seiner Gemahlin.

Was sagen Sie, lieber Chevalier, zu dieser entsetzlichen Geschichte? — Peter der Große, um seine neue Schöpfung zu retten, verläugnete die Gefühle des väterlichen Herzens. — Alexis, der grausame, zu allem Guten und Großen unfähige Alexis, ärntete schon auf Erden den Sold seiner mannigfachen Verbrechen und Laster, der andern Fürstensöhnen sonst diesseits des Grabes selten zu Theil zu werden pflegt.

Ja, mein Geliebter, es ist ein Gott! Es herrscht ein dunkler, allmächtiger Arm der Vergeltung durch die unendliche Welt, und richtet Thaten und Gedanken!

Ueber die Todesart, welche der russische Prinz erleiden mußte, kann ich Ihnen weiter keine befriedigende Auskunft geben. Man hat ausgestreut, Alexis sei, während ihm das Todesurtheil verkündet worden sei, vom Schlage gerührt, niedergestürzt. Aber andere Muthmaßungen durchkreuzen sich; viele wollen, er habe den Giftbecher trinken müssen; viele wieder, er sei erwürgt worden.

Wenn es plötzlich Tag werden sollte in den finstern Heimlichkeiten manches Fürstenhauses, wenn ein Geist der Wahrheit plötzlich den Purpur hinwegrisse, welcher die Verbrechen und das Elend mancher Großen verhüllen muß vor den Blicken der unterthänigen Menge; wenn wir sie sehen sollten, die Götter der Erde, in ihren Gemächern und Schlafkammern, wo sie mit abgelegter Krone über ihrem verstohlenen Jammer brüten; wo sie, ungeheuern Leidenschaften preisgegeben, Beute derselben sind, und zwischen der Rache und Reue, zwischen der Wollust und dem Ekel, zwischen der Vergötterung und des Meuchelmörders Dolchen taumeln, wahrlich, mein d'Aubant, unsere Bettler würden ihre Lumpen nicht tauschen gegen den hochfürstlichen Hermelin, und ihre Brodrinden dem schwelgerischen Banket der Palläste vorziehen.

Aber so ist's mit der Menschheit. Raserei ist ihre Weisheit, Leidenschaft ihre Tugend; Macht heiligt jeden Zweck, und der Zweck jedes Mittel. Die, welchen Geburt und Zufall mit ungemessener Gunst die Güter der Welt gab, und jedes Mittel, ihr Dasein zu verherrlichen durch göttliche Thaten, und einen Himmel um sich zu bauen auf der Erde, verstehen oft kaum die hohe Seligkeit eines reinen Herzens; wähnen, Religion und Tu-

gend sei Schulmährchen und Staatsmittel, den Gehorsam des Volks zu fesseln; kämpfen mit thörichtem Stolze gegen die ewigen Gesetze der Natur an, und verzweifeln endlich unter ihren Unnatürlichkeiten, wo ihnen Alles, und sie sich selbst, zum Widerspruch werden. —

An diesem Allem ist nur die Erziehung der Fürstenkinder schuld. Schon von der Wiege aus sehen sie die Welt mit geblendeten Augen, und statt der einfachen Wahrheit — Zerrbilder der Kunst. — — —

4.

D'Aubant an Bellisle.

Christinenthal, 3. April 1719.

Nichts mehr, o mein Bellisle, nichts mehr hab' ich zu wünschen, nichts mehr zu hoffen! Ich stehe am Ziel und habe auf der irdischen Laufbahn meine Palme errungen. Und wenn der Genius der Ewigkeit schon heute mir erschiene, winkend, ihm zu folgen, ich würde diese Erde segnen und lächelnd ihr meinen Staub zurückgeben, und still und freudig dem Genius — vielleicht zu einem schönern Sterne — folgen.

Ja, Bellisle, die Einzige, die jemals mich entzückte, die Wundervolle, welche meinen ganzen Lebenslauf in einen Göttertraum, in ewigen Lenz verwandelte, die schöne Heilige, deren bloßes stilles Anschauen mich näher führt zur Gottheit und zur Andacht, und zum tiefen, tugendvollen Sinn, als aller Pomp der Kirchen, als aller Priester Rednergabe, als aller Philosophen Deuten und Enträthseln — ja, Bellisle, sie ist da. Seit einigen Wochen schon verherrlicht sie mein Tempe. Ich darf sie von Zeit zu Zeit besuchen.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft starb ihr seit langem kränkelnder Vater, der gute Herr Holden. Wie gern that ich dem edeln Mann in seine sterbende Hand den Schwur, nie seine Kinder zu verlassen, an seiner Stelle ihr Freund, ihr Beschirmer, ihr Rathgeber zu werden! — Er ward unter den hohen Zypressen in ihrem Garten begraben. Die reizende Augustine und ihre Schwester Agathe waren untröstlich. Sie leben sehr einsam. Fünf junge Sklavinnen sind ihre Gesellschafterinnen und ihre Bediente. Der mir einst so verhaßte, räthselhafte Paul besorgt die Geschäfte des Hauses und des Feldes. Er besucht mich täglich, und täglich hab' ich Nachrichten durch ihn vom Befinden seiner Gebieterinnen.

Was mangelt mir zu meinem höchsten Glück? Fern vom Geräusch der Welt, fern von ihren Thorheiten und Leidenschaften, lebe ich in meinem selbstgeschaffenen Paradiese. Gleich fern vom vergiftenden Luxus und von der entnervenden Sorge der Armuth, bewohne ich meine eigene, schöne Hütte, umrankt von jungen Reben, und übersehe meine kleinen Heerden mit Zufriedenheit. Der Zauber der Natur, welcher mit ewiger Jugend und immer wechselnder Pracht dies einsame Eden verklärt, der Umgang mit meinen freundlichen Nachbarn, die mich als ihren Rathgeber und Anführer ehren, meine Bibliothek, aus welcher die Weisen aller Nationen und aller Zeitalter zu mir reden und meinen Geist erheben, tragen Mannigfaltigkeit und Anmuth in mein einfaches Leben. — Und nun ist sie erschienen, die Sonne meiner innern Welt! — Nicht höher schwindelten meine kühnsten Wünsche; ich stehe auf dem glänzenden Gipfel meiner Lebensbahn.

Die Nachrichten, welche Sie mir, mein Bellisle, von den blutigen Auftritten in Petersburg gaben, und die ich im Auszuge auch dem Herrn Holden nach der Kolonie Roland gesandt hatte, waren diesem nicht mehr neu gewesen. Man hatte dort die Zeitungen früher, als ich, von Neu-Orleans empfangen.

Als die Fürstin drei Wochen nach dem Tode ihres vorgeblichen Vaters mein Haus zum erstenmal mit ihrem Besuch beehrte, begleitet von Agathen und ihren Sklavinnen, hatte ich ihnen ein kleines ländliches Fest bereitet. Ich hatte mehrere von unsern Pflanzern zum Gastmahl eingeladen; und diese, um sich nach ihrer Weise den Tag froher zu machen, hatten wieder mehrere junge Leute und die Töchter der Kolonie bestellt, und Musik dazu zum Tanz.

Ich führte Augustine durch mein Haus, und zeigte ihr meine Einrichtungen.

Als wir in das Kabinet traten, wo meine Büchersammlung, meine Zeitungen und Karten sind — Agathe hatte uns eben verlassen — warf sie einen flüchtigen Blick auf Alles, wandte sich dann zu mir und reichte mir ihre Hand. — Ich wagte es, diese Hand mit Inbrunst und Ehrfurcht zu küssen. Augustine schwieg; ihre schönen Augen schwammen unter Thränen und ein zartes Roth flog über ihre Wangen.

„Ich bin eine Waise," sagte sie endlich, „der Tod meines theuern Vaters ließ mich einsam und schirmlos in einem fremden Welttheil. Aber Gott hat mich nicht ganz verlassen. Er führte mich zu Ihnen, lieber d'Aubant. Sie sind ein edler Mann. Was Sie schon für uns gethan haben, können wir Ihnen nicht mehr vergelten. Aber, d'Aubant, der ewige Vergelter lebt! — Bleiben Sie uns, was Sie waren: unser Schutzengel, unser Vater."

Lange war ich keiner Antwort fähig. Ich gedachte ihres erhabenen Standes, ihrer fürstlichen Wiege, und des Glanzes, der sie einst umgab — und dann, wie die schöne Schwester einer europäischen Kaiserin, die Verwandtin der mächtigsten Monarchen, sie, die vom Himmel bestimmt gewesen zu sein schien, vom Thron herab, großer Nationen Wohl und Weh zu entscheiden, neben mir stand in den Einöden einer neuen Welt, voller Demuth und Verzichtung, und mit einer Thräne um den Schutz eines Mannes flehte, der einst kaum den Fuß wagen durfte in die goldenen Vorsäle ihres Pallastes.

„Nein," rief ich, „ich beschwöre Sie, nicht mehr diese Sprache! Sie sind meine Gebieterin. Ich habe keinen Willen; ich bin Ihr Unterthan. Diese Güter, diese Heerden, diese Hütte — Alles, was ich einst mein nannte, ist nicht mehr mein, es ist Ihr Eigenthum. Mein Leben hat nur dadurch einen Werth, daß ich es für Sie leben darf."

In diesen Augenblicken bemerkte sie das kleine Gemälde unter dem Spiegel. Sie trat näher, um es zu betrachten. Ich war ihr gefolgt, und meine Unruhe vermehrte sich, da ich wahrnahm, wie sie sich in dem Bilde selbst wieder erkannte, und zwar in derselben Kleidung, welche sie im Hain bei Blankenburg getragen, wo ich sie zum erstenmal gesehen. Sie stand lange schweigend und staunend da. Sie trocknete ihre Augen, nahm mit zitternder Hand das Gemälde ab, betrachtete es wieder, warf sich entkräftet in einen Sessel, und schluchzte laut.

Noch immer wollte ich, um ihrer zu schonen, mein Geheimniß verhehlen, als kenne ich sie nicht. Aber als sie nun ihre verweinten Augen schüchtern zu mir aufschlug, und fragte: „d'Aubant, woher haben Sie dies, und seit wann?" da konnt' ich's länger nicht ertragen. Ich sank zu ihren Füßen nieder. „Gnädige Fürstin!" stammelte ich, „ich sah Sie einst im Hain von Blankenburg — der Maler war ich selbst. Es blieb seit jenen Tagen mein höchstes Kleinod. Ich trug's auf meiner Brust in mancher Schlacht; ich trug es mit mir übers Meer hierher. Einst soll es mit mir ruhen im Sarge."

Sie reichte es schweigend mir zurück, verhüllte ihr Gesicht und weinte heftiger. Nachdem sie wieder Gewalt genug über sich selbst gewonnen hatte, befahl sie mir, aufzustehen. Sie drückte mir schweigend die Hand. Ein Schauer bebte durch alle meine Nerven. „Ich habe es längst gefürchtet!" sagte sie: „D'Aubant, ist Ihnen meine Zufriedenheit theuer, so vergessen Sie, daß Sie mich einst unter andern Verhältnissen kannten. Wecken Sie in mir keine von jenen unseligen Erinnerungen auf. Nehmen Sie, wie Ihr Gemälde, auch das Geheimniß mit in das stumme Grab. Ich bin nicht Fürstin mehr. Ich bin eine arme, aber zufriedene Pflanzerin. Ich selbst habe mir dieses Loos erkohren, und wähle Sie nun zu meinem Vertrauten. D'Aubant, vergessen Sie nicht, daß Sie nun der einzige Sterbliche sind, der mich's bereuen machen könnte, was ich gethan."

So sprach die Edle. Ich schwor ihr freudig das Gelübde der Verschwiegenheit; aber verhehlte ihr auch nicht, daß ich Ihnen, mein Bellisle, schon manche Muthmaßung über die holde Unbekannte mitgetheilt, die mir unter so seltsam verschiedenen Verhältnissen im Leben erschienen war. Ich schilderte ihr Sie und unsere Verbindung, und die Folge der Entdeckung war, daß Sie auch diesen Brief, und Alles, was ich Ihnen künftig noch über diese Herrliche schreiben werde (denn mich mit Ihnen von ihr im Geiste zu unterhalten, ist ein unentbehrliches Bedürfniß) erst dann erhalten werden, wenn sie es selbst erlaubt.

Und von diesem Tage an war das Verhältniß zwischen ihr und mir bestimmt. Keiner unserer Gedanken streifte wieder in das Vergangene. Ich sah sie wieder. Ich sah sie oft. Wie eine Rose nach nächtlichem Gewitterregen blühete ihre Schönheit allmälig unter den Thränen der Schwermuth wieder auf, die sie dem Angedenken ihres verstorbenen, treuen Dieners Herbert weinte, den sie, unter dem Namen Holden, als einen zweiten Vater verehrt hatte.

O, Bellisle, wenn Sie sie sehen könnten in ihrem häuslichen Weben! Ein wunderbarer, schöner Geist der Einfalt und der Ordnung waltet dort. Was sie berührt, scheint sich unter ihren Händen zu veredeln. Alles wird anmuthsvoller und bedeutsamer, was mit ihr in naher oder ferner Verbindung steht; selbst das Leblose wird beredt, und die kleinste Blume ihres Gartens blüht schöner und faßt in das wundervolle Ganze ein, welches die Gegend umringt, so von ihr bewohnt wird.

Mit erhabener Selbstverläugnung belebt sie geschäftig ihren neuen Wirkungskreis, als wäre sie für ihn geboren, und seit der frühesten Kindheit in ihm erwachsen. Nie kannte die ganze Weltgeschichte ein weibliches Geschöpf, welches mit solchem Heldenmuth und solcher Kraft die entgegengesetzten Lebensloose zusammenknüpfte, wie sie; welches gelassenern Muthes Thron und Purpur um eine Hütte vertauschte, und mit einer Religion, wie Heilige sie nicht in ihrem Busen trugen, erhaben über ihr Schicksal hinwandelt, und den trüben Strom der Verderbtheit ihres Zeitalters, der verworrenen Begriffe von Hoheit und menschlicher Bestimmung tief unter sich erblickt. Nie sah die Welt eine Fürstin von so rührender Demuth, nie eine Hüttenbewohnerin umstrahlt von so vieler Majestät. Die ganze Kolonie Christinenthal sieht mit Ehrfurcht und Liebe auf sie hin, wie auf ein Wesen, das von bessern Welten kam, uns zu beglücken; ihre Sklavinnen vergöttern sie — und ich, o Bellisle! — ob ich sie liebe? — — liebe? — Nein, nur anbeten darf ich sie.

Ach! die peinlichen, die seligen Gefühle, die mich oft entzücken und vernichten — sie kennt sie nicht — sie darf sie niemals vermuthen. Liebend werd' ich einst ins Grab sinken, aber ungeliebt! Die ich anbetete, ist eine geborne Fürstin. Es bedarf eines Königreichs, um die Kluft anzufüllen, welche der Zufall zwischen ihr und mir gegraben.

5.

Aus dem Tagebuche Augustinens.

— — Sähest du nun, geliebte Julie, meine Einsiedelei im Schatten hoher blumentragender Eichen, und das hehre Prachtwerk der in sich selbst vollendeten Natur, welches mich, so oft meine

Blicke es durchirren, mit süßer Begeisterung füllt; sähest du mein einförmiges Tagewerk, und den Frieden und die Freude, so ausser mir herrscht und in mir, du würdest mich die glücklichste Tochter der Erde nennen.

D'Aubant, der Edle, wetteiferte mit der holden, üppigen Natur dieses Landes, meinen Aufenthalt zum reizendsten der Welt zu erheben. Wo jene das Anmuthige gab, fügte er das Nützliche hinzu; wo jene den Nutzen bot, knüpfte er daran das Schöne der Kunst.

Mein Dasein löset sich in dem stillen Strom heiliger Empfindungen auf; die Wehmuth der Erinnerung, das fröhlichbange Ahnen des Künftigen, und der milde Zauber der Gegenwart, verschmelzen in zarter Uebereinstimmung mit einander, wie die verschiedenen Töne eines harmonischen Klanges.

Ich muntere unsere Arbeiter in den Feldern auf, ich besuche die Hütten unserer Kolonie, werde die Freundin und der Arzt der Kranken, die Friedensstifterin der Entzweiten; oder ich pflanze unsern Garten an, oder ich theile mit der liebenswürdigen Agathe die kleinen häuslichen Arbeiten, oder wir empfangen Besuche, und bewirthen unsere willkommenen Gäste mit dem Besten, was wir vermögen.

Oft gehe ich mit Agathen und einigen meiner Sklavinnen am brausenden Strom entlang, und untersuche die Pflanzungen dieses lieblichen Himmelsstriches; oft schwärme ich einsam und furchtlos durch die finstern, feierlichen Waldungen und in's Gebirg. Die Natur ist das wahre Buch himmlischer Offenbarung, welches gleichsam die Hand des Allmächtigen selbst geschrieben; und jede Zeile dieses unendlichen Werkes ist ein neues Wunder.

Der Theil des Erdballs, welchen ich jetzt bewandle, trägt überall die Spuren einer spätern Bildung und Entstehung. Noch ist nicht der tausendste Theil desselben von Menschen bewohnt oder gesehen. Einst herrschte auch hier, wie in den andern Weltgegenden, der unermeßliche Ozean allein, wie die Menge der Versteinerungen von Meererzeugnissen dafür bürgen, welche heut zu Tage nur im Schoose des Weltmeers gesehen werden. Langsam nur, und im Verlauf vieler Jahrhunderte, bildete sich die Oberfläche des Erdballs, wie wir sie jetzt kennen. Aber, was war sie vor unserer Geschichte? — Einst, wo jetzt in der Nähe des Nordpols von ewigem Eis die ungeheure Wüste starrt, wandelten dort Thiere, welche heut zu Tage unter den heißesten Zonen wandeln, und Thiergeschlechter sind verloren gegangen, von denen wir nur in verschütteten Höhlen die großen Gerippe entdecken! — Julie, es war eine Vorwelt, von der unsere Geschichte nichts weiß; und wir wandeln auf dem Staub und über den Trümmern von Geschlechtern, welche diese Erde sahen, früher, als selbst Mosis Urkunden hinaufdeuten. Was da gewesen ist, verweset; die Thaten jener fernen Geschlechter sind vernichtet und verloren. Sie schmeichelten sich vielleicht mit stolzer Hoffnung der Unsterblichkeit ihres Namens! und siehe, eine Aenderung des Erdballs, in seiner Bahn um die Sonne — und Alles lag im Schutt der Vergessenheit versunken. Denn das feste Land, das wir bewohnen, ist neues Land, und die Meere, die wir beschiffen, sind vielleicht nur Gräber vormals bewohnter Welttheile.

Und so, wie jene Verlornen der unbekannten Urwelt, können auch unsere Völker, unsere Thaten einst durch furchtbare Zerstörungen verschwinden bis zur letzten Spur. Dann war kein Alexander, kein Cäsar, kein Sokrates, kein Homer. Nach Jahrtausenden findet vielleicht ein neues Geschlecht unsere verkalkten Gebeine, und Abdrücke unserer Pflanzen in jungen Schiefergebirgen, und spricht: „Dieser Weltkörper trug schon einmal Bewohner, ehe unsere Geschichte sie kannte!“ — Aber der Name Griechenlands und Roms ist verschwunden; man weiß nicht, war ein Rußland, ein Frankreich; blühete einst ein schönes Reich, geheißen Deutschland, welches Fürsten und Weise erzeugte?

So, Julie, sink' ich beim Betrachten der unendlichen Natur schaudernd in meinen Gedanken unter, die Vergänglichkeit breitet ihren dunkeln Flügel durch's Weltall zwischen den Gestirnen hin, und ich falle nieder, berühre den Staub der Erde mit meiner Stirn, und bete Gott an.

Und elend, und thörigt, und des menschlichen Geistes unwerth erscheint mir das Treiben und Thun der armen Sterblichen. Ihre Eitelkeit brüstet sich neben dem welkenden Grashalm; ihrer Kühnheit Riesengebäude will prahlen neben dem Gewebe der Spinne und des wunderbaren Seidenwurms.

Julie, es ist nichts ewig, als Gott; es ist nichts unsterblich, als sein Werk; es ist nichts schön, als die Natur; es ist mit dem Menschen nichts verwandt, als die Tugend!

Ich habe die Bande des Vorurtheils zerrissen, und mir ist's, als steh' ich nun, wie eine Vollendete, besser und größer da, zwischen Welt und Ewigkeit, zwischen Gott und Menschheit. Ich erkenne an dem Fürstenthron keinen Glanz mehr, an der Armuth keine Schmach. Die Menschen sind nur darum elend, weil sie den Muth nicht haben, glücklich zu sein.

O! Julie, wärst du bei mir in der schönen, klösterlichen Welt Louisiana's; könnte ich meine Ansichten, meine Hoffnungen, meine Seligkeiten mit dir theilen!

Ich beklage das Vergangene nicht, und nicht das Verlorne. Was mich quälte, ist vergessen; was ich liebte, ruht unverloren in Gottes Arm. Auf meines treuen Herberts Grabe weint das menschliche Auge nur Thränen der Dankbarkeit; aber seinen Tod beklag' ich nicht.

D'Aubant will mir Herbert sein — ich fühl' es, er wird mir mehr. Ich lieb' in ihm meine Jugendwelt; ich lieb' in ihm dich, o Julie! Er gibt

dem Irdischen, was mich umfängt, den von mir unter tausend Leiden verkannten Werth wieder. Ja, es ist Seligkeit, ein Mensch zu sein!

6.

Mündliche Ueberlieferungen.

Die glücklichen Kolonisten lebten lange in beneidenswürdiger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt und vergessen von Europa. Ihre Pflanzungen, meistens Indigo und Tabak, erreichten bald den höchsten Flor. Nichts fehlte ihnen zur hohen Zufriedenheit; und selbst, was ihnen zu mangeln schien, vermehrte nur den Werth ihrer Verhältnisse. — Täglich sah d'Aubant Augustinen, täglich lernte sie neue Tugenden an ihm achten. Gegenseitiger Umgang in der Einsamkeit ward ihnen Bedürfniß. Augustine liebte den edeln Mann, ohne es zu wissen, ohne es sich zu bekennen; und d'Aubants Leidenschaft für die Liebenswürdigste ihres Geschlechts brannte im stillen Lichte unauslöschlich. — Selbst die gute Agathe, dem allmäligen Welken nahe, lebte wieder in schöner Jugendfülle auf, und ein französischer Offizier, welcher von Neu-Orleans kam, um die Kolonien zu untersuchen, machte bald in ihr die Erinnerungen an den romantischen Jaminsky dunkler. Nach einem halben Jahre der neuen Bekanntschaft war aus Agathen eine Madame Desfontaines geworden, und Herr Desfontaines, von so schönen Banden gehalten, legte seine Stelle nieder und ward Pflanzer in der glücklichen Kolonie.

Der Gouverneur von Neu-Orleans, welcher schon längst versprochen hatte, das so hoch gerühmte Christinenthal zu besuchen, erfüllte endlich sein Wort. Er kam, nebst seiner Gemahlin und der reizenden Adelaide, seiner Tochter, und begleitet von einem großen Gefolge, in der Mitte Sommers an, um wenigstens einen Monat in der neuen Pflanzung zuzubringen. Ihm zu Ehren wurden eine Menge kleiner Feste veranstaltet, und die harmlose Freude schien sich aus der übrigen Welt nur in diesen unbekannten Winkel der Erde geflüchtet zu haben. — Aber eben dieser Aufenthalt des Gouverneurs in Christinenthal hatte auf die bisherigen einförmigen Verhältnisse d'Aubants und der fürstlichen Pflanzerin einen Einfluß, den sie selbst nie erwartet hatten.

Augustinens Heiterkeit verlor sich unvermerkt. Agathe sowohl, als d'Aubant, fanden sie öfter, als gewöhnlich, auf dem Grabhügel Herberts gelehnt, und in traurige Betrachtungen verloren. Zwar lächelte sie, sobald ein Freund vor ihr erschien; zwar belebte sie noch, wie immer, die Gesellschaften mit ihrem Frohsinn; aber dennoch empfand Jeder, der sie kannte, daß ihr Lächeln und ihr Scherz nur gezwungen sei. Niemand konnte in das Geheimniß ihres stummen Grames dringen.

Inzwischen dauerten die Zerstreuungen fort. D'Aubant hatte weniger Anlässe und Gelegenheiten, Augustinen zu beobachten. Er war von der Sorge um die Unterhaltung seiner Gäste hingerissen. Die muntere Adelaide umgaukelte ihn unaufhörlich, und der Gouverneur hatte tausend Dinge mit ihm ins Reine zu bringen. Die Gemahlin des Gouverneurs bemerkte mit innerm Wohlgefallen, wie sich Adelaide mit jedem Tage vertrauter an Herrn d'Aubant schloß. Sie theilte ihre kleinen Entdeckungen dem Gouverneur mit, und dieser hatte, so wie seine Gattin, manchen Grund, mit den Entdeckungen sehr zufrieden zu sein. Denn die kleine, flatterhafte Adelaide hatte ihr Herz schon einem Ingenieur, einem jungen, artigen Mann, schenken wollen; das wußten die Aeltern, und waren der Schenkung nicht gewogen gewesen. Sie hatten Adelaiden ernstlich die Liebe zum Ingenieur, als einem Manne bürgerlicher Abkunft, untersagt; das wußte Adelaide, und sie war ihrerseits dem Verbot nicht gewogen gewesen. — Jetzt schien sich dies Mißverständniß sehr angenehm in einer Verbindung d'Aubants mit Adelaiden aufzulösen, und in der ganzen Kolonie zweifelte kein Mensch weiter daran.

D'Aubant läugnete freilich herzhaft, so oft die liebenswürdige Desfontaines ihn darum befragte; demungeachtet wollte er nie die Wahrheit und das Geheimniß all' der kleinen Vertraulichkeiten verrathen, so zwischen ihm und Adelaiden herrschten.

An einem schönen Nachmittag war die ganze Gesellschaft der Fremden von Neu-Orleans, nothwendig auch d'Aubant, eingeladen bei Augustinen. Augustine schien trüber, denn gewöhnlich, so viele Mühe sie sich auch gab, ihre Schwermuth zu verheimlichen. Auch der Gouverneur und seine Gemahlin waren ernster, denn sonst. Der flatterhaften Adelaide sah man sogar rothgeweinte Augen an; d'Aubant war stiller. Mit Einem Wort, der Genius der Freude war treulos entwichen; Jedes lebte mehr in sich, als mit den Andern. Agathe allein hüpfte harmlos von Einem zum Andern, und konnte das räthselhafte Betragen einer Gesellschaft nicht begreifen, in welcher sonst Muthwille und Scherz daheim waren; und mogte sie auch forschen und fragen, wie sie wollte, Einer war geheimnißvoller, als der Andere.

Augustine ermannte sich. Sie stand im Glauben, daß ihre Niedergeschlagenheit, der sie so wenig Meisterin gewesen, Ursache von der unangenehmen Verstimmung der Uebrigen geworden sei. Ihre Gäste hatten sich im Garten und im daranstoßenden kleinen Parke paarweis zerstreut. Sie eilte dahin, um die Verlornen zu sammeln.

Indem sie an einer kleinen, von Gebüschen umfangenen Wiese vorüberging, sah sie Adelaiden mit ausgebreiteten Armen gegen d'Aubant fliegen, welcher mit dem Ingenieur im Gespräch vertieft zu sein schien; sah, wie Adelaide den Chevalier umarmte.

Augustine wandte sich schnell ab, um die Glücklichen nicht durch ihr Erscheinen zu stören. D'Aubant aber hatte die Fürstin bemerkt. Er

überließ die freudenberauschte Tochter des Gouverneurs dem Geliebten, und eilte jener nach.

Sie stand an eine Zypresse gelehnt, und starrte finster vor sich hin. Als sie seine Schritte vernahm und ihn erblickte, schien sie ihm entgegeneilen zu wollen; doch die Kraft gebrach ihr. Sie war sehr blaß; sie lächelte ihn an, und ihre Augen waren von zitternden Thränen schwer.

„Ihnen ist nicht wohl?" fragte d'Aubant ängstlich.

„Nicht ganz," antwortete sie: „aber es wird vorübergehen." Sie deutete mit der Hand auf einige bemooſete Felsenstücke, welche im Schatten überhängender Gesträuche einen Ruheort bildeten.

D'Aubant führte sie dahin. Er setzte sich an ihrer Seite nieder. Beide schwiegen lange. Er ergriff ihre Hand plötzlich mit einer Heftigkeit, die sie erschreckte, und küßte sie mit ungewöhnlicher Inbrunst. „Machen Sie mich nicht unglücklich, Madame!" rief er mit bebender Stimme: „Irgend eine Krankheit, irgend ein Uebel nagt an Ihrem Leben."

Sie schlug die Augen zu ihm auf, und bemerkte Thränen in den seinigen. „Fürchten Sie nichts!" erwiederte sie: „Mir ist wieder wohl. Es war eine Anwandelung — es ist schon vorüber."

Eine neue Stille trat wieder ein.

„Ich habe", sagte er nach einiger Zeit, „Ihnen frohe Botschaft bringen wollen. Es ist mir gelungen, den Gouverneur und seine Gemahlin zu bewegen, die Einwilligung in die Verbindung Adelaidens mit dem Ingenieur zu geben. Es hielt schwer. Aber der Gouverneur war wohl gezwungen, sein Jawort zu geben, da sich die beiden jungen Leute aus Lieb' und Leidenschaft schon zu sehr vergessen hatten, und dergleichen Schritte nicht wohl zurückgethan werden können. — Kommen Sie, nehmen Sie Theil an der Freude der Glücklichen, die jetzt wahrscheinlich zu den Füßen ihrer Aeltern liegen."

Augustine schien von dieser Neuigkeit sehr überrascht. Sie that noch manche Frage, und, am Arm des Chevaliers gelehnt, ging sie, den Gouverneur zu suchen.

Die düstere Stille, welche noch vor einer Stunde in dem freundschaftlichen Kreise geherrscht hatte, war nun plötzlich verschwunden; das drükkende Geheimniß von jeder Brust gewälzt. Man gab und empfing Glückwünsche, und überließ sich unbefangener, denn jemals, der Freude. Augustine, von dem Vergnügen ihrer Gäste beseelt, wollte das Fest krönen. Sie lud die benachbarten Pflanzer ein mit ihren Familien; auch ländliche Musik erschien, und beim Schimmer des Mondes und der Sterne wurde ein fröhliches Abendmahl gerüstet im Freien unter den Palmen.

Versöhnung, Dankbarkeit, Liebe, Hoffnung und Freundschaft bewegten jedes Herz. Man tändelte, man sang, man tanzte. Der Klang der Instrumente drang weit und melodisch durch die Stille des Abends hin, lockte die Bewohner und Bewohnerinnen der entfernten Hütten herbei, und vermehrte mit jeder Stunde das liebliche Getümmel beim Schein der wehenden Fackeln und Lampen.

D'Aubant vermißte von ungefähr Augustinen. Sie hatte sich aus dem Gewühl zurückgezogen. Er fand sie, nicht weit vom Tanzplatze, auf einer Bank im Garten, von wilden blühenden Gebüschen verdeckt.

„Darf ich mit Ihnen diese Einsamkeit theilen?" sagte er.

„D'Aubant!" sagte sie leise. Er saß schon neben ihr. Er wollte reden, ergriff ihre Hand, und vergaß, indem er diese Hand an seine heißen Lippen zu pressen wagte, seine Worte.

Beide schwiegen. Die Zauberei des schönen Abends, die letzten Ereignisse, die Musik in der Ferne, schienen mächtiger auf Beider Herzen zu wirken, nun in Beider Brust die schöne Ahnung reger worden: du lebst nicht ganz ungeliebt.

Augustine, aller Vergangenheit vergessend, sah mit träumenden Blicken in die verworrene Abendwelt hinaus. Wohlgerüche athmeten alle Stauden. Gesträuche, Hütten und Tänzer schwebten im fabelhaften Halblicht des Mondes; und wie Gestirne funkelte der rothe Glanz der Kerzen durch das vom leisen Odem der Abendluft erschütterte Laub.

Was sie in diesem Augenblick an d'Aubants Seite empfand, glaubte sie noch nie empfunden zu haben; und wie sehr sie ihn liebte, schien sie nie so deutlich erkannt zu haben, als in diesen Augenblicken. Aber diese Augenblicke waren auch die ersten, in welchen er, der sonst nie seiner tiefen Ehrfurcht vor der schönen Fürstentochter vergessen hatte, die Schranken der Ehrfurcht brach. Er schwieg, und zitterte, und seine Lippen glüheten auf ihrer Hand. Seine Seele taumelte zwischen Entzücken und Furcht. Seine Verwegenheit führte ihn an die Schwellen des Himmels oder der Vernichtung, und diese Minuten wurden für ihn entscheidend.

Sie wollte ihre Hand ihm entziehen, und vermogte es nicht.

„D'Aubant!" sagte sie schüchtern. Er drückte ihre Hand an seine von einem Seufzer tiefbewegte Brust. Sie schwieg; sie wollte den Seufzer unterdrücken, welcher dem seinigen antwortete. Aber er hörte ihn, und die Hoffnung der Gegenliebe in ihm.

Ein Geräusch in der Nähe weckte jählings beide aus ihren Träumen auf. Erschrocken zog Augustine die Hand zurück, zu lange schon die Beute des kühnen Mannes. D'Aubant wich voller Ehrfurcht an die Seite. Der alte Gouverneur, von Lust und Wein beseligt, stand vor ihnen.

Beide schienen diese Ueberraschung so wenig erwartet, als gewünscht zu haben; sie konnten ihn nicht anreden, und sich nicht von den Gefühlen entstricken, in denen, wie in einem Garne, ihre

Seele seit einer Stunde und vielleicht länger kämpfend und verloren lagen.

Der Gouverneur sah sie eine Weile an. „Also hier?“ sagte er lachend; „Und so stumm? Oh, machen Sie beide mich nicht blind; ich habe es längst bemerkt. Hab' ich nun schon gern oder ungern heute eine Verlobung machen müssen, Herr Chevalier, so muß es auf der Stelle noch die zweite, und, wenn morgen oder übermorgen der Missionär kömmt, eine Doppelhochzeit geben.“ Ohne weiter Antwort abzuwarten, bog sich der Mann über beide nieder, schlug die Arme rechts um d'Aubant, links um Augustinen, preßte beide herzlich und so nahe zusammen, daß Beider Lippen sich begegnen mußten.

D'Aubants Kuß brannte auf Augustinens schönen Lippen — Bewußtsein und Besonnenheit waren erloschen. Sie fühlte, in der Betäubung, des geliebten Mannes Mund glühen an dem ihrigen, und unwillkührlich antwortete ihm der süße Gegenkuß. Und in dem Wirbel unbekannter Wonnen versanken beide, zitternd, selig, wie Verklärte, wenn sie mit Entzücken sich aus der todten Erdenwelt in das Leben von Elysium verzaubert sehen, und schüchtern noch beim ersten Eintritt zweifeln.

Der Gouverneur lachte laut auf, ob seines glücklichen Raths, und ging mit Recht triumphirend davon. Dies Lachen rief d'Aubants Besinnung zurück. Er fürchtete, die der Fürstentochter schuldige Hochachtung verletzt, Augustinens Zorn verdient zu haben — und doch hielt Liebe ihn immer wieder an des wundervollen Weibes Brust, — „D'Aubant!“ lispelte sie bebend, und erwiederte leise den Kuß, der ihre Lippen versiegelte. Er schlug seine Arme um sie. Er fühlte sich von dem schönsten, dem edelsten Wesen, so er jemals in der Welt gefunden, umfangen. Er war ein Gott.

Ein fröhliches Geräusch drang durch die Gebüsche heran, und die Kerzen leuchteten näher. Hand in Hand gingen der Chevalier und Augustine der herbeiströmenden Gesellschaft entgegen. Sie empfingen, als Neuverlobte, die Glückwünsche Aller, und konnten keine Antwort stammeln, und hatten sich selbst noch nicht mit Worten gestanden, was sie fühlten und dachten.

Den Chevalier floh diese Nacht der Schlaf; er webte, wie im wilden Fieber. Erst am Morgen ziemlich spät erquickte ihn ein leichter Schlummer. Und da er erwachte, war's ihm ein Mährchen von dem, was gestern geschehen.

Furchtsam machte er sich auf, um Augustinen zu sehen — um, wenn sie vielleicht den schönen Rausch bereuen würde ... Doch was dann thun, war ihm ja selbst noch dunkel.

Sie war einsam, noch im häuslichen Gewande; aber schöner war sie nie erschienen. Einer Unsterblichen glich sie. Bei d'Aubants Eintritt in's Zimmer flog eine sanfte Röthe über ihr Angesicht. Sie erhob sich vom Stuhl, und wagte nicht zu ihm aufzusehen. Und doch, so sagte ihr ganzes Wesen, und der stille Ernst, der sie beherrschte, daß sie sich bereitet hatte, ihm ein ernstes Wort zu sprechen über das Geschehene.

Er fiel zu ihren Füßen nieder — er konnte keine Silbe des Grußes stammeln. Sie winkte ihm, aufzustehen. Er erhob sich, und mit seinen Augen wollte er in den ihrigen Gnade oder Fluch lesen. Sie starrte ihn traurig, zärtlich an; und was gesprochen werden sollte, ward vergessen. Sprachlos, Herz an Herz, vergaßen sie des ganzen Weltalls; nur in stillen, zitternden Seufzern, nur in den Thränen tiefgefühlten Glücks redeten ihre Seelen zu einander.

Und wie gestern machte auch diesmal der Gouverneur ihrer Begeisterung ein Ende. Er trat herein, an seiner Hand den Geistlichen von Andayes, und hinter ihm ein fröhliches Gefolge: Agathe mit ihrem Desfontaines, und andere von der Begleitung des Gouverneurs und aus der Kolonie.

Agathe schlang sich jauchzend um Augustinen und küßte sie mit hoher Inbrunst und rief: „Wohl hat mir's immer eine geheime Stimme flüstern wollen, und ich wagte es nicht, ihr zu glauben. Du, liebe, göttliche Pflanzerin, bist glücklich! ich kröne dich hier mit dieser Myrtenkrone: Christinenthal ist deine Monarchie; Liebe, Tugend und Seligkeit sind deines Hofstaats Glanz — vergiß nun deiner Agathe nicht in d'Aubants Armen.“

Wirklich heftete Madame Desfontaines die frische Myrtenkrone auf Augustinens Haupt, von welchem in reizender Unordnung die Locken wallten über Achseln und Nacken. — Der ganze Zug ging zur nächsten Kapelle, und die verwittwete Fürstin ward — vermählt mit dem Geliebten — Madame d'Aubant.

Nachschrift.

Und eine Reihe seliger Monden und Jahre blühete dem hochbeglückten Paar in Luisiana's Einsamkeit auf. Die Geburt einer reizenden Tochter erhöhete das Glück der fürstlichen Mutter. Sie säugte ihr Kind selbst, und unterrichtete es, sobald es stammeln lernte, in ihrer Muttersprache, der deutschen.

So hatte das erhabene Weib, indem es siegend über die Vorurtheile der Welt, und nur in seine Tugend gehüllt, dahin ging, das harte Schicksal unter eigenen Willen gebeugt. Selbstschöpferin ihres Wirkungskreises in unbekannten Regionen, bereitete sich die muthmaßliche Erbin des größten Reichs der Welt ihr Elysium in den Hütten harmloser Pflanzer, und fand sie hier unter wilden Völkerschaften ein himmlischeres Loos, als im kaiserlichen Palast von Petersburg ihr nie zu Theil werden konnte.

So verfloß der schönste und wichtigste Zeitraum ihres Lebens. D'Aubants Pflanzungen vergrößerten sich mit jedem Jahre. Er herrscht im Ueberfluß.

Zwei Umstände aber trafen späterhin zusammen, durch welche die Glücklichen veranlaßt wurden, ihren Aufenthalt zu verändern — eine Krankheit d'Aubants, welche ohne Berathung mit geschickten Aerzten in ihren Folgen gefährlich zu werden drohete, und die falsche, golddürstige Politik des neuen Gouverneurs zu Neu-Orleans.

Sie verkauften ihre Pflanzungen mit großem Gewinn, und reiseten beide nach Frankreich zurück. Die Prinzessin glaubte in Europa längst schon vergessen zu sein. Sie kamen nach Paris, und d'Aubant übergab sich den Aerzten, und nahete bald seiner Genesung.

Eines Tages ging Auguſtine mit ihrer Tochter lustwandelnd durch den Garten der Tuilerien. Beide unterhielten sich in deutscher Sprache. Graf Moriz, der Marschall von Sachsen, stand in ihrer Nähe, und bemerkte die Damen. Da sie in seiner Muttersprache redeten, wollte er die Gelegenheit nicht verlieren, mit so liebenswürdigen Landsmänninnen Bekanntschaft anzuknüpfen. Er trat zu ihnen, und erkannte die Prinzessin von Wolfenbüttel, welcher seine Mutter, die Gräfin von Königsmark, vor mehreren Jahren zur Flucht aus Petersburg geholfen. Vergebens wollte sich die Ueberraschte ihm verbergen. Sie war einmal erkannt, und der Marschall bat um die einzige Gnade, ihre Anwesenheit in Paris dem König zu melden. — Alle Vorstellungen der Prinzessin waren dagegen fruchtlos. Sie ergab sich endlich in seine dringenden Bitten; doch unter der Bedingung, daß er das Geheimniß nur drei Monate lang bewahren solle. Er versprach's, und erhielt dafür die Erlaubniß, daß er der Prinzessin von Zeit zu Zeit seine Aufwartung machen dürfte.

Der Chevalier war inzwischen wieder vollkommen gesund geworden. Und als der Marschall am Ende des bestimmten Vierteljahrs die Prinzessin noch einmal besuchen wollte, bevor er dem König die wichtige Entdeckung machte, war sie mit ihrem Gemahl und ihrer Tochter verschwunden. Doch erfuhr er, daß sie sich nach Ostindien geschifft, und die Insel Bourbon zum Wohnort gewählt hätten.

Graf Moriz eilte zum König. Dieser, nicht minder durch die Entdeckung überrascht, ließ auf der Stelle, durch seinen Minister, dem Gouverneur der Insel befehlen, den Chevalier d'Aubant und dessen Gemahlin mit der ausgezeichnetsten Achtung zu behandeln, und ihnen in allen Wünschen vorzueilen. Aber damit noch nicht zufrieden, schrieb der König eigenhändig einen Brief an die Königin von Ungarn, wiewohl er mit ihr im Kriege war, und unterrichtete sie von den ausserordentlichen Schicksalen ihrer, längst als todtbeweinten, Tante.

Die Antwort der Monarchin enthielt, ausser den Empfindungen ihres Dankes, ein beigefügtes Schreiben an Madame d'Aubant. Die Königin bat sie, zu ihr an ihren Hof zu kommen; der König von Frankreich werde für ihren Gemahl und für die Tochter, so sie mit demselben erzeugt hatte, auf das Glänzendste sorgen. — Aber die Prinzessin, erhaben über den traurigen Pomp der Höfe, und über jene eisernen, unglückseligen Gesetze der Etikette, unter denen die Heiligthümer der Natur zertreten werden, antwortete ihres hohen Geistes würdig und im stolzen Gefühl ihres Glückes. Sie verwarf alle Anträge, und blieb in ihrem beneidenswürdigen Dunkel. Auf der Insel Bourbon war sie noch im Jahr 1754.

Nach dem Tode ihres Mannes und ihrer Tochter begab sie sich wieder nach Europa. Viele behaupten, daß sie sich nach Montmartre zurückgezogen habe, wo man sie noch im Jahre 1760 gesehen haben will.

Andere versichern, daß sie den Abend ihres tugendhaften Lebens in Brüssel gelebt habe, wo ihr eine ansehnliche Pension aus dem Hause Braunschweig ward. Hier war sie aller Armen Trösterin; jeder Unglückliche fand Hilfe bei ihr, wenn ihn die Welt verlassen hatte. Eine unzerstörbare, sanfte Heiterkeit schwebte in ihren Gesichtszügen, wie Wiederglanz ihres innern Seelenfriedens. Nahe an siebenzig Jahren bewahrte sie noch immer Spuren ihrer ehemaligen Schönheit; und die Fülle reiner und beseligender Empfindungen, mit denen sie die Tage ihrer Jugend durchwandelte, blieben ihr noch im stillen Lebenswinter getreu.

Und als sie nun, so wird von ihr erzählt, die holde Stunde schlagen hörte, welche ihre Seele wieder vereinen sollte mit dem vorangegangenen Freund ihres Herzens, mit d'Aubant und ihren Kindern — und als Aller Augen an ihrem Sterbebette weinten, wandte sie sich noch mit sanftem Lächeln zu den Klagenden, und sprach:

„Ich habe einen schönen Traum geträumt; nun laßt mich doch zum Leben erwachen!“

Der Pascha von Buda.

Größtentheils wahre Geschichte.

Was die Quellen unserer Erzählung betrifft, muß sich eine derselben in den Archiven von Wien, und zwar im Tagebuch der Belagerung von Ofen, vom Jahr 1686, befinden. Wir hatten zwar nicht das Glück, unmittelbar aus ihr zu schöpfen; aber doch haben wir Versicherung, daß der Schluß der Geschichte darin bemerkt sei. Eine andere Quelle ist eine sehr zierlich in groß Oktav gedruckte Schrift, 74 Seiten stark, welche, ohne Anzeige des Druckorts, im Jahr 1765 unter dem Titel: „Le Bacha de Bude", erschien. Eine dritte sind Sagen, die zwar für den Geschichtforscher den geringsten Werth haben mögen, für uns aber nichts minder als verwerflich waren. So viel zur Einleitung.

1.

An einem tiefen Thale und hohen Felsen liegt im schweizerischen Kanton Waat ein altes, kleines, doch wohlgebautes Städtlein, mit einem freiherrlichen Schlosse geziert. Das Städtlein heißt La Sarraz. Hier lebt ein gutmüthiges, frohes Völkchen. Und ist es nicht durch seine Reichthümer oder Alterthümer, durch seine Wissenschaften oder Trauben berühmt: so ist es doch durch die Treue und Freundschaft unter sich und mit den Nachbarn, wenigstens ehemals, sehr schätzbar gewesen. Einen Beweis davon gaben zwei kleine, artige Knaben, Cugny und Olivier.

Cugny war der jüngste Sohn eines armen alten Mannes, der unweit dem Städtchen in einer Bauernhütte unter seinem Strohdache recht vergnügt lebte. In Cugny's Hause herrschte jederzeit die beste Ordnung, die größte Eintracht, die strengste Arbeitsamkeit, die höchste Sauberkeit. Selbst der Jüngste mußte schon durch seinen Fleiß Geld verdienen, und zur Bestreitung häuslicher Bedürfnisse beitragen helfen.

Aber der alte Vater hatte an diesem Jüngsten wenig Freude, denn es war ein kleiner wilder Bube, der tausend tolle Streiche machte, zu denen es jeden Tag Gelegenheit gab. Freilich ward der kleine Taugenichts dafür immer tapfer gezüchtigt; allein was halfs? Die Strafen des Abends waren am Morgen jedesmal richtig verschlafen und vergessen. Dabei fehlte es dem kleinen, quecksilbernen Buben gar nicht an liebenswürdigen Eigenschaften. Es war nicht nur ein schöner Knabe, den die Dichter seiner Zeit, wäre er ihnen als Prinz, und nicht im Zwilchkittel und barfuß erschienen, ohne Umstände mit einem Ganymed oder Liebesgott verglichen haben würden: sondern er hatte auch die Gabe, sich, wenn er wollte, Jedem angenehm zu machen. Der Schulmeister hielt viel auf ihn; denn keiner seiner Schüler schrieb eine so zierliche Hand, las mit so lebendigem Ausdruck, rechnete so fertig. Der Schulmeister hatte selbst dem alten Cugny einmal gesagt: „Euer Bube sollte nach Lausanne in die hohe Schule; der versteht beinahe schon so viel, als ich. Der sollte Pfarrer werden!" — Der Alte hingegen zuckte die Achseln und sagte: „Wir Bauern brauchen auch gute Köpfe, und eher, als die Reichen; denn die, wenn sie keinen Kopf haben, setzen sie den Geldsack zwischen ihre Schultern. Das können wir armen Leute nicht."

Der kleine Cugny mußte also mit seiner Liebenswürdigkeit und seinen vom Schulmeister gepriesenen Geistesgaben die Ziegen hüten. Das that er nun auch, und hätte es wohl besser thun können, wenn ihm nicht das Amt zu langweilig gewesen wäre. Er legte indessen so viel Anmuth und Kurzweil hinein, als er konnte.

Lange Zeit z. B. betrachtete er sich als Pfarrer, und die Heerde als seine Gemeinde. Da hielt er derselben die rührendsten Predigten von der Welt: aber an diesen gehörnten Heiden war Hopfen und Malz verloren, und keiner seiner Zuhörer bekehrte sich. Vielmehr, je eifriger der kleine Redner gegen die Laster der Zeit donnerte, gegen Betrug und Diebstahl und Straßenraub, je ärger trieben es die Ziegen, besonders wenn er, ihre Frömmigkeit und die Wirkung seines Wortes zu prüfen, einmal die Gemeinde zu nahe an einem Kraut- oder Blumengarten vorbeiführte. Sie durchbrachen in ihrer heidnischen Blindheit die Häge und Zäune, und plünderten das fremde Eigenthum rein aus.

Als um dieselbe Zeit ein Vetter ins Land zurückkam, der sich im Kriegsdienste bis zur Würde eines Feldweibels emporgeschwungen und gute Beute gemacht hatte, änderte sich Alles. Denn der alte Schnurrbart brachte den Winter in Cugny's Hause zu, und erzählte jeden Abend von seinen und des Marschalls Guebriant Heldenthaten, unter dessen Fahnen er gefochten. Da hörte man von Gustav Adolf, dem Schwedenkönig; da von Bernhard von Weimar, von Tilly, Pappenheim und Wallenstein; da von den Schlachten bei Lützen und Wittstock, von der Zerstörung Magdeburgs und dergleichen. Der Kriegsmann erzählte so lebendig, daß man die Schlachtfelder, die Heere, die Helden vor Augen sah, und den Donner des Geschützes sehr deutlich hörte. Er zeichnete die Schlachtordnungen auf den Tisch, und schwor und fluchte dazwischen, daß allen Menschen angst und bange ward.

Keiner im Hause horchte aufmerksamer, als der Jüngste im Hause, dem kein Wort, keine Schlachtordnung, kein Name dem Gedächtnisse entschlüpfte. Sobald das Frühjahr kam, und er wieder zum Ziegenhirt ernannt ward, nahm er diese Ernennung als Feldhauptmanns-Installation, und erhob auf der Stelle seinen Hund, der im vorigen Jahre bei der Heerde nur Sigristen- oder Küsterdienste verrichtet hatte, zum Generaladjutanten. So zog er

aus, immerdar siegreich. Er eroberte viele Thäler, Hügel und Wälder, und hatte beinahe, wie Wallenstein der Ehrgeizige, Lust, die Eroberungen wie sein Eigenthum zu behandeln, und sich zum Herzog von La Sarraz zu machen.

2.

Eines Tages, da er unweit dem Städtchen beim Steinbruch auf einem Marmorblocke saß und, während die Armee im Freien lagerte, auf Belagerung und Eroberung des schroffen Felsens sann, an welchem einige Ziegen schon rekognoszirend emporkletterten, vernahm er auf der Felshöhe klägliches Geschrei von Kindern, die um Hilfe riefen.

Alsbald ward beschlossen, die Festung mit Sturm zu nehmen und die Gefangenen droben zu befreien. Der Generaladjutant vereinigte bellend die ganze gehörnte Kriegsmacht; der Felsen ward seitwärts erstiegen, erobert und den Rufenden Hilfe gebracht. Es waren ein Paar Kinder aus dem Städtchen; ein Knabe, Namens Olivier, ungefähr fünfzehn Jahre alt, und ein Mädchen von acht Jahren, das Helena hieß. Die Beiden, Kinder angesehener Leute in La Sarraz, des Kletterns ungewohnt, hatten sich auf dem Berge im Spazierengehen verlaufen und verirrt. Um wieder herabzukommen, waren sie zwischen den Felsen und Klippen niedergestiegen, bis sie vor sich einen schauerlichen Abgrund erblickten und nicht weiter konnten.

Der kleine barfüßige Feldmarschall nahm sich ihrer sehr dienstfertig an; zog Beide über die Klippen zurück; zeigte ihnen durch sein Vorschreiten, wo sie festen Fuß fassen könnten; brachte sie glücklich auf die Bergebene, und von da auch glücklich ins Thal hinab. Die Geretteten wußten nicht, was sie ihrem Erlöser alles Schöne aus Dankbarkeit sagen sollten. Die Freundschaft war unter den jungen Leuten bald gemacht. Cugny erzählte von seinen Schlachten, Siegen und Eroberungen. Dem kleinen Olivier war das schon recht. Er nahm sofort eine Stelle bei der Armee an, die Cugny sogleich in zwei Hälften theilte. Er behielt den Oberbefehl über die eine, Olivier ward der andern Anführer, als Feind gegen Cugny. Helena aber mußte sich gefallen lassen, bald bei dem einen, bald bei dem andern Heere, als Marketenderin, zu dienen. Man vertheilte das Gebiet von La Sarraz; man setzte Regeln fest, und das Spiel gefiel Allen so wohl, daß man sich einander versprach, den folgenden Tag wieder zusammenzutreffen.

Olivier, ein lebhafter Knabe, hatte für das Kriegführen und Soldatenwesen nicht minder Neigung, als Cugny. Beide, obwohl sie bei ihren Heeren immer als Feinde gegen einander standen, schlossen dabei unvermerkt die allerinnigste Freundschaf. Tag um Tag, so oft Olivier aus dem väterlichen Hause oder von der Schule abkommen konnte, war er bei seinem Cugny. Und ihre gemeinschaftliche Freundin Helena erschien die Woche wenigstens ein paarmal mit Brod, Kastanien, und Wasser in einem Fläschchen, die Rolle der Zeltkrämerin zu spielen. Mit Olivier zwar kam sie, bei ihm zwar fand sie gewöhnlich ihre Anstellung; sie waren Nachbarskinder. Allein am Ende des Spiels stand sie gewöhnlich, als Kriegsgefangene, bei Cugny, und es schien beinahe, als ließe sie sich gern von ihm fangen. Darüber gab es denn zuweilen Vorwürfe her und hin. Zwar Cugny und Olivier entzweiten sich um ihre Helena nie; aber Olivier zankte desto öfter mit dieser, daß sie sich von dem Paris so oft kapern ließe. Helena hatte nun zwar ihren Mitbürger und Nachbar recht lieb. Er war in der That ein artiger Knabe, und hatte den wichtigen Vorzug, daß er hübscher gekleidet war, als Cugny. Indessen hatte das kleine Mädchen doch bemerkt, daß die Natur den schwarzlockigen Cugny noch weit zierlicher geschmückt habe, als irgend ein Schneider schmücken könne.

Unter Krieg und Liebe, Zank und Versöhnung verstrich der Sommer und Herbst, und bald sollte der Winter die Feldzüge auf immer enden.

3.

Ehe aber noch der Winter kam, setzte sich Olivier eines Tages zu Cugny, und sagte mit wichtiger Miene: „Anno 1644 haben wir mit Geissen Krieg geführt; Anno 1645 aber wird's Ernst. Denk nur, Cugny, mein Vater hat diesen Morgen einen Brief von meinem Oheim, dem Obersten bei der kaiserlichen Armee, bekommen, und die Zusage, wenn ich im Frühling zur Armee komme, soll ich angestellt werden, als Unterlieutenant. Ich bin im Frühjahr sechszehn Jahre alt, und mein Vater will mich nicht länger in La Sarraz lassen; er meint, hier würde aus mir nichts, als ein Geißhirt. Freust du dich nicht?"

— Worüber denn? sagte Cugny, und hing das Köpfchen.

„Ei, daß ich Soldat, daß ich Lieutenant werde. Es ist Krieg. Ich bring' es da bald zum Hauptmann und Oberstwachtmeister. Du sollst von mir hören! — Ja, hören sollst du Wunderdinge von mir, das sag' ich dir."

— Nun ja, Olivier, das glaub' ich. Es freut mich für dich, obgleich ich bitterlich weinen möchte. Denn bist du fort, bin ich ganz verlassen. Wen hab' ich, wenn du, lieber Freund, mir fehlst?

„Ei, Cugny, es thut mir auch weh, dich zu verlassen. Allein du hast ja doch künftigen Sommer noch Helenen. Das Mädchen hat viel Kopf. Du kannst ihr deine halbe Armee geben."

— Was denkst du auch, Olivier? Ich führe mit keinem Mädchen Krieg. Ohnedem wird sie nicht mehr kommen, wenn du fort bist, und wird eine Stadtjungfer werden, die sich um unsereins wenig bekümmert.

„Sei nur ruhig, Cugny, und weine nicht. In einem Paar Jahren komme ich wieder zum Besuch nach La Sarraz. Da sollst du deinen Augen nicht trauen, wenn du mich siehst — ein Knebelbart — ein Schlachtschwert — hier eine

Narbe — da eine Narbe. Du wirst mich kaum kennen."

— Das glaub' ich, Olivier, und du mich noch weniger. Was fragt dann der stolze Kriegsmann nach dem armen Ziegenhirten? — Ich weiß das wohl.

„Pfui, Cugny, das ist schlecht von dir gesprochen! Sieh, Cugny, und wenn ich Feldmarschall wäre, und käme nach La Sarraz — meine erste Frage wäre nach dir, und ich würde dich küssen, wie ich dich jetzt im Arme halte. Das schwör' ich dir; da hast du meine Hand darauf. Da hast du mein Taschenmesser mit der Perlenmutterschale zum Pfand darauf. Nimm hin; nimm's zum Andenken."

— Weißt du, Olivier, Freunde sollen sich keine Messer schenken? Man sagt, das zerschneide die Freundschaft. Aber ich glaub' es nicht. Ich nehm' es. Und wenn du mich einst nicht mehr kennen willst, dann nehm' ich es wieder, und halt' es dir vor die Augen und sage: Olivier, unsere Freundschaft ist zerschnitten.

„Dann wäre ich werth, das Messer im Herzen zu haben. Nun aber freue dich mit mir. Denke, ich habe auch schon Plane für dich gemacht."

— Sage doch!

„Wenn ich nach einigen Jahren Hauptmann oder noch mehr bin, und nach La Sarraz komme, nehm' ich dich mit zur Armee."

— Nein, ich will lieber im Frühjahr mit dir gehen und Soldat werden, Reiter, was es ist. Weil du vornehmer Leute Kind bist, macht man dich sogleich zum Lieutenant. Ich aber will tapfer sein und durch meine Kriegsthaten Lieutenant werden. Verlaß dich darauf, ich will.

„Das geht nicht, Cugny. Du bist erst vierzehn Jahre alt, und viel zu jung. Du kannst die Muskete noch nicht tragen."

— Aber die Trommel. Und ich weiß mit den Pferden umzugehen. Ich kann Troßbube werden.

„Das geht nicht, Cugny. Als Bube beim Troß kommst du nie in die Schlacht, kannst dich nirgends hervorthun. Warte lieber, bis ich zum Besuch nach La Sarraz komme und dich mitnehme. Da stell' ich dich gleich als Feldweibel an. Du kannst schön schreiben, gut rechnen. Ich will dich schon gebrauchen und dem Obersten empfehlen. Sei ohne Sorgen!"

Da hub Cugny bitterlich an zu weinen, und Olivier hatte genug zu trösten. Cugny schwor, er wolle nicht länger Geißhirt bleiben, sondern im Frühjahr mit in den Krieg gehen.

4.

Die Sache kam anders, als beide Freunde berechnet hatten. Cugny ward trauriger und nachdenkender von Tag zu Tag. Oliviers Gesellschaft und die Scherze der schmeichelnden Helena heiterten den armen Jungen nur sehr vorübergehend auf.

Eines Tages saß er am Abhang eines Hügels in Träumereien verloren; seine Heerde weidete um ihn her; der Herbststurm wirbelte im abgefallenen Laub des Waldes. Da hörte er jählings seinen Hund gewaltig bellen. Cugny sah sich nicht einmal danach um. Der Hund sprang bellend herbei und wieder davon, und wieder zurück. Cugny ward endlich aufmerksam, stand auf und ging einige Schritte vorwärts. Da erblickte er in der Tiefe, vor der Schlucht eines Waldberges, eine seiner Ziegen von einem Wolf überfallen, der das arme Thier zerriß und verschlang.

Hastig griff Cugny zu seinem Stecken, und sprang, von seinem Hunde begleitet, den Hügel hinab, dem Räuber entgegen. Der Wolf entfloh; aber die Ziege war todt und zerfleischt. Mit Entsetzen stand der junge Hirt da. Doch faßte er sich bald. Er bedeckte das getödtete Thier mit dürrem Laub, Reisern und Steinen, ging wieder zu seiner Heerde, und trieb sie Abends zur gewohnten Zeit heim. Dann begab er sich ins väterliche Haus; legte, sobald es dunkel ward, seine Sonntagskleider an; machte aus dem Besten, was er hatte, sein Bündel, und wanderte davon.

Er ward schon am Abend vermißt, da der Eigenthümer der verlornen Ziege erschien und großen Lärmen machte. Aber da der Bursche sich auch am folgenden Morgen nicht im Hause zeigte und überall vergebens gesucht ward, erhob sein alter Vater großes Jammergeschrei.

Untröstlicher aber noch, als der Alte, waren Olivier und Helena, als sie die Nachricht von Cugny's Flucht vernahmen. Man konnte sich nicht genug über Helenens Schmerz um den Geißbuben verwundern, und Oliviers Thränen wurden von seinen Aeltern umsonst verlacht oder gescholten.

Nach einigen Tagen empfing Olivier durch einen Bauer aus der Nachbarschaft von Romainmotier einen Brief. Cugny schrieb ihm das Schicksal der vom Wolf zerrissenen Ziege; dann, daß er, theils aus Furcht vor der Strafe, theils aus Ekel gegen das Hirtenleben, davongelaufen sei, um sein besseres Glück in der weiten Welt zu suchen.

„Fürchte dich nicht, Olivier!" schrieb Cugny: „Ich werde nicht verhungern. Ich habe arbeiten gelernt. Sag' es nur Helenen, sie solle sich nicht ängstigen; und meinem Vater sag' es, ich wolle ihn auch aus der Fremde noch unterstützen, wenn ich einmal etwas verdient habe. Dein Messer hab' ich mit mir genommen. Ich will es zeitlebens aufbewahren. Es erinnert mich immer an dich. Ich kann es noch nicht ohne Thränen sehen. Vielleicht finden wir uns im Kriege irgendwo wieder."

Olivier sprang närrisch vor Freude umher, las allen Menschen den Brief von Cugny vor, und hatte sogar nichts dagegen, als Helena das Papier erst an ihre Lippen, und laut weinend an ihre Brust drückte.

Indessen war es für Olivier doch ein trauriger Winter. Denn er hatte sich allzusehr an Cugny gewöhnt, und der Freund mit dem zärtlichen,

geistvollen Geplauder fehlte ihm überall. Zum Glück mußten nach einigen Monaten schon die Vorbereitungen zur Abreise getroffen werden. Das brachte mancherlei Zerstreuungen. Es wurden Abschiedsbesuche in Romainmotier, in Vevay, in Nyon bei Verwandten und Freunden des väterlichen Hauses gemacht. Man rüstete das Gepäck, und mit Ostern ging es nach Deutschland zur kaiserlichen Armee.

Die kleine Helena weinte jetzt eben so bitterlich wieder um ihren Nachbar Olivier, wie im Herbst sie um Eugny getrauert hatte. Aber Mädchen trösten sich bald, und Olivier, als er einmal, durch die Schweiz gegangen, den Rhein hinter sich sah, deutsche Luft athmete, Soldaten von allen Nationen, Feldlager und Kriegslärmen fand, vergaß Eugny, La Sarraz, Helenen, Aeltern, Alles.

5.

Der junge Olivier fand seinen Oheim erst zu Wien, und dieser nahm ihn mit sich in's ungarische Lager bei Preßburg. Hier fochten die Kaiserlichen unter dem Befehl des Feldmarschalls Götz gegen Ragoczy von Siebenbürgen, der das halbe Ungarn in Aufstand gebracht und sich mit den Schweden vereinigt hatte, die der tapfere Held Torstensohn führte. Es gab rauhe Tage, blutige Köpfe. Olivier kam in die rechte Kriegsschule. Er lernte das wüste Lagerleben; Sengen, Brennen, Morden, Rauben war das Gespräch und That jedes Tages. Der Oheim hatte wohl anfangs ein wenig Mitleiden gegen den jungen Burschen; aber schon nach dem ersten Vierteljahr ließ er ihn ohne anders, wie er es nannte, „Pulver riechen", und nach dem ersten Feldzuge wurde Olivier wirklich als Lieutenant angestellt; denn er hatte sich als Freiwilliger bei verschiedenen Gelegenheiten so brav, oder vielmehr so verwegen betragen, daß er die Freude aller Soldaten geworden. Anfangs nannten sie ihn nur das Milchgesicht, hintennach aber den kleinen Teufel.

Ich möchte hier gar nicht die bunte und wilde Kriegsgeschichte des jungen Olivier beschreiben, wie er bald in Böhmen, bald in Schlesien, bald in Baiern übel hausen half. Man kennt die ungebundene Mannszucht aller Heere, auch der besten, in langen, anhaltenden Kriegen; man kennt die Ausschweifungen der Kriegsknechte und Feldherren, mit welchen sie am Ende des dreißigjährigen Krieges ihre frühern Lorbeeren besudelten. Das muß man indeß sagen, der junge Schweizer betrug sich mit altritterlichem Sinn überall; im Lager züchtig, mäßig, nüchtern; im Gefecht fröhlich und unerschrocken; streng gegen seine Untergebenen, viel strenger noch gegen sich selbst; gegen seine Obern voll blinden Gehorsams.

Das half ihm im Dienste empor. Er ward in den Hauptstab des Feldherrn gezogen, und blieb auch nach dem dreißigjährigen Kriege im kaiserlichen Heere angestellt. Unter dem Grafen von Hatzfeld machte er den Feldzug in Polen gegen die Schweden mit, und hier führte er, als Hauptmann, ein Geschwader schwerer Reiterei. Mit allen seinen Kriegsgefährten lebte er in bester Eintracht. Jeder hielt den jungen, geistvollen Mann hoch. Nur ein einziger Offizier schien gegen ihn angebornen Widerwillen zu haben, und das war noch dazu ein Schweizer, ein Herr von Asperlin von Raren, Sohn des Oberherrn zu Bavois.

Dieser, weil er ohne innern Werth war und kein anderes Verdienst hatte, als seine etwas vornehmere Herkunft, machte es, wie es alle dergleichen Menschen zu machen pflegen. Er warf sich in die Brust, prahlte viel, hielt Alles neben sich für Kleinigkeit, und haßte ohne Umstände Jeden, der sich um ihn nicht bekümmerte. Unter denen, die sich um Herrn von Asperlin wenig bekümmerten, war auch Olivier. Daher verursachte ihm Asperlin hinterrücks allen möglichen Verdruß, und schwor sogar, er wolle nicht ruhen, bis er vom Regiment verjagt wäre. — Olivier achtete dergleichen Drohungen wenig.

Olivier hatte einst, vielleicht bei übler Laune, in Gesellschaft anderer Kriegsgesellen, über die Langsamkeit der Unternehmungen des kaiserlichen Oberfeldherrn geklagt; über Mangel an Gelegenheit, sich auszeichnen zu können; am Ende über Ungerechtigkeiten bei Beförderungsfällen im Heere, wo nur Geburt und Herkunft, hingegen Verdienste nichts gälten. Erhitzt durch Widerspruch ging er immer weiter, und behauptete zuletzt, es gehe vernünftiger und billiger bei den Türken zu. Er wollte wetten, daß er sich binnen drei Jahren im Dienste des Großsultans zum Pascha von drei Roßschweifen emporschwingen wolle.

Das erfuhr Asperlin. Er riß Oliviers Worte aus dem Zusammenhang, und hinterbrachte sie mit allerlei beigefügten Betrachtungen und Folgenmachereien dem Oberfeldherrn, in dessen Gefolg er war, und bei dem er viel galt. Olivier wurde zur Verantwortung gezogen, und hatte wegen seines Trumpfs, Pascha von drei Roßschweifen zu werden, vielen Verdruß. Manche nannten ihn seit der Zeit wohl den „Pascha."

6.

Er nahm es eben nicht übel; desto mehr aber, als sich unter den Hauptleuten seines Regiments die Sage verbreitete, er wäre von der allerniedrigsten Abkunft, und habe sich im Städtchen seiner Heimath durch nichts bemerkbar gemacht, als daß er Ziegen gehütet hätte.

Olivier kam endlich auf die Quelle dieser Sagen. Sie rührten von Keinem, als dem Herrn von Asperlin, her. In dem Augenblick, da er darüber Gewißheit empfing, beschloß er den Lästerer zu züchtigen. Angekommen in dessen Quartier, erfuhr er, Asperlin sei mit Urlaub in die Schweiz gereiset, aber erst am Morgen dahin aufgebrochen. Schnell machte er sich auf's Roß, ihn einzuholen.

den Weg, den Asperlin eingeschlagen hatte, war leicht erfahren. Olivier sparte die Spornen nicht.

Mittags erreichte er ein Städtlein. Vor dem Wirthshause sah er die Knechte und Rosse seines Feindes reisefertig und ihres Herrn gewärtig. Er sprang vom Gaul, gab seinen ihn begleitenden Dienern einige Aufträge, und so in's Haus. Man führte ihn in's Gastzimmer.

Da saß Herr von Asperlin wohlgemuth am Tische mit einem jungen fremden Offizier, bei vollen Weinbechern. Beide sprachen Französisch. Asperlin war eben im Begriff, dem Jüngling freundlich über den Tisch die Hand zu reichen und Abschied zu nehmen, als Olivier eintrat.

Dieser, ohne sich um den Fremden zu bekümmern, ging in kürzester Richtung gegen Asperlin, begrüßte ihn mit dem lakonischen Gruße, der alles Vergangene und Nachfolgende erklären mußte: „Verleumder, Ehrendieb!“ — hob die Hand, und versetzte seinem Landsmanne eine so gewaltige Maulschelle, daß dieser sammt dem Stuhl, auf dem er gesessen war, rücklings zu Boden fiel; den Tisch vor sich, mit den Beinen, hoch in die Luft hob, also, daß er, der Stuhl unter ihm, Tisch und Gastmahl über ihm, mit entsetzlichem Krachen zusammenstürzten. Das ganze Haus erdröhnte, als wäre Erdbeben oder Weltuntergang. Olivier, wie er den Ehrenmann unter den Trümmern aller seiner Freuden am Erdboden liegen sah, konnte sich des Lachens nicht erwehren. Wirthsleute, Knechte, Mägde liefen erschrocken zusammen. Asperlin entwickelte sich mühsam vom Tischtuch, Tisch und Speisewirrwarr; stand verblüfft auf, sah umher mit stieren Augen; erkannte den Olivier, von dem der zermalmende Streich gekommen war; rief: „Bösewicht, das zahlst du mir mit deinem Blute!“ und ging eilig davon. Nach einiger Weile hörte man Pferdegetrappel auf der Gasse; Asperlin, in seinen Mantel gewickelt, ritt mit seinen Knechten von hinnen.

Olivier stand noch am Fenster, lachend, dem Gedemüthigten nachsehend, als der fremde Offizier ihm mit der Hand auf die Schulter schlug, und sagte: „Mein Herr, welches auch die Ursache Ihres tollen Betragens sein, oder welche Ursachen auch mein Freund haben mag, daß er Ihre Grobheit nicht auf der Stelle züchtigte: Sie haben mich in ihm beleidigt; er ist mein Landsmann, mein Freund. Ich will ihm eine Arbeit ersparen. Kommen Sie mit mir vor's Thor.“

„Warum nicht hier auf der Stelle?“ rief Olivier, schickte die Wirthsleute mit dem Befehl hinweg, ihm in einem andern Zimmer eine gute Mahlzeit zu rüsten, verschloß hinter ihnen die Thür, zog den Säbel und erwartete seinen Mann.

Der Fremde stand schon bereit. Indem ihn Olivier betrachtete — einen schönern Mann hatte er sein Leben lang nicht gesehen — senkte Jener plötzlich den Degen und sagte mit scharfem, spähendem Blicke: „Mein Herr, damit ich auch meinen Gegner kenne, wie heißen Sie?“

„Olivier von La Sarraz.“

„Teufel! dacht' ich's doch!“ rief der Fremde: „Und ich bin Cugny!“

Die bloßen Säbel in den Fäusten, umarmten sich die entzückten Jünglinge mit einer Innigkeit, als wollten sie auf immer zusammenwachsen. Ihre Lippen riefen nur gegenseitig ihre Namen, oder hingen an einander, als möchte Jeder die Seele des Andern in sich sauge.n.

7.

Erst, wie sie mit den Bechern in der Hand bei Tische einander gegenüber saßen, betrachteten sie sich mit zärtlichem Gefallen ruhiger. Da war nun unter den beiden Jugendgespielen des Fragens viel her und hin. Einer bewunderte den Andern, wie er so gewachsen, so männlich und schön geworden. Nun wollte Jeder wissen, wie alt der Andere sei. Es war leicht zu berechnen. Es waren volle zehn Jahre, seit sie sich das letztemal am Steinbruche bei La Sarraz gesehen. So hatte Olivier ein Alter von sechsundzwanzig, Cugny ein Alter von vierundzwanzig Jahren. Olivier mußte haarklein alle seine Abenteuer berichten; mußte erzählen, was er indessen vom väterlichen Hause vernommen, von allen Vorfällen in La Sarraz. Natürlich ward auch der kleinen Marketenderin Helena angelegentlich gedacht. Doch von dieser hatte Keiner erfahren, ob sie noch lebe, oder schon bei den lieben Engeln im Himmel sei.

Endlich erzählte auch Cugny, der nur immer fragen und hören wollte:

„Du weißt, Olivier, wie ich von La Sarraz meinem Vater entlief. Unterwegs, ich wußte selbst nicht, wohin ich wollte, war ich seelenvergnügt und unbekümmert um mein Schicksal. Ich war ja ein starker Bursche; man sah mir meine vierzehn Jahre kaum an. Arbeiten hatte ich gelernt und alle Wetter ertragen. An Leckerbissen war ich nicht gewöhnt. Was brauchte ich viel? Ich konnte mich schon durchschlagen. So war ich bei meinen paar Schillingen reich.

„Aber als ich mich — denn ich lief die ganze Nacht hindurch — im Mondschein hinsetzte, mein Brod zu verzehren, und ich dein Andenken, dein Messer, hervorzog, um das Brod zu schneiden, da weinte ich bitterlich. Denn nun erst warst du mir ganz gegenwärtig; nun erst fühlte ich, was du mir warst und was ich verloren und verlassen hatte.“

Bei diesen Worten zog Cugny das Taschenmesser mit der Perlenmutterschale hervor, hielt es seinem Freunde vor und sagte: „Siehst du, Olivier, es lebt noch!“ — Olivier konnte sich nicht halten, sprang auf und küßte den Jüngling.

Cugny erzählte weiter: „Nun höre. Wie ich so da saß und weinte, dachte ich, wie du nun als ein vornehmer junger Herr zur Armee gingest, da sogleich Lieutenant würdest; ich nur als ein armer Bauernbube Troßjunge werden, höchstens zum Stallknecht oder zum gemeinen Soldaten vorrücken

könnte. Das schmerzte mich. Ich machte allerlei Plane, reich zu werden, Geld zu verdienen, und mich dann, als Sohn von einem guten Hause, wohlgekleidet bei einem General zu melden. Ich träumte allerlei. Und aus den Träumen ward zuletzt doch etwas.

„Ich kam nach Pontarlier. Hier nahm mich ein angesehener Mann in seinen Dienst. Weil ich ihm gefiel, zog er mich aus dem Stall und vom Holzspalten nach wenigen Wochen in sein Wohnzimmer. Da, besser gekleidet, spielte ich erst seinen Aufwärter, und als er zufällig meine Handschrift bemerkte, machte er mich ohne anders zu seinem Schreiber und Rechner, weil er selbst, wie ich bald bemerkte, im Schreiben und Rechnen übel bestellt war. Ich empfing ein schönes Wochengeld. Frau und Kinder meines Herrn hatten mich lieb. Ich hätte sehr glücklich sein können. Und doch war ich es nicht. Die Thaten des großen Condé liessen mich nicht schlafen. Man erzählte in Pontarlier nichts Anderes, als von seinen Siegen am Rhein. Ich las mit Begier alle Zeitungen, alle Flugblätter, Geschichtbücher alt und neu. Mein Herr hatte deren viel.

„Früher, als ich's selbst beschlossen hatte, führte mich das Schicksal zur Armee. Ein Schlagfluß raubte meinem guten Herrn im Frühling 1645 das Leben. Die Wittwe verabschiedete mich mit einem ansehnlichen Geschenk. Nun schrieb ich meinem Vater noch einmal; erzählte ihm meine Glücksgeschichten, um ihn zu beruhigen; bat noch einmal wegen meiner Flucht um Verzeihung, und meldete ihm meinen Entschluß, fortan im Kriege mein Heil zu versuchen.

„Ich verließ Pontarlier, und begab mich über Basel und den Rhein, Condé's Heer aufzusuchen. Als ich bei den Vorposten der Franzosen erschien, verlangte ich zum befehlshabenden Offizier geführt zu werden. Man brachte mich dahin. Es war der Marquis de Bellefonds.

„„Was gibt's, junger Mensch?" fragte dieser mit barscher Stimme. Ich sagte ihm ganz unbefangen, ich sei ein Schweizer, von guter Familie, habe von meinem Vater aber nichts geerbt, als Muth und Ehrgefühl; ich wünsche als Freiwilliger unter den siegreichen Fahnen des Prinzen von Condé zu dienen, und hoffe, durch mein Betragen sein Wohlwollen zu erwerben.

„Sei es, daß meine Jugend, oder die Art, wie ich alle Fragen des Marquis beantwortete, oder mein schwärmerischer Ungestüm, Kriegsmann zu werden, den Marquis rührte: genug, nach einer langen Unterredung behielt er mich bei sich, und versprach, mich zu versorgen. Ich empfing Degen und Kriegsrock, und in der Kriegsschreiberei Anstellung, als Freiwilliger.

„Es gab täglich Gefechte. Ich fehlte dabei nicht. Marquis de Bellefonds gewann mich lieb. Er brauchte mich viel. Ich mußte ihm überall folgen. Bald erfolgte die mörderische Schlacht bei Allersheim, in welcher der baierische Feldherr Mercy selbst umkam. Da konnte ich mich, trotz meiner Jugend, meinem Gönner einmal zeigen. Als unsere Schaar im Begriff war, die Flucht zu nehmen, und der Kugelhagel mörderisch wüthete, der Fahnenträger sank,, sprang ich vom Pferde. „Teufel, wohin?" rief Bellefonds. — „Zum Sieg oder Tod!" schrie ich, ergriff die Fahne und ging vorwärts. Einige beherzte Soldaten, die ihre Fahne nicht verlieren oder sich von einem Knaben nicht beschämen lassen wollten, folgten mir; diesen gingen mehrere nach, endlich eine ganze Kompagnie, endlich links und rechts die Uebrigen. Und wir drangen durch.

„„Du bist ein braver Junge!" sagte der Marquis, als wir Feierabend hatten, und umarmte mich vor allen Soldaten. Ohne Zweifel hatte er dem Prinzen Condé von mir gesprochen; denn folgenden Tages ward ich zum Prinzen berufen. Der Marquis und mehrere Obersten und Generale waren zugegen. Der Marquis stellte mich dem großen Helden vor. „Ah, sieh da!" rief der Prinz, indem er mich verwundert und freundlich ansah: „Ist das der Freiwillige von Bellefonds?" Er lobte mich, und ernannte mich zum Offizier. Man hieß mich seitdem nur den Freiwilligen von Bellefonds bei der Armee. Ich gab mir Mühe, dem Namen Ehre zu bringen, der mich ehrte.

„Nach dem Frieden in Deutschland diente mein Regiment in Flandern gegen die Spanier unter Turenne's Befehl. Ich hatte die Ehre, vom Marschall gekannt und hervorgezogen zu sein, und wirklich habe ich jetzt eine Sendung von ihm an Graf Hatzfeld. Da hast du meine Geschichte."

8.

Beide reiseten mit einander ins Lager zurück. Cugny war beim Grafen Hatzfeld so glücklich, durch sein Fürwort dem wackern Olivier einen halbjährigen Urlaub zu erwirken, um seine Verwandten in La Sarraz nach zehnjähriger Trennung besuchen zu können.

„Ich eile zu meinem Marschall zurück," sagte Cugny, „und bitte ihn ebenfalls um Erlaubniß, auf einige Monate in die Schweiz zu gehen. Da wollen wir denn Himmelstage mit einander in der Heimath leben. Da wollen wir Hütten bauen über dem Steinbruche; dir eine, mir eine, und der kleinen Marketenderin eine. Da wollen wir alle die alten süßen Erinnerungen der Kindheit wieder lebendig werden lassen!"

Man schied nun mit den frohsten Hoffnungen des baldigen Wiedersehens von einander. Olivier packte ein, und begleitet von zween seiner Knechte reisete er durch Deutschland in die Schweiz. Wie schlug ihm das Herz, als er das Städtchen seiner Heimath vor sich am Berge daliegen sah! Es war ihm, als wäre er gestern erst aus demselben abgereiset. Aber wie näher er kam, je veränderter fand er Vieles; freilich nur in Kleinigkeiten; und doch jeder ausgerissene Hag, jedes verschwundene, baufällige Gartenhäuschen, jedes neu errichtete

Gebäude erregte seine Aufmerksamkeit und Verwunderung. Was ihm einst als Kind groß vorgekommen war, schien ihm jetzt klein, der himmelhohe Thurm niedriger, die breite Gasse viel enger, das väterliche Haus viel zusammengedrückter, als er es sich vorgestellt hatte.

Ich darf nicht sagen, welchen Jubel Oliviers Erscheinung im Hause der Aeltern, welches Aufsehen es im ganzen Städtchen gemacht habe. Jeder wollte den kleinen Olivier sehen, der nun so groß und kaiserlicher Hauptmann geworden war.

Schon des andern Tages machte er die Runde bei allen Verwandten und Bekannten. Natürlich, die kleine Marketenderin und Nachbarin Helena ward nicht vergessen. Aber wie erstaunte er, als er im Zimmer bei ihren Aeltern stand, und sie hereintrat! Es ging ihm heiß vom Wirbel bis zur Sohle. Die Jungfrau nahte sich ihm erröthend. Eine frische, blühende Gestalt, von aller Anmuth der Jugend umflossen, mit ihren flammenden, schönen Blicken fähig, Herzen von Eis zu schmelzen. Olivier hatte kein Herz von Eis, aber geschmolzen war es doch. Er küßte schüchtern und zitternd ihre zarte Hand, und wußte nicht, was er stammeln sollte. Helena, weit unbefangener, musterte den alten Spielgenossen von oben bis unten, sagte ihm viel Verbindliches, und brachte ihn durch ihr vertrauliches Gespräch bald wieder zu sich selbst.

Von diesem Augenblick an entzündete sich in Olivier eine unbesiegbare Leidenschaft. Täglich besuchte er Helena's Aeltern, eigentlich nicht die Aeltern, sondern Helena zu sehen, deren immer gleiche, rosenfarbene Laune, deren Muthwille ihn abwechselnd bald unter die Seligen des Paradieses, bald unter die Verdammten und in ihre Qualen versetzte. Denn das hübsche Mädchen schien Alles zu verstehen, nur kein Wort von Liebe. Sie war noch immer gegen ihn so traulich und harmlos, wie vor zehn Jahren bei den Geißheerden; aber mehr, als damals, schien auch jetzt noch nicht das neunzehnjährige Mädchen zu fühlen. Ja, wenn Helena recht aufgeräumt war, fing sie ihn sogar an zu duzen; aber auch in dem Du lag nichts Bedeutsameres, sondern wohl gar etwas Komisches, das den armen Liebekranken peinigte.

So vergingen einige Wochen, einige Monate. Manches hübsche Mädchen von La Sarraz, Vevay und Lausanne lächelte den schönen, kriegerischen Jüngling bedeutsamer an, als Helena; ja Olivier war sogar boshaft genug, Versuche anzustellen, ob er Helenen nicht ein wenig eifersüchtig machen könne. Allein umsonst. Das unbefangene Mädchen blieb sich gleich, und neckte ihren Freund allenfalls mit seiner Liebschaft, die er gegen eine andere Schöne heucheln wollte. Dabei wußte sie ihren Seladon in so strenger Ehrfurcht zu halten, daß er es nur nie wagen mochte, ihr eine Silbe von seiner Leidenschaft zu sprechen. Aber seine Blicke, seine Aufmerksamkeiten, seine Zerstreuungen sprachen.

Olivier fing an sich seines Zustandes zu schämen. Er kämpfte mächtig mit sich selbst. Er that kleine Reisen in die Nachbarschaft. Allein er fühlte wohl, so lange er im Zauberkreise der schönen Helena athmete, war für ihn keine Genesung zu erwarten.

Um diese Zeit erfuhr er durch das Gerücht, was man ihm im Hause von Helenens Aeltern verschwiegen hatte. Herr von Asperlin von Naren, der Helenen in Lausanne kennen gelernt und ihr den Hof gemacht hatte, war durch Erbschaft zu beträchtlichen Reichthümern gelangt, der Kriegsdienste satt, nun entschlossen, im Vaterlande zu bleiben, und hatte bei Helenens Aeltern förmlich um die Hand ihrer Tochter geworben. Die Aeltern fanden sich durch den Antrag sehr geehrt, hatten ihn genehmigt, Helena davon unterrichtet und ihre Einwilligung dazu verlangt. Helena aber, die auch ihr Köpfchen hatte, lachte über Herrn von Asperlin und seinen Reichthum, wollte nicht Oberherrin von Bavois sein, und setzte den Beschwörungen ihrer stolzen Mutter und dem Dräuen ihres gestrengen Vaters ihr festes, entscheidendes Nein entgegen.

Nun wußte wohl Olivier um Asperlins Bewerbung, aber nicht von Helenens Widerwillen gegen dieselbe. Er fiel auf den Gedanken, Asperlin sei sein beglückter Nebenbuhler, und er schwor ihm tausendmal den Tod. Wenn er es aber recht vernünftig überlegte, fand er doch, mit dem Tode des Nebenbuhlers sei ihm am Ende auch wenig geholfen. Dieser quälende Gemüthszustand machte ihn ganz niedergeschlagen und traurig.

Helena bemerkte es, und gab sich alle Mühe, ihren Freund zu erheitern.

„Wie soll ich denn heiter sein, da ich unglücklich bin?“ sagte er: „Ich liebe Sie, ich bete Sie an, Fräulein, und Sie sind schon einem Andern versprochen. Sie sind die Braut des Herrn von Asperlin.“

Helena lächelte unbefangen und erwiederte: „Ich bin Niemands Braut. Herr von Asperlin ist mir unausstehlich geworden, seit er um mich wirbt. Bleiben Sie mein Freund, aber beten Sie mich nicht an. Lieben Sie mich, aber verlangen Sie nichts, und werden Sie nicht gleich böse, wie ein kleines eigensinniges Kind, dem man nicht seinen Willen thut. Ich habe ein Herz, das zur Freundschaft von jeher fähig war. Aber das Lieben, und was man sich darunter denkt, halte ich für eine wahre Narrheit, die, wie ich es bei Andern gesehen habe, in wahre Tollheit ausarten kann. Ich hoffe, Sie sind ein vernünftiger Mann, lieber Olivier, und werden es bleiben. Wollen Sie sich vermählen? Gut, ich helfe Ihnen eine Frau suchen; aber mich verschonen Sie ja mit allen Zumuthungen und Anträgen. Ich habe zum Ehestand einsweilen herzlich schlechte Lust. Es ist gut, daß wir uns mit einander darüber erklären. Wir sprechen also nicht weiter darüber. Die Sache ist jetzt abgethan.“

Dabei blieb es. Bei Helenen war die Sache

nun wirklich abgethan; aber nicht so geschwind bei Olivier. Und doch mußte er sich in sein Schicksal fügen. Zum Glück gab es bald für ihn Zerstreuungen, die ihm wohlthaten.

9.

Unerwartet — denn schon lange hatte Olivier vergebens gehofft — trat eines Tages sein Freund Eugny zu ihm herein.

„Aber es ist nur im Flug," sagte Eugny, „und meines Bleibens hier nicht lange. Urlaub erhalten konnte ich nicht, aber dafür empfing ich einen Auftrag nach Mailand. Ich kann acht Tage in La Sarraz sein. Dafür bin ich bis hierher Tag und Nacht unterwegs gewesen."

Olivier war berauscht von Freude. All sein Kummer verflog. Er stellte den Freund seinen Aeltern vor, der nun bei ihnen Wohnung nehmen mußte. Das ganze Städtchen sprach vom Glücke des ehemaligen Ziegenhirten. Wo er durch die Straßen ging, riß man die Fenster auf. „Wer hätte das je denken sollen!" rief Jeder, der ihn sah. Einen edelgebautern, schönern Mann hatte man noch nie in La Sarraz gesehen. Seine stolze Haltung, das kühne Wesen, die feine Gewandtheit und die Anmuth seiner Gesichtszüge nahmen Jeden für ihn ein. Mit einer Art Furcht und einer Art Liebe blickte man ihm in die dunkeln, blitzenden Augen. Alles schien an ihm anders, als an Andern. Man mochte von seinen schwarzen Locken sprechen, die ihm über die Schläfe niederfielen, oder von dem wunderlieblichen Zug um seine Lippen, oder von seiner Kriegstracht, oder auch nur, wie er den Degen trug, oder wie er grüßte — Alles war etwas anderes, als bei Andern. Hätten die Frauen und Mädchen von La Sarraz damals schon Gedichte gelesen, sie würden geradezu gesagt haben: er sei ein Apollino im Gewande des Mars.

Eugny besuchte seine noch lebenden Verwandten der Reihe nach — der Vater war schon todt —, und dann mußte ihn Olivier auch zu ihrer beider ehemaligen Zeltkrämerin Helena führen.

„Sie ist ein bildschönes Mädchen geworden!" sagte Olivier zu ihm, „aber kalt und spröde, wie Eis. Verwahre dein Herz!"

Helena hatte Eugny's Ankunft schon durch das Gerücht vernommen. Sie erinnerte sich noch ziemlich klar des hübschen Geißbuben, und fand das Gerede, wie schön er nun geworden, ganz natürlich. Als er aber an Oliviers Seite zu ihren Aeltern ins Zimmer trat, schien sie wie von einem angenehmen Schrecken gelähmt, oder wie im Traum zu stehen. Kaum die ersten, allgemeinen Höflichkeiten konnte sie erwiedern. — Eugny's Blick ruhte unter angenehmen Erinnerungen mit Wohlgefallen auf dem reizenden Bilde. Ihre Augen glänzten ihm von einem hellern Lichte, und wenn sie ein Wort zu ihm sprach, erglühten ihre Wangen, wie von einer fieberhaften Röthe. Zum Glück beachtete das Niemand, als Eugny, der das für des hübschen Mädchens Art nahm, und während seines kurzen Aufenthalts in La Sarraz fleißig wieder zu kommen versprach.

Das verstand sich von selbst unter Nachbarsleuten. Wohin sollte man in der kleinen Stadt, ohne beständig auf einander zu treffen? Man gab sich also gegenseitige Mahlzeiten, machte mit einander gemeinschaftliche Spaziergänge und kleine Lustfahrten. Natürlich, die Gegenden, wo einst der Krieg mit den Ziegenheerden geführt worden war, blieben dabei nicht vergessen. Auch Helena machte diesen Gang zur Feier angenehmer Erinnerungen mit, jedoch fein ehrbar in Gesellschaft von Vettern, Muhmen und Basen.

Merkwürdig war, daß sich bei diesen Spaziergängen das alte Verhältniß gewöhnlich wiederholte, welches schon in den Kinderjahren stattgefunden. Wenn nämlich Olivier Helenen hinausführte, gerieth sie zuletzt durch eine Verkettung von Zufällen immer an Eugny's Arm. Wandelten die Beiden aber beisammen, so vergaßen sie Olivier, Gesellschaft, Weg und Steg, und es war ihnen zu Muth, als gingen sie Beide allein über dem Erdball spazieren.

Schon als sie das erstemal hinausgegangen waren, die Schlachtfelder der Kinderzeit zu betrachten, und im Gebüsche, sie wußten selbst nicht wohin, sich verloren hatten, sagte Eugny mit Innigkeit, indem er Helenens Hand an seine Brust drückte: „Ach, warum dürfen wir nicht mehr Kinder sein! Wissen Sie, Fräulein, wie glücklich wir damals auf diesen Stellen waren? Damals machte ich Sie immer zur Gefangenen. Nun hat sich Alles verkehrt. Ich fühle, Sie machen mich zum Gefangenen."

„Wenn ich das könnte, Eugny," sagte Helena hocherglühend, „so dürften Sie nicht gekommen sein, um sogleich wieder zu verschwinden."

„Vielleicht, schöne Helena, wäre es besser, ich wäre nie gekommen."

„Vielleicht, lieber Eugny? Nein, warum denn? Besser, Sie sind gekommen. Man wohnt nur einmal unterm Himmel. Was liegt hintennach am Schmerz? Man zahlt keine Freude zu theuer."

„Sie haben Recht. Für einen Augenblick, wie diesen an Ihrer Seite, gebe ich, was ich gelebt habe und noch leben werde. Ich wünschte, wenn ich von Ihnen scheide, der Tod nähme mich."

„Sie haben Unrecht, Eugny. Es ist Thorheit, den Schlaf lieber als das Wachen zu verlangen. Wer hindert mich, aus einem seligen Augenblick ein ganzes seliges Leben zu spinnen, indem ich nach Jahren, um keine andere Gegenwart bekümmert, immer nur mit dem Geiste in diesem einzigen Augenblicke wohne?"

„Das hieße doch nur träumen!"

„Wie man will. Ich heiße mein Leben Traum, und meinen Traum Leben."

„Sie sind genügsamer, als ich. So kann es Ihnen gleichgültig sein, ob wir einander nahe

oder hundert Meilen weit getrennt sind. Mir ist es nicht so. Und Ihnen?"

Helena blieb die Antwort schuldig. Eine Thräne blitzte in ihren schönen Augen; ein helles Roth glühte vor ihren Wangen. Cugny schloß sie in seinen Arm. Ihre Seelen flossen, wie zwei Flammen, in einander.

Beide redeten noch so viel, was hier nur langweilig zu lesen sein würde, und trafen mit einander vertrauliche Abreden, ohne zu wissen, wie sie Wort halten könnten. Helena liebte mit einer Leidenschaft, die man furchtbar heißen darf, nicht weil sie aller Welt sichtbar aufloderte — nein, keine Seele ahnete von dem geheimen Bunde dieses Paars das Mindeste, — aber Helena, die einst der Liebe gespottet hatte, war bei der natürlichen Entschlossenheit und Unerschrockenheit ihres Gemüthes zu den verzweiflungsvollsten Maßregeln fähig.

Acht Tage waren bald vorbei. Cugny rüstete zur Abreise. Helena befahl ihm, noch acht Tage zuzugeben; dann wolle sie zufrieden sein. Cugny gehorchte ohne Widerstand der zauberischen Gebieterin. Aber sie lohnte es ihm auch süß. Es wurde ewige Treue, Briefwechsel und dergleichen beschlossen, Alles, um sich über den Schmerz des Scheidens zu trösten. Daß Cugny gelobte, in einem oder in zwei Jahren zu kommen, seine Braut zu fordern, oder, wenn man sie verweigern würde, sie mit Gewalt wegzunehmen, versteht sich von selbst.

Die zweite Woche verstrich noch schneller, als die erste. Cugny flog über die Alpen nach Italien.

10.

In La Sarraz war keinem Sterblichen beigefallen, daß sich zwischen beiden Leutchen so wunderschnell ein so inniges Verständniß entwickelt habe. Cugny und Helena waren in der letzten Stunde, nämlich vor Anderer Augen, ganz dieselben, wie in der ersten, geblieben. Selbst Olivier hatte nicht den leisesten Argwohn. Vielmehr schien ihm Helena nach Cugny's Abreise sanfter, ja er hätte glauben mögen, zärtlicher, als sonst. Er nahm es für aufkeimende Gefühle, deren sie sich ehemals gegen ihn unfähig gestellt hatte. Gewiß ist, daß sie lieber, als sonst, seine Gesellschaft suchte, traulicher zu ihm redete; sei es, daß er ihr, als Cugny's Busenfreund, nun eine heilige Person geworden war, oder daß es ihr Wollust war, nur viel von Cugny erzählen zu hören.

Helenens Aeltern bemerkten mit Unruhe diese engere Freundschaft, und hätten viel darum gegeben, Olivier wäre tausend Meilen weit von La Sarraz. Denn die Heirathsverhandlungen mit Herrn von Asperlin waren schon zu weit gediehen, und es war den guten Leuten Alles darum zu thun, ihre Tochter als Frau Oberherrin von Bavois verehrt zu sehen. Sie konnten sich daher nicht enthalten, dem Herrn von Asperlin mancherlei Besorgnisse zu äussern. Eine Folge davon war, daß Asperlin sich selbst schnell nach La Sarraz aufmachte, wo er im Hause von Helenens Aeltern, als deren künftiger Schwiegersohn, wohnte.

Die erste Zusammenkunft zwischen Olivier und Asperlin war, wie sich denken läßt. Die Herren gingen mit kalter Höflichkeit um einander herum. Beide thaten, als hätten sie sich noch nie gekannt oder gesehen. Helena behandelte den ihr bestimmten Gemahl mit stolzer Kälte, und legte es darauf an, ihn durch jede Art von Beleidigung zurückzuschrecken. Alle Vorwürfe ihrer Aeltern fruchteten nichts. Aber auch Asperlin machte sich aus dem widerspenstigen Betragen des närrischen Mädchens nichts. Er sagte ohne Umstände: „Einmal Hochzeit gehalten, und der ganze Handel steht anders." Die Aeltern waren ebenfalls der Meinung, und in ihrer Art so eigensinnig, wie es die Tochter auf andere Art war. Wie sehr auch Helena sich sträuben wollte, wie sie weinen, bitten, drohen mochte — die förmliche Verlobung mit Herrn Asperlin ward vollbracht, und Helena mußte sich gefallen lassen, als Braut des Oberherrn, die Glückswünsche des ganzen Städtchens anzunehmen.

Niemand litt dabei mehr, als Olivier. Er schwor, zu ihrer Rettung Alles aufzuopfern. Er fragte sie in seiner Verzweiflung sogar, ob er sie mit Gewalt befreien, und den elenden Asperlin, mit welchem er ohnehin noch einen alten Handel abzuthun habe, aus der Welt schaffen solle? — Sie antwortete ruhig: „Es ist nicht der Mühe werth. Das Glück hat Launen. Sie könnten sich verrechnen, und wider Erwarten das Loos ziehen, welches Sie ihm zudenken." — Olivier erstaunte über eine Antwort, die er am wenigsten erwartet hatte.

In der That hatte er Ursache zu erstaunen. Denn seit dem Verlobungstag war wirklich eine Veränderung mit dem Mädchen vorgegangen, die von Jedermann bemerkt und besonders von den Aeltern mit Wohlgefallen angesehen wurde. Zwar äusserte sich Helena als Braut gegen ihren Verlobten nicht gütiger, als vorher; doch beobachtete sie gegen ihn eine gewisse Anständigkeit, die sie sonst vernachlässigt hatte. Sie nahm, was sie sonst nie gethan, von ihm Geschenke an, die er ihr kostbar genug machte; und er pries sich glücklich genug, wenn er für das Opfer der theuersten Perlenschnüre und Diamantringe die Erlaubniß empfing, ihre schönen Fingerspitzen zu küssen. Auch von der bevorstehenden Hochzeit konnte sie ohne Empörung reden hören; nur verlangte sie noch Aufschub von einer Woche zur andern, wogegen der Bräutigam selbst wenig einzuwenden hatte, weil in seinem Schlosse noch nicht alle Vorbereitungen zum Empfang der Gemahlin vollendet waren. Er unterhielt sie viel von seinen neuen Einrichtungen im Schlosse, fragte um ihre Meinung, horchte auf ihre Wünsche, und verhieß, sie

mit mehr, als sie selbst bescheiden wünschte, zu überraschen.

Olivier verwünschte im Herzen alle Weiber. Denn nie hätte er geglaubt, daß ein Mädchen von Helenens fester und stolzer Denkart so schnell den Sinn ändern könne. La Sarraz hatte jetzt keinen Reiz mehr für ihn. Nur den Bitten seiner Aeltern zu Gefallen, blieb er noch; lieber wäre er zu seinem Regiment zurückgekehrt. Er besuchte Helenens Haus immer seltener; denn mit freundlichen Blicken ward er ohnedem dort nicht empfangen, und Helenens Blicke, die so freundlich noch jetzt wie ehemals waren, machten ihm eben deswegen mehr Unmuth, als Freude.

11.

Um so überraschender war es ihm, als ihn Helena eines Tages auf die Seite zog und sagte: „Mit dem Schlage neun Uhr diesen Abend kommen Sie in das Gärtchen hinter dem Hause. Fehlen Sie nicht!"

Wie bitterböse er auch auf Helena sein mochte, fehlte er doch nicht. Um neun Uhr, da Alles dunkel war, stieg er über den Zaun und stand er im Gärtchen. Asperlins Braut kam einen Augenblick später. Sie führte ihn in eine Gartenlaube, und schloß seine Hand in die ihrige und sagte: „Lieber Olivier, Sie haben mehrmals geschworen, für mein Glück Alles zu opfern."

— Ich bin Mann von Wort.

„Sie wollen?"

— Ja. Stellen Sie mich auf die Probe. Ich springe in den Tod, wenn Sie wollen.

„Gut. So erklär' ich Ihnen, daß ich Asperlins Gemahlin nicht werde."

— Ist's möglich? Warum gaben Sie die Verlobung zu?

„Lassen Sie das für den Augenblick gut sein. Hören Sie. Meine Aeltern opfern mich ohne Erbarmen den Reichthümern des Herrn von Bavois auf. Ich habe keine Aeltern mehr. Ich stehe allein. Die angedrohte Vermählung ist unaufschieblich. Morgen verlasse ich heimlich dies Haus und La Sarraz. Ich habe in Frankreich Verwandte. Wollen Sie mich begleiten? Meine besten Sachen sind schon seit acht Tagen voraus."

Olivier erschrack; aber ohne Bedenken sprach er sein Ja.

Da fühlte er sich von Helenens Armen umfangen, und ihre Lippen im heißen Kusse auf seinen Lippen. Er war berauscht. Was hätte er für diesen Kuß nicht gewagt! Die ganze, so lange und mühselig unterdrückte Gluth seiner Leidenschaft schlug ungestüm in heller Flamme auf. Helena aber drängte ihn sanft zurück und sprach: „Schicken Sie Ihre Knechte noch diese Nacht auf dem Wege nach Jougne voraus. Morgen um zehn Uhr Nachts erwarten Sie mich am Kreuzwege vor dem obern Thor; sorgen Sie für ein Pferd für mich, das sicher geht."

Er wollte antworten, aber Helena war mit dem letzten Worte fortgeflogen.

Olivier ging träumend und selig über den Zaun zurück, und vollzog die unerwarteten Befehle seiner schönen Gebieterin; schickte die Knechte in aller Stille voraus; packte seine Sachen; schrieb einen Abschiedsbrief an seine Aeltern, worin er ihnen sagte, daß er sich und ihnen durch plötzliche Abreise den Schmerz des mündlichen Lebewohls ersparen wollte, und ließ folgendes Tages den Brief zurück, als er Nachmittags fortritt, unter dem Vorwande, einen Freund in Lausanne auf einige Tage besuchen zu wollen.

Weit aber ritt er nicht, sondern bis zu einem Waldhause, wo einer seiner Knechte mit einem Handpferde für Helena auf ihn wartete. Mit dem Schlage zehn Uhr des Nachts war er wieder vor dem Thor von La Sarraz. Bald darauf erschien Helena. Sie war als Knabe gekleidet, einem jungen Reitknecht ähnlich, in einen Mantel gehüllt. Olivier hob sie auf's Roß. Man trabte davon. In der Morgenfrühe fand man die vorausgeschickten Knechte mit wohlgeruhten Pferden am bestimmten Orte. Olivier und Helena bestiegen die frischen Rosse und setzten ihren Weg eilfertig fort. Erst gegen Abend ward in einem Flecken Halt gemacht, in einem engen Gebirgsthale. Gern wäre Olivier noch bis zum nächsten Städtchen mit seiner Geliebten gezogen, um ihr bequemere Herberge zu schaffen. Allein Helena schwor, sie sei so ermüdet, daß sie, noch einen Schritt weiter, den Geist aufgeben müsse.

Es war ihr wohl zu glauben. Sie ließ sich in das Wirthshaus mehr tragen, als führen. Zufrieden mit einem kärglichen Nachtessen, verlangte sie sogleich ein eigenes Zimmer und Nachtlager. Man beschloß, mit Tagesanbruch die Reise fortzusetzen. Helene schloß ihren Befreier dankbar noch einmal in ihre Arme, und begab sich in das ihr bestimmte Gemach.

Olivier, von zwei schlaflosen Nächten und dem langen Ritt nicht minder ermüdet, warf sich in seinen Kleidern aufs Bett, nachdem er Degen und Pistolen vorher auf jeden Fall bereit gelegt hatte. Den Wirthsleuten befahl er, ihn zeitig zu wecken. Er sank in festen, erquickenden Schlaf.

Des Morgens, da der Tag zu grauen begann, ward er geweckt. Er sprang fröhlich auf, gebot die Pferde vorzuführen, und begab sich selbst zu Helenens Gemach, die holde Schläferin zu wecken. Die Thür war verschlossen. Er pochte leise an, er pochte lauter. Es kam keine Antwort. Ihm ward bange. Er rief und pochte umsonst. Die Wirthsleute besorgten, dem jungen Herrn möchte ein Unfall begegnet sein. Olivier selbst ward von nicht ungerechter Furcht ergriffen, das Fräulein könne von den Wirkungen der unmäßigen Anstrengung des vorigen Tages Schaden genommen haben. Er sprengte in unbeschreiblicher Angst die Thür, und sah mit noch unbeschreiblicherm Erstaunen das Zimmer leer. Er sah das Bett, auf

welchem Helena vermuthlich in den Kleidern geruht hatte. Wohin sie gekommen sei, war nicht zu enträthseln. Aber ein Fenster stand halb offen. Es war nicht zu bezweifeln, das arme Mädchen war geraubt. Asperlin mußte die Spur der Flüchtlinge entdeckt haben.

Inzwischen versicherten der Wirth, dessen Weib, alle Knechte und Mägde, es habe in der ganzen Nacht Todtenstille im Hause geherrscht; es sei kein Fremder gekommen, nicht einmal ein Roß oder ein Wagen vorbeigegangen. Man durchsuchte noch einmal das ganze Haus, alle Plätze vor und hinter dem Hause, um eine Spur von der Verschwundenen zu entdecken — Alles fruchtlos.

Olivier kam fast von Sinnen. Gestohlen war sie, und von keinem Andern, als dem feigen Asperlin, der das arme Mädchen vielleicht im Schlaf überfallen, geknebelt, mit seinen Helfershelfern zum Fenster hinaus und auf ein bereit gehaltenes Pferd geworfen hatte, um kein Geräusch zu machen und nicht ihren Beschützer zu wecken. Jach befahl Olivier seinen Knechten, aufzusatteln. So sprengte er mit ihnen den Weg nach La Sarraz zurück, fest entschlossen, das Leben daran zu setzen, um Helenen zu befreien.

Unterwegs ward Jeder ausgefragt. Er hörte von Reisenden aller Gattung Nachricht, ohne bestimmt von denen zu erfahren, die er suchte. Der Tag endete, und er hatte noch nicht die Räuber Helenens, ja selbst noch nicht einmal Spuren von ihnen gefunden.

12.

Darum blieb er im Vorsatze fest, folgenden Tages nach La Sarraz zu gehen. Mit erster Morgendämmerung machte er sich wieder auf. — Kaum war er einige Stunden geritten, als er Pferdegetrappel seitwärts hörte. Aus einem Nebenwege sprengten Reiter gegen ihn. Der Vorderste donnerte ihm, den Säbel in der Faust, Halt! zu. Es war der Herr von Asperlin.

„Ehrenräuber! Jungfrauenräuber! Gut, daß ich dich habe!“ schrie Asperlin weiter: „Herab vom Gaul! Ich fordere Rache, du Schändlicher; du sollst die Entführung meiner Braut mit Blut zahlen, verruchter Pascha!“

Mit den Worten sprang Asperlin vom Pferde; seine Leute, alle bewaffnet, umringten Oliviers Knechte und versicherten sich derselben. Olivier, mit einem Sprung vom Pferde, fuhr, ohne ein Wort zu verlieren, mit der Klinge seinem Gegner auf den Leib. Das Gefecht Beider war von kurzer Dauer. Asperlin fiel tödtlich verwundet; seine Leute sprangen voll Schreckens herbei. Olivier kniete neben dem Sterbenden nieder, und sagte: „Unglücklicher, der Pascha hat dir den längstverdienten Lohn gegeben. Warum verfolgest du mich von jeher? Bekenne, wohin hast du Helenen gethan, und scheide nicht mit einer Lüge aus der Welt!“

— „Böswicht!“ rief Asperlin, „mein Blut komme über dich! du hast Helenen geraubt. Gib das Kind seinen Aeltern zurück, oder du stirbst unter Henkershänden.“

„Lüge nicht in der letzten Stunde!“ erwiederte Olivier: „Sage mir, wo ist Helena?“

— „Das weißt du besser, als ich. He, Leute, kommt mir zur Hilfe!“

Olivier fragte Asperlins Begleiter Mann um Mann. Jeder sagte, sie wären mit ihrem Herrn aus, das Fräulein zu suchen: man habe Olivier in Verdacht, daß er sie entführt habe.

Nun sah er wohl, daß Asperlin an Helenens Wiederentführung unschuldig sei. Er warf sich aufs Roß, winkte seinen Knechten und jagte davon, den Weg zurück, den er gekommen. Abends erreichte er das Wirthshaus wieder, wo er die Geliebte verloren hatte. Da wußte noch immer Niemand, wohin das Fräulein gekommen sei. Man hatte die sorgfältigsten Nachfragen und Forschungen angestellt. Im ganzen Flecken war die Geschichte bekannt geworden, und Jedermann im Ort hatte, aus eigener Neugier getrieben, gespäht, gesucht, einander ausgefragt.

Die Sache blieb dem armen Olivier unerklärlich, und Helena für ihn verloren. Seines Bleibens war nach allem Vorgefallenen nun in diesen Gegenden nicht länger mehr. Er mußte in Eile die Schweiz verlassen, weil er voraussah, daß nach seiner Entführung Helenens, und Erlegung des Herrn von Bavois im Zweikampf, alle Gerichte und Obrigkeiten würden auf ihn Jagd machen lassen. Er schied daher schon früh Morgens aus dem Unglückshause, eilte über den Rhein hinaus nach Deutschland, und reisete zu seinem Regiment zurück.

13.

Alles, was Olivier während der Abwesenheit vom Regiment erlebt hatte, kam ihm, als er nun wieder in das ewige Einerlei des Kriegsdienstes der Besatzungen eingetreten war, wie Traum vor. Es schwand auch wie Traum, besonders da Jahre und Tage vorübergingen, ohne daß er durch Freunde in seiner Heimath, denen er anfangs oft genug schrieb, weitere Aufschlüsse über das räthselhafte Schicksal Helenens empfing. Er hatte das Mädchen wirklich leidenschaftlich geliebt, und dachte auch nach Jahren noch nicht ohne innere Bewegung an dasselbe. Doch der Jüngling reifte unter der Zeit zum Mann, und da sieht man denn die Schwärmereien des Jünglingsherzens mit andern Augen an. Inzwischen war doch eine Wirkung jener Tage die geblieben, daß er kein Mädchen in der Welt mehr so schön, so liebenswürdig fand, als Helena gewesen.

Er, besonders da nach einigen Jahren seine Aeltern gestorben waren, dachte wenig mehr nach La Sarraz zurück. An Heimkehr war, wegen Asperlins und Helenens Verwandten und ihrer unerloschenen Rache, nicht zu denken. Also war der Ent-

schluß leicht genommen, zeitlebens Kriegsmann und als solcher auch Hagestolz zu bleiben.

So verstrichen zehn Jahre, ohne alle Merkwürdigkeit für unsere Leser, vielleicht auch für Olivier; und er blieb dem Entschlusse ehrlich getreu. Zwar lächelte ihn wohl manche Schöne bedeutsam genug an, denn er war auch in seinem sechsundddreißigsten Jahre ein schöner Mann, der wohl ein zartes Herz rühren konnte. Allein nun gab er den Gedanken an irgend eine Liebschaft oder Vermählung gänzlich auf. Er weihte sich ganz dem Kriegsdienste, und das Angenehmste, was ihm widerfahren konnte, war Ankündigung eines neuen Feldzuges.

Daran liessen es die Unruhen der Siebenbürgen und Ungarns, und die Vergrößerungssucht der Türken nicht fehlen. Kaiser Leopold hatte beständig Händel mit diesen. Im Jahr 1663 fiel der tapfere und kluge Großwessir Achmet Kiuperli an der Spitze von hundert- und vierzigtausend Mann in Ungarn ein. Die ungarischen Stände, unzufrieden mit der österreichischen Regierung, leisteten schwache Gegenwehr. Ihr Aufgebot betrug kaum zwanzigtausend Mann, und stärker war auch das kaiserliche Heer nicht, welches Kaiser Leopold, unter Anführung des trefflichen Feldherrn Montecuculi, damit vereinigen konnte. Kein Wunder, daß Türken und Tartarn bis Preßburg und Mähren drangen, und bei vierzigtausend Christen in die Sklaverei schleppten. Der Kaiser, in großer Noth, rief das deutsche Reich, rief den Papst, rief Frankreich zu Hilfe. Sie ward ihm, aber nur sehr mäßig. Von Frankreich kamen nur sechstausend Mann; was das deutsche Reich mitbrachte, betrug kaum fünfzigtausend.

Olivier hatte sich bei vielen Gelegenheiten während des ersten Feldzuges in diesem Kriege rühmlich ausgezeichnet. Bei einem Gefechte fehlte wenig, er wäre in türkische Gefangenschaft gerathen. Doch hieben ihn seine Soldaten frei; er kam mit einer schweren Wunde davon, derentwillen er zurückgeschickt wurde.

14.

Seine Genesung war nach einigen Monaten vollendet, und er wieder bereit, auf seinen Posten zu gehen, als ihn das unerwartetste Abenteuer länger in Wien festhielt. Er hörte eines Tages auf der Straße Trompeten, und trat ans Fenster. Ein französisches Regiment zog durch. Ihm schwanden fast die Sinne, als er in der Nähe des französischen Generals einen jungen, schönen Offizier reiten sah, der kein Anderer als Cugny sein konnte.

„Cugny! Cugny!“ schrie er, und breitete seine Arme nach der Straße hinab aus.

Der Offizier sah hinauf zu ihm, schien bestürzt, lächelte, grüßte mit dem Degen und ritt vorbei, sah sich mehrmals um und winkte.

Olivier eilte dem Regimente nach. Er erreichte den Offizier. Es war in der That Cugny. Hand in Hand begleitete er den Freund, bis das Regiment hielt und in die Quartiere entlassen war. Oliviers und Cugny's Freude war grenzenlos. Inzwischen waren noch Dienstsachen abzuthun. Man schied auf baldiges Wiedersehen. Olivier rüstete indessen ein Freudenmahl in seiner Wohnung.

Gegen Abend ward gepocht. Helena trat in Oliviers Zimmer; Cugny folgte ihr. Olivier stand sprachlos da. Cugny und Helena umarmten ihn abwechselnd Beide.

„Wie kommen Sie nach Wien?“ fragte er endlich Helenen.

„Mit meinem Manne,“ antwortete sie; „sollte ich ihn verlassen?

„Ihr Beide seid vermählt?“ rief Olivier ausser sich.

„Seit zehn Jahren. Wissen Sie das nicht? Haben Sie denn keinen meiner Briefe erhalten?“ fragte Helena entgegen.

„Keine Silbe. Aber ihr Beide vermählt? Wie ist das möglich? Ich glaube, ich träume.“

„Und wir,“ sagte Helena, „wir glaubten, weil Sie uns keiner Antwort würdigten, Sie wären voll unversöhnlichen Zorns gegen uns, und besonders gegen mich. Also, lieber Olivier, Sie wissen gar nichts? So muß ich, was ich mit Thränen schriftlich vergebens gethan, noch einmal thun, mündlich, und um Ihre Verzeihung bitten. Nicht so, lieber Freund, Sie verzeihen mir?“ — Mit diesen Worten schloß ihn das reizende Weib in ihre Arme und küßte ihn herzlich.

Wer hätte da nicht gern auch Todsünden vergeben? Nur wußte Olivier nicht, was er zu verzeihen hatte. Doch nachdem die ersten Fragen, Antworten, Umarmungen und Aufwallungen vorüber waren, und man ruhiger beisammensaß, klärte sich Alles auf. Helena erzählte ihre Geschichte ungefähr folgendermaßen:

„Sie erinnern sich, guter Olivier, meines Verhältnisses im väterlichen Hause zu La Sarraz. Ich gestehe es, Sie waren mir lieb, recht lieb, wie Sie es mir noch heute sind. Aber ich glaubte an keine Leidenschaft. Indessen ward ich bestraft. Wie mein Mann hier, der Wildfang, erschien, wußte ich, was Leidenschaft und Liebe war. Ich kann nun nicht sagen, wie es kam, daß ich binnen wenigen Tagen und Stunden vertrauter gegen ihn geworden bin, als ich es vorher gegen Männer und Frauenzimmer in Jahren nicht werden konnte. Er erfuhr mein trauriges Verhältniß. Er schlug mir Flucht vor. In meiner verzweifelten Lage, und da ich fühlte, ohne Cugny nicht leben zu können, willigte ich in Alles. Was nöthig war, wurde verabredet. Er ging nach Mailand. Wir schrieben uns einander heimlich. Ich machte meine Aeltern, meinen Bräutigam sicher, und schickte meine Kostbarketten nach Basel voran, sobald mir Cugny seine Rückkunft meldete. Tag und Stunde und Ort wurden bestimmt, wo wir

zusammentreffen wollten. Ich vertraute mich Ihnen. Ich entkam glücklich.

„Weil ich gewiß wußte, daß Cugny meiner schon in der Nähe wartete, drang ich darauf, wenn Sie sich dessen erinnern, im elenden Wirthshause zu bleiben, wo wir übernachteten. Kaum glaubte ich, daß Alles schlafe, machte ich mich auf, zum Fenster hinaus, und ging, so müde ich war, zum Flecken hinaus, die Straße nach dem Städtchen, wohin Sie mich noch an demselben Abend hatten bringen wollen. Aber ich wußte, daß Cugny schon dort war, daß er von dorther mir um Mitternacht entgegen wolle. — In der That, ich war noch keine Viertelstunde gegangen, traf ich auf ihn. Sein leichter Wagen stand am Eingange eines Waldes. Ich war unbeschreiblich glücklich. Wir fuhren davon. Kein Hinderniß, kein Verrath traf uns. Er brachte mich nach Brüssel. Dort ward ich sein Weib. Und mein Erstes war, Ihnen Alles zu schreiben, und mir Ihre Verzeihung zu erflehen, da ich Ihre Großmuth so grausam gemißbraucht hatte. Wir erhielten aber nie Antwort."

So ungefähr erzählte Helena. Und Cugny setzte hinzu: „Du warst binnen den seligen zehn Jahren, die wir gelebt hatten, glaub' es, unser tägliches Gespräch. Sieh, in der Hoffnung, wenn du noch am Leben wärest, dich zu finden, oder wenigstens eine Nachricht von dir, war mein höchster Wunsch, mit den Hilfsvölkern, die unser König deinem Kaiser schicken sollte, nach Ungarn zu gehen. Es gelang mir durch Empfehlungen, in Coligni's Korps versetzt zu werden. Das Glück ist mir holder gewesen, als ich hoffen konnte. Wir haben dich nun! Du wirst uns verzeihen. Sieh," fuhr Cugny fort, und zog das Messer mit der Perlmutterschale hervor, „sieh, Olivier, das alte Messer lebt noch. Es hat unsere Freundschaft nicht zerschnitten."

Olivier drückte den Freund mit Innigkeit an sein Herz und sagte lachend: „Ich hätte es doch wohl denken sollen, wie die Sachen zusammenhingen! — Hast du mir nicht meine ungetreue Helena schon immer, als Knabe, bei den Geißbeerden weggekapert? Ich zürne dem schönern Paris nicht, und will darum kein Ilion zerstören."

15.

Drei Wochen lang lebten die glücklichen Freunde in Wien beisammen. Jeder Tag war ihnen ein Fest. In Olivier regte sich zuweilen zwar die alte Gluth der ersten Leidenschaft für Helena noch unter der Asche; aber er besiegte sie männlich. Die Liebe ging in eine zärtlichere Freundschaft über. Helena war ohne Schwäche, Cugny ohne Eifersucht.

Cugny's Regiment brach nach Ungarn auf. Er ließ seine Gemahlin in der Sicherheit der Hauptstadt zurück, mit der Hoffnung, sie nach Beendigung des Feldzuges, während des Winters, zu sich zu rufen. Olivier mußte wenige Tage nach ihm zu seinem Regiment. Er verließ Wien nicht, bis er seine schöne Freundin vollkommen wohl versorgt wußte.

Ich mag hier weder den Schmerz der glücklichen Menschen bei ihrer Trennung, noch den Feldzug in Ungarn beschreiben. Es ist bekannt, daß der Großwessir Achmet Kiuperli gegen den Raabstrom vordrang; daß sich der kaiserliche Feldherr Montecuculi ihm bei dem Flecken St. Gotthard entgegenlagerte; daß es hier endlich am 1. August 1664 zur entscheidenden Schlacht kam, in welcher die Christen einen vollkommenen Sieg über die Verehrer Muhameds erfochten.

In dieser Schlacht focht auch Olivier mit gewohntem Heldenmuth. Die Türken leisteten mörderischen Widerstand. Links und rechts fielen die Tapfersten von Oliviers Waffengenossen; er aber drang vor mit denen, die ihm blieben, und hatte bei der Ehre, zu dem großen Siege reichlich mitgewirkt zu haben, indem er, als ältester Hauptmann, die Trümmer seines Regiments befehligte, das Glück, vom Oberfeldherrn selbst bemerkt zu werden. Montecuculi ernannte ihn auf dem Schlachtfelde noch zum Major.

Die Siegesfreude, wie das Vergnügen, welches ihm seine Beförderung gewährte, ward aber nach einigen Tagen schrecklich verbittert. Bekümmert um das Schicksal seines Freundes, der ebenfalls in der Schlacht bei St. Gotthard mitgestritten, erkundigte er sich nach dem Zustande der französischen Regimenter. Er empfing die Anzeige vom Tode des Kapitäns Cugny. Mit Thränen las er den theuern Namen bald darauf im Verzeichnisse aller Gebliebenen. Cugny, durch seinen Ungestüm hingerissen, hatte sich an der Spitze seines Geschwaders zu weit vorgewagt. Er ward von einer ungeheuern Uebermacht umzingelt. Als er sich abgeschnitten sah, hatte er den Seinigen befohlen, sich den Rückweg mit dem Säbel in der Faust zu bahnen. Er war vorangegangen. Es entstand ein gräßliches Gemetzel. Nur zehn oder zwölf Mann kamen, mit Wunden bedeckt, zurück zum Regiment. Alle Uebrigen, unter ihnen auch Cugny, waren niedergehauen worden. Man fand nachher seinen Leichnam unter einem Haufen erschlagener Janitscharen, ganz entstellt, zertreten und zerfetzt.

So hatte der wackere Cugny geendet. Olivier war von unbeschreiblichem Schmerze zerrissen. Er verfiel in eine wahre Schwermuth. Er wünschte und suchte von nun an den Tod. In allen nachfolgenden Gefechten stürzte er sich, nicht mehr mit Unerschrockenheit, sondern mit verzweiflungsvollem Leichtsinn, in die augenscheinlichsten Gefahren. Er fand den Tod nicht.

Der Feldzug endete zu früh für ihn. Der kaiserliche Hof, ungeachtet des glänzenden Sieges bei St. Gotthard, erneuerte mit der Pforte auf zwanzig Jahre den Waffenstillstand. — Die Regimenter rückten in ihre Besatzungen. Olivier kam nach Neuhäusel.

Er hatte lange nicht den Muth, oder die Macht über seinen eigenen Schmerz gehabt, Helenen das Schicksal Cugny's zu melden. Er that es endlich, als der Friede, oder vielmehr der Waffenstillstand, verkündet ward. Helenens Antwort erneuerte seine Schwermuth. Sie hatte den Tod ihres Mannes schon, bald nach der Schlacht, durch ein Schreiben seines ehemaligen Feldherrn Coligni, der ihn sehr geliebt, erfahren. Sie war vom Schmerz und Schreck erkrankt, nun auf dem Wege der Genesung. Sie wünschte Olivier zu sprechen, da ihre Lage nach dem Tode Cugny's allerdings betrübt war, weil sie, obwohl nicht ohne Vermögen, doch einsam, ohne Verwandte und Freunde, in der Fremde sich befand.

16.

Sobald er Urlaub erhalten, begab sich Olivier nach Wien. Die schöne Wittwe empfing den Freund ihres Mannes mit verjüngter Heftigkeit des Schmerzes. Es ward beschlossen, Frau von Cugny sollte die Erbschaft ihres Mannes, so wie ihr eigenes Vermögen, zu Brüssel in Empfang nehmen, und dann sich in die österreichischen Staaten zu ihrem und ihres Mannes treuen Freund begeben.

Sie reisete ab. Die Zerstreuung war ihrem Gemüthe wohlthätig. Es verstrich mehr als ein Jahr, ehe sie die Geschäfte in den Niederlanden abgethan hatte. Unterdessen war der Briefwechsel zwischen ihr und Olivier desto lebhafter. Olivier war noch immer der Alte; das heißt, er konnte sein Herz nicht verwandeln. Die ehemalige kleine niedliche Zeltkrämerin, — die aufgeblühte Jungfrau, die ihn nur Freund nennen wollte, — die reizende Frau von dreißig Jahren im Wittwenschleier — waren eine so schön, so liebenswürdig für ihn, als die andere. Er schwor zwar in seinen Briefen, er liebe sie nicht mehr, er sei über alle Leidenschaft und jugendliche Aufbrauserei himmelhoch erhaben; aber die Briefe waren Feuer und Flamme der Freundschaft, die jeder Andere für Liebesflammen erklärt hätte.

Frau von Cugny kam endlich aus den Niederlanden zurück. Sie hatte ihren Freund nicht mehr in Ungarn zu suchen; er war in Wien angestellt. Bis Linz eilte er der Kommenden entgegen.

Die ersten Begrüßungen und Umarmungen waren zärtlich-ungestümer, als sich Beide vorgenommen hatten, daß sie sein sollten. Helena zerfloß an seiner Brust in Thränen. „Ich stehe so allein in Gottes weiter Welt," sagte sie, „so verwaiset. Ich habe Niemanden mehr, als Sie, lieber Major. So gehöre ich Ihnen ganz."

„Und wem denn gehöre ich an?" erwiederte er: „Ich bin ohne Verwandte, ohne Freund. Es ist ja wohl des Himmels freundlichste Gunst, daß er mir wieder die Gespielin meiner Kindheit zuführt."

In Wien hatte Olivier schon für die schöne Wittwe die bequemste und angenehmste Wohnung ausgewählt, ganz in seiner Nähe. Helena wußte ihm für seine Aufmerksamkeiten nicht Dank genug zu sagen. Beide wurden wieder glücklicher, als sie es lange gewesen. Beide wurden sich zum Bedürfniß; aber Beide blieben auch in dem unveränderten Verhältnisse, wie es zwischen ihren Herzen von jeher geherrscht hatte. Das war zuletzt nicht nach Oliviers Sinn. „Gehört mir allein in der Welt dein Herz, Helena," sagte er, — und wem gehört es sonst? — so gib mir auch deine Hand. Wozu die Scheidewand für zwei Menschen, die sonst im Leben keinen mehr haben, als sich!"

„Ich wollte, Olivier," sagte Helena, „Sie begehrten es nicht von mir. Aber kann Sie das glücklicher machen, so bin ich schuldig, es nicht zu verweigern. Ich habe kein Recht, Ihnen das Kleinste und Größte abzuschlagen."

Dies Jawort hätte freilich auf annehmlichere Weise gegeben werden können; aber Olivier versöhnte sich mit den herben Worten von so schönen Lippen.

So ward Helena Oliviers Gemahlin. Sie waren das liebenswürdigste, das stillglücklichste Paar. Im Umgang mit wenigen, aber edelsinnigen Freunden verfloß ihr Leben in selten gestörter Heiterkeit.

Nachdem ihre Ehe neunzehn Jahre gedauert hatte, starb Helena. Viel trug, zur Verschlimmerung ihrer begonnenen Kränklichkeit, Schrecken und Noth während der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 bei. Ihren Tod glaubte der treue Olivier nicht überleben zu können; er suchte muthwillig auch den seinigen bei jedem Ausfall gegen die Türken, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Die kaiserlichen Soldaten glaubten zuletzt, er verstehe etwas von der schwarzen Kunst; er könne sich stich-, hieb- und kugelfest machen. Denn wenn ringsumher Alles unter dem feindlichen Geschosse zusammenstürzte, stand er unversehrt.

Wien ward endlich durch den Heldengeist des Polenkönigs Johannes Sobiesky von der Gewalt der Osmanli gerettet. Die Türken flohen nach Ungarn zurück und weiter. Aber die Festungen dieses Landes waren in ihrer Gewalt geblieben, selbst, und lange schon, die alte Hauptstadt der Madscharen auf der Höhe an der Donau, Ofen, oder, wie es die Ungarn heißen, Buda. Diese Stadt betrachteten die Türken als ihre Vormauer gegen die Christenheit der Abendländer. Deswegen hatten sie hierher den Kern ihrer Tapfersten gelegt, und dem Apti Pascha, dem kühnsten, einsichtsvollsten und glücklichsten der ottomannischen Feldherren, den Oberbefehl über die ungarische Veste gegeben.

Dieser Apti, welcher bald für den guten Olivier wichtiger wurde, als man glauben sollte, hatte schon, ehe er Pascha war, als Aga nicht wenig dazu beigetragen, daß die Türken die Insel Candia im Jahr 1669 eroberten, wie tapfer sie auch von den Christen vertheidigt war. Als Seraskier war's eben dieser kühne und kluge Apti

wieder, welcher in Polen die Festung Kaminiek im Jahre 1672 eroberte. Der Großsultan machte ihn dafür zum Pascha von Bender. Als der Großwessir Kara Mustafa im Jahr 1683 vor Wien geschlagen worden, und bei seinem Heere Alles in größter Unordnung war, stellte Apti die Zuversicht der Osmanen unter den Mauern von Buda wieder her. Apti Pascha wurde sogleich zum Befehlshaber der Festung selbst gemacht, da der vorige an seinen Wunden den Geist aufgegeben hatte.

17.

Man schlug sich im Ungarlande ein paar Jahre lang vergebens herum. Buda schien durchaus uneroberlich. Im Sommer 1686 rückte der Herzog von Lothringen mit frischer Kraft vor den Platz; unter ihm dienten der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern und Fürst Ludwig von Baden. Also drei der damals namhaftesten Feldherren vereinigten sich zum Untergange Buda's. Die Arbeiten wurden mit unsäglichem Eifer betrieben, Stürme um Stürme gethan, alle aber durch des Apti Pascha kluge und muthige Vertheidigung fürchterlich zurückgeschlagen.

Inzwischen rückte man mit den Laufgräben und Stückschanzen immer näher gegen die starke Stadt. Der Herzog von Lothringen schickte den Grafen von Königsegg an den Pascha mit einem Brief und der Aufforderung, sich zu ergeben. Der Pascha antwortete sehr höflich: „Ja, aber Leichen und Schutt.“ Der Brief war in blutrothe Seide gewickelt, um den Inhalt ahnen zu lassen.

Diese spartanische Antwort erbitterte die Belagerer; sie verdoppelten ihre Arbeiten. Der Pascha mochte wahrscheinlich auf Hilfe vom Großwessir zählen, der mit einem Beobachtungsheer in der Nähe stand. Allein dieser ward von dem Herzog von Lothringen geschlagen, und unterdessen in die Mauer von Buda Bruch geschossen.

Als der Bruch offen genug war, beschloß man abermals Sturm. Allein die verzweiflungsvolle Tapferkeit des Pascha erregte doch allerlei kleine Bedenklichkeiten. Man hoffte, wenn man ihn nochmals aufforderte, ihm glänzende und ehrenvolle Anträge machte, würde er vielleicht jetzt geneigter sein, sich in Uebergabe-Unterhandlungen einzulassen. Es kam darauf an, wen hinein senden? — Fürst Ludwig von Baden, in dessen Regiment Olivier als Major diente, schlug diesen vor, als den gewandtesten und zuverlässigsten seiner Offiziere.

Olivier empfing also den Auftrag, sich nach Buda zu begeben und den Pascha zur Uebergabe zu bewegen, wel demselben keine Hoffnung mehr zur Rettung übrig sei; widrigenfalls dem Pascha zu erklären, daß beim nächsten glücklichen Sturm man ihn und die ganze Besatzung ohne Gnade über die Klinge springen lassen würde. Major Olivier gehorchte. Begleitet von einem Offizier, einem Dolmetsch und Trommeter, ritt er gegen die Festung. Er war eingelassen und auf der Stelle in den Palast des Pascha geführt.

18.

Apti Pascha, ein starker, kräftiger, man kann sagen, schöner Mann von fünfzig bis sechszig Jahren, empfing den Abgeordneten des christlichen Heeres mit jenem angebornen, ruhigen Stolz, der den Türken sowohl ansteht. Es war etwas Riesenhaftes, Majestätisches in seinem Wesen, welches durch die weite und reiche Morgenlandstracht erhöht ward. Er gab mit der Hand einen Wink, und Olivier machte seinen Antrag mit der Würde, Festigkeit und schonenden Höflichkeit, wie die Feldherren ihm befohlen hatten. Der Pascha stand mit der kalten Ruhe des Siegers vor ihm, und verwandte kein Auge von dem Redenden, bis der Dollmetsch den Vortrag Oliviers türkisch gab. Da stieg in den Mienen des Pascha ein wunderbares Lächeln auf.

Olivier bemerkte es, und erwartete die Erklärung des stolzen Muselmanns. Dieser aber redete lange nicht, und schien zweifelhaft, welchen Entschluß er fassen sollte. Endlich fragte er durch den Dolmetsch den Major, wie er heiße, woher er sei, wie lange im Dienst, von welchem Regiment. Olivier beantwortete die Fragen kurz, und bat den Pascha um seine gefällige Erklärung wegen der Uebergabe von Buda. Der Pascha aber ging nachdenkend durch die Länge des prächtigen Saals, wandte sich dann im Hintergrunde desselben plötzlich seitwärts, ging in ein Nebenzimmer, kehrte nach einer Weile in den Saal zurück, und trat wieder vor den Major hin.

„Fa reteri té geins, y fari reteri lé min!“ rief der Pascha ernst und hastig. Olivier sah den Dolmetsch an; dieser, welcher den Pascha nicht verstand, bald den Major, bald den Pascha. — Der Türke, welcher vermuthete, nicht verstanden worden zu sein, weil er zu geschwind gesprochen, wiederholte seine Worte zu Olivier sehr langsam und bestimmt: „Te dio, fa reteri té geins, y fari reteri lé min!“ (Ich sage dir, laß deine Leute sich zurückziehen, ich lasse die meinigen abtreten!)

Olivier war wie aus den Wolken gefallen, als er hier in Buda, von den Lippen des Pascha, die Sprache des Waatlandes, das Plattfranzösische von La Sarraz, vernahm; noch mehr, als Apti Pascha zwischen den Fingern das bekannte Messer mit dem Perlenmutterhefte in die Höhe hielt. Olivier beobachtete bestürzt des Pascha Bewegung, Gestalt, Antlitz — wahrlich, es war Cugny, und kein Anderer. Olivier hieß den Dollmetsch und den Trommeter zurücktreten. Apti Pascha befahl den türkischen Offizieren seines Gefolges, ihn allein zu lassen, und jenen Christen Erfrischungen zu geben. Kaum schloß sich hinter denselben die Thür des Saals, lagen Olivier und Cugny einander mit Freudenthränen an der Brust in einer langen, wehmüthigen Umarmung.

„Müssen wir denn noch als beginnende Grauköpfe einander feindlich gegenüber stehen, wie einst in den Kindertagen mit den Ziegenheerden?“ rief Cugny: „Sage mir, wo ist unsere Zeltkrämerin, meine Helena?“

Olivier war auf's Tiefste erschüttert, und schluchzte laut. Dann, wie er sich gefaßt hatte, erzählte er seinem Freunde Alles, was seit der Schlacht bei St. Gotthard vor ungefähr zwanzig Jahren, da man Cugny's Tod beklagte, geschehen sei, die endliche Vermählung mit Helena, und endlich, wie sie vor etlichen Jahren gestorben.

„Ihre Asche ruhe sanft!“ sprach der Pascha mit gebrochener Stimme, indem er seine Augen trocknete: „Ihr unsterblicher, herrlicher Geist erwartet uns Beide drüben. Wir wollen nicht klagen. Sie gehört uns noch an. Im Palaste unsers Vaters, im Universum, ändern wir nur die Zimmer.“

„Aber du lebst noch auf Erden?“ rief der Major, und betrachtete seinen Cugny, indem er einige Schritte zurücktrat: „Du ein Muselmann? Du der furchtbare Apti Pascha? Wie ist das? Ich wollte schwören, meine Augen und Ohren wären Lügner.“

„Frühstücken wir mit einander, Olivier!“ sagte Cugny, und führte den Major in ein prachtvolles Nebenzimmer. Auf seinen Wink ward ein auserlesenes Morgenessen aufgetragen.

19.

Sobald die Diener verschwunden, die Freunde allein waren, löfete Cugny dem Major das Räthsel.

„Ich konnte mir's wohl denken,“ sagte Cugny, „daß man mich zu den Todten rechnen würde, weil bei St. Gotthard Keiner, glaub' ich, von meinen Leuten lebendig zurückgeblieben ist. Ich aber stürzte, einer der Letzten, mit meinem erschossenen Pferde; ward von den Janitscharen entwaffnet, hervorgezogen und gefangen fortgeschleppt, ohne nur geplündert zu werden. Nachmals erfuhr ich, daß ich das letztere Glück dem Befehl des Großwessirs Achmet Kiuperli zu danken gehabt, der in der Nähe mich und meine Leute, zum großen Verderben der Seinigen, hatte fechten gesehen. Auch hatte er mich für seinen Sklaven bezeichnet und behalten. Ich ward nach Konstantinopel geführt und unter Aufsicht eines provençalischen Renegaten, Namens Ali Muhamed, gegeben. Mit diesem Manne ward ich bald vertraut. Er war ein rechtschaffener Mensch, der mich besonders lieb gewann. Er aber war es auch, der den Großwessir, als derselbe nach Konstantinopel zurückkam, auf meine Kenntnisse im Artillerie- und Kriegsbauwesen aufmerksam machte. Ich mußte mehrere Plane aufnehmen. Der Großwessir ließ mich selbst zu sich kommen, und unterhielt sich mehrmals mit mir über Kriegssachen und Befestigungskunst.

„Ich hoffte, man werde mich auswechseln und freilassen nach dem Kriege. „Daran denke nicht,“ sagte der Wessir, „du bist zu den Todten gezählt. Ich behalte dich. Es steht bei dir, in den Dienst der Pforte zu treten und frei zu werden. Nimm den Turban an; ich mache dich auf der Stelle zum Aga. Durch deine Talente schwingst du dich binnen wenigen Jahren in der Türkei zu den höchsten Würden. Du dienst den Franken schon seit zwanzig Jahren, und hast es mit all deinem Muthe, mit all deinem Diensteifer, mit all deinen Kenntnissen noch nicht höher als zum Kapitän bringen können. Schwerlich treibst du es da weiter. Das liegt in der unverständigen Einrichtung und Ordnung der Christen, welche, um die Würdigkeit des Mannes zu prüfen, nicht den Mann, sondern seine Großältern und Vorfahren ansehen, und den Platz, der Muth und Einsicht erfordert, nicht mit dem Muthigsten und Einsichtsvollsten besetzen, sondern mit dem, der darauf vermöge sonderbarer Titulaturen seiner Vorfahren Anspruch macht. — Nimm den Turban; du bist Aga.“

„Ich fand den Antrag anfangs mir seltsam widerlich, ob ich dem Minister gleich nicht in Allem Unrecht geben konnte. Ali Muhamed verschwendete jede Kunst der Ueberredung, mich nach dem Sinn des Wessirs zu stimmen, der damals das große Reich der Osmanen in allen drei Welttheilen beherrschte. Du glaubst nicht, welche Mittel angewandt wurden, mich zu bewegen. Der Großwessir ließ mich mehrmals zu sich rufen, aber immer entließ er mich wieder mit Zorn. „Du Thor,“ rief er einst, „wenn der französische König in einem Kriege Hilfstruppen an uns gäbe, würdest du Bedenken tragen, mit denselben an der Seite meiner Tapfern und unter meiner Leitung zu fechten?“ — Als ich es verneinte, sagte er: „Du bist mein Sklave, und nicht mehr das Eigenthum und der Unterthan deines Königs. Nun fordere ich dich auf, an der Seite meiner Tapfern zu streiten, — ist dies entehrender? Ich belohne dich herrlicher, als dich je die Franken lohnen und ehren können. Wer hält dich? Du bist durch keinen Eid mehr an die Franken gebunden. Deinen Eid brach die Gefangenschaft. Durch das Kriegsrecht gehörst du mir. Was hält dich ab, wenn es nicht dein unverständiges Vorurtheil ist, einer der obersten Offiziere im Dienste der hohen Pforte zu werden?“

„Ich entgegnete: „Herr, wenn ich meinen Glauben und meinen Gott verliesse, wer könnte mir Glauben und Vertrauen schenken?“ — Der Großwessir zuckte mitleidig die Achsel und sagte: „Thor, hast du denn einen andern Gott, als wir? Oder gibt es einen eigenen Türkengott und einen besondern Christengott? Dein Gott ist auch der meinige, und es ist kein anderer ausser ihm. Wer verlangt, daß du deinen und meinen Gott verlassen sollest? — Aber deinen Glauben? Wenn du einen bessern findest, wirst du nicht den schlechtern verlassen, ohne Aufforderung? Und kennst du denn schon den Glauben Muhameds, des großen Propheten?“

„Als ich es verneinte, sagte er: „Geh, und

lerne ihn erst kennen.“ — Von dem Tage an empfing ich Besuche von mehrern muhamedanischen Gelehrten. Ich hatte mich während meines ersten Sklaverei-Jahres mit der türkischen Sprache ziemlich vertraut gemacht. Wir stritten viel über Religionssachen, wiewohl ich von Kindesbeinen an in der Theologie nichts Großes gethan hatte. Einer meiner Bekehrer war ein feiner Kopf; ich unterhielt mich mit ihm am liebsten. Da alle Mühe aber vergebens war, mir Geschmack an Beschneidung, Moscheen und Waschungen beizubringen, verließ auch er mich, wie schon die Andern früher gethan hatten, und sagte: „Höre, Freund, du streitest nicht mehr für die Religion, nicht mehr wegen Gott und Erwartungen von der Ewigkeit, sondern wegen Kalk und Stein der Kirchen, wegen Wein und Opium und dergleichen. Ich hielt dich für weiser, religiöser und verständiger, als du bist. Wisse denn, das höchste Wesen, der Schöpfer und Vater des Universums, sieht nicht an die Person, nicht den Halbmond, nicht das Kreuz. Er redet zum Herzen seiner Geschöpfe aller; und in welcher Sprache und Form, ob im Turban oder Hut, ob in der Moschee oder Kirche sich die Seinigen vor ihm demüthigen im Geiste und Herzen, die finden allein Gnade vor seinen Augen.“

„Diese schönen Worte drangen mir zur Unvergeßlichkeit in Gedächtniß und Gemüth. Wenn ich aber an Helena, wenn ich an dich, wenn ich an meinen alten Wohlthäter, den Marschall von Bellefonds, dachte, sträubte sich noch meine treue Freundschaft für euch gegen den Turban. So waren zwei Jahre vergangen. Ich konnte nun wohl glauben, daß ihr mich nicht zu den Lebendigen zähltet. Ja, mehr als einmal war's mir wie Ahnung, Helena könne nun wohl deine Gemahlin geworden sein. Wie sehr sich mein Inneres zuerst gegen diese Möglichkeit empörte, wünschte ich sie zuletzt, weil ich euch Beide liebte, und mich doch für euch auf immer verloren sah.

„Ali Muhamed kündigte mir eines Tages mit nassen Augen an, daß ich bestimmt sei, mit einem Haufen Sklaven des Großwessirs auf eine seiner Ländereien ins Innere Asiens geführt zu werden. „Nie hat sich“, sagte er, „ein Mensch, des besten Glückes würdig, durch unbegreiflichen Starrsinn ein traurigeres Loos erworben, als du!“

„Der Großwessir ließ mich an demselben Tage vor sich rufen. „Es ist das letzte Mal,“ sprach er, „daß ich mit dir rede, und das letzte Mal, daß ich dir die Wahl gebe zwischen Freiheit und Knechtschaft. Hast du dich eines Bessern besonnen? Hat dein gesunder Menschenverstand obgesiegt? — Wisse, noch steht es bei dir, entweder als freier Mann im rühmlichen Kriegsdienste des Großherrn eine deiner Gaben würdige Bahn zu betreten, — oder zeitlebens in Asien, als gemeiner Sklave, gemeine Arbeit unter dem Stocke meiner Sklavenwächter zu treiben, bis du dort in schimpflicher Dunkelheit endest.“

„Als er so sprach, und ich meine Zukunft in Asien, und mich auf immer für Europa, für Helena, für dich, für Bellefonds verloren sah, kam ich mir vor wie ein Verstorbener für das bisherige Leben. Ich war Bürger einer zweiten Welt, Ich mußte eine neue Laufbahn betreten, die mit der ersten nichts gemein hatte. Ich nahm den Turban. Ich hätte ihn früher genommen, wenn ich hätte wissen können, daß mein Weib schon das deinige sei. Ich empfing den Namen Apti. Es ward mir sofort eine schöne Wohnung auf dem Landgute des Großwessirs eingeräumt. Achmet Kiuperli sandte mir einen kostbaren Turban, ein reiches Gewand, einen Säbel, von Edelsteinen blitzend, und zwei reich gearbeitete Beutel; der eine derselben war mit Goldstücken gefüllt, der andere enthielt meine Ernennung zum Aga oder Kriegsobersten.“

20.

„Von nun an ward mein Leben thatenreich!“ fuhr Eugny fort. „Seit mehr denn zwanzig Jahren schon belagerten die Türken die starke Stadt Candia, die Hauptstadt auf der großen Insel dieses Namens. Die Venezianer fochten Verzweifelten gleich hinter den Wellen und Mauern der Festung. Achmet Kiuperli setzte seinen Stolz darein, daß er die unbezwingbar scheinende Stadt nehmen wollte. Er ging im Jahr 1666 mit furchtbarer Macht dahin. Auf meinen Rath und unter meiner Leitung ward eine zahlreiche Menge Belagerungsgeschützes gegossen; ich leitete die verschiedenen Arbeiten und Angriffe. Es gelang. Candia fiel nach drei Jahren in unsere Gewalt. Schon während der Belagerung empfing ich die Seraskierwürde, die der eines Generals bei den Europäern gleichsteht. Der Großwessir stellte mich selbst dem Sultan Muhamed IV vor.

„Zwei Jahre später rückten unsere Truppen in Polen ein. Mir ward die Belagerung von Kaminiek übertragen. Ich eroberte die Festung im Jahr 1672. Zur Belohnung ernannte mich der Großherr zum Pascha von Bender. Erst nach dem Frieden begab ich mich in mein Gouvernement. Hier öffnete sich mir, neben dem Genusse alles orientalischen Luxus im Innern meines Palastes, ein großer Kreis wohlthätiger Wirksamkeit; ich versuchte es, Gerechtigkeit statt roher Willkühr geltend zu machen, den Barbaren edlere Gesittung, tartarischen Halbwilden Menschlichkeit zu geben. Ich hatte keine Sklaven, sondern nur Diener; ich hatte keine Diener, sondern nur Freunde. So oft ich Europäer zum Geschenk bekam, oder kaufen konnte, ließ ich sie nach einiger Zeit frei, alle mit der Bedingung, sich nach Wien zu begeben und Erkundigungen von dir einzuziehen, ob du, ob Helena noch am Leben wären. Ich versprach dem, der mit bestimmten Nachrichten wieder zurückkommen würde, eine wahrhaft fürstliche Belohnung. Es kam keiner derselben wieder zurück. Unter allen Sklaven in Bender fand ich

nur einen einzigen, der Französisch reden konnte. Dies war einer von den dreihundert Edelleuten, welche Herr de la Feuillade zur Vertheidigung Candia's mit sich geführt hatte. Er hieß du Mont, und war zu Candia bei demselben Ausfall gefangen worden, bei welchem der Herzog von Beaufort getödtet ward. Auch diesem gab ich Aufträge für dich und den Marschall Bellefonds, ohne ihm mein Abstammen zu verrathen. Ich ließ ihn frei. Ich zählte auf sein Ehrenwort. Auch von ihm empfing ich kein Lebenszeichen wieder.

„So lebte ich in Bender, geehrt, geliebt, wohlthätig. Ich war mit meinem Loose zufrieden. Dich und Helena einst noch bei mir zu sehen, war zuweilen mein Traum der Sehnsucht. Er blieb Traum. Aber unter meinen köstlichen Juwelen hing dein Messer. Du siehst, ich habe es in goldene Kapsel, mit deinem Namen geziert, fassen lassen. Das war das Liebste und Letzte aus dem Paradiese der Kinderwelt, das so weit hinter mir lag.

„Der Ungarkrieg rief mich endlich wieder aus meiner langen Ruhe hervor. Ich empfing einen Oberbefehl unter dem Großwessir Kara Mustapha, und nach dem Unglück vor Wien ward mir die Vertheidigung von Buda gegeben. Ich habe sowohl vor Wien, als hier in Buda, manchen Kriegsgefangenen um dich befragen lassen. Seltsam, daß es eben Leute traf, die nichts von dir wußten. Ich hielt dich schon für todt. Wie danke ich dem Schicksal, das dich, mein Olivier, nun sonderbar genug und so unverhofft zu mir führt!“

Beide sanken sich einander wieder in die Arme, und vergaßen für den Augenblick, unter welchen widerwärtigen Verhältnissen sie zusammengeführt waren. Die Morgenstunden verflossen unter tausend Erinnerungen und Erzählungen aus der Vergangenheit, oder Unterhaltungen über den letzten Krieg, über die Feldherren, über die von denselben begangenen Fehler, über die Ursachen gegenseitiger Siege und Niederlagen. Olivier gab seinem Freunde besonders bisher ihm unbekannt gewesene Aufschlüsse über das letzte Treffen vom 14. August, in welchem der Großwessir, der nur dreißigtausend Mann bei sich hatte, dennoch aus den Verschanzungen hervorrückte, und durch die Uebermacht der Kaiserlichen gänzlich geschlagen worden war. Der Pascha von Buda fluchte wild, und sagte: „Ich habe ihn vorher warnen lassen; es war der rechte Augenblick noch nicht gekommen.“

21.

„Auf Entsatz hast du also nicht mehr zu hoffen!“ versetzte der Major Olivier: „Du hast für deinen und den Ruhm der Pforte genug gethan. Was du mehr thun willst, kann nur dein und der Pforte Verderben werden. Buda kannst du unmöglich retten; aber du kannst eine tapfere Besatzung durch ehrenvollen Abzug retten und sie dem ohnehin geschwächten Heere des Großwessirs zuführen. Bruch ist geschossen. Wir stehen draussen vor den letzten Mauern. Alles ist auf morgen zum allgemeinen Sturm vorbereitet. Mit welchem Heldenmuth du dich immerhin noch vertheidigen, und welche Mittel du immerhin noch in deiner Gewalt haben magst: der Platz, ich sag' es dir, wird genommen und dann dem schauerlichsten Schicksal preisgegeben werden. Warum dieser unzeitige und fruchtlose Stolz, der eine volkreiche Stadt und eine brave Besatzung zum Untergang bringt, und dem Vortheil des Divans so offenbar widerstreitet? Biete mir die Hand! Sparen wir Menschenblut! Der Herzog von Lothringen ehrt dich. Er erklärte und befahl mir ausdrücklich, dir zu sagen: würdest du der Menschlichkeit Gehör geben, werde seine Dankbarkeit gegen dich keine Grenzen kennen [illegible] die du ihr selbst setzen möchtest. Biete mir die Hand. Schliessen wir, um das Leben von Tausenden zu erhalten, die Bedingungen der ehrenvollsten Uebergabe ab. Kannst du wollen, daß wir Beide morgen mit den Waffen gegen einander stehen? — Stirbst du, was gilt mir das Leben? Fall' ich — Freund, war's nicht an dir, mich zu retten?“

Der Pascha von Buda beobachtete während dieser Rede des Majors düsteres Schweigen. Als Olivier geendet hatte und die Antwort erwartete, warf der Pascha einen ernsten Blick auf den Major, und erwiederte: „Major, du liessest da Worte von Erkenntlichkeit und Belohnung fallen, wenn ich die Festung übergeben würde. Ich hoffe, du hältst mich solcher Niederträchtigkeit nicht fähig. Wäre das, wahrlich, Olivier, unsere Freundschaft wäre gebrochen. Ich würde dir den Rücken zuwenden und deine Entartung beklagen. — Aber nein, ich kenne dich. Du hattest die Aufträge für den Pascha von Buda. Du thust deine Pflicht; ich werde die meinige thun. Dein Beispiel ist ein Beweggrund mehr für mich, zu leben und zu sterben, wie es der Ehrenmann soll. So höre denn, und sag' es deinen Generalen wieder: In diesem Augenblick kenne ich kein anderes Interesse, als das, welches Pflicht und Ehre mir geben. Buda ist nicht mein, sondern des Großherrn Eigenthum; es steht nicht bei mir, es seinen Feinden auszuliefern, man bringe mir denn einen Befehl dazu vom Großherrn. Aber daran ist jetzt nicht zu denken. So werde ich denn die Festung für ihn behaupten, oder umkommen unter ihrem Schutt. Das ist mein unwiderruflicher Entschluß.“

Dies ungefähr war der Hauptinhalt der Antwort, wie redliche Treue und Ehrgefühl sie dem Pascha vorschrieben. Und darauf hatte die Freundschaft wieder ihre Rechte. Eugny umarmte Olivier mit Innigkeit und sagte: „Freund, nun will ich auch meinerseits dir einen Vorschlag thun. Eile mit meiner Antwort ins Lager zurück, vollstrecke morgen deine Pflichten, aber schone deines Lebens. Dein Leben ist mir köstlicher, als mein eigenes. Und wenn, wie ich hoffe, ich mein Leben und die Festung glücklich davon bringe, Freund, dann komm und verlebe deine alten Tage bei mir. Du sollst Ruhe, du sollst Ueberfluß haben. Wegen

der Religion mache dir keinen Kummer. Wir haben Beide einen Gott und einen Glauben. Was geht uns das Nebengeschwätz der Derwische, Mönche und Priester an?"

Olivier stand eine Weile sinnend; dann sprach er: „Der Himmel entscheidet morgen über uns. Aber je nachdem das Loos fällt, Eugny, ich danke dir. Ich nehme deinen Vorschlag an. Ich möchte noch einmal glücklich in dieser Welt werden. Ich kann es nur bei dir sein."

Eugny zwang seinen Freund, noch eine mit Goldstücken gefüllte Börse von ihm anzunehmen. Dann schieden sie.

22.

Olivier war von dieser unerwarteten Begebenheit, der ausserordentlichsten seines Lebens, in ein Gewühl von lebhaften und einander oft widerstreitenden Empfindungen gestürzt, daß er erst, als er ausser der Festung war, fast alle Haltung und Besonnenheit verlor. Er hörte den ihn begleitenden Offizier lange nicht, der ihn um den Ausgang der Unterhandlungen befragte. Er lachte zuweilen laut auf über die Unglaublichkeit und seltsame Wahrheit des Abenteuers, und konnte sich dann wieder der Thränen nicht erwehren. Seine Begleiter sprachen ihm geraume Zeit vergebens zu. Sie fürchteten am Ende, der brave Major habe den Verstand verloren, oder Apti Pascha ihm ein gottloses Pulver eingegeben, davon er verrückt worden sei.

Als sie zu den kaiserlichen Vorposten kamen, ermannte sich der Major, sah mit nassen Augen den ihn begleitenden Offizier an, drückte ihm die Hand und sagte: „Verzeihen Sie mir mein Betragen. Ich konnte aber nicht anders. Es hat sich das für mich Ausserordentlichste ereignet. Denken Sie nur, ich habe in Apti Pascha meinen ältesten und geliebtesten Jugendfreund wiedergefunden!"

Er erzählte darauf flüchtig das Merkwürdigste von der langen Unterhaltung mit dem Pascha, und setzte hinzu: „Kommen Sie heut Abend zu mir in mein Zelt. Bei einem Glase Weins erzähle ich Ihnen mehr, meine und des Pascha Freundschaft und Schicksale. Ich muß Jemandem mich mittheilen können, sonst springt mir das Herz vor Lust und Schmerz aus einander." *)

Der Major begab sich, sobald er im Lager angekommen war, ins große Hauptquartier und stattete dort den versammelten Fürsten und ihren Generalen den Bericht über den Erfolg seiner Sendung ab. Er verschwieg ihnen auch nicht, daß eben der Pascha, von welchem er eine so entscheidend verwerfende Antwort brachte, sein Landsmann, sein Jugendfreund wäre, den man seit der Schlacht bei St. Gotthard für todt gehalten habe. Er sprach mit großer Bewegung von ihm, mit Rührung und Bewunderung.

*) Eben diesem Offizier dankt man ohne Zweifel die nachmals gedruckten Berichte.

Die Fürsten vernahmen die Erzählung des Majors mit dem Lächeln des Erstaunens, fanden die Geschichte sehr romanhaft, gaben einen witzigen Einfall dazu, und sahen mehr auf das, was ihnen selbst durch den Entschluß des unerschrockenen Pascha von Buda bevorstehen möchte. Einige anwesende Offiziere, die dem Major Olivier ohnehin nicht wohlwollten, gaben seinen Lobreden, die er dem Pascha gehalten, nachher nicht die freundschaftlichste Auslegung. Sie liessen sogar durchblicken, Olivier möge bei seiner Sendung dem kaiserlichen Heere wohl üble Dienste geleistet haben. Olivier erfuhr es von demselben Hauptmann, der ihn nach Buda begleitet, und welchen er zum Abendwein eingeladen hatte. Er begab sich auf der Stelle zum Prinzen von Baden, und verlangte zu seiner Rechtfertigung, man solle ihn beim Sturm folgendes Tages auf den gefahrvollsten Posten befehligen.

Die Festung ward am andern Tage von allen Seiten bestürmt. Es war der zweite September im Jahr 1686. Selten war in diesem Kriege mit so großer Ordnung, nach so wohl berechneten Entwürfen und mit so gewaltigem Ungestüm angegriffen; selten mit so unbeschreiblicher Todesverachtung und Wuth Angriff und Angriff von den tapfern Vertheidigern Buda's zurückgewiesen. Was Kriegskunst und große Talente leisten konnten, das ward von beiden Theilen an diesem denkwürdigen Tage geleistet.

Apti Pascha selbst befehligte da, wo der Kampf am wüthendsten war — auf dem Mauerbruch. Durch seine Dispositionen, durch seine und seiner Soldaten Tapferkeit, die er selbst disziplinirt hatte, wurden die Anfälle der Belagerer jedesmal standhaft und mit ungeheuerm Verluste derselben zurückgetrieben.

Darauf ließ man kaiserlicher Seits ein frisches Truppenkorps gegen den Mauerbruch vorrücken. Dabei befand sich auch das Regiment Prinz Ludwig von Baden, bei welchem der Major Olivier war. Dieser wackere Offizier, an der Spitze seiner Leute, näherte sich mitten durch das fürchterlichste Feuer des Platzes dem Hauptpunkte, um welchen das mörderische Gefecht galt. Jedermann erkannte im Hintergrunde bei den Türken den kommandirenden Pascha. Das Regiment Ludwig von Baden gab Feuer und schritt im Sturmschritt mit dem Bayonett gegen die Türken. Jedermann sah den kommandirenden Pascha durch einen Schuß gestürzt. Man sah den Major Olivier, den Degen in der Faust, nach der Gegend dringen, wo sein Freund gefallen war. Bald aber erblickten ihn die Seinigen selbst, von mehrern Schüssen getroffen, zu Boden stürzen, nicht weit vom Pascha. Die Türken, rasend um den Tod ihres geliebten Anführers, verzehnfachten ihre mörderische Thätigkeit. Aber alle Anstrengungen zur Vertheidigung des Mauerbruchs waren eitel. Die Christen drangen ein. Die Stadt Buda ward mit Sturm

erobert, nachdem sie dritthalb Monate lang alle Schrecken und Leiden der heftigsten Belagerung ausgestanden hatte.

„Ainsi périront par les armes l'un de l'autre ces amis vertueux et magnanimes," schreibt der im Eingang dieser Geschichte erwähnte Berichterstatter, „respectables par leur mérite personnel, sans le secours de la naissance."

Der Blondin von Namur.

Man weiß eben nicht, was an der folgenden Geschichte Wahres sein mag, aber für wahrhaft wird sie vom ersten französischen Erzähler gegeben, der sie zu Brüssel unter dem Titel: *Histoire de Mr. Le Blond, ou Aventures secrètes et plaisantes de la cour de la Princesse de ****, in klein Oktav, drucken ließ. Sie macht ein Gegenstück zu der bekannten Geschichte des Scharfrichters von Landau, den man entführte, eine unbekannte hohe Person köpfen ließ, und wieder, wohl belohnt, mit verbundenen Augen vor den Thoren von Landau absetzte. Nur das Abenteuer unsers Blondins ist weniger schauderhaft. Abenteuer solcher Art mögen übrigens zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten wohl nicht gar selten gewesen sein.

Mutter und Sohn.

In der schönen Stadt Namur in Flandern wohnte eine alte fromme Wittwe sehr eingezogen und still. Wer sie nicht in der Messe sah, wo sie keinen Tag fehlte, oder in ihrem Kramladen, wo sie mit Seidenzeug und feinen Spitzen handelte, wußte von ihrem Dasein nicht. Vielleicht wäre Frau Le Blond auch so unbekannt gestorben, als sie gelebt hatte, wenn sie nicht einen Sohn gehabt hätte, der ganz ohne sein Zuthun die Aufmerksamkeit der Stadt, wenigstens einer Hälfte derselben, und zwar noch dazu der schönern, an sich zog, da er kaum fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte. Es war ein guter Junge, Frau Le Blond hatte ihn auf's Frömmste erzogen; bösere Gesellschaften, als seine Mutter und die nächsten Verwandten, sah er nie; Geld hatte er nie viel in der Tasche, denn Frau Le Blond hatte von ihrem Manne nichts geerbt, und der kleine Seiden- und Spitzenhandel warf wenig genug ab; er war sehr mäßig in seinen Wünschen, sehr fleißig, sehr ehrlich, sehr verständig. Aber alle diese Tugenden würden ihn in Namur nicht bekannt gemacht haben, wenn er nicht der schönste Jüngling gewesen wäre, zwanzig und dreißig Meilen weit in der Runde. Warum er so schön war, und wie er es war, wer könnte das erzählen? Genug, wenn man ihn sah, mit der eigenen Lieblichkeit seiner Gesichtszüge, mit dem wunderbar-freundlichen Blick seiner blauen Augen: so sagte Jeder, er sei schön. Und wegen seiner goldenen, krausen Locken, die ihm wie Heiligenschein um die Schläfe schwebten, nannte ihn ganz Namur nur, statt Herrn Le Blond, schlechtweg den Blondin. Es war damals Mode, daß ein junger Herr von Welt den Degen an der Seite und die Perrüke auf dem Kopfe haben mußte; aber Frau Le Blond wollte aus Sparsamkeit nichts davon wissen. Sie ließ ihrem Sohn statt des Degens die Elle, und statt der Perrüke das blonde Lockengekräusel. Und Jedermann oder vielmehr Jedermannin fand das gar allerliebst und naiv.

Der ehrliche Blondin selbst bekümmerte sich übrigens am wenigsten darum, ob man die Elle und das Haar allerliebst fände oder nicht. Er hielt sich für einen Menschen, wie andere waren, und wußte nicht, mit welcher Gewalt er zuweilen im Vorbeigehen die Augen und Herzen der Mädchen von Namur an sich zog. Daß ihn die Frauen und Töchter mit unwillkürlicher Güte ansahen, wenn sie ihn ansahen, war er von Kindesbeinen her gewohnt; darin war ihm nichts Befremdendes; er gab sich auch durchaus keine Mühe, darüber Betrachtungen anzustellen. Wenn die gefälligen Landsmänninnen ihn gelegentlich in lange Gespräche verstrickten, dachte er nur, sie schwatzen doch alle gern nach Weiberart. Wenn ihm eine oder die andere einmal in Selbstvergessenheit die Hand drückte, drückte er ehrlich wieder, und ließ sie gehen.

Sie gingen und kamen gern, selbst aus bessern Häusern, zur Frau Le Blond in den Laden, um Seidentuch zu kaufen oder Spitzen. Frau Le Blond sagte: „Siehst du, mein Kind, der Himmel segnet unsere Frömmigkeit, unsere Ehrlichkeit, unsern Fleiß." Der Sohn dankte dem Himmel für die Güte.

Inzwischen war doch merkwürdig, daß dieser himmlische Segen, wie ihn Frau Le Blond nannte, seine eigenen Launen hatte. Denn sie war gewiß so fromm, so ehrlich, so fleißig, wie ihr Sohn; trotz dem, wenn sie im Laden allein war, konnte sie selten mit den Käuferinnen Handels einig werden. Man fand sie immer im Preis der Waaren zu theuer, zu unmäßig. Hingegen dem Sohn, ob er gleich nicht weniger forderte, zahlte man, ohne einen Denier abzumarkten. „Ei nun," sprach die Mutter, „ich bin eine alte, mürrische, schwache Frau. Du hast ein besseres Mundwerk. Am besten, ich setze mich in Ruhe. Ich habe lange genug gewirthschaftet, gehandelt, geworben, zusammengescharrt. Jetzt arbeite du. Nimm eine Frau. Ich will meine alten Tage bei dir pflegen."

Der Sohn fand das sehr billig. Es war ihm aus dem Laufe der Welt die uralte Sitte sehr

wohl bekannt, daß man in gewissen Jahren eine Frau nehme, ohne daß er sich weiter darum härmte, wozu?

Des Blondins Noth.

Frage, woher nun eine Frau nehmen? — „Dafür will ich schon sorgen, mein Kind!“ sagte Frau Le Blond: „Laß mich schaffen.“

„Wie wär's, Mütterchen, wenn ich Marien nähme, mein Mühmchen? Ihr wißt ja, Mütterchen, der Oheim hat schon lange gesagt, Marie und ich müßten ein Paar geben. Es ist ein wirthschaftliches Mädchen. Schon als Kinder spielten wir zuweilen Mann und Frau mit einander. Der Oheim sprach mir noch vor einem paar Tagen davon.“

„Mit mir auch!“ sagte Frau Le Blond: „Aber Herzenskind, daraus kann nun und nimmermehr etwas werden, und zwar aus hundert und fünfzig Ursachen. Von diesen will ich dir nur das erste halbe Dutzend sagen. Also erstens: so lange es mit unserm Handel im Laden kümmerlich ging, sah uns dein Herr Oheim nicht über die Achsel an. Jetzt, da der stolze Herr bemerkt, daß seit einigen Jahren meine Kundschaft wächst, wird er höflich. Ich traue dem alten Fuchs nicht. Zweitens: Marie ist recht gut, recht brav, recht wirthschaftlich; aber sie hat nichts. Ein Kaufmann muß nicht fragen, was seine Frau ist, sondern was sie hat. Sie hat kein Vermögen, du auch nicht. Null mit Null multiplizirt, bringt Null. Drittens: Ihr beide sind Geschwisterkinder; weltliche und geistliche Gesetze untersagen in der Regel die Verheirathung so naher Verwandten. In meinem Leben gebe ich dazu die Einwilligung nicht, selbst wenn die Gesetze einwilligten. Viertens — —“

„Schon genug, Mütterchen!“ sagte der belehrte Sohn: „Es war nur so ein Einfall von mir. Wählt mir eine Andere.“

Frau Le Blond hatte nach wenigen Tagen eine Andere, die Tochter des reichen Messerschmieds Paulet. Reich war das Mädchen, aber häßlich, wie die Nacht; der Buckel und ein von den Pocken zerstörtes Auge waren noch die kleinsten Unlieblichkeiten der Jungfrau. Darum hatte sie wohl auch noch keinen Mann gefunden, wenn sich auch Liebhaber zum Gelde gezeigt hätten. Herr Paulet, der Messerschmied, ward auf der Stelle mit Frau Le Blond Handels einig, und Jungfrau Paulet, die nie gehofft, daß sich ein Anbeter ihres erdgelben Antlitzes in den vier bekannten Welttheilen entdecken lassen würde, glühte, als sie nun gar vom holden Blondin hörte, vor Scham und Wonne so sehr, daß sie im ganzen Gesichte grün wurde.

Dem guten Blondin aber, als er von der neuen Acquisition hörte, ward's ebenfalls dabei ganz grün vor den Augen. Nachdem er sich vom ersten Entsetzen erholt hatte, hob er alle zehn Finger in die Höhe, und sprach: „Mütterchen, seht, ich will euch nicht ein-, sondern zweihundert und fünfzig Gründe an den Fingern herzählen, warum ich die Jungfrau Paulet nicht zur Frau nehmen kann. Erstens bekomme ich, wenn ich nur daran denke, das Fieber; zweitens Uebelkeiten; drittens Schwindel; viertens Sausen in den Ohren; fünftens — — “

„Halt!“ rief Frau Le Blond, welche die übrigen paar hundert Gründe nicht hören wollte: „du sprichst wie ein Apotheker, nicht wie ein Kaufmann. Laß uns rechnen, wenn wir das Pauletsche Geld zehnmal im Jahre beim Handel umwenden, wie viel wir gewinnen?“

Mutter und Sohn kamen aber in ihren Rechnungen nie auf die gleiche Summe hinaus. Das gab viel Aerger und Noth. Frau Le Blond stand auf ihr altes Köpfchen und der Blondin auf sein junges Herzchen. Es geht manchmal so; man weiß es ja wohl. Sie ward mürrischer; er trauriger. Ungeachtet es rauhes Winterwetter war, ging er doch jetzt lieber lustwandeln, als im Sommer oder Frühling, um nicht daheim der Mutter Rechnungen zu hören. Ja, wäre es nicht aus Liebe und Dankbarkeit gegen die Mama gewesen, er würde in die weite Welt gelaufen sein, um nichts mehr von der fieberbringenden Braut zu hören. Einmal war er schon ziemlich auf dem Sprung.

Die Erscheinung.

Eines Morgens befand er sich nach seiner Gewohnheit in der Kirche, die Messe zu hören. Nicht weit von ihm kniete ein Frauenzimmer, welches kostbar, doch einfach in Reisekleider gehüllt, das Gesicht mit einem goldgestickten Schleier bedeckt hatte. Die Betende, obgleich sie den Rosenkranz fleißig durch die Finger spielen ließ, schien doch nicht viel Andacht zu haben. Sie schien den Blondin mit Aufmerksamkeit zu beobachten; dann flüsterte sie mit ihrer Nachbarin, und dann ward der Blondin wieder in Augenschein genommen.

Der Blondin sah das wohl, aber er gab nicht viel darauf. Er dachte nur: „die mag wohl auch nicht so häßlich sein, als der mir zugedachte Schatz.“ Aber das dachte er beim Anblick jedes Frauenzimmers, und vermehrte damit nur sein Herzeleid. Als er die Kirche verließ, bemerkte er, daß die Beterinnen sich ebenfalls erhoben und davon gingen. Einige Herren folgten ihnen ehrerbietig, halfen ihnen vor der Kirchthüre in eine prächtige Kutsche, setzten sich selbst in eine zweite, und fuhren davon. Der Blondin schloß daraus, es müßten hohe Herrschaften sein.

Diese vorübergehende Erscheinung ward ihm nur dadurch merkwürdiger, daß er sie am andern Tage wieder hatte. Als er, um sich die Grillen zu vertreiben, durch die untere Stadt über die steinerne Sambrebrücke ging, fiel ihm ein, den Schloßberg zu besteigen. Auf den Stufen der untern Bergstiege begegneten ihm die in der Kirche

erblickten Herren; auch standen da wartend die beiden bekannten Kutschen. Da er weiter hinauf kam, wo der Weg am Berge die zweite Krümmung macht, kam ihm die Fremde im goldgestickten Schleier mit ihrer Begleiterin entgegen, langsam im Gespräch und Umschauen. Denn man übersieht von da gar schön ganz Namur, wie es zwischen den zwei Bergen liegt, von der Maas und Sambre und dem Flüßchen Vederin durch- und umflossen.

Allein Frauenzimmer, wenn sie eine Treppe hinab gehen, müssen sie nicht viel plaudern oder umschauen. Es gibt leicht einen Fehltritt, zumal wenn noch Schneeflecke den Weg schlüpfrig machen. Die Verschleierte gab davon einen lebendigen Beweis. Sie fiel mit einem lauten Ach. Der Blondin flog zur Hilfe die Stufen hinauf, und richtete die Fremde höflich empor, welche darauf dankend und freundlich seinen Arm zur Stütze nahm bis den Berg hinab. Sie hatte sich aber am Fuß ein wenig weh gethan; darum stand sie öfters still, um zu ruhen. Sie that dem höflichen Blondin allerlei Fragen, und da sie hörte, daß er unter andern auch einen Spitzenhandel führe, verlangte sie davon zu kaufen, nannte ihm einen Gasthof, wo sie wohne, und die Stunde, in welcher er die Spitzen zu ihr bringen sollte. Er habe nur nach der Gräfin St. Silvain zu fragen. Sie hätte vielleicht noch viel mehr mit dem Blondin geplaudert, wären die Herren nicht wieder die Treppe heraufgekommen, um sich wegen des Zögerns der Frauenzimmer zu unterrichten. Sie erzählte den Ehrfurchtsvollen ihr kleines Unglück, die darüber fast in Ohnmacht fielen, sie äusserst behutsam hinab und zum Wagen führten, und den Blondin stehen liessen.

Dieser setzte seinen Gang fort, erzählte der Frau Le Blond davon; und fragte in der bestimmten Stunde nach der Gräfin St. Silvain im angezeigten Gasthofe. Er ward in ihr Zimmer geführt. Sie war wieder in Reisekleidern, das Gesicht mit dem goldgestickten Schleier verdeckt. Er legte ihr zwei Schachteln voll der köstlichsten Spitzen vor. Sie aber hatte bald gewählt, zahlte was er forderte, legte noch einige Goldstücke hinzu für seine Bemühung, selbst in den Gasthof zu kommen, und verzettelte ihn wieder in ein Geplauder, wie den Morgen auf der Treppe des Schloßberges. Da er unter andern sagte, daß er in seinem Leben noch nicht weit ausser Namur gekommen sei, sagte die Gräfin: „Wollen Sie in meine Dienste treten? Da sehen Sie ganz Frankreich. Ich gebe Ihnen mehr Gehalt, als Ihr Handel einträgt. Ich mache Sie zu meinem oder meines Gemahls Geheimschreiber.“

Sie sagte das mit einer so weichen, gütigen Stimme, daß wenig gefehlt hätte, der Blondin wäre durch die weiche Stimme verführt worden; besonders wenn ihm dabei Jungfrau Paulet einfiel, die einen etwas näselnden Ton hatte. Aber seine alte Mutter verlassen — das konnte er doch nicht über sein Herz bringen. Und hatte er schon zehnmal geschworen, lieber in die weite Welt zu laufen, als die Tochter des reichen Messerschmieds Paulet zu heirathen — er gab dennoch der Gräfin abschlägige Antwort, und versicherte, er könne nicht von seiner betagten Mutter scheiden.

Aber er rechnete es auch, als er heim kam, der Frau Le Blond hoch an. Diese, welche sich von ihrem Sohne nichts als ihre mütterliche Zärtlichkeit hoch anrechnen lassen wollte, sprach: „Geh, wenn du willst, Ungehorsamer! Aber die Jungfrau Paulet mußt du doch nehmen. Denn ich sehe, es ist dein Heil, und ich bin mit Herrn Paulet schon zu weit im Handel, als daß sich's da mit Ehren zurücktreten liesse.“

Der Blondin, erbittert, lief wirklich folgenden Tages zur Gräfin; allein er kehrte ruhig wieder zum Laden zurück, denn die Gräfin war schon abgereiset.

Kriegsnoth.

Die Erscheinung war bald vergessen. Aber Frau Le Blond vergaß nicht die Jungfrau Paulet. Inzwischen macht Gewohnheit alles erträglich. Der Blondin hörte täglich davon, und sagte täglich Nein. So ging ein Jahr darüber hin, und dann kam andere Plage.

Nämlich der König von Frankreich, Ludwig der Vierzehnte, hatte sich in den Kopf gesetzt, mit aller Gewalt ein großer Mann zu sein. Man hieß ihn auch damals schon Ludwig den Großen; aber was thut man nicht einem Herrn zu gefallen, dem ein paarmal hunderttausend Mann zu Gebote stehen? Mit seinen Heerschaaren rückte er in höchsteigener Person endlich auch im Jahr 1692 vor Namur, und machte mit einem Aufwand von vielen hundert Zentnern Pulver alle Heirathspläne der Frau Le Blond in Betreff ihres widerspenstigen Sohnes und der Messerschmiedstochter zu Schanden. Denn nach einer achttägigen Belagerung eroberte er die Stadt, und nach zweiundzwanzig Tagen die Schlösser, und Frau Le Blond ward vom Schrecken krank und starb.

Der Blondin war dem Könige von Frankreich zwar für seine militärische Einmischung in das Heirathsgeschäft sehr verbunden; aber der Tod der Mutter betrübte ihn doch sehr. Die gute Mama hinterließ ihm inzwischen mehr Vermögen, als er erwartete. Sie hatte, ohne sein Vorwissen, mehrere schöne, gewichtige Rollen Goldes gespart, die eben hinreichten, einen alten Entwurf, nämlich sein Waarenlager zu erweitern, in Ausführung zu bringen. Dies geschah. Schon nach einem Vierteljahr verließ er das kleine Haus, worin sein kleiner Kramladen in einer kleinen Straße lag, und miethete sich ein geräumiges, zierliches Gewölb in einer der größten und belebtesten Straßen der Stadt. Seine Kunden und Kundinnen fanden sich auch da bald wieder ein. Nicht wenig freute ihn auch in der neuen Wohnung ein

Gärtchen, das ihm dazu hinter dem großen Hause zu Theil ward; denn er liebte die Zucht der Blumen über alles. Das Gärtchen war links und rechts und hinterwärts mit andern Häusergärten benachbart, so daß man auf dem Fleck Bodens doch eigentlich recht im Grünen war. Nur kleine Häge von Hagebuchen und Weißdornen, worin oft große Lücken ausgedorrt waren, trennten ein Gärtchen von dem andern, so daß man alle wie ein Gemeingut der Nachbarschaft ansehen konnte. Der Blondin hatte in seinem Theile noch sogar eine Laube von wildem Jasmin. Da beschloß er seine schönsten Stunden zu leben und die italienische Grammatik auswendig zu lernen, um mit der Zeit nach Italien so gut briefwechseln zu können, wie andere Seiden- und Spitzenhändler von Flandern. Der Eigenthümer des prächtigen Hauses, welches er im Bodengeschoß bewohnte, war der Präsident des hohen Oberamts (souverain baillage), und bekümmerte sich wenig um seinen Miethsmann.

Es ging alles ganz vortrefflich. Die Kundinnen im Laden liessen den guten Blondin nicht im Stich; sie hatten immer etwas zu besehen, zu untersuchen und zu kaufen. Der Blondin schien täglich schöner zu werden; die Namuresinnen aber behaupteten, sein Waarenlager sei das beste in der Stadt, sein Preis der billigste.

Hingegen mit der italienischen Grammatik ging's denn nicht so gut. Italienische Sprachmeister gab's zu Namur nicht. Es war ein mühseliges Geschäft. Dazu kam unverhofft noch eine andere Störung seiner Lektionen.

Die Störung.

Wie er nämlich an einem warmen Sommermorgen, mit der italienischen Grammatik unterm Arm, nach seiner Gewohnheit in das Gärtchen ging, — und wie er in die Laube trat, saß darin ein Frauenzimmer, ebenfalls mit einem Buche in der Hand, und lernte fleißig. Es war ein Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, fein wie eine Lilie; kurz ein Mädchen, wie Herr Le Blond in seinem Leben nicht gesehen hatte. Denn solchen warmen Schnee des Angesichts und Halses, und solche Wangen von Karmin aufgeröthet, Lippen wie Gluth, Augenbraunen wie mit chinesischem Tusch gemalt in feinen Halbbogen, und um das reizende Köpfchen ein dunkeles Lockengewimmel, wie ein Stück der ägyptischen Finsterniß, sah man nicht leicht in der Welt.

Der Blondin stand auch ganz verblüfft. Nicht weniger verlegen war die Schöne beim Eintritt des Blondins, der ihr wie ein Wesen aus einer andern Welt vorkam. Sie schien noch nie einen Blondin gesehen zu haben. In der Verwirrung verbeugte sie sich vor ihm, und er knixte beinahe, und Beide baten tausendmal um Verzeihung, ohne sich noch im mindesten beleidigt zu haben. Endlich ward doch ein Gespräch angezettelt; die Schöne führte es zwar lebhaft, aber etwas unverständlich. Denn erstens war des Blondins Seele ihm mehr in die Augen als in die Ohren getreten; zweitens sprach sie das Französische gar wundersam fremd aus, mit ganzen eingemengten italienischen Redensarten. Doch ergab sich aus Allem, sie beide seien Nachbarn. Das hinter dem Le Blondschen Garten gelegene Gärtchen gehöre zu dem großen Hause, welches hinterwärts an der Hauptstraße St. Fiacre läge, die mit der langen Straße parallel liege, in welcher Herr Le Blond wohne. Er sei gekommen, Italienisch zu lernen; und sie mit einer französischen Grammatik, weil sie erst seit drei Monaten aus Italien angelangt sei, und sich nun so gut als möglich ins Französische einüben wollte.

Wie sie noch Beide in diesen gegenseitigen Erklärungen begriffen waren, die etwas langsam zu Stande kamen — denn sie mußten oft Hände und Gebehrden zu Hilfe nehmen, um das Französische ins Italienische und das Italienische ins Französische zu übersetzen — rief eine weibliche Stimme den Namen Jacqueline. Darauf beurlaubte sich Jacqueline, und nahm die Grammatik vom Tisch und verschwand.

Der Blondin stand noch fest am Boden gewurzelt, und wußte selbst nicht, wie ihm geschehen war. Die Jasminlaube schien ganz verwandelt zu sein; jedes Blättchen durchsichtig wie Smaragd. Er selbst empfand eine Art Schwindel, als wenn er behext worden wäre. Er setzte sich auf dieselbe Stelle des Bänkchens, wo sie gesessen hatte; und es durchschauerte ihn, als er die Stelle berührte. Er träumte; er redete wie im Rausch, und bekomplimentirte sich noch mit der längst verschwundenen Schönheit, als wenn sie zugegen wäre. Jetzt erst verwünschte er recht von Herzen seine Unwissenheit in der süßtönenden Sprache Toscana's. Er schwor auch bei allen Heiligen und Heiliginnen, nun Tag und Nacht die Grammatik nicht fahren zu lassen, um der Nachbarin sagen zu können — — er wußte selbst nicht was?

Wie er aber zur Grammatik griff, sah er ein fremdes Buch auf dem Tische. Es war die französische. Jacqueline hatte, in der verzeihlichen Verwirrung, des Blondins Grammatik genommen. Er wagte kaum das Heiligthum anzutasten, welches ihre zarten Fingerspitzen geweiht hatten, und verwünschte sein Schicksal, daß er nur Herr Le Blond und nicht jene beneidenswürdige italienische Grammatik sei, welche, von Jacquelinen entführt, von ihren Händen getragen, jetzt eine Bewohnerin ihres Zimmers war.

Er genas den ganzen Tag nicht; und waren keine Käufer oder Käuferinnen im Laden, saß er gewiß im Hinterstübchen, und starrte durchs Fenster nach der Jasminlaube und zum großen Hause dahinter hin. Erst am Abend fiel ihm bei, daß es schicklich wäre, der schönen Nachbarin die vertauschte Grammatik zurückzutragen und eigenhändig zu überreichen. Er machte sich sogleich auf;

in wenigen Sprüngen hatte er durch ein Quergäßchen die geliebte Straße St. Fiacre erreicht. Das große Haus, ein wahrer Palast, war leicht entdeckt. Unten über einem Kaufmannsgewölbe las er mit großer Schrift auf schwarzem Schilde den Namen der Geschwister Buonvicini, Putzhändlerinnen von Milano.

So weit ging Alles gut. Allein jetzt bemächtigte sich seiner eine ungewöhnliche Angst oder Muthlosigkeit. Er ging am Palast vorüber, die lange Straße hinunter, und erst in ziemlicher Entfernung hatte er sich wieder erholt. „Warum soll ich nicht hineingehen?“ dachte er: „Ich will ja in dem Hause kein Verbrechen üben.“ Er kehrte um. Aber mit jedem Schritte, welchen er dem Palaste näher kam, stieg eine neue Aengstlichkeit in ihm auf. „Was wird sie sagen, wenn sie dich mit der Grammatik erblickt? Wir sie nicht glauben, du seiest ein äusserst zudringlicher Narr? Könntest du nicht warten, bis sie selbst ihr Buch fordert? Und welche von den Geschwistern Buonvicini ist eigentlich Jacqueline? Wer weiß denn, ob sie eben zu Hause ist? Dann wäre die Grammatik fort, das einzige Unterpfand deiner Hoffnungen, sie noch einmal wieder zu sehen.“

Mit solchen Betrachtungen war er schon wieder steifes Schrittes am Palaste vorbei, die Straße entlang. Je mehr er sich entfernte, je reger ward die Sehnsucht zum Palast. Er schwenkte wieder um, und ging — richtig wieder vorbei. So trieb er's noch eine Stunde, bis es völlig finster geworden. Dann schlich er ziemlich müde, ziemlich verdrießlich in sein Hinterstübchen heim.

Der Irrthum.

Der gute Blondin tröstete sich indessen bald. Jacquelinens Grammatik legte er, als Geisel für nochmaliges Zusammentreffen mit deren Besitzerin, hinter Schloß und Riegel in Staatsgefangenschaft. Das Nachtessen schmeckte zwar nicht; aber man lebt zuweilen recht gut von Luft, und baut recht schöne Schlösser in die Luft.

So, zum Beispiel, gefiel ihm über die Maßen wohl, daß Jacqueline ihres Standes eine Putzhändlerin war. Der Stand paßte ganz auserwählt für seinen Seiden- und Spitzenladen. Er machte allerlei Plane; zum Beispiel auch den, daß die reizende Jacqueline die Einzige in der Welt sei, die sich dazu eigne, Herrn Le Blonds Frau zu werden. Die einzige Frage war nur: wie die Liebe dieses Engels gewinnen?

Der Blondin hatte alles Uebrige gut berechnet, und auch ganz richtig gerechnet, — nur in einem Stücke hatte er sich gewaltig verrechnet. Nämlich, Jacqueline gehörte zwar in den Palast, aber nicht zu den Geschwistern Buonvicini. Sie war die einzige Tochter des französischen Generals de Fano, der in der Belagerung von Namur eine derbe Schußwunde empfangen hatte, und seitdem in der Stadt geblieben war, seiner Haut zu pflegen. Das fiel dem guten Spitzenhändler nicht von weitem ein, daß er nach der Eroberung der Tochter von einem der tapfersten Generäle Ludwigs des Vierzehnten trachte. Er, als ein schlechter Politiker, wußte gar nichts vom Dasein eines Generals de Fano.

Jacqueline ihrerseits — denn da ich dem Leser einmal ein Geheimniß verrathen habe, mag ich auch wohl das andere mit in den Kauf geben — Jacqueline war gewiß mit nicht geringerer Verwirrung aus der verzauberten Jasminlaube gegangen. Der Blondin war ihr nicht aus dem Gedächtniß gekommen; die Mädchen haben aber ihr treuestes Gedächtniß im Herzen. Und das Bild eines Blondins im Herzen haben, ist für die Unbefangenheit eines Mädchens eine äusserst mißliche, ja sogar gefährliche Sache.

Sie war begierig zu wissen, wer der Blondin sei. Aber das bloße verdächtige Wort Blondin hätte sie gegen ihre Mutter oder gegen die Kammerfrau nicht aussprechen können; sie fürchtete, man möchte gleich etwas anderes errathen. Sie begnügte sich also, nur durch Umwege zur wissenswürdigen Sache zu gelangen; und als sie einmal erfahren hatte, in dem großen Hause, zu welchem die Jasminlaube gehöre, wohne der Präsident des hochlöblichen Oberamtes, war sie schon hinlänglich belehrt. Der Blondin war also offenbar der Sohn des Herrn Präsidenten.

Die Vertauschung der Grammatik hatte sie ebenfalls bald genug bemerkt. Aus einem Papierzeichen schloß sie, daß der Lernbegierige bei der Konjugation io amo stehen geblieben war, was sie schon sehr gut und richtig ins Französische durch j'aime zu übersetzen wußte. Sie ward diesmal beim Uebersetzen aber ganz verwirrt und unruhig, und ging mehr als einmal des Tages in das Zimmer ihrer Kammerfrau, wo man durch's Fenster die Jasminlaube sehr deutlich sehen konnte.

Alle Morgen sahen die jungen Leute gleich nach Sonnenaufgang durch's Fenster nach der Laube. Einer wartete nur auf den Andern, um die Grammatik zurückzustellen. Weil aber Jeder wartete und Keiner zuerst erschien, gingen drei Tage fruchtlos vorüber. Jacqueline ward recht ungeduldig, und der Blondin starb fast vor Sehnsucht.

Die Lehrstunden.

Endlich am vierten Morgen — die Sonne war noch nicht einmal aufgestanden — beschloß Herr Le Blond, seine Jasminlaube wieder zu besuchen. Und wie er an's Fenster trat, sah er im Garten der Putzhändlerinnen schon Jacquelinens Gestalt im weißen Morgenkleide zwischen den Gebüschen wandeln. Blitzschnell war er, die Grammatik unterm Arm, zwischen seinen Blumenbeeten, und stellte sich emsig suchend; beim Bücken aber schielte er verstohlen nach der lebendigen, jenseits der Laube herumwandelnden Blume. Sie näherte sich

dem Jasmingewölbe, er auch. Man zeigte einander die Gefangenen; man beschloß die Auswechselung derselben.

Als einmal Sprache gewonnen war, gerieth man sehr natürlich auch auf das Kapitel von der Sprache und deren Erlernung. Jacqueline klagte über Schwierigkeit des Französischen; der Blondin über das Mühselige des Italienischen. Einer fühlte bei der Klage des Andern die süße Tugend des Mitleidens, und die Anerbietungen ergaben sich von selbst, daß Einer des Andern Lehrer und Schüler sein wolle. Die erste Stunde nach Sonnenaufgang ward von Beiden dem Unterricht geweiht, vermuthlich weil in beiden Grammatiken das Sprüchwort stand: Morgenstunde hat Gold im Munde. Und die Jasminlaube taugte für die Lernbegierigen ganz vortrefflich zur Schulstube.

Der Anfang ward auf der Stelle gemacht. Sie setzten sich neben einander auf das Bänkchen, und nahmen sehr ernsthaft die Grammatik zur Hand.

Ohne Zweifel hätte man in den Sprachen gleich in der ersten Stunde die besten Fortschritte gemacht, wäre man einander nur nicht gar zu nahe gesessen. Aber wenn der Blondin von Jacquelinens Arm berührt wurde, oder gar seine Schläfe von einer ihrer schwarzen Locken, durchschauerte es ihn sonderbar; er vergaß den Zusammenhang des Vortrags, und seine Stimme gerieth in's Stocken, als wäre er von Engbrüstigkeit gequält. Oder wenn Jacquelinens Hand unvorsichtig im Nachweisen der Buchstaben und Silben der Grammatik von des Blondins Hand berührt ward, geschah ihr zuweilen, daß sie keinen Buchstaben mehr sehen konnte, ungeachtet sie doch sonst eben nicht über Blindheit zu klagen hatte.

Mit dem Lernen in der ersten Stunde konnte man es nicht gleich zu genau nehmen; man versprach sich mehr von der zweiten. Die Lernbegier der jungen Leute war so ausserordentlich groß, so musterhaft, daß beide schon vor Sonnenaufgang am andern Morgen in der Jasminlaube bei der Grammatik saßen. Allein es begegnete nun, daß der Lehrer zuweilen ganz verwirrt sprach, und die Schülerin so viel Ungeschicklichkeit bewies, daß sie ihren niedlichen Zeigefinger beim Lesen statt auf die untern Zeilen auf die obern legte. Nothwendig mußte er ihre Hand nehmen und sie an die rechte Zeile zurückführen. Aber da verloren Beide das Gedächtniß; Keiner wußte mehr von der rechten Zeile. Beide wurden stumm wie die Fische; glühten wie im Fieber, und starrten, als wären sie im tiefsten Nachdenken über die Eigenthümlichkeiten der zu lernenden Sprache, das Lehrbuch an, dessen Zeilen verworren durch einander liefen.

In der dritten Stunde wollte man, wie billig, nachholen und besser machen, was in den beiden ersten versäumt oder schlecht gerathen war. Bisher hatte der Blondin unterrichtet, jetzt ward die Schülerin Schulmeisterin. Er gestand demüthig, er sei im Selbstunterricht beim Verbum io amo stehen geblieben; und bat die Lehrerin, ihn zu überhören, da er glaube, es ziemlich auswendig zu wissen. Um ihren Vortheil damit zu verbinden, könne sie jedesmal sein Italienisch ins Französische übersetzen.

Man ließ sich aufs Bänkchen nieder, legte die Grammatik weg, und der Blondin, um sich gegen alle Zerstreuung zu schützen, dachte, es sei gerathener, ein- für allemal die Hand seiner Lehrerin zu nehmen, und festzuhalten, um nicht etwa mitten im Aufsagen sie von ungefähr zu berühren. Ein stilles Beben ergriff bei dieser Gefangennahme die reizende Lehrerin; aber der Schüler bemerkte es glücklicherweise nicht, weil ihn selbst ein unerklärliches Zittern befiel.

Nach langem Stillschweigen, was jedoch Beiden kurz zu sein dünkte, hob endlich der Blondin die Lektion an: „Das erste Tempus, oder die gegenwärtige Zeit, io amo." — Gut, daß er auf die Uebersetzung warten mußte, denn mehr konnte er unmöglich hervorbringen.

Sie übersetzte, indem sie beschämt die Augen niedersenkte, mit flüsternder Stimme: „j'aime, ich liebe."

Es währte ziemlich lange, ehe er Kraft genug gewann, stotternd zu sagen: „Tu ama."

Sie unterdrückte zitternd einen Seufzer und sagte: „Tu aimes, du liebst."

Er fuhr fort, und zog ihre Hand unwillkührlich an seine schlagende Brust: „Egli ama, er liebt."

„Il aime, er liebt!" setzte sie leise hinzu und warf verstohlen einen Blick auf ihn. Er hatte die schöne Hand auf der Brust, alles Italienische rein vergessen, und fing an: „Nous aimons, wir lieben."

„Das ist nicht recht," sagte die Lehrerin: „hübsch italienisch müssen Sie es sagen!"

Er sah ihr ins schwarze Auge, und sagte mit einem Gnade bettelnden Blick wieder: „Nous aimons! wir lieben."

Das ins Auge sehen taugt durchaus nicht zum Lernen. Sie erwiederte bewußtlos: „Nous aimons, wir lieben;" besann sich aber schnell, und mahnte ihn wieder, es sei nicht recht.

„Aber," sagte er, „es ist doch auch keine Sünde!" und legte zitternd ihre Hand an seine brennenden Lippen.

Gegen solchen Beweisgrund konnte sie nun freilich nicht viel einwenden. Dennoch ward sie unruhig, vermuthlich über die Vernachlässigung der Sprache. Stumm saßen sie neben einander, und da sich ihre Blicke einander begegneten, sanken ihre Stirnen sanft gegen einander, während Beide leise lispelten: „Nous aimons."

Mehr als dies lernten sie auch wirklich in dieser Stunde nicht. Aber sie glaubten wunderviel gelernt zu haben, da ihre Seelen mit einander eine neue Sprache redeten, die weder italienisch noch französisch war. Es vergingen volle zwei Stun-

den über die Lektion, und Einer wußte so viel, als der Andere, da man endlich scheiden mußte.

Der Helfer.

Die Lernbegierde ward von Tage zu Tage größer. Und waren auch zuweilen die Morgen gar kühl, eine einzige Lektion machte die ganze Luft schwül. Man lernte ohne Grammatik sprechen, denn man hatte sich ausserordentlich viel zu sagen.

Der Blondin liebte freilich nur die Putzhändlerin und Jacqueline den Präsidentensohn; — aber auch, als Beide ihren Irrthum erfuhren, ward er nur mit Seufzern und Thränen gebüßt. Man liebte um so inniger, um so geheimer, je hoffnungsloser der Wunsch zur ewigen Verbindung durch Priestershand war.

„Wenn ich nur reich wäre!“ seufzte er. — „Wenn ich nur arm wäre!“ seufzte sie.

Das Unglück zu vergrößern, kam endlich noch der Winter dazu, machte die verschwiegene Jasminlaube durchsichtiger und streuete Schnee über die Gartengänge, der jeden Fußtritt darin verrieth. Man sah sich seltener; allenfalls von den Fenstern her, oder in der Kirche, oder im Dunkeln auf verabredeten Gängen um die Stadt. Die Liebe weiß sich immer Wege zu finden.

Trotz aller Wege fand sich aber doch kein einziger zum Ziel. Beide schworen zwar mehrmals ewige Treue, aber zweifelten doch selber, daß sie jemals den Schwur erfüllen könnten.

Eines Tages saß der Blondin in traurigem Nachdenken um sein Schicksal in einem der angesehensten Weinhäuser von Namur. Der Nektar wollte ihm nicht schmecken. Jacquelinen hatte der Unglückliche seit acht Tagen nicht gesprochen. Sie war indessen bei den Großen der Stadt auf Bällen und Gastmählern gewesen, und diesen Tag sogar in seinem eigenen Hause mit ihren Aeltern zum Nachtessen und Tanz beim Oberamtspräsidenten eingeladen. Darum — er ging sonst nie in ein Weinhaus — hatte er in der Verzweiflung gegen Abend seinen Laden geschlossen und war davongelaufen, um nicht anhören zu müssen, wie Jacqueline ihm über dem Kopf tanze. Ach, er war sehr unglücklich.

Neben ihm saß ein Herr im grauen Ueberrock, schon bei Jahren, still und ernst. Er trank ein Glas Pontak ums andere.

„Nicht so,“ sagte endlich derselbe zu ihm, „Sie sind der Herr Le Blond?“

Der Blondin sah ihn an, und erkannte an der breiten Narbe, welche der Fremde über die linke Wange hatte, daß er ihn schon seit zwei Tagen mehrmals gesehen; einmal im Laden bei sich, wo derselbe ein kostbares Stück Seidenzeug gekauft; dann wohl zwanzigmal auf der Straße vor seinem Hause auf und ab; dann in der Kirche; jetzt wieder hier. Der Herr hatte übrigens etwas Widerliches in seinem hagern, gelben Gesicht, und ein Paar Augen, die düster funkelten. Der Blondin beantwortete seine Frage.

„Sie scheinen nicht vergnügt zu sein!“ fuhr der Fremde fort.

„Wohl möglich. Man ist nicht immer bei Laune.“

„Trinken Sie.“

„Das macht mich nicht heiterer.“

„Es thut mir leid. Kann ich Ihnen nicht helfen?“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Versuchen Sie's mit mir. Sie interessiren mich, junger Mann, mehr als Sie glauben. Sie kennen mich nicht; aber lassen Sie uns Freunde werden. Ich helfe Ihnen gewiß, wenn Sie nur Vertrauen haben.“

„Sie sind sehr gütig.“

„Hat Sie Jemand beleidigt?“

„Keineswegs, mein Herr.“

„Oder ein verliebter Verdruß?“

„Nichts weniger als das, mein Herr.“

„Oder fehlt's an Geld — ich will ja helfen.“

Der Blondin sah dem zudringlichen Helfer mit großen Augen ins gelbe Gesicht.

„Reden Sie doch!“ fuhr der Helfer fort. „Brauchen Sie viel? Ein paar tausend Livres, oder mehr? Sie sind ein Glückskind. Sie könnten der reichste Mann von ganz Namur sein.“

„Wie so?“

„Das sage ich Ihnen, sobald Sie es sein wollen.“

„Wer möchte nicht gern reich sein?“

„Gut. Aber hier — das begreifen Sie — hier, wo jeden Augenblick unser Gespräch behorcht werden kann, läßt sich von solchen Dingen nicht viel reden. Ich bin fremd in Namur. Wollen Sie mich in meinen Gasthof begleiten, mit mir auf meinem Zimmer zu Nacht speisen?“

Der Blondin sah den Fremden mißtrauisch an. Und doch gefiel ihm für den fatalen Abend, da Jacqueline über seinem Hinterstübchen tanzte, das Abenteuer schon der Zerstreuung wegen gar nicht übel. „Ich will's versuchen!“ dachte er bei sich, und ging mit.

Der Schatz.

Der Fremde bewohnte im Gasthofe einige prächtige Zimmer. Ein paar Bedienten flogen auf seinen Wink sogleich, ein ausgesuchtes Nachtessen zu bestellen. Der Blondin war betroffen über alles, was er sah; denn er bemerkte, daß der Fremde in seinem grauen Rock ein Mann von ungewöhnlichem Reichthum sein müsse, der sich wohl andere Leute, als einen armen, verliebten Spitzenhändler zur Gesellschaft wählen könnte.

„Mit wem habe ich die Ehre, zu reden?“ fragte etwas verlegen der Blondin.

„Nennen Sie mich nur Abubeker,“ erwiederte der Graurock; „ich bin von Geburt eigentlich ein Chaldäer.“

„Mein Gott, ein Chaldäer! Wie kommen Sie so weit aus Asien in unsere Gegenden?“

„Wie's wohl so geht,“ erwiederte jener; „theils Langeweile, theils Wißbegier treiben mich umher. Ich denke von hier ein wenig nach Island zu reisen, sobald die Frühlingswitterung wärmer wird.“

„Nach Island! Und sind Sie schon lange aus Asien abgereist?“

Der Chaldäer schien einen Augenblick nachzurechnen, und sagte dann ganz nachlässig: „Wohl, ungefähr in vierzehn Tagen sind es hundert und zweiundzwanzig Jahre, seit ich abreiste.“

Der Blondin glaubte nicht recht gehört zu haben. Der Chaldäer wiederholte ganz trocken: „Hundert und zweiundzwanzig Jahre.“

„Mein Himmel, hundert und zweiundzwanzig Jahre!“ rief der Blondin. „Aber, wenn Sie erlauben, wie alt ungefähr wären Sie?“

„Dreihundert und zwölf Jahre voll.“

„Dreihundert und ——“ schrie der Blondin.

„Zwölf Jahre voll!“ setzte der Chaldäer ruhig hinzu: „Ich glaube es wohl, es befremdet Sie das; Sie mögen glauben, ich habe Lust, mit Ihnen zu scherzen. Sie werden noch ganz andere Dinge erleben, wenn Sie mit mir vertrauter werden. Glauben Sie aber, was Sie wollen, und richten Sie den Menschen nie nach seinen Worten, sondern nach seinen Thaten.“

Der Blondin fand diese Reden sehr sonderbar, dachte aber: „Der Herr möchte sein Späßchen mit meiner Leichtgläubigkeit treiben. Wir wollen sehen, wer den Andern am meisten überlistet.“

Die Bedienten meldeten, das Nachtessen sei gerüstet. Man begab sich in einen Speisesaal, der mit Wohlgerüchen erfüllt war. Am Tisch nur zwei Gedecke, für den Blondin und den Chaldäer. Sie setzten sich. Die feinsten Speisen und Weine füllten den Tisch. Die Bedienten zogen sich zurück.

„Jetzt, lieber Freund,“ sagte Abubeker, „lassen wir's uns schmecken; verbannen Sie allen Kummer, der Sie plagt. Reden Sie offenherzig mit mir, wie ich gegen Sie zu reden gewohnt bin.“

Der Blondin ließ sich's zwar schmecken, ward auch gegen Ende der Mahlzeit ziemlich heiter durch den belebenden Geist des köstlichen Weins; aber statt dem Fremden sich zu offenbaren, stieg sein gerechtes Mißtrauen. Er hätte gern mehr von dem Chaldäer gewußt, ungeachtet ihm dieser während der ganzen Essenszeit von Schicksalen zu Wasser und zu Lande unglaubliche Dinge berichtet hatte.

„Ja, Herr Abubeker,“ sagte der Blondin, „Sie erzählen mir offenbare Feenmährchen. Bilden Sie sich denn wirklich ein, daß Ihnen ein vernünftiger Mensch das auf's Wort glaubt?“

„Es ist mir gleichgültig,“ versetzte der Chaldäer, „ob Sie mir glauben, oder nicht; nur ist es Ihr eigener Schade. Daß ich in geheimen Wissenschaften wohl bewandert bin, mögen Sie aber doch merken. Haben Sie noch nie von der Nekromantie gehört?“

„Allerdings, aber nie viel davon gehalten. So viel ich weiß, läuft es meistens auf Betrug, Gaukelei oder Taschenspielerkünste hinaus.“

„Gar möglich bei euch unwissenden Leuten hier in Europa; bei uns zu Lande in Chaldäa aber ist es doch etwas anderes.“

„Lassen Sie ein Kunstück sehen!“ sagte der Blondin.

„Ich mache keine Kunststücke!“ erwiederte Abubeker: „Aber — sehen Sie, junger Mann, Ihre Gesichtszüge haben mich für Sie gewonnen. Ich schwöre Ihnen, Sie sind unter einem glücklichen Stern geboren. Reden Sie offen mit mir: worin kann ich Ihnen helfen? Meine Hilfe ist Ihnen mehr werth, als alle Taschenspielerei. Zum Beispiel: sind Sie als Kaufmann in Verlegenheit? Brauchen Sie Geld?“

Der Blondin lächelte mißtrauisch über den Tisch hin: „Es könnte sein.“

„Gut!“ rief der Chaldäer: „Warum hielten Sie damit zurück und sagten's mir nicht gleich? Sie sind bestimmt, einen Schatz bei den Ruinen der Burg Valerien des Anges zu heben.“

„Einen Schatz?“

„Wohl, und noch dazu einen beträchtlichen.“

„Warum heben Sie ihn nicht für sich selbst, Herr Abubeker?“

„Weil er mir nicht bestimmt ist, und weil ich ihn gar nicht gebrauche.“

„Wann soll ich ihn heben?“

„Sobald Sie die Reise nach Valerien des Anges machen wollen.“

„Bedarf es dazu noch Vorbereitungen oder besondere Umstände und Anstalten?“

„Nicht die mindesten.“

Der Blondin war an dem trockenen Ernst des Chaldäers fast irre, und doch glaubte er, dieser wolle sich mit ihm belustigen. Er besann sich, und sagte endlich: „Gut, Herr Abubeker. Um Ihnen aber die Wahrheit zu sagen, ich muß morgen schon einen fälligen Wechsel von fünftausend Livres zahlen. Wenn mir der Schatz gewiß ist, würden Sie nicht die Güte haben, mir bis zur Erhebung desselben fünftausend Livres vorzustrecken?“

Der Blondin schwieg und heftete beobachtend seinen Blick auf die Züge des Chaldäers, um sich an dessen unvermeidlicher Verlegenheit zu weiden. Der Chaldäer aber veränderte sein Gesicht nicht im geringsten, und sagte ganz ruhig: „Mit Vergnügen. Sie sollen sie haben.“ Dann wendete sich das Gespräch wieder auf Nekromantie und die Abenteuer des Fremdlings.

Herr Le Blond brach endlich gegen Mitternacht auf und wollte sich beurlauben. Aus Schonung wollte er den großsprecherischen Chaldäer nicht an die fünftausend Livres erinnern, und war mit der angenehmen Zerstreuung zufrieden, die er den Abend in dessen Gesellschaft gehabt. Ohnehin hatte er die Geschichte von dem fälligen Wechsel nur erdichtet, um den Nekromanten auf die Probe zu stellen. Allein dieser bat ihn, einen Augenblick zu

verweilen, entfernte sich ins Nebenzimmer, brachte vier Geldsäcke und legte einen nach dem andern auf den Tisch. Dann befahl er einem der Bedienten, Herrn Le Blond mit der Laterne zu seiner Wohnung zu begleiten, dem andern, ihm das Geld nachzutragen.

Der Blondin war bestürzt. Er dankte verbindlich und empfahl sich. Die Bedienten begleiteten ihn zu seinem Hause, wo Herrn Le Blonds Diener ihn erwartete. Dem gaben die Diener des Chaldäers das Geld und verschwanden.

Die Reise nach Valerien des Anges.

Dieses in seiner Art ausserordentliche Ereigniß brachte den Herrn Le Blond um allen Schlaf. Er mußte beinahe anfangen, das Unglaublichste zu glauben.

Als er folgendes Morgens ziemlich spät erwachte, war der Chaldäer sein erster Gedanke, wie es sonst nur Jacqueline zu sein pflegte. Jetzt nüchterner als vorigen Abend, sah er ein, daß der vorgebliche dreihundert- und zwölfjährige Herr ihn offenbar zum Narren gehabt, und ihn statt mit fünftausend Livres vermuthlich mit einigen Säckchen voll Sand und Blei heimgeschickt habe. Er mochte die Säcke, die noch immer da lagen, nur nicht aufthun, um sich die Beschämung so lange als möglich zu ersparen. Neugier überwog endlich. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er statt Sand und Blei in jedem Säckchen fünfzig Louisd'or fand, neu, wie aus der Münze gekommen.

„Falschmünze und nichts anderes!" dachte er, und nahm die Goldwage. Alle waren vollwichtig. Er schickte ein paar Stücke zum Goldschmied; sie hatten ihr gehöriges Korn.

Jetzt stand dem Blondin der Verstand still, wie man zu sagen pflegt. An Wahrheit dessen wenigstens, was der Chaldäer von einem Schatze gesprochen hatte, konnte, nach einer so gewichtigen Vorausbezahlung, nicht ganz zu zweifeln sein. Was hätte auch den Fremden bewegen sollen, mit Herrn Le Blond so kostbaren Spaß zu treiben? Es mußte etwas an der Sache sein. Der Blondin beschloß jetzt offenherziger dem Chaldäer seine Noth zu klagen, nämlich seine Armuth, Jacquelinens Liebe und ihrer beider Wunsch.

Er ging sogleich den Morgen zum Herrn Abubeker. Der ältliche Herr, dem man bei der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen gewiß kein dreihundert- und zwölfjähriges Alter zugemuthet hätte, empfing den Blondin sehr freundschaftlich. „Haben Sie die Wechsel abgethan?" fragte er. Der Blondin gestand, daß er seinen unbekannten Freund mit der Wechselgeschichte nur habe prüfen wollen; bat um Verzeihung, und versprach ihm jetzt das innerste Geheimniß seiner Brust aufzuschliessen. Er that's; erzählte haarklein von der Jasminlaube, von den Lektionen, von dem Irrthum mit dem Schilde der Geschwister Buonvicini, von Jacquelinens Liebe, von des Generals de Fano Stolz, und daß er keine Hoffnung habe, jemals die Hand der Geliebten zu empfangen.

Der Chaldäer hörte aufmerksam zu. „Freund," sagte derselbe endlich nach einigem Besinnen, „warum verzweifeln Sie? Heben Sie den Schatz, kaufen Sie sich ein Landgut mit schönen Einkünften, treten Sie, als reicher Eigenthümer, vor den General, und er schlägt Ihnen seine Tochter nicht ab."

„Aber täuschen Sie mich nicht mit der Hoffnung eines Schatzes?"

„Welches Interesse kann ich haben, Sie zu betrügen? Hingegen darf ich Ihnen nicht bergen, Sie haben mich mit der Wechselgeschichte getäuscht. Sie hätten es nicht thun sollen. Sie verzögern damit ohne Zweifel die Hebung Ihres Schatzes um einige Tage, vielleicht um einige Wochen, die Sie deswegen immer abwesend sind."

Der Blondin kämpfte mit sich selber zwischen Zweifel und Zuversicht.

„Was habe ich zu thun, wenn ich mit Ihnen gehen soll?" fragte er nach einer Weile.

— Sie bestellen Ihr Hauswesen, schweigen gegen Jedermann von dem, was wir vorhaben, und geben eine Reise vor, die Sie in Handelsgeschäften machen müssen. Am besten, Sie verkaufen Ihr Waarenlager mit Bausch und Bogen, denn nach Hebung des Schatzes bedürfen Sie dieses Kleinhandels nicht mehr. Oder geben Sie Ihr Habe einem Freund in Verwahrung.

„Darf ich auch Jacquelinen nichts sagen?"

— Von der Abreise wohl; von Ihrer zuversichtlichen Hoffnung wohl, bald im Stande zu sein, öffentlich um Ihre Hand werben zu können. Nichts von Valerien des Anges, nichts vom Schatz.

„Wann soll die Reise vor sich gehen?"

—In drei Tagen bin ich nicht mehr in Namur.

Der Blondin versprach, sich zur Abreise zu bereiten. „Denn," dachte er, als er wieder in seinem Hinterstübchen allein war, „was wage ich eigentlich? Wird Jacqueline nicht mein, was habe ich von der Welt? Ich will den Schatz heben."

Ehe drei Tage verflossen, war er fertig; Jacqueline von seiner Abreise belehrt, unter tausend Schwüren mit der Hoffnung des freudigsten Wiedersehens entlassen, und der Seiden- und Spitzenladen geschlossen.

Er setzte sich in des Chaldäers Reisewagen und fuhr mit ihm von Namur ab; aber nicht am hellen Tage, sondern um Mitternacht. Wie die Glocken der Kathedralkirche zwölf Uhr schlugen, gab der Kutscher Abubekers den Pferden die Geissel zu fühlen.

Die Hebung des Schatzes.

Der Chaldäer blieb sich unterwegs gleich, eben so großsprecherisch, eben so unbefangen und zuversichtlich, wie im Gasthof zu Namur. Den ganzen Tag ward schnell mit abwechselnden Pferden ge-

reiſet in verſchloſſener Kutſche. Das Wetter war neblicht und regneriſch. Selbſt Trank und Speiſe ward im Wagen genoſſen, nirgends angehalten. Abends in der Dunkelheit hielt man vor einem einſamen Jagdhauſe, oder dergleichen, in einem Walde. Eine Art Jäger, in ziemlich abgetragenen Kleidern, empfing die Reiſenden, führte ſie in ein Zimmer, deſſen Fenſterſcheiben meiſt zerbrochen und mit Papier verklebt waren, deſſen ehemals koſtbare Tapeten, halb vermodert, in Stücken herunterhingen, und zündete ein wohlthuendes Kaminfeuer an. Des Chaldäers Bediente trugen Wein und kalte Küche herbei, während der Jäger mit ſeinem Knecht ein Paar Matratzen in die Stube auf den Boden legte, um Nachtlager zu rüſten.

„Uebernachten wir hier?“ fragte der Blondin, und ſah ſich verlegen um, denn es war ihm in dieſer Herberge gar nicht geheuer.

„Zehn Schritte von hier ſind die Ruinen von Valerien des Anges. Mitternachts zwölf Uhr, nicht ſpäter, nicht früher, müſſen wir da ſein. Trinken wir inzwiſchen hier bei den warmen Kaminflammen, und erquicken wir uns.“

Den Blondin durchbebte ein kalter Schauder. Alle ſchreckhaften Erzählungen von ſonderbaren Erſcheinungen traten ihm ſchnell ins Gedächtniß, die bei Erhebung unterirdiſcher Schätze Statt gefunden haben ſollen. Er fragte: „Werden wir dergleichen auch erleben müſſen?“

Der Chaldäer ſchüttelte lächelnd den Kopf, und ſagte: „Poſſen! Fürchten Sie ſich vor Ammenmährchen?“

Man verkürzte den langen Winterabend ſo gut als möglich bei Wein und Geſpräch. Aber der Blondin war theils von der vergangenen ſchlafloſen Nacht, theils von der Reiſe ſelbſt ſehr ermüdet. Der Chaldäer gab ſich alle Mühe, ihn durch wunderbare Erzählungen zu ermuntern.

Als es ſtark auf Mitternacht ging, ward auch der Chaldäer ernſthafter, und da er Le Blonds Schläfrigkeit bemerkte, ſtellte er ſich vor ihn und fragte: „Sie haben mich doch ſonſt durch keine Unwahrheit hintergangen? — Sie könnte Ihnen und mir in den Ruinen nachtheilig werden.“

„Ich verſichere auf Ehre,“ ſagte Le Blond, „auſſer der Erdichtung von den Wechſeln, die ich — —“

„Schon das war übel. Ihre Neigung zum Schlaf in einer ſo wichtigen, über das Glück Ihrer Tage ſo entſcheidenden Stunde wird mir verdächtig. Ich habe einen ähnlichen Fall erlebt, da ein ſolcher Schatzheber in vierwöchentliche Ohnmacht verfiel, ſobald er den Schatz gehoben hatte.“

„Ei, das wäre ſchrecklich!“ rief Le Blond.

„O ſo ſchrecklich eben nicht für den Schläfer in ſeiner Ohnmacht; denn er hatte die lebhafteſten und ſüßeſten Träume von der Welt, und hätte nichts Beſſeres gewünſcht, als nie aus der Ohnmacht zu erwachen. Allein für mich war das Erwarten ſeiner Geneſung und ſeines Erwachens peinlich.“

„Aber der Schatz wurde doch trotz dem gehoben?“ fragte der Blondin weiter.

Der Chaldäer ſah nach der Uhr, winkte dem Blondin, zu ſchweigen und ihm zu folgen, zündete eine kleine Blendlaterne an, und ſtieg eine ſchmale Treppe hinab. Der Blondin folgte, aber ſo ſchlaftrunken, daß er kaum wußte, was er that. Sie gingen eine kurze Strecke durch den Wald bis zum Schutte einer eingefallenen Mauer. Der Chaldäer bedeutete durch Winke, hier liege der Schatz. Während der Chaldäer bei der Blendlaterne in einem Buche las, hatte ſich's der Blondin auf einem Mauerſtück bequem gemacht und ſich zum Ruhen niedergeſetzt. Der Chaldäer las noch, als der Blondin in feſten Schlaf fiel.

Der Traum.

Das war nun freilich ein Schlaf zur ganz unrechten Zeit. Doch abwehren konnte ihn Herr Le Blond unmöglich. Da er endlich erwachte, oder erwacht zu ſein glaubte, war es ſchon heller Tag. Er rieb ſich die Augen aus. Er lag auf einem köſtlichen Bett, in der milden Dämmerung grünſeidener Umhänge. Er ſchob dieſe zurück, und erblickte ſich in einem der niedlichſten Schlafgemächer; Stühle und Tiſche vom feinſten Holz, mit Vergoldungen; die Wände mit ſchönen Gemälden geſchmückt, deren Inhalt meiſtens die Macht und Schalkheit des Liebesgottes darſtellte. Auf einem Tiſchchen blühten in vergoldeten Vaſen mehrere Roſenſtöcke.

Es fiel dem guten Blondin ſchwer, ſich an das Vergangene zu erinnern. Er wußte nur ſehr dunkel noch vom Kaminfeuer im Waldhauſe, vom Gang zur alten Mauer, von Abubekers Leſen im Buche bei der Blendlaterne. Er erhob ſich im Bett und ſuchte nach dem Chaldäer.

Auf ſein Geräuſch öffnete ſich eine Nebenthür; ein Kammerdiener in dick mit Gold beſetzter Livree trat herein; der winkte hinter ſich, zwei andere Bediente kamen auf den Zehen herbei, und hinter ihnen ein betagter Herr, welcher ſogleich ſchweigend nach des Blondins Puls griff, und ihm darauf in einem ſilbernen Löffel Arznei reichte.

„Es iſt gar nicht nöthig!“ ſagte Le Blond: „Ich fühle mich zwar ein wenig betäubt, aber ſonſt ganz wohl.“

Der Arzt ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Ich beſchwöre Ew. Durchlaucht, nur dieſe paar Tropfen! Sie werden Ew. Durchlaucht ſehr wohl thun.“

Herr Le Blond beobachtete den Arzt mit großen Augen, und verlangte, man ſolle ihn mit der Arznei verſchonen. Dann erkundigte er ſich nach Herrn Abubeker.

Die Anweſenden ſahen ſich bedenklich unter einander an, und man las deutlich in ihren Mienen, daß ſie ihn für wahnſinnig hielten. Endlich

fragte der Arzt: „Wen verstehen Ew. Durchlaucht unter dem Abubeker?“

„Ei, der mit mir gestern Abend hier ankam, der Chaldäer.“

„Ew. Durchlaucht sind schon seit geraumer Zeit hier, und kamen in Begleitung der Frau Herzogin Ihrer Gemahlin an.“

„Ich? Gemahlin? Herzogin? Geraume Zeit? Ich bitte Sie, verschonen Sie mich mit dem Spaß und Ihren närrischen Titulaturen, und erlauben Sie mir, aufzustehen. Wo sind meine Kleider?“

Die Bedienten und der Arzt warfen einander mit peinlicher Verlegenheit Blicke zu. Endlich vereinigten sich alle, ihn unterthänigst zu bitten, nur so lange ruhig zu bleiben, bis man von seiner Gemahlin Verhaltungsbefehle eingezogen habe. Einer der Bedienten, meistens alte Leute, ging fort. Der Blondin hielt die Menschen für närrisch, oder das Ganze für Spaß des Chaldäers. Er fragte, ob er zu Valerien des Anges sei?

„Ew. Durchlaucht sind in Ihrem Jagdschlosse Charmes, um in dieser Eingezogenheit Höchst Ihrer Gesundheit zu pflegen!“ erwiederte ein Kammerdiener.

Bald nachher erschien der Abgeschickte mit Befehl, Sr. Durchlaucht die Kleider zu geben.

„Geruhen Ew. Durchlaucht Dero Morgenanzug zu nehmen, oder befehlen Sie die Uniform, oder die Jagdkleider?“

„Nichts! Ich bitte um meine Kleider, und dann dem durchlauchten Spaß ein Ende zu machen.“

Man brachte die Kleider, alle vom feinsten Zeuge, dazu einen Ueberrock, von blauem Tuch, auf dessen linker Seite ein silberner Stern eingestickt war.

Jetzt verlor der Blondin die Geduld. Er forderte seine eigenen Kleider mit Ungestüm. Alle erschracken; und der Arzt hatte noch Muth, ihn demüthig zu beschwören, nicht ungnädig zu werden; der Zorn könne den schwersten Rückfall der Krankheit verursachen. Andere Kleider, als diese, habe er nie gehabt. Herr Le Blond ergab sich in sein Geschick, und hoffte, sei er einmal angekleidet, den Chaldäer zu finden. Die Bedienten waren geschäftig, ihm beim Ankleiden zu helfen; zum Waschen brachten sie ihm in silbernen Becken wohlriechendes Wasser. Dann ward Frühstück im feinsten chinesischen Porzellan aufgetragen.

Er aß und trank. Alles war ihm fremd und sonderbar. Solche Pracht des Geräthes hatte er in seinem Leben nie gesehen. Er trat ans Fenster; er sah, daß er in einem alten, hochgelegenen Schlosse wohne, mit Aussicht über einen weiten Wald, durch welchen Alleen sternförmig gehauen waren.

„Wie weit ist denn Namur von hier?“ Das wußte keiner. Er fragte wiederholt nach Herrn Abubeker, beschrieb den Chaldäer auf alle Weise, erzählte, daß er dreihundert und zwölf Jahre alt sei, und was er von ihm wußte. Die Bedienten zuckten die Achseln, ihre Unwissenheit zu entschuldigen. Der Arzt versicherte, eine solche Gestalt habe man hier noch nie gesehen; und wegen der dreihundert und zwölf Jahre griff er dem Blondin geschwind wieder nach dem Puls.

„Meine Herren,“ sagte Le Blond verdrießlich, „entweder bin ich närrisch, oder Sie sind es. Denn daß ich wache und gar nicht träume, das fühle ich. Bei wem bin ich hier?“

„Ihro Durchlaucht sind nebst Ihrer Frau Gemahlin in Hochdero eigenem Schlosse Charmes!“ sagte der Arzt.

„Was Gemahlin? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht länger für einen Wahnsinnigen oder Tölpel. Ich war nie verheirathet. Wo wäre denn meine sogenannte Gemahlin?“

„Ich werde Ihre Durchlaucht sogleich von Dero Wünschen melden, die Sie äussern!“ rief einer der Bedienten, und entfernte sich.

„Possen!“ rief Le Blond, und machte Miene, das Schlafzimmer zu verlassen. Aber er bemerkte, daß er nur in Pantoffeln sei, und forderte seine Stiefeln.

Indem öffnete einer der Bedienten die Thür sehr weit und sagte: „Ihre Durchlaucht die Herzogin!“

Die Herzogin.

Im leichten Morgenkleide, welches aber eben so geschmackvoll als kostbar war, trat ein junges Frauenzimmer herein, auf dessen Wink sich ehrfurchtvoll der Arzt und Bediente entfernten. „Ich will einen Augenblick mit meinem Gemahl allein sein!“ sagte sie: „Bleibt vor der Thür stehen.“

Der Blondin, da er die junge, ihm unbekannte Schöne freundlich gegen sich zuwandern sah, wußte nicht mehr, ob er rase oder träume. Er verbeugte sich ehrerbietig und machte eine Bewegung, als wolle er sich entschuldigen, konnte aber kein Wort hervorbringen. Sie legte holdlächelnd ihre Hände auf seine Achseln, sah ihm lange schweigend und forschend in die Augen, und sagte dann: „Wie befinden Sie sich heute? Nicht so, Sie wollen gut sein; denken auch nicht mehr an Ihren Spitzenladen und Zauberer, Jacquelinen und vergrabene Schätze, von denen Sie immer und ewig seit einem halben Jahre sprechen. Wie froh wäre ich, wenn ich bald wieder mit Ihnen nach Paris an den königlichen Hof zurück könnte! Erst heut empfing ich von der Herzogin von Nemours Briefe, worin sie sich nach Ihrer Genesung aufs angelegentlichste erkundigt.“

„Die Herzogin von Nemours?“ sagte der Blondin, dem das vertrauliche Anlehnen der schönen Gestalt, ihr zärtlicher Blick, ihre Stimme ein Erröthen ums andere abjagte und ihn seltsam bewegte: „Gnädige Frau, ich weiß nicht, wo ich bin. Beinahe sollte ich an Hexerei glauben. Ich bitte Sie, reissen Sie mich aus dem Irrthum. Ich will Ihnen meine ganze Geschichte bis zum heuti-

gen Tage erzählen. Dann richten Sie.“ Er erzählte.

„Mein Gott!“ rief die Herzogin: „das haben Sie schon viel hundertmal erzählt. Eben deswegen mußten wir nach dem Rath der königlichen Leibärzte Paris verlassen, um alles Aufsehen zu vermeiden, welches Ihre Gemüthskrankheit nothwendig erregte. Ich bitte Sie, halten Sie sich wenigstens ruhig; vermeiden Sie Ihre Träumereien, denken Sie gar nicht mehr daran; finden Sie sich wieder in Ihre wirkliche Lage hinein; betrüben Sie mich nicht mehr mit Ihren seltsamen Einbildungen. Wollen Sie das?“

„Alles, was Sie befehlen, gnädige Frau. Aber entweder bin ich jetzt wirklich verrückt, oder ich muß an Zauberei glauben, oder der Zauberer verblendet Sie und alle Ihre Leute. Denn ich schwöre, ich bin kein Herzog; ich bin der Seidenhändler Le Blond von Namur; ich habe —“

„Ach, schon wieder das alte Lied!“ rief die Herzogin unwillig: „Und Sie haben mir doch versprochen, vernünftig zu sein! Also alles vergebens. Sie kennen mich also noch immer nicht wieder?“

Der Blondin schüttelte den Kopf, und doch war ihm in dem ganzen Wesen, selbst in der Stimme der Herzogin viel Bekanntes. „Es ist mir, als hätte ich schon einmal die Ehre gehabt, in Ihrer Gesellschaft oder Nähe gewesen zu sein; allein ich —“

„Gottlob!“ rief die Herzogin: „Es fängt in Ihrer Vernunft an zu dämmern. Das ist seit langer Zeit das erstemal, daß ich Sie so reden höre. Nur Geduld! Sie werden sich bald wieder auf Alles besinnen. Schonen Sie Ihrer. Thun Sie sich nur Gewalt an, und meiden Sie Ihre Einbildungen. Reden Sie wenigstens nie mehr davon; geben Sie sich wenigstens nicht mehr vor unsern Bedienten mit Ihrer Krankheit blos. Sie sind der Herzog von Melfi, Sie mein Gemahl, und könnten so glücklich sein, wenn Sie nicht —“

„Ich der Herzog von Melfi, ich — gnädige Frau — Ihr Gemahl — — in der That, ich muß wahnsinnig sein, wenn ich das glauben soll.“

„Mein Lieber, Sie sind wahnsinnig, weil Sie's nicht glauben; weil Sie immer zum Fenster hinausspringen, wie rasend in die Wälder laufen wollen. Daher mußte ich die Fenster vergittern, die Schloßpforten verriegeln und bewachen lassen; darum habe ich mich seit einigen Tagen von Ihnen entfernt halten müssen; darum muß ich selbst noch die Leute hier an der Thür draussen Wacht stehen lassen. Sie haben mich ja schon einmal tödten wollen, so wenig lieben Sie mich!“

„Was?“ rief Herr Le Blond: „Ich zum Fenster hinausspringen — ich Sie tödten wollen? — Mein Verstand läuft im Ring herum. Sagen Sie um Gotteswillen, wie könnte mir das einfallen?“

„Sie wollen mich also nicht mehr erschrecken?“

„Gewiß nicht, gnädige Frau.“

„Wollen nie wieder von Ihren alten Grillen sprechen, wenigstens sich vor Ihren Bedienten nicht mehr lächerlich machen, sondern Herzog, Gebieter, mein Gemahl, kurz alles das sein, was Sie wirklich sind?“

„Gnädige Frau!“ sagte der Blondin, und traute Augen und Ohren nicht: „Ich weiß zwar in der That nicht, was ich wirklich bin. Den Chaldäer hole der Kukuk! Aber ich bin Alles, was Sie aus mir zu machen für gut finden.“

Da schloß ihn die Herzogin in ihre Arme und drückte ihre schönen Lippen dankbar auf seinen Mund. Es strömte Fiebergluth durch alle seine Adern. Er vergalt schüchtern den Kuß und folgte ihr nun an ihrer Hand in die andern Zimmer.

Der Herzog.

Ein Gemach übertraf das andere an Pracht und Bequemlichkeit. So oft er aber behauptete, in seinem Leben dergleichen nicht gesehen zu haben, hielt ihm die Herzogin lächelnd-drohend die Hand auf den Mund. „Was haben Sie mir versprochen?“ rief sie dann, und er gehorchte willig.

„Ich begreife zwar die ganze Komödie nicht, die man mit mir spielt,“ dachte er bei sich selbst, sobald er, auf das weichste Ruhebett hingeworfen, einen Augenblick allein war: „weiß auch nicht, aus welchen Absichten man mit mir spielt; oder ob ich rase, oder ob der Nekromant, der verdammte Chaldäer, mich verzaubert hat? Inzwischen will ich den Ausgang des Dinges abwarten. Ewig kann es doch nicht währen. Oder“ — hier stockten seine Gedanken; denn er erinnerte sich betroffen, was ihm Herr Abubeker im Waldhause beim Kaminfeuer von einer Person erzählt hatte, der er einen Schatz gehoben, und die in einer vierwöchentlichen Ohnmacht gelegen, worin sie die schönsten Träume von der Welt gehabt zu haben behauptete. „Es wäre“, dachte er, „der tollste Streich von der Welt, wenn ich im Waldhause ohnmächtig auf der Matratze läge, und der gute Chaldäer neben meinem Bette, während ich hier ein Herzog zu sein glaube oder mit aller Gewalt sein soll. Gleichviel. Ich muß den Verlauf der Dinge abwarten.“

Er spielte in der That auf der Stelle seine Herzogenrolle sehr glücklich. Allein mit der schönen Herzogin, die er als Gemahl behandeln sollte, gerieth er jedesmal in Verlegenheit. Er wagte in Ehrerbietung kaum zu ihr aufzublicken. Nur ihre Zärtlichkeiten konnten ihn kühner machen.

Das Schloß war einsam gelegen, rings in einem ungeheuern Forst begraben, von aussen alt und verwittert, auf einem Felsen, mit Gräben umzogen, über welche eine Zugbrücke ging. Von innen sah man schmale dunkle Gänge, davon einige selbst am Tage mit Lampen erleuchtet werden mußten. Hingegen herrschte in allen Sälen, Zim-

mern und Gemächern fürstliche Pracht, verschwenderischer Reichthum, üppiger Ueberfluß an der Tafel. Die Dienerschaft war nicht groß. Drei männliche Bedienten und zwei weibliche, der Arzt und ein halbblinder Kastellan, Köche, Stallknechte, Hausknechte machten den Hofstaat aus.

Am meisten interessirte ihn die Herzogin. Er konnte nicht läugnen, daß sie sehr liebenswürdig sei, und bedauerte, freilich nur im Stillen, daß sie in dem unbegreiflichen Wahn beharrte, sie sei seine Gemahlin, und daß sie ihre zärtliche Vertraulichkeit einem Unwürdigen weihe. Aber, wie gesagt, er widersprach zuletzt gar nicht mehr, um sie nicht zu betrüben. Sie war ausgelassen lustig, wenn er gebieterische Miene gegen die Bedienten annahm und den Herzog von Melfi in aller Form darstellte. Sie gab ihm eigenhändig alle drei Stunden von der ihm verordneten Arznei ein, so sehr er auch dagegen protestirte und sich auf sein vollkommenes Wohlbefinden berief. Aber er mußte die Tropfen trinken, um seine reizende Gemahlin nicht zu betrüben. Auch schienen sie schon darum gut, weil sie ihm von ihrer zarten Hand gereicht wurden. Den alten Arzt überhäufte sie mit Lobsprüchen wegen der trefflichen Wirkungen seiner Kunst, an die niemand weniger als unser Herzog von Melfi glaubte. Denn mitten in allen unbegreiflichen Umgebungen fühlte er doch, der Irrthum müsse nothwendig auf der Seite der Andern sein, ob ihm gleich unerklärlich blieb, auf welche Weise er in diese Feenwelt gerathen sei.

Aber schon nach einigen Tagen hatte er sich an diese Feenwelt so ganz gewöhnt, als wäre er seit Kindesbeinen dieses prächtigen Müßiggangs theilhaftig gewesen. Seine Gemahlin schien sich von Tag zu Tag zu verschönern; und selbst Jacquelinens Andenken schien sich durch den Glanz der Gegenwart zu verdunkeln. Die Tage flossen in ungemeiner Schnelligkeit hin; man sang; man spielte Schach und Karten; man ließ sich die neuesten Werke der Dichter vorlesen; man ging auf die Jagd. Die Herzogin war eine treffliche Reiterin, und mit ihrer Flinte traf sie das aufsteigende Wild glücklicher, als der ungeschicktere Herzog, der sich beim Schiessen lange Zeit übel geberdete. Aber auch darin erwarb er bald Vollkommenheit, und seine Gemahlin hatte dabei nur einen neuen Triumph, indem sie standhaft behauptete, er wäre unter allen am Hofe der beste Schütz gewesen, und der König selbst habe ihm einst, bei Erlegung eines sechszehnendigen Hirsches im Park des Herzogs von Orleans, das Zeugniß gegeben, es komme ihm im Jagen keiner gleich.

Wenn der erstaunte Herzog von Melfi dergleichen hörte, pflegte er mit komischer Verziehung des Gesichts hinter den Ohren zu kratzen und zu denken: „Ich weiß leider kein Wörtchen davon. Aber daß ich ein vollkommener Narr geworden, das weiß ich sehr gut.“

Doch dergleichen wagte er nicht mehr laut zu sagen, um nicht auf die Stirn seiner schönen Nachbarin Wölkchen des Verdrusses zusammenzuziehen. Darum verstellte er sich, so gut er konnte, und bald ward ihm der eingeführte Ton Bedürfniß und Gewohnheit. Die Herzogin las ihm aus Briefen verschiedener Fürsten Glückwünsche zu seiner Genesung vor, und, was ihm von allem das Tollste schien, er mußte den Fürsten und Herzogen und Prinzessinnen, selbst dem König Ludwig dem Vierzehnten, für ihre Theilnahme danken, als wäre er längst mit ihnen bekannt gewesen. Seine Gemahlin lachte sich fast krank, wenn er einen seiner Briefe vorlas, worin die kaufmännische Schreibart des Spitzenhändlers mit dem Hofton des Herzogs von Melfi in Zwietracht oder Eintracht kam.

Das Geheimniß.

So verstrichen in dem Getändel einige Monate. Der Frühling erschien. Vögel sangen weit umher im Walde. Wiesen grünten. Felsen umspannen sich mit Blumen.

Da dachte der gute Blondin öfter an seine Jasminlaube und an Jacquelinen und die italienischen Lektionen. Es kam ihm zuweilen unbeschreibliche Sehnsucht, und quälte ihn mit Heimweh. Dann ward für ihn das Zauberschloß ein bunt geschmückter Kerker.

Aber, selbst wenn er diese Gefangenschaft hätte verlassen können, er würde es nicht gethan haben, weil er es nicht mehr konnte. Die verschlossenen Thore und aufgezogenen Brücken hielten ihn weniger, als sein Herz. Er liebte seine Gemahlin aufrichtig und von ganzer Seele, und in der That war sie sehr liebenswürdig durch ihr Gemüth. Noch mehr fühlte er sich an sie gefesselt, als sie ihm eines Morgens erröthend und selig gestand: ihre höchsten Wünsche wären erfüllt, Mutter zu werden. Von diesem Augenblicke an war sie ihm das Theuerste auf Erden; und wollte Jacquelinens Bild ihm zuweilen das Gegentheil beweisen, so suchte er sich loszureissen, wie von einer Erbsünde.

Auch die Herzogin schien, seit dem Geständniß, ihre Zärtlichkeit für ihn zu verdoppeln; aber in ihren Augen las er nicht selten unerklärliche Schwermuth, die mit jedem Tage sichtbarer ward. Oft starrte sie ihn lange und schweigend an, und brach dann plötzlich in lautes klagendes Schluchzen aus, und ihre Thränen schienen nicht aufhören zu können. Umsonst suchte er sie zu beruhigen, zu trösten, oder ihr die Ursachen ihres Kummers abzuschmeicheln. Sie blieb gleich, und suchte sich wegen ihres wunderlichen Betragens zu entschuldigen mit allerlei Vorwänden. Der Arzt, welchen der bekümmerte Gatte befragte, wiegte den Kopf lächelnd, und sagte: „Diese Schwermuth ist sehr erklärlich. Ihre Durchlaucht geruhen darüber ohne Besorgniß zu sein. Die Umstände Dero Frau Gemahlin bringen es nicht anders mit sich.“

Das schien Sr. Durchlaucht ein sehr vernünf-

tiger Grund zu sein. Wenn er aber die Herzogin, ihre Thränen, ihre Liebkosungen schärfer beobachtete, schien es, als wenn noch ein ganz besonderes Geheimniß auf ihrer Seele laste. Sie sagte sogar einmal die räthselhaften Worte: „Eben daß das Ziel meiner Wünsche erreicht ist, macht mich höchst glücklich und höchst traurig.“

Eines Abends, da sie ihren Gemahl fast nicht aus den Armen ließ, und Thränen und Fröhlichkeit bei ihr, wie Sonnenschein und Regen im Aprilwetter, wechselten, beschwor er sie von neuem, ihm das Räthsel ihres wunderlichen Betragens zu lösen. Er bat so dringend, daß sie endlich sagte: „Gut, Sie sollen es morgen erfahren.“ Vergebens forderte er das Geheimniß sogleich. Sie zog ihn zum Nachtessen, und bat ihn, im Glase Wein für diesmal seine Neugier zu begraben.

Als er erwachte, war das Geheimniß, welches ihm die Herzogin offenbaren wollte, der erste seiner Gedanken. Aber er erstaunte nicht wenig, sich auf einer Matratze liegend, in dem alten Zimmer mit zerrissenen Tapeten zu finden, wo er zuletzt mit dem Chaldäer gewesen. Im Kamin glühten noch einige Kohlen. Der alte Jäger in seinem abgetragenen Rock stand am Fenster, und kaum bemerkte er das Erwachen des Schläfers, lief er behend zur Thür hinaus, und rief: Herr Abubeker, er wacht!

Der Chaldäer trat nach einigen Augenblicken ins Zimmer, und seine erste Frage war: „Wie befinden Sie sich?“

„Ganz leidlich; der Kopf ist nur ein wenig betäubt!“ sagte Le Blond: „Aber vor allen Dingen erklären Sie mir: wo bin ich? welches Teufelsspiel treiben Sie mit mir?“

„Wo sollten Sie anders sein, als in Valerien des Anges?“

„Wo ist mein Schloß, meine Gemahlin, die Herzogin von Melsi? Wo sind meine Bediente?“

Der Chaldäer lachte laut auf: „Es scheint, Sie leben noch in Ihren Träumereien. Aber Scherz bei Seite. Nehmen Sie diese Tinktur; die wird Ihnen alle Kräfte wiedergeben. Denn es ist kein Spaß, über drei Monate bewußtlos da zu liegen. Wir haben viel Noth mit Ihnen gehabt. Hier nehmen Sie diese Tinktur; trinken Sie!“

Der Blondin wollte sich anfangs weigern, aber da der Chaldäer fest versicherte, eher würde er ihm keine Antwort geben, trank er. Es floß wie Feuer durch seine Kehle. „Nun sagen Sie mir,“ fuhr der Blondin fort, „wo ist die Herzogin, meine Gemahlin? Ich will schlechterdings zu ihr!“

„Herr Le Blond,“ antwortete der Chaldäer mit der ihm eigenen Trockenheit, „besinnen Sie sich, wo Sie sind, warum Sie hier mit mir ankamen? Machen Sie sich nicht etwa lächerlich, indem Sie aus Träumen reden, wie ein Wahnsinniger. Was wollen Sie mit Ihren Schlössern, Bedienten und Herzoginnen? Vielmehr habe ich das vollkommenste Recht, Ihnen wegen der Angst Vorwürfe zu machen, die Sie mir durch eine Ohnmacht verursachten, an der Sie selbst Schuld waren, weil Sie mich nicht mit aller Offenherzigkeit behandelten. Ich hatte Sie ja mehr als einmal ernst genug dazu aufgefordert und vor der schlimmen Folge gewarnt. Warum thaten Sie mir das?“

„Scherzen Sie doch nicht, Herr Abubeker!“ rief der Blondin halb unwillig: „Wo ist das alte Schloß Charmes? wo die Herzogin von Melsi, meine Gemahlin?“

Der Chaldäer schüttelte unzufrieden den Kopf und sagte nach einer Weile: „Es gibt in Frankreich keine Herzogin von Melsi, kein Schloß Charmes. Wie kamen Sie, als Seidenhändler, zur Hand einer Prinzessin? Was denken Sie denn? Die ruhige Ueberlegung eines Augenblicks könnte hinreichen, Sie von Ihrem Wahn zu überzeugen.“

„Aber ich habe ja noch Briefe vom Herzog von Orleans, vom Herzog von Guimené, von der Herzogin von Nemours, von — von — ja, vom König selbst!“

„Wo haben Sie sie denn?“

Der Blondin sah sich um. Er lag auf der Matratze, und zwar in seinen Reisekleidern, die er von Namur mitgenommen. Er rieb sich die Augen, rieb sich die Stirn und sprang auf. Eben ging die Sonne unter.

„Was ist denn das?“ rief Le Blond: „Ist's jetzt Morgen oder Abend?“

„Abend ist's!“ erwiederte der Chaldäer.

Der Blondin schüttelte den Kopf, er war irre an sich und der Welt. Er ging nachdenkend im Zimmer auf und ab; blieb wieder stehen; untersuchte seine Taschen; und da er gar keine Spur vom herzoglichen Zustande weder um noch an sich erblickte, rief er: „Was ist denn Blendwerk? Wo ich bin oder wo ich war? Sie werden mir doch nicht weis machen wollen, daß ich länger als ein Vierteljahr regelmäßig träumte, wie ich alle Tage aß, trank, schlief und wieder aufstand?“

„Und Sie, mein Herr,“ versetzte der Chaldäer endlich mit hörbarem Verdruß in der Stimme, „und Sie werden mir doch nicht zumuthen, mich mit Ihnen um den Inhalt Ihrer Träume zu zanken? Denken Sie von Ihrem Zustande, was Sie wollen; aber danken sollten Sie mir, daß ich Sie aus Ihrer Ohnmacht rettete.“

„Ihnen danken? Nein, Herr Abubeker, Sie verrechnen sich. Es ist eben nicht ergötzlich, aus einem Herzog von Melsi Seiden- und Spitzenkrämer zu werden.“

„Gut, Herr Le Blond, ich widerspreche nicht mehr,“ sagte der Chaldäer trocken, „aber meine Zeit ist kostbar. Der Wagen ist angespannt; wir müssen einsitzen, nach Namur zurück. Ist's gefällig, so folgen Sie mir.“

„Keineswegs, nicht von der Stelle, bis ich weiß, wo ich bin. Das Schloß Charmes und meine Gemahlin können nicht weit von hier sein.“

„Wenn Sie daran glauben, Herr Le Blond,

so bleiben Sie in diesem Walde. Ich meines Theils reise ab nach Namur. Leben Sie wohl.“

Der Chaldäer machte in der That Miene, davon zu gehen. Es schien dem Blondin nicht räthlich, allein zurückzubleiben in unbekannten Gegenden. Er rief dem Reisegefährten zu, der schon die Thüre öffnete: „He, Herr Abubeker, ein Wort. Was ist denn aus dem Schatz geworden, den wir heben wollten?“

„Davon läßt sich im Wagen sprechen, wenn Ihre Sinne besser entwirrt sein werden.“

Der Blondin schüttelte mißvergnügt den Kopf und folgte dem Chaldäer. Der Wagen stand in der That vor dem Waldhäuschen angespannt, Bediente vorn und hinten auf. Man setzte sich ein, und die Pferde flogen durch Wald und Nacht leichtfüßig davon.

Trennung.

Der Blondin seufzte tief im Stillen, als er neben seinem Zauberer da saß, der gar keine Neigung zu haben schien, das Schweigen zu brechen. Das flüchtige Fuhrwerk schien ihn in Schlaf einwiegen zu wollen. Herr Le Blond machte inzwischen über diese Flüchtigkeit zwei wesentlich wichtige Bemerkungen. Die eine bestand in der Vermuthung, daß der Schatz, wenn er gehoben wäre und im Wagen läge, keine allzu große Last sein müsse. Die Andere, daß Herr Abubeker seinen Zauber bei allem dem in guter Ordnung haben müsse, da man während der Nacht mehrmals Pferde wechselte, die schon alle bereit standen und die Fortsetzung der schnellen Reise kaum einige Minuten unterbrachen.

„Jetzt auf den Schatz zu kommen,“ sagte der Blondin, „wie ist's dem ergangen? Haben wir ihn gehoben?“

„Allerdings!“ erwiederte der Chaldäer sehr schläfrig: „Er ist durch Ihre Ohnmacht nicht so beträchtlich ausgefallen, als ich erwartete; aber doch bedeutend genug, Ihnen Zeitlebens bequeme Tage zu machen.“

„Wieviel beträgt er etwa?“

„Ich weiß nicht.“

„Haben wir ihn im Wagen?“

„Ja wohl!“ sagte gähnend der Chaldäer: „Aber wenn Sie erlauben, ich bin des Schlafs bedürftig. Ich werde es Ihnen recht sehr danken, wenn Sie mir einige Stunden Ruhe gönnen. Denken Sie inzwischen nach, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen.“

Abubekers Schläfrigkeit kam dem guten Blondin zu sehr ungelegener Stunde. Er suchte den Reisegefährten durch allerlei Bemerkungen und Fragen munter zu erhalten.

„Das ist schon entschieden!“ sagte Herr Le Blond: „Habe ich den Schatz, so reise ich so lange die Kreuz und Queer durch Frankreich, bis ich mein Schloß Charmes und meine Gemahlin wiedergefunden habe.“

„Das sicherste Mittel, mein Herr, daß Ihnen das Geld wieder aus dem Kasten verschwindet. Denn Ihr guter Genius gab es Ihnen nicht, daß Sie es für einen Traum verschwenden. — Es thut mir leid um die Mühe, die ich mir für Sie gab. Denn schon jetzt haben Sie durch Ihre thörichten Entschlüsse einen Theil davon eingebüßt. Sie sollen, was Sie haben, mit Weisheit anwenden.“

Herr Le Blond gerieth bei dieser Erklärung in eine kleine Verlegenheit. „Was nennen Sie denn mit Weisheit anwenden, wenn ich fragen darf?“

„Sie lieben die Tochter des Generals in Namur — wie heißt er doch gleich?“

„Mein Gott!“ schrie der Blondin: „davon kann ja die Rede nicht mehr sein. Ich bin ja schon vermählt. Ich bin nahe daran, Vater zu werden.“

„Ach, schweigen Sie!“ fuhr der Chaldäer heftig auf: „Sie bringen mich mit Ihrer lächerlichen Träumerei in Wuth. Und ich sage Ihnen, durch dies Wort haben Sie abermals einen beträchtlichen Theil Ihres Schatzes verloren. Werden Sie nicht vernünftiger, so kündige ich Ihnen an, daß Sie Alles und endlich auch selbst mich verlieren.“

Der Blondin schwieg. Der Mann war ihm immer ein Räthsel gewesen; jetzt ward er ihm verdächtig. Er fing an sich zu überreden, der Chaldäer habe mit ihm ein Späßchen getrieben, aber keineswegs einen Schatz heben wollen. Nur konnte er nicht wohl begreifen, warum der Abenteurer sich den Spaß so viel Geld kosten ließ. Auch sein Aufenthalt zu Charmes, der nun schlechterdings zum bloßen Traum gemacht werden sollte, war ihm mehr als Spaß. Er hätte die Unterredung gern fortgesetzt, aber aus dem Schnarchen des Chaldäers schloß er, daß auf mancherlei Anfragen keine Antwort erfolgen würde.

Als nach einer halben Stunde — der Morgen graute schon — der Wagen hielt vor einem Haus neben einer Brücke, um frischen Anspann zu nehmen, gähnte der Chaldäer mächtig auf; doch schien er wieder in den Schlaf zurückkehren zu wollen. Der Blondin konnte sich nicht länger halten, stieß den Nachbar an und sagte: „Offenherzig gesprochen, Herr Abubeker, ich habe Alles wohl überlegt und erwogen; haben Sie mit mir Scherz spielen wollen, oder treiben Sie noch jetzt Scherz mit mir? Halten Sie mich denn in allem Ernst für albern genug, zu glauben, daß ich ein Vierteljahr lang habe ohnmächtig liegen, habe träumen können . . .“

Der Chaldäer pfiff sich ein Morgenlied, um nichts zu hören. Der Blondin aber fuhr ganz ruhig fort: „Sie überreden mich in Ewigkeit nicht. Denn ich bin jetzt im Stande, Ihnen den unwidersprechlichsten Beweis zu geben, daß ich wirklich wachend in Charmes war, wirklich der Gemahl der Herzogin . . .“

Herr Abubeker ließ ihn nicht ausreden, sondern donnerte ihn heftig an, aber in einer wildfremden Sprache, von welcher der Blondin kein Wort verstand.

„Sprechen Sie auch, damit ich Sie verstehe!“ sagte der Blondin.

„Sie haben Recht; ich vergaß mich, Herr Le Blond!“ sagte der Chaldäer, und rückte näher an ihn, und fuhr mit zorniger, doch gedämpfter Stimme fort, indem er Le Blonds Hand mit Heftigkeit drückte: „All mein Warnen und Reden war nun bei Ihnen vergebens. Sie haben sich um einen Theil Ihres Glücks gebracht. Hüten Sie sich, wenn Sie nicht Alles einbüßen wollen. Ich muß Sie auf andere Weise behandeln. Hören Sie mich aufmerksam an! Vergessen Sie Ihren Traum. Lassen Sie in Ihrem ganzen Leben von dessen närrischem Inhalt keine Silbe über Ihre Lippen kommen, weder gegen mich von diesem Augenblick an, noch gegen irgend einen andern Menschen; noch schreiben Sie davon eine Zeile, noch malen Sie davon. Genug, begraben Sie in Vergessenheit Ihre Träumerei. Unter dieser Bedingung sehen Sie mich einst wieder und Ihr Glück, sonst nie.“

Bei diesen Worten öffnete sich die Thür des Wagens; der Chaldäer stieg ab, und im gleichen Augenblick stieg ein breitschulteriger, starker Kerl ein, setzte sich ohne Feierlichkeiten neben den Blondin, und der Wagen rollte über die Brücke schnell davon.

Herr Le Blond machte zu dem neuen romanhaften Streich große Augen; noch mehr, als der neue Reisegefährte eine Pistole hervorzog, und sagte: „die ist scharf geladen!“ — dann ein langes Messer hervorzog und sagte: „das ist sehr scharf; wollen Sie die Spitze mit dem Finger prüfen?“

„Ich habe gar keine Neigung dazu, mein Herr,“ sagte der bestürzte Le Blond; „und glaube Ihnen gern auf Ihr Wort. Wozu aber diese Umstände?“

„Beim ersten Schrei, den Sie thun,“ versetzte der Reisegefährte, „bei der ersten verdächtigen Bewegung, die Sie machen, habe ich die Ehre, Ihnen dies Messer zwischen die Rippen zu stoßen oder die Kugel durch den Kopf zu jagen. Es thut mir unendlich leid, daß wir Beide in so gespannten Verhältnissen leben müssen. Zu Ihrer eigenen Sicherheit muß ich Sie bitten, sich gefälligst die Augen von mir verbinden zu lassen, bis es mir erlaubt sein wird, sie Ihnen wieder zu öffnen.“

„Aber — aber warum das?“ fragte der Blondin erschrocken.

„Weil Sie mein Gefangener sind!“ antwortete der fürchterliche Nachbar, und zog ein Tuch hervor. „Ist's gefällig?“ fuhr er fort, und spielte mit der Dolchspitze um Herrn Le Blonds Brust.

Wider eine so dringende Einladung ließ sich im Grunde nicht viel sagen. Der Blondin neigte sein Haupt verzagend dem Tuch entgegen, und schnell genug waren ihm die Augen so fest zugeschnürt, daß er auch keinen Schein des Tages mehr wahrnahm.

Nun hatte unser Abenteurer gut Ueberlegungen anstellen; denn der Nachbar schien stumm geworden zu sein, und antwortete auf keine Frage. Höchstens bot er von Stunde zu Stunde Wein und kalte Küche. Herr Le Blond bereute bald, sich mit dem Chaldäer jemals eingelassen zu haben, bald bereuete er, daß er sich dessen Zorn zugezogen, wodurch er auch des Schatzes verlustig geworden. Er gedachte vielmals der letzten Worte Abubekers, und beschloß in seinem Herzen, dessen Befehl zu erfüllen. So blieb ihm wenigstens Hoffnung, den Wundermann irgend einmal wieder zu sehen. Denn so ganz natürlich ging's mit diesem doch nicht zu.

Ich weiß nun eben nicht, wie lange die Reise dauerte; denn der Blondin, welcher weder Tag noch Nacht unterscheiden konnte, wußte es selbst nicht. Er wachte, schlief dazwischen, träumte, wachte wieder, und fand die Reise sehr lang, weil sie langweilig war. Am meisten quälte ihn, zu wissen, was aus ihm werden solle, wohin es mit ihm ginge? Darauf artwortete aber der Nachbar nie.

Alles auf dem alten Fleck.

„Steigen Sie aus, wenn ich bitten darf!“ sagte der Nachbar.

Herr Le Blond gehorchte. Der Nachbar, wie gewöhnlich, war ihm dazu behilflich. Er stand auf festem Boden, ohne zu wissen wo, und erwartete, was weiter geschehen solle? Da hörte er den Wagen hinter sich wegfahren. Doch blieb er mißtrauisch still. Als aber nach einer ziemlichen Weile der Nachbar sich nicht vernehmen ließ, redete ihn Herr Le Blond an. Keine Antwort. Es kam ein anderer Wagen; der rollte aber vorbei. Er wagte endlich die Binde etwas zu lüpfen. Der Dolch des Nachbars ließ sich deswegen nicht zwischen den Rippen verspüren. Er riß das Tuch von den Augen; er sah darum nicht heller. Alles schwarz und dunkel. Der gute Blondin fürchtete in allem Ernst blind geworden zu sein, wenn er sich nicht umgewendet und erleuchtete Fenster von einer langen Reihe Häuser gesehen hätte. Er betrachtete die Gegend genauer. Es war die wohlbekannte Hauptstraße von Namur, in der er wohnte; ja er stand vor dem großen, prächtigen Hause des Oberamts-Präsidenten, und zwar vor seinem eigenthümlichen Seiden- und Spitzenladen, der aber verschlossen war, weil es Mitternacht sein mochte. Der Reisewagen des Chaldäers und die gefährliche Gesellschaft darin waren verschwunden.

Nach langem Pochen öffnete der schlaftrunkene Ladenhüter des Herrn Le Blond die Thür, nicht wenig verwundert und erfreut, seinen Gebieter wieder zu begrüßen; nahm den Reisekoffer, der

vor der Thür auf der Straße stand, und erzählte im Hinterstübchen alle Laden- und Stadtneuigkeiten, die er wußte, und nach welchen der Blondin durchaus nicht begierig war.

Folgendes Morgens — man könnte sagen, folgendes Mittags, denn Herr Le Blond, von seinen Abenteuern und Reisen ermattet, that einen festen Schlaf — war alles wieder auf der alten Stelle: das Hinterstübchen, die Aussicht auf die Jasminlaube, jeder Tisch, jeder Stuhl, jeder Schrank. Der Blondin rieb sich die Augen — es stand Alles beim Alten. Das Vergangene glich einem Traum; nichts war erklärlich darin; die Geschichte mit dem Herzogthum zu Charmes am allerwenigsten. Es war, so kam's dem Blondin vor, bloße Gaukelei und Teufelei, der vorgebliche Chaldäer entweder der Beelzebub in eigener Person, oder ein Schwarzkünstler, der ihn vermuthlich zu irgend einem Hexenstückchen gebraucht hatte. Er packte mit einiger Neugier seine Reisekiste aus; drei alterthümliche blinde Goldstücke lagen oben auf den Kleidern. Er wühlte begierig weiter, denn er hielt sie für Vorboten eines darunter liegenden Schatzes; aber nichts weiter gab's. Alles Uebrige lag in derselben Ordnung unversehrt, wie er es eigenhändig auf der gleichen Stelle im Hinterstübchen eingepackt hatte den Abend vor der Abreise mit dem Chaldäer nach St. Valerien des Anges.

Nicht Alles auf dem alten Fleck.

Er that einen tiefen Seufzer. Ausser den drei alten blinden Goldstücken und den fünftausend Livres, die ihm der Chaldäer vor der Abreise im Wirthshause gegeben, hatte er nichts von dem ganzen Abenteuer. Was war da zu thun? Er mußte es sich gefallen lassen, wieder in den Spitzenladen zu treten, und auf die Kundinnen zu warten, die sich aber während seiner Abwesenheit ganz verloren zu haben schienen.

Je weniger er im Laden zu thun hatte, je fleißiger lag er im Hinterstübchen am Fenster, um die geliebte Jacqueline zu erblicken. Sie kam aber nicht zum Vorschein. Er ging des Tags zwanzigmal in das Gärtchen und in die Jasminlaube, um sich zu zeigen. Alles umsonst. Jacqueline blieb unsichtbar. Aber je öfter er zur Laube kam, je mehr verschwand aus seiner Phantasie das Bild der Herzogin von Melfi; je lebendiger erwachte die Erinnerung an die reizende Jacqueline, an die Seligkeit der Lehrstunden, an die Thränen und Gelübde der ewigen Treue. Mit seiner ewigen Treue hatte es freilich eigenes Bewandtniß gehabt im Schlosse Charmes, das fühlte er wohl selbst; und er fürchtete sich, daß Jacqueline ihm wohl ungefähr auf ähnliche Weise Treue gehalten habe. Dann pflegte ihm selbst recht sehr daran zu liegen, seine ehemalige Herzogenschaft für einen Fiebertraum zu halten, wiewohl sein zartes Gewissen ihm bemerkbar machte, daß auch Untreue im Traume Untreue sei.

Am Abend lief er zwanzigmal die Straße St. Fiacre auf und ab, und beobachtete alle Fenster des großen Hauses, in welchem die Geschwister Buonvicini von Milano wohnten. Aber seine Entdeckungsreisen blieben vergebens. Er sah die schöne, mit jeder Stunde wieder von ihm heißer geliebte Jacqueline nicht.

Am folgenden Tage ward es noch schlimmer. Denn auf sein banges Nachforschen um den General de Faro und dessen Familie erfuhr er — fast wäre er in Ohnmacht gesunken — der Herr General sei schon vor mehrern Wochen von Namur abgereiset, vermuthlich nach Italien, und seine gesammte Haushaltung habe ihn begleitet.

Er lief mit dieser entsetzlichen Botschaft ins Hinterstübchen, warf sich auf sein Bett und weinte wie ein Kind. Nun erst fühlte er, was ihm die göttliche Jacqueline gewesen, da er sie ohne Hoffnung verloren. Sein Leben war zerrissen. Er verfluchte sein Schicksal und nebenbei den gottlosen Chaldäer, der ihn um seine Treue, um seine Kunden im Spitzenladen, um sein Herzogthum und um Jacquelinen gebracht hatte.

Doch kann man auch nicht immer weinen und fluchen. Der arme Blondin ging wieder in alter Weise seinen kleinen Handelsgeschäften nach, verschloß Gram und Sehnsucht in sich, und schlich ohne Trost, ohne Freude, ohne Freund umher, wie ein Lebensmüder. Von seinem Abenteuer mit dem Chaldäer offenbarte er keinem Menschen, so oft ihn auch wohl Bekannte fragen mochten, wo er während der mehrmonatlichen Abwesenheit gewesen? Er wußte ohnehin selbst nicht, was er von dem Vorfall halten sollte. Denn er vernahm von allen Seiten her, weil er bei Gelehrten und Ungelehrten nachspürte, daß es keinen Herzog und keine Herzogin von Melfi, kein Schloß Charmes, ja nicht einmal ein sogenanntes St. Valerien des Anges gebe. Der Chaldäer war ein Windbeutel vom Hause aus, und hatte sich in seiner Zauberwelt eine ganz eigene Geographie gemacht.

Nach sechs Wochen hatte der Blondin, nur die göttliche Jacqueline nicht, sonst alles ziemlich vergessen, da begegnete ihm wieder ein

---

Chaldäerstreich.

Er bekam nämlich eines Morgens vom Briefträger, unter andern Handelsbriefen, einen mit der Aufschrift: Herrn de Blond de Laure. Stadt, Straße und Haus, selbst sein Vorname, waren so richtig angegeben, daß der Brief keinem Andern angehören konnte, als ihm. Daß man ihm aber sein le in ein vornehmes de verwandelt hatte, befremdete ihn nicht so sehr, denn das konnte für einen Schreibfehler gelten. Allein der Zusatz de Laure machte ihn doch stutzen. Er erbrach den Brief. Er war datirt vom Landhaus

de Laure bei Gaillac, im Gouvernement Languedoc. Der Verfasser des Briefes unterschrieb sich Martin Crispin, allerunterthänigster Diener und Verwalter des gnädigen Herrn. Der Inhalt war ungefähr folgender: Da Herr St. Valerien des Anges das herrliche Gut de Laure, sammt allen Ländereien und dazu gehörigen Rechtsamen, für Herrn de Blond gekauft habe, wolle sich der bisherige Verwalter seinem neuen Gebieter unterthänigst zu Gnaden empfehlen, und bitten, daß ihm seine hohe Herrschaft ihr Zutrauen gewähren möge. Alle Dienerschaft auf dem Gute wünsche nichts sehnlicher, als den gnädigen Herrn bald daselbst persönlich verehren zu können. Auch frage der unterthänige Martin Crispin an, ob er dem gnädigen Herrn, falls er sich nicht so bald nach de Laure bemühen würde, die einlaufenden Gelder vierteljährlich in guten Wechseln übermachen müsse?

Herr Le Blond las den Brief wohl zehnmal. Endlich warf er ihn auf die Seite und sagte: „Der Martin Crispin ist ein Narr!“ — Inzwischen machte ihm doch der Name des Herrn St. Valerien des Anges viel Nachdenken, der das Landgut für ihn gekauft haben sollte. „Steckt etwa der Chaldäer dahinter, und will er mir einen neuen Streich spielen in seiner Manier?“ fragte der Blondin. „Nicht also, Herr Abubeker! Diesmal bekommen Sie mich nicht wieder in Ihr Teufelsgarn.“ — Er legte den Brief zu den drei alten, blinden Goldstücken.

Acht Tage nachher kam abermals ein ziemlich dicker Brief. Es war ein alter, Form Rechtens ausgefertigter Kaufbrief vom Gut de Laure, worin Käufer und gegenwärtiger Eigenthümer Herr Le Blond genannt ward; dabei lagen dankbar ausgestellte Quittungen für die baar durch Herrn Le Blond an den ehemaligen Besitzer geschehenen Zahlungen. Bei diesen Papieren fand sich ein kleiner Zettel, auf welchem die Worte standen:

Mein Herr!

Hier haben Sie den in eins der angenehmsten und einträglichsten Landgüter verwandelten Schatz. Genießen Sie mit Schweigen.

Abubeker.

Der Blondin hatte durchaus keine Ursache, an der Aechtheit des Kaufbriefes zu zweifeln; dennoch traute er dem Chaldäer nicht. Der jährliche Zins allein von dem Gute in Languedoc betrug ja mehr, als gegenwärtig sein ganzes Vermögen und Waarenlager in Seidenzeugen und Spitzen. Wie hätte der Chaldäer zur Verschenkung so ungeheurer Summen kommen sollen? Welche Absicht konnte der räthselhafte Mann dabei haben? Denn das wollte, trotz allen schon gemachten Erfahrungen, dem Herrn Le Blond nicht in den Kopf, daß der hagere, gelbe Freund Abubeker mit seinen funkelnden Augen aus Chaldäa gekommen, dreihundert und zwölf Jahre alt sei, und in Gottes Welt umher fahre, um irgend einer guten Haut einen verborgenen Schatz zuzuweisen. Das wäre ein Handwerk neuer Art gewesen.

Gar vorsichtig zog er links und rechts Erkundigungen vom Gouvernement Languedoc, der Stadt Gaillac und den Ländereien von de Laure ein. Und da sich das Dasein dieser Güter nicht länger bezweifeln ließ, wollte er noch über die Aechtheit des zu Gaillac ausgestellten Kaufbriefes Sicherheit. Er wandte sich also eines Tages ohne Umstände an den Oberamtspräsidenten, in dessen Hause er wohnte, erzählte demselben, wie er eine beträchtliche Erbschaft von einem Vetter in Ostindien oder dergleichen gemacht, sich dafür die Güter zu de Laure gekauft habe u. s. w. Der Oberamtspräsident, welcher den Blondin bisher kaum als Miethsmann einiger Aufmerksamkeit werth geachtet, horchte mächtig auf, da er von den Reichthümern des jungen Mannes hörte. Es kam darauf an, die Aechtheit des Kaufbriefes zu prüfen. Der Oberamtspräsident nahm den Pergamentbrief, verglich Siegel, Unterschriften, machte einen freundlichen Bückling, nannte ihn erst „mein Freund“, dann, wie er das Pergament noch einmal betrachtet hatte, „mein bester Herr Le Blond“, dann, da er die Kaufsumme noch einmal las, „Herr de Blond“, und endlich, da er die Reihe wichtiger Rechtsame durchschaute, welche an den Ländereien hafteten, „Herr de Laure“.

Der Blondin ahnete schon aus dieser von Minute zu Minute sich steigernden Artigkeit des Oberamtspräsidenten, daß der Chaldäer ehrlich zu Werke gegangen sei. Man bat ihn, sich niederlassen zu wollen. Man fragte, wie er zu der seltsamen Grille käme, den Spitzenhandel auch nur eine Stunde länger fortzusetzen? Man ersuchte ihn dringend, seine Besuche zu wiederholen; der Präsident bot ihm ein ganzes, noch unbewohntes Stockwerk seines Hauses, Küche, Keller, Stallung, Equipage an.

Das Gerücht von der großen Erbschaft des Blondin lief bald durch ganz Namur; der Seiden- und Spitzenvorrath ward in Bausch und Bogen verkauft; Glückwünsche kamen von allen Seiten, Einladungen in die besten Häuser, wo irgend eine vormalige schöne Kundin wohnte; die halbe Stadt behauptete, mit ihm verwandt zu sein.

Aber das alles machte ihn nicht glücklicher. Was bisher das Hauptgeschäft seines Lebens war, Geld zu sammeln, ward ihm, nun er sich, wie durch einen Zauberstab, an das glänzende Ziel versetzt fand, ganz gleichgültig. Nur Jacqueline lag ihm im Sinn. Er wäre gar zu gern, mit der Grammatik unterm Arm, wieder Sprachmeister bei ihr geworden. In Namur mochte er nicht bleiben. Er beschloß, den General de Fano in allen Welttheilen aufzusuchen, und sollte er darüber wieder zum armen Manne werden.

Nach de Laure.

Will man Reisen in alle Welttheile machen, muß man Geld haben. Der Blondin verließ Namur, um sich zuerst der Kassen seines unterthänigen Martin Crispin zu versichern.

Seine Reise war ohne Abenteuer, obgleich er sich unterwegs oft aus dem Wagen legte, um sich nach dem Schlosse Charmes umzusehen. Er hatte schon die Provinz Languedoc erreicht, und fuhr noch Abends von Alby weg, einer anmuthigen Stadt auf der Höhe, um einige Meilen gegen Gaillac zu kommen, als ihm da das unverhofftste aller Abenteuer zustieß.

Er war nämlich ausgestiegen, eine Höhe zu Fuß zu ersteigen, während der Wagen langsam nachfuhr. Da kam auf der Landstraße den Berg herab ein vierspänniger Wagen, von einigen Reitern begleitet, Alles im schnellsten Trab. Der Blondin hatte kaum Zeit, auf die Seite zu springen. Indem er den flüchtigen Blick auf die Reisenden im Wagen warf, erkannte er oder glaubte er zu erkennen, was er in Ewigkeit nicht beisammen vermuthet hätte. Da saß der gelbe, hagere Chaldäer im tiefsten Gespräch verloren neben der wunderlieblichen Jacqueline. Er stand wie versteinert; rieb sich die Augen, denn es wollte dunkel vor ihnen werden; sah wieder auf, aber nun sah er gar nichts mehr; denn Wagen, Jacqueline, Chaldäer, Roß und Mann waren verschwunden, wie ein Luftbild. Da er das Luftbild aber noch in der Ferne über den steinigen Weg rasseln hörte, machte er geschwind links um, den Berg hinab, an seinem Wagen vorbei. Seinem Kutscher rief er nur zu, sogleich nach der Stadt Alby umzukehren. Das Umwenden der Kutsche auf der Bergstraße war eben so leicht nicht. Während dazu mit großer Noth die Versuche geschahen, hatte der Blondin schon den Fuß des Hügels erreicht. Die Reisenden aber wurden von ihm nicht mehr erblickt. Desto unbändiger lief er, bis er athemlos an einem Maulbeerbaum niedersank.

Indem jagten einige andere Reiter daher, an ihm vorüber, kehrten wieder um, da sie ihn erblickten, und fragten, ob ihm in der Gegend ein Wagen begegnet wäre, worin ein Herr mit einem Frauenzimmer gesessen?

„Allerdings!“ rief Le Blond, der nun seinerseits auch fragen wollte. Allein die Reiter liessen ihn nicht zu Worte kommen. Man sah ihnen Angst, Zorn und Eile an. „Hat die Dame geschrien?“ fragten sie.

„Keineswegs.“

„War ihr der Mund verknebelt?“

„Ich glaube nicht.“

„Machte sie keinen Versuch, ihrem Entführer zu entrinnen?“

„Entführer?“ stammelte der Blondin, und verlor fast das Bewußtsein.

„Wohin sind sie?“

Der Sprachlose zeigte nur mit der Hand nach der Weltgegend, und die Eilfertigen sprengten davon.

„Also entführt von dem Chaldäer!“ seufzte der Blondin, und stieß alle Verwünschungen gegen denselben aus, die ihm eifersüchtige Wuth einflößen konnte. Zwar fiel ihm bei, daß eigentlich ein dreihundert- und zwölfjähriger Liebhaber kein gefährlicher Nebenbuhler sein sollte; aber wer kann einem Hexenmeister trauen?

Sobald sein Wagen herbeikam, warf er sich hinein, und nun gings wie geflügelt nach Alby. Es fing schon an zu dämmern, als man in die Stadt einfuhr. Nun war die Frage, wohin weiter in der Nacht?

„Ins Wirthshaus!“ sagte der Blondin, der unterdessen zur Ueberlegung gekommen war. Denn Thorheit schien es ihm, in fremdem Lande, in dunkler Nacht umher zu reisen. Er hoffte dafür in Alby über Jacquelinen, oder ihren Vater oder den gottlosen Chaldäer etwas zu erfahren.

Er erfuhr aber nichts, ungeachtet er sogar in ein öffentliches Konzert ging, welches den Abend gegeben ward, und wo er alle seine Nachbarn befragte und von einer Entführung erzählte.

Die letzte Erscheinung des Chaldäers.

Er legte sich gramvoll ins Bett. Von der Reise ermüdet, schlief er bald ein. Aber noch graute der Tag kaum, so weckte ihn ein heftiges Rütteln. Er schlug die Augen auf, und sah zwischen seinen beiden Bedienten, welche in Nachtkleidern, schlaftrunken mit brennenden Kerzen vor seinem Bette standen, den Chaldäer. Der Chaldäer winkte; die Diener setzten die Kerzen auf den Nachttisch und entfernten sich.

„Herr Le Blond, ich versprach Ihnen, Sie noch einmal zu sehen!“ sagte der Chaldäer.

„Es ist mir sehr angenehm,“ erwiederte der Blondin, der die ganz unerwartete Erscheinung wie ein Gespenst anstarrte; „aber, Herr Abubeker — —“

„Still! Ich heiße hier nicht Abubeker, sondern unter den Franzosen trage ich einen französischen Namen. Ich heiße jetzt St. Valerien des Anges.“

„Ganz wohl, Herr St. Valerien des Anges; aber — —“

„Ich habe mein Werk an Ihnen vollbracht, Herr Le Blond. Jetzt reise ich nach Island, um mir an den Flammen des Hekla den Stein der Weisen zu pulvern.“

„Vortrefflich, Herr St. Valerien des Anges; aber erlauben Sie mir nur eine Frage: muß das Fräulein de Fano auch beim Pulvern helfen?“

„Welche Thorheit!“

„Aber Sie haben meine Geliebte entführt. Nehmen Sie alle meine Schätze wieder, und geben Sie mir Jacquelinen.“

„Ich das Fräulein entführt? Wer sagt Ihnen das?“

„Mein linkes und rechtes Auge. Sie jagten gestern auf der Straße mit ihr an mir vorbei.“

„Unnütze Eifersucht. Ich führte sie Ihnen zu. Ich bin mit einer Fee vermählt auf dem Kaukasus. Ihren bösen Argwohn sollte ich strafen, wenn ich zürnen könnte. — Doch meine Zeit ist kurz. Ihr Glück ist gemacht. Genieſſen Sie es als ein Weiser. Reden Sie nie von Ihrem Traum, nie davon, wie Sie zu dem Landgut de Laure gekommen sind. Schwätzerei brächte Ihnen den Tod. Verstehen Sie mich? — In dem Augenblick, da Sie dies Gebot übertreten, wird Sie auf meinen Wink, und wäre ich tausend Meilen von Ihnen, einer meiner Dienstgeister ergreifen, durch alle Lüfte davon schleppen und in den brennenden Kessel des Hekla hineinwerfen.“

„Ich möchte ihn nicht bemühen. — Aber Jacqueline?“

„Sie weiß jetzt, daß Sie hier in der Stadt sind.“

„Woher wußten Sie's denn?“

„Hätte es mir nicht meine Kunst gesagt, so müßte ich's auch schon im Konzert gewußt haben, wo ich Sie sah.“

„Und Jacqueline? wo ist sie?“

„Geduld! Folgen Sie der Einladung, die heut an Sie kommen wird. Leben Sie wohl. Sein Sie durch Schweigen glücklich.“

Der Chaldäer ging davon.

Herr Le Blond war ausser sich. Er sprang aus dem Bette, warf einige Kleider um, rief die Bedienten, schickte sie dem Chaldäer nach, um zu erfahren, ob er vielleicht und wohin er, und ob er etwa mit einem Frauenzimmer verreise. — Ungeachtet der Blondin an das Wort des übernatürlichen Mannes zu glauben anfing, so plagte ihn doch die Eifersucht. Denn er fühlte, Jacqueline sei wohl mehr werth, als eine hundertjährige Fee auf dem Kaukasus. Er lief auch selbst in der Stadt herum, den Chaldäer noch einmal zu erblicken; aber eben so vergebens, als seine Bedienten. Ganz Alby schlief.

Er mußte sich also auf Abubekers Verheißungen verlassen. „Prellt er mich diesmal nicht,“ dachte er, „so ist er wahrhaftig ein Ehrenmann; so glaube ich an seine dreihundert und zwölf Jahre, an seinen Kaukasus, an sein Steinepulvern am Heklafeuer, und sogar, daß ich nur von Charmes und meiner Herzogin von Melfi geträumt habe.“ — Die Zeit ward ihm lang. Er sah den ganzen Morgen zum Fenster hinaus, der Botschaft Jacquelinens oder der Einladung zu ihr gewärtig.

Gegen Mittag ward nach ihm gefragt. Dem Blondin pochte das Herz. Aber er verwunderte sich sehr, als ein stattlicher Herr erschien, der ihm die Einladung brachte, den Erzbischof von Alby zu besuchen und bei ihm zu Mittag zu speisen. Er sagte zwar zu, aber das Ding ward ihm verdächtig. Denn wie kam er dazu, vom Bischof eingeladen zu werden? Vielleicht ein Chaldäerstreich, durch den Abubeker Zeit zu gewinnen hoffte, Jacquelinen desto bequemer ins Sichere zu bringen.

Seit der Blondin einmal Herzog gewesen war, wenn auch nur im Traum, war ihm nichts leichter, als eine vornehme Rolle zu spielen. Der erzbischöfliche Hof machte dem Ex-Spitzenhändler daher gar keine Verlegenheit. Mittags kam der Staatswagen Sr. Gnaden; der Herr de Laure, im zierlichsten Kleide, doch immer als Reisender, stieg ein, und nach wenigen Minuten ward vor dem großen erzbischöflichen Garten in der Vorstadt Chateauvieux gehalten.

Ende gut, Alles gut.

Er stieg aus. Der Erzbischof mit mehrern Herren wandelte im Garten. Es war ein prächtiger Tag. Die ersten Begrüßungen und Höflichkeiten gingen bald vorüber. Der Blondin schien Allen schon bekannt zu sein; Alle sprachen ihm von seinem prächtigen Landgut de Laure; Alle beklagten, daß sein Freund St. Valerien des Anges so bald und so plötzlich habe abreisen müssen.

„Auch wir müssen nähere Bekanntschaft mit einander schliessen,“ sagte ein alter Herr mit steifem Fuße, „denn durch Ihren Ankauf von de Laure sind wir beide die nächsten Nachbarn geworden. Ich bin der General de Fano. Meine Tochter behauptet, Ihre Bekanntschaft schon in Namur gemacht zu haben.“

Der Blondin ward roth und blaß. Der alte General bemerkte es und lächelte schlau. „Geben Sie mir Ihren Arm zur Stütze; das Mädchen ist drüben in der Laube. Es weiß schon, daß Sie hier sind.“

Der Blondin bebte, wie vom Fieberfrost ergriffen. Er läugnete nicht, Jacquelinens Bekanntschaft zu Namur gemacht zu haben, und läugnete noch manches andere nicht, was sonst nicht zu läugnen war. Muthiger setzte er dann hinzu: „Ich wünschte, mein Freund St. Valerien des Anges hätte Ihnen Alles gesagt, was er wußte, was er wohl hätte sagen sollen — daß ich auch gern Ihrem Herzen der nächste Nachbar geworden wäre.“

„Das hat er redlich!“ erwiederte der General, „und er wird Ihnen auch gesagt haben, daß ich es mir zur Ehre rechne, Sie als meinen Sohn zu begrüßen.“

Der Blondin, von Erstaunen und Entzücken übermannt, würde dem General gern dankbar zu Füßen gefallen sein, wenn nicht in dem gleichen Augenblick dessen liebenswürdige Tochter zum Vorschein gekommen wäre, vor welcher man noch lieber den Fußfall gethan hätte.

Was soll ich weiter erzählen? Der Chaldäer hatte alles eingeleitet, alles wohlgemacht. Jacqueline wußte durch ihn des geliebten Blondins Glückvergrößerung, nahe Ankunft — Alles. Ihr

Vater, welcher sich mit einem steifen Bein aus der Laufbahn der Ehre zurückgezogen und nur ein mäßiges Vermögen erspart hatte, war sehr wohl zufrieden, den reichen Schwiegersohn zu bekommen. Der wunderbare Chaldäer hätte auch wahrscheinlich den großen Landsitz de Laure nicht gekauft, wäre es ihm nicht gewesen, um den liebekranken Blondin recht in Jacquelinens und des Generals Nähe zu pflanzen.

Was soll ich erzählen, daß Herr de Laure, noch an der Tafel des Erzbischofs, zum Bräutigam Jacquelinens proklamirt ward; daß er in Gesellschaft seiner Auserwählten und ihres Vaters in sein Schloß einzog; daß die Hochzeit glänzend war; daß der Blondin aber von allem Glanz dabei doch nichts glänzender fand, als die Thräne der Freude in Jacquelinens Augen, da sie im köstlichen Brautschmuck ihm um den Hals fiel — nur eine flüchtige Minute der Einsamkeit ward dazu benutzt — und sagte, indem sie ihre Arme um ihn schlang, mit seelenvoller Stimme: „Io amo!" — „Tu ama!" rief er, und kniete vor der freudestrahlenden Göttin.

„Egli ama!" rief sie selig, hob ihn auf, und indem beide lispelten: „Noi amamo!" erstarben alle andern Worte.

Der Fürstenblick.

Der Hof.

Bekanntlich übernahm Herzog Wilhelm nach dem Tode seines Vaters die Regierung in einem Alter von zweiundfünfzig Jahren. Wenige Fürsten seiner Zeiten hatten so viel Wissenschaft, man möchte beinahe sagen, Gelehrsamkeit, als er; wenige hatten so große Reisen durch Europa gethan, als er, nicht von Hof zu Hof, um sich zu vergnügen; sondern des vollen Ernstes, sich für den künftigen Beruf zu bilden. Er lebte einfacher, als ein wohlhabender Bürger, ohne deswegen zu geizen. Für sich brauchte er wenig; alles zum Besten der Wissenschaften oder hilfsbedürftiger Personen. Eben so einfach, wie er selbst war, ließ er seinen Neffen erziehen. Seine Gemahlin war ihm früh verstorben; er wollte sich, des Hausfriedens willen, zu keiner zweiten Heirath entschliessen. — Für den jungen Prinzen hielt er, ausser Oberhofmeister und Lehrer, einen Kammerdiener; für sich selbst nicht mehr, als einen Kammerdiener, einen Koch, einen Sekretär. Den Neffen oder Erbprinzen liebte er nicht; man könnte behaupten, er haßte ihn. Warum? ist unbekannt. Regenten lieben ihre Thronfolger selten herzlich, weil sie in denselben meistens ungeduldig hoffende Erben und Zerstörer der bisherigen Schöpfungen erblicken.

Der alte Herzog war ein gestrenger, eigenwilliger, übrigens um sich her Pracht und Ordnung liebender Herr. In seinem Hause, wie im ganzen Staate, ging Alles nach hergebrachter Uebung, wie ein Uhrwerk. Niemand durfte sich unterstehen, mehr zu leisten, als vorgeschrieben war; niemand weniger. Der Herzog selbst sah alle Begehren durch, wollte in Alles Einsicht haben, mengte sich in alle Kleinigkeiten, und verlor darüber die Uebersicht des Ganzen, wie immer der Fall ist. Noth und Verdruß, Elend und Druck war daher in allen Winkeln des Landes, obwohl alle Unterbehörden monatlich Tabellen über Tabellen schrieben, aus welchen die Oberbehörden wieder Tabellen zogen, von denen regelmäßig dem durchlauchten Regenten wieder eine General-Tabelle vorgelegt ward. Er meinte, wenn er seine Tabelle übersah, den augenblicklichen Zustand seines gesammten Herzogthums zu übersehen. Der gute Mann! er sah Namen, Zahlen und unterthänigste Anmerkungen. — Er bildete sich etwas darauf ein, seine ganze Staatsverwaltung in eine Maschine verwandelt zu haben. Er pries selbst den einfachen Mechanismus derselben, und hörte nebenbei nicht ungern, wenn man zu verstehen gab: aber es gehöre auch ungewöhnliche Geistesgröße dazu, wie die seinige, solche Maschine zu handhaben. Nur spürte er nicht, daß seine mechanisirte Staatseinrichtung eben darum die herz- und geistloseste aller Einrichtungen ward; daß sein Volk im uralten Stande der Niedrigkeit blieb, während die Benachbarten kräftig fortschritten in Bildung, Gesittung, Wohlstand und Nationalkraft; daß es mit seiner Akademie der Wissenschaften so wenig, als mit den Fabriken seines Landes vorwärts wollte.

„Woran liegt denn das? ich lasse mir's doch Geld genug kosten!" fragte einst der alte Herzog in öffentlicher Versammlung seine Hofleute. Von Mund zu Mund lief die Wiederholung der Frage, aber keiner unterwand sich, die landesväterliche Anfrage allerunterthänigst zu beantworten.

Da trat der Freiherr von Leinau hervor, ein junger vielseitig gebildeter Mann, der erst vor wenigen Tagen zum Geheimenrathssekretär ernannt worden war. Der gute Baron bildete sich vermuthlich ein, hier sei der beste Anlaß, sowohl seine Dankbarkeit gegen den Herzog, als den Beweis seiner Ehrfurcht auszudrücken, und sagte:

„Ew. Durchlaucht, nur mehr Luft, mehr Freiheit von oben, und mehr lebendige That, statt der papiernen Tabellen, von unten. Auch Armeen sind Maschinen; aber die trefflichste auf

dem Exerzierplatz muß auf dem Schlachtfelde scheitern, wenn sie einer begegnet, in welcher irgend ein großer Gedanke das Gemüth aller Einzelnen begeistert."

Da schüttelte ein in Ruhe gesetzter Feldmarschall sein greises Haupt, beugte es tief gegen den Herzog, und sprach: „Der Staat, wie das Heer, beide können, sollen, müssen nichts als willenlose, todte Maschinen sein. Jenen belebt der Geist des Regenten, dieses der Gedanke des Feldherrn. So indem jener seine Millionen Hilfsmittel auf ein einziges Ziel lenkt, wird er allmächtig; so der Feldherr unbezwingbar, wenn seinen Absichten hunderttausend Arme zu Gebote stehen. Er ist allein Seele, das Heer aber seiner Seele Körper."

Der Baron von Leinau erwiederte schüchtern: „Eben darin scheint mir ein großer Fehler zu liegen, welcher der Staaten und der Armeen Unglück werden muß, daß man Menschen für gedankenlose Gliederpuppen hält, und weniger Geist und Herz, als Arme und Beine in Anspruch nimmt. Ein Heer, von einer großen Idee beseelt, wird, wäre es auch geschlagen und zerstückelt, wie eine lernäische Schlange in allen einzelnen Stücken leben, und neue Köpfe, statt der abgeschlagenen, bekommen, und furchtbar bleiben; eine todte Heermaschine wird im Gegentheil — —"

„Schweig Er still, Naseweis!" donnerte der alte Herzog: „und hofmeistere Er keinen Feldmarschall, Er, der kaum noch eine Feder schneiden kann!"

Der Baron von Leinau ward vor Scham feuerroth — bald vor Zorn, als der Herzog mit der Hand gegen die Thür winkte. Er verneigte sich mit funkelnden Augen, und ging.

Der Herzog warf ihm einen Blick der Verachtung und des Unwillens nach. — Der Hof bemerkte diesen Blick, und jeder ahmte ihm unwillkührlich nach. Der Feldmarschall sprach nun von der Freiheit gewisser junger Leute, die sich selbst noch nicht regieren können, und den Weisesten und Geliebtesten aller lebenden Regenten (er blickte ehrfurchtsvoll auf den Herzog) Rath des Bessern ertheilen wollen. Dann sprach der Kanzler, welcher ohnehin gern einen seiner Neffen an Leinau's Platz gesehen hätte, und erwähnte beiläufig dieses Neffen, indem er sagte: nicht alle junge Leute wären so unbescheiden altklug. Dann sprach der Hofmarschall, der eine etwas häßliche Tochter hatte, gegen die der Baron Leinau sehr gleichgültig gewesen. Und so sprach jeder.

Folgendes Tages empfing der Herr Baron die allergnädigste Weisung, er möge noch einige Jahre auf Reisen gehen, und Federn schneiden lernen, dann sich wieder zu einer Sekretariatsstelle melden.

Reisen und Bekanntschaften.

Herr von Leinau schlug sich zornig und züchtigend vor den Kopf, denn er fühlte, daß er Unrecht gehabt; nicht in der Sache, sondern in der Form. Man hat niemals das Recht, unklug zu sein. „Alter Narr, wirst du denn in deinem Leben nicht witzig? willst du dir immer selbst im Wege stehen?" — So rief er beim Einpacken und Thränen traten ihm in die Augen. Wir müssen übrigens doch bei dieser Gelegenheit anmerken, daß der vermeinte alte Narr vierundzwanzig Jahre zählte; es gibt freilich auch ältere Thoren, aber das entschuldigt die jüngern nicht.

Er ging also auf Reisen, um Federn schneiden zu lernen, oder dergleichen. Er hatte keine Aeltern mehr, aber Vermögen genug, darum war er Freiherr im vollen Sinne des Wortes.

So kam er nach der Schweiz; die Berge zogen ihn durch Majestät an, die bunt aus mancherlei Rechtsamen geschnörkelten Verfassungen und die kleinlichen, geschnörkelten Menschen stießen ihn ab. Er kam nach Paris, — das Land hatte noch keinen Napoleon gesehen — man künstelte an den Finanzen; Wollust, Armuth und Noth links und rechts. Er kam nach London. Da gefiel ihm der freie Geist der Einrichtungen; er blieb hier geraume Zeit.

Eines Tages, wie er durch die Straßen ging, hörte er seitwärts, im Gewölbe eines Bücherhändlers, lebhaften Wortwechsel. Er wandte kaum das Gesicht dahin, als er einen deutschen Landsmann erkannte, mit dem er zuweilen in öffentlichen Häusern zusammengetroffen war. Dieser hatte mit dem Buchhändler Zwist, und von Leinau hatte immer an dem Deutschen, so oft er ihm begegnet war, einiges Wohlgefallen gehabt. Er hieß Graf von Streitenberg, ein junger, sehr gebildeter Mann, bescheiden, gutmüthig, von den edelsten Grundsätzen.

Der Graf, als er den Baron erblickte, winkte ihm; dieser trat gern herzu.

„Ich bin in verdrießlicher Verlegenheit," sagte der Graf auf deutsch, indem er auf den Kaufmann zeigte, „dem Manne da hab' ich eine prächtige Sammlung von Landkarten, Kupferstichen, Handzeichnungen und seltenen Büchern abgekauft — ich kann wohl sagen um ein Spottgeld. Das geschah vor zwei Monaten. Der Vertrag ward schriftlich gemacht, denn ich wartete auf Wechsel, und die Wechsel sollten mir schon vor vierzehn Tagen eingegangen sein. Denken Sie sich nun den Streich. Mein Vater schreibt mir heut, ich solle auf der Stelle nach Deutschland zurück, in Amsterdam eine Anweisung von ungefähr hundert Louisd'or finden, um die Reise nach Hause zu bestreiten, und nach London sende er mir keinen Kreuzer. Nun bin ich dem Manne hier dreihundert Louisd'or schuldig; den Kauf will er nicht zurückgehen lassen. Er droht mit den Gesetzen. Ich habe kaum zwanzig Louisd'or Baarschaft, um mit meinem Bedienten die Reise nach Amsterdam zu machen. — Wissen Sie mir Hilfe?"

Der Baron besann sich einen Augenblick.

Der Graf sagte: „Sind Sie bei Kasse, so

kaufen Sie die Sammlung für mich — denn ungern verlier' ich sie. Sobald ich zurück bin, schick' ich Ihnen das Geld in Wechseln."

Der Baron nickte mit dem Kopf nachdenkend. „Wo sind Sie eigentlich zu Hause, Herr Graf?"

Der Graf antwortete etwas verlegen, und nannte die Residenz, aus welcher der Baron verwiesen war, um Federn schneiden zu lernen.

Der Baron sah ihm scharf ins Auge, schüttelte den Kopf, und sagte: „Zwar, seit ich von Universitäten gekommen bin, lebt' ich da nur ein halbes Jahr, aber die Stadt ist so groß nicht. Ich habe dort nie von einer gräflichen Familie Streitenberg gehört."

Der vorgebliche Graf ward blutroth. — „Aber wollen Sie mir auf mein Ehrenwort glauben, daß ich Ihnen die dreihundert Louisd'or gleich nach meiner Rückkunft zurückzahle, wohin Sie wollen?" fragte der Graf mit ungewisser Stimme.

„Warum das nicht?" erwiederte der Baron: „Ich strecke Ihnen das Geld vor — ich bin eben über so viel Herr — doch unter einer einzigen Bedingung."

„Unter jeder!" rief der Graf: „ich will es Ihnen schriftlich geben. Sie haben Recht, etwas mißtrauisch zu sein, da ich — —"

„Nicht im geringsten, Herr Graf. Gerade Ihr offenes Gesicht gibt mir das vollste Vertrauen. Wahrhaftig, ich möchte wissen, ob solch ein Gesicht täuschen könnte. Lassen wir's darauf ankommen. Also die Bedingung . . ."

„Nein, lieber Baron. Sie denken zu edelmüthig. Sie haben Ursache, argwöhnisch zu sein, da Sie von mir schon eine Unwahrheit hörten. Aber ich will Ihnen beweisen, daß ich aus der Residenz bin; nur darin haben Sie Recht, es gibt dort keinen Graf Streitenberg. Ich will Ihnen aber sagen, wer ich eigentlich bin . . ."

„Nichts, nichts, Herr Graf!" fiel ihm der Baron ins Wort: „Ohne Umstände, wollen Sie die Bedingung eingehen, unter welcher ich Ihnen das Geld leihe?"

„Jede, Herr Baron. Hier meine Hand darauf."

„Gut: so verlange ich, daß Sie das Geld dem Verwalter meiner Güter zurückzahlen, wenn Sie bei Ihren Aeltern angekommen sind. Ich werde Ihnen seine Adresse geben. Zweitens aber, daß Sie mir weder heut noch morgen, noch jemals sagen, und auch meinem Verwalter nicht schreiben, weder wie Sie heißen, noch wo Sie eigentlich wohnen. — Sie haben mir Ihr Ehrenwort und Ihre Hand gegeben." Bei diesen Worten zog der Baron seine Brieftasche, gab dem Grafen eine Banknote und sagte: „Die Note ist zwar etwas mehr werth, als Sie gebrauchen, aber das schadet weder Ihnen noch mir."

Der Graf fiel dem Baron um den Hals, drückte ihn heftig an sich, wandte sich dann plötzlich, noch mit nassen Augen, zum Buchhändler und zahlte. Während der Buchhändler Geld wechselte, sagte der Graf zum Baron, indem er ihm herzlich die Hand drückte: „Wir müssen uns, eh' ich England verlasse, beide näher kennen lernen. Kommen Sie jetzt in mein Hotel. Speisen wir mit einander. Ein Glas Champagner schmelzt vielleicht Ihre Härte, und Sie erlauben mir, daß ich Ihnen sage, wem Sie eigentlich aus einer verzweifelten Lage geholfen haben. Wollen Sie?"

„Warum nicht. Aber sind Sie zu Fuß, Herr Graf?"

„Ja."

„Ich ebenfalls. Erlauben Sie, ich rufe eine Lehnkutsche vor's Haus."

Der Baron von Leinau ging fort, und — kam nicht wieder. Der Graf wartete zwei Stunden vergebens. Er ließ die Kiste mit den erkauften Sammlungen aus dem Gewölbe schaffen, zu sich ins Hotel. Folgendes Morgens kam ein Briefchen vom Baron, worin sich dieser entschuldigte, ihn nicht vom Buchhändler abgeholt zu haben; er habe es in der Zerstreuung vergessen, da er eben mit seiner Abreise nach Rußland beschäftigt gewesen. Er schrieb ihm die Adresse seines Verwalters, und ein kurzes Lebewohl, indem er noch den gleichen Morgen London verlasse.

Der Graf ward zwar etwas empfindlich, daß ihm der Baron Gelegenheit versagte, dankbare Empfindungen äussern, oder nähere Bekanntschaft zu machen — „aber", rief er freudig, „Baron Leinau, Freundschaft ist gemacht! Du bist ein hochherziger Mensch, ein ächter Deutscher! Solcher schönen Züge des Gemüths ist der Brite nicht allein fähig. Und der Brite hat am Ende nur Stolz, aber der Deutsche Adel. Das ist der Nationalunterschied. Daher mag der Engländer gern andere Völker neben dem seinigen verachten, und der Deutsche das Verdienst in jedem ehren."

Der Graf legte Leinau's Brief zu seinen Kostbarkeiten, „denn der Mann ist mein Freund!" rief er immer. Dann ging er fort, und forschte so lange, bis er Leinau's Wohnung glücklich auskundschaftet hatte; denn er hoffte noch, ihn zu finden. Allein er irrte sich, und ging vergebens.

Abermals ein Fürstenblick.

Leinau war am gleichen Tage, da er dem Grafen geschrieben, von London abgereiset und nach Kopenhagen gesegelt, von da über Stockholm nach Petersburg. In Petersburg hatte er das Glück, am Hofe Empfehlung zu finden. Katharina die Große, der er vorgestellt ward, behandelte ihn mit Auszeichnung, Leinau selbst begriff nicht, wie er zu der Ehre kam? „Lieber Himmel," sagte sein Freund lachend, der ihn vorgestellt hatte, „die Kaiserin ist eine Frau und Sie sind ein bildschöner Jüngling. Sie wünschen in russische Kriegsdienste zu treten. Zweifeln Sie gar nicht, Ihr Wunsch ist erfüllt. Auch bei den vortrefflichsten Fürsten spielt das Menschliche die Hauptrolle, ohne daß sie es wissen oder glauben. Es ist schon mancher verdienstreiche Offizier ab-

gewiesen worden. Dem jungen, hübschen Baron Leinau hilft die Natur.“

„Sie glauben also, die Kaiserin werde mir eine Kompagnie geben?“

„Gewiß, lieber Baron, und ich wette, Sie erhalten mehr, als Sie wollten. Ich sah den Blick, welchen die Kaiserin auf Sie senkte, als sie noch einmal nach Ihnen zurück sah. Graf Rasumovsky sah diesen Blick, die Fürstin Daschkow auch, endlich sogar auch Potemkin. Nun sprach Alles mit Entzücken von Ihnen. Potemkin erwies mir die Ehre, sich bei mir nach Ihnen zu erkundigen. Er sagte manches zu Ihrem Lobe. Ich weiß ferner, die Kaiserin nannte dem Fürsten Potemkin Ihren Namen. Sein Sie unbekümmert, Ihr Glück ist gemacht.“

Wirklich ward der Baron nach einigen Tagen zum Fürsten Potemkin gerufen. Dieser überraschte ihn schmeichelhaft mit dem Brevet eines Oberstlieutenants bei einem der neu errichteten Kavallerieregimenter. Der junge Oberstlieutenant, in neuer Uniform, hatte nachher die allerhöchste Gnade erhalten, seiner erhabenen Gönnerin dankbar die Hand küssen zu dürfen. Darauf schickte ihn Potemkin mit größter Eil zum Regiment. Er folgte mit diesem den Fahnen Romanzow's und Repnins in die Moldau und gegen Oczakow; er war beim Sturm auf diese Festung zugegen, wo die Grausamkeit der Russen sein Herz empörte, und zwar in solchem Grade, daß er im Begriffe war, seine Entlassung zu fordern. Allein daraus ward nichts. Denn die Kaiserin belohnte ihn wegen der bei Oczakow bewiesenen Tapferkeit mit Oberstenrang. „Wahrhaftig,“ schrieb der neue Oberst an seinen Freund in Petersburg, „meine Beförderung muß wohl noch Nachfrucht eines ersten sonnenvollen Fürstenblicks sein, denn ich habe bei Oczakow wenig Tapferkeit beweisen können. Ich stand mit einem Regiment als müßiger Zuschauer vor der Festung, im Fall die Stürmenden weichen würden, sie wieder gegen die Mauern anzutreiben. Ich preise den Himmel, daß dies nicht nöthig ward.“

Oberst Leinau erhielt ein Regiment bei der russischen Armee in Finnland gegen die Schweden. Hier schlug er sich beinahe ein Jahr lang herum, dann kam der Friede im Lager bei Werela zu Stande.

Während dieser Zeit hatte der Baron Gelegenheit genug gehabt, Erfahrungen jeder Art zu machen, auch zuweilen an den sogenannten Grafen von Streitenberg zu denken, dem er in London geholfen. Denn dem Herrn Grafen war nie eingefallen, von der Adresse des Verwalters Gebrauch zu machen. Daß der Brief in die Hände des Grafen gekommen, davon hatte Leinau Gewißheit; der Ueberbringer machte damals von der treuen Ueberantwortung genaue Meldung. Eigentlich schmerzten den Baron die drei- bis vierhundert Louisd'or nicht, die er verloren, als vielmehr, daß es Menschen geben könnte, deren Gesicht so fürchterlich schön löge; Menschen, die ehr- und gefühllos genug wären, daß das rührendste Vertrauen auf ihre Ehre sie nicht bände.

Inzwischen konnt' er im Herzen doch niemals dem Grafen übel wollen, ihn sogar nicht einmal vergessen. Der Mensch hatte für ihn etwas wunderbar Anziehendes gehabt. Und so oft er an ihn dachte, machte er wider sich selber seine Vertheidigung. Zuletzt ward die Vertheidigung sogar Lobrede. Der Graf konnte verarmt, verunglückt oder gar gestorben sein. — Ohnehin fühlte sich der Oberst reich genug. Gern würd' er noch einmal so viel Geld geopfert haben, hätt' er nur des Grafen Schicksal erfahren können.

Schon, als er Oberst geworden, machte er den Plan, da sich ein Kaufmann zu seinen Gütern in der Heimath fand, diese loszuschlagen, das russische Reich zu seinem Vaterlande zu wählen, und sich darin anzukaufen. Denn in sein deutsches Vaterland zurückzugehen, hatte er keine heftige Neigung. „Wer weiß, wenn du zurück kämst, ob dich dein gnädiger Landesvater nicht noch einmal auf Reisen zu schicken geruhte, um Federn schneiden zu lernen.“ So dachte er, und gab dem Verwalter Vollmacht, das väterliche Gut zu verkaufen. Dieser that es, und verkaufte Alles bis auf einen Meierhof, auf welchem der alte treue Verwalter selbst wohnte. So lange dieser lebte, wollte ihn der Baron nicht davon verdrängen.

Durch Zufall machte der Oberst die Bekanntschaft eines polnischen Staroſten. Dieser, in Geldnoth, bot ihm beträchtliche und einträgliche Besitzungen in Polen um so billigen Preis, daß er, nachdem er die Besitzungen zu besichtigen Urlaub erhalten, und sich von ihrem hohen Werth überzeugt hatte, ohne anders den Handel einging. Er glaubte seine Sache sehr gut gemacht zu haben, und nun einer der reichsten Edelleute zu sein. Jedermann wünschte ihm Glück. Er beschloß auf seinem polnischen Tusculanum einer ächtphilosophischen Ruhe zu genieſſen; nahm Entlassung aus russischen Diensten; kaufte Ackergeräthe, physikalische Instrumente, Bibliotheken zusammen; sammelte sich eine Kolonie deutscher Handwerker, Künstler und Arbeiter; begab sich auf sein polnisches Schloß, und dachte, indem er die Verschönerungen seines Sitzes anfing, auch zuweilen an eine Braut, die er sich suchen müsse. Denn das dreißigste Jahr war nahe vor der Thür.

Bisher hatte ihn das Glück begünstigt. Plötzlich stürmten die bösen Tage daher. Polen gerieth wegen seiner Reichstage und Konstitutionen in gewaltige Gährungen. Der Baron wollte sich zwar in die ihm fremden Händel nicht mischen, doch wenn er von seinen Nachbarn, den Staroſten und Woiwoden befragt ward, dachte er ehrlich genug, ihnen den Rath zu geben: begnügt euch mit dem Schlechtesten, wenn es nur vaterländisch ist, aber hütet euch vor dem Einflusse auswärtiger Mächte. Ihr seid verloren, wenn ihr um der Partei-Ehre

willen euch entzweit und schwächt, und durch Preussen oder Rußland aufrecht halten wollt."

Von der Zeit an galt der Baron, ohne es zu wissen, für einen Anhänger Kosciusko's und Feind der russischen Partei. Er mengte sich freilich in nichts; gleichviel, man zählte ihn mit. Sein Name kam, wie mancher andere, auf Proskriptionslisten, die nach Petersburg gingen. Das brachte ihm wenig Ehre. Die Russen rückten mit überlegener Macht in Polen ein, siegten in der Ukraine und bei Dubienka. Die polnische Armee streifte durch die Güter des Obersten. Er selbst ward gezwungen, mitzugehen. Die Russen kamen, verheerten Leinau's Besitzungen; sogar das Schloß ging in Flammen auf. Suwarow und Igelström, nach der Niedermetzlung der Einwohner von Praga, waren die Leute nicht, die Lust hatten, einem russischen Oberst, der es mit den Insurgenten gehalten, das Eigenthum zu schirmen. Er kam um Alles, und mußte froh sein, wie mancher geborne Pole, sein Leben durch Flucht nach Deutschland retten zu können.

Der gute Baron war froh, als er Dresden erreicht hatte, und sich erinnerte, daß er noch einen kleinen Meierhof besäße, wo er bei seinem alten, treuen Verwalter wohnen könnte. Der Verlust seiner Reichthümer kränkte ihn nicht; denn er war von jeher gewohnt, die wenigsten Bedürfnisse zu haben. Er meinte, er sei noch reich genug.

Die Tischgenossin.

Der alte Verwalter weinte aufrichtige Freudenthränen, als er seinen Herrn unverhofft wieder erblickte. Schon von Dresden aus hatte ihm dieser seine Ankunft gemeldet, doch mit Befehl, keinem seine Rückkehr zu verrathen, indem er Gründe habe, so lange als möglich unbekannt, von der Neugierde ungefragt und ungeplagt, zu bleiben. Zum Theil war es Stolz oder Scham, was ihn zu diesem Wunsch brachte. Denn ob er gleich das Urtheil der großen Menge überhaupt verachtete, scheute er es doch gern, in so fern es ihn berührte; nicht, weil es ihn betrübte oder freute, sondern weil er wußte, „die Welt", die sogenannte, werde an diesem Leitseil geführt, dem einen zum Verderben, dem andern zum Heil.

Doch hätte sich der Oberst nicht allzusehr ängstigen sollen. Denn es mußten wohl in der That wunderliche Zufälle zusammentreffen, um seine Anwesenheit im Vaterlande zu verrathen, wenn er selber keine Lust hatte, Lärmen zu schlagen. — Der Meierhof lag an den äussersten südlichen Enden des Herzogthums, von der Landstraße weit abgelegen, noch weiter von der Residenz. Kein Reisender streifte da vorbei, kaum ein Handwerksbursch oder Deklamator.

Anfangs gefiel sich der Baron in seiner Zurückgezogenheit sehr wohl; nach und nach aber ward ihm das Schneckenleben langweilig. Er ließ sich aus dem nächsten Städtchen Lesereien bringen; damit ging es wieder eine Weile, aber am Ende kam er sich wie ein Gefangener oder Verbannter vor, und das war ihm die widerlichste aller Empfindungen. Von seinen alten Jugendfreunden waren keine in der Nähe; im Grunde hatte er, ausgenommen einen Pfarrer, der am andern Ende des Herzogthums in einem Dorfe wohnte, keinen, nach welchem er sich besonders sehnte. Dieser Pfarrer war ehemals sein Hofmeister und Lehrer gewesen. Er beschloß, ihn aufzusuchen. Er füllte die Jagdtasche mit den nöthigsten Bedürfnissen, und an einem schönen Herbsttage, im schlichten Jägerrock, die Flinte über die Schulter gehangt, wanderte er aus.

Er hatte bis zum Pfarrer Mauritius zwei Tagreisen. Sein erstes Nachtlager nahm er im Wirthshause eines unbedeutenden Städtchens, wo ihm inzwischen ein sehr bedeutendes Abenteuer begegnete. Auf sein Begehren, etwas zu Nacht zu speisen, denn dem Mittagsessen war er mit weiser Sparsamkeit vorbeigegangen, sagte ihm die Wirthin, er könne in Gesellschaft eines jungen Fräuleins speisen, welches vor einer Stunde mit seinem Herrn Vater und einem Kammermadchen angekommen sei. Ohne Zweifel wäre diese Herrschaft aus der Residenz. Der gnädige Herr habe sich, weil er vom Kopfweh befallen worden, gleich nach seiner Ankunft zu Bette gelegt, und nur mit einer Tasse Thee vorlieb genommen. —

Den Baron von Leinau interessirten diese Merkwürdigkeiten wenig; doch bekamen sie plötzlich höhern Werth, als die Tafel gedeckt war, und beim hellen Kerzenschimmer die schöne Tischgenossin hereintrat. Schön war sie, das ließ sich nicht läugnen; wenigstens konnte es der Baron nicht läugnen, dem zu Muthe ward, als säh' er eine Fee oder Botin des Himmels.

Seinem ehrfurchtsvollen Gruße ward mit stummer Verbeugung und zartem Erröthen geantwortet. Der Baron machte sich ein freudiges Geschäft, die holde Tischgenossin mit dem Besten zu bedienen. Das gab Gelegenheit und Muth erst zu einzelnen Silben, dann zu einzelnen verbindlichen Worten, dann zu Fragen, dann zu Versicherungen, und endlich war das Gespräch unter Beiden eingeleitet, wie es unter Leuten von gutem Gewissen sein darf, doch sahen sie sich zuweilen sonderbar an, als hätten sie kein gutes Gewissen.

Das speisende Paar war den Wirthsleuten ohne Zweifel eine Erscheinung ausserordentlicher Art, denn Wirth und Wirthin, Knechte, Mägde, selbst einige Bürger des Städtchens, standen stillschweigend im dunkeln Hintergrunde der Stube, und gafften die Gäste an. „Es sind Brautleute!" flüsterten die einen. „Es sind Bruder und Schwester!" die andern. Im Städtchen hatten die Weiber noch keinen schönern Mann gesehen, als den Baron, und die Männer noch kein schöneres Mädchen, als das Fräulein. Es war der Mühe werth, solch ein Paar zu sehen, zumal unentgeldlich.

Das Fräulein sprach von der Residenz. Der Baron ward nicht müde zu fragen. Es war ihm weniger um die Residenz zu thun, als um die Antworten voll reinen Urtheils, zarten Sinnes. Er hätte wohl die ganze Nacht fragen mögen, wenn sich das Fräulein nicht beurlaubt und entfernt hätte, um noch einmal den kopfwehkranken Vater zu sehen.

Der Baron trommelte sinnig mit der Gabel auf dem Teller, und hätte die ganze Nacht trommeln können, wenn nicht endlich der Wirth gefragt hätte, ob ihm gefällig sei, sein Bett zu sehen. Er ging. Wie er am Sitze des Fräuleins vorbei streifte, sah er ihren Handschuh am Boden liegen. Hastig nahm er das Kleinod zu sich; damit ließ sich beim Morgengruß wieder ein verbindliches Gespräch anknüpfen.

Er hatte nicht berechnet, daß er von der Tagreise müder als gewöhnlich sein würde, sonst hätt' er sich beim Erwachen nicht gewundert, daß die Sonne mit vollen Strahlen an seinen Fenstern lag. Er sprang auf. Die Tischgenossin, der Handschuh, der Morgengruß waren seine ersten Gedanken. Er war voll Wonne, als stünd' ihm unendliches Glück vor. Die Kleidung ward diesmal mit höchster Sorgfalt angelegt, jedes Stäubchen vom Jagdkleide mit der in Gewohnheit verwandelten Ordnungssucht und Säuberlichkeit eines Kriegers verwischt, der die Pflichten des Garnisondienstes kennt. Zuweilen entschlüpfte bei dieser Arbeit wohl der tiefsten Tiefe seiner Brust ein Seufzer, wenn er an den Handschuh, an seine Uniform, an die polnischen Besitzungen, an sein jetziges philosophisches Loos dachte.

Indem — noch waren die Stiefel anzuziehen — hörte er sehr vernehmlich die Himmelsstimme der Tischgenossin, und zwar von der Straße herauf. Einen Reisewagen hatte er schon längst vorfahren und packen hören. Was mußte er sich da nicht in Gedanken zusammenstellen! — Er riß das Fenster auf. O weh! er sah die jugendliche Hebe, und zwar in dem entscheidenden Augenblicke, als sie den kleinen, niedlichen Fuß auf den Wagentritt setzte, um hineinzusteigen, während der dicke Wirth, die höfliche Baumwollenmütze unterm Arm, der Züchtigen nachhalf. — Und indem sie einstieg, blickte sie, noch vor ihrem Verschwinden, ans Haus herauf zum aufgerissenen Fenster, zum halb ohnmächtigen Oberst; ihre seelenvollen Augen schienen ihm mit bescheidenem Tone einen Morgengruß zu wünschen — dann verschwand sie. Der Wirth schlug die Wagenhalbthür zu; es klang dem armen Baron dumpf herauf, als schaufelte man die ersten Grabschollen auf den versenkten Sarg seiner Freuden. — Der Wagen rollte davon, zum Thor hinaus.

Als nichts mehr zu sehen und zu hören war, zog der Oberst die glänzenden Stiefel an, und — man muß immer auch den Geist bei solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen wissen — fluchte alle russischen Flüche, die er jemals in Moldau, Wallachei und Finnland gehört hatte. Warum er fluchte, wußte er in der That selbst nicht, aber es that seinem Herzen so wohl, als es irgend einem Heiligen wohl thut, wenn er segnet. Die Jagdtasche stieß er mit dem Fuße weg, daß sie im halben Bogen, wie eine Bombe, gegen die Thüre flog, aber in der unglücklichsten Sekunde von der Welt, nämlich als der dicke Wirth ehrbarlich und harmlos mit dem Kaffee herein trat und seinen schönsten guten Morgen offeriren wollte. — Die Jagdtasche fiel dem entsetzten Wirth erst auf den Kopf, dann aufs Tassenbrett zwischen Kaffee- und Milchgeschirr, daß alles zu Boden strömte. Der Wirth hätte dem zerschlagenen Frühstück bald nachsinken mögen, denn der siedendheiße Levantetrank war ihm über das ganze Gesicht geflogen.

„Bäh!" schrie der Wirth schmerzlich.

„Bäh!" schrie der Oberst nach: „Ungeschickter! fahr' Er zum Teufel; wer heißt Ihn, meine Jagdtasche salben?"

Der dicke Mann, der in der Bestürzung gar nicht zweifelte, eine Unvorsichtigkeit begangen zu haben, hob die Scherben auf, bat um Verzeihung und zog ab. — Dieser Zufall ward für den Obersten die wohlthätigste Zerstreuung. Sein Zorn war verflogen. Sein Fluchen ging zu Lachen über. Er packte die Jagdtasche; — als er aber den Handschuh nahm, da zuckte er die Achseln und seufzte. Doch das Gut, welches er von der schönen Tischgenossin geerbt, wollt' er — wenigstens zum Andenken des Abenteuers — behalten.

Er nahm sein Frühstück in der Wirthsstube; er hoffte da Namen und Aufenthalt der abgereiseten Fremden zu erfahren. Allein er fragte vergebens, weil keine Seele die Fremden um ihre Namen befragt hatte. Mißmuthig zahlte er seine Schuld, wozu er auch Scherben und Entsetzen des guten Wirths rechnete, und zog von dannen ins Gebirg endelich.

Ein Jagdstück.

Je tiefer er ins Gebirge kam, je mehr heiterte sich sein Gemüth auf. Er dachte nun an seinen alten Lehrer, den Pfarrer Mauritius; zuweilen wohl auch an die liebenswürdige Tischgenossin. Er nahm sogar ihren Handschuh einmal aus der Tasche und betrachtete ihn recht aufmerksam. Aus dem Handschuh studirte er die Form des schönen Arms und der Hand und der Finger; zum Arm dachte er sich dann die Achsel, zur Achsel den schlanken Wuchs, und den Liebreiz aller Glieder und die stolze Majestät der Unschuld.

Er hatte in dem Augenblicke wirklich nichts Besseres zu thun, als Betrachtungen anzustellen; denn sein Weg bot keine Mannigfaltigkeit der Gegend dar. Es war auf einer Straße durch Waldung; links und rechts Holz und Berg. Indem fiel nahe vor ihm ein Schuß; die Kugel pfiff neben ihm weg. Der Oberst stand still. „Was gibts?" rief er. Ein Fuchs sprang aus dem Dickicht über

die Straße; bald darauf trat ein Jäger aus dem Gebüsche und stieß ins Hüfthorn. „Fehlgeschossen, Weidmann!“ rief der Oberst: „Bald hätt' es mich getroffen, statt des Fuchses.“

Der Weidmann wandte sich gegen den Oberst. „Wie!“ rief er: „Ist's denn möglich?“ Er trat langsam näher, zog den Hut, und fragte mit vielem Anstande: „Ich irre doch wohl nicht? Sie sind der Baron von Leinau?“

„Und Sie — wohl, ich erinnere mich Ihrer. Wir haben uns irgendwo gesehen. Richtig! in London. Sie sind der Graf Streitenberg!“ sagte der Oberst.

„Braver Mann!“ rief der Graf, und umhalsete und küßte den Baron mit großer Innigkeit.

Jetzt gabs Frage um Frage und Freude über Freude. „Kommen Sie mit mir!“ sagte der Graf: „Nicht weit von hier steht ein weidmännisches Frühstück; kalter Braten, ein Glas Wein. Wir wollen theilen.“

Sie gingen. Das Frühstück fand sich unter einer alten Eiche, von einem jungen Jäger bewacht. Der Graf gebot dem Jäger, mit den Hunden heim zu gehen und das Mittagessen auf die rechte Stunde zu bestellen, denn die Jagd sei zu Ende und der Fremde werde Gast sein.

Als der Jäger davon war, fiel der Graf dem Baron abermals um den Hals. „Baron,“ rief er, „ich kann Ihnen meine Freude nicht ausdrücken. Wenn Sie nur wüßten, wie tausend und tausendmal ich Sie zu mir gewünscht habe; wie lieb Sie mir geworden sind. Jetzt, wohin wollen Sie, was haben Sie zu thun? Können Sie ein paar Tage bei mir wohnen? Wollen wir zusammen ziehen? Sind Sie verheirathet? Haben Sie Familie?“

Leinau, theils von des Grafen Innigkeit ergriffen, theils vom guten Weine lebhafter gestimmt, gestand nun dem Grafen ebenfalls, daß er seiner unzählige Male gedacht habe. Der Graf hörte dies mit Wohlgefallen. „Es ist wunderbare Sympathie zwischen uns. Ich liebte Sie, Baron, vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft in London. Und als Sie mir die Banknote damals gaben, und mich aus der allerärgsten Verlegenheit rissen, in die mich die Härte meines Oheims gestoßen hatte, — wahrhaftig, Baron, es hat nie ein Mensch solchen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe keinen Freund — mit aller Sehnsucht nach einem theilnehmenden Herzen fand ich bis jetzt keins — ich bitte Sie, Baron, können Sie mein Freund werden?“

Der Oberst nahm beide Hände des Grafen, und zog ihn an sich und küßte ihn schweigend.

„Ach, Baron, ich bin unglücklich, sehr unglücklich,“ fuhr der Graf, mit schmerzlichem Blick auf Leinau, fort; „sehr unglücklich! Es ist die Frage, ob Sie ...“

„Ob was?“ rief Leinau mit schöner Heftigkeit, und der Gedanke an die unbezahlte Londoner Banknote flog ihm durch die Erinnerung: „Unglücklich? Gut, ein Verdienst mehr für Sie. Unglücklich? Ich bin so unglücklich, wie Sie. So passen wir nur besser zusammen. Ich verlasse Sie nicht. Wir theilen mit einander Hab und Gut, wenn's sein muß. Nein, ich habe nicht vergebens tausendmal in meinem eigenen Herzen geschworen, ein edles Antlitz, wie das Ihrige, könne nicht lügen. Graf, wir sind Freunde auf ewig. Wir sind Brüder, für einander von Gott geschaffene Brüder. Dabei bleibts.“

„Dabei bleibts, Baron!“ sagte der Graf und umarmte ihn: „So hab' ich endlich gefunden den Einzigen, den ich so lang ersehnte.“

„Und Brüderschaft in aller Ordnung und Form gemacht!“ schrie der Oberst, indem er beide Gläser mit der Neige der ausgeleerten Flasche füllte: „Ich gehöre dir für ewig — mein Blut dir!“

Der Graf, von gleicher Schwärmerei ergriffen, rief: „Du bist mein Freund; bereu' es doch nie, es zu sein! Du bist mein Bruder, ich kann auch für dich sterben. Nun bin ich nicht mehr unglücklich.“

Sie umarmten sich; dann standen sie rasch auf. „Ich will“, sagte der Graf, „unter dieser Eiche ein marmornes Denkmal setzen lassen. Wirst du mir jemals treulos, so fordre ich dich zu dieser Eiche, zu diesem Denkmal.“

„Wie denn?“ sagte der Baron: „Ich denke, du bist unglücklich, weil du vielleicht ohne Vermögen bist, und möchtest Marmorsäulen setzen?“

Der Graf lächelte und sagte: „O nein, lieber Baron, in Armuth besteht mein Unglück nicht. Ist's denn ein Unglück, kein Geld zu haben?“

„Du hast Recht, Graf!“ versetzte Leinau, „es war ein Mißverständniß von mir. Ich hoffe, du und ich, auch als Bettler, würden darum nicht unglücklich sein.“

So ging das Gespräch noch lange fort. Arm in Arm schlenderten sie durch den Wald, und als sie ins Freie traten, lag auf einem umbüschten Hügel, der aus der Mitte eines anmuthigen, mehrere Stunden langen und weiten Thals stieg, ein prächtiges Landhaus vor ihnen.

Der Oberst erzählte eben dem Grafen seine Schicksale und Reisen, Feldzüge und Abenteuer in Rußland und Polen, und wie er zuletzt alles verloren habe, und achtete kaum auf die Herrlichkeit der Gartenanlagen, durch welche sie gingen. Als aber die Gebüsche zuletzt ganz aus einander traten, und nun ein weitläufiges, im edelsten Geschmack erbautes Schloß mit großen Vorhöfen, Springbrunnen und Bildsäulen vor ihnen sich ausbreitete, stutzte der Baron endlich doch, schwieg, stand still, sah sich um und fragte: „Wem gehört dies Schloß hier?“

„Meinem Oheim!“ antwortete der Graf: „Aber ich bewohn' es. Du siehst nun, an Raum fehlt es mir nicht, dich zu beherbergen.“

Der Baron ward ernsthaft, und immer ernsthafter, je näher sie dem Schlosse kamen, und er

über dem Portal das herzogliche Landeswappen erkannte.

Indem traten zwei Kammerdiener aus dem Schlosse, die mit ehrerbietigem Schweigen dem Grafen die Jagdflinte abnahmen, so wie dem Baron.

„Können wir speisen?“ fragte der Graf.

„Wenn Ihre Durchlaucht befehlen.“

Der Oberst Leinau sah bald den Grafen, bald das Schloß an. „Was schwatzt der Kerl da?“ sagte Leinau, und zeigte auf den fortgehenden Kammerdiener.

„Wie so?“ fragte der Graf.

„Ich hörte ...“ stammelte der Baron: „Es klang, wie ...“

„Darf ich dir sagen, jetzt endlich, wie ich heiße, Lieber?“ unterbrach ihn der Graf: „In London wolltest du schlechterdings davon nichts wissen.“

„Gut — es wäre jetzt Zeit!“ erwiederte der Baron.

„Ich heiße Ludwig.“

„Ganz gut; aber weiter?“

„Nicht so, du zürnst nicht?“ sagte der Graf und drückte dem Baron freundlich die Hand: „Ich bin der Erbprinz.“

Der Oberst erschrack und wollte mit der Hand nach dem Hut fahren.

„Wie? Soll ich dich zur Eiche zurück führen, Leinau, wo du mir Bruderliebe schworst?“ sagte der Erbprinz.

„Unter uns fehlt die Grundlage der Freundschaft,“ entgegnete der Baron: „die Gleichheit.“

„Vor der Welt, lieber Leinau, fehlt sie,“ versetzte der Prinz, „aber unter uns nicht. Vor der Welt gib du mir die alltägliche Titulatur; unter uns bin ich dein Bruder; da heiße mich beim rechten Namen Ludwig.“

Aufschlüsse.

Der Oberst vergaß in der Gesellschaft des Prinzen, den Pfarrer Mauritius zu besuchen, den er eigentlich doch nur aus langer Weile aufgesucht haben würde. Beide junge Männer hatten darin nicht Unrecht, daß sie für einander geboren zu sein glaubten. Beide liebten, haßten, ehrten oder verachteten die gleichen Gegenstände, aber oft aus ganz entgegengesetzten Gründen. Der Prinz, ob er gleich nicht gemüthlicher war, als der Oberst, hatte noch mehr Neigung als dieser, alles mit Schwärmerei zu umfangen. Er war von reizbarerm Gefühl; der Oberst besonnener, ruhiger oder wenigstens mehr Herr seiner Empfindungen. Einer milderte den andern, oder hob ihn, wo er sank, oder läuterte dessen Sinn. Einer glaubte dem andern immer die meisten Verbindlichkeiten schuldig zu sein. — Von nun an wurden ihre Studien, ihre Vergnügungen die gleichen. Der Baron ließ sich gern gefallen, als Gesellschafter im Schlosse des Erbprinzen zu bleiben, und dieser lebte in so belehrendem, erheiterndem Umgange neu auf. Denn vom regierenden Herzog zurückgedrängt, beinahe gehaßt, war sein Leben bisher dem eines Gefangenen oder Verwiesenen ähnlich gewesen. Man liebte den Erbprinzen zwar allgemein im Lande um dieser unverschuldeten Härte willen desto inniger, aber keiner unterstand sich, das öffentlich zu äussern. Man kannte den Herzog, und dieser war noch ein Mann in den besten Jahren, der Erbprinz folglich noch lange nicht als neuaufgehende Sonne zu verehren.

Der Oberst erhielt wenige Tage nach seinem Einzuge in Friedensheim, so hieß das Landschloß des Erbprinzen, einen überzeugenden Beweis von der Härte des regierenden Herzogs gegen seinen Neffen.

Der Prinz wollte nämlich seinem Freunde ein Geldgeschenk machen, da er wußte, wie der Oberst den größten Theil des Vermögens verloren und eher in dürftigen als glänzenden Umständen war. Er brachte ihm das Geschenk, wie er sagte, als Zins von jenem Kapital, das er einst vom Baron in London erhalten. „Und ob ich das Geld gleich deinem Verwalter baar, sobald ich ankam, zugeschickt habe,“ setzte er hinzu, „muß ich es dir doch gewiß lebenslänglich verzinsen. Denn ich war in der größten Verzweiflung. Der Herzog ließ mich ohne Hilfe, und doch hatt' ich seinen strengen Befehl, weder Schulden zu machen noch mein Inkognito zu brechen. Dazu rief er mich plötzlich zurück — ich weiß nicht, welche Folgen daraus entstanden wären, hätt' ich seinen Befehl nur im kleinsten Punkte versäumt.“

Jetzt ward über die vorgebliche Rückzahlung gesprochen. Der Prinz staunte, daß der Baron davon nichts wissen wollte. Er bewies seine Zahlung mit dem Empfangschein des Postamtes. Nun ward ein Ritt zum Verwalter gemacht; der alte, ehrliche Mann betheuerte, nie diese Summe erhalten zu haben. Der Prinz ließ auf der Stelle Untersuchungen beim Postamt anstellen und den Empfangschein vorweisen. Da wies dieses einen herzoglichen Befehl vor, vermöge welches alle Briefe des Prinzen, im ersten Jahr nach dessen Rückkehr von Reisen, an die höchste Stelle eingeliefert werden mußten. — Nun war das Räthsel gelöset.

Aber eben die Mühe, welche man zu dieser Lösung angewandt hatte, brachte noch andere Wirkung hervor. Der Herzog ward dadurch auf den Baron von Leinau aufmerksam, und daß er wieder im Lande sei. Vermuthlich hielt er ihn für einen Mißvergnügten, der sich eben deswegen an den Erbprinzen gemacht habe. Es kam der gemessene Befehl, der Prinz solle den Baron aus seinen Umgebungen entfernen.

Hier blieb nichts übrig, als stummer Gehorsam, wenn man den Landesfürsten nicht zu heftigern Maßregeln reizen wollte. Der Oberst kehrte zu seinem kleinen Meierhof zurück, und empfing hier wochenlange Besuche seines fürstlichen Freun-

des; oder, fehlten diese, doch Briefe; oder man kam Mitte Weges zusammen. Beide Männer waren nun einmal einander zum Bedürfnisse geworden, und die ihnen widerfahrende Strenge von oben her schloß sie nur brüderlicher zusammen.

Veränderungen.

An einem stürmischen Wintermorgen — es lag draussen hoher Schnee — es war noch finster — der Oberst noch im Bett — entstand Lärmen vor dem Meierhofe. Man pochte. Man öffnete. Es ging Treppe auf und ab. Der Oberst vermuthete beinahe, der Erbprinz, den er seit einigen Tagen wegen schlechten Wetters nicht gesehen, sei angekommen.

Nach einer Weile trat der alte Verwalter mit brennendem Licht und einem großen Briefe in's Zimmer vor das Bett des Barons. — „Wer ist so früh gekommen?" fragte dieser. — „Ein herzoglicher Kurier aus der Residenz mit diesem Schreiben!" antwortete der Verwalter.

Der Baron erschrack. Se. Durchlaucht der Herzog, dessen Fürstenblick der Oberst nie vergessen hatte, konnte unmöglich etwas Gutes im Schilde führen. „Vermuthlich ein allergnädigster Befehl," dachte er, „dem Erbprinzen die Thür zu weisen, wenn er mich auf dem Meierhof in meinem Stübchen heimsucht." Aber die Adresse des Briefs lautete: „An den Präsident unsers geheimen Raths, den Baron August von Leinau."

„Was?" rief der Oberst und sprang im Bett auf: „Ich Geheimerrathspräsident? Sind die Leute närrisch geworden, oder wollen sie mich närrisch machen?"

Er riß das Schreiben auf, und las seine Ernennung zur ersten Staatswürde in aller Form abgefaßt; hinzugefügt war der huldreiche Befehl, auf der Stelle in die Residenz zu kommen. Unterzeichnet war Ludwig. Mit eigener Hand hatte dieser noch darunter geschrieben: „Die erste Handlung beim Antritt meiner Regierung ist, daß ich Sie, lieber Baron, an meine Seite rufe. Kommen Sie unverzüglich."

Der Baron war, wie man zu sagen pflegt, wie aus den Wolken gefallen. „Ist denn der Herzog gestorben?" fragte er den Verwalter. Dieser wußte davon nichts. Der Kurier ward befragt; die Antwort lautete: „am Schlagfluß." Der Verwalter zitterte bei diesen Worten an allen Gliedern, denn er liebte die Schlagflüsse nicht. Er eilte zum Baron, und sagte: „Se. Durchlaucht, der höchstselige Herzog, sind gestorben." Aber das Wort Schlagfluß kam ihm nicht über die Lippen.

„Was, wie? so plötzlich?" rief der Baron.

„Der Höchstselige waren immer rasch in Dero Resolutionen."

„Aber wie denn? durch Krankheit oder anderes Unglück?"

„Se. Durchlaucht geruhten am — am — Zufall zu sterben."

„Bravo!" rief der Oberst, warf sich in Reisekleider und in den Wagen seines Verwalters und eilte zur Residenz.

Gespräch über Fürstenleben.

Die Einleitung zur Anekdote, welche wir eigentlich erzählen wollen, ist wahrhaftig länger geworden, als die Anekdote selbst sein wird. Dies ist die natürliche Folge, wenn man im Plaudern besser, als im Erzählen geübt, und ohne Kenntniß der Regeln ist, durch welche ein wohlgezogener Schriftsteller gefällt. Referent, ohnehin ein Mann, der seine gute Reihe von Jahren zählt, macht weniger auf schriftstellerischen Ruhm, als auf Wahrheitsliebe Anspruch. Man halte ihm also das zu Gute, was in allem Vorigen nicht zur Sache gehörte.

Es ist bekannt, Herzog Ludwig machte gleich bei seinem Regierungsantritt große Veränderungen, sowohl in der Verwaltung, als im Personal der ersten Beamten und des Hofes. Prachtaufwand zur Verherrlichung seiner Würde liebte er nicht; er meinte, ein Fürst müsse die größte Pracht in seinen Thaten, und die meiste Würde in der Würdigkeit zu seinem Berufe zeigen. Um Geld in Umlauf zu setzen, besoldete er weder Verschnittene auf dem Theater, noch verlor er großmüthig im Spiel, noch setzte er Juweliere, Golderbeiter und andere Diener des fruchtlosen Aufwandes in starke Nahrung. Aber er baute durch sein Land dauerhafte Hochstraßen, von den Deutsch-Franzosen sonst Chausseen genannt; er ließ für arme Leute zwar keine Almosen austheilen, aber dafür öffentliche Arbeitsschulen und Arbeitshäuser errichten; ließ zwar wenig tabellarisiren, aber dafür schleunigern Geschäftsgang einrichten; kluge Beamte waren ihm zwar vorzüglich lieb, aber rechtschaffene Beamte waren ihm noch theurer, als die klugen. Unerbittlich gegen nachlässige oder fehlbare Beamte, noch strenger gegen die höhern, als die niedern Staatsdiener, selbst schon ihre Grobheit gegen den geringsten Bürger mit Ernst rügend, war er gleich willig, den Verdienstvollen zu lohnen. Bei ihm aber galt nur der für einen Mann von Verdienst, der — nicht bloß Amtspflichten treu und fleißig vollstreckte („dafür seid Ihr mit Geld und Auszeichnung hinlänglich bezahlt!" sagte er oft), sondern auch da dem Staate einen Vortheil oder Ruhm verschaffte, wo es zu thun nicht geboten werden konnte.

Es ist unbeschreiblich, welch ein Leben plötzlich in den Gang der Geschäfte kam. Eh' ein Jahr verfloß, war im ganzen Herzogthum ein anderer Geist, ein anderer Ton. Die höhern Beamten, persönlich verantwortlich für die Arbeiten der untern, und so vom Präsident des Geheimenraths hinab bis zum besoldeten Abschreiber in den Aem-

ten, bewachten die Thätigkeit der andern mit rastloser Sorgfalt. Man hatte sehen sollen, mit welcher Artigkeit jeder, auch der geringste Mann des Volks empfangen, angehört und abgefertigt ward — ja sogar, es ist beinahe unglaublich, die Postoffizianten und Päßeschreiber verloren ihre Ungeschliffenheit und lernten höflich sein.

Ich werde vielleicht an einem andern und schicklichern Orte die durch Herzog Ludwig gemachten Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung schildern. Man verzeihe mir, daß ich hier schon wieder mehr plauderte, als zur Sache gehörte. Aber wer kann von dem immer schweigen, woran man mit Wohlgefallen denken muß?

„Wohlan," sagte eines Tages der Herzog in einer frohen Stimmung zu seinem Freunde, „wohlan, lieber Leinau, unsere Sachen gehen gut. Ich sehe es den Leuten überall an den Augen an, sie sind zufrieden mit uns. Ich freue mich, denn ich bekomme wahrhaftig Achtung für mich selbst. Aus dem Tone, der im Lande herrscht, lernt man den Mann kennen, der oben an steht. — Du freilich thust in vielen Dingen mehr als ich, und sollst es thun; aber mein Verdienst ist, daß ich dich an die Spitze der Geschäfte stellte, und willst du mir's nicht als Verdienst gelten lassen, nenn ich's Glück. Was fehlt uns noch? Wir haben vollauf zu thun. Es ist noch manches auszubessern. Aber mit Gerechtigkeit und Liebe kann's ein Fürst allen Rechtschaffenen gerecht machen, selbst wenn sie nicht immer bekommen, was sie wünschen. Am meisten freut mich's, daß ich meine Umgebungen gesäubert habe, daß das gottlose Intriguiren, die verruchte Augendienerei aufgehört hat; daß ich überzeugt sein kann, jeder thut seine Pflicht, weil er sie lieb gewonnen hat, nicht weil er sich vor mir breit machen möchte."

„O du guter Fürst!" sagte der Geheimerathspräsident: „glaubst du das im Ernst?"

— Allerdings.

„Und ich bin des Gegentheils überzeugt!" sagte der Baron: „In einem Lande, wie bei uns, wo der Fürst zu Allem, auch zum Bösen und Verderblichen, das Recht hat, wo ihn kein Gesetz beschränkt, weil er selbst das Gesetz ist: da gibt es für Leben und Eigenthum der Einzelnen keine wahre Sicherheit, weil Alles in des Machthabers Macht liegt. Bei der Sorge eines Jeden für sich selbst, verwandelt sich seine Tugend in bloße Klugheit und Augendienerei. Jeder benutzt, so weit er kann, die Einrichtungen des Landes, oder die Art des Landesherrn, zum eigenen Vortheil; und ist's ihm zu verargen? — Es müßte wunderbar sein, wenn bei uns nicht der unschuldigste, rechtlichste Mann, gegen den Niemand etwas weiß, durch einen einzigen Blick von Dir zum strafbaren Verbrecher gestempelt werden könnte. Man wird auf der Stelle in seinen Handlungen tausend Vergehungen entdecken, die ihn um Vermögen, Ehre, Freiheit und Leben bringen können. Wo der Landesherr das Recht hat, Unrecht zu thun, werden seine Schlechtigkeiten eben so viel lobredende Bewunderer, als seine Tugenden, finden, und ist überall kein unantastbares Recht mehr für Andere vorhanden. Die Moralität des Landesherrn ist die schlechteste und unsicherste Staatsverfassung; sie ist die Staatsverfassung der Asiaten. Der bravste Mann in deinem Herzogthum hat so wenig Sicherheit der Ehre und des Vermögens, als Sicherheit für die Dauer deiner Tugend."

— Da wären wir ja ärger daran, als in der Türkei.

„Ich glaub' es auch, und zwar darum ärger, weil man bei uns in gesetzlichen Formen jeden um Freiheit und Wohlfahrt bringen kann, dort nur mit roher Gewalt. Denn bei uns ist das Gesetz kein Maßstab, keine Schutzwehr des Rechts jedes Bürgers, sondern nur ein Sehglas für die Augen der Angestellten und Beamten, um das Recht der Einzelnen dadurch zu erkennen. Aber dasselbe Glas, je nachdem man es hält, kann vergrößern, kann wieder verkleinern, und sogar zum Brennglas dienen. Was ist also Gesetz, Recht und Sicherheit bei uns?"

— Ich verstehe dich nicht, Leinau.

„Weil du zu edel bist, um das Abscheuliche zu verstehen. Aber das ist dein Loos, dein unglückliches, weil du Fürst bist, daß du weder jemals zur genauen Kenntniß derer gelangen kannst, die sich dir nahen, noch durch Andere zur Kenntniß deiner selbst gelangst. Die Fürsten werden gewöhnlich Despoten, nicht weil sie es eigentlich sein wollen, sondern weil ihre Diener Sklaven sein wollen. Je größere Fehler du begehest, je emsiger wird man sie vergolden. Sei grausam, man wird dir, anbetend und vergötternd, zu Füßen fallen, was jetzt Keiner wagt, weil man sich vor deinem Edelsinn schämen würde. Du lernst Niemanden als das kennen, was er ist, sobald er in deine Nähe tritt. Jeder verwandelt sich, um dir zu gefallen; und will dir gefallen, wahrlich deinetwillen nicht, sondern seines Eigennutzes, oder seiner Sicherheit wegen. Man sagt, es sei ein Zauberkreis um die Fürsten gezogen: aber nicht die angestammte Vortrefflichkeit und Würde des Fürsten zieht ihn, sondern die angestammte Niederträchtigkeit und feige Selbstsucht der Knechte zieht ihn. Fürwahr, es gibt vielleicht wenig Menschen, die, unzugänglich aller Hoffnung und Furcht in der Nähe der Thronen, ihre Grundsätze und ihre Tugend höher, als den Einfall ihres Fürsten achten; und vielleicht wenig Fürsten, denen man einige Aufmerksamkeit widmen würde, wenn sie als Privatleute im Volke sich durch innern, eigenen Werth geltend machen sollten. Es ist an dem Sprüchwort mehr, als man glaubt: Fürsten haben selten wahre Freunde."

— Doch, ich habe dich!

„Darum bist du eine Seltenheit unter den Fürsten."

— Und, sei nicht halsstarrig, du bist heut ein wenig übler Laune. Wollen wir einen Ritt nach Friedensheim thun?

„Ich bin der besten Laune. Es wäre des Versuchs werth, zu wissen, wer von uns beiden in diesem Stücke irrt?"

— Wie aber den Versuch machen?

„Wähle dir zum Beispiel einmal den rechtschaffensten Mann im Herzogthum zur Hiobsrolle. Stelle dich erbittert auf ihn, wenigstens unzufrieden; aber anhaltend. Dann gib Acht, wie alles über den Unglücklichen herfallen, wie der Unschuldige in einen Verbrecher verwandelt werden wird, um dir Genüge zu leisten. Dann überzeuge dich, daß auch der Edelste in deinem Lande, wenn du ihn verderben willst, weder seiner Ehre, noch seines Vermögens sicher sei. — Du kennst zum Beispiel den Archivsregistrator Helmold; den kenntnißvollen, unermüdet thätigen, treuen, redlichen Mann, über den kein Mensch zu klagen hat, weil er allen hilft; der bei seiner geringen Besoldung doch noch nie um Zulagen zudringlich ward und dabei fast immer die Arbeiten des Staatsarchivars verrichtet, der bei reicher Besoldung und übrigem großen Vermögen sich wohl sein läßt."

— In der That, ich habe schon daran gedacht, des guten Helmold Gehalt ein wenig aufzubessern. Der Mann hat drei, vier Kinder, wenig eigenes Vermögen. Seine Schriftstellerei, die er nebenbei treibt, mag ihm auch nicht viel eintragen. Aber ihm nur eine saure Stunde machen, das könnt' ich nicht.

„Allein die Lehre, welche wir daraus zögen, wäre viel werth. Gib diesen Unschuldigen einmal den Speichelleckern preis. Zur Stunde weiß noch Niemand etwas gegen ihn; in kurzer Zeit wird Jeder ihm begangene Verbrechen beweisen können. Da wirst du deine Leute kennen lernen. Aber Helmold, ich gebe dir mein Wort, soll nicht versinken: Ich will schon im rechten Augenblick dazwischen treten. Dann muß er fürstlich für die Schlachtopferrolle entschädigt werden, die wir ihn, höherer Zwecke willen, wider seinen Willen spielen ließen."

— Ich begreife nicht, was man gegen diesen Mann wird aufbringen können.

„Eben deswegen laß uns die Komödie spielen. Vielleicht hab' ich Unrecht."

— Gut, Leinau, es sei. Ich geb' ihn preis. Ich will sehen, ob meine Leute Sklaven sind?

Der Fürstenblick.

„Ist, der da über den Platz geht, nicht der Registrator Helmold?" fragte eines Tages der Herzog, ans Fenster seines Audienzsaales gelehnt, die um ihn Stehenden.

„Er ist's!" sagte Jeder.

„Ein unausstehlich widerliches Gesicht!" fuhr der Herzog fort.

„Er hat freilich etwas Verstecktes, Affektirtes in seinem Wesen, aber ist daneben ein ganz braver Mann!" sagte der geheime Justizrath von Strom.

„Es ist etwas Kaltes, Hämisches, Fatales in seinen Zügen, das läßt sich durchaus nicht läugnen," sagte der Staatsarchivar von Wandel: „aber, so viel ich weiß, ein grundehrlicher Mann ist er."

„Grundehrlicher Mann?" rief der Herzog heftig, indem er die Stirn runzelte und dem Archivar einen vernichtenden Blick zuwarf: „Wandel, Sie kennen vermuthlich Ihre Leute schlecht. Sie sind zu gutmüthig. Dem Helmold ist nicht zu trauen, glaub' ich. Er scheint mir voller Gift und Tücke. Sprechen Sie mir von dem Menschen nicht wieder — ich wollte, er wäre überall, nur nicht in meinem Dienste."

Der Archivar erblaßte, da er des Herzogs zornigen Blick sah. — Alle verstummten.

„Wandel!" rief der Herzog nach einer Weile: „Warum werden Sie blaß? Ich will nicht hoffen, daß Sie mit dem Menschen Parthie machen?"

„Behüte mich Gott, Ihre Durchlaucht, ich stehe durchaus in keiner Verbindung mit ihm, als so weit es mein Amt fordert!" erwiederte der Archivar: „Ich habe nie mit ihm zu thun haben mögen, denn, in der That, wie Ew. Durchlaucht sehr richtig bemerkten, es scheint viel Falschheit in ihm zu nisten. Ich habe Ew. Durchlaucht schon mehrmals unterthänigst angehen wollen, ihm seine Entlassung zu geben. Er ist Schriftsteller, korrespondirt mit vielen Ausländern, und hat die wichtigsten Aktenstücke des Staats unter Händen. Ich kann ihm nicht trauen."

„Ohne daß er eines Vergehens überwiesen wird," versetzte der Herzog, „darf ich ihm nicht den Abschied geben, oder ich wäre ungerecht."

„Ich habe ihn einen braven Mann genannt," sagte der geheime Justizrath von Strom, „weil ich ungern das Wort gegen Jemand führe. Der Mann hat Weib und Kinder, ich möchte die nicht unglücklich machen. Aber da hier nun einmal Rede über ihn sein soll, gebeut mir Ehrfurcht vor Ew. Durchlaucht zu bekennen, daß der Helmold durch seine ruchlose Bücherschreiberei schon zehnmal die Festung oder Landesverweisung verdient hat. Nicht Thronen, nicht Altäre, nicht öffentliche, nicht Privatehre sind vor den giftigen, wüthenden, oft jesuitischlistig versteckten Ausfällen dieses Menschen sicher. Ich getraue mich, Anklage zu führen und zu beweisen, daß Helmold schon allzu oft in seinem Journal sowohl die Staatsverwaltung, wie die hohen Regenten unsers Herzogthums der Verachtung des Volks preis gegeben. Wie kann, wo solche Frechheit ungestraft bleibt, Liebe zum Fürsten, Ehrfurcht vor den Gesetzen sein?"

Jetzt nahm ein Oberkirchenrath, dann nahmen ein paar Generale, dann der Oberpolizeidirektor und so einer nach dem andern das Wort; und jeder wußte so viel Vergehen, groß und klein, von Helmold, daß in der That dieser Mann dem Baron von Leinau am Ende nicht so ganz rein mehr galt, als er beim ersten Blick gewesen zu

sein schien. Denn es wurden zu allerlei Anklagen und entehrenden Anekdoten nicht nur Beweise verheißen, sondern sehr achtungswerthe Männer, als Zeugen, genannt.

„Ist denn der Mensch wirklich so schlecht, so gefährlich," rief der erstaunte Herzog: „warum zog man ihn nicht längst zur Rechenschaft und behandelte ihn laut bestehenden Verordnungen und Gesetzen?"

Er verließ mit Unwillen die Versammlung.

Folgen davon.

Der Registrator Helmold empfand bald die Wirkungen jenes Fürstenblicks. Man zog sich scheu von ihm zurück. Es ging von Ohr zu Ohr, es stehe übel mit ihm; er sei beim Herzog in Ungnade. Höhere Beamte begegneten ihm mit Unwillen und Härte; seinesgleichen entfernten sich vorsichtig von ihm, oder behandelten ihn mit Kälte. Seine Feinde, seine ehemaligen Neider liessen entweder ihren Witz schadenfroh über ihn hinspielen, oder beneideten ihn geflissentlich recht vornehm.

Helmold merkte bald, es gehe in Betreff seiner etwas vor. Er fragte bei diesem und jenem an — man zuckte die Achseln; man wollte nichts wissen. Helmold blieb ruhig. „Was ficht die Menschen an?" sagte er zu sich selbst: „Ich habe keinen beleidigt, ich habe nichts verbrochen. Ich thue meine Pflichten, — was haben sie wider mich? Zum Glück ist ihre Freundschaft zu meinem Frohsinn nicht nöthig."

So dachte er laut; aber leise dachte er doch anders. Es schmerzte ihn diese Zurücksetzung und Kälte tiefer, als er's sich selbst glauben machen wollte. Er zog sich von den meisten Gesellschaften, die er ohnedem nur sparsam zu besuchen pflegte, ganz zurück, und lebte seiner Familie desto mehr. Er hatte eine vortreffliche Gattin, eine liebenswürdige Tochter, ein paar hoffnungsvolle Söhne von zwölf bis vierzehn Jahren. Die reizende Emma, der Augapfel ihrer Aeltern, war ganz dazu gebildet, den edelsten Mann durch ihre Hand zu beglücken; sie zählte schon neunzehn Jahre, noch aber war es keinem eingefallen, diese schöne Hand zu fordern, denn — sie war ohne Mitgift. Der Registrator galt eher für dürftig, als wohlhabend. Sein Gehalt reichte zur Erziehung seiner Kinder in einer Residenz nicht hin, darum mußte er sich in Nebenstunden auf Erwerb durch Schriftstellerei legen, ungeachtet er wenig Talent, folglich wenig Glück hatte.

Um die Harmlosigkeit der Seinigen gar nicht zu stören, verschloß Helmold seinen Verdruß in sich, und sagte zu Hause kein Wort von Allem, was ihm begegnete. — Um desto härter aber war ihnen nachher der erste Donnerschlag des ausbrechenden Gewitters, von dessen Annäherung sie keine Ahnung hatten.

Eines Tages ließ der Staatsarchivar Helmolden zu sich rufen. Helmold kam. Herr von Wandel trat ihm ernst entgegen, wies ihm das neueste Heft der Helmold'schen Monatschrift, und fragte: „Wer hat den Etat vom Schuldenwesen unsers Landes in Ihr Journal eingesandt?"

„Niemand, Herr Staatsarchivar. Ich selbst rückte ihn ein."

„Wer bevollmächtigte Sie dazu?"

„Niemand besonders; doch schon ähnliche Aufstanden darin, und Sie hatten nie etwas dagegen."

„Ich lese Ihr Journal nicht, daher konnt' ich nichts dagegen sagen. Aber Ihre Instruktion verbietet, ohne meine Erlaubniß keine archivarische Urkunde auf irgend eine Weise Andern mitzutheilen."

Der Schuldenetat zirkulirt aber in vielen Abschriften in der Stadt; Auszüge davon stehen schon in einer ausländischen Zeitung. Ich nahm die Urkunde nicht aus dem Archiv."

„Alles das berechtigte Sie nicht, als Beamter, die vollständige Publizität zu geben. Gehen Sie, Sie sind verantwortlich."

Wenige Tage darauf ward Helmold vor das Hofgericht zitirt. Ehe dieses aber geschah, ereignete sich ein anderer Umstand. Der Herzog verlangte zufällig Einsicht von einer geheimen Korrespondenz, die der verstorbene Fürst, sein Oheim, mit einem Minister einer auswärtigen großen Macht geführt, und wovon der Herzog in einer ausländischen Zeitschrift kurze Andeutungen gefunden. Der Staatsarchivar forderte die Originalien vom Registrator; dieser, unter dessen Aufsicht sie gelegen, fand sie nicht mehr. Der Staatsarchivar schüttelte argwöhnisch den Kopf.

Den Tag nachher traten Polizeibediente in Helmold's Haus, erklärten ihm auf Befehl Sr. Durchlaucht Hausarrest und versiegelten sämmtliche Papiere aller Art, die dem Ober-Polizeidirektor überbracht werden mußten. — Ein fürchterlicher Jammer in der ganzen Familie. Nur Helmold, sich seiner Unschuld bewußt, tröstete alle, so gut er konnte. Er blieb unerschrocken.

Bei der förmlichen Untersuchung von Helmolds Papieren, die in seiner Gegenwart geschah, fand sich zwar die erwähnte geheime Korrespondenz nicht, hingegen manche andere Urkunde aus dem Staatsarchiv. Er erklärte, sie in seine Wohnung genommen zu haben, da er Krankheit halber das Archiv nicht besuchen konnte und die Arbeiten zu Hause fortzusetzen Erlaubniß hatte. Daß sie noch nicht zurückgestellt wären, gestand er, sei in Vergessenheit geschehen. Er bäte deshalb um Verzeihung.

Man durchlas seine Aufsätze und Privatbriefe, um Spuren zu finden, ob er vielleicht von der oben erwähnten geheimen Korrespondenz Mißbrauch gemacht? In der That schienen ihn einige Ausdrücke auswärtiger Freunde verdächtig machen zu können. Man fand Briefkonzepte von seiner Hand, in denen er sich in ziemlich ungemessenen Ausdrükken über die durch den neuen Herzog gemachte

Wahl des Geheimenrathspräsidenten aufhielt; ihn einen Günstling des Herzogs nannte, und von diesem und seinen philanthropischen Verwaltungsabänderungen wenig Gutes für das Land verhieß. Zwar stellte Helmold vor, diese Briefe wären gleich in den ersten Wochen der Regierung Herzog Ludwigs geschrieben, seitdem habe er seinen Sinn so gut geändert, wie das ganze Land seine Ansichten geändert habe; — zwar stellte er vor, diese Briefe könnten ihm, als flüchtig geäusserte Meinungen an vertraute Freunde, so wenig zum Vorwurf gereichen, als wenn jemand in Privatkreisen mündlich gegen einen Freund äusserte, wie er dächte. Doch waren die fatalen Zeilen geschrieben. Man fand deren bald noch über andere Dinge, die seine Unzufriedenheit erregt hatten. — Alles verwandelte sich in Anklagepunkte gegen ihn. Es ward förmlicher Verhaft gegen ihn, als Staatsverbrecher und ungetreuen Beamter, ausgesprochen.

Da Helmold diese Worte hörte, richtete er sich empor, und lächelnd sagte er: „Man sucht gewaltthätiger Weise Verbrechen an mir und findet sie. Ich will bekennen, daß ich aus Vergessenheit ein paar alte Urkunden im Hause liegen hatte, woraus freilich dem Staate kein Unglück erwuchs; — ich will bekennen, daß ich in vertrauten Meinungsergüssen gegen Freunde über die neuesten Staatsveränderungen offenherzig war, woraus dem Staat kein Schade erwuchs. Meine spätern Briefe an Freunde, und öffentliche Aeusserungen in meiner Zeitschrift, könnten beweisen, wie anderes Sinnes ich durch die folgerechten, weisen Verfügungen der neuen Regierung geworden sei. — Aber vermuthlich wäre dies vergebens. Doch, meine Herren, wollte man bei jedem Einzelnen von Ihnen ein Versehen aus Vergessenheit, oder andern Ursachen, so streng aufheben; wollte man Ihre Papiere, Ihre Privatbriefe, Ihre in vertrauten Kreisen geäusserten Meinungen würdigen — wenige würden vielleicht sein, die nicht so strafbar wären, als ich!“

Diese Aeusserungen erregten im Hofgericht den tiefsten Unwillen. Er sprach mit Stolz, mit Kraft noch lange in diesem Ton. Das Murren Aller unterbrach ihn. Der Präsident mußte ihm Schweigen gebieten und ihn abtreten lassen.

Da stand der große Hofrath von Ferlach auf und sprach: „Es ist nicht recht, daß wir seine Vertheidigung unterbrechen. Daß wir es thun, beweiset, er habe Recht gehabt. Wir haben gegen ihn die Untersuchung nicht richterlich, sondern feindselig begonnen. Ich protestire gegen dieses Verfahren; ich biete keine Hand dazu; ich verlange, daß meine Protestation dem Protokoll einverleibt werde.“

Es war umsonst, den alten Herrn des Bessern zu belehren — ihn zu warnen, ihm mit der Ungnade des Herzogs zu drohen. „Ich bin im Dienst unsers Staates alt und grau geworden; jederzeit hab' ich Gerechtigkeit geliebt. Denke nun Se. Durchlaucht von mir, wie es ihm beliebt. Wenn aber solche Inquisitionen gut geheißen werden, dann erlaube Se. Durchlaucht, daß ich von Hochdemselben denke, wie es mir beliebt.“

Sowohl der Baron von Leinau, als der Herzog erfuhren Helmolds Verhaftung und den Gang seines Prozesses; sie liessen dem Geschäfte seinen Lauf. Als aber des alten Ferlachs trotzige Aeusserungen dem Herzoge vorgebracht wurden, schien er betroffen zu sein. Alle Höflinge beobachteten den Blick des Fürsten. Es war in Allen die Frage: „müssen wir ihn auch verderben?“

In Helmolds Hause war große Betrübniß. Der Vater fehlte — er war im Verhaft, und schwerer Verbrechen angeklagt. Niemand ward zu ihm gelassen; selbst seine Gattin, seine Kinder durften ihn nicht ohne Zeugen sprechen. Nach einigen Wochen fehlte es schon an baarem Geld in der Wirthschaft; Frau Helmold sprach ihre alten Freunde an; man suchte der guten Frau los zu werden, gab Kleinigkeiten, und zog sich von dem Hause zurück, auf welchem nun einmal der Fluch des Herrn lag.

Das Juwel.

Herzog Ludwig hatte sich malen und sein Bildniß in einige Dutzend goldener Dosen, mit Diamanten und Perlen geschmückt, setzen lassen, um damit an Gesandte, an Boten angenehmer Nachrichten, an Schriftsteller, die ihm Bücher dedizirten u. s. w. Geschenke machen zu können nach Fürstenbrauch. Baron Leinau, wie er an einem Herbstabend, in seinen Oberrock gehüllt, durch die Residenz ging, und am Hause des Hofjuweliers vorbei, gerieth auf den Einfall, hineinzugehen, um die bestellten Dosen zu besichtigen.

Der Juwelier, erstaunt über die Erscheinung des Präsidenten, empfing ihn im Gewölbe und schien in großer Verlegenheit. Die Dosen waren im Nebenzimmer, und doch wollte er den Präsidenten nicht dahin führen, wie es schien. Unter einem Vorwande sprang er schnell in dies Zimmer, kam aber bald mit einigen Dosen zurück. Indem der Baron sie besah, öffnete sich die Thüre des Seitengemachs abermals, und ein junges Frauenzimmer mit verweinten Augen trat heraus. Den Baron überlief es fieberheiß, wie er seine Blicke auf die Schöne warf und seine ehemalige Tischgenossin erkannte, die er — trotz aller hohen Staatsgeschäfte — noch nicht hatte vergessen können, noch nicht hatte vergessen wollen.

Er verbeugte sich stumm gegen sie. Mit gesenkten Blicken, doch erröthend, ging sie an ihm vorüber gegen die Glasthür zur Straße. Indem der Juwelier ihr die Thür öffnen wollte, sagte er: „Fräulein, Ihnen ist nicht wohl.“ Sie trat, von ihm gehalten, einige Schritte zurück, und sank todtenblaß auf einen hinter ihr befindlichen Sessel. Der Baron, mit hochklopfendem Herzen, eilte ihr erschrocken zu; die Frau des Juweliers brachte

ein Glas frischen Wassers. Die Kranke trank davon. Nach einigen Minuten sprach sie: „Mir ist wohl! verzeihen Sie, daß ich Ihnen Ungelegenheit machte.“ Sie stand auf, und ließ sich durch kein Bitten bewegen, einen Augenblick länger zu verweilen. „So müssen Sie wenigstens gestatten, daß ich Sie bis zu Ihrem Hause begleite!“ sagte der Baron, nahm, alles Weigerns ungeachtet, ihren Arm und führte sie durch die Straßen. Seine Fragen wurden sehr einsilbig beantwortet; sein Bedauern, eine ihm so theure Bekanntschaft unter solchen Umständen zu erneuern, vergalt sie mit trockener Höflichkeit. Aber das arme Mädchen konnte auch kaum reden; es sprach so still und leise, wie eine Sterbende; es zitterte an seinem Arme, als würd' es zum Tode geführt. Vor dem Hause, in welches sie schnell eintrat, verneigte sie sich dankend und verschwand.

Der Geheimeraths-Präsident hatte seine ganze Fassung verloren. Er stand eine Weile still, dann ging er träumend fort, und dachte nur: „o mein Gott, wie ist sie so schön!“ — Er wollte zum Juwelier zurück, um sich über die Unbekannte näher zu erkundigen; er konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihm der Juwelier Alles, auch die Ursache ihrer Thränen gesagt haben würde; er lief sich fast odemlos, bis er zu einem großen Walde kam, der fast eine halbe Stunde von der Residenz seinen Anfang nahm.

Erst hier erwachte er von seinen Träumen; sah mit großen Augen die alten, hohen Eichen an, die sein Haupt umrauschten; lachte über sich selbst, drehte sich wieder nach der Stadt um und sagte, sich gegen sich selbst entschuldigend: „Nun ja doch, ich bin ein Thor. Ich bete dich an, du Engel, der mich verachtet.“ Binnen einer halben Stunde war er wieder beim Juwelier, der ihn sogleich in's Zimmer führte, wo die Dosen standen.

Hier erfuhr er nun den Namen des Fräuleins. Es war Emma Helmold gewesen. — Aber die Ursache ihrer Thränen ward ihm erst nach langem Sträuben verrathen. Das Fräulein hatte, ohne Vorwissen ihrer Mutter, die der Kummer krank gemacht, daß sie das Bett hüten mußte, ihren eigenen kostbaren Schmuck, ein ererbtes Halsband von Perlen und Diamanten, verkauft, um die Ausgaben der Haushaltung bestreiten zu können; hatte erzählt, wie der unschuldige Vater im Gefängniß schmachte, wie die ganze Familie ohne Unterstützung sei, und nur die äusserste Noth zum Verkauf des geliebten Halsschmuckes getrieben. Der Juwelier hatte zwar nun das Kleinod käuflich an sich gebracht, aber dem Fräulein freiwillig angeboten, es um die gleiche Summe noch in Jahresfrist zurückzugeben.

„Schicken Sie dem Fräulein das Halsband auf der Stelle zurück; die Summe sollen Sie binnen einer Stunde dafür in Händen haben. — Aber auf der Stelle!“ rief der Baron und ging tiefbewegt von dannen.

Es war schon dunkel, als der Juwelier selbst das Halsband dem erstaunten Fräulein zurückbrachte. Sie wollte es nicht annehmen. „Sie müssen!“ sagte in großer Aengstlichkeit der Juwelier: „Ich habe Befehl dazu. Das Geld dafür ist schon in meinen Händen.“ Jetzt drang Emma heftiger in ihn: „Wie? das Geld? von wem?“ Der weichherzige Juwelier, dessen Kardinaltugend das Schweigen eben nicht war, gestand alles. Emma ward feuerroth. Der Juwelier legte das Halsband auf den Tisch und eilte davon.

Er that sehr wohl daran; denn die betrübte Emma war der Einsamkeit bedürftig. Eine halbe Stunde saß sie da, träumend, bewußtlos, weinend, die Hände gefalten. Der Geheimeraths-präsident war ihr — denn sie lebte sehr eingezogen — bis zum heutigen Tag von Person unbekannt gewesen. Als sie beim Juwelier um ihren Verkauf weinte, und dieser dann plötzlich in's Zimmer gesprungen war, und sagte: „Fräulein, verbergen Sie Ihre Thränen! Se. Excellenz, der Herr Geheimeraths-präsident, werden den Augenblick bereintreten!“ war sie tief erschrocken. Denn Emma fürchtete diese hohe Excellenz seit dem Unfall ihres guten Vaters. Sie wollte sich schnell entfernen. Wie sie aber in's Gewölbe getreten, den jungen, erhabenen Mann sah — denselben, mit welchem sie einst im Wirthshaus zu Nacht gegessen — denselben, an den sie seitdem ziemlich oft gedacht hatte, wie er so ehrerbietig, liebevoll, so ganz eigen gewesen, wie andere Menschen nicht sind — denselben, mit dem ihr Herz oder ihre Einbildung sich manchmal und gern, doch kindlich unschuldig beschäftigt hatte — — ach! in solchem Alter beschäftigen sich ja wohl zuweilen Herz und Einbildung mit Träumen! — denselben, dessen Wiederfinden, Wiedersehen sie im Stillen gläubig, ich möchte eher sagen ein wenig abergläubig gehofft hatte, ohne von diesem Aberglauben dem Papa und der Mama eine Silbe zu verrathen — — genug, wie sie ihn sah, da verlor die ohnehin zu tief Bewegte Besonnenheit und Muth. Ihr ward nicht wohl. Er hatte sie zu ihrem Hause geführt; aber sie wußte kaum davon und zweifelte daran, als sie allein war. Aber jetzt zweifelte sie nicht mehr, denn das Halsband lag auf dem Tische. Sie nahm es aus dem Saffiankästchen, drückte es laut schluchzend an ihr Herz, und flüsterte leise: „Ich habe dich wieder, nun doppelt theuer!“

Der Schutzengel.

Emma, vertrauensvoll auf die Güte ihres mächtigen geheimen Lieblings, wollte diesen Anlaß benutzen, für den Vater des Herzogs Gnade anzurufen. „Unser Vater ist gerettet!“ sagte Emma mit freudeglänzenden Augen, als sie vor das Bett ihrer Mutter trat: „Ich schreibe dem Geheimeraths-präsidenten von Leinau. Er ist ein gütiger Herr!“ Und nun konnte sie nichts mehr hinterhalten. Sie erzählte der Mutter das ganze

Abenteuer vom Halsband. Des guten Mädchens Herz war zu voll. Und wie Emma den Baron beschrieb, von Kopf zu Fuß, — da war's kein Sterblicher mehr, ein Gott war's.

Auf die Mutter machte diese Erzählung den wohlthätigsten Eindruck. Die Hoffnung kehrte in Beider Brust zurück. Frau Helmold, vom seligen Glauben und Zutrauen ergriffen, Leinau werde helfen können, war schon den folgenden Tag erstärkt genug, ausser Bett zu sein. Emma schrieb diesen ganzen Tag Briefe an Se. Excellenz Herrn Geheimeraths-präsidenten von Leinau, und zerriß sie alle wieder. Denn in das zärtliche Flehen einer Tochter um der Aeltern Glück, wollte sich immer eine Zärtlichkeit mischen, welche da nicht hingehörte. Und doch mußte, wegen des Halsbandes, ein dankbares Wort gesagt werden. Aber wie denn dies Wort finden, daß es die innigste Erkenntlichkeit, aber durchaus in der Welt sonst nichts Inniges, ausspräche? — Mama schrieb endlich auch Briefe; allein Emma fand diese doch allzutrocken und kanzleimäßig. „Wie soll des Fremden Herz für unsere Noth erwarmen, wenn unser Jammer ohne Herzlichkeit und Wärme klagt?" rief Emma.

So ward es finstere Nacht und noch kein Brief fertig. Da beschlossen Mutter und Tochter, jede solle, wetteifernd mit der andern, den Brief entwerfen; dann wolle man das Beste aus beiden vereinigen, und die Kälte des einen mit der Gluth des andern mildern.

In dieser Arbeit, kaum angefangen, wurden sie wieder durch die Magd unterbrochen, welche der Frau Helmold meldete, daß sie jemand sprechen wolle. Es trat, sobald es erlaubt war, der Jemand herein, und nach den ersten ausgewechselten Höflichkeiten bedeutete er, aus Auftrag Sr. Durchlaucht des Herzogs zu kommen, der Mutter und Tochter nicht länger wegen Herrn Helmolds Schicksal in Kummer lassen wolle.

Frau Helmold, mit Augen voller Thränen, den Friedensboten anlächelnd, hätte ihn entzückt umarmen mögen; Emma, freudig, sprachlos, hätte ihm zu Füßen sinken mögen. Sie stand hochglühend, mit gesenkten Blicken, die sich nur dann und wann unter Thränen leuchtend zu ihm erhoben, da.

„Zwar der gegen Herrn Helmold angehobene Prozeß darf nicht gewaltsam unterbrochen werden," fuhr der Bote fort, „aber er möge auch enden, wie er wolle, allezeit wird Se. Durchlaucht dann für Herrn Helmold und dessen Familie väterlich Sorge tragen. Ich wünsche, daß diese Zusicherung Sie beruhigen und alle Furcht von Ihnen nehmen möge."

„Ach!" rief Frau Helmold: „wie gnädig ist unser Fürst und Herr! Der Vergelter droben segne ihn. Aber mein unglücklicher Mann, darf ich ihm diesen Trost noch heut bringen?"

„Er ist schon von allem unterrichtet und freudiges Muthes. Freilich werden Sie noch einige Wochen darauf Verzicht thun müssen, ihn wieder zu besitzen. Aber Sie können beide seine Befreiung beschleunigen."

„Wodurch?" riefen beide, indem sie bittend die Hände ausstreckten.

„Wenn Sie verschweigen gegen Jedermann, wie der Herzog in Betreff Ihrer denkt, und daß ich deswegen bei Ihnen war."

„O können wir schweigen? Wir wollen im Gebete Ihren Namen dem Vergelter nennen!" rief Emma.

„Und Ihr Name?" sagte Frau Helmold.

„Mutter, es ist der Wohlthäter, dem wir in diesem Augenblicke schrieben!"

Der Baron nahm die Einladung gern an, sich bei ihnen zu verweilen, ihre Klagen, ihre Erkenntlichkeitsversicherungen hören zu wollen; besonders da Frau Helmold versicherte, daß sie den ganzen Abend einsam sein würden.

„Man flieht uns schon geraume Zeit wie Pestkranke," sagte Frau Helmold, „sogar Menschen, die wir für unsere ergebensten Freunde hielten, meiden uns im Unglück!"

„So machen Sie mich zu Ihrem Freunde in der Noth," sagte der Baron, „und erlauben Sie mir, bis Sie Ihren Beschützer aus dem Verhaft zurück erhalten, daß ich Ihr Beschützer sein darf."

Der Baron hatte sich vorgenommen, nicht länger zu verweilen, als erforderlich sei, des Herzogs Befehl zu vollziehen — aber die paar Minuten verschlangen den ganzen Abend. Wie edel war die Mutter; wie seelenvoll die, in einer Art Begeisterung athmende Tochter!

Als Leinau sie nun verlassen hatte, fielen Mutter und Tochter einander stumm weinend an die Brust. Der Schutzengel ward ihr Gespräch bis tief in die Nacht — ward es den ganzen folgenden Tag. Auch deutete man es gar nicht übel, wenn der Schutzengel sich noch manchen andern Abend die Mühe nahm, zu erscheinen, um sich nach den Wünschen und Bedürfnissen der verwaiseten Familie zu erkundigen.

Das Urtheil.

„Du hast Recht gehabt, Leinau!" sprach der Herzog unwillig und warf die Akten des Helmoldschen Prozesses zurück: „Die Fürsten sind nicht halb so geneigt, Despoten zu sein, als ihre Unterthanen zur Sklaverei geneigt sind. Die schändlichen Augendiener! Also ein bloßer Wink, ein bloßer Blick war genug, aller ihrer Redlichkeit ein Ende zu machen. Gesetz und Recht, was ihnen selber Schutz gewährt, treten die Elenden willig mit Füßen, um mir zu gefallen. Leben, Ehre, Freiheit, Vermögen, nichts ist mehr sicher. Wohl, lieber Leinau, ich begreif' es, Sklaven können keine Freunde sein, und Fürsten keine wahren Freunde haben, sie müßten sie denn unter Ihresgleichen suchen. Bleib du mir nur getreu mit

deiner Wahrheit, zerstöre jedes Blendwerk um mich her, sonst bin ich verloren."

Der Herzog und Leinau umarmten sich und schworen einander neue Liebe.

„O Freund," fuhr der Herzog fort, „ist es nicht abscheulich, den guten Helmold seiner Stellen zu entsetzen, ihn Landes zu verweisen, sein Vermögen zu konfiszíren, wegen einer Vergessenheit, wegen einiger Worte, die er vor langer Zeit vertraulich äusserte, wegen Bekanntmachung von Rechnungen, die schon in Jedermanns Händen waren, und deren Geheimhaltung kein Gesetz geboten? Selbst daß sich die Papiere der geheimen Korrespondenz unter den Staatsschriften deines Amtsvorfahren gefunden haben, der sie ohne Vorwissen des Archivars und des Registrators zu sich genommen hatte, konnte den guten Helmold nicht rechtfertigen. Man machte ihm zum Verbrechen, entweder davon gewußt, oder nicht gewußt zu haben. Sünder in allen Fällen. Aber Ferlachs edelmüthige Schutzschrift soll auf öffentliche Kosten dem Druck übergeben werden. Die Sache kömmt vor das Appellationstribunal. Ich will dessen Spruch abwarten, und dann wollen wir handeln."

Der Spruch des Appellationstribunals fiel zu Helmolds Gunsten aus. Der Herzog empfing ihn freudig. Er ließ sogleich den Präsidenten des geheimen Rathes berufen, und sagte: „Leinau, die Unschuld siegt!"

„Weil man im Appellationsgericht vernommen hat, edler Fürst, wie zornig dich die Gesetzschänderei und Rabulisterei des Hofgerichts gemacht. Hättest du deinen wahren Sinn länger verbergen können, wer weiß, ob Helmold nicht auch vor dem Appellationsgericht schuldig geworden wäre!" sagte der Baron.

„Ich kassire das feile Hofgericht," rief der Herzog, „und bilde ein neues; an dessen Spitze soll der freimüthige, gerechte Ferlach stehen. Ich entsetze den Staatsarchivar Wandel seiner Aemter; der gerechtfertigte Helmold wird zu diesen erhoben."

„Aber den kenntnißvollen, treuen Mann auf seinen rechten Platz zu bringen," fuhr der Herzog fort, „ist bloß eine Pflicht, die ich gegen den Staat habe. Doch, Leinau, wir sind dem guten Helmold andern Ersatz schuldig; denn wir machten ihn und sein häusliches Glück zum Opfer unsers Experiments. Ich habe durch diesen Versuch Vieles, Vieles gelernt; gelernt, daß wir Fürsten bedauernswürdige Leute sind, die durch ihre Lage schlechterdings ausser Stand gesetzt werden, sich selbst oder die Menschen kennen zu lernen, von denen sie umringt sind; daß wir Fürsten mit einem vorlauten, absichtslosen Urtheil, mit dem Wink der Augen, mehr Unglück anrichten können, als wir mit allem guten Willen und Verstand Gutes zu leisten vermögen; daß unter zwanzig unserer Unterthanen kaum immer einer groß genug denkt, Wahrheit und Recht über Alles zu lieben. Das Alles dank' ich dem Helmold; ich dank' ihm, daß du, Leinau, mir noch unendlich schätzbarer geworden bist, als du warst. Wie wollen wir vergelten?"

Folgen.

Es war ein Donnerschlag für viele, besonders für die Hofrichter und Herrn von Wandel, als man folgendes Tags die Bestätigung des appellationsrichterlichen Spruches und die herzoglichen Beschlüsse erfuhr; erfuhr, wie der Präsident des geheimen Rathes selbst, auf Befehl Sr. Durchlaucht, dem verhafteten Helmold Unschuldigerklärung, Freiheit, Erhöhung in Amt und Gehalt verkündigt, dann denselben in seinen eigenen Wagen genommen und zu dessen Familie zurückgeführt habe, wie im Triumph; erfuhr, daß der Staatsarchivar von Helmold wenige Tage nachher an der Tafel des Herzogs gespeiset, dort großer Auszeichnung genossen, und ein kleines, aber angenehmes Landgut nahe bei der Residenz zum Geschenk erhalten habe.

Nun drängten sich die alten Freunde der Helmoldschen Familie wieder in Haufen zu dem vor Kurzem verlassenen Hause. Nun klagte der eine, er sei gerade zur Zeit des Prozesses abwesend, der andere krank, der dritte ohne einen Heller Geld, der vierte von Geschäften überladen gewesen. Nun erschienen wieder Emma's ehemalige Bewunderer und Anbeter. Nun regneten wieder Einladungskarten zu Kränzchen, Klubbs, Bällen, Redouten, Pikeniks, Privatkonzerten, Schlittenpartien u. s. w.

Frau Helmold, nicht ohne Bitterkeit, wollte alle zurückweisen. „Nein, liebes Weib," sprach ihr Mann, „werde darum nicht zur Einsiedlerin, weil die Leute schwach sind. Ich will die Menschen lieben, wie sonst; aber ich traue den wenigsten. Um in dieser Welt glücklich zu sein, muß man sich selbst ein wenig täuschen; im Glauben an die Menschheit sie für besser nehmen, als sie ist, und im Handeln für schlimmer, als sie sein mag. Es ist ein größeres Unglück, sich zeitlebens vor einem Erdbeben zu fürchten, als in einem Erdbeben umzukommen. Besser einmal und zehnmal im Leben betrogen werden, als immer Betrug wittern. Wir wollen alles aus Liebe den Leuten thun, aber nichts von ihrer Liebe erwarten."

Menschliches Urtheil.

In der Residenz, wie im ganzen Lande, pries jedermann Herzog Ludwigs Gerechtigkeit, und seinen Eifer, den guten Helmold wegen des erlittenen Unrechts zu entschädigen. Freilich wußte, ausser dem Baron von Leinau, niemand, wie die Sachen zusammenhingen; und daß alles, was der Herzog that, nichts weniger als Großmuth, sondern Schuldigkeit war, um eine That auszu-

sühnen, die wirklich an Grausamkeit gegrenzt hatte. Denn ohne seinen Blick, ohne seine Aeusserungen, wäre Helmold nie als Verbrecher angeklagt worden. — Aber so sind die Menschen. Sie loben und vergöttern die Thaten der Großen, ohne die Quellen zu kennen.

Als der Frühling kam, besuchte der Baron von Leinau die Familie Helmold auf ihrem Landgut. Eines Abends, unter dem Schlage der Nachtigallen, lag Emma an seiner Brust, und bekannte ihm eine Liebe, die er ihr längst geschworen. Die Glücklichen! Der Aeltern Segen folgte. Der Herzog übernahm die Aussteuer seines Freundes.

Wenn nun der Geheimerathspräsident Freiherr von Leinau mit seiner reizenden Gemahlin durch die Straßen der Residenz fuhr, schüttelten die Leute den Kopf und sagten: „So, so? — nun ja, sie ist schön, das läugnet ja keiner. Hm, hm! der Zusammenhang ist klar! Unser Herzog liebte den Baron, der Baron liebte das Fräulein Helmold; darum mußte der Registrator mit aller Gewalt unschuldig erklärt, das Hofgericht aufgelöset, der bedauernswürdige Staatsarchivar Wandel abgesetzt, Helmold mit Aemtern, Titeln, Landgut und Zubehören überhäuft werden. Das ist leicht zu begreifen. Wenn jeder nur gleich solchen Schwiegersohn hätte! Unser Herzog ist ein vortrefflicher Herr, aber schwach, o schwach! — Er sieht nicht, was um ihn her vorgeht. Wir andern sehen das alles deutlicher, obschon in der Ferne, — aber der gute Herr ist verblendet. Es geht vielen Großen dieser Welt so!“

In der Residenz und im ganzen Lande tadelte nun jeder Herzog Ludwigs Schwäche, Kurzsichtigkeit und Härte gegen die, wegen der Helmoldschen Sache, in Ungnade Gefallenen. — Man tadelte ihn aber mit eben so vieler Ungerechtigkeit, als man ihn vorher vergöttert hatte. Baron Leinau erfuhr alles und benachrichtigte den Herzog davon.

„Ich lerne daraus,“ sagte der Herzog Ludwig lächelnd: „es ist eben so schwer, daß ein Fürst seine Umgebungen, aber eben so schwer, daß ein Volk seinen Fürsten richtig würdige. Es ist beinahe unmöglich. Wie viel Mißverständnisse, politische Mißgriffe, Verwirrungen, und Leiden der Fürsten und Völker stammen aus diesen Quellen!“

Agathokles, Tirann von Syrakus.

Seit einem halben Jahre wohnte in einer der angenehmsten sizilianischen Gegenden, einige Stunden von der reichen Stadt Syrakus, die Familie des griechischen Bildhauers Mikon. Ein Landhaus, von weitläufigen Nebengebäuden umgeben, zwischen Kornfeldern, Wiesen und Weingärten, Alles von einem Bach bewässert, der durch das Thal floß; auf der Höhe hinter dem Landhause die endlose Aussicht über das Meer — ein kleiner Tempel droben — wer hätte da nicht gern wohnen mögen? Der Sitz in dem einsamen Thale war von allen Landstraßen abgelegen. Eben diese Entfernung vom Menschengewühl hatte der Bildhauer seinen Söhnen empfohlen, da er sie mit Weibern und Kindern von Korinth wegschickte, um in Sizilien einen Ruheort anzukaufen, wo er in glückseliger Stille den Abend seines Lebens genießen könnte. Er selbst war erst, nachdem der Ankauf geschehen, von Korinth abgereiset, begleitet von seiner Gemahlin und dem jüngsten seiner Söhne.

Es ward ein rechter Freuden- und Siegeszug, als Mikon in seine neue Besitzung einzog. Denn seine Söhne mit ihren Gattinnen und Kindern waren ihm, festlich geschmückt und bekränzt, weit entgegengegangen. Der hohe Greis weinte Freudenthränen unter dem Jubel, mit welchem sie ihn umringten. Er hatte sein zweiundsiebenzigstes Jahr an dem gleichen Tage angetreten, da er, nach langer Trennung, alle seine Lieben wieder beisammen fand. Er zählte sie, rief sie alle, groß und klein, bei Namen, und umarmte und segnete sie alle. Das Alter hatte sein Haar gebleicht, aber seine Kräfte nicht geschwächt. Ein mildes Feuer glänzte in seinen Augen. Die Farbe der Gesundheit röthete seine Wangen. Er nahm eine Urenkelin auf den starken Arm, und so, umschwärmt von seinen Angehörigen, trat er in sein neues Eigenthum. Er untersuchte Alles; fand Alles gut. Seine Töchter, Schwiegertöchter und Enkelinnen hatten mit einander gewetteifert, die ihm bestimmten Zimmer mit jeder Anmuth, jeder Bequemlichkeit zu bereichern, die dem Alter behagt, oder von der sie ahneten, daß er sie gern sehen würde.

Von nun an genoß er den seligen Frieden am eigenen Herde; das stille Glück, welches er als sein höchstes gewünscht hatte. Er war von Syrakus gebürtig. Obgleich er aber seine meisten Jugendfreunde alle überlebt hatte, und in der großen Stadt, die er seit fünfzig Jahren nicht gesehen, Keinen mehr kannte, war doch Sizilien immerdar seine Sehnsucht geblieben, und daß seine Asche einst in väterlicher Erde ruhen möge.

Alle Tage in der Morgenkühle pflegte er einen Gang durch seine weitläufigen Besitzungen zu machen, um sie und jede Stelle des anmuthigen Thales kennen zu lernen. Solcher einsamen Wanderungen war er von jeher gewohnt. In Griechen-

land hatte er sie selbst beim übelsten Wetter nicht versäumt. Sie gehörten zur Nahrung seiner Kraft. Gewöhnlich begleitete ihn nur ein Sklave in gewisser Ferne, daß er im Fall eines Bedürfnisses Beistand zur Hand habe. Er überließ sich da gern ruhigen Betrachtungen und Ueberlegungen. Solch einen Gang in die Einsamkeit nannte er gewöhnlich ein reinigendes Bad der Seele. Da wasche sie sich von allen kleinen Leidenschaften und Kümmernissen rein, und werde kräftig, wohlthuend, erhaben und still, wie die Natur, in deren Hauch sie sich gleichsam auflöse.

Am zwölften Tage seiner Ankunft in Sizilien bestieg er auch die Anhöhe, an deren Fuße die Gebäude lagen. Noch war er nie hinaufgekommen.

Droben auf der Schwelle des Tempels im kühlen Schatten hoher Steineichen und Kastanienbäume ließ er sich zum Ausruhen nieder. Zu seinen Füßen grünte das Thal mit seinen Gütern. Zwischen den fetten Fluren krümmte sich der Bach in großen Windungen hin, als thäte es ihm weh, die reizende Gegend zu verlassen, und im Schoos des nahen Meeres zu sterben. Weiter hin glänzte der dunkle Spiegel des Ozeans, bis in unerspähbarer Ferne Welle und Himmel duftig zusammenrannen.

Mikons Blicke durchirrten neugierig und überrascht die große, anmuthsvolle Landschaft. Er war im Anschauen derselben verloren, als ihn ein Geräusch in der Nähe störte. Er sah jenseits des Tempels in der Ebene zwei Männer zu Pferde. Einer derselben stieg ab, und übergab sein Roß dem Begleiter, welcher im Schatten eines alten Baumes blieb. Der Abgestiegene schien den Fußweg nach dem Tempel zu wählen. Mikon beschloß, sich nicht stören zu lassen, und nahm seine vorige Stellung wieder. Als er aber hinter sich ein starkes, männliches Schreiten über den Marmorboden zwischen den Tempelsäulen hörte, stand er auf.

Ein Greis, der noch älter als er selbst zu sein schien, in einfacher Kriegerkleidung, ging neben dem Altar vorbei, ohne Mikons Anwesenheit zu beachten, seitwärts die Stufen nieder gegen das Thal hin. Da blieb er stehen, und betrachtete die Landschaft mit verschränkten Armen. In seiner Stellung war etwas Gebieterisches; in den Zügen seines faltenreichen, hagern, von der Sonne gebrannten Gesichts ein majestätischer Ernst. Finster hingen graue Augenbraunen über die tiefliegenden, lebhaft funkelnden Augen.

Der alte Krieger wandte sich bald darauf wieder rasch um zum Tempel, als wollte er auch diesen betrachten. Da ward er Mikons gewahr. Er stutzte. Mikon erhob sich von seinem Sitze, ging dem Fremdling näher und grüßte. „Es scheint," sagte Mikon, „uns führt gleiche Absicht zu gleicher Stelle."

Der Krieger musterte den Bildhauer von Kopf zu Fuß; dann sprach er: „Das wundert mich nicht halb so sehr, als daß ein paar Grauköpfe, wie wir, noch auf dieser Höhe zusammentreffen. Wie alt bist du?"

„Einundsiebenzig voll und einige Tage dazu."

„Wahrhaftig, genau so alt, wie ich selbst!" versetzte der Kriegsmann: „Wo wohnst du?"

„Drunten im Thal. Mir gehört dort der Landsitz."

„Dir?" sagte der Kriegsmann, und heftete schärfere Blicke auf Mikon. „Ich sollte dich kennen, sehr gut kennen, und weiß doch nicht, wo ich dich sah."

„Vielleicht in Korinth oder Athen. Da habe ich manches Jahrzehend zugebracht. Ich bin Mikon, der Bildhauer."

„Mikon?" sagte der Kriegsmann und zog nachdenkend die Stirn zusammen. „Aber du bist nicht aus Griechenland."

„Nein, ich bin aus Syrakus. Hier lernte ich das Töpferhandwerk, bis mich das Glück nach Korinth führte in die Werkstätte des Bildhauers Kallas. Bei diesem Meister lernte ich die Kunst."

Die finstern Züge des grauen Kriegers heiterten sich bei diesen Worten plötzlich auf. Er lächelte dem guten Mikon freundlich zu und reichte ihm die Hand. „Müssen uns denn die Götter noch so spät zusammenführen?" rief er. „Alter, sieh mich an. Kennst du mich?"

Mikon schüttelte schweigend den Kopf.

„Hat mich das Alter so sehr verwandelt? Sieh mich an, Mikon! Habe ich nicht mit dir bei Lamos, dem Töpfer zu Syrakus, vor mehr denn einem halben Jahrhundert treufleißig Urnen gedreht und Lampen aus Thon geknetet? Kennst du mich noch nicht, Alter? Erinnerst du dich nicht des Karkinos von Thermä?"

„Wie?" rief Mikon erstaunt: „Du des Karkinos Sohn? Wohl, nun dämmern mir wieder in deinen Mienen die Züge des schönen Jünglings, den ich so herzlich geliebt, dessen ich nie vergaß, und dessen Gestalt ich oft, wenn ich aus dem Marmorblocke einen Bachus hervorschlagen sollte, oder einen Apollo, im Spiegel meiner Einbildungskraft sah."

Die Greise umarmten sich. Dann liessen sich Beide auf den Stufen des Tempels nieder, ihr Gespräch fortzusetzen.

„Weißt du noch," rief Karkinos, „wie wir Beide, den Tag vor deiner Abreise nach Korinth, im Tempel der Glücksgöttin das Opfer brachten; dann mit einander lange Zeit den ortygischen Damm auf und ab wandelten und von unserer Zukunft sprachen? Es scheint, die Göttin hat unser Beider Wünsche gutmüthig erhört."

„Sie hat mir mehr gegeben, als ich damals bat. Und hätten mir die Götter weniger verliehen, ich würde darum nicht minder glücklich sein."

„Du warst immerdar der genügsame Mikon, und bist es geblieben!" sagte Karkinos lachend.

„Und du," versetzte Mikon, „warst immer der Ungestüme, Ungenügsame, Hochstrebende. Ich erinnere mich wohl noch des Opfers und unsers kindischen Geschwätzes auf dem ortygischen Damm. Du schworst damals Kriegsdienste zu nehmen, und

nicht zu ruhen, bis du Feldherr wärest. Deine Kleidung sagt mir's, du hast Wort gehalten. Bist du glücklich, alter Freund?"

„Wer ist glücklich?" sagte Karkinos. „Nur die Unsterblichen sind's."

„Bin ich schon kein Unsterblicher, bin ich doch ein Glücklicher unter den Sterblichen!" entgegnete Mikon. „Ich habe Gesundheit und ein zufriedenes Herz bewahrt, die Menschen geliebt und die Götter gefürchtet: mein Fleiß hat mir ansehnliches Vermögen gewonnen. Kinder, Kindeskinder und Urenkel vervielfältigen mein Leben."

„Vortrefflich!" rief Karkinos. „Erzähle mir von deinen Schicksalen, alter Freund. Wie ist's dir ergangen, seit wir uns trennten?"

Der Bildhauer lächelte und sprach: „Du wirst keine Langeweile bei meiner Erzählung fühlen, denn sie ist bald abgethan. Ich kam, mein Glück suchend, nach Korinth. Da ging ich zu einem Töpfer in Arbeit. Zwei Jahre lang blieb ich in seiner Werkstatt. Mit unüberwindlichem Hang zur bildenden Kunst füllte ich meine Mußestunden mit Nachzeichnungen göttlicher Werke des Meissels oder mit Nachbildung derselben aus Thon. Neben uns an wohnte der Bildhauer Kallas. Ich war, so oft ich konnte, Zuschauer bei seiner Arbeit. Seine Kunst entzückte mich; mehr noch die Schönheit seiner Tochter Phais. Sie ward mein Urbild alles Reizes. Sie wußte es bald, daß sie es war. Ihre Zärtlichkeit belohnte meine stumme Liebe; die Götter blieben uns hold.

„Ich hatte eine Aphrodite aus Thon gebildet, und im Feuer gehärtet. Diese Aphrodite — es war die jugendliche Phais, die aufblühende siebenzehnjährige Schönheit — sie war's unwillkührlich geworden. Als mein Meister, der korinthische Töpfer, das Gebilde sah, lächelte er und sprach: Ist das nicht Phais, des Bildhauers Kallas Tochter? — Heimlich wies er dem Bildhauer einst, da ich nicht im Hause war, die Aphrodite. Diesem schien meine Anlage zur Kunst zu gefallen. Er schwor, Phais müsse mir zum Urbild gesessen haben. Phais betheuerte, daß sie nie einen Augenblick mit mir allein gewesen sei. Um so mehr war dem Kallas meine Arbeit werth. Da ich ihn folgendes Tages nach meiner Gewohnheit bei der Arbeit besuchte, lud er mich ein, sein Lehrling zu werden, und lobte meine Aphrodite. Wer war seliger als ich! Er nahm mich in sein Haus. Liebe zur Kunst und Leidenschaft für Phais gaben mir bald eine Vollkommenheit, die seine Erwartungen übertraf. Er gab mir die Tochter. Ich ward die Stütze seines Alters, nach seinem Tode Erbe seines Gutes.

„Ich zog darauf nach Athen, der Stadt der Weisen, der Schule der Künstler. Dort wurden meine Kinder in der Kunst gebildet, die mir Ansehen und Reichthum gewährte. Einige meiner Söhne liessen sich nachher in Korinth nieder. Ein harmloses, ehrenvolles Alter krönte meine Tage. Der tägliche Umgang mit einigen der weisesten Griechen hob und veredelte mein Gemüth.

„Zuletzt vereinte ich meine ganze Familie wieder in Korinth. Der Reichthum, welchen mir Fleiß erworben, Sparsamkeit erhalten hatte, ward durch Erbschaft so vergrößert, daß ich mit den Meinigen einen alten Lieblingswunsch zu erfüllen beschloß, nämlich in Sizilien, dem Lande meiner Geburt, ein unabhängiges Leben auf eigenem Grund und Boden zu führen. Ich bin alt; meine Stunden sind gezählt, darum befahl ich den Kindern im vergangenen Herbst, nach Syrakus vorauszureisen, eine Länderei anzukaufen, wie ich sie wünschte, wo mit dem Nützlichen das Anmuthige vereint wäre, um dann mich nachkommen zu lassen. — Sieh hinab! fast das ganze kleine Thal ist mein Eigenthum. — Die Geschichte ist am Ende.

Karkinos drückte seinem alten Freund die Hand und sprach: „Ich beneide dich fast. Aber deine Erzählung war zu kurz."

„Was soll ich dir aus dem einförmigen Leben eines Künstlers, aus dem stillen Hause eines Familienvaters Merkwürdiges berichten? Man lebt da mehr in sich, als ausser sich. Weißt du mir mit Worten die stille Flut der Klänge aus einem Gesange zu beschreiben, oder die Geschichte vom Wechsel deiner Gefühle zu geben? Sieh, so ist Haus- und Künstlerleben. Große Schicksale mangeln, aber sie werden von großen Gefühlen ersetzt; diese sind das eigenthümliche Leben. Das Aeussere ist alltägliches Einerlei — von gewöhnlichen Dingen ewiges Wiederkommen. Der ruhige Spiegel eines Sees, was läßt sich von ihm viel sagen? Wenn der Wind leichte Furchen über seine Oberfläche hinweht, du siehst ihn an, und ihr Anblick schläfert dich ein. Aber in der Tiefe drunten, wohin du nicht siehest und denkest, da lebet und webet, liebet und leidet, geht auf und unter eine ganze Welt von Geschöpfen. — Lieber Alter, soll ich dir meine Lebensgeschichte vollenden: so komm und betrachte den schönern Theil derselben mit eigenen Augen in meinen Kindern und Nachkommen. Ich bitte dich, steige mit mir hinab in das Thal. Erfreue mein Haus mit deiner Gegenwart, und geniesse einige Erfrischungen unter meinem Dache. Dafür will ich auch dich wieder besuchen, in deinem Hause, unter deinen Kindern, wenn du sie hast."

„Willst du das?" fragte Karkinos und lächelte sonderbar dazu.

„Allerdings will ich das! und morgen schon," antwortete Mikon, „denn wir sind beide grau und reif, und müssen, was uns noch zu thun gelüstet, schnell thun, eh' es mit nächstem Sonnenuntergang zu spät wird."

„Ich halte dich beim Wort, Mikon!" rief Karkinos.

Dieser stand schnell auf; ging durch den Tempel, winkte seinem Begleiter, der mit den beiden Rossen unter dem Baume weilte redete einige

Worte zu ihm, und kam wieder an den Ort zurück, wo Mikon saß. Der mit den Pferden sprengte davon. „Er ist einer meiner freigelassenen Diener," sagte Karkinos: „ich hab ihm befohlen, mein Pferd zu deinem Landgut zu führen."

Die beiden Greise stiegen den Berg abwärts. Der Weg schlängelte sich gemach zwischen Felsen, von Weinreben und blühenden Gesträuchen umwebt, in das Thal nieder. Dort erweiterte er sich zu einem Lustgang zwischen hohen Pappeln, die zu einem geräumigen Hofplatz führten, von Wirthschaftsgebäuden umgeben. — Ohnweit derselben, auf einer milden Anschwellung des Erdbodens, erhabener, als die übrigen Gebäude, stand Mikons Wohnung, rings von einem Säulengang umzogen. Vor dem Eingang sprang ein Brunnen, von sieben Palmen majestätisch überragt. Dort, auf dem Teppich des Rasens, spielten Kinder von allerlei Alter, während unter der kühlen Vorhalle ein Frühmahl für die ganze Familie von sehr einfachen ländlichen Speisen bereitet stand. Man schien nur Vater Mikons Ankunft erwartet zu haben. Denn wie sich die beiden Alten näherten, traten viele Personen beiderlei Geschlechts aus dem Hause hervor, über den Rasen, fröhlich gegen die Palmen, den allgemeinen Vater zu begrüßen.

Mikon sprach zu Karkinos: „Das sind meine Kinder!" — Er begrüßte sie alle, und stellte sie seinem Freunde vor: vier Söhne mit ihren Frauen, siebenzehn Enkel und Enkelinnen, dazu drei Urenkel. Mutter Phais, in ehrwürdiger, edler Gestalt, war von den Ihrigen umgeben, wie an einem blüthenreichen Rosenstock eine abbleichende Rose von grünen, von schwellenden, von halb aufgebrochenen Knospen, und andern, schon in vollblätteriger Pracht.

Nachdem Alle erfahren hatten, wer der Fremdling sei, thaten sich die Großen und Kleinen freundlich zu diesem, als wollten sie in ihm Mikons Jugendtage liebkosen und ehren. Dann lagerte man sich um den Tisch; jedem war sein Plätzchen bekannt.

Sei es die Anmuth oder Seltenheit dieses Schauspiels, es wirkte sichtbar auf das Gemüth des Kriegsmannes. Sein Antlitz leuchtete vom Vergnügen, und zuweilen sah man seine Augen mitten im Lächeln von einer Thräne feucht werden.

„Ja, Mikon, mein alter Freund!" sprach Karkinos: „ich glaube, einen Glücklichern, als dich, trägt Sizilien nicht. Aber dein Leben in der Nähe des unruhigen Syrakus scheint mir gewagt, wie eine Hütte, die man zum Schlund des dampfenden Aetna baut. Hast du nie von Agathokles gehört, dem Fürsten von Syrakus? Fürchtest du nicht seine gefährliche Nachbarschaft?"

Mikon antwortete: „Schon die Korinther haben mich warnen wollen; aber ich höre von Agathokles, er sei eben so weise, als strenge. Ich zittere vor ihm nicht. Er, wie ich, sind in eines Verhängnisses Gewalt. Wir fürchten die Götter, darum tragen wir vor den Sterblichen keine Scheu."

„Aber schmerzt dich nicht, daß Agathokles die Freiheit des Volks unterdrückt und sich zum Gewaltherrn der Syrakuser, die Syrakuser zu Sklaven gemacht hat?"

„Ich glaube kaum, daß ers gethan, Karkinos, wohl aber, daß ihn die Syrakuser zum Herrn über sich gesetzt haben. Denn wie listig oder gewaltig auch ein Mensch sei, er kann kein ganzes Volk in Fesseln schlagen, sobald dieses die Fesseln verabscheut. Die Völker in niederträchtiger Feigheit sind es, welche den Tirannen erst schaffen; der Tirann macht kein freisinniges Volk knechtisch."

Einer von Mikons Söhnen sagte: „Unsere Abgeschiedenheit, wie unser mäßiges Vermögen kann den Neid eines Agathokles so wenig, als seinen Argwohn reizen."

Ein anderer der Söhne fügte hinzu: „Und nicht das Land, wo man wohnt, bringt Glück in das Herz der Menschen: sondern der Mensch bringt Glück in das Land. Wohin wir auch gehen, überall wölbt sich ein Himmel über uns, reich an Segen, wie an Blitzen."

„Wahrlich! rief Karkinos: könnte Agathokles neidisch sein, so wäre euer Glück das würdigste, nach welchem er geizen müßte. Aber sein Neid könnt' es weder zerstören noch gewinnen."

Noch sprachen die alten Jugendgespielen viel von ihren Knabenzeiten. Die Greise verjüngten sich in ihren Erinnerungen. Mikon brachte manchen feinen Zug aus seinem Lebenslauf an; aber nie konnt' er den Karkinos bewegen, auch von sich und seinen Schicksalen zu reden. Das alles sparte dieser auf für den folgenden Tag, wenn Mikon ihm den Gegenbesuch machen würde. Schon wartete sein Diener mit den Rossen manche Stunde im Vorhof. Er trennte sich, wie es schien, ungern von der glückseligen Familie des Bildhauers.

Folgendes Morgens erschien, wie verabredet worden, ein Bote des Karkinos, welcher dem greisen Mikon den Weg durch die Straßen von Syrakus zur Wohnung des Jugendfreundes zeigen sollte. Mikon bestieg ein Maulthier, und von einem Sklaven nach Gewohnheit begleitet, machte er sich auf den Weg.

Als nach einer Stunde die Thürme und Paläste der Stadt ihm schon aus der Ferne im Frühstrahl der Sonne entgegen schimmerten, kamen einige Reiter in großer Eile daher gesprengt. Ihre Tracht verrieth, daß sie nicht nur Krieger, sondern Befehlshaber im syrakusischen Heere waren. Ihre Helme, Schwerter und Dolche strahlten von Gold. Sie nannten Mikons Namen, und als sie erfuhren, der Greis auf dem Maulthier sei Mikon, der Bildhauer von Korinth, näherten sie sich ihm ehrerbietig und sprachen: „Wir haben Befehl, dich zu Agathokles zu führen, dem Herrn von Syrakus."

Der Greis erschrack und sagte: „Was kann den Fürsten, meinen Herrn, bewegen, mich vor

sich rufen zu lassen? Doch seinem Befehl muß ich gehorchen. Führet mich zu Agathokles."

Langsam und schweigend ritten sie zur Stadt, durch die volkreichen Straßen; Mikon nachdenkend und bekümmert, daß Karkinos auf ihn vergebens warten müsse.

Als sie zu der Burg des Agathokles gelangten, traten die Leibwachen des Fürsten, die in den Vorhöfen standen, in langen glänzenden Reihen auseinander. Ein schmetternder Trommetenruf begrüßte die Ankommenden. Prächtig gekleidete Diener hoben den Greis vom Maulthiere und unterstützten ihn sorgsam, als er die breiten Marmorstiegen hinauf ging, welche links und rechts von Jünglingen in kostbarem Waffenschmuck besetzt waren.

Mikon ward durch einen reich geschmückten Saal geführt, dessen Teppiche, dessen Wände, dessen Geräthe und Verzierungen in verschwenderischer Pracht die Herrlichkeit eines großen Fürsten verkündete, welcher über die Schätze Syrakusens gebot, die in Griechenland wie in Afrika zum allgemeinen Sprüchwort geworden waren. — Ein goldgestickter, purpurner Umhang schwebte von einer Thür zurück, da man sich ihr näherte. Mikon trat in ein anderes Zimmer, welches an Schönheit und Kostbarkeit alles Vorige übertraf. Die ersten Räthe, die Feldherren und Großen des Fürsten standen schweigend und ehrfurchtsvoll in Doppelreihen zu beiden Seiten eines erhabenen, goldenen Thrones; auf dem Throne saß der Fürst von Syrakus, Agathokles, in aller Majestät seiner königlichen Würde.

Mit ehrfurchtsvollen gesenkten Blicken, doch ohne Furcht, trat der Bildhauer zum Throne. Wie er aber die Augen aufschlug, erkannte er mit Erstaunen Karkinos auf dem Throne.

Dieser winkte den Umstehenden. Sie verliessen schweigend den Saal. Agathokles stieg vom Thron herab, umarmte den bestürzten Bildhauer und sprach: „Ich konnte dich glänzender empfangen, als du mich: aber, Mikon, nicht so schön, als du mich im Kreise der Deinigen empfingst. Du zeigtest mir deinen ganzen Reichthum; ich wollte auch dir einen Theil meiner Pracht zeigen. Unsere Wege aus der Werkstatt des Töpfers waren verschieden, — sieh, hieher hat mich der meinige geführt."

Der Bildhauer, wie er allmälig vom ersten Erstaunen gewesen war, rief: „Agathokles, die Straße des Ruhms ist selten die Straße des Glücklichen! Du hast in der Welt einen großen Namen gewonnen, aber ein langes Leben verloren. Beide wandern wir noch die letzten Schritte unserer Laufbahn; unsere Augen sind vom zweiundsiebenzigjährigen Wachen müde. Sie schliessen sich bald. Agathokles, mögen die Götter dich segnen, daß du schön endest."

Der Fürst führte seinen Freund nach diesem in seine übrigen Zimmer; von da hinaus auf einen offenen Erker, von welchem herab man über den Hafen von Syrakus und das weite Meer sah. Während hier die fürstlichen Diener die köstlichsten Erfrischungen in goldenen und silbernen Geschirren auftrugen — doch Mikon, alter Gewohnheit treu, genoß nur Brod mit Honig, und frische Milch dazu — segelten aus dem Hafen zweihundert vier- und sechsrudrige Schiffe, alle wohlausgerüstet, ins Meer. So hatte es der König befohlen, seinem Freund zu Ehren. Die mächtige Kriegsflotte erregte sowohl durch ihre Größe, als durch die Gewandtheit und Kühnheit ihrer Bewegungen, Mikons Bewunderung. „Mit ihr, sprach Agathokles, will ich noch diesen Sommer Afrika erschüttern, und das übermüthige Karthago demüthigen. Ein Theil davon reicht hin, den Phöniziern alle Getreidezufuhr aus Sizilien und Sardinien abzuschneiden. Syrakus soll hinfort durch mich den Ozean beherrschen."

Nachdem Mikon seine Augen an dem großen, beweglichen Schauspiel der Flotte gesättigt hatte, führte ihn sein fürstlicher Freund abermals durch eine Reihe von Prachtzimmern an das andere Ende der hohen Königsburg. Und wie sie auf einen mit den theuersten morgenländischen Teppichen belegten und behangenen Erker hinaustraten, sahen sie ganz Syrakus unter ihren Füßen, wie es sich aus fünf an Pracht wetteifernden Städten gebildet. Es stieg Ortygia seitwärts mit ihren Palästen aus dem Meere; an der Küste steil aufwärts das Herz von Syrakus, der prächtige Akradine; daneben die Neustadt in aufblühender Schönheit, und die Straßen von Tychä, rings um den alten Tempel Fortunens; dahinter verloren sich die Häuserreihen und Gärten Epitychä's, der Vorstadt.

Ein ungeheures Volksgetümmel wogte um die Burg her, aus allen Straßen zu dem geräumigen Platze vor dem Palast des Agathokles. Plötzlich scholl ein kriegerischer Klang von Hörnern, Trommeten und Pfeifen. Es zog in schimmernden Ordnungen die ganze syrakusische Heermacht über den Platz an der Burg vorüber.

Der König deutete seinem Freunde auf den Anführer der ersten Schaaren. „Der Jüngling dort, sprach er, ist Archagathos, mein Enkel. Sein Vater kam in Afrika ums Leben. Er hat mehr Tapferkeit und Einsicht, als man von seinem Alter erwarten sollte. Ich habe ihm den Befehl über das Heer am Aetna gegeben. Der dort, welcher sich ihm auf dem ungestümen Rosse nähert, ist mein Sohn Agathokles. Den werd' ich zum Nachfolger und Erben meiner Macht ernennen. Jetzt zieht das Heer hinauf in das Lager am Aetna."

Mikon betrachtete mit stummer Bewunderung die vorüber wandelnden Kriegshaufen. So oft eine neu anrückende Schaar den Platz berührte, und den König auf dem Erker erblickte, erscholl ein donnerndes Jauchzen: „Es lebe Agathokles! Es lebe der König!" und die ungeheure Menge der Zuschauer wiederholte den Zuruf.

Nachdem der Zug vorbei war, fragte Aga-

thokles den Bildhauer: „Hast du gehört, wie mich Syrakus liebt?“

Mikon antwortete: „O König, Zeus kann lächeln, wenn sein Adler mit den zermalmenden Donnern spielt; dir tönt das gewaltige Frohlocken der Tausende süß, wie ein kindliches Lallen. Ich aber schwindle an deiner Seite auf dieser Höhe, und bebe in allen Gliedern bei den Liebkosungen des Volks, des hunderttausendköpfigen, wankelmüthigen Ungeheuers.“

„Dich schreckt nicht die Höhe, wo wir, nicht die Tiefe, wo die Syrakuser stehen, sondern das Ungewohnte, lieber Mikon!“ sagte Agathokles.

„Gedenkst du nicht Dionysens,“ entgegnete Mikon, „der Syrakus vor dir beherrschte, und wie er durch Timoleon unterging?“

„Aber Agathokles ist kein Dionys!“ erwiederte der König: „Beinahe achtundzwanzig Jahre beherrschte ich Sizilien. Wer aber sah mich je vor meinen Unterthanen zittern? Nur auf dem Thron ihr Fürst, in ihrer Mitte ihr Mitbürger, haben sie dort mich fürchten, hier mich lieben gelernt. Wenn ich zu den öffentlichen Versammlungen gehe, begleiten mich keine Trabanten. Auf meinen Lustritten zeige ich mich einsam. Aber das ist die Kunst der Herrschaft, daß Volk und Fürst eins sein müssen, wie die vielzweigige Staude, auf dessen letzten Gipfel die Blume prangt. Ich mit meiner Macht bin nur die Blüthe, welche Syrakus aus seiner Gesammtheit hervorgetrieben hat. Mein Odem ist Siziliens Leben.“

„War dies vielleicht nicht einst auch Dionysens Traum?“ fragte Mikon.

„Nein! erwiederte unwillig der König: der Elende, welcher sich Bart und Haare wachsen ließ, weil er nicht ohne Grausen die Schärfe eines fremden Messers um seine Kehle spielen lassen konnte, war mit der Welt und seiner eigenen Ehre entzweit. Ich weiß gar wohl, Mikon, es gibt kein liebenswürdiges Volk; auch liebe ich das meinige nicht, als nur, insofern es nothwendig zu meiner Größe vorhanden sein muß, wie der Strauch mit Stamm und Wurzel und Zweigen für seine Frucht da ist. Aber sich selbst kann man liebenswürdig machen, wenn man klug genug ist, nichts anderes, als die Frucht und die Ehre des Volks sein zu wollen. Ich bin das!“

„Mögen die Götter deine ruhmvollen Tage, o König, noch mit vielen Jahren neuen Glanzes vermehren!“ sagte der Bildhauer.

„Ich zweifle, daß die Götter dir den Gefallen thun. Mein Leben neigt sich zum Ende. Gleichviel. Mein ganzes Dasein war ein zweiundsiebenzigjähriges Possenspiel, das mich zuweilen ergötzte, noch öfter langweilte. Ich handhabte Völkerschaften, wie du den Marmor, bald mit harten Meisselschlägen, bald sanft glättend. Was haben wir endlich von unserm Treiben? Deine Bildsäulen und meine Schöpfungen werden zum Raub der Zeit. — Möchtest du ewig unter deinen todten Bildsäulen leben, statt unter deines Gleichen? Gewiß nicht. Eben so ekelt mich das Menschengeschlecht an; denn es ist ein feiges, gemeines, schwaches Gemächt, bissig und schüchtern und zähmbar wie ein Thier. Es ist nicht meines Gleichen. In allem Ernst, Mikon, die Götter hätten mir mehr Glück verliehen, wenn es ihnen gefallen haben würde, mir weniger Verstand zu geben, daß ich mit Andern hätte träumen und mich täuschen können. Sieh, ich habe alles gewonnen, um endlich alles zu verachten. Das Ziel war des vergossenen Schweißes nicht werth.“

„O König, sprach Mikon, dir kann keine Welt mehr genug thun, denn du hast dich selber verloren!“

Agathokles sank bei diesen Worten in Nachdenken. Nach langem Schweigen sagte er: „Es freut mich, mit dir nach einem Umweg von fünfzig Jahren wieder zusammen zu treffen. Mir ist wohl bei dir. Ich lebe wieder rückwärts in die Kinderjahre hinab. Ich werde dich von Zeit zu Zeit in deiner Einsamkeit besuchen. Da plaudern wir zwanglos. Ich bin dir die Geschichte meines Lebens schuldig. Du sollst sie hören.“

Sie verliessen den Erker. Agathokles bewirthete seinen Jugendfreund mit königlicher Pracht. Als sie am Tische saßen mit allen Großen von Syrakus und den Gesandten auswärtiger Fürsten und Freistaaten, hob Agathokles einen großen, goldenen Becher empor und sagte: „Ich habe mein Töpferhandwerk nicht aufgegeben, bis ich die Kunst lernte, ein Gefäß solcher Art zu bilden! Und doch ist alles Scherbenwerk, eins wie das andere!“

Der Fürst von Syrakus legte während des Schmauses alles Gepränge ab. Nichts erinnerte, daß er der König sei. Mit lustigen Schwänken und Neckereien belebte er die Gesellschaft zur Freude und Freimüthigkeit. Er schien sich recht darnach zu sehnen, seines Gleichen um sich haben zu können. Ein lautes Gelachter rauschte gewöhnlich von allen Anwesenden seinen witzigen Einfällen nach; aber auch die Trunkenen blieben nüchtern genug, ihn selbst in ihren Scherzen zu vergöttern.

„Sieh, Mikon,“ sprach Agathokles zum Bildhauer, als dieser Abends von ihm schied, „du hast mir dein Glück, ich habe dir mein glänzendes Unglück gezeigt. Du bist reicher, als Agathokles, vielleicht warst du weiser als er. Ich sehne mich nach dem Genuß deines Umgangs.“

Wenige Tage nach diesem kam der Fürst von Syrakus, nur von einem einzigen Diener begleitet, zum Bildhauer. Es war zwischen den wieder vereinten Jugendfreunden ferner kein Unterschied des Standes. Agathokles wiederholte von Zeit zu Zeit die Besuche. Er entstahl sich gern seinen Arbeiten und Sorgen, um in Mikons Gesellschaft ganz frei und er selbst sein zu können. „Ich gleiche auf der Burg von Syrakus, an der Spitze des Heeres, in den Versammlungen des Volks einem Schauspieler,“ sagte er oft, „und mehr oder weniger muß dies jeder König sein; um so erquicken-

der ist's, wenn ich die lästige Maske auf Augenblicke ablegen darf.«

Die Greise wandelten gern einsam mit einander. Ihre Unterhaltungen waren ernsten und hohen Inhalts, wie ihrem Alter und ihren Erfahrungen geziemte. Mikons weise Reden erhoben das oft niedergesunkene Gemüth des Fürsten. Auch soll Agathokles hier den Entschluß gefaßt haben, seine königliche Würde abzulegen, sie seinem Sohne zu übergeben, und die letzten Tage des Lebens in Einsamkeit und Betrachtung hinzubringen. Doch das Schicksal hat seine Wünsche nicht erfüllt.

Als sie eines Tages bei einander in einer kühlen Grotte des Thales saßen — sie war auf's zierlichste gewölbt, die Wand mit schimmernden Muschelschaalen, der Boden mit Marmor belegt und mit jeder kleinen Bequemlichkeit ausgestattet, welche dem Alter wohlthut — mahnte Mikon den König an die Geschichte seines Lebens.

Agathokles sagte: »Sie wird dich nicht minder verdriessen, als mich selbst, wenn gleich aus ganz entgegengesetzten Ursachen. Denn du liebst die Menschen, wie ich sie im Ganzen verachte; du kennst sie zu wenig, ich zu viel, du lebst mehr im Innern deines frommen Gemüthes, ich ausser mir im Schaffen und Kämpfen; du liebst in allen Sterblichen deine Tugend und Güte, nicht die Sterblichen selbst; ich verachte sie aber, weil sie mir keine Ehrfurcht einflößten, und mich nicht finden liessen, was ich mit brennender Begier suchte.

»Mein Vater Karkinos, der aus Rhegium verbannt worden, hatte zu Thermä hier in Sizilien meine Mutter gefunden. Ich war die Frucht ihrer Liebe. Der erste Augenblick meines Lebens war zugleich Entweihung alles Heiligsten in der Natur. Mein Vater wollte mir das kaum gewonnene Leben rauben, mir unbekannt, aus welchen Ursachen. Man hat mir gesagt, wegen einiger schweren Träume, die seine Einbildungskraft beunruhigten. Daß er einigen Karthagern, die nach Delphi reisen wollten, den Auftrag gegeben, das Orakel über mich zu erforschen; daß dieses verkündet habe, ich würde dereinst großes Elend über Karthago bringen — ist ein Mährchen, dergleichen das wundersüchtige Volk gern erfindet, um sich daran zu ergötzen, wie es sich Götter aus Stein und Holz schneidet, um sie anzubeten. — Doch Mutterliebe vereitelte des Vaters Thorheit. Die Mutter stahl mich des Nachts hinweg, wo ich ausgesetzt war, übergab mich ihrem Bruder Heraklides und nannte mich nach ihres eigenen Vaters Namen Agathokles.

»Ich mochte ungefähr sieben oder acht Jahre alt sein, kam mein Vater zu Heraklides, welcher ihn zu einem Opfer eingeladen hatte. Karkinos sah mich, gewann mich lieb, und erfuhr nun erst von meiner Mutter, daß ich sein eigener Sohn wäre. Erstaunt und freudig schloß er mich mit väterlicher Zärtlichkeit in seine Arme, ließ mich auch nicht wieder von sich. Wir zogen mit einander nach Syrakus, wo er leichter Mittel fand, durch Arbeit seiner Hände sich, meine Mutter und meinen Bruder Antander zu nähren. Er war ein armer Mann. Als Timoleon zu dieser Zeit allen, die es wünschten, das syrakusische Bürgerrecht gab, ließ Karkinos sowohl sich, als mich, in das Bürgerverzeichniß einschreiben. Sobald ich fähig war, ein Handwerk zu lernen, that er mich zu einem Töpfer in die Lehre. Er hatte mich so lieb, daß er schlechterdings wollte, ich müsse nach ihm Karkinos heißen. Dort in der kothigen Werkstätte unsers Meisters lernten wir uns kennen, Mikon. Daß du einst ein von den Griechen selbst bewunderter Bildhauer, ich Herr von Syrakus und dem größten Theil Siziliens werden sollte, ahneten wir beide nicht, als wir, bei deiner Abreise nach Korinth, einander weinend das Lebewohl wünschten.

»Da du mir fehltest, fehlte mir Alles. Mein Vater starb. Ich war schon im Begriff, mein geringes Erbe zu verkaufen, und dich wieder in Griechenland aufzusuchen, als ein Zufall alles änderte.

»Ich stand eines Tages am Tempel, um den Opfernden zuzuschauen. Damas, einer der reichsten und angesehensten Bürger von Syrakus, ging an mir vorüber, beobachtete mich lange seitwärts, und sagte zu seinem Begleiter: »Siehe den Jüngling, wie er so schön ist!« — Meine Eitelkeit fand sich nicht wenig geschmeichelt. Ich ging gerne wieder zum Tempel, so oft es die Arbeit des Meisters gestattete, um mich bewundern zu lassen. Auch Damas fehlte nicht. Er fragte um meinen Namen und Stand. Ich nannte mich wieder, nach des Vaters Tode, Agathokles, aus Liebe zu meiner Mutter. Damas nahm mich in sein Haus, kleidete mich neu, ließ mir in allen nützlichen Wissenschaften Unterricht geben, und in kurzer Zeit ward ich sein Liebling, ohne welchen er nicht leben mochte. Er überhäufte mich mit Geschenken, zog auch meinen Bruder Antander aus der Dürftigkeit hervor, und seine verschwenderische Freigebigkeit hatte so wenig Grenzen, als seine Liebe. Da ihn Syrakus zum Feldherrn gegen die Agrigenter wählte, und einer der Obersten im Heere gestorben war, ernannte er mich an dessen Stelle über einen Schlachthaufen von tausend Mann.

»Die Freiheit Siziliens, der Ruhm von Syrakus war von nun an das Losungswort meiner Seele. Schon als Knabe habe ich Thränen des Entzückens geweint, da der Held Timoleon den Gewaltherrn Dionys und seinen freiheitsmörderischen Anhang vernichtete. Ich fühlte es, die Welt sei nicht geschaffen, das Spiel einzelner Günstlinge des Glücks zu sein, und die Völker wären nicht vorhanden, um todte Werkzeuge einiger Schlauköpfe und Tiraunen zu werden. Dafür wollte ich mein Heil und Leben fröhlich wagen.

»Dafür hatte ich mich zum Krieger gebildet, immerdar die schwersten Waffen getragen, um der

Stärkste zu werden; auf dem Erdboden unter freiem Himmel geschlafen, und mein weiches Bett im Palast des Damas verachtet. Meine Waffengenossen hielten mich darum hoch, und sprach ich zum Volk, redete Keiner zuversichtlicher, Keiner kühner, als ich, weil Keiner von dem, was er für wahr und recht hielt, überzeugter und begeisterter war, als ich.

„Wie Damas starb, und seine junge Gemahlin, die einzige Erbin seines ungeheuern Reichthums, mich liebte, vermählte ich mich mit ihr. Ich ward einer der reichsten Männer von Syrakus, den ersten Geschlechtern der Stadt verwandt. Es waren mir die großen Mittel willkommen für mein großes Ziel. Denn ich hatte nicht wider die Dürftigen zu kämpfen, sondern wider die Mächtigen, daß sie nicht die Freiheit verschlängen.

„Keiner war für Syrakus gefährlicher, als der Oberfeldherr Sosistratos. Dieser Mann, der nur Gewalt und Herrschaft für Ehre hielt, war in sich selbst der ehrloseste Mensch. In den Kriegen hatte er sich auf die abscheulichste Art Goldsummen zusammengestohlen. Grundsätze besaß er nicht. Ihm waren Schuld und Unschuld gleichgültig. Nur wollte er gewinnen, er überall voranstehen, er überall gelten. Wegen seines Stolzes prunkte er mit Demuth; wegen seines unersättlichen Eigennutzes war der Name Vaterland immer das dritte Wort seiner Reden; weil er keinen Gott glaubte, opferte er in allen Tempeln.

„Ich diente unter seinem Befehl gegen die Stadt Krotona. Die Furchtbarkeit dieses Mannes verbarg sich mir nicht. Ich warnte meine Freunde. Ich sprach: dieser Sosistratos wird einen neuen Timoleon nöthig machen. Er aber bewies sich mir allezeit hold; freundlicher denn Andern. Immer, wenn er mich sprach, war er ein gütiger Lächler, ein ewiger Händedrücker; immer wußte er mir etwas Verbindliches zu sagen. Er suchte meine Schwächen, um mich durch sie zu unterjochen. Aber Ehre, Freiheit, Vaterland — das lag in meiner Brust; kein anderes Gefühl. Meine jugendliche, fromme Schwärmerei für das Heiligste der Menschheit, mein Streben, den großen Vorbildern des griechischen Alterthums ähnlich zu werden, vereitelten seine Kunst.

„Zuletzt — ich weiß nicht, was ihm ein unkluges Zutrauen einflößte? — ließ er mich heller in seine Entwürfe sehen. Er wollte mich zu seinem Gehilfen wählen; dabei nannte er nie sich, sondern Ehre, Freiheit, Vaterland. Wenn er am ränkevollsten war, sprach er am gutmüthigsten; wenn er Verbrechen brütete im Herzen, athmete er am meisten Tugend. Da wandte ich mich voll Unwillens von ihm. Er bereute seine Voreiligkeit, änderte seinen Gang und ließ mich seinen Haß fühlen. Was ich Großes oder Rühmliches that, wußte er zu verkleinern; Belohnungen, die mir das Volk zudachte, wußte er zu vereiteln. Dazu half ihm der kleinliche Neid meiner Waffengefährten. Denn wo es darauf ankömmt, ein Verdienst niederzureissen, sind hundert Hände bereit; einem Verdienste Gerechtigkeit zu gewähren, sind alle faul. Das ist der Kunstgriff der Tirannei, die Selbstsucht jedes Einzelnen gegen Einzelne zu bewaffnen, damit im Hader Aller sich Alle aufreiben, bis die Elenden froh sind, von einem Einzigen endlich das Gnadenbrod zu genieſſen.

„Nun scheute ich mich nicht länger, in offenen Kampf zu treten. Die Freiheit von Syrakus stand in Gefahr. Sosistratos hatte sich Feldherren und Gemeine gewonnen, ihnen die bürgerliche Obrigkeit der Vaterstadt verächtlich gemacht. Sein Wort galt mehr, als das Gesetz des Landes. „Es ziemt tapfern Männern nicht, zu vollziehen, was die daheim gebliebenen Feigen mit Rath ihrer Weiber beschlieſſen. Ist es nicht albern, daß wir für die wunderlichen Einfälle derer bluten sollen, die nie einem Feinde das Weiße im Auge zeigten?“ So sprach man. Da machte ich mich auf. Da zeigte ich meinen Mitbürgern das Ziel des Sosistratos und seinen Schlangenweg. Ich klagte ihn öffentlich vor dem Volke an, daß er umgehe, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Viele standen auf. Viele redeten wie ich. Der Verräther sah sich verrathen.

„Umsonst. Sosistratos hatte schon lange vor mir einem um den andern die Hand gedrückt und im Namen des Vaterlandes beschworen, meine Schritte sorgfältig zu belauern; denn ich triebe stille Meuterei; ich würbe, und trachte nach Oberbefehl des Heeres, um Herr der Stadt zu werden. Nun ich redete, glaubte das Volk, nicht daß ich es retten, sondern den Anfang zu seiner Unterjochung machen wollte. Ich ward verlacht, beschimpft, ausgestoßen, vertrieben, geächtet; jeder so, der geredet hatte, wie ich. Mit Noth retteten wir unser Leben in den bruttischen Bergen.

„Nach wenigen Wochen ward Sosistratos der Alleingewaltige von Syrakus; und der Pöbel, der mich verfolgt hatte, weil er gefürchtet, ich strebe nach Tirannei, kroch nun demuthsvoll zu den Füßen seines Herrn, vergötterte ihn, und fluchte mir, daß ich es einst gewagt, gegen die Plane des Sosistratos zu reden.

„Mikon, damals weinte ich Thränen der Wuth, und ich verachtete ein Geschlecht, welches keines bessern Looses fähig sein wollte. Dennoch siegte der Glaube wieder an das Bessere im menschlichen Herzen ob. Ich nannte, was in Syrakus geschah, nur Verwirrung, Furcht der Ueberraschung, des Schreckens. Ich beschloß, der Timoleon meines Vaterlandes zu werden, in welchem Sosistratos seinen Herrscherstuhl schlau genug damit befestigte, daß er aus sechshundert der reichsten Bürger einen selbherrlichen, gewaltigen, hohen Rath bildete, erblich in Ehren, Aemtern, Würden und Macht.

„Aus Armuth trat ich eine Zeit lang in Tarent als Söldner in Dienst. Bald darauf zog ich alle Landesverwiesene aus Italien an mich; dar-

aus machte ich eine verzweifelte Kriegsschaar. Wo Sosistratos Krieg führte, stand ich mit meinen Tapfern an der Spitze seiner Feinde. Mit seinem Glück im Felde aber wankte auch die Anhänglichkeit des Volks. Er ward geschlagen. Da ließ ihn das Heer im Stich; da verriethen ihn seine Freunde; da trieben die Syrakuser seine sechshundert Geschöpfe aus der Stadt, und die Freiheit ward wieder ausgerufen. Auch ich, sammt allen von Sosistratos Verbannten, kam wieder ins Vaterland zurück.

„Ich kam mit Entzücken. Denn noch erquickte mich, zu glauben, edler Geist der Freiheit, unzerstörbares Gefühl des Rechts habe das Volk begeistert. Ach, ich bemerkte meine Täuschung nur zu bald. Nein, mit eben der Niederträchtigkeit war Sosistratos vertrieben und gestürzt, wie man ihn vorher gehoben und vergöttert hatte. Daß er nicht glücklich gewesen, das war sein Verbrechen geworden. Aus Feigheit hatten ihn seine Getreuesten verlassen und verrathen. Bloß in Hoffnung, die Stelle der Gestürzten zu erklettern, hatten Andere gegen ihn geschrien. Man verwünschte das Andenken des Sosistratos, verkleinerte selbst seine Thaten, schilderte ihn abscheulicher, als er war, ohne zu empfinden, daß das Volk damit zugleich seinen eigenen Ruhm verdunkle.

„Dennoch hielt ich Oftbetrogener noch fest an meinem Glauben. Zwar mußte ich mir selbst gestehen, die Mehrheit dieses Volks sei weder fähig noch werth, sich selbst zu beherrschen. Doch aber zählte ich auf die kleine Zahl der Edeln. Durch freie, zweckmäßige Verfassung, dachte ich, werde die Menge zur Freiheit erzogen werden können. In Fesseln wird der Sklav nie Hochsinn und Gemüthskraft lernen.

„Sosistratos mit den Vertriebenen bereiteten uns indessen Krieg auf Tod und Leben. Karthago, welches immer nach dem Besitz Siziliens dürstete, war sogleich bereit, ihm Beistand von Afrika her zu geben. Anstrengung und Noth, dachte ich, entwickelt Kraft. Ein Volk, welches für eine Freiheit kämpft, die ihm noch gleichgültig ist, wird endlich das lieb gewinnen, wofür es sein bestes Blut geopfert hat. Mich freute dieser Krieg. Ich diente in demselben bald als Befehlshaber, bald als Gemeiner. Nicht die Stelle, sondern der Mensch soll im Freistaate gelten; der geringste Bürger achtbar sein, wie der vornehmste. Der Mann muß sein Amt verherrlichen, nicht das Amt den Mann.

„Mein Gedanke war nur der Tod des Tirannen. Ich sehnte mich, ein zweiter Timoleon zu werden. Süß schien mir's, für Freiheit und Rettung Syrakusens sterben zu können. Sosistratos war nach Sizilien gekommen. Mit karthagischen Hilfsvölkern lag er in der Stadt Gela. Dahin brach ich auf mit meiner Schaar. Eines Nachts gelang es, unbemerkt in die von ihm besetzte Stadt einzudringen — mein Ruf war Sosistratos! Er kam, aber mit Uebermacht und wohl vorbereitet. In meinem eigenen Heere lebten die Verräther meines Entwurfs; Elende, welche aus Feigheit immer heimlich denen dienen, wider welche sie öffentlich streiten müssen, damit sie auf jeden Fall, es siege wer wolle, gewinnen und nichts fürchten müssen. Mein Haufe ward übermannt. Nur eine enge Pforte in der Stadtmauer blieb zum Rückzug. Wir sahen unvermeidlichen Untergang. Schon hatte ich selbst sieben Wunden empfangen. Ich stritt unter den Letzten, um den Rückzug der Andern zu decken. Meine Kräfte fingen an zu weichen. Da rettete mich eine List. Ich befahl zwei Trommetern, sich auf beide entgegengesetzten Seiten der Mauern zu begeben und Lärmen zu blasen. Es geschah. Die Feinde, durch Finsterniß und Lärmen getäuscht, wähnten, es seien andere Haufen des syrakusischen Heeres in die Stadt gedrungen; vertheilten sich schnell und zogen in aller Eile nach den Gegenden, von wannen der Schall gehört war. So brachte ich die Meinigen in Sicherheit, da alle schon an ihrer Rettung verzweifelten.

„Aber dieser unbedeutende Sieg des Sosistratos war hinlänglich, ihn in den Augen der Furchtsamen wieder zu erheben. Man fing an, ehrfurchtsvoller von ihm zu reden, ihn wieder zu bewundern. Selbst der Korinther Akestorides, welchem Syrakus den obersten Befehl des Heeres anvertraut hatte, ward von der allgemeinen Furcht besiegt; sprach schon davon, man müsse einmal dem Blutvergiessen Ende machen, Versöhnung stiften, mit Sosistratos in Unterhandlung treten. Alle bemäntelten ihre Feigheit mit dem Namen der Friedensliebe, der Sehnsucht nach öffentlicher Ruhe.

„Noch einmal stand ich auf. Ich suchte noch einmal das Volk für sein Heiligthum zu entflammen. Ich schalt öffentlich den Akestorides. „Habt ihr dafür die Kosten des Krieges so lange, so heldenmüthig getragen," rief ich, „habt ihr dafür die tapfersten eurer Söhne in Kampf und Tod hinaus geschickt, und die Bewunderung Italiens und Griechenlands gewonnen, um endlich euern unversöhnlichsten Feinden, den stolzen Karthagern, aus euern blutig erworbenen Siegeskränzen eine Triumphkrone zu flechten, und den alten Herrn in Demuth aus ihren Händen wieder anzunehmen; ihn, den ihr einst im Gefühl euers Werthes ausstießet? Pfui der Schande! Wer möchte, könntet ihr so tief sinken, in der Welt ein Syrakuser heißen?"

„Es ging mir, lieber Mikon, wie jedem hochsinnigen Feuerkopf, der die Leute behandelt, nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollten. Was that ich Thor? Ich sprach zu den Todten, die mich nicht mehr verstanden, und beleidigte die Lebenden. Akestorides und alle Großen hörten in meinem Lobe der Tugend, des Muthes, der Freiheit nur Anklagen ihrer eigenen Schande, ihrer Feigheit, ihres knechtischen Herzens. Ich ward

als Ruhestörer gescholten, als Parteimann. Es ward Rede, mich hinrichten zu lassen. Doch fürchtete Akestorides, ich möchte noch Freunde im Volk und unter den Kriegern haben. Darum befahl er mir, die Stadt zu verlassen. Ich gehorchte. Aber dem Heimtückischen traute ich nicht. Einem meiner Diener übergab ich mein Roß, meine Kleider, meine Waffen; ich dagegen legte die seinigen an. So entrann ich auf unwegsamen Pfaden ins Gebirg. Folgendes Tags hörte ich, der Diener, welcher meine Gestalt angenommen, sei meuchelmörderisch in der Nacht umgebracht worden. Bald nachher, Syrakus habe den Sosistratos wieder auf-, und von dem herrschsüchtigen Karthago ehrlosen Frieden angenommen.

„Diese Botschaften zerrissen das alte Blendwerk meiner Urbilder von Menschenwerth, Volkstugend und Freiheit. Viele Jahre hatte ich verschwendet, viele Wunden dafür getragen. Ich genas von meinem Rausche.

„In zerrissenen Kleidern, ausgestoßen und verlassen lag ich, einem Bettler gleich, am Fuße des Aetna und überdachte mein Schicksal und die Schande von Syrakus. War ich nicht der Thor, der sich in die Schöne seines Traums verliebt hatte? Wofür hatte ich gelebt und gerungen und geduldet? — Zu meinen Füßen kroch ein Käfer am Felsen. Ein kleiner Vogel hüpfte vom Zweig nieder und verzehrte den Käfer. Indem er fröhlich zwitscherte, schoß ein Raubvogel aus der Höhe herab und zerriß zu meinen Füßen den Mörder des Käfers.

„Das ist's, was die Natur will! rief ich: kein Gleichgewicht, sondern ein Kämpfen der Kräfte; die stärkste soll herrschen!

„Ich sprang auf. Ach, die Entsagung meiner jugendlichen Hoffnungen kostete mir einen schweren innern Streit. Doch beschlossen war's, mich nicht länger selbst zu täuschen. Ich verachtete das Menschengeschlecht, welches nicht reif ist zur Höhe seiner Würde. Es will gemeistert, es will erzogen sein; es ist keiner Freiheit und keiner Ehrfurcht für den großen Gedanken fähig. So seid denn Knechte, wenn ihr Knechtschaft wollet; ich kann aber nicht euer Mitsklav, ich will frei sein. Und nur wer herrscht, ist der einzige Freie bei euch. So will ich Schlachtordnung und Zweck ändern. Agathokles soll euer Herr werden, weil ihr ihn nicht zum Mitbürger verlanget. Das Spiel, welches mir so viel Schmerzen machte, soll anfangen, mich zu belustigen. Versuchen wir's, wer von uns der Stärkste ist, ob Agathokles oder das vielköpfige Syrakus mit seinem Sosistratos?

„So dachte ich. Nun sammelte ich alle Vertriebene von Syrakus, alle, die vor Sosistratos flohen, im Innern von Sizilien um mich, und machte Syrakusern wie Karthagern den Krieg. Das Glück trat zu mir. Bald war mein Heer gewaltiger, als das Heer der Stadt; bald brachte ich die sizilischen Städte, welche den Karthagern gehörten, oder selbstständig sein wollten, unter meinen Befehl, oder in meinen Bund. Kaum bemerkten die Syrakuser mein Glück, kaum die Karthager den Schaden, welchen ich ihren Besitzungen stiftete, als man mit mir unterhandelte. Sosistratos, weil er nicht siegen konnte, mußte aus Furcht vor seinem treulosen Volke die Stadt meiden; ich aber ward hineingerufen. Die Bürgerschaft führte mich sogleich in den Tempel der Ceres. Da mußte ich schwören, nie etwas wider die Majestät des selbstherrlichen Volkes zu unternehmen.

„Ich schwor, die Gleichheit der Rechte aller Bürger zu handhaben; aber schwor, wie man eine Unmöglichkeit beschwört. Ein Freistaat kann nur in Wahrheit bestehen, so lange unter allen Bürgern der Wohlstand nicht allzu ungleich ist. In dem Augenblick, da der Reichthum in den Händen weniger Einwohner, und die Mehrzahl des Volkes arm ist, trachten jene, zu ihrer Sicherheit gegen den Pöbel, nach Gewalt, und dieser wird zu allem um Geld feil. Dann schwankt das Ansehen der Gesetze, und die Ausübung der Macht fällt heut denen zu, die bestechen können, morgen denen, die nichts haben und mit mehrern Kehlen lärmen. So stand es in Syrakus. Die ganze Stadt fand sich in Parteien zerrissen. Ich schmeichelte allen, hielt zu keiner. Dadurch gewann ich das Ansehen des Unparteiischen. Jede Verbindung warb um mich, daß ich sie vergrößere, ihr Werkzeug werde. Ich gab Hoffnung, dafür zahlte man Vertrauen. Man ernannte mich einmüthig zum Feldherrn der Stadt und zum Beschützer des Friedens.

„Nicht das Geld der Reichen konnte mir nützen, aber die Menge der Unbegüterten. Ich machte mich zum Manne des großen Haufens. Dadurch gewann ich die stärkste Partei zu meinem Golde. Nun ward ich von den Reichen gehaßt; aber ich fürchtete sie nicht mehr. Sie trachteten mir nach dem Leben. Ich beschloß, mit einem Gewaltstreich die Mächtigen zu zerschmettern.

„Der Aufruhr des Städtchens Erbita ward mir willkommener Vorwand, ein Heer zu versammeln. Ich rief dazu die ärmsten Bürger; jeden, der nichts zu verlieren hatte; Leute aus benachbarten Orten, die mit der bisherigen Herrschaft von Syrakus unzufrieden gewesen waren; Menschen, die mit dem bisherigen Rath der Sechshundert unzufrieden, oder als geplagte Schuldner der Vornehmen lebten, und sich unter jeder Bedingung gern vom Bezahlen frei gemacht hätten.

„Als zur Ausführung meines Entwurfs alles bereit war, zögerte ich keine Stunde länger. Bei Timoleons Grabmal befahl ich, die Versammlung meines Kriegsvolks mit Tagesanbruch zu halten. Bei Timoleons Grabmal! O wie glühte ich sonst im Entzücken beim Namen dieses Freiheitshelden! Ich war Schwärmer gewesen, wie er, für ein Bild, das sich nie verwirklichen läßt. Timoleon hatte den Dionys gestürzt, und doch nur

andern Tirannen zur Nachfolge Bahn gebrochen. Ich war meinen Irrthümern eine Genugthuung, meinen vieljährigen Mühen und Leiden ein Versöhnungsopfer schuldig. Darum, über Timoleons Asche, und nirgends anders, sollte der Grund zu meiner Alleinherrschaft in Sizilien gelegt werden.

„Das Heer stand in der Morgendämmerung versammelt. Auch die Oberhäupter von der Partei des hohen Rathes, Dekles und Pisarchos, hatte ich eingeladen, als hätte ich mit ihnen Abreden zu nehmen. Sie kamen, begleitet von vierzig ihrer wohlbewaffneten Anhänger. Desto besser! Ihre Begleitung gab mir Stoff zur Klage. Und ich klagte sie an, daß sie mir nach dem Leben trachteten. Meine Krieger geriethen in Wuth. Ich besänftigte sie. Meine Klage scholl lauter. Ich richtete sie gegen den hohen Rath der Sechshundert, der mich hasse, weil ich das Volk gegen ihre Gewaltthaten schütze; mich hasse, weil in ihren Augen Liebe des Volks Verbrechen sei; mich hasse, weil ich der Freund der Armen sei, denen ich Schutz und Hilfe gegen hartherzige Gläubiger, gegen hochmüthige Geldverprasser, gegen unmenschliche Wucherer verliehen hätte. „Fürwahr, rief ich, Syrakus kann nicht gedeihen, so lange dieser innere Krieg des Uebermuths und der Bürgernoth dauert. Es ist ein stiller, aber heftiger und alles Leben zerstörender Krieg. Er muß geendet sein. Er kann nur mit dem Untergange einer Partei enden. Entweder müssen die Reichen verschwinden, oder wir müssen ohne Murren ihre Knechte werden, weil sie Geld haben, eben das Geld, welches sie von uns erpressen.“

„Ich hatte noch nicht geendet, als mich wildes Geschrei der Versammlung unterbrach. Der Tod ward über Dekles und Pisarchos, und Plünderung der herrschenden, reichen Geschlechter ausgerufen. „Führe uns nach Syrakus!“ schrie mir das Heer zu. Ich befahl den Trommetern, Lärm zu blasen. Pisarchos, Dekles und ihre Begleiter wurden niedergehauen. Alles zog beutelustig nach Syrakus. Das Gesindel verbreitete sich durch die Straßen und in die Häuser der Vornehmen. Mord und Raub aller Orten. Ich sah mit Schaudern, welcher viehischen Wildheit entzügelter Pöbel fähig ist. Bei viertausend Menschen verloren an diesem Tage das Leben; bei sechstausend flüchteten und entrannen mühsam dem Blutbade in die benachbarten Städte. Ich bemühte mich umsonst, den folgenden Tag Ordnung herzustellen. Noch blieb mancher Schuldbrief zu vernichten, manche Rache zu sättigen. Erst am dritten Tage schien die Raserei an Kräften erschöpft zu sein.

„Da versammelte ich das Volk. „Statt eines Tirannen, den Timoleon vertrieb, hattet ihr sechshundert bekommen!“ sprach ich, „nun ist Syrakus von ihnen gereinigt. Ihr seid frei. Ich habe den Willen meines Heeres vollzogen. Ich bin froh, dies Geschäft gethan zu sehen. Jetzt, Syrakuser, genieſſet eure Unabhängigkeit. Auch ich trete von meiner Stelle ab, in den Stand des gemeinen Bürgers zurück. Ich will eures Gleichen bleiben!“ Mit diesen Worten legte ich mein Feldherrnkleid ab, warf den Mantel um, und wollte mich entfernen.

„Erst herrschte die dumpfe Stille des Erstaunens, dann — ich sah es voraus — erhob sich lautes Geschrei, ich dürfe sie nicht verlassen. Ich müsse ihr Feldherr bleiben. Je länger ich mich weigerte, je höher stieg die Angst aller, die an Mord und Beraubung der Wohlhabenden Theil genommen hatten. Sie zitterten vor Umschwung der Dinge, vor dem Tag der Rache. „Warum wollet ihr mich, sprach ich, aus Dankbarkeit zum Opfer wählen? Muß ich nicht, laut herkömmlicher Ordnung, die Feldherrnwürde mit einem Andern theilen? Bin ich nicht laut Gesetz für die Fehler eines Amtsgenossen verantwortlich? Wird man nicht gern Gelegenheit suchen, was ein Anderer sündigt, schwer an mir zu rächen? Nimmermehr gebe ich mich in diese Gefahr.“ — Da erhob alles Volk die Stimme, übertrug mir die Feldherrnwürde einzig, und mit unbeschränkter Gewalt. — So wollte ich's. So sollte es kommen. Nun gab ich den Bittenden nach; zugleich erklärte ich, als ersten Gebrauch meiner Gewalt: alle Schulden sollten aufgehoben, und den Armen Ländereien geschenkt werden. Denn bei allzugroßer Ungleichheit des Vermögens könne keine Freiheit des Volks bestehen, und nur diese fest zu begründen, sei meines Lebens große Aufgabe. Alles jauchzte Beifall. Die blinde Menge lief frohlockend in mein Garn. Denn bei Vertheilung der Ländereien und Aufhebung der Schulden fand in Zukunft das Volk keine Sicherheit des Besitzes, als in Aufrechthaltung meiner Gewalt. Und wie diese Maßregel von der einen Seite die Mittel der Reichen schwächte, die Noth des großen Haufens minderte, um so sicherer war ich vor Gewalt, und Nebenbuhlerei der Vornehmen, wie vor Bestechlichkeit, Verzweiflung und Aufruhrlust des Pöbels.

„In der That fesselte ich damit Syrakus unauflöslich. Nun stellte ich die öffentliche Ordnung her, und ließ die Wohlthat der Alleinherrschaft neben dem Scheine der Freiheit fühlen. Jeder hatte freien Zutritt zu mir. Ich trug kein Diadem, hielt keine Leibwachen. Das ganze Volk war durch seine Stellung genöthigt, mein Leben, wie meine Herrschaft zu bewachen. Daß ich keine Furcht zeigte, flößte Andern Furcht ein. Selbst die, welche mich anfangs hassen mogten, empfanden den Vorzug des festen, ruhigen Zustandes von Syrakus vor jenem schwankenden Dasein in vergangenen Tagen. Die öffentliche Achtung und Dankbarkeit verwischte bald das Andenken der Zeit, da ich meine Herrschaft gründete. Ich allein war frei, das Volk unterthan; so waren wir beide, was wir sein sollten und mußten, und daher zufrieden.

„Nun trieb ich meine Versuche weiter. Sobald ich die Einkünfte des Staats auf unlästige

Weise geordnet, Waffen und Kriegsbedürfnisse herbeigeschafft hatte in Menge, die Zahl der vorhandenen Galeeren vermehrt sah, unterwarf ich mir die meisten Städte Siziliens, die entweder einmal zu Syrakus gehört hatten, oder mir in ihrer Unabhängigkeit gefährlich schienen.“

„Nun habe ich dir, Mikon, den wichtigern Theil von der Geschichte meines Lebens erzählt. Denn wahrlich wird es dich wenig reizen, von meinen Belagerungen, Schlachten, abwechselnden Niederlagen und Siegen zu hören. Die Erinnerung davon kann mich weder erfreuen, noch betrüben. Es wird nicht an Geschichtschreibern fehlen, welche die Nachwelt von meinen Thaten unterhalten, und meine kriegerischen Unternehmungen beschreiben werden. Der große Haufen liebt dergleichen. Dem Pöbel ist ein Feldherr, welcher weite Länder verheert, merkwürdiger, als ein Gesetzgeber, der ein Volk aus dem Schlamm erhebt, oder ein Erfinder, welcher durch seine Arbeiten die Summe des Lebensglückes vermehrt, oder ein Weiser, der die Geheimnisse der Natur entschleiert und die Räthsel unsers Geistes löset. Eben dies beurkundet im Allgemeinen die Verächtlichkeit der Menschen, ihre thierische Versunkenheit, und lehrt, wie sie behandelt sein müssen. Ich gestehe, daß mich nicht Ehrgeiz, nicht Herrschsucht in den ewigen Krieg lockten; denn was liegt mir am Lobe derer, die ich selbst verachte? Sondern Langeweile in mir selbst, eine unüberwindliche Lust zur Beschäftigung der in mir wohnenden Kräfte, auch Neugier, wie weit ich's treiben könne und was die Frucht eines Wagstücks sein werde, führten mich von einer Unternehmung zur andern. Ich schätze meine gefährlichsten Feinde, die Karthager, bei weitem höher, als alle meine erbärmlichen Freunde und Bundesgenossen, die im Staube kriechen, und sich jedem meiner Einfälle demuthsvoll unterziehen. Denn die Karthager mit ihrer Macht, mit ihrer folgerechten Beharrlichkeit, mit ihrer Klugheit gaben mir doch etwas, meine Kraft zu üben; waren doch im Stande, mir den Genuß von Hoffnung oder Furcht, von Freude oder Schrecken zu verschaffen oder große Leidenschaften in Bewegung zu setzen, ohne welche meine Seele dem stehenden Wasser eines faulen Sumpfes gleich geworden wäre.

„Lange und mit wechselndem Glücke machten mir die Karthager die Oberherrschaft in Sizilien streitig. Als ich in dieser gesichert stand, was blieb mir zu thun übrig? Ich entwarf den Plan, jenseits des Meeres die stolze Beherrscherin des Ozeans selbst anzugreifen. Ein Wagstück. Um so anziehender für mich. Die karthagischen Flotten hielten Sizilien umlagert, selbst den Hafen von Syrakus gesperrt. Wie nun, ohne Kriegsschiffe, ohne geübte Ruderer die vortrefflichsten Seeleute der Welt verhindern, daß sie mir eine Landung in Afrika unmöglich machten? Wie meine Syrakuser zu dem Schritt bewegen, jenseits des Weltmeeres zu kämpfen? — — Die Aufgabe war reizend. Und wenn ich dir erzähle, wie ich sie gelöset habe, so beweise ich dir schon damit, wie man Menschen zu Allem treiben kann, wenn man ihre Schwächen zu fassen versteht. Mit dem Gebiß und Zaum bändigt und zähmt man das wildeste Roß; mit Benutzung der gemeinsten Leidenschaften, der herrschenden Vorurtheile und abergläubigen Vorstellungen führt man die halsstarrigsten Völker, wohin man will, gleich Bestien am Nasenring.

„Sobald ich zur Landung in Afrika alles vorbereitet hatte — doch niemand, ausser mir selbst, wußte von dem Vorhaben — bestellte ich meinen Bruder Antander zum Befehlshaber in der Stadt, gab ihm hinreichende Besatzung und wählte den Kern des Kriegsvolks zu dem großen Abenteuer aus. Das Fußvolk ließ ich in aller Stille einschiffen mit seinen Waffen; die Reiterei desgleichen, doch ohne Pferde, aber mit dem nöthigen Reitzeug. Pferde wollte ich mir erst in Afrika erobern. Um in meiner Abwesenheit der Treue von Syrakus gewisser zu sein, nahm ich von jeder Familie Söhne und Brüder ins Heer auf. Aus Liebe und Furcht für diese konnten die Zurückbleibenden nichts Gefährliches gegen mich anzetteln.

„Mit sechszig Frachtschiffen erwartete ich einen bequemen Augenblick zur Abfahrt. Die Karthager sperrten mit überlegener Seemacht die Mündung des Hafens. Es verfloß mancher Tag. Endlich, da einige Lastschiffe in der Ferne auf dem Meere erschienen, die mit Lebensmitteln nach Syrakus segeln wollten, machten sich die Karthager auf, jene zu fangen. Sobald die Ausfahrt nur eine Stunde lang offen war, schiffte ich mit der größten Anstrengung der Ruderer in die weite See hinaus. Da die Feinde meine ganze Flotte erblickten, glaubten sie, ich wolle den Kauffahrteischiffen beistehen, und rüsteten sich zum Treffen. Ich freute mich ihrer Täuschung, und segelte an ihnen vorbei. Sie setzten mir zu spät nach. Die Lastschiffe, von ihnen befreit, fuhren ungehemmt nach Syrakus.

Nach einer Fahrt von sechs Tagen und Nächten sahen wir mit dem Morgenroth vor uns die Küste von Afrika, aber noch hinter uns die ganze karthagische Flotte. Noch wußte auf meinen Schiffen Niemand, wohin ich eigentlich wollte. Viele vermutheten, meine Absicht sei nach Italien, und ich mache Umwege, um die Feinde zu täuschen. Jetzt rief ich und zeigte auf die Küste: „Dort, ihr Syrakuser, ist unser Ziel und das Ende unserer Fahrt!“ Der Feind, in der Hoffnung, unsere ganze Seemacht zu erobern, verdoppelte seine Anstrengung, uns zu erreichen. Die Syrakuser aber ruderten mit Kräften, das Land zu gewinnen, um dem Tod im Meer oder der Sklaverei zu entfliehen. Ein Ruderer schrie dem andern Muth zu. So, wetteifernd beide Flotten, kamen wir an's Ufer. Die Karthager, da sie uns geborgen und an Kriegsvolk überlegen sahen, kehrten zurück und

legten sich in einiger Entfernung vor Anker. Ich aber ließ alles ausschiffen, die Schiffe an's Gestade ziehen, und das Lager mit einem Wall umgeben.

„Damit Verzweiflung bewirke, was Begeisterung nicht vermöge, brachte ich den Göttinnen Ceres und Proserpina ein Opfer; dann ward das Heer versammelt. Im Priestergewande und einen Kranz auf dem Haupt, trat ich in den horchenden Kreis. „Syrakuser!“ sprach ich: „Das Ceresfest wird mit Fackeln gefeiert, zum Gedächtniß, wie Ceres, als sie die geraubte Proserpina in der Unterwelt zu suchen ging, an den Flammen des Aetna ihre Fackeln anzündete. Syrakuser, als wir von den Karthagern verfolgt wurden, that ich den Schutzgöttinnen Sizilien's das Gelübde, unsere Schiffe nach glücklicher Rettung in brennende Fackeln zu verwandeln. Wir sind gerettet. Dankbarkeit fordert Erfüllung des Gelübdes. So mögen unsere Schiffe auflodern. Ich verheiße euch den Besitz einer schönern und zahlreichern Flotte. Denn die Göttinnen haben mir beim Opfer Sieg und Glück dieses ganzen Feldzuges verkündet!“

„So sprach ich. Ein Diener überreichte mir eine Fackel; jeder Schiffshauptmann empfing eine. Ich trat auf das Hintertheil des Schiffes, das mich getragen; jeder der Befehlshaber that wie ich. Die Trommeten wurden geblasen. Das ganze Heer erhob ein Feldgeschrei. Alle Schiffe loderten im Feuer auf, während das Heer betete. Nun war keine andere Aussicht, als obzusiegen oder umzukommen. So wollte ich's. Und unverzüglich brach ich mit gesammter Kriegsmacht gegen die karthagische Stadt Megalapolis auf. Die Syrakuser waren niedergeschlagen und düster. Sie betrachteten sich als Verlorne.

„Wie sie aber landeinwärts rückten, und nun den reich gebauten Boden erblickten, von allerlei Pflanzungen und Gärten, vielen Bächen und Wasserleitungen verschönert, richtete sich ihr Muth von neuem auf. Links und rechts schimmerten Landhäuser, die vom Reichthum der Eigenthümer zeugten. Dörfer und Höfe hatten Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art. Auf beiden Seiten des Weges weideten in den Ebenen große Heerden von Rindern, Schafen und Pferden. Ueberall sah man das Land mit Oelbäumen, Weinstöcken und Fruchtbäumen verschiedener Gattung bepflanzt. Alles verkündete eine Fülle, einen Wohlstand, eine Glückseligkeit, welche den Kriegern den schönsten Lohn des Sieges verhieß.

„Megalopolis, wie die Stadt Tunes, keines Feindes gewärtig, nahm ich mit Sturm und gab sie meinen Soldaten preis. Karthago war voll Schreckens. Ohne die Kriegsschaaren der Landschaft und der Verbündeten abzuwarten, rückten mir die Feinde entgegen. Sie stellten nur aus ihrer Hauptstadt ein Heer von vierzigtausend Mann zu Fuß, tausend Reitern und zweitausend Streitwagen ins Feld. Ich hatte in allem kaum vierzehntausend Mann ins Feld gebracht.

„Theils vor dieser Uebermacht, theils vor der Reiterei und der Menge der Wagen erschrack mein Volk. Ich aber sprach Muth ein, und ließ, als das Heer schlief, eines Morgens viele Eulen im Lager ausfliegen. Diese flatterten über die Schaaren umher, und setzten sich auf Schilde und Helme der Krieger. Das gab diesen Muth. Denn da sie mit Verwunderung die Vögel Minervens erblickten, zweifelten sie keinen Augenblick länger am Beistand der Götter. So wenig bedarf's, ein Volk zu leiten. Sie nahmen die Erscheinung der Eulen als Vorbedeutung des Glücks; ich befahl Angriff; die Karthager wurden in blutiger Schlacht geschlagen. Ich ließ zwei Schiffe von dreißig Rudern bauen, bemannen und mit der Siegesbotschaft nach Syrakus gehen.

„Erreichte ich gleich meinen Zweck in Afrika nicht, Karthago für immer zu lähmen, erschütterte ich doch den Muth der gewaltigen Stadt. Zweihundert afrikanische Städte eroberte oder zerstörte ich. Karthago war nach langem, verderblichem Kampf des Friedens froh. Ich kam, mit der Königswürde angethan, nach Syrakus heim.

„Doch, Mikon, ich will dich nicht mit der Geschichte des vieljährigen Krieges, meiner glücklichen und unglücklichen Abenteuer, meiner Feldzüge in Italien während des bruttischen Krieges ermüden. Aber ich stehe auf einer Höhe, die dir beweist, der Mensch könne, was er wolle, wenn sein Wille unveränderlich derselbe ist; wenn er nichts fürchtet, und den Tod am wenigsten; wenn er, von Vorurtheilen losgefesselt, ihnen zur rechten Zeit Huldigung bringt; wenn er, ohne Leidenschaften, die Leidenschaften der Menschen vor seinen Wagen zu spannen weiß; wenn er in wohlberechneter Stunde tugendhaft oder lasterhaft, wahr oder falsch, treu oder meineidig, gütig oder schrecklich sein kann. Sizilien liegt zu meinen Füßen; Afrika zittert; Griechenland bewundert mich, und die Könige Asiens werben um meine Freundschaft, seit ich in den Gewässern von Corcyra die ganze Flotte Kassanders, des Königs von Mazedonien, schlug und verbrannte.

„Ich spielte mit der Welt, wie ein Gott. Ich zwang Völker und Könige, meinen Willen zu ehren. Aber, ich werde alt. Meine Rolle wird bald gespielt sein. Was ich baute, wird wieder einstürzen. Das macht mich mißvergnügt. Ich hatte keine Lust im Leben, als Anschauung und Bewunderung meiner eigenen Kraft. Wie ist das am Ende so wenig! Ich bin heut um nichts glückseliger, als da ich noch neben dir in der Werkstatt des armen Töpfers arbeitete. Und nun, weiser Mikon, so verschieden von dieser Werkstatt hinweg unsere Lebensbahnen waren: was denkst du vom Agathokles?“

Mikon betrachtete den König mit langem Schweigen. Dann sprach er: „Agathokles, ich bewundere deine Kraft; nicht die Kraft, mit der

du einen Theil der Welt umwälztest, sondern mit der du die Last deines eigenen Lebens trägst.«

»Und warum nicht auch die Kraft des Töpfers, der die königliche Gewalt von Sizilien an sich riß und mit seinem Ruhm die Welt füllte?« fragte der Fürst.

»Weil dies nicht die Kraft des Agathokles, sondern die Macht des Verhängnisses war, welches sich deiner bediente. Du hast keinen Augenblick lang das Glück geleitet, sondern das Glück leitete dich. Du warst es nicht, der den Pfeilen nach dir zielender Bogen gebot, dein Herz zu verfehlen, oder dem Abgrunde des Weltmeers, dein Schiff nicht zu verschlingen. Als du in Gela sieben Wunden empfingst, war es nicht deine Klugheit, welche den Schwertern befahl, um kein Haar tiefer zu schneiden, damit dein Lebensfaden unzerrissen bliebe. Die Umstände beherrschten dich. Als geschickter Schwimmer wichest du gefährlichen Klippen aus; aber daß dich die zerschmetternde Welle nicht ergriff, war nicht das Werk deiner Kraft. In Karthago geboren, oder in Griechenland, wärest du ein Anderer geworden. Du hast nichts gezwungen, was sich nicht von selbst darbot: du hast nichts zertrümmert, was nicht schon zum Einsturz bereit war. Was du aber gewaltsam begest, bleibt nicht gebogen; es springt, sobald du die Hand davon lässest, gleich einer gekrümmten Ruthe, in die alte Lage zurück. Denn der größte König ist ein Knecht des Schicksals.«

Agathokles Antlitz verfinsterte sich. »Willst du,« sprach er, »willst du mir auch noch meinen letzten Werth rauben?«

»Ich bewundere die höhere Kraft in dir, welche dich stark macht, die Last deines Daseins zu tragen, den ungeheuern Gedanken: zweiundsiebenzig Jahre von Noth, Sorgen, Anstrengungen — für ein großes Nichts. Du hast Afrika verwüstet, es blühet wieder. Du hast dir einen königlichen Thron gebaut; er ist Holz, mit Teppichen behangen. Dein Wink gebietet den Füßen und Händen von Tausenden; aber ihre Herzen schlagen frei und fluchen vielleicht. Sie sind Sklaven des Geschicks, wie du; aber alle vielleicht glücklicher, als du.«

»Und warum, Mikon, warum bin ich nicht glücklich?«

»Weil du nicht zu beglücken verstandest. Du verkanntest die Menschheit, weil du dich selber verkannt hast. Du verachtetest die Menschen, weil du dich selber nicht geachtet hast. O König, das ist die Welt, was wir selbst sind; und jeder Sterbliche ist ein Gott in seinem Kreise, wie vielleicht jeder Stern am Himmel eine Sonne in der Welt.«

»Meinst du, ich hätte besser gethan, auf Lebenszeit in jugendlichen Träumen zu schwelgen? Nein, ich trat aus diesen mit Kraft hervor, um die Welt kennen zu lernen, wie sie ist.«

»Wer sich selbst kennt, der kennt die Welt, kein anderer. Du hast in dir die göttlichen Urbilder des Wahren, des Schönen, des Guten. In dir solltest du sie sehen; es waren die Strahlen deines Geistes, die deine innere Sonne nach aussen senden sollte. Aber du suchtest das Göttliche ausser dir, und fandest — Staub. Es liegt in der engen Brust des Menschen mehr verborgen, als im ganzen sichtbaren Weltall. Draussen wühltest du im Staube, und warst dir selber fremd; und was du erhaschtest, blieb Staub. Es ist nichts Wirkliches, als das Göttliche; alles draussen ist todter Traum und fremdes Reich. Dein Wille gehört dir, und ist deine Ehre oder Schmach; deine That liegt in der Gewalt der Götter.«

Agathokles lächelte und sprach: »In wenigen Tagen werde ich Karthago's Seemacht vernichten; in wenigen Wochen ist mir Afrika zinsbar. Dann komme ich wieder zu dir, und bringe die Antwort: in wessen Gewalt die That liegt?«

Der Fürst kehrte nach Syrakus zurück.

Drei Tage nach diesem Gespräche erfuhr Mikon den Tod des Agathokles und seines Sohnes, dem er das Erbe seiner Macht bestimmt hatte. Denn Archagathos, des Königs Enkel, welcher im Feldlager beim Aetna stand, war unwillig geworden, da er den Oberbefehl der Land- und Seemacht an den Sohn des Fürsten übergeben sollte. Er lud den jüngern Agathokles zu einem Opfer ein, veranstaltete ein prächtiges Gastmahl, und tödtete ihn, da er trunken ward, in der Nacht. Zugleich hatte er den Mänon von Aegesta, den Liebling des Königs, beredet, diesen, als den Unterjocher Aegesta's, mit Gift aus dem Wege zu räumen.

Als Agathokles eines Tages nach der Mahlzeit vom Tische aufstand und sich nach seiner Gewohnheit mit einer Feder die Zähne reinigen wollte, reichte ihm Mänon die Feder. Sie war an der Spitze vergiftet. Schneller Schmerz und tödtliche Fäulniß des Zahnfleisches, die immer weiter um sich griff, wurden die Folge. In kurzer Zeit verlor Agathokles die Sprache, und ward so schwach, daß er sich nicht regen konnte. Man eilte sogleich mit ihm zum Scheiterhaufen, obwohl er noch athmete, und verbrannte ihn, da ihn sein Bewußtsein noch nicht verlassen.

Nach dem Tode des Tirannen stellten die Syrakuser alsbald ihre Volksherrschaft und Freiheit wieder her; zerstörten alle Bildsäulen, die sie dem Agathokles errichtet hatten, und erklärten seine gesammten Besitzungen dem Staate verfallen. Auch Archagathos genoß den erwarteten Lohn seiner Schandthat nicht. Denn Mänon, nach Herrschaft gelüstend, räumte auch ihn aus dem Wege. Ein Flüchtling, rettete sich zuletzt aber der Mörder selbst nach Afrika.

Mikon, als er dies alles hörte, sprach zu seinen Kindern: »Es waltet ein heiliges Schicksal. Es vergehen die Werke der Sterblichen mit ihnen; nur das Göttliche stirbt nicht. Nicht der Tod, aber das Leben kann eine Schande sein; das aber ist die Schande: Geist und Odem gehabt und

nicht gelebt zu haben. Aber unser Wille ist das Leben, nicht die That. Der Wille ist unser, die That gehört den Göttern. Weil Agathokles in seinem Wahnsinne Göttern gleichen wollte, ward er weniger, als ein Mensch. Er strebte nach dem Unmöglichen; bildete sich ein, zu haben, was ihm nicht gehörte, und verlor, was sein wahres Eigen war.

Der todte Gast.

Die Thusnelde.

Einer meiner Freunde, er heißt Waldrich, hatte die hohe Schule kaum seit zwei Jahren verlassen, und sich in einer Provinzialhauptstadt als überzähliger und unbesoldeter Gerichts-Assessor oder dergleichen herumgetrieben, da eben in die Posaune des heiligen Krieges gestoßen ward. Es galt die Befreiung Deutschlands vom Joche des französischen Eroberers. Ein frommer Eifer bemächtigte sich alles Volks, wie man weiß. Freiheit und Vaterland war das Feldgeschrei in Städten und Dörfern. Tausend und tausend Jünglinge flogen freudig zu den Fahnen. Es galt Deutschlands Ehre und die Hoffnung, auch dann auf Hermanns Boden vielleicht ein edleres Leben zu finden, in gesetzlich geregelten, des gebildetern Zeitalters würdigern Verhältnissen. — Mein lieber Waldrich hatte an dem frommen Eifer und der schönen Hoffnung seinen guten Theil. Kurz, er empfahl sich seinem Herrn Gerichtspräsidenten zu Gnaden, und wählte statt der Feder das Schwert.

Weil er noch nicht das volle Alter gesetzlicher Mündigkeit besaß, schrieb er, da er keine Aeltern mehr hatte, und Reisegeld doch in allen Fällen wohlthut, seinen Vormund um Erlaubniß, den Zug für's Vaterland mitthun zu dürfen, und ersuchte um hundert Thaler Reisegeld. Sein Vormund, Herr Bantes, ein reicher Fabrikherr in der Stadt oder vielmehr im Städtchen Herbesheim an der Aa, der ihn, wenn man so sagen will, erzogen hatte (Waldrich hatte nur als Knabe, bis zur Hochschule, bei ihm im Hause gelebt) — Herr Bantes war ein alter, wunderlicher Herr.

Dieser schickte ihm einen Brief mit fünfzehn Louisd'or in Gold, folgendes Inhalts: „Mein Freund, wenn Sie noch ein Jahr älter sind, können Sie über sich und den kleinen Rest Ihres Vermögens nach Belieben verfügen. Bis dahin bitte, Dero Zug fürs Vaterland einzustellen und Ihren Geschäften obzuliegen, um einst Amt und Brod zu bekommen, denn das wird Ihnen sehr nöthig sein. Ich weiß, was ich meiner Pflicht und Dero Vater, meinem Freunde sel., schuldig bin. Lassen Sie endlich Ihre Schwindeleien alle einmal fahren, und werden Sie solid. Ich schicke daher keinen Kreuzer. Bleibe Dero u. s. w.“

Die in ein Papier gewickelten fünfzehn Louisd'or standen mit diesem Briefe in seltsamem, doch gar nicht unangenehmem Widerspruch. Waldrich hätte sich ihn noch lange nicht und vielleicht nie erklärt, wäre sein Blick nicht auf das zu Boden gefallene Papier gerathen, worin das Geld eingeschlagen gewesen. Er nahm es. Es hieß: „Lassen Sie sich nicht abschrecken. Ziehen Sie hinaus für die heilige Sache des armen deutschen Landes. Gott schütze Sie! Dies wünscht Ihre ehemalige Gespielin Friedrike.“

Diese Gespielin Friederike war nun keine Andere, als die junge Tochter des Herrn Bantes. Der Himmel weiß, wie sie zum Briefversiegeln ihres Vaters gekommen war. Waldrich stand ganz begeistert da, mehr über das Heldenherz des deutschen Mädchens als über das Gold entzückt, welches Friederike vermuthlich aus ihrem eigenen Sparhafen dazu gelegt hatte. Er schrieb auf der Stelle nach Herbesheim an einen Freund, schloß ein paar dankbare Zeilen für das kleine Mädchen ein (er hatte aber vergessen, daß das kleine Mädchen wohl seit vier Jahren etwas gewachsen sein konnte), nannte es sogar seine deutsche Thusnelde, und wanderte stolz, wie ein zweiter Hermann, dem Rheine und den Heeren zu.

Das Inkognito.

Ich möchte hier gar nicht umständlich Waldrichs Hermannsthaten erzählen. Genug, er war dabei, wenn's galt. Napoleon ward glücklich entkaisert und nach Elba geschickt. Waldrich kehrte nicht zurück, wie die übrigen Freiwilligen, sondern ließ sich gefallen, als Oberlieutenant in ein Linien-Infanterieregiment zu treten. Das Leben gefiel ihm im Felde besser, als hinter den Aktenschanzen der staubigen Schreibstube. Sein Regiment machte auch den zweiten Zug gen Frankreich mit, und kehrte endlich, nach vollbrachtem Werk, unter Paukenschlag und Sing und Sang in die Heimath zurück.

Waldrich, der in zwei Schlachten und mehrern Gefechten gestritten hatte, war so glücklich gewesen, ohne alle Wunden davon zu kommen. Er schmeichelte sich, als einer der Vaterlandshelden zur Belohnung bald vorzugsweise eine bürgerliche Anstellung zu erhalten. Er war beim Regimente wegen seiner Liebenswürdigkeit und vielen Kenntnisse sehr geachtet. Allein mit der Anstellung ging

es nicht so schnell, als er hoffte. Es waren zu viele Söhne und Vettern von Geheimräthen, Präsidenten u. s. w. zu versorgen, welche so klug gewesen waren, zu Hause zu bleiben und den Zusammenhang zu behalten; auch hatten sie wohl vor ihm das Ansehen der Geburt voraus. Denn Waldrich stammte von bürgerlichen Aeltern.

So ließ es sich nicht ändern. Er blieb Oberlieutenant, und um so lieber, weil ihm Herr Bantes, sein gewesener Vormund, längst den winzigen Rest seines väterlichen Erbtheils ausgehändigt hatte, und dieses längst zu allen Heiden ausgewandert war. Er trieb sich also in der Besatzung umher, machte in den Wachtstuben Gedichte und auf den Paraden philosophische Betrachtungen. Dies gab ihm bittere Langeweile, bis einmal die Truppen verlegt wurden. Da traf es sich ganz unerwartet, daß seine Kompagnie Befehl erhielt, nach Herbesheim in Besatzung zu gehen.

An der Spitze seiner Kompagnie — denn der Hauptmann, ein reicher Baron, war auf Urlaub — rückte er als Kommandirender in sein Vaterstädtchen ein. O, wie ward ihm beim Anblick der zwei schwarzen hochgespitzten Kirchthürme und des alten, wohlvertrauten, grauen Thorthurms! Vor dem Rathhause schwieg die Trommel. Ein paar Rathsherren brachten die Quartierbillets. Der Kommandirende, versteht sich, ward ins vornehmste, das ist, ins reichste Haus der Stadt einquartiert, also zu Herrn Bantes. Angenehmeres hätte ihm der gesammte löbliche Stadtrath nicht erweisen können.

Die Kompagnie schied gar vergnügt aus einander, denn es war um die beliebte Mittagsstunde, und die ehrsame Bürgerschaft, von der Einquartierung zeitig belehrt, hatte sich auf den Empfang der neuen Gäste vorbereitet. Waldrich, der die beiden Rathsherren noch von seiner Knabenzeit her wohl kannte, bemerkte, daß er ganz unkenntlich geworden sein müsse, denn sie behandelten ihn gar fremd und ehrerbietig, und führten ihn, obwohl er es ablehnte, selbst zum Hause des Fabrikherrn. Hier empfing ihn Herr Bantes eben so fremd, und führte ihn gar höflich in ein sehr artiges Zimmer.

„Herr Kommandant," sagte Herr Bantes, „dieses und die anstoßenden Zimmer hatte auch Ihr Herr Vorfahr; nehmen Sie vorlieb. Machen Sie sich's bequem, und dann erwarten wir Sie zum Essen und dergleichen. Thun Sie, als wären Sie zu Hause."

Unsern Waldrich belustigte sein unerwartetes Inkognito. Er nahm sich auch vor, es erst bei irgend einer passendern Gelegenheit aufzuheben, um dann die Ueberraschung zu vermehren. Sobald er die Kleider geändert hatte, ward er zu Tische gerufen.

Er fand da, ausser Herrn Bantes und dessen Frau Gemahlin und einigen alten Schreibern und Fabrikaufsehern, die er noch alle recht gut kannte, auch ein junges Frauenzimmer, das er nicht kannte. Man setzte sich. Man sprach vom Wetter; vom heutigen Tagmarsch der Kompagnie; von dem Bedauern der ganzen Bürgerschaft, daß die bisherige Garnison, mit der man ungemein zufrieden gewesen wäre, in eine andere Stadt verlegt worden sei.

„Ich hoffe indeß," sagte Waldrich, „Sie werden mit mir und meinen Leuten nicht unzufriedener sein. Lassen Sie uns nur heimisch werden bei Ihnen."

Um nun heimisch zu werden, war es natürlich, daß der Kommandant, der sich schon gewundert hatte, daß seine Jugendgespielin Friederike im Hause fehle, der er immer die fünfzehn Louisd'or schuldig geblieben war — daß er, sag' ich, seine Wirthe fragte, ob sie keine Kinder hätten.

„Eine Tochter!" antwortete Frau Bantes, und zeigte auf das junge Frauenzimmer, welches bescheiden die Augen zum Teller niedersenkte.

Waldrichs Augen aber gingen voller Verwunderung über Gebühr weit auf. Hilf, heiliger Himmel! welch ein höheres Wesen ist das kleine Riekchen geworden! So rief Waldrich nun eben nicht, aber er dachte es doch bei sich, wie er jetzt die Bescheidene aufmerksamer ansah. Er sagte den Aeltern etwas Verbindliches, so gut er es in der ersten Bestürzung aufzubringen wußte, und war herzlich zufrieden, als der alte Papa rief: „Noch einen Löffel Sauce und dergleichen, zu Ihrem trockenen Braten da, Herr Kommandant!"

Frau Bantes sprach von einem Sohne, der ihr schon als Kind früh verstorben war, und noch immer sprach sie mit bewegtem Mutterherzen.

„Laß gut sein, Mama!" rief der Papa: „Wer weiß, er wäre am Ende vielleicht auch ein Windbeutel und dergleichen geworden, wie der Georg."

Jetzt war die Reihe an Waldrich, die Augen bescheiden auf den Teller niederzusenken; denn mit dem Windbeutel Georg meinte man keinen Andern, als seine eigene Wenigkeit.

„Aber wissen Sie denn, Papa, ob Georg wirklich solch ein Windbeutel geworden, wie Sie ihn sich vorstellen?" sagte Friederike. — Die Frage erwärmte den Kommandanten durchdringender, als das Glas alten Burgunders, welches er eben angesetzt hatte, um seine Verlegenheit zu verbergen. In der Frage lag noch Spur ehemaliger Jugendfreundschaft, die nicht ganz vergessen zu sein schien. Eine solche interessante Frage, die über so interessante Lippen floß, und zwar mit einer so weichen, herzrührenden Stimme gefragt, konnte billig als Honigseim gelten, dem armen Waldrich die bittern Pillen zu versüßen, welche Herr Bantes in vollem Maße spendete.

Denn dieser erzählte, um sein Urtheil zu rechtfertigen, dem Gaste, als wenn der nun Schiedsrichter sein sollte, dessen eigene Lebensgeschichte von der Wiege an bis zum Zuge für das Vaterland. „Hätte der Bursch", so schloß die Historie nutzanwendend, „auf der Universität etwas Recht-

schaffenes gelernt, so wäre er nicht unter die Soldaten und dergleichen gegangen. Wäre er nicht Soldat geworden, so säße er jetzt irgendwo als Gerichtsrath, Kriegsrath, Kanzleirath, Hofrath und dergleichen; hatte sein gutes Brod und Auskommen."

"Ich weiß nicht," entgegnete die Tochter, "ob er auf der Universität fleißig gewesen; aber ich weiß, daß er wenigstens mit gutem Herzen ging, sich für eine heilige Sache zu opfern."

"Komm mir doch nicht immer mit deiner heiligen Sache und dergleichen!" rief Herr Bantes: "Wo sitzt denn das heilige Zeug, frage ich, wo? Die Franzosen sind fortgejagt. Nun ja. Aber das heilige Reich ist trotz dem zum Kukuk und zum Küster gegangen. Die alten Steuern sind provisorisch beibehalten, und neue sind provisorisch zugefügt. Die verdammten Engländer mit ihren Waaren läßt man wieder zu, wie vorher, und bekümmert sich nicht darum, wenn wir heilige Deutsche darüber zu heiligen Bettlern werden. Alles ging auf der letzten Messe wieder flau. Die Minister und dergleichen essen und trinken wieder, machen wie sie es wollen, verstehen den Handel nicht, lassen die Fabrikanten bankerott werden, und hilft kein Ach und kein O. Die Welt liegt wieder im Alten, und noch ärger als im Alten. Thut eine ehrliche Seele, die es vielleicht besser versteht, den Schnabel auf, will ein anderes Lied pfeifen, als die Excellenzen da mit dem Kreuze überm Knopfloch und der Gleichgültigkeit unterm Knopfloch — hast du nicht gesehen, kurz angebunden! flugs mit der armen Seele in ein Loch, abgesetzt, abgesetzt, inquirirt, abgeschmiert, ist ein demagogischer Umtreiber und dergleichen. Ich sage dir, schweig, Mädel, davon verstehst du nichts. Du mußt nicht weiter über deine Theekanne sehen, als in die Tasse; dann schüttest du nicht nebenbei."

Waldrich merkte aus dieser Unterhaltung, daß der alte Bantes noch immer der ehemalige lebhafte, aufflammende, wunderliche Mann war, dem man doch bei allen seinen Eigenheiten nicht böse werden konnte. Da nun in diesem Streite zwischen Vater und Tochter ein schiedsrichterlicher Spruch gefällt werden mußte, war der Kommandant so klug und gefällig, erst dem Vater vollkommen Recht zu geben, im Punkte der heiligen Sache nämlich. Und das ward seinem Verstande allerdings zur Ehre angerechnet. Dann aber, weil er sich doch auch selbst nicht geradezu verdammen wollte, mußte er auch seiner Fürsprecherin Recht geben, nämlich im Punkte des guten Herzens, mit dem sich Georg für die vermeinte heilige Sache geopfert habe.

"Merke schon!" rief der Alte: "Der Herr Kommandant ist pfiffiger, als Hans Paris bei den drei thörichten Jungfrauen von Troja und dergleichen. Macht's sich bequem; schneider den Apfel in zwei Hälften und gibt Jedem einen Bissen, sagt: wohl bekomm's!"

"Nein, Herr Bantes, Ihr Georg irrte, wenn er irrte, wahrscheinlich wie mehrere Tausend anderer deutscher Männer, und wie zum Beispiel ich selbst. Auch ich machte den Kriegsgang für die Befreiung Deutschlands mit, und ließ Alles im Stich. Unsere Armeen, Sie wissen es, waren aufgerieben. Das Volk mußte aufstehen und sich selbst helfen, weil die Armeen nicht mehr helfen konnten. Da mußte man nicht rechnen und fragen, sondern zuschlagen, Gut und Blut daran setzen und die Ehre der Nation, den Thron unserer Monarchen retten. Das haben wir gethan. Jetzt wollen wir das Heil erwarten. Unsere besser gesinnten Staatsmänner können auch nicht zaubern und das verlorne Paradies durch ein Taschenspielerstückchen sogleich wieder verjüngen. Ich wenigstens bereue meinen Schritt noch nicht."

"Allen Respekt," sagte Herr Bantes mit tiefem Verbeugen: "allen Respekt, Herr Kommandant, für Ihre Ausnahme von der Regel. Die Ausnahmen sind in dieser Welt immer das Beste von den Regeln. Dünkt mich übrigens spaßhaft oder ernsthaft, daß wir Bürger, Bauern, Kaufleute und Fabrikanten zwanzig Jahre lang unser Geld hergeben müssen, um im Frieden eine Armee von einigen Hunderttausend müßigen Beschirmern des Thrones zu ernähren, zu kleiden in Sammet, Seiden und Gold, und daß wir Andern dann im einundzwanzigsten Jahre, wenn die Beschirmer des Thrones zusammengehauen sind, selbst aufstehen und das Rad wieder ins Geleise bringen müssen und dergleichen."

In solchen Gesprächen ward man schon beim ersten Mittagsmahl vertraulicher unter einander. Herr Bantes selbst gab dazu den Ton, denn er war ein Mann, und setzte einen Werth darauf, es zu sein, der kein Blatt vor's Maul nahm, wie er sich gern auszudrücken pflegte. Dem Kommandanten war sein Inkognito zuweilen ganz behaglich dabei, doch wünschte er sehr, es zu enden.

Die Entdeckung.

Es war aber schon geendet, ehe er es wußte. Frau Bantes, eine stille, feinbeobachtende Frau, die wenig sprach, viel sann, hatte am Tische, sobald sie Waldrichs Stimme hörte, sich seiner Knabenzüge erinnert, sie mit diesen männlichern verglichen und ihn erkannt. Seine sichtbare Verlegenheit, als die Rede auf den Windbeutel Georg gekommen war, konnte, was sie vermuthete, nur bestätigen. Dennoch sagte sie weder den Andern noch ihm ein Wort von ihrer Entdeckung. So pflegte sie immer zu thun. Keine Frau hatte so wenig die frauenhafte Art, ihre Gedanken auf der Zunge zu tragen, als sie. Alles ließ sie gehen und reden, wie man gehen und reden wollte; sie hörte, verglich und zog daraus ihre Folgerungen. Daher wußte sie immer mehr, als die Uebrigen im Hause, und leitete unvermerkt alle Geschäfte und Unternehmungen, ohne viele Worte; selbst der

lebhafte, feurige Greis, ihr Mann, der ihr am wenigsten gehorchen wollte, gehorchte ihr, ohne es zu ahnen, am meisten. Daß sich Waldrich nicht entdeckte, war ihr etwas verdächtig. Sie wollte schweigend davon den Grund erforschen.

Waldrich hatte in der That keinen Grund, sondern suchte nur einen Anlaß, die Familie mit seinem Namen zu überraschen. Als er Abends zum Thee gerufen wurde, fand er im Zimmer Niemanden, als Friederiken. Sie kam eben von einem Besuche heim, und warf ihren Shawl ab. Waldrich trat zu ihr.

„Fräulein," sagte er, „ich muß Ihnen noch Dank für den Schutz sagen, den Sie meinem Freunde Waldrich gewähren wollten."

— Sie kennen ihn, Herr Kommandant?

„Er dachte Ihrer oft, aber gewiß nicht so oft, als Sie es verdienten."

— Er ist in unserm Hause erzogen worden. Ein wenig undankbar ist es aber doch, daß er, einmal von uns weg, nie, auch nur zum Besuch, zu uns kam. Beträgt er sich gut, ist er geschätzt?

„Man hat nicht über ihn zu klagen; Keiner hat so sehr über ihn zu klagen, als Sie, mein Fräulein."

— Dann muß er ein guter Mensch sein, denn ich habe nichts gegen ihn.

„Aber er ist ja noch, ich weiß es, Ihr Schuldner."

— Er ist mir nichts schuldig.

„Aber er sprach von einem Reisegelde, das er damals zu seiner Einrichtung gebrauchte, als er zur Armee gehen wollte, und sein Vormund ihm verweigert hatte."

— Ich habe ihm es ja gegeben, nicht geliehen.

„Ist er darum Ihnen weniger schuldig, Thusnelde?"

Friederike sah den Kommandanten bei diesem Namen starr an, und es ging ihr wie ein Licht auf, und sie erröthete, da sie ihn erkannte.

— Es ist nicht möglich! rief sie freudig überrascht.

„Wohl, liebe Friederike, wenn ich Sie noch so nennen darf — ach, das schöne Du darf ich nicht mehr sagen — der Schuldner, der Sünder steht vor Ihnen — verzeihen Sie ihm. Ja, hätte er früher gewußt, was er nun weiß, er wäre schon tausendmal für einmal nach Herbesheim gekommen." — Er nahm ihre Hand und küßte dieselbe.

In dem Augenblicke trat Frau Bantes herein. Friederike eilte ihr entgegen: „Wissen Sie, Mamachen, wie der Herr Kommandant heißt?"

Das blasse Antlitz der Frau Bantes ward von einem milden Roth überflogen. Sie sagte sanftlächelnd: „Georg Waldrich."

„Wie, Mamachen, Sie wußten es und verschwiegen es?" sagte Friederike, die sich noch immer nicht von ihrer Ueberraschung erholen konnte, und nun den hochgewachsenen, festen Kriegsmann im Heerkleide mit dem schüchternen Schulknaben der Vorzeit verglich. „Ja, wahrhaftig," sagte sie: „er ist es! Wo ich auch nur meine Augen hatte! Da hat er ja auch noch die Schramme am linken Auge, die er sich vom Falle holte, als er mir eine Zitronenbirne vom höchsten Baume im Garten brach. Wissen Sie noch?"

„Ach, was weiß ich nicht noch Alles!" sagte Waldrich, und küßte seiner ehemaligen, ehrwürdigen Pflegemutter die Hand, und bat auch bei ihr um Verzeihung, nie seit seiner Mündigkeit zum persönlichen Besuch gekommen zu sein. Er behauptete, es sei eigentlich nicht wirkliche Undankbarkeit gewesen, denn er habe oft mit ehrfurchtvoller Erkenntlichkeit an dieses Haus zurückgedacht; noch weniger Leichtsinn und Gleichgültigkeit, — aber er wisse selbst nicht, was ihm immer im Gemüthe widerstanden habe, daß er nie nach Herbesheim zurückkehren mochte.

„Ungefähr wohl dasselbe," erwiederte leise die Mutter, „was die seligen Geister abhalten mag, sich nach dem Raupenstande ihres elenden Menschenthums zurückzusehnen. Sie waren in Herbesheim eine Waise, und als Waise, ohne Mutter und Vater, ein Fremdling. Das konnten wir Sie nie vergessen machen. Sie waren Knabe, abhängig, oft fehlbar. Es zogen Sie keine reizenden Kindheitserinnerungen an die Stadt, die mehr Ihre Schul- als Vaterstadt gewesen ist. Sobald Sie frei, Jüngling, Mann geworden sind, fühlten Sie sich aller Orten glücklicher, als Sie bei uns sein konnten."

Waldrich blickte mit einer Thräne im Auge auf die Rednerin: „Ach, Sie sind noch immer die liebe, fromme, weise Mutter, wie sonst. Sie haben Recht. Es ist mir aber doch jetzt in der That heimathlicher in Herbesheim, als ich selbst erwartet habe; und ich gestehe, der Gegensatz meiner ehemaligen und jetzigen Verhältnisse mag dazu etwas beitragen. Wäre ich nur früher gekommen! Geben Sie mir in Ihrem herrlichen Herzen die Rechte des Pflegesohns wieder."

Frau Bantes konnte auf die Frage nicht antworten, denn Herr Bantes trat rasch herein und sogleich zum Theetisch. Wie ihm Friederike erklärte, wer ihr Gast sei, stutzte er, streckte dann plötzlich die Hand gegen den Kommandanten und sagte: „Sein Sie mir sehr willkommen, Herr Waldrich. Waren ein Knirps, und sind mir ganz aus den Augen gewachsen, Herr Waldrich. Ja, nun heißt es nicht mehr Georg, sondern Herr Waldrich, oder wohl gar Herr von Waldrich und dergleichen? Sind Sie von Adel?

— Nein.

„Und der Bandzipfel da im Knopfloch? Bedeutet nichts?"

— Daß ich mit meiner Kompagnie eine feindliche Schanze nahm, und gegen drei, vier Stürme sie behauptete.

„Wie viel Mann kostete das?"

— Zwölf Todte, siebenzehn Verwundete.

„Also neunundzwanzig Menschenkinder für

eine Achtelselle Seidenband. Verdammt theure Waare, die der Fürst verkauft, und doch in jedem Kramladen um ein paar Kreuzer einhandelt. Setzen wir uns; trinken wir. Friederike, bediene! Viel Beute gemacht? Wie stehen die Finanzen?«

Waldrich zuckte lächelnd die Achsel: »Wir zogen aber auch nicht der Beute willen ins Feld, sondern des Vaterlandes willen, daß es nicht die Beute der Franzosen bleibe.«

— Schön, schön. Ich liebe solche Gesinnungen, und es ist gut, daß man auch bei leeren Säcken darauf hält. Und Ihr väterliches Kapitalchen, sicher und solid angelegt?

Waldrich ward roth, und sagte dabei lächelnd: »Ich bin sicher, es geht mir nicht wieder verloren.«

Der todte Gast.

Kaum war im Städtchen laut geworden, wer der Kommandant sei, sammelten sich die alten Bekannten wieder zu ihm. Waldrich ward in alle Gesellschaften der besten Häuser gezogen, und er in allen der beste Gesellschafter, geistvoll, witzig, brav, ein angenehmer Erzähler, mit den Gelehrten gelehrt, mit den Kunstfreunden Künstler; er zeichnete gut, spielte Flügel und Flöte mit Fertigkeit, tanzte allerliebst, und die Frauen und Töchter gaben zu, er sei ein schöner, flüchtiger, aber eben darum äusserst gefährlicher junger Mann. Was die Gefährlichkeit betrifft, wußte eigentlich keine der Schönen bei sich ins Klare zu bringen, ob er durch sein bescheidenes Wesen die Gefahr vermindere oder vergrößere.

Indessen war es eben damals im Städtchen keiner Schönen und keiner Häßlichen sehr darum zu thun, weder Eroberung zu machen, noch sich erobern zu lassen. Jede vielmehr verwahrte ihr Herz mit ungewöhnlicher Sorgfalt. Die Ursache dieser Enthaltsamkeit wird, wer nicht zu Herbesheim wohnt, oder die handschriftlichen Chroniken der Stadt kennt, schwerlich errathen; wer sie nun aber kennen lernen wird, schwerlich glauben; und doch ist sie unläugbar wahr, je unwahrscheinlicher sie ist.

Es war nämlich dies Jahr die hundertjährige Jubel- oder Jammerfeier des sogenannten todten Gastes, der besonders allen Bräuten in der Stadt ein böser Gesell zu sein schien. Niemand wußte genau, welch ein Bewandtniß es mit diesem Gaste habe. Aber man erzählte sich, es sei ein Gespenst, das alle hundert Jahre einmal in die Stadt Herbesheim wiederkomme, vom ersten Advent bis zum letzten Advent darin hause, zwar kein Kind beleidige, aber richtig jeder Braut den Hof mache, und damit ende, ihr das Gesicht in den Nacken zu drehen. Des Morgens finde man sie, das Antlitz im Rücken stehend, todt im Bette. Was dies Gespenst aber noch von allen Gespenstern in der Welt auszeichnet, ist, daß es nicht etwa nur in der gesetzlichen Geisterstunde, Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr, sein Wesen treibt, sondern es soll am heitern, lichten Tage in wahrer Menschengestalt auftreten, ganz modisch wie andere Erdensöhne gekleidet einhergehen, überall hinkommen und sich einführen. Dieser Gast soll Geld vollauf haben, und, was das Aergste ist, wenn er keine Braut eines Andern findet, selbst die Gestalt eines Freiers annehmen, die armen Herzen der Mädchen beheren, bloß um diesen nachher, wenn er ihnen mit Liebesgrillen das Köpfchen ein wenig verrückt hat, des Nachts den Kopf umdrehen zu können.

Niemand konnte angeben, woher diese Sage entstanden sei. Im Kirchenbuche der Pfarrei las man noch die Namen von drei Jungfrauen, welche zur Adventzeit im Jahr 1720 plötzlich abgestorben waren. Als Glosse lieset man daneben die Worte: »Mit dem Angesicht im Nacken, wie vor hundert Jahren. Gott möge ihren armen Seelen gnädig sein.« — Wenn nun auch diese Anmerkung auf dem Rande des Kirchenbuches keinem vernünftigen Manne ein Beweis der Thatsache war, so bewies sie doch wenigstens, daß die Sage schon älter als hundert Jahre gewesen sei, ja daß vielleicht vor zweihundert Jahren irgend etwas Aehnliches begegnet sein müsse, weil sich das Kirchenbuch darauf beruft. Die ältern Kirchenbücher sind leider nicht mehr vorhanden. Sie gingen bei einer Feuersbrunst im spanischen Erbfolgekrieg verloren.

Wie dem nun auch sei, Jedem war die Sage bekannt; Jeder behauptete, sie sei ein lächerliches Gespenster- und Ammenmährchen, und fast Jeder dachte doch mit, ich möchte sagen neugieriger, Aengstlichkeit an die bevorstehende Adventzeit, um zu erfahren, was an der Sache sei. Denn, meinten bei sich im Stillen selbst die aufgeklärtesten Köpfe, es gibt ja, laut Hamlets Zeugniß, am Ende noch vielerlei Dinge zwischen Erde und Himmel, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. — Der alte Stadtpfarrer, zu dem man nun häufiger besuchsweise kam, um die wunderliche Stelle im Kirchenbuche mit eigenen Augen zu lesen, äusserte sich auch etwas zweideutig, obwohl er sonst ein sehr verständiger Herr war. Entweder sagte er: »Es will mich wundern, ob . . . aber ich glaube es doch nicht.« — Oder: »Gott verhüte, daß ich so etwas ins Kirchenbuch eintragen müsse!«

Am ungläubigsten waren die jüngern Herren. Sie machten sich bei jeder Gelegenheit darüber tapfer lustig. Die Jungfrauen stellten sich zwar auch stark, aber sie stellten sich auch nur so. Heimlich dachte gewiß jede: »Ihr jungen Herren habt gut lachen; es geht das Spiel am Ende nicht um euere Köpfe, sondern, und das ist abscheulich, nur um unsere!«

Die Wirkung dieser Sage und des Glaubens oder Aberglaubens bemerkte Niemand besser, als der alte Pfarrer; denn wo irgend eine Liebschaft, irgend eine Brautschaft in der Stadt war — Alles tummelte sich, die Hochzeit noch vor dem ersten

Advent abzuthun; und wo keine Hoffnung zur baldigen Vermählung sein konnte, ward Liebschaft und Brautschaft von Grund aus abgebrochen, und hätte das Herz darüber brechen mögen.

Nun kann man sich erklären, was die schönen Herbesheimerinnen unter Gefahr verstanden, wenn sie den Kommandanten wider ihren Willen einnehmend fanden. Es war ihnen im buchstäblichen Verstande ums Köpfchen und vor dem Besuche des todten Gastes bange. Man muß ihnen daher gern den etwas unnatürlichen stillen Schwur verzeihen, vor Advent und während der Adventzeit nicht im mindesten zu lieben, und käme ein Engel vom Himmel, ihn nicht freundlicher anzusehen, als jeden Andern.

Häusliches Glück.

Es ist mir nicht genau bekannt, ob die schöne Friederike Bantes ungefähr etwas Aehnliches geschworen haben möchte, wie die übrigen Adventsnonnen zu Herbesheim. Doch so viel ist gewiß, sie sah Waldrichen nicht freundlicher an, als jeden Andern; denn sie war huldreich Jedem.

Der Kommandant lebte im Bantesschen Hause einen wahrhaften Paradiessommer. Er stand da wieder wie der Sohn in der Familie. Die alten Verhältnisse seiner Kindheit, nur etwas behaglicher, stellten sich unerwartet so ganz wieder ein, daß er den Herrn und die Frau Bantes, wie ehemals, Vater und Mutter hieß; daß Herr Bantes ihn von Zeit zu Zeit abkanzelte (so nannte es Herr Bantes, wenn er seinem Verdruß oder seiner übeln Laune in Sittensprüchen Luft machte); daß Frau Bantes jedesmal, wenn der Kommandant einen Schritt aus dem Hause that, zuvor seinen Anzug musterte, für seine Kleider und Wäsche sorgte, ihm das Mangelnde gab, als wäre er noch Mündel, wie sonst; sogar Rechnung über sein Taschengeld hielt, und ihm, wenn er sich schon anfangs sträubte, den Geldbeutel zu kleinen Ausgaben allmonatlich mit kleiner Münze versah. Waldrich kommandirte nicht nur in der Stadt, sondern auch im Hause; gab zu allen Angelegenheiten sein Wort, und half entscheiden, wo man stritt. Auch zwischen Friederiken und ihm, wie sie sich allmälig zu einander gewöhnt und sie gleichsam vergessen hatten, daß sie groß geworden waren, erneuete sich ganz unabsichtlich der Ton der Kindheitszeit. Sie lebten einander, wie damals, gefällig; zankten aber auch, wie damals, nicht selten mit einander, und zwischen dem höflichern Sie sprang oft ganz unberechnet ein Du hervor, nichts weniger als das Du der Zärtlichkeit, sondern das mürrische Du des Vorwurfs.

Zwar in der Stadt machten alte und junge Frauen, auch alte und junge Mädchen, wie es so zu geschehen pflegt, ihre frauen- und mädchenhaften Anmerkungen über Waldrichs Verhältnisse. Denn die Herbesheimerinnen hatten ein Vorurtheil, das sonst in andern Städten dem weiblichen Geschlechte gar nicht eigen ist: daß nämlich ein junger Mann von achtundzwanzig und ein hübsches Mädchen von zwanzig Jahren schlechterdings keine vier Wochen mit einander unter einem Dache wohnen könnten, ohne zuletzt, wenn sie einander sähen, Herzklopfen zu haben. Unter dem Dache des Herrn Bantes war aber so wenig vom Herzklopfen die Rede, daß man Tage lang beisammen oder getrennt sein konnte, ohne zu empfinden, wo das Herz sei. Dies war auch so auffallend, daß sich selbst die Herbesheimerinnen zuletzt überzeugten, hier gelte statt der Regel die Ausnahme; denn kein Blick, kein Mienenzug, keine Bewegung, keine eigene Betonung der Stimme, und was die Liebe sonst für Buchstaben in ihrem Alphabet haben mag, verrieth etwas anderes, als einen reinen geschwisterlichen Stand der Dinge aus der Knaben- und Kleinen-Mädchen-Zeit.

Am frühesten würde der Feinblick der Frau Bantes allfälligen Herzensunfug erlauscht haben — Frauen haben dafür einen eigenen Sinn, der den Männern fehlt —, aber sie erlauerte nichts, und blieb beruhigt. Herr Bantes dachte an solche Möglichkeiten gar nicht. Er selbst hatte in seinem Leben von dem, was man Liebe nennt, keine Vorstellung gehabt, und würde eben so leicht gefürchtet haben, seine Tochter könne einmal wahnsinnig werden, als sie könne einmal irgend einen jungen Mann um seines Selbstes willen leidenschaftlich lieben. Er wußte, daß Frau Bantes schon seine Braut gewesen, ehe sie ihn nur von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Und er war Bräutigam geworden und hatte dem Vater sein Jawort gegeben, sobald er wußte, seine Zukünftige sei ein braves Mädchen, Tochter eines soliden Hauses, bringe dreißigtausend Thaler mit und habe noch weit mehr durch Erbschaft zu erwarten.

Dies Verfahren in Ehestands- und Verlobungsgeschäften, von dem ihm seine Erfahrung den unläugbarsten Beweis der Güte gegeben — denn er war einer der glücklichsten Ehemänner und Hausväter —, schien ihm daher das vernünftigste. Er hätte seine Tochter längst vermählen können; an Freiern fehlte es nie. Allein theils mochte er sich nicht gern von dem Mädchen trennen, denn er hing mehr an ihm, als er sich bewußt war; theils gab es bei den Abrechnungen mit den Freiern oder Werbern Anstößigkeiten. Er behauptete, die Welt bestehe lediglich durch das Gleichgewicht ihrer Bestandtheile, sonst wäre sie schon vor Jahrtausenden zusammengefallen, und eben darum stellte er das Gleichgewicht des gegenseitigen Vermögens als wesentlichen Grundsatz einer ehelichen Verbindung auf. Sowohl Frau Bantes als Friederike hatten dies bisher vollkommen billig gefunden.

Nun aber war Friederike bald volle zwanzig Jahre alt. Der Alte bedachte, daß er seine Gattin bekommen, da sie noch weit jünger gewesen, und er dachte ernster an die Verheirathung seiner Tochter. Frau Bantes hatte eingestimmt, und

Friederike es ebenfalls ganz billig gefunden. Denn die Zahl Zwanzig hat für ein junges Mädchen einen unausstehlich breiten Ton. Eine junge zwanzigjährige Frau — der Ausdruck läßt sich hören; es ist etwas Zartes darin. Allein ein junges zwanzigjähriges Mädchen — man kann dies kaum sagen, ohne in Gedanken zu fragen: „Wie lange will denn das jung bleiben?“ Herr Bantes fühlte dies sehr gut, und traf darnach seine Anstalten.

Der Geburtstag.

Im Hause des Herrn Bantes pflegten viele Familienfeste gefeiert zu werden, und zwar nur von und in der Familie. Bloß am Hochzeittagsfeste des Herrn und der Frau wurden auch Fremde aus der Stadt eingeladen. Auch der alte Buchhalter, der Fabrikaufseher und Kassierer, welche die Ehre genossen, am Tische des Herrn Bantes zu speisen, waren der Familie zugezählt, und ihre Geburtsfeste wurden förmlich begangen. Kein Wunder also, daß das Jahresfest unsers Oberlieutenants stattlich gefeiert werden mußte.

An einem solchen Tage durfte, so war's Gesetz, keine Seele im Hause dem Gefeierten eine böse Miene machen, Keiner ihm eine billige Bitte abschlagen. Jeder mußte ihm ein Geschenk bringen, es mochte groß oder klein sein. An diesem Tage war des Mittags die Mahlzeit reicher und ausgewählter; nur an diesem Tage speisete man von Silber, brannten des Abends silberne Kerzenstöcke, und der Gefeierte saß am Tische auf der Ehrenstelle, das heißt, an dem gewöhnlichen Platze des Hausvaters. Die Geschenke und Angebinde wurden jedesmal überreicht, ehe man sich zum Mittagsessen niedersetzte; dem Gefeierten allein wurden Gesundheiten mit gefüllten Gläsern zugebracht; nach aufgehobener Tafel empfing er von jedem der Anwesenden Umarmung und Kuß. — Herr Bantes hatte die löbliche Sitte noch aus dem älterlichen Hause herübergeerbt und beibehalten.

Das alles ging nun auch an Waldrichs Geburtstage in altbestandener, ihm wohlbekannter Ordnung vor sich. Wie er ins Speisezimmer trat, waren die sämmtlichen Tischgenossen schon versammelt. Herr Bantes kam ihm mit seinem Glückwunsche entgegen, und überreichte ihm ein Blättchen in Seidenpapier eingeschlagen. Es war ein schöner Wechsel, von Herrn Bantes auf sich selbst ausgestellt, a vista zahlbar. Frau Bantes folgte. Sie trug ihm eine äusserst feine, vollständige Hauptmannsuniform entgegen, mit allem Zubehör. Darauf nahte Friederike mit einem Silberteller; auf einem halben Dutzend feinen, von ihrer eigenen Hand gestickten Halstüchern lag ein Brief mit großem Siegel des Regiments und der Adresse: An den Hauptmann Georg Waldrich. Hier stutzte der Oberlieutenant, als er aufbrach und ein Hauptmannspatent für sich erblickte. Auf Beförderung hatte er lange gewartet, aber sie so bald nicht zu erleben gehofft. Er war Hauptmann seiner Kompagnie geblieben, sein auf Urlaub befindlicher Vorgänger zum Major vorgerückt.

„Aber, mein gnädiger Herr Hauptmann,“ sagte Friederike mit ihrem ihr eigenen anmuthigen Lächeln, „gelt, Sie werden mir doch nicht böse? Ich will nur bekennen, der Brief kam schon vor acht Tagen während Ihrer Abwesenheit an, und ich unterschlug ihn, um ihn für heute aufzusparen. Gestraft genug bin ich schon durch meine achttägige Todesangst, Sie möchten die Ernennung noch von wo anders her erfahren, und dann diesen Brief vermissen.“

Waldrich war gar nicht in der Laune, zu zürnen; auch konnte er in der Bestürzung kaum ein Wort hervorbringen und den Uebrigen danken, die ihm Glückwünsche und Angebinde brachten.

„Hauptsache ist,“ rief Vater Bantes fröhlich, „daß man den neugebackenen Hauptmann bei uns und seiner Kompagnie läßt. Ich hatte die acht Tage durch auch so eine Gattung Todesangst und dergleichen im Leibe, der Georg müsse fort. He, Herr Buchhalter, marsch, in den Keller. Marsch, sag' ich, zu Numero Neun, zum alten Neckar. Auf der Stelle den Herrn Offizieren der Kompagnie ein Dutzend Flaschen, jedem Unteroffizier, Feldweibel, Korporal und Admiral eine Flasche und einen halben Gulden dazu, und jedem Gemeinen einen halben Gulden. Und der Herr Oberlieutenant wäre ihr Hauptmann! Sollen eins auf seine Gesundheit trinken, aber ihm heut mit Komplimenten und dergleichen vom Halse bleiben. Morgen so viel sie wollen, nach Herzenslust!“ — Der Buchhalter gehorchte.

Man sah bei Tische offenbar, wie lieb dem Herrn Bantes sein ehemaliger Mündel war. Er sprudelte von ausgelassener Fröhlichkeit in einer Menge drolliger Einfälle. So hatte ihn Waldrich nie gesehen, und er ward recht gerührt dadurch.

„Nun, mein Haupt- und Kapitalmännchen,“ rief ihm über Tische der muntere Greis zu, „ich meinte, weiß Gott, der Wechsel, den ich Ihnen da gab, werde wohl für Sie als Reisepfenning gut sein müssen. Dazu war er auch bestimmt. Nun ärgert's mich, daß ich so kleinmüthig war. Sie brauchen ihn nicht; hätte was Besseres geben sollen. Vergessen Sie nicht das Hausgesetz. Sie können eine Bitte thun, ich muß sie gewähren. Also, ohne Umstände heraus mit der Sprache. Verlangen Sie, was Sie wollen, ich gebe es, und müßte es selbst meine neue, schöne, weiße Perrüke sein und dergleichen.“

Der Hauptmann hatte feuchte Augen. „Ich habe nichts mehr zu bitten.“

„Ei, geschwind besonnen! Der Augenblick kommt vielleicht über's Jahr nicht wieder!“ rief der Alte.

„So erlauben Sie mir, Papa, Ihnen einen herzlichen, dankbaren Kuß zu geben.“

„Je, du Herzensjunge, das hast du wohlfeil!“ rief Herr Bantes. Beide sprangen zugleich von ihren Sitzen, fielen einander um den Hals,

und Beide lieſſen erſt mit bewegterm Herzen von einander los. Es entſtand eine tiefe Stille. Die Rührung Beider hatte ſich über Friederike, ihre Mutter und alle Tiſchgenoſſen verbreitet; daß Herr Bantes dem Hauptmann das Du gegeben, war Allen eine unerhörte Erſcheinung.

Herr Bantes ſammelte ſich aber ſchneller, als die Andern, machte ſein ernſtes Geſicht und brach das Schweigen. „Nun genug mit den Poſſen da! Laſſet uns wieder etwas Vernünftiges reden.“ — Er hob ſein Glas und befahl zu füllen. Dann ſtieß er mit Waldrich an, und ſprach: „Wo ein Mann iſt, muß auch eine Mämin ſein, und folglich im höhern Chor: wo ein Hauptmann iſt, darf noch weniger die Frau Hauptmännin fehlen! Alſo ſie lebe, blühe, grüne und dergleichen hoch!“

Waldrich konnte ſich des Lachens nicht erwehren.

„Sie möge fromm, gut und häuslich ſein!“ ſagte Frau Bantes, indem ſie mit dem Glaſe anſtieß.

„Mama, wie Sie!“ antwortete der Hauptmann.

„Und die Liebenswürdigſte unterm Monde!“ ſagte Friederike anklingend.

„Fräulein, wie Sie!“ antwortete er dankend. Friederike ſchüttelte den Kopf, und drohte halb böſe, halb ſchalkhaft lächelnd mit dem Finger zu ihm herüber: „Man muß ſich heute von dem Geburtstags-Prinzen viel gefallen laſſen, das zu andern Zeiten mit ... (ſie machte mit der Hand ein Zeichen, wie man unartigen Kindern Strafe gibt) vergolten wird!“

Buchhalter, Kaſſierer, Fabrikaufſeher und Schreiber machten bei dieſer ſonderbaren Tiſchſzene ihre unſchuldigen Bemerkungen. Erſt das kecke Anerbieten, welche Herr Bantes dem Hauptmann gethan hatte, ihm Alles zu gewähren, was er bitten würde — ein Anerbieten, das Waldrich ſo übel verſtand —; dann die ausgebrachte Geſundheit zu Ehren der künftigen Frau Hauptmännin — wahrlich, der Günſtling des Glücks mußte blind ſein, daß er nicht begriff, was ihm Papa Bantes begreiflich machen wollte.

„Und ich glaube doch,“ ſagte der Fabrikaufſeher leiſe zum Kaſſierer, als man vom Tiſche aufſtand, „die Sache iſt heut richtig gemacht. Was meinſt du? Es gibt ein Paar.“

Der Kaſſierer erwiederte eben ſo leiſe: „Mir graut's. Ich denke an den todten Gaſt. Ich kann nicht anders.“

Die Formalität des Geburtstagskuſſes begann. Man ging rings um den Tiſch, ſich, geſegnete Mahlzeit wünſchend, einander entgegen. Waldrich empfing von Jedem Umarmung und Kuß. Er traf auf Fräulein Bantes. Unbefangen höflich näherten ſie ſich einander und gaben ſich einander den Kuß. Aber indem ſie ihn gegeben hatten, ſahen ſie einander auf ſonderbare Weiſe in die Augen, wie Perſonen, die ſich ganz unerwartet als alte Freunde erkannt hätten. Beide ſchwiegen, — ſahen Aug' in Auge, wie in den Herzensgrund, — neigten ſich noch einmal mit den Lippen zuſammen und wiederholten den Kuß, als wenn der erſte gar nicht gegolten hätte. Ich weiß nicht, ob das Jemand bemerkt hatte; aber das weiß ich, Mama Bantes ſenkte beſcheiden ihre Augen nieder auf den Brillantring an ihrem Finger. Und Waldrich ließ ſich nach dieſem vom Kaſſierer und Buchhalter u. ſ. w. küſſen; er fühlte keinen andern Kuß mehr; verlangte keinen zweiten mehr, ſondern ließ den erſten jedesmal gelten. In der That aber ſah er aus, als hätte er den Athem verloren, als wäre ihm die breite Bruſt zu eng geworden. Und Fräulein Bantes ging ebenfalls mit einer Miene zum Fenſter hin, als wäre ihr etwas angethan.

Doch das zerſtreute ſich bald. Die Heiterkeit nahm ihr voriges Recht wieder ein. Zwei Chaiſen ſtanden drauſſen angeſpannt, und man fuhr auf's Land, den lieblichen Herbſtnachmittag im Grünen zuzubringen.

Noch ein Geburtstag.

Den folgenden Tag war Alles wieder beim Alten. Der neue Hauptmann hatte vielerlei Geſchäfte abzuthun. Er hatte Erlaubniß empfangen, ſeinen General zu beſuchen. Er hatte mit ſeinem Vorgänger mancherlei in Sachen der Kompagnie zu verrechnen. Das machte eine Abweſenheit von einigen Wochen nöthig. Er reiſete vom Hauſe Bantes ab, wie aus einem Vaterhauſe; man entließ ihn, wie einen Sohn, mit freundlichen Ermahnungen, mit guten Lehren, mit wohlwollenden Wünſchen, wie Einen, deſſen man ſicher iſt, ohne Trauer und Wehmuth um ſolch eine Trennung. Waldrich und Friederike ſchieden eben ſo, wie ſonſt, wenn ſie etwa in eine Geſellſchaft, oder er zur Parade ging. Nur erinnerte ſie ihn noch, daß er nicht zu ihrem Geburtsfeſte fehlen müſſe, am zehnten November. Auch hatte ich das Vergnügen, meinen Freund auf jener Reiſe einige Tage bei mir zu ſehen. Er freute ſich ſeiner Beförderung, zweifelte aber, wie er aus den Worten ſeines Generals ſchlieſſen konnte, daß er mit der Kompagnie noch lange zu Herbesheim bleiben würde.

Das ſagte er auch ganz unbefangen bei ſeiner Rückkunft im Hauſe Bantes. Man bedauerte, ihn wieder verlieren zu müſſen. „Doch,“ ſetzte der Alte hinzu, „laſſen wir uns kein graues Haar darum wachſen. Spät oder früh ſchickt uns Alle der droben in andere Beſatzung. Hier auf dem Erdbällchen ſitzen wir einander, ob in dieſer oder jener Stadt, immer nahe genug, oft einander nur allzu nahe. Die verdammten Engländer und dergleichen ſitzen meiner Fabrik, zum Beiſpiel, gerade auf dem Nacken.“

Es verſteht ſich, Friederikens Geburtstag ward in gewohnter Ordnung und Feierlichkeit begangen. Waldrich hatte ihr aus der Reſidenz eine neue Harfe, ein zierliches Meiſterwerk, und ausgeſuchte Muſikalien mitgebracht. Beides überreichte er ihr,

als die Reihe an ihn kam. Ein breites, rosenfarbenes Seidenband flatterte um das glänzende Saitenspiel.

Vater Bantes war hochselig. Er ging stillvergnügt und rasch umher im Speisesaal, und rieb sich so heimlich lächelnd die Hände, daß Frau Bantes, die ihm verwundert mit den Augen folgte, sich nicht enthalten konnte, dem Kommandanten leise zuzuflüstern: „Der Papa hat für uns noch eine artige Ueberraschung im Hintergrunde.“

In der That, die kluge Matrone irrte nicht.

Man setzte sich, nach vollendeten Glückwünschen und Angebinden, zum Tische. Als Friederike, wie die Andern, ihre Serviette vom Teller hob, fand sie auf diesem ein kostbares Halsband von orientalischen Perlen, einen prächtigen Brillantring und einen an sie gerichteten Brief. Das Fräulein erstaunte freudig, und hob die glänzende Schnur und den blitzenden Ring mit mädchenhaftem Wohlgefallen. Herr Bantes sah sie mit freudefunkelnden Augen an, und weidete sich an ihrer und aller Anwesenden Ueberraschung. Ring und Perlenband gingen darauf an der Tafel umher auf dem Teller, daß Jeder die Pracht bequemer schauen könne. Friederike hatte inzwischen den Brief erbrochen und las ihn. Ihre Gesichtszüge verriethen noch mehr Erstaunen, als sie schon vorher bei den Geschenken geäussert hatte. Herr Bantes schwamm in Seligkeit. Die Mama studierte mit einer ängstlichen Neugier die gespannten Gesichtszüge der Tochter.

Friederike schwieg lange, indem sie sinnig das Blatt betrachtete. Endlich legte sie es nieder.

„Laß auch den Brief herumgehen!“ rief der entzückte Vater. Sie gab den Brief verlegen und stumm an die neben ihr sitzende Mutter.

„Nun, Riekchen,“ rief der Alte, „hat dir die Ueberraschung den Athem und dergleichen gestohlen? Gelt, der Papa weiß es anzustellen?“

„Wer ist der Herr von Hahn?“ fragte Friederike mit dunkler Miene.

„Wer anders denn, als der Sohn meines alten ehemaligen Associé Hahn, des berühmten Banquiers? Könntest du für dich einen Andern erwarten? Der Alte hat bessere Geschäfte gemacht, als ich hier mit meiner Fabrik. Nun setzt er sich in Ruhe. Sein Sohn, der junge Hahn, übernimmt die ganze Sache des Alten, und du wirst die Henne des jungen Hahn.“

Frau Bantes gab, indem sie mit dem sich sanft hin und her bewegenden Kopfe eine stille Mißbilligung äusserte, den Brief an den Kommandanten. Der Inhalt war folgender:

„Zu Ihrem Geburtsfeste, mein schönes Fräulein, drängt sich, leider diesmal im Geiste nur, weil der Arzt bei rauher Witterung die Reise untersagt hat, ein Ihnen Unbekannter. Ach, daß ich sagen muß, Unbekannter! daß ich nicht statt dieser Zeilen selbst nach Herbesheim fliegen und dort um Ihre Hand flehen, und das, was unsere guten Väter in der Herzlichkeit ihrer Jugendfreundschaft wegen unserer Verbindung beschlossen haben, und was meine Sehnsucht so ungeduldig verlangt, vollenden kann! O, mein angebetetes Fräulein, mit der ersten mildern Witterung, wenn auch noch etwas kränklich, eile ich nach Herbesheim. Ich segne mein Schicksal. Ich mache es zur Aufgabe meines Lebens, daß auch Sie einst unser vereintes Schicksal segnen sollen. Nur um die Hand darf ich flehen; ich weiß es, nicht um das Herz. Dieses kann sich nur frei hingeben. Aber lassen Sie mir wenigstens die Hoffnung, es verdienen zu können. Wenn Sie wüßten, wie glücklich nur eine kleine Zeile von Ihrer Hand mich machen, — wie die mich wunderreicher, als die Kunst meines Arztes, heilen und stärken würde — Sie liessen mich nicht vergebens bitten. Erlauben Sie, daß ich mich, in Verehrung und Liebe, nennen darf Ihren Verlobten, Eduard v. Hahn.“

Der Kommandant sah ernst und starr auf den Brief. Er hatte gar nicht das Ansehen eines Lesenden, sondern eines Denkenden, oder, ich möchte lieber sagen, eines Träumenden. Inzwischen wollte Vater Bantes durchaus, Friederike solle ihre mädchenhafte Ziererei abthun und ihm einmal recht offen und ehrlich bekennen, daß sie sich freue.

„Aber, Papa, wie kann ich das? Ich habe diesen Herrn Banquier von Hahn in meinem Leben nicht gesehen.“

— Närrchen, ich verstehe dich, natürlich. Aber ich kann dir darüber Trost und Frieden geben. Er ist ein feiner, schlanker, großer Jüngling, ein hübsches Milchgesicht. Etwas schwächlich war er schon ehmals; das ist vermuthlich vom plötzlichen Wachsen gekommen. Er war gewaltig in die Höhe geschossen.

„Wann sahen Sie ihn denn, Papa?“

— Als ich das letztemal in der Residenz war. Laß sehen, es mögen zehn, zwölf Jahre sein. Ich brachte dir damals die schöne Puppe mit, wie hieß sie doch? Sie war fast so groß, wie du. Die Babette, Rosette, Lisette oder dergleichen. Nun weißt du's. Der junge Hahn mochte kaum viel über zwanzig haben. Ein rechtes Milchgesicht, sag' ich dir. Du sollst ihn nur sehen.

„Papa, ich hätte erst ihn lieber gesehen, als seinen Brief mit solchem Antrag gelesen.“

— Ein dummer Streich ist's, daß er, wie wir Alten es abgemacht hatten, nicht selbst zu deinem Geburtstage kommen konnte. Als ich mit der Mama verlobt war, kam ich selbst. Nun, Mama, und du? Gelt, du hast die Aeuglein aufgerissen? Das Geheimniß brannte mir fast die Seele ab. Hätt's dir gern gleich anfangs mitgetheilt. Allein ich kenne euch Frauen. Da wäre das Geheimniß schon vor dem Geburtstage verrathen worden und alle Ueberraschung in die Brüche gegangen.

Frau Bantes erwiederte etwas ernsthaft: „Du hast wohl gethan, Papa, mich, als Mutter, nicht zu Rathe zu ziehen. Es ist nun geschehen. Segne der Himmel dein Werk.“

— Aber, Mama, ich sage, die Wahl! Für

seinen Adel zwar geb' ich keinen rothen Kreuzer. Doch, solch ein Mädel nimmts eben auch nicht übel, wenn es gnädige Frau getitelt wird. Aber der reiche Banquier! Sieh, Mama, wir Fabrikanten sind am Ende mit unserm Plunder nur gemeiner Plunder. Aber ein Banquier ist in der Handelswelt allezeit ein Superlativus und dergleichen. Krümmt der alte Hahn den Finger und winkt nach Wien, flugs ist da am Hofe Alles in Bewegung und fragt: was befehlen der Herr von Hahn? Nickt er mit dem Kopfe nach Berlin, flugs beugt sich Alles bis zur Erde. Solch Einem können der Teufel und die Engländer und dergleichen nichts anhaben. Davon, Mama, sprech' ich. Was sagst du dazu?

„Ich finde die Wahl, eben wie du sie machen konntest, vortrefflich!“ sagte Frau Bantes ernst, und senkte die Augen auf ihren Suppenteller.

Friederike sah düster seitwärts nach ihrer Mutter und seufzte: „Mama, auch Sie?“

Der Kommandant stierte noch immer den Brief an, während man so fortsprach. „Donner, Hauptmännchen, können Sie sich nicht satt lesen? Ihre Suppe wird kalt!“ rief Herr Bantes.

Waldrich erwachte, sah noch einmal das Papier an, und warf es hastig vor sich hin, als säße Pestgift daran. Er aß; ein Anderer nahm den Brief.

Papa Bantes ärgerte sich, daß Friederike nicht fröhlicher ward. Er schob anfangs Alles auf die jähe Ueberraschung, daß das arme Mädchen keine Worte finden konnte. Inzwischen ließ er nicht ab, und trieb seine Scherze weiter, wie sie ein frohsinniger alter Herr bei solchen Anlässen wohl zu treiben pflegt. Aber von keiner Seite wollte es anklingen. Nur Buchhalter, Kassierer und Inspektor lächelten freundlichen Beifall.

Verdrießlich sagte er endlich zu Friederiken: „Mädchen, rede mir endlich einmal frei von der Leber weg, hab' ich's getroffen, oder nicht? einen klugen oder dummen Streich gemacht? Sag's nur dem Papa. Uebrigens wirst du schon anders pfeifen, Vögelchen, wenn der junge Hahn kommt.“

„Es kann sein, lieber Papa!“ erwiederte Friederike: „Wie sollte ich Ihre freundliche, wohlwollende Absicht im Mindesten bezweifeln? Diese Erklärung beruhige Sie.“

„Nun, das ist aller Ehren werth, Riekchen. So muß ein vernünftiges Mädchen zur Sache denken. Mama hat mir's selbst gestanden, sie habe zu ihrer Zeit auch so gedacht. Also, die Gläser gefüllt! Die Braut soll leben, und der Bräutigam daneben!“

Der Papa stieß mit seiner Tochter an. Die Andern folgten. Die frohe Laune schien zurückzukehren.

„Dummen Streiches kein Ende, daß der junge Hahn uns gerade heute fehlen muß!“ fuhr Herr Bantes wieder fort: „Ein schöner, hübscher Mann, sag' ich dir. Sehr gefällig, sehr gesellig; hat mehr Schulen durchgemacht, als sein Vater. Ich wette, du kommst nicht wieder los von ihm, wenn du ihn einmal gesehen hast. Ich wette, du fällst dem Papa um den Hals und dankest ihm.“

„Es ist möglich, Papa. Wenn's dann so ist, werd' ich's gern thun. Aber bis ich ihn gesehen, bitt' ich — und Sie wissen, lieber Papa, ich habe am Geburtstage das Recht der billigen Bitte! — und so bitte ich, kein Wort mehr von ihm, bis ich diesen Unbekannten gesehen habe.“

Herr Bantes runzelte die Stirn, und sagte endlich: „Mit Erlaubniß, Fräulein Tochter, das war einmal eine einfältige Bitte! — Indeß sie gilt. Die Mama that zu ihrer Zeit nicht solche Bitten.“

„Schatz,“ sagte Frau Bantes zu ihrem Manne, „keine Vorwürfe für Friederike. Du mußt nicht vergessen, daß ihr Geburtsfest ist; es darf sie Niemand kränken.“

„Hast Recht, Mama!“ erwiederte der Alte: „Er kommt gewiß bald. Der Neumond ist nahe; dann ändert das Wetter.“

Damit nahm die Unterhaltung, freilich Anfangs etwas gezwungen, andere Wendung, und sie ging endlich auch in die alte Unbefangenheit und Gemüthlichkeit über. Nur beim Hauptmann blieb unter allen Scherzen etwas Frostiges zurück. Frau Bantes schien es zu bemerken, und füllte ihm, wider ihre Gewohnheit, öfter das Glas. Friederike sah einigemal mit starrem, forschendem Auge auf ihn hinüber. Und wenn sich Beide zufällig mit den Blicken begegneten, war ihnen, als thäten ihre Seelen geheime Fragen an einander; in Waldrichs Auge lag etwas, wie ein stummer Vorwurf, und in Friederikens Gemüth ward es, als vernähme sie von diesem Blicke eine angenehme Antwort.

Die Andern plauderten anders, unterhielten sich wohl, und der Papa erreichte wieder die volle Höhe seiner guten und muthwilligen Laune. Es traf sich eben, als man nach aufgehobener Tafel um den Tisch ging, um der schönen Königin des Festes den gesetzlichen Kuß zu geben, daß Waldrich und Friederike einander vor dem Vater Bantes begegneten.

„Höre, Riekchen,“ sagte der muthwillige Vater, „denke dir jetzt, unser Georg da sei nun ein gewisser Jemand, den ich bei Leibes- und Lebensstrafe nicht nennen darf, bis er hier ist. Denke dir das, dann wird der Kuß anders als ein gemeiner werden; versuch's nur, du Närrchen.“

Waldrich und Friederike standen vor einander. Er nahm ihre Hand. Sich, Aug' in Auge verloren, ernst, fast wehmüthig anschauend, neigten sie zum Kusse gegen einander. Der Alte sprang mit einer komischen Bewegung auf die Seite, den Kuß zu sehen. Er ward gegeben. Beide, indem sie sich zurückzogen, schlossen ihre Hände fester zusammen. Waldrich erblaßte, Friederikens Augen verdunkelten von einer Thräne. Sie neigten noch einmal die Lippen zusammen. Nach diesem Kusse schienen Beide von einander gehen zu wollen. Rasch noch einmal flogen Beider Lippen zusam-

men. Dann laut weinend eilte Friederike fort; Waldrich wankte gegen ein Fenster und zeichnete gedankenlos mit dem Finger im angelaufenen Glase desselben.

Der Alte sah links und rechts mit dem Kopfe, während er übrigens steif und wie versteinert stand. „Was, zum Kukuk, ist denn los? Was hat denn das Mädchen?“ rief er: „Was ist ihm begegnet?“

Frau Bantes senkte ihre Augen schweigend nieder auf den Brillantring ihrer Hand; sie wußte, was Friederiken begegnet war, und sagte zum Herrn Bantes: „Papa, schone jetzt des Mädchens. Laß es erst ausweinen.“

„Aber, aber, aber ...“ rief der Alte hastig, und lief zu Friederiken: „Was hast du, Kind? Was weinst du?“

Sie weinte, und erwiederte, sie wisse es selbst nicht.

„Ah, Flausen und dergleichen!“ rief der Vater: „Dir ist etwas geschehen. Bist du gekränkt worden? Hat etwa die Mama ....“

— Nein.

„Oder der Hauptmann dir etwas gesagt?“

— Nein.

„Donner, doch ich nicht? — Was? Rede doch, ich? Wegen des Spasses? Darum weinst du?“

Frau Bantes zog ihn sanft an der Hand von Friederiken zurück und sagte: „Papa, du hast dein Wort gebrochen, und sie gekränkt. Du hast ihre Bitte verletzt, und wieder, du weißt es wohl ...“

„An den Jemand erinnert? — Hast Recht, ich hätte es nicht thun sollen. Laß gut sein, Riekchen; es geschieht nicht wieder. Wer nimmt aber dem Papa dergleichen auch auf der Stelle so hoch auf?“

Friederike beruhigte sich. Frau Bantes führte sie zur Harfe. Waldrich mußte stimmen. Die Flöte ward geholt. Man versuchte die neuen Notenstücke. Friederike spielte die Harfe unter Waldrichs Flötenbegleitung vortrefflich. Es ward noch ein schöner, genußvoller Abend.

Berathungen.

Papa Bantes hielt Wort. Mit keiner Silbe mehr geschah Erwähnung von dem gewissen Jemand. Eitles Treiben. Desto mehr dachte nun Jeder im Hause an ihn.

Regelmäßig Morgens, Mittags und Abends ging Herr Bantes zum Barometer, klopfte an, um das Quecksilber steigen zu machen, und für reisende, kränkliche Leute schönes Wetter zu erzwingen. Friederike, wenn es Niemand bemerkte, klopfte auch, um das Quecksilber fallen zu machen. Waldrich, nicht minder Frau Bantes, schielten auch öfter als sonst nach der weissagenden Röhre Torricelli's.

„Das Wetter bessert offenbar!“ sagte eines Tages Herr Bantes, da er sich mit der Mama allein im Zimmer befand: „Die Wolken zertheilen sich. Ich denke, er ist schon unterwegs.“

— Das verhüte Gott, Papa. Mir schiene überhaupt gerathener, du würdest Herrn von Hahn schreiben, nicht vor Weihnachten nach Herbesheim zu kommen. Und wenn ich auch nicht an das alberne Geschwätz glauben mag, so kann man sich doch nicht erwehren, ängstlich zu sein.

„Ei, ei, Mama! denkst du an den todten Gast? Possen! Schäme dich.“

— Ich geb' es zu, lieber Mann, es ist Thorheit. Allein, es dürfte unserm Kinde in der Adventszeit begegnen, was wolle, man würde immer .... ja, bloß der Gedanke daran könnte, wenn etwa Riekchen nur unpäßlich würde, das Uebel verschlimmern. Und wenn ich auch nicht an Gespenster glaube, und wenn auch Friederike darüber lacht, möchten wir doch z. B. nicht Nachts in der Kirche herumgehen. Der Mensch ist nun so. Verschiebe die förmliche Verlobung bis nach der fatalen Zeit. Nach Advent haben die jungen Leute noch hundert Jahre Muße, sich einander zu sehen, Verlobung und Hochzeit zu machen. Warum denn eben jetzt geeilt? Was schadet ein Verzug von wenigen Wochen?

„Schäme dich, Mama! Muthe mir nicht Narrheiten zu. Eben deswegen gerade, weil der Pöbel sein Larifari mit dem todten Gaste hat, muß Friederike jetzt Braut werden, muß jetzt Verlobung sein. Man muß ein Beispiel geben. Es ist für uns Pflicht und dergleichen. Sehen die Leute in der Stadt, daß wir uns um keinen todten Gast bekümmern; daß wir unsere Tochter verloben, allem Geschwätze zum Trotz; daß Riekchen den Kopf behält, und ihr Keiner den Hals umdreht: so ist dem tollen Aberglauben der Hals umgedreht auf immer. Den Leuten bloß predigen: seid einmal gescheut! thut Buße! werdet fromm! das hilft nichts; sondern hübsch voran, Herr Pfarrer, voran!“

— Gesetzt aber, Papa, dein Kind ist dir doch auch lieb, gesetzt nun .... siehst du, vor hundert Jahren muß doch, laut dem Kirchenbuche, etwas Unglücks begegnet sein, sei es gewesen, was es wolle; vielleicht waren damals auch Menschen, die sich über die uralte Sage hinwegsetzten; — nun, wir wollen es auch thun. Aber wenn du die Verlobung eben in die böse, verrufene Adventzeit dieses hundertsten Jahres legst, und, was Gott verhüte! es geschähe dann, daß ....

„Halt! du willst doch nicht sagen, Friederikens Gesicht im Nacken? Ich mag den Teufelseinfall nur nicht denken. Bleib' mir damit vom Leibe, sag' ich.“

— Nein. Aber, zum Beispiel, Herr von Hahn käme in diesen berüchtigten Tagen, bei diesem winterlichen Wetter zu uns, — denke nur, kränklich ist er, wie er schreibt. Es könnte doch die Witterung auf weiter Reise, bei schlechten Wegen, sein Uebel verschlimmern .... Gesetzt, wir hätten einen kranken — vielleicht zuletzt einen todten

Gast; es graut mir, es auszusprechen! Und dann die vom Aberglauben ausgezeichneten Advente dieses Jahres, — durch deinen Eigensinn diesen Aberglauben bestätigt .... Freund, bedenk' es doch wohl.

Herr Bantes schien nachdenkend zu werden, und brummte endlich: „Mama, ich begreife nicht, wie du immer auf Einfälle geräthst, die sonst in keines Menschen Gehirn kommen. Wie machst du's auch? Könntest Poet werden und dergleichen. Spür's übrigens euch allen an, daß ihr vom Popanz der Herbesheimer Adventstage lebendig besessen seid. Alle seid ihr's; du, Friederike, sogar der Hauptmann, der doch Soldat sein will, der Kassierer, Buchhalter, Inspektor, Alle, sag' ich! Aber Keiner will es Wort haben. Pfui!"

— Wenn es wäre, woran ich aber doch fast zweifle, so ist es Pflicht des klugen Hausvaters, glimpflich eines Vorurtheils zu schonen, das eben Keinem schadet.

„Alle Narrheit schadet. Darum keine Schonung; Krieg, offener Krieg! Seit Friederikens Geburtstag geht und steht hier im Hause Jeder so verblüfft, als wäre das jüngste Gericht unterwegs. Der Teufel hat das Mährchen vom todten Gaste erfunden. Es bleibt, wie gesagt, beim Alten, Mama. Nichts wird geändert. Ich bin unbeweglich!"

So sagte Herr Bantes, und lief aus dem Zimmer.

Inzwischen blieb es doch bei ihm nicht so ganz beim Alten. Das Gespräch hatte in ihm einen Dorn zurückgelassen. Er fand, daß es um des lieben Hausfriedens willen besser sein könne, die förmliche Verlobung auf Weihnacht hinauszustellen. Er liebte seine Tochter zu sehr, und diese Liebe brachte ihn auf allerlei Besorgniß, der Teufel könne doch auf irgend eine Art sein Spiel treiben, und dann würde man es dem todten Gaste zuschreiben. Je näher der erste Advent rückte, je unheimlicher ward ihm dabei, und zwar wider seinen Willen. Er wünschte, sein zukünftiger Schwiegersohn möchte einsweilen noch ausbleiben. Es jagte ihm ein Schrecken ein, als sich das Wetter völlig aufklärte und der volle, warme Sonnenschein über die Welt floß, als wolle der Spätherbst noch einen schönen Nachsommer zum Geschenk bringen. Er ging nun eben so fleißig zum Barometer und klopfte, das Quecksilber wieder fallen zu machen.

Zu seiner Verwunderung bemerkte er, daß die Mama, daß Friederike die ehemalige gute Laune mit dem guten Wetter wieder bekommen hatten, der Kommandant ebenfalls, und daß zuletzt alle Hausgenossen den ehemaligen Ton wieder fanden. Nur er konnte ihn nicht sogleich wieder finden.

Gutes Wetter.

Frau Bantes hatte wohl bemerkt, daß Riekchen mancherlei in ihrem Herzen gegen den reichen Banquier einzuwenden hatte; daß der Stadtkommandant in diesem Herzen, mehr als es sein sollte, Kommandant geworden war. Nicht um den Kommandanten, so lieb er ihr auch war, zu begünstigen, sondern jede Uebereilung und das daraus mögliche Unglück zu verhüten, trachtete sie nun, die förmliche Verlobung des Banquier mit ihrer Tochter zu verspäten. Sie wünschte, die jungen Leute sollten sich erst kennen lernen, Friederike sollte sich erst an ihr bestimmtes Schicksal in Gedanken gewöhnen. Nebenbei war doch auch erst näher zu erfahren, ob Herr von Hahn durch sein Herz das Herz Friederikens verdiene. Daher hatte die sorgliche Mutter dem Herrn Bantes, obwohl er ihr das auch für sie hochwichtige Verfügen über die Hand seiner Tochter bis zum Geburtstage verheimlicht hatte, nie in seiner Wahl widersprochen, keinen Vorwurf gemacht. Sie kannte Herrn Bantes zu gut; Widerspruch würde ihm noch erpichter auf seine Sache gemacht haben. Darum spann sie jenes Gespräch mit ihm an und schob sie ihm den Dorn ins Gewissen, und freute sich, als sie wahrnahm, es sei nicht ohne Wirkung geblieben. Darum hatte sie auch, schon am Geburtstage selbst, an eine Freundin in der Residenz um Erkundigungen über den sittlichen Werth des Herrn von Hahn geschrieben. Die Antwort traf an demselben Tage ein, als das schöne Wetter dem Herrn Bantes Schrecken machte. Herr von Hahn ward in dem Briefe der Freundin als einer der rechtschaffensten Männer geschildert, der Jedermanns Achtung und bisher auch Jedermanns Bedauern genossen hätte, nicht nur, weil er immer sehr kränklich, sondern bisher auch in fast sklavischer Abhängigkeit von seinem alten, mürrischen, wunderlichen und geizigen Vater gewesen wäre. Seit einigen Wochen aber habe der junge Mann die sämmtlichen Geschäfte des Alten übernommen. Der Alte zöge sich nun auf ein Landgut zurück, weil er schon die Altersschwächen zu sehr fühle, schwer höre und selbst durch die Brille nicht mehr gut sehe.

Diese angenehmen Nachrichten machten der Frau Bantes gutes Wetter.

Ein anderer Umstand brachte das gute Wetter für Friederiken und den Kommandanten an demselben Tage.

Waldrich war nämlich aus Auftrag der Frau Bantes in Riekchens Zimmer getreten. Das Mädchen saß am Fenster, die Stirn auf die neue Harfe gelehnt, die sie vor sich hatte.

„Fräulein, Mama wünscht zu wissen, ob Ihnen gefällig wäre, mit uns beim schönen Wetter eine Fahrt ins Freie zu machen?"

Riekchen antwortete nicht, sondern drehte das Gesicht noch ein wenig mehr von ihm ab, gegen das Fenster.

„Ihro Gnaden sind ungehalten?" fragte Waldrich, der da glaubte, sie wollte mit ihm Scherz treiben: „Hab' ich zum Frühstück nicht, auch wider der Neigung, eine Tasse Chokolade mehr getrun-

ken, bloß weil Ihro Gnaden befahlen? Bin ich nicht pünktlich und zu rechter Zeit von der Parade zum Essen gekommen? Hab' ich bei Tische nicht zu Allem mein ehrerbietiges Ja gesagt?«

Es erfolgte keine Antwort. Er stand eine Weile schweigend da, ging dann zur Thür, als wolle er fort, kehrte dann wieder um und sagte ungeduldig: »Kommen Sie, Riekchen, das Wetter ist herrlich.«

Darauf ertönte ein dumpfes Nein. Er erschrack bei dem Tone, denn dieser verrieth, daß er unter Thränen hervorgegangen sei.

»Was fehlt Ihnen?« sagte er ängstlich, und nahm die unter ihrer Stirn ruhende Hand von der Harfe, und zwang sie, aufzusehen.

— Will die Mama ihm vielleicht mit uns entgegenfahren? Soll er heut ankommen? Hat sie etwas gesagt? — fragte Friederike hastig, und trocknete mit dem weißen Tuche ihre rothgeweinten Augen.

Waldrichs Blick verdunkelte sich. Halb unwillig sagte er: »O Friederike, es ist nicht recht von dir, daß du so fragst. Glaubst du, ich möchte dich noch einladen, wenn ich so etwas nur ahnen könnte? Wollte Gott, er käme nicht, ehe ich davon wäre.«

— Wie davon?

»In eine andere Garnison. Ich habe dem General schon an deinem Geburtstage geschrieben und gebeten, und noch keine Antwort.«

Riekchen sah ihn verdrießlich an, stand auf und sagte: Georg, nimm mirs nicht übel, das war einmal wieder einfältig von dir.

»Ich kann, ich will, ich darf aber nicht bleiben.«

— Waldrich, ist das Ihr Ernst? Sie werden machen, daß ich Ihnen zeitlebens böse werde.

»Und Sie wollen meinen Tod, wenn Sie mich zwingen, Ihr Hochzeitgast zu sein.«

— Sie sollen nie zu meiner Hochzeit eingeladen werden. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mein Jawort schon gegeben?

»Sie dürfen es nicht verweigern.«

— Und, ach Gott, ich kann es doch nicht geben! — schluchzte das Fräulein, und verhüllte ihr Gesicht. Auch Waldrich ward von seinem geheimen Schmerz übermannt. Dies war das erste Mal, daß Beide unter sich diesen Gegenstand berührten, obgleich er ihnen nie aus dem Sinn gekommen war. Am letzten Geburtstage, als Beide zum erstenmal von der Gewißheit oder Möglichkeit erschreckt wurden, sich in Zukunft nicht mehr sein zu können, was sie bisher in unbefangener Fortsetzung jugendlicher Zusammengewöhnung gewesen waren, hatten sie zum erstenmal in sich erkannt, mit welcher Liebe sie an einander hingen. Beide betrachteten sich, seit jenen verrätherischen drei Festtagsküssen, mit ganz andern Augen. Beide verstanden sich; wußten, daß sie liebten und geliebt wurden, ohne es weiter einander mit Worten zu sagen. In Beiden war plötzlich das ruhige alles verschönernde Licht der Freundschaft zur Flamme geworden. Beide wollten diese vor einander verbergen, und erhöhten damit nur die innere Macht derselben.

Nach einer Weile trat Waldrich wieder zu ihr und sagte in treuherzigem Tone: »Riekchen, dürfen wir noch mit einander bleiben, wie es bisher war?«

— Waldrich, können wir denn gegen einander anders werden, wie bisher?

»Können? ich? Das ist unmöglich. Ach, ich wußte selbst nicht, Riekchen, was mein Glück gewesen. Nun ich dich verliere, weiß ich erst, daß ich verloren bin.«

— Verlieren, Georg! Sage mir das nicht, und mache mich nicht unglücklich. Es ist ein entsetzliches Wort, das! Nenn' es nicht wieder.

»Aber wenn er kommt?«

— Dann wird Gott sorgen. Da, nimm meine Hand, Georg, zehntausendmal lieber verlob' ich mich dem todten Gaste. Aber du sagst das weder dem Papa noch der Mama. Ich will es ihnen sagen, wenn es Zeit ist. Nimm auf dies Wort meine Hand und sei ruhig für mich.

Er nahm die Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen. »Es ist ein Lebenswort, Fräulein!« sagte Waldrich: »Ich durfte es kaum erwarten. Aber ich nehme es von Ihnen. Brechen Sie es, so brechen Sie mein Leben.«

— Und sind Sie nun wieder froh und glücklich?

»Ach, ich war's noch nie so, wie diesen Augenblick!« rief er.

»Fort,« rief Friederike, »die Mama wird dich erwarten. Fort, ich mache meine Toilette und fahre mit euch.« — Sie stieß ihn zurück und drängte ihn zur Thür; aber an der Thür gab sie ihm einen Abschiedskuß. — Wie ein Trunkener ging er, und meldete der Frau Bantes Friederikens Entschluß. Sich selbst nicht empfindend, sank Friederike auf einen Sessel hin, und verging im Traum ihrer Seligkeit und vergaß die Spazierfahrt. Der Wagen wartete. Frau Bantes ging endlich selbst, die Tochter zu holen. Diese saß träumend da, das Köpfchen von blonden Locken umringelt auf die Brust gesenkt, die gefalteten Hände im Schoos.

»Was sinnest du? oder betest du?« fragte die Mama.

— Ich habe mit Gott gesprochen.

»Ist dir wohl?«

— Wie einem Engel bei Gott.

»Dein Ernst, Riekchen? Du scheinst geweint zu haben?«

— Ja, ich habe geweint. Aber ich bin nun glücklich, Mama. Kommen Sie zum Wagen. Ich nehme nur noch den Hut.

Sie nahm den Hut und stellte sich vor den Spiegel, unter welchem das rosenrothe Seidenband lag, welches Waldrich um die Geburtstagsharfe geschlungen hatte. Sie nahm es und band es um ihren Leib als Schleife.

Frau Bantes schwieg; aber sie beschloß, dem Kommandanten nie wieder einen Auftrag an das Mädchen zu geben.

Die Sage vom todten Gaste.

Am folgenden Abend war im Hause des Herrn Bantes die gewöhnliche erste Wintergesellschaft; so hieß in Herbesheim, was in andern Städten auch Kränzchen, Soirée, Thee u. s. w. genannt wird. Unter den besten Familien der kleinen Stadt ging es nämlich der Reihe nach herum, sich jede Winterwoche einmal freundlich und einfach zu bewirthen, und mit Musik, Gesang, Gespräch, Spiel und Scherz den langen Abend zu erheitern. Zu bemerken ist übrigens im Vorbeigehen, daß unter Spiel kein Kartenspiel verstanden ward, wie es gewöhnlich die armselige Unterhaltung von Leuten zu sein pflegt, die zwischen Medisiren und Langeweilehaben keinen Mittelweg durch ein anderes erheiterndes Gesellschaftsspiel kennen.

Diesen Abend beim Herrn Bantes war aber weder an Gesang noch Musik, weder an Spiel noch Scherz zu denken. Man sah sich in diesem Kreise und diesen Winter das erste Mal. Man hatte sich einander sehr viel zu sagen, und weil in drei Tagen der erste Advent war, kann man denken, daß der todte Gast die Kosten der Unterhaltung bestreiten mußte. Die jungen Frauenzimmer rümpften die Näschen, oder stellten sich doch etwas ungläubig. Manche war froh, daß sie keinen Bräutigam hatte, den sie aber vielleicht nach der Adventzeit nicht verschmäht haben würde; in mancher zog sich das arme Herz bange zusammen, wenn sie an Jemanden dachte, der dem armen Herzen angehörte. Die ältern Frauen, nach reiflicher Ueberlegung, stimmten so ziemlich überein, daß die Geschichte vom todten Gaste nicht ganz aus der Luft gegriffen sein möge. Die jungen Herren waren alle ohne Ausnahme ungläubig. Einige wünschten, der todte Gast möge kommen und ihren Heldenmuth versuchen. Ein paar ältliche Herren drohten den jungen Großsprechern warnend mit den Fingern. Einige junge Frauenzimmer stimmten ein, und es gab manche Neckerei, manches Witzspiel und muthwilliges Gelächter.

„Aber," rief Herr Bantes mit drolligem Zürnen, „was ist das für Wirthschaft? Wohin ich den Kopf stecke: todter Gast, links und rechts. Ist das auch eine Unterhaltung für meine lebendigen Gäste? Fort damit, sag' ich. Lebendigere Unterhaltung! Keine Winkelplaudereien, kein Geflüster von den Todten!"

„Der Meinung bin ich auch!" sagte der Kreissteuereinnehmer: „Lieber das gemeinste Pänderspiel! Wenn Herbesheim von den lebendigen Gästen so wenig zu fürchten hätte, als vom hundertjährigen Besuche des todten Gastes, so würden wir sicher sein, daß unsern jungen Schönen nie das Köpfchen verdreht würde."

„Ich möchte eigentlich nur wissen, wie das alberne Histörchen in die Welt hineingekommen wäre!" sprach ein junger Rathsherr: „Die Sage ist auch so dürr, wie ein Gerippe; kein näherer Umstand davon bekannt, daß sich daraus allenfalls eine Romanze oder Ballade schaffen liesse, damit es doch zu etwas tauge."

„Umgekehrt," entgegnete Waldrich, „die Sage vom todten Gaste, wie man sie ehemals kannte, und wie ich sie in meiner Kindheit einmal von einem alten Jäger erzählen hörte, ist zu lang und für unsere heutigen Tage zu langweilig; darum hat man sie vergessen, und recht daran gethan."

„Wie, wissen Sie die Geschichte noch?" fragten schnell Mehrere.

„Ich erinnere mich ihrer noch dunkel!" erwiederte Waldrich.

„O, Sie müssen uns erzählen!" riefen die Mädchen, und drängten sich zu ihm. „Bitte, bitte, Sie müssen uns erzählen!"

Da half kein Widerstand, kein Entschuldigen. Zu den Frauenzimmern traten die Herren und baten. Man rückte die Stühle zusammen.

Waldrich, gern oder ungern, mußte sich bequemen, die Sage mitzutheilen, wie er sie vom alten Jäger empfangen hatte. Er schmückte, um damit einigermaßen zu unterhalten, die Geschichte so gut aus, als er es sogleich aus dem Stegreife konnte.

Es sind nun wirklich, fing er an, zweihundert Jahre voll, als der dreißigjährige Krieg angefangen, und der Kurfürst Friedrich von der Pfalz die Krone des Königreichs Böhmen auf sein Haupt gesetzt hatte. Der Kaiser aber und der Kurfürst von Baiern, an der Spitze der Katholiken Deutschlands, brachen auf, die Krone wieder zu erobern. Die große, entscheidende Schlacht am weißen Berge bei Prag ward geliefert. Der Kurfürst verlor die Schlacht und die Krone. Wetterschnell flog die Botschaft von Mund zu Mund durch Deutschland. Alle katholischen Städte jubelten über den Untergang des armen Friedrich, der seinen Thron nur wenige Monate besessen hatte, und den man deswegen schlechthin den Winterkönig zu nennen pflegte. Man wußte, daß er in Verkleidung mit geringem Gefolge aus Prag entflohen sei.

Das wußten auch unsere lieben Vorfahren in Herbesheim vor zweihundert Jahren. Sie plauderten damals schon eben so gern von Stadt- und Staatsneuigkeiten, wie wir, ihre würdigen Enkel; sie waren aber damals, ich darf nicht sagen religiöser, wohl religionswilder. Die Freude über Niederlage und Flucht des Winterkönigs war also ungefähr eben so ausgelassen, ja weit stürmischer, als bei uns vor einigen Jahren über Niederlage und Flucht des Kaisers Napoleon.

Drei bildschöne Jungfrauen saßen einst, vom Winterkönige plaudernd, beisammen. Sie waren alle drei gute Freundinnen, und alle drei hatten einen Bräutigam, das heißt, jede einen besondern

für sich, weil sie sonst nicht Freundinnen gewesen wären. Die eine hieß Veronika, die andere Franziska, die dritte Jakobea.

„Man sollte den König der Ketzer nicht aus Deutschland entwischen lassen!“ sagte Veronika: „So lange er lebt, wird das Ungeheuer der Lutherei leben, und nicht ruhen, Verderben auszuspeien.“

„Ja,“ rief Franziska, „wer den todtschlägt, hat eine große Belohnung vom Kaiser, vom Kurfürsten von Baiern, von der ganzen heiligen Kirche und dem Papste zu erwarten; ja er hat auf den Himmel zu zählen!“

„Ich wollte,“ fiel Jakobea ein, „er käme in unsere Stadt, o ich wollt' es! Er müßte durch die Hand meines Liebsten sterben. Mein Liebster bekäme wenigstens eine Grafschaft zum Lohn.“

„Es ist die Frage,“ sagte Veronika, „ob dich dein Liebster zur Gräfin machen möchte; denn er hat kaum Herz genug zu solcher Heldenthat. Der meinige würde, ich dürfte nur mit den Augen winken, das Schwert anlegen und den Winterkönig zu Boden schlagen. Und die Grafschaft wäre dir vor der Nase weg erobert.“

„Macht euch Beide nur nicht so breit!“ sagte Franziska: „Mein Liebster ist doch der Stärkste von Allen. Ist er nicht schon im Kriege gewesen als Hauptmann? Und wenn ich ihm geböte, den Großtürken auf dem Throne niederzuhauen, er ginge. Freut euch auf die Grafschaft nicht zu sehr.“

Indem die Jungfrauen noch um die Grafschaft stritten, entstand ein heftiges Getrappel jagender Rosse auf der Straße vom Thore her. Flugs alle drei Mädchen zum Fenster. Es war aber ein schreckliches Wetter draussen; der Regen schoß in Strömen auf die Gasse von allen Dächern und Rinnen. Der Sturmwind sauste und trieb die Fluthen des Regens gegen Häuser und Fenster.

„Daß sich's Gott erbarme!“ rief Jakobea: „Wer bei solchem Wetter noch unterwegs ist, der reiset gewiß nicht aus Lust.“

„Den treibt die wilde Noth!“ sagte Veronika.

„Oder das böse Gewissen!“ setzte Franziska hinzu.

Gegenüber vor dem Wirthshause zum Lindwurm hielten dreizehn Herren zu Pferde still und stiegen eilfertig ab. Zwölf blieben bei den Rossen, der dreizehnte in weißen Kleidern ging in das Haus des Wirthes. Bald kam der Wirth mit den Knechten. Die Pferde wurden in den Stall, die Herren ins Wirthshaus geführt. Trotz dem Regen lief Volk in der Gasse zusammen, die fremden Reiter und Pferde zu sehen. Das schönste Roß gehörte dem weißen Herrn; es war ein schneeweißer Schimmel mit prächtigem Geschirr.

„Wenn das der Winterkönig wäre!“ riefen die drei Jungfrauen, wie sie sich von den Fenstern abwandten, im ersten Augenblicke, und einander bedenklich mit großen Augen anstarrend.

Da polterte es auf der Treppe. Siehe, herein traten die drei Bräutigame der Jungfrauen.

„Wisset ihr schon,“ rief der eine, „der flüchtige Winterkönig ist in unsern Stadtmauern.“

„Da wäre ein Fang zu machen!“ sagte der zweite.

„Die Angst liegt dem langen, hagern Weißrock im Angesicht!“ rief der dritte.

Ein froher Schauder überfloß die Mädchen. Sie starrten sich wieder mit großen, forschenden Augen an. Es war, als redeten sie mit den starren Blicken zusammen, als verständen sie einander. Plötzlich reichten sie einander die Hände und sagten: „Ja, es gilt! es gilt! Alle drei mit einander und ungetheilt.“ Dann liessen sie die Hände los, und jede drehte sich hin zu ihrem Bräutigam.

Veronika sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig lebendig aus unsern Stadtmauern ziehen, so will ich lieber des Winterkönigs Metze, als meines Liebsten ehelich Gemahl sein. So wahr mir Gott helfe mit seinen Heiligen.“

Franziska sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig diese Nacht überleben, will ich eher den Tod, als meinen Liebsten küssen, und mein Liebster soll ewig die Hochzeit umsonst erwarten. So wahr mir Gott mit seinen Heiligen helfe.“

Jakobea sprach zu dem ihrigen: „Der Schlüssel zu meinem Brautkämmerlein ist nun und ewig verloren, bringt morgen der Herzallerliebste mein nicht purpurroth sein Kriegsschwert vom Blute des Winterkönigs.“

Die drei Bräutigame erschracken; doch sammelten sie ihre Geister bald wieder, indem sie die schönen Jungfrauen liebreizender, denn jemals, vor sich stehen und der Antwort gewärtig sahen. Keiner wollte zurück bleiben, jeder der Erste sein, die Inbrunst seiner Liebe durch ein Heldenstück zu beurkunden. Also verhießen sie, der Winterkönig solle die Sonne nicht wieder sehen.

Sie beurlaubten sich von den Bräuten, die nun frohlockend zusammensaßen und von dem ewigen Ruhm ihrer Geliebten, von deren Muth und Zärtlichkeit, und zuletzt von der Grafschaft plauderten, wie sie dieselbe unter sich theilen wollten. Die drei jungen Männer aber beredeten sich, gingen alsbald ins Wirthshaus zum Lindwurm, forderten einen Trunk, forschten gesprächig den Fremden nach, und wer der König sein möge, und wo er schlafe, und ob er ein schönes Zimmer habe. Sie kannten aber Alle jeden Winkel des Hauses wohl. Und sie zechten bis tief in die Nacht.

Vor Tagesanbruch ritten eilfertig zwölf der fremden Gäste fort bei Sturm und Wetter. Der dreizehnte lag todt im Blute schwimmend auf dem Bette. Er hatte drei Todeswunden. Niemand konnte sagen, wer er sei; doch versicherte der Wirth, der König sei es nicht. Und er hatte Recht; denn der Winterkönig entkam, wie bekannt, glücklich nach Holland, und lebte noch manches Jahr. — Der todte Gast wurde noch desselben Tages begraben, aber nicht auf dem Kirch-

hofe in geweihter Erde zu den Gebeinen anderer katholischen Christen, sondern, als ein vermuthlicher Ketzer, auf dem Schindanger ohne Sang und Klang.

Aengstlich warteten indessen die drei Bräute auf die Ankunft ihrer Liebsten, um ihnen süßen Lohn zu zollen. Aber sie kamen nicht. Sie schickten wohl nach ihnen aus in alle Gassen und Häuser; aber es hatte sie Niemand mehr, seit der Mitternachtsstunde, gesehen. Selbst der Wirth und dessen Frau, Mägde und Knechte wußten nicht zu sagen, wohin sie gegangen und was aus ihnen geworden.

Da härmten sich die armen Mädchen bitterlich, und sie weinten Tag und Nacht, und bereueten den frevelvollen Befehl, welchen sie so treuen und schönen Männern gegeben.

Am meisten jammerte heimlich die reizende Jakobea, denn sie hatte zuerst den gefährlichen Anschlag auf das Leben des Winterkönigs vor ihren Gespielinnen laut gethan. Zwei Tage waren seit der Unglücksnacht verflossen, der dritte fast verflossen. Noch wußten die Bräute, noch die bekümmerten Aeltern nichts über das Schicksal der Jünglinge.

Da ward an Jakobea's Thür gepocht, und es trat ein fremder vornehmer Mann herein und fragte nach dem Mägdlein, das weinend neben dem Vater und der Mutter saß. Der Fremde überreichte einen Brief, den er unterwegs von einem Jüngling empfangen und zu bestellen versprochen hatte. O wie freudig erschrack Jakobea! Das Briefchen kam vom Geliebten.

Es war aber fast dunkel. Die Mutter eilte und brachte zwei brennende Lampen, den Brief zu lesen und den Fremden besser zu sehen. Es war ein Mann bei dreißig Jahre alt, von hoher, magerer Gestalt, ganz schwarz gekleidet, doch nach Sitte damaliger Zeit, mit großem, von schwarzen Federn umwehtem Hut, schwarzem Wamms mit weit überliegendem Spitzenkragen auf den Achseln, schwarzen Unterkleidern und weiten Stiefeln; an der Seite ein Schwert, dessen Griff mit Gold und Perlen und blitzenden Steinen ausgelegt war. Funkelnde Edelsteine sah man mit allerlei Licht von seinen Fingerringen strahlen. Doch sein Angesicht, zwar regelmäßig und edel, war, trotz dem Feuer seines Blickes, blaß und erdfarben, und der schwarze Anzug machte ihn noch bleicher. Er setzte sich, und der Vater las bei der Lampe den Brief. Er lautete: „Wir haben den Unrechten getroffen; drum, Liebchen, lebe wohl, dieweil ich den Schlüssel zum Brautkämmerlein verloren. Ich zieh' in Krieg gen Böhmenland, und suche mir eine neue Braut, die nicht fordert vom Liebsten ein purpurrothes Schwert. Tröste dich, wie ich mich. Da send' ich dir den Ring zurück.“ Der Ring fiel aus dem Briefe.

Als Jakobea solches vorlesen hörte, ward sie schier ohnmächtig, und sie weinte und fluchte dem Ungetreuen. Vater und Mutter trösteten das arme Kind, und der Fremde redete viel holdselige Worte: „Hätt' ich gewußt, daß der Schalksknecht mich zum Ueberbringer solcher Verzweiflung mache, so wahr ich bin der Graf von Gräbern, ich hätt' ihm den Johannissegen mit meinem guten Schwert ertheilt. Trocknet Eure schönen Augen, holdes Fräulein; eine einzige Thränenperle, die über Eure rosenrothen Wangen rinnt, ist genug, alle Flammen Eurer Liebe auszulöschen.“

Aber Jakobea konnte nicht aufhören zu weinen. Der Graf entfernte sich endlich und bat um Erlaubniß, die schöne Leidende am folgenden Tage noch einmal besuchen zu können.

Er hielt auch Wort und kam, und da er mit Jakobea allein war, sprach er: „Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, indem ich immer Eurer Schönheit und Eurer Thränen gedachte. Ihr seid mir wohl ein Lächeln schuldig, daß meine von Schlaflosigkeit blassen Wangen wieder Röthe gewinnen.“

„Wie kann ich lächeln?“ sagte Jakobea: „Hat nicht der Ungetreue mir den Ring gesandt, das Herz umgewandt?“

Der Graf nahm den Ring und warf ihn hinaus zum Fenster: „Weg mit dem Ring!“ rief er: „Wie gern ersetzt' ich ihn mit einem schönern!“ und er legte den prächtigsten Reif von seinen Fingern vor ihr auf den Tisch: „wie gern mit allen diesen Ringen, und an jedwedem hängt eine reiche Herrschaft!“

Jakobea erröthete. Sie schob den prächtigen Ring zurück. „Seid nicht so grausam,“ sprach der Graf: „denn nun ich Euch einmal gesehen, kann ich Euch nimmer vergessen. Hat Euch Euer Liebster verschmäht, verschmäht ihn wieder. Das ist süße Rache. Mein Herz und meine Grafschaft liegen zu Euern Füßen.“

Zwar Jakobea mochte nicht davon hören: aber doch fand sie in ihrem Herzen, der Graf habe mit der Rache Recht, und der Treulose müsse vergessen sein. Sie sprachen noch Vieles mit einander. Der Graf redete sehr bescheiden und einnehmend; nur war er nicht so schön, wie der verlorne Bräutigam, sein Gesicht auch gar zu bleich und erdfarben. Doch wenn er anmuthig redete, vergaß man die Farbe leicht. Und da Alles seine Zeit hat, so hörte auch Jakobea auf zu weinen, und sie mußte wohl zuweilen zu den Scherzen des Grafen lächeln.

Die Anwesenheit des reichen Herrn in Herbesheim ward bald in der ganzen Stadt ruchtbar, denn er hatte prachtvoll gekleidete Dienerschaft, und machte viel Aufwand. Auch daß er Jakobea einen Brief von dem verschwundenen Bräutigam gebracht, erfuhr bald Jeder. Als dies Veronika und Franziska hörten, eilten sie zu ihrer Freundin und fragten, ob der vornehme Graf nichts von den übrigen Beiden gewußt habe, und baten, danach zu forschen.

Solches that auch Jakobea; und da der Graf sagte, er wolle die leidtragenden Freundinnen selbst aufsuchen, um nach den Beschreibungen zu

urtheilen, wer ihre Liebsten wären, dankte ihm das Mägdlein sehr. Auch that sie ihm schon gütiger, denn sie hatte Nachts bei sich selber mancherlei überlegt, und den kostbaren Ring viel betrachtet und gedacht: „Da darf ich ja nur die Hand ausstrecken und die Grafschaft nehmen, ohne sie mit Veronika und Franziska theilen zu müssen. So hat mir doch die That des Ungetreuen zur Grafschaft geholfen.“ Und sie zeigte den Aeltern das Juweel, welches der Herr auf dem Tische hatte liegen lassen, und von seinen ehrbaren Anträgen erzählte sie Alles, und von seinen weitläufigen Herrschaften, was sie wußte. Die Aeltern erstaunten sehr, und wollten lange nicht daran glauben. Wie aber der Graf wiederkam und die Aeltern geziemend bat, ihrer Jungfrau Tochter eine Kleinigkeit zum Sonntagsschmuck verehren zu dürfen, und wie er aus kostbarem Kästlein ein Diamantenkreuz an siebenfacher Perlenschnur zog, bekamen sie den Glauben. Da beredeten sich Vater und Mutter, und sprachen: „Der Eidam steht uns wohl an. Den müssen wir fahen!“

Nun redeten sie ihrer Tochter viel zu, liessen sie auch viel im Kämmerlein mit dem Grafen allein, und bewirtheten ihn mit Leckerbissen und edeln Weinen, oft noch spät in der Nacht. Er aber nahm nichts ohne Dank, und die Aeltern erfreuten sich seiner schönen Geschenke. Jakobea freute sich im Geiste, als Gräfin von Gräbern den Neid und die Bewunderung der ganzen Stadt zu erregen, und ward gegen den Ungestüm des neuen Liebhabers nachgiebiger.

Dieser aber war doch ein böser Vogel. Denn als er zu Veronika kam, fand er sie noch schöner, als die schöne Jakobea; und wie er endlich gar die blondlockige Franziska sah, däuchteten ihm die zwei Andern fast häßlich. Er sagte aber der blondlockigen Franziska und der rabenlockigen Veronika, einer jeden insbesondere, von ihren Liebsten fast die gleiche Geschichte. Er habe unterwegs die drei Junggesellen in einer Herberge gefunden, mit zwei jungen Mädchen gar ausgelassen scherzend, bei vollen Weinbechern. Alle hätten in den Krieg nach Böhmenland ziehen wollen, und die Dirnen mit ihnen. Als sie von ihm im Gespräch vernommen, er werde auf seiner Reise durch das Städtlein Herbesheim ziehen, habe der eine an Jakobea den Brief geschrieben und ihn gebeten, solchen mitzunehmen. Die andern hätten aber gespottet und gesagt: Wir haben wohl hier bei lustigen Mädeln Besseres zu thun, als Briefe zu schreiben; wollet Ihr Euch für uns beschweren, so saget ihnen, wir zögen nach Böhmenland, weil wir auf ihr Geheiß ein übles Werk gethan. Und wir schicken ihnen statt des Briefes den Brautring zurück. Sie sollen sich durch den Mann trösten lassen, dem er besser als ihnen an den Finger passe.

Schon bei Veronika behauptete der Graf, der Ring passe ihm vortrefflich; aber bei Franziska fand er, der Ring wäre wie ausschließlich für ihn gemacht. Und er tröstete Jede gar beredt, und fragte sie: ob ein Bräutigam solche Thränen verdiene, der sein Liebchen so schnöde verlassen und an der Seite einer leichtfertigen Buhlin Ring und Herz wegwerfen könne? Und er spielte seine Rolle bei Jeder so gut, wie bei Jakobea, und wußte zuletzt Jede zu trösten; Jeder machte er Geschenke, Jeder bot er sein Herz und die Grafschaft, und Jede gewöhnte sich bald an sein blasses Gesicht.

Die drei Freundinnen aber machten sich gegenseitig aus ihrem Umgang mit dem Grafen und aus ihren Entwürfen ein Geheimniß; denn eine fürchtete die andere, daß sie ihr Netz nach dem reichen Liebhaber auswerfen möchte. Sie besuchten sich nicht mehr, wie sonst, und ärgerten sich sehr, wenn sie zufällig erfuhren, daß der Graf auch die Bekanntschaft der andern unterhalte. Eine auf die andere eifersüchtig, wollte es den übrigen zuvorthun, ließ sich anfangs Liebkosungen gefallen, und erwiederte endlich dieselben, um den Anbeter enger zu fesseln.

Niemand freute sich dieser Eifersucht mehr, als der lose Graf. Denn vermittelst derselben gewann er in kurzer Zeit immer größere Vortheile über die drei Schönen. Zwar betheuerte er jeder, bei allem was heilig im Himmel ist, daß er die übrigen häßlich und albern fände, aber doch müsse er sie von Zeit zu Zeit, Höflichkeit willen, noch besuchen. Auch diese Ausrede half ihm zuletzt nicht mehr. Wie aber jede nun von ihm, als Beweis wahrer Liebe, begehrte, er müsse die andern beiden gänzlich meiden, stellte er sich sehr betroffen. Und er machte eine Gegenbedingung: förmliche Verlobung und Ringwechsel in Gegenwart der Aeltern, und nach diesem eine stille Stunde in der Nacht, wo Liebende ungestört von der Hochzeit, von der Reise und von den Einrichtungen im gräflichen Palaste kosen könnten. — Auch das gab jede der drei Schönen zu, und das Wort ward mit einem Kusse versiegelt. Aber im Küssen sagte jede: „Liebster Graf, wie seid Ihr doch so gar bleich? Leget das schwarze Gewand ab, es macht Euch noch bläßer.“ Dann antwortete er immer: „Ich trage schwarz, um ein Gelübde zu erfüllen. Am Hochzeittage erscheine ich roth und weiß, wie, Herzallerliebste, deine Wange.“

Also hielt der Graf Verlobung mit jeder, das geschah am gleichen Tage. Dann schlich er im Finstern zu jeder ins Schlafkämmerlein. Das geschah in der gleichen Nacht. — Als des andern Morgens die Mädchen zu lange schliefen, gingen die Aeltern, sie zu wecken. Da lag jede der Jungfrauen eiskalt im Bette, und den Hals umgedreht, das Gesicht im Nacken.

Zetergeschrei fuhr aus den drei Häusern über die Gassen. Alles Volk rannte erschrocken zusammen. Mord! Mord! ward geschrien; und weil der Verdacht auf den Grafen von Gräbern fiel, sammelten sich die Menschen vor dem Wirthshause zum Lindwurm, und die Stadtweibel und Harschiere drangen hinein. Da wehklagte im Hause

der Wirth, sein Gast sei verschwunden mit all seinen Knechten, und Niemand habe sie sehen fortwandern. Alles Gepäck, dessen so viel gewesen, sei davon, und habe es doch Niemand von hinnen getragen; aus dem wohlverschlossenen Stalle seien die vielen prächtigen Rosse entkommen, und Keiner auf den Straßen, kein Wächter an den Thoren habe von ihnen gehört.

Da erschrack alle Welt, und Jeder schlug ein Kreuz und segnete sich, wer an den Häusern der unglücklichen drei Bräute vorüberging. Drinnen heulte Jammer und Schmerz, und bedenklich mußte Jedem vorkommen, daß die reichen Geschenke, die prächtigen Brautkleider, die der Graf schon gegeben, die Perlenschnüre, Steinringe und Diamantenkreuze nicht mehr gefunden werden konnten.

Es war nur ein kleines Leichengefolge, welches den Särgen der drei Jungfrauen zum Thor hinaus nachwandelte, in schwarze Mäntel gehüllt. Und als die Särge auf dem Gottesacker bei der Sebalduskirche niedergesetzt worden waren, und das Gebet verrichtet werden sollte, sah man einen langen Mann aus dem Gefolge hinweggehen, den man bisher nicht bemerkt hatte. Und wie man ihm nachsah, wunderte sich Jeder, wie er, obgleich er vorher schwarz gekleidet gewesen, allmälig ganz weiß ward. Und es erschienen drei rothe Flecken auf dem weißen Wamms, und das Blut träufelte sichtbarlich über die Schöße des Wammses herunter. Und der lange bleiche Mann ging zum Schindanger.

„Jesus Maria!“ schrie der Wirth vom Lindwurm: „das ist der todte Gast, den wir vor einundzwanzig Tagen dort einscharren ließen.“

Entsetzen ergriff die auf dem Kirchhof waren, und alle liefen mit Grausen davon, und die Hacken wurden ihnen unter den Füßen lang. Ein Sturmwind mit Schnee und Regen blies in heftigen Stößen ihnen nach. Drei Tage und drei Nächte blieben die Särge unbeerdigt stehen neben den offenen Grüften.

Als die Obrigkeit endlich befahl, sie einzusenken, und die Aeltern viel Geld an herzhafte Männer boten, das letzte Liebeswerk zu leisten, verwunderten sich diese Männer gar sehr. Denn wie sie die Särge aufhoben, fanden sie dieselben so leicht, als wenn sie leer wären, und doch sah man noch die Deckel fest vernagelt. Einer faßte Muth, holte Stemmeisen und Hammer, und ein anderer mußte den Herrn Pfarrer und Kapellan rufen. Wie die Särge geöffnet wurden, fand man dieselben ganz leer, und auch kein Todtenkissen, kein Leintuch, keinen Strohhalm darin. Also wurden die leeren Särge vergraben.

Hier machte Waldrich eine Pause. Es war Todtenstille im Zimmer. Alle Kerzen brannten dunkel und warfen falbes Halblicht auf den Kreis der Horchenden. Die Männer saßen und standen ernsthaft umher; die jungen Frauenzimmer hatten sich unvermerkt paarweise enger an einander gedrängt, und die betagten Frauen horchten noch, da Waldrich schon lange schwieg, mit gefalteten Händen und verlängerten Gesichtszügen.

„Vor allen Dingen putzt die Lichter!“ rief Herr Bantes: „Und redet wieder, daß man warme Menschenstimmen höre, sonst lauf' ich davon. Das Teufelszeug könnte einem Grauen machen.“

Das war Jedem aus der Seele gesprochen. Man lief zu den Kerzen. Man stand auf. Man bot Erfrischungen umher. Man gefiel sich, recht laut zu plaudern und laut zu lachen, und sich mit der Furchtsamkeit zu necken, die Einer am Andern bemerkt haben und Keiner gestehen wollte. Man nannte die Sage vom todten Gaste das tollste Mährchen, was je eine Ammenphantasie ausgebrütet habe, und meinte, wenn eine Miß Anna Radclif oder ein Lord Byron darum wüßten, die Welt noch ein Meisterstück des Schauerlichen zu erwarten hätte.

Sobald aber der Stadtkommandant vom Reden und die Gesellschaft vom Hören ausgeruht hatten, ward das Bitten um den zweiten Theil der Sage, oder um die Geschichte von der andern Erscheinung des todten Gastes, begonnen. Man setzte sich im Halbkreise um den Erzähler, ohne seine Erklärung abzuwarten, ob er fortfahren wolle. Mit furchtsamer Neugier richteten sich Aller Augen auf ihn, als er endlich seinen Platz einnahm. Gruppenweise rückten gleich Anfangs die Mädchen ihre Stühle enger zusammen; eben so die Matronen unter einander. Es ward neue Stille.

Das heutige Beckersche Gut vor der Stadt gehörte ehemals, wie Sie wissen, einer freiherrlichen Familie von Roren — erzählte Waldrich —, die es aber schon seit hundert Jahren nicht mehr bewohnte, sondern in Pacht gab, bis es vor ungefähr zwanzig Jahren in den Kriegsunruhen an den verstorbenen Herrn Hofrath Becker kaufsweise kam. Der letzte Baron, welcher dieses Gut, zu dem noch ein großer Theil unserer Stadtwaldungen gehörte, mit seiner Familie zuweilen selbst bewohnte, war ein ungeheurer Verschwender. Er zog freilich nur hierher, wenn er nach seinem Aufwand, den er zu Venedig oder Paris getrieben, wieder Kräfte sammeln wollte. Allein selbst seine ökonomischen Erholungszeiten auf dem prächtigen Edelsitze waren meistens nur Fortsetzungen der gewohnten Lustbarkeiten in verjüngtem Maßstabe. Noch jetzt sehen wir ja die Spuren der alten Größe und Pracht an den weitläufigen Ruinen des ehemaligen Schlosses und der Nebengebäude, die schon vor siebenzig Jahren ein Raub der Flammen geworden sind, und an deren Seite sich jetzt das schöne, bürgerlich-bescheidene Landhaus erhebt, welches der Hofrath Becker zu seiner Zeit aufführen ließ. Weit umher, wo jetzt der Pflug geht, war ehemals Alles Garten.

Als der Baron das letztemal zu seinem Edelsitze kam, war es zu ganz ungewöhnlicher Zeit und in ganz ungewöhnlich großer Gesellschaft, näm-

lich spät im Herbst und mit fünfzehn bis zwanzig jungen Edelleuten und deren Dienerschaft. Seine Tochter war damals die Braut des Vicomte de Vivienne, eines reichen und liebenswürdigen Wildfangs, der die deutschen Höfe mit Aufträgen des Kardinals Dubois bereiset hatte. Dubois war der allmächtige Minister des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, und Vivienne sein besonderer Günstling.

Man kann sich denken, der Baron von Roren ließ es an nichts fehlen, seinem Gaste den Aufenthalt im ländlichen Palaste neben einer kleinen Stadt so angenehm, als möglich zu machen. Die Freuden der Tafel, die Freuden der Jagd in den benachbarten Forsten, die Freuden des Hazardspiels um aufgeschichtete Goldsummen, wechselten mit Lustreisen, mit Aufführung kleiner französischer Schauspiele u. s. w. unablässig ab. Graf Altenkreuz, ein junger reicher Lebenslustiger, der Sohn einer der vornehmsten Familien am Niederrheine, machte in dieser frohen Bande den Freudenmeister. Er war ein Erzspieler, kannte das Treiben aller damaligen Höfe, und hatte an allen die kostbare Kunst gelernt, die Tage im möglichsten Wechsel der Lustbarkeiten zu verjubeln. Nichts kam darin seinem erfinderischen Witze gleich. Der Baron von Roren hatte erst kurz vorher, ehe er nach Herbesheim ging, seine Bekanntschaft gemacht, und ihn als einen wahren Schatz mitgenommen, vermuthlich wohl auch deswegen, weil Altenkreuz gern und hoch spielte, aber nicht immer glücklich. So war von ihm, zur Herstellung zerrütteter Finanzen, mancher schöne Beitrag zu hoffen.

Eben dieser junge Wüstling war es auch, der, wie die Wintertage anrückten, auf den Einfall gerieth, man müsse einmal Maskenbälle geben, und zwar also, daß sich Jeder seine Schöne dazu aus der Nachbarschaft oder aus der Stadt, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, wählen könne. Denn in der That fehlte es den Gesellschaften und Festen der Herren an Frauenzimmern. Die junge Baronesse Roren und einige ihrer Freundinnen verloren sich zu sehr in der zahlreichen Menge der Herren. „Wozu denn, wo man Freuden sucht, nach dem Stammbaum schauen?“ sagte Altenkreuz: „Die Schönheit ist jedem Stande, selbst den Königinnen, ebenbürtig, und unter den Grisetten zählt man Schönheiten, die auch kein Hof verschmäht.“

Alles klatschte Beifall, wenn schon die Fräulein ein wenig die Nase rümpften. Nun wurden Putzmacher und Schneider des Städtchens in Bewegung gesetzt, sogar aus andern Städten verschrieben, um Maskentrachten von allerlei Art zu bereiten. Der Vicomte de Vivienne wollte auch hier an Geschmack vor Allen sich auszeichnen, und Altenkreuz auch hier, wie immer, den Franzosen überglänzen. Er suchte sich in Herbesheim den geschicktesten Schneider und das hübscheste Mädchen, um es zum Ball zu führen. Beides fand er unter einerlei Dach beisammen. Meister Vogel war der beste Schneider, welcher sogleich die Vorzeichnungen des Grafen verstand, und seine Tochter Henriette in der ersten Blüthe ihrer Reize, die den Grafen bald mehr, als sie sollten, bezauberten.

Der Graf fehlte nur selten im Hause des Meisters. Er hatte beständig nachzusehen, damit nichts verdorben würde. Besonders hatte er der fleißigen Henriette bei ihrer Arbeit viel zu erinnern. Auch ein Paar köstliche weibliche Anzüge ließ er verfertigen für den Maskenball, die mußte Henriette nicht nur nähen, sondern der Vater ihr auch nach ihrem eigenen Körper anmessen, weil der Graf sagte, daß ein Fräulein von einem benachbarten Edelsitze, welches er zum Ball führen würde, vollkommen Henriettens schlanke Gestalt habe. Dabei war er sehr freigebig; bloß die kleinen Geschenke, die er machte, waren zuletzt so viel werth, als der wirklich bedungene Arbeitslohn. Daß Henriette die ausgewähltesten Geschenke bekam, verstand sich von selbst, und daß er ihr, wenn er sie allein traf, viel Schmeichelhaftes über ihre Schönheit sagte, ja zuletzt sogar von Liebe sprach, war bei seiner Leidenschaftlichkeit vorauszusehen. Henriette mochte nun freilich von diesen Zärtlichkeiten nichts hören, denn sie war ein ehrbares Mädchen, und noch überdies schon mit einem Gesellen ihres Vaters versprochen; aber sie hörte doch auch die Süßigkeiten eines so vornehmen und gütigen Herrn nicht mit Verdruß, denn ein Mädchen kann selten auf den böse werden, von dem es verehrt wird.

Wenige Tage vor dem Balltage — schon waren die Maskenkleider fertig — kam Altenkreuz sehr düster und verstimmt in Meister Vogels Haus. Er bat den Meister, ein Wort mit ihm allein zu reden, und sie entfernten sich.

„Meister,“ sagte er, „ich bin in schwerer Verlegenheit. Ihr, wenn Ihr wollet, könnet mir aus der Noth helfen, und ich will es euch besser lohnen, wenn Ihr mir den Gefallen erweiset, als wenn Ihr mir das ganze Jahr durch Ballkleider nähtet.“

„Ich bin Ew. Gnaden allzeit gehorsamer Diener!“ versetzte mit Verbeugung und lächelnder Miene der Schneider.

„Denkt nur, Meister,“ sagte Altenkreuz ferner, „mein Fräulein, das ich zum Tanz führen sollte, ist krank geworden und läßt mir absagen. Alle andern Herren haben ihre Tänzerinnen, und, Ihr wißt es, meistens Bürgerstöchter aus der Stadt. Nun steh' ich da, ohne meine andere Hälfte. Ich könnte sie wohl noch in den Familien der Rathsherren und Kaufleute finden: aber welcher passen die Ballkleider? Ihr seht, Meister, ich muß Euch schlechterdings um Eure Tochter bitten. Ihr selbst habt ihr ja die Anzüge auf den Leib gemessen. Ihr müßt sie bitten.“

Der Schneider stutzte Anfangs. So viel Ehre

hatte er nicht erwarten können. Er verbeugte sich vielmals, und konnte kein Wort hervorbringen.

„Henriette soll es nicht bereuen,“ fuhr Altenkreuz fort: „die Kleider, in denen sie tanzt, bleiben ihr Eigenthum, und ich will ihr, was in einer glänzenden Gesellschaft noch nöthig sein mag, um würdig zu erscheinen, mit Freuden anschaffen.“

„Ew. Gnaden sind allzugütig!“ rief Meister Vogel: „Ich muß Ew. Gnaden auch noch ohne Selbstlob sagen, das Mädchen tanzt vortrefflich. Sie sollten sie nur an der Hochzeit meines Nachbars, des Zinngiessers, gesehen haben. Ich bin starr und steif geworden, wie ich das Mädchen so tanzen sah. Es hat nichts zu sagen. Bleiben Ew. Gnaden nur im Zimmer hier. Ich will das Mädchen herschicken. Tragen's Ew. Gnaden vor, und an mir soll's nicht fehlen.“

„Aber, Meister,“ versetzte Altenkreuz, „Henriettens Bräutigam ist vielleicht eifersüchtig, woran er sehr Unrecht hätte. Ihr müsset ihm ein gutes Wort geben.“

„Oh!“ rief Meister Vogel: „der Lümmel darf mir nicht mucksen.“

Er ging. Nach einem Weilchen trat Henriette erröthend ins Zimmer. Der Graf bedeckte ihre Hand mit seinen Küssen. Er sagte ihr seine Wünsche, seine Verlegenheiten, und daß er sie bäte, auf seine Kosten Alles anzuschaffen, was sie für unentbehrlich halte, um gleich dem geschmücktesten Fräulein zu erscheinen. Sie erröthete von Neuem, besonders als er ihr zuflüsterte, sie werde die erste Schönheit des Balles sein, und als er ihr ein Paar der prächtigsten Ohrringe überreichte.

Das war für ein schwaches, eitles Mädchen fast zu viel. Henriette dachte sich in einem flüchtigen Augenblicke den Glanz des Festes, sich darin glänzend und bewundert, vom Kopfe bis zum Fuße den ersten Fräulein gleich gekleidet... aber sie blieb verlegen, und stammelte etwas von ihrem Vater her, wenn er es erlauben würde.

Altenkreuz beruhigte sie über diesen Punkt. Und da sie nun nicht anstand, seine Einladung dankbar anzunehmen, schloß er sie entzückt in die Arme und sagte: „Henriette, was soll ich's dir läugnen? Du, und kein anderes Fräulein, warst vom ersten Augenblicke an meine Auserwählte. Dich hatte ich schon ersehen, als dein Vater dir den Maskenanzug auf deinem schönen Leibe maß. Nur zur Tänzerin wählte ich dich damals. Ach, Henriette, ich möchte dich zu mehr wählen; denn ich bete dich an. Du bist nicht so wunderlieblich geschaffen, um das Eheweib eines rohen, armen Schneidergesellen zu sein. Du bist zu Höherm bestimmt. Verstehst du mich, willst du mich verstehen?“

Sie antwortete nichts, zog sich aus seinem Arm, und versprach nun, seine Tänzerin zu werden, wenn der Vater nichts dagegen habe. Beide gingen in die Arbeitsstube zurück. Hier lispelte Altenkreuz dem Meister nur ins Ohr: „Sie ist es zufrieden. Sorget, daß ihr das Nöthige angeschafft werde, um anständig zu kommen. Hier nehmet dies zur Bestreitung der Auslagen.“ Und er drückte dem Alten eine Rolle Goldstücke in die Hand und ging.

Jetzt aber gab es erst stürmische Auftritte im Hause des Schneiders; denn Christian, der Geselle, Henriettens Verlobter, ward fast toll, als er vernahm, wovon die Rede sei. Weder die tausend Liebkosungen des weinenden Mädchens, noch die Flüche und Schwüre des Alten konnten ihn wieder zur Vernunft bringen. Das dauerte den ganzen Tag. Henriette hatte eine schlaflose Nacht. Sie war dem Christian in vollem Ernste gut, aber sie konnte ihm doch unmöglich, wie er es trotzig forderte, die Gelegenheit aufopfern, einmal an einem Maskenball unter allen Vornehmen der Stadt und der Nachbarschaft, im höchsten Schmuck, wie sie ihn in ihrem Leben nicht getragen hatte, Bewunderung zu ärnten. Er verlangte in der That auch beinahe das Unmögliche. Ja, sie konnte nicht anders, als glauben, er liebe sie nicht wahrhaft, weil er ihr eine solche Freude, die an sich so höchst unschuldig war, mißgönnen mochte.

Am andern Tage war Christian wohl etwas ruhiger, das heißt, er tobte nicht mehr so erschrecklich; aber doch wiederholte er immer drohend und warnend sein: „Und du gehst nicht zum Ball!“ dem Henriette gewöhnlich eben so mürrisch entgegensetzte: „Und ich gehe doch!“ worauf der Vater hinzuzusetzen pflegte: „Und sie soll geben, dir zum Trotz, ich befehl' es.“ — Tanzschuhe, Seidenstrümpfe, feine Schnupftücher, Spitzen u. s. w., Alles auf's Kostbarste, ward angekauft.

Wie aber der Balltag kam und aus der Sache Ernst ward, schnürte Christian sein Bündel und trat vollkommen reisefertig herein und sprach: „Gehst du, so geh' ich auch, und wir sind auf ewig geschiedene Leute.“ — Henriette erblaßte. Der Alte, der schon vorher heftig mit Christian gezankt hatte, sprach: „Packe dich, wenn du willst. Ich will doch sehen, wer von uns hier Meister ist! Henriette bekommt noch alle Tage einen Mann, zehnmal besser, als du bist.“ — Aber Henriette weinte. Da trat ein Bedienter des Grafen Altenkreuz mit einer Schachtel herein, die er im Namen seines Herrn abgab. Sie enthielt, sagte er, noch einige Kleinigkeiten zum Anzuge der Jungfer Vogel. Es war ein kostbarer Schleier; es waren prächtige Rollen breiten Seidenbandes; es war eine zierliche Korallenschnur zum Halsbande; es waren zwei Brillantringe. Henriette sah seitwärts nach den Herrlichkeiten, die der Vater hervorzog, und durch ihre Thränen funkelten die Diamanten der Ringe noch sonnenhafter in allen Farben. Sie wankte zwischen Eitelkeit und Liebe.

„Und du gehst nicht!“ rief Christian.

„Und ich gehe!“ sagte Henriette mit stolzer Entschlossenheit: „Du bist nicht werth, daß ich so viel um dich weine; du bist nicht werth, daß ich dich so lieb habe. Denn nun sehe ich deutlich,

daß du mir so viel Freude und Ehre nicht gönnest, und mir nie gut gewesen bist.“

„Meinethalben!“ sagte Christian: „So geh! Du brichst ein treues Herz.“ Er warf ihr den von ihr empfangenen Ring vor die Füße, und ging und kam nicht wieder.

Henriette schluchzte laut, wollte ihn zurückrufen; allein der Vater tröstete sie. Der Abend kam. Sie kleidete sich zum Ball an. Die Zerstreuungen des Putzes machten sie bald des davongelaufenen Liebhabers vergessen. Ein Wagen rollte vor das Haus. Altenkreuz kam, sie abzuholen. Man fuhr davon. „Ach, Henriette!“ sagte er im Wagen: „du bist unendlich schöner, als ich glaubte. Du bist eine Göttin. Du bist für solchen Putz und nicht für deinen niedrigen Stand geboren!“

Das Fest war glänzend. Altenkreuz und Henriette erschienen diesen Abend schwarz, in altdeutscher Tracht. Beide zogen durch ihre Pracht Aller Augen an sich; denn sie übertrafen selbst die Pracht des Vicomte de Vivienne und der jungen Baronin von Roren, die sich durch die bunten Reihen, als Perser und Perserin, bewegten.

„Der Schwarze ist kein Anderer, als der Graf!“ sagte der Vicomte zu seiner Geliebten: „Wozu nur der Narr die Larve vornimmt! Er kann doch seine Stangenfigur nicht verkürzen, mit der er eines Kopfes Länge über Alle wegragt. Um sich kenntlicher zu machen, bedarf dieser Ritter von der traurigen Gestalt wahrhaftig seiner Leibfarbe nicht, in der er sich alle Tage wie ein Pariser Abbé zur Schau stellt, Schwarz auf Schwarz. Aber neugieriger bin ich, wer seine Tänzerin sei. Wahrhaftig, sie hat schönen Wuchs, und tanzt allerliebst.“

„Ich wette,“ sagte die Baronesse, „irgend ein gemeines Ding aus der Stadt. Man sieht es der gezwungenen, ungelenken Haltung an.“

Der Ball dauerte tief in die Nacht, ehe man zum Gastmahl ging, bei dem man natürlich die Masken ablegte. Da gab es beim Erblicken so vieler reizenden fremden Gesichter neue, angenehme Ueberraschungen. Der Vicomte konnte sich an der lieblichen Altdeutschen nicht satt schauen. Er saß bei der Tafel neben ihr, so wie Altenkreuz bei der jungen Baronin. Die beiden Herren schienen hier ganz ihre Rollen zu wechseln; so viel Artigkeiten, die fast mehr als Artigkeiten waren, der Vicomte seiner freudetrunkenen Nachbarin spendete, eben so viel der Graf der Geliebten des Vicomte. Diese Vertraulichkeiten setzten sich auch nach aufgehobener Tafel fort.

„So wahr ich lebe,“ sagte der Vicomte zum Grafen, „ich kapere Ihnen Ihre Tänzerin, und wenn Sie mir darüber todfeind würden.“

„Ich habe die Rache in Händen, lieber Vicomte,“ erwiederte Altenkreuz: „ich kapere Ihnen Ihre liebenswürdige Baronesse.“

Der Vicomte, den die neue Leidenschaft und der alte Wein am Tische allzulebhaft gemacht hatten, sagte unbesonnen genug, und ohne darauf zu achten, daß die Baronesse in der Nähe stand und es wohl hören konnte: „Ein Dutzend meiner Baronessen für die einzige Venus im altdeutschen Kostüm!“

„Vicomte,“ rief der Graf finster: „besinnen Sie sich, was Sie sagen. Wie artig immerhin meine Tänzerin sei, der erste Preis der Schönheit gebührt immerhin der Königin dieses Festes, Ihrer Braut.“

„Titularkönigin! Titularkönigin! Ich halte es mit der wirklichen Macht!“ rief der Vicomte. Der Graf gab ihm vergebens durch Blicke und Winke, wegen der Nähe der Baronin, zu verstehen, daß er sich mäßigen solle; redete zuletzt entschlossener, und gebot dem Vicomte, keine Beleidigung weiter, wegen der Baronin, die sich zornig entfernte, auszustoßen. So kam es zum Wortwechsel. Umsonst suchte der Graf wieder zum Gütlichen einzuleiten. Der Vicomte, von Liebe, Wein und Aerger entflammt, betrug sich immer unanständiger. Die Gäste traten zusammen. Der Graf suchte durch Schweigen größeres Aufsehen zu verhüten. Als der Vicomte aber sagte: „Graf, ich hätte nicht geglaubt, daß ein so abgezehrter Wüstling, wie Sie, noch Kraft genug zur Eifersucht habe; denn nur ohnmächtige Eifersucht spricht aus Ihnen!“ — da konnte sich auch Altenkreuz nicht länger mäßigen.

„Vicomte!“ rief er: „Wüstling? Ich? Wer sagt das?“

„Ihr eigenes bleifarbenes Gesicht!“ lachte höhnisch der Vicomte.

„Wenn Sie keine Memme sind, Vicomte,“ sagte der Graf, „so geben Sie morgen Rechenschaft über Ihre Albernheit. Einer von uns wird dies Haus verlassen müssen. Sie sind ein Geck.“

Baron von Roren hatte seine Tochter in einem Nebensaale weinend angetroffen und von ihr die Ungezogenheiten des Vicomte erfahren. Er suchte ihn auf. Er hörte noch die letzten Reden des Grafen. Alle Anwesenden waren gegen den Vicomte empört. Der Baron faßte zornig die Hand des Vicomte und führte ihn auf die Seite: „Sie haben meine Tochter öffentlich beschimpft: Elender, haben wir das um Sie verdient? Mir geben Sie diesen Augenblick, nicht erst morgen, Genugthuung.“ — Damit verliessen Beide den Tanzsaal. Während sich hier die Paare von neuem reiheten, um im Tanze die gestörte Freude herzustellen, waren der Baron und der Vicomte in einen erleuchteten einsamen Nebensaal getreten. Ihnen auf dem Fuße aber war der Graf gefolgt. Er brachte zwei Degen, und bot einen dem Vicomte dar, indem er sich zugleich gegen den Baron wandte und sagte: „Erlauben Sie, Herr Baron, daß ich die Ehre der göttlichen Baronesse und meine eigene an diesem Nichtswürdigen räche!“

Der Vicomte rief wüthend: „Nun denn, du Aschengesicht, zieh!“ Und damit zog er den Degen, schleuderte die Scheide weg und fiel den Grafen

an. Dieser vertheidigte sich mit vieler Kaltblütigkeit. Es währte der Zweikampf keine drei Minuten, da ward dem Vicomte der Degen mit gewaltiger Macht aus der Hand geschleudert, daß die Klinge weit weg in einen großen Wandspiegel flog, der in tausend Stücken zersplitterte.

„Erbärmlicher Mensch!“ rief der Graf: „Dein Leben ist in meiner Macht. Ich möchte mich nicht mit deinem verächtlichen Blute besudeln. Fort aus dieser Atmosphäre, und erscheine mir nicht wieder.“ Damit gab er dem Vicomte einen flachen Hieb über den Rücken, und warf ihn mit Riesenstärke zur Thür hinaus.

Noch in derselben Nacht verließ der Vicomte de Vienne mit seinen Leuten das Schloß.

Wie schwer gekränkt auch die junge Baronin durch die Unanständigkeiten des Vicomte gewesen, hatte sie doch in der Ehre, daß man ihretwillen die Degen gezogen, volle Entschädigung gefunden. Zwar hatte sie den Vicomte eigentlich nie geliebt; aber jetzt haßte sie ihn; — hingegen der Graf, der ihr vorher nicht hübsch genug gewesen, schien ihr nun wirklich viel Angenehmes zu haben. Man muß sich über die plötzliche Verwandlung eben nicht wundern. Ist es doch bekannt: Liebe macht blind. Und die Selbstliebe der Eitelkeit ist ja auch eine Liebe.

Wie sie alles Vorgefallene von ihrem Vater erfahren hatte, suchte sie den Grafen mit einer, freilich nur angenommenen, Aengstlichkeit auf. Sie wußte sehr gut, daß von beiden Seiten Alles blutlos abgelaufen war.

„Aber,“ rief sie, „bester Graf, was haben Sie begonnen? Sie sind doch nicht verwundet? Um Gotteswillen, wie Sie mich erschreckt haben!“

— Meine Gnädige, und wenn ich nun für Sie verwundet wäre, wie stolz würde ich sein! Fürchten Sie nichts; mich verwundet solch ein Geck, wie der Vicomte, nicht leicht. Wollen Sie aber doch ein wenig Mitleiden mit mir haben, so haben Sie es immerhin; denn verwundet bin ich doch, an gefährlicher Stelle, — in diesem Herzen — und noch dazu durch Sie. Aber dafür haben Sie kein Mitleiden.“

„Tändler! Bis jetzt hat Ihnen die ganze Welt noch keinen Wundenschmerz angesehen.“

— Ich schwieg und litt, und wollte gern eins der vielen Opfer Ihrer Reize sein. Ich schwieg, und war glücklich, Sie mit Hinwagung meines Lebens an einem Frevler zu rächen. Ich werde schweigen, und werde einst mit Freuden für Sie sterben.

„Schweigen Sie!“ sagte die Baronin lächelnd, und vergalt seine Worte mit einem leisen Händedruck: „Führen Sie mich lieber zum Tanz.“

Sie tanzten. Beide wurden nun vertraulicher, da er das schwere Geständniß, das schwerste für jeden Liebenden, schüchtern ausgesprochen, und sie es nicht verworfen hatte. Als sie ihn ihren vielgetreuen Kämpen und Ritter im Scherze nannte, verlangte er auch auf Ritterweise den Ehren- und Minnesold. Den nun freilich verweigerte die junge Baronin, ob er gleich nur in der Erlaubniß eines Kusses auf ihre glühende Wange bestehen sollte; aber die Eroberung war ihr darum nicht minder angenehm.

Noch freudeberauschter war Henriette. Sie sah sich als den Gegenstand allgemeiner Bewunderung. So viel Schönes war ihr in ihrem Leben noch nicht über ihre Schönheit gesagt, wie hier von den vielen jungen Edelleuten auf dem Balle. Als der Graf sie gegen Morgen wieder im Wagen zum väterlichen Hause zurückführte, und sie wieder zum nächsten Balle einlud, verdoppelte sich ganz natürlich ihr Entzücken. „Ach, Henriette,“ seufzte er, „wirst du mich nie ein wenig lieben? Du hattest heute einen frohen Abend; willst du nicht immer diese Abende, diese Tage, diese Nächte? Es hängt von dir ab. Als Gräfin von Altenkreuz ist dein ganzes Leben ein fröhlicher Balltag.“

Sie schwieg. Er raubte ihr einen Kuß, indem er sie an seine Brust drückte. Sie zitterte und schwieg, und duldete den zweiten.

Des andern Tags fehlte der Graf nicht, sich nach dem Befinden beider Tänzerinnen zu erkundigen und bei Beiden seine Bewerbungen fortzusetzen. Beiden machte er glänzende Geschenke; beider Mädchen Eitelkeit begeisterte er so, daß beide sich zuletzt einbildeten, sie liebten ihn wirklich. Die Väter, der Schneider wie der Baron, wurden auf gleiche Weise von ihm geblendet. Der Schneider glaubte sich bald reich genug, sein Handwerk aufgeben zu können, und der Baron konnte den Grafen nicht genug loben und schmeicheln, denn dieser hatte ihm, der in bedeutender Geldverlegenheit war, wirklich beträchtliche Summen vorgeschossen.

Altenkreuz hatte also leichtes Spiel, als er, um zum Ziel zu kommen, beim Schneider um Henriettens Hand, beim Baron von Roren um dessen Tochter anhielt. Ohne daß Einer vom Andern wußte, gaben ihm Beide das Jawort, wie er es endlich auch schon von den beiden hoffärtigen Mädchen herausgelockt hatte. Ja, was das Aergste war, dieser unersättliche Verführer hatte dasselbe Spiel noch im Hause eines Beamten in der Stadt getrieben, durch seine Künste die Tochter des Hauses von ihrem Geliebten getrennt und dann dessen Stelle eingenommen. Förmlich ward die Verlobung mit Allen abgeschlossen.

Der Baron feierte den Verlobungstag seiner Tochter mit Gastmahl, Spiel und Ball. Auch Henriette ward wieder dazu eingeladen, und Altenkreuz empfing Erlaubniß von seiner Braut, die Schneiderstochter, jedoch erst Abends, zum Tanze abzuholen. Es war aber ein fürchterlicher Tag in der Natur; Sturm, Regen und Schnee wütheten. Sogar Blitz und Donner fanden sich mit Hagelschauern ein. Von den Dächern rasselten die Ziegel; viele Bäume stürzten gebrochen. Dessen ward man jedoch im Tanzsaal nicht gewahr. Hier glänzte

von hundert Kerzen ein heller, warmer Tag, und Liebe, Wein und Spiel herrschten ungestört unter den Schrecken der empörten Aussenwelt.

Die junge Baronin und Henriette schwammen in Seligkeit. Der Graf weihte sich jener mit gesteigerter Zärtlichkeit fast ausschließlich; nur selten tanzte er mit Henrietten, die sich indessen mit den Anbetungen schadlos hielt, die ihr von andern Tänzern wetteifernd dargebracht wurden. Die junge Baronin, die in wirklich königlicher Pracht ganz in die verschwenderischen Geschenke ihres Verlobten gekleidet war, tanzte mit ausgelassener Lust, und weidete sich stolz an der neidischen Bewunderung der übrigen Frauenzimmer. Viele der reichsten Edelfräulein der ganzen Nachbarschaft mußten diesen Abend Zeuginnen ihres Reichthums sein, und sie ließ mehreren empfindlich fühlen, daß sie, als Braut des reichsten Grafen von Deutschland, nicht mehr Ihresgleichen kennen möchte.

Früh ermüdet verließ sie den Ball gegen Morgen, ehe der Ball selbst geendet war. Der Graf, liebetrunken, führte sie unbemerkt hinweg. Im Nebensaale fanden sie eine der Kammerfrauen, die ihr zum Schlafgemach folgen wollte. Die junge Baronin, am Arm ihres Verlobten, sagte hocherröthend: „Macht Euch lustig, ich will Euern Dienst nicht, und will mich selbst entkleiden.“ Sie ging durch den Korridor, der Graf folgte ihr ins Schlafgemach.

Als er zurückkam, war die Gesellschaft eben bereit zum Aufbruch. Die Wagen fuhren vor. Altenkreuz führte Henrietten zum Wagen und begleitete sie bis zum Hause. Alles schlief. Leise öffnete sie. Vergebens sträubte sie sich vor dem Hause. Der Graf hieß den Kutscher zurückfahren. Er folgte Henrietten.

Folgendes Morgens schon früh durchlief ein entsetzliches Gerücht die Stadt, man habe die Tochter eines Beamten todt im Bette gefunden, den Hals umgedreht. Man drängte sich zu dem Hause hin; Aerzte und Polizeibeamte eilten dahin. Die schreckliche Wehklage aus dem Trauerhause scholl weit durch den Haufen der hinzugeströmten Neugierigen. Jetzt fiel Mehreren die Begebenheit ein, welche sich schon vor hundert Jahren, ebenfalls in der Adventszeit, zu Herbesheim ereignet hatte. Die Sage vom todten Gaste lebte wieder auf. Todesschrecken kam über alle Familien.

Auch der Meister Vogel hörte davon. Da dachte er mit heimlichem Grausen an Henrietten; doch befremdete ihn ihr langes Schlafen nicht, da sie erst spät vom Balle zurückgekommen war. Aber wenn er des todten Gastes gedachte, wie ihn die Sage schilderte, und dann an den Grafen Altenkreuz dachte — an ihn, den großen, langen Mann, an sein bleiches Gesicht, an die schwarze Kleidung, in der er immer zu gehen pflegte — dann ward es ihm doch, als wolle sich sein Haar aufwärts sträuben. Indessen er glaubte an die Sage nicht, weil die ganze Stadt an das Geschwätz nie geglaubt hatte. Er machte sich selbst über seine abergläubige Einbildung Vorwürfe, und ging zum Schränkchen, eine kleine Herzstärkung gegen seine Schwäche zu nehmen, ein Gläschen Madera, von des Grafen Geschenken. Zu seiner Verwunderung fehlte die Flasche; noch mehr staunte er, als er, in andern Schränken nachsuchend, Eins ums Andere Alles fehlen sah, was er oder seine Tochter jemals durch die Freigebigkeit des Grafen empfangen hatten. Er schüttelte den Kopf.

Ihm ward nicht wohl. Er ahnete Böses. Allein und still schlich er die Treppe hinauf zu Henriettens Kämmerlein, daß im schrecklichsten Fall kein anderer Zeuge vorhanden wäre, und er nicht das Gerede der Stadt würde. Leise öffnete er die Thür. Er ging zum Bett der Tochter, und hatte doch nicht das Herz, aufzublicken. Und als er endlich die Augen flüchtig dahin richtete — dunkel ward es ihm vor seinen Sinnen — da lag sie todt, das schöne Gesicht im Nacken. Betäubt, wie vom Blitzstrahl, stand er da. Mitten in der Betäubung nahm er den blassen Kopf der Verstorbenen, und legte denselben in seine natürliche Lage. Ohne zu wissen, was er that, eilte er davon zum Arzte, und meldete ihm den jähen Tod seines Kindes. Der Arzt betrachtete die schöne Leiche nnd schüttelte den Kopf. Meister Vogel, der um Alles in der Welt die Wahrheit nicht verrathen wissen wollte, meinte, Erhitzung auf dem nächtlichen Balle, dann der kalte Windsturm bei der Heimkehr möge die Ursache des schnellen Todes sein. Er heulte seinen Schmerz so laut aus, daß alle Nachbarn erschrocken zusammenliefen.

Noch sprach Alles in Straßen und Häusern vom Unglück der beiden Mädchen, als sich dazu ein neues Gerücht vom schnellen Hinscheiden der einzigen Tochter des Barons von Roren mischte. Zwar die Aerzte, welche vom Hause des Barons in die Stadt zurückkamen, versicherten, das Fräulein habe noch am Morgen gelebt, oder lebe noch; ein Schlagfluß, Folge nächtlicher Erkältung, Folge des Balles, habe das zarte Leben zerstört: allein wer hätte das glauben mögen? Jeder war überzeugt, die junge Baronin habe das Schicksal der Uebrigen gehabt, und der Baron ehrenhalber das Geld nicht gespart, um ihr Schweigen zu erkaufen.

Wirklich war das Haus des Barons plötzlich aus einem Wohnsitze rauschender Freuden in ein Trauerhaus verwandelt; der unglückliche Vater untröstlich. Sein Entsetzen, wenn es möglich gewesen wäre, zu vergrößern, mußte er noch die Entdeckung machen, daß alle Geldwechsel und Goldrollen, alle Halsbänder, Ringe, Juweelen, die der Graf von Altenkreuz dem Vater oder der Tochter gegeben, zugleich mit dem Leben der jungen Baronin verschwunden waren. Ja, der Graf selbst, den man aller Orten suchte, zu dem man aus mehrern Häusern schickte, hatte sich auf die unbegreiflichste Weise unsichtbar gemacht. Seine Zimmer standen so leer, aufgeräumt und sauber da, als hätte er nie darin gewohnt. Mit Kisten und Kasten,

Dienern und Pferden, Wagen, Allem, was ihm angehörte, war er davon, daß man auch kein Fädchen und Stäubchen mehr von ihm entdeckte.

So wurden an einem und demselben Tage die drei Leichen der unglücklichen Bräute zur Erde bestattet. Die Särge mit ihren Trauerbegleitungen trafen zu gleicher Zeit auf dem Kirchhofe vor der Stadt zusammen. Der Pfarrer hielt für sie insgesammt das Gebet. Da ging einer der Leidtragenden, in seinen schwarzen Mantel gehüllt, noch ehe das Gebet vollendet ward, seitwärts; und kaum wenige Schritte war er entfernt, sah man ihn, wie in veränderter Gestalt, in uraltmodischer, sonderbarer Tracht, schneeweiß, mit weißer Feder auf dem Hut, und auf dem Rücken wie auf der Brust, wenn er sich wandte, sah man drei dunkle rothe Flecken und ganz deutlich Blutstropfen niedertröpfeln über das weiße Wamms und die weißen Beinkleider. Er wandelte gegen den Schindanger, und ward nicht mehr gesehen. — Während Grausen die Betenden ankam, die ihm nachsahen, überfiel Grausen die Sargträger, als sie die Särge heben wollten, um sie in die Gruft zu senken. Denn diese schienen ihnen auch gar zu leicht, als wenn sie leer wären. Aber sie, voller Schrecken, stürzten die hohlen Kasten in die Grüfte und schütteten eilfertig Erde nach. Wolkenbruchartige Regenschauer mit Sturm fuhren herein ins Land. Alles flüchtete mit Furcht und Schrecken dem Thore der Stadt zu. Ein schneidender Wind sauſete ihnen im Nacken.

Wenige Tage nach diesem, im traurigsten Wetter, verließ der Baron von Roren sein Landgut. Nie kehrte aus seiner Familie Einer wieder hieher zurück. Die Gärten verwilderten. Das Schloß stand unbewohnt und verlassen, bis es, der Himmel weiß wie, ein Raub der Flammen ward.

Gegenseitige Erklärungen.

So schloß Waldrich seine Erzählung. Es war sichtbar, daß die aufmerksamen Zuhörer und Zuhörerinnen diesmal weniger von der Erzählung ergriffen ihre Plätze verliessen, als das erste Mal, und sich mit ungezwungener Munterkeit unter einander mischten. Indessen schien der zweite Theil der Sage doch auch nicht ohne Eindruck geblieben zu sein; denn man unterhielt sich den ganzen Abend davon, und Einige gar ernsthaft über die Möglichkeit solchen Spuks. Am keckſten jedoch spottete der alte Herr Bantes über das Mährchen. Sein Witz und Spott aber wirkte bei den Wenigsten; denn man kannte ihn schon als eine Art Freigeist, und man wußte, daß der ehemalige alte Pfarrer deutlich auf ihn gezielt habe, wenn in der Predigt von Arianern, Naturalisten, Deisten, Atheisten und Socinianern Rede gewesen war.

Wie mächtig die Erzählung Waldrichs allgemeine Theilnahme angeregt hatte, ward schon daraus klar, daß sie sich in den folgenden Tagen die ganze Stadt wiedererzählte, und daß sie, natürlich, mit mancherlei Zusätzen reich ausgestattet, herumgeboten ward. Zu einer andern Zeit hätte sie kaum hingereicht, den Abend einer hörlustigen Wintergesellschaft auszufüllen. Jetzt aber, da die Rede von der hundertjährigen Wiederkunft des todten Gastes an der Tagesordnung war, beschäftigte es allerdings die Neugier auch der Ungläubigsten oder Gleichgültigsten, was für eine Bewandtniß es mit dem todten Gaste habe.

Waldrich selbst erfuhr erst später, welches unbeabsichtigte Schicksal sein Geschichtchen hatte. Denn er mußte Herbesheim in Geschäften seines Regiments auf einige Wochen verlassen. Das hätte er nun gern abgelehnt, nicht nur wegen des häßlichen Winterwetters, das sich früh einzustellen drohte, sondern auch Friederikens, oder vielmehr seiner selbst willen. Denn nun erst, da seiner Liebe Gefahr drohte, war diese zur Leidenschaft geworden. Er zweifelte zwar nicht an der Treue ihres Herzens, noch weniger an ihrem Muth, auf keine Weise in den kaufmännisch berechneten Heirathsplan ihres Vaters einzugehen; aber — doch ängstigten ihn Gedanken von hunderttausend Möglichkeiten. Und hätten sie ihn nicht geängstigt, würde ihm doch die Trennung von der ihm heimlich Verlobten, deren ganzes Wesen sich ihm in der Gluth seiner Leidenschaft vergöttert hatte, unerträglich gewesen sein. — Allein der Befehl war da, und der soldatische Gehorsam konnte nichts einwenden.

„Friederike,“ sagte er am Abend vor seiner Abreise, da er zufällig mit dem Fräulein im halbdunkeln Zimmer allein beisammen war, „Friederike, nie, nie bin ich mit so schwerem Herzen von Herbesheim und von Ihnen gegangen, als diesmal. Und ist es gleich nur für wenige Wochen, ist es doch, als wäre es für ewig. Es steht etwas vor mir, wie ein dunkles Unglück, das sich durch Ahnungen verkündet. Mir wäre leichter, wenn ich bestimmt wüßte, es ginge in den Tod.“

Friederike erschrack über seine Worte. Sie ergriff seine Hand und sagte: „Macht dir etwa der Herr von Hahn Sorgen, daß er während deiner Abwesenheit eintreffe? Oder ist dir wegen meiner Standhaftigkeit bange? — Fürchte doch nichts, ich bitte dich, fürchte nichts. Sorge doch nicht für mich, sondern für dich, für deine Gesundheit, für dein Leben bei dieser ungesunden Jahrszeit. Denn ich gestehe dir, auch mir war noch bei keiner unserer Trennungen so übel zu Muth, wie diesmal. Ich weiß nicht zu sagen, warum; aber ich zittere, du kommest gar nicht wieder.“

Beide fuhren fort, sich ihre Bangigkeiten und Besorgnisse auszusprechen, — und was sie nicht öffentlich durften, thaten sie jetzt: sie sagten sich unter Umarmungen, Thränen und Küssen ihr Lebewohl, Beide mit dem schwerem Gefühl, es sei das letzte. Da trat eine Magd herein mit dem brennenden Licht. Waldrich eilte fort und aus dem Hause, um seine Thränen zu verbergen und seinen Schmerz im Freien auszuhauchen. Friederike ging in ihr Zimmer und schützte Kopfweh vor,

um sich ins Bett legen und den ganzen Abend ungestört sein zu können.

In der Nacht reisete der Hauptmann ab. Herr Bantes hatte vorher ihn noch gezwungen, einen guten, wärmenden Punsch mit ihm zu trinken. Aber der Punsch erheiterte das Gemüth des Scheidenden nicht, ob er sich gleich in Gegenwart des Herrn Bantes Gewalt that, fröhlich zu scheinen. Frau Bantes bemerkte es wohl. Und als sie folgendes Morgens zu Friederiken ans Bett trat und fragte: „Wie hast du geschlafen? Ist dir besser?“ sah sie wohl, daß das arme Mädchen blaß war und rothgeweinte Augen hatte.

„Kind,“ sprach sie, „ich merke, du bist krank. Warum verhehlst du der Mutter dein Leiden? Bin ich deine Mutter nicht mehr? Liebe ich dich weniger, denn sonst, oder liebst du mich weniger, seit Waldrich deine Liebe ist? — Warum wirst du roth? Erröthest du vor einem Unrecht? Daß du ihn liebst, darin finde ich eben nichts Sündhaftes; aber daß du mit deinem Herzen nicht, wie sonst, klar vor mir, wie vor Gott stehest, das ist zu tadeln.“

Friederike richtete sich auf, breitete ihre Arme aus und drückte laut weinend die Mutter an sich: „Ja, ich lieb' ihn. Ja, ich bin ihm zugesagt. Sie wissen es. Ich hatte Unrecht, gegen die gute Mutter zu schweigen; aber ich wollte ihr ja nur mein Unglück verschweigen, um sie nicht zu früh mit in mein Leiden zu ziehen. Das muß endlich doch, aber so spät als möglich, geschehen, wenn es der Vater erfahren wird, daß ich lieber unvermählt sterbe, als seinem für mich Erwählten die Hand gebe. So dachte ich, und schwieg.“

— Kind, ich bin nicht gekommen, dir Vorwürfe zu machen. Ich verzeihe deinem Mißtrauen gegen ein Mutterherz, das sich dir noch nie verläugnet hat. Also davon still. Und was deine und Waldrichs gegenseitige Neigung betrifft, hatte ich sie längst befürchtet. Ja, es konnte nicht anders kommen. Ihr konntet Beide nichts ändern. Doch sei ruhig. Hoffe! bete! Wenn Gott will, wird er's lenken. Er ist deiner werth, ob er gleich nicht hat und ist, was der Vater dir bestimmt hat. Ich werde es dem Vater entdecken, wie ihr Beide mit einander steht.“

„Um Gotteswillen, noch nicht, nur jetzt noch nicht!“

— Ja, Friederike, jetzt. Es wäre besser gewesen, schon früher. Ich muß es ihm entdecken, denn ich bin seine Frau. Als solche will ich und darf ich kein bedeutendes Geheimniß vor dem Manne haben; habe du dergleichen auch nie im Leben vor deinem künftigen Gemahl. Das erste Geheimniß, welches Mann oder Weib in der sonst glücklichsten Ehe vor einander hegen, bringt den Untergang alles Glücks, bringt Mißtrauen und Spannung. Wir mögen jemals recht oder unrecht handeln, Offenheit thut zu Allem wohl, hindert das Erscheinen vieles Bösen, und macht selbst das Fehlerhafte minder schuldvoll.

„Aber was soll ich thun?“ sagte Friederike.

— Du? was du? Weißt du's nicht? Wende dich im stillen Gebete zu deinem Gott. Die Unterhaltung mit dem, der die Sonnen droben und die Sonnenstäubchen hier unten leitet, wird dich erheben, dich heiligen, beruhigen. Du wirst besonnener, edler denken und thun. Und dann wirst du nie Uebles thun. Und thust du das Rechte und sagst du das Rechte, glaube mir, so wird's nicht unrecht gehen.

So sprach ihr Frau Bantes zu, und verließ sie, um sich zu ihrem Manne ans Frühstück zu setzen.

„Was fehlt dem Mädchen?“ fragte er.

— Vertrauen zu dir und mir, aus allzugroßer Liebe zu ihren Aeltern.

„Krummes Zeug und dergleichen! Mama, du hast wieder etwas im Hintergrunde. Gestern hatte sie Kopfweh und heute kein Vertrauen.“

— Sie hat Furcht, dich zu kränken; darum wird sie krank.

„Possen und dergleichen!“

— Sie fürchtet, du werdest ihr den Herrn von Hahn aufzwingen, auch wenn sie ihn nicht will.

„Sie hat ihn ja noch nicht gesehen.“

— Sie möchte ihn lieber nicht sehen. Ihr Herz hat schon entschieden. Sie und Waldrich haben Neigung für einander. Du hättest es längst bemerken können.

„Halt!“ rief Herr Bantes, und setzte die Kaffeetasse nieder; besann sich, hob die Tasse wieder auf und sagte: „Weiter?“

— Was weiter? Daß du behutsam gehen, daß du mit der Verlobung nichts übereilen mußt, wenn du nicht Unglück anrichten willst ohne Noth. Es ist möglich, daß Friederike den Herrn von Hahn, wenn sie nur weiß, daß er ihr nicht aufgedrungen werden soll, nach und nach recht angenehm findet. Es ist möglich, daß der Kommandant in eine andere Garnison verlegt wird, daß Trennung und Zeit die erste Leidenschaft schwächt, ... dann —

„Richtig! das ist auch mein ganzer Sinn. Ich schreibe seinem General. Er muß in andere Garnison. Zum Kukuk und Küster, Friederike wird doch nicht Frau Hauptmännin werden wollen? Ich schreibe mit nächstem Posttag. Das sind mir Teufelsstreiche!“

Jetzt hatte Frau Bantes angebahnt. Es gab freilich sehr lebhafte Unterredung; Vater Bantes stürmte nach seiner Art ein wenig, und sprach seinen Willen entschieden genug aus; doch gab er zu, man müsse behutsam gehen, keinem Strom einen Damm entgegenbauen und keiner Leidenschaft Gewaltgebote geben; Waldrich müsse mit guter Art von Herbesheim fort, Friederikens Neigung nicht offen widersprochen werden, damit sie sich beruhige, und so müsse dem Ziel unvermerkt zugesteuert sein.

„Bei dem allem bleibt's ein dummer Streich!“ sagte Herr Bantes ärgerlich. Das sagte er auch, als er sich mit Friederiken unter vier Augen ver-

ständigt hatte. „Siehst du,“ sprach er zu ihr, „du bist ein vernünftiges Mädchen, und solltest dich da nicht, wie ein anderes Gänschen, verplempern. Aber, wie gesagt, ich habe nichts dagegen; meinethalben liebt euch — nur an Heirath denkt nicht! Daraus wird nichts. Du bist zu jung. Nichts überhaspelt! Lerne alle Männer kennen. Es hat jeder sein Gutes. Denke dann, was sich für dich schickt. Lerne den Herrn von Hahn kennen. Taugt er nicht für dich, dann marsch mit ihm. Ich zwinge dich zu nichts; aber zwinge mich auch zu nichts.“

So ward der innere Friede der Familie wieder hergestellt, und durch weise Leitung der Frau Bantes ein drohendes Ungewitter in einen stillen, trüben Regentag verwandelt. Die alte Heiterkeit, so gut es ging, kehrte zurück, und Alles nahm den gewohnten Gang ein. Friederike, vollkommen beruhigt, dankte dem Himmel, daß es so weit gediehen sei, und erwartete von der Zukunft vertrauensvoll das noch Bessere. Mit Zuversicht erwartete auch Herr Bantes das Bessere. Er freute sich, daß Friederike ihren bisherigen Frohsinn wieder annahm, und entwarf indeß das Schreiben an den General. Frau Bantes, die ihren Gemahl, wie ihre Tochter, mit gleicher Zärtlichkeit im Herzen umschloß, hoffte wenig, fürchtete wenig; sie überließ die Entscheidung dem Himmel. Waldrich war ihr lieb, wie ein angenommener Sohn; aber auch der Herr von Hahn war ihr durch die erhaltenen Anzeigen und durch die Vorliebe ihres Gatten schätzbar. Sie wollte nur ihrer Tochter Glück, gleichviel, durch wessen Hand es gegeben werden könne.

Die Ueberraschung.

„Ach, der arme Waldrich!“ sagte Friederike am Sonntage, da sie mit ihrer Mutter aus der Kirche gekommen war, und nun plaudernd mit ihr im warmen Zimmer am Fenster saß, und auf die öden Straßen hinabsah, die von Regenströmen rauschten: „Wenn er nur jetzt nicht unterwegs ist! Es war bisher das schönste Wetter zur Reise gewesen, und nun er fort ist, muß auch das übelste eintreffen.“

— Ein Soldat soll Alles tragen können! antwortete Frau Bantes: Und willst du eines Soldaten Frau werden, so gewöhne dich zeitig an den Gedanken, daß dein Mann dem Könige mehr als dir, der Ehre mehr als der Liebe, dem Feldlager mehr als dem Hause gehört, und daß wenn andern Männern nur ein Tod nachlauscht, dem Soldaten hundert Tode aufpassen. Darum wäre ich nie eine Soldatenfrau geworden.

„Aber sehen Sie auch hinaus, Mama, wie es in der Luft wüthet! wie schwarz der Himmel! Sehen Sie doch, zwischen dem Regen große Hagelsteine!“

Frau Bantes lächelte, denn es kam ihr ein Einfall, von dem sie anfangs nicht wußte, ob sie ihn mittheilen sollte. Endlich sagte sie: „Friederike, weißt du's? Heut ist der erste Adventssonntag, wo die Regierung des todten Gastes beginnen soll. Der wüste Prinz meldet sich, scheint's, immer mit Sturm an.“

„Ich wette, Mama, der Regensturz macht unsern Herbesheimern himmelangst. Die verriegeln vielleicht schon am hellen Mittag die Hausthüren, damit das lange, bleiche Gesicht nicht eindringe.“

In diesem Augenblicke trat Herr Bantes eilfertig mit einem lauten, doch etwas sonderbaren Gelächter in die Stube; sonderbar war es, weil man nicht wußte, ob es ein willkührliches oder unwillkührliches Lachen war.

„Tolles Zeug und dergleichen!“ rief Herr Bantes: „Geh in die Küche, Mama, und bringe die Mädel in Ordnung, sonst werfen sie dir den Braten in die Suppe, die Suppe ins Gemüse, das Gemüse in die Milchcreme.“

„Was gibt's denn?“ fragte Frau Bantes verwundert.

„Wisset Ihr nichts? Die ganze Stadt sagt, der todte Gast sei angekommen. Zwei Fabrikarbeiter kommen mir da athemlos und pudelnaß von der Gasse in die Zahlstube gesprungen, und erzählen, was ihnen an zehn Orten schon erzählt worden ist. Mag von dem tollen Zeug kein Wort hören; gehe an der Küchenthür vorbei; die Mägde drinnen lärmen. Ich stecke den Kopf hinein, zu sehen, was es gibt; schreien die dummen Dinger beim Anblick meiner schwarzen Perrüke laut auf und rennen die Närrinnen seitwärts, meinen, ich sei der todte Gast. Seid ihr Alle unklug? rief ich. — Ach Gott! schreit die Käthe: ich will's nicht läugnen, Herr Bantes, ich bin abscheulich erschrocken. Mir zittern die Knie. Und ich brauchte mich eigentlich gar nicht zu schämen, daß ich mich mit dem Schornsteinfeger Max eingelassen und versprochen habe. Aber nun es so kommt, wollte ich, ich hätte den Max in meinem Leben nicht gesehen. — So schrie die Käthe, und wie sie sich die Angstthränen abtrocknen will, läßt sie die Pfanne mit den aufgeschlagenen Eiern aus der Hand fallen. Die Susanne sitzt hinter dem Feuerherd und weint hinter ihrer Schürze. Die alte unschuldige Lene mit ihren fünfzig Jahren sogar sieht ganz verstört drein, und schneidet sich richtig mit dem Küchenmesser in die Finger, da sie es abwischen will.“

„Hab' ich's nicht gesagt, Mama?“ rief Friederike, indem sie ausgelassen lachte.

„Stelle Ordnung in der Küche her, Mama!“ fuhr Herr Bantes fort: „Sonst ist die erste Teufelei des todten Gastes in Herbesheim, daß wir am lieben Sonntage verhungern müssen.“

Friederike hüpfte lachend hinaus zur Küche, und rief: „So arg soll er's uns doch nicht treiben!“

„Das sind“, sagte Herr Bantes, „die saubern Früchte des Aberglaubens, der Pöbelweisheit. Alles Pöbelweisheit, von unten bis oben,

vom Stallknecht bis zum Minister! Da schimpfen mir jetzt Schulknaben und Priester, Hebammen und Professoren, geheime Räthe und geheime Speichellecker auf die Aufklärung, sagen, sie bringe Insubordination, Irreligion, Revolution, und wollen das Volk wieder in die alte Dummheit zurücklecksen. Und die Esel von modischen Versemachern yahnen ihre Wunder- und Heiligenlieder dazwischen, und die Esel von Bücherfabrikanten machen sich mit Ammen-Mährchen breit, und wollen Heiden und Türken katholisch machen, den Papst zum Herrgott der Könige, den Staat zum Nothstall. Lumpenpack! Da geben sie kaum einen rothen Kreuzer für Verbesserung der Schulen, aber Millionen für die Soldaten hin, und für Ueppigkeit; da schnüren sie vernünftigen Leuten das Maul zu, wo nicht den Hals; aber wer Unsinn und Knechterei und Schlächterei lobpreiset, den behangen sie mit Orden, Titeln und Tressen. Da haben wir's nun. Aberglaube oben und unten. Erster Advent, Winterwetter — sieh, da kriechen die Narren in die Winkel und kreuzigen und segnen sich, meinen, der todte Gast mache den Sonntagsregen und dergleichen."

Frau Bantes lächelte sanft und sprach: „Papa, nicht so eifrig, nicht so böse! die Sache verdient's nicht."

— Verdient's nicht? He, du selbst hast wurmstichigen Glauben, Mama! Nimm mir den Aberglauben nicht in Schutz; nimm mir keinen Unsinn in Schutz! Ich will, wenn ich sterbe, zehntausend Gulden Legat aussetzen, blos zur Besoldung eines Lehrers an der Schule, der gesunde Vernunft lehren soll. Wer solche wahnsinnige Einbildungen von Gespenstern, Teufeln, Todten-Erscheinungen und todten Gästen dulden kann, der kann auch dulden, daß die ganze Welt ein Tollhaus und jedes Land ein Sklavenloch werde, worin die eine Hälfte des Volks leibeigen frohnen, die andere mit Musketen und Kanonen die gehorchende im Zaum halten muß.

„Aber, aber, Papa, wohin verirrst du dich?"

— Verflucht sei der Aberglaube! Aber, ich merke wohl, man will ihn. Nur zu, das ist den Engländern recht. Je dummer die Völker, je leichter saugen sie uns aus. Es wird nicht eher besser, bis einmal wieder ein Hans Bonaparte mit eiserner Ruthe kommt, und Schule hält mit den Narren.

Indem Herr Bantes noch fortfuhr, in vollem Ernste so zu donnern, während er hastig die Stube auf und ab ging und von Zeit zu Zeit mitten im Laufe stehen blieb, trat leise der Buchhalter herein.

„Es ist doch richtig, Herr Bantes."

— Was ist richtig?

„Er ist wirklich angelangt. Er logirt im schwarzen Kreuz."

— Wer logirt im schwarzen Kreuz?

„Der todte Gast."

— Narrheit! Müssen Sie, als ein verständiger Mann, denn Alles glauben, was Ihnen alte Weiber sagen?

„Aber meine Augen sind keine alte Weiber. Ich ging aus Neugier ins schwarze Kreuz; der Herr Gerichtsschreiber war, so zu sagen, mein Gefährte. Wir nahmen ein Gläschen Goldwasser, so zu sagen, nur zum Vorwand. Da saß er."

— Was?

„Ich erkannte ihn auf der Stelle. Der Wirth scheint ihn auch zu kennen. Denn wie der zur Thüre hinaus ging, wandte er dem Herrn Gerichtsschreiber seitwärts das Gesicht zu, machte große Augen, zog den Mund und die Augenbraunen in die Höhe, als wollte er, so zu sagen, andeuten, der da sitzt, bringt nichts Gutes."

— Larifari!

„Der Zolleinnehmer, der ihn schon am Thor erkannte, hat sich auf der Stelle zum Herrn Polizeilieutenant gemacht. Der Zolleinnehmer hat es uns gesagt, als wir wieder aus dem schwarzen Kreuz kamen."

— Der Zolleinnehmer ist ein abergläubiger Narr; schämen sollte er sich in die Seele hinein!

„Ganz wohl; aber erlauben Sie, wenn's nicht der todte Gast ist, so ist's sein Zwillingsbruder. Ein bleiches Gesicht. Vom Kopf bis zum Fuß rabenschwarz. Eine Gestalt, vier, fünf Ellen lang. Eine dreifache goldene Kette über die Brust zur Sackuhr. An allen Fingern funkelnde Brillantringe. Prächtige Equipage. Extrapost."

Herr Bantes sah den Buchhalter lange mit starrem Blick an, worin Unglauben und Befremden zu kämpfen schienen; lachte endlich laut und übermäßig, und rief: „Treibt denn der Teufel seinen Spaß mit uns, daß der gerade am ersten Adventssonntage einpassiren muß?"

„Und gerade wie die Kirche aus war," sagte der Buchhalter, „gerade wie die Leute über die Gasse liefen und Wind und Regen, so zu sagen, am allerschrecklichsten stürmten."

„Wie heißt denn der Fremde?" fragte Herr Bantes.

„Mir nicht bekannt," antwortete der Buchhalter: „der aber gibt sich am Ende Namen, wie er will. Bald ist er ein Herr von Gräbern, bald ein Graf von Altenkreuz. Es ist mir, so zu sagen, bedenklich, daß er geradezu ins schwarze Kreuz einkehrt. Der Name scheint ihn angezogen zu haben."

Herr Bantes schwieg eine Zeit lang ganz ernsthaft und nachdenkend, fuhr sich endlich mit der Hand rasch über das Gesicht und sagte: „Ist nichts, als Zufall, sonderbarer Spaß des Ungefährs. Denkt doch nicht an den todten Gast und dergleichen. Possen! Aber ein eigener Zufall ist es, ein toller Streich! Gerade am Adventssonntag, im schrecklichsten Wetter, lang, schwarz, blaß, die Fingerringe, die Equipage — ich würde kein Wort davon glauben, Buchhalterchen, wenn Sie nicht ein vernünftiger Mann wären. Aber, nichts für ungut, Sie hörten das Mährchen vom todten

Gaste, sahen einen Fremden; hatte schwarze Kleider; flugs spielt Ihnen die gottlose Einbildungskraft einen Hexenstreich und setzt Ihnen, was noch fehlt, hinzu.«

Dabei blieb es. Herr Bantes ließ sich auf keine andere Gedanken bringen.

Die Erscheinung.

Der todte Gast war nun das Gespräch über Tische bei der Mahlzeit. Man freute sich, bald mehr über ihn zu vernehmen, und gewisse Auskunft über den Fremden in der heutigen Winterabendgesellschaft beim Bürgermeister zu erhalten, und wenn nicht aus offiziellem Munde des Stadthauptes, doch durch die Frau Amtsbürgermeisterin, welche, ohne Hilfe geheimer Polizei, ununterbrochen eine wahre Tag- und Nachtchronik von Herbesheim hielt. Die Frauenzimmer fuhren sogleich nach Beendigung des nachmittäglichen Gottesdienstes zu ihr. Herr Bantes versprach, sobald es dunkel werden wolle, nachzukommen; er hatte noch einige Geschäfte mit Leuten aus seiner Fabrik abzuthun, die er gewöhnlich an Sonntagsnachmittagen zu sich kommen ließ.

Er war eben im Begriff, den Letzten dieser Leute abzufertigen und sich auf den Weg zur Wintergesellschaft zu machen, als plötzlich ein durchschneidender weiblicher Schrei geschah. Herr Bantes und der Fabrikarbeiter erschracken heftig. Es war tiefe Stille.

»Sieh doch einmal nach, Paul, was begegnet ist!« sagte Herr Bantes zum Arbeiter.

Dieser ging, kam aber nach wenigen Augenblicken mit ganz verstörter Miene zurück, und konnte kaum halblaut mit bebender Stimme sprechen: »Es verlangt Sie Jemand zu sehen.«

»Nur herein!« sagte Herr Bantes ärgerlich. Paul öffnete die Thür, und es trat ganz langsam ein Fremder herein. Es war ein hagerer, langer Mann, in schwarzen Kleidern; das Gesicht zwar von angenehmen, feinen Zügen, aber bleich. Durch das dicke, schwarze Seidentuch um den Hals ward die Blässe noch gesteigert und recht todtenhaft. Die saubere Kleidung, die äusserst feine Wäsche, deren Schneeglanz unter der schwarzen Seidenweste hervorstach, die reichen Ringe, welche von den Fingern blitzten, der Anstand in allem Aeussern verrieth den Fremden als einen Mann von höherm Stande.

Herr Bantes starrte den Unbekannten an. Er sah den todten Gast vor seinen Augen; faßte sich aber, so gut er konnte, und sagte, indem er sich mit etwas erschrockener Höflichkeit gegen den Eintretenden verneigte, zum Arbeiter: »Paul, du bleibst hier! Ich habe dir nachher noch etwas zu sagen.«

»Es freut mich das Glück, Herr Bantes, Ihre Bekanntschaft zu machen!« sagte der Fremde leise und langsam: »Ich würde meine Aufwartung schon am Morgen gemacht haben, hätte ich nicht Ruhe von der Reise nöthig gehabt, und Furcht gehabt, Sie und die Ihrigen sogleich nach meiner Ankunft unangenehm zu belästigen.«

»Viel Ehre, viel Ehre!« erwiederte Herr Bantes mit einiger Verlegenheit. Aber ....« Es überfiel ihn ein unwillkührliches Grausen. Er traute seinen Augen kaum. Er rückte dem Fremden einen Stuhl hin, und wünschte ihn hundert Meilen weit von sich.

Der Fremde verneigte sich langsam, nahm Platz und sprach: »Sie kennen mich nicht; aber errathen ohne Zweifel, wer ich bin?«

Es ward dem Herrn Bantes, als sträubten sich unter seiner Perrüke alle Haare bergan. Er schüttelte höflich und ängstlich den Kopf, und sagte mit erzwungener Freundlichkeit: »Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.«

»Ich bin Hahn, der Sohn Ihres alten Freundes!« sprach der todte Gast mit hohler Stimme, und lächelte den Alten an, dem das Lächeln das Herz erstarrte.

»Sie haben keinen Brief von meinem alten Freund?« fragte Herr Bantes. Jener wickelte eine prächtige Brieftasche auf, und übergab ein Schreiben. Es enthielt nur wenige Zeilen zur Empfehlung, und die Bitte, dem Ueberbringer Alles zur Eroberung des Herzens der Braut zu erleichtern. Die Schriftzüge hatten wohl viel Aehnlichkeit mit der Hand des alten Banquiers; doch schien etwas Fremdartiges darunter.

Herr Bantes las lange, und las wieder, nur um Zeit zu gewinnen und zu überlegen. In ihm war ganz natürlich Alles Widerspruch und Kampf. Er wollte, als ein aufgeklärter Mann, trotz dem unwillkührlichen Grauen, nicht glauben, daß er den berüchtigten todten Gast vor sich habe; aber eben so wenig wollte er und konnte er sich überzeugen, daß der Sohn seines Freundes eben genau in Wesen und Gestalt der aus Sagen vielbekannten Gestalt des entsetzlichen Gastes gliche. Hier war weder Gaukelei der Einbildungskraft noch des Zufalls gedenkbar. Er sprang geschwind auf, bat um Verzeihung, er müsse seine Brille suchen, die Augen wären ihm etwas dunkel, und entfernte sich, um nur in dieser Verlegenheit zur Besonnenheit zu kommen. Wie Herr Bantes ins Nebenzimmer ging, griff auch Paul nach dem Schlosse der Stubenthür. Der todte Gast wandte langsam sein blasses Antlitz gegen diesen, und mit einem Sprunge, an allen Gliedern bebend, war Paul zur Stube hinaus, und kam nicht wieder, bis er Herrn Bantes vom Nebenzimmer zurückkehren hörte.

Herr Bantes hatte wirklich in der Eile überlegt, und in der Eile einen verzweifelten Entschluß gefaßt. Noch ungewiß, welchen Gast er vor sich habe, wollte er wenigstens die arme Friederike nicht geradezu in die Hände des Zweideutigen ausliefern. — Er trat demselben nicht ganz ohne Herzklopfen näher, und sagte mit Achselzucken und Bedauern: »Hören Sie, mein wer-

theſter Herr von Hahn, ich hege für Ihre Perſon alle Hochachtung. Indeſſen haben ſich hier Dinge ereignet, äuſſerſt fatale Dinge, die ich nicht vorausſehen konnte. Hätten Sie doch uns die Ehre erwieſen, früher zu kommen! Seitdem hat ſich zwiſchen meiner Tochter und dem Kommandanten der hieſigen Beſatzung ein Liebeshandel entſponnen — Verlobung und dergleichen; — das vernahm ich erſt vor wenigen Tagen. Der Hauptmann iſt mein Pflegeſohn; er war einſt mein Mündel. Was konnte ich thun? Gern oder ungern, ich mußte mein Ja ſagen. Ich hatte mir vorgenommen, morgen Ihrem Herrn Vater die Widerwärtigkeit zu melden, ihn zu bitten, Sie nicht zu bemühen. Es ſchmerzt mich ſehr. Was wird mein alter Freund von mir denken!"

Weiter konnte Herr Bantes nicht reden, denn die Stimme ging ihm vor Entſetzen aus. Der ihm gegenüberſitzende Gaſt hatte nicht nur, wider alle Erwartung, ganz kalt und ruhig zugehört, ſondern die Miene desſelben, vorher ſtill und düſter, heiterte ſich ſogar bei dem Worte „Liebeshandel" — „Verlobung" ſichtbar auf, als wenn es ihm eben recht um ein Mädchen zu thun wäre, das einem Andern ſchon Hand und Herz verſchenkt hätte. Auch entging Herrn Bantes nicht, daß das bleiche Geſicht, als hätte es ſich verrathen, ſchnell wieder den vorigen Ernſt, wie mit ſich ſelbſt unzufrieden, herzuſtellen ſuchte.

„Beunruhigen Sie ſich deswegen nicht!" ſagte der Herr von Hahn: „weder meines Vaters noch meinetwillen nicht!"

Herr Bantes dachte bei ſich: „Ich verſtehe dich ſchon!" Aber nun war es ihm doppelt darum zu thun, den aus der Sage wohlbekannten ſchrecklichen Verführer für immer von Friederiken abzuhalten.

„Ich ſollte Sie", ſprach er, „freilich nicht im Wirthshauſe laſſen, und Sie bitten, bei mir im Hauſe vorlieb zu nehmen. Allein eben jene Geſchichte mit dem Kommandanten und meiner Tochter und dergleichen — Sie begreifen, wie es da geht — einen zweiten Bräutigam in Abweſenheit des andern, und dergleichen — und dann, Sie begreifen wohl — die Leute in einer ſo kleinen Stadt ſchwatzen gleich mehr, als ſie wiſſen. Auch hat meine Tochter . . ."

„Ich bitte, keine Entſchuldigung!" ſagte der Sohn des Banquiers: „Ich bin im Gaſthofe nicht übel. Ich verſtehe Sie. Wenn Sie mir nur erlauben, dem Fräulein Bantes meine Aufwartung machen zu dürfen."

— Aber, Sie . . .

„Denn in Herbesheim geweſen zu ſein, und die Braut, die mir beſtimmt war, nicht geſehen zu haben, ich könnte es nicht bei mir ſelbſt verantworten."

— Allerdings, Sie ſind . . .

„Ich ſollte den Herrn Kommandanten beneiden. Alles, was man mir von der ſeltenen Schönheit und Liebenswürdigkeit des Fräuleins . . ."

— Sie ſind zu gütig.

„Mir wäre allerdings die größte Ehre widerfahren, in Ihre herrliche Familie aufgenommen worden zu ſein, und der Sohn eines Mannes geheißen zu haben, von dem mein Vater nie ohne zärtliche Rührung reden kann."

— Gehorſamer Diener.

„Darf ich bitten, dem Fräulein wenigſtens vorgeſtellt zu werden?

— Thut mir leid, ſehr leid. Sie iſt mit meiner Frau für dieſen Abend in großer Geſellſchaft, und — es iſt Geſetz da, daß man keinen Fremden, unter keinerlei Vorwand, einführen darf. Alſo . . .

„In der That liegt mir für dieſen Abend wenig daran, ich fühle mich noch ermüdet; noch weniger, ſie in großer Geſellſchaft zu ſehen, wo man mehr oder minder beengt und beſchränkt iſt. Gern ſähe ich ſie in ihrem häuslichen Weſen."

Herr Bantes machte eine ſtumme Verbeugung.

„Noch lieber, und das gewähren Sie mir doch gütigſt? möchte ich dem Fräulein einmal unter vier Augen, wenn ich ſagen darf, vertraulich Manches mittheilen, was . . ."

Herr Bantes erſchrack. Er dachte bei ſich: „Da haben wir's, der marſchirt in gerader Linie auf ſein Ziel los!" — Er räuſperte ſich. Der Fremde ſchwieg nun, und erwartete, ob Herr Bantes reden wolle; da dies nicht geſchah, fuhr jener fort: „Ich hoffe, durch meine Mittheilungen das Fräulein vielleicht in Betreff meiner auf richtigere Anſichten zu leiten, und vielleicht, indem ich ſie über Verſchiedenes beruhigen kann, mir ihre Achtung zuzuſichern, die mir durchaus unter gegenwärtigen Umſtänden nicht ganz gleichgültig bleibt."

Herr Bantes verſuchte mancherlei Wenn und Aber zu entgegnen, um dies wahrſcheinlich von Folgen begleitete vertrauliche Unter-vier-Augen abzulehnen. Er ſprach in der Angſt viel, aber verworren und aus Höflichkeit dunkel. Der todte Gaſt aber verſtand ihn gar nicht, oder ſchien ihn nicht verſtehen zu wollen, und ward immer zudringlicher. Deſto peinlicher ward die Stellung des Herrn Bantes, der ſein ſchönes Kind ſchon von jener Scheingeſtalt und ihren verruchten Künſten umgarnt und mit umgedrehtem Köpfchen ſah.

Ueber dieſe Unterredung, welche ziemlich lange dauerte, war es dunkel geworden. Da der Gaſt ſich ſchlechterdings nicht entfernen wollte, ſtand Herr Bantes jählings auf, und erklärte unter großem Bedauern, daß er ihn verlaſſen müſſe, weil unaufſchiebbare Geſchäfte ihn abriefen. — So erzwang er den Abſchied. Der Gaſt, etwas finſter, empfahl ſich, bat aber um Erlaubniß, wieder zu kommen.

Herr Bantes eilte in die Wintergeſellſchaft zum Bürgermeiſter, war aber auffallend ſtill und nachdenkend. Man ſprach von nichts, als vom todten Gaſte. Man wollte wiſſen, er führe eine ganze ſchwere Kiſte voller Gold bei ſich; er kenne

schon alle Bräute von Herbesheim; er sei ein sehr angenehmer Mann, doch spüre man ihm etwas Verwesungsgeruch an. Alles, was hier geredet wurde, stimmte meistens nur zu sehr mit dem überein, was Herr Bantes an dem, der vor ihm die Gestalt des reichen Banquiers angenommen, bemerkt hatte.

Sobald Herr Bantes mit seiner Frau und Tochter wieder zu Hause war, erzählte er von dem Besuche des todten Gastes, und wie er ihn hoffentlich ein- für allemal abgefertigt zu haben glaube. Anfangs erstaunten beide Frauenzimmer, oder vielmehr sie erschracken; dann lächelten Beide verwundert sich an, als sie den Namen des Bräutigams aus der Residenz hörten; zuletzt lachten sie hell auf, als sie hörten, der Vater habe Friederiken förmlich zur Verlobten des Kommandanten erklärt.

„O Papa, süßer Papa!“ rief Friederike, und fiel ihm um den Hals: „Ich bitte Sie, halten Sie auch Wort.“

„Zum Kukuk und Küster!“ schrie der Alte: „Ich werde doch wohl Wort halten müssen.“

„Auch dann, liebster Papa, wenn der todte Gast zuletzt der Herr von Hahn wäre?“

„Meinst du, ich habe keine Augen? Er ist es nicht. Eine Scheingestalt ist's. Wie käme der junge Hahn auf den Teufelseinfall, sich in die Figur des todten Gastes zu vermummen, von dessen Geschichte er wahrscheinlich in seinem Leben nichts gehört hat!“

Den Frauenzimmern war das Ereigniß freilich etwas unbegreiflich; aber doch wollten sie lieber glauben, der Papa habe mit seiner regen Phantasie etwas hinzugefügt, oder der Zufall diesmal drolligen Scherz getrieben, als daß sie an der Persönlichkeit des angekommenen Herrn von Hahn gezweifelt hätten. Gerade diese Hartnäckigkeit der Mutter und der Tochter, sich durchaus keines Bessern bereden zu lassen, ängstigte den Herrn Bantes nur noch mehr.

„So muß es kommen, gerade so!“ rief Herr Bantes ärgerlich und zaghaft: „So hat er euch Beide schon halb in seinen Krallen, hat euch schon betäubt! Ich bin doch wahrhaftig sonst nicht abergläubig, und auch diesmal kein altes, wundersüchtiges Weib; aber was mir begegnet ist, das ist mir begegnet. Es ist ein höllischer Spuk, der mich verrückt machen könnte. Die Vernunft begreift's nicht. Aber es mag Vieles sein, das die Vernunft nicht begreift. Und sollte ich euch in den Keller sperren, ich sperre euch ein, nur daß ihr mir Beide nichts mit dem Teufelsgespenst zu schaffen habt!“

„Schönster Papa!“ rief Friederike: „Ich gebe Ihnen ja gern die Sache wohlfeiler. Möge der todte Gast Herr von Hahn sein, oder nicht: ich schwöre Ihnen, ich will ihn nicht lieben, ich will Waldrichen nie vergessen. Aber geben Sie mir Ihr Vaterwort, daß Sie Waldrichen nicht von mir trennen, es möge nun der Herr von Hahn oder der todte Gast um mich werben.“

„Wahrhaftig, lieber gäb' ich dich dem ärmsten Bettler auf der Gasse — ist's doch ein lebendiger Mensch! — als dem Gespenst, dem Satan.“

Gute und schlimme Wirkungen.

Friederike schlief unter schönen Träumen die Nacht, Herr Bantes äusserst unruhig. Die schwarze, bleiche Figur, deren Mondgesicht durch das schwarze Kopfhaar und den starken schwarzen Backenbart ihm so fürchterlich hervorblickte, schwebte ihm auch vor verschlossenen Augen sichtbar. Friederike hegte hingegen für den gespensterhaften Unbekannten recht dankbare Gesinnungen, daß er ihren Vater so schleunig bekehrt und in der Angst dem lieben Waldrich zugewandt hatte.

Am andern Morgen, sobald Herr Bantes mit den Seinigen gefrühstückt hatte, begab er sich zum Amtsbürgermeister — dies war das Ergebniß nächtlicher Ueberlegungen — und bat diesen, gegen den Unbekannten Polizeimaßregeln zu versuchen, um ihn aus der Stadt zu entfernen. Er erzählte ihm nun offen, was sich gestern, ehe er in die Abendgesellschaft gekommen, in seinem Hause zugetragen habe, und wie seine Frau und Tochter schon halb und halb in ihren Sinnen benebelt wären; daß sie den todten Gast für den angekündigten Sohn des Banquiers Hahn hielten, ungeachtet der junge Banquier, um Bräutigamsrollen zu spielen, nicht dazu das Aeussere des bekannten Gespenstes wählen würde, und, wenn er sie aus Narrheit oder Spaß hätte wählen wollen, sie gewiß nicht gekannt haben würde.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf bedenklich. Er wußte nicht, was er zu der Sache sagen sollte; versicherte aber, er wolle ernste Untersuchung anstellen, denn die ganze Stadt sei von dieser unangenehmen Erscheinung beunruhigt.

Wie Herr Bantes nach einigen Stunden (denn auch mit dem Polizeilieutenant und andern Freunden hatte er sich berathen) nach Hause ging, sah er von ungefähr seitwärts durch ein Fenster in's Erdgeschoß seines Hauses. Das Fenster gehörte zu einem schön geschmückten Zimmer, welches sonst der Kommandant Waldrich zu bewohnen pflegte. Herr Bantes glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Er sah den wüsten, todten Gast da im tiefen, ja es schien, im leidenschaftlichen Gespräch mit Friederiken. Das Mädchen lächelte ihm freundlich zu, und schien gar nichts dagegen zu haben, als er ihre Hand ergriff und küssend an seine Lippen drückte.

Jetzt schwankte Alles vor den Augen des Greises, oder vielmehr er schwankte. Anfangs wollte er geradezu hinein in des Kommandanten Zimmer, um die zärtliche Unterredung zu unterbrechen und den unüberwindlichen Verführer aus dem Hause zu jagen; dann besann er sich, daß dies üble Folgen für ihn oder Friederiken haben könnte. Er

erinnerte sich des Duells zwischen dem Grafen von Altenkreuz und dem Vicomte vor hundert Jahren. Er eilte todtenbleich ins Zimmer seiner Gemahlin, die vor seinem Anblick erschrack.

Als sie die Ursache seines Zustandes erfahren hatte, suchte sie ihn zu beruhigen; versicherte, das vermeinte Gespenst sei in der That der erwartete Bräutigam, ein liebenswürdiger, bescheidener Mann, mit dem sie und Friederike sich lange unterhalten habe.

„Ich glaub's schon, Mama, der ist mit dir in deinen Jahren ganz bescheiden. Aber geh' hin und sieh, wie weit er mit Friederiken in kurzer Zeit gekommen ist. Sie küssen sich."

— Das ist nicht möglich, Papa!

„Da, da, diese Augen strafe du nicht Lügen. Er hat sie; sie ist verloren! Warum sind die allein? Dir ist auch schon der Verstand vergiftet! sonst würdest du sie Beide nicht allein gelassen haben."

— Lieber Papa, er bat um Erlaubniß, sich allein gegen Friederiken erklären zu dürfen. Laß doch deine Einbildung fahren! Wie ist es möglich, daß du, eben du, aufgeklärter, Alles verspottender Mann, deinen Glauben so bethören lassen kannst, und plötzlich der abergläubigste aller Menschen wirst?

„Ueberrumpeln? abergläubig? Nein, vorsichtig, behutsam und dergleichen gegen dies Teufelsblendwerk! — Sei es, was es immer wolle, man soll sich auf keine Weise prellen lassen. Das Mädchen ist mir zu theuer. Ich befehle ein- und für allemal, ihr sollt mit euerm sogenannten Herrn von Hahn allen Umgang abbrechen."

— Aber was wird sein Vater sagen?

„Oh, der Alte wird nichts sagen. Und wie sollte er? Und in Gottes Namen, sag' er, was er wolle. Geh, ich bitte dich, schicke den Verführer fort!"

Frau Bantes ward verlegen. Sie trat freundlich zu ihm hin, legte ihre Hand traulich auf seine Schulter, und sprach leise mit bittendem Tone: „Lieber Mann, bedenke, was du aus eitler Furcht thust! Wegen eines blassen Gesichts, und eines schwarzen Kleides wegen, ist ja ein Fremder noch kein Gespenst. Wenn du aber befiehlst und darauf beharrst, und es zu deiner Ruhe beiträgt, so werde ich dir gehorchen. Doch bedenke: Friederike und ich haben ihn schon zum Mittagessen eingeladen."

„Da könnte einen ja der Schlag rühren!" schrie Herr Bantes: „Nun gar zum Mittagessen! Der muß einen Zauberdunst und dergleichen in seinem Odem haben, daß er euch behext, wie die afrikanische Schlange die kleinen Vögel, die sich ihrem offenen Rachen gern oder ungern nähern müssen. Fort, fort, fort! Ich will nichts von ihm!"

In dem Augenblicke trat sehr heiter Friederike herein. — „Wo ist der Herr von Hahn? fragte die Mutter mißmuthig.

„Nur auf einen Augenblick in seine Wohnung. Er kommt sogleich zurück. Es ist wahrlich ein guter, edler Mensch!"

„Da haben wir's!" rief Herr Bantes: „In einer Viertelstunde Gesprächs hat sie es schon weg, daß er ein guter, edler Mensch ist. Wie? du den Waldrich lieben? O, daß Waldrich hier wäre! Wenn er —— kurz weg! Ich will nichts davon wissen. Laß ihm absagen. Laß ihm eine Lüge sagen, eine ehrliche Nothlüge, ich sei krank geworden; wir bedauerten sehr; könnten ihn heut nicht bei Tische sehen, und dergleichen."

Friederike erschrack über die Heftigkeit ihres Vaters. „Hören Sie mich doch, Papa; Sie sollen Alles wissen, was er mir gesagt hat. Es ist gewiß ein vortrefflicher Mann, und Sie werden....."

„Halt!" rief Herr Bantes: Ich will nichts hören; habe schon zu viel gehört. Sieh, Kind, laß mir jetzt meinen Willen. Nenn' es Wunderlichkeit, nenn' es, wie du willst; höre mich an. Gleicht der todte Gast dem Herrn von Hahn, oder der Herr von Hahn dem todten Gaste, so ist das alles ein Teufel. Ich mag und will nichts von ihm. Kannst du deinen edeln, vortrefflichen, guten Menschen und dergleichen bewegen, daß er Herbesheim noch heute verläßt, auf immer verläßt: so geb' ich dir mein Ehrenwort, sollst den Waldrich behalten, und wenn der wirkliche Sohn meines Freundes dann auch ankäme. Ich verspreche dir, auf der Stelle an seinen Vater zu schreiben, alles mit ihm Abgekartete ganz ehrenhaft rückgängig zu machen, sobald ich weiß, der Schwarze ist fort. Da, nimm meine Hand darauf. Nun sage mir, kannst du ihn bewegen, einzupacken und sich aus dem Staub davon zu machen?

„Wohl!" rief Friederike freudeglühend: „denn sehen Sie — er wird gehen. Erlauben Sie mir, ihn nur noch einige Augenblicke zu sprechen, unter vier Augen."

„Da haben wir's wieder! Nein, fort, fort! Schreib' ihm ein paar Zeilen. Nicht zum Essen! Fort mit ihm!"

Es half kein Widerreden. Aber der Preis, welcher Friederiken geboten war, hatte zuviel Werth. Sie schrieb an den ihr lieb gewordenen Banquier; entschuldigte, durch Krankheit ihres Vaters, die Einladung zum Mittagsmahl widerrufen zu müssen; bat ihn sogar, wenn er einige Achtung oder Freundschaft für sie habe, die Stadt so bald als möglich zu verlassen, denn von seiner Entfernung hänge ihr Glück und der Frieden ihres Hauses ab. Sie verhieß ihm, mit nächster Post in einem Briefe die sonderbaren Ursachen dieser sonderbaren, unartigen, aber höchst dringenden Bitte zu entwickeln.

Unterhaltungen mit dem todten Gaste.

Ein Hausknecht trug Friederikens Brief ins Wirthshaus und fragte dem Banquier von Hahn nach. Der Kerl war schnell gegangen; er hoffte, den vielbesprochenen todten Gast bei dieser Gele-

genheit etwas aus der Ferne zu sehen. Indem er aber die Thür vom Zimmer des Banquiers öffnete, wie man ihn angewiesen hatte, fuhr er plötzlich zusammen, als er den langen, schwarzen, blassen Herrn gegen sich zuschreiten sah und fragen hörte mit hohler Stimme: was willst du? Die Gestalt schien ihm jetzt noch weit schwärzer, länger und bleicher zu sein, als er sich gedacht hatte.

„Halten zu Gnaden," sagte der Erschrockene mit einem Gesichte, worin sichtbar die Todesangst lag, „ich wollte nicht zu Ihnen, sondern zum Herrn Banquier von Hahn."

— Der bin ich.

„Sie selbst?" sagte der arme Mensch zitternd, weil ihm zu Muthe ward, als klebten seine Fußsohlen fester am Boden: „Um Gotteswillen, lassen Sie mich wieder gehen."

— Ich halte dich nicht. Wer hat dich geschickt?

„Fräulein Bantes."

— Weswegen?

„Diesen Brief sollen Sie....." Mit diesen Worten, die er nicht vollendete, weil der Banquier einen Schritt näher kam, warf er demselben den Brief vor die Füße, und lief in vollem Sprunge davon.

Der Banquier sagte halblaut für sich: „Sind die Leute hier zu Lande allesammt närrisch?" Er las Friederikens Zeilen, runzelte die Stirn, nickte mit dem Kopfe und ging pfeifend im Zimmer auf und ab.

Indem ward wieder leise an die Thür gepocht. Schüchtern trat der Wirth herein, ehrerbietig die Mütze in der Hand, unter vielen Verbeugungen.

„Sie kommen zu rechter Zeit, Herr Wirth; ist das Essen fertig?" sagte der schwarze Herr.

— Das Essen bei uns wird Ihrer Gnaden ohne Zweifel zu schlecht sein.

„Nichts weniger, als das. Es ist gut gekocht. Ich freilich esse nie viel, aber das soll keinen Vorwurf gelten."

— Man speiset im goldenen Engel besser.

„Ich mag nichts vom Engel, ich bleibe beim Kreuz. Sie sind bescheidener, als ich je einen Wirth gesehen habe. Lassen Sie bald decken."

Der Kreuzwirth rieb die Mütze in den Händen herum, und schien verlegen, wie er noch etwas anbringen sollte, das ihm auf dem Herzen lag. Der Schwarze bemerkte es anfangs nicht, sondern ging, vertieft in Gedanken, her und hin. So oft er aber dem Wirthe zu nahe kam, wich dieser sorgfältig auf vier Schritte aus.

„Wollen Sie noch etwas, Herr Wirth?" fragte der Banquier endlich.

— He ja! Ew. Gnaden wollen es doch aber ja nicht übel deuten.

„Nicht im Geringsten. Frisch heraus mit der Sprache!" rief der todte Gast, und streckte den Arm aus, um dem Wirth freundlich auf die Schulter zu klopfen. Dieser aber verstand die Bewegung unrecht, und vermuthete das Aergste. Er mochte sich wohl gar einbilden, der Gast wolle an seinem Kopfe und Genicke den Versuch machen, den derselbe vor hundert und zweihundert Jahren an manchem Mädchen gemacht hatte. Drum duckte sich der bedroht Glaubende wetterschnell mit ganzem Leibe nieder, drehte sich um, nahm einen Satz, und war mit einem einzigen Sprunge zur Thür hinaus.

Herr von Hahn konnte sich, wie ärgerlich ihm dies Betragen auch vorkommen mußte, doch des Lächelns nicht erwehren. Er hatte dieselbe wunderliche Schüchternheit an allen Hausgenossen bemerkt; sie war ihm besonders erst seit dem heutigen Morgen aufgefallen. „Hält man mich denn", sprach er bei sich selbst, „für den zweiten Doktor Faust?"

Es ward abermals an die Thür gepocht, diese nur halb und leise geöffnet, und ein martialischer Kopf mit einer Römernase und dem kräftigsten Schnurrbarte schob sich mit der Frage herein: „Bin ich hier recht? Beim Herrn von Hahn?"

— Allerdings.

Ein großer baumstarker Mann in Polizeilivrée kam nun hinter der Thür hervor ins Zimmer: „Der Herr Amtsbürgermeister läßt Ihro Gnaden bitten, sich auf einige Augenblicke zu ihm zu verfügen."

— Verfügen? Das klingt etwas polizeimäßig. Wo wohnt er?

„Am Ende der Straße, gnädiger Herr, im großen Eckhause mit dem Balkon. Ich werde die Ehre haben, Sie hinzuführen."

— Nun, das wäre eben nicht nöthig, guter Freund. Ich liebe weder militärische noch polizeiliche Eskorten.

„Der Herr Amtsbürgermeister hat es so befohlen."

— Gut, und Ihr gehorcht unbedingt. Nicht so, Ihr seid Soldat gewesen?

„Beim dritten Husarenregiment."

— Aus welchem Treffen habt Ihr die schöne Narbe auf der Stirn?

„Hm, gnädiger Herr, aus einem Treffen mit Kameraden um ein hübsches Mädchen."

— Da wird Eure Frau die Narbe nicht gern sehen, falls sie nicht selbst das hübsche Mädchen war.

„Ich habe keine Frau."

— Nun, gleichviel, also ein Liebchen. Denn wer solche Ehrennarbe für das schöne Geschlecht zur Schau trägt, der bleibt nicht unempfindlich. Aber nicht so, Eure Auserwählte wird jetzt, wenn sie nun Alles weiß, etwas widerspenstig sein?

Der Schnurrbart runzelte die Stirn. Den Frager belustigte, in den Mienen des Helden eine Art Bestätigung seiner Vermuthung zu lesen, und er fuhr daher fort: Ihr müßt nur nicht den Muth verlieren. Gerade mit Eurer Narbe bringt Ihr Eurer Geliebten den Beweis, was Ihr für einen einzigen Blick ihrer großen schwarzen Augen, ja

für eine einzige Locke ihrer braunen Haare wagen würdet.

Der Polizeidiente verfärbte sich und riß die Augen weit auf. „Ihro Gnaden," stammelte er, „kennen Sie das Mädchen schon?"

— Warum nicht? Ist's doch geradezu das niedlichste Kind in der ganzen Stadt! versetzte Herr von Hahn lächelnd, den es kitzelte, durch zufälliges dreistes Forschen die Liebeshändel der Polizei so schnell zu errathen. Den Polizeidienten aber kitzelten die Fragen gar nicht; besonders däuchtete ihm das schalkhafte Lächeln des bleichen, todtenhaften Antlitzes etwas Gräßliches, Höllisch-Boshaftes zu haben.

„Ihro Gnaden kennen sie schon? Wie ist das möglich? Seit gestern erst sind Sie in der Stadt? Ich habe die Hausthür der Putzmacherin mit keinem Auge verlassen, und war ich nicht da, hatte ein Anderer Acht. Sichtbarer Weise kamen Sie nicht ins Haus."

— Guter Freund, ein artiges Mädchen ist leicht zu kennen, und die Häuser haben auch Hinterthüren.

Der Schnurrbart stand mit verblüfftem Gesichte da, weil er sich in der That einer Hinterthür erinnern mochte. Herr von Hahn dagegen ward durch die Verlegenheit des Polizeimanns immer muthwilliger, und legte es darauf an, ihn ein wenig eifersüchtig zu machen. „Also sie spielt nun," sagte er, „die Spröde gegen Eure Zärtlichkeiten? Dacht' ich's doch! Die Narbe!"

— Nein, gnädiger Herr, nicht die Narbe! Nichts für ungut, Sie selbst!

„Was, ich? Laßt Euch das nicht von mir träumen. Pfui, Ihr seid doch nicht schon eifersüchtig? Machen wir Beide einen Bund mit einander, versteht mich wohl . . . ."

— Ich verstehe nur zu gut. Daraus wird diesmal nichts! Gott bewahre mich!

„Ihr führet mich bei Eurer jungen Putzmacherin ein, und ich versöhne sie mit Eurer Narbe."

Der Polizeibeamte machte eine Bewegung, als ginge ihm ein Schauer über den Leib. Dann lud er mit trockener Amtsmiene den Herrn von Hahn ein, ihm zum Bürgermeister zu folgen.

„Ich werde kommen; aber Eure Begleitung durch die Stadt' verbitt' ich mir."

— Ich habe Befehl so.

„Und ich befehle das Gegentheil. Also geht und meldet's dem Herrn Bürgermeister. Macht Ihr die geringsten Umstände, so zählet keinen Augenblick mehr auf Euer Mädchen!"

— Herr, um Gotteswillen! sagte der ehrliche Schnurrbart in großer Beklemmung. Ich gehorche. Aber lassen Sie, gnädiger Herr, um Gotteswillen das unschuldige Blut am Leben!

„Ich hoffe, Ihr traut mir doch nicht zu, ich werde Euch das Mädchen aus purer Liebe fressen?"

— Ihr Ehrenwort, gnädiger Herr, Sie verschonen das arme Kind; dann will ich für Sie thun, was Sie befehlen, und sollten Sie meinen eigenen Tod begehren.

„Seid ruhig. Ich geb' Euch gern mein Ehrenwort, das artige Mädchen am Leben zu lassen. Aber sagt mir, wie springt Eure Furcht gleich zum ärgsten Stück über? Wer in aller Welt will denn einem schönen Kinde gleich ans Leben?"

— Sie haben Ihr Ehrenwort gegeben, gnädiger Herr. Ich bin zufrieden. Was kann Ihnen auch daran liegen, dem guten Kätherle das Genick umzudrehen? Ich gehe, und lasse Sie allein gehen. Auch die Hölle muß Wort halten.

Mit diesen Worten war der arme Mensch zur Thür hinaus. Er hörte hinter sich den todten Gast laut lachen. Das Lachen drang ihm schneidend durch die Ohren. Es kam ihm wie ein Hohngelächter des Satans vor. Er lief zum Amtsbürgermeister und erzählte zum Erstaunen desselben seine ganze Geschichte.

Das Verhör.

Herr von Hahn nahm Hut und Stock, und ging. Noch mußte er heimlich über die Herzensangst des Polizeibeamten lächeln, dessen Eifersucht er erregt zu haben glaubte.

Er bemerkte bald, wie er über die Straße ging, daß er in einer kleinen Stadt sei, wo man jeden Fremden wie ein Wunderthier angafft, und mit Begrüßtwerden und Wiedergrüßen im Jahre ein Dutzend Hüte auf dem Kopfe verdirbt. Wo er ging, rechts und links, wich man ihm höflich aus mit tiefer Verbeugung. Schon von weitem zogen die ihm Begegnenden Hüte und Mützen tief ab. Keinem Könige konnte mit mehr Ehrfurcht begegnet werden. Rechts und links in den Häusern, wo er vorüberkam, sah er hinter den ungeöffneten Fenstern eine Menge neugieriger Köpfe durch die Glasscheiben nach ihm schauend.

Das Aergste aber widerfuhr ihm, als er dem bezeichneten Eckhause mit dem Balkon näher kam. Unweit dem Hause befand sich auf dem Platze ein Brunnen, der aus sieben Röhren sein Wasser in ein weites Steinbecken goß. Um den Brunnen stand eine Schaar Mägde mit Eimern und Zübern emsig plaudernd. Einige schabten Fische, andere wuschen Salat, andere setzten ihre leeren Eimer unter die Röhre, andere trugen ihn schon gefüllt auf dem Kopfe. Herr von Hahn, der Wohnung des Bürgermeisters sicher zu sein, trat seitwärts, um eine dieser geschäftigen Mägde zu fragen, die ihn in der Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung anfangs nicht bemerkt hatten. Wie er aber den Mund öffnete, und Alle jetzt die Augen nach ihm wandten — hilf heiliger Himmel! welch ein Zetergeschrei, welch eine Verwirrung! Alle prallten mit Entsetzen aus einander. Die Eine ließ die Fische in das Brunnenbecken fahren, die Andere schüttete den gewaschenen Salat auf den Erdboden, der Dritten stürzte der Wassereimer vom Kopfe, daß sie wie eine Gebadete troff. Alle rannten bleich

und athemlos davon. Nur eine Alte, deren Fußwerk nicht mehr gehorchen mochte, drängte sich mit dem Rücken hinterwärts gegen den hohen Brunnenpfeiler, als wollte sie ihn umstürzen, schlug mit der dürren Hand vor sich Kreuze über Kreuze, sperrte die Lippen von einander und stierte ihn mit Augen der Verzweiflung auf eine stechende Weise an, während ihr Haar auf dem Kopfe emporstieg. So sieht man eine vom Hund angebellte Katze, den krummen Rücken ganz in sich hineingezogen, das Haar gesträubt, das Maul offen, mit durchbohrenden Blicken jeder Bewegung des Bellenden folgenden.

Verdrießlich über die närrischen Leute wandte Herr von Hahn sich ab und ging geradezu in das Haus mit dem Balkon. Er war am rechten Orte. Der Bürgermeister, ein kleiner, feiner, gewandter Mann, empfing ihn sehr artig oben an der Treppe und führte ihn ins Zimmer.

„Sie haben mich zu sich rufen lassen," sagte Herr von Hahn, „und in der That, ich komme gern, denn ich hoffe, bei Ihnen mir Räthsel lösen zu können. Ich bin erst seit gestern in Ihrer Stadt, und gestehe, hier habe ich schon mehr Abenteuer erlebt, als sonst auf allen Reisen."

— Ich glaub' es! — sagte lächelnd der Bürgermeister: Ich habe davon gehört, und einigemal sogar das Unglaubliche. Sie sind der Herr von Hahn, Sohn des Banquiers aus der Hauptstadt; haben Verbindungen mit dem hiesigen Hause Bantes; kamen, weil Fräulein Bantes ....

„Richtig Alles. Soll ich mich bei Ihnen legitimiren, Herr Bürgermeister?" Herr von Hahn zog bei diesen Worten einige Papiere aus der Brieftasche. Der Bürgermeister lehnte es nicht ab, sie flüchtig durchzusehen, gab sie aber mit den verbindlichsten Aeusserungen seiner Zufriedenheit zurück.

„Ich habe Ihnen nun alles gesagt und beurkundet, Herr Bürgermeister, worüber Sie irgend von mir Auskunft begehren können. Nun bitte ich hingegen Sie um Auskunft über allerlei Seltsamkeiten Ihrer Stadt. Herbesheim liegt doch nicht so gar weit von der übrigen Welt getrennt; es werden doch zuweilen auch Fremde hierher kommen; wie geht's nun zu, daß man mich ...."

— Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr von Hahn. Sie sollen Alles erfahren, wenn Sie die Güte haben, mir ein paar Fragen zu beantworten.

„Ich stehe zu Befehl."

— Zählen Sie einsweilen meine Fragen nur auch zu den Seltsamkeiten von Herbesheim, die Ihnen aufstießen; hintennach werden Sie den Grund davon ohne Mühe sehen. Kleiden Sie sich gewöhnlich schwarz?

„Ich bin in Trauer um eine meiner Tanten."

— Waren Sie schon in Herbesheim?

„Nie."

— Haben Sie früher schon Bekanntschaft mit Personen aus dieser Stadt gehabt, oder zufällig etwas von den Geschichten dieser Stadt, nämlich von alten Geschichten, Mährchen, Volkssagen der Herbesheimer gelesen oder gehört?

„Ich kannte persönlich Niemanden von Herbesheim, und wußte von dieser Stadt nichts, als daß hier das Haus Bantes sei, und daß Fräulein Bantes ein äusserst liebenswürdiges Frauenzimmer wäre, was ich nun mit Vergnügen bestätigen will."

— Haben Sie vielleicht nie ein Geschichtchen vom todten Gaste der Herbesheimer gelesen, oder davon gehört?

„Ich wiederhole es, die Historie von Herbesheim, zumal die alte — ich muß es zu meiner Schande sagen, Herr Bürgermeister —, ist mir so fremd, wie die Historie des Königreichs Siam und Pegu."

— Nun, Herr von Hahn, und Ihre Abenteuer bei uns, die ich mehr vermuthe, als kenne, stammen in gerader Linie aus unsern hiesigen alten Geschichten her.

„Wie komme ich mit Ihren alten Geschichten zusammen? Dergleichen ist mir in meinem Leben nicht begegnet. Sagen Sie doch."

Der Bürgermeister lächelte und erwiederte: „Man hält Sie für den todten Gast, für ein Gespenst aus unsern Volksmährchen; und wie spaßhaft mir auch die lächerliche Einbildung unserer Spießbürger ist, kann ich doch — Sie nehmen mir Offenheit nicht übel — selbst meine Verwunderung nicht bergen, wie Sie mit dem Helden aus unserer Herbesheimer Schreckenshistorie eine ganz eigene Aehnlichkeit haben. Vorausgesetzt, Sie haben mit mir nicht etwa einen allfälligen Scherz fortsetzen wollen, und wissen durchaus nichts von der Geschichte des todten Gastes, will ich sie Ihnen so erzählen, wie ich sie mir habe von Mehrern erzählen lassen.

Herr von Hahn gab die lebhaftesten Aeusserungen seiner Neugier. Der Bürgermeister sagte: „Es ist wohl das erste Mal, daß man ein Ammenmährchen ganz offiziell vorträgt." Und nun hob er lachend die Erzählung vom todten Gaste an.

„Jetzt erklär' ich mir Alles!" sagte lachend Herr von Hahn, als die Geschichte beendet war: „Den schönen Herbesheimerinnen ist um ihre Hälse bange."

— Scherz bei Seite, Herr von Hahn, mir ist noch mancherlei dunkel. Ich glaube zwar auch an die buntesten Spiele des Zufalls; aber hier spielt dieser launenhafte Schicksalsgott fast zu grob, als daß ich nicht wirklich einen kleinen Verdacht gegen Sie fassen sollte.

„Wie, Herr Bürgermeister, Sie sind doch nicht in der Stimmung, mich für den Mann Ihrer Fabel zu halten, der Herbesheim nur alle hundert Jahre besucht, um arme Täubchen zu schlachten?"

— Das wohl nicht. Aber etwas von dem Gespenstermährchen könnten Sie doch zufällig gehört, und Ihre Gestalt benutzt haben, um sich an dem

Schrecken unserer leichtgläubigen Schönen zu belustigen. Warum, zum Beispiel, wählten Sie eben den ersten Adventssonntag zu Ihrer Ankunft, und eben den Augenblick des ärgsten Sturms und Regens, wenn Sie nichts gewußt hätten von der Fabel?

„Sie haben Recht, Herr Bürgermeister, er ist auffallend, dieser Zufall; er überrascht mich selbst. Indessen darf ich Sie versichern, daß ich im Kalender so unerfahren bin, daß ich eben jetzt erst das Vergnügen habe, zu erfahren, ich sei am ersten Advent hergekommen. Auch kann ich mit einem Eide betheuern, daß ich den Regen vom Himmel gar nicht bestellt hatte; umgekehrt, ich hätte ihn gern abbestellt, weil das Wetter mir sehr übel zuschlug.“

— Wie aber, Herr von Hahn, erklären Sie mir den Griff, welchen Sie diesen Morgen so schalkhaft nach dem Nacken Ihres Wirthes machten? Wußten Sie nichts von unserm Gaste und seinem berühmten Griff?

Herr von Hahn lachte laut auf: „Aha, darum duckte sich der arme Teufel tief unter mir weg! Der Wirth hielt meine unschuldige Handbewegung — ich wollte ihm auf die Schulter klopfen — für verdächtig.“

— Noch Eins, Herr von Hahn. Kennen Sie die Jungfer Wiesel?

„Manche Wiesel, Herr Bürgermeister, aber keine Jungfer dieses schönen Namens.“

— Man will doch behaupten, Sie wären mit ihr, und sogar bis auf die Hinterthür, bekannt.

„Hinterthür der Jungfer Wiesel? O, nun versteh' ich. An der Hinterthür erkenn' ich jetzt die Abgöttin Ihres Polizeidieners. Nun werden mir auch die Reden und Bitten dieses Menschen erst klar.“

— Noch Eins, Herr von Hahn. Sie werden bemerken, daß ich von allen Ihren Schritten unterrichtet bin, und die geheime Polizei von Herbesheim der besten von Paris aus den Zeiten der Spionenmeister Fouché und Savary nichts nachgibt. Wenn ich mir nun im Nothfall auch alles Bisherige sehr natürlich erklären kann, ohne Sie in Verdacht zu haben, unser frommes Völkchen durch absichtliches Spielen der Todten-Gast-Rolle ängstigen zu wollen — muß ich doch eine Frage noch thun. Wenn Sie diese Rolle wirklich nicht spielen konnten oder wollten, sagen Sie mir denn — und diese Frage richte ich weniger aus mir selbst, als für Jemand anders, an Sie — wie war es möglich, daß Sie mit Fräulein Bantes, welches Sie vorher nicht kannten, diesen Morgen binnen wenigen Minuten, binnen einer Viertelstunde so jählings, so innig vertraut wurden, daß Sie — daß Sie das Fräulein — ich weiß nicht, wie ich sagen soll .....

„Also auch *das* schon haben Sie erfahren?“ sagte der Herr von Hahn ganz betroffen, und über das bleiche, doch lebhafte Gesicht verbreitete sich eine Röthe, die dem Scharfblick des Bürgermeisters nicht entging.

— Ich bitte Sie noch einmal wegen meiner Neugier um Verzeihung! setzte der Bürgermeister hinzu: Sie wissen ja, Polizeibeamte und Aerzte haben das Vorrecht, indiskrete Fragen zu thun. Und bekannt ist Ihnen, daß der todte Gast ganz besonders im Rufe steht, Frauenzimmer wetterschnell zu bezaubern; eine Kunst, die ich Ihnen übrigens gern zutraue, ohne Sie für todt zu halten.

Herr von Hahn schwieg ein Weilchen; endlich sagte er: „Herr Bürgermeister, ich fange bald an, mich vor Ihnen mehr zu fürchten, als sich Ihre ganze löbliche Bürgerschaft vor meinem schwarzen Rock fürchten kann. Ihnen müssen die Wände ausplaudern können; denn ich war diesen Morgen mit dem liebenswürdigen Fräulein Bantes nur eine kurze Zeit allein, wenn Sie mit dem Worte *Vertrautwerden* darauf anspielen. Erlauben Sie mir aber, eben über diesen Punkt zu schweigen. Entweder Ihre Wände haben Ihnen den Inhalt meiner Unterredung ausgeplaudert, dann kennen Sie ihn; oder *nicht*: dann geziemt es mir nicht, darüber den Vorhang wegzuziehen, falls Fräulein Bantes es nicht mit eigener Hand thun will.“

Der Bürgermeister zeigte mit einer sanften Neigung des Hauptes an, daß er nicht weiter in ihn dringen wolle, sondern wandte das Gespräch: Bleiben Sie noch lange bei uns, Herr von Hahn?

„Ich reise schon morgen wieder ab. Meine Geschäfte sind hier beendigt, und wahrhaftig, es ist doch auch gar zu unlustig, den Poltergeist spielen zu müssen. Der Zufall hat wohl noch keinen Sterblichen übler mißhandelt, als mich, daß ich gerade auserwählt sein mußte, dem todten Gaste Ihrer hundertjährigen Stadtsage oder Stadtchronik auf ein Haar ähnlich zu sein.“

Diese Erklärung der plötzlichen Abreise kam dem Bürgermeister sehr gelegen. Er verlor also darüber kein Wort mehr, und unterhielt sich über andere Dinge mit seinem Inquisiten. Dieser empfahl sich endlich.

Der Bürgermeister fand die Sache sonderbar. Denn für ein ungefähres Zusammentreffen der Umstände, die den angeblichen Herrn von Hahn zum todten Gaste stempeln wollten, war es im gewöhnlichen Gange der Dinge hier zu viel. Und von der andern Seite hatte sich auch gar kein Grund gezeigt, an der Redlichkeit der Aussagen des Fremden zu zweifeln. Dies erwog der Bürgermeister her und hin, indem er zum offenen Fenster hinaus auf die Straße sah. Er war, gleich nachdem sein Besuch aus dem Zimmer verschwunden, an dies Fenster getreten, um zu seiner Belustigung Acht zu haben, mit welchen Augen die Leute auf der Gasse den todten Gast betrachten würden. Allein zu seiner großen Verwunderung verließ dieser das Haus nicht. Er wartete noch lange; es verging fast eine Viertelstunde, und er

wartete vergebens. Er zog die Klingel. Der Bediente kam und ward vom Bürgermeister befragt. Der Bediente schwor, seit einer Stunde unter dem Balkon vor der Hausthür gestanden, aber keinen Herrn in schwarzer Kleidung gesehen zu haben.

Der Bediente ward entlassen. „Das sieht mir doch etwas gespenstisch aus!“ brummte der Bürgermeister verlegen lächelnd vor sich hin, und lag wieder im Fenster. Nach einiger Zeit trat der Bediente ungerufen herein und meldete, das Kammermädchen sitze todtenblaß und weinend in der Küche, und erzähle, der todte Gast sei beim Fräulein Tochter des Herrn Bürgermeisters. Das Fräulein thue mit der schrecklichen Gestalt sehr bekannt; der Unbekannte habe dem Fräulein ein Paar prächtige Armbänder überreicht, und dazu etwas leise mit dem Fräulein gesprochen. Das Kammermädchen habe zwar Alles gesehen, aber nichts verstanden; es wäre auch vom Fräulein sogleich aus dem Zimmer fortgeschickt worden.

Der Bürgermeister lachte zuerst; dann verging ihm bei den Armbändern, bei dem Leisemiteinanderreden, bei dem Fortschicken des Kammermädchens, alle Neigung zum Lachen. Er hieß den Bedienten ärgerlich sich fortmachen. „Armbänder? Flüstern mit meinem Minchen? Woher kennt er sie? Jesus Maria! Wie wird das Mädchen mit dem Manne so schnell vertraut? Wahrhaftig, der legt's darauf an, den todten Gast zu machen.“ So sprach er bei sich. Bald lief er zur Stubenthür, öffnete und wollte hinaus, um seine Tochter und den Fremden zu überraschen; bald schämte er sich seines keimenden Aberglaubens, und legte er seiner Aengstlichkeit Zaum und Gebiß an. Darüber verging eine Viertelstunde. Endlich ward ihm die Zeit zu lang. Er ging zu seiner Tochter, deren Zimmer nicht weit vom seinigen entfernt war. Sie saß am Fenster allein und betrachtete die köstlichen Armbänder.

„Was hast du da, Minchen?“ fragte er mit ungewisser Stimme.

Minchen antwortete ganz unbefangen: „Ein Geschenk des Herrn von Hahn für Riekchen Bantes. Er reiset morgen früh ab, und hat seine Gründe, selbst nicht mehr in das Haus des Herrn Bantes zu gehen. Er ist mir unbegreiflich. Bräutigam, und schon wieder davon reisen! Nun soll ich's ihr geben.“

— Und woher kennst du ihn, oder er dich?

„Als ich diesen Morgen bei Riekchen und ihrer Mutter war, machten wir Bekanntschaft. Es durchschauerte mich, als ich ihn zum erstenmal sah. Der leibhafte todte Gast! Aber er ist ein sehr guter Mensch. Wie er von Ihnen ging, Papa, trat ich eben aus meinem Zimmer. Wir erkannten uns, und er brachte sogleich sein Gesuch an.“

Minchen erzählte dies so unbefangen, daß dem Bürgermeister, bis auf Nebensachen, Alles klar ward. Doch folgendes Morgens mußte der Polizeidiener sogleich nachspüren, ob der Fremde wirklich, seinem Worte gemäß, abgereiset sei.

Neues Schrecken.

Der Bürgermeister, durchaus ein Mann ohne Vorurtheil und Aberglauben, hatte eine etwas schlaflose Nacht gehabt. In der Nacht aber, beim Monden- oder Sternenschein, oder beim Mangel alles Lichtes, hat nicht nur die Gestaltung der äussern Welt ein anderes Aussehen, sondern auch die innere Welt des Menschen. Man ist religiöser, zum Glauben an Ungewöhnliches, Seltsames, Abenteuerliches und Wunderhaftes geneigter, was auch die altkluge Vernunft dagegen einzuwenden habe. Die Vernunft ist die Tagessonne des Gemüthes, Alles wird hell und klar durch ihren Schein; der Glaube des Gefühls und der Phantasie ist der nächtliche Mond des Gemüths, Alles wird in dessen zweifelhaftem Schimmern und zauberhaftem Helldunkel fremdartig. — Durchlief der Bürgermeister nun die ganze Geschichte, mit der sich die Stadt vom todten Gaste trug, und verglich damit Zeit und Stunde, in welcher der Herr von Hahn erschien, seine Gestalt, sein bleiches Gesicht, seine Kleidertracht, seine verschwenderischen Geschenke, sein schnelles Vertrautwerden mit Bräuten — denn auch Minchen war auf dem Sprunge, versprochen zu werden, und das Geschichtchen von der Jungfer Wiesel hatte in der That etwas Verdächtiges — so mußte das alles wenigstens auffallen. Jungfer Wiesel hatte dem Polizeidiener wirklich noch am Abend gestanden, der schwarze Gast sei bei ihr im Putzladen gewesen, habe eine Kleinigkeit gekauft; doch erst wenige Stunden vor Ankunft des Polizeidieners, in der Abenddämmerung, sei er erschienen, und nie vorher; noch weniger wollte sie von der berüchtigten Hinterthür etwas wissen. Dies hatte der Bürgermeister von seinem Polizeidiener wieder vernommen, und es machte ihm allerlei sonderbare Gedanken.

Für einen bloßen Spaßvogel konnte er den schwarzen langen Herrn unmöglich halten; dazu sah er zu ernsthaft aus. Auch waren seine Geschenke viel zu kostbar gewesen, als daß er bloß einen Scherz mit den lieben Herbesheimern getrieben haben sollte. Herr Bantes, sonst ein Todfeind alles Aberglaubens, hatte dem Bürgermeister so viel Seltsames erzählt und geklagt, daß dieser allerdings eine unruhige Nacht haben konnte, indem er das Für und Wider in seinem Kopf umherwarf.

Ehe noch der Polizeidiener folgendes Morgens zum Kreuz kam, erzählten ihm schon die Leute auf der Straße, daß der todte Gast und sein Diener Knall und Fall verschwunden wären, man wisse nicht, wohin. Er hätte weder Wagen noch Pferde, noch Extrapost genommen, wäre zu keinem Stadtthore hinaus, und doch nirgends zu finden. Dies bestätigte auch die Aussage des

Kreuzwirthes, der den Polizeimann in das Zimmer führte, wo der angebliche Herr von Hahn gewohnt hatte. Da war noch Alles in der besten Ordnung, als hätte Niemand darin gewohnt; die Betten standen unangetastet, die Stühle an ihrem Ort; kein Koffer, kein Kleid, kein Bändchen, kein Stückchen Papier — nichts Hinterlassenes, keine Spur! Nur auf dem Tische lag die volle Zahlung des Wirthes in harten Thalern, die er aber wohlweislich nicht anrühren mochte.

„Nehme das Teufelsgeld, wer will!“ sagte der Kreuzwirth: „Man weiß ja, dabei ist kein Segen. Leg' ich's in meine Truhe, wird es mir zu stinkendem Unflath. Ich will es den Armen im Stadtspital schenken, aber ich mag es einmal nicht.“ Er übergab die harten Thaler dem Polizeidiener, der sie dem Spitalpfleger bringen mußte.

Das Gerücht vom plötzlichen Verschwinden des todten Gastes war mit allen Nebenumständen sogleich durch ganz Herbesheim verbreitet. Auch Herr und Frau Bantes, da sie kaum das Bett verlassen hatten, vernahmen es von ihren Mägden, bald auch von dem Buchhalter und Kassierer.

„Wunderbar!“ sagte Herr Bantes zu seiner Frau: „Nun, was sagst du denn dazu? Ich freue mich, daß er fort ist. Du wirst doch glauben, daß es da nicht ganz mit rechten Dingen zuging? Ich sage dir, das war mir nimmermehr der Sohn meines alten Freundes Hahn. Wer hätte jemals an so tolle Mährchen, an solchen Unsinn und dergleichen glauben sollen, wenn man nicht mit leiblichen Augen Zeuge gewesen wäre!“

Frau Bantes brachte gegen die Aussagen der Mägde und des Buchhalters einige bescheidene Zweifel vor. Man schickte den Kassierer zum Kreuzwirth; aber auch dieser kam bald mit der vollen Bestätigung zurück. Frau Bantes lächelte befremdet zu dem allem, und wußte nichts mehr zu erwiedern. Sie meinte nur, das müsse sich noch anders aufklären, denn ihren gesunden Verstand wolle sie doch nicht bei dieser Geschichte preisgeben.

Plötzlich fuhr Vater Bantes mit wahrhaftem Todesschrecken auf, und er ward so blaß, daß Frau Bantes für ihn zu zittern anfing. Denn lange konnte oder wollte er nicht reden.

Endlich rief er mit einer matten, ungewissen Stimme: „Mutter, ist das Eine wahr, so könnte auch das Andere wahr sein.

— Was denn, um Gotteswillen?

„Glaubst du, Friederike schlafe noch? Wir sind doch schon lange wach gewesen in unsern Betten, hast du denn von ihr im Nebenzimmer auch nur den geringsten Ton, nur einen Fußtritt, nur das Rücken eines Stuhls gehört?“

— Rede doch, Papa, du wirst doch nicht argwohnen, das Kind sei ....

„Aber wenn das Eine wahr ist, kann auch das Andere — es wäre doch entsetzlich! Mama, ich habe nicht den Muth, nachzusehen.“

— Wie denn? Glaubst du, sie sei ....

„Nun ja, den Kopf im Nacken!“

Mit diesen Worten sprang der Alte, von den schwersten Ahnungen gefoltert, zu Friederikens Schlafkabinet. Aengstlich trippelte Frau Bantes ihm nach. Er legte seine zitternde Hand an das Schloß der Thür; er öffnete diese leise; er wagte kaum zu athmen, und da ihm keine Stimme entgegen tönte, getraute er sich lange nicht, zum Bett hinzublicken. „Sieh du hin, Mama!“ sprach er, und war in ängstlicher Beklemmung.

„Sie schläft ja sanft!“ sagte Frau Bantes. Er richtete die Augen dahin. Da lag Friederike harmlos im Bette, das zarte Gesicht mit dem vom Morgenschlummer geschlossenen Augen noch an der gehörigen Stelle. „Aber lebt sie?“ fragte Herr Bantes, und hielt mißtrauisch das Steigen und Fallen der athmenden Brust seines Kindes für eine Täuschung der Augen. Erst wie er ihre warme Hand berührte, ward ihm wohl, und noch mehr, als sie, davon erwachend, ihre Augen aufschlug, und ihr Erstes ein freundliches, doch verwunderungsvolles Lächeln war. Die Mama erklärte ihr nun den Besuch, und erzählte das geheimnißvolle Verschwinden des Herrn von Hahn und die daraus entstandene neue Angst des Papa. Und allesammt waren sie nun zufrieden und fröhlich.

Ende gut, Alles gut.

Noch zufriedener und fröhlicher aber wurden sie, da allesammt an demselben Tage des Abends beim Nachtessen saßen, und ein Wagen rasch durch die Straße rollte und plötzlich vor dem Hause hielt. Friederike, horchend, sprang auf und rief: „Waldrich!“ — Er war's. Alles eilte ihm entgegen. Vater Bantes schloß ihn zum Willkommen herzlicher, denn jemals, in seine Arme. — Da hatte man sich nun tausend Dinge zu fragen und zu antworten und wieder zu fragen. Vater Bantes machte endlich dem Lärmen ein Ende, und pflanzte den Kommandanten auf den gewohnten Platz zu sich an den Tisch. Da aber ging das lebhafte, freudige Geschwätz von neuem an. „Und denken Sie nur,“ rief Herr Bantes, „denken Sie nur, Schätzchen, Hauptmännchen, wir haben den Teufelskerl, den todten Gast und dergleichen leibhaftig in Herbesheim, leibhaftig im Hause hier gehabt. Was sagen Sie dazu? Ja, was sagen Sie dazu, er hatte schon wieder seine drei Bräute binnen kaum vierundzwanzig Stunden aufgefischt; da war voran das Mädchen Friederike dort, dann Bürgermeisters Minchen, und zum Dritten die Jungfer Wiesel bei der Putzmacherin. Wir haben uns hier Alle in der Stadt gefürchtet, wie die kleinen Kinder und dergleichen.“

Der Kommandant lachte hell auf und sagte: „Ich aber habe mit ihm heut im Posthause von Odernberg zu Mittag gespeiset. Sie werden doch den Herrn von Hahn meinen, denk' ich, und keinen andern?“

Herr Bantes lächelte ärgerlich: „Herr von

Hahn hin, Herr von Hahn her! Sei er gewesen, wer er wolle, er war der todte Gast, wie er leibt und lebt, und der bekommt meine Friederike nicht, auch wenn's der Herr von Hahn wäre und dergleichen. Denn ich möchte nicht erleben, daß ich einen kalten Schauer bekäme, so oft ich meinen Schwiegersohn erblicken würde. Ist es der Sohn meines Freundes wirklich gewesen, desto schlimmer für ihn, denn er sah bestimmt aus, wie Sie den todten Gast beschrieben haben.«

»Ah!« rief der Hauptmann: »daran ist er sehr unschuldig. Als ich jenen Abend die alte Sage vom todten Gaste in der Wintergesellschaft erzählen mußte, und sein Aeusseres beschreiben sollte, fand ich in der Eile zu meiner Figur kein Original, als eben unsern Herrn von Hahn. Der gerade fiel mir ein, weil er mir eben damals doppelt zuwider war. Als ich mit meiner Kompagnie nach Herbesheim verlegt und auf dem Marsch hieher nur wenige Meilen von der Residenz entfernt war, machte ich unterwegs einen kleinen Abstecher dahin. An der Wirthstafel im König von Portugal fiel mir unter vielen Gästen, die da zu Mittag speiseten, die über Gebühr lange Gestalt des Herrn von Hahn auf, welche um eine Kopflänge über alle Sterbliche hinwegragte, zugleich sein schwarzes Haar, sein erdfahles Gesicht und die schwarze Kleidung dazu. Ich vernahm, er sei der Sohn des berühmten Banquiers. Er war mir damals sehr gleichgültig, aber ich konnte doch die Gestalt nicht vergessen; und noch weniger vergessen konnte ich sie, da er mir aufhörte gleichgültig zu sein, weil er — Sie erlauben mir doch, es zu sagen? — weil er um Fräulein Friederiken warb.«

»Donner!« rief Herr Bantes lachend aus und rieb sich und klopfte sich die Stirn: »Phantasiestreich eines Nebenbuhlers! Weiter nichts! Daß das Keinem in Sinn kommen mußte, selbst dem allwissenden, klugen Bürgermeister und seiner Polizei nicht! Hätte ich nicht, sobald ich den Herrn von Hahn sah, gleich darauf fallen sollen, daß der schelmische Kommandant ihn wahrscheinlich gekannt und aus ihm den todten Gast geschnitzelt habe? Wir Alten bleiben doch einfältige Kinder und dergleichen bis ins graue Haar. — Aber, Herr Kommandant, Sie sind an fatalen Geschichten Schuld. Der junge Hahn wird entsetzlich aufgebracht sein; wird wettern und fluchen, wie man ihn hier behandelt habe; wird mich einen alten Hans Kasper heißen und dergleichen.«

— Nichts weniger, Papa, als das! — sagte Waldrich: Vielmehr, er ist sehr mit der Wendung der Dinge und dem Gange des Schicksals zufrieden. Freundlich empfiehlt er sich durch mich Ihnen, der Mama und Fräulein Friederiken. Er und ich sind heute wirklich Freunde geworden. Denn wir haben uns einander alle Geheimnisse der Herzen gebeichtet. Anfangs, da wir allein bei Tische saßen und unsere Suppe verzehrten, ging es unter uns etwas trocken zu. Er war finster und still, ob er mich gleich nicht kannte. Ich war finster und still, eben weil ich ihn kannte, und glaubte, er sei auf der Bräutigamsfahrt nach Herbesheim. Zufällig, als wir aus Höflichkeit einige Worte über Tische wechselten, vernahm ich nun, daß er von Herbesheim komme und heimreise. Da brannte mich eine verzeihliche Neugier, mehr zu erfahren. Natürlich konnte ich nun nicht läugnen, ich sei in Herbesheim wohlbekannt, sei der Stadtkommandant. »Aha!« rief er lachend, und reichte mir über den Tisch die Hand: »Mein glücklicher Nebenbuhler, dem ich für sein Glück noch dankbar sein muß!« — Da war die Bekanntschaft gemacht, und die Offenherzigkeit an der Tagesordnung. Denken Sie, Papa, er behauptete, Fräulein Friederike selbst habe ihm erklärt, sie sei schon mit mir versprochen, und habe ihn gebeten, sie und mich nicht unglücklich zu machen. Und er hingegen habe dem Fräulein die Hand geküßt und gesagt: er habe zwar unbedingt dem Willen seines alten Vaters gehorchen, nach Herbesheim reisen, und um das Fräulein werben müssen; doch sei es ihm damit nur halber Ernst und in ihm sogar Hoffnung gewesen, Alles durch sein Betragen rückgängig zu machen. Denn er habe schon in der Residenz eine geheime Liebe, die Tochter eines dortigen Professors, der aber ausser seinen Geistesschätzen wenig irdische besitze, was dem alten Banquier Hahn ein Aergerniß und Gräuel wäre. Der alte Herr hätte ihm also, unter Strafe der Enterbung, alle Gedanken an das arme Professormädchen untersagt; der junge Herr habe seiner Geliebten Treue gelobt, und sei fest entschlossen, sie nach dem Tode seines Vaters dennoch zu heirathen.

»Was?« rief Herr Bantes erstaunt: »Und du, Friederike, hast das alles von ihm selbst gewußt? — Kinder, es will mir zu Sinnen kommen, ihr habet mich Alle zum Besten. Warum hast du mir davon keine Silbe, keinen Buchstaben gesagt?«

Friederike küßte die Hand ihres Vaters, und sagte: »Besinnen Sie sich wohl, Väterchen, und machen Sie Ihrer Friederike keine Vorwürfe. Wissen Sie wohl, als ich so froh von meiner Unterhaltung mit Herrn Hahn zu Ihnen kam, und Ihnen sein Lob verkündigte, und Ihnen Alles haarklein erzählen wollte, wie böse Sie geworden sind? Wissen Sie, wie Sie mir zu reden verboten, und mir zur Belohnung meines stummen Gehorsams versprachen, den Waldrich da drüben für Herrn von Hahn auszuwechseln? Wissen Sie noch?«

— So? Hab' ich das gethan? — Es geht doch in der Welt nichts über den Gehorsam, wenn man sich damit ein Vortheilchen machen will!

»Mußt' ich denn nicht gehorchen? Drohten Sie nicht, die liebe Mama und mich in den Keller sperren zu wollen, wenn . . .«

— Ganz gut, du Plappermaul! Rücke mir nicht noch meine Sünden vor. Da du aber doch

mit dem jungen Hahn, weißt du's, ohne mein Vorwissen geplappert hast, konntest du ihm nicht gleich damals sagen, welches wunderliche Vorurtheil gegen ihn aufgekommen war? Er wäre gewiß im Stande gewesen, uns sogleich anders zu belehren. Wenigstens hättest du ihm einen anständigen Grund und dergleichen sagen sollen, warum wir uns so und nicht anders gegen ihn betrugen!

„Das hab' ich gethan. Sobald er vernahm, bei mir im Herzen sei kein Kämmerchen mehr zu vermiethen, freute er sich und erzählte mir das gleiche Geschichtchen von seinem Herzen. Ein anständigerer Grund zur Trennung ließ sich nicht finden. Sie wissen ja, wir, Mama und ich, hatten ihn zum Essen eingeladen, allein . . .

— Schweig! Kommandantchen, weiter erzählt! Er war also gar nicht zornig auf uns? Was muß er auch von uns ehrlichen Herbesheimern denken! Glaubte er nicht, wir wären sammt und sonders am Adventstag Narren geworden und dergleichen?

Waldrich antwortete: „Ungefähr so etwas Aehnliches glaubte er wirklich. Das Benehmen aller Leute in Herbesheim muß ihm aufgefallen sein, denn er erzählte mir drollige Auftritte von der allgemeinen Furchtsamkeit. Als er aber durch den Amtsbürgermeister die Sage vom todten Gaste, und zugleich erfahren hatte, daß man ihm die unverdiente Ehre erweise, ihn für einen Hofkavalier des vor zweihundert Jahren hochselig verstorbenen Winterkönigs zu halten, kam ihm Alles noch toller vor, und er belustigte sich an dem Aergerniß und Schrecken weidlich, das er mit seiner Person unschuldigerweise verursacht hatte.“

— Und woran Sie mit Ihrer gottlosen Erzählung — rief Friederike — allein Schuld sind, Herr Kommandant; daß Sie's nur nicht vergessen! Wer wußte denn vor dem ersten Wintergesellschaftsabend, wie der todte Gast ausgesehen habe? Am folgenden Tage sagten sich's schon alle Kinder auf der Gasse wieder.

„Nun, ich war ehrlich genug, dem Herrn von Hahn meine Sünde zu bekennen, sobald mir nach einem viertelstündigen Lachen der Gebrauch der Stimme wieder kam. Daß mir närrischer Weise eben seine Figur bei der Erzählung vorgeschwebt hatte, war verzeihlich. Doch ließ ich mir damals eher den Einsturz des Himmels, als eine solche Wirkung meiner unschuldigen Geschichte träumen. Herr von Hahn lachte aus Leibeskräften mit mir. Er erzählte mir nun dagegen, daß er, um die aufgeklärten Herbesheimer noch mehr zu ängstigen und in ihrem frommen Glauben zu besteifen, allerlei Schwänke getrieben. Einen verliebten Polizeidiener zu plagen, habe er dessen Braut bei einer Putzmacherin besucht; um seinen erschrockenen Kreuzwirth noch mehr in Furcht und Erstaunen zu setzen, habe er vorgegeben, früh ins Bette gehen und am andern Tage abreisen zu wollen, habe aber in der Dunkelheit des Abends durch seinen Bedienten den Reisekoffer zum Thor hinaustragen lassen, den Spaziergang bis zum nächsten Dorfe zu Fuße bei Mondschein gemacht und dort bis zur nächsten Poststation Fuhre genommen, nachdem er ausgeschlafen. Genug, nicht leicht in der Welt haben zwei Menschen das unauslöschliche Gelächter der Homerischen Götter über Vulkans Geschäftigkeit im Olymp so treu nachgelacht, als wir Beide in unserm Gelächter über die Geschäftigkeit der Herbesheimer mit dem todten Gaste. Bei einer Flasche Champagner schlossen wir zwei versöhnten Nebenbuhler unsern Freundschaftsbund, und schieden später von einander, als wir anfangs dachten, da wir noch bei der Suppe gesessen waren.“

Vater Bantes schien, trotz dem er zu Waldrichs fernern Erzählungen lächelte, mit sich selbst im Kriege zu sein. Verdruß und Frohsinn waren in seinen Mienen wunderlich vermischt zu sehen. Friederike schmeichelte ihm zärtlicher, denn sie sah wohl, was in ihm vorging, und küßte ihm die Falten von der Stirn weg, so oft die sich zeigen wollten.

„Kinder,“ sagte Herr Bantes, „da seht Ihr nun, welche Schleppe von Narrheiten und Albernheiten der Aberglaube hinter sich zieht. Und sogar ich alter Philosoph habe noch die Schellenkappe aufsetzen und mittraben müssen. Möchte mich gern schämen, aber find' es doch auch lächerlich, sich seiner armen menschlichen Natur geradewegs zu schämen. Also bleibt's dabei, dünke sich Keiner hoch, fest, stark auf den Füßen, sondern sehe sich lieber vor, daß er nicht falle. Mama, laß eine Bowle Punsch machen, damit wir froh werden mit unserm Kommandanten. Ich sage Wir, das soll heißen, nur meine Wenigkeit; denn du, Mama, hast einen vollständigen Sieg der Aufklärung davon getragen, und bist froh; und dir, Friederike, sieht man es auch wohl an, daß du dem Waldrich da gegenüber nicht gar bekümmert bist, denn du hast einen vollständigen Sieg für deine Liebe davon getragen.“

Die Mama reichte dem Kommandanten mit gütigem, wahrhaft mütterlichem Lächeln die Hand und sagte: „Haben Sie das letzte Wort des Papa recht verstanden?“

„Nein,“ sagte der Kommandant verlegen und erröthend: „aber ich möchte beinahe verwegen genug werden, es zu verstehen.“

— Mama, laß eine Bowle Punsch anrichten; laß alles Geschwätz und dergleichen bei Seite. Wir müssen uns die verwünschte Geschichte aus dem Gedächtnisse mit Punsch wegbeizen. — Auch der Stärkste und Muthigste, der schon mehr als ein Dutzend Kugeln um seine Ohren pfeifen hörte, hat einmal seine Reißaus-Minute; auch der Weltumsegler, der sich in den fremdesten Landen und Meeren nicht verirrte, kann einmal auf einem Spaziergange den rechten Weg verfehlen; auch

die andächtigste, reinste Himmelsbraut im Kloster hat einmal einen Augenblick, wie jede Evenstochter; auch der gescheideste Mann unterm Monde hat einmal seinen Tag, wo Hans Ballhorn verständiger ist, als er.

„Fangen Sie doch an, Papa," sagte Friederike schmeichelnd, „und reden Sie von etwas Anderm! Zum Beispiel — fangen Sie doch von etwas Anderm an."

— Apropos, Kommandantchen, fuhr Herr Bantes fort: wissen Sie denn, daß ich Sie verkauft habe? Um den Preis, mir den todten Gast vom Halse zu schaffen, habe ich Sie da an Friederiken verkauft. Nehmen Sie's nicht übel, daß ich so mir nichts, dir nichts in Ihrer Abwesenheit über Sie disponirte. Als ehemaliger Vormund glaubte ich mir so etwas herausnehmen zu dürfen. Da, Friederike, nimm hin. Seid glücklich zusammen.

Beide sprangen auf und fielen ihm um den Hals.

— Halt, rief er: Waldrich, aber fort mit der Uniform.

„Sie muß fort!" sagte der Kommandant mit Freudenthränen in den Augen.

— Und Abschied genommen vom Militär! Denn Friederike wohnt bei ihren Aeltern, und ich habe Sie ihr, aber nicht sie Ihnen geschenkt. Also . . .

„Morgen fordere ich den Abschied, Papa!"

— Kinder! rief Vater Bantes, indem er sich unter den Umarmungen der jungen Leute Luft machte: Eure Freude hat etwas Würgendes an sich; Mama, bringe den Punsch!

Das Abenteuer der Neujahrsnacht.

1.

Mutter Käthe, des alten Nachtwächters Frau, schob am Sylvesterabend um neun Uhr das Zugfensterlein zurück und steckte den Kopf in die Nacht hinaus. Der Schnee flog in stillen, großen Flocken, vom Fensterlicht geröthet, auf die Straßen der Residenz nieder. Sie sah lange dem Laufen und Rennen der frohen Menschen zu, die noch in den hell erleuchteten Laden und Gewölben der Kaufleute Neujahrgeschenke einkauften, oder von und zu Kaffeehäusern und Weinkellern, Kränzchen und Tanzsälen strömten, um das alte Jahr mit dem neuen in Lust und Freuden zu vermählen. Als ihr aber ein paar große, kalte Flocken die Nase belegten, zog sie den Kopf zurück, schob das Fensterlein zu, und sagte zu ihrem Manne: „Gottliebchen, bleib zu Hause, und laß die Nacht den Philipp für dich gehen. Denn es schneit vom Himmel, wie es mag, und der Schnee thut, wie du weißt, deinen alten Beinen kein Gutes. Auf den Gassen wird es die ganze Nacht lebhaft sein. Es ist, als wäre in allen Häusern Tanz und Fest. Man sieht viel Masken. Da hat unser Philipp gewiß keine Langeweile."

Der alte Gottlieb nickte mit dem Kopf und sprach: „Käthchen, ich laß' es mir wohl gefallen. Mein Barometer, die Schußwunde über dem Knie, hat mir's schon zwei Tage voraus gesagt, das Wetter werde ändern. Billig, daß der Sohn dem Vater den Dienst erleichtert, den er einmal von mir erbt."

Nebenbei verdient hier gesagt zu werden, daß der alte Gottlieb vorzeiten Wachtmeister in einem Regiment seines Königs gewesen, bis er bei Erstürmung einer feindlichen Schanze, die er der Erste im Kampfe für das Vaterland erstieg, zum Krüppel geschossen ward. Sein Hauptmann, der die Schanze bestieg, nachdem sie erobert war, empfing für solche Heldenthat auf dem Schlachtfelde das Verdienstkreuz und Beförderung im Rang. Der arme Wachtmeister mußte froh sein, mit dem zerschossenen Bein lebendig davon zu kommen. Aus Mitleiden gab man ihm eine Schulmeisterstelle, denn er war ein verständiger Mann, der eine gute Handschrift hatte und gern Bücher las. Bei Verbesserung des Schulwesens war ihm aber auch die Lehrerstelle entzogen, weil man einen jungen Menschen, der nicht so gut, als er, lesen, schreiben und rechnen konnte, versorgen wollte, indem einer von den Schulräthen dessen Pathe war. Den abgesetzten Gottlieb aber beförderte man zum Nachtwächter, und adjungirte ihm seinen Sohn Philipp, der eigentlich das Gärtnerhandwerk gelernt hatte.

Die kleine Haushaltung hatte dabei ihr kümmerliches Auskommen. Doch war Frau Käthe eine gute Wirthschafterin und gar häuslich, und der alte Gottlieb ein wahrer Weltweiser, der mit Wenigem recht glücklich sein konnte. Philipp verdiente sich bei dem Gärtner, in dessen Lohn er stand, sein täglich Brod zur Genüge, und wenn er bestellte Blumen in die Häuser der Reichen trug, gab es artige Trinkgelder. Er war ein hübscher Bursche von sechsundzwanzig Jahren. Vornehme Frauen gaben ihm bloß seines Gesichts wegen ein Stück Geld mehr, als jedem andern, der eben solch ein Gesicht nicht aufweisen konnte.

Frau Käthe hatte schon das Mäntelein umgeworfen, um aus des Gärtners Hause den Sohn zu rufen, als dieser in die Stube trat.

„Vater," sagte Philipp und gab dem Vater

und der Mutter die Hand, „es schneit, und das Schneewetter thut dir nicht wohl. Ich will dich diese Nacht ablösen, wenn du willst. Lege du dich schlafen.“

„Du bist brav!“ sagte der alte Gottlieb.

„Und dann, ich habe gedacht, morgen sei es doch Neujahr,“ fuhr Philipp fort, „und ich möchte morgen bei euch essen und mir gütlich thun. Mütterchen, hast vielleicht keinen Braten in der Küche . . .“

„Das eben nicht,“ sagte Frau Käthe, „aber doch anderthalb Pfund Rindfleisch, Erdäpfel zum Gemüs, und Reis mit Lorberblättern zur Suppe. Auch zum Trunk noch ein paar Flaschen Bier. Komm du nur, Philipp; wir können morgen hoch leben! Künftige Woche gibt es auch wieder Neujahrgeld für die Nachtwächter, wenn sie theilen. Da können wir schon wohl leben.“

„Nun, desto besser für euch. Und habt ihr schon die Hausmiethe bezahlt?“ fragte Philipp.

Der alte Gottlieb zuckte die Achseln.

Philipp legte Geld auf den Tisch und sagte: „Da sind zweiundzwanzig Gulden, die ich erspart habe. Ich kann sie wohl entbehren. Nehmet sie zum Neujahrgeschenk. So können wir alle Drei das neue Jahr wohlgemuth und sorgenlos antreten. Gott gebe, daß ihr es gesund und fröhlich durchlebet. Der Himmel wird ferner für euch und mich sorgen.“

Frau Käthe hatte Thränen in den Augen, und küßte ihn. Der alte Gottlieb sagte: „Philipp, du bist wahrhaft der Trost und Stab unsers Alters. Gott wird dir's vergelten. Fahre fort, redlich zu sein und deine Aeltern zu lieben. Ich sage dir, der Segen bleibt nicht aus. Zum Neujahr wünsche ich dir nichts, als dein Herz fromm und gut zu bewahren. Das steht in deiner Macht. Dann bist du reich genug. Dann hast du deinen Himmel im Gewissen.“

So sprach der alte Gottlieb, ging und schrieb die Summe von zweiundzwanzig Gulden in's große Hausbuch und sagte: „Was du mich als Kind gekostet, hast du beinahe schon alles abbezahlt. Jetzt haben wir aus deinen Ersparnissen schon dreihundert und siebenzehn Gulden empfangen und genossen.“

„Dreihundert und siebenzehn Gulden!“ rief Frau Käthe mit großem Erstaunen. Dann wandte sie sich mitleidig zu Philipp und sagte mit weicher Stimme: „Herzenskind, du jammerst mich. Ja, recht sehr jammerst du mich. Hättest du die Summe für dich sparen und zurücklegen können, so würdest du jetzt ein Stück Land kaufen, für eigene Rechnung Gärtnerei treiben und die gute Rose heirathen können. Das geht nun nicht. Aber tröste dich. Wir sind alt; du wirst uns nicht mehr so lange unterstützen müssen.“

„Mutter,“ sagte Philipp, und runzelte die Stirn ein wenig, „was redest du? Röschen ist mir zwar lieb, wie mein Leben. Aber hundert Röschen gäbe ich für dich und den Vater hin. Ich kann in dieser Welt keine Aeltern mehr haben, als euch, aber wenn es sein muß, wohl noch manches Röschen, wenn ich schon unter zehntausend Röschen kein anderes als Bittners Röschen möchte.“

„Du hast Recht, Philipp!“ sagte der Alte: „Lieben und Heirathen ist kein Verdienst; aber alte, arme Aeltern ehren und unterstützen, das ist Pflicht und Verdienst. Sich selbst opfern mit seinen Leidenschaften und Neigungen für das Glück der Aeltern, das ist kindliche Dankbarkeit. Das erwirbt dir Gotteslohn; das macht dich im Herzen reich.“

„Wenn nur“, sagte Frau Käthe, „dem Mädchen die Zeit nicht zu lang, oder es dir abtrünnig wird! — Denn Röschen ist ein schönes Mädchen, das muß man sagen. Es ist freilich arm; aber an Freiern wird es ihm nicht fehlen. Es ist tugendhaft und versteht die Haushaltung.“

„Fürchte dich gar nicht, Mutter!“ versetzte Philipp: „Röschen hat mir's feierlich geschworen, sie nehme keinen andern Mann, als mich; und das ist genug. Ihre alte Mutter hat eigentlich auch nichts an mir auszusetzen. Und könnte ich heute mein Gewerbe für mich treiben und eine Frau ernähren, morgen hätte ich Röschen am Altar; das weiß ich. Es ist nur verdrießlich, daß die alte Bittnerin uns verbietet, einander so oft zu sehen, als wir gern möchten. Sie sagt, das thue nicht gut. Ich aber finde, und Röschen findet das auch, es thue uns Beiden gewiß sehr gut. Auch haben wir verabredet, uns heut um zwölf Uhr vor der Hauptthür der Gregorienkirche zu sprechen; denn Röschen bringt den Sylvesterabend bei einer ihrer Freundinnen zu. Dann führe ich sie des Nachts heim.“

Unter diesen Gesprächen schlug es im benachbarten Thurme drei Viertel. Da nahm Philipp den Nachtwächtermantel seines Vaters vom warmen Ofen, auf den ihn Käthe vorsorglich gelegt hatte, hing ihn um, nahm das Horn und die Stange, wünschte den Aeltern gute Nacht und begab sich auf seinen Posten.

2.

Philipp schritt majestätisch durch die beschneiten Gassen, auf welchen noch viel Volks umherwandelte, als wär's am Tage. Kutschen fuhren her und hin. Alles war in den Häusern hell und licht. Unsern Nachtwächter belustigte das heitere Leben. Er sang und blies im angewiesenen Stadtquartier die zehnte Stunde recht frohmüthig ab, am liebsten und mit mancherlei Nebengedanken vor dem Hause unweit der Gregorienkirche, wo er wohl wußte, daß Röschen bei ihren Freundinnen war. „Nun hört sie mich,“ dachte er, „nun denkt sie an mich, und vergißt vielleicht Gespräch und Spiel. Wenn sie nur um zwölf Uhr nicht bei der Kirchthür fehlt!“

Und als er seinen Gang durch das Stadtquartier gemacht hatte, kehrte er vor das beliebte

Haus zurück und sah nach den erleuchteten Fenstern von Röschens Freundinnen hinauf. Zuweilen sah er weibliche Gestalten am Fenster, dann schlug sein Herz schneller. Er glaubte Röschen zu sehen. Verschwanden die Gestalten, so studirte er ihre verlängerten Schatten an Wand und Zimmerdecke, um zu erkennen, welches Röschens Schatten sei und was sie thue. Es war freilich gar nicht angenehm, in Frost und Schnee da zu stehen und Beobachtungen zu machen. Aber was fechten Frost und Schnee einen Liebhaber an! Und Nachtwächter lieben heutzutage so romantisch, wie irgend zärtliche Ritter der Vorwelt in Romanzen und Balladen.

Er spürte den Einfluß der Kälte erst, als es eilf Uhr schlug, und er von neuem die nachtwächterliche Runde beginnen sollte. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Er konnte kaum die Stunde anrufen und dazu blasen. Er wäre gern in ein Bierhaus eingekehrt, um sich wieder zu erwärmen.

Wie er nun durch ein einsames Nebengäßchen ging, trat ihm eine seltsame Gestalt entgegen, ein Mensch mit schwarzer Halblarve vor dem Gesicht, in einen feuerrothen Seidenmantel gehüllt, auf dem Haupte einen runden, seitwärts aufgeschlagenen Hut, fantastisch mit vielen hohen, schwankenden Federn geschmückt.

Philipp wollte der Maske ausweichen. Diese aber vertrat ihm den Weg und sagte: „Du bist mir ein allerliebster Kerl, du! Du gefällst mir! Wo gehst du hin? Sag' mir's.“

Philipp antwortete: „In die Mariengasse, da ruf' ich die Stunde.“

„Göttlich,“ rief die Maske: „Das muß ich hören. Ich will dich begleiten. So was hört man nicht alle Tage. Komm du nur, närrischer Kerl, und laß dich hören; aber das sag' ich dir, als Virtuose laß dich hören, sonst bin ich nicht zufrieden. Kannst du ein lustiges Stückchen singen?“

Philipp sah wohl, der Herr war ein lustiger Bruder, und antwortete: „Herr, beim Glase Weins in warmer Stube besser, als bei solcher Kälte, die einem das Herz im Leibe erstarrt.“ — Damit ging er seines Weges in die Mariengasse und sang und blies.

Die Maske hatte ihn dahin begleitet, und sprach: „Das ist kein Kunststück. Das kann ich auch, du närrischer Kerl. Gib mir dein Horn; ich will für dich blasen und singen. Du sollst dich halb zu Tode wundern.“

Philipp gab auf der nächsten Station den Bitten der Maske nach, und ließ sie blasen und singen. Es ging ganz in der Ordnung. So zum zweiten-, zum dritten- und zum viertenmal. Die Maske konnte nicht müde werden, Stellvertreter des Nachtwächters zu sein, und war in Lobeserhebungen ihrer Geschicklichkeit unerschöpflich. Philipp lachte von ganzem Herzen über die wunderlichen Einfälle des lustigen Herrn, der vermuthlich aus froher Gesellschaft oder von einem Balle kam, und sich mit einem Gläschen Weins über die gewöhnliche Höhe des Alltagslebens hinaufgestimmt hatte.

„Weiß du was, Schätzchen? Ich hätte große Lust, ein paar Stunden zu nachtwächtern. Ist es diesmal nicht, komm' ich mein Lebtage nicht zu der Ehre. Gib mir deinen Mantel und breitkrämpigen Hut; ich gebe dir da meinen Domino. Geh in ein Bierhaus, trinke dir ein Räuschchen auf meine Rechnung; und hast du eins, so komm wieder und gib mir meinen Maskenanzug zurück. Dann bekommst du ein paar Thaler Trinkgeld. Was meinst du, Schätzchen?“

Dazu hatte der Nachtwächter keine Lust. Die Maske gab aber mit Bitten nicht nach, und wie Beide in ein finsteres Gäßchen traten, wurde kapitulirt. — Philipp fror erbärmlich; eine warme Stube hätte ihm wohlgethan, ein gutes Trinkgeld nicht minder. Er bewilligte dem jungen Herrn also das Nachtwächter-Vikariat auf eine halbe Stunde, nämlich bis zwölf Uhr; dann sollte er zur Hauptpforte der Gregorienkirche kommen und Mantel, Hut, Horn und Stange gegen den langen rothen Seidenmantel, Larve und Federhut austauschen. Auch nannte er ihm noch vier Straßen, in denen er die Stunde abzurufen habe.

„Herzensschatz!“ rief die Maske entzückt: „Ich möchte dich küssen, wenn du nicht ein Schmierfinke wärst. Nun, es soll dich nicht gereuen. Um zwölf Uhr stelle dich bei der Kirche ein und hole dein Trinkgeld. Juchheh, ich bin Nachtwächter!“

Die Kleider wurden vertauscht. Die Maske vernachtwächterte sich. Philipp band die Larve um, setzte den von einer funkelnden Schleife gezierten Federhut auf und wickelte sich in den langen feuerrothen Seidenmantel. Als er seinen Stellvertreter verließ, fiel es ihm aber doch aufs Herz, der junge Herr könnte vielleicht aus Uebermuth die nachtwächterliche Würde entweihen. Er drehte sich noch einmal um und sagte: „Ich hoffe, Sie werden meine Gutwilligkeit nicht mißbrauchen und Unfug treiben. Das könnte mir Verdruß zuziehen und den Dienst rauben.“

„Was denkst du denn, närrischer Kerl?“ rief der Vikar: „Meinst du, ich wisse nicht, was meines Amtes sei? Dafür laß mich sorgen. Ich bin ein Christenmensch, so gut als du. Packe dich, oder ich werfe dir die Stange zwischen die Beine. Um zwölf Uhr bist du unfehlbar bei der Gregorienkirche und gibst mir meine Kleidung wieder. Adieu! Das ist ein Teufelsspaß für mich.“

Trotzig ging der neue Nachtwächter seines Weges. Philipp eilte, ein nahegelegenes Bierhaus zu erreichen.

3.

Indem er um die Ecke eines Palastes bog, fühlte er sich von einer maskirten Person berührt, die so eben vor diesem Palaste aus einem Wagen gestiegen war. Philipp blieb stehen und fragte nach Maskenart, nämlich mit gedämpfter, leiser Stimme: „Was steht zu Befehl?“

„Gnädigster Herr, Sie sind in Gedanken hier vor der Thür vorübergegangen!“ erwiederte die Maske: „Wollen Ihre königliche Hoheit nicht —“

„Was? Königliche Hoheit?“ sagte Philipp lachend: „Ich bin keine Hoheit. Wie kommen Sie zu dem Einfall?“

Die Maske verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schielte nach der strahlenden Diamantschleife auf Philipps Federhut: „Ich bitte um Gnade, wenn ich Maskenrecht verletze. Aber in welches Gewand Sie sich hüllen mögen, Ihre edle Gestalt wird Sie immer verrathen. Belieben Sie gefälligst vorzutreten. Werden Sie tanzen, wenn ich fragen darf?“

„Ich? Tanzen? — Nein. Sie sehen ja, ich habe Stiefeln an!“ antwortete Philipp.

„Also spielen?“ fragte die Maske weiter.

„Noch weniger; ich habe kein Geld bei mir!“ erwiederte der Nachtwächter-Adjunkt.

„Mein Gott, disponiren Sie doch über meine Börse, über Alles, was ich bin und habe!“ rief die Maske, und bot dem bestürzten Philipp einen vollen Geldbeutel an.

„Aber wissen Sie denn, wer ich bin?“ fragte dieser, und schob die Hand mit dem Geldbeutel zurück.

Die Maske flüsterte mit einer graziösen Verbeugung: „Königliche Hoheit, Prinz Julian.“

In diesem Augenblick hörte Philipp seinen Stellvertreter in einer benachbarten Gasse vernehmlich und laut die Stunde rufen. Jetzt erst merkte er die Verwandlungen. Prinz Julian, in der Residenz als ein junger, wilder, liebenswürdiger und geistvoller Mann bekannt, hatte den Einfall gehabt, die Rollen mit ihm zu vertauschen. „Nun,“ dachte Philipp, „spielt er den Nachtwächter gut, so will ich ihm auch in meiner Prinzenmaske keine Schande machen, und zeigen, daß ich wohl eine halbe Stunde lang Prinz sein kann. Es ist seine Schuld, wenn ich allenfalls einen Bock schiesse. — Er wickelte sich fester in den feuerrothen Talar, nahm die Geldbörse an, steckte sie ein und sagte: „Maske, wer sind Sie? Ich gebe Ihnen morgen Ihr Geld zurück.“

„Ich bin der Kammerherr Pilzow.“

„Gut. Gehen Sie voran! ich folge Ihnen.“

Der Kammerherr gehorchte, flog die breiten Marmorstufen hinan; ihm behend nach Philipp. Sie traten in einen unermeßlichen Saal, von tausend Wachskerzen erleuchtet, deren Strahlen sich an den Wänden in einer Menge Spiegel, an der Decke in den schwebenden Kristallleuchtern brachen. Ein buntes Gewühl von Masken wogte durcheinander, Sultane, Tirolermädchen, Papageno, geharnischte Ritter, Nonnen, Galanteriekrämer, Liebesgötter, Faunen, Mönche, Juden, Perser und Meder. Philipp war eine Weile ganz verblüfft und verblendet. Solch ein Schauspiel hatte er sein Lebtage nicht gehabt. Er war wie im Traum. In der Mitte des Saales schwammen hundert Tänzer und Tänzerinnen in den harmonischen Wellen der Musik.

Philipp, dem die milde Wärme wohlthat, die ihn hier anhauchte, war von Verwunderung so gelähmt, das er kaum mit einem Kopfnicken dankte, wenn unter den Vorbeischwärmenden ihn einige Masken bald neckend, bald ehrerbietig, bald zutraulich grüßten.

„Befehlen Sie zum Spieltisch?“ flüsterte ihm der Kammerherr zu, der nun, beim Licht besehen, als Bramine da stand.

„Lassen Sie mich nur erst aufthauen!“ entgegnete Philipp: „Mich friert verzweifelt.“

„Aber ein Glas warmen Punsch?“ sagte der Bramine, und führte ihn in ein Seitenkabinet. Der Pseudo-Prinz ließ sich nicht bitten. Ein Glas um das andere ward geleert. Der Punsch war gut, und bald ergoß sich sein Feuer durch alle Adern Philipps.

„Wie steht's, Bramine, Sie tanzen heute nicht?“ fragte er den Kammerherrn, als sie in den Saal zurücktraten.

Der Bramine seufzte und zuckte die Achseln: „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei, das Lachen ist vorüber. Die Einzige, die ich zum Tanz fordern möchte ... die Gräfin Bonau ... ich glaubte, sie liebe mich ... denken Sie sich meine Verzweiflung ... unsere Häuser waren einig ... plötzlich bricht sie gänzlich mit mir ab.“

„Ei, das ist das Erste, was ich höre!“ rief Philipp.

„Mein Gott, Sie wissen nicht? Die ganze Residenz spricht davon!“ seufzte der Kammerherr: „Schon seit vierzehn Tagen haben wir gebrochen. Sie erlaubt mir nicht einmal, mich zu rechtfertigen. Drei Briefe schickte sie mir unerbrochen zurück. Sie ist eine geschworne Feindin der Baronesse Reizenthal. Ich hatte ihr gelobt, jeden Umgang mit dir zu meiden. Denken Sie sich mein Unglück: als die Königin Mutter nach Freudenwald zur Jagdparthie fährt, macht sie mich zum Kavalier der Baronesse — was sollte ich thun? Konnte ich widersprechen? Gerade am Namenstage der göttlichen Bonau mußte ich unerwartet fort ... sie erfuhr Alles ... sie verkannte mein Herz.“

„Wohlan, Bramin, benutzen Sie den Augenblick. Die allgemeine Freude versöhnt Alles. Ist die Gräfin nicht hier?“

„Sehen Sie sie nicht dort drüben, links, die Karmeliterin neben den drei schwarzen Masken? Sie hat die Larve abgelegt. O mein Prinz, Ihr gnädiges Fürwort bei ihr ...“

Philipp, den der Punsch begeistert hatte, dachte: da ist ein gutes Werk zu thun! und machte sich ohne Umstände zur Karmeliterin. Die Gräfin Bonau betrachtete ihn eine Weile ernst und erröthend, als er sich zu ihrer Seite niedersetzte. Sie war ein schönes Mädchen; doch bemerkte Philipp bald, sein Röschen sei noch zehntausendmal schöner.

„Meine Gräfin ...“ stammelte er und gerieth in Verlegenheit, als sie ihren hellen, schwärmeschen Blick auf ihn lenkte.

„Prinz,“ sagte die Gräfin, „Sie waren vor einer Stunde beinahe zu muthwillig.“

„Schöne Gräfin, ich bin dafür jetzt desto ernsthafter.“

„Desto besser, so darf ich Sie nicht fliehen, Prinz.“

„Schöne Gräfin, eine Frage nur erlauben Sie mir: thun Sie auch in diesem Nonnenkleide aufrichtige Buße für Ihre Sünden?“

„Ich habe nichts zu büßen.“

„Aber doch, Gräfin, Ihre Grausamkeiten ... Ihr Unrecht gegen den lieben Braminen, der dort drüben von Gott und aller Welt verlassen steht.“

Die schöne Karmeliterin schlug die Augen nieder und ward ein wenig unruhig.

„Wissen Sie auch, schöne Gräfin, daß der Kammerherr an der Freudenwalder Geschichte so unschuldig ist, wie ich?“

„Wie Sie, Prinz?“ sagte die Gräfin, und runzelte die Stirn: „Was sagten Sie mir nicht erst vor einer Stunde?“

„Sie haben Recht, liebe Gräfin, ich war zu muthwillig. Sie selbst sagen es ja. Nun schwör' ich, der Kammerherr mußte auf Befehl der Königin Mutter nach Freudenwald, mußte gegen seinen Willen dahin, mußte beständig der Kavalier der ihm verhaßten Reizenthal sein ...“

„Der ihm verhaßten!“ lächelte spöttisch und bitter die Gräfin.

„Ja, er haßt, er verachtet die Baronin. Glauben Sie mir, er hat gegen die Baronesse fast alle Grenzen des Anstandes verletzt, hat sich durch sein Betragen vielen Verdruß zugezogen. Ich weiß es. Und das alles that er für Sie. Nur Sie liebt er, nur Sie betet er an. Und Sie — Sie können ihn verstoßen!“

„Wie kommt es, Prinz, daß Sie sich für Pilzow so lebhaft interessiren? Sonst war's doch nicht so.“

„Es geschieht, Gräfin, weil ich ihn vorher nicht kannte, noch weniger seine traurige Lage, in die Sie ihn stürzten. Ich schwöre Ihnen, er ist unschuldig. Sie haben ihm nichts zu verzeihen; aber wohl er Ihnen.“

„Still!“ lispelte die Karmeliterin mit erheiterten Mienen: „Man achtet auf uns. Kommen Sie hinweg von hier!“ — Sie legte ihre Larve vor, stand auf und gab dem vermeinten Prinzen den Arm. Beide gingen den Saal entlang, dann in ein leeres Seitenkabinet. Hier führte die Gräfin bittere Klagen gegen den Kammerherrn; aber es waren nur Klagen eifersüchtiger Liebe. Sie trocknete eine Thräne ab. Da trat schüchtern der zärtliche Bramine herein. Es entstand tiefe Stille. Philipp wußte hier nichts Besseres zu thun, als er führte den Kammerherrn zur Karmeliterin, legte Beider Hände in einander, ohne ein Wort zu sagen, und überließ sie ihrem Schicksal. Er selbst ging in den Saal zurück.

4.

Hier stieß ihn ein Malemuk an, und sagte hastig: „Gut, Domino, daß ich Sie finde. Ist das Rosenmädchen hier im Kabinet?“ — Der Mameluk trat hinein, und kam den Augenblick wieder zurück. „Auf ein Wort allein, Domino!“ und führte Philipp in einen entlegenen Theil des Saals an's Fenster.

„Was steht zu Befehl?“ fragte Philipp.

„Ich beschwöre Sie,“ sagte der Mameluk mit gedämpfter, aber fürchterlicher Stimme, „wo ist das Rosenmädchen?“

„Was geht mich das Rosenmädchen an?“

„Aber mich desto mehr!“ entgegnete der Mameluk, dessen gepreßte Stimme, dessen unruhige Bewegungen eine schreckliche Gährung seines ganzen Innern verriethen: „Mich desto mehr! Es ist mein Weib. Sie wollen mich unglücklich machen. Prinz, ich beschwöre Sie, treiben Sie mich nicht zum Wahnsinn. Lassen Sie von meinem Weibe.“

„Von Herzen gern!“ antworte Philipp trocken: „Was habe ich mit Ihrer Gemahlin zu schaffen?“

„Oh! Prinz! Prinz!“ rief der Mameluk: „Ich bin zum Aeussersten entschlossen, und sollte es mir das Leben kosten. Verstellen Sie sich keinen Augenblick länger vor mir. Ich habe Alles entdeckt. Hier, da — sehen Sie — hier ist das Billet, das Ihnen das falsche Weib in die Hand drückte, und Sie, ohne es gelesen zu haben, im Gedränge verloren.“

Philipp nahm den Zettel. Mit Bleistift war von einer weiblichen Hand darauf geschrieben: „Aendern Sie die Maske. Alles kennt Sie. Mein Mann beobachtet Sie. Mich kennt er nicht. Wenn Sie artig sind, lohn' ich's Ihnen.“

„Hm!“ brummte Philipp: „Das ist, so wahr ich lebe, nicht an mich geschrieben. Ich bekümmere mich um Ihre Gemahlin wenig.“

— Himmel und Hölle, Prinz, machen Sie mich nicht rasend. Wissen Sie, wen Sie vor sich haben? Ich bin der Marschall Blankenschwerd. Daß Sie meinem Weibe nachstellen, ist mir seit der letzten Redoute am Hofe nicht mehr unbekannt.

„Herr Marschall,“ versetzte Philipp, „nehmen Sie mir's nicht übel, die Eifersucht blendet Sie. Wenn Sie mich recht kennten, Sie würden von mir so tolles Zeug gar nicht denken. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihre Gemahlin soll Ruhe vor mir haben.“

— Ist es Ihr Ernst, Prinz?

„Vollkommen.“

— Geben Sie mir den Beweis.

„Wie verlangen Sie ihn?“

— Sie haben sie bisher abgehalten, ich weiß es, zu ihren Verwandten nach Polen mit mir zu reisen. Bereden Sie sie jetzt dazu.

„Von Herzen gern, wenn Ihnen damit gedient ist.“

— Alles, königliche Hoheit, Alles! Sie verhüten entsetzliches, unvermeidliches Unglück.

Der Mameluk plauderte noch ein Langes und Breites, bald weinerlich, bald flehend, bald drohend, daß dem guten Philipp bange ward, der Mensch könne in seiner Tollheit mit ihm vor aller Welt Händel beginnen. Und das war ihm eben nicht gelegen. Er war froh, als er von ihm abkam.

Kaum hatte er sich in der Masse der Uebrigen verloren, kniff ihn eine weibliche Maske, die schwarz beflort in tiefen Trauerkleidern einherging, freundlich in den Arm und flüsterte: Schmetterling, wohin? — Flößt Ihnen die verlassene Wittwe kein Mitleiden ein?“

Philipp erwiederte gar höflich: „Schöne Wittwen finden nur der Tröster zu viel; darf ich mich zur Zahl Ihrer Tröster zählen?“

„Warum sind Sie so ungehorsam, und änderten die Maske nicht?“ sagte die Wittwe, indem sie mit ihm seitwärts ging, wo sie freier mit ihm in's Gespräch treten konnte: „Glauben Sie denn, Prinz, daß Sie nicht von Jedem hier erkannt sind?“

„Die Leute“, versetzte Philipp, „sind doch ungewiß, und irren sich in mir.“

„Wahrhaftig nicht, Prinz; und kleiden Sie sich nicht auf der Stelle anders, so verlasse ich Sie für den ganzen Abend. Denn ich möchte meinem Manne keinen Anlaß zu einem Auftritt geben.“

Jetzt wußte Philipp, mit wem er es zu thun hatte. „Sie waren das schöne Rosenmädchen. Sind die Rosen so schnell verblüht?“

„Was ist nicht vergänglich? Besonders Männertreue! Ich sah wohl, wie Sie mit der Karmeliterin davon schlichen. Bekennen Sie nur Ihre Flatterhaftigkeit. Sie können nicht mehr läugnen.“

„Hm!“ versetzte Philipp trocken: „Klagen Sie mich nicht an, sonst klag' ich Sie auch an.“

„Zum Beispiel, schöner Schmetterling?“

„Es gibt, zum Beispiel, doch keinen treuern Mann, als den Marschall.“

„Das ist er wohl. Und ich habe Unrecht, wahrlich, großes Unrecht, Sie zu viel angehört zu haben. Ich mache mir Vorwürfe genug. Er hat leider unser Verhältniß ausgespürt.“

„Seit der letzten Redoute am Hofe, schöne Wittwe.“

„Wo Sie zu ausgelassen und unvorsichtig waren, schöner Schmetterling.“

„Machen wir's wieder gut. Trennen wir uns. Ich schätze den Marschall. Ich mag ihn meinetwillen nicht leiden sehen.“

Die Wittwe betrachtete ihn eine Weile sprachlos.

„Haben Sie“, fuhr Philipp fort, „wirklich einige Achtung für mich, so reisen Sie mit dem Marschall nach Polen zu Ihren Verwandten. Es ist besser, daß wir uns nicht zu viel sehen. Eine schöne Frau ist schön; eine treue, tugendhafte Frau ist aber noch schöner.“

„Prinz!“ rief die bestürzte Marschallin: „Ist das Ihr Ernst? Haben Sie mich je geliebt, oder belogen?“

„Sehen Sie,“ sagte Philipp, „ich bin ein Versucher ganz eigener Art. Ich suche die Tugend und Treue unter den Weibern, und finde sie so selten. Die Treueste und Tugendhafteste kann mich allein fesseln — darum fesselt mich keine. Doch, holla, nein, daß ich nicht lüge. Eine hat mich gefesselt. Aber es thut mir leid, Frau Marschallin, das sind eben Sie gerade nicht.“

„Sie sind in einer abscheulichen Laune, Prinz!“ sagte die Wittwe, und das Zittern ihrer Stimme und das Auf- und Abwogen ihres Busens verrieth, was in ihr vorging.

„Nein,“ erwiederte Philipp, „ich bin, so wahr ich lebe, in der ehrlichsten Laune von der Welt. Ich möchte gern einen dummen Streich wieder gut machen. Ich hab' es Ihrem Manne auch gesagt.“

„Wie?“ rief die Wittwe erschrocken: „Sie haben dem Marschall Alles offenbart?“

„Nicht eben Alles, nur was ich wußte.“

Die Wittwe wandte sich in heftiger Bewegung rechts und links. Sie rang die Hände. Endlich fragte sie: „Wo ist mein Mann?“

Philipp zeigte auf den Mameluken, der in dem Augenblicke mit langsamen Schritten daher kam.

„Prinz!“ sagte die Wittwe mit einem Tone voll unaussprechlichen Zorns: „Prinz, verzeihe Ihnen Gott, ich kann Ihnen nie verzeihen. Solcher Abscheulichkeit hielt ich nie das Herz eines Menschen fähig. Sie sind ein Verräther. Mein Mann ist ein Ehrenmann im Mamelukenkleide, Sie sind ein Mameluk im Ehrenkleide. In dieser Welt sehen Sie mich nicht wieder.“ — Mit diesen Worten wandte sie ihm schnell und stolz den Rücken, ging auf den Mameluk zu, und verlor sich mit ihm, wie man sah, in eine sehr ernste Unterredung.

Philipp lachte heimlich vor sich in den Bart und dachte bei sich: „Mein Substitut, der Nachtwächter, mag sehen, wie er zurecht kommt. Ich spiele meine Rolle in seinem Namen so übel nicht. Wenn er nur morgen so ehrlich fortfährt, wie ich angefangen habe.“

Er trat zu den Tanzenden, und erblickte mit Vergnügen die schöne Karmeliterin in den Reihen der Tänzerinnen an der Seite ihres überglücklichen Braminen. Dieser ward den feuerfarbenen Domino kaum gewahr, so warf er ihm eine Kußhand zu, und bezeichnete pantomimisch die Höhe seiner Seligkeit. Philipp dachte bei sich: „Schade, daß ich nicht Prinz für Zeitlebens bin. Die Leute sollten bald alle mit mir zufrieden sein. Es ist in der Welt nichts leichter, als ein Prinz zu sein. Mit einem Worte vermag er mehr, als der beste Advokat mit einer langen Rede. Er hat das Vor-

recht, geradezu zu gehen und frei von der Leber weg zu sprechen. Ja, wenn ich Prinz wäre, dann wäre mein Röschen — für mich verloren. Nein, ich möchte nicht Prinz sein.“

Er sah nach der Uhr, es war erst halb zwölf Uhr. Da kam der Mameluk in Hast auf ihn zu, zog ihn auf die Seite und gab ihm ein Papier. „Prinz,“ rief der Mameluk, „ich möchte zu Ihren Füßen fallen und Ihnen im Staube danken. Ich bin versöhnt mit meiner Frau. Sie haben ihr Herz gebrochen; aber es ist gut, daß es geschah. Sie will noch diese Nacht abreisen. Sie will auf den Gütern in Polen bleiben. Leben Sie wohl. In welcher Stunde es auch sei, ich erwarte Ihre Befehle, wenn es darauf ankommt, für Ihre königliche Hoheit in den Tod zu gehen. Mein Dank ist ewig. Leben Sie wohl!“

„Halt!“ rief Philipp, da der Marschall schnell davon wollte: „Was soll ich mit dem Papier?“

Der Marschall antwortete: „Es ist meine Spielschuld von voriger Woche, die ich fast vergessen hatte, und jetzt bei der Abreise nicht vergessen möchte. Ich habe den Wechsel auf Ihre königliche Hoheit endossirt.“ Damit verschwand der Marschall.

3.

Philipp schielte in das Blatt, las da etwas von fünftausend Gulden, steckte das Papier zu sich und dachte: „Schade, daß ich nicht Prinz bin.“

Indem wisperte ihm Jemand ins Ohr: „Königliche Hoheit, wir sind Beide verrathen. Ich erschiesse mich.“ — Philipp sah sich mit großen Augen um und erblickte einen Neger.

— Was wollen Sie, Maske? fragte Philipp ganz gelassen.

„Ich bin der Oberst Kalt!“ antwortete flüsternd der Neger: „Die unselige Marschallin hat dem Herzog Herrmann geplaudert, und dieser speit jetzt Feuer und Flammen gegen Sie und mich.“

— Meinethalben! versetzte Philipp.

„Aber der König erfährt Alles!“ seufzte der Neger ängstlich: „Vielleicht werde ich diese Nacht schon arretirt und morgen auf die Festung gebracht. Ich erhänge mich lieber.“

— Davon haben Sie keinen Nutzen! sagte Philipp.

„Soll ich mich lebenslänglicher Schande preisgeben? Ich bin verloren. Der Herzog wird blutige Genugthuung fordern. Sein Rücken ist gewiß noch blau von der Tracht Schläge, die ich ihm gab. Ich bin verloren, und das Bäckermädchen dazu. Ich springe von der Brücke und ersäufe mich noch diese Nacht.“

— Behüte Gott! sagte Philipp: Was hätten Sie und das Bäckermädchen davon?

„Ihre königliche Hoheit scherzt, und ich bin in Verzweiflung. Ich flehe unterthänigst, nur ein paar Augenblicke unter vier Augen gönnen Sie mir.“

Philipp folgte dem Neger in ein einsames Seitengemach, wo wenige Kerzen einen düstern Schein verbreiteten. Der Neger warf sich, wie gelähmt, auf ein Sopha nieder und seufzte laut. Philipp fand auf einem Tische Erfrischungen, nebst feinen Weinen, und ließ sich's schmecken.

„Ich begreife nicht, wie Ihre königliche Hoheit so ruhig bei der verdammten Geschichte bleiben kann!“ sagte der Neger: „Wäre nur der Schelm, der Neapolitaner Salmoni, noch hier, der den Geisterbeschwörer spielte; der Kerl war voller Ränke von den Zehen an bis zum Scheitel, und hätte uns vielleicht mit einer List retten können. Jetzt hat er sich aus dem Staube gemacht.“

— Desto besser! erwiederte Philipp, und füllte sein Glas von neuem: So schieben Sie alle Schuld auf ihn. Er ist davon.

„Wie auf ihn schieben? Der Herzog weiß nun, daß Sie, ich, die Marschallin und das Bäckermädchen in der Intrigue waren, um aus seinem Aberglauben Nutzen zu ziehen. Er weiß, daß Sie den Salmoni zur Geisterbannerei bestachen; daß ich mein Bäckermädchen, in das er verliebt war, abrichtete, um ihn in die Falle zu locken; daß ich der Geist war, der ihn zu Boden warf und ihm das Fell bläute. Hätte ich nur den Spaß nicht zu weit getrieben! Aber ich wollte ihm die Liebe zu meinem Mädchen ein wenig ausklopfen. Es ist ein verdammter Streich. Ich nehme Gift.“

— Nehmen Sie lieber ein Glas Wein; er ist gut! sagte Philipp, und nahm mit großer Eßlust ein frisches Stück Torte. Und überhaupt, setzte er hinzu, muß ich Ihnen offen gestehen, lieber Oberst, daß Sie für einen Obersten sehr feig sind, und sich da einer Narrengeschichte willen gleich erschiessen, ersäufen, vergiften und aufhängen wollen. Es wäre schon an einem zu viel. Zweitens muß ich Ihnen sagen, daß ich aus Ihrem Geschwätz da unter einander noch zur Stunde nicht klug werde.

„Königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Der Kammerjunker des Herzogs — er ist mein alter Freund — vertraute mir diesen Augenblick, die Marschallin sei, vom Teufel geplagt, zum Herzog getreten, und habe ihm gesagt: die Komödie im Hause des Bäckers hat Ihnen Prinz Julian gestiftet, der Ihnen seine Schwester nicht gönnte. Die Hexe, die Sie sahen, war ich selbst, als Abgeordnete der Prinzessin, um Zeugin Ihres Aberglaubens zu sein. Prinz Julian hat das Verzeichniß Ihrer Schulden, das Sie in die Gruft warfen, aus welcher Sie die Schätze haben sollten, so wie Ihren Revers gegen das Bäckermädchen, das Sie, nach der Vermählung mit der Prinzessin, als Mätresse zu sich nehmen und adeln lassen wollten. Und der Geist, der Sie abprügelte, war Oberst Kalt, der Handlanger des Prinzen. Darum ging es mit Ihrer Vermählung den Krebsgang. Machen Sie sich keine Hoffnung länger; Sie warten vergebens. — So hat die Marschallin dem Herzog gesagt, und ist verschwunden.“

Philipp schüttelte den Kopf und brummte: „Das sind mir auch saubere Geschichten! Solcher Streiche schämt man sich ja im gemeinsten Pöbel. Was Teufeleien und kein Ende!“

„Nein,“ rief der Oberst, „Rasenderes, Pöbelhafteres kann man nicht thun, als die Marschallin. Das Weib muß eine Furie sein. — Gnädigster Herr, retten Sie mich.“

— Wo ist denn der Herzog? fragte Philipp.

„Der Kammerjunker sagte, er sei schnell aufgestanden und habe blos gerufen: Ich gehe zum König! — Denken Sie, Prinz, wenn der zum König geht und unsere Historie nach seiner Art malt.“

— Ist denn der König hier?

„Allerdings. Er spielt im Nebenzimmer mit dem Erzbischof und dem Polizeiminister l'Hombre.“

Philipp ging mit großen Schritten durch das Kabinet. Hier war guter Rath theuer.

„Königliche Hoheit,“ sagte der Neger, „retten Sie mich. Es gilt Ihre eigene Ehre. Es wird Ihnen leicht sein. Uebrigens bin ich auf Alles gefaßt, und beim ersten bösen Wind über die Grenze. Ich packe ein. Morgen erwarte ich Ihre letzten Befehle über mein Verhalten.“ — Mit diesen Worten verschwand der Neger.

6.

„Es ist hohe Zeit, daß du wieder Nachtwächter wirst, Philipp!“ dachte Philipp bei sich selber: „Du verwickelst dich und deinen Substitut in gottlose Händel, aus denen dich und ihn weder seine noch deine Klugheit rettet. — Das also wäre der Unterschied zwischen einem Nachtwächter und einem Prinzen? Dafür wend' ich keine Hand um. Lieber Himmel, wie viel tolle Dinge geschehen bei den Erdengöttern hier unterm Hofhimmel, wovon wir uns auf Erden bei Nachtwächterhorn und Webstuhl, bei Spaten und Leisten nichts träumen lassen! Man bildet sich ein, die Götter führen ein Leben, wie die Engel, ohne Sünde, ohne Sorgen. Saubere Wirthschaft! Ich habe in einer Viertelstunde hier mehr Bubereien gut zu machen, als ich in meinem ganzen Leben begangen habe.“

„So einsam, mein Prinz?“ flüsterte hinter ihm eine Stimme: „Ich preise mich glücklich, Ihre königliche Hoheit einen Augenblick allein zu treffen.“

Philipp sah sich um. Es war ein Bergknappe in Gold und Seiden und Juweelen. — Was wollen Sie? fragte Philipp.

„Nur einen Augenblick gnädigstes Gehör!“ antwortete der Knappe: „Es ist dringend, das Resultat Ihnen vielleicht lieb.“

— Wer sind Sie denn, Maske, wenn ich fragen darf?

„Graf Bodenlos, der Finanzminister, Ihrer königlichen Hoheit zu dienen!“ versetzte der Knappe, und lüpfte die Larve, um ein Gesicht zu zeigen, das mit den kleinen Augen und der großen kupferrothen Nase eine neue Larve zu sein schien.

— Nun, Herr Graf, was steht zu Befehl? fragte Philipp weiter.

„Darf ich freimüthig reden? Ich ließ mich schon dreimal bei Ihrer königlichen Hoheit melden, und genoß nicht die Gnade, vorgelassen zu werden. Und doch — Gott ist Zeuge! — nimmt am ganzen Hofe Niemand an Ihrer königlichen Hoheit Wohl und Weh so lebhaften Antheil, als ich.“

— Herr Graf, ich bin Ihnen verbunden! versetzte Philipp: Aber was wollen Sie? Machen Sie's kurz.

„Darf ich vom Handelshaus Abraham Levi reden?“ fragte der Bergknappe.

— So viel Sie wollen.

„Es hat sich an mich wegen der fünfzigtausend Gulden gewendet, die Sie ihm schuldig geworden sind. Es droht, sich an den König zu wenden. Und Sie wissen, welches Wort Sie dem König gaben, als er Ihre letzten Schulden zu zahlen befahl?“

— Können die Leute nicht warten? fragte Philipp.

„So wenig, als die Gebrüder Goldschmidt warten wollen, die an Ihnen fünfundsiebenzigtausend Gulden fordern.“

— Mir gleich. Wenn die Menschen nicht warten wollen, so muß ich . . .

„Keine verzweifelten Entschlüsse, gnädigster Herr! Ich bin im Stande, Alles wieder in's Geleis zu bringen, wenn . . .“

— Was denn, wenn?

„Wenn Sie mir Ihre Gnade schenken, wenn Sie mich nur einen Augenblick anzuhören geruhen. Ich hoffe alle Ihre Schulden ohne Mühe zu decken. Das Haus Abraham Levi hat ungeheure Aufkäufe von Getreide veranstaltet, so daß dasselbe sehr im Preis gestiegen ist. Ein Verbot der Kornausfuhr gegen die benachbarten Staaten wird den Preis um das Doppelte und Dreifache in die Höhe schnellen. Dann gibt man dem Abraham Levi Lizenzen, und Alles ist in der Ordnung. Das Haus streicht die Schulden, übernimmt für Sie die Zahlung der fünfundsiebenzigtausend, und ich überreiche Ihnen die Quittungen. Alles aber hängt von dem Umstande ab, daß ich noch einige Jahre an der Spitze der Finanzen bleibe. Gelingt es dem Baron Greifensack, mich aus dem Ministerium zu verdrängen, so bin ich ohnmächtig, für Sie zu handeln, wie es mein heißester Wunsch wäre. Es steht bei Ihrer königlichen Hoheit, daß Sie die Partei des Greifensack verlassen, und unser Spiel ist gewonnen. Für mich ist es einerlei, ob ich im Ministerium bleibe, oder nicht. Ich sehne mich nach Ruhe. Aber es ist mir für Ihre königliche Hoheit nicht gleichgültig. Kann ich die Karten nicht nach Gefallen mischen, so habe ich verloren.“

Philipp wußte eine Weile nicht, was auf den Antrag erwiedern. Endlich, während der Finanzminister, auf Antwort wartend, ein Brillantendose hervorzog und eine Prise nahm, sagte Philipp: — Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Graf,

wollen Sie das Land ein wenig aushungern, um meine Schulden zu zahlen. Denken Sie auch, wie viel Elend Sie anrichten! Und wird es der König zugeben?

„Wenn ich an den Geschäften bleibe, so lassen Sie das meine Sorge sein, gnädigster Herr. Sobald die Preise der Lebensmittel steigen, wird der König sogleich von selbst an eine Kornsperre denken, und die Getreideausfuhr mit schweren Zöllen hemmen. Dann gibt man dem Haus Abraham Levi Ausfuhrbewilligungen für zehn Säcke, und es führt hundert aus. Nichts leichter, als das. Allein, wie gesagt, kommt der Greifensack an's Ruder, wird daraus nichts. Ehe er sich in's Fach hineinstudirt, vergehen Jahre. So lange wird er aus Noth den ehrlichen Mann spielen, um nachher den König und das Land desto ärger zu prellen. Er muß erst sein Terrain kennen. Es gibt keinen ärgern Juden, als den Greifensack. Sein Geiz ist stinkend."

— Schöne Aussichten! sagte Philipp: Wie lange, glauben Sie, muß ein Finanzminister auf seinem Posten stehen, ehe er die Scheere an das Volk legen kann, um für sich und unsereins etwas zu schneiden?

„Hm, wenn er Kopf hat, bringt er's in einem Jahre weit."

— So sollte man dem König rathen, alle zwölf Monate einen neuen Finanzminister zu machen, wenn er immer ehrlich bedient sein will.

„Ich hoffe, gnädigster Herr, seit ich die Finanzen führe, ist dem König und dem Hofe nichts abgegangen."

— Das glaub' ich, Graf, aber dem armen Volke desto mehr. Es weiß die Menge der Steuern und Auflagen kaum noch zu erschwingen. Sie sollten ein wenig barmherziger mit uns umgehen.

„Mit uns? — Thue ich nicht Alles für den Hof?"

— Nein, barmherziger mit dem Volke sollten Sie verfahren, meine ich.

„Mein Prinz, ich weiß, welche Achtung ich Ihren Worten schuldig bin. Der König mit seiner erlauchten Familie ist das Volk, dem ich diene; das, was man Volk nennt, kann in keine Betrachtung kommen. Das Land ist des Königs Eigenthum. Völker sind nur in sofern achtbar, als sie, gleich andern Nullen, die der Hauptzahl folgen, den Werth derselben vergrößern. Aber es ist hier nicht der Augenblick, den abgedroschenen Wortkram über den Werth der Völker zu erneuen; sondern ich bitte um gnädigsten Entscheid, ob ich die Ehre haben soll, Ihre Schulden auf die bewußte Weise zu beseitigen?"

— Antwort: nein, nein und nimmermehr auf Unkosten von hunderttausend und mehr armen Familien.

„Königliche Hoheit, es geht ja nur auf Rechnung des Hauses Abraham Levi. Und wenn ich dies Haus nöthige, Ihnen noch zu den Quittungen Ihrer Schulden fünfzigtausend Gulden baar zuzulegen? Ich denke, es läßt sich machen. Das Haus gewinnt durch die einzige Operation so viel, daß —"

— Vermuthlich auch für Sie, Herr Graf, noch ein artiges Trinkgeld herauskommt.

„Ihre königliche Hoheit belieben zu scherzen. Ich gewinne dabei nichts. Ich brenne nur vor Begierde, Ihre Huld wieder zu erhalten."

— Sie sind sehr gütig.

„Also darf ich hoffen, mein Prinz?"

— Herr Graf, ich werde thun, was recht ist; thun Sie Ihre Pflicht.

„Meine Pflicht ist, Ihnen zu dienen. Morgen lasse ich den Levi berufen, schliesse den Handel mit ihm ab, und habe die Ehre, Ihrer königlichen Hoheit die besagten Quittungen zu überreichen, nebst Anweisung auf fünfzigtausend Gulden."

— Gehen Sie, ich mag davon nicht hören.

„Und Ihre königliche Hoheit wenden mir Ihre Gnade wieder zu? Denn ohne im Ministerium zu stehen, könnte ich dem Abraham Levi unmöglich —"

— Ich wollte, Sie und Ihr Ministerium und Ihr Abraham Levi säßen alle Drei auf dem Blocksberg. Das sag' ich Ihnen, entsteht eine Kornsperre, läßt die Theurung der Lebensmittel nicht auf der Stelle nach, verkauft Ihr Judenhaus nicht das aufgespeicherte Getreide sogleich um den Ankaufspreis: so gehe ich ohne anders zum König, decke ihm alle Schelmereien auf, und helfe Sie sammt dem Abraham Levi aus dem Lande jagen. Verlassen Sie sich darauf; ich halte Wort.

Philipp drehte sich um, ging in den Tanzsaal und ließ den Finanzminister ganz versteinert hingepflanzt stehen.

7.

„Wann befehlen Ihre königliche Hoheit, daß der Wagen vorfahren soll?" flüsterte ihm eine Stimme zu, als er durch die Masken im Saal entlang ging. Es war ein dicker holländischer Kaufmann mit einer Stutzperrüke, der die Worte an ihn richtete.

— Ich fahre nicht.

„Es ist halb zwölf Uhr vorbei, Prinz. Die schöne Sängerin erwartet Sie. Sie hat lange Weile."

— So mag sie sich etwas singen.

„Wie Prinz, Hätten Sie Ihren Sinn geändert? — Die reizende Rollina wollten Sie im Stich lassen? — Den goldenen Augenblick verlieren, nach dem Sie seit zwei Monaten vergebens seufzeten? — Ihr Billet, das Sie diesen Morgen durch mich an Signora Rollina mit der Brillanten-Uhr schickten, that seine Wunder. Die stolze Spröde ergibt sich. Sie waren den Mittag noch so hoch entzückt, und nun mit einemmal so kalt wie Eis? Was ist mit Ihnen vorgegangen? Die Verwandlung begreife ich nicht."

— Das gilt mir gleich.

„Sie haben mir aber befohlen, Sie um halb

zwölf Uhr zu begleiten. Hätten Sie andere Engagements?"

— Freilich.

„Etwa ein Souper bei der Gräfin Born?" Sie ist nicht am Ball erschienen; wenigstens ist hier unter allen Masken keine Spur von ihr. Ich könnte sie an ihrem Gang und ihrer eigenen Art, das niedliche Köpfchen zu tragen, unter Tausenden unterscheiden. Wie, Prinz?"

— Und wenn es wäre, müßte ich's Ihnen anvertrauen?

„Ah, ich verstehe und schweige. Wollen Sie aber der Signora Rollina nicht wenigstens wissen lassen, daß Sie nicht kommen werden?"

— Hat sie mich zwei Monate seufzen lassen, so mag sie auch einmal zwei Monate für sich seufzen. Ich gehe nicht.

„Also aus dem prächtigen Halsschmuck, den Sie ihr zum Neujahrgeschenk bestimmten, wird nun vermuthlich auch nichts."

— Wenn's auf mich ankommt, schwerlich.

„Wollen Sie ganz mit ihr brechen, gnädigster Herr?"

— Ich habe mit ihr noch nicht angebunden.

„Nun denn, Prinz — so darf ich offen sein. So darf ich die Wahrheit sagen, die Sie vielleicht aber schon wissen. Ich vermuthe es wenigstens aus Ihrer schnellen Sinnesänderung. — Nur Ihre Leidenschaft für die Rollina schreckte mich ab, es Ihnen früher zu gestehen. Sie sind betrogen."

— Von wem?

„Von der listigen Operistin. Sie würden die Gunst derselben mit einem Juden theilen müssen."

— Mit einem Juden?

„Nun ja, mit dem Sohn des Abraham Levi."

— Ist der Schelm denn überall?

— Sie wissen also noch nicht? Ich sage Ihnen die heilige Wahrheit. Wären Ihre königliche Hoheit nicht dazwischen gekommen, der Jude würde die feile Schöne öffentlich unterhalten. Es thut mir nur um die Uhr leid.

— Mir nicht.

„Die Metze verdiente den Staubbesen."

— Es wird Mancher nicht nach Verdienst gewürdigt.

„Königliche Hoheit, nur zu wahr. Zum Beispiel, ich habe neulich ein Mädchen entdeckt — o Prinz, die ganze Stadt und das ganze Königreich hat nichts Schöneres, nichts Lockenderes aufzuzeigen. Aber wenige Menschen kennen das himmlische Geschöpf. Puh, was ist die Rollina daneben! Eine alte Hexe von Denner. Sehen Sie, ein Mädchen, schlank und schwank, wie ein Rohr; eine Farbe, eine zarte Haut, wie Abendroth auf Schnee; ein Paar Augen, wie Sonnen; ein goldener dicker Haarwuchs — kurz, in meinem Leben sah ich nichts Schöneres. Aber wer würdigt diese Venus? Es ist eine Liebesgöttin in bürgerlicher Haube. Auf diese müssen wir Jagd machen."

— Also ein Bürgermädchen?

„Freilich nur eine Grisette, aber — nein, Sie müssen sie sehen, und Sie werden brennen. Was hilft da mein Schildern und Preisen! Was Sie sich je in den schönsten Träumen Entzückendes träumen konnten, ist da in der Natur verkörpert, und dabei noch die liebste, zarteste, unentweihteste Unschuld! — Man sieht sie aber selten. Sie weicht selten von ihrer Mutter. Doch kenne ich ihren Sitz in der Kirche und den Sonntagsspaziergang, den sie gewöhnlich mit ihrer Mutter vor das Ulmenthor macht. Auch habe ich schon ausgespürt, daß ein junger hübscher Kerl, ein Gärtner, ihr den Hof macht. Er kann sie aber nicht heirathen, weil er ein armer Teufel ist, und das Mädchen hat auch nichts. Die Mutter ist Wittwe eines an der Auszehrung gestorbenen Leinwebers."

— Wie heißt die Mutter?

„Wittwe Bittner im Milchgäßchen, und ihre Tochter, schön wie eine Rose, heißt, was sie in der That ist, Röschen."

Dem guten Philipp wurde es bei diesem Namen kalt und warm. Er hätte die beste Lust gehabt, dem Erzähler die geballte Faust auf den Kopf zu geben. „Sind Sie des Teufels?" rief Philipp.

„Gelt!" sagte der Holländer: „Ich habe schon gut gekundschaftet. Sie müssen das niedliche Ding erst sehen. Oder wie, mein Prinz, sollte Ihr Scharfblick schon die köstliche Perle entdeckt haben? Kennen Sie sie wirklich?"

— Ich kenne sie allerdings.

„Desto besser. Habe ich zu viel gelobt? Stimmen Sie nicht bei? Die soll uns nicht entgehen. Wir wandern mit einander zur Mutter. Sie spielen den Menschenfreund. Die Armuth der Wittwe ist Ihnen bekannt geworden. Sie mögen keine Nothleidenden sehen. Sie erkundigen sich theilnehmend nach den Umständen der guten Frau, lassen ein Geschenk zurück, wiederholen die Besuche, fahren in Mildthätigkeit fort, werden mit Röschen bekannter. Das Andere gibt sich. Der Gärtner-Lümmel ist bald beseitigt; der hilft vielleicht noch, wenn man ihm ein Dutzend harte Thaler in die Hand drückt."

Philipp wußte vor Grimm nicht, was sagen. „Der Donner soll drein schlagen, wenn — —" rief er.

„Wenn der Schlingel, der Gärtner, Umstände macht? unterbrach ihn der Holländer: O dafür lassen Sie mich sorgen. Königliche Hoheit, bekomm' ich durch ihr Fürwort den Kammerherrnschlüssel, so gehört Ihnen das Mädchen. Den Gärtner stecke ich unter die Soldaten und schicke ihn zur Armee. Da kann er sich für das Vaterland schlagen. Unterdessen sind Sie Meister im Felde; denn das Mädchen hängt, glaube ich, doch mit bürgerlicher Steifheit dem Burschen etwas an. Es wird überhaupt nicht leicht sein, dem Mädchen die Vorurtheile aus dem Kopf zu bringen, die es unter der bürgerlichen Kanaille eingesogen hat. Ich will es aber schon in die Schule nehmen.

— Ich breche Ihnen den Hals dafür.

„Allzugütig. Nur Ihre Verwendung beim König, und der Kammerherrnschlüssel ...“

— Herr, ich wollte, ich könnte Sie auf der Stelle ...

„O sagen Sie mir keine Schmeicheleien, gnädigster Herr! Sie wissen, jeden Augenblick ist mir das Leben für Sie feil. Hätte ich geahnet, daß Ihnen das süße Geschöpf bekannt, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, es läge längst schon in Ihren Armen.“

„Kein Wort mehr davon!“ rief Philipp grimmig, so grimmig er mit gedämpfter Stimme an diesem Orte und in der Nähe der tanzenden, lärmenden, schwärmenden und lauernden Masken rufen durfte, um sich nicht zu verrathen: „Kein Wort mehr!“

„Nein, Thaten!“ fiel der Holländer fröhlich ein: „Schon morgen sollen die Laufgraben gegen die Festung eröffnet werden. Dann rücken Sie vor. Sie sind gewohnt, zu siegen. Mit den lauersamen Vorposten werden wir bald fertig. Den Gärtner nehme ich auf mich; das Mütterlein geht zu Ihren goldenen Fahnen über. Dann Sturmschritt!“

Philipp konnte sich kaum mehr mäßigen. Er packte mit seiner Faust den Arm des Holländers und sagte: „Herr, wenn Sie sich unterstehen —“

— Um Gotteswillen, gnädigster Herr, mäßigen Sie sich in Ihrer Freude. Ich muß laut aufschreien. Sie zerquetschen mir den Arm.

„Wenn Sie sich unterstehen,“ fuhr Philipp fort, „und stellen diesem unschuldigen Mädchen nach, so zerquetsche ich Ihnen, so wahr ich lebe, alle Knochen im Leibe.“

„Gut, gut!“ seufzte der Holländer in schmerzlicher Angst: „Geruhen Sie nur, mich loszulassen.“

„Finde ich Sie jemals auf das Mädchen hinschielend, nur in der Nähe des Milchgäßchens, so sind Sie ein Kind des Todes von meiner Hand. Danach richten Sie sich.“

Der Holländer stand ganz verblüfft da. „Königliche Hoheit,“ sagte er zitternd, „ich konnte nicht wissen, daß Sie das herrliche Mädchen so ernsthaft liebten, wie es scheint.“

„Sehr ernsthaft, das will ich vor der ganzen Welt gestehen.“

— Und werden wieder geliebt?

„Was geht Sie das an? Reden Sie mir nie wieder davon. Denken Sie nie wieder an das Mädchen; Ihr Gedanke schon besudelt. — Nun wissen Sie meine Meinung. Packen Sie sich.“

Mit diesen Worten wandte ihm Philipp den Rücken, und der Holländer ging, hinter den Ohren kratzend, davon.

8.

Unterdessen hatte auch Philipps Substitut, als Nachtwächter, auf den Straßen der Stadt seine Rolle gespielt. Es ist wohl nicht nöthig, erst zu sagen, was Jeder von selbst weiß, daß dies kein Anderer, als Prinz Julian war, der, des süßen Weines voll, auf den Einfall gekommen, in die Nachtwächterei hineinzupfuschen. — Sobald er den Philipp verlassen hatte, rief und blies er von Straßenecke zu Straßenecke die Stunden nach Herzenslust, machte zu seinem Gesang allerlei komische Zusätze, und bekümmerte sich wenig um das vorgeschriebene Reviet, das er zu behüten und zu beblasen hatte.

Indem er auf einen neuen Vers sann, ging seitwärts eine Hausthür auf; ein wohlgekleidetes Mädchen trat hervor und winkte mit einem lockenden: Bst! bst! Dann zog es sich in die Dunkelheit des Hausgangs.

Der Prinz ließ seine Verse fahren, und folgte der angenehmen Erscheinung. In der Finsterniß ergriff ihn eine zarte Hand, und eine weiche Stimme lispelte: „Guten Abend, lieber Philipp! Sprich leise, daß uns Niemand hört. Ich bin nur auf ein Augenblickchen von der Gesellschaft weggeschlichen, dich im Vorbeigehen zu grüßen. Bist du vergnügt?“

„Wie ein Gott vergnügt, du Engel!“ sagte Julian: „Wer könnte bei dir auch traurig sein?“

„Philipp, ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Du sollst morgen Abend bei uns essen. Die Mutter hat es erlaubt. Kommst du auch?“

„Alle Abend, alle Abend!“ rief Julian: „und so lange du willst. Ich wollte, du könntest beständig bei mir sein, oder ich bei dir, bis an der Welt Ende. Das wäre ein Götterleben!“

„Höre, Philipp, in einer halben Stunde bin ich bei der Gregorienkirche. Da erwarte ich dich. Du fehlst doch nicht? Laß mich nicht lange warten. Dann machen wir noch einen Gang durch die Stadt. Nun geh, damit uns Niemand überrascht.“

Sie wollte gehen. Julian aber zog sie zurück und in seinen Arm. „Willst du mich so kalt von dir scheiden lassen?“ fragte er und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

Röschen wußte nicht, was zu Philipps Keckheit sagen. Denn Philipp war immer so bescheiden und zärtlich gewesen, daß er höchstens einen Kuß auf ihre Hand gewagt hatte, ausgenommen einmal, da ihnen beiden die Mutter allen und jeden Umgang hatte verbieten wollen. Damals war von ihnen im Gefühl der höchsten Liebe und des höchsten Schmerzes der erste Kuß gewechselt worden; seitdem nie wieder. Röschen sträubte sich; aber der vermeinte Philipp war so ungestüm, daß man, um kein verrätherisches Geräusch zu machen, wohl das Sträuben aufgeben mußte. Sie vergalt den Kuß und sagte: „Philipp, nun geh!“

Er aber ging nicht, sondern sagte: „Da wäre ich wohl ein Narr. Meinst du, ich hätte mein Nachtwächterhorn lieber, als dich? Mit nichten, du Herzchen.“

„Ach,“ seufzte Röschen, „es ist doch aber nicht recht.“

„Warum denn nicht, du Närrchen? Ist denn das Küssen in deinen zehn Geboten untersagt?“

„Ja," versetzte Röschen, „wenn wir uns einander haben dürften, dann wär' es etwas Anderes."

„Haben? Wenn es nichts Anderes ist, alle Tage kannst du mich haben, wenn du willst."

„Ach, Philipp, wie sprichst du auch heute so wunderlich! Wir können ja daran noch nicht denken."

„Wahrhaftig, ich denke aber ganz ernstlich daran. Wenn du nur willst."

„Philipp, hast du ein Räuschchen? Ob ich will? Geh, du beleidigst mich. — Höre, Philipp, mir hat die letzte Nacht von dir geträumt."

„War's was Schönes?"

„Du habest in der Lotterie gewonnen, Philipp. Da hatten wir Beide Jubel. Du hattest dir einen prächtigen Garten gekauft. Kein schönerer Garten ist in und ausser der Stadt. Alles hatten wir da vollauf; Blumen an Blumen, wie ein Paradies, und große Beete voll des feinsten Gemüses, und die Bäume hingen schwer von Obst. Ich ward beim Erwachen recht traurig, daß mich der Traum nur geneckt hatte. Sage mir, Philipp, hast du etwa in die Lotterie gesetzt? Hast du etwas gewonnen? Heute war ja Ziehung."

„Wenn ich bei dir, du schönes Kind, das große Loos gewönne, wer weiß, was geschähe? Wie viel müßte ich dann gewinnen für dich?"

„Wenn du auch nur so glücklich wärst, tausend Gulden zu gewinnen. Dann könntest du schon einen artigen Garten kaufen."

„Tausend Gulden? Und wenn es mehr wäre?"

„O Philipp, was sagst du? Ist's wahr? Nein, betrüge mich nicht, wie mein Traum! Du hast gesetzt, du hast gewonnen. Gesteh' es nur."

„So viel du willst."

„O Gott!" rief Röschen, und fiel ihm freudetrunken um den Hals und küßte ihn mit glühender Freude: „Mehr als tausend Gulden? Wird man dir auch das viele Geld wohl geben?"

Unter ihren Küssen vergaß der Prinz das Antworten. Es ward ihm ganz wunderbar, die zarte, edle Gestalt in seinen Armen zu halten, deren Liebkosungen ihm doch nicht galten, und die er doch so gern für seine Rechnung genommen hätte.

„Antworte doch, antworte doch!" rief Röschen ungeduldig: „Wird man dir auch die Menge Geldes geben wollen?"

„Ich habe es schon; und macht's dir Freude, so geb' ich's dir."

„Wie, Philipp, du trägst es mit dir?"

Der Prinz nahm seine Börse hervor, die er, schwer von Gold, zu sich gesteckt hatte, um sie beim Spieltische anzuwenden. „Nimm und wäge, Mädchen!" sagte er, und legte sie, indem er die kleinen, zarten Lippen küßte, in Röschens Hand. „Bleibst du mir dafür hold?"

„Nein, Philipp, wahrlich für dein vieles Geld nicht, wenn du nicht mein Philipp wärst."

„Und wie, zum Beispiel, wenn ich dir noch einmal so viel geben würde, und nicht dein Philipp wäre?"

„So würfe ich dir deine Schätze vor die Füße, und machte dir einen höflichen Knix!" sagte Röschen.

Indem ging eine Thür droben auf; man hörte Mädchenstimmen und Gelächter. Der Schimmer eines Lichtes fiel von oben auf die Treppe. Röschen erschrack und flüsterte: „In einer halben Stunde bei der Gregorienkirche!" und sprang davon, die Treppe hinauf. Der Prinz stand wieder im Finstern. Er ging zum Hause hinaus und betrachtete das Gebäude und die erleuchteten Fenster. Die plötzliche Trennung war ihm natürlich sehr unzeitig geschehen. Zwar die Geldbörse gereute ihn nicht, mit der das Mädchen davon geflogen war; wohl aber, daß er das Gesicht der unbekannten Schönen nicht beim Licht gesehen hatte; daß er nicht einmal ihren Namen wußte, und noch weniger, ob sie aus der Drohung, ihm das Geld vor die Füße zu werfen, Ernst machen würde, wenn er ihr in seiner wahren Gestalt erschiene. Inzwischen vertröstete er sich auf das Finde-mich bei der Gregorienkirche. Eben dies Plätzchen hatte ihm auch der Nachtwächter angewiesen. Julian verstand bald, daß er sein glückliches Abenteuer nur diesem, doch ohne dessen Willen, zu danken hatte.

9.

Sei es, daß der Geist des Weins durch die wachsende Kälte der Neujahrsnacht oder durch Röschens Täuschung in seiner Wirkung gesteigert ward: der Muthwille des fürstlichen Nachtwächters nahm überhand.

Mitten in einem Haufen von Spaziergängern blieb er an einer Straßenecke stehen, und stieß mit solcher Kraft ins Horn, daß alle Frauenzimmer mit lautem Schrei zurücksprangen und die Männer vor Schrecken steif wurden. Dann rief Julian die Stunde und sang dazu:

Der Handel unsrer lieben Stadt
Gewaltig abgenommen hat.
Selbst unsre Mädchen, weiß und braun,
Sucht man nicht mehr zu Ehefrau'n.
Die Waare putzt sich, wie sie kann,
Und bringt sich doch nicht an den Mann.

„Das ist doch unverschämt!" riefen einige weibliche Stimmen im Haufen, „uns mit Waaren zu vergleichen!" Von den anwesenden Männern aber lachten viele aus vollem Halse. „Da capo!" schrien einige lustige Brüder. „Bravo, Nachtwächter!" schrien Andere. „Was unterstehst du dich, Kerl, unsere Frauenzimmer auf öffentlicher Straße zu beleidigen?" schnob ein junger Lieutenant, der ein hübsches Mädchen am Arm führte, den Nachtwächter an.

„Herr Lieutenant, der Nachtwächter singt leider Gottes die Wahrheit!" entgegnete ihm ein junger Müller: „Und gerade das Weibsbild, das Sie am Arm führen, bestätigt die Wahrheit. He,

Jüngferchen, kennst du mich? Weißt du, wer ich bin? He? Geziemt sich das für eine verlobte Braut, des Nachts mit andern Männern umherzuschwärmen? Morgen sag' ich's deiner Mutter ab. Ich will nichts mehr mit dir zu schaffen haben!"

Das Mädchen verhüllte sich das Gesicht und zupfte am Arm des Offiziers, um davon zu kommen. Der Lieutenant wollte aber, als ein Kriegsheld, vor dem Müller nicht so leicht Reißaus nehmen, und mit Ehren das Feld behaupten. Er stieß eine Menge Flüche aus, und da dieser kein Wort schuldig blieb, schwang er den Stock. Plötzlich aber erhoben sich zwei dicke spanische Rohre, von bürgerlichen Fäusten geführt, warnend über dem Haupte des Lieutenants.

„Herr!" rief ein breitschulteriger Bierbrauer dem Kriegsmanne zu: „Hier keine Händel wegen des schlechten Mädchens angefangen. Ich kenne den Müller; er ist ein braver Mann. Er hat Recht; und der Nachtwächter hat Recht, so wahr ich lebe! Ein ehrlicher Bürgersmann und Professionist kann und mag kaum noch ein Mädchen aus unserer Stadt zur Frau nehmen. Die Weibsbilder wollen sich alle über ihren Stand erheben; statt Strümpfe zu flicken, lesen sie Romane; statt Küche und Keller zu besorgen, laufen sie in Komödien und Konzerte. Im Hause bei ihnen ist Unflat, und auf den Gassen gehen sie geputzt einher, wie Prinzessinnen. Da bringen sie dem Manne keine Mitgift ins Haus, als ein paar schöne Röcke, Spitzen und Bänder und Liebschaften, Romane und Faulheit. Herr, ich spreche aus Erfahrung. Wären unsere Bürgerstöchter nicht so verderbt, ich wäre längst verheirathet."

Alle Umstehenden erhoben ein gellendes Gelächter. Der Lieutenant streckte langsam das Gewehr vor den beiden spanischen Rohren und sagte verdrießlich: „Das fehlte auch noch, hier von dem bürgerlichen Pack Bußpredigten zu hören!"

„Was, bürgerliches Pack?" rief ein Nagelschmied, der das zweite spanische Rohr führte: „Ihr adelichen Müßiggänger, die wir euch mit unsern Steuern und Abgaben füttern müssen, wollt ihr von bürgerlichem Pack sprechen? Eure Liederlichkeit ist an allem Unglück in unsern Haushaltungen Schuld. Es blieben nicht halb so viel ehrliche Mädchen sitzen, wenn ihr hättet beten und arbeiten gelernt."

Nun sprangen mehrere junge Offiziere dazu; aber auch Meister und Handwerksburschen sammelten sich. Buben machten Schneebälle und liessen davon in den dichten Haufen fliegen, um auch ihre Freude dabei zu haben. Die erste Kugel traf den vornehmen Lieutenant auf die Nase. Dieser hielt es für Angriff des bürgerlichen Packs, und erhob abermals den Stock. Das Treffen begann.

Der Prinz, welcher nur den Anfang des Wortwechsels gehört hatte, war längst wohlgemuth und lachend davon gezogen in eine andere Straße, unbekümmert um die Folgen seines Gesanges. Er kam an den Palast des Finanzministers Bodenlos. Mit diesem Herrn stand er nicht im besten Vernehmen, wie das schon Philipp erfahren hatte. Julian sah alle Fenster erleuchtet. Die Gemahlin des Ministers hatte große Gesellschaft. Julian in seiner satirischen Poetenlaune pflanzte sich dem Palaste gegenüber hin und blies kräftig sein Horn. Einige Herren und Damen öffneten, vielleicht weil sie eben nichts Besseres zu thun hatten, das Fenster, neugierig, den Nachtwächter zu hören.

„Nachtwächter!" rief einer von den Herren herab: „sing' auch ein hübsches Stück zum Neujahr." Dieser Zuruf lockte noch mehrere von der Gesellschaft der Frau Ministerin an die Fenster.

Julian, nachdem er gewohntermaßen die Stunde gerufen, sang mit lauter Stimme gar vernehmlich:

Ihr, die ihr seufzt in Schuldennoth
Und ohne Witz zum Bankerot,
Fleht, daß der Herr in dieser Nacht
Euch zum Finanzminister macht,
Der ohne Finanzen läßt das Land,
Weil er sie behält in seiner Hand.

„Das ist ja zum Ohnmächtigwerden!" rief die Frau Ministerin, die ebenfalls zu einem der Fenster getreten war: „Wer ist denn der niederträchtige Mensch, der sich dergleichen erfrecht?"

„Frau Excellenz!" antwortete Julian mit verstellter Stimme, indem er den jüdischen Dialekt annahm: „Ich wollte Ihnen doch ein kleines Vergnügen machen. Halten zu Gnaden, ich bin nur der Hofjude Abraham Levi; Frau Excellenz kennen mich doch schon."

„Wei mir!" schrie eine Stimme oben am Fenster: „Ehrvergessener Kerl, wie willst du sein Abraham Levi? Bin ich nicht selber Abraham Levi? Du bist ein Betrüger!"

„Ruft die Wache!" rief die Frau Ministerin: „Laßt den Menschen arretiren!"

Bei diesen Worten verliessen alle Gäste in großer Behendigkeit die Fenster. Aber auch der Prinz blieb nicht stehen, sondern nahm im Doppelschritt den Weg durch einige kleine Quergassen.

Ein Schwarm Bedienten, begleitet von einigen Finanzsekretären, stürzte aus dem Palaste hervor und jagten umher, den Lästerer zu suchen. Plötzlich riefen Einige laut: „Wir haben ihn!" Die Andern eilten dem Rufe nach. Wirklich hatten sie den Nachtwächter des Reviers gefunden, der in großer Unschuld auf dem Wege seines Berufs dahin trabte. Er ward umringt, übermannt und, wie sehr er sich auch sträubte, wegen seiner sarkastischen Einfälle auf die Hauptwache geschleppt.

Der wachthabende Offizier schüttelte verwundert den Kopf und sagte: „Man hat mir schon einen Nachtwächter zugeführt, der durch Verse, die er auf die Mädchen der Residenz abgerufen, eine fatale Schlägerei zwischen Offizieren und Bürgerlichen verursacht hat."

Der neu eingebrachte Gefangene wollte durchaus nichts gestehen, und lärmte gewaltig, daß

ein Haufe junger Leute, die wahrscheinlich zu viel getrunken haben möchten, ihn in der Ausübung seines ihm anvertrauten Amtes gestört hätten. Einer der Finanzsekretäre sagte ihm aber den ganzen Vers vor, der den gerechten Zorn der Frau Ministerin und aller ihrer Gäste erregt hatte. Sämmtliche Soldaten brachen in ein erschütterndes Lachen aus. Der ehrliche Nachtwächter aber schwor mit Thränen, ihm sei so etwas nie in den Sinn gestiegen.

Während man noch mit diesem Verhör beschäftigt war, der Nachtwächter seine Unschuld betheuerte, die jungen Herren für alle Folgen ihres Betragens verantwortlich machte, und die Finanzsekretäre in der That schon anfingen, zweifelhaft zu werden, ob sie auch den rechten Mann ergriffen hätten, rief die Schildwache draussen: „Wacht heraus in's Gewehr!"

Die Soldaten sprangen davon. Die Finanzsekretäre fuhren fort, den Nachtwächter mit Fragen zu bestürmen. Indem trat der Feldmarschall in die Wachtstube, begleitet vom wachthabenden Hauptmann.

„Lassen Sie mir den Kerl da krumm schliessen!" rief der Feldmarschall, und zeigte mit der Hand hinter sich. Zwei Offiziere traten herein, die einen entwaffneten Nachtwächter bei den Armen führten.

„Sind denn die Nachtwächter alle toll geworden?" rief der wachthabende Hauptmann ganz erstaunt aus.

„Ich will dem Bösewicht morgen seine infamen Verse bezahlen!" schrie der Feldmarschall.

„Ihre Excellenz," versetzte der neugefangene Wächter zitternd und bebend, „ich habe, weiß der Himmel, keine Verse gemacht, in meinem ganzen Leben keinen Vers!"

„Schweig, Schurke!" brüllte mit entsetzlicher Stimme der Feldmarschall: „Du sollst mir auf die Festung oder an den Galgen. Und widersprichst du mit einem Muck noch, so haue ich dich auf der Stelle in Krautstücken!"

Der wachthabende Hauptmann bemerkte dem Marschall in aller Ehrerbietigkeit: es müsse eine poetische Epidemie unter den Nachtwächtern in der Stadt sein; denn er habe nun schon drei dieser Patrone in einer Viertelstunde zu hüten bekommen.

„Meine Herren," sagte der Feldmarschall zu den ihn begleitenden Offizieren, „da der Kerl schlechterdings nicht eingestehen will, daß er den Vers gesungen habe, so besinnen Sie sich auf das Pasquill, ehe Sie es vergessen. Schreiben Sie es auf. Morgen wollen wir ihn schon zum Geständniß bringen. Jetzt will ich keine Zeit verlieren, und auf den Ball. Wer weiß es noch?"

Die Offiziere besannen sich. Einer half dem andern nach. Der Wachthabende schrieb, und da kam Folgendes heraus:

Der Federbusch auf leerem Kopf,
Im Nacken einen steifen Zopf,
Den Bauch zurück, die Brust heraus,
Das macht des Heeres Stärke aus.
Man wird bei Tanz und Geigenschall,
Bei Kuß und Spiele Feldmarschall.

„Willst du läugnen, Schurke?" fuhr der Feldmarschall den erschrockenen Nachtwächter mit erneuter Wuth an: „Willst du läugnen, daß du das gesungen hast, als ich aus der Thür meines Hauses trat?"

„Mag es gesungen haben, wer will, ich weiß nichts davon!" antwortete der Nachtwächter.

„Warum liefest du denn davon, als du mich vortreten sahst?" fragte der Marschall weiter.

„Ich bin nicht gelaufen."

„Was?" riefen die beiden Offiziere: „Du nicht gelaufen? Warst du nicht auser Odem, als wir dich am Markt hier endlich einholten?"

„, ich war vor Schrecken auser mir, daß mich die Herren so gewatthätig überfielen. Es liegt mir noch jetzt in allen Gliedern."

„Schliessen Sie den hartnäckigen Hund krumm!" rief der Marschall dem Wachthabenden zu: „Er hat bis morgen Zeit genug, sich zu besinnen." Mit diesen Worten eilte der Marschall hinweg.

Der Lärm auf den Gassen und die Spottgedichte der Nachtwächter hatten die ganze Polizei in Bewegung gesetzt. Noch in derselben Viertelstunde wurden zwei andere Nachtwächter, freilich nicht die rechten, ergriffen und zur Hauptwache geführt. Der eine sollte auf den Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein schmähliches Lied gesungen haben, des Inhalts: der Minister wäre nirgends auswärtiger, als in seinem Departement. Der andere war beschuldigt, vor dem bischöflichen Palaste gesungen zu haben: es fehle den Kirchenlichtern nicht an Talg, aber sie verbreiteten im Lande mehr dicken Qualm und Rauch, als Helligkeit.

Der Prinz, welcher durch seinen Muthwillen allen Nachtwächtern der Residenz so schlimmes Spiel machte, entschlüpfte überall glücklich, und ward eben darum von Gasse zu Gasse kecker. Die Sache machte Geräusch. Man hatte sogar dem Polizeiminister, der beim König am Spieltische saß, von der poetischen Insurrektion der ehemals so friedlichen Nachtwächter rapportirt, und zum Beweis einen der Spottverse schriftlich überbracht. Der König hörte den Vers an, der gegen die schlechte Polizei selbst gerichtet war, die ihre Spürnase in alle Familiengeheimnisse der Stadt stecke, und doch im eigenen Hause nichts rieche; daher ihr wohl eine Prise zu gönnen sei. Der König lachte laut auf, und befahl, ihm einen der nachtwächterlichen Poeten einzufangen und herzubringen. Er stand vom Spieltische auf: denn er sah, der Polizeiminister hatte die gute Laune verloren.

10.

Im Tanzsaale neben dem Spielzimmer hatte Philipp, der gefürstete Nachtwächter, so eben von

seiner Sackuhr vernommen, daß es Zeit sei, sich zum Finde-mich bei der Gregorienkirche einzustellen. Er selbst war froh, seinen Purpurtalar und Federhut an den Substituten zurückzugeben, denn ihm ward unter der vornehmen Maske nicht gar wohl zu Muth.

Wie er eben die Thür suchte, um sich davon zu schleichen, kam ihm der Neger nachgetreten und zischelte ihm zu: „Königliche Hoheit, Herzog Herrmann sucht Sie allenthalben! — Philipp schüttelte ärgerlich den Kopf und ging hinaus; ihm nach der Neger. Wie sie Beide in das Vorzimmer traten, flüsterte der Neger: „Bei Gott, da kommt der Herzog!“ und mit den Worten machte sich der Schwarze wieder eilfertig in den Saal zurück.

Eine hohe, lange Maske trat mit schnellen Schritten gegen Philipp auf und rief: „Halten Sie einen Augenblick; ich habe mit Ihnen ein Wörtchen abzuthun. Ich suchte Sie schon lange.“

— Nur geschwind, entgegnete Philipp, denn ich habe keine Zeit zu verlieren.

„Ich wollte, ich müßte keine mit Ihnen verlieren. Ich habe Sie lange genug gesucht. Sie sind mir Genugthuung schuldig. Sie haben mir blutige Beleidigung zugefügt.“

— Daß ich nicht wüßte.

„Sie kennen mich nicht?“ rief der Herzog, und zog die Larve ab: „Nun wissen Sie, wer ich bin, und Ihr böses Gewissen muß Ihnen das Uebrige sagen. Ich fordere Genugthuung. Sie und der verfluchte Salmoni haben mich betrogen.“

— Davon weiß ich nichts! antwortete Philipp.

„Sie haben die schändliche Geschichte im Keller des Bäckermädchens angestellt. Auf Ihr Anstiften hat sich der Oberst Kalt an meiner Person vergriffen.“

— Kein wahres Wort.

„Wie, kein wahres Wort? Sie läugnen? — Die Marschallin Blankenschwerd hat mir erst vor wenigen Minuten Alles entdeckt. Sie war Augenzeugin bei der Geisterkomödie, die Sie mit mir spielten.“

— Sie hat Ihrer Durchlaucht ein Mährchen aufgebunden. Ich habe an ihren Händeln keinen Theil gehabt. Wenn Sie Geisterkomödien mit sich spielen liessen, war es Ihre Schuld.

„Ich frage Sie, ob Sie mir Genugthuung geben wollen? Wo nicht, so mache ich Lärm. Folgen Sie mir auf der Stelle zum König. Entweder Sie schlagen sich mit mir, oder — zum König.“

— Ihre Durchlaucht .... stotterte Philipp verlegen: Ich habe weder Lust, mich mit Ihnen zu schlagen, noch zum König zu gehen.

Das war Philipps voller Ernst; denn er fürchtete, die Larve abziehen zu müssen und in empfindliche Strafe wegen der Rolle zu fallen, die er wider seine Absicht hatte spielen müssen. Er machte daher gegen den Herzog allerlei Ausflüchte, und sah nur immer nach der Thür, um irgend einmal den guten Augenblick erwischen und davon springen zu können. Der Herzog hingegen merkte die Aengstlichkeit des vermeinten Prinzen, und ward dadurch muthiger. Er nahm zuletzt den armen Philipp beim Arm, und wollte ihn zum Saal führen.

— Was wollen Sie von mir? rief Philipp in Verzweiflung, und schleuderte den Herzog zurück.

„Zum König!“ antwortete der Herzog wüthend: „Er soll hören, wie schändlich man an seinem Hofe einem fürstlichen Gast begegnet.“

— Gut! sagte Philipp, der sich nicht mehr zu helfen wußte, als wenn er den Karakter des Prinzen wieder annehme: So kommen Sie; ich bin bereit. Zum Glück habe ich den Zettel bei mir, auf welchem Sie dem Bäckermädchen eigenhändig die Versicherung ausstellten ....

„Possen! Larifari!“ erwiederte der Herzog: „Das war einer von den Späßen, den man wohl mit einem dummen Bürgermädchen treibt. Zeigen Sie ihn nur dem König. Ich werde mich darüber ausweisen.“

Indessen schien es dem Herzog doch mit dem Ausweisen nicht gar Ernst zu sein. Er drang gar nicht weiter darauf, Philippen zum König zu führen, und das war dem Philipp schon recht; desto ungestümer bestand der Herzog darauf, daß sie Beide in den Wagen sitzen und, der Himmel weiß wohin, fahren wollten, um die Ehrensache mit Pistolen oder Säbeln abzuthun. Das war nun dem bedrängten Philipp gar nicht gelegen. Er stellte dem Herzog alle bösen Folgen dieses Schrittes vor. Jener aber in seinem Grimme ließ sich durch nichts in seinem Verlangen abwendig machen; versicherte, er habe schon Fürsorge für Alles getroffen, und werde nach Beendigung ihres Geschäfts noch in der Nacht abreisen.

„Wenn Sie nicht“, fuhr der Herzog fort, „der feigste Mensch in Ihrem Lande sind, so folgen Sie mir zum Wagen, Prinz.“

— Ich bin kein Prinz! antwortete Philipp, der sich zum Aeussersten getrieben sah.

„Sie sind es. Jeder hat Sie hier auf dem Balle erkannt. Ich kenne Sie am Hut. Sie hintergehen mich nicht.“

Philipp zog die Larve ab, zeigte dem Herzog sein Gesicht und sprach: „Nun? Bin ich der Prinz?“

Herzog Herrmann, wie er das wildfremde Gesicht erblickte, prallte zurück und stand wie versteinert. Seine geheimste Angelegenheit einem Unbekannten verrathen zu haben, vermehrte seine Bestürzung und Verlegenheit. Ehe er sich noch aus dieser sammeln konnte, hatte Philipp schon die Thür in der Hand, und weg war er.

11.

Sobald sich Philipp im Freien befand, nahm er blitzschnell Hut und Seidenmantel ab, wickelte jenen in diesen, und so, beides unter dem Arm, sprang er die Gasse entlang, der Gregorienkirche zu.

Da ſtand Röschen ſchon in einem Winkel neben der hohen Kirchenpforte und harrte ſein.

„Ach, Philipp, lieber Philipp!“ ſagte ſie zu ihm, ſobald ſie ihn erkannte, und drückte ſeine Hand: „Welche Freude haſt du mir doch gemacht! O wie glücklich ſind wir! Sieh, ich habe keine Ruhe mehr bei meinen Freundinnen gehabt. Gottlob, daß du da biſt. Schon ſeit beinahe einer Viertelſtunde ſtehe ich hier und friere. Aber ich denke vor Freuden gar nicht an die Kälte, die ich leide.“

— Und ich, liebes Röschen, danke Gott auch, daß ich wieder bei dir bin. Hole der Geier all den Schnickſchnack der großen Herren. Nun, ich erzähle dir ſchon ein andermal von den tollen Auftritten, die ich gehabt habe. Sage mir, Herzenskind, wie geht es dir auch? Haſt du mich noch ein wenig lieb?

„Ei, du biſt nun ein großer Herr geworden, Philipp, und da iſt's wohl an mir, zu fragen, ob du mich noch ein wenig lieb haſt?“

— Wetter, woher weißt du denn ſchon, daß ich ein großer Herr war?

„Du haſt es mir ja ſelber geſagt. Philipp, Philipp, wenn du nur nicht ſtolz wirſt, nun du ſo entſetzlich reich biſt. Ich bin ein armes Mädchen, und nun freilich zu ſchlecht für dich. Aber, Philipp, ich habe ſchon bei mir gedacht, wenn du mich verlaſſen könnteſt, ſieh, ich wollte lieber, du wäreſt ein armer Gärtner geblieben. Ich würde mich gewiß zu Tode grämen, wenn du mich verlaſſen könnteſt.“

— Röschen, ſage mir, was ſchwatzeſt du auch da? Ich bin eine halbe Stunde Prinz geweſen, und es war doch nur Spaß; aber in meinem Leben mache ich ſolchen Spaß nicht wieder. Nun bin ich wieder Nachtwächter, und ſo arm, wie vorher. Ich habe da wohl noch fünftauſend Gulden bei mir, die ich von einem Mameluken bekommen — die könnten uns Beiden aus der Noth helfen —, aber leider, ſie gehören mir nicht.

„Du ſprichſt wunderlich, Philipp!“ ſagte Röschen, und gab ihm die ſchwere Geldbörſe, die ſie vom Prinzen erhalten hatte: „Da, nimm dein Geld wieder. Es wird mir doch im Strickbeutel faſt zu ſchwer.“

— Was ſoll ich mit dem vielen Gelde? Woher haſt du das, Röschen?

„Du haſt es ja in der Lotterie gewonnen, Philipp.“

— Was? Hab' ich gewonnen? Und man hat mir doch auf dem Rathhauſe geſagt, meine Nummern wären nicht herausgekommen! Sieh, ich hatte geſetzt, und gehofft, es könnte eine Terne für uns zur Ausſteuer geben. Aber der Gärtner Rothmann ſagte mir, als ich den Nachmittag zu ſpät auf das Rathhaus kam: „Armer Philipp, keine Nummer!“ — Juchheh, alſo doch gewonnen! Jetzt kauf' ich den größten Garten, und du biſt meine Frau. Wie viel iſt's denn geworden?

„Philipp, haſt du dir ein Räuſchchen in der Neujahrsnacht getrunken? Du mußt beſſer wiſſen, wie viel es iſt. Ich habe bei meinen Freundinnen nur unter dem Tiſche heimlich in die ſchöne Börſe hineingeſchielt, und bin recht erſchrocken, als ich ein Goldſtück neben dem andern blitzen ſah. Da dachte ich: nun wundert's mich nicht, daß der Philipp ſo unbändig war. Ja, recht unbändig biſt du geweſen. Aber es war dir nicht zu verargen. Ich möchte dir ſelber um den Hals fallen und mich recht ſatt weinen vor Freuden.“

— Röschen, wenn du fallen willſt, ich mag es wohl leiden. Aber hier iſt ein Mißverſtändniß. Wer hat dir das Geld gebracht, und geſagt, es ſei mein Lotterieloos? Ich habe ja das Loos noch zu Hauſe im Kaſten, und kein Menſch hat es mir abgefordert.

„Philipp, treib keine Poſſen. Du haſt's mir vor einer halben Stunde ſelber geſagt und mir ſelber das Geld gegeben.“

— Röschen, beſinne dich. Dieſen Morgen ſah ich dich beim Weggehen aus der Meſſe, da wir mit einander unſer Zuſammenfinden für dieſe Nacht verabredeten. Seitdem ſahen wir ja einander nicht.

„Auſſer vor einer halben Stunde, da ich dich blaſen hörte, und ich dich zu Steinmanns ins Haus hineinrief. Aber was trägſt du denn unter dem Arm für ein Bündelchen? Warum gehſt du bei der kalten Nacht ohne Hut? — Philipp, Philipp! nimm dich wohl in Acht. Das viele Geld könnte dich leichtſinnig machen. Du biſt gewiß in einem Wirthshauſe geſeſſen, und haſt dir mehr zu Gute gethan, als du ſollteſt. Gelt? Was haſt du da für ein Bündelchen? Mein Himmel, das ſind ja wohl Frauenzimmerkleider von Seiden? Philipp, Philipp, wo biſt du geweſen?“

— Gewiß vor einer halben Stunde nicht bei dir. Du willſt dich, glaub' ich, über mich luſtig machen? Antworte mir, woher haſt du das Geld?

„Antworte mir erſt, Philipp, woher haſt du dieſe Frauenzimmerkleider? Wo biſt du geweſen?“

Da Beide ungeduldig waren, Antwort zu hören, und keine Antwort gaben, fingen ſie an, auf einander etwas mißtrauiſch zu werden und zu zänkeln.

12.

Wie es gewöhnlich in ſolchen Rechtshändeln geht, wo ein liebendes Pärchen mit einander ſtreitet, ging es auch hier. Sobald Röschen das weiße Schnupftuch hervornahm und ihre Augen trocknete und das Köpfchen wegwandte, und ein Seufzer um den andern aus der Tiefe der Bruſt hervorzitterte, hatte ſie offenbares Recht, und er offenbares Unrecht. Und er geſtand ſein Unrecht, indem er ſie tröſtete, und bekannte: er ſei auf einem Maskenball geweſen, und was er unter dem Arm trage, ſei kein weibliches Gewand, ſondern ein Seidenmantel nebſt Larve und Federhut.

Nach dieſem reumüthigen Eingeſtändniß aber begann erſt das ſtrengſte Verhör über ihn. Ein

Maskenball, das weiß jedes Mädchen in einer großen Stadt, ist für unverwahrte Herzen ein gefährlicher Irrgarten und Kampfplatz. Man stürzt sich in ein Meer anmuthiger Gefahren, und geht manchmal darin unter, wenn man kein guter Schwimmer ist. Röschen hielt ihren Freund Philipp aber gerade nicht für den besten Schwimmer; es ist schwer zu sagen, warum. Also mußte er zuerst erklären, ob er getanzt habe? Auf das Verneinen hin fragte sie, ob er keine Abenteuer und Händel mit weiblichen Masken gehabt habe? Das ließ sich nicht verneinen. Er bekannte allerlei; doch setzte er jedesmal hinzu, die Frauenzimmer wären insgesammt von vornehmer Abkunft gewesen und hätten ihn für einen Andern gehalten. Röschen wollte zwar ein wenig zweifeln; doch unterdrückte sie den Argwohn. Als er aber auf ihre Frage: für wen man ihn gehalten habe, und von wem er seine Maske geliehen? immer den Prinzen Julian nannte, schüttelte sie doch das ungläubige Köpfchen; und noch unwahrscheinlicher war ihr sein Geschichtchen, daß der Prinz Nachtwächterdienste gethan, während Philipp auf dem Balle gewesen. Er aber vernichtete alle ihre Zweifel mit der Versicherung, der Prinz — denn dafür halte er seinen Substituten — werde, laut Abrede, in wenigen Augenblicken bei der Gregorienkirche erscheinen, und die schöne Maske für den Nachtwächtermantel eintauschen.

Nun ging dem erschrockenen Röschen über ihr Abenteuer im dunkeln Hausgang ein Licht auf. War es ihr doch damals schon aufgefallen, daß der vermeinte Philipp so etwas Fremdartiges in seinem Wesen gehabt hatte. Da nun die Reihe an sie kam, Alles haarklein zu beichten, wie sie zu dem Gelde für das Lotterieloos gelangt wäre, stotterte sie lange und suchte nach Worten herum, daß dem Philipp ganz bange ward.

Sie erzählte endlich Alles, was vorgefallen war; aber wie es zum Kuß und Gegenkuß kam, stockte sie wieder mit der Sprache. Doch mußte es heraus.

„Es ist nicht wahr!“ rief Philipp: „Ich habe dir keinen Kuß gegeben, und von dir keinen empfangen.“

„So hat er dir doch gegolten,“ sagte Röschen leise und schmeichelnd. Philipp rieb sich die blonden Haare auf dem Wirbel herum, damit sie nicht zu Berge stehen sollten.

„Höre, Philipp, bist du es nicht gewesen,“ sagte Röschen ängstlich, „so glaube ich dir alles Unglaubliche, das du mir gesagt hast, — so ist es Prinz Julian in deinen Kleidern gewesen.“

Das hatte Philipp schon lange geahnet, und er rief: „Der Spitzbube! Er hat mich um deine Küsse bestohlen. Nun begreif' ich! Nur darum gab er mir seine Maske, nur darum wollte er auf eine halbe Stunde Ich sein!“ — Und nun fiel ihm die Maske ein, die ihm von der Operntänzerin Rollina, dann von Röschen erzählt hatte, und er erneuerte sein Verhör strenger als vorher: ob und wie sie den Prinzen vorher gesehen? ob ihr nicht ein Mann aufgefallen sei, ein vornehmer Herr, der ihr beim Kirchengehen nachgeschlichen sei, oder der sich im Milchgäßchen Geschäfte gemacht habe? oder ob nie ein Herr oder sonst Jemand zu ihrer Mutter gekommen sei, um sie mit Geld und Wohlthaten in ihrer Verlassenheit zu unterstützen?

Röschens Antworten fielen sämmtlich so beruhigend aus, und trugen so sehr das Gepräge der unbefangensten Unschuld, daß Philipps Herz wieder leicht ward. Er warnte sie vor den Schleichern und vor der Barmherzigkeit der Vornehmen, und Röschen hinwieder warnte vor den Gefahren der Maskenbälle und allen Abenteuern mit Frauenzimmern hohen Standes, durch welche mancher junge Mensch schon recht unglücklich geworden sei. Man vergab sich alle in der Unwissenheit begangenen Sünden, und Philipp stand im Begriff, den Kuß einzufordern, der ihm bestimmt gewesen, und den er nicht empfangen hatte — als das Pärchen im besten Augenblick durch eine fremde Erscheinung unterbrochen wurde.

Es kam im vollen Lauf und Sprung ein Mensch gegen sie gerannt, der odemlos bei ihnen stehen blieb. An Mantel, Stange, Hut und Horn erkannte Philipp auf der Stelle seinen Mann. Dieser hingegen suchte den Maskenträger. Philipp reichte ihm den Hut und Seidenmantel und sagte: „Gnädigster Herr, hier Ihre Sachen. In dieser Welt tauschen wir die Rollen nicht wieder mit einander; ich käme zu kurz dabei!“

Der Prinz rief: „Nur geschwind, nur geschwind!“ warf die nachtwächterliche Amtstracht von sich in den Schnee, band die Larve und den Mantel um, und setzte den Hut auf. Röschen sprang erschrocken zurück. Philipp bedeckte sich mit seinem alten Filz und Mantel, und nahm Stange und Horn.

„Ich habe dir ein Trinkgeld versprochen, Kamerad,“ sagte der Prinz, „aber so wahr ich lebe, ich habe meinen Geldbeutel nicht bei mir.“

„Den habe ich!“ antwortete Philipp und hielt ihm die Börse hin: „Sie gaben ihn meiner Braut da — aber, gnädigster Herr, wir verbitten uns Geschenke der Art.“

„Kamerad, behalte was du hast, und mache dich geschwind aus dem Staube; es ist für dich hier nicht geheuer!“ rief der Prinz eilig, und wollte davon. Philipp hielt ihn am Mantel fest: „Gnädiger Herr, wir haben noch Eins abzuthun!“

„Flieh, sag' ich dir, Nachtwächter! Flieh, man stellt dir nach.“

„Ich habe keine Ursache, zu fliehen, gnädigster Herr. Aber ich habe Ihnen hier Ihre Börse —“

„Die behalte. Lauf, was du kannst!“

„Und einen Wechsel des Marschalls Blankenschwerd von fünftausend Gulden zuzustellen.“

„Der Hagel, wie kommst du mit dem Marschall Blankenschwerd zusammen, Nachtwächter?“

„Er sagte, es sei eine Spielschuld, die er Ih-

nen zu zahlen habe. Er will diese Nacht noch mit seiner Gemahlin auf seine polnischen Güter."

„Bist du toll? Woher weißt du das? Wo gab er dir die Verrichtungen an mich?"

„Gnädigster Herr, und der Finanzminister Bodenlos will bei Abraham Levi alle Ihre Schulden zahlen, wenn Sie sich für ihn beim König verwenden wollen, daß er im Ministerium bleibe."

„Nachtwächter, du bist vom hellen Teufel besessen!"

„Ich habe ihn aber in Hochdero Namen abgewiesen."

„Du den Minister?"

„Ja, gnädigster Herr; hingegen habe ich die Gräfin Bonau mit dem Kammerherrn Pilzow wieder vollkommen versöhnt."

„Wer von uns Beiden ist ein Narr?"

„Noch Eins. Die Sängerin Rollina ist eine gemeine Metze, gnädigster Herr. Ich kenne deren Liebesgeschichten. Sie sind der Betrogene. Darum hielt ich es für Ihre königliche Hoheit unwürdig, sich mit ihr einzulassen, und habe für diese Nacht das Abendmahl bei ihr abbestellt."

„Die Rollina? Wie kamst du zu der?"

„Noch Eins. Der Herzog Herrmann ist fürchterlich gegen Sie aufgebracht wegen der Kellergeschichte. Er wollte Sie beim König verklagen."

„Der Herzog? Wer hat dir denn das alles erzählt?"

„Er selbst. Sie sind noch nicht sicher. Zum König aber geht er nicht mehr, denn ich drohte ihm mit dem Zettel, den er dem Bäckermädchen gab. Hingegen wollte er sich mit Ihnen auf Tod und Leben schlagen. Nehmen Sie sich in Acht vor ihm."

„Eins sage mir: weißt du, woher der Herzog weiß, daß ich —"

„Er weiß Alles von der Marschallin Blankenschwerd; die hat es ihm ausgeplaudert, und daß sie als Hexe bei dem Gaukelspiel gesessen."

Der Prinz nahm den Philipp beim Arm und sagte: „Spaßvogel, du bist kein Nachtwächter!" Er drehte ihm das Gesicht gegen eine aus der Ferne herschimmernde Laterne, und erschrack, da er einen ihm vollkommen fremden Menschen sah.

„Wer bist du denn?" fragte Julian, der vor Schrecken ganz nüchtern geworden war.

„Ich bin der Gärtner Philipp Stark, Sohn des Nachtwächters Gottlieb Stark!" antwortete Philipp ruhig.

13.

„Nun ja, den suchen wir eben! Halt, Bursch!" riefen mehrere Stimmen, und Philipp, Röschen und der Prinz sahen sich plötzlich von sechs handfesten Dienern der löblichen Polizei umringt. Röschen that einen lauten Schrei. Philipp ergriff des erschrockenen Mädchens Hand und sagte: „Fürchte dich nicht!" — Der Prinz klopfte dem Philipp auf die Achsel und sagte: „Es ist ein dummer Streich. Ich sagte dir nicht vergebens, du sollest dich zur rechten Zeit davon machen. Aber fürchte dich nicht; es soll dir nichts widerfahren."

„Das wird sich hintennach ergeben!" versetzte einer der Handfesten: „Einsweilen wird er mit uns kommen."

„Wohin?" fragte Philipp: „Ich bin in meinem Dienst; ich bin der Nachtwächter."

„Das haben wir schon gehört, und eben deswegen kommt ihr mit uns."

„Laßt ihn gehen, ihr Leute!" sagte Julian, und suchte in allen Taschen nach Geld. Da er nichts fand, flüsterte er Philippen heimlich zu, ihnen aus der Börse zu geben. Die Handfesten aber rissen Beide aus einander und riefen: „Fort! Hier werden keine Abreden mehr genommen. Auch die Maske ist verdächtig und muß mit uns!"

„Die nicht!" sagte Philipp: „Ihr wollt den Nachtwächter; der bin ich. Könnet ihr's verantworten, mich aus meinen Berufsgeschäften zu nehmen, so führt mich, wohin es euch beliebt. Diesen Herrn aber laßt gehen."

„Das ist nicht Eure Sache, uns zu lehren, wen wir für verdächtig halten sollen!" versetzte einer der Polizeidiener: „Marsch, Alles mit uns!"

„Auch das Frauenzimmer?" fragte Philipp: „Ich will nicht hoffen."

„Nun, das Jüngferchen mag gehen. Für sie haben wir keinen Befehl. Aber Namen und Gesichtchen müssen wir für den Nothfall kennen, und den Aufenthalt."

„Es ist die Tochter der Wittwe Bittner im Milchgäßchen!" sagte Philipp, und ärgerte sich nicht wenig, als die Kerls alle das Gesicht des weinenden Röschens gegen den Schein der fernen Straßenlaterne drehten und begafften.

„Geh' heim, Röschen!" sagte Philipp: „Geh' heim; fürchte nichts für mich. Ich habe ein gutes Gewissen."

Röschen aber schluchzte laut, daß es selbst den Polizeidienern Mitleid einflößte. Der Prinz wollte diesen Umstand benutzen, um durch einen Sprung zu entkommen. Aber von den Handfesten einer war noch ein besserer Springer, stand mit einem Satz vor ihm und sagte: „Hollah! der Herr hat ein schlechtes Gewissen; er muß mit uns. Vorwärts, marsch!"

„Wohin?" fragte der Prinz.

„Direkte und schnurgraden Wegs zu Seiner Excellenz dem Herrn Polizeiminister."

„Hört, Leute," sagte der Prinz sehr ernst, doch leutselig — denn ihm war in dieser Geschichte gar nicht wohl zu Muth, weil er eben sein Nachtwächterstückchen nicht verrathen wissen wollte: „Hört, Leute, ich bin diesen Augenblick nur sehr zufällig zu diesem Nachtwächter gekommen; ihr habt mit mir nichts zu schaffen. Ich bin vom Hofe. Untersteht ihr euch, mich zu zwingen, mit euch zu gehen, werdet ihr euern Irrthum bereuen und morgen bei Wasser und Brod im Thurme sitzen."

„Laßt den Herrn um Gotteswillen gehen, Leute!" rief Philipp: „Verlasset euch auf mein

Wort, es ist ein großer Herr, der euch euern Dienst garstig versalzen kann. Es ist . . .“

„Schweig!“ rief Julian: „Es soll Niemand aus deinem Munde erfahren, wer ich bin, wenn du allenfalls errathen hättest, wer ich sei. Hörst du, Niemand! Niemand, sage ich dir, es komme, wie es wolle. Hörst du?“

„Wir thun unsere Schuldigkeit!“ entgegnete ein Polizeidiener: „und dafür setzt uns Keiner in den Thurm. Das könnte aber am Ende wohl dem Herrn in der Maske selbst widerfahren. Wir kennen dergleichen Sprachen schon und fürchten solche Drohungen nicht. Vorwärts, marsch!“

„Leute, nehmt Vernunft an!“ rief Philipp: „Es ist ein sehr angesehener Herr am Hofe.“

„Und wenn's der König selber wäre, müßte er mit uns; das ist unsere Pflicht; er ist verdächtig!“ gab Einer zur Antwort.

„Ei ja,“ rief ein Anderer, „große Herren am Hofe haben wohl mit Nachtwächtern und Euersgleichen heimliche Dinge abzuthun und, wie vorhin, einander in die Ohren zu zischeln.“

Während man noch des Prinzen wegen hin und her stritt, kam ein Wagen, achtspännig, mit brennenden Fackeln voran, daher gefahren, an der Kirche vorbei. „Halt!“ rief eine Stimme im Wagen, als dieser eben an dem Haufen der Polizeidiener war, welche den Prinzen umringt hielten.

Der Wagen stand. Der Kutschenschlag öffnete sich. Ein Herr sprang heraus im Ueberrock, mit einem glänzenden Stern darauf, und ging zu der Menschengruppe. Er stieß die Polizeidiener zurück, betrachtete den Prinzen von oben bis unten, und sagte: „Richtig! Erkannte ich doch gleich den Vogel an seinen Federn von weitem. Maske, wer sind Sie?“

Julian wußte nicht, wohin sich in seiner Verlegenheit drehen und wenden, denn er erkannte den Herzog Herrmann.

„Antworten Sie mir!“ rief der Herzog mit donnernder Stimme. Julian schüttelte den Kopf und winkte dem Herzog, sich fortzubegeben. Dieser aber ward noch erpichter, zu wissen, mit wem er es auf dem Ball zu thun gehabt habe. Er fragte die Polizeibedienten. Diese standen mit entblößten Häuptern um den Herzog und sagten: sie hätten Befehl, den Nachtwächter unmittelbar zum Polizeiminister zu führen; der Wächter habe gottlose Verse gesungen, wie sie mit ihren eigenen Ohren gehört; sei ihnen aber durch Kreuz- und Quergassen entsprungen; hier nun bei der Kirche hätten sie ihn im vertraulichen Gespräche mit der Maske ertappt, die ihnen beinahe verdächtiger schien, als der Nachtwächter. Die Maske habe sich für einen Herrn vom Hofe ausgeben wollen, allein das sei offenbare Windbeutelei. Sie hätten daher für Schuldigkeit gehalten, die Maske zu arretiren.

„Der Mensch ist nicht vom Hofe!“ erwiederte der Herzog: „darauf könnet ihr sicher gehen; ich gebe euch mein Wort. Er hat sich unerlaubter Weise auf den Ball eingeschlichen und Jeden glauben gemacht, er sei Prinz Julian. Er hat sich mir endlich entlarven müssen, da er auch mich betrogen, und mir entwischte. Es ist ein unbekannter Mensch, ein Abenteurer. Ich habe es dem Oberhofmeister, bei dem der Ball war, gemeldet. Ihr Leute, führet ihn dahin; ihr habt einen guten Fang gethan.“

Mit diesen Worten drehte sich der Herzog um, stieg in den Wagen, rief noch einmal zurück: „Laßt ihn nicht entkommen!“ und fuhr davon.

Der Prinz sah sich verloren. Den Polizeidienern sein Gesicht zu zeigen, hielt er für unschicklich; durch diese wären seine Geniestreiche allzustadtkundig geworden. Minder Gefahr lief er, wenn er von dem Oberhofmeister oder dem Polizeiminister die Larve abzog. Also rief er entschlossen: „Meinethalben! Kommt!“

Sie gingen. Röschen sah ihnen weinend nach.

11.

Philipp hätte beinahe an Hexerei glauben mögen, oder daß er träume. Denn so verworren und bunt es in dieser Nacht zuging, war's ihm in seinem Leben noch nicht ergangen. Er hatte eigentlich sich keine Vorwürfe zu machen, als daß er mit dem Prinzen die Kleider getauscht, und dann, wider seinen Willen, dessen Rolle auf dem Ball gespielt hatte. Da aber der Prinz vermuthlich die Nachtwächterrolle ebenfalls nicht in der Regel gespielt haben mochte — denn warum mußte er sich als Nachtwächter verhaften lassen? — hoffte er bei diesem Gnade zu finden.

Beim Palaste des Oberhofmeisters schlug dem armen Philipp das Herz stärker. Man nahm ihm Mantel, Horn und Stange ab. Der Prinz sprach mit einem vornehmen Herrn einige Worte. Sogleich wurden die Polizeidiener weggeschickt; der Prinz ging die Stiegen hinauf, und Philipp mußte folgen. „Fürchte dich nicht!“ sagte Julian und verließ ihn. Philipp wurde in ein kleines Vorzimmer geführt, wo er lange allein blieb.

Endlich kam ein königlicher Kammerdiener und sagte: „Kommt mit mir. Der König will Euch sehen.“

Philipp war fast ausser sich vor Schrecken. Seine Knie wurden schwach. Er ward in ein schönes Zimmer geführt. Da saß der alte König lachend an einem kleinen Tische. Neben ihm stand der Prinz Julian, ohne Larve. Sonst war Niemand im Zimmer.

Der König betrachtete den jungen Menschen eine Zeit lang und, wie es schien, mit einer Art Wohlgefallen.

„Erzähle mir Alles genau,“ sagte der König zu ihm, „was du in dieser Nacht gethan hast.“

Philipp gewann durch die leutselige Anrede des ehrwürdigen Greises wieder Muth, und beichtete haarklein, was er gethan und erlebt hatte, von Anfang bis zu Ende. Doch war er klug und

bescheiden genug, das zu verschweigen, was er in seiner Prinzenrolle von den Höflingen gehört hatte, und wodurch Julian hätte in Verlegenheit gesetzt werden können. — Der König lachte bei der Erzählung einige Mal laut auf; dann that er noch einige Fragen über Philipps Herkunft und Beschäftigung, nahm ein Paar Goldstücke vom Tische, gab sie ihm und sagte: „Nun geh du, mein Sohn, und warte deines Berufs. Es soll dir nichts Leides geschehen. Aber entdecke keinem Menschen, was du in dieser Nacht getrieben und erfahren hast. Das befehle ich dir. Nun geh!"

Philipp fiel dem Könige zu Füßen und küßte dessen Hand, indem er einige Worte des Dankes stammelte. Als er wieder aufstand, um fortzugehen, sagte Prinz Julian: „Ich bitte unterthänigst, daß Ihre Majestät dem jungen Menschen erlauben wolle, draussen zu warten. Ich habe ihm für das Ungemach, das ich ihm diese Nacht verursachte, noch eine kleine Schuld abzutragen."

Der König nickte lächelnd mit dem Kopfe, und Philipp entfernte sich.

„Prinz!" sagte der König, und warnte drohend mit dem aufgehobenen Finger: „Ein Glück für Sie, daß Sie mir die Wahrheit sagten! Ich will auch diesmal noch Ihren wilden, albernen Possen Verzeihung widerfahren lassen. Sie hätten Strafe verdient. Noch einmal solch ein Pagenstreich, und ich werde unerbittlich sein. Nichts wird Sie dann entschuldigen. Die Geschichte mit Herzog Herrmann muß ich noch näher kennen. Gut, wenn er fortgeht; ich mag ihn nicht. Von dem, was Sie über den Polizei- und Finanzminister sagten, erwarte ich ebenfalls Beweise. Geben Sie jetzt, und geben Sie dem jungen Gärtner ein Trinkgeld. Er hat in Ihrer Maske vernünftiger gehandelt, als Sie in der seinigen."

Der Prinz verließ den König. Er legte in einem Nebenzimmer den Ballanzug ab, den Ueberrock an, ließ Philippen rufen und befahl ihm, mit ihm in seinen Palast zu gehen. Hier mußte Philipp Alles, was er als Stellvertreter Julians auf dem Ball vernommen und gesprochen, Wort für Wort erzählen. Philipp gehorchte. Julian klopfte ihm auf die Schulter und sagte; „Höre, Philipp, du bist ein gescheuter Kerl. Dich kann ich gebrauchen. Ich bin zufrieden mit dir. Was du in meinem Namen dem Kammerherrn Pilzow, der Gräfin Bonau, dem Marschall und seiner Frau, dem Oberst Kalt, dem Finanzminister und den Uebrigen gesagt, finde ich ganz vernünftig, und ich will es ansehen und halten, als hätte ich es selbst gesagt. Dagegen mußt du zu den Versen stehen, die ich in deinem Namen als Nachtwächter gesungen habe. Du wirst zur Strafe deines Nachtwächterdienstes entsetzt werden; das laß dir gefallen. Dafür mache ich dich zum Schloßgärtner bei mir. Ich übergebe dir meine Gärten von den beiden Schlössern Heimleben und Quellenthal. Das Geld, welches ich deiner Braut gegeben, soll ihre Aussteuer bleiben, und den Wechsel des Marschalls Blankenschwerd löse ich auf der Stelle bei dir mit fünftausend Gulden ein. Jetzt geh, diene mir treu und führe dich gut auf."

15.

Wer war glücklicher, als Philipp! Er flog in vollem Sprung zu Röschens Haus. Noch war Röschen nicht zu Bette; sie saß mit ihrer Mutter am Tische und weinte. Er warf die volle Börse auf den Tisch und sagte odemlos: „Röschen, das ist deine Aussteuer! und hier fünftausend Gulden, die sind mein. Ich habe als Nachtwächter Fehler gemacht; dafür verliere ich die Anwartschaft auf des Vaters Dienst, und übermorgen ziehe ich als Schloßgärtner des Prinzen Julian nach Heimleben. Und Ihr, Mutter, und Röschen müsset mit mir nach Heimleben. Mein Vater und meine Mutter müssen auch mit mir. Ich kann euch nun wohl alle ernähren. Juchheh! Gott gebe allen guten Leuten ein solch gutes Neujahr!"

Mutter Bittner wußte nicht, ob ihren Ohren trauen bei Philipps Erzählung, und ihren Augen beim Anblick des vielen Geldes. Aber als Philipp ihr Alles und wie es gekommen, doch eben nicht mehr als zu wissen nöthig war, erzählt hatte, stand sie schluchzend auf, umarmte ihn mit Freuden und legte dann ihre Tochter an sein Herz. Nun lief oder tanzte die freudetrunkene Frau im Zimmer herum, fragte: „Wissen das alles auch dein Vater und deine Mutter schon?" und da es Philipp verneinte, rief sie: „Röschen, mache Feuer an, thue Wasser über, koche einen guten Kaffee für unserer Fünf!" nahm ihr wollenes Mäntelchen, wickelte sich hinein und ging zum Hause hinaus.

Röschen aber vergaß an Philipps Herzen Feuer und Wasser. Sie standen noch in fester Umarmung, als Frau Bittner zurückkam, begleitet vom alten Gottlieb und Mutter Käthe. Die umringten segnend ihre Kinder; Mutter Käthe, wollte sie Kaffee, mußte ihn selber kochen.

Daß Philipp den Nachtwächterdienst einbüßte, daß Röschen nach vierzehn Tagen seine Frau ward, daß Beide mit ihren Aeltern nach Heimleben zogen — das gehört nicht zum Abenteuer der Neujahrsnacht, welches Niemandem verderblicher ward, als dem Finanzminister Bodenlos. Man hat auch seitdem nicht gehört, daß Prinz Julian ähnliche Geniestreiche gemacht habe.

Hermingarda.

Nach einer alten Handschrift aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Der Bruderzwist *).

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — auf den Berg um. Dann setzte sich Graf Ulrich auf einen Felsenstein, und winkte mir, daß ich desgleichen thäte. Ich aber stellte mich vor ihn, betrachtete ihn lange und sprach: „Lieber Ulrich, was geht in dir vor? Du schleichst umher, wie ein Nachtgeist, und weichst mir aus, wie ein Mörder. Haben wir nicht von Kindesbeinen an wie Zwillinge uns geliebt, die unter einem Herzen gelegen, und von einer Brust gesogen? Haben wir nicht, als wir Buben waren, alle Wecken mit einander getheilt? War ich nicht dein, warst du nicht mein Schatten? Wie, du getreuer Welzer, willst du den Preisnamen deiner Väter an mir verläugnen, und mir untreu werden? So rede, wenn du es noch redlich meinst, und schliesse mir dein Herz auf.“

Da sprang er jach vom Sitz auf, griff meine Hand, drückte sie gewaltig, und sah mir mit funkelnden Augen ins Antlitz, als wollte er mich verzehren.

„Was säumest du? frisch auf und sprich!“ sagte ich nochmals.

Er antwortete: „Wohlan, Bastian, so laß vom Fräulein Sibylla. Das Fräulein ist mir vom Vater erkoren, und ich liebe es über alles Gut. Aber es hat Abneigung, weil es dich gesehen und dir im Herzen den Vorzug gegeben. Darum versprich mir, das Fräulein zu lassen.“

„Oho!“ rief ich: „Sollte uns ein Mädchen trennen? Mit nichten! Das Fräulein von Grota ist mir Ehren und Liebe werth; und ein Schimpf wäre, wenn der Stein, den es berührt, nicht warm würde, geschweige der Mensch. Doch gebe ich dir mein Wort, daß ich dem Fräulein nicht fürder nachgehe. Auch ist mir unbekannt, ob es mir Vorzug gibt; wohl weiß ich, du hast den Vorzug in meinem Herzen vor allen Männern und Jungfrauen.“

Da schloß er mich in seine Arme, und wir gingen wieder hinab zum Schlosse. Unterwegs vertraute er mir, daß er mit dem Graf Sigismund gesprochen, ihm seine Liebe zum Fräulein offenbaret, und daß der alte Herr ihn umarmt und geküßt und gesprochen habe: „Mein Sohn, sie ist die Deine und soll es sein. Auch deine Mutter selig war eine Grota. Wird um des Fräuleins Gunst.“

Dies erzählte er mir. Als wir aber zum Schlosse kamen, verschloß ich mich in meine Kammer, und dachte an das, was mir Graf Ulrich gesagt, und am meisten, daß mir das schöne Fräulein den Vorzug gegeben. Da fühlte ich erst, daß mir Sibylla unendlich theuer sei, und sie kam mir liebreizender vor, als jemals. Ich beschloß zwar, ihr nicht mehr nachzugehen, aber als die Glocke zur Tafel läutete, trat ich doch eilig zum Spiegel und betrachtete mich, daß ich der wunderschönen Jungfrau gefällig erscheinen möchte. Auch hätte ich gerne errathen mögen, ob ich in Gestalt und Gebehrde wirklich den Grafen Ulrich übertreffe?

Bei Tische war Ulrich sehr aufgeräumt und sprachselig; auch die ganze Gesellschaft. Aber ich sah nicht vom Teller auf. Und als das Fräulein mich zuletzt anredete und sprach: was ist dem Herrn begegnet? entbrannte mein Herz, und es überfiel mich ein Zittern, daß ich kaum antworten konnte. Auch entfernte ich mich sogleich nach aufgehobener Tafel, und wollte an dem Kurzweil der Gesellschaft keinen Theil nehmen, obschon mich sogar Graf Ulrich bat.

So hielt ich mein Wort zwei Tage lang, aber den dritten verging es von selbst.

Denn als ich am Abend im gemauerten Gartenhäuslein oberhalb des Schlosses allein saß, und mich am Gesang der Vögel im nahen Wald ergötzte, auch sonst vielfältig träumte, hörte ich deutlich ein leises Weinen und Seufzen unfern von mir. Ich trat alsbald aus der Hütte, und sah das Fräulein auf einem Stück eingefallener Mauern drei Schritte von mir sitzen und die Augen trocknen. Bei meinem Anblick erhob es sich jählings und wollte davon. Ich aber ergriff die schöne Hand und küßte dieselbe ehrerbietig, und sprach: „Will das gnädige Fräulein seinen treuesten Diener fliehen?“ — Darauf folgte es mir in das Gartenhäuslein, und setzte sich auf die Bank darin, ohne zu reden. Es verbarg seine Thränen und wollte scheinen, als sei ihm nichts widerfahren, gab auch auf mein dringendes Fragen nur den Bescheid: „Das Menschenherz ist nicht allzeit wohlauf. Der Herr wird es am besten wissen. Auch mag es ihm gleich gelten, ob ich so oder anderes Sinnes sei!“

Da vermaß ich mich hoch und theuer, daß mir alles, was ihre holdselige Person angehe, wichtiger sei, als betreffe es mein eigenes Wehe und

*) An der Handschrift fehlten ganz im Anfang derselben ohngefähr acht bis zehn Quartblätter, so wie am Ende einige. Das Uebrige, obwohl von Nässe oder Staub beschädigt, war dennoch ziemlich lesbar behalten. Das Ganze, ohne die hier dazu gefügten Kapitelüberschriften, mag als ein Gemälde der frommen und wüsten Lebensweise jenes Zeitalters, zumal Italiens, gelten. Am Rande der Blattseiten stand immer die Zahl des Jahres, in der sich die Geschichte zutrug. Die erste Jahrszahl ist 1589.

Wohl, und ich jede Thräne ihren schönen Augen zu ersparen einen Strom meines Herzblutes vergießen möchte.

Sie glaubte mir aber nicht, und gab zu verstehen, daß ich das Gegentheil meiner Worte im Herzen trage. Das habe ich seit drei Tagen erwiesen, da ich sie absichtlich meide und meinen Zorn wider sie nicht habe verbergen können, wiewohl sie unschuldig sei.

Da vergaß ich mein Wort an Ulrich, und was um mich her war. Ich kniete vor dem Fräulein, bedeckte seine Hand mit meinen Küssen, und sagte: „Habe ich Zorn und Haß gewiesen, so wußte mein Herz nur vom Gegentheil."

Sie antwortete nicht; ich redete nicht. Ich weiß nicht, was geschah. Wir hatten uns mit den Armen umfangen und Mund an Mund gedrückt. Ich lag dann ohne Bewußtsein an ihrer Brust; sie eben so an der meinigen. Und als meine Sinnen wieder genasen, und der Gesang der Vögel in mein Ohr drang, und das goldene Sonnenlicht durch die grünen Zweige vor der Hütte wieder sichtbar wurde, erstaunte ich selbst, mich vor dem Fräulein auf den Knien, und mich von ihrem Arm umschlungen zu fühlen.

Ulrich that mir leid. Doch solches Abenteuer mag einem Gesellen von fünfundzwanzig Jahren wohl gelegen sein. Der Graf an meiner Stelle hätte nicht anders gethan.

Nach vielem Gekose traten wir vor die Hütte hinaus und sahen in die Tiefe hinab, wo die Mur zwischen grünen Matten wie ein breites Silberband sich zwischen den Bergen hinauswand, und hoch an dem Gebirge die Bauern fröhlich arbeiteten. Die ganze Welt dünkte uns um eins schöner.

Da ersah ich Graf Ulrich, der des Wegs zum Schloß auf seinem Roß zurückkam; und ich erschrack höchlich, und trat zurück.

Das Fräulein von Grota fragte mich: warum ich erblasse? Und ich antwortete: „Ist er nicht Euer Bräutigam?" Da ward sie finster und senkte die Augen zur Erde, und die Frage gereute mich.

Wie sie in die Hütte zurückging, ihr dort gelassenes Tuch zu reichen, eilte ich ihr nach, und schloß sie abermals in meine Arme, wiewohl sie sich sträubte. „Geht," sagte sie mit weggekehrtem Angesicht, „wir thun unrecht. Ihr wisset, was Ihr mir leider seid, und wer ich leider bin." Auch wollte sie mich nicht ferner anhören, sondern sagte: „Fliehet, oder ich fliehe aus dieser Gegend. Es ist nicht zu ändern. Meine Mutter hat mich dem Grafen Sigismund für seinen Sohn zugesagt. Es muß Unglück vermieden werden. Aber Euer Andenken soll mir theuer und werth bleiben."

Bei diesen Worten gingen ihr die schönen Augen in Thränen über, und wir nahmen in zärtlichen Liebkosungen von einander Abschied. Sie stieg den gewöhnlichen Weg zum Schloß nieder, ich aber von der andern Seite in den Wald hinauf, daß uns Ulrich nicht beisammen sehe. Als wir noch gutes Gewissen hatten, waren das Fräulein und ich wohl ohne Furcht neben einander gegangen.

Der Graf hatte uns gleichwohl droben am Gartenhäuslein erblickt, und er war unfreundlich mit mir, wie ich's verdiente. Ich nahm mir vor, ihm abzubitten, aber er mied es, mich unter vier Augen zu sehen. Da gelobte ich im Herzen, ich wolle das Fräulein nie wieder allein finden, und dem Freunde ohne Anstoß wandeln. Und auf daß das Fräulein mich nicht mißdeute, wolle ich's ihm selbst bei erstem Anlaß sagen.

Der Anlaß fand sich von selbst, und ich sagte der Braut des Grafen, wie er mit mir auf dem Berge gesprochen, und wir schieden auf ewig unter Thränen und Küssen von einander, mit Versprechen, uns nie wieder allein zu begegnen. Aber einen Tag um den andern hatte bald ich, bald sie noch etwas dem Abschiede beizufügen, damit er desto kräftiger sei, und wir mußten uns suchen und liessen uns finden. Eine Trennung war beweglicher als die andere; aber wir hörten nicht auf Abschied zu nehmen, weil wir nicht von einander lassen konnten.

Ulrich aber war so bitter und böse, daß er mir kein Wort mehr gönnen mochte, und als ich ihn einst bei der Hand nahm, meine Schuld zu bekennen, stieß er mich unsanft zurück, und sprach: „Meineidiger!"

Ein anderer, als er, hätte die Schmähung nicht ungestraft ausstoßen dürfen. Aber ich fühlte sein Herzeleid und meine Schuld; darum nahm ich's hin.

Der Auftrag.

Fünf Tage nach diesem ward ich vor den Grafen Sigismund beschieden. Er saß in seinem Zimmer allein vor einem großen Buch und las. Als ich hineintrat, winkte er mir, näher zu kommen; er aber verschloß die Thüre hinter mir.

Dann setzte er sich wieder und sprach: „Ihr thut nicht mehr wohl bei einander, du und Ulrich. Es muß anders werden, und soll jetzt geschehen. Bastian, du bist mir lieb, wie mein Sohn. Ich habe dich seit deinem fünften Jahre in meinem Hause erzogen, und in allen Wissenschaften unterrichten lassen, die einem Edelmann wohl anstehen. Du hast mit Ulrich die hohen Schulen besucht; du bist fähig, in Dienst kaiserl. Majestät zu treten. Ich wollte euch beide zuvor noch drei Jahre auf Reisen senden; denn Reisen sind die wahre hohe Schule des Menschen. Allein Ulrich liebt das Fräulein von Grota, und ich sehe gern, daß er sich vermählt. Er bleibt. Du aber sollst reisen."

„Gnädiger Herr, je eher je lieber!" rief ich, und war ausser mir vor Freuden, denn ich dachte, wie Ulrich sich mit mir nur durch Abwesenheit aussöhnen könne. Auch war ich von Kindheit an begierig, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, und wußte keine größere Lust, als in der Welt umher zu schwärmen, frei wie ein Vogel, von Land zu Land.

Als der alte Herr meine Freude sah, ward er noch freundlicher, und nahm meine Hand, sagend: „Bastian, du bist nicht reich. Du weißt es, deine Mutter hinterließ dir nichts, als die verschuldeten Güter deines Vaters. Aber ich will für dich sorgen; und sollte ich sterben, ehe du heim kommst, so bedenkt dich mein letzter Wille. Ich bin es dir und deiner Mutter schuldig. An Reisegeld soll es dir nicht gebrechen. Es muß alles Zweck und Ziel haben. Ich gebe dir einen Auftrag, an dem mir viel liegt. Vertraue ihn aber niemandem anders, und verrathe ihn keinem in meinem Hause."

Dies versprach ich. Damit genügte ihm aber nicht. Er las mit feierlicher Stimme einen geschriebenen Eidschwur ab in welchem stand, daß ich nicht heimkehren wolle bis ich den Auftrag vollzogen. Ich trug kein Bedenken und schwor mit aufgehobenen Fingern, was Graf Sigismund von mir verlangte, den ich Ursache hatte als meinen Vater zu lieben, obwohl ich ihn nicht so nennen durfte.

Er schien mit meiner Entschlossenheit sehr zufrieden, und lobte mich höchlich. Dann fragte er mich, ob ich jemals von einem Spiritus familiaris gehört habe?

Ich erwiederte: „Wohl, auf der hohen Schule habe ich davon vernommen, daß es ein kleiner Kobold sei, der in ein Fläschchen gebannt zu sein pflege, und dem Besitzer in allen Dingen großen Vortheil bringe; seinen Säckel allezeit mit Geld fülle; seine Gestalt anmuthig mache, und seinen Leib fest gegen Hieb, Stich und Schuß."

„Dem ist also!" sagte der Graf. „Es geht die Rede, man finde ihn nur im Welschland. Durch einen Freund hat ihn von dorther einst mein Oheim Veit von Welz-Eberstein empfangen, der große Kriegsheld, dem weder die Kugeln noch das Gift der Venetianer schaden konnten. Als kaiserlicher Oberlandeshauptmann in Kärnthen hat er das Herzogthum viele Jahre kräftig beschützt, daß alle Kunst und Wuth des Feindes zu Schanden ward. Ihm dankt unser Haus noch heut Glanz und Reichthum, und die kräftige Krone, mit welcher kaiserlicher Majestät das Wappen seiner getreuen Welzer geziert."

Da konnte ich mich nicht überwinden, zu fragen: wo der Spiritus familiaris des kaiserlichen Oberlandeshauptmanns hingekommen?

Graf Sigismund erwiederte: „Er war in einem goldenen Kästlein, und fiel meinem Oheim unversehens in die Donau, als er in seinem achtzigsten Jahre wie ein rascher Junggesell bei Wien über die Brücke sprengte. Als er das Kleinod verloren, erkrankte mein Oheim und verschied selig in den Armen seines Beichtvaters."

Noch vieles erzählte mir Graf Sigismund von den Tugenden des Spiritus familiaris, welchen Veit von Welz-Eberstein besessen, und trug mir auf, sofort nach Welschland zu gehen, und alle Mühe anzuwenden, ihm und seinem Hause den Geist zu verschaffen, es koste was es wolle.

Wohl kam mir ein Grauen an, mich mit solchen wunderbaren und unheimlichen Dingen zu befassen. Doch hatte ich mein Wort von mir gegeben, und ich freute mich des Reisens. Auch erhielt ich Briefe nach Augsburg, wo ich Wechsel erhalten sollte, und Empfehlungen nach allen Städten in Italien, wohin ich gedächte.

Als die Nachricht von meiner nahen Abreise im Schlosse bekannt wurde, ward auch Ulrich wieder freundlich mit mir, und bat um Verzeihung, daß er mir gezürnt habe. Ich aber sagte ihm, daß, wenn mir nicht sein Vater vom Reisen gesprochen, ich um dessen gnädige Erlaubniß dazu gebeten haben würde, weil ich keineswegs der Ruhe eines Freundes Gefahr bringen wolle.

Die Abreise.

Wenige Tage nachher ward das Fräulein von Grota dem Grafen Ulrich verlobt. Es waren Fremde zugegen, und man lebte hoch. Die Braut schien auch gefälliger, als sonst, gegen ihren künftigen Gemahl zu sein, aber in ihren Augen stand verborgenes Leiden geschrieben. Es wußte kein anderer um die Ursache, als ich.

Den gleichen Tag beurlaubte ich mich von allen Bekannten und Freunden, weil ich folgenden Morgen in aller Frühe das Schloß verlassen und in die Fremde gehen wollte. Wir schieden spät Nachts aus einander. Der Abschied kostete uns allen Thränen, selbst dem Graf Sigismund. Aber dem Fräulein mußte ich heimlich versprechen, es, wenn alles schlafe, noch einen Augenblick zu sehen, um ihm das schmerzliche Valet zu sagen.

Und als alles schlief, ging ich durch das Schloß zu dem wohlbekannten Zimmer, dessen Thür nur angelehnt war. Das Fräulein saß beim dunkeln Schein einer Lampe und weinte. Ich tröstete und verhieß, oft in Briefen an Graf Sigismund von mir Nachricht zu geben.

Der Morgen graute, als wir endlich im Ernst von einander schieden: denn mein Knecht Thorhaimer führte schon die Rosse auf den Schloßhof vor. Wie ich kaum in meinem Zimmer angekommen war, erschien ein Diener, der mich wecken sollte, und brachte mir ein Morgenessen. Bald darauf kam auch Graf Sigismund, und mit ihm sein Sohn Ulrich, die mir noch einmal das Lebewohl bringen wollten. Ich aber war so beschämt, daß ich vor Ulrich die Augen niederschlug, und mein Gewissen machte mir viele Vorwürfe. Der alte Herr segnete mich, und gab mir viele heilsame Lehren, was ein junger Mensch auf Reisen zu bedenken habe, um nicht in Schaden zu kommen. Ich aber hörte von allem wenig, und war wie im Traum. Ich dankte meinem Vater, und wünschte dem Graf Ulrich eine glückselige Ehe, welcher Wunsch auch zu meiner Freude

erfüllt worden ist, wie ich lange nachher in Italien vernommen habe.

Reise über Augsburg in die Schweiz.

Am 14. Juni 1589 reisete ich also ab, ohne zu wissen, ob ich das Land wiedersehen werde, wo ich die angenehmen Tage meiner Jugend gelebt hatte. Auch machte mir der Eid bange, den ich wegen des Spiritus familiaris geschworen hatte. Doch war dies bald vergessen, als nun Schloß und Thal hinter mir lagen und ich gutes Glück zu suchen in das blaue Weite hinauszog.

In Augsburg ruhete ich einige Tage aus, denn die Rosse hatten es nicht minder nöthig. Ich gab die Briefe des Grafen Sigismund ab, und empfing andere für Genua, Padua, Venedig und andere Städte. Auch besah ich alle Merkwürdigkeiten der reichen und großen Handelsstadt. Besonders erstaunte ich über die Pracht des Hauses derer von Fugger, wo ich alltäglich eingeladen war, und mir wie einem Blutsverwandten Ehre erwiesen wurde. Herr Marx von Fugger zeigte mir seine kostbaren Münzsammlungen. Aber noch künstlicher dünkten mich seine Garten, die er unterhalb der Stadt angelegt. Das Wasser wird in einem Bächlein dahin geleitet, und mit unbegreiflicher Kunst, weil das Bächlein tiefer liegt, in die Höhe getrieben, daß es im Garten aus vielen zierlichen Springbrunnen hervorsprudelt. Dann fließt es in kleinen Kanälen zur Bewässerung der blumenreichen Beete umher, die mit himmelschönen Farben prangen.

Von da kam ich nach Stuttgard, einer zierlichen Stadt am Neckar, mit einem schönen Schloß. Ich hatte die Gnade, dem Herzog Ludwig vorgestellt zu werden, der mich einlud, einem Konzert seiner wohlbestellten Kapelle beizuwohnen.

In Lindau erfreute mich der Anblick des Kostnitzer-Sees, durch welchen der Rhein fließt, ohne sein Wasser mit dem Wasser des Sees zu vermischen. Die hohen Berge der Schweiz schweben wie bunte Teppiche zwischen Erde und Himmel. Ich konnte des Schauens mich nicht ersättigen, und der Thorhaimer wollte gar nicht glauben, daß man über die hohen Gebirge wegreisen könne.

Man rieth mir, die Pferde in Lindau zu lassen, oder sie zu verkaufen, weil ich an Berge und Seen kommen würde, über welche keine Pferde geführt würden. Da verkaufte Thorhaimer unsere beiden Gaule, und weinte bitterlich, als er von den guten Thieren Abschied nahm.

Wir fuhren in einem großen Schiffe über den Kostnitzer-See, wie über einen ungeheuern Spiegel, dessen Widerschein am Boden des Schiffes wie an den Rudern ein hellgrünes Licht warf. Auch habe ich nie vorher so schön geträumt, als hier zwischen See und Wolken, während die hohen Gebirge an mir vorübertanzten.

In Kostnitz wollte man mir zeigen, wo vor zweihundert Jahren die Kirchenversammlung den Johannes Huß wegen Ketzerei verdammt. Mochte es aber nicht sehen, noch begreifen, wie fromme Väter in so schöner Landschaft ans Verbrennen der Menschen denken konnten. Gottes Barmherzigkeit ist wohl größer, als Menschenerbarmen.

Nach einigen Tagen erreichten wir auf einem Wägelein die alte und gelehrte Stadt Zürich. Ein gewisser Wilhelm Stukius daselbst zeigte mir die Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt des Schweizerlandes, und auch die Häuser, wo Conrad Geßner und Josias Simler geboren waren. Zwar von der hohen Schule her hatte ich große Ehrfurcht für diese berühmten Männer getragen, doch dünkt es mich thöricht, daß mir deren Häuser gewiesen wurden.

Der See, an welchem die Stadt liegt, ist noch reizender, als der Kostnitzer; solche Pracht von Dörfern, Gärten und Bergen schwimmt einem da um die Augen. Und ich hätte wohl allezeit hier wohnen mögen, wenn mich nicht der Spiritus familiaris an Welschland gemahnt. Ich fuhr den ganzen See entlang, und schlief am andern Ende desselben in einem schlechten Wirthshause.

Da es am Abend ein Gewitter gab, wollten wir uns des folgenden Morgens nicht auf einen andern See begeben, über welchen man muß, um nach Chur im Graubündner Lande zu gelangen. Denn es stürmte sehr und war regnerisch, und der See ist von schroffen Felsbergen wie mit Mauern umgeben, daß man schwerlich in der Noth landen kann. Allein ein spanischer Hauptmann, der nach Genua und mit uns über das Wasser wollte, sprach mir Muth ein. So ließ ich mir's gefallen, und wir stiegen ein.

Das Schifflein war sehr gebrechlich, von faulem Tannenholz, und so klein, daß wir nahe beisammen sitzen mußten. Als wir uns mitten auf dem See befanden, erhoben sich Wind und Wellen und Regen fürchterlich, daß wir glaubten, versinken zu müssen. Selbst die drei Schiffleute verzagten. Der spanische Hauptmann aber lachte ob unserer Furchtsamkeit, und sagte zu mir in italienischer Sprache: es dünke ihm in einer Wiege geschaukelt zu werden. Dann hüllte er sich in seinen rothen Mantel und sang in Wind und Wetterwuth ein spanisches lustiges Liedlein.

Der Mann machte mir mit seiner Vermessenheit fast Grausen, denn der Tod starrte uns aus jeder Welle an. „Herr Hauptmann," sprach ich, „seid Ihr Eures Lebens so gesichert, daß Ihr Euch nicht auf das letzte Stündlein vorbereiten möget?" Darauf antwortete der Spanier: „Habet guten Muth, es wird uns kein Unglück widerfahren. Im Aeussersten biete ich Euch ein Plätzchen auf meinem Scharlachmantel an; ich will ihn über die Wellen schlagen, wie ein Floß, und wir fahren sicher draufhin."

Bei diesen Worten kreuzigte sich Thorhaimer, der im Stillen sein Rosenkränzchen gezogen

hatte. Ich that desgleichen, und empfahl meine Seele Gott und den lieben Heiligen.

Da fielen uns die Wogen in großen Stößen an, daß das Schifflein krachte, und einer der Ruderleute über Bord stürzte und im Gebrause des Wassers verschwand. Wir übrigen stießen großes Geschrei aus. Der Hauptmann aber nahm den Mantel von seinen Schultern und warf ihn ins Wasser, jedoch behielt er einen Zipfel in der Hand. Zu unserer Verwunderung hing plötzlich der in den See gefallene Schiffer daran, und der Hauptmann zog ihn sammt seinem Mantel ins Schiff.

Unterdessen waren wir dem Ufer nahe gekommen. Als Thorhaimer eine Felsenplatte ersah, legte er in der Eile Wamms und Brustlatz ab, bereit in den See zu springen, indem er mir zuschrie: „Mir nach, gnädiger Herr, und haltet Euch an meinem Gürtel.“ — Der Hauptmann aber wehrte es ihm. „Wenn Ihr kein Zutrauen habt, so bringe ich Euch ans Land!“ sagte er, riß das Steuer an sich, und führte das Schiff wunderschnell in ein Felsenloch, das vorher niemand gesehen. Da warfen wir schnell unsere Ränzel ans Ufer und sprangen nach. Der Hauptmann wandte das Schiff, stach in den See und rief: „Adio! wir sehen uns im Welschland wieder.“

Zum Glück gewahrten wir Stufen, wie in Felsen gehauen; da stiegen wir mühselig hinauf an den Berg. Und obwohl wir gestiefelt waren und in Mänteln, vom Regen durchweicht, und der Sturmwind uns von den Felsklippen in den See zu schleudern drohte, wanderten wir doch hochvergnügt, weil wir festen Boden unter den Füßen fühlten. Unterwegs kam uns diesen Berg herab ein elender Wagen entgegen, mit Ochsen bespannt, der nach dem Abgrund fuhr, worüber wir uns sehr verwunderten.

Und als wir die Augen schaudernd hinabsenkten zum finstern See, sahen wir des Spaniers Mantel in der Ferne über dem Wasser ausgebreitet, daß wir glauben mußten, das Schiff sei untergegangen. Nun gereute es mich, daß ich mich nicht an den seltsamen Hauptmann näher gemacht, oder mich wenigstens seines Weges erkundigt hatte. Denn der mochte schon einen Spiritus familiaris haben.

Unfern der Höhe des Berges fanden wir ein Haus. Die Leute nahmen uns freundlich auf, gaben uns Speise und Trank, und unsere nassen Kleider trockneten an dem warmen Ofen. Auch verweilten wir wegen des Regens den Tag hier und die Nacht.

Weg durch Graubünden nach Italien.

Unsere Wirthsleute hatten für ein Schifflein gesorgt, daß wir den folgenden Tag gegen Abend abfahren konnten. Wind, Wetter und See waren still. Wir stiegen denselben Bergweg zurück, welchen wir heraufgegangen waren, und das Schiff wartete an derselben Stelle, wo uns der Spanier Tags zuvor verlassen hatte.

Als wir das Land erreicht, zog ich überall sorgfältige Erkundigungen um den Hauptmann ein. Doch hatte ihn niemand gesehen. Auch in der Stadt Chur erfuhr ich im Wirthshaus von seiner Ankunft nichts. Thorhaimer sagte: „Den Großsprecher nebst seinem Zaubermantel fressen die Fische. Gott habe seine Seele gnädig!“

Hart hinter dem Städtlein gings durch einen hohlen Bergweg hinauf ins hohe Gebirg. Wir hatten jeder ein Saumroß, und für das Gepäck ein drittes, nebst Führern, die den Weg durch die Wildniß kannten. Es war uns angst und weh, als wir so hoch kamen, daß wegen der harten Kälte kein Baum mehr gedeihen mochte, und Schnee und Eis um uns lag, welches die Strahlen der Sonne seit Anbeginn der Welt noch nicht geschmolzen. Doch begegneten wir oft einzelnen Reisenden, die aus Italien ins deutsche Land gingen, und weit hinauf im Gebirg freundliche Dörflein mit Wirthshäusern und aller Bequemlichkeit.

Als wir auf einen der höchsten Berge des Erdbodens gelangt waren, fiel ein so starker Schnee vom Himmel, daß wir davon wie im strengsten Winter bedeckt wurden, obwohl es Mitte Augusts war. Wir dankten Gott von Herzen, als wir das Dorf Poschiavo erreicht hatten, in einem schönen Thal. Von dannen kamen wir an einem schönen See entlang durch eine finstere enge Schlucht in das große Thal Veltlin, welches den Graubündnern angehört. Der Podesta des Ortes gab uns zehn bewaffnete Männer zum Geleite mit über den Berg bis zur venetianischen Grenze, wegen der vielen Räuber und Mörder, die dort das Reisen unsicher machen. Doch stieß uns kein Uebel zu, und wir langten wohlbehalten in Brescia an.

Gott der Herr hat nicht vergeblich Fels und Abgrund zwischen die welschen und deutschen Völker gewälzt, denn sie wären bei offener Hausthür nimmermehr freundliche Nachbarsleute mit einander gewesen, oder die Welschen schon gar längst von den Deutschen in allen Meeren ersäuft. Es ist da kein Treu und Glauben noch Aufrichtigkeit leicht zu finden. Sie haben das Herz kalt, aber die Luft heiß; im deutschen Land ist's umgekehrt. Daher mögen die Welschen den Deutschen wohl, aber die Deutschen haben billige Scheu vor ihnen. Auch ist beständig Haß zwischen den Franzosen und Italienern; denn die Franzosen sind Gecken und leichtsinnig bis in das vierzigste Jahr, dann aber werden sie gesetzt und ehrbar, und übertreffen den Deutschen an Annehmlichkeit. Der Italiener hingegen ist gefällig so lange er jung ist, und hat offenes Gemüth, aber im Alter verschlossen, unbarmherzig und ohne Liebe seines Gleichen. Der Deutsche beherzt, der Franzose verwegen, auch wenns nicht Noth ist, der Italiener ränkesüchtig, wie mögen die drei zusammentreffen?

Ich hatte große Sehnsucht nach meinem Vaterlande heim, und verwünschte im Herzen den

Spiritus familiaris, welchen ich dem Grafen Sigismund versprochen. Doch zog mich mein Verhängniß vorwärts, wiewohl es vor meiner Seele da lag, wie ein schweres Unglück. Ich empfahl mich der göttlichen Obsorge in diesem fremden Lande, und reisete nach Verona, wohin ich Empfehlungen an den Graf Bevilacqua hatte.

Das Bild.

Verona ist eine alte, große Stadt, voller Reichthum und Koth. In den engen, krummen Gäßchen ist unsicher wandeln, wie in einem Irrgarten. Thorhaimer hatte sich in einem Tage dreimal darin verloren, und nur mit großer Mühe das Wirthshaus wieder gefunden, sintemal er der Sprache des Landes nicht wohl kundig war.

Nachdem ich mich mit Kleidern und dem feinsten Linnen neu versehen, um wiederum anständig auftreten zu können, auch den Thorhaimer mit frischer Leibtracht ausgestattet, besuchte ich den Graf Bevilacqua. Er war schon ziemlich bei Jahren, sehr ernsthaft von Geberden, jedoch ungemein höflich. Weit umher galt er für den reichsten Herrn. Da er nie verheirathet gewesen, konnte er großen Aufwand treiben, ohne Sorge wegen der Erben. Auch gedachte er, wie er mir sagte, seine Tage in Rom zu beschliessen.

Sein Haus war mit den kostbarsten Bildsäulen und Gemälden geschmückt von den größten Meistern der Welt. Doch hatte der Graf, welcher alle Künste liebte, an keiner ein so empfindliches Vergnügen, als an der edeln Tonkunst. In jeder Woche gab er dreimal in seinem Palast Konzert. Dazu waren allezeit Herren und Frauen von den ersten veronesischen Geschlechtern eingeladen; desgleichen alle Fremde von Rang, an denen es in Verona nie Mangel hatte. Dreißig bis vierzig der allerreizendsten Stimmen und geübtesten Tonkünstler wetteiferten mit einander, wessen Kehle oder musikalisches Werkzeug den Vorzug verdiene. Wer zugegen war, dessen Gemüth ward voll Himmel.

Der Graf hatte mich mit vieler Artigkeit empfangen, daß man wohl sah, er habe lange Zeit an großen Höfen gelebt. Er nöthigte mich zu seiner Tafel; ich mußte seinen Konzerten beiwohnen, so oft ich konnte, und er führte mich in verschiedene angesehene Häuser ein, die mit ihm befreundet waren.

In der That aber war Bevilacqua ein rechtschaffener Mann, zu welchem ich immer größeres Vertrauen faßte. Auch ward er mir von Tag zu Tag, ohne mein Verdienst, gewogener, so daß er den Antrag machte, ich sollte über Winter in Verona bleiben und ihn im Frühjahr nach Rom begleiten. Er wußte es auch so gut anzustellen, daß mir Woche an Woche schnell verstrich, und der Winter unvermerkt anrückte. Jedoch gleicht der Winter dieser Länder nur einem kühlen Herbst mit schönen Tagen.

Als der Graf an den Hof von Mantua reisete, mußte ich ihn dahin begleiten. Der Herzog Vincenzo war ein Herr von etwa achtundzwanzig Jahren, sehr gnädig und gesprächig. Seine Gemahlin Eleonore hingegen kalt und stolz. Sie war die Tochter des verstorbenen Großherzogs von Florenz, und mütterlicher Seits deutscher Herkunft vom Erzhaus Osterreich.

Allein der ganze Hof und seine Herrlichkeit vergnügte mich nicht so sehr, als die Bildergallerie des Herzogs. Sie war zwar klein, enthielt aber nach der Versicherung der Kenner große Schätze — und für mich den allergrößten.

Denn wie ich das erstemal längs den Bildern hinschritt, sah ich an der gegenüberstehenden Wand ein Gemälde von eigenthümlicher Pracht und Lieblichkeit, darob ich alle Bilder vergaß. Es war eine Mutter Gottes von überirdischer Schönheit und voll göttlicher Wehmuth. Sie schien um den geliebten Sohn zu klagen, hatte aber die warme Fülle einer siebenzehnjährigen Jungfrau. Ihr Blick drang in meine Brust wie ein Lichtstrahl, und ich ward dermaßen ergriffen, daß ich mich selber nicht mehr fühlte. Kaum hatte ich Muth genug, einige Schritte näher zu thun; so große Ehrfurcht erfüllte mich; und ich würde vor der Gebenedeiten niedergesunken sein, wenn ich nicht bedacht, daß es doch nur ein Bild sei.

Als der Graf Bevilacqua und der Kämmerer des Herzogs mir andere Stücke zeigen wollten, schien mir alles gering und nichtig; und ich kehrte jedesmal zu der Gebenedeiten zurück. Da folgte mir Bevilacqua und sprach: „Es ist nicht übel, doch von keinem Meister, und in der falschen Manier einiger Neuen aus der römischen Schule.“ Ich gerieth in Erstaunen, wie er von Manier und Schulen reden möge, wo die Allerheiligste glänzte. „Wer ist auch der Künstler, welcher in die Himmel gestiegen, und dort die Göttliche gesehen und gemalt?“ sprach ich zum Kämmerer gewandt: „denn ohne Offenbarung ist solche Malerei nicht gedenkbar; auch hat im Staube der Erde nie ein Geschöpf wandeln mögen, wie diese Gestalt aus den Gegenden über den Sternen.“

Der Kämmerer erwiederte: „Der Herzog habe das Stück, weil es ihm wohlgefallen, von einem neapolitanischen Maler in Florenz erhandelt. Der Maler heiße Sclafani, wie auf dem Bilde stehe, sei aber gar nicht im Ansehen.“

Ich mochte mich von dem Gemälde nicht trennen, ob es gleich Andern weniger gefiel, denn mir, und pries im Stillen des Herzogs guten Geschmack. Sonst hatte ich wohl auch schöne Frauen bewundert; und was ich an ihnen reizend gefunden, war doch zuletzt nur Fleisch und Blut. Aber hier sah ich nicht mehr Fleisch und Blut, sondern eine Seele aus dem Himmel niedergestiegen, schamhaft in irdischen Staub gehüllt, einen jungfräulichen Leib, aber von Göttlichkeit durchströmt;

Liebe und Heiligkeit im Wesen, wie hienieden nirgends sein mag.

Der Spanier.

Von nun an schien ich mir selbst wie ein anderer Mensch, oder was ich sah, schien mir anders und göttlicher. Ich war so entzückt, daß ich das ganze Herzogthum Mantua für das einzige Bild hingegeben hätte, wenn mir Wahl zwischen beiden gegeben wäre. Wohin ich kam, in Mantua und Verona, sah ich nur die Allerheiligste vor mir. Sogar des Nachts kam sie mir in Träumen vor. Ich war ganz unempfindlich gegen die Schönheit anderer Frauenzimmer geworden, und obwohl es nicht an Reizungen fehlte, genügte doch ein Gedanke an die Gebenedeite, um die artigste Veroneserin unerträglich zu finden.

Daher war es mir unaussprechliche Freude, als Graf Bevilacqua sagte: er wolle mir die Kopie von Sclafani's Madonna verschaffen; nur müsse ich den Winter in Verona ausharren, denn vor Frühjahr ende der Künstler die Arbeit kaum. Er sagte das aber nur, um mich zu überraschen. Denn am Neujahrstag 1590 sandte er mir ein kleines Kästchen von Ebenholz, mit Elfenbein und Gold ausgelegt; und als ich es öffnete, fand ich das Bild meiner Allerheiligsten, unter Glas in goldener Einfassung, kaum von der Größe dreier Daumenbreiten, und auf das allerähnlichste getroffen. Ich war erstarrt von Verwunderung, Entzücken und Ehrfurcht, als ich die Göttliche mit ihrem Blick voll zarter Wehmuth fand. Ich stellte das Bild auf den Tisch, kniete davor nieder, betete mit großer Inbrunst und zerfloß in Thränen. Anfangs wagte ich es gar nicht, meine Lippen auf das Glas zu drücken, denn im Kusse schien mir Unheiligkeit zu sein. Ich hing das Gemälde mit einer seidenen Schnur um den Hals, und trug es von da an immerdar an der Brust, als mein allerköstlichstes Kleinod.

Einige Tage nachher begab sich Bevilacqua gen Mantua, und ich begleitete ihn wieder nach meiner Gewohnheit. Dann fuhren wir zu Hof, dem Herzog und der Frau Herzogin die üblichen Glückwünsche abzustatten. Wir wurden angewiesen, im Vorsaale zu warten, weil der Herzog ein wichtiges Geschäft habe. Man sagte uns, er habe sich seit zwei Stunden in seinem Arbeitszimmer mit einem Fremden verschlossen.

Wir mußten wohl eine halbe Stunde warten, daß uns die Zeit lang dauerte. Endlich trat der Herzog hervor, und hatte den Fremden an der Hand. Hilf Himmel! Als ich diesen näher betrachtete, war es kein anderer, denn der spanische Hauptmann, welchen ich voriges Jahr auf dem Schweizersee kennen gelernt; eben die hagere, lange Gestalt, das bleichgelbe, eingefallene Antlitz, die tiefen Augen, die große Adlernase — Alles war er wieder; nur hatte er seine Hauptmannskleider gegen einen Gallarock vertauscht, und statt des Uebermuthes, welchen er auf dem See zeigte, war in seiner Geberde nichts, denn die unterthänigste Aufmerksamkeit gegen den Fürsten.

Der Herzog, indem er uns im Vorbeigehen freundlich, doch flüchtig begrüßte, führte den Spanier zur Thüre, sprach dann wieder leise und vertraulich mit ihm, begleitete ihn hinaus, und kam erst nach einigen Minuten zurück, um unsere Wünsche zu vernehmen.

„Ich bin Euch sehr dankbar für Eure Zuneigung, die Ihr mir zu erkennen gebet," sagte der Herzog zu mir: „doch wäre mir lieb, von Euch den Beweis zu empfangen. Ich schätze die Deutschen über alles hoch; sie sind aufrichtig, getreu und mannlich; im Kriege aber nicht minder tapfer, als die Schweizer. Wollet Ihr in meine Dienste treten, so gebe ich Euch eine Oberstelle in der Leibwache!"

Graf Bevilacqua und ich waren gleich sehr von dem Antrag des Herzogs überrascht. Ob mir gleich die Stelle ehrenvoll schien, und das Zutrauen des Fürsten schmeichelhaft, konnte ich mich dennoch zu keiner Annahme entschliessen. Ich gab daher vor, durch mein Wort und Versprechen an die väterliche Heimath gebunden zu sein, daß ich nicht wissen könne, wann ich zurückkehren müsse. Eigentlich aber lag mir der Spanier jetzt mehr denn jemals im Sinn, und der Spiritus familiaris des Grafen Sigismund Welzer. Der Herzog aber ließ sich nicht abwendig machen, und gab mir drei Monate Bedenkzeit, während ich nach Haus berichten solle.

Sobald wir vom Schlosse kamen, fragte ich Bevilacqua, ob er den Spanier kenne? Er antwortete Nein, wolle aber auf mein Verlangen Erkundigung um ihn einziehen. Da erzählte ich, was mir mit demselben auf dem See begegnet sei, und wie er in allem Sturm in die Fluth hinausgestoßen, bis man nichts mehr vom Schifflein, sondern nur noch den rothen Mantel über den Wellen schwimmend gesehen habe. Die Geschichte erregte dem Grafen Bevilacqua fast Grausen. Er sagte, er traue ihm nichts Gutes zu. Solch ein Mensch könne wohl mit bösen Geistern Umgang pflegen. Darauf wagte ich ihn zu fragen, ob er auch schon von einem Spiritus familiaris gehört? — „Allerdings," sagte er, „auch ich habe in meiner Jugend einen Mann gekannt, der zu Neapel wohnte und einen solchen gehabt haben soll. Dieser Mann war über hundert Jahre alt, und besaß unermeßliche Reichthümer. Er hat den Armen viel Gutes gethan und die Klöster reichlich beschenkt. Zuweilen begleitete ihn ein schneeweißes Hündlein, welches vielen Leuten verdächtig war. Wenn der alte Herr zur Messe ging, blieb das Hündlein vor der Kirchthür liegen, und folgte ihm nie nach. Eines Tages fiel ein großer schwarzer Hund das kleine Thier vor der Kirche an und tödtete es. In demselben Augenblick ward der Greis ohnmächtig mitten in seiner Andacht, und genas nie wieder. Er starb drei Tage nachher,

und von seinen Reichthümern hat man nie erfahren, wohin sie gekommen sein mögen."

Ich hörte dieser Erzählung mit großer Aufmerksamkeit zu, und dem, was der Graf Bevilacqua noch ferner über die Sache sprach, denn er war ein sehr gelehrter Mann, und viele glaubten von ihm, er habe Erfahrung in den geheimen Wissenschaften, weil er ohne große Erbschaft großen Reichthum besitze. Doch überzeugte ich mich bald, daß Bevilacqua nichts von geheimer Wissenschaft halte. „Es gibt zwar", sagte er, „gute und böse Geister; aber oft sind sie schwer zu unterscheiden, weil auch Kinder der Finsterniß als Engel des Lichts kommen. Böse Geister dienen den Menschen nur um den gefährlichsten Sold; gute Geister soll man aber nicht zur Dienstbarkeit zwingen."

Wir verweilten eine ganze Woche zu Mantua und am Hofe. Der vermeinte Spanier aber war nirgends mehr zu finden. Doch erfuhren wir, er sei nichts weniger denn ein Spanier oder ein Hauptmann im Dienste der Krone von Spanien, sondern aus einem der altvornehmsten Geschlechter Italiens entsprossen, Namens Alfonso Piccolomini. Er sei Herr von Monte-Marciano in der Marca von Ancona, und lange Zeit in Frankreich gewesen, wo er tapfer die Partei des Herzogs von Guise in dortigen Unruhen gehalten.

Der Graf Bevilacqua, in Staatshändeln seiner Zeit gründlich erfahren, vertraute mir, daß der Herzog von Mantua, gleich wie die meisten italienischen Fürsten, dem Könige von Frankreich abgeneigt gewesen, der im August vorigen Jahres von dem Dominikanermönch Clemens meuchelmörderisch umgebracht worden. Daher, setzte der Graf hinzu, könne er sich wohl die vertraulichen Zusammenkünfte des Piccolomini mit dem Herzog Vincenzo deuten.

Der Besuch.

Sieben Tage nach unserer Zurückkunft in Verona brachte mir ein sehr reich gekleideter Diener ein versiegeltes Handschreiben des Morgens in das Zimmer, als ich vom Bette aufgestanden war. Er nannte mir dabei den Namen seiner Herrschaft, welchen ich nicht wohl verstand, und ging fort. Von dem Brieflein war der Inhalt folgendergestalt: ich sei eingeladen, von freundschaftlicher Hand, einer Person den Besuch zu machen, die mich hochschätze. Falls mir an der Bekanntschaft gelegen, möge ich mich vor der Hauptpforte der Kirche San Giorgio Abends neun Uhr finden lassen, wo man mich abrufen werde.

Im Anfang beschloß ich, nicht zu gehen. Da ich aber immer an das Wiederfinden des Piccolomini glaubte, zweifelte ich zuletzt nicht, die Einladung komme von ihm. Unstreitig hatte er mich in Mantua so gut erkannt, als ich ihn. Auch mochte er Ursache haben, unbekannt bleiben zu wollen.

Abends verließ ich die Gesellschaft im Palast Bevilacqua früher, als meine Gewohnheit war, und begab mich nach Hause. Nachdem ich mich umgekleidet und in den Mantel gehüllt, befahl ich dem Thorhaimer, aus Vorsicht, sich zu bewaffnen und mich nach San Giorgio zu begleiten. Er solle aber jederzeit in einiger Entfernung von mir bleiben, und auf das Haus wohl Acht haben, in welches ich gehen würde, auf daß wir es bei Tage wieder fänden. Zugleich befahl ich ihm, wenn er mich nicht bis zwölf Uhr spätestens zurückkommen sähe, daß er Lärmen machen und die Schaarwächter suchen möge.

Es war sehr finstere Nacht, und wir warteten bis zehn Uhr, ohne daß jemand zum Vorschein kam. Da ward ich verdrossen und des Glaubens, irgend einer habe mir einen Possen spielen wollen, und beschloß, den Rückweg zu nehmen. In gleicher Zeit ging eine Magd an mir vorüber, blieb stehen, sah nach mir, und fragte leise, ob ich einen Brief empfangen, daß ich hier warten müsse? Ich antwortete Ja. Darauf bat sie mich, ihr getrost zu folgen. Ich hustete und gab damit verabredetermaßen dem Thorhaimer das Zeichen.

Das Mägdlein, behend auf den Füßen, führte mich über den Platz in ein Haus, der Kirche gegenüber. Da war es so dunkel, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Die Magd ergriff meine Hand, und leitete mich, bis wir wieder auf eine Straße kamen, und von da wieder in ein anderes Haus, welches wir stillschweigend auf die gleiche Art durchgingen. Wie wir nun von Neuem eine Straße entlang gingen, sagte das Mägdlein, ich sollte mir die Zeit nicht lang werden lassen, denn wir seien an Ort und Stelle. In der That ließ sie mich wieder in ein Haus treten, wo ich durch einen schwach erleuchteten Gang, über einen geräumigen Hof, und dann zwei Treppen hoch stieg. Ich ward in ein großes Prachtzimmer gebracht, wo zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern ziemlich dunkel brannten. Da niemand im Zimmer war, säuberte ich die Lichter, um heller zu sehen.

Bald darauf that sich leise eine Thür auf, und ein zartes, junges Frauenzimmer blickte schüchtern herein. Die junge Dame schien bei meinem Anblick erschrocken, und sagte: „O Gott! seid Ihr es?" Dann trat sie einen Schritt näher und verschloß die Thür hinter sich, und mit reizender Verwirrung sagte sie: „So spät habe ich Euch nicht mehr erwarten können. Die erbetene Stunde war längst vorüber. Ich war im Begriff, mich zu entkleiden." Und sie war in der That nur leicht und nachlässig angethan, nicht als wollte sie Besuch empfahn; darum aber nicht minder schön.

Ich mußte mich an ihrer Seite auf ein Ruhebett niederlassen, und ich fragte mit vieler Ehrfurcht, weswegen sie mich beschieden? Sie erzählte, wie sie von mir gehört, ich sei ein Deutscher und verwandt mit den Welzern von Kärn-

then. Sie habe einige Zeit in Wien gelebt, und eine Frau von Welzer-Spiegelfeld gekannt. Nun hoffe sie, von mir Nachricht über dieselbe zu vernehmen.

Mittlerweile ich ihren Fragen über die Welzer Bescheid that, setzte sie ein Kredenztischlein mit Wein und Konfekt vor das Ruhebett. In diesem Geschäft aber konnte sie nicht verhindern, daß vieles Verborgene ans Licht kam, welches sie jedoch sogleich schamhaft zu hüllen bereit war. Aber ich verlor mehr als einmal das Wort und ward so verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich sprach. Ihr Geben und Kommen, das Spiel ihrer weißen Arme, alle ihre Bewegungen und Reize brachten meine Sinne in Aufruhr.

Die junge Dame schien meine Unruhe und Verlegenheit zu bemerken, denn sie fragte: ob mir nicht wohl sei, daß ich oft mitten in einer Rede abbreche? — Ich hatte Muth genug, ihr zu erwiedern: es sei kein Wunder, wenn der beredteste Mann vor der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts verstumme. — Sie antwortete mit anmuthigem Lächeln: „Ihr seid zwar auch ein schöner Mann, aber das soll kein Weib aus der Fassung bringen." — Und also gerieth das Gespräch auf neue Gegenstände von gefährlicher Art. Die Dame wollte auch wissen, ob ich schon geliebt habe, und der Erwählten meines Herzens treu sei? — Da drückte mich von ungefähr das Bild der Madonna auf meiner Brust. Ich aber wähnte, es sei das kein Ungefähr; und die heilige Wehmuth der Gebenedeiten erfüllte mich. — Als die Neugierige ihre Frage wiederholte, gab ich zur Antwort: „Hätte ich geliebt, so würde ich nie davon reden." — Sie belobte meine Denkart, und sagte: „Sie wünsche keinen andern Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, als einen, der mir gleiche." Dabei sah sie mir mit bescheidenem, doch durchdringendem Blick in die Augen. Vielleicht wäre ich zu jeder andern Stunde schwach genug gewesen, zu ihren Füßen zu fallen. Doch konnte ich nicht mit mir die Allerheiligste vor dieser Irdischen demüthigen.

Unser Gespräch stockte. Die Dame schien verdrossen zu sein, oder in Verlegenheit. Da stand ich auf, um mich von dannen zu begeben. Mittlerweile ich meinen Hut nahm, entstand ein Getöse im Nebenzimmer. Die Dame fuhr erschrocken auf, ergriff mich und sprach: „Um Gotteswillen, Herr, verberget Euch, sonst werdet Ihr unglücklich. Ich bin verrathen."

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Warum mich verbergen? Ich habe doch kein Uebels gethan!" Das Getöse ward stärker. Ich hörte Männerstimmen. Die Dame ward ängstlicher, und wollte mich in die Thür hineintreiben, aus der sie gekommen war. „Euer Leben ist in Gefahr!" schrie sie.

Da traten fünf oder sechs Kerle herein, und als sie mich sahen, zuckten sie das Schwert und riefen: „Macht den deutschen Hund nieder! Gut, daß wir ihn erwischt haben!" — Ich stellte mich an die Wand, zog meinen Degen und sprach: „Was wollet Ihr von mir? Ich bin hierher beschieden, und seid Ihr Meuchelmörder, so bekommet Ihr mein Leben nicht umsonst." — Als sie von diesen Worten erschrocken schienen, und unter einander leise redeten, erhob ich die Stimme lauter denn vorher, und fragte: ob sie mich wollten ziehen lassen? Darauf stürzten drei Meuchelmörder gegen mich. Es entstand ein Gefecht; ich schützte mich mit Mühe gegen ihre Streiche. Da trat die Dame zwischen uns. Man sprach abermals leise unter einander, davon ich nichts verstand. Doch deuchte mich, als hörte ich den Namen des Herrn von Monte-Marciano nennen. Ich mag mich auch leichtlich geirrt haben.

Nach einer Weile sagte die Dame: „Ihr seid frei, Herr." Und einige der Meuchelmörder sprachen: „Ziehet von hinnen; aber verlasset Verona, wenn Euch das Leben theuer ist."

Dann ergriff die Dame einen Leuchter, und zündete mir vor, bis an die Treppe, leise sprechend: „Ihr seid ein wackerer Mann." — Ich antwortete: „Aber wer Ihr seid, weiß ich nicht." — Sie antwortete: „Unschuldig."

Die Magd ließ sich wiedersehen, und führte mich den gleichen Weg zurück, welchen ich gekommen war, bis zu dem Thorhaimer, dem die Zeit lang geworden. Ich war über die Begebenheit voller Zorn und Unruhe. Am folgenden Tag erzählte ich dem Grafen Bevilacqua das Abenteuer. Er war sehr erstaunt, und begriff nicht, was die Spiegelfechterei gesollt; doch gebot er mir, gegen jedermann zu schweigen, um mir größeres Unglück zu ersparen.

Ein anderer Besuch.

Zwei Tage nach jenem Vorfall saß ich spät gegen Mitternacht in meinem Zimmer, denn ich war kaum von einem Feste gekommen, welches Bevilacqua am Namenstage einer ihm theuern sehr jungen und liebenswürdigen Verwandtin gegeben hatte. Mir sumsete noch das Getön der Geigen, und ich war so munter, daß kein Schlaf in meine Augen kam. Darum nahm ich mein Tagebuch, um hinein zu schreiben, und legte das Bild von Sclafani's Madonna vor mir auf den Tisch.

Indem ich schrieb, erhob sich draussen ein gewaltiger Sturmwind gegen die Fenster. Darauf bewegte sich der Erdboden unter meinen Füßen, Tisch und Stuhl wankten, und das ganze Haus machte ein seltsames Getöse. Mit großem Entsetzen sprang ich auf und rief Thorhaimern. Im gleichen Augenblicke fiel mein Degen, der an einem Nagel der Wand hing, mit großem Gepraßel von selbst zu Boden. Ich war erschrocken, daß mir die Knie wankten. Aber nun ward alles wieder still im Hause. Nur der Sturm heulte auf den Gassen. Als ich Thorhaimern in seiner Kammer aufsuchte, fand ich ihn schlafend. Darum wollte ich den Glücklichen nicht wecken, und ging

zurück. Ich öffnete ein Fenster; auf den Straßen war alles todt und leer.

Nun setzte ich mich zum halberloschenen Feuer des Kamins. Ich war voller Furcht, und gedachte abermals Thorhaimern zu rufen, weil ich nicht allein bleiben mochte. Da knisterte es draussen, wie von leisen Fußtritten. Es schlich zu meiner Thür und pochte dreimal. Mich überfiel ein Grausen, ich wußte nicht warum? Doch rief ich beherzt: „Herein wer draussen steht!“ — Die Thür ging auf. Leise trat ein Mann herein, der mich grüßte. Als ich ihn näher betrachtete, war es kein anderer, denn der Spanier, oder vielmehr Herr Alfonso Piccolomini.

Er sprach: es freue ihn, mich noch ausser dem Bette zu finden. Er wohne mit mir in gleichem Wirthshause, und wolle nicht abreisen, ohne mich vorher begrüßt zu haben.

Mir that es wohl, einen Menschen zu sehen, und fragte: ob er von dem Vorgefallenen etwas empfunden habe? — Er antwortete ganz gleichgültig: „Es war vielleicht ein Erdbeben. Was ist's mehr?“

Da fiel mir seine Gelassenheit auf dem Schweizersee und der bewußte rothe Mantel ein; und ich nahm mir alsbald vor, ihn wegen des Spiritus familiaris zu erforschen.

„Ihr seid immerdar unerschrocken,“ sagte ich, „auch wenn Ihr nicht den rothen Mantel traget, der Euch über die Wellen schifft. Saget mir, wie machet Ihr das?“

Er zuckte die Achseln, als wolle er nicht Rede stehen. Ich aber drang mehr und mehr in ihn, bis ich das Gespräch auf den Spiritus familiaris gebracht.

Da ging er schweigend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb einigemale stehen, und ging wieder. Endlich kehrte er sich jählings zu mir mit der Frage: „Da Ihr es denn errathen habet, so antwortet: habet oder suchet Ihr ihn?“

„Ich suche ihn. Könnet Ihr mir rathen? — Denn ich glaube, Ihr besitzet ihn.“

„Wenn Ihr mannlich seid, und die Probe besteht, mag Euch werden, was mir geworden ist.“

„Wer hat ihn? Wie kauft man solches Gut?“

„Um kein Geld. Wer den Geist bezwingen will, muß sich zuvor selbst bezwingen. Ihr müsset allem, was Ihr habet und liebet, entsagen, um des Einen willen, dann werdet Ihr durch ihn Alles haben. Könnet Ihr das?“

„Wenns vonnöthen ist.“

„Und müsset lang um ihn dienen und keine Gefahr scheuen. Doch hilft Euch der Feuergeist dienen. Den Spiritus familiaris kann Euch niemand geben als der Feuergeist.“

„Wer ist der Feuergeist?“

„Ein Geist des obern Luftkreises; auch leicht zu haben. Wer ihn hat, dessen Leben ist wider alle Todesgefahr in Wasser und Feuer, Luft und Erde geborgen. Schwert und Kugel mögen verletzen, aber nie tödten.“

„Wie lang muß ich mit dem Feuergeist dienen?“

„Dreimal sieben Monde, dreimal sieben Wochen, dreimal sieben Tage, dreimal sieben Stunden.“

„Und was verleiht mir der Spiritus familiaris für den langen Dienst?“

„Leben, so lang Ihr wollet; Geld, so viel Ihr bedürfet; alle Freuden, die Ihr begehret, und Kenntniß großer Geheimnisse, die mehr als Leb , Geld und Freude werth sind.“

Er sprach darauf vieles von der Beschaffenheit der Geister und von der Gefahr, mit bösen Gemeinschaft zu kommen; desgleichen warnte mich, meine Wünsche nicht jeglichem zu eröffnen. Auch sagte er mir vieles, dessen Sinn ich nicht begriff.

Seine Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf mein Gemüth. Doch glaubte ich, daß es wohlgethan sei, ihn selbst zu versuchen, und sprach: „Da Ihr, Herr Alfonso, mich also warnet vor Betrügern, woran soll ich den Wahrhaften erkennen?“

„An guten Zeichen, die er Euch gibt.“

„So fordere ich von Euch selbst ein gutes Zeichen.“

„Ich habe es Euch auf dem See gegeben, da ich Euer Leben rettete. Seid Ihr des noch nicht zufrieden?“

„Lasset Ihr es bei dem bewenden?“

„Nein, Bastiano, noch eins! Ihr sollet ein anderes haben.“ Dann ging er zum Tisch, löschte die Kerze aus, und verdeckte die Flamme des Kamins. Dann sprach er einige Worte leise, und ich sah ein bleiches Flämmlein aus seiner Hand steigen, wodurch sein Antlitz schwach erhellt war; es glich dem Antlitz eines längst Verweseten. „Gut!“ sprach er. Das Flämmlein verging. Er zündete die Kerze wieder beim Kamin an.

„Hier habt Ihr ein Zeichen!“ sprach Piccolomini zu mir: „Entweichet aus Verona. Ihr habet Feinde. Vor achtundvierzig Stunden war Euer Leben in Noth. Der Ghisllieri will Euch übel, weil seine Gemahlin Euch wohl will. Doch hat er noch nichts wider Euch unternommen. Vorgestern waret Ihr in Gefahr durch die venetianischen Spione. Doch wurdet Ihr durch List und Liebe einer edeln Frau gerettet. Sie selbst hat mir es vertraut.“

Ich gerieth bei diesen Worten in große Bestürzung.

„Was habe ich mit den Venetianern?“ rief ich.

„Daß Ihr unbesonnen über die Landesregierung gesprochen habet, und von Eurer Gefahr im Gebirg von Tirano nach Brescia.“

Ich erinnerte mich dessen. Da ging Piccolomini am Tisch vorüber und sah die Madonna Sclafani's. — Er nahm das Bild, und warf es gleichgültig nach einiger Betrachtung auf die Seite.

„Gebet mir noch ein Zeichen!“ rief ich und trat vor ihn.

„Es sei!“

„Könnet Ihr ein Wesen in die Welt hineinzaubern, wie dies?“

„Warum sollte ich nicht? — Wer hat dies Bildniß gemacht? Wie seid Ihr dazu gekommen?“

Ich sagte es ihm. — Dann fragte er: wen das Konterfei vorstelle, und wo die Person lebe, welcher es gleicht? —

„Solch eine lebte nie, oder im Reich himmlischer Seligkeit, oder in der Einbildungskraft des künstlerischen Meisters.“

„Ihr sollet einer solchen begegnen; aber auch nur begegnen. Seid Ihr dann zufrieden mit meiner Kunst, Don Bastiano?“

„Zu welcher Zeit wollet Ihr mir ein Wesen zeigen, dieser Himmlischen gleich?“

„Reiset morgen gen Peschiera,“ sagte Piccolomini, „da findet Ihr mich. Euer Wille soll erfüllt werden. Doch Mittags seid in Peschiera. Und daß Ihr mich bei Euch sahet, verschweiget jedermann. Gute Nacht!“

Er ging davon, und hinterließ mich in unbeschreiblicher Unruhe.

Die Bildsäule.

Ich konnte nicht schlafen. Das Erdbeben, Don Alfonso's Besuch, das Gespräch, dann die Hoffnung, die Ueberirdische zu erblicken, die Besorgniß vor den Venetianern, dies Alles machte mich fast krank. So schwach und müde ich am folgenden Morgen war, fuhr ich dennoch mit Thorhaimer gen Peschiera.

Der Herr von Monte-Marciano stand nach einer Viertelstunde im Wirthshause zu Peschiera vor mir. Ich mußte Thorhaimern und mein Fuhrwerk zurücklassen, und in den Wagen des Piccolomini steigen. Vor dem Thore der Stadt verband er mir die Augen, unter dem Vorgeben, er wisse nicht, ob ich auch verschwiegen genug sei. Er führe mich, sagte er, auf das Landgut eines seiner Freunde.

Die Fahrt dauerte lange. Als wir ausstiegen, war es beginnende Nacht und sehr kühl. Da wir Schritte gegen uns kommen hörten, ließ er mir das Band von den Augen. Ich befand mich in einem unbekannten Hause, worin große Pracht zu herrschen schien. Der Schein der Kerzen blendete mich. Ein reichgekleideter Diener führte uns in einen Saal, wo zwei Edelleute, die schon bei Jahren sein mochten, am Kaminfeuer beisammen saßen und Früchte speiseten. — Als beide den Piccolomini erkannten, eilten sie ihm mit den Bezeugungen des Erstaunens und der Freude entgegen. Ich vernahm, daß man sich gegenseitig seit zwei Jahren nicht gesehen. Auch Piccolomini verbarg nicht, daß ihm dies Wiedersehen Freude mache. Er stellte mich ihnen als einen Freund vor, welcher die Kunst liebe, und ihr zu Gefallen aus dem deutschen Lande in die italienischen Städte gereiset sei. Dann fragte er: ob die drei florentinischen Bildsäulen noch vorhanden wären? Der älteste der Edelleute, welchen er Don Andreazzi nannte, bejahte es. Nun bat er um Erlaubniß, daß man sie mir sehen lasse. Die Herren lachten und sprachen: „Wie möget Ihr die Schönheit eines Kunstwerks beim Schein der Lampen würdigen? Geduldet Euch bis zur morgenden Tageshelle. Bei Nacht sieht man keine Gemälde und Bildsäulen.“

Don Alfonso aber sprach: „Es thut mir leid, denn wir dürfen bei Euch nicht übernachten; wenn die Rosse ausgeruht haben, setzen wir die Reise fort. Doch nach vier Wochen sehen wir uns auf längere Zeit.“

Als er sich nun durch kein Bitten abwendig machen ließ, befahl Andreazzi den Dienern, welche Erfrischungen für uns brachten, den Gartensaal zu erleuchten, auch das Nachtmahl zu beschleunigen. Mit großer Höflichkeit drangen unsere gefälligen Wirthe in mich, daß ich Piccolomini solle allein reisen lassen, um ihre kleine Gallerie von Kunstwerken mit Muße und am Tage zu schauen. Allein ich schlug es unter allerlei Vorwand aus. Zwar bei meiner gar großen Ermüdung wäre mir die Ruhe allhier willkommen gewesen, wenn ich nicht noch begieriger gewesen, zu erfahren, wie Piccolomini mir sein Versprechen erfüllen würde.

Nachdem wir einige Erfrischungen genossen, und über die wechselnden Gespräche ein paar Stunden vergangen waren, äusserte Piccolomini nochmals seinen Wunsch wegen der Bildsäulen, welche, wie er vorgab, ich zu sehen vor Ungeduld brenne. Ich wußte nicht, warum er mir diesen Wunsch andichtete, und achtete es für einen Vorwand, daß wir einkehren und die Rosse ausruhen lassen konnten.

Unsere Wirthe führten uns also aus dem Zimmer, eine breite Treppe hinauf, durch einen langen Korridor; dann in einen großen hellerleuchteten Saal, dessen Wände mit Gemälden behangen waren. In einer geräumigen Nische der Wand standen drei hohe, marmorne Bildsäulen, weibliche Gestalten in Lebensgröße, die eine mit einem Anker, die andere mit einem Buch, die dritte mit einem Kranz, vorstellend die christlichen Haupttugenden, Glauben, Liebe und Hoffnung. Da ich nun an den Gemälden vorüberging, die gepriesenen Bildsäulen zu schauen, schlug mein Herz gewaltiglich. Denn der wankende ungewisse Schein der Lichter schien gleichsam den Marmor zu beleben. Nie habe ich ein größeres Meisterwerk der Kunst zuvor gesehen gehabt, so wahrhaft dünkte mich alles. An einer dieser Statuen fehlte die Hand. Don Andreazzi versicherte, die größten Bildhauer hätten sich geweigert, diese Hand zu ersetzen, weil sie nichts so Vollkommenes und Würdiges auszuführen wüßten, daß es nicht schändlicher zum Ganzen stehe, als der Fehler. Indem er dies sprach, gähnte er überlaut, und klagte über Schläfrigkeit, vermeinend, der Weihrauch betäube ihn,

den die Diener wider seinen Willen angezündet. In der That standen wir fast in einer Wolke von Rauch. Piccolomini aber ergriff mich bei der Hand, drückte sie mir heimlich, und sagte schnell und leise zu mir: „Betrachtet die Liebe!“ Damit führte er mich hart vor die Nische der Bildsäulen.

Und wie ich da stand, ergriff mich ein gewaltiges Zittern, denn ich erkannte in der mittelsten Bildsäule abermals die Gestalt der Himmlischen, welche ich in der Gallerie des Herzogs von Modena gesehen, und davon ich die Kopie besaß. Sie war es ganz — ach, aber nur Stein.

„Ich versprach Euch,“ sagte Piccolomini, „Ihr solltet ihr begegnen. So habe ich denn Wort gehalten.“

Es ward mir zu Muth, als sollten meine Sinne vergehen. Ich hätte niedersinken mögen, und der Ueberirdischen den Fuß küssen. Meine Augen wurden voller Thränen. Und ich rief einmal um das andere: „Ist es möglich! ist es möglich!“ Da riß mich der Herr von Monte-Marciano gewaltsam an sich, und indem er einen Hammer mit der Hand vom Tische nahm, fragte er: „Glaubet Ihr an die Macht des Spiritus familiaris? Ich will die Bildsäulen mit dem Hammer zerschlagen, daß die Stücke zu Boden fallen, und in einem Augenblick sollen sie unversehrt wieder vor Euch stehen.“ — Er hob den Hammer, um also zu thun; aber ich hielt seinen Arm, rufend: „Was beginnet Ihr doch? Zeiget ein anderes, und gebet diesem Stein Leben, so thuet Ihr mehr, als das.“

Er lächelte, und sagte dann: „Es soll geschehen; aber erschrecket nicht zu fast.“ Damit führte er mich aus dem Saal, denn der Weihrauch betäubte uns; die Andern waren schon voraus gegangen.

Als wir zu ihnen kamen in das vorige Zimmer, entschuldigten sie sich vielmals, uns verlassen zu haben, und schalten auf den unverständigen Diener.

Das Gastmahl.

Nach diesem wurden wir in den Speisesaal geführt, wo ein runder Tisch mit den auserlesensten Speisen und Weinen bereitet stand, alles im köstlichsten Geschirr. Wir setzten uns sogleich, und ein munteres Gespräch würzte die Lust des Gaumens. Ich aber glich einem Träumer, denn ich konnte die schöne Bildsäule nicht vergessen. Und als mich Don Andreazzi fragte, wie mir die drei Huldgöttinnen gefallen? sagte ich: ich würde die Kunst des gesammten Alterthums für ein einziges Stück von den dreien hinweggeben. Ich mochte nicht mehr sagen, denn ich fürchtete, die Herren dürften meiner Gemüthsbewegung spotten.

Obgleich vier Wachskerzen auf dem Tisch brannten, war es doch nicht hell genug, denn die Kerzen brannten trübe. Aber das that mir gar wohl, denn ich hätte mich vor Allen verbergen und nur der Himmlischen allein gedenken mögen. Da schmälte Don Andreazzi und ließ vier andere Kerzen anzünden. Aber wie dieselben zu uns gestellt wurden, glimmten sie sogleich trübe.

Indem geschah ein schwerer Fall, wie es schien in einem Zimmer neben dem, wo wir zu Tische saßen; alle fuhren erschrocken auf, aber ich blieb ruhig, denn mein Herz war wohl von ganz andern Dingen verschlungen. Als sie noch darüber sprachen, ist ein Diener gekommen, der meldete: in der Gallerie sei die mittelste der Bildsäulen von selbst umgefallen und aus der Nische hervorgestürzt. — Da warf mir der Herr von Monte-Marciano einen Blick zu, und gab mir dadurch zu erkennen, daß nun geschehe, was ich begehrt. Don Andreazzi aber, der mir gegenüber saß, war plötzlich erschrocken, und verließ seinen Sitz, um zu sehen, wie sich das Unglück zugetragen, und ob Schaden an der Statue geschehen sei. Ich bebte von innerlichem Frost, und konnte keine Speise mehr nehmen; auch fehlte mir aller Muth zum Reden.

Mittlerweile hörten wir an dem einen Ende des Speisesaals sehr schwere Tritte; und als ich die Augen dahin richtete, erblickte ich die Bildsäule der Himmlischen, und sie schritt mit langsamem Gange vorwärts. Auch Piccolomini hat sie gleich bemerkt. Aber der Freund des Don Andreazzi, dessen Name mir entfallen, schien mit Taubheit und Blindheit geschlagen zu sein; denn er hörte nichts, wiewohl der Fußboden von jedem Schritt der Bildsäule bidmete; sah auch nicht um, von wannen das Getöse kam, sondern füllte meinen Becher, und ermahnte mich zum Trinken, sagend: „Die Herren Deutschen verschmähen sonst unsere Weine nicht!“ — Allein es ist mir alle Kraft gewichen, und obwohl mir die Zunge trocken ward, wie ein Scherben, mochte ich den Becher nicht aufheben, sondern ich starrte unaufhörlich die wandelnde Bildsäule an. Schritt um Schritt kam sie näher, blieb am leeren Stuhl vor mir stehen, und obwohl sie hart am Freunde des Don Andreazzi stand, bemerkte er doch ihr Dasein nicht, sondern sah gleich einem Blinden gleichgültig über alles hin, und sprach lustig lebhaft fort, und Piccolomini mußte ihm antworten. Als er bemerkte, wie ernsthaft ich geworden, setzte er mir nur eifriger mit Trinken zu; auch Piccolomini also, der mir den Becher aufdrang, sagend: ich sei blaß und nicht recht wohl.

Schweres Schrittes war die steinerne Gestalt am Tisch vorbei. O wie soll ich ausdrücken die Würde, Holdseligkeit und süße Betrübniß in den Gebehrden dieses schönen Antlitzes! Und wie soll ich sagen, was meine Seele empfunden hat? Ich war fortan meiner selbst unbewußt, und sah nicht mehr, was um mich war und sprach, sondern allein die Himmelsgestalt, die mich mit Grauen, Wollust und Schrecken erfüllte. Ich gedachte aufzuspringen, und die Wundergestalt oder das Gaukelspiel noch einmal so nahe zu betrachten; doch sind mir die Knie eingebrochen, als wären meine Sehnen zerschnitten. Der Herr von Monte-Marciano winkte mit gebietenden Augen, daß ich keine

Bewegung mache. Und also verlor sich die Bildsäule im Hintergrunde des Speisesaals, ohne daß ich in der daselbst herrschenden Verschattung wahrnahm, wohin sie gekommen.

Bald darauf trat Don Andreazzi lachend herein, und sagte: er habe lange keinen der Diener zwingen können, mit ihm in die Gallerie zu gehen; denn die Bildsäule sei in der Gallerie umgewandelt, wie etliche versichern, die es gesehen haben wollen. Als er endlich den Herzhaftesten mit sich genommen, wäre die Bildsäule in der Nische zwischen beiden andern unverrückt auf der alten Stelle gestanden, also, daß die Diener entweder voll Weines oder Narrheit gewesen sein müßten, um sich so thörichte Dinge einzubilden. Ich aber wußte wohl, was davon zu halten sei; doch äusserte ich, wie billig, meine Gesinnungen nicht, aus Furcht vor Piccolomini, der unsere Wirthe lautlachend in ihrem Irrthum bestärkte. Der Wein machte das Gespräch lebendig, und des Scherzes und Gelächters ward kein Ende, bis um Mitternacht.

Da hörten wir den Wagen vorfahren, und wir nahmen freundlichen Abschied von Don Andreazzi; auch mußte ich diesem verheißen, wieder bei ihm einzukehren, wiewohl ich nicht wußte, wo ich mich befand. Darauf stiegen wir, der Herr von Monte-Marciano und ich, in den Wagen und fuhren nach Peschiera.

Der Vertrag.

Als wir allein waren, verband mir Don Alfonso abermals die Augen, wie zuvor, da wir gekommen waren. Doch that es nicht Noth, denn der Schlaf trieb mir die Augen mit Gewalt zu, also, daß ich, nach kurzem Gespräch, wie gefühllos hinsank. Auch bin ich nicht erwacht, bis vor den Thoren des Städtleins Peschiera, wo mich mein Begleiter rüttelte, und mir die Binde vom Gesicht nahm. Da war schon der Tag im Anbruch.

Wie ich nun die Stadt wieder sah und das Wirthshaus, und bald darauf auch den Thorhaimer, meinte ich nichts anders, als es sei alles ein Traum gewesen, was ich in vergangener Nacht gesehen. Aber Don Alfonso nahm mich auf die Seite, und sprach: „In einigen Stunden reise ich von hier wieder ab, und lasse Euch allein, Bastiano. Ihr habet die Macht des Spiritus familiaris erfahren. Bei Euch steht es nun, ihn zu erhalten, und mich wieder zu sehen."

„War also doch kein Traum noch Blendwerk, was ich erfahren?" rief ich.

„Es sind nur Kleinigkeiten gewesen, die ich Euch zeigte. Bedenket Euch, was Ihr nun beginnen wollt."

„Es ist schon so gut als bedacht. Ich will mit dem Feuergeist dienen dreimal sieben Monden, sieben Wochen, sieben Tage. Aber wie verschaffe ich mir den Feuergeist?"

„Das werdet Ihr seiner Zeit vernehmen. Jetzt begehre ich von Euch drei Dinge, ohne die Ihr selbst den Feuergeist nicht gewinnet. Diese drei sind: Verschwiegenheit, Aufrichtigkeit des Herzens, und Selbstverläugnung. Wollet Ihr die gewähren?"

Als ich zugesagt hatte, fuhr er fort: „So machet Eure Prüfung. Ihr sollet schweigen gegen Jedermann von dem, was Euch widerfahren ist, wie von dem, was Ihr suchet. Ein Wort raubt Euch alles. Dann sollet Ihr mir angeben, wie viel Ihr Gelder erheben könnet; doch tausend Goldstücke müsset Ihr bereit halten, sie dem zu geben, der Euch das Geheimniß des Feuergeistes verkaufen wird."

Ich erschrack und sprach: „Soviel Geldes habe ich nicht; weiß es auch nicht zu schaffen vor zwei Monaten." Er zuckte die Achseln und sagte: „Am ersten Tag des Maien findet Ihr mich hier wieder, Bastiano. Waret Ihr bis dahin verschwiegen, und habet Ihr die Summe aufgetrieben, so kommet gen Peschiera, mich aus diesem Hause abzuholen. Alles andere wird sich dann finden. Doch sage ich Euch, daß Ihr nicht so bald nach Verona zurückkommen werdet, sintemal Euch andere Dinge zu thun aufgehoben sind. Ihr werdet hinausgehen ins Feld, und Euch als ein tapferer Kavalier im Krieg herumtummeln, und lustiges Leben führen zwischen Leid und Freud."

Darauf versprach ich ihm, nach Haus zu schreiben wegen der großen Geldsumme, und sollte ich dieselbe bis zur bemeldeten Frist empfahen, mich gehorsam in Peschiera einzustellen, und das Uebrige zu erwarten.

Also verabredeten wir alles mit einander; darauf schied er von mir, und wie er hoffte, auf Wiedersehen. Ich begab mich aber mit Thorhaimer nach Verona, und schrieb sogleich den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen nach Deutschland, mit inständigem Verlangen, die nothwendige Geldsumme vor dem ersten Tag des Maien zu erhalten, wenn nicht Alles verloren sein solle.

In Verona hatte niemand meine Abwesenheit bemerkt. Auch stellte ich mich gegen Bevilacqua und alle meine Freunde, als sei nichts vorgefallen.

Ich vertrieb mir die Zeit mit Lustbarkeiten aller Art, woran es nicht fehlte. Auch hatte ich kein Unglück bei den Weibern, denn sie haben die Deutschen gern, und glauben, der Deutsche sei treuer als der Welsche. Doch hütete ich mich wohl vor der Donna Mathilde, des Ghisilieri Gemahlin, wiewohl sie keine Anlockungen sparte. Denn Don Alfonso hatte mir wahr gesprochen, und nicht vergeblich gewarnt, wie ich nachher erfuhr.

Als nun die schöne Jahrszeit anrückte, ward mir bange, ich sei vom alten Welzer vergessen worden. Denn es kam weder Brief noch Geld. Auch rüstete sich Bevilacqua zur Reise nach Rom, und bat mich inständiglich, ihn zu begleiten. Aber ich blieb unter allerlei Vorwand in Verona zurück, und er reisete allein dahin ab; jedoch gab ich das Versprechen, ihn dort aufzusuchen, wenn mich der

Weg durchführe, denn ich würde eine große Reise durch Italien während der Sommerszeit thun.

Ein Mord.

Am siebenundzwanzigsten Tag des April hatte ich großes Glück und Unglück zugleich. Denn an diesem Tage empfing ich einen großen Brief mit Wechseln und Anweisungen, Geld zu erheben, mehr als ich vonnöthen hatte. Der alte Graf war ob dem Wohlgelingen meiner Nachsuchung hocherfreut; doch gebot er mir, zu trachten, den Spiritus familiaris früher zu Handen zu bekommen, als im Vertrag mit Don Alfonso ausgemacht war, und sollte es auch noch einmal so viel kosten.

Da rief ich Thorhaimern, und gab ihm Befehl, alles zur Abreise zu rüsten; gab ihm Geld, unsere Schulden zu tilgen, und noch mehr, um sich gütlich zu thun. Denn ich war ausser mir vor Freuden, also nahe am Ziel zu sein und dem Herrn von Monte-Marciano Wort halten zu können.

Darauf eilte ich, Abschied von meinen veronesischen Freunden zu nehmen, und ging auch hinaus vor das Thor, wo Don Ghisilieri ein feines Landgut besaß, um ihm und seiner schönen Frau Lebewohl zu sagen. Als ich dahin kam, führte mich eine Magd zu ihrer Frau; denn der Herr war nicht anwesend. Wie ich nun mit Donna Mathilde allein war, und ihr sagte, daß ich Verona zu verlassen gedächte, konnte sie ihre Bestürzung nicht verbergen, und der Glanz ihrer Augen erlosch in Thränen. Ich gerieth in große Bangigkeit, da ich die schöne Frau weinen sah. Und als sie ihrem Schmerz Gewalt anthat, und mich durch die Thränen anblickte, indem sie lächelte und mir die Hand bot, ward mein ganzes Herz innig bewegt; denn sie war der Madonna des Meister Sclafani fast ähnlich worden. Auch hätte ich den sehen mögen, der hier widerstanden hätte. Ich bog meine Knie und küßte ehrerbietig die feine Hand.

Darauf sprach sie: „Don Bastiano, Ihr habet diese Thränen nicht verdient: denn Ihr liebet mich nicht, und scheidet mit Freuden aus Verona. Aber ich kann es nicht ändern. Gott und die Heiligen wollen Euch geleiten."

„Ich scheide nicht mit Freuden," antwortete ich, „und am wenigsten von Euch, holdselige Frau; aber meines Bleibens kann nicht in Verona sein; und es ist meine Heimath fern von hier. Darum, weil ich doch muß, wenn auch nicht mit Lust und Willen, vergönnet, daß ich mich Euerm Angedenken empfehle."

Sie hob mich auf und sprach: „So gehet denn. Ihr habet hier nichts verloren. Euer Andenken ist nur allzuwohl verwahrt; möchte also das meinige in Eurer Brust sein. Aber ihr Männer ohne Herz und Freundschaft gehet kalt wie Salamander durch die Gluten, in denen die Frauen vergehen. Hinterlasset mir nur das Wort, mich noch einmal zu sehen, bevor Ihr aus Italien ziehet."

Ich gab ihr das Wort, und sie verlangte ein Unterpfand, und schnitt mir mit der Scheere eine Haarlocke vom Haupt. Da verlor sie das Weinen, und sah mich mit flammenden Augen an, daß es mir tief in die Seele fuhr, und sprach: „O könnte ich doch, wie das gelbe Haar, Euch Alles rauben und nehmen, dies Gold, diese blauen Augen, diesen Mund, diese Geberden, diese Seele; Euch häßlich machen, daß Jede vor Euch flöhe, ich würde Euch doch lieb haben." Und mit diesen Worten legte sie sich leise weinend an meine Brust.

Es that mir recht im Herzensgrund weh; ich hielt sie fest in meinem Arm; da ward sie stumm und still, und hatte die schwarzen Augen sanft geschlossen. Sie seufzte wieder und sprach: Könnte ich nur sterben! — Dann stieß sie mich zurück, und sagte: Geh, schöner Verräther, und brich mir das Herz.

Da vergaß ich alle meine Gelübde, meine Vorsätze, den Spiritus familiaris und Sclafani's Heilige; ich ward zur Feuerflamme, und schwur: Ich gehe nicht! Das schwur ich bei allen Heiligen, und nahm die Donna Mathilde gewaltsam in meinen Arm, und wiederholte ihr den Schwur.

Indem ging die Thür auf, und es geschah zu gleicher Zeit ein Musketenschuß, daß das Fenster, an dem wir standen, zersplitterte. Don Ghisilieri stand an der Thür, bleich wie ein Gespenst, mit hellfunkelnden Augen.

„Ungeheuer!" schrie ihm Donna Mathilde entgegen, „willst du auch diesen ermorden, so ermorde mich denn zuvor."

„Ha, Vermaledeite," schrie Don Ghisilieri, „fehlt die Kugel, trifft ihn das Eisen." Damit hat er die Büchse zur Erde geworfen, und den Degen gezogen, um mich zu übermannen. Ich trat ihm aber mit gezucktem Degen entgegen, und rief: Don Ghisilieri, mäßiget Eure Wuth; denn ich schwöre Euch, es ist nichts Unerlaubtes geschehen. Ich komme Valet zu sagen, und werde Verona nicht wiedersehen. Donna Mathilde ist die Edelste und Reinste ihres Geschlechts, und Ihr seid ein wahnsinniger Mörder."

Da er aber immerfort auf mich eindrang, und Donna Mathilde mit ihren Armen mich hinderte, warf ich sie zurück, und wehrte mich tapfer. Der Unglückselige sah im Zorn nicht, was er that, und lief blindlings in meinen Degen, indem er mich zu durchbohren gedachte. Als er in seinem Blute kläglich niederstürzte, schrie Donna Mathilde aus Leibeskräften um Hülfe. Dann kamen ihre Mägde und Diener, die Diener aber alle bewaffnet; einige derselben hoben ihren Herrn auf, und trugen ihn hinaus. Da hörte ich ihn sagen: „Laßt ihn nicht entwischen."

Ich ward plötzlich rücklings zu Boden gerissen; andere knieten auf mich nieder und entrissen mir den blutigen Degen. Donna Mathilde fuhr mit entsetzlichem Geschrei durch das Gemach und wollte

es wehren, daß man mich nicht bände. Aber sie banden mir dennoch Hände und Füße, daß ich ganz in ihrer Gewalt war, und trugen mich hinaus in ein finsteres Kämmerlein, wo ich viele Stunden auf einem harten Bett liegen blieb.

Da hatte ich Zeit, mein Schicksal zu überlegen, welches jetzt anfing, mich zu verfolgen; und ich empfahl mich Gott und den lieben Heiligen, und bereuete alle meine Sünden von Herzensgrund.*)

Als es schon dunkle Nacht geworden, brachte man mir Trank und Speise, lösete meine Bande und sagte, ich sei ein Gefangener und müsse vor Gericht; denn Don Ghisilieri sei nach einer halben Stunde Todes verblichen, und ich als Mörder desselben angeklagt. Darauf legten sie mir eine Kette an Hand und Fuß, führten mich hinaus in einen Wagen, und brachten mich zur Stadt in ein Gefängniß. Neben dem Wagen gingen mehrere bewaffnete Gerichtsknechte.

Der Tag zu Peschiera.

Der Kerkermeister war ein harter und unbeweglicher Mann, denn er gestattete mir nicht, weder den Thorhaimer zu sehen, noch demselben zu schreiben; doch verhieß er mir, daß wenn das Urtheil über mich ausgefällt sein würde, solle ich sprechen, wen ich wolle, auch Geräth empfangen, meinen Verwandten zu schreiben. Bis dahin solle ich mich ruhig verhalten, und meine Seele vorbereiten, denn ich werde schwerlich mit dem Leben entkommen, da die ganze Familie des Don Ghisilieri meine Hinrichtung verlangen müsse.

Dieser Zuspruch erfüllte mich mit großem Schrecken; denn ich kannte die Macht der Familie Ghisilieri und die Strenge der Gesetze bei den Venetianern. Zudem hatte ich keinen, der sich meiner erbarmen konnte, als Thorhaimer, oder höchstens Donna Mathilde. Allein ich durfte auf jenen nicht hoffen, und noch minder, daß die letztere sich für den Mörder ihres Gemahls verwenden werde. Auch ist es von beiden nicht geschehen.

Die erste Nacht im Kerker verstrich mir langsam unter Kummer und Schrecken, und ich konnte kein Auge schliessen. Um die Mitternachtsstunde hörte ich von Zeit zu Zeit an die Hängschlösser vor der Kerkerthür rütteln; oder Fußtapfen neben mir hin gehen; oder ein stilles Seufzen neben mir, wie eines Menschen, der sterben will. Beständig war mir Don Ghisilieri's blutiger Leib vor dem Gesicht, und ich konnte es nicht wegwischen. Ich brachte darauf die Nacht im Gebet zu, und erwartete mit Ungeduld das Tageslicht.

Am andern Morgen fragte ich den Kerkermeister, ob er vor der Thür gewesen in der Nacht, und von wannen das ängstliche Seufzen möge zu mir gedrungen sein? Er schüttelte den Kopf und sprach: er sei nie vor der Thür gewesen und niemand. Doch sollte ich nicht zagen, denn es sei noch keinem Leides in diesem Gemach widerfahren, wiewohl alle geklagt hätten, die vor mir darin gewesen. Dies nächtliche Uebel sei entstanden, seit der Bergamasker Ruggieri sich darin mit eigener Hand erdrosselt habe. Dieser Ruggieri hatte einen Mönch erschlagen und die Kirche zu Marostica beraubt.

Da bat ich ihn, er möge mir ein anderes Gemach geben; er aber weigerte es und ließ mich wieder allein.

So verging ein Tag nach dem andern; und ich erwartete immer, vor das Gericht gestellt zu werden. Allein erst am dritten Tag erfuhr ich, daß die Richter nicht versammelt wären um der Ferien willen, und ich mein Schicksal in Geduld erwarten müsse. Das brachte mich in große Betrübniß, denn ich wünschte zuletzt lieber den Tod, als in diesem Aufenthalt länger zu leben. In jeder Nacht vernahm ich das ängstliche Geräusch und Seufzen, und ich glaubte oft einen finstern Schatten in dem Gefängniß auf und ab wandeln zu sehen, daß es mir die Haare bergan trieb.

Am allertraurigsten fing ich die Nacht vor dem ersten Tag des Maien an, sintemal der Kerkermeister mir gesagt, ich werde an diesem Tage vor das Gericht gestellt werden, Rede und Antwort zu geben. Nun erwartete mich Don Alfonso Piccolomini in gleicher Zeit zu Peschiera, mir den Feuergeist zu schaffen. Ich warf mich auf die Knie und weinte und betete zu allen Heiligen. Da zog ich auch das Madonnenbild von Sclafani hervor, und warf mich vor ihm nieder, und flehte mit Inbrunst um Erlösung und Gnade; denn ich war mir bewußt, Don Ghisilieri's Leben nicht muthwilligerweis geraubt zu haben. Da ward mir wunderbar aller Schmerz gestillt, und ich stand freudiglich von den Knien auf, und that das heilige Bild wieder an meine Brust. Auch schlief ich sanft ein, wie ich noch in keiner Nacht geschlafen hatte.

Jedoch um Mitternacht erwachte ich wieder; denn es ließ sich abermals ein seltsames Getös neben mir hören. Ich horchte, und vernahm mit Entsetzen aus der großen Stille das Seufzen des Sterbenden. Da empfahl ich mich Gott und der heiligen Jungfrau und der Madonna Sclafani's; dann schloß ich die Augen. Doch nicht lange. Es berührte Jemand meinen Fuß, und eine unbekannte Stimme rief: „Don Bastiano her!“ und ein Hund brummte und bellte vor meines Kerkers Thür. Da ward es wieder still. Aber ich fuhr mit großem Entsetzen vom Lager auf.

Da ich nun um mich her sah, erblickte ich am Fußboden in der Mauer ein Loch, und eine menschliche Gestalt kam dadurch hervor, sagend: „Don Bastiano her, Ihr seid frei. Schlüpfet durch, mir nach.“ Das däuchtete mir eine süße Musik; und ich legte mich auf den Erdboden, und kroch rücklings mit den Füßen voran durch das Loch. Als mich aber

*) Hier folgen im Original einige andächtige Betrachtungen mit Gebeten untermischt, die gegen das Vorhergehende wunderlich genug abstechen.

der enge Raum und die Kette hinderten, mich weiter zu bewegen, ward ich mit Gewalt bei den Füßen herausgezogen. Da stand ich auf einer hohen, zerfallenen Mauer, neben einem runden Thürmlein, worin ein Gemach gewesen. Und ein starker Mann lüpfte einen viereckten Stein in das Loch der Thurmwand, und setzte es mit andern behauenen Steinen zu, wie es zuvor gewesen. Dann schlang er mir ein Seil um den Leib, band es fest und sagte: ich solle von der Mauer steigen und mich auf ihn verlassen. Das that ich auch. So ließ er mich zur Erde. Wie ich den Boden berührte, empfing mich ein Anderer, der mich nahm und das Seil löfete. Nachdem er mich durch einige kleine Krautgärten geführt, kamen wir auf die Landstraße zu einer Kapelle, wo zwei Rosse angebunden standen. Er leitete mich in die Kapelle; da feilte er mir beim Schein der heiligen Ampel die Kette mit leichter Müh von Hand und Fuß, und deutete, ich solle eines von den Rossen besteigen, welches auch geschah.

Nun jagten wir die Landstraße entlang bei Sternenlicht; er voran, ich nach. Ich dankte Gott und der heiligen Jungfrau in meinem Herzen für die gnädige Erhörung meiner Bitte, und sobald mein Befreier langsamer zu reiten anfing, machte ich mich zu ihm, und sprach: „Ei Lieber, Ihr habet mich aus großer Noth gelöst; wer seid Ihr, oder wer sendet Euch? und wem muß ich für meine Errettung danken?“ Er aber winkte mir blos mit der Hand, ihm zu folgen, und gab dem Gaul die Spornen in beide Seiten.

So habe ich mich in derselben Nacht oft an ihn gemacht, und ihm die gleiche Frage gethan; er aber hat mir niemals Bescheid gegeben, sondern mir wie das erstemal gewinkt, und schärfer geritten. Als ich ihm nun keine Rede abgewinnen konnte, stellte ich mich meine Neugier zufrieden, und folgte ihm nach, ohne zu wissen, wohin. Ich aber war so wohlgemuth, wie seit langer Zeit nie, und hätte singen mögen und jauchzen. Die Nacht war lieblich warm, und die ganze Luft vom Duft der wohlriechenden Blumen gewürzt.

Wie die Sterne über uns zu erbleichen anfingen, und zu unserer Rechten die Gebirgsgipfel hell wurden, verdoppelte mein unbekannter Erlöser seine Eil, bis wir ein Wäldlein von Eichen hinter einem Dorfe erreicht hatten. Da ritt er langsamer, und kam zu mir, und deutete, ich solle voran, wie ich auch that. Da ich ihn aber weder neben noch hinter mir ferner hörte, sah ich mich nach ihm um, und er war verschwunden. Ich wartete lange, und meinte, er werde wo verweilt haben, und noch kommen; ritt auch deshalb eine Strecke Weges zurück. Allein mein Harren blieb eitel; darum setzte ich meine Straße fort, und war nur auf eigene Sicherheit bedacht. Doch ging es von nun an langsam, denn das Roß war sehr ermüdet.

Mit Tagesanbruch ward ich eine Stadt gewahr, die vor mir lag, und als ich näher kam, sahe ich, daß es Peschiera war. Da schlug mein Herz hoch von Freuden, denn ich gedachte sogleich, es sei der erste Tag des Maien, und der Herr von Monte-Marciano da.

Auch hatte ich nicht geirrt. Denn wie ich zum Wirthshaus kam, und in ein Zimmer geführt ward, trat mir Don Alfonso in Schlafkleidern entgegen, sprechend: „Willkommen, Don Bastiano, Ihr habet schon einen scharfen Ritt gethan; aber auch ich bin diese Nacht erst von Mailand gekommen. Ich gehe, mich anzukleiden, denn für Euch ist hier kein Säumens. In dieser Stunde tritt der Kerkermeister in Euer Gefängniß, und da er Euch nicht findet, bringt er Verona in Aufruhr. Zum Glück ist Donna Mathilde in einem Kloster; auf sie fällt also kein Verdacht wegen Eurer Flucht. Ihr sehet denn also, daß ein Spiritus familiaris kein gemeines Ding sei, weil wir auch unsern Freunden Beistand leisten können. Schicket Euch nur zur weitern Reise an.“

Ich fiel ihm um den Hals und dankte ihm, daß er mein nicht vergessen, und fragte, ob er mir den Feuergeist geben würde, wie er versprochen; die Geldsumme sei dafür in Bereitschaft. Er schlug das Geld aus, und sagte, er habe nichts zu verkaufen; er wolle mich aber zu dem Manne führen, der mir ihn ablassen wolle. Dann gebot er mir, meine Kleider zu ändern, auf daß ich nicht durch sie den Venetianern verrathen würde. Bei diesen Worten führte er mich aus dem Zimmer, weil der Wirth herein kam, und brachte mich in das Gemach, wo er geschlafen hatte.

Da kam Thorhaimer mit Freudengeschrei gegen mich und fiel vor mir auf die Knie und küßte meine Hände, indem er vor Freuden laut weinte. „Gottlob, daß ich Euch wiedersehe, denn hier erwarte ich Euch schon seit zwei Tagen, und ich verzweifelte fast.“ So sprach er. Und da uns Don Alfonso allein ließ, erfuhr ich von Thorhaimern, wie desselben Abends, da ich Don Ghisilieri erstochen, ein fremder Mensch zu ihm gekommen, der ihm in meinem Namen befohlen, eilfertig alle Habschaft aufzupacken und gen Peschiera zu flüchten, wohin auch ich zum ersten Tag des Maien kommen und ihn abholen werde. Er habe demnach mit großer Furcht und Bangigkeit gefolget, wie ich befohlen, und Tag und Nacht für mich gebetet.

Diese Rede Thorhaimers machte mir allerlei Gedanken. Doch ließ ich ihn bei seinem Irrthum und sagte gar nicht, was ich vermuthete, sondern sprach nur: „Du hast wohlgethan, Thorhaimer.“

Nach diesem ist Don Alfonso wieder hereingetreten, mit Kleidern aller Art, und einer kleinen Salbenbüchse. Er gebot mir, mein Haar mit der Salbe zu schwärzen, und die Kleider anzulegen, die er gebracht. Ich gehorchte denn auch, und schien mir in der Kleidung ein ganz anderer Mensch zu sein. Es war aber ein grüner Wamms, roth durchbrochen, ein scharlachfarbenes Leiblein mit goldenen Nesteln, und ein Biretlein mit schwarzen Federn. Auch färbte ich mir Haupthaar, Bart und Augenbraunen.

So ritten wir nach wenigen Stunden wieder von Peschiera aus, hinter dem Herrn von Monte-Marciano her, als wären wir seine Leibknechte oder Reisige, die er geworben.

Die Einsiedelei.

Wir ritten aber den ganzen Tag, ohne Aufhören, und hielten nur an, wenn wir unsern Rossen Zeit gönnen mußten zum Futter. Des Abends kehrten wir in ein einsam gelegenes Berghäuslein neben einem Wald ein, wo uns der Bauer mit schlechtem Wein und grober Reiskost bewirthete. Auch mußten wir drei neben einander auf Strohlager schlafen, weil kein Bett vorhanden. Aber ich that einen süßen Schlaf nichts desto minder, und vergaß alles überstandene Ungemach. O güldene Freiheit, wie werth bist du!

Am andern Tage setzten wir unsere Reise gar gemächlich fort, dem appeninischen Gebirg entgegen, und hielt uns niemand auf und an. Aber wir weilten in keiner Stadt, sondern Don Alfonso umging sie jedesmal. Am Abend des dritten Tags blieben wir in einem Dorfe, am Ufer eines großen Flusses gelegen. Da vernahm ich mit Erstaunen, dies sei der Po, welchen wir doch schon den Tag vorher hatten hinter uns liegen gelassen. Ich hatte also nicht darauf geachtet, daß wir auf unserm Weg einen großen Kreis beschrieben.

Don Alfonso verließ uns hier, und kam erst in der Nacht spät zurück. Wie Thorhaimer des Morgens die Pferde rüstete, sagte Don Alfonso, es sei nicht vonnöthen; wir würden diesen Tag hier verweilen, um den armen Thieren Ruhe zu lassen. Das war dem guten Thorhaimer gar recht. Ich erfuhr aber ein anderes, nämlich, daß ich nahe daran sei, den Feuergeist zu erhalten.

Nachdem wir uns mit Speise erquickt, sagte der Piccolomini, er wolle mich zum Zeitvertreib in der Gegend herumführen, und da er mich allein hatte, sagte er: „Nehmet die Geldsumme, und folget mir, Don Bastiano, wir sind am Ziel.“ Ich zeigte ihm die Summe in Wechselbriefen auf Genua und Venedig. Da er die Papiere gelesen, sagte er mit zufriedenem Angesicht, es gefalle ihm wohl; ich solle alles zu mir thun.

So gingen wir fort, bis wir zu einem Walde kamen, in welchen wir hinein mußten. Don Alfonso wußte guten Bescheid, denn die Wege waren schlecht, oft gar unkenntlich. Endlich kamen wir in ein dichtes Gebüsch, und erblickten hohe eingefallene Mauern, wie von einem ehemals hier gestandenen Kloster. Neben den Trümmern und einer Felswand war ein sauberes kleines Haus, darauf ein Kreuz; unfern eine Kapelle.

Als Piccolomini an die Hausthüre gepocht, ward uns dieselbe von einem alten Waldbruder geöffnet, der uns hinein ließ. Der Waldbruder war von gar ehrwürdigem Ansehen, und hatte eine aufrechte, majestätische Gestalt, und raschen Gang, wie man von seinem hohen Alter nicht hätte erwarten sollen. Da sagte ihm Don Alfonso sein Begehren, wie ich den Feuergeist verlange und dafür zahlen würde, was er fordern möge.

„Ich bin von Euern Wünschen unterrichtet,“ sagte der Waldbruder zu mir, „und will Eurer Bitte nicht entgegen sein. Gehet in die Kapelle und leget die Kaufsumme auf den Altar; dann verrichtet Euer Gebet daselbst, und kommet wieder, wenn ihr die Glocke läuten höret.“

Ich that auch, wie er mich geheißen; ging in die Kapelle, legte die Summe auf den Altar, und verrichtete mit bußfertigem Sinn meine Andacht. Da erscholl in der Kapelle ein entsetzliches Gebrüll, welches weder mit eines Menschen noch eines wilden Thieres Stimme zu vergleichen war. Es erschütterte mich durch Mark und Bein. Aber da die Glocke nicht läutete, blieb ich vor dem Altar, und dachte, es könne mir auf so geheiligter Stätte der böse Feind nichts anhaben. Auch geschah nichts weiter; doch grausete mir.

Endlich tönte das Glöcklein silberhell über der Kapelle und ich ging hinaus. Der Waldbruder erwartete mich an der Thür seiner Klause, und nahm mich bei der Hand. Wir gingen in die verfallenen Klostermauern. Da führte er mich in eine Zelle, die noch ziemlich wohl erhalten war. Darin stand Piccolomini mit entblößtem Degen. Ein blauer Teppich hing im Hintergrunde der Zelle von der Wand herab. Gegen diesen Teppich stellte mich der Einsiedler; vor mir ein Rauchgefäß, welches Wohlgerüche dampfte. Keiner redete. Der Einsiedler und Piccolomini sprachen nur durch Zeichen. Auch mir ward gedeutet zu schweigen.

Darauf sind die Beiden vor mir stehend zum Rauchgefäß getreten, und haben jeder ein kristallenes Fläschchen hervorgezogen aus dem Wamms und Busen, und solches in die Wolken des Weihrauchs gesteckt. In gleicher Zeit geschah ein ungeheurer Fall, daß die ganze Erde zitterte und der Kalk von den Wänden der Zelle ließ. Es war eine alte Mauer, welche unweit der Zelle gestanden, und nun zusammengestürzt war, daß der Staub hoch ging und die Luft verfinsterte. Piccolomini und der Einsiedler blieben dabei gar gelassen, als sei nichts geschehen. Mir ward dabei nicht wohl, denn ich meinte, die Zelle könne über uns zusammenstürzen. Doch ließ ichs nicht verspüren.

Nach einiger Weile sind die Beiden abermals zum Rauchgefäß gegangen, und haben ihre Fläschlein darüber gehalten. Da geschah hinter mir ein entsetzliches Gebrüll, wie von einem Unthier; auch merkte ich ein Schnauben und Wehen im Nacken. Es war dies Gebrüll, wie es mich schon in der Kapelle vor dem Altar geschreckt hatte. Weil aber der Einsiedler, desgleichen Don Alfonso gar ruhig verblieben, mochte ich auch weder Angst noch Neugier verrathen, wiewohl mir insgeheim das Herz bebte. Ich vermuthete wohl, man wolle meine Unerschrockenheit erprüfen, oder der Feuergeist scheue sich, in meinen Dienst zu gehen.

Als die Beiden ihre Fläschlein zum dritten Male in den Rauch stießen, hat es mich hinten am Wamms gefaßt, von der Erde in die Höhe gezogen, und drei Mal gewaltig gerüttelt, wie einem Kindlein ein starker Mannsarm mag. Ich griff vergeblich nach meinem Schwert, dieweil ich vermeinte, ich schwebe in Gefahr — aber ich war wehrlos. Doch ward ich alsbald gemach zu Boden gelassen. Darauf wandte ich mich um, und sah mit Grausen unter dem blauen Teppich hervorgegangen einen Elephanten, der den Rüssel vor mir senkte, dann ihn wieder gegen mich streckte mit einem Fläschlein von Kristall, gleichwie der Einsiedler und Piccolomini hatten.

Da winkte dieser mir freundlich, es dem Elephanten abzunehmen, welches ich sofort that. Darauf ergriffen mich Beide, und rissen mich mit großer Eile aus der Zelle nach der Klause, wo wir noch lange das Geschrei der Bestie hörten.

Andeutungen.

Wie wir nun allein waren, sind wir um einen schlechten Tisch gesessen, auf hölzernen Bänklein. Ueber dem Tisch war das allerköstlichste Linnen mit goldenen Franzen ausgebreitet; darauf standen die lieblichsten Gerichte in goldenen und silbernen Schüsseln, wie man nur bei großen Fürsten sieht. Auch die Becher waren von schwerem Gold, und der Wein gleich Oel und Feuer, als ich noch keinen getrunken habe.

Wie wir beisammen speiseten, belobte der Einsiedler höchlich mein herzhaftes Wesen, und sprach mir zu, fortan nichts mehr zu fürchten, da ich den Feuergeist im Fläschlein besitze. Dies Fläschlein aber war ohne alle Oeffnung, mit seltener Kunst gemacht, und darin nichts, als ein goldgelber Staub, worüber es schwebte, wie ein bewegliches Rauchwölklein. Dann sagte er mir, ich müsse es sorgfältig verwahren, und nie von meinem Leibe lassen; denn so lange ich es auf mir trage, werde mir nichts schaden, und in der Gefahr, worin zehntausend untergehen, würde ich allein schadlos davon kommen müssen.

Darüber war ich gar erfreut; auch habe ich empfunden, von dem Augenblick, als ich es getragen, daß alle Bangigkeit aus mir gewichen war, und ich neues Leben und neuen Muth gehabt, wie nie zuvor. Eben so hat sich erwahrt, daß mir kein Uebel hat weh thun können, und alles, was mir zugestoßen ist, verlor seine Macht an mir, wie ich erzählen werde. In den vielen Gefechten, die ich bestanden, hat mir weder die Schärfe des Schwerts, noch die Lanze, noch das Geschütz eine Wunde zufügen mögen, daher ich oft tollkühn in alle Gefahr gegangen bin, ohne Schaden.

Die einzige Gefahr, die mir drohe, sprach der Einsiedler, sei, daß ich meines Kleinods verlustig ginge durch eigene Fahrläßigkeit, oder durch Feindes Gewalt in Gefangenschaft. Darum solle ich unverzagt sein in allem Kampf, und nicht den Tod scheuen, wohl aber Ergebung. Wenn ich dreimal sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage um den Spiritus familiaris gedient, könne er mir nicht entgehen.

Als ich nun fragte, wie ich dienen solle? erwiederte Piccolomini: mit mir gegen des Papstes Tyrannei, und für Herstellung römischer Freiheit. Papst Sixtus habe große Gewalt geübt an Edeln und Unedeln; mit seinem Geiz die Güter der Kirche verschlungen, und getrachtet nach Gut und Leben, wenn einer noch habe. Wer aber wider ihn rede, werde verbannt, also, daß Italien voller Unglücklichen sei, alle von guten Häusern und Stammen, die nicht wissen, wohin ihr Haupt legen. Es seien mehr denn tausend dergleichen Verbannte, welche trostlos umherirren, und sich ihr Leben mit dem Schwert in der Faust schirmen. Darum müsse des Papstes Grausamkeit gezähmt und sein Hochmuth gebeugt werden, daß er nicht ganz Welschland verzehre.

Auf dieses sprach mir der Einsiedler zu, daß ich Piccolomini nicht verlassen solle; dieser werde mich nach vollendeter Dienstzeit auf den Berg Ostensara führen, wo ich den Spiritus familiaris erblicken und empfangen würde. Dann möge ich mit demselben nach Deutschland heimziehen, und in Fülle leben, gleich einem großen Fürsten. Doch, fügte der Einsiedler hinzu, wird es Euch darum keine Noth thun, sondern Ihr werdet allen Reichthum und Glanz verschmähen um der Freude willen, die Ihr sodann genieſſen könnt. Worin diese besteht, kann ich Euch nicht offenbaren, weil sich dem Tauben die wunderbare Macht der Musik verschließt, und der Blindgeborne die Pracht der Farben nicht erkennt, von der man ihm reden möchte.

Als ich nun gelobte, zu thun, was mir Piccolomini heißen werde, gebot mir der Alte, den Feuergeist auf den Altar der Kapelle zu legen und mit darauf gelegter Hand mein Gelübd zu betheuern. Wir begaben uns also nochmals in die Kapelle, wo ich einen schweren Eid ablegte. Nachdem dies geschehen, sagte der Einsiedler: „Ziehet nun in Frieden! Gedenket meines Wortes: es wird Euch wohl gehen, sofern Ihr den Feuergeist nicht verliert; Ihr verliert das Kleinod, wenn Ihr dessen Besitz einem Andern verrathet, oder Don Alfonso verlasset. Ihr traget eine geheime Liebe im Herzen; der Feuergeist wird Euch zum Ziele leiten.“

Darauf verabscheidete uns der Greis; wir gingen durch den Wald wieder des Wegs, den wir gekommen waren. Unterwegs sagte mir Don Alfonso: man behaupte, der Einsiedler habe ein Alter von mehr denn hundert und zwölf Jahren, welches mir schier unglaublich vorgekommen ist, sintemal derselbe kaum sechszig alt zu sein schien. Auch sagte mir Don Alfonso, wir wollten nun ein Herrenleben führen, voll Saus und Braus in Krieg und Feld, wie es einem tapfern Kavalier

wohl anstehe, der die Mönchen nicht scheue und sich in seiner Jugend etwas versuchen wolle.

Reise nach Bologna.

Als ich mich Abends auf mein Lager hinstreckte und mein Gebet verrichtet hatte, fiel mir bei, das Fläschlein, worin der Feuergeist, in einen breiten Gurt von ledernen Riemen zu verbergen, und solchen auf dem bloßen Leib zu tragen, um meines Kleinods desto sicherer zu sein. Da aber die Ampel erloschen und alles finster war, wollte ich es bis zum folgenden Tag verschieben. Erstaunt griff ich darnach und fand das Fläschlein, welches ganz hell schimmerte von darin verborgenem Licht. Dieser Anblick erfüllte mich mit großem Vergnügen, und ich betrachtete das Spiel des Feuergeistes eine Stunde lang und darüber mit Wohlgefallen. Dann that ich das Fläschlein in den Leibgurt, wie ich vorher Willens gewesen, und befestigte denselben um meinen Leib.

Am andern Morgen berichtete ich dem Piccolomini, was ich gesehen hatte; er aber sagte mir, dies sei ihm nicht neu. Ich solle aber allezeit um Mitternacht darauf achten. Je heller der Feuergeist strahle, je mehr bedeute es mir Glück.

Wir ritten darauf fort und Thorhaimer mit uns. Piccolomini sagte, wir wollen jetzt nach Monte-Marciano ins Land Apulien ziehen, wo seine Herrschaft gelegen sei; da gedenke er Truppen zu werben, und dann sich mit mir an die Spitze aller Bannisirten zu stellen. Vorerst aber müßten wir gen Bologna, da habe er große Summen Geldes liegen, die er erheben wolle. Auch würde ich daselbst tapfere Männer kennen lernen, die von unserm Bund wider den Papst wären.

Als wir nun nach Bologna kamen, kehrten wir in das Haus eines Edelmanns, Don Aldovrandi, ein, der nahe an dem schönen Kloster der Dominikaner in einem weitläufigen Palast wohnte. Don Aldovrandi bewirthete uns gar gastfreundlich fünf Tage lang, und ich hatte die beste Gelegenheit, die Merkwürdigkeiten der großen Stadt zu betrachten. Und obwohl ich von früh Morgens bis Abends auf den Straßen, in den Kirchen, Schauspielen, Gärten und vornehmsten Gebäuden war, habe ich doch nur den allerkleinsten Theil des bologneſischen Reichthums sehen können.

Am Abend des vierten Tages ließ mich Piccolomini rufen. Wie ich in sein Gemach trat, waren zwei Fremde bei ihm, deren einer Marco de Sciarra, der andere Battistella del Aratro war. Als ihnen Piccolomini sagte, wer ich sei, grüßten sie mich freundlich, sagend: es freue sie, daß ein deutscher Kavalier zu ihnen trete. Der Papst müsse mir wohl eine Million geben zum Zehrpfennig, wenn ich ins Vaterland heimkehre. Der Marco war ein kleiner, magerer Mann, schwärzlichten Angesichtes und verwilderten Blickes. Er war schon seit Jahr und Tag das Haupt der Verbannten, ein verwegener Mensch, dessen List und Glück nichts beikam. Mit seinen Truppen hatte er das ganze neapolitanische Land durchzogen, und zweitausend Mann in die Flucht geschlagen, welche der Vicekönig Don Zuniga wider ihn geschickt hatte.

Wir machten also Bekanntschaft, und versprachen tapfer Hand in Hand zu schlagen für die gute Sache der Vertriebenen. Die beiden Herren verliessen uns erst spät nach Mitternacht; auch sahen wir sie in Bologna nicht wieder, wo sie nur eine Zusammenkunft mit Piccolomini gehabt, und Geld zu neuen Werbungen geholt hatten. Piccolomini aber schien sehr erfreut, und er berichtete mir, wie alle Verbannte nach seiner Ankunft schmachten, und begehren, daß er ihr Oberhaupt und Anführer werde. Auch habe er sich nun mit Viercontode Montalto ausgeglichen, mit welchem er lange in Feindschaft gelebt.

Flucht.

Eines Morgens, welches am sechsten Tag unsers Aufenthalts in Bologna gewesen, kam mit Sonnenaufgang Don Alfonso zu mir ins Zimmer gelaufen, da ich noch schlief, und rührte mich unsanft, indem er schrie: „Auf, auf, Don Bastiano! Der Feind ist da! wir müssen fliehen, ehe man uns ai ffängt.“ Ich kleidete mich schnell an, und eilte m t Alfonso und Thorhaimer, ohne dem Herrn Aldr . . Valet zu sagen, zur Hinterthür hinaus durch schmale Gäßlein und ein Pförtlein der Stadtmauer und viele Gärten, bis wir ins Freie kamen. Da fanden wir drei Pferde bei einem Kreuz im Gebüsch, die aber nicht dieselben waren, die wir sonst geritten hatten, und sechs bewaffnete Leute zu Pferde dabei, die unserer warteten.

Wir saßen blitzschnell auf und jagten mit verhängtem Zügel davon. Als wir aber ein Wäldlein erreicht hatten, hielten wir gleich Schritt, und liessen die Pferde verschnaufen. So kamen wir zu einer Kapelle an einem Kreuzweg, wo sich viele Straßen trennten. Da überfiel uns ein Hinterhalt von päpstlichen Reutern, bei zwanzig an der Zahl, die ihre Büchsen von allen Seiten auf uns abschossen. Piccolomini lachte und sprach: „Ist das nicht der Knabe Ottavio Cesis, den die Pfaffen absenden? Er begegnet aber dem unrechten Mann, ich will ihn zeichnen. Fasse nur jeder von uns zwei Mann, die übrigen bleiben nicht stehen!“

Indem wir nun langsam mit gezucktem Schwert gegen die Kapelle ritten wo die Päpstlichen uns den Weg zu verrennen gedachten, und wie sich links und rechts die Straßen im Wald vor uns aufthaten, sahen wir alle diese Straßen mit Soldaten bedeckt, also, daß wir von jeder Seite umgeben waren. Und da die Schüsse rings um uns her fielen, wollte man stutzig werden,

und sich zurückziehen. Ich fragte aber Piccolomini, welches der Weg wäre, den wir zu ziehen hätten? Er zeigte mir denselben mit der Hand. Darauf sprach ich: so laßt uns die Bahn fegen! und jagte voran, dem Haufen, der an der Kapelle stand, vorbei, dem andern zu, welcher mitten in jener Straße auf uns wartete. Die übrigen folgten mir. Da kam es schon bei der Kapelle zum Gefecht, also daß ich wieder umkehrte, den andern hinter mir zu Hilfe.

Die Feinde waren uns zwar an Zahl überlegen, doch nicht an Muth, und es gab manchen blutigen Hieb. Im Handgemenge verlor ich unsere Leute aus dem Gesicht, und ich schlug mich umsonst durch den Haufen, und rief nach den Unserigen. Denn es war das Getümmel, der Staub und die Menschenmenge so groß, daß man sich nicht erkannte. Als ihrer viele gegen mich allein anrannten, und ich befürchten mußte, übermannt und vom Pferde gerissen zu werden, zahlte ich Ferſengeld. Drei Reuter von den Päpstlichen verfolgten mich; da wandte ich mich, hieb dem Vordern über das Gesicht, worauf die beiden andern den Reißaus nahmen. Indem rannte und jagte alles vom Kreuzweg davon, in gleiche Straße hinein, wo noch Gefecht zu sein schien, also daß ich schloß, es seien die Unserigen auf der Flucht. Sie thaten gar wohl daran, aber ich war übel von ihnen getrennt. Ich achtete, besser sei, meines Wegs allein zu ziehen gen Apulien, und Don Alfonso in Monte-Marciano zu suchen. So wandte ich mein Roß, und ritt behende davon durch das Wäldlein.

Wie es Abend ward, kam ich in das Städtlein Forli. Da kaufte ich mir andere Kleidung, auf daß ich wohl standesmäßig erscheinen könne, und wusch mein Haar von der schwarzen Farbe rein. Um den guten Thorhaimer habe ich viel im Stillen geklagt. Er war mir werth. Ich konnte doch gute deutsche Muttersprache mit ihm reden. Und dann haben wir viel von Hause gesprochen, vom alten Herrn Graf Sigismund, bei dem er fünfzehn Jahre lang treulich gedient; vom Graf Ulrich, den er aber nie so lieb gehabt, als mich. Er hat mir oft erzählt, wie Ulrich und ich als kleine Kindlein an einander gehangen; ich aber immer ein Wildfang gewesen vom Haus aus, der auf alle Berggipfel und Tannbäume zu oberst geklettert, darauf mich denn Ulrich seinem Vater verklagt. Auch sagte der Thorhaimer mir oft, es habe das ganze Schloß darum gewußt, wie ich dem Fräulein von Grota lieber gewesen sei, als Graf Ulrich; und wie jeder gesagt, es wäre besser, man thäte den Junker Sebastian mit dem Fräulein zusammen. Das alles wußte er mir zu sagen, und ich hörte den Alten gern erzählen; denn es war immer das Gleiche, und doch immer etwas aus dem Hause. Nun fehlte mir der Thorhaimer; ich wußte auch nicht, ob er gerettet, gefangen oder todt? Deß grämte ich mich sehr. Und war er verwundet, wer pflegte sein?

Darum wartete ich auf Mitternacht; dann zog ich das Fläschlein aus dem Leibgurt, und es leuchtete köstlich schön, wie eine kleine Sonne. Dies nahm ich für ein gutes Zeichen, den Thorhaimer wieder zu finden; und ich ward ruhig und schlief fest ein.

Wallfahrt nach Loreto.

Wie mich nun der Schneider bald mit allem versorgt, wessen ich bedürftig gewesen, reisete ich nach der Stadt Ancona, am Meere gelegen. Dieses ist eine lustige Stadt, und bin ich viel daselbst am Hafen auf- und abgegangen, das Getümmel der Schiffleute zu schauen, und das weite Meer. Da ging mich die Lust an, nach einem Schiffe zu fragen, das gen Apulien segeln möchte; aber es war keines vorhanden.

Nun vernahm ich im Wirthshaus, wo viel Volks aus allerlei Ländern war, daß ich mich nur noch wenige Stunden von der Stadt Loreto befinde. Diese Nachricht erfüllte mein Herz mit großer Freude, denn es hatte Graf Sigismund mir sehr empfohlen, das heilige Haus zu besuchen, und meine Begier stand längst danach. Ich beschloß demnach zu dem heiligen Orte zu wallfahrten, und Ablaß für meine Sünden zu nehmen.

In der Morgenfrühe reisete ich von Ancona dahin, jedoch zu Fuß, mein Roß an dem Zaum führend, mit bußfertigem Gemüth. Jede halbe Stund betete ich mit lauter Stimme den Rosenkranz. Ich begegnete vielem Volk, das freudig mit Ablaß zurückkehrte; doch noch mehrere wallfahrteten dahin, wie ich. Und da einige Herren zu Roß hinter mir kamen, und sahen, wie ich zu Fuß ging, schämten sie sich, stiegen behend ab, und nahmen ihre Rosse am Zaum und beteten, wie ich. So kamen wir zu guter Zeit in den Ort, und es waren der Fremden so viel, daß ich mit großer Mühe Unterkommen fand. Darauf begab ich mich alsobald in die Kirche, worin das heilige Haus befindlich, welches die heiligen Engel aus dem Land Galiläa hieher getragen, um es den Ungläubigen zu entreissen.

Und wie ich die Stufen erstiegen, und die Kirche betreten, ergriff mich große Andacht; denn es war, als strahlte der Himmel vor mir aufgethan, als ich das heilige Haus ersah, worin die Jungfrau gewohnt. Darum fiel ich auf die Knie und berührte mit der Stirn den Boden, bis ich drei Ave's gebetet. Dann rückte ich auf den Knien bis zum heiligen Hause. Da küßte ich das silberne Gitterwerk, und sah mit großer Ehrfurcht das Bildniß der heiligen Jungfrau. Es war himmelblau bekleidet, und das Kindlein in ihren Armen in rothem Gewande. Aber ich konnte den Glanz der silbernen Ampeln und der Diamanten und Juwelen kaum ertragen, wie gern ich auch das dadurch ganz dunkel gewordene Antlitz der heiligen Jungfrau erkannt hätte.

Darum zog ich das Bildniß meiner Madonna

von Sclafani aus dem Busen, legte es auf die heilige Schwelle, und betete. Da überfiel mich bei dem Anblick der Hochgebenedeiten eine unaussprechliche Wehmuth, daß ich weinte wie ein Kind. Und ich küßte die heilige Schwelle, und blieb lange mit der Stirn am Boden, um den Leuten meine Betrübniß zu verbergen. Denn es beteten viele hinter und neben mir.

Die Erscheinung der heiligen Jungfrau.

Als ich mich wieder aufrichtete, hatte ich ein großes Schrecken, und doch ein freudiges. Denn wie ich mein Bild von der heiligen Schwelle nahm, und es inbrünstiglich an meinen Mund drückte, seufzte zu meiner Seite eine kniende Jungfrau laut auf: o Gott! also, daß ich mich nach ihr umsah. — Ich schreibe es aber, wie es mir widerfahren.

Wie ich nun mein Gesicht zu ihr wandte, erblickte ich die Madonna Sclafani's lebendig, im vollen Glanz ihrer Himmelsschönheit. Ihre Augen betrachteten mich; ein heiliger Schmerz lag in ihren Gebehrden; und über ihre Wangen fielen zwei Thränen, wie durchsichtiges Silber. Sie war schneeweiß gekleidet, und um ihr Haupt war die Fülle der Haarlocken von einem himmelblauen Tuch zusammengehalten, mit Gold durchwirkt. Je länger ich sie ansah, je helleres Licht deuchtete mir um ihr herrliches Haupt zu schweben, welches so glänzend ward, daß von den Strahlen die ganze Kirche und das heilige Haus bedeckt wurde. Ich vernahm ferne Gesänge, wie vom Himmel, und Stimmen der Engel, und ein Sausen dazwischen, wie von den Stürmen der göttlichen Macht. Darauf verwandelte sich diese Gestalt der Heiligen in einen einzigen Strahl, der mich blendete. Die Kirche wankte, der Boden wiegte sich weich unter meinen Knien, wie eine Wolke. Ich verlor Licht, Athem und Leben, und starb eines süßen Todes zu den Füßen der überirdischen Königin der Himmel.

Ich wußte nichts mehr von mir, bis mich ein seltsames Getöse aufweckte, und ein Gemurmel von vielen Stimmen. Da schlug ich die Augen auf, und sah zahllose Menschen, die um mich her knieten oder neubegierig auf mich schauten. Ich lag auf einem harten Stein von den Stufen, draussen vor der Kirchthür, und ein alter Mann fragte mich um mein Wohlsein.

Da mir nun gar wohl und leicht ums Herz war, stand ich von dem Erdboden auf, und wußte nicht, was mir geschehen. Der alte Mann aber führte mich gar freundlich durch die Menge der Leute die Stufen hinab zur Straße, und gegen mein Wirthshaus, welches ich ihm beschrieb. Wie wir auf der Straße wandelten, und ich bei mir nachdenkend wurde, erinnerte ich mich wieder des Geschehenen, und wie mir in der Kirche die Hochgebenedeite erschienen sei. Das verbreitete über mich ein stilles Grausen, denn ich wußte nun nicht gewiß, ob ich geträumt oder gesehen habe. Da fiel mir mein Bildniß ein, wie ich es von der heiligen Schwelle aufgehoben. Aber ich fand es nicht mehr, welches mir große Traurigkeit verursachte. Das bewog mich, umzukehren, denn das Bildniß wollte ich nicht missen um viele tausend Gulden. Jeden fragte ich darum, und ich fragte durch die ganze Kirche, und suchte es vor dem heiligen Haus und vor der Kirchthür, wo ich gelegen war.

Da es nun Nacht geworden war, ging ich betrübt zu meiner Wohnung, denn ich hatte meinen schönsten Schatz eingebüßt, und keine Hoffnung, ihn wieder zu sehen. Weil mich der Kummer also plagte, daß ich nicht zu Nacht speisen konnte, trat die Wirthin zu mir, eine betagte, wohlmeinende Frau, und fragte, was mir so hart am Herzen liege? Da sie erfuhr, wie ich mein Heiligthum verloren, und ich tausend Gulden dem zahlen wolle, welcher es mir wieder schaffe, sprach sie mir guten Muth ein. Sie ließ es am folgenden Morgen durch die ganze Stadt verkünden und in allen Häusern, auch an den Kirchthüren, und zeigte es selbst der Geistlichkeit an, und den Beichtvätern von allen Nationen, in der Hoffnung, daß der Fund oder der Raub in einer Beichte laut werden möchte.

Allein da der Tag verging, und sich niemand mich zu trösten eingefunden, warf ich mich schmerzvoll auf mein Lager und weinte bitterlich. Um Mitternacht aber leuchtete der Feuergeist im Fläschlein so vergnüglich, daß ich alles Gute hoffen konnte. Darum begab ich mich zur Ruh. Und ich träumte die ganze Nacht von nichts anderm, als der Gebenedeiten, wie sie mir vor ihrem heiligen Hause wundervoll erschienen war. Doch hatte ich Niemandem offenbart, was mir geschehen.

Die zweite Erscheinung.

Weil ich auf die Verheißung des Feuergeistes vertraute, verließ ich auch den andern Tag das Wirthshaus nicht, hoffend, es werde der Ueberbringer meines Kleinods erscheinen. Doch erschien niemand.

Da ging ich zur Kirche mit großer Niedergeschlagenheit des Gemüthes, und betete wieder vor der heiligen Schwelle, wo ich mein Köstlichstes auf Erden verloren und das Allergöttlichste mit meinen Augen erblickt hatte. Und ich kniete auf derselben Stätte, wo mir die Himmelskönigin sichtbar geworden war, und flehte mit heißer Inbrunst um die Gnade abermals; doch mein Gebet war umsonst.

Nach verrichteter Andacht, wie ich zur Kirche austreten wollte, stieß mich eine Frau leise an den Arm, sprechend: „Herr, ich weiß, was Ihr suchet; folget mir nach, doch in weiter Entfernung, bis ich still stehen und Euch winken werde.“ Die Matrone ging mit diesen Worten von mir; sie hatte verschleiertes Antlitz, und einen schwarzen, großen Mantel umgethan, wie viele Wallfahrter weiblichen Geschlechtes dortigen Landes zu tragen pflegen.

Da sprang ich hoch vor Freuden, und folgte der Pilgerfrau von fern, wie sie geboten hatte. Oft übernahm mich die Ungeduld dergestalt, daß ich ihr mit schnellen Schritten nahe kam, um sie zu fragen, ob sie das Bild gefunden; aber dann erinnerte ich mich ihres Befehls, und ich blieb wieder zurück.

Nachdem sie aus dem Flecken gegangen den Hügel hinab zwischen Gärten, blieb sie unter einem hohen Baum stehen, und setzte sich dann auf ein steinernes Bänklein neben einer Kapelle, die unter dem Baume aufgebaut war. Da winkte sie mir, und ich lief so schnell, daß ich athemlos zu ihr kam, und kaum die Frage sprechen mochte, welche ich unterwegs schon tausend Mal leise gethan.

Sie sprach: „Ich habe das Bild gefunden, mit einer goldenen Kette daran, und habe es Euch selbst überliefern wollen, doch gegen einen Beding."

Als ich dies hörte, rief ich: Dank sei Gott und seiner heiligen Mutter und Euch! Es soll Euch Euer ehrliches Gemüth nicht gereuen, und ich gebe Euch, was ich verheißen, und mehr." — Und stracks suchte ich mein Geldsäcklein hervor, um ihr an Gold zu geben, was ich bei mir trug, versprach ihr aber, das Fehlende morgendes Tags zu bringen, wohin sie wolle.

Sie weigerte sich, das Geld zu nehmen, und sagte: „Ich gebe das Bild um kein Geld hin, und Ihr empfanget es nicht, es sei denn, daß Ihr mir saget, wer es Euch gegeben, oder wie Ihr dazu gekommen? denn ich muß es wissen.

Da erzählte ich ihr, wie ich aus Deutschland gen Verona gekommen, zu Don Bevilacqua, und gen Mantua, wo ich die Madonna in der herzoglichen Gallerie bewundert. Wie ich darauf keine Ruhe mehr genossen, bis mir Bevilacqua eine Kopie von dem Bilde der Gebenedeiten verschafft. Seitdem trage ich dasselbe allezeit auf meinem Herzen, und verehre es wie mein allerkostbarstes Gut; ja, ich wolle viel lieber als Bettler wieder über die Alpen nach Deutschland heimwandern, denn das Bild in Welschland zurücklassen.

Als ich dies gesagt, fragte sie nochmals, ob ich redlich sei? Und dies betheuerte ich.

Darauf that sie den Mantel auf, als wollte sie mir das Bild geben, zog ihn aber jählings wieder um sich zusammen, als gereuete es sie, und fragte noch einmal, ob ich redlich sei, und wie ich heiße, von wannen ich komme, und wohin ich gedenke?

Ich legte die Hand auf mein Herz und betheuerte zum andern Mal, daß ich Wahrheit sage, nannte auch meinen Namen und von wannen ich komme; dann sagte ich, daß ich gedenke, nach Apulien zu reisen, des Vergnügens willen. Denn ich scheute mich doch, in diesem Stück die lautere Wahrheit zu bekennen.

Nachdem ich also geredet, schwieg sie geraume Zeit, als denke sie meinen Worten nach. Dann schlug sie den Mantel auf, und ich sah wohl, daß ich mich geirrt hatte in ihrer Gestalt; sie schien nichts minder, denn alt zu sein, sondern eine schlanke Jungfrau. Als sie aber mein Bild aus ihrem Busen ziehen wollte, und das Schleiertuch vom Gesicht auf die Seite warf, erblickte ich die Gebenedeite wieder, wie sie vor ihrem heiligen Hause mir erschienen war.

Da überfiel mich ein großes Zittern und ein Entzücken, daß ichs nicht beschreiben mag. Und ich sank zu ihren Füßen, denn ich konnte nicht glauben, daß sie etwas Irdisches sei.

Verkörperung des Geistigen.

Sie reichte mir das Bild, das nur ihr schwaches Conterfei und lebloses Ebenbild war, und lächelte ob meinem Erstaunen und Entzücken.

Dann sagte sie mit holdseliger Anmuth: „Don Bastiano, stehet auf; es geziemet Euch nicht, vor mir zu knien. Auch möchte ich nicht, daß Euch Menschen in dieser Stellung sähen. Stehet auf, oder ich fliehe." So gehorchte ich ihr, stand auf, konnte aber nicht reden, so ganz ausser mir war ich; sondern einer Bildsäule gleich, blieb ich aufrecht vor ihr, und betrachtete schweigend die Pracht und Heiligkeit ihres Antlitzes.

Sie sagte und lächelte wieder mit unnennbarem Liebreiz: „Ihr habet wohl recht, Euch zu verwundern, daß Ihr zu Euerm Bild eine Person gefunden, der es gleichet, und daß Ihr anstatt der Heiligen nur ein sterbliches Weib gefunden, gleichwie ich in große Verwirrung gerathen bin, da ich dies Bild in Euern Händen erblickte, als Ihr in der Kirche neben mir gebetet habt. Ich nahm es zu mir, als Euch übel wurde und Ihr ohnmächtig niederfielet zu meinem großen Entsetzen. Denn ich fürchtete, das Bild werde in andere Hände gerathen oder zertreten, weil gar großes Gedräng von Leuten um Euch entstand, die Euch hinaus trugen. Ich bekenne auch, daß ich Euch das Bild vorenthalten wollte. Da Ihr aber es in ganz Loreto aller Orten habt ausfünden lassen, und ich einsah, wie viel Euch daran gelegen sei, suchte ich Euch wieder in der Kirche, um es Euch zuzustellen. Schon gestern suchte ich Euch daselbst vergebens. Nehmet es denn, wenn es Euch vergnügt, und entweihet es niemals."

Ich nahm das Bild aus ihrer zarten Hand, und drückte das Wiedergefundene an mein Herz und hielt es hoch gen Himmel; es schossen Thränen in meine Augen, aber reden konnte ich nicht.

Darauf that sie die Frage: „Lasset wissen, was diesem Bilde für Euch so großen Werth gegeben?"

Ich antwortete zitternd: „Was anders, denn die Heiligkeit und Anmuth, welche in Euch wohnet."

Sie betrachtete mich lange zweifelhaftig, und sagte: „Ihr seid nicht wahrhaft. Wo habet Ihr die Person gesehen, der es gleicht?"

„Das wisset Ihr am besten," gegenredete ich: „vor dem heiligen Hause, und nun hier, wo

Ihr sitzet, und sonst nirgends, weder in meinen Träumen."

„Nirgends sonst?" fragte sie abermals.

Ich antwortete: „Ich habe nimmer geglaubt, unter dem Himmel so viel vereintem Liebreiz zu begegnen. Gott ist Zeuge."

Dann fragte sie: „Und Ihr wisset auch den Namen der Person nicht, der es gleichet?"

Ich erwiederte ihr: „Könnte ich ihn wissen, da Ihr mir nicht saget, wie Ihr heißet? Ich nannte das Urbild meine Heilige, meine Anbetungswürdige, und dies seid Ihr."

Da senkte sie das Haupt und zog das Schleiertuch vor ihr schönes Antlitz. Ich aber flehte mit gefaltenen Händen: „Entzieht mir Euere holdseligen Blicke nicht. Habe ich gesündiget, entsündiget mich wieder durch Euer Anschauen. Ihr seid meine Heilige! Nehmt mich in Euern Dienst. Verstoßet mich nicht!" — Sie stand auf, als wollte sie sich entfernen. Aber ich ließ nicht ab mit Flehen und Bitten, bis sie mich erhörte und ihr Antlitz noch einmal enthüllte.

„Ihr irret Euch," sagte sie, „ich bin keine Heilige."

„Oder wie soll ich Euch nennen?"

„Hermingarda di Solis."

„Darf ich mich nicht Euerm Dienste weihn? O gewähret mir die Gnade!"

„Ich habe nicht über mich selbst zu gebieten."

„Von wem Ihr abhängt, von dem hängt mein Leben ab."

„Ihr wäret übel berathen, guter Fremdling. Gehabt Euch wohl. Verlaßt mich. Und wo Ihr mich erblicken möget in Loreto, verrathet mit keinem Zucken des Mundes, mit keinem Augengruß, daß Ihr mich kennet."

Sie wollte gehen. Ich wagte es, ihren Mantel zu halten, und sprach: „Fräulein, Ihr wollet mich unglücklich machen. Ich soll Euch nie wieder finden? O Fräulein, machet mich zum geringsten der Knechte Eures Hauses. Nur in Eurer Nähe mag ich das Leben noch lieben."

Da warf sie mir einen langen, düstern Blick zu; dann verhüllte sie ihr Gesicht ins Schleiertuch, und ihre Gestalt in den Mantel und sprach: „Lasset mich allein gehen; Eure Begleitung könnte mir Schaden bringen."

Und als ich fragte: „Zürnet Ihr mein?" reichte sie mir die Hand und sprach: „Nein! — Bleibet fern von mir. Gehabt Euch wohl." — Ich küßte kniend ihre Hand, die sie mir schnell entriß. Sie entfloh mit behendem Schritt. Ich war vom Schmerz betäubt. In der Ferne folgte ich ihr zum Flecken zurück. Sie ging zur Kirche; ich verfolgte sie im Haufen der Betenden. Begleitet von einer Matrone, ihr gleich gekleidet, verließ sie die Kirche nach einem halben Stündlein. Ich folgte, und sah das Haus, in welches sie ging.

Ein Schritt näher.

Nun fehlte ich keinen Tag mehr in der Kirche, und ging fleißig die Straße auf und ab, wo die wunderherrliche Hermingarde wohnte. Aber es glückte mir nie, sie wieder zu sehen. So streng ward sie gehalten. Denn ich hatte durch fleißige Kundschaft endlich erfahren, daß sie gen Loreto zur Wallfahrt gekommen mit ihrer Stiefmutter und ihrem Stiefbruder, welchen man Domenico nannte, und daß sie hart bewacht sei, auch viel leide.

Dies ging mir gar zu Herzen, und ich grämte mich fast ab, und genoß keine Ruhe Tag und Nacht.

Wie ich eines Morgens auf der Straße gestanden vor Hermingardens Herberg, ist Don Domenico aus dem Hause getreten, und hat mich mit rauher Stimme angeredet: „Ihr seid ein müßiger Gesell, daß Ihr allstündlich hier wandert und gaffet. Was suchet Ihr?"

„Herr, ich habe meine Herrschaft verloren und suche Dienst. Ich bin ein Deutscher, und habe nicht, wovon heimreisen. So meine Person Euch aber anständig, so will ich Euch um Nahrung und Kleider dienen mit Treue und Ehren, und Ihr sollet mich fortan nicht mehr müßig in allen Gassen finden."

Diese listigen Worte gab mir, glaube ich, der Feuergeist ein; denn sie schlugen nicht fehl, und ich wußte meine Reden so gut zu stellen, daß Don Domenico endlich sprach: „Ich habe Euch in der That gehalten für das, was Ihr seid; auch sehe ich mich schon seit Langem nach einem getreuen Diener um, der die Rosse wohl zu pflegen weiß, und behend ist zu allerlei Aufträgen. Suchet Ihr also Dienst, so kann er Euch werden, und wenn Ihr treu seid und fleißig, wird es Euch nicht gereuen bei mir."

Darauf wurden wir schnell Handels einig, und er führte mich in das Haus, wo Hermingarde wohnte. Als ich aber die Schwelle betrat, hätte ich niedersinken mögen, um mit Entzücken den Boden zu küssen, welchen ihr Fuß betreten. Domenico führte mich in ein Zimmer; da saßen zwei Frauen, beide verschleiert. Ich erkannte in der einen die Göttliche; Domenico aber redete mit der andern, welches die Stiefmutter war. Ich weiß nicht, was sie redeten; denn ich schlug die Augen zu Boden, um mich nicht zu verrathen, und zitterte am ganzen Leib, und verstand nicht, was man mir sagte, so voll Verwirrung war ich.

Und es gereuete mich schier, das kecke Abenteuer eingegangen zu sein, obwohl ich freudig heimsprang, meine ritterlichen Kleider einpackte, und mit meinem Roß in den Dienst des Domenico ging, wie in ein Himmelreich. Aber so oft ich Hermingarden sah, ward ich sprachlos, und ich fürchtete, mich zu verrathen. Am folgenden Tag, da ich zur Stiefmutter kam, von ihr Aufträge zu vernehmen, fand ich die Göttliche bei ihr im einfachen Morgenkleide und schleierlos. Und da mich Hermingarde erblickte, glühte ihr schönes Antlitz

von schamhafter Röthe; und die Heilige verbarg ihr Angesicht vor der Stiefmutter wie eine Sünderin.

Am fünften Tage meines Dienstes ward ich berufen, und die Stiefmutter befahl mir, Alles zur Abreise zu rüsten. Das that ich, und vollzog, was mir befohlen worden. Am Abend dieses Tages befahl mir Domenico, das Haus nicht zu verlassen, um zu verhüten, daß sich Hermingarde, seine Schwester, nicht aus den Zimmern entferne; denn er und seine Mutter wollten noch einmal zum heiligen Hause gehen. Ich verhieß Gehorsam in allen Dingen, und er ging mit seiner Mutter fort. Ich blieb aber im Vorsaal und hütete Hermingarden.

Erklärungen.

Nach einer Viertelstunde trat sie gar schüchtern und sittiglich aus ihrem Zimmer und sah mich lange schweigend an. Dann sprach sie mit leiser Stimme: „Don Bastiano, warum habet Ihr mir das gethan?"

Ich antwortete und sprach: „Fräulein, mein Leben ist nur für Euch!"

„Ziemt es auch einem edeln Ritter, Knechtsdienste zu leisten?"

„Für Euch, Fräulein, was Ihr wollt; ich verlange keinen andern Sold, als nur in Eurer Nähe zu athmen."

„Was wollet Ihr? Ihr sehet, daß ich eine unglückselige Gefangene bin. Mein Stiefbruder und seine Mutter hassen mich. Ich bin sehr elend."

„O Fräulein, saget das nicht, so lange mein Blut und Gut Euch helfen kann. Der Himmel wäre treulos an sich selbst, wenn er Euch verliesse."

Da ich diese Worte gesprochen, zerfloß sie stillweinend in Thränen. Da vermochte ichs nicht länger über mich, und fiel weinend der Göttlichen zu Füßen und rief: „Tödtet mich lieber, als daß ich Eure Thränen sehen muß."

Sie ging von mir mit raschen Schritten, verriegelte die Thür des Vorsaals, kehrte zurück, und hob mich vom Boden. „Sie kommen vielleicht bald zurück, also — vertraue ich mich blindlings Euerm Herzen. Es muß geschehen. Gott und die heilige Jungfrau mögen mir helfen! Habet Ihr Muth, Don Bastiano?"

„Für Euch zu jedem Tod, Fräulein."

„Schwört Ihr, mich nicht zu verrathen, wenn Ihr nicht helfen könnet?"

Ich küßte ihre Hand und sprach: „Bei dem Heiligsten, was ich unterm Himmel kenne, bei Euch selbst!"

Sie erröthete und wand ihre Hand aus der meinigen. Aber ich hielt sie mit Inbrunst fest, und fragte: „Zürnet Ihr mir darum? Gebietet mir, was Ihr wollet, nur nicht, daß ich aufhöre, Euch anzubeten."

Sie ließ ihre Hand in der meinigen, und sah mich milde seitwärts an, und sprach: „Bastiano, Ihr seid wohl ein rechtschaffener Kavalier. Ich schätze Eure Freundschaft. Ich will mich ihr vertrauen."

Darauf erzählte sie mir unglaubliche Dinge, wie sie seit Kindheit in die Gewalt ihrer gottlosen Stiefmutter gekommen, welche nebst Don Domenico vielen Aufwand machen, ohne Vermögen zu haben. Wie beide allerlei reiches Volk unter allerlei Vorwand auszuplündern verstehen, und selbst sich dazu der Stieftochter bedienen, wiewohl diese voller Abscheu gegen deren schändliches Gewerbe gewesen. So seien jetzt Mutter und Bruder bereit, sie an den Kardinal Giuliano zu verkuppeln, der ihnen große Summen und Leibgedinge verheißen, wenn sie Hermingarden vermöchten, sich seinem Willen zu ergeben, und seine Liebe anzuhören. Domenico, ein gefährlicher und boshafter Mensch, habe ihr mit dem unfehlbaren Tode gedroht, wenn sie nicht gehorche. Darauf hätte Hermingarde nur angehalten, daß sie zuvor noch eine Wallfahrt zum heiligen Hause von Loreto thun dürfe, wo sie Gelübde lösen wolle; nachdem gedenke sie ihr Wort zu geben, doch nie zuvor. Sie habe aber dies Begehren nur darum gestellt, daß sie Zeit oder Gelegenheit zum Entweichen gewönne. Aber ausser dem einen Male, da sie zum Kreuz gegangen, mir das Bild zurückzugeben, sei es ihr nie gelungen, der strengen Aufsicht zu entschlüpfen.

„Nun aber," fuhr sie fort, „glaube ich, die heilige Jungfrau hat meine tausend Seufzer und Thränen erhört, und Euch mir gesandt. Auch seid Ihr mir allezeit im Sinn gelegen, seit ich Euch gesehen, und habe Euch nicht vergessen. Doch konnte ich mich Euch nie offenbaren, aus Furcht, mich und Euch in Unglück zu stürzen. Gott und der heiligen Jungfrau aber sei Dank, daß sie uns diesen Augenblick gegeben."

Nach diesem erklärte sie mir, sie wolle diese Nacht entfliehen oder sterben. Wenn ich sie aber zu einer Frau, unweit Montefiascone am Bolsener-See, bringen wolle, die als Magd im Hause ihres Vaters gedient, und sehr rechtschaffen sei, werde sie mir lebenslang erkenntlich sein. Dort hoffe sie verborgen zu leben, und den Nachstellungen ihrer Stiefverwandten zu entkommen.

Ich sprach ihr Muth zu, und verhieß, alles zur Flucht zu bereiten, und ihrer von Mitternacht an auf der Treppe zu warten.

Da sah ich ihr schönes Gesicht zum erstenmal lächeln, und ihr Blick erhob sich dankend zum Himmel; dann sah sie mich mit Wohlgefallen an, drückte meine Hand, und sprach: „So vertraue ich Euch! Gott wird Euch lohnen. Wartet mein, ich komme gewiß."

Damit schieden wir, denn wir fürchteten die Rückkehr der Herrschaft.

Die Entführung.

Ich hatte in der Dunkelheit mein und Domenico's Roß aus dem Stall gezogen mit unterbun-

denen Hufen, daß man den Schlag der Füße nicht höre. Und wie ich harrend nach Mitternacht auf der Treppe des Hauses saß, trat hinter mir leise eine Mannsgestalt aus dem Dunkel hervor. Des erschrack ich sehr, und fragte: wer da gehe?

Es war aber Hermingarde in Kleidern ihres Bruders, mit einem Bündel unter dem Arm. Freudig führte ich sie in eine enge Gasse des Fleckens, wo die Pferde angebunden standen, hob sie auf mein Roß, und schwang mich auf dasjenige ihres Bruders. So trabten wir schweigend von dannen.

Als wir im Freien waren, rief sie: „Gott hat Wunder an mir gethan; denn meine Stiefmutter schlief neben mir, wie eine Todte, und hörte nicht, als ich von ihrer Seite wich."

Wir ritten scharf, und als es Morgen ward, hatten wir schon das Städtlein Fabriano vor uns. Ich aber konnte mich nicht satt schauen an der wunderbaren Schönheit des zarten Knaben, der mir mit Hermingardens Geberden zur Seiten ritt. Kein Liebesgott wird von den Malern schöner abgebildet.

Auch in den Dörfern, wo wir weilten, uns zu erfrischen und den Rossen Futter zu geben, bewunderte jedermann die Schönheit meines Begleiters, und die Weiber bezeugten laut ihr Entzücken, und lachten, wenn Hermingarde vor dem Lobe erröthete. — Als wir durch einen Eichwald ritten, sagte sie: „Färbet mir mein Gesicht, Bastiano, daß ich männlicher scheine." Sie stieg vom Pferde und suchte Pflanzen, die braun und gelb färben sollten, und zerrieb die Blätter und bestrich sich damit die zarten Hände. Dann befahl sie mir, auf gleiche Weise ihr Gesicht zu entstellen.

Als ich nun mit meinen Händen die schönen Wangen berühren, und die Rosen auslöschen und den Schnee ihrer Haut besudeln sollte, überfiel mich ein Zittern, und ich konnte nicht.

„Ich bin unglücklich!" sagte sie.

„Und ich noch unglücklicher!" seufzte ich: „wie sollte ich also sündigen, und Gottes schönstes Werk verunstalten?"

Da schlug sie die Augen nieder, und ich konnte nicht mehr reden.

„Nehmet", sprach sie, „die Blätter — machet mich unkenntlich, sonst sind wir schnell verrathen."

Darauf nahm ich die zerriebenen Blätter. Wie ich aber meine Hand an ihre Wangen legte, verschwand unter der Berührung alle meine Besinnung. Ich umfing die Himmlische mit meinen Armen, und hielt sie und zitterte, und stammelte nur leise: „Hermingarde! Hermingarde!" Und wie sie nicht antwortete, und mich mit ihren Armen aufrecht hielt — denn ich wankte, wie einer Ohnmacht nah — zerflossen Erde und Himmel vor meinen Augen in einen wunderbaren Glanz, und ich war wie getödtet vom Entzücken, und wie losgebunden von dem Staube dieses Leibes. Ach, ich wußte nicht, daß meine Lippen an Hermingardens Lippen hingen; daß die Göttliche mit ihren Thränen meine Wangen bethaute. Und als ich zu Sinnen genas, stand sie vor mir wie eine Verklärte; ich selbst ward mir wie eine Gottheit, die Welten zu vergeben hat. Da hielt ich alles für einen Traum.

„Liebst du mich aufrichtig, Bastiano? Willst du mich nicht verlassen?" Also fragte sie, und ich antwortete: „Meine Seele verläßt eher das Leben, denn dich." — Da schwuren wir, und gaben Seele um Seele im Kusse. Dann reichte sie mir wieder die Blätter, und ich mußte ihr Antlitz braungelb färben. — O welche Mühe! welche Seligkeit! — Des Eichwaldes bei Assisi gedenke ich wohl mein Lebtage.

Darauf nahmen wir abermals unsere Rosse zur Hand, und setzten unsern Weg fort.

Unglück.

Als wir nun am andern Tage zu einem Wäldlein kamen, vermochte sie es nicht länger, und sprach: „Liebster Bastiano, ich bin nicht vermögend, Euch zu folgen auf diesem Rosse, und bin gar sehr ermüdet. Eilet in die Stadt hinauf, und suchet ein Wägelein für uns beide. Ich will im Schatten dieser Eichen gelagert bleiben, bis Ihr wiederkommt. Ich bitte Euch, erfüllet meinen Wunsch, denn ich kann nicht weiter."

Da half ich ihr vom Pferde, und führte sie ins Gebüsch zum Schatten gegen die heißen Sonnenstrahlen. Dann nahm ich den zärtlichsten Abschied von ihr, und schwang mich wieder aufs Roß, und ritt behend den Weg zum Städtlein Trevi, welches auf einem hohen Hügel vor uns lag.

Nach langem Suchen und vieler Mühe gelang es mir endlich, um schweres Geld ein altes, schlechtes Reisewägelein zu erhandeln, davor ich meinen müden Gaul spannte. Aber kaum war ich auf dem rauhen, steinigten Weg einige tausend Schritte gefahren, war daran schon ein Rad gebrochen, also, daß ich zu Fuß in die Stadt zurückkehren mußte. Erst gegen Sonnenuntergang konnte ich meinen Rückweg zum Eichwäldlein verfolgen.

Wie ich aber zur Stelle kam, wo ich Hermingarde gelassen, war sie verschwunden. Ich rief ihren Namen; ich suchte durch das ganze Wäldlein, denn es war nicht groß, und sehr licht; ich kehrte zu der Stelle zurück, wo sie in Gras und Kräutern gelegen war; ich lief ins Freie; ich stieg jenseits des Wäldleins auf einen Hügel; ich fragte die Landleute und Reisenden; ich suchte bis in finstere Nacht — und sah und hörte nichts mehr von der Verlornen.

Da ward ich von großer Verzweiflung ergriffen, und ich warf mich heulend auf den Boden, und zerraufte mein Haar; denn ich zweifelte fortan nicht länger, ihr Stiefbruder Don Domenico habe sie entdeckt und fortgeführt. Ich bin geworden wie ein Wahnsinniger, und weiß nicht, was ich gethan. Endlich in später Nacht spannte ich mein Roß aus, legte den Sattel auf, und ritt bis zu einem

elenden Dörflein an der Straße, wo ich Herberg fand. Aber wonach ich forschte, fand ich nicht. Und als ich mein Fläschlein zog, um den Feuergeist zu fragen, war er gar schwach, und leuchtete fast nicht mehr, was mich fast betrübte. Ich schloß des Nachts kein Auge.

Drei Tage lang habe ich in der ganzen Gegend mein Forschen fortgesetzt; dann den Weg nach Montefiascone und zum Bolsener-See gewählt. Auch erfragte ich gar bald die Wohnung der Martha Balbino, jenes getreuen Weibes, welches lange Zeit im Hause von Hermingardens Aeltern als Magd gedient hatte. Diese Martha wohnte in einer schlechten Hütte, einsam auf einem Hügel am See gelegen, eine Stunde von der Stadt Montefiascone, in lustiger Gegend. Denn der ganze See ist mit Bergen und Wäldern anmuthig umschlossen; auch kein bequemerer Ort, sich vor der Welt zu verbergen, als diese Einsamkeit.

Jedoch die Martha, schon eine betagte Frau, hatte seit vielen Jahren nichts von Hermingarden vernommen; und als ich ihr das Schicksal des Fräuleins erzählte, und wie sie habe zu ihr flüchten wollen, weinte sie untröstlich. Nun war auch hier kein Bleibens für mich, und ich gab der Frau ein Geschenk und eilte nach Rom, den Aufenthalt des Kardinals Giuliano zu erfragen; denn ich konnte wohl denken, Don Domenico habe seine Stiefschwester ihm verkuppelt und zugeschleppt.

In Rom vernahm ich, der Kardinal sei vor wenigen Tagen gen Napoli verreiset. Da hatte ich keine Ruhe, sondern kaufte ein frisches Roß, und miethete mir einen Knecht zur Bedienung. Der Knecht war von Geburt ein Römer und hieß Giuseppe; aber ich klagte um Thorhaimern fort und fort, denn die Welschen sind treulos und mögen keine Mühe ertragen.

Und ich grämte mich um mein Schicksal also ab, daß ich weder Speise noch Trank genießen konnte, und keine Freude sehen mochte. Auch blieb der Feuergeist trübe; das deutete noch auf viel Ungemach.

Die Sängerin.

Ich war so hinfällig, daß ich mich kaum auf dem Rosse halten mochte. Wie ich nun am andern Tag unserer Abreise von Rom bei einem Brünnlein abgestiegen war, wo Giuseppe die Rosse tränkte, und ich mich neben der Straße am Boden lagerte, kam ein vornehmer Herr des Wegs geritten, von vieler Dienerschaft in kostbarer Kleidung begleitet. Er hielt vor mir an, und grüßte mich freundlich, und da er mein bleiches Gesicht sah, fragte er leutselig nach meinen Umständen. Ich war so matt, daß ich kaum Antwort leisten mochte. Giuseppe aber sagte, ich sei ein reicher Kavalier aus Deutschland, der gen Napoli wolle, aber schwerlich dahin gelangen würde, sintemal ich todeskrank sei, und dennoch alle Arznei verschmähe.

Da stieg der Herr ab, und sprach mir gastfreundlich zu, daß ich in seinem Landhause ausruhen und meiner Gesundheit pflegen solle; zudem versicherte er, daß die Wege gen Napoli wegen der vielen Räuber und Banditen gar unsicher wären, also daß selbst Don Carlo Spinelli nichts wider sie ausgerichtet habe, welchen der Vicekönig von Napoli gegen sie ins Feld geschickt.

Ich dankte ihm gar höflich, und erfuhr, er sei der Prinz von Colle erro aus dem Hause Pamfilio, und folgte ihm zu seinem Landsitz, der nicht gar fern gelegen war. Ich empfing in dem Palast prächtige Zimmer, und alle Dienerschaft war auf meinen Wink bereit. Auch besuchte mich der Arzt des Prinzen, und gab mir Stärkungen, also daß ich bei so guter Pflege in wenigen Tagen hergestellt war.

Darüber hatte der Prinz große Freude, und ich mußte ihm viel von meinen Reisen und von Deutschland erzählen. Auch wollte er mich nicht so bald von sich lassen, da er die Ankunft seiner neuvermählten Schwester erwartete, welcher er große Feste aller Art zubereitet hatte. Da gelobte ich dem edelmüthigen Prinzen, noch acht Tage lang bei ihm zu verweilen, und an seinen Festen Theil zu nehmen.

Noch den gleichen Tag erschien seine Schwester mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Montelone, und überaus zahlreichem, glänzendem Gefolg. An Köchen, Komödianten, Spielleuten, Sängern und Sängerinnen war kein Mangel, und für alle Raum in den weitläufigen Gebäuden des Prinzen. Alles ging mit königlicher Pracht zu, und ich hätte wohl vergnügt sein können, hätte ich nicht um Hermingardens Verlust getrauert. Auch bin ich oft beiseits gegangen, um mich satt zu weinen, wenn jedermann sich an den Lustbarkeiten ergötzte. Denn die Freudenbezeugungen so vieler Menschen machten mich viel trauriger. Ich that auch nur zum Schein, als nähme ich Theil an den Vergnügungen, und stellte mich aufgeweckter, als ich war.

Den ersten Abend, als in einem großen Gartensaal Musik aufgeführt ward, bin ich auch dahin gebracht worden. Aber ich hielt mich weit von den Andern zurück; denn ich wollte verbergen, wie weh mir zu Muthe war. Auch vernahm ich nichts von dem, was auf dem Theater vorging, und saß mit niedergeschlagenen Augen in einem Winkel des Saals, und dachte an die unglückselige Hermingarde. Indem entstand eine große Stille, denn eine der vornehmsten Sängerinnen ließ sich hören. Sie hatte auch eine solche zauberische Stimme, daß ich selbst davon ganz durchdrungen ward, und sie nur mit der Stimme eines Engels oder meiner verlornen und angebeteten Göttin vergleichen konnte.

Darum möchte ich mich nicht enthalten, die Augen aufzuschlagen, um die Sängerin zu bewundern. Aber da ward es mir, als sei ich wahnsinnig; denn ich erkannte in der Sängerin auf dem Theater die vielbeweinte Hermingarde.

Da konnte ich mich vor Entzücken und Erstau-

nen nicht mäßigen, und sprang auf, und ich wäre zum Theater gelaufen, und ich hätte mich ihr zu Füßen geworfen, wenn mir nicht der Anblick so vieler vornehmen Anwesenden Ehrfurcht eingeflößt. Ich verließ aber meine Stelle, und drang bis zur Bühne vor, um mich zu überzeugen, ob ich mich nicht betrogen habe. Und sie war es! Ich zitterte an allen Gliedern, und fühlte, daß ich nahe daran sei, den Athem und alle Besinnung zu verlieren. Sie sah mich zuweilen mit Aufmerksamkeit an, doch störte sie dies in ihrem Gesang nicht, und ich verwunderte mich über ihre Macht und Verstellungsgabe. Auch bemerkte ich wohl, daß sie nicht gekannt sein wolle; denn sie trug hier den Namen Donna Lucia, und hatte vorgegeben, sie komme von Florenz. So sagte mir jeder, den ich nach der Sängerin befragt.

Betrübte Entdeckungen.

Inzwischen erfuhr ich bald vom Prinzen mehr, als mir zu wissen lieb sein konnte. Denn da ich nach vollbrachter Musik die vorgebliche Donna Lucia sprechen und aufsuchen wollte, und den Prinzen deshalb anging, rieth er mir, vorsichtiglich zu fahren, weil sie die Geliebte des reichen Marchese de Lamentano sei, welcher sie von Florenz entführt, und große Eifersucht habe. Auch sei es nur auf vieles Bitten geschehen, daß der Marchese bewogen worden sei, Donna Lucia öffentlich singen zu lassen.

Ich konnte die Erzählung nicht reimen mit demjenigen, was ich von Hermingarden wußte, und mochte noch minder glauben, daß sie mich in Loreto und seitdem so schnöde belogen und mit ihrer Tugend hinter das Licht geführt habe. Zudem war der Marchese de Lamentano ein abgelebter, häßlicher Herr, der kaum noch in Haut und Knochen hing, und in Hermingardens Herzen nicht viel gelten konnte.

Jedoch hatte der Prinz Recht; denn der Marchese verließ meine Angebetete keinen Augenblick; und als getanzt wurde, war er beständig ihr zur Seite. Ich hütete mich wohl, ihm Argwohn zu erwecken; aber ich selbst war vor Wuth und Verdruß ausser mir; denn Hermingarde spielte ihre Rolle also geschickt, daß sie mich kaum bemerkte oder zu kennen schien. Auch war sie so lebhaft und voller Heiterkeit, wie ich sie nie gesehen hatte seit der Stunde vor dem heiligen Hause.

Endlich, da der Marchese vom Tanz ermüdet sich unweit von mir setzte, trat ich bescheiden zu ihm, und bat ihn gar höflich um die Hand seiner Tänzerin. Er verweigerte es auch nicht, und ich führte Hermingarden in die Reihen, und war ganz Gluth. Aber ich erschrack ob ihrer Kälte; denn sie verrieth auch durch keinen Blick, daß sie mich kenne. Als sich nun mein Stolz und meine Liebe empörten, einer Treulosen gedient zu haben, welche die Verstellung gegen Andere so weit trieb, wie gegen mich, flüsterte ich ihr beim Tanz zu: „Hermingarde! wie viel habe ich Noth gelitten deinetwillen, und wie muß ich dich wiederfinden? — Da ward sie roth, und lächelte mit ihrer gewohnten Heiterkeit, und erwiederte: „Ihr irret Euch, mein Herr, ich heiße Lucia.“

„Ich weiß es wohl! Und mir willst du nicht mehr Hermingarde werden? — O daß du mich getäuscht und mein Herz zerrissen! — Gute Nacht! Ich fliehe dich auf ewig. Noch diese Nacht fliehe ich. Könnte ich mit dir nur meine Leiden und die Erinnerung deiner Schwüre hinter mir lassen.“

„Nein,“ sagte sie leise, „ich bitte Euch, fliehet nicht. Bleibet! wir müssen uns einander noch erklären; und was ich geschworen, Euch würde ich so etwas nicht brechen. Aber haltet Euch ferne von mir, daß uns niemand entdeckt. Meine Magd soll Euch suchen, wenn ich allein bin, dann höret Ihr mehr.“

Dabei lächelte sie so schön flehend, daß ich alles vergaß und in großer Seligkeit an ihrem Arm hinschwebte. Auch hielt ich Wort und sprach sie nicht wieder, sobald ich sie dem Marchese zugeführt hatte. Doch konnte ich mir nicht verhehlen, daß Hermingarde mich grausam hintergangen, sowohl in Loreto, als im Wäldlein bei Trevi, daß sie mich nur zum folgsamen Werkzeug ihrer Absichten gemacht, und dann, als ich entbehrlich war, mich mit guter Art von sich entfernt habe.

Was mich am meisten betrübte, war, daß sie keineswegs die sittige Heilige sei, wie sie sich sonst vor mir ausgegeben, und daß sie von Don Domenico und ihrer Stiefmutter nicht vergebens so streng gehütet worden sei. Auch war sie in ihren Geberden nicht mehr die Schüchterne, noch in ihren Kleidern einfach wie sonst, sondern sie strahlte an Pracht wie eine Fürstin, daß ich sie kaum wieder erkennen mochte.

Zusammenkunft.

Erst spät nach Mitternacht schieden die Gäste von einander. Da trat sie im dicken Gewühl der Scheidenden zu mir, leise meine Hand drückend, und sagte: „Wartet am Springbrunnen im Schloßgarten.“

Ich verfügte mich dahin, und blieb da noch bei einer Stunde allein. Endlich kam ein Mägdlein, nannte mich bei meinem Namen, und führte mich in den gleichen Flügel des Schlosses, wo mein Zimmer war, durch eine Gallerie in das Zimmer Hermingardens.

Hier saß sie, beim dunkeln Schein einer Kerze, und kam mir mit sanftem Tritt entgegen, flüsternd: „Ihr sehet, Herr, ich bin wohl gut, daß ich mir Euretwillen noch den Schlaf abbreche.“

„O Hermingarde,“ sagte ich, „du weißt es nicht, wie viel Nächte ich ohne Schlaf geblieben, seit du mich treulos nach Trevi hinabschicktest, um Vorwand zu haben, mein los zu werden!“

„Ich Euch nach Trevi?“ sagte sie lachend, und that desgleichen, als verstände sie mich nicht, wollte

auch lange nicht das Ansehen haben, als wenn sie von allem wüßte, was geschehen. Ich mußte ihr von Loreto an, bis wo sie mich verlassen, alles erzählen; sie fragte nach allen Kleinigkeiten, stellte sich, als sei sie mir ganz fremd, und lachte immerfort, wie eine Närrin, daß mich ihr Spott zu verdrießen anfing.

„Nun, Ihr müsset mir verzeihen", sagte sie, und that ihrem bisherigen Muthwillen Gewalt an, und zwang sich, ernsthaft zu bleiben: „denn der Gram Euerer Liebe hat Euch in der That also entstellt, daß Ihr mir fast unkenntlich geworden seid. Doch lasset es dabei verbleiben, und verzeiht mir, daß ich mich ob Eurer Verwunderung eine Weile ergötzt habe. Ihr wisset, die Liebe will geneckt haben."

Ich entgegnete: „Nein, mein Fräulein, Eure Lustigkeit stimmt zu meiner Betrübniß gar übel; denn ich erkenne nur zu wohl Euere Leichtfertigkeit, und daß Ihr mich zu keiner Zeit geliebt habet."

„Wer aber sagt dem Herrn, daß, wenn ich denselben noch nicht geliebt, ich ihn nicht noch lieben könne?"

„Hermingarde, mein Herz thut mir solches kund. Ihr gebrauchtet meiner, daß ich Euch aus den Händen Euerer Stiefmutter befreie, und Ihr zu dem Marchese de Lamentano zurückkommet."

Sie lachte von neuem, und ich ward ihrer Schadenfreude so zornig, daß ich mich nicht halten konnte, bittere Vorwürfe zu machen, und zu sagen, wie ich sie nicht mehr liebe, sondern verachte. Denn gleich einer Heiligen habe ich sie verehrt, und nun sähe ich, sie sei ein gefallener Engel. Ich hätte meine Wünsche so weit getrieben, in ihr einst meine Braut und Gemahlin anzubeten, und nun fände ich sie als Sängerin und Courtisane in fremden Armen.

Mein Zorn belustigte Hermingarden, oder, wie ich sie nennen will, um den heiligen Namen, der mir theuer gewesen, nicht zu besündigen, Lucia. Sie ging zu mir heran, nahm meine Hand, und fragte schalkhaft lächelnd, ob ich unversöhnlich bleibe? Und da ich dies betheuerte, fragte sie lachend: „Auch keines Kusses mehr bin ich werth?" — Da zog ich meine Hand aus der ihrigen, und verließ mit Unwillen ihr Gemach.

Ich brachte abermals die Nacht schlaflos zu. Nur nach Sonnenaufgang überfiel mich eine so große Müdigkeit, daß ich erst nach Mittag von einem todtengleichen Schlaf erwachte. Der Prinz hatte schon vielmals gesandt, sich nach mir zu erkundigen, und da ich die Augen aufthat, fand ich den Arzt an meinem Bette.

Aber ich empfand mich so tief erquickt, wie ich seit Langem nicht gewesen, und begab mich alsbald zur Gesellschaft des Prinzen, der mich freudig empfing und mir viel Lob über meine muntere Gesichtsfarbe sagte.

Ich war von meiner Liebe ganz genesen, wie von einem Schmerz, und schämte mich, so schwach gewesen zu sein, eines Weibes verstellten Geberden zu trauen. Diese Erfahrung hatte mich ganz anders denken gelehrt, und ich verachtete die Weiber aus Herzensgrund, und ich konnte mich kaum überwinden, den Frauenzimmern mit gebührender Höflichkeit zu reden, ungeachtet viele Schönheiten zugegen waren.

Aber doch war die verrätherische Lucia die reizendste von allen, und ich durfte sie nicht ansehen, ohne daß mein Herz von neuem bewegt ward.

Mord und Flucht.

Jedoch schien vom Verhängniß beschlossen, als sollte keine andere Gestalt meine Augen erfreuen können. Immer neigte ich mich wieder zu ihr hin, wie das Blümlein zur Sonne, wiewohl es von den brennenden Strahlen derselben erkrankt. Ich glaubte mir selbst nicht mehr, und meinte, nicht sie habe, sondern ich selber mich geblendet und betrogen. Ich verabscheute sie, und betete sie an. Ich nannte sie Ungeheuer und Schande ihres Geschlechts, und Krone der Schöpfung.

Donna Lucia sah nicht, was in mir vorging. Vor den Leuten that sie fremd, als kenne sie mich nicht; aber verstohlen lächelten mir ihre Augen so wunderbar süß zu, wie sie im Wäldlein von Assisi gethan. So lag ich in ihren Banden, und hasste ich mich selber darum. Hätte ich gewußt von ihr, was ich nachher erfahren, sie hätte mich nicht gefangen.

Am Abend winkte sie mir selbst zum Tanz, denn ihr Marchese war erkrankt und abwesend. Ich wollte mich entschuldigen, und lief doch freudig mit ihr in die Reihen, als hätte ich nach nichts anderm Verlangen getragen. Und sie zischelte mir leise ins Ohr: „Wollet Ihr diese Nacht wieder am Springbrunnen warten?" Ich beschloß, es zu verneinen, und antwortete an dessen Statt: „Hermingarde, wie gern!"

Da ichs nun zugesagt, fehlte ich auch nicht. Die Magd kam wieder, wie das erstemal, und führte mich in das gleiche Gemach.

„Was wollet Ihr von mir, Hermingarde, oder Lucia oder wie Ihr heißen möget?" sagte ich, da ich zu ihr hinein trat. „Ich kann doch nicht anders, Treulose, als Euch mit meinen gerechten Vorwürfen lästig fallen; denn also ist auf Erden noch kein Mensch betrogen worden, wie ich durch Euere Scheinheiligkeit betrogen ward."

Sie antwortete: „Don Bastiano, eben das dünkt mich sehr lustig. Ist denn aber darum Donna Lucia minder schön? Und könnet Ihr Lucien nicht lieben, wie Hermingarden?"

Da wollte ich Nein sagen, aber Alles in mir rief Ja, und ich lag zu ihren Füßen, und schalt sie und betete sie an. Ich wollte fliehen, und blieb in ihren Armen hangen. Es ergriff mich wie Wahnsinn. Ich opferte mich ihr auf.

Aber Marchese Lamentano errieth unser Einverständniß. Als ich einst aus Lucia's Gemach schlich, trat er mir in der Gallerie entgegen, und

rannte mit gezucktem Degen auf mich ein. Ich, unbewaffnet, floh in mein Zimmer, er mir nach. Er ließ mir kaum Zeit, meine Waffe zu nehmen. Bei den ersten Stößen stürzte der Wüthende entseelt auf die Erde. Ich weckte alsbald meinen Knecht, der die Rosse herbeiführen mußte; ich packte auf und flüchtete mit Giuseppe, ehe jemand im Schlosse wach ward.

Giuseppe entläuft.

Wir nahmen unsere Richtung nach den Gebirgen von Abruzzo; denn ich gedachte an Don Piccolomini, und hoffte ihn wieder zu finden, weil das Gerücht ging, er sei das Haupt der Verbannten geworden, und habe viel Volks beisammen. Napoli hatte für mich keinen Werth, sintemal ich Hermingarde gefunden, ehe ich glaubte. Dagegen war meine Begierde um so größer, Nachrichten über das Schicksal des redlichen Thorhaimer zu vernehmen, wie auch mit meinem Feuergeist rechtschaffen um den Spiritus familiaris zu dienen.

Als Giuseppe verspürte, wohin meine Reise gehen sollte, ward er unruhig und verzagt. Er hörte nicht auf, mich vor den Banditen zu warnen, die das Gebirg unsicher machten, und erzählte mir von ihren Grausamkeiten. Wiewohl ich nun den feigen Menschen auf alle Weise tröstete, traute er doch nicht. Und schon in der ersten Nachtherberge entwich er mir sammt dem Pferde. Es hat mich nicht viel gegrämt; habe ihn auch mein Lebtag nicht wieder gesehen. Er war ein verschmitzter, lügnerischer Bursch, that was er wollte, und war zu nichts Besserm zu gebrauchen, als wenn es Schelmenstücke gab. Der alte Thorhaimer war wohl ein anderer Gast!

Ich machte demnach folgendes Tages meinen Weg allein, und gar wohlgemuth. Selbst die Donna Hermingarde that meinem Herzen nicht weh; denn ich hörte nicht auf, sie zu verachten, weil sie mich bitterlich hintergangen.

Und mit ihr war mir nun das ganze Menschengeschlecht und alle Lust des Lebens, und mein Leben selbst gleichgültig geworden.

Große Ueberraschungen.

Am gleichen Abend erreichte ich das Städtlein Celano, und kehrte daselbst ein, zu übernachten. Am Morgen brachte mich ein großes Getümmel aus dem Schlaf. Und es war auf den Gassen wie im Haus Rufen und Schreien, als sei Feuersnoth. Ich sprang jählings aus dem Bett und warf mich in die Kleider. Da ward meines Gemaches Thür gewaltthätig aufgerissen, und viele bewaffnete Herren traten herein, alle von wildem kriegerischen Ansehen.

„Zum Teufel, Don Bastiano, findet man Euch hier? Ich glaubte, Ihr wäret in Kreuzstücken zerhauen!“ Also rief einer, und ich erkannte mit großer Verwunderung den Herrn von Monte-Marciano. Ich lief ihm alsbald freudig entgegen, und die andern grüßten mich. Einige derselben waren von denen, die ich zu Bologna gesehen, auch Marco de Sciarra und Battistello del Aratro.

Darauf begehrte Don Alfonso, von dem ich wohl bemerkte, daß er der vornehmste von allen sei, zu hören, wie ich in dem Gefecht unweit Bologna entronnen sei, und welches Abenteuer mir seitdem begegnet? Und er führte mich abseits in ein kleines Zimmer, und fragte: „Habet Ihr nun gefunden, daß der Feuergeist seine guten Dienste leistet? — Aber, ich wußte vom Spiritus familiaris, daß ich Euch hier treffen würde; darum bin ich gen Celano aufgebrochen und hieher gekommen. Nun folget mir als ein tapferer Streiter ins Feld. Es soll Euch nicht gereuen. Euch allein vertraue ich an, das Schlößlein Cicoli zu nehmen, und zur Belohnung verheiße ich Euch, das Schönste der Erde darin zu finden.“

„Herr,“ sprach ich, „sendet mich, wohin Ihr wollet; ich achte meines Lebens nicht, seit ich das Schönste auf Erden verloren.“

„Wie meinet Ihr das?“ fragte Don Alfonso. „Ist Euch der Feuergeist abhanden gekommen?“

„Mit nichten. Aber er leuchtet trübe.“

„So sollet Ihr ihn nähren und stärken; er verschmachtet bei Euch, weil ihr ihm keine Speise reichet.“

„Wie soll ich ihn speisen?“

„Stellet ihn von Zeit zu Zeit der Sonne bloß; er nährt sich mit ihren Strahlen, denn er ist himmlischer Natur. Aber der Spiritus familiaris verheißet Euch noch andern Sold. Wisset Ihr, wie Euch Sclafani's Madonna entzückte? — Und wie Ihr sie als Bildsäule sahet? — Lebend soll sie Euch erscheinen, wie sie uns erschienen ist.“

Als Don Alfonso also sprach, schüttelte ich unwillig den Kopf und sprach: „Mich verlangt nicht nach ihr. Der Spiritus familiaris oder die Gunst meines Feuergeistes gab mir die Dirne, und lehrte mich die Eitelkeit menschlicher Wünsche.“ Und darauf berichtete ich treu und genau mein Abenteuer vor dem heiligen Hause zu Loreto, bis zur Flucht Luciens bei Trevi, und wie ich sie beim Hochzeitfeste des Herzogs von Monteleone wieder gefunden und vor drei Tagen verlassen habe.

Da lachte der Herr von Monte-Marciano mit lauter Stimme, und sagte: „Bastiano, Euch hat ein böser Geist geäffet. Das ist aber auch wohl andern Männern widerfahren, welche um den Spiritus familiaris dienen wollen. Ihr habet die schöne Hermingarda di Solis allerdings bei Trevi verloren durch höllisches Zwischenspiel; aber auf der Hochzeit von Monteleone hat Euch ein schöner Kobold geneckt, der Menschengestalt angenommen, um Euch zur Untreue und Sünde an Hermingarden und zu blutigem Mord zu verleiten. Glaubet mir, das war ein Gespenst, was Ihr im Schlosse des Prinzen Colleferro umarmt habet, und der Unhold ist gewißlich wie ein

Rauch verschwunden, als er seine Absicht vollbracht sah."

Als dies der Herr von Monte-Marciano sagte, kam mir ein Grausen an, und noch mehr, da er mich nahm und mich zu den andern Herren zurückführte, sagend: „Don Bastiano schwört, das Fräulein Hermingarda di Solis im Hause Colleferro gesehen zu haben, wo sie die monteleonische Hochzeit feiern."

„Nein, sie ist seit sechs Tagen auf dem Schlößlein ob Cicoli," rief einer der Kavaliere; „dahin entkam sie mit ihrem Bruder Don Domenico Falterra bei unserm Gefecht mit der Besatzung von Cicoli. Wir hatten sie schon gefangen, unsere Leute aber liessen sie wieder im Stich."

„Ist die Rede von Don Domenico Falterra?" sprach darauf Don Marco de Sciarra: „Der ist unter einem Maulbeerbaum begraben bei Olgiato, wo die Landstraße nach Tivoli geht. Gestern des Morgens kam er, mit sechs Reitern, bewaffnet des Wegs von Cicoli, mit ihm ein zartes Frauenzimmer, welches er seine Schwester nannte, auf einem Maulthier reitend. Unserer Vierundzwanzig überfielen ihn. Dennoch wollte er Widerstand leisten, und streifte mit einer Kugel den Mario di Astano. Da stießen ihn drei zugleich nieder, daß er auf der Stelle verblich. Die sechs Reiter flüchteten behend nach Cicoli. Aber Domenico's Schwester ward als gute Beute nach Olgiato geführt. Dort ist sie noch verwahrt, und kein Teufel soll sie antasten, denn ich habe sie mir behalten."

Bei diesen Worten warf Marco den Mantel vom linken Arm, und wies auf ein Tuch, welches er darum gebunden, und sprach: „Da sehet Ihr mein Wahrzeichen. Als ich gestern Nachts von ihr schied, weinte sie laut, und fürchtete Gewaltthat von meinen Leuten. Da schwor ich jedem den Tod, der sie nicht ehrfurchtsvoll ansähe, und ich nahm ihre Hauptbinde, und band dieselbe um meinen Arm, und sprach: „Von nun an bin ich Euer Ritter und Schirm."

Und es war dieselbe Hauptbinde, welche ich an Hermingarden gesehen, als sie mir das erstemal vor dem heiligen Hause in Loreto erschienen war, nämlich das himmelblaue Tuch mit Gold durchwirkt, so ihre Locken zusammenhielt.

Da sah ich ein, daß mich ein böser Geist auf der monteleonischen Hochzeit grausam betrogen. Und das Herz schlug mir gewaltig, und meine Liebe ward wieder neue Flamme.

In dem Augenblick sah ich durchs Fenster auf der Gasse den alten Thorhaimer mit andern Kriegsknechten. Da entbrannte mein Herz, und ich sprang jach hinaus zur Straße. Der Alte fiel mir mit Thränen zu Füßen, umarmte meine Knie und rief: „Gottlob, daß ich Euch wieder sehe, liebster, bester Herr! Daß Ihr noch lebet, habe ich erst seit gestern aus dem Munde eines schönen Fräuleins vernommen, welches untröstlich weinte, da ich Euern Namen nannte. Es ist Euch sehr ergeben. O kommet mit nach Olgiato."

Da ward mir zu Muthe, als wäre alles Zauberei, was ich erfuhr, und ich wußte nicht, ob ich träumte.

Thorhalmers Schicksale.

Darauf begab ich mich abseits mit Thorhaimer, wo uns niemand hören konnte, und forschte aus, wie es ihm ergangen, und welches Fräulein ihm von mir gesprochen.

Und er berichtete nach seiner gewohnten Umständlichkeit alles, wie folgt. Doch hat er seinen Bericht vielmals mit neuen Freudenbezeugungen unterbrochen, weil er mich wiedergefunden, und aus den Augen kamen ihm Thränen. Ich selbst bin dabei oft gar bewegt worden, und schüttelte dem Alten oft die Hand, und schwor ihm, daß ich ihn lebenslang nicht wieder von mir lassen wolle.

Er sagte, nach dem Gefecht unweit Bologna habe jedermann behauptet, ich sei erschlagen. Nur ein einziger Reiter widersprach dem, und versicherte, er habe gesehen, wie ich des entgegengesetzten Wegs geflüchtet sei, statt mich zu den Andern zu halten. Von unsern Leuten ist aber niemand bei dem Handgemenge umgekommen; nur sind vier verwundet worden, doch ohne Gefahr. Don Alfonso aber sei ein verwegener Mann, denn er habe wiederholt sich in den dicken Haufen der Feinde geworfen, und viel Schadens gethan, und mit eigener Hand mehrere Kriegsknechte niedergehauen. Auch glaube Jedermann, er sei stich- und schußfest, denn ihm sei kein Haar gekrümmt worden.

Nachdem habe Don Alfonso sich in die appeninischen Berge begeben, wo man noch mehrere Freunde gefunden, daß ihrer über hundert an der Zahl geworden. Auch Don Marco de Sciarra sei dabei gewesen. Darauf hat Don Alfonso befohlen, in getheilten Haufen gen Apulien zu ziehen. Thorhaimer aber, voll großer Betrübniß, daß er mich verloren, habe Abschied nehmen, und den Rückweg nach Deutschland wählen wollen. Da sei Don Alfonso zu ihm gekommen, sagend: er wisse nun gewiß, daß ich noch am Leben wäre, und in Apulien werde mich Thorhaimer wieder finden, wie denn auch in der That erfolgt ist.

Dieser Zuspruch hat den Thorhaimer also getröstet, daß er den Verbannten willig gefolgt ist. Und da die Haufen getheilt worden sind, ist Thorhaimer dem Marco Sciarra gegeben; denn Marco hat ihn vom Monte-Marciano verlangt, weil er einen Deutschen zu seiner Leibbedienung gewünscht.

Nach diesem ist Thorhaimer immerdar bei dem Marco, als seinem Herrn, geblieben, und mit ihm nach Apulien gegangen, wo man, wie auch im Neapolitanischen, allerlei Volks zum Krieg geworben.

Don Alfonso hat auch Volk werben wollen in Monte-Marciano, aber der Gouverneur der Pro-

vinz hat es untersagt. Danach sei Alfonso zum Marco gekommen, der sich in das Land Abruzzo zurückgezogen, nachdem er die römische Landschaft durchstreift und ausgeplündert.

Hier haben die Häupter der Verbannten den Herrn Monte-Marciano zu ihrem Anführer erkohren, obwohl Pierconto Gabutio sehr dagegen geredet, und sind mit siebenhundert entschlossenen Mannen in das Römische eingefallen, und bis vor die Thore der Stadt Rom gedrungen. An reicher Beute hat es nie gefehlt, und das Landvolk jederzeit mit den Verbannten gehalten. Auch ist Paolo Vagelieri, den der heilige Vater wider sie ins Feld geschickt, ohne Unterlaß geschlagen worden. Darauf hat der Papst Urban den Vagelieri zurückgerufen, und dem Virginio Ursini das Kommando übergeben wider die Verbannten. Desgleichen hat der Großherzog von Toscana den Marchese Camillo del Monte mit achthundert Fußknechten und zweihundert Pferden ausgeschickt, dem Virginio Beistand zu leisten.

Aber Don Alfonso Piccolomini habe dem Virginio eine Falle gelegt, und ihn bei Storta unweit Tivoli in einen Hinterhalt gelockt, also, daß die Römer zusammengehauen und mit blutigen Köpfen auseinander gesprengt sind. Virginio ist selbst nur mit genauer Noth entronnen.

Während sich nun Virginio mit dem Camillo del Monte und seinen toskanischen Kriegsleuten vereinigte, hat Marco de Sciarra Olgiato in Besitz genommen, dessen Mauern gar fest sind. Und bei einem Streifzug, welchen Marco gegen das Städtlein Cicoli unternehmen wollte, ist man einigen Bewaffneten begegnet, welche ein Frauenzimmer begleitet. Einer von diesen ist erschlagen; darauf haben die andern Fersengeld gegeben, und das Frauenzimmer ist nach Olgiato geführt, wo es Don Marco in seinem Hause mit großer Ehrerbietung behandelt.

Da fragte ich den Thorhaimer: wann dies geschehen? Und er antwortete: „Es sind kaum vierundzwanzig Stunden. Das Fräulein ist schon einmal in Gewalt der Verbannten gewesen, vor sieben oder acht Tagen; aber damals nebst seinem Bruder glücklich in ein Schlößlein ob Cicoli entkommen. Da aber dieser Bruder die Straßen sicher gemeint, weil Virginio und del Monte mit einem Heer nahe stehen, hat er die Schwester gezwungen, den Weg fortzusetzen, worüber er das Leben verloren.

Neuer Kummer.

Nachdem Thorhaimer also geredet, schüttelte ich den Kopf ungläubig; denn es wollte mir nicht ein, daß ich in dem Hause des Prinzen Colleferro mit einem Blendwerk und höllischem Gaukelspiel zu thun gehabt haben solle. Auch war es wohl gedenkbar, Donna Lucia habe sich, da sie Don Lamentano's Tod vernommen, eilfertig auf die Flucht begeben, und sei mit ihrem Bruder in das unvorhergesehene Unglück gestürzt. Dieweil ich nun aber erst vor zwei Tagen aus dem Hause des Prinzen geflohen, konnte nicht wohl sein, daß dieselbe Person schon vor sechs Tagen bei Cicoli gesehen worden, mit welcher ich in gleicher Zeit die Eifersucht des Lamentano betrogen hatte.

Aber Thorhaimer versicherte, aus dem Munde des Fräuleins die Begebenheit bei Cicoli erfahren zu haben, also, daß er nicht an der Wahrheit dessen zweifelte. Sie sei, sagte er, eine gar tugendsame und liebreizende Person, und kein Unwahres auf ihren Lippen. Er habe den ganzen gestrigen Tag bei ihr zugebracht, auf Marco de Sciarra's Geheiß, um sie zu trösten und zu bedienen. Und da sie bemerkt, daß er, Thorhaimer, ein Deutscher wäre, habe sie ihn angefragt, ob er vielleicht einen deutschen Kavalier kenne, und habe ihm meinen Namen genannt und meine Person und Kleidung geschildert. Da sei er hoch aufgefahren vor Freuden, und habe gerufen: „Das ist mein Herr! wo ist er? wann habet Ihr ihn gesehen? lebt er noch?"

Darüber ist Thorhaimer mit der vermeintlichen Dame Lucia sehr vertraut geworden. Und sie hat ihm erzählt, wie sie mich in Loreto auf der Wallfahrt kennen gelernt, wie ich sie aus den Händen ihres Stiefbruders großmüthig befreit, und bis Trevi gebracht. Da habe sie in einem Wäldlein auf mich gewartet, während ich gegangen sei, einen Wagen in der Stadt zu miethen. Nach einigen Stunden hätte sie Rosse gehört, und sicherlich geglaubt, es sei niemand, denn ich; darum wäre sie frohlockend auf die Landstraße hinausgegangen, und im gleichen Augenblick von drei Männern umringt worden, die zu Pferde herangesprengt kamen. Einer derselben wäre ihr grausamer Stiefbruder gewesen, der ihr einen Faustschlag gegeben, davon sie zu Boden gefallen. Dann hätten die beiden andern sie zu ihrem Bruder auf das Roß gehoben, und auf seinen Befehl ihr die Füße gebunden, und den Mund geknebelt, auch das Roß, auf welchem sie bisher geritten hatte, mitgenommen. Dann wären sie schleunig davon gejagt, sie habe nicht gewußt, wohin. Sie habe vor Entsetzen alle Besinnung verloren, und wäre in Ohnmacht geblieben lange Zeit. Als es Nacht geworden, habe Domenico in einem Städtlein Herberg genommen, und ihr befohlen, sich von der Farbe zu waschen, womit ihr Gesicht übertüncht gewesen, um sich unkenntlich zu machen. Auch habe sie müssen weibliche Kleidung anlegen, und so wäre die Reise folgendes Tags weiter gegangen, bis man endlich gen Rom gekommen. — Hier sei sie tödtlich erkrankt, aber durch die Kunst der römischen Aerzte schnell genug hergestellt worden, also, daß Domenico auf die Fortsetzung der Reise gedrungen. Er habe ihr aber nie bekennen wollen, wohin er sie zu führen gedächte, und da sie gedroht, sich das Leben zu nehmen, habe Domenico gesagt: er führe sie in ein Kloster. Deß sei sie wohl zufrieden gewesen, und ihm daher von Rom williglich gefolgt. Auch habe sich von da an

Domenico freundlicher gegen sie bezeigt, ihr ein bequemes Maulthier verschafft, und was sonst vonnöthen gewesen zu ihrer Erquickung. Und da sie gen Tivoli gekommen, wäre ihnen viel flüchtiges Kriegsvolk entgegen gelaufen, sagend: Piccolomini wäre im Anzug mit einer großen Menge Verbannter. Wie ihr Bruder nun wieder nach Rom umkehren wollen, sei ihnen abermals fliehendes Volk entgegengeeilt, mit Klaggeschrei, die Banditen wären vor den römischen Thoren, und bedrohten die Stadt. Da habe Domenico sich gegen das Gebirg gezogen, in der Meinung, der Gefahr durch einen Umweg zu entrinnen. Allein er wäre nun erst seinem verderblichen Verhängniß zugelaufen. Denn bei Cicoli fast gefangen, wäre er hernach bei Olgiato wegen thörichten Widerstandes, welchen er leisten wollen, grausamer Weise umgebracht worden.

So erzählte Thorhaimer, und ich konnte nicht länger zweifeln, daß Lucia in Olgiato lebe. Ich beschloß also, gleich mit Thorhaimern dahin zu eilen, um zu sehen, wie das Unmögliche möglich sei.

Wie wir aber ins Haus zurückkamen, wo Piccolomini mit den übrigen Häuptern der Verbannten war, und ich ihm sagte, daß ich gen Olgiato wolle, klopfte er mir auf die Schulter, und sprach: „Morgen gehen wir insgesammt dahin; bis dahin geduldet Euch. Denn wir haben vor einer Viertelstunde vernommen, Olgiato sei von der gesammten und vereinten toskanischen und römischen Macht berennt. Darauf ist Marco de Sciarra mit fünfzig Reitern alsobald aufgebrochen, um sich noch zu rechter Zeit in den Platz zu werfen, wenn er hindurch kann. Auch Pietrangelo, Tutio de Petralta und der Battistella sind mit ihm dahin, alles verzweifelte Bursche, die den offenen Höllenschlund nicht scheuen.“

Diese Worte erschreckten mich sehr; denn nun lagen alle meine Hoffnungen zu Boden. Zwar sprach mir Piccolomini Muth ein, und sagte: „Don Bastiano, ich führe Euch morgendes Tags in Olgiato ein, und wenn zwanzigtausend Mann davor lägen!“ Dennoch tröstete mich das nicht.

Nächtliche Erscheinung.

Wie ich um Mitternacht schlief, erwachte ich von einem wunderbarlichen Getöse, und es war mir, als höre ich mich deutlich bei Namen rufen, und als wäre es Hermingardens süße Stimme. Da ich die Augen aufthat, schwebte sie wie auf einer blaßgelben Wolke in der Mitte des Zimmers. Ihre Augen schienen mich voll großen Mitleids zu betrachten, und ein sanfter Schmerz lag in ihren himmlischen Zügen verbreitet. Sie war weiß gekleidet, wie in Schnee, und um ihr Haupt faßte die Fülle ihrer Haarlocken das himmelblaue mit Gold durchwirkte Tuch zusammen. Je länger ich sie betrachtete, je heller und schöner ward sie, daß sie endlich wie aus Lichtstrahlen glänzte. Und ich konnte nicht rufen und nicht reden. Mein Herz lag in Angst und Wonne. Ihre Gestalt ward aber immer hellleuchtender, daß sie wie eine Strahlensäule dastand, und von dem Glanz ward alles umher bedeckt, daß meine Augen ihn nicht ertragen mochten. Und ich fühlte mein Lager sanft mit mir emporgehoben und durch die Lichtstrahlen schwimmen, wie durch ein Meer von Sonnen, und ein sanftes Brausen floß um mich her. Da sank ich auf mein Lager zurück, und schloß die Augen in betäubter Ohnmacht.

Wie ich wieder zu Kraft genas, und die Augen öffnete, war Alles finstere Nacht, und ich sah durch das Fenster die himmlischen Gestirne. Deß verwunderte ich mich, und konnte nicht fassen, was mir geschehen sei? — Und ich dachte, dies Gesicht bedeute mir ein großes Unglück. Deshalb zog ich den Gürtel, um den Feuergeist zu befragen. Wie ich aber das Fläschlein hielt, glänzte es so hell, daß der Schein davon schier mein ganzes Lager beleuchtete. Dies war also ein günstiges Vorzeichen, und machte mir große Freude.

Ich betete aber zu Gott und der heiligen Jungfrau mit vieler Inbrunst, daß sie mich vor den Fallstricken des Satans bewahren wollten, auf daß ich nicht vom bösen Geist wieder versucht werde, wie bei der monteleonischen Hochzeit.

Treffen bei Olgiato.

Andern Morgens war ich früh auf, denn ich konnte nicht erwarten, bis wir aufbrächen gen Olgiato. Aber meine Freude ward zu Wasser; denn Piccolomini erwartete noch Bericht von der Stärke und Stellung des Feindes; auch wollte er unsere Leute wohl ruhen lassen.

Gegend Abend kehrten die ausgesandten Kundschafter zurück, und erzählten, wie sie erfahren, Don Marco de Sciarra habe sich glücklich und noch zu guter Stunde in den Platz geworfen; aber nun sei er in Olgiato eingesperrt, daß keine Maus weder aus noch ein könne. Der toskanische Herr General Camillo del Monte liege nebst Virginio Ursini mit aller Macht davor, doch scheine es beiden an Kraut und Loth zu fehlen. Es sei aber dergleichen von Rom unterwegs.

Als Piccolomini dies gehört, gab er Befehl, daß sich jeder bereit halten solle, auf den andern Tag den Feind zu suchen; man wolle in der Morgendämmerung hinaus, Olgiato zu befreien.

Ich erwachte fröhlich, da mich Thorhaimer rüttelte. Piccolomini beschenkte mich mit zwei kostbaren neapolitanischen Zeltern aus des Vicekönigs Marstall; Steigriemen und Zaum glänzten von Silber, und die Decken aus purpurfarbenem köstlichem Zeuge starrten von Gold. Auf meinen Hut setzte er zwei hohe Reigerfedern, schneeweiß, und um meinen Hals hing er eine goldene Kette. Daran erkannte man die Feldhauptleute. Er gab meinem Befehl fünfzig Reisige unter, und sprach: „Bastiano, Ihr sollet heut den Vortrab führen, auch der erste im Angriff sein; denn wir müssen

die Toskaner und Römer aus einander jagen, und uns mit dem Marco de Sciarra vereinen. Können wir Olgiato nicht retten, so ist der Kern unsers Heeres verloren, und die schöne Hermingarde di Solis dazu."

Ehe die Sonne aufging, waren wir schon weit von Celano, und gegen Mittag erblickten wir die Thürme und Mauern von Olgiato. Camillo del Monte hatte von unserm Anzug vernommen. Er kam uns entgegen in einem kleinen Thal. Die Römischen standen links auf den Anhöhen; die Toskanischen waren in der Fläche. Virginio Ursini befehligte die auf den Hügeln. Der Feldherr des Großherzogs hielt die Mitte, wo er drei Stück Geschütz hatte, und Ercole di Pisa, sein Feldhauptmann, führte die toskanische Reiterei an, die uns zur Rechten stand.

Da befahl Piccolomini dem Pierconto de Montalto, mit hundert Fußknechten die Römer von den Bergen zu treiben; mir, dem Ercole entgegen zu gehen; er selbst mit allen übrigen wollte den Camillo del Monte nehmen. Bevor Piccolomini noch die Schlachtordnung gestellt hatte, kam die toskanische Reuterei gegen uns an mit verhängtem Zügel, und das schwere Geschütz war gegen unsere Fußknechte gerichtet. Da rief ich meinen Leuten, und wir zogen dem Ercole entgegen.

Wie wir an einander waren, erhoben alle ein großes Geschrei, und jeglicher faßte seinen Mann. Aber die Welschen sind feige Leute; sie mögen sich lieber gegen Wunden decken, als solche zufügen. Daher tummelten sie sich weidlich herum, Alles in großer Ordnung durch einander; einer trachtete dem Andern im Rücken beizukommen, oder den Rücken frei zu haben. Und da wir übermannt waren von den Toskanischen, nahmen meine Leute bald die Flucht. Jedoch zum Glück hatte Piccolomini unsere Noth gesehen, denn er schickte uns noch hundert Reiter zum Beistand. Da ging das Gefecht neuerdings an.

In dem Getümmel kam mit gezucktem Schwert auf schwarzem Roß ein Kavalier gegen mich gerannt, und ich sah, wie er sich unter den Seinigen Platz schaffte, um mit mir handgemein zu werden. Wie er vor mir war, rief er: „Ich bin Ercole di Pisa, und wills allein mit Euch ausmachen, wenn Ihr der Verräther Piccolomini seid." Ich sagte: „Ich will Euch alsogleich mit dem Schwert meinen Namen zwischen beide Ohren legen." Darauf sind wir an einander gerannt, und die Leute um uns her standen still, den Kampf zu schauen. Wie wir uns tummelten, legte ein toskanischer Reiter die Büchse auf mich an, aber ich entkam ihm, und Ercole rannte in den Schuß und ward getroffen von seinen eigenen Leuten. Ich spaltete ihm, wie er sank, den Schädel. Da stieg entsetzliches Geschrei auf von allen Seiten, und unsere Reisige griffen frisch an. Aber die Toskanischen wehrten sich verzweifelt. Nach einer Stunde kam ihnen viel Fußvolk zu Hilfe, auch setzte man uns mit einem Stückgeschütz hart zu, so daß wir viele verloren. Da drehten unsere Leute dem Feind den Rücken zu, und suchten das Weite. Ich selbst war zweimal daran, gefangen zu sein, und entkam doch glücklich.

Als wir nun unser Fußvolk suchten, sahen wir es schon weit von uns in der Flucht; denn wie ich nachher erfahren, hat Pierconte de Montalto dem Virginio auf den Höhen schlechten Stand gehalten, also, daß er das erste Zeichen zur Flucht gegeben.

Der Feind aber verfolgte uns nicht weit, denn er befürchtete Hinterhalt. Wir kamen athemlos und zerstreut bei einem Dörflein zusammen, St. Maria geheißen, das auf einem Berge lag. Piccolomini war sehr aufgebracht, und fluchte abscheulich, und vermaß sich hoch und theuer, er wolle es dem Camillo del Monte folgendes Tages einsalzen. Wir hatten von den Unsrigen bei hundert Leute eingebüßt. Aber die Feinde hatten auch beträchtlich verloren, wie wir von den Ueberläufern und Gefangenen vernahmen; der Oberfeldherr Camillo trug selbst eine Hand schwer verwundet, und mußte das Heer verlassen, also daß nachher Virginio allein die Belagerung von Olgiato fortsetzte.

Besuch in Olgiato.

Durch solche Niederlage war die Muthlosigkeit unserer Leute so groß geworden, daß sie in der Nacht haufenweis davon liefen, am meisten die Neapolitaner.

Da sagte Piccolomini in der Versammlung der Hauptleute: „Haben wir nur erst den Sciarra frei, so mögen wir wieder bis Rom ziehen; denn er hat unsere tapferste Mannschaft mit sich in das Nest genommen. Es soll einer hin, und ihm sagen, wie er sich durchschlagen und zu uns stoßen müsse."

Weil hierauf Niemand antwortete, und mich die Neugier und Liebe nach Lucien baß plagte, sprach ich: „Wohlan, das übernehme ich. Ich gehe als Ueberläufer zum Virginio in künftiger Nacht, und erforsche seine Stellung, und trachte auf Olgiato zu kommen." Der Anschlag gefiel Allen wohl.

Als es nun Nacht ward, übergab ich meine Sachen und Gelder dem Thorhaimer, mit Verheißen, er solle mich bald wieder sehen. Thorhaimer wollte mit Gewalt mich begleiten; aber ich litt es nicht. Dann zog ich das Kleid eines gemeinen Fußknechts an, und beurlaubte mich vom Piccolomini, und nahm den Weg gegen Olgiato.

Wie ich eine Stunde gelaufen war, fand ich zwei von unsern Leuten, die ebenfalls im Begriff waren, zum Virginio überzugehen. Wir machten gemeine Sache zusammen, und kamen vor Tagesanbruch zu den Toskanern, denen wir unsere Dienste antrugen. Sie führten uns in das Gezelt des Virginio, wo er uns über alles befragte, was Piccolomini mache, dann wurden wir weggeführt, und nicht beisammen gelassen, sondern unter verschiedene Haufen getheilt.

Ich blieb neun Tage lang bei den Römischen, und Alles ging müßig und links und rechts auf Beute aus, oder schoß zum Zeitvertreib gegen Sciarra's Volk auf den Mauern von Olgiato. Denn Virginio wollte nichts unternehmen, bis das schwere Geschütz von Rom angekommen sein würde.

So hatte ich Zeit genug, das ganze Lager zu durchlaufen, und als ich mir Weg und Steg aller Orten wohl gemerkt hatte, und wo Virginio am schwächsten stand, schlich ich in der Nachtstunde davon, und kam zum Graben von Olgiato. Die Wächter wollten anfangs die Zugbrücke nicht niederlassen, obwohl ich sagte, ich komme aus Auftrag des Herrn Monte-Marciano. Endlich ist Don Marco de Sciarra selbst herbeigerufen worden, und da ich ihm meinen Namen sagte, befahl er, mich einzulassen.

Nun berichtete ich ihn, weshalb ich mich auf den Weg zu ihm gemacht habe, und in welche Noth Piccolomini seit dem letzten unglücklichen Gefechte gerathen sei. Wir sprachen die ganze Nacht mit einander. Sciarra sagte, er wolle Rath halten mit den Seinigen. Darauf wies er mir ein Nachtlager in seinem Haus.

Hermingarde.

Nun brannte ich vor Begier, das Fräulein zu erblicken, aber meine Hoffnung ward den ganzen folgenden Tag vereitelt. Denn Sciarra, Battistella, Tutio de Petralto, und die andern Häupter der Verbannten liessen mich nicht los, und hatten beständig Raths mit mir zu halten.

Wie ich den andern Tag vor der Thür des Hauses stand, mich umzuschauen, erblickte ich ein verschleiertes Frauenzimmer, welches sich auf das Geländer des Erkers über mir lehnte, und seine Blicke nach mir zu richten schien. Ich grüßte höflich hinauf und zitterte vor Furcht und Freude, denn es schien die Gestalt meiner Geliebten zu sein. Ich hatte auch nicht geirrt; denn sie schlug den Schleier auf, und sagte mit schwacher Stimme: „O Gott, Bastiano, seid Ihr es!“

Wie ein Pfeil flog ich hinauf die Stiegen — zu ihrem Gemach — zu ihren Füßen.

Sie war sprachlos, schwankte und sank ohnmächtig zu Boden, gleich einer Todten. Ich hob sie auf und trug den schönen Leichnam zum Ruhebett, und rief mit tausend Liebkosungen ihre Seele in den süßen Leib zurück. Eine Zeit lang, wie ich sie betrachtete in der todhaften Stellung, schien sie mir fremd. Als sie aber die Augen aufthat, erkannte ich Donna Lucia wieder.

Ich hing über ihr, ihre blassen Lippen küssend. Da drängte sie mich zurück, und sprach, wie sie mich lange betrachtet: „Er ist's!“ Und sie richtete sich auf und starrte mich wieder lange Zeit an; dann fiel sie an meine Brust, laut weinend.

„Ist Euch meine Erscheinung ungelegen, Donna Lucia, oder klaget Ihr, daß ich Euch unglücklich machte?“

Sie lispelte leise ein schwaches „Nein!“

„Aber Ihr wisset,“ fuhr ich fort, „ich mußte Euch verlassen. Bleiben konnte ich ja nicht. Ich aber war unschuldig.“

„O Ihr waret unschuldig, guter Bastiano.“

„Wann habet Ihr Eures Bruders Tod erfahren?“

„Ich sah ihn vor meinen Augen sterben. Gott gebe seiner Seele Frieden, lieber Bastiano. Er trennt uns aber fortan nicht mehr.“

„Er ist also an seiner Wunde geblieben?“

„Ich sah ihn sterben.“

„Was sagt man? Sprach man nicht davon, mich zu verfolgen? Hat mir keiner nachgesetzt?“

„Nein, Bastiano. Sie waren zufrieden, mich in ihrer Gewalt zu haben, und kümmerten sich um Euch nicht.“

„Aber wie seid Ihr ihnen entronnen?“

„Bei Olgiato erschlugen sie ihn, wie ich Euch sagte, und seine Helfershelfer entflohen, und die Verbannten führten mich hieher. Ach, Bastiano, nur um Euch trug ich leid! Hätte ich Euch nie nach Trevi hinaufgehen lassen! Daher das große Unglück! Ich hätte es wohl noch ertragen mögen bis zum Bolsener-See. O verzeiht mir! ich glaubte uns schon in aller Sicherheit.“

„Wie kömmt es Euch bei, süßes Fräulein, noch um das vergangene Alte zu klagen?“

„Sollte es nicht sein? Ach, konnte ich hoffen, Euch jemals wieder zu sehen? O wenn Ihr wüßtet, guter Bastiano! seit Trevi bis heut, was ich gelitten habe! Wie lieb wäre mir gewesen, zu sterben!“

„Seit Trevi bis heut?“ rief ich lachend: „und seitdem haben wir uns nicht gesehen?“

Sie entgegnete darauf: „O wohl, in Träumen und Gebeten, alltäglich und nächtlich.“

Als sie dies gesagt, drückte sie meine Hand inbrünstiglich an ihre Brust. Ich aber hütete mich wohl, ihr von der monteleonischen Hochzeit und von Lamentano ferner zu reden, weil sie mich nicht verstanden, und ich war überzeugt, daß Donna Lucia und alles was im Hause Colleferro geschehen, das Blendwerk böser Geister gewesen sein möge. Und ich sah wieder die Heilige, wie ich sie in Loreto gesehen, und liebte sie mit noch größerer Gewalt, als jemals. Da schwor ich auf meinen Knien, sie nie wieder zu verlassen, und sollte ich darum das Leben einbüßen.

Indem trat Don Marco de Sciarra hinein, welcher sich verwunderte. Da sagte ihm Hermingarde, wie sie sich freue, mich wieder gefunden zu haben, und wie wir in Loreto Bekanntschaft gemacht. Er aber schien darum verdrießlich, und runzelte die Stirn sehr. Doch blieb er in den Schranken der Höflichkeit, und konnte sich meisterlich verstellen. Er führte mich aber von Hermingarden hinweg, um mit mir Raths zu pflegen, wie wir in folgender Nacht Olgiato verlassen, Virginio's Heer durchbrechen, und uns mit Piccolomini vereinigen wollten. Auch stellte er es so

geschickt an, daß ich Hermingarden den ganzen Tag nicht wieder sah.

Flucht aus Olgiato.

Ich aber verließ das Haus fast gar nicht, und hütete alle Ausgänge mit meinen Augen. Auch befragte ich, wie es dunkel ward, den Feuergeist, und da er mir hell und freudig entgegenglänzte, schöpfte ich frischen Muth.

Um die Mitternachtstunde sammelte sich in aller Stille das Volk der Verbannten vor Sciarra's Haus. Auch sah ich, wie Hermingarde dicht verhüllt auf die Straße hinausgeführt und auf ein Maulthier gehoben ward. Da bin ich zu ihr getreten, als wollte ich zu ihrer Bequemlichkeit bereit sein, und drückte ihre Hand, sagend: „Fürchtet Euch nicht, schönes Fräulein, was auch geschehen möge; denn Bastiano ist um Euch, und wird Euch nicht verlassen." — Sie antwortete: „Gottlob, nun fürchte ich mich nicht!"

Sciarra blieb bei ihr zu Fuß, und stellte sich zu ihr in die Mitte des Zuges. Ich aber mußte vorn an die Spitze desselben treten, wie unter den Anführern verabredet worden, um allen den Weg zu zeigen. Man hatte mir auch ein weißes Tuch um den Hut geschlagen, damit mich ein jeder in der Finsterniß erkennen möchte.

So zogen wir aus der Pforte von Olgiato den Hügel hinab nach der Gegend, die mir wohl bekannt war, und wo nur Virginio's Leibwachen die Hut hatten. Als wir zu einem Bach kamen, hinter welchem die Römer lagen, rief mich ein Soldat an, ich aber stieß ihn sogleich mit der Hellebarde nieder. Da liefen auf sein Geschrei die römischen Kriegsknechte zusammen, und es erhob sich ein entsetzlicher Lärmen jenseits des Baches.

Obwohl wir nun verrathen waren, gingen wir doch mit festem Schritt hinüber, und es erhob sich alsbald ein lebhafter Streit. Je weiter wir drangen, je größer ward die Zahl derer, die uns Widerstand leisteten, bis wir zuletzt von allen Seiten umringt waren. Man hörte weit umher nur das Brüllen und Geschrei derer, die sich zum Kampf ermunterten, oder von ihren Wunden niederfielen; das Auseinanderschlagen der Waffen, und das Knallen der Büchsen. Virginio selbst, wie wir den Tag nachher in Erfahrung gebracht, ist zu dem Gefecht gekommen, und hat zwei Wunden davongetragen.

Die Verbannten aber kämpften, wie Verzweifelte thun, und drangen unaufhörlich vorwärts. Die Römischen umschwärmten uns in großer Verwirrung, wie wüthende Wespenhaufen, und konnten wir uns ihrer nur mit großer Mühe erwehren.

Als ich merkte, daß das Gefecht hinter uns noch hitziger war, denn vor uns, gab ich meinen Hut einem, der neben mir stand, und zeigte ihm den Weg nach St. Maria, der nicht mehr zu verfehlen war. Dann ging ich zurück, weil mir für Hermingarden bangte. Zum Glück graute der Morgen schon.

Da sah ich vor mir einen fürchterlichen Streit von vielen Römischen gegen einen der Unsrigen. Ich bahnte mir den Weg, und sah Sciarra am Boden liegen; zwei Verbannte schützten ihn. Als ich aber zu Hilfe kam, flohen die Römer, und hinterließen drei Todte. Sciarra war nicht einmal verwundet, sondern nur zu Boden gerannt.

Da schrie ich: „Marco, wo habt Ihr das Fräulein gelassen?" — Er aber fluchte und verschwor sich, er wisse nicht mehr, wohin es in dem Gedränge gekommen! Da fuhr ich wüthend in die nächsten feindlichen Haufen, denn ich achtete nun meines Lebens weiter nicht, und wollte nicht leben ohne die Himmlische. Wie ich aber mitten im Streit seitwärts einsam das Maulthier stehen sah, lief ich dahin; doch das Fräulein war nicht mehr bei demselben zu finden. Nun ward mein Schmerz ausgelassen, und wo der Kampf und das Getümmel am größten, dahin rannte ich, sie zu finden, oder des Lebens quitt zu werden.

Und wie ich eben über ein Feld lief, hörte ich meinen Namen rufen hinter mir. Es war die Stimme Hermingardens. Hermingarde stand zitternd unter einem alten Baum, und ich war an ihr vorüber gerannt, ohne sie zu sehen. Da schlang ich freudig meinen Arm um sie, und in der andern mein blutiges Schwert, sprach ich: „Nun sterben wir mit einander!" Dann führte ich sie also durch das Gewühl vor, und schlug das römische Gesindel zurück, welches uns entgegenkam, und brachte sie früher, als ich vermuthen konnte, in Freiheit und aus dem Gefecht.

Um diese Zeit ließ aber Virginio's Volk von uns los; denn Piccolomini kam uns mit seinen Leuten zum Beistand entgegen, und unter den Römischen war große Verwirrung eingerissen. Und wie wir auf Piccolomini's Haufen stießen, erhoben wir alle ein großes Freudengeschrei.

Nachdem trat Marco zu mir, und forderte das Fräulein. — Ich aber sprach: „Ihr habet es in der Noth verlassen, und da habe ich es mir mit Gefahr meines Lebens erkauft, und es ist die Beute, welche mir gehört. Auch ist sie mir nur feil, Schwert gegen Schwert, Leben gegen Leben!"

Da ward er ergrimmt, und wollte das Schwert wider mich zucken, aber Hermingarde rief, indem sie mich umfaßte: „Ich lasse ihn nicht, und wollet Ihr ihn tödten, so tödtet mich zuvor." Auch der Herr von Monte-Marciano sprang dazwischen, und wehrte dem Marco mit harten Worten, also, daß dieser fluchend sich von uns entfernte.

Mahnungen.

Wir hatten fortan keine Ruhe, denn Virginio, sobald er Olgiato besetzt hatte, wandte sich wider uns mit seiner gesammten Macht. Darum beschlossen wir, uns im Gebirg zu zerstreuen, und frisches Volk zu werben. Ich aber fürchtete des

Marco Nachstellungen, und ward mit Hermingarden eins, sie zu Martha am Bolsener-See zu bringen. Ehe wir aber den Entschluß ausführen konnten, kam Virginio von allen Seiten gegen die Verbannten angerückt. Da brachen diese in der Nacht auf, und vertheilten sich im Gebirg, jeder nach dem Ort, welchen Piccolomini anzeigte, denn er führte über uns den obersten Befehl. Mich schickte er mit zehn Reitern nach dem Ort Alcini, welcher aus einzelnen Häusern besteht, die hoch an den Bergen liegen.

Als wir dahin kamen, gaben uns die Landleute Nahrung und Obdach, weil wir Geld hatten, ihnen zu zahlen. Auch vermehrten sie meine Schaar mit zwölf entschlossenen Leuten, welche mit uns auf Beute gehen wollten.

Hermingarde aber beschwor mich, diese Lebensart zu verlassen, und mit ihr zum Bolsener-See zu gehen; auch nach Deutschland wollte sie mir folgen, wenn ich es heißen würde. Ihre Worte bekümmerten mich sehr; denn ich konnte ihr noch nicht mein Geheimniß vertrauen. Auch Thorhaimer, der mit uns war, drang mit rührenden Bitten in mich, daß ich dies böse Gewerbe aufgeben solle, welches nichts anderes sei, denn ein gemeines Räuberleben. Aber ich blieb unerschütterlich, denn ich wollte treulich um den Spiritus familiaris dienen, wie mir vorgeschrieben worden. Da nun Thorhaimer sah, daß ich nicht zu bewegen sei, sprach er: „Ich verspüre wohl, liebster Herr, daß Euch geheime Ursachen nöthigen, dies gefährliche Handwerk nicht zu verlassen. Und tröstet es mich, daß es nicht lange währen wird, bis Ihr davon zurückkehret. Doch gedenket des zarten Fräuleins, und daß es nicht diese unstäte und flüchtige Lebensweise ertragen mag, ohne seine Gesundeit einzubüßen. Darum sorget wenigstens für dessen Ruhe und Sicherheit. Auch ist es nicht wohlgethan, daß Ihr mit diesem tugendhaften Fräulein umherziehet, das Euch mit so großer Liebe zugethan ist. Aber an Euch ist es am ersten, die Unschuld des Fräuleins zu schützen. Darum bedenket wohl, was Ihr thut.“

Ich ward durch diese und andere Reden in tiefes Nachdenken gebracht, und beschloß in meinem Herzen, Hermingarden mir durch Priesters Hand vermählen zu lassen, wenn sie einwilligen würde, und sie dann nach Rom oder in eine andere Stadt, oder wohin sie begehren würde, in Sicherheit zu bringen, bis meine Dienstzeit um den Spiritus familiaris abgelaufen sein werde. Da ich aber zu dem Ende noch Unterredung mit Piccolomini pflegen mußte, begab ich mich zu Hermingarden, und stellte ihr vor, wie daß ich, um unserer Zukunft willen, mit dem Haupte der Verbannten Abrede nehmen wolle. Ich versprach ihr, nach zwei Tagen zurückzukehren, und Thorhaimern zu ihrer Bedienung und zu ihrem Schutz zurückzulassen.

Hermingarde willigte weinend in meine Entfernung, und ich erkannte, wie zärtlich ich von ihr geliebt sei. Und es verflossen zehn Tage, ehe ich meinen Vorsatz vollführte. Da aber schickte mir Piccolomini, der zu Scenna lag, einen Eilboten, daß ich mich zu ihm verfügen müsse, und ich gehorchte. Mit stummer Wehmuth lag ich an Hermingardens Brust, und wie ein Verzweifelter schied ich von ihr.

Unglück.

Piccolomini empfing mich zu Scenna mit düsterm Gesicht. Auch vernahm ich bald, welche Unruhen ihn plagten. Er meldete mir, wie der neue Papst Gregorius, des Namens der Vierzehnte, gleich nach seiner Erwählung, ihn, den Piccolomini, und fünfzehn andere Häupter der Verbannten durch ein Breve nach Rom berufen habe. Weil nun keiner von ihnen Folge geleistet, habe der Papst sie alle zum Tode verdammt, und die Herrschaft Monte-Marciano in Besitz nehmen lassen, den Piccolomini derselben verlustig erklärt, und diese Stadt dem Ercole Sfondrata, des Papstes Nepoten, zum Geschenk gegeben.

„Ei,“ sprach ich, „wie mag Euch dieser Verlust zu Herzen gehen? Habet Ihr nicht den Spiritus familiaris, der Euch mehr Gold und Gut verschaffen mag, als der Papst Euch jemals rauben kann?“

Don Alfonso antwortete und sprach: „Es ist auch nicht dies, was mich am meisten betrübt, wohl aber die Unbeständigkeit meiner Freunde. Denn kaum haben sie vernommen, daß ich Monte-Marciano durch den Papst verloren habe, wollen sie gegen mich laut werden, und trachten sie die Leute von mir abwendig zu machen. Der niederträchtige und verruchte Pierconto Gabutio ist wiederum der Erste gewesen, welcher seine alte Feindschaft erneuert und das Volk gegen mich aufgestiftet hat. Dann ist der Marco Sciarra mir gram geworden, seit ich das Fräulein Hermingarda di Solis ihm abgesprochen, daß er Euch dasselbe überlassen mußte, und hat sich zu der Partei des Pierconto geschlagen. Nun ist es darum, daß wir berathschlagen, was wir beginnen, um Ordnung herzustellen.“

Ich sagte, daß ich entschlossen sei, mit ihm zu halten, wenn ich vorher meine eigenen Angelegenheiten berichtigt habe, und trug ihm vor, was ich wegen meiner Geliebten entschlossen sei.

Er erwiederte trocken: das könne nicht sein, denn ich dürfe mich nicht vermählen und einem Weibe anhangen, so lange ich um den Spiritus familiaris diene, widrigenfalls meine Mühe und Arbeit, ja selbst der Dienst des Feuergeistes verloren wäre. Wohl möge ich aber das Fräulein mit mir führen, und dasselbe erkennen, wie eine Gemahlin; doch dürfe mich keines Priesters Hand mit demselben verbinden, bis mein Dienst auf die letzte Minute abgelaufen sei.

Dies machte mir große Bestürzung. Bald darauf kamen Battistella, Tutio de Petralta und

Pietrangelo. Sie sagten, Sciarra liege in dem Städtlein Valva. Man müsse jetzt alles Volk, sammt den Neugeworbenen zusammenthun, gen Valva aufbrechen, und einen Vergleich stiften, oder die Mißvergnügten mit Gewalt zu Paaren treiben. Doch solle man trachten, Sciarra zu gewinnen, und wenn man ihm das Fräulein zurückgäbe, welches er unweit Olgiato gefangen, und durch Monte-Marciano's Spruch verloren, würde er sich leicht versöhnen lassen.

Da sagte ich, wenn das wäre, so würde bis zum jüngsten Tage keine Versöhnung zu hoffen sein, denn ich liesse mich viel lieber viertheilen, als mir meine Verlobte rauben.

Indem kam auch Paolo de Siena herein. Er war den Augenblick von Valva hergekommen, und brachte Briefe von Sciarra an Piccolomini, in welchen Sciarra erklärte, daß er von Piccolomini keine Befehle mehr anzunehmen gedächte. Und als Paolo hörte, daß von dem Fräulein die Rede sei, und als ich meine Worte wiederholte, die ich vorhin gesprochen, brach er in ein großes Gelächter aus, sagend: „Es sei darum nicht zu thun, denn Sciarra habe das Fräulein schon wiederum, und er werde es sich nicht abermals so gutmüthig entreissen lassen."

Ich erstarrte bei diesen Worten vor Schreck, und sprach: „Paolo, Ihr lüget wie ein Schelm; denn das Fräulein ist bei mir in guter Verwahrung."

Er antwortete: „Wenn Euch der Glaube tröstet, so behaltet ihn für Euch. Aber ich weiß, was meine Augen gesehen haben, und diesen Morgen, als er von seinem Streifzug heimkam, hatte er auch das Fräulein gefangen mit sich gebracht, und zwar dasselbe, welches wir mit uns aus Olgiato geführt haben, Namens Hermingarda di Solis. Es weinet und ist untröstlich, vermuthlich ist ihr Don Bastiano lieber."

Da ich dies hörte, war für mich keine Ruhe mehr. Ich sagte dem Piccolomini, welchen ich bei Seite führte, ich zweifle an des schelmischen Paolo Aussage, wolle aber nach Alcini zurück, und sogleich mit meinen Leuten und dem Fräulein zu ihm stoßen. Er könne fest auf meine Treue zählen.

Don Alfonso belobte mich zwar, aber er setzte hinzu, wie er wünsche, sich mit Sciarra auszusöhnen, und daß, falls Sciarra das Fräulein entführt habe, ich des Mägdleins willen nicht unsere gemeine Sache aufopfern solle. Es werde sich schon Gelegenheit finden, ihm die Beute wieder listiger Weise abzujagen.

Diese Rede aus Piccolomini's Munde war mir ein großes Aergerniß; denn ich sah gar wohl aus diesem und allem, was er noch hinzufügte, daß er gesonnen sei, um Sciarra's Freundschaft alles hinzugeben. Darum erkaltete auch ich in meinem Herzen gegen ihn, und schwor, ich würde ihn und den Spiritus familiaris und alles lieber, denn meine Verlobte im Stich lassen.

Damit schwang ich mich auf das Roß, wiewohl es schon spät Abends war, und eilte nach Alcini zurück, indem ich die ganze Nacht ritt. Es ist aber von Scenna bis Alcini eine volle Tagreise. Als ich mich des andern Tages dem Orte näherte, sah ich großen Rauch aufsteigen von der Gegend. Und da ich hinkam, sah ich alle Hütten abgebrannt, alles Volk verschwunden, und weit und breit niemanden, der mir Red und Antwort geben konnte.

Ich stürzte wie sinnlos neben der Brandstätte des Hauses nieder, wo ich den Thorhaimer mit Hermingarden verlassen, und schlug die Erde mit meinen Fäusten, und gebehrdete mich wie ein Rasender. Und raffte mich wieder auf, ließ mein verwundetes Roß stehen, und lief umher zu den entferntesten Hütten an den Bergen, um eine Nachricht von dem großen Unglück zu erhalten. Aber alle Hütten standen leer und verwüstet.

Ueber mein Nachsuchen war der Tag vergangen. Ich blieb über Nacht in einem der verlassenen Bauernhäuser, wo ich einige Lebensmittel fand, die mich erquickten. Folgendes Tags, nachdem ein guter Schlaf meine Glieder gestärkt, machte ich mich zu Fuß auf nach Valva, und schwor, diese Schmach in Sciarra's Blut zu rächen. Denn er allein, wie ich nun überzeugt war, hatte dies Unheil gestiftet. Doch erst den andern Tag des Abends erreichte ich das Städtlein, welches von dem Volk der Verbannten ganz angefüllt war.

Ich mischte mich unter das Gesindel, als gehöre ich zu Sciarra's Leuten, und erfuhr seine Wohnung und daß das Fräulein wirklich darin sei. Wie es dunkel ward, hüllte ich mich in meinen Mantel, und trat mit dem Dolch in der Faust zum Haus hinein, den Sciarra aufzusuchen, und Hermingarden zu erlösen. Es war in dem Hause stockfinster, und ich tappte lange umher. Da hörte ich Stimmen. Ich folgte, denn mir war es, wie wenn ich eine weibliche Stimme darunter erkenne. Ich fand endlich eine Thür. Wie ich sie öffnete, erblickte ich Hermingarden, an einem Tischlein sitzend, das schöne Haupt schwermüthig auf die Hand gestützt. An der Thür ging ein Soldat auf und ab.

Ich rief: „Hermingarde!" Da fuhr sie auf, erkannte mich, und fiel mir um den Hals, rufend: „O Bastiano, rettet mich!" Der Kriegsknecht fluchte, und wollte sie von mir reissen, und zuckte gegen mich sein kurzes Schwert. Aber jach schlug ich ihm den Dolch in die Brust, umfing Hermingarden, und eilte mit ihr stillschweigend zum Haus hinaus über die finstern Straßen. Erst da wir ins Freie gekommen waren, fiel mir Thorhaimer bei, und ich fragte, ob er noch am Leben sei? Sie aber rief ängstlich: „Flieh, flieh, bevor man uns findet. Ich weiß ja nicht, ob Thorhaimer lebt."

Nun verdoppelten wir die Schritte, einem Fußweg folgend, der von Valva hinwegführte; wir wußten nicht wohin. Auch war uns gleichgültig, wohin wir kamen, und wir getrauten kaum zu reden. Ich erfreute mich aber meines Glücks.

Der Himmel war dicht umwölkt, daß man kaum einen Schritt weit sah.

Nachdem wir wohl drei Stunden zurückgelegt hatten, gelangten wir an einen Strom, der sehr breit und reissend zu sein schien. Am Ufer stand eine von Schilf und Binsen aufgeschlagene Hütte, worin kaum drei Personen Raum hatten, wenn sie saßen. Da wurden wir einig, auszuruhen, denn es erhob sich zu gleicher Zeit starker Regen. Und wir flüchteten unter das niedrige Schilfdach, wo wir den Boden mit altem Stroh zu einem Lager bedeckt fanden.

Nun erst erzählte ich Hermingarden, wie ich schon zu Scenna das Unglück erfahren, was begegnet sei, und wie ich nach Alcini zurückgeeilt wäre, und statt ihrer nur rauchende Brandstätten gefunden hätte; wie ich sodann gleich aufgebrochen und zu ihrer Rettung nach Valva geflogen wäre.

Als es Nacht ward und der Regensturm nachließ, bedeckte ich die Heilige mit meinem Mantel, daß sie des Schlummers genösse. Ich aber trat vor die Hütte und wachte die ganze Nacht hindurch, bis zum Morgenroth. Denn ich zitterte, daß sie mir abermals geraubt werden könne.

Merkwürdiges Gespräch.

Nie war Hermingarde liebenswürdiger erschienen, als beim Aufschlagen ihrer Augen im blendenden Gold der Morgensonne.

„Ach!“ sagte sie, „wie sehr liebe ich dich, Bastiano! Aber du hast übel gethan, nach deiner Flucht von Colleferro dich zu den Banditen zu schlagen, und mit diesen Räubern Gemeinschaft zu halten. Gelobe mir, nie wieder zu ihnen zurückzukehren, und mich nach Rom zu führen.“

„Nach Rom will ich dich führen, göttliche Hermingarde,“ antwortete ich: „aber schon in Alcini sagte ich dir: alte und theure Gelübde binden mich an Piccolomini. Ich bin in Verzweifelung. Ich kann dich nicht verlassen. Mein Leben hängt an dem deinigen, und doch, ich verliere alles, wenn ich nicht mit Piccolomini gehe.“

Da wollte sie schlechterdings wissen, was mich an den Verbannten fesseln möge, und ich mußte ihr erzählen, wo und wie ich den Herrn von Monte-Marciano kennen gelernt. Ich that dies auch, doch hütete ich mich wohl, ihr von dem Spiritus familiaris zu sagen, um den ich diene. Wohl gab ich ihr zu verstehen, daß er im Besitz vieler geheimen Wissenschaften sein möge.

„Hermingarde,“ sprach ich, „und meinen Verwandten in der Heimath habe ich gelobet, geheime Kenntniß mitzubringen aus Italien. Piccolomini oder keiner kann mir solche geben. Davon habe ich Beweis.“

Sie sprach: „Es ist ein gemeiner Abenteurer, und Bastiano eine gar ehrliche Haut. Wollte ich Bastiano's Leichtgläubigkeit betrügen, ich würde es können im halben Schlaf.“ — Sie lächelte gar zärtlich bei diesen Worten, damit ich nicht zürne.

Aber ich zürnte doch heimlich, denn ich mochte nicht dulden, daß sie mich weniger achte, als liebe. Und ich wies ihr darauf ihr Bildniß, welches ich immerdar auf meiner Brust trug, und sprach: „Kennst du diese Madonna noch? Seit dem Tage, da ich es in Verona empfangen von Bevilacqua — seit dem Tage habe ich dich mit abgöttischem Herzen geliebt.“

Sie fragte: „Weißt du, woher es Bevilacqua empfangen?“

Ich antwortete: „Aus der Gallerie des Herzogs von Mantua ließ er die Kopie nehmen.“

Sie lächelte, als verstände sie nun alles. Ich aber verstand sie nicht, und fuhr fort: „Als nun Piccolomini das Bildniß bei mir zum erstenmal gesehen, hat er mir verheißen, ich werde dereinst das Urbild lebendig schauen.“

„Er konnte es dir wohl verheißen, Bastiano, da er mich kannte. Ich aber hasse den Piccolomini. Ich sah schon in der Villa Foscarini, daß er dich zu mißbrauchen gedenke. Ich aber ließ mich zu dem Possenspiel verleiten, weil es meinen Freunden Lust machte, dich zu ängstigen. Sage mir, Bastiano, hat dir Piccolomini jemals Geld begehrt? oder hast du ihm jemals geliehen?“

Ich antwortete, jedoch nicht ohne Stocken: „Niemals für sich selbst.“

Sie strich mir lächelnd mit der zarten Hand über das Gesicht, und sprach: „Ich mag nicht sehen, wie du lügest. Es steht dir nicht wohl. Also dafür ließ der Betrüger steinerne Bildsäulen wandeln, um dich zu fangen. Selbst seine Freunde betrog er, und machte sie zum Werkzeug seiner gottlosen Plane.“

Diese Worte machten mich ernsthaft, und ich fragte: „Was weißt du Uebels von dem Mann?“

Sie entgegnete: „Erinnerst du dich der Villa Foscarini? Glaubtest du ernstlich damals, als ich unter den drei Bildsäulen gestanden, ich sei ein Steinbild? oder als ich an deinem Tische vorüber wandelte, mit Kreide gebleicht, wie ein weißer Marmor, ein Stein könne wandeln?“

Da fuhr ich auf erschrocken, und schrie: „Hermingarde, was sprichst du? Bist du selbst es gewesen?“

„Ich war es allerdings, weil uns deine thörichte Gespensterscheu ergötzen sollte. Auch haben wir redlich auf deine Unkosten gelacht. Doch wir hielten den Piccolomini nur für einen lustigen Zeisig, der uns ein Fest geben wollte. Er aber hat dich geblendet, und ich irre mich nicht, du verehrst noch heut in ihm einen Zauberer.“

Von dieser Rede war ich mächtig betroffen. Und da ich sie noch weiter wegen der Umstände jenes Abends befragte, antwortete sie mir auf Alles, nannte mir die Namen der Anwesenden, ihre Gestalt und Kleidung, selbst die Speisen, welche auf dem Tische standen, als die Bildsäule vorüberging, also daß ich an der Wahrheit ihrer Rede nicht zweifeln konnte.

Da verbarg ichs nicht länger, und fragte: ob

sie niemals davon gehört, daß ein Mensch einen Spiritus familiaris besessen, durch welchen er wunderbare Einsichten erlange, und große Dinge verrichte?

Sie antwortete: „Ich habe wohl davon gehört, aber noch niemanden gesehen, der im Besitz des Geistes gewesen. Doch wenn der Piccolomini sich desselben rühmt, so glaube ich es nicht, denn seit er der Herrschaft Monte-Marciano verlustig erklärt worden, ist er ein armer Ritter, der nichts hat, als was er zusammenraubt. Er ist ein Schandflecken seines erlauchten Geschlechtes, und die Seinigen erröthen vor Scham, wenn seiner gedacht wird."

Neue Verlegenheit.

Hermingardens Reden hatten mich in große Bestürzung gesetzt, daß ich in tiefes Nachdenken verfiel, bis sie mich daran mahnte, aufzubrechen, um über den Strom zu kommen und Sciarra's Nachstellungen zu entgehen. Wir gingen also am Wasser entlang, bis wir im Gehölz einen Steg von Baumstämmen darüber fanden, zwischen Felsen. Nach einer halben Stunde erreichten wir ein Bauernhaus, wo wir uns mit schlechtem Brod und Milch erquickten.

Wir hatten nun mühsames Wandern, und mußten zwei Tage lang in schlechten Dörfern Herberg nehmen, bis wir endlich zur Stadt Aquila gelangten. Und ich litt auf dieser Reise großen Kummer um Hermingardens willen, denn ihre zarten Füße waren des Laufens ungewohnt. In Aquila hielt man uns für Pilger, denn wir hatten unterwegs Kleider gekauft und angethan, wie die Wallfahrer zu tragen pflegen. Auch stand ich in großer Noth, weil ich schier ohne Geld war; denn all mein Gut hatte ich dem Thorhaimer zu Alcini in Verwahrung gegeben.

Da Hermingarde erfuhr, wie übel es mit mir sei, ward sie erst ernst, und sprach: „Könntest du mich gen Rom bringen, so wäre mir und dir geholfen. Denn meine Kasten sind durch den Prinzen von Colleferro nach Rom vorausgesandt, und einer meiner Diener dabei. Auch habe ich großen Theil aus dem Nachlaß des Marchese de Lamentano. Ich wollte dich stattlich kleiden, und du würdest bei mir wohnen und mein Bruder heißen."

„Wie?" rief ich mit Erschrecken: „Also warst du doch im Hause des Prinzen Colleferro? Warst du nicht die Courtisane des unglückseligen Lamentano? Bist du wieder Donna Lucia, nicht mehr Hermingarde?"

Sie lachte und sprach: „Du bist ein Thor! und ich bin Lucia; aber nie eine Hermingarde gewesen. Ich muß wohl für dich selber sorgen." Damit verließ sie das Zimmer der Herberg, in welchem wir beisammen waren.

Ich aber saß gleich einem Steinbilde da, und wußte nicht, was beginnen. Denn nun war mir hell, daß ich mit Hermingardens Gestalt reise, und doch nicht Hermingarde habe, sondern daß mich abermals ein böser Geist äffe, wie auf der monteleonischen Hochzeit. Schon waren mir unterwegs oft Zweifel rege geworden, wenn sie vermied, von Olgiato und dem Treffen zu reden, und von unsern Gesprächen in Alcini, was ich ihr alles wiederholte. Auch erwachte mir Argwohn, wenn ich in ihren Armen lag; denn Hermingarde liebte mit keuscherm Gemüthe, als Donna Lucia, und ein allzu verwegener Kuß, in Alcini gegeben, drohte mir ihre Verachtung und Ungnade.

Und je länger ich erwog, je mehr fand ich zwischen dieser und Lucia's Gestalt und Art Aehnlichkeit. Oft hatte ich in Alcini Hermingarden von Piccolomini geredet, aber nie nannte sie ihn einen Betrüger. Wohl hatte mich Don Alfonso oft gewarnt vor bösen Geistern, die mir den Gewinn des Spiritus familiaris zu entreissen trachten würden. Darum riß ich auch allen Verdacht wieder aus dem Herzen, welchen sie mir gegen Alfonso eingeflößt hatte. Denn konnte sie mich von ihm abwendig machen, so war ich auch abwendig vom Spiritus familiaris, und selbst der Feuergeist wäre Betrug gewesen, der mir allezeit Wahrheit verkündet, und mich in den blutigsten Gefechten unverletzt erhalten hatte, wie mir Piccolomini vorausgesagt.

Da beschloß ich, den Feuergeist zu befragen, und noch in derselben Stunde Aquila und Lucia zu verlassen und zum Piccolomini zurückzugeben, wenn er mir durch trübes Licht andeuten würde, daß ich in Gefahr sei. Wie ich ihn aber aus dem Gürtel hervorzog, leuchtete er glänzender, denn jemals; dies machte mich sehr irre, und ich beschloß, abzuwarten, was aus den Gaukeleien werden könne, die mit mir getrieben wurden. Denn der Feuergeist hatte noch nie übel geweissagt.

Und als Lucia wieder in das Gemach hereintrat, überfiel mich ein Schauder; denn je länger ich sie betrachtete, je mehr sah ich doch, es war Hermingarde.

Fortsetzung des Vorigen.

Sie aber schien meiner Unruhe wahrzunehmen, und belustigte sich sehr daran und sprach: „Welchen Unterschied findest du an mir, wenn ich dir als Hermingarde oder als Lucia erscheine?"

Ich sprach: „Keinen, als daß ich deinen Besitz jedesmal mit einer Mordthat bezahlen muß, wie ich denn deinetwillen mich mit dem Blute Lamentano's und mit dem Blute des Soldaten in Valva besudelte. Darum ist mir nicht wohl bei dir. Ich bete dich an und verabscheue dich. Mir ist nicht wohl, bis ich fern von dir bin."

Da hob sie bitterlich an zu weinen, und warf ihre Arme um meinen Hals, flehentlich, daß ich sie nicht allein lasse in der fremden Stadt, ohne Rath und Beistand. Und sie erinnerte mich an meine Gelübde, die ich ihr zu Loreto gethan, und

an die Stunde, da sie mir im Wäldlein bei Assisi zuerst ihre Liebe gestanden. Und sie beschwor mich, ihr den Muthwillen zu verzeihen, welchen sie mit mir getrieben, als könne sie in zweierlei Gestalten erscheinen. Sie habe nur meine eigenen Einbildungen benutzt, und mich darin bestärkt, um sich Vergnügen zu machen. Auch werde Thorhaimer mir sagen, wie sie zu Alcini gelitten, da ich sie verlassen, und wie sie von Sciarra's Leuten hinweggeschleppt worden, habe sie nur meinen Namen gerufen, bis sie ohnmächtig geworden sei.

Und wie sie dies sprach, verschwand mein Grausen, und meine Liebe erwachte von neuem. Denn es war keinem Menschen möglich, sie zu hassen, wenn sie in Thränen verging. Und ich erneuerte meine Gelübde, und erinnerte sie daran, wie sie in Alcini verheißen, mir nach Deutschland zu folgen. So solle es geschehen, und ich wolle sie mir ewig verbinden durch Priesters Hand, doch nicht alsogleich, sondern wenn ich zuvor noch ein großes Geschäft vollendet haben würde, deswillen ich nach Welschland gekommen sei.

Als ich sie besänftigt hatte, ward sie wieder die Holdselige, die sie immer war; doch legte sie ihren Muthwillen ab.

Ich gedachte andern Tags, wie ihr Begehren gewesen, sie nach Rom zu führen, wohin ich selbst verlangte, um Don Bevilacqua zu sehen, an welchen für mich Briefe und Gelder aus Deutschland geschickt zu werden pflegten. Denn ich war jetzt sehr arm, und hatte kaum genug, die Reise gen Rom zu thun. Aber Hermingarde klagte über große Müdigkeit, und bat so inständig, sie einige Tage ruhen zu lassen, daß ich nicht wohl anders konnte. Wir blieben also vier Tage lang müßig in Aquila.

Am fünften Tage kam ein kostbarer Wagen, mit schönen Maulthieren bespannt, vor die Herberge gefahren; ein reich gekleideter Diener trat in das Haus und begehrte Donna Lucia zu sehen. Sie winkte mir, daß ich sie allein lasse, und es verging eine Stunde, bevor sie mich wieder rufen ließ. Da ich zu ihr kam, fand ich viel Gepäck in ihrem Gemach, und sie war köstlich, doch wie zur Reise gekleidet, und hatte goldene Ringe an allen Fingern, und mehrere Goldstücke lagen auf dem Tische.

„Jetzt ist geholfen, Bastiano!“ sprach sie, „und ich danke Euch, daß Ihr mir diese Tage treu geblieben, und mich nicht im Elend allein gelassen, und bitte Euch, mich zu begleiten. Weil aber Eure Kleider zerrissen, und vom Staub und Unrath übel zugerichtet sind, sorget dafür, Euch neues Gewand zu schaffen. Nehmet von dem Gelde, so viel Euch beliebt.“

Es that mich dies Wort befremden, und noch mehr die Art und Weise, wie sie mir zusprach. Ich wollte von dem Gelde nicht, und sagte: ich würde sonder Zweifel in Rom für mich finden.

„Vielleicht gehet Ihr lieber zu Euerm Freund Piccolomini zurück,“ versetzte sie darauf, „und nun will ich Euch länger nicht halten, wenn Ihr in Euer Verderben rennen wollet. Denn ich habe zur Genüge erfahren, daß der Bösewicht Euch mehr werth sei, denn meine Person. Und hätten Euch meine Bitten und Thränen nicht bezwungen, Ihr würdet mich schon den Abend nach unserer Ankunft allhier in meiner jämmerlichen Lage verlassen haben. Gehet denn hin! Ich habe meine Gunst einem Unwürdigen verschwendet. Aber hütet Euch wohl, Euch dessen zu rühmen, es könnte Euch gefährlich sein.“

„Wie, ist das die Stimme meiner Hermingarde, die ich höre?“ rief ich: „Also hieltet Ihr mich nur fest, nicht weil Ihr mich liebtet, sondern meiner zu Euerm Schutz bedurftet? Also waren jene Schwüre und zärtlichen Liebkosungen eitel Trug?“

„Nein, Bösewicht, schöner Bösewicht!“ sagte sie: „Ich habe dich geliebt, und liebe dich noch, wie ich keinen Mann geliebt habe. Und ich fürchte durch dich zur Thörin zu werden. Darum ist besser, wir scheiden; denn ich darf und will mein Leben nicht an das Leben eines Abenteurers hängen, der mit Räubern lebt. Seht, Bastiano, welchen Beweis ich Euch von meiner Liebe gebe. Vergesset des Piccolomini und seiner Bande, kommet mit mir gen Rom, und nennet Euch meinen Bruder, so soll es Euch an nichts gebrechen. Selbst wegen Lamentano's Tod habet Ihr nichts zu befahren, denn Lamentano hat noch reuig ausgesagt, er sei an seinem Unglück schuld, und kein Anderer. Ihr dürfet also ohne Furcht bei mir wohnen und öffentlich erscheinen. Wollet Ihr Piccolomini verlassen?“

Da wandte ich mich mit Verachtung von ihr und sagte: „Nein! eines solchen Weibes willen fällt der Mann nicht ab vom Mann. Daß Ihr mir also redet, ist Zeugniß genug, Ihr habet mich nie geliebt, sondern nur Eure Lust mit mir büßen wollen. Verflucht sei meine Leichtgläubigkeit und der Tag, da ich Euch vor den Schwellen des heiligen Hauses zuerst erblickte; verflucht die Stunde bei Assisi, da ich Eure ersten Gelübde hörte, und verflucht das Bild, das mir die Leidenschaft gab!“

In der Wuth riß ich die Madonna Sclafani's von meiner Brust, und zertrat das Bild auf dem Erdboden, hob die güldene Kette auf und sprach: „Ich will sie zu einem Goldschmied tragen, er wird mir dafür geben, daß ich ohne Eure Almosen reise.“

Ich ging aus dem Zimmer und glühte vor Zorn. Sie rief mir ängstlich nach, und wollte mich zur Umkehr bewegen; aber ich blieb taub und ging von dannen.

Abenteuer in Rom.

Der Goldschmied von Aquila zahlte mir kaum die Hälfte dessen, was die Kette werth gewesen, und betrachtete mich gar argwöhnisch, als hielte er mich für einen Räuber. Von ihm begab ich mich in die Kirche, da eben Messe gelesen ward, und verrichtete mit bußfertigem Gemüth meine

Andacht. Als ich wieder zur Herberge kam, war Donna Lucia in ihrem Wagen abgereiſet; und da ich bezahlen wollte, was wir verzehrt hatten, war die Rechnung ſchon abgethan. Der Wirth übergab mir aber ein Briefchen, welches Lucia für mich hinterlaſſen, des Inhalts: „Sie warne mich zum letztenmal vor meinen ſchlechten Freunden; verzeihe mir auch meinen Zorn, und werde mir in Rom Beweiſe geben, daß ich ihr noch immer theuer ſei. Sie hoffe, ich werde mich eines Beſſern beſinnen und ihr gen Rom folgen.“

Ich zerriß den Brief und verließ die Stadt, und lief den Weg ins Gebirg zurück, um Piccolomini zu ſuchen. Da ich aber unterwegs bedachte, wie ich doch beſſer thue, Don Bevilacqua aufzuſuchen, wo vielleicht Nachrichten von Hauſe auf mich warten möchten, kehrte ich wieder um, und wanderte die Straße gen Rom.

Spät Nachts kam ich in einem Flecken an, Vicovaro geheißen. Da fand ich in der Herberg einen Wandersmann, der am Tiſche ſaß, Wein zu trinken. Wie ich mich zu ihm ſetzte, und ihn näher betrachtete, erkannte ich ihn, daß er zu dem Haufen gehöre, welchen Battiſtella del Aratro führte. Und ich machte mich an ihn, und fragte leiſe: „Iſt der Batiſtella nahe? oder der Piccolomini?“ Da erblaßte der Menſch, und ſah mich mit ſtarrem Blick an. Wie er mich aber erkannte, ſchnalzte er mit den Fingern in der Luft und ſagte: „Alles vorbei! Alles aus einander!“

Nun begehrte ich mehr zu wiſſen, und erfuhr, daß Piccolomini von allen Verbannten im Stich gelaſſen worden ſei, und der Mark Ancona zugeflüchtet wäre, um ſich nach Venedig zu retten. Ein großer Haufen der Verbannten treibe ſich in der Gegend von Niete umher, wo ſie alles Korn auffingen, was den Tiberfluß hinab nach Rom ginge, und ſie hätten tägliches Gefecht mit Don Virginio Urſini, dem päpſtlichen Feldherrn. Auch Don Marco de Sciarra wäre dabei. Aber die Sache neige zum Ende, und Jeder bringe ſeine eigene Haut in Sicherheit.

Eben dies erfuhr ich auch andern Tags auf der römiſchen Landſtraße, wo ich mit den Landleuten redete, die Korn nach Rom führten; denn in der Stadt, wie ſie ſagten, war großer Mangel. Nun gereuete es mich nicht, daß ich nicht, wie es anfangs mein Wille geweſen, ins Gebirg gegangen, den Piccolomini zu ſuchen. Doch fing mir die Flucht des Piccolomini an großes Beſorgniß zu erwecken, und der Argwohn, welchen Donna Lucia in mir angeblaſen, ſchien gerechtfertigt werden zu wollen. Falls Don Alfonſo Herr des Spiritus familiaris wäre, dachte ich in mir ſelber, möchte er aller menſchlichen Nachſtellungen ſpotten; er würde allezeit des Geldes vollauf haben, und an Anhang könne es ihm nicht fehlen.

Zu Rom kehrte ich in eine geringe Herberg ein, wohin arme Bürgersleute zu gehen pflegen; auch gab ich den Leuten vor, aus Deutſchland zu kommen, um zu St. Peter Ablaß zu holen. Ich that es aber, weil mir Geld fehlte. Folgendes Tages kaufte ich mir vor einer Bude ſogleich ſaubere Tracht und einen Degen, und ging damit in meine Herberg und kleidete mich neu. Dann machte ich mich auf, Don Bevilacqua zu ſuchen, und ließ mich zu der Wohnung führen, die er mir ſchon in Verona bezeichnet hatte. Als ich aber dahin kam, vernahm ich mit großer Beſtürzung, wie er vor einem Monat gen Florenz abgereiſet ſei, weil er die böſe Luft von Rom nicht hatte ertragen können.

Nun war ich in großer Noth, denn ich hatte alles, was mir zu Aquila für die goldene Kette gegeben worden war, an die neue Kleidung verthan, und das Brod war in Rom ſo theuer, daß man kaum für Geld bekam. Ich ſtrich den ganzen Tag ſchwermüthig auf den Gaſſen und in den Kirchen umher, und wußte meinem Uebel keinen Rath zu ſchaffen. Ich war zu ſtolz, die verrätheriſche Lucia aufzuſuchen, und wenn ich gewollt hätte, wußte ich nicht, wo ſie finden in der unermeßlichen Stadt. Ich begab mich des Abends ungeſättigt auf mein hartes Lager, wo ich jedoch neben vielen andern Pilgern ſanft einſchlief; denn der Glanz des Feuergeiſtes gab mir tröſtlichen Muth.

Den andern Tag verzehrte ich mein letztes Geld, alſo, daß ich nicht mehr behielt, ein Nachtlager zu zahlen. Ich war in großer Bangigkeit. Aber der Feuergeiſt machte mir neue Hoffnung; denn da ich ihn am frühen Morgen im Dunkeln betrachtete, war er voll Glut.

Es blieb mir keine Hilfe, als die neuen Kleider wieder zu verkaufen, womit ich mich geſchmückt hatte, um mit dem Wenigen, ſo ich daraus löſen würde, Florenz zu erreichen. Aber man bot mir weniger, denn die Hälfte deſſen dafür, was ſie mich Tags vorher gekoſtet hatten.

Da redete ich einen Juden an, und bot ihm die Kleider. Er ſchüttelte den Kopf und fragte nach Koſtbarkeiten; ſagte, er ſähe wohl, ich ſei ein Kavalier, der in der Noth ſei; und wäre bereit, mir zu helfen. Er verlangte nichts von mir zu kaufen, ſondern wolle mir Geld darleihen, wenn ich ihm Unterpfand geben würde. Ich ging mit ihm, wiewohl ich nichts hatte, ihm zu geben. Wie wir nun in ſein Haus getreten waren, begehrte er zu ſehen, was ich ihm als Unterpfand bieten möchte. Ich gerieth in große Verlegenheit, und verſicherte, wenn er mich gen Florenz begleiten würde, ihm ſeine Reiſe zu zahlen, weil ich dort mehr Gelder zu heben habe, als ich gebrauche. Er ſchüttelte zu Allem den Kopf. Da fiel mir, als letztes Hilfsmittel, der Feuergeiſt ein, und ich hoffte den Juden zu bewegen, mich gen Florenz zu bringen, wenn ich ihm zeigte, in welchem wichtigen Beſitz ich ſei. Zwar erinnerte ich mich wohl, wie mich Piccolomini ernſtlich gewarnt, Niemandem mein Kleinod zu verrathen; allein die Noth war groß.

Da ich nun dem Hebräer von diesem Geheimniß redete, horchte er begierig auf, und begehrte den Schatz nur zu sehen, mit Verheißen, er wolle ihn gar nicht berühren. Darauf zog ich das Fläschlein, und wies ihm den Feuergeist. Er betrachtete ihn lange mit großer Aufmerksamkeit, und dann rief er: „Der Herr wird mich nicht betrügen! Ist nichts, denn ein bononischer Stein, auf besondere Art zubereitet und eingeglaset. Ich habe auch, und kann dem Herrn davon verkaufen.“

Damit ging er und reichte ein Geschirr, worin kleine gelbgrüne Steinlein lagen, und stellte sie an die Sonne. „Sehe der Herr, Feuergeister so viel er mag! Aber sie machen nicht stich- und schußfest.“ Nachdem hielt er sie ins Dunkle, und ich gewahrte mit Erstaunen, wie sie gleich glühenden Kohlen brannten und leuchteten wie mein Feuergeist. Da fiel es mir schwer auf das Herz. „Stelle der Herr nur sein Fläschlein oft an das Tageslicht, so wird der Stein darin glänzen, wie ein Carfunkel!“ sagte der Hebräer, und that sein Geschirr wieder auf die Seite. „Der Herr hat nichts anderes, als den bononischen Stein; so können wir keine Geschäfte machen.“

Nach diesen Worten führte er mich an die Thür, und ließ mich auf der Stelle allein stehen.

Darüber bin ich sehr niedergeschlagen gewesen. Ich meinte, ich wolle über die Einfalt und Unwissenheit des Hebräers lachen, und konnte es doch nicht. Zwar hatte sein bononischer Stein viel Gleichheit mit dem in meinem Fläschlein, und hatte im Finstern dessen Licht; auch traf zu, daß man den Feuergeist mit Sonnenstrahlen nähren müsse, gleich wie den bononischen Stein; aber der Feuergeist hatte meinen Leib doch vor allem Unglück bewahrt, und konnte mir bös und gut wahrsagen, was kein bononischer Stein mag. Dann aber gedachte ich wieder, daß der Feuergeist mir schön gestrahlt, wo ich doch von Hermingarden selbst verrathen worden bin, und seit vielen Tagen hell leuchtete, wo ich nicht hatte, meinen Hunger zu stillen. Und wenn ich an Don Alfonso's hilflose Flucht gen Venedig, und an Hermingardens Warnungen, und an den Betrug dachte, welcher mir mit dieser Courtisane gespielt worden, als ich sie für eine Bildsäule halten sollte, entfiel mir alle Lust am Leben. Denn ich sah mich von einem Betrüger ins Elend gebracht, welchen ich für meinen Freund gehalten, und von einem Weibe schimpflich verspottet, welches, seiner Abenteuer zu pflegen, mir wie eine Heilige erschienen war, und meine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit mißbraucht hatte zur Sünde. Da schwor ich in meinem Herzen, keinem Menschen mehr zu trauen, und ich sehnte mich nach einer Einöde, wo ich der Welt absterben könne.

In diesen Gedanken vertieft war ich durch manche Straße gegangen, und stand unweit eines alten Mauerwerks, welches vor Zeiten eine Kirche der Heiden gewesen sein mag, worin sie ihre Götzen verehrt. Und wie ich dasselbe betrachtete, fiel mir ein Mann zu Füßen und umarmte meine Knie, daß ich sehr erschrack. Wie er aber sein Angesicht aufrichtete, war es der alte Thorhaimer, der vor Freude und Thränen nicht reden konnte. Da ward mir, als sähe ich einen Engel des Herrn, und fiel ihm um den Hals und küßte ihn, und weinte vor Freuden wie er.

Nachdem gingen wir Beide Arm in Arm, gleich Trunkenen, durch die Straßen, und wurden des Erzählens nicht satt. Und wie ich ihm sagte, in wie große Armuth ich gerathen, wie Hermingarde treulos geworden sei, stand er still und betrachtete mich, und meinte, ich rede irre.

„Wie sprechet Ihr auch, liebster Herr!“ rief er und schüttelte den Kopf: „Das Fräulein ist nicht von mir gewichen, seit wir in jener schrecklichen Nacht Alcini verlassen haben, da die römischen Kriegsleute den Ort überfielen und verbrannten.“

„Nein, Alter!“ unterbrach ich ihn, „Sciarra hat die Wuth geübt aus Bosheit gegen Piccolomini, und hat das Fräulein mit sich gen Valva entführt, wo ich es wieder befreite.“

Er antwortete: „Wenn Ihr mir nicht glaubet, möge Euch das Fräulein selbst sagen, wie in der Nacht die Römischen gekommen sind, wie der Feldoberst Virginio unser Haus umringt hat, und eingetreten ist; wie sie dann demselben zu Füßen gefallen und um Erbarmen gefleht, weil sie von den Räubern gefangen worden, und nichts mit ihnen gemein habe; wie Don Virginio sie darauf huldreich aufgehoben, und ihr und mir erlaubt hat, mit unserm Gepäck und zwei Maulthieren abzuziehen, und er uns durch seine Leibwachten bis auf die römische Landstraße hat führen lassen; wie hinter unserm Rücken die Hütten von Alcini gebrannt haben; wie das Fräulein zum See Bolsena begehrt hat, aber krank geworden, ehe wir Rom erreicht hatten; wie es seitdem in Rom auf dem Krankenlager geblieben, und nur durch die Hoffnung genesen ist, daß ich Euch im Gebirg von Abruzzo aufsuchen und wiederfinden würde.“

Da sagte ich: „Wenn dem also ist, wie du sagst, so möge mir Gott gnädig sein. Denn auch ich habe dir die Wahrheit geredet; und das Fräulein ist bei mir gewesen, bis in der Stadt Aquila, wo es mich gar schnöde verlassen hat. Und es ist dasselbe, welches ich in Loreto gesehen, bei Trevi verloren, im Hause des Prinzen Colleferro wiedergefunden, dort verlassen, aus Olgiato gerettet, und in Aquila auf ewig verloren habe.“

„Liebster Herr,“ sagte Thorhaimer, „ich habe schon oft aus Euern Reden verspürt, daß unholde Geister mit Euch spielen mögen. Darum kommet und fliehet dies gefährliche Land. Auf deutschem Boden ist doch besser wohnen, und das tugendsame Fräulein führet als Euer Gemahl in das Schloß der getreuen Welzer ein. Aber schwöret dem Don Piccolomini ab, denn er führet Euch mit seiner schwarzen Kunst in den Rachen der Verderbens;

und es ist kein Anderer, denn er, welcher das Teufelswerk treibet, womit er Eure Augen verblendet.“

Nun war ich wieder in größter Verwirrung des Gemüthes, und ich wußte mich nicht zu fassen über das, was ich gehört und was ich doch ganz auf andere Weise erlebt hatte. Wie wir nun vor dem Hause standen, wo Thorhaimer und, wie er behauptete, das Fräulein wohnten, bat er mich, zu verweilen an der Thür, auf daß er die Kranke wegen meiner unverhofften Ankunft vorbereiten könnte. Ich folgte ihm aber, ohne daß er es wußte, bis vor die Thür des Gemachs, in das er eingegangen war.

Bekehrung.

Nun hörte ich von innen die Stimme Hermingardens, dann wie Thorhaimer erzählte, daß er glaube, mich gesehen zu haben; wie Hermingarde zweifelte; wie Thorhaimer sagte, er habe mich gesprochen, bis er ihr beherzt sagte, er sei in der Nähe. Nun hörte ich das Fräulein einen großen Schrei thun — dann Todtenstille. Nach einiger Zeit schrie Thorhaimer: „Jesus Maria!“ und eine fremde Weiberstimme heulte laut.

Da schlug mein Herz gewaltig, und ich stürzte mit Zittern in das Gemach. Thorhaimer lag kniend an einem Bett, und über das Bett beugte sich eine betagte Frau, und im Bett sah ich Hermingarden eingefallen und bleich mit verschlossenen Augen.

„Ach!“ rief Thorhaimer, „diesen Augenblick ist sie verschieden. Ich Elender habe das Himmelskind mit der voreiligen Botschaft getödtet.“

Aber das Weib winkte ihm und flüsterte leise: „Nein, es ist noch nicht alles Leben geflohen. Rufet den Arzt.“

Thorhaimer eilte alsobald hinweg, und wie ich Hermingarden sah, und ihre von Krankheit verzehrte Gestalt, zweifelte ich nicht länger, daß Thorhaimer die Wahrheit geredet, und mich abermals in Valva ein böllisches Trugbild berückt habe. Und ich sank weinend auf den süßen Leichnam meiner Geliebten, und küßte ihre kalten Lippen, und rief tausend Mal ihren Namen. Darauf schlug sie die trüben Augen auf, und starrte mich an, und seufzte einen tiefen Seufzer, und schloß die Augen wieder und ward wie eine Todte.

Da Thorhaimer den Arzt brachte, ward ich in ein anderes Zimmer geführt; da lag ich verzweifelnd auf einem Ruhebett, bis der Arzt wieder zu mir kam, und versicherte, das Fräulein sei gerettet; doch dürfte ich mich nicht zeigen, bis den andern Tag, sonst würde es das Leben der zarten Blume gelten. Welch ein schmerzlicher Tag, welch eine qualvolle Nacht!

Wie ich des andern Morgens zu Hermingarden geführt ward, saß sie aufrecht im Bett, von ihrer Wärterin unterstützt. Sie breitete stumm und lächelnd und mit nassen Augen ihre beiden Arme nach mir aus. Und wie ich sie mit den meinigen umfing, sank sie an meiner Brust zusammen, wie eine geknickte Lilie.

Und ich empfand in meinem ganzen Wesen, daß es die Eine, die Unbescholtene und Reine sei, welche ich in Loreto zuerst erblickt, und die mein Herz mit unsäglicher Liebe erfüllt hatte. Und ich dünkte mich selbst heiliger zu sein in ihrer Nähe; es war nicht, wie bei dem schönen Gespenst im Hause Colleferro oder Aquila, bei dessen Berührung mich ein ganz anderes Feuer ergriffen hatte.

Der Arzt, die Liebe und die Freude thaten Wunderdinge. Die holde Kranke nahm von nun an sichtbarlich mit jedem Tage an Kräften zu, und blühete wieder allgemach zu ehemaliger Lieblichkeit. Doch vergingen Tage und Monate; ich verließ sie fast nie. Unterdessen sagte ich ihr nicht, was mir mit der Erscheinung in Valva und Aquila begegnet, auf daß meine schmähliche Untreue, die ich verübt, mir nicht ihr Herz entfernen möge.

Der Beichtvater.

Aber das Geheimniß drückte mich sehr, und fürchtete ich durch neue Nachstellungen böser Geister wieder von meiner Geliebten geschieden zu werden. Darum beschoß ich, meine bedenklichen Angelegenheiten einem geistlichen Herrn anzuvertrauen, wozu mir auch Thorhaimer oftmals gerathen, auf daß ich mein armes Gewissen erleichtern möge.

Und Thorhaimer brachte mich eines Tags zu einem Franziskanermönch zur Beichte, bei welchem er selbst beichten ging. Ich vertraute mich demselben, denn er war gar ehrwürdig von Gestalt und Gebehrde, als ein Greis von mehr denn siebenzig Jahren.

Wie ich ihm im Beichtstuhl mein Herz eröffnet und mein Schicksal mit Piccolomini und dem Feuergeist und den bösen Geistern offenbaret hatte, die mich oft unter Hermingardens Gestalt geblendet, befahl er mir, nach ertheilter Absolution, sein an der Pforte der Kirche zu harren.

Bald nachher kam er auch, und führte mich zu seiner Zelle im Kloster, wo er den Feuergeist zu sehen begehrte. Als ich das Fläschlein zeigte, legte er es an die Sonne, und sagte: „Mich dünkt, Ihr seid von dem Piccolomini um Euer Geld betrogen, denn was er Euch gegeben, scheint ein bononischer Stein zu sein, und nicht mehr. Aber Piccolomini ist daran, den Lohn seiner vielen verruchten Thaten zu empfangen. Denn in der Gegend von Cesena ist er von dem toskanischen Oberst Bisaccioni gefangen und an Händen und Füßen gebunden, durch Imola nach Florenz gebracht worden. Danket dem Himmel, daß er Euch zu rechter Zeit von der großen Gefahr befreit hat.“

Als ich Piccolomini's Schicksal vernahm, ward mein ganzer Leib wie Eis. Der alte Mönch

aber, nachdem er das Fläschlein wieder zur Hand genommen und lange im Dunkeln betrachtet, gab es mir zurück, und sagte: „Es ist der bononische Stein, künstlich in dies Gläslein gethan, mit einer Flüssigkeit, die ich nicht kenne. Und der Stein hat Euch nicht vor Gefahr behütet, sondern die Hand Gottes. Auch hat Euch der Stein nicht den Muth gegeben, allem Schreckniß Trotz zu bieten, sondern der Glaube an die Wunderkraft des Fläschleins. Piccolomini aber hat Euer Geld und Euern Arm vonnöthen gehabt. Glaubt mir, es ist nichts mit dem Spiritus familiaris, nach welchem Euch Graf Sigismund von der Welz ausgeschickt hat; und ist ein solcher nichts, als menschliche Einbildung. Was aber das Blendwerk ist, von dem Ihr redet, daß Euch ein Weibsbild in Gestalt Euerer verlobten Braut betrogen, so hütet Euch vor dieser Verlobten, und prüfet sie wohl, denn ich meine, sie überliste Euch.“

Nachdem er mir seinen Segen ertheilt, entließ er mich. Ich steckte aber das Fläschlein zu mir, voll großen Unwillens, denn der Mönch hatte mir schlechte Auskunft gegeben, und ich glaubte ihm nicht.

Neue Erscheinung.

Der Mönch begleitete mich bis zur Klosterpforte, und fragte nach meiner Behausung in der Stadt. Dann hob er warnend den Finger und sprach: „Junges Herrlein, es thut mir leid um Euch. Ihr scheinet eines guten Gemüthes zu sein, jedoch unerfahren. Ihr seid in üble Hand gefallen.“

Ich mochte ihm nicht antworten, und ging von dannen, denn ich sah wohl ein, daß er Hermingarden in Verdacht genommen. Ich sagte aber Hermingarden kein Wort, um sie nicht zu betrüben.

Am Abend des gleichen Tages, da ich bei ihr war, trat Thorhaimer in das Zimmer zu uns. Und er fuhr erschrocken zurück, da er unser ansichtig ward, als sähe er etwas Böses. Und wie ihn das Fräulein um die Ursache solches Entsetzens befragte, wollte er lange nicht die Sprache finden. Endlich sagte er: „Euer Geist betet drüben in der Kirche unter dem Volke. Ich lag während der Messe auf den Knien, und that meine Andacht, da seid Ihr gekommen und neben mir gekniet, und seid geblieben. Da ich diesen Augenblick hinweggegangen bin, wie ist es möglich, daß ich Euch hier finde?“

Hermingarde entfärbte sich, und ward nachdenkend. Ihre Unruhe ging in mich über; denn ich kannte jenes gespenstische Ebenbild, und fürchtete dessen Nähe.

Aber das Fräulein richtete sich bald auf, und sprach freundlich zu Thorhaimer: „Gehet, eilt, fliegt hinüber zur Kirche, guter Thorhaimer, und gebet Acht, wohin sich nach gepflogener Andacht die Dame begeben wird, welche Ihr für mich selbst angesehen habet.“

Und als Thorhaimer hinweg war, und ich furchtsam zu Hermingarde sprach: „O du Süße, diese Erscheinung bedeutet unserer Liebe neues Unglück!“ antwortete sie mit der Sicherheit der Unschuld: „Warum fürchtest du Böses? Ich halte dafür, es sei Eugenia, meine Zwillingsschwester, die mir allzu ähnlich ist. Aber ich will sie gern meiden, denn sie hat mich nie lieb gehabt.“

Da erschrack ich von Herzen, denn diese Worte rissen einen Schleier von allem Geheimniß meiner letzten Begebenheiten. Ich umfaßte sie und sprach: „Du Liebe, warum verbargst du mir das?“

Sie antwortete: „Die Schwester ist mir geworden, wie eine Fremde; doch hatte ich nicht Ursache, ihr Dasein zu verhehlen.“ Und nun vernahm ich, wie Hermingarde und Eugenia die einzigen Kinder ihrer Mutter gewesen, die beide zärtlich geliebt hat. Als aber nach dem Tode der Mutter der Vater in die zweite Ehe getreten, habe die leichtfertige Eugenia schon als Kind die Gunst der Stiefmutter genossen, und Hermingarde viel gelitten, besonders nach des Vaters Tode. Eugenia wußte mit Verstellung und Schmeichelei die Stiefmutter zu leiten; war leichtsinnig, eitel und veränderlich, und was sie that, ward gutgeheißen. So täuschend sich die Gestalten der Zwillingsschwestern glichen, so unähnlich waren sich beider Denkarten. Sie flohen einander, und wann sie zusammentrafen, entsprang Zwietracht. Als darauf durch Thorheiten der Stiefmutter und ihres Sohns die Güter verschwanden und Mangel einzukehren drohte, sollten die Töchter mit ihrer Schönheit den Reichthum vornehmer Anbeter in das öde Haus locken. Eugenia lieh sich willig dem eigennützigen Spiel der Stiefmutter, aber Hermingardens Sprödigkeit zog ihr den größten Haß aller zu. Und es war schon daran, daß Hermingarde in ein schlechtes Kloster gestoßen werden sollte, als Eugenia's Leichtsinn dies Schicksal abwendete. Ein Prinz aus dem Hause Colonna war unter den Anbetern Eugeniens der freigebigste, und darum der begünstigtste bei Mutter, Schwester und Bruder. Aber bald verdroß es die kaum sechszehnjährige Buhlerin, mit ihren Reizen nur für Andere Ueberfluß zu gewinnen. Sie begehrte in der großen Welt zu glänzen, und jeden Zwang abzuthun, und verschwand mit dem Prinzen, und man erfuhr nichts mehr von ihr, als daß sie in verschiedenen großen Städten Aufwand trieb, und die Liebhaber wechselte.

Nach diesem mußte Hermingardens Schönheit wider deren Willen und Wissen einige Jahre lang dienen, die Hand der Mutter und des Bruders mit den Geschenken unbesonnener Liebhaber zu füllen. Als aber ihre strenge Tugend allen ein Aergerniß ward, und der Kardinal Guiliano großes Gut bot, die Tochter von den Stiefver-

wandten zu erkaufen, ward sie mit Bitten und Drohungen bestürmt, daß sie keinen heitern Augenblick behielt. Und wie sie mit den letzten Grausamkeiten bedroht ward, sann sie auf Flucht, und suchte durch die Wallfahrt nach Loreto Gelegenheit und Zeit zu gewinnen.

Wie ich dies Alles nun von ihr erfahren, bekannte ich ihr, wie ich vermuthlich die Zwillingsschwester, und keine andere, auf der monteleonischen Hochzeit gefunden, und aus Valva entführt habe, wie sie mich durch ihre Aehnlichkeit und schlaue Rede getäuscht, daß sie sich oft über meine Verwirrung mit großem Muthwillen belustigt habe.

Hermingarde hörte mich sehr aufmerksam an. Doch Alles gestand ich ihr nicht, denn ich fürchtete, sie zu betrüben. Aber wie ein Schatten von Verdacht zog es über ihre Seele, und sie sagte plötzlich: „Bastiano, so du mich liebst, führe mich weit hinweg von Rom — in ein Kloster, oder — am Altar vorüber in das Haus deiner Aeltern.“ Ein schönes Roth überfiel bei diesen Worten ihr Antlitz; sie legte es an meine Brust und weinte.

Thorhaimer hatte inzwischen den Gang zur Kirche vergeblich gethan. Das schöne Gespenst war verschwunden. Ich aber eilte folgendes Tages, Alles anzukaufen, was zu einer langen Reise und für Hermingardens Bequemlichkeit vonnöthen sein möchte. Auch wollte ich Rom nicht verlassen, ohne meines höchsten Wunsches Erfüllung, die Hochgeliebte als Gemahlin zu umarmen.

Und da ich nach manchem Geschäft kam, sie zu besuchen, fand ich bei ihr den alten Franziskaner, welchem ich gebeichtet hatte. Er reichte mir lächelnd die Hand, und sprach: „Euer Schicksal lag mir am Herzen, darum suchte ich Euch. Zürnet nicht meiner Zudringlichkeit. Ich habe durch das Vertrauen dieses tugendhaften Fräuleins genug erfahren. Ihr seid in bessern Händen, als ich fürchtete.“

Darauf erzählte er auch mir, daß er eine wunderseltsame Entdeckung gemacht; denn ihm sei Donna Lucia wohlbekannt, und er erschrocken gewesen, sie hier zu finden, bis er vernommen, Hermingarde sei die Zwillingsschwester. Doch wolle er der Sache weiter nachforschen.

Nun wandte ich mich an den ehrwürdigen Vater, und bat, daß er mich mit meiner Verlobten vor dem Altar vermählen wolle. Nachdem er unser beider Herkunft und Geschichten von uns vernommen, fand er besonders meine Begebenheiten höchst sonderbar, drückte uns die Hand, und bestimmte freundlich den Tag der Vermählung.

Auch dieser Tag erschien. Wir begaben uns in die Kapelle des Ehrwürdigen, und er sprach über uns vor dem Altar den Segen. Und wie ich hochbeglückt die reizende Gattin heimführen wollte, winkte er mir und sprach: „Ehe wir vielleicht auf ewig scheiden, gewähret mir noch eine Bitte. Euer Schicksal ist so seltsamer Art, daß einer meiner Freunde, ein Mann von hohem Range, begierig ist, Euere Bekanntschaft zu machen. Gewährt mir's, mich zu ihm zu begleiten. Es wird Euch nicht gereuen.“

Ich mochte dem Greise die letzte Bitte nicht verweigern. Er setzte sich in unsern Wagen, und ich ließ denselben hinfahren, wohin er begehrte. Wir traten in einen der schönsten Paläste Roms. Reichgekleidete Dienerschaft empfing uns beim Eingang, und oben an der breiten Marmorstiege erschien zu meiner nicht geringen Bestürzung der Prinz von Colleserro. Er aber schloß mich freundlich in seinen Arm, und inzwischen unser Franziskaner meine Gemahlin in ein Zimmer führte, sprach der Prinz lange mit mir in einem großen Vorsaal von meinen Abenteuern nach Lamentano's Tode. Ueber diesen beruhigte er mich vollkommen. Auch wußte er von meinen Verständnissen mit Donna Lucia. Dann beschwor ich ihn, meiner Gemahlin nichts zu entdecken.

Nachdem in diesen Gesprächen wohl eine Stunde vergangen war, sehnte ich mich doch wieder, meine Gemahlin zu sehen; aber ich wagte es nicht, den Prinzen daran zu erinnern. Seine Diener brachten uns Erfrischungen und zündeten die Kerzen an, denn es begann Abend zu werden.

Endlich erschien der alte Franziskaner, und nahm mich wie den Prinzen lächelnd bei den Händen, sagend: wir würden erwartet. Er führte uns in ein prachtvolles Zimmer, von unzähligen Kerzen blendend hell, wie der Tag. Darin stand Niemand, denn Hermingarde, aber zu meinem großen Entsetzen zweimal.

„Nun wählet,“ sprach der Franziskaner, „welches Eure Gemahlin sei! Ich selbst weiß es nicht mehr.“

Der Prinz schien nicht weniger betroffen, als ich, und schwor, dieser Anblick wäre einzig in der Welt. Ich sah wohl ein, daß der Prinz nebst dem Mönche die schönen Schwestern zusammengeführt hatten, um sich an dem wundersamsten Spiel der Natur und an meiner Verwirrung zu weiden. Aber der Prinz war nicht minder betroffen, als ich. Die Täuschung zu vollenden, waren beide gleich gekleidet.

Doch wie ich sie verglich, fand ich der zarten Verschiedenheiten viel; am Funkeln ihres Blickes erkannte ich mit geheimem Schauder Donna Lucia. Da neigte ich mich zu der mildern Schwester, die den stillen Himmelsblick der Liebe auf mich senkte, und küßte ihre Hand und sprach: „Ich kann sie nicht mehr verwechseln.“

Donna Lucia, oder vielmehr Eugenia, lachte mit ausgelassenem Muthwillen, und sagte: „Wie meinet Ihr, Don Bastiano, habe ich Euch nicht rechtschaffen gequält?“

Ich sagte: „Man verzeihet solche Sünden wohl gern. Aber warum habet Ihr mir das gethan?“

Sie antwortete: „Erst aus Neugier, ob ich meiner schönen Schwester einen frommen Verehrer stehlen könne; dann aus Noth, denn wäre ich ehrlich mit Euch gewesen, Ihr hättet die Höflichkeit gehabt, mich in dem Lande der Banditen im Stich zu lassen. Aber ich rächte mich zu Aquila; doch hintennach habt Ihr mir Leid gethan.“ Und sie drückte mir heftig die Hand und flüsterte: „Ja, schöner Bösewicht, wisse es nur, ich liebe dich doch noch! Darf es aber weder mein Prinz, noch deine Prinzessin hören.“

Der Prinz gab uns ein kostbares Mahl. Die Schwestern, wiewohl sie sich seit Jahren nicht erblickt, schienen sich selbst hier gern zu meiden. Hermingarde unterhielt sich mehr mit dem Prinzen oder dem Franziskaner; Eugenia wich mir nicht von der Seite.

Spät schieden wir aus einander. Ich führte meine junge Gattin im Triumph heim. Wir fanden auf Hermingardens Zimmer ein Kästlein mit kostbaren Juweelen, welche der Prinz ihr gesandt, mit einem Brieflein, darin die Worte standen: „Der göttlichen Hermingarde zur Aussteuer und Erinnerung an einen Freund.“ — Aber sie achtete des funkelnden Geschmeides nicht, sondern hing um meinen Hals und seufzte: „Ich kann meine eigene Seligkeit nicht glauben! O Bastiano, sage es doch, damit ich es glaube, daß wir einander ewig gehören!“

Ueberraschung.

Die Sonne weckte uns mit ihren güldenen Strahlen. O welche Anmuth und Liebe war über die himmlische Gestalt verbreitet! — Thorhaimer huldigte der neuen Gebieterin und Frau mit Freudenthränen vor ihr kniend. Am Abend desselbigen Tages reiseten wir aus Rom ab, nach Florenz, wo ich Don Bevilacqua aufzusuchen gedachte.

Wie ich nach einigen Tagen in Florenz eingezogen, kam uns in der Straße viel Volks entgegen; ein armer Sünder ward zum Galgen geführt. Er ging mit gesenktem Haupt zwischen zwei Mönchen, umgeben von Scharwachten des Großherzogs. Wir mußten wegen des großen Gedränges still halten, denn die Vorsehung wollte mich furchtbar an meine Besserung mahnen. Ach, wie der Unglückliche unweit vor mir hinging, erkannte ich ihn. Es war Don Alfonso Piccolomini, der den Lohn seiner Schandthat ärntete. Er wurde aufgehangen, und sein Leichnam auf dem Galgen zum warnenden Beispiel viele Tage lang ausgestellt. Es war im Winter, der vierzehnte Hornung 1591.

Also hat dieser Mann schimpflich geendet, der aus einem der edelsten Häuser Italiens entsprossen war, und dessen Gemahlin Hippolyta Pica dem Geschlechte Mirandola entstammte.

Als wir zur Herberg angekommen waren, begab ich mich in ein stilles Gemach, fiel auf meine Knie, und dankte Gott und der heiligen Jungfrau mit Inbrunst, mich vor solchem Schicksal gnädiglich bewahrt zu haben, wie ich doch meiner vielen Sünden willen wohl verdient. Dann habe ich mit gerechtem Zorn das trügliche Fläschlein mit dem Feuergeist im Hof der Herberge gegen einen Eckstein zerschmettert, daß es in viel tausend Splittern zersprang. Und ich erkannte schier allzuspät und mit bitterer Reue, wie der Mensch sich selbst gefährlich verblenden könne, und das Wahre für Trug, und den Trug für Wahrheit halte, wenn er sich einmal mit ganzem Gemüth einer thörichten Meinung hingegeben.

Ich nahm mir auch vor, andern Tags dem Grafen Sigismund nach Deutschland zu schreiben, wie uns Piccolomini irre geführt, und welches Ende er genommen, und in welche Gefahren ich gegangen. Wie ich aber zu Graf Bevilacqua kam, fand ich einen Trauerbrief von meinem Bruder Ulrich von Welz, der mir den tödtlichen Hintritt des alten Herrn meldete; auch wie mich derselbe reichlich in seinem letzten Willen bedacht, und alle Güter gegeben, die er für mich verwaltete, als — — —*)

*) Hier endet die Handschrift. Vielleicht ergeht es den Lesern wie uns; gern hatte man noch erfahren, wohin der ehrliche Sebastian mit seiner jungen Gemahlin gekommen. Vermuthlich sind sie zur Stille ihres Erbgutes auf deutschem Boden eingekehrt.

Das Bein.

Im Herbst 1782 erhielt der Wundarzt Louis Thevenet zu Calais die schriftliche, doch ohne Namensunterschrift gelassene Einladung, sich folgendes Tages auf ein nahe an der Straße von Paris gelegenes Landhaus zu begeben, und alles zu einer Amputation nöthige Geräth mitzubringen. Thevenet war damals weit und breit als der geschickteste Mann in seiner Kunst bekannt; es war sogar nichts Ungewöhnliches, daß man ihn über den Kanal nach England holen ließ, um von seinen Einsichten Gebrauch zu machen. Er hatte lange bei der Armee gedient; etwas Barsches in seinem Wesen, und doch mußte man ihn wegen seiner natürlichen Gutmüthigkeit lieben.

Thevenet wunderte sich über das anonyme Billet. Zeit und Stunde und Ort waren mit der

größten Genauigkeit angegeben, wann und wo man ihn erwarte, aber, wie gesagt, die Unterschrift fehlte. — „Will mich vermuthlich einer unserer Gecken in die blaue Luft hinausschicken!“ dachte er, und ging nicht.

Drei Tage nachher empfing er die gleiche Einladung, aber noch dringender, mit der Anzeige, es werde Morgens um neun Uhr ein Wagen vor seinem Hause halten, um ihn abzuholen.

In der That, mit dem Glockenschlage neun Uhr des folgenden Morgens erschien ein zierlicher offener Wagen. Thevenet machte keine Umstände weiter und setzte sich ein.

Vor dem Thore fragte er den Kutscher: „Zu wem führt Ihr mich?“

Dieser antwortete: „things unknown to me I am not concerned;“ was ungefähr so viel heißen soll, als: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Also ein Engländer. — „Ihr seid ein Flegel!“ erwiederte Thevenet.

Der Wagen hielt endlich vor dem bezeichneten Landhause still. „Zu wem soll ich? wer wohnt hier? wer ist hier krank?“ fragte Thevenet den Kutscher, ehe er ausstieg. Dieser gab die vorige Antwort, und der Wundarzt dankte auf die vorige Art.

An der Hausthür empfing ihn ein schöner, junger Mann, von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der ihn eine Treppe hinauf in ein großes Zimmer führte. Die Sprache verrieths, der junge Mann war ein Britte. Thevenet redete ihn also englisch an, und bekam freundliche Antwort.

„Sie haben mich rufen lassen!“ sagte der Wundarzt.

— Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe, mich zu besuchen, antwortete der Britte: wollen Sie sich niederlassen? Hier stehen Chokolade, Kaffee, Wein, falls Sie noch vor der Operation etwas genieſſen wollen.

„Zeigen Sie mir erst den Kranken, Sir. Ich muß den Schaden untersuchen, ob Amputation nöthig sei.“

— Sie ist nöthig, Herr Thevenet. Setzen Sie sich nur. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich an. Hier ist eine Börse mit hundert Guineen; ich bestimme sie Ihnen, als Zahlung für die Operation, die Sie vornehmen sollen. Es bleibt nicht dabei, wenn Sie sie glücklich beendigen. — Widrigenfalls, oder wenn Sie sich weigern, meine Wünsche zu erfüllen, sehen Sie hier das scharf geladene Pistol. — Sie sind in meiner Gewalt — ich schieſſe Sie, Gott verdamme mich, nieder.“

„Sir, vor Ihrer Pistole fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Vorreden! Was soll ich hier?“

— Sie müssen mir das rechte Bein abschneiden.

„Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu. Allein, wenn mir recht ist, das Bein scheint sehr gesund zu sein. Sie sprangen die Treppe vor mir hinauf, wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?“

— Nichts. Ich wünsche, daß es mir fehle.

„Sir, Sie sind ein Narr.“

— Das bekümmert Sie nicht, Herr Thevenet.

„Was hat das schöne Bein gesündiget?“

— Nichts! Aber sind Sie entschlossen, mir es wegzunehmen?

„Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres sonst heilen und gesunden Verstandes.“

— Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?

„Sir, sobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verstümmelung angeben.“

— Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht sagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber ich wette, Herr, ich wette, Sie selbst sollen nach Jahresfrist gestehen, daß meine Gründe die edelsten waren, von diesem Bein befreit zu sein.

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beschäftigungsart.“

— Das Alles erfahren Sie künftig. Jetzt nichts. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.

„Ein Ehrenmann droht seinem Arzt nicht mit Pistolen. Ich habe Pflichten, selbst gegen Sie, als Unbekannten. Ich verstümmle Sie nicht ohne Noth. Haben Sie Lust, Meuchelmörder eines schuldlosen Hausvaters zu werden: so schieſſen Sie.“

— Gut, Herr Thevenet, sagte der Britte, und nahm das Pistol: ich schieße Sie nicht; aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Kugel thun, müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.

„Und wie das, Sir?“

— Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor ihren Augen.

Der Britte setzte sich, nahm das Pistol und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht,“ sagte der Brite, „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf die einzige Frage: wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise vergrößern und verlängern?

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspfeife an, und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag todt am Boden. Der Brite rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als

Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, den er mit jedem Tage höher schätzte; dankte mit Freudenthränen für den Verlust des Beins, und segelte nach England zurück mit dem hölzernen Stelzfuß.

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben erhielt Meister Thevenet einen Brief aus England, ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeschlossen, als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit, eine Anweisung von zweihundert und fünfzig Guineen auf Hrn. Panchaud, Bankier in Paris. Sie haben mich zum glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Gliedes beraubten, welches das Hinderniß meiner irdischen Glückseligkeit war.

„Braver Mann! Mögen Sie jetzt die Ursache meiner närrischen Laune, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbstverstümmelung, wie der meinigen, geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran gethan, sie nicht anzunehmen.

„Nach meiner zweiten Heimkunft aus Ostindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich betete sie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein; mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüth. Ich mischte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, bester Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich, vor allen Männern mich; — verhehlte es nicht, und — verstieß mich eben deswegen. Umsonst bat ich um ihre Hand — umsonst baten ihre Aeltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

„Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verrieth mir endlich das Geheimniß. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hätte aber den Naturfehler — einbeinig zu sein, und fürchtete sich eben dieser Unvollkommenheit willen, meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde sie einst deswegen geringachten.

„Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, bester Thevenet, und ich ward es!

„Ich kam mit meinem Stelzfuß nach London zurück. Mein Erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben, ich hätte durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel ihn Ohnmacht, als sie mich das erstemal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimniß, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilien dahin geben.

„So lange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: „ich sei ein Narr!“

Charles Temple.“

Herr Thevenet theilte die Anekdote und den Brief seinen Freunden mit, und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!“ rief er.

Folgendes war seine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich es wohl nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Brittin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zu viel, wenn man am Ende nicht beim Tausch betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen; auch andern Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern sogar den Kopf.

„Bei dem Allem erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie Recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehefrühlings. Aber auch ich habe Recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht sehr langsam reif wird, wie jede Wahrheit, die man sich lange weigert, anzunehmen.

„Sir, geben Sie Acht! ich fürchte, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie sich das Bein über dem Knie abnehmen liessen. Sie werden finden, es hätte wohl unter dem Knie sein können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt sein, es wäre mit dem Verlust des Fußes genug gewesen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, schon die Aufopferung der großen Zehe, und nach fünf Jahren, die Amputation der kleinen Zehe sei zu viel. Nach sechs Jahren werden Sie mir eingestehen, es wäre am Beschneiden der Nägel genug gewesen.

„Alles das sage ich unbeschadet der Verdienste Ihrer reizenden Gemahlin. Damen können Schönheiten und Tugenden unveränderter bewahren, als die Männer ihre Urtheile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben, in meinem Leben aber kein Bein hingegeben; jenes würde mich nie, dies zeitlebens gereut haben. Denn hätte ich's gethan, ich würde noch heute sagen: Thevenet, du warst ein

Narr! Womit ich die Ehre habe zu sein, Sir, Ihr gehorsamster Diener

G. Thevenet.«

Im Jahr 1793, während der revolutionären Schreckenszeit, flüchtete Herr Thevenet, den ein jüngerer Wundarzt in Verdacht der Aristokratie gebracht hatte, nach London, um sein Leben vor dem Messer der alles gleich machenden Guillotine zu retten.

Aus Langerweile, oder um Bekanntschaften anzuspinnen, fragte er dem Sir Charles Temple nach.

Man wies ihm dessen Palast. Er ließ sich melden, und ward angenommen. In einem Lehnsessel, beim schäumenden Porter, am Kamin, umringt von zwanzig Zeitungen, saß ein dicker Herr; er konnte kaum aufstehen, so schwerfällig war er.

»Ei, willkommen, Herr Thevenet!« rief der dicke Herr, der wirklich kein anderer, als Sir Temple war: »Nehmen Sie es nicht übel, daß ich sitzen bleibe, aber der vermaledeite Stelzfuß hindert mich an Allem. — Freund, Sie kommen vermuthlich, um nachzusehen, ob Ihr Recht reif geworden sei?«

»Ich komme als Flüchtling, und suche Schutz bei Ihnen.«

»Sie müssen bei mir wohnen; denn wahrhaftig, Sie sind ein weiser Mann. Sie müssen mich trösten. Wahrhaftig, Thevenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge, hätte mich nicht das gottlose Stelzbein für den Dienst meines Vaterlandes untauglich gemacht. Da lese ich nun Zeitungen, und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei sein kann. Kommen Sie, trösten Sie mich!«

»Ihre Frau Gemahlin wird Sie besser zu trösten wissen, als ich.«

»Nichts davon. Ihr Stelzfuß hinderte sie am Tanzen, darum ergab sie sich den Karten und der Medisance. Es ist kein Auskommen mit ihr. Uebrigens ein braves Weib.«

»Wie, so hätte ich doch damals Recht gehabt?«

»O vollkommen, lieber Thevenet! aber schweigen wir davon. Ich habe einen dummen Streich gemacht. Hätte ich mein Bein wieder, ich gäbe jetzt nicht den Abschnitzel eines Nagels davon! Unter uns gesagt: ich war ein Narr! — aber behalten Sie diese Wahrheit für sich.«

Diocletian in Salona.

Ein Bruchstück.

Timolaus der Syrer an Agathias zu Messana.

Empfange hiemit, theurer Agathias, die geringe Gabe, welche ich dir verhieß. Bald nachdem mir Chrysaores, in vertrauten Unterhaltungen, die Geschichte seines Schiffbruchs und seiner Liebe, so wie den Inhalt seiner Gespräche mit dem Kaiser Diocletian Jovius mitgetheilt hatte, schrieb ich alles sorgfältig aus der Erinnerung nieder. Benutze davon zur Geschichte unsers großen Lehrers, was dir seiner am würdigsten scheinen mag. Dir ist die Gabe verliehen, das Schöne und Gute gut und schön darzustellen. Und gleichwie Chrysaores an ächter Weisheit seinen Lehrer Porphyrius, den Tyrier, übertraf, so wirst du, Agathias, als Lebensbeschreiber, an Wahrheitsliebe und Reiz der Erzählung, den Jamblichus übertreffen.

Zwar hat auch Claudius Eusthenius, im ersten Buch seiner Geschichte, der Ankunft des Chrysaores in Salona und der Hochachtung des Diocletian für ihn Erwähnung gethan; aber die nähern Umstände sind ihm dennoch, so wie die Unterredungen des Kaisers mit dem Weisen, unbemerkt geblieben. Denn hatte er sie gekannt, er würde viele denkwürdige Worte seines Herrn nicht unterlassen haben, aufzuzeichnen, da es ihm doch darum zu thun war, dessen Lobredner zu sein; auch würde er die Ursachen des Grams, in welchem sich die Fürstin Valeria, die Tochter Diocletians, verzehrte, nicht verschwiegen haben.

Wahrlich, theurer Agathias, wolltest du die rohen Stoffe, welche ich dir sende, reihen und ordnen, es würde Chrysaores der Peloponneser durch dich heut der Lehrer der Könige und der Großen werden.

1.

Die Bildsäule der Charis.

So lange unser Lehrer, der Peloponneser Chrysaores, zu Rom lebte, besuchte er nur das Haus des weisen Porphyrius, von dem er in der Weltweisheit und Beredsamkeit Unterricht empfing; und zu seiner Erholung nur die Villa des gelehrten und reichen Nepotianus. Denn, wie er zu sagen pflegte, im Hause des alten Porphyrius wurden seinem Geiste und in der nepotianischen Villa seiner Seele köstliche Gastmahle gegeben.

Es befand sich nämlich im Palaste des Nepotianus, unter andern Herrlichkeiten der Kunst, eine Bildsäule der Charis, die an Schönheit alles übertraf, was man je gesehen und was selbst die größten unter den alten griechischen Meistern je hervorgebracht hatten. Die Schönheit lag

aber weder allein im zarten Ebenmaß aller Theile, oder in der Zartheit, Wahrheit und Lebendigkeit der Formen, sondern in einer gewissen unaussprechlichen Anmuth des weiblichen Antlitzes und der ganzen Gestalt. Der Marmor schien nicht nur zu athmen, sondern süße Worte zu hauchen, und nur der durchsichtige Schleier einer unendlich schönen Seele zu sein, die dahinter schwebte. „Hätte mich", sprach Chrysaores, „die cyprische Göttin, wie einst den flehenden Pygmalion, erhören und diese Bildsäule beleben wollen, ich würde mich wohl gehütet haben, sie um diese Gunst anzurufen. Denn ich mußte fürchten, der Weisheit treulos zu werden und wie bezaubert im heillosen Wahnsinn unterzugehen, und der ewige Rausch der Seele hätte mir den Geist vergiftet."

Er schied, als er nachmals Rom verließ, beinahe mit gleicher Traurigkeit von der Bildsäule, wie von seinem Lehrer Porphyrius. Denn an beide war er durch Gewohnheit des Umgangs und, mögt' ich hinzusetzen, durch Dankbarkeit gebunden gewesen. Er begab sich aber zu jener Zeit nach Griechenland, um die dortigen Weltweisen zu besuchen, und dann von da nach Alexandrien in Aegypten überzugehen. Es war im dreißigsten Jahre seines Alters.

Allein schon den zweiten Tag nach seiner Abfahrt von Italien erhob sich ein großer Sturm auf dem Meere, dessen Gewalt mit jedem Augenblicke zu wachsen schien. Die Seeleute arbeiteten lange, um des Fahrzeuges Meister zu bleiben, mit angestrengten Kräften. Endlich blieb ihnen nichts übrig, als sich der unüberwindlichen Macht der Elemente zu unterwerfen. Die Meisten, selbst der Hauptmann des Schiffes, zeigten in ihren Gebehrden den Ausdruck der innigsten Verzweiflung auf die verschiedenste Weise. Die Einen heulten durch das Gebrüll der Wellen zum stürmischen Himmel, als wollten sie mit ihrem Geschrei dessen Barmherzigkeit erwecken. Die Andern wütheten und stießen entsetzliche Flüche aus und schlugen mit ihren Fäusten bald sich, bald die Wände des Schiffes, Wahnsinnigen gleich. Noch Andere saßen unbeweglich und bleich, wie Leichname, schon durch die Furcht entseelt, ehe der Ozean sie verschlang. Nur zwei Schiffer, und zwar von den niedrigsten, blieben ohne alle Zeichen der Angst, und halfen mit großer Besonnenheit, wo sie noch nützen konnten. Als jedoch die Finsterniß der Nacht jedes Bemühen eitel machte, suchten sie einen Winkel, und hier begannen sie von Zeit zu Zeit einen Gesang zum Lobe des höchsten Gottes. Daraus erkannte Chrysaores, daß diese Männer Christen waren, und er stimmte in ihren Gesang mit Freudigkeit ein und ermunterte sie zur Zuversicht.

Der Hauptmann des Schiffes, als er den Chrysaores und die beiden christlichen Männer hörte, erzürnte sich heftig, und schalt sie und gebot ihnen zu schweigen. „Denn", sagte er, „euer Frevelmuth spottet der Götter und beut ihrer Gewalt Hohn. Vielleicht kömmt uns das Unglück nur euretwillen, denn ich gewahre, daß ihr Christen seid!" Dann rief er sogar seinen übrigen Schiffsleuten zu: man müsse die Mächte des Himmels und des Abgrundes durch ein Opfer versöhnen, und die Christen aus dem Schiffe in's empörte Meer stürzen. Vielleicht wäre sein Befehl auf der Stelle vollzogen; aber eine Welle, die in demselben Augenblicke über das Fahrzeug fuhr, schlug ihn zu Boden, daß er verstummte.

Chrysaores sprach: „Was ist's nun mehr? Liegt nicht überall das Grab unter uns? Die Mutterarme schaukelten den Säugling über der Gruft des Todes, und uns die Sturmwinde auf diesen Brettern über der allesverschlingenden Tiefe. Den, der da weiß, daß er ewig lebe, kann der Verlust des Leichnams nicht mehr betrüben, als einen Wanderer der Verlust seines Mantels. Klein ist die Erde, ein Tropfen ist das Meer, aber unendlich ist das Vaterhaus, welches uns Jesus gewiesen. Darum wollen wir freudig athmen, so oder so. Der Allgegenwärtige ist uns im Säuseln der Frühlingsluft nicht näher, als im zermalmenden Brausen der Ungewitter und Wogen."

Bei Tagesanbruch ward die Wuth des Ozeans, wenn auch nicht größer, doch sichtbarer. Das Licht schien nur gekommen zu sein, die Gräßlichkeit der Todesarten zu beleuchten, welche die Nacht mitleidsvoll hatte verbergen wollen. Unaufhaltsam riß der Wind das lecke Schiff den Felsen des illyrischen Ufers entgegen. Schon sah man sich hin und wieder von den schwarzglänzenden Klippen umringt, welche bald unter den Wellen verloren gingen, bald wie Ungeheuer der Tiefe ihre starren Nacken aus dem weißen Schaum der Gewässer hervorstreckten. Da stieg die Verzweiflung, als es Mittag ward und der Felsen umher mehr wurden. Jede Welle schien den Tod zu tragen. Der Schiffshauptmann schrie dem Volke zu: „Stürzet die Christen in die Fluth, auf daß wir ihretwillen nicht alle verderben müssen!"

Bei diesen Worten ward Chrysaores vom Hauptmann und einigen Ruderknechten ergriffen und über Bord geworfen. Der dem Tode Geweihte fühlte nur noch das kalte Andringen des Wassers; nichts sonst. Der gefällige Tod betrachtete ihn als seine Beute, und ließ ihn durch die Vorhallen des bewußtlosen Schlafes zu sich kommen.

Doch unter heftigen Schmerzen erwachte Chrysaores noch einmal. Wie er die Augen aufschlug, und sie sich nach und nach enttrübten, daß die verworrenen dunkeln Gestalten, wie aus Nebeln, bestimmter hervorgingen, erkannte er sehr deutlich die Charis aus der nepotianischen Villa, und wie sich die schöne Gestalt beseelt über ihn hinbeugte, dann wieder verschwand. Er lebte noch, aber nur im Zustande des Traums, in jenem Zwielicht, worin sich die Heitere des Erkennens

mit der gefühllosen Finsterniß vereinigt. Er ging noch einmal ganz in diese zurück. Gleichwie sein Schiff vorher bald in der Wogentiefe, bald in der Wellenhöhe schwebte, auf und nieder: so seine Seele in der schwankenden Ebbe und Flut des Lebens, welches bald in das Innerste zusammenging, bald sich wieder für Augenblicke bis in die äussern Sinne verbreitete.

2.

Die Insel des Duras und der Fannia.

In einem der Augenblicke, da seine Seele wieder mit der Welt ausser ihr in Berührung trat, bemerkte er, daß er sich nicht mehr in der Nähe des Meeres und unter freiem Himmel befand, sondern in einem schmucklosen doch saubern Gemach, auf weichem Lager hingestreckt. Neben ihm stand ein Mann mit zwo jungen Frauen. Als er aber die jüngste derselben näher betrachtete, war es die lebendig gewordene nepotianische Charis. Doch erregte ihm dieser Anblick weder Verwunderung noch Neugier, noch auch nur jene angenehme Empfindung, die er zu Rom beim Anschauen des schönen Steingebildes zu haben pflegte. So ganz losgebunden war sein Geist schon von allem Reiz irdischer Dinge. Er betrachtete das Wunderbare mit derjenigen Ruhe und Unempfindlichkeit, wie man zuweilen in Träumen den Gestalten längstverstorbener Personen ohne Erstaunen begegnet.

Erst am folgenden Tage, nachdem er aus einem langen und tiefen Schlafe erwachte, ward er mit der ihn umgebenden Welt wieder vertrauter, und er antwortete, obwohl er sich äusserst schwach fühlte, auf die Fragen seines mitleidigen Wirthes. Er vernahm nun, daß dieser, ein Fischer, Namens Duras, ihn am Meere halbentseelt und blutig gefunden und in seine Hütte getragen habe. Chrysaores empfand Schmerzen an seinem verbundenen Haupte, und hörte, daß er an demselben zwei tiefe Wunden habe, aus welchen sich sein Leben, wäre nicht baldige Hilfe erschienen, unfehlbar verblutet haben würde. Die eine seiner Verpflegerinnen war des Fischers Weib, welches Fannia hieß, und gewöhnlich von zwei jungen Kindern begleitet war, von denen es das eine noch säugte. Die andere junge Frau aber, welche der Charis glich, nannte Niemand. Auch erschien diese weder jetzt, noch in den nächstfolgenden Tagen wieder.

Dieser Fischer lebte mit Weib und Kindern ein höchst glückseliges Leben in der Einsamkeit einer Insel von geringem Umfang. Die ganze Insel war ein einziger Felsen, der, nahe an der dalmatischen Küste, unweit Salona, aus dem Meere hervorsteigt. Sie ist mit vielen Klippen umgeben, und hat nur so viel Raum, daß sich die Hütte des Duras an einen bebüschten Felsen lehnen und der übrige Theil Platz zu einem Gemüsegarten, und zu einer Wiese für wenige Ziegen und Schafe bieten konnte.

Ungeachtet der Niedrigkeit seines Standes hatte Duras in seinem Betragen viel Sanftes und Gefälliges, und ungeachtet seiner Dürftigkeit schien es ihm an nichts zu fehlen, was zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehört. Obwohl Duras und Fannia mit grober Kost vorlieb nahmen, trugen sie doch dem kranken Chrysaores, sobald er Neigung zum Essen zeigte, feine und schmackhafte Speisen auf und sogar einen köstlichen Wein, um ihn durch die Kraft desselben zu stärken. Deß verwunderte sich Chrysaores billig, und ihn schmerzte, den Aufwand seines Gastfreundes nicht sogleich vergelten zu können, denn er hatte vom Schiffe, ausser seinen wenigen Kleidern, nichts gerettet. Darum, sobald er es vermochte, schrieb er nach Rom, und meldete sein Schicksal und verlangte Beistand an Geld, welcher ihm auch, noch ehe er die Insel des Duras und der Fannia verließ, in vollem Maße durch seine reichen und freigebigen römischen Freunde zu Theil ward. Von dem Schiffe, aus welchem man ihn und die beiden Andern geworfen hatte, ist nie wieder gehört worden. Ohne Zweifel war es vom Meere verschlungen worden.

Der Fische und seine junge Frau, wie sehr sie es auch verheimlichen wollten, waren stille Bekenner Christi und keine Heiden. Dies bemerkte Chrysaores aus vielerlei Umständen und Reden, durch welche sich besonders Fannia verrieth, wenn sie mit ihren Kindern allein war, und glaubte, daß der Kranke im Schlafe liege. Um seine Gastfreunde aller Furcht und alles Zwanges zu entbinden, hub er eines Tages selbst an, von göttlichen Dingen zu reden und die unendliche Liebe des ewigen Vaters mit den Worten Jesu zu preisen. Als die Fischerfamilie solches hörte, ward ihre Freude groß und ihre Theilnahme an seinem Schicksale noch zärtlicher. Er betete oft mit ihnen gemeinsam.

Er mogte ungefähr fünf Tage in dieser glücklichen Hütte gewohnt haben, da trat eines Abends mit Fannia eine Fremde in das Gemach. Es war der lebendig gewordene Marmor der nepotianischen Villa. Jetzt zum erstenmal übermannte ihn das Erstaunen über das Unerklärliche. Denn er hatte bisher, was er am ersten und zweiten Tage gesehen, für ein Gaukelspiel seiner Einbildungskraft gehalten, wie dergleichen in hitzigen Krankheiten nicht selten ist, auch seinen Gastfreunden davon nicht reden mögen. Nun aber, da die Charis ihn in mitleidsvollen Tönen anredete, hemmte die Ueberraschung seine Sprache, daß er nicht antworten konnte, ja bei seiner großen Schwäche sank er ohnmächtig und bewußtlos zurück.

Nachdem er wieder genesen war und zu seiner Stärkung einige Tropfen Weins verlangte, nahm die Charis die Schale Weins selbst aus Fannia's Händen, kniete vor dem Lager des Kranken nieder und hielt ihm den Wein an die Lippen, denn er

war zu schwach, das Trinkgefäß zu nehmen. Es entging ihm nicht, daß diese fremde, holdselige Gestalt, obgleich einfach, doch köstlicher gekleidet war, als Fannia; und sowohl die Feinheit ihrer Gesichtszüge, als die Zartheit ihrer Hände verkündeten, daß sie der Familie des Fischers auf keine Weise angehöre. Daher, indem er ihr dankte, sprach er: „Ich weiß nicht, wodurch ich armer Schiffbrüchiger würdig bin, von dir bedient zu werden.“ — Sie aber erwiederte erröthend: „Sollt' ich einst je den Vorwurf hören: ich bin krank gewesen, und ihr habt mich nicht besucht? Was ihr einem der Geringsten thut, das habt ihr mir gethan.“

Aus diesen Worten erkannte Chrysaores, daß die Charis eine Christin sei, und er segnete sie. Und im folgenden Gespräch verbarg er ihr nicht länger, warum ihr Erscheinen ihm so große Bestürzung verursacht habe. Wie aber von der marmornen Göttergestalt im Landhause des Nepotianus Rede ward, gerieth die Horchende in sichtbare Verlegenheit. Mit gesenkten Blicken und glühenden Wangen wandte sie sich ab, wie in tiefer Beschämung, entweder wegen Aehnlichkeit ihrer Person mit einer heidnischen Gottheit, oder wegen des Lobes ihrer Schönheit. So deutete Chrysaores auch die Blödigkeit der Charis, und schwieg alsbald und redete von andern Dingen. Sie aber schien nachdenkend geworden, sprach nur Weniges und begab sich von hinnen.

Erst nach ihrer Entfernung bereuete Chrysaores seine Unvorsichtigkeit und empfand er unbeschreibliche Sehnsucht, die Wunderbare wieder zu erblicken. Als die Fischerin Fannia zurückkam, welche ihre Freundin bis zum Ufer des Meeres begleitet hatte, wo Duras diese in seinen Nachen aufzunehmen und an das feste Land hinüber zu fahren pflegte, fragte Chrysaores nach dem Namen und Wohnort der Fremden. Fannia antwortete mit stockender Stimme und Betroffenheit, worüber Chrysaores billig erstaunte. Sie sprach: „Meine Freundin hat mir untersagt, dir, als einem ihr unbekannten Manne, ihren Namen zu nennen, weil sie Ursach hat, auch den Zufall zu meiden, der sie, und daß sie Christin sei, verrathen könnte. Heiße sie also immerhin Charis, wie du sie bisher zu heißen pflegtest; wir verstehen uns dann schon. Auch hat sie mir geboten, dir zu sagen, daß, wenn du nach deiner Genesung je an das feste Land gehen und sie irgendwo erblicken würdest, mit keiner Geberde und keinem Worte zu verrathen, daß du sie kennest, um sie nicht unglücklich zu machen. Denn ihr Vater, ein ruhiger Privatmann in Salona, aber ein Mann von strenger Denkart und geschworener Feind des christlichen Glaubens, würde es ihr hart entgelten lassen, mit dir Bekanntschaft gepflogen zu haben; ja er würde ihr gewiß die Erlaubniß versagen, jemals wieder diese Insel zu besuchen, oder vielmehr, er würde uns von dem kleinen Eilande vertreiben und uns ins Elend stoßen. Denn das Eiland ist sein Eigenthum, und wir genieſſen dasselbe unbeschränkt durch die Güte seiner frommen Tochter.“

Von dieser Zeit an hütete sich Chrysaores wohl, weiter nach dem Namen der Charis zu forschen. Seinen Gedanken konnte er jedoch nicht wehren, oft bei derselben zu sein. Die Wunden seines Hauptes und die heftig wiederkehrenden Fieber hielten ihn mehrere Wochen lang im Zimmer zurück. Unterdessen empfing er Briefe von den Freunden in Rom, und des Reisegeldes und zu seiner Pflege und Ausrüstung mehr, als er bedurfte. Von Salona ließ er sich mit anständigen Kleidern versorgen.

Als er so weit genesen war, daß er an einem schönen Morgen zum erstenmal die Hütte verlassen und auf der Insel umhergehen konnte, begegnete ihm Fannia mit den Kindern. Fannia erschrack, denn sie hatte ihn nie auſser der Wohnung gesehen und erkannte ihn anfangs in den neuen Gewändern nicht. Als sie sah, es wäre Chrysaores, rief sie: „Hochgelobt sei der Allbarmherzige und Gnadenreiche, der dir geholfen! Fürwahr, ich glaubte, du seiest ein Fremdling. Ich kannte dich nicht mehr, und hätte nie geglaubt, daß du ein so schöner Mann wärest.“ — Nun ging auch das Kind, welches sie an der Hand führte, vertraulich zu ihm. Denn man hatte ihn bisher nur mit verbundenem Haupt und im Bette gesehen.

Chrysaores aber genoß der heitern Luft und des frischen Lebens unter dem freien Himmel mit Wollust. Er breitete seine Arme weit aus, als hätt' er Himmel und Meer umarmen mögen, wie lange vermißte Freunde. Er hat mir oft von dem unaussprechlichen Entzücken dieser Augenblicke geredet, und wie sich seine Augen nicht am Grün des Laubes und der Kräuter, oder am glänzenden Wogenspiegel des Meeres hätten ersättigen können. Vor ihm hing, jenseits der Wellen, das dalmatische Gestade, gleich einem großen unbeweglichen Bilde, mit zerstreuten Häusern am Ufer. Da sah er die Thürme und Paläste der reichen Stadt Salona nah' am Gestade, durch eine von Säulen und Schwibbogen getragene Wasserleitung an die kaiserlichen Prachtgebäude Diocletians geknüpft, die eher einer zweiten Stadt, als einem ländlichen Aufenthalt glichen.

Indem er noch die weit über das Meer schimmernden Häuser und Lustörter betrachtete, wo damals ein großer Fürst, den man den Vater der Kaiser hieß, nach freiwillig niedergelegter Weltherrschaft, der ländlichen Ruhe im weit vorgerückten Alter genoß: unterbrach ihn in seinen Betrachtungen über Diocletians ehemalige Größe und dessen Rückkehr in die Dunkelheit des Privatlebens, der Anblick eines Bootes. Dieses tanzte, überdeckt gegen die brennenden Sonnenstrahlen, vom Gestade her über die Wellen der Insel zu. Chrysaores erkannte im Schiffer bald seinen Gast-

freund Duras. Als derselbe gelandet hatte, trat unter dem Verdecke die Charis hervor.

Sie erschrack, als sie des Chrysaores ansichtig ward; nicht minder wohl er selbst. Doch als sie ihn erkannte, neigte sie sich freundlicher gegen ihn, und er führte sie zur Hütte in den Schatten der schützenden Weinreben und Oelbäume. Da nun ward das Genesungsfest des gemeinschaftlichen Freundes gefeiert. Chrysaores sprach von seinen frühern Begebenheiten, von seinen Reisen und Schicksalen, und wie er, gerührt durch die Tugend und Standhaftigkeit der christlichen Bekenner, schon früh, als Jüngling, den Glauben Jesu ergriffen und ihn durch Umgang mit christlichen Lehrern und durch das Lesen ihrer Schriften in sich befestigt habe. Auch wie ihm zu Tyrus der gelehrte Syrer Ofynes das ganze Leben Jesu aus einem Buche, genannt Evangelium der Nazaräer, erklärt habe, wodurch er zur lebendigsten Ueberzeugung in den Sachen unsers heiligen Glaubens gelangt sei.

Die Fischerfamilie und die Charis hörten ihn mit großer Andacht. Du hast ihn gekannt und die eigenthümliche Anmuth seines Vortrags, mit welcher er alle Gemüther an sich zu fesseln wußte.

Seit diesem Tage erschien die Charis öfter auf der Insel, um den Weltweisen zu hören. Der Geist der Salonitanerin war eben so kenntnißvoll und gebildet, als ihre äussere Gestalt ein Abbild vollendeter Schönheit. Sie richtete viele Fragen an ihn, welche theils den christlichen Glauben und widersprechende Meinungen über die Person des gekreuzigten Gottgesandten, theils die Natur und Fortdauer des menschlichen Geistes, theils das Verhältniß der Welt zum Schöpfer des Weltalls betrafen. Sie war geraume Zeit von einem Schüler des Amelius unterrichtet worden und vermengte vielfach die philosophischen Phantasien Plato's mit der erhabenen Einfalt dessen, was Christus in den Umgebungen Jerusalems gelehrt hatte.

Indessen waren, wie sich Chrysaores nicht verbergen konnte, die fast täglichen Unterhaltungen mit der schönen Wißbegierigen seiner Gemüthsruhe keineswegs wohlthuend. Er fühlte die volle Wiederkehr seiner Gesundheit, aber zugleich das Erkranken seines Herzens. Darum beschloß er, ehe seine Vernunft gänzlich der Leidenschaft unterthänig ward, die Insel und die Charis zu verlassen und seine Reise nach Griechenland fortzusetzen.

Als Duras und Fannia seinen Entschluß hörten, baten sie ihn herzlich und rührend, die Abreise noch um einige Wochen zu verschieben, und die Charis, mit Thränen in den Augen, flehte so wehmüthig, weniger noch mit Worten, als Geberden, daß er nicht widerstehen konnte. Die zugegebenen Wochen verflogen aber auf dieser stillen Zauberinsel, wie Chrysaores sie immer zu nennen pflegte, schneller, als die ersten. Er fühlte, daß längeres Bleiben sein Unglück vergrößern würde.

In einem Gespräche mit der Charis kündigte er dieser seinen unwandelbaren Entschluß an, folgendes Tages abzureisen. — Sie erblaßte bei diesen Worten, daß sie ward, wie der Marmor ihres Ebenbildes im Landhause des Nepotianus.

„Ich begreife," sprach sie, „daß der Aufenthalt in dieser Einsamkeit und dieser einförmige Umgang mit uns dir nicht zusagen können."

„Oder allzusehr, und dann um so schlimmer für mich!" entgegnete Chrysaores.

„Ja," sagte Charis, „du mußt von hinnen. Gott sei mit dir, tugendhafter Chrysaores. Dein Andenken wird auf dieser Insel noch oft gefeiert werden und mir heilig bleiben."

Sie sprach die letzten Worte, denn Wehmuth wollte sie hemmen, mit großer Anstrengung.

Wirklich nahm Chrysaores am folgenden Morgen von Duras und Fannia und den Kindern Abschied. Seine Dankbarkeit und ihre gutherzige Liebe wetteiferten auf rührende Weise. Duras führte ihn an das dalmatische Ufer hinüber, wo er sich in die Stadt begab, um das Nothwendige zur Fortsetzung der Reise zu veranstalten.

3.

Die Gärten des Kaisers.

In denselben Tagen war zu Salona ein Fahrzeug von Korinth angekommen, welches dahin nach acht oder neun Wochen zurückkehren wollte. Obgleich dies eine lange Frist war, zog Chrysaores doch vor, die Zeit der Abfahrt desselben geduldig zu erwarten, statt eine Reise zu Lande nach irgend einem Meerhafen zu machen, um dort eine ungewisse Gelegenheit nach Griechenland zu finden. Ohnedem kannte er den Hauptmann des Schiffes persönlich aus einer frühern Zeit, und als rechtschaffenen Mann, der dem Christenthum zugethan war. Er nannte sich Philo.

An schönen Abenden oder Morgen machte Chrysaores, während dieser unfreiwilligen Verzögerung, Lustgänge durch die fruchtbaren Umgegenden Salona's, bald zum muschelreichen Meeresbusen und zur Bucht, voll immerwährenden Lebens von Fischerbooten und Fahrzeugen ankommender oder abfahrender Reisenden, bald zu den schattigen, wilden Gebirgen, die ihre kahlen Scheitel hoch über die Stadt erheben. Endlich auch, in einer kühlen Tagesfrühe, näherte er sich dem prächtigen Palast und den Gärten Diocletians, des Kaisers, wenige Stunden Weges von Salona entlegen.

Hier wohnete schon seit einigen Jahren der ausserordentliche Mann, welcher, Sohn eines Freigelassenen, sich zum Throne der Cäsaren emporgeschwungen, glanzvolle einundzwanzigjährige Herrschaft über die Welt geführt, dann, nachdem er Urheber eines neuen Reichs und Bewunderung des Zeitalters geworden, freiwillig in den Ebenen Nikomediens den kaiserlichen Purpur abgelegt, dem Geräusch der Feldlager und dem Glanz des Thrones die stille Einsamkeit des dalmatischen

Landgutes vorgezogen hatte. Keiner der Weltherren vor ihm hatte ein so großes Beispiel der Selbstbesiegung gegeben; wenige werden in künftigen Jahrhunderten den Muth haben, ihm zu folgen. Seine alten Legionen hörten nicht auf, ihn zu vergöttern; die Cäsaren nicht, ihn mit ihrer Ehrfurcht zu umringen; und die erstaunten Völker nicht, ihn als ein wunderbares Räthsel mit abergläubiger Aufmerksamkeit zu betrachten.

Weil sowohl den Fremdlingen, als den Einwohnern von Salona verboten war, sich dem Landsitze des Kaisers ohne besondere Erlaubniß zu nähern, blieb Chrysaores unweit der Gärten auf einer Anhöhe, von wo er im Schatten alter Steineichen den Palast und die ganze Gegend überschauen mochte.

Er bewunderte mit Recht den Geschmack des ehemaligen Herrn der Welt, welcher den reizendsten Punkt seines unermeßlichen Reiches in Europa, Asien und Afrika zum Ruheplatz auslesen konnte, aber in die dalmatische Heimath seiner Mutter, zu den anmuthigen Spielräumen seiner längstverschwundenen Jugendtage zurückkehrte. Die Unschuld, Genügsamkeit und Stille der kindlichen Welt hat für die unter langen Stürmen gereifte Weisheit des höhern Alters anziehenden heiligen Zauber. Denn zwischen jener Unschuld und dieser theuer erkauften Weisheit dehnt sich die heiße Wüste des Lebens mit ihren Leidenschaften und schmerzlichen Verirrungen, da wir nichts erringen, als Ermüdung und Reue, indem wir, gleich Wahnsinnigen, den wesenlosen Gaukeleien des Ehrgeizes, der Wollust und des Golddurstes nachrennen.

Chrysaores war ungewiß, wohin er sein Auge wandte, welcher Aussicht er den Vorzug geben müsse? Gegen Mitternacht und Morgen heben sich dort, jenseits der Stadt Salona am Meer, in starren, finstern Gestalten und wunderbaren Auszackungen die hohen Gebirge zu den Wolken. Sie zeigen keine Nähe, keine Ferne, sondern scheinen, wie wildes Gebilde des Pinsels, auf den blendend blauen Himmelsgrund hingemalt zu schweben. Aber gegen Mittag und Abend falten die fruchtbaren Ebenen der Küste ihren Reichthum auseinander, Landgüter, Dörfer, Weinberge und wie durch Kunst geschaffene Lustwäldchen. Der Thau des Morgens erfrischt das ewige Grün, und die Kühle des Seewindes mäßiget die Gluth der Sommermonde. Der Anblick des Meers ermüdet hier nicht durch das Einerlei seiner endlosen Fläche: sondern von zahllosen umbüschten Inseln, malerisch in die Wellen gepflanzt, überall verschönt, gleicht es einem großen See, der die Majestät seiner Größe durch Anmuth des Einzelnen mildert.

Zwischen allen diesen Umgebungen erhebt sich die Pracht des kaiserlichen Palastes. Er scheint nicht der Landschaft willen dahin gebaut, sondern diese erst für ihn, wie ein ungeheuerer Garten, eigends geschaffen worden zu sein. Mit seinen großen und zahlreichen Gebäuden bedeckt er den Raum einer kleinen Stadt. Er ist ein weitläuftiges Geviert, jede der äussern Seiten sechs- bis siebenhundert Schuh lang. Vier breite Straßen durchschneiden in rechten Winkeln das Ganze voll Ebenmaßes. Man zählt da viele Tempel der Götter; und sechszehn Thürme strahlen mit ihrem Golde über die Ebene. Die starken Mauern sind aus gehauenem Marmor der Steinbrüche von Tragutium; viele der hohen Säulen sind aus buntem Granit gemeißelt und blendend geschliffen. Ein breiter, fünfhundert Schuh langer Säulengang gewährt schattige Kühle und lachenden Blick in die Uferlandschaften.

Als Chrysaores von der Anhöhe herab einen Fußweg gegen die Diocletianischen Gärten wählte, begegnete er einem betagten Manne, aus dessen einfacher aber zierlicher Kleidung er urtheilte, daß derselbe einer von des Kaisers Dienern sei. Nachdem sich beide begrüßt, und Chrysaores die Frage, wer und wes Landes er wäre, welches die Ursache seines Aufenthaltes zu Salona, und seines Lustwandelns in dieser Nähe des Palastes sei, beantwortet hatte, erbot sich der Alte, ihn in dem Palaste des Diocletian umher zu führen, weil er ein Aufseher der kaiserlichen Gärten sei.

Sie gingen also mit einander zu den großen Gebäuden, und durch die prachtvolle Hauptpforte, wie beinahe Rom keine herrlichere hat, in das Innere. Chrysaores, nach seiner Gewohnheit, behielt unter allen Wundern der Baukunst seine natürliche Gelassenheit, doch belobte er, als Kenner, und mit Gefälligkeit, die Zierlichkeit des Atrium, die Tempel, die Bäder, die ägyptischen, cyzicenischen und korinthischen Hallen.

„Dein Beifall scheint mir etwas kalt," sagte der Alte; „hundert Andere, selbst die Cäsaren, welche vor dir hierher kamen, geriethen beim Anblick dieser Meisterwerke des Meissels und Pinsels in Entzücken."

„Ich ehre die menschliche Kunst und bewundere ihre Werke," antwortete Chrysaores, „wiewohl sie der göttlichen Kunst der bildenden Natur unendlich nachstehen. Ich würde noch größeres Gefallen an diesen Arbeiten hegen, wenn mir nicht beständig ein finsterer Gedanke den Genuß trübte, nämlich daß diese Kunstwerke alle doch nicht Werke der harmlosen Liebe des Schönen, sondern nur Schöpfungen menschlicher Hoffart und Fußgestelle eines eiteln Stolzes sind. Die Natur selbst würde minder schön und bewundernswürdig sein, wenn ihr Wesen nicht die absichtsloseste Unschuld und ein reines Selbstgefallen an ihrer Heiligkeit und Vollkommenheit wäre."

Der Alte schien den Weisen nicht zu verstehen, und betrachtete ihn mit einer Art Befremdung; doch führte er ihn weiter.

Als sie um die Ecke eines Tempels traten, erblickten sie unter den hohen Wölbungen eines Säulenganges seitwärts einen Zug vornehm gekleideter Matronen und Jungfrauen neben sich vorbeiwandeln. Sämmtliche waren in Würde und

Schönheit mit einander wetteifernd; aber an ihrer Spitze die Vornehmste, welche die Gebieterin der Uebrigen zu sein schien, übertraf an Adel und Reiz der Gestalt und Bewegung Alle. Wie der Zug näher kam, erschrack Chrysaores und verlor beinahe das Bewußtsein; denn er erblickte die Charis, welche er auf der Insel des Duras gefunden hatte. Und diese wandelte an der Spitze aller Jungfrauen. Die Charis schien auch ihn wieder zu erkennen, denn eine schöne Röthe überflog ihr Antlitz, vor welchem sie alsbald den golddurchwirkten Schleier vom Haupte niederzog.

Der Alte und Chrysaores verbeugten sich tief vor dem erlauchten Zuge, der vorüberging und bald verschwand. Dann erfuhr der fragende Grieche vom Aufseher der Gärten, daß jene junge Schöne die aus dem Bade gekommene Fürstin Valeria, des Kaisers Tochter, gewesen sei. — Der edle Schüler des Porphyrius verbarg bei diesen Worten seine Bestürzung, und um sich selbst zu zerstreuen und die gefährliche Erscheinung zu vergessen, erkundigte er sich emsiger nach allen Merkwürdigkeiten, die ihm gewiesen wurden. Nachdem er aber Alles gesehen, und sich dankend von dem gefälligen Greise beurlauben wollte, sprach dieser zu ihm: „Pelloponesier, was scheint dir unter Allem, was du gesehen, das Merkwürdigste in diesen Palästen?“

„Das, was ich nicht sah,“ antwortete der Weise, „nämlich Diocletian, der Imperator.“

„Begehrst du es, so kann ich dir auch ihn zeigen!“ entgegnete der Aufseher der Gärten.

„Ich danke dir für dein unbelohnbares Wohlwollen,“ sagte Chrysaores; „allein um den Kaiser zu sehen, würd' ich keinen Fuß zum Schritt aufheben. Denn was liegt mir daran, seine Greisengestalt und das köstliche Gewand zu schauen, in das er sie verhüllt? Alles das ist nicht Er. Ich müßte im Umgang seinen Geist erblicken. Den zeigst du mir nicht, wie du mir jene Bildsäulen und Wandgemälde zeigen konntest.“

Aber hastig fiel ihm der Aufseher ins Wort und rief: „Doch eins hab' ich dir zu zeigen vergessen, vielleicht von Allem das Sehenswürdigste und wo der Kaiser am liebsten zu verweilen pflegt. Es ist die große Säulenhalle dort an der Mittagsseite, mit der Aussicht zum Meere. Folge mir; in diesem Augenblick ist Diocletian nicht dort.“

So gingen sie und traten in die ungeheure Säulenhalle, ihrer ganzen Länge nach mit allen Schönheiten der Bildhauerkunst und Malerei auf der einen, und mit den lieblichsten und mannichfaltigsten Aussichten in die Landschaft auf der andern Seite bereichert. Längs den Wänden sah man hin und wieder köstliche Ruhebänke, bunte, morgenländische Teppiche und einige Tische, besetzt mit goldenem und silbernem Geschirr, worin Erquickungen bereit standen, wie man sie des Morgens zu nehmen pflegt. Einige Herren und große Hofbeamte wandelten in der Halle, die Frische des Tages zu genieſſen.

Als sich Chrysaores und sein Begleiter diesen näherten, kamen sie, verneigten sich in großer Ehrerbietigkeit, und erwiesen dem Alten an der Seite des Pelloponesiers kaiserliche Ehrenbezeugungen. Nun erkannte Chrysaores, wer sein Führer gewesen sei, und er beugte das Knie vor dem erlauchten Greise. Denn es war Diocletian selbst.

Der Kaiser aber nahm traulich die Hand des Chrysaores, führte ihn zu einem der Ruheplätze, setzte sich zu ihm und sprach: „Nicht du hast abzubitten, sondern ich, denn ich hatte dich getäuscht. Sei unbefangen, wie du es bisher gewesen. Ich bin kein Kaiser, sondern ein zufriedener Landmann, der seinen eigenen Kohl baut, und zuweilen über seine Vergangenheit wie über einen Traum, lacht.“

4.

Der Mann auf dem Thron.

Während die kaiserlichen Diener Erfrischungen darboten, genas Chrysaores von seiner ersten Ueberraschung, und er nahm ganz wieder jene liebenswürdige Eigenthümlichkeit an, in der er alle Gemüther an sich zog, ohne zu wissen, welche Macht er habe. Sonder Zweifel hatte diese wunderbare Verbindung von Hoheit und Zärtlichkeit, in seinem Gemüth voll wohlwollender Hinneigung zu jedem Sterblichen und natürlicher Erhabenheit über die gewöhnlichen Bestrebungen der Menschen, auch den Imperator gerührt.

„In der That, Chrysaores,“ sagte Diocletian, „dein Name ist mir nicht ganz fremd geblieben. Ich hörte ihn mehrmals. Er ist älter oder ehrwürdiger, als deine Gestalt. Ich wundere mich billig, in einem so jugendlichen Manne den berühmten und gefeierten Priester der Weisheit zu sehen.“

„Vater der Cäsaren,“ erwiederte Chrysaores, „laß dich's nicht wundern, wenn du das Natürlichste von der Welt siehst. Weder das Kind noch der Greis bedarf so sehr der Weisheit, als der Mann in der Fülle seines Lebens, um sich selbst zu retten. Der Jüngling erbt diese Waffe von der Unschuld des kindlichen Alters. Er, noch nicht von den Schlechtigkeiten und Vorurtheilen der Welt, die er erst kennen lernen soll, bestochen und vergiftet, darf nur den Sinn für das Gute und Schöne festhalten. Das ist die Urkunde von der Verworfenheit und Verkehrtheit des Zeitalters, daß man den gesunden Menschenverstand für Uebernatürliches, zuweilen für Gefährliches hält, und die schlichte Stärke eines tugendhaften Gemüths wie Schwärmerei des Wahnsinns, oder Albernheit würdigt. Auch du bist ein Weiser, Vater der Cäsaren, und bewundernswürdiger, als viele, die ich sah. Aber du mußtest deine Heimkehr zur Wahrheit und Natur theurer bezahlen, als ich.“

Diocletian lächelte und sagte: „Ich zahlte jedoch nicht alles mit eigenem Gelde. Das grau-

köpfige Alter schoß mir gute Summen dazu bei.“

„Wie jedem; aber nicht jeder erkauft damit, Cäsar, was du!“ versetzte der griechische Weise: „Mir mußte es unendlich leichter sein, natürlich zu bleiben, als dir, es wieder zu werden. Du spieltest mit eigenen und fremden Leidenschaften großes Spiel, und gingst plötzlich in die Stille einer Unschuldswelt zurück. Einst in ungeheurer Vielthätigkeit, als Allgebieter, die Loose der Völker prüfend, die Schicksale der Welttheile ordnend, konntest du plötzlich der Ruhe und Einförmigkeit ländlicher Beschäftigungen angehören; das Leben an Höfen, auf Reisen, in Feldlagern mit dieser Einsamkeit vertauschen, und den Umgang mit Königen, Feldherren und Gesandten auf den Umgang mit dir selbst beschränken. Wahrlich, das that noch kein Alleinherrscher, oder nicht freiwillig, wie du, und Tausende von den Großen, die nach dir leben, werden dir den Ruhm dieser Gemüthsstärke nicht streitig machen.“

Der Kaiser lächelte und sagte: „Du bist, scheint es, gleich gewandt in der Sprache des Hofes, als der Schule.“

„Allerdings hättest du Ursache,“ entgegnete Chrysaores, „mich, als Schmeichler, zu tadeln, wenn ich nicht eins noch hinzufügen würde. Viele Menschen können aus Verdruß oder Begeisterung groß handeln, ohne groß zu sein und zu bleiben; und mancher kann noch, wie du, das Diadem freiwillig ablegen, aber hintennach die Reue nicht verhehlen. Daß dich aber die Reue noch nicht beschlich, hat die Welt aus der Antwort erfahren, welche du den Gesandten des Cäsar Maximian gabst, als er dich aufforderte, den kaiserlichen Purpur wieder anzulegen.“ *)

Der Kaiser antwortete: „Maximian ist ein unruhiges Kind in grauen Haaren, und auch im Privatstande noch Fürst geblieben, wie vorher; das heißt, ein Taub-Blinder, der, aller Sinne beraubt, nur das Gefühl für Purpur behalten hat.“

„Wie, Vater der Cäsaren,“ rief der Pelloponesier aus, „vergleichst du die Herren der Völker, welche man sonst die Allsehenden, Allhörenden, Allwissenden, Allmächtigen nennt, mit den Unglücklichen, welchen die Natur Gehör und Gesicht versagte?“

Der Cäsar Diocletian erwiederte: „Wen zu ihrer Nähe die Götter auf die Höhe des Throns erheben, der sieht die Erde zu seinen Füßen nicht mehr und höret nicht mehr der Völker Geschrei; denn er schwebet in den Wolken des Himmels. Er sieht nur noch hinab mit den erkauften Augen seiner Vertrauten, höret nur noch mit den erkauften Ohren seiner Räthe und Feldherren, und handelt nur noch durch ihre Hände, aber weiß nichts von allem, was er thut. Getrennt vom Volke, kennt er es nur durch gemiethete Sinne, und die Wahrheit bleibt ihm verborgen. Wenn sich die Räthe und Vertrauten vereinigen, aus Eigennutz, oder aus Vorurtheil, um ihre Fürsten zu täuschen, oder wenn sie selber betrogen sind, so wird er bei der größten Weisheit albern handeln, und mit dem wohlwollendsten Herzen ungerecht. Er verleiht die wichtigsten Aemter an die Bosheit oder Unfähigkeit, und stößt die Verdienstvollsten und Tugendhaftesten seines Volks zurück. Er weiß es nicht, denn er höret und siehet nicht, weil er taubblind ist und nicht anders sein kann.“

Chrysaores sagte darauf: „Daß man anders sein könne, hast du bewiesen.“

„Willst du meiner spotten, Pelloponesier?“ rief der Imperator unwillig: „Siehst du nicht die Verwirrungen der heutigen Welt, das Gähren und Treiben der Völker? Ich meinte, so lang' ich auf dem Throne saß, ich könne das Alles mit leichter Hand meistern; man sagte mir, die Welt unter meinem Zepter wohne zufrieden und glücklich und in seltener Ordnung; nur einige Schwärmer, einige Unruhegeister treiben Spuk, hieß es. Und als ich aus den Wolken niedergestiegen war unter die Menschen, wie sah ich da alles anders! Selbst verfluchen hört' ich viele meiner Thaten, auf die ich am stolzesten gewesen.“

„Wenn du, mein Herr und Kaiser, so von dir urtheilst,“ sagte Chrysaores, „wie sollen diejenigen von sich urtheilen, welche dir nicht an Hoheit des Geistes gleich stehen?“

„Entweder werden sie überall nichts urtheilen,“ antwortete Diocletian, „oder nach den schmeichlerischen Reden ihrer Höflinge das Beste von sich. Ehe ich den Purpur anlegte, sah ich die Fehler derer, die ihn trugen; darum hofft' ich sie zu meiden. Gemeine Geister auf dem Throne, die nicht schlafen, sondern selbstthätig herrschen mögen, werden gegen ihre Räthe und Vertrauten entweder allzuunmäßiges Vertrauen oder zu großes Mißtrauen hegen. In beiden Fällen verrathen sie, neben kindischer Eitelkeit, das heimliche Gefühl ihrer Schwäche. Denn die, welche sich, ihren Ruhm und ihr Reich blindlings Andern überlassen, glauben unübertrefflich gut gewählt zu haben, und verzichten in unmäßiger Bescheidenheit auf den eigenen Verstand. Sie bleiben in grauen Haaren unmündige Kinder und gehören in die Schule, nicht an die Spitze der großen Reiche. Ihre Alleinherrschaft wird eine zerrüttende Vielherrschaft der Ehrgeizigen und Habsüchtigen, mit denen sie sich umringen, oder der Buhlerinnen, Lieblinge und Verschnittenen, die ihrem Leibe, aber nicht ihren Völkern dienen.“

Chrysaores sprach: „Nie wird die Geschichte dir, wenigstens nicht diesen Vorwurf machen.“

„Ich hoff' es, auch nicht den des zu großen

*) Nach dem Aurelius Victor antwortete er: „Könnt' ich dem Maximian die Kohlköpfe zeigen, die ich mit eigener Hand gepflanzt, er würde mir nicht zumuthen, diese glückselige Ruhe mit den Stürmen des Ehrgeizes zu vertauschen.“

Mißtrauens in Kenntniß und Willen Anderer!« fuhr der Imperator fort: »Denn von jeher verabscheute ich diejenigen Fürsten, welche den Glauben an die Redlichkeit der Welt verloren haben, oder sich erleuchteter dünken, denn die Weisesten ihrer Unterthanen. Solche haben fast jederzeit ein boshaftes Gemüth, in dessen finstern Spiegel die Bilder der Welt verdüstert fallen; oder sie sind voll Eigensinnes und Hochmuthes, der das Bessere neben sich haßt und in rastloser Gernthätigkeit Tugend und Einsicht neben sich entbehrlich machen will, damit keiner zu träumen wage, neben ihnen Etwas zu sein. Sie dulden, ohne oft Tirannen zu sein, alle Foltern der Furcht, welche Tirannen empfinden; sehen überall Verschwörungen und Schleichwege; behandeln das Wichtigste, wie das Unwichtigste selbst; thun nichts, weil sie Alles selbst verrichten wollen, und das Kleinste und Größte mit gleicher Sorgfalt behandeln, sie mögen sich eigenhändig den Bart scheeren, oder eine Stadt schleifen lassen.«

»Du schilderst die Alltagsfürsten,« sagte Chrysaores, »aber du gehörtest ihrem verachteten Haufen nicht an. In dir liegt höhere Kraft. Du wußtest dich zu beherrschen und kanntest die zarte Linie zwischen dem Zuviel und Zuwenig des Vertrauens, weil du mit seltener Menschenkenntniß ausgestattet warst. Und dennoch hattest du zur Unzufriedenheit mit dir Ursache?«

Diocletian sprach: »Der Mann auf dem Throne soll mehr sein, als ein Bürger; darum genügen für ihn die häuslichen und bürgerlichen Tugenden allein nicht. Wer sich selber zu beherrschen weiß, der versteht darum noch kein Reich zu beherrschen. Nicht vergebens wird das Regieren die schwerste Kunst geheißen. Wohl ist sie schwer, denn ich habe gefunden, in ihr vollendet zu sein, übersteigt die menschlichen Kräfte. Ich habe die besten Schulen durchlaufen und blieb dennoch Lehrling bis jetzt.«

»Erlaubst du mir zu wissen, welche Schulen du für die besten eines künftigen Länderbeherrschers hältst?« fragte der Weise.

»Ohne Widerspruch das Heer und den Krieg!« antwortete der Kaiser: »Hier lernt der einstige Gebieter erst den Umfang des möglichen Gehorsams, dann den Umfang des Befehlens; er gewöhnt das Auge an feste Ordnungen, das Herz in plötzlichen Gefahren zur Unerschrockenheit, den Geist zur Aufmerksamkeit auf Alles und zur nieschlummernden Thätigkeit. Er unterscheidet das Ganze von den Theilen und löset die Hauptheile wieder in ihre Unterabtheilungen auf und verknüpft sie wieder. Freunde, Feinde, Muthige, Feige, Ehrliche und Verschmitzte umringen ihn und begegnen ihm. Er lernt sie auf den ersten Blick kennen und bei der ersten Gelegenheit an den Platz stellen, der ihnen gebührt. Der Staat ist, wie das Heer, und in ihm, wie in diesem, das Besondere dem Allgemeinen untergeordnet. Wer eine Macht von einigen hunderttausend Streitern wohl zu verwalten und zu führen weiß, dem wird nicht zu schwer, einem großen Reiche vorzustehen. Im Unterhandeln mit feindlichen Feldherren lernt man mit fremden Mächten vorsichtig verkehren.«

Chrysaores sagte: »Der Staat ist allerdings einem Heere nicht unähnlich; aber das Heer selbst ist doch nur Theil des Staates, hat auch nicht den Zweck des Staates, so wenig das Schwert, welches der Mensch trägt, der Zweck des menschlichen Daseins, sondern nur eins seiner vielen Mittel ist.«

»Darum ist es leichter, ein Heer, als ein Reich beherrschen!« entgegnete der Imperator: »Aber ich sprach von der Schule, nicht von der Welt, in der die Regeln angewandt werden. Auch im Staat muß Ordnung und Eintheilung, muß stufenweiser Befehl und Gehorsam bestehen. Das römische Reich, über drei Welttheile verbreitet, ist freilich zu groß, um von einem einzigen Manne wohl beherrscht zu sein. Ich nahm Mitkaiser an, und vertheilte die Macht; trennte die bürgerliche und kriegerische Verwaltung in allen einzelnen Zweigen; gab allem Einzelnen wieder besondere Aufseher, und vervielfältigte die Aemter. Das Räderwerk griff fest in einander; es ging langsamer, aber sicherer. Nie war die römische Welt so stark in sich selbst gebur'.n und geordnet; nie hatte einer meiner Vorfahren auf dem Thron die ganze Verkettung der Reiche und Provinzen so in seiner Gewalt, als ich. Das ungeheure Werkzeug meines Willens war vollend't, und mein Wille war gut. Ich wollte das Glück der Welt, Frieden, Wohlstand meiner Unterthanen. Ich glaubte das goldene Zeitalter der Dichter wieder zu bringen. Man sagte mir, es sei vorhanden. Was fand ich? Aufrühre, Verzweiflung, Unzufriedenheit aller Orten. — Warum? Ich saß auf dem Throne als ein Taubblinder.«

»Also lag der Staat, dein Werkzeug, nicht in deiner Hand?« fragte Chrysaores: »Wer konnt' es dir entreissen?«

»Meine Stellung, meine Höhe!« antwortete Diocletian: »Ich sah meine Völker nicht, sondern nur vier und fünf meiner Räthe; jeder derselben sah nicht meine Völker, sondern seine untergeordneten Verwalter; diese sahen meine Völker nicht, sondern ihre persönlichen Feinde und Freunde, ihre Vorurtheile, ihren Gewinn und Verlust, ihre Geliebten, ihre Günstlinge. Ich hatte die weisesten Männer zu obersten Beamten des Reichs gesetzt; aber von den untersten Beamten, die das Volk unmittelbar berühren, empfingen sie ihre Belehrungen über desselben Bedürfniß und Zustand. Eben diese niedrigsten Beamten sind nothwendigerweise auch allezeit die unwissendsten, eigennützigsten und kriechendsten. — In wessen Hand lag der Staat und das Glück meiner Völker? Mit wessen Augen sah ich, mit wessen Ohren hört' ich? Wer unterrichtete mich? —

Lerne daraus, Chrysaores, der du Vieles weißt, daß die sinnreichste Zusammenordnung der Gewalten des Staats, daß der vortrefflichste Wille eines thätigen Fürsten und die größte Weisheit und Tugend seiner Rathgeber nicht hinreichend sind, ein Reich wohl zu beherrschen, das heißt, die große Mehrheit der Unterthanen zu beglücken.«

Chrysaores verbeugte sich und sprach: »Ich vernehme deine aus traurigen Erfahrungen geschöpfte Lehre mit der ihr gebührenden Ehrfurcht. Doch hat es einst glückselige Zeitalter, frohe und blühende Völker unter weisen Herrschern gegeben, die vielleicht dir nicht an Geistesgröße glichen. Sollten wir die Weltgeschichte gänzlich Lügen strafen?«

Der Kaiser entgegnete: »Oft bringen die Zeiten freiwillig das Glück ohne Mühe, welches mit vergeblichen Anstrengungen der Mensch suchte. Dem Feldherrn schreibt man nicht selten den Gewinn einer Schlacht zu, während der Zufall den Sieg entschieden hatte. Oder glaubst du im Ernst, Chrysaores, daß die Weisheit eines Fürsten zur Beglückung der Unterthanen hinreichend sei? — Lehre mich das Geheimniß kennen, auf dem Throne bestimmt zu sehen, deutlich zu hören, und Wahrheit zu erkennen, und ich will dir denken, obwohl ich das Geheimniß nicht mehr benutzen kann.«

»Imperator,« sagte der Weltweise, »deiner Weisheit hat zu diesem Räthsel nie der Schlüssel gefehlt, sondern vielleicht nur die Neigung, ihn am Räthsel zu versuchen. Denn wenn du irgend einen Menschen fändest, dessen kummervolle Gestalt dich reizte, ihm zu helfen, würdest du ihm, ohne die Ursache seines Kummers zu kennen, wohl Arznei bringen, oder ihm lieber Geld geben? Würdest du ihm in der Meinung, er sei vom Wandern müde, dein Pferd anbieten, oder ihm, weil du glaubtest, er traure über den Tod seines Sohnes, Trostworte sagen? Was würdest du?«

»Ich würde ihn fragen um die Ursache seines Leidens!« antwortete Diocletian: »Der Arzt heilt den Kranken nicht, bevor er aus dessen Munde die Art und den Sitz seiner Schmerzen vernommen.«

»Der Kranke, o Cäsar,« sprach Chrysaores, »ist das Volk; der Fürst ist der Arzt. Dieser Arzt kann den Kranken nicht heilen, weil er ihn nicht selbst befragt, ja nicht einmal durch seine Diener fragen läßt, sondern auf das bloße Gutachten und Meinen von diesen sich verlassend, Arzneien verordnet.«

»Die Vergleichung ist übel gewählt!« entgegnete der Kaiser: »Das Volk hat keine Stimme. Und hätt' es die Stimme, es würde unfähig sein, den Sitz seines Leidens zu beschreiben, oder zu sagen, was ihm Linderung schaffen könnte.«

»Das Volk hat keine Stimme,« erwiederte Chrysaores, »wo ihm Schweigen geboten und nur den Dienern des Fürsten zu reden erlaubt ist. Hätt' es die Erlaubniß zur Sprache empfangen, es würde mit Weisheit reden. Denn woher wählt der Herr des Reichs Feldherren und Rathgeber, als ebenfalls aus der Mitte des Volks? Wahrlich, der Herr des Reichs kennt nur wenige Einzelne, welche ihm der Zufall näher führt, und tausend Andere nicht, welche, wohl im Besitz weit größerer Gaben, in dunkler Ferne stehen bleiben. Sie würden für sich selbst nicht unweiser reden, als für die Sache des Herrn. — Wer einen einzelnen Menschen beglücken will, muß ihn fragen. Wer ein Volk beglücken will, soll es hören. Diejenigen, welche du, o Vater der Cäsaren, Taubblinde auf den Thronen heißest, würden sehen und hören und Wahrheit erkennen, wenn sie nicht, durch eine endlose Reihe der Diener, vom Volke geschieden ständen, sondern dieses selbst reden liessen und sie es selber anhörten.«

»Jedermann hatte freien Zutritt zu mir. Ich hörte auch den Geringsten!« sagte Diocletian.

»Deine Menschlichkeit ist weltbekannt und gepriesen, o Cäsar,« sagte der Pelloponesier, »aber die Einzelnen, welche sich deiner geheiligten Person näherten, sprachen nicht vom Leiden des Volks, sondern ihrer eigenen Noth. Würdest du jeder Provinz deines unermeßlichen Reiches gestattet haben, die Weisesten und Edelsten ihrer Bürger als ihre Sprecher in einem Senat zu versammeln: dann hätte der Mund der Senate Noth, Bedürfniß und Zustand der Provinzen offenbart; dann hätte dir die vereinte Einsicht der Klügsten Mittel zur Hilfe angedeutet, Mittel, die auch dem Weisesten der Sterblichen verborgen bleiben, weil er nicht die Kenntniß aller Oertlichkeiten, Gebräuche und Vorurtheile der Länder und ihrer Bewohner besitzt. Wem ist gegeben, Alles zu durchschauen und zu wissen? Durch die Senate der Völker wäre die Einsicht und Weisheit der Menschheit, o Cäsar, deine Einsicht und Weisheit geworden; bisher aber war dein Regentenwissen nur das, was dir die beschränkte Ansicht weniger Höflinge und Räthe zu erkennen gestattete. Dann hättest du nicht nur vernommen, was deine Vertrauten und Räthe über Beschaffenheit, Kräfte und Treue deiner Unterthanen urtheilten: sondern du hättest Gegenrechnung über Beschaffenheit, Werth und Treue der von dir angestellten Amtleute, Richter und Statthalter empfangen. O Cäsar, unter Myriaden von denjenigen, welche deinem Zepter unterworfen waren, hat dich oft nicht ein einziger Mensch selber gesehen; darum hat jeder dich nach den Beamten beurtheilt, welche du in die Provinzen schicktest, als wäre jeder Stellvertreter des Fürsten dessen Ebenbild. Wenn je dich Provinzen grausam hießen, oder geldgierig, oder verschwenderisch,

oder geizig, oder geistesarm, so geschah es, nicht weil du es warst, sondern weil du dich also im Treiben deiner Stellvertreter, ohne es zu wissen, den Völkern gezeigt hast. Du aber kanntest die Tausende deiner Amtleute nicht, hattest sie nicht einmal selbst erwählt!«

Der Kaiser schien dem Weltweisen Beifall zu geben durch seine Geberden, doch sagte er: »Mit Cäsar Augustus endete das Unwesen der alten Republik, deren Tugenden verschwunden waren. Die römische Welt war eines Alleinherrn bedürftig und sie empfing ihn. Seitdem lag es in der Staatsklugheit der Kaiser, nie wieder das Volk in Senaten neben sich aufwachsen zu lassen, damit Reich und Thron unerschüttert blieben.«

Chrysaores erwiederte: »Nie hat ein Senat Thron und Reich erschüttert, weder vor noch nach Augustus. Aber die prätorischen Cohorten, die Legionen und ihre Befehlshaber erschütterten Thron und Reich, oder am Hofe der Cäsaren die Selbstsucht der Höflinge und Lieblinge, die Laster eines Perennius, Plautianus, Sejanus. Erröthete doch wenigstens der Senat noch, wie gesunken er auch schon in den Tagen des Cäsar Commodus war, als die Kriegsknechte den Thron der Welt an den Meistbietenden verkauften und ihn dem feigen Julianus verhandelten! Die Kriegsknechte erröthеten vor solcher Schmach nicht; der Senat aber erröthete noch!«

»Wie?« rief Diocletian: »Möchtest du das Ungeheuer der Vielherrschaft wieder in die Welt zurückkehren lassen?«

»Nein, schon der weise Homer sprach: Einer sei Herr! und alle Völker rufen es ihm aus Herzensgrunde nach, weil sie lieber Ruhe, als Unruhe, lieber friedlichen Genuß ihres Eigenthums, als Unsicherheit wollen!« antwortete Chrysaores: »Einer sei Herr! Aber der Beste sei es und der Weiseste. Der Weiseste aber ist, welcher das Licht der ganzen Nation in sich trägt. Dies können Einzelne nicht verleihen; die ganze Nation gibt es aus sich. Einer sei Herr! Der ist's, welcher vom Thron herab sein Volk mit eigenem Ohr hören, mit eigenem Auge sehen kann; dann nur ist er eigenen Willens und eigener Hand. Wer mit gedungenen Ohren hört, mit bezahlten Augen sieht, folget nicht eigenem, sondern fremdem Sinn. Er ist nur Willensvollstrecker seiner Diener. Er trägt den Purpur, und die Knechte haben des Fürsten Zepter und Schwert. Sie sind die Vielherren! — Ihnen gehorcht der Fürst und das Land. Der Fürst ist nur der Glanz ihrer Macht. Und will er aus sich selbst handeln, handelt er falsch, weil er nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen kann.«

»Sei billig, Chrysaores,« sagte Diocletian, »und glaube, daß auch unter den Räthen der Kaiser tugendhafte und uneigennützige Männer stehen, welche ihren Herrn lieben und ihm gern Wahrheit offenbaren.«

»Allerdings,« antwortete Chrysaores: »doch auch der Tugendhafteste kann die Wahrheit nicht geben, wenn er sie nicht selber hat. Und der Nächste am Thron sieht das Volk so wenig mit eigenem Auge, als der auf dem Thron sitzt. Er berichtet, wie die bezahlten Unterbeamten berichten. Uebrigens, mein Herr und Kaiser, liebt niemand den Fürsten wahrhaft, der nicht das Volk liebt; denn das Volk ist der Leib des Fürsten und der Fürst die Seele des Volks. Was ist eine Seele ohne ihren Leib und ein Fürst ohne sein Volk? — Du kennest die Menschen, o Cäsar, wie Wenige sie kennen, und weißt es, daß Jeder sich selbst vor allen andern lieb hat. So liebt denn auch das Volk den Kaiser nur des Volkes selbst, nicht des Kaisers willen, und wünscht ihn des Volkes willen weise, wohlunterrichtet und mächtig und unabhängig, weil ein unweiser, übelbelehrter, schwacher und fremder Leitung unterworfener Fürst kein Volk glücklich machen kann, auch wenn er es wünscht zu können. Eben so lieben auch die Höflinge und hohen Staatsbeamten den Fürsten nicht seiner, sondern ihrer selbst willen. Weil sie Reichthümer sammeln, alleingewaltig schalten und die Lust der höchsten Würden und Ehren ungestört schmecken wollen, sehen sie mit Furcht, wenn der Fürst besser belehrt, als sie, ist, und er nach eigener Einsicht unabhängig regiert. Darum drängen sie sich zwischen den Thron und das Volk, daß der Fürst nicht selber sehe und höre; ihr Vortheil ist es, dem Landesherrscher das Volk verdächtig zu machen, als unruhig, roh, Meuterei und Aufstand liebend. Darum werden sie zu aller Zeit ihrem Gebieter Entfernung vom Volke empfehlen und die Errichtung der Senate in den Provinzen als Schwächung kaiserlicher Machtvollkommenheit schildern. Denn sie wissen gar wohl, daß das Zutrauen des Volks und die bessere Belehrung keineswegs die Macht und die Einsicht des Herrschers verkleinere, sondern vergrößere. Nicht das aber, sondern Vergrößerung ihrer eigenen Macht wollen sie gern. Auch haben sie, wegen ihrer eigenen Handlungen, wenn dieselben tadelhaft wären, weniger Furcht vor den zwei Augen des Fürsten, als vor den hunderttausenden der Nation, denen nichts zu verbergen ist. Darum heißen sie das Volk verstummen, auf daß sie allein reden dürfen; und wie das Volk, aus Liebe zu sich selbst, den Fürsten einsichtsvoll und unterrichtet wünscht, so wünscht der Höfling, aus Liebe zu sich selbst, das Gegentheil.«

Als Chrysaores endete, stand der Kaiser plötzlich auf, und that einige Schritte durch die Halle und schien finster und gedankenvoll zu werden. Der Weise trat zu ihm und sprach: »Mein Herr und Kaiser, sollt' ich deine Ungnade verschuldet

haben? Da du selbst von Taubblinden auf dem Throne redetest und mich um das Geheimniß fragtest, wie man im Purpur die Wahrheit sehen und hören, und wie, in Wahrheit, Glück und Unglück der Unterthanen erkennen möge, mußte meine Antwort diese sein: der Fürst gebe seinem Volke eine gesetzliche Zunge und höre es mit eigenem Ohr, obwohl die Großen neben ihm es nicht wollen.«

Diocletian lächelte huldreich und erwiederte: »Du hast als Weiser gesprochen, nicht als Fürst. Mit Recht aber ist ein Fürst eifersüchtig auf seine Macht. Lehre mich nun ein zweites Geheimniß kennen, ohne welches die Offenbarung des ersten nichts fruchtet. Wenn ein Volk reden kann, wird es auch handeln wollen; wenn es Rath ertheilen darf, diesen aber verworfen sieht, wird es erbittert ihn endlich erzwingen wollen. Es wird beginnen, erst sich selber Gesetze zu geben, und damit enden, dem Fürsten Gesetze zu machen. Wie stellst du die Alleinherrschaft des Einzigen den Völkern gegenüber sicher?«

Ihm entgegnete Chrysaores: »Dadurch, daß sie ihnen nie gegenübersteht; oder auch dadurch, daß der Fürst einzeln stärker bleibe, als jeder einzelne Theil seines Reichs ist.«

»Du mußt deutlicher sein!« bemerkte Diocletian dem Weisen. Dieser sagte darauf: »In kleinen Staaten, wie vordem Athen, Theben, Sparta, auch Rom, gewesen sind, ehe dieses seine Herrschaft über ganz Italien und über die Alpen verbreitete, ist es möglich, daß das gesammte Volk, als ein freies Gemeinwesen, in einem einzigen Senate dargestellt erscheine. Denn da ist einerlei Sitte, Sprache und Himmel, auch einerlei Bedürfniß gemein. In einem solchen Staate ist die Herrschaft nur geborgen, so lange der Thron nicht dem Volke gegenüber, sondern in dessen Mitte steht. Wo solches ist, muß das Volk im Fürsten, der Fürst im Volke leben, und der Fürst wird dann mit geringen Machtmitteln großen Reichen furchtbar sein. — Aber in einem Weltreich, Cäsar, wie das römische, welches vom Euphrat bis zu den Säulen des Herkules und von der lybischen Wüste bis zum ewig gefrornen Meere reicht, kann kein gemeinsames Bedürfniß, kein gemeinsamer Wille, kein Gesetz statt finden, welches überall wohlthätig wäre. Denn da ist mancherlei Volk, Sitte, Gemüthsart, Himmelsstrich und Sprache. Was dem Aethiopier gerecht schiene, würde dem Britannier grausam dünken; und was den Parther erhöbe, würde den Gallier erdrücken. Eine kleine Haushaltung ist besser zu führen, als eine große; ein mäßiges Gemeinwesen vollkommener einzurichten, als ein weitläuftiges. Darum laß jeder Völkerschaft, jeder Provinz ihr eigenes Hauswesen, ihren eigenen Senat, ihr eigenes Wort an den Fürsten. Alle unter einander unabhängig und ohne Gemeinschaft, finden dann im Thron ihren verbindenden Mittelpunkt; alle einzeln hilfsbedürftig, finden dann in der Macht dessen, der über die Gesammtheit herrschet, Möglichkeit der Hilfe oder des Schutzes. Keine einzelne Provinz wird je sich stark genug dünken, dem Gebieter aller andern das Gesetz zu machen, und die tollkühne Meuterei der einen wird von der Erhabenheit und Treue der andern oder ihrem Neid verrathen oder gedämpft werden.«

Der Kaiser sprach: »Wäre Chrysaores früher gekommen, hätte Diocletian seiner Mitkaiser entbehren können.«

Sie setzten beide die Unterredung noch lange fort. Der Imperator erzählte von der Denkart des Maximilian, und der beiden Cäsaren Konstantius und Licinus. Auch wollte er dem Weltweisen nicht die Rückkehr nach Salona gestatten, sondern so großes Gefallen fand er an dessen Gesprächen, daß er ihn bat, in seinem Palaste zu bleiben, wo er ihm die prachtvollsten Zimmer anwies, und ihn zu seiner Tafel einlud.

3.

Valeria.

Er stellte den Chrysaores den Vornehmsten seines Hofes, den Männern und Frauen, vor, und sagte: »Nachdem ich die Welt viele Jahre beherrscht habe, lern' ich von diesem Manne die Kunst des Herrschens.« — Besonders empfahl er seiner Tochter Valeria den Umgang des Weltweisen, daß sie aus der Weisheit seines Unterrichts Trost gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens schöpfe.

Anfangs schien die schöne Fürstin den Umgang des Weisen eher meiden, als suchen zu wollen. Drei Tage lang wich sie ihm aus, bis der Zufall sie ihm entgegenführte, als er aus den Schatten des hohen Cypressenhaines hervortrat, da er der kühlen Abendluft im Freien genoß.

Beide, als sie sich erblickten, schienen Bedenken zu tragen, einander zu nahen. Aber die Fürstin zuerst setzte ihre Schritte fort und sprach: »Warum wollen wir uns länger fliehen, Chrysaores? Muß ich nicht glauben, der Himmel selbst führe uns überall zusammen?«

»Deinen Scherz, edle Fürstin,« sagte er, »wär' ich nur allzugeneigt als Ernst zu nehmen, wüßt' ich nicht, daß der Mensch, gern sich selbst betrügend, immer den Zug seines Herzens zum Zug der Vorsehung machen möchte.«

»Da dich mein Vater ehrt,« sagte sie, »warum sollt' ich, seine Tochter, mir Gewalt thun, nicht deiner Freundschaft und deines Umgangs zu genießen, so lange es erlaubt ist?«

Chrysaores senkte den Blick zur Erde und sprach: »Warum? — o Fürstin, aus freundlichem Mitleiden! Denn was bin ich und werd' ich, wenn du, ohne deinen Willen, mich mir selber entreissest? Jeder Ton deines Mundes, jeder Blick deiner Augen stürzt meine Seele in einen süßen Rausch, worin das Bewußtsein erstirbt. Du weißt

es, wie deine Bildsäule in der Villa des Nepotianus mich Unglückseligen verblenden konnte. Du aber weißt es nicht, daß schon auf der Insel des Duras Pflicht und Leidenschaft ihren schweren Kampf in mir kämpften. Soll ich der Verbreitung der Wahrheit und des göttlichen Lichts auf Erden angehören, muß ich jeder Verbindung entsagen, die mich an eine Erdscholle heftet. Darum floh ich von der Insel des Duras, eh' ich zu deinen Füßen Wahnsinn bekannte. Und die, zu der ich damals noch glaubte, aufschauen zu dürfen, steht jetzt vor mir da, als die erlauchte Tochter eines Kaisers und als eines Kaisers Wittwe.«

Es schwieg Chrysaores, ohne aufzusehen. Aber auch Valeria blieb stumm vor ihm. Und als er nach langer Stille, da die Fürstin kein Wort erwiederte, die Augen zu ihr aufschlug, sah er Thränen auf ihrer Wange und ihren Blick sinnig zur Erde geneigt. Ein unendlicher Liebreiz umfloß ihre Glieder. Indem der Hauch des Abends ihren golddurchwirkten Schleier bewegte, der wie eine Sternenwolke ihren Leib umschwamm, und ein Strahl der Sonne sich durch die Zweige der Cypressen über sie ergoß, ward ihm, als sähe er ein Wesen höherer Welten.

»Es ist zu viel!« seufzte er, und ein Schauer ging durch seine Glieder, und gern hätt' er sich entfernt.

»Verlaß mich nicht!« sagte Valeria: »Verlaß mich nicht! Ich habe mein Herz vor Gott geprüft und mich rein von Vorwürfen gefunden. Welche Verwandlungen in mir vorgegangen sind, seit ich dich auf der Insel des Duras gefunden, begreif' ich nicht; aber ich bin an denselben unschuldig. Seitdem ist jeder meiner Gedanken ein Gedanke von dir, und jeder deiner Odemzüge ein Seufzer für dein Wohl. Noch ist mir kein Sterblicher erschienen wie du. Es ist auch kaum, als wenn du der Sterblichen einer wärest. Es ist nichts Sündliches, sondern etwas Heiliges in den Empfindungen, die jetzt mein Leben sind. Darum bekenn' ich sie. Ich weiß, daß ich, von dir einst getrennt, auslöschen muß, wie das Licht, dem man die Nahrung genommen. Ich fürchte den Tod nicht mehr, denn nun hab' ich gelebt. Meine Liebe, Chrysaores, ist das Werk meines Gottes. Der fürstliche Glanz, der mich umgibt, ist das Werk menschlicher Eitelkeit. Die Wahl ist nicht schwer.«

Chrysaores sagte: »Fürstin, du gibst mir das Entzücken und die Verzweiflung mit demselbigen Hauch deines Mundes. Im Gefühle meiner Seligkeit erschrecke ich vor mir selber, denn ich bin Verbrecher an der menschlichen Ordnung durch meine Gefühle.«

»Es gibt, glaub' ich,« sagte Valeria, »über alle menschliche Ordnung eine göttliche. Und in dieser will meine Seele wohnen. Gott und die Natur sind den Erfindungen des menschlichen Stolzes, den Vorurtheilen der Völker, den wandelbaren Einrichtungen ihrer gesellschaftlichen Zustände fremd. Die bürgerliche Welt kann eine That Verbrechen heißen, weil sie gegen ihre Stiftungen anstrebt, und vor Gott steht diese That sündlos, weil sie dem ewigen Gesetz der Natur gefolgt ist.«

»Ach, meine Fürstin, verzeih es,« rief Chrysaores, »ich muß dem verführerischen Scharfsinn unserer Leidenschaft widerreden, so lange ichs vermag. Denn es gibt nicht zweierlei Sittenlehre, nicht zweierlei Tugend, die eine für die Welt, die andere für Gott. Unter welchem Volk auf Erden wir stehen, sind wir der Ruhe und Glückseligkeit desselben unsere Ehrfurcht und das Opfer unserer Neigungen schuldig; denn die Glückseligkeit Aller gilt mehr, als Befriedigung unserer Eigenliebe. Aber die Glückseligkeit eines Volkes hängt an seinen Begriffen, wie mangelhaft diese auch sein mögen, und an den Ordnungen, die es sich gesetzt hat, um alle Begierden zu begrenzen, welche dem Gemeinwohl verderblich werden. Wenn schon zum Beispiel die Natur nicht Vielweiberei zum Verbrechen stempelt, wird sie doch zum Verbrechen und zur Sünde wider Gott in dem Lande, wo bürgerliche Ordnung sie untersagt. Denn Sünde ist's, wenn der Mensch seine selbstsüchtige Begier nicht bindet, um die Vorstellungen der Landesgenossen von dem, was recht, tugendhaft und ehrbar ist, zu schonen. Diese Vorstellungen sind die Grundlagen aller öffentlichen Glückseligkeit, Ordnung und Sicherheit eines Volks. Es gibt nur eine Tugend, sie betrete die Pfade der Natur oder der bürgerlichen Welt. Sie hat immer denselben Sinn, wenn schon nicht dieselbe äussere Gestaltung.«

»So sage mir, Chrysaores, o sag' es mir, bin ich Verbrecherin?« rief die Fürstin lebhaft: »Was kann dies Herz dafür, daß es für dich schlägt, wie nie für einen der Sterblichen? Ich habe es ihm nicht geheißen, ich kann es davon nicht entwöhnen. Und was hast du verbrochen, daß sich deine tugendhafte Seele fest an die meinige hängt? Deine Gefühle, sind sie deine Kunst oder dein Werk? Gleichwie du den unempfindlichen Marmor geliebt hast, welchen Timolaos, der Bildhauer, meiner Gestalt nachgebildet hat: so will ich dich lieben in Unschuld, ohne Hoffnung und Furcht. Chrysaores, so liebe auch du die kaiserliche Tochter, ohne Hoffnung, ohne Furcht.«

Der Weise antwortete: »Das reine Wohlgefallen am Schönen und Guten ist die Urkunde des himmlischen Ursprungs unserer Geister; aber nichts Irdisches darf die Urkunde beflecken. Vom leisesten Hauch der Leidenschaft wird sie unleserlich. Ach, Valeria, du bist einer Heiligen gleich, an welcher die Sinnenwelt keine Macht mehr hat. Aber mir ist das reine, ruhige Wohlgefallen schon in einer stürmischen Sehnsucht zu Grunde gegangen. Du bist allein schon mein Gedanke, mein Gefühl, meine Vergangenheit, meine Zukunft geworden. Ich bin nicht mehr ich, sondern in deinem Leben aufgelöset. Ich weiß nicht, was ich will; aber ich erkranke ohne dich, und bei dir ring' ich zwischen Sein und Nichtsein. Soll ich mich selbst retten, muß ich dich fliehen.«

„Nein, Chrysaores,“ sagte Valeria und legte ihre Hand auf die seinige, „du bist edler, als du meinst, und stärker, als du denkst. Fliehe nicht. Deine Liebe werde die Prüfung und Uebung eines tugendvollen Muthes. Was ist denn die Weisheit, wenn sie nicht eine Gotteskraft ist zur Ueberwindung seines Selbstes? Der ist in der Schlacht der Tapfere, welcher dem Tod unerschrocken ins Antlitz blickt, nicht der die Gefahr flieht. Weiser Chrysaores, fliehe nicht.“

Ihr antwortete Chrysaores: „Man ist nicht mehr weise, wenn man trunken ist. Aber ich bin ein Trunkener worden durch deinen Zauber. Nüchtern zu werden, muß man nicht einen Rausch durch den zweiten ertränken wollen; und eine Leidenschaft zu übermannen, muß man sie nicht sättigen, sondern ihr die Nahrung entziehen, daß sie sterbe. Wer sich für stark genug hält, der Gefahr zu spotten, ist schon in der Gefahr; und wer sich erlaubt, mit der Sünde zu spielen, ist schon an sie verspielt. Du mahnest mich zur Selbstüberwindung, Fürstin! Mich selbst überwinden, heißt deinen Anblick fliehen; denn bei dir zu sein ist mein Sehnen. Den gefährlichen Wunsch des Herzens erfüllen, heißt nicht ihn besiegen, sondern ihm unterliegen.“

Traurig blickte Valeria ihrem Freunde ins Antlitz und sprach: „So flieh! Einst sagte ich auf der Insel: so flieh, es ist besser. Nun sprech' ich: flieh oder bleibe, es ist nie besser. Nenne mir den Tag, an dem du uns verlassen willst; dann weiß ich, wann mein Sterben anfängt. Nein, nenne ihn nicht. Gott hat uns barmherzig die Zukunft verhüllt. Ueberrasche mich unverhofft, wie der Tod. Es ist gut, daß ich nichts weiß: so schmeichelt sich meine Hoffnung von einem Tage zum andern, und ich schmecke die Lust der Gegenwart in klarer Schöne. Ich fürchte nun schon dein Scheiden nicht mehr, denn ich fürchte den Tod nicht. Oder meinest du, Sterben sei ein Schweres?“

Wehmüthig drückte Chrysaores die Hand der Fürstin an seine Brust und sprach: „Es ist dem Geiste nichts Schweres zu tragen, als die Sünde. O du Verlobte des Heilandes, der für dich starb, du trägst das Leben leicht, denn es ist rein. Wie soll das Sterben dir schwer sein, wenn du das Leben abwirfst? Aber, Valeria, es in Schmerz und Gram verlieren, weil uns die heilige Pflicht scheidet, das ist ein schweres Sterben, denn es ist sündig. Willst du Selbstmörderin sein?“

„Selbstmörderin!“ schrie Valeria: „Was redest du, Chrysaores?“

Er erwiederte: „Ob das Gift des Schierlingskrautes, oder das Gift des eigensinnigen Grames unser Leben endet, ohne daß wir es wehren, welch ein Unterschied ist's? Kämpfe, fromme Christin, überwinde! Sei du selbst wieder Herrin, nicht dein Gefühl und dein Schmerz!“

Da warf sie sich weinend an die Brust des Chrysaores und sagte: „Zerfleische mich und sage, ich soll nicht bluten; tödte mich und sage, ich soll nicht sterben; fliehe, und sag', ich soll athmen und lächeln. Hab' ich mir die Liebe nicht gegeben, wie soll ich sie mir ausreissen? Der Schmerz kömmt ungerufen, wie die Freude, durch das Thor des Herzens, und der Geist kann es nicht wehren, daß sie kommen und in das Haus einkehren, das er bewohnt. O daß ich kalt wäre, wie der gefühllose Marmor meines Bildes! Ist es Sünde, wenn die Liebe mich belebt, ist es Sünde, wenn die Liebe mich tödtet: wie soll ich meine Seele retten, da ich entweder leben oder sterben muß?“

„Lebe, liebe! aber beherrsche Leben und Liebe, o Valeria!“ rief Chrysaores bewegt: „Dahin sollen wir ringen. Darum will ich kämpfen; das wird mir gelingen. Fühlt sich der Geist von den Freuden und Schmerzen des Lebens ergriffen, es sei! — überwältigen lassen soll er sich nicht. Er hat gegen die Macht des Irdischen eine Zauberwaffe, die jeden Angriff vereitelt, seine Herrschaft festhält und den Sieg dann noch rettet, wenn er nahe daran ist, entrissen zu werden.“

„Nenne mir, du Starker, nenne mir die Wunderwaffe!“ rief Valeria: „denn es ist noth, daß ich die Hand auch nach dem schwimmenden Halm strecke, damit die Fluth mich nicht verschlinge.“

„Zerstreuung! ohne Zaudern, Zerstreuung!“ sagte Chrysaores und führte plötzlich die Fürstin aus dem Schatten der Cypressen in die freie Heitere, in den Anblick des väterlichen Palastes, in die Nähe des goldenen Thores, wo die geschäftigen Menschen aus- und einwandelten.

Die überraschte Fürstin ermannte sich, drückte den Schleier auf ihre Augen und lächelte dankbar den Weisen an.

„Wahrlich,“ sprach sie, „du bist ein Weiser! Du nennst und reichst die rechte Arznei.“

6.

Die Verfolgungen der Christen.

Es hat mir Chrysaores bekannt, daß er selber glaube, dieser Arznei mehr bedürftig gewesen zu sein, als die kaiserliche Tochter. Denn ein so kindlichreiner, frommer und edler Geist, wie Valeriens, würde auch in der häßlichsten Hülle entzückt haben, so wie hinwieder die Anmuth ihrer Gestalt, das Ebenmaß ihrer Glieder, die Zartheit und Lieblichkeit ihrer Gesichtszüge auch aus dem geistlosen Marmor Glut in die männliche Brust zu senden vermögend war. Nicht unwillkommen sei ihm daher, beim Eintritt in den Palast, gewesen, einem der Diener Diocletians zu begegnen, der ihn zu seinem erhabenen Gebieter einlud. Denn Diocletian pflegte die Stunde des Sonnenuntergangs und der ersten Dämmerung gern in der großen Säulenhalle unter erheiternden Gesprächen hinzubringen, wenn er aus dem Bade gestiegen war, und die kühle Meerluft des Abends geniessen wollte.

„Glaubst du nicht auch," sagte er zu dem Weltweisen, „daß, wie jeder Tag seinen Morgen und Abend, ja wie solchen Morgen und Abend die ganze Natur des Jahrs mit dem Frühling und Herbst, und wie ihn jeder Mensch mit der Kindheit und dem Alter hat — glaubst du nicht auch, daß die gesammte Menschheit einen gleichen Wechsel ihrer Tageszeit, einen Morgen und einen Abend habe? Der Gedanke hat mich schon oft beschäftigt. Ich weiß nicht, ob er eine Frucht meines hinfälligen Alters, oder meiner reifern Betrachtung der Dinge ist? Denn das heutige Geschlecht der Sterblichen scheint mir immer tiefer in Schlechtigkeit zu versinken, an Tugenden immer ärmer zu werden, wenn auch nicht weniger unterrichtet, als in vorigen Zeitaltern, doch immer kraftloser zu werden an Hervorbringung großer Gedanken und Thaten. Du selbst wirst bekennen müssen, daß sich diese Altersschwäche des menschlichen Geschlechts in allen Künsten und Wissenschaften kund thut. Nirgends eigene Erfindung, nirgends eigenthümliche Schöpfung; allenthalben Nachbeterei der Alten, oder ödes blödes Geschwätz. Warum bringt die Natur nicht Redner, Dichter, oder Geschichtschreiber, oder Maler, Baumeister, Bildhauer und andere Meister mehr hervor, wie in frühern Zeiten? Sieh an, unsere Tage! Welch ein unruhiges Treiben, Irren und Schwanken ohne Kraft! Welch ein mattes, weinerliches Wesen in der herrschend werdenden Denkart der Menschen! Welch ein allgemeines Gähren in den Völkern ohne Sinn und Zweck! Es ist eine Gährung, die der Fäulniß vorangeht. Die Hefen heben sich vom Boden nach oben, und drücken das Hohe in die Tiefe. Ich glaube, Freund, es will in der Menschheit Abend werden."

„Vielleicht auch ein neuer Morgen!" sagte Chrysaores: „Denn wenn ich die letzten Jahrhunderte vergleiche mit den frühern, erblicke ich nichts, als Nacht. Vielleicht wird sie noch finsterer werden. Aber so muß es kommen. Doch eins weiß ich, mein Herr und Kaiser, die Sonne rüstet sich zum Aufgang. Das Gähren der Völker ist nicht das Gähren der Fäulniß, sondern der Verjüngung. Der trübe Most will sich zum hellen Weine läutern. Aller Tod ist Vater jungen Lebens."

„Ohne Bild gesprochen, Chrysaores!" rief Diocletian: „Du erkennest also auch, es ist heutiges Tages nicht, wie sonst. Das Leben der Welt ist nicht so froh und frisch, wie ehemals, sondern ernst und düster und verworren; man weiß nicht, wo hinaus es damit will? Die alten Ordnungen brechen immer mehr zusammen, und was neu aufkömmt, ist nicht haltbar, oft ganz unsinnig. Die Menschen scheiden sich, und parteien und hassen sich, und führen heimlichen Gedankenkrieg um Einbildungen und Träume. Es ist ein peinliches, unseliges Thun. Und doch konnt' ichs mit aller meiner Macht nicht ändern. Sprich, von wannen stammt dieser Unfug?"

„Aus dem Tode der öffentlichen Freiheit!" antwortete Chrysaores: „Denn die Barbaren, welche nie der Freiheit genieſſen, haben nie bewundernswürdige Gedanken und Thaten hervorgebracht; wohl aber die Griechen, so lange sie sich in Freiheit entfalten konnten, bis sie nach Alexander in Knechtschaft sanken. So auch Rom, welches in That und Weisheit prangte, so lange es frei war. Als es die alte Tugend mit der Wollust der besiegten Barbaren vertauschte, ging die Freiheit unter. Da kamen die Gewaltherren, da die Cäsaren. Sie liessen wohl dem Volke Alles, um auf dem Felde sich beschäftigen, in den Werkstätten arbeiten, in Spielen und Ueppigkeiten sinnliches Gelüst stillen zu können. Aber verboten ward das Gelüst des Geistes nach höhern Dingen, nach dem Recht, Mensch zu sein, wie Cäsar selbst ist."

Diocletian schüttelte bei dieser Rede das graue Haupt mit ungläubigem Lächeln. Als der Peloponesier solches bemerkte, sprach er: „Wie, mein Herr und Kaiser, du zweifelst? Warum denn blühten Griechenland und Rom, ehe sie in Knechtschaft fielen, und nachher nie wieder? Weil in freien Verhältnissen jeglicher Mensch gilt, was er werth ist, weil er seine ewige, allen Menschen gleiche Würde fühlt; weil er sich ungehemmt zu dem entfaltet, was er nach seiner Natur werden kann, und also in Gedanken und Werk zum Großen und Göttlichen aufstrebt, weil solches der Trieb jedes Gemüths ist. — Wenn aber die Tirannei aufkömmt, welche die Freiheit Anderer hasset, um als Tirannei bestehen zu können: dann will sie, was der Mensch Hohes und Göttliches hat, für sich behalten, nämlich die Freiheit, und der übrigen Welt weiset sie Bedürfniß und Wohlsein des thierischen, niedrigen Lebens an. Sie ist die Gottheit, das übrige Menschengeschlecht Staub; der Thron ist die Hauptsache, alles Uebrige Werkzeug zu dessen Verherrlichung; der Staat ist Zweck, und das Volk das dazu geborne Mittel. Wenn aber die Menschen nicht mehr gelten nach dem Werth, welchen ihnen die Natur gegeben, sondern nach dem, welchen man ihnen für den Thron gibt; wenn sie für kein Vaterland mehr, sondern für ein Handwerk, ein Ackerfeld oder ein Amt die Herrlichkeit ihrer Gaben entfalten: dann müssen die Künste der gemeinen Lebensbequemlichkeit hervorsteigen, und die göttlichsten werden sinken. Dann werden Pinsel und Meissel nach Lohn geben, nicht nach dem Ewigschönen, und nicht mehr dem Urschönen, sondern dem Gelde gehorchen. Dann kriechen die Wissenschaften vergötternd um den Stuhl der Tirannei, und nicht derjenige umarmt sie, den der Genius ruft und weiht, sondern der, welcher Brod sucht, oder welcher, durch seinen Standpunkt näher oder ferner dem Throne, die Weihe empfangen zu haben

wähnt. So verderben die Wissenschaften zu Maulwerken, so die göttlichen Künste zu Handwerken, jene heiligen Quellen des Guten und Schönen! Das bessere Leben erstirbt und erstickt im Schlamm gemeiner Sorgen um leibliche Lust. Man ahnet nicht mehr, wie etwas gut sein könne um seines Selbsts willen. Das Gute und das Schöne; das Wahre und Gerechte, der Muth und die Tugend gefallen blos, in so fern sie noch wozu nützen. Und wozu? Zur Geldmacherei, zum Kitzel der Eitelkeit, zur Vermannichfaltigung des Wohllebens! Aber wie sollte der Mensch auch, was irgend Göttliches lebt, um des Göttlichen willen lieben können, wenn er selber den Zweck seines Lebens eingebüßt hat, und nicht mehr seines Selbsts willen da ist, sondern für den Thron des Gewaltherrn, oder für die Erdscholle, den Webstuhl, den Ambos oder die Schreibstube geboren ist!«

Hier unterbrach Diocletian den Redenden und sprach: »Möchtest du das Nützlichste aus der Welt verbannen?«

»Keineswegs, o Herr!« erwiederte Chrysaores: »denn wir sind sinnlicher Natur und bedürfen desselben. Die Thiere suchen auch nach dem, was ihnen nützt, und sind gleichgültig gegen das, was ihnen nicht hilft, Hunger oder Wollust zu stillen. Sie haben, gleich jenen Menschen, die der göttlichen Freiheit entbehren, keine Ahnung von Liebe des Schönen, des Wahren und Guten, und von der Verachtung aller irdischen Güter für diese himmlischen Dinge. Nur was ihnen wozu nützt, hat Werth für sie. — Aber der Mensch soll nicht Thier bleiben. Wir sind göttlicher Natur! Aber diese ist es, welche von der Tirannei gehaßt wird. Denn die Tirannei will allein Gottheit heißen; sie allein herrschen; für sich die Völker geschaffen sehen; — nichts Aehnliches neben sich dulden, nichts Höheres über sich.«

»Ich weiß nicht,« sagte der Kaiser, »ob ich dich begreife? Was würde ein Staat werden, in welchem das Nützliche, z. B. Gewerbe, Kunst und Handel, aufhörten, das Wichtigste zu sein?«

»Er würde«, sagte der Weltweise, »ein neues Rom, ein neues Griechenland werden. Die Liebe des Vaterlandes, die Liebe der Tugend und das heitere Gefühl des Daseins würden dann das Wichtigste werden. Nicht aufhören sollen und werden die nützlichen Beschäftigungen der Völker, aber nie das Wichtigste derselben sein. Wo sie das Wichtigste sind, wie heutiges Tages unter uns, da verlieren die Völker ihr Edelstes, und werden zugleich ärmer, als zuvor. Denn im ewigen Erschöpfen ihrer Kraft, um gemeine Lebensbedürfnisse zu stillen, vermehren sie das Bedürfniß. Doch nur der ist reich, der mehr hat, als er bedarf; oder besser, der ist's, welcher weniger bedarf, als er hat. Daher Völker, welche weniger bedürfen und mit Wenigem genügsam sind, sich auch zur Erkenntniß und Genießung des Edlern aufrichten können, weil sie dafür Zeit erübrigen. Im hohen Alterthum, da das Bedürfniß der Sterblichen noch höchst einfach war, standen sie der Gottheit näher und wußten sie von göttlichen Dingen mehr, als von den Geheimnissen der Kochkunst zu sagen, oder von neuen Stoffen und Formen der Kleider, worin wir sie übertreffen.«

»Du wirst mir immer dunkler, Chrysaores!« rief Diocletian: »Möchtest du uns wieder zurückschicken in die halbnackte Urwelt, da man sich in rohe Thierfelle wickelte und rohe Wurzeln aß?«

»Das nicht; aber zurückführen möcht' ich die Menschheit wieder zum Wahren und Natürlichen!« antwortete Chrysaores: »Zurück zur Verachtung des Entbehrlichen und Wiederliebgewinnung des Unentbehrlichen, nämlich des Göttlichen. Seit die Menschheit von diesem abfiel, oder, was dasselbe ist, von der Natur, ward alles verkünstelt, und die Tirannei vollendete das Wiederbringen der Barbarei.«

»Es muß doch Einer herrschen?«

— Das Gesetz!

»Und wer soll es geben?«

— Das Volk, welches darnach leben soll, durch seine Redlichsten und Einsichtsvollsten, die es kennt.

»Wie? und was sollen die Cäsaren auf dem Thron?«

— Die Heiligkeit des Gesetzes bewachen, und die Wirkungen desselben befördern!

»Ha!« rief Diocletian: »Luftgespinnste aus der Schule, die nicht in die Wirklichkeit gehören!«

Chrysaores lächelte und versetzte: »In der That, Cäsar, das bessere Leben der alten Welt wohnt nur noch in den Werken des Alterthums, und diese werden nur noch in den Schulen bewahrt. Aber aus den Schulen wird das Bessere wieder in die Wirklichkeit zurücktreten, worin es einst gestanden ist, sobald ein Fürst auf den Thron steigt, welcher den Unterthanen gestattet, Mensch zu sein. Und die Zeit, in der wir leben, bereitet Auferstehungen vor.«

Der Kaiser machte eine verneinende Bewegung seines Hauptes und sagte: »Nicht die, welche du erwartest. Ja, die Zeit bereitet große Dinge vor, nicht Auferstehungen, sondern Gräber. — Ich sehe es, den Untergang des Throns, die Zersplitterung des Reichs! Es ist ein stiller Wahnsinn in den Völkern, welcher von Jahr zu Jahr gemeiner wird, und die Verwüstung aller Altäre, aller Ordnungen der bürgerlichen Welt droht. Du weißt es, Chrysaores, welchen Wahnsinn ich meine. Es ist der aus Judäa gekommene, von einer jüdischen Partei verbreitete Aberglaube. Ich sollte ihn vielmehr Unglauben nennen, weil er aller Ehrfurcht vor den ewigen Göttern entsagt hat, und mit frevelvollem Undank ihnen die gebührenden Opfer entzieht.«

»Du sprichst von dem Glauben der Christen, Imperator?« fragte der Weltweise.

»Allerdings, wenn Unglaube oder Aberglaube

auch Glaube genannt werden darf!« antwortete der Kaiser: »Worin nun, sage mir, liegt der Zauber, welchen die Meinung jener Schwärmer auf die Welt hat? Sie wuchert mit unbegreiflicher Schnelligkeit umher von Volk zu Volk. Ihre Hartnäckigkeit vereitelte die dagegen aufgebotene Stenge meiner Vorfahren und meiner eigenen Macht.«

»Vater der Cäsaren,« sprach Chrysaores, »du hast mir geboten, mit freimüthigster Offenheit vor dir zu reden. Ich will dir meine Ansicht dieses merkwürdigen Strebens und Gährens im Geist der Völker nicht verhehlen. In der Lehre der Christen muß nothwendig mehr, als Schwärmerei oder Unsinn, enthalten sein; denn ich bemerke, daß nicht nur das gemeine Volk, sondern auch die Vornehmern, nicht nur Unwissende, sondern auch Gelehrte, nicht nur Jünglinge, sondern auch besonnene Greise sich zur Lehre der Christen mit Ueberzeugung bekennen. Sie thun nichts Unanständiges, nichts Lasterhaftes, vielmehr befleissen sie sich eines stillen, redlichen Wandels. Das kann unmöglich Frucht einer Thorheit sein: man möchte sonst irre an der Weisheit werden. Wohl verlassen sie die alten Tempel und Altäre der Götter, weil sie an einen einzigen, unsichtbaren, allwaltenden Gott glauben. Und Cäsar, bist du nicht selbst überzeugt, daß die Bildsäulen unserer Götter Bildsäulen sind und keine Götter? daß sie nur auf die höhere, verborgene Gottheit hinaufdeuten? Dies ist eine Wahrheit, welche schon längst in den Schulen der Weisen, wenn auch nur mit großer Vorsicht, gelehrt ward; eine Wahrheit, die heimlich jeder anerkennt, welcher sich in seinem Wissen vom rohen Pöbel unterscheidet. Und diese Wahrheit dringt durch das Christenthum in die Völker und wird täglich herrschender.«

»Eben das ist das Schädliche; das ist's, was die Ruhe der Welt, was die gesammten, bisher bestandenen Ordnungen der Dinge mit Umsturz bedroht!« sagte Diocletian: »Nicht alle Wahrheiten sind gut, unter das Volk verbreitet zu werden. Wohin soll es kommen, wenn die Altäre zerfallen, und die Furcht vor den Göttern verschwindet? Was soll noch jene rohe Menge im Zaum halten, die kaum aus Scheu vor den sichtbaren Göttern recht thut, geschweige vor unsichtbaren? — Gestatten die Cäsaren die ungestörte Verbreitung solcher Grundsätze, so werden sie zuletzt selbst, wie die bisherigen Götter, vom Thron gestoßen werden.«

»Du gestandest aber diesen Grundsätzen Wahrheit zu, die sich nicht läugnen lasse!« bemerkte Chrysaores.

Diocletian erwiederte: »Freund, vieles ist in der Schule unschädlich, was auf den Gassen Anstoß bringt; vieles an und für sich richtig, was ins gemeine Leben nicht hineintaugt, sondern Verwirrung stiftet. Jene Wahrheit, wenn sie auch an sich Wahrheit ist, ist eine von denen, welche alle Bande der Ordnung auflöset, und die bestehende Verfassung des Reichs in den Grundtiefen zerstört. Darum muß sie mit allen Mitteln, die in der Gewalt der Cäsaren liegen, unterdrückt werden.«

Chrysaores fragte darauf: »Wenn deine geheiligte Person, o Cäsar, ein Mitglied des gemeinen Volks wäre, und ein obrigkeitlicher Befehl jene Wahrheit Betrug hieße, — würde sie darum in dir aufhören können, Wahrheit zu sein? Und wenn man dich mit Todesstrafe bedrohte, deine Ueberzeugungen abzulegen, würdest du sie ablegen und dich vom Gegentheil überzeugt halten können? — Siehe, o Cäsar, so ist's im Volk. Gefängnisse, Verbannungen, Verstoßung von Würden und Aemtern, selbst Hinrichtungen sind eitel, um herrschend werdende Ueberzeugungen auszurotten. Gegen die geistige Allmacht hilft nicht die Gewalt des Eisens, nicht des Goldes; — jene siegt, denn sie ist göttlicher Abkunft.«

»Aber wenn nun, unter solchen Grundsätzen und Lehren, der Geist der Völker den bestehenden Ordnungen des Staats fremd wird?« sagte der Imperator.

Chrysaores antwortete: »So werden diese Ordnungen auch der Welt fremd, und sie werden, als nicht mehr zum Leben der Welt gehörend, ohne alle Gewalt, durch ihre eigene Morschheit, zusammenbrechen. Die Ueberzeugungen des menschlichen Geschlechts sind das Leben und Gesetz desselben; alle bürgerlichen sichtbaren Stiftungen empfangen von diesen Ueberzeugungen das Zeichen des Werthes oder Unwerthes, Leben oder Tod. Der Fürst, welcher gegen die Ueberzeugungen des Zeitalters kämpft, steht als Fremdling darin. Seine Vernunft ist nicht mehr die Vernunft des menschlichen Geschlechts. Er wird als ein Bosshafter verhaßt, oder als ein Thor verspottet werden.«

»Und wozu soll dies führen?« rief Diocletian.

»Der Fürst hat größere Gewalt,« erwiederte Chrysaores, »als der Untertban; aber das menschliche Geschlecht hat größere Gewalt, als der Fürst. Wenn die Grundsätze, welche heut geächtet und verfolgt, im Dunkeln verbreitet, so allgemein worden sind, daß sie sich nicht mehr verbergen lassen: dann wird ein kluger Fürst kommen und sie heilig erklären, und mächtiger durch sie werden, als alle seines Gleichen *). Wir meinen, die Welt müsse untergehen, wenn das nicht mehr ist, was bisher bestand. Aber sie wird nur ein Winterkleid abstreifen und den frischen Frühlingsschmuck anthun.« — —

Der Cäsar schwieg einige Augenblicke nachdenkend und sprach dann: »Es scheint also, Chry-

*) Dies geschah in der That, und zwar schon ein Jahr vor Diocletians Tode, durch Constantin den Großen, der eben damit das Reich und den Beinamen des Großen gewann.

saores, du habest die strengen Maßregeln mißbilligt, mit denen ich den überhandnehmenden Unfug unterdrücken wollte, welcher durch die freien oder frechen Gesinnungen der Menschen im Reich verbreitet zu werden drohte? Du hältst also die Meinungsgrillen der Christen für mehr, als Schwärmerei und Schwindelei? Ich konnte nie, und kann jetzt noch nicht, diese im Finstern schleichenden Rotten achten, welche die Ruhe der Völker stören, obwohl mehrere einsichtsvolle, auch zum Theil rechtschaffene Männer zu ihnen gehören. Eben diese aber sind die Gefährlichsten, und eben sie ließ ich durch meine Befehlshaber und Gerichte in den Provinzen am strengsten verfolgen. Rede offen, was würdest du gethan haben an meiner Stelle, auf dem Throne?"

"Vater der Cäsaren," rief Chrysaores, "wer unter den Sterblichen könnte eine Frage, wie diese, beantworten? Der Fürst ist ein Gewaltiger, aber der Gewaltigste bleibt das Werkzeug einer höhern, unsichtbaren und weisen Weltlenkung. Du hast nicht deinen, sondern den Zweck der höhern Weltlenkung durch Verfolgung der Christen befördert. Du hast Meinungen bestraft, nicht widerlegt, darum leben sie fort. Du hast Ueberzeugungen verfolgt, und sie durch Geräusch auch denen bekannt gemacht, welche sie noch nicht kannten. Du hast das Christenthum, wider deinen Willen, verbreitet, das du auszurotten gedachtest, und unter allen Völkern jenen Grundsätzen und Ueberzeugungen Lebendigkeit gegeben und Stärke, die du zu lähmen oder zu tödten glaubtest."

Der Cäsar nickte ernst mit dem grauen Haupte eine Art Beifalls und sagte: "Ich weiß, daß ich allein leider zu schwach gegen das Verderbniß dieses heillosen Zeitalters stritt."

"Die Völker der Erde werden nun aber behaupten und künftigen Jahrhunderten sagen," erwiederte Chrysaores, "daß du nicht wider, sondern für das Verderbniß des Zeitalters gestritten habest. Denn du habest für das gestritten, was nicht mehr zum Sinn und Heil der Völker passend, folglich verdorben und unhaltbar geworden; und habest dich aufgelehnt gegen das Bedürfniß des menschlichen Geschlechts, welches sich laut verkündet."

"Und was denn wäre dies sogenannte Bedürfniß des menschlichen Geschlechts?" fragte der kaiserliche Greis mit einem etwas spöttischen Lächeln.

"Menschen zu sein!" antwortete der Weltweise. — — — — —

Der Eros, oder über die Liebe.

1.

Verbrechen und Liebe.

Gerold, des Königs geistlicher Rath, trat mit seiner Gemahlin Claudia und der schönen Tochter Maximiliane in den Garten meines Landhauses. Nach den ersten Freundlichkeiten der Begrüßung führte ich die lieben Gäste in den Schatten der Jasminlaube, wo meine Augustine schon den runden Tisch recht wirthlich mit mancherlei Erfrischungen bedeckt hatte. Sie selbst ging den Kommenden grüßend aus der Laube entgegen, unsern Jüngstgebornen auf ihrem Arm.

Allen that uns die Dämmerung und Kühle der blühenden Laubhütte wohl. Denn es war einer der heißen Nachmittage des Monats, dem die Rosen bei uns ihre Schönheit aufschliessen; am Himmelsblau kein Wölkchen. Gerold wählte seinen Platz neben mir. Uns gegenüber saßen die Frauen; Maximiliane in einen Winkel des grünen Eckbänkchens geschmiegt, von dem sie seitwärts den breiten Hauptgang des Gartens übersehen konnte. Und ich bemerkte es wohl, wie oft sich, selbst während sie mit uns sprach, ihre Blicke flüchtig nach diesem Hauptgange wandten. Noch erwarteten wir unsern edeln Freund Holmar, Mitglied des Obergerichtshofes, und seinen Sohn, den Gesandtschaftsrath, Maximilianens Bräutigam, welcher erst seit drei Tagen von einer Sendung nach London zurückgekommen war.

Das Gespräch lenkte sich sogleich anfangs, wie das immer zu geschehen pflegt, auf die widerlichste Merkwürdigkeit des Tages. Man hatte nämlich am Morgen einen jungen Mann, Namens Lukasson, mit dem Schwerte hingerichtet und auf's Rad geflochten, welcher der Sohn eines guten Hauses, ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben gewesen war, und dennoch der vorsätzliche Mörder seines jungen, von ihm heißgeliebten Freundes Walter werden konnte. Die verbrecherische That war um so auffallender, weil Lukasson den Getödteten noch bis zum letzten Augenblicke geliebt, und denselben im Schlafe erstochen hatte.*) Inzwischen mußte es doch, nach Jedermanns Urtheil, in einem Anfall von Wahnsinn geschehen sein. Denn es war bekannt, daß Lukasson, von jeher ungestümen und mit sich selbst entzweiten Wesens, zwischen leichtsinnigen Ausschweifungen und schwermüthigen

*) Die oben erzählte Begebenheit gründet sich auf eine wirkliche Thatsache.

Bereuungen schwankend, zuletzt das unselige Mittel der Selbstbetäubung durch starke Getränke ergriffen hatte.

„Leichter läßt sich die verderbte Denkart des Mörders erklären, als daß der tugendhafte Jüngling Walter Freund eines solchen Ungeheuers sein konnte!“ sagte die Gattin Gerolds.

„War Walter, der Jüngling, tugendhaft, woran ich nicht zweifle,“ erwiederte ihr Gemahl, „so muß auch der Mörder noch, ungeachtet seiner Leidenschaften und Verirrungen, im Besitze von Tugenden gewesen sein, die ihn liebenswürdig machen konnten. Und es ist bekannt, mit welcher Sorgfalt Lukasson den Jüngling von allen schlechten Gesellschaften entfernt hielt; wie er ihn theils selbst unterrichtete, theils auf seine Kosten in Musik, Malerei und andern Dingen unterrichten ließ, weil Walter ein Sohn wenig bemittelter Aeltern war; ja, man weiß, wie Lukasson selbst und vielmals unter heißen Thränen seinen Freund vor den Leidenschaften warnte, die ihn zerrissen, und wie er sich ihm selbst als Beispiel von dem Elend aufstellte, welches diejenigen erdrückt, die von der Tugend abtrünnig werden.“

„Ich stimme dir bei, Gerold,“ sprach ich, „wir wollen den Verbrecher nicht verdammen, weil die Gottheit uns kein Auge für das Innere des Menschen gegeben hat. Gleichwie wir Kranke kennen, die bei hellem Bewußtsein dessen, was sie sagen wollen, doch andere Worte, als sie wollen, sprechen, und dadurch unverständlich und über sich selbst unwillig werden: so ist es auch wohl möglich, daß Personen vorhanden sind von so verstimmtem Bau der Nerven, daß ihr bester Wille ohnmächtig wird, das Gute zu thun, und sie das Böse begehen mit heller Vorstellung, ja mit vollem Abscheu des Unrechts.“

„Eine schauderhafte Möglichkeit, Beda,“ sagte Gerold zu mir, und schüttelte fromm verneinend das Haupt, „eine gefährliche Lehre, wodurch alle sittliche Zurechnung, ja Tugend und Sünde selbst zweifelhaft werden. Damit wäre die Freiheit des Willens leeres Gaukelspiel des sich selbst bethörenden Menschengeistes, und der Satz aufgestellt: das Verbrechen sei weder Schuld, noch die edelste Selbstaufopferung Verdienst der Sterblichen. Da hätten wir den träumerischen Lehrsatz von der Gnadenwahl in anderer Gestalt wieder, nach welchem einige Kirchengelehrte, in St. Augustins Fußstapfen, Gott aus Willkühr einen Theil der Menschen zu allem Guten unfähig machen, und schon ehe sie geschaffen sind, zum ewigen Elend, Andere aus ähnlicher, kindischer Willkühr zur ewigen Seligkeit vorausbestimmen lassen.“

Ich erwiederte: „Keineswegs halte ich dafür — vorausgesetzt, in meiner Aeusserung wäre eine Wahrheit —, daß wir den innern Werth der Wahrheit überhaupt nach dem Maßstabe des Nützlichen und Schädlichen würdigen dürfen. Die Wahrheit soll sich nicht nach der Welt, sondern die Welt nach der Wahrheit richten. Was sagst du denn zu den Kretinen, welche einen menschlichen Geist in menschlicher Gestalt, und doch nicht den freien Gebrauch aller Seelenkräfte haben? Was zu den Wahnsinnigen und Irren, die in ihren lichten Augenblicken so vernünftig urtheilen, als wir Beide, und das selbst verdammen, was sie im verfinsterten Augenblicke geredet oder gehandelt haben?“

„Bei ihnen ist offenbare Krankheit vorhanden,“ versetzte Gerold, „und wir können sie nicht mit Verbrechern vergleichen, die helles Bewußtseins fähig sind, und noch dazu in dem Grade, daß sie, wie du sagst, sogar wider ihren Willen und mit vollem Abscheu des Frevels den Frevel begehen.“

„Wenn es,“ sagte ich, „wie in allen Zweigen der Natur, auch in Nerven- oder Seelenkrankheiten eine unendliche Reihe von Abstufungen und Verschiedenheiten gibt: warum möchtest du mir dann nicht erlauben, einen krankhaften Zustand für möglich und wahrscheinlich zu halten, wie ich ihn bezeichnete? Es gibt nicht nur offenbare, sondern auch unsichtbare Krankheiten; und Mancher hält sich für gesund und wird dafür gehalten, der es nicht ist.“

„Hilf Himmel, Beda!“ rief Gerold: „wenn du Recht hättest, was würde aus unsern bürgerlichen Gesetzgebungen, was aus unserer Rechtslehre und Sittenlehre werden müssen? Wen könnten wir loben, wen verdammen?“

„Freund Gerold,“ entgegnete ich, „wie mag dich das befremden? Wir leben in einer Welt trüglicher Erscheinungen, die jeden Augenblick irre führen. In der bürgerlichen Gesellschaft krönen oder kreuzigen wir die That, nicht das Gemüth. Dies hat oft die Krone verdient, während das Gericht der blinden Sterblichen jene ans Kreuz schlug; und eben so oft geschieht das Gegentheil.“

Gerold legte beide Hände verhüllend auf sein Antlitz und rief: „Darum ist gut, daß die ewige Gottheit ist und waltet!“

Meine Frau schlug die Augen von ihrem Säugling zu mir auf und sagte: „So sollte uns ja der Anblick keiner schönen That freuen und keiner Schandthat betrüben. Sage mir, was loben wir denn, was tadeln wir denn noch?“

„Die That, liebes Kind, nicht das Gemüth!“ erwiederte ich: „Und in der That loben wir weniger den Thäter, als uns selbst, indem wir den Werth des ewigen Gesetzes der Heiligkeit bekennen, und uns freuen, daß es in uns lebt, und daß das ihm Entsprechende auch ausser uns erscheint. Die Verehrung des Guten, die Verdammung des Bösen in einer fremden Handlung ist das rege werdende Selbstgefühl unserer göttlichen Natur.“

Gerold nickte mir Beifall und sagte: „Darin stimm' ich billig mit dir ein. Aber, Beda, der weltliche Richter, darf er den Frevel des Wahnsinnigen, darf er die wider Willen des kran-

ten Thäters begangene That verdammen? Und ich frage noch einmal: was soll aus unserer Rechts-, was aus unserer Sittenlehre werden, wenn der Mensch, wie du sagst, auch wider seinen Willen unrecht und unsittlich sein, und nach dem empörenden Wahn des Alterthums, wie vom bösen Geiste oder dem Fatum unserer Trauerspieldichter getrieben, das Verbrechen in dem Augenblicke, da er es verabscheut, zu vollbringen gezwungen ist?«

Ich erwiederte ihm: »Es geschehen durchaus keine bösen Thaten, als aus Irrthum oder Krankheit des Gemüths; denn das Böse ist das Unnatürliche oder, was dasselbe ist, das Unvernünftige. Ein vernünftiges Wesen kann aber schlechterdings nicht das Unvernünftige wollen; nur das thierische, vernunftlose Wesen an und in uns begehrt es. Wenn die Kraft des Göttlichen, des vernünftigen Geistes von der Uebermacht des Thierischen, vom Nervenreiz, von der Verwöhnung u. s. w. erstickt wird, entsteht Mißverhältniß, entsteht Zerstörung in unserm Gesammtwesen, wie bei jedem Wahnsinnigen, das ist: eine Krankheit, die wir häufig selbst verschuldet haben. Der größte Theil von unsern Rechts- und Sittenlehren aber ist auf den lockern Grund von Erfahrungstrümmern zusammengebaut, in sich selbst daher oft haltungslos, ja nicht selten unrechtlich und unsittlich, wie die Kunst eines empirischen Arztes. So lange Richter und Rechtsgelehrte nicht den bessern Theil ihres Wissens aus den Tiefen der Seelenkunde entlehnen, bleiben wir im Rechtsfache Barbaren und die Richtersprüche meistens Ordalien des rohen Mittelalters, in denen blindes Loos über Einsicht gilt. Und gleich wie mir derjenige Arzt der Weisere zu sein scheint, welcher, die eigenthümlichen Naturen seiner Kunden genau erforschend, sie durch angemessene Lebensordnungen vor Krankheiten bewahrt und zu langem Leben bereitet: so scheint mir derjenige Theil der Sittenlehre der wesentlichste, welcher bis jetzt am wenigsten bedacht ist, und der nämlich aus den Tiefen der Seelenkunde Hilfsmittel schöpft, die Harmonie unsers Wesens unverletzt und vor Verstimmung und Krankheit zu bewahren.«

Hier unterbrach mich Claudia, die Gemahlin Gerolds, und rief lachend: »Vergesset auch nicht, o ihr weisen Meister, in eurer Sittenlehre das Kapitel von den Pflichten gelehrter Männer gegen anwesende Frauenzimmer, die beim Anhören eurer Weisheit vor Langeweile sterbenskrank werden. Fülle den Herren die Gläser, Maximiliane. Man sagt, der Wein, den die Hand einer jungen Braut spendet, werde feuerreicher. Ich will unterdessen unsere Tassen mit Thee füllen, er hat endlich genug gezogen.«

»Wohlgesprochen, Claudia!« sagte Gerold, hob das Glas und stieß mit mir an: »Plaudern wir von angenehmern Dingen. Ich möchte mich zerstreuen und den schauerlichen, wüsten Hinrichtungsprunk dieses Morgens aus meinem Gedächtniß wischen. Wer von uns erfindet sogleich eine angenehmere Aufgabe, die uns alle an sich zieht?«

»Ich schlage einen gewissen Jemand vor,« sagte ich, »den ich, wenn ich König wäre, nie zum Gesandtschaftsrath gemacht hätte. Denn wenn er sich so lange vergebens erwarten läßt, wohin ihn sein Herz sendet, wie träge wird er sein, wenn er dahin gesandt wird, wohin er nicht mag!«

Maximiliane senkte lächelnd, indem sie erröthete, die Augenlieder und sagte: »Mußte ich nicht eben hören, wie fremd uns die Tiefen der Seele sind, und daß wir den Menschen nicht nach der That beurtheilen sollen? Wer weiß denn, ob Holmarn sein Herz hierher schickt? Wer weiß denn, wenn er früher, als ich, gekommen wäre, ob ihn sein Herz gezogen hätte?«

»Sieh, das hast du, Beda, mit deiner Lehre angerichtet!« sagte Gerold: »Nun werden die jungen Leute sogar noch am Verabend ihrer Vermählung zweifeln, ob sie einander lieben?«

2.

Die Liebe der Mutter und der Geschwister.

»Ha!« rief mit schelmischem Blicke mein junges Weib: »Wo ist das Mädchen, welches nicht vor und nach der Vermählung zweifelt? Gebt nur zu, ihr Männer, daß wir tiefer in die Seele blicken, und, was darin vorgeht, feiner herausfühlen oder herausahnen, als ihr.«

»Wenn dem so wäre, Augustine,« sagte ich, »müßtet ihr weniger zweifeln, sondern der Sache gewisser sein, als wir.«

Und Gerold setzte hinzu: »Wie scharf auch der weibliche Blick sein mag, in solchen Angelegenheiten ist er es am wenigsten. Man weiß ja, Liebe geht mit verbundenen Augen.«

»Ganz gut,« sagte Auguſtine, »aber man weiß auch, Weiber sollen etwas Neugier haben. Drum lüpft selbst das liebendste Mädchen mitunter die Binde gern. Und wenn es dann im Herzen des Auserwählten kaltes Eis, in seinen Schwüren aber Feuer erblickt, muß es da nicht zweifeln und irre werden? Man kann für Niemanden schwören, daß er wirklich und wahr liebe. Ich möchte sogar nicht immer für das Herz meines Mannes schwören. Beda sagt, er liebe mich. Ihm und noch mehr mir selber zu Gefallen glaub' ich es gern. Aber dennoch sehe ich zuweilen tief in seinem Herzen . . .«

»Was?« rief ich: »Eis?«

»Nun, wenn auch kein Eis, doch Schneeflocken!« versetzte sie lachend: »Man kann für kein Herz schwören, ob es liebe . . .«

»Als für das Mutterherz!« fiel Claudia, Gerolds Gemahlin, ein: »Sebt doch, wie süß der kleine Engel hier auf dem Schooße Auguſtinens schläft! Keiner beachtet ihn, aber die Mutter unaufhörlich. Ihr Geplauder geht zu euch, aber

ihr Gedanke zu ihm. Sie legt ihm das Köpfchen sanfter; sie weht mit der Hand ihm die Fliege vom Händchen. Sie blickt von Zeit zu Zeit nieder, zu sehen, nicht ob der Säugling schläft, nein, ob er recht wohl, ob er recht zufrieden schlummert.«

Augustine senkte mit seligem Wohlgefallen die Augen auf ihren schlummernden Liebling, hob ihn leise empor zu ihren Lippen, hauchte ihm einen Kuß auf die Wange und sagte: »Ach, Mutterliebe ist auch eine ganz andere Liebe, als die Liebe des Jünglings und des Mädchens. Es ist die, von der kein Mann weiß.«

»Aber wie eine ganz andere Liebe?« fragte Gerold: »Die Empfindung der Liebe ist immer doch eine und dieselbe, so, daß selbst die Sprache nicht mehr als eine Liebe kennt, auch für die Mehrheit keinen Ausdruck hat, und nicht sagt: die Lieben, sondern höchstens: die Liebschaften, bei denen freilich nicht immer die Liebe herrscht.«

Claudia, seine Gattin, erwiederte: »Der Mann hat die Sprache erfunden, nicht aber das Weib, wie du aus Adams Geschichte weißt. Der Mann aber kennt nur eine Liebe, die der Jünglingstage, und hintennach nur Liebschaften. Wäre das Weib Erfinderin der Sprache gewesen, es würde für die Liebe der Mutter zum Kinde ein eigenes Wort ersonnen haben.«

»Antworte mir ernster!« sagte Gerold: »Wie ist die Empfindung der Mutterliebe anders, als die der Braut?«

»Du müßtest Weib sein, mich zu verstehen,« entgegnete Claudia, »und der Blinde müßte sehen können, um deine Unterscheidung des Sehens und Hörens zu begreifen. Die Brautliebe wirkt mächtiger auf die Einbildungskraft ein und durch sie; daher bringt sie so viel Selbstverblendung und Täuschung, steht dem Rausche und dem Wahnsinn nahe, oder kann in Wahnsinn übergehen. Das ist nicht der Fall, oder äusserst selten, in der Mutterliebe. Muttergefühl ist inniger, tiefer; und doch betäubt es den Verstand nicht, begeistert zu keinen Gedichten, verwandelt die Ansicht der Dinge nicht. Brautliebe verachtet Gefahr und Tod, aber kann hintennach sich selbst bereuen. Mutterliebe trägt freudig Schmerzen, Opfer und Tod, und bereut ihre Thaten nie. Jüngling und Mädchen sind einander zwei fremde Wesen, die durch die Macht der Natur erst zusammengeführt und gegenseitig durch den Zauber der Einbildung verschönert werden. Keiner liebt eigentlich den Andern so sehr, als im Andern sich selbst, oder vielmehr sein Urbild des Guten und Schönen, welches er lebendig geworden zu sein wähnt. Hingegen Mutter und Kind sind sich nicht fremd, sind nicht Zwei, sondern Eins, das eben in Zwei auseinander scheiden soll und darum süßen Schmerz fühlt. Die Mutter allein kann zum Kinde sagen: du bist mein Leib, mein Blut, mein Leben, meine Seele.«

»Du hast es berührt, du scharfsinnige Claudia!« rief Augustine: »Ach, und ich setze hinzu, indem ich meinen Säugling sehe: du mein Blut, mein Leben, meine Seele, bist mir theurer, denn mein eigenes Blut und Leben und als meine eigene Seele, eben darum, weil du mein Ich bist und von mir scheidest!«

Gerold lächelte gerührt, und sagte zu Augustinen: »O die heilige Natur, welche Stimmen klingen aus ihr hervor! — Doch scheint mir alles das mehr sinnreich, bildlich, dichterisch gesagt, als wahr.«

»Wohl treu und wahr bis zum Buchstaben!« entgegnete Augustine und küßte den Kleinen in ihrem Arm: »Wie denn? Ist dies nicht Blut von meinem Blut, Leben von meinem Leben, Seele von meiner Seele? Ich habe gesunden, festen Schlaf des Nachts; mich weckt kein fremdes Geräusch. Aber wenn dieser sich leise in der Wiege regt, bin ich wach. Wir werden Beide zugleich munter. Seine Seele weckt die meinige. Woher das, wenn nicht selbst noch Verbindung zwischen den halbgetrennten Seelen wäre? Oft, wenn ich das Kind sehe, wird die Empfindung der Liebe so wunderbar mächtig, daß — lächelt nur nicht! — es mir angenehm krampfhaft das Innerste der Brust zusammenzieht, und ein liebliches Weh davon mir in die Zahnnerven dringt. Das verstehet ihr Männer nicht! Aber ich begreife, was man von Müttern erzählt, daß sie ihre Kinder vor Liebe gebissen haben *). Ach, ich könnte euch noch Vieles sagen, höchst Wunderbares und Seltsames, das ich an mir erfahren. Aber könnte ich's sagen, ihr würdet es nicht verstehen, und wenn ihr es verständet, würdet ihr mir's nicht glauben.«

Sie sagte dies so warm und lebhaft, daß ihr ganzes Antlitz dabei in milder Erröthung schimmerte. Ich konnte mich nicht erwehren, in tiefer Bewegung ihr die Hand zuzustrecken und die ihrige, die sie mir reichte, zu küssen. »Wohl glaub' ich dir Alles, was du sprichst,« sagte ich zu ihr; »und mehr, als du andeutest, liebes Weib. Wer erkennt das geheime Walten der Seelennatur? Mutterliebe ist wohl andere Liebe, als Brautliebe, wenn schon eine, wie die andere, Wirkung jenes ewigen, allgemeinen Naturgesetzes ist, welches selbst dem gefühllosen Baum des Waldes Handlungen der Zärtlichkeit verleiht, und ihn die abgefallenen Samen im Herbst mit Laub warm decken läßt, damit sie im Winter gegen strenge Kälte Schutz, und im Frühjahr Nahrung und Frische des Grundes finden mögen, in welchem sie sich einwurzeln wollen.«

»Es drängt sich mir aber noch ein Zweifel auf!« sagte Gerold: »Wie kommt es, daß Brüder und Schwestern, diese Lichtflammen aus der Mutterflamme, weder die Mutter mit der

*) Die meisten Mütter erfahren diese und andere ähnliche Wirkungen, die oben erzählt sind, an sich.

gleichen Innigkeit lieben, wie sie von ihr geliebt werden, noch daß sie sich selbst inbrünstig unter einander lieben?«

Beide Frauen blieben lange in sinnigem Schweigen. Claudia antwortete endlich: »Wir Frauen wissen wohl, was wir selbst fühlen; aber was Andere, das mögen unsere Weisheitsmeister enträthseln.«

»Diesen Titel«, erwiederte ich, »erwerben auf den Hochschulen freilich kaum bärtig gewordene Jünglinge, aber sie legen ihn im Alter, wenn sie wissen, daß sie ewige Lehrlinge sind, bescheiden wieder ab. Dies der Spötterin zur Nachricht Uebrigens glaub' ich, daß, wie die Kinder beständig von der Mutter hinwegwachsen, und zur Selbstständigkeit übergehen, besonders wenn sie unmittelbar keine Lebenstheile mehr von ihr annehmen: so gehen im Wachsen auch Brüder und Schwestern, als selbsteigene Wesen, auseinander, die zuletzt nichts mehr gemein mit einander haben. Wie sehr Kinder aber in ihrem Sein und Wesen noch Eins sein können, ist allenfalls nur an Zwillingen wahrzunehmen, und besonders in deren Säuglingstagen. Man kennt auch viele Geschichten von Zwillingen, deren einer immer Lust und Weh des Andern mit empfand, und bei denen der Tod des einen den des andern nach sich gezogen zu haben schien. So erinnere ich mich, als des jüngsten Beispiels dieser Art, des Schicksals der beiden bekannten französischen Feldherren Cäsar und Constantin Faucher. Sie waren Zwillinge, so ähnlich einander, daß man sie in der ersten Jugend mit einem Bande unterscheiden mußte, um Verwechselung zu verhüten, wenn sie nackt waren. Beide weihten sich dem Kriegswesen; beide hatten so seltene Aehnlichkeit, selbst in ihren Ansichten, daß wenn einer aus der Gesellschaft ging und der andere blieb, der Bleibende das Gespräch des Ersten fortsetzen konnte, und Jeder, der nicht genau Acht gehabt hatte, noch den Weggegangenen vor sich zu haben glaubte. Beide wurden bei verschiedenen Heeren an demselben Tage verwundet, beide an demselben Tage zu Generalen ernannt, beide endlich im Jahre 1815 an demselben Tage, wegen ihrer staatsthümlichen Gesinnungen und Vergehen, zum Tode verurtheilt und erschossen. Inzwischen haben wir von dergleichen merkwürdigen Erscheinungen zu wenig seelenkündende Beobachtungen, und die wenigen sind nicht immer mit Genauigkeit oder Feinheit angestellt.«

»In der That«, sagte Gerold, »betrachte ich die Liebe der Kinder zu den Aeltern, so wie der Geschwister unter einander, als eine Anhänglichkeit, die weniger aus natürlichem Verbande, als aus der innigsten Gewöhnung seit den frühesten Lebenstagen entspringt. An diese Gewöhnung hängen sich die allerersten, lebendigsten und bleibendsten, ja im Alter sogar lebendiger werdenden Erinnerungen aus den Tagen, da die Stube noch unsere Welt, und Aeltern und Geschwister für uns der größte Theil der Menschheit waren. Dies Ineinandergewöhntsein, so lange man zurückdenken kann, und daß man sich da von jeher gleichsam immer durch und durch sah, gebiert eine Vertrautheit, die man nachher nie mit andern Freunden hat, und verleiht der Geschwisterliebe ihre ganze Eigenthümlichkeit. Es läßt sich daraus auch wieder erklären, warum Geschwister einander oft gehässig abstoßen, und mit Fremden befreundeter als unter sich sind; aber mehr noch, daß Brüder und Schwestern, die wirklich in Feindschaft leben, dennoch ihre Anhänglichkeit an einander nicht verlieren können, immer an einander denken und sich um einander bekümmern müssen. Und weil sie sich, selbst wider Willen, an einander erinnern müssen, geschieht es, daß sie um weit Geringeres bitterer mit einander zürnen, als mit Fremden um Wichtigeres, wie Mann und Weib in übler Ehe, die, in jedem Augenblicke und bei jeder Kleinigkeit, einander berühren.

3.

Das Brautpaar.

Während Gerold sprach, und ich aufmerksam horchte, hefteten sich unwillkührlich meine Augen auf Maximilianens schönes Gesicht. Ich bemerkte, wie dies plötzlich hochroth aufglühte, dann allmälig wieder blässer ward; wie die Augen heller blitzten, und ängstlich links und rechts in der Jasminlaube umherirrten, als wäre eine Gefahr vorhanden, der das Mädchen entrinnen möchte. Die Unruhe ihrer Augen schien sich dem ganzen Körper mitzutheilen, ohne daß er sich doch bewegte. Nur ihr Busen stieg und fiel im zitternden Athem schneller, und einer ihrer Füße zuckte jach zurück, während ihre linke Hand hastig, und als geschähe es bewußtlos, seitwärts nach einem Jasminstamm griff und fest daran hielt, als wolle die Laube wanken und sinken. Sie schien aufstehen und davon eilen zu wollen, aber es nicht zu können, wie wenn sie durch unsichtbare Gewalt gebunden wäre. Unverkennbar zeigten ihre Anstrengungen an, ihrer selbst mächtig zu werden. Sie glühte höher auf im Gesicht, als zuvor, und ein schöner Schimmer überfloß ihre Mienen. Sie nahm eilig eine Pomeranze vom Teller und das Messer, um sie zu schälen, war sehr ämsig zu dieser Arbeit, und ich sah, daß ihre Hände zitterten.

Indem hörten wir Schritte durch den Gartengang nahen. Er war der junge Holmar, welcher kam. Wir standen, ihn bewillkommend, bei seinem Gruße auf, Maximiliane aber am spätesten. Mit uns redete er; allein auf sie waren seine Augen gewandt, und hinwieder ihre Blicke hingen leuchtend an den seinigen.

»So allein, Holmar?« sagte Augustine: »Warum bringen Sie ihren Vater nicht mit sich?«

Der Jüngling nahm Maximilianens Hand und küßte sie. »Ach,« sagte er, »mein Vater ist den

ganzen Tag düster und heftig gewesen. Am Morgen verschloß er sich in seinem Arbeitszimmer, ohne zu arbeiten. Denn wir hörten ihn beständig auf- und niedergehen. Mittags lehnte er ab, mit uns zu speisen. Statt dessen ritt er aus, und befahl mir, seine Rückkunft zu erwarten. Als er wiederkam, verlangte er, ich sollte allein hierher gehen und ihn entschuldigen, wenn er nicht erschiene. Doch habe ich ihm das Wort abgeschmeichelt, daß er mir bald folgen wolle.«

»Ist ihm Unangenehmes begegnet?« fragte Claudia.

»Gewiß nur die Hinrichtung des Mörders hat seinen Frohsinn gestört!« antwortete der Gesandtschaftsrath: »Sie wissen, mein Vater war der einzige unter allen Richtern, der dem Lukasson nicht das Leben absprechen wollte. Er hat sich für diesen Menschen, den er vorher nie gekannt hat, den er nur ein einziges Mal im Gefängnisse sah, mit der größten Theilnahme verwendet, ohne je einen werthvollen Grund davon anzugeben.«

»Käme er nur,« sagte Claudia, »wir wollten ihn zerstreuen! Augustine, wo ist die Harfe? Maximiliane hat schon mehr denn einmal den bösen Geist von ihm hinweggesungen. Sie muß seine Lieblingsweisen spielen. Er sagt ja selbst: Musik ist für die Seele berauschender Wein; macht den Seligen traurig, und den Traurigen selig.«

»So wird sie zur wahren Mutter der Lebensweisheit!« bemerkte Gerold: »In frohen Stunden auch des Schmerzes eingedenk sein, und in Tagen des Schmerzes lächeln können: das bewahrt uns, in edelm Gleichmuth, gegen den Uebermuth und den Kleinmuth. — Maximiliane, fülle deinem Nachbar einsweilen das Glas, damit er bei uns bleibe.«

Maximiliane gehorchte, und bot ihrem Verlobten den Rheinwein mit der Anmuth einer Hebe.

»Damit ich bleibe?« wiederholte der junge Holmar verwundert: »Glauben Sie, wenn ich davon müßte, der Wein würde mich hier fester halten, als die liebe Hand, die mir ihn reicht?«

»Ich meine nur,« entgegnete Gerold, »der Wein zieht zur Geselligkeit, die Liebe aber zum Einsamsein. Damit Sie nicht Maximilianen allein, sondern auch uns sehen, sollen Sie trinken.«

»Und«, fuhr Claudia in der Rede ihres Mannes fort, »damit wir sogleich den rechten Ton und Stoff des Gesprächs für Sie finden, beichten Sie mir, was ich längst schon gern gewußt hätte: wo sahen Sie Maximilianen das erste Mal?«

Holmar lächelte. »Das erste Mal? Vor drei Jahren, als ich aus der Hauptstadt kam, meinen Vater zu besuchen, der hierher versetzt worden war. Sie stand mit mehrern Frauenzimmern in einem Hause der Vorstadt am Fenster, als ich unten auf der Straße durchritt. Sie war mir unbekannt, sie blieb es. Sogar mein Gedächtniß vergaß nach Jahr und Tag ihr Bild. Aber mein Herz vergaß Maximilianen nie. Denn als ich sie einst zufällig wieder erblickte, es war in der Kirche, da half das Herz dem Gedächtnisse. Nie war ich in einer Kirche andachtsvoller gewesen.«

Augustine rümpfte das Näschen und sagte: »Schöne Andacht!«

Claudia bemerkte, daß ihre Tochter ungefähr mit denselben Worten von sich dasselbe gesagt habe, und junge Leute zuweilen doch sehr närrisch wären, ohne einander zu kennen, bloß mit dem ersten, flüchtigen Wechsel der Blicke die Herzen zu wechseln.

Hingegen Augustine nahm es ernster, und behauptete: es müsse auch zwischen Seelen eine gewisse Wahlverwandtschaft geben, wie zwischen andern Wesen der Natur, durch welche sie willkührlos zusammengezogen würden. Als Beweis davon erzählte sie das Entstehen ihrer Bekanntschaft mit mir. Wir hatten uns einst Beide, sie und ich, zufällig unter mehrern Tausend Zuschauern bei einer Heermusterung, und nur auf wenige Augenblicke, bemerkt; Beide hatten wir bleibenden Eindruck auf einander gemacht; Beide hatten wir aber nie von einander mehr gehört. Keiner wußte vom Andern, wie er sei, wo er lebe. Wieder endlich zufällig fanden wir uns nach einigen Jahren in einer Gesellschaft, ohne uns noch gegenseitig unserer Gestalten und Gesichtszüge zu erinnern. Wir glaubten uns das erste Mal zu sehen. Der neue Eindruck war nicht minder lebhaft. Die Bekanntschaft wurde fortgesetzt, Augustine mein Weib. Erst lange nachher, in einer vertraulichen Stunde einst, da wir uns gestanden, wer von den Männern zuerst sie, wer von allen Jungfrauen zuerst mich mehr als gewöhnlich gerührt habe, wurden wir mit Erstaunen inne, daß wir Beide eben selbst unsere geliebten Unbekannten vom Tage der Heermusterung gewesen wären. »Läßt dies nicht auf eine gewisse verborgene Anziehungsmacht einander verwandter Seelen schließen?« fuhr Augustine fort: »Und warum sollte eine solche Macht nicht Statt finden, da wir doch nicht läugnen dürfen, daß es Menschen gebe, welche durch gleichsam angebornen Widerwillen einander im ersten Augenblicke des Zusammentreffens feindlich zurückstoßen?«

Gerold hatte keine Lust, sich zu diesem Glauben Augustinens zu bekennen, obschon er ihr denselben nicht rauben wollte, sobald er dem schönen und frommen Gemüthe zusage. »Ich bin aber«, sagte er, »überall kein Freund von vorherbestimmten Harmonien der Gottesgelahrten, Sympathien und Antipathien der Quacksalber, und chemischen Seelen-Wahlverwandtschaften, die Göthe mit seinem Roman, als eine gar bequeme Entschuldigungslehre, in den Kreis unserer Mädchen und jungen Frauen einführen wollte. Mir wenigstens ist es auffallend, daß die vorherbestimmte

Harmonie, und die Sympathie, und die Wahlverwandtschaft zwischen Weibern und Weibern, Männern und Männern so wenig zu thun hat, sondern ihre Magnetengewalt durchaus nur zwischen Personen zweierlei Geschlechts in Thätigkeit setzt. Nun, diese Sympathie räume ich allenfalls ein; es ist dieselbe, welche Rosen und Rosen, Nachtigallen und Nachtigallen, Böcke und Schafe zusammenführt. Darin ist nichts Wunderbares, als die Natur selbst, welche mit den Banden der Furcht und Freude alles Lebendige auf's stärkste an's Leben bindet, damit die geschaffene Welt fortwähre. Sie hat einerseits, wie in den Weisesten der Menschen, so in den Wurm, tiefen Abscheu des Todes gelegt, anderseits den Anziehungstrieb der Geschlechter, durch welchen, was stirbt, ergänzt wird."

"Hilf mir streiten, Beda," rief Auguſtine, "gegen diesen geistlichen Rath, der so ungeistlicherweise die Liebe zum dunkeln Naturtriebe herabwürdigt; helfet mir streiten, Holmar und Maximiliane, denn es gilt das Heiligthum eurer Herzen!"

Gerold sagte: "Ich verwahre feierlich meine Rechte gegen den Ausspruch des Brautpaars, das wohl streiten und Partei sein, aber nicht richten kann. Hören wir Beda's Urtheil!"

Darauf riefen mich alle an, ich solle richten, und alle setzten tausend und einen Grund gegen Gerolds freventlichen Grundsatz. "Versöhnet euch unter einander," sprach ich: "denn ihr bekämpfet mehr eure eigenen Vorstellungen, die ihr mit Gerolds Worten verknüpft habt, als die Vorstellungen des Gegners. Er läugnet so wenig die Liebe aus der Welt hinweg, als ihr den zwischen beiden Geschlechtern gewaltigen Anziehungstrieb. Aber beide sind von einander verschieden, ja sie haben wenig mit einander gemein, wiewohl sie oft kaum von einander zu unterscheiden sind. Jener Trieb herrscht allmächtig durch die weite Natur; in den Pflanzen zur Blüthezeit, ohne ihr Wahrnehmen; in den Thieren aber ist er zur Empfindung übergegangen; im Menschen mit Empfindung nicht nur, sondern auch mit Bewußtsein verbunden. Dieser Trieb aber ist, wie alles Thierische, selbstsüchtig, und begehrt nichts für Andere, sondern nur für sich und seine Beruhigung. Die Liebe aber ist weder den Pflanzen noch den Thieren angehörend, sondern des Menschen ausschließliches Eigenthum. Wohnt sie im Geiste allein, ist sie Achtung des Vollkommenen; spricht sie durch's Gefühl, wird sie Liebe im eigentlichen Sinne des Wortes. So wenig kennt sie die Selbstsucht, und so sehr ist sie jenem Naturtriebe entgegengesetzt, daß sie nicht nur nichts für sich selbst, sondern Alles für den Gegenstand ihrer Verehrung begehrt, ihm Alles und sogar die Befriedigung des Naturtriebes, also ihn selbst aufopfern kann, ohne Ersatz zu fordern. Aber jener Anziehungstrieb der Geschlechter wird oft der mächtigste Wecker der wahren Liebe in uns, die mit Recht den Beinamen der Himmlischen und Göttlichen verdient, weil das Streben nach dem Allervollkommensten das Grundgesetz im heiligen Geisterreich ist."

Ich ärntete mit dieser Erklärung nur halben Beifall. Selbst die schöne Maximiliane, natürlich auch Holmar, nicht minder Claudie, erhoben sich wider mich, und warfen mir vor, daß ich die Hauptsache schlau umgangen habe, daß nämlich zwischen Seelen und Seelen eine gewisse, unerklärliche, anziehende Verwandtschaft Statt finde, durch deren Gewalt eben eine Person unter tausenden und tausenden nur eine, als die einzige für sich, und keine andere in gleichem Grade, als die auserwählte und beseligende, erkennen müsse. Man stellte, als unwidersprechlichen Beweis, das Beispiel auf, wie Maximiliane und Holmar, ja wie ich und Auguſtine die erste Bekanntschaft mit einander sogleich unter dem Einflusse der Liebe gemacht hätten, und wollte mir noch hundert ähnliche Geschichten geben, in welchen der erste Blick auch die erste Liebe entzündet habe.

Die Wahrheit der Beispiele liessen sich nicht läugnen; auch räumte ich gern ein, daß wir das Seelische in uns und dessen Wesen viel zu wenig kennen, um geradezu Alles, was man Sympathie und Antipathie nennt, hinwegzuläugnen; aber aus demselben Grunde trug ich großes Bedenken, das Vorhandensein einer solchen unwillkührlichen Anziehung und Abstoßung gewisser Seelen geradezu zu behaupten, besonders wenn sich manches Wunderhaftscheinende viel einfacher erklären lasse.

"Schon Eins macht mir jene anziehende Seelenverwandtschaft in der That etwas verdächtig," setzte ich hinzu, "daß sie nur bei Personen verschiedenen Geschlechts und in gewissen Jahren laut ist. Warum fühlt sich denn in dieser Sympathie nie ein junges Mädchen von einem alten Manne unüberwindlich gefesselt, und warum nie ein Jüngling von der ehrwürdigsten Matrone in grauen Locken? Hingegen ist mir sehr erklärlich, daß in jedem Menschen verborgen ein eigenes Urbild des Schönen wohnet, welches aus Zügen zusammengebildet ist, die er vielleicht in erster Kindheit an längst aus der Erinnerung verschwundenen Personen angenehm fand. Und er liebt nachher, was sich seinem Urbilde des Schönen am meisten nähert, ohne Rechenschaft geben zu können, warum. Daher finden die Einen Gefallen an dem, was Andere gleichgültig läßt, und eine vielleicht Andern häßlich scheinende Person wird vom Liebenden, als unaussprechliche Schönheit, bewundert. Erinnert euch des Mohren von Venedig und der schönen Worte Desdemona's von ihrem schwarzen Othello: "Ich sah Othello's Gesicht in seiner Seele."

"Und, mit Erlaubniß," fiel Gerold ein, "vielleicht ist nicht einmal immer das belobte Ur-

bild des Schönen, oft vielleicht noch weit Zufälligeres, der Quell des Liebeszaubers. Wie gar geringen Funkens bedarf ein Zunder, um zu brennen! In dem Alter, da das Herz in unbestimmter Sehnsucht schwillt, und man gefallen möchte, um geliebt zu sein, ist oft ein bloßer Blick der Aufmerksamkeit her und hin zwischen zwei jungen Personen Versuchung genug, den Blick zu wiederholen; die Wiederholung ist genug, einen geheimen süßen Schauer in beiden zu erregen, und die Ahnung: sie liebt dich! Und diese schmeichelnde Ahnung ist genug, den Wunsch zu erwecken, wirklich geliebt zu sein, und der Wunsch ist hinreichend, Alles in Flammen zu setzen.«

»Nein, nein!« rief Claudia: »So grausam lasse ich das Schönste, Edelste, Reinste der Gefühle nicht entweihen! Und magst du in Bezug auf Tausende Recht haben, bei denen Sinnlichkeit Alles ist; aber Tausenden wirst du Unrecht thun, in denen eine Seelenliebe allein waltet, die nicht nur geschieden von jener Gemeinheit des Naturtriebes, sondern mit Ekel und Abscheu vor demselben erfüllt ist. Dieser Seelenliebe ist jede unedle Begierde Entweihung ihrer selbst und des geliebten Gegenstandes; sie erblickt nur das Sittlichschöne, das Vollkommene des herrlichen, heiligen Gemüths, und lebt in demselben, und findet sich und das Weltall darin vergöttlicht.«

Gerold drückte die Hand seiner zürnenden Gattin an das Herz und sagte: »Claudia, die Wirklichkeit einer solchen Liebe bezweifle ich nicht. So habe ich selbst dich geliebt; und, ich zweifle nicht, so liebt heut unsere Maximiliane; — so liebte vielleicht einst Petrarka seine Laura, so Klopstock seine Cidli. Allein bekenn' es dir auch, so liebt nur die erste Liebe des jungen und reinen Herzens, welches sich über das, was in seiner Natur erscheint, nicht klar ist, und in den Wundern und Zaubern der Gefühle und Einbildungen aufgelöset, das Weltall zum Tempel der Anbetung seiner erblickten Gottheit macht. Auch wir, Claudia, lieben uns heut noch, aber bekenn' es dir, nicht mit jener Alles vergöttlichenden Schwärmerei, und doch keineswegs mit minder heiligen Gefühlen, sondern vielmehr mit stärkern, unzerstörbarern, wenn gleich ruhigern!«

»Ich verlange nur,« erwiederte Claudia milder, »daß du nicht einen niedrigen Trieb mit jenem erhabenen Gefühl verwechselst oder in Verbindung setzest; und daß du eingestehest, daß, auch ohne Rücksicht auf jenen, wahre Liebe möglich sei.«

Lächelnd antwortete Gerold: »Ich habe dir's schon zugegeben, doch unter Bedingungen! Es muß wenigstens auffallend bleiben, daß diese hohe platonische Liebe der Seelen nur in einem gewissen Lebensalter zwischen Personen verschiedenen Geschlechts ihr Recht geltend machen will, sonst nicht. Nenne mir, zum Beispiel, ein Mädchen unserer Bekanntschaft, welches mit dem vollen Entzücken der Seelenliebe an irgend einem alten Herrn Alles göttlich und verschönt fand. Oder nenne mir zwei Mädchen, die sich mit derselben Inbrunst geliebt haben, wie ihre Geliebten.«

Claudia schüttelte mißvergnügt das Köpfchen. »Ich will allenfalls zugeben, daß die Lebendigkeit des jugendlichen Alters erforderlich sei.....«

»Zur Seelenliebe?« unterbrach Gerold seine Gemahlin: »Wie?« Veralten denn Seelen, wie Körper? Sind Seelen nicht ewig jung? Könnte nicht die Seele eines sechszehnjährigen rosenwangigen Mädchens die junge Seele eines siebenzigjährigen, zusammengeschrumpften Mannes schwärmerisch-platonisch lieben?«

»Warum nicht?« rief Claudia verdrießlich: »Wer weiß, was unterm Monde Alles vorgeht? Man nennt nur solche Verhältnisse nicht immer Liebe, sondern Freundschaft. Und so sind Weiber zu Weibern, Männer zu Männern die zärtlichsten Freunde. Denke an Damon und Pythias!«

»Jetzt streiche ich die Segel!« sagte Gerold mit drolliger Unterwürfigkeit: »Ja, Freundschaft ist wohl die unverdächtigste Seelenliebe, zu der es keines Liebhabers und keiner Geliebten, sondern nur der Freunde bedarf.«

3.

Der Wassermensch.

Das Gespräch ward durch Vater Holmar's Eintritt in den Garten unterbrochen. Wir sahen ihm schon von fern an, wie finster er war. Alle eilten wir ihm entgegen, und jeder von uns wetteiferte, den lieben Mann zu erheitern.

Es war ein schöner Abend. Wir gingen im Garten auf und nieder, bewunderten die strahlende Pracht der Blumen; vor uns schwamm in milder Beleuchtung die Stadt mit ihren Palästen und Thürmen; im Dufte des Hintergrunds das blaue Gebirg. Auguſtine verließ uns, ihren Säugling zur Ruhe zu bringen. Claudia begleitete sie. Auch der junge Holmar mit seiner Braut verlor sich von uns in den Schattengängen.

Als wir drei zurückgebliebenen Männer uns verlassen sahen, kehrten wir in die Jasminlaube und zum Wein zu rück.

»Gern nehm' ich das Glas!« rief Vater Holmar: »Wär' es mir nur aus dem Lethe gefüllt!« — Er trank es rasch aus und ließ es zum andernmal füllen.

»Nicht doch, Holmar,« sagte ich, »ein Biedermann, wie du, hat nichts, selbst das Unangenehme nicht, das er wünschen könne, zu vergessen.«

»Ach!« rief er nach einer Weile schmerzlich aus: »Ich war Zeuge eines herzzerreissenden Schauspiels. Ich machte, mich zu zerstreuen, einen Lustritt, und eben in der Vergessenheit aller Umgebungen über das, was mein Gemüth zu sehr ergriffen hatte, kam ich, ohne daran zu denken, dem Orte vorüber, dem ich unter allen Orten der Erde am liebsten ausgewichen wäre — der Richt-

stätte, wo Lukassons blutige Leiche auf das Rad geflochten war. Denkt euch! und unter dem Rade lag im Staube dumpf winselnd, im Jammer vergehend, die Mutter des hingerichteten Sohnes, in Trauerkleidern. Still und schaudernd ritt ich vorbei.“

Holmars Worte erschütterten uns.

„Dies Weib der Schmerzen, ist es nicht heut die Unglückseligste Aller, die auf Erden geboren haben?“ fuhr Holmar nach langem Schweigen fort: „Sie sieht den Sohn aufs Rad geflochten, ein Grausen der Menschheit, ihn, der einmal lächelnd und selig an ihrer Brust lag in der Fülle der Ahnungen. Ach, da der Säugling noch in der Wiege schlummerte, in goldener Ruhe, im unendlichen Raum, weihte ihn seine Mutter schon zum schmählichsten der Tode, weil seine Natur selbst gegen die heutige Welt Verbrechen war. Sein Dasein war sein Verbrechen, und er büßte, was er nicht verschuldet hatte. Er mußte Mörder werden, weil er mit sich selbst und der Welt im unversöhnbarsten Widerspruch zerfallen war, zerfallen mußte, er, der in andern Zeitaltern, in menschlichern Zeitaltern diese und sich selbst beglückt haben würde.

„Wie?“ so fragte ich erstaunt: „Lukasson war Mörder seines eigenen Freundes, entschlossener, vorsätzlicher Mörder — Mörder ohne Ursache, ohne Anreizung zur Gräuelthat, ohne vorangegangene Beleidigung — glaubst du, seine Richter haben ungerecht gerichtet?“

„Das nicht,“ sagte Holmar: „sie richteten nach dem Gesetze; aber das Gesetz, vom Wahn der Welt gegen Naturen gestellt, die sie nicht kannte, ist ungerecht; das schuf erst und strafte dann den Gräuel, den es schuf.“

Beide, Gerold und ich, blickten unsern Freund mit stummer Verlegenheit an. „Wir begreifen den Sinn deiner Rede durchaus nicht!“ sagte Gerold.

„Ich glaube es!“ erwiederte Holmar, versank in ein augenblickliches Nachdenken, und fuhr dann fort: „Ich will mich erklären. Es ist gut, daß die Sache hier, daß sie überall zur Sprache komme.“ Abermals verstummte er sinnend, nahm dann wieder das Wort und sprach: „Wir kennen schon viele und wesentliche Verschiedenheiten in der Natur der Menschen, wie ihr wißt, also daß selbst Zweifel entstanden sind, ob die mannigfaltigen Arten der Menschen einerlei Stammvater gehabt haben können.“

Gerold sagte: Sprichst du von den Stammgattungen der Celten, Slaven, kupferfarbigen Amerikaner, der Neger, Malayen u. dgl.?“

„Auch dies sind Verschiedenheiten,“ sagte Holmar; „doch betreffen sie nur Farbe und Knochenbau, nur das Aeussere der Menschengattungen. Es gibt noch andere Abänderungen der Menschennatur, die nicht minder merkwürdig, aber minder unserm Zeitalter bekannt sind, als sie es der Vorwelt waren. Ist euch noch nie daran ein Gedanke gekommen, ihr Vertrauten des Alterthums?“

„In der That,“ erwiederte ich, „du berührst hier einen Gegenstand, der mich schon seit mehrern Monaten sonderbar angezogen hat; doch weiß ich nicht, ob du eben denselben in Gedanken hast. Ihr habt Alle bei mir den gelehrten Reisenden gesehen, der aus Liebe zur Naturkunde einen großen Theil Asiens durchwanderte, und nun seit Jahren im südlichen Italien wohnt. Unter anderm erzählte er mir, aus seiner Ueberzeugung, daß es nicht weniger als Mährchen oder Irrthum oder Aberglaube der Alten gewesen sei, was sie von Seemenschen berichtet haben, die im Meere bei den Fischen wohnen, und von Zeit zu Zeit in verschiedensten Weltgegenden und in allen Jahrhunderten nicht nur von Schiffern erblickt, sondern von Fischern mit Netzen aus dem Meere hervorgezogen sind; die man nur mühsam an das Leben unter Menschen, an Kleider und häusliche Arbeiten und Beschäftigungen gewöhnen konnte; die nie reden lernten und beständig das Wasser suchten. Auffallend war mir, daß in sehr verschiedenen Schriftstellern, welche Beispiele und Beschreibungen solcher gefundenen Wassermenschen gaben, und doch schwerlich alle diejenigen Beschreibungen kannten, welche schon in andern Ländern und Sprachen mitgetheilt waren, große Uebereinstimmung in den wesentlichsten Dingen herrschte. Mit denselben war auch Alles im Einklang, was mir mein spanischer Freund von einem dergleichen Menschen erzählte, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Spanien lebte, und meinem Freunde noch von Augenzeugen beschrieben ward.“

„Erzähle!“ rief Gerold: „Denn bisher glaubte ich selbst, daß man im Irrthum vielleicht Lamentins, Manatins und andere zweilebige Meerthiere, die der menschlichen Gestalt etwas ähneln, für wirkliche Menschen gehalten habe.“

Ich fuhr fort: „Zu Bilbao oder bei dieser Stadt äusserte der Sohn einer wackern Familie von jeher die innigste Neigung zum Wasser. Er hieß, glaube ich, Lopez; doch kann ich mich im Namen irren. Er unterschied sich dadurch, daß seine Stimme sehr rauh war; daß er nichts besser verstand, als das Schwimmen, und daß Keiner mit dem Kopfe länger unter Wasser bleiben konnte, als er. Als er eines Tages mit Andern im Meere badete, tauchte er unter und kam nie wieder zum Vorschein. Man hielt ihn für ertrunken oder von einem Raubfisch verschlungen. Die Familie war untröstlich. Nach mehrern Jahren zogen Fischer von Cadix einen lebendigen Mann mit dem Netze aus dem Meer. Er war von gelblicher, ins Grünliche übergehender Farbe des Leibes, verstand keine Sprache und gab nur einzelne raube Töne von sich. Nur mit Gewalt brachte man ihn vom Ufer. Immer strebte er nach dem Wasser zurück. Er ward, als Wunder, im Lande umhergeführt von Stadt zu

Stadt. So kam er ins nördliche Spanien. Hier wollte man zwischen ihm und dem bei Bilbao Ertrunkenen Aehnlichkeit wahrnehmen. Er ward nach Bilbao geführt. In der Nähe der Stadt machte er Geberden, aus denen man schloß, daß er sie erkenne. Man überließ ihn sich selbst, und die erste Vermuthung ward Gewißheit, da er sogleich die Richtung nach dem ehemaligen Wohnhause seiner Aeltern nahm. Er lebte nicht lange. Die Sehnsucht nach dem Meere blieb ihm. Er lernte nie wieder reden, und schien sehr stumpfsinnig. Nach seinem Tode fand man bei Oeffnung des Leichnams nichts Abweichendes vom Innern anderer Menschen, als daß seine Lunge ungemein schwammig und zellig war.«

Gerold wandte sich lachend zu Holmar und sprach: »Ich will doch nicht hoffen, daß du den Mörder Lukasson für einen Wassermann hältst; eher war der Unglückliche ein Weinmensch, der sich durch Uebermaß starker Getränke zu Grunde gerichtet hat.«

»Was uns Beda erzählt,« sagte Holmar, »hat zwar mit dem nichts gemein, wovon ich reden will; aber es ist mir doch in so fern nicht unwillkommen, daß Ihr wenigstens nicht unwahrscheinlich findet: es können in den Naturen des menschlichen Geschlechts Abweichungen herrschen, welche wenig bekannt sind, von unsern Zeiten geläugnet oder bezweifelt werden, von der Vorwelt aber schon richtig gewürdigt worden sein können.«

»Gut, das lassen wir dir gelten!« sagte Gerold: »Ich bekenne gern mit Shakespeare: es sind zwischen Himmel und Erde noch viele Dinge, von denen sich unsere Weltweisheit nichts träumen läßt. Aber was machst du aus dem Lukasson? Laß hören, denn du hast meine Neugierde aufs Höchste gespannt.«

»Wohlan, ich will reden!« entgegnete Holmar: »Doch hört mich ganz. Ich will von einer thatsächlichen Wahrheit reden, welche von den Alten, ja von den Weisesten der Alten, von Sokrates und Plato selbst, ja von den Gesetzgebern der erleuchtetsten Völker des Alterthums anerkannt, in spätern Zeiten bezweifelt, geläugnet, endlich verlacht, zuletzt für einen verbrecherischen Wahnsinn gehalten wurde.«

»Sprich ohne Unterbrechung!« riefen wir Beide.

5.

Der Eros.

Also hob er an: »Die Geschichten der altgriechischen Volksstämme verlieren sich in eine Urwelt, in deren Dämmerungen zuletzt jeder Blick aufhört. Doch wir haben der Zeugnisse genug, und mehr und ältere, als von jedem andern Volk, daß die Griechen, unter ihrem milden Himmel, immerdar ihrer Natur, ihren ältesten heitern Uebungen und Neigungen getreu geblieben, an Geist, Witz, Seelenstärke, Feinsinn für das Schöne und das Naturgemäße nicht nur die zeitgenössischen Völker, sondern selbst die spätern so sehr übertrafen, daß sie noch heutiges Tages mit ihren Weisen und Helden, Dichtern und Bildhauern, Rednern und Baumeistern unsere Lehrer und bewunderten Vorbilder geblieben sind. Welche Nation, von allen heut lebenden, kann mit der griechischen, dieser wundersamen, reinen Blüthe des Menschengeschlechts, in Vergleichung gesetzt werden? Zu den gewaltigen Scythen, zu den Persern, Assyrern, Aegyptern, ja zu den weithandelnden Karthagern und den eroberungslustigen Römern sogar können wir noch Ebenbilder finden, und solche, die ihnen so weit vorangehen, wie die Briten den Karthagern. Aber wie tief stehen Briten, Franzosen, Deutsche, Italiener, Schweizer, in reinmenschlicher und menschlichgroßer Beziehung, unter den Griechen des Alterthums!

»Ihr dichterischer, forschender Sinn vergöttlichte Alles. Ihnen gab das nährende Feld der Halmenfrüchte eine Ceres, der Ozean ihnen den Neptun, die Majestät des Gewitters den Zeus, die Weisheit ihnen eine Pallas, die Anmuth und Liebe des weiblichen Geschlechts eine Venus mit dem Gefolge der Grazien. Was aber gab ihnen den Eros? Nach der ältern Göttersage war er der Früheste der Götter, und eher denn die andern Erzeugten vorhanden. So sagen Orpheus und Hesiodus; aber er blühte in ewiger Jugend fort.

»Wir wissen, die Griechen kannten noch eine andere Liebe, als die der Jünglinge und Mädchen unter einander; eine Liebe, die durch sich selbst fern von aller Wollust und niedern Begierde war, nichts mit dem Geschlechtstriebe gemein hatte, nicht verweichlichte und entnervte, sondern vielmehr das Gemüth erhob und stärkte und göttlicher machte. Es war die Seelenliebe. Der Gott derselben hieß Eros. Die Geschlechtsliebe war geringer geachtet, und die gemeine genannt; nicht daß man sie verachtete! Wie hätte ein Grieche sein Weib, seine Mutter verachten können? wie ein Grieche gefühllos sein können gegen die Schönheit des Weibes, welche Praxiteles verewigte? Lag nicht die ganze Jugend Griechenlands zu den Füßen Aspasia's oder der wunderlieblichen Lais von Korinth?

»Aber der endliche Zweck der gemeinen Liebe war und blieb doch nur Erfüllung des gewaltigen Naturgebotes zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts; — der Zweck der Seelenliebe hingegen war gegenseitige Beseligung durch Freundschaft, gegenseitige Veredlung durch Beispiel der Tugenden und rühmlichen Wetteifer in denselben. Diese höhere, zärtliche, gemüthherhebende Freundschaft fand nur zwischen Männern und Männern Statt, und war in der That zwischen Personen verschiedenes Geschlechts weder ihrer Reinheit und Natur nach, noch ihrem Zwecke nach, gedenkbar. Unter Jünglingen begann sie, und dauerte mit einer unsern Tagen fast unbe-

greiflichen und unglaublichen Stärke, Leidenschaftlichkeit und Treue bis ins Alter.

„Was war das für eine Liebe, die uns, fast bis zum Namen, fremd geworden ist? Woher stammte sie, wohin verlor sie sich? Ueberhaupt, wie konnte sie in die Geschichte des menschlichen Geschlechts hineintreten, wo sie von jeher so glanzvolle Rollen spielte, wenn sie nicht tief in der menschlichen, wenigstens in der männlichen Natur lag? Und war sie in der Natur der Menschheit, wie konnte sie verloren gehen, bis auf den Namen? Oder sind wir anderer Natur, als die Sterblichen des hohen Alterthums?

„Diese wunderbare, innige, tugendhafte Liebe, welche allen Ernst männlicher Heldenfreundschaft hatte; diese Heldenfreundschaft, welche alles Leidenschaftliche, alles Schwärmerisch-Zärtliche hatte, welches je in der Liebe des Jünglings und der Jungfrau waltet: — ich kann ihr weder den Namen der Freundschaft noch der Liebe geben, weil wir mit solchen Namen ganz andere Vorstellungen verknüpfen. Laßt mich diese Neigung voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit zwischen Männern lieber mit den Griechen den Eros heißen.

„Das früheste Alterthum urkundet von den Erscheinungen dieses Eros. Er gehörte nicht einem kurzen Zeitraum, sondern langen, auf einander folgenden Jahrhunderten an. Er ward als geheiligter, ruhmreicher Trieb geehrt, von den Gesetzgebern mit Vorliebe beachtet, von den Weisesten des Volks veredelnd gepflegt und von den Dichtern gepriesen. Er äusserte seine himmlische Macht nicht nur unter einem besondern Himmelsstriche, sondern in allen Weltgegenden, und immer da am reinsten, wo die Völker, noch der Natur am nächsten, am wenigsten durch Sittenverderbniß und Ueppigkeit verkünstelt standen. Nicht nur unter den alten Deutschen finden wir die Spuren des, Heldenfreunde bis in den Tod verbindenden, Eros, sondern auch in den Geschichten der amerikanischen Völkerstämme, wo die sich liebenden Jünglinge den unzerstörbaren Kriegerbund schlossen, wo sie ewig Lieb und Leid mit einander trugen, gemeinsam jede Gefahr wagten, und Einer den Tod des Andern bis zum letzten der eigenen Athemzüge mit Rache am Feinde versöhnte.

„Doch die Erscheinungen des Eros lassen sich am bequemsten in der Geschichte der griechischen Völkerschaften verfolgen, weil diese am frühesten Bildung, Dichter und Aufzeichner ihrer Schicksale hatten. Wer kennt nicht die Freundschaft des Achilles und seines Patroklus aus den homerischen Sagen vom Kriege vor Ilion? Wer nicht: wie Achilles des Patroklus Tod rächte? Wer nicht die innige Gemüthsverkettung des Orestes und Pylades? — Noch tönen die Sagen von ihrer Freundschaft unter uns, wie die von Damon und Pythias, oder Theseus und Pyrithous.“

Hier unterbrach ihn Gerold und sagte: „Nimm auch vom Volke Gottes den Jonathan und David hinzu!“

Holmar aber fuhr fort: „Wie im höchsten Alterthum währte der Einfluß des Eros auf das Volk fort, der das Herz des Mannes zu unsterblichen Thaten stärkte, den Furchtsamen ermuthigte und den Gesunkenen von schändlichen Neigungen reinigte. Nur Tirannen haßten und fürchteten die Gewalt des Eros, weil er zu großen Gesinnungen begeisterte. Wer Sklaven haben will, muß feige Lebensbequemlichkeit, Selbstsucht und Schlaffheit gemein machen, nicht die lebenverachtende Liebe des Rechts, der Wahrheit und der Tugend. Harmodius und Aristogiton befreiten Athen von Hipparchs Gewaltherrschaft, und der edle Epaminondas fiel in der Schlacht bei Mantinea an der Seite seines Kaphisodors. Die heilige Kohorte der Thebaner war aus Männern und Jünglingen gebildet, die, alle durch den heiligen Bund der Seelen vereint, nur in der Freiheit des Vaterlandes leben, oder nur für sie sterben konnten. Als der macedonische König Philipp, der Wüstling, das Schlachtfeld von den Leichen dieser Edeln bedeckt sah, warf er den Donner seines Fluches dem zu, der mit höfischer Artigkeit die Tugend dieser Liebenden verdächtigen wollte.

„Es ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß unter verdorbenen Seelen wohl auch die heilige Flamme des Eros hin und wieder wüste Begierden der Bestialität entzündet habe. Aber die öffentliche Meinung, die Gesetzgebung selbst verdammte diese dort, wie bei uns. Solon, der Gesetzgeber, belegte jenen Mißbrauch mit den härtesten der Strafen, eben so Lykurg in Sparta. So ehrwürdig war dem großen Solon Reinheit und Macht des Eros, daß er diesen nur den freien Athenern gewähren wollte, nicht aber den Sklaven, welchen er jedoch nicht die Frauenliebe untersagte. In Sparta traf die schmachvollste Hinrichtung Jeden, der statt der Seele des Jünglings die Schönheit von dessen Körper liebte oder gar entweihte; aber auch der Jüngling ward bestraft, der nicht den Tugendhaften, er mochte begütert oder unbegütert sein, sondern eigennützig nur den Reichen liebte, der keinen höhern, innern Werth hatte, sondern nur Gut und Geld. Sogar tugendhafter Männer Vaterlandsliebe war verdächtig, wenn sie durch den Eros nicht an eines Jünglings Herz gebunden waren, und dieses veredelten. Auch mußte der ältere Freund, nicht der jüngere Geliebte es büßen, wenn dieser sich niedriger Gesinnungen oder gar unanständiger Thaten und Vergehungen schuldig machte.

„Selbst noch in Tagen des Sittenverderbnisses und gesunkener Freiheit Griechenlands währte das Recht und die Ehrwürdigkeit des Eros, sogar unter verächtlichen Beispielen seiner Entweihung, fort. Durch ihn war Sokra-

tes an Alcibiadens noch makelloses, jugendliches Gemüth gebunden, und der göttliche Plato liebte Dions Herz. Noch Plutarch, der im ersten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung lebte, er, der Eiferer gegen Wollust und Unreinigkeit, kennt zur Bildung eines männlichen, jeder Tugend fähigen Sinnes kein zweckmäßigeres Erziehungsmittel, als den Eros.

„Auch die Klassiker sind ein Wort Gottes! Ehren wir ihren Sinn für das Göttliche und Heilige! Es gehörte nur die geistige Verkrüppelung, die sittliche Verworfenheit und Entartung späterer, barbarischer Weltalter dazu, um einen Xenophon, einen Lykurg, einen Plato, diesen Apostel der Liebe, falsch zu deuten, und was sie im reinsten Gefühl der Tugend für den Eros sprachen, als höllische Frucht ekelhafter Unnatürlichkeit zu deuten. — Aber die Tage von Roms gräuelhafter Ueppigkeit kamen, da die Lasterhaftigkeit der Welthauptstadt auch den Eros in den Schlamm der Bestialität niederzog. Es kamen die finstern hundertjährigen Nächte der Barbarei, welche selbst das heilige Licht des jungen Christenthums mit ihren Nebeln auszulöschen drohten. Damals, als eine düstere Ueberfrömmigkeit sogar die Liebe der Jünglinge und Mädchen tadelhaft fand, als man die Zertretung des Naturgesetzes für Heiligenwerk, und das ehelose Leben für ehrwürdiger als die Bande der Ehe hielt: damals mußte der Eros, tugendhafte Gemeinschaft männlicher Herzen, noch verdammenswerther erscheinen. Man kannte diese Gemeinschaft nur noch aus dem Sündenpfuhl Roms. Damals, als nur Schrecken fürstlicher Willkühr oder geistlichen Bannstrahls walteten, als die Tugend der Sokraten und Catonen Satansdienerei und die Naturkunde Zauberei hieß, — damals schrieb Justinian den Eros in das Register der Kriminalverbrechen ein. Nun vom Throne wie von der Kirche verfolgt, durch Flammen und Henkerbeile bestraft, wälzten sich alle Lasten der Verachtung, des Spottes, der Ehrlosigkeit auf jene seelenveredelnde Anlage, welch einst das Heil Griechenlands gewesen; und das Göttliche wandelte, an den düstern Zug der Verbrecher gekettet, über der Erde. Die größten Männer der Vorwelt, welche die Menschheit verherrlichten, würden bei uns unter Schmach und Fluch erlegen sein, oder die Galgen bereichert haben. Mit welcher Verachtung, mit welchen Schauern des Entsetzens würden sie ihren gottgeweihten Blick von den Gräueln unserer Meinungen und Thaten abwenden! Der unsterbliche Herder, wenn er von Pompeji und Herkulanum redet, nennt den Winkelmann einen göttlichen Ausleger der so großen Gewinn bringenden Alterthümer. Der Genius der Menschheit schwebt segnend über die, welche mit sich selbst aufopferndem Eifer Ueberbleibsel aus der Blüthenzeit unsers Geschlechts hervorgraben. Es sind ehrwürdige, geheiligte Scherben, von denen auch uns noch die Reinheit der Natur, das Wahre, Gute und Schöne, wie Lebenshauch einer menschlichern Menschheit anweht. — Und doch sind es nur Scherben! O, vergrabet doch die Scherben, und rufet lieber den schönen, reinmenschlichen Sinn der Vorwelt aus den Gräbern der alten Welt ins warme Leben heim!“

Hier schwieg Holmar, um auszuruhen. Er schien von der Anstrengung des Gemüthes und des Redens erschöpft. Wir Hörenden unterbrachen die Stille nicht. Unsere Gedanken waren in allzugroßer Bewegung. Ich selbst war durch Holmars Worte, wie mir das oft begegnet, so im Geiste gebunden, daß ich nicht mehr mit meinen Augen, sondern nur mit den seinigen sah. Und ich sah eine mir dunkel gewesene Seite des Alterthums heller. Auch ich hatte lange mein Urtheil, über die Liebe der griechischen Heldenseelen unter einander, durch jenes Vorurtheil umstricken lassen, welches dieselbe mit Fluch verfolgte. Ich erschrack vor der bisherigen Verblendung, in welcher ich den Schatten derer weh gethan hatte, die doch der Menschheit ewige Zierden sind. Ich erhob mich über die Welt des heutigen Tages und zurück in die Götterstadt der Phoziones, in das ewige Athen, zu seinen Tempeln, Schaubühnen, Gymnasien, Kampfspielen und Rednerstätten. Welche Heldengestalten, welche gottbegeisterte Weisen, welche Kraft des Wahren, des Schönen und Großen aus der unergründlichen Fülle der Natur im höchsten Lebenspunkt eines herrlichen Volkes hervorgestiegen! Ich sah die Macht des hochgeweihten Eros, einer heut gebrandmarkten Liebe; —— mir ward, als sähe ich die heutige Welt durch einen tausendjährigen Wahn verstümmelt, und um eins ihrer Heiligthümer durch den verwüsterischen Arm der Barbarei betrogen.

Früher, als ich, sammelte sich Gerold. „Nie hab' ich dich, Holmar,“ sprach er, „mit solcher Beredsamkeit und Wärme über einen allerdings merkwürdigen Zug in der Geschichte der Menschheit sprechen gehört, als jetzt. Ich bekenne es, daß ich diesen Eros der Griechen nur wenig bisher beachtet und kaum begriffen habe, was er sei? Ich dachte mir ihn allenfalls als die Wirkung einer herrschend gewordenen Volkssitte, weil man es im Lande der Hellenen, wie noch heut in den Morgenländern, für ehrenvoller hielt, Lebensfreundschaften mit Männern zu schliessen, als mit Weibern, die, in Gynäceen und Harems verschlossen, eine Stufe in der bürgerlichen Welt niedriger, denn Männer, doch eine Stufe höher standen, denn Sklaven, und welche weniger Geistesbildung, weniger Recht und Fähigkeit hatten, ins öffentliche Leben einzugreifen, als das weibliche Geschlecht unserer Zeit.“

Holmar entgegnete: „Du hast geurtheilt, wie der große Haufe der Schriftgelehrten, die dir vorangingen, welche, ohne Kenntniß der Natur, die Griechen zu kennen glaubten, dicke Bände, wie Ramdohr, von der Liebe, ohne Ahnung

vom Wesen des Eros, schrieben, und sich wunderten, daß Xenophon und Plato so ernst darüber verhandeln konnten! Wahrlich, der zärtliche Seelenbund der Männer bestand bei den Hellenen neben der zärtlichsten Liebe der Jünglinge und Mädchen und Gatten. Und es ist Kurzsichtigkeit des gelehrten Meiners, wenn er aus dem Spotte einiger griechischen Dichter gegen das schöne Geschlecht sogleich eine gesammte Nation zu Verächtern desselben erklärt. Sind denn Deutsche, Briten und Franzosen darum Weiberhasser, weil deren Dichter bei jedem Anlasse den Frauenzimmern bittern Krieg machen? Mit welchem Adel erscheinen Frauen und Jungfrauen in den Schauspielen und Helden- und Liebesgesängen Griechenlands! Mit welchem Adel in ihren Geschichten! Sie waren zu reinmenschlich, als daß sie gegen die Natur im Ernste gefrevelt, und zu sinnig und zartfühlend für das Schöne, als daß sie es am weiblichen Geschlechte verkannt hätten, sie, die das höchste Urbild weiblicher Schönheit in einem Glanze wiesen, wie vor und nach ihnen in keinem andern Volke geschah. — Aber die Griechen kannten, ausser der Liebe zum Weibe, noch eine andere, die uns fremd geworden. Jene war, was sie war, ihrer Natur und Herkunft nach sinnlich; diese andere aber ihrer Natur nach geistiger, oder, wenn man lieber will, reingemüthlich. Die Natur gab jene zur Fortpflanzung unsers Geschlechts, diese aber zur Fortpflanzung adelichen Sinnes."

6.

Ursprung und Untergang des Eros.

Die letzten Aeusserungen Holmars hatten mich mehr, als Alles, was er vorher gesagt hatte, befremdet. Ich vermuthete, ihn falsch zu verstehen, und wollte ihn um nähere Erklärung befragen. Gerold aber kam mir mit einer andern Einfrage zuvor und rief: "Du hast uns nun lange genug, und ich läugne nicht, sehr anziehend vom Eros der Griechen unterhalten; aber, Holmar, was hat dieser Eros mit dem hingerichteten Lukasson gemein? Meinst du vielleicht, der habe ihn zum Mörder seines Freundes gemacht?"

Holmar antwortete: "Allerdings, oder vielmehr die Unnatur und Verkehrtheit des Zeitalters, die in ihn übergegangen, und wodurch er zum grausenvollen Widerspruch mit sich selbst gekommen war. Das trieb ihn zum Verzweifeln, zum Wahnsinn, zum Hasse seiner selbst und der ganzen Menschheit."

"Offenherzig gesprochen, Holmar," sagte ich: "du wirst mir jetzt dunkler, als du schon vor einigen Augenblicken warst. Es scheint fast, du hältst die Seelenliebe der griechischen Männer für einen eigenen Naturtrieb, wie die gegenseitige Zusammenneigung der beiden Geschlechter, oder wie den Instinkt der Mutter und des Säuglings."

Holmar sah mich eine Weile staunend an, und sagte endlich: "Wie, Beda, und du nicht?"

"Nein, weil ich dazu weder in der Vernunft bisher, noch in der Geschichte der Welt, selbst nicht in der Geschichte des griechischen Volkes, einen haltbaren Grund gefunden habe!" antwortete ich: "Aber theile uns deine Beweise mit, und wenn sie mir Ueberzeugung bringen, halte ich dich für einen der wichtigsten Entdecker, für einen Columbus auf dem dunkeln Ozean des menschlichen Wesens."

"So höret mich!" versetzte er: "Doch gestattet mir einige Erklärungen in Betreff der Natur des Menschen, da wir von seinen Naturtrieben reden. Er ist zugleich, wie ihr wisset, Pflanze, Thier und Geist; der Körper nur der todte Stoff, von der Lebenskraft zur Gestalt gebildet, wie jede Pflanze. Er wächst, vermehrt sich und stirbt, wie die Pflanze. Mit ihr hat er gemein den Trieb der Fortpflanzung; es ist keine Pflanze ohne denselben. Dieser Trieb ist durchaus irdisch und reinsinnlich. Das Thier hingegen ist eine beseelte Pflanze, und die Seele das die Welt um sich Wahrnehmende und Empfindende. In ihr liegen die Begierden, in ihr die Lust und der Schmerz, die Sehnsucht und der Abscheu. Aus der geheimnißvollen Verwandtschaft und Anziehung zwischen den Seelen entspringt die Liebe. Die Vermählung folglich der Pflanzen geschieht ohne diese Liebe. Die Liebe der Thiere unter einander kennen wir aber nicht, weil uns ihre Sprache dunkel ist; wir ahnen sie jedoch aus zahllosen Zeichen gegenseitiger Anhänglichkeit und der Anhänglichkeit Vieler an den Menschen. Der Mensch ist ein geistiges Thier, und der Geist ist das denkende Göttliche in uns. Die Geister sind sich nur in dem verwandt, was das Vollendete ist; im Göttlichen, im Wahren, Guten und Gerechten. Die Geister streben dem Höchsten nach, zur Auflösung in Gott.

"Die Pflanzen ziehen sich einander geschlechtweise an, die Seelen geschlechtlos: da ist die Verschiedenheit des Eros von der Aphrodite, der Meererzeugten; denn aus dem Meere stieg einst die Erde, und was sie trägt, hervor. Darum nannten die Hellenen die gegenseitige Liebe der Geschlechter nur die gemeine; aber die Seelenliebe, ohne Rücksicht auf Geschlecht, war die höhere, und um so viel mehr, um so viel höher und dem Geiste verwandter die Psyche oder Seele ist, als die Pflanze. Gleichwie durch die Seele schon die pflanzenhafte Begattungsnothwendigkeit im Thiere zum Gefühl gesteigert wird, so wird im Menschen durch den nach Vollkommenheit ringenden Geist auch die Seelenliebe veredelt.

"Da, wo der Mensch noch durch Kirchen- und Staatskünstelei am wenigsten zum Zerrbilde geworden, doch auch schon der wüsten, gedankenarmen Thierheit entstiegen, in seiner dreifachen Natur entwickelt, der Natur gehorchend, da steht,

offenbaret er sich herrlich und kräftig in jeder seiner Anlagen und Triebe. Daher finden wir die Seelenliebe der Helden und Weisen unter den Kriegern der amerikanischen Eingebornen und andern unverdorbenen Völkern, welche Freiheit hatten; daher selbst in den Waffenbrüderschaften der freien Ritterwelt des Mittelalters noch einmal, aber christlich-verhüllt; — am offensten und edelsten sie unter den Griechen des Alterthums, weil eben diese eine der entfaltetsten der Menschheitsblüthen gewesen sind.

„Nicht also Willkühr liegt und lag in der Liebe, so wenig in der geschlechtlosen als in der geschlechtweisen, sondern Naturgesetz und Naturzwang; beide sind und waren Wirkungen unsers Wesens, beide gleich ehrwürdig; beide können gleich heftig und leidenschaftlich sein, weil die eine unmittelbar seelischen Ursprunges ist, und die andere den Ungestüm der Seelenmacht erregt."

„Halt!" rief Gerold: „Du kletterst mir an der Leiter deines Systems zu schnell hinauf; laß mich einen Augenblick frischen Athem schöpfen und zusammenrechnen, damit ich dir nachkomme. Du gibst uns Sterblichen zugleich also den Begattungstrieb der empfindungslosen Pflanzen, die Seelenliebe, und dem Geiste das reine Wollen des Vollkommenen. Dieses erkenne ich allerdings bestimmt im Geiste vorhanden, jenen Begattungstrieb allerdings bestimmt in der Pflanze; aber zeige mir eben so rein und für sich erkennbar den Trieb der Seelenliebe. Er scheint mir etwas zweifelhaft, und ist am Ende doch wohl nichts Anderes, als das Gefühl der Lust oder des Schmerzes, welches sich eben so gut dem pflanzenhaften Begattungstriebe als dem geistigen Vollendungstriebe zugesellt."

Holmar erwiederte: „Am reinsten für sich erkennst du die Seelenliebe in demjenigen unüberwindlichen Gefühl, durch welches die Mutter an ihr zartes Kind gefesselt ist. Dies ist reine Seelenneigung, die weder von der Pflanze gekannt ist gegen ihre Nachkommenschaft, noch Geistessache ist, da auch das unvernünftige Thier sie empfindet, eben weil es seelische Natur hat. Die Zärtlichkeit der meisten Thiere, besonders der Säugthiere und der ihre Eier selbst brütenden, ist bekannt. Diese Liebe ist offenbar ganz geschlechtlos, hat daher nichts mit dem Begattungstriebe der Pflanzennatur gemein; von der andern Seite ist sie ohne Rücksicht auf das, was dem Geiste die höchsten Güter sind, für sich bestehend, unwillkührlich, mithin ein bloß in der Natur der Seele begründeter Trieb."

Gerold fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wolle er Nebel hinwegwischen, um klarer zu schauen, und sagte: „Du wirst mich fast zwingen, dein Jünger zu werden."

„Nun dann," fuhr Holmar fort, „wie die Seele der Mutter lieben muß, so lieben die Seelen der Erwachsenen unter einander, unwillkührlich, ohne Rücksicht auf Geschlecht. Diese Anneigung der Seelen gegen einander ist der Eros. Durch die Mutterliebe wird unsere Seele Gehilfin zur Erhaltung der pflanzenhaften Fortdauer des irdischen Geschlechts; durch den Eros Gehilfin Geistes zur Erhaltung und Fortsetzung der Tugend, des Edelsinns, der sittlichen Schöne und Kraft. Dieser Eros herrscht seit Beginn der Menschheit; er herrscht noch, aber er wird verkannt; ja er ist, durch Verwechselung mit viehischem, unnatürlichem Wesen, welches ihm selbst fremd ist, zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt. In der Verkennung der menschlichen Natur hat man sie selbst verstümmelt, und diese Verstümmelung ist der Quell unermeßlichen geheimen Elendes. Was bei den Griechen in der frischen und freien Entfaltung ihrer Gesammtnaturen Quell alles Großen und Herrlichen ward, von ihren Weisen geehrt, von ihren Gesetzen geheiligt und geordnet wurde: das ist beim endlichen Abfall der Völker von der Natur in ihrer fortgeschrittenen Verbildung, als ein unnatürliches Wesen geächtet. Schaudernd muß jetzt der Mann, der Jüngling die Wirkung jenes Seelentriebes in sich empfinden. So sehr ist seine Gedankenwelt durch den Wahn der Welt verschroben, daß er sich selbst für wahnsinnig und unnatürlich halten muß und wirklich dafür hält, wenn ihn eine unwillkührliche, unwiderstehliche, leidenschaftliche Zuneigung für einen Mann ergreift. Er erkennt weder den Ursprung noch den Zweck dieser heiligen Neigung. Ohne sie verbrecherisch zu finden, nimmt er sie, auf Treu und Glauben der Welt, für verbrecherisch. Was Gebot der seelischen Natur ist, erfüllt ihn mit abergläubigem Entsetzen, als Erscheinung einer ungeheuern, verruchten Unnatürlichkeit. Er bekämpft den Trieb und erhöht eben durch den Kampf diese erste, ruhige Neigung zur alleszerbrechenden Leidenschaft. Der wilde Widerspruch seines innern Wesens zerstört sein Inneres. Er verabscheut sich und seine Natur, und verabscheut eben darum die Welt, mit deren Leben er im unaussöhnbaren Zerwürfnisse liegt.

„Wie soll nun diese erstickte, entwürdigte, gelähmte, irregeführte, geächtete Seele, dies mit allen Schrecknissen des Verlorenseins erfüllte Gemüth die Pflichten der bürgerlichen Welt heiter vollbringen? Zerbrochen fühlt er in sich die erste Triebfeder aller Wirksamkeit; woher Kraft nehmen? Nur jene Leidenschaft verschlingt sein gesammtes Wesen, reißt ihn, ich möchte sagen, von sich selbst los, in den Abgrund nieder; nur die eine Leidenschaft, aus der Wunde seiner verletzten Natur hervorbrennend, verzehrt ihn, macht ihn empfindungslos gegen die Reize des Ruhms, des Geldes, des Herrschens, der Weiberliebe, gegen Alles, was Andere zerstreuen kann: woran soll er nun sein werthloses Dasein knüpfen, um demselben noch eine Art Werthes zu geben? Nur Eins liebt seine kranke Seele, und dies Eine be-

greift ihn so wenig, als er sich selbst versteht. Er liebt, und verflucht seine Liebe, die zugleich Gegenstand seines Hasses ist, und dieser Haß wird verzweiflungsvoller Menschen- und Lebenshaß. Er wollte immer das Gute und Wahre, und mußte immer das Böse und Falsche. Das Recht seiner Natur ist in dieser Welt gesetzlos, darum ist ihm die Welt gesetzlos. Ihm wäre wohl, wenn die Sonne am Himmel auslöschen, die Erde vor seinen Augen zertrümmern würde. Und das alles ist das Wogen, das Geschrei, der Aufruhr einer in sich selbst verdammten und sich selbst verdammenden, aber wahren, unveränderlichen, unvertilgbaren, aber hingemordeten Natur, die nicht sterben kann und doch nicht leben darf.«

Hier schwieg Holmar. Seine Worte erschütterten uns tief. Es war etwas Schreckliches in dem Feuer dieses Greises.

»Du redest«, sagte ich zu ihm, »wie Einer, der aus seinem eigenen, schauderhaften Elende hervorklagt. Bist du, Holmar, je selbst einer dieser Unglücklichen gewesen, oder bist du noch ein solcher?«

»Nein,« sagte er, »ich war es nie. Doch seit meinen Kinderjahren trieb mich unendliche Sehnsucht, irgend einen Freund meiner Seele zu finden. Wer kennt nicht diese heftige Sehnsucht der Jünglinge nach einem Pylades und Pythias für's Leben? Ich fand Freunde, ich fand ein Weib meines Herzens, aber den Freund der Seele fand ich nicht. Doch das machte mich nicht unglücklich, weil die unbestimmte Sehnsucht, wegen ihrer Unbestimmtheit, zu keiner riesenhaften Leidenschaft erwachsen konnte. Ich wäre aber vielleicht unglücklich geworden, hätte ich den gesuchten Freund gefunden. — — Nun werdet ihr mich verstehen, wenn ich euch sage, Lukasson war ein solcher Unglücklicher! In Griechenland wäre er vielleicht der großen Künstler, der Weisen oder Vaterlandshelden einer geworden durch die Freundschaft der Seelen; bei uns war er dadurch Mörder, und die Gesetze führten ihn zum Rabenstein. Sein ganzes Leben voller Widerspruch und Verirrung; sein Allesopfern für den Geliebten; sein ewiges Bemühen, diesen zum vollkommensten, tugendhaftesten und edelsten Mann zu bilden; sein Kampf mit sich und einer Leidenschaft, die ihn irre an sich selbst machte; seine Anstrengungen, Zerstreuung zu finden; sein gestissentliches Streben, sich selbst mit geistigen Getränken zu betäuben; seine wiederholten Entschlüsse zum Selbstmord; endlich die Ermordung des Freundes — Alles erklärt sich aus seiner nicht anerkannten Seelenberechtigung. Die Natur ist die Mutter der Menschheit, die Liebe ihre Bildnerin, und die Wahrheit ist das Reich Gottes ewiglich.«

Als Holmar hier schwieg, nahm Gerold die Becher von uns Allen, füllte sie mit Wein, mahnte uns zum Trinken und trank selbst zuerst. »Trinket, ihr Freunde,« rief er, »und tretet wieder ins warme, freundliche, wirkliche Leben zurück; denn Holmar hat uns, Gott weiß wie, mit seinen Reden in eine grausenvolle Gespensterwelt verrückt. Es mag sein, daß der hingerichtete Lukasson durch eine unharmonische Entfaltung seiner Natur zum Verbrechen hingejagt ward. Einzelne solcher Erscheinungen kommen vor. Aber, dem Himmel sei Dank, sie gehören zu den Seltenheiten.«

»Vielleicht minder zu den Seltenheiten, als wir wähnen!« erwiederte Holmar: »Wer kennt die ersten Triebfedern, die im Dunkel der Seele verborgenen? Oft selbst der Sünder nicht. Wohl kennen wir der hohen Dichter, Schriftsteller, Künstler, Helden und Halbgötter viele aus den vergangenen Jahrhunderten. Aber von denen, welche geächtet, niedergedrückt, vielleicht durch Henker umgebracht sind, wegen des Schmerzes ihrer verstümmelten Natur, welcher Schmerz bei den größten Anlagen am furchtbarsten wüthen muß — von den Gemordeten wissen wir nichts.«

»Ich kenne Einen,« fuhr Holmar fort, »und es ist wohl mehr als ein Vielleicht, daß eben dieser, den auch Ihr kennt, an den Wunden einer zerrissenen Seele verblutete; daß er im Irresein an sich und der Welt, die ihm den Tod nicht geben konnte und doch das Recht seiner Seelennatur verdammte, zum Lebenshasse übergegangen sei; daß er, vom Wahn der Lebendigen befangen, im stillen Verzweifeln sich selbst verdammte, sich nicht verstand und in einer Pein verging, deren Ursprung er nicht nachweisen konnte. Das scheint mir der gemärterte, der gefeierte Lord Byron, der wunderbare Dichter der Briten, zu sein. In Griechenland würde er anders gesungen haben, wo seine gesammten Naturen in ihrer vollen Gediegenheit und Herrlichkeit hätten voll und furchtlos hinausblühen können ins Leben, — in unserm Jahrhundert jammert eine in ihrem Recht zermalmte Natur, die ihr Verhältniß zur ganzen Schöpfung zerstört fühlt. Setzet den Fall, Byron wäre, statt höherer Bildung und des Reichthums von Zerstreuungsmitteln theilhaftig zu sein, mit seiner Stimmung in den Drang des niedrigen Lebens hinausgeworfen gewesen, — entscheidet, was hätte Byron werden müssen? Nicht Dichter, — Thäter! — — Aber sein gewaltiger Geist hat die Fessel gesprengt. Er ist Sieger und frei geworden, — er lacht auf sein wundes Gebein nieder; er lacht, und seine Seele blutet und ist voll grausen Entsetzens. Eine Brandstätte ist ihm die Erde geworden, und der Wahn der Menschheit sein Mörder. Darum singt er also, — das ist sein schreckliches Lied! Er singt es denen, die in seinem Innern Licht und Liebe auslöschten; kaltes Entsetzen singt er ihnen, Haß und Groll, Verzweiflung und Tod, Verbrechen und ewige Nacht. Denen, die eine Hölle in ihn hineingesäet, singt er keine Himmel.«

»Edler Freund,« sprach ich zu Holmar, »wer blendete doch unsern König, daß er eben dich zu einem der obersten Richter unsers Landes machte!

Du gehörst nicht hin auf den Stuhl, wo man über das verbrecherische Leben den Stab brechen soll; denn du wirst für den Sünder allezeit Gnadengründe finden, und die Unnatürlichkeiten der Welt, ihrer Meinungen und bürgerlichen Einrichtungen lieber strafen, als den, der durch dieselben zu Grunde ging mit Namen und Werk eines Missethäters.«

»Allerdings, Beda!« antwortete Holmar: »Ich glaube, Gott schuf das Gute; das Böse aber schuf — nicht der Teufel, sondern — der Mensch. Die Natur ist das Gottesgesetz. Die Natur führt zur Tugend und Wahrheit, und die Tugend und die Wahrheit führt wieder zur Natur zurück. Aber die Menschheit, im Abfall vom Gottesgesetz, schuf andere Ordnungen, Erzeugnisse des Ehrgeizes, der Habsucht, des Stolzes; Erzeugnisse niedriger Leidenschaften eines thierischen Wesens, oder eines beklagenswürdigen Irrthums, den die warnende Weltgeschichte vergebens mit blutigen Buchstaben auszeichnete. Daher des Uebels und des Jammers so viel unterm Monde! Denn hier ist nicht Gottes Reich, sondern der Menschen Reich. Aber die Rache der Natur schwebt fürchterlich und unsichtbar ob allen Freveln wider sie. Sie geht ihren ernsten, großen Gang, ohne sich nach unsern Halsgerichtsordnungen zu richten, mächtig und heilig fort. Ihre Gesetze, Winke des Allmächtigen, kann der Sterbliche mißdeuten — doch ändern nicht. Der Triumph der Wahrheit ist, daß die Lüge Elend gewähren muß.«

Gerold rief: »Ich muß verstummen; ich wage weder zu fragen, noch zu antworten; denn, Holmar, du sprichst zu mir, wie aus einer fremden Weltgegend, die ich, nur an die Eichen und Tannen unserer Landschaft gewöhnt, mit ihren Palmen, Riesenschlangen und Orkanen nicht kenne. Ich will noch einmal Plato's und Xenophons Gastmahl lesen, wo Sokrates und seine Freunde von der Seelenliebe handeln. Mir schienen diese Werke bisher weniger ein tiefer Ernst, als redneriſches Spiel über eine griechische Lebenssitte zu sein.«

»Lies!« antwortete Holmar: »und glaube, die hohen Alten gefielen sich nicht im Possentreiben mit Gegenständen, deren Heiligkeit sie ehrten. Wir bewundern heute den Segen, die Kraft, die Größe jener Vorwelt, deren Herrlichkeit wir noch nicht wieder erreicht haben. Wir werden sie nicht wieder erreichen, als in der Rückkehr zur Natur auf dem Wege des Wahren, Guten und Schönen. Lasset uns in der Natur Natürlichkeit, und in der Menschheit die Menschlichkeit suchen! Ach, unsere Staatsmaschinen, unsere theologischen und philosophischen Systeme kommen mir oft vor, wie das Bett des grausamen Procrustes. Wer darin ruhen will und zu kurz ist, wird aus einander gedehnt und gezerrt, bis er die volle Länge hat, und entführe ihm darüber das Leben; wer zu lang ist, wird verstümmelt, bis er kurz genug ist. Daher so mancherlei bürgerliche, sittliche, religiöse und geistige Verkrüppelung in dem sich verfeinert dünkenden Europa. Der Gesetzgeber will das Volk nach seiner Verfassung und Idee zuschneiden, nicht sein Gesetz dem Volke anmessen. Aber nur durch die Natur, so der Mensch hat, nicht in der eines Andern, muß er Alles oder Nichts werden.«

Hier wandte sich Gerold zu mir und sagte: »Warum, Beda, beobachtest du zu Allem, was Holmar redet, das tiefe Schweigen? Spricht er wahr oder falsch? Ist die geschlechtlose Seelenliebe, diese Männerliebe, dieser Eros, aus dem Wesen unserer Seele wirklich hervorgegangen, wahrer Trieb der Natur, jetzt nur vom Aberglauben oder Wahn zurückgedrängt und verstümmelt? Oder schwebt Holmar darüber selbst in einem Irrthum, der sein weichgeschaffenes Herz quält; in einem Irrthum, zu welchem ihn vielleicht allzutiefes Verehren alter Schriftsteller, die doch am Ende Menschen waren, Ueberschätzung von Griechenlands Vortrefflichkeit, und zufälliger Zusammenklang mannigfacher Umstände seiner Erfahrungen verführt haben? Rede doch, damit ich noch eine andere Stimme höre, und ich mich wieder zu mir selbst zurückfinde. Denn nie in meinem Leben habe ich überzeugender von einer Sache reden gehört, die mir vorher nie in Sinn gekommen ist, und die doch eigentlich, wenn sie wirklich in der Natur wäre, Jungen und Alten in allen Zeiten und Zonen bekannt sein müßte.«

»Fast ergeht es mir, Gerold, wie dir!« entgegnete ich: »Laß aber, ehe ich auch meine Meinung gebe, Holmar zuvor noch auf das antworten, was du mir sagtest.«

Holmar sprach: »Daß der Eros, die im Alterthum frei und edel auftretende, von Männern zu Männern gehende Seelenliebe, seit fast zweitausend Jahren kaum noch genannt werden darf und darum kaum noch genannt wird, — sollte dies uns als Zeugniß gelten, sie selbst sei gar nicht vorhanden und bekannt? Wie vieles ist, umgekehrt, das seit Jahrhunderten gekannt und genannt ward, und doch nie vorhanden war, wie Erscheinungen der Geister oder wie Macht der Hexen. Und doch, wie tausend schuldlose Leben wurden diesem Wahne hingeschlachtet, laut Kirchensatzungen und peinlichen Gesetzbüchern! — Der unzerstörbare Naturtrieb aber, von welchem wir reden, ist unvertilgbar und wirklich noch unvertilgt, wenn gleich als Unnatürlichkeit, als Ehre und Scham verletzend, geächtet und verdammt. Er macht sich noch immerdar bemerkbar, und erscheint, als dunkler Zug, in den Geschichten der Menschheit. Aber der feindliche Wahn wider ihn ist es auch, der fortwährend Elend zeugt. Er ist der Unstern, der rächend über Leben und Regierung mancher Fürsten und über der Hütte manches Bedürftigen funkelt. Denket an Jakob I von England und seinen Liebling Bukingham, an Hein-

rich III und Ludwig XIII von Frankreich, an Papst Julius II!"

7.

Die Entlarvung.

Als Holmar so geredet hatte, und Gerold mich abermals aufforderte, meine Stimme in dieser merkwürdigen Sache zu geben, nahm auch ich die Gläser, und ließ vom alten Rheinwein hineinperlen und sprach: "Trinket zuvor, ihr Freunde, damit wir heiteres Auges das düstere Bild Holmars betrachten."

Schweigend nahmen sie die Gläser. Wir stießen an. Gerold lächelte und sagte: "Wohlan, Beda, sei du nun der Sokrates bei unserm Gastmahl, welches, was den Gegenstand der Unterhaltung betrifft, dem Gastmahle des Agathon und Kallias gleicht, aber ihm in froher Stimmung weit nachsteht."

"Möge mir der Dämon des weisen Sokrates hold sein," sagte ich, "um das tiefbewegte Gemüth unsers Freundes Holmar zu beruhigen; dann, wenn wir beim Nachtmahl sitzen, werden uns die weiblichen Grazien auch Rosen bringen. Ich bekenne gern, daß Holmars Reden meiner guten Laune etwas Eintrag gethan haben; denn ich liebe ihn zu sehr, als daß ich ihn leidend sehen mag."

"Mich?" fragte Holmar: "Sage besser, du sahst heller vielleicht, als sonst, oder von einem ungewöhnlichen Standpunkt, eine leidende Welt."

"Nein, im Ernst, mein Holmar," antwortete ich ihm, "diesmal beklage ich mehr dein menschenfreundliches Herz, als die Welt, welche, wie mir's vorkommt, wohl zuweilen durch den Eros, aber nicht durch dessen Verkennung, leiden mag. Denn alle Tugend, Zartsinnigkeit und Weisheit der Griechen in Ehren, scheint mir dieser Eros, dieser Friedenstörer, von verschiedenen Seiten verdächtig und vom Haus aus ein muthwilliger Gott, der sich unter allerlei Verkappungen gefällt, auch die Sokraten zu äffen."

"Vorwärts, vorwärts, Beda!" rief Gerold mit aufwieglerischer Lust: "Das heißt den Krieg erklärt. Zieh, wenn du kannst, dem Welttirannen die Maske vom schelmischen Gesicht!"

Ich erwiederte: "Er ist ein Proteus, der uns unter den Händen zu einer andern Gestalt wird. Wenn Holmar und ich nur erst einverstanden sind, daß wir einen und denselben vor uns haben! Darum, Holmar, erlaube mir nur einige vorläufige Fragen. Sagtest du nicht, jene tugendhafte Seelenliebe, welche nicht dem Geschlechte nachfragt, sei einer der ewigen Grundtriebe unserer Natur, gleich der Mutterliebe zum Kinde; daher gewaltig und unwillkührlich, und weil dem so sei, müsse der wahnsinnige Fluch, mit dem ihn die Welt belegt, die Welt mit Verderben erfüllen?"

Holmar antwortete: "Du wiederholst meine eigenen Worte."

"So bist du uns noch die Erklärung schuldig geblieben," sagte ich, "warum jene Seelenliebe selten oder nie im weiblichen Geschlecht wahrgenommen wird, da doch die menschliche Natur auch in ihm besteht. Sogar die Griechen wußten von der begeisterungsvollen Seelenliebe zwischen Frauen und Jungfrauen nichts."

"Allerdings ist dem weiblichen Geschlechte", erwiederte Holmar, "diese Seelenliebe so fremd geblieben, wie dem männlichen Geschlechte jenes eigenthümliche, gewaltige Gefühl der Mutterzärtlichkeit gegen den Säugling. Jedes der Geschlechter empfing aus den Händen der Natur eine besondere Gabe; aber warum beide nicht beiderlei? das verschwieg uns die Natur. Wie könnt' ich's dir verrathen?"

"Doch bleibt mir auffallend, daß jedes Weib, sobald es Mutter geworden, von unwiderstehlicher Zärtlichkeit gegen den Säugling ergriffen wird. Ich erkenne darin die Allgemeinheit und Wahrheit eines Naturgesetzes. Hingegen leben Millionen des männlichen Geschlechts, welche von der Kindheit bis ins Greisenalter nichts von einer innigen, unwiderstehlichen, ausschließlichen Zueignung zu ihres Gleichen empfanden; selbst bei den Griechen nicht, weil man sonst gewiß bei ihnen nicht denen Vorwürfe gemacht haben würde, die keinen Liebling hatten. Ist nun die Seelenliebe ein in der Natur des männlichen Gemüthes wohnender Trieb: warum äussert er sich nicht in Allen unsers Geschlechts, warum nur in einer mindern Zahl desselben? Oder ist zwischen Männern und Männern abermals eine Naturverschiedenheit?"

"Du weißt es, Beda," antwortete Holmar, "was dich befremdet, hat auch den weisesten Griechen Befremden erregt. Und warum sollen wir, da uns Erfahrung überzeugt, nicht auch an eine Naturverschiedenheit im männlichen Geschlecht glauben? Deutete nicht schon Plato selbst auf die Verschiedenheit, auf ein Doppelgeschlecht unter den Männern, auf das Geschlecht des Reinmännlichen, welches nur an Männer gezogen wird, und auf das des Männlich-Weiblichen?"

"Ei, ei!" unterbrach ihn Gerold: "Ich will nicht hoffen, daß du im Ernste redest, da selbst dein Plato den Einfall nur mit Lächeln feil bot, und ihn durch des Aristophanes mythischen Schwank beim Gastmahl sogar lächerlich machte. Denn auf nichts Anderes war es doch wohl abgesehen, wenn Aristophanes von den ursprünglichen drei Doppelmenschen auf Erden erzählte, dem doppelten Weibe und dem aus Mann und Weib am Rücken zusammengewachsenen Menschen. Dann wie Zeus, den Uebermuth dieser Sterblichen zu strafen, alle gespaltet habe, daß aus dem Mann-Mann zwei Männer, aus dem Mann-Weib ein Mann und ein Weib wurden, und wie daher

noch jetzt jeder Theil seine von ihm getrennte Hälfte suche und ausschließlich liebe.«

Darauf versetzte Holmar: »Wenigstens sinnreich bleibt der Scherz. Und kann unser Ernst nicht immer vom Geheimniß der Natur den Schleier haben, mag es doch dem Scherze gestattet sein, neckend daran zu zupfen. Ohne Zweifel lag auch wohl etwas Aehnliches dem Glauben des gemeinen Volks über die große Gewalt jenes Grundtriebes in vielen und doch nicht allen Männerseelen zum Grunde.«

Ich erwiederte: Was sich damals der große Haufe eingebildet habe, das entscheidet nichts und kann uns einerlei sein. Aber mir scheint, daß die weisern Griechen, daß die Gesetzgeber selbst in ihrem Glauben von der männlichen Seelenliebe nicht so weit gingen, als du, mein Holmar. Denn sie hielten dieselbe keineswegs für einen Grundzug in unserer Natur, durch dessen Vernichtung oder Unterdrückung das Wesen der Seele gleichsam verstümmelt und elend werde; schwerlich hätten sie sonst den Sklaven die Seelenliebe untersagt: sondern für eine löbliche Sitte, die man zur Veredlung jugendlicher Gemüther beobachten solle. Du selbst, Holmar, wirst eingestehen, du selbst hast es gesagt, daß das, was als Trieb der Natur in unserm Wesen vorhanden ist, unmöglich durch Gesetze in denen ganz ausgerottet werden könne, in welchen es einmal erwacht. Aber eben so unmöglich kann es durch Gesetze in jenen hervorgerufen und erzwungen werden, in denen es nicht ist. Der menschliche Gesetzgeber kann nur das gebieten, was in menschlicher Fähigkeit und Willkühr liegt.«

So sprach ich, und schwieg, um Holmars Meinung zu erwarten. Nach einigem Bedenken sagte er: »In diesem kann ich dir keinen Widerspruch leisten. Auch die Mutterzärtlichkeit gegen das Kind läßt sich durch kein Gebot, durch keine Strafe ganz unterdrücken, aber auch eben so wenig, wo sie fehlt, plötzlich schaffen. Ich muß dir Recht geben, und fühle doch dabei Widerspruch in mir selbst.«

»Vielleicht,« sagte ich, »nur darin, daß du das, was, wie die Freundschaft, wie die Tapferkeit, wie die Ehrfurcht und jede andere Tugend, von unserer Willkühr abhängt, als einen reinen Naturtrieb ansahest. Als solchen betrachtete Griechenland aber die Seelenliebe der Männer nie, sondern als etwas freien, starken, vaterlandssinnigen Gemüthern Geziemendes. Darum verboten die Gesetze diese Liebe den Sklaven, und verlangten sie dieselbe von tugendhaften, freien Männern. Hätten die Gesetze den Sklaven einen Grundtrieb des menschlichen Wesens zum Verbrechen gemacht, so würden die Griechen das Verbrechen gegen die Natur begangen haben, welches du den Völkern späterer Jahrhunderte zum Vorwurf gemacht hast, und wodurch, wie du sagtest, die Menschheit in ihrem Wesen verstümmelt worden sei.«

Gerold rief, mich unterbrechend: »Dem Himmel Dank, und dir, Beda! meine Vernunft fühlt sich wieder genesen; ich komme wieder zu mir selbst, und sehe die ehrliche Welt wieder im alten Gleise fortrücken.«

»Ich kann dir, Beda,« sagte Holmar, »keinen Trugschluß vorwerfen. Und wenn die Griechen die männliche Liebe einen Trieb nannten, so ist er das, wie jeder Vernunfttrieb zur Tugend. Darum aber ist das große Räthsel für mich lange noch nicht gelöset.«

»Wenigstens soviel entschieden gewonnen,« rief Gerold, »daß die Seelenliebe der Männer und Männer Sache der Willkühr sei, über die, ohne darum die Natur der Menschheit zu verstümmeln, das bürgerliche Gesetz verfügen kann oder die öffentliche Meinung.«

»Das eben ist noch der ungelöseste Knoten!« sagte Holmar: »Denn wie trat der Eros in die Welt hinein, wenn er nicht durch die Natur selbst eingeführt worden ist? Und ist er naturgemäß, wie darf man ihn verdammen? Ist er naturwidrig, wie kommt es, daß er zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen tausend männliche Gemüther ergriffen hat, ja, wie in Griechenland, die Achtung eines ganzen Volkes gewann? Wie kommt es, daß er mit unwiderstehlicher Macht sich der Herzen bemächtigen, und gegen alle Ueberzeugungen der Vernunft ihrer Herr werden und bleiben kann?«

»Wie jede andere Leidenschaft!« fiel ihm Gerold in die Rede: »Wie sogar die Liebe des Kartenspiels.«

»Ich gebe zu,« sagte Holmar, »Leidenschaft sei mit dieser Liebe der Männer zu Männern endlich verbunden, wie sich denn die Leidenschaft mit Allem vermählen kann. Allein wie, und das ist die Frage, wie kann diese Leidenschaft, diese Liebe, so gählings entstehen, unvorbereitet, unwillkührlich von Männern zu Männern, wovon so viel Beispiele zeugen? Da sie doch keine Frucht des Nachdenkens, oder der allmäligen Gewohnheit, oder unserer reinsittlichen Natur ist, — woher entspringt sie, wenn nicht aus einem in unserm Wesen tief wohnenden, zu wenig erforschten Triebe? Ich will nicht läugnen, daß in Griechenland Tausende lebten, welche sie, als eine zärtliche Freundschaft, aus Vorsatz und freiem Willen, gleichwie die Liebe irgend einer andern löblichen Sache, z. B. Viele bei uns den ehelichen Stand, annahmen, ohne alle Leidenschaft; allein wir haben auch Beispiele des Gegentheils. Und diese sind es besonders, von denen ich rede.«

»Allerdings, mein Holmar,« erwiederte ich, »diese sind es, welche das zum Räthsel machen, was zwischen Personen zweierlei Geschlechts kein Räthsel mehr wäre. Auch ich stimme dir bei, jene wunderbare, den Griechen heilige, uns aber verdächtige und oft verdammliche Liebe quillt aus den

Tiefen eines der heiligsten und mächtigsten Triebe menschlicher Natur. Daher ihre Gewalt und ihr Wiedererscheinen in allen Zeitaltern.«

Gar lebhaft rief Holmar: »Mehr behauptete ich selbst nicht! Unsere Ueberzeugungen treten zusammen.«

»Nur noch ein Argwohn«, sagte ich, »scheidet sie von einander.«

»Der wäre?« fragte Holmar.

»Wie, wenn der Eros zuletzt doch nur ein verkappter, ganz gemeiner Amor wäre?« antwortete ich: »Nichts, als eine der mannichfaltigen, seltsamen Verirrungen des Geschlechtstriebes? Laß uns mit aller Unbefangenheit den Argwohn verfolgen, damit wir erkennen, ob er ein guter oder trüglicher Wegweiser sei! Uns Allen ist die Gewalt des Amor, des vergöttlichten Geschlechtstriebes, bekannt. Wenn er erwacht zur Herrschaft, bezwingen ihn weder Furcht und Schrecken noch Beweggründe der Vernunft, weder Einsamkeit noch Zerstreuung, weder der Zauber aller irdischen Freuden noch der warnende Ernst der Religion. Entrücke seiner Sehnsucht jeden beseelten Gegenstand: er wird das Todte beseelen und umfassen; umringe ihn mit Shakespeare's wüsten Kalibanen, und er wird einen Engel unter denselben finden. In den gottgeweihten Zellen schwört ihm die Nonne ab; aber mit doppelter Inbrunst hängt ihre Seele dem unsichtbaren Bräutigam im Himmel an, der ihr in Träumen erscheint und ihr Wesen mit Entzücken durchschauert; und die Jünglinge der Klöster bringen dem vielgefeierten Urbilde des Schönen, der heiligen Maria, zärtliche Verehrung, und begrüßen diese Himmelskönigin mit allen süßen Namen, welche je die Liebe für ein irdisches Wesen erfand. Der rohe Hirt in der Einöde der Alpenfelsen drückt seine heißen Küsse auf das Fell einer schönen Ziege, und der königliche Pygmalion auf den kalten Marmor der Bildsäule, die sein eigener Meissel aus dem Felsenblocke hervorschlug. Die ganze Weltgeschichte ist von den Wirkungen dieser wunderbaren Macht und ihren unglaublichen Verirrungen erfüllt. Sie führte zahllose Sterbliche zu den Gipfeln des Ruhms und zu den blutigen Richtstätten; änderte die Schicksale der Völker und den Gang der Religionen; entzündete die jugendlichen Gemüther in Klöstern und auf Schlachtfeldern zur Selbstopferung, und machte Tirannen und Halbgötter, Heilige und Wahnsinnige.«

»Ha!« sagte Holmar nachdenkend: »Ich verstehe dich. Fahre fort, obgleich schon das Ziel deines Weges sichtbar ist.«

»Menschenkenner!« sprach ich, und drückte Holmars Hand, denn mir war, als müßte ich ihn um Verzeihung bitten, weil ich einen seiner lange gehegten Träume von der Menschennatur, wenn auch nicht den erquickendsten, zerstören wollte: »Menschenkenner, wenn du die Innigkeit, die tiefe Zärtlichkeit sahst, mit welcher ein kindliches Mädchen, noch lange nicht zur Jungfrau entknospet, ihre Gespielin schmeichelte, ahntest du nichts von der beginnenden Zauberei, mit welcher der vermummte Amor ein Herz schlagen machte, das sich selbst noch nicht verstand? Es gibt wohl wenige Männer von gefühlvoller Gemüthsart, welche nicht auch, als Knaben, von irgend einem andern hübschen Knaben stärker denn von allen andern sich angezogen fühlten, und diesem mit einer fast leidenschaftlichen Zuneigung anhingen, welche sie nachher nie wieder in dieser Art gegen Personen ihres eigenen Geschlechts empfanden. Ich selbst erinnere mich eines solchen Zuges von mir aus meinem Kindheitsalter. Daher die lange bleibende Sehnsucht nach einem Freunde, wie man sich ihn gern träumt und nie findet, besonders im Ungestüm der Jünglingsjahre, wo mancherlei Verhältnisse noch vom nähern Umgang mit Frauenzimmern entfernt halten, oder noch keine weibliche Schönheit den Sieg über uns errang. Daher die überspannten Begriffe sowohl bei jungen Männern als bei Jungfrauen, welche sie von der wahren Freundschaft zwischen Personen einerlei Geschlechts hegen!«

Ich schwieg. Gerold lächelte zufrieden und sagte: »Beda, du schleichst dem vermummten Amor und Eros auf den Fersen so glücklich nach, daß es Schade wäre, wenn du ihn nicht noch bei den Flügeln ergriffest!«

»Zwar in unsern Ländern«, fuhr ich fort, »ist der offene Umgang beider Geschlechter erlaubt, und nicht, wie in Asien, verboten. Allein dennoch findet sich eine Art freiwilliger Scheidung ein. Der wildere Knabe spielt am liebsten mit seines Gleichen, und plagt das weiblichere, kleine Mädchen, weil es immer etwas voraus haben will, oder weint. So bleibt es von diesem entfernt; als werdender Jüngling nicht minder; denn theils reift er viel später als die Jungfrau, theils zerstreuen ihn Anstrengungen und Arbeiten auf dem Felde, in den Werkstätten, in den Schulstuben. Und wenn im Jüngling die dunkle Sehnsucht des Herzens heller wird, tritt er scheu vor dem andern Geschlecht zurück, sei es, weil ihm der Zwang lästig ist, welchen er seiner ungebundenen, noch knabenhaft-rohen Art, in Gegenwart feingesitteter Frauenzimmer auflegen muß; oder weil er im Gefühl einer gewissen Unbeholfenheit, die dem Alter eigen ist, welches Jean Paul die Flegeljahre heißt, blöde und scheu dasteht; oder weil er stark und besonnen genug ist, zu begreifen, daß er auf seiner erwählten Lebensbahn noch mit keinem Ernste an irgend eine Liebe denken darf; oder weil ihm bei seiner eigenthümlichen Sinnesart der Umgang mit Weibern, wie sie ihm bisher erschienen, nicht zusagt. Während so vom andern Geschlechte mehr oder minder willkührlich sein Herz entfernt bleibt, verstimmt die Stimme der Natur in diesem Herzen nicht. Sie redet der Freundschaft das Wort für irgend einen Liebling, und erhöht diese mit Leidenschaft

zu irgend einer Schwärmerei, von deren Ursprung er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben weiß. Je entschiedener und standhafter die Denkart des Mannes ist, um so dauerhafter wird seine Neigung; um je weniger befriedigend diese neben seiner ewigen Sehnsucht steht, um so stürmischer, Alles überwältigender wird die Zuneigung, welche zuletzt sein ganzes Wesen so verzehrt, wie die unglückliche Liebe eines Werther oder Siegwart, oder eines Mädchens verzehrend wird, die hoffnungslos um den Geliebten seufzt.«

Lachend rief Gerold: »Siehst du den Eros Griechenlands, wie er leibt und lebt! Schon hältst du den gefährlichen Schalk an der Spitze seines Fittigs!«

»Doch hüte dich, Beda, daß er dir nicht entschlüpfe,« sagte Holmar, »oder daß du nicht den falschen erwischest! Wäre es mit ihm, wie du sagst, so würde er auf gleiche Weise wohl auch, und aus gleichen Ursachen, Mädchen zu Mädchen führen, und doch kannte weder die alte noch die neue Welt solche Erscheinungen in ähnlicher Menge.«

»Aber man kannte sie doch,« versetzte ich: »und Diderot wußte darum und die geheime Geschichte manches Nonnenklosters. Doch, zum Glück der Menschheit mußten sie in allen Welttheilen natürlich selten sein, weil die Jungfrau, unter allen Himmelsstrichen schneller aufgeblüht und entwickelt als der Mann, sogleich mit den ersten Tagen ihrer Blüthe die Huldigungen der Bewunderer und Anbeter, und eben nur während der ersten Blüthe empfängt. Damit wird sie früh in den Kreis des männlichen Umgangs herübergezogen; ihre Bestimmung wird sich eher klar, als dem Jünglinge; und sei es in den Tanzsälen der Europäer, oder in den Harems der Asiaten, immer wird die Sehnsucht ihres Gemüthes vor jenen Verirrungen gesichert, die von der Natur entfernen.«

Gerold nahm hier das Wort und setzte hinzu: »Auch schon ehe das kleine Mädchen zur Jungfrau reift, wird es in den Verhältnissen des häuslichen Lebens seiner Bestimmung auf kürzerem Wege zugeführt. Es lernt sich schmücken und gefallen wollen, während die Knaben mit einander raufen; es spielt, mütterliche Freuden ahnend, mit Puppe und Wiege, während die Knaben mit hölzernen Gewehren dem Wirbel ihrer Trommel folgen; es denkt, als letztes Ziel, an die Tage des bräutlichen Lebens, während die Knaben, noch als Lehrbuben oder Schuljungen, von den Zeiten der Wanderschaft, vom Stolze der Meisterschaft, von Ehrenstellen und Heldenwerken und Thaten, der Unsterblichkeit werth, ihr Süßestes verträumen.«

»Wenn es bei uns noch möglich ist in Europa,« fuhr ich fort, »daß junge Männer sich von der Sehnsucht ihrer von ihnen selbst vergessenen Natur irre führen lassen: um wie viel leichter war es im alten Griechenlande, wo die Scheidung beider Geschlechter schärfer als bei uns gezogen war! Dort lebten mehr und längere Zeit, als bei uns, Männer ausschließlich mit Männern. In Werkstätten, Schauspielen, Bädern, auf Märkten und Feldzügen sahen sie meistens nur sich; während die Weiber in den Gynäceen verschlossen mit Vätern, Brüdern und Verlobten und Ehemännern umgingen. Alle Wissenschaft, alle Kunst, alle geistige Bildung war das Gut des Mannes, während das Weib auf das Treiben im engen, häuslichen, ruhmlosen Leben und auf die Kunst des Putzes beschränkt blieb. Daher lenkte sich früh die Achtung des Mannes dem Manne zu, während das durch die bürgerlichen Ordnungen stiefmütterlich versäumte Weib selten oder nie durch Hoheit des Gemüthes und Reichthum geistiger Bildung bleibendes Wohlgefallen erregen konnte. Vergänglich war der Jungfrau Schönheit; ihr schwächliches Wesen dem heldensinnigen Griechen und seiner Leidenschaft für Ruhm und Vaterland unwerth. Seine Neigung konnte sie daher nur auf kurze Zeit, und nur weil sie Weib war, fesseln. Dauerhafter und genußreicher mußten die Freundschaften der Männer unter einander sein, oft durch gegenseitige Hilfe, oft durch gleiche staatsthümliche Ansichten und bürgerliche Bestrebungen und andere Interessen gestärkt. Denket euch nun hinzu die Schwärmerei der Jugend, das Fernstehen vom weiblichen Geschlecht, den Zauber des Schönen für den allem Schönen aufgeschlossenen Sinn des Griechen! Ja, es ist nicht zu läugnen, daß im Antlitze eines schönen Jünglings weit seelenreichere Züge sprechen, und mehr Heldenmuth, Hochgefühl, Zärtlichkeit und Schwärmerei uns darin anreden, als im Gesichte des schönsten Mädchens, weil jener schon früh seine Leidenschaft offen spielen läßt, die dann seinen zarten Mienen die ersten Spuren eingräbt; während das Mädchen mit sittiger Klugkeit ihr Innerstes verhehlt und gerade das Gesicht, statt zum Spiegel, nur zum Schleier ihres Gemüthes macht.«

Gerold sagte: »Wohl, Beda, werden mir jene wunderbaren, vielgepriesenen Freundschaften der Alterthums heller, in welchen sich mit der Hochachtung des gegenseitigen Verdienstes die Brüderlichkeit gleichgestimmter Seelen, die Kraft der Aneinandergewöhnung und die gewaltige Leidenschaft eines in sich selber irren Naturtriebes verbanden. Ich kann mir's denken, mit welchem Heldenmuthe da Bruder neben Bruder wetteifernd für den Ruhm des Vaterlandes und für das theure Leben des geliebten Freundes focht; wie die Heldenjünglinge in der thebanischen Kohorte, Einer an der Seite des Andern, kämpften, fielen, ausathmeten. Ich kann mir's denken, wie unter solchen Verhältnissen, da dem Manne am Manne weibisches Wesen und Zieren anekelt, Einer nur des Andern Denkart zu veredeln strebte. Denn wer hätte nicht den, welchen er mehr als sich selbst liebte, gern als das vollkommenste der Ge-

schöpfe hingestellt und bewundert wissen mögen? Ich kann mir's denken, wie tugendhafte Gesetzgeber und Weise solche Freundschaften, die aber auch nur in den Eigenthümlichkeiten des griechischen Bürgerlebens möglich waren, zur Pflicht machten; sie für das beste Erziehungsmittel, sie für die stärkste Schutzwehr vaterländischer Freiheit, sie für die reichste Quelle edeln Sinns und großer Thaten und für den reinsten und süßesten Genuß des Daseins halten mußten. So lange die Griechen einfach, mäßig, frei und kriegerisch lebten, war ihr Eros ein reines, ein heiliges und heiligendes Wesen. Sobald ihnen aber Gold über Ruhm, Bequemlichkeit über Freiheit ging, und sie mehr Bildsäulen und Denkmäler, als lebende Helden hatten, verlor sich der Eros unter dem weibischen Girren entarteter Dichter in den Schlamm der Thierheit, und der Fluch und Abscheu der Welt drückte ihn vernichtend und mit Recht in den Abgrund des Schlammes, in sein Grab."

"Viel Wahres habet Ihr gesprochen!" sagte Holmar: "Nur eins bleibt widerstrebend, daß Ihr in dieser reinen Seelenliebe zuletzt immer nur das Spiel und Wesen des gemeinen Geschlechtstriebes wahrnehmen wollet, eines Triebes, dem der Eros eben am feindseligsten ist. Ja, diese heilige Anneigung der Seelen trägt in sich selbst Abscheu vor jedem unlautern Gedanken."

"Allerdings, Holmar," erwiederte ich ihm, "trägt sie Abscheu vor ihm. So ist die erste Liebe des Jünglings, so die erste Liebe der Jungfrau in ihrem Streben heilig, Alles vergöttlichend und voll Grauens vor roher Thierheit. Heilig, wie sie selbst ist, erblickt sie in der geliebten Person nichts Irdisches, sondern nur Ueberirdisches, nichts Menschliches, sondern nur den Engel. Anschauung und schweigende Anbetung und ein beseligendes Erwiedern des liebebekennenden Blickes ist höchster Genuß; der bloße Gedanke nur an einen Kuß, ist schon Entweihung und frevelvolles Vergehen am Heiligthum. Und doch wirst du mir gestehen, Holmar, daß diese gegenseitigen Vergötterungen zweier Liebenden ihren Ursprung im allgewaltigen Gebot der Natur haben, deren Zepter alle beseelten Geschöpfe wissend und unwissend gehorchen. Nimm deinen Plato, nimm deinen Xenophon und Plutarch und die Gesetzgeber und die Dichter Griechenlands alle noch einmal in die Hand, und dir wird die Selbsttäuschung Aller über die Heiligkeit ihres Eros unverkennbar erscheinen. Er entspringt bei Einzelnen, wie bei Völkern, zwar aus der Verirrung des Naturtriebes; doch ist er rein und erhaben, wie immer die erste und wahrhafte Liebe ist; aber zuletzt geht bei Einzelnen und Völkern diese Liebe ekelhaft aus. Eros zündet seine Fackel am Lichte der Schönheit eines Jünglings an, der mit mädchenhafter Grazie zwischen dem Knaben- und Mannesalter schwankt, und sinkt endlich aus den reinen Himmeln der Unschuld in wüste Unnatur und Thierheit zurück. Das verhehlen dir selbst die Gastmähler Xenophons und Plato's und alle Liebessänger Griechenlands nicht."

Holmar sah mich nachdenkend an und sprach: "Ich weiß nicht, ob du mich überreden oder überzeugen willst, Beda. Allein ich werde deine Rede im Gedächtnisse bewahren und bei mir überlegen. Sollte aber wohl der ehrwürdige Sokrates, sollte wohl der göttliche Plato so voll des Volkswahnes gewesen sein, daß sie die Wahrheit, die sich ihnen überall nackt wies, nur hier nicht erkannt hätten? Kannst du glauben, o Beda, daß solche Männer dem Unnatürlichen und den Verirrungen des menschlichen Gemüths die schönste aller Lobreden gehalten hätten? Nimmermeyr! ich kann es nicht."

Dem entgegnete ich: "Gedenke, Holmar, daß Sokrates die Nichtigkeit der Götter des griechischen Volkes wohl kannte, und ihnen dennoch opferte. Vergiß nicht, daß alle Weisen die herrschenden, selbst übeln Sitten ihrer Nation nur mit sorgsamer Umsicht berührten, und, wenn sie nicht hoffen konnten, dieselben auszurotten, daß sie nur trachteten, dieselben vom Unflat zu reinigen und zu adeln, oder sie zu Stützen und Unterlagen des Edlern zu machen. Trieb nicht auch Christus Teufel aus? — Wahrlich, mein edler Freund, je länger ich über diesen Gegenstand denke, je schauderhafter wird mir der Gedanke, Griechenlands Gesetzgebung in dieser Hinsicht zum Muster zu geben. Lukasson ward nicht durch eine tugendhafte Freundschaft, sondern durch eine wüthende, alle Vernunft, alle Tugend zerstörende Leidenschaft unglücklich, welche er nicht zur rechten Zeit meisterte, und welche ihn zum Wüstling, endlich zum rasenden Mörder machte. Könntest du Schutzredner der Leidenschaften sein, bloß weil sie doch auch in unserer Natur gegründet sind? Sie allein sind die Quellen aller Verbrechen."

Holmar rief: "Du läugnest also gänzlich das Dasein jener einigen, unwillkührlichen, zärtlichen Neigung zweier Seelen zu einander, welche, durch ihre Naturen an einander gezogen, sich ohne Rücksicht auf Geschlecht lieben können?"

Ich erwiederte: "Ich läugne nicht das Dasein einer solchen reinen Liebe, die ganz unwillkührlich ist. Denn gleichwie die Hochachtung, so ist auch die Liebe niemals willkührlich, weil wir immer nur das hochachten und nur das lieben können, was durch höhern Werth, sei es Tugend oder Schönheit, unsere Hochachtung und Liebe erzwingt. Ich läugne nicht das Dasein einer zur Leidenschaft übergehenden Liebe, welche durchaus von der Vorstellung des Geschlechts und von allen damit verbundenen Begierden rein ist. Aber ich werde so lange glauben, daß sie nichtsdestoweniger ihr Entstehen den dunkeln und irregehenden Begierden der Geschlechtsnatur danke, bis du mir beweisest, daß zwei sich auf die reinste Weise liebende Personen nicht endlich immer, wenn die Umstände gemäß sind, mit ihrer Liebe ins Sinnlichere untergehen werden. So ist die Flamme

der ersten Leidenschaft zwischen unschuldigen Jünglingen und Mädchen wohl allezeit rein und veredelnd. Ja, Wüstlinge gibt es, welche, sogar nach langen Ausschweifungen, von einer tugendhaften Schönheit gerührt, in vorher unbekannten edlern Gefühlen der Liebe, mit aller Sehnsucht und Schwärmerei derselben, und mit allem Abscheu vor gemeinerm Genusse, bessere Menschen wurden.«

»Vollkommen einverstanden!« rief Gerold: »Mir begegnete es in meinen jüngern Jahren, daß ich sterblich in ein Mädchen verliebt ward, welches mir im Traum erschien. Mein Herz erfüllte sich mit unnennbarer Sehnsucht. Es war mehr eine Heilige, eine Ueberirdische gewesen, als eine der sterblichen Töchter der Erde. Ihre himmlische Gestalt schwebte mir lebhaft vor. Ich suchte sie unter allen umherwandelnden weiblichen Erscheinungen vergebens wieder. Ich suchte vergebens die Wiederholung des Traumes zu erkünsteln. Ich war einige Zeit unglücklich, und mochte wohl einem halben Wahnsinnigen gleichen. Endlich verflog der Rausch. Zweifelst du, Holmar, daß hier nicht die reinste Seelenliebe waltete? Und dennoch wirst du zugeben, daß der Einfluß keiner andern Seele die Leidenschaft erweckte. Die Einbildungskraft äffte mich, die Gauklerin! und sie that es vermuthlich auf Geheiß der sich im Dunkeln regenden Geschlechtsnatur.«

Als Gerold dieses von sich erzählte, fiel mir bei, daß mich einst in der Jugend ähnliche Leidenschaft für ein weibliches Bild ergriffen hatte, welches, allen meinen Urbildern des Weiblich-Schönen entsprechend, noch dazu nur auf eine Tabakdose gemalt war, und wobei also von keiner gegenseitigen Seelenentwickelung Rede sein konnte. »Schwerlich also«, sagte ich, »dürften es wohl die Seelen sein, die sich wechselweise entzünden zur Liebe. Das Ideal des Schönen, welches, ihm unbewußt, in jedem Sterblichen lebt, weckt endlich, wenn eine ihm mehr oder minder entsprechende Gestalt in der Wirklichkeit erscheint, die Sehnsucht der Natur zur Vereinigung mit derselben; oder der erwachte Naturtrieb, indem er die Sinne blendet, verwandelt den ersten, den besten Gegenstand der Wirklichkeit zum Ideal alles Schönen.«

Wie wir noch also mit einander sprachen — schon brannten die Wolken des Himmels über uns im goldenen Abendschimmer —, traten Augustine, Claudia und der junge Holmar mit seiner Geliebten in die Jasminlaube, uns zum Abendessen abzuholen.

Wir gingen. Die Heiterkeit wandelte voraus, der Ernst folgte. Holmar blieb, indem wir Beide schweigend dem laut scherzenden Haufen nachzogen, mitten im Garten stehen, und ergriff meine Hand, indem er sagte: »Beda, ich bin dir noch einen Dank schuldig geblieben. Lukasson mußte nicht nur nach dem Gesetze sterben, sondern er war auch strafbar. Ich anerkenne, daß das Einwilligen des Geistes in die vernunftlose Uebermacht einer Leidenschaft, welche es auch sein möge, strafbar ist, oder nichts Strafe verdient. Ich bin über einen Punkt beruhigt, über welchen ich es eigentlich auch ohne diesen Abend hätte sein sollen. Ueber einen andern Punkt aber — — nun ja, als redlicher Freund des Wahren räum' ich ein, es sei der Irrthum auf meiner Seite eben so möglich, als er es auf der deinigen ist, — allein ich fordere Bedenkzeit. Die Natur hat in ihrem Buche viele dunkle Stellen; kein Wunder, daß die Ausleger von einander abweichen.«

Florette, oder die erste Liebe Heinrichs IV.

1.

Der junge Fürst von Bearn.

Zu Nerac, einem artigen Städtchen in Gascogne, war großes Fest; das heißt, es war alle Tage Fest, weil der König von Frankreich, Karl IX, mit seinem ganzen, glänzenden Hofstaate dahin zum Besuch des Hofes von Navarra gekommen war. Es steht davon noch heut in der alten Chronik von Nerac geschrieben, und zwar unter der Jahreszahl 1566.

Der Besuch hatte gute Gründe. Denn der König von Frankreich brachte der Königin von Navarra ihren jungen Sohn Heinrich, den er bisher am Hofe zu Paris erzogen hatte. Die Königin wollte ihn nun bei sich haben. Man kann also denken, welche Freude es da gab, als die Mutter ihr Kind wieder an ihre Brust drückte. Die Königin, wie man weiß, hieß Johanna, und war nicht nur eine zärtliche Mutter, sondern eine wahre Heldenmutter. Es ist aller Welt bekannt, wie sie sich betragen, als sie ihren Liebling Heinrich zur Welt brachte. Ihr Vater, Heinrich von Albret, König von Navarra, damals zu ihr an's Bett getreten, in der Hand eine goldene Schachtel tragend und eine lange goldene Kette darin, hatte gesagt: „Sieh, Töchterlein, singst du mir bei der Niederkunft ein recht artiges Gascognerlied, so bekommst du dies und was darin ist.« Und sie sang, wie das Kind erschien. Da legte er ihr auf der Stelle die goldene Kette um den Hals und gab ihr die goldene Schachtel. »Aber,« sagte er und nahm den Neugebornen in seinen Arm, »dafür behalte ich den

hier.“ — Die Mutter hingegen ließ ihn sich nicht nehmen.

Nun war Heinrich groß geworden; zwar erst fünfzehn Jahre alt, aber man konnte auch glauben achtzehn, so schlank war er aufgeschossen. Zwar wehte kaum ein Flaum des Barts um sein Kinn, und sein Gesichtchen war wie Milch und Blut; aber er hatte Herz, wie ein alter Degen, und Hände, hart und kräftig vom Schwert und allerlei rauher Arbeit, die er sich machte. Zwar ein flüchtiger Wildfang war er, ein rechter Springinsfeld; konnte reiten, jagen, fechten, tanzen, und kletterte an Bergen und Felsen, wie ein Gems, umher. Sein Lehrer und Hofmeister, der weise Lagaucherie, hatte oft große Noth mit ihm. Aber dabei war der junge Fürst so liebenswürdig, so geistvoll, so gutmüthig — man konnte nicht anders, man mußte ihm gut sein. Und erinnerte man ihn nur, wenn er es ein wenig zu bunt trieb, an Pflicht und Ehre, konnte man ihn mit den zwei Worten zahm machen, wie ein Lamm. Das will von einem jungen Herrn, der ein Königreich zu erben hat, viel sagen. Denn heutiges Tages bringt man mit den Wörtern Pflicht und Ehre kaum ein verwöhntes Kaufmannssöhnchen in Ordnung.

Die Leute in Nerac sahen daher auch lieber auf den wilden, schönen, frommen Heinrich, als auf allen Pomp der Majestät des Königs von Frankreich. Was ist auch an Pferden, Kutschen und goldgestickten Vor- und Nachreitern, Leibwachten, Heiduken, Lakaien und anderm Troß zu sehen? Da mögen Sattler, Schneider, Wagner, Bortenmacher und dergleichen Leute hingaffen, die etwas für ihr Handwerk lernen wollen. Ehrenleute schauen am liebsten auf den hin, der die meiste Ehre verdient; nicht auf den, dem die meisten Ehren bezeigt werden. Daher sahen die Ehrenleute zu Nerac auch lieber den hoffnungsvollen Fürsten von Bearn, nämlich den jungen Heinrich, als den König an. Dieser ging immer sehr ernsthaft und majestätisch, und dankte kaum, wenn man ihn grüßte; aber Heinrich lächelte freundlich links und rechts, und grüßte gern wieder. Und in seinem Lächeln lag ungemein viel Anmuth. Wenigstens bezeugten es alle jungen Frauen und Mädchen zu Nerac einmüthig und mit Kennermienen. In solchen Dingen sind Frauenzimmer unstreitig die zuverlässigsten Kunstrichterinnen, oder vielmehr Naturrichterinnen.

Zwar im Gefolge des Königs waren noch mehrere junge Herren, schöne, geistreiche, tapfere Herren; zum Beispiel der junge Herzog von Guise, drei Jahre älter als der Fürst von Bearn. Allein dennoch blickte man nur auf diesen freundlich hin, weil er immer freundlich her sah. Der junge Herzog aber wußte das wohl; es verdroß ihn oft, und er hatte vermuthlich deswegen den Königssohn von Navarra nicht gern. Beide waren mit einander aufgewachsen, Spiel- und Jugendgefährten; sie vertrugen sich jedoch selten mit einander. Der König von Frankreich hatte beständig zwischen beiden Leutchen etwas zu richten und zu schlichten. Darum war es gut, daß sie auseinander kamen und Heinrich bei seiner Mutter bleiben mußte. Inzwischen hätte es auch beinahe noch vor dem Abschied in Nerac wieder Händel gegeben.

2.

Das Armbrustschiessen.

Unter andern Festen ward auch Armbrustschiessen gehalten. Der König selbst war ein guter Schütze. Leider war er es. Man weiß ja, wie er, sechs Jahre nach dem Feste zu Nerac, bei der Bluthochzeit in Paris, auf seine eigenen hugenottischen Unterthanen schoß. Zu Nerac trieb er die Kunst doch etwas unschuldiger. Denn eine Pomeranze, in abgemessener Ferne aufgesteckt, war das Ziel.

Wenn ein König oder Fürst sich etwas darauf zu gute thut, in irgend einer Kunst der Beste zu sein, untersteht man sich nicht leicht, es besser, denn er, zu verstehen. So ging es auch hier. Kein Höfling wagte, die goldene Frucht mit dem Pfeil zu treffen, um dem Könige nicht die Ehre oder vielmehr den Wahn zu rauben, daß er der beste Schütze unter der Sonne sei. So werden die armen großen Herren zuletzt immer betrogen, und man lacht dann heimlich hinter ihrem Rücken. Der Herzog von Guise war auch ein vortrefflicher Schütze, aber dabei ein vortrefflicher Hofmann. Natürlich flog sein Bolzen weit von der schönen Pomeranze seitwärts. Es standen viele Zuschauer und Zuschauerinnen vom Schlosse, wie aus der Stadt, da, um dem Spiele zuzusehen; alle zierlich geputzt. Die guten Leute glaubten in vollem Ernst, der König sei Meister im Armbrustschiessen, denn er hatte die Pomeranze beinahe mit dem Pfeil gestreift. Allein sie verstanden sich auf die höfische Schützenkunst noch nicht.

Nun hieß es: „Der Fürst von Bearn vor!“ Also kam der junge Heinrich mit der Armbrust, legte an, zielte und spaltete den goldenen Apfel mit seinem Pfeil beim ersten Schuß entzwei. Die Zuschauer murmelten Beifall unter einander; die hübschen Zuschauerinnen flüsterten sich lächelnd einander in's Ohr, ich weiß eben nicht, was? Aber dem König war das gar nicht recht. Er sah trocken aus und beinahe finster.

Nach der Regel des Spiels wollte nun Heinrich wieder anfangen und zuerst nach der frisch aufgesteckten Pomeranze schiessen. Hingegen der König dachte: ich bin doch König! wollte sich die Ehre des ersten Schusses nicht nehmen lassen, und sagte: „Es geht der angenommenen Reihe nach.“ Heinrich rief: „Allerdings! Es geht der Regel nach!“ Könige aber, zumal wenn sie ein wenig böse werden, pflegen sich in der Regel wenig an die Regel zu halten. Da sich Heinrich trotz

dem auf den Platz stellte und zielen wollte, stieß ihn der König sehr unartig zurück. Man muß ihm das nicht so gar übel deuten, denn er war jung und ungefähr so alt wie der Fürst von Bearn. Heinrich aber, von Natur ein Hitzkopf, sprang auf den empfangenen Stoß ein paar Schritte zurück, spannte die Sehne seines Bogens, legte einen Bolzen darauf und gegen den König an.

Die Majestät erschrack, lief geschwind zurück, und versteckte sich hinter dem dicksten seiner Höflinge. Der dicke Mann, der in der Einbildung schon den Bolzen in seinem Bauch fühlen mochte, schrie Mordio! und legte die Hände, so breit er konnte, vor dem Magen. Heinrich, wiewohl er etwas aufgebracht war, konnte sich beim Anblick des dicken Mannes, der wie ein zitternder Wall vor dem Könige stand, des Lachens nicht enthalten, und lachte ausgelassen. Die Mädchen von Nerac, wie sie den jungen Fürsten so unmäßig lachen sahen, fingen auch an zu kichern, die Frauen bald desgleichen. Das Lachen, wie das Weinen, ist bei den Frauenzimmern wahrhaft ansteckend. Und wie Eva weiland den Adam zur Nascherei verführt hatte, verführten sie hier die Männer zum Lachen. Alles lachte; nur die Höflinge wußten nicht, welches Gesicht sie eigentlich in dieser Angelegenheit zu machen hätten. Dem Könige aber war es gar nicht um's Lachen zu thun, so wenig, als seinem dicken Vormann. „Bringt den Fürsten von Bearn auf die Seite!“ schrie er.

Zum Glück war der weise Lagaucherie, Heinrichs Lehrer, zugegen. Der nahm seinen Zögling sogleich beim Arm und führte ihn mit sich fort ins Schloß. Man hörte Heinrich noch lange in der Ferne lachen.

Der kleine Zwist ward zwischen Karl und Heinrich beigelegt, wie sich von selbst versteht. Um so etwas wird nicht sogleich Krieg geführt. Heinrich war ein unbesonnener junger Fant; er mußte Abbitte thun, und dabei blieb es.

3.

Die Rose am Pfeil.

Folgendes Tages war wieder Armbrustschiessen nach Pomeranzen. Alle Schützen kamen, alle Mädchen kamen, alle Weiblein kamen, auch die Männer. — Der Zuschauer waren nun mehr, als je. Denn man hoffte, es gäbe alle Tage etwas zu lachen. Wer aber nicht kam, das war der König. Er blieb unter einem Vorwand zu Hause; vermuthlich hatte er große Staatsgeschäfte.

Diesmal trafen alle Schützen besser, als gestern. Die Leute von Nerac konnten gar nicht begreifen, wie die Höflinge insgesammt über Nacht so geschickt geworden wären. Bald waren sämmtliche Pomeranzen abgeschossen. Man stellte das Ziel ferner. Auch da blieb dasselbe Glück. Besonders zeigte sich der Herzog von Guise als Meister. Er zielte auf die letzte Pomeranze und spaltete sie.

Das ward nun verdrießlich für Heinrich, weil keine Pomeranze mehr vorräthig lag. Und er hätte doch gar zu gern mit seinem jungen Nebenbuhler noch eins um die Wette geschossen. Er sah sich links und rechts um, was man etwa zur Scheibe machen könnte. Und er erblickte unter den Zuschauern ein junges Mädchen, ungefähr so alt oder so jung, wie er selbst, ein bildschönes Kind von fünfzehn Jahren. Es stand da in einfacher Tracht, das zarte Gesichtchen halb vom Hute verschattet, reizend wie die Liebe, harmlos wie die Unschuld.

Hastig sprang Heinrich gegen die kleine Venus von Nerac. Er wollte sie freilich nicht zur Scheibe für seinen Pfeil machen, aber doch die Rose, welche sie auf der Brust trug. Es war eine Rose, wie das Mädchen selbst, in anmuthiger Fülle noch halb geschlossen, zart gewölbt mit blassen Blättern um den hochrothen tiefern Mittelpunkt. Heinrich bat um die Blume und streckte die Hand dem jugendlichen Busen entgegen, den sie schmückte. Die kleine Venus erröthete und gab ihm lächelnd ihr Ebenbild. Er lief damit zum Ziele, steckte die Rose auf, dann zurück zum Schützenplatz.

„Nun, Herr Herzog, Ihr seid Sieger. Dort ist ein neues Ziel. Euch gebührt der erste Schuß!“ So rief Heinrich athemlos, und sog Blut aus seinem verwundeten Finger, denn er hatte sich an einem Dorn der Rose gestochen. Der Finger schmerzte ihn aber nicht halb so sehr, als — er wußte selbst nicht recht, was und warum? Dabei sah er wieder seitwärts nach dem niedlichen Ebenbild der Rose, von wannen der milde Schmerz herkam.

Guise legte an, zielte — der Pfeil flog ab und — fehlte. So trat Heinrich hin, spannte den Bogen, und zielte, und schielte über den Arm noch einmal seitwärts hin, von wannen der Schmerz kam, und dann wieder auf die Rose, und drückte ab. Der Pfeil durchbohrte das Herz der Blume.

„Ihr habt gesiegt!“ rief Guise. Aber der junge Fürst von Bearn wollte sich genau überzeugen, und lief zum Ziel. Er zog vom Brette den Pfeil. Die durchstochene Rose saß daran fest, wie um einen Stiel. Er flog damit zu dem artigen Mädchen, ihm die geraubte Blume zurückzugeben. Mit einer leichten Verbeugung bot er die Rose der Schönen dar und den siegreichen Pfeil zugleich.

„Euer Geschenk gab mir Glück!“ sagte er.

„Euer Glück war aber das Unglück der armen Rose!“ erwiederte die Kleine, indem sie mit ihren zarten Fingern die Blume vom Pfeil zu befreien suchte.

„Billig lasse ich Euch dafür den strafbaren Pfeil!“

„Seiner bedarf ich nicht!“ erwiederte das Mädchen.

„Ich glaub' es gern; Ihr verwundet mit schärfern Pfeilen!“ entgegnete Heinrich, und sah

die schöne Unschuld an, die beschämt vor ihm stand, und wie sie zu ihm aufsah, verstummte und erröthete. Und er erröthete wie sie, und hielt die Hand unwillkührlich vor seine Brust, als wollte er diese vor einem Unglück bewahren. Er konnte keine Silbe mehr stammeln, verbeugte sich und ging zu den Schützen zurück.

Das Spiel war aus. Die Schützen zogen in das Schloß zurück, das an der dunkelgrün dahinschleichenden Baïze in der Ebne lag; die Zuschauer gingen auseinander. Das junge Mädchen mit der durchbohrten Rose am Pfeile begab sich, begleitet von den Gespielinnen, auch hinweg. Die Gespielinnen plauderten gar viel und beneideten die Kleine um den Pfeil. Die Kleine aber war ganz stumm, und betrachtete nur die durchbohrte Blume; und sie sah dabei aus, als wäre ihr eigenes Herz durchbohrt.

Wie die Schützen auf der Treppe des Schlosses standen, sah Heinrich noch einmal nach den Zuschauern, die auseinander schwärmten. Und unter den Zuschauern suchte er eine Person. Aber sie war nicht mehr zu entdecken.

„Wer ist auch das kleine, artige Mädchen, dem ich die Rose abgenommen?“ sagte er zu einem Edelmanne seiner Mutter, der Königin Johanna.

„Es ist die Tochter des Schloßgärtners,“ antwortete der Edelmann, „und macht dem Beruf ihres Vaters wie sich selbst mit ihrem Namen Ehre.“

„Wie heißt sie denn?“

„Jetzt nennt man sie Florette, und ist sie älter, Flora.“

„Florette!“ sagte Heinrich, und wußte selbst nicht, was er sagte. Er sah sich noch einmal um, und wußte doch, es war nichts zu sehen.

4.

Der Born de la Garenne.

Heinrich hatte wohl in seinem Leben oft das Wort Liebe gehört, und wie hätte er es, ohne taub zu sein, am Hofe zu Paris nicht hören sollen? Er verstand es aber eben so wenig, als er Arabisch und Chaldäisch verstand, von dem er ebenfalls vernommen hatte, daß es in der Welt vorhanden sein solle. Indessen lernte er das Lieben leichter, als das Arabische, und ward in spätern Jahren darin erfahrner, als es oft seinem Ruhme zuträglich war. Man weiß, seine Gefechte und Siege, die ihm nachmals die Krone von Frankreich verschafften, waren nicht so schwer zu zählen, als seine Liebschaften und deren Früchte. Man singt ja noch heut von der schönen Gabriele d'Estrees, von der reizenden Henriette von Balzac d'Entragues, von Jacquelinen de Beuil, von der Charlotte des Essarts und andern, die in Heinrichs des Großen dornenreiches Leben Rosen flochten. Und doch war von allen, die er je geliebt, keine wie Florette von Nerac; — keine schöner? nein, das möchte ich nicht sagen und nicht Dichtern und andern Frauen zu Leide thun, denn Jeder hat in diesem Glaubensartikel Gewissensfreiheit; nein, keine war liebenswürdiger, wenn es den Grad der Liebenswürdigkeit erhöht, daß man durch treue Gegenliebe des Geliebtwerdens würdiger ist.

Das war Florette. Mit der durchbohrten Rose war ihr Herz durchbohrt, und wie ihr Heinrich den Pfeil gab, warf ihr brennender Blick aus den dunkeln, schönen Augen voll süßer Rache einen andern Pfeil in seine unverwahrte Brust.

Nun begann bei diesen Kindern das Unglück, und keines wußte, was ihm geschehen war. Florette konnte den ganzen Tag nicht aus dem Träumen von dem Augenblick, da er vor ihr stand mit dem Pfeil, wieder erwachen, und die ganze Nacht konnte sie nicht einschlafen. Und Heinrich lief, sobald er sich im Schlosse frei machen konnte, im Schloßgarten herum, und betrachtete alle Blumen mit größter Liebe und Aufmerksamkeit, um schon aus ihrer Schönheit zu erkennen, ob Florette sie gepflanzt oder auch nur begossen habe. Man hätte wetten sollen, er wolle Kräuterkenner werden, wenn man ihn so sinnig vor den Blumenbeeten mit untereinandergeschlagenen Armen stehen sah. Er wäre aber am liebsten ein Gärtner an Florettens Seite geworden. Und wenn er langsam, mit gesenktem Haupte, die Blicke zum Boden, in Gedanken verloren, durch die breiten Wege zwischen den Beeten hinwandelte, hätte man wieder wetten sollen, er wolle ein Philosoph werden und suche schon nach dem Stein der Weisen. Er aber suchte im Sande der Gartengänge nach den kleinen Fußtapfen des artigen Kindes.

Es durchschauerte ihn, als er am Ende des weiten Schloßgartens, nahe beim Born de la Garenne, Fußtapfen erkannte, die ihr angehören mußten. Er hatte zwar Florettens Füßchen kaum recht gesehen, viel weniger gemessen: aber Heinrich hatte das sicherste Augenmaß und die feinste Berechnungsgabe; das hat er in spätern Jahren auf manchem Schlachtfelde bewiesen. Und wie er der Spur nachging, kam er durch Gebüsch zu einem Steg über den stillen Bach der Blaïze. Jenseits des Wassers stand ein kleines weißes niedliches Haus. Jetzt hätte er gern fragen mögen, wem das kleine Haus angehöre, oder wer darin wohne? Es war aber Niemand da, als sein Pfeil mit der Rose, welcher am Fenster stand, in einem Zimmer des Häuschens. Da erschrack er, als wäre ein Ungeheuer am Fenster, und drehte sich schnell um, und lief in den Garten zurück, und hatte Herzklopfen, und es verfolgte ihn doch Niemand.

Abends ging er wieder in den Garten. Halbdunkel war es schon, aber er hatte scharfen Blick. Und er sah am Garennenborn ein Mädchen in der Ferne, nicht größer, nicht kleiner, als Florette. Es hob einen Eimer mit Wasser empor, schwang ihn sich aufs Haupt und trug ihn durch das Gebüsch und über den Steg der Blaïze zum kleinen Hause.

Nun gaukelte ihm den ganzen Abend das Bild vor den Augen. Es war im Schlosse ein kleiner Ball veranstaltet; die Fürstinnen, die Edelfräulein, die Herren alle tanzten. Aber kein Fräulein tanzte so schön, als vor Heinrichs Einbildungskraft das Gärtnermädchen mit dem Eimer auf dem Kopfe durch das Gebüsch um die Felswand. Und wenn er selbst mittanzte, sah er sich weniger nach seiner Tänzerin, als immer nach der Thür um, wo die Zuschauer standen. Er sah sich aber ganz vergebens um.

5.

Der Gärtner.

Andern Tages war Heinrich schon früh im Schloßgarten. Da wanderte er mit dem Grabscheit auf der Schulter zum Garenne-Brunnen. Denn rings um den schönen Brunnen war es auch gar zu verwildert und vernachlässigt; vermuthlich, weil Niemand dahin kam, als wer Wasser holen wollte. Der Brunnen war zu abgelegen, und nur für des Gärtners Haus am nächsten. Das mochte dem jungen Fürsten von Bearn vermuthlich am besten gefallen.

Er grub, und grub rings einen weiten Kreis im grünen Rasen um den Brunnen, und grub den ganzen Morgen. Der Schweiß träufelte ihm von der Stirn. Und wenn er müde und durstig ward, ging er zum Brunnen, der immer silberklar sprang, und trank. Wenn seine Lippen vom kühlen Naß benetzt wurden, dünkte ihn kein Wein so lieblich. Ohne Zweifel mochte wohl auch Florette zuweilen aus dem Quell getrunken haben. Von der Arbeit begab er sich in das Schloß. Da saß er nun traurig in seinem graugrünen Zimmerchen, mit den schmalen spitzgewölbten Fenstern.

Wäre er nur noch ein Viertelstündchen länger geblieben, so hätte er einen Zuschauer gehabt; denn Florette kam zum Brunnen. Und als sie den weiten umgegrabenen Kreis im Rasen erblickte, und die Anlagen zu neuen Blumenbeeten, dachte sie: der Vater muß schon früh auf gewesen sein; oder ließ er es auch durch die Knechte thun?

Wie sie nun heim kam, und den alten Lukas fragte, that er sehr verwundert und wußte von Allem nichts. Er begab sich zum Brunnen der Garenne, und sah die Arbeit und sprach erzürnt: „Das haben meine Bursche ohne mein Geheiß gethan.“ Und er ließ die Gärtnerbursche rufen und schalt sie. Aber da wollte es Keiner gethan haben. Das ging dem Lukas durch den Kopf, und er begriff nicht, wer es wage, ihm im Schloßgarten in sein Amt zu pfuschen. Also beschloß er, sich auf die Lauer zu stellen. Er lauerte richtig den ganzen Tag, und richtig erlauerte er nichts.

Denn die königliche Familie war auf ein benachbartes Schloß gereiset, und kam erst spät Abends zurück. Der junge Fürst wäre gern daheim geblieben. Folgendes Morgens war wieder ein anderes Fest, und der junge Fürst durfte dabei nicht fehlen. Darum benutzte er die frühesten Stunden nach Sonnenaufgang zur Gärtnerei; da grub er und rechete die neuen Beete eben, nahm Blumenstöcke, wo sie im Garten zu dicht standen, und pflanzte sie um den Garennequell. Es sah ihn Niemand, und, was noch betrübter war, er sah auch Niemand, am wenigsten, die er gern gesehen hätte. Also ging er auf dem nächsten Umwege zum Schloß. Der allernächste Umweg aber zog sich in weitem Bogen um das Schloß herum, an einem gewissen kleinen zierlichen Hause vorüber. Da schielte er nach einem Fenster, um einen gewissen Pfeil zu sehen. O, wie fuhr es ihm entsetzlich durchs Herz; denn am Fenster stand ein gewisses Mädchen, und das Fenster war offen, und der ganze Himmel war offen.

Florette stand am offenen Fenster und band die langen Flechten ihres schwarzen, schönen Haares um das Haupt. Ihre junge Brust war unverdeckt, ihr weißer Hals glänzte wie Schnee unter dem finstern Gelocke ihrer Seitenhaare. Vor ihr am Fenster lagen Blumen, denen sie vermuthlich schon ein Plätzchen im Haar, oder auf dem Hut, oder am Busen zugedacht hatte. Heinrich grüßte freundlich zum Fenster hinein, Florette freundlich heraus. Heinrich stieg auf ein Bänkchen, so war er beinahe so groß, wie Florette, vor der er dicht am Fenster stand.

Eine schöne Röthe flog über das unschuldige Engelsgesicht und über den hellen Alabasterhals, wie Wiederschein der brennenden Morgenwolken. Er fragte: „Muß ich dir helfen zum Putz?“ Sie fragte: „Seid Ihr schon so früh, junger Herr?“ Er meinte, es sei gar nicht früh; und sie meinte, sie habe keine Hilfe vonnöthen. Er meinte, überhaupt brauche sie keinen andern Schmuck, als sich selbst, um schön zu sein; und sie meinte, er wäre ein Spötter, was ihm gar nicht artig stände. Er behauptete, in seinem Leben hätte er nicht wahrer gesprochen, denn jetzt; seit sie ihm die Rose gegeben, hätte er sie nicht vergessen können. Sie behauptete: um so wohlfeilen Preis wäre es doch leicht, sich bei ihm unvergeßlich zu machen. Er bereute, daß er die Rose zurückgegeben habe; lieber würde er sie ihr zum Andenken behalten haben; — und sie bereute, daß sie eben nur schlechte Blumen genommen, die da vor ihr lägen; doch gäbe sie ihm alle gern, wenn ihm das ein Vergnügen sein könnte. Er betheuerte, indem er sich einige Blumen vor die Brust steckte, die schlechtesten Blumen hätten erst Werth durch die Geberin. Und sie betheuerte: sie fände selbst, die Blumen wären wirklich recht schön, nun er sie vorgesteckt habe.

So meinten und glaubten, bereuten und betheuerten die beiden Leutchen noch Vieles, als der alte Lukas in einem Nebenzimmer Floretten rief. Da beugte sich süßlächelnd das Mädchen gegen den jungen Fürsten, und verschwand. Heinrich ging davon zum Schloß. Aber er ging und fühlte den Boden nicht unter den Füßen. Ihm war, als schwebe er im Himmel. Und wie er in das Schloß

kam, hatte man ihn schon gesucht. Das war ihm sehr gleichgültig.

6.

Die Belauschung.

Als Mittags der alte Lukas aus dem Schloßgarten zum Essen kam, sprach er: „Wer mir auch den Possen spielt? Da hat der unberufene Gärtner wieder gearbeitet, die Beete wohl getheilt, wohl geebnet und mit Blumen angefangen, einige zu besetzen. Schon früh, wie ich hinaus kam, war die Arbeit verrichtet und der Gärtner unsichtbar. Ich habe den ganzen Morgen gelauert, und abermals nichts erlauert. Mit dem Dinge ist es nicht richtig. Der arbeitet wahrscheinlich Nachts im Sternenschein.“

Als Abends Florette mit dem Eimer zum Garenne-Brunnen ging, fiel ihr erst bei, daß wohl gar der junge Fürst der Gärtner sein möge. Denn es war ungefähr von der Gegend her, daß des Morgens derselbe daher vom Garten zu ihr an's Fenster gekommen war.

Als der Hof nach Sonnenuntergang vom Fest heimkehrte, hatte Heinrich nichts Angelegeneres, als den ganzen Schloßgarten zu durchirren. Er kam zum Garenne-Brunnen; da fand er Florettens Hut liegen. Er nahm ihn; er drückte ihn an seine Brust, er küßte ihn. Er pflückte im Dunkeln die schönsten Blumen, wo er sie fand; holte vom Schlosse ein schönes himmelblaues Band, und schlang die Blumen zu einer Art Kranz um den Hut. Dann schlich er zum Hause des Gärtners. Da waren die Fenster geschlossen. Alles schlief. Er hing den Hut an's Fenster.

Folgendes Morgens war Florette, wider alle Uebung des Hauses und wider eigene Gewohnheit, früher aufgestanden, als die Sonne. Denn sie hatte sich fest vorgenommen, ihrem alten Vater eine Freude zu machen, und den nächtlichen Gärtner zu entdecken und zu verrathen. Nebenbei war sie doch auch selbst ein wenig neugierig, wiewohl das sonst eben die jungen Mädchen gar nicht zu sein pflegen. Auch war es vielleicht noch ein anderer Gedanke, welchen sie aber Niemandem sagte, und den man daher auch nicht weiß.

Wie sie sich in stillster Stille angekleidet hatte und das Fenster öffnete, sah sie den Hut mit dem himmelblauen Bande, und darum herum den großen Blumenwald. Nun erst erinnerte sie sich, den Hut vorigen Abend bei der Garennequelle liegen gelassen zu haben. Sie lächelte erst die Blumen an und das Band, dann machte sie ein finsteres Gesicht.

„Ach!“ seufzte sie: „Nun ist er doch früher auf gewesen, als ich. Er war also schon hier.“

Wen sie eigentlich mit dem Er meinte, sagte sie nicht. Sie sah die Blumen noch einmal an, löste sie ab, stellte sie in ein Geschirr voll frischen Wassers, wickelte das himmelblaue Band zusammen und that es zu ihrem übrigen einfachen Putz. Darauf stieg sie in's Fenster, und vom Fenster hinaus auf's Bänkchen draussen, und vom Bänkchen auf den Erdboden. Zwar das Gebäude hatte eine recht ordentliche Hausthür, aber die war noch verschlossen, und nicht ohne Lärmen zu öffnen.

Und sie ging über den Steg, und blieb wieder unentschlossen stehen. „Ich komme gewiß zu spät. Er arbeitet ja nur beim Sternenschein, sagt der Vater. Und schon sind alle Sterne vergangen, und die Sonne ist nahe am Aufsteigen. Schon glühen alle Gebüsche von der Morgenröthe. Ich komme zu spät.“ So dachte sie, und beschloß, wieder umzukehren, ging aber doch immer langsam vorwärts vom Ufer der Blaize in den Garten.

„Wenn er aber doch wirklich da wäre! Was würde er dann von mir denken, wenn ich so früh käme? Müßte er nicht glauben, es wäre nur seinetwillen? Das sollte er nicht glauben. Er könnte — nein, ich will heimgehen, will den Eimer nehmen, als ginge ich Wasser zu schöpfen, so wird er nicht glauben, ich käme nur seinetwillen.“ So dachte sie, und beschloß, umzukehren; ging aber doch immer langsam vorwärts, dem Born der Garenne entgegen.

Schon hörte sie das Plätschern des Brunnens. Schon sah sie die frisch um den Brunnen gezogenen Gartenbeete durch die Gebüsche. Ja, mit freudigem Schrecken erblickte sie in der Erde von einem der Beete ein Grabscheit.

„Also gar weit ist er nicht, da sein Werkgeräth noch vorhanden ist. Er selbst aber ist nicht mehr da, sonst könnte ich ihn ja wohl sehen. Vielleicht ging er nur, Blumen auszugraben, um sie noch hierher zu verpflanzen. Ich will mich verbergen; ich will ihn belauschen.“ So dachte Florette, und ging leise, lose durch das bethaute Gras hinter eine hohe, grüne Ulmenwand, durch deren Laub sie unbemerkt Alles, was dem Garenne-Brunnen nahen mochte, bemerken konnte.

Und wie sie da verborgen stand, klopfte ihr Herzchen gewaltig. Denn wenn der Morgenwind leise in den Blättern spielte, glaubte sie, Bewegung eines Kommenden zu sehen. Und wenn ein Vogel durch den hohen Ulmenhag hüpfte und davon flatterte, glaubte sie einen Wandelnden zu vernehmen. Immer aber hatte sie vergebliches Schrecken gehabt. Denn sie sah keinen Kommenden, wie scharf und aufmerksam sie auch mit den Augen umherspähte.

7.

Die Ueberraschung.

Darauf legten sich sanft über ihre Augen zwei Hände und hielten sie zu; aber es waren fremde Hände, nicht ihre eigenen. Das arme Kind erschrack gar sehr. Und eine Stimme flüsterte ihr in's Ohr: „Nun rathe, Florette, wer ist's?“

Sie hatte es wohl errathen. Denn wie sie die fremden Hände, welche von hinten her gekommen waren, von den Augen hinwegziehen wollte,

fühlte sie einen Ring am Finger eines Jünglings. Aber sie sagte nicht, was sie dachte, sondern sprach lächelnd: „Ich kenne dich wohl. Du bist Jacqueline; und an diesem Finger ist der Ring, den dir Lubin gegeben.“

„Du irrst dich!“ flüsterte die Stimme wieder hinter ihr: „Und weil du mich nicht errätst, habe ich das Recht, dich zu strafen.“ Und die Lippen, die das flüsterten, drückten einen Kuß auf Florettens schönen Nacken. — Die Strafe schien ihr in der That sehr empfindlich zu sein, denn sie wollte sich plötzlich loswinden. Allein sie war so umsponnen, daß sie sich nicht bewegen konnte.

Da sie nun ihre Mühe eitel sah, sprach sie: „Laß mich los, Minette, du böses Mädchen; nun kenne ich dich. Du willst mir den Spaß vergelten, als ich dir vor drei Wochen plötzlich die Augen verhielt, da du mit deinem Colas eben im besten Gespräch warst.“

„Du irrst dich abermals!“ flüsterte die Stimme wieder, und die Stimme verwandelte sich abermals strafend in drei Küsse auf den sanftgebogenen Nacken.

Florette zuckte bei jedem Kuß und bat um Freiheit, und empfing sie nicht. Es schien ihr aber um die Freiheit doch so ernst nicht zu sein; denn warum nannte sie nicht den, den sie wußte? Allein es konnte nun wohl auch großer Eigensinn sein, denn hübsche Mädchen sind zuweilen sehr eigensinnig. Genug, sie reizte zum dritten Mal zur Wiederholung der Strafe, und sagte: „Also ist es denn Niemand anders, als Rosine Valdes, das böseste, muthwilligste Geschöpf der ganzen Stadt und der Nachbarschaft, dem ich gestern Mandeln in die Stube warf durch's offene Fenster, wo es allein saß, und der Himmel weiß, an wen, dachte. Gelt, du erschrackst beim Mandelregen, und glaubtest, der Himmel falle ein?“

„Weit vom Ziel!“ flüsterte die Stimme, und nun ließen sich die Küsse im Nacken nicht mehr zählen; sie folgten auf einander, wie der beschriebene Mandelregen. Im Hui aber ließ sich Florette unter den fremden Händen abwärts und entschlüpfte mit dem Köpfchen aus der Gefangenschaft. Sie drehte sich um. Da stand Heinrich. Da stand Florette. Jener lächelte sie stillselig an. Sie aber hob drohend, doch schamhaft lächelnd den Finger und sagte: „Konnte ich glauben, daß Ihr so unartig wäret? Vor Euch, junger Herr, soll man sich hüten.“

Nun bat er wegen seiner Kühnheit um Verzeihung. Hätte er das nicht gethan, so wäre ihm das Verbrechen schon vergeben gewesen. Weil er aber um Gnade flehte, besann man sich geschwind, daß ihm gar keine Gnade gebühre. Da hätte man hören sollen, wie rührende Worte er sagte, um ihr Herz zu erweichen; da hätte man sehen sollen, wie ernst und finster sie that, und wie sie zur Hälfte von ihm abgewendet nur seitwärts ihm böse Worte schickte. Da hätte man sehen sollen, wie demüthig der Jüngling um einen Schritt näher trat, und wie sie dann wieder um einen Schritt zurück wich; wie er die Hände faltete, als wollte er zu ihr beten; wie sie, das Köpfchen gesenkt, mit den Fingern an den Ulmenblättern des Hages zupfte und die Knospen zerriß. Zuletzt kamen sogar Thränen in Florettens Augen, so tief fühlte sie sich gekränkt von seiner Verwegenheit, und seine Stimme bebte wehmüthig und schien im Schmerz zu ersticken. Er sprach demungeachtet sehr viel, und sie demungeachtet sehr wenig; that gar nicht, als höre sie ihn; pflückte alles Laub von den nächsten Ulmenzweigen, und schichtete in ihren Händen die abgerissenen Blätter fest auf einander.

Wie er nun alle Mühe eitel sah, sprach er: „So will ich gehen, wenn dir mein Anblick so mißfällig ist, schöne Florette. So will ich gehen, wenn du so unerbittlich bist und keinen Scherz verzeihen kannst. So will ich gehen und nie wieder vor dein Antlitz kommen. Lebe wohl. Aber laß mich nicht von dir, ohne mir den Trost zu geben, du zürnest mir nicht. Sprich nur das einzige Wörtchen: ich zürne nicht!“ seufzte er, und fiel vor ihr auf die Knie.

Sie sah durch ihre Thränen gütig lächelnd auf den hübschen, frommen Jüngling nieder, ganz stumm, nur betrachtend. Dann kam ihr der Kniende mit seinen gefalteten Händen gar zu ehrerbietig vor. Sie selbst mußte darüber lachen, nahm ihre beiden Händchen voll Laub, warf ihm die Blätter über den Kopf, daß er ganz bedeckt ward, und sprang laut lachend davon.

Er eilte ihr nach. Nun waren Beide wieder lustig. „Jetzt gesteht mir nur,“ sagte Florette, „Ihr greifet meinem Vater ins Amt, junger Herr, und machet hier einen neuen Garten.“

Er bekannte willig. „Wenn Florette zum Brunnen der Garenne kommt,“ sagte er, „soll sie meiner gedenken, auch wenn sie nicht will. Ich will sie da mit den schönsten Blumen umringen, die ich finden und kaufen kann. Könnte ich dem Himmel alle Freuden abkaufen, ich würde dich damit umringen.“

„Recht gütig!“ antwortete Florette: „Allein, junger Herr, mein Vater ist mit Euch gar nicht zufrieden. Ihr zerstöret ihm den Garten, und versetzet die Blumen ausser der Zeit, daß sie sterben müssen. Nicht einmal begossen habt Ihr sie.“

„Hätte ich nur ein Gefäß!“

„Das hättet Ihr zwanzig Schritte von hier, dort, wo die Thür am Felsen ist, in der Grotte gefunden, wenn Ihr Euch ein wenig bemüht hättet.“

Damit sprangen Beide hin; man fand die Gießkanne. Eins um das Andere begossen Beide die Blumen und berathschlagten, wie der Kreis um den Brunnen verschönert werden könnte.

So verflog die Zeit, und Florette eilte wieder zum Hause ihres Vaters.

8.

Der Abend.

Der Prinz arbeitete nun auch den Tag über an ſeiner Gartenanlage. Man ließ ihm die Freude. Lukas half ihm. Florette fehlte nicht, ging ab und zu, gab guten Rath dabei, und begoß das Neugepflanzte am Abend. Sogar die Königin Johanna kam, und ſah, was ihr Sohn trieb. Der König von Frankreich fand wenig Geſchmack daran, noch minder der Herzog von Guiſe, deſto mehr der Fürſt von Bearn ſelbſt.

Er hatte wohl in ſpätern Tagen mannichfaltigere, glänzendere, üppigere, ruhmreichere Genüſſe gehabt; nie aber ſüßere, als in der Einfalt und Ruhe ſeines vom Zauber der erſten Liebe verklärten Gärtnerlebens. Florette und Heinrich betrachteten ſich mit dem unbefangenſten Wohlgefallen der Unſchuld. Sie ſpielten mit einander, wie Kinder; waren vertraulich mit einander, wie Bruder und Schweſter. Sie genoſſen der Gegenwart, ohne nach der Zukunft zu fragen, und ihre harmloſe Leidenſchaft wußte ſelbſt von keinem Ziele. Florette dachte nur nie daran, daß ſie den Sohn einer Königin liebgewonnen habe. Sie ſah nur den aufblühenden, kräftigen, ſeelenvollen Jüngling. Er war ihres Gleichen. In ſeinem grauen Wamms, in ſeiner einfachen Tracht, die er gleich andern Leuten des Landes trug, erinnerte nichts an ſeine Abkunft oder einſtige Beſtimmung. Heinrich hinwieder bekümmerte ſich nicht um die Großen und um die Schönen des Hofes. Neben Floretten war für ihn nichts Anderes ſchön; neben ſeinem ſtillen Entzücken, ſie zu ſehen, nichts Anderes groß. Immer ruhte ſein Blick auf ihrer feingebildeten Geſtalt, während er arbeitete, und da ward oft die Arbeit ſchlecht und kam nie zu Ende. Aber wer konnte auch ablaſſen, die jugendliche Grazie zu bewundern? Jedes Glied ihres Leibes war eine beſondere Schönheit; jede ihrer Bewegungen und Wendungen lieblich; jedes ihrer Worte voll unausſprechlicher Kraft auf ſein Gemüth.

Eins nur war Beiden nicht recht, daß nämlich die Tage *im* Garten kürzer waren, als die Tage *auſſer* dem Garten. Um ſie zu verlängern, mußte man gewiß den Abend noch zu Hilfe nehmen. Freilich, beim Mond- und Sternenſchein war nichts zu arbeiten; aber man konnte doch ruhen, und während der Ruhe freundlich zuſammen plaudern und koſen.

„Ich komme noch um neun Uhr nach dem Nachteſſen ein wenig zum Brunnen!“ ſagte Heinrich leiſe zu Floretten, indem er neben ihr kniete und pflanzte: „Und du, Florette?“

„Aber dann geht mein Vater ſchon zu Bette!“ erwiederte ſie.

„Und du, Florette?“ flüſterte er wieder, und ſah ſie mit flehenden Blicken an.

Sie nickte lächelnd mit dem Köpfchen: „Wenn es ein heller, heiterer Abend iſt.“

Um neun Uhr war Heinrich beim Garenne-Brunnen. Aber der Himmel hing ſehr trübe über ihm. Florette war nicht da. „Wenn es ein heller, heiterer Abend iſt! ſagte ſie. Nun wird ſie nicht kommen!“ dachte er. Da rauſchte es durch die Gebüſche. Florette kam, den Waſſereimer auf dem Kopfe, zum Brunnen. Für die glückliche Liebe iſt es immer hell und heiter. Er nahm ihr den Eimer ab. Er dankte ihr, ſagte ihr tauſend zärtliche Worte; man vergaß gern, daß der Himmel nicht hell war. Hell war es in Beider Bruſt.

Es fielen einzelne große Regentropfen vom Himmel. Sie empfanden es nicht. Der warme Mairegen durchnetzte ſie endlich ſtärker, und trieb ſie in die Flucht zur Felsgrotte hinter dem Garennebrunnen. Wohl eine halbe Stunde mußten ſie da ausharren. Sie ertrugen den kleinen Unfall ohne Verdruß. Wie der Mond durch die Wolken brach, traten ſie hervor, Hand in Hand. Heinrich nahm den gefüllten Waſſereimer auf ſeinen Kopf. Florette ging neben ihm auf ſeinen Arm gelehnt. So kamen ſie zum Hauſe des alten Lukas. Der ſchlief ſchon. Heinrich gab den Eimer an Florette, und ſie dankte ihm für die Müze. „Gute Nacht, du ſüße Florette!“ liſpelte er. „Gute Nacht, du lieber Freund!“ liſpelte ſie.

9.

Das naſſe Baret.

Der Abend am Brunnen ſchien Beiden nicht langweilig geweſen zu ſein. Heller oder trüber Himmel, ſie fehlten von nun an nie um die neunte Stunde dort.

So verfloſſen vier Wochen des ſchönſten Frühlings. Alle Abende trug der Prinz den Eimer ſeiner Geliebten zu ihrem Hauſe.

Florettens Vater bemerkte nicht, daß ſeine Tochter, ſeit jenem erſten Abend, Luſt daran fand, gewöhnlich ihren Gang zum Brunnen ſo ſpät zu machen. Hingegen der weiſe *Lagaucherie* ward endlich gewahr, daß ſein königlicher Zögling regelmäßig zu einer beſtimmten Stunde bei eintretender Dunkelheit verſchwand, und daß der Obertheil von deſſen Baret alle Abend naß war, es mochte auf den Abend ſo regenlos ſein, als es wollte. Lange konnte er ſich das Räthſel nicht löſen. Der junge Fürſt ſprach nie von ſeinem Thun; alſo mied auch Lagaucherie, ihn zu fragen. Doch kam ihm die Sache gar ſonderbar vor, und die benetzte Kappe des jungen Fürſten erregte ſeine Neugier.

Dieſe zu befriedigen, ſchlich er eines Abends dem Nachtwandler nach. Er folgte ihm in ſolcher Ferne, daß er von ihm nicht leicht entdeckt werden konnte. Er ſah ihn am Born der Garenne, ſah dort eine weibliche Geſtalt. Beide wurden unſichtbar. Nun war dem Hofmeiſter ein Theil des Räthſels gelöſt. Doch immer blieb noch unerklärlich, warum eben das Baret des Prinzen dabei naß werden müſſe. Er hatte ſchon lange gewartet. Er ſchlich näher und näher; er hörte ihr

Geflüster. Nach einer guten Weile sah er, wie der Fürst von Bearn, einen Eimer voll Wasser auf den Kopf, und das Frauenzimmer auf seinen Arm gestützt, den Weg zum Häuschen des Schloßgärtners nahm, dann von da in vollem Sprung zum Schlosse lief.

Der Mentor schüttelte bedächtig den Kopf. Er vertraute seine Beobachtungen insgeheim der Königin. Die Mutter ward verlegen und zürnend. Sie wollte ihrem Sohne strenge Predigten halten.

„Nein, gnädige Frau," sagte der weise Lagaucherie, „durch Predigten tödtet man keine Leidenschaften. Mit Strafen und Verfolgungen erhöht man ihren Reiz; durch Beschränkungen schwellt man nur den Strom gewaltiger. Man besiegt die Versuchung am besten durch die Flucht vor derselben. Man vernichtet Leidenschaften, wenn man ihnen die Nahrung entzieht, oder edlere gegen sie erweckt."

So sprach Lagaucherie. Die Königin verabredete mit ihm die Maßregeln, indem sie ganz seinen Ansichten beistimmte.

Lagaucherie trat folgendes Morgens zum Prinzen, und erinnerte ihn, daß die Welt nun von ihm Thaten erwarte; daß er sich zum Herrscher ausbilden müsse; daß er im Kampfe, sei es mit Widerwärtigkeiten des Schicksals, oder mit eigenen Neigungen seines Gemüths, oder mit Feinden auf dem Schlachtfelde, nur einen Wahlspruch haben könne, der sei der Grundsatz aller Religion und alles Ruhms, und heiße: Siegen oder Sterben!

Nach diesem Eingang kündigte ihm Lagaucherie ganz gleichgültig an, daß die Königin nebst dem ganzen Hofe sich des andern Tages auf das Schloß von Pau begeben, daß Heinrich da in seinem Geburtsort nur kurze Zeit bleiben, und dann nach Bayonne reisen werde, um der Zusammenkunft des Königs von Frankreich mit der Königin von Spanien beizuwohnen.

Heinrich hörte schweigend die Mittheilungen seines Lehrers an. Seine Mienen verriethen große Verlegenheit. Lagaucherie sah es wohl, aber stellte sich, als nähme er nicht das Geringste wahr. Er warf unbefangen das Gespräch auf andere Gegenstände, und zerstreute den Prinzen mit allerlei Nachrichten und Erzählungen, so daß dieser kaum Zeit behielt, an das zu denken, was ihn so erschreckt hatte. Die Königin ihrerseits that, wie Lagaucherie. Sie sprach viel von der glänzenden Versammlung zu Bayonne; von den Festen, die dort Statt finden würden; von den berühmten Männern, die Heinrich daselbst sehen würde. Was konnte Heinrich erwiedern? Es war für ihn nicht daran zu denken, allein in Nerac zu bleiben. Wie hätte er nur sagen dürfen, warum ihm die Zusammenkunft am Garenne-Brunnen unendlich mehr werth sei, als die königliche zu Bayonne?

10.

Der Abschied.

Mit dem Abendstern am Himmel stand der junge Prinz am Brunnen des Schloßgartens. Florette schwebte herbei. Als er ihr aber die nahe Trennung ankündigte, verging sie fast im Schmerz. Wer könnte ihre Verzweiflung schildern; wer beschreiben, was Heinrich litt? Einander fest umklammert weinten, beklagten und trösteten sie einander.

„Du verlässest mich nun, Heinrich!" sagte sie schluchzend: „Nun wirst du mich vergessen. Ich bin allein auf Erden. Nun du, mein süßes Leben, fliehst, bleibt mir nichts als der Tod süß."

„Aber," sprach er, „ich fliehe nicht auf ewig. Ich kehre wieder. Wem gehör' ich, wenn ich dir nicht angehöre? Ich bin ja nicht mein Eigenthum mehr, weil ich nun und ewig das deine bin. Was soll ich denn im Gedächtniß behalten, wenn ich dich vergessen könnte? Du bist ja die Seele meiner schönsten Erinnerungen. Wenn ich dich vergesse, habe ich das Athmen selbst vergessen."

„O Heinrich, du kehrst nicht wieder; und kehrst du wieder, wirst du Floretten nicht mehr kennen. Ich werde verwelken, wie die Blume ohne den Thau. Du bist meine Sonne; wie soll ich gedeihen, wenn du verschwunden bist?"

„Nein, Florette, du bist glücklicher, denn ich. Dir bleibt noch der Schauplatz unserer Seligkeit, dir dieser Brunnen, dieser Garten. Ich lebe in allen diesen Blumen für dich. Aber morgen, wenn ich dich verloren habe, bin ich aus dem Paradiese gestoßen. Ich bin in einer andern Welt, in einer Wüste, unter tausend Menschen einsam. Darum wird meine Sehnsucht heftiger nach dir zurückstreben. Ach, nur ein einziges Blümchen, das am Fuße dieses Brunnens geblüht hat, würde mich in der Ferne entzücken können. Wenn meine Umgebungen mich hassen oder fürchten, werden dich die deinigen lieben. O, wie bist du so schön! Wer sollte dich nicht lieben! Andere werden dich vergöttern. Andere Männer werden dir begegnen, dich anbeten; ach! du wirst Andere liebenswürdiger finden."

So sprachen sie lange. Thränen, Schwüre, Liebkosungen, neue Zweifel, neue Beruhigungen folgten einander, bis die Glocke des Schloßthurms den Prinzen abrief und Beide zum Scheiden mahnte.

Da ergriff Florette mit Heftigkeit Heinrichs Hand, drückte sie an ihr Herz und sprach: „Siehst du diesen Brunnen der Garenne? Da, immer da wirst du mich finden; immer und ewig, wie heute! Und, Heinrich, bist du nicht ewig, wie heute: sieh, wie dieser Quell sein unversiegbares Leben hinströmt, so meine unversiegbare Liebe. Heinrich, ich kann aufhören zu leben, nicht aber dich zu lieben. Du findest mich wieder, immer wie heute. Immer da, immer da!"

Sie entfloh. Der jugendliche Fürſt ſchwankte durch den Schloßgarten hin, ſchluchzend und elend.

11.

Das Wiederfinden.

Die Zerſtreuungen der Reiſe thaten ſeinem Gemüthe wohl. Er beſiegte ſeinen Schmerz. Die fünfzehn erſten Monate, welche auf den letzten Augenblick am Garenne-Brunnen folgten, erfüllten ſein Gemüth bald mit andern Sorgen. Im Getümmel der Parteien, die Frankreich damals zerriſſen, auf den Schlachtfeldern entwickelte ſich die ganze Fülle ſeiner Thätigkeit, ſeines heldenmüthigen Sinnes, der ihm nachmals unſterblichen Namen gewann. Schon jetzt war der junge Held die Bewunderung aller Tapfern geworden, und die Ehrenfräulein am Hofe der Katharina von Medicis tröſteten ihn mehr, als nöthig war, um Florettens Verluſt.

Die liebenswürdige Florette vernahm den Ruhm ihres Geliebten, und wie ihn alle Welt pries. Er war nicht mehr der Gärtner, welcher an ihrer Seite Blumen pflanzte; er war der Kriegsmann, welcher umherzog, Lorbeeren zu ärnten. Sie hatte nur den Heinrich, nie den Fürſten von Bearn geliebt. Seine glänzende Verwandlung erregte weniger ihre Bewunderung, als ihren Kummer. Denn ſie erfuhr auch, wie die Schönen am Hofe ihn umgarnten, und wie er, nur allzuflatterhaft, bald der Einen, bald der Andern angehörte.

Florette hatte in der Welt nur Einen Menſchen gekannt und geliebt; dies war Heinrich. Nun verlor ſie mit dem Glauben an ihn den Glauben an die Menſchheit. Aber darüber brach ihr Herz. Was gekommen war und kommen mußte, hatte ihre Vernunft vergebens zuvorgeſehen.

Auf ſeinen Zügen kam er auch wieder nach Nerac. Da ſah ſie den Fürſten von Bearn einigemal mit dem ſchönen Fräulein von Ayelle im Garten und Gebüſch der Garenne luſtwandeln. Sie konnte der Begierde nicht widerſtehen, Beiden auf ihrem Wege zu begegnen.

Der Anblick Florettens, die, wenn auch blaß und leidend, in ihrer Schwermuth nur noch ſchöner war, als ehemals im Glanz ihrer Freude, weckte in dem jungen Fürſten plötzlich wieder alle Erinnerungen der erſten Liebe. Er ward unruhig. Das Fräulein an ſeiner Seite, die Nähe der Höflinge verhinderten ihn, ſich ſeinen Wünſchen hinzugeben. Aber folgendes Morgens, als er den alten Lukas im Garten ſah, ſchlich er zu deſſen Haus. Er fand Floretten allein. Die zu ſchnelle Heimkehr des Vaters hinderte ihn, ſich lange mit ihr zu unterhalten. Er bat nur um ein Stündchen am Brunnen der Garenne. Sie antwortete, ohne die Augen von ihrer Arbeit aufzuſchlagen: „Um acht Uhr dieſen Abend werde ich dort ſein.“

Er eilte davon. Er war wieder der Ehemalige. Seine ganze Seele brannte für Florette. Er konnte die Stunde kaum erwarten.

Es ward dunkel; es ſchlug acht Uhr. Durch eine geheime Pforte der Burg begab er ſich, um Niemandem zu begegnen, auf Fußwegen, die er wohl kannte, durchs Gebüſch. Er kam zum Brunnen. Sein Herz pochte gewaltig. Florette war noch nicht erſchienen. Er wartete einige Minuten. Das Säuſeln der Blätter in der Nachtluft ſchreckte ihn mehrmals freudig auf. Schon breitete er die Arme aus, ihr entgegen zu fliegen, ſie an ſein Herz zu nehmen. Aber ſie war es nicht. Ungeduldig ging er auf und ab. Da bemerkte er, unweit dem Brunnen, in der Finſterniß etwas Weißes, wie einen Theil ihres Gewandes. Er eilte dahin. Es war ein Blatt Papier, nebſt dem Pfeil und der durchbohrten Roſe. Das Papier war beſchrieben. Die Dunkelheit der Nacht hinderte ihn, es zu leſen.

Erſchrocken, unruhig, bewegt, fliegt er zum Schloſſe zurück und ſeufzt: „Wie? Sie kommt nicht? Sie ſendet mir den Pfeil wieder, weil ſie mich nicht mehr liebt?“

Er las die Schrift — nur die Worte: „Ich habe dir verſprochen, du werdeſt mich an der Quelle finden. Vielleicht gehſt du vorbei, ohne mich zu ſehen. Suche beſſer. Du findeſt mich gewiß. Du liebſt mich nicht mehr, darum lebe ich nicht mehr. O mein Gott, vergib!“

Heinrich errieth den Sinn der Worte. Der Palaſt wiederhallte von ſeinem Rufen. Man läuft auf das Geſchrei des Fürſten herbei. Einige Diener mit brennenden Fackeln begleiten ihn zum Born der Garenne.

Warum die traurige Erzählung verlängern? Der Leichnam des ſchönen Mädchens ward in dem Weiher gefunden, welchen das Waſſer der Quelle bildet. Man begrub ſie zwiſchen zween jungen Bäumen.

Der Schmerz des jungen Fürſten war ohne Grenzen. Heinrich IV. iſt noch jetzt der Abgott des franzöſiſchen Volkes. Er verrichtete große Dinge. Er erlebte, gewann und verlor viel. Aber ein Herz gewann er nicht wieder, ſo rein und lieb und treu, wie Florettens Herz. Und die ſchmerzvolle Erinnerung an dieſen Engel verlor er nie.

Das war die erſte Liebe Heinrichs IV., das die einzige. So liebte er nie wieder.

Jonathan Frock.

In der Hauptstadt des Königreichs, und vielleicht im ganzen Königreiche, war geraume Zeit lang kein gepriesenerer Mann, als der auch durch einige Schriften dem Auslande schätzbar gewordene Ober-Kriminalrath von Schwarz. Das Glück schien sich an ihm mit Gunstbezeugungen erschöpfen zu wollen. Sohn eines armen Leinwebers, hatte er mit Hilfe einiger Stipendien, die ihm als einem Jüngling von trefflichen Anlagen gegeben worden waren, die hohe Schule besuchen können und die Rechtswissenschaft gelernt. Fast ohne einen Heller Geld war er in die Hauptstadt gekommen, als Sachwalter sein Brod zu verdienen; übernahm da einen schwierigen Rechtshandel, den man schon verloren gegeben; siegte vor den Gerichtshöfen; erwarb sich Ruf, und ward binnen Jahr und Tag einer der beliebtesten und beschäftigtsten Anwälde. Durch Uebung und fortgesetzten Fleiß gewann er einen seltenen Grad der Vollkommenheit seines Berufs. Ueberall vorgezogen, mit Belohnungen, Geschenken, Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien überhäuft, wurde er in die Kreise der angesehensten Männer eingeführt; in den besten Häusern vertrauter Freund. Er beirathete eins der schönsten und reichsten Mädchen der Hauptstadt; ward von den Ministern angestellt, von Amt zu Amt befördert, vom König geadelt; empfing dessen Orden; bald auch, wegen geleisteter Dienste, den Orden eines ausländischen Hofes mit reichem Jahrgehalt; und verschiedene Male ging die Rede, er werde Minister werden. Kurz, es blieb nur Eine Stimme, der Ober-Kriminalrath von Schwarz sei der glücklichste Mann. Er hatte die glänzendsten Aussichten, großes Vermögen, bewundernswürdige Geisteseigenschaften, die liebenswürdigste Frau, schöne Kinder; mehr noch, als dies Alles, man kam auch darin überein, daß Niemand so vielen Glückes werth sei, als er. Herr von Schwarz war als zärtlicher Gatte und Vater, als unermüdeter Arbeiter, als treuer Freund, als der angenehmste Gesellschafter, als der feinste und gefälligste Mann im Umgang bekannt.

Man soll sich aber nie vom Schein blenden lassen. Herr von Schwarz war in der That ein sehr unglücklicher Mann, und was noch mehr ist, keines Glückes würdig. Nicht seine Geschicklichkeit, nicht sein Fleiß, nicht seine Gabe, sich liebenswürdig zu machen, stand zu bezweifeln; wohl der Werth seines Herzens. Er gehörte zu den Leuten, die durchaus nichts sind, als klug und nur klug; gesetzlich gerecht im Handeln, nach Umständen sogar mehr, als nur das. Geld, Ehre und Vergnügen war aber eigentlich die geheime Dreieinigkeit, für die er Alles that und opferte. Gewissen und Religiosität zu haben, war er zu aufgeklärt; sich vertrauensvoll in Gefühlen der Freundschaft einem Herzen anzuschliessen, war er zu guter Menschenkenner. Er traute keinem, weil er sich kannte, und die für Schwachköpfe hielt, welche nicht waren, wie er. Er liebte sich aus natürlichem Triebe; jeden Andern aber, der wie er gewesen wäre, würde er gefürchtet haben. Er führte in seinem Hause unglückliches Leben. Er war da Despot. Seiner Frau begegnete er oft verächtlich. Seine Söhne, zwei hoffnungsvolle Knaben, zitterten wie Sklaven. Doch zuweilen zeigte er sich wieder unmäßig gütig gegen sie. Um ihre Erziehung konnte er sich nicht bekümmern. Er hatte wichtigere Geschäfte. Vom Elend seines Hauswesens wußte aber kein Mensch, als wer Genosse desselben war. Und wenn durch Geschwätz des Gesindes davon ruchbar ward, glaubte Niemand daran; oder man fand es sehr verzeihlich, daß ein Mann von seinen Geschäften Launen haben könne; oder man schob alle Schuld auf die Frau. Es fehlte ihr die nöthige Bildung, sie war keine Haushälterin, sie war ein Gänschen, und was man sonst zu sagen beliebte. Genug, Herr von Schwarz hatte immer Recht, und Jedermann Unrecht neben ihm. Doch ward sein häusliches Trübsal von Wenigen bemerkt. Denn kam Jemand zu ihm, war im Hause Alles ein Herz und eine Seele; er der aufmerksamste, gefälligste Gatte, der gütigste Vater, und wieder gegen ihn Alles von Liebe und Traulichkeit voll. Niemand dachte daran, daß das nur eingeführter, guter Ton sei. Man mußte seine Glückseligkeit bewundern.

Unter den Hausgenossen des Herrn v. Schwarz befand sich seit zwei Jahren auch ein junger Mann, Namens Jonathan Frock. Er spielte die Rolle eines Lehrers oder Erziehers bei den Kindern, war aber so gut Sklave, wie alle Uebrigen im Hause des Oberkriminalraths. Herr v. Schwarz besaß, möcht' ich sagen, eine eigene Gabe, Jeden auf eigenthümliche Art zu quälen. Wenn er seiner Frau fühlen ließ, sie verstehe nicht Frau zu sein, besitze keinen Witz und Verstand: so sagte er dagegen dem Hauslehrer, er sein ein linkischer Mensch, der nicht wisse, wie sich geberden; von der Welt schiefe Begriffe habe; nie sein Glück machen werde; der von Erziehung der Kinder keine Ahnung habe. Genug, Herr von Schwarz nahm immer den Ton des Erziehers vom Erzieher seiner Kinder an, und kränkte den armen Frock bitterlich.

Frock aber, zu schüchtern oder zu gut, schwieg. Auch ließ er sich's gefallen, wenn ihm der Herr Ober-Kriminalrath wöchentlich ein paarmal wiederholte, er betrachte ihn nur als Aufseher der Kinder, nicht als ihren Lehrer und Bildner. Und wagte es Frock je einmal, den Mund zu seiner

Vertheidigung zu öffnen, konnte er sich darauf verlassen, daß Herr von Schwarz voll vornehmer Mitleidigkeit die Achseln zuckte, oder ihm den Rücken mit den Worten zuwandte: „An Ihnen ist Hopfen und Malz verloren.“

Bei dem Allem war doch nicht zu läugnen: seit Frock im Hause lebte, hatten sich Schwarzens Kinder, welche vorher die wildesten Buben gewesen waren, sehr gebessert. Sie hatten auch gegen die Mutter Gehorsam und Ehrfurcht gelernt, zuletzt sogar sich ihr mit Hochachtung und Liebe zugewandt, und aufgehört, wenn der Vater ihre Unarten gegen die klagende Mutter in Schutz nahm, Mißbrauch davon zu machen. Sie zeigten sich gesitteter, lernbegieriger, minder tückisch gegen Gespielen; hingen besonders mit unbeschreiblicher Zuneigung an Herrn Frock, der sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der deutschen Sprache, Geschichte, Erdbeschreibung und Dingen unterrichtete, von denen Herr von Schwarz wenig ahnete.

Als dieser einmal seine Söhne auf eine Reise mit sich genommen, und sie Nachts mit ihm im gleichen Zimmer des Wirthshauses schlafen mußten, sah er mit Erstaunen, daß die Kinder, nachdem sie sich entkleidet hatten, auf den Fußboden niederknieten. — „Was spielt ihr da für Komödie?“ rief er. Sie antworteten nicht, falteten die Hände, hoben die Augen gen Himmel und beteten. Erst der älteste von den Knaben, halblaut; dann schwieg er, und der jüngere fing an. Was sie sagten, war nichts Auswendiggelerntes; denn es bezog sich auf Dinge des vergangenen Tages. In das Gebet waren Vater und Mutter, Frock und einige Spielgefährten eingeschlossen.

Herr von Schwarz verlor kein Wort darüber. Die Sache kam ihm aber doch lächerlich vor. „Ich glaube,“ sagte er bei Hause nachher zum Herrn Frock, „ich glaube bei meiner Ehre, Sie sind am Ende Herrnhuter, und richten die Jungen zur Kopfhängerei ab. Wozu soll das Knien der Kinder Abends im Hemd? Wozu das Beten? Die Jungen verstehen noch nichts von Religion. Ich wünschte, sie würden durchaus davon nichts hören, bis sie zu reiferm Verstande kommen. Dann werden sie unbefangener und richtiger über dergleichen Dinge urtheilen können. Ich halte nichts von einer *gelernten* Religion. Die Religion muß sich im Menschen aus seinem Innersten *entfalten*. Was man auch Kindern von dergleichen Gegenständen sagt, sie begreifen's nicht; es wird Vorurtheil, schädliche Gewöhnung an Vorstellungen, von denen nachmals bei reiferer Einsicht schweres Losreissen ist. Sind Sie denn etwa Herrnhuter?“

„Nein, das bin ich nicht!“ erwiederte Frock.

„Was haben Sie für eine Religion? Sind Sie katholisch, oder lutherisch, oder reformirt?“

Frock ward feuerroth und schwieg mit schüchterner Verlegenheit.

„Reden Sie doch. Denn ich muß und will das wissen. Es darf mir nicht gleichgültig sein, mit welcher Art Vorurtheilen meine Kinder zuerst bekannt werden. Jede Kirche hat ihre Vorurtheile. Ich wollte, Sie könnten tanzen, Sie hätten mehr Anstand, mehr Aeusserliches. Das würde meinen Söhnen bessern Nutzen bringen, als in diesem zarten Alter religiöses Geschwätz. Dafür haben Kinder weder Verstand, noch Bedürfniß.“

„Erlauben Sie gütigst, Herr Ober-Kriminalrath,“ sagte Frock, „ich halte dafür, das Bedürfniß werde von Kindern tiefer gefühlt, als Sie vielleicht glauben. Unter allem, was ein unverdorbenes, wißbegieriges Kind zu wissen begehrt, fragt es gewiß am theilnehmendsten nach dem Ueberirdischen, nach dem Entstehen der Dinge, nach dem Schicksal des Geistes jenseits des Grabes, nach Gott und wo und wie er sei? Solche Fragen bezeugen das Bedürfniß des Kindes und des in ihm wohnenden Gottesfunkens. Die erste Annäherung des kindlichen Herzens an die unsichtbare Welt gibt ihm das Bewußtsein der Menschenwürde und Kraft und Liebe zur Tugend, ohne welche der Mensch doch immer eine vielleicht liebenswürdige, aber gefährliche Bestie bleibt.“

„Ganz richtig, Herr Frock; nur daß Sie, nach Ihrer Gewohnheit, aus völlig unrichtigen Sätzen absegeln. Wer, in aller Welt, hat Ihnen denn weisgemacht, daß Kinder voller Sehnsucht nach dem Unsichtbaren und Ueberirdischen sind, weil sie gerne um Dinge fragen, die sie nicht begreifen können? Wissen Sie denn nicht, daß Kinder am liebsten von Gespenstern, Räubern, Feen, Taschenspielerstückchen und allem hören, was ihnen wunderbar und unerklärlich ist? Darum fragen sie auch wohl eben so gern nach Himmel und Hölle, nach Gott und Engeln. Und was Sie ihnen davon sagen, es sei wahr oder nicht, glauben sie treuherzig und um so lieber, je ausserordentlicher das ist, was sie hören. Merken Sie sich das, lieber Freund, wenn Sie anders bei der in Ihnen schon zur Verknörpelung gediehenen Masse von Einbildungen sich noch eine einfache Wahrheit merken können: je unwissender ein Mensch, je geneigter ist er zum Glauben an das Wunderbare und Ueberirdische!“

„Darf ich, Herr Oberkriminalrath, darüber meine Meinung äussern?“

„Wie Sie wollen; ich bin schon darauf gefaßt, etwas sehr Gescheutes zu hören.“

„Ich will nicht widersprechen: je unwissender der Mensch, je geneigter ist er zum Glauben an das Wundervolle und Höhere. Woher aber dieser Hang, der ihn vom Kleinsten und Gewöhnlichsten zum Höchsten leitet? Dieser Trieb liegt tief in der Menschennatur, ist unbestreitbar Wirkung und Sache seines Schöpfers. Wie jede Lichtflamme nie erdwärts, sondern immer zum Himmel lodert, von wannen doch das größte Licht strömt: so trägt jeder Geist in seinem Selbstgefühl, daß er mehr, als alles Irdische sei, zum

höchsten Geist aufstrebend. Er kann in Weg und Mitteln irren; aber sein Hang zum Höhern und Unvergänglichen ist Natur. Gewinnt er mit der Zeit mehr Bildung: so wird er künstlicher, und das Künstliche erstickt oft sein natürliches Wesen. Er sieht bei mannichfaltigern Erfahrungen, daß er vormals in Weg und Mitteln irrte, und wird mißtrauisch gegen den Geistestrieb selbst, der ihn zum Glauben an das Ewige und Höchste zog. Er hält es für weiser, sich ganz dem Irdischen anzuschliessen; will sich Alles natürlich erklären und natürlich machen, das heißt, Alles in den Kreis der Gemeinheit und Vergänglichkeit einbannen; glaubt nun Alles zu verstehen und recht natürlich zu sein, indem er am wenigsten versteht, am unnatürlichsten ist, und selbst die Gesetze der Natur in seinem Innern bestreitet. Daß er aber natürlich sei, empfindet er, weil er in sich selber unglücklicher wird. Alle Unzufriedenheit des Menschen ist Frucht seiner Unnatürlichkeit, seines Widerspruchs mit sich selbst, weil er will, was er nicht soll. Erfahrung macht ihn endlich weiser. Und je mehr er lernt, je mehr sieht er, daß er auch den wunderbaren Bau des Grashalms nicht begreifen kann, daß auch das Sonnenstäubchen auf Gott hindeutet. Je mehr er in Erkenntniß wächst, je überzeugter wird er, daß er wenig weiß. Der Halbwisser weiß das meiste, der Weiseste fast nichts. Dieser nähert sich, aber freilich auf anderm Wege, noch einmal der Natürlichkeit des kindlichen Gemüths; und seine Wahrnehmung von Beschränktheit des Wissens gibt ihn wieder an den Glauben des Unsichtbaren, des Ewigen zurück."

"Guter Freund," sagte Herr von Schwarz, "ich kenne Ihre Leier schon, und erwiedere darauf nichts, als daß Sie viel Wahres und Halbwahres, mit einem starken Ansatz zur Mystik, den Sie haben, toll genug durch einander mengen. Sie haben vermuthlich etwas in einem Buche gelesen, und nicht verstanden, und kramen das etwas verkehrt aus. Sie halten Ihre Einbildungskraft für Tiefe des Urtheils, und machen damit beständig einen Mißgriff."

"Ich bitte, Herr Oberkriminalrath, mir wenigstens zu zeigen, wo mich in dem Gesagten die Einbildungskraft täuschte, oder wo ich etwas Gelesenes falsch verstand."

"Junger Mann, Sie sprechen vom Leben, als wenn Sie Alles, was das Leben in seinem Umfang besitzt, schon geschöpft hätten. Junger Mann, wenn Sie vom Kinde und von Unwissenheit reden, mögen Sie aus Erfahrung sprechen; aber wer von der Weisheit der Sterblichen reden will, gehört entweder selbst zu ihrem Rang, oder er hat so etwas aus Büchern genommen. Sprechen Sie nun aus Büchern, oder als Weisester aus Erfahrung vom Kreisgang des menschlichen Geistes? Doch wozu verderb' ich mit Ihnen die Zeit! Hauptsache bleibt: verschonen Sie meine Söhne mit Ihrem Krimskrams; Sie leisten mir einen Gefallen. Und dann, ich muß noch einmal fragen: zu welcher Religion gehören Sie eigentlich?"

Frock erröthete wieder und sagte nichts.

"Ich bin gewohnt, eine Antwort zu hören, wenn ich frage!" rief Herr von Schwarz mit dem ihm eigenen Gebieterton.

"Herr Oberkriminalrath," sagte Frock endlich, "ich kann es nicht länger verschweigen. Sie verstehen, wie Keiner, die Kunst als Meister, den Menschen in sich selber zu vernichten, indem Sie ihm allen Glauben an eigenen Werth tödten. Ich würde Ihr Haus längst verlassen haben, trüge ich nicht alles Schmerzliche gern aus Liebe zu Ihren Söhnen, die mir ans Herz gewachsen sind. Ich will glauben, daß ich in Ihren Augen zu wenig Verdienst habe, um etwas zu gelten; aber sein Sie so großmüthig, mir mindestens mein Vertrauen auf mich selbst zu lassen."

"Sehen Sie, Frock, das sind nun wieder Ihre gewöhnlichen Sprünge. Möchte ich mich bemühen, Sie zu Verstand zu bringen, zu richtigerer Ansicht der Dinge: so ist's gefehlt. Meinethalben, wenn Sie aus dem Hause gehen wollen, ich sperre Sie nicht ein. Meine Knaben sind ohnedem Ihrem Unterricht entwachsen. Die Jungen sollen Sprachen, Lateinisch, Griechisch lernen; Sie verstehen nichts davon. Ihnen gehen alle gründliche Kenntnisse ab. Thun Sie also, was Sie wollen. Aber denken Sie an mich: wohin Sie in der Welt kommen, Sie werden allenthalben zu kurz kommen. Einbildung von sich, völlige Unbehulfenheit in den einfachsten Lebensverhältnissen wird Sie ins Elend führen. Wo haben Sie auch nur einen einzigen Menschen, der Sie auszeichnet oder schätzt? Müssen Sie nicht mitten in der Hauptstadt wie ein Einsiedler leben? — Meinethalben, thun Sie, was Sie wollen!"

Damit wandte sich Herr von Schwarz ab, und Frock ging traurig zu seinen Zöglingen.

Dergleichen Unterhaltungen waren keine Seltenheit zwischen beiden Leuten. Frock verließ das Haus darum doch nicht. Wirklich hing er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an den Knaben, die er erzog. Gewöhnlich schloß er sie, nach den Gesprächen mit ihrem Vater, heftiger, auch wohl mit nassen Augen an sein Herz, und sagte: Ihr seid ja die Einzigen, die mich verstehen und werth halten! Verlier' ich euch, verlier' ich Alles.

Frock war aber auch, hätte er das Haus verlassen, ohne alle Aussicht. Vermuthlich wußte das der Kriminalrath sehr gut, so wie er auch nicht vergaß, daß Frock in dürftigen Umständen zu ihm gekommen war. Weil Schwarz eben einen Hauslehrer bei seinen Kindern, oder vielmehr einen Aufseher bei ihnen brauchen konnte, hatte er ihn fast nur um Obdach und Beköstigung aufgenommen. Ueber Gehalt und Lohn war nichts bedungen. Was Schwarz gab, ward immer wie Geschenk und Gnade angesehen, und reichte kaum zu anständiger Bekleidung der Person hin. Aber

gerade dies war dem Ober-Kriminalrath recht. Es sollte in seinem Hause Alles und Jedes in Abhängigkeit von seiner jeweiligen Laune stehen.

Jonathan Frock lebte daher sehr eingezogen und still. Gesellschaft sah er selten. Er war nirgends heiterer, offener, herzlicher, als bei seinen zwei kleinen Freunden, die er bildete; sonst zurückhaltend und schüchtern. Wenn man ihn nur ein wenig zutraulich machte, verklärte sich sein ganzes Wesen. Er ward lebhafter, offener, beredsamer; seine Augen blitzten von einem innern Feuer. Eine gewisse Gutmüthigkeit nahm für ihn ein. Das Alles verschwand und erlosch aber eben so schnell, als man ihm verspüren ließ, er sei fremd und am unrechten Orte. Im Schwarzischen Hause war ihm ein verschlossenes Wesen beinahe zur andern Natur geworden. Frau von Schwarz zog ihn so wenig, als ihr Mann hervor. Sie stand in gleichem Verhältniß stolz und abstoßend gegen ihr Hausgesinde — und dazu rechnete sie auch den Aufseher ihrer Kinder —, als ihr Mann gegen sie. Durch hohen Ton glaubte sie den Leuten diejenige Ehrfurcht wieder einzuflößen, welche ihr des Eheherrn unartiges Betragen geraubt hatte. So blieb zwischen ihr und dem Hauslehrer eine noch größere Kluft, als zwischen ihm und Herrn von Schwarz.

Es war Frock übrigens ein nicht übler Mann, seinem Aeussern nach; zwar nicht schön, aber wohlgewachsen. Er hatte ein offenes, angenehmes, aber blasses Gesicht, das durch ein pechschwarzes krauses Haupthaar noch bläßer ward; zarte, weiße Hände, um die ihn manches Mädchen beneiden konnte; eine weiche, seelenvolle Stimme und viel Bedeutsamkeit in seinen Gebehrden, wenn er lebhafter redete. Er mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre alt sein. Dabei war er im Aeussern, so einfach er auch gekleidet sein mochte, ungemein sauber. Aus allen seinen Reden leuchtete religiöser Sinn. Doch ging er selten zur Kirche, oder nie. Oft, wenn er recht heiter zu sein schien, und sein Auge lachte, und er sich der Freude ganz hingeben zu wollen Neigung wies, konnte er plötzlich verstummen. Man sah, daß Trauriges in ihm vorging. Zu manchen Zeiten konnte er bei gleichgültigen Gesprächen in Verlegenheit gerathen, und ohne Veranlassung erröthen. Immer ein Beweis, daß er reizbar, oder, wofür auch die Blässe seines Gesichts sprach, von unsicherer Gesundheit war. Herr von Schwarz aber, mit seinem Kriminalrichterblick, ahnete aus dergleichen Verwandlungen Böseres. Er hatte es verschiedene Male darauf angelegt, ihn auszuforschen. Doch kam er damit nicht weiter, als daß er erfuhr, Frock sei aus dem Elsaß gebürtig; von armen Aeltern; eine Zeit lang unter den französischen Fahnen als gemeiner Soldat gestanden; in der Schweiz, in Italien, in Aegypten gewesen; am Schenkel durch eine Kugel verwundet, des Kriegslebens satt geworden; endlich, und vermuthlich ohne Urlaub, davon gelaufen.

Weil sich Frock übrigens im Hause untadelhaft und friedlich aufführte, ließ es der Ober-Kriminalrath dabei bewenden. Dieser hielt ihn ohnedem für einen ganz unbedeutenden Menschen, und glaubte nichts weniger, als daß derselbe je bedeutenden Einfluß auf sein Schicksal haben würde.

Wenige Wochen nach jener Unterredung aber ereignete sich ein Vorfall, der den Bruder Wunderlich, wie Herr von Schwarz seinen Knaben-Aufseher nannte, plötzlich aus dem Hause entfernte.

Dieser unterrichtete eines Tages die Kinder in der Geschichte, und redete eben mit der ihm eigenen Wärme von der muhamedanischen Religion, von dem Vortrefflichen, was der Koran der Türken enthalte, von den Tugenden, welche bei Bekennern des Propheten von Mekka oft häufiger, als unter Christen, gefunden würden. Herr von Schwarz kam dazu, hörte dies eine Weile lächelnd, aber bitter lächelnd an, denn er war übelgestimmt. Er hatte zufällig erfahren, daß man sich am Hofe über eine von ihm eingegebene Schrift, die Reform des Justizwesens betreffend, ein wenig lustig gemacht habe. So brach er Gelegenheit vom Zaun, und ließ seinen Unmuth in ärgerlichem Spott gegen den blassen, duldsamen Verkünder des arabischen Propheten aus. Dieser schwieg und stierte trübsinnig vor sich hin. Die beiden Knaben hörten nicht auf den Vater, sondern sahen traurig ihrem Lehrer nach den Augen, als wollten sie ihn trösten; und legten ihre Hände auf seine Achseln, als wollten sie sagen: Beruhige dich, wir gehören dir doch an.

Den Auftritt unterbrach das Erscheinen des Majors von Tulpen, eines verabschiedeten königlichen Offiziers, der von Zeit zu Zeit in das Haus zu kommen pflegte. Denn er war mit der Frau von Schwarz verwandt, und glaubte mit dem Oberkriminalrath guter Freund zu sein. Er hatte demselben in frühern Tagen wesentliche Dienste geleistet, als der Major noch nicht verabschiedet, und Herr von Schwarz noch ein wenig bekannter Mann war. Damals hatte Schwarz mehr denn anderthalb Jahre unentgeldlich beim Major gelebt, der ihm auch durch Empfehlungen den Weg zu seiner nachmaligen glänzenden Laufbahn öffnen half. Herr von Tulpen war ein ganz wackerer, aber etwas hastiger Mann, der viel von seinen mitgemachten Feldzügen zu erzählen wußte, auch gern erzählte, nur daß es ihm etwas an Zahlen- und Namensgedächtniß fehlte.

Diesmal brachte ihn wirklich der Abgang seines Zahlensinns zum Herrn von Schwarz.

„Ich bin in einer verdammten Verlegenheit, Herr Gevatter Oberkriminalrath!“ rief er: „Sie müssen mir einen Liebesdienst thun.“

„Von Herzen gern, mein Bester!“ sagte Herr von Schwarz: „Ich höre hier mit Vergnügen dem Unterricht meiner Kinder zu, und das Lob der

türkiſchen Religion von den Lippen der Unmündigen. Wir wollen uns von den Muſelmännern nicht in den Tugenden der Freundſchaft, Großmuth und Dankbarkeit oder Barmherzigkeit übertreffen laſſen.«

»Deſto beſſer! So treff' ich's gut!« rief Herr von Tulpen: »Denn ich muß Geld haben, und ſollte ich's ſtehlen. Kommen Sie; nur ein paar Wörtchen im Vertrauen.«

Das Wort Geld ſtimmte den Herrn von Schwarz doch etwas um. Er war gar nicht gewohnt, daß ihn der Major um Gefälligkeiten bat, noch weniger um Geld. Er hoffte daher eine allfällige Bitte um Geld deſto leichter beim Major zu unterdrücken, wenn er es nicht zu einer Unterredung unter vier Augen kommen ließ.

»Sprechen Sie nur ganz frei,« ſagte er, »ich habe vor meinen Kindern und ihrem Lehrer nie ein Geheimniß. Nur heraus mit Ihrem Geſchäft.«

»Zum Kukuk, das iſt ganz gut!« ſagte der Major verlegen: »Aber ich möchte doch meine verdammte Lage nicht Jedem offenbaren.«

Eben das wollte Schwarz, und darum blieb er in der Unterrichtsſtube, trotz allem Bitten und Fluchen des Majors, deſſen Aengſtlichkeit in allen Mienen zitterte. Und was dieſer ihm ſagen mochte, Schwarz drehte es immer mit vieler Laune in Spaß um. Der Major lief einige Male auf und ab (Schwarz hoffte, er werde aus der Stube laufen), blieb dann ſtehen, ſchwenkte den etwas abgegriffenen Kriegerhut dreimal im Ring herum und ſagte: »Sehen Sie, muß mich der Kobold reiten — mach' ich den dummen Streich — wie ich nun ſo bin — laſſe mich von dem Kaufmann — Kaufmann Dings da — ei, Sie wiſſen ja, mein Nachbar iſt's, der Bankerot machte und davon gegangen iſt — kurz und gut, laſſe mich vor Jahr und Tag von ihm breit ſchlagen, Bürge zu werden um tauſend Gulden, ich, der ich keine tauſend Gulden im Vermögen habe — ſoll nun zahlen — tauſend Gulden zahlen — bedenken Sie, ich, der keine tauſend Groſchen hat.«

»Das iſt allerdings ſchlimm!« erwiederte Herr von Schwarz ungemein ernſt und höflich. »Sind Sie einziger Bürge?«

»Einziger! denken Sie, und wie in dem verdammten Wiſch ſteht, mit geſammtem Habe und Vermögen, jetzigem und künftigem. Hab's nun wohl vor Gericht deutlich erklärt, ganz deutlich, hätte keine tauſend Groſchen; ſagt' es auch dem Finanzrath Dings da, dem ich die tauſend Gulden zahlen ſoll. Man zuckte die Achſeln, und ich zuckte ſie auch. Und ſo gingen wir aus einander. Nun meinte ich, es ſei vor der Hand, leider zum Schaden des Finanzraths, abgethan. Sieh da, wart' ich auf das Quartal von meiner Penſion, warte drei, vier Wochen. Will nichts kommen. Kein Groſchen im Hauſe; die letzte Kartoffel verkocht; drei Wochen keinen Bäcker bezahlt; der Fleiſcher ſchickt ein Conto. Ich muß gelebt haben. Meine beiden Mädchen haben auch Fleiſch und Blut. Ich laufe in die Kriegskanzlei; denke, ſie haben's vergeſſen. Zuckt der Kriegsrath Dings da die Achſeln, und ſagt: Thut mir leid; Finanzrath Dings da hat auf Ihre Penſion durch die Gerichte Beſchlag legen und ſie beziehen laſſen. Das wiſſen Sie ja. Hol' ihn der Geier, ſag' ich, ich weiß nichts davon. Laufe zum Finanzrath Dings da. Der zuckt die Achſeln, und ſagt: Das Gericht hat Sie für den Kaufmann Dings da, als ſeinen Bürgen, zum Zahlen verurtheilt. Sie wiſſen's ja. Hol' der Geier das Gericht, ich weiß nichts davon. Wovon ſoll ich leben mit meinen beiden Töchtern? Komme mit dem Majortitel und halber Hauptmannsgage kaum ohne Hungerleiderei durch. Biete aber doch dem Finanzrath Dings da vierteljährlich fünf Thaler an; will ſo, will's Gott, ehrlich abzahlen nach und nach, wenn auch langſam. Er zuckt die Achſeln. Hol' der Geier die Achſelzucker. Nun komm' ich zu Ihnen.«

Der Oberkriminalrath nahm ſich wohl in Acht, die Achſel zu zucken, ſagte aber doch: »Allerdings, das ſteht ſchlimm. Sie haben gefehlt, daß Sie die Bürgſchaft ſo leichtſinnig übernahmen. Hier läßt ſich nichts mehr ändern, auch nicht gegen den Spruch des Gerichts rekurriren.«

»Will auch das Gericht nicht kuriren; aber, Gevatter Oberkriminalrath, kuriren Sie mich von meiner Herzensnoth. Habe ſonſt und kenne ſonſt Keinen, als Sie. Darum komm' ich zu Ihnen. Schieſſen Sie mir die tauſend Gulden vor. Wiſſen Sie was? Jährlich zahl' ich Ihnen fünfzig Gulden zurück. Ich will von Ihnen nichts geſchenkt. In ſo und ſo viel Jahren haben Sie Alles wieder.«

»So und ſo viel heißt hier aber zwanzig!« ſagte Herr von Schwarz, und ſenkte den Kopf bedächtlich vor ſich auf die Seite nieder.

»Nun ja, zwanzig!«

»Gut! Aber, mein Beſter,« fuhr der Kriminalrath fort, und that drei leiſe Schritte rückwärts, »wenn man nur immer bei Kaſſe wäre. Zum Beiſpiel, ich bin jetzt ohne Baarſchaft.«

»Ihnen leiht Jeder.«

»Ich habe meine Schulden. Sie wiſſen das nicht. Ich wäre diesmal auſſer Stande, Ihnen zu helfen.«

»Auſſer Stande?« lallte der Herr von Tulpen, und konnte lange kein Wort mehr vorbringen: »Oder ſagen Sie deutſch heraus: Sie wollen nicht.«

»Am Willen, beſter Major, fehlt's nicht: aber das Können!«

»So möchte ich mir noch für einen Groſchen Pulver kaufen, und mir die Kugel durch den Kopf ſchieſſen. Dann müſſen Sie meine kleine Leonore erhalten; Sie ſind ja ihr Taufpathe!«

Der Kriminalrath zuckte ſtatt aller Antwort die Achſeln. Der Major gerieth in wahre Todesangſt, und flehte auf's Rührendſte. Feſt, höflich, doch herzlich, lehnte Herr von Schwarz Alles ab.

Zum Glück meldete ihm ein Bedienter einen fremden Herrn an. Er verneigte sich und ging.

„Sie wollen also nicht?“ schrie ihm der alte Major nach.

„Kann nicht!“ sagte der Kriminalrath kalt unter der Thür, und verschwand.

Dem Major brachen die Knie. Er setzte sich oder sank vielmehr auf einen nahen Sessel; blieb lange unbeweglich, zerdrückte endlich seinen alten Hut mit Ingrimm, und rief wie ein Verzweifelnder, das Auge gen Himmel wälzend, mit schauerlicher Stimme: „Soll ich denn mit meinen Kindern verhungern?“

Frock hätte sich mit seinen Zöglingen längst schon gern entfernt gehabt. Er war aufgestanden. Immer hatte er den Major mitleidsvoll betrachtet. Jetzt trat er schüchtern zu ihm, und sagte ehrerbietig und leise: „Warten Sie nur noch einen Augenblick!“

„Hol' Euch der Geier!“ fuhr ihn der Major donnernd und mit glühendem Gesicht an.

„Warten Sie doch nur einen Augenblick!“ wiederholte Frock mit einer bittenden Geberde, und ging eilig davon. Nach wenigen Minuten kam er wieder, trat auf den Zehen zum Major, und hielt ihm mit der Hand eine Schnupftabaksdose hin. Der Herr von Tulpen achtete auf ihn nicht, und saß in sich vertieft da.

„Nehmen Sie!“ sagte Frock.

„Fort!“ schrie der Major, und zuckte mit dem Stock in der Hand: „Bin ich Sein Narr? Ich schnupfe nicht.“

„Die Dose ist mehr als tausend Gulden werth. Ich gebe sie Ihnen. Nehmen Sie sie nur, Herr Major.“

Der Major sah die Dose seitwärts verdrießlich an, riß aber doch die Augen auf, als er sie wunderbar strahlen sah, und die beiden neugierig hinzudrängenden Knaben einmal über das andere ihr: Oh! oh! riefen. Es war eine kostbar gearbeitete goldene Dose mit Schmelzwerk, in einem Viereck von großen Diamanten leuchtend.

Herr von Tulpen sah bald die Dose, bald den Geber an. „Was soll denn das?“ fragte er.

„Nehmen Sie, Herr Major. Damit können Sie Ihre Schuld bezahlen. Ich gehe mit Ihnen zum Juwelier; er soll Sie schätzen. Kommen Sie.“

„Herr,“ rief der Major mit sanfterer Stimme und stand auf, „wer sind Sie?“

„Ich heiße Jonathan Frock.“

„Jonathan Frock? — Und das Ding da, glauben Sie, sei tausend Gulden werth?“

„Unter Brüdern mehr!“ erwiederte Frock: „Kommen Sie.“

„Und Sie wollen meine Schuld damit tilgen?“

„Gewiß und gern.“

„Aber wer sind Sie?“

„Ich bin Jonathan Frock, Lehrer bei diesen Kindern.“

Da ward der Alte stumm. Er sah den jungen Mann lange an, bis er nichts mehr sehen konnte; das Wasser trat ihm in die Augen. Dann schlug er die Arme um den Jüngling, und sagte leise mit schmerzlich gebrochener Stimme: „Nun denn, Jonathan, so laß mich dein David sein!“ — Frock beruhigte ihn, nahm ihn und führte ihn zum Juwelier. Dieser schätzte die Dose auf zwölfhundert Gulden; und da man sie ihm zum Verkauf bot, nahm er sie endlich auch um den Preis an, wiewohl er tausendmal betheuerte, sich in der Schätzung übereilt zu haben.

Beide gingen zum Gläubiger des Majors. Die Schuld ward abgethan, dem Major der Vierteljahrgehalt zurückgestellt, bei der Kriegsrechenkammer Alles berichtigt.

Unterdessen hatte der Oberkriminalrath von seinen Kindern die ganze Begebenheit erfahren. „Eine goldene Dose mit Brillanten!“ rief er zehn und zwanzig Male: „Wie kommt der Schlukker zu einer goldenen Dose?“ — Die Antwort hatte er eben so schnell gefunden, als die Frage. „Gestohlen!“ dachte er, ließ einen Schlosser rufen und Frocks kleinen Reisekoffer eröffnen. Er untersuchte selbst, ob noch Kostbarkeiten darin verborgen wären, und fand, ausser einigen beschmutzten Schriften, einiger Wäsche und Kleidern, nichts.

Er hatte die Arbeit eben vollendet, als Frock mit gewöhnlicher bescheidener Art in die Stube trat, und sich ehrerbietig verneigte. Wie aber seine Augen auf den erbrochenen Koffer fielen, verwandelte sich plötzlich seine Miene; vom Erstaunen ging er zum Ernst, vom Ernst zum Zorn über. Er ward wieder der napoleonische Soldat, der er gewesen; packte mit gewaltiger Faust den Oberkriminalrath an der Brust, schüttelte ihn drei Mal her und hin, und warf ihn dann gegen die Wand.

„Wessen haben Sie sich angemaßt? Halten Sie mich für einen Dieb?“ rief Frock mit erschütternder, löwenhafter Stimme: „Wer gab Ihnen Macht und Fug, fremdes Eigenthum zu durchstören und heimlich Schlösser zu brechen? Bin ich verdächtig, gibt's keine Gerichte? Kennen Sie die Gesetze?“

Der Kriminalrath fiel bei dieser äusserst unerwarteten Haupt- und Staatsaktion ein wenig aus der gewöhnlichen Fassung. Er gestand nachmals selbst, er habe hier zum ersten Mal in seinem Leben die Geistesgegenwart verloren. Zu verargen war ihm das eben nicht. Denn, ungerechnet daß er über einer verbotenen That ertappt worden war, lag in Frocks Verwandlung etwas wahrhaft Erschreckliches und Unbegreifliches. Dieser sonst unterthänige und schüchterne Mensch hatte den Muth, einen Oberkriminalrath zu schütteln; er, sonst wie ein Lamm, war schrecklich mit seinem Flammenblick und Ernst; seine donnernde Sprache schien ihm eben so wenig zu gehören, als die Riesenkraft des Arms.

Frock wies dem Herrn von Schwarz mit gebietendem Zeigefinger die Thür, und dieser, bleich und odemlos eine Entschuldigung stammelnd, verließ behend das Stübchen; hatte aber kaum mit dem Fuß das feindliche Gebiet verlassen, als er sich mit kriminalrichterlicher Majestät wieder umwandte und zurückrief: „Herr Frock, Sie verlassen auf der Stelle mein Haus!“

Ohne Zweifel war Frock gleicher Meinung; denn er hatte schon aus dem Fenster einen Kerl von der Gasse heraufgewinkt, der ihm den Koffer tragen sollte, welchen er, nach Durchmusterung der darin befindlichen Papiere, und Füllung mit eigenen Kleidern und Büchern, sogleich verschloß. Er suchte seine beiden Zöglinge auf, drückte sie mit stummer Liebe weinend an seine Brust, und verließ das Schwarzische Haus auf ewig.

Sehr zeitig kam folgendes Morgens der Herr Major von Tulpen. Er fand die Frau von Schwarz allein; ihr Mann war in Geschäften ausgefahren. „Desto besser, gnädige Frau!“ sagte der Major; „denn ich suche ihn auch nicht, und werd' ihn in dieser Welt schwerlich wieder suchen. Hat mich in meiner Todesangst verlassen, darum wird mich auch die Todesangst nicht wieder zu ihm treiben mögen. Aber wo ist mein Jonathan?“

„Ihr Jonathan, Herr Major? Ich kenne ihn nicht.“

„Was, meinen Jonathan nicht? — Er heißt eigentlich — nun doch — Jonathan Pfropf oder Kropf — Sie kennen ja den Dings da! Er ist Ihr Hauslehrer.“

„Ach, den Frock. Er ist nicht mehr bei uns. Mein Mann jagte ihn gestern aus dem Hause.“

„Aus dem Hause? Was? weil er großmüthiger als Ihr Mann war? Was, aus dem Hause? — Ich bin ein armer pensionirter Kriegsknecht, habe nicht mehr als so und so viel Quartalgeld, aber den Jonathan Dings da will ich zu mir nehmen lebenslang und ihn todtfüttern.“

„Nehmen Sie sich in Acht. Er ist ein schlechter Mensch. Gutes Gewissen hat er nicht, das haben wir längst bemerkt. Sie könnten sich einen schlimmen Gesellen ins Haus setzen.“

„Einen schlimmen Gesellen?“ rief der Major, ward feuerroth, und seine Augen funkelten Zorn über das Wort: „Hol' euch der — nun, ich will nichts gesagt haben. Gnädige Frau, aber ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten.“

„Sie verstehen mich wohl falsch, Herr Major, ich spreche nicht von Ihnen.“

„Aber von dem Jonathan Kropf. Sagen Sie mir kurz heraus, wo ist er?“

„Schon seit gestern fort.“

„Aber wohin?“

„Das wissen wir nicht, und kümmert uns nicht.“

„Aber mich. Adieu! — Nein, schreiben Sie mir doch seinen verteufelten Namen auf. Zopf heißt er? Schreiben Sie ihn nur auf ein Zettelchen. Ich will von Gasse zu Gasse laufen. Ich werd' ihn schon finden.“

„Falls er sich nicht aus dem Staube auf und davon gemacht hat. In der Stadt wird er schwerlich bleiben!“ sagte Frau von Schwarz, und gab ihm Frocks Namen auf einem Blatt.

Lächelnd steckte Herr von Tulpen das Papier ein, sagte: „Ist Ihr Mann denn der König oder Gouverneur?“ schlug bedeutsam und stark an seinen Degen, machte eine stumme Verbeugung und ging.

Er ging, wie er gesagt hatte, von Gasse zu Gasse durch die weitläufige Königsstadt; kam matt und müde heim; aß mit seinen Kindern; setzte Nachmittags die Reise fort; fragte unterwegs alle Bekannte, die ihm begegneten; lief so von einem Tag zum andern Tag; und gab endlich nach wochenlangen vergeblichen Kreuzzügen die Hoffnung auf, den theuern Helfer in der Noth noch in der Stadt zu finden.

Und doch hatte sich Frock aus derselben nicht entfernt, sondern nur eine Nacht im ersten besten Wirthshaus zugebracht, dann anderes Tages bei einer alten Wittfrau ein Stübchen gemiethet, und durch Intelligenzblätter dem Publikum seine Dienste angeboten, daß nämlich an der Marktgasse im Hause No. 1771, im ersten Stock, zu jeder Stunde des Tages, wer Schriften deutsch oder lateinisch schön kopiren, oder aus dem Deutschen in's Französische und umgekehrt übersetzen, Aufsätze und Briefe aller Art verfertigen lassen wollte, schnelle, billige und verschwiegene Bedienung finden würde.

Frock hatte sich also einen Erwerbszweig geschaffen, der ihn vor dem Hungertod bewahren sollte. Doch unterließ er auch nicht, fleißig in den Intelligenzblättern nachzulesen, wo man einen Hauslehrer suchte. Er war mit dem Letztern minder glücklich. Hingegen fand sich bald Kundschaft für sein Hilfs-, Schreib- und Kopir-Bureau, besonders als er diesen Titel mit großen, doch zierlichen Buchstaben auf Folio-Royal vor dem Hause der Wittfrau ausgehängt hatte. Gelehrte brachten ihm ihre unleserlichen Manuskripte, um sie für die Druckereien abschreiben zu lassen. Dienstmägden und Handwerksburschen mußte er Briefe an hartherzige Verwandte oder treulose Geliebten machen. Andere verlangten Uebersetzungen. Genug, es gab mancherlei Verdienst; und war er auch gering, blieb er doch zureichend, ihm die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu befriedigen. Er gebrauchte wenig. Nach einigen Monaten mehrte sich seine Arbeit, als seine Geschicklichkeit und Billigkeit bekannter ward; besonders war sein Gedächtniß bewundernswürdig, das vorzüglich denen zu statten kam, die durch ihn Briefe schreiben liessen, und nachher meistens Inhalt und Datum vergessen hatten. Er hielt aber auch musterhafte Ordnung; denn von Allem, was er arbeitete, trug er Tag der Abfassung, Namen der Personen und wesent-

lichen Inhalt in ein eigenes dafür bestimmtes Buch ein. Sein Geschäft, so mühsam es auch sein mochte — oft mußte er Nächte zu Hilfe nehmen —, war bei dem allen nicht ohne Unterhaltung. Er erfuhr da manches Geheimniß liebender Herzen, die Lebensangelegenheiten mancher ihm unbekannten Familie, und erweiterte damit seine Menschenkenntniß.

Er gefiel sich in dieser Unabhängigkeit. Ihm war, da er aus dem Schwarzischen Hause gegangen, als wäre er aus der algierischen Sklaverei in die selige Freiheit gegangen. Blos der Verlust seiner geliebten Zöglinge kränkte ihn lange. Doch überwand er den Schmerz, und den noch größern, daß er nun keine Seele hatte, an der er hing, und die er die seine nennen konnte. Es machte ihm eines Tages recht peinliche Empfindung, als ein ihm fremder Mensch eintrat, und eine mehrere Bogen lange politische Abhandlung auf der Stelle abgeschrieben zu haben wünschte. Er erkannte nämlich in der Schrift, die er kopirte, die Handschrift des Oberkriminalrathes von Schwarz. Der Ueberbringer derselben erklärte zugleich, er werde die Vollendung der Abschrift abwarten; schön solle sie nicht, sondern geschwind und flüchtig geschrieben sein. Er vollbrachte die Arbeit mit Ekel. Immer war ihm, bei jedem Blick auf die Abschrift, als sähe er die verhaßte Gestalt seines ehemaligen Zwingherrn vor sich.

Gesellschaft besuchte er äusserst selten; theils mangelte ihm dazu Zeit, theils und mehr noch Geld. Der Gesundheit willen machte er wohl Lustgänge, frische Luft zu schöpfen. Oefter aber noch besuchte er die Nachbarschaften nahe und fern blos mit den Augen. Er hatte ein gutes Dollondsches Fernrohr, mit welchem er die Umgegenden musterte. Sein Zimmer ging hinten hinaus über eine Reihe Gärten. Im fernen Hintergrunde sah man die äussersten Gebäude einer Vorstadt, meistens armselige, kleine Häuser, die an's offene Feld stießen.

Dies unschuldige Vergnügen ward dem genügsamen Einsiedler zuletzt wahrhaftes Bedürfniß. Es kann kein Astronom des Nachts mit dem Teleskop die Räume des gestirnten Himmels emsiger und genauer durchspähen, um einen den bloßen Augen unsichtbaren Kometen, oder einen neuen Planeten, oder die Gebirge der glänzenden Venus zu erforschen, als Frock alle Tage die Gegenstände seines Gesichtskreises Stück für Stück musterte. Endlich trat er mit dem Fernrohr sogar regelmäßig zu bestimmten Stunden an das Fenster, er mochte auch noch so viele und dringende Arbeiten auf seinem Tische liegen sehen. Und kamen von seinen Kunden: er ließ sich nicht stören; sie mußten warten.

Wie man nachher erfahren hat, gab es dazu triftige Gründe. Er hatte die Entdeckung zwar keines Sterns, aber doch einer Venus gemacht. Er beobachtete nämlich eins von den Häusern im entfernten Raum der Vorstadt. Das Haus war klein, aber artig; ihm nur von der Hinterseite sichtbar, wo im Hof ein Brunnen stand. Zu diesem Brunnen kam im Sommer gewöhnlich um sechs, im Winter um acht Uhr Morgens ein schön gewachsenes säuberliches Mädchen, und füllte einen Eimer mit Wasser, trug ihn ins Haus, und wiederholte das Geschäft einige Male. Zuweilen geschah dies auch um ein Uhr. Die Beschäftigungen des Mädchens beim Brunnen waren sehr abwechselnd. Zum Beispiel, es wusch Kraut oder Salat, manchmal sogar Gesicht und Hals des Morgens. Und was die Jungfrau — denn dafür hielt sie der Fernseher — auch irgend verrichten mochte, Alles geschah mit einer ungekünstelten Anmuth, die den Beobachter für sie eingenommen haben würde, auch wenn ihr Gesichtchen weniger schön gewesen wäre. Daß die Wasserträgerin aber schön sei, hätte sich der Astronom schwerlich ausreden lassen. Ihr dickes, goldenes Haupthaar, welches gewöhnlich unter einer feinen, schneeweißen Haube lockig hervorquoll, ihre mildrothen Wangen, die schöne Zeichnung der Nase und des kleinen Mundes sprachen allerdings für seine Behauptung. Er glaubte ihr aber sogar genau in die blauen Augen sehen und durch die Augen ins heimliche Herz blicken zu können. Nun muß jedermann gestehen, daß er darin etwas zu starkgläubig war. Wer hätte auch je mit Hilfe eines Fernrohrs Entdeckungen in einem Mädchenherzen gemacht?

Frock aber ließ sich von seiner Meinung nicht abwendig machen. Seiner astronomischen Theorie zufolge war das Mädchen eine fleißige, häusliche Bürgerstochter, und keine gemeine Dienstmagd; sittsam, unschuldig, ernsthaft und sinnig. Nur ein einzigesmal unter zweihundert vierundsechszig sorgfältigen Beobachtungen glaubte er sie singen gehört zu haben, nämlich durch das Fernrohr. Ihre Stimme mußte wohl in der ungeheuern Entfernung verschwinden.

Anfangs hielt er sie für eine Wäscherin, denn er sah sie auser dem Wassertragen allwöchentlich mit Aufhängen und Trocknen der Wäsche im Hausofe bemüht. Zuweilen hätte er ihr gern geholfen, wenn ein Stück vom Seil fiel, das zwischen drei Bäumen ausgespannt war. Doch ließ er von seiner Hypothese ab, da er nach langen Erfahrungen eine regelmäßige Wiederkehr jedes Stückchens der schon gesehenen Wäsche bemerkte. Sie gehörte also einer und derselben Familie an. Der Cyclus, oder die periodische Wiederkunft der Schnupftücher, Hemden, Betttücher und so weiter vollendete sich gewöhnlich in acht bis zehn Wochen. In der Familie, die zur Wäsche gehörten, mußten zwei erwachsene Frauenzimmer, ein Kind, eine Mannsperson sein. Aus dem Rauch, der von Zeit zu Zeit aus einem Nebengebäude hervorstieg, noch mehr aus den zuweilen von einer Dachöffnung des Hauses selbst niederwehenden blauen Linnen- oder Baumwollenküchern, die da ebenfalls zum Trocknen hingen, ließ sich muth-

maßen, der Vater sei ein Färber. Die Konjektur stieg zur moralischen Gewißheit, als eines Tages ein ältlicher Mann mit aufgestreiften Hemdärmeln und ganz blauen Händen neben der schönen Wasserträgerin am Brunnen stand. Sie lächelte ihn sehr vertraulich und freundlich an. Dieser Anblick, nämlich des Lächelns, nicht der blauen Hände, entzückte unsern Astronomen so innig, daß er auf seinem Observatorium nicht nur freudig mitlächelte, sondern auch den ganzen Tag lächeln mußte.

Ach, wie wenig ist doch vonnöthen, einen Menschen glücklich zu machen!

So verstrichen dem armen Frock Jahr und Tag. Was soll ich von seinem einfachen, arbeits- und freudenreichen Leben erzählen? Jeder Tag wiederholte die gleiche Geschichte. Er war zufrieden. Er liebte. Er hatte wieder ein Wesen in der Welt, an das er gekettet war. — Nur Eins gehörte dabei zu den unbegreiflichen Dingen, daß er nämlich aus einem sonderbaren Eigensinn sich nie die Mühe gab, die schöne Färberin einmal in der Nähe zu bewundern, oder wohl gar ihre Aufmerksamkeit auf sich zu leiten. Denn daß sie durch das Fernrohr alltäglich mit Entzücken betrachtet und geliebt würde, konnte ihr im Traume nicht beifallen; viel weniger noch wäre sie auf den Gedanken gerathen, auch ihrerseits ein Teleskop zur Hand zu nehmen, um sich mit bewaffneten Augen den Mann auf dem Observatorium zu suchen. — Er blieb also ewig von ihr ungekannt. Und, es ist kein Zweifel, er wollte es so. Jonathan Frock war ein Mann von eigenen Grundsätzen. Vielleicht hatte er auch schon die Erfahrung gemacht, daß gewisse Schönheiten nur in einer gewissen Entfernung gesehen werden müssen, um liebenswürdig zu bleiben. Und manches, das, in der Ferne gesehen, wünschenswerth scheint, hört auf in der Nähe unser Glück zu machen.

Selbst aber das mäßige Glück, dessen er jetzt genoß, blieb ihm nicht lange.

Eines Abends ward noch spät angepocht. Er stand auf, kleidete sich an und öffnete einer fremden, höflichen Stimme die Thür, weil sie es dringend verlangte. Es trat ein Herr im grauen Ueberrock herein, einen Degen an der Seite. Hinter ihm standen Soldaten im Gewehr.

„Sind Sie Herr Jonathan Frock?“ war die Frage.

„Allerdings!“ antwortete derselbe sehr verwundert.

„Es thut mir leid, Ihnen ankündigen zu müssen, daß Sie auf Befehl des königlichen geheimen Oberpolizeidepartements verhaftet werden, und mir, nach Auslieferung Ihrer sämmtlichen Effekten, folgen müssen, wohin ich Sie führen soll.“

Frock glaubte nicht wohl gehört zu haben. Er war in seiner Einsamkeit sich keiner andern Sünde bewußt, als daß er die schöne Färberin zu leidenschaftlich mit dem Fernrohr verfolgt hatte. Inzwischen galt hier kein Säumen oder Widerstreben. Zwei handfeste Polizeitrabanten traten herein, balsen einpacken und Alles versiegeln. Frock, ohne Verlegenheit und überzeugt, es walte Irrthum über seine Person, kleidete sich anständiger, und steckte, mit Erlaubniß des Gewalthabers, seinen geringen Geldvorrath und den Dollond zu sich. Wozu eben den letztern, läßt sich schwer errathen. Vielleicht hoffte er auf einen Gefängnißthurm zu gerathen, weitere Aussicht zu finden und mit Hilfe des Fernrohrs sein Herzgespiel, seine Gesellschafterin mit goldenen Locken.

Er ging in der Nacht zwischen den Begleitern zum Bestimmungsort. Es war ein weitläuftiges, hohes Gebäude, mit Zwischenhöfen, Kreuz- und Quergängen. Eine dicke, schwer verriegelte Thür ward aufgethan. Man führte ihn in ein kleines Gemach, angefüllt mit einem Bett, aus einer Matratze und Decke bestehend, einem Tischchen und einem hölzernen Schemel. Man wünschte ihm angenehme Ruhe, schloß und riegelte die Thür zu, und ließ ihn im Dunkeln allein. Die Ruhe war nicht angenehm, doch blieb sie nicht aus. Er schlief gegen Morgen, nach manchen sorglichen Betrachtungen, ein, aber dann desto fester und süßer. Man weckte ihn erst spät, und brachte ihm das Frühstück, eine schmackhafte, kräftige Suppe. Er war bisher nur gewohnt, ein frugales Morgenessen von Wasser und Brod zu halten. Das neue Wohnzimmer gefiel ihm auch, wegen der großen Reinlichkeit; aber desto schlechter die Aussicht durch das vergitterte Fenster in einen kahlen, öden, von klosterähnlichen Gebäuden umfangenen Hofraum. Weg war nun Vorstadt, Färberhaus und Wasserträgerin. Er hätte weinen mögen. Doch beruhigte ihn sein Gewissen. Er zweifelte nicht, das Mißverständniß bald zu lösen, welches ihn in diese Einsamkeit geführt haben konnte. Mittags erschien ein nahrhaftes Gericht, Brod, Fleisch, Gemüse; dazu frisches Wasser im Ueberfluß, den Durst zu löschen. So gut hatte er lange nicht gelebt. Und die Aussicht und die Langeweile abgerechnet, lebte er köstlicher als königlicher Gefangener, denn vormals auf seinem Bureau.

Nachmittags ward er zum Verhör geführt. Er stand vor einem schwarzbehangenen Tisch, an welchem einige gestrenge Herren der Oberpolizei saßen. Nachdem er um Herkunft, Namen, Alter, Wohnung, Gewerbe und dergleichen befragt war, legte man ihm eine kleine Druckschrift vor, und fragte ihn: ob er Verfasser derselben sei? — Er las sie. Der Inhalt schien ihm nicht unbekannt zu sein; doch konnte er sogleich und mit Zuverlässigkeit antworten: er sei der Verfasser nicht, denn in seinem Leben habe er von sich noch nichts drucken lassen. Man redete ihm ernstlich zu, der Wahrheit die Ehre zu geben. Er beharrte bei seiner Aussage.

Nun zog der Vorsteher einige beschriebene Bogen hervor, reichte sie dem Inquisiten, und fragte:

„Kennen Sie diese Handschrift?“ — Frock erkannte sie sogleich. Es war die seinige. Es war dieselbe Abschrift, welche er einst von einer politischen Abhandlung des Oberkriminalraths von Schwarz hatte verfertigen müssen. — Ohne sich zu bedenken, gestand er, es sei seine Handschrift; er habe den Aufsatz nicht selbst verfaßt, noch weniger ihn drucken lassen, sondern für Geld abgeschrieben, wie es sein Gewerbe mit sich gebracht habe. Auf die Frage: wer die Urschrift ihm zur Kopie gegeben? erwiederte er: ein Unbekannter, dessen Gestalt und Kleidung er wohl noch ungefähr bezeichnen könne, dessen Namen er aber nie gehört.

Die Verhörrichter schüttelten den Kopf. Frock hatte schon auf der Zunge, zu beichten, daß er die Urschrift für eine Arbeit des Herrn von Schwarz gehalten habe. Dadurch konnte er vielleicht mit einemmale aller Verantwortlichkeit entbunden werden. Auch hatte er keine Ursache, seines ehemaligen Quälers zu schonen. Aber er gedachte in diesem Augenblick der geliebten Zöglinge, die ihm noch immer theuer waren. Und er fühlte edel genug, sie nicht unglücklich machen zu wollen, indem er ihren, wahrscheinlich durch jene Abhandlung sehr fehlbaren, Vater verriethe. Er verstummte also, und ward in sein Gefängniß zurückgeführt.

Er ging noch einmal zum Verhör und wieder zurück. Die Polizei schien immer größern Verdacht auf ihn zu wälzen, daß er selber der Verfasser, oder doch mit demselben wohl bekannt sei. Denn unter hundert ihm vorgelegten Fragen hatte er einige vielleicht zu leichtsinnig beantwortet, und sich dadurch in scheinbaren Widerspruch mit sich selbst gesetzt.

Schon drei Wochen war er im Gefängniß gewesen, als abermals Wachen erschienen, nicht um ihn zum Verhör zu führen, sondern in ein anderes Gefängniß, und zwar in einen eigentlichen Kerker. Das behagte ihm da auf bloßem Stroh, bei Wasser und Brod, in ewiger Dämmerung, schlecht. Und doch schwor er in seinem Herzen, den Oberkriminalrath nicht unglücklich zu machen. Denn, dachte er, bleib' ich bei meinen Aussagen, was will man mir an? Hofft man mich vielleicht durch Stroh und magere Kost zu einem offenen Geständniß zu zwingen? Die Herren irren. Ich halte es aus. Zuletzt müssen sie mich wohl frank und frei lassen, und ich habe meinen geliebten Zöglingen Angst und bittere Thränen erspart.

Schon den andern Tag ward er aus dem Kerker wieder in ein angenehmes, heiteres, wohlgeziertes Zimmer versetzt; nur Gitterfenster, Schloß und Riegel der dicken Thür und die Schildwache davor ließen ihn bemerken, daß er noch verhaftet sei. Seine Speisen waren ausgesuchter, er empfing Wein dazu. Es stand ihm frei, sich Schreibgeräthe und Bücher zur Unterhaltung kommen zu lassen. Man sagte ihm, das alles geschehe auf Verwendung einer hohen Person, die an seinem Schicksal lebhaften Antheil nehme. Der gute Frock war mit dieser Theilnahme gar nicht unzufrieden, meinte aber doch, es geschähe ihm damit zu viel Ehre.

Wichtiger ward ihm, da er vor eine Kommission des Kriminalgerichts geführt ward, unter seinen Richtern auch den Herrn von Schwarz zu erblicken. Vermuthlich glaubte dieser, nachdem er Frocks Betragen vor der Polizei erfahren, es habe derselbe seine Handschrift entweder nicht erkannt, oder vergessen. Mit schadenfrohem Blicke beobachtete Herr von Schwarz den eintretenden Inquisiten; und eben Schwarz schien durch seine Zwischenfragen Frocks Schuld anschaulicher machen zu wollen.

Der Verklagte bemerkte mit Unwillen die Frechheit des Mannes. Lange bekämpfte er seinen Zorn. Aber endlich, da Herr von Schwarz auch ein verdächtigendes Wort von der goldenen Tabaksdose hinwarf, blieb Frock seiner selbst nicht länger Meister. „Aus Schonung gegen meine ehemaligen Zöglinge, Ihre beiden Söhne, schwieg ich bis jetzt,“ sagte er zum Oberkriminalrath, „aber die Art Ihres Verfahrens zwingt mich, laut zu werden und das zu sagen, worüber bis jetzt keine bestimmte Frage an mich geschah. Es ist wahr, ich bin nicht Verfasser jener Abhandlung, die für den allerhöchsten Hof Beleidigungen enthalten, vielleicht Geheimnisse des Staats zum Nachtheil desselben verrathen haben mögen. Es ist wahr, ich kenne auch den Verfasser nicht, noch den, welcher sie mir zur schleunigen Abschrift brachte. Aber ich kannte und kenne die Handschrift dessen, der das Original schrieb, welches mir zu kopiren gegeben ward. Es ist die Handschrift des Herrn Oberkriminalraths von Schwarz gewesen.“

Schwarz lächelte höhnisch, aber konnte doch nicht eine flüchtige Bestürzung verheimlichen. Seinen Amtsgenossen entging es nicht. Inzwischen bemerkte der Präsident dem Angeklagten, der nun die Rolle des Anklägers spielte, daß er eine Beschuldigung wage, die schwer zu beweisen sei.

„Es ist möglich,“ erwiederte Frock, „daß das Original vernichtet worden ist, sobald man meine Kopie besaß. Aber daß ich die Handschrift des Herrn von Schwarz sehr gut erkannte, bezeugt mein Gedächtnißbuch, welches ich über meine Geschäfte führte, und das unter meinen übrigen Papieren bei der geheimen Polizei liegt. Ich erinnere mich, daß ich zu der Tagesbemerkung, eine Abhandlung ohne Titel kopirt zu haben, am Rande die Buchstaben setzte: Handschr. v. O. K. R. v. S., das heißt, Handschrift vom Oberkriminalrath von Schwarz.“

Auf einen Wink des Präsidenten brachte der Gerichtsdiener eine Kiste herbei. Es waren Frocks Papiere. Er fand das Büchlein, suchte das Datum, fand die Stelle, welche der geheimen Polizei entgangen zu sein schien, und legte sie den Richtern vor. Es verhielt sich, wie er gesagt hatte. Frock ward darauf sogleich wieder in seinen Verhaft zurückgeführt.

Schon den folgenden Morgen ward ihm seine

nahe Befreiung und zugleich die Verhaftung des Herrn von Schwarz verkündigt. Denn durch die geheime Oberpolizei war auch der Mensch, welcher die Abhandlung bei Frock zur Abschrift gebracht, nach den von ihm gegebenen Beschreibungen, in einer entlegenen Stadt entdeckt und eingebracht worden. Die Aussagen dieses Menschen stimmten mit denen des schuldlosen Frock überein. Beide wurden zum Ueberfluß noch gegen einander gestellt, sich zu erkennen.

An demselben Tage, da dies geschah, hatte Frock noch eine andere Ueberraschung. Er empfing Besuch vom Major von Tulpen, den ein Unbekannter begleitete. Der alte Major war vor Freuden ausser sich, ihn wiederzusehen. Er drückte ihn mit Rührung an sein Herz.

„Hat doch Alles sein Gutes!“ sagte der Major: „Hätte man Sie nicht gefangen gesetzt, wir hätten Sie in Ewigkeit nicht gefunden. Aber Ihr Prozeß machte Aufsehen, und so erfuhren wir Ihren Aufenthalt.“

„Mich kennen Sie wohl nicht mehr?“ fragte nun auch der Begleiter des Majors.

Frock betrachtete ihn lange, verbeugte sich dann ehrerbietig und sagte: „Ew. Durchlaucht erweisen mir unverdiente Ehre.“

„Nicht so unverdiente Ehre. Hätten Sie mich, da Sie mich beim Scharmützel in den Niederlanden gefangen nahmen, nicht so heldenmüthig gegen Ihre Kameraden in Schutz genommen, ich wäre ja längst im Reiche der Todten. Sie retteten mein Leben, und empfingen den Hieb da für mich von dem tollen Chasseur über die Stirn, der mich durchaus niederhauen wollte.“

„Aber wie konnte Ew. Durchlaucht meinen Namen wissen, den ich Ihnen nie gesagt?“

„Den erfuhr ich vom Major, und den Major lernte ich durch den Juwelier kennen, dem Sie die goldene Dose verkauft hatten, die ich Ihnen auf dem Schlachtfelde zur Erinnerung schenkte. Ich wollte während meines Aufenthalts hier ganz andere Dinge beim Juwelier kaufen; das Erstaunen war nicht gering, meine Dose zu finden. Sie haben sie zu so edelm Zweck verkauft, daß ich sie Ihnen schlechterdings zurückstellen muß, um damit Ihre Tugend zu ehren.“ — Der Fürst legte die Dose auf Frocks Tisch. Dieser vernahm nun auch, daß er vom Gericht freigesprochen sei.

„Jetzt, Freund Jonathan Schopf,“ rief der Major, „müssen wir uns öfter sehen. Hier auf der Karte haben Sie den Namen meiner Wohnung. Sie müssen mich besuchen, sobald Sie frei sind. Ich hielt Sie schon für mich auf ewig verloren. Hol' der Geier den Kriminalrath Dings da; der sitzt nun statt Ihrer. Das kommt vom Herzen am unrechten Fleck. Er wollte dem Justizminister einen bösen Streich spielen, und schlug sich selber ins Gesicht. Geschieht ihm Recht!“

Frock war durch diesen Besuch sehr erquickt. Er gewann wieder Vertrauen zur Menschheit, und hielt die überstandenen Schrecken und Leiden der Gefangenschaft für einen nichtigen Preis, um den er die Freude dieses Tages erkauft hatte.

Schon am folgenden Morgen ward er in aller Form, mit feierlicher Ehren- und Unschuldserklärung, seines Verhafts entlassen. Dabei empfing er eine ihm vom Gericht zugesprochene reichliche Summe, theils als Entschädigung für das Erlittene, theils als Ersatz für das während seiner Gefangenschaft an häuslichem Erwerb Versäumte. Lange war der gute Frock nicht so reich gewesen. Denn auch die Dose des Fürsten, der selbiges Tages wieder von der Residenz abreisete, war mit Goldstücken angefüllt.

Und als Frock sein Stübchen bei der alten Wittwe wieder betrat, hätte er weinen mögen vor Freuden, und Tisch und Stühle wie alte, wiedergefundene Freunde umarmen und küssen mögen. Aber den ersten Gang machte er doch mit dem Fernrohr zum Fenster hinten hinaus. Er grüßte die drei Bäume mit den Seilen, woran wieder das weiße Linnen wehte, wie Wimpel und Fahnen, ihm zur Liebe ausgehängt und ihn zu begrüßen. Aber die artige Blaufärberin mit Berenicens Lockenwuchs kam leider nicht grüßend hervor.

Ein wunderlicher Mensch war Frock bei dem Allem. Er hatte ein Herz voll Tugend, folglich aller Seligkeit der zartesten Freundschaft fähig. Und doch blieb er von den Menschen zurückgezogen, und zog ihnen Fernsichten, Waschseile, Stühle und Tische vor. Er mochte seine Gründe haben, die man schweigend ehren muß. Die Zuneigung und Dankbarkeit, welche ihm der Fürst bezeugte, hatte ihn sehr gerührt; und doch fiel ihm nicht bei, dem Fürsten um eines Strohhalms Breite näher zu treten. Der Fürst hatte ihn sogar zu sich eingeladen, ihm von einer Stelle an der Schulanstalt seines Fürstenthums gesprochen: und Frock, der ohne Versorgung war, verneigte sich doch nur stumm und ablehnend dabei. Der alte Major von Tulpen hatte ihn gewiß recht herzlich um nähere Bekanntschaft und Umgang gebeten; aber wer nicht kam, war Frock. Und doch war er nichts weniger, als menschenscheu; und übergroße Geschäfte fesselten ihn auch nicht ans Zimmer; denn obwohl er sogleich sein Aushängeschild wieder an das Haus der Wittwe befestigte, kam doch in den ersten Tagen seiner Befreiung Niemand, seine Schreiberdienste in Anspruch zu nehmen.

Endlich erschien eines Abends der Major selbst und sagte: „Könnte wohl bis zum jüngsten Tage warten, Jonathan Rok oder Tarrok, ehe du zu mir kämest. Drum fort, mit mir, daß du mein Haus finden lernest. Es ist heut mein so und so vielter Geburtstag. Habe den Keller voller Burgunder und Pontak und Champagner, mit dem mich der Fürst von Dings da bereichert hat, bloß für den Gang mit ihm zum Juwelier und zu dir, und für die Geschichte von der Dose, die ich oft genug schon ganz unentgeldlich erzählt habe.“

Frock widerstand nicht. Sie setzten sich in eine Lohnkutsche, weil es schon dunkel war, und fuhren ab. Der Major war ungemein aufgeweckt und gesprächig, wie immer; als sie aber beinahe an Ort und Stelle waren, hob er an zu pesten und zu fluchen. „Dummer Streich!“ rief er: „Fahren vor dem Registrator Dings da vorbei, und hab' ihm doch gesagt, ich werd' ihn zum Abendessen abholen. Der ist ein kreuzbraver junger Mann; wirst dich freuen, Jonathan, ihn kennen zu lernen. Nun, ich setze dich bei meinem Hause ab, und fahre wieder zurück und hole ihn.“

Der Wagen mußte halten, Frock absteigen, ins Haus gehen. „Rechter Hand ins Zimmer!“ rief der Major, und fuhr zurück.

Frock tappte im Dunkeln der Hausflur; fand die Thür; pochte an; ward hereingerufen; sah den gedeckten Tisch; helle Kerzen brannten — und in dem Augenblick ward es ihm fast dunkel vor den Augen. Denn die berühmte Blaufärberin stand lebendig vor ihm da mit ihrem goldenen Haarwuchs, und empfing ihn sehr gütig.

„Ich bin ohne Zweifel verirrt,“ stammelte er, „denn ich wollte zum Herrn Major von Tulpen, den ich hier erwarten soll.“

„Sie sind am rechten Ort; mein Vater kann nicht mehr lange ausbleiben, wenn Sie sich ein Weilchen gedulden wollen!“ sagte sie, und bot einen Stuhl. Ein junges Mädchen von zehn Jahren trat vor, betrachtete einen Augenblick lang den Fremdling, und sagte zu ihm schüchtern und mit angenehmem Anlächeln: „Nicht wahr, Sie sind der Herr, der für den Vater eine goldene Dose weggeben hat?“

„Nicht weggegeben; ich habe sie wieder!“ sagte Frock, der sich von der ersten Bestürzung nicht erholen konnte. Aber seine Bestürzung ward noch größer, als die Goldgelockte ihm ganz nahe trat, ihre schöne Hand sanft drückend auf seinen Arm legte und sagte: „Ach, wie viel sind wir Ihnen alle schuldig! Die Dose muß Ihnen ein rechtes Heiligthum werden, da sie Ihnen nun das Denkmal von zween Menschen geworden ist, die Sie retteten.“

„Sind Sie im Gefängniß so blaß geworden?“ fragte ihn die Kleine, und sah ihn mit recht mitleidigen Augen an: „Ich habe oft für Sie gebetet, und es hat gewiß geholfen.“

Frock sah wohl, er sei hier schon bekannter, als er glauben konnte; und um das Gespräch von der Dankbarkeit zu ändern, erzählte er von der Anmuth seines Gefängnißlebens. Das fanden die beiden Schwestern sonderbar, daß er den Verlust seiner Freiheit so ruhig ertragen und sogar im Verhaft viel Angenehmes gefunden habe. „Ich würde mich in einem Gefängniß gleich todt weinen“, sagte die Kleine, „wenn ich, von Josephinen und dem Vater weg, da allein wohnen müßte.“

„Das glaub' ich, Fräulein,“ sagte Frock; „aber wenn man um keine Josephine und keinen Vater zu weinen hat, so ist einem, mit reinem Herzen, überall wohl. Einem Menschen, der sich im Nothfall genug sein kann, ist alles Aeussere nur Bühnenverwandlung, und das engste Stübchen eine große Welt. Wer sich selber nicht genug ist, und Zufriedenheit von Umgebungen erwarten muß, lebt im freiesten Raum des Weltalls eingekerkert.“

„Aber doch auch so den ganzen, lieben Tag allein sein!“ versetzte seufzend die Kleine.

„Wissen Sie denn, ob ich allein war? War nicht meine ganze Vergangenheit bei mir? War nicht der bei mir, der mehr ist, als aller menschliche Umgang? — Wissen Sie, wer? Gott!“

Das Gespräch ward ernst, darum nicht minder anziehend. Josephine hörte, über eine Stuhllehne gebogen, schweigend zu. Ihre kleine Schwester Leonore hatte immer hundert Fragen und hundert Einwendungen.

Darüber trat der Major herein, mit ihm ein junger, bildschöner Mann, der Registrator Burkhardt. Dieser schien in der Familie schon ganz einheimisch, so vertraut that er mit den Frauenzimmern. Frock war auf gutem Wege gewesen, bekannt zu werden; aber je unbefangener Burkhardt in diesem Kreise auftrat, je fremder fühlte sich Frock; er wußte selbst nicht, wie es zuging. Der Major stellte ihm den „kreuzbraven“ Registrator vor. Das Gespräch ward allgemeiner, Frock zurückhaltender. Die Töchter des Majors entfernten sich und trugen die einfachen Gerichte zum Abendessen auf. Man setzte sich. Der Registrator kam an Josephinens Seite, Frock beiden gegenüber neben die gern plaudernde kleine Leonore. Der Registrator hatte für seine Nachbarin unendlich viel Aufmerksamkeiten; Frock gerieth bald mit Händen, bald mit Füßen in Verlegenheit, und zuweilen sogar mit den Augen. Die goldlockige Josephine war in der That, wie sie hinter dem Licht der Kerze saß, und wenn sie sich zufällig mit dem edeln Gesicht aus dem Strahlenkreis vorbog, überraschend schön. Die Ueberraschungen waren nämlich auf Seiten Frocks; denn weder der Major noch Leonore achteten sonderlich darauf; eher vielleicht der „kreuzbrave“ Registrator. Zum Glück stieß Herr von Tulpen fleißig mit den Burgundergläsern an; dann kam hintennach der brausende Champagner. Das hob unsern blassen Philosophen in diejenige harmlose Laune, welche alle Uebrigen hatten. Nun wurde er sogar gesprächig und liebenswürdig. Besonders beschäftigte sich die lebhafte Plauderin Leonore voll Wohlgefallens mit ihm. Sie hörte ihm gern zu, wenn er erzählte; und da er bemerkte, daß sie im Kopfrechnen nicht zurecht kam, lehrte er sie dazu kleine Kunstgriffe. Das gab dem Kinde Anlaß, ihn ohne weitere Umstände zu bitten, ihr Lehrmeister zu werden. Sie versprach ihm den Verlust seiner ehemaligen Zöglinge in dem Schwarzischen Hause, von denen er mit vieler Wärme geredet hatte, durch Dankbarkeit vollkommen zu ersetzen. „Denn“, sagte sie, „das waren doch

nur Knaben, und die vergessen einen den Augenblick, und sind viel zu wild und flüchtig.« Frock ließ sich zu dem Versprechen hinreißen, ihr in der Woche Mittwochs und Sonnabends ein paar Stunden zu widmen. Der Major drückte ihm väterlich dankbar die Hand. »Geschieht mir«, sagte er, »bei dem Mädchen da ein recht wichtiger Dienst. Hab's nicht, sonst hätt' ich's gern schon in die Fräuleinschule geschickt. Dem Windbeutel thuts noth, still sitzen zu lernen.«

Frock wußte nicht, welche Noth er sich aufgebürdet hatte. Aber schon den andern Tag bereute er es, wie nicht weniger das gegebene Versprechen, in der Tulpenschen Familie den folgenden Tag zu Mittag zu speisen. Es war eben ein Sonntag.

Er hatte, weil er spät nach Hause gekommen war, lange geschlafen. Das Läuten der Glocken, die von allen Kirchthürmen nahe und fern zum Gottesdienst riefen, weckte ihn. Er besann sich des gestrigen Tages beim Ankleiden. Sein erster Gang war natürlich zum Fernrohr und Fenster. Aber als er das Rohr zum Auge heben wollte, legte er es geschwind nieder, schloß das Fenster, sah den ganzen Morgen nicht wieder hinaus, und ging singend und pfeifend im Stübchen auf und ab. Gegen Mittag schrieb er dem Major ein Briefchen, meldete ihm, er könne heut unmöglich kommen, ihm sei nicht ganz wohl; siegelte zu, und besann sich nun, daß er keinen Boten zum Versenden habe, und am Ende wohl den Botendienst selber verrichten müsse. Zudem war es spät und gegen alle Höflichkeit, auf sich warten zu lassen. Er zerriß den Brief und ging zum Major; aber bereute bei jedem Schritt, den er that, die, welche er schon gethan hatte.

Er ward mit eben der Güte und liebenswürdigen Unbefangenheit aufgenommen, als es den Tag vorher geschehen war; und er selbst fühlte sich bei diesen guten Menschen behaglicher, als das erstemal. Sie zeigten sich alle, so schien es ihm, in einer feierlichern Stimmung, die kleine Leonore nicht ausgenommen. Die lieben Leute waren erst aus der Kirche gekommen, und die Andacht des Gottesdienstes hinterließ in ihren Seelen einen schönen Ernst, der ihre gewohnte Freundlichkeit milderte, ich möchte sagen, adelte.

»Sind Sie auch in der Kirche gewesen?« fragte ihn Leonore.

»Heute nicht!« antwortete Frock.

»Komm' ich Sonntags nicht zur Kirche,« fuhr Leonore fort, »so ist mir's nicht wie Sonntag, und die ganze Woche wird mir gemein und schlecht. Der Sonntag ist gewiß unter allen Tagen, wie die Sonne, welche den übrigen Tagen Licht gibt. Ich kann es wohl begreifen, wie Menschen endlich zu groben Verbrechen übergehen, wenn sie keinen Sonntag haben.«

»Glauben Sie nicht, liebe Leonore, daß es auch gute Menschen ohne Sonntag gebe?«

»O wohl mag es geben. Aber dann ist ihr Gutsein doch nur ganz gemein, und für sie selbst nicht erquickend. Sie werden gut sein aus Verstand, aber es kommt nicht aus dem Schönsten hervor.«

»Was nennen Sie denn das Schönste?«

»Ei, das Schönste ist das Schönste. Sie wissen's besser, als ich. Sagen kann ich's nicht. Es ist das Schönste, wenn ich in der Kirche höre und bete, und dann mit dem Himmel eins werde, und ich von dem, was in und ausser der Kirche ist, denke: das vergeht! Und ich doch daneben weiß, das Beste bleibt in unvergänglich-großer Herrlichkeit, und alle meine geliebten Todten leben mit mir, und meine Mutter und mein Großvater, und viele Helden, von denen mein Vater erzählt, und Jesus Christus und viele heilige Seelen leben seliger, als ich, und leben noch mit mir, und lieben mich, wie ich sie. Das ist das Schönste. Dann höre ich das Flüstern der betenden Herzen und den heiligen Orgelklang und die Stimme des Predigers, und höre es auch nicht; und doch spricht Alles in mich hinein, und ich verstehe es und vernehme doch nichts.«

Frock lächelte. Er hing mit seinen Blicken am Mienenspiel Leonorens, die wie aus Entzückungen redete. Dann bog er sich herab über das Mädchen, welches ihn ansah, als erwarte es seine Antwort, und küßte die helle Stirn des Kindes, ohne eine Silbe zu sagen.

»Das Mädchen schwatzt wie ein Staar,« rief der Major, »aber es schwatzt mir oft Sachen aus dem Herzen heraus, wie ich sie habe, und wie ich sie nun und nimmermehr auf die Zunge zu bringen wüßte.«

Nach dem Essen ward ein Spaziergang vorgeschlagen. Man ging in das sogenannte Lilienthal, ein benachbartes Wäldchen, eine Viertelstunde von den äussersten Häusern der Vorstadt. Im Innern des Wäldchens lag zwischen Wiesen und Garten ein Gasthaus, wo sich die Bewohner der Hauptstadt zu vergnügen pflegten. Frock führte beide Schwestern am Arm. Der Major ging plaudernd nebenher. Josephine verrieth in ihren Gesprächen eben so viel Geist und Gefühl, als sie schön war.

»Es ist doch ein prächtiger Tag!« rief Leonore, und hüpfte vor Freuden: »Ich bin ganz gewiß im Himmel, ich bin im Himmel! Und wären Sie in der Kirche gewesen, Herr Frock, so würden Sie nun auch im Himmel sein.«

»Aber wenn ich Ihnen sage, meine fromme Leonore, ich bin wirklich diesen Augenblick im Himmel!«

»Nein, Sie gehen nur spazieren. Aber ich bin im Himmel. Sehen Sie, alle Blumen haben brennendere Farben und sehen still und himmlisch aus; und das Laub an den Bäumen ist durchsichtig, wie wenn es grüne Flammen wären, und der Himmel hat ein anderes Kleid und die Sonne einen andern Schein. Alles hat eigene Weise und

Stellung, und Alles sagt etwas Festliches an; aber ich begreife es nur nicht ganz. Doch ich werde es gewiß einmal verstehen lernen.«

Frock war im Himmel, trotz dem, daß es Leonore wegläugnen wollte. Die ganze Welt prangte ihm am Arme Josephinens anders. Er hörte Leonore gern plaudern, um schweigen zu können. Denn das Reden war ihm lästig, weil er von Empfindungen bedrängt wurde, die er sich nicht klar machen konnte.

In Lilienthal fanden sich Bekannte des Majors, Bekannte von Josephinen und Leonoren; man trat zusammen, man ging mit einander. Frock, als fremd, zog sich zurück. Er stellte sich Pflanzen suchend, und ging ins Gebüsch, und kam nicht wieder.

Der Major vermißte ihn nach einer Stunde zuerst. Man erwartete ihn, und unterhielt sich mit Andern. Als es aber Zeit war, aufzubrechen und an die Heimkehr zu denken, und Frock noch immer ausblieb, sprang Leonore fort, ihn im Wäldchen zu suchen. Der Major fluchte, und nahm in gleicher Absicht einen andern Weg. Josephine erinnerte sich, in welcher Richtung Frock gegen die Gebüsche gegangen war, und folgte derselben. Wirklich fand sie ihn seitwärts unter einer Eiche im Grase liegend, das Gesicht in die gefaltenen Hände gelegt, auf dem Erdboden. Sie glaubte, er sei entschlafen, und nannte seinen Namen leise. Er fuhr plötzlich mit verstörter, todtenbleicher Miene auf; starrte sie einen Augenblick an; zwang sich zu einem höflichen Lächeln; bat um Verzeihung, die Gesellschaft verlassen zu haben, und wunderte sich, als er hörte, daß es Zeit sei, sich auf den Heimweg zu machen. Er begleitete sie, aber stumm und verlegen.

»Ihr Aussehen ist sehr übel,« sagte Josephine, »vielleicht ist Ihnen nicht wohl.«

»Mir war es nicht!« sagte er: »Aber ich fühle mich gestärkter.«

Die Andern kamen und erschracken bei Frocks Anblick. »Was hat's gegeben, Freund Jonathan?« fragte Herr von Tulpen mit weicher Stimme: »Du hast dir rothe Augen geweint, und noch jetzt sehen sie gläsern hell aus.«

Frock lächelte, wischte sich mit flacher Hand über das Gesicht, und sagte: »Es kommen mir zuweilen Einfälle.« Niemand drang weiter in ihn.

Auch drang Niemand in ihn, wenn er in folgenden Tagen zuweilen in der Mitte des Gesprächs verstummte, oder in der allgemeinen Heiterkeit düster ward, oder bei gleichgültigen Worten erröthete. Jedermann ehrte sein Geheimniß. Es dauerte lange, ehe selbst in der Tulpenschen Familie das Gespräch dann darauf gebracht ward, wenn er abwesend war.

Regelmäßig kam Frock Mittwochs und Sonnabends, Leonoren zu unterrichten. Er ließ es nicht bloß beim Rechnen. Er erzählte die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte; er erklärte vielerlei Erscheinungen der Natur. Er sprach sehr gut, klar und bestimmt; nie aber mit höherer Wärme, als wenn er vom Sinnlichen einen Uebergang zum Uebersinnlichen machte und sich in religiöse Gedanken verlor. Das geschah oft. Es schien ihm Bedürfniß zu sein. Josephine richtete es immer ein, daß ihre Arbeiten ausser dem Hause vollendet waren, wenn Frock kam. Dann setzte sie sich gern horchend und strickend an's Fenster in ihren Winkel. Frock, welcher ihr Anfangs wegen dessen, was er für ihren Vater gethan, als ein achtungswürdiger Mann erschienen war, machte bald durch die Anmuth seines Umgangs und die Erhabenheit seiner Gesinnungen die kleinen Widerlichkeiten vergessen, die ihr an ihm entgegen gewesen waren, z. B. das bleiche Antlitz und dazu das krause, rabenschwarze Haar. Sie empfand wirklich etwas Freundschaftliches für ihn, und herzliches Mitleiden, wenn er ohne äussern Anlaß traurig, oder ernst, oder still ward.

»Er verschließt einen großen Schmerz in seiner Brust!« sagte Josephine oft zu Leonoren, die ihn gern gefragt hätte: »Sei bescheiden gegen sein Geheimniß. Im Schwarzischen Hause hielt man ihn wegen seines Betragens für einen reuigen Verbrecher; ich glaube, seine Traurigkeit hat einen hochedeln Grund.«

Herr von Tulpen und seine Töchter lebten einfach und eingeschränkt in dem kleinen Hause der Vorstadt. Sie wohnten auch da nur zur Miethe. Josephine, von ihrer jüngern Schwester unterstützt, besorgte die kleine Wirthschaft, und machte in der That aus Nichts Etwas. Sie war des Hauses Köchin, Gärtnerin, Wäscherin, Schneiderin — Alles in Allem. Der Major, ihr Vater, hatte wenig Bedürfnisse; aber mit dem Gelde wußte er doch nicht umzugehen. Daher überließ er Josephinen seine dürftige Einnahme, und damit wußte sie Alles zu bestreiten. Sie verstand das Haushalten, als Meisterin. Es fehlte Ueberfluß, aber auch Mangel. Es war im Hause nichts weniger, als Pracht; aber es herrschte Zierlichkeit, Auswahl und Sauberkeit, die mehr als Pracht waren. Sie kleidete sich mit ihrer Schwester ungemein schlicht; aber sie verstand sich auf das, was ihr in Farbe, Schnitt und Art des Gewandes und Schmucks wohlstand. Daher hielt man wohl den Major für reicher, als er war. Josephine hatte in der Stadt viele Bewunderer, unter dem Adel viele Anbeter. Sie war eine frische aufblühende Lilie, voll Hoheit und Demuth; und hatte in einem Alter von achtzehn Jahren mit den Tugenden einer jungen Hausmutter die Feinheit einer Frau von Welt, und jene Unschuld, die nur dem kindlichen Alter in aller Reinheit eigen ist. Daß sie früh für das Haus sorgen lernen mußte und darin Alles leitete, hatte ihr eine gewisse Selbstständigkeit gegeben, welche sich in ihrem Wesen nicht verläugnen ließ, und Jedem, der ihr nahe kam, unwillkührliche Ehrfurcht einflößte. Schon einmal hatte

ein junger Graf aus einem der angesehensten Geschlechter des Königreichs um ihre Hand geworben. Seitdem war der Registrator Burkhardt Freund ihres Vaters geworden und oft in das Haus gekommen. Er liebte Josephine mit Leidenschaft, aber hütete sich wohl, ihr davon eine leichte Ahnung zu erwecken. Sie behandelte ihn mit einer Unbefangenheit, die ihm sagte, daß man ihn schätze, ohne ihm den unbedeutendsten Schritt einer weitern Annäherung zu erlauben.

Burkhardt und Frock sahen sich in diesem Hause oft. Jener, vielleicht nicht ohne Eitelkeit, — und in der That war er einer der schönsten Männer — duldete seine Zusammenstellung mit dem bescheidenen, schüchternen Frock gern, der auch nach einem halben Jahre und länger noch immer so zurückhaltend und fremd blieb, als er den ersten Tag gewesen. Aber es schien gar nicht, als wenn Frock in der Nähe des schönen Burkhardt verlöre. Josephine behandelte ihn mit derselben Gütigkeit, wie den Andern; ja man hätte sagen sollen, mit einer höhern Zartheit, wie Mitleiden gegen einen Leidenden einzuflößen pflegt. Auch machte Leonore ihrer Schwester einst die Bemerkung: Burkhardt ist schön; Frock mit seinem Mondscheingesicht gar nicht; aber sieh, Josephine, wenn Frock spricht, dann sehe ich etwas Schöneres in seinen Zügen, als Burkhardt hat. Es ist etwas Wunderliebliches in Frocks Augen, in seinem Lächeln, in seinem Ernst; ich kann's dir nicht sagen. Burkhardts Schönheit ist mir, wie prächtige Levantine, aber undurchsichtig; Frocks Wesen wie dünne Gaze, durch welche etwas Herrliches strahlt, das ich liebe und nicht enträthseln kann.

Burkhardt ward ein halbes Jahr später zum Kanzleirath ernannt mit beträchtlichem Gehalt. Die freudige Theilnahme in der Tulpenschen Familie war groß; noch größer, als er eines Tages der Familie die Botschaft brachte, es sei ihm gelungen, durch seine Empfehlungen und seinen Einfluß dem guten Frock die Mehrheit der Stimmen und selbst den Beifall des Ministeriums für die Registratorstelle zu verschaffen. Frock konnte nun, lebenslänglich versorgt, heiterer leben. Er habe sich nur dem Minister und den übrigen Räthen vorzustellen, die ihn, nach den von Burkhardt vorgelegten Beweisen, für den Mann hielten, welcher durch Kenntniß, Talent und Redlichkeit der Stelle am würdigsten sei. Zum Glück fanden sich diesmal dazu alle andere Bewerber etwas schlechter, als schlecht. Der alte Major war bis zu Thränen von der Freude gerührt, seinen Jonathan versorgt und beamtet zu wissen. Er fiel dem Kanzleirath um den Hals und rief: „Dank Ihnen, braver Freund! Wäre ich Gouverneur von der Hauptstadt geworden, es hätte mich nicht so groß gefreut.“ Man sah es den beiden Fräulein an, daß auch sie in der Fülle des Vergnügens dem Kanzleirath hätten an die Brust fliegen mögen.

Es war gerade an einem Mittwoch, und Burkhardt wußte wohl, daß Frock kommen würde. Man berathschlagte noch, wie man ihn auf die angenehmste Weise überraschen könnte mit der Nachricht, als er eben zu Leonorens Unterricht hereintrat. Nun umringten ihn Alle fröhlich; Jeder verkündete ihm das Evangelium; Jeder wünschte Glück. Man las in seinen Zügen angenehme Bestürzung. Dann dankte er dem Kanzleirath für seine Güte, den Andern für ihre Theilnahme, und mitten aus der Heiterkeit, die von seinem Antlitz leuchtete, ging er in schwermüthigen Ernst über. Er erklärte, die Stelle, wegen Mangels dazu nöthiger Kenntnisse und Fähigkeit, nicht annehmen zu können. Von allen Seiten widerlegt, sagte er: daß er zu solchem Amt keine innere Neigung fühlte. Man machte ihm auch hier so gründliche Einwendungen mit Berücksichtigung seines unsichern Broderwerbs, daß ihm zuletzt nichts übrig blieb, als mit einem Achselzucken zu bedeuten: er dürfe sich um das Amt nicht bewerben; höhere Ursachen, die er nicht angeben könne, versagten ihm das.

Nun ward trauriges Schweigen; es fragte keiner weiter. Frock nahm, als wäre nichts geschehen, Leonorens Unterricht vor. Der Kanzleirath empfahl sich. Der Major warf sich, seine Pfeife rauchend, in den Sorgenstuhl, und Josephine nahm ihren Sitz am Fenster ein, nähend und horchend.

Auch in der Folge sprach Niemand weiter davon. Aber seit dem Tage schlossen sich Alle enger an den räthselhaften Dulder, der ohne Vermögen und Auskommen ein einträgliches Amt verschmähte, und sich das Leben mit Geschäften fristete, von denen er selbst oft sagte, sie wären ihm langweiliger und mühseliger, als Holzspalten. Man schien durch herzlichere Theilnahme das geheimnißvolle Schicksal vergüten zu wollen, das ihn quälte. Selbst Josephine, sonst zurückhaltend, nahte sich ihm schwesterlicher. Er aber blieb unabänderlich derselbe; gegen das schöne Fräulein so fremd und gut, wie gegen den Major. Nach Jahr und Tag war er, wie den ersten Tag.

Nicht so blieb das Verhältniß gegen Burkhardt. Dieser hatte Gelegenheit genug, aus tausend Kleinigkeiten wahrzunehmen, daß Alle dem stillen Frock mehr, als ihm, zugethan waren. Nun durch seinen Stand, reichern Gehalt und Rang wohl zu kühnern Hoffnungen berechtigt, und vertraut mit der Dürftigkeit des Majors, hatte er den Entschluß, um Josephinens Hand zu werben. Dem Major offenbarte er sich zuerst, und dieser hörte ihn mit Vergnügen an. „Ganz gut! Mein Ehrenwort haben Sie; wenn das Mädchen Sie will, geb' ich es Ihnen. Sie sind ein kreuzbraver Mann; das sag' ich allemal. Aber fangen Sie es mit Josephinen geschickt an. Sie hat ihre Eigenheiten. Gewinnen Sie ihr Herz, dann haben Sie Alles. Aber ein Antrag voran, das hieße Alles verderben. Ich werde ihr kein Wörtchen von dem sagen, was Sie mir vertrauten.“

Burkhardt wagte nun, sich dem Fräulein mit

größern Aufmerksamkeiten zu nähern. Josephine aber schien schon seit geraumer Zeit kälter gegen ihn über zu stehen, als sonst. Das war unverkennbar. Ein Grund ließ sich davon nicht einsehen. Burkhardt klagte es dem Major. Dieser war einen Augenblick verlegen, nahm ihn bei der Hand, führte ihn — denn das Gespräch ward im Gärtchen hinterm Hause gehalten — in das Zimmer zu seiner Tochter, und sagte: „Höre, Josephine, ich habe dem Kanzleirath kein Wort gesagt, aber sag' du's ihm. Hat er's gethan, nun, so hat er's doch nicht übel gemeint; deswegen müßt ihr nichts wider einander haben. Führ' ihn vor die Kommode, und damit hat das Ding ein Ende."

Das Fräulein ward feuerroth, und schien mit dem Befehl des Vaters nicht zufrieden zu sein. Aber sie gehorchte. Sie ging mit dem Kanzleirath in ein Nebenstübchen, schloß eine Kommode auf und sagte, indem sie auf einige Stücke feiner Leinwand, auf einige Stücke Indienne und Satin, und auf einen Brief zeigte, welcher die Aufschrift an den Major und den Beisatz: beschwert mit dreißig Louisd'or, hatte: „Ich muß Sie bitten, diese Geschenke, welche Sie uns bald am Geburtstage meines Vaters, bald an Leonorens, bald an meinem Geburtstage durch die Post schickten, wieder anzunehmen. Ich ehre das Zartgefühl, mit dem Sie sich als Geber verbargen, und die Freundschaft, welche Sie zu so kostbaren Geschenken verleitete. Wir aber dürfen sie nicht behalten, weil wir dergleichen nicht erwiedern können."

Burkhardt sah mit Erstaunen den Schatz der Kommode an, als er Josephinens Worte hörte. „Ich bezeuge Ihnen, mein theures Fräulein," sagte er endlich, „als redlicher Mann, daß ich Sie gar nicht verstehe. Ich habe an dem allen keinen Theil gehabt. Sie werfen falschen Verdacht auf mich."

„Herr Kanzleirath," erwiederte Josephine, und beobachtete ihn mit ernsten, etwas feuchten Blicken und hochgerötheten Wangen: „ich kann Sie als unsern Freund, aber nicht als unsern Wohlthäter sehen. Ich beschwöre Sie, wollen Sie das alte Verhältniß herstellen, so nehmen Sie die Sachen zurück. Alles liegt hier unberührt, und wird nie von uns berührt werden. Kein Anderer hat es uns gesandt, als Sie. Nur Sie konnten es, und nur Sie wußten die Tage und auch wohl die Augenblicke, wann mein Vater in einiger Geldverlegenheit sein konnte."

Auf dies alles wiederholte Burkhardt seine erste Aussage, und mit so vielem Ernst, daß Josephine beinahe irre ward. Doch fühlte sie wohl, er könne jetzt kaum anders reden. Sie gingen zurück. Das Betragen des Fräuleins änderte nicht.

Josephine hatte längst umhergerathen, von wem die Geschenke kommen möchten. Wäre es der Kanzleirath nicht, so hätte es wohl der verliebte Graf sein können, der sich vielleicht wieder einschmeicheln wollte. Frock war ihr nicht verdächtig gewesen. Nun aber Burkhardt sich ernstlich von aller Schuld rein wusch, stieg doch der Argwohn bei ihr auf, daß Frock vielleicht der Geber sein möge. Sie beobachtete ihn mit schärferm Blick, und eines Tages, als er Leonorens Unterricht beendet hatte, mußte er Josephinen ins Nebenstübchen folgen.

Sie zog die Schublade der Kommode hervor, zeigte auf die darin liegenden Sachen und sagte: „Herr Frock, seit vielen Monaten kommen meinem Vater Geschenke zu von Zeit zu Zeit für ihn oder uns Mädchen, wir wissen nicht, von wem. Sie bleiben unberührt. Ich hatte den Kanzleirath im Verdacht. Er läugnet. Mir sollte es leid thun, wenn ich den trefflichen Mann unverdient kränkte. Helfen Sie mir auf die Spur, wer dies sandte und sich zu unserm Wohlthäter aufdringen will?"

Frock stand erröthend mit gesenkten Augen neben ihr. „Sie reden etwas hart, liebes Fräulein. Wissen Sie denn auch, ob der, welcher diese Dinge schickte, Wohlthäter oder Abzahler einer Schuld sein will? Ist er ein Schuldner, so sehe ich nicht ein, warum Sie die Zahlung anzunehmen weigern? Gegen Wohlthaten und Almosen haben Sie das Recht, stolz zu sein."

„Lieber Frock," sagte Josephine, und betrachtete ihn mit durchdringendem Blick: „sind Sie es selbst gewesen? Reden Sie redlich."

„Verdammen Sie mich, Fräulein. Ja, ich bin es gewesen. Ich habe gefehlt, daß ich es so linkisch anfing, und Sie mit Kleinigkeiten in Verlegenheit setzte, um mir Verlegenheiten zu ersparen. Wollen Sie nun das Alles wieder zurückgeben?" fragte er mit weicher, bittender Stimme.

„Nein, nun behalt' ich Alles, Alles!" sagte Josephine, und Thränen fielen aus ihren Augen, mit denen sie ihn anlächelte, während sie mit beiden Händen seinen Arm dankbar und sanft drückte: „Ihnen kann es nicht einfallen, unser Wohlthäter sein zu wollen. Sie sind unser Freund. Aber, nicht so: Sie versprechen mir, uns keine ähnlichen Geschenke mehr zu machen? Sie sind ein Verschwender!"

Als beide zurück ins Zimmer kamen, sah Leonore erschrocken die weinenden Augen ihrer Schwester. Im gleichen Augenblick trat auch der Major herein. „Was gibt's?" fragte dieser verwundert. Josephine umarmte ihren Vater, und sagte: „Bedanken wir uns bei dem guten Frock: er hat uns mit den Kostbarkeiten in der Kommode beschenkt. Dem Freund zu Ehren wollen wir uns nun damit kleiden."

„O lieber, lieber Herr Frock!" sagte entzückt Leonore, und legte sich schmeichelnd an ihn: „Aber die Indienne zu meinem Geburtstage war auch gar zu schön!"

Mit dieser Aufklärung war in der That das alte Verhältniß zwischen Burkhardt und dem Fräulein wieder hergestellt. Ja, Josephine war weit

gefälliger gegen ihn, als vormals, wie wenn sie ein Unrecht an ihm gut zu machen hätte. So glücklich aber Burkhardt sich bei dieser Veränderung fühlte, blieb ihm doch unbegreiflich, daß die Frauenzimmer ohne Widerwillen, was sie von ihm nicht angenommen haben würden, dem ärmern Frock nicht ausgeschlagen hatten. Sie verarbeiteten das Linnen mit sichtbarem Vergnügen, und bereiteten sich neue Kleider, bei deren Verfertigung Frocks Name unaufhörlich genannt wurde. Burkhardt sagte einst zu Josephinen: „Sie nahmen von Herrn Frock die Geschenke; von mir hätten Sie sie verschmäht. Ich wage es kaum, Ihnen etwas anzubieten, aus Furcht, Sie zu beleidigen. Aber doch könnte es mir weh thun, daß Sie mich zurücksetzen.“

„Nicht doch, lieber Herr Kanzleirath. Ich schätze Sie so sehr, wie den guten Frock. Bieten Sie mir nun nur etwas an; ich will es nicht ausschlagen, das sollen Sie sehen. Aber zuviel darf es nicht sein. Zum Beispiel die Nelke da, die Sie im Knopfloch tragen.“

„Darf ich Ihnen nichts Besseres anbieten, liebenswürdiges Fräulein?“

„Aber nicht zuviel.“

Er lehnte sich zu ihr und flüsterte: „Was ich habe und bin, nehmen Sie Alles und mich selbst.“

Josephine zog sich erröthend zurück und sagte: „Herr Kanzleirath, das ist zu viel!“

Er sprach offener, dringender. Der Major kam wie gerufen dazu, und gab auch sein Wort drein. Josephine im Gedränge sprach mit etwas feierlicher Stimme: „Ich finde mich durch Ihre Freundschaft geehrt, Herr Kanzleirath; aber ich bitte Sie, von allem Andern zu schweigen. Es würde unsere Zufriedenheit stören. Wir wollen thun, als wäre nichts gesprochen worden.“

Josephine freilich konnte wohl so thun, aber nicht der betrübte Kanzleirath. Er mied von dem Tage an das Haus, in welchem er die schönsten Hoffnungen seines Lebens verloren hatte. Nach einem Vierteljahr hörte man, er habe sich vermählt. Der Major sagte mit unzufriedenem Blick auf Josephine: „Das that der arme Schelm aus Verzweiflung.“

Obwohl Frock nun der einzige Hausfreund war, kam er darum weder öfter, als Sonnabends und Mittwochs regelmäßig, oder wenn er allenfalls eingeladen war; noch änderte sich sein Wesen, das jede engere Vertraulichkeit zu fliehen schien. Nur mit Leonoren, seiner Schülerin, war er ungebundener; aber Leonore hing auch mit aller Zärtlichkeit und vergötternden Leidenschaftlichkeit an ihm, deren ein zwölfjähriges Mädchen fähig war, das sich selbst noch nicht verstand. Für ihn erzog sie Blumen; für ihn sann sie auf kleine Ueberraschungen; ihm sah sie mit Ungeduld entgegen, wenn er um eine halbe Viertelstunde zu spät kam; von ihm hatte sie Träume. Die Mittwoche und Sonnabende waren ihr Festtage.

„Sehen Sie, Herr Frock, lieber Herr Frock!“ sagte sie eines Tages: „Sie sind recht gut. Aber Josephine sagt doch, Sie wären nicht glücklich. Und Sie sind es auch nicht. Sagen Sie, was fehlt Ihnen?“

„Ich bin glücklicher, als ich zu sein verdiene.“

„Ist das auch wahr?“

„Gewiß, Fräulein.“

„Sehen Sie mir auch recht in die Augen, Herr Frock! — Ach, da ist ja doch etwas Trübes! Nun sein Sie mir ganz still. Ich will Sie etwas recht Ernsthaftes fragen. Warum gehen Sie gar nicht in die Kirche?“

„Wie hängt das mit dem Glück zusammen?“ sagte Frock.

„Das fragen Sie? Haben Sie mir nicht selbst gesagt, mehr als einmal: ohne Religion sei kein Glück? Wer mit Gott und in Gott sei, der könne nicht unglücklich werden?“

„Aber, Fräulein, die Kirche ist nicht die Religion, und Gott wohnt ja allenthalben.“

Leonore dachte nach, schüttelte den Kopf und erwiederte: „Sie wissen immer etwas, wogegen ich nichts einwenden kann; und ich fühle doch, Sie haben diesmal wohl Unrecht. Sie könnten ein recht heiliger Mensch werden, wenn Sie in die Kirche gingen.“

„War Christus nicht heiliger, als wir, Fräulein? Sagen Sie mir aber, ging er in die katholische, oder lutherische, oder reformirte Kirche? Wenn Sie mir bestimmt sagen, wohin er ging, so will ich ihm dahin folgen.“

Leonore wußte nicht, was sie antworten sollte. „Er war nicht katholisch,“ sagte sie, „reformirt auch nicht, lutherisch auch nicht. — Was sind Sie denn aber? Wie, sind Sie nicht von unserer katholischen Kirche? Sind Sie vielleicht,“ setzte Leonore schüchtern hinzu, „wohl gar lutherisch? O nein, das sind Sie nicht. Sagen Sie nein.“

„Würde ich weniger Werth in Ihren Augen haben,“ erwiederte Frock, „wenn ich nicht zu Ihrer Kirche gehörte?“

„Ach, das ist traurig!“ seufzte Leonore, und schluchzte bitterlich. Frock konnte sie kaum beruhigen.

Als er das folgende Mal wiederkam, sah ihn Leonore ernsthafter an, als gewöhnlich. Er bemerkte in ihr sonderbare Aengstlichkeit mit Mitleiden vermischt. Er zog ein Buch hervor, gab es ihr und sagte: „Dies wird Sie vielleicht am besten belehren und beruhigen.“

„O wenn das je möglich wäre!“ sagte Leonore mit Heftigkeit.

Sie nahm das Buch. Es war Lessings Nathan der Weise.

Sei es, daß dies vortreffliche Buch, oder natürlich leichter Sinn, Leonorens Gewissensorge besänftigte. Sie söhnte sich mit dem Gedanken wieder aus, daß Frock ein Ketzer sei. Heimlich aber machte sie doch Anschläge, ihn zu bekehren. Das hoffte sie am besten zu erreichen, wenn sie

ihn bereden würde, mit ihr Sonntags oder auch wohl während der Woche einmal in die Messe zu gehen.

Inzwischen traf ein ganz unerwartetes Ereigniß ein, welches alle Bekehrungspläne zerriß. Der Major trat eines Morgens odemlos in Frocks Stube, umarmte ihn, und sagte: „Nun, Freund Jonathan, nun kann dir dein David Alles wieder erstatten, nun deine Liebe vergelten. Denk' auch! Sieh hier den Brief! Der kommt vom Stadtrath da, in — nun kurz Dings da, gleichviel! Mein Vetter, der alte Generallieutenant — ei du weißt ja, der Dings da, ich habe dir erzählt, wie er bei Dings da blessirt ist — nun, er ist gestorben, hat keine Erben, bin von Rechts wegen und durch seinen letzten Willen einziger Erbe aller seiner Güter. Gott habe den Vetter Dings da selig! Aber wir waren immer gute Freunde. Bin ein reicher Mann. Lies auch! Schreiben, ich solle kommen, oder statt meinen schicken, einen — nun, verstehst's ja besser, als ich, so einen Dings da, der die Sache in Richtigkeit bringe. Hol's der Geier, es sind da Weiber und Advokaten, welche Einspruch thun. Wenn's nur nicht schief geht, und mir die Freude wieder zu Wasser wird. Verstehe nichts von Juristerei; bin alt; im rauhen Winterwetter möchte ich auch nicht reisen.“

Frock las den Brief. Die Sache war, wie sie Herr von Tulpen gesagt hatte, die Erbschaft bedeutend, aber sowohl das Testament, als das Näherrecht zum Erbe, durch eine Seitenlinie von den Verwandten des Verstorbenen angefochten, die sogar seinen Namen führten. Frock versprach dem Major, er selbst wolle dahin reisen und die Sache ins Reine bringen. „Bis zum Frühjahr ist's hoffentlich abgethan; dann können Sie mit den ersten schönen Tagen Ihre Güter beziehen!“ sagte Frock, packte seine Bücher ein, und fing sogleich mit dem Major das Verhör über dessen Verwandtschaft zu dem Verstorbenen an.

Inzwischen, ehe alle zur Entscheidung des Streits nöthige Papiere zusammengebracht waren, verstrichen einige Wochen. Frock war in dieser Zeit, da er seine bisherigen Bureaugeschäfte aufgab, fast alle Tage im Hause des Majors. Welche Plane wurden da gemacht, welche Träume! — Leonore und Josephine malten sich den Himmel in die Zukunft; die Farben, die im Regenbogen lodern, waren ihnen viel zu matt. Und Frock, das setzten beide so gut, wie ihr Vater, als natürlich voraus, Frock stand in allen Planen, in allen Träumen. Wie konnte der Mann fehlen, der nur allein nicht wußte, daß er zum Glück der Uebrigen unentbehrlich geworden?

Selbst Josephine, diese feinberechnende Kennerin ihres Wirkungs- und Lebenskreises, von deren Beifall am Ende doch Alles abhing, und die von Allen angebetet ward: selbst Josephine verhehlte ihrem Vater gar nicht, daß auch Frock nothwendig die Hauptstadt aufgeben und mit ihnen ins gelobte Land ziehen müsse. Ohnedem wären wir — das war ihr Ausdruck — ohne Segen! — „Du hast das rechte Wort getroffen!“ rief Leonore: „Haben Sie es gehört, lieber Vater? Ohne Segen!“ Der Major brummte: „Versteht sich!“

„Aber,“ sagte Josephine, und stieg von ihrem Fenstersitz, und umschloß mit beiden Armen den alten Major, „aber, Vater, wird er sich auch dazu entschliessen? Er hat nie ein Wort dazu gesagt, so oft wir ihm auch in unsern Entwürfen Hauptrollen gaben. Lieber Vater, Frock ist ein sehr eigener Mann. Ich bitte Sie, lassen Sie sich von ihm das Versprechen geben, uns zu begleiten.“

Herr von Tulpen wunderte sich ein wenig über die Aengstlichkeit Josephinens. „Mir ist aber wirklich bange!“ sagte sie.

Sobald Frock kam, war des Majors erstes Wort: „Freund Jonathan, meine Mädchen wollen mir Schrecken machen, als könntest du tolle Streiche treiben, und uns verlassen, wenn wir nach Dings da reisen. Es ist keine Rede davon, gelt? Du machst dir aus dem Leben in der Hauptstadt nichts, und ziehst mit uns auf die Güter, und bleibst bis ans Ende der Tage. — Suche du dir, als Quartiermacher, deine Wohnung, deinen Garten, Alles selbst und vor Allem aus. Wir Andern nehmen vorlieb mit dem, was du uns anweisest.“

Frock beugte sich dankend. Er verfärbte sich. Man sah, es ging in ihm etwas Schmerzliches vor.

Leonore sprang mit lautem Schrei und ausgebreiteten Armen gegen ihn, drückte sich fest an ihn und rief: „O lieber Herr Frock, nicht dies Gesicht, nicht dies Gesicht! Es ist ein Todesengelsgesicht, ich kenn' es schon.“

Josephine hatte ihn auch gesehen, und setzte sich erblassend nieder. Sie zitterte. Von Zeit zu Zeit schlug sie die Augen gegen Frock auf.

„Reden Sie doch!“ rief Leonore: „Sie bleiben bei uns, unzertrennlich! Sagen Sie um Gotteswillen Ja!“

Frock legte beide Hände aufs Herz, und mit einem Blick, mit dem er voraus um Verzeihung flehte, sprach er: „Das kann ich nicht!“

„He!“ schrie der Major erschrocken: „Bin ich nicht dein David? Und du willst mich verlassen, Jonathan? Scherze doch nicht mit uns; du siehst, wie jämmerlich solch ein Scherz uns zurichtet. Hand her, Kamerad; du wirst dein Leben bei uns auf den Gütern zubringen.“

„Ich kann nicht!“ antwortete Frock halblaut, aber mit dem ihm eigenthümlichen Ton der Entscheidung.

„Kannst nicht, Jonathan? Was hindert dich? Bist ja frei, wie der Vogel in der Luft. Kannst nicht? Possen da! Was hält dich in der Hauptstadt zurück? Sind wir nicht deine einzigen Freunde?“

— Die einzigen.

„Oder, he, sag's heraus: hat den jungen

Herrn ein schönes Kind gefesselt? Spaß! wir fesseln das Dings da und nehmen es mit uns. Nur heraus mit der Sprache. Eine Geliebte?«

— Keine.

»Nun, was ist dir an der Hauptstadt gelegen?«

— Nichts.

»Und willst nicht bei uns bleiben und wohnen im gelobten Land, nachdem du unser guter Engel in den Jahren des Jammers gewesen?«

— Ich kann nicht.

»Warum aber nicht? Es muß doch ein Hinderniß sein. Das Hinderniß wird sich heben lassen! Weißt du, als sie bei Dings da meinten, es sei unmöglich, die Batterie zu nehmen? Setzte ich nicht mit meinen Grenadieren an, und nahm sie? Kostete freilich zehn oder so und so viel prächtige Kerls.«

— Ich werde Alles für Sie thun; ich könnte sterben für Sie. Aber thun Sie auch etwas für mich. Lassen Sie mich frei ziehen, wohin ich will, sobald ich Ihre Erbschaftsangelegenheit berichtigt habe. Und — reden wir doch nie wieder davon. Sie wissen nicht, wie Sie mir das Herz zerreissen. Ist Ihnen mein Leben, meine Gesundheit lieb, reden Sie nie wieder davon.

»So fahre wohl, gelobtes Land!« schluchzte Leonore: »Vater, wir wollen dann hier in der Stadt bleiben.«

»Mir recht!« sagte finster der Major.

»Dann — dann,« stammelte Frock, »dann — ich werde in jedem Fall die Stadt verlassen. Heilige Pflichten rufen mich anderswo hin.«

Er war so bewegt, als er die letzten Worte sprach, daß er sie kaum vollenden konnte. Er beurlaubte sich, und versprach, nach einem kurzen Spaziergang wieder zu kommen.

Und wie er wieder kam, fand er sie Alle noch auf denselben Plätzen, wie er sie verlassen hatte. Der Major saß düster in seinem Sorgenstuhl; Leonore in einem Winkel mit verweinten Augen; Josephine ohne Thränen, aber etwas steinern. Es war in ihren Zügen etwas, das sich nicht beschreiben läßt; etwas Todtes, Starres, bei aller Schönheit Grauenvolles. Leonore und ihr Vater sprangen auf, ihn schmeichelnd zu bewillkommen. »Hast dich eines Bessern besonnen, Jonathan, nicht wahr?« sagte der Major. Aber Josephine regte sich nicht.

»Sprechen wir von heitern Dingen!« sagte Frock. Aber die Versuche waren vergebens. Frock machte sich an die Papiere, und schrieb, bis es dunkel ward. Die Andern saßen stumm umher. Leonore weinte und nähete. Josephine starrte, ihr schönes Haupt auf die Hand gestützt, unbeweglich durch die Fensterscheiben hinaus, ohne auf die Vorbeiwandelnden zu sehen.

»Bleibt mir mit euern Kindereien vom Halse!« rief folgendes Tages der Major, als er zu seinem Freunde Jonathan ins Zimmer trat, und ihn auf dem Bette liegend, krankhaft bleich, mit geschwollenen Augen fand. Frock war im Tulpenschen Hause zum Mittagessen erwartet gewesen und nicht gekommen.

»Wie spät ist's?« fragte Frock, und sprang auf. Vor seinem Bette stand ein Tisch mit kalt gewordenem Punsch, daneben eine Flasche Madera. Vom letztern trank er sogleich hastig ein großes Glas voll und reichte dem Major die Hand.

»Drei Uhr vorbei!« sagte Herr von Tulpen.

»Drei Uhr? So habe ich einen sieben Stunden langen todtenartigen Schlaf gethan diesen Morgen. Desto besser. Ich habe Alles die Nacht zu Ende gebracht. Ich kann in folgender Nacht abreisen auf Ihre Güter. Ich zahle meiner alten Wirthin, und bleibe den Abend bei Ihnen, lasse die Post dahin kommen und steige dort ein. — Mir ist nicht mehr wohl hier. Meine Gesundheit fordert eine wilde Bewegung und Zerstreuung, sonst reibts mich auf.«

»Hast du Gesellschaft gehabt?« fragte der Major, und zeigte auf den Punsch und Wein.

»Ich habe die Nacht gearbeitet, und . . .«

»Den Geist ermuntern wollen.«

»Mein Geist bedarf keines Sporns. Aber was den Geist niederzieht, das elende Fleisch und Blut mußte ich bestechen, daß es folge.«

»Kamerad, du siehst erbärmlich aus. Wir sind Männer. Kamerad, rede mir frei vor Gott, was treibst du, oder was treibt dich? Ich will schweigen, wie ein Todter, aber rede. Warum bist du nicht, wie andere Menschenkinder sind? Warum schlugst du des Dings da, des Fürsten Anerbietungen im Gefängniß aus, da er dir in seinem Lande ein ehrenhaftes Amt geben wollte? Warum zogst du freiwillige Niedrigkeit und Armuth vor? Warum lehntest du Burkhardts Registratorstelle ab? Warum liebst du uns und stellst dich gegen uns Alle kälter und fremder, als du bist? Warum thust du Verzicht auf die Freuden der Freundschaft, offenbar wider deines Herzens Willen, das für Freundschaft so empfänglich ist? Warum fliehst du gute Menschen, die dich suchen, die ihr Leben für dich in die Schanze schlagen würden? Warum bist du veränderlich, wie die Sonne an einem Apriltage, daß dir's mitten in aller Lust über das leuchtende Antlitz wie finstere Wolke zieht? — Weiche mir nicht aus! Sieh, Jonathan, es geht nicht gut mit mir und dir, wenn du nicht redest. Warum willst du weder auf meinen künftigen Gütern, noch hier bleiben? Wir bedürfen dein. Wir beschwören dich um dies, was uns mehr als Reichthum gilt. Du sonst so Weichherziger, warum bist du hartherzig?«

Frock füllte sein Glas zum andernmal, und stürzte den Wein hinunter.

»Ich glaube, du möchtest dich berauschen? Nichts da! Reden wir ganz ehrlich und nüchtern zusammen. Jonathan, rede! Wir sind allein. Hast du ein Verbrechen begangen? Rede, denn ich schwöre dir, du hast es unwillkührlich gethan

und nur ſchon zu lange dafür gebüßt. Du wirſt in meiner Liebe nichts verlieren. Und hätteſt du mir Vater und Mutter erſchlagen, ich könnte dir's verzeihen.«

»Ich bin kein Verbrecher!« ſagte Frock mit ſtolzem Kopfſchütteln.

»Nun, hol's der Geier, ſo biſt du ein Narr. Welcher Teufel plagt dich denn? Kannſt du denn das Räthſel ſelbſt nicht löſen?«

»Wenn ich wollte, mit zwei Silben, Herr Major. Ich hab' es beſchloſſen, Sie ſollen es erfahren.«

»Wann?«

»Heute noch, ehe ich auf Ihre Güter reiſe.«

»Und wann ich die zwei Silben weiß, und dir dann antworte: Jonathan, das ſind Poſſen!«

»Das werden Sie nicht.«

»Hol's der Geier, ich werd' es! Und wenn ich aller deiner Noth ein Ende mache?«

»Das können Sie nicht.«

»Aber ich ſage — höre, bringe mich nicht in Wuth! — ich ſage, ich *will* es können. Und wenn ich's kann, bleibſt du dann mit uns?«

»Ja!«

»Ja? — Hand her!«

Frock gab die Hand. Der Major ſchloß ihn küſſend in die Arme, als wäre Alles überwunden.

»Alſo, Wort gehalten! Heute noch ſagſt du mir das fatale Geheimniß, deſſen du dich nicht zu ſchämen haſt?«

»Dieſen Abend, ehe ich von Ihnen abſcheide und in den Wagen ſteige, Herr Major. Aber ſorgen Sie, Herr Major, daß der Abſchied fröhlich, wenigſtens ruhig werde. Laſſen Sie uns punſchen, alles Grams vergeſſen! Es kann zuweilen Pflicht ſein, ſich zu betäuben. Ich möchte in einem Rauſch von Ihnen ſcheiden. War doch mein ganzes Leben bei Ihnen ein Rauſch.«

Der Major verſprach, für einen heitern Abend zu ſorgen. »Wir werden zufriedener von einander ſcheiden, als du meinſt!« ſagte er und ging, um ſogleich Anſtalten zu treffen.

Frock packte ein. Da er Alles vollbracht hatte, ſah er noch das Fernrohr liegen. Die Thränen traten ihm in die Augen. »Nun ja,« ſeufzte er, »komm nur her, und gib mir zum letzten Mal mein Glück!« — Er trat ans Fenſter; er ſah hinaus. Er ſah Joſephinen wirklich. Sie ſtand an einen der drei Bäume gelehnt, ihr ſchönes Geſicht in ein weißes Schnupftuch gehüllt. Er ſah es an ihren Bewegungen, ſie ſchluchzte weinend. Nach einer Weile trocknete ſie ſchnell mit dem Tuche Augen und Wangen. O wie ſchön ſie war, als ſie, wie in einem Gebet, die blauen Augen gegen den blauen Himmel richtete! — Sie ging ins Haus.

»Gute Nacht! auf ewig gute Nacht, Joſephine!« rief Frock, und warf ſich in Schmerz über das Bett. Er liebte Joſephinen mit aller Leidenſchaft, deren ein zartfühlendes Herz fähig war. Er hatte nun zwei Jahre lang in ihrem Umgang oder vielmehr in ihrer ſtummen Anbetung gelebt; zwei Jahre lang mit ſich ſelber gekämpft, und gefunden, daß ſeine Leidenſchaft unüberwindbar ſei. Darum war ihm die Reiſe, die Zerſtreuung willkommen. Da hoffte er ſich zu heilen. Nach Jahren und Tagen erſt wollte er, oder nie, das Fräulein wiederſehen. Frock dachte und handelte, wie ein Mann denken und handeln ſoll, welcher nicht Raub ſeiner Leidenſchaft ſein will. Auch hatte er, ſo oft er das Tulpenſche Haus binnen zwei Jahren betreten, mit bewundernswürdiger Kunſt und Kraft die Gluth ſeines Gemüths unter einer äuſſern kalten Höflichkeit verborgen gehalten. Gegen Jeden war er geſprächiger und traulicher geweſen, als gegen Joſephine. Sie ſollte von ſeiner Leidenſchaft nichts ahnen; noch viel weniger kam ihm zu Sinn, eine ähnliche in *ihr* zu erwecken. Und hätte er's glauben können, daß Joſephine einer Gegenliebe fähig geweſen wäre, er würde dies Haus, die Stadt, das Reich ſchon früher geflohen haben. Er wollte *allein* unglücklich ſein.

Zuweilen zwar ward ihm verdächtig, wenn er von ungefähr ſah, wie ihr Auge feſt und dunkel auf ihn hinblickte, und ſie ſich dann ſchnell, manchmal unruhig wegwandte; zuweilen, wie ſie mit ſeltſamer Heftigkeit that oder ſprach, nicht gegen ihn, ſondern gegen die Andern, wenn es ihn anging; zuweilen, wie ſie, was ihm gefiel, am liebſten that. Es athmete in ihrem Weſen etwas, das ihn wie Lieb' um Liebe anſprach; aber immer war ſie dabei doch gegen ihn verſchloſſener, beſonnener, als gegen alle Uebrigen. Weder er hatte jemals ihr, noch ſie ihm, ein ſchmeichelndes Wort geäuſſert. Sie ſtanden wie fremde Menſchen gegen einander, die ſich nur in Formen allgemeiner Artigkeit begegneten.

Er ermannte ſich, leerte das dritte Glas Madera, legte Reiſekleider an, beſtellte die Poſt, wohin ſein Koffer gebracht ward, und ging ins Tulpenſche Haus.

Es war ihm nicht wohl, als er Joſephinen allein im Zimmer fand. Sie war blaß. Er erkundigte ſich nach dem Vater und der Schweſter. Die letztere war des Punſches wegen ausgegangen, der Major ſeit einer Stunde abweſend. Er warf ſeinen Mantel ab und that viele gleichgültige Fragen, die mit halben Worten beantwortet wurden. Sie ſaß am Fenſter, ſtrickend, vor ſich niederſchauend. Er ſtand am Ofen, ſie betrachtend. So ſchön war ſie ihm nie vorgekommen, als in dieſem Augenblick.

Nach einem Schweigen von mehrern Minuten ſtand ſie auf, ſah ihn an und ging langſam auf ihn zu. »Frock!« ſprach ſie mit ihrer gewöhnlichen Kälte, und ihm feſt ins Auge blickend: »Sie reiſen alſo heute ab, wie mir der Vater geſagt hat? — Ich habe Ihnen eine Frage zu thun. Antworten Sie mir offen. Sie haben Ihr Wort gegeben, nicht wieder zu uns zu kommen. Ich

will die Urſache davon nicht wiſſen, wenn es eine andere iſt, als die ich das Recht habe zu vermuthen. Aber antworten Sie mir wahrhaft, wenn ich die Urſache angebe, und — Ihren Irrthum vernichte. Ich fühle es, ich bin die Urheberin alles Uebels. Es reut mich.«

Frock ward feuerroth, und ſein Herz ſchlug ſo gewaltig, daß er kaum erwiedern konnte: »Fräulein, was ſagen Sie auch! Wie können Sie ſo denken?«

»Deſto beſſer,« ſagte Joſephine, »wenn ich mich getäuſcht haben ſollte. Es wird viel zu meiner künftigen Zufriedenheit beitragen. Antworten Sie mir wahrhaft. Wir ſind allein. Aber Gott iſt unſer Zeuge. Wollen Sie?«

Frock zitterte. Er antwortete: »ich will!« hatte aber kaum den Muth, der Jungfrau ins Auge zu blicken, die feierlich und wunderſchön vor ihm ſtand.

»So bekennen Sie denn: Sie ſtürzen meinen Vater und meine Schweſter in Schmerz und Thränen; Sie wollen ſich auf immer von ihnen trennen, von denen Sie ſo ſehr geliebt werden, und gegen die Sie ſelbſt die innigſte Freundſchaft nicht verläugnen können — Sie wollen fort von uns auf immer, und das nur meinetwillen!«

Er ſchwieg, von ſeinem Bewußtſein geſchlagen, von ſeinen Gefühlen überwältigt. Er konnte ſich nicht faſſen.

»Ihr Schweigen iſt Beſtätigung!« ſagte Joſephine: »Ich fürchtete es zuweilen; Leonore errieth es. Aber ich bezeuge Ihnen, lieber Frock, daß es, der Allwiſſende weiß es, nie in meiner Abſicht war, Sie zu beleidigen und zu kränken. Mein Betragen gegen Sie mochte tadelnswerth ſein. Ich war gegen Sie nicht, wie mein Vater, wie meine Schweſter waren, wie ich hätte ſein ſollen; aber, der Allwiſſende weiß es, kränken wollte ich Sie nicht. Sie ſind mir werth, recht werth. O glauben Sie doch das. Hätte ich denn ſonſt Ihre Geſchenke annehmen können, die ich dem Kanzleirath ausgeſchlagen haben würde? Ich habe Sie gewiß nicht beleidigen wollen. Ich war anders gegen Sie, als gegen Andere. Aber dem Himmel iſt's bekannt, ich konnte nicht anders. Verzeihen Sie mir, und deuten Sie mein bisheriges Benehmen gegen Sie nicht unrecht. Sie ſind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß ich etwas wider Sie habe, oder jemals gehabt hätte. Sie ſind mir werth, wenn ich es Ihnen auch nicht äuſſerte und äuſſern konnte, wie der Vater und Leonore — Nicht ſo? Sie verzeihen mir? Sie zürnen mir nicht?«

Ganz beſtürzt und von ſeinen Empfindungen übermannt, rief Frock, indem er Joſephinens Hand ergriff: »Was denken Sie, Fräulein? Sie mich beleidigt? Wie konnten Sie ſo etwas glauben? — Fräulein, o nein! nein! In Ihrer Nähe athmen zu können, war ja mein einziges, mein höchſtes Glück. Ja, Fräulein, der Gedanke an Sie wird immer mein ſchönſter Gedanke bleiben!«

Er drückte ihre Hand an ſein Herz, ließ ſie dann fahren, ſank in ſich zuſammen und ſtammelte: »Segnen Sie mich, dann laſſen Sie den Unglücklichen ziehen!«

»Bin ich Ihnen,« fragte ſie forſchend und mit langſamer Rede, »bin ich Ihnen ſo viel werth, als mein Vater und Leonore?«

Er ſank zu ihren Füßen nieder, legte ſeine Lippen an ihre Hand und ſagte: »Mehr!«

»Was thun Sie, Frock!« rief Joſephine, und richtete ihn, der nicht wußte, was er that, in unausſprechlicher Beſtürzung auf. Ihre Hände lagen in den ſeinigen, und ſie zog ſie nicht zurück.

»Das Mißverſtändniß«, ſagte ſie bebend, »iſt gehoben. Ich darf dem Vater und Leonoren nun ſagen, daß Sie ſich nicht von uns trennen wollen.«

»Fräulein!« rief Frock; »nur Sie, in dieſer Welt Niemand, als Sie, können über mich gebieten, was ich ſoll. Ich werde Ihnen gehorchen, wie keinem Andern. Aber fordern Sie nicht, daß ich bleibe. Sie fordern meinen frühern Tod.«

Da ſtürzten die Thränen hell aus Joſephinens Augen und über ihre Wangen; aber ſie änderte keinen Zug ihrer Mienen, ſondern ſagte mit einer erſchreckenden Kälte, wenn man dieſe gelaſſene Stimme, dieſe ruhigen Gebehrden unter dem Thränenſtrom ſo nennen darf: »Und trennen Sie ſich auf immer von uns, ſo ſtören Sie das Lebensglück und die Freude Leonorens und des Vaters, und mich — tödten Sie.« — Mit den letzten Worten, die ſie erſt nach einigem Zögern vorſtieß, ſank ſie laut ſchluchzend mit ungebändigtem Schmerz hin.

Frock, ſeiner ſelbſt nicht mächtig, umſchlang die Halbohnmächtige. Wie in einem Traum umſchlang er ſie. Er bog ſich über ihr Geſicht, heftete ſeine Lippen auf die ihrigen. Vergeſſen war Vergangenheit und Zukunft. Ihr Seufzer ſagte, was er allen Engeln des Himmels nicht geglaubt haben würde, wenn ſie es ihm bezeugt hätten.

Und als ſich Joſephine mit ſtolzem Schämen zurückzog, ſtand er an allem, was geſchehen war, zweifelnd da, und näherte ſich ſchweigend noch einmal dem Fräulein, zog Joſephinen noch einmal an ſich. Und ſie ſprach: »Sie haben mir alſo gewiß nie gezürnt?«

»Ehe Sie mich kannten, liebte ich Sie ſchon mehr, als mein Leben!« rief der Entzückte.

In dieſem Augenblick hörte man den Major mit Leonoren nahen. Joſephine eilte ihnen entgegen, umarmte Beide und rief mit entflammtem, begeiſtertem Geſichte: »Es iſt nun Alles gut, Alles!«

»Gottlob!« ſchrie der Major, und drückte dem berauſchten Frock herzlich ſchüttelnd die Hand: »Der Teufel komme euch Leuten auf die Sprünge. Es hätte Unglück gegeben, wäre nicht die Kleine hier auf den klugen Einfall gekommen.« Er zeigte auf Leonoren.

Leonore tanzte vor Freuden. Sie ſprang zu Frock und ſagte: »Sie ſind alſo rein ausgeſöhnt.

Es ist wahr, Josephine ist immer sonderbar mit Ihnen umgegangen. Aber sie hat Sie doch lieb gehabt, ich weiß das gewiß, sehr lieb. O wie froh bin ich! — Kommen Sie, ich muß Ihnen dafür einen Kuß geben. Ich taumle, ehe ich Punsch getrunken habe.“ Und damit hing sie wie eine Klette fest am Halse des betäubten Jünglings, und küßte ihn mit heißer Innigkeit.

Da ward der Tisch gedeckt, die Lichter wurden angezündet, kalte Speisen aufgetragen, Wein dazu; Leonore und Frock mußten den Punsch anrichten. Es ging froh durcheinander, und doch sprach man wenig Zusammenhängendes. Frock stand träumend, und preßte Zitronen. Josephine schwebte, sich selbst nicht fühlend, ab und zu; ihre Augen glänzten, auf den Einzigen hingewandt, der das Dunkel ihres Gemüths erhellt hatte. Leonore sang, schlug Zucker, tanzte herum, lachte und rief einmal ums andere: „Ich bin wie närrisch!“ Der alte Major rauchte seine Pfeife, ging auf und ab, stimmte zuweilen in Leonorens Gesang, und fluchte wieder dazwischen auf drollige Weise gegen seinen Jonathan.

Man setzte sich in bunter Reihe. Leonore füllte die Punschgläser. Man mußte auf ewige Freundschaft anstoßen. Frock glühte. Er trank ein Glas ums andere. Er schien sich betäuben, sich selbst vergessen, oder sein Glück in vollen Zügen genießen zu wollen. Oft sank er in seinen Ernst zurück unwillkührlich. Kaum bemerkte aber dies Leonore, hob sie drohend den Finger gegen ihn auf und sagte: „Schon wieder?“ Dann wischte er sich mit der Hand über die Augen und sagte: „Sie haben Recht! Es muß Alles vergessen sein, jetzt Alles! Das Böse kommt von selbst in seiner Stunde.“ Er überließ sich seiner Seligkeit.

Als das einfache Nachtessen beendet war, und der Geist des Punsches die Freude Aller höher stimmte, und das Gespräch fröhlich durch einander tönte, zog der Major die Taschenuhr und sah nach der Zeit. Frock, es bemerkend, erschrack und fiel in vorige Finsterniß und Nüchternheit zurück. Josephine schüttelte den Kopf gegen ihn, legte ihre Hand sanft auf die seinige und sagte: „Immer noch der Alte?“

Die Berührung ihrer Hand trieb ihm alles Blut wieder froher durch die Pulse. „Ich dachte nur an die Abreise!“ sagte er.

„Die Abreise!“ rief Leonore unwillig. „Frage: liesse sich die Abreise nicht auf ein paar Wochen verschieben?“

Josephine fügte ihrer einen Hand nun auch die zweite zu, und lispelte lächelnd bittend: „Wohl, Frock, wohl, ein paar Tage!“

„Kinder!“ rief der Major dazwischen: „Jonathan hat kein Quartier mehr in der Stadt, und Alles eingepackt. Fort muß er nun. Laßt ihn nur gehen. Er sitzt im Postwagen so bequem, als im Wirthshaus. Was sein muß, das muß sein. Fort mit ihm. Jetzt entlass' ich ihn gern, nun er uns bleibt. In wenigen Wochen holt er uns ab ins gelobte Land.“

Das Wort „gelobtes Land“ war genug, Alle zu begeistern. Die alten Entwürfe der künftigen Einrichtungen wurden wieder lachendes Muthes gemustert und verschönert. Der Major redete von den Tagen seines Alters mit rührendem Entzücken. Er lebte nur für seine Töchter, und bisher hatte er für sie nur die düstersten Aussichten gehabt.

„Bin nun geborgen, kann meine Augen einst sorgenfrei schliessen; werdet wenigstens nicht mit dem Mangel ringen müssen!“ sagte er. „Aber Eins, ihr Mädchen, fehlt noch. Das vergesset mir nicht zu geben, ehe ich abfahre. Ein Paar Schwiegersöhne, die mir wohlgefallen und meine rechten Söhne werden.“

„Bleiben Sie doch ohne Kummer für mich, Väterchen,“ sagte Leonore lachend, „mit mir sollen Sie zufrieden sein. Und Josephine da? Sehen Sie doch, wie die Beiden hier Hand in Hand, Aug' in Auge wurzeln? Haben Sie in Ihrem Leben schon dergleichen erlebt und gesehen, Väterchen? Machen Sie Ihren Jonathan zum Sohne; wie froh wäre ich mit solchem Bruder!“

Josephine zog erröthend die Hand aus der Hand des Nachbars, und sagte erschrocken: „Ich glaube wahrlich, Mädchen, du hast einen Rausch, einen argen!“

„Jonathan, Jonathan!“ rief der Major, und drohte scherzend und bedeutungsvoll über den Tisch hinüber: „Ich merke Unrath! Was treibst du für Händespiel mit Josephinen, die du dich seit zwei Jahren kaum recht anzusehen getrautest? Komm einmal her; hieher zu mir! Es fällt mir etwas bei.“

Frock stand auf und ging zum Major. „Sei ehrlicher, Jonathan,“ sprach dieser zu jenem, „sei ehrlicher jetzt, als du diesen Nachmittag gegen mich warst. Du liebst Josephinen?“

Es nahm Frock die Hand des Majors und preßte sie schweigend an seine Brust. Josephine erhob sich in schöner Verwirrung, sah rechts und links, und wollte davon.

„Halt, Mädchen, du bleibst!“ sagte ihr Vater: „denn du sollst Rede stehen zu dem, was du mir diesen Vormittag gesprochen hast. Bleib. Es soll Alles ins Reine. Dann weißt du, woran du bist. Ich mag das Hangende und Schwebende nicht. — Und du, Jonathan, thu den Mund auf und rede. Verdammt sei diese Schüchternheit, die uns um ein Haar alle ins Unglück gebracht hätte. Du liebst Josephinen! Ist nicht das dein Elend, das du nicht hast bekennen wollen, und das dich von uns zu treiben drohte?“

„Es ist mein Unglück!“ sagte Frock, die Blicke düster auf die Seite gewendet: „Ich liebe sie. Wie hätte ich anders können? Das ist mein Elend!“

„Hol's der Geier, Jonathan, sprich endlich andere Sprache. Elend! Nun ja, hast geglaubt,

du seiest arm, ich würde sie dir nicht geben. Bist du nicht reicher, als ich? — Hast geglaubt, du seiest ein Bürgerlicher, dürfest das Auge nicht zum Fräulein von Tulpen erheben. Wetter, bist du nicht adelichern Herzens, denn ich? Denk' doch an die goldene Dose! Hab' ich auch nur ein Mal so edel gethan, wie du schon vielmals? Hast gemeint, sie verachte dich. Links gemeint, junger Herr. Diesen Morgen hab' ich's mit Schrecken und Freuden erfahren, was du ihr bist. Hab' dir's ja den Nachmittag auf die Zunge gelegt, daß du sie von mir fordern solltest. Aufdringen konnte ich dir doch mein Kind nicht! He! ist's nun noch Elend?"

Wie vorher starrte Frock vor sich hin. Indem rollte ein Wagen draussen. Des Postknechts Horn blies vor der Thür.

"Kannst warten draussen!" rief der Major, stand auf und umarmte Jonathan und Josephinen: "So muß es sein, ehe du wegfährst. Gott segne euch. Nimm sie, Jonathan, sie ist deine Braut; du bist mein Sohn."

Sträubend lehnte sich mit schnellfliegendem Odem Frock zurück.

"Was," lallte erschrocken der Major, "was ist denn?"

Josephine sah mit Entsetzen auf Frock hinüber.

"Liebst du sie nicht?" fragte der Major heftig.

"Ich darf nicht!" antwortete Frock.

"Darfst nicht? Wer verbietet es?"

"Sie werden, Sie können mir Josephine nicht geben; Josephine kann mich nicht lieben. — Ich bin kein Verbrecher. Aber — ich bin — — —" Frock zog bei diesen Worten ein versiegeltes Papier aus der Tasche und warf es auf den Tisch. Josephine ward todtenblaß. Leonore schrie laut auf vor Angst, weil sie von Allem nichts begriff.

"Still doch!" schrie der Major: "Was Teufels ist denn los? Jonathan, heraus, warum weigerst du dich, mein Sohn zu sein?"

"Herr Major," sagte Frock mit einem Male sehr ernst und fest, "ich bete Josephinen an. Nie hab' ich ein anderes Mädchen geliebt. An mir nicht liegt die Schuld, daß ich des Glücks nicht theilhaftig werde, das mir Ihr Edelmuth zudenkt; auch gewiß nicht am Schicksal."

"Hol' der Geier die Vorreden!" unterbrach ihn der Major: "Heraus, woran liegt's denn?"

"An Ihren Vorurtheilen, Herr Major."

"Was Geier, Vorurtheile?"

"Ich bin kein Christ!"

"Jesus Maria!" schrie Leonore.

"Ich bin in der mosaischen Religion geboren; ich bin, mit zwei Silben, ein Jude."

"Ein Jude!" stotterte der Major verblüfft, und ließ die Arme niedersinken. Leonore sprang mit durchdringendem Schrei zu Josephinen, die neben einem Sessel niedersank. Frock sagte: "Lesen Sie das versiegelte Blatt! Lebt wohl, ihr Herrlichen! Lebe wohl, du mein Himmel!"

Er nahm Mantel und Hut, und stürzte zur Thür hinaus. Der Postknecht stieß ins Horn. Der Wagen rollte davon.

Der Inhalt des versiegelten Blattes, welcher als Fortsetzung oder Nachklang seiner Rede angesehen werden mußte, war wörtlich folgender:

"Ich bin ein Jude. Und mit diesem Geständniß, o ihr meine Geliebten, empfangt ihr die Auflösung zum Räthsel meines Betragens. — Welches Mädchen unter allen Christinnen würde mich beglücken wollen? Welche weltliche oder geistliche Behörde eurer Länder würde mich in öffentlichen Aemtern, oder auch nur in den Schulen der Christenkinder lehrend, dulden? — Ich bin ein Jude, das heißt, ohne etwas verbrochen zu haben, schweigend geächtet, weil ich von einem Volke abstamme, welches durch das Vorurtheil der Jahrtausende bei Christen, Türken und Heiden geächtet und verachtet, und durch die ewige Verachtung erdrückt, leider oft verachtungswürdig geworden ist.

"Ich bin von armen Aeltern im Elsaß, die gleich tausend andern Glaubensgenossen durch das Vorurtheil der Welt zum Handel, Wucher und Christenbetrug gezwungen wurden, um ihr Leben zu fristen. Meine Knabenjahre fielen in die ersten Zeiten der französischen Staatsumwälzung, als auch die Bekenner der mosaischen Religion zum erstenmal das Recht empfingen, unter Menschen Menschen in vollem Recht, und in einem großen Staate Bürger zu sein, und nicht ausgebannte, nur großmüthig geduldete, fremdartige Geschöpfe.

"In den Wirbeln der bürgerlichen Stürme ward ich als Trommelschläger, da ich noch lange nicht das mündige Alter erreicht hatte, von meiner Heimath hinweggerissen. Ich sah die betagten Aeltern nie wieder. Aber meine Jugend, meine unbesonnene Herzhaftigkeit, mein natürlicher Verstand erwarben mir Freunde. Ich ward Bedienter eines Obersten, der nachmals unter den französischen Feldherren einen ehrenvollen Namen erwarb, und mich so lieb gewann, daß er meine Verwilderung in den Feldlagern bedauerte. Er ließ auf seine Kosten in den Schulen einer französischen Grenzstadt meine Lernbegier befriedigen. Da empfing ich eine Bildung des Geistes und Herzens, welche zu meiner künftigen Stellung in der Welt ausser allem Verhältniß war.

"Meine wissenschaftliche Erziehung blieb unvollendet. Hätte ich mich der Arzneikunde widmen dürfen, würde ich vielleicht in irgend einer großen Stadt ein ehrenhaftes Dasein haben führen können. Der Feldherr aber, mein Gönner, rief mich wieder zu sich, und machte mich zu seinem Geheimschreiber. Ich blieb bei ihm, bis ihn die tödtliche Kugel traf. Ohne Beruf, ohne Aussicht, wählte ich das Kriegshandwerk, trieb mich lange bei den Heeren umher und auf den Schlachtfeldern, und bereicherte mich im Anblick so vieler Erbärmlichkeiten der Völker und ihrer Großen, und der auf

Erden allein waltenden Leidenschaften und Vorurtheile, mit einer trostlosen Weisheit. Ich that überall wie ich sollte, um mir wenigstens das Bewußtsein meines innern Werthes zu retten, und leistete Verzicht auf äussere Anerkennung desselben. Das Leben Jesus des Christs hat auf mein Inneres und dessen Veredelung am meisten gewirkt. Zwischen Himmel und Erden ist nie ein Größerer erschienen, als er, weder an Weisheit, noch Tugend, noch Muth. Jeder große Mann ist für sein Jahrhundert, höchstens für sein Jahrtausend groß unter gegebenen Verhältnissen. Jesus aber hat eine Größe, die von keinen Verhältnissen bedingt und auf keine Jahrtausende beschränkt ist. Doch würde er heut erst unter den Christen erscheinen, sie würden ihn heute noch ans Kreuz schlagen, wie ehemals die Juden.

„Ich machte es zur Aufgabe meines Lebens, zu werden wie Jesus: für das Innere das Aeussere, für das Ewige das Nichtige, für die Ziele des Geistes die körperlichen, häuslichen und bürgerlichen Annehmlichkeiten zu opfern. Ich bin ihm nicht an Willen, nur an Muth und Kraft nachgestanden.

„Mich ekelte das Kriegsleben an. Meinen einzigen Freund unter den Menschen, einen hoffnungsvollen Jüngling von Nancy, tödtete eine Stückkugel an meiner Seite. Ich hatte mit meinen übrigen Kriegsgefährten im wüsten Leben viel Händel. Die Hauptleute waren ungerecht gegen mich. Ich lief zum Feind über, zog bürgerliche Kleider an, und ernährte mich vom Unterricht, den ich in Sprachen und andern Dingen gab.

„Meines Bleibens war nirgends lange. Es fehlte mir nicht an Freunden und Freundinnen. Aber sie waren Christen und Christinnen. Hätten sie erfahren, ich sei nur ein Jude: schwerlich würden auch die Aufgeklärtesten unter ihnen einem heimlichen, sonderbaren Ekel widerstanden haben, welcher sich ihrer unwillkührlich bemeistert hätte. Daher hütete ich mich, Verbindungen einzugehen, um bei künftiger Trennung weniger leiden zu müssen. Ich fürchtete die Freundschaft, weil sie für mich nur Schmerzen tragen konnte.

„Auf feste Niederlassung, Anstellung und Verbürgerung in einer christlichen Stadt mußte ich, mit dem ersten Schritt, den ich in eine Stadt that, Verzicht leisten. Vieler Orten wäre ich, als Jude, keinen Tag lang geduldet worden; anderer Orten hatte man mir höchstens Duldung, aber keine Niederlassung, kein bürgerliches Recht gestattet. Zu jeder solchen Handlung wäre immer nothwendig gewesen, einen Auszug aus den Taufregistern vorzuzeigen. Ich war nie getauft. Was sollte ich sagen?

„Peinigend griff das religiöse Verhältniß in die kleinsten Umstände meines Lebens und Webens ein. Läuteten die Glocken, zogen die Christen wie eine einzige Familie in ihre Tempel zum Gottesdienst, mußte ich meinen Gottesdienst einsam begehen in meinem Kämmerlein. Ich gehörte nicht zur großen Familie. Viele setzten an mir aus, daß ich nicht zur Kirche ging; Andere hielten mich für einen Aufgeklärten ihresgleichen, der ohne Religion lebe. Ich mochte weder das Eine, weil es Täuscherei war, noch das Andere, weil ich mich der Gesellschaft schämte. Immer war ich gedrängt, und mit meinen bessern Gefühlen wie mit den bürgerlichen Umgebungen im Zerwürfniß.

„Eine Zeit lang trug ich mich mit dem Gedanken, wieder umzukehren und Jude in einer jüdischen Gemeinde zu sein, um meinem Volke ein Lehrer des Bessern zu werden, und es aus der geistigen Knechtschaft zur menschlichen Würde zu erhöhen. Aber dann bedachte ich, daß ich aller dazu nöthigen Mittel entbehre. Ich hatte das Judendeutsch vergessen, wußte nichts mehr oder nur wenig von den üblichen Gebräuchen und Talmudischen Vorschriften und Lehren. Ich sah die Unmöglichkeit ein, mit bloßen Vernunftgründen den vieltausendjährigen Rost heilig gewordener Vorurtheile wegzufegen, und die Hartnäckigkeit roher, armer, geistig verkrüppelter Menschen zu besiegen, die, was sie sind, durch die barbarischen Ordnungen christlicher Gesetzgeber geworden sind. Die Rabbinen würden mich verflucht, die Juden mich verstoßen und gesteinigt haben. Unter Christen und Mahomedanern sind entstanden und entstehen noch neue Glaubensparteien. Bessere Einsichten, Wirkungen des Himmelsstriches, eigenes Forschen können dazu helfen. Aber man wird unter den Juden von keinen neuen Sekten und Glaubensspaltungen hören. Die gebildetern Juden sind nur, was die Aufgeklärten unter den Christen.

„Unaufgenommen von meinen Glaubensgenossen, und gedrängt von meiner Sehnsucht, unter europäischen Menschen Rechte als Mensch zu geniessen, hätte ich, bei meiner Hochachtung für Jesus, ein Christ werden und mich taufen lassen können. Doch ungerechnet, daß ich mich nie überwinden kann, in einer Aufsehen erregenden Feierlichkeit zu prangen, wäre ich mit meinem Taufschein überall nicht als *alter Christ von christlichen Aeltern*, sondern als *getaufter und bekehrter Jude* erschienen. Es sträubt sich in mir alles gegen solchen Namen. Lieber will ich Israelit sein und bleiben. Ich habe mich wahrlich dieses Namens nicht zu schämen. Moses war ein Größerer, als die ganze Kette der Päpste, als Luther und Calvin und Zwingli waren. Wohl selten ließ sich ein Jude aus Drang besserer Ueberzeugung, weit häufiger wegen gemeiner Vortheile, bei den Christen taufen. Mit Recht haftet daher auf getauften Juden Vorwurf und Verdacht. Ein muthiger Bekenner ist mehr werth, als jeder Renegat und Mameluk.

„Stärker noch, als alle diese Rücksichten, stieß mich ein anderer Umstand zurück, in eine der christlichen Kirchen überzutreten. Ich blieb im Zweifel, ob ich mit meinen innern Ueberzeugungen einer und derselben ganz angehören könne? Wenn Christus noch einmal erschiene, würde er wohl Ka-

tholik, oder Lutheraner, oder Calviniſt werden wollen? Eine Kirchenpartei der Chriſten tadelt die andere. Jede vertheidiget ſich gegen die andere. Dies iſt aber weniger Frucht tiefer Ueberzeugung, als der Gewohnheit des mit der Muttermilch eingeſogenen Glaubens. Wie viel gibt es der Starken, welche darin überwinden können?

„Wäre ich lutheriſch geworden, hätten mich Reformirte oder Katholiken bekehren wollen; wäre ich katholiſch geworden, hätten mich Lutheraner und Calviniſten im Irrthum geſehen. Jede Kirche beweiſet ihrer Lehrſätze Wahrheit aus demſelben Buche und mit denſelben Stellen, aus welchen ihr die andern den Irrthum darthun. Ein Beweis, daß ſie alleſammt Einbildung und Menſchenmeinung für Göttliches halten. Was Chriſtus ſelber gegeben, darin ſind ſie alle ziemlich einträchtig. Chriſtus gab aber Geiſt; todte Buchſtaben legten ſeine Nachfolger hinzu. Nicht über jenen, nur über dieſe iſt der Streit. Was kümmert mich der Buchſtabe? die Auslegung von Dingen, die für meines Geiſtes Erhebung ohne Frucht ſind? die Annahme von Sätzen, welche im Unbegreiflichen liegen? die Beobachtung von Feierlichkeiten, welche willkührlich ſind und nach den Stufen der Einſicht, auf denen die Völker ſtehen, oder nach den Himmelsſtrichen, unter denen ſie wohnen, nothwendig andere ſind?

„Chriſtus iſt ein Lehrer in göttlichen Dingen; kein Moſes, kein ſpäterer Prophet, kein Rabbi, kein Papſt iſt höher. Ich glaube, wie er; ich will leben, wie er. Ich bin ſein Nachfolger. Ich bin ſein Jünger. In dieſem Sinne bin ich Chriſt, und werde es bleiben; aber ich bin kein Katholik, oder Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſt, Mennonit, Grieche, Herrnhuter, Schwenkfelder, Socinianer, Wiedertäufer, mähriſcher Bruder, oder wie ihr Chriſten euch nennen und taufen laſſet. Aber Chriſtus war das alles auch nicht. Er war, ſeinem äuſſern Bekenntniß nach, ein Jude. Der bin ich auch. Chriſtus ſtand unendlich höher, als Moſes; und ich ſtehe höher als Moſes, durch Chriſtum. Daher hat das moſaiſche Geſetz den Werth für mich verloren, wie es ihn ſchon an ſich ſelbſt in den jetzigen Staaten- und Völkerverhältniſſen und Klimaten verloren hat, und in ſeinem Beſtand ein Widerſpruch mit der Zeit iſt.

„Dies, ihr Geliebten, iſt mein Glaubensbekenntniß. Ich kann nicht zu eurer Kirche übertreten und ein getaufter, noch weniger ein bekehrter Jude werden. Keiner eurer Mönche und Weltprieſter, Prediger und Predikanten, Biſchöfe oder Generalſuperintendenten kann mich bekehren. Ich gehöre weder zur griechiſch- noch römiſch-katholiſchen, weder zur anglikaniſchen noch evangeliſch-lutheriſchen oder reformirten Kirche, oder einer ſogenannten Brüdergemeinde. Ich bin ſchlechterdings nichts, als ein Schüler deſſen, deſſen Schüler ihr alle ſeid, ihr möget das Athanaſiſche oder Augsburgiſche Glaubensbekenntniß auswendig gelernt haben. Ich bin aber kein Schüler eurer Päpſte, eurer Luther, eurer Zwingli, weil ich mir einbilde, ſo viel von dem zu wiſſen, was zur Herrlichkeit des Ewiglebens und Gottähnlichwerdens gehört, als ſie.

„Nun richtet mich, o ihr meine Geliebten. Verdammen könnet ihr mich nicht, ohne euch ſelbſt zu verdammen.

„Ausgeſtoßen von dem Volk, von welchem ich herſtamme; ausgeſtoßen durch meine Herkunft von den Chriſten, bin ich unter Juden und Chriſten ein Fremdling. Ich gehöre in keinen häuslichen und bürgerlichen Kreis jetziger Menſchen. Ich bin religiös, aber die Religionen der Menſchen verfolgen mich, wohin ich trete. Ich zittere, mich den Gefühlen der Freundſchaft und Liebe zu überlaſſen, da ich vorausſehe, daß jeder meiner Freunde ſich ſchämen wird, mit einem Juden Vertraulichkeiten zu haben. Und könnte mich je ein Mädchen lieben: welches möchte eines Juden Frau werden? Ich erhalte mich unter den Menſchen, indem ich mich vor ihnen verberge; und muß ihre Zuneigung meiden, weil ich ſie nicht täuſchen mag. Ich bleibe ohne Heimath, ohne Brod, ohne Liebe, weil das Vorurtheil der Welt mir entgegentritt und die Pforten der Freude verſchließt.

„Ich werde Joſephinen bis zum letzten meiner Seufzer lieben, und beklagen. Beklagen, denn ich bin unſchuldig an ihrem Leiden. Ich mied es, ihr die leiſeſte Theilnahme oder Neigung einzuflößen. Hab' ich gefehlt, ſo hab' ich nur gegen mich ſelbſt gefehlt, daß ich ſchwach genug war, mich nicht früher von ihrer Nähe, von der theuern Leonore, von dem wahrhaft ehrwürdigen Vater loszureiſſen. Wer iſt neben Joſephinen ſtark genug, oder bewahrt ſeine Grundſätze treu neben dem Zauber ihres Weſens? Ich büſte meine Schuld ſchwer genug. Ich war einen Augenblick glücklich, und bin dafür mein volles Leben hin unglücklich. Ich fliehe, aber mit einem zerriſſenen, blutenden Herzen. Lebet wohl!

Jonathan Frock.“

Er fuhr in einem wahren Fieber die winterliche Nacht hindurch, und ohne Raſt den folgenden Tag von Poſt zu Poſt, und die zweite Nacht und den zweiten Tag, und ſo ohne Verweilen, bis er den Ort ſeiner Beſtimmung erreicht hatte, wo er die Geſchäfte des Majors beendigen ſollte. Er ſchien es darauf angelegt zu haben, ſeiner nicht zu ſchonen, ſondern ſich zerſtören zu wollen. Aber er bewirkte mit dieſen Anſtrengungen und zerſtreuenden Ermüdungen ganz etwas Anderes. Die Ungemächlichkeiten und Bedürfniſſe der Gegenwart nahmen ihn zu ſehr in Anſpruch, als daß er ſich den Erinnerungen an Vergangenes hätte ungebunden hingeben können. Er hatte durch dieſe Betäubung den erſten Schmerz weniger empfunden, und nach einer Reihe von Tagen nur noch ſtillwehmüthiges Nachgefühl übrig behalten.

Mit um ſo mehr Faſſung, Würde und Nach-

druck konnte er sich den Angelegenheiten des Herrn von Tulpen widmen. Er besuchte die Ansprecher der Erbschaft; er besuchte die obrigkeitlichen Personen. Das Recht des Majors war allzugegründet, als daß es nicht mit leichter Mühe hätte siegend dargethan werden können; aber nicht entschieden genug, um nicht wenigstens Stoff zu einem kostspieligen, langwierigen Prozeß geben zu können, welchen Richter, Amtsleute, Schreiber und Advokaten mit noch größerer Begierde wünschten, als die erblustigen Nebenbuhler des Majors.

Jonathan stellte diese — sowohl seine Gutmüthigkeit als Beredsamkeit gewannen ihr Herz — mit Abtretung einer nahe bei dortiger Hauptstadt befindlichen Meierei zufrieden, die von den übrigen Gütern getrennt war. Doch dazu mußte er noch die schriftliche Einwilligung des Majors besitzen.

Er hatte diesem von Woche zu Woche über den Gang der Unterhandlungen briefliche Nachricht gegeben. Länger, als fünf Tage, war kein Brief unterwegs. Aber es verstrichen sechs und sieben Wochen, ohne daß vom Major Antwort kam. Das verursachte dem guten Frock tödtliche Angst. Tausend Vorstellungen quälten ihn über das Schicksal der liebenswürdigen Familie, nach jenem letzten schönen und schrecklichen Abend. Er hielt es nicht länger aus, und beschloß, würde auch auf den Brief wegen Abtretung der Meierei nach vierzehn Tagen keine Antwort erfolgen, umzukehren nach der königlichen Stadt, möchte erfolgen, was da wolle.

Er war schon zur Abreise fertig, als der Brief des Majors endlich eintraf. Zitternd und mit Thränen im Auge erbrach er das Siegel, und küßte er die Schriftzüge von der ihm theuern, ehrwürdigen Hand gezeichnet. Das Schreiben war folgendes:

„Lieber Jonathan, wir sind gottlob alle gesund. Auch meine Josephine ist wieder hergestellt. Ich danke dir für deine großen Bemühungen. Ich habe die Schrift unterschrieben wegen der Meierei, und sende dir sie zurück. Nun ist die Erbschaftsgeschichte zu Ende. Schreibe dem Verwalter auf den Gütern, er solle Alles in Ordnung halten. Ich werde zu Ende Monats oder Anfangs des künftigen dort eintreffen mit meiner Tochter Leonore. Josephine befindet sich wohl. Sie will in ein Kloster gehen. Ich weiß nicht, was das Mädchen da will. Sie hat die Grille und beharrt darauf, ich und ihre Schwester sollen sie begleiten, und das verlangt sie auch von dir. Am 25. hujus treffen wir also zu Arxfelden ein, und erwarten dich da mit einander im Wirthshaus. Fehle nicht, oder du bringst der armen Josephine den Tod. Es ist ihr ausdrücklicher Wille, du sollest noch dabei sein. Und wenn wir vom Kloster wieder abreisen, geb' ich dir mein Ehrenwort, will ich dich nicht länger halten, wenn du uns verlassen willst. Aber kannst du bei mir bleiben, Jonathan, so wirst du meiner alten Tage Freude sein. Es ist ein dummer Streich, was geschehen ist. Also am 25. hujus in Arxfelden fehle nicht. Ich habe dir ohnedem noch etwas Wichtiges wegen der Erbschaft anzuvertrauen. Ich bleibe dein Freund und David.

Der Major von Tulpen."

Unten am Brief und auf der folgenden Seite hatte Leonore nachstehende Zeilen beigefügt:

„Ach, lieber Herr Frock, Sie haben uns eine erschreckliche Nacht verursacht! Ich möchte dergleichen nie wieder erleben. Aber Josephine ist jetzt wieder recht wohl. Möchten Sie durch Ihre Religion so ruhig, so gefaßt sein, als es meine Josephine jetzt ist. Daran läßt sich der Werth der Religion erkennen. Josephine hat nur den einzigen Wunsch, Sie noch einmal zu sehen und zu sprechen. Fehlen Sie also um Gotteswillen nicht, wenn Ihnen auch nur das Geringste an unserer Freundschaft und Achtung je gelegen war. Ich hätte Ihnen noch viel, viel zu sagen; allein ich darf nicht. Das sollen Sie alles in Arxfelden erfahren. Ihre treue Freundin

Eleonore von Tulpen."

Dieser Brief kam so spät an, daß, um den bestimmten Tag in Arxfelden einzutreffen, kein Säumens war. Frock, mit der Abtretungsurkunde in der Hand, erhielt die Verzichtleistung der gesammten Ansprecher auf die streitige Erbschaft, und die obrigkeitliche Bevollmächtigung für den Herrn von Tulpen, in den Besitz der Güter einzutreten. Damit versehen eilte er zu dem für die letzte Zusammenkunft bestimmten Ort.

Diese Reise war ihm trauriger noch, als jene, da er die geliebte Familie verließ. Er kannte nun zum Theil Josephinens Leiden und die betrübte Wirkung derselben in ihrem Entschluß, der Welt zu entsagen. Er sah einen noch schmerzlichern Abschied, als den ersten, vor. Doch das Alles hinderte ihn nicht, Josephinens Verlangen zu vollstrecken. Und hätte er das Leben darüber einbüßen können: desto besser.

Der Abend dämmerte schon, als er vor dem Wirthshause zu Arxfelden anlangte. Er hörte, der Major sei schon am Morgen mit seiner Familie angekommen, und habe sich zum Pfarrer beim Marienkloster mit den Seinigen begeben. Dort erwarte er den Herrn Frock. Die Ankunft desselben mußte dem Major aber auf der Stelle durch einen Eilboten gemeldet werden; die durch den Boten zurückkommende Antwort sollte entscheiden, ob Frock noch diesen Abend in's Kloster hinüber müsse, oder ob der Major ihn zu Arxfelden besuchen würde.

Es verging über dies Hin- und Hersenden mehr denn eine volle Stunde. Frock hatte beinahe Fieberfrost. Der Bote erschien und die Einladung, sogleich nach St. Marien zu kommen.

Frock stieg in den Wagen. Wie schlug sein Herz, als er im ungewissen Lichte des Mond-

scheins die weitläufigen Mauern und Gebäude und die Thürme des Klosters erblickte; als er durch einen langen Schattengang von alten hohen Ulmen und Linden hinfuhr, und dann der Wagen vor einem Hause, das zum Kloster gehörte, still hielt! — Er stieg ab. In dem Augenblick läutete die Glocke des Kirchthurms. Es war ein dumpfer, schauriger Klang; der Major trat aus dem Haus. Eine Magd zündete mit dem Licht, ein Knecht mit der Laterne. Der Major umarmte tiefgerührt seinen Jonathan. Dieser konnte vor Traurigkeit nicht reden.

„Nicht wahr," sagte der Major, „meine Josephine ist dir noch lieb, mein Jonathan?"

Frock konnte nicht antworten. Er drückte stumm die Hand des Alten.

„Geh du voran," sagte der Major zum Laternenträger, „und zünde. Gib mir den Arm, Jonathan. Sei meines Alters Stütze. Wir gehen jetzt zu ihr."

Sie gingen mit einander durch den öden Klosterhof, dann durch die stillen, kalten Kreuzgänge. Der Knecht öffnete die Kirchthür. Der Pfarrer stand, matt beleuchtet vom Licht der ewigen Lampe und einigen Kerzen, am Altar betend. In der Kirche beteten einige Bauern und Bäuerinnen. Indem der Major auf Frocks Arm gelehnt durch die Kirche schritt, kam ihnen Josephine auf Leonorens Arm gestützt entgegen, mit gesenktem Haupte. Sie reichte dem zitternden Frock eine bebende Hand. Sie standen vor dem Pfarrer, der lauter die Stimme des Gebets erhob und an ihnen die Trauung vollzog. Frock wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte beinahe die Besinnung verloren.

Nach vollendeter Feierlichkeit ging es denselben Weg aus der Kirche zurück, nur mit dem Unterschiede, daß statt des Majors die anvermählte Tochter desselben ging. Aber wie sie in den Kreuzgang traten, sank Frock, von dem, was geschehen war, überwältigt, zu Josephinens Füßen nieder, laut schluchzend, mit aufgehobenen Händen. Alle weinten. Solche Freudenthränen waren wohl in diesem Kloster, seit der Stiftung desselben, nicht geweint worden.

Josephine zog den Geliebten an ihre Brust empor und flüsterte: Du bist mein! — In den drei Worten ging dem Dulder Jonathan seliges Leben auf. Er fühlte sich zugleich von den Armen des Majors und Leonorens inbrünstig umfangen. Der greise Pfarrer stand neben ihnen, ohne daß sie ihn bemerkten. Er war ein alter Jugendfreund des Herrn von Tulpen, und hatte gern zu diesem Fest geholfen. Auch begleitete er sie zum Wirthshause in die Stadt zurück, wo das Hochzeitmahl schon bereit stand. Denn Alles hatte der Major so selbst angeordnet und gewollt.

„Und hörst du," sagte er zu dem entzückten Eidam, „meinst du, Halb-Christ, du denkest christlicher, als wir, die wir in Wahrheit wissen, daß Gott nicht die Person ansieht, sondern daß in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm ist? Nicht alle, die da Herr, Herr! sagen und singen, sondern die den Willen thun des Vaters im Himmel, die sind Jesu Jünger. An unsern Früchten sollen wir erkannt werden. Weißt du es? Wir haben dich auch daran erkannt!"

Der zerbrochene Krug.

Man kennt, unter gleichem Namen, ein kleines Stück vom Dichter des „Käthchen von Heilbronn." Dieses und die hier folgende Erzählung hatten im Jahre 1802 zu Bern einerlei Veranlassung des Entstehens. Heinrich von Kleist und Ludwig Wieland, des Dichters Sohn, pflogen Freundschaft mit dem Verfasser, in dessen Zimmer ein Kupferstich, „La cruche cassée" unterschrieben, hing, dessen Gestalten und Inhalt ungefähr dieselben waren, wie sie unten im Kapitelchen „das Gericht" vorgestellt sind. Die ausdrucksvolle Zeichnung belustigte und verlockte zu mancherlei Deutungen des Inhalts. Im Scherz gelobten die Drei, jeder wolle seine eigenthümliche Ansicht schriftlich ausführen. Ludwig Wieland verhieß eine Satire; Heinrich von Kleist entwarf sein Lustspiel, und der Verfasser gegenwärtiger Erzählung das, was hier gegeben wird.

Mariette.

Zwar La Napoule ist nur ein ganz kleiner Ort am Meerbusen von Cannes; aber man kennt ihn doch in der ganzen Provence. Er liegt im Schatten ewiggrüner, hoher Palmen und dunkler Pomeranzen. Das nun macht ihn freilich nicht berühmt. Doch sagt man, es wachsen da die feurigsten Weintrauben, die süßesten Rosen und die schönsten Mädchen. Ich weiß es nicht; glaub' es indessen gern. Schade, daß La Napoule so klein ist, und der feurigen Trauben, süßen Rosen und schönen Mädchen unmöglich genug erzeugen kann. Sonst hätte man bei uns zu Lande doch auch davon.

Sind seit Erbauung von La Napoule alle Lanapoulerinnen Schönheiten gewesen, so muß ohne Zweifel die kleine Mariette ein Wunder aller Wunder gewesen sein, weil ihrer sogar die Chronik gedenkt. Man nannte sie zwar nur die kleine Mariette; doch war sie nicht kleiner, als ungefähr ein Kind von siebenzehn Jahren und drüber zu sein pflegt, dessen Stirn genau bis zur Lippe des aufgewachsenen Mannes reicht.

Die Chronik von Napoule hatte ihre guten Gründe, von Marietten zu erzählen. Ich, an der Stelle der Chronik, hätte es auch gethan. Denn Mariette, die mit ihrer Mutter Manon bisher zu Avignon gewohnt hatte, drehte, als sie wieder in ihren Geburtsort kam, diesen beinahe ganz um. Eigentlich nicht die Häuser, sondern die Leute und deren Kopf; und auch wohl nicht die Köpfe aller Leute, sondern vorzüglich solcher, deren Kopf und Herz in der Nähe von zwei seelenvollen Augen immer in großer Gefahr sind. Ich weiß das. In solchen Fällen ist nicht zu scherzen.

Mutter Manon hätte wohl besser gethan, wäre sie in Avignon geblieben. Aber sie machte in La Napoule eine kleine Erbschaft; sie erhielt da ein Gütchen mit einigen Weinbergen, und ein niedliches Haus im Schatten eines Felsen, zwischen Oelbäumen und afrikanischen Akazien. So etwas schlägt keine unbemittelte Wittwe aus. Nun war sie in ihrer Meinung reich und glücklich, als wär' sie Gräfin von Provence oder dergleichen.

Desto schlimmer ging's den guten Lanapoulesen. Sie hatten sich solches Unheils nicht versehen, und nicht im Homer gelesen, daß eine artige Frau ganz Griechenland und Kleinasien in Harnisch und Zwietracht bringen konnte.

Wie das Unglück kam.

Kaum war Mariette vierzehn Tage im Hause zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien, so wußte jeder junge Lanapoulese, daß Mariette da wohne, und daß in der ganzen Provence kein reizenderes Mädchen wohne, als eben in diesem Hause.

Ging sie durch den Flecken, schwebend leicht, wie ein verkleideter Engel, im flatternden Rock, blaßgrünen Mieder, vorn am Busen eine Orangenblüthe neben Rosenknospen, und Blumen und Bänder wehend um den grauen Hut, der ihr feines Gesicht beschattete, ja, dann wurden die finstern Alten beredt und die Jünglinge stumm. Und überall öffnete sich links und rechts ein Fensterlein, eine Thür, der Reihe nach. — „Guten Morgen," hieß es, oder „guten Abend, Mariette!" Und sie nickte lächelnd rechts und links hin.

Wenn Mariette in die Kirche trat, verliessen alle Herzen (nämlich der Jünglinge) den Himmel; alle Augen die Heiligen, und die betenden Finger verirrten sich in den Perlen der Rosenkranzschnur. Das muß gewiß oft großes Aergerniß gegeben haben, zumal den Frommen.

Zu dieser Zeit sind ohne Zweifel die jungen Mädchen von La Napoule besonders fromm gewesen, denn sie ärgerten sich am meisten. Und es war ihnen kaum zu verdenken. Denn seit Mariettens Ankunft war mehr als ein Bräutigam kühl geworden, und mehr als ein Anbeter seiner Geliebten abtrünnig. Da gab es denn viel Zank und Vorwürfe überall, und viele Thränen, gute Lehren und Körbe. Man sprach gar nicht mehr von Hochzeiten, sondern von Trennungen. Man schickte sich sogar Pfänder der Treue, Ringe und Bänder, zurück. Die Alten mischten sich in den Zank ihrer Kinder. Hader und Streit lief von Haus zu Haus. Es war ein Jammer.

Mariette ist an allem Schuld! — sagten die frommen Mädchen; dann sagten's ihre Mütter; dann sagten's die Väter, und zuletzt alle, sogar die jungen Männer.

Aber Mariette, in ihre Sittsamkeit und Unschuld eingehüllt, wie die aufbrechende Gluth der Rosenknospe in das dunkle Grün des Blumenkelches, ahnete von dem großen Elende nichts, und blieb gütig gegen alle. — Das rührte erst die jungen Männer, und sie sprachen: „Warum das holde, harmlose Kind betrüben? Es ist ohne Schuld!" dann sagten es die Väter; dann sagten es die Mütter, und zuletzt alle, sogar die frommen Mädchen. Denn wer mit Marietten sprach, konnte nicht anders, als sie liebgewinnen. Und ehe ein halbes Jahr verging, hatte jeder mit ihr gesprochen, und war sie jedem lieb. Sie aber glaubte nicht, daß sie so geliebt werde; und hatte vorher nicht geglaubt, daß man sie hassen könne. — Was ahnet das dunkle, oft im Grase zertretene Veilchen, wie werth es sei!

Nun wollte Jeder und Jede die Ungerechtigkeit gegen Marietten abbüßen. Mitleiden erhöhte die Zärtlichkeit der Zuneigung. Ueberall fand sich Mariette freundlicher, als je, gegrüßt; freundlicher angelächelt; freundlicher eingeladen zu ländlichen Spielen und Tänzen.

Vom bösen Colin.

Doch nicht alle Menschen haben die Gabe des süßen Mitleids, sondern sind verstocktes Herzens, wie der Pharao. Dies kömmt ohne Zweifel von dem natürlichen Verderben des Menschen seit dem Sündenfall; oder weil bei der Taufhandlung der Böse nicht in gehöriger Ordnung abgefertigt worden.

Ein denkwürdiges Beispiel solcher Hartherzigkeit gab der junge Colin, der reichste Pächter und Gutsbesitzer in La Napoule, der seine Wein- und Oelgärten, Zitronen- und Pomeranzenwälder kaum in einem Tage durchlaufen konnte. Schon dies beweiset das natürliche Verderben seines Gemüthes, daß er beinahe siebenundzwanzig Jahre alt war, ohne gefragt zu haben, wozu ein Mädchen erschaffen sei?

Zwar alle Leute, besonders die weiblichen in einem gewissen Alter, darin sie gern Sünden vergeben, hielten den Colin für den besten Jungen unter der Sonne. Seine Gestalt, sein frisches, unbefangenes Wesen, sein Blick, sein Lächeln hatte das Glück, besagten Leuten zu gefallen, die ihm wohl auch zur Noth für eine der Sünden, die im Himmel schreien, Ablaß gegeben hätten.

Allein dem Urtheile solcher Richter ist nicht wohl zu trauen.

Inzwischen Alt und Jung zu Napoule sich mit der unschuldigen Mariette versöhnt hatte, und sich mitleidig an sie schloß, war Colin der Einzige, welcher für das liebe Kind ohne Erbarmen blieb. Brachte man das Gespräch auf Marietten, ward er stumm wie ein Fisch. Begegnete er ihr auf der Straße, ward er vor Zorn roth und blaß, und warf wahrhaft verzehrende Blicke nach ihr.

Wenn sich Abends die jungen Leute am Ufer des Meeres bei den alten Schloßtrümmern zu fröhlichen Spielen sammelten, oder zu ländlichem Tanz, oder einen Wechselgesang zu beginnen, dann fehlte auch Colin nicht. Sobald aber Mariette kam, ward der tückische Colin still, und er sang um alles Gold der Welt nicht mehr. Schade für seine liebliche Stimme! Jeder hörte sie gern, und unerschöpflich war er in Liedern.

Alle Mädchen sahen den bösen Colin gern, und er war mit allen freundlich. Er hatte, wie gesagt, einen schelmischen Blick, den die Jungfrauen fürchten und lieben; und wenn er lächelte, hätte man ihn malen sollen. Aber natürlich, die oft beleidigte Mariette sah ihn nur gar nicht an. Und da hatte sie vollkommen Recht. Ob er lächelte oder nicht, das galt ihr gleich. Von seinem schelmischen Blick mochte sie nur nicht reden hören; und da hatte sie abermals Recht. Wenn er erzählte, und er wußte immer viel, und dann alle horchten, neckte sie ihre Nachbarinnen, und warf bald den Pierre, bald den Paul mit abgerupften Kräutern, und lachte und plauderte, und hörte den Colin nicht. Das verdroß dann den stolzen Herrn: er brach oft mitten in der Erzählung ab und ging düster davon.

Rache ist süß. Die Tochter der Frau Manon hätte dann wohl triumphiren können. Aber Mariette war doch ein gar zu gutes Kind und ihr Herz zu weich. Wenn er schwieg, that's ihr leid. Ward er traurig, verging ihr das Lachen. Entfernte er sich, mogte sie nicht lange bleiben; und war sie zu Hause, weinte sie schönere Thränen der Reue, als Magdalene, und hatte doch nicht halb so viel gesündigt.

Der Krug.

Der Pfarrer von La Napoule, nämlich Pater Jerome, ein Greis von siebenzig Jahren, hatte alle Tugenden eines Heiligen, und den einzigen Fehler, daß er wegen hohen Alters sehr harthörig war. Aber dafür predigte er den Ohren seiner Tauf- und Beichtkinder desto erbaulicher, und es hörte ihn jeder gern. Zwar predigte er beständig nur über zwei Sätze, als wenn seine ganze Religion darin wohnte. Entweder: „Kindlein, liebet euch unter einander; oder: Kindlein, die Fügungen des Himmels sind wunderbar!“ Doch wahrlich, darin lag auch so viel Glauben, Liebe und Hoffnung, daß man damit wohl zur Noth recht selig werden könnte. Die Kindlein liebten sich ganz gehorsam unter einander, und hofften auf des Himmels Fügungen. — Nur Colin mit dem kieselharten Herzen wollte nichts davon wissen. Selbst wenn er freundlich zu sein schien, hatte er schlimme Absichten.

Die Napulesen gehen gern zum Jahrmarkt der Stadt Vence. Es ist da frohes Leben, und wenn auch wenig Geld, doch vielerlei Waare. Nun war Mariette mit Mutter Manon auch zum Jahrmarkt; und Colin war auch da. Er kaufte mancherlei Näschereien und Kleinigkeiten für seine Freundinnen — aber für Marietten um keinen Sous. Und doch war er ihr allenthalben auf den Fersen. Aber er redete sie nicht an, und sie ihn nicht. Man sah wohl, er brütete über Böses.

Da stand Mutter Manon vor einem Gewölbe still, und sagte: „O Mariette, sieh den schönen Krug! eine Königin dürfte sich nicht schämen, ihn mit ihren Lippen zu berühren. Sieh nur, der Rand ist strahlendes Gold, und die Blumen daran blühen nicht schöner im Garten, und sind doch nur gemalt. Und in der Mitte das Paradies! sieh doch nur, Mariette, wie die Aepfel vom Baume lachen; es gelüstet einem fast. Und Adam kann nicht widerstehen, wie ihm die hübsche Eva einen zum Kosten darbietet. Und sieh doch, wie allerliebst das Lämmchen spielend um den alten Tiger hüpft, und die schneeweiße Taube mit dem goldgrünen Halse vor dem Geier dasteht, als wollte es mit ihm schnäbeln!“

Mariette konnte sich nicht satt sehen. „Hätte ich solch einen Krug, Mutter,“ sprach sie: „er ist viel zu schön, daraus zu trinken; ich würde meine Blumen darin setzen und beständig ins Paradies hinein blicken. Wir sind auf dem Markt von Vence, aber seh' ich das Bild, so ist mir, als wären wir im Paradies.“

So sprach Mariette, und alle ihre Freundinnen rief sie herbei, den Krug zu bewundern; und bald standen bei den Freundinnen auch die Freunde, und endlich beinahe die halbe Einwohnerschaft von La Napoule vor dem wunderschönen Krug. Aber wunderschön war er auch, vom allerköstlichsten, durchscheinenden Porzellan, mit vergoldeten Handhaben und brennenden Farben. Schüchtern fragte man wohl den Kaufmann: Herr, wie theuer? Und er antwortete: Hundert Livres ist er unter Brüdern werth. Dann schwiegen sie alle, und gingen.

Als keiner mehr von La Napoule vor dem Gewölbe stand, kam Colin geschlichen, warf dem Kaufmann hundert Livres auf den Tisch, ließ den Krug in eine Schachtel legen, mit Baumwolle gefüllt, und trug ihn davon. Seine boshaften Plane kannte kein Mensch.

Nahe vor La Napoule, auf seinem Heimwege, es war schon dunkel, begegnete er dem alten Jacques, des Richters Knecht, der vom Felde kam. Jacques war ein ganz guter Mensch, aber herzlich dumm.

„Ich will dir ein Trinkgeld geben, Jacques,“

sagte Colin, „wenn du diese Schachtel in Manons Haus trägst und sie da liegen lassest. Und wenn man dich bemerken und fragen sollte: von wem kömmt die Schachtel? so sprich: es hat sie mir ein Fremdling gegeben. Aber meinen Namen verrathe nie, sonst zürn' ichs dir ewig."

Das versprach Jacques, nahm das Trinkgeld und die Schachtel, und ging damit dem kleinen Hause entgegen, zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien.

Der Ueberbringer.

Eh' er dahin kam, begegnete ihm sein Herr, der Richter Hautmartin, und sprach: Jacques, was trägst du?

„Eine Schachtel für Frau Manon. Aber, Herr, ich darf nicht sagen, von wem."

„Warum nicht?"

„Weil mirs Herr Colin ewig zürnen würde."

„Es ist gut, daß du schweigen kannst. Doch ist's schon spät. Gib mir die Schachtel; ich gehe morgen ohnehin zur Frau Manon. Ich will ihr die Schachtel überreichen, und nicht verrathen, daß sie von Colin kömmt. Es spart dir einen Weg, und macht mir gutes Geschäft."

Jacques gab die Schachtel seinem Herrn, dem er ohne Widerspruch in Allem zu gehorchen gewohnt war. Der Richter trug sie in sein Zimmer, und betrachtete sie beim Licht mit großer Neugier. Auf dem Deckel stand mit rother Kreide zierlich geschrieben: Der liebenswürdigen und geliebten Mariette. Herr Hautmartin wußte aber wohl, daß dies nur Schalkheit vom Colin sei und daß eine arge Tücke dahinter laure. Darum öffnete er die Schachtel vorsichtig, ob nicht eine Maus oder Ratze darin verborgen sei? Aber als er des wunderschönen Kruges ansichtig ward, den er selbst zu Vence gesehen, erschrack er von Herzen. Denn Herr Hautmartin war in den Rechten ein eben so wohlerfahrner Mann, als im Unrechten, und wußte, das Tichten und Trachten des menschlichen Herzens sei böse von Jugend auf. Er sah sogleich ein, Colin wolle Marietten mit dem Krug ins Unglück bringen; ihn, wenn er in ihren Händen wäre, vielleicht für Geschenk eines beglückten Liebhabers aus der Stadt oder für so etwas ausgeben, daß alle rechtlichen Leute sich von Marietten hätten entfernen müssen. Darum beschloß Herr Hautmartin, der Richter, um allen bösen Argwohn niederzuschlagen, sich selber als Geber dazu zu bekennen. Ohnedem hatte er Marietten lieb, und hätte gern gesehen, wenn Mariette den Spruch des greisen Pfarrers Jerome besser gegen ihn befolgt haben würde: Kindlein, liebet euch unter einander! Freilich, Herr Hautmartin war ein Kindlein von fünfzig Jahren, und Mariette meinte, der Spruch passe nicht mehr auf ihn. Hingegen Mutter Manon fand, der Richter sei ein verständiges Kindlein, habe Geld und Ansehen im ganzen Rapoule, von einem Ende des Fleckens bis zum andern. Und wenn der Richter von Hochzeit sprach, und Mariette aus Furcht davon lief, blieb Mutter Manon sitzen, und fürchtete sich gar nicht vor dem langen, ehrbaren Herrn. Auch mußte man gestehen, an seinem ganzen Leibe war kein Fehler. Und obwohl Colin der schönste Mann im Flecken sein mogte, hatte doch der Herr Richter in zwei Dingen viel vor ihm voraus, nämlich die großen Jahre, und eine große, große Nase. Ja, diese Nase, die dem Richter immer wie ein Trabant voraus ging, seine Ankunft zu verkünden, war ein rechter Elephant unter den menschlichen Nasen.

Mit diesem Elephanten, seiner guten Absicht und dem Kruge ging der Richter folgenden Morgen in das Haus zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien.

„Für die schöne Mariette", sprach er, „ist mir nichts zu kostbar. Ihr habet gestern den Krug zu Vence bewundert. Erlaubt, holde Mariette, daß ich ihn und mein liebendes Herz zu Euern Füßen lege."

Manon und Mariette waren entzückt und erstaunt, als sie den Krug sahen. Manons Augen funkelten selig; aber Mariette wandte sich und sprach: „Ich darf weder Euer Herz noch Euern Krug nehmen." Da ward Mutter Manon zornig und rief:

„Aber ich nehme Herz und Krug an. O du Thörin, wie lange willst du dein Glück verschmähen? Auf wen wartest du? Soll ein Graf von Provence dich zur Braut machen, daß du den Richter von La Rapoule verachtest? — Ich weiß besser für dich zu sorgen. Herr Hautmartin, ich rechne mir's zur Ehre, Euch meinen Schwiegersohn zu heißen."

Da ging Mariette hinaus und weinte bitterlich, und haßte den schönen Krug von ganzem Herzen.

Aber der Richter strich sich mit der flachen Hand über die Nase, und sprach weislich:

„Mutter Manon, übereilet nichts. Das Täubchen wird sich endlich bequemen, wenn es mich besser kennen lernt. Ich bin nicht ungestüm. Ich verstehe mich auf die Weiberchen, und ehe ein Vierteljahr vergeht, schleich' ich mich in Mariettens Herz."

„Dazu ist seine Nase zu groß!" flüsterte Mariette, die draussen vor der Thür horchte und heimlich lachte. In der That, es verging ein Vierteljahr, und Herr Hautmartin war noch nicht einmal mit der Nasenspitze ins Herz eingedrungen.

Die Blumen.

Aber während dieses Vierteljahrs hatte Mariette wohl noch andere Geschäfte. Der Krug machte ihr viel Verdruß und Mühe; und ausserdem wohl sonst noch etwas.

Vierzehn Tage lang sprach man in La Rapoule von nichts anderm, als dem Krug. Und jedermann

sagte: es sei ein Geschenk des Richters, und die Hochzeit schon verabredet. Als aber Mariette feierlich allen ihren Gespielinnen erklärt hatte, sie wolle ihren Leib lieber dem Abgrunde des Meeres als dem Richter vermählen, fuhren die Mädchen nur ärger fort, sie zu necken, sprechend: Ach, wie selig muß es sich ruhen im Schatten seiner Nase! — Dies war der erste Verdruß.

Dann hatte Mutter Manon den grausamen Grundsatz, daß sie Marietten zwang, den Krug alle Morgen beim Brunnen am Felsen zu schwenken und mit frischen Blumen zu füllen. Dadurch hoffte sie Marietten an den Krug und an das Herz des Gebers zu gewöhnen. Aber sie fuhr fort, Gabe und Geber zu hassen. Und die Arbeit am Brunnen ward eine wahre Strafe für sie. Zweiter Verdruß.

Dann, wenn sie Morgens zum Brunnen kam, lagen zweimal in der Woche auf dem Felsstück daneben immerdar einige der schönsten Blumen, schön geordnet, recht für die Pracht des Kruges geschaffen. Und um die Blumenstängel war immer ein Papierstreif geschlungen, und darauf geschrieben: Liebe Mariette. — Nun mußte man der kleinen Mariette doch nicht weiß machen wollen, als wenn es in der Welt noch Zauberer und Feen gäbe. Folglich kamen die Blumen und die süße Anrede derselben von Herrn Hautmartin. Mariette mogte nur nicht daran riechen, bloß weil der lebendige Athem aus des Richters Nase sie umsäuselt hatte. Inzwischen nahm sie die Blumen, weil sie besser waren, als Feldblumen, und zerriß die Papierstreifen in tausend Stücke, und streute sie auf die Stelle, wo die Blumen zu liegen pflegten. Aber das ärgerte den Richter Hautmartin gar nicht, dessen Liebe unvergleichlich groß war in ihrer Art, wie seine Nase in ihrer Art. Dritter Verdruß.

Endlich aber entdeckte es sich im Gespräch mit Herrn Hautmartin, daß er gar nicht der Geber der Blumen wäre. Wer sollte es nun sein? — Mariette war über die unverhoffte Entdeckung sehr erstaunt. Sie nahm von der Zeit an zwar die Blumen lieber vom Felsen, roch auch daran, aber — wer legte sie dahin? Mariette war, was die Mädchen sonst gar nicht zu sein pflegen, sehr neugierig. Sie rieth auf diesen und jenen Jüngling von La Napoule. Doch errathen ließ sich das nicht. Sie lauschte und lauerte spät hinein in die Nacht; sie stand früher auf. Aber sie erlauschte und erlauerte nichts. Und doch zwei Mal in der Woche des Morgens lagen immer die Wunderblumen auf dem Felsen, und auf dem darum gewundenen Papierstreif las sie immer den stillen Seufzer an sich: Liebe Mariette! — So etwas muß doch auch den Gleichgültigsten neugierig machen. Aber Neugier macht zuletzt brennende Pein. Vierter Verdruß.

Bosheit über Bosheit.

Nun hatte am Sonntag Pater Jerome wieder über den Satz gepredigt: Des Himmels Fügungen sind wunderbar. Und die kleine Mariette dachte: so wird er's auch fügen, daß ich den unsichtbaren Blumenspender endlich entdecke. Pater Jerome hatte nie Unrecht.

In einer Sommernacht, da es auch allzuwarm gewesen, war Mariette früh erwacht, und konnte nicht wieder einschlafen. Drum sprang sie freudig vom Lager, als das erste Morgenroth über die Meereswellen und über die leriniſchen Inseln her gegen das Fenster des Kämmerleins blitzte. Sie kleidete sich und ging hinaus, Antlitz, Brust und Arme am kühlen Brunnen zu waschen; den Hut nahm sie mit, am Meer ein Stündchen zu lustwandeln. Sie kannte da eine heimliche Stelle zum Baden.

Um aber zu der heimlichen Stelle zu kommen, mußte man über die Felsen hinter dem Hause gehen, und von da wieder abwärts, neben Granatbüschen vorbei und Palmen. Dies Mal konnte Mariette nicht vorbei. Denn unter der jüngsten und schlankesten der Palmen lag im süßen Schlaf ein junger, schlanker Mann — neben ihm ein Strauß der allerschönsten Blumen. Auch sah man wohl ein weißes Papier daran, auf welchem vermuthlich wieder ein Seufzer redete. — Wie konnte Mariette da vorbei kommen?

Sie blieb steben, und zitterte vor Schreck an allen Gliedern. Dann wollte sie wieder zur Hütte heim. Kaum war sie ein paar Schritte zurückgegangen, sah sie sich wieder nach dem Schläfer um und blieb steben. Doch aus der Ferne ließ sich sein Gesicht nicht erkennen. — Jetzt oder nie war ein Geheimniß zu lösen. Sie trippelte leise der Palme näher. Aber er schien sich zu regen. Nun lief sie wieder zur Hütte. Doch war seine Bewegung nichts als furchtsame Einbildung Mariettens gewesen. Nun machte sie sich wieder auf den Weg zur Palme. Allein er konnte sich vielleicht mit seinem Schlafe verstellen. Geschwind rettete sie sich zur Hütte. Wer wird aber wegen eines leeren Vielleichts fliehen? Sie trat herzhafter die Reise zur Palme an.

Bei diesem Schwanken ihrer schüchternen und lüsternen Seele zwischen Furcht und Neugier, bei diesem Hin- und Hertrippeln zwischen Hütte und Palmenbaum, war sie doch endlich dem Schläfer immer um einige kleine Schritte näher gekommen, indem auch zugleich die Neugier siegreicher war, als die Furcht.

„Was geht er mich denn an? Der Weg führt mich nur an ihm vorbei. Schlaf er oder wach' er; ich gehe ja nur vorbei.“ So dachte Manons Tochter. Aber sie ging nicht vorbei, sondern blieb steben; denn man mußte doch dem Blumenspender recht ins Gesicht schauen, um seiner Sache gewiß zu sein. Zudem schlief er ja, als hätte er seit vier Wochen keinen gesunden Schlummer gehabt.

— Und wer war's? — Nun, wer sollte es denn anders sein, als der Erzbösewicht Colin?

Also er war's gewesen, der erst aus alter Feindschaft dem guten Mädchen so viel Todesverdruß mit dem Kruge gemacht und in den verdrießlichen Handel mit Herrn Hautmartin gebracht hatte; er war's gewesen, der dann hinging und sie mit den Blumen neckte, um ihre Neugier zu foltern. Wozu? — Er haßte Mariette. Er betrug sich noch immer in allen Gesellschaften gegen das arme Kind auf unverzeihliche Weise. Er wich aus, wo er konnte; und wo er nicht konnte, betrübte er die fromme Kleine. Gegen alle andern Mädchen von La Napoule war er gesprächiger, freundlicher, gefälliger, als gegen Mariette. Man denke! er hatte sie noch nie zum Tanz aufgefordert, und sie tanzte doch allerliebst.

Nun lag er da, verrathen, ertappt. In Mariettens Brust erwachte die Rache. Welche Schmach konnte sie ihm anthun? — Sie nahm den Blumenstrauß, löfete ihn auf, streute mit gerechtem Zorn verächtlich sein Geschenk über den Schläfer hin. Nur das Papier, auf welchem wieder der Seufzer: liebe Mariette! stand, behielt sie, und steckte es geschwind in den Busen. Sie wollte für künftige Fälle diese Probe seiner Handschrift aufbewahren. Mariette war schlau. Nun wollte sie gehen. Aber ihre Rache schien noch nicht gesättigt. Sie konnte nicht von der Stelle, ohne Colins Bosheit mit einer ähnlichen zu strafen. Sie riß von ihrem Hut das veilchenfarbne, seidene Band, und schlang es leise um des Schläfers Arm und um den Baum, und knüpfte den Colin mit drei Knoten fest an die Palme. Wenn er nun erwachte, wie mußte er erstaunen! wie mußte ihn die Neugier foltern, wer ihm auch den Streich gespielt! — Das konnte er unmöglich errathen. Desto beßer. Es geschah ihm recht.

Mariette war nur noch allzu gnädig gegen ihn. Ihr Werk schien sie zu reuen, als sie es vollbracht hatte. Ihre Brust flog ungestüm. Ich glaube gar, es kam ihr ein Thränchen in die Augen, mit denen sie nur allzu mitleidig den Verbrecher betrachtete. Langsam ging sie zu den Granatbüschen am Felsen zurück — sie sah sich oft um; langsam den Felsen hinauf, sie sah oft hinab nach der Palme. Dann eilte sie zur rufenden Mutter Manon.

Das Hutband.

Aber noch den gleichen Tag übte Colin neue Tücke. Was that er? — Oeffentlich beschämen wollte er die arme Mariette. Ach! sie hatte nicht bedacht, daß man ihr veilchenfarbenes Band in ganz Napoule kenne! — Colin kannte es nur zu gut. Er schlang es stolz um seinen Hut, und trug es vor aller Welt zur Schau, wie eine Eroberung. Und jeder und jede rief: „Er hat es von Marietten.“ Und alle Mädchen riefen zürnend: „Der Bösewicht!“ und alle Jünglinge, die Mariette gern sahen, riefen: „Der Bösewicht!“

„Wie? Mutter Manon?“ schrie der Richter Hautmartin, als er zu Manon kam, und er schrie so laut, daß es in seiner ganzen Nase wunderbar wiederhallte: „Wie? das duldet Ihr? meine Braut beschenkt den jungen Pächter Colin mit ihrem Hutband? Es ist hohe Zeit, daß wir unsere Hochzeit feiern. Ist die vorbei, so hab' ich auch ein Recht, zu reden.“

„Ihr habet Recht!“ antwortete Mutter Manon: „Wenn die Sache so steht, muß die Hochzeit schnell sein. Ist die vorbei, ist alles vorbei.“

„Aber, Mutter Manon, Eure Tochter weigert mir noch immer das Jawort.“

— Rüstet nur das Hochzeitmahl!

„Aber sie will mich auch nicht einmal freundlich ansehen; und wenn ich mich zu ihr setze, springt die kleine Wilde auf und rennt davon.“

— Herr Richter, rüstet nur das Hochzeitmahl.

„Aber wenn sich Mariette sträubt?“

— Wir wollen sie überrumpeln. Wir gehen zum Pater Jerome. Am Montag Morgen in aller Früh und aller Stille soll er die Trauung vollziehen. Das wollen wir ihm schon beibringen. Ich bin Mutter. Ihr seid die erste obrigkeitliche Person in La Napoule. Er muß gehorchen. Doch Mariette darf davon nichts wissen. Am Montag früh schicke ich sie zum Pater Jerome, ganz allein, mit einem Auftrag, damit sie nichts ahnet. Dann soll ihr der Pfarrer ans Herz reden. Ein halbes Stündchen darauf kommen wir beide. Dann geschwind zum Altar. Und wenn auch Mariette da noch nein ruft: was macht's? Der alte Herr kann ja nicht hören. Aber still bis dahin gegen Marietten und ganz La Napoule.

Dabei blieb's unter den Beiden. Mariette ließ sich von dem Glück nicht träumen, das ihr bevorstand. Sie dachte nur an Colins Bosheit, der sie im ganzen Orte zum Gespräch der Leute gemacht hatte. O wie bereute sie die Unbesonnenheit mit dem Bande! und doch verzieh sie im Herzen dem Bösewicht seine Schuld. Mariette war viel zu gut. Sie sagte ihrer Mutter, sie sagte allen Gespielinnen: „Der Colin hat mein verlornes Hutband gefunden. Ich hab' es ihm nicht gegeben. Nun will er mich damit ärgern. Ihr wisset ja, der Colin ist mir von jeher übelan gewesen, und hat immer gesucht, wo er mich kränken konnte!“

Ach, das arme Kind! es wußte nicht, auf welche neue Abscheulichkeit der heimtückische Mensch wieder sann.

Der zerbrochene Krug.

In der Frühe trat Mariette mit dem Krug zum Brunnen. Noch lagen keine Blumen auf dem Felsstück. Es war auch wohl zu früh; kaum stieg die Sonne aus dem Meere.

Da rauschten Tritte. Da kam Colin; in seiner Hand die Blumen. Mariette ward blutroth im Gesichte. Colin stammelte: „Guten Morgen,

Mariette!“ — Aber es ging ihm nicht von Herzen mit dem Gruß; er konnte ihn kaum über die Lippen bringen.

„Warum trägst du so öffentlich mein Band, Colin?“ sagte Mariette, und stellte den Krug auf das Felsstück. „Ich gab dir's nicht.“

„Du gabst mir's nicht, liebe Mariette?“ fragte er, und ward blaß vor innerer Wuth.

Mariette schämte sich ihrer Lüge, senkte die Augenlieder und sagte nach einer Weile: „Wohl, ich hab' es dir gegeben; doch du sollst es nicht zur Schau tragen. Gib mir's zurück.“

Da knüpfte er's langsam los: sein Aerger war so groß, daß er die Thräne im Auge nicht, und nicht den Seufzer seiner Brust verbergen konnte.

„Liebe Mariette, laß mir dein Band!“ sagte er leise.

„Nein!“ antwortete sie.

Da ging sein versteckter Grimm in Verzweiflung über. Er blickte mit einem Seufzer gen Himmel, dann düster auf Marietten, die still und fromm am Brunnen stand mit niedergeschlagenen Augen und herabhangenden Armen.

Er wand das veilchenblaue Band um den Strauß der Blumen; rief: „So nimm denn alles hin!“ und schleuderte die Blumen so tückisch zum prächtigen Krug auf dem Felsstück, daß dieser herab zu Boden stürzte und zerbrach. Schadenfroh floh er davon.

Mutter Manon hatte alles, hinter dem Fenster lauschend, gehört und gesehen. Als aber der Krug brach, verging ihr Hören und Sehen. Sie war kaum der Sprache mächtig vor Entsetzen. Und als sie sich mit Gewalt zum engen Fenster hinausdrängte, dem flüchtigen Verbrecher nachzuschreien, riß sie das Fenster aus den morschen Steinen, daß es mit grausenhaftem Getöse zur Erde stürzte und zerbrach.

So viel Unglück hätte jede andere Frau ausser Fassung gebracht. Aber Manon erholte sich bald. „Ein Glück, daß ich Zeugin seines Frevels war!“ rief sie: „Er muß vor den Richter! Er soll Krug und Fenster mit seinem Golde mir aufwiegen. Das gibt dir reiche Aussteuer, Mariette!“ Als aber Mariette die Scherben des durchlöcherten Kruges brachte — als Manon das Paradies verloren sah, den guten Adam ohne Kopf, und von der Eva nur noch die Beine feststehend; die Schlange unverletzt triumphirend, den Tiger unbeschädigt, aber das Lämmlein bis auf den Schwanz verschwunden, als hätte es der Tiger hinuntergeschluckt, — da brach Mutter Manon heulend in Verwünschungen des Colin aus, und sagte: „Man siehts wohl, der Wurf kam aus Teufels Hand.“

Das Gericht.

Und sie nahm den Krug in der einen, Marietten an der andern Hand, und ging um die neunte Stunde zu Herrn Hautmartin, wo er zu Gericht zu sitzen pflegte. Da brachte sie mit lautem Geschrei ihre Klage vor, und zeigte den zerbrochenen Krug und das verlorene Paradies. Mariette weinte bitterlich.

Der Richter, als er den Krug zerbrochen und die schöne Braut in Thränen sah, gerieth in so gerechten Zorn gegen den Colin, daß seine Nase veilchenblau ward, wie Mariettens berühmtes Hutband. Er ließ durch sein Schergen alsbald den Frevler herbeiholen.

Colin kam, tiefbetrübt. Mutter Manon wiederholte nun ihre Klage mit vieler Beredsamkeit vor Richter, Schergen und Schreibern. Aber Colin hörte nichts. Er trat zu Marietten, und flüsterte ihr zu: „Vergib mir, liebe Mariette, wie ich dir vergebe. Ich brach dir aus Versehen nur den Krug; du aber, du hast mir das Herz gebrochen!“

„Was soll das Geflüster da?“ rief mit richterlicher Hoheit Herr Hautmartin. „Höret auf Eure Anklage und vertheidigt Euch.“

„Ich vertheidige mich nicht. Ich habe den Krug zerbrochen wider meinen Willen!“ sagte Colin.

„Das glaub' ich fast selbst!“ sagte schluchzend Mariette: „Ich bin so schuldig wie er; denn ich hatte ihn beleidigt und in Zorn gebracht. Da warf er mir das Band und die Blumen unvorsichtig zu. Er kann nicht dafür.“

„Ei seht mir doch!“ schrie Mutter Manon: „will das Mädchen noch seine Schutzrednerin sein? Herr Richter, sprechet! Er hat den Krug zerbrochen, das läugnet er nicht; und ich seinetwillen das Fenster, — will er läugnen, kann er's sehen.“

„Da Ihr nicht läugnen könnet, Herr Colin,“ sprach der Richter, „so zahlet Ihr für den Krug dreihundert Livres, denn so viel ist er werth; und dann für . . .“

„Nein,“ rief Colin, „so viel ist er nicht werth. Ich kaufte ihn zu Vence auf dem Markt für Marietten um hundert Livres.“

„Ihr ihn gekauft, Herr Unverschämter?“ schrie der Richter, und ward im ganzen Gesichte wie Mariettens Hutband. Doch mehr konnte er und wollte er nicht sagen, denn er fürchtete widerliche Erörterungen in der Sache.

Aber Colin ward zornig wegen des Vorwurfs, und sprach: „Ich schickte diesen Krug am Abend des Markttags durch Euern eigenen Knecht an Marietten. Dort steht ja Jacques an der Thür. Er ist Zeuge. Jacques, rede; gab ich dir nicht die Schachtel, du solltest sie zur Frau Manon tragen?“

Herr Hautmartin wollte dazwischen donnern. Aber der einfältige Jacques sagte: „Besinnet Euch nur, Herr Richter, Ihr nahmet mir Colins Schachtel ab, und trugt, was darin gewesen, zur Frau Manon. Die Schachtel liegt ja dort noch unter den Papieren.“

Da mußten die Schergen den einfältigen Jac-

ques hinauswerfen; und auch Herr Colin ward hinausgewiesen, bis man ihn wieder rufen werde.

„Ganz wohl, Herr Richter!“ entgegnete Colin: „aber dies Stückchen soll Euer letztes in Rapoule sein. Ich weiß wohl mehr als dies, daß Ihr Euch mit meinem Eigenthum bei Frau Manon und Marietten in Gunst setzen wolltet. Wenn Ihr mich sucht, so werdet ihr wohl thun, nach Grasse zum Herrn Landvogt zu reiten.“ Damit ging Colin.

Herr Hautmartin war über den Handel sehr verwirrt, und wußte in der Bestürzung nicht was er that. Frau Manon schüttelte den Kopf. Die Sache war ihr gar dunkel und verdächtig worden. Wer wird mir nun den zerbrochenen Krug zahlen?“ fragte sie.

„Mir,“ sagte Mariette mit glühendem Angesichte, „mir ist er beinah schon bezahlt.“

Wunderbare Fügungen.

Colin ritt noch gleiches Tages nach Grasse zum Herrn Landvogt, und kam andern Morgens in der Frühe zurück. Herr Hautmartin aber lachte nur dazu und redete der Frau Manon allen Argwohn aus, und schwor, er wolle sich die Nase abschneiden lassen, wenn Colin nicht dreihundert Livres für den zerbrochenen Krug zahlen müsse. — Auch ging er mit Frau Manon zum Pater Jerome, wegen der Trauung, und schärfte ihm wohl ein, Marietten ernsthaft ihre Pflicht vorzustellen, als gehorsame Tochter dem Willen der Mutter und der Vermählung nicht zu widerstreben. Das versprach auch der alte, fromme Herr, obwohl er nur die Hälfte von Allem verstand, was man ihm ins Ohr schrie.

Aber Mariette nahm den zerbrochenen Krug in ihre Schlafkammer, und hatte ihn nun erst recht lieb, und ihr war, als wäre das Paradies in ihre Brust eingezogen, seit es auf dem Krug durchlöchert worden.

Als nun der Montag-Morgen kam, sprach Mutter Manon zu ihrer Tochter: „Kleide dich wohl an, und trage dieses Myrthenkränzlein zum Pater Jerome; er verlangt es für eine Braut.“ — Mariette kleidete sich sonntäglich, nahm ohne Arg den Myrthenkranz und trug ihn zum Pater Jerome.

Unterwegs begegnete ihr Colin, der grüßte sie freundlich und schüchtern; und als sie sagte, wohin sie den Kranz trage, sprach Colin: ich gehe den gleichen Gang, denn ich muß dem Pfarrer das Geld bringen für den Kirchenzehnten. Und wie sie beide gingen, nahm er schweigend ihre Hand; da zitterten beide, als hätten sie gegen einander große Verbrechen auf dem Gewissen.

„Hast du mir vergeben?“ flüsterte ängstlich Colin. „Ach, Mariette, was hab' ich dir gethan, daß du so grausam gegen mich bist?“

Aber sie konnte nichts sagen, als: „Sei nur ruhig, Colin, das Band sollst du wieder haben. Und ich will deinen Krug behalten. Gelt, er ist doch von dir?“

„Mariette, kannst du zweifeln? Sieh, was ich habe, dir mögt' ich Alles geben. Willst du mir künftig freundlich sein, wie Andern?“

Sie antwortete nicht. Als sie aber in das Pfarrhaus traten, blickte sie ihn seitwärts an, und da sie seine schönen Augen naß sah, lispelte sie ihm zu: „Lieber Colin!“ — Da beg er sich und küßte ihre Hand. Da ging die Thür eines Zimmers auf, und Pater Jerome in ehrwürdiger Gestalt stand vor ihnen. — Die jungen Leute waren wie vom Schwindel befallen, denn sie hielten fest eins am andern. Ich weiß nicht, war das die Wirkung des Handkusses, oder die Ehrfurcht vor dem Greis?

Da reichte ihm Mariette das Myrthenkränzlein. Er legte es auf ihr Haupt und sprach: Kindlein, liebet euch unter einander! und redete nun dem guten Mädchen auf das Beweglichste und Rührendste zu, den Colin zu lieben. Denn der alte Herr hatte wegen seiner Harthörigkeit den Namen des Bräutigams entweder falsch gehört, oder wegen des alternden Gedächtnisses vergessen, und meinte, Colin müsse der Bräutigam sein.

Da brach unter dem Zuspruch des Greises Mariettens Herz, und mit Thränen und Schluchzen rief sie: „Ach, ich lieb' ihn ja schon lange, aber er hasset mich.“

„Ich dich hassen, Mariette?“ rief Colin: „Meine Seele lebte nur in dir, seit du nach La Rapoule gekommen. O Mariette, wie konnte ich denn hoffen und glauben, daß du mich liebtest? Betet dich nicht ganz La Rapoule an?“

„Warum flohst du mich, Colin, und zogest alle meine Gespielen mir vor?“

„O Mariette, ich ging in Furcht und Zagen, in Kummer und Liebe unter, wenn ich dich sah. Ich hatte den Muth nicht, dir nahe zu sein; und war ich nicht bei dir, war ich noch unglückseliger.“

Als sie so gegen einander redeten, meinte der gute Vater, sie haderten. Und er legte seine Arme um beide, führte sie zusammen und sprach flehend: Kindlein, Kindlein, liebet euch unter einander!

Da sank Mariette an Colins Brust, und Colin schlug beide Arme um sie, und beider Antlitz strahlte in stummer Entzückung. Sie vergaßen den Pfarrer, die ganze Welt. Colins Lippe hing an Mariettens süßem Munde. Es war zwar nur ein Kuß, aber wahrlich ein Kuß der lieblichsten Vernichtung. Beide waren in einander aufgelöset. Beide hatten so ganz ihre Besinnung verloren, daß sie, ohne es zu wissen, dem entzückten Pater Jerome in die Kirche folgten und vor den Altar.

„Mariette!“ seufzte er.

„Colin!“ seufzte sie.

In der Kirche beteten viele Andächtige; aber mit Erstaunen wurden sie Zeugen von Colins und

Mariettens Vermählung. Viele liefen noch vor Beendigung der Feierlichkeit hinaus, es links und rechts in La Napoule verkünden zu können: Colin und Mariette sind vermählt.

Als die Trauung vollbracht war, freute sich Pater Jerome redlich, daß es ihm so gut gelungen, und von den Brautleuten so wenig Widerstand geleistet war. Er führte sie in's Pfarrhaus.

Ende dieser merkwürdigen Geschichte.

Da kam athemlos Mutter Manon. Sie hatte zu Hause lange auf die Ankunft des Bräutigams gehofft. Er war nicht gekommen. Beim letzten Glockengeläut hatte die Angst sie getrieben, und sie selbst sich auf den Weg zum Herrn Hautmartin gemacht. Dort aber war neues Entsetzen über sie gekommen. Sie erfuhr, der Herr Landvogt nebst den Dienern der Vigurie sei erschienen, habe Rechnungen, Kassen und Protokolle des Richters in Untersuchung genommen; dann den Herrn Hautmartin in der gleichen Stunde verhaften lassen.

„Das hat gewiß der gottlose Colin gestiftet!“ war ihr Gedanke. Nun hatte sie sich eilfertig zum Pfarrhaus begeben, um beim Pater Jerome den Aufschub der Trauung zu entschuldigen. Da trat ihr lächelnd, und mit Stolz auf sein Werk, der gute Greis entgegen, und an seinen Händen das neuvermählte Paar.

Jetzt verlor Frau Manon in vollem Ernst Gedanken und Sprache, als sie das Vorgefallene vernahm. Aber Colin hatte der Gedanken und Sprache jetzt mehr, als sonst in seinem ganzen Leben. Er fing von seiner Liebe an und dem zerbrochenen Kruge und von des Richters Falschheit, und wie er diesen Ungerechten zu Grasse in der Vigurie entlarvt habe. Dann bat er um Mutter Manons Segen, weil es nun geschehen sei, ohne daß Mariette noch er daran Schuld waren.

Pater Jerome, der lange nicht verstand, was geschehen sei, faltete, als er über die Vermählung durch Mißverständniß den vollsten Aufschluß empfangen, die Hände fromm, und rief mit emporgehobenem Blick: „Wunderbarlich sind des Himmels Fügungen!“ — Colin und Mariette küßten ihm die Hände; Mutter Manon, aus bloßer Ehrfurcht vor dem Himmel, gab dem jungen Ehepaar ihren Segen, bemerkte aber zwischenein, der Kopf sei ihr wie umgedreht.

Frau Manon ward ihres Schwiegersohns froh, als sie seinen Reichthum kennen lernte, und besonders da Herr Hautmartin gefangen, sammt seiner Nase, nach Grasse geführt ward.

Der zerbrochene Krug aber ward in der Familie bis auf den heutigen Tag als Andenken und Heiligthum aufbewahrt.

Die Herrnhuter-Familie.

Menschliche Urtheile.

In einer Provinzial-Hauptstadt — näher darf ich sie nicht bezeichnen — lebte seit sieben Jahren Herr Daniel Selber mit seiner Familie. Er und die Seinigen, das wußte Jedermann, waren Herrnhuter. Er beschäftigte sich wenig mit der Stadt, daher die Stadt sich desto mehr mit ihm. Wie konnte es anders sein? In Meinungen, Sitten und Leben unterschied er sich von allen übrigen Einwohnern zu sehr, und die Stadt, ob sie gleich neben starker Garnison und zahlreichem Adel, Konzerte, Bälle, Schauspiele, Casino's, Freimaurerlogen und andern Zubehör großer Städte hatte, war doch nicht so groß, daß sich nicht die meisten Bewohner hätten unter einander kennen sollen, wenn sie dazu Lust hatten.

Herr Daniel Selber hatte sich also hier seit sieben Jahren niedergelassen, nicht eigentlich in der Stadt, sondern nahe vor der Stadt. Da besaß er ein artiges Landhaus, sehr angenehm gelegen, und weil er mehrere Morgen Wiesen dazu gekauft hatte, glich es einem kleinen Landgute. Er nannte es gewöhnlich sein Bethanien; und weil, ich weiß nicht wie, sein Einfall mit dem Namen in der Stadt bekannt wurde, nannte es endlich Jedermann auch so, Anfangs mit witzigen Nebenbemerkungen, zuletzt auch ohne dergleichen. Man wußte von ihm, daß er ehemals Tuchhändler gewesen. Jetzt ein Mann nahe bei den Sechszigern, schien er der Ruhe zu pflegen.

Er mochte wohlhabend sein, vielleicht mehr als wohlhabend; aber weder er noch die Seinigen verriethen davon viel. Alle Einrichtungen in seinem Hause, auf seinem Gütchen waren geschmackvoll, ohne Prunk, höchst einfach, kostbar gar nicht. Eine auf's Aeusserste getriebene Reinlichkeit ersetzte die Stelle der Pracht. Frau Martha, seine Gemahlin, und Maria, seine Tochter, gingen äusserst sauber, aber so schlicht gekleidet, daß die meisten Dienstmägde in der Stadt mehr Aufwand trieben; und doch gestand Jeder, daß die beiden Frauenzimmer von Bethanien immer so ausgewählt vortheilhaft gekleidet wären, und durch die Sauberkeit all ihres Gewandes so geschmückt, als wenn sie die Kunst des Putztisches besser, denn die reichsten Frauen und Töchter der Stadt verständen. Beständig gingen sie weiß oder grau; die Mutter trug stets ihre Bänder von

blauer, die Tochter immer von rosenrother Farbe. Darin sah man nie einen Wechsel.

Eben so erschien Herr Selber gewöhnlich in einem aschgrauen Kleide vom allerfeinsten Tuch; nie ein Stäubchen daran; alles ungemein reinlich, zierlich vom Kopf bis zur Ferse. Wie man ihn vor sieben Jahren zum ersten Mal gesehen hatte, so sah man ihn noch in allen Kleinigkeiten unverändert nach sieben Jahren. Er und seine Kleider schienen fast gar nicht zu altern. Er stand im Verdacht des Geizes.

Denn die strenge Ordnung und Spärlichkeit in den Kleidern galt zu Bethanien in allen übrigen Dingen. Martha und Maria besorgten das Meiste der Wirthschaft selbst. Sie hatten dazu einen alten Hausknecht. Aber eine Magd hielt es nie lange bei ihnen aus. Den Grund davon konnte man selten recht erfahren. Die Mägde waren jedes Mal froh, wenn sie aus Bethanien erlöset waren. Keine klagte über schlechten Lohn, er war anständig; oder über harte Behandlung, sie war vielmehr liebreich und, wie es viele nannten, sogar süßlich, oder über schlechte Kost, man führte einen guten Tisch; — aber doch ward das Leben in Bethanien allen unerträglich; Herr Selber ein wunderlicher, närrischer Kauz, der oft nicht wußte, was er wollte; Frau Martha, an beiden Augen blind, dazu eine ewige Betschwester; Maria ein gutes Gänschen, aber sehr eigen in ihrem ganzen Wesen. Ungeachtet auf Mägdegeschwätz nicht viel zu bauen ist, konnte doch die übereinstimmende Aussage Aller nicht ganz und gar verworfen werden. Und daß die Mägde jedes halbe Jahr den Dienst änderten, sprach nicht vortheilhaft für die Heiligkeit der Familie zu Bethanien.

Auf den Schein der Heiligkeit hielt sie offenbar sehr. Nirgends nahm sie an den Vergnügungen der Weltkinder, auch an den unschuldigsten keinen Theil; man sah sie in keinem Konzert — doch behauptete man, Maria spiele das Fortepiano trefflich und habe eine angenehme Stimme. Nur in der Charwoche, wenn im Konzert etwa ein Tod Jesu, ein Messias gegeben ward, zeigten sich dabei Vater und Tochter. In der Kirche fehlten sie selten, zum Genuß des Nachtmahls nie. Der Vormittagsprediger, ein alter, rechtgläubiger, eifriger Mann, der nichts als Glauben und Glauben predigte, machte sich oft mit dieser Herrnhuterfamilie zu schaffen; sprach von Sektirern, Heuchlern, Pharisäern, Anabaptisten und dergleichen; zeigte oft im heiligen Zorn beinahe mit Fingern auf Herrn Selber. Der aber saß so unbefangen, andachtsvoll da, als wenn er nicht wüßte, von wem die Rede wäre? Der Nachmittagsprediger, ein philosophischer Moralprediger, machte es nicht viel besser; eiferte gegen Kopfhängerei, Andächtelei, Schwärmerei, äusserliche Frömmelei, gegen die Gefahren der Absonderungssucht und dergleichen. Die ganze Gemeinde schielte nach Herrn Selber hinüber. Aber kein Mensch in der Kirche schien solche Predigten mit größerer Erbauung anzuhören, als gerade er.

Die gesammte Stadt wußte zuletzt sehr gut, wie sie mit dem frommen Herrn und seiner Herrnhuterei daran war. Ein stilles, heiliges, züchtiges Wesen von aussen, der liebe Heiland das dritte Wort; aber dahinter Knickerei, Selbstsucht, Lieblosigkeit. Hinter der frommen Demuth ein frommer Hochmuth gegen die Weltkinder; bei aller süßen Leutseligkeit von aussen, ein in sich verschlossenes, untheilnehmendes Wesen von innen. — Umgang hatte aus der Stadt eigentlich Niemand mit den Leuten; doch waren sie gar nicht menschenscheu. Man sah sie oft auf Spaziergängen, oder wohin sie sonst Geschäfte halber mußten. Aber bei aller Höflichkeit liessen sie doch Jeden fühlen, daß sie nähere Bekanntschaft meiden möchten. Nur von Zeit zu Zeit wohnten Fremde bei ihnen; allein es versteht sich von selbst, es waren „Brüder im Herrn", oder „Schwestern im Herrn."

Recht aufrichtiges Mitleiden hatte man mit Marien, die zur vollendetsten Herrnhuterin erzogen und damit der Welt vollkommen geraubt ward. Sie war ein sehr hübsches, ja, was die Sache noch viel schlimmer machte, ein schönes Mädchen — sie war, und wenn man's auch hier und da nicht Wort haben wollte, offenbar das schönste Mädchen in der ganzen Stadt, Einige behaupteten sogar, in der ganzen Welt. Es war in ihrer einfachen Art sich zu kleiden, in ihren sittigen Geberden, in der bescheidenen Anmuth ihrer Bewegungen, in ihrem ganzen kunstlosen Sein etwas unaussprechlich Verführerisches. Niemand, auch nur bei einiger Menschenkenntniß, zweifelte einen Augenblick daran, daß, wäre es Herrn Daniel Selber mit seiner Herrnhuterei und der Besserung der sündigen Welt wahrer Ernst und nicht bloße Heuchelei gewesen, er alle Einwohner der Stadt, wenigstens die männliche Hälfte, in wenigen Wochen zu „Brüdern im Herrn" und wahren „Heilandskindern" hätte verwandeln können, trotz dem Eifer des orthodoxen Vormittags- und des moralphilosophischen Nachmittagspredigers.

Marie mochte etwa siebenzehn Jahre haben. Denn als sie mit ihren Aeltern in Bethanien einzog, sprang sie noch zuweilen sehr unherrnhuterisch durch die Wiesen; mehr als zehn Jahre hatte sie damals gewiß nicht. Jetzt sprang sie nicht mehr, ungeachtet man ihren niedlichen Füßen wohl ansah, sie wären recht zum Tanzen geboren. Ausser der Mutter hatte sie keinen andern weiblichen Umgang, als ein Mädchen, Namens Susanne, ein paar Jahre älter als sie, sittig und fromm wie sie, gekleidet wie sie, auch mit rosenfarbenem Band wie sie, aber nicht so schön, wie sie, doch hübsch genug. Herr Selber versicherte zwar, Susanne sei eine in ihrer frühesten Kindheit von ihm aufgenommene arme Waise. Aber in der Stadt wußte man sehr gut, daß sie ihn nicht umsonst Vater nannte und Maria Schwe-

ster. Man verkannte die Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge mit den Selberschen nicht. Und die Heiligen haben auch ihre schwachen Stunden. Der fromme Sonderling konnte sich durchaus nicht rein brennen.

Die Hausverschönerung.

Zu seinen frommen Eigenheiten gehörte, daß er in der Stadt nie bei Handwerkern arbeiten ließ, die den meisten Ruf hatten, sondern bei solchen, welche die wenigste Kundschaft besaßen oder in Noth waren. Denen bezahlte er denn auch ohne Knauserei. Im Frühjahr 1796 ließ er sein Landhaus zu Bethanien, welches trotz aller Sauberkeit etwas morsch geworden sein mochte, von unten bis oben ausbessern. Die ganze Stadt wunderte sich über den plötzlichen Aufwand des Mannes. Eine Magd aber, die freiwillig aus dem Dienst lief, ohne das Ende ihrer Zeit abzuwarten, lösete das Räthsel. Die schöne Marie war bestimmt, die Braut eines in einer andern Stadt wohnenden Mitgliedes der Brüdergemeine zu werden. Dieser Bruder war der Sohn eines reichen Kauzes, der lange Zeit zu Surinam Handel getrieben; er hieß Joseph Wermuth. Die Nachricht war in der That zugleich bitterer Wermuth für alle junge Herren in der Stadt, von denen einige schon auf dem Sprunge standen, der Eitelkeit der Welt zu entsagen und Herrnhuter zu werden, um in Gesellschaft der schönen Schwester zu beten. Daraus ward nun nichts.

Trotz ihrer Betrübniß verschönerte Herr Daniel Selber sein Bethanien auf alle Weise. Für sein baares Geld freilich bekam er Arbeiter genug; aber Niemand arbeitete gern bei ihm, denn er machte den Leuten wunderliche Zumuthungen aller Art, deren man nicht gewohnt war.

Ein Beispiel erläutert die Sache am besten. Er wollte in einigen Zimmern neue Fußböden legen lassen. Dafür wandte er sich an einen Schreinermeister, der keinen andern Vorzug hatte, als daß er von seinem Handwerk wenig verstand, und daher nie mit Arbeit überladen war. Meister Leonhard kam zu ihm, besichtigte und maß die Zimmer. Alle Böden sollten eingelegte Arbeit von Nußbaum- und Weißtannenholz werden. Die Zeichnung dazu hatte Herr Selber mit eigener Hand entworfen.

Nach einigen Tagen kam Meister Leonhard mit dem Kostenanschlag.

„Ich finde es sehr billig, Meister," sagte Herr Daniel: „hat Er sich auch nicht zu Seinem Schaden verrechnet?"

„Ich glaube doch nicht. Aber . . ."

„Gut, Meister, die Arbeit soll Er haben. Allein, Er nimmt mir's nicht übel, ich habe schon die Erfahrung an Ihm gemacht, Er arbeitet schlecht. Nichts fugt und paßt bei Ihm gehörig."

Der Meister verzog die Miene, und wollte auf das Unangenehme etwas Unangenehmes erwiedern. Aber Herr Selber ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Stelle Er einen oder zwei gute Gesellen an. Nur gute Arbeit! Ich will Ihm gern etwas mehr zahlen, als Er begehrt."

„Herr Selber, nichts für ungut, Ihr Geld verdiene ich recht gern; aber wenn Sie glauben, daß ich in meiner Sache nicht Verstand und Geschick . . ."

„Nicht doch, lieber Meister; nehme Er Aufrichtigkeit nicht hart auf. Also, Er hat Gesellen?"

„Ja, einen; seit vorgestern. Bloß für diese Arbeit habe ich ihn angenommen."

„Das ist schlimm, Meister Leonhard. Ich wollte, Er hätte ihn erst zur Probe genommen. Denn sieht Er, der Mensch soll Alles hier im Hause unter meinen Augen arbeiten. Nun ist die Frage, ob er seine Sache aus dem Grund versteht?"

„Das glaub' ich, Herr; der oder keiner versteht's. Der ist durch die ganze Welt gereiset; kann zeichnen, wie ein Maler; rechnet, wie ein Schulmeister. Er heißt nur Salomon Weise; aber der Kerl könnte wohl der weise Salomon unter allen Schreinergesellen heißen."

„Vortrefflich, lieber Meister. Aber damit ist nicht Alles gethan. Wer bei mir arbeitet, muß einen stillen, ehrbaren Wandel führen; nicht fluchen, schwören und unnützes Geschwätz treiben. Ich wollte, Er hätte Seinen Salomon Weise nur auf die Probe genommen. Hör' Er mich mit Geduld an, lieber Meister. Zürnen ist unchristlich!"

Meister Leonhard zerriß beinahe vor Zorn seine Mütze, die er zwischen den Händen hielt. „Herr, ich bin Meister, und muß wissen, wer mein Gesell ist, und ob er mir taugt!"

„Gut, lieber Meister; da ich aber für das, was ich fordere, bezahlen will, so thut Er mir schon die Gefälligkeit und achtet auch ein wenig auf meine Wünsche. Ich mache mit Ihm folgenden Akkord. Er schickt mir Seinen Gesellen. Gefällt er mir: gut; wo nicht, so zahle ich den Lohn für so viel Zeit aus, als er zu fordern hat, und man läßt ihn ziehen. Wir suchen uns einen andern, der mir anständiger ist."

Meister Leonhard machte ein ärgerliches Gesicht, sagte kurzweg: er wolle sich darüber noch besinnen, und ging davon. Sein ganzer Stolz war durch die seltsamen Bedingungen aufs Tiefste gekränkt. „Lieber Wasser und Brod daheim," brummte er, indem er durch die hohe Pappelallee des Gartens hinging, „als bei solchem Heilandsbruder Braten verdienen. Der bringt neue Moden auf, und will uns Meistern die Gesellen verdingen und anstellen. Was? Und bei mir fuge und passe nichts? Was versteht er darunter? Habe ich trockenes Holz, arbeit' ich trotz dem Besten! Das muß mir der alte Narr nicht sagen."

So zankte Meister Leonhard, bis er zu Hause kam. Da schimpfte er auf die Sektirer und Herrn-

huter ärger noch, als der orthodoxe Vormittagsprediger; ging aber nie mit der Sprache hervor, warum er eigentlich so aufgebracht sei. Inzwischen wollte er doch auch den guten Verdienst im Selberschen Hause nicht verlieren, ließ Fünf gerade sein, und befahl seinem Gesellen, in das Herrnhuterhaus zu gehen. Alles Werkgeschirr und Holz ward hingeführt.

Man sieht schon aus diesem Beispiel, warum Herr Daniel Selber wenig Freunde, selbst bei den Handwerksleuten, hatte. Die Einen ärgerten sich über ihn, weil er nicht bei ihnen arbeiten ließ; die Andern, weil sie bei ihm arbeiten mußten.

Herrnhutischer Geist.

Darin hatte Meister Leonhard Recht, sein Gesell Salomon Weise hätte verdient, der weise Salomon zu heißen. Denn binnen acht Tagen hatte er Herrn Selbers volle Gunst erobert, insofern ein solches Weltkind der Gunst eines solchen Heiligen fähig war. Unverdrossen arbeitete der junge Mensch vom Morgen bis zum Abend, bewies viel Geschicklichkeit, und schwor nicht, fluchte nicht, trieb kein unnützes Geschwätz, sondern — redete fast kein Wort, ausgenommen wenn er gefragt ward. Er schien sogar recht geflissentlich zu meiden, mit Herrn Selber ins Gespräch zu kommen. Hatte er Feierabend, so pflegte er noch — dazu hatte er sich Erlaubniß gebeten — in der schönen großen Gartenanlage zu lustwandeln zwischen den blühenden ausländischen Bäumen und Gesträuchen. Sorgfältig wich er selbst da aus, Jemand zu begegnen. Er schien ein stiller, sehr in sich verschlossener Jüngling zu sein und gute Erziehung genossen zu haben. Immer betrug er sich mit vielem Anstand und einnehmender Bescheidenheit. Auch sein Aeusseres sprach vortheilhaft für ihn; es war in der Haltung seiner schlanken Gestalt etwas Edles, in seinem Mienenspiel etwas Seelenvolles. Das lichtbraune Haar, wie es sich wild um seinen Kopf kräuselte, stand ihm recht gut an, und in seinen lebhaften, glänzenden Augen lag etwas so wunderbar Sicheres, Klares, Durchdringendes, daß man ihm nicht, ohne eine Art Ehrfurcht zu fühlen, hinein sah. Er mochte ein Alter von fünfundzwanzig Jahren haben.

Herr Selber bewies ihm bei vielen Gelegenheiten Wohlwollen. Der Schreinergesell erwiederte immer mit kalter Höflichkeit, und ward, durch alle Aeusserungen der Güte gegen ihn, nicht zuthunlicher. Herr Selber stand oft Stunden lang bei ihm an der Hobelbank, und sah seiner Arbeit zu; aber es kostete Mühe, dem Burschen mehr als ein trockenes Ja oder Nein abzugewinnen. Gerade das war's, was Herrn Selber anzog und für den jungen Menschen gewann, den irgend ein Kummer zu drücken schien — vielleicht Geldnoth.

Eines Abends, da Herr Selber durch die Irrgänge des Gartens lustwandelte, fand er den einsamen Salomon mit thränenfeuchten Augen unweit des Wohnhauses, im Gebüsch auf einem Ruhebänkchen; in der einen Hand ein halboffenes Buch, in der andern ein Schnupftuch. Die Töne des Fortepiano's klangen von oben herab durch ein offenes Fenster in die Stille des Gartens.

„Warum so traurig, mein Freund?“ fragte Herr Selber den Schreiner, welcher das Buch verbergen wollte. „Er ist wohl nicht ganz glücklich?“

„Wer sagt Ihnen das?“ erwiederte Salomon finster und mit verdrießlichem Tone. „Ich bin sehr glücklich, und eben jetzt am meisten.“ Er sagte das auf eine Art, die zu fühlen gab, wie unangenehm ihm die Störung sei.

„Glücklich? Aber Seine nassen Augen, mein Freund, scheinen etwas Anderes zu sagen. Hat vielleicht das Buch —“

— Ganz und gar nicht.

„Darf ich's sehen?“

— Warum nicht? Ich fand es im Hause meines Meisters, und nahm es für die Langeweile. Es ist Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi. Ich kannte es längst schon dem Namen nach.

„Möge der Herr das heilige Wort an Seiner Seele segnen! Lieber Freund, Herz gegen Herz! Bewegte nicht in diesem Augenblicke etwas Göttliches Sein Gemüth?“

— Warum sollte ich's Ihnen verhehlen? Ja. Ich war in den Himmeln Gottes. Aber nicht durch dies Buch ward ich erhoben, sondern durch die Heiligkeit des Abends, die mich umgibt, und durch die Saitenklänge, die mir so wohl thun. Musik ist immer ein Seelenwein. Sie berauscht mich. Ich gedachte meiner längst verstorbenen Mutter, und es überwältigte mich Sehnsucht nach meinem entfernten Vater. Ich freute mich meines Lebens und meines Todes, meiner Auflösung in Gott und des Einswerdens mit ihm und allen meinen Geliebten. Sie sehen, ich spreche noch im Rausch. Sie verstehen mich doch nicht.

„Wohl verstehe ich Ihn. Doch möchte ich eine Frage thun. Von welcher Religion ist Er, mein Freund?“

— Ich gehöre zum evangelischen Glaubensbekenntniß; und das ist nicht meine Religion, sondern das äusserliche Kleid meines innern Glaubens.

„Und, mein Freund, dieser innere Glaube?“

— Das ist das Unaussprechliche, wodurch ich eins bin mit der Gottheit und allem was göttlich ist. Könnte ich's ganz aussprechen, so wäre es nicht mehr mein Inneres, sondern nur wieder ein Kleid des Innern. Die innere Religion, Herr Selber, ist die Gemeinschaft meines Ichs mit Gott, ist das Athemholen meiner Seele. Ich kann Ihnen wohl meinen Leib, den Schleier des Geistes, zeigen, aber nicht mich selbst. So sehen wir

auch Gott nicht, sondern nur sein Gewand, das Herrliche, worin er vor uns schwebt, worin wir ihn erfassen. Aber brechen wir davon ab.

„Nein, mein Freund!“ rief Herr Selber erstaunt, setzte sich zu dem Schreiner auf die Bank und ergriff mit Herzlichkeit dessen Hand. „Warum aufhören, da wir vom Besten anfangen? Sprechen wir nicht vom Höchsten und Schönsten, was die Menschheit hat? Ich weiß Sein Wort, Sein offenes Vertrauen zu würdigen. Brech' Er nicht ab. Reden wir noch vom Herrn. Er sagte mir etwas Dunkles. Was soll das Gewand Gottes sein, worin wir ihn erfassen?“

— Herr, wir sehen Gott, wie wir Menschen sehen; er ist unsern Augen und Ohren offenbar, wie ein Mensch dem andern. Unser Gott ist ein lebendiger, sichtbarer Gott, wie ein lebendiger Mensch dem andern erscheint. Aber der innere unsichtbare Mensch wird nicht mit den Sinnen erkannt, sondern nur seine Hülle, der Leib; und der unsichtbare Gott schwebt hinter seiner Hülle, in der er sich uns kund thut, das ist die Natur. Dies ist sein Leib. Aber spreche ich mit dem Menschen, so ist's meine Seele, die zur Seele redet; ich rede nicht zum Leibe, so wenig als zu einem Felsen. Denn aller Leib an sich ist todt. Eben so rede ich nicht zur sichtbaren Natur, sondern zum Unsichtbaren, zum Allerheiligsten dahinter.

„Mein Bruder!“ rief Herr Selber: „Ja, du bist's! — Aber sage mir: ist dir der gar nichts, der uns die Majestät Gottes und unserer eigenen unsterblichen Seele geoffenbaret hat? Warum schweigst du von Jesu?“

— Ich rede ja immerdar von ihm, indem ich durch ihn und mit ihm rede. Meine Ansichten, habe ich sie nicht von ihm? — Ich gedenke sein mit heiliger Ehrfurcht. Doch nenne ich den König lieber, als den Gesandten; den, zu dem ich durch ihn geführt ward, lieber als den Mittler.

„Aber, lieber Bruder, sind wir nicht Alles durch ihn?“

— Alles durch Gott.

„War Gott nicht in ihm geoffenbaret?“

— Wie in Allem.

„Ist er nicht unser Haupt?“

— Gott, der auch Christi Haupt ist, den Christus auch Vater nennt.

„Sind Vater und Sohn nicht eins?“

— Allerdings. Darum bin ich auch eins mit Gott.

„O mein Bruder! Du schwebst auf einer unnatürlichen Höhe, in der du dich nicht erhalten kannst.“

— Jedem Vogel wächst sein Fittig. Er fliegt nicht weiter, als ihm wohl ist.

„Ich dachte einst auch, wie du. Meine Sehnsucht zum Höchsten riß mich über mich selbst hinaus. Aber ich fühlte, daß ich unnatürlich und mir selbst zum Widerspruch ward.“

— So lange wir in der Wahrheit sind, begegnet uns kein Widerspruch in ihr.

„Mein Bruder, es gibt zweierlei Wahrheit, die der Erkenntniß und die des Seins. Die Wahrheit der Erkenntniß ist die philosophische; die des Seins die christliche. Erkenntniß aber ist nur ein Theil des Seins und Lebens; philosophische Weisheit nur ein Theil der Jesusweisheit. Christliche Wahrheit aber umfängt und durchdringt das ganze Sein, ist das wahre Dasein selbst. —— Der Mensch hienieden ist nicht blos ein Anschauendes, ein Erkennendes; er ist ein vielartiges Leben; das Zentrum seines Lebens das Gemüth. Da hervor, da zusammen gehen seine Kräfte insgesammt, wie Strahlen einer geistigen Sonne: die Erkenntniß und der Wille, die Empfindung und Erinnerung, der Gedanke und die Lust. — Wahrheit ist in jedem Einzelnen von diesen, aber das Leben ist in Aller Gesammtheit. Die Wahrheit ist eine Frucht des Lebens; aber das Leben ist Wurzel, Stamm und Verzweigung selbst von Allem. — Du, mein Bruder, hast freilich die Wahrheit, aber auch nur sie allein; darum bist du in einer unnatürlichen Stellung, weil du nur in einem Theile von dir da bist. Auch ich war einst wie du, bis Jesus mein Arzt und Heiland ward. Da sank ich in seine Arme, kraftlos und nun in ihm genesend und selig. Ich hatte vorher, wie du, die Wahrheit der Erkenntniß, und war in allem meinem Uebrigen todt. Nun aber genas ich in Christo zu meinem ganzen, vollen Leben; nun kamen Erkenntniß und Wille, Empfindung und Erinnerung, die schöpferische Einbildungskraft und die bewahrende Gedächtnißkraft, nun das Erste und Letzte, das Höchste und Tiefste in mir zum Wohllaut und Einklang. Vorher dachte ich, und philosophirte ich, wie du; nun lebe ich. Vorher hatte ich die Wahrheit der Erkenntniß, nun die Religion. —— Hast du vorhin nicht selbst gesagt, die innere Religion sei das Athemholen der Seele? Siehe, das ist sie. Nun ist Christus mein Leben; nicht blos durch die Offenbarungen, die er meiner Erkenntniß mittheilte; nicht blos durch die Heiligkeit der Lehre, die er meinem Willen gab; nicht blos durch die Seligkeit, die er mit den Ahnungen eines Künftigen meinem Gefühl mittheilte — nein, Bruder, dadurch, daß er mir in Allem Alles verlieh; daß er mich, der nur in einzelnen Theilen meines Selbstes lebte, vom Tod erweckte und zum vollen Leben in meinem Gesammtwesen brachte; daß er mich mit sich und der Gottheit gleichsam in Eins auflösete und verschmolz. Nun ward mir erst Licht über seine Worte, und über mich selbst. Vorher verstand ich sie nur mit einem Theile meines Ichs, mit dem Verstande allein; nun verstand ich sie in meiner ganzen Natur; nun fand ich einen sichtbaren Uebergang der Welt in das Reich Gottes. Und je mehr ich in diesem Leben auflebe, je heller und schöner wird mir das All. Nur das Einzelnleben in einer einzigen Kraft unsers Ichs bringt Widerspruch hervor und ist Krankheit, Tod, Sünde.

So, wer nur vorzüglich in der Sinnlichkeit sein Heil sucht; so, wer seine Ruhe nur in Erkenntniß und im Wissen allein sucht. Aber durch Jesum verschmelzen Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit, Leib und Geist in ein unzertrennliches Eins; und alles ist mit und durch einander da, nicht wider einander. Das Geistige verklärt mein Irdisches; das Irdische ist die goldene Schaale der geistigen Perle. Indem alle Widersprüche in mir aufhören, hören in mir alle Pflichten auf. Es gibt dann kein Sollen mehr in mir, sondern nur ein seliges Wollen. Wer in Jesu lebt, hat keine Pflicht mehr, sondern nur Liebe, durch die er Alles ist und zu Allem mächtig. Ach, mein Bruder, wären wir da! Da ist Vollendung der Menschheit!"

Herr Selber sprach mit großer Bewegtheit. Sein Angesicht schien von einem Lichte zu glänzen. Er lächelte sanft auf Salomon, und stand auf. „Mein Bruder, ich weiß nicht, ob du mich verstanden hast, doch nicht blos mit dem Verstande. Möge der Geist des Herrn dich durchdringen. Ich will ihn darum anflehen. Ich küsse dich mit dem Kusse des Friedens." Er küßte ihn auf die Stirn und begab sich hinweg. Es ward schon dunkel. Die Sterne zitterten in der von überhangenden Zweigen finstern Laube. Von oben her tönten Silberklänge der Saiten durch die Gebüsche, wie Töne des Himmels. Salomon war in einer der heiligsten Stimmungen. Er ging tiefer in die Irrgänge von Bethanien. Wo es am dunkelsten war, kniete er hin, legte sein Antlitz betend in das kühle, bethaute Gras. In den Abendthau flossen seine Thränen.

Fortsetzung des Gesprächs.

Als Salomon folgendes Morgens zur Arbeit nach Bethanien ging, und die hohen italienischen Pappeln in der Ferne sah, die wie eine grüne Mauer den Garten und das Landhaus von der übrigen Welt trennten, näherte er sich mit ganz andern Empfindungen, denn ehemals. Das gestrige Gespräch hatte ihm großes Nachdenken verursacht; er hatte sich die Hauptsätze von Selbers Reden noch den gleichen Abend aufgeschrieben; er hatte sie am Morgen beim Erwachen wieder gelesen. Es lag darin etwas, das ihm vorher nie in die Seele gekommen. Je öfter und besonnener er las, je deutlicher ward ihm der große Sinn. Es klang wohl wie Schwärmerei, wie mystisches Träumen, aber es war eine Auslegung der Schrift, eine Darstellung vom Mangel in der menschlichen Schulweisheit, wie sie ihm nie begegnet war. Ihm fielen manche Worte Jesu und seiner Jünger ein, die ihm nun wie in vollem Lichte zu leuchten schienen, während er sie sonst wie balbe Räthsel betrachtete, unverständlich durch ihr Alterthum. — Religion war ihm von jeher ein heiliges Gut gewesen.

Bei dem allen konnte er sich nicht eines gewissen Mißtrauens gegen sich selbst erwehren, weil er vorher immer mit Vorurtheilen gegen die Herrnhuter erfüllt war. Er wußte, daß Herr Daniel Selber zu dieser Sekte gehörte, und wußte, wie unvortheilhaft im Ganzen die Stadt über den Mann urtheilte. Daher war gekommen, daß er, voll natürlichen Ekels gegen alles Andächteln, Frömmeln und Heucheln, sich niemals mit Herrn Selber ins Gespräch hatte verflechten lassen wollen. Nun aber erschien ihm dieser Mann ganz anders. Er erblickte in ihm einen Menschen voll tiefer Religiosität, dem, wie er nun einmal war, bei gewöhnlichen Menschen nicht wohl sein konnte. Er verzieh ihm die herrnhutische Absonderungssucht, und dachte: wohl dem, der ganz sich selbst leben kann.

Wie Salomon durch die hohe Gartenthür in die saubern breiten Wege zwischen den grünen Rasenbeeten und blühenden Baumgruppen in Bethanien eintrat, ward ihm, als träte er in das Heiligthum eines einsiedlerischen Weisen, der von der Welt nicht verstanden wird, und ihr daher gern aus dem Wege geht. Zwar schon immer heimelten ihn diese stillen Schattengänge, diese freundlichen Ordnungen, diese Sauberkeit und anmuthige Einfalt der Dinge an, die zu Bethanien gehörten. Aber doch hatte er bis dahin nichts anderes darin erblickt, als eine den Herrnhutern eigenthümliche Weise, als äusserlichen, gefälligen Schein, demüthiges Prunken mit Einfachheit, Vorspiegelung innerer Reinheit durch äusserliche Reinlichkeit. Jetzt glaubte er auch dies zufällige Aussenwesen besser zu verstehen, und ehrte es als die Wirkung eines Geistes, der die Harmonie seines Innern über Alles verbreitet, was zu ihm gehört.

Er ging in die Werkstätte zur Hobelbank. Er sah Herrn Selber den ganzen Tag nicht. Salomon wünschte dem merkwürdigen Mann näher zu kommen.

Als er in der Feierstunde fortging, suchte er noch den Platz des gestrigen Abends auf. Der war ihm lieb geworden. Des Fortepiano's Saiten klangen wieder leise durch die Bäume nieder, und auf dem Bänkchen, zu dem er wollte, saß schon Herr Selber.

Dieser stand mit freundlichem Lächeln auf, reichte ihm zum Gruße die Hand und sagte: „Es hätte mir leid gethan, wenn ich dich vergebens erwartet haben würde, mein Bruder. Ich hätte glauben müssen, was wir gestern sprachen, habe dich leer und kalt gelassen."

— Nein, erwiederte Salomon: vielmehr, den ganzen Tag hatte ich Sehnsucht, Ihnen für den gestrigen Abend zu danken. Doch fürchte ich, es wird schwer sein, Ihre Ansicht der Religion in das Wirkliche überzupflanzen. Es wird schwer sein, den Einklang alles Irdischen und Geistigen in sich herzustellen. Der Eine bleibt mehr im Erkennen, der Andere mehr im Gefühl behangen; hier hat die Sinnlichkeit das Uebergewicht, dort

der nach Vollendung strebende, weltverachtende Geist.

„Du willst sagen, mein Bruder," erwiederte Herr Selber, „es sei schwer von einer Krankheit zu genesen. Fürchte dich nicht. Wir vermögen Alles durch Jesum. Er gibt uns die unser ganzes Wesen durchdringende Arznei; und hat sie uns ganz durchdrungen, dann sind wir geheilt. Dies ist aber die Liebe, in der er gestorben ist für uns. Darum liebe deinen Nächsten wie dich selbst, Gott über alles. Du sollst aber Gott lieben nicht blos in deinen Gefühlen, auch nicht blos in deinen ehrfurchtsvollen Erkenntnissen, sondern von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe, in allen deinen Kräften. Lerne lieben, leben in Liebe, leiden in Liebe, aufopfern in Liebe, sterben in Liebe. Siehe, dann bist du im Seelenumgange mit dem Heilande, dann in seiner Nähe. Es ist wahr, du kannst auch Gutes thun ohne Religion, aus blos tugendhaften Grundsätzen; aber die Stürme der Sinnlichkeit stürzen die festesten Grundsätze der Vernunft. Hast du es nie erfahren? Zwar du kannst gut sein durch natürliches Temperament, durch dein weichgeschaffenes Herz; aber eben dieses kann oft von Trugschlüssen des Verstandes geblendet werden. Hast du es nie erfahren? Du mußt lieben und gut sein durch dein ganzes Wesen, weil du nicht anders kannst, weil du eins bist mit Gott. Irren kannst du auch dann noch, aber böse sein nicht mehr. — Willst du aber diese Jesusliebe, diese Arznei: so verläugne die Welt und nimm dein Kreuz auf dich, folge ihm nach. Weißt du aber, wie man der Welt entsagt und sich von ihr losreißt? — Es geschieht darin, daß man nicht ihr, sondern sich selber gehört. Man gehört aber sich selber, wenn man durchaus wahr ist, und nicht besser, nicht schlechter scheinen will, der Welt zu gefallen, als man wirklich ist. Fürchte Gott und scheue Niemanden. Sei wahrhaft in Wort und That, dann bist du nicht mehr von der Welt verschlungen und beherrscht, dann bist du du selbst. Dann hörst du auf, glänzen zu wollen und Flittern zu borgen, die dir nicht gehören; dann wirst du wandeln in Einfalt und Demuth, verkannt von den Leuten und doch ohne Furcht vor Menschen. Zwar immer werden wir bei allem Ringen und Streben unsere Unvollkommenheit empfinden; immer werden sich die alten Schmerzen und Lüsternheiten unserer Krankheit wieder regen: aber wir kennen unsern Arzt und sein Erbarmen; es thut uns wohl, bei allem Gefühl unserer Elendigkeit, auf seine Liebe hoffen zu dürfen. Gerade unsere Schmerzen machen uns den Heiland und Arzt werthvoller; es ist selbst im Wahrnehmen unserer Armensünderschaft etwas Seliges."

Salomon drückte mit Herzlichkeit die Hand des frommen Daniel und sprach: „Bis hieher hörte ich Sie mit Vergnügen an. Aber, verzeihen Sie meiner Freimüthigkeit, jetzt mischt sich in die Erhabenheit Ihrer Vorstellungen doch etwas von herrnhutischem Sauerteig. Das Süßliche, Spielende, Bildliche verdrängt das Reine, Klare, Hohe, und gibt uns Schattenwerk, statt des Wesens. Ich glaube, Sie, Herr Selber, bedürfen dessen nicht; ich kann ihm keinen Geschmack abgewinnen. Aber vielleicht ist Ihnen das Bildliche bedeutungsvoller durch daran hängende Nebenvorstellungen, die ich noch nicht daran knüpfen lernte; vielleicht übt auch nur Gewohnheit und Umgang mit Ihrer religiösen Brüderschaft ein Recht an Ihnen aus; immer aber leitet das Spielen mit Bildern zu weit seitwärts ab in das Feld unfruchtbarer Phantasie und Empfindelei. Es stört den Einklang der gesammten Gemüthskräfte, den Sie selbst wollen, und die prüfende, ruhige Vernunft steht wie eine verstoßene Waise dabei."

Der fromme Mann schwieg, und sah lange vor sich hin. Endlich sprach er kaum hörbar leise: „Es ist wohl möglich!"

Salomon fürchtete sehr, ihn beleidigt zu haben; er setzte im Allgemeinen zum Lobe der herrnhutischen Verbrüderungen einige Worte hinzu.

„Nein, mein Freund," sagte Herr Selber, „du hast mich nicht beleidigt, weil du sprachst, was in dir wahr ist. Ob du in der That vortheilhaft von dem herrnhutischen Leben denkst, weiß ich nicht; daß du aber keine andere als diese Lebensweise ergreifen könnest, wenn du von dem, was ich bisher und gestern gesprochen, ergriffen und wahrhaft überzeugt bist, daran zweifle ich kaum."

— Führten Jesus auf Erden und seine ersten Jünger dies Leben? Sonderten sie sich von der Welt ab?

„Ja, weil ihr ganzes Inneres anders als die Welt war. Daher wurden sie von der Welt nicht erkannt, sondern verfolgt."

— Ihr Gedanke freilich war nicht der Gedanke der Welt. Aber sie stifteten darum nicht eigene Gebräuche und Feste; sie blieben darum nicht unter sich, und von Andern abgeschieden. Jesus ging zu den Zöllnern und Sündern am liebsten; und die Apostel trennten sich, um in alle Welt zu wandern und die Völker zu belehren.

„Ich gebe dir Beifall, mein Bruder. Nach Jesu Tod aber wohnten die Jünger beisammen. Dann reiseten sie von einander, um neue Gemeinden verbrüderter Christen zu stiften. So entstand die erste Kirche im Urchristenthum."

— Aber, Herr Selber, bald ging die Religion in der Kirche unter, und das innere Leben, der Glaube ward von den äussern Gebräuchen verrätherisch erdrückt.

„Nicht alle erkrankten, die den Namen Christi führten. Immer regte sich die heilige Sehnsucht nach dem Höchsten und Wahrsten, und Jesus ward wieder lebendig in vielen Todten. So entstanden neue Kirchen, neue Gemeinden. So auch unsere Brüdergemeinde. Viele Heerden und ein Hirt Aller; viele Laufbahnen, ein Ziel."

— Ich bin ein Christ, Herr Selber; aber

mir thut oft weh, Bekenner einer abgeschlossenen Kirche sein zu müssen. Und wenn ich öffentlicher Zucht willen die Kirche noch liebe, thut mir weh, in der Kirche wieder ein Kirchlein, in der Glaubenspartei wieder die Sekte zu sehen. Könnten Sie nicht Bekenner Jesu sein, ohne Herrnhuter zu heißen? Was hat mit dem Glauben an den Sohn Gottes eure äusserliche Absonderung, eure halbklösterliche Gemeinordnung zu schaffen? Ach, Herr Selber, wandelten heut Christus und die Apostel durch die Länder der Christen, in welcher Kirche oder in welchem Glaubensbekenntniß würden sich die Heiligen wieder erkennen? Zu welchen würde der Herr mit besonderer Vorliebe sprechen: ihr seid meine Auserwählten! Petrus, der Jünger, würde er nicht noch einmal sagen: in den katholischen und lutherischen Tempeln, in den nackten Kirchen der Reformirten, in den Erbauungssälen der Brüdergemeinden — überall, in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist Gott angenehm!

Leise antwortete der fromme Mann: „Ich glaube, so würde er.“ Nach einigem Bedenken sagte er zu Salomon: „Die Form ist hinfällig; der Glaube ewig. Aber das Irdische ist die Krücke des Geistigen, so lange dieses einer Krücke bedarf. Wie der Mensch, so ist sein Alles, auch sein Religiöses, aus Sterblichem und Unsterblichem zusammengebaut. Der schaffende Geist wirkt von innen nach aussen, und verwandelt die Welt, so weit er mag, sich selber zum Ebenbild. Da entsteht die Form von selbst, wie die wunderbare Korallenverzweigung um die darin lebende Kraft der Thierpflanze. Die ganze Natur ist die Form, in welcher sich der Geist Gottes ausspricht.“

Salomon nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Nun denn,“ fuhr Herr Selber fort, „so gestattet dem Geiste jeder Glaubensgemeinde seine Kirche, und tadelt es den evangelischen Brüdern nicht, daß sie Menschen sind und des Menschlichen bedürfen, wie ihr Andern, zur ihrer Erbauung und Erhebung. Die Erfahrung lehrt es uns täglich, daß die Form wohlthuend auf den Geist zurückwirke; daß, wenn das Höhere in uns erschlaffen will, das Niedere, das Sinnliche, das Irdische seine beste Stütze wird. Das stille Bedürfniß frommer Seelen mit dem Heiland des Lebens ist's, was uns eigentlich zur Gemeinde Jesu macht; nicht unser Betsaal, nicht die stille Andachtsfeier, nicht das Brüder- und Schwesternhaus, nicht unsere Begehung des Liebesmahls, nicht der Schmuck unsers Todtengartens, nicht die äussere Ehrbarkeit und Einfalt des häuslichen Wandels, nicht der Bruder- und Schwestername, mit welchem wir einander grüßen, nicht der Bruder- und Schwesterkuß, mit welchem wir den Neuankommenden feierlich in unsere Gemeinschaft aufnehmen.“

Salomon nickte abermals stillen Beifall.

„Aber läugnen wir denn auch nicht, der Geist bedarf der irdischen Hilfsmittel zur Erfrischung eines ermattenden Willens, zur Belebung ersterbender Gefühle, zur Erhebung des ganzen sinkenden Gemüths. Raube der Lilie nicht die Erde, worin sie wurzelt, damit sie ihre klare Blume heben und aufschliessen könne! — Läugnen wir nicht, daß wir zum Schutz unsers innern Heiligthums ein starkes Bollwerk gegen den zerstörenden Sturm der Welt draussen nöthig haben. So mahnt die zärtliche Benennung, in der wir uns als Brüder und Schwestern empfangen, an die ewige Liebe, welche alle Seelen unter sich und mit dem Herrn vereinen sollen. So mahnt die stille Würde und Ruhe, welche unserm Betragen vorgeschrieben ist, an die ewige Sabbathsstille unsers Herzens, und wehret selbst den Ausbrüchen der Leidenschaften und damit ihrem Wachsthum. So mahnet aussere Einfalt und Reinlichkeit an die innere Reinheit des Gemüths und dessen Adel, welchen wir nicht beflecken dürfen. Ein veredelter Geist veredelt seine Sinne und alle irdische Umgebung. Er scheut die Hoffart des Glanzes, aber liebt die gefälligen, ihm entsprechenden Formen, den lieblichen Anstand, die Bedeutsamkeit seiner Schöpfungen. Er macht, was an sich Staub ist, göttlicher, weil er Alles zum Sinnbild seiner selbst macht.“

Salomon rief: O wäre dieser Geist in Allen, die zur Brüderunität gehören! Ist er's?

„Ich zweifle fast daran!“ antwortete Herr Selber. „Aber ist auch mein Gedanke vielleicht nur der Gedanke Einiger, ist doch, was in meinem Gemüth liegt, das Leben und Eigenthum der Meisten. Und die da krank sind: in unserer Ordnung und Zucht finden sie das beste Krankenbett, die sichere Arznei. Viel liegt am Erdreich, ob die Pflanze gedeihe; viel an der Erziehung, was der Mensch werde.“

— So ist denn die Brüdergemeinde eigentlich als ein religiöses Krankenhaus zu betrachten! sagte Salomon: und die äussere Zucht und die äussere Sittsamkeit der Geberden nur wie ein Verwahrungsmittel gegen ansteckende Krankheiten zu betrachten?

„Lieber Salomon, kannst du von irgend einer Kirche und ihren Einrichtungen etwas Schöneres sagen? Ich glaube gern, auch unter uns mögen sein, die von aussen Reinlichkeit ohne innere Reinheit haben. Doch verdamme nicht um Einiger willen Alle. Diese Stellung, welche wir gegen die Welt annehmen, und daß wir mehr im Gemüth leben, als im Getümmel, mehr in der Nähe des Heilandes, als in den wilden Lustbarkeiten, die der Sinnlichkeit gar leicht ein Uebergewicht gegen den Geist geben; daß wir den Muth haben, unter den Stolzen bescheiden, unter den Ueppigen sittsam, unter den Gleisnern wahrhaft, unter den Spöttern Jesusbekenner, unter den Verfolgern liebend zu sein; daß wir die Redlichkeit haben, von denen, mit welchen wir in engerer Berührung stehen, zu fordern, sie sollen das Heilige heilig lassen — dies alles entfremdet die Welt von

uns, und uns von der Welt; macht uns zum Gegenstand ihres Spottes oder Hasses. Wir gewinnen aber dabei. Denn je mehr wir verkannt werden, je inbrünstiger wird unsere Sehnsucht zum Heiland, je flammender unser inneres Leben in Gott.«

Das Gespräch der Beiden dauerte bis in die Dunkelheit der Nacht. Die Seelen beider Männer wurden immer enger und enger an einander gezogen. Seibers hoher, heiliger Sinn entzückte den gefühlvollen Salomon; und Selber wieder bewunderte an diesem den hellen, richtigen Blick, die für einen Handwerksburschen ungewöhnliche Bildung und Kenntniß; bewunderte den Ausdruck, die Kraft und Selbstständigkeit, neben so feinem Anstand in Allem, was er sprach und that.

Kalte Trennung.

Mit jedem Tage ging Salomon freudiger zu seiner Arbeit nach Bethanien. Mit der steigenden Hochachtung für Herrn Selber verschönerte sich alles, was er da sah und hörte. Zwar sein Arbeitszimmer war abgelegen, in einem Flügel des Landhauses; ausser dem alten Knecht und einer Magd, die ihm das Essen und Trinken zubrachten, kam den Tag über Niemand zu ihm, wenn nicht Herr Selber. Durch's Fenster sah er zuweilen die beiden jungen Frauenzimmer, wenn sie im Garten schwesterlich zwischen den Gebüschen wandelten, oder ihre blinde Mutter begleiteten und führten.

Herr Selber ward gegen seinen neuen Hausgenossen mit jedem Tage herzlicher. Er bat ihn endlich, da sie eines Abends wieder auf dem Bänkchen beisammen saßen, ihn auch des Sonntags zu besuchen; und gerade der folgende Tag war ein Sonntag. Er lud ihn ein, bei ihm und im Kreise seiner Familie zu essen. »Meine Töchter, wie meine Frau, wünschen dich kennen zu lernen, mein Bruder. Ich habe ihnen viel von dir und unsern Unterhaltungen erzählt.« Salomon dankte für so viel Güte, aber lehnte die Einladung ab, war auch durch kein Zureden zu bewegen. Herr Selber konnte nicht begreifen, warum Salomon die wohlgemeinte Bitte um solche Kleinigkeit so beharrlich versagte. Doch drang er nicht weiter in ihn; mochte sich aber kaum der Vermuthung erwehren, Salomon habe eine geheime und tiefe Abneigung gegen nähere Verbindungen mit einer Familie, die sich streng in allen Formen des herrnhutischen Wesens bewege. Zu diesem Verdacht gab Salomon selbst Anlaß, als er im weitern Gespräch sich darüber mit einiger Härte äusserte.

Es war nämlich Herr Selber der Meinung, daß, je bestimmter eine kirchliche Form sei, je bestimmter und reiner bleibe darin der lebendige Geist derselben in seiner ersten Einfalt und Kraft. Je mehr Freiheit, je mehr Entartung und Verwilderung, je mehr Zwietracht und Vergänglichkeit. »In jeder Kleinigkeit des häuslichen Lebens,« sagte er, »in jeder Geberde, in jedem Wort, wäre es möglich in jedem Gedanken, muß sich das Heilige mit dem Irdischen vermählen, muß unsere Andacht leben. Alles, alles muß ein Zeuge werden unserer Liebe zum Heilande, ein Zeichen unserer Jüngerschaft, ein Beweis unsers Strebens nach der Jesusähnlichkeit. Es spotte doch immerhin die Welt, daß der Heiland unser Eins und Alles ist; daß wir in ihm den unmittelbaren Vorsteher unserer Gemeinde erkennen; daß wir ihn gern und ohne falsche Scham nennen; daß wir unser ganzes Gemüth ihm durch die trautesten Benennungen immer enger befreunden. Wir aber fühlen: so und nicht anders kann es sein, wenn unser inneres höheres Leben fröhlich gedeihen soll. In der unaufhörlichen Nähe des göttlichen Freundes erröthet die Seele bei jeder Befleckung von einem unreinen Gedanken.«

Da nahm Salomon Herrn Selbers Hand, und drückte dieselbe mit frommer Innigkeit an sein Herz und sprach: »Ich liebe, ich verehre Sie, mein theurer, ehrwürdiger Freund. Wenige Menschen haben mir durch ihren tugendhaften, schönen Sinn so viele Hochachtung eingeflößt, wie Sie. Nennen Sie mich getrost Bruder, denn ich bin's im Geiste. Es ist in mir nichts anders, als in Ihnen. Ich bin nicht, ich war nie wider die Zinzendorfische Lehre; nie gegen das Wesen der evangelischen Verbrüderung. Aber eben ihre Form widersteht mir, weil sie verderblich ist und wider Christi Geist und Gottes Stiftungen.«

Herr Selber sah ernst zu dem Jüngling auf.

»Ich war,« fuhr dieser fort, — »ich war zu Neuwied im Betsaale, ich weinte Thränen der Rührung unter dem sanften Gesange der Gemeinde; ich ward entzückt durch des Vorstehers milde Rede an das Herz seiner Brüder und Schwestern. Ich empfand die Nähe Gottes in den Tempeln der römisch-katholischen Kirche, und verließ keine Messe ohne tiefbewegtes Gemüth. Ich kniete fast täglich zu Smirna in den Moscheen der Rechtgläubigen mit Inbrunst des Gebets. In den Synagogen der Israeliten umgab mich das ganze Heiligthum der alten Welt, da Gott sich den Vätern durch Moses offenbarte. Ueberall, wohin ich auf meiner Wanderschaft kam, war mir der Tempel das Anziehendste. Wo Betende vor Gottes Angesicht lagen, sah ich meine Brüder, und ich betete mit ihnen zum gemeinschaftlichen Allvater. So betete Christus in den Synagogen, so lehrte Paulus am Altar zu Athen. Die Sprache, die Kleidung, das Zeremoniel, die Kirchenordnung der Leute war Nebensache, Menschliches, Hülse. Was Gott duldet, soll der Mensch ehren.

»Es ist heilsam und geziemend, daß der Leib sein Gewand habe und der Glaube seine Kirche. Aber die wahre Kirche der Gotteskinder ist eine unsichtbare, alle Kapellen, Kirchlein, Moscheen, Synagogen und Dome der Völkerschaften und Religionsparteien umfangend. Dasjenige Kleid ist dem Leibe aber das beste, welches ihn in

Entwickelung seiner Kraftanstrengungen am wenigsten beengt und drückt; und diejenige Kirche ist dem Geiste die angemessenste, welche seine Freiheit am wenigsten lähmt. In unendlicher Mannigfaltigkeit, wie die Pflanzen, wie die Thiere auf Erden, wie die Sterne am Himmel, stehen die Geister vor Gott. Nicht Einer kann, will und soll sein, was der Andere. Gott will es nicht, darum stattete er uns alle aus mit verschiedenen Gaben und Kräften; nun komme der sterbliche Sektenstifter nicht, und gebe allen einerlei Maß und einerlei Ziel, und sage, zu Gott führe der Weg nur durch einerlei Kirchenpforte. Wer von den Sterblichen darf sich unterfangen, den Geistern zuzumessen, wie viel Licht, wie viel Wahrheit ihnen tauge, oder die Bedingungen stellen, unter welchen sich die Kraft des Gemüthes am edelsten äussere? Je reinere, freiere Luft, je gesunder das Athmen; je mehr Freiheit in der Kirche, je wahrer und eigenthümlicher und unverkrüppelter der Glaube. Darum hat Christus keine Kirche, keine Glaubenspartei, keine Sekte gestiftet, sondern ein allumfassendes Gottesreich, darin für Juden und Heiden Platz sei und für allerlei Sekten.

„Wem die Formen der Brüdergemeinden wohlthun, der verbleibe in denselben. Aber keine Form ist dem Geiste gemäßer, als die er aus sich selbst hervor erst um sich her schafft. Haben Sie das nicht selbst gesagt, mein Freund? Nun aber, sind die Geister verschieden, so gönnet ihnen, sich in ihren eigenthümlichen Formen zu bewegen. So that Christus. Aber so thaten nie die Sektenstifter, keinen ausgenommen. Es war ihnen nicht daran allein gelegen, daß sie den Glauben hatten, sondern auch die Farbe und das Schild der Partei. Nicht der Glaube Christi, aber die Farben der Parteien brachten den Wahnsinn sogenannter Religionskriege in die Welt.

„Eben das in alle Kleinigkeiten des äusserlichen Thuns und Lassens eingreifende Formenwesen der Herrnhuterschaft beuget den Geist und zwänget das Leben des Glaubens, und thut der Natur Gewalt, daß sie verkrüppeln muß, und täuschet euch, daß ihr bei gleichen Formen und Liebesworten gleichen Glauben, gleiche Liebe voraussetzet. Ein feuriger, kräftiger Jünglingsmuth in die Fesseln äusserlicher Demuth und Ruhe eingeschlagen, ein hellverständiger Kopf, dem ihr die bildlichen Ausdrücke, die kindlichen Tändeleien und spielenden Benennungen gebet, muß darin verderben, oder Heuchler werden, oder von der Gemeinde verstoßen zu werden Gefahr laufen.

„Ach, mein theurer Freund, erlauben Sie mir Freimüthigkeit. Christus ist der Vater von unser beider Glauben, nicht der Stifter von unsern äussern Bekenntnißformeln. Ich verehre in Ihnen den Christen, verehre in Ihnen den Herrnhuter; aber ich ziehe vor, Christ zu sein von aussen und innen, und anderes nichts. Wie er war, der mir mehr ist, als alle Welt, so will ich werden. — Hätte Christus ein bindenderes äusseres Schein- und Formenwerk nöthig erachtet, o mein Lieber, können Sie zweifeln, daß er es nicht erfunden haben würde, so gut als Rom und Luther, Wilhelm Penn und Zinzendorf?“

Herr Selber schwieg lange. Nach einer Weile stand er auf und sagte: die Nachtluft wird mir zu kühl. Er verabschiedete sich freundlich von Salomon und ging fort.

Der alte Rock.

Herr Selber fühlte sich durch Salomons Worte überrascht. Solche Kunde und Sprache hatte er in keinem Schreinergesellen erwartet. Aber er fühlte sich auch gekränkt, weil er ungern sah, daß das schöne, heimeliche Wesen der herrnhutischen Gemeinden verachtet werde. Gern hätte er geglaubt, es könne nur ein rohes Gemüth, ein von Weltlust trunkener Sinn die zarte, äussere Form, die ihm so wohl that, feindselig angreifen; aber eben Salomon hatte immerdar das religiöseste Zartgefühl blicken lassen. Gern hätte er dem Jüngling seinen Irrthum gezeigt; aber da fiel er unter der Macht der Wahrheit, die der Vielbewanderte ausgesprochen. Er war in und an sich irre geworden. Manches, was Salomon gesagt, hatte er schon selbst zuweilen gefühlt und gedacht; neben dem vielen Schönen im Wesen der evangelischen Brüderschaft hatte ihm viel Kleinliches, Kindisches, allzusehr das Höchste in die gemeine Sinnlichkeit Niederziehende, widerstrebt. Doch nahm er gern, mit frommem Dulderſinn, Geschmack und Vernunft gefangen unter den Gehorsam des Glaubens; legte gern dem Spielenden einen edlern Sinn unter, und hing daran mit wahrer kindlicher Einfalt. Er selbst wußte sehr gut, daß ein großer Theil der Brüder und Schwestern an den Formen und am anmuthigen Aussenwesen hingen, mehr als an dem innern Heiligthum; daß sie der Sektengeist unduldsam und im weltlichen Leben zur bürgerlichen Partei machte, wo man dem am liebsten in seinen Zwecken beförderlich war, der zur Gemeinde gehörte; daß Eigennutz, Lieblosigkeit, vermummter Stolz, und kleinliche, boshafte Intrigue oft unter dem Deckmantel der Frömmigkeit, Liebe und Einfalt wandelten. Daher war er auch niemals wirkliches Mitglied einer Brüdergemeinde geworden, wiewohl er gern die benachbarte in ihren Versammlungen besuchte, jährlich wenigstens einmal, und zu den Brüdern hielt, und durch Rath und That den alten, schönen Sinn der Stiftung aufrecht zu heben strebte.

Jetzt war er verstimmt; er war's den ganzen Abend. Und doch reute ihn bald, sich so kalt von seinem Freunde getrennt zu haben. Am folgenden Morgen, da der erste unangenehme Eindruck verschlafen war, beschloß er, sein Unrecht wieder gut zu machen. Er ging Nachmittags zu Meister Leonhard, um Salomon aufzusuchen und bei ihm Abbitte zu thun.

Er fand den Gesellen nicht zu Hause. Meister Leonhard sagte: „Der läuft alle Sonntage davon, in Bergen und Feldern herum, sucht sich Kräuter und Blumen, und geht in keinen Gottesdienst. Aber sonst bin ich gar wohl zufrieden mit ihm. Reden kann er wie ein Buch, und arbeiten, wie kein Meister in der Stadt. Wenn er nur mehr auf sich selbst hielte. Aber da geht er mit seinem geflickten, abgeschabenen Rock, daß er sich vor keinem Menschen ordentlich sehen lassen darf. Ich glaube, er besucht bloß darum die Kirche nicht, weil er kein gutes Kleid hat.“

„Er verdient doch aber ein schönes Geld bei Ihm?“ sagte Herr Selber. „Wo läßt er das Geld? Ist er mitunter gern ein lustiger Bruder?“

„Ganz und gar nicht, Herr Selber, aber ein schlechter Haushalter. Er hat nichts mitgebracht, und nimmt nichts mit. Seinen ganzen Verdienst bei mir hat der Narr an die Wittwe des Schuhmachers Meyer gegeben, die neben uns an wohnt. Da hört er, die Frau habe mit ihren Kindern oft keinen Bissen Brod im Hause, seit sie krank ist; läuft er hin, und gibt ihr Alles. Ich wußte nichts davon. Kömmt vorgestern die Meyerin mit einem Arzneiglase zu mir, und sucht den Weise, und will fragen, ob sie von der Mixtur noch einmal soll machen lassen. Ich denke, die Frau sei nicht gescheut. Sie aber erzählt mir haarklein, wie der Weise ihren Kindern zu allerlei Lebensmitteln das Geld, und ihr selbst Medizin gegeben habe, davon sie gesund worden sei; und sagt, der sei ein besserer Doktor, als der Stadtarmenarzt, dessen Pillen und Mixturen bei ihr nichts angeschlagen hätten; und gewiß, es wäre ein wahrhaftiger Engel, den ihr der Herrgott in der Noth gesendet habe. Ich denke, ich sei nicht recht im Kopf oder höre nicht wohl. Aber die Meyerin beult mir die Ohren voll, und schwört, mein Gesell sei ein Doktor und ein wahrer Engel; für den laufe sie durchs Feuer und bete für ihn alle Tage mit ihren Kindern auf den Knien.“

„Hm!“ sagte Herr Selber, und es zitterte sein Herz von Wehmuth und Bewunderung: „Wenn dem so wäre, so —“

„Ei, hat er's doch selbst nicht wegläugnen können, als ich's ihm vorhielt, da er von der Arbeit heim kam. Ich sagte: Hör' Er, Seine christliche Mildthätigkeit ist bei der Meyerin zwar nicht am unrechten Orte; aber sorge Er lieber erst für sich, und lasse Er sich einen honetten Ueberrock machen. Das wäre gescheuter. — Aber der Weise ist ein stolzer Monsieur. Wissen Sie, was er sagte? Meister, ist meine Hand für Ihn geschickt genug und fleißig, so bekümmere Er sich nicht weiter um meinen Rock. — Aber Himmelelement, da kam meine Frau über ihn; die hat eine Zunge, die läuft wie's Spinnrädchen, und hielt eine Rede, ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. Das hat denn doch gewirkt.“

„Wie so?“

„Gestern Abend, wie ich ihm den Wochenlohn auszahle, verlangt er noch Vorschuß dazu; er wolle sich einen neuen Rock machen lassen. Nun, das habe ich ihm auf der Stelle gegeben. Denn an dem Burschen ist mir gelegen. Sie sind doch zufrieden mit ihm?“

Herr Selber vermuthete sogleich, Salomon habe sich des alten Rocks wegen geweigert, bei ihm zum Mittagessen zu erscheinen. Er verließ den Meister Leonhard, mit dem er Verschiedenes über die von Salomon gelieferten Arbeiten gesprochen, und ging sogleich zu der Wittwe Meyer. Hier vernahm er alles wieder, was er schon gehört hatte, aber umständlicher, rührender. Herr Selber ward auf's Tiefste bewegt. Er gab der Frau eine Unterstützung an Geld; versprach, für sie ferner zu sorgen, und bat sie, ihrem edeln Wohlthäter nicht zu verrathen, daß auch er bei ihr gewesen.

„Wahrlich, er ist ein besserer Mensch als ich!“ seufzte Herr Selber, da er aus dem Hause der Wittwe trat mit nassen Augen. „Er selbst arm, entbehrt für noch Aermere; trägt lieber den alten Rock, und meidet die Gesellschaften, weil er sich in ihnen nicht anständig zeigen kann: aber in den Hütten der Nothleidenden ist er ein reicher Helfer, und thut fürstlich!“

Noch in der ganzen Wärme der ersten Begeisterung erzählte Herr Selber den Seinigen zu Bethanien, was er von dem wunderbaren Jüngling erfahren; dann auch von seinem gestrigen Gespräch mit ihm. Seine Rührung theilte sich der ganzen frommen Familie mit. „Ich will mit der armen Wittwe für ihn beten!“ sagte Frau Martha. „Er ist ein wahrer Jünger des Heilandes, arm, verkannt, und doch durch seinen Schatz im Herzen reicher, als der Reichste.“

Maria und Susanna horchten schweigend mit heiligem Entzücken. Ihnen war, als vernähmen sie von der Wiedererscheinung der ersten Jünger des Herrn.

Die Blinde.

Indem sie mit einander redeten — sie saßen unter einer Jasminlaube im Garten —, trat Salomon daher. Herr Selber ging ihm mit freundlicher Miene entgegen. „Sie haben mich aufgesucht, wie mir mein Meister gesagt,“ sprach Salomon; „darum komme ich, Ihre Befehle zu erfahren.“

„Nur sehen, nur sprechen wollte ich Sie, und auch — auch Abbitte thun, daß ich Sie gestern so schnell verließ, damit Sie nicht glauben möchten, ich zürnte Ihnen.“ Dann führte er ihn zu der Jasminlaube, wo die Familie beisammen saß.

Es war ein schönes Bild, die drei Frauen da im milden Grün, unter Blumen — in weißen Gewändern, einfach, sittig, demüthig — die blinde Mutter zwischen den aufblühenden beiden Töchtern. Salomon erschrack, als sähe er drei Engel

da schweben. Und in der That, die Jungfrauen mochten etwas Engelhaftes haben; zumal Maria, in ihrer feinen, schlanken Liliengestalt, in ihrer zarten, anmuthigen Haltung, wo jede Bewegung eine neue Lieblichkeit gab; dazu gerechnet das schöne Haupt, von braunen Locken umglänzt, und der seelenvolle, innige Blick der dunkeln, blauen Augen. Salomon stand in bitterer Verlegenheit vor ihnen da, in stummer Verbeugung. Der fromme Daniel aber, noch in der ersten Begeisterung, die er aus dem Hause der Wittwe mitgebracht hatte, vermehrte die Verlegenheit Salomons, da er denselben in seine Arme schloß und sprach: „Seht hier den stillen Heilandsjünger, der ohne Eigenthum ist und nur für fremdes Heil arbeitet. Wie ehrwürdig ist dieser alte Rock! Aber denkt nur an die Segensthränen der Wittwe Meyer, und er wird euch schöner als königlicher Schmuck dünken.“

Wirklich mochten die Jungfrauen den alten Rock ganz artig finden, so fahl und kahl derselbe auch war; denn sie sahen mit verschämter Freundlichkeit gern auf den edeln Jüngling, dessen glänzende Augen sich kaum zu ihnen zu erheben wagten. Und so staubig und unmodig auch seine Stiefel, so zerstört und entschwärzt auch sein alter Rundhut sein mochte — es stand ihm doch alles gar nicht übel an, und es war, als müßte es so sein. Verrieth doch seine feine, weiße Wäsche, daß er Reinlichkeit und Zierlichkeit liebte; und hätte er Geld gehabt oder nicht für ärmere Leute sorgen wollen, wer konnte zweifeln, daß er sich nicht sehr geschmackvoll gekleidet haben würde?

„Setzen Sie sich zu uns!“ sagte die blinde Mutter, und winkte freundlich nach der Gegend, von wannen ihr Salomons wohltönende männliche Stimme klang. Es war aber nur noch ein einziges leeres Plätzchen übrig, dicht neben Marien. Ihm ward bange, theils wegen solcher Nähe, theils wegen seines unhochzeitlichen, überstäubten Kleides neben der herrnhutischen Sauberkeit. Er entschuldigte sich aber vergebens. Herr Selber wiederholte die Einladung, und schweigend that dasselbe Maria, indem sie ihrer Mutter näher rückte, seinen Platz zu vergrößern.

Er nahm von dem ihm überlassenen Raum den möglich kleinsten Theil; wiederholte, mit Scherzen über sein ungastliches Gewand, alles, was er schon zu seiner Entschuldigung gesagt hatte; und so verlegen, sogar finster er anfangs eingetreten war, kehrte bald seine ruhige, höfliche Heiterkeit zurück.

Beinahe noch anziehender als die Schönheit seiner Nachbarin Maria, die immer mit kaum hörbarer Stimme und mit schüchternem Erröthen zu ihm redete, schien ihm Martha's Blindheit zu sein.

„Beinahe sollte ich glauben, mein Bruder,“ sagte Herr Selber, „du habest ärztliche Kenntnisse.“

„Unbedeutende,“ erwiederte Salomon, „doch habe ich dadurch mir und Andern oft nützliche Dienste leisten können. Auf Reisen ist auch das Geringste brauchbar.“

Martha fand in allem, was er sagte, viel Evangelisches. Auch der Herr und seine Jünger hätten die Heilkunst getrieben, und es sei schön, auch darin ihnen gleich zu werden. Und weil er ihre Augen zu sehen wünschte, trat sie gefällig am Arm ihrer Töchter aus der halbdunkeln Laube in das Helle. Salomon sah ihr lange und scharf in die verfinsterten Augen, und sagte endlich, indem Alle zu ihren Sitzen zurückkehrten: „Wünschen Sie wieder sehend zu werden?“

„Wie der Herr will!“ antwortete Frau Martha. „Als ich vor neun Jahren meines Gesichts beraubt ward — es war die Folge einer andern Krankheit —, betrübte es mich sehr, und mehr, als es wohl hätte sein sollen. Doch bald hörte ich auf zu klagen. Der liebe Heiland öffnete mir die Augen des Geistes.

„Herr Jesu, was haben wir je gehabt?
Mit eignen Gaben wardst du begabt.
Hier hast du uns. Willst du was Bessres, so eile,
Und mach' aus uns reine und treffende Pfeile.

„So sprach ich, und freute mich des innern Sehens, und beweinte meine vorige Blindheit, da ich noch mit leiblichen Augen sehend war. Unsere Sinne sind die Wurzeln der Seele, die sie in das Irdische treibet; mit Glauben, Hoffnung und Liebe ranket sie in das Allerheiligste und Ueberirdische ein. Wie jene erschwachen und erkranken, wachsen und gesunden die Ranken in das Himmlische über. Je heller aber draußen, je dunkler innen. Was ich an der Welt und ihrem Anschauen verlor, habe ich im vertrautern, jüngerhaften Umgang der Seele mit dem lieben Heiland wieder gefunden. So ist die Finsterniß in meinem Innern zum Licht, und die Nacht meiner Augen zur Tageshelle meines Geistes geworden.“

Salomon sagte: „Ein frommes, weises Gemüth findet in allem, was Gott sendet, sein Glück. Doch der Schöpfer stattete uns mit allen Sinnen aus, um ihn in diesem Leben aus seinen Wundern zu erkennen. Eine Krankheit ist nie Gesundheit. Würde das Wiedererblicken Ihrer Töchter, Ihres Gatten Sie nicht freuen?“

„Ach!“ rief Martha: „ob ich mich freuen würde!“ Sie hob langsam ihre gefalteten Hände zum Himmel, und richtete ihr Angesicht aufwärts, als könnte sie sehen. Dann sank sie mit einem leisen Seufzer in sich zusammen, ihre geschlossenen Hände in den Schoß gestreckt, ihr Haupt auf die Brust geneigt. „Wie der Herr will!“ lispelte sie.

In Marianens und Susannens Augen funkelten Thränen. Beide nahmen die Hände der Blinden und küßten dieselben mit Inbrunst.

„Glaubst du, mein Bruder, es könne ihren Augen das Licht wiedergegeben werden?“ fragte Selber.

„Ich bezweifle es kaum!“ antwortete Salomon, und nach einigem Bedenken setzte er hinzu:

„Will sich Ihre Gemahlin mir vertrauen, werde ich sie heilen.“

„Setze hinzu, lieber Bruder, mit Gottes Beistand!“ sagte der fromme Daniel.

„Was kann man ohne oder wider Gott?“ entgegnete Salomon, und runzelte wieder die Stirn. „Ich weiß, daß ich nichts vermag ohne ihn. Aber mir ist's wie Entweihung, wenn ich zu jeder Kleinigkeit seinen Namen nenne. Habe ich einen Odemzug ohne ihn?“

„Zürne nicht, Lieber. Da ist unser Sinn verschieden, ich weiß es; die Herzen selbst sind in Einklang!“ sagte Herr Selber. „Aber traust du dir Kunst zu, meiner Frau den Staar zu stechen?“

„Ich habe es mehrmals versucht, nie unglücklich; das letztemal in Jerusalem.“

„In Jerusalem?“ riefen Alle. „Sie waren auf den heiligen Stätten, wo der Heiland in seiner Menschheit auf Erden wandelte, liebte, duldete, starb?“

Er erzählte von seiner Reise in den Morgenländern; beschrieb, was er im gelobten Lande gesehen, und erfüllte Alle mit ehrfurchtsvoller Begeisterung. Sie betrachteten ihn beinahe selbst wie ein höheres Wesen; und alles das Heilige und Wunderbare, mit welchem jene Landschaften in ihrem Gemüth lebten, schien nun auf ihn übergegangen.

So nahte der Abend. Salomon mußte mit ihnen zu Nacht essen. Er versprach die Heilung der Mutter, sobald er seine Schreinerarbeit vollendet haben würde. Umsonst bot ihm Selber Wohnung bei sich an und Geld, um sich die nötdigen Werkzeuge zu der zarten Unternehmung anzuschaffen. Ein Anderer könne die Fußboden vollenden. Salomon weigerte sich standhaft, und versicherte, die Werkzeuge zu besitzen; auch erwarte er alle Tage etwas Geld aus dem väterlichen Hause.

Die Jüngerin und der Heilige Gottes.

Seit diesem Abend ward der kenntnißvolle, fromme Schreinergesell in der Familie einheimischer; zuweilen mußte er mit derselben speisen. Man bewunderte seine Demuth, seine Uneigennützigkeit. Er war durchaus nicht zu bewegen, ein Geschenk aus Selbers Hand anzunehmen; und auch nur selten, nur mit großen Bitten erhielt man von ihm, daß er einen ganzen Abend bei der Familie verweilte. Vielmehr schien er ernster, ja mißmuthiger als sonst zu sein. Das Geheimniß seiner trüben Stimmung fragte ihm Niemand aus, so theilnehmend, gütig und schonend auch Martha und ihr Gemahl forschten.

„Was? Traurig der?“ sagte Meister Leonhard, als sich Herr Selber eines Tages bei diesem erkundigte. „Kommt er, spielt er mit unsern Kindern, nimmt sie eins ums andere auf den Arm, auf den Kopf, und tanzt mit den Kleinen in der Stube herum, daß es eine Lust ist. Ich habe ihm eine alte Flöte von meinem Schwager borgen müssen. Da dudelt er in seinem Kämmerlein oft bis in die tiefe Nacht hinein.“

„Seltsam!“ dachte Herr Selber: „so ist er nur bei uns nicht froh. Was kränkt ihn bei uns?“

Maria hätte ihn wohl auch gern gefragt. Doch wagte sie es nicht. Alles, was Salomon that und sprach, und Alles, wie er war, schien ihr ohnehin zu ehrwürdig, um es zu tadeln. „Man lieset auch in der Schrift,“ sagte ihre Mutter, „daß der Heiland zwar auf Erden fröhlich gewesen sei, oder gelacht habe. Aber man hat ihn oft weinen gesehen.“ Sie schloß ihn in ihr frommes Gebet ein, und wünschte ihm das Gefühl des Götterfriedens, welches in ihrer Brust lag.

Kam er Morgens daher zur Arbeit, durch den hohen Palmengang, im blauen Schurz und weißen Hemdärmeln, fehlte Maria nie am Fenster, ihn zu sehen, von dem ihre Aeltern so oft sprachen, an dessen Tugenden sie mit Entzücken dachte, für dessen Glück sie mit Inbrunst betete, von dem sie die Heilung ihrer Mutter mit tiefster Zuversicht erwartete. Doch um den wunderbaren Jüngling schien eine unsichtbare, Alles beugende Kraft und Majestät zu walten. Denn sobald sie ihn in der Ferne erblickte, empfand sie ein heiliges Grauen und ein ehrfurchtvolles Beben, und ihr Herz pochte lauter. Sie mußte sich dann von dem Fenster entfernen, so gern sie auch länger da verweilt hätte. Und es dauerte immer mehrere Minuten, ehe sie sich von der Beklemmung ganz hergestellt fühlte. Geschah es aber, daß Salomon in Bethanien speisete und sie ihm nahe sein mußte, so hatte sie Mühe, ihr Zittern und ihre Verwirrung zu verbergen. Solche Empfindungen erinnerte sie sich nie in der Nähe eines Sterblichen gehabt zu haben; — sie glaubte ihn auch nicht als einen gewöhnlichen Menschen, sondern als einen Heiligen Gottes ehren zu müssen. Die Niedrigkeit seines Standes machte ihn nur erhabener und apostolischer.

Der gute Salomon seinerseits, der doch das heilige Grab und Golgatha und Gethsemane gesehen, hatte in seinen Wanderungen noch kein so frommes Bild der Unschuld und Hoheit, wie Maria, gefunden. Seit jenem Sonntagsabend, da er sie zum erstenmal in der Jasminlaube so nahe gesehen, war ihm, der doch Andere vom Staar heilen wollte, als wäre er selbst sonnenblind geworden. Wer in die Sonne sieht, erblickt ausser ihr nur Flecken und Finsterniß. So ging's ihm. Es war ihm, als gäbe es auf Erden keine andern Menschen mehr, als Marien; denn er sah und dachte nur sie, und Alles empfing nur Werth, in so fern es mit ihr in Berührung stand oder doch gedacht werden konnte. Fern von Bethanien blickte er mit Sehnsucht dahin. War er in Bethanien, entwich ihm aller Muth, alle Lust. Im Gefühl seiner Unwürdigkeit, vor Mariens Augen Gnade zu finden, und der ungeheuern Kluft, welche zwi-

schen ihr und ihm durch irdische und religiöse Verhältnisse entsprungen war, hatte er zu Bethanien den Frieden seines Herzens eingebüßt. Das wußte er selbst bald nur zu gut. Er athmete und lebte in dem Gedanken an die Jüngerin, und konnte doch ihren Anblick kaum ertragen. Er machte sich, wie über Schwäche, Vorwürfe. Sein männlicher Stolz empörte sich; und doch ward das Uebel immer schlimmer. Entzweit in sich, faßte er wandelbare Entschlüsse; hoffnungslos gab er sich Hoffnungen hin; selig in Schwärmerei, verlachte er sich selbst.

Er vollendete inzwischen seine Fußböden. Er konnte sie nicht zierlich genug arbeiten, da künftig Mariens Fuß sie berühren sollte.

Herr Joseph Wermuth.

Wenige Tage vor Beendigung seines Werkes war zu Bethanien ein Bruder im Herrn angekommen, und zwar Herr Joseph Wermuth; derselbe, welchen das Gerücht schon längst Mariens Verlobten nannte. Auch Salomon kannte das Gerücht. Um so eifriger ward er mit Hobeln und Sägen, Zusammenfügen und Befestigen, um bald eine Gegend verlassen zu können, die seiner Gemüthsstille zu gefährlich geworden war.

Herr Wermuth hörte in der frommen Familie oft den Ruhm des Schreinergesellen ertönen. Er nahm daher gern die Einladung des Herrn Selber an, denselben bei seiner Arbeit zu besuchen. Salomon empfing beide mit gewohnter Artigkeit; als er aber Wermuths Namen hörte, ward es ihm wie bitterer Wermuth in Mund und Herzen. Er arbeite gelassen fort, sah nur selten auf, und gab sehr einsilbige Antworten. Herr Wermuth, ein hübscher, wohlgewachsener, feiner junger Mann, machte sich gern an ihn; fragte sehr bescheiden nach verschiedenen Gegenden, die Salomon auf seiner weiten Wanderschaft gesehen und nicht gesehen; ließ zuweilen einen frommen Seufzer zwischen seinen Lippen hervordringen, wenn von den Ungläubigen die Rede war, welche heut zu Tage Herren der heiligen Oerter des Morgenlandes sind; ließ mitunter seine Hoffnung blicken, daß endlich doch noch Alles ein Hirt und eine Heerde durch die Gnade des lieben Heilandes werden werde. — Trotz dem fand Salomon diesen Heiligen unleidlich; seine Sprache widerlich süßlich; sein Wesen ausgekünstelt, heuchlerisch; in seiner scheinbaren Demuth eine eigene Art Stolzes, eine fromme Vornehmthuerei, die beleidigend war. Er athmete erst freier, als der künftige Schwiegersohn dieses Hauses ihn verlassen hatte.

Sah er ihn von ungefähr im Garten wandeln neben Marien und Susannen, dann kam er ihm noch unausstehlicher vor. Das gezierte Wesen neben der schlichten, anspruchslosen Würde und Einfalt der beiden Mädchen; die steife Ehrbarkeit, gar komisch, wenn sie galant werden wollte, neben den beiden Frauenzimmern; sein ewiges Lächeln und frommes Augenverdrehen machten den guten Salomon beinahe krank.

Er trat also eines Abends recht freudig zu Herrn Selber, da er diesem sagen konnte: „Meine Arbeit ist vollendet. Ich danke Ihnen für die vielen Beweise Ihrer unverdienten Güte. Empfehlen Sie mich dem Andenken Ihrer Gemahlin und Töchter. Ich habe in der Stadt nur noch einige Aufträge meines Vaters bei seinen alten Freunden zu vollziehen. Dann, in wenigen Tagen, verlasse ich die Stadt. Doch komme ich im Herbst zurück, mein Wort bei Ihrer Gattin zu lösen; früher kann ich die Operation nicht vornehmen.“

Herr Selber nahm freundlich Salomons Hand und sagte: „Lieber Bruder, ich hätte wohl noch manche andere Arbeit in meinem Hause für Meister Leonhard, oder vielmehr für dich. Bleib' noch. Ich verliere dich ungern.“

Salomon schlug Alles ab.

„Du scheinst fröhlich zu sein, von uns loszukommen, während wir trauern werden, dich zu verlieren!“ fuhr Herr Selber gutmüthig fort. „Nun denn, du machst bei uns mit deiner Arbeit Feierabend. Verschmähe denn nicht ein kleines Geschenk, das ich dir längst zugedacht habe.“ Er zog seinen Geldbeutel hervor, und legte ihn mit dessen ganzem Inhalt in Salomons Hand.

Aber auch dies schlug der Sonderling ab, indem er versicherte, keines Geldes für sich zu bedürfen, weil ihm sein Vater, sobald er den Aufenthaltsort gemeldet, überflüssiges Reisegeld und Empfehlungsbriefe geschickt habe. Nun wolle er von einer dreijährigen Wanderschaft in die Heimath zurück.

Alles was Herr Selber erbitten konnte, war, daß Salomon versprechen mußte, vor seiner Abreise wenigstens noch einmal zum Besuch nach Bethanien zu kommen. Er versprach's; aber man sah es ihm wohl an, er that es ungern.

„Warum meidest du uns, die wir dich Alle lieb haben? Wer von uns hat dir wehe gethan? Kann dich unser Glaube, unser Stillleben, unsere Liebe, unsere Verehrung des Heilandes betrübt haben? Das wolle der Herr nicht! Bist du vielleicht mit den Vorurtheilen der Welt gegen die herrnhutischen Gemeindsgenossen erzogen worden? — Lerne uns näher kennen, und du wirst uns lieben lernen, wie du Christen, Heiden, Juden und Türken liebst, wenn sie Gott fürchten und recht thun.“

Der gute, fromme Mann sprach so herzlich, rührend, daß Salomon endlich, statt aller Antwort, mit nassen Augen die Arme ausbreitete, den redlichen Freund an seine Brust drückte, ihn lange fest und innig an sich geschlossen hielt, dann sich umwandte, und ohne weiter ein Wort zu sagen, mit schnellen Schritten Bethanien verließ.

Herr Selber erzählte von diesem Abschied Salomons in seiner Familie. Herr Joseph Wermuth schüttelte verwundert den Kopf und sagte: „Ich habe es diesem Menschen wohl angesehen, daß ihn

heimlich etwas foltert. Da er Geld ausschlägt, ist es nicht Armuth. Er muß sich einer Schuld bewußt sein. Der Herr kennt allein die Herzen. Ihm ist in unserm stillen Kreise nicht wohl. Er sucht vielleicht Zerstreuung der Welt, während ihn der liebe Heiland vergebens sucht.“

Auf diese Aeusserung hin nahm der fromme Daniel nicht ohne Unwillen das Wort, und sprach Salomons Vertheidigung mit einem ihm ungewöhnlichen Feuer. Frau Martha stimmte ein; Suschen desgleichen. Maria aber war, sobald Herr Wermuth geredet hatte, hinausgegangen. Und da man sie nach einer Viertelstunde aufsuchte, fand man sie in einer abgelegenen Gegend des Gartens, mit verweinten Augen. Herr Selber bemerkte diese schnell und erschrack. Er führte Marien auf die Seite, und fragte um die Ursache ihrer Thränen. Sie legte sich an seine Brust und weinte von neuem. Dann sprach sie: „Lieber Vater, mich betrübt, daß Salomon Weise uns so absichtlich meidet. Er muß an uns finden, was nicht gerecht ist vor dem Herrn, und was sein reines Herz kränkt. Lasset uns suchen, bis wir finden. Wir wähnen als stille Bekenner des seligmachenden Glaubens aller Pflicht ein Genüge zu thun, und wandeln vielleicht in allzugroßer Sicherheit mitten unter den Sünden. Wir wohnen in Gemächlichkeit und zeitlichem Reichthum, und freuen uns der Gnade Gottes. Salomon Weise aber nimmt freiwillige Armuth auf sich nach dem Vorbilde des Weltheilandes, und thut in regsamer Frömmigkeit des Guten mehr, als wir. Er arbeitet für die Bedürftigen; er entbehrt für die Hungrigen; er trägt sein schlechtes Gewand, um Nackte besser zu kleiden, als sich selbst; er heilet die Kranken. Seine Worte sind Leben und Wahrheit. Wie gering stehen wir neben ihm! Und diesem heldenmüthigen Zeugen des Herrn, diesem Mann, der so erhaben über die Grundsätze einer übermüthigen Welt ist, diesem mußte in unserm Hause begegnen, daß er noch dazu verkannt ward; daß ihn Herr Wermuth sogar ...“ Hier unterbrach und endete ein neuer Thränenstrom ihre Worte.

Der fromme Daniel versammelte die Familie. In seinem Hause durfte unter derselben nie ein Mißklang Statt finden, auch nicht das leiseste Mißverständniß. Am empfindlichsten würde ihm dies zwischen Marien und dem auserwählten Eidam gewesen sein. Da es ohnedem die gewohnte häusliche Andachtsstunde war, erhob er als Aeltester und Vorsteher seiner kleinen Gemeinde die Hände zum Gebet voller Inbrunst und Gottesliebe. Dann ward die Veranlassung von Mariens Thränen berührt. Joseph fühlte seine Schuld, und indem er sie reuig von sich warf, um Marien zu versöhnen, beging sein Herz eine andere. Er beneidete heimlich den Glücklichen, um welchen die zartfühlende Marie köstliche Thränen des Mitleids vergossen. Ja, er konnte es sich selbst nicht bergen, wäre Salomon nicht ein Schreinergesell gewesen, er würde auf den hübschen Burschen eifersüchtig geworden sein. Doch dafür bewahrte ihn noch das Bewußtsein des wichtigen Unterschieds zwischen dem reichen Sohn und Erben eines Kaufmanns von Surinam.

Die Verwandlung.

Einige Tage nach diesem Vorfall ereignete sich ein anderer. Herr Wermuth, der zwar über die eitle Weltlust der Menschen recht innig seufzte, und gegen Hoffart und Stolz der Kinder dieser Zeit eiferte, hatte es doch nicht ungern, daß ihn der königliche Gouverneur zu einem großen Gastmahl einlud. Der Gouverneur hatte ihm wegen Bezug einer Erbschaft aus Holland Verbindlichkeiten. Herr Wermuth betheuerte seinen Freunden in Bethanien, wie große Mühe ihm diese Einladung mache; konnte jedoch kaum den Augenblick erwarten, beim Gouverneur vorzufahren.

Er kam erst spät in der Nacht vom Schmause zurück. Herr Selber war noch beim Lesen einiger herrnhutischen Missionsberichte wach geblieben, und empfing seinen Gast, dessen Angesicht vom Feuer des süßen Weins glühte.

„Wichtige, wichtige Dinge!“ rief Herr Wermuth: „Das Unglaubliche habe ich Ihnen zu erzählen. Wie wir in unserer Taubeneinfalt jedes Mal ein Hohn der Weltkinder werden! Unser erlauchter Schreinergesell zum Beispiel, dessen willen die liebe Schwester Maria ihre schönsten Thränen weinte, dessen willen ich Vorwürfe dulden mußte, die mir durch das Herz schnitten, — doch ich trug sie gern! — Vorwürfe, nur weil ich das Wesen jenes Heuchlers allzufrüh durchsah ...“

Herr Selber rückte ängstlich her und hin auf dem Stuhl; räusperte sich; wollte reden; entschuldigte im Herzen alle Worte, die er hörte, mit der verdächtigen Gluth des Antlitzes; bat sanft und freundlich den lieben Bruder, das Nachtlager zu suchen. Allein umsonst. Der liebe Bruder ließ sich keineswegs stören.

„Er ist ein gefährlicher Mensch!“ fuhr er fort. „Er hat hier in Bethanien nur Mummerei getrieben, vermuthlich um sich bei uns einnisten zu können. Was sagen Sie dazu: er war beim Gastmahl des Gouverneurs; er saß dem Gouverneur zur Seite; der Gouverneur unterhielt sich mehr mit ihm, als mit uns Allen. Denken Sie sich mein Erstaunen! — Anfangs glaubte ich in dem saubern jungen Herrn nur ein wunderbares Ebenbild unsers Schreinergesellen zu sehen; als man mir aber auf mein Befragen sagte: er sei der Herr Doktor Weise, glaubte ich, es müsse vom Schreinergesellen ein Zwillingsbruder sein. Nach aufgehobener Tafel machte ich mich an ihn, und wollte nur horchen. Er aber hatte die Frechheit, in Gegenwart mehrerer Offiziere und Frauenzimmer, die umher standen, gar kein Hehl daraus zu machen, daß er lange als Schreinergesell zu Bethanien gearbeitet. Die Offiziere lächelten bedeu-

tungsvoll, und schienen sich über mich lustig zu machen. Er aber blieb, so sehr hat er sich in seiner Gewalt, vollkommen ruhig, und wandte mir verächtlich den Rücken, als ich fragte: warum es ihm gefallen, einen so sonderbaren Roman zu spielen?"

Der gute, fromme Daniel saß mit gefalteten Händen und starren Augen vor dem Erzähler. Er wollte mancherlei Zweifel gegen die Richtigkeit der Thatsache erheben. Dieser aber widerlegte alle mit unbesiegbarer Beredsamkeit.

„Und welchen Grund könnte er zu dem Possenspiel gehabt haben?" sagte Herr Selber.

„Welchen? Einen lustigen Studentenstreich zu machen; die fromme Familie von Bethanien vor der ganzen Stadt lächerlich zu machen; und — ich sage nicht zuviel — das Alles um der lieben Schwester Maria willen. Einem solchen Wildling ist Alles Spaß. Maria ist schön genug, dergleichen in fleischlichen Begierden Ertrunkenen zu reizen."

Herr Selber rieb sich die finstere Stirn, stand auf, drückte dem Erzähler schweigend die Hand und begab sich in sein Schlafgemach.

Folgendes Morgens, ehe die Familie zum Frühstück niedersaß, betete in der gewohnten Andachtsstunde der fromme Vater im Kreise der Seinen mit großer Rührung für den Frieden derselben. Als er zu Gott rief, er möge Trug und Arglist der Welt zu Schanden machen, und die Unschuld beschirmen wider die Bosheit unreiner Herzen, sank Maria auf die Knie, hob ihre gefalteten Hände auf und die von Thränen verdunkelten Blicke gen Himmel.

Es herrschte beim Frühstück erst eine lange Stille. Dann erzählt Herr Selber in den schonendsten Ausdrücken: Salomon sei, unter dem Namen eines Doktors, beim Gastmahl des Gouverneurs gewesen. „Wir sind Alle billig über den räthselhaften Mann erstaunt!" sagte er: „Doch enthalten wir uns liebloser Muthmaßungen über die Ursachen seines sonderbaren Betragens." Dieser Zusatz war für Herrn Wermuth ein leitender Wink. Maria sagte: „Für einen gewöhnlichen Handwerker zeigte Salomon zu viel Kenntnisse. Auch die Apostel des Heilandes verdienten ihr tägliches Brod mit ihrer Hände Arbeit; aber dann gingen sie und lehrten und predigten das göttliche Wort."

Herr Selber küßte bewegt die Stirn seiner Tochter, in deren frommer Brust auch nicht die leiseste Ahnung des Argen rege werden konnte. Dann begab er sich in die Stadt, um die Wahrheit zu erforschen.

Meister Leonhard erzählte sogleich, Salomon wohne nicht mehr bei ihm, sondern im Gasthof zum schwarzen Adler. „Herr, mit dem ist's nicht richtig!" sagte er: „In meinem Leben sind viel Gesellen bei mir in Arbeit gestanden, aber so einer ist mir noch nicht vorgekommen. Vor acht Tagen ungefähr langt ein großer Reisekoffer bei mir an. Salomon soll acht Gulden Fracht zahlen; hat keine acht Pfenninge in der Tasche. Ich selbst muß das Geld beim Nachbar borgen. Folgendes Tages kommt ein Schreiber vom Banquier Kreuzer, wirft einen Sack mit Thalern hier auf den Tisch für Salomon Weise. Ich denke, ich bin ein Narr; will den Weise rufen; tritt mein Gesell in die Stube herein, aber gekleidet wie ein vornehmer Herr. Alle meine Sünden am Leibe stehen mir stille. Na, sag' ich, bin ich denn auf den Kopf gefallen? Der anwortete: „Meister, ich dank' Ihm für alles Liebe, was Er an mir gethan. Ich bin jetzt Doktor Weise, und will Ihm nicht länger beschwerlich fallen. Laß Er meine Sachen in den Gasthof zum schwarzen Adler bringen." Wie ihn meine Frau sieht, die aus der Küche kommt, macht sie einen Knix um den andern, und weiß nicht, wo ihr der Kopf gewachsen ist. Er aber küßt die Kinder, gibt jedem von den Kleinen einen harten Thaler, schüttelt uns Andern die Hand zum Lebewohl, und — weg ist er. Jetzt frag' ich nur: geht das mit rechten Dingen zu? In zwei Tagen arm und reich, Knall und Fall, gering und vornehm! Salomon! Salomon! sagte ich, als er schon zur Thür hinaus war: Es thut mir leid. Ich habe längst gemerkt, Er treibt verbotene schwarze Kunst. Drum ging Er, statt in die Kirche, in Wald und Feld, Hexenkräuter zu suchen."

Herr Selber beruhigte den Meister, so gut er konnte, und bemühte sich, ihm bessere Vorstellungen von seinem Gesellen beizubringen. Dann machte er sich auf zum schwarzen Adler, um seine eigenen Vorstellungen zu berichtigen. Wermuths Argwohn hatte einen Dorn in ihm zurückgelassen, den er nicht aus dem Herzen reissen konnte.

Salomon saß in einem leichten, saubern Morgenkleide am Tisch und schrieb Briefe, als Herr Selber zu ihm hineintrat. Wie er diesen erblickte, eilte er ihm mit der gefälligsten Unbefangenheit grüßend entgegen, und brachte das Gespräch gleich selbst auf die mit ihm vorgegangene Verwandlung.

„In der That, lieber Freund," sagte Herr Selber, „die Nachricht davon führt mich zu Ihnen; nicht bloße Neugier, sondern herzliche Freundschaft. Ich mag nicht ertragen, daß der, welchem ich meine Liebe gab, mir auch in Kleinigkeiten zweideutig erscheine. Also offen und wahr, wie sich Männer sein sollen, die einander das Heiligthum ihres Gemüthes schleierlos gewiesen haben: warum liessen Sie sich als Schreinergesellen durch Meister Leonhard in mein Haus einführen? Sie hatten dabei Absichten. Dürfen Sie sie mir bekennen, ohne in sich selbst vor dem allwissenden Gott zu sagen: ich rede Unwahrheit?"

„Allerdings darf ich's," sagte Salomon, „so wie Jedem, der mich fragt. Ich hatte nichts zu leben; darum mußte ich durch mein Handwerk Brod suchen.

„Nur Brod?“ sagte Herr Selber, dem gerade diese Antwort die unerwartetste und unglaubhafteste wurde. „O lieber Freund, warum denn verschmähten Sie, was ich Ihnen oft genug anbot? Reden Sie frei und wahr. Ich beschwöre Sie bei der Liebe unsers Heilandes, lassen Sie in meiner Brust keinen Zweifel zurück. War's nur der armselige Verdienst eines Schreinergesellen, der Ihnen Bethanien wichtig machte?“

Erklärungen.

Bei dieser Frage ward Salomons Antlitz feuerroth. Herr Selber bemerkte es; er stand auf, um nichts mehr zu hören, drückte schweigend die Hand des verlegenen jungen Mannes, und ging fort. Salomon ihm nach. Es kostete Mühe, den edeln Selber noch einige Augenblicke zurückzuhalten.

„Warum wollen Sie mich verlassen, ohne meine Antwort zu hören?“ fragte Salomon.

„Ich habe die Antwort schon gesehen in Ihrem Erröthen!“ antwortete Herr Selber.

„Doch schwerlich verstanden. Ein Mann, den ich so hoch verehre, wie Sie, darf und soll mich nicht verkennen. Ich werde wahrhaft gegen Sie sein, wie ich es immer war. Ich begreife, daß meine doppelte Rolle Sie befremdet. Hören Sie mich an.“

— Ich höre.

„Ich bin meines Handwerks ein Schreiner; aber zu Jena und Wien habe ich die Arzneikunde studirt. Mein Vater, der Oberkonsistorialrath ist, ein Mann nach dem Herzen Gottes, schlicht und edel, in seinen Grundsätzen eisern, über die Alltagsansichten der Welt erhaben, dem ein frommer Sinn mehr als alles Gut der Welt gilt, erzog mich und meine andern Brüder, daß wir werden sollten, wie er. Und ich danke ihm ewig, daß er es that. Die Hauptsätze seiner Erziehungskunst waren folgende: Den Leib habt ihr für wenige Jahre, den Geist für die Ewigkeit; mich auf kurze Frist, Gott für immer. Darum ist euer Geist und euer Gott das Vornehmste; werdet in jenem das Ebenbild von diesem. Ihr habt nur eine einzige Pflicht auf Erden — ihr sollt lieben. Wer liebt und überall aus Liebe handelt, thut nichts Uebels. Darum lebet nicht für euch, sondern für Andere; dann lebet ihr in Gott, weil ihr alle seine Geschöpfe liebet, wie er. Ehret den Unterschied bürgerlicher und religiöser Verhältnisse bei den Menschen; aber machet unter den Menschen selbst keinen Unterschied, wegen ihrer Sprachen, Religionen, Kleider, Aemter und Besitzungen. Sie sind alle die Lieben Gottes. Der Rock bezeichnet den Fürsten, den Bettler, den Priester, den Soldaten, den Handwerksmann, den Bauer. Seht nicht den Rock, immer den Menschen an. Seid wahr gegen euch selbst, wie gegen Andere. Täuschet nicht Andere, aber laßt euch auch durch nichts Aeusseres täuschen. Ihr sollet Handwerke erlernen und mit den Geringsten im Volk vertraut werden; durch eure Kenntnisse sollet ihr würdig sein, an der Seite der Ersten im Volk zu stehen. Solch ein Umgang wird euch über vieles Blendwerk wegheben; ihr werdet frei von Vorurtheilen die Dinge sehen, wie sie sind, und die Menschen, wie sie meistens von ihren Standesbegriffen unbeschreiblich verkrüppelt werden. Ihr sollet Handwerke lernen, um unabhängig vom Vorurtheile zu werden, und unabhängig von wandelbarer Menschengunst. Eure Hand, habt ihr sie zu nützlichen Dingen geübt, wird euch immer ernähren. Wenig bedürfen und viel leisten können, das macht euch frei und mächtig. Es ist kein Glück, viel zu haben, sondern viel zu sein. Der Leib hat; der unsterbliche Geist ist. Ihr sollet Handwerke lernen, weil ihr auf Reisen gehen und das Treiben der Menschen und das Walten Gottes unter verschiedenen Himmelsstrichen beobachten müsset. Ich habe nicht Vermögen genug, fünf Söhne in Kutschen bequemlich durch die Welt fahren zu lassen. Euer Handwerk wird euch überall des Lebens Nothdurft reichen.“

Herr Selber sprach: „Wahrlich, Ihr Vater ist ein voller Mensch des Herzens!“

„Als ich die hohe Schule von Wien verließ,“ fuhr Salomon fort, „trat ich meine Reise an. Ich wanderte als Handwerksbursch. In großen Städten vertauschte ich zuweilen meinen Schreinerschurz mit dem Doktorkleide; einen kleinen Geldvorrath hatte mir der Vater für den Nothfall mitgegeben auf drei Jahre. Meinen Koffer ließ ich mir überall dahin nachkommen, wo ich längere Zeit zu verweilen nützlich fand. Ich bin nun seit vier Jahren auf solcher Wanderschaft gewesen. Als ich von Petersburg über Warschau hierher kam, war ich arm. Darum suchte ich Arbeit und Unterkommen. Beides gab mir Meister Leonhard. Von meinem guten Vater und meinen Brüdern hatte ich seit mehr denn zwei Jahren keine Nachrichten gehabt. Ich schrieb meinem Vater, und erzählte ihm kürzlich meine Schicksale. Ich zitterte, statt Antwort von ihm, Kundschaft von seinem Tode zu erhalten. Das machte mich oft traurig. Endlich traf alles Gute zusammen ein. Mein Vater ist noch am Leben und gesund. Er sandte mir Wechsel und Empfehlungsbriefe an einige seiner alten Freunde. Darunter ist auch der hiesige Gouverneur, der meinen Vater sehr lieb hat. Auch mein Koffer traf von Breslau glücklich ein. Nun glaube ich alle Ihre Zweifel gelöst zu haben. In wenigen Tagen, sobald ich das Merkwürdigste hier gesehen und einige Pflichten der Höflichkeit gegen die Freunde meines Vaters erfüllt haben werde, reise ich in die Heimath zurück, wohin mich meine Sehnsucht ruft.“

— Warum verschmähten Sie aber, da Sie bedürftig waren, was ich Ihnen mit wohlmeinendem Herzen anbot? fragte Herr Selber.

„Sobald ich in Arbeit stand, war ich nicht mehr bedürftig. Ich hatte genug für mich; warum sollte ich von Ihnen nehmen?“

— Und — wollen Sie jeden Zweifel lösen, wie Sie mir versprachen? fuhr Herr Selber zu fragen fort.

Salomon holte seine Kundschaft, mit der er als Handwerksgesell gewandert war; sein Doktor-Diplom; seines Vaters Brief; verschiedene kleine Denkmale seiner Reise, Begebenheiten aus dem Orient und ein Bündel fein beschriebener Papiere.

— Nicht das meinte ich! sagte Herr Selber. Ich glaube Ihnen. Ich hätte Ihnen auch noch das Gute geglaubt, wenn Sie mir Böses von sich gesagt hätten. Aber ... Sie versprachen mir keinen Zweifel zurückzulassen. Darf ich noch eine Frage thun?

„Jede.“

— Warum errötheten Sie, mein lieber Bruder, als ich Sie das zweite Mal fragte: was Sie eigentlich in mein Haus geführt habe?

Salomon erwiederte nach einigem Besinnen: „Wenn ich mich vielleicht verfärbte, haben Sie gewiß nicht dies gefragt.“

— Sie haben Recht, lieber Bruder. Ich erinnere mich meiner Worte. Sie jetzt wiederholen, wäre unbescheiden. Aller Argwohn ist verschwunden. Was ich mit allem Grubeln nicht erforscht haben würde, hat Mariens kindlicher Sinn und Glauben an Tugend in lauterer Einfalt vorher erkannt.

Als Herr Selber Mariens Namen nannte, entflammte sich das Gesicht des jungen Mannes von neuem. Doch jener bemerkte es diesmal nicht, und Salomon hatte ausser dem Namen nichts gehört. „Was that Ihre Marie?“ stammelte er.

— Die Nachricht von Ihrer Doppelrolle ward uns Allen zum Räthsel — Manche von uns mochten selbst für die Wahrheit Ihres Herzens zittern. Marie aber glaubte fest an die Reinheit Ihres Gemüths, und mahnte uns an den Doppelberuf der ersten Heilandsjünger, die da Handwerke trieben neben ihrem Lehramt.

„O lieber Herr Selber, danken Sie dem Engel in meinem Namen!“ rief Salomon in großer Bewegung.

— Jetzt scheide ich getrost von Ihnen, lieber Bruder. Ich werde meinem Hause große Freude bringen. Wir beklagen, daß wir Sie nur noch wenige Tage in unserer Nähe haben sollen. Sie werden doch nicht abreisen, ohne uns alle Tage zu besuchen? — Lieber Bruder, gib mir auch noch ein paar Abendstunden, wie die waren, da wir uns näher kennen lernten, da wir uns von unserm göttlichen Seelenfreunde unterhielten, da du mich in dein gutes Herz hineinblicken liessest.

Herr Selber bat so dringend, und noch um einen Besuch für den heutigen Tag, daß Salomon nicht anders konnte, als zuzusagen. „Doch der heutige Abend“, sagte er, „gehört mir nicht mehr.“

Neue Entdeckungen.

Mit freudeglänzendem Antlitz trat Herr Selber in den Kreis der Seinigen. Mit dem Vergnügen reiner Seelen an fremdem Werth vernahmen Alle die Lösung des Räthsels. Ein höheres Roth schimmerte von Mariens Wangen. „Der gehört Gott,“ sprach sie, „der von der Welt wenig bedarf; arm sein und reich sein, hoch und niedrig sein kann, ohne darum elender oder glückseliger zu werden. Der ist ein Nachfolger des Herrn, welcher freudig dessen Kreuz trägt durch Blumen und Disteln empor gen Golgatha zum Triumph. Sein inneres Leben voll himmlischer Gluth ist mitten unter den Spielen und Träumen, Freuden und Schmerzen, Weisheiten und Thorheiten der vorbeiziehenden Stunden und Menschen ein in sich geschlossenes Ganzes, unabhängig vom Schicksal und frei von der Gewalt fremder Meinung, ein Wandel im Himmel.“

Herr Wermuth fand den Gedanken von Salomons Vater zwar etwas neu und etwas sonderbar, doch das Erlernen eines gemeinen Handwerks für Leute von Bildung wohlthätig. Es führe sie zum Gefühl der Demuth und christlichen Leutseligkeit. „Und lehrt in allen Menschen nur Brüder sehen und lieben, nur eine einzige Familie Gottes auf Erden finden!“ setzte der fromme Daniel hinzu. „Eben darum“, sagte Maria, „kömmt mir jene Lebensweise weder neu noch sonderbar vor. Sie war die Lebensweise des Herrn und seiner Jünger; nur in ihr kann das Gemüth allezeit, vom Irdischen unabhängiger, dem Heiligen und Ewigen zustreben. Wenn uns weder die Ehre lockt, noch die Schmach zittern macht; wenn weder Bequemlichkeit und Reichthum des Herz umfesseln, noch es zur Wahl des Bösen hinfoltern können: dann sind wir dem heiligen Geiste allein offen, der in wunderkräftiger Macht sich unserer ganzen Seele bemeistert, und unter dem Panier des heiligenden Sühnbildes sie als eine Tochter der Ewigkeit zum Vater heimführt. Die Welt unserer Tage ist aber dem Heilande abtrünnig, und der Natur und dem Göttlichen fremd geworden; darum erscheint uns das Einfachste und Natürlichste sonderbar, und das Künstlich-Sonderbare und Unnatürliche ganz alltäglich.“

Joseph machte zu Mariens Bemerkung ein bittersüßes Gesicht. Der liebliche, sich in jedes Gemüth einschmeichelnde Klang ihrer Stimme, und dann der fromme, klare, glaubensfeste Blick ihrer Augen zu dem allem, was sie sprach, übten eine siegerische Beredsamkeit. Joseph hätte gern gegen ihre Meinung etwas eingewendet, blos weil die Meinung eine Schutzrede für Salomon war; aber er wußte nichts zu sagen. Doch nahm er eine andere Wendung.

„In Allem sei Maß und Ziel. Es quillt nichts Gutes, als allein aus der Heilandsliebe!“ sprach er. „Eine Tugend ohne Glauben ist eine Nußschale ohne Kern. Die Grundsätze, welche dem

Herrn Doktor Weise eingeflößt wurden, scheinen mir mehr einen Philosophen, als einen Christen, einen Jesusbekenner, gebildet zu haben. Ihm sind die Menschen aller Nationen und Religionen gleich lieb; und in den Religionen sieht er nur Menschenwerk. Alles auf Erden freilich ist Menschenwerk, aber Gottes Werk steht darum nicht minder neben und über Alles. Herr Doktor Weise hat aber, wie er selbst schon gesagt, mit gleicher Andacht in den Kirchen der Lutheraner wie der Katholiken, der Juden wie der Heiden gebetet. Dies scheint mir eine eiskalte Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt zu sein. Nur eine ist die wahre. Der falsche Glaubenseifer der Türken ist mir am Ende noch ehrwürdiger, als der vornehme Indifferentismus der Christen. Wer das Gute mit herzlicher Liebe ergriffen hat, muß nothwendig das Schlechte hassen. Toleranz in der Religion ist ein Bekenntniß, daß keine die wahre sei. Toleranz gegen Irrende und Missethäter ist die größte Intoleranz gegen Wahrheit und Gerechtigkeit."

„Es ist viel Wahres darin, was Sie sagen!" entgegnete der fromme Daniel. „Auch ich machte meinem Freund Salomon schon ähnliche Bemerkungen. Entweder schwieg er aus Bescheidenheit oder getroffen von der Gewalt der Ueberzeugung. Gewiß aber ist, daß er, wenn gleich etwas von der Philosophie der Zeit angesteckt, dennoch im Herzen ein lebendiger Jesusfreund ist. Ein Mann, wie er, hat kein Wohlgefallen am unheiligen Treiben der Weltlinge."

„Ich wünsche es vom Grund der Seelen!" seufzte Joseph. „Doch sollen wir uns nicht verheimlichen, daß wir arme, schwache Menschen hienieden sind in allem unserm Wesen. Wer vorgibt, Alle zu lieben, liebt nicht von Herzen; denn das Unendliche ist uns nicht gegeben. Nur Einen können wir von ganzem Gemüth lieben, ungetheilt. Darum bildet unsere Brüdergemeinde einen Kreis von Betenden, Liebenden nur um den einzigen, lieben Heiland; durch ihn Alles zu Gott. Laue Liebe ist keine Liebe, Zärtlichkeit gegen alle Welt keine Zärtlichkeit. Aber den wir lieben, der hält auch uns mit seiner ganzen Liebe aufrecht, daß wir nicht sinken. Ich vertausche nun meinen Jesum nicht gegen die hohe, weltumfassende Philosophie des Herrn Doktor Weise."

Frau Martha winkte mit sanftem Kopfnicken Beifall, und sprach mit leiser Stimme:

„Jesu nach,
Durch die Schmach,
Durchs Gedräng von auß' und innen!"

Durch diese Worte muthiger, setzte Joseph hinzu: „Mir ist mein Heiland, mir meine eigene Liebesgluth Bürge, daß ich im Glauben nicht erkalte, daß ich fest am Einzigen und Höchsten halte. Was gibt uns Bürgschaft für die Tugend des Herrn Doktor Weise? Wo ist sein Anker im Strom sinnlicher Zerstreuungen und im Sturm der Leidenschaften? Aus einem Munde fährt kalt und warm, und dieselben philosophischen Grundsätze rechtfertigen den Fehler, wie das Gute."

Maria erhob sich und sprach: „Lasset uns nicht richten! Ein Anderer war Paulus, ein Anderer Petrus, ein Anderer Johannes, ein Anderer jeder von den ersten Jüngern; und doch liebten sie alle den Einen, den Auserwählten; wenn auch nicht mit einerlei Gedanken, doch mit einerlei Liebe. Das Kind und der Greis, der Unwissende und Gelehrte urtheilen und denken ungleich; Liebe aber in ihnen ist immer das gleiche Gefühl. Hat nicht jegliche Blume ihre eigene Gestalt und Farbe? Aber doch wurzeln tief auf alle Weise alle Kräuter und Zedern in die gleiche Muttererde hinein. So ist unser liebender Glaube die Wurzel des Geistes in das Himmlische, und alle Vorstellungen sind nur mannigfaltige Blumen der unsichtbaren Welt."

Joseph fühlte wieder in Mariens Worten einen zarten Vorwurf. Er hatte die Erwiederung bereit, als sich Herr Selber zu seiner Tochter hinüberbog, sie in seinen Arm schloß und küßte und sprach: „Wir begegnen uns im Urtheil über den redlichen Salomon." Herr Wermuth schwieg, doch ungern. Aber die Klugheit gebot es. Er hatte eben diesen Tag bestimmt, förmlich bei den Aeltern um Mariens Hand anzuhalten. Seine Verbindung mit Marien war vorher nur frommer Wunsch der Väter gewesen, welche Jugendfreunde waren. Nun gekommen, die ihm Zugedachte näher kennen zu lernen, war, was die Väter in einer frohen Lebensstunde beredet haben mochten, das höchste Ziel seines eigenen Herzens geworden.

Herr und Frau Selber erklärten sich dieser Verbindung gar nicht abgeneigt. Doch erinnerten Beide den Bräutigam, daß sie zwar über Mariens Hand, aber nicht über ihr Herz zu verfügen hätten. Er, riethen sie, solle ihre Neigung erforschen oder gewinnen. Sie selbst wollten in einem günstigen Augenblicke mit ihrem Kinde reden; Alles aber in frommem Gebet dem Heiland anheimstellen. Nach diesen Eröffnungen hatte der gute Wermuth eben nicht viel gewonnen. Er fühlte, daß Maria noch nie mit so vieler Herzlichkeit für ihn, als für den „Abenteurer" — so nannte er in Gedanken immer Salomon — gesprochen. Es war etwas zwischen ihm und ihr, das Beide eben so oft von einander stieß, als sie, sich einander nähern zu wollen, Neigung zeigten. Was dies sei, konnte er sich nicht erklären. Er rieth im Stillen umher, und immer erschien ihm dann unwillkührlich die Vorstellung von Salomons einnehmender Gestalt. Es regte sich in ihm etwas Bitteres, wie Eifersucht. Dennoch tröstete ihn, daß Maria den vermeinten Nebenbuhler bisher nur wenig gesehen und gesprochen, und daß Salomon gar wenig Begierde gezeigt, Bethanien zu besuchen, seit er es als Schreinergesell verlassen hatte. Dies flößte ihm frischen Muth ein. Er nahm sich vor, noch denselben Abend der Ange-

beteten sein Herz zu offenbaren. Ein Mittagsmahl, zu welchem er in der Stadt eingeladen war, hielt ihn ab, den Tag in der frommen Familie zuzubringen.

Als er nun am Abend in Bethanien erschien, kam er mit freude- und hoffnunggläzenden Augen daher. In seinem ganzen Wesen lag etwas Geheimnißvoll-Wichtiges. Die Familie machte einen Gang durch den Garten. Herr Wermuth empfing Mariens Arm; die Aeltern gönnten ihnen beiden, sich allein zu sprechen; sie kannten des liebenden Brautwerbers Vorhaben. Dieser aber, um sich für die bevorstehende einsame Unterredung bei der Braut seines Herzens geneigtere Aufnahme zu bereiten, hob von einer merkwürdigen Entdekkung an, die er den Nachmittag in der Stadt zu machen Gelegenheit gehabt. Auch Suschen und die Aeltern traten nun wieder näher, das Merkwürdige zu hören. Man blieb stehen.

„Als wir ziemlich spät vom Gastmahl aufgestanden waren," sagte Joseph, „bemerkte ich verschiedene Gäste, die sich neugierig zum Fenster drängten. Man winkte mir, und sagte: in dem großen Hause gegenüber haben die Freimaurer der Stadt ihre Loge, und heut ein Fest; Sie können jetzt alle Freimaurer unserer Stadt kennen lernen, denn sie gehen in das Haus zu ihrer geheimen Versammlung. Ich trat also ans Fenster. Man nannte mir die Herren alle, welche zahlreich in das große Haus gingen. Endlich kam unter ihnen einer, den Niemand, aber ich kannte. Es war der Herr Doktor Salomon Weise. Er ging mit den Andern in das Freimaurerhaus. Als ich dies sah, fuhr mir's wie ein Stich durchs Herz."

So sprach Joseph. Der Stich mochte freilich bei ihm wohl nur eine Redensart gewesen sein; aber in der That fuhr er durch Mariens und ihres Vaters Herz. Maria zuckte und zog ihren Arm von Wermuths Arm hinweg. Herr Selber faltete die Hände und senkte die Augen trüb zur Erde. Susanna lispelte: „Das hätte ich dem Herrn Doktor Weise nie zugetraut." Frau Martha sagte: „Der liebe Heiland wolle sich sein erbarmen!"

Die Bestürzung der Familie von Bethanien wird man sich erst dann erklären können, wenn man weiß, in wie übelm Ruf die Freimaurer und ihr geheimes Wesen in der Stadt und zwar beim größern Theil des Volks standen. Nach der Versicherung des orthodoxen Vormittagsprediger waren sie allesammt gemeine Heiden, Abtrünnige vom Glauben, Deisten, Atheisten, Naturalisten, die von keiner Hölle, keinem Himmel wissen wollten, die Kirche mieden oder nur zum Schein besuchten, und in sinnlichem Wohlleben ihr größtes Gut fänden. Man wußte von mehrern, daß sie lustige Brüder waren, von oft allzufreien Sitten, oft von ärgerlicher Lebensart. Zwar viele der reichsten und angesehensten Männer der Stadt gehörten zu ihnen; zwar von vielen konnte man nichts Böses sagen; aber doch war es ein Flecken an ihnen, Freimaurer zu sein. Dies machte ihre Denkart immerdar verdächtig. Zwar wußte man, daß sie fleißig und reichlich Almosen sammelten und spendeten; aber selbst die affektirte Heimlichkeit, mit der sie den Leidenden Unterstützung zukommen liessen, Bedrängten halfen, vermehrte nur den Argwohn, daß ihre Wohlthaten nichts seien, als Gleisnerei, und Staub in die Augen der Menge.

Herr Joseph Wermuth glaubte nun den günstigsten Augenblick gerufen zu haben, Marien an sein frommes, heilandliebendes Herz ziehen zu können. Er stimmte in die allgemeine Trauer um Salomon, um das verlorne Schaf.

„Was verirrt geht," sagte Maria, „ist ja noch lange nicht verloren. Kann in einem Gemüth, wie das seinige, die Sehnsucht nach dem Göttlichsten je sterben? Ist nicht sein Leben ein Ringen nach dem bessern Heil? Und wer ist heiliger, als ein Sünder, der Gnade hat?" So sprach Maria. Ihre Seele war voll großer Traurigkeit. Zwar gelang es dem Herrn Wermuth, mit ihr eine Einsamkeit zu finden, aber den ganzen Abend keinen Augenblick, ihr sein Herz zu eröffnen. Er sprach zwar von dem Glück, wenn stille Bekenner des seligmachenden Glaubens fest und traulich an einander hielten; von seinem Himmel auf Erden, wenn er immerdar in Mariens und ihrer Aeltern Gemeinschaft leben dürfte; endlich sogar von der Gluth einer übersinnlichen Liebe, seit er Marien erblickt, und wie er in den Flammen derselben frömmer und heiliger geworden. Maria verstand ihn nicht. Joseph kehrte betrübt zu den Aeltern zurück.

Der Freimaurer.

Mit sehr ungleichen Empfindungen ward am nächsten Tage von den Bewohnern Bethaniens Salomon erwartet. Herr Selber sah ihm mit trauernder Freundschaft, Herr Wermuth mit großer Unbehaglichkeit, Frau Martha mit frommer Scheu, Suschen mit Neugier, Maria mit angenehmer, ihr unerklärlicher Unruhe entgegen. Er stellte sich früher, als man erwartete, ein. Er beklagte, sich den Genuß ihrer Gesellschaft nicht gestern schon haben gewähren zu können; darum müsse ihm der heutige Tag Ersatz leisten.

„Sie waren ohne Zweifel", sagte Herr Wermuth etwas spitz, doch in verbindlichem Tone, „in einem Kreise trauterer und engerer Freunde, die größeres Recht auf Ihren Besitz hatten, als wir Einsamen hier."

„Zum Theil ja, zum Theil nein," erwiederte Salomon; „aber die kleinste Pflicht geht doch dem größten Vergnügen vor. Und ich komme auch zu Ihnen heut — zum Theil — aus dem gleichen Grund, der mich von Ihnen entfernt hielt. Ich gebe betteln. Ich möchte die evangelische Brüdergemeinde durch Sie um eine Beisteuer ansiehen, die mir zu gleichem Zweck schon

gestern die hiesige Freimaurerloge reichlich und auf die rührendste Weise gewährte. Von wem darf man in diesen selbstsüchtigen Zeiten noch kräftige Unterstützung für Brüderglück hoffen, als von solchen und ähnlichen Verbindungen trefflicher Menschen!"

Diese unverhoffte und seltsame Paarung der evangelischen Brüdergemeinde und der Freimaurer — Christus und Belial, dachte Frau Martha im Stillen — benahm Allen die Sprache.

„Doch nicht für sich betteln Sie, Herr Doktor?" fragte Suschen, die am unbefangensten geblieben.

„Nicht für mich, doch wie für mich!" antwortete Salomon, und zog ein großes zusammengelegtes Papier hervor, welches er Herrn Selber überreichte. „Ich lernte im Oriente sieben brave Deutsche kennen, die daselbst in harter Sklaverei schmachten. Zufällig gab sich mir einer als Freimaurer zu erkennen; dies zog mich an ihn. In diesem Papier finden Sie alles, was den unglücklichen Zustand dieser beklagenswürdigen Christen betrifft. Ich gelobte ihnen, gleich nach meiner Ankunft in Deutschland durch Einsammlung eines hinlänglichen Lösegeldes den Rückkauf ihrer Freiheit zu versuchen. Gestern machte ich den Anfang. Es kamen durch Unterschrift sogleich gegen tausend Gulden zusammen. Von andern Logen erwarte ich nicht weniger, und kein Geringes von Ihrer frommen Verbrüderung."

Herr Selber öffnete das Papier und las. Es enthielt einen umständlichen Aufsatz von Salomons Hand, welcher die Lage der Sklaven, die Ursache ihres Unglücks, der Preis für die Befreiung jedes Einzelnen, ihre Namen, ihre Herkunft und endlich die Mittel angab, die Lösungssumme in den Orient zu bringen. Salomon rief die Freigebigkeit der Barmherzigen mit so herzerschütternden Worten an, daß Keiner in der Familie, selbst Herr Wermuth nicht, ungerührt die vorgelesenen Worte hörten. „Denen muß geholfen werden, und sollte ich die ganze Summe aus meinem Eigenen geben!" sagte Herr Selber bewegt. Alle sagten: „Gewiß!" Maria war stumm, ihr Auge naß. Doch durch die Thränen lächelte sie mit unbeschreiblicher Anmuth Salomon an, trat einen Schritt näher, legte ihre beiden Hände mit sanftem Druck auf seinen Arm, und zog sich still erröthend zurück.

Joseph, welcher mit schmerzlicher Empfindung Zeuge dieser schmeichelnden Belohnung Salomons war, hätte eine solche gern mit seinem ganzen Vermögen erkauft. „O warum denn kamen Sie nicht zuerst zu uns, mein lieber Herr Doktor; warum eröffneten Sie mir nicht Ihr Gelübde? Ich allein würde den erforderlichen Preis mit Freuden in Ihre Hand gegeben haben!" sagte er. Wenigstens mußte er ein so ungeheures Gebot für einen freundlichen Blick Mariens thun, oder dem gefährlichen, nebenbuhlerischen Edelsinne Salomons in ihren Augen das Gleichgewicht halten, es mochte ihm nun Ernst sein oder nicht mit der Mildthätigkeit. Doch setzte er weislich hinzu, um den verhaßten Freimaurernamen wieder tönen zu lassen: „Es thut mir beinahe leid, daß Sie einer gewissen Verbindung von Leuten, ich meine den Freimaurern, den Vorzug gaben, die in unserer Stadt, wie in mancher andern, nicht des besten Rufes genieſſen."

„Lassen Sie das gut sein!" versetzte Salomon: „Es gibt viele Edle unter denselben. Man muß nicht den Namen, sondern die Werke sehen. Das Urtheil des großen Haufens beurkundet nichts, als eigene, blinde Befangenheit. Sie selber wissen, in wie übelm Rufe Religiosität und Denkart der Herrnhuter beim Pöbel stehen; wie man die frommen Brüder ohne Unterschied als Frömmler und Schwärmer, oder als Heuchler, als Abtrünnige und Sektirer, als kopfhängerische Pharisäer voll geistlichen Stolzes, als scheinheilige Egoisten verdammt. Kein gebildeter Mann stimmt dem bei. Es wird aber in unsern Tagen mit der sogenannten „Stimme des Publikums" oder „öffentlichen Meinung" eine unleidliche Abgötterei getrieben; oft ein bloßes in Herrschaft gesetztes Vorurtheil, eine ganz gemeine Klatscherei von den Götzendienern auf den Thron ihrer Verehrung gesetzt. Wie viel würde ich an meinem Glück verloren haben, hätte ich dafür Bethanien hingegeben!"

Es entstand ein Schweigen des Nachdenkens. Joseph brach es zuerst, um nicht seinem gewandten Gegner das Siegesfeld zu räumen. „Was wir thun und sind, liegt vor aller Welt Augen offen!" sprach er. „Unwürdige Brüder der Gemeinde stoßen wir selber von uns ab, und reinigen uns mit Ernst. Um so ungerechter ist die Menge, wenn sie uns tadelt. Dann will sie geflissentlich ungerecht und blind sein. Ein anderes scheint es doch mit der Freimaurerei zu sein. Sie scheut das Licht, sie verbirgt ihr Treiben hinter geheimnißvollen Schleiern. Nicht Wahrheit, nicht Tugend bedürfen dieser Finsterniß, welche sie so angelegentlich sucht; auch kennt man viele Glieder dieses Ordens, die von dessen Gemeinschaft nicht ausgestoßen werden, so unsittlich oft ihr öffentlicher und häuslicher Wandel sein mag."

„Sie haben vollkommen Recht in allem, was Sie sagen!" erwiederte Salomon. „Doch müssen wir nicht vergessen, daß man viele schlechte Christen im Lande und viele schlechte Bürger im Lande sieht, ohne darum die Religion oder den Staat zu verdammen. Der große Haufe haßt aber engere Verbindungen, die sich im Besitz gewisser Vorzüge oder Vollkommenheiten wähnen, welche er entweder nicht für solche hält, oder von deren Genuß man ihn ausschließt. Dann folgert seine gekränkte Eitelkeit gern von den Mängeln einzelner Eingeweihten das Mangelhafte oder Gefährliche der gesammten Bundesschaft."

„Läßt sich dies auch wohl im Ernst auf die Brüdergemeinde anwenden?" fragte Herr Selber.

„Ich zweifle fast; denn Jeder, welcher Beruf zur Theilnahme an derselben in sich trägt, wird willig und gern in ihren Schoos aufgenommen.“

„Eben so auch in die Verbindung der Freimaurer; es geben allezeit ernstliche Prüfungen voraus!“ versetzte Salomon. „Nicht das ist das Anstößige der evangelischen Brüdergemeinden, daß sie einer höhern Frömmigkeit, einer innigern Einheit mit Jesu nachstreben; sondern daß sie in der großen Kirche wieder ein besonderes Kirchlein und eine zunftartige Jesusjüngerschaft bilden. So wie in diesem, als auch in mancherlei andern Dingen, haben die Herrnhuterei und die Freimaurerei Aehnlichkeiten.“

Frau Martha schlug bei diesen Worten verwunderungs- oder unwillensvoll die Hände sanft zusammen, und ihre Miene bezeichnete ein unangenehmes Befremden. Salomon bemerkte es, und fügte daher schnell hinzu: „Ich will mich deutlicher erklären. Herrnhuterei, wie Freimaurerei, gehen beide vom Gemüth aus, den höchsten geistigen Zielen der Menschen nach. Zwar in diesen Zielen sind sie von einander verschieden, aber in den Mitteln werden sie einander wieder ähnlich; in jenen ist Göttliches, in diesen Menschliches. Herrnhuterei sieht auf die Ewigkeit, Maurerei auf die Welt. Jene will die reinste Veredlung der religiösen Verhältnisse, das innigste Einswerden mit Gott durch Christum; diese will die höchste Veredlung der Menschheitsverhältnisse in diesem Leben. Jene möchten in ihrer Gemeinde die rührende Einfalt und Schönheit des Urchristenthums verjüngen; diese im Innern ihres Tempels das menschliche Geschlecht in seiner höchsten Würde im Leben darstellen, wo ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religionen, der Völkerschaften, der Staatsverfassungen und bürgerlichen Stände, die Sterblichen sich nur als Brüder umarmen, in allgemeiner Kindschaft zum Vater des Weltalls. Beiderlei Stiftungen sind kühne Versuche, die reizendsten Ideale in der Wirklichkeit darzustellen, nicht mit der Hoffnung, sie allgemein einzuführen, sondern den Geist von Zeit zu Zeit durch ihren Anblick zu erheben über das Alltägliche des Lebens, oder zu erquicken und zu stärken für das Erdrükkende und Erschlaffende desselben. So wenig ein Herrnhuter im Ernst glauben kann, daß endlich alle Christen, Türken, Juden und Heiden wirkliche Herrnhuter werden, und das Bild einer Heerde und eines Hirten gewähren werden: eben so wenig kömmt einem Freimaurer in den Sinn, den Versuch zu machen, alle Völker der Erde zu einer einzigen Verbrüderung, zur Aufhebung des Unterschieds der Stände und alles Vorurtheils zu bewegen, welches hienieden mit dem Besitz von Gold, bürgerlichen Vorrechten und kirchlichen Absonderungen verknüpft zu sein pflegt.“

„So finde ich“, sagte Joseph, „in Ihrer eigenen Darstellung der Sache nichts weniger, als Aehnlichkeit, sondern die entgegengesetzteste Verschiedenheit beider Stiftungen.“

„Im Zweck; doch in den Mitteln werden sie einander wieder ähnlich!“ entgegnete Salomon. „Beiderlei Ziele sind ehrwürdig und groß; beiderlei Mittel beschränkend, oft kleinlich. Dort und hier ist eine nur von wenig Gleichgesinnten unter sich abgeschlossene Gemeinschaft; dort und hier herrscht eine von den Uneingeweihten wenig verstandene, der Welt daher oft lächerlich scheinende eigene Kunstsprache; dort und hier walten bei den Zusammenkünften der Brüder eigene Feierlichkeiten und Gebräuche, meistens sinnbildlicher Art; dort und hier nennen sie sich Brüder und Schwestern, und haben daneben ihre besondern Vorsteher, Beamte, Redner, Festtage; dort und hier die gleiche Ermunterung zur reinsten Menschenliebe; dort und hier die Schwäche der Mehrheit, welche sich selbst wie Andere täuscht, die todte Form für das Wesen hält, sich am Aeusserlichen ergötzt, und die ganze ehrwürdige Stiftung zu einem Hilfsmittel seiner Eitelkeit, seines kleinen, irdischen Eigennutzes, seiner weltlichen Anschläge verwandelt. Ein heiliges Ziel — gebrechliche Mittel und mangelhafte Wege.“

„Aber doch nicht das Mittel, sondern der Zweck ist die Hauptsache, die uns trennt; Nichts liegt an der Form, aber Alles am Wesen!“ entgegnete Joseph.

„Auch ich sage dieses. Aber die Zwecke der Maurerei und Herrnhuterei widerstreiten einander nicht,“ sprach Salomon, „sondern stehen neben einander, wie Zeit und Ewigkeit im Weltall, oder wie Leib und Geist im Menschen, wo Eines nicht ohne das Andere bestehen mag. Das Wesen und Ziel ist die Hauptsache, nicht das Mittel und die Form. Darum wer das heilige Ziel der Brüdergemeinden mit recht jesushaftem Gemüth will, ist Herrnhuter, ohne daß er sich durch feierliche Aufnahme zünftig machen läßt; und es gibt viele der edelsten Freimaurer, die doch niemals eine Loge gesehen und deren sinnbildliche Geschäfte gelernt haben. Liebe des Reinmenschlichen im Menschen, ohne Frage nach seinem Herkommen, Rang, Gold, Vaterland und Glauben; Sehnsucht zur Vollendung im einzelnen Menschen und der gesammten Menschheit im Großen — das macht den wahren Freimaurer. Und Heiligung des Gemüths in der Liebe zum Heiland, dem hocherhabenen Vermittler zwischen uns und Gott — das macht den wahren Herrnhuter; nur diese innere Weihe, keine äusserliche allein. — Und so“ — setzte Salomon mit leiserer Stimme hinzu — „bin auch ich Herrnhuter.“

Herr Selber schloß den Jüngling in seine Arme und sprach laut: „Und so bin auch ich Freimaurer nach deinem Sinne, mein Bruder!“

Die Folgen davon.

Je länger Salomon, der fromme Daniel und die Frauen von Bethanien mit einander in traulichen Gesprächen ihre Gedanken, Meinungen und Gefühle austauschten und berichtigten, je sichtbarer und auffallender war das unwillkührliche Zusammenneigen aller dieser Gemüther. Salomon schien von jeher ein Mitglied der Familie gewesen zu sein. Es war in seinem ganzen Thun und Reden eine Klarheit, daß Alle ihn durch und durch erkannten, als wäre er mit ihnen auferzogen; und sie Alle waren ihm so unverborgen, wie sich Brüder und Schwestern sind. Nur der arme Joseph stand, wie durch eine zauberhafte unsichtbare Hand zurückgehalten, immer ausserhalb dem schönen Kreise engverbundener Seelen, und je zudringlicher er in denselben eintreten wollte, um so weiter sah er sich jedesmal von demselben hinweggerückt. Alle suchten ihn mit Güte und Leutseligkeit auf, und fanden ihn doch immer wie einen Fremdling, der nie zu ihnen gehört habe und nie zu ihnen gehören könne. — Martha sagte am Abend zu Salomon: „Seit die Welt vor meinen Augen dunkel geworden, habe ich noch keinen Menschen so deutlich vor mir gesehen, wie Sie.“ Und die beiden Jungfrauen hingen sich mit so schwesterlicher Ruhe und Harmlosigkeit an seinen Arm, wenn sie die Lustgänge des Gartens mit ihm durchwandelten, als sie es nicht mit Joseph konnten. Sie erzählten ihm aus dem Glück ihres Stillebens; er ihnen von den Pflanzen und Steinen umher, von seinen Reisen, seinen Ansichten der Natur. Sie mochten von einer häuslichen Freude, er von einem Schauspiel der morgenländischen Welt plaudern: jeder Gegenstand, welchen eigene Wahl oder Zufall ihnen gab, war ihren Gemüthern nur, was der wunderbaren Blumensaat eine Erdscholle gilt, Nahrung für das Geistige; ein fester Punkt, groß genug, durch Abstoß sich davon in das Unendliche aufzuschwingen. In süßer Unschuld und Einfalt schwebte ihm da Susannens Schwesterseele vor; in engelhafter Verklärung, die ihn erleuchtend und entzückend durchströmte, Mariens Geist; — er Beiden wie ein heiliges Wesen, in einer ihr ganzes Sein überwältigenden Majestät.

Der erste Abend ihres Beisammenseins hatte zur Folge, daß Salomon den andern Tag nicht weigerte, schon den Mittag in ihrer Gesellschaft zu sein, und am dritten Tag eine Lustfahrt mit der Familie von Bethanien auf's Land zu machen mit den ersten Morgenstrahlen.

Dieser vertrautere Umgang, welcher das gemeinschaftliche Glück zu einer Seligkeit hinaufsteigerte, wie man sie selten genießt, brachte zugleich eine wunderbare Traurigkeit über Alle. Schmerz und Freude sind ein zärtliches Zwillingsgeschwister; reinen Seelen bieten sie aus der gleichen Schale den Nektar der höchsten Lust. Auf den Gipfeln des Glücks zittern wir am bängsten.

Nur Herr Joseph kannte die Wehmuth der lautern Freude nicht. Er fühlte Verdruß und nichts anderes, wenn er sah, wie der Kreis von Bethanien sich enger um Salomon zusammenschloß. Die Sprache Salomons und der Bethanier ward ihm immer dunkler. Sie Alle verstanden sich mit bloßen Hindeutungen, mit einem winkenden Worte. Joseph, der im Leben das Göttlich-Poetische nur ehrenhalber mittrieb, wenn die Leute etwas darauf hielten, fand doch darin nichts als Schwärmerei, und zog das solide Irdisch-Prosaische vor. Darum war ihm sehr daran gelegen, seine Ehestandsangelegenheiten mit Marien so bald als möglich ins Reine zu bringen. Blieb Doktor Weise länger in diesen trauten Verhältnissen, so mußte er mit Recht fürchten, daß Maria ihm ganz entrückt werden würde. Zwar hatte er, auf Frau Martha's Rath, seine Sache bisher im Gebet ganz dem lieben Heiland anheimgestellt; aber es entging seinem Scharfblick nicht, daß er unter so bewandten Umständen dabei zu kurz kommen würde, was ihm eben nicht lieb gewesen wäre. Denn Maria war ein liebliches, ein reiches, ein frommes Mädchen, aller Eitelkeit fremd, und ganz geschaffen, das irdische Jammerthal recht behaglich zu machen.

Er kannte Marien, und hoffte daher ihr Herz früher oder später noch zu erobern, besonders nach der Hochzeit. Auch Salomon kannte er. Er hatte ihn anfangs nur für einen schlauen Abenteurer gehalten und wenig beachtet; bald aber in ihm einen Mann gefunden, der durch Ueberlegenheit des Kopfes und Herzens und der äussern Anmuth den Wermuthschen Planen der gefährlichste Feind werden konnte. Je weniger er Salomon seine Hochachtung versagen durfte, je furchtbarer fand er denselben; und wen man fürchtet, den liebt man nicht.

Nach einem langen Gebete zum Heilande, daß ihm in diesen betrübten Umständen ein ersprießlicher Rath werde, beschloß er, den ersten günstigen Augenblick zu benutzen, um Mariens Herz zu werben, indem er ihr die stille Qual des seinigen offenbarte. Noch dringlicher schien ihm Salomons Entfernung von Bethanien. Denn obgleich der Herr Doktor schon lange von seiner nahen Abreise geredet hatte, verzögerte sie sich doch, nicht nur von Tag zu Tage, sondern auch von Woche zu Woche. Joseph rechnete auf Salomons Tugend und Zartgefühl, und hoffte ihn vermittelst derselben am schnellsten über die Grenzen zu bringen. Er verrechnete sich auch nicht.

Der entscheidende Tag.

Der Tag, welchen er zu seines Entwurfs Vollziehung wählte, begünstigte ihn, ohne daß er es wußte, mehr als jeder andere. Bald nach der üblichen Morgenandacht des Hauses hatte sich Maria in das Zimmer ihrer Mutter begeben, weil diese es gewollt hatte. Martha, oft von Herrn

Wermuth um ihr Fürwort angegangen, gedachte endlich dessen Wunsch bei Marien zu erfüllen. Sie leitete das Gespräch zuerst, wie immer, auf heilige Angelegenheiten und den Zustand der Gemüther.

„Bist du auch recht glücklich, liebe Maria?“ fragte Martha. „Du scheinst mir seit einiger Zeit minder frohsinnig, als sonst.“

Maria schwieg. Die Mutter, welche zu reden fortfuhr, sah weder das Erröthen, noch die Thränen, welche ihr Wort bewirkte. Erst als Maria sich schweigend zu ihr hinüber neigte, beide Arme um den mütterlichen Nacken schlang und einen heißen Kuß auf Martha's Wange drückte, ward diese gewahr, daß die Tochter still weinte.

„Nein,“ sagte Maria, „nein, ich bin nicht ganz glücklich mehr; denn ich bin nicht mehr so gut, als ich's sonst war, da ich mich noch eine harmlose, treue, liebende Braut des Himmels wußte. Meine Gedanken werden dem Himmel abtrünnig, und der Heiland empfängt nur getheilte Empfindungen eines Herzens, das sich ihm ganz gelobt hatte. Alle meine Sehnsucht, meine Hoffnung, meine Freude ist zerrissen; denn ich weiß nicht, wem ich angehöre.“

Martha erschrack, als sie dieses hörte; doch sanft und beruhigend forschte sie weiter, und fühlte Trost, als Maria in treuer Wahrheit ihr Inneres mehr enthüllte und sprach: „Meine Gottesbuldigung will eine Menschenbuldigung werden. Und ob ich gleich fühle, daß meine Gebete inbrünstiger werden, als sie je waren; daß ich die Jesusliebe lebendiger in mir trage, als je; daß ich die ganze Welt herzlicher liebe, als je — es ist doch das Alte nicht mehr. Ich bin in mir selber zwieträchtig, und weiß nicht, ob ich nicht in eben dem Seufzer sündige, in welchem ich mich heiligen möchte. Ich denke, ich lebe, ich athme nur in dem einzigen Menschen, der ausser dir, Mutter, und ausser meinem Vater mir der Ehrwürdigste auf Erden geworden.“

Frau Selber hörte die letzten Worte kaum, so leise flüsterte Maria dieselben.

„Weiß er darum? Hat er sein Herz dir entdeckt?“ fragte Frau Selber, die durchaus unter dem ehrwürdigsten der Menschen keinen andern als Herrn Joseph Wermuth denken konnte. „Es ist keine Sünde, geliebtes Kind, daß du ihn liebst, der dich so herzlich, so fromm, so treu liebt. Die stillen Hoffnungen deines Vaters und meine eigenen Wünsche für dein Glück sind erhört in diesen Thränen.“

„Mein Glück?“ seufzte Maria. „Unmöglich! Zieht er mich nicht mit unbegreiflicher Macht aus der Nähe Jesu hinweg, allein zu sich? Ich bin nicht mehr so gut, als ich war.“

„Bestes Kind, das wolle der liebe Heiland nicht! Du verstehst vielleicht nur dein eigenes Selbst nicht; das macht dich an dir irre und zweifelhaft. Laß die himmlische Vorsehung walten; sie führte dir ihn entgegen, daß in seinem Herzen du zu neuer Liebe des Schönsten und Heiligsten entflammt würdest. Die Strahlen der Liebe, welche du bisher durch das weite göttliche All versandtest, werden nun in einem einzigen Punkt zusammengezogen, leuchtender, brennender. So soll es sein. Wir sind Menschen, und unsere hinfällige Kraft bedarf solches Beistandes zu neuen Aufschwüngen. Das Kind wird durch die Liebe, welche es gegen seine Aeltern empfindet, zur himmlischen Liebe gebildet; die Jungfrau wird, indem sie den Mann ihres Herzens erblickt, aus dem Kindertraum wach. Sie liebt das heilige Unsichtbare in dem sichtbaren Vollkommenen mit höherer Kraft; sie liebt wahrer, menschlicher; die zur Jüngerin Erzogene wird nun Jüngerin aus eigener, nicht aus empfangener, fremder Weihe. Und wirst du einst über geliebten Leichen weinen, dann, Maria, gewinnt die heiße Sehnsucht nach dem dort oben ihren höchsten Gipfel.“

So sprach Frau Selber noch lange, und in Marien ward es heller. Sie verließ ihre Mutter, und begab sich in die Einsamkeit ihres Gemachs. Da erst in der Inbrunst stillen Gebetes, dann in den Tönen des Fortepiano's erhob sich ihre Seele zum Himmel. Sie fühlte sich mit sich selber versöhnt, als sie neben der Liebe zum Himmlischen die Liebe zu dem wunderbaren Salomon wohlbestehen sah. Eine ward durch die andere erhabener, und am Ende in ein einziges Gefühl der Seligkeit aufgelöset.

Als so der größere Theil des Vormittags verschwunden war, eilte sie hinab in den Garten, sich da zu ergehen und zu zerstreuen. Sie irrte von Beeten zu Beeten, und endlich trat sie, weil es heiß werden wollte, in dem kühlen Schatten einer kleinen Laube unter. Da saß Salomon in Gedanken verloren. Ihr Eintritt schreckte ihn auf.

„Es thut mir leid,“ sprach sie eben so erschrocken, und eine schöne Röthe umfloß ihre Wangen, „daß ich Sie in Betrachtungen unterbrach.“ Sie wollte umkehren. — „Nein, meine Freundin, fliehen Sie nicht!“ rief er, und ergriff ihre Hände. „Ich war doch schon bei Ihnen im Geiste.“ Sie senkte mit schüchterner Verwirrung die Blicke zur Erde nieder.

Da standen Beide, plötzlich durch eine unbekannte Macht ergriffen, zitternd bis in ihr Innerstes, wie die Unschuld vor dem Verbrechen; selig, begierdenlos, aufgelöset im Uebermaß niegeahneter Wonnen, wie Vollendete in Gott. Daß erst Beider Hände sich fest und zart zusammenschlossen; daß dann Maria an Salomons Brust gezogen ward; daß er seine Arme liebend um sie hinwarf; daß sie dann mit einem gebrochenen Blick zu ihm empor sah, wie eine Segnende — von dem allem wußten Beide kein Wort.

Und da sie aus dem Traum traten, oder aus der Entzückung, Beide erstaunt und furchtsam, Beide beglückt, sich zu sehen, flüsterte Maria, indem sie ihren Arm um den seinigen legte, um einen Gang durch den Garten zu thun: „O Sa-

lomon, bin ich denn des Lebens werth?« — Und Salomon erwiederte: »Maria, jetzt weiß ich, daß ich des Lebens werth bin!«

Als sie zu den Andern kamen, glichen sie höhern Wesen. In Beider Tönen, Bewegungen und Zügen lag das Gepräge einer Erhabenheit über alles irdische Weben und Leben.

In dieser Stimmung war's, daß Salomon am Abend desselben Tages von Herrn Joseph Wermuth vertraulich beiseite geführt ward. In dieser Stimmung vernahm er dessen Verhältniß zu Mariens Aeltern, und dessen Ansprüche auf Mariens Hand; und wie jetzt durch Salomons Eintritt in den Familienkreis von Bethanien alle diese Verhältnisse zerrissen, sein und Mariens Frieden gestört und ein stiller Kummer über alle gekommen sei. Josephs Schmerz bei dieser Mittheilung, Josephs Offenheit und Zuversicht auf den Edelmuth und Zartsinn seines Nebenbuhlers wirkten tief auf Salomon, der bisher noch nie auf eine ernstere Verbindung mit Marien gedacht, noch zu denken gewagt. Seine mittelmäßigen Vermögensumstände und daneben Mariens Reichthum, — die Verschiedenheit seiner und der Religionsverhältnisse ihrer Aeltern, — dann in seinem Gemüth der Widerwille selbst gegen den Schein, als möge er durch weibliche Hand seine Vermögensumstände bessern, oder um eines Mädchens willen seinen Grundsätzen entsagen und herrnhutische Formen annehmen, — das alles entschied ihn schnell zum Sieg über sich selbst. Er umarmte Joseph von Herzen. »Ich danke Ihnen«, sprach er, »für Ihr edles Zutrauen. Ich werde kein Störer Ihres Glücks, ich will nicht der sein, welcher Unfrieden in diese tugendhafte Familie bringt.«

Sie kehrten zu den Andern zurück; Salomon mit blutendem, geopfertem Herzen; Joseph mit dem Hochgefühl des errungenen Sieges, fröhlicher als jemals. Salomon verließ diesen Abend Bethanien früher, denn gewöhnlich. Da er hinter sich die Thür des Gartens schloß, zum letztenmal, und zur Stadt wandelte, ward ihm, als schlösse sich das Leben.

Noch in derselben Nacht wurden Wagen und Pferde bestellt zur Abreise. In wenigen Zeilen an Herrn Selber sagte er ihm und den Lieben in Bethanien Lebewohl; wünschte Marien Glück an Josephs Herzen; verhieß nach einem halben Jahre wieder zu kommen, wegen Martha's Augen.

Beruhigung.

Im Hause seines Vaters, in seiner Geburtsstadt, unter seinen Brüdern, Blutsverwandten und ehemaligen Kindheitsgenossen, in der Einrichtung eigenen Hauswesens, in den Geschäften seines ärztlichen Berufes fand Salomon freilich Trost und Zerstreuung genug. Aber doch verfloß mehr als ein halbes Jahr, ohne daß er, wie er erwartete, Muth gewonnen hätte, Bethanien wieder zu sehen. Alles von da glich ihm einem Traum. Nie empfand er Reue über die Art, wie er Bethanien verlassen; aber auch nie Ersatz für das verlorene Glück. Seinem edeln Vater hatte er die Begebenheit jener Tage und sein ganzes Gemüth offenbart. Der Vater nahm ihn segnend in die Arme und sprach: »Du thatest, wie du solltest, mein Sohn. Du hast ein höheres Glück in dir selbst gefunden, als du draussen verlorst. Du bist ein freier, selbstständiger Mensch. Deine wunden Gefühle werden mit dem Lauf der Zeiten verbluten; aber das Bewußtsein der Tugend wird dich erheben und nie verlassen.«

Herr Selber hatte an Salomon einen ungemein freundschaftlichen Brief geschrieben, worin er die Bestürzung der ganzen Familie über das plötzliche Verschwinden schilderte; dennoch aber hinzusetzte: »Du hast deiner würdig gethan, mein Bruder!« und in Betreff von Mariens Verhältnissen zu Joseph nur sagte: »Wir erwarten mit stiller Ergebung, was unsers Herrn Wille ist.« Salomon beantwortete den Brief nicht; er vernichtete denselben sogar, um durch seinen Anblick nicht in einem Frieden gestört zu werden, den er mit großer Sorge und Vorsicht in sich zu schaffen suchte.

Seitdem erschien von Bethanien her keine Zeile mehr. Der Winter verfloß. Zufällig vernahm Salomon von einem Reisenden, daß Maria längst nicht mehr in Bethanien bei ihren Aeltern sei. Sie hatte also Josephs Hand angenommen. Diese Nachricht, erst erschreckend, ward ihm doch bald mehr als jede andere erquickend. »So hast du denn wahrlich wohlgethan, ihre Nähe zu meiden,« sprach er zu sich selbst, »ehe du eine erwachende Neigung zu dir in Leidenschaft verwandeltest, deren Flammen das Paradies eines Engels verzehrt haben würden.«

Im folgenden Frühling hatte er schon so viel Gemüthsstärke, Herrn Selber in einem Brief zu ersuchen, sich mit seiner blinden Gemahlin in eine benachbarte Stadt zu begeben, wo der Versuch gemacht werden sollte, ihre Augen von den Schuppen des Staars zu befreien. Doch fügte er zwei Bedingungen hinzu: die eine, daß Maria nicht gegenwärtig sein dürfe; die andere, daß auch Niemand ihm von Marien reden möchte, wenn er selbst zuerst fragen würde.

Herr Selber erklärte in der Antwort, daß er die Bedingungen erfüllen und zur bestimmten Zeit in der bestimmten Stadt mit Martha eintreffen werde. Salomon reisete dahin. Es war ihm wie Trost gegen große und geheime Furcht, daß sich sein vortrefflicher Vater entschloß, ihn dahin zu begleiten, um die Bekanntschaft jenes frommen, ehrwürdigen Paars zu machen, und Zeuge der wichtigen Augenheilung zu sein. Denn in der Nähe des Vaters fühlte sich Salomon immer stärker; ja, er glaubte, was er jedoch nicht wagen wollte, selbst den Anblick von Wermuths liebens-

würdiger Gattin ruhiger ertragen zu können an seines Vaters Seite.

Heilung.

Die erste Zusammenkunft im Gasthofe der bezeichneten Stadt war zwischen so guten, einander in reinster Freundschaft verwandten Menschen unendlich rührend. Nicht mit Worten, nur mit Thränen und wiederholten Umarmungen begrüßte man sich. Und als man von der ersten frohen Wehmuth sich erholt hatte, sprach man — sorgfältig Alles meidend, was eine Wunde berühren konnte — von den kleinen Vorfällen der Reise, von der schönen Blüthenzeit, von hundert unbedeutenden Dingen. Bald war man wieder zu einander gewöhnt; das Gespräch erhielt seine ehemalige Unbefangenheit; man schien das Gedächtniß für das Schmerzhafte des Vergangenen verloren zu haben; Mariens ward mit keiner Silbe gedacht, selbst Suschens nicht, um nicht an deren schwesterliche Freundin zu mahnen. Salomons Vater und Herr Selber, beide fast im gleichen Alter, beide von gleichen Gefühlen gegenseitiger Hochschätzung belebt, wurden schon den ersten Tag Herzensfreunde, und schienen sich nicht von einander mehr trennen zu können.

Der Wirth des Gasthofes, welcher vor der Stadt ein kleines Gartenhaus im Grünen hatte, zur Noth für eine Familie von wenigen Personen bewohnbar, räumte dasselbe, auf Salomons Verlangen, seinen Gästen ein. Dort wollte der Arzt die Unternehmung an Martha's Augen verrichten, wo man theils vom Getöse ab- und zugehender Fremden entfernt sein, theils sich des erquickenden Schmelzes der Wiesenfluren erfreuen konnte für das Gesicht der zu Heilenden.

Gleich den andern Tag, nachdem sie hinausgezogen waren, wurden Anstalten zum Stechen des Augenstaars gemacht. Salomon vollbrachte dies Werk in so kurzer Zeit — es war ein Geschäft von wenigen Minuten —, daß weder Martha noch die anwesenden Zeugen es schon beendet glaubten. Die wunden Augen wurden so schnell verbunden, daß selbst Martha zweifelte, ob sie wirklich sehen könne, wiewohl es ihr jedes Mal, wenn er mit fester Hand den zarten, gewagten Schnitt machte, wie Blitz in's Auge flammte. Er aber versicherte, sie habe ihr Gesicht wieder; und als er den zweiten Tag die Binde von ihrem Antlitz nahm, ward sie dessen selbst gewiß. Beinahe zehn Tage blieb sie in der Dunkelheit des Zimmers, um sich allmälig zum Sehen zu gewöhnen; aber ihren Gatten wie ihren Arzt erkannte sie in den sparsamen Dämmerungen. Wer beschreibt das Entzücken der Sehendgewordenen? wer das Entzücken des frommen Daniel?

Als sie an einem warmen mondhellen Abend zum ersten Mal ohne Binde in's Freie hinausgeführt ward, und die blühende Welt nach so vielen Jahren wieder um sich her schweben sah in allem Zauber der wunderbaren Beleuchtung, erhob sie stumm ihre gefalteten Hände zum Sternenhimmel, sank auf's Knie, legte dann ihr Angesicht demuthvoll zur Erde und betete mit lauter Stimme in der Inbrunst eines dankbaren Herzens. Aller Herzen wurden weich — Alle beteten ihr leise nach.

Wie sie schwieg und sich erhob, sah sie die drei Männer neben sich und in enger Umarmung zusammengeschlossen. „Laßt auch mich meinen Retter und Arzt an's Herz drücken!“ rief sie, und schloß den Jüngling fest an ihre Brust.

„O Salomon! Salomon!“ rief sie: „Mein Mund soll dich anreden, wie dich mein Herz im Gebet vor dem Herrn nannte! Gib mir noch zu meiner heutigen Freude eine Seligkeit. Laß mich ungestraft dankbar sein. Ich bin Mutter! Ich bin Mutter, Salomon, mein Salomon; ich bin Mutter, und habe mein Kind seit so vielen Jahren nicht gesehen! — Vergib, daß ich von der rede, von der ich vor dir schweigen sollte. Aber ich bin Mutter; o gönne mir, meine Tochter zu sehen!“

Salomon antwortete bewegt nach einiger Stille: „Sie sollen und können Ihre Tochter sehen.“

„O Mutter!“ riefen zwei weibliche Stimmen: „Mutter! Nimm uns an dein Herz!“

Maria und Susanna traten, oder schwankten vielmehr, halb ohnmächtig aus dem Gartenhause; mit ausgebreiteten Armen wendete Martha sich zu ihnen um, und schloß Beide an ihre Brust. Salomon hörte die wohlbekannte Stimme, sah die wohlbekannte Engelsgestalt, und stand wie versteinert. Endlich gefaßter sprach er zu Herrn Selber: „Ich glaubte Ihre Tochter weit von hier; ich fürchte, es könne Ihre Gemahlin zu sehr erschüttern.“

Herr Selber nahm mit Herzlichkeit Salomons zitternde Hand in seine beiden Hände, und sprach: „Mein lieber Bruder, vergib den Betrug — dein guter Vater verhieß, ihn bei dir zu verantworten. Er war's, der mir gleich nach glücklich vollbrachter Augenöffnung zuredete, Marien aus dem Ort kommen zu lassen, wohin sie sich bald nach deiner Entfernung von uns in das Chorhaus der ledigen Schwestern begeben hatte, um getrennt von der Welt ihrem Heiland ganz zu gehören. Ich war schwach, und gehorchte deinem guten Vater nur allzugern.“

Dann trat Salomons Vater zu ihm heran und sagte: „Herr Selber hat mir ein Recht auf sein Kind gegeben, wie ich ihm auf dich gab. Zürne nicht, Salomon. Deine alten Wunden sollen nicht wieder bluten.“

Indem sie noch redeten, führten Herr und Frau Selber ihre Tochter Maria gegen Salomon. Sie war blässer, aber schöner. Ihre bethränten Augen suchten den Geliebten, der sie mit den

Worten: „Braut des Himmels!“ begrüßte, und nun zitternd, sprachlos vor ihr stand.

Sie antwortete nicht. Ihr schönes Haupt sank verschämt auf ihren Busen nieder. Die Aeltern legten ihre Tochter an seine Brust und sagten: „Wir möchten gern dankbar sein. Dein Vater sagt: du liebest sie. Wir sagen dir: sie liebt dich!“

Es umschlangen sich Maria und Salomon unter dem Segen ihrer frommen Aeltern.

Die Walpurgisnacht.

Der Versucher.

Ich befand mich fern vom Hause in Geschäften zu Prag. Es war im April. Wie angenehme Zerstreuung es auch für mich gab, konnte ich doch das Heimweh nach unserm Städtchen nicht unterdrücken, wo mein junges Weib schon sieben Wochen auf meine Heimkehr hoffte. Seit unserm Hochzeittag waren wir nie so lange getrennt gewesen. Freilich Fanny schickte mir regelmäßig alle Woche Briefchen zu; aber diese Zeilen voller Liebe, Verlangen und Wehmuth waren Oel ins Feuer. Ich wünschte Prag und den heiligen Nepomuk vierunddreißig Meilen nordostwärts hinter mir.

Wer nicht ein liebenswürdiges, blauaugiges Weibchen von zweiundzwanzig Jahren hat, reizend wie die Liebe, umspielt von zwei blühenden Liebesgöttern; wer in solch ein Wesen nach fünfjähriger Ehe nicht fünfhundertmal verliebter ist, als den Tag vor der Hochzeit, dem erzähle ich vergebens von meinem Heimweh.

Genug, ich dankte jauchzend dem Himmel, als die Geschäfte endlich abgethan waren. Ich nahm bei den wenigen Bekannten und Freunden Abschied, und sagte dem Wirth, er solle die Rechnung geben. Andern Tags wollte ich mit der Post fort.

Am Reisemorgen erschien der Wirth, gehorsamst aufzuwarten, mit zahlenreicher Rechnung; ich hatte des baaren Geldes nicht genug zur Tilgung meiner Schuld und zu Ausgaben unterwegs. Da wollte ich einen guten Wechsel versilbern. Ich griff nach der Brieftasche, und suchte sie in allen Taschen, allen Winkeln. Sie war fort. Da ward mir nicht wohl: denn ich hatte für mehr denn vierzehnhundert Thaler Papier darin, und das ist doch keine Kleinigkeit unterm Himmel.

Es half mir auch nichts, daß ich die Stube umkehrte — die Brieftasche war verschwunden.

„Dacht' ich's doch:“ sagte ich zu mir selbst: „Wird der Mensch einen Augenblick seines Lebens froh, sitzt der Teufel gleich hinterm Hag und spielt ihm einen Possen. Man sollte sich in der Welt über nichts freuen, so hätte man auch der Höllenangst und des Verdrusses weniger. Ich habe es so oft schon erfahren.“

Entweder war die Brieftasche gestohlen oder verloren. Ich hatte sie noch den Tag vorher in Händen gehabt; ich pflegte sie in der Brusttasche meines Ueberrocks bei mir zu tragen. Auch lagen Fanny's Briefe darin. Es war mir, als hätte ich sie noch des Abends beim Entkleiden gefühlt. Wie nun meine theuern Papiere wieder bekommen? Denn wer sie hatte, konnte sie jede Stunde nach Belieben in Gold oder Silber verwandeln.

Da fing ich an zu fluchen, was sonst meine Leibsünde nicht ist. Ginge noch, wie in den guten, alten Zeiten, der Teufel herum, wenn auch wie ein brüllender Löwe, ich hätte auf der Stelle mit ihm einen Pakt geschlossen. Indem ich dies dachte, fiel mir eine Gestalt ein, die ich etwa acht Tage vorher beim Billard in einem verschossenen Rothrock gesehen hatte, und die mir damals wie ein menschgewordener Höllenfürst vorgekommen war. Es überlief mich kalter Schauer. Und doch war ich so verzweifelt, daß ich dachte: „Meinethalben, und wenn er's wäre, jetzt würde er mir ganz willkommen sein, schaffte er mir nur die Brieftasche wieder.“

Indem ward an meine Stubenthür gepocht. „Hollah!“ dachte ich: „Der Versucher wird doch aus Spaß nicht Ernst machen?“ Ich lief zur Thür; in Gedanken hatte ich den berüchtigten Rothrock, und glaubte in der That, der werde es sein.

Und siehe — wunderliche Ueberraschung! — da ich die Stubenthür öffnete, trat mit flüchtigem Kopfnicken der Versucher herein, an den ich gedacht hatte.

Nähere Schilderung.

Ich muß erzählen, wo und wie ich die Bekanntschaft dieser Erscheinung gemacht hatte, damit man mich nicht für einen alovernen Träumer halte.

An einem Abend war ich in ein Kaffeehaus oder Casino in der Neustadt gegangen, wohin mich schon einmal ein Bekannter zum Billard geführt hatte. Ich hoffte da die neuesten Zeitungen zu finden. An einem Tischchen spielten zwei Herren sehr nachdenkend ihre Partie Schach. Einige junge Männer saßen am Fenster in lebhaftem Gespräch über Todtenerscheinungen und Natur der menschlichen Seele. Ein kleiner ältlicher Mann, in scharlachrothem Ueberrock, wanderte, die Hände

auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. Ich nahm ein Glas Danzigerwasser und die Zeitungen.

Niemand machte meine Andacht so rege, als der scharlachrothe Spaziergänger. Ich vergaß selbst die Zeitungen und den spanischen Krieg. Er hatte, wie in der Kleidung etwas Geschmackloses, in Gestalt, in Bewegungen, in Gesichtszügen etwas Auffallendes und Widerliches; von weniger, als mittlerer Größe; aber starknochigt, breitschultrig; mochte fünfzig bis sechszig Jahre haben, und ging mit dem Kopfe gebückt, wie ein Greis. Ein pechschwarzes, glänzendes Haar hing ihm glatt und spießig um den Kopf. Das schwarzgelbe Gesicht mit der Habichtsnase und den vorragenden Backenknochen hatte etwas Grausenvolles. Denn während alle Züge kalt und eisern waren, schimmerte sein großes Auge so lebhaft, wie das Auge eines begeisterten Jünglings, ohne daß man darin Begeisterung und Seele las. Der, dachte ich, ist geborner Scharfrichter, oder Großinquisitor, oder Räuberhauptmann, oder Zigeunerkönig. Des Spaßes willen könnte der Mann Städte in Flammen auflodern und Kinder an Speeren zappeln sehen. Ich möchte nicht mit ihm in einem Walde allein reisen. Er hat gewiß in seinem Leben noch nicht lächeln können.

Allein ich irrte mich. Der Mensch hörte den jungen Herren am Fenster zu, und lächelte einigemal über ihre Reden. Aber, Gott sei bei uns, das war ein Lächeln! Es überlief mich eiskalt. Die schadenfrohe Hölle schien aus allen Zügen zu grinsen. Wenn der im rothen Rocke nicht der Teufel ist, dachte ich, so ist's sein Bruder. Ich sah ihm unwillkührlich nach den Füßen, den bekannten Pferdehuf zu beobachten, und richtig, er hatte einen Menschenfuß, wie unser einer, und sein linker war ein Klumpfuß im Schnürstiefel. Doch hinkte er damit nicht, und trat überhaupt so schleichend auf, wie über Eierschalen, die er nicht zerdrücken wollte. Er hätte sich für baares Geld sehen lassen können, um die Voltaire's abergläubig zu machen.

Den spanischen Krieg vergaß ich durchaus. Ich hielt zwar die Zeitung vor mir hin, schielte jedoch darüber hinaus, um die merkwürdige Gestalt länger zu beobachten.

Indem der Rothrock am Schachtisch vorbeiging, sagte einer der Spieler zu seinem düster und verlegen da sitzenden Gegner mit triumphirender Miene: „Sie sind ohne Rettung verloren.“ Der Rothrock blieb einen Augenblick stehen, warf einen feurigen Blick über das Spiel, und sagte zum Sieger: „Sie sind geblendet; beim dritten Zug unausbleiblich matt.“ Der Sieger lächelte vornehm; der Bedrängte schüttelte zweifelnd den Kopf und zog — beim dritten Zug war der vermeinte Sieger in der That schachmatt.

Während die Kämpfer ihr Spiel wieder aufstellten, sagte einer von den jungen Männern am Fenster zum Rothrock heftig: „Sie lächeln, Herr, unser Streit scheint Sie zu interessiren? Aber Ihr Lächeln sagt mir, daß Sie entgegengesetzter Meinung sind über die Natur der Welt und der Gottheit. Haben Sie Schelling gelesen?“

„Ja wohl!“ sagte der Rothrock.

„Und was will Ihr Lächeln sagen?“

„Ihr Schelling ist ein scharfsinniger Dichter, der die Gaukeleien seiner Einbildungskraft darum für Wahrheit hält, weil ihn niemand widerlegen kann, als mit andern Träumen, die aber dann mit noch größerm Scharfsinn vertheidigt werden müßten. Es geht den Philosophen heut, wie immer. Blinde disputiren über Farbentheorien, und Taube über die Kunst des reinen Satzes in der Musik. Alexander hätte gern Schiffbrücken zum Monde geschlagen, um ihn zu erobern, und die Philosophen, unzufrieden im Kreise der Vernunft, wollen gern übervernünftig werden.“

So sagte der Rothrock. Da gab's Lärmen. Er aber hielt nicht Stand, nahm den runden Hut und schlich davon.

Ich sah ihn seitdem nie wieder, aber vergaß die auffallende Gestalt mit der Höllenphysiognomie nicht, und fürchtete mich, sie im Traume zu erblicken.

Nun stand er unverhofft vor mir im Zimmer.

Die Versuchung.

„Um Verzeihung, wenn ich Sie störe!“ sagte er: „Habe ich die Ehre, Herrn Robert ... zu sprechen?“

„Der bin ich in der That!“ erwiederte ich.

„Womit beweisen Sie das?“

Sonderbare Frage, dachte ich, ohne Zweifel ein Polizeispion. Es lag ein halbzerrissener Brief auf meinem Tisch. Ich zeigte ihm die an mich gerichtete Zuschrift auf dem Umschlag.

„Ganz gut,“ sagte er, „allein Sie tragen einen Namen, der so allgemein ist, daß man dergleichen in allen Winkeln Deutschlands, Ungarns und Polens findet. Geben Sie mir nähere Umstände an. Ich möchte mit Ihnen Geschäfte machen. Man hat mich an Sie adressirt.“

„Mein Herr,“ sagte ich, „verzeihen Sie, ich kann jetzt nicht an Geschäfte denken; bin auf dem Sprung zur Abreise und habe noch tausend Dinge zu besorgen. Auch irren Sie sich wohl in meiner Person, denn ich bin weder Staatsmann noch Kaufmann.“

Er maß mich mit großen Augen, und sagte: „So?“ Er schwieg eine Weile, und schien im Begriff umzukehren, dann aber fing er an: „Sie haben doch Handelsgeschäfte in Prag gemacht? Ist nicht Ihr Herr Bruder auf dem Punkt, Bankerot zu machen?“

Ich muß feuerroth geworden sein, denn davon wußte, glaubte ich, ausser meinem Bruder keine Seele, als ich. Auch lächelte der Versucher wieder sein entsetzlich-schadenfrohes Lächeln.

„Mein Herr, Sie irren sich noch einmal!“ sagte ich. „Zwar habe ich einen Bruder, und mehr,

als einen, aber keinen, der an Bankerot denkt, oder dergleichen zu fürchten hätte.“

„So?“ murmelte der Versucher, und seine Züge wurden wieder hart und eisern.

„Mein Herr,“ — sagte ich etwas empfindlich, denn es war mir gar nicht lieb, daß jemand in Prag lebte, der von meines Bruders Umständen unterrichtet war, und ich fürchtete, der Schlaukopf wolle in mein Spiel sehen, wie dem Schachspieler im Kaffeehause — „Sie sind gewiß an den unrechten Mann gewiesen. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Sie ersuche, sich kurz zu fassen. Ich habe keinen Augenblick zu versäumen.“

„Gedulden Sie sich nur eine Minute,“ erwiederte er, „es liegt mir daran, mit Ihnen zu reden. Sie scheinen unruhig und verlegen. Ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren? Sie sind fremd hier. Ich zwar gehöre auch nicht nach Prag, und sehe die Stadt seit zwölf Jahren zum erstenmal. Allein ich weiß zu allen Dingen guten Rath. Vertrauen Sie sich mir. Sie haben das Gesicht eines Biedermanns. Brauchen Sie Geld?“

Da lächelte, oder vielmehr grinsete er wieder, als wollte er mir meine Seele abkaufen. Sein Wesen ward mir immer verdächtiger; ich schielte von ungefähr nach seinem Klumpfuß, und wirklich wandelte mich abergläubige Furcht an. In keinem Falle wollte ich mich mit dem verdächtigen Wesen einlassen, und sagte: ich hätte kein Geld nöthig. „Da Sie mir es aber so großmüthig antragen, mein Herr, darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“

„An meinem Namen kann Ihnen nicht viel liegen,“ erwiederte er, „der thut nichts zur Sache. Ich bin ein Mannteuffel. Gibt mir der Name bei Ihnen mehr Zutrauen?“

„Ein Mannteuffel?“ sagte ich, und wußte in seltsamer Verlegenheit nicht, was ich sagen wollte, und ob das ganze Ding Ernst oder Spaß sei.

Indem ward an die Thüre gepocht. Der Wirth trat herein und brachte mir einen Brief, der von der Post gekommen war. Ich nahm ihn.

„Lesen Sie nur den Brief erst,“ fing der Rothrock an, „nachher können wir schon weiter sprechen. Der Brief ist ohne Zweifel von Ihrer liebenswürdigen Fanny.“

Ich ward verlegener, als je.

„Wissen Sie nun endlich,“ fuhr der Fremde fort und grinsete: „wissen Sie nun, wer ich bin, und was ich von Ihnen will?“

Es lag mir auf den Lippen, zu sagen: „Mein Herr, Sie sind, glaube ich, der Satan, und möchten meine arme Seele zum Frühstück?“ doch hielt ich an mir.

„Noch mehr,“ setzte er hinzu: „Sie wollen nach Eger. Gut, mein Weg geht durch das Städtchen. Ich reise morgen ab. Wollen Sie einen Platz in meinem Wagen annehmen?“

Ich dankte, und sagte: ich habe schon Post bestellt.

Da ward er unruhiger, und sagte: „Es ist Ihnen nicht beizukommen. Aber Ihre Fanny, den kleinen Leopold und August muß ich doch im Vorbeigehen kennen lernen. Errathen Sie noch nicht, wer ich bin und was ich will? In des Teufels Namen, Herr, ich möchte Ihnen gern einen Dienst leisten. Reden Sie doch.“

„Gut!“ sagte ich endlich: „Wenn Sie ein Hexenmeister sind, mir ist meine Brieftasche fortgekommen. Rathen Sie mir, wie ich sie wieder bekomme?“

„Pah, was ist an einer Brieftasche gelegen? Kann ich Ihnen sonst nicht . . .“

„In der Brieftasche waren aber wichtige Papiere, über vierzehnhundert Thaler an Werth. — Rathen Sie mir, was habe ich zu thun, wenn sie verloren ist? und was, wenn sie gestohlen ist?“

„Wie sah die Brieftasche aus?“

„Seidenüberzug, hellgrün, mit Stickerei, mein Namenszug von Blumen darin. Es war eine Arbeit von meiner Frau.“

„So ist der Ueberzug mehr werth, als die vierzehnhundert Thaler.“ Er lächelte mich wieder dabei mit seiner fürchterlichen Freundlichkeit an; dann fuhr er fort: „Da muß Rath geschafft werden. Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Verlust ersetze?“

Bei diesen Worten sah er mich so scharf und sonderbar an, als wollte er mir die Antwort: „Ich verschenke Ihnen meine Seele!“ auf die Zunge legen. Da ich aber verlegen still schwieg, grif er in die Tasche und zog meine Brieftasche vor.

„Da haben Sie Ihr Kleinod und die vierzehnhundert Thaler nebst Zubehör!“ sagte er.

Ich war ausser mir. „Wie kommen Sie dazu?“ rief ich, und blätterte in der Brieftasche, und fand, daß nichts fehlte.

„Gestern Nachmittag um vier Uhr fand ich die Brieftasche auf der Moldaubrücke, und steckte sie ein.“

Richtig um die gleiche Zeit war ich über die Brücke gegangen, hatte die Brieftasche in Händen gehabt und eingesteckt.

„Vermuthlich nebenbei gesteckt!“ sagte der Rothrock. „Nun aber wußte ich nicht, ob mein Fund von einem zu Fuß oder zu Pferd, hinter oder vor mir verloren war. Ich blieb eine Stunde lang auf der Brücke, einen Suchenden abzuwarten. Als niemand kam, ging ich in mein Wirthshaus. Ich las den Inhalt, die Briefe, um daraus den Verlierer zu erforschen. Eine Adresse zeigte mir Ihren Namen und Ihren Aufenthalt in diesem Gasthofe an. Darum machte ich mich jetzt zu Ihnen auf. Schon gestern Abend war ich hier, und fand Sie nicht.“

Lieber Gott, wie kann man sich doch mit seiner Physiognomik täuschen! Ich hätte meinem Mannteuffel um den Hals fallen mögen. Ich sagte ihm die verbindlichsten Dinge. Meine Freude war so übermäßig, als vorher mein Verdruß. Er wollte aber nichts von allem hören.

„Grüßen Sie Ihre schöne Fanny von mir,

Reisen Sie glücklich. Wir sehen uns schon einmal wieder!« sagte er, und ging davon.

Heimkunft.

Nun wollte ich aufbrechen, abreisen. Ich zahlte den Wirth. Mein Knecht, mit dem Koffer auf dem Rücken, ging vor mir her, ich die Treppe hinab. Da kam mein Bruder die Treppe herauf, derselbe, deswillen ich in Prag war.

Natürlich, aus der Abreise ward nun nichts. Wir gingen in mein Zimmer zurück. Da hörte ich denn mit Vergnügen, die schwankenden Vermögensverhältnisse meines Bruders hätten sich zu ihrem Vortheil geändert. Ein sehr bedeutender Verlust war ihm durch ungeheure Spekulation in Baumwolle und Kaffee sechsfach vergütet. Er war nach Prag geeilt, um seine Angelegenheit selbst zu berichtigen. »Jetzt habe ich mein Schäfchen in's Trockne gebracht,« sagte er, »aber Angst habe ich ausgestanden. Nun gebe ich dem Handel gute Nacht. Ich lege mein Geld lieber an mäßigen Zins, so laufe ich nicht Gefahr, heut ein Millionär, morgen ein flüchtiger Bettler und Betrüger zu sein. Darum komme ich, dir für deine brüderliche Treue zu danken, und mich mit meinen Leuten für immer auseinander zu setzen.«

Ich mußte ihn zu verschiedenen Häusern begleiten. Aber er spürte meine Ungeduld und mein Heimweh; drum nach einigen Tagen rieth er mir, ohne ihn zurück zu reisen. Das that ich denn auch, weil sich sein Aufenthalt in Prag wohl auf mehrere Wochen verlängerte. Ich nahm Extrapost und flog meiner geliebten Heimath entgegen.

Unterwegs fiel mir noch immer der seltsame Mannteufel ein. Ich konnte die Figur mit dem rothen Rock, dem Klumpfuß und der wüsten Gesichtsbildung nicht vergessen. Ich besann mich noch, daß ihm ein Büschel seiner schwarzen Haare über der Stirn emporstanden. Vielleicht hatte er ein kleines Horn darunter, und dann war der Beelzebub fertig vom Wirbel bis zur Sohle.

Zwar die Brieftasche hatte er wieder gebracht; ehrlicher konnte kein Mensch in der Welt sein. Er hatte Fanny's Briefe und meines Bruders mir gegebene Instruktion gelesen, so konnte er freilich von meinen Geheimnissen unterrichtet sein. Allein dann das Gesicht dazu — nein, so unleserlich schreibt die Natur sonst nicht! — Genug, hätte ich jemals an das Dasein eines Mephistopheles geglaubt, würde ich diesmal keinen Augenblick daran gezweifelt haben.

Ich hing träumend diesen Gedanken nach, und läugne sogar nicht, daß ich mich recht willig dem Spiel meiner Einbildungen überließ. Es vertrieb mir die Langeweile. Ich nahm an, mein ehrlicher Mannteufel könnte wohl der ächte Teufel sein; seine Ehrlichkeit eine Hinterlist, um dem Himmel meine arme Seele wegzuschnappen. Und wenn er es nun wäre, was könnte er mir wohl bieten? — Gold und Gut? — Ich war nie geldsüchtig. Einen Thron? Ja, den hätte ich wohl für acht Tage besessen, um der Welt Frieden zu geben; aber dann wäre ich wieder in meine bescheidene Wohnung zurückgegangen, um, ein zweiter Cincinnatus, eigenhändig Rüben zu bauen. — Hübsche Weiber? ein Harem voll der schönsten Helenen, Armiden und Amanden? Nein, wenn ich an Fanny dachte, kamen mir die reizendsten Zirkassierinnen wie alte Weiber vor. Ich hätte keinen Strohhalm darum gegeben, einmal Doktor Faust zu sein. Und wozu das? Ich war glücklich! Glücklich? Nein, das doch auch nicht ganz, eben weil ich so glücklich war. Ich fürchtete mich ein wenig vor Freund Hain, dem Knochenmann, der mit der verwünschten Hippe mir meine Fanny, meine beiden Söhne, mich selbst wegmähen konnte. Und dann wäre es doch die große Frage, ob und wie wir uns im Paradiese wieder zusammen finden würden? — Ich hätte wohl einen Blick ins künftige Leben geworfen, um mich zu beruhigen. Aber gesetzt, mein Teufel hätte mir den frommen Wunsch erfüllen, und mich durch einen Spalt der Himmelspforte hinüberblinzeln lassen, was würde mir ein Unterthan Adramelechs anderes haben zeigen können, als seine Hölle?

Doch genug von den Possen.

Ich war von Prag bis zu unserm Städtchen zwei Tage und eine Nacht unterwegs. Aber den zweiten Tag ward's spät. Umsonst schalt und spornte ich die Postknechte mit Wort und Geld — es ward immer später, immer dunkler, und ich immer sehnsuchtsvoller. Ach, seit beinahe einem Vierteljahr hatte ich ja Fanny nicht gesehen! meine Kinder nicht, die um die junge Mutter, wie zwei Rosenknöspchen um eine kaum aufgeschlossene Rose blühten! — Ich zitterte vor Entzücken, wenn ich daran dachte, die Liebenswürdigste ihres Geschlechts, mein Weib, sei noch heute in meinen Armen.

Es ist wahr, ich hatte, ehe ich Fanny kennen lernte, auch schon geliebt gehabt. Es gab einst eine Julie für mich, die mir durch den Stolz ihrer Aeltern entrissen und einem reichen polnischen Edelmann zum Weibe gegeben war. Unsere Liebe war die erste für uns beide — an gegenseitige Vergötterung und Raserei grenzend. Wir schworen uns noch in der Abschiedsstunde ewige Liebe über Leben und Grab hinaus, und Küsse und Thränen hatten die Eide besiegelt. Aber man weiß nun, wie es damit geht. Sie ward Frau Starostin, und ich sah Fanny. Meine Liebe zu Fanny war eine heiligere, tiefere, zärtlichere. Julie war einst die Gottheit meiner Phantasie; allein Fanny die Angebetete meines Herzens.

Es brummte die Glocke des heimathlichen Städtleins ein Uhr, da wir in die schlafende Straße einfuhren. Ich stieg beim Posthause ab, ließ den Knecht nebst dem Koffer zurück, weil ich selbst, falls in meinem Hause Alles schlafen würde,

wieder zurückkehren wollte, und schlich hinaus zur Vorstadt, an deren Ende mein freundliches Haus im Schatten hoher Nußbäume mir schon von weitem mit seinen Fenstern im Mondschein entgegenschimmerte.

Verhaßter Besuch.

Und Alles schlief! — o Fanny, Fanny, hättest du gewacht, wie viel Jammer und Schrecken wären mir erspart worden! — Sie schliefen, mein Weib, meine Kinder, mein Gesinde; nirgends Licht! Ich wanderte zehn Mal ums Haus herum — Alles verschlossen. Aus dem Schlaf jagen wollte ich doch keinen. Besser das Entzücken des Wiedersehens für die vom Schlummer erquickte Seele in der Morgenstunde, als in der fieberischen Mitternacht.

Zum Glück fand ich das Gartenhäuschen offen. Ich trat hinein. Da stand auf einem Tischchen der Strickkorb meiner Fanny; da sah ich im Mondschimmer am Boden und auf den Sesseln die Steckenpferde, Trommeln, Peitschen meiner Kinder. Vermuthlich hatten sie den Nachmittag hier zugebracht. O mir war unter diesen Kleinigkeiten so wohl, als wäre ich bei meinen Lieben selbst. Ich streckte mich auf's Sofa, und beschloß hier zu übernachten. Die Nacht war lau und mild, und der Duft blühender Bäume und Gartenbeete drang in mein Gemach.

Wer seit vierzig Stunden nicht geschlafen hat, findet jedes Lager weich. Ich entschlief in meiner Uebermüdung bald. Doch kaum hatte ich die Augen geschlossen, weckte mich das Knarren der Gartenhausthür wieder. Ich richtete mich auf; ich sah einen Menschen hereintreten: ich glaubte, es sei ein Dieb. Aber man denke sich mein Erstaunen, es war der Freund Rothrock.

„Woher kommen Sie?“ fragte ich.

„Von Prag. In einer halben Stunde reise ich wieder ab. Ich wollte Sie doch im Vorbeigehen und Ihre Fanny sehen, um mein Wort zu halten. Ich hörte von Ihrem Knecht, Sie seien erst angekommen, und glaubte in Ihrem Hause Alles wach zu finden. Sie werden doch hier nicht übernachten wollen in der feuchten Kühle, und sich eine Krankheit erschlafen?“

Ich ging mit ihm hinaus in den Garten, und bebte in allen Gliedern, so hatte mich die sonderbare Erscheinung geschreckt. Ich verspottete zwar im Stillen meine abergläubige Furcht, aber doch konnte ich mich ihrer nicht erwehren. Der Mensch ist nun einmal so. Die harten Züge des Prager Freundes waren im täuschenden Mondlicht noch viel schrecklicher, und seine Augen viel blizzender.

„Sie haben mich wirklich erschreckt, wie ein Gespenst!“ sagte ich. „Ich zittere am ganzen Leibe. Wie kamen Sie dazu, mich im Gartenhause zu suchen? Sie sind wie ein Allwissender.“

Er grinsete schadenfroh und sagte: „Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“

„Wahrhaftig, ich kenne Sie jetzt nicht besser, als in Prag. Aber zum Spaß will ich Ihnen doch erzählen, wie Sie mir da vorkamen. Sie nehmen's nicht übel. Ich dachte, wenn Sie kein Hexenmeister wären, möchten Sie wohl der Teufel selbst sein.“

Er grinsete wieder, und entgegnete: „Wenn ich, zum Spaß gesagt, nun das letzte wäre, würden Sie mit mir gemeine Sache machen?“

„Sie müßten mir viel bieten, ehe ich einschlüge. Denn wahrhaftig, mein Herr Teufel, erlauben Sie, daß ich Sie zum Scherz so nenne, mein Glück ist vollkommen.“

„Oho, bieten würde ich Ihnen nichts, geben nichts. Das war wohl in alten Zeiten Sitte, da die Leute noch an einen Teufel glaubten, und sich vor ihm desto mehr hüteten — da mußte man kapituliren. Aber heutiges Tags, da keiner mehr den Teufel glaubt, und mit der Vernunft alles ausrichten will, sind die Menschenkinder allzuwohlfeil.“

„Einmal hoffe ich, die meinige ist's nicht, ob ich gleich den Beelzebub für ein Mährchen halte. Ein Quentchen Vernunft gibt mehr Tugend, als ein Zentner Teufelsglauben.“

„Das ist's eben! — Eure stolze Sicherheit, ihr Sterblichen — erlauben Sie, daß ich in der Rolle spreche, die Sie mir gaben — euere stolze Sicherheit liefert der Hölle mehr Rekruten, als eine Legion Werber in Satans Uniform. Seit ihr selbst angefangen habt, die Ewigkeit für ein Problem, die Hölle für eine orientalische Fabel zu halten; seit man Ehrlichkeit und Dummheit für Tugenden gleiches Kalibers erklärt; die Wollust eine liebenswürdige Schwäche, Selbstsucht Seelengröße, Gemeinnützigkeit eine Narrheit, und abgeseimte Tücke Lebensweisheit nennet, gibt man sich in der Hölle keine Mühe mehr, euch zu fangen. Ihr kommt von selbst. Die Vernunft habt ihr auf den Lippen, die Macht von hundert Leidenschaften im Herzen. Der Heiligste unter euch Entnervten ist, wer die wenigste Gelegenheit zu sündigen hat.“

„Das heißt recht teuflisch gesprochen!“ rief ich.

„Allerdings!“ antwortete der rothe Herr, und grinsete wieder. „Aber ich rede die Wahrheit, weil ihr Leute nicht mehr an sie glaubt. So lange den Menschen noch Wahrheiten heilig waren, mußte Satan ein Vater der Lügen sein. Jetzt ist's umgekehrt. Wir armen Teufel sind immer die Antipoden der Menschheit.“

„So sind Sie in diesem Stück wenigstens nicht mein Gegner; denn ich denke, wie Sie, mein philosophischer Herr Teufel.“

„Gut, so gehören Sie mir schon an. Wer mir nur ein Haar reicht, dessen Kopf habe ich. Und — hier ist's kühl — mein Wagen ist vielleicht schon angespannt, ich muß abreisen. Also leben Sie wohl.“

Er ging. Ich begleitete ihn wieder zum Posthause zurück, wo wirklich sein Reisewagen eben Vorspann erhielt.

„Ich dächte, Sie kämen mit mir noch hinauf ins Haus, und tränken mit mir zum Abschied ein Glas Pansch, den ich bestellt hatte, ehe ich zu Ihnen ging.“

Ich nahm die Einladung an. Es that mir wohl, in ein warmes Zimmer zu kommen.

Die Versuchung.

Der Punsch stand schon auf dem Tisch, da wir ins Zimmer traten. Ein fremder Reisender ging finster und müde auf und ab; es war ein langer, hagerer, alter Mann. Auf den Stühlen umher lag Gepäck; auch bemerkte ich einen Frauenzimmershawl und Strohhut, nebst weiblichen Handschuhen.

Als wir tranken, sagte der Fremde zum eintretenden Hausknecht, der das Gepäck holte: „Sagt meiner Gemahlin, wenn sie kommt, ich sei zu Bett. Wir reisen in aller Früh fort.“ — Ich wollte auch nicht wieder ins kalte Gartenhaus zurück, und bestellte mir für die Nacht ein Bett. Der Fremde ging fort. Wir tranken den Punschnapf leer unter allerlei Geschwätz. Das Feuer des Rums erquickte und durchglühte mich. Der Rothrock eilte darauf zu seinem Wagen, und indem ich ihm hineinhalf, sagte er: „Wir sehen uns noch einmal wieder.“ Damit rollte der Wagen weg.

Da ich ins Zimmer zurücktrat, war ein Frauenzimmer darin, welches den Shawl, die Handschuhe und den Hut holte. Wie sich die junge Schöne nach mir umdrehte, verlor ich fast alle Besonnenheit. Es war Julie, die erste Geliebte, im Begriff mit ihrem Gemahl, wie ich nachher erfuhr, eine Lustreise nach Italien zu machen. Sie war nicht minder erschrocken, als ich.

„Um Gotteswillen, ist es dein Geist, Robert?“

„Julie!“ stammelte ich, und alle Wonnen der ersten Liebe wachten wieder auf bei diesem überraschenden Anblick. Ich wollte mich ihr ehrerbietig nahen. Ihre Augen waren voll Thränen; ihre Arme offen. Ich lag weinend an ihrem Busen.

Erst als wir wieder zu uns selbst kamen, bemerkte sie, daß sie halb entkleidet war. „Hier ist nicht mein Zimmer!“ sagte sie, und warf sich den Shawl um. „Komm, Robert, wir haben uns viel zu sagen.“

Sie ging. Ich folgte ihr in ihr Zimmer. „Hier können wir uns einander frei erzählen!“ sagte sie, und wir setzten uns aufs Sofa. Nun ward denn erzählt. Ich lebte noch einmal im Fiebertaumel einer alten Liebe, die ich längst erloschen geglaubt hatte. Julie, durch ihren Staroſten nicht glücklich, hing mit ehemaliger Seligkeit an mir. Sie war schöner, aufgeblühter, als ehemals. Sie fand auch mich schöner, wie sie sagte. — Möge mir's Fanny verzeihen, dachte ich, es ist ja vielleicht nur dieser einzige und letzte Moment im Leben. Es ist ja der Traum weniger Stunden. — Die Flamme der Leidenschaft wehte von Seele zu Seele in Küssen.

Ein Zauber, den ich unmöglich beschreiben kann, lag in Juliens Worten und Wesen. Alles von ehemals ward wieder hell; die erste Bekanntschaft auf dem Ball am Brauttag ihrer Schwester; die Empfindungen, welche uns damals bewegten; dann unser Wiedersehen im herzoglichen Schloßgarten; dann die Wasserfahrt mit unsern beiderseitigen Aeltern, und wie wir im Elysium von Wörlitz Liebe gestanden, Treue schworen. Dann — doch genug: für uns gab es nur Vergangenheit, keine Zukunft. Wir vergaßen, daß wir einander nicht gehörten. Wir sprachen von dem Tag unserer Trennung mit Thränen, und in den Thränen umarmten wir uns. — O wie schwach ist der Mensch!

Plötzlich ging die Thür auf. Der lange, hagere Mann trat herein mit der Frage: „Wer ist noch bei dir, Julie?“

Wir sprangen erschrocken auf. Der Staroſt stand eine ganze Weile sprachlos, bleich wie eine Leiche. Dann mit drei Schritten sprang er auf Julien zu, schlang ihre langen, kastanienbraunen Locken um seine Faust, und schleuderte die Winselnde zur Erde und schleppte sie auf dem Boden herum, indem er rief: „Verrätherin! Nichtswürdige!“

Ich wollte ihr zu Hilfe eilen. Er stieß mich mit gewaltiger Kraft zurück, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Wie ich mich wieder aufraffte, ließ er die Unglückliche fahren, und schrie mir zu: „Dich erdroßle ich!“ In der Verzweiflung nahm ich ein Messer vom Tisch, und drohte es ihm in die Rippen zu stoßen, wenn er nicht schwiege. Aber der Wüthende warf sich gegen mich, spannte meinen Hals zwischen seine Hände ein, und drückte zu. Ich verlor die Luft. Ich fuhr in der Verzweiflung mit dem Messer nach allen Seiten um mich. Ich stieß es wiederholt gegen ihn. Plötzlich stürzte der Unglückliche nieder. Er hatte das Messer im Herzen.

Julie lag wimmernd am Boden neben ihrem ermordeten Mann. Ich stand da, wie eine Bildsäule. „O“, dachte ich, „wäre es doch nur ein Traum, und läge ich erwachend auf dem Sofa meines Gartenhauses. Verflucht sei der Rothrock! verflucht die Brieftasche! — O meine armen Kinder! o meine geliebte, unglückliche, fromme Fanny! — Nahe an den Schwellen meines häuslichen Paradieses werde ich zurückgeschleudert in eine Hölle, die ich nie kannte! — Ich bin Mörder!“

Der Lärmen im Zimmer hatte die Leute im Hause geweckt. Ich hörte Fragen, Rufen, Gehen. Mir blieb nichts übrig, als die Flucht, ehe ich entdeckt ward. Ich ergriff das brennende Licht, um mir zum Hause hinaus zu zünden.

Vollendung des Gräuels.

Indem ich die Treppe hinabging, nahm ich mir vor, in mein Haus zu eilen, meine Frau, meine Kinder zu wecken, und sie noch einmal an mein Herz zu drücken, dann wie ein Kain in die Welt hinaus zu flüchten, um nicht der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen. Aber schon auf der Treppe sah ich meine Kleider ganz vom Blut des Staroſten überschüttet. Ich zitterte, erblickt zu werden.

Die Hausthür nach der Straße war verschloſſen. Als ich zurückeilte, um durch den Hof zu entkommen, hörte ich von der Treppe herab Menſchen eilen, Schreien und Rufen hinter mir. Ich lief über den Hof, zur Scheune. Ich wußte, von da hinaus käme ich in Garten und Felder auſſerhalb des Städtchens. Aber die mir nachſetzten, waren behend genug. Ich war kaum in der Scheune, als mich einer beim Rock erwiſchte. Mit Höllenangſt riß ich mich los, und ſchleuderte meine brennende Kerze in die neben mir hoch aufgethürmten Strohwellen. Es gab plötzlich Flammen. So hoffte ich mich zu retten. Es gelang. Man ließ von mir los, vermuthlich um den Brand zu tilgen. So entkam ich ins Freie.

Ich ſtürzte blindlings fort, ſetzte über Häge und Graben. Meine Fanny, meinen Auguſt, meinen Leopold noch einmal zu ſehen, daran war nicht zu denken. Der Trieb der Selbſterhaltung überſchrie alle andere Gefühle des Herzens und der Natur. Wenn ich an meine geſtrige Heimkunft, an meine Erwartungen auf den heutigen nahen Morgen dachte, konnte ich das Geſchehene gar nicht für möglich halten. Aber meine blutigen, klebrigen Kleider, der kühle Morgenwind, der mich durchſchauerte, ſagten mir nur zu ſehr das Gegentheil. Ich lief faſt athemlos, bis ich nicht mehr konnte. Hätte ich ein Mordwerkzeug bei mir geführt, wäre ein Strom in meiner Nähe geweſen, ich würde aufgehört haben zu leben.

Triefend vom Schweiße, ohne Athem, erſchöpft an allen Kräften, mit zitternden Knien ſetzte ich meine Flucht in langſamern Schritten fort. Ich mußte zuweilen ſtehen bleiben, um mich zu erholen. Ich war mehrmals daran, ohnmächtig niederzuſinken.

So gelangte ich nach dem nächſten Dorf bei unſerm Städtchen. Indem ich davor ſtand, und noch überlegte, ob ich es umgehen, oder keck durchwandern ſollte — denn noch ward es mondhell, und die Sonne nicht zum Aufgang — fing es im Dorfthurm an zu läuten. Bald klangen mir auch von andern entfernten Ortſchaften Glockentöne. Es war Sturmgeläute.

Jeder Ton zermalmte mich. Ich ſah mich um. O Gott, hinter mir weite dunkelrothe Gluth; eine ungeheure Flammenſäule, die bis zu den Wolken hinaufleckte, ſchwebte über meiner Heimath. Das ganze Städtchen ſtand in Flammen. Ich — ich war der Mordbrenner! — O meine Fanny, o meine Kinder, welch ein entſetzenvolles Erwachen aus dem ſtillen Morgenſchlummer hat euch euer Vater bereitet.

Da ergriff es mich wie bei den Haaren, und hob mich in die Höhe, und meine Sohlen wurden leicht wie Federn. Ich lief in mächtigen Sprüngen um das Dorf herum, einem Kiefernwald zu. Die Flammen meiner Heimath leuchteten wie Tageshelle, und die heulenden Sturmglocken dröhnten mit zerreiſſenden Klängen durch mein zerrüttetes Weſen.

Wie ich die Nacht des Waldes erreicht hatte, und ſo tief hinein war, daß ich nichts mehr vom rothen Licht der Feuersbrunſt gewahren konnte, in welcher bisher immer mein Schatten vor mir hergaukelte, konnte ich nicht weiter. Ich fiel zur feuchten Erde nieder, und brüllte meinen Schmerz aus. Ich ſchlug mit der Stirn gegen den Boden, und raufte krampfhaft Gras und Wurzeln aus. Ich hätte ſterben mögen, und wußte es nicht zu machen.

Untreuer, Mörder, Mordbrenner, das Alles faſt in gleicher Stunde. O der Rothrock hatte wohl Recht: es gibt unter euch keine Heiligen, als denen die Gelegenheit zur Sünde fehlt. Bietet dem Teufel nur ein Haar: ſo hat er euern Kopf. Welches unſelige Schickſal führte den Satan ins Gartenhaus zu mir! Hätte ich ſeinen Punſch nicht genommen, ich hätte Julien geſehen, ohne Fanny's zu vergeſſen; hätte ich dies gekonnt, der Staroſt wäre nicht ermordet; ich würde meine Heimath nicht in Brand geſteckt haben — ich läge nicht hier in der Verzweiflung, mir ſelbſt zum Gräuel, der Menſchheit zum Fluch.

Inzwiſchen heulten die Sturmglocken unaufhörlich, und ſchreckten mich wieder empor. Ich freute mich, daß es noch nicht Tag war. So durfte ich hoffen, noch eine gute Strecke unerkannt zurückzulegen. Aber ich ſank wieder weinend nieder, da ich mich erinnerte, es ſei der erſte Mai, es ſei meiner Fanny Geburtstag. Wie hatten wir Glücklichen ihn ſonſt im Kreiſe der Unſerigen heiter gefeiert! Und heut! welch ein Tag! welch eine Nacht! — Da durchfuhr mich der Gedanke: es iſt Walpurgisnacht! — Sonderbar! der alte Aberglaube machte dieſe Nacht von jeher zur Nacht des Schreckens, in der böſe Geiſter ihr Feſt begangen haben ſollten, und der Teufel ſeine Hexen auf dem Gipfel des Blocksberges verſammelte. Faſt hätte ich an die Wahrheit der albernſten Abſcheulichkeit glauben mögen. Der verdächtige Rothrock fiel mir wieder lebhafter mit allen ſeinen ſonderbaren Reden ein. Jetzt — warum ſoll ich läugnen? — jetzt hätte ich meine Seele darum gegeben, er wäre wirklich geweſen, der er ſich bei mir im Gartenhaus ſcherzend genannt hatte, um mich zu retten, um mir mein Gedächtniß zu rauben; um mir mein Weib, meine Kinder in irgend einem Winkel der Erde wieder zu geben, wo wir unentdeckt leben könnten.

Aber die Sturmglocken tobten lauter. Ich ſpürte das Grauen des Morgens. Ich flog auf

vom Boden, und setzte meine Flucht fort im Gebüsch und kam zur Landstraße.

K a l n.

Hier holte ich frischen Athem. Alles Geschehene war so gräßlich, so plötzlich — ich konnte selbst nicht daran glauben. Ich sah mich um — aber durch die Kiefern glühte der rothe Wiederschein der Feuersbrunst. Ich betastete mich, und besudelte meine Finger mit dem Blut des Staroſten.

Das verräth mich dem Ersten, der mich findet! dachte ich, und riß mir die befleckten Kleider vom Leibe und verbarg sie in dickes Gesträuch, und wusch mir die Hände im Thau des Grases rein. So halb entkleidet, rannte ich auf der Landstraße hin.

„Wer bist du nun?“ sprach ich zu mir selbst: „Wer dich erblickt, wird dir nachsetzen. Nur Wahnsinnige oder Mörder laufen im Hemd durch die Wälder; oder ich muß sagen, ich sei beraubt worden. Würde mir ein Bauer begegnen, den ich übermannen könnte, er müßte mir seinen Kittel geben. So wäre ich für die ersten Augenblicke geborgen. Ueber Tag kann ich im Dickicht der Wälder verborgen bleiben, Nachts meinen Lauf fortsetzen. Aber woher Nahrung nehmen? Woher Geld?“ — Jetzt fiel mir bei, wie ich meine Brieftasche im weggeworfenen Rock gelassen und mich aller Baarschaft beraubt hatte.

Ich stand still, und war unentschlossen. Einen Augenblick dachte ich daran, umzukehren und meine Brieftasche zu suchen. Aber — das Blut des Staroſten! ich hätte es nicht wieder sehen mögen, und wäre eine Million zu holen gewesen. — Und zurückgehen, die spielende Feuergluth zwischen den Kiefern beständig vor Augen haben ... nein, die Flammen der offenen Hölle lieber! — So wanderte ich weiter.

Da hörte ich das Rasseln eines Wagens — vielleicht eine Feuerspritze und zu Hilfe eilende Bauern. — Jach stürzte ich mich ins Gebüsch, von wo ich die Landschaft beobachten konnte. Ich zitterte wie ein Espenblatt. Da kam langsam, von zwei Pferden gezogen, ein geschmackvoller, offener Reisewagen, und mit Koffern gepackt. Ein Mann saß darin und lenkte die Rosse. Er fuhr immer langsamer, und hielt endlich still nahe vor mir. Er stieg aus, ging um den Wagen herum, besah ihn von allen Seiten; dann verließ er den Wagen und ging abwärts von mir über die Straße ins Gebüsch.

„Dir wäre geholfen, wenn du im Wagen säßest!“ rieſs in mir: „Deine Beine sind wie gebrochen. Sie schleppen dich nicht mehr. Du wärst gerettet. Kleider, Geld, schnelle Flucht, Alles wäre vorhanden. Der Himmel will sich deiner annehmen. Benutze den Wink. Der Wagen ist leer. Schwing' dich hinein!“

Gedacht, gethan. Denn mit Ueberlegen war kein Augenblick zu versäumen. Jeder ist sich selbst der Nächste; man rettet sich, wie man kann. Verzweiflung und Noth haben kein Gesetz. Ein Satz, und ich war aus dem Gebüsch auf der Straße, von der Straße im Wagen. Ich ergriff den Leitriemen, und lenkte die Rosse mit dem Wagen um, von meiner brennenden Heimath ab. Da sprang der Eigenthümer aus dem Wald hervor, und in dem Augenblick, da ich den Pferden die Peitsche fühlen ließ, wollte er ihnen in den Zügel fallen. Er stand vor ihnen. Ich schlug heftiger — jetzt mußte Alles gewagt sein. Die Rosse bäumten sich und drangen vorwärts. Der Eigenthümer fiel und lag unter den Pferden. Ich fuhr über ihn weg. Er schrie Hilfe. Eine Stimme durchbohrte mich. Es war eine bekannte Stimme — eine geliebte Stimme. Ich traute meinen Ohren nicht. Ich hielt still, und lehnte mich aus dem Wagen, um nach dem Unglücklichen zu sehen. — Ich sah ihn! — Aber — ich schaudere, indem ich's sage — ich sah meinen Bruder, der seine Sachen in Prag unerwartet abgethan oder andere Ursachen zur Heimreise gehabt haben mußte.

Ich saß da, wie vom Blitz gerührt; gelähmt, erstarrt. Unter mir winselte der Geräderte. Das hatte ich nicht gewollt, nicht gedacht. Ich schleppte mich langsam aus dem Wagen. Ich sank zu meinem geliebten Bruder nieder. Das schwere Rad war ihm über die Brust gegangen. Ich rief mit bebender, leiser Stimme seinen Namen. Er hörte mich nicht mehr; er erkannte mich nicht mehr. Er hatte ausgelitten. Ich war der Verruchte, der ihm ein Leben geraubt hatte, das mir so theuer war, als das meinige. — Entsetzlich, zwei Morde in gleicher Nacht! freilich beide unwillkührlich, beide in der Verzweiflung begangen. Aber sie waren doch begangen, und Folgen des ersten Verbrechens, das ich hätte meiden sollen.

Meine Augen wurden naß; aber es waren nicht Thränen der Wehmuth über den geliebten Todten, sondern Thränen der rasenden Wuth gegen mein Schicksal, gegen den Himmel. Nie in meinem Leben hatte ich mich mit einem groben Verbrechen besudelt. Ich war gefühlvoll gegen alles Schöne, Gute, Große und Wahre gewesen. Ich hatte keine süßere Freude gehabt, als am Glücklichmachen. Und nun, ein verdammter Leichtsinn — ein unseliger Augenblick von Selbstvergessenheit — und das — und das frevelvolle Spiel des Zufalls oder der Nothwendigkeit hatten mich zum elendesten, verworfensten Wesen unter dem Himmel gemacht. O prahle doch niemand mit seiner Tugend, mit seiner Kraft, mit seiner Besonnenheit! — es gehört nicht mehr als eine Minute dazu, in der man seine bessern Grundsätze ein wenig auf die Seite stellt, — nicht mehr, als eine Minute, und der Engelreine ist aller Schandthaten fähig. Wohl ihm, wenn sein Verhängniß es besser mit ihm will, als mit mir, und ihm nicht elenderweise einen Bruder zu rädern in den Weg legt!

Doch nichts von Moral. Wer sie hier nicht von selbst gefunden hat, für den gibt es keine. Ich will zum Ende meiner Unglücksgeschichte eilen, die kein Dichter jemals gräßlicher ersinnen konnte.

Reue.

Ich küßte die bleiche Stirn meines Bruders. Da hörte ich Stimmen im Walde. Erschrocken fuhr ich auf. Sollte ich mich ertappen lassen über dem Leichnam des Geliebten, den ich erst berauben wollte, und dann tödtete? Ich war, ehe ich mich selbst besann, im tiefsten Gebüsch, und überließ die Leiche nebst Roß und Wagen ihrem Schicksal. Nur der allmächtige Trieb zum Leben wachte noch in mir; alles Andere war todt. — Ich ging in Betäubung durch Strauch und Dorn; wo die Büschung am finstersten, die Verzweigung am dichtesten geschlungen war, dahin eilte ich. Wer dich findet, riefs in mir, der wird dich tödten, Kain, Brudermörder!

Ermattet blieb ich auf einem Felsenstein im Innersten des Waldes sitzen. Die Sonne war aufgegangen, ohne daß ich's bemerkt hatte. Ein neues Leben wehete durch die Natur. Die grausenvolle Walpurgisnacht lag hinter mir mit meinen Verbrechen; aber die Kinder derselben gaukelten wie Teufel auf meinem Weg hin. Ich sah meine jammernde Fanny mit den verwaiseten Kindern — ich sah die trostlose Familie meines unglücklichen Bruders — ich sah das Hochgericht — den Henkerszug, den Rabenstein.

Da ward mir das Leben plötzlich zur Bürde. Hätte ich mich doch vom Staroſt erdrosseln lassen, sprach ich bei mir selbst, ich hätte es ja verdient. Ich war ja ein Verräther an meiner Fanny und an der Treue, die ich ihr tausendmal geschworen. — Oder wäre ich doch umgekehrt, wie das Städtchen hinter mir brannte. Ich hätte Weib und Kind noch einmal küssen und dann nach dem Abschied mich in die Flammen stürzen können. So hätte ich mir doch den Brudermord gespart.

Ich fürchtete das Leben, weil ich mich vor neuen Verbrechen fürchtete, die mir mit jedem Schritt unvermeidlich schienen. So tief hatten mich die bisherigen Ereignisse erschüttert, daß ich glaubte, dem Sünder bringe jeder Athemzug eine Sünde. Ich dachte an Selbstmord — aber auch dazu war ich zu sehr entkräftet. So beschloß ich, mich der Obrigkeit selbst auszuliefern, ihr meine Vergehen reumüthig zu bekennen. Dann — freilich unter traurigen Verhältnissen — hatte ich doch noch Hoffnung, meine Fanny, meinen Leopold und August noch einmal im Leben an die Brust zu drücken, Verzeihung von ihnen zu erflehen, und von ihren Thränen begleitet in die Ewigkeit überzuwandern. Ich konnte noch manche häusliche Verhältnisse anordnen, meiner Fanny noch manchen nützlichen Rath und Aufschluß über verschiedene Angelegenheiten geben.

Dieser Gedanke gewährte mir einiges Vergnügen. Ich ward ruhiger. Das Leben hatte ich aufgegeben, nun hörten die Furien des Gewissens auf, in mir zu wüthen, da sie hatten, was sie wollten.

Ich stand auf und ging; doch wußte ich nicht wohin. In der Betäubung und Höllenangst hatte ich selbst die Gegend vergessen, aus der ich gekommen war. Die Waldung lag finster und dick um mich her. Ich sehnte mich nach dem Schimmer der Feuersbrunst, die sollte mich zu meinen Richtern leiten. Doch gleichviel. Jeder Schritt, jeder Weg mußte mich doch zuletzt dahin bringen.

Indem ich eine Weile gegangen war, erhellte sich der Forst. Ich kam auf eine schlechte Waldstraße, und schlug sie sogleich ein, unbekümmert, wohin sie gehe.

Der Versucher.

Ich hörte nahe vor mir Pferde wiehern. Ich erschrack. Die Liebe des Lebens erwachte von Neuem. Ich wollte wieder in die Wildniß zurückflüchten. Du hast zwar gefehlt; du bist zwar Verbrecher der entsetzlichsten Art, aber du kannst doch noch glücklich werden, wenn du dich dies Mal rettest. Denn ein vollendeter Bösewicht warst du nie, wenn gleich der leichtsinnigste. So dachte ich, aller Vorsätze vergessend, und mit meinen Gedanken schon in der Einsamkeit, wo ich unbekannt der Welt mit Weib und Kindern unter fremdem Namen leben könnte. Aber bei dem allem war ich doch vorwärts gegangen.

Da erblickte ich, als sich die Straße bog, dicht vor mir Pferde, einen umgestürzten Wagen mit einem zerbrochenen Rade, und zu meinem Entsetzen oder Entzücken daneben stehend — den wohlbekannten Rothbrock.

Als er mich erblickte, grinsete er mich nach seiner Gewohnheit an, und sagte: „Willkommen hier! Habe ich nicht gesagt, daß wir uns wiederfinden würden? — Ich warte schon die ganze Nacht. Mein Postillon ist in das Städtchen zurück, Hilfe zu holen, und kommt nicht wieder.“

„Er hat dort mehr zu helfen, als hier,“ sagte ich, „denn die Stadt ist in vollem Feuer.“

„Dachte ich's doch,“ erwiederte er, „denn ich sah es an der Röthe des Himmels. Aber was wollen Sie hier im Walde? Was suchen Sie hier? Warum helfen Sie nicht löschen?“

„Ich habe wohl andere Dinge zu löschen, als Holzbrand.“

„Dachte ich's doch. Sagte ich es Ihnen nicht vorher?“

„Retten Sie mich. Ich bin ein heilloser Verbrecher geworden — ich ward leichtsinniger Gatte, Mörder, Mordbrenner, Straßenräuber, Brudermörder, alles seit dem Augenblick, da Sie mich verlassen hatten, alles binnen drei Stunden. Und

doch, ich schwöre es Ihnen, ich bin kein schlechter Mensch.«

Der Rothrock stampfte mit dem Klumpfuß auf den Boden, da ich dies sagte, als wäre er voll Unwillens. Aber seine Geberden blieben hart und eisern. Auch gab er keine Antwort. Da erzählte ich ihm das beispiellose Unglück dieser Nacht. Er blieb ganz gelassen.

»Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?« sagte er endlich.

»Meine Seele! meine Seele!« schrie ich: »denn nun fange ich an zu glauben, daß Sie der in der That sind, für den ich Sie in Prag mit mir selbst scherzend hielt.«

»Und der wäre?«

»Der Satan.«

»So falle vor mir nieder und bete mich an!« brüllte er mit gräßlicher Stimme.

Ich fiel auf die Knie, wie ein Wahnsinniger vor ihm, und hob die gefalteten Hände, und rief: »Rette mich! — rette mein Weib und meine Kinder von dem Verderben! Sie sind unschuldig. Bringe uns in eine Wüste, wo wir Brod und Wasser haben und eine Höhle. Wir wollen uns selig glauben, wie in einem Paradiese. Aber wische die Erinnerung an die Walpurgisnacht aus meinem Gedächtniß, sonst ist auch im Paradiese die Hölle. Kannst du das nicht, so ist mir's besser, ich sterbe büßend auf dem Hochgericht.«

Wie ich dies sagte, hob er den Klumpfuß und stieß damit verächtlich gegen mich, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Ich raffte mich auf. Ich wollte meine Bitten wiederholen, aber er unterbrach mich und sagte: »Da seht mir den frommen, gefühlvollen Mann! da seht mir den stolzen Sterblichen in der Herrlichkeit seiner Vernunft! da seht mir den Philosophen, der den Teufel wegläugnet und die Ewigkeit in gelehrte Zweifel bringt! Er krönt seine Schandthaten mit der Anbetung des Satans.«

»Daran, Satan, erkenne ich dich,« schrie ich wüthend, »daran, daß das sanfte Mitleid in deiner eisernen Brust fehlt, welches doch sonst das warme Menschenherz bewohnt. Ich will auch kein Mitleid von dir, der nur schadenfroher Herr kennt. Ich wollte deine Gunst nur kaufen, mit meiner Seele kaufen. Sie könnte sich ja noch bessern; sie kann ja den Weg zur Reue finden und zur Gnade. Sie könnte dir ja noch entschlüpfen, wenn du sie am sichersten zu haben glaubst.«

Düster entgegnete er mir: »Nein, mein Herr, ich bin der Teufel nicht, wie Sie glauben. Ich bin ein Mensch wie Sie. Sie waren ein Verbrecher. Jetzt sind Sie ein Wahnsinniger geworden. Aber wer mit seinem bessern Glauben einmal gebrochen hat, der ist auch mit seiner Vernunft bald fertig. — Ich verachte Sie. Und wenn ich helfen könnte, wahrhaftig, ich möchte Ihnen nicht helfen. Ihre Seele fordere ich nicht. Sie ist zur Hölle reif, ohne daß der Satan dafür den geringsten Kaufschilling bietet.«

Hoffnung.

Eine Weile stand ich zweifelhaft und verlegen vor ihm. Scham und Wuth, Reue und Entschlossenheit zu jedem Verbrechen, das mich für den Augenblick retten konnte, kämpften in mir. Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging; denn was die Geschichte des flüchtigen Augenblicks war, würde jetzt unter meiner Feder sich zu einem Buche ausdehnen: und doch könnte ich's nicht in aller Klarheit darstellen.

»Wenn Sie nicht der sind, wofür ich Sie halte,« sagte ich endlich, »so muß ich wünschen, daß Sie es wären. Retten Sie mich, sonst bin ich verloren. Retten Sie mich, denn Sie allein sind an meinem entsetzlichen Schicksal schuldig.«

»So macht's der Mensch!« sagte er grinsend: »Er will sich immer rein brennen, und hätte er sich auch im Bruderblut gebadet.«

»Ja, Sie, mein Herr, waren die erste Ursache alles namenlosen Gräuels dieser Nacht. — Warum kamen Sie in der Nacht zu meinem Gartenhause, wo ich ruhig und harmlos schlief, um den Anbruch des Morgens zu erwarten? Hätten Sie mich nicht geweckt, wäre alles nicht geschehen, was geschehen ist.«

»Aber weckte ich Sie zu Treulosigkeit und Mordbrand? So macht's der Mensch. Wenn er Tausende gemeuchelmordet hat, möchte er alle Schuld auf den Bergmann wälzen, der das Eisen aus den finstern Schachten der Erde heraufgeholt hat. Herr, auch Ihr Athemholen ist am Verbrechen Ursache, weil Sie ohne Athem es nicht begehen konnten. Aber ohne Athem hätten Sie auch kein Leben gehabt.«

»Warum spielten Sie denn im Garten bei mir die Rolle des Teufels, und sagten so bedeutungsvoll, wer dem Satan nur ein Haar bietet, dessen Kopf zerrt er sich daran nach, wie an einem Seil?«

»Gut das! habe ich darum Lüge gesprochen? Wer könnte die Wahrheit fürchterlicher bezeugen, als Sie selbst? Habe ich das Haar von Ihnen begehrt? oder haben Sie es mir angeboten? — Aber, Herr, da Sie Julien, Ihre erste Geliebte sahen, da hätten Sie Ihrer Fanny eingedenk sein müssen. Sie vertrauten Ihrer Tugend zu viel, oder vielmehr, Sie dachten an keine Tugend. Religion und Tugend hätten Ihnen gesagt: fliehe beim zum Gartenhaus. Herr, der Mensch muß seinem Herzen nie vertrauen, sobald ein Verführungsstündchen schlägt. Der erste leichte Gedanke, den man durchschlüpfen läßt, ist das bewußte Haar in des Teufels Klaue.«

»Sie haben Recht. Konnte ich aber das voraussehen?«

»Allerdings konnten Sie.«

„Es war unmöglich. Denken Sie nur an das abscheuliche Zusammentreffen der Umstände.“

„Daran hätten Sie denken sollen. Konnten Sie nicht an das Kommen des Staroſten denken, da Sie sein Weib im Arm hielten? nicht an die Feuersbrunst, da Sie das Licht ins Stroh schleuderten? nicht an den Brudermord, da Sie die Rosse gegen die Brust des Eigenthümers antrieben? — denn der, oder ein anderer, jeder Mensch ist Ihr Bruder.“

„Mag sein. Aber bringen Sie mich nicht zu größerer Verzweifelung! Sie müssen wenigstens zugeben, daß der erste Fehltritt hätte ohne alle andere Gräßlichkeiten geschehen können, wenn nicht das Schrecklichste zusammengetroffen wäre, was immer zusammentreffen konnte?“

„Wer will Ihnen das zugeben? Was lag denn Schreckliches darin, daß der Staroſt seine Frau besuchte? was denn Schreckliches darin, daß man in der Scheune Stroh hatte, wie in allen Scheunen? was Schreckliches, daß Ihr unglücklicher Bruder friedlich auf dem Rückweg begriffen war? Nein, Herr, was Sie ein abscheuliches Zusammentreffen heißen, konnte für Sie, wenn Sie auf rechtschaffenen Wegen geblieben wären, ein erfreuliches gewesen sein. Die Welt ist gut, das Gemüth macht sie zur Hölle. Der Mensch ist's, der erst Dolch und Gift macht; ausserdem wären die Dinge friedliche Pflugschaar oder heilsame Arznei geworden. Denken Sie an keine Rechtfertigung.“

Da schrie ich verzweiflungsvoll auf, denn ich übersah meine ganze Abscheulichkeit. „O!“ rief ich, „bis zu dieser Nacht bin ich schuldlos gewesen, ein guter Vater, ein treuer Gatte, ohne Vorwürfe — jetzt bin ich ohne Ruhe, ohne Ehre, ohne Trost!“

„Nein Herr, auch darin muß ich Ihnen widersprechen. Sie sind in dieser Nacht nicht erst geworden, was Sie sind, sondern Sie sind es längst gewesen. Man wird nicht in einer Stunde vom Engel zum Teufel, wenn man nicht schon alle Anlagen zum Teufelwerden besitzt. Es fehlte Ihnen nur an Gelegenheit, sich früher zu entwickeln. Es fehlte Ihnen die Julie und die Einsamkeit. Im Stahl und Stein schläft das Feuer, wenn man's gleich nicht sieht — nur zusammengeschlagen, es wird schon funkeln. Ein Funke nebenbei fliegt ins Pulverfaß, und eine halbe Stadt mit ihrer Glückseligkeit wird in Schutt und Trümmern gegen den Himmel geschleudert. Lobe mir doch keiner die frommen Leute, die in stolzer Unschuld den armen Sünder zum Galgen begleiten! — daß ihrer nicht mehrere daran hängen, ist blos Mangel an Gelegenheit.“

„So tröste ich mich. So ist, wenn Sie Wahrheit sprechen, die ganze Welt nicht besser, als ich und Sie dazu.“

„Nein Herr, Sie irren abermals. Ich gebe Ihnen die halbe Welt preis, aber nicht die ganze. Ich glaube noch an Tugend und Seelengröße, woran Sie eben mit Ihrer vermeinten Seelengröße nie stark glaubten. Aber die halbe Welt, ja! und besonders in unsern Tagen, wo der Grundzug der Gemüther Schlaffheit, Selbstsucht und feiger Ehrgeiz ist. Das ist auch der Ihrige. Darum stehen Sie hier als Verdammter.“

„Sie können Recht haben; aber ich bin nicht besser und schlechter, als alle andere Menschen dieser Zeit.“

„Was Sie sind, das scheint Ihnen die Welt zu sein. Wie sehen nie das Draussen in uns, sondern uns selbst in dem Draussen. Es ist Alles nur Spiegel.“

„Um Gotteswillen, Herr,“ rief ich ausser mir, „retten Sie mich, denn die Zeit verrinnt. Wenn ich schlecht war, könnte ich nicht besser werden?“

„Allerdings. Noth bringt Kraft.“

„Retten Sie mich und Weib und Kind! Ich kann besser werden, ich will besser werden, da ich mit Schaudern sehe, welcher Verbrechen ich fähig war, deren ich mich nie fähig gehalten haben würde.“

„Es kann werden. Aber Sie sind von schwachem Gemüthe. Schwäche ist die Säugamme der verruchtesten Thaten. Ich will Sie retten, wenn Sie sich selbst retten können. Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“

„So sind Sie ein Engel! mein Schutzgeist.“

„Ich bin Ihnen nicht vergebens im Garten erschienen vor Verübung der Gräuel. Ich warnte Sie. Doch Muth! Wer Glauben behält, behält Alles.“

Rettung.

Indem der Rothrock diese Worte sprach, kam es mir vor, als wenn sein gluthfarbenes Kleid wirklich wie helle Flamme um ihn brannte; und wie grünes Feuer schoß es um uns her aus dem Boden empor; aber es waren nur die Bäume. Die Farben zuckten vor meinen Blicken wunderbar durch einander. Zuletzt losch Alles aus. Ich lag in Ohnmacht. Ich wußte nichts von mir. Es war mir etwas geschehen.

Dann fühlte ich eine dumpfe Rückkehr des Bewußtseins, im Ohr einen fernen Ton; um's Auge eine Dämmerung von in einander verschillernden Strahlen. Wie Gedanke, Klang und Licht heller wurden, sann ich über meinen Zustand, aber ich konnte nicht ergründen, was mit mir geschehen sei.

Entweder ist es Ohnmacht, oder Wahnsinn, oder Sterben — dachte ich: Reißt sich die Seele von ihren Nerven, der Geist von seiner Seele los: was bleibt noch? Es geht mit den Sinnen ein Weltall aus, und der Geist schmilzt als unselbstständige Kraft in's Reich der Kräfte ein. Dann wäre der Mensch eine Schaumblase, ausgeworfen an der bewegten, ewig wechselnden Oberfläche vom Ozean des All's; in sich abspie-

gelnd die grünenden Eilande und die Unendlichkeit des Himmels. Und die abgespiegelten Eilande und Himmel verfliegen mit der Wasserblase, die ins All zurückgeht. — Nein, nein, rief's in mir: darum warst du Verbrecher, weil du Glauben an Gott und dich selbst verloren, und dich den Hirngespinnsten einseitiger Klügelei ergeben hattest. Das gewaltige Geisterall ist kein Seewasser, und der Menschengeist kein Schaum. Halte fest am Glauben, er kommt von Gott für Gott; die Vernunft kommt von Gott zum Vernehmen des Weltlichen.

So ungefähr dachte ich, und schlug die Augen auf. Und über mir schwebte, wie von Wolken gehalten, der Alte in freundlichem Ernst. Ich sah nicht mehr die harten, eisernen Zuge, sondern ein mildes Wesen in seinen verklärten Mienen. Doch blendete mich der Glanz, und ich schloß die Augenlieder bald wieder zu, und träumte fort. Ich konnte kein Glied regen.

Was ist mir oder wird aus mir, dacht' ich; denn mich deuchtete, ich hörte Getümmel von Städten und Dörfern an mir vorüberziehen, bald Sausen bewegter Wälder, bald Ströme rauschen und Meeresbrandungen an Klippen, bald Glockenton der Heerden und ferne Hirtengesänge.

„Was geschieht mir? wohin komme ich?" seufzte ich leise mit großer Anstrengung.

Ueber mir hing immer die Gestalt des Alten, und sein Auge war sorgsam auf mich niedergerichtet. „Ich rette dich!" sagte er mit unendlich sanftem Ton: „Fürchte dich nicht mehr. Du hast dein Leben und deinen Tod gesehen. Schwächling, werde Mann. Ein zweites Mal rette ich dich nicht wieder."

Darauf dämmerte es wieder vor meinen Augen, und mir war, als läge ich in einer Felsenhöhle, in welche das Tageslicht durch enge Klüfte hineinschimmerte. Aber der Alte hing noch immer über mir. Da sagte er: „Jetzt bist du gerettet, und ich verlasse dich. Ich habe deine Wünsche erfüllt."

„Aber, seufzte ich, „meine Fanny, meine Kinder gib mir noch in diese Wüste."

Der Alte sprach: „Sie gehören dir schon."

„Und das Gedächtniß meiner Gräuel wische aus für alle Ewigkeit, wenn du kannst."

„Der Alte sprach: „Ich will es verwischen, es wird dich nicht mehr betrüben."

Indem er dies sagte, zerfloß er über mir, wie ein Dunst, und ich starrte die grauen Felsen über mir an, und begriff von allem nichts. Aber mir war unaussprechlich wohl. Und doch glich alles einem Feenmährchen.

Wie ich noch die Felsen über mir anstarrte, drückte ein unsichtbares Wesen seine Lippen auf die meinigen. Ich fühlte einen süßen, warmen Kuß.

Die neue Welt.

Der Kuß machte mich irdisch. Ich glaubte die Augen offen zu haben, doch merkte ich, daß sie geschlossen waren; denn ich hörte leise Tritte um mich rauschen, und sah doch in der Höhle Niemanden.

Da hauchte mich ein sanfter Athem an, und zwei zarte Lippen rührten wieder an die meinigen. Das Gefühl des Lebens trat wieder in meine äussern Sinne. Ich hörte Kinderstimmen flüstern. Traum und Wahrheit schwammen verworren durch einander, und trennten sich immer bestimmter, bis ich zum hellen Bewußtsein und deutlichem äussern Gefühl kam.

Ich spürte, ich liege hart und unbequem. Es war mir, als sei es auf dem Sofa in meinem Gartenhause. Ich that die Augen auf, und meine Fanny hing über mir. Mit ihren Küssen hatte sie mich erweckt. Unsere Kinder klatschten freudig in die Hände, als sie mein Erwachen sahen, und kletterten auf's Sofa und über mich hin, und riefen eins ums andere: „Papa! guten Morgen, Papa!" — Und mein Weibchen klammerte sich fest um mich; und mit den Augen voller Thränen machte es mir doch Vorwürfe, daß ich die ganze kalte Nacht im Gartenhause geschlafen, und wäre Christoph unser Knecht nicht vor einer Viertelstunde aus dem Posthause gekommen, und hätte Lärmen mit den Mägden in der Küche getrieben und meine Ankunft verrathen, kein Mensch hatte darum gewußt.

Aber der schwere Walpurgistraum hatte mir dermaßen zugesetzt, daß ich lange lag, und weder den Augen noch den Ohren zu trauen wagte. Ich suchte die fantastische Höhle der Wüste, und immer war es das Gartenhaus. Da lagen noch Trommeln, Steckenpferde und Peitschen am Boden herum. Auf dem Tische stand noch Fanny's Strickkörbchen — alles wie ich es gefunden, als ich hier mein Nachtlager wählte.

„Und Christoph ist jetzt erst aus dem Posthause gekommen?" fragte ich. „Hat er dort die ganze Nacht geschlafen?"

„Freilich, du Wunderlicher!" sagte Fanny und streichelte mir die Wange: „Er behauptet ja, du selbst habest es ihm so befohlen. — Warum auch hier auf dem Sofa übernachten? Warum hast du uns nicht aus den Betten getrieben? Wie gern wären wir doch zu deinem Empfang bereit gewesen!"

Ich erschrack freudig. „Ihr habt also sanft und ruhig geschlafen die Nacht?" fragte ich.

„Nur zu gut!" sagte Fanny: „Hätte ich ahnen können, daß du hier im Gartenhause wärst — aus dem Schlafe würde nichts geworden sein. Ich würde zu dir geschlichen sein, wie ein Gespenst. Weißt du auch, daß es Walpurgisnacht war, wo die Hexen und Kobolde ihr Wesen treiben?"

„Ich weiß es nur zu gut!" sagte ich, und rieb mir die Augen und lachelte fröhlich, daß alle meine Verbrechen Traum gewesen waren, daß

weder Posthaus noch Stadt gebrannt, weder der Rothrock von Prag, noch die längst vergessene Julie mich besucht hatten.

Ich schloß die liebenswürdige Fanny fester und seliger an mein Herz; sie und die Kinder auf meinem Schoos, empfand ich heute lebendiger, als jemals, das Glück des reinen Herzens und guten Gewissens. — Es blühte um mich eine neue Welt; mehr als einmal war sie mir zweifelhaft, wie ein neuer Traum. Ich sah oft nach den freundlichen Dächern unsers Städtchens, mich zu überzeugen, daß ich kein brennendes Licht in's Stroh geworfen hatte.

Nie hatte ich im Leben einen zusammenhängendern, klarern, schrecklichern Traum geträumt. Nur zuletzt, wo er sich mit dem Erwachen vermählte, war er traumgestaltiger und fantastischer geworden; aber zugleich war die Denkkraft des Geistes reger gewesen, als sie kurz vor dem Genesen von einem Morgentraum zu sein pflegt.

Wir zogen im Triumph durch den schönen Garten ins heitere Wohnhaus, wo mich alles Gesinde freundlich bewillkommte. — Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich, beladen mit allerlei Spielkram für meine Söhne, in Fanny's Zimmer zum Frühstück. Da saß die junge Mutter neben den jauchzenden Kleinen. Jeder neue Anblick der Lieben strömte neues Entzücken durch mich hin. Ich sank schweigend an Fanny's Brust; ich gab ihr mit Freudenthränen im Auge das für sie in Prag gekaufte Angebinde, und sprach: „Fanny, heut ist dein Geburtstag.“

„Noch nie habe ich ihn schöner gefeiert,“ sagte sie, „als diesmal! Ich habe dich ja wieder. Ich habe auch deine Freunde und meine Gespielinnen einladen lassen, den Tag deiner Wiederkunft recht fröhlich zu begehen. Gelt, das nimmst du nicht übel? — Nun aber setze dich zu uns. Nun erzähle mir haarklein, wie ist es dir ergangen?“

Aber der fatale Traum stand noch zu nahe vor mir. Ich dachte mich seiner am besten zu entlästigen, wenn ich ihn erzählen würde. Fanny horchte und ward sehr finster. „Wahrhaftig,“ sagte sie am Ende lächelnd, „man sollte an Hexereien der Walpurgisnacht glauben. Du hast eine ganze Predigt geträumt. Werde frommer, du Frommer, denn gewiß hat dein guter Engel mit dir gesprochen. Schreibe deinen Traum auf. Solch ein Traum ist merkwürdiger, als mancher Lebenslauf. Ich halte, du weißt es, viel auf Träume. Sie bedeuten wohl nichts voraus, aber sie bedeuten doch manchmal viel, nämlich uns selbst. Es sind zuweilen die klarsten Seelenspiegelungen!“

Der Versucher mit der Versuchung.

Ein zwar nicht ausserordentlicher, doch immer merkwürdiger Zufall erhöhete an dem gleichen Tage das Anziehende meines Walpurgistraums.

Meine Frau hatte Freunde und Freundinnen aus dem Städtchen zu einem kleinen Familienfest eingeladen. Wir speiseten, wegen der Schönheit des Mittags, in dem obern geräumigen Saal des Gartenhauses. — Der Walpurgistraum war schon in meiner Erinnerung durch eine lieblichere Wirklichkeit halb verwischt.

Da meldete mein Bedienter einen fremden Herrn, der mich sprechen wollte, einen Baron Mannteuffel von Drostow. — Fanny sah, daß ich erschrack. „Du wirst doch nicht“, sagte sie lächelnd, „vor dem Versucher zittern, wenn er die Versuchung nicht mitbringt; und selbst nicht vor der Versuchung, an meiner Seite?“

Ich ging hinab. Da saß auf dem gleichen Sofa, wo ich geschlafen, leibhaftig der Rothrock von Prag. Er stand auf, begrüßte mich, wie einen alten Bekannten, und sagte: „Sie sehen, ich halte Wort. Ich muß jetzt Ihre liebenswürdige Fanny kennen lernen, die ich aus ihren vertraulichen Briefen ganz zufällig kennen lernte. Werden Sie nur nicht eifersüchtig. Und — fuhr er fort, indem er in den Garten hinaus zeigte — ich bringe noch ein Paar Gäste mit, meinen Bruder und seine Frau. Aber meine Schwägerin kennt Sie schon. Wir sind unvermuthet in Dresden zusammengetroffen, und machen nun die Reise mit einander in Gesellschaft.“

Ich bezeugte ihm meine Freude. Indem trat ein dicker, starker Herr aus dem Garten in das Kabinet, wo wir sprachen; neben ihm ein Frauenzimmer in Reisekleidern. Denke sich jeder mein Schrecken! — Es war Julie, die Gemahlin des Staroſten.

Julie war minder verlegen, als ich, wiewohl sie sich Anfangs auch entfärbte. Ich führte nach den ersten Höflichkeiten meine Gäste in den obern Saal hinauf — ich stellte ihnen meine Fanny vor. Der Baron sagte ihr die schmeichelhaftesten Artigkeiten: „Ich habe Sie schon in Prag angebetet, da ich ohne Vorwissen Ihres Gemahls hinter alle kleine Geheimnisse kam, die Sie ihm anvertrauten.“

„Ich weiß alles!“ sagte Fanny: „Mit vierzehnhundert Thalern bezahlen Sie die Geheimnisse. Sie sind aber bei dem allem ein böser Mann, denn Sie haben meinem Mann eine unruhige Nacht gemacht.“

„Damit ist's noch nicht abgethan, Fanny,“ sagte ich, „denn siehe den lieben Versucher, und dort — ich stellte ihr die Gemahlin des Staroſten vor — Julie!“

Fanny war einen Augenblick bestürzt. Aber Weiber sind nie lange verlegen. Sie umarmte Julien, wie eine Schwester, und setzte den Versucher rechts, die Versuchung links neben sich. „So weit als möglich von dir!“ rief sie mir mit schelmischem Warnen zu.

Fanny und Julie, ob sie sich gleich nie gesehen hatten, waren bald Herzensschwestern, hatten sich ungemein viel zu sagen, und freuten sich, mich zum Gegenstand ihrer Neckereien zu machen.

Für mich war das ein ganz eigenes Fest, diese Gestalten neben einander zu sehen; beide liebenswürdig — aber Julie nur ein schönes Weib, Fanny ein Engel.

Julie, wie ich auf den Spaziergängen im Garten von ihr erfuhr, war sehr glücklich. Sie liebte ihren Mann von Herzen, wegen seines edeln Gemüths. Aber für ihren Schwager, den Rothrock, hatte sie die zärtliche, ungemessene Ehrfurcht eines Kindes. Er war, wie sie mir erzählte, ehemals lange Zeit auf Reisen gewesen, und lebte jetzt in Polen auf einem kleinen Gut, nahe bei den Gütern ihres Mannes, als wohlthätiger Philosoph, zwischen Büchern und landwirthschaftlichen Arbeiten. Sie sprach von ihm mit einer gewissen Begeisterung, und behauptete, auf Erden wohne kein edlerer Mensch, als dieser. — Ich machte mir dabei die Nutzanwendung, man müsse der Physiognomie nicht allzusehr trauen.

„Warum fragten Sie mich denn in Prag," sagte ich nachher zu dem ehrwürdigen Rothrock, „mit den geheimnißvollen Worten: Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?" — Denn eben diese Worte waren mir in Prag aufgefallen, und hatten nachher im Traume am wirksamsten wiedergeklungen.

„Aber mein Gott! rief er: „Ich mochte Ihnen sagen, als ich die Brieftasche brachte, was ich wollte, und mochte es Ihnen noch so nahe legen, daß ich der Finder sei; daß Sie nur Zutrauen zu mir haben, nur einige Kennzeichen des Verlustes angeben sollten: Sie blieben ja zurückhaltend, als wäre ich der verdächtigste Mensch. Und doch sah ich Ihnen die Unruhe an; und doch konnte ich kaum daran zweifeln, den rechten Mann vor mir zu haben."

„Nun erzählte ich ihm meinen Traum. „Herr," rief er, „die Walpurgisgeister sollen leben! Der Traum verdient ein Kapitel in der Moralphilosophie und Psychologie zu sein. Wenn Sie ihn nicht haarklein aufzeichnen, so schreibe ich ihn selbst nieder, und schicke Ihnen das Ding gedruckt zu. Es sind da wunderbar goldene Lehren. Nur ist mir's doch lieb, daß ich am Ende die Ehre habe, als Engel des Lichts darin zu glänzen, sonst möchte ich das Abenteuer Ihrer Walpurgisnacht nicht weiter erzählt hören."

Wir brachten mit einander einen seligen Tag zu: ich mit dem wahrhaft weisen Mannteuffel, Fanny mit Julien.

Als wir Abends von einander schieden, und wir die lieben Gäste begleiteten, sagte Fanny zu mir, da wir vor der Thür des Posthauses standen: „Hier wird Abschied genommen, und nicht die schöne Versuchung einen Schritt weiter begleitet! Dein Walpurgistraum enthält auch für mich gute Lehren. Kennst du mich nun, mein Herr, und was deine Fanny von dir will?"

Die Gründung von Maryland.

1.

Master Athlon an Cecilius Calvert Esq. in Neapel.

London, 1632.

Erschrecken Sie nicht, statt von der Hand Sr. Herrlichkeit, einen Brief von mir zu empfangen. Ihr Herr Vater ist seit einigen Wochen kränklich. Weder den Aerzten noch uns Andern scheinen seine Umstände irgend gefährlich. Nur er selbst gefällt sich, zu glauben, es könne gefährlich werden.

Als ich diesen Morgen die Ehre hatte, von Sr. Herrlichkeit gerufen zu werden, befahl er mir, Ihnen zu melden, er verlange Ihre baldige Rückkunft nach London, wie leid es ihm auch thue, Sie in Ihren Genüssen zu stören. Ihre Briefe aus Sizilien und dem übrigen Neapel machten ihm immer die unaussprechlichste Freude. Wo möglich noch größeres Vergnügen aber gab ihm ein Brief, den ihm unlängst Lady Sidney mittheilte, und welchen sie von einem Ihrer Bekannten aus Neapel erhalten hatte. Eine Stelle dieses Briefes traf Sie. Se. Herrlichkeit gab mir den ausdrücklichen Auftrag, diese Stelle abzuschreiben, um Ihnen damit seine ganze Zufriedenheit auszudrücken.

Hier folgt die Stelle:

„Sie fragen mich um Cecil Calvert, den Sohn des Lord Georg Baltimore? Ob ich ihn kenne? Ja wohl, Mylady, kenne ich ihn. Und würden Sie mich auch nicht gefragt haben, hätte ich Ihnen doch von ihm erzählt. Er hat mich sehr angezogen, so wie sein Freund Harry Otham. Beide sind gleich liebenswürdige Sonderlinge; Beide gleich schöne Männer; Beide haben beinahe einerlei Tugenden und Fehler. Es ist Schade, daß man Beider so selten habhaft werden kann. Sie schwärmen fast beständig umher auf Reisen. Ihre Reisen machen sie größtentheils zu Fuß. An Muth, körperlicher Stärke, oder in Leichtigkeit, alle Mühseligkeiten zu ertragen, thut es ihnen nicht leicht Einer zuvor. Die haben schon manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen. Denken Sie sich, Mylady, nicht nur den Vesuv und Aetna haben sie bestiegen, sondern vorigen Winter waren sie Beide sogar nach Afrika hinüber, um die Ruinen von Karthago zu suchen. Es war

wohl ein närrischer Einfall; aber sie haben nun einmal einen Stich von Gelehrsamkeit.

„Ich zweifle nicht, Cecil Calvert werde einst bei uns eine glänzende politische Rolle spielen. Er hat alle Anlagen dazu, und übertrifft vielleicht seinen Vater, den ich doch als Staatsmann zu unsern ersten rechne, und der als Staatssekretär das Wunder vollbrachte, die Achtung aller Parteien ohne Ausnahme zu fesseln.

„Der junge Mann wird hier allgemein geschätzt. Seine Kenntnisse, sein Zartgefühl für die Werke der Kunst, seine seltene Gabe der Unterhaltung im Umgang, wo er Allem, auch dem Bedeutungslosesten, sinnreiche Wendung zu geben weiß, edler Abscheu gegen Schlechtigkeit jeder Art, selbst gegen jene Leichtfertigkeiten, welche bei einem jungen Mann seines Alters, seines Reichthums oft als Tugenden gelten, machen ihn, wohin er kommt, und ohne daß er's will und sucht, zum Ausgezeichneten in den Gesellschaften. Die Weiber sehen ihn nicht ohne Bewunderung; die Männer mit demjenigen Vergnügen, mit welchem man irgend ein Ideal sieht, dem man sich gern nachbildet. Er, wie Sir Harry Otham, könnten wohl manche angenehme Verbindung haben, wenn sie wollten. Aber die reizendste Italienerin verzweifelt, in diesem nordischen Eise ein Feuer anzuzünden.

„Sie werden denken, Mylady, ich sei verliebt in ihn. Nein, ich sehe auch seine Fehler. Er ist zuweilen unartig, ungesellig und trocken. Er hat keinen Geschmack an gewissen Unterhaltungen, die man nun doch im geselligen Leben mitmachen und gut heißen muß. Er hat manchmal den Ton eines Reformators. Er ist in seinem Aeussern zu einfach, man könnte sagen, etwas vernachlässigt, wiewohl ich recht gut weiß, und wahrscheinlich weiß er's auch, daß eben diese Sorglosigkeit um Schmuck seinen Werth oder die Gefälligkeit seiner Gestalt zu vermehren scheint.“ — —

Dies ist die Stelle, welche Ihrem Herrn Vater so viel Vergnügen gemacht hat. Er läßt Ihnen sagen, Sie sollen nicht zu stolz darauf werden.

Damit habe ich meinen Auftrag erfüllt. Sie werden also wohl thun, in Gemäßheit des Willens Sr. Herrlichkeit, sobald als möglich Neapel zu verlassen, oder abzureisen wo Sie irgend dieser Brief antreffen mag. Beschleunigen Sie Ihre Reise.

Ich füge diese Zeilen noch hinzu, nachdem ich so eben den Doktor Horbeth gesprochen habe. Ich fragte ihn ernst, ob er die Krankheit Seiner Herrlichkeit, die ein schleichendes Fieber zu sein scheint, für gefährlich halte? Er antwortete: sie ist's noch nicht, kann es aber nach Bewandtniß der Umstände werden. Wenn ein Doktor so spricht, weiß man schon, woran man ist. Mir selbst wird etwas bange. — Kommen Sie eiligst.

Cecilius Calvert an Harry Otham.

Paris, 1632.

Lebe wohl, mein Harry, du athmest noch den ewigen Frühling Italiens; ich fühle schon die rauhe Herbstluft des Norden. Dich erwarten die Wunder der unvergänglichen Roma, dich die Geister aller Heroen des Alterthums unter den Trümmern ihrer Schöpfungen; mich ein zärtlicher, ach! vielleicht sterbender Vater, und tausend widerliche Verhältnisse in Stadt und Land und bei Hof.

Meine Reise längs der tyrrhenischen Küste bis Genua war glücklich und rasch. Ein freundlicher Wind schwellte beständig die Segel. Ueber Nizza kam ich ohne Unfall nach Paris. Ich ruhte nur zweimal unterwegs; sonst fuhr ich Tag und Nacht. Daher konnte ich dir nicht so früh schreiben, als du verlangtest. Auch diese Zeilen schreibe ich nur im Flug; denn in einer Stunde reise ich ab. Aus London melde ich dir mehr.

Gern oder ungern werde ich nun in die Geschäfte treten müssen. Meine Flitterjahre sind zu Ende. Ich kenne die Absichten meines Vaters. Ich fürchte die Arbeiten nicht; aber fürchte, unnütz zu sein. Mir wäre am wohlsten in einer schönen Einsamkeit bei dir, gleichviel wo. Ich tauge gewiß zu dem heutigen Menschengeschlecht nicht; nicht zu den Fadheiten, in denen man sich reizend findet; nicht zu den artigen Heucheleien, mit denen man beständig Karneval spielt, nur keinen von lustiger Art; nicht zu dem selbstsüchtigen Verkehr, in welchem Jeder sein eigener Abgott ist, sich im Stillen anbetet und nach Anbetung von Andern schmachtet; nicht zu den leidenschaftlichen Umtrieben für falsche Grundsätze, für abergläubige Hirngespinnste in Politik, wie in Religion.

Gewiß, Harry, wir sind um ein Jahrhundert, oder mehr, zu früh geboren. Wenn wir Beide unser Innerstes aussprechen wollten, man würde uns ohne Gnade für reif zum Narrenhause halten. Und doch, bei Gott! wollen wir nichts anderes, als was die gesunde Vernunft, als was die Edelsten der Alten wollten.

Ich nahm von Lyon hierher ein Parlamentsglied in meinem Wagen mit. Es war uns Beiden um Gesellschaft auf der Reise zu thun. Wir zankten von Lyon bis Paris. „Aber können Sie läugnen,“ sagte ich zu ihm, „daß meine Behauptungen gerecht, tugendhaft, vernünftig sind?“ — „Gar nicht,“ antwortete er, „Sie haben an sich recht, wahr und vernünftig gesprochen; aber das paßt für unsere bürgerlichen Verhältnisse durchaus nicht. Ich gebe Ihnen zu, es sollte so sein; aber weil es nicht so ist, wird Ihr Recht Unrecht, Ihre Wahrheit falsch, Ihre Tugend staatenzerstörend, Ihre gesunde Vernunft verdammenswürdig, weil sie alle bestehende Ordnung auflösen will.“

Was sagst du zu dem eingefleischten Unsinn? Ich sah den Parlamentsherrn an, ob unter seiner Perrüke nicht ein Spaßvogel sitze. Er war

aber erstaunlich ernsthaft. Also weil die Welt in ihrer verkehrten Erziehung, in ihren verkehrten Religionsbegriffen, in ihren verkehrten Staatseinrichtungen Alles unnatürlich auffasset, muß das Schändliche gut und die Weisheit aller Zeiten tollhäuslerisch heißen

Der alte Parlamentsherr war von einer uralten berühmten adelichen Familie. Ich gab mir nicht die Mühe, seinen Namen zu behalten. Daß ein Edelmann von göttlichen Rechts wegen Bürgern und Bauern auf den Nacken zu treten habe, daran zweifelte er gar nicht. Höre nur seinen Einfall, als ich ihm sagte, der Adel sei eine unnatürliche Stiftung, die man vor tausend Jahren nicht gekannt habe. Er erwiederte: Die Menschheit hat sich veredelt, und wird sich immer dem göttlichen Ebenbilde mehr nähern, daß die Erde zuletzt Abbild des Himmels wird. Im Himmel ein Gott, dann Erzengel, dann Engel, dann Heilige, dann fromme Seelen. Auf Erden ein König, dann Prinzen von Geblüt, dann hoher Adel, dann niederer Adel, dann Bürger, Bauern und anderes Pack. — Welche Verschrobenheit und Verruchtheit im gleichen Augenblick, den Himmel sich gut aristokratisch nach hiesiger Rangordnung zu schnörkeln!

Siehe, ich gehe Wetten ein, wenn ein Edelmann aus alter Familie gesunden Menschenverstand hat, ist er ein uneheliches Kind. Denn gleichwie körperliche Krankheiten von den Vätern auf die Kinder gehen: so erben auch Geistesverzerrungen und Gemüthsgebrechen fort.

Mein Wagen ist schon angespannt. Harry, schreibe mir bald. Aus London schreibe ich dir einen zwölf Bogen langen Brief. Mir ist nicht mehr wohl, als bei dir. Harry, ich möchte weinen, wie ein Kind.

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem!

Ich kann den göttlichen Horaz bald auswendig. Ich küsse dich im Geist; o, warum kann ich's nicht mit den irdischen Lippen! Harry, ich habe dich zu lieb. Es ist gut, daß wir geschieden werden, damit wir uns nicht verwöhnen. Frei von Lust und Schmerz nicht, aber erhaben sollen wir über beide sein. Ich wäre zuletzt doch nur Sklave meiner Liebe für dich geworden. Ich freue mich, von dir getrennt zu sein. Lebe wohl, o du mein Schutzengel!

5.

Der Schiffbruch.

In einer Fischerhütte an der Küste, unweit Lewes, am 4. Oktober 1632 Morgens.

Mit gelber Tinte, auf grauem Papier, dicker Feder, am wackelnden Tisch, in schlechter baufälliger Hütte eines Fischers schreibe ich dir, Harry. Wenn du mich sähest, Harry, du würdest lachen. Ich bin halb nackend, baarfuß, habe ein grobes Hemd des alten Fischers, meines Wirthes, an, und dazu sein Wamms. Zeit zum Schreiben ward mir im Ueberfluß. Jetzt ist's Morgen. Schwerlich kann ich heut hier weg. Der Tag ist lang.

Schiffbruch habe ich gelitten und Abenteuer seltener Art erlebt. Laß dir's recht umständlich erzählen. Ich bin heiter, selig bin ich wie ein Gott. Weißt du, Harry, wie oft ich mich schon in Noth und Gefahr wünschte? — Ich danke Gott wahrhaftig herzlicher für das Unglück, das er mir sendete, als für alles Glück. Jenes hebt gen Himmel, dieses zieht zur Erde.

In Calais hörte ich, es seien mehrere Engländerinnen auf dem Boot, um mit über den Kanal zu setzen. Ich liebe keine Empfindeleien, die in solchen Fällen den Frauenzimmern eigen zu sein pflegen. Jede will die schüchternste scheinen, um das meiste Interesse zu erregen; noch unausstehlicher sind auf einer kleinen Seefahrt die Heroinen. — Also mußte mir der Hauptmann ein kleines Gemach geben, wo ich einzig mit einem Buch sein konnte.

Wir waren noch keine zwei Stunden aus dem Hafen, als das Paketboot von plötzlichen Windstößen überfallen wurde. Von Augenblick zu Augenblick wuchs der Sturm. Das Meer ging hohl, und bald in solche Empörung über, daß man hätte glauben sollen, die Tiefen des Ozeans würden von einem langen Erdbeben in gewaltigen Schwingungen geworfen. Man hat mich versichert, die ältesten Leute erinnerten sich solches Aufruhrs der Natur nicht, wie an diesem Tag im Kanal.

Ich spürte es wohl, wollte mich aber nicht stören lassen, nicht einmal von Neugier anfechten lassen, hinaus zu sehen. Ich versuchte eine metrische Uebersetzung der Ode: O navis, referent in mare te novi fluctus? die dir wohl besser zu lesen angestanden wäre, als mir. Ich aber deutete sie allegorisch auf meine Zukunft. — Jählings ward das Schiff so hart auf die Seite geschleudert, daß Tisch und Stuhl und ich selbst vom Sessel auf den Boden umgestürzt lagen. In demselben Augenblick erhob sich fürchterlicher Schrei der Matrosen. Das kündete Unglück an. Ich glaubte, der Wind habe das Schiff zurück zu den französischen Küsten und an einen Felsen getrieben. Bald fühlte ich aber, daß das Schiff seine rechte Lage wieder annahm, und auf den Wogen weiter tanzte.

Ich trat aus meinem Kämmerchen hervor. Harry, du fehltest. Ein unbeschreibliches Schauspiel. Die Küste von Frankreich war verschwunden. Am Horizont vor uns leuchtete matt das weiße Gestade von England. Der Himmel wehte düster, wie ein graues Tuch. Der Wind raſete, aber kein Tropfen des Regens fiel. Ein Mast lag gebrochen. Die Wellen wandelten wie glänzende Berge, und donnerten zerschäumend. Einige Matrosen schrien und fluchten, andere standen wie stumme Todesbilder. In der Mitte des Fahrzeuges erblickte ich einen Greis in schwarzen Kleidern, mit schneeweißen Haaren, die der Sturm zerriß,

eine hohe, majestätische Gestalt. Mit der einen Hand hielt er sich an einem Schiffstau, die andere hatte er auf das Haupt eines jungen Mädchens gelegt, welches auf den Knien neben ihm halb ohnmächtig hingesunken war und seine Beine umklammerte. Sein Blick war ruhig gegen den Himmel gewandt, und mit langsamer aber starker Stimme hob er plötzlich an: „Siehe, der Tag, siehe, er kommt daher, er bricht an! Alle Hände werden dahinsinken, und alle Knie werden so ungewiß stehen, wie Wasser. Und werden Säcke um sich gürten, und mit Furcht überschüttet sein, und Aller Angesicht jämmerlich sehen, und Aller Häupter werden kahl sein. Sie werden ihr Silber hinaus auf die Gassen werfen, und ihr Gold als einen Unflath achten, denn ihr Silber und Gold wird sie nicht erretten am Tage des Zorns des Herrn.“

Ich schauderte bei diesen Worten des Ezechiel. Der Alte selbst schien mir einer der ehrwürdigen Propheten zu sein. Seine Furchtlosigkeit und dazu seine Rede waren entweder etwas Uebermenschliches oder Wahnsinn. Indem überrannte mich fast ein Matrose. „Wo ist der Kapitän, wo der Steuermann?“ fragte ich, da ich Keinen von Beiden sah. — „Ueber Bord. Eine Welle schlug über. Das Steuer ist gebrochen. Fünf Mann sind verloren.“

Jetzt erst ward mir unsere Gefahr hell. Ich sah noch einmal auf die Verwirrung im Schiffe, sprang über zum Steuerruder, fand es noch ganz unversehrt, bemächtigte mich desselben, und gab dem Schiffe in seinem Fluge festere Richtung. Der Wind trieb gegen die englischen Küsten. Ich hatte Riesenarbeit und Riesenkraft. Viermal, fünfmal überschlug mich eine Welle. Ich bekümmerte mich nicht um Alles, was vorging. Mein Auge hing an der Küste und am Wogen des Meers.

Als wir nicht mehr weit vom Gestade waren, sprangen einige Matrosen, die mich nun erst am Ruder sahen, herauf, und befahlen mir abzulenken, daß das Fahrzeug nicht an den Felsen zerschelle. Die Kerls glichen Rasenden. Ich wies sie gebieterisch zurück, und befahl ihnen, Alles bereit zu halten, sich und was Lebendiges auf dem Paketboot war, zu retten, wenn das Boot in Stücken gehe. Sie wollten sich meiner bemächtigen. Ich ergriff einen neben mir liegenden Holzpflock, hielt ihn, wie eine Pistole, gegen sie, und schrie: Flieht, oder ich drücke ab, und schiesse den ersten von euch Rebellen nieder! — Die Kerls erschracken. Sie zogen sich fluchend und eilfertig zurück. War mein toller Einfall oder die blinde Furcht der armen Teufel lächerlicher?

So lenkte ich gegen die tobende Brandung, nur bemüht, einem Felsen auszuweichen, und auf ein flaches, sandiges Uferstück zu treiben. Zetergeschrei heulte durch den Sturm. Alles stürzte zusammen. Die Wellen fuhren über den Wrak. Wir saßen fest. Ich sprang auf, die Matrosen waren am Lande; Alles eilte über Bord. Nur das junge Frauenzimmer, welches ich vorher zu des Propheten Füßen gesehen, lag wimmernd am Boden. Ich trug es aus dem Schiff auf den Sand zu einer gefahrlosen Stelle. Die Matrosen waren sehr thätig, das Boot durch Seile und Anker am Ufer zu befestigen. Ich ermunterte andere, mir ins Fahrzeug zu folgen, um, was noch darin sei, in Sicherheit zu bringen. Wirklich fand man sogar in der Kajüte noch zwei ältliche Frauenzimmer, halbtodt im Wasser schwimmend. Man schleppte sie ans Land, hoch ans Ufer, wo sie vor den nachfahrenden Wellen geborgen waren. Ich gebot meinen Bedienten, umherzusuchen, ob wir in der Nähe eines Dorfes wären, und diese Frauenzimmer sogleich hinzutragen, während wir Andern noch die Pakete und Waaren zu retten suchten. Dies geschah nicht ohne Lebensgefahr. Denn Sturm und Wogen wütheten ohne Unterlaß fort. Einen Matrosen riß die überschlagende Welle davon. Man suchte ihn vergebens.

In diesem Augenblick fühlte ich meine Knie gehalten. Das junge Mädchen, welches ich aus dem Schiffe getragen hatte, und welches mit den davongeschleppten Frauenzimmern gegangen war, lag athemlos und in bleicher Angst vor mir. Es wollte reden. Die Lippen zuckten nur. Die Augen starrten mich an. Ich versuchte, die Unglückliche aufzuheben. Sie sank immer wieder zusammen. Es war ein wunderbarer, schauerlicher Anblick. Sie glich einem Marmorbilde. Aber ihr Busen flog ungestüm, und ihr langes Haupthaar floß im Sturm, wie ein schwarzer Nebel. Ich redete sie vielmals an, ohne Antwort zu erhalten.

Endlich schien sie alle Kräfte in sich zu versammeln, und mit großer Anstrengung brachte sie die Worte hervor, indem sie aufs Schiff zeigte: „Mein Großvater! mein Großvater!“

Ich erinnerte mich in dem Augenblicke des Greises wieder, und daß ich ihn nirgends am Lande gesehen. Ich rief den Matrosen. Keiner wollte gehen; keiner mir ins Fahrzeug folgen. Ich schrie umsonst, es sei noch ein Mensch im Schiffe. Aber da ich Geld bot, willigte ein junger Bursche ein, mit mir zu gehen. Wir kamen glücklich ins Boot. Wir suchten lange umsonst. Ich erblickte endlich unter einigen leeren Fässern einen Theil des schwarzen Gewandes im Wasser schwimmend. Der Alte lag mit geschlossenen Augen, einem Todten ähnlich, aufrecht sitzend an der Schiffswand; den Untertheil seines Leibes im Wasser. Wir zogen ihn hervor. Glücklich ward er auf den Sand gebracht. Da schlug er die Augen auf. In demselben Augenblick ergoß sich heftiger Regen über uns. Dieser schien die Kraft des Alten zu erfrischen. Auf seine Enkelin und mich gelehnt ging er landeinwärts mit uns. Das Schiffsvolk floh unter die Felsen.

Einer meiner zurückkommenden Bedienten meldete die Nähe einiger Fischerwohnungen, und führte uns in eine derselben. Die nächste war schon von den Frauenzimmern und einigen unserer

geflüchteten Unglücksgefährten angefüllt. Vom Meerwasser und Regen triefend und durchkältet traten wir zu einer andern ein. Der Eigenthümer der Hütte, sein Weib und einige Kinder umringten uns mitleidig. Am vernünftigsten war der Einfall der Frau, daß sie sogleich Betten in einer Nebenkammer bereitete; in eins derselben ward der Greis gelegt, ins Andere dessen Enkelin. Beide wurden mit reinlicher, wenn gleich rauher Wäsche versorgt, und unterdessen deren durchnäßte Kleider ans Feuer zum Trocknen gehangen. Dann kam die Reihe auch an mich. Ich empfing ein Strohlager in der warmen Wohnstube, eine grobe Wollendecke, ein Hemd des Mannes. Man brachte warme Suppen an unser Lager. Ich fühlte mich bald erquickt, doch ungeheuer ermüdet. Wirklich schlief ich, trotz des Lärmens der Kinder und des Hin- und Herrennens im Hause und des Sturmes draussen, der die mürbe Hütte wegzublasen drohte, so fest ein, ungeachtet es erst Nachmittag war, daß ich nie süßer geschlafen habe im Leben. Achtzehn Stunden habe ich geschlafen, und es war schon hoher Tag wieder, als ich erwachte.

Unser ehrliche Philemon theilte mir von seiner Fischertracht mit; seine Baucis bediente den Greis und dessen Enkelin in der Kammer. Ich erfuhr, daß diese beiden noch den Abend vorher heftiges Fieber gehabt, und erst gegen Morgen den Schlaf gefunden hätten. Draussen regnete es unaufhörlich; der Wind hatte sich gemäßigt. Meine Bedienten kamen; mit ihnen zwei Leute des Greises. Sie hatten in einer andern Hütte Herberge gefunden. Ich vernahm nun, der Alte mit dem Prophetengesicht sei, was auch schon seine Sprache verrieth, ein Schotte, Namens Dun-Ofallin, und einer der reichsten Güterbesitzer Schottlands; Miß Mary, seine Enkelin, seine einzige Erbin; er selbst der letzte seines Stammes.

Ich sandte meine Leute in den Burgflecken Lewes, er ist nur zwölf Meilen von hier, um Wein und Lebensmittel für unsere Schiffbrüchigen mit Eile herbeizuschaffen; desgleichen eine Miethkutsche. — Die Fischer holten die Waaren vom Meeresufer; besonders die Gepäcke der verunglückten Reisenden.

Während dies Alles geschieht, und meine Schotten noch ruhig schlafen, schreibe ich dir. Nun aber gehe ich an's Morgenessen. Vor mir dampft aus irdener Schüssel eine brodreiche, schwarze Spartanersuppe.

Abends.

Alles geht über Erwartung gut. Ausgenommen das Uebelbefinden eines der beiden ältlichen Frauenzimmer (beide sind Gesellschafterinnen oder Kammerfrauen der Miß Mary,) hat das garstige Abenteuer der Gesundheit keines Einzigen geschadet. Selbst Sir Ofallin, ungeachtet seines hohen Alters, ist frisch auf. Speisen und Weine kommen aus dem Burgflecken im Ueberfluß, ein ganzer Wagen vollgepackt. Nur unser Kleiderzeug in den Kisten war vom Meerwasser und vom Regen, in welchem Alles die ganze Nacht gelegen war, durchfeuchtet. Wir behalfen uns indessen mit dem Gewand, das wir beim Schiffbruch getragen hatten, und hinlänglich getrocknet war. Bloß Miß Mary genoß dieses Vortheils nicht. Durch Unvorsichtigkeit war beim Trocknen der beträchtlichste Theil ihrer Kleidung verbrannt, und sie mußte, bis ihr Reisegepäcke vom Strand gebracht, geöffnet, ausgesucht und das Nothwendigste zum Trocknen aufgehängt und wirklich wieder tragbar war, in der bäuerlichen Sonntagstracht unserer Wirthin erscheinen. Sie machte ein äusserst seltsames Bild. Denke dir, Harry, eine zarte Hebe von sechszehn Lenzen, eben erst zur Jungfrau aufgeblüht, in die europäische, eckige Kleidung einer ehrbaren Fischerfrau versteckt, die feine, durchsichtige Haut vom gröbsten Tuch berührt; eine reine, klare Lilie in rauhe Schilfmatten gewickelt, aus denen sie blendend hervorragt.

Die junge Schottin blühte und glühte aber wie eine Rose, die sich nach Gewitterregen aufgeschlossen hat. Sie wußte mir viel Verbindliches für meine Heldenthaten am Meerufer zu sagen, und behauptete sehr artig, sie und der Großvater wären mir das Leben schuldig. Ich sagte ihr vergebens, daß jeder Matrose, statt meiner, das Heldenstückchen hätte vollbringen können. Sie ist unaufhörlich mit ihrem Großvater beschäftigt; das Entzücken strahlt in ihren Blicken, so oft sie ihn ansieht. „Ich hielt dich ja schon für verloren," sagte sie wohl zwanzig Mal den Tag über zu ihm, „und dann wäre ich auch nicht mehr."

Sir Ofallin ist eine herrliche, große Gestalt, mit breiter Brust, starker Stimme, ungeachtet des hohen Alters sehr kräftig und rührig. Seine schlichten, weißen Haupthaare und die weißen Augenbraunen geben ihm patriarchalisches Ansehen. Die Züge seines Gesichtes sind sehr fein, sehr edel und ernst. Er spricht fast beständig biblisch. Er ist ein eifriger Presbyterianer. Aber seine fromme Schwärmerei steht ihm wohl.

Als er aus seiner Kammer trat in unsere Stube, traf es sich, daß der Fischer eben zunächst der Thür stand. Die Fischerin sagte: dies ist mein Mann. Dun-Ofallin wandte sich langsam zu ihm, der ehrerbietig die Kappe vor dem hohen Greis abzog. Dann legte der Alte die Hand auf des Fischers Stirn und sagte: „Das Haus der Gottlosen wird vertilget; aber die Hütte der Frommen wird grünen. Der Herr segne dich und behüte dich." — Es war rührend zu sehen, wie der Fischer voll Ehrfurcht niederkniete, um den Segen des Alten zu empfangen, der sich dann von ihm wandte, auf mich zuging, mir die Hand entgegenstreckte und sagte: „Die Säulen des Himmels zittern und entsetzen sich vor seinem Schelten. Vor seiner Kraft wird das Meer plötzlich ungestüm, und vor seinem Geist erheben sich die Höhe

des Meeres. Siehe, also gehet sein Thun; aber davon haben wir ein geringes Wörtlein vernommen. Wer wird den Donner seiner Macht verstehen? Du aber hast meine Klage verwandelt in einen Reigen, und mich mit Freuden umgürtet.“ Nach diesen Worten küßte er mir die Stirn. Ich wußte nicht, wie mir ward.

Sir Ofallin ist übrigens ein geselliger, angenehmer, welterfahrner und kenntnißreicher Mann. Die presbyterianische Prophetensprache stimmt mit dem Ernst, der ihn auch bei heitern Gesprächen nicht verläßt, und mit den strengen Grundsätzen seiner Frömmigkeit, die sich in allen seinen Worten und Werken offenbaren, sehr wohl zusammen. Irdische Geschäfte und was das Häusliche oder die Bedürfnisse seiner Person betrifft, thut er immer mit den wenigsten Worten, mit kurzen Befehlen, oft mit bloßen Winken ab. Hingegen sobald von Geschichten des Alterthums, von Staatsverhältnissen, von kirchlichen Sachen, von fremden Ländern, von berühmten Personen Rede ist, weiß Niemand so viel zu sagen, als er. Ich erfuhr auch, daß er schon in Asien gewesen sei. Und unerschöpflich war er an mancherlei und merkwürdigen Erinnerungen von daher.

Ueberhaupt ich lebte in der Fischerhütte einen der interessantesten Tage, abgesondert von der übrigen Welt, beschränkt auf die beiden äusserst sonderbaren Gestalten aus Schottland. Miß Mary ist wahrhaft schön; die entstellende Tracht der Fischerin macht eben erst ihre Zartheit und den Adel ihres Gliederbaues auffallender und abstechender. Ja, es ist etwas Bezauberndes in ihrem feinen, gutmüthigen Lächeln; etwas Einnehmendes im Klang, im eigenthümlichen Ausdruck ihrer Stimme, und in ihren Urtheilen etwas Großes, Gedachtes.

Sir Ofallin lud mich ein, ihn in London zu besuchen, wo er den Winter bleiben will. Den Sommer ist er gewohnt, in Schottland auf seinen Gütern zuzubringen. Als ich ihm den Namen meines Vaters sagte, reichte er mir freundlich die Hand, und sagte: „Ein Mann im Lande Uz, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidet das Böse.“ Er kennt meinen Vater nur dem Namen nach, aber schätzt ihn sehr.

Die Nacht übereilte uns zu früh. Ich will dir, sobald ich in London Ruhe habe, noch das Wesentlichste aus den Unterhaltungen in diesem armen Fischerhause aufzeichnen. Nie habe ich ein merkwürdigeres und anziehenderes Paar gefunden, als den Greis und seine geist- und seelenreiche Enkelin. Morgen trennen wir uns.

Gute Nacht, mein Harry. Wärst du doch bei mir!

4.

Der Tod.

London, den 21. Oktober 1632.

Er hat ausgelebt. Mein guter Vater war der erste der Menschen, den ich sterben sah. Sein Tod brach mir Augenblicke lang das Herz; dann verklärte er mich. Nun weiß ich, was das Leben ist.

Ich war meiner so viel mächtig, die Einsamkeit zu fliehen, mich zu zerstreuen, um beim Bewußtsein zu bleiben. Das muß man in solchen Lagen thun; denn wie stark auch der Geist ist, der Leib hält's nicht mit ihm aus, und unterliegt. Ich fühle mich wie zermalmt in den Gebeinen, und wundere mich über meine Schwäche. Morgen thue ich eine Reise nach Irland und auf meine Güter. Der Tod hat etwas Göttliches, Harry. Ich meine, ich sei ein Anderer geworden. Meine Seele hing bisher bloß mit dem Staube zusammen; nun auch mit dem Himmel ist sie eins. Glaubst du, ich leide? Ich bin glücklicher als je. Der Geist hat keine Thränen. Es ist Seligkeit im Ernst und Schauern, wenn Gott zum Menschen spricht.

Nur diese einfache Nachricht wollte ich dir vor meiner Abreise geben. Menge dich nicht in den gemeinen Troß der Menschen, die aus Freude und Leid und den allerheiligsten Dingen des Lebens spießbürgerlich-albern und albern-höflich Komplimentenstoff machen, und mit derselben Herzlosigkeit gratuliren oder kondoliren, wie sie gedanken- und herzlos zu Gott zu beten gewohnt sind.

Tröste mich nicht; denn ich bin glückselig, wenn ich auch Thränen auf den Wangen habe. Freue dich mit Schrecken auf den Tag, da dir dein Allerliebstes hinwegsterben muß; denn da wirst du Gott und das Leben, die Bibel und die Natur, die Stimme des Alterthums und deiner Brust, wie eine neue Offenbarung, vernehmen. Selbst die Worte in diesen Zeilen wirst du erst dann verstehen. Lebe wohl, mein Freund.

5.

Das Privilegium.

London, den 7. Dezember 1632.

Der Ausflug that mir wohl. Auch dem geistigsten, größten Menschen kleben die irdischen Hefen an. Weinte nicht selbst der Gottmensch? Der Jüngling, der Mann, der Greis sind darin nicht vom Kinde verschieden. Sie sind so schwer von dem Gewohnten, Irdischangenehmen zu entwöhnen, als der Säugling von der Mutterbrust. Zerstreuung ist das wohlthätigste Mittel. Ich empfehle sie dir in ähnlichen schmerzvollen Herzverhältnissen.

Nun will ich dir erzählen, Harry, wie ich den Urheber meines Lebens aus dem Leben scheiden sah.

Als ich in London ankam, hatte er schon seit drei Wochen das Krankenbett bewohnt. Die Freude des Wiedersehens belebte ihn von Neuem. Alle versicherten, seine Krankheit wäre nicht gefährlich. Alle Aerzte versicherten es. Er glaubte es selbst. Ich glaubte es auch.

„Man muß aber auf ein Menschenleben nicht zu viel bauen!“ sagte mein Vater. „Trotz der Ehrenworte unserer Doktoren könnte ich einmal unversehens über Nacht von hinnen fahren. Und

wenn sie sich schon hintennach darüber ärgerten, oder aus ihren dicken Büchern des Breiten beweisen, wie das gegen ihren Willen so und nicht anders hätte kommen müssen: wir würden nichts davon haben. Darum besser, das Haus zur rechten Zeit bestellt. Du wirst Alles in bester Ordnung nach meinem Tode finden, Cecil, und mehr, als du erwartest. Ich habe sogar dafür gesorgt, mein Sohn, daß du einen ruhigen Winkel auf Erden finden könnest, wenn dich das gährende Vaterland ausstößt, oder du dich einmal freiwillig verbannen willst.«

Diese Worte waren mir dunkel. Er befahl mir, einen der Schränke zu öffnen, und eine Schrift, die er bezeichnete, zu bringen. Es war eine königliche Urkunde, erst vor Kurzem ausgestellt in aller Form, wodurch dem Lord Baltimore und seinen Erben in Amerika der Besitz des unbewohnten, doch äusserst fruchtbaren Landes im Norden des Potowmakflusses mit dem wichtigen Privilegium zugesichert ward, Zivil- und Kriminalgesetze zu geben, Taxen zu erheben und Stellen zu vergeben. Se. Majestät, zu dieser Schenkung aus Liebe zur Verbreitung der christlichen Religion bewogen, hat sogar, für sich und die Erben seiner Krone, angelobt, diesen neuen Ländern zu keinen Zeiten irgend eine Taxe auflegen zu lassen.

Mein Vater sah das zweifelerische Lächeln, mit dem ich die Urkunde des uns geschenkten Königreichs betrachtete.

»Cecil,« sagte er, »ich will wünschen, daß du nie in den Zwang gesetzt werdest, von diesem Privilegium Gebrauch zu machen. Aber ich sehe, es kommen stürmische Tage über die Welt, und was in Frankreich und Deutschland gährt, und dort Alles mit Bürgerblut färbt, wird früh oder spät auch über England kommen. Sind wir Katholiken, die wir nicht feig genug sind, den alten Glauben unserer Väter fahren zu lassen, sind wir nicht schon jetzt in unserm eigenen Vaterlande verspottet, verdrängt, verstoßen, verfolgt? Die Mehrheit der Nation ist vom neuen Glauben begeistert; der König selbst auf dem Thron nicht mehr sicher. Es kommt zum blutigen Bruch zwischen den Meinungsparteien, glaube mir; und wir Katholiken werden in diesem Kampfe unterliegen; denn wir fechten mit allzu ungleichen Kräften und Waffen. Schon jetzt sind wir an Zahl die Schwächern in England und Schottland. Auf Seiten unserer Gegenpartei stehen die bessern Köpfe. Sie hat den Eifer aller jungen entstehenden Gesellschaften; wir haben die Schlaffheit derer, die im Schatten ihrer Lorbeern ruhen. Jene Partei prediget Freiheit der Meinungen; die unserige Gehorsam und Glauben. Jene lehnt sich auf das ewige Recht der Geister; wir sprechen von altehrwürdigen Uebungen, von Rechtsamen, die unserer Kirche gehören, und in alten Zeiten wohl erworben sind. Ich fürchte, wir unterliegen. Nein, ich sollte nicht sagen, daß ich fürchte. Denn wenn wir unterliegen, ist es der Beschluß der Vorsehung. Die Welt soll ein neues Kleid anziehen. Es ist eine große, geistige Verwandlung. In vielen Dingen haben die Protestanten Recht; aber in vielen Unrecht. Inzwischen, daß der größere Theil Deutschlands, Preussens, Polens, Böhmens, Schwedens, Dänemarks und selbst unseres Vaterlandes sich der Reformation so jählings zugewandt hat, ist ein bedeutungsvolles Zeichen.«

So sprach mein Vater. Es kann dir, Harry, nicht anders, als wichtig sein, wie dieser tiefblickende, erfahrne, vielseitig durch Schicksal und Schule gebildete Staatsmann die gegenwärtigen allgemeinen Bewegungen der Welt ansieht. Darum will ich dir noch eine seiner Aeusserungen mittheilen.

»Die heutigen, durch Meinungsstreit entstandenen Uebel und Verwirrungen, die zum rohen, mörderischen Fanatismus gesteigert sind, müssen allerdings als eine Folge der wissenschaftlichen Fortschritte Europa's und der dadurch bewirkten größern Aufklärung der Nationen betrachtet werden. Es mußte dazu kommen, sobald die Völker zum Selbstdenken gelangten. Aber die der höhern Bildung entsprechenden Verbesserungen hätten ohne Gräuel zu Stande kommen können. Daß diese eintraten, daran sind Kurzsichtigkeit, stolzer Eigensinn und Ueberschätzung eigener Weisheit von Seiten unserer Geistlichkeit, besonders des römischen Hofes, und unserer Minister und Fürsten allein Schuld. Sie kannten den Geistesstand und das Bedürfniß der Unterthanen nicht. Sie träumten, das menschliche Geschlecht wie ein Erbgut bewirthschaften zu können; nur Befehle geben, nur drohen zu müssen, um Alles ins alte Geleise zurückzuschrecken. Sie irrten in der Ansicht der Völker. Diese hatten aufgehört, Maschinen zu sein. Unsere Großen kannten die Gewalt der Meinungen nicht. Sie beförderten wider ihren Willen den Sieg durch die Mittel, die den Untergang derselben bewirken sollten. Sie handelten so kurzsichtig, so unbesonnen und zeitlos, wie die Fürsten zur Zeit des ersten Christenthums, als sie dieses ausrotten wollten. Darum ward ihnen das gleiche Schicksal. Ich habe immer zu milden Maßregeln gerathen. Nichts bleibt unterm Monde ewig einerlei. Es entwickelt sich Alles zum Bessern und Höhern; aber wozu, wohin? Das ahnet kein Sterblicher. Bischöfe, Fürsten und Minister sind einzelne, ohnmächtige Personen, wenn die Völker nicht mehr mit ihnen, oder sie nicht mehr mit den Völkern gehen wollen. Kein Hof ist stark, er halte es denn jederzeit mit der Mehrheit des Volkes. Gustav Adolf, der schwedische König, hat mehr Verstand, als die meisten der übrigen Staatsmänner. Er kennt seine Zeit. Dieser kleine Fürst ist auf dem Weg, Herr und Kaiser von Deutschland zu werden. Unser König hat die Liebe der Nation verloren, weil er mit Frankreich Frieden

schloß, ohne das Schicksal der dortigen Protestanten zu sichern, und mit Spanien, ohne sich um das Loos seines eigenen Schwagers, des Pfalzgrafen, zu bekümmern. Der König meinte es gut; aber er ist in den Händen des leidenschaftlichen Erzbischofs Laud. Seine verschwenderische Hofpracht, seine willkührlichen Auflagen, sein Sträuben gegen Zusammenrufung des Parlaments bringen ihn und den Thron in die schrecklichste Gefahr. Denke an meine Worte, Cecil! — Die gleichen Ursachen haben in der Welt noch immer die gleichen Folgen gehabt. So lange ich um den König sein durfte, habe ich ernst, aber vergeblich gewarnt.«

»Durch die Fehlgriffe unserer Staatsmänner«, fuhr Lord Baltimore fort, »wird Europa ein Raub blutiger Verwirrungen, und wird das öde Amerika bevölkert. Ich habe die besten Berichte vom Aufblühen unserer dortigen Kolonien. Während der Regierung des vorigen Königs sind viele Tausend Menschen aus England, Schottland, Irland, Frankreich und Deutschland dahin ausgewandert. Die Auswanderungen dauern fort. Es sind gegenwärtig zahllose Menschen im Begriff, in die neue Welt überzuschiffen, die des fanatischen Glaubenshasses und der Verfolgungen müde sind. Ich habe wegen meiner Treue am Bekenntniß der katholischen Kirche viel leiden müssen. Sollte ich genesen, so verlasse ich mit dir England, und suche mir jenseits des Weltmeers am Potowmak eine Freistätte. Darauf richte dich ein. Dies Privilegium, aus der Hand unsers Königs, sichert unserer schwerverfolgten Familie Leben, Ehre und Eigenthum, die in Europa jeden Tag gefährdeter sind.«

6.

Der Abschied.

Ihm ward die ersehnte Freistätte nicht am Ufer des Potawmak, sondern in jenen Gefilden des unendlichen Weltalls, wo wir sie Alle einst finden.

Seine Schwäche nahm zwar sichtbar zu; aber die Aerzte hatten dieselbe, als Vorzeichen des beginnenden Genesens, vorausverkündet. Wie ich ihn eines Morgens besuchte, fand ich ihn zu meinem Erstaunen ausser dem Bette in seinen gewöhnlichen Morgenkleidern. Gelehnt auf zwei Bediente war er zum Fenster gegangen. Er ließ sich zum Lehnsessel zurückführen. Ich war voller Entzücken über dieses seltene Wohlbefinden. Er lächelte gutmüthig zu meiner Freude, und sagte, als wir mit einander allein waren: »Uebermorgen, Cecil, wirst du anders reden. Hoffe von meinem Leben nichts. Es ist gebrochen. Ich weiß es, daß ich nun meiner Auflösung nahe bin. Mein Gefühl sagt's.«

»Wie können Sie das wissen?« erwiederte ich: »Ihr Gefühl kann täuschen, und täuscht Sie.«

Er schüttelte den Kopf. Er schien eine Weile über sich selbst nachzudenken; lächelte, und sagte: »Nein, mein Sohn, es täuscht nicht. Es ist kein körperliches Gefühl, sondern ein bestimmtes Ueberzeugtsein, ohne daß ich sagen kann, wie ich zu demselben komme. Es ist mir mein innerer Zustand klar, und doch kann ich nicht sagen, wie. Ich bin schon diesen Augenblick im Anfang des Sterbens, und habe ein deutlicheres Bewußtsein meiner selbst, als sonst. Nie im Leben ist mir alles Vergangene, nie die Gegenwart heller gewesen. Es ist dabei eine ruhige, ich möchte sagen, angenehme Empfindung. Nun weiß ich das, was mir oft unbegreiflich gewesen, aus Erfahrung, daß Sterbende genau ihre Auflösungsstunde voraus erkennen. Die Körperbande fallen eine um die andere ab; die Seele wird freier. Sie ist größer und wunderbarer, als ich ehemals wußte.«

Wie Lord Baltimore so sprach, glaubte ich schon ein Wesen aus andern Welten zu hören. Ich sank weinend zu seinen Füßen. Er legte die Hände auf mein Haupt, und segnete mich. »Bleibe dir selbst treu, Cecil!« sagte er: »Handle nach Ueberzeugungen, nach Pflicht und Recht, nicht nach gemeinen Begriffen von Ehre. Wer göttlich zu leben versteht, ist schon halb gestorben, und hat in Wahrheit schon den Tod besiegt. Um Gold, Ehrenstellen, Ruhm, Macht und andere Kleinlichkeiten, die die Leidenschaft gemeiner Sterblichen schmeicheln, hat er weder Kummer noch Freude. Das Wohlthätige, Gerechte und Wahre sind zusammen das höchste Gut. Lebe wohl, mein Freund. Gott ist mit dir, wenn du mit ihm bist. Lebe wohl, mein Sohn; es ist für einen Augenblick; wir bleiben dennoch ungetrennt. Lebe wohl, Cecil; nun gehe. Störe mich mit keiner Frage mehr. Ich lege mich, um nie wieder vom Bett aufzustehen. Ich will mit mir allein sein, und mein Abscheiden aus dem Leibe belauschen. Keine Arznei mehr. Man soll mir nur geben, was ich selbst verlange.«

Ich küßte seine väterlichen Hände. Ich mußte aufstehen, und ihn verlassen. Das war sein Abschied. In der That redete er mit Niemandem mehr, ausgenommen, wenn er etwas begehrte. — Am dritten Tag des Abends nach jenem Abschied ward ich, auf seinen Befehl, gerufen. Ich stand vor seinem Bett. Er schien mich wohl zu kennen. »Siehe mich!« sagte er einige Male, als wollte er mir zeigen, wie süß das Sterben sei. — Dann sprach er nach langer Pause wieder: »Bald, bald!« Was er meinte, war nicht zu bestimmen. Weil er aber den Vorsatz hatte, sich im Tode selbst zu belauschen und zu behorchen, vermuthete ich, er fühle, es sei bald vollendet. Er lächelte nachher sanft, und sagte mit leiser Stimme: »Also das ist das Sterben? sonst nichts?« Er schien noch mehr zu sagen. Ich lehnte mich über ihn. Er schlug die Augen auf, und sagte ganz leise: »Stille, stille!« Und in derselben Minute gab er den Geist auf.

Ich habe dir diese scheinbar geringen Umstände erzählt, Harry; sie scheinen mir von hoher Wichtigkeit zu sein. Wer kann sich des neugierigen Vorwitzes gar erwehren, zu wissen, wie es der Seele ist, wenn ihr an den Schwellen der Ewigkeit das alte Kleid abfällt?

Daß Lord Baltimore die Zeit seiner Auflösung mehrere Tage voraus wahrnahm, ist auffallend. Und man weiß Aehnliches auch von vielen Andern, die verstorben sind. Es scheint, die Seele, wenn sie sich von den Sinnwerkzeugen des Körpers allmälig zurückzieht, konzentrirt ihre wunderbare Macht nur freier, gehört sich mehr selbst an, als sonst, da sie mit dem Leben des Leibes verbunden, von ihm befangen und gehemmt war, und auf die Sinne sich, um gehen zu können, wie auf Krücken, lehnen mußte.

Ich möchte das Sterben der Menschen ein Insichzurückkehren der Seele zu ihrer Einheit und Selbstheit nennen; und im Gegensatz das Geborenwerden eine wahrhafte Auflösung der Seele in mancherlei andere Naturkräfte nennen, mit denen sie aufs allerinnigste verschmolzen wird, um, vermittelst derselben, thätig auf einen Theil der Welt zu wirken. Im unentwickelten Kinde ist sie noch ganz versunken in die Tiefe und vorherrschende Macht der irdischen Kräfte, und von ihnen verschlungen. Je mehr sich die Lebenswerkzeuge entfalten, je selbstthätiger wird sie; und sie wird gegen die Aussenwelt, mit dem Absterben der Werkzeuge, zwar am ohnmächtigsten, aber wird dann ihrer wieder am selbstmächtigsten.

Wenn im hohen Alter manche Greise kindisch werden, ist ihre Seele darum nicht kleiner geworden, sondern sie sind, die sie sonst waren, nur verstehen wie sie nicht mehr. Die Seele ist nicht mehr der abgestorbenen Nerven mächtig, durch welche sie sich in ihrem Glanz gegen die Aussenwelt offenbaren konnte. Die niedrigsten der Lebenskräfte, welche sich beim Kinde zuerst laut machen, bleiben wieder auch am letzten die wirksamern. Die ganz gemeine, irdische Pflanzenkraft verharret ja noch in Leichnamen, denen Haupthaar und Bart noch im Grabe wachsen. — Bei sogenannten wahnsinnigen Menschen ist's wie bei kindisch scheinenden Alten. Wir verstehen sie nur nicht, weil ihre Seele in den Werkzeugen, durch welche sie sich der Aussenwelt kund zu thun hat, Zerstörung und Verwirrung findet. So thut sie sich zerstört und verwirrt kund, während sie sehr folgerecht und vernünftig in sich selbst ist. Sie gleicht einem vortrefflichen Harfenspieler, welcher, wenn er auf einer Harfe, deren Saiten verstimmt sind, das herrlichste Tonstück spielt, uns doch nur Unsinn hören läßt. Wir erkennen in seinem Spiele dann und wann Sinn für uns, wenn er mit den Fingern eben weniger verstimmte Saiten berührt. Daher kommt, daß Wahnsinnige in vielen Dingen sehr vernünftig urtheilen, während sie irre reden, sobald sie sich auf ihren falsch tönenden Gemüthssaiten laut machen.

Und so, nimm's mir nicht übel, Harry, sind mehr oder minder wohl die meisten Menschen, mit Ausnahme der Weisesten und der Naturmenschen, wahnsinnig in den barbarischen oder zivilisirten Ländern. Ihrer Seele feineres Werkzeug ist mehr oder minder, bald durch körperliche Ausschweifungen und Unmäßigkeiten, bald durch Leidenschaften, bald durch anhaltende Verwöhnungen, bald durch Erziehung hie und da verstimmt. Sind im Grunde nicht alle Vorurtheile, alle Grundsätze der Leidenschaftlichkeit oder der bloßen Unwissenheit ein Wahnsinn, wenn man sich nach ihnen der Aussenwelt thätig offenbart? — Gibt es nicht Menschen, die den Diebstahl schändlich heißen, und doch sich nicht überwinden können, zu stehlen? Gibt es nicht vernünftige Menschen, die die Wollust an sich verabscheuen, und sich ihr dennoch überlassen, und unvernünftig handeln? Sie sind in den Augenblicken vom Wahnsinn befallen, wie von einem Rausch, und verfluchen hintennach ihre That, wie sie sie vorher verfluchten.

Auch die heutigen Religionskriege in Deutschland und Frankreich, und die Verfolgungen bei uns sind Wahnsinn. Die Menschen handeln schnurstracks aller Vernunft, aller Lehre Christi entgegen, und bilden sich ein, recht vernünftig, recht christlich zu sein. Allerdings sind sie in ihrem Innern folgerecht; aber wie sie sich offenbaren, ist's Widerspruch und Unsinn. Ich verzeihe ihnen; sie wissen nicht, was sie thun.

Et mihi dulces
Ignoscent, si quid peccaro stultus, amici;
Inque vicem illorum patiar delicta libenter,

sagt der holde Freund Horaz.

Und so verzeihe du mir, daß ich, nach meiner leiden Gewohnheit im Schreiben und Plaudern, mich zu Dingen verirre, von denen ich mir gar nicht vornahm, mit dir zu reden; gleichwie ich hinwieder dir verzeihe, daß du mich seit vier Wochen ganz ohne Nachricht gelassen hast. Bist du noch in Neapel, mein Harry, oder in Rom? Rede! male mir dein Zimmer, deine Aussicht vom Fenster aus, deine neuen Bekannten, damit ich durch dich sehe, was du siehest, und ganz in dir leben könne.

7.

Der Neujahrsbesuch.

London, im Jänner 1633.

Ich saß am zweiten Tage des neuen Jahres im Zimmer einsam. Da ward mir ein Fremder gemeldet. Die Thür öffnete sich. Der Prophet Ezechiel trat herein. Diese Erscheinung machte einen wunderbaren Eindruck auf mich. Ich hatte seiner nicht ein einziges Mal wieder gedacht, seit ich in London war. Meines Vaters Krankheit und Tod, dann eine Last mannigfaltiger Geschäfte hatten mir den Gedanken an alles Vergangene, nur nicht an dich, mein Harry, geraubt.

Das erste Wort des Greises war: „Mylord,

der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gelobet! Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Ja. Segne Gott und stirb.« — Ich umarmte ihn. Er fuhr fort, mit oft seltsamer, oft treffender Einmischung biblischer Redensarten vom Tode meines Vaters zu reden. Der Mann hat mitunter große Ideen. Er wollte mich nicht trösten; er wollte mich erheben. Wir verloren uns in sinnreiche Gespräche über das irdische und ewige Sein.

Sein Besuch war eine bloße Handlung der Dankbarkeit. »Sie haben«, sagte er, »Ihr Leben für das meine gewagt. Der Herr wird vergelten. Ich bin zu arm. Aber auch ich, auch Maria, würden das Leben für Sie wagen und opfern. Wir können Ihnen nicht die geringste Freude für Ihre That bieten. Gott gab Ihnen, wessen Sie bedürfen, und das Beste: ein Herz voller Güte dazu. Möge er auch Ihre Augen erleuchten, daß Sie den wahren Weg des Lebens erkennen, und aus der Finsterniß des alten Irrthums in das Morgenlicht des reinen Glaubens treten.«

»Sir Osallin,« sprach ich, »meinen Sie nicht, ich könne in meiner Kirche so gerecht sein vor Gott, als Sie in der Ihrigen?«

»Wie mag der Mensch gerecht sein vor ihm?« antwortete er. »Siehe, der Mond scheint noch nicht rein, und die Sterne sind noch nicht rein vor seinen Augen: wie viel weniger ein Mensch, die Made, und ein Menschenkind, der Wurm?«

So leitete er das Gespräch auf einen Gegenstand, der ihm sehr am Herzen zu liegen schien, nämlich auf den Versuch, mich zu bekehren, und wie er es nannte, mich von der Abgötterei des Papstthums in die Zionshallen der Presbyterianer zu leiten. Es war vergebens, daß ich dieser Art der Unterhaltung andere Wendung zu geben trachtete. Immer kehrte er dahin zurück. Nur die Herzlichkeit, mit der er sprach, und die Liebe, welche zu mir hervorleuchtete, versöhnte mich mit den Zumuthungen. Er sagte auch, daß sowohl er, als Maria, ohne Unterlaß Tag und Nacht für die Rettung meiner Seele zum Herrn flehen. Wer könnte so vieler Gutmüthigkeit zürnen?

Beim Abschied versprach ich, ihn zu besuchen. Er drückte mir die Hand, und sagte: »Höre das Gesetz von seinem Munde, und fasse seine Rede in dein Herz. Wirst du dich bekehren zu dem Allmächtigen, so wirst du für Erde Gold geben, und für Felsen goldene Bäche, und der Allmächtige wird dein Gold sein, und Silber wird dir zugehäuft werden.«

Mit diesen Worten verließ er mich.

Es ist mir immer unbehaglich in Gesellschaft solcher wunderlichen Menschen, mit denen man nicht reden kann, ohne in ihre Schwärmerei einzugehen, oder sie zu beleidigen und Gegner zu werden. Aber mit diesem Ezechiel läßt sich's leben. Kein Widerspruch kränkt ihn; er wird dadurch vielmehr nur milder, zärtlicher, gütiger, duldsamer. Seine Miene ist ehrwürdig, und doch unbeschreiblich einnehmend; seine Stimme hat etwas Feierliches, und doch zum Herzen Gehendes. Er hat Geberde und Majestät eines alttestamentlichen Weissagers, und das leutselige Wesen eines Johannes, des Jesusjüngers.

Schon den folgenden Tag, welchen ich der Abbezahlung lästiger Höflichkeiten geweiht hatte, stattete ich auch ihm den schuldigen Gegenbesuch ab. Er war abwesend. Ich ließ mich bei Miß Maria melden. Sie empfing mich.

Durch eine Reihe heller, nicht reich aber äusserst geschmackvoll möblirter Zimmer ward ich zu ihrem Kabinet geführt. Sie trat mir aus demselben entgegen. Ich erkannte sie kaum wieder. Sie war mir bloß in der Fischerintracht im Gedächtniß. — Eine zartere, edlere Gestalt habe ich in meinem Leben nicht erblickt. Ihr feines Gesicht war durch das Erröthen der Ueberraschung wunderbar erleuchtet. Eine lebendige, Rafaelische Cecilia. Ich ward fast verlegen, ihr zu nahen. Sie aber mit leichter Unbefangenheit führte mich zum Kaminfeuer, und knüpfte ein Gespräch an, welches mich durch die feinsten Bemerkungen überraschte; bald durch Spuren mannigfaltiger Kenntnisse, wie man dergleichen selten bei unsern Britinnen findet, anzog; bald durch rührende Züge wahrhaft kindlicher Unwissenheit oder Unschuld, ich weiß nicht, wie ich's nennen soll; bald durch eigenthümliche Vorstellungen, an denen sie, bei meinen Widersprüchen, ich möchte sagen, eigensinnig festhielt. — Genug, sie ist durchaus keine unserer gewöhnlichen Schönen, weder dem Aeussern noch Innern nach. Man könnte sagen, sie wäre bezaubernd, wenn das Wort, das abgenutzte, auch nur den Umriß dessen bezeichnete, was sie wäre. Ich würde sie, bei aller ihrer Offenheit, eine geheimnißreiche Jungfrau nennen. Denn was sie redet, wie freundlich, wie harmlos sie es hinspricht, läßt etwas Fremdartiges in ihrem Geiste ahnen, gibt Empfindungen, wie ein Sonnenstrahl, der theilweise eine unbekannte, reizende Landschaft, von Nebeln umflort, enthüllt und versteckt. Man wird immer mehr angezogen, sie auszuforschen, ich weiß nicht, ob aus Neugier oder Verwunderung.

Ich werde dir wohl mehr von ihr melden. Denn Sir Osallin, der bald nach ihr kam, hat mich eingeladen, so oft ich wolle, ihn zu besuchen. Ja, er bat mich darum. Ich merke wohl, sein Bekehrungseifer ist im Spiel. Die Schwäche muß man dem ehrwürdigen Alten verzeihen. »Sie führten mich«, sagte er, »noch auf ein paar Jahre ins irdische Leben zurück; möchte mir's der Herr verleihen, Sie dafür dem ewigen Leben zuführen zu dürfen.«

Indem er gegen das Fenster trat, zog er ein rothes Tuch von einem an die Wand gelehnten großen Bilderrahmen. Maria zuckte, als wollte sie wehren, und wandte schnell das Gesicht von mir, wie wenn sie ein Erröthen empfände, das ich dennoch wahrgenommen hatte.

Es war ein Bild von ihrer Hand gezeichnet, noch unvollendet; die wüste Gegend am Meer, wo ich meine Gestalt, über den halbtodt im Sand liegenden Ofallin gebeugt, wohl erkannte; Maria daneben auf den Knien mit ringenden Händen gen Himmel blickend. Eine reizende Gestalt; ihr edles Gesicht gut getroffen. Was muß doch das Mädchen wohl empfinden, wenn es so viel Schönheiten zeichnen muß? Aber dennoch keine Spur von Eitelkeit an ihr. Wie? könnte sie die so verbergen? Auch Ofallins Züge sind, ungeachtet er ohnmächtig da liegt, sprechend. Sie sagte aber, sie habe des Großvaters Antlitz gezeichnet, als er, nach seiner Gewohnheit, das Nachmittagsschläfchen gehalten. Der Sturm in den fliegenden Gewändern, Haaren, einzelnen Grashalmen, Wolken ist glücklich. Eine Geistergestalt, mehr Licht und Luft, als Körper, verschwimmend im Helldunkel der Luft, schwebend über der Figur, welche die meinige sein soll, deren Haupt mit einer Hand berührend, mit der andern aufwärts deutend, macht das Ganze etwas wundersam.

Ich zeigte fragend auf diese Himmelserscheinung.

„Unser Schutzgeist!“ sagte Miß Mary.

„Siehe, er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen!“ sprach Ofallin mit der majestätisch gehobenen Prophetenstimme.

Ich bemerkte, daß die überirdischen Wesen, in Kunstwerken dargestellt, mir noch nie recht gefallen hätten. „Sie stören“, sagte ich, „die Täuschung, weil sie dem Verstand und der Erfahrung nicht zusagen; und befriedigen die Phantasie nicht, auf deren Geheiß sie dastehen, weil sie, als ätherische Geschöpfe, zu irdisch erscheinen. Miß Mary allein war der rechte Schutzengel; er machte den Fremdling aus den Wolken entbehrlich.“

„Wie, Mylord?“ lispelte sie und sah mich mit einem durchdringenden, sonderbaren Blick an.

Ich versuchte, mich deutlicher zu machen. Ich nahm alle Erinnerungen aus Frankreich und Italien zusammen, um meinen Satz darzuthun, und bewies das Schwierige der Darstellung überirdischer Dinge aus den besten Christusbildern, die uns nie genugthun.

Sie schwieg zu Allem; nur den Ausdruck „Phantasiegeschöpfe“ wollte sie schlechterdings von Schutzgeistern nicht gelten lassen. „Mit gleichem Recht können Sie Alles auf diesem Bild Phantasiegeschöpf heißen!“ sagte sie.

„Wir aber sind wirklich vorhandene Gegenstände. Uns können wir mit den Sinnen fassen. Wie wissen wir aber von Schutzgeistern, die wir nie sahen?“ sprach ich.

„Wie wissen wir Gott, den wir nie sahen?“ entgegnete sie. Sir Ofallin schlug ernst die Augen gen Himmel auf.

Ich antwortete: „Offenbarung und Natur zeugen von ihm.“

„Offenbarung und Natur, zeugen sie von den Geistern weniger?“ fragte Miß Maria. „Haben Sie, Mylord, nicht feste Ueberzeugung, daß Ihnen, wie andern Sterblichen, ein geistiges Wesen inwohne, wenn Sie auch schon den Geist nicht mit Auge und Hand berührten?“

Ich bemerkte ihr, daß sich die menschlichen Geister durch Bewußtsein klar würden, und sich einander, vermittelst der Sinnenwelt und des eigenen Körpers, wie durch Werkzeuge, Kunde gäben. „Aber können wir das auch von Schutzgeistern behaupten? Wo sprechen Offenbarung, Natur und Vernunft von diesen?“

Da unterbrach mich Sir Ofallin mit einer ganzen Reihe biblischer Stellen, die mir, was die Offenbarung betraf, demüthiges Schweigen geboten. Meine Niederlage zu vollenden, schloß sich die schöne Enkelin an ihn, und that eine verfängliche Frage nach der andern an mich. Z. B.: „Ob ich denn glaube, daß Gott ausser dem Menschengeist keine höhere Wesen zwischen sich und den Sterblichen geschaffen habe? Ob ich glaube, daß die unendliche Kette der Natur zwischen dem allerhöchsten Wesen und dem Tiefsten plötzlich beim Menschen unterbrochen, und kein allmäliges Emporstufen vom Menschen zum Thron der Vollkommenheit sei? Ob dies der Vernunft wahrscheinlich sein könne?“

Allerdings konnte ich über die Metaphysik der begeisterten Jungfrau erstaunen. Ich mußte ihr die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit ihrer Geisterordnungen einräumen; nur wollte ich nicht ganz schimpflich meine Niederlage vollenden lassen, und setzte hinzu: „Wenn diese Wesen vorhanden sein mögen, wissen wir doch nichts von ihnen. Unsere Schutzgeister sind überdies nie so gefällig, zur rechten Zeit thätig zu werden. Würden sie aber thätig, dann möchte ich von der Freiheit des menschlichen Willens nicht viel Rühmens machen. Haben sie nicht unmittelbar auf den menschlichen Willen und dessen Richtung Einfluß, sondern nur zu unserm Besten auf die uns umgebenden Umstände, so sehe ich nicht ein, warum Gott beständig Wunder thun müsse, uns zu warnen, zu leiten, zu spornen!“

„Warum?“ sagte Miß Mary. „Ich denke darum, weil für uns Menschen Alles Wunder ist, was Gott thut. Oder begreifen wir's? Warnet, leitet, spornet er nicht durch Naturerscheinungen Aeltern, Lehrer, Bekannte und Unbekannte? Warum denn nicht durch höhere uns befreundete Wesen? Ist das Thun von diesen wunderbarer, als das Thun der Naturerscheinungen, Aeltern, Bekannten und Unbekannten? Ich glaube kaum.“

Das ungefähr sagte sie; doch begriff ich sie nicht recht. Darum war mir's schwer, Widerlegung oder Antwort zu finden. Ich begnügte mich mit einer Querfrage, die mir plötzlich einfiel, und womit ich, ohne anders, zu entrinnen dachte: „Haben Sie schon Offenbarungen Ihres Schutzgeistes gehabt?“

Mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt sagte sie: „Manchmal schon, wie ich glaube.“

Ich sah sie bei diesen Worten vermuthlich etwas verblüfft an; denn sie setzte hastig hinzu: „Mylord, verstehen Sie mich wohl; ich glaube es! War's nicht ein fremder Geist, der auf den meinigen einwirkte: so müßte mein eigener ein höherer sein, als ich weiß. Daran zweifle ich, weil ich doch nicht anders bin, als Andere, und Andere solche höhere Kräfte nicht haben.“

Ich wußte noch immer nicht, was ich aus ihren Reden machen sollte. Daher, um sie zu nöthigen, mir klarer zu werden, sagte ich bloß: „Zum Beispiel, liebe Miß?“

Da erhob ihr Großvater wieder die Stimme und sprach: „Zum Beispiel, Mary hat Sie gekannt, ehe wir Sie gesehen hatten, Mylord. Auf der Reise nach Calais, als wir in Amiens des Mittags verweilten, saß Mary allein im Wirthshaus am Fenster. Da ich wieder ins Zimmer trat, eilte sie mir ängstlich entgegen, und sagte: Wir gehen einer großen Gefahr entgegen. Aber Gott ist mit uns. Wir sollen uns nicht fürchten. Wir liegen am Strand des Meeres. Gott sendet seinen Engel. Er erweckt einen Helfer, und der ist ein junger Mann, und so weiter. So sagte Mary, und beschrieb, Mylord, Ihre Gestalt, Ihr Alter, sogar die Farbe Ihres Haares. Als ich Sie nachher erblickte, Mylord, in der Fischerhütte, waren Sie derselbe, den mir Mary zu Amiens geschildert hatte.“

Als Dun-Ofallin so redete, wagte ich's nicht, zu widersprechen. Ich gestand, daß so etwas über den Horizont meiner Erfahrungen und Kenntnisse hinaus trete, und empfahl mich der Huld von Maria's freundlichem Schutzgeist. „Mir“, setzte ich lächelnd hinzu, „ist solch ein Glück noch nicht zu Theil geworden. Aber ich glaube wohl, schöne Miß, Engel spielen gern mit Engeln, darum haben sie mit mir nichts gemein.“

Diese Antwort erregte in ihr leises Mißfallen. Sie brach plötzlich ab, und lenkte das Gespräch mit der ihr eigenthümlichen Besonnenheit auf andere Sachen.

Recht mit Absicht habe ich dir, Harry, dies umständlich erzählt. Was denkst du eigentlich dazu? Nie, sage ich dir, habe ich ein so junges Mädchen von so gereiftem Verstand, von so vieler Umsicht, so großer Geistesgewandtheit und so seltsamen Einbildungen gesehen. Aber du müßtest sie sehen, sie selbst hören, um mein Erstaunen zu theilen. Nie werde ich diesen Neujahrsbesuch vergessen; doch die geschehene Einladung will ich benutzen, und den greisen Propheten und die schöne Geisterseherin näher kennen lernen.

8.

Die Audienz beim Erzbischof.

London, im Februar 1633.

Heil dir, glücklicher Harry, du wohnest, wie der Seligen einer, in dem Paradiese, welches die Natur mit eigenen Händen baute, und kennst keine Welt, als die du dir selbst durch die Fülle deines Geistes schaffen willst. Ich aber bin, o daß ich das sagen muß! seit ich wieder in meinem Vaterlande wohne, wie einer, der in Verbannung lebt. Ueberall fremde Menschen, denen ich zuwider bin, und die mir, wenn es länger dauert, unerträglich werden. Ich bin, wiewohl ich kein Verbrechen auf mir habe, bloß des Kirchenglaubens willen, den ich von meinen Vorfahren erbte, gleich einem Geächteten. Die Presbyterianer, wie die Episkopalen, behandeln mich wie Einen, der mit Himmel und Erde im Widerspruch, Gott und Vaterland zugleich verrathen muß. Meine Treue am Glauben der alten Kirche wird mir von den Fanatikern Fanatismus geheißen. Ich will gern zugeben, Harry, daß in unserer katholischen Kirche mancherlei Mißbrauch eingeschlichen sei von alten, wüsten Zeiten her. Am tadelnswürdigsten ist die zudringliche Einmischung des römischen Hofes in weltliche Angelegenheiten der Staaten und einzelnen Familien. Die Zeiten des Priesterregiments bei vernünftig und mündig gewordenen Nationen sind vorbei, und sollen vorbei sein. Was geht es meinen innern Glauben an, ob der römische Stuhl mehr oder weniger Geldeinnahmen und Indulgenzen und Weihen und Dispensationen habe? Diese heiligen Finanzspekulationen, die frommen Geldschneidereien gehören nicht zum Christenthum. Aber was finde ich bei den Episkopalen der Protestanten? Ist es nicht der nämliche Priesterstolz, die nämliche pfäffische Bosheit und Herrschsucht? Was finde ich bei den wilden Schwärmereien der Presbyterianer, an zahllosen andern Sekten, die aus dem verweseten Leichnam des alten Kirchenthums hervorgehen? Ich würde heute die Kirche ändern, wenn ich einen höhern Glauben anträfe. Aber übertreten heuchlerisch, aus Modeton, Politik, Menschenfurcht, Ehrgeiz — — keine Gewalt der Erde soll mich zwingen, mich mir selbst verächtlich zu machen.

Ich, wie alle Katholiken meines Standes, sind ohne Hoffnung, unserm Vaterlande dienen und nützen zu können. Wir sind verdrängt, gehaßt, wie Bastarde. Niemand steht uns gut dafür, daß wir nicht im ersten Pöbelaufruhr ermordet werden. Das schwankende Betragen des Hofes, der nur in Erweiterung oder Befestigung seines Despotismus nicht schwankt, verschlimmert die Sache der vielverdächtigten und vielverfolgten Katholiken. Wir mögen sein und thun, wie wir wollen, Alles verschlimmert unsere Sache. Wer da schweigt und gelassen duldet, wer ohne Vermögen, ohne Namen, ohne ausgezeichnete Gaben in unbemerkter Stille zu leben hofft, wird mit Füßen getreten. Wer durch Talent, Reichthum und Geburt die Augen auf sich zieht, wird nur um so heftiger verabscheut und mit Drohungen umringt.

Das Leben ekelt mich täglich mehr an. Die Menschen treiben sich, wie im Wahnsinn, durcheinander, wo jeder dem Abgott seiner Leidenschaft

nachrennt, unbekümmert um den andern. Man versteht sich nicht mehr. Die Bande der gesetzlichen Ordnung lösen sich. Der König wird dem Volk verächtlich; der Hof verachtet und fürchtet das Volk. Es ist ungeheure politische Verwirrung. Sie wird sich in Aufrühren und Revolutionen schliessen.

Der König bleibt seiner Erklärung treu; er will künftig ohne Parlament, aus eigener Kraft, regieren. Das Volk, ohne welches er Null wäre, soll Null sein. England will Er sein! Das Volk wird arm. Der Hof fährt fort, in üppigem Glanz, die Kraft der Nation zu verschwenden. Seine Pracht und die tausend Bedürfnisse seines Aufwandes zu bestreiten, macht er willkührliche Auflagen, erzwingt er Darleihen, bereichert er sich mit Strafgeldern, welche die heillose Sternkammer diktirt. Daß vor fünf Jahren die Hand eines fanatischen Meuchelmörders den schändlichen Herzog von Bukingham niederstieß, blieb für den Hof, für seinen Adel, für den ganzen Troß der Tirannendiener fruchtlose Warnung. Die Elenden verlassen sich auf ihr Kriegsvolk, auf ihr Geld. „Wir wissen, was wir wollen," sagte mir eines Tages solch ein Höfling stolz in's Gesicht: „der Pöbel aber weiß es nicht, und zerfleischt sich unter einander selbst. Wir haben Schatzkammern und Zeughäuser, genug, um den Pöbel nicht zu fürchten. Am mindesten gefährlich sind die einzelnen Schreier. Die bringt man schnell zum Schweigen, wenn sie sich ferner zu laut machen mit ihrem Geschrei von Freiheit und Volksrechten. Wollen sie im Gefängniß nicht besonnen werden, macht man die Freiheitsritter um eine Spanne kürzer, und stellt heilsame Warnerempel auf."

Was soll ich zu solchen Grundsätzen sagen? Sind das die Grundsätze, mit welchen man ein Volk beglücken, ein Reich groß, einen Thron fester machen kann? Ist denn die ganze Weltgeschichte ohne Lehre geblieben? Ist denn der Mutterwitz ganz aus dem Lande verloren gegangen? Man kümmert sich um die wahren Bedürfnisse der Nation nicht, weil man sie nicht kennt; und man kennt sie nicht, weil man sie nicht kennen will. Der schwache König weiß nicht, was vorgeht! Er beurtheilt die Nation nach den Urtheilen der Höflinge, die ihn umringen. Er hört nur den Wiederhall dessen, was er in seiner Selbstverblendung spricht. Die Stimmen der Nation werden unterdrückt. Jede freie Schrift empfängt den Schmachtitel eines Aufruhrlibells. Die Sternkammer erröthet nicht, zu den verhaßtesten und unter allen Nationen verabscheutesten Maßregeln Zuflucht zu nehmen. Man stellt Spione und Horcher an, nicht nur heimliche, sondern öffentliche, mit Besoldungen und ehrlichen Amtstiteln. Man erbricht Briefe, läßt Hausuntersuchungen veranstalten; entweiht die Geheimnisse der bürgerlichen Familien mit unverschämter Frechheit; man schleppt, bloß aus Verdacht, auf Angebereien hin, ehrbare Leute in die Staatsgefängnisse, hält sie da Wochen, Monden, Jahre zurück; wenn man durchaus keine Schuld auf sie finden kann, läßt man sie wieder frei, und hat dann die Stirn, noch die Milde, die Gerechtigkeitsliebe der Regierung zu preisen. Welch eine höllische Gerechtigkeitspflege das, erst Unschuldige lange im Verhaft umherzuschleppen, und dann sich zu rühmen, sie nicht bestraft zu haben, weil man sie nicht bestrafen konnte! —

Sieh, Harry, so weit ist's bei uns in England gekommen. Der Ausgang der Dinge läßt sich voraussehen. Es werden die dem Hofe verhaßten Grundsätze, eben weil sie verfolgt sind, desto eifriger, heimlicher verbreitet, desto begieriger von allem Pöbel verschlungen, Wahres und Falsches durcheinander. Der Brand frißt im Stillen um sich, bis die Flamme bei einem Anlaß und in einer Zeit aufschlägt, wo man sie am allerwenigsten erwarten wird.

Dies, lieber Harry, nimm, als Einleitung zum Folgenden, was ich dir schreiben werde, aber ich selbst noch nicht weiß. Mehrere Vaterlandsmänner, und, aus begreiflichen Ursachen, die am meisten Leidenden, nämlich Katholiken, haben sich vereinigt, auf irgend eine Weise Schritte zu thun, das Loos ihrer Glaubens- und Elendsgenossen zu verbessern oder zu erleichtern, wenn es möglich ist. Sie haben viele Berathungen darüber gepflogen. Durch Baronet Kilbenny wurde ich in die Versammlung eingeladen. Einige äusserten ausschweifende Meinungen. Die große Mehrheit wollte auf gesetzlich erlaubten Wegen vorschreiten; verlangte nur durch Vorstellungen und Bitten bei Hof zu wirken. Andere schienen an Allem zu verzweifeln. Denn sie sahen die bisher versuchten Vorstellungen fruchtlos, und von der andern Seite Maßregeln der Gewalt gegen die augenblickliche Uebermacht des Hofes als vergeblich an; auch dann als vergeblich, wenn der Hof, beim endlichen Aufstehen der Nation, die Uebermacht verloren hätte, weil alle Katholiken nur der Schwärmerwuth der Episkopalen und Presbyterianer preisgegeben sein würden.

Am Ende bin ich beauftragt worden, durch persönliche Unterhaltung mit dem Erzbischof Land den letzten Versuch zu wagen, und diesem über die Angelegenheiten unserer Kirche und deren Bekenner Licht zu geben.

Nun ist's geschehen!

Der Erzbischof ließ mich vor. Er hatte mir auf gestern Nachmittag die Audienz bestimmt. Er ist ein Mann von Gelehrsamkeit, Geist und vieler Gewandtheit. Er hat ein gefälliges Wesen; sein Aeusseres verkündet einen denkenden, kaltprüfenden Geschäftsmann. Dieser zweiundsechszigjährige Staatsruderer brennt für seine Lieblingsideen noch mit Jünglingsfeuer; aber zugleich hängt er mit zäher Hartnäckigkeit eines Greises, und ohne alle weitere Rücksicht, fest an dem, was er will. Er ist einer von den Menschen, die, weil sie obenan stehen, glauben, sie verstehen Alles am

besten; die den Widerspruch für Rebellion halten und am zufriedensten sein würden, wenn die gesammte Menschheit zum Marionettenkram ihrer Hand würde. Dann, bilden sie sich ein, könnten sie die Arbeit unsers Herrgotts vollenden und die beste der Welten schaffen.

Er begann, mir über meinen verstorbenen Vater, über meine Familie, über mich selbst, viel Verbindliches zu sagen. Ich mußte ihm über die italienischen Höfe Manches erzählen; dann, bei seiner Frage, wie ich nach meiner Rückkehr England gesunden habe, sagte ich so schonend als möglich, was ich in der kurzen Zeit meines Aufenthalts erfahren hätte. Ich sagte ihm, man überschreite auf allen Seiten und bei allen Parteien in leidenschaftlicher Erbitterung das gerechte Maß. Es könne so unmöglich auf gute Weise enden.

„Sie haben Recht," sagte der Erzbischof, „Sie haben vollkommen Recht. All unser Unglück ist Wirkung des Parteigeistes. Wir müssen uns um den Thron des Königs zusammenschliessen, als Ehrenmänner, und dem tollen Parteiwirrwarr ein rasches Ende machen. Ich denke, der Augenblick ist nicht mehr weit, und der Sieg der guten Sache befestigt."

„Das gebe der Himmel!" rief ich; „aber nie schien mir dieser Sieg schwieriger, denn jetzt."

„Seien Sie ohne Kummer, Mylord. Es ist Alles wohl eingeleitet. Sie wissen ohne Zweifel, der König geht zu seinem Krönungsfest in wenigen Monaten nach Schottland. Verschiedene Häupter der Presbyterianer sehen ihren Irrthum und die Schädlichkeit ihres Widerstandes ein. Die andern werden folgen, oder müssen, wenn sie nicht wollen. Die presbyterianische Kirche wird mit der bischöflichen vereint, und somit die Suprematie des Throns in geistlichen Angelegenheiten über beide Königreiche anerkannt. Dann ist Friede."

„Aber die Spaltung könnte wohl auch fürchterlicher werden."

„Ich weiß, Mylord, was Sie sagen wollen, Sie halten seit einiger Zeit mit Dun-Ofallin, dem alten, fanatischen Narren, vielen Umgang. Ich wollte, Sie mieden ihn. Er schadet Ihrem Namen und Kredit. Er ist ein Wahnwitziger. Ich schone seiner, weil er in Schottland Anhang hat. Ist der König einmal in Schottland, dann wird dem Meuterer auf andere Weise gesprochen werden. Ich rathe Ihnen, meiden Sie den Schwärmer, der bald zum Kinderspott wird."

„Und wir Katholiken? Was soll aus uns werden?"

„Mylord, die Katholiken werden das werden, was sie sein wollen."

„Wir wollen ruhige, treue Unterthanen sein, und flehen nur um die Gnade, daß man uns bei unserer Treue ruhig lasse; uns in unsern hergebrachten Rechten nicht beeinträchtige; nicht Papisten und Vaterlandsfeinde zu gleichbedeutenden Namen mache."

„Die Katholiken, Mylord, — Sie wissen es so gut als ich — können dem Hofe nicht gefallen, und sind der Nation verhaßt. Was wollen Sie, daß man für sie thun soll, wenn Hof und Volk einstimmig wider sie sind? Der Theil muß endlich dem Ganzen weichen. Es ist bei uns weniger Streit um Glauben und Kultus, als um den Einfluß der römischen Kurie. Letztern können wir in Britannien nicht länger dulden. Es soll uns kein Fremdling, der am andern Ende Europens wohnt, Vorschriften geben, und im Namen Christi brandschatzen. Es darf im Staat, wenn er wohlgeordnet sein will, kein Theil des Volks einen eigenen Staat machen. Das aber ist das Streben des katholischen Klerus. Er will unabhängig vom Landesherrn, will Meister sein, will wider den König eine Gegenmacht bilden. Darum hängt er dem Papst an. Das darf nicht sein. Wir wollen und müssen ein Volk sein, unter einerlei Gesetz, mit einerlei Interesse, mit einem König."

„Ich aber sollte glauben, dies könne Alles auch bei verschiedenen religiösen Ueberzeugungen bestehen, und zwar bei uns, wie ehemals und zum Theil auch jetzt, in andern Ländern. Gesetzt nun, die Katholiken können und wollen ihre Ueberzeugungen nicht ändern?"

„Mylord, dann müssen sie sich gefallen lassen, was die öffentliche Meinung, das heißt der Staat, gegen sie verhängt. Sie wissen, wie es den Protestanten, als Minderheit, in Frankreich geht."

„Verhüte Gott, daß es bei uns zum Bürgerkriege komme, und der wäre doch unvermeidlich."

„Hoffentlich wird es dazu nicht kommen; und wäre es, nun, dann liesse sich sein Ausgang berechnen. Doch, wie gesagt, Mylord, dahin kommt's bei uns nicht. — Mylord, — da wir von der Sache reden, — ich habe schon mehrmals an Sie gedacht, Sie sind ein helldenkender Mann; Sie gelten bei Ihren Glaubensgenossen viel; die Irländer sehen auf Sie; — Sie könnten dem König und der Ruhe des Vaterlandes wesentliche Dienste leisten."

„Ew. Gnaden, wenn ich das könnte, wäre mir mein Leben feil. Befehlen Sie."

Der Erzbischof nahm einen freundlichvertraulichen Ton an, und führte mich zum Kaminfeuer. Wir setzten uns, und nun fing er lange Rede über den Unterschied der Episkopalen und der päpstlichen Kirche an; zeigte ihre Uebereinstimmung in den wesentlichsten Dingen; stellte die abweichenden Lehren der Katholiken als Mißbräuche und Irrthümer dar; sprach darauf von meiner Pflicht, für König und Ruhe des Staates Alles zu opfern, und, wenn ich's wollte, welche glänzenden Aussichten mir geöffnet werden würden. Er endete damit, mir vorzuschlagen, zur englischen bischöflichen Kirche überzutreten, und meine Freunde zur Nachfolge zu bewegen. Ich erwartete diesen Ausgang seiner Rede.

Du kannst dir denken, Harry, was ich ihm

ungefähr antwortete. Ich verachte den Heuchler. Wer wider seine Ueberzeugung in eine andere Kirche übertritt, und eine Art des Glaubens bekennt, welche nicht in seiner Brust wohnt, ist ein Niederträchtiger; so wie der nicht minder ein Heuchler ist, welcher in der Kirche seiner Vorfahren bleibt, deren Glaubenssätze seiner Ueberzeugung widersprechen, und nicht in diejenige Kirche frei hineintritt, mit deren Lehren er eines Sinnes ist. — Und könnte ich Heuchler genug sein, in eine der protestantischen Sekten überzugehen, so würde mein Uebertritt mir nur verdiente Schmach zuziehen, keine Nachfolge erwecken, und die Kirchenpartei entehren, zu der ich träte.

Der Erzbischof wandte seine ganze Ueberredungskunst an, mich zu erschüttern. Er erreichte seinen Zweck so schlecht, daß er zuletzt sichtbar empfindlich ward, und meine Festigkeit wie eigensinnigen Trotz ansah, mit dem ich ihn ärgern wollte.

Er brach das Gespräch jählings ab, stand auf, und machte Miene, Geschäfte zu haben. Nun aber war's an mir, ihn noch um Gehör zu bitten. Er gab sich etwas lau dazu her. Ich fing an, ihm die bedenkliche Lage des Reiches vorzustellen. Ich zeigte ihm, daß England durch bürgerliche und religiöse Parteien zerrissen sei; daß, wenn der König nicht König aller Parteien wäre, sondern nur König einer Partei, die andern ihn bloß als Haupt ihrer Feinde ansehen würden. Gefährlich sei es immer, wenn ein Fürst mit seinem Volk zerfallen wäre; aber auch, wenn er in dem Prozeß die Oberhand behielte, bleibe der Prozeß selbst ein Flecken seiner Regierung und seines Lebens. Ich bewies ferner: daß, wenn der König glaube, durch die große Zahl der Bekenner aus der bischöflichen Kirche, die er begünstige, stark genug zu sein, er doch auf diese Stärke nicht viel zählen dürfe, weil die Bekenner der bischöflichen Kirche wieder politisch getrennt wären, und die Mehrheit derselben mit den übrigen Kirchenparteien den Kummer und Verdruß über Unterdrückung der Volksrechte, über Vernichtung des Parlaments, über das eingeführte Spionensystem, über die durch die Sternkammer veranstalteten Verhaftungen, über die Erbrechung der Briefe, über die Hausdurchsuchungen, über die Vernichtung der Denk- und Preßfreiheit, ja der Redefreiheit, über die willkührlichen Auflagen und dergleichen theilten. Ich stellte ihm vor, daß die Unzufriedenheit dadurch, daß man mit Befehlen und Verhaftungen Alles zum Schweigen brächte, nicht gestillt, sondern vermehrt, stummer, aber inniger gemacht würde; daß es der Hof früh oder spät bereuen könnte, das Herz der Nation durch harte, ja zweckwidrige Maßregeln unversöhnlich erbittert zu haben. Die Nation fordere in kirchlichen Dingen nur Duldung. Möge die Mehrheit des Volks in England bischöflich sein; aber man hindere die in Schottland nicht, Presbyterianer, die in Irland nicht, Katholiken zu bleiben. Die Nation fordere in politischer Hinsicht gesetzliche Ordnung, weil in dieser allein nur wahre Freiheit wohne; ausser derselben nur Anarchie des Volks oder Despotismus des Hofes Statt finde. Gesetzliche Ordnung aber bestehe nicht, so lange der Hof seine Befehle statt der Gesetze gäbe, und die Willkühr Eines oder einiger Personen den Willen einer ganzen Nation bände, die dadurch zur Knechtschaft entehrt würde.

Ich wollte darauf von den Katholiken, ihren bescheidenen Wünschen reden, — aber Laud unterbrach mich schnell; ward heftiger, als ich von einem so klugen Staatsmann erwartete, und fragte zuletzt kurz: „Mylord, reden Sie in Ihrem Namen, oder aus Auftrag der Katholiken?“ Ich antwortete: „Nur in meinem Namen; aber was ich sage, ist Gedanke und Wunsch aller meiner Glaubensgenossen.“

„Das letztere müssen Sie erst beweisen können!“ sagte er, und eine zornige Röthe überflog sein Gesicht. „Ihre übrigen Bemerkungen, die Sie mir vortrugen — erlauben Sie, daß ich ebenfalls offen rede — sind zum Theil einseitig, zum Theil falsch, weil Sie die Lage der Dinge mißkennen; zum Theil, nehmen Sie mir's nicht übel, besonders was Ihre prophetischen Drohungen gegen den König betrifft, auf's gelindeste gesagt, unbescheiden.“

Bei diesen Worten ging er rasch von mir und klingelte seinen Leuten im Vorzimmer. Ich verstand, daß er mich entfernen wollte, und verabschiedete mich.

Harry, ich sehe Unglück vor. Die Nachricht von meiner Unterredung mit Laud hat meine katholischen Freunde in die unbeschreiblichste Bestürzung und Verzweiflung gebracht. Ich beruhigte sie einsweilen damit, daß ich eine unmittelbare Audienz beim König selbst suchen wolle. Sie haben aber wenig Glauben an das Gelingen dieses Schrittes. Ich selbst nicht.

Es mag noch einige Jahre gehen; aber lange kann ein so widernatürlicher Zustand nicht dauern. Er ist widernatürlich, weil der König seinen Unterthanen einen Zustand aufdringen will, welcher durchaus mit den Bedürfnissen und Einsichten der Nation nicht vereinbar und übereinstimmend ist. Er zerstört die Natur der Dinge, und will eine andere geltend machen. Der König ist von seinen Umgebungen übel berichtet; aber diese selbst können unmöglich von der Lage des Volkes Klarheit der Vorstellungen haben. Denn, weil sie Allen Schweigen gebieten, ausser den Maulfreunden ihrer Partei, hören sie nichts mehr. Nun halten sie das Schweigen für Beruhigung oder Zufriedenheit der Masse; halten, was nach ihren Begriffen das Beste ist, für Ueberzeugung und Willen des achtbarern Theils der Nation; nennen hingegen Alles, was ihren Maßregeln widerspricht, Rebellionssucht, Meuterei, Volksaufwieglerei,

und gehen in Selbstverblendung so weit, daß sie sich für untrüglich achten, und gar nicht begreifen, wie eine und dieselbe Sache, von oben herab gesehen, ganz anders dasteht, als wie, wenn sie von unten hinauf betrachtet wird.

Oder glaubst du, Gährungen, wie diese, können ohne furchtbare Ausbrüche bestehen? Hier ist's um Meinungssachen, Geistesangelegenheiten, Ueberzeugungen zu thun. Den Hunger und Durst des Leibes kann man mit Nahrung stillen, nicht also den Hunger der Geister. Nicht die Gewalt beherrscht den Gedanken, sondern der Gedanke beherrscht die Gewalt, und die verzweifelnde Seele bietet zuletzt den Leib an Todesgefahren feil, um ihre höhere Sache zu retten. Das Vorgefühl des mit unbesonnener Staatsklugheit, oder vielmehr Staatsthorheit, herbeigezogenen Unglücks meines Vaterlandes quält mich oft peinlich. Die heute zu früh triumphiren, werden einst zu spät darüber weinen *). Wie die Sonne am Himmel, hat das Schicksal des Sterblichen, des Volks, des Menschengeschlechts seinen bestimmten Gang unter unabänderlichen Gesetzen der ewigen Weltordnung.

Harry, ich finde, daß das große Verderben der Staaten seine Urquelle in der heutigen Verziehung der Jugend hat, folglich in der Geistesblindheit und heillosen Befangenheit der Alten. Alle Gesetzgebungen sind eitel, wenn die, für welche sie aufgestellt sind, moralisch untauglich bleiben, sie zu begreifen und auszuüben. Die Solonen, Lykurge und Numa's der Vorwelt und unserer Tage begehen daher den ewigen Rechnungsfehler, daß sie Strafgesetze für Verbrechen erfinden, statt durch weise Stiftungen die Verbrechen selbst zu mindern. Sie arbeiten also mehr dem Henker und Kerkermeister in die Hand, als daß sie Zufriedenheit der Völker vermehren. Das ist das Unglück.

Denke dir ein Land, in welchem die Tugendhaftesten und Weisesten des Volkes aufgesucht würden, um die Vornehmsten des Volkes — nämlich Lehrer der Jugend — zu werden, und dafür königlich und mit Ehren belohnt würden; wo man Abscheu gegen bloß viehische Sinnenschwelgerei früh empfinden und üben liesse, und Lebensverachtung lehrte für die höchsten Güter des Lebens: Wahrheit, Recht und Freiheit durch Gesetz. Da würde zuerst jeder Ehrsüchtige, Gewaltthätige, Geldhungrige wie ein Wahnsinniger zu behandeln sein, und jeder Trunkenbold und jeder Wollüstling wie ein Vieh angesehen werden. — Nun aber gilt das Heilige am wenigsten; Sinnenschwelgerei, Ehre, Gewalt, Gold, wie bei allen Wilden und Barbaren, das Höchste. Alles ist verkehrt, und daher selbst das Himmlische in den Koth niedergezogen. — Und wehe dem, der das wagt laut auszusprechen.

*) Es ist bekannt, welchen Ausgang diese Händel hatten. Die Unruhen stiegen. Karl I, vom Bischof Laud verleitet, versuchte erst durch Unterhandlungen, dann mit Gewalt die englische und schottische Kirche zu vereinigen. Darüber kam es in Schottland im Jahr 1637 zum Aufstand. Der Lärmen in der Domkirche zu Edinburg vergrößerte sich bald zur Gesetzlosigkeit und Empörung in Schottland und England. Die Hefen des Pöbels schwammen, wie immer, in der allgemeinen Umwälzung obenauf; die Guten gingen unter, oder wurden nicht gehört. Schuldige und Unschuldige fielen durchs Schwert oder durch das Beil des Nachrichters. Auch Bischof Laud mußte auf dem Schaffot sterben; selbst König Karl ward zum Tode verurtheilt und am 30. Januar 1646 enthauptet. Er war von Natur ein gutmüthiger Mann, aber schwach, von falschen Rathgebern geleitet. Er zeigte sich erst in Seelengröße, als ihn nichts mehr vom Untergang retten konnte.

9.

Die Bekehrungsversuche.

London, am 3. März 1633.

Ich war in dieser Zeit oft bei Dun-Osallin und seiner schönen Enkelin. Nirgends in London konnte ich das wüste Zeitalter und mich selbst so ganz vergessen, als dort. Das Mädchen — du spöttelst in deinem letzten Brief über mein Herz — nun ja, es hat Eindruck auf mich gemacht; aber Liebe und Verliebtheit ist da nichts zu nennen. Da ist keine Leidenschaft, welcher alles Andere unterliegen müßte. Ich würde die Gesellschaft dieser presbyterianischen Familie ungern vermissen; aber sie zu entbehren, wäre ohne Störung meines Glückes möglich.

Gern behorche ich mein Inneres über diesen Punkt. Es ist das erste Mal im Leben, daß ein Mädchen durch Geist, Schönheit und Anmuth des reinsten Gemüthes mein Wohlgefallen in solcher Stärke an sich zieht. Bin ich aber in Mary's Gesellschaft, ist's auch nur dies stille Wohlgefallen, welches mich belebt; nichts anderes. Ich bin ruhig, gelassen, in meiner Alltagslaune. Ich gehe eben so zufrieden, als ich zufrieden gekommen bin. Unsere Unterhaltungen haben nichts, das auf irgend eine Leidenschaft hindeuten könnte, wiewohl ich zugebe, daß dies Mädchen fähig wäre, Leidenschaften zu entflammen.

Inzwischen bemerkte ich an mir bald, daß ich in meinen Zimmern, wenn ich einsam war, oft größere Sehnsucht nach jener Gesellschaft hatte, als der Genuß groß war, diese Sehnsucht zu stillen. Ich bemerkte, daß ich, war ich nicht bei Marien, sie mir unendlich schöner dachte, als ich sie, sobald ich zu ihr kam, in der Wirklichkeit erblickte. Vielmals ertappte ich mich auf schwärmereriſchen Träumereien, und ward überzeugt, daß nur die Einbildungskraft, nicht die Wirklichkeit es ist, wodurch Leidenschaften entzündet werden. Um von diesen frei zu bleiben, ist's am kürzesten, die gefährlichen Gaukelspiele der Phantasie zu meiden. Das that ich; und ich ließ mich nie selbst einsam. Ich gewöhnte, ich zwang mich, Marien als gleichgültige Person zu betrachten; besuchte andere Gesellschaften häufiger; blieb nie

geschäftlos, und ging zu sehr ungleichen Zeiten zu Ofallin. So blieb ich, bei allen Reizen Mary's, eigener Herr. — Folge meinen Fußstapfen, Harry, wenn dir eine Mary begegnet.

Ofallin sieht wenig Gesellschaft; noch seltener fand ich fremde Frauenzimmer in der Gesellschaft seiner Enkelin. Sie verlassen das Haus nur, um in London Merkwürdigkeiten oder die Kirche zu besuchen. Mary lernt die Harfe bei einem jungen Italiener, Namens Fracastelli. Er gehört gewissermaßen zum Hause. Er ist eine Eroberung des frommen Ofallin, der ihn von der katholischen Kirche abtrünnig und zu der presbyterianischen bekehrt hat. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Beinahe argwohne ich, die reizende Enkelin hat mehr Theil an der vermeinten Bekehrung gehabt, als der ehrwürdige Alte. Der junge Mensch kann sich nicht verhehlen. Er ist Glut und Seele, wenn er unterrichtet, wenn er zu Mary spricht, wenn sie ihn anlächelt. Er hat das Wesen, wie Einer, der sich selbst nicht mehr angehört. Er ist ein Anderer, wenn man ihn allein spricht, und ausser Mariens Nähe eine todte, erloschene Kohle. Mary benimmt sich mit ihm, wenigstens in Gesellschaft, so gütig, wie mit mir und jedem Andern. Zuweilen zwar schien mir's, als schliche sich in ihr Betragen etwas Zärtlicheres gegen ihn ein; zuweilen aber, als wäre sie gegen ihn wieder etwas kühler, denn gewöhnlich. Ich weiß nicht, wie die jungen Leute mit einander stehen. Doch läßt sich sehr gut Alles aus ihrem längern und vertrautern Umgang erklären. Auch geht mich die Sache wenig an.

Der Alte läßt mit seinen Bekehrungsversuchen noch nicht von mir ab. Sogar Mary mischte sich in das Geschäft, vermuthlich von ihrem Großvater dazu ermahnt. Mit ihr aber hatte ich leichteres Spiel. Die Religion des Herzens geht ihr über die Religion des Kopfes; und so konnte ich ihr in voller Wahrheit sagen: „Miß, wir sind eines Gottes und eines Glaubens. Oder meinen Sie im Ernst, ich würde als Presbyterianer frömmer und besser sein, denn als Katholik?“

Sie antwortete mir mit fester Stimme: „Nein, Mylord.“

„Oder meinen Sie, Miß Ofallin, Ihre katholischen Vorältern seien dem höchsten Wesen minder lieb gewesen, als ihm heute die Presbyterianer sind?“

Sie antwortete noch einmal eben so fest ihr Nein.

„Nun denn, so will ich Ihnen mein offenes Bekenntniß ablegen,“ setzte ich hinzu. „Ich finde in der katholischen Kirche selbst viel Irriges, Untaugliches; das Beste darin ist das Göttliche, nicht das aus spätern Zeiten zugefügte Menschenwerk und Geträume. Eben dies Göttliche erkenne ich in den Kirchen und Lehren der Presbyterianer, Puritaner, Episkopalen, und wie sie alle heißen; aber auch eben so jenes hinzugewachsene häßliche Menschenwerk, welches mir mißfällt. Ich könnte also nicht die Religion, sondern nur die Kirche tauschen; das heißt, eine mängelvolle Einrichtung und Nebenmeinung mit der andern. Ist das der Mühe werth? Könnten Sie mich höher achten, wenn ich, ohne Ueberzeugung vom Bessern, mich zu Ihrem Kirchenbrauch hinwenden würde?“

Sie stand eine Weile mit gesenkten Blicken sinnig da. Dann schlug sie die Augen auf, sah mich mit einem Blick an, der mich durchdrang, faltete die Hände mit Inbrunst, wie eine Bittende, und sagte: „Ach Gott, wenn es möglich wäre, wenn es sein dürfte!“ Sie sagte das mit einer Stimme und Geberde, helles Roth überströmte dabei ihre Wangen — sie hätte einen Türken zum Proselyten machen können. Dann drehte sie sich mit einer ihr ungewöhnlichen Heftigkeit von mir weg; sah durchs Fenster auf die Gasse, und ließ mich wegen der Antwort in Verlegenheit. — Rubiger wandte sie sich dann wieder zu mir, und sagte: „Mylord, ist dies Ihr unwandelbarer Sinn?“ — Und als sie meine Bejahung hörte, sprach sie: „Wohl, Mylord, ich ehre Ihre Denkart. Ich will Sie nicht weiter plagen. Ueber diesen Gegenstand sprechen wir nie wieder.“

Desto öfter hebt der Alte davon an. Als ich ihm aber eines Tages vom Antrag des Erzbischofs Laud sagte, mich von der katholischen Kirche zu der bischöflichen zu wenden, gerieth er in heiligen Zorn. „Vom Fegfeuer zur Hölle!“ rief er. „Mylord, lieber möchte ich Sie als Katholik sterben sehen, damit Sie nicht vom Irrthum in Heuchelei stürzen. Diese Episkopalen und aus der Blindheit zur Verblendung gelangt, nnd von der Erstarrung zur Verstocktheit. Sie liegen in der Hölle, wie Schafe; der Tod benaget sie. Ihr Thun ist eitel Thorheit. Aber die Frommen werden gar bald über sie herrschen, und ihr Trotz muß vergehen; in der Hölle müssen sie bleiben.“

Dieser Zorn des frommen Greises gegen die Episkopalen hat gute Folgen für mich. So oft er von Bekehrung spricht, lasse ich nun die Episkopalen dazwischen treten.

10.

Die Audienz beim König.

London, am 20. Mai 1633.

Du hast Ursache, unzufrieden mit mir zu sein. Ich verdiene deine Vorwürfe, mein Harry. Ich hätte dir wenigstens mit wenigen Zeilen ein Zeichen meines Lebens geben können. Ich unterließ es, weil ich's von Tag zu Tag verschob. Aber nun sollst du, statt des Briefes, ein ganzes Buch von meinen Abenteuern erhalten. Ein Strom von seltsamen Schicksalen fluthete mich aus dem Geleise meiner üblichen Lebensart hinweg. Ich will dir Eins um's Andere erzählen.

Am 6. März ward ich beim König zur Privataudienz gelassen. Ich hatte mit Ungeduld darum gebeten; noch ungeduldiger erwarteten meine

Freunde den Ausgang derselben. Das Loos der Katholiken sollte dort gezogen werden.

Der Empfang beim König war kalt und verkündigte Ungewitter. Der Monarch, sonst äusserst liebenswürdig, war diesmal wortarm, trocken, und hatte in seinem Thun und Lassen Gezwungenes. Ich bemerkte es; ließ mich aber nicht schrekken. Er befragte mich erst um meine Reisen. Doch in seiner Miene, in seinem Tone fand ich vollen Widerspruch mit seinen Worten. Er fragte um Dinge, die ihm äusserst gleichgültig waren. Auch unterbrach er mich bald, und fing von meinem Vater an. Er lobte die Tugenden desselben auf eine Weise, als wollte er damit nur ausdrükken, was er an mir vermisse. Ich betheuerte meine innigste Anhänglichkeit.

„Geben Sie sich keine Mühe," sagte der König mit etwas verdrießlichem Blick; „es ist mir nicht unbekannt, wie Sie von mir denken."

Als ich meine unwandelbare Ehrfurcht betheuern wollte, unterbrach er mich abermals, und verlangte mit wenigen Worten die Ursache zu wissen, die mich zu ihm führe. — Ich sprach darauf mit aller Ehrerbietung und Umsicht, aber auch mit aller Kraft und Lebendigkeit, welche das Gefühl des Rechts gewährt, von der verzweiflungsvollen Lage seiner katholischen Unterthanen.

Er ließ mich ausreden, hörte mich aufmerksam an, und sagte dann nach kurzem Stillschweigen des Nachdenkens folgende wichtige Worte: „Lord Baltimore, Sie denken als Unterthan; ich denke als König. Ich werde als König handeln; vergessen Sie nie, als Unterthan zu handeln. Ich will in meinen Reichen Frieden, Eintracht, Ruhe; ohnedem kein Glück. Um Religionskriege zu verhüten, muß ich strenge Maßregeln nehmen. Sie thun mir leid, Ihres Vaters wegen. Was Sie für die Katholiken begehren, kann ich Ihnen nicht gewähren. Ich bin Ihnen keine Rechenschaft darüber, sondern sie nur dem Himmel schuldig. So wenig kann ich für Sie thun, daß ich bei dem gegenwärtigen Parteihaß, beim Zorn der Volksmenge gegen die Katholiken, Ihnen kaum persönliche Sicherheit versprechen kann. Dahin, leider! ist es durch die Widerspenstigkeit der Katholiken und Presbyterianer gekommen. Sie haben sich, Mylord, durch Unvorsichtigkeit geschadet. Ich kenne das katholische Komplott, in welches man Sie hineingezogen hat. Lassen Sie sich zu keinen Unbesonnenheiten hinreissen. Sie sind bei der Sternkammer beklagt. Man hat ein Auge auf Sie. Aus Achtung für Ihren Vater, und Ihres eigenen Friedens willen, gebe ich Ihnen den Rath, entfernen Sie sich auf einige Jahre aus England. Ihre Verhältnisse gestatten nicht, eine untergeordnete Rolle zu spielen, oder müßiger Zuschauer zu bleiben. Entfernen Sie sich auf einige Zeit. Neutral können Sie nicht sein, wenn Sie in England wohnen. Sie haben Todfeinde. Es sollte mich schmerzen, Sie durch Gewalt der Umstände oder durch demokratische Grundsätze, früh oder spät, unter den Gegnern meiner Verfügungen zu erblicken. Was ich thue, ist für Englands Glück. Aber es kann einige Stürme geben; ich fürchte die nicht. Die werden mein Werk vollenden helfen."

Ich bat um Erlaubniß, einige Worte vor Seiner Majestät zu meiner und der Katholiken Rechtfertigung aussprechen zu dürfen. Er ertheilte sie. Ich entdeckte ihm mein Verhältniß zu den Katholiken; das Verhältniß meiner Freunde, deren Zusammentritt man als Komplot denunzirt zu haben schien; sprach von der gährungsvollen Stimmung der Nation, und von Allem, was ich schon dem Erzbischof Land gesagt hatte, um den König zum Nachdenken über die gefährliche Lage des Reiches und zu mildern Gesinnungen zu bringen. Dann, nachdem ich lange geredet, schwieg ich.

„Haben Sie Alles gesagt, was Sie sagen wollten?" fragte er ruhig. Ich bejahte es. „Gut!" entgegnete der König: „So bereiten Sie sich, England zu verlassen. Es thut mir leid um Sie. Ich rathe Ihnen, wie ich meinem besten Freunde unter solchen Umständen rathen würde. Wenn Sie zu mir kommen, Abschied zu nehmen, werde ich Sie gern empfangen."

Damit entließ mich der König.

In der That, Harry, die sonderbaren Aeusserungen des Königs und sein dringender Rath, England wieder zu verlassen, erfüllten mich mit Unwillen. Tausend Gedanken verwirrten sich in mir. Ich weiß noch jetzt nicht, wie ich aus dem Schloß, wie ich in den Wagen kam.

Abends erschienen, laut Verabredung, meine Freunde bei mir. Ich trug ihnen mein Reden und des Königs Antworten vor. Es war Todesstille. Niemand veränderte die Miene. Als sie die wiederholte, dringende Mahnung des Königs hörten, ich sollte England auf einige Jahre meiden, schien der Ernst Einiger in Erstaunen, der Andern in Hohn überzugehen. — Nachdem ich geendet hatte, sprang Oberst James Dikinson auf — du kennst den Brausekopf? — und schrie: „Er ist verloren, der König!" — Ganz seltsam wiederhallte es aus dem Munde der meisten Andern im vollen Mißverständniß dessen, was Dikinson gesagt hatte: „Wir Katholiken sind verloren. Uns hilft nichts mehr. Es kommt zum Bürgerkrieg. Wir unterliegen!"

Nachdem der erste Lärmen gestillt war, trat man in Berathung. Du kannst leicht denken, wie verschieden die Meinungen fielen. Alle diese Meinungen aber waren am Ende doch nur Wirkungen der ersten verzweiflungsvollen Bestürzung. Einige, ganz entmuthet, wollten in Zurückgezogenheit von Geschäften ihr Schicksal abwarten; Andere Hab' und Gut verkaufen, und sich auf dem festen Lande niederlassen; die Meisten aber sich in ihre Heimath begeben, des Königs Aeusserungen kund thun, Bewaffnungen in aller Stille veranstalten, und mit dem Schwert versuchen, Freiheiten und Rechte ihres Volkes gegen Willkühren des Hofes

zu behaupten. Ich redete nicht. Als man meine Gesinnungen vernehmen wollte, rieth ich, im ersten Aufbrausen keinen Entschluß zu fassen, der zu verderblichen Uebereilungen führen würde.

Wirklich hatte ich selbst keinen Entschluß. Die Sache war zu wichtig. Es handelte sich um Ehre, Freiheit und Religion, um unser Eigenthum und Leben. Die Mehrheit stimmte mir bei. Wir schieden von einander mit dem Beschluß, uns in vierzehn Tagen insgesammt wieder zu sehen.

11.

Der Traum.

Lange schwankte ich ungewiß über die Wahl meines Looses. Folgendes Tages empfing ich Besuche von den edelsten Männern, die in der Nähe des Königs leben. Auch Lord Juxon, der Schatzmeister, kam. Von Allen vernahm ich, daß der König, aus Huld zu mir, meine Entfernung verlange, weil er voraussehe, ich würde in verderbliche Unternehmungen verwickelt werden. „Sie können nicht in England, nicht in Irland bleiben," sagte der redliche Juxon, „ohne von den Katholiken früh oder spät zu einer Art Parteihaupt gehoben, mit dem Hof in Widerspruch gesetzt, und entweder das Schlachtopfer der Episkopalen, oder der argwöhnischen Katholiken, oder des Hofes selbst zu werden. Also verbannen Sie sich freiwillig auf eine Reihe von Jahren aus Ihrem Vaterlande. Es ist für die öffentliche Ruhe, und für Sie selbst nützlich."

Ich erkannte aus dem, man halte mich für wichtiger, als ich war, oder sein wollte. Der Hof fürchtete in mir eine Hauptstütze der Katholiken gegen seine Anschläge. Sollte ich zu einer solchen Zeit Glaubensgenossen und Vaterland in der gefährlichen Lage verlassen, nur auf meine Sicherheit bedacht sein? Mein Stolz sträubte sich. — Aber dem Hofe verdächtig, den Episkopalen verhaßt, von Allen beobachtet: was konnte ich hoffen, für die Katholiken zu leisten? Sollte ich endlich je meine Hand zum Blutvergiessen in Bürgerkriegen erheben? Nimmermehr. Der König dringt darauf, daß ich mich entferne. Sein Rath ist ein höflicher Befehl. Mein Ungehorsam wird seinen Argwohn verdoppeln; seinen Unwillen gegen mich lenken. Wie leicht wird es gewissenlosen Menschen, die ihm dienen, mich zum Verbrecher zu stempeln? — Des tugendhaften Juxons Warnungen kamen mir nicht umsonst.

Einige Tage verflossen in diesen Ueberlegungen. Ich sprach mit vielen meiner Freunde. Ich dachte viel an dich, und daß ich zu dir wollte, und mit dir, du mein Einziger, in Italien leben, wie in den vorigen Jahren. Aber dann vernichtete der Gedanke an mein Vaterland, und besonders an viele Katholische vom Adel, die ich schätze, deren Loos zu theilen ich entschlossen bin, denen ich Treue und Standhaftigkeit zugesagt habe, die auf meinen Rath hören, alle andern Plane.

Da trat eines Morgens Sir Ofallin zu mir ins Zimmer. Wir hatten uns schon seit einer Woche nicht gesehen. Er reichte mir die Hand, und sprach in seinem Prophetenton: „Fliehe, denn der Löwe brüllet, wer sollte sich nicht fürchten? Aber wehe dem, der die Stadt mit Blut bauet, und zurichtet die Stadt mit Unrecht!" Schon aus diesem Eingang des frommen Mannes bemerkte ich, daß das Gerücht vom Willen des Königs wegen meiner Entfernung zu seinen Ohren gekommen sei. In der That wußte er ziemlich genau alle Umstände. Er hat Freunde am Hofe. Er scheint seinen Aufenthalt in London nicht umsonst genommen zu haben. Auch von des Königs Reise nach Schottland wußte er schon. „Aber", setzte er hinzu, „der König geht mit eiteln Absichten und mit Gedanken, welche zu Schanden werden müssen. Darum spricht der Herr also: Wie man Silber, Erz, Blei und Zinn zusammenthut im Ofen, daß man ein Feuer darunter aufblase, und zerschmelze es: so will ich auch seine Anschläge in meinem Zorn und Grimm zusammenthun, einlegen und schmelzen."

Als er sich endlich in der gewöhnlichen Sprache der Menschenkinder näher erklärte, vernahm ich mehr, als ich selbst wußte; daß König Karl besonders deswegen nach Schottland reisen wolle, um die Presbyterianer schlechterdings mit den Episkopalen zu vereinigen, und zwar ihr ganzes Kirchenwesen zu vernichten. „Das gibt Unglück!" rief der Alte: „Die schottische Kirche soll eher zerstört werden, als entweiht sein; und ihre Kinder werden eher auf dem Schutte sterben, denn daß sie sollten ihr Heiligthum irdischen Machthabern überantworten. Darum, Mylord, gehorchen Sie dem König, schütteln Sie den Staub von Ihren Schuhen, und wenden Sie dem nahen Gräuel den Rücken. Es kann ja wohl sein, daß ich alter Mann, wenn ich meines Vaterlandes Knechtschaft vollendet sehe, mich aufmache, und Ihnen nachfolge in die Einsamkeit der Gärten jenseits des Weltmeers, wo die Indianer zu Ihren Füßen sitzen. Da will ich dann den Heiden predigen, und ihnen den Herrn verkündigen; denn hier wird ein neues Ninive erbaut und ein neues Babel."

„Wie meinen Sie das, Sir Ofallin?" sprach ich. „Wer sagte Ihnen, daß ich zu den Indianern über das Weltmeer wolle? Ich habe wirklich noch keinen festen Entschluß genommen. Wahrscheinlich, wenn ich England meiden muß, begebe ich mich zu meinem Freund Otham wieder nach Italien, und warte den Ausgang der Unruhen, und die Zeit ab, da ich mit Sicherheit hier wohnen kann."

„Das werden Sie nicht. Meine Mary hatte im Traum ein Gesicht. Und sie sah die Schiffe, auf welchen Sie mit hundert Rittern in das fremde Land kamen, wo Sie unter einem hohen Baum saßen, und die Wilden Speise zu Ihnen brachten, und auf Ihre Worte horchten. Die An-

dern aber fälleten Bäume, und schlugen Hütten auf am Ufer des großen Flusses, der dort ins Meer sich ergeußt.«

Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren; aber doch überraschte mich der Gedanke mit unbeschreiblicher Gewalt. Ich dachte nämlich an die Schenkung, welche der König meinem Vater in Amerika gemacht hatte, und gedachte dazu der Worte meines sterbenden Vaters. Wie, wenn ich dort allen Müden, Geplagten und Verfolgten, Allen, die früh oder spät ihres Glaubens willen aus dem Lande zu gehen Lust haben, sichere Zufluchtsstätte bereitete? Dieser Gedanke stand plötzlich in voller Klarheit. Es ward mir, als sei dies die edelste Aufgabe meines Lebens; als sei Marie der Engel, durch welchen sich mir der Himmel offenbaren wollte.

Ich erwiederte dem Alten, daß der Traum Mariens in der That keinen ganz ungemäßen Rath zu geben schiene; und erzählte von meinen Besitzungen im Norden des Potowmakflusses, wovon Dun-Ofallin nichts wußte. »Wohl, Mylord,« sagte er, »dort werden Sie Hütten bauen. Gott sei mit Ihnen. Vertrauen Sie auf den Herrn. Er wird Sie führen an seiner rechten Hand.«

12.

Die Annäherung.

Denselben Tag gegen Abend besuchte ich Ofallins Haus. Er hatte mir gesagt, seine Enkelin wäre unpäßlich. Ich fand sie in ihrem Zimmer allein. Sie sah blaß, und ihre Augen schienen verweint. Sie empfing mich mit gewohnter Güte. Es schwebte etwas Unnennbarschönes über ihr schwermüthiges Lächeln, mit dem sie mich grüßte.

Nie um das Wort verlegen, wußte sie sogleich hundert Kleinigkeiten zu erzählen. Aber was wird nicht durch den Zauber ihrer Ansichten, durch die eigenthümliche Art, in der sie Alles nimmt, was sie berührt, wichtig? Sie hatte mich längst schon in den Kreis ihrer Häuslichkeiten hineingezogen, daß ihr Vogel, ihre Blumen am Fenster, ihre Bilder, ihre Lesereien, die kleinen Angelegenheiten ihrer Bekannten hohe Bedeutung für mich gewonnen hatten. Du bist so glücklich, Harry, eine Schwester zu haben. Ich aber sah die Frauen bisher nur immer im äusserlichen Festkleide. Diese Miß Ofallin ist das erste Frauenzimmer, dem ich mich in ihrem Heimathlichen nähern darf. Welch eine Verschiedenheit, Welt und Leben eines Mädchens, und eines Mannes Leben und Welt! — Man vergißt herzlich gern die großen Gegenstände der Wissenschaften, der Nationen, der eigenen Verhältnisse neben den liebenswürdigen Kleinigkeiten eines Hauswesens, wo der Genius eines sinnvollen Weibes waltet.

»Sie aber scheinen nicht froh zu sein, Miß Ofallin?« sagte ich, und unterbrach ihre Erzählungen. »Ihre Augen haben noch eine Trübheit, wie nach Thränen. Wenn ich unbescheiden bin mit meiner vertraulichen Frage, so halten Sie es der ängstlichen Aufmerksamkeit auf Alles, was Sie angeht, zu gut.«

Sie antwortete lächelnd: »Wenn wir Mädchen einmal weinen, will es eben so viel und so wenig sagen, als wenn Männer toben. Es liegt in der Natur, daß sich jeder Theil auf seine Art das Herz erleichtert. Schmerz will sein Recht haben. Und man kann nachher wieder über sich selbst lachen, wenn man seinen Verdruß auf eine oder die andere Art ausgeweint oder ausgezürnt hat.«

»Wer möchte so böse sein,« sagte ich, »Ihnen Verdruß zu machen?«

Lächelnd und doch mit gutmüthigem Bedauern sah sie mir in die Augen, und sagte: »Vielleicht Sie selbst, oder vielmehr ———«

»Wie? ich selbst? Miß,« rief ich, indem ich ihre Hand ergriff und zu meinen Lippen führte.

In dem Augenblick ging die Thür auf. Fracastelli trat, mit einer Zither unter dem Arm, herein. Sein Gesicht war aschfarben. Der junge Mensch schien bestürzt; wandte sich schnell; ging zurück, und schloß die Thür.

»Treten Sie nur herein, Fracastelli!« rief ihm Miß Ofallin nach. Er aber war schon verschwunden.

»Und ich trüge die Schuld von Ihrem Verdruß, Miß Ofallin?« fragte ich.

»Wenn Sie nicht, doch Ihr und ganz Englands Schicksal!« sagte sie. »Wer kann denn gegen so viel gestörtes Lebensglück gleichgültig bleiben? Was will aus England, Schottland, aus meinem Großvater, aus Ihnen, aus Allem werden? Ein wenig Rechtlichkeit, ein wenig Duldung Aller gegen Alle, und man könnte, in dieser Welt, des Lebens froh sein! Sehen Sie, das machte mir den Kummer, den ich schon jetzt nicht mehr habe, nun er ausgeweint ist. Jetzt erlaube ich Ihnen, mich dafür ein wenig auszuspotten.«

»Nimmermehr!« rief ich: »vielmehr Sie bewundern, und mich ausspotten muß ich. Denn ich habe eben diesen Kummer noch nicht überwunden.«

»So erlaube ich Ihnen, recht von Herzen ihn auszutoben. Haben Sie das gethan, so werden Sie wieder Alles von der bessern Seite sehen, nicht weil die Welt eine bessere Seite bekommt, sondern weil Sie auf einen andern Standpunkt übertreten, auf den bessern, wohin Sie der Verdruß jetzt nicht kommen läßt. Auf mein Wort, toben Sie nur ein wenig, Mylord.«

»Was gewönne ich dabei? was die gute Sache? Wenn schon die Seele über das, was Edles untergehen muß, trauert, ist's doch besser, die menschliche Ohnmacht in sich anzuerkennen, dem Schicksal sich nicht kämpfend entgegenzuwerfen, sondern mit Gelassenheit, was es bringt, zu

nehmen, und dafür zu geben, was man soll, oder was man kann. Das ist mein Grundsatz.«

»Ei, Mylord! so sind Sie schon da, wohin ich Sie wünschte. So habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen. Ich hätte es wohl wissen sollen. Denn mein guter Großvater selbst erzählte mir, mit wie vieler Ergebung in Ihr Verhängniß Sie vom Willen des Königs, wegen Ihrer Entfernung aus England, gesprochen haben. — Und Sie gehen über Meer? nach Amerika?«

Die Frage, jetzt von den Lippen Mariens gethan, jagte mir einen kleinen Schauer ab. Bisher konnte ich mit einem gewissen Leichtsinn an eine Reise über den Ozean denken, oder vielmehr, ich hatte nie recht ernsthaft daran gedacht. Nun aber sah ich in dieser Fahrt eine Trennung von dem Umgang mit der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts. Es ward mir zu Muthe, als sei ich da, Abschied zu nehmen, als sähe ich die Engelsgestalt zum letzten Male.

Antworten konnte ich nicht. Ich zuckte die Achseln. Es lag mir auf den Lippen, ihr zu sagen, es wäre mir leicht, in den entferntesten Winkel des entferntesten Welttheils zu gehen, wenn ich hoffen könnte, nur ihr dort zu begegnen. Ich erröthete, aber gewiß nur vor mir selbst. Das wollte ich, das sollte ich ihr nicht sagen. Es überraschte mich, solche Gefühle, solche Wünsche in mir laut werden zu lassen. Ich beseitigte sie, als wenn es unbesonnene Redensarten wären; und, ich gestehe es dir, Harry, sie waren es doch nicht.

Marie bemerkte meine Verlegenheit. Sie sah mich mit unbefangener Ruhe an, und schien in meinem Innern zu lesen; aber wie ihr Blick dem meinigen begegnete, schien meine Verlegenheit ihre eigene zu werden.

Während wir schweigend vor einander standen, trat ihr Großvater herein. Das Gespräch ward willkommen abgebrochen, und lief in behaglicher Wendung über die Tagesgeschichten hin.

13.

Der Meuchelmord.

Nie im Leben ward ich so vielseitig bewegt. Der Wille des Königs, der Gedanke an Amerika, das Loos meiner Freunde, das Schicksal der Katholiken, und dazu, was ich selbst nicht recht eingestehen wollte, meine allzugroße Freundschaft für Miß Osallin, — das Alles machte mir beinahe schlummerlose Nächte. Ich konnte keinen festen Entschluß fassen. Bald nahm ich mir vor, in England zu bleiben, und das Aeusserste zu erwarten, durch unbescholtenen Wandel dem Argwohn des Hofes und den Fanatismus der Episkopalen zu entwaffnen, bald, nach Frankreich zu gehen, um in der Nähe des Vaterlandes zu bleiben, — ich bekenne, daß auch der Gedanke an die Möglichkeit, die schöne Osallin zu sehen, darauf Einfluß hatte; — bald, mit dir in Italien vereint zu leben; bald, nach den Ufern des Potowmak mit katholischen Freunden auszuwandern, und dort eine den Stürmen Europa's entlegene Niederlassung unter weisen Gesetzen zu gründen. Ich wußte nicht, was ich wollte.

Allerdings, Harry, das räume ich ein, hätte ich Miß Mary nicht gekannt, die Entscheidung wäe leichter gewesen. Ich liebe sie. — — — In ruhigern Tagen würde ich kein Bedenken getragen haben, ihr diese Empfindung zu bekennen. Ich würde um ihre Hand geworben haben. Jetzt mußte mein Gedanke auf andere Dinge gerichtet sein. Es war Pflicht, mich selbst zu bestreiten. Es war an mir, Mann zu bleiben, unabhängig von jeder Leidenschaft, und einer höhern Sache anzugehören, mit der das Wohl von tausend Andern verknüpft ist.

Der Tag kam, daß sich die Edelleute bei mir versammeln sollten, und noch wußte ich nicht, welchen Vorschlag thun? — Ein wüster Vorfall entschied.

Den Tag vor der Versammlung brachte mir einer meiner Diener einen Brief, den, während ich in Geschäften ausgegangen war, ein Bote gebracht hatte. Ich erbrach ihn. Es war eine weibliche Handschrift. Ich hätte schwören wollen, Miß Osallin habe die Zeilen geschrieben. Diese lauteten folgendermaßen:

»Mylord! verlassen Sie heute und in den nächsten Tagen Ihre Wohnung nicht. Es steht Ihnen ein Unglück bevor. Ihr Leben ist in Gefahr.«

Ich rieth lange an dem Räthsel. Es ward mir immer wahrscheinlicher, Miß Osallin sei die Verfasserin. Eben den Abend hatte ich beschlossen, sie zu besuchen, nach meiner Gewohnheit. Aber unbegreiflich war mir, wie sie von einer mir drohenden Gefahr unterrichtet sein konnte. Vielleicht durch ihren Großvater, der mich schon oft vor dem Pöbel der Episkopalen gewarnt hatte. Warum sprach sie nicht deutlicher? Warum war Dun-Osallin, bei seiner Freundschaft für mich, nicht selbst gekommen? — Es war schon spät am Tage. Ich beschloß, mich sogleich über die Sache aufzuklären, warf den Mantel um, und begab mich zu Osallins Wohnung. Hier vernahm ich, er sei verreiset; auch seine Enkelin abwesend. Mißmuthig eilte ich zurück. In der Nähe meines Hauses fühlte ich mich jählings von hinten durchstochen. Ich wandte mich. Es gingen in der Dunkelheit mehrere Menschen auf der Straße. Ich schrie: Mörder! Man kam zu mir. Ich sagte, was geschehen sei. Plötzlich ward ich von einer großen Menschenmenge umgeben. Man führte mich in mein Haus. Vom Thäter wurde nichts erfahren. Der Wundarzt beruhigte mich. Ein Messerstich war mir unter der linken Achsel, an den Rippen streifend, durch's Fleisch gegangen.

Die Sache machte Aufsehen. Ganz London bezeugte mir Theilnahme; selbst der Hof. Mein Haus war den folgenden und alle folgende Tage

von Nachfragenden bestürmt. Ich empfing mehr Besuche, als ich wünschte. In öffentlichen Blättern ward geradezu von einem Komplott gegen mich geredet. Einige schienen, indem sie die Gräuelthat ehrbar zu verabscheuen Miene machten, nicht ganz unzufrieden zu sein. In solchen Flugblättern ward von Umtrieben und Vermessenheit der Katholiken in England gefaselt, und dann hinzugesetzt (als solle es ein Wink sein), daß das britische Volk sich zuletzt in seinen Rechten gegen die ewigen Unterdrücker, auf welche Art es sein möge, Schutz schaffen müsse. — Dahin also ist es bei uns gekommen, daß man nicht nur in der Schwärmerwuth Meuchelmördereien begehen, sondern sogar mit kaltem Blut billigen kann! O mein unglückliches, geschändetes Vaterland!

Doch ich breche ab. Die Wunde hat mich nie so geschmerzt, als die ruchlose, herz- und geistverderbende Gesinnung der gegenwärtigen Menschheit. Ich mag nicht mehr in England leben. Mein Entschluß steht fest, auszuwandern nach Amerika, und mir und hundert Unglücklichen ein neues Vaterland zu bauen, wohin die rasende Philosophie oder die blutdürstige Religions- und Freiheitsliebe unserer Zeit ihren tückischheroischen Frevelsinn noch nicht getragen hat.

Du wirst mir's wohl glauben, Harry, daß ich mich am Tage nach meiner Verwundung mitten im Schmerz selig fühlte, als ich, nach kurzem Schlummer erwachend, folgendes Briefchen fand:

„Warum, Mylord, verschmähten Sie meine Warnung? Oder empfingen Sie den Zettel nicht, welchen ich gestern schrieb? Der Dolchstich, der Sie traf, hat auch mich bluten gemacht. Gott, dem Erbarmer, sei Dank, daß die Wunde, zwar nahe Ihrem Herzen, ohne Gefahr ist. Auf den Knien flehe ich zu ihm für Ihre Genesung. Mein Großvater kommt heute nach London zurück. Mylord, schonen Sie sich. Ich schreibe unter tausend Thränen. London stinkt mich an, wie eine Mördergrube. Dem Wahnsinn ist nichts Heiliges mehr in der Welt. Ich wäre ruhiger, wüßte ich Sie nur erst fern von England. Aber Sie sind ja überall in Gottes Hand. Vertrauen Sie der Vorsehung. Ich will vertrauen. Ich bete ohne Unterlaß für Sie.“

Die Handschrift war mit der des vorigen Tages gleich, und nun klar, daß es Zeilen von der Hand der schönen Mary waren.

Ihre Theilnahme erquickte mich tief. Ich legte beide Briefe unter mein Hauptkissen; hielt meine Hand auf das Papier. So war mir wohl. Ein wirkliches Kind ward ich in meinem Wundfieber. Harry, eben dies Fieber, die Einsamkeit, das Unbeschäftigtsein, das ungestörte Träumen von der Unvergleichlichen brachte meinem Herzen mehr Gefahr, als das Messer des Mörders.

Der greise Ofallin war am zweiten Tage nach London gekommen. Ich schlief, als er kam, hatte aber befohlen, ihn hereinzulassen. Da ich erwachte, sah ich ihn kniend auf einem Fußschemel vor meinem Bette. Er hatte seine Hände sanft auf meiner Brust liegend. Sein Auge war gen Himmel gerichtet. Eine Thräne hing auf seinen Wangen. Seine Lippen beteten leise. Ich kann dir unmöglich beschreiben, welchen Eindruck diese heilige, ehrwürdige Erscheinung auf mich machte. Es war ein betender Moses.

Als er mein Erwachen bemerkte, sammelte er sich, stand auf und sagte mit leiser, weicher Stimme: „Er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen. Der uns hat geschlagen, er wird uns auch heilen!“

Von ihm nun erfuhr ich, daß Mary in der Nacht vor dem versuchten Meuchelmord mich blutend im Traum gesehen habe, wie ich, von vielen Menschen umringt, weggeschleppt worden sei. Darum habe sie mich gewarnt. — Was denkst du dazu, Harry? Das mahnt an Calpurnia's Traum vom Cäsar. Es ist etwas Wunderbares in diesem Mädchen.

Dun-Ofallin mahnte mich dringend, England auf einige Zeit zu verlassen, sobald ich hergestellt sein würde. Er zweifelte selbst nicht, daß Glaubenshaß eines Episkopalen nach meinem Leben getrachtet habe.

14.

Die Versammlung der katholischen Edelleute.

Sobald ich das Bett verlassen konnte, war ich nur mit Anordnung meiner häuslichen Angelegenheiten beschäftigt. Nicht, als ob der Entschluß, Europa zu verlassen, schon unerschütterlich gestanden wäre, sondern um durch hellern Ueberblick meines Gesammtvermögens, und dessen, was ich beim Wagstück eines ausserordentlichen Unternehmens allenfalls zu gewinnen, oder einzubüßen hätte, zur Erkenntniß zu gelangen, ob ein Zug nach Amerika zu meinen Planen gehören dürfe. Als ich aber überzeugt ward, daß zur Ausrüstung der Schiffe, zur Ueberfahrt, zur Herbeischaffung der Lebensmittel in den zwei ersten Jahren für einige hundert Personen, selbst wenn alle auf meine Kosten leben müßten, noch nicht volle drei Viertheile meines Vermögens erforderlich wären; daß, wenn auch der Entwurf einer großen Niederlassung in einer der fruchtbarsten und bequem gelegensten Gegenden der neuen Welt aus unvorhersehbaren Ursachen mißlingen sollte, ich dennoch mehr, als nöthig, um standesmäßig in Altengland zu leben, von meinen Besitzthümern behielte: war der Gedanke selbst nicht ganz zu verwerfen.

Mein Vater, wahrscheinlich mehr aus Neugier, als zu andern Zwecken, hatte über jenes ihm erblich durch des Königs Huld verliehene, unbekannte Land Erkundigungen einziehen lassen. Er hatte nicht nur Berichte mehrerer Schiffahrer und Handelsleute über die Natur des Bodens und

Himmelsstrichs gesammelt, sondern auf eigene Kosten durch einsichtsvolle Männer ein Jahr lang das Land untersuchen lassen. Ich fand dies in seinen Papieren, mit Bemerkungen seiner Hand. Er hatte mit so ungemeiner Sorgfalt jede Einzelnheit zum Gegenstand besonderer Forschungen gemacht, daß mir zuweilen schien, als hätt' er selber ernstere Plane gehabt.

Die Versammlung der katholischen Edelleute, durch den Mordanschlag gegen meine Person lange verzögert, ward endlich in meiner Wohnung gehalten. Schon früher hatt' ich einzelnen von ihnen, die mich besuchten, erklärt, daß ich in keinem Fall, auch wenn alle andern in England bleiben wollten, hier bleiben könne und möge; daß ich entweder meinen Aufenthalt in Italien nehmen, oder mehrjährige Reisen durch Europa machen, oder auf eine Niederlassung am Potowmak denken werde, wo mir das Land erblich gehöre. — Daher waren die allfälligen Entwürfe oder Vorschläge, die ich machen konnte, keinem in der Versammlung mehr unbekannt.

Demungeachtet verlangte man von mir, ich solle zuerst reden. Ich sagte ihnen: Nur zwei Fälle könnten Statt finden. Entweder würde man in England bleiben und hier für sich und das Vaterland das Letzte wagen. In diesem Falle könne ich nicht mitsprechen, weil ich zur Auswanderung entschlossen sei. Oder man sei zur Auswanderung entschlossen, wie ich. Dann komme es darauf an, ob jeder einzeln eigenen Planen folgen, oder auch in der Fremde ein Beisammenbleiben Aller wolle. Beiden stimme ich zu, und im letztern Fall böt' ich meine Besitzungen in Amerika allen verfolgten Katholiken des Vaterlandes zur Zufluchtsstätte. Ich las die königliche Schenkungsurkunde ab, und legte die Papiere meines Vaters in Betreff des Potowmaklandes vor.

Die Sache war schon ziemlich reif geworden, ehe man noch zur Versammlung gekommen war. Einstimmig äusserte sich Alles für eine Niederlassung in Amerika, nur forderte man mich auf, zu erklären, unter welchen Bedingungen ich die Freistätte aufschliesse? Obgleich auf diese Frage nicht vorbereitet, glaubt' ich doch die allgemeinen Grundsätze aussprechen zu dürfen, unter welchen ich meine amerikanischen Besitzungen zur Gründung einer neuen Kolonie anböte. Das Land, sagte ich, bleibt mein und meiner Erben Eigenthum. Ich gestatte jedem, sich nach Gefallen Güter auszuwählen, und ich verkaufe sie jedem nach gemachter Schatzung ihres jetzigen geringen Werths, oder gebe sie gegen Grundzins vom jedesmaligen Ertrag in Leben. Ich behalte mir das Recht vor, erster Gouverneur der Kolonie zu sein. Jeder, weß Landes, weß Glaubens er sein mag, soll das Recht der Niederlassung daselbst erhalten. Auflagen sollen nur mit Bewilligung Aller gemacht werden können. Ist die Kolonie zahlreich genug, mag sie sich selbst eine zweckmäßige Staatsverfassung geben, doch soll diese ewig auf den von mir ausgesprochenen Grundsätzen beruhen: daß alle Bürger gleiche Rechte haben; daß keine Stelle erblich gemacht werden könne, selbst die des Gouverneurs nicht in meiner Familie; daß jeder christliche Glaube ungestörte Freiheit geniesse; daß niemand gesetzlich verfolgt werden könne, der nicht erwiesen ein Gesetz verletzt habe. — Zu diesem allem fügte ich noch, daß ich, aus Liebe zu meinen Schicksalsgefährten, ohne Eigennutz die ersten Vorschüsse denen machen werde, welche nicht im Stande seien, die Kosten der Ueberfahrt und der nöthigsten Anschaffungen zu bestreiten.

Als ich ausgeredet hatte, standen alle von ihren Sitzen auf, mir zu danken. Zufriedenheit offenbarte sich in sämmtlichen Gesichtern. Jeder gestand seine Erwartungen übertroffen. Sämmtliche Anwesende erklärten sich entschlossen, die Niederlassung mit mir zu gründen. Es waren ihrer dreiunddreißig Katholische vom Adel; mehrere von beträchtlichem Vermögen und Ansehen darunter. Sie verlangten meine Grundsätze und Bedingungen schriftlich, als förmliche Urkunde, in mehrern gleichlautenden Abschriften; sie wären insgesammt bereit, zu unterschreiben.

Auch der geistvolle Harford war in dieser Versammlung. Du kennst den Herrlichen, Harry, der uns in Mailand durch Einsichten und edle Gesinnungen so innig an sich zog. Er ist schon seit einem Jahre wieder in England, und einer der Thätigsten für die Rechte der Katholiken und die Freiheit des Landes gewesen. Seine Reden in unserer Versammlung verbreiteten Begeisterung in allen Gemüthern. Ich selbst, nun ich die Entschiedenheit, die Freude Aller sah, ward davon ergriffen. Ich denke mit Lust an das Vaterland jenseits des Ozeans; Harry, ich denke mit Lust daran, denn ich hoffe heimlich auf dich. Was kann dich bei deiner freien Denkart an Europa fesseln?

„Die Weltgeschichte", sagte Harford unter andern, „ist die Lebensgeschichte der Menschheit, und hat von Zeit zu Zeit, wie der Lauf des Lebens von einzelnen Sterblichen, Lichtpartien, in denen sich die göttliche Vorsehung heller offenbart. Darum mußte die neue Welt erst vor zweihundert Jahren entdeckt werden, nicht früher, nicht später, bis das menschliche Geschlecht in Europa den Grad der Zivilisation erreicht hatte, der es mit sich selbst in Zwietracht und Gährung brachte. Als Indien, Aegypten und Persien überalt geworden, war Griechenland schon da, Freistätte der Musen zu werden; als die Osmanen Griechenland zur asiatischen Barbarei weihten, wurden die letzten Funken vom Altar menschlicher Wissenschaft in das Haus der florentinischen Mediceer getragen. Daran entzündete sich der ganze Occident herrlich. Nun, da der europäische Orient in Sklaventhum und Nacht liegt, und der Occident bald eine Sonne untergehen sieht, wird die hier untergehende die neu aufgehende in

Amerika. Das seh' ich vor, wie heut Krieg unsern ganzen Welttheil erschüttert, wird ihn das Kriegsfieber noch Jahrhunderte nicht verlassen. Die Spreu muß sich vom Korn scheiden.

„Amerika oder Europa! — welcher Mann von Kraft und Lebenslust mag in der Wahl zwischen beiden schwanken? — Hier Zeuge sein des schweren Todeskampfs alter Formen, alter Ideen, alter Reiche; dort Stifter sein neuer Ordnungen, neuer Staaten. Hier die Zerrüttungen, die Religionskriege, die Bürgerkriege, die Revolutionen an Höfen und in Völkern; dort der Friede, der Pflug, die Wissenschaft, die Anlagen neuer Städte und Gesetze. Hier unterm weltlichen und geistlichen Despotismus, Knechtschaft des Glaubens, Knechtschaft des Gedankens, Knechtschaft des Herzens, Ueberhandnehmen orientalischer Tirannei, orientalischen Kasten- und Ständewesens, orientalischer Geistesklaverei, orientalischer Kriegs- und Verwüstungslust, orientalischer Ueppigkeit der Höfe, orientalischer Armuth des großen Haufens; dort der Mensch in sein ewiges Recht eingesetzt, frei in Glauben und Meinung, ohne Herrn und ohne Knecht, so reich, als sein Fleiß, so groß, als ihn sein Werth macht; Eroberer mit dem Spaten, Verbreiter göttlicher Gedanken unter Wilden, während in Europa die vornehmen Wilden die göttlichen Gedanken mit Kerker und Verbannungen strafen. Hier das mühselige, blutige, eitle Streben, die Mißordnungen, die Vorurtheile, die Ketten, die Foltern und andere Erbstücke einer rohen Vorzeit abzuthun und den gesunden Menschenverstand gegen Unnatur in sein Recht einzusetzen; dort die schlichte Vernunft und Natur obenan, in ungehemmter Freiheit, von keinen Höfen, Ministern, Sternkammern, Priestern, Censuren, Inquisitionen bedrängt, das Bessere bauend. — Wer mag da schwanken in der Wahl? Fort nach Amerika! Ich habe drei Söhne; ich will ihnen ein Vaterland geben, hier haben sie nur ein weites Gefängniß. Ich will sie zu Bürgern mit königlichen Rechtsamen machen auf ihren Gütern; hier sind sie nur Knechte mit Titeln, und haben keinen Vortheil höherer Art, als das Vorrecht, ihre Fessel mit einem breiten Ordensband zu verdecken."

Es war allgemeiner Jubel. Alle Noth schien besiegt. Jeder wünschte nur, der Tag der Abreise wäre schon morgen. Auf mein gegebenes Wort bauend, erklärte jeder, er wolle sein Hauswesen bestellen, Kolonisten werben, die Nothwendigkeiten zur Niederlassung besorgen. Mancherlei Abreden wurden getroffen.

Acht Tage nachher legte ich den Freunden, die sich wieder bei mir versammelten, schriftlich die Bedingungen vor, die ich mündlich eröffnet hatte. Ich hatte mehrere Abschriften ausfertigen lassen; meiner Unterschrift folgten die Unterschriften aller dreiunddreißig. Die Sache war inzwischen ruchbar geworden. Mehrere mir unbekannte Edelleute hatten mich besucht, oder mir geschrieben, um Zutritt in die neue Niederlassung zu erhalten. Die Anwesenden alle hatten ähnliche Anzeigen, jeder aus seiner Bekanntschaft, zu machen. Wir rechneten zusammen; es waren in diesen acht Tagen nicht weniger als hundert und dreiundzwanzig Katholische vom Adel, welche sich mit uns nach Amerika einschiffen zu wollen erklärt hatten. Du kannst daraus ermessen, Harry, wie traurig es in England steht.

Nun wurde mit Ernst zur Ausführung des großen Vorhabens geschritten. Man vertheilte Geschäfte; schuf Aemter, besetzte sie durch geheime Wahl. Der vielerfahrne Kapitän Marble empfing die Leitung des Seewesens, Auftrag zum Ankauf eines Schiffes für die Kolonie mit allem Zubehör, und Miethung eines oder zweier andern zur Ueberfahrt, Besorgung des Schiffspersonals und Oberbefehl. — Bladen ward unser Schatzmeister; ihm ordnete man zur Rechnungsführung zwei andere Männer von Sachkenntniß bei. — Oberst Dikinson empfing das Kriegswesen und damit Auftrag, alle zur Vertheidigung der neuen Kolonie erforderlichen Anschaffungen zu ordnen. — Harford erhielt Aufsicht und Controllefuhrung über das Personal gesammter Auswanderer, die sich melden würden, oder deren man nöthig haben dürfte, besonders den Auftrag, auf Anwerbung tüchtiger Zimmerleute, Maurer, Schreiner, Schneider, Schuster, Schmiede und anderer Handwerker Bedacht zu nehmen. — Belfast ward Proviantmeister; und Elkton übernahm es, für Vollständigkeit aller übrigen Bedürfnisse einer neuen Kolonie Sorge zu tragen, damit sie auf keine Weise in Verlegenheit gerathe. So wie dem Schatzmeister Bladen, wurden allen diesen mehrere von den Anwesenden, als Räthe und Gehilfen, beigeordnet, daß keiner ohne Geschäfte für die gemeine Sache blieb. So war der Kolonialrath schon aus uns gebildet; die Leitung des Ganzen in allgemeiner Uebersicht gehörte mir an, doch wurden mir die sechs genannten Geschäftsvorsteher zugeordnet, und wir machten mit einander den Kolonialrath aus. Zum Vize-Gouverneur ernannte man einstimmig den edeln Harford, im Fall ich durch Krankheit oder Abwesenheit von den Arbeiten zurückgehalten würde. — Die nothwendigen Fonds zur Bestreitung des Unternehmens setzte man in eben dieser Versammlung fest. Sie wurden dem Gouvernementsrath angewiesen. Einstimmig beschloß man zugleich, die Abreise nach Amerika aus allen Kräften zu betreiben, um die neue Welt noch in der bessern Jahrszeit zu betreten, mit Bequemlichkeit die ersten Einrichtungen zum Winteraufenthalt veranstalten und die ersten Aufbrüche des Bodens für Winter- und Frühlingssaaten machen zu können.

15.

Die Ringe.

Dun-Ofallin und die liebenswürdige Mary sind abgereis't! Sie sind nach Schottland, auf ihr Gut in der Nähe des Städtchens Berwik. — Ach, Harry!

Mit ihrer Abreise ist mir Alles unaussprechlich ausgestorben, daß ich in den Wäldern am Potowmak nicht einsamer sein kann.

Mary liebt mich. Und ich, Harry? — — Kannst du zweifeln? Wie viel sie mir ist, wie ich nichts ohne sie bin, empfinde ich nun erst nach der Trennung. Ich bin nicht unglücklicher, als vorher; aber ich fühle es, von ihr geschieden, werde ich nie vollglücklich sein.

In vierzehn Tagen eile ich ihr nach. Ich habe es ihr, ich habe es ihrem Großvater versprochen. Der König geht auch dahin. Ich kann den Augenblick, diese schöne Heilige wiederzusehen, kaum erwarten. Zum Glück bin ich in einem Meer von Geschäften verloren. Die mächtige Zerstreuung erhebt mich. Fast schäme ich mich meiner Schwäche.

Ich werde nach Schottland fliegen. Ich werde um ihre Hand anhalten. Dun-Ofallin liebt mich. Er und sie haben mir ja tausendmal die Versicherung wiederholt, dem Retter ihres Lebens wollten sie das Schwerste schuldig sein, und jedes Opfer für sein Glück leicht finden. Wahrlich, Harry, mein Glück steht auf dem Spiel. Sie werden mich nicht unglücklich machen. Aber nun meine Auswanderung, und daneben des Greises hohes Alter! Kann ich ihm ansinnen, mich und die Enkelin nach Amerika zu begleiten? Kann ich wollen, hoffen, daß sie von einander scheiden? — Mein Herz ist zwischen Furcht und Hoffnung; fühlt bald Ahnungen der Seligkeit, bald der Verzweiflung.

Beim Abschiede weinte sie unverhohlen und bitterlich. Sie ward ihres Schmerzes nicht Meisterin, so sehr sie es auch zu werden bemüht war. Mir zitterten die Thränen im Auge. Dun-Ofallin stand düster seitwärts und sprach: „Alle Herrlichkeit des Menschen und des Lebens ist gleich des Grases Blumen; das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen.“

Zehnmal sagte ich das Lebewohl, und zehnmal blieb ich, und setzte mich wieder zu den trefflichen Menschen nieder, um von Zukunft, vom Wiedersehen in Schottland, vom Briefwechsel zwischen ihnen in Schottland und mir in Amerika zu reden.

Als ich endlich mit Ernst aufbrach, den Greis umarmt hatte, sagte ich auch Marien das letzte Wort. Ich brachte es kaum hervor. Ich nahm ihre Hand und drückte sie an meine Lippen. Da fiel einer der Ringe zufällig von ihren Fingern. Er streifte sich in meine geschlossene Hand ab. Ich wußte nicht, ob sie es bemerkt hatte. Ich steckte ihn an meinen Finger, und dagegen an den ihrigen den kleinsten der meinigen, welchen schon meine Mutter getragen. Sie selbst befestigte ihn sich jetzt, ohne Zweifel im Glauben, es sei der ihrige.

Ich nehme diesen Wechsel der Ringe für ein günstiges Vorzeichen. Darf ich nicht, Harry? Mary's Schmerz, Mary's Bitten, bald nach Schottland zu kommen, ihr krampfhafter Händedruck beim Scheiden, ihr Blick, ihr ganzes Wesen bekannte mir, wie werth ich ihr sei. — Verwünscht sei meine Schüchternheit! Wenn ich ihr werth genug wäre, daß ich Muth hätte, ihr Loos an das meinige zu knüpfen, warum schwieg ich so lange? Warum erklärte ich mich nicht? Warum sagte ich nicht ihr, nicht ihrem Großvater, daß sie das Glück meines Lebens, als Gemahlin, vollenden könne?

16.

Rüstungen zur Abreise.

Deine Briefe sind angekommen; die ältern zugleich mit den neuesten auf zwei verschiedenen Schiffen. Wohlbehalten auch die Kisten mit den Naturseltenheiten. Heil dir, du harmloser Engel!

Wie, Harry, du willst nach Griechenland? Welch ein Gedanke! Was suchst du dort? Die Lust der Selbsttäuschungen? Da hörst du nicht mehr die Rhapsodien Homers, die Donnerworte des Demosthenes, und siehst du den großen Phocion nicht mehr wandeln. Schutt und Stein, mehr findest du nicht. — Harry, folge mir in die neue Welt. Baue mit mir ein neues Athen, Korinth oder Sparta. Der Potawmak wälzt seine jugendlichen Wellen im Glanz der aufsteigenden Sonne; schon seit Jahrtausenden schleicht der Eurotas in unrühmlicher Dunkelheit. Die herrliche Vorwelt lebt nicht mehr in irdischen Gestalten; nur verklärt noch glänzt sie im Gedächtniß der Menschheit. Indien, Persien, Aegypten, Griechenland, Rom nehmen wir mit uns in die Gefilde, die Columbus fand. Lassen wir fortan Europa seinen Priestern, Königen, Edelleuten und Knechten. Das Edelste, was der menschliche Geist über die Bildung des gesellschaftlichen Lebens je gedacht, die Resultate der Staatsweisheit, aus tausendjährigen Welterfahrungen, wollen wir dort, ungehindert von altfränkischen, ererbten Ueberbleibseln, ins Leben hineinstellen.

Unser Gouvernementsrath ist täglich versammelt; Arbeit vollauf. Alles geht mit unerwarteter Schnelligkeit vor sich, vom Glück begünstigt, und von der strengsten Ordnung gezügelt. Denke dir, die Zahl der eingeschriebenen Auswanderer von verschiedenen Religionen steigt gegen tausend. Wir müssen Einhalt thun, und die Bedingungen erschweren. Unter jenen sind beinahe zweihundert Edelleute von Stand und Vermögen. Ein gutes Schiff ist angekauft, mit allen Nothwendigkeiten versehen. Zwei andere Schiffe sind zur Ueberfahrt gemiethet; jede Stunde segelfertig. Wirklich gehen die beiden letztern schon künftige Woche mit Arbeitsleuten und Vorräthen aller Gattung

ab. Sir Harford und Oberst Dikinson führen den Zug an, werden die ersten Arbeiten am Potawomak leiten, die Lage des Landes ausforschen, und bei meiner Ankunft den Platz zu den ersten Niederlassungen vorschlagen. Es werden noch Viele auf eigene Kosten folgen, die sich nicht so plötzlich frei machen können. Wir haben die Beschreibung der Gegend und die Vortheile, Rechte und Pflichten Aller, die sich in der neuen Niederlassung mit uns anbauen möchten, im Druck herausgegeben.

Weißt du, wie ich mein weitläufiges Land am Potowmak nenne? — Lächle nur. Ich habe ihm den Namen der edeln und schönen Mary gegeben. Nun schwebt dieser Name auf vielen tausend Zungen. Künftige Weltalter werden ihn nennen. Es durchschauert mich, so oft ich von Maryland reden höre.

Sie weiß es, daß ich ihr zu Ehren das neue Land genannt. Ich schrieb es ihr selbst; ich sandte ihr die Druckschrift; ich gestand ihr meine Liebe, meine höchsten Wünsche; ich erklärte ihr den Ringwechsel. In vier oder fünf Tagen reise ich nach Schottland; mein besseres oder schlimmeres Loos muß sich entscheiden. Aber die Menge der Geschäfte hielt mich länger ab, als ich wollte und versprochen hatte, Dun-Osallins Einsamkeit zu besuchen. Kaum kann ich an die Anordnungen meines eigenen Hauswesens denken. Ich darf mich aber vollkommen der Thätigkeit meines redlichen Sheton vertrauen, der schon auf unsern Reisen vielmals der Schutzgott war, wenn wir zwei Springinsfelde über alles Himmlische des Irdischen vergessen hatten. Ich habe dem guten Sheton die Verwaltung meiner sämmtlichen Angelegenheiten übertragen, wenn ich Europa verlasse. Ihm übersende deine Briefe für mich. Von ihm empfängst du auch Nachrichten von mir und meinen Mitabenteurern.

Ich schliesse diesen langen Brief, mein Harry, um ihn nicht länger zu versäumen. Ehe ich Alt-Englands Küsten verlasse, sende ich dir noch einige Zeilen, um dir mein Schicksal in Dun-Osallins Hause, und den Tag meiner Ueberfahrt zu melden. Schwerlich kann ich früher als im Sommer, vielleicht im Herbst erst, nach Maryland gehen. Ich habe es meinen Gefährten schon erklärt. Sie reisen mit unserm Schiffe voraus. Ich werde ihnen der Letzte folgen. Doch Alles hängt von dem Willen der holden Schottin ab.

Lebe wohl, du Geliebter. Ich beschwöre dich, laß Griechenland fahren; folge mir nach; theile mein Schicksal mit mir.

17.

Der Brief.

Schon war dieser Brief geschlossen und versiegelt. Ich reisse ihn wieder auf. Harry, du mußt noch wissen, daß dein Cecil glücklich ist. Ich habe von Miß Mary eine schriftliche Antwort. Ich schreibe sie dir auf diesem Blättchen ab. — Urtheile selbst, ob ich mich selig zu preisen habe.

Hier ihr ganzer Brief:

„Mylord!

„Gott weiß allein, welchen Kampf der Seele mir's gekostet hat, Ihnen zu antworten. Aber ich will antworten; Alles verpflichtet mich dazu; Alles, redlich gegen Sie zu sein, was auch daraus erfolgen möge. Sie sollen durch das Innerste meines Herzens sehen, wie Gott sieht. Ich betrachte Sie wie einen sterbenden Freund, dem man sich ohne Gefahr entdecken darf. Er nimmt die Geheimnisse mit sich in das ewige Schweigen, die wir ihm vielleicht sonst nie offenbart hätten. Und sind Sie denn nicht ein sterbender Freund? Der unermeßliche Ozean tritt zwischen uns und Sie, wie ein breites Grab; und in einer unbekannten Welt werden Sie wandeln, wenn auch noch unter den Sternen, doch für uns nicht anders, als über den Sternen.

„Sie haben Ihr Land nach mir nennen wollen. Vielleicht glaubten Sie mir Freude zu machen. Ich danke Ihrer Freundschaft. Aber der Name hat meinen Schmerz vergrößert. Ach, Mylord, wie stolz ich auf Ihre Huld sein könnte, wie glücklich diese unverdiente Huld mich machen könnte oder sollte, — ich bins nicht. Ich wäre ruhiger, wenn ich Ihnen gleichgültiger wäre. Ich bin stärker, meinen eigenen Kummer zu tragen, als den eines Andern. Darum werde ich erliegen. Doch Gott wird mir tragen helfen.

„Den Ring Ihrer Mutter erkannte ich erst am folgenden Morgen. Ich erkannte ihn sogleich als solchen; wissen Sie nicht, daß Sie mir ihn einst zeigten, daß Sie mir mit so vieler Bewegung von Ihren Kinderzeiten und von der Verstorbenen erzählten? Aber wie er an meine Hand gekommen, wußte ich nicht. Ich behalte ihn, Mylord, als Ihr Geschenk. Er wird mein edelstes Kleinod, ein heiliges Andenken; er soll mir ins Grab gegeben werden. Ich werde den Ring keines andern Mannes tragen.

„Wir haben die Ringe getauscht. Kann Ihnen das arme Wort nur eine kleine Freude machen, so sei es ausgesprochen. Halten Sie mich immerhin für Ihre Verlobte. Ich weiß, dies zu sein in der That, bin ich nicht würdig. Sie verdienen eine edlere. Aber es ist dies Wort nichts Verpflichtendes für Sie. Wählen Sie sich die Würdigere. Ich dagegen darf mich im Gedanken dem Würdigsten anverloben; aber auch nur im Gedanken! Sie haben sich von Empfindungen hinreissen lassen, die sehr natürlich sind, wenn ein plötzliches Unterbrechen gewohnten Umgangs eintritt. Man glaubt dann wirklich oft, daß uns die Personen, von denen wir getrennt wurden, weit theurer sind, als sie es wirklich waren. Lassen Sie Wochen oder Monate darüber hinfliegen, und Sie werden sich eines Andern besinnen müssen. Si werden mir Dank wissen und meine Red-

lichkeit achten. Ich weiß am besten, daß ich einem Manne, wie Ihnen, keine Liebe, wie Sie es nennen, einzuflößen fähig bin.

„Ich sehne mich, Sie bei uns zu sehen. Mein Großvater spricht täglich von Ihnen. Er betet täglich für Sie. Ich möchte Sie bitten, uns bald die Ehre Ihres Besuchs zu gewähren. O Mylord, und doch zittre ich vor diesem Besuch. Mich drückt eine unaussprechliche Angst. — Aber kommen Sie. Ich will Sie noch einmal sehen, und wenn ich in Ihnen meinen Tod sehen sollte. — Nur den Tod? Das wäre ja das Schlimmste nicht.

„Ihren Brief habe ich meinem theuern Großvater vorgelegt. Er fragte mich um Manches. Ich habe mich ihm nicht verhehlt. Er hat mir aufgetragen, Ihnen seine Ungeduld zu sagen, mit der er Sie erwartet. Er muß und will Sie sprechen. Sollten Sie sich nicht über sich selbst irren, Mylord, so haben Sie meine Hand von ihm zu fordern. Ihm leiste ich unbedingten Gehorsam. Ich habe keinen eigenen Willen.

Leben Sie wohl.

Ihre ergebenste u. s. w.
Mary.“

18.

Der Besuch in Schottland.

Newhouse bei North-Berwik, den 17. Mai 1633.

Ich wohne nun mit ihr unter einem Dache. Ich benutze die einsame Morgenstunde, Harry, mich mit dir zu unterhalten. Mein Glück verdoppelt sich, indem ich es dir, Vertrauter meiner Seele, offenbaren darf.

Seit gestern bin ich hier. Ich verließ Wagen und Bediente in North-Berwik, um zu Fuß nach Dun-Ofallins Landhaus zu gehen, und mir und ihnen das Fest der Ueberraschung zu geben. Von Berwik ist Dun-Ofallins Besitzung nicht weiter, als vier (englische) Meilen, nahe am Meer, in einem Park auf der Höhe. Der Abend war einladend genug, den Lustgang zu machen; und ich gestehe dir's, Harry, wie eilig ich von London hinweg hieher flog, — Alles ging meiner Sehnsucht zu träge: eben so sehr befürchtete ich nun, allzufrüh nach Newhouse zu kommen, ehe ich mich vollkommen gefaßt hatte. Denn meine Fassung hatte ich etwas verloren, da ich mich der Herrlichen nahe wußte. Ich wollte mich auf dem Gange etwas sammeln. Du glaubst nicht, wie peinigend mir ist, so oft ich nach einer längern oder kürzern Trennung Personen wiedersehen soll, mit denen ich dem Geiste nach vollkommen vertraut bin, mit denen ich mich im Gedanken viel beschäftige, und mit denen ich doch auf dem Fuß der großen Welt, in einer von der allgemeinen Sitte vorgezeichneten Art leben muß. Ich fürchte immer, durch meine Natürlichkeit, durch Ungestüm meiner Empfindungen die Gesetze der feinen Lebensart zu beleidigen und unangenehm zu werden.

Unterwegs bereute ich schon, daß ich mich nicht lieber hatte anmelden lassen. Ich ging langsamer. Ich setzte mich unter die alten Eichen am Meerufer, meine Leute zu erwarten, denen ich befohlen hatte, in einer Stunde nachzukommen. Dann quälte mich wieder die Sehnsucht. Jeder Augenblick, ihr so nahe, sie doch nicht zu sehen, schien mir Verschwendung. Ich ging wieder. Kindische Furcht oder Blödigkeit, oder wie ich's nennen soll, hielt mich wieder, und so kam ich nach und nach durch die grünen üppigen Auen gegen die umbüschten Höhen. Lothian gehört zu den reizendsten und fruchtbarsten Landschaften, wie ich sie nie in Schottland vermuthet hatte.

Ich schlug einen Fußweg ein, der durch den Park führte, und sich in vielerlei Krümmungen durch das Wäldchen zog. Die silberhellen Blüthen der Gesträuche schimmerten in kühler Dämmerung der hundertjährigen Eichen, Ahornen und Linden, wie Gestirne. Vor mir sah ich's lichter werden. Es war mitten im Park, dick umbüscht, ein freier, kreisförmiger Platz. Von einem bemooseten Felsen mir gegenüber rieselte ein kleiner Bach, vom Grün des Mooses und der schwebenden Rankengewächse umspielt. Der Weg ging an ihm vorbei, um sich wieder in den Park zu verlieren. Harry, denke dir mein Entzücken und Erschrecken: da trat Miß Mary götterhaft aus dem Wald, auf demselben Wege, den ich eben einschlagen wollte.

Wir erschracken beide gleich sehr. Ich sank zu ihren Füßen, ihre Hand küssend.

„Mylord,“ stammelte sie, „vergrößern Sie meine Bestürzung nicht durch eine Stellung, die Ihnen nicht gebührt.“ Sie hob mich auf. Nie sah ich sie so verlegen, so ausser Fassung. Sie zitterte. Sie mußte sich auf ein Bänkchen, nahe am Felsen, niederlassen. Ich setzte mich ihr zur Seite, und sagte: „So spielt das Schicksal mit den Menschenkindern. Ich wollte die Ueberraschung meiden, meinen Wagen vorangehen lassen; dann selbst folgen; nun bin ich nicht minder als Sie selbst überrascht. Aber ich danke der Gunst des Schicksals, Miß. Ich nehme den angenehmen Zufall für bedeutsames Vorzeichen.“

Sie schlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

Ich sah den Ring meiner Mutter an ihrem Finger glänzen. Dieser Anblick that mir tief im Herzen wohl. Sie schien mir in diesem Augenblick eine Blutsverwandte. Ich sagte es ihr. Sie lächelte anmuthig und erwiederte: „Gold pflegt sonst wohl Verwandte zu machen in der Welt. Aber es bleiben doch nur Goldverwandte.“

„Sie haben Recht, Miß; ich bin Ihnen indessen, das fühle ich, verwandt, wenn schon nicht durch Gold und Blut. Wollte Gott, ich dürfte das auch von Ihren Lippen hören.“

„Mylord, warum nicht? Sie haben es schon oft gehört. Ich bin Ihnen durch ewige Dankbarkeit und Freundschaft verwandt.“

„Nichts von Dankbarkeit, Miß! Warum quälen Sie mich doch so gern mit Erinnerungen an etwas, das mir in Ihren Augen nur geringen Werth geben kann? Der roheste Matrose würde das Verdienst um Sie gehabt haben können. Der Mensch will ja nicht durch das gelten, was er leistet, sondern durch das, was er ist.“

„Aber, Mylord, man erkennt, was er ist, durch das, was er vermag.“

„So setzen Sie mich in den Fall, Ihnen zu beweisen, was ich vermag. Setzen Sie mich in den Fall, Ihnen Alles zu opfern, was ich Theures habe, mich selbst.“

„Wozu das? Es würde meine Achtung für Sie nicht erhöhen, Mylord. Ich halte Sie jeder großen Handlung fähig. Ich würde den Glauben an die Menschheit verlieren, wenn Sie unter Ihrer Würde handeln könnten. Und diese Ueberzeugung gehört selbst zu meinem Glück, auch — wenn ich's sagen soll — zu meinem Unglück, zu meinem Schmerz und zu meinem Trost.“

„Ich verstehe Sie nicht, Miß Mary.“

„Vielleicht lehrt Sie es die Zukunft verstehen.“

„Miß Mary, Sie wissen, warum ich nach Schottland komme,“ sagte ich nach einem langen Stillschweigen, indem ich erwartet hatte, sie würde sich deutlicher erklären. Ich schloß ihre Hand in die meinige.

„Sie wollen Abschied von uns nehmen, Mylord.“

„Nein, Miß, ich komme mit dem Wunsch, nie von Ihnen Abschied nehmen zu dürfen. Die Erfüllung dieses Wunsches ist mein höchstes Glück. Sie können es gewähren. Mein Leben ist nur durch Sie in sich vollendet. Getrennt von Ihnen wird es ein halbes, zerrissenes Leben.“

Sie ward roth, antwortete nicht, und sah vor sich nieder. In der Schönheit ihrer zarten Züge bewegte sich ein Wiederschein von, ich weiß nicht welchen Gefühlen ihres Innersten.

„Mylord,“ sagte sie endlich unruhig, „könnten wir diese Unterredung abbrechen!“

Ich erschrack und ahnete Böses. „Abbrechen?“ sagte ich, und es ward mir schwer, das Wort hervorzustammeln: „Und doch eben diese Unterredung entscheidet über Leben und Sterben meiner gesammten Hoffnungen. Dieser Unterredung willen kam ich nach Schottland. Aber — es ist geschehen. Ich gehorche. Sie ist schon abgebrochen.“

„Ich glaube, es sei besser!“ setzte sie hinzu.

Ich konnte nicht antworten, ließ ihre Hand fallen, stand auf, ging unentschlossen durch den Kreis, überlegte und beschloß auf der Stelle nach London zurückzukehren. Denn in der Nähe dieses Wesens mochte ich nicht in Augenblicken länger athmen, die nur meine Leidenschaft vergrößern konnten, und mich andern Pflichten unfähig gemacht haben würden. Ich kehrte zu ihr zurück. Sie saß noch in unveränderter Stellung auf dem Bänkchen, einer Träumenden ähnlich.

„Miß,“ sagte ich zu ihr mit aller Selbstbeherrschung, die mir möglich war: „ich kenne mein Urtheil. Es ist mir wohlthätiger, mich, sobald ich kann, von hier zu entfernen. Ich bitte um die Güte, mich zu Ihrem Großvater zu führen. Ich will dem ehrwürdigen Greise mein Lebewohl sagen.“

„Was denn?“ rief sie erschrocken und sprang auf: „Sie wollen nicht bei uns bleiben?“

„Wenn Sie fühlten, was ich leide, würden Sie sich grausam nennen, mich zum Bleiben aufzufordern. Ich ehre Ihren Willen, aber tragen Sie mit meiner Schwäche einige Nachsicht. Höflichkeit wäre in solcher Lage Versündigung an den menschlichen Gefühlen. Daß ich Ihnen gleichgültiger bin, als ich's zu sein wünschte und sogar fürchtete —“

„Wie, Mylord?“ unterbrach sie mich, und ihre Augen standen unter Thränen: „Was denken Sie? Habe ich Ihnen je heucheln dürfen? Gleichgültig? Warum wollen Sie ungerecht sein? Gott weiß, wie viel ich leide, wenn Sie sich von uns trennen. Aber verlassen Sie mich nicht, indem Sie mich verkennen.“

Die Heftigkeit, mit der sie die Worte sprach, erschütterte mich. „Miß Mary,“ sagte ich, „Sie setzen mich in neue Verwirrung. Ich glaubte vorhin zu verstehen, Sie weisen mein Herz zurück, indem ich um das Ihrige vergebens bitte. Ich habe mich nur der Macht meines Schicksals zu unterwerfen. Mein Wunsch ist, Ihnen ewig verbunden zu sein; mein Loos, mich ewig von Ihnen zu trennen. Ihre Worte, Ihre eigenen Worte, Miß: „Halten Sie mich immerhin für Ihre Verlobte“ — oder, wie? hätten Sie den Brief nicht geschrieben? (Ich zog ihn hervor.) Ihre Worte gaben mir den Muth.“

„Ich schrieb den Brief,“ sagte sie still weinend, „und bereue ihn nicht. Vor meinem Gott, meinem Großvater und Ihnen habe ich kein Geheimniß. Und wär' ich Ihrer Freundschaft nicht würdig: Sie, wie kein Anderer, sind der meinigen würdig.“

„Miß!“ rief ich entzückt: „ich darf hoffen? ich darf dies schöne Herz, diese Hand die meinigen nennen?“

„Mylord, über das Herz hat mein Schicksal entschieden. Aber meine Hand fordern Sie vom Großvater, der allein zu verfügen das Recht hat.“

So sprach sie, und stand, ich möchte sagen, in demuthsvoller Hoheit vor mir, den Blick zur Erde gesenkt, und die gefalteten Hände niederhangend. Ich betrachtete sie lange schweigend. Sie redete nicht weiter, und glich einer, die vom entscheidenden Wort, das sie gesprochen, ihr Loos erwarte. Ich schlug, mir selbst unbewußt, meine Arme um das heilige Mädchen, und zog es an mein hochschlagendes Herz. Ich weiß nicht, was ich sagte und stammelte. Meine Lippen berührten ihre erröthenden Wangen.

„Wer kann uns nun trennen?“ rief ich, wie einer der Seligen groß.

Sie lächelte zärtlich zu mir empor, und sagte: „Die Seelen Niemand.“

Miß Mary mahnte mich, mit ihr ins Schloß zurückzugehen. Sie war wieder die blühende Heiterkeit, wie ich sie sonst zu sehen gewohnt gewesen; aber sie, aber Alles, was mich umgab, schwamm in wunderbarer Verherrlichung vor meinen Sinnen. Ich trat in das einfache, doch geschmackvolle Landhaus Dun-Osallins. Der Greis kam mir entgegen mit freundlicher Umarmung. Was soll ich dir, Harry, vom reizendsten Abend sagen, den ich je erlebt habe? — Von Osallins freundlich-frommen und weisen Unterhaltungen, die nur im heiligen Zorn zum Sturm werden, wenn er an des Hofes Mißgriffe, des Königs gewaltsames Verfahren und der Religionsparteien Hader erinnert wird? — Was von Miß Mary's seelenvollen Gesprächen? — Als Osallin sich schon zur nächtlichen Ruhe begeben hatte, saßen Mary und ich noch am lauen Abend vor dem Hause, im Mondschein, im Anblick des Meeres, beim Klange der Harfe. Jede Saite sprach Worte! — aber ihre Stimme dann!

Wundere dich nicht, wenn ich Dichter werde. — Schon denk' ich mir die sternenvollen Nächte des Meeres, wie wir unter Mary's Harfentönen gen Maryland schweben.

19.

Die Entscheidung.

London, den 30. Mai 1633.

Ich beende meinen Brief hier, meinen letzten an dich aus Europa. In wenigen Tagen, theurer Harry, reise ich ab. Vielleicht nie erblicke ich die Küsten des alten Vaterlandes wieder. Aber das Vaterland ist auch nur noch ein Grab der Freuden. Ich verlasse es ruhig. Ich habe ein neues Leben nöthig.

Jetzt erst verstehe ich Mary's Reden, die mir so oft räthselhaft gewesen sind. Osallin gab mir den Schlüssel.

Am zweiten Tage meines Aufenthalts in Newhouse, da ich mit Dun-Osallin einsam durch die Schatten des Parks ging, eröffnete ich ihm mein Herz. Ich sagte ihm, wie ich Mary liebe, wie ich von ihr geliebt werde. Ich bat ihn um Mary's Hand.

Osallin schloß mich mit Bewegung seines ganzen Gemüths an seine Brust. Er hatte die Augen voller Thränen. Er konnte lange nicht reden. „Ich muß mich erst fassen,“ sagte er, „ruhen wir einen Augenblick.“ Wir setzten uns auf eine Bank am Wege unter einem breiten Ahorn.

Nach einer Weile sagte der Greis, indem er mit Wärme meine Hand ergriff: „Mylord, ich weiß Alles. Sie lieben meine Enkelin; aber Sie werden von ihr noch zärtlicher wieder geliebt. Und Sie verdienen es. Ich kann meinem Kinde in allen drei Königreichen keinen Mann wählen, der desselben würdiger wäre, als Sie es sind, Mylord. Der Herr segne Sie. Ich bin Ihnen Großes schuldig. Könnte ich Sie vom Blutgerüst loskaufen, ich trüge mein Leben fröhlich für Sie aufs Blutgerüst. Wären zu Ihrem Wohl meine Besitzungen alle erforderlich, ich würde den Stab ergreifen, von hinnen wandern, Ihnen Hab und Gut ohne Anders überlassen. Alles, nur eine Seele kann ich nicht veräussern, die mir Gott vertraut hat, und welche der Richter der Todten von mir fordern wird an jenem Tage. Mary ist in den reinen Grundsätzen der evangelischen Lehre auferzogen, Mylord; und Sie sind Feind dieser Lehre, Anhänger des römischen Papstes, Katholik! — Mylord, Mary ist Ihr Eigenthum, sobald Sie aufhören, dem Papste zu gehören. Sie kann es sonst nie werden; ich möchte in hohem Alter mich nicht der Sünde gegen den heiligen Geist, nicht des Aergernisses schuldig machen, welches ich allen Rechtgläubigen geben würde.“

Diese Worte stürzten mich plötzlich aus dem Himmel. Lange konnte ich nichts erwiedern. Endlich versuchte ich mit aller Beredsamkeit, deren verzweifelte Liebe fähig ist, den hartnäckigen Sinn des Greises zu beugen. Ich stellte ihm vor, daß er, daß Maria mich verachten müßten, wenn ich nicht aus innigster Ueberzeugung, sondern um eines irdischen Gutes, selbst des höchsten aller irdischen Güter willen, meinen Glauben tauschen könnte; daß, wenn ich Heuchelei triebe, ich mich verachten müßte; daß ich, bei meiner Ehrfurcht für jedes christliche Glaubensbekenntniß, Marien nie in ihren Ueberzeugungen stören, selbst die Erziehung der Kinder im Glauben der Presbyterianer gestatten würde; daß ich nicht denken könne, dieser Glaube verbiete die Ehe mit Christen anderer Kirchen, und wolle, statt Glück in der bürgerlichen Gesellschaft zu befördern, Zwietracht und Elend gründen, und eben hier Mariens und mein lebenslängliches Leiden stiften.

Ich sprach lange, ich sprach warm und überzeugend. Der Alte fühlte sich erschüttert. Ich benutzte den Augenblick seiner Rührung, da er schwieg und nichts zu entgegnen wußte, und bat ihn, wenigstens seiner Enkelin die Freiheit zu geben, daß sie selbst entscheiden könne. Wolle sie nicht in die Ehe willigen, ohne daß ich mich vom Glauben meiner Väter losgeschworen haben würde, so versprach ich, von allen Wünschen abzustehen.

Dun-Osallin besann sich einen Augenblick und erwiederte dann: „Ich gebe Marien die Freiheit, über ihre Hand zu verfügen. Willigt sie in Ihre Wünsche, Mylord, so mag es geschehen. Dann werde ich Schottland verlassen, und sie Ihnen selbst nach Amerika zuführen. Ja, erlauben es die Geschäfte meines Hauses, welche zuvor bestellt sein müssen, und können Sie Ihre Abfahrt um einige Zeit verschieben: so begleite ich Sie mit Marien über den Ozean. Gleichviel, wo meine Asche ruhe. Ich bin überall in der

Hand Gottes. Ihnen bin ich Alles schuldig; Ihnen das schwerste Opfer. Nun habe ich's gebracht. Ich bringe es, und bricht mir auch das Herz. Mary soll frei über ihre Hand, über Sie und mich entscheiden. Nun dann, wie der Herr will.«

Er stand auf. Wir gingen in's Haus zurück. Mary ward berufen. Dun-Osallin, seine Enkelin und ich standen allein. Der Greis theilte der Hocherröthenden treu den Inhalt unsers Gesprächs, dann meinen Antrag, dann seine Entschliessung mit. »Du bist frei, Mary, über deine Hand zu entscheiden. Ich schweige. Was du willst, soll mein Wille sein; zu Allem bin ich ergeben. Ich verlange nicht plötzliche Erklärung von dir. Gehe in dein Kämmerlein. Trage im frommen Gebet deine Sache dem Herrn vor. Erwarte, was dir Gottes Geist eingibt. Danach handle; nicht nach irdischem Wissen. Deine Erleuchtung komme von oben. Die Sonne des Tages nicht soll dir scheinen, und der Glanz des Mondes soll dir nicht leuchten: sondern der Herr muß dein ewiges Licht sein, und Gott soll dein Preis sein. Dann wird deine Sonne nicht mehr untergehen, und dein Mond nicht den Schein verlieren. Denn der Herr muß dein ewiges Licht sein, und die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben.«

Miß Mary stand mit gesenkten Augen und gefalteten Händen. Als der Greis schwieg, sagte sie nach kurzer Stille: »Ich bedarf keiner Bedenkzeit. In gemeinen Lebensdingen, wo menschlicher Witz Vortheile und Nachtheile abwägen soll, mag gut sein, Frist zu haben. Wo es Pflichten angeht, ist nur der Schwächling im Zweifel. Das Gewissen entscheidet schneller und bestimmter, als alle Klugheit. Ich hatte längst um Erleuchtung gebeten von oben.«

Dann schwieg sie, warf einen Blick voll unaussprechlicher Holdseligkeit auf mich, trat zu mir, ergriff meine Hand und sagte: »Diesem Manne hier, theurer Großvater, sind du und ich Alles schuldig. Dadurch gehöre ich ihm. Und wären wir ihm nichts schuldig, auch dann würde ich ihm gehören, nicht weil ich wollte, sondern weil ich nicht anders könnte. Ich bin seine Anverlobte. Du weißt es. Auch Mylord weiß es. Ich würde, ich könnte nie eines Andern sein. Weil er mich gefordert, betrachte ich mich als seine Braut. Hätte er mich nie gefordert, er wäre dennoch der Auserwählte meiner Seele, diese Wahl aber ewig das Geheimniß meiner Brust geblieben.«

Sie schwieg. Sie verbarg ihr glühendes Antlitz in ihr Tuch und trocknete ihre schönen Augen. Ich stand mit pochendem Herzen da. Dun-Osallin schlug mit ernstem Blick die Hände gefaltet zusammen und sprach leise vor sich: »Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden.« Es ging über seine Seele, über sein Antlitz eine Wolke.

Mary fuhr fort: »Mylord gehört nicht zu unserer Kirche. In einer andern geboren, sind deren Grundsätze seine Gewohnheit oder Ueberzeugung. Aber er faltet die Hände zu demselben Gott der Barmherzigkeit, wie ich; er beuget seine Knie vor demselben Jesus, wie ich; er erwartet mit mir einerlei Auferstehung, einerlei Gericht, einerlei Erlösung, einerlei Ewigkeit. Die Verschiedenheit unserer Glaubensarten, Meinungen und Erkenntnisse kann nicht unsere Liebe zerstören. Wie könnte die Mutter denn ihr Kind länger lieben, da der innere Glaube, die Erkenntniß und Meinung von heiligen Dingen nothwendig andere sind in der Mutter, als in dem Kinde? Also darf ich, soll ich meine Hand dem Lord Baltimore nicht verweigern, wenn diese Hand auch nur den kleinsten Stein zum Gebäude seines Glücks tragen kann.«

Bei diesen Worten schluchzte Miß Mary laut. Sie war ihres Schmerzes, ihrer Thränen nicht länger mächtig. Sie sank auf einen Sessel und verhüllte ihr Gesicht. Der Greis stand finster an einen der Marmorpfeiler des Saals gelehnt. Von meinem eigenen Zustande kann ich keine Rechenschaft geben, so drängten sich in mir Bewunderung, Trauer, Freude, Mitleid, Hoffnung und Furcht.

Plötzlich stand Miß Mary auf, ernst, mit großer Fassung. Sie reichte mir die Hand und sagte: »Leben Sie wohl, Mylord. Sie haben die Stimme meines Innersten vernommen. Nun wissen Sie, daß ich, was mich betrifft, keines Andern sein will, als Ihnen. Dies sei Ihnen und mir genug. Ich aber gehöre mir nicht. Ich gehöre diesem mir über Alles theuern Greise. Ihm bin ich ältere Verpflichtungen schuldig. Auch diese sind heilig. Er kann mich großmüthig loszählen von diesen Verpflichtungen; aber ich mich nicht. Unsere Vermählung widerspricht nicht seinen Wünschen für unser Glück, nein, seinem Gewissen. Darum will er mir Freiheit geben, über mich zu verfügen, damit sein Gewissen unbeschwert bleibe. Aber er kann mir nicht die Freiheit geben, sein Herz zu brechen. Es würde ihm gebrochen werden, wenn er sich in mir einen Augenblick getäuscht fände. Mylord, beweisen Sie ihm und mir, daß Ihnen Ihr Glaube Muth und Größe gibt, mit Ruhe auch das Schwerste zu tragen; so wie mein Glaube mir Kraft verliehen hat, den größten Kampf zu bestehen, welchen ich gekämpft. Daran sollen wir erkennen, daß er göttlicher Natur sei. Mein Entschluß ist unwiderruflich.«

Dun-Osallin erhob sich. Zwar den großen Sinn seiner Enkelin preisend, suchte er ihr einzureden, daß sie nicht auf den Greis achten solle; daß das Wohl zweier Menschen die Zufriedenheit eines einzigen aufwiegen müsse. Sie widersprach mit abgebrochenen Worten. Ich endete den edelmüthigen Streit des Greises und der Enkelin, indem ich Mary's Hand küßte und ihr sagte: »Miß, ich liebe Sie, ich bete Sie an. Werden Sie Zeuge, daß ich Ihrer würdig bin.« Damit verließ ich das Zimmer und eilte ins Freie, befahl einzu-

packen, anzuspannen, und kehrte zurück, um Abschied zu nehmen.

Ofallin und Mary weinten. Ofallin segnete mich. Er führte die Enkelin in meine Arme. Sie mußte mir den Kuß der Verlobung geben. „Mylord," sagte der Alte, „welche Wahl ich treffen mag, sie ist mein Schmerz. Mylord, ich konnte Mary zu keinem andern Gedanken bewegen. Aber betrachten Sie sie als Ihre ewige Braut!"

Genug, Harry, wir schieden. Ich kam nach London zurück. Schon habe ich mich am Hofe beurlaubt. Der König entließ mich gnädig. Alles ist zur Abreise bereit. Vor einigen Wochen schon sind die Schiffe mit Arbeitern und Vorräthen abgesegelt. Es ist jetzt die Einschiffung der übrigen Edelleute mit mir beschlossen.

Ade, Harry! Ade, Vaterland!

Ich wünschte oft, einmal unglücklich zu werden, um mich kennen zu lernen. Bin ich noch nicht unglücklich? Geliebt bin ich, und verworfen. Alle Erwartungen sind zerrissen. Meine erste und letzte Liebe! Ich, kein Verbrecher, muß das Vaterland meiden, in die Einöden über das Weltmeer ziehen. — Harry, bin ich noch nicht unglücklich? Ich muß dich verlassen, du mein Einziger! Beklagst du mich? — Nein, Harry, ich bin ruhig. Es ist etwas in mir, das heiter ist, und über dem Schutt aller Hoffnungen grün blüht. Ich bin glücklich. Harry, folge mir über das Meer!

20.

Die neue Welt.

Baltimore in Maryland,
den 3. Okt. 1633.

Empfange, o theurer Harry, die ersten Grüße aus der neuen Welt, in der ich schon einheimisch geworden bin. Europa ist vergessen, nur du nicht, o meine mir verbrüderte Seele, und — noch eine.

Die Fahrt über das Weltmeer konnte nicht glücklicher sein, als sie war. In solcher Gesellschaft flob die Langeweile, die gewöhnlich Seereisen beschwerlich macht. Wir lebten der Zukunft, und ergötzten uns an Entwürfen großer Art und riesenhaften Idealen von unsern Schöpfungen.

Wir fuhren in die Chesapeakbai ein, und suchten den Hafen, welchen die Papiere meines Vaters als einen der vortrefflichsten in der Welt gerühmt hatten. In der That gelangten wir in einen solchen, aber er zeigte uns bald eine neue Oeffnung, die kaum einen Büchsenschuß groß ist, und durch welche wir in einen zweiten, innern, vor allen Stürmen geborgenen gelangten, dessen von Gebüschen und Wiesen malerisch umgebenes flaches Ufer rings ein weites Wasserbecken umspannt. Hier hätten über tausend Schiffe bequemen Raum.

Bei der Fahrt durch die Oeffnung donnerten uns Kanonengrüße freundlich an. Wir sahen Hütten am Ufer, Menschen, Rauch und Freudenfeuer. Es war ein prachtvoller Sommermorgen. Das Geschütz unsers Schiffes erwiederte den Gruß. O welch ein Augenblick, als ich nun unter dem fortwährenden Schall der Kanonen ausstieg, als ich unsere Auswanderer allesammt erblickte, friedlich mit nackten Urbewohnern des Landes vermischt; als man mich frohlockend mit dem Geschrei: Freiheit! Freiheit! empfing, und mit Vivat, während vom Schiffe: Vivat und Freiheit! zurückgejauchzt ward.

Harford und Elkton kamen mir entgegen. Wir umarmten uns mit Thränen der Lust. Ich wartete die Ausschiffung unserer Mannschaft ab. Es war ein Schauspiel einzig in seiner Art, dies Gewühl der Ankömmlinge, ergriffen von den verschiedensten Empfindungen in der neuen, fremden Heimath, wo sie den Rest ihres Lebens verathmen, einst ihre Asche ruhen lassen wollten. Dann führte man mich in ein hölzernes Haus, welches sie als das erste für mich aufgerichtet hatten. Ich habe acht Zimmer; alle bequem und mit meinem Hausgeräth wohl besetzt. Daran stößt für die Versammlungen des Kolonialrathes ein geräumiger Saal. Ich übersehe aus dem Fenster den großen Wasserspiegel des Hafens, die langen Reihen von Zelten, Erdhütten, Magazinen und kleinen, aus Holz gezimmerten Häusern; das regsame Leben der Kolonisten, vergrößert durch die ab- und zugehenden gutmüthigen Indianer mit ihren Weibern und Kindern. Diese sind sehr zutraulich. Harford hatte ihre Freundschaft sogleich in den ersten Tagen seiner Ankunft gewonnen; in förmlichen Verträgen mit den Häuptern der Stämme das Recht zur Niederlassung und zum Anbau in der ganzen Gegend am Potowmak und hier am Strom Patapsco erkauft; ihnen reiche Geschenke gemacht, und Bündnisse mit ihnen, wie mit andern entfernten Stämmen, geschlossen.

Diese freundlichen Naturmenschen, welche wir Europäer Wilde nennen, weil sie frei und nicht Sklaven sind; die wir dumm heißen, weil sie ehrlich, wahrhaft und treu sind; die wir als rohe Halbmenschen betrachten, weil sie unsere Laster nicht kennen; die wir Heiden heißen, weil sie einander nicht der Religion willen kerkern, foltern, auf Scheiterhaufen verbrennen, oder von Haus und Hof treiben, sondern mit Demuth und Ehrfurcht vor dem unsichtbaren großen Geist beten, — diese sind unsere hilfreichen Nachbarn. Sie führen uns in ihre Wälder, nun die unserigen; lehren uns die Eigenschaften der Holzarten, der Gesträuche, Kräuter und Thiere; sie haben unsere Weiber in der Kunst unterwiesen, Brod aus Mais zu backen; sie sind unsere Jäger, und versorgen uns mit schmackhaftem Wilde aller Art. Genug, wir wären ohne den gefälligen Beistand dieser Indianer mit unsern Arbeiten zur Niederlassung noch nicht den vierten Theil so weit, als wir wirklich sind.

Für die Aernten des künftigen Jahres sind die Felder gewählt, ausgemessen, vertheilt, aufgebrochen, bestellt. Wirklich ist der künftige Hauptort

der maryländischen Kolonien von Elkton und Harford ausgesteckt; und die Baumaterialien werden fort und fort herbeigeführt und vorbereitet. Alles ist in Thätigkeit. Man hört das Hämmern der Schmiede; das Schlagen der Zimmerleute; links und rechts in mäßigen Fernen steigt Rauch der Kalköfen empor; von Zeit zu Zeit dröhnt der Donner gesprengter Felsen.

Baltimore, so will man mir zur Ehre den ersten Sitz unserer Niederlassung nennen, wird nach Elktons Entwurf sehr regelmäßig aufgeführt werden, mit schnurgraden Straßen, die sich einander in rechten Winkeln durchschneiden. Es ist im Plan auf die Zukunft und das Wachsthum der Kolonie Bedacht genommen. Dem Hafen zunächst sollen die Schiffswerften, die Waarenmagazine stehen, und so sich um den Hafen im Halbkreis die Gebäude der neuen Stadt legen, mit geräumigen, heitern Gassen und großen öffentlichen Plätzen. Die Hauptstraße, welche die künftige Form der ganzen Stadt bestimmt, soll eine Breite von neunzig bis hundert Schuh erhalten. Die Stadt lehnt sich an das südliche Ufer des Patapsco, der hier seine Wellen ins Meer gießt.

Der Sommer ist sehr heiß, heißer als der portugiesische, doch die Seewinde kühlen die Luft, und das Land ist quellenreich. Reizend hingegen ist die herbstliche Jahreszeit; wie schön müssen hier die Frühlinge blühen! Schon habe ich, begleitet von Freunden und Häuptern der indianischen Stämme, wochenlang die benachbarten Landschaften durchstrichen. Ich habe in den Hütten der Indianer frohe Tage genossen, und ihren Edelsinn, ihre Einfalt, ihre Kunst bewundert.

21.

Die ersten Fortschritte der Kolonie.

Ja, Harry, ich empfinde in diesen weiten, schönen Einsamkeiten Marylands ein nie gekanntes Glück, eine Harmlosigkeit, eine Seelenruhe, von der ich in Europa nur schwache Ahnungen hatte, wenn ich mit dir Tage lang in wenig besuchten Thälern, oder auf Gebirgen umherirrte, und wir an einem Gießbach unser Mittagsmahl, oder unter einem Baum unser Nachtlager nahmen.

Ich fühle mich gestärkt, erfrischt, rein, wie aus erquickendem Bade gestiegen. Ich bin der Natur wiedergegeben. Ich begreife, warum der Indianer unsere europäische Kultur verschmäht und Freiheit vorzieht.

Wir rüsten uns nun auf den Winter. Er soll nach Aussage der Indianer streng sein. Wir bauen Keller und Erdhütten. Auch ein geräumiges hölzernes Haus ist zur Kirche geweiht. Die meisten Ansiedler sind katholischer Religion, doch einige Familien gehören zur presbyterianischen und bischöflichen Kirche. Die Ankunft einiger Kaufleute aus Virginien, wo unsere Niederlassung bekannt ist, — sie sind unsere nächsten Nachbarn an der Chesapeakbay, — war uns erwünscht, durch Handel mancherlei Bedürfnisse zu befriedigen. Denn, wie sorgsam auch Elkton in England gewesen, uns mit allen Nothwendigkeiten zu versorgen, bemerken wir doch an Ort und Stelle erst, was wir nöthig haben. Eben diese Kaufleute führten bittere Klagen über die Einschränkungen, welche England ihrem Handel machen wolle; über die ausschließlichen Privilegien einzelner Häuser; über Mangel der Ordnung in der Kolonie, die, obgleich schon älter, als die unsrige, nur noch im Werden sei. Als sie die Freiheiten unserer Kolonie, und die Grundsätze vernahmen, auf welchen Marylands Wohlstand und Glück beruhen sollte, priesen sie uns selig, weissagten uns schnelles Aufblühen und baten um Erlaubniß, sich mit andern Unzufriedenen aus Virginien bei uns ansiedeln zu können. Aber die meisten derselben sind protestantischer Religion, so wie bei uns die meisten katholischen Glaubens sind.

Dies veranlaßte mich, an einem Sonntage die Bürger unserer Niederlassung versammeln zu lassen. Zwar kannten alle schon die von mir vorgezeichneten Bedingungen, unter welchen ich die Aufnahme von Kolonisten in Maryland gestattet habe; aber ich wollte, das Volk selbst sollte den Werth der Bedingungen anerkennen; seinen Willen aussprechen; folglich vollkommene Religionsfreiheit den Christen aller Glaubensbekenntnisse gestatten, so daß keine Kirche irgend Vorrecht zu geniessen habe, und jeder Bürger von Maryland dem andern in bürgerlichen Rechten gleich stehe. Ich wollte, es solle von Allen, als freie eigene Ueberzeugung, ausgesprochen werden, daß hier der Priester jeder Glaubenspartei nur Staatsbeamter, oder Beamter der Gemeinde sei, kein Glied eines unsichtbaren, vom Vaterlande getrennten, unter dem Namen Kirche besonders bestehenden Staates. Ich wollte, es sollte ausgesprochen werden, daß hier das europäische Gesetz vom Unterschied edeln und unedeln Geblüts, der Unsinn des Vorzuges durch Zufall der Geburt, auf ewig vernichtet werde, und der Mensch nur das gelte, was er durch Herz und Geist werth ist, nicht wozu ihn ein Adelsbrief, ein Stammbaum, ein Ordensband stempelt. Ich wollte, es sollte ausgesprochen werden, als Grundsatz einer künftigen Staatsverfassung von Maryland: daß das ganze Volk auf die Gesetzgebung Einfluß habe durch selbstgewählte Stellvertretung in einem Oberhause und Unterhause, damit die Sache bestehe, auch wenn ich früher mit Tode abgehen würde, ehe die Kolonie in Blüthe steht.

Der Gouvernements- und Kolonialrath waren mit mir einverstanden. Die Versammlung ward gehalten. Es war die erste große Feierlichkeit bürgerlicher Art. Ich redete die Gemeinde an. Wegen gleicher Rechte aller christlichen Glaubensparteien rief ich zuerst unsere katholischen Geistlichen auf, ihre Erklärung zu geben. Diese Erklärung übertraf meine Erwartungen. Der Aelteste unter den Geistlichen, ein Greis von beinahe

siebenzig Jahren, sprach mit wenigen, aber gewichtvollen Worten seine Meinung aus. „Daß wir uns diesseits des großen Ozeans getrennt von den alten Heimathen unserer Väter befinden,“ sagte er, „ist Wirkung des Fanatismus von europäischen Christen. Sollen wir nun, wir traurigen Opfer der religiösen Unduldsamkeit, auf dieser freien Erde beginnen, unduldsam gegen Andere zu werden? Das sei ferne! Sollen wir beginnen, die Saat zu künftigen Religionskriegen in der neuen Welt zu säen, während Europa's Völker sich unter einander wegen Glaubensverschiedenheit würgen? Nimmermehr. Mögen die erbitterten Kirchen der alten Welt Mord und Brand predigen: die christliche Religion predigt Liebe, auch gegen Feinde, keine Liebe mit Dolch und Fackel. Die Religion Jesu steht höher, als die Kirche. Zwar die katholische Kirche bildet eine einzige große Gemeinschaft der Gläubigen, zusammengehalten durch den Stuhl Petri zu Rom. Aber der wahre Katholik unterscheidet das Oberhaupt der Kirche und dessen Befugniß zur Erhaltung der Einheit des Glaubens von der weltlichen Herrschaft des römischen Hofes. Der heilige Vater verdient als Bischof der Kirche Ehrfurcht und Gehorsam, aber in weltlichen Dingen hat er nicht weiter, als bis an die Grenzen seines italienischen Landes, zu befehlen. Daher kann der katholische Priester allerdings guter Bürger des Vaterlandes, unabhängig von fremden Machtsprüchen sein.“

Die ganze Gemeinde stimmte bei. Die virginischen Kaufleute waren entzückt. Sie sagten mir mit Zuversicht eine große Einwanderung der Ihrigen zu. *) — —

22.

Die Nemesis.

Baltimore, Mai 1634.

Ich habe mit einem Schiffe, welches uns Waaren aus England brachte, die noch zurückgeblieben waren, Nachrichten von daher; auch Briefe von dir, mein Harry. Wie entzückten mich die Hoffnungen, welche du mir gibst, vielleicht dieses Jahr noch Bürger von Maryland zu werden. Aber wenn du den Plan ausführen willst, Konstantinopel und Griechenland zu sehen, verzweifle ich an deinem baldigen Ankommen bei uns.

Sheton, mein Verwalter, meldet mir auch, wie ganz unvermuthet der Bösewicht entdeckt worden ist, welcher mir einst mörderisch nach dem Leben trachtete. Es war nicht politischer oder religiöser Wahnsinn, der den Dolch gegen mich schliff, sondern, du wirst erstaunen, verliebte Eifersucht. Ein gewisser Fracastelli, im Hause Dun-Osallins, der die schöne Miß Mary mit Leidenschaft liebte, ihretwillen und sich bei Dun-Osallin einzuschmeicheln und wichtig zu machen, von der katholischen Kirche zu den Presbyterianern übergegangen war, lebte seitdem in der Nähe Mariens, als ihr Lehrer auf der Harfe und als Dun-Osallins Geheimschreiber. Er verbarg der Tugendhaften seine Leidenschaft, so lange er keine Aussicht hatte, ihr solche für sich einzuflößen. Ihm war Mariens Neigung zu mir nicht entgangen, darum beschloß er, mich aus der Welt zu schaffen. Aber statt meiner ward bald ein Anderer der Gegenstand seines Hasses. Sir Lindley, ein junger reicher Edelmann, naher Verwandter des Lord Douglas, eifriges Haupt der Presbyterianer, Grenznachbar von Dun-Osallins Besitzungen, ersetzte nach meiner Abreise meine Stelle in Dun-Osallins Hause. Es scheint, er ward gern gesehen. Es scheint, Dun-Osallins Wunsch selbst sei gewesen, ihn mit seiner Enkelin zu vermählen. Es scheint, die fromme Mary habe im Gehorsam und in unbedingter Liebe gegen den Großvater zuletzt selbst das in meiner Gegenwart gegebene Wort vergessen wollen, meine ewige Braut zu bleiben. Genug, Fracastelli fand Ursache zu neuer Eifersucht. Er überfiel auf einer Reise im Walde den jungen Lindley meuchelmörderisch. Dieser vertheidigte sich. Beide wurden tödtlich verwundet vom Platz getragen. Fracastelli gestand vor den Gerichten die Ursache seines Verbrechens, und sterbend auch das an mir verübte.

Von Miß Mary habe ich, seitdem ich England verließ, keine weitere Nachrichten. Ich aber habe mich überwunden. Meine Liebe ist unsterblich, wie meine Seele. Doch vergessen habe ich eitle Träumereien und Wünsche. Wollte Gott, auch die edle Mary dächte so. Möge die Tugendhafte glücklich sein. Wäre sie glücklich, ich würde ohne Schmerz hören, daß sie die Gemahlin eines Andern geworden.

Kommst du im Herbst zu uns, wirst du eine Stadt erblicken, wo noch vor einem Jahre Einöde war. Ununterbrochen ward den ganzen Winter hindurch gearbeitet. Schon sieht man ganze Straßen aufgeführt, doch meistens bloße Gerippe von Gebäuden, der Zimmerleute Werk. Mit unglaublicher Ungeduld, selbst nicht durch die rauhe Jahreszeit gelähmt, schreitet Alles, vom größten zum Kleinsten, ans Werk. Künftigen Winter schon bewohnen wir die neuen Gebäude.

Der Frühling hat hier eine Pracht, wie der neapolitanische kaum kennt. Ueber Alles hoffnungsvoll stehen unsere Felder. — Aber was mehr, denn dies Alles, mich erquickt, ist Eintracht, Freundschaft aller unserer Kolonisten unter einander, und fortdauernde Dienstfertigkeit der guten Indianer. Wir und diese sind nur zwei verschiedene, aber engbefreundete Familien.

Meine Tage sind mehr Genuß, als Arbeit. Der erste Winter in Amerika verstrich schnell. Es fehlte uns, neben der Menge der Geschäfte, nicht an Vergnügungen. Bei mir war fast jeden Abend Gesellschaft. Meine Freunde, ihre Gemahlinnen

*) Von hier an ist Lord Baltimore's Briefwechsel sehr unvollständig. Es finden sich nur wenige seiner Schreiben vor.

und Töchter, unter denen einige sehr liebenswürdige sind, betrachtete ich als Hausgenossen. Musik, Gesang, Vorlesungen, Tänze, gesellige Spiele aller Art verschönerten die Abende und Festtage. Wir leben mit unsern Handwerkern und Ackerleuten auf dem vertraulichsten Fuß. Unser Umgang veredelt ihre Sitten, oder verhütet das Verwildern derselben. Wir machten abwechselnd Besuche bei ihnen; setzten uns unter dem Dach ihrer Erdhütten, die sie sehr artig und sauber eingerichtet haben, in den Kreis ihrer Familie; erforschten ihre Bedürfnisse, und trachteten, den dringendsten abzuhelfen. Frauen und Töchter unserer Edelleute haben sich vereint, die allgemeinen Krankenpflegerinnen der Kolonie zu sein. Man sieht sie beschäftigt, das Hauswesen der Kolonisten zu verbessern. Wir haben einige gute Aerzte; aber was noch besser ist, wenige Kranke. Das Klima ist sehr gesund.

Der erste Zug virginischer Einwanderer ist wirklich angelangt, mehrere hundert Menschen. Meistens sind es Deutsche. Aus England werden uns neue Schaaren angekündigt; eben so aus Holland. Unsere Arbeiten vermehren sich. Wir haben von den Indianern neue weitläufige Landschaften durch Kaufverträge gewonnen. Es wird an Gründung von zwei neuen Ortschaften gedacht. Der Kolonialrath hieß die dazu von Elkton entworfenen Plane gut.

Welch ein Zauber liegt in dem süßen Gefühl der Freiheit! Es gehört für mich zu den Unbegreiflichkeiten, daß die Könige Europens sich scheuen, ihren Unterthanen dies Hochgefühl zu gewähren, durch welches ihre Thronen die stärksten, ihre Staaten die blühendsten werden müßten. Denn der Mensch, welcher, statt Befehlen, selbstgegebenen Gesetzen gehorcht, gehorcht freudiger. Wer sein Feld baut, ohne Sorge, daß, vom Luxus der Höfe, von der Finanzkunst der Plusmacher, ihm ein großer Theil von den Früchten entrissen wird, gibt freudiger, sobald er überzeugt ist, er gibt für das Vaterland. Wer da weiß, er gelte durch nichts, als durch seine Tugend, wird tugendhafter. — Harry, ich beneide keinem Monarchen der alten Welt die Krone. Ich bin König eines freien Volks; bin nur der reichste Eigenthümer, ausserdem der erste Diener Aller, und der ärmste Taglöhner hat vor dem Gesetz gleiches Recht, wie ich. Und wollten meine Mitbürger heute meine Unterthanen werden, ich möchte nicht ihr Herr sein.

Aber bei euch in der alten Welt ist's anders. Wie das Licht der Wissenschaften von Osten nach Westen zog, und die Barbarei über das weiland erleuchtete Asien ihre Nacht verbreitete, und schon Griechenland, den Pontus bedeckt und Aegypten: so wandert auch die Freiheit westwärts, und orientalischer Despotismus rückt aus Asien über Konstantinopel gegen Europa. Wer kann es sagen, wie asiatisch dies Europa in einigen Jahrhunderten werden wird, inzwischen Amerika im Licht der Freiheit, Wissenschaft und Kunst strahlender geworden sein wird?

22.

Die Familie des Kapitäns.

Baltimore, September 1635.

Das also war's, mein glücklicher Harry, was dich Jahre lang an Italien festband? Aber nun, Heil dir, du bist von Hymen für deine ausdauernde Liebe gekrönt! Die schöne Franziska ist die Deinige. Mit Freudenthränen las ich die Zeilen, welche deine Gemahlin für mich den deinigen beigeschlossen hat. Aber ich übe Vergeltung, so schön und gut ich kann. Auch meinen Brief begleitet ein Briefchen von weiblicher Hand an dich und deine Franziska.

Ja, Harry, ich bin vermählt. Ich darf dir nicht erst sagen, daß ich glücklich bin.

Im April dieses Jahres kam die Fregatte Repenthe im Hafen von Baltimore an. Kapitän Morland brachte uns einige Familien aus Irland, und Waaren und Briefe aus England. In der Gesellschaft des Kapitäns waren, wie ich vernahm, einige vornehme Frauenzimmer, und ich erfuhr von ihm, es seien seine Gemahlin, seine beiden Töchter und sein Sohn, ein Jüngling von zwanzig Jahren, welche ihn auf der Fahrt nach Westindien begleitet hatten. Da Sir Marble, der Aufseher unsers Seewesens, Morlands alter Freund ist, zog Morland mit seiner Familie zu Marble, der in der Stadt eins der schönsten Häuser besitzt.

Ich machte den Frauenzimmern sogleich folgendes Tages nach ihrer Ankunft Besuch. Die Damen hatten die Seereise mit seltenem Glück überstanden; nur der junge Morland war unpäßlich und mußte das Bett hüten. Miß Cölestine, die jüngste von Morlands Töchtern, blendete mich fast durch ihre seltene Schönheit; noch mehr durch ihren Geist. Wir wurden auch bald mit einander vertrauter. Marble gab uns ein prächtiges Gastmahl. Ich lud ihn und die liebenswürdigen Fremden auf den folgenden Tag zu mir ein. Abends beim Abschiede sagte Miß Cölestine: „Mylord, vorausgesetzt, daß unsere Koffer vom Schiff bis dahin hergebracht sind, werde ich Ihnen morgen eine Freude machen. Man hat mir in London Briefe für Sie zugestellt.“

Am andern Tage kam die Gesellschaft zu mir in das Gouvernementshaus. Miß Cölestine wünschte die Einrichtungen des Gebäudes zu sehen. Ich führte sie mit Vergnügen durch alle Zimmer. Ich stand eben mit ihr allein am Fenster meines Bibliothekzimmers, und zeigte ihr die reizende Aussicht über das Meer und die Umgegenden, als sie sagte: „Mylord, damit ich's nicht vergesse!“ Bei diesen Worten erröthete sie, zog einen Brief hervor, und überreichte ihn mir zitternder Hand. Ich konnte mir durchaus die

Gemüthsbewegung nicht erklären, von der ich sie ergriffen sah. „Lesen Sie, Mylord!“ sagte sie mit leiser Stimme.

Ich erbrach den Brief. Harry, denke dir mein Erstaunen! es war der erste Brief von Miß Mary, den ich seit meiner Entfernung von England empfing. Mit jeder Gelegenheit nach Europa hatte ich ihr und ihrem Großvater geschrieben; nie Antwort empfangen. Als ich Mariens Handschrift und Unterschrift erkannte, schwanden mir fast die Sinne. Ich warf mich auf einen Stuhl. Ich las und las den Brief zehnmal. Sie meldete mir den Tod ihres Großvaters; die Veränderungen in ihrem Hause, und wie sie London zum bleibenden Aufenthalt gewählt habe. Ihre ganze große, fromme, reine Seele athmete mich mit dem Ausdruck der zartesten Liebe aus diesen Zeilen an. Ich drückte das Blatt an meine Lippen; ich sprang auf; ich durchlief einigemal den Saal; ich hatte Miß Cölestinens Gegenwart durchaus vergessen.

Wie ich Cölestinen wieder erblickte, sah ich ihr stilles Weinen. Ich erschrack. Ich bat sie um die Ursache ihrer Thränen; ich entschuldigte den seltsamen Ungestüm meines Betragens; ich sagte ihr, von wem der Brief sei, und sagte ihr Alles. „Und ich weiß ja Alles!“ erwiederte sie: „Miß Mary selbst hat mir Alles offenbart. Ich habe die Ehre, eine der besten Freundinnen dieser Vortrefflichen zu sein.“

Nun, Harry, diese Worte! Ich stand in Flammen. Nachrichten von Marien! Ihre eigene Freundin konnte mir von ihr erzählen! Alles, Alles, hunderttausend Kleinigkeiten mußte sie mir berichten und wiederholen. Ich aber ward des Fragens und Hörens nicht satt. Auch vom Tausch der Ringe sogar wußte Cölestine, und ich zeigte ihr an meinem Finger Mary's Ring. „O, wenn mich Miß Mary liebt,“ seufzte ich, „warum begleitete sie nicht ihre schöne Freundin über das Meer?“

„Warum fordert Mylord Baltimore von einer Geliebten mehr, als er der Geliebten leistet?“ erwiederte Miß Cölestine.

„Aber glauben Sie, daß Miß Mary, jetzt durch den Tod ihres Großvaters vollkommen frei, mir, wenn ich sie in London überrasche, über das Meer in diese Kolonie folgen wird? Können Sie mir auch nur die leiseste Hoffnung eines glücklichen Erfolges machen?“ rief ich.

„Ich glaube fast,“ sagte Miß Morland, „ich sollte es können.“

„So begleite ich Sie nach Europa zurück!“

Der Entschluß stand nun unerschütterlich fest, und ich erklärte ihn schon über Tafel dem Kapitän Morland, wie meinen anwesenden Freunden laut, ohne jedoch die wahre Ursache zu enthüllen. Es gab darüber mancherlei Gespräch. Marble, Harford, Dikinson und die Andern schienen bestürzt und unzufrieden. Doch hofften sie, es sei dies nur Laune eines flüchtigen Heimwehs. Sie irrten sich. Und hätte ich zur Stunde mit Morland absegeln können, ich hätte mich eingeschifft.

Miß Cölestine entfernte sich nach dem Essen, um ihren kranken Bruder zu besuchen. Auf mein dringendes Bitten erlaubte sie mir, sie zu begleiten. Jeder Augenblick, den ich nicht mit ihr sein, mit ihr von Dun-Osallins Enkelin verplaudern konnte, war mir Raub an meiner Seligkeit. Als wir in Marble's Haus angekommen waren, vernahmen wir mit Erstaunen, daß der kranke Jüngling, begleitet von einem Bedienten, ausgegangen sei. Cölestine war ungehalten über ihren Bruder. Doch wir hatten noch keine Viertelstunde gewartet, so sahen wir ihn über die Straße zurückkommen. Cölestine verließ mich, und eilte ihm entgegen. Es währte lange, ehe sie wieder erschien. Endlich trat sie herein, und an ihrer Hand der junge Mensch, welcher ihr, wie es schien, nur halbgezwungen folgte. Indem er sich mir langsam mit einer Verbeugung nahte, bemerkte ich, wie seine blasse Farbe plötzlich in ein brennendes Roth überging. Ich erinnerte mich, diesen jungen Menschen schon irgendwo gesehen zu haben. Ich heftete meine Augen schärfer auf ihn. Es gingen wunderliche Ahnungen in meiner Seele auf. Ich wußte nicht, wie mir geschah.

„Mein Gott!“ rief ich, und sah betroffen Cölestinen an.

„Ja,“ rief Cölestine, „sie ist es!“

Mary lag weinend an meiner Brust.

Ja, Mary war es. Gekommen war sie nach Maryland, schüchtern, fast mißtrauisch, zweifelnd. Daher ihre Verborgenheit. Miß Cölestine und deren Schwester waren ihre Gesellschafterinnen, die sie zur Begleitung mitgenommen hatte, und die Gemahlin des Kapitäns Morland selbst hatte, dieser Frauenzimmer willen, als alte Freundin vom Hause Osallin, die Reise mitgemacht.

Nichts, Harry, nichts hier von dem Rausch meiner Seligkeit! — Von diesem Tage an zähle ich die Tage meines schönern Lebens. Mary, die Göttliche, ist mir anvermählt und von der ganzen Kolonie angebetet. — Aber auch die schöne Cölestine ist vermählt, und zwar mit unserm Harford. Die Beiden fühlten sich schon in den ersten Tagen der Bekanntschaft magnetisch an einander gezogen.

Nun fehlst du nur noch, und deine Franziska, um unsern Himmel zu vollenden. Eile zu uns in die Heimath der Freiheit!

Der Feldweibel.

1.

Und überall, all überall
Auf Wegen und auf Stegen
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Bürgers Lenore.

Der Zweite in der Reihe von den preussischen Königen, Friedrich Wilhelm I, war von Potsdam nach Magdeburg gekommen, um im Vorbeigehen auch die neuen Schanzen, Bollwerke und Wälle zu besichtigen, deren Anlage er befohlen hatte. Als den Tag nach seiner Ankunft ruchbar ward, er werde, von der gesammten, glänzenden Feldherrnschaft begleitet, zu Pferde von der Neustadt in die Altstadt hereinkommen und den Zug durch die ganze Länge der Stadt zum Schlosse oder sogenannten Prinzenhause am Domplatze machen, war bald nach der Mittagsstunde Alles, ihn zu sehen, in Bewegung, was irgend Werkstätte, Laden, Schreibstube, Putzzimmer, Küche, Keller u. s. w. verlassen konnte. Denn einen König, und dazu noch ihren eigenen König, mit leiblichen Augen zu sehen oder wiederzusehen, war für die Magdeburger kein geringes Fest. Jeder bildete sich auf diese Ehre nicht wenig ein, und ward noch Jahr und Tag nachher um einen Zoll größer, wenn er davon sprechen oder wohl gar Nebenumstände erzählen konnte, die er beim Anblick des Königs wahrgenommen; zum Beispiel, wie derselbe nachdenkend gewesen sei, oder mit wem er eben gesprochen, oder wie er ausgespuckt, oder wie er beim Grüßen den Hut angegriffen habe. Damals galt ein Monarch noch für ein Wesen höherer Natur, wie ein Erbstatthalter des ewigen Schicksals, wie eine Nationalgottheit in wirklicher Menschengestalt. Noch wagte Niemand, die Göttlichkeit eines gekrönten Hauptes zu bezweifeln, als etwa der Kammerdiener, Edelknabe, Leibhusar, Hofmedikus, oder wer sonst mit den menschlichen Schwachheiten der Potentaten in unmittelbare Berührung gerathen war.

Wie Bäche und Nebenflüsse ihre unruhigen Wellen in das weite Wogengebrause eines Hauptstroms ergiessen, so spien jetzt die engen, zahlreichen Seitengassen ihre Bevölkerung, bald zu einzelnen Schwärmen, bald zu langen Zügen, in die belebte Hauptstraße der Stadt, der breite Weg genannt. Diese Straße, von unregelmäßiger Bauart und ungleicher Breite, mit alten und neuen, hohen und niedrigen Gebäuden und Kirchen besetzt, erstreckt sich in einigen Krümmungen über eine Viertelstunde lang von einem Thor zum andern. Ueberall sah man die Fenster durch sämmtliche Stockwerke mit neugierigen Zuschauern erfüllt, denen das Menschengewimmel drunten einen nicht minder ergötzlichen Anblick gewährte, als sie selber diesen hinwieder einen reichen Stoff zur Verwunderung oder zu scherzhaften Bemerkungen oder neugierigen Forschungen boten.

Je näher der Augenblick trat, da der König erscheinen sollte, je mehr verminderte sich das anfangs rege Durcheinanderirren der Menschenmenge. Das unförmliche Gewirre trennte sich zu beiden Seiten des breiten Weges, und das Vielbewegliche erstarrte zu einzelnen festen Volkshaufen, oder Gruppen, je nachdem man sich, durch Zufall mit Freunden oder Fremden zusammengestellt, auf einem vortheilhaften Platze befand.

In einem dieser Haufen, der sich Kopf über Kopf amphitheatralisch auf den liegenden und stehenden, behauenen und unbehauenen Sandsteinplatten, auf Gestellen, Brettergerüsten und bretternem Obdache der Steinmetzen vor der St. Katharinenkirche emporgeschichtet hatte, herrschte ganz besondere Lebhaftigkeit. Denn ein beträchtlicher Theil der lieben Schuljugend hatte sich hier der Anhöhen bemächtigt, und trieb da, zur erlaubten Gemüthsergötzung, ihr Kurzweil; stieß bald den Einen, bald den Andern, der sich sicher wähnte, vom Steingestell hinab in den dicken Volkshaufen, oder sie glitt in Masse, schreiend und prasselnd, von der schlüpfrigen Bretterdecke der Steinhütte zur Erde nieder, wie beim Thauwetter im Winter die Schneelagen eines schroffen Hausdaches.

„Alle Wetter!“ schrie im Haufen ein schnurrbärtiger Invalide, indem er den knotigen Krückenstock schwang, der zu seinem hölzernen Bein die Stelle eines dritten oder Hilf-Fußes vertrat: „Führt die Teufelsbrut dahinten nicht ein Wesen, als stürzten uns die zwei schwarzen Thürme der Katharinenkirche über den Kopf zusammen? Haltet euch still, ihr Speckhusaren, oder ich hau' euch zusammen, daß die Stücke davon fliegen!“

Die Buben verlängerten alle voll edler Wißbegier die Hälse, den Schlund zu erblicken, aus welchem die furchtbare Stimme hervordonnerte. Einige hatten gute Lust, zu kichern und den ungebetenen Zuchtmeister zu necken nach ihrer Weise; aber den meisten verging doch die Begierde beim Anblick des gewaltigen Knotenstocks und des erschrecklichen Bärengesichts. Das war ein Kopf, zwischen zwei breiten Schultern, der auch handfestere Gegner erschrecken konnte. Ein starknochiges, braunes Gesicht, mit großer spitzer Habichtsnase, wandte sich in drohendem Stolz bald rechts bald links. Ein grauschwarzer Schnurrbart hing über und seitwärts dem Munde, und zwei schwarze Augen blitzten fürchterlich hinter überhangenden eisgrauen Augenbraunen hervor, wie die stechenden Sonnenstrahlen zwischen pechfarbenen Gewitterwolken.

Aber aus den Augen, aus dem Sinn. Kaum hatte der Invalide sein Schreckensantlitz wieder

von der leichtfertigen Jugend weggewandt, um einem ihm wohlbekannten alten reichen Herrn zu winken, der von der Schrotdorfer Gasse daher über den breiten Weg mit feierlichen Schritten kam, hoben die Buben hinter ihm das Spiel von neuem an. Erst sangen einige der muthigsten das lustige Wort „Speckhusar“ mit leiser Stimme, dann mehrere, dann alle, und immer lauter, zuletzt recht taktrichtig mit kräftigstem Geschrei.

„Daß euch alle Donner, Wetter und Hagel in die Schelmenrachen fahren!“ brüllte plötzlich der Invalide, schnell umgeschwenkt mit emporfliegendem Knotenstabe. Und jählings stob die Schaar der Buben von Steinen, Gestellen und Brettern weit aus einander nach allen Weltgegenden, wie ein Schwarm Spatzen im Herbst, wenn ein Schuß unter sie fällt. Der Invalide fühlte aber einen leisen Druck auf seine Pelzkappe von hinten her. Es war der alte reiche Herr, der wegen seiner ausserordentlichen Länge, wie die Tanne über dem Unterholze, zwischen allen zufälligen Nachbarn und Nachbarinnen hervorragte, und seinen Arm über die Köpfe der Umgebung zum Invaliden gestreckt hielt.

„Was machst du für Händel, Krabb?“ sagte der lange, reiche Herr: „Laß den Kindern ihre Lust; sie treibens dir nur ärger.“

„Mordio!“ brummte der Invalide, und zog ehrerbietig grüßend die alte Pelzkappe: „Wenn man das Satansgeschmeiß nicht in Ordnung hält, könnte es sogar in Gegenwart von königlicher Majestät Unfug begehen und Schimpf und Schande über die gute Stadt Magdeburg bringen. Das ist kein Spaß, wenn man es mit großen Monarchen zu thun hat. Bleiben Sie nur da stehen, Herr Wilmson; Sie haben einen guten Platz da, den König zu sehen. Alle Wetter, die Ehre hat man nicht alle Tage.

„Still, still!“ riefen andere Stimmen: „Der König ist gewiß schon beim Krökenthor. Seht, schon ein Husar! Das Volk entblößt schon dahinten die Köpfe. Hut ab! Hut ab!“

Der Invalide Krabb, der sich in die vorderste Reihe gedrängt hatte, zog die Pelzkappe ab, und Herr Wilmson neben ihm den feinen dreieckigen Hut, deren Vorderspitze einen langen vorstehenden Schnabel bildete. Links und rechts entstand Todtenstille im Volke.

„Sehen Sie, Herr Wilmson,“ sagte der Invalide mit leiser Stimme, „wie prächtig! Ja, das ist der König, der Vorderste da mit dem großen Stern auf dem blauen Rocke und dem spanischen Rohr. Kreuz-Wetter, der kann Schläge austheilen! Ich hab's einmal bei Wollin gesehen. Der beste Korporal führt nicht solchen Stock.“

„Und wer ist der alte General, der neben dem König, doch etwas zurückbleibend, reitet?“ fragte Herr Wilmson: „Kennst du ihn, Krabb?“

„In drei Teufels Namen, ob ich ihn kenne? Mein Rücken erinnert sich noch am jüngsten Tage seiner, wie er mir — ich war kaum sechs Wochen beim Regiment — eins mit flacher Klinge über die Schulterblätter zog, weil mein Haarzopf nicht die ordonnanzmäßige Länge hatte. Das ist der alte Dessauer! Der ist hieb-, stich- und kugelfest. Sie hätten ihn sehen sollen, Anno vier, bei Höchstädt, wo wir den Marschall Tallard fingen und die Franzosen peitschten. Dreitausend Schock Millionen Granaten! Anfangs ging's uns etwas schief. Da ließ er seinen Dessauer Marsch aufspielen, und vorwärts ging's wieder, hinein in den dichsten Kugelregen. Still, jetzt kommen sie! Muckse Keiner!“

Es ward tiefe, ehrfurchtvolle Stille weit umher. Der König ritt langsam daher im Gespräch mit seinem berühmten Generalfeldmarschall, dem Fürsten Leopold von Dessau; hinter ihnen die übrigen Generale und Offiziere. Plötzlich schien der König sein Pferd einen Augenblick anhalten zu wollen, indem er einen langen Blick auf den Herrn Wilmson warf und zum Fürsten von Dessau sprach. Der König ritt weiter und sah sich noch einmal um. Der Fürst war zurückgeblieben, bis der Kommandant von Magdeburg in seine Nähe kam. Beide redeten zusammen wenige Worte, mit dem Gesichte nach der Seite gewandt, wo der Invalide und Wilmson standen. Dann ritt der Generalfeldmarschall in kurzem Trabe dem Könige nach.

Als sie kaum vorüber waren, sagte Herr Wilmson zum Invaliden; „Krabb, ich wette Zehn gegen Eins, der König kennt dich und deinen Stelzfuß noch, und der alte Dessauer dazu. Sie sprachen gewiß von dir. Hast du's nicht bemerkt? Das kann für dich ein glücklicher Tag werden!“

„Richtig, Herr Wilmson. Fast sind mir die Sinne geschwunden. Aber doch hätte ich schwören wollen, der König hätte mehr Sie, Herr Wilmson, als meine Wenigkeit ins Auge genommen. Der alte Dessauer aber, denk' ich, muß mich, mein Seel, noch kennen; denn ich war's, der bei Hochstädt einen baierischen Offizier niederstieß, der eine unserer Fahnen erobert hatte; ich reichte sie dem Fürsten, als er es sah, was ich gethan, und er riß sie mir aus der Faust, und, hol' mich, straf mich! als er die Fahne auf dem Pferde hatte, Herr Wilmson...“

Jetzt erst bemerkte der Invalide, daß ihm, im Gedränge der dem königlichen Zuge nachschwärmenden Leute, Herr Wilmson von der Seite gekommen sei und er seine Geschichte wildfremden Menschen erzählte, die neben ihm gingen. Er stieß einen derben Fluch aus, sah nach allen Richtungen umher, seinen Mann wieder zu finden. Weil er aber die Hoffnung aufgab, machte er rechtsum und steuerte stromaufwärts durch das Menschengewühl.

Hastig ergriff ihn ein schöner junger Mann, von hoher Gestalt, beim Arm. Es war der Sohn des Herrn Wilmson, der ihm entgegentrat und ebenfalls einen in der Menschenmenge Verlorenen zu suchen schien.

„Donner, Sie sind es, Fritz?“ rief der Alte: „Haben Sie den König gut gesehen? Bei uns hätten Sie sein sollen. Ich kann Ihnen eine ganze Teufelsgeschichte erzählen . . .“

„Ich habe nicht Zeit, Krabb, dich hier anzuhören!“ sagte der junge Wilmson: „Nur geschwind das Eine: begegnete dir nicht, erblicktest du nicht ein junges, schwarz gekleidetes Frauenzimmer, in tiefster Trauer?“

„Schatz,“ entgegnete der alte Schnurrbart, „wenn man den König und den alten Dessauer vor sich hat, fragt man den Kukuk nach jungen, traurigen Frauenzimmern. Kommen Sie, Fritzchen, ich muß Ihnen eine Teufelsgeschichte erzählen. Ihr Vater und ich gerathen darüber in Hader und Streit, verlassen Sie sich darauf. Es ist die Frage, ob des Königs Majestät ihn oder mich angesehen, ob der alte Dessauer von ihm oder von mir mit dem Herrn Kommandanten gesprochen hat? So wahr ich lebe, ich glaube bald selbst, daß es mir galt. Der König konnte bei meiner Uniform und meinem Stelzfuße nicht blind vorbeireiten, und der Feldmarschall weiß wohl, wie ich bei Stralsund um mein gutes Bein kam. Sehen Sie, ich hatte Beine, stark und voll, wie die Ihrigen, Fritz, . . .“ Dabei machte der Erzähler eine Bewegung, um auf die Füße des jungen Wilmson zu zeigen; bemerkte aber, daß dieser neben ihm verschwunden war, und die Leute, welche noch einzeln an ihm vorbeigingen, die Mienen zum Lachen verzogen, wenn sie ihn so laut mit sich selber reden hörten.

2.

Und frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen.
Bürgers Lenore.

Der junge Wilmson war in der That schon längst davongegangen, um die verlorene schöne Trauergestalt wieder zu finden, die ihm wichtiger als der König und der alte Dessauer geworden zu sein schien.

Er hatte nämlich anfangs unter den zahlreichen Zuschauern seinen Stand weiter aufwärts unfern dem sogenannten Krökenthor gehabt, wo er sich die Langeweile des Wartens damit vertrieb, die nächst umstehenden Personen zu mustern, in der Hoffnung, einen Bekannten zu entdecken. Als er dann auch hinter sich gesehen, erblickte er ein zartes, niedliches Mädchen, vom Haupte zu den Füßen trauerhaft in schwarzen Boy gekleidet, mit einem schwarzen, zurückgeschlagenen Flor über dem Kopfe, die seine weiße Stirn zum Theil mit einer dicht anliegenden, gegen die Mitte zwischen beiden Augenbraunen zugespitzten Schneppe von schwarzem Krepp, nach damaliger Trauertracht, bedeckt.

Er trat sogleich seitwärts und verbeugte sich anmuthig gegen die junge Schönheit, der er bisher durch seine Stellung die Aussicht genommen hatte. Durch einen beredsamen Blick und ein Deuten seiner Hand lud er sie ein, seinen Platz zu nehmen. Sie verneigte sich still und ernst, trat einen kleinen Schritt vor, und er eben so bald gar höflich hinter sie. Nun erst wandte sie das Köpfchen nach ihm um, sah mit blauen, seelenvollen Augen zu ihm hin, stammelte eine kleine Entschuldigung und dankte ihm in einem sanften Lächeln, wie er es noch selten so wunderfreundlich in seinem Leben gesehen zu haben glaubte.

Der junge Mensch wünschte sich im Herzen Glück, einer so holdseligen Jungfrau den kleinen Dienst geleistet zu haben, der ihm nichts kostete. Denn er konnte bequem über sie hinweg sehen. Statt aber hinweg zu sehen über das Köpfchen, betrachtete er von hinten erst die niedliche Form desselben; dann den feinen, hellen, etwas vorgebogenen Nacken, der durch das Finstere des Trauergewandes noch blendender war. Die Fülle und der Glanz des blonden Haupthaars, in der Vernachtung des Kreppflors, entging ihm nicht. Wie gesponnenes, zartes Gold, kräuselten sich einige Löckchen in der Grube des Nackens, und einige längere schmiegten sich seitwärts an den weich- und schlankgerundeten Hals hinab. Dann maß sein Blick ungestört das schöne Verhältniß der beiden Achseln, die sich mild anschwellend vom Halse allmälig abwärts senkten; dann den schmalen, etwas einwärts gebogenen Rücken und den schlanken Leib, welchen er gern glaubte mit seinen Händen umfassen zu können, wenn es erlaubt gewesen wäre.

Er betrachtete diese Umrisse und Formen mit so großer Aufmerksamkeit, daß er, als Alles links und rechts rief: Hut ab! Hut ab! zwar den Hut abzog, ohne aber sich deutlich bewußt zu werden, warum? Vielmehr, da sich eben das Köpfchen in dem Augenblick mehr vorneigte, ward noch ein Zollbreit des schönen Nackens sichtbarer, der bisher hinter dem Mieder verborgen gewesen. Seine Augen waren wie geblendet. Er wußte selbst nicht, wie ihm beim Beschauen dieses schönen Mädchen-Nackens zu Muthe wärd.

„Haben Sie ihn auch recht gesehen?“ fragte die Schöne, indem sie sich zu ihm umwandte, und mit einem kindlichen Unschuldslächeln zu ihm emporblickte.

Der junge Wilmson erschrack von Herzen, und ward feuerroth, denn er glaubte anfangs, sie rede von ihrem Nacken, und wollte sein etwas spotten. Aber das allgemein um ihn laut werdende Getöse erinnerte ihn daran, daß der König schon vorüber sei. Er ward noch einmal roth, und Verwirrung zwar in seinen Geberden, aber Entzücken noch in seinen Augen, sagte er: „Wenn Sie nur bequem gesehen haben!“

„Oh,“ rief sie, „es ist nicht das erste Mal, daß ich den König und die ganze königliche Familie sah. Aber ich danke Ihnen dennoch für Ihre Gefälligkeit.“

Sie wollte sich mit einer Verneigung von ihm

entfernen, als er bemerkte, das Gedränge und der Ungestüm des rohen Volkes werde zu heftig; sie würde seines Armes und Schutzes für den Augenblick bedürfen. Er bot ihr den Arm. Leise, wie eine Feder, legte sie den ihrigen auf denselben, nachdem sie zuvor ihr weißes Schnupftuch, worin etwas eingewickelt zu sein schien, in die rechte Hand genommen hatte. So gingen beide im wallenden Menschenstrome eine Zeit lang schweigend fort. Der junge Wilmson in stiller Seligkeit an der Seite des schönen Mädchens bildete sich fast ein, der gütige Himmel habe das ganze Fest ihm zu Ehren veranstaltet. Er drückte den Arm der kleinen Begleiterin sanft an sich, um ihn nur zu fühlen.

„Aber," sagte sie, „ich wohne weit von hier, unfern dem Sudenburger Thore. Ich darf Sie nicht bemühen."

„Fürchten Sie nicht die Mühe, die Sie mir verursachen, denn ich fühle mich eben durch die Mühe für die Mühe belohnt. Doch ehr' ich Ihren Willen, sobald Sie meine Begleitung ablehnen möchten, und verlasse Sie. Ich will entbehren lernen. Man darf nicht immer glücklich sein. Sie sind's ja auch nicht."

„Nein, gewiß nicht!" flüsterte sie ernst. Dann wandte sie das kindlich-helle Antlitz zu ihm, und sagte nach einer Weile mit dem süßen Lächeln, das stets, so oft sie redete, in ihren Augen schwamm: „Doch habe ich die Ehre nicht, Sie zu kennen. Woher wissen Sie von mir und meinen Verhältnissen, und daß ich nicht glücklich bin?"

„Wenn mir Ihr Trauerkleid es nicht verrathen hätte, würde mir's doch Ihre . . ."

„Ach, ich trage Leid um meine Mutter!" seufzte sie, und mit leiserer, zitternder Stimme, „um meine gute Mutter! Den Schmerz kennen Sie vielleicht nicht."

„Ich werde ihn nie kennen, denn die Mutter starb mir, ehe ich sie selbst kannte. Aber mit doppelter Inbrunst liebe ich dafür einen Vater . . ."

„O, Sie sind glücklich! Schon als Kind verlor ich den Vater. Ich bin eine Waise und stehe recht allein unter'm Himmel."

Der schmerzliche Ton in diesen Worten drang tief durch sein Herz, und klang in allen seinen Nerven wieder. Mag immerhin die Schönheit mit ihrer Siegesmacht das bewundernde Wohlgefallen fesseln, oder die geheime Kraft der Anmuth ein Herz voller Liebe entzünden: schneller wirkt der heilige Schmerz des Mitleidens und gewaltiger, als jene. Denn er zieht das wohlwollende Gemüth auch dem zu, was an sich nicht, als etwas Gefälliges, das Urtheil der Augen bestechen kann, und söhnet sogar mit dem Feinde aus. Der Jüngling fühlte in diesem Augenblick sein ganzes Wesen vom süßen Weh des Mitleids durchschauert. Wie gern hätte er ein tröstendes Wort gewagt; wie gern eine Frage mehr gethan, um die Lebensverhältnisse seiner liebenswürdigen Begleiterin besser durchblicken nnd eine helfende Hand bieten zu können! Aber seiner eilfertigen Gutmüthigkeit widersprach das Zartgefühl und die Furcht, durch Zudringlichkeit nur Wunden aufzureissen.

Indem er noch mit sich selber kämpfte, that das Mädchen neben ihm einen heftigen Schrei und ließ seinen Arm jählings fahren.

„O mein Gott!" rief die Erschrockene mit Thränen im starren Auge: „Nun ist mein Unglück vollendet!" Und sie warf bei den Worten ihre ängstlichen Blicke suchend umher und mühte sich vergebens, im drängenden Menschengewühl still zu stehen.

„Was ist Ihnen geschehen?" fragte der junge Wilmson hastig.

„Es hat mir jemand im Gedränge das Schnupftuch aus der Hand gerissen, worin ein Pfeifenkopf gewickelt war."

Der Jüngling rief: „Geben Sie langsam vorwärts. Ich finde Sie wieder. Ich eile dem Diebe nach." Er verließ sie mit diesen Worten und stürzte sich gegen die rechte Seite des Menschenzuges, mit dem Ellnbogen durch die Haufen rudernd. Denn er hatte beim ersten Schrei des Mädchens einen Menschen wahrgenommen, der durch eine Lücke der wandernden Volksreihen mit großer Eil verschwunden war, einen zeisiggrünen Rock trug und an der Hutspange einen glänzenden Knopf.

Kaum war Wilmson auf der andern Seite des breiten Weges, wo die Menschenmassen lichter und durchsichtiger waren, entdeckte er wirlich den Zeisig in einiger Entfernung rückwärts, und erkannte in ihm um so sicherer den Räuber des Schnupftuches, weil dieser stillstehend dasselbe eben, nebst dem Inhalt, betrachtete; dann, als er, sich umsehend, Wilmson erblickte, spornstreichs davon lief und seitwärts in eine Nebengasse absprang. Wilmson setzte ihm auf den Fersen nach, und verfolgte ihn durch die ganze Länge der Seitengasse. Der Zeisig hatte einen guten Vorsprung; dennoch blieb er mit einem Male stehen, wandte sich und erwartete seinen Verfolger festen Fußes.

„Was wollen Sie von mir? Warum laufen Sie mir nach?" fragte er, keuchend, nach Athem schnappend, als Wilmson herankam. — Wilmson hatte, sobald er sah, der Räuber erwartete ihn, langsamere Schritte genommen. Denn dieser Mensch schien nichts weniger, als räuberartiger Natur zu sein. Es war ein wohlgekleideter junger Mann, von feinem Ansehen. Doch trug er das weiße Schnupftuch in der Hand, welches er während der Flucht vergebens bemüht gewesen war, in die Tasche seines Kleides zu bringen. Man sah, das Tuch verhüllte etwas anderes, als sich selbst.

„Wahrhaftig," sagte Wilmson, „wenn Ihre Flucht und das Tuch Sie nicht verriethen, sollte man in Ihren Kleidern keinen Spitzbuben vermuthen." Mit diesen Worten riß er dem jungen Manne den Raub gewaltsam aus der Hand.

„Unverschämter Kerl!" schrie dieser ihn wü-

thend an, und machte eine Bewegung, die erlittene Beschimpfung zu rächen. Wilmson aber versetzte eben so rasch seinem Gegner mit geballter Faust einen dermaßen kräftigen Schlag ins zornige Antlitz, daß dies sogleich vom Blut aus Mund und Nase gefärbt ward, und der Getroffene seitwärts taumelnd Haltung und Gleichgewicht verlor und zur Erde stürzte.

Ohne sich um den Gezüchtigten ferner zu bekümmern, eilte der Sieger mit seiner Beute wieder aus der Nebengasse zum breiten Wege zurück, wo die Schwärme der neugierigen Gaffer und Lustwandler sich schon in die Ferne, an der St. Katharinenkirche vorüber, gezogen hatten. Bald erreichte er sie, und durchkreuzte sie nach allen Richtungen, um die schöne Eigenthümerin des wiedereroberten Tuches zu erspähen. Während seiner Kreuzzüge war er auch gegen den alten Krabb angerannt, der ihm von der verschwundenen Traurigen keine Kunde zu geben wußte. Er setzte seinen Lauf rastlos fort, musterte bald von der einen bald von der andern Seite die sich vorbewegenden Haufen, bald durchschnitt er sie in die Queer. Ueberall, wo er einen Bekannten fand, fragte er nach dem Mädchen in Trauer, ohne Kunde zu erhalten. So gelangte er, durch die ganze Länge der Stadt, bis zum Domplatze, wo der König mit seinem Gefolge vor dem Prinzenhause abstieg. Seine Angst und Ungeduld wuchs mit jeder verlornen Sekunde. Und hätten alle Majestäten des Erdballs einen Kongreß auf dem Magdeburger Domplatze gehalten, er hätte sie so wenig, als einen Kongreß tanzender Mücken am Sommerabend, beachtet. Er durchlief den weiten Raum vor der großen Domkirche, und noch irrer liefen seine Blicke durch die Tausende der unter einander wandelnden Gestalten. Wie den nächtlichen Wanderer das Irrlicht im Walde, lockte ihn jeder schwarze Punkt zu einem andern Wege. Aber der Punkt verwandelte sich zuletzt immer bald in einen Rathsherrn, bald in ein Bauernweib, bald in einen ehrwürdigen Pastor, bald in die schwarze Schürze einer Dienstmagd.

Endlich zerfloß die vom geendeten Schauspiel gesättigte Menschenmenge, und der Domplatz ward in kurzer Zeit öde. Der junge Wilmson machte noch einmal den ganzen langen Weg vom Sudenburger- zum Krökenthor. Keine menschliche Gestalt, kein Fenster sogar, blieb unbeachtet von ihm. Die schöne Trauernde zeigte sich nicht, obwohl er, um ihre Aufmerksamkeit aus irgend einem Hause auf sich zu ziehen, ihr schneeweißes Tuch als Wahrzeichen in seiner Hand flattern ließ.

3.

Bei Falk und Fuchs ist nichts geheuer,
Gebrannte Kinder scheu'n das Feuer.
Aus einer Bilderfibel.

Erst, als er sich müde und hoffnungslos nach dem väterlichen Hause zurück begab, faltete er das Tuch aus einander, um den Inhalt zu betrachten, weniger aus Neugier, als mit dem Wunsch, eine Spur zu entdecken, die ihn zu der Eigenthümerin leiten könnte. Allein in einem der Zwickel des feinen Tuchs fand er nur die Buchstaben C. v. St. eingenäht, die ihm wenig sagten, und auf dem silbernen Deckel eines neuen, ungewöhnlich großen, sehr kostbaren Meerschaumpfeifenkopfs, der in das Tuch eingeschlagen war, las er die in einander zierlich verschlungenen Buchstaben J. P. v. G.

Seine Verlegenheit wegen dieses fremden Gutes ward um so größer, weil er am folgenden Tage Magdeburg auf geraume Zeit verlassen sollte, um die verwittwete Schwester seines Vaters nach der Schweiz zu begleiten, wo sie beträchtliche Güter hatte. Sie war nur nach Magdeburg gekommen, ihren Bruder im Leben noch einmal zu sehen, und hatte einige Monate bei ihm gewohnt, in der Hoffnung, sie werde ihn bereden, seine Handlungsgeschäfte aufzugeben und ihr in die Schweiz zu folgen; denn sie liebte ihn sehr.

Wie gewohnt, brachte man im Hause des Herrn Wilmson, bei schönem Sommerwetter, die letzten Stunden des Tages in einem Gärtchen am Hause zu, worin er zwischen den Blumenbeeten eine geschmackvolle Lusthütte hatte bauen lassen. Hieher begab sich Herr Wilmson nach dem Abendessen mit der Frau von Moos, seiner Schwester, und seinem Sohn Fritz. Bisher war nur von der bevorstehenden Reise gesprochen worden, und von dem Abschiedsschmause des folgenden Tages, zu welchem Herr Wilmson seine Freunde und deren Familien eingeladen hatte, in denen seine Schwester mit Liebe aufgenommen war.

Nun aber trat der alte Invalide Krabb, wie er Abends pflegte, in das Gärtchen, um seine Abendpfeife in freier Luft zu schmauchen. Er wohnte bei Herrn Wilmson, der ihn zu lebenslänglicher Verpflegung zu sich genommen, denn Krabb hatte im schwedischen Kriege, nicht ohne die größte Lebensgefahr, den wichtigsten Theil seines Vermögens gegen die Zuchtlosigkeit der Soldaten bei Swinemünde gerettet, nämlich große Niederlagen von fremden Weinen.

Krabb setzte das kurze Pfeifchen vom Munde ab, lüpfte grüßend die Pelzkappe und hob dann mit triumphirendem Tone an: „Sie thun mir in der Seele leid, Frau von Moos! Sie sind meiner Treu in Magdeburg gewesen, und haben den glorreichen König von Preussen nicht gesehen. Ja, Frau von Moos, mir ward, wie der König so prächtig daher ritt, und weit umher die ganze Welt vor der Majestät des Einzigen verstummte und sich beugte, mir ward so grauerlich und wunderlich, als käme der Herrgott selber daher. Gelt, Fritzchen, gelt, das war ein Anblick!“

Der junge Wilmson erröthete etwas verlegen, und wußte nicht, was antworten; denn er konnte doch nicht sagen, daß ihn der schöne Nacken eines Mädchens hatte vergessen lassen, nach einem König zu schauen.

Frau von Moos dagegen, die selten Antwort schuldig blieb, erwiederte: „Laßt's Euch meinetwillen nicht leid sein, Krabb. Ich schätze nicht Pracht und Glanz und Herrlichkeit an den Großen dieser Erde, sondern nur wenn sie mit hoher Weisheit strenge Gerechtigkeit und jede Tugend ausüben.“

Krabb stand bei diesen Worten etwas verblüfft und sagte, so höflich er konnte: „Ja, das klingt nun wohl, wie wahr; aber wahrhaftig, ein König ist doch kein Mensch, wie unsereins, sondern . . .“

„Ein heiliger Engel?“ fiel Frau von Moos ein.

„Nein doch, sondern ich wollte sagen, ein leibhafter und sichtbarer Statthalter Gottes auf Erden.“

„Das ist Lästerung! Gott ist allgegenwärtig, darum bedarf er nirgends eines Statthalters.“

„Aber er ist König von Gottes Gnaden!“

„Und Ihr seid eben so gewiß Invalide von Gottes Gnaden, der ohne Gottes Gnade bei des Königs Gnade verhungert sein würde, nachdem Ihr Euch in seinem Dienst zum Krüppel schiessen liesset.“

„Nun, wer weiß, Frau von Moos, ob's den König nicht reut, daß er mich so lange vergaß. Es ist noch nicht ausgemacht, ob er seine gnädigen Blicke auf Herrn Wilmson oder auf meinen Stelzfuß warf. Lassen Sie sich die Teufelsgeschichte erzählen.“ — Und nun erzählte Krabb vom König, vom kugelfesten alten Dessauer und vom Kommandanten.

„Ist's wahr, Bruder, was der Alte da erzählt?“ fragte die Frau von Moos mit ängstlicher Stimme.

„Vollkommen!“ erwiederte Herr Wilmson. „Doch macht Krabb des Wesens zu viel daraus. Ich bin überzeugt, wir beschäftigten die Aufmerksamkeit des Monarchen sehr flüchtig. Die Sache ist ohne Bedeutung.“

„Gebe es der Himmel!“ rief die Frau von Moos: „Aber ohne Liebe für strenge Gerechtigkeit und Wahrheit und Tugend ist schon jede Bewegung des Mächtigen, der über Wohl und Wehe von Millionen entscheidet, bedeutsam; nicht selten ist schon manches unschuldige Leben, Eigenthum und Ehre geopfert worden, wie ich selbst die schmerzlichste Erfahrung machen mußte; o, nur die Erinnerung daran erfüllt mich mit Schrecken.“

„Mühmchen,“ sagte der junge Wilmson, „Sie urtheilen etwas zu strenge. Könige unserer Zeit sind keine Barbaren, wie vor Alters. Sie sind Christen und gebildet genug, um Zufriedenheit im Glück ihrer Unterthanen, wie Väter im Glück ihrer Kinder, zu finden.“

Frau von Moos lächelte schmerzlich: „Könige sind sie. Ich habe die Erfahrung, die blutige, gemacht! Ein Wink, und mein schuldloser Gatte ward hingeopfert! — Väter wollten, könnten sie sein? Aber ein Vater hat über sich das Gesetz Gottes, die bürgerliche Obrigkeit, und mehr als Alles, ihn binden die Bande der Natur an seine Kinder. . . Fritz, in dem Jahre, da du geboren wurdest, ließ ein König meinen unglücklichen Mann ergreifen, fortschleppen und im Kerker sterben, oder hinrichten. Und mein Mann war schuldlos. Der König selbst verhörte ihn, der König in Person verdammte ihn, und doch war dein Oheim schuldlos. Es war bloße Uebereilung, bloße Verwechselung der Namen und Personen, die das Unglück brachte. Man erfuhr den Irrthum zu spät, und der Statthalter göttlicher Gerechtigkeit und Allmacht konnte die erwürgte Unschuld nicht wieder ins Leben zurück rufen. Nun denn, und dieser König, der mir das Glück meines Lebens zernichtete, ist ein noch heut viel bewunderter Held. Soll ich ihn preisen? O verzeiht es mir, wenn ich vor den Gewaltigen auf Erden zittere! Mag vielleicht mein gerechter Schmerz und Argwohn guten Fürsten Unrecht thun — verzeih' mir's Gott! Ich fürchte den, der ungebunden und gewaltig ist.“

„Mühmchen, Sie reden vom Schwedenkönig Karl dem Zwölften. Wir aber freuen uns des wackern Friedrich Wilhelm. Er mag seine Fehler haben, er mag . . .“

„O mein Kind, es muß Niemand auf Erden ungebundenen Willen und ungebundene Macht haben, oder er besitze zugleich die göttliche Heiligkeit. Denke dir eine Gottheit mit Launen und Leidenschaften, und du hast . . .“

„Alle Teufel!“ schrie der Invalide: „Das wird mir fast kraus. Laßt mir meinen König in Ehren! Er meint's gut, immer gut, beleidigt kein Kind, und ist ein Soldat dazu, wie Keiner in der Welt. Haben Sie denn, Frau von Moos, in Ihrem Lande keinen Herrn?“

„Nein, ausser Gott, keinen.“

„Das ist etwas kurios. Den haben wir hier bei uns auch. Aber der Herrgott kommt doch bei Ihnen nicht in Person auf den Berg Sinai, wie vor Zeiten, und gibt Gesetze.“

„Nein, die Bürger vereinigen sich zu dem, was bei ihnen gelten soll, und wählen Obrigkeiten, die darüber wachen, daß Alles darnach geht.“

„Zum Kukuk, das muß mir Hottentottenwirthschaft sein.“

„Keineswegs. Alles geht in der Ordnung.“

„Also starke Garnisonen, die das Volk in Zucht halten?“

„Gar keine Soldaten. Man schickt einen Weibel mit Mantel und Stab, und Alles gehorcht.“

„Wunderlich, aber mir gefällt's nicht. Ein Land ohne Soldaten ist wie eine Stadt ohne Häuser, wie ein Wald ohne Bäume. Das verstand unser König besser. Er jagte die hundert Kammerherren seines Vaters zum Henker und sparte sich den Bissen vom Munde ab, und füttert dafür jetzt eine Armee von fünfzigtausend Mann, die prächtigste auf Gottes weitem Erdboden. — Und

wie nun geht's, Frau von Moos, mit Dero Erlaubniß, wenn der Krieg ausbricht, und die feindlichen Heerschaaren gegen Ihr kurioses Land ziehen, mit Kavallerie, Infanterie, Artillerie, Freipartbie, mit Schiffbrücken, Kanonen, Haubizen und Bombenkesseln? — Schickt man dann etwa dem Feind einen Weibel mit Mantel und Stab entgegen?"

"Guter Krabb, um Haus und Hof, Weib und Kind, Gut und Ehre zu beschützen, ist bei uns Alles Soldat, was Gewehr tragen kann, und schlägt tapferer drein, als der Miethling, wie Ihr das leicht begreifen möget; kommen fünfzigtausend Feinde, rücken ihnen hunderttausend Landesvertheidiger entgegen. So macht man's dort."

"Nun denn, meinethalben. Nichts für ungut. Die Leute bei Ihnen dort sind doch nur Halbwilde, merk' ich. Ich danke Gott, daß er mich zum preussischen Unterthan machte. Hier haben wir doch alle Sonntage Parade auf dem neuen Markt. Blitz und Wetter, hier ist Ordnung! Wir hier lachten uns die Seele aus dem Leibe, wenn ein Mantel und ein Stab und ein Weibel käme."

Frau von Moos, ein wenig empfindlich, wollte eben entgegnen, und Herr Wilmson sein Wort dazwischen reden, um den kleinen Streit zu schlichten, als einer von den Dienstboten des Hauses die Gartenthür öffnete und einen Offizier hereintreten ließ.

Man stand bei dieser Erscheinung sogleich ehrerbietig auf; der Invalide mit seitwärts angezogenen Armen, steif wie eine Drahtpuppe. Vater Wilmson trat dem Ankömmling, der vornehm und nachlässig mit dem Kopfe nickte, höflich und mit entblößtem Haupte entgegen.

"Sind Sie der Kaufmann Wilmson?" fragte der Offizier.

— Zu Dero Befehl.

"Sie haben Kinder?"

— Einen Sohn, der die Ehre hat, vor Ihnen zu stehen.

"Wie alt sind Sie?"

— Neunundfünfzig.

"Und der junge Bursche da?"

— Zwanzig oder einundzwanzig.

"Der Herr Kommandant wünscht beide zu sprechen. Er befiehlt Ihnen, sich mit Ihrem Sohne morgen Vormittags, Schlag neun Uhr, im Kommandantenhause einzufinden."

— Ich werde gehorchen. Darf ich fragen, aus welcher Ursache mich der Herr Kommandant...

"Weiß ich nicht, hat auch Keiner darnach zu fragen. Also gute Nacht; und Schlag neun Uhr Morgens!"

Damit entfernte sich der Offizier und ging pfeifend und trällernd durch den Garten davon; Vater Wilmson ihm mit entblößtem Haupte nach, das Geleit zu geben. Der Offizier beachtete es nicht und schlug die Gartenthür zu.

"Juchhe!" rief Krabb entzückt, und schnalzte sich eins mit den Fingern beider Hände über dem Kopf: "Hab' ich's nicht gesagt? Der König sah sich nicht vergebens um und gab dem Fürsten von Dessau Ordre. Frohe Botschaft! Große Ehre!"

"Woraus vermuthet Ihr das? Ich fürchte, es stehen böse Dinge bevor!" sagte Frau von Moos und setzte sich zitternd auf das Bänkchen nieder.

"Pah! böse Dinge! Der Offizier wäre dann doch nicht so ungemein höflich gewesen."

"Höflich?" rief Frau von Moos mit Unwillen: "Kann man einen gröbern Tölpel malen? Ließ meinen Bruder mit entblößtem Haupte im grauen Haare vor sich stehen, und rückte nicht einmal den Filz vom Kopfe, nicht einmal in Gegenwart eines Frauenzimmers."

"Ei, Frau von Moos, einem Offizier liegt das Befehlshaberische in allen Gliedern. Das muß ihm wie angeschaffen sein. Aber er war sehr freundlich, sehr höflich, — solch ein Herr ist von Adel, müssen Sie wissen! — und denken Sie doch, er sprach mit unserm Herrn Wilmson wie Seinesgleichen, nannte ihn sogar Sie! Denken Sie doch, einen Bürgerlichen nannte er Sie! Wetter, das hat doch etwas auf sich! Geben Sie Acht, das Alles rührt vom König her. Morgen kommt Glück und Ehre über dieses Haus. Sie dürfen morgen noch nicht abreisen!"

"Ach, lieber Bruder," sagte Frau von Moos zum alten Herrn Wilmson, "ich wünschte, statt erst morgen Mittag vom heitern Abschiedsmahle hinweg zu reisen, schon heute davon zu geben und dich mit mir zu nehmen. O Bruder, ist es dir möglich, fliehe mit mir, da es noch Zeit ist, diese Nacht noch. Es ist nicht gut in der Nähe des Löwen wehrlos leben!"

Herr Wilmson schüttelte lächelnd den Kopf und sagte beruhigend zu ihr: "Juliane, was auch der Kommandant oder der König von mir wolle, es wird nichts Ehrloses und nichts Ungerechtes sein. Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Wäre ich schuldig, oder nur verdächtig, so würde mir keine Einladung zum Kommandanten geworden sein, sondern ich wäre verhaftet worden. Ich glaube aber auch nicht an die Ehre und das Glück, welches Krabb meinem Hause weissagt. Ich bin mir keiner besondern Verdienste bewußt, die ich um den Staat hätte, und wohl noch weniger hat sie Fritz. Das Ausserordentliche, was die Zukunft für uns hat, bringt sie uns immer unvermuthet; aber was wir im Voraus von ihr fürchten oder hoffen, ist nie so groß, als wir erwarteten."

"Gebe Gott," seufzte Frau von Moos, "daß du nicht das Unvermuthete empfängst. Ich fürchte mich nicht vor den Menschen, aber vor denen, die weniger als Menschen sind, oder mehr als Menschen sein wollen."

Vater Wilmson strich der Schwester lächelnd mit der Hand über das Gesicht. "Weg mit den Sorgen!" sagte er: "Du bist noch immer, wie vor zwanzig Jahren, die kummervolle Juliane!

Laßt uns ins Haus treten, es wird kühl. Wir nehmen noch ein Schlaftrünkchen. Fritz, fort in den Keller; eine Flasche Malvasier!“

4.

Als er das hörte, rief er aus
Mit bitterlichen Zähren:
Mein Beispiel soll die ganze Welt
Bedacht und Klugheit lehren.

Alte Ballade von Eschenburg.

Des andern Morgens war Alles im Wilmsonschen Hause früh in Bewegung, um die Vorbereitungen zum Abschiedsfeste zu machen, welches Herr Wilmson seiner Schwester gab. Dieser Ehrenmann, sonst schlicht und recht in allen Dingen, pflegte in seiner Haushaltung Sparsamkeit zu üben, welche fast an Knauserei grenzte. Aber bei ausserordentlichen Anlässen wußte er seines Aufwandes fast kein Maß und Ziel. Da wurden die köstlichsten Leckerbissen um jeden Preis herbeigeschafft; die theuersten Weine sollten in Strömen fliessen; die stets geschlossenen Prachtzimmer seines Hauses wurden geöffnet, und statt des blinden Zinns auf den Tischen glänzten silberne Teller und Schüsseln, und den Boden bedeckten morgenländische Teppiche. Bei fünfzig Personen seiner Bekanntschaft waren heute zum Abschiedsschmause eingeladen. Zwei Musikchöre sollten abwechselnd in entfernten Nebenzimmern, während des Gastmahls, das Ohr der Gäste ergötzen. Ringsum an den Wänden prangten und dufteten in geschmackvollen Porzellanvasen malerisch geordnete Blumen. Er selbst ging von Zimmer zu Zimmer umher, nachzuschauen, ob sein Wille gehörig vollzogen werde. Es war ihm nichts zu prächtig, nichts zu theuer. Während des Essens sollten sich seine Schwester und sein Fritz still entfernen und verschwinden, ohne Lebewohl. So wollte er's. „Denn großem Schmerz“, sagte er, „hilft große Zerstreuung am besten ab. Das Gemüth wird im Gleichgewicht erhalten. Ich kenne mich, ich bin zu weich; darum thu' ich Fürsorge. Ich halte es mit Till Eulenspiegel: ernsten Sinn, wenn Alles glückt, leichten Sinn, wenn's übel geht.“

Als Frau von Moos bei ihm erschien zum Frühstück, konnte sie sich nicht erwehren, ihm weinend um den Hals zu fallen. „Bruder, ich jammere nicht wegen unserer Trennung,“ sagte sie, „aber die Einladung zum Kommandanten, — glaube mir's, es steht dir und uns Allen Unheil bevor.“

Er lachte.

„Ich hatte einen fürchterlichen Traum diese Nacht. Ich sah meinen verstorbenen Mann. Ich wunderte mich, ihn noch lebend zu sehen. Man stirbt nicht, sagte er, wenn man von der Erde geht. Bis du zu mir kommst, besuch' ich dich zuweilen, wie ich schon oft gethan habe. Jetzt begleite mich in meine Wohnung. — Wo wohnst du? fragte ich. Er zeigte auf eine uralte Kirche. Wir traten hinein. Wir gingen mit schallenden Schritten durch ein Todtengewölbe. Links und rechts Reihen von Särgen. Er legte sich in einen leeren Sarg. Der dort, sagte er, und zeigte auf einen andern leeren, ist für dich, wenn du kommst. Die dort schlafen gut! fuhr er fort und zeigte zu seiner Rechten. Ich blickte hin und erblickte dich, Anton, in dem einen, und Fritz in dem andern Sarg. Mich überlief ein Schauer. — Hättest du sie nur gewarnt, sie wären noch nicht hier! sagte mein Mann. — Ich habe sie ja gewarnt! sagte ich, und Thränen verdunkelten meinen Blick, so daß ich die Särge nicht sah, sondern es floß ein milchweißer Glanz darüber. Und Alles lösete sich in dem Schimmer auf, der von oben her aus unendlichen Fernen strahlte; und ich fühlte mich in einer wunderbaren Lust selbst nicht mehr, denn ich ruhte und schwebte selber wie ein Glanz im Glanze. Das kommt daher, sagte, doch nicht mit menschlicher Stimme, ein heller Strahl, der mich durchdrang — aber es war das Wesen meines Gatten — das kommt daher, weil du bei mir bist. Und dein gewesener Bruder Anton und sein gewesener Sohn Fritz sind auch da. — Wie, rief ich, Alles gestorben? — Darüber erwachte ich; aber ich hörte mich wachend noch das Wort gestorben rufen, und es war finster um mich, und es hallte meine Stimme von den Wänden zurück, daß es mich mit Entsetzen durchschauderte. Indem schlug die Thurmuhr der St. Johanniskirche Mitternacht. Ich lag im kalten Angstschweiße. Erst gegen Morgen entschlummerte ich.“

Herr Wilmson sagte: „So geht's, wenn man wohlgemeinten Rath verachtet. Warnte ich dich nicht gestern Abend, nichts von den Neunaugen zu essen? Sie machen mir jedesmal Unverdaulichkeit und unruhigen Schlaf. Und dergleichen Träume können einem ganzen Tage die widerlichste Farbe geben.“

Da brachte Fritz einen Brief, den eine fremde Dienstmagd ihm für seinen Vater gegeben. Herr Wilmson öffnete und fand keine Unterschrift, sondern nur die wenigen Zeilen: „Ein guter Freund ermahnt Herrn Wilmson, nach Empfang dieses ins Bett zu gehen und für einige Tage todtkrank zu werden oder zu scheinen. Erwähnter guter Freund weiß aus sicherm Munde, daß Herr Wilmson dem Könige allzugut gefallen hat. Sapienti sat.“

Anfangs stutzte Herr Wilmson beim Lesen dieser räthselhaften Zeilen; die Handschrift war ihm unbekannt. Dann sah er lächelnd, mit argwöhnischer Schalkheit, seine Schwester an, zerdrückte das Papier in seiner Hand und steckte es ein.

Nun erzählte Fritz von seinem gestrigen Abenteuer, von der Schönen im Trauerkleide, ihrem geraubten Schnupftuche und Meerschaumkopf und dem Zeisig mit dem glänzenden Hutknopfe. Herrn Wilmson war das Geschichtchen willkommen. Es

diente zur Zerstreuung seiner Schwester, die das Tuch und den Meerschaumkopf auf allen Seiten betrachtete und Namen und Stand der beraubten Schönen entziffern wollte. Ihre weibliche Neugier war um so mehr gereizt, da Fritz mit einer seltenen Begeisterung, die ihm, wenn er von Frauenzimmern sprach, nicht eigen war, über die Liebenswürdigkeit der unbekannten Blondine sprach.

„Ich hab' es nicht für möglich gehalten," rief er, „daß so wunderbarer Reiz, wie wir ihn nur überirdischen Wesen in unserer Einbildungskraft verleihen, in menschlicher Gestalt wirklich erscheinen könne. Ihr Gehen war Schweben; ihr Bewegen unaussprechliches Einschmeicheln, ich möchte sagen, Musik für Augen; ihre Stimme nicht Ton, den das Ohr vernimmt, sondern süßer Klang, der durch unser Inneres, wie aus Träumen, zittert; ihr Antlitz das Antlitz eines kindlichen, in Andacht und Entzücken schwebenden Seraphs; ihr Blick ein gütiges, demüthiges Lächeln voll überirdischen Lichtes."

„Mit einem Wort", unterbrach ihn Vater Wilmson lachend, „ein himmlisches Luftbild von Sonnengold und Abendroth."

„Fast hätt' ich's glauben mögen!" antwortete Fritz ganz ernsthaft: „Denn sehen Sie, in ihrem Gesichte war eine gewisse Klarheit, ein gewisses Durchsichtiges, ein ... es läßt sich nicht mit Worten deuten, nicht mit Farben wiederspiegeln. Ich werde dieses Gesicht, diese Gestalt, diesen Zauber, so lange ich ein Gedächtniß habe, nie vergessen."

Frau von Moos, die schon ein Plänchen für Fritz entworfen hatte — auf ihrem Landgut am Bodensee wohnte eine Verwandtin ihres verstorbenen Mannes, ein junges Mädchen, das ihr lieb war —, machte sauersüße Miene und sagte: „Fritz, deine künftige Frau wird auf keinen Fall mit deinem Gedächtnisse zufrieden sein."

„Ist dein Seraph nicht schon wieder in den Wolkenhimmel zurück," sagte der Vater, „so muß er dir und mir noch einmal erscheinen. Ich lasse Tuch und Meerschaumpfeifenkopf ausrufen, austrommeln, in die Zeitungen setzen, in die Berliner, in die Hamburger; lasse Zettel an die Straßenecken kleben, sogar an die Kirchenthüren."

Unter diesen Gesprächen, die mannigfaltig wechselten und von Zeit zu Zeit durch das Gesinde unterbrochen wurden, welches mit Fragen wegen der Anordnungen zum Feste kam, ward es neun Uhr. Herr Wilmson und sein Sohn machten sich auf, um vor dem Gastmahle dem Kommandanten den verlangten Besuch abzustatten. Sie gingen schweigend neben einander durch die Straßen, jeder eigenen Gedanken nachhängend. Derselbe Offizier, welcher gestern den Befehl überbracht hatte, stand vor der Thür des Kommandantenhauses. Er führte die Ankömmlinge eine breite Treppe hinauf in einen geräumigen und prachtvollen Saal. Vor der Saalpforte standen zwei Grenadiere mit zugespitzten Mützen und schwarzgewichstem Knebelbart. Im Saale gingen Offiziere von verschiedenen Regimentern auf und ab, ohne die Hereintretenden, welche sich schüchtern und ehrfurchtvoll verneigten, eines Blickes zu würdigen.

Nach einer Weile trat aus entgegengesetzter Thür ein Gardeoffizier und rief in den Saal hinein: „Ob der Kaufmann da ist, und sein Sohn?" — Herr Wilmson und Fritz stellten sich dem Rufenden sogleich dar. „Nur mir nach!" rief der Gardeoffizier, und sie folgten ihm in ein anstoßendes kleines Zimmer. „Hier wartet, bis Ihr gerufen werdet!" sagte er, entfernte sich durch eine andere Thür, kam nach einer Minute zurück und rief: „Er da, der Alte, geht zuerst hinein. Der Junge wartet noch." Damit führte er Herrn Wilmson in das Zimmer, wo er ihn vermuthlich erst gemeldet hatte.

Fritz vergaß in diesem Augenblicke seiner schönen Unbekannten, und hing neugierigen Fragen nach, warum er mit seinem Vater hierher beschieden sei. Ein Kammerdiener oder dergleichen, dessen Rocknähte und Rocktaschen alle mit breiten Goldtressen bedeckt waren, daß man zwischen der Tressenmenge kaum das Tuch des Kleides erblickte, stand, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, am Fenster, und trommelte leise einen Marsch mit den Fingern auf die Scheiben. Als sich dieser nach einer Weile gähnend umdrehte, fuhr er zurück und murmelte durch die Zähne: „Ei verteufelt! Ist Er's?"

Der junge Wilmson war nicht minder betroffen. Denn er erblickte in dem Murmelnden den wohlbekannten Zeisig von gestern, dessen dickgeschwollene Nase noch ein untrügliches Denkmal von Fritzens zu Tage gelegter Manneskraft geblieben. Der Zeisig maß ihn mit giftigen und stolzen Blicken vom Wirbel bis zur Sohle, trat endlich vor ihn, stierte ihm fest in die Augen und sagte halbleise zwischen den Zähnen: „Ist Er nicht der Schlingel, der sich gestern unterstand ..."

Fritz trat zurück mit funkelndem Blicke und sagte: „Herr, ich bitte, keine Pöbelhaftigkeit, oder ich färbe Sie noch einmal roth, trotz dem Tressenrocke!"

Der Zeisig zog sich ein wenig zurück und lächelte ihn höhnisch an. Der junge Wilmson wandte ihm den Rücken und ging zum Fenster. In dem Augenblick fuhr ein Reisewagen durch, auf der Straße unten; mehrere Frauenzimmer saßen darin beisammen. Eins derselben sah mit dem Gesicht gegen das Haus herauf. O Himmel, es war die Schöne in der Trauer! — Fritz riß hastig das Fenster auf, ihr nachzusehen. Sie lehnte sich aus dem Kutschenschlag und schien unverwandt nach ihm zu blicken, bis der Wagen um eine Ecke bog. „Himmel!" seufzte Fritz: „Sie ist's! Und ich muß hier sein!" — Rasch zu seinem Feinde gewandt sagte er: „Eben fährt die junge Dame fort!"

„Welche Dame?“ murrte der Kammerdiener.

„Die Sie gestern beraubten im Gedränge.“

„Einfaltspinsel, ich berauben? Einen Scherz trieb ich, und nichts weiter. Sie kennt mich wohl. Aber der Pfeifenkopf . . .“

Fritz trat einen Schritt näher, vergaß allen Zorn und faßte ihn bei der Hand: „Wie, mein Herr, also Sie kennen sie?“

„Allerdings. Aber bleib Er mir vom Leibe und thue Er nicht so gemein mit mir. Und der Pfeifenkopf?“

Der junge Wilmson hätte jetzt um Alles in der Welt gern Frieden und Freundschaft mit seinem Gegner geschlossen. Er war im Begriff, das unglückliche Mißverständniß von gestern zu bereuen und wegen des Handels um Verzeihung zu bitten. Da ging die Thüre auf, und sein Vater kam zurück.

„Ich will nicht auf dich warten,“ flüsterte Wilmson seinem Sohne im Vorbeigehen zu, „ich bin zu Hause nöthig. Komm mir bald nach, sobald du abgefertigt bist.“

„Warum sind wir vorberufen?“ fragte Fritz.

„Still, Fritz, der König selbst ist im Zimmer!“ erwiederte Herr Wilmson: „Ich weiß noch nicht, was ich eigentlich hier sollte. Der König that gleichgültige Fragen nach meinem Alter, nach meinen Vermögensumständen, nach dir, und ob du geschickt seiest. Dann ließ er mich wieder gehen und versicherte sehr gnädig, er werde für dich gut sorgen, wenn du ihm gefallest. Betrage dich muthig und anständig. Der König ist bei guter Laune. Nimm aber keine Anerbietungen an, wie vortheilhaft sie auch sein mögen, falls dir dergleichen gemacht werden. Erbitte Bedenkzeit. Wir wollen Rücksprache mit einander halten. Lebe wohl indessen!“

Mit diesen Worten entfernte sich Herr Wilmson. Fritz, wie hochwichtig ihm zu jeder andern Zeit gewesen sein würde, in die Nähe eines Monarchen zu treten, empfand jetzt weder Neugier, noch Furcht, noch Anwandlungen von Ehrgeiz. Alle seine Gedanken waren von der Erklärung des hochmüthig-groben Kammerdieners verschlungen, daß er die trauernde Unbekannte wohl kenne. Ja, dieser Mensch, der zu jeder andern Zeit kaum seine Aufmerksamkeit an sich gezogen hätte, und den er wegen seiner beleidigenden Frechheit wohl abermals ohne Umstände zur Rechenschaft gezwungen haben würde, verwandelte sich durch jene Erklärung für ihn in einen Mann von Würde, von Bedeutsamkeit; und ein Abglanz von der Herrlichkeit der Unbekannten schien ihn zu umstrahlen.

Er war im Begriff, sich noch einmal dem Kammerdiener zu nähern, als die Thür geöffnet ward. Der Gardeoffizier trat unter derselben vor und winkte dem jungen Wilmson schweigend mit dem Finger.

Der Jüngling trat hinein und verbeugte sich mit tiefster Ehrfurcht nach allen Seiten, ob er gleich Niemanden recht deutlich vor sich sah. Es war Alles Wolke und Nebel. Nicht seine Furchtsamkeit vor der Anwesenheit des Monarchen, nicht der Glanz von dessen Majestät hinderte ihn am Sehen, sondern ungeheurer Tabaksdampf. Das kleine Gemach war mit Generalen angefüllt, die insgesammt ihr Pfeifchen rauchten. Alle standen schweigend umher mit entblößtem Haupte, nur einer derselben saß, den Hut auf dem Kopfe, an einem Tischchen. Der junge Wilmson erkannte in ihm, als vor dem Gesichte desselben eine blauliche Wolke zerrann, den König.

Dieser betrachtete eine Weile den Jüngling mit sichtbaren Zeichen des Wohlgefallens, nickte dann einem der Zunächststehenden zu und sagte: „Nicht mehr als einundzwanzig? Der ist noch nicht fertig. Er hat wohl noch vier Jahre vor sich. Aus dem Burschen gibt's etwas Rechtes, vielleicht noch einen Flügelmann der Leibkompagnie.“

Dann wandte er sich an den Jüngling: „Sage mir, Bursch, was hättest du Lust zu werden?“

— Mein Vater bestimmt mich zum Nachfolger in seiner Handlung; meine Neigung sind, neben der Landwirthschaft, die Wissenschaften.

„Wissenschaften? Was verstehst du darunter? Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Chaldäisch?“

— Ich lese die alten Griechen und Römer gern, habe dabei Geschichte und Mathematik getrieben, und liebe auch die französische und italienische Literatur.

„Pfui Teufel! Aus dir muß es keinen Federfuchs geben. Fort damit! Daß du gut schreiben, lesen und rechnen kannst, freut mich. Ich will dich avanciren.“

— Ihre Majestät wollen geruhen . . .

„Ich nehme dich unter meine Garde nach Potsdam. Verstehst du? Soldat mußt du werden, wenn aus dir ein ganzer Kerl werden soll. Du wirst nicht der Kleinste bleiben, hast vollkommen den Ansatz von sechs Schuh und darüber.“

— Ihre Majestät . . .

„Wenn du dich rechtschaffen aufführst, sollst du nicht sechs Wochen lang Gemeiner bleiben. Ich brauche in meiner Garde geschickte Leute. Hast du eine Braut?“

— Ihre Majestät! . . . stammelte Wilmson, und ward feuerroth.

„Seht mir doch, der Milchbart wird da krebsroth! Nun, hat nichts zu sagen. Ohne meine Spezialerlaubniß darfst du keine Frau nehmen; ich will dir schon ein Mädchen geben. Also wir sind mit einander im Reinen. Hast du den Soldatenstand lieb?“

— Nein, Ihre Majestät, ich will frei bleiben.

„Schock Millionen Teufel, was unterstehst du dich?“

— Ich habe nicht die Ehre, einer Ihrer gebornen Unterthanen zu sein.

„Einerlei!“

— Ich bin Bürger in den vereinigten Niederlanden.

„Gleichviel.“

— Ich werde in mein Vaterland zurückgehen.

„Das wirst du unterwegs lassen.“

— Ich rufe den Schutz meiner hochmögenden Herren der Generalstaaten an.

„Halt's Maul, oder ich lasse dir, statt des Handgeldes, zwanzig aus dem ff aufzählen.“

— Die Gerechtigkeitsliebe Ihrer Majestät wird nicht gestatten, daß man einen freien Mann wider seinen Willen . . .

„Du kennst jetzt meinen Willen, und ich will keine freie, sondern treue Leute. Darnach hast du dich zu richten. Fort, nach Potsdam. Man soll dir gutes Handgeld geben.“

— Erlauben Ihre Majestät allergnädigst, ich begehre kein Handgeld, ich werde keins annehmen. Ich habe einen Vater. Er ist mehr als vermögend, er ist reich. Er wird sich zu jeder Summe verstehen, mich loszukaufen, wenn . . .

„Ich verlange kein Geld. Du bist Soldat; damit holla!“

— Ich verwahre feierlich meine Rechte als Mensch gegen jede Gewaltthat. Ich werde lieber sterben, als den Fahneneid schwören.

„Himmel-Tausend-Sapperment!“ schrie der König, sprang auf und schwang den Stock gegen den jungen Wilmson. Dieser, stolz und bescheiden, sah den Monarchen mit einem festen Blicke an, ohne die geringste Furcht blicken zu lassen.

Der König ließ den Stock wieder langsam sinken, warf einen zornigen Blick auf den Jüngling, und sagte mit furchtbarer Stimme: „Du nicht den Fahneneid schwören, Wurm du? Du hast keine Wahl mehr, merke dir's, als zwischen der Garde oder dem Galgen.“

— Ihre Majestät, ich wähle lieber den letzten! sagte Wilmson ruhig.

Der König hob wieder im Zorn den Stock, wandte sich dann aber rasch um und sagte zum Kommandanten: „Laß Er mir den verdammten Schurken da auf der Stelle in die Kaserne bringen, oder in die Wacht. Morgen geht er mit dem übrigen Transport ab. Und macht der Kerl die geringsten Umstände, so lasse Er ihn krumm schliessen, oder in den Bock spannen. Marsch!“ — Der König wies mit Hand und Stock gegen die Thür. Der Kommandant faßte den jungen Wilmson hart beim Arm und stieß ihn zum Zimmer hinaus, wo der Zeisig hämisch lachend das Gesicht verzog, als er seinen verhaßten Ueberwinder stolpernd aus des Königs Zimmer hervorschiessen sah.

Angekommen im Saale übergab der Kommandant den trotzigen Rekruten an zwei Offiziere, ihn sogleich zum Depot zu führen, mit Befehl, ihn auf der Stelle krumm zu schliessen, bei Wasser und Brod, sobald er sich im mindesten ungeberdig anstelle.

„Ihre Excellenz“, sagte Wilmson, „wollen mir doch wenigstens erlauben, daß ich meinen Vater noch einmal sehe und von ihm Abschied nehme?“

„Wozu das? Ist ganz unnöthig.“

„Aber ich flehe darum, als die einzige Gnade, die Sie oder Seine Majestät mir noch erweisen können.“

Der Kommandant schwieg einen Augenblick unentschlossen, ging dann in das Zimmer zurück, von woher er gekommen war, und kehrte nach einer Weile mit den Worten zurück: „Man wird's deinem Vater melden, wenn er dich noch sprechen will. Du gehst jetzt zum Depot.“

„Aber Ihre Excellenz wollen gestatten, daß ich mich in meine Wohnung begebe; denn ich bin durchaus nicht in Kleidern, die zur Reise geeignet sind.“

„Packe dich zum Depot!“ rief der Kommandant unwillig: „Das Andere mache mit deinem Vater ab! Ich schicke zu ihm.“

Der Kommandant verließ ihn. Die Offiziere nahmen den Garderekruten zwischen sich und führten ihn ab. Auf der Straße folgte ihnen ein Korporal mit kurzem spanischem Rohr.

4.

Ade, ade, ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh.
Volkslied.

Der Jüngling, welcher durch einen einzigen Machtspruch Vater und Vaterhaus, Beruf, alle bisherigen angenehmen Verhältnisse, alle frohen Aussichten in die Zukunft verloren hatte, um nun zeitlebens unter den Hefen des Volkes zu dienen, ging zwischen seinen Wächtern in finsterer Wuth durch die Gassen der Stadt.

„Sei Er nicht so verzweifelt und traurig!“ sagte einer von den ihn begleitenden Offizieren, der Mitleiden für den schönen jungen Mann zu haben schien.

„Ich bin nichts weniger als traurig!“ antwortete Wilmson kurz, und knirschte mit den Zähnen.

„So ist's recht. Kein Soldat hat es besser, als in der Garde. Es wird Ihm in Potsdam schon gefallen; nur Geduld! Sei Er lustig und guter Dinge.“

„Wenn man Alles, Alles, Alles, was Gegenwart und Zukunft boten, zerschmettert sieht!“

„Denk' Er, ein Erdbeben habe Ihm das verschlungen.“

„Dann wäre ich traurig.“

„Warum dann?“

„Wer kann wider blinde Naturnothwendigkeit? Aber daß man mich aus meinem Hause, aus den Armen meines Vaters wegreissen, zum Sklaven machen darf —— Himmel und Hölle! das ist . . .“

Der Offizier verstand ihn nicht.

Angekommen im Wachthause, ward der Rekrut dem dortigen Offizier übergeben und zu andern jungen Burschen geführt, die in einer schwarzgeräucherten Stube an langen hölzernen Tischen

saßen, Bier tranken, aßen, sangen und stinkenden Tabak schmauchten. Sie wollten den Neuankommenden in ihren lustigen Kreis ziehen. Er warf sich schweigend, mit verschränkten Armen in einen Winkelsitz. Sie tranken ihm zu. Er wies sie zurück. Sie machten sich über das arme Mutterssöhnchen lustig, wie sie ihn nannten. Er antwortete nicht. Er brütete über Plane der Rache von fürchterlicher Art. Seines entehrten, zertretenen Lebens achtete er nicht mehr. Er beschloß zu sterben und den Tod zu suchen, um der Welt das Beispiel zu geben, daß Macht und Gewalt nichts über den Willen des Entschlossenen vermögen, der nicht in Fesseln der Sklaverei leben mag.

Die lärmende Gesellschaft um ihn her war eben hinausgegangen, frische Luft zu schöpfen, als sich die Thür öffnete. Der wachthabende Offizier und Herr Wilmson traten ein. Als Fritz seinen Vater erblickte, sprang er auf, warf sich an dessen Brust und schluchzte so laut, so heftig, daß es selbst den Offizier zu rühren schien. Dieser mochte nicht länger Augenzeuge des Abschiedes sein, und entfernte sich schnell.

Herr Wilmson sprach kein Wort. Er ließ den Schmerz seines Sohnes austoben. Erst als sich dieser erschöpft auf eine der hölzernen Bänke niedersetzte, trat Herr Wilmson zu ihm und sagte, indem er Fritzens Hand nahm: „Du weinst, wie ein Knabe. Ich erwartete in dir einen Mann zu sehen, der fest jedes Schicksal tragen könne. Was ist's denn mehr? Du bist Gefangener, bist Soldat. Aber bleib nur in dir stark und frei und gerecht, dann ist nichts verloren. Sei ruhig! Es ist noch nicht Alles verloren, wenn du dich nicht selbst aufgibst."

— Wie, Sie haben noch Hoffnung, mich frei zu sehen?

„Allerdings."

— Sie können mich wieder loskaufen? — rief Fritz, trocknete die Augen und sprang freudig auf.

„Nein. Ich habe das Aeusserste für dich versucht. Man hat mich abgewiesen. Der König besteht darauf, dich in der Garde zu haben. — Nun denn, du gehst also nach Potsdam. Du ergibst dich in dein Schicksal."

— Und das können Sie, lieber Vater, so kalt aussprechen?

„Du ergibst dich in dein Schicksal. Ich werde dir Reisekleider senden. Hier hast du Geld, wenn du dessen bedarfst. Du gehst nach Potsdam; du unterwirfst dich Allem, was dir geboten wird; du sollst dir Jedermanns Vertrauen erwerben. Ich verlange das von dir."

— Ich laufe davon, und steht gleich Galgenstrafe darauf.

„Nimmermehr! Du bleibst, bis ich dich rufe. Deine Unbesonnenheit würde dich und mich verderben. Wir haben hier kein schützendes Gesetz. Wage es nicht, Argwohn oder Zorn zu erwecken; erst dann würden wir verloren sein. Ich will sorgen. Ueberlaß Gott und mir Alles. Ich werde dich retten. Nur du übereile nichts."

— Und wie lange muß ich Sklavendienste thun?

„Bis ich selbst frei bin, bis mein Vermögen in Papier verwandelt und ausser Landes ist. Dann wollen wir handeln. Sei ohne Kummer. Gehe deinem Verhängnisse heiter entgegen."

— Aber soll ich den Eid der Treue schwören?

„Kannst du den Zwang hindern? Gezwungener Vertrag ist kein Vertrag. Gott und Vernunft sagen dich vom erpreßten Eide los. Sollten solche Eide wider die ewigen Rechte gelten, so könnte man uns auch schwören lassen, vernunftlose Thiere zu werden.

— Ich gehorche, Vater.

„Du thust wohl daran. Wer nichts zu bereuen hat, hat an nichts zu verzweifeln. Der König wollte mir heute ein festliches Gastmahl vereiteln; mehr ist's nicht. Meine Schwester ..."

— Ach, weiß sie mein trauriges Loos?

„Sie weiß Alles. Ich selbst kündigte ihr es an. Ich sagte ihr nur: Schwester, dein Wunsch wird nun erfüllt. Ich verlasse Magdeburg und ziehe mit Fritz zu dir hinaus in die Freiheit, sobald ich mich hier von allen Banden losgerissen habe. Sie war vor Freuden ausser sich. Ich erzählte ihr, was mit dir geschehen sei. Sie dachte an ihren unglücklichen Gatten, und warf ein bitteres, fürchterliches Wort über die Gewaltigen dieser Welt hin. Dann aber sagte sie: „Ich danke diesmal dem Könige. Er macht mir den Abend meines Lebens schön, ohne es zu wollen. Laß anspannen; mir brennt dieser Boden unter den Sohlen."

Die Ruhe, mit welcher Herr Wilmson zu seinem Sohne sprach, wirkte besser auf des Jünglings Gemüth, als jeder Trostspruch. Er betrachtete die überraschende Begebenheit der letzten Stunden wie ein Abenteuer, die Reise nach Potsdam mit den übrigen Rekruten wie eine Lustpartie, und seinen Eintritt in die Garde wie eine Maskerade. Er schied heiter von seinem Vater, und erinnerte diesen nur noch, ihm mit andern Sachen auch das weiße Tuch und den Meerschaumkopf nachzusenden.

Folgendes Morgens, mit Sonnenaufgang, wanderte der Rekrutentransport zum Thor hinaus über die Elbbrücke. Fritz, um nicht die Augen der Menschen zu sehr auf sich zu ziehen, hatte die zierlichen Kleider, in denen er vor dem Könige erschienen war, mit den abgetragensten Reisekleidern vertauscht. Er wanderte niedergeschlagen vor sich hin. Am Ende der Strombrücke hörte er sich rufen. „Alle Wetter und Hagel, Fritzchen, wer hätte uns gestern früh erzählt, daß der Blitz so schnell in den Pulverthurm fahren und Alles sprengen würde! Aber das sag' ich Ihnen, der König und der alte Dessauer meinten es verdammt gut mit Ihnen. Nur Sie sind an Allem Schuld. Sie ganz allein! Warum sind Sie so schön und

lang aufgeschossen, daß Sie Kopfslänge über Alles wegsehen? Warum machten Sie sich nicht klein, oder krumm, oder lahm? Sie kennen die Grille unsers braven Königs!«

Es war der Invalide Krabb, der dem jungen Wilmson die Hand reichte, und ihn noch eine Strecke begleiten wollte. Fritz drückte den Alten heftig an seine Brust. Er konnte vor Wehmuth nicht sprechen. Thränen stürzten aus seinen Augen.

»Kreuzbataillon!« schrie Krabb, und wollte mannhaft scheinen, den Schmerz verbeissen, der ihm die Brust zusammenzog, und die Thränen wegschütteln, die ihm in den grauen Schnurrbart fielen: »Was ist denn das? Ich glaube gar, Sie flennen wie ein altes Weib, Fritz. Schämen Sie sich, Herr. Hol's der Teufel, ich habe nichts mehr mit Ihnen zu thun. Ein Soldat muß nicht heulen. Was soll das?«

Krabb wollte noch mehr zu Fritzens Ermuthigung sagen, aber seine Stimme brach. Er brachte kein Wort mehr über die bebenden Lippen, drückte dem jungen Wilmson die Hand und ging weinend und fluchend über die Brücke zurück in die Stadt, indem er zwischenein für sich sang:

Ade, ade, ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh!

Sobald der junge Wilmson die Thürme von Magdeburg hinter sich aus den Augen verloren hatte, beruhigte sich sein Inneres. Er sah in die Zukunft hinaus, sah im fernen Hintergrunde seine Erlösung, seine Flucht, die freien, schönen Ufer des Bodensees und das Landgut der Schwester seines Vaters. Zwar das rechtlose, gewaltthätige Verfahren, durch welches er binnen vierundzwanzig Stunden aus der Mitte aller seiner Freuden und seiner Freunde hinweg in einen Haufen roher oder lüderlicher oder unglücklicher Menschen geworfen war, empörte noch von Zeit zu Zeit seine Galle; aber er zerstreute sich, wie er konnte, und zum ersten Male fühlte er die Weisheit und ihr Glück in Ausübung der Lebensregel seines Vaters: Sei dein eigener Meister, und du bist Meister der Welt.

5.

Der Mensch denkt,
Gott lenkt.

Die Rekruten machten nur kleine Tagreisen. Nachdem sie in Potsdam eingezogen und gemustert waren, wurden sie verschiedenen Regimentern einverleibt. Wilmson kam unter die Garde zu Fuß. Er fügte sich geduldig in Alles; erlernte die puppenhafte Stellung, die Handgriffe mit dem Gewehr, Links- und Rechtsschwenken schnell; ward in die blanke Uniform eingekleidet und versah bald den Dienst gleich Andern. Wie wenig er sich auch Mühe darum gab, gewann er in kurzer Zeit die Aufmerksamkeit und Gunst der Hauptleute. Er war ohne Widerrede der schönste Mann im ganzen Regimente, wenn auch nicht der längste. Sein Ton, sein Anstand, seine feinen Sitten verriethen bald, daß er aus gutem Hause sei. Man unterschied ihn von den Andern. Seine mannichfachen Kenntnisse blieben nicht unbemerkt. Die Hauptleute benutzten ihn. Er mußte bei vielen Schreibereien und Rechnungen helfen. Er trug unter der groben Soldatenuniform das feinste Linnen. Er machte große Ausgaben, bald seinen Kameraden einen frohen Tag zu schaffen, bald Nothleidenden Trost zu bringen, denen mit Geld zu helfen war. Dies Alles erwarb ihm eine Achtung unter den Obern, wie sie sonst dem Soldaten nicht zu Theil wird. Er empfing sogar Erlaubniß, ein eigenes Zimmer zu bewohnen; und damit war unter diesen Verhältnissen sein höchster Wunsch genährt. Er richte sich niedlich, aber einfach ein. Man wußte wohl, er sei wider seinen Willen und auf des Königs unmittelbaren Befehl unter die Soldaten gebracht. Viele Andere beim Regiment waren auf ähnliche Weise dahin gerathen. Aber Keiner schien mit seinem neuen Stande schneller versöhnt zu sein. Er selbst äusserte bei jedem Anlaß Zufriedenheit, und erklärte, daß er entschlossen wäre, lebenslänglich Soldat zu bleiben, und wenn sein Vater für den Loskauf Tonnen Goldes böte.

Dies alles war List. Er erreichte seinen Zweck, Vertrauen zu gewinnen. Man gestattete ihm vorzugsweise große Freiheiten. Selten machte er von ihnen Gebrauch, Mißbrauch nie. Der Oberst des Regiments nannte ihn nicht nur seinen Sohn, sondern behandelte ihn mit einer Freundlichkeit und Achtung, deren sich selbst wenige Offiziere zu rühmen hatten. Wilmson mußte oft bei ihm im Hause sein und Schreiberdienste verrichten; zwar nicht an seiner Tafel, doch aber mit seinen Hausleuten speisen. Durch die Gunst des Obersten rückte Wilmson, besonders da sich der König selber eines Tages nach ihm erkundigt hatte und seine Beförderung wünschte, schon im ersten Vierteljahr zum Feldweibel.

Indessen unterhielt er mit seinem Vater fleißigen Briefwechsel, aus welchem er immer hellere Hoffnungen seiner nahen Erlösung hervorschimmern sah. Vater Wilmson in Magdeburg verkaufte fort und fort seine gesammten Waarenvorräthe; und konnte es nicht ohne Nachtheil geschehen, ließ er sie in Niederlagen ausserhalb der preussischen Grenzen bringen. Er zog nach und nach alle ausstehenden Gelder ein, zuweilen nicht ohne baaren Verlust, unter dem Vorwand, daß er durch auswärtige Bankerote in seinen Vermögensumständen zurückgekommen sei. Man hielt ihn zwar für den ehrlichsten Mann von der Welt; aber sein kaufmännischer Kredit ging dabei unter. Und eben das wollte er, um zuletzt auch noch sein Letztes, seine liegenden Besitzungen in Magdeburg, ohne andern Verdacht zu erregen, in Geld umwandeln zu können.

Als ihm dies gelungen war, schrieb er seinem Sohn: »In vierzehn Tagen verlasse ich Magde-

burg und eile zum Bodensee. Man glaubt hier, ich begebe mich in die Niederlande zurück. Dort erwarte ich dich bei meiner Schwester; ich erwarte dich unter Seelenangst. Denn du hast ein schweres Werk vor dir. Triff deine Anstalten zur Flucht mit Vorsicht. An Geld fehlt es dir nicht, und verlangst du noch mehr, so send' ich dir auf der Stelle. Heute reiset, weil du es wünschest, Krabb zu dir, um beim Befreiungswerke dein Gehilfe zu sein. Der alte Mann ist närrisch vor Freuden. Du bringst ihn mit dir zum Bodensee. Er soll und will seine alten Tage bei mir beschliessen. Damit weniger auf dich und ihn Argwohn falle, und ihr beide in euerm Einverständnisse desto freier handeln könnet, vermeidet, öffentlich beisammen zu erscheinen. Ich habe ihn genugsam mit Geld versorgt."

Der Feldweibel zu Potsdam hatte wirklich schon die Entwürfe zur Flucht vollkommen ins Reine gebracht. Aber zu ihrer sichern Vollziehung war er eines treuen, vertrauten Mannes bedürftig, den er in Potsdam nicht finden konnte. Darum verlangte er den treuen Krabb zu sich. Diesen wollte er, als reichen Kaufmann gekleidet, nach Berlin senden, von dort mit Extrapost nach Potsdam kommen, dann sich von ihm aufnehmen lassen in den Wagen und so über die preussische Grenze nach Sachsen fliegen.

Krabb kam wirklich an. Der Alte weinte Freudenthränen, als er in der Dämmerung eines Abends zum jungen Wilmson ins Zimmer trat. Fritz erdrückte den treuen Hausfreund fast an seiner Brust und weihte ihn in seine Plane ein.

"Holla!" rief der Invalide: "Geht mir jetzt das Licht auf, warum mir der alte Herr zu Magdeburg einen ganzen Reisekasten voll feiner Wäsche und Kleider machen und einpacken ließ. Fritzchen — hol' mich — straf' mich —, ich sehe darin aus, wie ein geheimer Rath oder Bürgermeister, und metzle ich mir erst den Bart weg, soll mich der Teufel selbst nicht erkennen."

Alle Abreden wurden nun genommen. Krabb sollte im Wirthshause wohnen bleiben. Man wollte nie öffentlich zusammentreffen, und von Magdeburg den letzten Brief des Herrn Wilmson erwarten, worin derselbe seine Abreise melden würde; dann alsbald zum Werk schreiten.

Der Brief kam endlich an. Auch Krabb hatte einen, fast gleichen Inhalts, von Herrn Wilmson empfangen. Mit diesem in der Hand lief er voller Entzücken, sobald es am Abend dunkel geworden, zum Feldweibel. Dieser aber, der, den Kopf auf den Arm gestützt, in schwermüthiger Stellung am Tische saß, schien das Entzücken des Invaliden diesmal gar nicht mit ihm theilen zu wollen, und antwortete auf Alles sehr kurz und trocken, oft gar nicht.

Der Invalide stand etwas verblüfft vor seinem jungen Herrn und gaffte ihn mit großen Augen an. "Sind Sie krank geworden?"

— Nein, Krabb.

"Ist etwas vorgefallen?"

— Nichts.

"Nun, so stehen mir alle meine fünf Sünden still, wenn ich das begreife. Ich dachte, Sie wären vor Freuden in allen Lüften, und sitzen nun da, wie ein Delinquent, verzeih' mir's Gott, auf dem Armensünderstuhl. Muß ich nicht morgen nach Berlin, den Reisewagen kaufen, anspannen lassen?"

— Krabb, mit der ganzen Sache hat's noch keine Eile.

"Keine Eile? Warum nicht?"

— Ich weiß nicht.

"Ei, so schlag doch das Wetter drein. Weiß nicht! Wie soll ich's denn wissen? Der alte Herr ist ja schon fort ins Reich."

— Ich bleibe einsweilen noch hier. Laß mich in Ruhe.

Mit diesen Worten stand Fritz auf, ging mit großen Schritten einigemale durch's Zimmer, hielt dann plötzlich vor dem Invaliden still, und legte seine Hände auf dessen Schultern, während er einen Blick voll innerer Seligkeit, die sich in seinem ganzen Antlitze offenbarte, in die Höhe richtete. Krabb schwieg wie ein Mäuschen, und sperrte Mund und Ohren auf; sein ganzes Gesicht ward Ohr, und horchte der Erzählung, die da kommen sollte. Statt dessen runzelte Fritz plötzlich die Stirn, wandte sich ab und ging langsam mit gesenktem Kopfe und verschränkten Armen schweigend ans Fenster.

"Tröste mich Gott, Fritzchen, aber das Ding ist mit Ihnen nicht richtig!" sagte der Invalide verlegen.

"Eben darum!" rief der junge Mensch rasch und ärgerlich: "Eben darum schweig. Ein- für allemal, ich bleibe; ich will nicht fort; ich kann nicht fort. Laß mich in Ruhe. Morgen, übermorgen, und wenn's in einem Vierteljahr oder in einem Jahre wäre, kann ich dir mehr sagen. Die Sachen stehen jetzt anders."

"Das sind mir schöne Geschichten!" brummte der Alte: "Komme in Hast und Jast; will, Gott verzeihe mir die schwere Sünde, Kopf und Hals daran wagen, einem Deserteur beim Ausreissen zu helfen und den König zu betrügen; setze mich dem Galgen aus — denn da wird's heißen: mitgefangen, mitgehangen! — und nun ists mit Allem nichts; soll hier ein Vierteljahr oder ein Jahr auf der Bärenhaut liegen. Alle Hagel, ich lasse mich hängen, aber das thu' ich nicht!"

Der junge Wilmson hörte nicht auf ihn; und als es der Invalide zu arg trieb, sagte Wilmson: "Freund Krabb, laß mir Ruhe. Ich bin in einer unseligen Lage; ich kann nicht fort; bin festgebannt; will nicht davon, darf nicht davon; und wenn mich der König über die Grenze bringen liesse, würde ich heimlich wieder umkehren. Nun geh'. Du sollst ja, vielleicht schon in einigen Tagen, Alles erfahren. Nun geh'!" Mit diesen Worten schob er den Alten zur Thür. Krabb

schüttelte den Kopf und ging still fluchend in sein Wirthshaus.

6.

Ach, Fröwlin, solt ich dich verlan,
Das wäre sere missethan,
Ein wahrhaft Mann nit missetut.
Altdeutsches Lied.

Daß Fritz Wilmson seinen Sinn so plötzlich geändert hatte, und nun Potsdam, seinen Kerker, nicht verlassen wollte, hatte gute Gründe.

Er war am vorigen Tage auf der Wacht beim Schlosse gewesen, und erst Mittags, nach Gewohnheit, abgelöset worden. Wie er des Morgens, um sich im Frühstrahl der Sonne zu erquicken, auf dem Platze zwischen den Bildsäulen umher ging, bemerkte er ein junges, in halbe Trauer gekleidetes Mädchen, welches in Verlegenheit längs den Häusern hinging, sich links und rechts umsah, und endlich in geradester Richtung auf ihn selbst zukam. Seit ihm die trauernde Schönheit in Magdeburg erschienen war, konnte er keine weibliche Gestalt in schwarzen Kleidern gleichgültig betrachten. Inzwischen verrieth schon die Tracht und der gefüllte Handkorb am Arm der Kommenden, daß diese nur eine Dienstmagd war.

Wie sie aber näher trat, vor ihm stehen blieb und schüchtern fragte: „In dieser Gegend soll eine Frau Majorin Malzahn wohnen. Können Sie mich nicht zurecht weisen? Ich bin noch allzufremd in Potsdam, kaum drei Tage hier!“ — und als er die schöne Flötenstimme wieder hörte, die einst sagte: ich bin eine Waise, und stehe recht allein unter dem Himmel! und sie ihm, wie damals, in allen Nerven wiederklang; als er abermals das kindlichhelle Antlitz sah, und das freundliche, demüthige Lächeln der Augen, die er nie vergessen hatte, — da blendete es ihn, wie Wetterleuchten.

„Wie ist mir denn?“ sagte er mit ungewisser Stimme: „Haben Sie in Magdeburg eine Verwandtin, die Ihnen ähnlich ist, eine Schwester ... oder sah ich Sie selbst dort, aber — in anderer Tracht ... oder ...“

Sie richtete nun erst ihren gesenkten Blick zu ihm auf und trat erröthend einen kleinen Schritt zurück. „Mein Gott!“ stammelte sie: „Trügen Sie nicht den Soldatenrock, ich würde glauben ... Sie waren also in Magdeburg? Wären Sie vielleicht ... aber, das ist doch unmöglich!“

Er ward noch verwirrter.

„Ja,“ sagte er traurig, „ich bin von Magdeburg, bin der Sohn des Kaufmanns Wilmson, und wider meinen Willen, auf Befehl des Königs, unter die Soldaten gebracht; bin schon seit einem halben Jahre hier, und der schönste Tag meines Lebens, den ich in Magdeburg gehabt, ward mir zugleich der schrecklichste. Sind Sie es? Habe ich Sie vielleicht selbst beim Einzuge des Königs gesehen?“

„Ach!“ seufzte sie und senkte ihre Augen zur Erde, „der Tag entschied auch mein Schicksal. Ich erinnere mich Ihrer sehr wohl, Herr Wilmson; und was man mir Böses von Ihnen gesagt hat, nie habe ich's geglaubt.“

„Wer konnte Ihnen aber Böses von mir sagen?“

„Herr Kiek; Sie kennen ihn ja wohl, der Kammerdiener des Herrn Geheimenraths von Gundling. Er behauptete, Sie wären ein Beutelschneider und hätten ihm den Pfeifenkopf und das Tuch geraubt. Ich versichere Sie, nie habe ich dem schlechten Menschen das geglaubt.“

„Ist's möglich? Also wären Sie dasselbe Frauenzimmer, das ich ... hätte ich Sie damals nur wieder gefunden! — Ich verwahre seitdem Tuch und Meerschaumkopf, wie Heiligthümer, für Sie. Aber Ihr Name war mir unbekannt. Im Tuche standen nur die Buchstaben C. v. St.“

„Clementine Stern!“ lispelte sie halblaut.

„Clementine Stern?“ lispelte er leise nach: „Also müßte es lauten: Clementine von Stern?“ Und indem er diese nachträgliche Frage that, fiel unwillkührlich sein Blick auf den schweren Handkorb an ihrem weißen Arm, auf die bunte Schürze von grobem Leinen, auf das kleine, schwarze Halstuch und die weiße Haube mit schwarzem Bande, wie sie von weiblichen Dienstboten damals getragen zu werden pflegten, die sich etwas städtisch kleideten.

Clementine schien den Lauf seiner Augen besser zu verstehen, als er sich dessen eben bewußt war. Sie ward blutroth und sagte: „Es könnte wohl so lauten; aber meine Familie hat das Von längst fallen lassen und nur ihren Unglücksstern behalten. Seit mein seliger Vater als Subkonrektor gestorben, und meine selige Mutter nach Berlin gegangen war, in der Hoffnung, einige Unterstützung durch einen weitläufigen, aber reichen Verwandten zu erhalten, nämlich durch den Herrn Geheimenrath von Gundling, vollendete sich unsere Noth. Meine arme Mutter starb. Und ich war dahin gebracht, die bessern Kleider abzulegen, um mein Brod, als Magd, zu verdienen.“ Indem sie das sagte, perlten einige helle Thränen über ihre rothen Wangen. „Legen Sie meine Traurigkeit nicht falsch aus, Herr Wilmson; ich schäme mich meines niedrigen, doch ehrlichen Standes gar nicht. Ich dachte vorhin nur an den Schmerz meiner Mutter, den sie gefühlt haben würde, wenn ihr meine Zukunft hätte ahnen können.“

„O, liebes Fräulein, wenn ich ...“

„Nennen Sie mich ja nicht Fräulein!“ rief sie und sah ihn mit Aengstlichkeit und Verwunderung an. Als sie aber seine Augen von Thränen verdunkelt erblickte, setzte sie mitleidig hinzu: „Auch Sie also sind nicht mehr glücklich?“

„Wie könnten Sie mich für glücklich halten, wenn ich Sie weinen sehe, liebe Clementine?

Wie stelle ich Ihnen den Meerschaumkopf zu, den ich von Ihnen in Händen habe?«

»O!« rief Clementine, und ihre Wangen färbten sich höher: »Lassen Sie mich den nicht wieder sehen. Er ist nun bezahlt. Er hat mein Unglück vollendet, oder vielmehr, er war das Werkzeug des schändlichen Kiek, des Kammerdieners, zu meinem Verderben.«

Sie erzählte die Geschichte des Kopfs nun mit der ihr eigenen Anmuth. Der Eigenthümer dieses Prachtwerks war der Geheimerath von Gundling, welcher sich auf den Besitz des köstlichen Schaustücks nicht wenig einbildete. Er hatte ihn um eine beträchtliche Summe in Magdeburg, wohin er in des Königs Gefolge gekommen war, angekauft, und daselbst seinen Namenszug von einem der Goldschmiede auf den Silberdeckel graben lassen. Clementine, welche zu gleicher Zeit mit einer dem Geheimenrath verwandten Familie nach Magdeburg gereiset war, in der sie einsweilen nach dem Tode ihrer Mutter aus Mitleiden aufgenommen worden, mußte an jenem Unglückstage das Prachtstück vom Goldschmied zurückholen. Wir wissen, wie sie es verlor. Der bekannte Zeisig, ein Wüstling, hatte längst Absichten auf das arme Mädchen gehabt, welches er durch den Raub ein wenig necken oder kirrer machen wollte. Er hielt den Unbekannten, mit welchem sie im Menschengewühl so traulich plaudernd Arm in Arm ging, für seinen beglücktern Nebenbuhler. Die Wuth des jungen Wilmson, ihm den Raub wieder zu entreissen, bestätigte Kieks Verdacht. Dies und die eigene Niederlage unter Wilmsons Fäusten erfüllte ihn mit Rachsucht. Er erfuhr erst nach der Rückkunft in Berlin, daß der Pfeifenkopf nicht wieder zurückgestellt worden sei. Der Geheimerath Gundling, ohnehin ein Mann von verschrobener Gemüthsart, bekanntlich des Königs Hofnarr dabei, gerieth über den Verlust fast in Raserei. Sein Kammerdiener Kiek wollte von Clementinens Angst Vortheil ziehen, versprach ihr, den Geheimenrath zu beruhigen, und den Preis des Kopfes zu bezahlen, wenn die spröde Schöne ein wenig milder werden wolle. Da sie ihn aber stolz zurückwies, erzählte er dem Geheimenrath von dem Vorfall in Magdeburg, nur mit Entstellungen. Er habe gehört, wie Clementine von einem ihrer Liebhaber um den Kopf gebeten worden sei, und wie sie ihm endlich das Geschenk gegeben. Kiek habe dem Kerl den Meerschaumkopf aus den Händen gerissen, wäre aber sogleich von demselben und mehrern von dessen Kameraden verfolgt, beraubt und mißhandelt worden; denn mit einem Einzigen allein würde er's wohl noch aufgenommen haben. Ohne Zweifel wäre der Räuber des Meerschaumkopfs aus Berlin; denn in einer fremden Stadt, wie Magdeburg, könne Mamsell Stern unmöglich sogleich einen Liebhaber gefunden haben, gegen welchen sie so große Freigebigkeit geäussert hätte.

Weil Clementinens eigener Bericht über den Vorfall in Magdeburg ziemlich mit der Lüge des Kammerdieners einstimmte, diente ihr Wort zur Bestätigung von Kieks Lüge. Daß sie den jungen Menschen, mit dem sie vertraulich gegangen war, nicht gekannt, noch weniger in ihm einen Liebhaber gehabt hätte, glaubte ihr natürlich Niemand. Sie mußte also vollen Schadenersatz leisten und aus dem Hause; ja es für Gnade halten, daß man sie nicht ins Zuchthaus schickte. Nun Clementine in voller Verlassenheit und Armuth war, erbot sich der Zeisig zu ihrem Beschützer und Versorger. Er zweifelte nicht, daß die Noth, in welche er sie gestürzt, ihre Widerspenstigkeit besiegen müsse. Er irrte sich. Und als sie nach vergeblichem Bemühen, in irgend ein Haus von Berlin als Kammerjungfer aufgenommen zu werden, keine Hoffnung vor sich sah, begab sie sich nach Potsdam, um als Haus- und Stubenmädchen ein ehrliches Dasein zu fristen.

Der junge Wilmson hörte die Erzählung der Unglücklichen mit Schmerz. »Läuft mir der Bösewicht irgendwo über den Weg,« rief er mit nassen und funkelnden Augen, »ich jage ihm, und wäre es im königlichen Vorzimmer, den Pallasch durch's Herz. Nun begreife ich, daß der ruchlose Bube, der mich doch im Vorzimmer des Königs sah, der doch wußte, daß ich als Soldat fortgeschleppt wurde, mich Niemandem nannte, und mich nicht als Dieb verklagte. Er mußte fürchten, Ihre Unschuld und seine Niederträchtigkeit und Unwahrheit komme zugleich an den Tag. — Ach, liebe Clementine, wie viel haben Sie meinetwillen gelitten! Denn Alles wäre vielleicht nicht geschehen, wenn ich Sie im Menschengedränge nicht begleitet hätte! Ich muß Ihnen Vieles vergüten. Und ich will es. Ich kann es. O mein Gott, wie viel haben Sie gelitten! Wie viel leiden Sie noch!«

»Nein, Herr Wilmson, ich leide nichts mehr. Ich habe eine gütige Herrschaft gefunden.«

»Ach, die gütigste Herrschaft ist eine Herrschaft! Sie sollten frei sein. O; meine Liebe, ich bin freilich jetzt noch Soldat, — aber mein Vater ist reich, ich bin reich, — haben Sie Vertrauen zu mir. Ich bin gewiß nicht von dem Schlage, wie der elende Kammerdiener; — ich biete Ihnen . . .«

»Für alle Anerbietungen danke ich Ihnen, Herr Wilmson. Sie sind sehr gütig. Aber ich bin nur frei, so lange ich Niemandem Verpflichtungen schuldig bin. Und daß ich Sie nicht für einen Mann halten solle, wie jenen elenden Menschen, — nein, das hätten Sie nicht nöthig gehabt, zu bitten. Er ist mein bösester Feind. Ich kenne ihn.«

»O, daß Sie mich auch kennen würden! Vielleicht . . .«

»Wacht heraus!« schrie die Schildwacht. Ein General ritt über den Platz. Die Soldaten eilten aus der Wachtstube hervor. Der Feldweibel verbeugte sich flüchtig gegen das artige Kammermädchen und sprang zu seinen Leuten in Reih' und

Glied. Als der General vorbeigeritten war, hatte sich die schöne Clementine vom Platze verloren.

Träumend ging der Feldweibel auf und ab. Die unerwartete Erscheinung hatte sein Inneres verwandelt. Er wiederholte sich ihre Worte und Erzählungen. Die Bewegungen ihres Gemüths, während des Plauderns, hatten sie noch schöner gemacht, als er sie in Magdeburg gefunden. Er trat wieder auf dieselbe Stelle, wo sie vor ihm gestanden war. Ein Schauer drang von dem geweihten Boden durch seine Fersen empor. Potsdam, welches ihm bisher wie ein Kerker erschienen war, hatte sich in ein Feen-Reich, und der Befehl des Königs, der ihn zum Soldaten gemacht hatte, in eine göttliche Fügung verwandelt. Er segnete den Monarchen, er segnete sein Loos. Er dachte nicht mehr daran, Potsdam zu verlassen. Auch die Hölle würde ihm in Clementinens Nähe reizend geworden sein.

Sobald er von der Wacht abgelöset worden war, durchstrich er alle Gegenden der Stadt, Neustadt, Friedrichsstadt und Bodengraft. Das Unglück aber hatte gewollt, daß er nicht nach der Wohnung des Mädchens gefragt hatte. Er suchte bis zur dunkeln Nacht, und fand sie nirgends wieder. Doch war er überglücklich. So fand ihn Krabb am Abend desselben Tages.

7.

Lenardo sah her, Blondine sah hin;
Sie trugen im Herzen wohl liebenden Sinn.

Ballade von Bürger.

Man wird nicht daran zweifeln, daß der junge Feldweibel auch folgendes Morgens seine Nachforschungen fortgesetzt habe. Die Residenz Potsdam ist nichts weniger als von ausserordentlicher Größe, und noch weniger von ausserordentlicher Volksmenge. Man weiß aber aus allen Romanen, daß Liebende, die sich suchen, einander finden, und müßten sie auch Welttheile durchkreuzen. Daher ist es nichts Erstaunliches, daß Fritz Wilmson, nachdem er seine Entdeckungsreisen kaum drei Stunden lang fortgesetzt hatte, sein Ziel erreichte. Im mittlern Stockwerk eines großen Hauses stand Clementine am Fenster, und zwar etwas vorgeneigt, als suche sie auch ihn zu erkennen. Ihm ward, als schlügen Flammen über ihm zusammen. Sobald er aber näher kam, um sein Haupt vor der Angebeteten in ehrfurchtsvollem Gruße zu entblößen, schien sie ihn nicht mehr zu bemerken, sondern trat zurück, schloß nicht nur das Fenster, sondern zog sogar die weißen Umhänge vor.

Das überfiel ihn mit Frost und Kälte, wie wenn sich Schneewolken plötzlich über eine blühende Frühlingswelt ausleeren. Er kehrte finster in seine Zelle heim, kämpfte lange mit sich, und ward endlich Sieger. Er schämte sich seiner Leidenschaft für eine Unbekannte, die sein reines Wohlwollen verschmähte, und beschloß, mit Ernst an seine Flucht zu denken. Er sprach mit Krabb. Tag und Stunde wurden verabredet. Krabb sollte nach Berlin, einen Reisewagen kaufen, als vornehmer Kaufmann mit Postpferden durch Potsdam eilen, und ihn, als Bedienten gekleidet, zur nächtlichen Stunde vor dem Thore aufnehmen und entführen.

Krabb kam folgendes Tages noch ein Mal zu Wilmson, um vorläufigen Abschied zu nehmen. Krabb trat frohes Muthes ins Zimmer, während sein junger Herr im Fenster lag und in die stille Straße hinabsah. Krabb grüßte und lärmte vergebens. Der Feldweibel sah sich nicht um. Denn die Straße daher kam Clementine; sie bemerkte ihn droben am Fenster, erkannte ihn, lächelte mit verschämter Freundlichkeit einen Augenblick empor, grüßte sogar, ging vorüber, und schon ziemlich entfernt, wandte sie noch einmal das Köpfchen und blickte nach ihm. Fritz war ausser sich. Aller Schnee schmolz, und der warme Frühling mit den gebeugten aber unzerknickten Blüthen ging wieder in ihm auf.

Als Krabb endlich Gewalt brauchte, um seine Gegenwart bemerkbar zu machen, drehte sich der junge Herr zu ihm mit glühenden Wangen und flammenden Blicken. Lange verstand er nicht, was Krabb wollte, und zuletzt gab er den einfachen Bescheid: „Wir bleiben. Ich reise nicht. Ich werde Potsdam nicht verlassen; und wenn ich wüßte, daß die Stadt in wenigen Stunden von einem Erdbeben verschlungen würde, ich liesse mich mit verschlingen.“

Der Invalide glich nun selber einem Erdbeben, das Alles zu zerschmettern Miene macht. Er fluchte und tobte, gleich einem Besessenen, im Zimmer umher, während Fritz im Fenster lag, in die Straße niedersah und die Steine suchte, welche Clementinens Füße berührt und geheiligt haben konnten. Es blieb dabei. Krabb also mußte wieder in Potsdam bleiben.

Wilmson erneuerte nun seine Entdeckungsreisen vor dem wohlbekannten Hause, ohne glücklich zu sein. Die Fenster waren geschlossen. Besser gelang's ihm in der Garnisonkirche. Er erblickte die Schöne, aber sie bemerkte ihn nicht in ihrer sonntäglichen Andacht. Er folgte ihr auf dem Fuß, als sie mit einem ältlichen Frauenzimmer aus der Kirche ging; er grüßte. Sie erröthete, aber dankte ihm nicht einmal, sondern wandte sich gleichgültig zu der alten Begleiterin. Er fand sie denselben Tag wieder auf einem öffentlichen Spaziergang, faßte Muth und trat mit höflichem Verneigen an ihre Seite. „O, wie glücklich bin ich endlich ...“ stammelte er. Aber ihr Gesicht, plötzlich finster und mit dem Ausdruck der Verwunderung über eine Frechheit ohne Gleichen, endete schnell sein Entzücken. „Was wollen Sie von mir?“ sagte sie: „Ich kenne Sie nicht! Was haben Sie mit mir zu schaffen? Sie haben sich ohne Zweifel zur unrechten Person verirrt.“ Damit wandte sie sich stolz von ihm weg und einigen

jungen Frauenzimmern ihrer Bekanntſchaft zu, die in der Nähe wandelten.

Der arme Feldweibel ſtand eine Weile ſteif und gerade da, wie wenn ihn ſein Oberſt muſterte. Dann ſchwenkte er plötzlich, und marſchirte im Doppelſchritt davon, über Clementine und alle Weiber unter allen Himmelsſtrichen fluchend. „Sie hat dich zum Narren, ſcheint's. Sie iſt nur Kokette. Himmel und Hölle, welchen Ton nahm ſie an! Wie, ſie kenne mich nicht? Ich habe mich an die unrechte Perſon verirrt? Wie, iſt ſie denn doppelt in Potsdam vorhanden?“ — In dieſem Selbſtgeſpräch rannte er durch die Gaſſen, ſuchte den alten Krabb auf und befahl ihm, ohne Verzug nach Berlin zu gehen, den Reiſewagen zu kaufen und zur Flucht alle Veranſtaltungen zu treffen. Krabb, hochzufrieden, daß ſein junger Herr den geſunden Menſchenverſtand wiedergefunden, ließ ſich den Befehl nicht zweimal geben, ſondern miethete auf der Stelle den Wagen, und fuhr in der gleichen Stunde zum Thore hinaus.

Der junge Feldweibel wünſchte ſich zur Feſtigkeit und Schnelligkeit ſeines Entſchluſſes Glück. Er fühlte wohl, daß er in Potsdam nicht glücklich ſein könne; daß er, ſeiner Ruhe willen, eine Stadt verlaſſen müſſe, welche neben ihm ein Weſen beherberge, das er nicht genug haſſen und nicht genug lieben konnte. Doch ehe die Nacht kam, ſtand es ſchon wieder mit der Feſtigkeit ſeines Entſchluſſes mißlich, und die eilfertige Abreiſe des Invaliden hätte er gern widerrufen.

Denn als er, da es dunkel geworden, ſein Zimmer verließ, um ſeinen Verdruß zu zerſtreuen, und über den einſamen Schloßplatz ging, mit dem Vorſatz, irgendwo in luſtiger Geſellſchaft eine Flaſche Weins zu leeren, liſpelte eine ſüße, ſchüchterne Stimme: „Guten Abend, Herr Wilmſon.“ Es war ein Mädchen, das ihm zufällig mit hellbrennender Laterne auf dem Schloßplatz begegnete. Er erkannte Clementinen. Er wäre kalt grüßend vorübergegangen, hätte ſie zu ihrem „guten Abend“ nicht noch hinzugeſetzt: „Sie werden mir wegen meiner heutigen Unart zürnen. Thun Sie es doch nicht. Ich war leider gezwungen. Gott weiß es, ich habe ſeitdem keinen Frieden im Herzen, ſeit ich ſo undankbar ſchien und Ihnen ſo wehe gethan.“

Natürlich, nach einer ſolchen Erklärung konnte man nicht ſcheiden. Der Feldweibel erachtete es der Gerechtigkeit gemäß, Niemanden ungehört zu verdammen. Er blieb ſtehen. Clementine, die vielleicht auch gern ſtehen blieb, hielt es der klugen Vorſicht angemeſſen, ſich für allfällig Vorübergehende in die Dunkelheit der Nacht einzuſchleiern, und blies die Laterne aus. Der junge Wilmſon hatte in dieſem Augenblick Beſonnenheit genug, ſich zu erinnern, daß Clementinens an Licht gewöhnte Augen, nun plötzlicher Finſterniß hingegeben, weder Weg noch Steg erkennen würden. Er bot ihr daher, wie in Magdeburg, als Führer den Arm, und führte ſie, ohne zu fragen und zu wiſſen, wohin?

Nun erfuhr er von der Flüſternden, die ihm ihr Leid klagte, die Urſache ihres bisherigen räthſelhaften Betragens. Nämlich der vielbekannte Kiek, welcher ſich eben jetzt mit dem Geheimenrath Gundling zu Potsdam befand, war auch im Hauſe von Clementinens Herrſchaft wohlbekannt; hatte auch hier das arme Mädchen mit Zudringlichkeiten verfolgt und dann verleumdet, es habe ſich mit einem ſchlechten Kerl unter den Soldaten der Garde eingelaſſen. Man müſſe das Mädchen wohl unter den Augen behalten. Folge davon war geweſen, daß Clementinens gegenwärtige Gebieterin, eine äuſſerſt gottesfürchtige, andächtige Frau, dem armen Mädchen erſt die Sünde des Schielens nach Soldaten ernſtlich vorhielt, Clementinens Selbſtvertheidigung gar nicht anhörte, ſondern kurz und bündig erklärte, „ſie werde die Mamſell ohne Barmherzigkeit auf die Straße hinauswerfen laſſen, ſobald man das leiſeſte Einverſtändniß mit einem Soldaten ausſpüren könne.“

Clementine weinte bitterlich bei der Erzählung ihres Unglücks; aber ſie vergaß bald ihres eigenen, als der junge Wilmſon an die Erzählung des ſeinigen, an die Schilderung ſeines ehemaligen glücklichen Verhältniſſes, und ſeiner jetzigen Niedrigkeit und Abhängigkeit gerieth.

„Mein Gott!“ rief ſie, „in Ihrer Stelle lief' ich davon. An Geld und Mitteln dazu fehlt es Ihnen ja nicht. Die ſächſiſche Grenze iſt ja nicht ſo fern. Ihr Vater und ſein Vermögen ſind ja ſchon in Sicherheit. Sie ſtellen ihn keiner Gefahr mehr aus durch Ihre Deſertion. Warum ſäumen Sie noch einen Augenblick?“

„Warum? Unglückliche Clementine, Ihretwillen!“

„Wie? meinetwillen? Was ſagen Sie? Wie könnte ich ein Hinderniß an Ihrem Glück ſein? Wir ſtehen ja doch nur in ſehr entfernter Berührung mit einander.“

„Eben darum. Sie dürfen mir nicht fern bleiben, wenn ich glücklich leben ſoll. Ich kann Potsdam nicht verlaſſen, ſo lange Sie hier athmen. Ich werde hier bleiben. Ich will, daß Sie mich näher kennen lernen, daß ich Ihr Vertrauen gewinne, daß Sie mir, wie eine Schweſter ihrem Bruder, glauben; und nur erſt, wenn Sie dieſe Stadt, dieſe Gegenden verlaſſen wollen, wo Sie an keine Seele gebunden ſind, wenn Sie zu meinem Vater und zu meiner Muhme Zuflucht nehmen wollen, erſt dann fliehe ich.“

„Ach, Herr Wilmſon, was ſagen Sie . . .“ liſpelte ſie erſchrocken und ungewiß, was ſie antworten ſollte.

„Machen Sie ſich vorläufig von Ihrer Herrſchaft frei, theure Clementine. Sie dürfen keine Magd ſein. Sie ſollen ſelbſt ein Mädchen zu Ihrer Bedienung halten. Ich habe Geld zu meiner Verfügung. Nehmen Sie davon an, ſo viel Sie zu bedürfen glauben.“

„Das werde ich nimmermehr, Herr Wilmſon!“

„Hegen Sie ſo viel Mißtrauen?“

„Keines, Herr Wilmſon. Ich habe Ihnen ja in der Erzählung meiner Verhältniſſe das größte Vertrauen bewieſen. Können Sie mehr verlangen?“

„Allerdings mehr, wenn Sie nur einen Blick in mein reines, redliches Herz gethan hätten. Doch, wie Sie wollen. Ich werde ſchweigen und Ihren Willen ehren. Vielleicht haben Sie irgend einen Freund, irgend eine Freundin . . .“

„Ach Gott, Niemanden.“

„So laſſen Sie denn doch mich, bis Sie einen Würdigern finden, den Namen Ihres Freundes tragen. Ich verdiene ihn, weil ich nichts will, als Ihr Glück, und weil ich nur in dem Ihrigen das meinige finde.“

„Herr Wilmſon, ich bin Ihrer Güte ſehr dankbar; glauben Sie mir's. Um mich Ihrer Achtung würdig zu erhalten, erlauben Sie mir, nichts von Ihnen anzunehmen. Machen Sie, wenn ich mein Vertrauen zu Ihnen bewahren ſoll, keine Anträge mehr. Ich kann arbeiten, und Arbeitſamkeit und Redlichkeit werden mich emporhalten.“

„Theure Clementine, Sie verkennen mich. Sie ſtellen mich vielleicht in Reih' und Glied zu dem elenden Kammerdiener Kiek . . .“

„Pfui! daß Sie mir das ſagen können!“ rief ſie mit einiger Heftigkeit und drückte dabei ſeinen Arm unwillkührlich feſter an ſich, als wollte ſie ihm vom Gegentheil Verſicherung geben.

Nun ging Wilmſon ſchweigend neben ihr hin. Sie redete ihn einigemal vergebens an. Seine Stille beunruhigte ſie. Als er ſelbſt auf die Frage nicht antwortete: „Zürnen Sie mir, Herr Wilmſon?“ gerieth ſie in Verlegenheit. Lange ſchwieg ſie, und immer verlegener und gekränkter. Endlich zog ſie ihren Arm aus dem ſeinigen und flüſterte leiſe: „Gute Nacht, Herr Wilmſon.“

Sie fühlte ihre Hand ergriffen, an ſeine Lippen gedrückt, und von einer warmen Thräne ſeiner Augen bethaut.

„Was machen Sie, lieber Herr Wilmſon?“ ſagte ſie zitternd.

„Gute Nacht, liebe Clementine!“ antwortete er: „Ich bin durch Sie recht unglücklich. Sie wiſſen es nicht.“

„Unglücklich? Nein, Herr Wilmſon, das ſollen Sie nicht ſein!“ rief ſie bewegt und hielt ſeine Hand feſt.

„Wenn ich es nicht ſein ſoll, Clementine, ſo verſprechen Sie wenigſtens, daß ich Ihre Zuflucht werden ſoll, ſobald Sie in irgend eine Verlegenheit gerathen.“

„Ich verſpreche es. Aber mehr als dies Verſprechen fordern Sie nicht. Gute Nacht, lieber Freund.“

Damit war ſie in der Finſterniß verſchwunden. Er wollte ihr nach. Er wagte es nicht. Er blieb noch eine Weile auf dieſer Stätte. Er wiederholte ihre Worte und ahnete ſein höchſtes Glück in denſelben, und noch mehr im ſeelenvollen Klange der Stimme, womit die Worte geſprochen worden waren.

Noch eine Stunde lang ſchwärmte er in den Straßen von Potsdam umher. Seine Augen flammten, ſeine Wangen brannten. Seine Bruſt war voller Jünglingsſeligkeit. Er dachte nicht mehr an Abreiſe oder Flucht, ſondern an den Augenblick, da er die kleine Wunderliebliche wiederfinden könnte. Er ſchwor ſich's: er ſei das glücklichſte Weſen, und könne nie wieder unglücklich werden.

8.

Unverhofft
Kommt oft.

Was den letzten Punkt betrifft, irrte er ſich, wie ſich voreilige Jünglinge oft zu irren pflegen. Hätte er ein wenig Lebenserfahrung mehr gehabt, würde er eher vermuthet haben, daß nach dem glücklichſten der Tage, die er in Potsdam erlebt, vielleicht ein eben ſo unglücklicher nahe ſtehe. Wirklich ſchwebte am andern Morgen, als er noch mit froher Seele in ſeinem Zimmer, unter den ſchönen Erinnerungen des geſtrigen Abends, umhertanzte, die unerwarteſte Gefahr über ſeinem Haupte.

Der König nämlich machte an dieſem Morgen, in Begleitung einiger ſeiner Generale, einen Luſtritt ins Freie. Sie waren noch nicht weit vom Thore, als ſie den Weg daher ein ſtädtiſch gekleidetes Mädchen kommen ſahen, welches wegen ſeiner ungewöhnlichen Größe Allen auffiel.

„Woher die junge Rieſin?“ fragte der König ſeine Begleiter.

„Ich erinnere mich,“ ſagte einer derſelben, „dieſe lange Schönheit ſchon öfters in Potsdam geſehen zu haben. Sie iſt Dienſtmagd im Hauſe eines Kriegsraths . . . eines, ich habe den Namen vergeſſen . . . genug, ſie iſt Flügelmännin aller Potsdamer Schönen.“

„Meiner Treu!“ rief der König: „Wenn ſie einen Mann, ihrer würdig, das heißt, keinen Kleinern heirathete, als ſie ſelber iſt, könnte ſie die Stammmutter eines neuen Gigantengeſchlechts werden.“

„Aber,“ verſetzte Einer des Gefolgs, „der Teufel plagt eben die Leute, daß ſie gerade das, was ſie ſelber nicht ſind und haben, an Andern am meiſten lieben. Ich wette, das große Stück Schönheit dort hat ſich ſchon in irgend ein Zwerglein verliebt.“

„Hm! das läßt ſich verhüten!“ ſagte der König: „Das geht nicht! Die Weibsperſon verdient ein gutes Loos. Ich will einen hübſchen, jungen Kerl damit glücklich machen, bei dem ich ohnehin noch Manches gut zu machen habe. Der Burſche ſoll mit mir zufrieden werden. Ich meine den Feldwebel Wilmſon von Magdeburg.“

Während dieses Gesprächs war das Mädchen ganz herangekommen. Die Größe desselben war wirklich auffallend, weniger seine übrige Schönheit. Der König hielt das Pferd an und sagte zu dem Mädchen, das ihn zu erkennen schien: „Mein Kind, geht Sie in die Stadt?“

Das große Mädchen antwortete erschrocken ein unverständliches Ja und ward blutroth.

„Will Sie mir den Gefallen thun, und sogleich einen Zettel an den Kommandanten überbringen? Es soll Ihr ein gutes Trinkgeld dafür werden.“

Das Mädchen versprach es. Der König verlangte Papier. Einer aus dem Gefolge überreichte eine große Brieftasche mit Papier und Reißblei. Der König schrieb zu Pferde einige Zeilen, faltete dann das Blatt, zeichnete die Adresse darauf, und schloß den Zettel mit einem Stückchen Mundlack, dem er, so gut es ging, sein Petschaft aufdrückte.

„Sie überbringt dies also auf der Stelle dem Herrn Kommandanten. Sie weiß doch, wo er wohnt?“ sagte der König, und indem er ihr erst den Brief, dann einige Goldstücke in die Hand legte, fügte er hinzu: „Und hier etwas zum Botenlohn. — Wie steht's? Hat Sie schon einen Mann?“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Aber doch schon einen Schatz?“

Sie schüttelte abermals den Kopf und wurde feuerroth.

„Nun, nun, ich verstehe!“ sagte der König. „Gehe Sie. Der Kommandant muß auf der Stelle diesen Brief haben. Hört Sie?“

Das Mädchen nickte ehrerbietig. Der König ritt fort. Die Generale lachten still. Sie errieth den Inhalt des Briefes.

Kaum eine halbe Stunde nach dieser Begebenheit trat eine Ordonnanz zum Feldweibel Wilmson und holte denselben in das Haus des Kommandanten. Er ward, sobald er gemeldet war, in ein großes Zimmer geführt, worin er, ausser dem Kommandanten, noch den Obersten seines Garderegiments und den Feldprediger fand. Alle drei lachten. Dies Lachen bildete einen widerlichen Gegensatz zum Winseln und Schluchzen, welches sich aus einem benachbarten Zimmer vernehmen ließ und von einer weiblichen Person herzurühren schien.

„Wilmson,“ sagte der Oberst, „ich habe dir angenehme Nachricht anzukündigen. Alle deine Kameraden werden dich beneiden, weil der König dich so ungemein begünstigt.“

Der Feldweibel erschrack freudig. Er erwartete nichts Geringeres, als der König habe ihm Abschied und Freiheit bewilligt. Er vergaß darüber seine ehrerbietige, soldatische Haltung, und fuhr mit den Händen zusammen, die er stumm und erwartungsvoll faltete.

„Kann Er's errathen?“ fragte der Kommandant lächelnd: „Hat Er einen Wunsch?“

„Meine Freiheit, meinen Abschied!“ versetzte der Feldweibel.

„Possen!“ schrie der Oberst: „Es ist etwas Besseres, als das. Was machst du dir aus dem Abschied? Man weiß ja, du bist jetzt gern Soldat. Denke dir also etwas Besseres! Nun, es ist umsonst. Das fällt dir nicht im Traume ein. Denke, der König hat dir ein Mädchen ausgesucht.“

Der Feldweibel riß die Augen weit auf, und konnte vor Erstaunen nichts sagen, als: „Ein Mädchen? Was soll ich mit dem?“

Alle schlugen lautes Gelächter auf. „Narr du!“ schrie der Oberst: „Was anders, als eine Frau daraus machen?“

Wilmson schüttelte stolz den Kopf.

„Bei meiner Ehre,“ sagte der Kommandant, „es ist das schönste Kind von der Welt; Potsdam und Berlin weisen keine größere Schönheit auf. Ich sage Ihm, Feldweibel, es ist auf Ehre eine Schönheit, eine *große*!“

„Aber ich verheirathe mich nicht, und wäre es die größte!“ entgegnete der Feldweibel.

Der Kommandant antwortete trocken: „Darum wird man Ihn nicht fragen. Es ist des Königs Spezialbefehl. Das Mädchen ist im Nebenzimmer und heult; hat wahrscheinlich schon etwas Liebes. Hier steht der Feldprediger. Die Trauung geschieht auf der Stelle. Damit Punktum.“

„Aber wie kann der König,“ rief Wilmson mit innerm Grimme, „wie kann der König . . .“

„Das geht Ihn und uns nichts an. Hier der eigenhändige Befehl Sr. Majestät. Er lautet dahin, ich solle ohne Verzug den Feldweibel Wilmson mit der Ueberbringerin des königlichen Handschreibens in Gegenwart des Herrn Obersten kopuliren lassen, und auf keine Einwendungen hören. — Also still! Ich nehme nicht Wenn's und Aber's an, weder von Ihm noch von dem Mädchen.“

„Nie gebe ich Hand und Herz auf Befehl des Königs. Der König *kann* das nicht durch Befehl erzwingen!“ rief Wilmson.

Der Kommandant machte ein ernsteres Gesicht und sagte: „Hand und Herz soll Er behalten, aber das Mädchen nehmen. Nur nicht weiter gemuckst, oder . . .“

„Es ist wider menschliches und göttliches Recht!“ rief Wilmson.

„Geht den Soldaten nichts an!“ entgegnete der Kommandant.

„Herr Kommandant, Herr Oberst, zwingen Sie mich nicht, um Gotteswillen nicht!“ schrie Wilmson empört: „Sie machen zwei Menschen unglücklich. So wahr Sie mich zwingen, so wahrhaftig erleben Sie, ehe der Tag vergeht, ein schreckliches Schauspiel! Aus der Braut wird eine Wittwe, aus der Hochzeit ein Begräbniß. Ich werde frei bleiben, trotz Ihrer und Ihres Königs Gewalt, sobald ich frei sein will.“

Der Oberst trat zu ihm, traulich, beruhigend, ihm auf die Achsel klopfend und sagte: „Närr-

chen, der Befehl des Königs muß vollzogen werden. Gehorche. Es wird dich nicht gereuen. Du empfängst gewiß zur Aussteuer mit dem Mädchen zugleich ein köstliches Hochzeitgeschenk. Folge mir diesmal! Das Mädchen ist allerliebst, und das Unglück, es zur Frau machen zu müssen, nicht groß. Man gewöhnt sich zuletzt an nichts leichter, als an ein so allerliebstes Unglück.

Da trat Wilmson einen Schritt vor, und sagte stolz und kalt: „Der König kann mir nichts mehr schenken, nachdem er mir mehr geraubt hat, als er aus seinem Reichthum irgend einem Sterblichen zu geben vermag. Er hat mich aus dem Schoos meiner glücklichen Familie, aus dem Arm meines theuern Vaters gerissen. Er hat meine persönliche und bürgerliche Freiheit vernichtet, und mich zu einer Gliederpuppe erniedrigt, der ich vorher Mensch war. Diesen Augenblick läßt er mir durch Sie ankündigen, daß ich noch elender werden müsse, als ich schon durch ihn war. Er soll sich in der Berechnung seiner Gewalt irren. Wer den Tod nicht fürchtet, hat nichts zu fürchten. Ich erkläre Ihnen hiermit, ich gehorche nicht. Und gebrauchen Sie Zwang: so kommt mein Blut über Sie. Dies ist mein fester Entschluß, das mein Schwur. Bedenken Sie, was Sie thun wollen.“

„Schnickschnack!“ rief der Kommandant ärgerlich: „Halt Er das Maul und gehorch' Er Seinem Monarchen, der's mit Ihm gut meint. Ich will keine Zeit mit Ihm länger verlieren.“ Damit ging der Kommandant zur Thür und winkte hinaus. Zwei Unteroffiziere von der Garde traten herein. Der Kommandant flüsterte ihnen einige Worte ins Ohr. Sie blieben an der Thür, wie Bildsäulen, stehen.

Der Oberst, die Hände auf den Rücken zusammengefaltet, ging etwas unruhig im Zimmer auf und ab, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick voller Mitleiden und Besorgniß seitwärts auf den unglücklichen Wilmson, der ihm lieb war. Er zog den Kommandanten ans Fenster und redete leise mit ihm. Die Antworten des Letztern verriethen sich aus seinem Achselzucken. Während der Stille im Zimmer hörte man nebenan das Gewinsel und dumpfe Schluchzen deutlicher; von Zeit zu Zeit mehrere weibliche Stimmen durcheinander reden.

„Das Ding muß auf Ehre ein Ende nehmen!“ sagte der Kommandant: „Es ist Königs Wille. Herr Feldprediger, machen Sie sich fertig.“

Mit diesen Worten begab er sich zum Nebengemach. Er ließ die Thür offen. Eins der Frauenzimmer stieß einen herzzerreissenden Schrei aus. Zwei Weiber ergriffen es unter den Armen und schleppten es vor. Der Oberst wandte erschüttert den Blick von dem Schauspiel ab. Wilmson stand düster da, den Blick zur Erde geheftet, sah nicht auf und wälzte einen gräßlichen Entschluß in seiner Seele.

Der Feldprediger trat vor. Wilmson sah und hörte nichts von Allem, was um ihn her vorging. Der Oberst trat zu ihm und schob ihn vor den Feldprediger hin, indem er schmeichelnd sagte: „Geh, geh, mein guter Bursch. Sei brav!“

Jetzt erst bemerkte Wilmson den Feldprediger mit aufgeschlagener Agende vor sich, und neben sich die, welche seine Braut sein sollte, von zwei Weibern gehalten und unterstützt, schluchzend, weinend, das Gesicht in ihr Schnupftuch gedrückt. Sie that einen tiefen Seufzer, und indem sie das nasse Tuch vom Gesichte nahm und unwillkührlich seitwärts auf Wilmson blickte, erkannte dieser in ihr Clementinen. Er war so verwirrt, daß er sich selber nicht glaubte und ganz regungslos blieb. Clementine erstarrte im ersten Augenblick. Eine dunkle Röthe flog plötzlich über ihr blasses, verweintes Antlitz; dann ward sie einer Leiche ähnlich bleich. Sie sank mit einem Seufzer kraftlos zusammen.

„Ihr habt die Unglückliche gemordet!“ schrie Wilmson: „so mordet mich denn auch.“ Er umfaßte die Ohnmächtige und trug sie zu einem Sessel. Sie erholte sich bald unter den Hilfsleistungen der beiden Weiber. Kaum schlug sie die Augen auf, rief der Kommandant: „Sie lebt noch! Vorwärts, Herr Feldprediger, und frisch weg kopulirt. Machen Sie es kurz und bündig, ehe das Ding da den Geist aufgibt. Feldweibel, stell' Er sich neben den Stuhl. Seine Braut mag sitzen bleiben. Nun darauf los, Feldprediger.“

Der Feldprediger gehorchte. Wilmson stand gedankenlos da, sein Auge auf Clementinen niedergesenkt, die, in Ohnmachten verloren, von Zeit zu Zeit, wie eine Sterbende, die Augen aufschlug und wieder schloß. Man fragte den Bräutigam und die Braut um kein Jawort; man ließ sie keine Ringe wechseln, sondern steckte ihnen solche an die Finger, so gut es ging. Die Zeremonie war vorüber.

Der Kommandant trocknete sich den Schweiß von der Stirn und ließ eine Miethkutsche holen. „Wenn mir das Ding nur nicht im Hause stirbt!“ schrie er: „Auf Ehre, das war ein höllisches Stück Arbeit. Zehntausendmal lieber in ein Bataillon Quarré eingebrochen!“

Der Oberst zog den Feldweibel zu sich, der noch immer starr und stumm da stand, und sich das Unglaubliche nicht entwirren konnte. „Mein Sohn,“ sagte der Oberst, „beruhige dich. Das Unglück ist nun einmal geschehen. Du kannst es nicht ändern. Laß deine rasenden Gedanken fahren; das taugt nur für feige Memmen. Du siehst da das arme Mädchen, es ist deine Braut, dein Weib. Es jammert mich. Behandle es schonend. Ihr Leben hängt an einem Spinnefaden. Ein rauhes Wort von dir zerreißt ihn. Sei menschlich und beherrsche deinen Unwillen. Das gute Kind ist an deinem Unglück ohne Schuld. Gib mir die Hand darauf, mein Sohn, daß du nicht in der ersten Betäubung und Leidenschaft handeln willst. Es soll dich nicht gereuen. Ich will mich deiner väterlich annehmen. Gib mir die Hand

darauf, dich keiner Verzweiflung zu überlassen, sondern die Stunden ruhiger Ueberlegung zu erwarten.“

Wilmson gab dem gütigen und besorgten Manne schweigend die Hand, ohne von Allem, was er sah und hörte, das Mindeste zu begreifen. Eine solche Höllen- und Himmelfahrt binnen einer halben Stunde wäre aber auch wohl vermögend, dem Verstand des Besonnensten Schwindel zu verschaffen.

Ein Miethwagen fuhr vor. Der Kommandant winkte den Weibern: „Fort mit ihr, fort!“ Man führte oder trug Clementine in den Wagen. Wilmson blieb träumend, wie er war, am Fenster, bis ihn der Oberst weckte. Vorwärts, mein Sohn!“ sagte er zum Feldweibel mit Herzlichkeit: „Du hast mir die Hand gegeben, würdig zu handeln. Ich zähle auf dich und dein Ehrenwort. Geh, in den Wagen; führe das arme Mädchen in deine Wohnung ein, und vermehre die Verzweiflung der Unglücklichen nicht durch Grausamkeit und Härte. Es wäre unmännlich, diese Verlassene ärger zu quälen, als sie schon von ihrem Schicksal gequält ist. Geh, Freund, beruhige sie und dich selbst, so gut du es in deiner Lage vermagst, durch freundliches Gespräch. Geh!“

Wilmson ging. Er stieg in die Kutsche, wo Clementine sich matt und ängstlich in einen Winkel geschmiegt hatte. Er setzte sich zu ihr. Der Wagen rollte fort.

„Aber ist das Alles wahr? Ist das Alles Wirklichkeit?“ sagte er mit einem Blick, in welchem das Entzücken funkelte, indem er Clementinens Hand an seine Brust drückte: „O theure Clementine, wenn ich nur träumen sollte, wecken Sie mich nicht. Wenn ich nur wahnsinnig wäre, so lassen Sie mich nicht heilen.“

Clementine drückte schwach seine Hand und lächelte ihn schweigend an, und schüttelte das schöne Köpfchen. Noch hing auf ihrer blaßgerötheten Wange eine Thräne.

Der Wagen hielt. Wilmson hob die Anvermählte heraus und führte sie in das Haus, worin er wohnte.

9.

Wenn wir schon im Erdenleben
Liebe nehmen, Liebe geben,
Welt, so bist du uns gewiß
Paradies.

Als das Pärchen bis zur Treppe gekommen war und Clementine hinaufsteigen sollte, weigerte sie sich verlegen. „Wohin soll ich? Herr Wilmson, wohin führen Sie mich?“

„Wohin anders, als in meine Wohnung, theure Clementine? Wir sind vermählt mit einander, ohne unsere Einwilligung. Ich gehöre Ihnen, Sie gehören mir. Ich weiß nicht, wie die Sache gekommen; weiß nicht, wer dem Könige das heiligste und schönste Geheimniß meines Herzens verrathen konnte. Ich bin an Allem unschuldig. Unser Loos aber ist unwiderruflich entschieden.“

Er führte die Zaudernde, welche jeden Augenblick still stand, die Treppen hinauf, öffnete sein Zimmer und ließ sie eintreten.

Sie stand fremd, schüchtern und verschämt in der Mitte eines geräumigen, artig ausgeschmückten Zimmers, wie es nicht leicht bei einem Feldweibel erwartet wird. Bücher und Schriften, kleinere Kleidungsstücke, Blumen und Musiknoten lagen auf Stühlen und Tischen in etwas junggesellenhafter Ordnung umher; Zeichnungen auf dem Erdboden, Schuhe neben einer Weinflasche im Fenstergesims.

„Ach, Clementine, als ich vor wenigen Viertelstunden diese Stube verließ, konnt' ich nicht glauben, solchen Gast zu empfangen.“

„Herr Wilmson, haben Sie in der That nichts voraus gewußt von Allem, was geschehen ist? Haben Sie nichts Ihrem Oberst, oder vielleicht dem König selbst, ... ach, Herr Wilmson, gestehen Sie es nur, ich bin nicht der Gegenstand gewesen, um welchen Sie so gewaltthätig werben liessen.“

„Sie haben Recht, theure Clementine. Ich hätte es nie gewagt. Ich bin durchaus schuldlos an der Begebenheit. Ich habe Sie nie vom Könige begehrt.“

„So sind Sie unglücklich, wie ich's bin, Herr Wilmson. Sie haben das Kammermädchen des Kriegsrathes Bär verlangt. Die Unglückliche wußte nicht, was der Brief enthielt, den sie mir gab.“

„Ich habe weder die Ehre, den Kriegsrath noch sein Kammermädchen zu kennen. Ich ward zum Kommandanten beschieden, erfuhr dort erst den Willen des Königs, der mir ein Mädchen zur Frau bestimmte, das ich nicht kannte. Ich drohte mit Selbstmord, wenn man mich zwingen würde. O theure Clementine, konnte ich denn glauben, daß Sie mir bestimmt waren? Niemand nannte Sie mir.“

Nun erzählte er umständlich die seltsame Geschichte der letzten Stunde. Clementine hörte sie mit Verwunderung. Nun erzählte auch sie, auf welche Weise sie in das Haus des Kommandanten gekommen sei. Sie war nämlich in Geschäften ihrer Herrschaft ausgegangen und dem obenerwähnten langen Kammermädchen begegnet, mit dem sie seit einiger Zeit nachbarliche Bekanntschaft gemacht hatte. Sei es, daß das Mädchen Eile, oder sonst einen Grund hatte, nicht in des Kommandanten Haus zu gehen, sie bat Clementinen, den Brief, der ihr von einem Offizier, einem General, oder wer er gewesen sein möge, gegeben worden war, an die Behörde zu bestellen. Clementine leistete ihr die Gefälligkeit, gab den Brief an eine Ordonnanz ab und hatte sich schon entfernt, als sie schnell zurückgerufen wurde. Der Kommandant erklärte, es sei des Königs Wille,

sie müsse sich auf der Stelle mit einem jungen, hübschen Burschen von der Garde kopuliren lassen. Sie mußte ihren Namen angeben. Clementine behauptete vergebens, es sei Irrthum. Man hielt sie mit Gewalt fest, da sie die Ueberbringerin des königlichen Befehls gewesen; und der König schreibe ausdrücklich von der Ueberbringerin. Sie erklärte vergebens, daß sie den Brief von einem andern Mädchen übernommen habe; der König werde dieses gemeint haben. Man lachte dazu. Der Oberst und der Feldprediger wurden berufen. Clementine gerieth vor Angst und Schrecken in verzweiflungsvolle Sinnlosigkeit, von der sie erst beim Anblick Wilmsons genas.

Clementinens Erzählung, statt in Wilmsons Gedanken das Räthsel zu lösen, verwirrte ihn nur noch mehr.

„Also nicht Sie waren mir bestimmt? Und Sie sind mir gegen des Königs Willen zu Theil geworden?“ rief er und konnte sich des Lachens nicht erwehren: „Ueber hat sich noch kein König verrechnet, und glücklicher hat noch kein Quiproqro gemacht.“

„Aber,“ sagte Clementine und sah sich ängstlich um, „was soll daraus werden? Das kann doch nicht gelten. Ich kann doch nicht ... ich werde nicht ...“

„Clementine, Sie sind mir angetraut. Wir sind unauflöslich verbunden. Der höchste aller meiner Wünsche, meine Sehnsucht ist erfüllt, und die unerhörteste Gewaltthat hat mir aufgedrungen, was ich nur von Ihrem Herzen, als freies Geschenk, als Belohnung meiner reinen und treuen Liebe mit Schüchternheit hoffte. Ja, ich habe Sie geliebt, mit Leidenschaft, seit dem ersten Tage in Magdeburg. Sie waren und blieben mein einziger Gedanke. Sehen Sie doch da und da auf Büchern und Zetteln Ihren Namenszug; lesen Sie da in der Fensterscheibe das Wort Clementine, mit dem Diamant eingeschnitten! Ach, könnten Sie in meinem Herzen lesen!“

Clementine sah erröthend auf den Jüngling, dann verlegen umher nach der Thür. „Ich kann ja doch unmöglich ... bei Ihnen bleiben!“ sagte sie in holdseliger Verwirrung und Bangigkeit.

„Wie?“ rief Wilmson: „wollten Sie mich verlassen? Was der Himmel wunderbar genug gefügt hat, vernichten? Ganz Potsdam weiß jetzt die wunderliche, ich möchte sagen, die tolle Begebenheit, weiß, Sie sind meine Braut, meine Anvermählte, mein Weib ... o Clementine, welch ein Himmel liegt für mich in diesem Worte! — Wohin wollen Sie? Wer würde Sie aufnehmen? Ach, ich glaubte nicht, daß ich Ihnen so gleichgültig wäre; und doch nannten Sie mich gestern noch Ihren Freund. Haben Sie denn kein Vertrauen, keinen Glauben an mein Herz?“

Sie sah ihm mit einem zärtlichen Blick in die Augen, reichte ihm die Hand und sagte halblaut mit zitternder Stimme: „Ich glaube ja an Ihr Herz, aber nicht an mein unglaubliches Glück. — O Sie wissen es wohl, wie ... ach, ich sollt' es nicht sagen ... ich bin eine Verlassene. Sie waren mein einziger Freund auf Erden. Und wollten Sie es auch nicht sein, ich müßte — dennoch ihre Freundin bleiben. Ich habe Sie immer — —“ das Wort erstarb auf ihren Lippen. Sie schlug in tiefem Erröthen die Blicke nieder.

Wilmson umschlang entzückt die Verschämte mit seinen Armen und drückte sie an sein Herz und sagte: „Was denn? immer? ...“

„Geliebt!“ flüsterte sie kaum hörbar, und sah mit Augen voller Thränen zu ihm empor. Da drückte er den ersten Kuß des Bräutigams, des Gatten auf nie entweihte jungfräuliche Lippen, und fühlte den schüchternen Gegenkuß.

Nun half sie ihm traulich das Zimmer ordnen und das Nebenzimmer. Wilmson besorgte durch den Aufwärter des Hauses ein stattliches Hochzeitmahl, das unter vier Augen genossen wurde; ließ von Clementinens ehemaliger Herrschaft, die schon vom Schicksal ihres Stubenmädchens unterrichtet war, die kleine Habe der Neuvermählten in seine Wohnung bringen, und alle Bekannte abweisen, welche, unter dem Vorwand des Bedauerns oder Glückwünschens, von Neugier herbeigezogen wurden.

Der Tag verschwand. Die Glücklichen lebten ihn ganz nur sich. Wie viel hatten sie einander zu erzählen! Ein einziger Gedanke allein noch machte sie Beide zittern, der Gedanke an den König, und daß er, in seiner furchtbaren Willensstärke, vielleicht eben so gewaltthätig ihre Ehe zerreissen könnte, als er sie geknüpft hatte.

„Als ich deine Gestalt, du Geliebter, in dem schrecklichsten Augenblick meines Lebens neben mir, wie in einem Nebel erkannte, ward es in mir wieder stiller!“ sagte Clementine: „Ohne dies wäre mein Tod unvermeidlich geworden. Und er ist unvermeidlich, wenn mich ein königlicher Machtspruch wieder von dir reißt. Die Ewigkeit hält ja tausend Pforten offen.“

„Zittere nicht, Clementine. Der König ist gut. Er kann und wird das nicht wollen. Wenn aber dennoch ... wir entfliehen. Jeden Tag, jede Stunde erwart' ich den alten Krabb, jeden Augenblick bin ich zur Flucht fertig. In meiner Brieftasche trage ich ansehnliche Summen. Und mißlänge Alles — du hast Recht, die tausend Pforten stehen offen.“

Indem die Liebenden in die dunkle Abenddämmerung hinein plauderten und koseten, ward an die Thür gepocht. Wilmson trat hinaus. Ein Ordonnanzoffizier stand vor ihm, und brachte den königlichen Befehl: Wilmson solle mit dem ihm heut angetrauten Mädchen sogleich auf dem Schlosse erscheinen. Beide hörten mit Schaudern den Befehl. Der Offizier ließ ihnen keinen Augenblick. Clementine warf den Seidenmantel, das letzte Ueberbleibsel ihres ehemaligen Standes, um sich, und Wilmson führte sie schweigend an seinem Arme dem Boten des Königs nach. Erst unter-

wegs bemerkte der Feldweibel, daß er, wie er zu Hause pflegte, in seinen bürgerlichen Kleidern geblieben. So könne er vor dem Könige nicht erscheinen. Der Ordonnanzoffizier aber hatte Eile, und gebot, ihm zu folgen.

10.

Der Stachel der Ferse, der Schrecken des Ruf's
Verdoppeln den Donnergalopp'schlag des Hufs.

Sie wurden in ihrem Zuge zum ziemlich entfernten Schlosse auf eine sehr unerwartete Weise unterbrochen. Kaum hundert Schritte mochten sie gegangen sein, als ihnen fluchend und brummend mit großer Hast ein Stelzfuß entgegenkam. Wilmson erkannte sogleich den getreuen Krabb, und streckte ihm durch die Dunkelheit die Hand entgegen. Er war's. Wilmson gebot ihm Schweigen und deutete auf den Offizier. „Ist Alles bereit? Wo sind Wagen und Pferde?“ flüsterte er ihm zu.

„Kreuzbataillon, draussen an der Havelbrücke!“ murrte der Alte, und noch ein paar Flüche dazu.

„Geh, und erwarte mich!“

Mehr sprachen sie nicht. Clementine zitterte an allen Gliedern. Wilmson tröstete sie, aber verrieth durch seine eigene Bewegung und den ungewissen Ton seiner Stimme, in welche Unruhe das Zusammentreffen aller dieser Umstände ihn gestürzt hatte.

Sie kamen zum Schlosse. Es herrschte Todesstille darin. Von Zeit zu Zeit hörte man aus entfernten Zimmern eine harte Stimme donnern. Es war die Stimme des Königs.

In einem Saale, wo sonst die königlichen Bedienten sich aufzuhalten pflegten, befand sich der Gardeoberst. Als er Wilmson gewahr ward, trat er ihm näher und sagte: „Du bist brav, mein Sohn. Dein Schicksal ist aber nicht mehr zu ändern. Der König ist gegen den Kommandanten ergrimmt. Dir war ein sehr großes, langes Mädchen zur Frau bestimmt, dem der König diesen Morgen auf einem Spazierritte begegnete. Es ist Verwechselung geschehen. Der König selbst bedauert dich. Es ist ein verdammter Handel. Aber was willst du hier in bürgerlicher Kleidung? Der König will dich sehen.“

Wilmson entschuldigte sich mit der Eile und dem Befehl des Ordonnanzoffiziers. Der Oberst ließ sogleich den Feldweibel der Schloßwache erscheinen, und Wilmson mußte aus den Kleidern desselben seine Toilette machen. Dies kaum vollbracht, ward er mit Clementinen in das hellerleuchtete Gemach des Königs geführt.

Als das Paar eintrat, blieb der König finster stehen, und runzelte verdrießlich die Stirn, indem er seine Blicke auf Clementinen heftete. Sie schien einer Ohnmacht nahe. In Wilmsons Zügen malten sich Furcht, Schmerz und verzweiflungsvoller Trotz. Der bleiche Schein der Kerzen entstellte die sonst schönen und edeln Züge beider Gesichter noch mehr.

„Hast du dem Kommandanten nicht gesagt, daß du die Unrechte wärst, daß dir eine andere Weibsperson meinen Brief gegeben?“ fuhr der König das bebende Mädchen mit rauhem Tone an.

„Ihre Majestät, hundertmal sagt' ich's!“ antwortete Clementine, indem sie ihre letzte Kraft zusammenraffte, mit zitternder, kaum vernehmbarer Stimme: „Aber man hörte mich nicht an.“

„Ew. Majestät haben mir ausdrücklich verboten, irgend eine Einwendung anzuhören!“ sagte der Kommandant, welcher sehr bestürzt und düster seitwärts stand.

„Schweig' Er den Augenblick!“ donnerte ihn der König an: „Er rede, wenn Er gefragt wird! Augen hätte Er haben sollen, gesunde Augen. Konnt' Er sich denn einbilden, daß ich solchem Kerl von meiner Garde den Zwerg von Mädchen, solch ein schwächliches, zerbrechliches Ding, wie das da, zur Frau geben würde? Nimmermehr.“

Der König ging mit raschen, großen Schritten nachdenkend durch's Zimmer; dann plötzlich gegen Wilmson. „Thust mir leid, armer Teufel!“ sagte er zu ihm mit sichtbarer Gutmüthigkeit: „Wollen sehen, wie sich's ändern läßt! Ich hab's wohl mit dir gemeint, und dich nun durch den kleinen Knörpel da unglücklich gemacht. Ergib dich in dein Schicksal, und spiele keinen gottlosen Streich. Du hast gedroht, Hand an dich legen zu wollen. Untersteh' dich's nicht! Pfui, ein Kerl, wie du, Selbstmörder! Hast du keine Religion und willst ewig verdammt sein? Untersteh' dich's nicht, oder ich lasse dich unter den Galgen begraben und... Höre, ich will's dir wieder gut machen. Bitte dir eine Gnade aus. Ich will dir Alles gewähren; aber von dem kleinen Geschöpf da kann ich dich nicht wieder losmachen. Das ist gegen Gottes Gesetz. Sonst bitte, was du willst, und ich gewähre es dir gern. Was wünschest du? Was könnte dich zufrieden stellen?“

Wilmson besann sich nicht lange: „Ew. Majestät, die Freiheit, mein Abschied aus dem Dienst.“

Man sah, diese Bitte hatte der König nicht erwartet. Er trat einen Schritt zurück mit unzufriedenem Gesicht. Nach einer Weile sagte er lächelnd: „Hat mich der Blitzbursche gefangen! Aber ich habe dir Vieles gut zu machen. Ich halte dir Wort. Du bist frei. Geh! Doch morgen begib dich zu deinem Obersten. Vielleicht änderst du über Nacht den Sinn. Er wird dir noch Vorschläge thun in meinem Namen. Geh' und versöhne dich mit deinem Schicksal, das ich dir wider meinen Willen gegeben habe.“

Die Thüren öffneten sich. Wilmson und Clementine, entzückt von der Gnade des gutmüthigen Monarchen, entfernten sich. O, um wie viel lieber wären sie dankbar zu seinen Füßen auf die Knie gesunken! Rasch wechselte Wilmson seine bürgerlichen Kleider wieder gegen den abgelegten Sol-

datenrock ein. Er war frei. Der Gedanke machte ihn trunken. Als er mit Clementinen hinaustrat in die Nacht auf die Straße, schloß er die Geliebte an seine Brust und rief: „Ich bin frei! frei! Ich sehe meinen Vater wieder!“ Dann gingen sie, innig an einander gepreßt, langsam hinaus, um den alten Krabb bei der Havelbrücke aufzusuchen, der ihrer draussen harrte, und ihn zum Zeugen ihres Glücks zu machen, statt seine Fluchtanstalten zu benutzen.

So wandelten sie dahin. Wie finster der bewölkte Himmel über sie hing, — ihnen strahlte Alles in wunderbarer Herrlichkeit. Das rothe Licht, welches hier und da durch die Nacht von einem erleuchteten, einsamen Fenster schimmerte, war ihnen Morgenröthe des ewigen Festtages.

„O, ich bin so selig,“ sagte Clementine, „o, ich bin allzuglücklich. Ich kann nicht glauben, daß Alles Wahrheit und Wirklichkeit ist. Ich fürchte mitten in meiner Ueberzeugung, und habe Angst mitten in meiner Freude, es komme neues Unglück und zertrümmere unser Paradies!“

Sie sagte es; und in der That schien ihnen ein Unglück nachzukommen. Sie hörten hinter sich die raschen Fußtritte eines Menschen, bald näher seinen fliegenden Odem. Er nahm, da er ihrer in der Finsterniß gewahr ward, die Richtung gegen sie. Wilmson, als er dies bemerkte, blieb stehen. Er erkannte den Mann nicht, der nur einen Augenblick verweilte, und mit kurzathmiger, hastiger, ängstlicher Stimme sagte: „Um Gotteswillen, machen Sie sich fort! fort! Sie werden arretirt! Eilen Sie davon, so schnell Sie können!“ — Damit rannte der Mensch hinweg. Wilmson stand bestürzt neben Clementinen und sagte: „Was ist das? Hat der König den Sinn geändert? Bereut er, mein Glück gemacht zu haben? Hat er vielleicht erfahren, daß er mir wider seinen Willen Dich gab, du höchstes Ziel meiner Wünsche? Laß uns eilen! Die Warnung kommt von meinem guten Obersten!“

„Meine Glieder aber sind vom Schrecken wie gebrochen!“ seufzte Clementine: „Meine Ahnung, o meine Ahnung! Ich kann nicht weiter. Laß mich Odem schöpfen.“

Sie sank mit diesen Worten kraftlos. Er hielt sie im Fallen. Er hob sie auf seinen Arm und trug sie schnellen Schrittes fort. Nicht lange war er gegangen, bemerkte er in der Finsterniß unter den Bäumen einen wartenden Wagen. Er näherte sich demselben. Ein breitschultriger Mann saß auf dem Kutschenbock; ein Anderer riß den Kutschenschlag auf und rief mit gedämpfter Stimme: „Geschwind hinein! geschwind! wir dürfen keinen Augenblick verlieren.“ Man hob die entkräftete Clementine in den Reisewagen; schnell folgte Wilmson. Der Diener sprang auf den Kutschensitz. Im Trab ging's davon.

Clementine schien in einer Ohnmacht. Wilmson gerieth in Angst. Er wollte halten lassen, in der Hoffnung, frisches Wasser in der Nähe zu finden. Er lehnte sich zum Kutschenschlag hinaus und rief: „Krabb, Krabb!“

„Teufel, was soll das, Herr Wilmson, sind Sie toll und besessen?“ erwiederte die Stimme des barschen Invaliden durch die Finsterniß und der Wagen flog unaufhaltsam weiter. Zum Glück erholte sich Clementine. Sie that einen tiefen Seufzer. Sie hob an zu sprechen und fragte: „Wo sind wir?“

Es gelang ihm, liebkosend die Furchtsame zu beruhigen. Was ihn selber aber am meisten beruhigte, war eine Flasche Malaga und einige Eßwaare, die er beim Suchen und Umhertappen in den Wagentaschen fand. Der edle bittersüße Feuertrank aus den hesperischen Gärten stellte Clementinens Kräfte her, und erquickte auch ihn, daß er zur frohen Laune zurückkehrte. Welch eine himmlische Nacht, wenn schon kein Stern herniederfunkelte! Sein junges Weib an der Brust, schien es, als werd' er in einem Wolkenwagen durch die Lüfte getragen.

Bald aber hatten die Glücklichen neue Ursache zur Unruhe. Man hörte in einiger Entfernung hinten Pferdegetrappel, Menschenstimmen. Offenbar wurden sie von Nachsetzenden verfolgt. Es scholl deutlich aus der Ferne das schreckliche: „Halt! halt!“ und die auf dem Bocke vorn riefen: „Vorwärts!“ Die Peitsche pfiff; die Pferde sprengten mit dem Wagen über Stock und Stein, bis sich hinterwärts jede Spur der Verfolgenden verlor.

So ging es durch Dorf und Wald und Feld; bald schneller, bald langsamer, bis der Weg durch tiefen Flugsand führte. Es mochte Mitternacht schon vorüber sein. Man ließ die erschöpften Rosse sich im Schritt erholen. Aber nicht lange, so hörte man wieder hinterwärts Rosse wiehern. „Vorwärts!“ schrien die vorn auf dem Bocke; die Peitsche pfiff. Rasch flog der Wagen über den Sand hin. „Halt! halt!“ schrien schon ziemlich nahe die Verfolger. Es fielen einige Schüsse. Eine Kugel schlug durch den Wagen. Clementine bebte in Todesangst an Wilmsons Brust.

Auch diesmal noch rettete die Kraft der vortrefflichen Rosse. Die Nachsetzenden blieben weit im Sande zurück. Nur wenige Minuten hielt der Wagen vor einem einsamen Hof an. Es stand Vorspann bereit. Der wackere Krabb hatte meisterhaft gesorgt. Mit frischen Rossen ging's im Trab weiter. Nach und nach verlor sich die Furcht der Flüchtlinge wieder. Clementine sank übermüde an die Brust ihres Freundes und entschlummerte. Der Wagen zog weich durch den sandigen Weg hin. Die Stille und Einförmigkeit der Bewegung lockte auch in Wilmsons Augen erquickenden Schlaf, gegen dessen Gewalt er sich vergebens sträubte.

Beide erwachten erst, als schon das Tageslicht begann, und durch die aufgezogenen Kutschenfenster schimmerte. Sie fühlten, der Wagen halte. Sie hörten draussen heftigen Wortwechsel. Der

alte Krabb ließ sich mit seiner Donnerstimme in lästerlichen Schwüren und Flüchen vernehmen.

Wilmson vermuthete Gefahr. Er öffnete das Fensterlein der Kutsche und ward Zeuge eines wunderlichen Schauspiels. Da stand der treue Invalide und fuchtelte mit bloßem Säbel einen jungen, wohlgekleideten Mann, der, genauer betrachtet, kein anderer als der bekannte Herr Kiek war, im zeisiggrünen Rock.

„Du verdammter Schuft, du Leute-Entführer, sollte ich dir nicht meine Klinge im Leibe umdrehen?“ schrie Krabb, und fuhr immer fort, den Rücken des Zeisigs zu bläuen: „Habe ich dir nicht gerufen, still zu halten?“

„Herr!“ schrie Kiek heulend und mit gefalteten Händen: „Sie haben hier kein Recht mehr. Wir sind nicht mehr auf preussischem Gebiet und Boden!“

„Ich wollte, mein Pistol hätte dir schon auf preussischem Boden den Pavianskopf mit Blei gefüttert!“ schrie Krabb und fuhr in seiner Korporalsarbeit unverdrossen fort.

„Halt!“ rief Wilmson zum Wagen hinaus: „Bist du rasend, Krabb? Was hat der Mensch dir gethan?“

„Was? Alle Wetter! Entführt hat er Sie mir. Wer weiß denn, was der Judas mit Ihnen vorhatte?“ sagte Krabb und ließ seinen Arm ruhen, um Odem zu sammeln.

Kiek, froh, dem grimmigen Schnurrbart zu entgehen, stand ganz verblüfft, als er Wilmsons Kopf aus dem Wagenschlag hervorschauen sah. „Mein Gott und Herr!“ schrie er voller Entsetzen: „Wie kommt denn Er da in den Wagen meiner Herrschaft?“

Mehr konnte er nicht sagen, denn Krabbs flache Klinge fiel ihm schon wieder auf den Rücken. „Ich will den Schubjak Mores lehren. Was? Er nennst du meinen jungen Herrn?“ schrie der Invalide.

Wilmson sprang aus dem Wagen und stiftete Frieden. Nach vielen Fragen, Hin- und Herreden löfete sich das Räthsel, aber zu Kieks unaussprechlicher Bestürzung. Es ergab sich, Kiek habe, als Helfershelfer im verbotenen Liebeshandel eines jungen Herrn von Stande, der mit seinem Liebchen entwischen wollte, Hand geboten und in den Reisewagen das unrechte Pärchen gepackt. Krabb hingegen, der mit vierspänniger Chaise auf Wilmson gewartet hatte, hörte, als Kieks-Wagen an ihm vorüber sprengte, Wilmsons Stimme rufen, da dieser halten lassen wollte, um für die ohnmächtige Clementine Wasser zu fordern. Der gute Schnurrbart glaubte, sein junger Herr sei arretirt und werde auf eine Festung gebracht. Er wollte nun das eigene Leben daran setzen, ihn zu befreien. So war er mit seinem wohlbezahlten Kutscher der nächtliche Verfolger gewesen, der Allen Furcht gemacht hatte.

Der arme Zeisig gerieth in wahre Verzweiflung, als er jetzt seine Lage erkannte. „O, meine Herrschaft! o, der junge Baron! was ist nun aus ihnen geworden! Weh mir, was soll ich thun? Was wird aus mir?“

„Ein Schwengel am Galgen!“ rief der Invalide.

Aber Herr Kiek konnte nichts entgegnen; denn neues Erstaunen lähmte ihm die Zunge. Er stand wie versteinert, als Wilmson ein junges Mädchen aus dem Wagen hob, das die Arme um Wilmsons Nacken schlug, und beim Wenden des Gesichts Clementinen erkennen ließ. Er stand da, wie ein wahres Märterbild, mit dem wechselnden Ausdruck aller Leiden und Leidenschaften. Bald blickte er furchtsam und scheu hinter sich nach Krabbs bloßem Säbel, bald mit allem Grimm der Eifersucht auf das glückliche Pärchen, welches Arm in Arm dem Wirthshause zuging, vor dem die Wagen der Verfolgten und der Verfolger Halt gemacht hatten; bald fluchte und brüllte er, wie ein Wahnsinniger, wenn er die leere Kutsche betrachtete, in der er statt seiner neuen Herrschaft, die er in Potsdam jedem Schicksal preis gegeben, die zwei Personen entführt hatte, welche ihm unterm blauen Himmel die verhaßtesten geworden waren.

Wilmson, dem nun deutlich ward, daß die Mahnung zur eiligsten Flucht, die er und Clementine auf der Straße von dem Unbekannten empfangen hatten, und eben desselben Warnung vor Arrestation, ganz andern Personen gegolten, schickte sogleich durch Eilboten einen Brief an seinen Gönner, den Gardeobersten. Er berichtete diesem das nächtliche Abenteuer und seine Entführung durch den ehemaligen Kammerdiener des Geheimenrathes Gundling. Er erklärte, nach Potsdam zurückkehren zu wollen, wenn man dort seine Entführung nicht als Desertion auslegen würde.

Erst nach drei Tagen kehrte der Bote zurück. Der Oberst sandte in freundlichen Ausdrücken seinem gewesenen Feldweibel den ehrenvollen Abschied vom Regiment und die Versicherung, der gute König habe herzlich über die Entführung gelacht, durch welche in einer der angesehensten Familien zum Glück großes Unglück verhütet worden wäre.

Wilmson mit seiner jungen Frau und dem treuen Krabb fuhren gemächlich durch Deutschland den Ufern des Bodensee's zu, wo die Glücklichen mit Sehnsucht erwartet, mit Freudenthränen empfangen wurden.

Rückwirkungen, oder: wer regiert denn?

1.

Der Buchhalter.

„Ich bin verloren, Colas!“ sagte Herr Larmes, als er aus dem Bureau der Admiralität zu Paris, wo er Buchhalter war, zur ungewöhnlichen Stunde nach Hause kam und sich entstellt und düster in den Lehnsessel warf: „Ich bin verloren. Wir werden uns trennen müssen. Ich kann nicht länger für dich sorgen, Colas. Es thut mir leid, deiner Mutter nicht Wort halten zu können und lebenslang Vaterstelle bei dir zu vertreten.“

Colas Rosier, der seinen Herrn nie so gesehen hatte, stand bei diesen Worten wie vom Blitze gerührt. In der That war er ohne Herrn Larmes, der ihn seit anderthalb Jahren zu sich genommen hatte, der verlassenste Mensch von der Welt. Denn in dem Landstädtchen, wo er bei seiner Mutter, einer Näherin, gelebt, hatte er nichts gelernt, als zierlich schreiben; und mit dem Lohn, welchen er als Abschreiber verdienen konnte, hatte er damals geholfen die kleinen Haushaltungsbedürfnisse bestreiten. Herr Larmes, ein alter Freund der Mutter, noch aus Jugendtagen her, war so gütig gewesen, den jungen Menschen zu sich zu nehmen. Er behandelte ihn seitdem wie seinen eigenen Sohn, und gebrauchte ihn, wegen der schönen Handschrift, als Abschreiber. Colas war eine gute Seele; darum hatte ihn Herr Larmes lieb, der, weil er selbst ein sechszigjähriger Junggesell und ohne Familie war, ihn zum künftigen Erben seines mäßigen Vermögens bestimmt hatte.

„Sie sind verloren?“ sagte Colas: „Was haben Sie denn gemacht, Herr Larmes?“

„Ach, ich habe nichts gemacht, ich soll machen!“ erwiederte der Buchhalter und warf seine Brieftasche auf den Tisch vor sich hin: „Wir sprechen nachher weiter. Ich werde dir meine Baarschaft, als letztes Vermächtniß, geben. Siehst du mich morgen nicht wieder, werde ich verhaftet: so mache dich auf, suche Dienste, wo du sie finden kannst, und halte mich für einen ehrlichen Mann, was man auch von mir behaupten möge.“

Colas war ausser sich vor Schrecken und Mitleiden. Er bat mit Thränen seinen Pflegevater, ihm anzuvertrauen, was geschehen sei. Er schwor, lieber zu sterben, als ihn zu verlassen.

Der Alte schwieg lange. Endlich nahm er das Wort wieder und sagte: „Colas, dir, aber nur dir darf ich's sagen. Weh dir, wenn du wieder plauderst; es könnte dir auf immer die Freiheit, vielleicht das Leben kosten, wie mir. Aber es ist vielleicht gut, daß ich dir's anvertraue, damit wenigstens du an meine Unschuld glaubest, wenn sonst keine Seele. Aber sei verschwiegen wie das Grab. Und willst du es wagen, dich zu verderben, so rede erst dann, wenn ich verloren bin.“

Colas versprach alles, was sein Pflegevater verlangte. Darauf sagte Herr Larmes: „Es ist in den Kassen der Marine ein Defizit von mehr denn einer halben Million. Die Sache ist ruchbar und nicht länger zu verheimlichen. Mein Chef, Herr von Gatry, hat sich durch ungeheure Verschwendungen zu Grunde gerichtet. Sich zu retten, möchte er nun einen andern, als den Schuldigen, opfern. Gott weiß es, wodurch ich's versündigt habe, daß Herr von Gatry mich dazu wählt. Er bot mir vierzig-, er bot mir sechszigtausend Livres, wenn ich mich in einem eigenhändigen Briefe an ihn, statt seiner, schuldig erklären wollte. Er lag vor mir auf den Knien. Er meinte, weil ich ohne Weib und Kind, mein eigener Herr wäre, und Nichts dabei zu wagen, Alles zu gewinnen hätte, während er Stand, Würden, Ehre seiner angesehenen Verwandtschaft, Weib und Kinder, Alles zu verlieren habe, — er meinte, mir sei es ein Leichtes, ihm das Opfer zu bringen, ihm einen Brief zu schreiben, in welchem er mir jede Zeile mit zehntausend Livres vergelte, und ins Ausland zu flüchten. Er sprang wie ein Rasender auf, als ich armer, ehrlicher Mann in aller Bescheidenheit meine gerechten Bedenklichkeiten zu äussern wagte. Dann aber sagte er wieder ganz kaltblütig zu mir: „Es ist hier kein Rücktritt für Sie möglich. Ich forderte Ihnen die Kontrollen und Kassenbücher ab. Ich habe sie schon meiner Absicht gemäß geändert. Wollen Sie mich nun in den Abgrund stürzen — beim Himmel, Sie sollen den Hals erst vor mir brechen. Wählen Sie. Nun spielen wir Leben um Leben.“ — So ungefähr sprach er. Ich war so erschrocken, ich wußte nicht, wie mir rathen und helfen. Ich vergoß Angstschweiß. Er schien mir in seiner Verzweiflung auf dem Punkte, mich zu morden. Dann hätte er nur sagen können, ich habe mich ihm schuldig gestanden als Kassenbetrüger, habe um seine Gnade gefleht, und da ich keine gefunden, mich auf der Stelle selbst umgebracht. Ach, Colas, wessen sind solche Herren nicht fähig!“

„Der leibhaftige Satan ist der Mensch!“ schrie Colas: „Ich laufe zum Minister, zum Kardinal Bernis, zum König, und flehe um Hilfe.“

„Willst du ein Kind des Todes sein?“ rief Herr Larmes: „Du hast Schweigen gelobt. Wage mir keinen Schritt, keine Silbe! Kommt Zeit, kommt Rath. Ich will nicht, daß du mit mir zugleich in den Abgrund stürzest. Ich habe Bedenkzeit gefordert. Herr von Gatry gewährte mir vierundzwanzig Stunden. Morgen früh um zehn

Uhr muß ich Entscheidung bringen, das heißt, das Briefchen, welches er mir gab, als sei es von mir an ihn gerichtet, wörtlich abgeschrieben ihm bringen, und mit Extrapost flüchten, oder ich bin um eilf Uhr Gefangener. Ich darf bis dahin das Haus nicht verlassen, auch du nicht. Er hat es mir verboten, wie dir. Er läßt uns aufpassen. Spione sind in diesem Hause. Es geht um dein und mein Leben. Der Rasende wagt Alles.«

»Und was wollen Sie thun, Herr Larmes?« fragte Colas ängstlich.

»Ich vertraue auf Gott; er läßt die Unschuld nicht zu Schanden werden, Colas. Ich schweige und harre getrost. Ich will erwarten, daß man mich verhafte. Ich werde in den Händen der Justiz wenigstens gegen Meuchelmord gesichert sein. Dann will ich reden. Es erfolge, was da wolle. Gott verläßt die Unschuld nicht. Bis dahin schweige! Ich gebe dir meine Baarschaft. Werde ich unschuldig verurtheilt, siegt der Böse-wicht durch das Ansehen seiner mächtigen Verwandtschaft: gut, so bleibe ehrlich und sorge für dich. Dein Untergang kann mir nichts nützen.«

Beide sprachen noch lange über diesen fürchterlichen Handel; der Buchhalter mit dem festen Muth des reinen Bewußtseins, Colas mit Verzweiflung und Wehmuth eines dankbaren, liebenden Sohnes. Herr Larmes gewann in diesem Gespräche nach und nach Ruhe und Besonnenheit, je mehr Colas beide verlor. Jener, indem er seinen Pflegesohn tröstete, ward selbst getröstet. Er hieß diesen auf sein Zimmer gehen, arbeiten und sich zerstreuen, wie er könne. Colas gehorchte schweigend und traurig, und ging. Herr Larmes, der sich in der Lage eines Sterbenden fühlte, brachte seine Papiere in Ordnung.

2.

Pauline.

Colas Rosier ging blaß und die Hände ringend durch den innern Hof des Hotels, wo Herr Larmes einige Zimmer des Hintergrundes bewohnte. Das Hotel gehörte dem Grafen von Oron, der hier mit seiner Gemahlin eines der glänzendsten Häuser von Paris machte. Man sagte sogar davon, der Prinz Soubise mache der Tochter des Grafen den Hof. In der That war der Prinz ein fleißig erscheinender Hausfreund; in der That sehr um die junge Gräfin beschäftigt. Allein er selbst wußte besser, denn Alle, daß seine Besuche weniger der Gräfin, als deren liebenswürdigen Gespielin oder Gesellschafterin, Pauline de Pons, galten. Pauline, eine älternlose Waise, ohne Vermögen, abhängig von der Gnade des Grafen, bekümmerte sich wenig um die Süßigkeiten, die ihr der vierzigjährige, in allen Hof- und Liebeshändeln vielversuchte Prinz zuflüstern mochte. Sie, in frischester Lebensblüthe, hatte desto hellere Augen für ihren schönen siebenundzwanzigjährigen Nachbar Colas. Sie hatte auch beständig mit ihm wichtige Geschäfte abzuthun. Er schrieb für sie oder für die junge Gräfin bald Gedichte ab, bald Musikalien; das erwarb ihm manche kleine Einnahme. Aber daß er Paulinens Herz eingenommen hatte, ließ er sich gar nicht beifallen. Der Umgang mit Paulinen war ihm ein angenehmes Bedürfniß. Warum hätte er nicht gern in Gesellschaft des anmuthigen Mädchens sein sollen? Doch die stille Gluth ihres Blickes verstand er gar nicht. Er ging ohne Herzklopfen zu ihr und mit aller Gelassenheit von ihr. Er wußte gar nicht, was Leidenschaft sei.

Pauline stand am Fenster gegen den Hof, als Colas blaß und händeringend über denselben hinging. Sie erschrack, wie sie ihren Liebling in seinem stummen Schmerze verloren sah. »Bst! bst!« flüsterte sie gegen ihn. Er hörte nichts. »Colas!« rief sie und winkte mit den Händchen, als er zu ihr hinaufsah. Er gehorchte seufzend.

»Was haben Sie, Colas? Um Gotteswillen, was ist Ihnen begegnet?« rief sie, als er in ihr Zimmer trat und sie bemerkte, daß er geweint habe. Er schwieg und seufzte.

»Lieber Colas, reden Sie doch! Ihr Schweigen tödtet mich. Ist ein Unglück geschehen? Ich zittere an allen Gliedern. Sagen Sie mir's, wenn es auch das Entsetzlichste wäre. Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir's.« Er schwieg und seufzte.

Jetzt stieg Paulinens Angst aufs höchste. »Wie, Colas,« rief sie, »Sie würdigen mich keiner Antwort? Habe ich Sie beleidigt? Gelte ich Ihnen gar nichts? Lassen Sie mich nicht länger in der tödtenden Ungewißheit. Reden Sie!«

Colas zuckte die Achseln und sagte: »Fräulein Pauline, lassen Sie mich schweigen. Ich darf nichts sagen, als — wir werden uns nun trennen. Ich verlasse morgen dieses Haus, vielleicht Paris.«

Pauline ward bei dieser Ankündigung sterbensbleich. Sie setzte sich kraftlos nieder, starrte ihren Freund an, ergriff dessen Hand, als wolle sie ihn festhalten, daß er nicht von ihr scheide, und stammelte: »Colas, warum?«

Er schwieg.

Nach einer kleinen Stille wiederholte sie die Frage mit zitternder Stimme. Ihre Augen wurden voller Thränen. »Bin ich«, sagte sie, »bin ich Ihnen so wenig werth, daß Sie mir nicht einmal sagen mögen, warum Sie Paris verlassen wollen? Colas, wenn Sie so dächten, ich würde Sie von ganzem Herzen hassen, wenn — ich's könnte. Nein, ich könnte es nicht, Colas. Gehen Sie nur. Ich hatte auf Erden keinen Freund, als Sie. Gehen Sie. Sie finden der Freunde und Freundinnen genug, aber Niemanden, der inniger Theil an Ihrem Glück und Unglück nimmt. Gehen Sie!« rief sie und verhüllte sich schluchzend das Gesicht.

Wie Colas die schöne Weinende ansah, verging sein ganzes Inneres in Schmerz. »Ach,

schöne Pauline," sagte er, "es ist ja nicht meine Schuld, daß ich fort muß. Wie gern blieb' ich! Wie sehr bewegt mich Ihre Theilnahme! Wenn Sie wüßten, was ich . . ."

Pauline blickte bei diesen Worten zu ihm auf und sagte: "O du Heuchler, ich dir theuer, und quälst mich doch so gern? Ich danke dem Himmel, daß ich keinen Bruder habe; denn glich' er dir, ich wäre längst im Grabe."

"Und hätte ich eine Schwester," versetzte er traurig, "und sie gliche Ihnen — ja, dann wäre mir wohl, dürfte ich meinen Kummer in ihr Herz ausgiessen. Aber . . ."

"Schütten Sie Ihren Kummer aus. Vielleicht, lieber Colas, kann ich mit gutem Rath helfen. Denken Sie sich, ich sei die Schwester. Hier die Schwesterhand!" Sie stand auf und bot ihm die Hand.

Er küßte ehrerbietig das Händchen und sah der schönen Schwester verlegen in die Augen, die so zärtlich um sein Geheimniß flehten. — "Was kostet es, diesen stummen Mund zu entsiegeln!" sagte sie, und klopfte ihm mit den Fingern auf die Lippen, und ließ die Hand nachläßig auf seine Schulter sinken. Man weiß nicht, wie es geschah, daß Bruder und Schwester Wange an Wange lehnten, dann Mund an Mund für den Augenblick die Worte vergaßen. Colas aber fühlte sich wie verwandelt. Er sah im Fräulein de Pons wirklich seine Schwester. Er hatte kein Geheimniß mehr. Er vertraute ihr, unter dem vorher abgelegten Gelübde ewiger Verschwiegenheit, Alles an, was er vor einer halben Stunde erst von Herrn Larmes erfahren hatte.

Pauline, wie erschrocken sie auch beim Anhören dieser Nachrichten war, fühlte sich doch dabei selig. Sie liebte, und wähnte, der Liebe sei nichts unmöglich.

"Beruhige dich, guter Colas!" sagte sie: "du darfst, du sollst mich nicht verlassen. Es werden sich Mittel ersinnen lassen, deinen Pflegevater zu retten!"

"Aber," seufzte Colas ängstlich, "ohne etwas zu verrathen!"

"Wenn mir nur gleich etwas beifiele!" rief sie und rieb sich die Stirn: "Geh, Colas, geh! Laß mich allein. Ich will nachsinnen. Es muß etwas geschehen."

Colas ging. Doch unter der Thür noch drohte er lächelnd mit dem Finger zurück: "Schwester Pauline, verräthst du mich, werde ich in meinem Leben kein Bruder einer Schwester mehr."

3.

Prinz Soubise.

Indem fuhr der Wagen des Prinzen Soubise vor. Der Prinz kam die Stiege herauf, als Pauline aus ihrem Zimmer trat. Noch glühte von der schwesterlichen Unterredung ihr Gesicht. Der Prinz, welcher sie nie reizender gesehen zu haben glaubte — und in der That, wie konnte sie anders im Glanze der ersten Liebe erscheinen? — verlor fast die Sprache beim Anblick des in Entzückungen schwebenden Engels.

"Mein Gott, wie schön Sie sind!" sagte er, indem er ihre Hand küßte. Sie führte ihn in den Saal und beklagte, daß er den Grafen verfehlt habe, der mit seiner Gemahlin und Tochter ausgefahren sei.

"Sie beklagen mich, und ich wünsche mir Glück. Möchte mir im Leben jeder Unfall so schön vergütet werden, wie diesmal!" sagte er.

Pauline, seiner Schmeicheleien gewohnt, achtete nicht auf diese und andere seiner Artigkeiten. Sie war in Gedanken bei dem neu erworbenen Bruder, und sann umher, wie dem Herrn Larmes Hilfe geschafft werden könnte. Anfangs hatte sie im Sinn gehabt, sich dem Grafen Oron zu entdecken. Durch seinen Einfluß hoffte sie, wie durch seine Klugheit, das Unglück vom Haupte des alten Buchhalters abzuwenden, der im frommen Vertrauen auf den Himmel, und ohne Aussicht auf andere Rettung, dem Schicksal entgegenging. Allein der Muth entsank ihr wieder, wenn sie sich der trägen Selbstsucht und der stolzen Gefühllosigkeit des Grafen gegen fremdes Leiden erinnerte. Die Ankunft des Prinzen brachte in ihr ganz andere Entwürfe zur Reife. Er, der Mann am Hofe, der sich dem Kardinal Bernis, dem damaligen allmächtigen Minister, der sich sogar dem Könige unmittelbar nähern konnte, er und kein Anderer konnte hier Retter werden.

"Gnädigster Herr," sagte sie zu ihm, "ich bitte Sie inständig, lassen Sie allen Scherz! Wir wollen von etwas Ernstem reden."

"Wie, schöne Pauline," rief der Prinz, "halten Sie denn in vollem Ernste die Liebe für Scherz?"

— Wenigstens die Ihrige.

„Wenn meine Liebe nur Scherz ist, so ist Alles, was Himmel und Erde Schönes haben, Scherz, und es ist nichts Wahres unterm Monde; Pauline, ja, so ist Ihre göttliche Gestalt, so ist Ihr Blick, so ist all der verführerische Zauber, der Sie umschwebt, Täuschung und Lüge."

— Oder Ihr Auge belügt Sie, das *mehr* sieht, als es sieht.

„Nein, *zu wenig* vom ganzen Umfang Ihrer Reize, zu viel aber schon für meine Ruhe."

— Ich bitte Sie, Prinz, warum sagen Sie mir das Alles? Weil Sie Langeweile bei mir haben? Lassen Sie uns von etwas Besserm plaudern. — Oder weil Sie mir beweisen wollen, daß Sie der geistvollste, artigste, gewandteste Mann sind? Ich weiß es schon, so gut, als es der ganze Hof und die ganze Stadt weiß. — Oder weil ich Ihnen Alles glauben soll, was Sie mir Verbindliches sagen? Ach, mein gnädiger Herr, Sie werden doch nicht so übel von meinem Verstand denken!

„Welche Sophistin Sie sind! Ja, wenn Sie

jemals an eine Wahrheit glaubten, so glauben Sie an die Wahrheit des Gefühls, das Sie selbst einflößten; so glauben Sie, daß für die Wahrheit meines Wortes jeden Augenblick mein Leben, mein Blut ..."

— Behüte mich der Himmel, Prinz; reden Sie mir nicht von Blutgeschichten! Ich liebe dergleichen nicht. Wenn ich aber die Ehre hätte, einigermaßen auf Ihre Achtung Anspruch ...

„Auf Alles, Alles!" schrie der Prinz Soubise, und nun folgte eine Reihe von Betheurungen und Schwärmereien, mit deren Herzählung wir unsere Leser nicht behelligen wollen.

Fräulein Pauline de Pons aber zog nach ihrer Art den besten Nutzen davon. Sie trat mit einer bescheidenen Bitte vor, die der Prinz schon als erfüllt erklärte, ehe er sie nur gehört hatte. Nun erzählte sie ihm im tiefsten Vertrauen die Unglücksgeschichte des alten Buchhalters, die sie ganz zufällig vernommen haben wollte, und für den sie die lebendigste Theilnahme empfände, weil er im Hintergebäude wohnte. „Sie, Prinz," fuhr sie fort, „Sie können hier den Ruhm Ihrer stillen Tugenden erweitern. Sie können die Unschuld retten; Keiner, wie Sie, und diesmal kein Anderer, als Sie. Ihr Wort gilt beim Kardinal Bernis ..."

„O still vom Kardinal!" rief der Prinz: „Ich traue ihm nicht. Er ist der Gönner des verschwenderischen Gatry und, wenn ich nicht irre, ein Anbeter von dessen Tochter. Der Kardinal muß ganz aus dem Spiele bleiben. Aber ..." Der Prinz schwieg, sann, rieb sich die Stirn, ward plötzlich hell und sagte: „Mein Fräulein, ich verlasse Sie. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Ich bin eifersüchtig auf jeden, der mir die Gelegenheit rauben könnte, ein kleines Verdienst in Ihren Augen zu haben. Leben Sie wohl, reizende Pauline. Ich ruhe nicht, bis Ihr schöner, menschenfreundlicher Wunsch erfüllt ist."

Er küßte des Fräuleins Hand und flog davon.

4.

Frau von Pompadour.

Er schwang sich in den Wagen und fuhr nach Hofe. Hier wandte er sich in den Tuilerien sogleich zu den Zimmern der Frau von Pompadour.

Alle Welt weiß, was Frau von Pompadour bei König Ludwigs XV allerchristlichsten Majestät galt. Sie war die unbeschränkte Gebieterin seines Herzens, seines Willens und seines Reiches. Zwar die Blüthezeit hatte für sie geendet. Sie mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen. Aber ihre Anmuth hatte darum wenig eingebüßt, und der eigenthümliche Werth ihres Geistes dabei nur gewonnen. Der König lag noch immer in ihren weichen Fesseln. Nichts vermochte wider sie der Wille der ganzen königlichen Familie, nichts die Klugheit des königlichen Hauptministers, des Kardinals Bernis. Man wußte das am Hofe, man wußte das in Paris, man wußte das im ganzen Reiche. Freilich ist es nicht gar erbaulich für eine Nation von Selbstgefühl, durch ein solches königliches „Nebenbei" beherrscht zu werden. Aber man muß nicht vergessen, daß die Franzosen damals nur noch Verse machten und Liederchen trillerten, und Alles für wahr, gut und schön hielten, sobald es der König dafür hielt. Frankreich lag also in anbetendem Entzücken mit einem Knie vor dem König, mit dem andern vor der Geliebten des Allerchristlichsten. Nur eine Partei, welche allenfalls Anspruch auf Eifersucht wagen durfte, zum Beispiel die Königin, der altadelbürtige Hof, oder so ein Hauptminister, wie Kardinal Bernis, bildeten, doch mit größter Schonung, eine Art Widerspruch.

Die kluge Königsgeliebte wußte das wohl. Sie fürchtete aber die Gegenpartei wenig. Die vorzüglichsten Herren des Hofes standen auf ihrer Seite, oder lagen zu ihren Füßen. Voltaire selbst wußte sich viel damit, daß sie ihn huldvoll angeblickt hatte. Aber nächst dem Könige blickte sie doch Keinen huldvoller an, als den Prinzen Soubise.

In der That, der Prinz, obgleich ein Vierziger, war ein Mann ganz zum Gefallen geschaffen, witzig, sinnreich, verführerisch. Die Königsgeliebte, bei aller Schlauheit und Lebenserfahrung, konnte sich nicht erwehren, ihn lieber zu sehen, und lieber zu hören, als alle Uebrigen, und ihm am liebsten zu glauben, daß er sie nur ihretwillen liebe, und um nichts Anderes sonst. Der Prinz war einer von den starken Geistern, die Allen allerlei werden. So war er bei der Königsgeliebten ein von ihr bezauberter Liebhaber, der nur mit Gewalt den Ausbruch von einer Leidenschaft in sich zurückhielt, die — nicht da war. Frau von Pompadour bemerkte oft, nicht ohne zärtliche Rührung, seinen stillen Kampf zwischen Ehrfurcht und Liebe, und wider ihren Willen ward ihr Herz zu ihm hingezogen, da es doch dem König allein angehören sollte. Sie empfand für den Prinzen, was sie nicht empfinden mochte, und eben weil sie es nicht mochte, hing sie um so inniger an ihm. Doch hütete sich die feine Frau von Welt wohl, das von sich ahnen zu lassen, dessen sie sich wie einer Lächerlichkeit schämte. Und wirklich fiel keinem Höfling dergleichen auch nur im Traum ein. Aber der Prinz wußte, was er wußte, spielte seine Seladonrolle fort und lachte dazu.

„Was haben Sie vergessen, Schmetterling?" fragte sie ihn, als er zu ihr hereintrat, denn er war erst kaum vor einer Stunde von ihr gegangen.

„Ach, theure Marquise, bei Ihnen habe ich immer das Unglück, mich selbst zu vergessen. Wie kann man auch anders?" sagte Soubise, und drückte ihre schöne Hand an seine Lippen: „Mich selbst, so war ich lebe!"

„Zur Sache, mein gnädiger Herr; denn die

Sphäre Ihres Selbstes ist so groß, daß ich nicht immer weiß, wenn Sie von sich reden, ob Sie Frankreich oder ganz Europa meinen.«

»Sie wollen heute, liebenswürdige Marquise, ein wenig herbe sein, scheint es; und doch sagen Sie, ohne es zu wollen, statt der Ironie die reinste Wahrheit. Im Ernst, ich wollte von mir, nämlich von Frankreich, das heißt von Ihnen, reden.«

»O, lyrische Sprünge!« rief Frau von Pompadour: »Sie haben Talent zum Odendichter, Prinz.«

»Und wer denn nicht, der das Glück fühlt, in Ihrer Nähe zu stehen?«

»Aber Sie wollten von sich selbst reden, Prinz.«

»Gut, gnädige Frau, von mir; aber mein Sein ist in dem Ihrigen aufgelöset. Was wider Sie ist, das ist wider mich. Und ich ...«

»Prinz, ich werde heute nicht klug aus Ihnen. Reden Sie in Prosa; ich hasse das frostige Feuer der Odendichter.«

„Wohlan, trockene Prosa! — Wissen Sie, in welcher Gesellschaft man zuerst das Gassenliedchen spendete und sang, worin eine gewisse unerhörte platte Niederträchtigkeit die Stelle des Witzes vertreten muß?“

„Sie meinen die Albernheit gegen mich? In welcher Gesellschaft? Vielleicht bei unserm poetischen Kardinal? Hab ich's errathen?“

„Halb! Bei seinem Schützling, dem unflätigen de Gatry. Der Elende wird jetzt von allen seinen ehemaligen Zechbrüdern verrathen; denn er ist nahe daran, das Opfer seiner Schändlichkeiten zu werden — auf die Galeeren zu kommen.“

„Wie? Was sagen Sie mir da?“ rief die Marquise erstaunt.

„Es zeigen sich in den Kassen des Seewesens, die er zu verwalten hat, ungeheure Deficits. Man spricht von mehr, als einer Million. Und das war's, was ich vergessen hatte, Ihnen vor einer Stunde zu sagen. Ich hatte also Recht, es gehe mich an, weil es Sie und Frankreich angeht.“

„Haben Sie auch recht gehört, Prinz?“

Der Prinz erzählte ihr nun Alles, was er von nähern Umständen kannte, schmückte daran nach Belieben aus und trug endlich auch die Geschichte des alten, unglücklichen Buchhalters Larmes vor. Er schilderte die Schelmerei des Herrn von Gatry und die Verzweiflung des bedrängten Larmes so lebhaft, das Leiden des armen, schutzlosen Greises so rührend, daß die reizbare Marquise in Thränen zerfloß.

»Nein,« rief sie, »das darf nicht sein; dieser unschuldige, ehrliche Mann soll nicht das Opfer des Ungeheuers werden. Wir wollen die Wahrheit entdecken. Stehen Sie gut dafür, Prinz, daß sich Alles so verhält, wie Sie mir sagen?«

»Ich stehe für jedes Wort, das ich sagte.«

»So gestatten Sie, daß ich mich von Ihnen beurlaube. Ich muß zum König. Ich danke Ihnen, mein lieber Prinz, daß Sie mir den Weg zu einer edeln That zeigten. Dergleichen Abscheulichkeiten, wie de Gatry brütet, sollen Frankreichs Boden nicht besudeln. Der König denkt zu groß!«

»Und sein guter Engel weicht nicht von ihm. Erlauben Sie, daß ich diesem Engel die Hand küsse, um mich selbst ein wenig zu heiligen.«

Der Prinz entfernte sich. Die Marquise ließ sich dem König melden.

5.

Der König.

»Ich habe Sie schon lange erwartet, meine liebe Marquise!« sagte der König, indem er ihr entgegen ging.

— Man hatte mir gesagt, Ew. Majestät hätten dem englischen Gesandten eine besondere Audienz gegeben.

»Ja, aber der Mensch hat mich mit seinen Geschäften auf's grausamste gelangeweilt. Ich bin froh, seiner los zu sein. Ich habe ihn zuletzt kurzweg an den Kardinal gewiesen. — Aber, was fehlt Ihnen? Sind Sie unpäßlich, Marquise? Ich glaube gar, Sie haben geweint. Ist Ihnen nicht wohl?«

— Bei meinem König ist mir immer wohl.

»Gute Marquise! — Setzen Sie sich. Haben Sie Arbeit mitgebracht? Ich helfe Ihnen Perlen auffädeln. Ich kann Ihnen ein sauberes Geschichtchen vom Fräulein von Autun erzählen, ein Liebeshändelchen ohne Gleichen; Sie werden es kaum glauben. Ich habe dabei zum Sterben lachen müssen. Allein ich kann unmöglich die verweinten Augen meiner kleinen Antoinette sehen. Bekennen Sie mir erst, haben Sie einen Verdruß gehabt?«

— Wohl, Sire, Verdruß über die empörende Schlechtigkeit mancher Menschen, und Schmerz darüber, daß man unter dem besten der Monarchen die Unschuld auf grausame Weise zu mißhandeln wagt. Denn ...

»Erzählen Sie, liebes Kind. Ich will wahrlich einmal ein Beispiel der Strenge geben. Was bin ich denn? Was hab' ich denn, wenn ich mit aller königlichen Macht nicht einmal im Stande bin, zu verhüten, daß Sie andere als Freudenthränen vergiessen? — Wer also hat Sie beleidigt?«

— Der Sie, der die Würde und den Namen des gerechtesten und menschenfreundlichsten aller Könige beleidigte.

Der König stutzte und fragte mit gespannter Neugier weiter. Die Marquise erzählte ihm die Geschichte und die Plane des Herrn von Gatry,

und wie er den ehrlichen Buchhalter zwingen wolle, sich schriftlich zu den Verbrechen eines Böſewichts zu bekennen, der ſich mit einigen tauſend Livres davon frei kaufen möchte. Die Erzählerin trug die Begebenheit mit der ihr eigenen Beredſamkeit vor, und erhöhte mit dem Glanze ihrer Einbildungskraft die Farben im Bilde von menſchlicher Bosheit und hilfloſer Unſchuld. Sie ſelbſt ward von neuem innig bewegt.

„Nun denn," ſagte der König, als ſie vollendet hatte, mit einer Art von Verwunderung in Ton und Geberde: „iſt's nur das, und ſonſt nichts? Was geht das uns an? Laſſen Sie doch die Gerichte dafür ſorgen; die werden ſchon ſtrafen. Jetzt hören Sie mein Geſchichtchen vom ſpaßhaften Handel des Fräuleins von Autun."

— Ich wage nur die einzige Erinnerung, Sire, daß, wenn der morgende Tag kommt, die Gerichte nicht mehr helfen können. Hat de Gatry des Buchhalters ſchriftliche Erklärung in Händen, und iſt dieſer geflüchtet, ſo wird dieſer verdammt, jener als treuer Beamter geehrt und Ew. Majeſtät um eine Million betrogen.

„Sie haben Recht. Man muß den Kardinal davon benachrichtigen."

— Er iſt Gatry's beſonderer Gönner, wie man mir geſagt hat.

„Oder den Polizeiminiſter. Er könnte vorläufig einen Vertrauten zum Buchhalter ſchicken, um von dieſem das Nähere zu erfahren. Dann mag er nachher thun, was recht iſt."

— Vortrefflich, Sire; ich muß eben ſo ſehr Ihren Scharfſinn, als Ihr wohlwollendes Herz, bewundern. Daran dachte ich in der That nicht, daß, wenn die Polizei Gatry's eigene Handſchrift erhaſchen kann, dieſer in ſeinem eigenen Netze gefangen und Alles verrathen iſt.

„Natürlich! Sie ſind ein Kind, Marquiſe, daß Sie über den einfachſten Gang der Dinge erſtaunen. So etwas macht ſich leicht ab. Ich laſſe den Miniſter oder — ich beſinne mich, der Polizeichef iſt noch in der Nähe!"

Der König läutete. Ein Kammerdiener erſchien. Der König beſchied den Polizeichef in's blaue Kabinet, wohin er ſich ſogleich ſelbſt begab.

„Sie aber", ſagte er beim Fortgehen der Marquiſe, „bleiben inzwiſchen hier. Wir müſſen eins über das Fräulein von Autun lachen."

6.

Die Wirkung.

Es war ſchon ſpät Abends. Der Buchhalter Larmes ſaß düſter in ſeinem Zimmer am Schreibtiſche und zeichnete Verſchiedenes auf. Colas ſtand daneben.

„Jetzt, mein Sohn," ſagte der Alte nach Beendigung der Arbeit heiterer, „habe ich nichts mehr auf dem Herzen. Alles iſt abgethan. Es geſchehe, was da wolle, ich werde mich nie, weder ſchriftlich noch mündlich, zu dem Kaſſenbetrug bekennen. Ich ſtehe in Gottes Hand. Es iſt eine herrliche Sache, Colas, um ein reines Herz und Bewußtſein; man kann damit einem ganzen Heere von Schergen, Henkern und Folterknechten und der ganzen Hölle ins Angeſicht ſpotten. Und würde ich auf die Galeere geſchickt, ich wollte lächelnd gehen."

Es ward geklopft. Ein Polizeibeamter trat herein, und man ſah deutlich im Halbdunkel der Thür, indem der Beamte ſie öffnete, mehrere Bewaffnete ſtehen.

Der Beamte entſchuldigte ſeinen Beſuch mit höherm Befehl, und fragte dem Herrn Larmes nach. Dieſer bekannte ſich erblaſſend und mit zitternder Stimme zu ſeinem Namen. Colas bebte, wie im Fieberſchauer, und konnte ſich nicht auf den Füßen halten.

„Sie hatten dieſen Morgen", ſagte der Beamte zum Herrn Larmes, „eine merkwürdige Unterredung mit Herrn von Gatry?"

Der Buchhalter verneigte ſich; er konnte die Silbe Ja nicht hervorſtammeln.

„Sind Sie im Beſitz eines Zettels, den er Ihnen zum Abſchreiben gab?"

Der Buchhalter erſtaunte über die Allwiſſenheit der Polizei, und ſah den Beamten mit ſtarrem Blicke und offenem Munde an.

„Wollen Sie mir gefälligſt antworten?" fuhr der Beamte ernſter fort.

Der Buchhalter verneigte ſich abermals.

„Antworten Sie, Herr, ich fordere Sie im Namen des Königs auf; und wenn Sie den Zettel haben, werden Sie ihn mir ohne Weigern übergeben."

Der Buchhalter ſchwankte zu einem Nebentiſchchen, zog den Zettel aus einer Brieftaſche und reichte ihn mit zitternder Hand dem Frager.

„Sie werden jetzt die Güte haben, mich zu begleiten, Herr Larmes. Es erwartet Sie draußen ein Wagen."

„Wohin?" ſchrie Colas verzweifelnd: „Er iſt unſchuldig. Nehmen Sie mich auch mit. Ich weiß um Alles; ich will Alles ſagen."

Der Beamte ſah den Jüngling verwundert an und ſagte: „Ich habe zwar keinen Befehl, einen andern, als Herrn Larmes, zum Chef der geheimen Polizei zu führen; indeſſen kann ich Ihren Wunſch befriedigen. Sie, Herr Larmes, ſcheinen unruhig zu ſein. Faſſen Sie ſich."

„Laſſen Sie den jungen Menſchen hier zurück," ſagte Herr Larmes, „wenn Sie keinen ausdrücklichen Befehl haben, ihn mitzunehmen. Er kann zur Sache nichts nützen. Ich werde die Wahrheit ſagen ohne ihn. Es iſt ſeine Freundſchaft zu mir, die ihn zu der unbeſonnenen Bitte

veranlaßte. Ich weiß schon, wer mein Ankläger ist und warum ich fortgeschleppt werde. Es ist Herr von Gatry, mein Chef. Ich folge Ihnen."

Der Polizeibeamte sagte: „Ich trete in Ihren Handel mit Herrn von Gatry nicht ein. Sie werden ohne Zweifel die Ehre haben, ihn zu sehen. Auch er ist in diesem Augenblick verhaftet. Hingegen muß ich mir ausbitten, junger Herr da drüben, daß Sie mich ebenfalls begleiten wollen!"

„Herr von Gatry verhaftet?" sagte der Buchhalter mit halbfroher Bestürzung.

„Haben Sie denn nicht gehört?" schrie Colas freudig: „Gatry ist verhaftet. Sie sind gerettet. Nun merk' ich, seh' ich, weiß ich Alles, Alles, Alles! Kommen Sie, kommen Sie! Oh!" fuhr der entzückte Jüngling fort und streckte beide Hände gen Himmel: „O du unvergleichliche, köstliche, himmlische...." bald hätte er gesagt Pauline. Aber er besann sich doch, und rief: „Justiz!"

Man nahm den Hut, folgte dem Polizeibeamten, stieg mit ihm in den Wagen und fuhr davon. Der Minister des Seewesens war beim Polizeiminister. Der Buchhalter sagte, was er wußte. Herr von Gatry verrieth selbst beim stolzen Wegläugnen im Verhör sein böses Gewissen. Als ihm aber seine Handschrift vorgewiesen ward, als ihm der Buchhalter vor die Augen geführt ward, verlor er die Besinnung und bat um Schonung seiner Familie.

Herr Larmes und Colas wurden noch denselben Abend wieder zurückgelassen. Colas schlich noch denselben Abend mit einem Notenheft unterm Arm zu Paulinens Zimmer, da er es erleuchtet sah, und schloß die schöne Schwester, welche im reizenden Tanzkleide vor ihm stand, um einen Ball zu besuchen, an sein frohes Herz. Noch denselben Abend drückte Pauline auf dem Balle, mitten im Tanze, dem begeisterten Prinzen Soubise voll zärtlicher Erkenntlichkeit die Hand und flüsterte: „Sie haben eine himmlische That vollbracht!" Noch denselben Abend, früher vom Balle eilend, lag der Prinz zu den Füßen der Marquise von Pompadour und rief: „Ich muß Sie anbeten; Sie sind mehr als ein Engel!" Noch denselben Abend gestand Ludwig XV im Arm der Geliebten: er sei von ihr noch nie schöner belohnt worden, als der einfältigen, närrischen Geschichte wegen.

7.

Die Erhebung.

Am folgenden Morgen war Gatry's Verhaftung die Tagesneuigkeit von Paris. Die Kassen und Rechnungsbücher des Seewesens wurden untersucht. Man entdeckte größern Verlust, als man vermuthete. Es entspann sich aus einer Untersuchung die andere, aus einem Verhör das andere, aus einer Verhaftung die andere. Gatry hatte sich während dessen wieder erholt und erneuerte die Betheurungen seiner Unschuld. Es ward ein langweiliger Rechtshandel, dessen Ende der alte Larmes gar nicht mehr erlebte; denn Furcht und Schrecken jenes Unglückstages hatten seine Gesundheit tief erschüttert. Colas war untröstlich über den Verlust seines väterlichen Freundes. Zwar ward er Erbe von dessen mäßigem Vermögen; allein dies erquickte ihn wenig. Gern wäre er Bettler geworden, wenn er mit seiner Selbstopferung den guten Vater Larmes aus dem Reiche der Schatten hätte zurückkaufen können.

Die Frage ward nun: was weiter beginnen? Denn aus der kleinen Erbschaft allein konnte er unmöglich anständig leben. — „Ei," sagte Pauline, „willst du denn nicht an die Stelle des Herrn Larmes Buchhalter beim Seewesen werden?"

„Mein Gott, Fräulein, wohin denken Sie? Wie soll ich meine Gedanken so weit erheben? Buchhalter des Seewesens! — Es ist wahr, ich habe unter der Aufsicht des Herrn Larmes oft, besonders wenn er an Rheumatismen im Winter litt, seine sämmtlichen Geschäfte gethan; er hatte bloß zu unterschreiben. Allein, was denken Sie, Fräulein! Buchhalter im Ministerium des Seewesens! Herr Larmes schlug mich schon drei Mal vergebens nur zu einer leer gewordenen Sekretärstelle vor. Nein, so weit schwindle ich nicht hinauf."

„O die liebe Bescheidenheit, wie sie dir so schön läßt!" sagte Pauline, und betrachtete den blöden jungen Mann mit stillem Wohlgefallen: „Du gibst doch zu, daß ich wenigstens so hoch im Rang stehe, als dein Marine-Buchhalter?"

„Fräulein, Sie scherzen."

„Nun, und deine Gedanken schwindeln doch selbst zu mir herauf?"

„Nein, nein, Ihre himmlische Güte läßt sich nur zu mir herab, schöne Pauline."

Einige Tage nachher sagte Fräulein de Pons zum Prinzen Soubise, als sie ihn unbelauscht in einer glänzenden Gesellschaft sprechen konnte: „Wissen Sie auch, mein Prinz, daß Schreck und Gram den alten Buchhalter Larmes getödtet haben, daß er also dennoch das Opfer von Gatry's Ruchlosigkeit ward?"

„Kein Wort, reizende Pauline."

„Wollen Sie Ihre herrliche That nicht vollenden? Sie sind im Stande, den Schatten des ehrwürdigen Greises zu versöhnen, wenn Sie sich seines Sohnes annehmen, der jetzt verloren und verstoßen ohne alle Protektion dasteht, nämlich eines Adoptivsohn, Nikolas Roster. Es ist derselbe junge Mann, der in dem berühmten Verhör um Erlaubniß bat, an der Stelle des Herrn Larmes in Gefängniß und Tod zu gehen, wenn es sein müßte."

„Ich erinnere mich."

„Nun, dieser Rosier war eigentlich der wahre Buchhalter; der alte Larmes gab nur seinen Namen zu dessen Arbeiten. Erfüllen Sie einen Seufzer des Sterbenden, der mit Kummer um das Schicksal seines Sohnes aus dem Leben ging. Sie sagten mir einst selbst, der alte Larmes müsse für sein erlittenes Ungemach reichlich entschädigt werden. Wie wollen Sie ihn entschädigen lassen? Er ist nicht mehr. Gönnen Sie seinem Adoptivsohn Ihren Schutz. Dieser Erbe von der Redlichkeit seines Vaters verdient dessen erledigte Stelle beim Seewesen. Aber er steht einsam, kein Mund spricht für ihn."

„Wie? Kein Mund für ihn, wenn Mitleid und Erbarmen von so schönen Lippen für ihn sprechen?" flüsterte der Prinz: „Wie selig wär' ich, wenn diese Lippen nur mir so mitleidig einst ein Wort des Erbarmens sagten! Glauben Sie mir, ich verdiene mehr Ihr Mitleiden, als der Sohn des Buchhalters."

„Nun, gnädiger Herr, werden Sie nur erst recht unglücklich; ich will es nicht an Mitleid für Sie fehlen lassen, wie es Ihnen nie an Spott für mich fehlt."

„O!" rief der Prinz: „Es ist genug! Daß doch jetzt hundert überflüssige Augen auf uns sehen müssen! Wie gern sagte ich Ihnen auf meinen Knien, wie viel ich dulde! Aber ich nehme Sie beim Wort. — Wie heißt der junge Mann?"

Pauline nannte den Namen Nikolas Rosier; der Prinz schrieb ihn auf.

Zu rechter Zeit erinnerte er sich seiner, als er nachher bei der Marquise von Pompadour im vertraulichen Gespräche saß, die Marquise selbst von Gatry's Prozeß anfing und dabei mit Theilnahme des alten Larmes gedachte, der durch die Schändlichkeit seines Gebieters dem ewigen Kerker oder gar dem Tode nahe gebracht gewesen wäre.

„Nahe?" antwortete der Prinz: „Nein, sagen Sie lieber in den Tod, meine Gnädige. Angst und Schrecken haben den schwachen Greis getödtet. Er steht vor Gott, und nennt dankbar unter Engeln den Namen des irdischen Engels, der ihn vom Untergang rettete."

Die Marquise erschrack und ward gerührt. Der Prinz bemerkte es und stimmte sich selbst in eine Trauer hinüber, indem er vom Lebenslooſe mancher edeln Menschen sprach. „Er hat ausgelitten!" fuhr der Prinz fort, indem wirklich eine Thräne in seinem Auge zitterte: „Ihm ist nichts mehr zu vergelten und zu ersetzen."

Die Frau von Pompadour sah im Auge des Prinzen die Thräne. Dieser Anblick machte sie noch weicher. „Aber hat er Familie hinterlassen?" fragte sie: „Ich weiß, der König ist gut."

Der Prinz sprach von der erledigten Buchhalterstelle, von den ausgezeichneten Kenntnissen des Adoptivsohns Nikolas Rosier, und mit einer wahren Begeisterung von dessen strenger Rechtschaffenheit. Dann fuhr er fort: „Und dieser brave Mann muß darben, weil er ohne Protektion dasteht. Er ist nur der Erbe von Tugend und Armuth seines Pflegevaters!"

Die Frau von Pompadour ergriff voll inniger Bewegung mit beiden Händen des Prinzen Hand und sagte: „Prinz, als einen gewandten, liebenswürdigen Weltmann habe ich Sie immer gekannt, aber nicht als den guten, gefühlvollen Menschen. Schämen Sie sich Ihres nassen Auges nicht vor mir. Solche Thräne ehrt den Mann. Dafür nehmen Sie diesen Kuß. Der Rosier muß seines Vaters Stelle haben."

Als die Marquise dem Könige davon anfing, sagte dieser: „In der That hat mir der Marineminister da ein Portefeuille gebracht, Ernennungen, ich soll sie unterschreiben. Sehen Sie doch nach, ob der Mann dabei ist, von dem Sie mir sagen." — Die Marquise gehorchte, und fand unter den Ernennungen zur Buchhalterstelle beim Seewesen den Namen Meuron.

„Nun, so lassen wir's dabei. Der Minister muß ihn kennen. Er weiß das besser, als wir. Mischen wir uns doch in das Zeug nicht."

„Sire," antwortete die Marquise, „aber eben die Einmischung Ew. Majestät allein kann das edle Werk vollbringen, was Sie begannen, und das jetzt noch ganz Paris mit Freuden und Beifall erfüllt. Ew. Majestät hat den stolzen Verbrecher entlarvt, die Unschuld gerettet. Der letzte Gedanke des sterbenden Greises waren Sie, Sire, denn Sie hatten ihn gerettet. Er trägt dankbar Ihren Namen zum Himmel."

Der König lachte laut auf. „Hab' ich's doch immer geargwohnt," rief er, „daß Sie mit der überirdischen Welt Korrespondenz pflegen; wie könnten Sie sonst wissen, was die Buchhalters-Seele da mit hinübergeschleppt hat? Meinen Namen also? Aller Ehren werth. Ich muß ja wohl aus Gegenhöflichkeit den Namen seines Pflegesohns ins Bureau des Seewesens schicken." Er strich den Namen Meuron durch und setzte Nikolas Rosier.

„O wie Sie so böse sind, Sire, und doch so gut!" sagte die Geliebte, und küßte die Hand des Monarchen, welche den Namen geschrieben hatte.

8.

Die Ohrfeige.

Colas war vor Erstaunen auſſer sich, als er die königliche Ernennung empfing. Er machte sich sogleich auf, seinem Minister und den übrigen obern Beamten im Ministerium die ehrfurchtvolle und dankbare Aufwartung zu machen.

„Ich schlug Sie dem Könige gern vor," sagte der Minister, „denn ich wollte in Ihnen das Andenken des Herrn Larmes geehrt wissen."

„Mein Verdienst bei Ihrer Ernennung ist gering," sagte der Kanzler des Ministerial-Bureau; „doch gesteh' ich, einigen Kampf hatte ich deswegen. Mir waren aber Ihre trefflichen, in Herrn Larmes Namen gelieferten Arbeiten bekannt. Ich konnte als redlicher Mann keinen Andern, als Sie, dem Minister empfehlen."

So bemerkte Colas bei seinen Besuchen, daß, wie diese Beiden, alle übrigen höhern Angestellten ohne sein Vorwissen auf die edelmüthigste Weise für ihn gearbeitet hatten. Als er es dem Fräulein de Pons erzählte, sagte sie lachend: „Du bist ein Närrchen, Colas. Die Hauptperson hast du vergessen. Bitte morgen den Prinzen Soubise um Audienz und küsse ihm die Hand. Vergiß mir's nicht."

„Und nicht der Prinz Soubise ist die Hauptperson," sagte Colas, „sondern meine bescheidene, schöne Schwester, der ich die Hand tausendmal lieber küsse." — Indessen Colas war klug genug, sie auch dem Prinzen am andern Tage zu küssen; und der Prinz, welcher in Colas einen angenehmen jungen Mann erblickte, war klug genug, ihm zu empfehlen, der Frau von Pompadour seine dankbare Verehrung zu bezeugen. Der Buchhalter des Marinewesens gehorchte, und die Königsgeliebte blieb nicht unempfindlich gegen Huldigungen, die verdient zu haben sie sich allerdings bewußt war. Ihre That ward ihr noch um so lieber, da sie sie nicht nur einem erkenntlichen, sondern auch einem sehr hübschen jungen Manne erwiesen hatte.

Herr Rosier, der im Geschäftskreise der Marine-Buchhaltung nicht als Neuling lebte, gewann bald die Zufriedenheit aller seiner Obern und selbst des Ministers, nicht eigentlich wegen seiner Geschäftsführung, sondern weil man nicht wußte, wie er dazu gekommen war, eine Stelle zu erhalten, für die Alle einen andern Begünstigten empfohlen hatten. Man vermuthete, er müsse bedeutende Verbindungen am Hofe haben. Jeder behandelte ihn folglich mit der größten Auszeichnung.

Colas, mit seinem Glücke gar wohl zufrieden und nun bekannt mit dem geheimen Weg, welchen das Schicksal wunderbarlich zwischen ihm und dem König Ludwig XV angebahnt hatte, genoß die Gaben des Zufalls mit aller Bescheidenheit. Er hatte vorher Demuth genug gehabt, auf ein Loos, wie er gewonnen, keinen Anspruch zu machen, und jetzt nicht Uebermuth genug, mehr zu verlangen. Das war bei ihm nun freilich keine Wirkung eigenthümlicher Weisheit und Tugend, sondern eines glücklichen mit Leichtsinn gemischten Phlegma's. Man zog ihn in alle Gesellschaften, in die er als Bürgerlicher eintreten konnte, und manche artige Pariserin warf ihre Zaubernetze über ihn, die aber sein Leichtsinn und Phlegma wie Spinnengewebe zerriß. Denn empfand er doch selbst für die verführerisch-schöne Pauline nicht mehr, als ehrerbietige Zärtlichkeit; und das vertrauliche Verhältniß zwischen ihm und ihr war mehr Werk der Gewohnheit, als Leidenschaft.

Pauline fühlte zarter und tiefer. Sie liebte mit Innigkeit. Und wie unzufrieden sie vielleicht oft mit seiner kalten Ehrerbietung sein mochte, dankte sie ihm doch im Herzen zuweilen, wenn sie besonnener war, für seine brüderliche Nachlässigkeit. Darum war sie nichts desto weniger überzeugt, daß sie von ihm mit einer Leidenschaft geliebt werde, die ihren Reizen gebührte. Colas beichtete ihr auch von allen seinen weiblichen Bekanntschaften und von manchen Bemühungen der Schönen. Wie konnte er sich besser als ihr Vielgetreuer beurkunden? Doch setzte sie an ihm aus, daß er anfange, den Zerstreuungen zu viel Zeit zu gönnen und sie ihn weniger sähe.

„Beinahe reut es mich," sagte sie schmollend zu ihm, „dich zum Marinebuchhalter erhoben zu haben. Besser, ich hätte dich als Notenschreiber behalten. Du wärest mehr daheim geblieben, und ich hätte dich sprechen können, so oft ich wollte."

Er versprach Besserung und hielt bald Wort, freilich auf eine Art, die ganz wider seinen Willen war.

Als er sich eines Abends mit einigen Freunden in Drouets Garten begab, wo Erleuchtung und Ball war, und die ganze schöne Welt, selbst viele aus den höhern Ständen, sich einzufinden pflegten, fand er unter den Tänzerinnen eine seiner Bekannten, die Tochter des Buchbinders, der für das Marinebureau zu arbeiten pflegte. Man kannte sie unter dem Namen der schönen Juliette. Das Mädchen war ihm sehr gleichgültig; aber sie tanzte wie eine Sylphide mit Herrn Browne, einem Engländer, welcher zum Gesandtschaftspersonal des britischen Gesandten in Paris, Grafen Albemarle, gehörte. Colas bewunderte sie, und fühlte sich geschmeichelt, als sie im Vorüberschweben ihn bemerkte, ihm freundlich zulächelte und im Tanze nicht unterließ, dann und wann einen Blick herüber zu senden. Sir Browne, ihr Tänzer, beobachtete dies Augenspiel. Es schien ihm nicht halb so angenehm zu sein, als dem gutmüthigen Colas. Nach Beendigung des Tanzes, da der Brite sie zum Ausruhen nach einem Sofa begleitete und sich mit ihr in ein Gespräch verwickelte, trat auch Colas hinzu. Sie schien ihn erwartet zu haben, brach mit dem Briten ab, stand auf und folgte dem jungen Buchhalter, der sie nicht einmal bestimmt aufgefordert hatte, zum Tanze. Der Brite, finster an der Seite, verfolgte mit seinen Augen das Paar. Man sah, ihn verzehrte ein inneres Feuer.

„Ich habe doch nicht an dem Herrn da einen Raub begangen," sagte Colas zur schönen Juliette, „indem ich Sie zum Tanz führte? Er macht ein Gesicht, wie ein Ungewitter."

„Umgekehrt, ich danke Ihnen, Herr Rosier, daß Sie mich von dem langweiligen Menschen frei

machten!« antwortete das Mädchen: »Es ist genug, daß ich den Sir fast täglich seit zwei Monaten im Hause sehen muß, wo er meinen Vater mit Geschenken überhäuft. Ich nehme nichts von ihm. Er ist mir verhaßt wie eine Spinne, und schleicht mir nach wie mein Schatten.«

Colas kam vor anderthalb Stunden nicht von seiner Tänzerin los, die es auf Eroberung seines Herzens angelegt zu haben schien. Er war froh, als er sich endlich in den erleuchteten Garten retten konnte, welcher im bunten Feuer, wie eine Zauberwelt, funkelte. Hier in einer der artigsten Gesellschaftslauben ließ er Punsch bringen, da er sah, daß ihn Andere tranken. Es fügte sich, indem er an einem der Tische niedersaß, daß er gerade gegenüber dem unglücklichen Anbeter Juliettens Platz bekam; neben ihm saß einer seiner Bekannten, ein geheimer Sekretär de Bonnaye.

Man war in lebhaftem Gespräch über politische Dinge, und zwar, weil die Gesellschaft bunt aus Franzosen und Briten zusammengesetzt war, über dieselben Gegenstände, derentwillen Graf Albemarle nach Paris gekommen. Wie in den Kabineten der Mächte, machte man sich auch hier in der Laube gegenseitig Vorwürfe; die Franzosen den Briten, daß sie den ungeheuern Landstrich zwischen Neuengland und Akadien ansprechen wollten; die Briten den Franzosen, daß diese am Ohio Forts anlegten, um Englands Handel mit den Wilden zu stören. Die Herren schienen nicht minder von Punsch und Wein, als von Vaterlandsliebe begeistert.

Weil Colas fremd zum Gespräch trat, schwieg er und gab einen gleichgültigen Zuhörer ab. Sir Browne, ihm gegenüber, der Mann mit dem Ungewittergesicht, ward noch heftiger und redseliger, als er des Buchhalters gewahr ward, der ihm seine Sylphide entführt hatte. Er donnerte nun ärger gegen Frankreichs diplomatische Anmaßungen; er schien zu glauben, wenn er ganz Frankreich mit seinem Zorn schlage, müsse er nothwendig auch den verhaßten Nebenbuhler treffen. Keiner aber fühlte sich weniger getroffen, als der harmlose Colas. Er überließ es seinen anwesenden Landsleuten, die stolze Derbheit der Briten zurückzuweisen, und um so lieber, da er gewahr ward, der Wortkampf werde mit mehr Hitze geführt, als eben in dieser Laube des Vergnügens nöthig sei, um sich Punsch oder Wein behagen zu lassen.

Je ruhiger Colas blieb, je glühender stürmte der grimmige Sir Browne. Bei jedem kräftigen Fluch, den der Brite zur Betheurung seiner Vorwürfe gegen die französische Staatsklugheit ausstieß, heftete er seinen Blick auf den unschuldigen Colas. Einer nach dem andern von den Franzosen schlich davon. Die Herren fürchteten, der Wortwechsel führe zu weit, und zumal Sir Browne's politischer Geist habe zu viel Weingeist. Auch die übrigen Engländer spürten es ihrem Landsmanne an, und bemüheten sich, ihn zu besänftigen. Dieser aber ward nur desto erhitzter. »Es ist wahr,« rief er den Franzosen zu, »das Kabinet von St. James, wie Ihr saget, versteht seinen Vortheil schlecht. Ich muß euch Recht geben. Der König hätte, um als Diplomatiker zu siegen, nicht den Lord Albemarle, sondern ein Londner Freudenmädchen herschicken sollen. Und wir haben deren tausend, die schöner sind, als die abgeliebte Pompadour.«

Als Colas den hier entweihten Namen seiner Wohlthäterin hörte, brach er das Schweigen, und sagte mit der größten Artigkeit zu dem Ungewittergesicht, doch, sich über den Tisch vorlehnend, halbleise, um den Briten nicht zu beschämen: »Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß Sie auf französischem Boden stehen!«

Sir Browne schnellte dem Buchhalter in dieser Stellung, statt aller Antwort, einen gewaltigen Nasenstüber zu, und machte die Bemerkung: »Was streckt mir der junge Naseweis da die Nase entgegen, und läßt sich beigehen, mich zu belehren, ehe ich's von ihm verlange?«

Er hatte aber die letzten Worte, die er der Gesellschaft zuwandte, noch nicht vollendet, als ihm Colas eine gellende Ohrfeige zurückgab. Sir Browne stürzte bei dem Schlage, wie eine vom Sturm gebrochene Eiche, seitwärts mit dem Kopf gegen seinen Nachbar, der eben ein warmes Punschglas zu den Lippen führen wollte. Nun leerte sich das erschütterte Glas in gerader Linie über das Ungewittergesicht, also, daß dieses nicht anders glauben konnte, als es werde mit seinem eigenen, theuern Blute gefärbt.

Alle Briten sprangen auf; eben so die Franzosen. Sir Browne zog den Degen, Colas den seinigen, um sich zu schützen. Ehe die Uebrigen dazwischen traten und schlichten konnten, hatte Colas schon einen Stich unterm rechten Arm, der, eine Spanne tiefer als die Achselgrube, das Fleisch durchdrang, ohne den Brustknochen zu verletzen. Alles war in wenigen Sekunden geschehen. Eben so schnell verschwanden die meisten Franzosen aus der Laube, um nicht wider ihren Willen in einen Handel verflochten zu werden, der um so bedenklicher war, weil er Mitglieder einer fremden Gesandtschaft betraf. Eben so schnell verschwanden die Engländer, um ihren wüthenden Landsmann, den sie mit sich nahmen, an größern Ausschweifungen zu verhindern. Nur Herr de Bonnaye blieb bei dem verwundeten Colas zurück, begleitete ihn hinaus zum Wagen und führte ihn sogleich zu einem Wundarzt. Dieser erklärte die Wunde unbedeutend, weil sie nur durchs dicke Fleisch gegangen. Er verband sie, und Colas fuhr mit seinem treuen Gefährten zum Hotel des Grafen Oron in seine Wohnung.

9.

Krieg gegen England.

Herr de Bonnaye, der in der Laube einer der lebhaftesten Redner für Frankreichs Sache gegen England gewesen war, lärmte noch im Wagen fort gegen den Uebermuth der Briten. Colas, der keine Ursache hatte, sich ihrer zu freuen, schimpfte aus vollem Herzen mit. Herr de Bonnaye sagte: „Mich wundert, daß unser Hof so lange zaudert, den unverschämten Stolz des Londner Kabinets zu züchtigen. Hinge es von mir ab, morgen müßte der Krieg erklärt sein.“ — Dieser Einfall war wirklicher Balsam auf des Buchhalters Wunde. Sein Entschluß war genommen. Er drückte die Hand seines Freundes mit Zuversicht und sagte: „Beruhigen Sie sich. Ehe vierzehn Tage durch's Land gehen, müssen alle Engländer aus Paris und muß der Krieg erklärt sein.“ Herr de Bonnaye lächelte still, denn er gedachte der Macht des Punsches; Colas aber gedachte der Macht Paulinens.

Der Verwundete mußte folgendes Tages Zimmer und Bett hüten auf Befehl seines Arztes. Er hatte viel Blut verloren und Wundfieber dazu bekommen. In wenigen Zeilen unterrichtete er das Fräulein de Pons von seinem Unglück, ehe sie es durch das Gerücht erfahren möchte. Denn Colas zweifelte nicht, Hof und Stadt wären von seiner Begebenheit voll. Er irrte sich. Niemand sprach davon, Niemand wußte darum. Die Engländer hatten weder die Franzosen am Punschtische, noch diese sich unter einander selbst gekannt, weil sie nur vom Zuge des Ungefährs zusammengeweht worden waren. Der Vorfall konnte übrigens nicht für mehr gelten, als eine der gewöhnlichen Helden- und Staatsaktionen beim vollen Glase.

Aber nicht so betrachtete es die liebende Pauline, als sie die Zeilen ihres Freundes gelesen hatte. Mit Seelenangst für das gefährdete Leben durchbrachte sie den langen Tag. Abends lösete sie sich durch ein vorgeschütztes Uebelbefinden von der Verbindlichkeit, die Gräfin von Oron in Gesellschaft begleiten zu müssen, und schlich durch den Corridor am innern Hofe des Palastes zu den Zimmern des Herrn Rosier.

Im Erröthen der Unschuld und Liebe trat sie vor das Bett des Kranken. Der alte ehrliche Marcus, Diener des Colas, ein Erbstück aus dem Nachlasse des verstorbenen Herrn Larmes, entfernte sich bescheiden und klug, um Schildwacht zu stehen.

„Wie ist Ihnen?“ lispelte Pauline ängstlich ihrem Freunde zu, der seine Hand nach der ihrigen ausstreckte: „Was haben Sie gemacht? Wer hat Sie verwundet? Warum eigentlich? Hat Ihnen der Arzt das Reden nicht untersagt? Wann geschah es, daß Sie sich schlugen? Wo eigentlich? Fühlen Sie sich schwach? Wer ist Ihr Arzt?“

Stoffes genug, um einen ganzen Abend mit Antworten auszufüllen. Colas erzählte den Handel mit aller Umständlichkeit und nicht ohne gebührenden Weihrauch für Paulinens Schönheit in Bemerkungen über die schöne Juliette. Fräulein de Pons erkannte mit heimlichem Vergnügen die Treue ihres Geliebten an. Der Ruhm von Juliettens Reizen war ihr nicht fremd, aber auch nicht, daß Colas in der That wenig Wesens daraus machte, und das Haus des Buchbinders nie betrat, so vielen Anlaß er auch dazu haben konnte. Sie sah ein, daß der Engländer aus ungegründeter Eifersucht den guten Colas verfolgt, beleidigt und fast ermordet hatte.

„Der Elende!“ rief sie: „Er ist dir die schwerste Genugthuung schuldig. Wäre er Franzose, er müßte in die Bastille. Aber er gehört zur Gesandtschaft des Lord Albemarle. Wir müssen die Sache wohl überlegen.“

„Es ist da wenig zu überlegen, Pauline!“ sagte Colas: „Begegne ich dem Sir Browne, so durchbohre ich ihn; oder vielmehr, bin ich genesen, so fordere ich ihn in das Hölzchen von Boulogne. Nicht als ein Mann von Ehre, als Meuchelmörder griff er mich Unvorbereiteten an.“

„Möchtest du dich noch unglücklicher machen?“ rief Pauline ängstlich: „Denn wäre das Glück wider dich, o Colas, könnte ich dich dann überleben? Und brächtest du ihn um: würdest du nicht Frankreich und mich auf ewig verlassen müssen?“

„Er und ich können nicht in Paris beisammen leben!“ versetzte Colas: „Es ist am besten, man jagt alle Engländer fort. Man spricht davon, unser Hof schwanke zwischen Frieden und Krieg mit England. Der Kardinal Bernis ist für den Frieden; auch Prinz Soubise. Rede mit diesem. Man muß den Krieg gegen die übermüthigen Engländer erklären. Geschieht es nicht, so sehe ich Unglück voraus. Man muß den Prinzen stimmen. Er hat bedeutenden Einfluß.“

Colas und Pauline waren eben so schnell über die Kriegserklärung gegen England einig, als das Wort ausgesprochen war. Beide freuten sich ihrer Rache. Es war einem liebenden Mädchen wohl zu verzeihen, daß es im Zorn über das vergossene Blut des Geliebten ganz England zu Grunde richten wollte.

Sobald sich Pauline in einem der folgenden Tage dem Prinzen Soubise eröffnen konnte, geschah es mit aller ihr eigenthümlichen weiblichen Schlauheit. „Sie wissen, mein Prinz,“ sagte sie, „die Unglücksgeschichte des Buchhalters Rosier, der das, was Sie für ihn die Gnade hatten zu thun, dankbar und auf rühmliche Weise mit seinem Blute bezahlt hat.“

„Mit seinem Blute?“ entgegnete der Prinz erstaunt: „Kein Wort weiß ich.“

Fräulein de Pons mußte erzählen. In der Erzählung ward der schönen Juliette nicht gedacht, die mußte als Nebensache verschwinden; auch nicht des Rasenstübers, der allzu unpoetisch dastand, wo

der Buchhalter Rosier als Held erscheinen sollte. Dagegen ward auf feine Weise dem Prinzen zu verstehen gegeben, daß die Engländer sich vorzüglich gegen den Prinzen und die Königsgeliebte ausgelassen und dadurch des Herrn Rosiers ganzes Herz empört habe. Wie? das ließ man den Prinzen aus den Worten des Sir Browne über die Marquise von Pompadour blos ahnen. Soubise, als er Alles vernommen, verlangte mehr zu wissen, besonders was die Engländer Beleidigendes wider ihn gesprochen hätten. Fräulein de Pons spielte die Verlegene, als trüge sie Scheu, das Unanständige zu wiederholen. Je hartnäckiger sie sich zu reden weigerte, je unruhiger ward der Prinz, je abscheulicher malte ihm seine Einbildungskraft den erlittenen Schimpf in einer schwarzen Reihe von Möglichkeiten.

„Und solchen Menschen schliessen Sie sich an, Prinz?“ fuhr das Fräulein fort: „Was soll Paris von Ihnen denken, wenn Sie einer der Eifrigsten für den Frieden mit einer Nation sind, die sich ein Fest daraus macht, Frankreich zu verspotten vor der ganzen Welt, und selbst auf französischem Boden den liebenswürdigsten aller französischen Prinzen der Verachtung preis zu geben?“

Die Sache machte so tiefen Eindruck auf das empfindliche Herz des Fürsten, daß er darüber sogar die Zärtlichkeiten vergaß, die er sonst nie unter vier Augen gegen das Fräulein versäumte. „Aber von wem wissen Sie diese Umstände so genau?“ fragte er. — „Die ganze Stadt kennt sie und erzählt sie sich!“ antwortete das Fräulein: „Doch Ihnen, mein Prinz, wahrscheinlich am letzten. Der Grund ist begreiflich. Man möchte Ihnen keinen trüben Augenblick machen. Aber verzeihen Sie meiner Schwatzhaftigkeit, und wenn die keine Gnade findet, meiner Eifersucht für die Unbeflecktheit Ihres Ruhmes.“

Der Prinz bedeckte dankbar ihre Hand mit seinen Küssen. Er war allerdings bisher gegen den Krieg gewesen, weil er gegen den Herzog von Richelieu war, der Krieg wünschte, um den Oberbefehl des Heeres zu erhalten. Er wollte sich aber näher über den Vorfall in Drouets Garten unterrichten. Zum Glück erinnerte er sich aus Paulinens Erzählung des Herrn de Bonnaye. Er ließ diesen, als den gültigsten Zeugen, zu sich rufen, und befahl ihm, mit der schonungslosesten Offenheit zu berichten. De Bonnaye gehorchte. Der Prinz vernahm einige Umstände mehr, aber nichts von dem, was ihn selbst unmittelbar betraf. Er fragte. Herr de Bonnaye zuckte die Achseln, entschuldigte sich mit Unwissenheit, aber war aus Rache gegen die Engländer boshaft genug, durchschimmern zu lassen, der Prinz möge noch giftiger als die Königsgeliebte angegriffen worden sein. Der Prinz machte sogleich dem Herzog von Richelieu einen Besuch.

„Ich habe“, sagte er zu ihm, „Ihre letzte Denkschrift über die Anforderungen Englands gelesen. Sie haben mich mit Ihrer Feder überwunden, wie Sie die Engländer mit dem Degen überwinden werden. Ich vereinige mich mit Ihnen. Man muß die britische Gesandtschaft heimschicken und das Kriegsmanifest hinter ihr her.“

Der Herzog von Richelieu erstaunte vergnügt über die Sinnesänderung seines Gegners. Er umarmte ihn. Die Versöhnung war gemacht. Beide verabredeten ihre fernern Schritte, den Kardinal Bernis, den ganzen Hof und den König umzustimmen. Der Prinz verhieß, sich des Einflusses der Frau von Pompadour zu versichern.

Das ward ihm nicht schwer. Das Wort des Sir Browne: „Der König von England hätte, statt des Lord Albemarle, ein Freudenmädchen nach Paris schicken sollen!“ schlug durch. Aber der Zusatz: „Wir haben deren tausend, die schöner sind, als die abgeliebte Pompadour!“ rief eine dunkle Röthe auf die Wangen der Marquise und Todeshaß in ihre Brust.

Colas war nicht wenig verwundert, als einige angesehene Herren vom Hofe bei ihm gemeldet wurden. Sie waren von der Marquise abgeordnet, um den Buchhalter über das Ereigniß im Drouetschen Garten zu vernehmen. Seine Worte wurden niedergeschrieben und von ihm unterzeichnet.

Drei Tage nachher empfing die englische Gesandtschaft ihre Pässe zur Rückreise über den Kanal. Der Krieg gegen England ward erklärt.

10.

Das Adelsdiplom.

Fräulein de Pons empfing die erste Botschaft des wichtigen Ereignisses aus dem Munde des Prinzen selbst. In ihrem Entzücken hätte sie an den Hals des Fürsten fliegen mögen. Er sah dies Entzücken. Er las in demselben nichts Anderes, als die Offenbarung eines für ihn schlagenden Herzens, und wagte, als ein unter den Fahnen des Liebesgottes erfahrener Mann, den Sieg zu benutzen, welchen die Einsamkeit begünstigte. Er drückte die blühende Gestalt an seine Brust und raubte ihren Lippen den ersten Kuß. Pauline erröthete, ward ernst und wies den Ungestümen mit jungfräulichem Stolze zurück. Nichts desto minder hielt er sich seines nahen Triumphes versichert, und verließ die schöne Spröde mit nur entzündeterm Gemüth.

Desto ungeduldiger erwartete sie die Abendstunde, um ihrem Freunde mit der Nachricht vom Kriege angenehme Ueberraschung zu gewähren. Unglücklicherweise hatte Graf Oron Gesellschaft, in der sie nicht fehlen durfte. Sie sandte an Colas einige Zeilen mit der Botschaft, und bat ihn, sie, wenn auch spät, zu erwarten.

Colas war schon halb geheilt und seit einigen Tagen auffer dem Bette. Als Paulinens Zettel

erschien, hatte er die Anzeige von der Abreise der englischen Gesandtschaft schon auf weit überraschendere Weise vernommen. Ein Angestellter von dieser Gesandtschaft war zu ihm gekommen und hatte ihm einen Brief folgendes Inhalts gebracht: „Mein Herr, erst im Augenblick unserer Rückkehr nach England erfuhr ich Ihren Namen, als den Namen des Mannes, den ich im Drouetschen Garten auf die unwürdigste Weise mißhandelte. Ich handelte im Rausche; Sie waren unschuldig, und ich vergoß Ihr Blut. Ich scheide nicht aus Frankreich, ohne meiner Pflicht genug zu thun. Erlauben Sie mir, zu glauben, daß Sie mir verzeihen, und daß ich Ihnen beiliegende Papiere auf die französisch-ostindische Kompagnie, welche jährlich zehntausend Livres Renten tragen, als Ihr Eigenthum geben dürfe. Ich will nichts aus dem mir verhaßten Lande mit mir nehmen, als Ihre Verzeihung. S. T. Brown, Esq.“

Colas dachte groß genug, dem Engländer die Papiere zugleich mit den Versicherungen der Verzeihung zurückzusenden. Aber der Brite behielt nur diese, und schickte ihm die Papiere wieder.

Es war fast Mitternacht, als Pauline durch den Corridor schlich. Colas eilte ihr entgegen. Was hatten sich Beide nicht alles zu sagen! Er führte sie in sein Zimmer und zeigte ihr den Briefwechsel. Sie erstaunte und ward von des Engländers Großmuth gerührt. „Hätten wir dies voraussehen können,“ sagte sie, „wir hätten den Krieg gegen England unterlassen. Der Mann, den wir verfolgten, hat dich reich gemacht. Er handelte vielleicht eben so leidenschaftlich in seiner Großmuth, als in seiner Eifersucht, und beide Male mit Unrecht. Du bist nun reicher, als ich, Colas. Weißt du, was dir noch fehlt, eine glänzende Laufbahn zu machen?“

„Nichts!“ sagte Colas, und schloß Paulinen an seine Brust: „Hab' ich doch Alles!“

„Wird es dir auch bleiben dürfen?“

„Wer kann es verbieten? Wer Bruder und Schwester scheiden? Wohl, Pauline, Eins fehlt mir noch: ein Adelsdiplom. Dann darf ich dich ....“

Er zitterte, mehr zu sagen, aus Furcht, durch Vermessenheit seiner Wünsche zu beleidigen, die Pauline aus seinem Verstummen verstand. Sie lehnte mit verschämter Liebe ihre Wange an die seine und flüsterte: „Du hast Recht, das Adelsdiplom ist dir nothwendig. Wir müssen es verlangen.“

In Folge dieses Beschlusses empfing, wie gewohnt, der Prinz Soubise bei erster Gelegenheit die nöthigen Weisungen, als er zu Paulinens Füßen um ein freundliches Wörtchen flehte. Denn sie hatte nach jenem geraubten Kusse gar strenge Miene angenommen, und er fürchtete in ganzem Ernste, sie beleidigt zu haben.

„Sagen Sie mir wenigstens nur, göttliche Pauline, daß Sie mich nicht hassen!“ rief er.

„Ich habe kein Recht, Sie zu hassen!“ entgegnete sie: „Wie dürft' ich dies wagen wider Sie?“

„Sie sind, ich weiß es, durch meine Verwegenheit gekränkt worden, schöne Pauline!“ fuhr er fort: „Aber wenn ich jemals einigen Werth für Sie hatte, wie können Sie mir alle Freundschaft, eines armseligen Kusses willen, entziehen? Warum sind Sie so schön? Klagen Sie Ihre Reize an, aber nicht die Wirkungen derselben. Sie wissen es, Sie müssen es wissen, ich bete Sie an.“

„Erlauben Sie, gnädigster Herr,“ erwiederte Pauline, „daß ich Artigkeiten, deren Sie mich unverdienter Weise würdigen, in ihrem wahren Werth nehme. Ihr Edelmuth riß mich oft, wider meinen Willen, für Sie zur Bewunderung hin. Nun — ja, ich bekenn' es offen — haben Sie mir selbst gegen diesen Edelsinn allerdings einen Verdacht eingeflößt.“

„Ich? Um des Himmels willen, glauben Sie, Pauline, daß ich jemals vor Ihnen heuchelte?“

„Das kann ich nicht sagen, Prinz; aber wohl, daß Ihre gekränkte Ehrliebe thätig zur Wegschickung der rohen Engländer wirkte, ohne des braven Mannes zu gedenken, der sein Blut für Ihren beleidigten Namen vergoß. Ich erwartete von Ihrem Zartgefühl, diesen Mann würden Sie auszeichnen, für ihn vielleicht am Thron des Königs sprechen, ihm vielleicht für seine ritterliche That durch des Königs Hand den Adel geben, den er verdiente ... Sie haben ihn über Ihre befriedigte Rache vergessen.“

„Den Buchhalter Rosier? Meinen Sie den?“

„Ich meine den Mann, der, als Ihr Name entheiligt werden sollte, als alle anwesenden Franzosen verstummten, allein den Muth hatte, zu reden und es mit dem stolzen Briten aufzunehmen; den Mann, der vermuthlich jetzt noch an seinen Wunden leidet, die er für Sie, und nur für Sie empfing.“

„O, wie Sie ungerecht und hart über mich richten! rief der Prinz, der sich getroffen fühlte: „Wissen Sie Alles? Hätten Sie mich gefragt, so würden Sie erfahren haben, welche Schritte ich beim Könige gethan; so würden Sie erfahren haben, daß es wirklich schon nicht nur um Erhöhung in den Adelstand, sondern um das Ludwigskreuz für Herrn Rosier zu thun ist; daß vielleicht die Ausfertigung schon erfolgt ist.“

Fräulein de Pons, überlistet vom Prinzen, trat angenehm überrascht einen Schritt näher: „Also hätte ich Ihnen Unrecht gethan? Dann ist's an mir, Ihre Verzeihung zu erflehen.“

Die Versöhnung stiftete sich, wie Versöhnungen dieser Art gewöhnlich; die Herzen traten einander näher, als sie vorher je gewesen. Soubise ging entflammter von hinnen, als er gekommen war.

Aber er vergaß nicht, daß er die Süßigkeit der Versöhnungsstunde mit einer Nothlüge erkauft hatte. Nie war ihm in Sinn gestiegen, sich Rosiers anzunehmen. Und wenn hundert Rosiers für einen Prinzen bluten, wozu Dank dafür? Das bürgerliche Pack mußte sich's zur Freude rechnen, wenn es für einen Mann von so erlauchter Abkunft Hals und Beine zu brechen die Ehre haben konnte. Aber den freundlichen Liebesblick einer Pauline zu erkaufen — ja, dafür mußte man wohl ein Uebriges thun.

Der Prinz hatte bei der Marquise von Pompadour leichtes Spiel, sie zu überreden, daß der schöne junge Mann, der sich für ihre Ehre so ritterlich in den Kampf gewagt hatte, auch Namen und Würde des Ritterthums verdiene. Es versteht sich, daß Rosiers Verdienst glänzender dargestellt ward, als es in der That war. Was liegt an einigen prächtigen Redensarten mehr oder minder in solchen Fällen?

Siehe da! Es erschien das Adelsdiplom und Ludwigskreuz. Der preishafte und vieltapfere Buchhalter, mit seinen Kindern und Kindeskindern, ward einer von Frankreichs edeln Rittern. Durch das Zauberwort der königlichen Majestät verwandelte sich seine Geburt in eine edle, und vergoldete sich seine armselige Wiege. Frischgebackener Adel gilt wenig; um ein paar Goldstücke konnte man ihn in einer Viertelstunde alt machen, dem ältesten gleich. Ein heraldischer Tausendkünstler ließ sogleich aus der Namensverwandtschaft Rosiers mit Rosni eine unmittelbare Verwandtschaft mit dem Herzog von Sully, Baron von Rosni, Heinrichs IV berühmtem Freunde, hervorgehen; und ein Stammbaum, dessen Wurzeln in den Nebeln des zehnten Jahrhunderts lagen, grünte herrlich für den Sohn der Näherin auf.

„Was fehlt dir noch?" sagte Pauline lachend zu ihm. Lachend erwiederte er: „Die Ahnen hab' ich, Gott sei Dank, gefunden, denen mein Stammbaum leider nichts mehr nützt. Nun fehlen mir nur noch die im Diplom ausdrücklich bemerkten Kinder und Kindeskinder, die doch von der ganzen Sache den besten Vortheil haben würden. Wir müssen überlegen, wie ich dazu komme. Da hilft keine Heraldik."

11.

Der Schleier.

Wohl fiel Manchem das Glück des Buchhalters auf, der als ein armseliger Abschreiber des Herrn Larmes aus seiner Dunkelheit in die verklärten Reihen des Adels emporgestiegen war. Und man hatte billig Recht, darüber zu erstaunen. Nicht daß dergleichen Erscheinungen eigentlich selten und unerhört gewesen wären; — o nein, man sah täglich unbekannte Gestalten aus dem Nichts hervorgehen zu Ruhm und Macht, und hinwieder ruhmreiche Personen unter dem Federzug eines Ministers ins alte Nichts verschwinden. Die Menschen spielten im Sonnenglanze der königlichen Willkühr wahren Mückentanz. Die Einen flogen Adlersflug, die Andern stürzten mit versengten Fittigen nieder. Es waren damals noch die schönen Zeiten, die leider mit dem unseligen Vernünftigwerden der Nationen verschwanden, und von deren Lieblichkeit nur noch der sultanische Hof am schwarzen Meere oder der angebetete Souverain von Marokko ein verführerisches Bild darstellen. Es waren noch die Zeiten, da glücklicherweise das Verdienst um das Vaterland nichts galt, vielmehr wahre Verdienste gefährlich werden, und die blödesten Köpfe, die leersten Herzen noch Glück machen konnten, wenn sie sich nur durch eine artige Niederträchtigkeit, durch eine liebenswürdige Verrätherei, durch mächtige Verwandte und dergleichen Mittel irgend eine Protektion zu verschaffen wußten.

Eben das war es, was bei den Riesenschritten des Herrn von Rosier auf der Glücksbahn gerechtes Erstaunen weckte; denn man sah für ihn keine erklärten Gönner und Gönnerinnen; man sah ihn in keinen Vorzimmern der allmächtigen Höflinge; man sah ihn nicht einmal unter den Anbeterschwärmen irgend einer am Hofe gefeierten Schönheit. Denn an das arme, ältern- und güterlose Fräulein von Pons dachte Niemand, welches selbst nur eine untergeordnete Rolle im Hause des Grafen von Oron spielte, der am Hofe ohne Bedeutung war.

Aber dem Herrn Kardinal entging nach langem Umherhorchen nicht, daß sich der Prinz Soubise mit besonderer Theilnahme des Marine-Buchhalters angenommen habe. Obgleich nicht zu begreifen war, was den Prinzen zu dieser Theilnahme bewegen könne, da man den Herrn von Rosier in durchaus keiner Verbindung mit dem Prinzen fand, mußte doch der Buchhalter irgend einen Werth für denselben haben. Der Kardinal, der gern Alles benutzte, was seinem eigenen Vortheil früh oder spät zusagen konnte, warf daher seinen Gnadenblick auf den ehrlichen Colas und suchte ihn an sich zu ziehen.

Colas ward eines Tages zum Kardinal berufen. Dieser empfing ihn mit seiner ihm eigenen Artigkeit, und sagte: „Herr von Rosier, schon längst war ich ein Bewunderer Ihrer glänzenden Talente. Sie sind zu einer höhern Laufbahn von der Natur bestimmt. Ich freue mich, ein Werkzeug in der Hand Ihres Schicksals zu werden. Empfangen Sie hier Ihre Ernennung als königlicher Rath. Sie werden künftig unter mir im diplomatischen Fache, als Angestellter in meinem Ministerium, arbeiten."

Allerdings war Colas angenehm überrascht. Es fehlte nicht an Versicherungen der Dankbarkeit und unbedingtesten Ergebenheit. Im Herzen aber

dachte er an Pauline, und daß sie die Urheberin seiner neuen Erhebung sei.

„Mit nichten!“ erwiederte Pauline: „Dergleichen macht sich von selbst. So lange du nichts warst, hätte dich der Fuß jedes Lakaien mit allen deinen Tugenden in den Staub getreten. Jetzt bist du etwas geworden, und ehrerbietig weichen die Sklaven aus, um dir Platz zu machen. Es soll mich gar nicht wundern, wenn du endlich noch Minister, Graf und Herzog wirst. Du hast Anlagen zu Allem, so gut wie der Kardinal Bernis, der ehemals nur ein kleiner Versemacher und froh gewesen war, eine Pension von fünfzehnhundert Livres zu genieſſen.“

Das Beste von allen Standeserhöhungen ward für Colas die Möglichkeit eines freiern Umgangs mit Paulinen. Der Graf von Oron zog den königlichen Rath in seine Gesellschaft, — Pauline wußte dies gar gut einzuleiten. Der bisherige Hausgenosse, den man in seinen Hinterzimmern kaum beobachtet hatte, nahm in demselben Palaste einen ganzen Flügel zur Miethe, und ward dadurch unmittelbarer Nachbar von Paulinens bescheidenen Zimmern. Graf Oron hätte nichts dagegen gehabt, in ihm einen Anbeter von Paulinen zu sehen. Aber Colas und Pauline hüteten sich wohl, einstweilen öffentlich als das zu erscheinen, was sie einander im Stillen waren. Denn Pauline fürchtete Eifersucht des Prinzen Soubise, der, wenn er gewußt hätte, welch furchtbarer and beglückter Nebenbuhler Colas sei, ihn unfehlbar vernichtet haben würde. Und hingegen Colas begnügte sich mit seinem geheimen Glücke; öffentlich Paulinens Anbeter zu sein, konnte dieses Glück nicht vermehren.

Seine neue Laufbahn zog ihn in neue Verbindungen und Verhältnisse. Er lernte es bald aus, daß die Kunst der Diplomatie so schwierig nicht sei. Die mangelnden Kenntnisse konnte man ohne Mühe, durch einen geschickten bürgerlichen Sekretär, um Geld haben. Ein anmuthiger Gesellschafter sein, eine feine Intrigue durchspielen, sich in Jedermanns Laune einschmiegen, Leidenschaften wecken und nähren, aber selbst keine äussern, überall horchen, überall sehen, und doch überall wie taub und blind dastehen — das lernte sich bald. Colas dachte: „Wie man sich doch irrt, wenn man im Staube drunten steht und zu den Göttern der Erde hinaufschaut! Wahrhaftig, jeder lustige Perrükenmacher hat so viel Talent zur Diplomatik, als eine hübsche Wäscherin Talent hat, Favorite eines Königs und Beherrscherin eines großen Reiches zu sein!“ Aber er dachte das nur, und war schon zu guter Diplomatiker, um die Geheimnisse der Schule auszuplaudern.

Mit demselben treuen Eifer, wie bisher im Bureau des Seewesens, lag er nun der Erfüllung seiner neuen Amtsgeschäfte ob, auch der schwierigsten und ermüdendsten, zu welchen ohne Zweifel die zahlreichen diplomatischen Gastmähler und Besuche gehörten. Er fehlte bei keinem Essen, bei keinem Ball, bei keiner Lustparthie. Die Anmuth seiner Gestalt gewann ihm das Wohlgefallen der Frauenzimmer. Er war also vollendeter Staatsmann. Durch die Verhältnisse des Prinzen Soubise mit dem Hause des Grafen von Oron geschah, daß auch die Familie dieses Grafen, und daß, nebst der Tochter desselben, auch deren Freundin und Gespielin Pauline, häufig in die Gesellschaftskreise auswärtiger Gesandten gezogen wurde. Colas und Pauline sahen sich hier mit erneutem Vergnügen; aber Niemand bemerkte an diesen beiden diplomatischen Personen, was sie einander im Stillen waren und galten. Daheim im traulichen Boudoir Paulinens ward dann Alles wieder verhandelt, was sie beide gethan, gesprochen, gehört und gesehen hatten.

„Und du, reizende Pauline,“ sagte Colas, indem er die geliebte Gestalt an sein Herz drückte, „du bleibst doch die Königin aller Schönheiten, die dort in mannichfaltiger Pracht glänzen.“

„Aber, Colas,“ entgegnete Pauline, „hast du gestern die junge Gräfin von Staremberg beobachtet? Keine von allen Damen auf dem Balle kam ihr an Lieblichkeit gleich; und sie ist doch eigentlich nicht so wunderschön.“

„Es ist wahr,“ sagte Colas, „sie fiel mir beinah' neben dir auf.“

„Fiel sie dir auf?“ versetzte Pauline hastig: „Aber hast du ihren prachtvollen Schleier näher beobachtet? Ein wahrer Zauberschleier ist's, das Vollendetste, was ich in dieser Art je gesehen. Sie erweckte den Neid Aller. Paris zeigt nichts Aehnliches mehr. Himmel, wenn ich einen solchen Schleier ...“

Colas lächelte und sagte: „Es wird doch nicht der einzige in der Welt sein? — Ich frage den österreichischen Gesandten, woher die junge Gräfin den Schleier hat, und wie theuer. Du mußt einen ähnlichen erhalten.“

„Ach, du gutes Kind,“ seufzte Pauline, „du verstehst dich auf den Werth dieses Schleiers schlecht. Als wir die junge Gräfin bewundernd umringten, erzählte sie, er sei ein Geschenk der Kaiserin-Königin. Nur drei solcher Schleier hat die Welt. Die Kaiserin selbst trägt den zweiten. Der dritte ist wahrscheinlich nicht für mich bestimmt.“

„Wer weiß?“ sagte Colas: „Es kommt auf den Versuch an. Sind wir Beide nicht allmächtig?“

„Colas!“ rief Pauline entzückt, und schlang ihre Arme mit Begeisterung um seinen Nacken: „Colas, wenn das möglich wäre! — Colas, in diesem Schleier wird Pauline ohne Widerstreben Frau von Rosier.“

Das war ein hoher Preis. Colas war längst nicht mehr der Gleichgültige. Wie hätte er auch in der gefährlichen Nähe einer so schönen Schwe-

ster unentzündet bleiben können? Er liebte. Sein höchstes Ziel war, Paulinen zum Altar führen zu können. Pauline war wohl geneigt, ihm ihr Herz, aber nicht ihre Hand zu schenken. Das adeliche Geblüt verläugnet sich selbst nicht im liebenden Mädchen einem bürgerlichgebornen Geliebten gegenüber.

12.

Die Allianz mit Oesterreich.

Der Graf von Staremberg, als Gesandter der Kaiserin-Königin Maria Theresia, hatte bisher sein Ziel am Hofe der Tuilerien ohne Glück verfolgt. Es war darum zu thun, den französischen Hof zu einer Allianz mit Oesterreich gegen Preussen zu bewegen. Schon hatte der Fürst von Kaunitz, als ausserordentlicher Gesandter des Wiener Hofes in Paris, dazu ziemlich vorgearbeitet; mehr noch König Friedrich der Große von Preussen selbst, welcher sich mit den Engländern, den Erbfeinden Frankreichs, in Bündniß eingelassen hatte. Dem ungeachtet verabscheute der Kardinal Bernis, so wie die Marquise von Pompadour und jeder vernünftige Mann, eine Allianz Frankreichs mit Frankreichs Erbfeind, mit Oesterreich, gegen Preussen, diesen natürlichen Bundesgenossen der französischen Krone.

Colas, mit dem Gedanken an den Schleier, trat zum Gesandten ins Zimmer, als dieser eben in halber Verzweiflung von einer langen Unterredung zurückgekommen war, die er mit dem Kardinal-Minister gehabt hatte. Es war an keine Allianz mehr zwischen dem Pariser und Wiener Hofe zu denken. Der Gesandte ließ indessen nichts von seinem Verdrusse spüren, um so weniger, da die Erscheinung des Herrn von Rosier ihm wieder einen schwachen Hoffnungsschimmer gab, der Kardinal sende diesen, um vielleicht auf irgend eine andere Weise Unterhandlung einzufädeln. „Vielleicht will Frankreich seine Allianz mir theuer geben!“ dachte der Graf, und empfing den Herrn von Rosier auf die verbindlichste Weise.

Das Gespräch wandte sich bald auf den letzten Ball, auf die Schönheit der jungen Gräfin, auf den prächtigen Schleier, auf den Neid aller Schönen. Der Gesandte horchte, Colas lauerte. Man rückte einander näher. Der Graf erzählte gefällig, der Schleier sei von unermeßlichem Werth und stamme aus den Niederlanden. Was die junge Gräfin gesagt, habe seine Richtigkeit. Es wären in der Welt nur noch zwei ähnliche Schleier vorhanden, beide in den Händen der Kaiserin. — Colas verhehlte jetzt nicht, daß dieser Schleier eine ihm theure Person bezaubert habe, und daß er seines höchsten Glückes gewiß sei, könnte er ihr einen solchen Schleier bieten.

„Bester Freund,“ rief der Graf, „so sind wir Beide zu beklagen. Denn es ist Ihnen so unmöglich, einen dieser kaiserlichen Schleier zu gewinnen, als mir, Ihren König zur Allianz mit unserm Hofe zu bewegen.“

„Man muß nie verzagen, Herr Graf!“ sagte Colas und verstand sogleich den Preis, um welchen der brabantische Schmuck feil sei: „Wie vieles ist in der Welt möglich, wenn man es nicht für unmöglich hält!“

Der Gesandte stutzte bei diesen Worten. „Freund,“ rief er, „halten Sie die Allianz für möglich, nachdem sich der ganze Hof einstimmig dagegen ausgesprochen hat, nachdem der Kardinal und die Marquise von Pompadour mir mit aller Bestimmtheit das Gegentheil erklärt haben?“

Colas sann einen Augenblick und überflog im Geiste Alles, was ihm schon möglich geworden war. Dies gab ihm Muth. „Verzweifeln Sie nicht, so schwer es auch sein mag!“ sagte er zum Gesandten.

„Freund,“ rief dieser entzückt und sprang auf, „und wie viel es kosten möge: gelingt die Allianz, so gelingt es mir, Sie durch den Schleier zu belohnen. Kann ich den innigsten der Wünsche meiner Kaiserin erfüllen, wird sie mir auch meine Bitte um einen Schleier nicht unerhört lassen.“

Jetzt hatten beide Diplomaten sich gegenseitig verstanden. Man trat nun tiefer in das Geschäft ein. Colas ward von Allem unterrichtet. Er verhieß seine Verwendung beim Kardinal. Der Graf versprach sein Wort bei der Kaiserin.

Colas war beim Kardinal Bernis nicht glücklich, sondern wurde kurz abgewiesen und erinnert, sich als französischer Diplomat nicht durch Ausländer leiten zu lassen. Desto glücklicher war er im geheimen Kabinet seiner Pauline. Sobald sie den Preis kannte, um welchen der kaiserliche Schleier zu erobern war, sagte sie: „Jetzt laß mich sorgen, Colas!“

Und sie sorgte redlich, sobald sie mit dem Prinzen Soubise ohne Augenzeugen reden konnte. Er, der nach seiner gewohnten Art in Zärtlichkeit zerschmolz, hatte ihr nichts Wichtigeres zu melden, als daß er von ihr geträumt habe, daß sie ihn im Traume zum Gott gemacht habe, daß sie im Traume noch unendlich liebenswürdiger gewesen sei, als sie im Wachen wäre, weil sie dort minder spröde als in der Wirklichkeit gegen ihn gewesen.

„Ach, mein Prinz!“ rief Pauline lächelnd und verlegen: „Fast muß ich fürchten, eine schadenfrohe Fee treibe mit uns ihr Wesen. Nun ja, denken Sie, auch ich sah Sie im Traume. Ja, auch ich sah Sie da im Glanze größerer Liebenswürdigkeit; ich sah Sie an der Spitze eines Heeres, in prachtvoller Uniform, umringt von Siegesfahnen. Sie kehrten als Eroberer und Held zurück. Ich stand unter den Millionen der Zuschauer, die Ihnen zujauchzten. Ich stand zitternd da, und glaubte mich von dem vergötterten Helden vergessen. Er aber bemerkte mich huldvoll.

Er näherte sich mir. Ich war meiner selbst nicht mehr mächtig, und..."

Der Prinz riß die schöne Erzählerin mit aller Heftigkeit seiner glühenden Leidenschaft an seine Brust. Sie aber drängte ihn ernst zurück. „Nicht also, Prinz!" sagte sie in einem Tone, der Ehrfurcht gebot: „Vergessen Sie nicht, daß wir nicht mehr im Traume sind; daß Ihnen das Heer, die Siegesfahnen und die Eroberungen fehlen. Könnte ich je schwach sein, Prinz, ich würde es nur gegen den Helden sein können, der Frankreich verherrlichte. Ja, und wären Sie als Mann minder liebenswürdig, als Sie sind, ich hielte es für Pflicht — so gute Französin bin ich —, den Helden Frankreichs mit dem Kranze meiner ganzen Liebe zu schmücken, wenn er ihn in der Glorie seines Ruhms noch anzunehmen würdigte."

„O, Sie sind ein boshaftes, grausames Mädchen!" rief Soubise: „eine Erzschwärmerin sind Sie, oder die schlaueste Penelope! Sie zeigen mir mein Glück im Hintergrunde der Unmöglichkeit."

„Der Unmöglichkeit?" fragte Pauline verwundert: „Haben wir nicht den Krieg mit England?"

„Wenn auch!" antwortete der Prinz: „Aber Sie wissen wohl, ich bin kein Seemann, und den Engländern kommt man nie zu Lande an. Ja, könnte ich von Calais eine Brücke über den Kanal schlagen, ich selbst wollte nicht eher auf den Lohn der Liebe zählen, bis ich meine Fahnen auf den Tower von London gepflanzt hätte. Aber, mein Fräulein, bauen Sie mir die Brücke!"

„Wenn Sie befehlen, warum nicht, gnädiger Herr?" versetzte Pauline: „Greifen Sie die Engländer in Deutschland an. Gehört nicht Hannover dem König von England? Warum wird dieses geschont?"

„Fräulein," erwiederte Soubise lächelnd, „Sie sind in der Politik des Herzens bewanderter, als in der Politik der Höfe. Vermuthlich ist Ihnen unbekannt, daß der König von Preussen mit England einen Bund geschlossen hat, wodurch Hannover gedeckt ist."

„Gedeckt? Von wem?" fragte Pauline: „Von dem kleinen König von Preussen? Warum schließt unser Hof nicht die angebotene Allianz mit Oesterreich? Man beschäftige den König durch die Oesterreicher, so wird er sich wenig um Hannover bekümmern. Warum sind Sie selbst, Prinz, wider den Willen von ganz Frankreich, ja wider die Forderungen Ihres eigenen Ruhms, gegen die Verbindung mit Oesterreich und gegen den Angriff auf Hannover? Ach, wenn Sie wüßten, wie Paris von Ihnen denkt!"

Der Prinz drohte schalkhaft lächelnd mit dem Finger: „Fräulein, Fräulein, ich höre den Grafen Staremberg von Ihren süßen Lippen."

In dieser Art spann sich das Gespräch noch lange fort. Der Prinz aber wurde doch wider seinen Willen durch Paulinens Schmeicheleien trunken vom künftigen Heldenruhm, und er sah die Verwirklichung aller der schönen Träume, die ihm Pauline vorgaukelte, nur möglich, wenn sich der Hof mit den Wünschen Oesterreichs zu einem Landkriege vereinigte.

Einige Tage kämpfte er mit sich selbst. Daß ihm ein Oberbefehl beim Heere durch die Huld der Frau von Pompadour nicht entgehen könne, dessen war er gewiß. Pauline hatte seinen Ehrgeiz geweckt. Ihn auf die Lorbeern des Herzogs von Richelieu und des Marschalls d'Etrees eifersüchtig zu machen, war der Schlauen so schwer eben nicht geworden. Er hatte schon halb und halb den Entschluß genommen, für die Allianz mit Oesterreich zu arbeiten, als ihn das Fräulein de Pons in einer spätern Unterredung vollkommen entschied.

Er, mit aller seiner Gewandtheit, machte sich nun an die Frau von Pompadour. Aber alle seine Gewandtheit blieb fruchtlos, diese Königsgeliebte für Oesterreich zu stimmen. Umsonst setzte er alle Triebfedern weiblicher Eitelkeit in Bewegung, um sie gegen den König von Preussen zu erbittern. — „Ich liebe diesen poetischen König gar nicht," sagte sie, „und weiß sehr wohl, daß ich in seinen Augen wenig gelte. Aber ich habe eben so wenig das Glück, der Königin von Ungarn zu gefallen. Also wiegt eins das andere auf, und der Ruhm unsers Königs wiegt beide auf."

Der Prinz suchte vergebens, ihr gefälligere Vorstellungen von der Kaiserin Maria Theresia beizubringen, und versicherte umsonst, daß diese Monarchin in vertrauten Kreisen mit der lebendigsten Bewunderung und Achtung von ihr zu reden pflege.

„Nein," sagte die Marquise lachend, „Sie sind zu gutmüthig, lieber Prinz, und nehmen Starembergs schöne Worte für baare Münze. Trauen Sie ihm nicht. Ich wenigstens werde daran nicht eher glauben, bis mir's die Kaiserin selbst schreibt."

Prinz Soubise verbarg seinen Mißmuth. Er fühlte, daß er bei der Marquise noch bei weitem nicht der Unüberwindliche sei. Alle Hoffnung wäre ihm geschwunden, hätte ihm nicht die letzte Aeusserung der Frau von Pompadour einen neuen Plan zugeschoben. „Alles hängt davon ab, den Stolz der Marquise in's Spiel zu ziehen!" sagte er zu Paulinen: „Man muß die Kaiserin bewegen, der Marquise einen freundlichen Brief zu schreiben. Das kostet der Kaiserin nichts. An dem Tage, da Staremberg diesen Brief überreichen wird, ist die Allianz so gut wie abgeschlossen. Aber wie dies dem österreichischen Gesandten beibringen? Niemand darf ahnen, daß der Antrag von mir kommt!"

„Ueberlassen Sie mir die Sorge!" sagte Pauline: „Einem Mädchen verzeiht man solchen Einfall eher, als einem Prinzen. Und was würde

ich nicht für einen Prinzen wagen, wie Sie! Was nicht für den Gedanken, Sie an der Spitze eines Heeres, in den Reihen der ersten Feldherren Europens zu sehen! — O mein Prinz, an dem Tage, da Sie den Oberbefehl empfangen... ach, dann blicken Sie nicht mehr nach mir hin."

Soubise lag ewige Treue schwörend zu den Füßen der schlauen Pauline, die unerschöpflich in Erfindungen war, die Einbildungskraft des Prinzen für seinen künftigen Siegesglanz zu entflammen. Der Gedanke an den Schleier erhöhte alle Kräfte ihres Geistes.

Nun ward sogleich Colas von ihr in das Geheimniß eingeweiht. Colas hingegen besprach sich mit dem Grafen Staremberg. Staremberg ließ Eilboten nach Wien fliegen. Ungeduldiger hoffte nicht Pauline auf den Schleier, als Prinz Soubise auf den Brief der Kaiserin Maria Theresia an die Marquise.

Eines Abends, als bei der Marquise Gesellschaft war, erschien auch der Prinz. Frau von Pompadour war ungemein heiter. Sie nahm den Prinzen auf die Seite und sagte mit anmuthigem Lächeln zu ihm: „Ich fürchte, mein Prinz, wir werden uns trennen müssen."

„Und das können Sie mir mit frohem Lächeln sagen?" erwiederte er betroffen.

„Wenn ich auch des Glücks beraubt werde, Ihren Umgang zu genieſſen, Prinz," antwortete sie, „wird mich die Freude doch trösten, die Sie in Erfüllung eines Ihrer edelsten Wünsche finden. Ohne Zweifel wird der König Ihnen nächstens den Marschallsstab und den Oberbefehl eines seiner Heere geben."

Soubise's Antlitz glänzte in stummem Entzücken. „Aber wie ist das möglich?" rief er.

„Der König ist geneigt, die Allianz mit Oesterreich anzunehmen. Aber die Kaiserin hat auch das Unmögliche gethan. Ich gestehe es, sie ist weitaus die geistvollste Fürstin unserer Zeit. Sie sollten nur die liebenswürdigen Zeilen lesen, mit denen sie mich beehrte."

„Die Kaiserin schrieb Ihnen?"

„Still davon, Prinz. Morgen erfahren Sie mehr."

Spät noch desselben Abends, um Mitternacht, ward an Paulinens Thür mit leisem Finger gepocht, als das Fräulein eben die Gesellschaft der Familie Oron verlassen hatte. Es war Colas. Er trat freudeglühend herein. Er breitete entfaltend den prachtvollsten aller Schleier über sie aus. Sie stand mit dem Entzücken der Befriedigung ihres höchsten Wunsches vor ihm da, wie ein Engel im Lichtgewölk. Sie warf den Schleier zurück, und sank in den Arm des begeisterten Lieblings.

Nach wenigen Tagen ward die Allianz des französischen Hofes mit Oesterreich unterzeichnet. Der Kardinal Bernis hatte sich vergebens mit aller Beredsamkeit dagegen gesträubt. Er konnte es nicht begreifen, wie der König, wie die Marquise von Pompadour, wie der Hof so plötzlich umgestimmt worden wären. Aber er mußte den Bundesvertrag unterzeichnen, wenn er nicht sein ganzes Ansehen, vielleicht sein Ministerium einbüßen wollte. Er verwünschte im Herzen den Herzog von Choiseul, den er für den Urheber des unglücklichen und widernatürlichen Bündnisses hielt. Er ahnete nicht, daß die Lüsternheit eines artigen Mädchens nach einem schönen Schleier alle Kunst der Diplomaten vereitelt, und daß einer der subalternen Angestellten in seinem Ministerium die Angelegenheiten großer Höfe entschieden habe.

13.

Sehnsucht nach Einsamkeit.

„Die verwünschte Allianz macht mich krank!" sagte der Kardinal, als Rosier kurz darauf mit einer von ihm ausgearbeiteten Denkschrift in das Kabinet des Ministers trat: „Legen Sie die Papiere nur hin. Ich bin nicht gestimmt, sie lesen zu lassen, noch sie selbst zu lesen, weder zu hören noch zu sehen. Es ist ein ärgerliches, unsinniges Treiben in der Welt. Ich möchte aus Verzweiflung zuletzt Philosoph werden."

„In der That wünsche ich für die Gesundheit Ew. Eminenz aus der Apotheke der Philosophie, die doch für Alles Arznei haben soll, eine Dosis Gleichgültigkeit oder Lachlaune über die Thorheiten des Lebens!" sagte der königliche Rath.

„Ich würde lachen können, wenn ich nicht zu viel Schmach und Unglück für Frankreich voraussähe!" antwortete der Kardinal: „Und mir zuletzt wird die Welt alles Uebel zuschreiben, weil die politische Mißgeburt unter meinem Namen erschienen und nach m i r getauft ist."

„Ach, gnädigster Herr, mit wie manchem Vater in der Welt theilen Sie dieses alltägliche Schicksal!" sagte Colas mit einem komisch-mitleidigen Tone.

„Wenn ich wenigstens nur den wahren Vater dieses diplomatischen Wechselbalges zu kennen die Ehre hätte! Helfen Sie mir doch auf die Spur, Rosier."

„Gnädigster Herr, schlägt wider Erwarten der Wechselbalg gut aus, bringt Ruhm und Glück: ich wette, es wird sich mehr als ein Vater zu ihm bekennen. Sie wissen ja, daß manche Stadt, die sich Anfangs ihres Sohnes schämte und ihn verstieß, hintennach dem großen Manne Ehrensäulen errichtete. Und, gnädigster Herr, wer ist denn der glückliche Seher, welcher heutiges Tages noch einem Kinde in der Wiege das Prognostikon stellen könnte? Erwarten wir schweigend den Ausgang der Dinge."

Der Kardinal lächelte und sagte: „Wahrhaftig, Sie sind noch blutjung; ich hätte nie in

Ihnen einen so altklugen Tröster vermuthet. Sie haben Recht. Wir müssen zum elenden Spiel die Siegesmiene machen. Aber glauben Sie denn in vollem Ernste, Herr von Rosier, daß diese Verbindung mit unserm Erbfeind und erblichen Nebenbuhler gegen unsern uns von der Natur selbst gegebenen Bundesgenossen jemals ein kluger Streich genannt werden könne, selbst wenn es zuletzt ein glücklicher Streich werden sollte?«

»Gnädigster Herr, unterm Monde ist nur das Unglück albern, aber das Glück heißt immer klug.«

»Freundchen,« rief der Kardinal, »so der große, blinde Haufen. Aber wer nicht zu ihm gehört, der hört auch nicht auf das Urtheil der Blinden. Verständige Leute werden sagen: es war ein alberner Streich, und nicht das Verdienst des Streichmachers, wenn es glückte. So wird die Geschichte einst von mir reden und dieser Allianz.«

»O, gnädigster Herr, grämen Sie sich nicht über das Urtheil der Geschichtschreiber. Diese Leute messen Alles nach dem Erfolg. Darum preisen sie Brutus, Cäsar und Alexander, und fluchen sie auf Cromwell, Spartakus, Attila und Cartouche. Die Verständigen werden höchstens sagen: der Kardinal Bernis spielte Hazardspiele, aber war glücklich. Die noch feinern werden sagen: Ihr urtheilt als Flachköpfe. Der Kardinal war einer der größten Geister, der die Weltbegebenheiten in ganz anderm Zusammenhange sah, als ihr in euern Studierwinkeln. Was euch Wagstück scheint, war bei ihm einfache Berechnung, die nicht trügen konnte; was ihr für Glück und Zufall haltet, war das Ergebniß seines vom Scharfblick geleiteten Wirkens.«

»Ich bin's zufrieden, wenn das Glück nur diesmal der Thorheit hold ist. Aber, lieber Rosier, ich fürchte, die Disteln tragen keine Trauben.«

»Seit ich die Ehre habe, unter Ew. Eminenz auf dem Felde der Diplomatik zu stehen, machte ich zwei große Erfahrungen, die mich über Alles, was geschehen kann, beruhigen.«

»Die sollten Sie mir nicht vorenthalten, denn ich möchte mich wirklich ein wenig beruhigen.«

»Die eine ist: Wir müssen uns gar nicht einbilden, daß wir aus unserm Kabinete die Welt regieren; sondern die Welt regiert die Kabinete. Vom Throne bis zum Savoiarden, der uns den Staub vom Schuh putzt, geht ein unsichtbares Band, das Alles ohne unser Wollen und Wissen zusammenhängt. Die Weltbegebenheiten sind nur Früchte von unsichtbaren Wirkungen und Rückwirkungen in der gesellschaftlichen Verkettung, und alle unsere Klugheit wird daran zu Schanden. — Die andere ist: Der Himmel ist auch in der Politik der beste Vormund der Dummen. Denn ich habe gesehen, daß sich auch die trefflichsten Köpfe verrechneten, und die Thätigkeit der thätigsten Menschen am Ende nicht mehr ausrichtete, als die Geschäftigkeit des Eichhörnchens, welches im Käfich des Knaben das Rad herumhaspelt. Von der andern Seite sah ich schon die verkehrtesten Maßregeln der Schwachköpfe von erstaunlich wohlthätigen Folgen begleitet, und die Unthätigkeit der unbeholfenen Tröpfe bewundernswürdige Wirkungen hervorbringen.«

„Sie haben Recht, Rosier!" sagte der Kardinal: „Sie machen mich zu Ihrem Schüler. Der Fatalismus ist die Philosophie der Verzweiflung, und ich bin ganz in der Stimmung, in Ihrem Schicksalsglauben Philosoph zu werden. Indessen bekenne ich Ihnen offenherzig, das wüste Geschäft wird mir schwer zu verdauen. Ich sehne mich nach Einsamkeit und Ruhe. Ich will für einige Wochen aufs Land und mich zerstreuen. Der König hat mir Erlaubniß gegeben, nach Fontainebleau zu gehen. Ich bitte Sie, mir da Gesellschaft zu leisten, Herr von Rosier. Wir werden in der schönen Einsamkeit der Wald- und Felsenwildnisse mit einander ungestört philosophiren können. Es thut mir wohl, einmal aus dem Stürmen und Treiben des Hoflebens zu entkommen und in der freien Frühlingsnatur frische Luft zu schöpfen. Also, Sie begleiten mich. Ende dieser Woche fahren Sie mit mir nach Fontainebleau."

Colas verbeugte sich und fühlte sich durch die Güte und Zuneigung des Kardinals allzusehr geschmeichelt, als daß er sein Vergnügen über diese Auszeichnung hätte verhehlen mögen.

Aber nicht so viel Vergnügen empfand Pauline bei der Nachricht. „Vielleicht sechs Wochen, vielleicht zwei Monate sollen wir uns trennen?" rief sie: „Das ist ja eine Ewigkeit. Ach, Colas, was gäb' ich darum, wenn ich dich begleiten und Arm in Arm mit dir durch die stillen Gärten von Fontainebleau streifen könnte. Wie glücklich wären wir Beide da, wo wir einander ungestört angehören könnten!"

„Ja," sagte Colas, „wir wollten uns da ein Arkadien schaffen. Aber besitzt nicht Graf Oron bei Fontainebleau die große Meierei und ein schönes Herrschaftsgebäude? — Berede doch die junge Gräfin, den Maimond dort zu geniessen."

„Ein goldener Einfall!" jauchzte Pauline, und sie machte sich sogleich an die junge Gräfin, und malte ihr den Reiz des idyllischen Lebens mit den glühendsten Farben. Die beiden Mädchen waren bald mit einander einverstanden.

„Ach," sagte die junge Gräfin zu ihrem Vater, „ich sehne mich nach Einsamkeit. Der Winter hat mir nicht wohlgethan. Ich muß Landluft schöpfen. Noch nie war ich in unserer Meierei zu Fontainebleau. Nur vier Wochen erlauben Sie mir dort zu leben. Der Hof ist in Paris. Wir könnten die Pracht von Fontainebleau eben jetzt recht allein und ungestört geniessen."

Der alte Graf, welcher gern die Wünsche seiner Tochter erfüllte, hatte nichts dagegen. Die Lustpartie ward beschlossen. Natürlich erfuhr auch der Prinz Soubise davon, als Freund des Hauses. Er berechnete auf der Stelle, daß Pauline dort Langeweile haben werde; daß er dort ungebundener vom konventionellen Zwang ihres Umgangs genießen könne; daß da vielleicht im Schatten blühender Rosenlauben ihn das schönste Glück erwarte. Er beschloß sogleich, ohne ihr ein Wörtchen zu verrathen, sie dort durch seine Gegenwart zu überraschen.

„Ich sehne mich unendlich nach Einsamkeit," sagte er zur Frau von Pompadour, „ehe ich zur Armee abreise und mich in das Gewühl des Lagerlebens und der Schlachten stürze. Noch einmal möchte ich mich der schönen Natur erfreuen und da im Stillen unter Karten und Büchern mich auf den Feldzug vorbereiten. Würde mir der König den Aufenthalt von einigen Wochen zu Fontainebleau gestatten? Ein Wort von Ihnen, Frau Marquise, und durch Ihre Güte bin ich glücklich."

Die Marquise verhieß ihm Gewährung des Wunsches vom Könige, und in der That erhielt er sie bald. Wie inzwischen Frau von Pompadour den Einfall des Prinzen bei sich im Stillen überlegte und daran dachte, daß ihr Günstling in kurzer Zeit Frankreich werde verlassen müssen, that es ihr weh, seine Nähe früher zu verlieren, als nöthig wäre.

„Sire," sagte sie zum König, „ich fühle unüberwindliche Sehnsucht nach Einsamkeit. Das glänzende Einerlei des Hofes ermüdet mich. Ew. Majestät bedürfen der Zerstreuung. Wir hatten schon Marly gewählt, um da den Sommer zuzubringen. Aber der Frühling lockt ins Freie. Wie, wenn wir einige Wochen des Mais in Fontainebleau vertändelten?"

Der König hatte Langeweile. „Es geht mir wie Ihnen!" sagte er: „Treffen Sie Anstalten. Marly entrinnt uns nicht. Gehen wir nach Fontainebleau je eher, je lieber."

14.

Alles zieht nach.

Der Kardinal hatte zu Fontainebleau kaum drei Tage mit Colas in philosophischer Muße verlebt, und sein Glück gepriesen und in einigen niedlichen Versen verewigt, die wir noch heute in seinen Werken lesen: siehe, da belebte sich die benachbarte Meierei des Grafen von Oron.

„Die schöne Nachbarschaft freut mich!" sagte der Kardinal zu Colas: „Die jungen Damen sind liebenswürdig. Wir statten ihnen ländliche Besuche ab. So werden wir in unserer klösterlichen Einsamkeit Abwechselung haben."

Einen Tag später erschien Prinz Soubise und nahm mit zahlreichem Gefolge einen der Flügel des Schlosses ein.

„Es scheint, wir bleiben nicht so ganz für uns!" sagte Colas zum Kardinal.

„Freilich!" entgegnete dieser: „Doch ist es mir fast nicht unlieb, etwas mehr Bewegung in dieser todten Welt zu erblicken. Ich gestehe, es ist mir in der stillen Palast-Wüste etwas unheimlich. Jeder Fußtritt schallt durch die hundert Gemächer und Korridore, als riefen uns alle hundert, sie zu bewohnen. Wer auf dem Lande wohnen will, muß seine Lust in einer engen Hütte suchen."

Zwei Tage später erschienen zwanzig Wagen mit der königlichen Garderobe und Küche. In Kutschen und zu Pferde zog ein Heer von Kammerdienern, Zofen, Köchen, Stallmeistern, Lakaien, Zeremonienmeistern, Sekretären, Kellermeistern, Kammerherren, Geistlichen, Schauspielern, Jägern, Hofschneidern, Tänzern und Tänzerinnen, Wäscherinnen, Feuerwerkern, Perrükenmachern, Pastetenbäckern und Freudenmeistern (maitres de plaisir) in die Höfe der weitläufigen Paläste ein. Gärten und Höfe, Zimmer und Säle wimmelten von bunten Gestalten aller Art. Es war ein Rufen und Lärmen, Hämmern und Klopfen, daß alle Nervenschwache Krämpfe davon bekamen. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel rückten einige Bataillone königlicher Garden zu Fuß und zu Pferd an, und bezogen Kasernen und Wachten. Für den Hof wie für das Kriegsvolk wurden eiligst Bäckereien und Metzgereien einquartiert und in Thätigkeit gesetzt.

„Heiliger Himmel!" schrie der Kardinal, da Colas zu ihm kam: „Sehen Sie mir doch das Spektakel an! Ich Unglückseliger, welcher böse Geist mußte mich plagen, Fontainebleau für meine Erholung zu wählen!"

Die Kanonen donnerten am andern Tage. Die Glocken des Städtchens läuteten alle. Die Trommeln wurden gerührt. Der König kam unter dem Jauchzen des Volkes: „Es lebe der König! der Vielgeliebte!" Einige Stunden später fuhr die Marquise von Pompadour an, gefolgt von siebenzehn Kutschen.

„Es ist in dieser ländlichen Natur zum Tollwerden!" jammerte der Kardinal, nachdem er von Besuchen und Audienzen, die er gegeben und empfangen hatte, ganz ermüdet war: „Paris hat wenigstens den Vorzug, daß es eine große Stadt ist, daß man einander im Nothfall ausweichen und meiden, daß man mitten im allgemeinen Getümmel allein sein, daß man sich allenfalls verläugnen lassen kann, wenn man überlästigen Besuchen entgehen will. Aber hier in diesem engen Neste, aus vier Schlössern und fünf Höfen zusammengeflickt, ist man zum Ersticken in einander gepreßt. Bei jedem Schritte rennt man zusammen, tritt man einander in die Schuhe. Da hilft keine Lüge, man sei nicht zu Hause. Alle Welt weiß ja, wo

man steckt. Dürfte ich, noch heute eilte ich nach Paris zurück. Aber zu meinem größten Aerger muß ich mich noch vor dem Könige, vor der Marquise, vor dem ganzen Trosse der Höflinge freuen, in der Nähe der Majestät athmen zu können.«

»Ich beklage Ew. Eminenz und mich zugleich!« erwiederte Colas: »Indessen stehen wir vielleicht bald wieder einsam.«

»Mit nichten, Herr von Rosier. Umgekehrt, der König findet es hier allerliebst, die Marquise bezaubernd, der ganze Hof göttlich.«

Indessen freut es mich, Ew. Eminenz wenigstens den Trost bringen zu können, daß man stark davon spricht, der Hof werde sich von hier nach Marly begeben.«

»Mein Gott, lieber Rosier, daran ist nicht mehr zu denken. Der König sagte gestern Abends noch beim Feuerwerk: Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen auf dem Lande. Ich habe fast Lust, den ganzen Sommer in Fontainebleau zu bleiben.«

Colas tröstete vergebens. Als er in der Dunkelheit des Abends zur Meierei schlich, erfuhr er von Paulinen, wie der Prinz Soubise auf den Gedanken gerathen sei, nach Fontainebleau zu kommen.

»Hm!« dachte Colas: »Mir wird es klar. Ich zog Pauline, Pauline die Gräfin von Oron, die Gräfin den Prinzen, der Prinz die Marquise, die Marquise den König, der König den ganzen Hof. Ein ehrenwerther Schweif, den ich nachschleppe.« — Die Vorstellung machte ihn laut lachen. Doch zweifelte er selbst sehr bescheiden an der Richtigkeit. »Es käme aber«, dachte er, »doch auf die Gegenprobe an. Sehen wir, wenn ich nach Paris gehe, ob mir der Schweif folgt. Da wäre zugleich meinem armen Kardinal geholfen.«

„Und warum so nachdenkend und einsilbig?“ fragte Pauline ihren Liebling, mit dem sie durch die hohen Buchengänge des königlichen Gartens wandelte: „Hat irgend eins der schönen Hoffräulein die Eroberung des Herrn Raths gemacht? Es ist gefährlich, mit so vielen Schönheiten unter einem Dache zu wohnen.“

„Nichts weniger, als das, böse Pauline; seit ich mit dem reizenden Fräulein de Pons unter einem Dache wohne, bin ich in der Gefahr so ganz untergegangen, daß ich keine andere mehr zu fürchten habe.“

„So gestehe mir aufrichtig, Colas, aber beichte ehrlich: warum bist du in Fontainebleau seltener bei mir, als in Paris?“

„Weil ich hier weniger mein eigener Herr bin. Wir glaubten, uns hier vom Morgen bis zum Abend angehören zu können. Nun aber sind wir hier weniger einsam, als im Oronschen Hotel. Und müssen wir noch vier Wochen in diesem Geräusche leben, so sterb' ich vor Langeweile und vor Ungeduld nach dir. Ich sehne mich nach Paris zurück.“

„Du sprichst aus meiner Seele, Colas. Ich kam unserer Beider willen her, nicht wegen dieser Gärten und wegen des Hofprunkes. Kannst du dich vom Kardinal losmachen und nach Paris gehen, so folg' ich dir. Ich erkälte mich heute, habe morgen Kopfweh, fahre übermorgen nach Paris, und — werde bei dir gesund.

Die Sache ward abgekartet. Colas besuchte den Kardinal, der noch immer mißvergnügt war und auf den Hof fluchte. Colas gab der Sache ohne Mühe eine scherzhafte Wendung. »Wenn mir Ew. Eminenz«, sagte er, »das Vertrauen schenken, will ich meine Zauberei versuchen und den Hof wieder von Fontainebleau wegblasen.«

»Blasen Sie, blasen Sie, daß der ganze Hof mit allem Trosse in den Mond fahre!«

»Erlauben Sie mir, nach Paris zu gehen, gnädigster Herr? Vielleicht sind Sie in acht Tagen in Fontainebleau so verlassen, wie ein Einsiedler. Denn meinen Zauberwind muß ich mir in Paris schaffen.«

Der Kardinal lachte: »Ich verstehe Sie, Freund. Sie wünschen dem tollen Lärmen hier zu entrinnen. Reisen Sie, denn die Einsamkeit, die ich Ihnen versprach, kann ich Ihnen nun doch nicht geben; mir Gesellschaft leisten können Sie nicht, denn ich habe der Gesellschaft zuviel. Reisen Sie glücklich. Ich beneide Sie. Ich möchte Ihnen gern folgen. Aber der Anstand verbietet es mir. Reisen Sie. Ich muß hier bleiben. Vergessen Sie aber nicht, wenn Sie in Paris sind, sogleich den Thurm von Notredame zu besteigen und aus Leibeskräften zu blasen, bis der letzte Küchenjunge von hier weggeblasen ist.«

Colas schickte Paulinen einen Zettel und reisete ab. Pauline bekam Kopfweh und Uebelkeit. Sie bat die junge Gräfin, ihr zu gestatten, nach Paris zurückzukehren; sie fürchte, eine schwere Krankheit sei unterwegs, denn sie fühle sich in allen Gliedern wie zerschlagen. Den andern Tag ward Pauline noch schwächer. Sie verlangte mit Thränen nach Paris. Die junge Gräfin wollte sich von ihr nicht trennen. Der Graf ließ die beiden jungen Damen nach Paris führen, besonders da ein herbeigerufener Arzt wirklich an Paulinens Bett bedenkliche Miene gemacht hatte, weil er die anrückende Krankheit gar nicht enträthseln konnte. Er glaubte aber in keinem Falle irre zu gehen, und die Ehre seiner Wissenschaft am wenigsten zu gefährden, wenn er vermuthete, Fräulein de Pons habe sich durch Erkältung einen Zustand zugezogen, der allerdings von schlimmen Folgen werden könnte.

Kaum hatte Prinz Soubise von der Krankheit und Abreise Paulinens Gewißheit, war für ihn kein Bleibens mehr in Fontainebleau. Er begab sich mit großer Niedergeschlagenheit zur Frau von Pompadour. »Noch einmal hoffte ich zu Fontaine-

bleau in Ihrer Nähe den ganzen Himmel voll Freuden zu umarmen, — ich muß fort. Ich habe Depeschen vom Marschall d'Etrées. Meine Anwesenheit in Paris wird dringend. Die Vorarbeiten zum Feldzuge müssen beschleunigt werden. In meiner Abwesenheit stocken alle Geschäfte. Erlauben Sie mir, meine Gnädige, daß ich die Pflichten für die Ehre unsers Königs meinem höchsten Glück vorziehe.«

Frau von Pompadour war betroffen. Sie versuchte leise, den Prinzen auf andern Sinn zu bringen. Er aber wußte die Nothwendigkeit seiner Anwesenheit in Paris, seiner Gegenwart bei den Musterungen der durchziehenden Truppen, die Wichtigkeit seiner Geschäfte im Kriegsbureau so groß, so lebhaft darzustellen, und dabei war sein Schmerz über die Trennung von Frau von Pompadour so rührend, ja durch heiße Thränen beurkundet, die er vergebens verbarg, daß die Marquise endlich sehr bewegt zu ihm sagte: »Gehen Sie, lieber Prinz, wohin Pflicht und Ehre Sie rufen. Ich selbst verliere am meisten, wenn Sie Fontainebleau verlassen. Beruhigen Sie sich. Ich will mit den Augenblicken geizen, die ich noch das Vergnügen haben kann, Sie in Paris zu sehen. — Es scheint, dem Könige gedeihe die Luft von Fontainebleau nicht wohl. Die Witterung ist doch noch etwas rauh gewesen. Vielleicht kehrt der Hof früher, als Sie meinen, nach den Tuilerien zurück, um von da den Sommeraufenthalt in Marly zu nehmen.«

Der Prinz beurlaubte sich. Vor den König ward dieser nicht gelassen, weil sich Se. Majestät in der That unpäßlich fühlte. Die Marquise hatte sich nur in der Ursache der Unpäßlichkeit geirrt. Es war nicht die Luft von Fontainebleau, sondern eine Austernpastete, die dem Könige übel gethan hatte.

Als Kardinal Bernis den Prinzen mit seinem ganzen Gefolge abreisen sah, konnte er sich des Lachens nicht erwehren. »Das fängt gut an!« brummte er bei sich: »Ich glaube, mein Windmacher Rosier steht wirklich auf dem Thurm von Notredame und bläst.«

Wie aber sich das Gerücht verbreitete, der König könne die Luft von Fontainebleau nicht ertragen, der Hof gehe nach Paris zurück; wie wirklich die Wagen gepackt wurden; die Kammerherren, Stallmeister, Hofschneider, Tänzer, Musikanten, Feuerwerker, Kellermeister u. s. w. sich zur Abfahrt rüsteten; der König nach Paris fuhr, die Marquise folgte; der ganze Hof verschwand und bis auf den letzten Küchenjungen verstob; die Leibgarden zu Fuß und zu Pferd mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel abzogen, daß Fontainebleau, wie ein entseelter Leichnam, in Todesstille dalag — rief der Kardinal ausser sich: »Was ist das? Zufall? Oder hat der Windmacher Rosier einen Bund mit dem bösen Geiste?«

15.

Die Schlacht bei Roßbach.

Durch die Abreise des Prinzen Soubise zum Heere am Rhein ging ein Ring in der Zauberkette verloren, an welcher Colas bisher mächtiger gewesen war, als er selbst geglaubt hatte. Erst die Begebenheit von Fontainebleau hatte ihm eine Art Ueberzeugung gegeben, die freilich nun zu spät kam. Er beklagte es übrigens gar nicht, klug geworden zu sein, als ihm kein Vortheil mehr aus seiner Entdeckung werden konnte. Von Natur leichtes Sinnes, früh gewöhnt, mit dem Wenigsten zufrieden zu sein, sah er sich in einer Lage und in einem Wohlstand, wie er nie für seine Person erwartet hatte. Seine diplomatische Stellung, sein Ansehen beim Kardinal Bernis, die Wichtigkeit, welche er, ohne zu wissen wie, bei den Gesandten auswärtiger Mächte gewonnen hatte, trugen ihm neben erklecklichen Gehalten reiche Geschenke ein. Die Einfachheit seiner Lebensweise, da er sich, ohne Aufwand, einzig mit der Bedienung seines alten, wohlvertrauten Markus begnügte, häuften in seiner Kasse Ersparungen auf Ersparungen. Er benutzte diese und eine vortreffliche Gelegenheit, ein beträchtliches Gut in der Provinz anzukaufen, dessen Ertrag schon hinreichend war, ihm ein behagliches Leben zu schaffen.

Mehr begehrte er nicht. Schon jetzt würde er seine politische Laufbahn mit der eines Landjunkers vertauscht haben, wäre Pauline nicht ein wenig eigensinnig dagegen gewesen. Sie liebte ihn, sie erfüllte jeden seiner Wünsche, nur den einzigen nicht, sich mit ihm zu vermählen.

„Du mußt noch ein wenig warten, Colas,“ sagte sie, „und ich hoffe, du kannst es füglich. Es hat für ein Mädchen ganz eigenen Werth, Mädchen zu sein und nicht Frau. Es liegt doch etwas Schmeichelhaftes darin, sich von Anbetern aller Art umflattert, bewundert, angebetet zu wissen. Gönne meiner mädchenhaften Eitelkeit noch einige Festtage. Als Frau verlöre ich davon schon einen beträchtlichen Theil. Ach, nur zu bald erscheint das allen Mädchen schreckliche Zwanziger-Jahr. Dann gute Nacht, Blüthentage! Ich möchte lieber sterben, als eine Jungfrau von zwanzig Jahren heißen. Aber eine junge Frau von zwanzig Jahren hat wieder frischen Zauber eben durch ihre Fräulichkeit.“

Colas gab sich zufrieden. Aber ein Mädchen überlebt nichts geschwinder, als ihr neunzehntes Jahr. Da ward der diplomatische Brautschleier hervorgenommen, und Pauline de Pons verwandelte sich in eine Frau von Rosier.

Es traf sich, daß ihr Vermählungstag eben derselbe war, an welchem die Franzosen die Schlacht bei Roßbach verloren. Derselbe Trauerbote, welcher die Nachricht davon dem Hofe überbrachte, hatte auch ein Briefchen des Prinzen Soubise für die junge Frau.

„Beklagen Sie mich," schrieb er ihr, „beklagen Sie mich, liebenswürdige Pauline. Ich ließ mich von dem kleinen König von Preussen überlisten, betrügen, schlagen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu beklagen, da ich ohne mein Verschulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Man trieb mich von allen Seiten dazu. Und als es Ernst ward, ließ mich die verwünschte Reichsarmee im Stich. So sind es der König von Preussen und Sie allein, die mich beide besiegt haben, ohne daß ich sie wieder besiegen konnte! Ich verwünsche die Preussen, und liebe Pauline. Sie wollten mich als Helden zu Ihren Füßen sehen; kann ich der Held nicht sein, Ihr Gefangener bleibe ich dennoch."

Geschwind schrieb Pauline zurück: „Beklagen Sie mich, liebenswürdiger Prinz. Ich ließ mich von dem kleinen Nicolas de Rosier überlisten, betrügen und gefangen nehmen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu bedauern, da ich ohne mein Verschulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Mein Herz trieb mich wider Willen dazu. Vielleicht hätte ich gesiegt; aber als es Ernst ward, ließ mich meine Jugend im Stich. Denken Sie, ich bin schon zwanzig Jahre alt, und die sind furchtbarer als eine Reichsarmee. So sind es denn Rosier und die zwanzig Jahre, die mich allein besiegt haben, ohne daß ich sie wieder besiegen konnte. Ich verwünsche aus vollem Herzen die Jahre, aber liebe meinen niedlichen Mann.

„Im Ernst, mein Prinz, wir wollen uns Beide nicht grämen. Es liegt zuletzt der Welt nach einiger Zeit wenig daran, ob ein Feldherr oder ein Mädchen besiegt ward. Wie viele Schlachten, wie viele Hochzeiten sind schon geschehen und vergessen, und die Welt geht ruhig ihren alten Gang fort. Sie werden nicht desto minder geschätzt in der Geschichte fortleben, wie ich dereinst in meinen Kindern."

Der Kardinal Bernis war nach der Schlacht bei Roßbach, die am Hofe bald vergessen wurde, sehr mißmuthig.

„Ich habe das Unglück vorausgesehen!" sagte er zu Colas, als das Unglück der französischen Waffen auch im folgenden Jahre fortdauerte: „Man kann am Hofe darüber scherzen, aber meine Ehre ist zu Grunde gerichtet. Denn Frankreich und ganz Europa muß mich als den Urheber der verderblichen Allianz mit Oesterreich ansehen."

— „Gnädigster Herr," erwiederte Colas, „einem welterfahrnen weisen Mann, wie Sie, sollte das Urtheil Frankreichs und Europens sehr gleichgültig sein können, da Sie selbst wissen, wie irrig im Allgemeinen das Urtheil der Menschen über die Begebenheiten und deren Ursachen ist."

„Aber ich bin Minister, ich habe das unselige Bündniß unterhandeln und unterschreiben müssen. Es ist mein Name, mit dem gespielt wird. Welt und Nachwelt werden mit Recht sagen: wer hat es denn in Frankreich gethan; wer regiert denn, wenn der Minister, der Kardinal Bernis, nicht regiert?"

— „Nein, gnädigster Herr, Welt und Nachwelt denke ich mir als viel zu verständige Leute, um dergleichen sagen zu können. Ja, Sie sind so gewiß Minister, als der allerchristlichste König wirklich König ist. Aber Sie kennen meine Ansichten. Jeder Vernünftige weiß, daß weder der König herrscht, noch daß Sie regieren."

„Was wollen Sie damit sagen? Wer herrscht, wer regiert denn? Sie meinen Frau von Pompadour?"

— „Verzeihen Sie. Die Marquise ist so unschuldig, als Sie und der König."

„Glauben Sie? Nun, wer regiert denn? Sie spannen meine Neugier. Reden Sie!"

— „Ich kann's nicht wissen. Vielleicht Kammermädchen, Kesselflicker, Kopisten, Frauen der königlichen Staatsräthe, vielleicht deren Töchter, oder Söhne, oder Köchinnen, oder Lakaien, oder Kutscher und dergleichen Waare; heut Dieser, morgen Jener. Wo kein festes, ehernes Gesetz herrscht, da herrscht der Zufall. Zwischen der Nothwendigkeit des Gesetzes und zwischen dem Spiele des Zufalls liegt nichts in der Mitte. Die Ministerien und der König selbst sind am Ende nur Vollstrecker und Werkzeuge fremder Einfälle."

„Sie wären im Stande, mir mein Ministerium zu verleiden. Sie halten, glaub' ich, Frankreich für keine Monarchie, sondern für eine königliche Anarchie. Reden Sie verständlicher."

— „Ich kann nicht deutlicher sein. Ew. Eminenz haben meinen Gedanken mit zwei Worten treffend ausgedrückt: königliche Anarchie. Sie ist überall, wo der König der Staat ist, und wo das Volk dieses Staates wegen vorhanden ist. Sie ist überall, wo der Wille eines einzelnen Mannes das Gesetz des Landes ist, und die wandelbare Laune des Fürsten die Verfassung des Reichs ausmacht. In der That, Wille und Laune eines einzelnen Menschen, eines Allgewaltig-Entscheidenden ändert vom Morgen bis zum Abend. Hingegen wo das Gesetz steht, getrennt von der fürstlichen Gewalt und erhaben selbst über diese, da ist eine bleibende, feste Herrschaft und Ordnung, sonst nirgends. Sie ist bleibend und fest, wie das Interesse der Millionen von Unterthanen, aus denen sie hervorstieg, und so schwer abzuändern, als der Wille und die Ansichten der aus dem Volke hervorgegangenen Gesetzgeber schwer zu vereinigen sind."

„Hm! Ich merke, Sie haben den Abbé Mably gelesen, und sind mit Montesquieu ein Anbeter der englischen Verfassung, sind vielleicht einer unserer philosophirenden Unzufriedenen."

— „Keineswegs. Ich befinde mich in unserer königlichen Anarchie sehr wohl, und bin bescheiden genug, zu glauben, daß ich in einer Gesetzesme-

narchie schwerlich die Ehre gehabt haben würde, Ew. Eminenz mit meinen geringen Talenten zu dienen. Indessen werden Sie selbst gestehen, daß bei uns nichts möglicher ist, als daß der Monarch in seiner Entscheidung über die wichtigsten Angelegenheiten durch eine Geliebte oder einen Günstling, diese durch ihre Lieblinge, diese durch ihre Freunde, und so abwärts bis zum Stiefelputzer, wechselseitig gestimmt werden können. Dem Monarchen so wenig als dem Stiefelputzer fällt ein, daß Einer auf den Andern so großen Einfluß gehabt habe."

„Kleine Ursachen großer Wirkungen!" erwiederte der Kardinal. „Ich geb' es zu. Allein britische Parlamente und gesetzgebende Senate scheinen mir nicht immer nöthig, um das zu vermeiden, was Sie königliche Anarchie heißen. Ein Fürst, mit festem Willen des Guten, umgeben von einsichtsvollen Räthen, ist, glaub' ich, geeigneter, der Nation zweckmäßige Gesetze zu geben und den Gang der Geschäfte wohl zu regeln, als eine Versammlung von Gesetzgebern aus den verschiedenen Ständen des Volks; denn der König und seine Minister, indem sie das Ganze überschauen, erkennen, was nöthig, offenbar genauer, als die besten Köpfe einzeln im Volke."

—„Erlauben mir Ew. Eminenz, zu zweifeln. Und wenn bei uns ein neuer Heinrich IV auf dem Throne säße, würde nicht er, sondern jeder armselige Schneider, jeder von den geringsten Unterbeamten im Lande, Einfluß auf die Regierung haben und die Staatsangelegenheiten entscheiden helfen. Es wäre auch nicht anders möglich. Denn der König ist nicht allwissend, er folgt den Angaben und Ansichten des Raths der Depeschen. Die Minister, Kanzler, Staatssekretäre und Generalcontrolleurs in diesem Lande sind nicht allwissend, sondern folgen den Ansichten und Berichten der Gouverneurs in den Provinzen. Die Gouverneurs schöpfen ihre Ansichten und Berichte aus den Angaben der Kommandanten und andern obern Beamten ihrer Provinz. Diese Beamten lernen ihre Welt aus den Berichten der Stadtmagistrate und untern Amtleute kennen. Diese hinwieder verlassen sich auf die Anzeigen, die ihnen von einzelnen ihrer Amtsgenossen und Untergeordneten gemacht wurden. Zuletzt sind es also gemeine Schreiber, kleine Stadt- und Dorfdespoten, Angestellte ohne Kenntniß, oft ohne guten Willen, die zu allen Verhandlungen im Staatsrathe den Urstoff liefern; und aus der Menge verworrener Ansichten dieser Subalternen, die in jeder neuern obern Behörde neue Farben empfangen, bilden die Staatssekretäre ihre Anträge. Kennt der König also den Zustand seines Reiches anders, als aus Berichten oft gerade der unwissendsten Unterthanen?"

Der Kardinal und Colas sprachen noch viel über diesen Gegenstand; aber unsere Leser würden uns wenig Dank wissen, wenn wir sie mit der Erzählung davon langweilen wollten.

16.

Die Verbannung.

Eine Wirkung dieses Gesprächs, wie sie Colas nicht erwartete, war, daß er seitdem in der Achtung beim Minister stieg, dessen Vertrauen immer mehr gewann, dessen gewöhnlicher Gesellschafter wurde und von ihm zu Geschäften benutzt ward, die ehrenvoll und einträglich waren, ohne besondere Geistesgaben zu verlangen. Es verbreitete sich ein wahrer Goldregen über Herrn Rosiers Schreibtisch und Paulinens Schmucktisch, goldene Brillantringe, Uhren, Dosen, Orden, Ohrgehänge, Ketten und anderer diplomatischer Gnadenkram.

Colas fühlte sich dem Kardinal sehr verpflichtet. „Ich habe meine guten Gründe, lieber Rosier," sagte der Minister lächelnd, „daß ich Sie zu Dingen gebrauche, die wenig Mühe kosten, mit keiner Gefahr verbunden sind, und am meisten belohnt werden — zu Aernten ohne Saat —, zu wahren Adelsgeschäften. Ich möchte Sie im Voraus entschädigen, wenn ich Sie einmal unglücklich machen sollte."

„Sie mich unglücklich machen, gnädigster Herr?" fragte Colas verwundert.

„Und Sie mit Ihrem schlichten, gesunden Menschenverstande wundern sich? Wissen Sie wohl, daß eben Sie mich daran gemahnt haben, auf wie unsicherm Boden ich in unserer königlichen Anarchie stehe? Heute bin ich Minister; wissen Sie, was ich morgen sein werde? Wahrhaftig, Freund, ich selbst weiß das so wenig, als am türkischen Hof der Großwessier oder Kaimakan von sich zu sagen weiß, ob ihn die Laune des Großherrn noch vierundzwanzig Stunden in den Geschäften oder auch nur in der Welt duldet. — Sie haben das Unglück, mir zu gefallen, weil Sie ein redlicher Mann sind. Es ist meine Pflicht, freundschaftlich für Sie zu sorgen. Fall' ich, so fallen auch Sie, und der neue Günstling wird alle Stellen mit seinen Geschöpfen besetzen."

Colas war gerührt. Er wollte den Kardinal über die Zukunft beruhigen, kannte aber diese Hofwelt zu gut, um an seine eigenen Beruhigungsgründe zu glauben. Pauline ging noch weiter, als er, und sagte: „Colas, heute beugt man sich vor dir; daran ist wenig gelegen. Fällst du einst, weil der Kardinal fällt, so gibt dir der Höflings- und Beamtenpöbel Fußtritte. Daran ist mehr gelegen. Wähle das Klügere; tritt freiwillig zurück, nimm deine Entlassung. Der Kardinal hat Ahnungen, die sich auf mehr als bloße Möglichkeiten beziehen. Er scheint dir Winke geben zu wollen. Benutze sie. So bewahrst du die allgemeine Achtung. Wir wohnen unabhängig auf unsern Gü-

tern, oder genieſſen den Winter zu Paris, wenn wir des ländlichen Stillebens müde ſind; was verlangen wir mehr?“

Sie wußte das Glück der Unabhängigkeit und Verborgenheit ſo reizend zu ſchildern, und plauderte von der Lieblichkeit des Landlebens ſo verführeriſch, daß Colas keinen Augenblick widerſtand.

Der Kardinal bedauerte es, daß Herr Roſier nach einigen Monaten ſeine Entlaſſung nahm, aber hatte nichts dagegen. „Da, wo Nichts von Geſetzen, Alles vom Wohlgefallen des Gebieters und ſeiner Lieblinge abhängt, wird die Selbſtſucht Aller natürlich; und wo kein Vaterland iſt, macht man ſich's in ſeinen vier Pfählen!“ ſagte der Miniſter: „Gehen Sie, lieber Freund; ich verdenke Ihnen den Schritt nicht. Sie haben da einen artigen Landſitz, ein junges, ſchönes Weib, unabhängiges Vermögen. Warum wollen Sie Diener ſein, wenn Sie Herr ſein können? Warum wollen Sie nicht in der geſunden Fülle Ihrer Lebenskraft die Luſt des Lebens ungeſtört genieſſen?“

Die gnadenvollſte Entlaſſung des königlichen Rathes erſchien, und war, wegen treu geleiſteter wichtiger Dienſte deſſelben, mit einem mäßigen, doch anſtändigen Gnadengehalt verbunden, auf welchen Colas nicht einmal gezählt hatte. Er ſchlug ihn nicht aus. Colas und Pauline flogen freudig auf ihr ſchönes Gut.

Hier, in einer anmuthigen Landſchaft, in reizenden Umgebungen, zwiſchen freundlichen Nachbarn, vergaßen ſie das Irren und Wirren der Hauptſtadt ſchnell. Colas, verliebter in ſeine junge Frau, als er je in das Mädchen Pauline geweſen, Pauline ganz in ihrem Manne lebend, wohnten Beide im Paradieſe des ehelichen und häuslichen Glücks.

Es währte nicht lange, ſo verkündeten die Zeitungen, daß Kardinal Bernis ſeine Entlaſſung beim Könige erbeten und empfangen hatte. Choiſeul trat an ſeine Stelle. — Wenige Zeit nachdem, als Colas und Pauline eines Tages, einander in den Armen wiegend, in einer Laube ihres weitläufigen Gartens ſaßen, wurden ſie nicht wenig überraſcht, als plötzlich die Geſtalt des Kardinals vor ihnen ſtand. Er war es ſelbſt. Seine Equipagen hielten vor dem äuſſern Hofe des Schloſſes. Er hatte ſich, um zu überraſchen, den Weg zur Gutsherrſchaft zeigen laſſen.

„Ihr Glücklichen!“ rief lachend der Kardinal: „Ich beklage, zu ſtören. Aber ſehen wollte ich euch doch in der Fülle eures Himmels.“ Er umarmte ſeinen Freund Roſier und küßte der ſchönen Frau die erröthende Wange. Der Kardinal mußte zwei Tage bei ihnen verweilen. Aber länger zu bleiben war er nicht zu bewegen.

„Ihr wißt nicht, Kinder,“ ſagte er, „wen ihr beherbergt. Ich bin aus Frankreich verbannt. Ich muß das Land meiner Väter meiden. Ich gehe nach Rom. Ich werde mich im Arm der Muſen tröſten, ſo gut ich mag.

„Wie? Sie ein Verbannter aus Frankreich, gnädigſter Herr?“ riefen Pauline und Colas erſtaunt.

„Das iſt für keinen Philoſophen, wie Roſier, Urſache zum Erſtaunen!“ entgegnete der Kardinal: „Was Sie mir einſt im Geſpräche auf meine Frage: Wer regiert denn? halb im Scherze antworteten, als Sie ſagten: Vielleicht Keſſelflicker, Savoyarden, Wäſchermädchen und dergleichen, das hab' ich nun im Ernſt erfahren. Sie wiſſen, wie der Herzog von Choiſeul ſich in die Gnade und Huld des Königs erhob? Ein hübſches Mädchen, Choiſeuls Verwandte, Hoffräulein der Königin, hatte die Ehre, Seiner Majeſtät zu gefallen. Das Fräulein träumte, die Rolle der Frau von Pompadour zu ſpielen, war nicht ſpröde, und die Liebſchaft nahm ihren guten, geheimen Gang. Der Herzog wußte um Alles. Er ſtellte ſich blind; der König wußte es ihm Dank. Sobald der Herzog ſpürte, des Königs flüchtige Neigung wende ſich von der Beglückten ab, war der Herzog wieder der Erſte, welcher Lärmen ſchlug und ſeine Verwandte vom Hofe und von Paris entfernte. Der König wußte es ihm wieder Dank. Der Herzog aber hatte, als gewandter Hofmann, auch den Dank der Frau von Pompadour ärnten wollen, ihr im tiefſten Vertrauen, aus wahrer Ergebenheit für ihre Perſon, die königliche Liebelei verrathen, und das Mädchen erſt dann entfernt, als es die Marquiſe verlangte. Er ſpielte ſeine Umtriebe meiſterhaft, und dafür ward er ſogleich Geſandter am Wiener Hofe. Einen ſo ergebenen Mann hatte die Marquiſe aber nöthiger in der Nähe, als in der Ferne. Darum, ſobald ich meine Entlaſſung forderte, weil ich unmöglich alle Schmach des unglückſeligen Bündniſſes mit Oeſterreich und des Krieges mit Preuſſen länger tragen konnte, ward Choiſeul mein Nachfolger. Zu rechter Zeit blind ſein, zu rechter Zeit ſehend werden — das brachte den Herzog von Choiſeul an die Spitze Frankreichs.“

„Aber“, rief Pauline, „was zog Ihnen die Verbannung zu?“

„Eine Kleinigkeit!“ erwiederte der Kardinal: „Ich hatte das Unglück, in die Ungnade einer Marketenderin zu fallen.“

„Ew. Eminenz ſcherzen!“ ſagten Colas und Pauline.

„Mit nichten. Ich habe den Strom, der mich vom Throne hinwegfluthete, bis zur Quelle verfolgt. Und an der Quelle ſaß ein ganz gemeines Marketendermädchen, als die Urheberin meines Schickſals. Einer meiner Stallknechte, der dieſes Mädchen heirathen wollte, ward von mir aus dem Dienſte gejagt, weil ſich der Kerl alle Tage betrank, und vom Kutſcher überwieſen worden war, mich betrogen und den Haber meiner Pferde verkauft zu haben. Das Mädchen, hochſchwanger, fiel mir

zu Füßen und bat um Gnade für den rothnasigen Bräutigam. Ich wies die Dirne ab. Sie lief, über meine Grausamkeit klagend, zu ihrem besondern Beschützer, einem jungen Lieutenant von der Garde. Der Gardelieutenant lief zur Gemahlin des Generalcontrolleurs. Diese bewog ihren Mann, mit mir zu reden. Ich schlug seine Bitte ab; er, darüber ärgerlich, klagte es seinem Liebchen, einem Kammermädchen der Marquise von Pompadour. Das Kammermädchen sagte, der Himmel weiß was, von mir der Marquise, und die Marquise, der Himmel weiß was, dem Könige. Kurz, ich erhielt ein allergnädigstes Handschreiben, worin mir angezeigt wurde, daß ich meinen Aufenthalt in Frankreich mit jedem andern nach Belieben, doch so bald als möglich, vertauschen könne, weil, wie ich zu deutlich bewieſe, die Maßregeln Sr. Majestät mir nicht zu gefallen das Glück hätten. Also bin ich auf dem geraden Wege nach Rom.“

Der Kardinal reiſete nach zwei Tagen ab. Colas und Pauline prieſen ihr Glück der Verborgenheit. Sie blieben mit ihrem verbannten Freunde in Briefwechſel, der erſt nach dem Tode der Marquiſe, etwa im ſechsten Jahre ſeiner Verbannung, wieder in die volle Gnade des Königs kam. Aber er hütete ſich wohl, wieder einen Platz am Hofe anzunehmen. Denn, dachte er, „wer regiert denn?“

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Millionär.

Eine Doppelgeschichte.

I.

Wenn wir beim alten Oberforstrath vor Rödern beisammen saßen des Abends, und das war regelmäßig in der Woche einmal, gab es immer die reichste Unterhaltung. Kein Kartenspiel, keine Witterungshistorien, keine Musterung der Nachbarn, keine Kannegiesserei war da von nöthen. Man langweilte und plagte sich auch nicht mit dem Deklamiren, noch weniger, daß sich eine fingerfertige Figur zum Klavier setzte, ganz um sich bescheiden bewundern zu lassen. Das Gespräch flog unstät und bienenartig von einem Gegenstand zum andern, und sog auf jeder Blume Honig. Jede Uebereinstimmung der Meinungen war so lehrreich als der Zwist derselben. Am allerliebsten hatten wir's, wenn der alte Oberforstrath dazwischen trat, mit kleinen Erinnerungen aus seiner Lebensgeschichte. Ich habe mir manche derselben nachmals zu Hause aufgezeichnet.

Ich will hier ein Paar davon zum Besten geben, die mich sehr anzogen. Aber so angenehm kann ich sie unmöglich wiedererzählen, wie er sie uns vortrug.

Es kam eines Abends die Rede auf den französischen Weltweisen Rousseau, auf seine empfindliche Gemüthsart, auf seine Verachtung der Großen und Reichen, auf seine stolze Armuth, auf den Widerspruch zwischen seiner kindlichen Gutmüthigkeit und Menschenfeindlichkeit.

Einige vertheidigten den unglücklichen Weisen, der die Welt nie nahm, wie sie war; Andere machten ihm Vorwürfe. Das Gespräch kam auf die Wirkungen der Armuth und des Reichthums bei geistvollen, redlichen Menschen. Was wäre Rousseau geworden, wenn er im Purpur geboren wäre, oder wenn ihn das Glück mit Tonnen Goldes ausgestattet hätte? Dies und das ward besprochen, und mancher artige Einfall sprang in die Welt.

Darauf hub der alte Oberforstrath an: Ich will Ihnen doch ein paar Geschichtchen erzählen, die mir eben dabei einfallen. Ob sie ganz hier passen oder Ihre Streitfrage entscheiden mögen, weiß ich nicht. Beide sind in ihrer Art wunderbarlich; eine derselben gab einen wahren Hauptspaß. Die Helden beider Geschichten waren meine Universitätsgefährten, und einer derselben ist noch heut mein treuer, lieber Freund.

Wir horchten alle.

Der Banquier und der Krämer.

Unter meinen Bekanntschaften auf der hohen Schule zeichnete sich der junge Kasimir Morn durch eine angenehme Gestalt und Gesichtsbildung, noch mehr durch seine vortrefflichen Geistesanlagen und seinen Fleiß aus. Er war Meister mehrerer älterer und neuerer Sprachen, sang vortrefflich, machte seinen niedlichen Vers, und ungeachtet der reichen Wechsel, die er von Hause erhielt, war er nichts weniger als rohen Ausschweifungen geneigt. Er bezahlte für einige arme Mitstudirende Wohnung und Kost, hielt sich ein Reitpferd, und kam selten zu den wüsten Gelagen der Zechbrüder. Schon ehe er die Universität besuchte, hatte er mit seinem Vater eine Reise durch den größten Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs gemacht, dies ihn gebildet. Sein Vater war Banquier. Der junge Kasimir folgte seiner Neigung zu den Wissenschaften.

Ein halbes Jahr vorher, ehe er die Universität verließ, begleitete ich ihn in den Ferien für einige Wochen nach Hause. Sein Vater lebte in der kurfürstlichen Residenz gar stattlich. Sein Haus war von den ersten Personen des Hofes besucht. Ich war mit Güte, als Kasimirs Freund, aufgenommen, mit Verschwendung bewirthet.

Neben dem Mornischen Palaste stand ein altes, baufälliges, finsteres Haus. Darin wohnte ein Gewürzkrämer, Namens Romanus; ein wunderlicher Kauz, der ärgste Geizhals der Stadt. Man sagte allgemein, er sei Millionär; dem ungeachtet verkaufte er seinen Kaffee, Pfeffer, Sirup und Käse noch immer selber, oder an seiner Stelle, denn einen Ladendiener wollte er nicht halten, wog auch zuweilen seine hübsche Tochter Karoline das Loth Schnupftabak ab.

Kasimir und die kleine Krämerin hatten ehemals als Nachbarskinder mit einander gespielt, und die Freundschaft und das vertrauliche Du der Jugend noch beibehalten, da sie aufgehört hatten, Kinder zu sein. Der Banquier mochte mancherlei gegen das Du einzuwenden haben, denn er war etwas stolz. Er dachte daran, sich und seinen Sohn adeln zu lassen. Der Krämer meinte seinerseits, es schicke sich für die erwachsene Jungfrau nicht, Kasimirn zu duzen; hatte jedoch nichts dagegen, wenn der in den Laden kam und Rosinen und Mandeln kaufte, um Karolinen zu sehen. Jeder Gang in den Laden mußte ja baar bezahlt werden.

Während meines Aufenthalts im Mornischen Hause gab es mancherlei ernste Auftritte. Zum Beispiel, Kasimir schwor hoch und theuer, er werde sich nie vermählen, wenn es nicht mit Karolinen wäre. Beide waren mit einander einverstanden. Karoline machte ihrem Vater ähnliche

Schwüre. Der Krämer lachte, und der Banquier gähnte.

Herr Morn schien endlich nachgeben zu wollen; denn er liebte seinen Sohn. Vielleicht hatte auch die Million des Herrn Romanus etwas Ehrwürdiges für ihn. So viel war gewiß, eine reichere Braut konnte Kasimir in der ganzen Stadt nicht finden.

Alles wäre nun schnell in Richtigkeit gebracht worden; denn der Banquier hatte nichts gegen die Million und nichts gegen die Rosenwangen, Vergißmeinnichtaugen und rabenschwarzen Locken der schlanken Karoline einzuwenden. Von der andern Seite fand Herr Romanus, der Sohn des reichen Banquier sei nicht übel, und Herr Morn mache gute Geschäfte. Rechnete man dazu, daß Kasimir dreiundzwanzig, Karoline sechszehn Jahre zählte; daß Beide sich herzlich liebten, und Beide schon in der Stille Traktaten abgeschlossen hatten, die über Tod und Grab hinweg von Ewigkeit zu Ewigkeit dauern sollten: so mußte man eingestehen, die Hochzeit sei hier äusserst zweckmäßig. Auch ich glaubte nicht anders. Wir hatten uns jedoch allesammt verrechnet.

Herr Romanus, wie gesagt, ein wunderlicher Kauz, traute keinem Gewerbe, Stand und Geschäft, als dem Krämergewerbe. Gelehrsamkeit galt bei ihm nichts; Kriegsleben hieß ihm Räuberleben; Bankgeschäfte nannte er Glücksspielerei. „Kein Kurfürstenthum ist ein solch solides Etablissement, als ein wohleingerichteter Klein- und Spezereihandel!“ pflegte er zu sagen. Die Folge dieser seltenen Zufriedenheit mit seinem Stande war, daß er das unwiderrufliche Hausgesetz gab: es könne niemand sein Eidam werden, er sei denn ein Krämer.

Der Stolz des Banquiers empörte sich gegen diese lächerliche Bedingung. Kasimir gerieth in bittere Verlegenheit; selbst Karoline wollte ihrem Geliebten nicht zumuthen, daß er ihretwillen zeitlebens Pfefferdüten drehen sollte. Sie hoffte, ihr Vater werde endlich nachgeben. Ich glaubte es auch. Jedermann war der Meinung.

Kasimir, bei seinen Kenntnissen und Anlagen, bei dem Reichthum seines Vaters, bei dessen Verbindungen am Hofe, hatte für sein Leben die glänzendsten Aussichten. Die ersten Stellen des Staats standen ihm offen. Die Minister hatten ihm schon seine Laufbahn vorgezeichnet. Er sollte sogleich bei der kurfürstlichen Regierung als Referendar im Justizfach angestellt werden, doch nur etwa für ein halbes Jahr, und dann sogleich in eine der ersten offen werdenden Stellen von Bedeutung hineingezogen zu werden. Wegen Auswirkung des Adelsdiploms waren vorläufige Schritte gethan. — — Nun kam der unglückselige Herr Romanus, und verlangte plattweg, Kasimir müsse, als Eidam, bei ihm wohnen, allem Firlefanz der Welt entsagen, Pfefferdüten drehen und seinen Mitbürgern eigenhändig Sirup zumessen, und Heringe à sechs bis acht Kreuzer verkaufen.

Denke sich jeder in die Lage des guten Kasimir! Ich weiß wohl, wenn man dreiundzwanzig Jahre alt ist, kann man für ein frommes liebes Mädchen Alles wagen: Batterien stürmen, Tod und Wunden verachten, mit dem Teufel selbst in den Kampf treten, in Einöden wohnen, mit Salz und Brod vorlieb nehmen — Alles, Alles! Aber Krämer werden aus einem Staatsminister in Hoffnung, Suizentkanaster abwägen lebenslang, und holländischen Käse einwickeln, das ist mehr, als Wunde, Tod, Teufel und Einöde.

Es war mir bei dem allen seltsam, daß der tolze Banquier Morn abermals der erste war, welcher im Stillen seinem Sohn rieth, mit dem wunderlichen Romanus Kapitulation zu versuchen. Kasimir sagte mir das. Ich schüttelte den Kopf. „Meint denn Romanus, der langzöpfige Philister, weil er Millionär sei, könne er jeden Ehrennam zu sich in den Koth ziehen?“ sagte ich.

Kasimir war aber verliebt. Ich merkte es wohl. Seine Gattin zu gewinnen, hätte er auch wohl zeitlebens Kaffebohnen abgezählt. Da schwieg ich; denn Verliebten ist nicht gut rathen. Hingegen die edle Karoline selbst sträubte sich wider die Erfüllung von ires Vaters Gesetz. Es ward verabredet, Kasimir solle noch ein halbes Jahr zur Universität zurückkehren; unterdessen wolle man den wunderlichen Papa allseitig bearbeiten. Im Nothfall sollte es an Thränen, Ohnmachten und Todesvorbereitungen nicht fehlen.

Wie beschlossen, so gethan. Wir ritten nach abgelaufenen Ferien zu unserer hohen Schule zurück.

Der Banquier unten, der Krämer oben.

Karoline war eine fleißige Briefschreiberin. Kasimir erfuhr jeden Schritt, den sie that. Sie schrieb sehr artig, sehr schwärmerisch. Und ob sie gleich ihren Vater nicht von einem einzigen Buchstaben seines Gesetzs abtrünnig machen konnte, blieb sie doch guten Muths und voller Hoffnung. „Uebrigens“, das war immer ihr Schluß und Trost, „bin ich erst sechszehn, du erst dreiundzwanzig.“

Ungefähr vier Monate waren verflossen, als Kasimir eines Morgens mit verstörtem Gesicht zu mir auf's Zimmer kam. Er hatte einen Brief von seinem Vater nebst zehntausend Gulden baar in Gold erhalten. „Das ist das Letzte,“ schrieb der Banquier seinen Sohne, „was ich dir geben kann; dein ganzes Vermögen ist es. Ich bin bankerot und landesflüchtig, und eile über England nach Westindien. Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen.“

Natürlich, solch ein Schicksalsstückchen gehört nicht zu den reizendsten. Die zehntausend Gulden, die ihm blieben, waren nicht einmal ein Drittheil von dem, was ihm von dem verschwundenen Vermögen seiner verstorbenen Mutter gehörte. Ich wollte ihn trösten. Er aber fuhr sich rasch mit der Hand über das Gesicht, als wollte er seinen Verdruß wegwischen. „Füge mir“,

sagte er, „doch diese Schande nicht zu einem Mißgeschick, als könnte mich Verarmung schmerzen, und mir die Zukunft verfinstern! Ich bin nicht unglücklich geworden, nur ein wenig überrascht. Tröste mich nicht, denn du beleidigst mich. Zerstreue mich nur für heut; morgen bedarf ich selbst der Zerstreuung nicht mehr.“

Ich ließ die Pferde satteln. Nach einem wilden Ritt hatte ich mehrere Freunde zum Punsch beschieden. Mein junger Philosoph war heiter. Er erzählte uns allen die Geschichte seines raschen Glückswechsels, belustigte sich über seine Verarmung, und sagte: „Morgen mache ich Plane.“ Alle, die ihn hörten, erschracken und bedauerten ihn. Alle schworen ihm treue Freundschaft in Noth und Tod. Nur ein einziger in der Gesellschaft, der junge Engelbert, einer der besten Köpfe unter uns, trat lachend zu ihm, und sagte: „All' insgesammt sind Narren. Ich wünsche dir Glück, daß du deines Lumpengeldes los bist. Jetzt erst wirst du wissen, was du werth bist. Und ich sehe wohl, du bist etwas werth. Ein Millionär, ein Fürst, ein schönes Mädchen sind Dinge, von denen man nie mit Zuversicht sagen kann, ob sie ausser dem Geldkasten, Stand und hübschen Gesicht noch etwas für sich wollen gelten lassen.“

Es waren nicht alle von Engelberts Meinung. Ich selbst sah in ihm nur einen aufbrausenden Schwärmer, besonders da er fortfuhr und sagte: „Ich will ein Buch schreiben und lehren, wie ein Staat wohl eingerichtet sein müsse. Da müssen alle Flachköpfe, alle Krüppel, Lahme und Engherzige, desgleichen alle betagte Leute, denen ein bequemlicheres Leben nöthig ist, das meiste Geld vom Staat empfangen; sterben sie, soll ihr Vermögen dem Staat zurückfallen. Hingegen den reichen Leuten, nämlich den Jünglingen und allen, die Kopf und Herz am rechten Fleck haben, soll kein Kreuzer gereicht werden. Sie müssen mit ihren Kräften schaffen und sich nähren mühsam. Dabei wird etwas Großes herauskommen. Da wird mehr als Sparta sein. Staatsdiener, Feldherren, Priester sollen in groben, armen Gewändern einhergehen, in gemeinen Häusern wohnen, schlechte Kost haben, damit man immer sehe, wer sie sind, und das Volk von keinem Glanz geblendet werde. Der Weiseste, Tugendhafteste, Thätigste, Tapferste soll der Reichste heißen, weil er es ist. In meinem platonischen Staate sollen die Armen Millionärs sein. Seht, so sollte es auch in der Wirklichkeit sein. Aber wir leben in dem Jahrhundert der verkehrten Welt! Die Vorsehung ist allein weise, und bringt die verdrehte Menschheit wieder in Ordnung, daß sie nicht ganz und gar zu Grunde gehe. Man sagt freilich, das Glück ist in Austheilung seiner Gaben blind; es gibt dem Dummkopf die Schätze, dem Talent und Verdienst den Bettelstab. Ich aber sage: das ist göttliche Weisheit und die rechte Herstellung des Gleichgewichts der Mittel.“

„Was?“ rief einer der Zuhörer: „ich soll für Nichts arbeiten? Ich freue mich meiner Kraft, und daß ich mir durch sie Ruhm und Reichthum erobere.“

„Das heißt,“ sagte Engelbert, „du willst mit goldenen Schaufeln Sand graben. Du wirst dir zuletzt die Kugel durch den Kopf schiessen.“

„Mir liegt an Ruhm und Reichthum wenig!“ sagte Kasimir: „Ich bin ganz Engelberts Meinung. Ich will durch mich selbst gelten, und bin zufrieden, wenn mein Verdienst anerkannt wird.“

„Du bist nicht meiner Meinung! Was anerkannt?“ rief Engelbert. „Was liegt mir daran, wenn ich wie die Sonne leuchte, und die Welt spricht, ich sei finster, wie eine Kohle. Die Menschen sind Selbstlinge aus Verstandesschwäche, und keiner bekümmert sich sonderlich um den Andern. Darum soll man den Leuten voll zärtliches Mitleids zugethan sein.“

„Nein,“ rief Kasimir, „der Mensch ist an sich gut und herrlich, darum liebe ich ihn. Ich möchte in keiner Welt leben, wie sie dir erscheint.“

„Armer Kasimir Morn, du bist zum wahren Menschenfeind geworden!“ sagte Engelbert.

„Kinder, ihr streitet um Träumereien!“ rief ich dazwischen. „Die Welt ist weder so gut, noch so böse, wie ihr sie machen wollt. Alles hat Licht und Schatten. Heute Regen, morgen Sonnenschein. Nehmt als verständige Leute das Leben, wie es sich gibt, nicht wie ihr es wollet, und haltet Maß in allem. Mittelstraße die beste Straße!“

Engelbert näherte sich mir lächelnd, strich mir mit flacher Hand über die Augen, wie einem Kinde, welches gar altklug redet, nahm dann das Punschglas, stieß mit mir an und sagte: „Rödern, du bist ein ganz kapitaler Bursch; du wirst in holder Mittelmäßigkeit mit dem gemeinen Haufen fortschwimmen; dich über saubergewaschene Windeln freuen und über eine grausam zerbrochene Seifenblase weinen können. Dir kann es nicht zu gut und nicht zu übel gehen.“

Dies Gespräch erzähle ich nur, weil es erst durch die Folge merkwürdig geworden ist. Denn Engelbert hatte wie ein begeisterter Seher der Zukunft gesprochen, und uns allen ziemlich richtig geweissagt.

Kasimir empfing nach der Flucht seines Vaters viele Beileidsbezeugungen. Auch Karoline suchte ihn zu trösten, und meinte nun selbst: am besten wär's, er unterwürfe sich schweigend dem Hausgesetze des Herrn Romanus, würde Krämer und bliebe es, so lange der Vater lebe. Hernach könnten sie ja Beide thun, wie sie wollten.

Er ging in die kurfürstliche Residenz zurück. Der Mornische Palast, alles was sein Vater gehabt, war verkauft, und dennoch beträchtlich an ihm verloren gegangen. Die ganze Stadt schalt

den leichtsinnigen Banquier und beklagte den hoffnungsvollen Sohn.

Einer von Kasimirs ersten Gängen war natürlich zu Krämer Romanus, um sich dem gebietenden Willen desselben zu unterziehen, und in dessen finsterm, geruchreichem Laden Düten zu drehen. Die goldlockige Karoline, wäre sie auch nicht die Erbin einer Million gewesen, verdiente diese Selbstaufopferung wohl. Kasimir hätte um sie zeitlebens in den Bergwerken von Potosi gearbeitet, oder an der Donau Schiffe gezogen.

Aber, andere Zeiten, andere Sitten! Romanus fertigte den demüthigen Brautwerber auf eine schmähliche Weise ab. Romanus hatte beim Banquier Morn achttausend Thaler verloren, und sich über dies Unglück noch mit der Hoffnung beruhigt, Kasimir könne sie ihm vielleicht wieder erstatten. Als dieser ihm aufrichtig gestand, er selbst habe, wie bekannt, sogar den größten Theil seines mütterlichen Gutes eingebüßt, lachte der alte Krämer, schob sich die runde, puderlose Stutzperrüke auf dem Kopf herum, und sagte endlich: „Mache mir doch Keiner etwas weis! Ihr Vater ist ein durchtriebener Pfiffikus, er gäbe den allerbesten Finanzminister ab. Was gilt die Wette, er hat seine Schäfchen (Romanus zählte dabei mit den Fingern der rechten Hand, wie wenn es Geld wäre, in die hohle Linke) zur rechten Zeit ins Trockene gebracht? Wie lange dauert's, und Sie treten wieder als ein steinreicher Mann auf!"

Kasimir zuckte die Achseln, behauptete, sein Vater wäre kein gewissenloser Betrüger gewesen, und erbot sich, um Herrn Romanus zu entschädigen, ihm zehntausend Gulden, den Rest seines Muttergutes, zu überlassen, wenn er ihn zum Eidam machen und zum Gehülfen in seinem Laden aufnehmen wolle.

Als nun Romanus sah, daß Kasimir in der That ohne Vermögen sei, ihm die verlorenen achttausend Thaler zu vergüten, verlangte er von ihm wenigstens die zehntausend Gulden, jedoch ohne Klausel von Eidamschaft. Unmöglich konnte Morn einwilligen.

„Wovon soll ich denn leben?" sagte Kasimir.

„Ei liebes Himmelchen," schrie Romanus, „Sie sind ja Gelehrter. Sie können ja einen Schreiberposten bekommen. Aber ich unglückseliger, geschlagener Mann, ich! wenn ich das Geld einbüße, so bin ich ein ewigruinirter Mann, ein Mann, der mit seinem armen Kinde Haus und Hof verlassen und vor fremden Thüren das Brod der Barmherzigkeit suchen muß!"

„Wirklich?" rief Morn: „Ei, betteln sollen Sie nicht! Nehmen Sie meine zehntausend Gulden in Ihren Handel, und geben Sie mir Karolinens Hand. Wir wollen uns schon durchschlagen. Durch Fleiß und Sparsamkeit wollen wir das Verlorne bald ergänzen. Wir werden die glücklichste Familie ausmachen." Kasimir sprach das so lebhaft und ehrlich-vergnügt, daß der Krämer ganz stumm und versteinert ward.

„Was?" rief dieser endlich: „Ich glaube, Sie sind noch obendrein recht froh, daß mich Ihr sauberer Papa auf die niederträchtigste Weise um Alles geprellt hat? — Das ist ja recht teuflisch. Und zur Belohnung soll ich Ihnen noch meine Tochter dazu geben, und Sie füttern? Gehorsamer Diener! Hat mich Ihr Vater zum Bettler gemacht, so will ich doch keine Bettler-Hochzeit ausrichten. Packen Sie ein. Und wenn ich bitten darf, kommen Sie mir zeitlebens nicht wieder über die Hausschwelle. Wir sind geschiedene Leute. Für arme Schlucker habe ich mein Kind nicht erzogen."

Das war das Ende aller Unterhandlung.

Hoffnung und Trost.

Wohin der arme Kasimir kam, hörte er Verwünschungen seines Vaters. Die denselben ehemals am meisten geschmeichelt hatten, waren jetzt die erbittertsten Feinde. Es gereichte dem Sohn, bei allem Schmerz, zu einer Art Trostes, als nach wenigen Monaten aus Antwerpen die Nachricht vom Tode des unglücklichen Vaters einlief. Er war an einer Lungenentzündung gestorben, weil er seine Krankheit, vielleicht im Gram und Lebensüberdruß, vernachlässigt und verschlimmert hatte. Denn seit dem Tode des Falliten hörte wenigstens das Verfluchen seines Namens auf, und der junge Morn erregte doch einiges Mitleiden.

Kasimir blieb gefaßtes Muthes; er ließ den ersten Sturm in der Stadt vertoben; wandte sich dann an die ehemaligen Freunde seines Hauses, an die Minister, an die Staatsräthe, und Keiner wies ihn ab. Man hatte ihm ehemals schon eine Referendarstelle verheißen. Er empfing sie jetzt bei der kurfürstlichen Kammer. „Halten Sie sich brav," sagte der Minister: „studiren Sie sich in unsere Gesetze, gegenseitige Rechtsverhältnisse und Finanzen ein, und ich werde ferner an Sie denken. Freilich, als jüngster Kammerreferendar müssen Sie ohne Gehalt arbeiten. Aber in einem Jahre, hoffe ich, oder in zweien wird sich für Sie schon etwas ausmitteln lassen. Sie sind noch gar jung. Was wollen Sie mit vierundzwanzig Jahren?"

Diese Sprache des Ministers war die Sprache eines väterlichgesinnten Freundes. Kasimir richtete sein kleines Hauswesen ein. Er wohnte zur Miethe in einem artigen Bürgerhause, das dem weiland Mornischen Palaste gegenüber stand. Es war ihm weniger um den Anblick von dem traurigen Denkmal verschwundenen Glanzes, als um die herzerhebende Nachbarschaft der blauäugigen Karoline Romanus zu thun. Denn hatte ihm der Krämer gleich verboten, einen Fuß über die Hausschwelle zu setzen — mit den Augen Karolinen zu besuchen, war Jedem unverwehrt.

Und er besuchte sie mit den Augen wirklich so fleißig, wie sie ihn. Sie wohnte im Geiste auf

seinem Zimmer bei ihm, das sie von ihrer Stube aus sehr gut im Sonnenschein übersehen konnte. Da war ihr bald jedes Plätzchen bekannt. Sie wußte, wenn er ausging, wenn er wiederkam, wenn er arbeitete, wenn er fröhlich, wenn er traurig war. Er wußte das alles auch von ihr; im Sommer stand oder saß sie gern vor dem Laden unter der Thür, im Winter wich sie nicht vom Fenster. Ging der alte Romanus aus, war der junge Mann im Laden bei ihr. Man erfand die Zeichensprache, die Fernschreibekunst, und binnen Jahresfrist brachten es die lieben Leute zu einer solchen Vollkommenheit, daß sie sich alles erzählen konnten, was sie dachten, wollten, hofften, fürchteten, ohne dazu den Mund nöthig zu haben. Waren sie einmal ein Augenblickchen persönlich beisammen und ohne Zeugen, da mögen sie beide den Mund, denke ich, wohl zu etwas Besserm nöthig gehabt haben.

Kasimir hoffte immer und Karoline tröstete immer. Nach Jahr und Tag sagte sie: „Ich bin ja erst achtzehn, und du bist erst fünfundzwanzig.“ Das war vollkommen richtig. Kommt Zeit, kommt Rath. — Kasimir arbeitete unermüdet; war gefällig und dienstfertig gegen Jedermann; half mit seinen Aufsätzen, Berechnungen, Anschlägen, Entwürfen, Kadasterberichtigungen u. s. w. manchem seiner bequemen Vorgesetzten aus der Noth. Dafür hatte ihn Jedermann billig lieb, lobte seine Kenntnisse, zog ihn zu Rath, lud ihn zur Tafel, zu Bällen, zu Kränzchen und Pikeniks ein. Alle hübsche Mädchen waren dem hübschen Kammerreferendar hold; er tanzte ohnehin wie ein Sylfe, sang wie ein Gott, deklamirte wie ein Engel — kurz, alles war überirdisch an ihm, wie denn in gewissen Jahren gewissen Leuten an gewissen Leuten Alles himmlisch ist. Gewiß hätte Morn schon im fünfundzwanzigsten Jahre eine recht artige Anstellung in den Staaten der kurfürstlichen Durchlaucht haben können, hätte er nur Ohren gehabt, und mancherlei Vorschläge gehört, die ihm doch deutlich genug gesagt worden waren, oder Augen, um manches liebenswürdigen Fräuleins Augen näher anzusehen. Allein er hatte nur Augen und Ohren für die traute Nachbarin. Dafür war er noch im sechsundzwanzigsten Jahre unbesoldeter Kammerreferendar. „Was thut's?“ sagte Karoline: „Du bist ja erst sechsundzwanzig, ich bin erst neunzehn. Wir können wohl warten.“ Sie hatte Recht. Und er war so bescheiden, mit seinem Glücke, zu lieben und geliebt zu werden, recht wohl zufrieden zu sein.

Er konnte es auch wohl sein. Denn die schöne Romanus stand in voller Blüthe, und an Lieblichkeit über alle Nebenbuhlerinnen erhaben; Stadt und Hof sprachen von ihr. Auch Prinzen wandelten gern zu Fuß vor dem Kramladen vorbei, um einen Blick der Wunderlieblichen zu ärnten; auch Edelleute machten mit dem mürrischen Knauser, ihrem Vater, Bekanntschaft und Freundschaft. Eine Schönheit wie Karoline, die Erbin einer Million, war wohl werth, daß man ihr alle Stammbäume, Orden und Diplome zu Füßen legte. Doch weder Grafen, Freiherren, Ritter, Staats-, Kriegs-, Hof-, Kammer-, Justiz-, Finanz-, Polizei-, Kirchen- und Schul-, geheime noch öffentliche Räthe rührten das Herz des alten Krämers oder der reizenden Erbin. Denn einerseits konnte sich keiner derselben entschliessen, in den Gewürzladen zu treten, und Seife und Schuhwachs zu verkaufen; andererseits sah Karoline so kalt und gleichgültig auf die Herren, wie auf den hölzernen Mohr, der vor dem Laden aufgestellt war, um eine irdene Pfeife zur Schau zu halten.

All' ihre Pracht und Schönheit, ihre Aufmerksamkeit, ihre Liebe, ihr beseligendes Lächeln gehörte nur dem Einen und Erwählten, und sie gab — ich darf es Ihnen wohl sagen — den Kuß, für welchen mancher Fürst Thron und Krone umsonst geboten haben würde, dem armen Kammerreferendar ungebeten, und, wenn ich mich nicht sehr irre; dutzendweis. Das war doch Trostes genug.

Zwanzig.

Ungeachtet dieses Trostes runzelte doch der gute, fleißige Kasimir zuweilen seine Stirn, wenn er sah, daß Jahr um Jahr verschlich und der alte Romanus der alte Romanus blieb, und sich nicht erweichen ließ. Nicht minder fing es ihn an zu kränken, daß von Seiten der Regierung ihn Niemand beachtete. Er wußte, was er leistete, und doch schien man daraus wenig zu machen. Jedermann zwar ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren. Morn ist ein trefflicher Arbeiter, ein rechtschaffener Mann, ein herrlicher Kopf, an Kenntnissen einer der Vorzüglichsten! das war die allgemeine Stimme. Morn hatte Gelegenheit, sie genug zu hören. Dem ungeachtet, wenn eine Stelle zu besetzen war, erinnerte sich keine Seele an den trefflichen Arbeiter, an den rechtschaffenen Mann, an den herrlichen Kopf. Da sorgte Jeder für seinen Sohn, oder Vetter, oder Neffen. Da half eine Familie der andern. Junge Männer, die weder so lange gedient, noch so viel Geschicklichkeit hatten, wie Kasimir, wurden ihm vorgezogen. Kam dann Morn und klagte, so zuckte man die Achseln, schimpfte auf den Nepotismus der Andern, auf die Ungerechtigkeit, auf die Undankbarkeit der Großen; man vertröstete auf ein anderes Mal, und ließ es damit gut sein. Hintennach sahen sich diejenigen, bei denen er geklagt hatte, wohl noch dazu ganz verwundert an, wie er nur so verwegene Ansprüche machen könne, gleichsam als wäre er ihres Gleichen; als hätte er so viel Vermögen, wie sie; als hätte er so weitläufige und angesehene Familienverbindungen, wie sie. Konnte man ihn gebrauchen — gut, so brauchte man ihn. Seine Talente hielt man in

Ehren. Hatte man ihn gebraucht, so war's damit abgethan.

Morn gehörte, bei aller seiner Klugheit, zu den gutmüthigen Menschen, welche sich eben so oft wieder und mit leichterer Mühe versöhnen lassen, als man sie beleidigt. Sie sind im Spiel immer die Blindekuh der Eigennützigen und Ränkestolzen, lassen sich mit einem Händedruck, einem herzlichen Wort bestechen, und laufen für den treuherzig durch's Feuer, der sie hinter ihrem Rücken auslacht. Sie haben von der fröhlichen Schamlosigkeit der feinen Weltleute gar keinen Begriff, und die herzlose Niederträchtigkeit, deren man oft auf Gerathewohl hin, oft für die allerunbedeutendste Kleinigkeit fähig sein kann, bleibt ihnen unglaublich. Man hielt die meisten Menschen für schwach, aber doch kerngut, weil sie gegenseitig strenge Tugendrichter waren. Alles Gute glaubte er willig; aber das Böse bezweifelte er gern. Es war ihm Bedürfniß, sich mit einer sittlich-schönen Welt umgeben zu wissen.

Daher trug er sein hartes Loos geduldig. Er hatte das angenehme Bewußtsein, geachtet und geliebt zu sein. Er war also keineswegs verkannt. Daß man ihn nicht nach seinen Verdiensten in Stellen setzte, daß man ihm Andere bei jeder Gelegenheit vorzog — nun, es schien ihm unrecht; doch maß er sich im Stillen wohl selbst die Schuld davon bei. Er war der Meinung, seine Verdienste würden für ihn reden; er konnte bei den Großen nicht recht zuthätig sein; kam, ohne amtliche Geschäfte zu haben, nie in ihre Vorzimmer; war zuweilen bei seiner gutmüthigen Lebhaftigkeit im Reden etwas zu offen und unbefangen; stellte sich, um nicht — denn die Welt ist schwach — von den Leuten geringer geschätzt zu werden, reicher als er war. So mochte es ganz natürlich zugehen, wenn man einen, der der Hilfe bedürftig schien, oder der sich zudrängte, in Aemter beförderte und ihn sitzen ließ.

Und war er auch einmal im Ernst um seine Lage traurig: so richtete ihn Karolinens tröstender Engelsblick wieder auf. „Was ist es denn mehr?" sagte sie, als sie ihm im März an seinem Geburtstage, wie gewöhnlich, einen Straus von blühenden Schneeglöckchen zum Angebinde an die Brust drückte: „Du bist nur erst siebenundzwanzig alt, und ich — zwanzig." Das Wort zwanzig klang ihr aber ungemein schwer. Sie schien sich zu besinnen, ob sie nicht zu viel gesagt habe? Zwanzig ist doch ein rauhes Wort.

Auch dem guten Morn fiel das Wort auf, vielleicht weil Karolinens Stimme beim Aussprechen desselben ganz weich und sinkend wurde. Es machte ihn nachdenkend, da er wieder auf sein Zimmer kam. Aber was ließ sich thun? Zwanzig blieben zwanzig; und es war vorauszusehen, der Krämer Romanus würde auch in noch einmal zwanzig Jahren seinen Sinn nicht ändern. „Inzwischen wird Karoline verblühen," seufzte Kasimir, „und ich bin ein alter Junggesell."

Er warf sich in eine Ecke seines Sopha's, und — weinte bitterlich.

Bessere Aussicht.

Man klopfte an seine Thür. Ein Bedienter des geheimen Kabinetsraths Herrn von Bitterblatt erschien, und brachte ihm die Einladung desselben zu einem Wörtchen im Vertrauen.

Ein Wörtchen im Vertrauen von Herrn von Bitterblatt, dem Vertrauten des alten Herrn Kurfürsten, war keine geringe Ehre. Kasimir eilte mit hoffnungsvoller Neugier zu ihm.

Er ward sehr zuvorkommend aufgenommen. Herr von Bitterblatt hatte die Gabe, äusserst herablassend und leutselig gegen Untergebene zu sein, wenn er sie für sich einnehmen wollte; — und unverschämt grob und stolz, wenn ihm nicht Ehre genug erwiesen wurde. Die natürliche Folge mußte sein: man fürchtete und verachtete ihn zugleich. Morn hingegen hielt ihn für einen ganz wackern Kabinetsrath, der sich nur zuweilen in der Art, Menschen zu behandeln, vergriff.

„In den neu acquirirten Ländern wollen Se. kurfürstliche Durchlaucht die Finanzen, so viel als möglich den hierländischen gleich, organisiren!" sagte Herr von Bitterblatt: „Es kommt jetzt darauf an, sämmtliche Domänen, Regalien und übrigen Gefälle zu untersuchen, zu ordnen, eine gewisse Conformität der Verwaltung einzuführen, und Vorschläge, in der Natur der neu erworbenen Güter gegründet, zu machen, ihren Ertrag zu steigern. Se. Durchlaucht haben dazu eine eigene Kommission angeordnet. Es ist ein schwieriges Geschäft. Die dazu bestellten beiden Kammerräthe sind betagte Männer, welche die Sache in Jahr und Tag nicht endigen werden. Ich unterwand mich vergebens, Sr. Durchlaucht Vorstellungen gegen das Personal zu machen. Es sind alte, treue Staatsdiener, denen man damit eine Ehre anthun will. Zum Präsidenten der Kommission, vielleicht um etwas Jugendfeuer hineinzubringen, geruhte Se. Durchlaucht, wider meinen Willen, meinen Sohn, den Steuerrath, zu ernennen, mit Kammerrathskarakter. Sie wissen nun, lieber Herr Referendar, der Kurfürst läßt sich nicht gern widersprechen. Mein Sohn ist etwas kränklich. Das Geschäft wird sich in die Länge ziehen, und soll und darf es doch nicht. Ich möchte Sie also, lieber Herr Referendar, der Kommission als Sekretär beigesellen. Sie werden gute Diäten haben, und vollbringt mein Sohn das Werk mit Ihrer Hilfe zur Zufriedenheit Sr. Durchlaucht, woran ich nicht zweifle: so ist dies der beste Anlaß, Sr. Durchlaucht Ihre vielfältigen Verdienste ins Andenken zu rufen. Ihnen ist, wenigstens bei mir schon, eine der ersten Stellen in den neu acquirirten Landen offen und zugedacht."

Morn, wie man leicht denken kann, weigerte sich gar nicht, die Sendung anzunehmen. Auch

begriff er sie wohl. Die beiden alten Herren in der Kommission waren im Grunde beschränkte Köpfe, dem Geschäft nicht gewachsen. Sie sollten nur figuriren, um den Präsidenten ins Licht zu setzen. Der junge Steuerrath von Bitterblatt aber, erst seit zwei Jahren von der Universität zurück, verstand von der Behandlung des weitläufigen Geschäfts noch weniger. Folglich hieß das alles nichts anders, als der Sekretär Morn sollte die Sachen machen. Er war freudig dazu. Sein Glück lächelte. Und that es ihm gleich weh, die schöne Nachbarschaft auf lange Zeit verlassen zu müssen, wollte er doch eine so herrliche Gelegenheit nicht vorüberflattern lassen.

Sogar der kleine Umstand, die zu erhaltenden Taggelder, thaten ihm wohl. Denn da er ohne Gehalt bisher gedient hatte, reichten die Zinsen seines mäßigen Vermögens nicht zu, im Jahr den standesmäßigen Aufwand zu bestreiten, so sehr er sich auch einschränkte. Er mußte alljährlich einen Theil des Kapitals verzehren, damit die Zinsen selber schwächen und immer ärmer werden.

Er nahm von Karolinen Abschied. Ein seelenvoller Kuß gab ihm die Stärke, das Unglück der Trennung mannhaft zu tragen. Er reisete mit der Kommission ab, und setzte sich sogleich an Ort und Stelle in Thätigkeit, begeistert von den schönsten Hoffnungen. Es versteht sich nebenbei, daß der Briefwechsel mit der schönen Tochter des hartherzigen Millionärs nicht versäumt wurde. Die Adressen wurden verabredet, denn Herr Romanus durfte davon nichts wissen. Kasimir zahlte das Postgeld, denn Karoline hatte keinen Kreuzer Taschengeld.

Kasimir hielt es in der Hauptstadt der neuen Provinz, wie in der kurfürstlichen Residenz. Er arbeitete fleißig, hatte wenigen Umgang und mäßige Bekanntschaft, um nicht zu unnöthigen Geldausgaben gezwungen zu sein; und hatte er sein Tagwerk vollbracht, seinen Spaziergang gemacht, blieb er auf seiner Stube und las oder schrieb Briefe an sein zweites Ich.

Ein Zufall gab ihm in dem Wirthshause, wo er wohnte, ganz unerwartet andere Unterhaltung. Neben seinem Zimmer wohnte ein Fremder, der, saß er an der Wirthstafel, nie redete, und oftmals nach Mitternacht stundenlang auf- und abging. Kasimir glaubte ihn zuweilen für sich allein sprechen zu hören. Solche Nachbarschaft war nun freilich nicht ganz angenehm. Der Fremde war ein blasser, junger, artiger Mann von Kasimirs Alter, hatte zwei Bedienten und schien überhaupt von guter Herkunft zu sein.

Als Kasimir erfuhr, er sei ein Engländer, lasse sich Herr Dunkan nennen und lebe schon seit drei Wochen im Städtchen, ohne sich um das Städtchen und dessen Bewohner zu bekümmern, redete er ihn eines Tages bei Tische in englischer Sprache an. Es that Kasimirn wohl, einem Fremden, wahrscheinlich einem Unglücklichen, Unterhaltung zu gewähren; auch freute es ihn, bei dem Anlaß wieder sein Englisches zu üben.

Der Brite, als er die vaterländischen Töne hörte, sah mit freundlicher Ueberraschung auf, antwortete sehr verbindlich und fiel in sein vorriges Schweigen zurück. Von Zeit zu Zeit sah er mit forschenden Blicken auf Kasimir. Nach Tische trat er plötzlich zu diesem, nahm seine Hand und sagte: „Wollen Sie nicht erlauben, daß ich Sie einen Augenblick allein spreche?“

Kasimir führte ihn auf sein Zimmer. Herr Dunkan sagte: „Wundern Sie sich nicht über meine Zudringlichkeit. Ich bin ohne Geld. In meine Wechsel ist Verwirrung gekommen. Es müssen Briefe verloren gegangen sein, oder mich verfehlt haben. Ich muß nach Amsterdam, und kann nicht einmal hier im Wirthshause zahlen. Meinen Reisewagen mag ich nicht verkaufen. Können Sie mir nicht hundert Louisd'or leihen? Ich zahle sie Ihnen gern und mit Zins so bald möglich wieder.“

Kasimir war betroffen; doch faßte er sich bald und sagte: „So viel habe ich nicht bei mir; aber ich verspreche Ihnen die Summe spätestens binnen vierzehn Tagen zu geben.“

„Gut,“ sagte der Engländer, „Sie retten mich aus einer verdrießlichen Verlegenheit. Ich will Ihnen dankbar sein.“

„Um Dank leihe ich kein Geld!“ sagte Kasimir. Dukan umarmte ihn und ging fort.

Die ganze Unterhandlung hatte kaum fünf Minuten gewährt. Erst jetzt besann sich Herr Morn über sein schnelles Versprechen. Hundert Louisd'or waren nicht weniger, als der vierte Theil seines ganzen Vermögens. Er schüttelte den Kopf. Der Engländer hatte zwar ein ehrliches Gesicht, und nichts weniger als das Ansehen eines herumziehenden Glücksjägers: allein hundert Louisd'or waren der vierte Theil des Vermögens, und diesen sogleich einem Fremdling zu leihen, hieß wohl etwas leichtsinnig. „Meinethalben,“ dachte Kasimir, „betrügen wird er mich nicht. Und könnte er das — ei nun, es ist das erstemal in meinem Leben, daß mir so etwas widerfährt; es geschieht dann nicht wieder.“

Der Engländer ging in der folgenden Mitternacht wieder im Zimmer auf und ab und weinte. „Der Mann ist noch unglücklicher, als ich bin!“ dachte Kasimir bei sich: „Der weint gewiß nicht einer Geldverlegenheit willen. Er soll das Geld haben.“

Mittags bei Tische war Dukan, zwar nicht viel redseliger als sonst, doch freundlicher. Wenn er schwieg, hatte er etwas Nichtssagendes und doch Finsteres in seinen Zügen. Sobald sich aber beim Sprechen diese Gesichtszüge belebten, schien er ein ganz anderer Mensch zu sein. Er war ein seelenvoller, ein ungemein liebenswürdiger Mann. Kasimir fühlte die innigste, unerklärlichste Zuneigung für ihn. Der Brite blieb einsilbig und kalt; Kasimir war zärtlich, zudringlich, und suchte

Alles auf, ihn zu zerstreuen. Es gelang, ihn zu Spaziergängen zu bewegen. Da, auf einsamen Wanderungen, näherten sich Beider Herzen. Dunkan war ein feiner, geistreicher, wissenschaftlich gebildeter Mann. Die Schriften der ältern und neuern Weltweisen, die Schicksale und Gesetze der Nationen wurden der Lieblingsgegenstand der Unterhaltung. Nebenbei erfuhr Dukan, wer Kasimir sei, und dieser hingegen erfuhr, daß Dunkan wegen einer traurigen Begebenheit die heimathliche Insel verlassen und den Vorsatz gefaßt habe, ein wenig in der Welt herumzuschwärmen. Hatte Kasimir sein Tagesgeschäft vollbracht, kam Dunkan Abends zu ihm, ließ durch seine Bedienten Punsch auftragen und blieb bis tief nach Mitternacht bei Morn im Gespräch. Von dem bewußten Darleben ward nie eine Silbe gesprochen.

Kasimir war mit seinem neuen Bekannten so sehr verbunden, daß er zum erstenmal den Werth eines Freundes empfand. Auch schrieb er Karolinen in allen Briefen nur von ihm. Das Mädchen fühlte beinahe etwas Eifersucht.

Als das versprochene Geld ankam, trug er es Abends dem Briten in die Stube. Dieser setzte sich, schrieb einen Schuldbrief und dazu die Adresse seines Hauses in England. „Es ist nur," sagte Dukan, „falls ich in einigen Wochen sterben sollte, ehe ich meine Schuld selber abtragen könnte. In dem Fall schicken Sie diese Schrift nur nach London, und dazu noch diesen Brief hier." Dunkan gab ihm einen verschlossenen Brief, und umarmte und küßte mit Rührung den Helfer in der Noth.

Es mochte für Beide eine gleich wohlthuende Entdeckung sein, da sie, nun die Trennungsstunde näher kam, wahrnahmen, wie werth in den wenigen Wochen ihres Beisammenseins Einer dem Andern geworden war.

Beim Abschiede sprachen Beide wenig. Thränen im Auge, drückten sie einander an die Brust. So schieden sie.

Der fürstliche Namenstag.

Es war um Kasimir Alles öde und leer, da ihm Dunkan fehlte. Er hatte wirklich einen Mann verloren, den er von Herzen liebte, einen Freund, mit dem sein eigenes Gemüth im schönsten Zusammenklang stimmte, eben weil sie beide in ungleichen Verhältnissen gleiche Weltansicht hatten.

Jetzt ward ihm die Arbeit noch mehr Bedürfniß, als vorher; sie mußte zugleich für ihn Zerstreuung und Beruhigung sein. Dunkan und Karoline waren seine Sehnsucht und sein Traum. „Ich bin ein recht glücklicher Mensch!" rief er: „Ich darf die edelsten Menschen lieben und genieße ihrer Liebe."

Nach sieben thätigkeitsvollen Monaten war die Aufgabe des geheimen Kabinetsraths von Bitterblatt vollendet. Man kehrte in die Residenz zurück, und ärntete Ruhm und Beifall. Der Kurfürst war mit der Arbeit so wohl zufrieden, daß er den Präsidenten der Kommission mit dem Verdienstorden schmückte und den beiden alten Kammerräthen Gehaltszulagen gab. Nur an den guten Sekretär Morn dachte keine Seele. Er ward nicht einmal genannt, ungeachtet Alles sein Werk gewesen.

Blos der Präsident Bitterblatt blieb ihm dankbar; desgleichen dessen Vater, der Kabinetsrath. Er ward von Beiden oft zu Tische gezogen. Fräulein von Bitterblatt, die Schwester des Präsidenten, fand den jungen Mann sehr anziehend, und wäre er nur kein Bürgerlicher gewesen, sein Glück würde nicht gefehlt haben. Sobald aber der Kabinetsrath bemerkte, der hübsche Morn sei seiner Tochter fast interessanter, als der Ruhe ihres Herzens ersprießlich werden dürfte, lud er ihn seltener zu sich ein, und endlich gar nicht mehr. Morn erinnerte ihn noch einmal schüchtern an die Hoffnungen, die er ihm wegen einer Anstellung in den neu acquirirten Landen gegeben. „Lassen Sie mich dafür sorgen!" sagte der Kabinetsrath, und klopfte ihm gütig auf die Achsel: „Ich habe schon mehr als einmal Se. kurfürstliche Durchlaucht von Ihren Talenten unterhalten. Warten wir ruhig den Namenstag des Kurfürsten ab, an welchem gewöhnlich die großen Beförderungen vorgenommen werden. Ihr Name wird ohne Zweifel einer der ersten auf der Liste sein."

Damit mußte sich Herr Morn wieder beruhigen. Weil er nun seiner Beförderung so gut als gewiß war, und der Kabinetsrath ihm sogar die Frage vorlegte, welche Stelle ihm die angenehmste sein würde? äusserte er ganz unbefangen, daß er am liebsten eine in der Residenz selbst zu erhalten wünschte. Denn er dachte an Karoline, von der er doch nicht gern weit getrennt leben wollte. „Dazu kann Rath werden!" sagte der Kabinetsrath. „Freilich, einen Mann, wie Sie, hätte ich gern auf einem der ersten Posten in der neuen Provinz gesehen. Allein da Sie vorziehen, bei uns zu bleiben, laß' ich mir auch dies gefallen. Freilich, eine so vortheilhafte, einträgliche Beamtung hier in der Hauptstadt wird sich etwas schwierig ausmitteln lassen. Vielleicht aber gibt man dem alten Kammerrath Balders eine Pension, und läßt Sie dafür einrücken. Wäre Ihnen das recht?"

„Mehr wünsche ich mir nicht!" sagte Morn mit frohglühendem Gesicht. „Gut! gut!" erwiederte der Kabinetsrath mit biederm, zuversichtlichem Ton.

Der Winter verfloß unter anmuthigen Hoffnungen. Karolinens Schönheit und Treue waren unwandelbar. Wollte sich Mißmuth in Kasimirs Herz schleichen — ein Lächeln, ein Blick der Geliebten brachte den hellen Himmel wieder.

Endlich kam der März, der lang ersehnte Monat, der den Namenstag des Kurfürsten brachte. Die Beförderungslisten erschienen; die Patente wurden vertheilt; Glückwünschende fuhren auf den Straßen umher. Morn blieb den ganzen Tag

im Zimmer, damit ihn der kurfürstliche Kanzleibote ja nicht verfehle. Das Geschenk für dessen Bemühung lag schon abgezählt und in Papier gewickelt auf dem Schreibtisch. Es ward Nachmittag, es ward Abend. Sein Aufwärter holte aus der Hofbuchdruckerei die Beförderungsliste, sobald sie abgedruckt war — — aber in der ganzen Reihe von Namen fehlte der Name Morn. Auch kam kein Kanzleibote, den Druckfehler zu verbessern. Es ward finstere Nacht. Bälle, Gastmähler und Freudenfeste waren in der ganzen Residenz. Aber der brave Kasimir war vergessen wieder, wie sonst. Er saß in dem Sorgenwinkel seines Sofa's einsam und weinte.

Trübe Aussichten.

Es war eine traurige Nacht für ihn. Er sah sich in seinen sichersten Erwartungen betrogen. Sechs Jahre lang hatte er treu und fleißig dem Staat ohne Sold dienen müssen, immer mit Hoffnungen gespeiset; durch seine stille Hilfe hatten Andere, von geringerer Geschicklichkeit, Ansehen und Vermögen gewonnen, z. B. der Sohn des Kabinetsraths war Kammerpräsident geworden; er hatte den größten Theil seines Vermögens verzehren müssen, und jetzt kaum noch zweitausend Gulden, kaum noch für zwei Jahre aus eigenen Mitteln zu leben — dann war er zum Betteln verarmt. Er sah, seine Arbeitsamkeit, seine Talente, seine Dienstgefälligkeit, seine Kenntnisse halfen ihm nichts. Unwissende Menschen, selbst anerkannt schlechtdenkende Menschen vertraten ihm überall den Weg, wenn sie nur Geld, Fürsprache und Ränke hatten, schmeichelten, sich zuzudrängen wußten.

Morn war immer der redlichste, glückswürdigste Mann gewesen; aber das Glück hatte nichts für ihn gethan. Was er hatte, war nur Frucht seines Verdienstes und seiner Tugend; und dies war so wenig, daß er, ehe zwei Jahre vergingen, Bettler werden konnte.

Auf Karolinens Hand durfte er gar nicht hoffen. Das Schicksal schien ihm nur ihre treue Liebe zu geben, um ihn noch schmerzlicher zu kränken.

Sein ganzes bürgerliches Dasein fing an zu wanken. Der Egoismus der Menschen, welcher nur für sich fordert und den Redlichen verlacht, erschien ihm in seiner vollen Ekelhaftigkeit. Erinnerungen an die heuchlerischen Liebkosungen, Versprechungen und an alle Falschheiten der Großen seit sechs Jahren empörten ihn. Alles, was er bisher an Andern so gern zu entschuldigen gesucht hatte, ihre Parteilichkeit, ihre Gewinnsucht, ihren kleinlichen Stolz, ihren Neid, ihr Lästern eines Bessern und Beglücktern, erblickte er in der abscheulichen Wahrhaftigkeit. Er konnte sich nicht länger mehr darüber täuschen, daß der größte Theil der Beamten den Staat und dessen Aemter und Einkünfte nur als Hilfsmittel betrachten, ihrem Hochmuth und Ehrgeiz, ihrer Schwelgerei, ihrer Geldgier oder andern ausschweifenden Begehrungen gütlich zu thun.

Die ganze Nacht durchwachte er in traurigen Betrachtungen dieser Art. Als der Morgen kam, hatte er für sein künftiges Leben noch keinen Plan gemacht. Denn bei seinem verschwundenen Vermögen konnte er nicht länger auf Anstellung warten; und eine subalterne Bedienung, die ihren Mann wohl kärglich hätte nähren können, schämte er sich in seinen Verhältnissen, in der Residenz, und im Bewußtsein des eigenen Werthes anzunehmen. Am liebsten wäre er weit weggezogen, hin, wo ihn Niemand kannte, in eine Einöde, in ein armes Dorf, wo er sich von seiner Hände Arbeit den Lebensunterhalt zu verschaffen im Stande gewesen sein würde. Es war ihm süß zu träumen, dort auf Lebenszeit die Menschen zu meiden, und nur an Dunkan und Karoline zu denken, wie an zwei bessere Wesen unter Millionen Elender, die eben so viele freiwillige Opfer der niedrigsten Leidenschaften wären.

Die Sitte brachte es mit sich, daß er nun ausgeben und den Glücklichern Glück wünschen und sich ihrer Huld empfehlen sollte. Aber seine Verachtung der Menschen und sein Mißmuth war zu groß. Er schrieb an den neuen Kammerpräsidenten, sandte ihm sämmtliche Akten, welche ihm zugewiesen waren, und zeigte ihm dabei an, daß er glaube, dem Staat lange genug gedient zu haben, und hiermit von allen Geschäften scheide.

Dies abgethan, warf er sich aufs Bett und hielt einen langen, erquickenden Schlaf.

Der Geburtstag.

Als er erwachte, war es schon Nachmittag. Die Aufwärterin vom Hause brachte ihm zwei Billets und einen Strauß von blühenden Schneeglöckchen. Erst jetzt fiel ihm bei, daß sein Geburtstag sei. Er that einen tiefen Seufzer.

Das eine Billet war vom Kammerpräsidenten Herrn von Bitterblatt, das andere von Karolinen. Er kannte Beider Handschrift. „Erst das Bittere!“ sagte er, und öffnete das Schreiben des Präsidenten zuerst. Heimlich beschlich ihn doch wieder die Hoffnung, man werde seinen Verlust sehr ungern sehen; man werde ihn bitten, sich nicht zu übereilen; man werde ihm neue und festere Zusicherungen geben; und heimlich hatte er schon den Undankbaren verziehen. Er las, und fand von Allem, was er erwartete, nichts. Der Präsident bedauerte recht höflich, daß Morn solchen Entschluß genommen habe, zeigte den Empfang der Akten an, und blieb sein gehorsamster Diener.

„Also das der Lohn des sechsjährigen unbezahlten Dienstes!“ sagte Morn, und zerdrückte den Wisch des Präsidenten in seiner Hand. Dann hob er Karolinens Billet auf und las. Es enthielt von ihrer schönen Hand die paar Zeilen:

„Hoffe auf Gott, mein Kasimir. Heute bist du achtundzwanzig Jahre alt, und ich schon einundzwanzig. Das soll uns Beiden aber nicht Muth, Liebe und Treue schwächen.“

Das einzige Wörtlein schon, welches die Geliebte zu der Zahl Einundzwanzig setzte, erschütterte sein ganzes Innere. Es war das Letzte, was das Maß seiner Schmerzen voll machen konnte. Er weinte und schluchzte laut. Er trat an's Fenster. Sie saß drüben. Er drückte den Blumenstrauß an seine Lippen und an sein Herz. Er sank düster auf sein Sofa zurück, mit der Welt und dem Schicksal zerfallen. In dieser Stadt konnte er nicht länger bleiben. Er mußte anderswo sein Brod suchen. Er machte allerlei Plane. Eins nur that ihm weh, daß er von dem Engel seiner Kindheit scheiden sollte. Er hielt im Geiste lange Abschiedsgespräche mit Karolinen.

Darüber war es Abend geworden. Er saß noch in der Dämmerung da, als an seine Thür gepocht ward. Er hörte draussen mehrere Menschen reden und wandeln. Die Thür öffnete sich. Vier Träger von der Post brachten zwei große Koffer, und fragten, wohin sie dieselben stellen müßten. Auf die Frage: wem sie angehörten, war die Antwort: einem mit Extrapost angekommenen Herrn. Morn machte große Augen. Sein erster Gedanke war an Dunkan.

Kaum hatte Morn die Koffer abgesetzt, trat ein Reisender ins Zimmer. Wirklich war es Dunkan. Er flog an Morns Herz. „Ich habe Sie lange genug entbehren müssen!“ sagte Dunkan: „darum erlauben Sie, daß ich gleich bei Ihnen abtrete und einkehre. Sie werden wohl für einen guten Freund ein paar Zimmer entbehren können.“

Keine erquickendere Erscheinung konnte dem guten Kasimir werden, als die seines Freundes. Das Vergnügen machte ihn beinahe stumm. Als die Fremden fort waren, umarmte er den Engländer noch einmal und sagte: „Ich habe zwar nur ein einziges Zimmer mit einer Kammer, aber die theile ich gern mit Ihnen. Nehmen Sie beim Freunde vorlieb.“

„Nur ein Zimmer und eine Kammer?“ fragte der Brite erstaunt. „Warum so beschränkt?“

„Weil ich nicht reich bin.“

„Nicht reich? Aber ich hielt Sie dafür, weil Sie mir auf der Stelle hundert Louisd'or vorschiessen konnten.“

„Ein freundschaftliches Herz ist für einen Freund immer reich. Ich gab Ihnen den vierten Theil meines Vermögens hin. Hätten Sie mehr gefordert, ich würde Ihnen auch das nicht haben abschlagen können. Sie waren in Noth.“

Dunkan sah ihn überrascht und schweigend an. Dann schloß er ihn noch einmal in die Arme, ließ seine zwei Bedienten in's Zimmer hereintreten, befahl ihnen, in das nächste Wirthshaus zu gehen und da seine weitern Befehle abzuwarten. „Ich aber“, sagte er zu Morn, „bleibe bei Ihnen. Ich nehme mit einem Winkel in Ihrer Kammer vorlieb. Hätte ich es voraus gewußt, vielleicht würde ich nicht so geradezu gekommen sein.“

Man verständigte sich bald über die Einrichtung der Wirthschaft. Morn ließ dem Gast sogleich ein sauberes Bett neben dem seinigen aufschlagen, ein reiches Nachtmahl besorgen, und der Punsch durfte nicht fehlen.

Dunkan war ungleich heiterer, als damals, da Kasimir seine Bekanntschaft machte. Beim Punsch, um die Mitternachtsstunde, schlossen Beide ewige Brüderschaft. Beider Herzen eröffneten sich einander. Dunkan erzählte sein Schicksal. Er hatte in seinem Vaterlande eine Geliebte gehabt, die ihm mit unverbrüchlicher Treue ergeben war, obgleich die Aeltern der Jungfrau aus altem Familienhaß ihm die Hand derselben verweigerten. Er führte seinen einzigen und besten Freund, einen jungen Mann aus einer der ersten englischen Familien, der von Reisen zurückkam, in die Bekanntschaft seiner Angebeteten ein. Dieser hatte ihm versprochen, bei den feindseligen Aeltern für ihn zu arbeiten. Aber der Treulose, welcher Dunkans Braut selbst lieb gewann, warb für sich selbst. Obgleich ihn das Mädchen verschmähte, gaben ihm doch die Aeltern die Hand ihrer Tochter. Die Unglückliche starb am Abend vor der Hochzeit schnell hin: die Rede ging, durch Selbstvergiftung. Dunkan war in Verzweiflung. Er suchte den falschen Freund auf. Beide fuhren nach Calais. Da schlugen sie sich. Dunkan suchte Rache und eigenen Tod. Es fehlte wenig, er hätte den letztern gefunden. Ein Stich durch den Leib brachte ihn dem Grabe nahe. Der Mann, welcher ihn unglücklich gemacht hatte, floh nach Amerika. Dunkan ward nach einem Vierteljahre geheilt von der gefährlichen Wunde, nicht von der Schwermuth. Die Aerzte empfahlen ihm Luftveränderung, Zerstreuung auf Reisen, und er ließ sich einpacken und in die weite Welt hinausschicken.

Kasimir erzählte nun auch seine eigene Geschichte. Dunkan hörte sie sehr theilnehmend an.

„Dich haben nur gemeine Egoisten betrogen,“ sagte Dunkan, „nur selbstsüchtige Pöbelseelen; mich aber betrog mein einziger Freund, den ich von Kindheit an besaß. Deine Geliebte lebt noch; die meinige ist mir auf ewig verloren. Dir ist noch zu helfen; mir nicht mehr. Du möchtest in eine Einöde ziehen; ich würde, wenn es dir Ernst wäre, mit dir gehen. Aber dir ist noch zu helfen, mir nicht.“

„Mir zu helfen!“ sagte Kasimir seufzend, sah gen Himmel und legte beide Hände auf die Brust: „Lieber Gott, guter Dunkan, du kennst hier zu Lande die Leute nicht.“

„Die Leute hier zu Lande sind die Leute bei mir zu Lande, lieber Morn. Ich gebe dir mein Wort, wenn du mir nicht hinderlich sein willst, helfe ich dir zu Allem. Ich freue mich, einen tollen Scherz zu spielen. Der filzige Käsekrämer gibt

dir seine liebenswürdige Tochter, und seine Million dazu. Deine Minister geben dir Ehrenstellen und Orden und was du verlangst. Das alles läßt sich ohne Hexerei machen. Aber um ein schönes Mädchen zu bekommen, muß man nicht bloß brav und hübsch sein; um eine Million zu bekommen, muß man nicht bedürftig sein; um Aemter und Würden zu bekommen, muß man nicht bloß geistreich, kenntnißvoll, thätig sein.«

»Und wie möchtest du es anstellen, Dunkan?«

»Ganz einfach. Stoß' an mit deinem Glase! Gelobe mir, kein Wort dagegen zu sagen, wenn ich die ganze Stadt in den April sprenge. Es wird alles ganz ehrlich zugehen.«

»Gut, Dunkan; aber wie willst du's machen?«

»Ich muß erst meine Leute kennen lernen, muß ihnen auf die Zähne fühlen, muß erst mein Schlachtfeld untersuchen, auf welchem ich für dich kämpfen will. Dann wird sich alles von selbst ergeben. Vor allen Dingen thue mir aber den Gefallen, nimm meinen schönen Wiener Wagen und meinen deutschen Bedienten von mir an, als die deinigen; ein Paar Pferde dazu kaufe ich dir morgen. Fahre dann alle Tage fleißig spazieren, aber ohne mich, damit man nicht glaube, die Equipage gehöre mir. Denn ich will kein Aufsehen erregen, sondern du sollst die Augen auf dich ziehen. Deiner süßen Nachbarin melde zur Erklärung des Räthsels ganz einfach: du habest ein beträchtliches Vermögen in England gewonnen; damit holla!«

Morn zog die Augenbraunen finster zusammen: dennoch mußte er über den Einfall lächeln. Er hatte an Dunkan sein Wort gegeben, ihn schalten zu lassen; am Urtheil der Residenzstadt war ihm ohnehin nichts gelegen. Es mochte ausfallen, wie es wollte, er würde die Stadt und das gesammte Kurfürstenthum ohnehin verlassen haben. Auch der Geist des Punsches, welcher seinem innern Tone eine höhere Stimmung verlieh, machte es ihm leicht, in alles zu willigen, was sein Dunkan ihm wegen des Betragens in der Folge vorschrieb.

Die Equipage.

Folgendes Morgens war Dunkan früh in den Kleidern. »Ich muß dafür sorgen, daß du schon den Nachmittag ausfahren kannst!« sagte er, und schloß den guten Morn in seine Arme. »Ach, Morn, du kannst glücklich werden, nur ich kann es nicht mehr!« rief er in trauriger Gemüthsbewegung, und seine Augen verfinsterten sich wieder von Thränen: »Aber — du trefflicher Mensch, du bist mein Freund. Das tröstet mich. Bei dir hoffe ich, wenn auch nicht glücklich, doch wieder getröstet und ruhig zu werden.«

Morn wollte ihm den seltsamen Plan wieder ausreden; aber Dunkan blieb bei seinem Entschluß. Indem erschien Karoline Romanus gegenüber am Fenster. Sogleich ergriff Morn seinen Freund, führte ihn ans Fenster, zeigte ihm die Tochter des Millionärs, und umarmte und küßte ihn vor derselben. Der ihr wohlbekannte Name Dunkan war eben so schnell hinüber geschrieben. Sogleich hing ein rosenfarbener Strickbeutel an Karolinens Fenster, was in der Fenschreibesprache hieß: »Ich bin darüber entzückt!«

»Wahrhaftig!« rief Dunkan, als er die wunderholde Gestalt drüben erblickte: »das darf kein Punschspäßchen bleiben!« Und fort ging er und ließ sich den ganzen Morgen nicht wieder sehen. Statt seiner kam bald Felix, Dunkans deutscher Bedienter, um sich seines neuen Herrn Gnade zu empfehlen, und zu berichten, welche Kenntnisse und Geschicklichkeiten er besitze.

»Vergesset nicht die vornehmste: Treue und Redlichkeit!« sagte Morn.

»Redlichkeit werde ich Ihnen beweisen,« antwortete Felix, »Treue werden Sie mir erst einflößen zu sich, gnädiger Herr.«

Die Antwort gefiel; Felix ward in Dienst genommen unter denselben Bedingungen, wie er bei Dunkan gestanden war.

Gegen Mittag ließ sich der Graf Krebs melden.

»Vor allen Dingen gratulire ich erst zu meinen beiden göttlichen Schecken, scharmanter Freund!« rief der Graf. »Sie haben da eine himmlische Acquisition gemacht. Ihr Homme d'Affaires ist ein Teufelskerl; er versteht sich auf die Sache, wie der perfekteste Roßkamm. Aber nun erlauben Sie, scharmanter Freund, daß ich bei Ihnen meine blutigen Thränen weine. Die beiden Schecken sind mir an Leib und Seele gewachsen. Wäre ich in dem Augenblick nicht ein wenig in meinen Finanzen derangirt, der Kurfürst hätte mir seinen ganzen Marstall dafür vergebens geboten.«

»Aber Sie sind doch bezahlt, Herr Graf, oder muß ich...« stotterte Morn, und ward feuerroth.

»In der Ordnung, Alles in der Ordnung!« fiel ihm der Graf ins Wort. »Davon ist keine Rede. Aber ich komme eigentlich in ganz anderer Absicht. Ich muß Ihnen das Gut des Barons Wölpern ausreden, das elende Dreileben! Auf Ehre, die Einöde rentirt nicht anderthalb Prozent. Er fordert hundert- und fünfzigtausend Gulden. Haben Sie es schon gesehen?«

»Nein, Herr Graf.«

»Ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen auf Erden und im Himmel heilig ist, Sie müssen die Wüstenei sehen; eine Stunde umher kein Dorf, unter den Fenstern nichts als der Rhein, hinten aus Berge und Wälder. Nein, Sie müssen das alles sehen, um vor Entsetzen davon zu laufen. Wenn Sie einmal Lust haben, sich eine Kugel vor den Kopf zu schiessen, göttlicher Mann, so gebe ich Ihnen den Rath, kaufen Sie Dreileben. Herr, bei Ihrem Vermögen, das Ihnen das Glück zugeschleudert hat, werden Sie das Auge auf etwas Besseres werfen. Ich nehme den herzlichsten An-

theil an Ihrem Glück. Eben darum komme ich her. Sehen Sie, ich gebe Ihnen mein schönes Gut — ein wahrer Fürstensitz ist's — mitten zwischen weiten Kornfeldern, Boden wie Gartengrund — Wald, Rebberge, Wiesen, Gerichtsbarkeit — sehen Sie, Alles gebe ich Ihnen um hundert- und neunzigtausend Gulden baar Geld. Denken Sie, nur drei Viertelstunden hier von der Residenz! Nur was ich an Verbesserung der Gebäude verschwendet habe, kostet mich — — warten Sie, ich habe die Beschreibung in der — nein, ich bin des Todes! ich ließ sie auf dem Pulte bei mir zu Hause liegen. Wissen Sie, Seelenfreund, am besten ist es, Sie besuchen mich, sehen das Gut.«

Der Graf fuhr noch lange in diesem Tone fort. Morn merkte bald, daß Dunkan angefangen habe, seinen Aprilspaß zu spielen. Er versprach, wenn er Zeit habe, wolle er den Nachmittag hinaus kommen. Der Graf empfahl sich unter den höchsten und theuersten Schwüren ewiger Freundschaft.

Dunkan war Mittags bei Tische sehr aufgeweckt; Morn gar nicht. »Du wirst mir nur die Menschen noch verächtlicher machen!« sagte er zu Dunkan: »Denn eben dieser Graf Krebs würdigte mich sonst keines Blickes. Ich war erstaunt, ihn sich zu mir bemühen zu sehen.«

»Werden die Menschen dir verächtlicher,« sagte Dunkan, »so ist es nicht meine, sondern der Menschen Schuld, daß sie so kleinlich sind. Gleichviel, wenn ich nur dabei in deinem Herzen gewinne. Auf die erste Frage im Hotel, in welchem meine Bediente sind, wies mich der Wirth wegen der Pferde an den Grafen Krebs. Die Thiere sind werth, was ich für sie zahlte. Der Wirth, als er hörte, der Zug sei für dich, du wärest ein reicher Mann, konnte mir deine Verdienste und Tugenden nicht genug rühmen. Als ich mich wegen eines anzukaufenden Landguts für dich erkundigte, ward sogleich ein Mäkler berufen, der mir deren zehn antrug. Graf Krebs nannte dich gerade einen Gott, behauptete, du hättest schon vor zehn Jahren verdient, Premierminister im Lande zu sein; es würde dann wohl ganz anders im gesammten Kurfürstenthum stehen. Mir gefällt diese Posse ungemein. Sie zerstreut mich. Ich will die Sache weiter treiben. Sie läßt sich nicht übel an.«

Nachmittags fuhr Morns neue Equipage vor, eine Chaise im neuesten und reichsten Geschmack. Der Graf Krebs hatte Recht, um seine Schecken Blut zu weinen, denn es waren ein Paar herrliche Rosse. Morn setzte sich ein, und fuhr selber. Sein Felix in blaßgelber Livrei sprang ehrerbietig hinten auf.

Die ganze Straße war lebendig geworden; denn vor dem Hause, in welchem der Exreferendar wohnte, pflegte nie ein so glänzendes Fuhrwerk zu halten. Man wartete lange in der ganzen Nachbarschaft, wer einsteigen würde. Als aber Morn erschien, und der Bediente ihm mit großer Ehrerbietung einsteigen half, dann hinten aufsprang, Morn wegfuhr — gab es links und rechts zu rathen. Daß Karolinchen auch ihr blondes Haupt zum Fenster hinaus steckte, versteht sich von selbst.

»Ich gäbe meine sechs Kreuzer darum,« sagte Herr Romanus zu seiner schönen Tochter — er hatte die sechs Kreuzer noch für Hering in der Hand — »wenn man mir sagen könnte, wem die Chaise und der Bediente gehören.«

»Das wäre leicht zu erfahren,« antwortete Karoline, »fragen Sie doch nur die Frau Weber selbst, bei der Herr Morn wohnt. Sie steht noch vor dem Hause.«

»Hast doch Recht; das habe ich umsonst!« sprach er, steckte die sechs Kreuzer ein und ging zur Nachbarin.

»Ei du lieber Gott!« sagte Frau Weber zu ihm: »Wem denn anders, als dem Herrn Referendar? Du mein Heiland, wissen Sie denn aber nicht, was er für ein Glück gemacht hat? Nun, ich gönne es ihm wohl. Er ist ein wahrer Engel von Mann. Ganze Wagen voll Gold sind für ihn aus England angekommen. Er ist der reichste Mann im ganzen Lande unsers gnädigen Kurfürsten geworden. Er hat gehandelt, und das ist ihm gelungen. Sein Bedienter hat es mir selbst gesagt, und der hat's vom englischen Kaufmann, der jetzt beim Herrn Referendar wohnt.«

Herr Romanus sah die Frau mit einem stieren, durchdringenden Blicke an, und konnte, als hätte ihn ein Kinnbackenkrampf ergriffen, den Mund nicht wieder aufthun. Er ging heim und warf sich nachdenkend in seinen ledernen Lehnsessel im Gewürzladen hin. Flink tanzte Karoline die Treppe herab zum Vater, um von ihm das Neueste zu hören. Er antwortete lange nicht; denn von Morn sprach er nie, oder nur in der höchsten Noth. Endlich rief er mit einem schweren Seufzer: »Solch einem Taugenichts, Pflastertreter und Spitzbubensohn, dessen Vater mich um mein ganzes Vermögen betrogen hat, gibt's der Himmel im Schlaf; und ich ehrlicher Mann plage mich Tag und Nacht, und Jahr um Jahr, mein ganzes Leben hindurch mühselig von einem rothen Kreuzer zum andern! Ist das Gerechtigkeit? Womit hab' ich das verdient?« — Er war dem Weinen nahe. »Aber«, fuhr er plötzlich auf, »wer weiß auch, ob's wahr ist. Wagen voller Geld! Pah! von England! Pah! durch Handel! Pah! ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen, Frau Weber!« rief er, und schob sich die pechschwarze Stutzperrüke dreimal um den Kopf herum; dann rieb er die flachen Hände zusammen, daß sie hätten brennen mögen.

Es gab die neue, modische Equipage des Referendars Morn zu manchen ähnlichen Gesprächen in der Residenz Anlaß. Denn sie war durch ihre Form selbst dem Kurfürsten aufgefallen, vor dessen Palast der Ex-Referendar vorbeigefahren war. Der Kurfürst fragte darum den geheimen Kabinetsrath Bitterblatt; dieser glaubte den Ex-Re-

ferendar Morn darin erkannt zu haben. Man rieth her und hin, und vergaß die Sache wieder.

Der Millionär.

Am folgenden Tage ward sie desto reger. Dunkan hatte zwar gegen die Personen, mit denen er wegen Morn in Berührung gekommen, nur geäussert, diesem sei aus England ein beträchtliches Vermögen zugefallen; aber wenn man nach den schönsten Rittergütern herumfragt, in Equipagen fährt, wie ein Fürst, hat das Wörtchen „beträchtlich“ ein beträchtlicheres Gewicht. Graf Krebs, der immer im Superlativ zu reden gewohnt war, schwor bei allen Göttern, Morn sei der reichste Privatmann im ganzen Kurfürstenthum, ein Millionär; er spiele nur mit Hunderttausenden; er müsse in Ost- und Westindien ganze Provinzen besitzen.

Nichts pflegen die Leute lieber zu glauben, als das Unglaubliche. Einen einfachen, rechtschaffenen Mann zu verachten bei aller seiner Tugend, fällt Keinem sehr schwer; aber einen Schwärmer oder Narren für heilig zu halten, kostet am Ende wenig Mühe. Man macht kinderleicht den Weisesten lächerlich; hingegen wenn ein Gaßner Teufel beschwört, ein Cagliostro Wunder verrichtet, hangen ihm Hohe und Niedere an. Hätte man gesagt, Morn besitze seine hunderttausend Gulden: es wäre zweifelhaft gewesen; aber Millionen — das mußte überzeugend sein.

„Sehen Sie, Papa,“ sagte der Kammerpräsident zu seinem Vater, dem Kabinetsrath von Bitterblatt, „nun erklärt sich's, warum er sein Referendariat aufgab. Ich meinte anfangs, es habe ihn beleidigt, daß man ihn bei den Beförderungen vergessen.“

„Im Grunde war es ein dummer Streich,“ sagte der Kabinetsrath, „daß man ihn überging. Aber wer konnte das voraussehen? Und wär's auch nur deiner Schwester wegen gewesen. Ich glaube, das Mädchen hat Affektion zu ihm. Sie könnte gemach in's alte Register kommen. Eine avantageusere Partie, als einen Millionär, findet sie nicht leicht für sich.“

„Und für uns alle, Papa. Liesse sich die Sache nicht redressiren?“

Man ging zu Rathe. Der Kabinetsrath nahm die erste Gelegenheit wahr, dem Kurfürsten die seltenen Talente und Verdienste des gewesenen Kammerreferendars zu rühmen. Man müsse einen solchen Mann dem Staat erhalten, besonders da Morn großes Vermögen gewonnen in Bankspekulationen und Aktienhandel. Man spräche von Millionen. Es wäre Schade, wenn solche Summen nicht ins Land gezogen, sondern ausser Landes verzehrt werden sollten.

„Hm!“ sagte der Kurfürst: „Mich nimmt Wunder, was Ihr Alle so plötzlich Morns Verdienste preiset. Schon der Finanzminister Rabe sprach mir ganz begeistert von ihm.“

Dies Wort schoß dem Kabinetsrath auf's Herz; denn der Finanzminister hatte ebenfalls eine mannbare Tochter und brauchte Geld.

„Rabe behauptete sogar,“ fuhr der Kurfürst fort, „Morn habe als Sekretär bei der Kommission in den neu acquirirten Landen ohne Ausnahme Alles gethan, und Andere hätten sich Ruhm und Lohn zugeeignet.“

Der Kabinetsrath lächelte kalt, während ihm vor Schreck und Zorn ganz übel ward, und er schwor im Herzen dem Finanzminister ewige Todfeindschaft.

An Morn war schon vom Finanzminister Einladung zu einer Unterredung gekommen. Morn erschien.

„Freund,“ sagte der Minister, „es freut mich, daß endlich mein innigster Wunsch erfüllt ist. Lange ward wider Sie gearbeitet. Ich habe mit Erstaunen wahrnehmen müssen, daß Sie bei der letzten Wahl übergangen wurden. Ich eilte zu Sr. Durchlaucht, offenbarte ihm Ihre vielseitigen Verdienste, sagte ganz sans gêne, daß Sie eigentlich die Stelle des Kammerpräsidenten verdient hätten, die Bitterblatt an sich riß, und ich besiegte die Kabale. Auf meine Vorstellung hin geruhten Se. Durchlaucht Sie in mein Departement zu versetzen. Herr geheimer Finanzrath, ich habe die Ehre, Ihnen hier das Diplom Ihrer Ernennung zuzustellen.“

Morn legte das Diplom, ohne es zu öffnen, schweigend auf den Spiegeltisch, dankte dem Minister für seine gütige Aufmerksamkeit, und — ein Zug von bitterm Verdruß schwebte dabei um seinen Mund — lehnte die Ernennung von sich unter allerlei Vorwänden ab.

Kaum war er wieder in seinem Zimmer, fuhr der Kabinetsrath Bitterblatt bei ihm vor. „Ich muß Sie selber aufsuchen, theurer Freund,“ sagte er, und umarmte Kasimirn, „mir ist's, als hätte ich Sie eine Ewigkeit lang nicht bei mir gesehen. Wir müssen einander nicht vergessen. Nur mir zum Todesverdruß hintertrieb Rabe Ihre Ernennung bei der Kammer, um Sie in den Finanzrath zu bringen. Das verzeihe ich ihm in meinem Leben nicht. Apropos, meine Tochter gibt morgen ihren Freunden und Freundinnen einen Ball. Sie hat verlangt, ich müsse Sie selber einladen, damit Sie ja nicht fehlen. Ich hoffe, Sie geben uns keinen Korb.“

Er bekam ihn dennoch. Kasimir erwiederte die zärtlichen Herrlichkeiten des Kabinetsraths mit kalten Höflichkeiten, und entließ ihn in halber Verzweiflung, doch ohne alle Hoffnung aufzugeben. Kasimirs Menschenhaß ward durch dies Betragen der Leute noch gesteigert. Er verachtete Alle, und sehnte sich in die tiefste Einsamkeit, um nicht täglich Zeuge so mannichfaltiger Verworfenheit zu sein. Schmeicheleien kränkten ihn jetzt ärger, als die ehemaligen Zurücksetzungen; und je emsiger man ihn erhob, je tiefer fühlte er sich erniedrigt.

„O die Elenden!“ sagte er zu Dunkan: „Glauben sie denn, ich sei so erbärmlich und verächtlich, wie sie? Meine sechsjährige Treue und Aufopferung galt nichts; aber das bloße Gerücht, ich sei reich, ändert alle Ansichten. Möchte ich nun ein Dummkopf, ein bosshafter Mensch sein — man hält mich für einen Millionär, und ich gelte für den verdienstvollsten, achtungswürdigsten, geistreichsten, edelsten Mann. Die Komödie ekelt mich an, Dunkan.“

„Mich belustigt sie. Das Hauptstück fehlt noch, lieber Morn. Die schöne Romanus muß erobert werden!“ sagte Dunkan.

Der Sieg.

Die Eroberung war schon halb und halb gemacht, ohne daß es die beiden Freunde abneten; denn der alte Romanus, der gegen Karolinen sonst nie ein Wort von Morn sprach, hatte ihn seit einigen Tagen vom Morgen bis zum Abend auf der Lippe. An der Million ließ sich nicht mehr zweifeln, seitdem es stadtkundig geworden, Morn habe seine Ernennung zum geheimen Finanzrath ausgeschlagen; der Minister Rabe und der Kabinetsrath Bitterblatt wären Todfeinde und Nebenbuhler, ihn zum Eidam zu haben.

„Und er wird wohl das Fräulein Bitterblatt nehmen!“ sagte Karoline mit hinterlistiger Traurigkeit, um ihren Vater zu belauschen.

Der Alte antwortete keine Silbe darauf, sondern stierte auf seine Fingerspitzen hin, wie wenn er schwere Rechnungen hatte. „Und wie viel kann sie denn im Vermögen haben?“ fing er dann nach einer Weile an: „Pah! das sind Possen. Es ist eine halbausgehauste Familie. Das allein gefällt mir an Morn, daß er Alles ehrlich und redlich im Handel erworben hat. Aber — sein Vater war doch bei dem allen ein Spitzbube, der mich blutarm gemacht hat. Nicht dreißig Kreuzer bekomme ich zurück.“

Indem ward angepocht. Der wohlbekannte fremde Herr trat herein, nämlich Dunkan. Karoline wurde feuerroth. Romanus machte sich groß und lang.

„Ich hätte mit Ihnen, Herr Romanus, ein kleines Geschäft zu machen, wenn Sie Hand dazu bieten wollen!“ sagte Dunkan. „Es käme dabei für Sie ein artiger Vortheil heraus.“

„Ein Geschäftchen? Ich bin zu Deroselben Diensten. Setzen Sie sich doch.“

„Herr Morn, dessen Geschäfte ich bisher in England zu verwalten die Ehre hatte, möchte sich jetzt in Ruhe setzen, da er so viel hat, als er zum Leben bracht.“

„In Ruhe? Ei, ei!“

„Er hat das Gut Dreileben am Rhein besehen, und hätte Lust, es zu kaufen.“

„Dreileben? Ei, ei! Warum Dreileben? Es ist gar weitläufig, es wird theuer, theuer kommen!“

„Ich vermuthe, Herr Morn hält viel auf den Namen. Er sagte einmal, das sei, was er wünsche; ein abgelegenes Paradies für Drei, die beisammen leben möchten. Er verstand unter diesen Drei sich, seine künftige Gemahlin und einen guten Freund, worunter er die Güte hatte, mich zu verstehen.

Karoline ward wieder roth; sie mußte sich ab, gegen das Fenster wenden.

„Aber Sie haben Recht, Herr Romanus. Der Baron Wölpern hält das Gut hoch im Preis. Er verlangt hundert- und fünfzigtausend Gulden, wird es aber baar in Gold bezahlt, hundert- und dreißigtausend. Herr Morn will zwar baar zahlen . . .“

„Baar? Ei, ei!“

„Doch ist der Preis unmäßig. Er wünschte, daß Jemand, der das Handeln und Dingen besser verstände, als er, für ihn den Kauf machen möchte. Er verspricht dem Mittelsmann für jedes abgehandelte Tausend eine Belohnung von hundert Gulden. Nun behauptete er ferner, niemand in der ganzen Stadt könne das Geschäft besser besorgen, als Sie, Herr Romanus . . .“

„Gehorsamer Diener. Ich liebe die Komplimente nicht.“

„Und wollten Sie die Güte haben, sich damit zu befassen . . .“

„Zu Befehl.“

„Er bedauert daneben, daß Sie seit mehrern Jahren mit ihm sehr gespannt leben.“

„Kleinigkeiten.“

„Er hat mir erzählt, wie er anfangs sein mäßiges Vermögen bei Ihnen habe in die Handlung geben wollen, statt es in England anzulegen; daß er auch nachher noch im Sinn gehabt, mit Ihnen in den britischen Fonds und Aktien gesellschaftlich zu spekuliren, — aber Ihre Kälte gegen ihn —“

„Blitz, ich sage ja, Kleinigkeiten, wahre Kleinigkeiten!“

„Sie hätten dabei eine artige Summe profitirt.“

„Aber was kann ich armer Mann dafür? Warum war Herr Morn so bosshaft, und sagte mir armen Mann kein sterbendes Wörtchen? Konnte er sich denn nicht besinnen, daß mich schon sein Vater höchst unglücklich gemacht hat?“

„Doch um auf Dreileben zu kommen und Ihr Geschäft dabei?“

Herr Romanus ging ärgerlich ab und an. „So gering auch ein Gewinn sein mag,“ sagte er: „ein ehrlicher Handelsmann kann in so betrübten Zeitläuften nichts von der Hand lassen.“

Nach acht Tagen war der Kauf geschlossen. Romanus machte sich dabei ein Profitchen von tausend Gulden. Er ward ganz heiter, und ging selbst zu Kasimir, ihm den Kauf anzuzeigen.

„Nun,“ sagte er, „wir könnten wieder gute Freunde werden!“ und lächelte dabei etwas verlegen.

„Ich wünsche nichts sehnlicher, Herr Romanus!“ erwiederte Kasimir lebhaft. „Erfüllen Sie nur meine Bitte. Machen Sie mich glücklich, und Ihre Tochter glücklich.“

„Davon kann gar nicht die Rede sein, Herr Morn. Habe ich Ihnen nicht genug gesagt, daß ich durch Ihren Vater grundelend und arm wie eine Kirchenmaus geworden bin?“

„So arm doch nicht!“

„Zum Betteln, sag' ich Ihnen, zum Betteln. Sie sind jetzt ein steinreicher Mann geworden — wenn ein Fünkchen Edelmuth in Ihnen wäre, nur ein Gerstenkorn Erbarmens: so würden Sie mir erst wieder ersetzen, was ich an Ihrem Vater verloren habe.“

„Und dann?“

„Nun, dann würde ich Ihnen fußfällig danken.“

„Und Ihre Tochter?“

„Ja, und die Zinsen seit sieben Jahren?“

„Und wenn Sie die hätten?“

„Nun, dann wollte ich in der ganzen Stadt sagen, welch ein kreuzbraver, rechtschaffener Mann Sie wären.“

„Und Karoline?“

„Apropos, es müßte nicht vergessen werden, ich gab die achttausend Thaler an Ihren Vater in Gold! Oh, Herr, die vollwichtigsten Louisd'or und Karolinen! Hätten Sie sie nur gesehen! Gott verzeihe mir die schwere Sünde, fluchen kann ich nicht, aber die Augen gehen mir über, wenn ich daran denke.“

„Und wenn ich Ihnen nun zum Ersatz fünfzehnhundert Karolinen für eine einzige Karoline geben würde?“

„Für welche Karoline?“

„Ihre Tochter.“

„Mit Erlaubniß, ich glaube, sammt den Zinsen stiege es wohl über zweitausend Karolinen.“

„Und wenn ich zuletzt die zweitausend nicht ansehen würde, sobald Sie mir Karolinen gäben und ...“

„Sie scherzen, Herr Morn. Sehen Sie, ich brauche mein Weniges. Ich habe viele Schulden machen müssen. Der Bankerott Ihres Vaters hat mich weit zurückgebracht. Ich kann meiner Tochter nichts mitgeben, als was sie von ihrem Plunder auf dem Leibe trägt.“

„Und wenn ich denn auch damit zufrieden wäre?“

„So muß ich das ... arme Mädchen doch erst fragen.“

Herr Romanus ging. Morn tanzte. Er fiel wie ein Berauschter seinem Dunkan um den Hals und weinte vor Freuden. Dunkan weinte mit.

Dreileben ward gekauft, der Ehevertrag aufgesetzt, und ehe acht Tage verstrichen, war die schöne Romanus eine noch schönere Frau Morn. Es versteht sich, Dunkan hatte für das liebende junge Paar bequemere Wohnung in einer der schönsten Gegenden der Residenz gemiethet.

Der erste April.

„Der Spaß muß vollständig sein!“ sagte der Engländer. „Die ganze Stadt beugt sich vor dir, lieber Morn; selbst der Hof buhlt um deine Freundschaft. Das Blatt soll sich wenden. Ich gebe dich für arm aus. Hilf mir. Sehen wir dann die neuen Gesichter. Und haben wir uns satt gesehen — fort in die Einsamkeit nach Dreileben. Den Baron Wölpern habe ich schon zu meinem Plan gewonnen. Ich muß auch den alten Filz, deinen Schwiegervater, ein wenig züchtigen für sein Judenthum. Er verdient es.“

In der That beugte sich die ganze Residenz vor dem neuen Millionär, wie der Brite sich ausdrückte. Wer konnte auch von den Leuten, die seit Kindesbeinen gewohnt waren, Geld, Pracht und Wohlleben über Alles zu achten, vor dem beneidenswerthen jungen Mann, der eine Million, das schönste Landgut und die schönste Frau hatte, stehen, ohne vom Gewicht der Ehrfurcht und Bewunderung niedergekrümmt zu werden, und hätte man den steifsten Rücken von der Welt gehabt? — Jeder drängte sich zum Herrn von Morn: alle Lippen adelten ihn, ohne nach dem Adelsbrief zu fragen. Minister, Kammerherren, Grafen luden ihn zu ihren Festen ein; selbst die kurfürstliche Familie war bei einigen derselben gegenwärtig, und Kasimir mit seiner jungen, schönen Gemahlin hatte die Ehre, den Durchlauchten vorgestellt und von ihnen allerhuldreichst angeredet zu werden. Für Kasimir freilich waren alle diese Ehrenbezeugungen und Vergötterungen nichts Schmeichelhaftes. Er sah, sie galten nicht ihm, sondern seinem vermeinten Reichthum. Er erblickte in jenen Liebkosungen der Hohen und Niedern nur den Gipfel der Niederträchtigkeit von Personen, die den Menschen nicht deswillen schätzen oder lieben, was er *ist*, sondern um deswillen, was er *hat*. Aber er mußte sich durchaus auf einige Zeit Gewalt anthun und die ihm ekelhafte Posse mitspielen, weil es sein Freund Dunkan forderte.

„Ich kann es aber nicht ertragen!“ sagte Morn zu ihm. Da war es eben, wo Dunkan die obigen Worte zu ihm sagte: „Der Spaß muß vollständig sein. Ich gebe dich nun wieder für arm aus.“

Schon in den letzten Märztagen hatte Dunkan hin und wieder mit bedenklicher Miene von bösen Briefen aus England gesprochen. Der größte Theil von Morns ungeheuerm Gewinn sei wieder von einer andern Seite durch einen ungeheuern Verlust aufgehoben und zu Nichts geworden. Er werde sich sehr einschränken müssen. Ein großes Glück für ihn aber sei noch, daß er in der Residenz mächtige Freunde habe. Der Baron Wölpern lief umher und versicherte, es stehe mit dem Verkauf des Gutes schlimm, Morn könne

nicht zahlen. Dunkan trug unter der Hand Diesem und Jenem die prächtige Mornsche Equipage zum Kauf an. Die Miethe im großen Hotel ward aufgekündet. Dies Alles breitete sich blitzschnell mit hundert Zusätzen verleumderischer Zungen durch die Residenz aus. Am ersten April aber ward Morns Verarmung ausser allen Zweifel gesetzt, so sehr man sonst auch an diesem Tage alle unerwartete Nachrichten, bloß des Datums willen, zu bezweifeln pflegte. Denn Morn fuhr schon in der Frühe bei allen seinen Freunden vor, um sie theils um Geldvorschüsse, theils um Bürgschaften, theils um eine Empfehlung beim Kurfürsten zu einer einträglichen Anstellung zu bitten. Alle, die ihn noch vor vierundzwanzig Stunden mit Versicherungen der Freundschaft überhäuft, ihn in ihren zärtlichen Umarmungen fast erstickt hatten, erstaunten, erschracken bei dieser Verwandlung der Dinge. Einige bedauerten ihn höflich; Andere machten ihm kalte Entschuldigungen; Andere belächelten mit schadenfrohem Witz die Verschwindung seines Feenreichs; aber Keiner hatte für ihn Geld, Bürgschaft oder Empfehlung. Im Bitterblattschen Hause ward sogar ein großes Nachtmahl mit Ball und Feuerwerk wieder abbestellt, zu dem Morn auf denselben Tag mit seiner Gemahlin eingeladen gewesen war.

Am übelsten ging es mit dem alten Romanus. Zu dem kam der Baron Wölpern, begleitet von einem der ersten Advokaten der Residenz, und forderte von ihm, als Unterhändler wegen des Gutes Dreileben, Versicherung wegen der Zahlung. Romanus hatte zwar keine schriftliche Bürgschaft für Morn geleistet, aber doch beim Handel, um ihn zu beschleunigen und sich dabei Gewinn zu machen, mündlich und ziemlich zuversichtlich geäussert, daß er im Nothfall wohl Bürge und Zahler sein werde. Doch sein Ernst war das gar nicht gewesen. In solchen Fall jemals kommen zu können, hatte er nie geträumt. Schon die bösen Gerüchte über Morns Unglück in England hatten ihm wahre Seelenangst verursacht, und die ausweichenden Antworten, welche Morn ihm gegeben, da er diesen deswegen befragte, hatten seinen Kummer nicht gemildert. Nun aber Wölpern mit dem Advokaten kam, nun er an der Armuth seines Schwiegersohns nicht länger zweifeln konnte, nun er sogar für denselben zur versprochenen Zahlung aufgefordert ward, kam er fast von Sinnen. Wenige Stunden nach Wölperns Besuch rührte ihn der Schlag. Abends war der Geizhals todt, weil er durchaus keinen Arzt annehmen wollte.

Dreileben.

Dieser plötzliche Todesfall änderte die ganze Gestalt der Dinge. Romanus hinterließ ein ungeheures Vermögen, mehr, als man selbst erwartet hatte. Morn war nun in der That der Millionär, für welchen ihn sein reicher und wohlwollender Freund Dunkan bisher hatte gelten lassen wollen. Auf Morns Namen war Dreileben zwar gekauft; aber Dunkan hatte dazu das Geld gegeben, und durch einen besondern Vertrag zwischen Dunkan und Morn war es wieder das Eigenthum von jenem geworden. Dunkan, fast eben so menschenfeindlich als Morn, hatte beschlossen, mit seinem Freunde fern von Menschen in jener angenehmen Einsiedelei seine Tage hinzubringen. Morn wollte nur der Verwalter des Gutes sein, weil er auch von seinem Freunde keine Wohlthaten annehmen mochte. Nun war Morn beinahe so reich, als der Brite. Dies änderte aber in den Verhältnissen der Freunde nichts ab.

Hingegen änderte es, wie ein Zauberstreich, abermals den Sinn der ganzen Residenz. „Er hat uns nur in den April schicken wollen!“ sagten Hohe und Niedere, und machten ihm wieder Besuche, trugen ihm Geld, Bürgschaften, Empfehlungen an, mündlich, schriftlich, mit tausend Schwüren treuester und wärmster Freundschaft, stellten Feste an, sandten Einladungen, und waren an Güte unerschöpflich.

Morn sagte: „Ich bin aller der Niederträchtigkeiten satt! Komm, Karoline, komm, Dunkan, in die Einsamkeit, weit weg von dem gleisnerischen, prunkenden Gesindel. Mir ist hier nicht länger wohl. Ich ward lange genug betrogen. Was soll ich mit den Leuten? Wozu länger Zeuge ihrer Erbärmlichkeit und Spiel ihrer Selbstsucht sein! Sei, wie Salomo, weise, wie ein Engel gut, opfere dich auf für die Welt, sei der gemeinnützigste, wohlthätigste Mann — aber arm dabei, und man wird dich übersehen. Jeder Flachkopf wird über dich erhoben, jeder anerkannt gewissenlose Mensch dir vorgezogen, jeder engherzige Egoist neben dir verherrlicht werden, wenn er nur Geld genug hat.“

Sobald die Erbschaftsangelegenheiten berichtigt waren, Haus und Waarenvorräthe des verstorbenen Romanus ihre Käufer gefunden hatten, begab sich Morn mit seiner Gattin und seinem Freunde nach Dreileben, und ging von dem Tag an nie wieder in die Residenz.

Ungefähr sechs Jahre nach diesen Ereignissen kam ich im Gefolge unsers damaligen Erbprinzen in die kurfürstliche Residenz. Ich wußte aus frühern Zeiten, daß Morn daselbst als Referendar angestellt gewesen war. Es freute mich, bei dieser Gelegenheit einen alten Universitätsbruder zu umarmen. Gleich nach unserer Ankunft erkundigte ich mich nach ihm. Wenige kannten ihn. Endlich hörte ich, er wohne in Dreileben, brüte über seinen Geldkasten, wie weiland Romanus, mache bei allem Reichthum fast gar keinen Aufwand, und halte durchaus keinen Umgang.

Sobald es die Verhältnisse gestatteten, warf ich mich in den Wagen und fuhr nach Dreileben hinaus. Es war ein schöner Morgen. Ich freute mich, den Sonderling zu überraschen, und be-

dauerte nur, daß er mit dem Gelde des Krämers zugleich dessen Geiz geerbt hatte.

Ich fuhr durch eine Reihe fruchtbarer Felder einem Wald entgegen, in welchem, wie Bauern sagten, das Schloß am Rhein läge. Wie ich aber in den Wald hineinkam, war es kein Wald, sondern eine weitläufige Gartenanlage, mit Wasserfällen, Blumenbeeten, Gebüschen, Irrwegen, Tempelchen, Rasenbänken, Ruinen und Bildsäulen von Marmor, deren Schöpfung ungeheuern Aufwand gekostet haben mußte. Ein Schloß oder schloßähnliches großes Landhaus mit weitläuftigen Nebengebäuden zur Feldwirthschaft breitete sich vor mir zwischen wilden Kastanienbäumen und lombardischen schlanken Pappeln aus. Ueberall und weit umher von den geschornen feinen Rasenbeeten bis zu den mit köstlichen Orangerien bepflanzten Lustgängen und den marmornen Bildsäulen herrschte ein edler Geschmack mit fast fürstlicher Verschwendung. Da war keine Spur des Geizes.

Ich stieg ab. Ein reichgekleideter Diener sprang herbei, und bedauerte auf meine erste Frage nach Herrn Morn, daß ich zu spät komme; die Herrschaft wäre in der Frühe verreist, und käme erst nach einigen Tagen wieder zurück. Ich kehrte mißmuthig um. Nach acht Tagen fuhr ich wieder hinaus, und erlebte das gleiche Mißgeschick. Die Herrschaft war abermals abwesend. Ich klagte Abends in einer Gesellschaft meinen Unfall. Man lachte. „Reisen Sie noch zwanzigmal nach Dreileben," sagte man mir, „und Sie werden noch zwanzigmal vergebens gehen. Das hätten wir Ihnen voraussagen können. Es wird dort Niemand vorgelassen, wer er auch sei. Mit Fernröhren wird jeder Besuch schon von weitem erkannt, und sogleich abgelehnt. Die Leute in Dreileben sind darauf abgerichtet. Wer einen Fremden sieht, meldet es auf der Stelle an die menschenscheue Herrschaft."

So belehrt, schrieb ich an Morn einen Brief, daß ich ihn zu sehen und von der Regel für mich unter allen Fremden eine Ausnahme zu machen wünschte. Es kam eine verbindliche Antwort zurück und zugleich die Versicherung, daß er für mich gewiß zu Hause sei. Doch bestimmte er mir Tag und Stunde, wann ich in Dreileben eintreffen sollte.

Schon im Garten kam er mir mit seiner Frau entgegen. Beide empfingen mich mit einer Herzlichkeit und Liebe, die ich nach allem Vorangegangenen gar nicht erwartet hatte. Sie stellten mir ihren Freund Dunkan vor. Nach einer Viertelstunde waren wir alle die vertrautesten Leutchen mit einander. Ich ward mit einer Herrlichkeit bewirthet, die ich selbst in fürstlichen Palästen nicht gefunden hatte; aber auch das Landhaus selber war von innen mit fürstlicher Pracht ausgestattet. Da glänzte in kostbaren Bänden eine ausgewählte Bibliothek der besten Werke alter und neuer Schriftsteller; da waren alle Zimmer mit Meisterstücken von den besten Malern behangen; da war ein Musiksaal. Mir zu Ehren ward ein Konzert gegeben; es war mehr als ein gemeines Liebhaberkonzert. Die vorzüglichern Bedienten des Hauses waren musikalisch, vom Sekretär an bis zum Gärtner und Jäger. Von der Zierlichkeit des Hausgeräthes will ich gar nicht reden. Das junge Ehepaar hatte zwei blühende Kinder. Dunkan war unverheirathet und entschlossen, als Hagestolz zu sterben.

„Und seid ihr hier in eurer schönen Abgeschiedenheit auch wirklich glücklich?" fragte ich eines Abends, da wir im Garten beisammen saßen.

Morn lächelte und sagte: „Warum nicht? Wir bauen uns hier unsere eigene Welt, und unser Glück ist, von der übrigen nichts zu wissen. Wir selbst und unsere Kinder bilden ein inniges Ganzes; mit dem andern Volk draussen haben wir nichts zu schaffen. Was die Thoren treiben, davon erfahren wir nur allzuviel aus den Zeitungen. Dafür erquickt uns, was die vorzüglichsten Geister in ihren Schriften von dem Edelsten gaben, was sie gedacht, gedichtet und empfunden haben. Was Natur, Kunst und Wissenschaft Schönes und Hohes gewähren können, umringt uns. Was fehlt diesem Himmel? Umgang mit den verkrüppelten, tiefverdorbenen, ehrgeizigen, selbstsüchtigen Menschen draussen würde uns nur die Heiligkeit unsers Friedens beflecken, und uns zu Theilnehmern ihres wohlverdienten Elendes machen. Heil dem, der sich von Allem losmachen und sich selber leben, die Schicksale und Tagesgeschichten der Welt aber nur aus der Ferne, als Schauspiel, nehmen kann!"

Diese Aeusserungen leiteten uns in ein vertrauteres Gespräch über das wahre Verhältniß des Weisen zur menschlichen Gesellschaft; und Morn erzählte mir nun seine und Dunkans Geschichte so, wie Ihr sie von mir gehört habt.

„Doch mit so reichen Mitteln, wie den Ihrigen," sagte ich zu Morn, „wie wohlthätig könnten Sie auf Ihre Umgebungen einwirken! Und müßte es nicht Ihre Glückseligkeit erhöhen, wenn Sie, statt aus der Fülle Ihres Reichthums nur für sich selbst ein Paradies zu bauen, es auch für Andere erweiterten?"

Er schüttelte finster den Kopf und sagte: „Was wollen Sie? Mit Geld macht man Keinen glücklich, sondern durch weise Thätigkeit, durch Gedanken-Spenden. Aber darnach fragt Niemand. Habe ich nicht meine schönsten Lebensjahre unnütz aufgeopfert, in der Hoffnung, einige Achtung und Liebe zu gewinnen? Beherrscht nicht gemeine Prasserei, Wollust, Eitelkeit und Habsucht Paläste und Strohhütten? Fragt man in großen und kleinen Staaten nach den talentvollsten, redlichsten Männern, um sie an die Spitze der Geschäfte zu stellen, oder nicht vielmehr nach dem Gelde, nach dem Adel, nach der Herkunft? Sind es nicht immer meistens die verächtlichsten In-

triganten, die sich zu den höchsten Würden drängen, und den Würdigsten zurückwerfen? Waren nicht von jeher die gemeinnützigsten und tugendhaftesten Personen von dem engherzigen Pöbel in Purpur und Zwillich am heftigsten verfolgt? Soll ich solcher Elenden willen meine Ruhe, mein stilles Glück für leere Träumereien hingeben? Ich liebe den Menschen, aber ich verachte von ganzem Herzen die Menschen.«

Morn gerieth in immer größern Eifer. Dunkan und Frau Morn stimmten ein. Ich konnte gegen dies menschenfeindliche Kleeblatt nicht aufkommen, und schwieg. Die Leutchen hatten nicht ganz Unrecht, und bildeten sich daher ein, vollkommen Recht zu haben. Bekehren konnte ich sie nun doch nicht, sondern nur betrüben mit Widerspruch; denn ich bemerkte es bald, sie waren alle sehr empfindlicher Natur. Wäre Rousseau ein Millionär gewesen, wie Morn, er hätte mit seinem wunden Herzen, mit seiner finstern Ansicht der Welt in Frankreich gelebt, wie Morn am Rhein, und aller Reichthum wäre in seiner Hand nur ein Mittel gewesen, seinen egoistischen Träumereien bequemlicher nachzugehen.

II.

Es ward über die Geschichte, welche uns der Oberforstrath von Rödern erzählt hatte, vielerlei geurtheilt, vielerlei gestritten. Obgleich Alle darin übereinstimmten, daß Morns Weltverachtung und Zurückgezogenheit bei allen seinen Reichthümern eine Art Rache gewesen sei, die er an der Welt genommen, weil sie ihn verkannte und nicht seines innern Werthes wegen schätzen mochte; oder eine Wirkung der Furcht, welche ihm die Schlechtigkeit des großen Haufens eingeflößt hatte, also, daß er nun selber die Welt verkannte, weil sie ihn verkannt hatte; ob man gleich ferner ziemlich allgemein darin übereinstimmte, daß Jean-Jacques auch als Millionär Jean-Jacques geworden und geblieben sein würde — war man doch in andern Dingen getrennter Meinung. Besonders nahmen Einige das spätere Betragen Morns, seine Absagung der Welt, sein Sichselberleben in Schutz, während Andere es Engherzigkeit und Egoismus hießen.

Darüber erhitzten sich die Köpfe.

»Wer von uns würde nicht geradezu handeln, wie Morn, wenn er dessen Schicksal und nachherigen Reichthum gehabt hätte?« rief einer von der Mornischen Partei: »Seht doch die Massen der Menschen an, von den Höchsten bis zu den Niedrigsten — welch ein verachtungswürdiger Haufe! Wie klein ist die Ausnahme der Edeln, mit denen man sich versteht, und die nicht ihre Winzigkeit zur Hauptsache des Weltalls machen! Wahrhaftig, der ist kein Menschenfeind, der die Menschen beurtheilt und nimmt, wie sie sind, und sich von ihnen in einer gewissen ehrerbietigen Ferne zu halten sucht, weil ihm sein Friede theuer ist. Meint ihr — und ich spreche von der Mehrheit der Leute, wie sie sind! — meint ihr, es liebe einer von ihnen jemanden wie sich selbst? Meint ihr, man schätze eure Tugend, eure Kenntnisse, eure Verdienste, und ziehe euch deswegen vor? — Geld ist die große Triebfeder in der bürgerlichen Gesellschaft, oder statt des Geldes der allerverkehrteste Begriff von Ehre. Durch Weiberschürzen, Gönnerschaften, Kabalen und Parteitrotz werden die meisten Stellen besetzt; darum sitzen so viele Flachköpfe obenan. Und wer obenan sitzt, seht, den vergöttert das übrige Geschmeiß. Religion hat das Volk auf den Lippen; aber sucht einmal Religion im Herzen und Wirken der Leute — fragt, wer sich mit Hab' und Gut und Leben wohl für eine heilige Sache hinopfern möchte? — Alles ist unter den Menschen auf Schein berechnet und Betrug, in der Kirche, im Leben, am Hofe, im Viehstall, im Hause, auf dem Markte. Es gibt unter Millionen Menschen nicht hundert wahrhafte, natürliche, ungeschminkte Menschen. Gestehen wir es uns doch nur einander selbst, ob wir uns, die wir hier beisammen sind, ganz redlich so zeigen, wie wir in der That sind, wie wir in der That denken und wünschen. — Ihr Herren lacht über mich, und meint in euerm Sinn, ich kenne die Welt nicht, ich sei ein junger Mensch. Eben daß ich ein junger Mensch bin, ist mein erster Titel zur richtigen Beurtheilung der Menschen; denn ich trage noch in mir die Unbefangenheit und Naturhaftigkeit meiner Kindheit, während ich vermöge meines Alters aller Orten mit der Welt, ihren Formen, ihrem Komödienspiel, ihrem leidenschaftlichen, schleichenden, trotzigen, speichelleckerischen, übermüthigen, gleisnerischen Wesen in widerliche Berührung komme. Bin ich einst älter, durch vieljährige Gewohnheit abgestumpfter gegen alle politische, moralische, religiöse, ästhetische Verkehrtheit: so wird mein Urtheil minder wahr und treffend sein. Nur Kinder sind naiv, weil ihre Natürlichkeit gegen die albernen Konvenienzen in Widerspruch geräth. Ein Weltmann ist nie naiv, oder er wolle mit Naivetät koketliren, wie eine alte Buhlschwester. Der unverderbte Jüngling, wenn er ins Leben hinaustritt, ist wie ein Reisender in fremden Ländern, dem in denselben, wäre er auch nur ein mittelmäßiger Kopf, mehr Dinge auffallen, als dem Einheimischen, und wäre der Einheimische auch ein Universalgenie.«

Diese Worte verursachten neuen Kampf. Genug, wir gingen unvereinigt auseinander, und als wir in der nächsten Woche wieder Abendgesellschaft beim Oberforstrath hatten, begann man rüstig, wo man es das letztemal gelassen hatte.

Der Oberforstrath blieb seinem Karakter getreu und hielt in allen Dingen Mittelstraße. Als es aber zu laut ward, erinnerte er an die zweite

Geschichte, die er uns versprochen hatte. Und da ward es plötzlich still.

Abermals ein Millionär.

Als ich — hob der Oberforstrath an — von meiner Amsterdamer Reise zurückkam, die ich wegen des nach Holland gelieferten Schiffsbauholzes gemacht hatte, wegen dessen Bezahlung die Herren Holländer allerlei Schwierigkeiten machen wollten, ward ich gar wohlgemuth. Denn Alles war mir über Erwartung gelungen. Ich hatte neue und noch vortheilhaftere Akkorde geschlossen, und freute mich nicht ohne Grund auf die Zufriedenheit unserer Regierung mit meiner Sendung. Denn ich hatte auch sonst noch dies und das für die Regierung gelegentlich abthun müssen.

Doch keine Freude bleibt ganz rein. Unterwegs hatte ich ein verdrießliches Abentheuer. Nicht weit mehr vom Städtchen — nun doch! der Name liegt mir auf der Zunge, und ich kann ihn nicht herausbringen! Liegt auch nichts daran. Also, es war Abend, und ich in meiner ganz neuen Reisechaise nicht weit von dem Städtchen; der Postillion fuhr rasch zu. Es war mir lieb, zur Ruhe zu kommen. Ich war mit meinem alten Kunz (des Oberforstraths Bedienten) die ganze vorige Nacht gefahren.

Die Straße zum Städtchen war erbärmlich. Plötzlich geschah ein Krach! Wir hatten Schiffbruch gelitten. Kunz, der neben dem Postknecht saß, flog vom Bock herab, und ich von meinem Sitz herab so gewaltig mit dem Kopf gegen des Postillions Rücken, daß dieser zwischen den Pferden am Boden lag, ehe er es vermuthete. Die Vorderachse und die Wagenfeder waren gebrochen; Kunz hatte sich den Arm aus dem Gelenk gefallen, der Postknecht die Nase geschunden. Ich kam mit dem Schrecken davon. Zum Glück waren die Pferde so verständig gewesen, und hatten bei der Erschütterung sogleich Halt gemacht. Wir schleppten uns mühselig in das Städtchen. Der Postillion versicherte, in einigen Tagen würde meine Chaise hergestellt sein; aber ich müsse sie nach Hard bringen lassen, eine kleine Stunde seitwärts der Stadt. In Hard wohne einer der geschicktesten Wagner von der Welt.

Als wir im Wirthshause ankamen — es war ein finsteres, schmutziges Loch — und als ich sogleich Wagner und Schmiede herbeirufen lassen wollte, gab mir der Wirth selber den Rath, ich solle den Wagen nach Hard führen lassen. Weit und breit sei kein besserer Wagner.

Kunz war übel zugerichtet. Anfangs glaubten wir, er habe den Arm gebrochen. Wir fanden bald, er müsse sich die Achsel ausgefallen haben. Der Doktor des Städtchens, ein steinalter Mann, bedauerte, daß der Wundarzt erst vorige Woche gestorben sei. Er selber befasse sich mit solchen Operationen nicht. „Sie thun am besten," sagte er, „Sie lassen Ihren Bedienten nach Hard bringen. Da wohnt ein sehr geschickter Wundarzt."

„Was ist denn das Hard?" fragt' ich den Doktor.

„Ein Dorf, ein Stündchen von hier."

„Warum leben denn hier zu Lande die geschickten Wagner und Wundärzte nicht in Städten, sondern in Dörfern?"

„Ei, es ist da in Hard der Schulze, ein Grillenfänger, ein Narr, der alles Gewerbe dahin zieht, und am Ende noch das Dorf zur Stadt machen will, glaub' ich. Geld hätte er wohl genug dazu; aber er ist ein Knicker, ein Filz. Sonst hat er wohl ganz schätzbare Eigenschaften. Er ist ein Millionär. Ich kenne ihn sehr gut, aber habe nichts mit ihm zu thun. Er ist ein Narr."

„So gibt es dort in Hard wohl auch ein Wirthshaus?"

„Allerdings. Es ist besser, als hier. Der Schulze hat seit drei Jahren ein Bad dabei angelegt, da ist immer viel Besuch. Aber der Schulze richtet sich damit zu Grunde. Der Doktor, welchen er dahin gezogen hat, ist ein Ignorant, ein Hanswurst, ein Schwadroneur, der immer das große Maul offen hat."

Ich mußte noch viel über den Doktor hören. Inzwischen, weil doch in Hard der beste Wundarzt, der beste Wagner und das beste Wirthshaus waren, beschloß ich meinen Kunz und meine Chaise dahin zu begleiten.

Folgendes Morgens ward das Fuhrwerk mit Seilen und Stangen so gut, als möglich, gebunden und geflickt; Kunz, der die Nacht ausserordentliche Schmerzen gelitten hatte, eingepackt, und so Alles nach Hard geschickt.

Ich ließ mir den Weg zeigen und machte die Reise — denn es war ein herrlicher, frischer Sommertag — zu Fuß.

Das Dörflein Hard.

Kaum eine halbe Stunde von der Stadt verbesserte sich plötzlich der Weg. An beiden Seiten der sorgfältig unterhaltenen Landstraße zogen Reihen von Obstbäumen hin. Es fiel mir auf, wie die Aecker so herrliche Früchte trugen; es schien gar kein Unkraut in ihnen zu gedeihen. Die ganze Landschaft begann sich zu verschönern, selbst das Gras auf den Wiesen fetter und grüner zu werden. Vor mir lag das Dorf mit weit zerstreuten Hütten zwischen schattigen Bäumen, wie in einem großen Garten. In der Mitte des Dorfs auf einem Hügel lag die Kirche. Diese Einrichtung, diese Bauart, diese Fülle stach auffallend von allem ab, was ich bisher in diesen Gegenden gefunden hatte.

„Ihr lebt ja hier wie im Paradiese, Vater!" sagte ich zu einem betagten Bauer, der hinter mir her aus dem Städtchen kam: „Ihr habt weit und breit umher im Lande den fruchtbarsten Boden."

„Gott sei Dank, ja, daran fehlt es nicht!“ antwortete der Bauer.

„Wie kommt es auch, daß eben euer Dorf so zerstreut und nicht beisammen liegt, wie andere Dörfer der Gegend?“

„Ei, es ist übel genug! Unser Dorf brannte vor fünfzehn Jahren ab; da mußten wir es denn wohl wieder aufbauen, wie es jetzt ist, weil es die Regierung befahl. Man kann nichts Nachtheiligeres erfinden. Ich habe eine gute Viertelstunde Sonntags zur Kirche. Das ist für alte Leute und Kinder, zumal im Winterwetter, schlimm. Andere haben noch weiter als ich. Es war aber eine erschreckliche Brunst! Nur fünf abgelegene Höfe blieben verschont.“

„Wie kam das Feuer aus?“

„Gott der Herr mag es wissen! Man munkelt allerlei. Viele behaupten noch heut, der Schulze habe es wohl selber angelegt, um uns in Noth zu bringen. Aber ich will es nicht geradezu behaupten.“

„Das wäre ja entsetzlich vom Schulzen!“

„Nun ja, er macht wohl noch andere Streiche. Er ist ein eigennütziger, hartherziger Mann, das weiß Jeder. Mir hat er Possen genug gespielt. Er war erst unser Schulmeister; da brachte er es bei der Regierung dahin, daß wir ihn zum Dorfschulzen annehmen mußten. Ja, dies ist mir ein Fuchs, wie tausend Meilen weit ringsum keiner zu finden ist.“

„Aber er soll reich sein.“

„Das glaub' ich. Ein steinreicher Mann ist er; aber er gibt keinen Kreuzer aus, lebt schlechter als der gemeinste Taglöhner. Er ist zuweilen übergeschnappt. Wenn seine tollen Stunden kommen, wirft er wieder Geld mit vollen Händen weg. Der Mensch ruinirt sich mit seinen Narrheiten. Aber es ist sein Schade. Der hat an nichts Lust, als uns für sein Geld zu tiranniſiren.“

So unterhielt ich mich eine Zeitlang mit dem Alten; dann schlug er seitwärts einen Fußweg ein, der durch die Wiesen führte.

Die Gegend war so anmüthig, so idyllenhaft möchte ich sagen, daß ich — ohnedem fing die Sonne an heftiger zu brennen — mich auf einen Stein unter einen Nußbaum setzte, um auszuruhen und der Gegenwart recht froh zu werden. „Wie glücklich“, dachte ich und stopfte mir die Pfeife, „könnte das Völkchen dieses Paradieses leben! Und doch muß überall der Teufel sein Spiel treiben. Da wirft die Regierung einen Menschen her, der den Dorfkönig spielen will, und alles Lebensglück dieser guten Menschen ist dahin!“

Indem kam eine alte Frau vorübergegangen. Ich sprach sie an, um etwas plaudern zu können.

„Mütterchen, wo ist im Dorfe hier das Wirthshaus?“

„Gehen Sie nur der Straße nach, Herr, linker Hand neben der Kirche ist es. Ich bin selbst die Wirthin.“

„Das freut mich; denn ich kann gleich von Euch erfahren, ob Ihr mich für einige Tage mit Wagen und Bedienten beherbergen wollet?“

„Ich bin nicht für Herrschaften eingerichtet. Sie müssen ins obere Wirthshaus; dahin ist auch vor einer halben Stunde ein zerbrochener Wagen gefahren, vermuthlich der Ihrige.“

„Es thut mir leid, daß ich nicht bei Euch bleiben kann, Frau Wirthin. Wo ist aber das obere Wirthshaus?“

„Sehen Sie das kleine weiße Haus auf der Höhe mit den grünen Fensterladen? Das ist des Schulzen Haus, und nebenan das große Wirthshaus für die Fremden.“

„Gehört es vielleicht dem Schulzen?“

„Nein und ja, wie ihm Alles gehört und nicht gehört. Er ist Schuld, daß es gebaut wurde.“

„Das bringt Euch aber keinen Nutzen.“

„Freilich nicht. Er bringt Niemand Nutzen. Seit er im Dorf ist, ist meine Wirthschaft um die Hälfte schlechter. Gott verzeihe es ihm, er hat schwere Verantwortung am jüngsten Tage! Ja, hätte ich mich seinem Willen und seinen Narrheiten wie eine Magd unterwerfen wollen, so würde es wohl anders gegangen sein. Aber dahin hat er es nie bringen können. Gottlob, ich habe auch noch zu leben, und brauche nicht von ihm abzuhängen.“

Indem hörte ich in einem nahe liegenden Bauernhause starken Wortwechsel. Das Mütterchen spitzte die Ohren dahin, nickte ein paarmal schnell mit dem Kopfe und pfiffiglächelnder Miene, und sagte halblaut: „Aha, so, so! Es geschieht der Grethe schon recht!“ Dann wandte sie sich zu mir, zeigte mir einen Fußweg durch die Felder, auf welchem ich am kürzesten zum obern Wirthshaus kommen würde, und verließ mich.

Aus dem Hause neben mir trat ein sauber gekleideter Bauer, der etwas unwillig schien. Eine alte weinende Frau folgte ihm, desgleichen ein junger Kerl. Sie nahmen von dem Zürnenden Abschied. „Ihr habt vollkommen Recht, Herr Schulz!“ sagte der junge Kerl treuherzig, und gab dem Weggehenden die Hand zum Abschied: „Ich habe die Mutter schon genug gewarnt.“

„Nun, nun!“ erwiederte mit vornehmem Ernst der Schulz, er schien ein Mann in den Vierzigen: „Diesmal will ich Nachsicht haben.“ Die Alte versicherte, er werde künftig zufrieden gestellt werden. Der despotische Dorfkönig wandte sich und ging davon.

Ich sah ihn denselben Fußweg einschlagen, welchen mir vorhin die Dorfwirthin zum obern Wirthshaus als den kürzesten gewiesen hatte. Das bewog mich, schnell aufzustehen, um den Mann, den Millionär, von dem ich nun schon seit gestern so viel gehört hatte, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Was hatte ich hier im Dorfe Besseres zu thun? Allein, wenn ich dachte, daß dieser Mensch bei allen seinen Mitbürgern nur Klagen erwecken konnte, daß ich selber Augenzeuge seines stolzen, barschen Verfahrens in die-

sem Augenblick gewesen, verlor sich die Lust zu seiner Bekanntschaft. Er lief mir ohnehin zu schnell, und ich ließ ihn laufen.

Der Schulz des Dorfes.

Indessen stand er bald wieder still, da er einigen Bauern begegnete, mit denen er ins Gespräch kam. Als ich ihm nahe war, verliessen ihn die Leute. Nun grüßten wir uns. Er ließ mich aus Höflichkeit auf dem schmalen Fußweg voran gehen. Ich sprach mit ihm erst vom Wetter, dann von der Fruchtbarkeit des hiesigen Bodens. Er antwortete sehr bescheiden, sprach aber mit großer Bestimmtheit und in so gewählten Ausdrücken, daß ich wohl merkte, der Mann habe einige Bildung. Vom Boden behauptete er ganz trocken, derselbe sei so gut und schlecht, wie in der ganzen Gegend, aber von den Leuten besser angebaut, als an andern Orten. Ich äusserte ihm darüber meine Verwunderung. „Jeder Eigenthümer wohnt hier in der Mitte fast aller seiner Güter," sagte er," und kann sie daher leichter beaufsichtigen und bauen." — „Aber," sagte ich, „der herrliche Wiesewachs!" — „Sie haben vielleicht nicht bemerkt," entgegnete er, „daß alle Wiesen beisammen liegen und gewässert werden. Auch haben wir guten Mergel in der Nähe. An andern Orten könnte man das alles auch haben, mehr oder weniger; aber die Leute sind träg und unwissend. Die Natur ist überall eine gute Mutter; aber der Mensch gibt sich nicht überall die Mühe, die Sprache dieser Mutter zu verstehen, und folgt seinem Eigendünkel."

Diese angehängte Bemerkung war mir doch für einen Dorfschulmeister oder Schulzen zu philosophisch. Ich blieb stehen und betrachtete ihn in seinem Kittel von grobem Zwillich, und großem runden, schwarzen Strohhut auf dem Kopf. Es war in der That in seinem von der Sonne gebrannten Gesicht etwas Ausgezeichnetes, ich möchte sagen Edles, sehr Bekanntes.

Der Schulze betrachtete mich einen Augenblick mit einem scharfen, durchdringenden Blicke schweigend, und sagte dann: „Sind Sie der Herr von Rödern, oder . . ."

„Der bin ich!" antwortete ich verwundert, und betrachtete ihn genauer.

Er bot mir lachend die Hand und sagte: „Ei du schlanker frommer Junge, vormalige Augenweide aller Schönen — — "

Ich zuckte mit der Hand, denn ich glaubte, meinem Dorfschulzen wandle eine seiner Narrheiten an, von denen mir schon mehrere Personen gesprochen hatten. Er hielt aber meine Hand fest und fuhr fort: „Wie bist du ein breitschultriger, dicker, großer Herr geworden! Was für ein guter Geist führt dich denn diesen Nebenweg nach Hard, von der goldenen Mittelstraße ab, die dir doch so gut zugeschlagen hat?" Und dabei nahm er mich beim Kopf, küßte mich und rief: „Sei mir willkommen! Kennst du mich denn nicht?"

Ich war freilich verblüfft. Mir war, als sollte ich ihn irgendwo gesehen haben. Plötzlich ward es mir klar vor Augen, und ich zweifelte nicht länger. „Etwa Engelbert?" sagte ich.

„Allerdings!" rief er. Und nun erwachten unter dem Klang seiner Stimme alle Frühlinge meiner Universitätsjahre auf. Ich drückte ihn an meine Brust mit der tiefsten Rührung, und vergaß alles Böse, was ich über ihn seit gestern gehört hatte. Er rief einen kleinen Knaben vom Felde, und sprach: „Springe zu meiner Frau. Sag' ihr, ich habe einen Bruder gefunden; sie solle sogleich Wein, Himbeeressig, frische Butter und weißes Brod unter die Linde tragen lassen, wo wir frühstücken."

Ich mußte ihm nun auf der Stelle meine Lebensgeschichte seit den Universitätsjahren, die Ursache meiner Reise und die Veranlassung zu meinem Abstecher nach Hard erzählen. Dann ward vom Schicksal mehrerer unserer ehemaligen akademischen Mitbürger gesprochen. Ich erzählte ihm auch Morns Geschichte.

„Und du?" sagte ich zu ihm.

„Und ich?" erwiederte Engelbert lächelnd. „Sieh mich nur an, Herr Oberforstrath, da siehst du, wer ich bin — ein Bauersmann, nebenbei auch der Schulze des Dorfes, in welchem ich wohne."

„Aber du wunderlicher Mensch," rief ich, „wie kommst du bei deinen herrlichen Talenten in diesen abgelegenen, unbekannten Winkel der Erde? War's deine freie Wahl?"

„Freie Wahl!"

„Und wohnst schon lange hier?"

„Seit neunzehn Jahren sehr glücklich."

„So erzähle mir doch!"

„Davon ein andermal. Ich sehe meine Frau droben unter den Linden. Da findest du meine ganze Familie beisammen. Komm, hilf uns frühstücken."

Wir gingen aufwärts. Nach einer Weile bog sich der Fußweg seitwärts, und wir kamen zur Linde. Im Schatten derselben saß eine liebenswürdige junge Frau von etwa dreißig Jahren, schlank, von feinen Gesichtszügen, einfach ländlich gekleidet. Ein kaum halbjähriges Kind schlief auf ihrem Schoos. Ein anderthalbjähriges Kind saß zu ihren Füßen; dem brachte ein munterer, wilder vierjähriger Knabe mit rothen Backen und goldenen Haaren Blumen zu. Zwei ältere Knaben, der eine sieben-, der andere zehnjährig, standen, jeder mit einem Buch in der Hand, hinter der hübschen Mutter, und betrachteten mich mit ihren großen blauen Augen neugierig. Sie waren beide in Zwillich, doch sauber gekleidet, wie ihr Vater; dazu gingen sie baarfuß. Die übrigen gingen in Leinwand, aber sehr reinlich.

Der Schulze des Dorfes stellte mich seiner Frau vor, der beim leisen Gegengruß eine sanfte

Röthe über das Gesicht flog. Dann kniete der Schulze gar pathetisch vor seiner Frau nieder, küßte ihre Hand und bat um Verzeihung, so spät zum Frühstück zu kommen. Aber er wies auf mich, als seinen Entschuldigungsgrund.

Ich ward mit der artigen Familie schnell bekannt und vertraut. Sie lagerte sich im Grase um ein hölzernes sauberes Gefäß voller Milch. Da ward mit blechernen, verzinnten Löffeln gegessen, und schwarzes Brod dazu. Mir wurde weißes Brod mit frischer, herrlicher Butter, eine Flasche alten Burgunders, Wasser und Himbeersyrup hingesetzt. „Denn ich kenne ja schon von Alters her deine Feindschaft gegen Milchspeisen!“ sagte Engelbert.

Mir kam Alles wie ein Traum vor; theils der Anblick dieser wahrlich malerischen Gruppe, theils das überraschende Zusammentreffen mit Engelbert, theils diesen Mann hier, als Bauer unter Bauern, zu sehen, getrennt von der gebildeten Welt, ihn, der auf der Universität unter uns allen als der vortrefflichste Kopf und kenntnißreichste Jüngling gegolten hatte! — Zwar schon auf der Universität spielte er den Sonderling; aber man nahm das damals, wie man eine Jünglingsgrille oder Laune und Schwärmerei zu nehmen pflegt. Daß dieser endlich, berufen zur glänzendsten Laufbahn, als der Schulze eines Dorfes enden würde — wer hätte das je vermuthen können?

Seine Auguste, so nannte er seine Frau, und seine Kinder hingen mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an ihm, und er wieder an ihnen. Wie konnte dieser Mann so eigennützig, so boshaft und hartherzig sein, als er mir bisher geschildert worden war! Und doch war mir sein Reichthum — im Städtchen nannte man ihn ja sogar den Millionär — verdächtig; denn ich wußte schon auf der Universität, daß seine Aeltern nur mäßig bemittelte Leute gewesen waren; und neben diesem Reichthum war mir seine und der Seinigen geringe Kleidung und Kost nicht weniger auffallend. Ohne Geiz schien er nicht zu sein. Ich nahm mir vor, diesen wunderlichen Mann genauer zu prüfen.

Wir gingen mit einander in muntern Gesprächen die Höhe aufwärts.

„Unter meinem Strohdache beherbergen kann ich dich nicht, denn es fehlt mir an Platz!“ sagte Engelbert. „Aber neben mir an im Wirthshause wirst du alle Bequemlichkeit finden. Ich habe da ein Bad angelegt über eine schwefelhaltige Heilquelle; du kannst dir das beste Zimmer auswählen, denn die Badezeit ist noch nicht angegangen. Die Gäste treffen erst im Anfang künftigen Monats ein.“

Die Haushaltung.

Der Wagner hatte schon meine Chaise; der Wundarzt meinen Kunz unter Händen. Jener versprach, den Wagen binnen zehn bis zwölf Tagen herzustellen — denn ein Wink des allmächtigen Schulzen genügte, den Künstler zu bewegen, alle andere Arbeiten liegen zu lassen, um mir zu dienen. Der Wundarzt hatte vermittelst einer Maschine Kunzens Arm wieder eingerichtet, aber dieser Arm war sehr geschwollen. Kunz sollte sich eine Woche lang still halten. Mir kam die unwillkührliche Verzögerung sehr gelegen; denn wahrhaftig, Engelbert und seine allerliebste Familie verdienten wohl, daß man ihretwillen eine eigene Reise machte.

Alles, was ich bei diesem Sonderling fand, interessirte mich, und um so mehr, da ich mich immer sicherer überzeugte, wenige Sterbliche lebten so rein glücklich, als er. Sein Haus glich jedem andern Bauernhause, nur lag es mitten in einem wohlgeordneten Küchen- und Blumengarten. Von innen herrschte die größte Reinlichkeit und — Einfalt darf ichs kaum nennen — Armuth. Eine Wohnstube, der Sammelplatz der Familie, hatte nichts als ein paar tannene Tische und Bänke, an der Wand eine hölzerne Uhr und einen kleinen Spiegel. Nicht nur Engelbert, sondern selbst seine Frau und Kinder schliefen — auf Matratzen von Laub und Moos in verschiedenen Kammern. Das Linnen überall war grob, aber blendend weiß und sauber. Man speisete zum Theil von hölzernen Tellern wie die Kapuziner, zum Theil von geringem irdenen Geschirr. Wasser und Milch, auch Dünnbier, waren das gewöhnliche Getränk. Als ich mich eines Tages mit aller Gewalt zum Gast aufdrang beim Mittagsmahl, empfing man mich lachend, aber ich mußte mit der üblichen Kost vorlieb nehmen. Die Speisen waren wohlschmeckend, kräftig, reinlich. Eine nahrhafte Suppe, zartes Gemüse, gebratenes Rindfleisch, schwarzes Brod und Dünnbier dazu — damit war der Schmaus zu Ende. Aber es war mir, als hätte ich in meinem Leben nicht köstlicher geschmauset. Die liebenswürdige Mutter mir gegenüber, von ihren fünf rothwangigen Engeln umgeben; der weise Engelbert mit seiner scherzreichen Laune dazu; dann die drollige Geschwätzigkeit der Kinder und ihre gesunde Eßlust; die Freude und innige Zufriedenheit in Aller Augen und tief in meinem Herzen — ich gestehe, es war mir ein Göttermahl, und ich ärgerte mich, wenn Engelbert sich über mich und meinen Gaumen lustig machte, der hier in der Hölle sei.

Den einzigen Aufwand des Hauses fand ich in Engelberts sogenannter Arbeitsstube; da einen Schreibtisch am Fenster, eine kleine doch auserlesene Büchersammlung, und in einem Kämmerlein daneben Erd- und Himmelskarten, Elektrisirmaschine, Luftpumpe und andere physikalische und geometrische Werkzeuge. Die Arbeitsstube war zugleich das Schulzimmer seiner Kinder, denn er unterrichtete sie selber, und das Boudoir seiner Auguste, denn sie hatte darin ihr Fortepiano, und in ihres Mannes leeren Mineralien-Schubladen ihren bessern weiblichen Schmuck.

„Allerliebst!“ sagte ich: „Aber deiner Familie wird dieser Spielraum bald zu enge werden, lieber Engelbert. Du mußt an Erweiterung denken.“

„Vor zehn Jahren nicht!“ erwiederte er. „Der Tempel unserer Glückseligkeit ist wohl klein, aber die Glückseligkeit darin ist groß. Wir haben mehr, als wir bedürfen.“

„Und du bist in der That vollkommen glücklich, Engelbert, in diesen Verhältnissen?“

„Sieh doch an dies Fleisch und Blut!“ rief er, und zeigte auf Weib und Kinder. „Welch eine fröhliche Gesundheit! Und alle diese edeln Glieder von noch edlern Seelen belebt! Hier ist mein Königreich, meine Republik, mein Alles. Ich habe das Leben in der Wahrheit und nicht im Schein, wie ihr Andern in euern palastvollen, konvenienzvollen Städten und armseligen, plagevollen Dörfern. Ich habe genug für meines Leibes Bedürfniß, und für meine Kraft den Wirkungskreis. Ich lebe nur abgeschieden von der glänzenden Jämmerlichkeit der europäischen Verfeinerung, nicht von der bessern Menschheit — siehe da die großen Unsterblichen! (Er zeigte auf seine Bücher.) Mir gehört die Natur, mir die ganze Herrlichkeit Gottes, mir die Ewigkeit. Was soll ich noch fordern?“

Ich drückte ihm die Hand, aber mit einer gewissen Verlegenheit, weil ich ihm nichts Gescheutes zu antworten wußte. Denn ich hätte ihm sagen können: du bist doch noch ein Schwärmer! Aber er hatte in Allem Recht, und ich fühlte dies; auch daß wir Andern in unsern Verhältnissen Thoren sind, und den Konvenienzen das wahre Leben selbst opfern. Ich konnte ihm sagen: du hast Recht! Und doch fühlte ich, daß er so ganz aus der Gewöhnlichkeit weggesprungen war, und seine Begriffe und Vorstellungen nicht mit den Begriffen und Vorstellungen unsers Zeitalters und unserer Menschenart recht zusammenbingen.

Ich mußte seine Vielthätigkeit bewundern. Er selbst hatte Aecker und Wiesen, und trieb Landbau, doch nur für seine häuslichen Bedürfnisse. Sein Dorfschulzenamt gab ihm viel Geschäfte, und doch trieb er diese nur nebenbei; täglich hatte er einige Stunden, in denen er für sich allein war, um zu lesen oder zu schreiben. Seinen beiden ältern Knaben gab er Unterricht. Diese Kinder wußten schon viel, weil er ihnen von allem, was sie wissen wollten, den wahren Namen und noch dazu die Wahrheit sagte. So nannten sie Bäume, Gesträuche, viele Kräuter, alle in der Gegend befindliche Steinarten mit dem wissenschaftlichen Namen, weil sie keinen andern gelernt hatten. Sie sprachen von Flöz- und Urgebirgen, weil sie ihnen vor Augen lagen. Sie spielten mit dem Prisma, mit der Elektrizität, mit dem Magnet, mit dem Mikroskop, und erklärten sich viele Erscheinungen der Natur von selbst. Sie zeigten am Himmel die Planeten und vornehmsten Sternbilder mit Fingern, weil sie sie kannten und immer vor sich sahen. Der siebenjährige Knabe behauptete steif und fest, die Sonne sei gewiß eine schönere Welt, als dieser Erdball; aber den Ringgebirgen des Mondes sprach er nicht viel Gutes nach; doch sah er sie gern durch des Vaters Teleskop.

Wie Engelbert alle ausserhäusliche Geschäfte und den Unterricht der Knaben besorgte, so stand Auguste ganz im Geiste ihres Mannes an der Spitze der eigentlichen innern Haushaltung, als unumschränkte Gebieterin, und Engelbert war darin Unterthan. Sie ordnete, wie das Kleinste in der Küche, auch die Bestellung der zur Haushaltung gehörigen Ländereien mit Getraide, Hanf, Lein u. s. w.; so wie der Hühnerhof und Taubenschlag, standen auch die zum Hause gehörigen Pferde, Schafe, Rinder, Ziegen u. s. w. unter ihrer Aufsicht und Pflege.

„Aber was hat dich eigentlich hieher gebracht?“ fragte ich Engelbert nochmals. „Du, mit deinen herrlichen Anlagen, hättest deinem Vaterlande ganz andere Dienste leisten können, als hier im Auslande Schulz eines Dorfes zu sein.“

In der schönen Morgenfrühe eines Sonntags, den er mir ganz zu weihen versprochen hatte, kam er zu mir. Wir gingen in den Garten des Wirthshauses, der für die Badegäste sehr artig angelegt war. In einer von Weinreben umsponnenen Laube, von welcher aus man auf die ganze Landschaft eine weite, heitere Aussicht hatte, stand mein Frühstück, ein guter Kaffee. Engelbert hatte sich Milch und schwarzes Brod dahin bringen lassen.

„Nun will ich dir erzählen,“ sagte er, „was mich eigentlich hieher brachte. Bis dahin erwacht Auguste mit den Kindern. Dann machen wir mit einander einen Spaziergang; dann gehen wir in die Kirche; Mittags sollst du einige gute Freunde bei uns am Tische sehen, auch den Pfarrer. Nachmittags geben dir die jungen Leute des Dorfs ein Konzert. Abends ist Ball hier; da mußt du mit uns tanzen. Augustine tanzt gut. Nun höre also mit Andacht!

Die unentbehrlichen Entbehrlichkeiten.

„Ein halbes Jahr später, als du, verließ ich die Universität,“ sagte Engelbert. „Mein Vormund freilich hatte mir befohlen, noch das dritte Jahr dort zu bleiben; ich aber nahm dreißig Louisd'or in die Tasche, reisete durch Deutschland in die Schweizerthäler, von den Alpen nach Paris, dann in die Provence, übers Meer weg nach Neapel, über Rom und Wien wieder heim. Ich brachte noch zwei Louisd'or vom Reisegeld zurück. Denn meistens ging ich zu Fuß; Brod und Wasser, zuweilen ein Glas Wein, waren genug für mich; in Scheuern und Ställen schlief ich unentgeldlich.

„Ich kam zu eben der Zeit zurück, als man mich in den Zeitungen ausschreiben wollte. Mein Vormund that sehr böse. Ich aber fand, daß ein

Besuch fremder Länder wohl so viel werth sei, als ein Jahr vor dem Katheder der Professpren. Ich ward examinirt. Man lobte meine Kenntnisse; man stellte mich, vorläufig ohne Gehalt, bei der Landschaftskanzlei an, um mich in den Geschäftsgang einzuweihen.

„Nach einem Jahr bewarb ich mich um eine Justiziariatsstelle. Ich erhielt zur Antwort: man zweifle nicht an meiner Thätigkeit; doch sei ich erst dreiundzwanzig Jahre alt, folglich zu jung. Gut, dachte ich, der Fehler vermindert sich alle Tage. Nach einem Jahr kam ich wieder um ein anderes mageres Aemtchen ein. Der Landschaftspräsident sagte: „Sie haben doch einiges Vermögen. Warum kleiden Sie sich nicht anständiger? Warum wählen Sie das gröbste Zeug zu Kleidern? Sie können sich nirgends präsentiren!“ — Ich antwortete: „Ihre Exzellenz, der Staat verlangt von mir gute Dienste, nicht gute Kleider.“ Der Präsident nahm es übel, und entließ mich mit einer kurzen Verbeugung. Es war damals ein Streit zwischen unserm Hofe und einem benachbarten über das Eigenthumsrecht von Gütern einiger säkularisirten Abteien. Das Recht schien auf feindlicher Seite zu sein. Zufällig hatte ich in dem Landschaftsarchiv mehrere dahin einschlagende Urkunden gefunden, welche die Sache zu Gunsten unseres Hofes entscheiden mußten. Ich schrieb eine Vertheidigung der Ansprüche unseres Hofes, ließ die Abhandlung nebst den Urkunden drucken, und sandte sie dem Ministerium mit Zueignungsschrift an unsern König. Dieser Aufsatz machte großes Glück. Ich erhielt den Verdienstorden, nämlich eine Elle Band zum Knopfloch, und wie ich nachher erfuhr, hatte man große Absichten mit mir. Zum Unglück wußte ich mit dem Ordensband nichts zu machen, schickte es zurück und versicherte, daß ich nicht aus Eitelkeit oder Eigennutz geschrieben habe, sondern aus Liebe zur gerechten Sache. Ich könnte, ohne zu erröthen, das Ordensband nicht wohl tragen. Dies ward mir von aller Welt übel gedeutet, am meisten vom Hofe. Der Landschaftspräsident sagte mir geradezu, ich sei ein Narr und in allerhöchster Ungnade. Ich solle jetzt vor der Hand nicht an Anstellung denken.

„Das traf in gleicher Zeit mit dem Tode meines Vormunds zusammen, der sich, da ich majorenn erklärt wurde, meinetwillen erhenkte. Denn er hatte, ausser seinem Vermögen, auch mein Weniges durchgebracht. Es that mir leid um den Mann. Hätte er es mir vorhergesagt, ich würde ihm seine Schuld erlassen haben. Was er hatte, wurde verkauft; von meinem väterlichen und mütterlichen Erbe behielt ich nichts, als viertausend Gulden. Das war alles, was der Vormund hinterließ. Ein kleines Mädchen, seine Tochter, ward ins Waisenhaus gethan. Mich jammerte das Kind. „Ich bin erwachsen, kann mir das Brod doch wohl verdienen; aber das verwaiste Kind hat der Hilfe mehr vonnöthen, als ich.“ So dachte ich, legte meine viertausend Gulden sicher an, befahl, dem Kinde, bis es verheirathet sein würde, die Zinsen zu zahlen, und damit seine Erziehung zu besorgen. Aber im Waisenhause sollte es nicht bleiben. Das beste Waisenhaus ist, wie jede andere Erziehungsanstalt ausser dem häuslichen Kreise, eine moralische Verderbungsanstalt.

„Nun war die Frage, was mit mir selber anfangen? Der Staat verlangte meine Dienste nicht. Ich hatte Anstellung und Beförderung verlangt, wahrhaftig nicht, um Geld zu gewinnen, sondern einen angemessenen Wirkungskreis für meine Kräfte. Ich wollte nützlich sein. Ich hatte dies vielmals erklärt, und noch dazu, daß ich die Stelle ohne Gehalt annehmen wolle, wenn man mir nur gestatten möge, mich nach meiner Weise zu kleiden und zu nähren. Man hatte mich geradezu ausgelacht.

„So schüttelte ich den Staub von meinen Füßen, verkaufte, was ich hatte, und verließ mein Vaterland, in der Hoffnung, irgend anderswo besser erkannt zu werden. Ich hatte Vermögen genug bei mir, Jahr und Tag als Müßiggänger leben zu können, nämlich vierzig und einige Louisd'or.

„Schon als Knabe, da ich noch in die Schule ging, hatte ich einmal in einem Buche eine Abhandlung gelesen, die betitelt war: „Von den unentbehrlichen Entbehrlichkeiten.“ Es war eine sehr geistreiche Anmerkung zu den Worten Jesu: „So wir Nahrung und Kleider haben, lasset uns genügen.“ — Das Buch hatte einen ausserordentlichen Eindruck auf mich gemacht. Ich wunderte mich nun selbst über die vielen Entbehrlichkeiten, die sich der Mensch unentbehrlich, und deren willen er sich zum Sklaven Anderer, zum Opfer jeder Niederträchtigkeit, zum Raube vielen Verdrusses macht. Je weniger Bedürfnisse man hat, je weniger Wünsche, je weniger Sorge und Furcht, je weniger Verdruß. Der freieste Mann ist der, welcher von den Umständen und von seinen eigenen Bequemlichkeiten und Gewohnheiten am wenigsten abhängt. Die Abhandlung schloß mit den Worten: Halte dich überall am Wesentlichen, und überlasse den Thoren das traurige Glück des Scheines!

„Ich machte schon als Schulknabe den Anfang damit. Ich that meine Pflicht, aber verbat mir ganz trocken alles Lob der Lehrer. Ich schlief des Nachts neben meinem Bette auf einigen Stühlen. Ich nahm weder Kaffee noch Thee, weder Wein noch Bier, sondern Wasser. Ich gebrauchte nicht den zehnten Theil meines Taschengeldes, sondern kaufte davon armen Mitschülern Schulbücher und Landkarten. Es war mir eine Freude, endlich auf die Universität zu kommen, um ganz mein eigener Herr zu werden. Ich lebte einfach. Man hielt mich für arm; doch hatte ich Geld im Ueberfluß, und konnte Andern damit aushelfen. Die weit reicher als ich waren, seufzten unter Schulden.

„Diese einfache Lebensart war in meiner Vaterstadt nachher Vielen anstößig. Man wollte mich zwingen, besser zu essen, und ich ward von der wohlfeilen Kost satt. Ich ging sauber und nach der Mode gekleidet, aber wohlfeil. Das hieß unanständig. Ich that meine Schuldigkeit überall, aber ich machte meinen Vorgesetzten nicht den Hof. Es hieß, ich habe keine Lebensart. Ich wollte durch mich selber gelten und werth sein; aber man wollte mich zwingen, durch feine Kleider, durch Aufwand, Schmeichelei und andere Künste des Scheins werth zu werden. Ich schnupfte nicht Tabak, ich rauchte nicht, ich verstand kein Kartenspiel, ich hatte tausend Entbehrlichkeiten nicht vonnöthen, und man hielt das für wunderlich. Genug, ich handelte überall nach meiner Ueberzeugung, war mit dem Wenigsten zufrieden, half Vielen mit meinem Ueberfluß, war immer fröhlichen Muthes, nie krank — nichts fehlte mir, als ein Wirkungskreis. Den gab man mir nicht, weil ich nicht war, wie andere Leute. Das war mir am Ende gleichgültig, denn ich brauchte keine andere Leute zu meiner Zufriedenheit. Wehe dem, der sein Glück von Andern haben will, wenn er es nicht darin findet, Andere zu beglücken.“

Der Dorfschulmeister.

„Ich mochte wohl ein Vierteljahr herumgestrichen sein im heiligen deutschen Lande, und hatte nirgends für mich etwas gefunden. Ueberall gab es ein „Aber“.

„Es ist doch närrisch von den Leuten,“ dachte ich, „daß sie schlechterdings einen Menschen nicht haben wollen, der weiter von ihnen nichts verlangt, als ihnen mit seinen Kenntnissen nützlich zu sein!“ — Ich hatte schon den Plan, zum Besten der Welt und der Wissenschaften geradezu nach London zu reisen, dort meine Dienste zu einer Reise in das Innere von Afrika anzutragen, und, wenn meine Dienste nicht verlangt würden, ohne Umstände auf meine eigene Faust mich an den Senegal zu begeben. Gedacht, gethan. Ich nahm meinen Strich nach Nordwest.

„Eines Abends kam ich ziemlich müde in das Wirthshaus einer kleinen Stadt. Zum Zeitvertreib las ich beim frugalen Abendbrod ein auf dem Tisch liegendes Intelligenzblatt. Darin war eine Dorfschulmeisterstelle ausgeschrieben, mit fünfzig Gulden Gehalt, freier Wohnung, freiem Holz, und Nutznießung von drei Morgen Landes.

„Es leuchtete mir sogleich ein, daß das eine Stelle für mich sein würde. Dorfschulmeister! Welch ein wichtiger Beruf! Konnte ich nicht von dem Punkt aus der Reformator eines ganzen Dorfes, der Heiland von tausend versäumten armen Leuten werden? Zu wie wichtigen Verbesserungen in landwirthschaftlicher, sittlicher, religiöser, vaterländischer Hinsicht konnte ich da nicht den Weg anbahnen! Und die Besoldung? Sie war kärglich, aber für mich hinreichend. Können denn mit Besoldungen Dienste, wahre Verdienste bezahlt werden? Können denn überhaupt Tugenden vom Staate belohnt werden? Die vom Staate ausgeworfenen Besoldungen stehen nur im Ebenmaß des größern oder geringern Aufwandes von Kenntnissen und Geschäften bei denselben. Zu einer Dorfschulmeisterei, glaubt man nun, gehören wenig Kenntnisse und Arbeiten; es ist ja nur für den Bauersmann. Daher geringer Lohn. Aber eine Großzeremonienmeister- oder Kammerherrnstelle am Hofe, ja, dazu werden ungemeine Einsichten und Tugenden verlangt! Dafür zahlt man mehr Gehalt, als für die Dorfschulmeistereien des ganzen Landes.

„Ich ging und bewarb mich um den erledigten Schulmeisterdienst im Dorfe Hard. Man durchsah meine Zeugnisse, welche ich mit mir trug, und hielt mich für einen liederlichen, verlaufenen Studenten. Das mußte ich mir gefallen lassen. Gegen meine Geschicklichkeit im Rechnen, Schreiben, Lesen und Singen war nichts einzuwenden. Trotz dem machte man Bedenklichkeiten. Ich konnte es den guten Herren nicht verargen; denn im gewöhnlichen Gang der Dinge bewirbt sich kein Mann, der zur Noth seine sechs Sprachen liest oder spricht, um eine Dorfschulmeisterei. Ich zweifle auch, daß mir die wichtige Stelle zu Theil geworden wäre, wenn sich ausser einem alten, barthörigen Schneider dazu mehr Kandidaten gemeldet hätten. Aber meine Ohren hatten den entschiedensten Vorzug.

„Hör' Er,“ sagte der Examinator und Präsident der Provinzial-Ober-Schulkommission: „Hör' Er, die Stelle soll Ihm anmit konferirt werden, doch nur auf ein Jahr lang, mithin provisorisch, bis man von Seiner moralischen Conduite sattsam persuadirt ist.“

„So empfing ich meinen provisorischen Bestallungsbrief und ein Schreiben der Provinzial-Ober-Schulkommission an den wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer Pflock in Hard, der mich in mein Amt einführen sollte.

„Ich war königlich vergnügt, vorausgesetzt, daß Könige vergnügter sein können, als Dorfschulmeister. Ich kam hierher nach Hard. Meine Wohnung war eine baufällige Barake, unreinlicher als ein Stall, jedes Fenster halb mit Papier verkleistert; mein Wohnzimmer war eine finstere Kammer, ohne Ofen. Dieser stand in der Schulstube, die täglich mich und eine Heerde von fünfundsechszig Kindern beiderlei Geschlechts beherbergen sollte. Das Gärtchen beim Hause lag voller Schutt; die drei Morgen Landes bildeten eine Flora aller in der ganzen Gegend wild wachsenden Kräuter und Stauden. Himmel, zu wie viel neuen Schöpfungen hatte ich hier Aussicht!

„Der wohlehrwürdige Herr Pfarrer Pflock empfing mich mit strenger Amtsmiene, gab mir allerlei heilsame Lehren, und stellte mich am nächsten Sonntag Nachmittags der Gemeinde feier-

lich, mit scharfen Ermahnungen an die Schuljugend, vor. Dieser Pfarrer war ein orthodoxer, eifriger Mann, der mit gewaltiger Stimme alle Sonntage gegen die Ungläubigen und Verdammten donnerte, alle vierzehn Tage die Hölle, alle vier Wochen den Himmel schilderte, vierteljährlich das jüngste Gericht. In den Wochentagen und im gemeinen Leben aber war er ein gemeiner Mensch, der Fünf gerade sein ließ, sich um das Wesen seiner Bauern wenig bekümmerte, zufrieden war, wenn sie seine Küche gehörig bedachten und ihn nicht bei Hochzeiten und Kindtaufen vergaßen.

„Die Gemeinde war ausnehmend verwildert und arm. An Raufereien, Schlägereien und Prozessen fehlte es nie. Jede Haushaltung war mit Schulden beladen, das Volk lüderlich, träge, zanksüchtig, der Landbau elend, die Viehzucht ohne Verstand. Niemand befand sich dabei besser, als der Schulze des Dorfes, der zugleich Wirth war, und gewiß Jedem ein Unglück anhing, der nicht fleißig bei ihm trank.

„Schon das Aeussere des Dorfes, die Reihen elender Hütten, von innen voller Unflath; das grobe, tölpische Wesen der Bauern und ihrer Weiber; die Rohheit und Ausgelassenheit der Kinder; die zerlumpte, unreinliche Kleidung Aller — Alles verkündete mir: hier sei mein wahrer Standpunkt, hier mein Beruf zum Menschenbeglücken auf Erden. Ich tanzte vor Freuden in meiner Schulstube herum, wie ein Narr; das ganze Schulhaus erzitterte von meinen Sprüngen.

„Weil der Schulfond zu arm war, ließ ich auf eigene Kosten die Fenster flicken, die Zimmer überweißen. Ich säuberte den Fußboden, scheuerte Tische und Bänke und Thüren; kaufte mir Leinwand zum Bett; steppte mir eine Matratze von Moos; grub meinen Garten um, theilte ihn in Beete, bepflanzte ihn für meine Küche, und bestellte mit eigener Faust meine drei Morgen Landes. Ich hielt mir im Stall eine Ziege, die mir Milch gab und unentgeldlich mit der übrigen Heerde der Gemeinde weidete.

„Bald gefiel ich mir in meiner neuen Heimath. Selbst der Herr Pfarrer wohnte nicht so nett und sauber, wie ich. Die Leute im Dorfe verwunderten sich eben so sehr über meine zierliche Armuth, wie ich mich über ihre reichliche Unflätherei verwundert hatte.“

Anfang der Reformation.

„Nun, sobald ich mich selbst erst zu meiner Behaglichkeit eingerichtet hatte, ging es an die liebe Schuljugend. Die trieb sich täglich gleich einer Heerde Säue bei mir aus und ein. Ich fing damit an, jedes Kind zu gewöhnen, mir beim Eintritt in die Stube grüßend die Hand zu geben. Wer ungewaschen kam, mußte auf der Stelle zum Brunnen. Hände und Füße mußten so sauber sein, als das Gesicht. Sie erschienen meistens ungekämmt. Ich befahl, sie sollten wohlgekämmt kommen. Sie lachten mich aus. Ich vertrieb ihnen das Lachen mit dem Stock. Ich bat den Herrn Pfarrer, mir beizustehen, und einmal eine Predigt über den Nutzen der Reinlichkeit zu halten. Er sah mich mit großen Augen an und sagte: „Das gehört nicht zur Religion, Schulmeister. Geh' Er, und wart' Er seines Amtes!“ — Mit Hilfe des Stocks brachte ich doch das gekämmte Haar zuwege.

„Dann kam die Reihe an die Kleidung. Mit Gewalt war da nichts auszurichten. Alle gingen in zerfetzten Kleidern; das konnte ich nicht ändern; aber das Gewand sollte sauber, ohne Koth- und Schmutzflecken sein. Ich setzte für diejenigen Belohnungen aus, welche eine Woche lang die saubersten gewesen waren. Ich vertheilte Näh- und Stecknadeln, Scheeren, Taschenmesser und andere Kleinigkeiten, die ich dutzendweis auf dem Jahrmarkt in der Stadt angekauft hatte. Das waren die Belohnungen der Reinlichkeit. Pfarrer und Schulze und das ganze Dorf rümpften anfangs die Nase zu meinen seltsamen Unternehmungen. Aber ich verfolgte meinen Plan hartnäckig. Man muß die Menschen erst entziehen, dann kann man sie erziehen. Mit Hilfe meiner kleinen Geschenke brachte ich es wirklich dahin, daß die Jugend des Dorfes, ehe ein Jahr verging, säuberlicher erschien, als die Alten waren. Die Alten fingen an, sich hin und wieder zu schämen, wenn ihnen die Kinder selbst wegen Mangel der Reinlichkeit Vorwürfe machten. Ging ich durch's Dorf oder auf's Feld, so kamen mir die Kleinen freudig entgegen gesprungen, weg von ihren Spielen, um mir höflich grüßend die Hand zu bieten. Alle hingen mir mit großer Liebe an; denn sie fürchteten meinen Stock, freuten sich über meine Geschenke, und dazu erzählte ich ihnen oft die allerschönsten Geschichten, die sie gar gern hörten.

„Im Dorfe gab es allerlei Gerede über meine Freigebigkeit. Wirklich spendete ich im ersten Jahre in der Schule mehr aus, als meine Besoldung von fünfzig Gulden betrug. Zwei der allerärmsten, halbnackten Kleinen kleidete ich auf eigene Kosten neu. So etwas schien den Leuten nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Ein Schulmeister war hier zu Lande gewöhnlich unter allen Schuften der ärmste Schuft gewesen; ein auch nur halbvermöglicher Mann wäre nicht Schulmeister geworden. Statt, gleich andern meiner Vorgänger, von den Kindern und ihren Aeltern Geschenke oder Almosen anzunehmen, theilte ich reichlicher aus, als alle Matadore des ganzen Dorfs zusammen thaten. Man wußte nicht, was aus mir machen? Einige meinten sogar, ich müsse ein flüchtiger Verbrecher, ein Dieb oder so etwas sein, der hier nur mit seinem Gelde im Verborgenen leben wollte. Denn daß die Menschen, die selten Gutes thaten oder dachten, nichts Besseres, sondern

immer das Schlimmste von mir urtheilten, verstand sich von selbst.

„Inzwischen gab der Herr Pfarrer von mir bei der Provinzial-Ober-Schulkommission das beste Zeugniß ein, doch nicht ohne beigefügte Bemerkungen über die Menge der von mir ausgetheilten Gaben an Schulkinder. Da aber im Gesetzbuch das Geben nicht so streng verboten ist, als das Stehlen, ward ich definitiv zum Schulmeister auf lebenslang bestellt.“

Fortgang der Reformation.

„Nachdem ich also meiner Würde gewiß war, erleichterte ich mir die Bürde, theilte meine Kinder in Klassen, machte die ältern zu Lehrern und Lehrerinnen der jüngern, und brachte alle damit schneller vorwärts. Den ärmsten Mädchen kaufte ich Wollengarn und Stricknadeln. Ich lehrte sie Strümpfe stricken, und gab ihnen, was sie gearbeitet hatten, zum Eigenthum. Das reizte die bablichern Aeltern. Ihre Töchter sollten nicht zurückbleiben. Erst ward das Stricken, dann das Nähen allgemein eingeführt. Eine arme Weibsperson des Dorfs, mit der ich die Hälfte meiner Geldbesoldung theilte, übernahm es, die Mädchen in diesen Arbeiten zu unterrichten. Nach einem Jahre waren nicht nur die besudelten, sondern auch die zerrissenen Kleider ziemlich aus der Schulstube verschwunden. Freilich im Einzelnen schien die kothige Natur, von Aeltern und Voraltern ererbt, unaustilgbar, wie der Schachergeist bei den Juden, zu sein.

„Während dieser Fortschritte der weiblichen Jugend blieben auch die erwachsenen Knaben nicht zurück, sobald sie im Lesen, Schreiben und Rechnen einigermaßen geübt waren. Oft ließ ich mich von ihnen erbitten, Geschichtchen zu erzählen, denn dergleichen wollten sie beständig hören. Dann machte ich daraus eine wirkliche ausserordentliche Belohnungsstunde für die Fleißigern und Erwachsenern. Es ist unglaublich, mit welcher Begierde sich Alle zu mir drängten, wenn ich für den Sonntag Nachmittag einen Platz im Walde, oder auf dem Felde, oder bei mir im Hause bestimmte, wo ich erzählen wollte. Dann wurden alle Spiele verlassen, und selbst junge Bursche, die längst nicht mehr zur Schule gingen, fanden sich dazu ein. Da gab ich ihnen dann jedesmal aus der Naturkunde, oder Weltgeschichte, oder Sittenlehre, oder der Beschreibung der Erde einen Satz; aber immer in ein Geschichtchen eingewickelt. Die jungen Leute glaubten sich bloß zu ergötzen, und ich untergrub ihre Vorurtheile, weckte ihr Sittlichkeitsgefühl, erweiterte ihre Ansichten der Welt.

„Nicht minder Vergnügen machten mir die Gesangübungen, zu denen ich von Amts wegen verpflichtet war. Ich hatte unter meinen Zöglingen mehrere treffliche Kehlen. Der Kantor im benachbarten Städtchen half mir mit Noten und Singstücken. Ich brachte meine Jugend ziemlich weit; aber zur Veredelung des Kirchengesangs war es nie, nicht einmal dahin zu bringen, daß sich die Alten bequemten, sanfter zu singen. Ich machte den Pfarrer Pflock darauf aufmerksam, die ehrsame Gemeinde zu bewegen, daß sie in der Kirche nicht so entsetzlich brülle. „Ei, was versteht Er davon?“ sagte der Pfarrer: „Ich lasse Jedem seine Inbrunst und Andacht, wenn er in der Kirche zu Gott schreit. Lauer Gesang, laues Christenthum!“

Vermuthlich hatte er den Bauern und ihren Weibern von meinem lächerlichen, ja unchristlichen Einfall, wie er es nannte, gesprochen. Denn ich bemerkte, daß die Gemeinde seitdem zehnmal ärger beim Singen schrie, vor Inbrunst kirschbraun im Gesicht ward, und jedesmal heiser aus dem Gottesdienst ging.

Ueberhaupt mußte ich mit der ehrsamen Gemeinde etwas behutsam sein; denn es zeigte sich deutlich genug, daß ich gar nicht beliebt war, und mit meinem Singen, Nähen, Flicken, Stricken, Waschen, Kämmen und Erzählen als ein verderblicher Neuerer angesehen wurde. Dazu trug der Pfarrer nicht wenig bei, dem ich nicht unterthäniger Diener genug war; noch mehr der Dorfschulz, weil ich nie bei ihm im Wirthshaus einen Groschen verzehrte, und ihm des Sonntags oft mit meinen Erzählungen einige junge Leute wegkaperte.

„Vielleicht wäre ich noch übler angesehen gewesen, wenn mich nicht die jungen Bursche und Mädchen gern gehabt, und alle Kinder mit einer besondern rührenden Anhänglichkeit geliebt hätten. Die wehrten mir manchen boshaften Streich ab, und ich erfuhr immer zur rechten Zeit, was dieser oder jener Bauer wider mich im Schilde führe. Noch weit mehr Achtung oder vielmehr Furcht verschaffte mir aber ein heimliches abergläubiges Gerücht, das wider mich von einigen alten Weibern des Dorfes ausgebreitet ward und allgemeinen Beifall fand.

„Man hielt mich nämlich für einen Hexenmeister, oder dergleichen. Dazu mochte theils meine arme Dorfschulmeister-Einnahme und daneben meine Freigebigkeit, theils der Umstand Anlaß gegeben haben, daß mir nicht leicht Einer einen Possen spielen konnte, den ich nicht voraus erfahren und abgewendet hätte. Wirklich, wenn eine Kuh blaue Milch gab, oder wenn etwas gestohlen oder verloren war, kam man zu mir und wollte, ich sollte die Karte schlagen, wahrsagen und dergleichen mehr. Ich hatte gut predigen, und ihr angebotenes Geld abweisen — man meinte dennoch, ich könne mehr, als Brod essen. Auch meine drei Morgen Landes, welche einst die schlechtesten, jetzt die einträglichsten, fruchtbarsten Feldstücke waren, brachten mich in bösen Verdacht. Obgleich Jedermann mit eigenen Augen sah, daß einige der jungen Bursche mir aus Freundschaft das Land unentgeldlich bestellen halfen, daß meine Schulkinder mir abwechselnd jedes Unkraut aus-

jäten halfen; ungeachtet ich allen Bauern die einfachsten Vorschläge zur Verbesserung ihrer Grundstücke und deren Ertrag machte: man blieb dabei, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

„Ich sah wohl, die Alten waren nicht zu bekehren. Meine besten Hoffnungen blieb das nachwachsende Geschlecht, welches ich erzog. Ich hatte es nach fünf Jahren schon ziemlich weit gebracht, als ein schändlicher Streich mein ganzes Reformationswerk zu verderben drohte.

„Eines Tages berief mich der Pfarrer, schmeichelte mir, und endete zuletzt mit dem seltsamen Antrag, seine Köchin zu heirathen. Er versprach mir eine reiche Aussteuer. Natürlich wies ich ihn ab, vielleicht etwas zu trocken. Von da an donnerte er in allen Predigten gegen die Gotteslängner und Neuerer. Ich merkte, seine Blitze waren auf mich geschleudert, und verachtete sie. Aber die Bauern und Bauernweiber wurden lauter gegen mich und unverschämter. Man wollte Klagen gegen mich bei der Ober-Schulkommission anbringen, weil man mir nicht länger den Unterricht der Kinder anvertrauen dürfe. Zugleich kam die Rede auf, ich habe des Pfarrers Köchin verführt; sie nenne mich als den Vater ihres künftigen Kindes. Nun erst ward mir des unwürdigen Pfarrers Betragen klar. Ich forderte die Köchin vor den Dorfschulzen, daß sie meine Unschuld bezeuge. Sie bekannte mit Frechheit, ich sei ihr Verführer. Es war mir ein Leichtes, dies einfältige Mädchen mit meinen Fragen in Widerspruch mit ihren eigenen Aussagen zu bringen. Die Furcht vor meiner Hexenmeisterei kam mir auch zu statten. Sie gestand endlich, daß ich nur ein einziges Mal in meinem Leben mit ihr am Brunnen vor dem Pfarrhause geredet habe. Der Pfarrer, dieser unmoralische Mann, der beim Verhör selbst gegenwärtig war, erboste sich, wollte das Mädchen überschreien. Ich nahm ihn aber auf die Seite und sagte ihm ernst ins Ohr: „Machen Sie sich nicht unglücklich, Herr Pfarrer. Ich weiß Alles. Sie sind schon verrathen.“

„Der Mensch stand wie vom Schlag getroffen. Das Mädchen sah es und erschrack. Sie errieth Alles, und zweifelte nicht mehr an meiner übernatürlichen Macht. Des Pfarrers Entsetzen ging bald in ausgelassene Wuth und Verzweiflung über. Er schalt mich einen Lügner. Das Dorfgericht ahnte aus seinen Worten selbst, was ich ihm gesagt haben mochte. Ich trat vor das Mädchen mit strengem Ton, und sagte: „Rede vor Gott und den Richtern die Wahrheit, so ist dir noch zu helfen!“ — Sie heulte und zeigte mit dem Finger auf den Pfarrer.

„Dieser Unglückliche verlor alle Geistesgegenwart und fing an zu weinen. „Ich muß damals behext gewesen sein!“ schluchzte er, und bat Alle, die Sache nicht laut werden zu lassen. Ich meldete aber noch denselben Tag die Sache der Ober-Schulkommission; noch denselben Tag wußten alle Weiber im Dorfe das große Geheimniß der Gerichtsstube. Nach einem Vierteljahre war der Pfarrer abgerufen, und an seine Stelle ein neuer eingeführt, Namens Bode.

„Dieser, ein betagter, welterfahrener, frommer Mann, ganz das Gegentheil seines Vorgängers, stand mir in allem Guten redlich bei, suchte mit herzlicher Beredsamkeit die verwilderte Gemeinde auf bessere Wege zu bringen; ging von Hütte zu Hütte; half, rieth, tröstete, ermahnte in allen Familien. Aber der gute Pfarrer Bode gab sich eitle Mühe. Seine Predigten wurden weniger besucht; die Bauern beschenkten seine Küche kärglicher. Man behauptete steif und fest, Pfarrer Bode lehre nicht die rechte Religion; er sei ein Freigeist; er glaube nicht an die Hölle. Man rühmte dagegen den Pfarrer Pflock, beklagte seinen unersetzlichen Verlust und sagte: „Nein, einen solchen wackern Pfarrer bekommt das Dorf Hard niemals wieder.“

Die Kolonie.

„Es kam damals ein gewisser Baron Zebra ins Dorf, der durch Erbschaft eine im Gemeindsbezirk gelegene Waldung, ungefähr vier- bis fünfhundert Morgen groß, gewonnen hatte, und sie gern verkauft hätte, weil er gar nicht Einwohner dieses Landes war. Die Regierung hatte den Ankauf der Waldung abgelehnt, weil es in diesen Gegenden nicht an Holz fehlte, und kein schiffbarer Fluß in der Nähe den Absatz desselben in die Ferne erleichterte. Der Baron machte nun der Gemeinde den Antrag, weil der Wald ihr am nächsten und bequemsten lag. Allein sie war ohnehin verschuldet und arm, hatte zur Nothdurft Holz genug, und wem es fehlte, der konnte ohne Mühe eben in des Barons Waldung Holz genug stehlen. Man wies ihn daher ab, ungeachtet er die Kaufsumme von neuntausend Gulden auf siebentausend erniedrigen wollte. Dem Baron war guter Rath theuer. Der Pfarrer Bode, den er deswegen befragte, schlug ihm vor, sich mit mir zu besprechen; ich wäre vielleicht der verständigste Mann im Dorfe, und könnte ihm Rath ertheilen.

„Er kam zu mir. Da fuhr es mir durch den Sinn, die Waldung für mich selbst anzukaufen. Ich kannte sie genau. Mein Plan war im Augenblick fertig. Schaden war dabei nicht zu leiden. Der Baron fluchte und sagte, er wolle den ganzen Plunder zuletzt um sechstausend Gulden fahren lassen, wenn ich ihm Käufer schaffen würde, und ein gutes Trinkgeld versprach er mir dazu. Ich erklärte, daß ich die Waldung auf Spekulation kaufen und ihm die Hälfte der Summe gleich baar zahlen wolle, wenn er mir um die andere Hälfte billigen Zins und anständige Zahlungsfristen mache. Er sah erst mich, dann meine kahle Schulstube mit großen Augen an. Wir wurden einig, die Kaufsbedingungen gerichtlich abgeschlossen. Ich zog mein in viertausend Gulden bestehendes Kapital aus meiner Vaterstadt

ein, wovon ich bisher dem Kinde meines Vormunds hatte den Zins zufliessen lassen; zahlte statt dessen dem Kinde jährlich das gleiche Kostgeld aus meiner Tasche, und dem Baron die Hälfte der Kaufsumme ab.

„Das gab ein Gerede und Aufsehen im Dorfe! Nun zweifelte kein Mensch, ich müsse im Besitz ungeheurer Schätze sein. Doch lachten mich die Altklugen nichtsdestoweniger wegen meines thörichten Kaufes aus.

„Ich ließ sie lachen; bestellte Holzfäller; verschrieb ein paar geschickte Potaschesieder; kaufte hölzerne Kübel, eiserne Kessel an; baute Calcinir-Oefen, und ließ die prächtigen Buchwaldungen zusammenhauen und in Asche verwandeln. Ich hatte große Entwürfe. Meinem besten Freunde im Dorfe, einem jungen wackern, aber armen Bauer, Namens Lebrecht, den ich oft als Gehilfen beim Kinderunterricht gebraucht und zugezogen hatte, übergab ich meine Schule und deren Einkünfte. Er ward wirklich von der Ober-Schulkommission bestätigt. Ich behielt mir nur die sogenannten Erzählungsstunden vor. Ich verließ das Schulhaus, baute mir im Walde eine Hütte, um den Arbeitern nahe zu sein. Die Arbeiter mußten sich ebenfalls Hütten bauen, für den Winter brauchbar; und so trieb ich eine ganz neue Lebensart, wie ungefähr neue Ansiedler in Amerika, wenn sie die Waldungen ausroden.

„Die Harder Bauern staunten meine närrischen Unternehmungen, wie sie es hießen, mit Kopfschütteln an. Inzwischen ward ein Morgen Landes um den andern in Asche verwandelt. Nach Jahr und Tag waren einige Hundert Morgen Landes kahl; meine Potasche fand schnellen Absatz, und so wanderten die alten undurchdringlichen Buchenforsten, in Fässer verpackt, allen Weltgegenden zu. Aus der Hälfte der so benutzten Waldungen erlöfete ich die ganze Kaufsumme, und mehr als diese Summe. Baron Zebra war schneller, als ich dachte, bezahlt, und ausser dem Besitz des Landes hatte ich wieder ein baares Kapital in Händen.

„Ich ließ mir nun auf meinen öden Gütern ein kleines Haus erbauen, daneben Stallung und Zubehör; kaufte Vieh, rodete das Land aus rings herum, verwandelte es in Aecker und Wiesen, und trieb neben der Potaschesiederei mein kleines Bauerngewerbe. Beim Trockenlegen des hin und wieder versumpften Bodens, entdeckte ich unweit meiner Wohnung eine starke Quelle. Ich wollte sie zum Hausbrunnen benutzen, und fand, sie sei mineralisch. Sogleich entwarf ich neue Plane. Weit und breit im Lande ist kein Heilbad. Ich ließ dies Wirthshaus mit den Bädern bauen, und in allen Zeitungen die Tugenden dieses Heilwassers, die Anmuth der Gegend, die Bequemlichkeiten für Badegäste austrommeten. Die Sache fand so viel Beifall und Besuch, daß ich nach einigen Jahren schon dem Wirthshause jene neuen Flügel anbauen mußte. Ich verpachtete die Badwirthschaft einer rechtschaffenen und fleißigen Familie. Mein ausgelegtes Kapital verzinsete sich reichlich. Ich vertheilte über dreihundert Morgen Landes in mehrere kleine Höfe; baute Wohnungen darauf, wozu ich Kalksteine, Sand und Bauholz unentgeldlich hatte; und wie eine Wohnung fertig war, hatte sie auch schon ihren Pächter. Am liebsten nahm ich dazu geschickte, fleißige Handwerker, die entweder zum Behuf der Badegäste nöthig oder in der Nachbarschaft selten waren. In den Pachtkontrakten, die ich für Jeden auf's vortheilhafteste einrichtete, ward ich zugleich der sittliche Gesetzgeber für meine Kolonisten. Diese hatten zu viel Gewinn von ihrer Niederlassung bei mir, als daß sie nicht gern alle meine Vorschriften eingegangen wären; und meine unnachgiebige Strenge gegen einzelne Fehlbare, die ich sogleich aus meinem kleinen Gebiet verwies, war zu auffallend, als daß sie nicht Jedem Schrecken eingeflößt hätte. Siehe nur umher, lieber Rödern, alle jene Gebäude hinter uns, die Höhe hinauf längs dem Walde, sind, vierzehn an der Zahl, der Umfang meiner Kolonie!

Die Standeserhöhung.

„Unter den jährlich kommenden Fremden, die das Bad besuchten, befanden sich zuweilen auch Mitglieder der höhern Landesbehörden. Ich ward ihnen bekannt. Wäre ich gekleidet gewesen, wie sie, meine Kenntnisse hätten gewiß ihre Aufmerksamkeit nicht erregt; aber in meinem bäuerlichen Zwillichrock schien ich ihnen ein sehr gescheuter und achtungswerther Mann. Für ungeheuer reich hielt man mich ohnedem. So konnte es nicht fehlen, daß ich nach dem Tode des alten Dorfschulzen, was auch die Bauern dagegen einwenden mochten, zu seinem Nachfolger ernannt ward.

„In der That, meine Standeserhöhung machte mir so ausserordentliche Freude, als mir unter andern Verhältnissen die Ernennung zu einer Minister- oder Gouverneurstelle im Königreich gemacht haben würde. Nun erst war ich auf dem Punkt, wohin ich längst wollte, und mein Wirkungskreis vollendet. Ich kannte den Undank der Harder; aber was konnte ich von diesem verwahrloseten, verarmten, trägen, unwissenden, verwilderten Volke Besseres erwarten? Ich mußte es erst menschlich machen, um menschlichere und edlere Gesinnungen von ihm zu erfahren.

„Sogleich arbeitete ich meine Entwürfe dazu aus. Pfarrer Bode und Schulmeister Lebrecht, meine guten Freunde, waren mir zu allem Guten behilflich. Meine Erzählungsstunden setzte ich auch als Dorfschulze mit der erwachsenen Jugend fort. — Ich kannte aus achtjähriger Erfahrung alle Quellen des Verderbens für diese Gegend. Ich eilte, sie zu verstopfen. Eine der wichtigsten war die Prozeßsucht der Bauern. Ich machte nun selbst, trotz allen Advokaten, den Advokaten; un-

tersuchte die Aktenstöße, die meiner Bauern willen geschrieben waren; trieb ihre Streitigkeiten meistens durch gütliche Vergleiche zu Ende, und von Stunde an wollten mich alle prozeßlustige Harder zu ihrem Anwald. Ich war nun in der Stellung, die meisten Streithändel selber zu schlichten und alles Aufhetzen der Land-Advokaten zu vereiteln. Das war ein unaussprechlich großer Gewinn für das Dorf.

„Mitten in diesen Amtsgeschäften ereignete sich aber etwas, an das ich zwar schon oft gedacht, doch nie erfahren hatte — etwas, das mir eine Zeit lang den Kopf verdrehte und alle Reformationsplane aus den Händen spielte.

„Ich fuhr eines Tages mit einer Ladung Potasche nach Berg, einem Flecken, drei Stunden von hier, wo mein Potasche-Spediteur wohnte. Auf dem Wagen hatte ich noch einen Sack voller Bohnen liegen. Dieser Sack fiel vom Wagen, da ich eben in den Flecken einfuhr. Ein junger Knabe machte mich auf den Verlust aufmerksam. Ich lief zurück und lud mir die Bürde auf den Rücken, um sie zum Wagen zu tragen.

„In dem Augenblick kam ein hübsches, städtischgekleidetes Mädchen gegangen. Und wie es mich ansah, und wie ich es ansah, ward mir wunderlich zu Muthe. Ich weiß auch nicht, was damals mit mir verging. Genug, ich hatte den Hut verloren. Mein Sack war zu schwer; ich konnte mich nicht bücken. Da kam die Schöne gar leutselig herbei, hob den Hut auf, reichte mir ihn lächelnd und ging davon. Ob ich ihr gedankt habe, weiß ich zur Stunde nicht; nur dies, daß ich ihr angenehmes Lächeln nicht vergessen konnte, und wie im Traum zum Wagen und zu meinem Spediteur kam.

„Ich hatte im Hause des Spediteurs mein eigenes Stübchen und Bett, weil ich Sommers und Winters, bei gutem und schlechtem Wetter oft, meines Handels wegen dahin kommen und über Nacht bleiben mußte. Diesmal hatte ich nicht nöthig, da zu übernachten; trotz dem beschloß ich zu bleiben, in der Hoffnung, meine kleine Gottheit noch einmal zu sehen. Ich kam auch nicht weg vom Fenster, wo ich die Straße mit lauersamen Augen bewachte, bis man mich zum Mittagessen rief.

„Siehe, da stand auch das hübsche Mädchen am Tische und wollte mitessen. Mir gab man den Ehrenplatz oben an; das hübsche Mädchen empfing den untersten Platz. Folglich saßen wir einander gegenüber, und darum konnte ich nicht essen. Denn wenn sie mich mit ihren schwarzen Augen von ungefähr ansah, sah ich weder Löffel noch Gabel.

„„Wer ist auch Ihre neue Tischgenossin?“ fragte ich nach dem Essen, da sie weg war. — „Lieber Gott,“ sagte die Frau Spediteurin, „es ist ein armes Mädchen, das meine Schwester die Pfarrerin erzogen hat. Da nun mein Schwager gestorben ist, und meine Schwester das Pfarrhaus räumen muß, schickt sie mir das Mädchen zwanzig Meilen weit her, daß ich es so lange bei mir habe, bis sie ihre Sachen in Ordnung hat und es wieder zu sich nehmen kann.“

„Mir gefiel an der ganzen Erzählung nichts so sehr, als das Wörtchen arm. So durfte ich doch hoffen! Ich war ja nicht arm, zwei- oder dreiunddreißig Jahre alt, und von Gestalt so gar übel auch nicht. Aber, aber! das städtische, feine Mädchen, und ich Potaschebauer im Zwillichkittel! — Der Muth sank mir.

„Als ich an der Küche vorbei ging, sah ich das hübsche Mädchen geschäftig am Feuerherd. Die Küchenschürze stand ihm allerliebst an. Der Muth stieg mir wieder. Gegen Abend hörte ich neben meiner Stube etwas klimpern, wie auf einem Hackbrett. Ich bemerkte, es sei ein verstimmtes Klavier; glaubte, einer von des Spediteurs Knaben belustige sich da, und ging hin. Da fiel mir der Muth. Denn ich sah das hübsche Mädchen am elenden Klavier sitzen in ihrem Kämmerlein. Sie konnte über meine Dreistigkeit nicht so roth werden, als ich selbst. Aber das Unglück war nun einmal geschehen; ich entschuldigte meine Verwirrung, und bat um Erlaubniß, ihr das Klavier zu stimmen. Ich machte mich sogleich an's Werk. Nun spielte sie; sie spielte artig, mit Geschmack, und das Klavier klang silbern, wie das allerköstlichste Fortepiano. Ich war im Himmel.

„Sie hatte sich Anfangs gewundert, daß ich musikalisch war; nachher, daß ich wie ein Herr aus der Stadt sprechen konnte, von mehr als ländlichen Dingen. „Sind die Bauern bei euch alle so gelehrt, Herr Schulz?“ sagte sie mit gütigem Lächeln, und sah mir — fast gar zu tief in die Augen.

„Das gute Kind hatte beim Spediteur wohl wenig Unterhaltung; denn auf meinen Vorschlag, einen Spaziergang zu machen, war es gleich dazu bereit. Der Spaziergang that dem Mädchen wohl; denn es verlor einen gewissen schwermüthigen Zug in seinen Mienen, der ihm aber sehr wohl stand, und empfing dagegen eine gewisse Heiterkeit, die ihm noch viel besser stand. Beim Nachtessen saßen wir einander wieder gegenüber, und nach dem Nachtessen wieder neben einander am Klavier. Das war gar zu böse!

„Denn ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Es war mir immer, als hörte ich meine Nachbarin seufzen. Der Morgenstern fand mich so wach, als mich der Abendstern gesehen hatte. Liebhaber rechnen nur nach Sternen, weil sie beständig im Ueberirdischen wandeln. Nun hielt ich mich für unpäßlich, sagte es auch dem Spediteur, und blieb noch den ganzen Tag bei ihm zu Berg. In der That sah ich etwas blaß und zerstört aus. Meine kleine Nachbarin hatte wahres Mitleiden mit mir; und nur, wenn ich mit ihr am Klavier saß, oder plauderte, oder spazieren ging, ließ der Schmerz des Kopfes nach, aber der des Herzens nicht.

„Als ich den dritten Tag nach Hard zurückreisete, war ich sterbenskrank; denn ich schied ungern von meiner liebenswürdigen Erscheinung. Unterwegs, glaub' ich, habe ich viel gesungen, und manchmal dazwischen, glaub' ich, gar geweint.

Des Werkes Heiligung.

„Nun geriethen meine Amtsgeschäfte etwas ins Stocken; wenigstens betrieb ich sie nicht mit dem gewohnten Eifer. Dagegen verjüngte und schmückte ich mein ganzes Haus, ließ die Zimmer eintäfeln, kaufte sogleich ein treffliches Fortepiano, das im benachbarten Städtchen feil war, und machte im Hauswesen mancherlei Aufwand, den ich ehemals für überflüssig hielt, denn — ich war ein Narr, und dachte beständig an das Mädchen.

„Auch, da ich folgende Woche wieder mit dem Potaschewagen nach Berg fuhr, kleidete ich mich sorgfältiger; und als ich den Berger Kirchthurm hinter dem Birkenwäldchen wieder sah, schlug mir das Herz ohne Maß. Der Spediteur und seine Frau empfingen mich auf gewohnte herzliche Weise, und meine liebe Holde lächelte mich freundlich an, wie einen guten Bekannten. Aus ihrem Erröthen hätte ich fast schliessen sollen, es freue sie, mich zu sehen.

„Das Klavier mußte wieder gestimmt werden, und ich sagte ihr, daß ich ein schönes Fortepiano gekauft hätte, auf dem ich sie wohl gern einmal spielen hören möchte. Mehr aber sagte ich nicht. Wir gingen wieder spazieren, und hatten tausenderlei zu sagen, nur von dem ward am wenigsten gesagt, wovon ich am meisten zu sagen wünschte. Es gab natürlich wieder eine schlaflose Nacht, und ich mußte wieder einen Tag länger bleiben, der eben so angenehm verstrich. Und als ich abreiste, und ihr zum Abschiede die Hand gab — wir waren Beide in der Stube allein — sagte sie: „Kommet Ihr auch künftige Woche wieder zu uns, Herr Schulz?„

„Ich antwortete: „Am Donnerstag gewiß.„ Welch eine einfältige Antwort auf eine Frage, die mich so tief rührte! Ich machte mir deswegen die bittersten Vorwürfe unterwegs, und schwor, es am nächsten Donnerstag besser zu machen.

„Daheim war mir nun durchaus nicht mehr wohl. Ich durchwandelte meine Kolonieanlagen. Ich betrachtete die Schöpfungen, die Zeugen meines Willens, meiner Anstrengungen, meiner ausdauernden Kraft. Aber wenn ich sie auch billigte, sie freuten mich doch nicht. Ich konnte nicht, wenn ich das Werk meiner Ueberlegungen sah, das Wort der Schöpferzufriedenheit aussprechen, „daß es gut sei.„ Es fehlte dem Löblichen und Nützlichen, das ich gethan, etwas Höheres, das ausser meiner Macht lag, das mir selber fehlte: die Heiligung; den neuen Ordnungen meiner selbstgebauten kleinen Welt, das Schöne. Und das Schöne ist überall nur der Abglanz der Liebe, wenn sie sich, das Irdische heiligend, im Irdischen offenbart. Die Zeit bis zum Donnerstag ward mir länger, als mir die acht Jahre meines Aufenthalts in Hard geworden waren. Endlich kam der Tag, und ich war wieder in Berg.

„Sie begrüßte mich wieder mit ihrer Engelsheiterkeit. Auch hatte ich mehr Muth, als sonst. Denn auf einem unserer Spaziergänge sagte ich ihr sogar, die Zeit wäre mir unleidlich lang geworden, sie wieder zu sehen. Und wie denn ein Wort das andere gab, sagte sie einmal in ihrer eigenthümlichen Unschuldigkeit: „Gewiß, Herr Schulz, es freut mich jedesmal, wenn Ihr kommet. Ich bin hier so fremd. Es thut einem wohl, einem theilnehmenden Menschen zu begegnen.„ Damit aber waren wir Beide auch fertig. Denn wir konnten lange kein Wort mehr sprechen, vielleicht weil ich, indem sie das sagte, ihre Hand ergriff und ihren Arm in den meinigen legte, was sonst nie geschehen war, weil wir gewöhnlich einzeln gehend neben einander her spazierten.

„Es war nun plötzlich, als hätten wir eine von den Sünden begangen, die zum Himmel schreien. Das Reden wollte sich nicht wieder finden, bis wir Arm aus Arm gelassen hatten. Da sagte ich: „Wo aber können Sie je fremd sein; wo sollten Sie nicht immer Herzen, nur allztheilnehmende Herzen finden?„ Ich sagte das mit zitternder Stimme. Und weil die Erröthende wieder ihren Arm auf den meinigen legte, ging uns die Sprache wieder aus.

„Als wir heimkamen, lud ich den Spediteur, seine Frau und ganze Familie zu einem vergnügten Tag ins Harder Bad ein. „Das kann geschehen!„ sagte er, und ich war in allen Himmeln: „Denn Jungfer Gustel muß bei uns auch noch ein Vergnügen haben, da sie die andere Woche zu ihrer Pflegemutter zurück soll.„ So sagte er, und reichte meiner Spaziergängerin einen Brief von seiner Schwägerin; ich aber stürzte aus allen meinen Himmeln zurück.

„Am Klavier des Abends sagte ich zu ihr: „Und Sie wollten uns wirklich verlassen?„

„Sie ließ die Hände vom Klavier sinken, und sagte: „Meine Pflegemutter verlangt es.„

„Ich war still und düster. Das Klavier klang abscheulich. Als ich fortging, nahm ich ihre Hand und drückte sie schweigend an meinen Mund. Ich glaubte Thränen in ihren Augen zu sehen. Daß ich die Nacht nicht gut schlief, versteht sich von selbst; folglich blieb ich auch den Freitag in Berg, und vergaß über die Herrlichkeit der Gegenwart die schwere Zukunft. Am Sonnabend fuhr die ganze Spediteurfamilie mit mir nach Hard.

Und wie ich in meine Heimath kam, und das schöne, blühende Mädchen vom Wagen sprang und auf meinem Grund und Boden wandelte — da ward es hell und licht umher in meinen Schöpfungen; hell und licht in mir selber. Ich fühlte

die Heiligung meines Werks unter dem Hauch der Liebe. Zum Guten trat das Schöne.

Des Mannes Geist und Faust vermag Großes im Weltgetümmel. Ohnmächtig steht das zarte Weib darin; und doch höher, weil dem Rein-Irdischen fremder, als der Mann. Es heiliget ihn durch Liebe; es schließt ihm den Sinn des Schönen auf, und hat allein vom Himmel die Gabe, ihm für Alles den Siegerkranz auf die Schläfen legen. Männer lohnen Männer nicht; und was der Mann ausschließlich schafft, ist zuletzt lieblos, wenn auch geistvoll; ist hart, wenn auch zweckmäßig. Des Mannes Werk, mit Ausschluß aller weiblichen Heiligung, ist das Kriegeswerk. Wehe einer Welt, ohne Liebe!

Der hohe Festtag.

„Meine Gäste wohnten im Wirthshause. Wirth und Wirthin hatten Befehl, den Spediteur und seine Frau auf alle Art zu unterhalten, damit ich den Engel desto ausschließlicher allein hätte. Die Frau Spediteurin machte über meine ärmlichen und wohlfeilen Hausgeräthe allerlei Glossen, und begriff nicht, warum ich nicht gemächlicher wohne? „Ich kann es wohl haben, gleich Andern,“ sagte ich nicht ohne Ruhmredigkeit, und sah auf die Einzige, der ich meine Hütte gern empfohlen hätte: „aber ich bedarf dessen zu meiner Zufriedenheit nicht. Ich will die Entbehrlichkeiten entbehren, um für diejenigen Ueberfluß zu haben, denen das Unentbehrliche mangelt.“ Der Spediteur schüttelte den Kopf und sagte: „Herr Schulz, Ihr seid ein Bruder Wunderlich!“ Aber die Einzige sah mich mit freudeschimmernden Augen und röther leuchtenden Wangen an, und war die Einzige, welche meine Schutzrednerin ward. „Wo die Pracht der Reinlichkeit herrscht, wie hier,“ sagte sie, „wer vermißt da andere Kostbarkeit? Und wer legt zur Glückseligkeit des Genügsamen ein Scherflein bei, wenn er ihm Tische von Mahagonibolz, Teller von Porzellan und silbernes Geschirr gibt?“

„Dankbar führte ich die reizende Schutzrednerin zum Fortepiano. Die süßen Klänge thaten ihr tief im Herzen wohl. Sie besichtigte in meiner Arbeitsstube alle Kleinigkeiten mit seltsamer Theilnahme. Und als ich sie dann wieder hinaus ins Freie führte und sie die ganze Gegend übersah, ward ihr das Herz weit von Entzücken, und sie sprach: „Es ist doch himmlisch hier!“

„„Und doch wollen Sie dies alles verlassen?“ sagte ich, und gab ihr die Hand. „Und wenn Sie fort sind, glauben Sie denn, das alles werde mir dann noch so himmlisch sein?“ — Sie schwieg, als verstände sie mich nicht.

„„Bleiben Sie hier!“ bat ich bewegt: „Nirgends liebt man Sie so, wie Sie hier geliebt werden.“

„Da fielen aus ihren niedergeschlagenen Augen Thränen. Auch meine Augen verdunkelten sich von Thränen. Ich schlang meine Arme um sie, und küßte ihre mir entgegensinkende Stirn.

„„Bleiben Sie,“ rief ich, „denn ohne Sie bin ich unglücklich.“

„Sie sah mir in die Augen, und als sie meine Thränen erblickte, sagte sie: „Herr Schulz, hinge ich von mir selber ab, nirgends auf Erden würde ich lieber bleiben, als hier. Hier wohnt wahres Glück.“

„„Theilen Sie es mit mir!“ rief ich. „Sie sind vater- und mutterlos. Niemand darf Ihnen widerstehen, mir, wenn Sie mir Ihr Herz geben können, auch Ihre Hand zu geben.“

„„Zwar Vater und Mutter habe ich nicht mehr,“ antwortete sie, „und ich bin arm, recht arm. Aber das habe ich gelobt, und das will ich halten: keinen wichtigen Schritt zu thun ohne Einwilligung meiner Pflegemutter und Erzieherin, so wie ohne Einwilligung des einzigen Mannes, den ich über alles ehre und liebe.“

„„Wer ist denn der Einzige?“ fragte ich mit bangem Herzen.

„„Gewiß der edelste Mann auf Erden. Mein Vater starb sehr unglücklich, und hatte, doch ohne seine Schuld, auch diesen wackern Mann unglücklich gemacht. Ich war ein von aller Welt verlassenes Kind. Da war er es, jener tugendhafte Mann nur, der sich meiner erbarmte. Er setzte mir einen Vormund, und gab das Wenige seines ihm bei dem Unglück meines Vaters übrig gebliebenen Vermögens zu einer anständigen Erziehung für mich aus. Ich verehre in diesem Wohlthäter meinen andern Vater. Obgleich er seinen Aufenthalt für mich verborgen hält — nur mein Vormund weiß ihn —, und ob er sich gleich meiner Dankbarkeit entzieht — schon zwei Briefe schrieb ich ihm, ohne daß er mir antwortete —, will ich doch nichts ohne seinen Willen thun.“

„„Wie heißt denn der Mann? Ich will ihn selbst aufsuchen, und wenn er in Amerika wohnte!“

„„Engelbert heißt er.“

„Ich verlor in dem Augenblicke Hören und Sehen. „Mein Gott!“ stammelte ich: „Nicht so, Sie heißen Auguste Lenz?“

„Sie bejahte es. Da nahm ich schweigend ihre Hand, und führte sie zu meinem Hause zurück; zog aus einer Schublade meines Schreibpultes ihre zwei Briefe, gab ihr dieselben, und sagte: „Nicht so, die haben Sie mir geschrieben?“

„„Wie kommt Ihr zu diesen Briefen, Herr Schulz?“ fragte sie bestürzt.

„„Weil ich Engelbert bin, und Ihr unglücklicher Vater mein Vormund war.“

„Da brach das Herz des guten Kindes von Dankbarkeit, Wehmuth und Liebe. Laut schluchzend sank Auguste auf ihre Kniee vor mir nieder, küßte meine Hände, und wollte sich nicht wieder aufrichten lassen. „Erlauben Sie mir nur, so vor Ihnen liegen zu dürfen!“ schluchzte sie: „Ich habe es ja oft gewünscht: könnte ich nur einmal die Kniee meines Wohlthäters umfassen und ihm

meinen Dank weinen!« — Ich mußte ihr gewähren. Dann endlich hob ich sie auf, und sie blieb in meinen Armen.

»»Werden Sie mich,« sagte ich flehend, »werden Sie mich verlassen?«

»»Niemand in der Welt hat über mich zu verfügen, als Sie, mein einziger Wohlthäter. Was Sie befehlen, das ist mein Wille.«

»»Und wenn ich nun nichts zu befehlen hätte, wenn ich nicht Engelbert wäre, aber doch Engelbert nicht wider uns wäre — würden Sie mich verlassen?«

»Sie drückte ihre Lippen an meine Lippen. Da begann der große Festtag meines Lebens, der noch bis zu dieser Stunde fortdauert. Auguste war meine Verlobte.

»Der Spediteur und die Frau Spediteurin machten große Augen, als sie alles vernahmen. »Mein Himmel, es gibt ja wohl mehr Engelberte auf der Welt!« rief der Spediteur: »Das ließ ich mir nicht träumen.«

»»Und hätte ich zu Berg auch nur einmal den Namen gehört,« sagte Auguste, »so hätte ich Alles schon wochenlang früher gewußt. Ich meinte immer, Sie hießen Schulz.«

»Nun führte ich meine Braut durch mein ganzes Königreich umher, und sagte: »Hier, Auguste, bist du nun Königin!« Ich erzählte ihr die Geschichte meines Lebens, machte ihr meine Ansicht der Welt und meine Grundsätze vertraut, und sie heiligte dieselben mit ihrem Beifall, indem sie meine Hand innig und schweigend an ihre Brust drückte.

»Was auch die Frau Spediteurin einwenden mochte, ich setzte mich in das volle Recht ein, welches Auguste mir als ihrem Wohlthäter, der allein über sie mit väterlicher Macht zu gebieten hätte, schwämerisch eingeräumt hatte. Ich befahl, sie solle Hard nicht mehr verlassen. Pfarrer Bode empfing schon den folgenden Tag Auftrag, unsere Verlobung von der Kanzel zu verkünden. Auguste meldete ihrer Pflegemutter, der Pfarrwittwe, das Vorgefallene; auch ich schrieb derselben, und weil sie in bedängten Umständen war, versprach ich ihr die Fortsetzung der jährlichen Summe in gleichem Verhältniß, als wenn Auguste noch bei ihr in der Kost wäre.

»Auguste blieb meine Nachbarin im Wirthshause. Den Tag über hatte sie die ganze Woche der Geschäfte genug, in unserm Hause Alles zur Einrichtung der künftigen ländlichen Haushaltung zu ordnen. Schon als Braut erhielt sie die ganze Vollgewalt der künftigen Hausmutter. Wie selige Tage verlebten wir! — Und als der Sonntag wieder kam, trat des Morgens ein wunderliebliches Bauermädchen erröthend zu mir ins Zimmer. Das war Auguste. Sie hatte den Stadtputz und die Eitelkeit der so genannten feinen, gebildeten Welt abgelegt, und war Bäuerin geworden. Ich hatte noch nicht einmal daran gedacht, daß des Dorfschulzen Frau nicht wohl als Stadtdame erscheinen könne. Nun nannte sie mich zum erstenmal Du. Vierzehn Tage später verband uns der würdige Pfarrer Bode vor dem Altar auf ewig.«

Ein glückliches Unglück.

»Augustens haushälterische, fleißige Hand nahm mir viele kleine Geschäfte und Sorgen ab. Desto unbeschränkter konnte ich mich meinen wichtigern Geschäften und dem Wohle meiner Gemeinde widmen.

»Ich mochte ungefähr zwei Jahre verheirathet sein, als wir den schrecklichen Tag erlebten, daß das ganze Dorf Hard, vermuthlich durch Unvorsichtigkeit in einem Hause, ein Raub der Flammen ward. Alle Hülfe war vergebens. Unsere Harder Bauern standen während der Feuersbrunst stumm, betäubt, unthätig, und sahen zu, wie die herbeigeeilten Leute aus andern Gemeinden Vieh und Geräthschaften retteten. Nur wenige einzeln stehende Gebäude blieben übrig.

»Es war ein großes Unglück; die Gemeinde arm an sich; die Unterstützung von der Regierung im Verhältniß zum großen Schaden gering. Man wußte nicht, wie helfen. Doch verzweifelte ich keineswegs, und hoffte sogar, eben dies Mißgeschick könne und müsse für die Gemeinde von den wohlthätigsten Folgen werden. Nun waren fast alle Haushaltungen gleich arm; wer reich sein wollte, mußte arbeiten lernen.

»Als es um Wiedererbauung des eingeäscherten Dorfes zu thun war, gab ich der Regierung eine triftige Vorstellung ein, worin ich zu beweisen suchte, daß, wenn man dieses Unglück benuzzen würde, die durch einander zerstreut liegenden Besitzungen und Grundstücke der Bauern so zu ordnen durch Austausch, daß jeder Landeigenthümer seine Felder alle beisammen liegend hätte, und er seine Behausung in der Mitte seines Landes bauen könnte — nicht nur künftigen Feuersbrünsten in der Gemeinde vorgebeugt, sondern auch ein größerer Wohlstand der Verunglückten in kürzerer Zeit bewirkt werden könnte, als sie ehemals besessen hätten. Es erschien bei uns von Seite der Regierung eine Kommission, die Sache an Ort und Stelle zu berichten. Mein Vorschlag fand nicht nur Beifall, so sehr auch die Bauern dagegen tobten, sondern ich empfing Aufsicht und Vollmacht zur Vollziehung des Plans.

»Nicht ohne Mühe ward die Austauschung und Zusammenrundung der dem gleichen Eigenthümer gehörenden Grundstücke vollbracht. Nun fehlte überall das nöthige Bauholz. Es konnte nicht anders als mit ungeheuern Kosten aus drei bis vier Meilen entlegenen Wäldern herbeigeführt werden. Erst jetzt klagte man, vor zehn Jahren die Zebra'schen Waldungen nicht angekauft zu haben.

»Ich ließ mein prächtiges Bauholz schlagen, verkaufte es im billigsten Preise, ohne baare Bezahlung zu fordern, sondern ließ es als Schuldkapital auf den Häusern, das in den nächsten zwei

Jahren zinsfrei sein sollte. Fast allen Haushaltungen machte ich Geldvorschüsse. Die Regierung that das Ihrige. Von den Badegästen sammelte ich auch beträchtliche Liebessteuern für die Aermsten. Nach Jahr und Tag stand das Dorf neu da, aber mit zerstreuten Wohnungen, wie du es jetzt siehst. Nun ließ ich den gemeinsamen Weidgang aufheben zur Schonung der allzustark angegriffenen Wälder; nun, zur Sicherung gegen Feuersgefahr, Gemeindsbacköfen, abgesondert von den Häusern, bauen; bessere Feuerspritzen anschaffen, und bei jedem Hause einen Brunnen graben. Ich leitete alle Wasser von meinem und anderm Lande auf der Höhe in einen einzigen Bach oder Kanal zusammen, und gab diesem die Richtung gegen die öden Wiesen der Gemeinde. Hier zersplitterte ich den großen Kanal in viele kleine Gräben, in welchen das Wasser abwärts gegen die Wiesen rann, wo es durch willkührlich geordnete Ueberschwemmungen die Fruchtbarkeit des Bodens verdreifachte. Die Gärten und Aecker jedes Bauers, seinem Wohnhause zunächst gelegen, wurden schon darum mit größerer Sorgfalt gebaut, weil er sie beständig unter Augen hatte, und ihnen viele Zeit, die sonst mit Hin- und Herreisen zu den zerstreuten Landstücken vergeudet ward, widmen konnte.

„Noth und Armuth zwang Viele zur Sparsamkeit. Das Dorfwirthshaus ward seltener besucht. In meinem Wirthshause da oben verbot ich, den Bauern Wein, Bier oder Branntewein zu geben. Die Wittwe des ehemaligen Schulzen, welche das Wirthshaus im Dorf besaß, schalt unaufhörlich gegen mich. Aber ich erreichte meinen Zweck. Hätte sie nach meinem Rath sich zur Bewirthung fremder Gäste eingerichtet, sie könnte noch wohlhabender sein; denn viele Badelustige werden oft aus Mangel an Wohnzimmern zurückgewiesen.

„Zwar noch jetzt ist mir der größte Theil des Dorfes verschuldet, aber doch haben die Bauern die meisten ihrer ehemaligen auswärtigen Schulden abgetragen. Das war die Frucht des Unglücks. Unser Dorf ist jetzt im ganzen Lande das blühendste und fleißigste, und hat den meisten Kredit. Von Prozessen hört man bei uns nichts mehr. Schlägereien, ehemals alltäglich, sind jetzt fast unerhört. Sehr viele von meinen ehemaligen Schülern und Schülerinnen sind nun selbst Hausväter und Hausmütter, und mir noch, wie einem Vater, mit der ersten Liebe zugethan. Fast in allen Häusern herrscht die strengste Ordnung und Reinlichkeit.

„Vielleicht trug zu dieser bessern Zucht auch nicht wenig bei, daß ich alljährlich denen, welche das ganze Jahr hindurch in den Häusern und Ställen, in Kleidern und Geräthen die größte Sauberkeit, in Landwirthschaft und Hauswesen die größte Ordnung und Thätigkeit beobachteten, daneben den ehrbarsten, friedfertigsten Wandel führten, die mir schuldigen Zinsen erließ. Den drei ersten Haushaltungen, welche ihre auswärtigen Schulden abbezahlten, schenkte ich sogar das mir schuldige Kapital.“

Ein Sonntag in Hard.

So weit war Engelbert in seiner Erzählung gekommen, als uns Auguste in unserer Unterhaltung unterbrach. Sie kam daher, wie eine aufgeblühte Rose unter jungen Rosenknospen; den Säugling auf dem Arm, den kleinsten Knaben an der Hand; der andere Kleine hielt sich an ihrer Schürze; die beiden Erwachsenen sprangen voran. Das war mir ein Gutenmorgenwünschen! Ich ward unter den Kindern wieder Kind.

Die Kirchenglocken läuteten durchs Thal. Wir gingen mit einander hinab zum Gottesdienst. Der stille, sanfte, vierstimmige Gesang der zahlreichen Gemeinde hatte etwas Ungewohnt-Feierliches. Die Rührung, in die er mich versetzt hatte, vermehrte der ehrwürdige Pfarrer, welcher mit silbergrauem Haar auf der Kanzel betete, dann einfach und herzlich, allgemein verständlich, mit tiefer Lebenskenntniß des Landmanns vom Zusammenhang der Ewigkeit mit dem irdischen Dasein sprach.

Nach vollendetem Gottesdienst versammelte sich die ganze Gemeinde vor der Kirche unter der alten Linde. Der Schulze des Dorfes unterhielt sich erst freundlich mit Einzelnen, die zu ihm kamen; dann trat er auf die Bank unter der Linde, las einige Regierungsdekrete ab, und erklärte sie, und beseitigte die Einwendungen und Mißverständnisse Einiger, die sich darüber äussern wollten. Nach diesem wies er mit der Hand auf mich, und sagte: „Ich habe hier einen alten, lieben Jugendfreund zum Besuch bei mir. Und weil ich ihm eine Freude machen und diejenigen von unsern jungen Leuten ihm zeigen möchte, die sich besonders durch ihr gutes Betragen seit dem letzten Tanztage ausgezeichnet haben: so lade ich dieselben hiermit zum Tanz und Nachtessen auf diesen Abend bei mir ein.“ Sodann verlas der Schulze eine lange Reihe Namen, männlichen und weiblichen Geschlechts, die er auf einem Zettel geschrieben hielt.

Es verbreitete sich in der ganzen Gemeinde auf allen Gesichtern ein zufriedenes Lächeln. Da gab es ein Kopfnicken, Zischeln, freundliches Zusammenstoßen, gegenseitiges Händedrücken und fröhliches Funkeln der Augen! Der frohe Schwarm zog aus einander. Der greise, ehrwürdige Pfarrer, ein lebhafter, freundlicher, gutmüthiger Mann, der Schulmeister Lebrecht, ein unbefangener verständiger Bauer von vielem Mutterwitz und großer Wißbegierde, auch dessen Frau und der Badarzt mit seiner Frau begleiteten uns zum Mittagsmahl, das gar köstlich und von Engelberts gewohnter Einfalt abweichend im Wirthshaus des Bades bereitet stand. Ich verlebte unter vortrefflichen Menschen einen unvergeßlich schönen Tag. Besonders wird mir, so lange ich lebe, das mir

von Engelbert gegebene Konzert in angenehmer Erinnerung bleiben. Man denke sich siebenundvierzig Stimmen, Knaben und Mädchen, Männer und Kinder, die von Graun und Händel, Haydn und Rolle Chöre und Motetten sangen, so rein, fest und klar, daß sie jedem städtischen Konzert Ehre gemacht haben würden. Auch Engelbert, Auguste und der älteste ihrer Knaben standen unter den Sängern. Es geschah im Freien, hinter dem Badegarten. Der Platz schien ganz dazu ausgewählt. Denn ein sanfter Wiederhall von entfernter Felswand brach und warf die harmonischen Klänge zauberhaft zurück, während die Abendsonne ihr Gold über die ganze Welt ausstreute. Ich war aufs innigste bewegt und meiner Thränen nicht mächtig.

„Das Alles hat ein einziger Mann gethan!“ dachte ich. Und dieser Mann, den, wohin er ging, wohin er sah, seine Schöpfungen umgaben, stand da so demuthsvoll und anspruchlos unter den übrigen Bauern, ganz wie ihres Gleichen. Ich konnte mich, nach beendigten Gesängen, nicht enthalten, ihn mit wahrer Begeisterung an meine Brust zu drücken, und zu rufen: „Du bist einer von den Größten der Erde in deinem Zwillichkittel!“

Nun mußte ich im geschmackvoll eingerichteten großen Saal des Badehauses mit Augusten tanzen, und sie tanzte allerliebst; dann der Reihe nach mit den artigen Harderinnen. Welch ein Leben, welche Anständigkeit! Auguste selbst war die Tanzmeisterin des Dorfes gewesen, seit sie die Frau Schulzin war. Und der wahrhaft ehrwürdige Pfarrer ging unter den Tänzern und Tänzerinnen ermunternd umher, wie ein Großvater unter geliebten Kindern und Enkeln. Beim Nachtessen saßen wir alle bunt durch einander, wie es der Zufall gab. Eine junge Bäuerin, die meine Nachbarin ward, unterhielt mich weit angenehmer und verständiger, als ich zuweilen bei einem Souper in Städten von manchen unserer anspruchsvollen, gezierten und ziererischen Damen unterhalten worden bin.

Sobald mein Kunz und mein Wagen hergestellt waren, verließ ich Hard. Engelbert behauptete, ich habe in seinem Hause gewohnt; an Bezahlung war nirgends zu denken. Ich mußte als sein Schuldner abziehen. Aber mit welchen Empfindungen ich Hard verließ, das, ihr Herren, möget Ihr selber ermessen.

Schluß.

„Da haben Sie nun“, fuhr der Oberforstrath von Rödern fort, „die Geschichte meines zweiten Millionärs. Ziehen Sie nun daraus nach Belieben für Ihre Streitfrage die erbauliche Nutzanwendung.“

Selbst diejenigen von uns, welche vorher Kasimir Morns menschenfeindliche Stimmung vertheidigt hatten, läugneten nicht ab, Engelbert habe zur Menschenfeindschaft wohl eben so viel Veranlassung gehabt, als Morn; und gestanden ein, daß Engelbert in Morns Lage, mit den gleichen Ansichten der Welt, dennoch kein Morn, sondern ein unverdrossener Wohlthäter seines Geschlechts geworden sein würde. Doch wollte man weder Morn noch Rousseau zu nahe treten lassen. Man entschuldigte Beide mit einer eigenthümlichen, allzuempfindlichen Reizbarkeit.

„Sagen wir's doch deutsch heraus,“ rief der Oberforstrath: „Morn wie Rousseau waren zwei gleich gutmüthige, leicht gereizte, oft betrogene, daher mißtrauische Menschen; beide hatten mehr Eitelkeit, als Demuth, mehr Einbildungskraft, als Verständigkeit, und sowohl von sich als der Welt falsche, selbstgeschaffene, von bloßen Einzelnheiten mangelhaft abgezogene und mit Unrecht auf das Allgemeine angewandte Vorstellungen. Engelbert dagegen hatte Herz und Kopf am bessern Fleck, als jene; war überhaupt ein größerer, gewaltigerer Geist, als sie, den kleine Unfälle nicht leicht wanken machten.“

„Das war er!“ rief ein Anderer aus der Gesellschaft: „Rousseau *spielte* den Weisen und machte aus sich das verzärtelte Kind, welches immer schmollen und trotzen will. Engelbert aber, über dies weibische Wesen und Tränmen hinweg, ein kräftiger Mensch, *war* ein Weiser! Das ist der Unterschied. Rousseau jammerte und klagte unaufhörlich über das verdorbene und verkehrte Wesen der Welt und ihre Abweichung von der Natürlichkeit. Engelbert haßte diese Unnatur auch, aber klagte nicht, sondern griff verständig an und besserte thätig aus. Er war kein Feind der Menschen, sondern ihr Freund, aber ein Feind der Verkehrtheit. Er behandelte Alle nur als Irrende, und brachte sie auf den rechten Weg. Er tastete nicht die Herzen, sondern nur das Formenwerk feindselig an. Es gibt in der Welt viele Rousseau's, aber wenig Engelberte.“

„Woran liegt es auch?“ fragte Einer.

„Daran, daß der große Hause der Welt-Reformatoren nur die Einsicht, nicht die That hat; Lobreden, aber keinen Muth für die Tugend hat. Diese Herren sind selber von allen den Erbärmlichkeiten behaftet und beladen, gegen die sie eifern. Sie sind Schwächlinge, und haben nicht Lust noch Herz, zur Wahrheit und Natur zurückzukehren, die sie so rührend zu empfehlen wissen. Sie verstehen sich um keinen Preis dazu, die *unentbehrlichen Entbehrlichkeiten* aufzuopfern, wie Engelbert die feinen Sklavenbanden der Menschen nennt. Und wenn sie noch so viel aufopfern, so wollen sie dafür Gegenopfer. Sie wollen Ansehen, Ehre, Lob von ihrer Sache. Wer mochte denn Dorfschulmeister oder Dorfschulz werden, wie Engelbert, alles Widerliche davon tragen, verfolgt und verkannt werden, ohne weiter zu fragen: wird mich die Welt einst deswegen bewundern? — Daran liegt's!“

Das Gastmahl des Lebens.

Der Genius des Lebens beut
Noch immerdar den lieben Menschenkindern,
Seit weiland Adams goldner Zeit,
Sein großes Gastmahl an, voll stiller Freundlichkeit.
Wie viel man auch genießt, es will sich doch nicht mindern.
Aus ihren Speichern führt vollauf
Frau Schaffnerin Natur Vorräthe zu dem Feste.
Das Schicksal ist der Koch; die Horen tischen auf;
Die Götterchen des Glücks bedienen ihre Gäste.
Und tausend dieser kommen, tausend gehn
In buntem, lärmendem Gedränge.
Alltäglich ab und zu wogt ihre Menge;
Nie wird man leere Plätze sehn,
Nie wird's den Tausenden am großen Tisch zu enge.

Und was aus allen Reichen der Natur
Genießbar ist, das Schlechteste und Beste,
Die bitterste Rhabarbaratinktur
Beim indian'schen Vogelneste,
Des Teufels Asa fœtida
Bei himmlischer Ambrosia,
Steht, wunderlich geordnet und vermischet,
Den Eingeladnen aufgetischet.

Wie hell inzwischen auch der Wein von Cypern glüht,
Wie laut die Tafel seufzt von duft'gen Lasten,
— Wer würd' es glauben? — dennoch sieht
Man Tausende der Gäste fasten.
Denn Keiner darf, was er begehrt,
Sich aus der Schüssel selber nehmen;
Er muß zu warten sich bequemen,
Was ihm die Dienerschaft beschert;
Und diese ist, wie sonst in manchem Hause,
Auch hier das Uebelste vom Zauberschmause.

Wer kennt sie nicht, die Götterchen des Glücks,
Die schelmisch mit der Hoffnung Immergrün uns krönen;
Und uns Leichtglaub'ge hinterrücks
Mit diesem Immergrün verhöhnen?
Sie flattern in geschäft'ger Eil
Am Tisch umher, die Gäste zu bedienen,
Und bringen des Verlangten ihnen
Zuweilen gar das Gegentheil.
Mit schadenfroher Lust die Lüsternen zu prellen,
Erbieten ranz'gen Speck sie dem verwöhnten Gaum,
Dem Durst'gen Hering und Sardellen,
Dem Hungrigen Champagnerschaum.
Drum sitzen Alle da, und fluchen oder klagen
Bei vollen Tellern, leeren Magen;
Und Jeder schielt mit neidischem Verdruß
Auf seines Nachbars Theil, den dieser wider Willen,
Den Hunger sich zu stillen,
Mit herbverzognem Mund verschlucken muß.

Inzwischen geht der Wirth, der Lebensgenius,
Am langen Tisch umher, und winkt bald Den, bald Diesen
Vom Mahl hinweg, und spricht: „Du hast genug!
Sieh dort der neuen Gäste langen Zug;
Dein Platz ist schon für Andre angewiesen.“
Das Weigern frommt da nichts. Die meisten Gäste stehn
Kaum halb gesättigt auf vom Schmause,
Bedanken sich beim Wirth, und gehn
Verdrießlich aus dem täuschungsvollen Hause.

Was ist zu thun? Noch sitzen wir, bekränzt
Mit Immergrün, wie hungernde Tantale,
Beim reichgedeckten Lebensmahle,
Und mancher Leckerbissen glänzt
Umsonst für uns in goldner Schale;
Er bleibt ein leeres Schaugericht.
Drum nehmt vorlieb mit dem, was ihr empfanget;
Bis ihr die Ananas erlanget,
Verschmäht den Pumpernickel nicht.

Mit seiner Kost die Gäste zu versöhnen,
Läßt des Orchesters wundervolles Spiel
Der güt'ge Wirth um unser Ohr ertönen.
Die Musen singen in des Harfenklangs Gewühl;
Gott Phantasus, der Erdengötter bester,
Regiert mit seinem Stab das magische Orchester

Und wer nicht allzufest an seinem Pudding hängt,
Und wer noch Ohren hat, zu hören,
Vergißt sehr leicht bei jenen Zauberchören,
Wie kärglich ihn die Gunst des Glücks beschenkt.
Er lebt in schöne Träume hingesunken;
Es blüht um ihn ein schönes Paradies;
Die bittre Aloe dünkt seiner Zunge süß;
Er ist beim Wasserkrug von höhern Wonnen trunken.

Warum denn, Brüderchen, sitzt ihr doch so verzagt?
Laßt uns das heitre Spiel der Musen ehren,
Die, was die Wirklichkeit versagt,
Uns in Gesang und leichtem Scherz gewähren.
Auf, auf mit uns ins Reich des Phantasus,
Aus dieser Welt voll Sklaven und Magnaten!
Dort wohnt der Freiheit himmlischer Genuß,
Dort gibt die Liebe willig uns den Kuß,
Um den wir hier vergebens baten.
Dort wird die Tugend nicht verhöhnt,
Läßt Keinen ungestraft sie morden,
Schmückt ihren Mörder nicht mit Orden; —
Dort wird nur das Verdienst gekrönt.

Ihr lacht? Ihr nennt es Träumereien?
Wie's euch beliebt; doch unter uns gesagt,
Die lahme Wirklichkeit, mit der, ihr Herrn, euch plagt,
Ist nicht gemacht, euch zu erfreuen.
Gesetzt, der Kelch, der voller Nektar schäumt,
Er wär' auch nur ein Traum, den Phantasus gegeben,
So wißt: das Schönste ist von diesem Leben
Nicht, was man lebet, sondern träumt!

Die Verklärungen.

Eingang.

Zu der Genesung von unsern im Treffen bei Molite empfangenen Wunden — wir waren unserer vier deutsche Hauptleute — trug nicht wenig die Anmuth, Pracht und Einsamkeit der Villa, die Gastfreundlichkeit und Güte unsers reichen Wirthes Ambrosio Faustino und die Huld seiner liebenswürdigen Gemahlin bei; am meisten aber die angenehme Entdeckung, daß der freigebige Faustino, so wie seine Gemahlin, von deutscher Herkunft waren. Er hatt sonst Faust geheißen, und war durch wunderliche Verkettung der Umstände zu seiner Niederlassung in Italien, wie zur Verwandlung seines Namens bewogen worden. Die wundersüße Lust, fern vom vaterländischen Himmel, deutsche Worte wechseln zu können, machte uns alle gegenseitig vertrauter.

Ich hatte Erlaubniß erhalten, meine Morgenstunden in Faustino's Büchersaal zuzubringen. Da fand ich in den prächtigen Reihen ausgewählter Werke auch einige Bände italienischer Handschriften, von Faustino selbst geschrieben. Es waren Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, vermischt mit Betrachtungen über Malerei und Bildhauerkunst. Als ich um die Gunst bat, sie lesen zu dürfen, war Faustino nicht nur so gütig, mir sie zu gewähren, sondern er schlug selbst einen der Bände auf, und deutete mit dem Finger, wo ich lesen sollte. „Lesen Sie nur," sagte er, „und glauben Sie mir, es ist Wahrheit, so unglaublich auch Alles zu sein scheint. Mir selbst, obwohl ich es doch erfahren habe, dünkt es zuweilen Täuschung meiner Einbildungskraft zu sein."

Er theilte mir noch eine Menge kleiner Nebenzüge mit. — Doch genug, dies zur Einleitung. Hier folgt das Bruchstück aus Faustino's oder vielmehr Fausts Denkwürdigkeiten.

Das Abenteuer zu Venzone.

Den zwölften September 1771 war ich bei Spilimbergo über den Tagliamentostrom gegangen. Ich näherte mich mit starken Schritten den deutschen Grenzen, dem Vaterlande, das ich seit meiner Kindheit nicht wiedergesehen hatte. Doch mein Gemüth war voll unbeschreiblicher Traurigkeit. Es schien, als triebe mich eine unsichtbare Macht zurück. Es rief in mir beständig: Kehr' um!

Wirklich blieb ich auf der elenden Straße ein paarmal stehen, sah mich nach Italien um, und wollte wieder nach Venedig zurück. Aber wenn ich dann dachte: was treiben? wovon leben? ging ich wieder vorwärts den finstern Bergen zu, die in Nebeln und Regen aufstiegen.

In der Tasche hatte ich nur noch weniges Geld, schwerlich genug, Wien zu erreichen, wenn ich nicht unterwegs betteln, oder Uhr und Wäsche und bessere Kleider, die ich im Torniſter trug, verkaufen wollte. Den schönsten Theil meiner Jugendjahre hatte ich in Italien verlebt, um mich in Malerei und Bildnerei zu vollenden, und es endlich so weit gebracht, daß ich im siebenund-

zwanzigsten Jahre einsah, ich könne nichts Großes leisten. Zwar meine römischen Freunde hatten oft die Gefälligkeit gehabt, mir Muth einzusprechen. Manche meiner Stücke waren mir gelegentlich gut bezahlt worden. Doch das tröstete wenig. Ich selbst mußte Schöpfungen verachten, die mir kein Genüge thaten. Ich trug das schmerzliche Gefühl, daß ich zu ohnmächtig sei und bleibe, die in mir lebenden Urbilder ins Leben zu rufen mit Pinsel und Meissel. Das brachte mich zum völligen Verzweifeln an mir selbst. Ich wollte nicht Geld, ich wollte die Gewalt der Kunst. Ich verwünschte meine verlornen Jahre, mich selbst. Ich ging nach Deutschland zurück. Noch hatte ich daselbst Freunde. Ich sehnte mich nach einer Einsamkeit, in der ich mich selbst vergessen könnte. Dorfschulmeister oder so etwas wollte ich werden, meinen verwegenen Ehrgeiz zu bestrafen, der nach Nebenbuhlerei mit Raphael und Angelo gestrebt hatte.

Das Regenwetter hatte schon einige Tage gewährt und meine Unbehaglichkeit vermehrt. Der Gedanke ward in mir oft wach: könnte ich nur sterben! — Ein neuer Regenschauer trieb mich abwärts vom Wege unter einen Baum. Da saß ich lange auf einem Felsblock, in großer Schwermuth die zerrissenen Entwürfe und Hoffnungen meines Lebens betrachtend. Ich sah mich in der Einöde eines wilden Gebirgs. Der kalte Regen fuhr in Strömen nieder. Nicht weit von mir brausete ein angeschwollener Gießbach durch die Felsen.

Was soll aus mir werden? seufzte ich. Ich sah nach dem Gießbach, ob er tief genug wäre, wenn ich mich hineinstürzen würde; ich ärgerte mich, nicht schon im Tagliamento meinen Leiden ein Ende gemacht zu haben. Da ergriff mich plötzlich unnennbare Angst — Todesangst. Ich schauderte wieder vor mir selber und meinen Entschlüssen oder Wünschen. Ich sprang auf, und rannte im vollen Regen weiter, als wollte ich mir selber entrinnen. Es war schon Abend und ziemlich spät.

Ich kam an einzelnes großes Haus, unweit von dem Orte Venzone. Die eintretende Dunkelheit, die anhaltenden Regengüsse, meine eigene Müdigkeit bewogen mich zur Einkehr in dies Gebäude, welches das freundlich einladende Zeichen der Bewirthung für Fremde führte. Indem ich über die Thürschwelle trat, überfiel mich heftiges Schaudern, und die gleiche Todesangst, welche ich auf dem Felsblock im Walde empfunden hatte. Ich blieb unter der Thür, Odem zu schöpfen. Mir war, als schwänden alle Sinne. Aber eben so schnell erholte ich mich. Wie mich in der warmen Wirthsstube das Leben der Menschen wieder anhauchte, fühlte ich mich leicht, wie ich seit vielen Tagen nicht gewesen. Ohne Zweifel war Alles nur Anwandlung körperlicher Schwäche gewesen.

Man hieß mich willkommen. Wohlgemuth warf ich das Ränzel auf den Tisch. Man zeigte mir eine kleine Nebenkammer, die nassen Kleider mit trockenen zu wechseln. Während des Umkleidens hörte ich hastiges Laufen auf den Treppen, Oeffnen der Stubenthür, schnelles Fragen nach mir und ob ich im Hause übernachten werde; ob ich zu Fuß gekommen, einen Tornister getragen; blonde Haare habe und dergleichen mehr. Man ging; man kam wieder, und eine andere Stimme that ähnliche Fragen. Ich wußte das nicht zu deuten.

Als ich in die Wirthsstube zurücktrat, betrachteten mich alle Augen neugierig. Ich stellte mich, als bemerkt' ich's nicht. Doch plagte auch mich Neugier, warum man so angelegentlich nach mir geforscht habe, und lenkte das Gespräch auf's Wetter, vom Wetter auf's Reisen und auf die Frage, ob mehr Fremde im Hause wären? Allerdings, hieß es; eine vornehme Herrschaft aus Deutschland, bestehend aus einem alten Herrn, einem bildschönen, todkranken Fräulein, einer betagten vornehmen Dame, vermuthlich des Fräuleins Mutter, einem Leibarzt, zween Bedienten, und zwo Kammerjungfern. Die Herrschaft sei schon den Mittag angekommen, theils vom schlechter Wetter, theils von der Schwächlichkeit des Fräuleins aufgehalten. Nebenbei erfuhr ich zugleich, daß sowohl der Leibarzt, als der alte Herr, sich in der Wirthsstube mit großer Eile und beinahe mit Aengstlichkeit oder Erstaunen nach mir erkundigt hätten. Der Wirth versicherte, die Herrschaft kenne mich genau. Ich sollte hinaufgehen, ich würde gewiß alten Freunden und Bekannten begegnen, denn es schiene, als hätten sie mich erwartet.

Ich schüttelte den Kopf, überzeugt, daß hier Irrthum walte. Ich hatte in der ganzen Welt keine vornehme Bekanntschaft, am wenigsten mit Deutschen. Noch mehr bestätigte mich in meinem Glauben ein alter Bedienter der Fremden, welcher kam, sich zu mir an den Tisch setzte und in gebrochenem Italienisch Wein forderte. Da ich ihn deutsch anredete, ward er froh, seine Muttersprache zu hören. Er erzählte mir nun von seiner Herrschaft, was er wußte. Der Herr war ein Graf von Hormegg, welcher seine Tochter nach Italien führte, um ihr eine Luftänderung zu verschaffen.

Je mehr der Alte trank, desto redseliger ward er. Düster hatte er sich Anfangs zu mir gesetzt; bei der zweiten Flasche athmete er schon heiterer. Als ich ihm sagte, daß ich nach Deutschland zu reisen gedächte, seufzte er tief auf, blickte gen Himmel, und Thränen stiegen ihm in die Augen. „Könnte ich nur mit! könnte ich nur mit!" sagte er inbrünstig und leise zu mir. „Ich halte es nicht länger aus. Auf dieser Familie, glaube ich, ruht irgend ein Fluch. Es gehen da wunderbarliche Dinge vor. Ich darf's keinem Menschen vertrauen, und dürfte ich's, Herr, wer würde mir's glauben?"

Die traurige Reisegesellschaft.

Bei der dritten Flasche Weins gab sich indessen der alte Sebald, so hieß er, schon Erlaubniß, offenherzig zu sein.

„Herr Landsmann,“ sagte er, und sah sich im Zimmer schüchtern um; es war aber ausser uns Niemand in demselben, wir saßen allein bei trübebrennender Kerze: „Herr Landsmann, mich macht man nicht blind. Hier ist Unsegen neben Hülle und Fülle des Reichthums — hier wirthschaftet der böse Geist selber, Gott sei uns gnädig! Der Graf ist steinreich, aber er schleicht einher, wie ein armer Sünder; man hört ihn selten sprechen. Er ist seiner Tage nicht froh. Die alte gnädige Frau, bei der Gräfin Hortensie Gesellschafterin oder Hofmeistlerin oder dergleichen, sieht drein, wie das böse Gewissen, in beständiger Furcht. Die Gräfin selbst — nun ja, ein Engel kann wohl schwerlich schöner sein, aber ich glaube, ihr Vater hat sie dem Teufel verkuppelt. Jesus Marie! was war das?“

Der erschrockene Sebald flog hoch vom Sitz auf und ward todtenblaß. Es war nichts, als der Regenwind, welcher einen Fensterladen mit Heftigkeit zuschmetterte. Nachdem ich den Landsmann beruhigt hatte, fuhr er fort: „Es ist kein Wunder. Man muß in beständigem Todesschrecken leben. Einer von uns wird und soll nächstens wieder sterben. Das habe ich von Jungfer Kathrinen gehört. Gott sei mir barmherzig. Könnte ich mich nicht zuweilen, mit Kamerad Thomas, beim Wein erholen — Herr, an Essen, Trinken und Geld fehlt es uns nicht, nur an frohem Muth — ich wäre längst davon gelaufen.“

Es schien mir, Sebald fable, süßen Weines voll.

„Woraus schliesset Ihr, daß einer von Euch sterben solle?“

„Da ist nichts zu schliessen,“ erwiederte Sebald, „es ist nur allzugewiß. Die Gräfin Hortensie hat's gesagt; aber es darf's nur Niemand nachsagen. Sehen Sie, zu Judenburg hatten wir die gleiche Geschichte vor vierzehn Tagen. Die junge Gräfin verkündete einem von uns den Tod. Keiner glaubte daran, weil wir alle gesund waren. Paff stürzt, wie wir auf der Landstraße unterwegs sind, Herr Müller, der Sekretär des Grafen, ein allerliebster Mann, sammt Roß und allem Gepäck von der Höhe der Landstraße über die Felsen in den Abgrund, zehnmal tiefer als der Kirchthum. Jesus Marie, das war ein Anblick! Hören und Sehen verging mir. Mann und Roß lagen zerschmettert. Wenn Sie durch das Dorf kommen, wo er begraben liegt, die Leute werden es Ihnen erzählen. Ich mag nicht mehr daran denken. Es ist jetzt nur Frage, wer von uns wieder geliefert werden soll? Aber geschieht's — bei meiner armen Seele! so fordere ich vom Grafen auf der Stelle Abschied. Denn mit rechten Dingen geht's nicht zu. Mein alter Hals ist mir lieb; ich möchte ihn nicht im Dienste des Gottseibeiuns brechen.“

Ich lächelte seiner abergläubigen Angst. Er aber schwor hoch und theuer, und flüsterte: „Die Gräfin Hortensie wird von einer Legion böser Geister besessen. Vor einem Jahre ist sie mehrmals auf dem Hormegger Schloßdache herumgelaufen, wie unsereins kaum auf ebenem Boden. Sie weissagt. Sie fällt oft unversehens in Entzückungen und sieht den Himmel offen. Sie schaut dem Menschen ins Innerste seines Leibes. Doktor Walter, gewiß ein redlicher Mann, behauptet, sie könne nicht nur durch die Leute hindurchsehen, als wenn sie von Glas gemacht wären, sondern sogar durch Thüren und Wände. Es ist entsetzlich! In ihren vernünftigen Stunden ist sie ganz vernünftig. Aber, leider Gottes! in den unvernünftigen Stunden, wenn jemand anders aus ihr spricht, regiert sie uns. Hätten wir nicht auf der breiten Landstraße bleiben können? — Nun aber, gleich von Villach weg, mußten wir auf Saumrossen und Maulthieren die elendesten Wege über die schrecklichsten Berge. Und warum? weil sie es so wollte. Wären wir auf der großen Straße geblieben, Herr Müller, Gott habe ihn selig! würde noch heute sein Glas Wein trinken.“

Werbungsversuch.

Das Wiedereintreten der Wirthsleute ins Zimmer, die mir mein spärliches Nachtessen auftrugen, unterbrach Sebalds Plaudereien. Er versprach mir noch manches Geheimniß zu offenbaren, wenn wir wieder allein sein würden. Er verließ mich. An seine Stelle setzte sich ein kleiner, finsterer, hagerer Mann, welchen Sebald beim Weggehen Herr Doktor nannte. Ich wußte also, daß ich wieder ein Mitglied der geheimnißvollen und traurigen Reisegesellschaft vor mir hatte.

Der Arzt sah mir lange schweigend beim Essen zu. Er schien mich zu beobachten. Dann fing er französisch an zu fragen, von wannen ich komme, wohin ich zu reisen gedächte? Als er hörte, ich sei ein Deutscher, ward er freundlicher, und ließ sich mit mir in der Muttersprache ein. Auf meine Gegenfrage vernahm ich, daß der Graf von Hormegg mit seiner kranken Tochter nach Venedig reise.

„Wie wär's,“ sagte der Doktor, „wenn Sie uns Gesellschaft leisten würden, da Sie doch eigentlich ohne bestimmten Beruf und Zweck nach Deutschland gehen? Sie sind der italienischen Sprache mächtiger, als wir alle, kennen das Land, die Sitten, die gesündern Gegenden — Sie müßten uns von großem Nutzen sein. Der Graf würde Sie sogleich an die Stelle seines verstorbenen Sekretärs nehmen; freie Zehrung, behagliches Leben, sechshundert Gulden Gehalt, dazu die bekannte Freigebigkeit des Grafen — —“

Ich schüttelte den Kopf, und bemerkte, daß weder ich den Grafen, noch der Graf mich genug kenne, um vorauszusehen, ob wir einander anständig sein würden. Jetzt machte der Doktor die

Lobrede des Grafen. Ich dagegen erwiederte, es würde schwer fallen, dem Grafen eben so viel zu meinem Vortheil zu sagen. — „O wenn's nur daran liegt!“ rief er hastig: „Sie sind ihm schon empfohlen. Verlassen Sie sich darauf.“

„Empfohlen? durch wen?“

Der Doktor schien nach Worten zu suchen, um eine Uebereilung gut zu machen. „Ei nun, durch die Nothwendigkeit. Ich darf Ihnen sagen, der Graf würde Ihnen hundert Louisd'or zahlen, wenn Sie — —“

„Nein,“ erwiederte ich, „in meinem Leben habe ich nicht für den Ueberfluß, sondern nur für das Nothwendige gearbeitet. Von Kindheit auf war ich unabhängigen Lebens gewohnt. Ich bin nichts weniger als reich, aber meine Freiheit verkaufe ich nicht.“

Der Doktor schien empfindlich. In der That aber war voller Ernst in dem, was ich gesagt hatte. Dazu kam, daß ich schlechterdings nicht wieder nach Italien umkehren wollte, um meine Leidenschaft für die Kunst nicht von neuem mächtig werden zu lassen. Dann, ich läugne es nicht, war mir auch die plötzliche Zudringlichkeit des Doktors, und überhaupt das Wesen dieser Reisegesellschaft widerlich, obwohl ich eben nicht glaubte, daß die kranke Gräfin von einer Legion böser Geister besessen sei.

Als alles Zureden nichts vermochte, sondern mich nur widerwilliger machte, verließ mich der Arzt.

Ich stellte doch nun allerlei kleine Ueberlegungen an, erwog meine Armuth gegen das bequemliche Sein im Gefolge eines reichen Grafen, und spielte mit den wenigen Geldstücken in meiner Tasche, welche mein ganzer Reichthum waren. Doch blieb der Erfolg aller Ueberlegungen: Hinweg aus Italien! die Gotteswelt steht dir offen. Sei standhaft! Nur Friede in der Brust, eine Dorfschulmeisterei und Unabhängigkeit! Ich muß mich erst in mir selber wieder zurecht finden. Ich habe ja alles verloren — den ganzen Plan meines Lebens. Geld ersetzt das nicht.

Neuer Werbungsversuch.

Meine Verwunderung stieg nicht wenig, als ungefähr zehn Minuten nach des Doktors Abschied ein Bedienter des Grafen erschien, und mich im Namen desselben ersuchte, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen. „Was in aller Welt wollen die Leute von mir?“ dachte ich. Aber ich versprach zu kommen. Das Abenteuer fing an, wo nicht zu belustigen, doch neugierig auf den Ausgang zu machen.

Ich fand den Grafen in seinem Zimmer allein; er ging mit großen Schritten auf und ab; ein hoher starker ansehnlicher Herr, im Aeussern viel Würde, in den Gesichtszügen etwas Angenehmes, doch Düsteres. Er trat mir sogleich entgegen; entschuldigte sich, mich gerufen zu haben, führte mich zu einem Sitz, sagte mir, was er von mir durch seinen Doktor gehört habe, und wiederholte dessen Anträge, die ich eben so fest, als bescheiden, ablehnte. Er seufzte, ging nachdenkend, die Hände auf den Rücken geschlagen, zum Fenster, kehrte rasch um, setzte sich nahe zu mir, nahm meine Hand in die seinige und sagte: „Freund, ich rufe Ihr Herz an. Mein Blick müßte mich sehr trügen, wenn Sie nicht ein biederer Mann wären. Also offen. Bleiben Sie bei mir. Ich beschwöre Sie darum; nur zwei Jahre bleiben Sie. Zählen Sie dafür auf meine volle Dankbarkeit. Sie werden haben, wessen Sie bedürfen, und am Ende der Zeit zahle ich Ihnen ein Kapital von tausend Louisd'or aus. So werden Sie keine Reue über die in meinem Dienst verlornen paar Jahre empfinden.“

Er sagte das so gütig und bittend, daß mich sein Ton eben so sehr rührte, und mehr, als die Verheißung von dem ungeheuren Kapital, welches mir, bei geringen Bedürfnissen, für alle Zukunft ein sorgenfreies, unabhängiges Dasein zusicherte. Ich würde den Handel eingegangen sein, wenn ich mich nicht geschämt hätte, zu zeigen, wie ich mich am Ende um schnödes Geld hingäbe. Aber von der andern Seite däuchte mich zugleich der glänzende Antrag verdächtig.

„Um solche Summen, gnädigster Herr,“ sagte ich, „stehen Ihnen trefflichere Talente zu Gebote als die meinigen. Sie kennen mich nicht.“ Ich sprach ihm offen von meinen bisherigen Schicksalen und Beschäftigungen, und glaubte damit, ohne zu kränken, sein Anerbieten wie sein Verlangen zu beseitigen.

„Wir dürfen uns nicht wieder trennen!“ rief er, und drückte bittlich meine Hand: „Wir dürfen nicht. Denn nur Sie habe ich gesucht. Ihretwillen, verwundern Sie sich immerhin, habe ich die Reise mit meiner Tochter unternommen; Ihretwillen habe ich von Villach her den elenden Weg gewählt, um Sie nicht zu verfehlen; Ihretwillen bin ich in dies Wirthshaus eingekehrt.“

Ich sah den Grafen mit großen Augen an, und meinte, er habe etwa Laune, sich über mich lustig zu machen. „Wie konnten Sie mich aufsuchen, da Sie mich nicht kannten; da kein Mensch weiß, welchen Weg ich wandere; da ich's selbst noch vor drei Tagen nicht wußte, ob ich auf dieser Straße nach Deutschland gehen würde?“

„Nicht so?“ fuhr er fort: „Diesen Nachmittag ruhten Sie in einem Walde. Sie saßen in einer Wildniß, voller Kummer; Sie lehnten an einem Felsblock unter einem großen Baum. Sie betrachteten einen Waldstrom. Sie rannten mit Heftigkeit im Regen weiter. Ist's nicht so? Gestehen Sie mir offenherzig. Ist's nicht so?“

Bei diesen Worten verschwand mir fast die Besinnung. Er sah mir die Bestürzung an und sagte: „Wohl ist's so! Sie sind der rechte Mann, den ich suche.“

„Aber“, rief ich — und, ich läugne es nicht,

mich wandelte abergläubiges Grausen an — ich zog meine Hand aus der seinigen: „Aber wer hat mich beobachtet? Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Meine Tochter,“ erwiederte er, „meine kranke Tochter. Ich glaube es wohl, daß es Ihnen wunderbar scheint. Aber die Unglückliche sagt und sieht in ihrer Krankheit viel wunderbarere Dinge. Seit vier Wochen behauptet sie, nur durch Ihre Vermittelung zu vollkommener Gesundheit zurückkehren zu können. Wie Sie jetzt hier vor mir sind, so beschrieb Sie meine Tochter vor vier Wochen. Sie behauptete vor ungefähr vierzehn Tagen, Sie kämen uns, von Gott gesandt, entgegen. Wir mußten aufbrechen, Sie zu finden. Wir reiseten ab. Sie zeigte uns den Weg, welchen wir nehmen sollten, wenigstens die Weltgegend, und zwar auf dem Kompaß. Mit dem Kompaß im Wagen und der Karte in der Hand reiseten wir, ungewiß wohin, wie Schiffer auf dem Meere. Zu Villach deutete sie uns den nächsten Weg zu Ihnen, beschrieb sogar Einzelnheiten desselben, und wir mußten die große Straße verlassen. Aus Hortensiens Munde erfuhr ich diesen Nachmittag, wie nahe Sie schon wären, und zugleich die kleinen Umstände, von denen ich Ihnen vorhin sprach. Doktor Walter bezeugte mir gleich nach Ihrer Ankunft aus dem Munde des Wirthes, daß Sie vollkommen der Person glichen, die Hortensie vor vier Wochen, und seitdem fast täglich, beschrieben hatte. Jetzt bin auch ich dessen überzeugt. Da nun so viel eingetroffen ist, zweifle ich keinen Augenblick, Sie, und kein Anderer, werden mein Kind retten, und mir alles Glück des Lebens zurückgeben können.“

Er schwieg und wartete meine Antwort ab. Ich saß lange ungewiß und schweigend; in meinem Leben war mir solche Seltsamkeit nicht begegnet. Was Sie mir sagen, Herr Graf, ist etwas unbegreiflich, und daher, mit Ihrer Erlaubniß, auch wohl etwas unglaublich. Ich bin, oder vielmehr, ich war nichts, als Künstler. Von Arzneikunst verstehe ich nichts.“

„Es ist uns vieles unbegreiflich im Leben; aber das Unbegreifliche ist nicht alles unglaublich, besonders wenn wir die Wirklichkeit nicht wegläugnen können und die Erscheinngen vor uns stehen, deren Ursachen uns verborgen liegen. Sie sind kein Arzt. Es mag sein. Aber diejenige Macht, welche meiner Tochter Ihr Dasein in der Welt offenbarte, zweifeln Sie keinen Augenblick, hat auch Sie zum Retter derselben bestimmt. Ich war in jüngern Jahren Freigeist, der kaum Gott glaubte, und kann nun im Alter noch dahin gelangen, Teufeleien, Hexereien, Gespensterspuk und Kobolds unfug, trotz einem alten Bauerweibe, für möglich zu halten. Erklären Sie sich daraus, lieber Faust, sowohl meine Zudringlichkeit, als meine Anerbietungen. Jene ist einem Vater, der in ewiger Angst um sein einziges Kind lebt, verzeihlich; diese sind für solch eines theuern Lebens Rettung nicht zu groß. Ich sehe ein, alles das muß Ihnen unerwartet, abenteuerlich, romanhaft vorkommen. Aber bleiben Sie mit uns, Sie werden Zeuge viel unerwarteter Dinge sein! Wollen Sie ausser den Reisezerstreuungen Beschäftigung? Es hängt von Ihnen ab, dieselbe zu wählen. Ich werde Ihnen keine Arbeit aufdringen. Bleiben Sie nur mein treuer Gesellschafter, mein Trost. Es steht mir noch eine schwere Stunde bevor, die vielleicht nahe ist. Eine Person aus unserer Reisegesellschaft wird eines plötzlichen, und, wenn ich recht verstanden habe, ungewöhnlichen Todes sterben. Meine Tochter hat es vorhergesagt — es wird erfolgen. Ich zittere dem fatalen Augenblick entgegen, den ich mit meinem ganzen Vermögen nicht loskaufen kann. Ich bin ein sehr unglücklicher Mann.“

Er sprach noch mehr und ward dabei weichmüthig bis zu Thränen. Ich befand mich in sonderbarer Verlegenheit. Alles, was ich gehört hatte, erregte bald mein Erstaunen, bald meinen gerechten Zweifel. Ich hatte oft Lust, Verdacht in die richtige Urtheilskraft des Grafen zu setzen, oft in meine eigene. Endlich faßte ich frisch den Entschluß, das wunderbare Abenteuer zu bestehen, es werde daraus, was es wolle. Den Grafen für einen Betrüger zu halten, dünkte mich ungerecht, und in Gottes weiter Welt war ich ohne Beruf und Versorgung.

„Ich thue auf Ihre freigebigen Anerbietungen Verzicht, Herr Graf!“ sagte ich: „Geben Sie mir soviel, als ich zur Noth bedarf. Ich will Sie begleiten. Mir ist's genug, wenn ich hoffen darf, zu Ihrem Glück und zur Rettung Ihrer Tochter beitragen zu konnen, wiewohl ich auf keine Weise noch das Wie? begreife. Eines Menschen Leben ist viel werth. Ich will stolz werden, wenn ich einst glauben dürfte, ein Menschenleben gerettet zu haben. Aber von Allem, was Sie mir versprachen, sage ich Sie los. Ich thue nichts für Geld. Hingegen will ich auch dabei meine Unabhängigkeit behaupten. Ich werde in Ihrem Gefolge bleiben, so lange ich Ihnen von einigem Vortheil sein kann, oder ich mein Leben in Ihrem Dienste behaglich finde. — Wollen Sie diesen Vertrag annehmen, so gehöre ich Ihnen. Stellen Sie mich dann Ihrer Kranken vor.“

Des Grafen Augen glänzten vor Freude. Er schloß mich stumm in seine Arme und drückte mich an seine Brust, indem er blos seufzte: „Gottlob!“ Nach einer Weile sagte er: „Morgen sollen Sie meine Tochter sehen. Sie hat sich jetzt schon zur Ruhe begeben. Ich muß sie auf Ihr Hiersein vorbereiten.“

„Auf mein Hiersein vorbereiten?“ fragte ich verwundert. „Sagten Sie mir nicht erst vor wenigen Augenblicken, sie habe Ihnen meine Ankunft angezeigt, meine Person beschrieben?“

„Verzeihen Sie, lieber Faust, ich vergaß Ihnen noch einen einzigen Umstand zu bemerken. Meine Tochter ist gleichsam eine doppelte Person. Was sie im Zustand ihrer Entzückungen, wenn ich so

sagen darf, hört, sieht, weiß und sagt, davon ist ihr kein Wort bewußt, wenn sie im natürlichen Zustande ist. Sie erinnert sich aus dem Zeitraum ihrer Entzückung nicht der geringsten Kleinigkeit, und würde selbst bezweifeln, daß sie das gesprochen und gethan habe, was wir ihr erzählen, wenn sie nicht alle Ursache hätte, meinen Worten Glauben beizumessen. In den Stunden der Entzückung allein erinnert sie sich jedes in ähnlichen Zuständen Vorangegangenen, so wie der Begebenheiten, die sie im gewöhnlichen und natürlichen Zustande erlebt hat. Sie hat Sie nur während den Entzükkungen gesehen und beschrieben; aber weiß ausserhalb derselben nichts von Ihnen, als was wir ihr, als Wiederholung ihrer eigenen Aeusserungen, zu sagen wußten. Sie sind ihr daher gänzlich unbekannt. Warten wir nur einen ihrer ausserordentlichen Augenblicke ab; ich zweifle nicht, sie werde sich Ihrer dann sogleich erinnern.«

In einer mehrstündigen Unterhaltung erfuhr ich vom Grafen noch, wie seine Tochter schon vor Jahren, selbst als Kind schon, Neigung zum Nachtwandeln gehabt habe. In dem Zustande des Nachtwandelns habe sie, ohne sich nachher dessen erinnern zu können, mit geschlossenen Augen das Bett verlassen, sich angekleidet, Briefe an Abwesende geschrieben, oder auf dem Klavier die schwersten Tonstücke gespielt, und hundert andere Kleinigkeiten mit einer Geschicklichkeit verrichtet, die sie im wachenden Zustande weder besessen, noch später gewinnen konnte. Der Graf glaubte, daß das, was er jetzt bald Entzückung, bald Verklärung hieß, nichts anderes, denn ein höherer Grad des Nachtwandelns sei, der aber seine Tochter bis zum Sterben schwäche.

Eine schreckliche Begebenheit.

Es mochte schon ziemlich spät sein, als ich das Zimmer des Grafen verließ. Im Wirthszimmer war niemand, als der alte Sebald, der sich noch beim Weine gütlich that.

»Herr,« sagte er, »reden Sie doch ein wenig Deutsch mit mir, damit ich meine ehrliche Sprache nicht ganz und gar verlerne; es wäre wahrhaftig Schade darum. Sie haben den Herrn Grafen gesprochen?«

»Ich habe ihn gesprochen. Ich werde jetzt mit nach Italien reisen, und in Eurer Gesellschaft bleiben.«

»Vortrefflich! Es thut mir immer wohl, ein deutsches Gesicht mehr in der Nähe zu haben. Denn die Italiener sollen böse Finken sein, wie ich mir habe sagen lassen. Nun, bis auf unsere besessene Gräfin wird Ihnen Alles in der Gesellschaft gefallen. Und da Sie doch nun einmal zu uns gehören, darf ich Ihnen schon offener von unsern Sachen reden. Der Graf wäre ein braver Herr, wenn er nur lachen könnte. Er hat es, glaube ich, nicht einmal gern, wenn man lacht. Was um ihn her ist, macht immer ein Gesicht, wie zum jüngsten Tage. Die alte gnädige Frau wäre auch recht brav, aber sie zankt gern, wenn nicht gleich Alles auf ihren Wink her und hin fliegt. Ich glaube, sie reist blos wegen der schönen gebrannten Wasser nach Italien, denn sie liebt mitunter ein Gläschen Likör. Die junge Gräfin wäre auch nicht übel, wenn sie nicht ausser ihrem Stolz eine Armee Teufel im Leibe hätte. Wer bei der in Gnaden stehen will, muß auf allen Vieren kriechen. Bücken Sie sich nur fleißig vor ihr. Doktor Walter wäre von uns allen der Beste, wenn er nur die Kunst verstände, den Teufel zu bannen. Daher ist mein Kamerad Thomas . . .«

In diesem Augenblick sprang der Wirth herein voller Entsetzen, und rief seinen Leuten: »Hilfe! Hilfe! es brennt!«

»Wo brennt's?« fragte ich erschrocken.

»Droben in einem Zimmer. Ich sah, da ich draussen gegen das Haus ging, am Fenster die hellen Flammen!«

Er lief fort. Im Hause entstand Geschrei und Getümmel. Ich wollte hinaus. Sebald, blaß wie ein Leichnam, hielt mich mit beiden Armen. »Jesus Marie! was ist denn wieder geschehen?« Ich sagte ihm auf Deutsch, er solle Wasser suchen; es sei im Hause Feuer ausgebrochen. »Wieder ein Teufelsstück!« seufzte er und eilte in die Küche.

Man lief die Treppen auf und ab. Es hieß, das Zimmer, in welchem es brenne, sei verschlossen; man suchte Werkzeuge, die Thür aufzusprengen. Sebald war eben so bald, als ich, mit einem Eimer Wassers oben. Als er die Thür erblickte, gegen welche sich Alles drängte, rief er: »Jesus Marie; das ist das Zimmer der alten gnädigen Frau!«

»Sprengt auf!« rief Graf von Dormegg mit wahrer Todesangst: »Spengt auf, die Frau von Montlue schläft darin; sie muß sonst ersticken.«

Indem kam der Mann mit einer Axt. Nicht ohne Mühe erbrach er die starke, wohleingefugte Eichenthür. Alles wollte hineindrängen, aber jeder prallte schaudernd zurück.

Es war finster im Zimmer. Nur im Hintergrunde beim Fenster spielten am Fußboden bläulich-gelbe Flammen, die aber bald erloschen. Ein unaussprechlich scharfer Gestank wehte uns bei der Eröffnung der Thür entgegen. Sebald schlug ein Kreuz und stürzte im vollen Sprung die Treppe hinab. Einige Mägde thaten, wie er. Der Graf schrie um Licht. Es ward gebracht. Ich ging durch das Zimmer, um die Fenster aufzureissen. Der Graf zündete zum Bett. Es war leer und unberührt, auch nirgends Rauch. Am Fenster war der Gestank so heftig, daß mir übel ward.

Der Graf rief den Namen der Frau von Montlue. Wie er aber mit der brennenden Kerze trat, sah ich zu meinen Füßen — man denke sich mein Entsetzen! — einen großen, schwarzen Aschenfleck, und daneben einen zur Unkenntlichkeit verbrannten Todtenkopf, einen Arm mit der Hand, — auf einer andern Stelle drei Finger mit goldenen

Ringen, und den Fuß eines Frauenzimmers, nur zum Theil verkohlt.

„Großer Gott!“ rief der Graf erblassend: „Was ist das?“ Er betrachtete schaudernd die Ueberbleibsel der menschlichen Gestalt. Er sah die Finger mit den Ringen, und sprang mit lautem Schrei zurück, dem eintretenden Doktor entgegen: „Frau von Montlue ist verbrannt, und doch kein Feuer, kein Rauch! Unbegreiflich!“ —

Er schwankte zurück, um sich noch einmal von seiner Entdeckung zu überzeugen. Dann gab er die Kerze hinweg, faltete die Hände starr vor sich hin, und ging todtenbleich hinaus.

Ich selbst stand da, wie von dem unerhörten, abscheulichen Schauspiel versteinert. Alles, was diesen Tag begegnet, das Wunderbare, was gesagt worden war, hatte mich so sehr betäubt, daß ich stumpf und gefühllos den schwarzen Staub, die Kohlen, die ekelhaften Reste eines menschlichen Leichnams zu meinen Füßen betrachtete. Bald hatte sich das Zimmer mit Knechten und Mägden des Wirthshauses angefüllt. Ich hörte ihr Flüstern, ihr Schleichen — es dünkte mich, als stände ich zwischen Gespenstern. Die Ammenmährchen meiner Kinderjahre schienen zur Wirklichkeit aufzureifen.

Als ich zu mir selber kam, arbeitete ich mich hinaus aus dem Zimmer — ich wollte hinab in die Wirthsstube. Im gleichen Augenblicke öffnete sich seitwärts eine Thür. Es trat, unterstützt von zwei Frauenzimmern, deren jedes eine brennende Kerze trug, eine junge Dame hervor, im leichten Nachtgewande. Ich blieb wie geblendet bei diesem neuen Anblick stehen. So viel Adel in Gestalt, Bewegung und Zügen des Antlitzes hatte ich weder in der Wirklichkeit, noch in den Schöpfungen der Maler und Bildhauer, noch in meinen eigenen Träumen gefunden. Alles Schaurige des vorigen Augenblicks war fast vergessen; ich nur Auge und Bewunderung. Die junge Schöne schwankte jenem Zimmer entgegen, wo sich das furchtbare Wunder zugetragen hatte. Als sie die Knechte und Mägde gewahr ward, stand sie still und rief in deutscher Sprache mit gebietender Stimme: „Treibt mir das Gesindel hinweg!“ Sogleich war einer von des Grafen Bedienten geschäftig, ihren Befehl zu vollstrecken. Er that es mit so unhöflicher Strenge, daß er Alle, und mich mit ihnen, vom Gange hinweg der Treppe zudrängte.

„Hat es jemals Feen gegeben,“ dachte ich, „diese ist eine!“

In der Wirthsstube saß Sebald todtenblaß beim Wein.

„Habe ich's nicht gesagt?“ rief er mir entgegen. „Einer von uns mußte dran! Die Besessene oder vielmehr der leidige Satan hat es nicht anders gewollt. Da muß der Eine Hals und Bein brechen, die Andere bei lebendigem Leibe verbrennen. Gehorsamer Diener, ich nehme morgen Abschied, sonst kommt die Reihe auch an meine Wenigkeit. Wer so klug ist, wie ich, reiset nicht mit zur Hölle. In Italien sollen sogar die Berge Feuer speien. Gott bewahre mich, daß ich einem zu nahe käme. Ich müßte gewiß der erste Braten des Molochs sein, denn ich bin viel zu fromm, und doch zu allen Stunden — kein Heiliger.“

Ich erzählte ihm von der jungen Dame.

„Das war sie!“ rief er: „Das war die Gräfin, Gott sei bei uns! die hat vermuthlich schnobern wollen nach dem verbrannten Gericht! Machen Sie sich morgen mit mir aus dem Staube. Ihr liebes junges Leben erregt mein aufrichtiges Erbarmen.“

„Also die Gräfin Hortensie?“

„Wer denn anders? Hübsch ist sie, darum hat sich auch der Oberste der Teufel selber in sie vergafft, aber...“

Indem ward Sebald zum Grafen gerufen. Er ging oder taumelte davon, indem er einen schweren Seufzer ausstieß.

Die Begebenheit hatte das ganze Haus mit Lärmen erfüllt. Ich saß träumend auf meiner Bank, mir unter den Wunderdingen selbst fremd. Aber die göttliche Gestalt der jungen Gräfin, vom blendenden Lichtglanz umflossen, schwebte vor meinem innern Blick.

Spät nach Mitternacht führte mich der Wirth in ein Kämmerlein, wo er mir das Lager anwies.

Antipathie.

Ich hatte nach den Ermüdungen der vergangenen Tage festen Schlaf bis gegen Mittag. Als ich erwachte, dünkte mich die Geschichte des Gestrigen wie fiebergebornes Hirngespinnst, wie Geschichte eines Rausches. Ich konnte mich nicht von der Wahrheit der Vorfälle überzeugen, und sie nicht bezweifeln. Doch sah ich nun Alles in größerer Heiterkeit des Gemüths. Ich wankte keinen Augenblick länger, dem Grafen von Hormegg Wort zu halten. Vielmehr schien mein Schicksal so ganz neuer und wunderbarer Art zu sein, daß ich ihm mit Lust und Neugier folgte. Denn was hatte ich in Deutschland zu verlieren, was überall im Leben? Was konnte ich wagen im Gefolge des Grafen? Am Ende hing es immer von mir ab, den Faden des Romans abzureissen, sobald mir seine Länge widerlich werden würde.

Als ich in die Wirthsstube trat, fand ich sie mit Ortsvorstehern, Polizeibeamten, Kapuzinern und Bauern der benachbarten Gegend angefüllt, welche von Amts wegen oder aus Neugier sich hieher begeben hatten. Kein einziger von ihnen bezweifelte, daß der Tod der verbrannten Dame Wirkung des Teufels gewesen sei. Der Graf hatte zwar die Ueberreste des unglücklichen Frauenzimmers beerdigen lassen durch seine eigenen Leute; aber das ganze Haus mußte laut Gutachten der ehrwürdigen Väter Kapuziner geweiht und gesegnet und damit von den letzten Spuren eines bösen Geistes gereinigt werden. Das machte große Unkosten. Es war Rede davon, daß man uns verhaften und den Gerichten vorstellen müsse; nur

war noch Streit darüber, ob wir der weltlichen oder geistlichen Obrigkeit zu überantworten wären. Die meisten Stimmen sprachen dafür, uns nach Udine vor den Erzbischof zu führen.

Der Graf, des Italienischen nicht mächtig, war froh, als er meiner gewahr ward. Er hatte schon, zur Bestreitung der durch das ausserordentliche Ereigniß veranlaßten Unkosten, vergebens ein schönes Stück Geld geboten. Er ersuchte mich, in seinem Namen die Sache mit den Leuten abzuthun.

Ich trat sogleich mit den Kapuzinern und Vorstehern zusammen; erklärte ihnen, daß ich eigentlich mit den Fremden bisher so wenig in Verhältnissen gewesen wäre, wie sie selbst, und gab ihnen zwei Dinge zu erwägen: entweder wäre das Unglück mit dem Brande sehr natürlich zugegangen, wenigstens ohne Antheil des Grafen — in dem Fall würden sie sich durch Verhaftung eines so vornehmen Herrn Unannehmlichkeit zuziehen; oder er stände wirklich mit bösen Geistern im Bunde — in dem Fall könnte er ihnen, ihrem Kloster, ihrem Orte, aus Rache, einen bösen Possen spielen. Am gerathensten sei, des Grafen Geld zu nehmen und ihn ziehen zu lassen: so hätten sie keine Verantwortung oder Rache zu fürchten, und in jedem Falle gewonnen. Meine Gründe leuchteten ein. Das Geld ward ausgezahlt. Wir empfingen unsere Pferde, stiegen auf und reisten ab. Der Himmel hellte sich auf.

Die Gräfin mit den Frauenzimmern und der übrigen Dienerschaft war schon mehrere Stunden zuvor abgegangen; nur der Graf war mit einem Bedienten zurückgeblieben. Unterwegs fing er an, von der schrecklichen Geschichte des gestrigen Abends zu reden. Er sagte, seine Tochter sei davon sehr ergriffen worden. Sie habe einige Stunden an Krämpfen und Zuckungen gelitten, dann aber einen sanften Schlaf gethan, beim Erwachen viel Ruhe gezeigt, doch begehrt, das Unglückshaus auf der Stelle zu verlassen.

Vermuthlich, um mich auf meinen künftigen Stand vorzubereiten, setzte er hinzu: „Ich muß meinem kranken Kinde vieles nachgeben und verzeihen. Sie ist von unbesiegbarem Eigensinn: jeder Widerspruch treibt sie bei ihrer ausserordentlichen Reizbarkeit zum Zorn, und ein kleiner Verdruß ist genug, ihr mehrtägiges Leiden zu verursachen. Ich habe ihr Ihre Ankunft gemeldet. Sie hörte es gleichgültig an. Ich fragte, ob ich Sie ihr vorstellen dürfe? Ihre Antwort war: „Halten Sie mich für so neugierig? Es hat damit Zeit, bis wir in Venedig sind.“ — Doch denke ich immer, wir erhalten unterwegs Gelegenheit genug. Lassen Sie sich, lieber Faust, die Launen meiner Tochter nicht verdriessen; sie ist eine kranke Unglückliche, die wir mit Glimpf behandeln müssen, wenn wir sie nicht in's Grab stürzen wollen. Sie ist mein einziges Gut, meine letzte Freude auf Erden. Der Verlust der Frau von Montlue scheint ihr eigentlich nicht schmerzhaft zu sein, denn sie fing an, ihr seit der letzten Zeit abgeneigter zu werden, ich weiß nicht aus welcher Ursache. Vielleicht war ihr an derselben die kleine, gewiß nie übertriebene Neigung zu starken Getränken zuwider. Auch behauptet Doktor Walter, diese Neigung habe die Selbstentzündung der Frau verursacht, die sonst sehr brav und meiner Tochter und mir sehr anhänglich war. Ich beklage ihren Verlust sehr. Doktor Walter erzählte mir mehrere Beispiele, die jedoch äusserst selten sein müssen, von Selbstentzündungen menschlicher Körper, wodurch diese in wenigen Augenblicken eingeäschert werden. Er suchte mir diese Erscheinung auf sehr natürliche Art zu erklären. Ich verstehe und begreife aber davon nichts. Nur soviel weiß ich, diese Flammenpforte des Todes ist eine der schauderhaftesten.“

So sprach der Graf, und dies ungefähr war der Stoff unserer Unterhaltungen, bis Venedig. Denn die junge Gräfin, so geschwächt ihr Körper auch war, so sehr auch ihr Vater und ihr Arzt dagegen Einwendungen machten, hatte nun einmahl die Laune, ohne längern Aufenthalt, als Nachtruhe forderte, ihre Reise bis Venedig in beträchtlichen Tagereisen zu machen. Auch hatte ich nicht die Gnade, ihr vorgestellt zu werden. Ja, ich mußte mich immer in beträchtlicher Ferne von ihr halten, weil ich leider nichts weniger als des Glücks theilhaftig war, ihr zu gefallen.

Sie ward in einer Sänfte getragen. Bediente liefen zu Fuß neben her; die Frauenzimmer fuhren, der Graf desgleichen in einem besondern Wagen. Der Doktor und ich ritten.

Als mich die Gräfin eines Morgens, da sie aus einem Gasthofe trat, um in die Sänfte zu steigen, erblickte, sagte sie zum Doktor Walter: „Wer ist denn der Mensch, welcher immer und ewig hinter uns hertrabt?“

„Herr Faust, gnädige Frau.“

„Eine widerliche Figur; schickt ihn zurück.“

„Sie haben ihn selbst verlangt. Seinetwillen geschah die Reise. Betrachten Sie ihn als die Arzenei, die Sie sich selbst verordneten.“

„Er hat das Ekelhafte mit jeder Arznei gemein.“

Ich war nahe genug, dies für mich gar nicht schmeichelhafte Gespräch zu hören, und weiß nicht, welche Miene ich dazu machte. Doch erinnere ich mich sehr gut, daß ich beinah empfindlich ward. Wäre der Graf nicht so gütig gewesen, ich hätte die grillenhafte Venus auf der Stelle im Stich gelassen. Ich möchte eben nicht behaupten, daß ich ein schöner Mann gewesen; aber doch wußte ich schon, daß ich den Weibern nicht zu mißfallen pflegte. Man hatte mir wenigstens gesagt, mein Wuchs, meine gelben Haare, meine blauen ehrlichen Augen wären nicht widerlich. Ich hatte dies für baare Münze angenommen, ohne mir viel darauf zu gute zu thun. Allein jetzt nur wie ekelhafte Arzenei geduldet zu sein, das war für die Eitelkeit eines jungen Menschen zu hart, und noch dazu eines solchen, der, wäre er Fürst oder Graf

gewesen, kein Bedenken getragen haben würde, sich zu den Anbetern der reizenden Hortensie zu gesellen.

Inzwischen blieb es dabei. Die Gräfin erreichte Venedig ohne besondern Unfall, und ihre Arzenei folgte gehorsam nach. Man bezog einen prächtigen Pallast; ich erhielt darin meine besondern Zimmer, sogar meinen eigenen Bedienten. Der Graf von Hormegg lebte, wie man zu sagen pflegt, auf großem Fuß. Er hatte unter dem venezianischen Adel viele Freunde.

Die Verklärung.

Wir mochten vier Tage zu Venedig gewesen sein, als ich an einem Nachmittag eiligst zum Grafen berufen ward. Er empfing mich mit einer mehr als gewöhnlich heitern Miene.

„Meine Tochter", sprach er, „hat nach Ihnen verlangt. Zwar geht kein Tag vorüber, an welchem sie nicht ihre bekannten Zufälle hat; aber erst heute wieder, und zwar jetzt erst, begehrte sie Ihre Gegenwart. Treten Sie mit mir in ihr Zimmer, doch leise. Jedes Geräusch stürzt sie in gefährliche Krämpfe."

„Aber," fragte ich mit heimlichem Grauen, „was wollen Sie, daß ich thun soll?"

„Wer kann es wissen? Erwarten Sie es von der Zukunft. Gott möge Alles leiten."

Wir traten in ein großes, mit grünen seidenen Teppichen umhangenes Prachtzimmer. Die zwei Kammerfrauen lehnten schweigend und ängstlich am Fenster; der Doktor saß auf einem Sopha, die Kranke betrachtend. Diese aber stand fast in der Mitte des Zimmers aufrecht, mit geschlossenen Augen, einen der schönen Arme niederhangend, den andern halb erhoben, starr und unbeweglich, wie eine Bildsäule. Nur das Beben ihres Busens verrieth Odem. Die feierliche Todesstille, welche hier herrschte, dann die götterhafte Gestalt Hortensiens, auf welche alle Blicke gerichtet waren, erfüllten mich mit unwillkührlichem, doch angenehmem Grauen.

Sobald ich hineintrat in das stille Heiligthum, sagte die Gräfin, ohne ihre Augen zu öffnen, ohne ihre Stellung zu ändern, mit unbeschreiblich süßer Stimme: „Endlich, Emanuel! Warum bleibst du so fern? — O tritt herzu, segne sie, daß sie von ihren Schmerzen genese!"

Vermuthlich machte ich zu dieser Anrede, von der ich nicht wußte, ob sie mir galt, ein etwas albernes Gesicht. Der Graf und der Doktor winkten mir, näher zu treten, und gaben mir ein Zeichen, ich solle gleich einem Priester gegen sie das Zeichen des Kreuzes machen, oder ihr segnend die Hände auflegen.

Ich näherte mich, erhob meine Hände über ihr wunderliebliches Haupt; doch sie anzurühren fehlte es meiner Ehrfurcht an Muth. Ich ließ die Hände langsam wieder sinken. Hortensia's Miene schien Unwillen zu verrathen. Ich hob noch einmal die Hände, und hielt dieselben ausgestreckt gegen sie, ungewiß, was ich anzufangen habe. Ihre Gebehrden erheiterten sich. Das bewog mich, in dieser Stellung zu bleiben. Meine Verlegenheit aber stieg, als die Gräfin sagte: „Emanuel, noch ist dein Wille nicht, ihr beizustehen. O nur deinen Willen gib, deinen Willen! Du bist ja mächtig, dein Wille vermag Alles.

„Gnädigste Gräfin," sagte ich, „zweifeln Sie an allem, nur nicht an meinem Willen, Ihnen zu helfen." — Ich sagte das wahrhaftig im höchsten Ernste. Denn hätte sie gefordert, mich für sie in's Meer zu stürzen, ich würde es mit Freuden gethan haben. Mir war's, als stände ich vor einer Gottheit. Dies zarte Ebenmaß der Glieder, diese Herrlichkeit aller Formen, dies Antlitz, welches einer Ueberirdischen anzugehören schien, hatte meine Seele gleichsam entkörpert. Nie hatte ich das Holdselige und Erhabene so gepaart erblickt. Hortensia's Gesicht, obwohl immer voll großer Lieblichkeit, war, wie ich es bisher, freilich nur flüchtig oder aus der Ferne, beobachtet hatte, gewöhnlich blaß, leidend und düster; jetzt ein ganz anderes. Eine ungemein feine Röthe überstrahlte ihre Mienen, wie rosenfarbener Wiederschein; in allen Zügen schwamm ein Licht, das der Mensch im gemeinen Leben weder durch Natur noch Kunst haben kann. Der Ausdruck des Ganzen war ein feierliches Lächeln, und doch kein Lächeln, sondern mehr ein innerliches Entzücken. Mit Recht ward von ihren Begleitern dieser wunderbare Zustand Verklärung geheißen — aber solche Verklärung sah und ahnete noch kein Bildner im Augenblick seiner Begeisterung. Nun denke man sich dazu die bildsäulenhafte Stellung, die Marmorstille der Züge, die wie zum Schlafe geschlossenen Augen. Nie hatte ich, wie hier, grauenhaftes Entzücken empfunden.

„O Emanuel!" sagte sie nach einer Weile: „Nun ist dein Wille ernst. Nun weiß sie, durch dich werde sie genesen. Dein Haupthaar fliegt in goldenen Flammen; deinen Fingern entströmen silberne Lichtstrahlen; du schwebst in klarer Himmelsbläue. O wie begierig saugt ihr ganzes Wesen diesen Glanz ein, diese heilbringende Lichtfluth."

Bei solchen etwas dichterischen Redensarten fiel mir unwillkührlich die „Arzenei" ein, mit der ich vor einigen Tagen die traurige Ehre hatte, verglichen zu werden, und ich bedauerte im Stillen, von den Gold- und Silberstrahlen nichts zu bemerken.

„Zürne ihr nicht in deinen Gedanken, Emanuel!" sagte Hortensie: „Zürne ihr nicht, der Schwachen, und ihrem krankhaften Witze nicht, daß sie dich mit bittern Heilmitteln verglich. Sei edler, als die Unbesonnene, von Schmerzen Verführte, von irdischen Schwächen oft dem Wahnsinn Hingegebene!"

Der Doktor warf mir bei diesen Worten einen lächelnden Blick zu; ich dem Doktor, aber mit

der Gebehrde des Erstaunens, nicht darum, daß die stolze Schöne sich zu einer Abbitte erniedrigte, sondern daß sie meine Gedanken errathen zu haben schien.

„O zerstreue deine Aufmerksamkeit nicht, Emanuel!“ sagte die Verklärte schnell: „Du redest mit dem Arzte. Wende deinen Sinn allein ihr und ihrer Rettung zu. Es thut weh, wenn dein Gedanke einen Augenblick lang von ihr läßt. Beharre im festen Verlangen, ihr ganzes halb aufgelöstes Wesen mit der wohlthätigen Macht deines Lichts zu durchströmen. Siehst du, wie dein Wille stark ist? Die erstarrten Fasern erweichen und schmelzen, wie Reif des Winters am Sonnenblick.“

Indem sie dies sprach, sank ihr erhobener Arm. Es kam Bewegung und Leben in die Gestalt. Sie verlangte einen Sessel. Der Doktor brachte ihr einen, wie im Zimmer standen, mit grünseidenen kostbar gestickten Polstern. „Nicht solchen!“ sagte sie. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Den mit gestreifter Leinwand überzogenen Lehnstuhl, welcher im Zimmer Emanuels, vor seinem Schreibtische steht. Den bringet ihr für immer.“

Allerdings erregte mir ihre genaue Kenntniß meines Zimmers Verwunderung. Wirklich hatte ich den Lehnstuhl erst vor dem Schreibtische stehn lassen; die Gräfin aber mein Zimmer nie gesehen. Da ich einer der Kammerfrauen den Schlüssel der Stube reichte, sagte Hortensie: „Ist das also der Schlüssel gewesen? Ich erkannte den dunkeln Flecken nicht. Du hast in der linken Tasche deiner Weste noch einen Schlüssel; entferne ihn von dir.“ Ich that es. — Es war der Schlüssel meines Schranks.

Sobald der Lehnstuhl gebracht war, setzte sie sich, und wie es schien mit Wohlbehagen, in denselben. Mir befahl sie, nahe vor ihr zu stehen, die beiden Hände gegen sie ausgestreckt, die Fingerspitzen in der Richtung gegen ihre Herzgrube.

„Gott, welcher Wonne ist der Mensch fähig!“ sagte sie. „Emanuel, gib ihr dein Wort, sie beschwört dich: verlasse sie nicht, bis die Zerrüttung ihres Innern hergestellt, ihre Heilung vollendet ist. Würdest du sie verlassen, sie müßte elendiglich umkommen. An dir hängt ihr Leben.“

Ich versprach mit Entzücken und Stolz, Verwahrer und Schutzengel eines so köstlichen Lebens zu sein. „Achte auch nicht,“ fuhr sie fort, „wenn sie im Zustande des irdischen Wachens dich verkennt. Vergib ihr, denn sie ist eine Unglückliche, die nicht weiß was sie thut. Alle Laster sind Krankheiten im Sterblichen, welche die Macht des Geistes lähmen.“

Sie ward gesprächig, und weit entfernt, meinen Fragen zu zürnen, schien sie dieselben mit Wohlgefallen zu hören. Ich äusserte ihr meine Verwunderung über die Seltsamkeit ihres Zustandes. Nie hätte ich gehört, daß eine Krankheit den Menschen gleichsam göttlicher mache; daß er mit geschlossenen Augen das Riegesehene und Weitentfernte erkenne, selbst die Gedanken eines Andern wisse. Ich müsse glauben, ihr Zustand, der mit Recht einer Verklärung gliche, sei das Vollendetste aller Gesundheit.

Nach einem minutenlangen Schweigen — immer ging solches ihren Antworten vorher — sagte sie: „Sie ist gesund, wie ein Sterbender, dessen Stoffe aus einander fallen wollen. Sie ist gesund, wie sie sein wird, wenn das Menschliche aufhört und der Leib zerbricht, die irdische Lampe des ewigen Lichtes.“

„Diese Erklärung“, sagte ich, „läßt mir Alles dunkel.“

„Dunkel, Emanuel? Aber du wirst es erfahren. Sie weiß vieles und kann es doch nicht sagen; sie schaut vieles hell, vieles dämmerig, und kann es doch nicht nennen. Siehe, der Mensch ist zusammengefügt aus allerlei Wesen, die binden und gestalten sich zusammen, wie um einen einzigen Punkt, und dadurch wird er Mensch. So sind alle Theilchen einer Blume zusammengehalten, wodurch die Blume wird. Und weil eins das andere hält und bindet, beschränkt eins das andere, und keines ist alles, was es für sich sein könnte, weil alles nur den Menschen machen soll und anderes nicht. Die Natur ist wie ein unendlicher Ozean von Helligkeit, in welchem sich einzelne dichtere Punkte zusammenziehen. Das sind Geschöpfe. Oder wie ein weiter Glanzhimmel, in welchem Lichttropfen zusammenrinnen zu Sternen. Alles was in der Welt ist, das ist zusammengeronnen aus dem Aufgelöseten, das überall ist, und sauget immer mehr ein, und löset sich eben darum wieder in Allem auf, weil es nicht bestehen kann. So ist der Mensch eine aus mannigfaltigen Wesen des Alls erwachsene, umherschwimmende Blume. Aber damit der Mensch sei, haben sich um ihn geringere Wesen legen müssen, die ihn tragen sollen. Wie sie ihn tragen, nehmen sie ihm die Freiheit, die seinem Wesen eigen ist. Er leidet aber an der Freiheit, damit er Mensch sei und gleichgeformten Wesen enger angehöre, die Menschen sind. Die fremden Dinge oder Wesen aber, die sich um uns anlegen, bilden den Leib. Der Leib ist aber nur die Schale eines himmlischern Leibes. Der himmlischere Leib heißt Seele. Die Seele aber ist Verhüllung des Ewigen. Nun ist die irdische Schale an der Kranken gebrochen, darum strömt ihr Licht aus, ihre Seele tritt mit allem in Verbindung, wovon sie sonst durch die gesunde Schale getrennt war, und sieht und hört und fühlt ausser derselben und inner derselben. Denn nicht der Leib empfindet, er ist nur ein todter Träger der Seele. Ohne sie sind Auge, Ohr und Zunge dem Steine gleich. Kann nun die irdische Schale der Kranken nicht gesunden, Emanuel, durch dich: so wird sie ganz zerbrechen und abfallen. Dann gehört die Kranke nicht mehr den Menschen, weil sie nichts Menschliches besitzt, sich ihnen mitzutheilen.“

Sie schwieg. Ich horchte, als spräche sie Of-

fenbarungen aus fremden Welten. Ich verstand nichts, und ahnete doch, was sie dachte. Der Graf und der Arzt hörten sie mit gleichem Erstaunen an. Beide versicherten mich nachher, Hortensie habe nie so heiter, so anhaltend und gleichsam überirdisch geredet, wie diesmal; vielmehr nur abgebrochen, oft unter Schmerzen; oft sei sie in entsetzliche Verzuckungen gerathen, oder viele Stunden lang in Erstarrung gelegen. Auch habe sie höchst selten nur auf Fragen geantwortet. Jetzt schien das Gespräch sie gar nicht zu ermüden.

Ich machte sie auf ihre Schwäche aufmerksam, und fragte, ob langes Reden ihre Kräfte nicht erschöpfe? Sie versicherte: „Gar nicht! Ihr ist wohl. Ihr wird immer wohl sein, wenn du bei ihr bist. In sieben Minuten wird sie aber erwachen. Sie wird eine ruhige Nacht haben; doch morgen Nachmittag um drei Uhr kehrt ihr Schlaf zurück; dann fehle nicht, Emanuel. Fünf Minuten vor drei Uhr werden Krämpfe bei ihr eintreten wollen; dann strecke segnend die Hand gegen sie, mit dem Ernste, ihr ein Heiland zu werden. Fünf Minuten vor drei Uhr, und zwar nach der Wanduhr in deinem Zimmer, nicht nach deiner Taschenuhr, welche drei Minuten von jener verschieden geht. Richte diese fleißig nach jener, damit die Kranke nicht darunter leide.“

Sie sagte noch verschiedenes Minderbedeutendes, verordnete, was man ihr nach dem Erwachen zum Trinken, was zum Nachtessen geben solle, wann sie zu Bette gebracht werden müsse und dergleichen. Dann schwieg sie. Die vorige Todtenstille herrschte. Allmälig ward ihr Gesicht bläsſer, wie es gewöhnlich zu sein pflegte; das Leben der Mienen verschwand. Sie schien, obgleich sie die Augen nie geöffnet hatte, so lange ich im Zimmer gewesen war, erst jetzt einschlafen zu wollen oder wirklich zu schlafen. Denn sie hielt sich nicht mehr aufrecht, sondern sank nachlässig zusammen, und nickte mit dem Kopfe, wie Schlafende pflegen. Dann fing sie an, ihre Arme zu dehnen, sich zu strecken. Sie gähnte. Sie rieb die Augen, öffnete sie und ward ungefähr in derselben Minute wach und munter, welche sie vorher bestimmt hatte.

Als sie mich erblickte, schien sie bestürzt. Sie sah sich nach den Andern um. Die Kammerfrauen eilten herbei, auch der Graf und Doktor Walter.

„Was ist gefällig?“ fragte sie mich mit hartem Tone.

„Gnädige Gräfin, ich erwarte nur Ihre Befehle.“

„Wer sind Sie?“

„Faust, Ihnen zu dienen.“

„Ich bin für Ihren guten Willen sehr verbunden; doch erlauben Sie, daß ich allein sein darf!“ sagte sie etwas verdrießlich, verneigte sich stolz gegen mich, stand auf und wandte mir den Rücken.

Ich entfernte mich aus dem Zimmer mit seltsam gemischten Empfindungen. Wie himmelweit war die Wachende von der Schläferin verschieden! Weg waren meine Gold- und Silberstrahlen, weg ihr trauliches Du, das sie so tief in mein Innerstes hineingerufen, und selbst der Name Emanuel, mit welchem sie mich bereichert hatte, galt nicht mehr.

Kopfschüttelnd trat ich in mein Zimmer, halbträumend, wie einer, der Feenmährchen gelesen und sich darin verloren hat, daß er die Wirklichkeit noch für verzaubert hält. Der Lehnstuhl vor meinem Schreibtische fehlte.

Ich setzte einen andern hin, schrieb das Wundermährchen auf, wie ich es erlebt hatte, und von Hortensiens Worten, so viel ich wußte; denn ich fürchtete, einst mir selbst nicht zu glauben, wenn ich es nicht schriftlich vor mir hätte. Versprochen hatte ich, alle Härte zu verzeihen, die sie wachend gegen mich äussern würde. Gern ward ihr von mir vergeben. Nur daß sie so schön war — das konnte ich nicht gleichgültig ertragen.

Eine zweite Verklärung.

Der Graf von Hormegg besuchte mich folgendes Tages auf meinem Zimmer, um mir zu erzählen, welch eine ruhige Nacht Hortensie genossen; wie sie stärker, erquickter sei, als seit langer Zeit. „Ich habe“, sagte er, „beim Frühstück alles erzählt, was gestern vorgegangen ist. Sie schüttelte den Kopf; sie wollte mir nicht glauben; sie sagte: so müsse sie Anfälle von Wahnsinn haben. Sie fing an zu weinen. Ich beruhigte sie. Ich sagte ihr: das werde ohne Zweifel ihre vollständige Genesung herbeiführen; denn in Ihnen, lieber Faust, wohne gewiß eine wunderthuende, Ihnen vielleicht bisher unbekannt gewesene Kraft Gottes. Ich bat sie, Ihnen zu erlauben, ihr auch von Zeit zu Zeit, wenn sie wachend wäre, Gesellschaft zu leisten, denn ich verspräche mir viel von Ihrer Nähe. Aber ich konnte sie dazu nicht bewegen. Sie versicherte, Ihr Anblick hätte Unausstehliches für sie; nur nach und nach vielleicht könne sie sich an Sie gewöhnen. Was wollen wir machen? Erzwingen läßt sich nichts, ohne ihr Leben in Gefahr zu setzen.“

So sprach er, und suchte Hortensien auf alle Weise bei mir zu entschuldigen. Er bewies mir, gleichsam zum Ersatz für Hortensiens beleidigenden Widerwillen, Eigensinn und Stolz, das rührendste Vertrauen; erzählte von seinen Familienverhältnissen, von seinen Gütern, Prozessen und übrigen Unannehmlichkeiten; begehrte meinen Rath, und versprach mir alle seine Papiere zur Einsicht vorzulegen, damit mein Urtheil in seinen Angelegenheiten desto bestimmter würde. Er hielt schon den gleichen Tag Wort. Eingeweiht in alle, auch in die geheimsten seiner Verhältnisse, ward ich ihm täglich vertrauter; und seine Freundschaft schien sich in gleichem Grade zu mehren, als die Abneigung seiner Tochter gegen mich zunahm. Ich führte zuletzt seinen ganzen

Briefwechsel, sogar die Verwaltung seiner Einkünfte, die Ordnung des gesammten Hauswesens, daß ich in Kurzem sein Alles ward. Er hing mit unbedingter Zuversicht an mir, von meiner Redlichkeit, meinem guten Willen überzeugt, und schien nur dann unwillig zu werden, wenn er gewahr ward, daß ich, ausser dem Nöthigsten, für mich selbst nichts begehrte, sogar seine reichen Geschenke standhaft ausschlug. Doktor Walter und alle männliche und weibliche Bediente des Hauses bemerkten bald, welchen ausserordentlichen Einfluß ich eben so schnell, als unerwartet, erlangt hatte. Sie umringten mich mit Höflichkeiten und Schmeicheleien; ich war glücklich durch diese unverdiente, allgemeine Zuneigung. Doch gern würde ich sie hingegeben haben, wenn ich damit die Duldung der feindseligen Gräfin hätte erkaufen können. Sie aber blieb unversöhnlich. Ihre Abneigung schien in Haß zu entarten. Sie warnte ihren Vater vor mir, als einem schlauen Abenteurer und Betrüger. Gegen die Kammerfrauen nannte sie mich nur den Landstreicher, der sich in das Vertrauen des Vaters eingenistet habe. Der alte Graf durfte endlich kaum wagen, meiner in ihrer Gegenwart zu gedenken.

Doch ich will der Geschichte und Zeitfolge der Begebenheiten nicht vorgreifen.

Meine Taschenuhr war gerichtet. Wirklich ging sie um drei Minuten von der Wanduhr verschieden. Fünf Minuten vor drei Uhr Nachmittags, nicht früher, nicht später, trat ich unangemeldet in Hortensiens Zimmer. Es waren die gestrigen Zeugen zugegen. Sie saß in ihrer, nur allein ihr eigenen Holdseligkeit auf einem Sopha, blaß, leidend, in nachdenkender Stellung. Wie sie meiner gewahr ward, warf sie mir einen verächtlich-stolzen Blick zu, stand heftig auf und rief: „Wer gab Ihnen Erlaubniß, ohne Anmeldung und gerades Weges zu mir . . .“

Ein heftiger Schrei und fürchterliche Verzuckungen erstickten ihre Stimme. Sie sank in die Arme der Kammerfrauen. Man brachte den Lehnsessel, welchen sie gestern begehrt hatte. Kaum saß sie in demselben, schlug sie mit geballten Fäusten auf entsetzliche Weise und mit unglaublicher Schnelligkeit ihren Leib, wie ihr Haupt. Ich konnte den grausenhaften Anblick kaum ertragen. Zitternd nahm ich meine gestern vorgeschriebene Stellung ein, die Fingerspitzen meiner beiden Hände gegen sie gerichtet. Sie aber, die Augen krampfhaft verdreht und starr, faßte mit Ungestüm meine Hand, und stieß die Finger derselben mehrmals mit großer Heftigkeit gegen ihren Magen. Ich blieb so. Sie ward bald ruhiger, schloß die Augen und schien einzuschlafen, nachdem sie einen tiefen Seufzer ausgestoßen hatte. Ihr Gesicht verrieth Schmerz. Sie wimmerte einigemal dumpf. Aber auch der Schmerz schien bald zu weichen. Sie seufzte nur ein paarmal noch leise. Ihre Mienen wurden heiterer und stellten bald wieder den Ausdruck innerer Seligkeit dar, während die Bläße des Angesichts von einer milden Röthe überflogen ward.

Nach wenigen Minuten sagte sie: „Du treuer Freund, was wäre ich ohne dich?“ Sie sprach diese wenigen Worte mit einer feierlichen Zärtlichkeit, in welcher sich vielleicht nur die Himmlischen begrüßen mögen. Ihre Töne wiederklangen in allen meinen Nerven.

„Ist Ihnen wohl, gnädige Gräfin?“ fragte ich halblaut, denn ich fürchtete noch, sie werde mir wieder die Thür weisen.

„Sehr, o sehr, Emanuel!“ antwortete sie: „So sehr, wie gestern, wohl noch mehr. Aber es scheint, dein Wille ist entschiedener, deine Kraft erhöhter, ihr zu helfen. Sie athmet, sie schwimmt in dem Glanzkreis, der dich umwallt, und ihr Wesen, durchdrungen von dem deinigen, ist in dir aufgelöset. Könnte sie ewig so sein!“

Uns andern prosaischen Zuhörern war diese Redensart sehr unverständlich, doch mir keineswegs unangenehm. Ich bedauerte blos, daß Hortensie nicht mich, sondern einen Emanuel meinte, und sich vermuthlich täuschte. Doch gereichte es mir zu einigem Trost, als ich nachher vom Grafen erfuhr, daß seines Wissens unter allen ihren Verwandten und Bekannten niemals einer gewesen, der den Namen Emanuel getragen.

Als ihr Vater Fragen an sie richtete, hörte sie ihn gar nicht; denn mitten in seiner Rede redete sie mich an. Er trat ihr daher näher. So wie er neben mir stand, ward sie aufmerksamer. „Wie, lieber Vater, bist du auch hier?“ sagte sie. Nun beantwortete sie auch seine Fragen. Da ich sie fragte, warum sie ihn nicht früher bemerkt hätte? erwiederte sie: „Er stand im Dunkeln; nur bei dir ist Licht. Auch du leuchtest, Vater, doch schwächer, als Emanuel, und nur im Wiederschein von diesem.“ — Da ich ihr sagte, es wären noch mehr Personen im Zimmer, schwieg sie lange, und nannte nachher alle, auch die Stelle, wo sie sich befanden. Sie hatte aber immer die Augen geschlossen, und doch wußte sie genau zu bezeichnen, selbst was hinter ihr geschah. Ja, sie bemerkte die Zahl der Personen, welche draussen in einer Gondel auf dem Kanal am Palast vorüberfuhren, und hatte nicht geirrt.

„Wie ist es aber möglich, daß Sie dies wissen? Sie sehen es doch nicht!“ sagte ich.

„Hat sie dir nicht gestern schon bezeugt, daß sie krank ist? Daß nicht der Leib die Aussenwelt erkennt, sondern die Seele? Fleisch und Blut und Knochenbau ist nur Schale, welche den edeln Kern umfängt. Nun aber ist die Schale zerrissen und die Lebenskraft derselben will das Mangelnde ergänzen, aber vermag es nicht, ohne Beistand. Darum fordert dich der Geist. Und die Seele, hervorquellend und in das Weltall hinausfühlend, findet dich, und erfüllet sich mit deiner Kraft. Wenn sie irdisch wacht, sieht sie, hört sie, empfindet sie schneller, lebhafter, aber nur das Aeussere, das Nahe, welches zu ihr tritt. Nun aber

begegnet sie den Dingen, die sie will und nicht will; sie berührt nicht, sie durchdringt; sie vermuthet nicht, sie weiß. Im Traum kömmst du auch zu den Dingen, sie kommen nicht zu dir; und du weißt sie, und weißt, warum sie so thun. Auch jetzt ist ihr, wie Traum; doch weiß sie wohl, daß sie wache, aber ihr Leib wacht nicht; die äussern Sinne helfen ihr nicht.«

Sie erzählte darauf viel von ihrer Krankheit, von ihren Nachtwandlungen, von einer langen Ohnmacht, in der sie einst gelegen, und wie ihr dabei gewesen, was in ihr vorgegangen sei, was sie gedacht habe, während die Umstehenden sie als todt beweint hätten. Der Graf von Hormegg hörte ihre Erzählung mit Erstaunen; denn ausser vielen Umständen, die er gar nicht gekannt hatte, berührte sie andere, welche während ihrer zehnstündigen Ohnmacht geschehen waren, und um die Niemand wissen konnte, als nur er allein; zum Beispiel, wie er von ihr hoffnungslos hinweggegangen, in seinem Zimmer auf das Knie gefallen sei, und in schmerzlicher Verzweiflung gebetet habe. Er hatte dies Niemandem gesagt; Keiner hatte ihn beobachten können; denn nicht nur hatte er damals die Stubenthür verriegelt gehabt, sondern es war auch finstere Nacht gewesen und sein Zimmer ohne alle Beleuchtung. Nun Hortensie davon redete, läugnete er es nicht. Unbegreiflich blieb, daß sie in der Ohnmacht darum gewußt habe; noch mehr, daß sie sich dessen jetzt erinnerte, da jener Vorfall in Hortensiens frühere Kindheit gehörte. Sie mochte damals kaum acht Jahre gehabt haben.

Auch das blieb auffallend, daß sie immer von sich selbst in der dritten Person redete, wie von einer fremden, wenn sie von ihren eigenen Geschichten erzählte, oder von sich, wie sie in den Verhältnissen des bürgerlichen oder gesellschaftlichen Lebens stand. Einmal sagte sie ausdrücklich: »Ich bin keine Gräfin, sondern sie ist Gräfin!« Ein andermal: »Ich bin nicht die Tochter des Grafen von Hormegg, sondern sie ist es.«

So wie ihr ganzes Aeussere in einer Verklärung zu schweben schien, ruhiger, höher, schöner, als gewöhnlich, stimmte damit auch ihre Sprache überein. Diese war, wenn auch noch so leicht und heiter, dennoch feierlicher als im gemeinen Leben, jeder Ausdruck gewählter, zuweilen dichterisch. Theils dies, theils ihre erhöhte Vorstellungskraft, theils daß sie von Dingen redete oder dieselben aus Gesichtspunkten faßte, welche uns Andern fremd waren, verursachte in ihren Worten nicht selten eine sonderbare Dunkelheit, oft gänzliche scheinbare Zusammenhangslosigkeit.

Dabei redete sie gern, und liebte es, wenn sie gefragt ward, besonders von mir. Zuweilen versank sie aber in ein stilles, langes Betrachten; man las in ihren Gesichtszügen den Ausdruck des bald unzufriedenen, bald befriedigten Suchens, der Befremdung, der Verwunderung oder des Entzückens. Dann unterbrach sie das tiefe Schweigen von Zeit zu Zeit mit einzelnen Ausrufungen, indem sie lispelte: »Heiliger Gott!«

Einmal fing sie von selbst an: »Nun ist die Welt ganz anders, als sonst. Es ist ein großes Eins, und das unendliche Eins ist ein geistiges Eins. Es ist gar kein Unterschied zwischen Körper und Geist, denn Alles ist Geist und Alles kann Körper werden, wenn es zusammentritt, daß es als etwas Einzelnes empfunden werden mag. Es ist Alles wie aus reinstem Aetherduft geformt; Alles lebendig und rege; Alles sich verwandelnd, weil sich Alles vereinen will und Eins das Andere aufhebt. Es ist ewiges Gähren des Lebens, ewiges Schwanken zwischen Zuviel und Zuwenig. Siehst du, wie aus dem reinsten Himmel Wolken hervorgehen? Sie wallen und schwellen, bis das Maß erfüllt ist, und sie, vom Erdball angezogen, ihn als Feuer oder Regen durchdringen. Siehst du die Blume? Ein Lebensfunke ist in das Gewühl der andern Kräfte gefallen; er verbindet sich mit allen, die ihm dienen sollen, gestaltet sie, und der Keim wird Pflanze, bis das Zuviel der dienenden Kräfte seine eigene Macht überwächst und verdrängt. Und wie er von ihnen verstoßen ist, fallen sie selbst auseinander, weil sie nichts mehr zusammenbindet. So ist das Werden und Vergehen des Menschen.«

Noch viel Anderes sprach sie, mir ganz Unverständliches. Ihre Verklärung endete wie das erstemal. Sie sagte wieder genau die Zeit ihres irdischen Erwachens, so wie die Erscheinung eines ähnlichen Zustandes für den folgenden Tag voraus. Mit gleich finstern Mienen verabschiedete sie mich, sobald sie die Augen aufschlug, wie das erstemal.

Sympathie und Antipathie.

So dauerte es, und immer auf die ähnliche Weise, mehrere Monate. Ich möchte und könnte nicht alle denkwürdigen Aeusserungen aufzeichnen. Ihre sonderbare Krankheit litt nur unmerkliche Abänderungen, von denen ich weder behaupten konnte, sie deuten auf Besserung noch auf Verschlimmerung. Denn wiewohl sie weniger von Krämpfen und Zuckungen duldete, und so lange sie wachte, nicht die geringste Unbequemlichkeit zu spüren schien, ausgenommen ausserordentliche Reizbarkeit, kehrten dagegen doch ihre unnatürlichen Einschlafungen und Verklärungsstunden häufiger ein, so daß ich des Tages oft zwei- und dreimal zu ihr berufen ward.

Ich ward dadurch wirklicher Sklave des Hauses; denn ich durfte mich nie entfernen, oder nur wenige Stunden. Jedes Versäumniß konnte tödtliche Gefahr bringen. Und ich trug das Joch der Sklaverei so gern! Ich fehlte nie. Meine Seele zitterte froh, wenn der Augenblick kam, da ich zu der schönen Wunderbaren beschieden ward. Jeder Tag bekleidete sie mit höherm Liebreiz. Hatte ich sie gesehen, gehört, auch nur eine

Stunde lang, hatte ich der Seligkeiten und berauschenden Erinnerungen genug, um daran lange in meiner Einsamkeit zu schwelgen. O die Trunkenheit der ersten Liebe!

Ja, ich läugne es nicht, Liebe war's; wahrlich aber, ich möchte sagen, keine irdische, sondern überirdische. Mein ganzes Sein war an die Göttliche gebunden, durch eine Ehrfurcht, in der selbst die Hoffnung erstarb, ihres gleichgültigsten Blickes werth zu sein. Hätte mich die Gräfin nur gleich dem geringsten ihrer Aufwärter dulden können, ohne Widerwillen, ohne Abscheu, ich hätte gemeint — so dachte ich damals — der Himmel trüge kein höheres Glück. Allein wie in den Zuständen der Verklärung ihre Huld gegen mich zuzunehmen schien, eben so schien ihre Abneigung gegen meine Person zu wachsen, wenn sie mich sah, sobald sie wachend ward. Es wuchs diese Abneigung endlich zu bitterm Haß. Sie äusserte denselben bei jedem Anlaß, und immer auf eine für mich empfindliche Art. Sie bat ihren Vater täglich und immer dringender, mich aus dem Hause zu entfernen; sie beschwor ihn darum mit Thränen des Eigensinns; sie behauptete, ich könne nichts zu ihrer Genesung beitragen; und wäre es, so würde alles Gute, welches ich vielleicht während ihrer Bewußtlosigkeit stiften möchte, wieder durch den Verdruß zerstört, den ihr meine Nähe verursache. Sie verachte mich, als einen gemeinen Landstreicher, als einen Menschen von allzuschlechter Herkunft, dem nicht gestattet werden müsse, die gleiche Luft mit ihr zu athmen, geschweige so inniges Verhältniß mit ihr, oder so großes Vertrauen bei einem Grafen von Hormegg zu geniessen.

Man weiß wohl, Frauenzimmer, zumal schöne, verzärtelte, eigensinnige, haben ihre Launen, und nehmen es sich nicht übel, wenn sie zuweilen oder immer mit sich selbst in kleinen Widersprüchen sind. Aber niemals hat wohl in einem Sterblichen größerer Widerspruch mit sich Statt gefunden, als in der schönen Hortensie. Denn was sie wachend gedacht, geredet, gethan, widerrief sie in den Augenblicken ihrer Verklärung. Sie beschwor den Grafen, auf nichts zu achten, was sie ihm wider mich vorbringen würde; sie betheuerte, daß meine Entfernung aus dem Hause unfehlbar die Verschlimmerung ihrer Krankheit zur Folge haben und mit ihrem Tode endigen würde. Mich selbst beschwor sie, ihrer Launen nicht zu achten, großmüthig ihr thörichtes Betragen zu verzeihen, und in der Ueberzeugung zu leben, sie werde sich gewiß gegen mich bessern, sobald ihre Krankheit abnähme.

Ich mußte hinwieder in der That eben so sehr, wie jeder Andere, über Hortensiens wunderbare Hinneigung zu mir während ihrer Verklärungszeiten erstaunen. Sie schien gleichsam nur durch mich und in mir zu leben. Sie errieth, nein, sie wußte meine Gedanken, besonders sobald dieselben Bezug auf sie hatten. Es war nicht nöthig, ihr meine kleinen Zurechtweisungen auszusprechen; sie vollzog dieselben. So unglaublich es sein mag, ist es darum nicht weniger wahr, daß sie mit ihren Händen sogar unwillkührlich allen Bewegungen der meinigen folgte, nach jeder Richtung. Sie bezeugte, es sei kaum mehr nöthig, daß ich, wie anfangs, die Hand gegen sie ausstrecke; meine Gegenwart, mein Athem, mein bloßes Wollen genüge zu ihrem Wohlsein. Sie verschmähte den Genuß alles Weines, alles Wassers, das ich nicht, wie sie sagte, durch das Auflegen meiner Hände geweiht, und durch die aus meinen Fingerspitzen strahlenden Lichtströme heilsam gemacht hätte. Sie ging so weit, den leisesten meiner Wünsche für unwiderstehlichen Befehl zu erklären.

„Sie hat keinen freien Willen mehr," sagte sie eines Tages: „sobald sie dein Wollen erkennt, Emanuel, ist sie gezwungen, eben so zu wollen. Dein Gedanke beherrscht sie mit übernatürlicher Gewalt. Und gerade in diesem Gehorsam fühlt sie ihr Wohl, ihre Seligkeit. Sie kann nicht dawider. Sobald sie deine Gedanken wahrnimmt, sind es ihre Gedanken und Gesetze."

„Aber wie ist dies Wahrnehmen meiner Gedanken möglich, theuerste Gräfin?" sagte ich. „Hinwegläugnen kann ich's nicht, daß Sie oft das Verborgenste in meiner Seele erkennen. Welch eine seltsame Krankheit, die Sie gleichsam allwissend macht! Wer möchte sich nicht diese Vollkommenheit wünschen, da Krankheit sonst ein Zustand unserer größten Unvollkommenheit zu sein pflegt."

„Er ist es auch bei ihr!" sagte sie. „Täusche dich nicht, Emanuel. Sie ist sehr unvollkommen, da sie ihrer Selbstständigkeit größern Theil verloren hat. Sie hat ihn an dich verloren. Sie ist nichts mehr, als durch dich. Sie hat ihr Leben nur in dir. Stürbest du heute, dein letzter Odemzug würde auch ihr letzter sein. Deine Heiterkeit ist ihre Heiterkeit, dein Schmerz ihr Schmerz."

„Können Sie mir aber die Möglichkeit eines Wunders erklären, meine Gräfin, das mich in tiefes Erstaunen setzt, und allem meinem Nachsinnen unbegreiflich bleibt?"

Sie schwieg lange. Nach einer halben Viertelstunde sagte sie: „Nein. Erklären kann sie es nicht. Kömmt's dir nicht auch zuweilen in Träumen von andern Personen vor, als wüßtest du deren Gedanken, oder als dächtest du deren Gedanken in gleichem Augenblick, wie die Personen selbst? So ist's bei ihr; und doch lebt die Kranke dabei in sonderbarer Klarheit, und ist sich bewußt, daß sie wache.

„Zwar", fuhr sie fort, „ihr Ich ist immerdar dasselbe. Aber was den Geist mit dem Leib vereint, ist nicht mehr dasselbe. Ihre Hülle ist an den Theilen wund, an welche sich die Seele am ersten und innigsten anschließt. Es fließt ihr Leben aus und wird schwächer, und läßt sich nicht binden. Wärst du, Emanuel, nicht gefunden wor-

den, die Kranke wäre schon aufgelöset. Aber wie die ausgerissene Pflanze, deren Kräfte verdunsten, ohne Ersatz zu finden, wenn ihre Wurzeln wieder in frischen Boden gelegt werden, neues Leben schöpft aus der Erde, neue Zweige treibt und grünend wird: so die Kranke. — Seele, und Leben, ins All verströmend, finden in deiner Lebensfülle Nahrung; treiben gleichsam Wurzeln in deinem Wesen; genesen durch dich. Sie ist ein verlöschendes Licht in zerbrochenem Gefäß; aber der vertrocknende Docht des Lebens nährt sich wieder im Oel deiner Lampe. So ist die Kranke nun seelisch in dich hineingewurzelt; lebt von der gleichen Kraft, wie du; darum hat sie Lust und Schmerz, Empfindung, Willen und selbst Gedanken gleich dir. Du bist ihr Leben, Emanuel.«

Die Frauenzimmer konnten sich bei dieser zärtlichen Erklärung des muthwilligen Lächelns so wenig entwehren, als der Doktor.

Am gleichen Tage sagte der Graf von Hormegg zu mir: »Wollen Sie nicht einmal zum Spaß Ihre Allmacht bei Hortensien auf die stärkste Probe setzen?«

»Und wie?«

»Verlangen Sie, als Beweis ihres Gehorsams, daß Hortensie Sie zu sich rufen lasse, wenn sie wach ist, und Ihnen freiwillig die schönste ihrer in den Blumengeschirren blühenden Rosen zum Geschenke mache.«

»Es ist zuviel; es wäre unbescheiden. Sie wissen, Herr Graf, welchen unüberwindlichen Widerwillen sie gegen den armen Faust hat, so sehr sie auch den Emanuel zu achten scheint.«

»Eben deswegen bitte ich Sie, machen Sie den Versuch; wäre es auch nur, um zu wissen, ob die Kraft Ihres Willens mächtig genug sei, aus dem Zustand der Verklärungen in den wachenden des gewöhnlichen Lebens herüberzuwirken? Sobald sie dann erwacht sein wird, soll ihr Niemand von dem sagen, was Sie gewünscht haben. Daher soll auch veranstaltet werden, daß ausser mir und Ihnen Niemand zugegen sein soll, wenn Sie den Wunsch äussern.«

Ich versprach zu gehorchen. Doch gestehe ich, es geschah ungern.

Die Rose.

Als ich den folgenden Morgen zu ihr kam, da sie schon im Schlummer lag, der ihren Verklärungen voranzugehen pflegte — und früher zeigte ich mich nie in ihrem Zimmer —, war nur der Graf allein da. Er mahnte mich mit einem Blick seiner Augen lächelnd an die gestrige Abrede.

Hortensia ging in ihr Verklärungserwachen über und fing sogleich freundliches Gespräch an. Sie versicherte, ihre Krankheit hätte bald den Wendepunkt erreicht; dann würde dieselbe allmälig abnehmen, welches daraus zu erkennen sein werde, daß sie weniger helle Wahrnehmungen im Schlafe hätte. Ich ward verlegener, je mehr mir der Graf zuwinkte, mein Ansuchen vorzubringen. Sie wandte sich unruhig her und hin; sie runzelte die Stirn; sie schien über sich nachzudenken.

Um mich zu zerstreuen oder zu ermuthigen, ging ich schweigend durch das Zimmer zum Fenster, wo Hortensiens Blumen blühten, und tändelte mit den Fingern in den Zweigen eines Rosenstocks. Ich stach mir in der Unachtsamkeit einen Dorn ziemlich tief in die Spitze meines Mittelfingers.

Hortensie that einen lauten Schrei. Ich eilte zu ihr, desgleichen der Graf. Sie klagte über einen heftigen Stich an der Spitze ihres Mittelfingers der rechten Hand. Sie behauptete, den Schmerz an derselben Stelle zu fühlen, wo ich mich verletzt hatte. Die Erscheinung gehörte zu den Seltsamkeiten, deren ich schon in ihrem Umgang gewohnt worden war. In der That glaubte ich da einen kaum sichtbaren bläulichen Punkt zu bemerken; in den folgenden Tagen aber entwickelte sich an dem Orte ein geringes Geschwür, eben so wie bei mir; nur das meinige war früher heil.

»Du trägst die Schuld, Emanuel,« sagte sie nach einigen Augenblicken: »du hast dich an den Rosen verwundet. Nimm dich in Acht. Was dir widerfährt, geschieht auch ihr.«

Sie schwieg; auch ich. Mein Sinnen war, wie ich ihr den Antrag vorbringen solle. Die Verwundung schien dazu die bequemste Gelegenheit darzubieten. Der Graf winkte mir Muth zu.

»Warum willst du nicht aussprechen,« sagte Hortensie, »daß sie dich heute um zwölf Uhr, ehe sie zum Essen geht, zu ihr rufen lasse und dir die neu aufgeblühte Rose schenke?«

Bestürzt hörte ich meinen Wunsch von ihren Lippen. »Ich fürchtete, Sie durch meine Unbescheidenheit zu beleidigen!« sagte ich.

»O Emanuel, sie weiß gar wohl, daß dir der Vater selbst den Wunsch eingegeben!« versetzte sie lächelnd.

»Doch ist es auch zugleich mein innigstes Verlangen!« stammelte ich. »Werden Sie aber auch um zwölf Uhr, wenn Sie wach sind, noch daran denken?«

»Kann sie denn anders?« erwiederte sie mit gütigem Zulächeln.

Als das Gespräch davon endete, ging der Graf und ließ die aufwartenden Kammerfrauen und den Doktor kommen. Ich aber entfernte mich nach ungefähr einer halben Stunde, wie gewöhnlich, sobald die Verklärung in einen wirklichen Schlaf erlosch. Es mochte zehn Uhr vorüber sein.

Hortensie zeigte beim Aufwachen dem Doktor ihren schmerzenden Finger. Sie glaubte sich denselben durch einen Nadelstich wund gemacht zu haben, und wunderte sich, keine äussere Verletzung daran zu finden.

Um eilf Uhr ward sie unruhig; ging im Zimmer auf und ab; suchte allerlei hervor; fing mit den Frauenzimmern an von mir zu sprechen, oder

vielmehr nach ihrer Gewohnheit die Fülle ihres Zorns über mich zu ergiessen, und ihren Vater mit Vorwürfen zu bestürmen, daß er mich noch immer nicht entlassen habe.

„Der zudringliche Abenteurer ist's nicht werth, daß ich seinetwillen so viel Worte, ja Thränen verschwendet habe!“ sagte sie. „Ich weiß auch nicht, was mich zwingt, immer an ihn zu denken, und mir mit dem verhaßten Gedanken jede Stunde zu verbittern? Es ist wahr, ich sehe ihn nie, ich mag ihn nicht sehen; und doch ist es mir schon zu viel, daß ich ihn mit mir unter einem Dache weiß, und weiß, daß Sie, lieber Vater, auf ihn so viel halten. Ich möchte schwören, der elende Mensch habe es mir angethan. Doch geben Sie Acht, lieber Vater, ich täusche mich gewiß nicht. Sie werden einst Ursache haben, Ihre Gutmüthigkeit schwer zu bereuen. Er betrügt Sie und uns Alle.“

„Ich bitte dich, mein Kind,“ sagte der Graf, „quäle dich und ermüde dich nicht immer mit dem Reden von ihm. Du kennst ihn nicht; du sahst ihn nur ein paarmal und sehr vorübergehend; wie magst du doch ein Verdammungsurtheil über ihn sprechen? Erwarte, ob ich ihn je auf falscher That ertappen werde. Inzwischen beruhige dich. Es ist genug, daß er dir nicht vor die Augen kommen darf.“

Hortensie schwieg. Sie sprach mit den Frauenzimmern von andern Gegenständen. Ihre Unruhe mehrte sich. Man fragte, ob ihr nicht wohl sei? Sie wußte nichts zu antworten. Sie fing an zu weinen. Man bemühte sich vergebens, die Ursache ihres Kummers zu erforschen, oder ihrer Traurigkeit. Sie verbarg ihr Gesicht in die Polsterkissen des Sopha's, und bat sowohl ihren Vater, als die Kammerfrauen, sie allein zu lassen.

Eine Viertelstunde vor zwölf Uhr hörte man sie schellen. Der hereintretenden Kammerfrau befahl sie, mir sagen zu lassen, daß ich mich mit dem Glockenschlag Zwölf bei ihr einfinden solle.

Ungeachtet ich mit Neugier dieser Einladung entgegengesehen hatte, kam sie mir doch überraschend. Theils das Ausserordentliche der Sache selbst, theils die Furcht, der Angebeteten zu mißfallen, machte mich eben so bestürzt, als verlegen. Ich trat wohl manchmal vor meinen Spiegel, um zu sehen, ob ich denn wirklich ein Gesicht trage, das geschaffen sei, Abscheu zu erwecken. Aber — es schlug zwölf Uhr. Mit laut klopfendem Herzen ging ich und hörte ich mich bei Hortensien melden. Ich ward vorgelassen.

Sie saß nachlässig auf ihrem Sopha, ihr schönes Haupt von schwarzen Locken umnachtet, auf den weißen zarten Arm gelehnt. Verdrossen stand sie auf, da ich eintrat und mit schwacher, ungewisser Stimme, mit einem ehrfurchtsvollen Blick, der ihre Gnade anflehte, ihren Befehl zu vernehmen erklärte.

Hortensie antwortete nicht. Sie ging langsam an mir vorüber und sinnig, als suche sie nach Worten. Endlich blieb sie vor mir stehen, warf mir einen verächtlichen Blick zu, und sagte: „Herr Faust, es ist mir, als sollte ich Ihnen ein Anerbieten machen, um Sie zu bewegen, das Haus und Gefolge meines Vaters zu verlassen.“

„Gräfin,“ sagte ich, und der männliche Stolz ward ein wenig in mir laut, „ich habe mich weder dem Herrn Grafen noch Ihnen aufgezwungen. Sie selber wissen es, aus welchen Gründen mich Ihr Herr Vater gebeten hat, in seiner Gesellschaft zu bleiben. Ich that es ungern; aber die Seelengüte Ihres Herrn Vaters, und die Hoffnung, Ihnen nützlich zu sein, halten mich jetzt zurück, Ihrem eben geäusserten Befehl zu gehorchen, so wehe es mir auch thut, Ihnen zu mißfallen.“

Sie wandte mir den Rücken, und spielte mit einer kleinen Scheere am Fenster neben dem Rosenstock. Plötzlich schnitt sie die jüngst aufgebrochene Rose ab — sie war schön, wenn gleich einfach — reichte sie mir und sagte: „Nehmen Sie das Beste, was ich jetzt bei der Hand habe; ich gebe es Ihnen zur Belohnung, daß Sie mir bisher — auswichen. Kommen Sie nie wieder!“

Sie sprach das in so sichtbarer Verwirrung und geschwind, daß ich's kaum verstand; dann warf sie sich wieder aufs Sopha, und mit weggewandtem Gesicht winkte sie mir, da ich antworten wollte, heftig, mich zu entfernen. Ich ging.

Und wie ich von ihr war, war auch schon alle Beleidigung in mir vergessen. Ich flog auf mein Zimmer. Nicht die zürnende, nur die leidende Hortensia in ihrer zarten Jungfräulichkeit schwebte vor mir. Die Rose kam aus ihrer Hand wie ein Juweel, dessen unendlichen Werth alle Kronen der Welt nicht aufwiegen konnten. Ich drückte die Blume an meine Lippen. Ich beklagte die Hinfälligkeit der Blüthe. Ich sann, wie ich sie mir, als das Theuerste aller meiner Besitzungen, am sichersten bewahren könnte; trocknete sie, wohl entfaltet, in den Blättern eines Buchs, und ließ sie zwischen runden kristallenen Glasscheiben, von einem goldenen Rand umfangen, legen, damit ich sie, wie ein Amulet, an goldener Halsschnur auf der Brust tragen könnte.

Die Wechselbriefe.

Inzwischen war diese Begebenheit für mich der Anlaß mancher Unannehmlichkeit. Hortensiens Haß sprach sich von da an entscheidender gegen mich aus, als jemals. Ihr Vater, allzugutmüthig, hielt umsonst Schutzreden. Sowohl seine Ueberzeugung, daß ich ein redlicher Mann sei, als meine Brauchbarkeit in den geheimen Geschäften seines Hauses, als auch, wie er fest glaubte, meine Unentbehrlichkeit zur Rettung seiner Tochter, waren stark genug, ihn lange gegen alle Einflüsterungen taub zu machen, die meinen Sturz bezweckten. Bald war er der Einzige im ganzen

Hause, der mich freundlicher Worte und Blicke würdigte. Ich bemerkte, wie sich gemach alle Frauenzimmer, selbst Doktor Walter, endlich auch die niedrigsten Hausdiener scheu von mir entfernten, und mich mit einer gewissen Kälte behandelten. Ich erfuhr von dem treuherzigen Sebald, der mir wirklich ergeben blieb, daß es auf meine Vertreibung abgesehen sei, und die Gräfin geschworen habe, Jeden aus dem Dienst zu jagen, der sich unterfinge, mit mir eine Art Umgangs zu pflegen. Ihr Befehl war um so wirksamer, nicht nur, weil vom Hausarzt und Haushofmeister bis zum untersten Küchenbuben jeder sich glücklich pries, ein Diener dieses reichen Hauses zu sein, sondern weil Alle mich im Grunde nur als Ihresgleichen ansahen und mein unbeschränktes Ansehen beim Grafen beneideten.

Allerdings mußte mir solche Lage unangenehm werden. Ich lebte zu Venedig in einem der glänzendsten Häuser einsamer, als in der Wüste; ohne Freund, ohne vertrauliche Gesellschaft. Ich wußte, alle meine Schritte und Tritte waren beobachtet. Dennoch ertrug ich das mit Geduld. Der edle Graf litt durch Hortensiens Launen nicht minder, als ich. Er selbst suchte oft Trost bei mir. Ich war allemal der beredteste Fürsprecher meiner schönen Verfolgerin, die mich in ihren Verklärungsstunden mit eben so vieler, fast möchte ich sagen zärtlichen, Zuneigung behandelte, als ausser diesen Stunden mit den Wirkungen ihres herben Eigensinns und Stolzes plagte. Es schien, als würde sie abwechselnd von zwei feindseligen Dämonen beherrscht, einem Engel des Lichts und einem Engel der Finsterniß.

Als endlich aber auch der alte Graf sogar lauer zu werden anfing und zurückhaltender, da war mir das Verhältniß unerträglich. Ich habe es erst später vernommen, wie er von allen Seiten gequält worden ist, wie besonders Doktor Walter seinen Glauben an mich in vielfältig wiederholten, kleinen, boshaften Bemerkungen zu erschüttern gesucht, und wie tiefen Eindruck einst Hortensiens Vorwurf auf ihn gemacht, da sie sagte: „Haben wir nicht uns alle abhängig von diesem unbekannten Menschen gemacht? Man sagt, mein Leben stehe in seiner Gewalt. Gut, man besolde ihn anständig für seine Bemühungen; mehr verdient er nicht. Aber er ist auch Mitwisser unserer Familiengeheimnisse. Wir sind in unsern wichtigsten Angelegenheiten von ihm abhängig geworden, so daß, wenn ich auch gesund wäre, wir ihn kaum ohne Nachtheil wegschicken könnten. Wer verbürgt uns seine Verschwiegenheit? Seine anscheinende Uneigennützigkeit, seine ehrliche Miene kommen uns wahrlich einst theuer zu stehen. Der Graf von Hormegg wird Sklave seines Dieners, und ein Fremdling ist, durch Schlauheit, unser Aller Tirann geworden. Dieser gemeine, bürgerliche Kerl ist nicht nur der Vertraute eines Grafen, dessen Geschlecht mit fürstlichen Häusern verwandt ist, sondern der wirkliche Allesmacher und das Haupt der Familie.“

Den Stolz des alten Herrn noch mehr zu empören, schienen sich alle Untergebene verschworen zu haben, seine Befehle mit einer gewissen Aengstlichkeit zu vollziehen, als ob sie Furcht hätten, mir zu mißfallen. Einige hatten sogar die Frechheit, zuweilen Besorgnisse laut werden zu lassen, ob der Befehl, den er gäbe, auch mit meiner Einwilligung geschähe? — Das wirkte auf den Grafen nach und nach so viel, daß er zwar seine Achtung für mich nicht verminderte, doch aber mißtrauischer gegen sich selbst ward, und glaubte, in seinem Vertrauen zu mir die Grenzen der Klugheit überschritten zu haben.

Ich bemerkte es bald, so sehr er auch seine Sinnesänderung zu verbergen suchte. Dies verdroß mich. Ich hatte mich nie zur Kenntniß seiner Angelegenheiten gedrängt; er hatte sie mir nach und nach mitgetheilt, meinen Rath begehrt, denselben befolgt, und dabei jedesmal gewonnen. Er hatte mir freiwillig das gesammte Rechnungswesen über seine Einkünfte übertragen; durch mich war es aus der größten Verwirrung in solche Klarheit gebracht worden, daß er selbst gestand, diese Einsicht in dasselbe vorher nie gehabt zu haben. Nun war er im Stande, zweckmäßigere Verfügungen, sowohl über seine Gelder, als über seine Güter zu treffen. Auf meinen Rath hatte er zwei alte verwickelte Familienprozesse, deren Ende nicht abzusehen war, durch gütlichen Vergleich abgethan, und bei diesem Vergleich mehr baaren Vortheil gewonnen, als er selbst vom Gewinn der Prozesse gehofft hatte. Vielmals hatte er mir im Uebermaß seiner Dankbarkeit oder Freundschaft beträchtliche Schenkungen aufdringen wollen; ich hatte sie jedesmal abgelehnt.

Einige Wochen lang ertrug ich's, von Allen gehaßt oder verkannt zu sein. Endlich aber empörte sich auch mein Stolz. Ich sehnte mich aus dieser unangenehmen Stellung hinweg, mit der sich Niemand mehr Mühe geben mochte, mich zu versöhnen. Nur Hortensie, eben sie, die alles Unheils Stifterin war, blieb die Einzige, welche in ihren Verklärungen mich unablässig ermahnte, durchaus dessen nicht zu achten, was sie in wachen Stunden wider mich unternähme. Da verachtete sie sich selbst, da liebkosete sie mich mit den schmeichelndsten Reden, als wollte sie in diesen Augenblicken mir allen Verdruß wieder vergüten, den sie gleich nachher nicht unterließ, mit verdoppeltem Eifer zu verursachen.

Graf von Hormegg ließ mich eines Nachmittags in sein Kabinet rufen. Er trug mir anf, ihm die Verwaltungsbücher zu geben, so wie die neulich eingekommenen Wechsel von zweitausend Louisd'or, welche Summe er, wie er mir sagte, in die Bank von Venedig legen wollte, da sich sein Aufenthalt in Italien durch das ganze Jahr verlängern dürfte. Ich nahm Gelegenheit, ihn zu bitten, die gesammten mir übertragenen Ge-

schäfte einem Andern anzuvertrauen, da ich entschlossen sei, sobald die Gesundheitsumstände der Gräfin es erlauben würden, sein Haus und Venedig zu verlassen. Ungeachtet er die Empfindlichkeit, mit der ich redete, wohl bemerkte, erwiederte er doch nichts darauf, als daß er mich ersuchte, seine Tochter und ihre Genesung nicht zu versäumen; was aber die übrigen Geschäfte beträfe, wolle er mich gern von denselben befreien.

Dies war mir genug. Ich sah, er wünschte selbst, mich entbehrlich zu machen. Ich ging mißmuthig in mein Zimmer, und nahm alle Papiere zusammen, die er gefordert und nicht gefordert hatte. Aber die Wechsel fand ich nicht; ich mußte sie zwischen Papieren verlegt haben. Ich erinnerte mich dunkel, daß sie, nachdem sie angekommen, von mir in ein besonderes Papier eingeschlagen, und mit andern Sachen auf die Seite gethan worden waren. Mein Suchen blieb vergebens. Der Graf, sonst gewohnt, seine Wünsche von mir aufs Schnellste vollzogen zu sehen, mochte sich allerdings verwundern, daß ich diesmal säumte. Folgendes Morgens erinnerte er mich wieder daran. „Vermuthlich haben Sie vergessen," sagte er, „daß ich Sie gestern um die Verwaltungsbücher und die Wechsel bat." Ich versprach, sie bis Mittag zu überbringen. Ich durchsuchte die Schriften Blatt für Blatt. Umsonst. Der Mittag kam; ich hatte die verwünschten Wechsel nicht gefunden. Ich entschuldigte mich beim Grafen, daß ich die paar Blättchen verlegt haben müßte, was mir sonst nicht leicht begegnet wäre; vermuthlich habe ich bei dem ängstlichen, hastigen Suchen entweder Vieles übersehen, oder die Papiere für andere gehalten und in andere geschoben. Ich bat um Frist bis folgenden Tag, denn nur verlegt, aber nicht verloren könnten sie sein. Der Graf machte zwar ein etwas unzufriedenes Gesicht; doch setzte er hinzu: „Es hat ja Zeit! Uebereilen Sie sich nicht."

Was ich von Zeit erübrigen konnte, wandte ich nun zum Suchen an. Es dauerte bis in die Nacht. Folgendes Morgens fing ich von neuem an. Meine Angst stieg. Ich mußte endlich glauben, die Wechsel seien verloren, gestohlen oder von mir selbst vielleicht in einem Augenblick der Zerstreuung, als unnützes Papier, gebraucht. Ausser meinem Bedienten, der aber weder lesen noch schreiben konnte, und nicht einmal den Schlüssel zu meiner Stube hatte, kam Niemand in diese. Der Kerl versicherte, daß er auch niemals beim Reinigen des Zimmers Jemand in dasselbe habe eintreten lassen, noch weniger, daß er selbst irgend ein Papier angerührt hätte. Ausser dem Grafen waren auch nie Fremde zu mir gekommen, da ich bei meiner eingezogenen Lebensart keine Bekanntschaft in Venedig gemacht hatte. Meine Verlegenheit ward zu wahrer Todesangst.

Der seltsame Verrath.

Als ich an dem gleichen Morgen nach meiner Gewohnheit zur Gräfin ging, um ihrer Verklärung beizuwohnen, und ihr in diesem Zustande die vorgeschriebenen Dienste zu leisten, glaubte ich im Gesichte des Grafen einen kalten Ernst zu bemerken, der mehr, als Worte, sprach. Der Gedanke, daß er vielleicht meine Redlichkeit und Treue beargwohne, vergrößerte meine Unruhe. So trat ich vor die eingeschlafene Hortensie, und im gleichen Augenblicke fiel mir bei, daß mich vielleicht ihre wunderbare Sehergabe belehren könnte, wohin die Papiere gekommen wären. Nur daß ich vor dem Doktor Walter und den Frauenzimmern das Geständniß einer mir zur Last fallenden Nachlässigkeit oder Unordnung in den Geschäften thun sollte, war mir peinlich.

Während ich noch mit mir selber kämpfte, was ich zu thun habe, klagte die Gräfin über unleidliche Kälte, welche von mir gegen sie wehe, und ihr Schmerzen verursachen würde, wenn es nicht ändere. „Du wirst von einer gewaltigen Unruhe gepeinigt. Deine Gedanken, dein Wille sind nicht bei ihr!" sagte sie.

„Theure Gräfin," versetzte ich, „es ist kein Wunder. Vielleicht sind Sie mit Ihrer wunderbaren Eigenschaft, auch das Verborgenste zu erspähen, vermögend, mir meinen Frieden wieder zu geben. Ich habe unter meinen Papieren vier Wechsel verloren, die Ihrem Herrn Vater gehören."

Der Graf von Hormegg runzelte die Stirn. Doktor Walter rief: „Ich bitte Sie, behelligen Sie die Gräfin nicht in diesen Umständen mit dergleichen Dingen."

Ich schwieg. Aber Hortensie schien nachsinnend, und sagte nach einer guten Weile: „Du, Emanuel, hast die Wechsel nicht verloren; sie sind dir genommen worden. Beruhige dich! Nimm diesen Schlüssel, öffne den Wandschrank dort. In dem Schmuckkästchen liegen die Wechsel."

Sie zog einen kleinen vergoldeten Schlüssel hervor, reichte ihn mir, und wies mit der Hand zum Wandschrank. Ich eilte dahin. Eine der Kammerfrauen, Namens Eleonore, sprang vor den Schrank, und wollte das Oeffnen desselben verwehren. „Ihro Gnaden, Herr Graf," rief sie ängstlich, „werden doch keinem Manne erlauben, in den Sachen der gnädigen Gräfin zu wühlen!" Ehe sie aber noch die Worte beendiget hatte, war sie von mir schon mit starker Faust weggedrängt, der Schrank offen, das Schmuckkästchen aufgethan, und — siehe! die verwünschten Wechsel lagen oben auf. Ich ging mit freudeleuchtendem Gesicht zum alten Grafen, der vor Erstaunen sprachlos und unbeweglich war. „Von dem Uebrigen habe ich die Ehre, Ihnen nachher zu sprechen!" sagte ich zum Grafen, und trat mit leichtem Herzen zu Hortensien, der ich den Schlüssel zurückgab.

„Wie du verwandelt bist, Emanuel!" rief sie mit Geberden des Entzückens: „Du bist ein

Sonne geworden, und wandelst in einem Meer von Strahlen.“

Der Graf rief mir in heftiger Bewegung zu: „Befehlen Sie in meinem Namen der Gräfin, Ihnen zu sagen, wie sie zu diesen Papieren gekommen!“

Ich gehorchte. Eleonore sank ohnmächtig auf einen Stuhl nieder. Doktor Walter eilte zu ihr, und war eben im Begriff, sie aus dem Zimmer zu führen, als Hortensie zu reden anfing. Da befahl der Graf, mit einer ihm ungewöhnlichen Strenge des Tons, Schweigen und Stille. Keiner durfte sich regen.

„Aus Haß, geliebter Emanuel, ließ dir die Kranke die Wechsel nehmen. Sie sah deine Noth schadenfroh genug voraus, und hoffte dich zur Flucht zu bewegen. Aber es wäre ihr doch nicht gelungen. Denn Sebald stand in einer Ecke des Korridors, der, ohne von Eleonoren gesehen zu werden, die Wache hielt, während Doktor Walter mit dem Nachschlüssel in dein Zimmer ging, die Wechsel nahm, welche du zu Briefen aus Ungarn gethan hattest, und sie beim Herausgehen Eleonoren gab. Sebald würde Alles verrathen haben, sobald ruchbar geworden wäre, daß dir Papiere von Wichtigkeit entfremdet seien. Doktor Walter, der die Wechsel bei dir gesehen, machte der Kranken den Antrag zur Entwendung derselben. Eleonore erbot sich zur Hilfe. Die Kranke selbst munterte sie Beide dazu auf, und konnte die Zeit kaum erwarten, bis man ihr die Papiere brachte.“

Doktor Walter stand, bei diesen Worten ausser sich, an Eleonorens Stuhl gelehnt. Sein Gesicht war aschfarben. Er zuckte dabei, gegen den Grafen lächelnd, die Achsel, und sagte: „Daraus lernt man, daß die gnädige Gräfin in ihren Entzückungen auch irre reden kann. Erwarten wir ihr Erwachen, und es wird sich besser offenbaren, wie die Papiere in ihre Hand gerathen sind.“

Der Graf von Hormegg antwortete nichts, sondern läutete einem Kammerdiener und befahl, den alten Sebald herbeizurufen. Dieser kam. Er ward befragt, ob er jemals gesehen, daß Doktor Walter während meiner Abwesenheit zu mir ins Zimmer gegangen sei?

„Ob in Abwesenheit des Herrn Faust, weiß ich nicht; doch mag es wohl am Abend des letzten Sonntags gewesen sein, denn er schloß wenigstens die Thür auf. Fräulein Eleonore muß es besser als ich wissen, denn sie blieb an der Treppe stehen, bis der Herr Doktor zurückkam und ihr einige Zettel gab, worauf Beide leise mit einander redeten und sich trennten.“

Sebald wurde nach diesem entlassen. Auch der Doktor und die halb ohnmächtige Eleonore mußten sich auf den Wink des Grafen entfernen. Hortensie aber schien heiterer als jemals. „Fürchte dich nicht vor dem Haß der Kranken,“ sagte sie mehrmals, „sie will über dich wachen, wie dein Schutzgeist.“

Die Folge dieses merkwürdigen Morgens war, daß Doktor Walter sowohl als Fräulein Eleonore, nebst zwei andern Bedienten, noch denselben Tag vom Grafen von Hormegg verabschiedet und aus dem Hause verwiesen wurden. Zu mir hingegen kam der Graf, und bat nicht nur wegen des Vergehens seiner Tochter, sondern auch wegen seiner eigenen Schwäche um Verzeihung, mit welcher er bisher so vielerlei boshaften Einflüsterungen gegen mich Gehör und halben Glauben gegeben. Er umarmte mich, nannte mich seinen Freund, mich den einzigen, welchen er in der Welt habe, und dem er sich mit unbeschränktem Vertrauen eröffnen könne. Er beschwor mich, ihn und seine Tochter nicht zu verlassen.

„Ich weiß,“ sagte er, „was Sie leiden, was Sie unsertwillen aufopfern. Aber rechnen Sie mit Zuversicht auf meine lebenslängliche Erkenntlichkeit. Wenn die Gräfin wieder zu vollkommener Gesundheit gelangt sein wird, werden Sie sich gewiß auch bei uns besser gefallen, als bisher. Sehen Sie mich nur an! Gibt es auf Erden einen verlassenern, unglücklichern Mann, als mich? Nichts als Hoffnung hält mich aufrecht. Und alle meine Hoffnung ruht nur auf Ihre Güte und das Ausdauern Ihrer Geduld. Was habe ich schon erlebt, was muß ich noch erleben! Denn die ausserordentlichen Zustände der Gräfin rauben mir manchmal fast den Verstand. Ich weiß nicht mehr, wo ich lebe, und ob mich nicht das Schicksal zum Helden eines Feenmährchens gemacht hat.“

Der Schmerz des guten Grafen rührte mich. Ich söhnte mich wieder ganz mit ihm und eben dadurch mit meiner sonst nicht reizenden Lage aus. Hingegen schwächte die unedle Gemüthsart der Gräfin meine Begeisterung um vieles, in der ich bisher für sie gelebt hatte.

Bruchstücke aus Hortensiens Reden.

Durch die gefällige und aufmerksame Fürsorge des Grafen geschah, daß ich Hortensien niemals wieder wachend sah, wozu ich auch selbst wenig Neigung in mir fühlte, ja nicht einmal erfuhr, wie sie von mir dachte oder sprach, was ich mir indessen wohl vorstellen konnte. Im Hause herrschte feste Ordnung. Der Graf hatte sein Ansehen wieder gewonnen. Niemand wagte mehr, mit Hortensien wider ihn oder mich Partei zu machen, seit bekannt geworden, wie sie selbst ihre und aller Mitschuldigen Anklägerin geworden.

So sah ich denn die wunderbare Schöne nie anders, als in denjenigen Augenblicken, da sie, erhaben über sich selbst, ein Wesen besserer Welten zu sein schien. Aber diese Augenblicke gehörten zu den feierlichsten, oft zu den rührendsten meines eigenen Lebens. Hortensiens unaussprechliche Anmuth im Aeussern war durch den Ausdruck der zarten Unschuld und eines engelhaften

Entzückens erhöht. Die strengste Anständigkeit herrschte überall in ihrem Aeussern. Nur Wahrheit und Güte waren auf ihren Lippen; und ungeachtet ihre Augen geschlossen waren, in denen sich sonst das Gemüth am hellsten zu verkünden pflegte, las man auch die leisesten Bewegungen desselben in dem feinen Spiel ihrer Mienen, wie in den mannigfaltigen Artungen ihrer Stimme.

Was sie sprach von Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, so weit der geschärfte Seherblick ihres Geistes reichte, erregte bald durch die Eigenheit ihrer Ansichten, bald durch das Unbegreifliche unser Erstaunen. Sie selbst konnte uns über das W i e? keine Auskunft geben, obwohl ich sie zuweilen darum ersuchte, und sie sich durch langes Nachsinnen über sich darum bemühte. Sie erkannte durch wirkliche Anschauung, wie sie sagte, alle innere Theile ihres Leibes, die Lage der edeln und unedeln Eingeweide, des Knochenbaues, der Muskeln und Nervenverzweigungen; sie erkannte das Gleiche in mir, und selbst in Jedem, dem ich nur die Hand gab. Ungeachtet sie ein sehr gebildetes Frauenzimmer war, hatte sie doch vorher über den Bau des menschlichen Körpers keine, oder nur höchst verworrene und oberflächliche Kenntniß gehabt. Ich sagte ihr von vielen Dingen, die sie sah und genau beschrieb, den Namen; sie hingegen berichtigte meine eigenen Vorstellungen, wo sie irrig waren.

Am meisten zogen mich ihre Offenbarungen über die Natur unsers Lebens an. Denn das mir durchaus Unerklärliche ihres Zustandes lenkte mich am öftersten zu Fragen darüber. Ich zeichnete mir jedesmal, wenn ich von ihr ging, den Inhalt ihrer Antworten auf, obgleich ich Vieles hinweglassen mußte, was sie mir in zu wenig verständlichen Ausdrücken und Bildern gegeben hatte.

Ich will hier nicht alles melden, was sie zu verschiedenen Zeiten sprach, sondern nur ausheben und in einem bessern Zusammenhang darstellen, was sie über Dinge offenbarte, die meine Theilnahme oder Neugier erregten.

Als ich ihr einmal bemerkte, daß sie viel verlöre, sich in ihrem natürlichen, wachenden Zustande durchaus nichts von dem erinnern zu können, was sie in den kurzen Zeiten ihrer Verklärung gedacht, gesehen und gesprochen habe, erwiederte sie: „Sie verliert nichts, denn das irdische Wachen ist nur ein Theil ihres Lebens, das zu gewissen einzelnen Zwecken ausgeht; es ist nur beschränktes Aussenleben. Aber in dem wahren, unbeschränkten, innern, reinen Leben ist sie sich sowohl dessen bewußt, was in diesem vorgeht, als was im wachenden Zustande vorgegangen ist.

„Das innere, reine Leben und Bewußtsein dauert, wie bei jedem andern Menschen, ununterbrochen fort, auch in der tiefsten Ohnmacht, wie im tiefsten Schlafe, der nur eine Ohnmacht anderer Art von andern Ursachen ist. Beim Schlafe, wie in der Ohnmacht, zieht sich die Seele von ihrer Thätigkeit aus den Sinnwerkzeugen auf den Geist zurück. Man ist seiner auch dann bewußt, wenn man von aussen bewußtlos scheint, weil die entseelten Sinne schweigen.

„Wenn du gewaltsam und plötzlich vom festesten Schlafe emporgerissen wirst ins Wachen, wird dir dennoch eine dunkle Erinnerung vorschweben, als habest du vor dem Erwachen etwas gedacht, oder wie du meinst geträumt; doch weißt du nicht, was es gewesen. Der Nachtwandler liegt im festen Schlaf der äussern Sinne; er hört und sieht nicht mit Augen und Ohren; dennoch ist er sich seiner nicht nur in ganzer Vollkommenheit bewußt, und weiß genau, was er denkt, redet oder beginnt, sondern er erinnert sich auch genau aller Dinge aus dem äussern Wachen, und kennt noch den Ort, wohin er wachend die Stecknadel gelegt.

„Mag auch das äussere, beschränkte Leben seine Unterbrechungen und Pausen erleiden, das wirkliche, innere Bewußtsein hat keine Pausen und bedarf derselben nicht.

„Die Kranke weiß sehr wohl, daß sie dir, o Emanuel, jetzt vollkommener scheint, aber ihre Geistes- und Seelenkräfte sind in der That nicht erhöheter und herrlicher als sonst, aber weniger durch die Schranken der äussern Sinne gebunden oder gelähmt. Ein vortrefflicher Werkmeister arbeitet mit mangelhaften Werkzeugen mangelhafter als er sollte. Selbst die geläufigste menschliche Sprache ist langsam und schwerfällig, weil sie weder alle Eigenthümlichkeiten der Gedanken oder Gefühle, noch den schnellen Wechsel und Lauf der Vorstellungen, sondern nur einzelne Glieder der fortschwebenden Gedankenkette darstellen kann.

„Im reinen Leben, obgleich die äussern Sinnenwerkzeuge ruhen, ist vollständigere und genauere Erinnerung des Vergangenen, als im irdischen Wachen. Denn beim irdischen Wachen strömt das All durch die aufgeschlossenen Pforten der Wahrnehmung zu gewaltsam und beinahe betäubend ein. Darum, Emanuel, du weißt es, suchen wir selbst während des irdischen Wachens Einsamkeit und Stille, und ziehen uns von aussen gleichsam zusammen, und mögen nicht sehen, nicht hören, wenn wir ernst und tief nachzudenken begehren. Je entfernter der Geist vom Aussenleben sein kann, je mehr er sich seinem reinen Zustande naht, abgeschieden von Sinnenthätigkeit, je heller und sicherer denkt er. Wir wissen, daß sehr merkwürdige Erfindungen oft in einem Zustande zwischen Schlaf und Wachen geschahen, wenn die äussern Pforten halb geschlossen waren, und das Geistesleben von fremden Einmischungen ungestörter blieb.

„Nicht S c h l a f ist eine Unterbrechung des sich vollkommen bewußten Lebens, sondern das irdische W a c h e n ist als solche Unterbrechung anzusehen, oder vielmehr nur als Beschränkung desselben. Denn weil beim Wachen die Seelenthätigkeit gleichsam in bestimmte Bahnen und Schranken gewiesen ist, und die Reize der Aussenwelt von der

andern Seite zu gewaltig einwirken; weil ferner beim irdischen Wachen selbst die Aufmerksamkeit des Geistes zu zerstreut, und zur Hütung des Körpers nach allen einzelnen äussern Theilen desselben hingezogen ist, verschwinden die Erinnerungen des reinen Lebens. Ja, Emanuel, der Schlaf ist eigentlich das volle Wachsein des Geistes; das irdische Wachsein gleichsam ein Schlummer, gleichsam eine Betäubung des Geistes. Der irdische Schlaf ist ein geistiger Sonnenuntergang für das Aeussere, aber ein heller Sonnenaufgang in der innern Welt.

„Doch selbst in den Zerstreuungen des irdischen Wachens erblicken wir zuweilen noch Spuren eines andern von uns gelebten Lebens; nur wissen wir sie nicht immer zu deuten. So sieht man an hohen Gebirgen in Sommernächten noch Spät- oder Frühroth einer Sonne und eines Tages, der bei uns fehlt, aber andern Gegenden des Erdballs zu Theil wird. Wunderschnell erscheinen oft in ausserordentlichen Fällen Gedanken und rettende Entschlüsse im Menschen, ohne Ueberlegung, ohne Nachdenken. Wir wissen nicht, von wannen sie kommen. Es ist kein Zusammenhang zwischen unsern bisherigen Vorstellungen und diesem plötzlichen, gebieterischen Einfall. Dann pflegt der Mensch zu sagen: Es ist, als hätte mir ein guter Geist oder eine Gottheit den Gedanken eingegeben. — Zu andern Zeiten sehen und hören wir im alltäglichen Leben etwas, das uns schon einmal vorgefallen oder da gewesen zu sein scheint, und doch können wir es nicht ergründen, wie? oder wann? oder wo? und wir wähnen, es sei wundersame Wiederholung, oder Aehnlichkeit mit einer Traumsache.

„Das ist nicht ausserordentlich, Emanuel, daß unser bewußtvolles Sein nicht endet, daß es, wir schlafen oder wir wachen, immerdar fortschreitet; denn was da ist, wie kann es aufhören? Aber wunderbar ist der Wechsel, und die Ebbe und Fluth, das Hin- und Herwandeln des Lebens vom Innern zum Aeussern, vom Aeussern zum Innern.

„Der Geist, angethan von der Seele, wie die Sonne angethan von ihren durch das Weltgebäu fliegenden Strahlen, kann ohne Leib bestehen, wie die Sonne ohne fremde Weltkörper. Aber die Weltkörper sind ohne die Sonne todt, bahnenlos aufgelöst; der Leib ist ohne die Seele Staub.

„Der Leib hat eigenes Leben, wie jede Pflanze lebt, doch muß durch den Geist erst die irdische Lebenskraft geweckt werden. Diese regt und bewegt sich nach eigenen Gesetzen, unabhängig von der Seele. Ohne unser Wollen und Wissen, und ohne Wollen und Wissen des Körpers wächst er, verdaut er die Nahrungen, läßt er das Blut umlaufen, verwandelt er seine Säfte mannigfach. Er athmet ein und athmet aus, verdünstet und zieht unsichtbare Erhaltungsbedürfnisse aus dem Luftmeer an. Aber gleich andern Pflanzen ist er von äussern Stoffen abhängig, von denen er sich nährt. Sein Zustand ändert mit Tagen und Nächten, wie der Zustand jeder Blume: er erhebt sich oder erschlafft; seine Lebenskraft verzehrt sich, wie ein unsichtbares Feuer, welches neue Nahrung fordert.

„Nur bei hinreichender Fülle pflanziger Lebenskraft ist der Leib geeignet, daß die Seele enge Verbindungen mit ihm eingeht, ausserdem ist er ein ihr fremdartiges Wesen. Wird seine Kraft allzusehr verzehrt oder erschöpft, zieht sich das seelische Leben zurück von den äussern Theilen zum Innern. Das nennen wir Schlaf, Unterbrechung der Sinnenthätigkeit. Die Seele tritt wieder in die Verbindungen mit den äussern Theilen, wie sich die Kraft zum Pflanzenthum ergänzt hat. Nicht der Geist wird müde oder erschöpft, sondern der Körper, nicht die Seele durch Ruhe gestärkt, sondern der Körper. So ist beständig Ebbe und Fluth, Hervorströmen und Rückzug des seelischen Wesens in uns, ungefähr gleichförmig mit dem Wechsel von Tag und Nacht.

„Den größern Theil unsers Daseins wachen wir äusserlich — wir sollen es — denn der Leib ward uns auf Erden als Bedingung unserer Thätigkeit gegeben. Der Leib und seine Triebe geben unserer Thätigkeit bestimmtere Richtungen. Es ist etwas Großes, Wunderbares in dieser Haushaltung Gottes.

„Mit dem Alter des Leibes verliert derselbe das Vermögen, seine Lebenskraft im hinreichenden Maße herzustellen, um in allen Theilen die ehemalige innige Verbindung mit der Seele einzusehen. Das Werkzeug, ehemals geschmeidig und gelenksam, erstarrt und wird dem Geiste unbrauchbarer. Die Seele zieht sich zurück in das Innere. Dem Geiste bleibt die innere Regsamkeit, bis ihn alles an der Verbindung mit dem Körper hindert; dies geschehe nun durch die zerstörende Macht des Alters oder der Krankheit. Die Entbindung des Geistes vom Körper ist Wiederantritt der Freiheit des erstern. Er verkündet sie nicht selten durch Vorhersagung der Todesstunde und andere Weissagung.

„Je gesunder der Leib, um so inniger geht die Seele, mit allen Theilen desselben, Verbindungen ein, und um so gebundener ist sie, um so weniger auch zur Weissagung fähig; es sei denn, daß der Geist in ausserordentlichen Augenblicken der Entzückung sich gleichsam selber entfessele. Dann wird er Seher der Zukunft.

„Der Rückzug der Seele von der Aussenwelt, oder ihr Wiedereintritt in die Sinnenthätigkeit, wird zu einem eigenen Zustande des menschlichen Wesens. Es ist der Traum. Beim Einschlummern veranlaßt ihn der letzte Reiz der Sinne und die erste Thätigkeit des freien, innern Lebens; beim Erwachen mischt sich darin der letzte Strahl der innern Welt mit dem ersten Licht der Aussenwelt. Es ist schwer zu entwirren, was jener oder dieser als wahres Eigenthum angehört; immer aber sind Träume darum lehrreich

zu beobachten. Da sich der Geist auch in seiner innern Thätigkeit mit dem beschäftigt, was ihm im äussern Leben anziehend gewesen, kann man sich das Treiben der Nachtwandler erklären. Wenn die Nachtwandler, bei wieder aufgeschlossenen äussern Sinnen, sich auch nichts mehr von dem erinnern, was sie während ihres ausserordentlichen Zustandes gethan: kann es ihnen doch nachher wieder im Traum vorkommen. So bringen sie aus der innern Welt manches zum Bewußtsein nach aussen. Der Traum ist der natürliche Vermittler, die Brücke zwischen äusserm und innerm Leben.“

Veränderungen.

Ungefähr dies waren die vorzüglichsten Ideen, welche sie entweder freiwillig, oder durch Fragen gereizt, äusserte; zwar nicht in der Ordnung, wie ich sie hier stellte, doch wenig in Rücksicht des Ausdrucks von dem ihrigen verschieden. Vieles, was sie sagte, war mir unmöglich wiederzugeben, weil es mit dem Zusammenhang des Gesprächs das Zartere seiner Bedeutung einbüßte; vieles blieb mir gänzlich unverständlich.

Auch war es wohl meine Schuld, daß ich versäumte, sie zur rechten Zeit auf manches mir Dunkelgebliebene zurückzuführen. Denn ich bemerkte bald, daß sie nicht in allen Stunden ihrer Verklärung mit gleicher Helligkeit erkannte und sprach; daß sie Unterhaltungen, wie diese, immer weniger liebte, und endlich davon ganz abbrach, und fast nur von häuslichen Dingen oder ihren Gesundheitsumständen redete.

Von diesen behauptete sie fortdauernd, daß sie sich besserten, wiewohl man lange keine besondere Spuren davon erblickte. Sie fuhr fort, wie ehemals, uns anzuzeigen, was sie während ihres Wachens essen und trinken müsse, und was ihr zuträglich, was ihr nachtheilig sein werde. Fast vor allen Arzeneien bezeugte sie Abscheu, dagegen verlangte sie täglich eiskalte Bäder, endlich Bäder im Meerwasser. Je näher der Frühling rückte, je kürzer wurden ihre Verklärungszeiten.

Ich will hier keineswegs die Krankheitsgeschichte Hortensiens beschreiben: daher nur mit wenigen Worten sagen, daß sie im siebenten Monate seit meiner Ankunft schon so weit hergestellt war, daß sie nicht nur Besuche von Fremden empfangen, sondern sogar erwiedern, und Kirchen, Schauspiele und Bälle besuchen konnte, wenn gleich nur jedesmal auf wenige Stunden. Der Graf von Hormegg war auſser sich vor Freude. Er überhäufte seine Tochter mit Geschenken, und bildete um sie einen mannigfaltigen, weiten, kostbaren Kreis von Zerstreuungen. Verbunden mit den ersten Häusern von Venedig, oder von ihnen wegen seines Reichthums, wie wegen der Schönheit seiner Tochter gesucht, konnte es nicht fehlen, daß sich ihm bald jeder Tag der Woche zu einem Feste verwandelte.

Er hatte bisher in der That wie ein Einsiedler gelebt, vom Unglück Hortensiens tief gebeugt, und von dem mit ihrer Krankheit verknüpften Wunderbaren in einer gespannten, ängstlichen Stimmung erhalten. Dadurch war er allein auf den Umgang mit mir beschränkt worden. Ohnehin von geringer Festigkeit der Denkart, und durch meinen Einfluß auf Hortensiens Leben in einer Art abergläubiger Ehrfurcht für meine Person, hatte er sich gern gefallen lassen, was ich verfügte. Er räumte mir, wenn ich so sagen darf, freiwillig eine gewisse Herrschaft über sich ein, und gehorchte meinen Wünschen mit einer Ergebung, die mir zuweilen selbst mißfiel, die ich jedoch nie mißbrauchte.

Jetzt änderte sich seine Stellung gegen mich eben so bald, als ihm Hortensiens Genesung ein sorgenfreies Gemüth und den lang entbehrten Genuß glänzender Lustbarkeiten gewährte. Zwar behielt ich alle Rechtsame über die Verwaltung seiner Haus- und Familienangelegenheiten, wie er sie mir ehemals aus blindem Zutrauen oder aus Bequemlichkeit übergeben hatte; aber er wünschte, ich sollte seine Geschäfte unter irgend einem Namen in seinem Dienste führen. Da ich mich fest weigerte, in seinem Solde Angestellter zu werden, sondern den ersten Bedingungen treu blieb, unter welchen ich zu ihm getreten war, schien er aus Noth eine Tugend zu machen. Er stellte mich den Venezianern als Freund vor; doch sein Stolz erlaubte nicht, Freund eines Bürgerlichen zu sein; er gab mich überall als einen vom besten und reinsten deutschen Adel an. Ich wollte mich Anfangs gegen die Lüge sträuben; aber mußte den Bitten seiner Schwachheit nachgeben. So galt ich in den Kreisen der Venezianer, und durfte nirgends fehlen. Zwar blieb der Graf noch wirklich mein Freund, wie ehemals; doch nicht mehr ganz, wie ehemals, denn ich war bald nicht mehr sein einziger. Wir lebten nicht mehr, wie sonst, ausschließlich bei und für einander.

Noch merkwürdiger war die Verwandlung Hortensiens bei ihrer Genesung. In ihren Verklärungsstunden war sie gegen mich, wie immer, die Gütige; aber der alte Haß und Widerwille schien auch in den übrigen Zeiten des Tages sich allmälig zu verlieren. Den Ermahnungen ihres Vaters gehorsamer, oder vom Gefühle eigener Dankbarkeit gezwungen, that sie sich Gewalt an, mich nicht durch Blicke und Worte zu beleidigen. Es ward mir von Zeit zu Zeit erlaubt, ihr, wenn auch nur für wenige Augenblicke, als Hausgenosse, als Freund des Grafen, als wirklicher Arzt, meine ehrerbietigste Aufwartung zu machen. Ich konnte sogar endlich, ohne Gefahr, einen Ausbruch ihres Zornes zu erregen, mich in Gesellschaften befinden, wo sie war. Ja, so weit brachte es Anstrengung oder Gewohnheit, daß sie mich mit Gleichgültigkeit endlich an der Tafel leiden konnte, wenn der Graf mit ihr allein speisete oder Gast-

mahle hielt. Immer aber sah ich auch dann noch ihren Stolz durchschimmern, mit dem sie auf mich herabblickte; und ausser dem Wenigen, was Anstand und allgemeine Höflichkeit forderten, empfing ich selten von ihr ein Wort.

Ich selbst, wiewohl ich mich bei größerer Freiheit behaglicher fühlte, war doch meines Lebens nur eigentlich halbfroh. Die Zerstreuungen, in welche ich mit hineingezogen ward, belustigten mich, ohne meine Zufriedenheit zu vergrößern. Ich sehnte mich oft aus dem Geräusch nach einer Einsamkeit, die mir besser zusagte. Auch war mein unveränderlicher Entschluß, eben so schnell die ehemalige Freiheit wieder zu erneuern, als die Heilung der Gräfin vollendet sein würde. Ich sehnte mich recht begierig dem Augenblick entgegen. Denn ich empfand nur zu tief, daß die Leidenschaft, welche mir Hortensiens Schönheit einflößte, mein Unglück werden könnte. Ich hatte dagegen gekämpft, und Hortensiens Stolz, wie ihr Abscheu vor mir, hatten mir den Kampf erleichtert. Ihrem hochadeligen Selbstgefühle setzte ich bürgerliches Selbstgefühl entgegen, ihren boshaften Verfolgungen das Bewußtsein meiner Unschuld und ihrer Undankbarkeit. Gab es Augenblicke, in welchen mich die Anmuth ihres Aeussern rührte, — wer konnte auch gegen so vielen Zauber unempfindlich bleiben? — gab es doch weit mehr Augenblicke, in welchen ihr beleidigendes Betragen mein Innerstes empörte. Es setzte sich in meinem Herzen eine Bitterkeit an, die fast an Widerwillen grenzte. Ihre spätere Gleichgültigkeit gegen mich war eben so sehr Zeuge eines für Dankbarkeit unempfänglichen Gemüths, als ihr ehemaliger Abscheu. Ich mied Hortensien endlich ämsiger, als sie mich; und konnte sie mich mit Gleichgültigkeit anblicken, in meinem ganzen Wesen mußte sie erkennen, wie groß meine Verachtung gegen sie sei.

So hatte sich also mit Hortensiens allmäligem Genesen ganz unvermerkt und sonderbar genug das Verhältniß zwischen uns allen geändert. Ich hatte keinen innigern Wunsch, als recht bald Verbindungen zu entkommen, die mir der Freude wenig gaben, und keinen bessern Trost, als den Augenblick, da Hortensiens vollkommene Gesundheit meine Person entbehrlich machen würde.

Prinz Carlo.

Unter denjenigen, welche sich zu Venedig am innigsten an uns anschlossen, war ein junger, reicher Herr, der, aus einer der vornehmsten Familien Italiens, den Titel eines Prinzen führte. Ich will ihn Carlo nennen. Er war von angenehmer Gestalt, von feinen Sitten, geistvoll, gewandt und einnehmend. Die Beweglichkeit seiner Gesichtszüge, wie der feurige Blick seiner Augen, verieth ein reizbares Gemüth. Er trieb ungeheuern Aufwand, und war mehr eitel, als stolz. Eine Zeit lang hatte er in französischen Kriegsdiensten gelebt. Derselben müde, war er im Begriff, die vorzüglichsten Städte und Höfe Europens zu besuchen. Die zufällige Bekanntschaft, welche er mit dem Grafen von Hormegg gemacht, fesselte ihn länger, als es in seinem ersten Plan lag, an Venedig. Denn er hatte Hortensien gesehen und sich unter die Menge ihrer Anbeter gemischt. Bald schien er alles Andere über ihre Eroberung zu vergessen.

Sein Rang, sein Reichthum, seine zahlreiche und glänzende Dienerschaft, sein gefälliges Aeussere schmeichelten Hortensiens Stolz und Eigenliebe. Ohne ihn vor Andern durch besondere Gunst auszuzeichnen, sah sie ihn doch gern in ihren Umgebungen. Ein einziger vertraulich-freundlicher Blick war genug, ihn zu den kühnsten Hoffnungen zu entzücken.

Der alte Graf von Hormegg, nicht minder geschmeichelt durch des Prinzen Bewerbungen, kam demselben auf halbem Wege entgegen, zog ihn überall vor, und verwandelte bald die bloße Bekanntschaft in wahrhaft zärtlichen Umgang. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß der Graf den Prinzen insgeheim zu seinem Eidam erkoren habe. Nur Hortensiens Kränklichkeit und die Furcht vor ihren Launen schienen den Vater wie den Liebhaber noch von nähern Eröffnungen abzuhalten.

Der Prinz hatte aus den vertrauten Gesprächen des Grafen von Hortensiens Verklärungen gehört. Er brannte vor Begierde, sie in diesem wunderbaren Zustande zu sehen; und die Gräfin, welche sehr gut wußte, daß sie in demselben nichts weniger als unvortheilhaft erschiene, gab ihm, was sie sonst jedem Fremden geweigert hatte, Erlaubniß, einer solchen Stunde beizuwohnen.

Er kam an einem Nachmittage, da wir wußten, daß Hortensie in den merkwürdigen Schlaf sinken werde; denn sie selbst sagte es jedesmal in einer Verklärung vorher. Mich wandelte, ich kann es nicht läugnen, beim Eintritt des Prinzen in das Zimmer eine kleine Eifersucht an. Bisher war ich der Glückliche gewesen, welchem sich die Gräfin in den wunderbaren Verherrlichungen ihrer äussern Anmuth und geistigen Schönheit am liebsten zugewandt hatte.

Carlo nahete sich leise über den weichen Teppich, auf seinen Fußzehen schwebend. Er glaubte, sie schlummere wirklich, da er ihre Augen geschlossen sah. Furchtsamkeit und Entzücken lag in seinen Mienen, als er die reizende Gestalt erblickte, die zugleich in ihrem ganzen Wesen etwas Fremdartiges zeigte.

Hortensie hob endlich an zu reden. Sie unterhielt sich mit mir in ihren gewöhnlichen liebevollen Ausdrücken. Ich war wieder, wie immer, ihr Emanuel, dessen Gedanke und Wille ihr ganzes Wesen beherrschte; — eine Sprache, die dem Prinzen sehr unangenehm tönte, und mir nie schmeichelhafter, als in der Gegenwart eines Nebenbuhlers gewesen war. Doch schien Hortensie unruhiger und ängstlicher zu werden. Sie äusserte

einige Male, sie leide Schmerzen, doch möge sie nicht erkennen, wodurch. Ich winkte dem Prinzen, daß er mir die Hand reiche. Kaum war es geschehen, schauderte Hortensie heftig, und rief finster: „Wie kalt! Weg mit diesem Bock da! Er tödtet mich!“ Sie bekam Verzuckungen, wie sie seit langer Zeit nicht gehabt. Carlo mußte eilfertig das Haus verlassen. Er war vor Entsetzen ausser sich. Nur erst nach geraumer Zeit genas Hortensie von ihren Krämpfen. „Führet mir nie wieder jenes unreine Wesen zu!“ sprach sie.

Dieser Vorfall, der mich selbst sehr erschreckt hatte, brachte unangenehme Wirkungen. Der Prinz betrachtete mich von dem Augenblicke als seinen Nebenbuhler, und warf tödtlichen Haß auf mich. Der Graf von Hormegg, welcher sich ganz von ihm leiten ließ, schien selbst argwöhnisch gegen Hortensiens Empfindungen zu werden. Es war der bloße Gedanke, daß die Gräfin Neigung zu mir gewinnen könnte, seinem Stolze der unerträglichste. Beide, der Prinz und der Graf, schlossen sich fester an einander; hielten mich von der Gräfin entfernter, ausgenommen in den Zeiten ihres Wunderschlafes; verabredeten die Vermählung, und der Graf eröffnete die Wünsche des Prinzen seiner Tochter. Diese, wiewohl durch die Aufmerksamkeit des Prinzen geschmeichelt, forderte doch, bis zu völliger Wiederherstellung der Gesundheit, ihre Erklärung zurückbehalten zu dürfen. Inzwischen ward Carlo allgemein als Verlobter der schönen Gräfin angesehen. Er war ihr beständiger Begleiter, und sie die Königin aller Feste.

Ich bemerkte sehr bald, daß ich anfing durch meine Gegenwart überläſtig zu sein; daß ich mit Hortensiens Genesung in mein altes Nichts zurücksinken würde, und Jeder sich sehnte, meiner los zu sein. Mein ehemaliger Mißmuth kehrte zurück, und nichts machte mir meine Lage erträglich, als daß Hortensie allein, nicht nur in ihren Verklärungen, sondern bald auch ausser denselben, mir Gerechtigkeit widerfahren ließ. Nicht nur war ihr alter Widerwille gegen mich in Gleichgültigkeit übergegangen, sondern in demselben Maß, wie ihre körperliche Gesundheit erblühte, verwandelte sich diese Gleichgültigkeit in eine aufmerksame, schonende Achtung, in eine leutselige Freundlichkeit, wie man sie von Hohen gegen Niedere gewohnt ist, oder gegen Personen, die man täglich zu sehen pflegt, die zur Haushaltung gehören, und denen man sich für ihre geleisteten Dienste verpflichtet fühlt. Sie behandelte mich mit einer Art, wie ihren wirklichen Arzt, fragte gern um meinen Rath, um meine Erlaubniß, wenn es den Genuß irgend einer Lustbarkeit betraf, erfüllte pünktlich meine Vorschriften, und konnte sich selbst überwinden, den Tanz zu verlassen, sobald die Stunde vorüber war, in der ich ihn ihr als unschädlich gestattet hatte. Es kam mir zuweilen vor, als wäre die Herrschaft meines Willens zum Theil in ihr Wachen übergegangen, seit er anfing, während ihrer Verklärung schwächer auf ihre Seele zu wirken.

Die Träume.

Auch Hortensiens Stolz, Eigensinn und Laune verschwanden von ihr immer mehr, wie böse Geister. In ihrer Gemüthsart beinahe so liebenswürdig, wie zur Zeit der Entzückungen, fesselte sie durch äussere Schönheit nicht minder, als durch Liebe, Demuth und dankbare Güte.

Und dies alles macht mein Unglück. Wie konnte ich, täglicher Zeuge so vieler Vollkommenheiten, gleichgültig bleiben? Ich wünschte in vollem Ernst, daß sie mich wie ehemals verachten, beleidigen, verfolgen möchte, damit ich einst desto leichter von ihr scheiden, und sie wieder verachten könnte. Das war aber nun unmöglich. Ich betete sie an. Ich verging in meiner Leidenschaft schweigend, hoffnungslos. Ich wußte voraus, meine künftige Trennung müsse mich zum Grabe führen.

Was meinen Zustand verschlimmerte, war von Zeit zu Zeit ein Traum, den ich von ihr träumte, und der mehrmals wiederkehrte, und immer in derselben oder doch ähnlichen Gestalt. Bald saß ich in einem fremden Zimmer, bald am Ufer des Meers, bald unter überhangendem Felsgestein einer Höhle, bald auf einem bemooseten Eichstamm in einer großen Einsamkeit, mit tiefbewegter Seele. Dann kam Hortensie, blickte auf mich voll gütigen Mitleids und sprach: „Warum so traurig, lieber Faustino?“ Und damit ward ich jedesmal wach; denn der Ton, mit dem sie mir das sprach, erschütterte mich durch und durch. Der Ton aber klang mir den ganzen Tag nach. Ich hörte ihn im Geräusch der Stadt, im Gewühl der Gesellschaften, durch die Gesänge der Gondeliers, in der Oper — überall. Einige Male des Nachts, wenn ich diesen Traum hatte, wachte ich hell auf, sobald nur Hortensiens Mund sich zu der gewohnten Frage öffnete; und dann glaubte ich die Stimme wirklich ausser mir zu hören.

Traum pflegt sonst in der Welt Traum zu sein; aber in dem wunderhaften Kreis, in den ich durch mein Schicksal hineingebannt war, hatte es auch mit dem Traum ein ungewöhnliches Bewandtniß.

Wie ich eines Tages im Zimmer des Grafen von Hormegg Rechnungen geordnet, und ihm einige Briefe zur Unterschrift vorgelegt hatte, ward er abgerufen, um einen vornehmen Venezianer zu empfangen, der ihn besuchen wollte. Ich glaubte, er werde sogleich zurückkommen. Ich warf mich auf einen Stuhl am Fenster und versank in meinen Trübsinn. Indem rauschten Schritte. Die Gräfin, welche ihren Vater aufsuchte, stand neben mir. Ich erschrack von Herzen, ohne zu wissen, warum, und erhob mich ehrerbietig.

„Warum so traurig, lieber Faustino?“ sagte

Hortenſie mit ihrer eigenthümlichen, mein ganzes Sein vergeiſtigenden Lieblichkeit, und mit derſelben Stimme, deren Klang ſo rührend aus meinen Träumen tönte. Indem lächelte ſie, wie überraſcht, oder ſich über ihre eigene Frage verwundernd, rieb ſich ſinnend die Stirn, und ſagte nach einer Weile: „Was iſt denn das? Ich glaube, das iſt ſchon einmal da geweſen! Es iſt doch ſonderbar. Ich habe Sie wirklich ſchon einmal ſo, gerade ſo, wie dieſen Augenblick, im Traum gefunden, und Sie eben ſo gefragt. Iſt das nicht ſeltſam?“

„Nicht ſeltſamer, als ich's erlebe,“ ſagte ich: „denn nicht einmal, ſondern vielmals habe ich den Traum gehabt, daß Sie mich fanden, und mir mit den gleichen Worten die Frage zu thun die Güte hatten.“

Indem trat der Graf von Hormegg herein, und unterbrach unſer kurzes Geſpräch. Aber mir verurſachte dieſe an ſich unwichtig ſcheinende Begebenheit großes Nachdenken, und doch war mein Grübeln umſonſt, wie die Spiele der Einbildungskraft mit der Wirklichkeit zuſammenſchmelzen könnten? Sie hatte alſo das Gleiche geträumt, wie ich, und das Gleiche mußte ſich im Leben erfüllen.

Dieſe Feerei hatte damit noch lange nicht ihr Ende.

Fünf Tage nach dieſem Vorfall gaukelte mir der Schlafgott vor, ich ſei zu einem Mahle eingeladen. Es war großes Feſt und Tanz. Die Muſik machte mich traurig; ich blieb einſamer Zuſchauer. Aus dem Gewühl der Tanzenden kam plötzlich Hortenſie zu mir, drückte mir heimlich und innig die Hand, liſpelte: „Sein Sie fröhlich, Fauſtino, ſonſt bin ich's nicht!“ ſah mich mit einem Blicke mitleidiger Zärtlichkeit an und verlor ſich wieder im Getümmel.

Der Graf von Hormegg machte am Tage darauf eine Luſtfahrt nach dem Landgute eines Venezianers. Ich mußte ihn begleiten. Unterwegs ſagte er mir, auch die Gräfin ſei dort. Als wir ankamen, fanden wir große Geſellſchaft; Abends ward prächtiges Feuerwerk abgebrannt, dann getanzt. Der Prinz eröffnete mit Hortenſien den Ball — es war mir, als ich das edle Paar erblickte, wie Dolchſtich. Ich verlor alle Luſt zur Theilnahme am Ball. Um mich ſelbſt zu vergeſſen, wählte ich eine Tänzerin und miſchte mich in die ſchwebenden, ſchönen Schaaren. Aber mir war, als hinge Blei an meinen Füßen, und freute mich, als ich dem Gewühl entſchlüpfen konnte. An eine Thür gelehnt, ſah ich den Tanzenden zu; nicht ihnen, nur Hortenſien, die wie eine Gottheit dahin ſchwebte.

In dieſem Augenblick gedachte ich des Traums der vergangenen Nacht; im gleichen Augenblick löſete ſich ein Tanz auf; im gleichen Augenblick trat, in ihren Freuden glühend, doch ſchüchtern, Hortenſie zu mir, drückte heimlich flüchtig meine Hand und liſpelte: „Lieber Fauſtino, ſein Sie fröhlich, daß ich's auch ſein kann.“ Sie ſprach es ſo theilnehmend, freundſchaftlich, und ein Blick von ihren Augen — ein Blick — — ich verlor Beſinnung und Sprache. Hortenſie war, ehe ich mich erholte, ſchon wieder verſchwunden. Sie ſchwebte wieder in den Reihen der Tänzer; aber immer und immer ſuchten ihre Augen nur mich auf, und immer und immer hingen ihre Blicke an mir. Es war, als hätte ſie die Laune, mich durch ihre Aufmerkſamkeit um mein Reſtchen Verſtand zu bringen. Die Paare ſtoben, nach Ende des Tanzes, aus einander, und ich verließ meinen Platz, in der Abſicht, im Saal einen andern Stand zu ſuchen, um mich zu überzeugen, ob ich mich getäuſcht, oder ob die Blicke der Gräfin mich auch da ſuchen würden.

Schon ſammelten ſich neue Paare zum neuen Tanze, als ich an den Sitzen der Frauenzimmer vorüberſtreifte. Eine der Damen erhob ſich in dem Augenblick, da ich ihr nahte; es war die Gräfin. Ihr Arm lag in dem meinen. Wir traten in die Reihen. Ich zitterte, und wußte nicht, wie mir geſchehen war; denn nimmermehr hätte ich Verwegenheit genug gehabt, Hortenſien zum Tanz aufzufordern; und doch kam es mir faſt ſelbſt vor, als habe ich ſie in der Zerſtreuung aufgefordert. Sie war aber unbefangen, achtete meiner kaum, und durchſchweifte mit ihren glänzenden Blicken das prachtvolle Gewühl. Ein Augenblick, und die Muſik begann. Ich ſchien von allem Irdiſchen entbunden, geiſterhaft auf den Wellen der Töne zu ſchweben. Ich wußte nicht, was um mich her geſchah; wußte nicht, daß wir Beide die Aufmerkſamkeit aller Zuſchauer gefeſſelt hatten. Was lag mir auch an der Bewunderung der Welt? Nach Beendigung des dritten der Tänze führte ich die Gräfin zu einem Seſſel, damit ſie ruhe. Ich ſtammelte ihr flüſternd meinen Dank. Sie verneigte ſich nur freundlich-höflich, wie gegen den Fremdeſten. Ich zog mich zurück unter die Zuſchauer.

Der Prinz ſowohl als Graf von Hormegg hatten mich mit Hortenſien tanzen geſehen; hatten das allgemeine Flüſtern des Beifalls gehört. Der Prinz brannte vor Eiferſucht — er verhehlte es ſelbſt Hortenſien nicht. Der Graf nahm mir die Kühnheit übel, ſeine Tochter aufgefordert zu haben, und machte ihr folgendes Tages Vorwürfe, ſo leichtſinnig ihres Ranges vergeſſen zu haben. Beide behaupteten, wie alle Welt, in ihrem Tanz ſei Seelenvolleres, Leidenſchaftlicheres geweſen. Weder der Graf noch der Prinz zweifelten, ich hätte der Gräfin eine ihrer unwürdige Neigung zu mir eingeflößt. Ungeachtet der Verſtellung Beider, ſah ich bald deutlich, daß ich Gegenſtand ihres Haſſes und ihrer Furcht ſei. Ich ward immer ſeltener, zuletzt nicht mehr in Geſellſchaften gezogen, in welchen ſich Hortenſie befand. Ich ſchwieg.

Die beiden Herren gingen inzwiſchen in ihrer Beſorgniß wirklich zu weit. Die Gräfin zwar läugnete ihnen keineswegs, daß ſie gegen mich

Gesinnungen der Dankbarkeit empfände; aber alles Andere war ein Vorwurf, der sie empörte. Sie gestand, daß sie mich schätze; daß in der That ihr aber einerlei wäre, ob ich in Venedig oder Konstantinopel tanze. „Es steht Ihnen frei, ihn zu verabschieden," sagte sie zu ihrem Vater, „sobald meine Genesung vollendet ist."

Das Amulet.

Mit Schmerzen erwarteten Carlo und der Graf diesen Augenblick, meiner los zu werden und die Vermählung Hortensiens herbeizuführen. Mit Ungeduld erwartete ihn Hortensie, um ihrer Gesundheit ganz froh werden zu können, und zugleich den Argwohn ihres Vaters zu beruhigen. Auch ich sah diesem Augenblick mit nicht geringerm Verlangen entgegen, denn alle Andern. Nur fern von Hortensien, unter fremden Umgebungen, unter andern Zerstreuungen hoffte ich mein Gemüth zu heilen. Ich fühlte mich unglücklich.

Nicht unerwartet verkündete eines Tages die Gräfin, als sie im Wunderschlaf lag, die Nähe ihrer vollkommenen Herstellung.

„In den heißen Tropfbädern von Battaglia," sprach sie, „von denen man gesagt hat, wird sie die Gabe der Entzückung ganz verlieren. Führet sie dahin. Ihr Genesen ist nicht mehr fern. Jeden Tag ein Bad in der Morgenstunde, gleich nach dem Erwachen. Nach dem zehnten Bade, Emanuel, scheidet sie von dir. Sie sieht dich nie wieder, wenn es dein Wille ist. Aber laß ihr ein Andenken. Sie kann ohne dasselbe nicht gesunden. Du trägst auf deiner Brust seit langer Zeit eine dürre Rose zwischen Glas, in Gold gefaßt. So lange sie dasselbe unmittelbar auf der Magengegend ihres Leibes, in Seide gewickelt, trägt, kehrt der krampfhafte Zustand nicht zurück. Nicht später, nicht früher, als in der siebenten Stunde nach Empfang des dreizehnten Tropfbades, übergib es ihr. Bis dahin trage es unaufhörlich. Dann ist sie gesund."

Sie wiederholte öfters und mit sonderbarer Aengstlichkeit dies Verlangen; vorzüglich legte sie großen Werth auf die Stunde, da ich ihr mein einziges Kleinod überreichen sollte, von dessen Dasein sie nie gehört hatte.

„Tragen Sie wirklich dergleichen?" fragte mich der Graf erstaunt und wegen der geweissagten Gesundheitsvollendung seiner Tochter hochentzückt. Als ich es bejahte, fragte er weiter, ob ich einigen Werth auf den Besitz dieser Kleinigkeit lege, weil ich dergleichen beständig auf meiner Brust trage? Ich versicherte, es sei mein Theuerstes, und daß ich lieber sterben, als es mir entreissen lassen würde. Doch zur Rettung der Gräfin wolle ich auch dies opfern.

„Vermuthlich ein Andenken von geliebter Hand?" fragte lächelnd und forschend der Graf, dem daran gelegen schien, zu erfahren, ob mein Herz irgend schon in einer Liebe vergeben sei?

„Es kömmt von einer Person, die mir unter dem Monde das theuerste der Wesen ist."

Der Graf, eben so sehr von meiner Großmuth gerührt, als zufrieden, daß ich mich zu dem Opfer entschlossen, von welchem Hortensiens bleibende Gesundheit abhing, vergaß für einen Augenblick den bisherigen Groll, und umarmte mich mit wahrer Herzlichkeit, was lange nicht mehr geschehen war. „Sie machen mich zu Ihrem größten Schuldner!" rief er.

Sein Dringendstes war; Hortensien, sobald ich mich nach ihrem Erwachen entfernt hatte, dasjenige zu erzählen, was sie im Wunderschlafe verlangt habe; dabei verschwieg er ihr auch sein Gespräch mit mir über das Amulet nicht, welches so großen Werth für mich habe, weil es ein Andenken derjenigen Person sei, die ich über Alles liebe. Er legte darauf großen Nachdruck, um, falls Hortensie — denn sein Argwohn war geblieben — wirklich Neigung zu mir empfände, diese mit der Entdeckung zu tödten, daß ich längst in den Fesseln einer andern Schönheit seufze. Hortensie vernahm alles mit so harmloser Unbefangenheit, und freute sich ihrer baldigen Heilung so aufrichtig, daß der Graf von Hormegg einsah, sein Verdacht habe dem Herzen der Tochter Unrecht gethan. Er hatte in der Freude seines Gemüths nichts Angelegentlicheres, als mir wieder die Unterredung mit der Gräfin zu beichten, und zugleich dem Prinzen von Allem Meldung zu thun, was vorgefallen sei. Ich bemerkte auch von Stund an im Betragen des Grafen, wie des Prinzen, gegen mich etwas Ungezwungenes, Gütiges, Verbindliches. Man entfernte mich von Hortensien nicht mehr mit voriger Aengstlichkeit, sondern behandelte mich mit einer Aufmerksamkeit und Schonung, wie einen Wohlthäter, welchem Jeder das Glück seines Lebens schuldig wäre.

Es wurden sogleich Anstalten zur Abreise nach den Bädern von Battaglia gemacht. An einem schönen Sommermorgen verliessen wir Venedig. Der Prinz war voraus, um Alles zum Empfang seiner angebeteten Braut vorzubereiten.

Durch die anmuthigen Ebenen von Padua nahten wir uns den euganeischen Bergen, an deren Fuß das Städtchen mit seinen Heilquellen liegt. Unterwegs liebte die Gräfin, oft zu Fuß zu gehen. Dann mußte ich ihr Führer sein. Ihre Herzlichkeit bezauberte eben so sehr, als ihr zarter Sinn für das Edle im menschlichen Sein und für alles Schöne in der Natur. „Ich könnte wohl recht glücklich sein," sagte sie oft, „wenn ich meine Tage in irgend einer anmuthigen Gegend Italiens unter einfachen Geschäften des häuslichen Lebens zubringen könnte. Die Unterhaltungen in den Städten lassen das Gemüth leer; sie sind mehr betäubend, als vergnügend. Es wäre etwas Göttlicheres, wenn ich einfach leben dürfte,

ungereizt von den Erbärmlichkeiten der Paläste, wo man sich um ein Nichts quält; wenn ich reich genug wäre, um mich der Glückliche zu machen, und ich in meinen Schöpfungen Quellen meiner Seligkeit fände. Doch man muß nicht Alles wollen. Es kann nun nicht sein.«

Mehr als einmal, und in Gegenwart ihres Vaters, sprach sie von der großen Verbindlichkeit, die sie gegen mich, als ihren Lebensretter, habe. »Wüßte ich nur, wie vergelten?« sagte sie. »Ich zerbreche mir schon lange den Kopf, etwas Ihnen recht Angenehmes zu erfinden. Das müssen Sie nun schon zugeben, daß mein Vater Sie in die Lage setzt, vollkommen unabhängig von andern Menschen zu leben. Das aber ist doch das Wenigste; ich bedarf für mich selbst einer andern Genugthuung.«

Ein anderes Mal und öfters brachte sie die Rede auf meinen Entschluß, daß ich sie und ihren Vater gleich nach ihrer Genesung verlassen wolle. »Es wird uns leid sein, Sie zu verlieren!« sagte sie dann mit Gemüthlichkeit: »Wir werden Ihren Verlust, als den Verlust eines treuen Hausfreundes und Wohlthäters, beklagen. Doch können und wollen wir Ihnen Ihren Entschluß nicht durch Bitten erschweren, bei uns zu verweilen. Ihr Herz ruft sie anderswo hin!« setzte sie dann mit etwas schalkhaftem Lächeln hinzu, wie eingeweiht in ein Geheimniß meines Herzens: »Wenn Sie nur glücklich sind, bleibt uns nichts zu wünschen übrig. Und ich zweifle nicht, Liebe wird Sie glücklich machen. Doch vergessen Sie uns darum nicht ganz, und gönnen Sie uns von Zeit zu Zeit eine Nachricht von Ihrem Befinden.«

Was ich bei solchen Aeusserungen empfand, kann ich eben so wenig aussprechen, als daß ich hier noch sagen möchte, was ich gewöhnlich zu erwiedern pflegte. Meine Antworten waren verbindlich und voll kalter Höflichkeit; denn Ehrfurcht gebot, mein Herz nicht zu verrathen. Und doch gab es wohl auch Augenblicke, da mich die Gewalt meiner Gefühle übermannte, und ich mehr sagte, als ich wollte. Es geschah wohl, daß, wenn ich etwas mehr als schmeichelnd und verbindlich sprach, Hortensie mich mit dem hellen Blick der verwunderten Unschuld anschaute, als begriffe und verstände sie mich nicht. Ich überzeugte mich, daß Hortensie mich dankbar schätzte, mich glücklich und zufrieden zu sehen wünschte, ohne mir deswegen einen geheimen Vorzug vor andern Sterblichen zu gewähren. Nur aus reinem Wohlwollen, und mir Freude zu machen, hatte sie auf dem Balle sich zum Tanze zu mir gesellt. Sie selbst gestand, sie habe immer erwartet, daß ich sie auffordern sollte. Ach, wie hatte meine Leidenschaft daraus schon vermessene Hoffnungen geschaffen! Wohl vermessene Hoffnungen; — denn hätte Hortensie wirklich mehr als allgemeines Wohlwollen gegen mich gefühlt, was würde es mir haben nützen können? Ich würde nur unglücklicher durch ihr Unglück geworden sein.«

Während mich im Stillen die Flamme verzehrte, war in ihrer Brust ein reiner Himmel voll Ruhe. Während ich hätte zu ihren Füßen hinsinken und gestehen mögen, was sie mir sei, wandelte sie, ohne die leiseste Ahnung meines Zustandes, neben mir hin, und suchte meinen Ernst durch Scherze zu zerstreuen.

Die Entzauberung.

Durch Veranstaltung des Prinzen waren für uns Zimmer in einem Schlosse der Marchesen von Este zum Empfang bereitet. Dies Schloß, nahe am Städtchen auf einem Hügel, bot mit den größten Bequemlichkeiten zugleich die lieblichsten Aussichten in die Ferne und schattenreiche Lustgänge in der Nähe an. Zu den Tropfbädern aber mußte man sich jedesmal in die Stadt begeben; auch war für die Gräfin daselbst ein eigenes Haus eingerichtet worden, wo sie die Morgen zubrachte, so lange sie baden sollte.

Ihr Wunderschlaf war in Battaglia nach den ersten Bädern schon sehr kurz und dunkel. Sie redete nur noch selten, antwortete nicht einmal immer, und schien eines ganz natürlichen Schlafs zu geniessen. Da sie nach dem siebenten Bade im Schlafe sprach, befahl sie, daß man sie nach dem zehnten Bade nicht mehr in diesem Hause lassen solle. Wirklich verfiel sie nach dem zehnten Bade noch einmal in den Schlaf; doch sagte sie nichts, als: Emanuel, ich sehe dich nicht mehr!« Dies waren die letzten Worte, welche sie im Zustande ihrer Verklärungen geredet hat. Seitdem hatte sie wohl noch einige Tage einen etwas unnatürlich festen Schlaf, aber ohne darin des Wortes mächtig zu sein.

Endlich kam der Tag ihres dreizehnten Tropfbades. Bisher war Alles auf's Pünktlichste erfüllt worden, was sie sonst in Verklärungsstunden befohlen oder vorausgesagt hatte; nun war es um das Letzte zu thun. Der Graf von Hormegg und der Prinz kamen schon früh Morgens zu mir, um mich an die baldige Ablieferung meines Amulets zu mahnen. Ich mußte es ihnen zeigen. Sie verliessen mich den ganzen Morgen keinen Augenblick, als wären sie, nun dem längst ersehnten Ziele so nahe, plötzlich mißtrauisch geworden, ich könne wegen meines Opfers eines andern Sinnes werden, oder das Heiligthum könnte durch Zufall verloren gehen. Sobald Nachricht kam, die Gräfin sei im Tropfbade, wurden die Minuten bis zur siebenten Stunde gezählt. Sobald die Gräfin nach dem Bade einige Stunden geruht hatte, wurde sie von uns auf das Schloß begleitet. Sie war ungemein heiter und beinahe muthwillig. Darauf vorbereitet, daß sie in der siebenten Stunde das Geschenk von mir annehmen und dann lebenslänglich tragen müsse, freute sie sich wie ein Kind auf die Gabe, und neckte mich scherzend mit der Treulosigkeit, die ich an

meiner Auserwählten verübe, deren Geschenk ich einer Andern gäbe.

Es schlug zwei Uhr. Die siebente Stunde war da. Wir befanden uns in einem heitern Gartensaal. Der Graf, der Prinz, die Kammerfrauen der Gräfin waren anwesend.

„Und nun nicht länger gezögert!“ rief der Graf: „Der Augenblick ist da, welcher der letzte von Hortensiens Leiden und der erste meines Glückes ist.“

Ich zog das theure Medaillon von der Brust, auf der ich es so lange getragen, und löste die goldene Schnur von meinem Hals: drückte, nicht ohne wehmüthige Empfindung, einen Kuß auf das Glas, und überreichte es der Gräfin.

Hortensie nahm es, und indem ihr Blick auf die getrocknete Rose fiel, sah man plötzlich ein feuriges Roth ihr Antlitz überfliegen. Sie verneigte sich sanft gegen mich, als wollte sie mir danken; aber in ihren Gesichtszügen erkannte man eine Bestürzung oder Verwirrung ihres Gemüths, die sie zu verhehlen bemüht schien. Sie stammelte einige Worte, und entfernte sich dann plötzlich mit ihren Kammerfrauen. Der Graf und der Prinz waren gegen mich ganz Dankbarkeit. Sie hatten für den Abend ein kleines Fest auf dem Schlosse veranstaltet. Aus Este und Rovigo waren einige adelige Familien dazu eingeladen worden.

Inzwischen warteten wir lange und vergeblich auf die Wiedererscheinung der Gräfin. Erst nach einer Stunde vernahmen wir, sie sei, sobald sie das Medaillon angelegt habe, vom Schlaf überfallen worden, und schlafe wirklich süß und fest. Es vergingen zwei, drei und vier Stunden. Die eingeladenen Gäste hatten sich bei uns versammelt; aber Hortensie erwachte nicht. Der Graf, in großer Unruhe, begab sich selber zu ihrem Bette. Da er sie aber tief und ruhig schlummernd fand, scheute er sich, sie zu stören. Das Fest ging vorüber ohne Hortensiens Gegenwart; doch wo sie fehlte, war nur halbe Lust. Hortensie schlief noch, als man nach Mitternacht aus einander schied.

Aber auch folgenden Morgens war sie noch in gleich festem Schlaf; kein Geräusch erweckte sie. Der Graf gerieth in Todesangst. Meine Unruhe war nicht geringer. Es wurden Aerzte herbeigerufen. Diese jedoch versicherten, die Gräfin schlafe einen gesunden, erquickenden Schlaf; die Farbe ihres Gesichts wie ihr Puls verkündeten das vollste Wohlsein. Mittag und Abend kamen; Hortensie erwachte nicht. Es gehörten die wiederholtesten Versicherungen der Aerzte dazu, daß die Gräfin sich offenbar wohl befände, um uns zu beruhigen. Die Nacht kam und verfloß. Jubel scholl am andern Morgen durch das ganze Schloß, als die Frauenzimmer Hortensiens frohes Ermuntern meldeten. Jedermann eilte hin und wünschte der Genesenen Glück.

Neuer Zauber.

Warum soll ich es nicht sagen? — Während der allgemeinen Freude stand ich allein traurig — ach, mehr als traurig, in meinem Zimmer. Die Verpflichtungen, welche ich ehemals gegen den Grafen von Hormegg eingegangen war, hatten ihre Erfüllung. Ich konnte abreisen, wann ich wollte. Ich hatte Verlangen und Entschluß dazu oft genug geäussert. Man erwartete nichts anderes von mir, als daß ich mir selber Wort halten werde. Aber — — — Nur in ihrer Nähe athmen zu können, schien mir das beneidenswürdigste aller Loose; nur einen ihrer Blicke zu empfangen, die schönste Nahrung der Lebensflamme. Fern von ihr wohnen, schien mir Verurtheilung zum Tode.

Gedachte ich aber ihrer nahen Vermählung mit dem Prinzen, dann meine Abhängigkeit von diesem Menschen und der Wankelmüthigkeit des schwachen Grafen — gedachte ich meiner eigenen Ehre, meines Bedürfnisses, frei zu sterben — da regte sich männlicher Stolz und Trotz; es blieb entschieden, so bald als möglich von hinnen zu ziehen. Ich schwor, zu fliehen. Ich sah die Endlosigkeit meines Unglücks; doch war mir lieber, lebenslang der Freude Valet zu sagen, als mir selber verächtlich zu werden.

Ich fand Hortensien im Schloßgarten. Ein sanfter Schauder durchbebte mich, da ich ihr näher trat, um ihr meine Glückwünsche zu bringen. Sie stand sinnig vor einem Blumenbeet, getrennt von ihren Frauenzimmern. Sie schien frischer und blühender, als ich sie je gesehen, und von einem neuem Leben durchglüht. Erst als ich sie anredete, ward sie meiner gewahr.

„Wie erschrecken Sie mich!“ sagte sie lächelnd und bestürzt, und eine höhere Röthe überflog ihre Wangen.

„Auch ich, meine theure Gräfin, wollte Ihnen meine innige Freude, meinen Glückwunsch ...“

Mehr sagen konnte ich nicht; denn meine Stimme zitterte, meine Gedanken verwirrten sich; ich konnte ihren Blick nicht ertragen, der in das Innerste meines Herzens dringen wollte. Mühsam stammelte ich noch eine Entschuldigung, sie gestört zu haben.

Ihre Blicke waren schweigend auf mich geheftet. Nach einer langen Pause sagte sie: „Sie sprechen von Freude, Lieber: aber sind Sie auch froh?“

„Herzlich, daß ich Sie gerettet weiß von der Krankheit, an der Sie so lange litten. Nun, in wenigen Tagen darf ich von hier aufbrechen, und mir, wenn es möglich ist, in andern Gegenden selber angehören, da ich Niemandem mehr angehöre. Mein Gelübde ist gelöst.“

„Ist es also Ihr Ernst, lieber Faust, uns zu verlassen? Ich hoffe es nicht. Wie können Sie sagen, daß Sie Niemandem angehören? Haben Sie uns nicht durch alle Pflichten der Erkennt-

lichkeit an sich gebunden? Was zwingt Sie, von uns zu scheiden?

Ich legte die Hand auf mein Herz und senkte den Blick zur Erde; denn zu reden war mir unmöglich.

„Sie bleiben bei uns, Faust. Nicht so?“

„Ich darf nicht.“

„Und wenn ich Sie bitte, Faust?“

„Um Gotteswillen, gnädige Gräfin, bitten Sie nicht, befehlen Sie nicht. Mir kann nur wohl sein, wenn ich — nein, ich muß von hier.“

„Bei uns ist Ihnen nicht wohl? Und doch zieht Sie kein anderer Beruf, keine andere Pflicht von uns?“

„Pflicht gegen mich selbst.“

„Gehen Sie denn, Faust; ich habe mich in Ihnen geirrt. Ich glaubte, auch wir würden Ihnen etwas werth sein.“

„Gnädige Gräfin, wenn Sie wüßten, was Ihre Worte anstifteten, Sie würden meiner voll Erbarmens schonen!“

„So muß ich schweigen, Faust. Gehen Sie, aber Sie thun ein schweres Unrecht!“

Indem sie diese Worte sagte, wandte sie sich von mir. Ich wagte es, ihr nachzugehen und sie zu bitten, mir nicht zu zürnen. Aus ihren Augen fielen Thränen. Ich erschrack. Mit gefalteten Händen beschwor ich sie, mir nicht zu zürnen. „Gebieten Sie mir,“ sagte ich, „ich will gehorchen. Befehlen Sie, daß ich bleibe? Meine innere Ruhe, mein Glück, mein Leben opfere ich mit Freuden diesem Befehl!“

„Gehen Sie, Faust, ich erzwinge nichts. Sie sind ungern bei uns.“

„O Gräfin, bringen Sie keinen Menschen zur Verzweiflung.“

„Faust, wann wollen Sie fortreisen?“

„Morgen, heute.“

„Nein, nein, Faust!“ sagte sie leise und trat näher zu mir: „Ich setze keinen Werth auf meine Gesundheit, Ihr Geschenk, wenn Sie — — — Faust! Sie bleiben noch; nur einige Tage wenigstens!“ Sie lispelte dies mit so weicher, flehentlicher Stimme, und sah mich dazu mit ihren nassen Augen so mahnend an, daß ich aufhörte, Herr meines Willens zu sein.

„Ich bleibe.“

„Aber gern?“

„Mit Entzücken.“

„Gut! — Nun lassen Sie mich einen Augenblick, Faust. Sie haben mich recht betrübt. Aber verlassen Sie den Garten nicht; ich will mich nur erholen.“ — Mit diesen Worten ging sie von mir, und verlor sich zwischen den blühenden Orangenbäumen.

Lange blieb ich auf derselben Stelle, wie ein Träumender. Solche Sprache hatte ich nie von der Gräfin gehört. Es war nicht Sprache der Höflichkeit blos. Alles bebte in mir unter der Vorstellung: ich habe in ihrem Herzen einigen Werth. Diese Aufforderungen, noch zu bleiben, diese Thränen — — und, was sich nicht beschreiben läßt, das eigene Etwas, die wunderbare Sprache in ihrer Haltung, in ihren Bewegungen, in ihrer Stimme — eine Sprache ohne Worte, die doch mehr als Worte ausdrücken — — ich verstand von Allem nichts, verstand Alles. Ich zweifelte und war voller Ueberzeugung.

Nach einer halben Viertelstunde, da ich in den Gartengängen auf und ab wandelte und mich zu den übrigen Frauenzimmern gesellt hatte, kam die Gräfin lebhaft und fröhlich gegen uns. In ihrer zarten blühenden Gestalt, von weißen Gewändern umschwebt, vom vollen Sonnenglanz umflossen, schien sie ein Wesen aus Raphaels Malerträumen. In der Hand trug sie einen Straus von Nelken, Rosen und veilchenfarbenen Vanilleblüthen. „Ich habe Ihnen“, sagte sie zu mir, „ein paar Blumen gepflückt, lieber Faust; verschmähen Sie sie nicht. Ich gebe sie Ihnen mit ganz anderm Gemüth, als einst während meiner Krankheit die Rose. Ich sollte Sie, mein lieber Leibarzt, nur gar nicht daran mehr erinnern, wie ich Sie mit meinen kindischen Launen gequält habe. Aber ich erinnere mich recht pflichtmäßig daran, um bei Ihnen wieder Alles gut zu machen. O, und wie viel habe ich gut zu machen! Geben Sie mir nun den Arm und Fräulein Cäcilien den andern.“ So hieß eine ihrer Gesellschafterinnen.

Wie wir umhergingen unter leichten Plaudereien und Scherzen, kam auch ihr Vater, der Graf, und bald nachher der Prinz. Nie war Hortensie liebenswürdiger gewesen, als an diesem ersten Tage ihrer wieder erlangten Gesundheit. Mit zärtlicher Ehrfurcht redete sie zu ihrem Vater, mit freundlicher Traulichkeit zu ihren Gesellschafterinnen, mit feiner Höflichkeit und Güte zum Prinzen; zu mir aber nie anders, als mit Bezeugungen ihrer Dankbarkeit. Nicht daß sie mir in Worten dankte, sondern in der Art, wie sie zu mir sprach. Es war, sobald sie sich zu mir wandte, etwas Rührendes, Feierliches in ihrem Wesen, in ihren Worten und Tönen etwas unbeschreiblich Herzliches, in ihren Blicken und Mienen etwas Schwesterlichvertrautes, Gutmüthiges, um meine Zufriedenheit Sorgsames. Diesen Ton änderte sie auch weder in Gegenwart des Vaters, noch des Prinzen. Sie führte ihn mit einer Unbefangenheit und Sicherheit, als wenn es nicht anders sein solle und dürfe.

Es verflossen in Festen und Freuden einige reizende Tage. Hortensiens Stimmung änderte sich gegen mich nicht. Ich selbst, immer zwischen kalten Gesetzen der Ehrerbietung und Flammen der Leidenschaft, fand in Hortensiens Umgang endlich eine Ruhe, eine innere Selbstständigkeit wieder, der ich entbehrt hatte, seit ich diese Wunderbare kannte. Ihre Natürlichkeit und Wahrheit machte mich wahrer, natürlicher; ihre Traulichkeit gleichsam brüderlicher. Sie verhehlte keineswegs ein Herz voll reinster Freundschaft gegen

mich — um so weniger barg ich meine Empfindungen, wenn ich gleich nicht das Innerste zu verrathen wagte. Und doch — o wer konnte so vielem Reiz widerstehen! — ward es verrathen.

Die Badegäste zu Battaglia pflegen an schönen Abenden meistens vor einem großen Kaffeehause versammelt zu sitzen, in freier Luft, und Erfrischungen zu genieſſen. Da herrscht ungezwungene Unterhaltung. Man sitzt auf Stühlen in Halbkreisen umher an der offenen Straße. Man hört links und rechts Mandolinen und Zithern schwirren und Gesänge nach italienischer Sitte. Auch in dem großen Hause tönt Musik. Fenster und Thüren sind beleuchtet. — Die Gräfin kam eines Abends, da uns der Prinz früher als gewöhnlich verlassen hatte, auf den Einfall, jene Versammlung der Badegäste zu besuchen. Ich war schon auf meinem Zimmer, und saß träumend über mein Schicksal, den Blumenstrauß mit beiden Händen haltend. Das Licht brannte dunkel; die Thür meines Zimmers stand halb offen. So sahen mich im Vorübergehen Hortensie und Cäcilie. Beide beobachteten mich lange. Dann traten sie leise herein — aber ich beachtete sie nicht, bis sie dicht vor mir standen, und mir erklärten, ich müsse sie in die Stadt begleiten. Nun weideten sie sich scherzend an meiner Bestürzung. Hortensie erkannte den Blumenstrauß. Sie nahm ihn vom Tisch, auf welchen ich ihn geworfen hatte, und steckte ihn, so welk er war, vor ihren Busen. Wir gingen nach Battaglia hinab, und mischten uns in die Gesellschaft.

Da geschah es, daß Cäcilie, im Gespräch mit Personen ihrer Bekanntschaft, von uns kam. Es zürnten weder Hortensia noch ich. An meinem Arm wandelten sie in dem regen Getümmel auf und ab, bis sie müde ward. Wir setzten uns auf ein Bänkchen unter einer seitwärts stehenden Ulme. Der Mond fiel durch die Zweige auf Hortensiens schönes Gesicht, und auf die welken Blumen an ihrem Busen.

„Wollen Sie mir wieder rauben, was Sie mir gegeben hatten?“ fragte ich, indem ich auf den Strauß deutete.

Sie sah mich lange mit wunderbarem, sinnigem Ernst an; dann sagte sie: „Es ist mir immer, als wenn ich Ihnen nichts geben und nichts nehmen könnte. Ist Ihnen nicht zuweilen eben so?“

Diese Antwort und Gegenfrage, so leicht und ruhig hingeworfen, versetzte mich in Verlegenheit und Schweigen. Ich wagte aus Ehrfurcht kaum den holden Sinn darin zu berühren. Sie wiederholte die Frage noch einmal.

„Allerdings, leider auch mir ist's oft so!“ sagte ich. „Wenn ich die Kluft erblicke zwischen Ihnen und mir, und den Abstand, welcher mich fern von Ihnen hält, dann wird mir's so. Wer kann den Göttern geben und nehmen, das ihnen nicht immer gehörte?“

Sie sah mich mit großen Augen der Verwunderung an. „Was reden Sie von Göttern, Faust? Auch sich selber kann man nichts geben, nichts nehmen.“

„Sich selber?“ erwiederte ich mit ungewisser Stimme. „Sie wissen also, daß Sie mich zu Ihrem Eigenthum gemacht haben?“

„Ich weiß selbst nicht, wie es ist!“ gab sie zur Antwort, und senkte die Augen.

„Aber ich, theure Gräfin, aber ich weiß es. Der Zauber, welcher über uns waltet, hat sich nicht verloren, sondern nur die Richtung verändert. Einst beherrschte ich in Ihren Verklärungen Ihren Willen; nun beherrschen Sie den meinigen. Ich lebe nur in dem Gedanken an Sie; ich kann nichts, ich bin nichts ohne Sie. Zürnen Sie immerhin meines Geständnisses, frevelvoll vor der Welt, aber nicht vor Gott. Denn es ist, was ich thue, Ihr eigenes Gebot. Kann ich mich vor Ihnen verbergen? Ist es ein Verbrechen, daß meine ganze Seele unwillkührlich an Ihr Wesen gefesselt ist, o Gräfin, so ist es nicht mein Verbrechen.“

Sie wandte das Gesicht ab und hob die Hand, um mir zu bedeuten, daß ich schweige. Ich hatte im gleichen Augenblick die meinige erhoben, um meine Augen zu bedecken, die sich in einer Thräne verdunkelten. Da sanken die erhobenen Hände in einander. Wir schwiegen; der Gedanke löſete sich in gewaltigen Empfindungen auf. Ich hatte meine Leidenschaft verrathen — aber Hortensie hatte mich begnadigt.

Cäcilie störte uns auf. Wir gingen schweigend zum Schloß zurück. Als wir schieden, sagte die Gräfin leise und traurig: „Ich bin durch Sie gesund geworden, um viel kränker zu sein.“

Petrarca's Wohnung.

Am folgenden Tage, da wir uns wieder fanden, war eine Art heiliger Scheu zwischen uns. Ich wagte kaum, sie anzureden; sie kaum, mir zu antworten. Unsere Blicke begegneten sich oft, beide voll Ernstes. Sie schien mich durchforschen zu wollen; ich suchte in ihren Augen zu lesen, ob sie meiner gestrigen Verwegenheit nicht zürne im nüchternen Augenblick. Es verflossen mehrere Tage, wir sahen uns nie wieder allein. Wir hatten ein Geheimniß unter uns, und fürchteten es durch einen Wink zu entweihen. Hortensiens ganzes Wesen war feierlicher, ihr Frohsinn gemäßigter, als gehöre sie nicht mit vollem Herzen den gewöhnlichen Umgebungen an.

Inzwischen zog ich wohl zu viel von ihrem veränderten Betragen auf Rechnung jener entscheidenden Stunde unter der Ulme. Denn Prinz Carlo hatte, wie ich erst später erfuhr, förmlich um die Hand der Gräfin angehalten, dies aber ein unangenehmes, gespanntes Verhältniß zwischen ihr und dem Prinzen und ihrem Vater bewirkt. Um diese beiden nicht zu beleidigen, und Zeit zu gewinnen, hatte Hortensie sich Bedenkfrist erbeten, und zwar auf einen so unbestimm-

ten Zeitraum und mit einer so harten Bedingung, daß Carlo fast verzweifeln mußte, seinen Wunsch gekrönt zu sehen. „Nicht daß ich dem Prinzen abgeneigt bin,“ so lautete ihre Erklärung, „aber ich will noch meiner Freiheit froh sein. Ich werde einst selbst und freiwillig mein Ja oder Nein geben; wird mir aber, ehe ich es begehre, der Antrag wiederholt, so werde ich ihn bestimmt und auf immer verwerfen, selbst wenn ich den Prinzen wirklich liebte.“

Der Graf kannte aus frühern Zeiten den unbeugsamen Sinn seiner Tochter; doch hoffte er schon darum das Beste, weil Hortensia die Bewerbung des Prinzen nicht geradezu abgelehnt hatte. Carlo hingegen war etwas mißmuthig. Er sah sich durch diese Erklärung zum ewigen Liebhaber verdammt, und ohne bestimmte Hoffnungen. Doch hatte er Eigenliebe genug, zu glauben, er werde durch treues Ausharren endlich Hortensiens Herz bewegen. Ihre Vertraulichkeit gegen mich war ihm zuweilen unbehaglich, doch schien er sie nicht zu fürchten; er fand sie eben deswegen gefahrlos, weil sie offen war und unbefangen. Hortense behandelte auch ihn auf die gleiche Weise. Er hatte sich gewöhnt, mich als Hausfreund und vertrauten Rath sowohl der Tochter als des Vaters zu sehen, und da ihm der Graf das Geheimniß meiner bürgerlichen Herkunft entdeckt hatte, konnte er an mir um so weniger Nebenbuhlerei besorgen. Ja, er selbst bequemte sich, mich zum Vertrauten zu machen, und erzählte mir eines Tages die Geschichte seiner Werbung um Hortensiens Hand, und die Antwort der Gräfin. Er beschwor mich, ihm meine freundschaftlichen Dienste zu gewähren, und nur, wenn auch noch so entfernt, zu lauschen, ob Hortense einige Neigung für ihn habe. Ich mußte es versprechen. Jeden Tag fragte er, ob ich Entdeckungen gemacht habe? Immer konnte ich mich entschuldigen, nicht Gelegenheit gefunden zu haben, die Gräfin allein zu sehen.

Vermuthlich diese Gelegenheit herbeizuziehen, veranstaltete er selbst eine kleine Lustfahrt nach Arquato, drei Meilen von Battaglia, wohin oft Badegäste zu dem Grabmal und Wohnhaus Petrarca's zu wallfahren pflegen. Hortense achtete von allen Dichtern Italiens diesen zarten, Alles vergeistigenden Sänger frommer Liebe am höchsten. Sie hatte sich lange schon auf die Wallfahrt gefreut. Wie aber der Augenblick der Abreise erschien, blieb Carlo nicht nur unter einem leichten Vorwande zurück, sondern wußte auch den alten Grafen abzuhalten, Hortensien zu begleiten. Er versprach indessen, unfehlbar nachzukommen. Beatrix und Cäcilie, die Gesellschafterinnen der Gräfin, fuhren allein mit ihr; ich folgte dem Wagen zu Pferde.

Ich führte die Frauenzimmer zum Kirchhof des Dorfes, wo ein einfacher Grabstein die Asche des unsterblichen Dichters bedeckte, und übersetzte ihnen die lateinische Inschrift. Hortense stand in tiefem Ernst vor dem Stein. Sie seufzte. „Doch stirbt nicht Alles!“ sagte sie, und ich glaubte zu fühlen, wie sie meinen Arm leise an sich zog. „Stürbe Alles,“ sagte ich, „wäre nicht das Leben des Menschen Grausamkeit des Schöpfers, und Liebe der schwerste Fluch des Lebens?“

Wir gingen schwermuthsvoll vom Kirchhofe. Ein alter, freundlicher Mann führte uns von da zu einem nicht entfernten Rebenhügel, auf welchem Petrarca's Wohnung stand, an welche sich ein kleiner Garten schmiegte. Man hat daraus über die Ebene eine heitere Aussicht. Im Hause zeigte man uns Petrarca's Hausgeräth, mit ehrfurchtsvoller Treue aufbewahrt; seine Tische, an denen er las und schrieb; die Sessel, auf denen er ruhte — selbst das Geschirr seiner Küche.

Immer übt der Anblick solcher Ueberbleibsel einen unfehlbaren Einfluß auf das Gemüth — er wirft den Zwischenraum von Jahrhunderten in sein Nichts, und stellt das Längstvergangene in die Gegenwart her. Mir war es, als sei der Dichter nur hinausgegangen; er werde die kleine braune Thür seines Zimmers öffnen und uns begrüßen. Hortense fand eine zierliche Ausgabe von Petrarca's Sonnetten auf einem Winkeltisch. Sie setzte sich müde hinzu, lehnte ihr schönes Haupt auf die Hand und las aufmerksam, indem sie mit den Fingern der unterstützenden Hand ihren Augen ein verheimlichendes Obdach machte. Beatrix und Cäcilie gingen, Erfrischungen für die Gräfin zuzubereiten. Ich blieb schweigend am Fenster. Petrarca's Liebe und Hoffnungslosigkeit war mein Schicksal; eine andere Laura saß da, nicht durch den Zauber der Muse göttlich, aber göttlich durch sich selbst.

Hortense nahm ein Tuch, ihre Augen zu trocknen. Ich erschrack, sie weinen zu sehen. Ich nahte mich ihr schüchtern, und wagte doch nicht, sie anzureden. Sie stand plötzlich auf, lächelte mich an mit Thränen im Blick, und sagte: „Der arme Petrarca, das arme Menschenherz! Aber Alles zieht vorbei, Alles. Er hat seit Jahrhunderten ausgeklagt. Doch sagt man, er habe in spätern Jahren sich selbst überwunden. Ist es gut, sich zu überwinden? Heißt es nicht sich selbst verwüsten?“

„Und wenn die Nothwendigkeit gebietet?“

„Hat die Nothwendigkeit Gewalt über das Menschenherz?“

„Aber Laura war die Gemahlin Hugo's von Sade — ihr Herz durfte ihm nicht gehören. Sein Loos war, einsam zu lieben, einsam zu sterben. Er aber hatte die Gabe des Gesanges, und die Musen trösteten ihn. Er war unglücklich — wie ich.“

„Wie Sie?“ setzte Hortense mit kaum hörbarer Stimme hinzu. „Unglücklich, Faust?“

„Ich habe nicht die göttliche Gabe des Gesangs. Darum wird mein Herz brechen, das Keiner tröstet. Gräfin, theure Gräfin — darf ich Ihnen mehr sagen, als ich gesagt habe? Aber

ich will Ihrer Achtung würdig bleiben, und nur durch männlichen Muth kann ich es. Gewähren Sie mir eine Bitte, nur eine einzige, bescheidene Bitte.«

Hortenſie ſchlug die Augen nieder und antwortete nicht.

»Eine Bitte, theure Gräfin, für meine Ruhe.«

»Was ſoll ich?« flüſterte ſie, ohne aufzublicken.

»Bin ich gewiß, daß Sie mir die Bitte nicht verweigern?«

Sie betrachtete mich mit großen, ernſten Blicken, und ſagte dann mit unbeſchreiblicher Würde: »Fauſt, ich weiß nicht, was Sie bitten werden; aber wie viel es auch ſei — ja, Fauſt, ich bin Ihnen mein Leben ſchuldig, mein Vertrauen — ich erfülle Ihre Bitte. Reden Sie.«

Ich ergriff ihre Hand, ich ſank zu ihren Füßen, ich drückte ihre Hand an meine brennenden Lippen — ich verlor beinahe Bewußtſein und Sprache. Hortenſie, wie gefühllos, in ſich ſelbſt verſunken, ſtand mit geſenkten Blicken da.

Endlich gewann ich die Macht zu reden wieder. »Ich muß hinweg von hier. Laſſen Sie mich fliehen. Ich darf nicht länger weilen. Laſſen Sie mich fern von Ihnen mein Leben in irgend einer Einſamkeit beruhigen. Ich muß hinweg. Ich ſtöre den Frieden Ihres Hauſes. Carlo hat Ihre Hand gefordert.«

»Sie wird ihm nie!« unterbrach mich die Gräfin mit feſtem Tone.

»Laſſen Sie mich fliehen. Selbſt Ihre Güte häuft die Menge meines Elendes an.«

Hortenſie war in einem heftigen Kampf mit ſich ſelber. »Sie thun ein fürchterliches Unrecht. Aber ich darf es ja nicht mehr verhindern!« rief ſie und brach in ein heftiges Weinen aus. Sie ſchwankte und ſuchte den Seſſel. Indem ich aufſprang, ſank ſie ſchluchzend an meine Bruſt. Nach einigen Augenblicken ermannte ſie ſich wieder. Sie fühlte ſich von einem meiner Arme umſchlungen, und wollte ſich demſelben entziehen. Aber ich, den Himmel an meiner Bruſt, vergaß die Gebote der alten Ehrerbietung, umſchlang ſie feſter und ſeufzte: »Dieſe Minute, und nun genug!« — Ihr Widerſtand erſtarb. Sie richtete ihre Augen zu mir auf, und mit einem Blick voll bittender Zärtlichkeit, und mit einem Antlitz, von welchem, wie einſt, Verklärungsröthe ſchimmerte, liſpelte ſie mir zu: »Fauſt, was beginnen Sie?«

»Werden Sie mich auch in der Ferne nicht vergeſſen?« fragte ich zurück.

»Kann ich es denn?« ſeufzte ſie, und ſchlug die Augen nieder.

»Leben Sie wohl, Hortenſia!« ſtammelte ich. Meine Stirn ſank an die ihrige nieder.

»Emanuel! Emanuel!« flüſterte ſie. Meine Lippen hingen an den ihrigen. Ich fühlte zart und dunkel ihren Gegenkuß, ihrer Arme einen um meinen Hals. Es verſchwanden Minuten, Viertelſtunden.

Ich ging, ein Träumender, ſchweigend an ihrer Seite aus Petrarca's Wohnung, den Steg am Hügel hinab. Drunten warteten zwei Diener, die uns zu einer Laube unter wilden Lorbeerſträuchen führten, wo ein kleines Mahl bereit ſtand. Im Augenblick rollte auch der Wagen des Prinzen herbei. Carlo und der Graf ſtiegen aus.

Hortenſie war ſehr ernſt, in ihren Antworten kurz. Sie ſchien in beſtändiges Nachdenken verloren. Ich ſah ihr an, daß ſie ſich Gewalt that, wenn ſie mit dem Prinzen reden ſollte. Gegen mich behielt ſie unverwandelt das Herzliche und Zutrauliche ihres Benehmens. Zum andernmal ward Petrarca's Wohnung beſucht, weil der Graf von Hormegg ſie ſehen wollte. Als wir in das Zimmer traten, welches das Geſtändniß unſerer Herzen zum Heiligthum geweiht hatte, ſetzte ſich Hortenſie wieder auf den Seſſel neben den Tiſch in die gleiche Stellung zum Buche, wie das erſtemal; blieb auch ſo, bis wir wieder gingen. Da ſtand ſie auf, legte ihre Hand auf die Bruſt, ſah mich mit einem durchdringenden Blicke an und eilte dann ſchnell hinaus.

Der Prinz hatte dieſe Bewegung, dieſen Blick bemerkt. Eine dunkle Röthe zog über ſein finſteres Geſicht; er ging mit untergeſchlagenen Armen und geſenktem Haupte hinaus. Alle Freude war aus unſerer Geſellſchaft gewichen; Jedem ſchien daran gelegen zu ſein, bald wieder das Schloß zu erreichen. Ich zweifelte nicht, Carlo's Eiferſucht habe Alles errathen, und fürchtete von ſeiner Rachſucht weniger für mich, als für den Frieden der Gräfin.

Darum, ſobald wir heimgekommen waren, beſchloß ich, Alles zur ſchleunigen Abreiſe für den folgenden Morgen einzurichten. Ich entdeckte dem Grafen von Hormegg meinen unwiderruflichen Entſchluß, übergab ihm alle Papiere und beſchwor ihn, der Gräfin nichts zu ſagen, bis ich abgereiſet ſein würde.

Traurige Trennung.

Schon längſt hatte ich auf dieſen Fall vom Grafen erhalten, daß mich der alte wackere Sebald begleiten könne, der ſeine Entlaſſung vielmals gefordert hatte, um ſeine deutſche Heimath wieder zu ſehen. Sebald wirbelte und tanzte vor Freuden in der Stube herum, als er von mir hörte, der Augenblick des Scheidens ſei da. Jedem ein Roß, Jedem ein Mantelſack dazu, das war unſere ganze Ausrüſtung zur Reiſe.

Ich hatte beſchloſſen, vor Ankunft des folgenden Tages in aller Stille abzuziehen. Niemand im Schloſſe wußte darum, als Sebald und der Graf; Niemand ſollte darum wiſſen. Hortenſien wollte ich einige Zeilen des Dankes, der Liebe und des ewigen Lebewohls hinterlaſſen. Der alte Graf ſchien zwar überraſcht, doch nicht

ganz unzufrieden. Er umarmte mich aufs Zärtlichste, dankte mir für meine geleisteten Dienste, und versprach, binnen einer kleinen Stunde auf mein Zimmer zu kommen, um mir noch einige nützliche Papiere zu übergeben, die mir für die Zukunft ein sorgenfreies Leben schaffen und, wie er sich ausdrückte, nur eine Zahlung auf Rechnung seiner lebenslänglichen Schuld sein sollten. Ich wollte ein mäßiges Reisegeld nicht ausschlagen, um Deutschland erreichen zu können — denn ich war in der That fast ohne Geld — aber mehr anzunehmen weigerte sich mein Stolz.

Sobald ich zurück auf mein Zimmer kam, ward eingepackt. Sebald eilte zu den Rossen, und besorgte alles Nöthige, jeden Augenblick aufbrechen zu können. Ich schrieb inzwischen an Hortensie. Was ich litt, wie ich mit mir selber kämpfte, wie oft ich vom Schreiben aufsprang, um meinen Schmerz auszuweinen, mag ich hier nicht schildern. Zerrissen lag mein Leben, glückslos meine Zukunft. Der Tod ist süßer und leichter, als das Ueberleben aller Hoffnung.

Mehrmals zerriß ich, was ich geschrieben. Ich hatte noch nicht vollendet, als ich auf eine Art gestört ward, die ich am wenigsten erwarten konnte.

Zitternd und odemlos stürzte Sebald zu mir ins Zimmer, nahm hastig die gepackten Mantelsäcke und rief: „Herr Faust, es ist ein Unglück geschehen. Man will Sie ins Gefängniß liefern. Man will Sie umbringen. Fliehen wir, ehe es zu spät ist.“ Ich fragte vergebens nach der Ursache seines Schreckens. Ich erfuhr nur, der alte Graf sei in Wuth, der Prinz in Raserei, Jedermann im Schlosse gegen mich empört. — Ich erwiederte kalt, daß ich keine Ursache habe, mich zu fürchten, noch weniger als Verbrecher zu fliehen. „Herr!“ rief Sebald: „ohne Unglück entkömmt man dieser Unglücksgesellschaft nicht: über die waltet ein böser Stern. Das habe ich lange gesagt. Fliehen Sie!“

Indem traten zwei Jäger des Grafen zur Thür herein und ersuchten mich, auf der Stelle zu Seiner Gnaden zu kommen. Sebald blinkte und winkte mit den Augen, ich sollte zu entwischen suchen. Ich konnte mich wegen seiner Furchtsamkeit des Lächelns nicht entwehren, und folgte den Jägern. Doch befahl ich Sebalden, die Pferde zu satteln; denn daß sich etwas Ausserordentliches zugetragen haben müsse, und besonders der Prinz, vermuthlich aus Eifersucht, mir einen Handel angezettelt habe, bezweifelte ich jetzt selbst nicht mehr.

Es verhielt sich folgendermaßen. Carlo war, als ich den Grafen Hormegg kaum verlassen hatte, stürmisch zu diesem gekommen, und hatte ihm trocken hin erklärt: ich habe sein Haus entehrt und mit der Gräfin geheime Liebschaft. Hortensiens Gesellschafterin Beatrix nämlich, die vom Prinzen vielleicht durch seine Geschenke, vielleicht durch Zärtlichkeiten gewonnen war, hatte, als sie mit Cäcilien die Wohnung Petrarca's verlassen, ungeduldig über Hortensiens und mein Zurückbleiben, den Rückweg dahin genommen gehabt, und uns in jener Umarmung erblickt. Natürlich war die Zofe bescheiden genug, uns nicht zu stören, aber eilfertig genug, dem Prinzen die wichtige Begebenheit eben so bald zu verrathen, als man ins Schloß zurückgekommen war. Der Graf von Hormegg, welcher Alles, nur dies nicht glauben konnte, weil es ihm das unnatürlichste aller Verbrechen zu sein schien, daß ein gemeiner bürgerlicher Mensch, ein Maler, die Liebe einer Gräfin von Hormegg gewonnen hätte, behandelte anfangs die Sache als Gespensterseherei der Eifersucht. Der Prinz aber war zu seiner Rechtfertigung genöthigt, die Verrätherin zu verrathen, und Beatrix, so sehr sie sich auch sträubte, das Gesehene zu bekennen.

Der Zorn des alten Grafen kannte nun keine Grenzen; und doch war ihm das Ereigniß so ungeheuer, daß er die Tochter selbst darüber vernehmen wollte. Hortensie erschien. Der Anblick der bleichen, von Zorn und Schrecken entstellten Gesichter erregte ihr Entsetzen. „Was ist hier geschehen?“ rief sie halb ausser sich. Mit fürchterlichem Ernst sagt der Graf: „Das sollst du sagen.“ Dann nahm er mit erzwungener Ruhe und Güte ihre Hand in die seinige und sagte: „Hortensie, man beschuldigt dich, du befleckest die Ehre unsers Namens durch — nun, es muß ausgesprochen sein — durch eine Liebelei mit dem Maler, dem Faust. Hortensie, läugne es, sprich nein! Gib deinem Vater die Ehre und Ruhe wieder. Du kannst es. Widerlege alle boshafte Zungen; widerlege, was Blendwerk, Mißverständniß, Täuschung war, wenn man dich heute in Fausts Armen gesehen haben will. Hier steht der Prinz, dein künftiger Gemahl. Reiche ihm die Hand. Bezeuge ihm, Alles sei verruchte Lüge, was wider dich und Faust gesagt worden. Fausts Gegenwart soll unsern Frieden nicht länger stören. Diese Nacht verläßt er uns auf immer.“ Der Graf sprach noch länger. Es schien ihm darum zu thun, da ihn Hortensiens Erröthen und Erblassen nicht mehr an der Wahrheit des Vorgefallenen zweifeln ließ, der Sache eine vortheilhaftere Wendung zu geben, die zugleich den Prinzen versöhnen und Alles in das gute Gleis bringen könne. Er war auf nichts weniger gefaßt, als was Hortensie, da er schwieg, nun wirklich erklärte.

Mit der ihr eigenthümlichen Würde und Entschlossenheit, und eben so sehr durch die Verrätherei Beatricens, die noch gegenwärtig war, als durch die Vorwürfe und durch die Nachricht von meiner plötzlichen Abreise in der bevorstehenden Nacht zu den heftigsten Empfindungen gereizt, wandte sich zuerst gegen Beatricen. „Unglückliche!“ rief sie: „dir stehe ich nicht gegenüber. Meine Dienerin darf nicht meine Anklägerin sein. Ich habe mich vor dir nicht zu rechtfertigen. Verlaß dies Zimmer und dies Schloß. Nie tritt wieder vor meine Augen.“ — Beatrix wollte ihr wei-

nend zu Füßen fallen. Es war vergebens. Sie mußte gehorchen und sich entfernen.

Darauf wandte sich die Gräfin an ihren Vater und verlangte, daß er mich rufen lasse. Der Graf eilte hinaus. Ich ward gerufen. Auch Hortensie entfernte sich einen Augenblick, und kam fast zu gleicher Zeit mit mir zurück.

„Lieber Faust," sagte sie zu mir, und ihre Wangen brannten von einer unnatürlichen Röthe, „Sie und ich stehen hier als Verklagte, oder als Verurtheilte." Sie erzählte darauf, was geschehen war. Dann fuhr sie fort: „Man erwartet meine Rechtfertigung. Ich habe mich vor Niemandem, als vor Gott, zu rechtfertigen, dem Richter der Herzen. Ich habe hier nur die Wahrheit zu bekennen, weil mein Vater sie fordert, und meinen unabänderlichen Willen zu erklären, weil das Schicksal es begehrt und ich zum Unglück geboren bin. Faust, ich wäre Ihrer Achtung unwürdig, wenn ich nicht höher stehen könnte, als jedes Unglück." — Dann trat sie zum Prinzen und sagte: „Ich schätze Sie, aber ich liebe Sie nicht. Meine Hand wird nie die Ihrige; nähren Sie keine Hoffnungen weiter. Nach dem, was jetzt geschehen ist, muß ich Sie bitten, uns auf immer zu meiden. Erwarten Sie nicht, daß mein Vater meinen Willen zwingen könnte. Das Leben ist mir gleichgültig. Seine erste Gewaltthat würde keine andern Folgen haben, als daß er den Leichnam seiner Tochter zur Erde bestatten müßte. Mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen, — Ihnen aber, mein Vater, muß ich bekennen, daß ich liebe — diesen Faust liebe, aber ich kann nicht dafür. Er ist Ihnen verhaßt — er ist nicht unsers Standes. Er soll von uns scheiden. Meine irdischen Verbindungen mit ihm sind aufgehoben. Aber mein Herz bleibt ihm. Sie, mein Vater, werden daran nichts ändern, denn jeder Versuch dazu ist der Schluß meines Lebens. Ich sage es Ihnen vorher; ich bin auf meinen Tod gefaßt, denn er endet nur mein Unglück."

Sie schwieg. Der Graf wollte reden; eben so der Prinz. Sie winkte ihnen, zu schweigen. Sie trat zu mir, zog einen Ring von ihrer Hand, gab ihn mir und sagte: „Mein Freund, ich scheide von Ihnen, vielleicht auf immer. Nehmen Sie diesen Ring zur Erinnerung an mich. Dies Gold und diese Diamanten werden eher Staub werden, als meine Liebe und Treue aufhören. Vergiß mein nicht!" Indem sie dies sagte, legte sie ihre Arme auf meine Schultern, drückte einen Kuß auf meine Lippen, ward todtenbleich und kalt, und sank mit geschlossenen Augen zur Erde.

Der Graf von Hormegg stieß einen durchdringenden, fürchterlichen Schrei aus. Der Prinz rief Hilfe. Ich trug die schöne Leiche zu einem Ruhebett. Kammerfrauen eilten herbei; Aerzte wurden gerufen. Ich lag bewußtlos auf den Knieen vor dem Ruhebett, und hielt die kalte Hand der Entseelten an meine Wange. Der Graf riß mich auf. Er glich einem Rasenden. „Du hast sie gemordet!" donnerte er mich an: „Flieh, Elender, und laß dich nicht wieder erblicken!" Er stieß mich hinaus zur Thür. Auf seinen Wink faßten mich die Jäger und schleppten mich die Stiegen hinab vor das Schloß. — Sebald stand vor dem Stall. Sobald er meiner gewahr ward, eilte er auf mich zu und riß mich mit sich zu den gesattelten Rossen im Stalle. Da verliessen mich Kraft und Besinnung. Ich lag, wie mir Sebald nachher sagte, wohl eine Viertelstunde leblos am Boden. Ich hatte mich kaum erholt, hob er mich auf eins der Pferde. Wir trabten davon. Ich ritt wie im Schlafe, und mehrmals war ich in Gefahr, hinabzustürzen. Erst allgemach gewann ich volles Bewußtsein und Kräfte.

Nun ward das Vergangene klar vor mir. Ich gerieth in Verzweiflung. Ich wollte umkehren zum Schlosse und Hortensiens Schicksal wissen. Wir hatten noch keine halbe Stunde gemacht. Sebald beschwor mich bei allen Heiligen, meinen wahnsinnigen Vorsatz aufzugeben. Es war vergebens. Ich hatte das Roß kaum umgewendet, sah ich einige Reiter im vollen Galopp mir entgegensprengen. „Verfluchter Mörder!" hörte ich eine Stimme rufen. Es war Carlo's Stimme. Es fielen sogleich einige Schüsse auf mich. Indem ich nach den Pistolen griff, stürzte das Pferd unter mir getödtet zur Erde. Ich sprang ab. Carlo mit gezogenem Degen ritt gegen mich an, und indem er mich niederstoßen wollte, jagte ich ihm einen Schuß durch den Leib. Wie er sank, ergriffen ihn seine Begleiter. Sebald verfolgte sie auf ihrer Flucht und schickte ihnen noch einige Kugeln nach. Dann kehrte er zurück, nahm den Mantelsack vom todten Pferde, ließ mich zu sich auf das seinige steigen, und so eilten wir im schnellen Trabe davon.

Diese Mörderei war in der Nähe eines kleinen Waldes vorgefallen, den wir bald erreichten; die Sonne schon untergegangen. Wir ritten die ganze Nacht hindurch, ohne zu wissen, wohin? Als wir bei Tagesanbruch bei einem Dorfwirthshause hielten, unserm Pferde Ruhe zu gönnen, fanden wir es vom Sattel so wund geschunden, daß wir alle Hoffnung aufgaben, es ferner zu benutzen. Wir verkauften es um ein Spottgeld, und setzten unsere Flucht zu Fuß und auf sichern Nebenwegen fort, indem wir unser Gepäck selbst trugen.

Neue Abenteuer.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen glänzend auf die Diamanten von Hortensiens Ring. Ich küßte ihn weinend. Sebald hatte mir schon in der Nacht gesagt, daß er von einem der Knechte, während ich im Stalle neben dem Pferde in Ohnmacht gelegen war, gehört habe, die Gräfin sei für todt gehalten worden, aber wieder zum Leben gekommen. Diese Nachricht hatte mich gestärkt und wieder aufgerichtet. Mein Schicksal war mir vollkommen gleichgültig. Hortensiens Seelenhoheit hatte mich begeistert. Ich

war stolz auf mein Unglück. Mein vorwurfsloses Gewissen erhob mich über alle Furcht. Ich hatte nur einen Schmerz: getrennt zu sein auf ewig von dem, was ich ewig lieben mußte.

Wir machten erst Ruhetag, als wir Ravenna erreicht hatten. Es war ein langer Ruhetag; denn ich, von den erschütternden Begebenheiten und den ungeheuern Anstrengungen erschöpft, ward krank. Zwei Wochen lang lag ich im Fieber. Sebald stand Todesangst aus; denn er fürchtete mit Recht, daß die Ermordung des Prinzen uns nothwendig in die Hände der Gerichte bringen werde. Er hatte sich und mir andere Namen gegeben, andere Kleider geschafft. Meine gute Natur mehr als die Kunst des Arztes stellte mich bald genug wieder her; doch blieb eine große Schwäche in allen meinen Gliedern zurück. Da wir aber beschlossen hatten, von Rimini zu Schiffe nach Triest zu reisen, hoffte ich mich noch unterwegs zu erholen.

Mit großem Schrecken trat eines Abends Sebald zu mir, und sagte: „Herr, hier ist unsers Bleibens nicht länger. Draussen steht ein Fremder und will Sie sprechen. Wir sind verrathen. Er fragte erst nach meinem Namen, und da ich den nicht läugnen konnte, nach Ihnen."

„Laß ihn hereinkommen!" sagte ich.

Es kam ein wohlgekleideter Mann, der nach den ersten gewechselten Höflichkeiten sich nach meiner Gesundheit erkundigte. Da ich ihn versicherte, daß mir wieder ganz wohl sei, sagte er: „Desto besser. Ich möchte Ihnen einen guten Rath geben. Sie wissen, welche Geschichte Sie mit dem Prinzen Carlo gehabt haben. Er ist ausser Gefahr, hat Ihnen aber den Tod geschworen. Darum machen Sie sich sogleich aus dem Staube. Sie möchten über Triest nach Deutschland. Thun Sie das nicht. Es ist kein Schiff für Triest in Rimini, sondern nur ein neapolitanisches da, das nach Neapel zurückgeht. Sie sind gerettet, wenn Sie auf dem Meer sind; ausserdem in wenigen Stunden des Todes oder gefangen. Hier haben Sie einen Brief an den neapolitanischen Kapitän. Er ist mein guter Freund. Er wird Sie mit Freuden aufnehmen. Nur machen Sie sich sogleich nach Rimini auf, und von da nach Neapel."

Ich war nicht wenig betroffen, diesen Fremdling so gut unterrichtet zu sehen. Auf meine Fragen an ihn und wie er zu der Kenntniß gekommen, lächelte er gar geheimnißvoll, und erwiederte nur: „Mehr weiß ich nicht, mehr kann ich Ihnen also auch nicht sagen. Ich wohne hier in Ravenna, und bin Schreiber des Gerichts. Retten Sie sich!" Dann verließ er uns plötzlich.

Sebald behauptete steif und fest, der Mensch müsse den Teufel im Leib haben, sonst könne er nicht um unsere Heimlichkeiten wissen. Da der Fremde draussen noch mit den Wirthsleuten sprach, erfuhren wir nachher auch von diesen, daß der Unbekannte hiesiger Gerichtsschreiber, ein braver, ehrlicher Mann, wohlhabend und vermählt sei. Am unbegreiflichsten war mir, daß dieser Wunderbare unsern Plan so genau kannte, über Triest nach Deutschland zu gehen, den doch ausser uns Keiner wissen konnte. Das Räthsel aber löste sich bald, als mir Sebald gestand, er habe während meiner Krankheit einen Brief an seinen ehemaligen Kameraden Kaspar von Battaglia geschrieben und ihn um Nachricht gebeten, ob der Prinz wirklich getödtet worden sei? Auf Antwort wartete er vergebens. Der Brief war ohne Zweifel in Carlo's Hände oder in die seiner Leute gefallen, oder der Inhalt sonst verrathen worden.

Nun gerieth Sebald erst in Angst. Er bestellte ohne anders einen Lohnkutscher nach Rimini, und noch in der Nacht reiseten wir dahin. Mir selbst war bei diesen Verumständungen nicht wohl zu Muth. Ich wußte nicht, ob wir der Gefahr entflöhen oder entgegen eilten. Der Gerichtsschreiber konnte eben so gut ein Mann des Prinzen sein. Inzwischen erreichten wir nicht nur Rimini, sondern fanden auch den neapolitanischen Kapitän. Ich übergab ihm den Brief des Gerichtsschreibers — doch läugne ich nicht, daß ich denselben vorher geöffnet und gelesen hatte — und ward bald mit ihm wegen der Ueberfahrt nach Neapel einig. Der gute Wind kam. Die Anker wurden gelichtet.

Es waren ausser uns noch einige Reisende auf dem Schiffe, unter andern ein junger Mann, dessen Anblick mir anfangs nicht gelegen war; denn ich erinnerte mich, ihn in den Bädern von Battaglia einmal, doch nur sehr vorübergehend gesehen zu haben. Es beruhigte mich aber, da ich aus seinen Gesprächen schliessen konnte, daß er mich nie beachtet hatte, und ich ihm vollkommen fremd sei. Er hatte Battaglia erst seit drei Tagen verlassen, und wollte nach Neapel zurück, wo er, wie er sagte, eine beträchtliche Handlung trieb. Er erzählte von den Bekanntschaften, die er in den Bädern von Battaglia gemacht hatte, und kam nebenbei auch auf die deutsche Gräfin zu sprechen, die ein Wunder von Anmuth und Schönheit wäre. Er sprach mit Entzücken von ihr. Wie schlug mein Herz! Von Verwundung oder Tod des Prinzen schien er gar nicht zu wissen. Die Gräfin, deren Name ihm aber unbekannt war, sei schon vier Tage vor ihm abgereist, sagte er; wohin? darum hatte er sich nicht bekümmert.

So mangelhaft auch diese Nachrichten waren, dienten sie doch nicht wenig zu meiner Beruhigung. Hortensie lebte, Hortensie war gesund. „Möchte sie glücklich sein!" war mein Seufzer. Die Seefahrt war Allen langweilig; mir nicht. Ich suchte die Einsamkeit. Ich durchwachte manche Nacht auf dem Verdeck in Träumen von Hortensie. Der junge Kaufmann — er nannte sich Tufaldini — bemerkte meine Schwermuth und gab sich viele Mühe, mich zu erheitern. Er hörte, ich sei Maler; er liebte die Kunst mit Leidenschaft und lenkte beständig das Gespräch darauf, weil mich nichts, als dies, zerstreuen, oder gesprächig machen zu können schien. Seine Theilnahme und Freund-

schaftlichkeit ging endlich so weit, daß er mir Wohnung und Tisch in seinem Hause zu Neapel anbot, was ich um so weniger ablehnte, da ich in Neapel durchaus fremd, und mein und Sebalds gesammter Geldvorrath, besonders nach Abzug der Reisekosten, sehr zusammengeschmolzen war.

Neues Wunden.

Die Güte und Sorgfalt des edeln Tufaldini war in der That beschämend für mich. Aus einem Reisegesellschafter hatte er mich zu seinem Freund gemacht, ungeachtet ich wenig oder nichts gethan hatte, seine Liebe zu gewinnen oder zu verdienen. Als Freund stellte er mich seiner betagten, ehrwürdigen Mutter und seiner jungen, reizenden Gattin vor. Man räumte mir und Sebalden von den besten Zimmern ein, und behandelte mich gleich den ersten Tag nach unserer Ankunft wie einen alten Hausgenossen. Dabei ließ es Tufaldini nicht beruhen. Er führte mich in alle seine Bekanntschaften ein, und von da kamen bald Bestellungen von Gemälden. Er selbst war so eifrig, mir Kunden zu werben, als wenn es sein eigener Vortheil wäre. Selbst darin gab er nach, daß er von mir Bezahlung für Wohnung und Kost annahm, so sehr ihn Anfangs auch mein Anerbieten kränkte. Da er aber meine Entschlossenheit sah, sein Haus zu verlassen, wenn ich nicht vergelten könnte, nahm er das Geld, mehr um mir einen Gefallen zu erweisen, als sich damit zu entschädigen.

Es ging mir mit meinen Arbeiten über alles Erwarten glücklich. Man liebte meine Bilder; man zahlte was ich forderte, und eine vollendete Bestellung zog die andere nach sich. Sebald befand sich in Neapel so wohl, daß er sogar des Heimwehes nach Deutschland vergaß. Er dankte Gott, mit heiler Haut aus den Diensten des Grafen von Hormegg entkommen zu sein, und wollte, wie er sich ausdrückte, mir lieber um Wasser und Brod, als dem Grafen um ganze Schlösser voll Gold dienen.

Mein Plan war, durch Arbeit so viel Geld zu gewinnen, daß ich die Reise nach Deutschland machen und mich dort irgendwo ansiedeln könnte. Ich war fleißig und sparsam. So verstrich ein Jahr. Die Liebe, welche ich im Tufaldinischen Hause genoß, mein Stillleben in der großen, zerstreuungsvollen Hauptstadt, der Reiz des sanften Himmelsstriches, und dann, daß ich in Deutschland ohne Ruf, ohne Freunde war, liessen mich den ersten Entwurf wieder vergessen. Ich blieb, wo ich war. Freude blühte mir so wenig auf deutschem, als italienischem Boden. Nur der Gedanke, Hortensie könne vielleicht auf den Gütern ihres Vaters wohnen — ich könne noch den Trost haben, sie dort vielleicht, wenn auch nur aus der Ferne, einmal zu sehen, der Gedanke allein zog meine Sehnsucht zuweilen nach Norden. Aber wenn ich mich dann der Scheidestunde erinnerte und des Wortes, das sie sprach: meine irdischen Verbindungen sind mit ihm aufgehoben! — wie sie mir vor ihrem Vater so feierlich, mit so heldenmüthiger Größe entsagte — — dann erhob auch ich mich wieder zum Muth, alles und freudig zu dulden. Ich war eine Eiche, die der Sturm zerschmettert hatte, ohne Zweige, ohne Laub, einsam, ungeliebt, in sich selbst absterbend.

Man sagt, die Zeit heile mit wohlthätiger Hand auch die tiefste Wunde. Ich glaubte selbst an diese Sage, aber ich fand sie unwahr. Meine Schwermuth blieb sich gleich. Ich mied die Fröhlichen. Oft gaben mir Thränen Erleichterung. Meine einzigen Freuden gewährte ein Traum von ihr, wenn ich sie in ihrer Hoheit und Liebenswürdigkeit sah. Ihr Ring war mein Heiligthum. Wäre er in die Tiefe des Meers gefallen, nichts hätte mich hindern können, ihm nachzustürzen.

Das zweite Jahr verging; mein Kummer nicht. Wie es nun geht, immer labte mich noch, auch in den düstersten Stunden, ein matter Schein von Hoffnung, daß vielleicht ein Ungefähr mich wieder in die Nähe der verlornen Auserwählten bringen, oder mir wenigstens eine Nachricht von ihr zuspielen werde. Die Möglichkeit davon sah ich nun zwar nicht wohl ein. Wie konnte die Entfernte wissen nach Jahren, wo ich Einsamer lebte? Gleichviel. Was fragt der Hoffende nach Möglichkeiten? — Aber am Ende des zweiten Jahres gab ich auch diese Hoffnung auf. Hortensie war für mich verstorben. Ich sah sie auch in meinen Träumen nicht anders mehr, als eine Ueberirdische, im Strahlenglanz der Verklärten.

Tufaldini und seine Gattin hatten mich oft in traulichen Gesprächen um die Ursache meiner Schwermuth gefragt. Ich konnte mich nie überwinden, mein Geheimniß zu entweihen. Sie forschten zuletzt nicht mehr; aber sie wurden um meine Gesundheit besorgter. Ich selbst empfand, daß die Kraft des Lebens von mir wich. Der Gedanke an das Grab aber war mir süß.

Doch Alles änderte plötzlich. Eines Morgens brachte mir Sebald die von der Post gekommenen Briefe; dabei waren einige neue Bestellungen von Gemälden und ein Kästchen. Ich öffnete dasselbe. Wer stellt sich mein freudiges Erschrecken vor? Ich sah Hortensiens Bild — lebendig, schön — aber in schwarzen Trauerkleidern — das Gesicht zarter, magerer, bläßer, als ich es in der Wirklichkeit gesehen — von Hortensiens Hand auf einem Blättchen dabei drei Worte geschrieben: „Mein Emanuel, hoffe!“

Ich taumelte durch das Zimmer, wie ein Trunkener; ich sank sprachlos auf einen Sessel nieder, ich hob betend, weinend, schreiend meine Hände zum Himmel; ich jauchzte und schluchzte; ich küßte das Bild und das Blättchen, welches ihre Hand berührt haben mußte; ich kniete, ich dankte weinend der Vorsehung, das Angesicht auf den Erdboden niedergesenkt.

So fand mich Sebald. Er hielt mich für wahnsinnig. Er irrte nicht. Der Mensch, das fühlte ich, ist immer stärker, ein Unglück, als ein Glück zu tragen, denn gegen jenes tritt er immer mehr oder weniger gerüstet einher, gegen dieses allezeit ohne Furcht und Vorsicht.

Meine Hoffnungen blühten wieder fröhlich auf; in ihnen meine Gesundheit, mein Leben. Tusaldini und alle Bekannte freuten sich dessen. Ich selbst erwartete nun von Tag zu Tag neue Nachricht von der Hochgeliebten. Daß sie meinen Aufenthalt kannte, war nicht zu bezweifeln, ob ich gleich nicht begriff, wie sie zur Kenntniß desselben gelangt sein konnte. Aber von welcher Weltgegend her mir ihr Bild gekommen? darüber war all mein Forschen und Grübeln eitel.

Auflösung.

Nach acht Monaten empfing ich wieder ein Schreiben von ihr. Es bestand aus folgenden wenigen Zeilen: „Ich möchte dich, Emanuel, nur einmal noch sehen. Finde dich am ersten Tag des Maimonats in Livorno ein, wo du von dem schweizerischen Handelshause *** weitere Auskunft erhalten wirst, wenn du nach der Wittwe Mariane Schwarz fragst, die dir meine Wohnung zeigen wird. In Neapel sage Niemandem, wohin du gehest, am wenigsten von mir. Ich bin für Niemanden mehr auf der Welt, als vielleicht einige Augenblicke für dich.“

Der Brief erfüllte mich mit neuem Entzücken, aber wegen eines düster durchblickenden Geheimnisses mit banger Ahnung. Doch die Herrliche wieder zu sehen, wenn auch nur für Augenblicke, war meiner Seele genug. Im April verließ ich Neapel, mit Wehmuth Tusaldini's Haus. Sebald und Jeder glaubte, ich reise nach Deutschland zurück.

Ich kam mit Sebald nach Gaeta. Hier hatten wir unverhoffte Freude. Vor der Stadt erblickte ich im Vorbeifahren, an der Gartenthüre einer Villa, unter mehrern Frauenzimmern Fräulein Cäcilie. Ich hielt an, sprang ab und gab mich ihr zu erkennen. Sie führte mich in den Kreis ihrer Verwandten ein; sie war seit drei Wochen vermählt. Von ihr erfuhr ich, daß sie Hortensien schon seit einem Jahre verlassen hatte. Vom Aufenthalt der Gräfin wußte sie nichts, sondern nur, daß dieselbe in ein Kloster gegangen sei. „Schon vor einem Jahre“, sagte Cäcilie, „ist der Graf von Hormegg gestorben. Aus den plötzlichen Einschränkungen alles bisher gewohnten Aufwandes bemerkten wir bald, daß er seine Vermögensumstände in trauriger Zerrüttung hinterlassen habe. Die Gräfin verminderte ihre Bedienung bis auf wenige Personen. Ich hatte die Gnade, von ihr beibehalten zu werden. Als sie bald aber in einem unglücklichen Prozesse alle Hoffnung verlor, von den verschuldeten väterlichen Gütern etwas zu erhalten, wurden wir sämmtlich entlassen. Sie behielt nur eine einzige alte Abwärterin bei sich, und erklärte, ihre Tage in einem Kloster enden zu wollen. O wie viel Thränen kostete uns diese Trennung! Hortensie war ein Engel, und nie schöner, nie bezaubernder, nie erhabener, als unter den schwersten Schlägen des Schicksals. Sie entsagte aller gewohnten Pracht; vertheilte den ganzen Reichthum ihrer Gewänder, wie eine Sterbende, unter die verabschiedete Dienerschaft; belohnte Alle mit fürstlicher Freigebigkeit, daß sie sich gewiß selbst damit in Gefahr setzte, zu darben, und bat uns nur, sie in unser frommes Gebet einzuschliessen. Es war in Mailand, wo ich sie verließ und hieher zu meiner Familie heimkehrte. Sie äusserte, nach Deutschland reisen und sich dort die Einsamkeit eines Klosters suchen zu wollen.“

Diese Erzählung Cäciliens löste mir plötzlich alle Räthsel in Hortensiens letztem Briefe. Auch vernahm ich von ihr, daß Carlo, der zwar schwer, doch nicht tödtlich verwundet gewesen, gleich nach seiner Herstellung in den Dienst des Malteserordens getreten, aber bald darauf gestorben sei.

In traurig-froher Stimmung verließ ich Gaeta. Hortensiens Unfälle und der Verlust ihrer Glücksgüter erregten mein Mitleiden, aber zugleich auch eine verwegenere Hoffnung, als ich jemals zu fassen gewagt hatte. Ich schmeichelte mir, sie vielleicht von ihrem Entschlusse zum Klosterleben abwendig machen, vielleicht mit ihrem Herzen auch ihre Hand gewinnen zu können. Ich schwindelte bei dem Gedanken, mit Hortensien die Früchte meiner Arbeit theilen zu dürfen. Bald war dies mein einziges Träumen auf dem ganzen Wege bis Livorno, wo ich acht Tage vor der bestimmten Frist an einem schönen Morgen eintraf.

Ich säumte keinen Augenblick, das mir angewiesene schweizerische Handelshaus aufzusuchen. In Reisekleidern lief ich dahin und bat um die Adresse der Wittwe Schwarz, damit ich vorläufig erführe, ob die Gräfin schon in Livorno angekommen sei. Ein Hausknecht führte mich zur Wittwe, die in einer abgelegenen Gasse und in einem sehr einfachen bürgerlichen Hause wohnte. Wie groß war mein Verdruß, als ich erfuhr, Frau Schwarz sei abwesend, ich müsse nach zwei Stunden anfragen. Jeder verlorne Augenblick war ein Raub an meinem Leben.

Zur festgesetzten Stunde stellte ich mich wieder ein. Eine alte Magd öffnete das Haus, führte mich die Treppen hinauf und meldete mich ihrer Frau an. Ich ward eingeladen, in ein sehr einfach geschmücktes aber reinliches Zimmer zu treten. Der Stubenthür gegenüber saß auf einem Ruhebett ein Frauenzimmer, welches aber auf mein Eintreten gar nicht zu achten schien, meinen Gruß nicht erwiederte, sondern mit beiden Händen vor ihrem Gesicht ihr Schluchzen und Weinen zu bedecken suchte.

Ein fieberischer Schauer überflog bei diesem Anblick meinen Leib. In der Gestalt der Wittwe,

in den Tönen ihres Schluchzens erkannte ich die Gestalt und die Stimme Hortensiens. Ohne zu überlegen und mich zu vergewissern, einem Trunkenen gleich, ließ ich Stock und Hut fallen, und warf mich zu den Füßen der Weinenden. Ach Gott! wer kann sagen, wie mir ward? Die Arme Hortensiens hingen um meinen Nacken, meine Lippen an den ihrigen. Die ganze Vergangenheit war vergessen, die ganze Zukunft rosenfarbene Ewigkeit. Nie war eine Liebe schöner vergolten, eine Treue göttlicher belohnt. Beide fürchteten wir gleichzeitig, daß der Augenblick, den wir genossen, bloß geträumtes Heil sei. Auch ward den ersten Tag unsers Beisammenseins so wenig und so zusammenhangslos gefragt und geantwortet, daß wir von einander schieden, ohne mehr von einander zu wissen, als daß wir uns gesehen hatten.

Folgendes Tags, man darf es wohl glauben, war ich zu guter Zeit bereit, die Einladung der reizenden Hortensie zu benutzen und mit ihr das Frühstück zu theilen. Ihre Bedienung bestand aus einer Köchin, einem Stubenmädchen, einer Kammerfrau, einem Kutscher und einem Jäger. Alles Tafelgeschirr war vom feinsten Porzellan und Silber, obgleich nichts mehr mit den altgräflichen Wappen und Namenszügen. Dieser Anblick eines gewissen Wohlstandes, der ganz gegen meine ersten Vorstellungen und weit über die Kräfte meines eigenen Vermögens ging, war für meine von Gaeta bis Livorno hingeträumten Entwürfe sehr demüthigend. Ich erwartete, ja ich wünschte sogar, Hortensien in einer etwas beschränkten Lage zu finden, um ihr mit größerm Muthe mein Alles anbieten zu dürfen. Nun stand ich wieder als der arme Maler vor ihr.

Ich verhehlte ihr in unsern traulichen Gesprächen nicht, was ich zu Gaeta von Cäcilien gehört hatte, und welche Empfindungen, welche Entschlüsse, welche Hoffnungen dadurch geweckt worden wären. Ich schilderte ihr die ganze Reihe meiner vernichteten Träume, wie sie vielleicht den grausamen Vorsatz aufopfern würde, Jugend und Schönheit inner den Mauern eines Klosters zu vergraben, — wie sie sich vielleicht gefallen lasse, mich zu ihrem Diener und treuen Freund zu wählen, — wie ich meine Ersparnisse und allen Gewinn meines künftigen Fleißes zu ihren Füßen legen würde. Ich schilderte ihr mit den Farben liebender Hoffnung die Seligkeit des bürgerlichen Stilllebens in irgend einer Einsamkeit — das einfache Haus, den kleinen Garten daran, die Werkstätte des Künstlers, der ihre Nähe begeisterte ... Ich zitterte. Es war unmöglich, fortzufahren. Sie schlug die Augen nieder; ein himmlisches Roth überfloß leuchtend ihr Antlitz. „So habe ich geschwärmt!“ setzte ich nach einer guten Weile hinzu: „und es sollte wohl nicht sein.“

Hortensie stand auf, ging zu einem Wandschrank, zog ein Kistchen von Ebenholz, reich mit Silber beschlagen, hervor und überreichte es mir sammt dem Schlüssel. „Ihnen dies zu übergeben, habe ich Sie eigentlich nach Livorno beschieden. Es gehört zum Theil und zum Theil nicht zur Ergänzung Ihrer Träume. Nach dem Tode meines Vaters war mein erster Gedanke, Ihnen die Pflichten meiner Erkenntlichkeit zu erfüllen. Ich hatte Sie, seit Ihrer Flucht von Battaglia, nie aus den Blicken verloren. Ein glücklicher Zufall brachte den Brief Ihres Bedienten, den er aus Ravenna über Ihren Reiseplan an einen seiner Freunde unter meiner Dienerschaft geschrieben, in meine Hände. Herr Tusaldini von Neapel ließ sich in einer heimlichen Unterredung von mir gewinnen, sich Ihrer auf immer anzunehmen. Er empfing zur Bestreitung aller Unkosten und selbst zu Ihrer Unterstützung, wenn es nöthig sein würde, ein kleines Kapital; auch seine Mühen habe ich gern gelohnt, wiewohl der brave Mann nur mit Widerwillen die kleinen Geschenke von mir annahm. Dafür hatte ich das Vergnügen, alle vier Wochen Nachricht von Ihrem Befinden zu erhalten. Tusaldini's Briefe waren seit unserer Trennung meine einzige Erquickung. Nach dem Tode meines Vaters setzte ich mich in Rücksicht des Vermögens mit meiner Familie auseinander. Unsere Güter mußten männlichen Agnaten verbleiben. Ich verwandelte alles Uebrige in Geld. An die Rückkehr in mein Geburtsland dachte ich nicht mehr — meine letzte Zuflucht sollte ein Kloster bleiben. Unter dem Vorwande der Verarmung trennte ich mich von allen ehemaligen Umgebungen meines Vaters, von meiner ganzen ehemaligen Dienerschaft; nahm bürgerlichen Stand und Namen an, um desto verborgener mir selber zu leben. Erst als ich Alles vollbracht hatte, berief ich Sie, um mein Werk zu enden und mein Gelübde zu lösen, das ich dem Himmel gethan. Der Augenblick ist vorhanden. Sie haben mir Ihre schönen Träume erzählt. Kehren Sie auf ein Weilchen in die Wirklichkeit mit mir zurück.“

Sie eröffnete das Kistchen und zog ein Paket sorgfältig verwahrter und an meinen Namen adressirter Papiere hervor; erbrach die Siegel; legte mir ein notarialisch ausgefertigtes Instrument vor, worin theils als mir zu bezahlende Schulden, theils als aufgelaufene Zinsen, die mir gehörten, theils als Erbschaftsantheil von der Hinterlassenschaft der Frau Wittwe Mariane Schwarz, in Banknoten von verschiedenen Ländern eine ungeheure Summe übermacht ward.

„Dies, lieber Faust,“ fuhr die Gräfin fort, „ist Ihr Eigenthum, Ihr wohlerworbenes, wohlverdientes Eigenthum. Ich habe keinen Theil mehr daran; für mich ist genug zu einem bescheidenen Auskommen vorhanden. Wenn ich der Welt entsage und einem Kloster angehöre, erben Sie noch einen Theil dessen, was ich besitze. Bin ich Ihnen in der That werth, so beweisen Sie es durch ein ewiges Schweigen über meine Person, meinen Stand, meinen wahren Namen; noch mehr, daß Sie keine Silbe sprechen, die eine

Weigerung oder einen Dank wegen dieses Ihres wahren Eigenthums andeuten könnte. Geben Sie mir darauf die Hand?"

Ich hörte ihre Rede mit Verwunderung und Schmerz, schob die Papiere gleichgültig auf die Seite und sagte: "Glauben Sie denn, daß diese Banknoten für mich einen Werth haben? Ich mag sie weder ausschlagen, noch dafür danken. Besorgen Sie beides nicht. Wenn Sie in ein Kloster gehen, ist mir alles Uebrige und die Welt selbst entbehrlich. Ich bedarf nichts. Was Sie mir geben, ist Staub. Ach, Hortensie, Sie sagten einst, meine Seele sei es, die Sie beseele. Wäre es noch, so würden Sie keinen Anstand nehmen, meinem Beispiel zu folgen. Ich verbrenne diese Banknoten. Was soll ich damit? Vernichten Sie auch Ihr Vermögen. Werden Sie arm, und mein! — O Hortensie, mein!"

Sie lehnte sich zitternd an mich, faßte mit beiden Händen meine Hand, und sagte mit Heftigkeit und Thränen im Auge: "Bin ich's denn noch nicht, Emanuel?"

"Aber das Kloster — —?"

"Meine letzte Zuflucht, wenn du mich verlässest."

Da schworen wir unsern Bund vor Gott. Am Altar ward er von priesterlicher Hand geweiht. Wir verliessen Livorno und suchten uns die reizende Einsamkeit, welche wir nun mit unsern Kindern bewohnen.

Herrn Quints Verlobung.

1.

Das Thal, in welchem Herr Quint wohnte, sein Landgut fast im Mittelpunkt desselben, ist gewiß eins der schönsten im Lande. Im Lenz besonders, wenn rothe und weiße Blüthen von allen Bäumen leuchteten, wenn am Ufer aller Bäche, im Schooße aller Wiesen, am Busen aller Mädchen Blumen prangten, war's, als hätte das Thal ewigen Sonn- und Festtag, und Homers Götter würden hier gewiß ihre kleinen Händel, von denen Ovidius mehr sagt, als er verantworten kann, gespielt haben, wenn es ihnen in ihren jungen Tagen bekannt gewesen wäre.

Besagtes Thal ist ein drei Stunden langes und zwar längliches Rund, mag ein Stündchen breit sein, von Hochgebirgen umzäunt, an deren Brust reizende Dörfer ruhen und deren Höhen weite Alpen umgrünen. Am Fuß der Berge hängen an einzelnen Klippen alte Schlösser aus den Fehdezeiten, und wohlbewohnte, tiefumbüschte Dörfer liegen da, wo Ruh' und Einfalt heimathlich sind.

Durch die Länge des Wunderthales hin strömt ein wilder Strom, der seiner Ufer oft in übler Laune zerwühlt, und der einzige Friedensstörer ist, welchen die Dörfler kennen. Der Weg durchs Thal zieht sich auf beiden Seiten des Flusses hin. Er kriecht furchtsam an den Berghalden, und wagt es nur dann, sich gegen die Ebene zu senken, wann ihm ein Dörfchen winkt.

Drei Brücken über dem Strom, eine in der Mitte des Thals, die zwei andern an den Enden desselben, vereinigen die Ufer und die Bewohner vom Diesseits und Jenseits.

Das Thal ist hiermit geographisch richtig beschrieben, und wer es kennt, weiß selbst dessen Namen.

2.

Ich habe schon gesagt, das Landgut des Herrn Quint lag ungefähr in der Mitte desselben.

Herr Quint, um auch von ihm zu reden, war ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, der hier erst seit zwölf Monaten lebte; vor ihm hatte das Landgut seinem Oheim gehört.

Einen so guten, stillen Menschen, wie Herrn Quint, kannte man weit und breit nicht. Hätten ihn nicht seine Nachbarn täglich mit Leibes-Augen gesehen, sie würden geschworen haben, er wohne überall, nur nicht in ihrem Thale. Er galt dabei für sehr wohlhabend und für sehr gelehrt; nur warf man ihm doch vor, man könne ihm seine Gelehrsamkeit weder ansehen, noch abhören.

Nach unserer Meinung war er der beste Mensch von der Welt, nur die Welt nicht ganz für ihn, oder er nicht recht für die Welt. — Er liebte die Menschen, aber floh sie, ich glaube aus bloßer Schüchternheit. Er hätte gern Alles glücklich gemacht, nur von Keinem weder Bitte noch Dank anhören mögen, weil er nicht wußte, wie sich bei Bitte oder Dank der Menschen betragen, ohne anstößig zu werden. Nichts war ihm widerlicher, als feines Wesen, feiner Ton und Verkünstelung; er zeigte selbst ein unverstelltes, offenes Wesen, verbunden mit dem feinsten Zartgefühl im Umgange derer, die er schon sehr genau kannte. Alle Arten bedeutungsloser Höflichkeiten, leerer Komplimente, hohler Feierlichkeiten blieben ihm verhaßt und ekelhaft. Noch nie war er der Genoß eines öffentlichen Gastmahls gewesen; er war auf keinem Hochzeitsfeste, und auf keiner andern Kindtaufe gewesen, als auf seiner eigenen.

Er mied alles Aufsehen, und war darin bis zur Angstlichkeit wachsam. Im schlechtesten Wetter und bei einsamen Bergreisen trug er neue

Kleider, um sie schnell alt zu tragen. — Er war Verfasser mehrerer interessanter Schriften, aber selbst die Verleger erfuhren nie seinen Namen. Meusels literarische Kundschafter zerrissen daher nie den Schleier der Anonymität, welcher ihn deckte. Er ist Verfasser jener vortrefflichen Karakterschilderungen, in welchen sich die geheimsten Fugen des menschlichen Herzens aufschliessen, ein Werk, welches durch Uebersetzungen selbst bei den Ausländern Theilnahme erregte, und doch ward Niemand von den Menschen öfter hintergangen, als Herr Quint, der aus bloßer lieber Blödigkeit, und durch Einsamleben verzogen, jeden Fremden mied.

Herr Quint lebte in seinem schönen Gute wie ein Einsiedler. Er besorgte Haus und Feld, dichtete, botanisirte, zeichnete, las die Alten und Neuen und war nie allein, aber nicht mit Lebendigen.

Im südlichen Winkel des Thales wohnte sein guter Freund, Herr Pyk, beinahe wie er; ebenfalls unverheirathet, aber doch Wittwer; ebenfalls auf einsamem Landgute, aber weiland einem alten Ritterschloß, mit Laufgräben und Schießscharten und Thürmen wohl versehen. Herr Pyk, ein wohlgerundeter Mann, mit heiterer Laune, liebte hingegen Gesellschaft, war daher oft bald im Flecken, bald im benachbarten Städtchen, besonders im Winter, der ihm Langeweile machte. Herr Pyk sprach gern, und gern über Alles. Man sah es ihm wohl an, daß er zum Redner geweiht zu sein glaubte. Er war sehr gutmüthig von Natur, dennoch spann er überall Prozesse an, um nur öffentlich plaidiren zu können. Einst gewann er einen Prozeß, den er selbst für ungerecht auf seiner Seite hielt. Er ging lachend zum Gegner, gab ihm was ihm gehörte, und zahlte die Prozeßkosten.

Diese Handlung erregte die Aufmerksamkeit des Herrn Quint. Er fand leicht Gelegenheit, mit Herrn Pyk bekannt zu werden; beide wurden in kurzer Zeit vertraute Freunde. Herr Quint ehrte die landwirthschaftlichen Kenntnisse des Herrn Pyk, und dieser Quints Gelehrsamkeit. Es ging von da an keine Woche vorüber, daß nicht einer den andern besuchte, und doch wohnten sie über eine Stunde weit aus einander.

3.

Eben der wenige Umgang mit mannigfaltigen Menschen veranlaßte wahrscheinlich zum Theil die linkische Weise des Herrn Quint im gesellschaftlichen Leben. Demungeachtet konnte niemand läugnen, er sei ein angenehmer Mann. Das Leben in der Einsamkeit, und das Glück derselben bedarf keiner Lobrede; sie macht zwar einseitig, aber zu viel Gesellschaft hingegen allzuvielseitig und abgeschliffen. Die Menschen in der Einsamkeit gleichen Pflanzen in hohen Alpen; sie sind einfältig, schmucklos, aber kernhaft, dauerhaft und kräftig.

Daß Herr Quint und Herr Pyk herzliche Freunde bei ungleichem Karakter wurden, war wohl natürlich. Beide hatten ein gutes, reines Gemüth; die übrigen Verschiedenheiten gaben die wahre Würze und den Reiz ihrer Unterhaltungen. Menschen von gleicher Denkungsart und gleichem Humor vereinigen sich selten innig. Wir sind gewohnt, an andern dasjenige zu schätzen, was wir selbst nicht besitzen. Darum gibt die Brünette gewöhnlich dem Blondin, und die Blondine dem schwarzlockigten Helden den Vorzug. — Herr Quint aber hatte kastanienbraunes Haar; er konnte mithin die Brünetten so heftig, als die Blondinen lieben. Allein der gute Mann schien beide zu fürchten.

Unter zehn Männern sieht nicht einer auf das Aeussere, auf Anzug, Bewegung, Händespiel, Nase, Gang, Fußwerk und Haarzopf. Herr Quint hätte daher die Gesellschaft von zwanzig Männern (ausgenommen die Tanzmeister) der Gesellschaft eines einzigen gebildeten Frauenzimmers vorgezogen. Er glaubte sich immer lächerlich zu machen, und in Verlegenheit zu gerathen, sobald ihn das Schicksal zu einer viertelstündigen Unterhaltung mit jungen Frauenzimmern verdammte. Zudem hatte er bemerkt, daß je feiner er sich benehmen wollte, je steifer und schiefer er sich betrug.

So lange er mit Herrn Pyk bekannt war, hatte er in dem Schlosse desselben, ausser Haushälterinnen, Mägden und Bäuerinnen, keine andere weibliche Person gesehen. Dies trug nicht wenig dazu bei, daß er an Herrn Pyks alter Burg mehr Wohlgefallen, als an neuen Gebäuden welschen Geschmacks in und ausser seinem Thale fand.

Auch nahm er sich's vor, künftigen Dienstag, falls das Sonnenwetter getreu bliebe, wieder dahin zu gehen.

4.

Zwar war es ein heißer Dienstag; doch führten angenehme Schattengänge am Ufer des Flusses hin, durch mannigfach abwechselnde Szenen der landschaftlichen Natur. Rechts und links wilde Gebüsche; einzelne Hütten, umringt von ihren Fruchtgärten; kleine herabströmende Gebirgsbäche, mit einfachen ländlichen Brücken; weidende Heerden; spielende Kinder, arbeitende Hausväter, fleißige Mütter unter dem überhangenden Schattendach ihrer kleinen Wohnung.

Vom Flusse hinweg, links gegen den Fuß der hohen Bergwand, zog sich ein steinigter Weg gegen die Burg des Herrn Pyk, von welcher nur ein viereckigter Thurm, aus den krausen Gebüschen, sichtbar in der Ferne war. Hier empfing eine erquickende Kühle den Wanderer zwischen grünen Hügeln und unter den breiten, weitgeschwungenen Zweigen der Kastanien und Eichen. — In diesem romantischen Winkelchen pflegte Herr Quint gewöhnlich zu rasten; denn der Weg erhob sich nun ziemlich steil gegen das Schloß. Ich weiß

nicht, wie es kam, daß er diesmal seiner Gewohnheit untreu wurde. Aber seine Gestirne wollten es so.

Desto müder war er und erhitzter, als er nun die Höhe, und die geräumige Grasebene vor der Burg erreicht hatte. — Herr Quint bemerkte, daß sein Freund an dem heutigen Tage großes Waschfest haben müsse, denn der ganze Platz war mit Seilen links und rechts übersponnen, woran schneeweißes Linnen flatterte, daß kaum ein Durchweg zu entdecken war.

Herr Quint, ohne sich lange zu bedenken, fand für gut, sich auf ein Augenblickchen ins weiche Gras zu lagern, im Schatten eines großen Tischtuches, welches über ihm am Seile schwebte. Mit dem Gesicht gegen die Erde gekehrt, betrachtete er träumend die Gegend im Grase. Seine Phantasie ließ ihn hier, wie in einer von Salomon Geßners Idyllen, Hügel und Thäler sehen; im Schatten der breiten Halme des Graswaldes, die stolz, wie Palmen des Orients emporstrebten über den niedern Moosgebüschen, irrten einsame Thierchen. Bald verfolgte sein Blick die kleine Mücke, den Vogel dieses unbekannten Wäldchens; bald die suchende Ameise, welche bis zur spelzichten Krone emporlief am Halm, droben die weite Gegend übersah und stracks zurückkehrte. Plötzlich wurde Herr Quint durch ein bedeutenderes Insekt, welches gewiß nicht für die Landschaft im Grase geboren wurde, in seinen Träumen gestört.

5.

Es erschienen vor ihm, und zwar nicht über fünf Viertel Spannen von seiner Nase entfernt, zwei Füße einer menschlichen Gestalt, die in der stillen Grasgegend entsetzlichen Unfug trieben. — Man mußte aber gestehen, daß es ein Paar niedlicher Füße war. Herr Quint sah aufwärts; aber das tief herabhängende Tischtuch verbarg ihm die Person, zu welcher die Füße gehörten.

Herr Quint, welcher sich in seiner gegenwärtigen Lage gefiel, blieb ruhig in derselben, und erwartete, daß die neue Erscheinung sich wieder entfernen würde. Inzwischen untersuchte er ganz unbesorgt mit seinen Augen Form und Bekleidung der Füße. Er fand dieselben sehr klein, die Strümpfe schneeweiß, die rothen Saffianpantoffeln ziemlich nett und neu. — Die Füßchen konnten unmöglich einer andern Person, als einem Knaben von zwölf bis fünfzehn Jahren, oder einem Mädchen von fünfzehn bis zwanzig Jahren angehören. Letzteres wäre für Herrn Quint der allerschlimmste Fall gewesen. Er versank in eine kleine Verwirrung. Wer hätte es auch sein können, da die altväterische Burg keinen so jugendlichen Insassen hatte?

Unter solchen Umständen wäre dem kaltblütigsten Philosophen eine kleine Neugier zu verzeihen gewesen. Aber schon der Gedanke, daß es ein Frauenzimmer sein könnte, jagte dem guten Quint peinliche Furcht ein. Er beschloß, sich ohne Verzug aus der Verlegenheit zu winden, weil es noch Zeit war. Er erhob demnach den Zeigefinger der rechten Hand, lüpfte das Tischtuch ein wenig, dukte den Kopf, schielte aufwärts, und sah — unselige Entdeckung! — sah den Saum einer Schürze von rothgestreiftem Linnen, und den Saum eines Weiberrocks von feinem Kattun.

Zitternd zog er den verwegenen Zeigefinger zurück. So gefaßt er auch auf alles gewesen war, hatte ihn dieser Anblick doch in grausenvolle Verlegenheit gestürzt. Hier lag er zum erstenmale zu den Füßen eines Frauenzimmers, welches noch dazu, allen Beobachtungen gemäß, die sich an Strümpfen, Pantoffeln, Rock- und Schürzensäumen machen liessen, in die Klasse der feinern Wesen gehören mußte. Hier hätte zur Vermehrung der öffentlichen Noth niemand gefehlt, als der Spottvogel Herr Pyk mit seiner Redekunst.

In so kritischer Lage blieb nur auszumachen, ob man aufstehen, oder ruhig am Erdboden ausharren müsse? Ersteres war allerdings nicht ganz ohne Gefahr. Die schöne Unbekannte konnte durch die jähe Erscheinung eines unbekannten Menschen erschreckt werden; nothwendig hätte Herr Quint sogleich etwas Artiges über seine vorige Lage, über die neue Bekanntschaft, über, Gott weiß was? sagen, und sich auf vortheilhafte Weise von allem Verdacht reinigen müssen. Aber woher sogleich Gedanken und Worte, ohne allen Verstoß gegen den guten Ton? Niemand in der Welt hätte sich dazu weniger verstanden, als Herr Quint. — Er beschloß demnach, so lange, als möglich, jede Bewegung einzustellen, um unentdeckt zu bleiben.

Doch der Zorn seines Schicksals war noch nicht gesättigt. Es entstand unvermuthet bei ihm leichter Reiz zum Niesen, der mit jedem Augenblick stärker wurde. Herr Quint hatte aber die alte, gesunde Uebung angenommen, recht von Herzen zu niesen. Dabei ging er jetzt unfehlbar verloren. Die allgewaltige Natur ward unabweisbar seine Verrätherin. Wer konnte widerstehen? Welch ein Schreck für das arme Mädchen, wenn plötzlich ein bisher unentdeckter Mann zu seinen Füßen geniesset hätte! Oder welch eine nachtheilige Stellung für Herrn Quint, wenn er sich erhoben, und seine obenerwähnte Entschuldigung mit einem dazwischen donnernden Niesen begonnen hätte?

Indem Herr Quint in wachsender Angst seine verzweiflungsvolle Lage übersah, und unschlüssig mit den Augen die niedlichen Saffian-Pantoffeln betrachtete, ereignete sich ein neuer, etwas wunderlicher Zufall, und zwar noch vor dem öffentlichen Ausbruch in dem gereizten Nervensystem seiner Nase.

6.

Die oft besagten beiden kleinen Füße setzten sich unerwartet in lebhafte Bewegung. Sie trippelten eine Weile seitwärts her und hin am Tischtuch, erhoben sich auf die Zehen und trieben

mancherlei Gaukeleien. Herr Quint schloß daraus, daß die Unbekannte nicht die Höhe des Seils erreichen konnte, über welches das Tuch geschlagen und mit hölzernen Klammern befestigt war. — Er hatte nicht Unrecht. Die wankenden Gabelstangen, welche das lange Seil in gewissen Zwischenräumen stützen mußten, waren etwas hoch. Die Unbekannte aber, voll Eigensinns, ließ ihren Vorsatz nicht fahren. Sie hüpfte so lange, bis sie die Höhe mit ihren Händen erreicht hatte. Da verlor sie, sammt den Gabelstangen, das Gleichgewicht. Stützen, Seile, Wäsche, Alles bog sich vor und sank, — Herr Quint hätte diesmal lieber den Einsturz des Himmels gesehen — das Tischtuch fiel ausgebreitet über ihn hin, und mit dem Tischtuch in gerader Linie auf ihn auch die unbekannte Schöne.

Unbarmherziges Verhängniß! — Mit welchen Zügen soll ich die Verlegenheit des lieben, guten Mannes schildern? Er lag da, ohne Regung und Bewegung. Kaum hatte er Geistesgegenwart genug, unter dem Druck dieser unvermutheten Bürde sich ganz leidend zu verhalten, ja, sich aus Höflichkeit schlafend zu stellen, um der unbekannten Dame in ihrer bedenklichen Lage alle Verlegenheit zu ersparen.

Eine bessere Partie hätte er kaum wählen können, wenn ihm nicht eben die vorwitzige Nase ohne Rücksichten einen Querstreich gespielt hätte. Diese nämlich hatte lange genug angehalten, und hob nun an zu brausen nach bestem Vermögen.

Die verunglückte Pantoffelträgerin spürte nach ihrem Falle, daß unter dem Tischtuche ein anderer Unglücklicher vergraben sein müsse; als sie aber das herzhafte Niesen unter sich vernahm, glaubte sie ihm wenigstens Arm und Bein gebrochen zu haben.

Mit einem lauten Schrei sprang sie auf; sie hob mit zitternden Händen das Linnentuch vom Herrn Quint. Herr Quint richtete sich auf, und wurde feuerroth und fast sprachlos.

„Verzeihen Sie!“ sagte er stammelnd, und wollte ehrerbietig den Hut vor dem schönen Mädchen abziehen, welches, in gleicher Verlegenheit, wie er, vor ihm da stand. Seine Hand griff aber vergeblich in die Luft; der Hut lag noch unter dem verwünschten Tischtuch.

„Verzeihen Sie,“ stammelte er, „ich hatte mich da ins Gras gelagert, denn — ich bin entsetzlich — es thut mir sehr leid!“

„Sie haben doch keinen Schaden genommen?“ fragte sie erröthend, und wagte kaum, ihn anzusehen.

„Es thut mir — ich habe keinen Schaden genommen! — “ antwortete er schüchtern stotternd.

Gern hätte er noch mehr gesagt, aber nun war's vorbei. Alle Versuche, dem Frauenzimmer etwas Verbindliches zu sagen, waren umsonst. Die Lippen regten sich, die Hände desgleichen; nur die Stimme fehlte ein- für allemal.

Auch einen geübten Weltmann hätte wohl ein solches Abenteuer aus der Fassung bringen können; und wäre es nicht das Abenteuer gewesen, so würde es der Anblick dieses Mädchens vermocht haben.

Vor ihm stand es, ein lebendiges Bild freundlicher Unschuld, einfach und häuslich gekleidet; die Blicke schamhaft zu Boden gesenkt, die Wangen mit höherm Roth gefärbt. — Herr Quint vergaß über das Anschauen Hut, Tischtuch, Entschuldigungen und die ganze Welt. So oft die Unbekannte ihre Augen zu ihm aufhob, schlug er die seinigen nieder; so oft er sie ansah, senkte sich ihr Blick. So wechselten sie lange mit einander ihre Seherrollen, und schienen es nicht müde zu werden.

7.

Man muß zwar gestehen, daß Frauenzimmer in dergleichen Fällen bei weitem Gewandtheit und Geistesgegenwart der Männer übertreffen; allein diesmal geschah es nicht, und Herr Quint übertraf sich selbst.

Das gute Mädchen war und blieb stumm; Herr Quint dachte zuerst daran, wieder Worte und Töne in die Unterhaltung zu bringen. Denn einmal mußte doch das Schweigen gebrochen werden; endlich einmal mußte man doch die Stelle verlassen; aber so ganz stillschweigend davon zu laufen, wäre die himmelschreiendste Unart gewesen.

Als nun gerade die Reihe an Herrn Quint war, die Augen niederzuschlagen, denn die Unbekannte sah ihn an: so bemerkte er, daß sie beide Pantoffeln verloren hatte, und mit den schneeweißen Strümpfen im Grase stand.

Er ging seitwärts, hob die kleinen rothen Pantoffeln auf, und überreichte sie der Besitzerin mit dem besten Anstand von der Welt.

„Ist es Ihnen gefällig?“ sagte er mit leisem Ton, und sah sie muthig an.

„Ich danke Ihnen!“ antwortete sie, streckte ihre Hände aus und sah ihm ebenfalls, wie verabredet, in die Augen.

Das war nun ein beiderseitiges Anschauen zur unrechten Zeit; denn Herr Quint, etwas verwirrt, vergaß darüber das Geben, und seine Gesellschafterin in der Blödigkeit das Nehmen. Ihre Hände waren beiderseits, ohne ausdrücklichen Auftrag und Befehl, an einander gerathen. Zwei Finger von des Mädchens Hand lagen auf der seinigen. Diese Berührung schien ihn zu entnerven; er ließ unwillkührlich die Pantoffeln fallen; und indem er ihnen nach haschte, ergriff er die Hand der Unbekannten, doch alles wider seinen Willen.

Eine solche Hand nun, die offenbar das Schicksal in die seinige gelegt hatte, fahren zu lassen, und statt deren die ledernen Bedeckungen des Fußes zu wählen, schien ihm allerdings ein sehr unhöflicher Tausch. — Er blieb also in statu quo, ob sich gleich die Sache damit auffallend ver-

schlimmerte, die Entwickelung des Auftritts immer schwieriger wurde.

Plötzlich, als wehe ihn ein Fieberschauer an, befiel ihn die gewohnte Furcht wieder, sich durch seine Unbeholfenheit lächerlich zu machen. Er sah, wie im Spiegel, sich selbst und die schöne Anonyma, Hand in Hand, ungefähr in der Stellung, als wolle er seine Dame zu einer Menuet aufführen. Er fand sich höchst abgeschmackt.

„Was in aller Welt," dachte er bei sich, „was treibst du auch? — Ein wildfremdes Frauenzimmer, nimmst ihre Hand — gaffst sie an — setzest sie in die bitterste Verwirrung — wie wirst du mit guter Art dich wieder auslösen? Es ist nur zum Erstaunen, daß sie dich nicht zurückschleudert, — noch nicht . . ."

„Seid ihr schon so gute Bekannte?" rief plötzlich eine mächtige Stimme zwischen beiden, daß beide weit auseinander fuhren.

Es war Herr Pyk in eigener Person.

8.

Der Autor bekennt, daß ihm Herr Pyk etwas zu früh erschienen ist, weil der ihn in einer wichtigen Bemerkung gestört hat, die er so eben zu machen Gelegenheit hatte.

Es ist ausser allem Zweifel, daß Herr Quint neben dem schüchternen Landmädchen seines Vortheils vergaß. Es gibt gewisse Dinge, die durchaus nicht mit Ernst behandelt sein wollen; dahin gehört auch die Eröffnung einer Bekanntschaft, sei es mit einem Gelehrten, oder einem Frauenzimmer — mit welchen beiden Menschenarten das Bekanntschaftschliessen übrigens bei weitem beschwerlicher, als mit jeder andern Menschenart ist. Man fährt am besten, solch ein erstes Zusammentreffen so lange als Scherz zu nehmen, bis die Natur selbst Ernst daraus machen will.

Herr Pyk, dieser deus ex machina, hatte durch seine Dazwischenkunft alle Dinge wieder in ihr ordentliches Geleis, die verlornen Pantoffeln an ihre Füße, und den flüchtigen Hut zu seinem Kopf gebracht. Nur eins war und blieb, wie es schien, ausser der alten Ordnung, — das Herz der beiden jungen Leute.

Herr Pyk war in dem Punkt erfahrner, als man glauben sollte. Er ließ es sich nicht ausreden, daß die beiden Abenteurer einander geblendet hätten, daß sie den offenen Weg bei hellem Tage nicht mehr sähen. — Der Hut und die Pantoffeln unterstützten seine Bemerkung. Er lächelte, nahm Herrn Quint beim Arm und führte ihn ins Haus.

„Und du, Bätely," sagte er zu dem ängstlichen Mädchen schmollend: „weißt du noch, daß unsere Erdbeeren im Gartenhause stehen? Ich dächte, du trügst sie uns ins Zimmer; da ist's kühler."

9.

Als sich die Herren Pyk und Quint an den Tisch gesetzt hatten, nahm Herr Quint voll kühler Weisheit das Wort, um seine Verlegenheit zu verheimlichen. Am liebsten hätte er nach Bätely gefragt, und wer sie sei? und wie sie hierher gekommen? und was sie gelte und bedeute? — Statt dessen aber hub er also an:

„Man muß eingestehen, daß die Kenntniß des gestirnten Himmels jede andere Wissenschaft an Interesse übertrifft. Nur allein die Erinnerung an die seltsamen, ungeheuern Schwingungen der Welten in dem unermeßlichen Raum . . ."

„Ei, rief Herr Pyk, was beginnet Ihr auch da? Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr am hellen Tage mit meiner Nichte nach den Sternen gegafft habet?"

Herr Quint wurde feuerroth. „Also Eure Nichte ist sie?" sagte er.

„Ei, Herr Nachbar," rief Pyk: „Ihr sollt mir nichts aufbinden, wie meinem Saumthier. Ich habe ungebeizte Augen, wenn ich gleich nicht die ungeheuern Schwingungen Eurer Welten anhero observirt habe. — Ihr aber seid geschossen, wie ein Fuchs, und wollet es nicht Wort haben. Geben wir nur mit einander ganz einfältiglich Gott und der Wahrheit die Ehre: Ihr seid geschossen."

„Was redet Ihr auch?" erwiederte Herr Quint: „Ich verstehe Euch nicht! Was heißt das, geschossen?"

„Ihr möchtet Euch gern", fuhr der beredte Herr Pyk sehr unartig fort, „hinter dem Feigenbaum verbergen, wie der Großvater Adam nach dem Sündenfall. Aber, Herr Nachbar, ich lasse mit mir nicht Verstecken spielen; das ist aus und Amen! — Bätely hat Euch zur Erkenntniß des Guten und Bösen gebracht, ich aber will Euch darum nicht aus dem Paradiese bannisiren. Verlaßt Euch auf mich!" —

Bätely unterbrach zum Glück oder Unglück dies Gespräch. Sie brachte Erdbeeren und frischen Wein. Herr Pyk hielt seine schöne Nichte fest: „Willst du nicht bei uns bleiben, Bätely?"

Hocherröthend schützte sie die dringendsten Geschäfte vor.

„Kennst du den Herrn hier?" fragte er weiter.

„Ich habe den Herrn Quint einigemal gesehen, wenn er durch unser Dorf ritt!" antwortete sie verschämt.

Hier öffnete Herr Quint den Mund, denn er fühlte, es sei Zeit, irgend eine Artigkeit anzubringen. Wirklich hatte er einen höchst glücklichen Gedanken; aber er ließ es bei dem offenen Mund bewenden, weil er durchaus sprachlos ward.

Schnell drehte sich Bätely um und entschlüpfte aus der Gesellschaft; Herr Quint aber hatte nun allen Muth verloren.

10.

So bald, als immer möglich, rüstete er sich zum Abzug aus der Burg. Er schwor in seinem Herzen, diese Gegend nie wieder zu betreten; verloren für die Welt, wollte er sich in seiner Einsamkeit vergraben, und mit den einfachen Freuden

sich genügen, welche er selbst, wie Blumen auf eigenen Beeten, ziehen könnte.

Herr Pyk fand seinen Nachbar diesmal wunderlich. Er bemühete sich, ihn auf alle Art zu ermuntern, umsonst. Man machte einige Lustgänge im Schatten der Kastanienreihen; in der Ferne wandelte Bätely; Herr Quint schielte seitwärts dahin und klagte über Schmerzen am linken Auge.

„Meine Nichte", antwortete Herr Pyk, „versteht sich besser auf die Medizin, als ich. Sie hat's von ihrer Tante, von welcher sie erzogen wird. Die Weiber taugen vortrefflich dazu, und besser, als die Männer. Wir Männer handeln immer en gros, die Weiber immer en détail. Wir beurtheilen die Dinge im Ganzen, sie aber nur in einzelnen Theilen. Wir sind fähig, etwas Neues, Großes, Ganzes zu schaffen; sie hingegen sind geschickter zum Verzieren, Flicken und Ausbessern. Man sollte den Weibern die Wundarzneikunst ganz überlassen. — Kommt mit Euerm linken Auge, Bätely wird Rath dafür wissen."

„Es gibt sich von selbst," sagte Herr Quint mit wachsender Angst: „der Schmerz ist so groß nicht."

„Desto besser," entgegnete Herr Pyk, „aber sehet künftig weniger nach den Sternen. Die Sternseherei mag ihre Vortheile haben, so lange man unverheirathet ist. Ich dächte aber, Ihr hinget mit Euern Augen allgemach zuweilen lieber am Bett-Himmel, als am Sternen-Himmel. Doch ich schreibe Euch nichts vor."

„Ihr redet", seufzte Herr Quint, „so dunkel, daß ich Euch nichts zu antworten weiß. Uebrigens ist es für mich ein arges Ding ums Heirathen; ich bin nicht schön, ich bin nicht reich genug, ich bin nicht verwegen genug, ich mag's auch nicht einmal sein, und so werd' ich niemals zu einem Weibe kommen."

„Ei, Possen!" versetzte Herr Pyk: „meinet Ihr, daß unsere Väter alle Engel und im Besitz von Baronien waren, um uns Mütter zu verschaffen? Es gibt sich in der Welt kein Ding leichter, als die Hochzeit. Und wiewohl unsere Evchen thun, als wär' unterm Himmel keine Kreatur entbehrlicher und gleichgültiger, als der Mann — verlaßt Euch auf mich, sie möchten keine Welt, ohne einen Mann dazu. Wenn Ihr, statt nach den Sternen zu sehen, Eure Ohren zuweilen ans Schlüsselloch legtet, würdet Ihr erfahren, daß, wo drei Weiber zusammen sind, ihre Rede zuletzt immer vom Mann anfängt, und mit der Kindtaufe endet. — Und ich verdenk's den armen Kindern nicht. Sie haben keine Staaten zu regieren, keine Schlachten zu liefern, keine Bücher zu schreiben, keine Predigten auswendig zu lernen; und etwas müssen sie doch thun. Sie spielen mit Puppen, dann mit Männern, dann mit ihren Kindern. Ihre Bestimmung ist, erzogen zu werden und zu erziehen."

Obgleich Herr Quint nicht ohne Genuß das Gespräch seines Nachbars anhörte, fürchtete er doch, etwas darauf zu erwiedern; denn — sie standen nicht weit von der Burg, und vor der Thür, im Schatten der Weinranken, saß Bätely. —

Herr Quint sah gen Himmel, zeigte mit der linken Hand auf die untergehende Sonne, indem er mit der Rechten den Hut abzog, um sich dem Nachbar zu empfehlen. — Da war kein Haltens mehr. Herr Quint wurde zu Hause von allzudringenden Geschäften erwartet. Er mußte diesmal scheiden. —

Pyk entschloß sich, ihn zu begleiten. Er drehte sich um, und rief Bätely. Bätely, als hätte sie nichts gehört und gesehen, statt näher zu kommen, lief ins Haus zurück. Herr Pyk hatte gut rufen und pfeifen; sie kam nicht wieder.

„Ich bitte, mich ihr zu empfehlen!" stammelte Quint, und ihm war, als sollt' er sich hinstellen und bitterlich weinen.

„Das Mädel ist närrisch!" sagte Herr Pyk: „aber laßt es gut sein. Ich will ihr schon das Evangelium und die Epistel lesen. Sie geht erst übermorgen nach Hause zurück."

Damit wanderten beide von der Burghöhe hinab in die Ebene. Herr Quint war voller Mißmuth. Er überhäufte sich selbst mit den unglimpflichsten Vorwürfen, sich gegen Bätely so hölzern, so albern, so ungelenk betragen und eine Verachtung verdient zu haben, die sie offenbar an den Tag gelegt hatte, indem sie nicht einmal das Lebewohl sagen wollte.

„Eure Nichte", sagte er, „scheint mir zu zürnen. Vielleicht mit Recht. Ich bin heut eine Art Tölpel."

„Ach, schwatzet doch nicht so!" entgegnete Herr Pyk: „warum denn zürnen? Ich hab's ihr abgemerkt, das baare, klare, wahre Gegentheil. Aber dazu muß man Erfahrung haben. Und ich sag's Euch noch einmal, Herr Nachbar, und vergeßt's nicht: wer die Welt kennen will, muß mehr durchs Schlüsselloch, als durch die Fern- und Stern-Gläser sehen."

Der Burgherr hatte diesmal gewiß Recht. — Bätely hatte kaum bemerkt, daß Herr Quint sich zum gänzlichen Abzug rüste, als sie an ihrer muntern Stimmung verlor. Sie stand auf, sie wollte unter einem Vorwand sich dem Onkel nähern, um dem Gaste noch einmal nahe zu sein. Aber der Oheim verdarb alles, indem er sie rief. So sich zeigen, wollte sie nicht. Es lag ihr darin etwas Entwürdigendes, oder sie glaubte, Quints Aufmerksamkeit mehr zu fesseln, wenn sie ihm auswich, als wenn sie ihm auf allzugewöhnlichen Wegen begegnete. — Genug, sie lief, so viel sie konnte, um dem Oheim zu entgehen, zwei, drei Treppen hoch, bis zum Dachfenster, von wo aus sie die Thal-Landschaft, und den Weg am Strom, und die beiden Freunde erblicken konnte.

Ihr Herz schlug laut. Sie sah Herrn Quint, und gleichsam von Amts wegen nur ihn. „Was wird er von dir sagen?" dachte sie: „O wie un-

artig bist du gegen ihn gewesen! Er kann dir's nicht verzeihen, daß du auf ihn fielst. Nicht einmal abgebeten hast du. Und nun beim Abschiede so davon zu laufen! Er muß dich verachten. Er wird nicht mehr hierher kommen. Du verdienst es. — O Herr Quint, leben Sie wohl! tausend, tausendmal! — ich habe Sie nicht kränken wollen! Und Sie haben Recht, mir nicht zu verzeihen.“

Indem sie so in Gedanken zu ihm redete, waren ihre schönen Augen mit Thränen bedeckt.

11.

Am folgenden Tage sah man Herrn Quint sehr nachdenkend. Die Begebenheiten in der Burg waren nicht von gemeiner Art gewesen. Bätely's Gestalt, Mienen, Anzug hatten sich seinem Gedächtniß allzutief eingeprägt. Er wollte sich zerstreuen. Er wollte schreiben, und zeichnete Bätely's schönen Kopf zwanzig Mal aufs Papier hin; er trat ans Klavier, und alle Saiten hallten ihm unbekannte Stimmen zurück; er besuchte seine Spaziergänge, und hielt förmliche Unterredungen mit Bätely, als wenn sie ihm zur Seite wandelte.

Ohne sich zu verwundern, fühlte er, wie sehr sein Inneres durch das Abenteuer eines Augenblicks umgestaltet worden war. Alle Grundsätze, alle Lieblingssätze, aller Stoizismus, alle alten und neuen Scribenten, alle Weisheit hoher und niederer Schulen — alles was bisher Reiz und Werth hatte, alles worauf er bisher einigen Stolz setzte — alles lag auf die Seite geworfen wie ein abgenutzter Hausrath, wie ein fades Spielzeug. —

„O du schöner, heiliger Rausch!“ seufzte er, als er am Abend des durchträumten Tages auf der hölzernen Bank vor dem Hause, im Schatten des am röthlichen Sonnenlicht spielenden Kastanienbaums saß. — „Was hilft all unser Groß- und Herrlichsein, und unsere Gelahrtheit und unser Können? — Wir werden nie Götter; laßt uns einfältige, gute Menschen bleiben. — Und die großen Massen unserer Brüder, sind sie denn glücklich, weil sie viel haben, viel wissen, viel mögen? — Gewiß nicht; glücklich sind sie, weil sie sich im Arme erquicklicher Täuschungen wiegen. Was haben wir davon, wenn wir alle unsere Lust zergliedern? — Ist ein Tag voll kalter Untersuchungen einen einzigen warmen Moment des Genusses werth? —

„O Bätely, Bätely, empfändest du, wie ich! möchtest du eintreten mit deinem Herzen in den Zaubertraum, den du bewirktest! — Bei dir, mit dir währte er ewiglich. Das ist nun nicht mehr die Welt, die ich noch gestern sah. Die Wolken tändeln am Himmel und suchen sich, und fliehen und finden sich, um in einander zu zerrinnen. Und die Halmen der Wiese neigen sich, um, Bätely! deinem Fußtritt einen weichen Teppich zu weben. Das ist die Gewalt der Schönheit, daß sie immer Königin ist, wo sie ist; daß Alles in der Natur sie anerkennt, sie erwartet, ihr vertraulich gehört; daß an ihrer Seite die Dinge besser, bedeutender, liebreicher werden.“

Man sieht aus allem hell und baar, Herr Quint stand bei sich selbst nicht mehr auf dem alten Fuß. Er dachte Viertelstunden über die Verwandlung und die seltsamen, vorher nie gehabten und nie gekannten Träumereien nach, und konnte mit dem besten Willen nicht ergründen, ob er jetzt klüger worden sei, oder närrischer?

Drum nahm er sich vor, seine Gedanken und Einfälle genau aufzuzeichnen, in der Meinung, er müsse doch auch einmal wieder nüchtern werden, gleich andern seiner Brüder.

„Das Mädel geht erst übermorgen nach Hause!“ hatte gestern Herr Pyk sich ziemlich deutlich verlauten lassen. — Daraus folgte ganz natürlich, daß Bätely morgen eine Reise durch die Länge des Thales, vom Onkel, dem Beredtsamen, bis zur wirthlichen Tante machen werde. — Man konnte Bätely unterwegs sehen ohne Mühe, und sie anreden ohne Furcht, und alles Vergangene vergessen machen durch feine Reden, und ihr zartes Herz prüfen, und vielleicht — hoffen — — Herr Quint schwindelte, wenn er den Gedanken weiter spinnen wollte.

Mitten in seiner Seligkeit blieb ihm aber noch eine große Bürde von Angst und Furcht zu tragen. — Es ließ sich unter allen möglichen Voraussetzungen nicht hoffen, daß Bätely jemals seine frommen Wünsche erhören würde; denn er fühlte lebhaft, daß es ihm leichter sein würde, in einer halben Stunde aramäisch, als binnen vier Wochen eine wohlgesetzte Liebeserklärung zu lernen.

12.

Die ersten Sonnenstrahlen, welche über das in falbem Duft zerronnene Hochgebirg herüberflogen am folgenden Morgen, fanden Herrn Quint dem Spiegel gegenüber. Er machte hier die unschuldige Bemerkung, daß die Frühlingsschaft seiner Tage hinter ihm lag. — Achtundzwanzig Jahre alt! — ein schönes Alter. Noch zehn Jahre machen achtunddreißig. Auch noch nicht so fürchterlich. Noch zehn Jahre, dann: achtundvierzig! — „O Bätely, Bätely, da weht der Wind das Laub ab, und die Säfte versiegen, und die Zweige verdorren!“

Er hatte sich wirklich zierlich gekleidet, über Gewohnheit. Schwarzseidene Unterkleider und ein meergrüner Frack. Die Haare wohlgekräuselt, schneeweiß gepudert; der Haarbeutel schmal und zierlich nach der neuesten Form. — Hier blieb kein Zweifel weiter. Herr Quint legte es auf Herzenssturm an.

Alle seine Hausleute verwunderten sich des; besonders die alte Haushälterin Anne-Marie gerieth ausser sich. Weiber haben in solchen Angelegenheiten feinen Takt. Anne-Marie lachte heimlich vor sich hin, und flüsterte Allen vertraulich in's Ohr: „Es wird große Aenderung im Hause

geben.“ Die Andern meinten, es wäre in der Welt nichts unmöglich, und wo es Gelegenheit gab, schielten sie durch Fenster und Thür, und durch Hof und Haus ihrem verwandelten Herrn nach.

Herr Quint, welcher weder auf den Glanz der schwarzseidenen Unterkleider, noch auf die geschmackvolle Form des neuen Haarbeutels bei seinem vorhabenden Angriff zählte, glaubte für jeden Nothfall noch anderer Waffen vonnöthen zu haben. — Ein schönes Buch aus seiner Bibliothek, ein duftiger Strauß aus seinem Blumengarten mußten mit ihm. — Beide konnten wenigstens, als unschuldige Gelegenheitsmacher und Kuppler, Dienste thun.

So gewaffnet und mit einer Unerschrockenheit ohne Gleichen, verließ er das Haus, ging er gegen den brausenden Strom, und über die Brücke, und über die Au bis zur großen Straße, welche von einem Ende des Thals zum andern führt, und von Bätely nicht gemieden werden konnte.

Die Natur erwachte unter dem Triller der Lerchen; die Gewölke entwanden sich dem Schoos der Gebirge und schwangen sich golden der Sonne zu. Ein heiliger Schauer durchbebte die Waldung; — Verklärung strömte vom glänzenden Himmelsgewölbe herab über die gewaltigen Felsentannen und über die Moossteine und Kräuter.

Herr Quint faltete in stiller Verzuckung die Hände zusammen. Er sah hinaus in die blühende, schimmernde Thalwelt, wie in ein neues Leben, dessen Engel Bätely war. Alle Herrlichkeit und Pracht der Frühstunde war für ihn der feierliche Eingang zur Epopöe seiner Zukunft; das Einläuten seines großen Sonn- und Festtags!

Träumend ging er auf der Straße hin, gegen das große Dorf Thosa, von woher die Geliebte kommen sollte. Der Weg stieg am Ufer des Stroms über Bergschutt und Felsen empor; rechts und links von alten Eichen, Fichten und Lerchenbäumen besetzt und verworrenem Dickigt.

Auf der Höhe faltete sich ihm über den Wipfeln der unten vom Strom-Ufer aufragenden Tannen eine liebliche Landschaft aus, in dessen Mitte sein Landgut wunderschön gelegen war. — Auch übersah man von hier aus des Wegs eine gute Strecke vorwärts, der sich wieder in die Tiefe zwischen Waldung und mit kleinen Blumen bestreuten Felsen hinsenkte.

Hier beschloß Herr Quint Position zu nehmen, und Bätely zu erwarten. Denn es ließ sich ihr doch nicht so entgegenlaufen, ohne alle Vorbereitung. Die Bekanntschaft war allzufrisch; und die mit ihr verknüpften Unfälle — — das Tischtuch — —

Dies war Entladung aller Elektrizität; Amor ließ die Flügel sinken, Herr Quint das Blumenbüschel; ein trübender Hauch ging über den Glanz der Natur, wie der Seufzer eines bösen Geistes.

Die unselige Erinnerung ans Tischtuch wühlete mit winterlicher Hand im Frühlingsgarten seiner Phantasie. Alle Freuden und Hoffnungen erstarben; er stand da, wie einer der Niemandem angehört; wie ein Pilger aus der Fremde im plötzlichen Nebel; oder wie ein Trinker, der mitten unter Thorheiten nüchtern wird.

Er stampfte mit dem Fuße ärgerlich gegen die Erde. — „Da läuft der Narr hin, bei Gott, um sich noch einmal vor dem liebenswürdigsten Geschöpf unterm Himmel lächerlich zu machen! Schämen wird sie sich in deiner Seele und in deinem Namen. Und du so plump, so tölpisch! — o, warum war ich nicht recht unglücklich, warum nur lächerlich!“

Herr Quint warf mit Heftigkeit seine Blumen zu Boden.

„Es ist vorbei! Es ist gewiß, sie liebt mich nicht; und wenn sie wollte, sie könnte nicht! — Da wäre der Klotz einmal wieder sauber angeprallt, wenn er ihr sein Kompliment geschnitten, wie einer alten und sichern, aus- und abgemachten Bekannt- und Freundschaft! — Troll' Er sich ganz sachte davon, laß Er erst Gras wachsen über Seine Albernheit, dann klopf' Er wieder an und meld' Er sich!“

So mißhandelte sich selbst, mit kartheuserhafter Strenge, der arme Quint. Er sah in dem Augenblick seine Fehler in Riesengestalt, die ihn zu Boden drückten, und seine Tugenden schienen ihm Zwerge. — Er verzweifelte so sehr an sich, verkannte sein Gutes so sehr, daß er sich von ganzem Herzen verachtete. — Schönheit, Reichthum, Grazie, Witz, Ruhm, glänzende Aemter, glänzende Handlungen, und was sonst wohl ein schönes Mädchen ankirren dürfte . . .

„Ach, es fehlt mir Alles, — Alles — Alles! um vor der Liebenswürdigen liebenswürdig zu sein!“

Er drückte sich den Hut tiefer ins Gesicht; schwenkte halb, und wollte so eben den Rückzug in die Heimath antreten, als, sein Unglück zu mehren, Satan ihm schadenfroh in's Ohr blies: „Und ehe du klug und liebenswürdig wirst, hat Bätely schon den Mann gefunden!“

Der Einfall machte ihn schaudern. Er stand still. Vor seinem innern Blick liefen, wie Schattenspiel der Zauberlaterne, die Gestalten aller seiner möglichen Nebenbuhler aus dem Thale vorbei. — Schöne Männer, geistvolle Männer, angenehme Gesellschafter, reiche Jünglinge, bedeutende Familien — und Quints Selbstgefühl, statt ganz aufgelöset zu werden, erwachte wieder unter dieser Musterung. Unwillkührlich wog er sich mit Mann um Mann, und fand, daß er so ganz verächtlich, so ganz werthlos nicht sei. — Die Nebel des Mißmuthes brachen sich; der Hoffnung Sonnenstrahl schoß über seine innere Welt hin, und zeigte wieder in der nächtlichen Wüste einzelne lichte Stätten.

In fortgesetzten, angenehmen Ueberlegungen hob er sich stufenweis vom Trost zur Beruhigung, von der Ruhe zur Hoffnung, von dieser zur Er-

wartung, von der Erwartung zur Freude, von der Freude zum Entzücken. „Und denk' ich noch an Pyk's Worte, an Bätely's Blicke!“ rief er im neubeginnenden Hoffnungs- und Liebesrausch: „o Alles ist noch möglich! Wir wollen es versuchen! Bätely wird errungen! Das Paradies erobert! trallalla, trallallera, tralla, trallorium!“ — Die letzten undeutschen Worte dachte er nicht, sprach er nicht, sondern er sang sie mit heller, vernehmlicher Stimme, und tanzte dabei von einer Seite des Wegs zur andern hinüber und eben so wieder zurück.

Wahrscheinlich hätte er diesen Jubeltanz, welcher viel Aehnliches mit dem königlichen Davidischen vor der Bundeslade gehabt haben mag, — wahrscheinlich hätt' er ihn noch lange fortgesetzt, es war ein Mittelding zwischen Menuet und Walzer, wenn nicht — — — genug, Herr Quint sprang mit einem Male von der Seite, wie ein scheues Roß, während es courbettirt. Er schlüpfte in's Dickigt zwischen der Heerstraße und dem unten in der Tiefe laufenden Strom.

Und den Weg daher gegen die Höhe kam Bätely in höchsteigener schöner Person. Sie war allein.

13.

Wer einmal geliebt hat, wird sich den schnellwechselnden Gemüthsstand des zwischen Furcht und Hoffnung, Angst und Entzücken umhergeworfenen Herrn Quint sehr deutlich erklären können. Auch will ich wetten, daß der größte Theil meiner Leser den Freudentanz des Herrn Quint irgend einmal schon mitgetanzt habe; nur war jeder vielleicht glücklicher, als unser Philosoph, der in seinem Jubilo überrascht wurde, und leider gerade von derjenigen Person, welcher zu lieb dieser geheime Ehren- und Lusttanz bei einfacher Vokalmusik angestellt war.

Herr Quint, welcher in seinem Leben nicht als Solotänzer zu figuriren im Schilde geführt hatte, war von Bätely's Erscheinung dermaßen betroffen und aus der Fassung gehoben, daß er an allen Gliedern bebte. Hatte ihn Bätely droben auf der Höhe mit seinen Kreuz-, Quer- und Lustsprüngen erkannt: so war's unfehlbar auf ewig um ihn geschehen. Was hätte auch ein Mädchen zu denken, wenn sich ihm ein wohlgekleideter Mann plötzlich im Walde tanzend darstellte, ein Mann, sonst schüchtern, ehrbar, sittig und von aller Welt für vernünftig gehalten? — Und wenn dieser ihm nun sogar mit Liebeserklärungen entgegengerückt wäre! — Um Gottes willen, Herr Quint, wo hatten Sie den Verstand?

Der gute Mann büßte in diesem Augenblick seine kurze Lust auf die empfindlichste Weise. Er mußte sich mit beiden Händen fest an den nebenstehenden Bäumen halten, weil es unter ihm, bis zum Ufer des Stroms hinab, ziemlich tief und steil lief, und die Füße sich nur auf Kies und Sand stützten, der bei jeder Bewegung nachließ.

Jedes Falls mußte er in so grausamer Lage wenigstens verzögern, bis Bätely vorüber sein würde, und doch schien er sich keinen Augenblick länger aufrecht halten zu können. Der Boden sickerte allmälig unter seinen Fußsohlen. Er konnte links, er konnte rechts vielleicht fester stehen, aber nicht vor Bätely's Blicken bedeckt, wie hier. Zudem war mit jeder Abänderung seiner Stellung ein verrätherisches Geräusch, ein Prasseln des herabrollenden Gesteins und Sandes unausweichlich.

Ausgenommen qualvolle Träume, wo der Beängstete entrinnen will, inzwischen ein fataler Zauber seine Füße an den Boden fesselt, oder schreien will um Hülfe, ohne eine Stimme zu haben — ausgenommen solche Höllenmährchen, welche uns zuweilen ein böser Engel im Schlaf erzählt, hatte Herr Quint nie Peinlicheres der Art empfunden.

Der Boden sickerte indessen nach dem Naturgesetz der Schwere langsam unter seinen Sohlen fort — eine weite Fahrt über Kies und Grien hinunter stand zu befürchten — schwindlicht anzusehen — und Jungfer Bätely hatte so eben die Höhe des Bergwegs erreicht, und stand zwei Schritte vor Herrn Quint, dem im Schreck der Odem entging, — stand still und betrachtete erstaunt die weggeworfenen schönen Gartenblumen auf dem Wege zerstreut.

Auch jeder Andere würde mit stillem Vergnügen die kleine Reisende betrachtet haben, sauber, ländlich-einfach und doch zum Vortheil des lieblich-geformten Wuchses gekleidet, wie sie da stand vor Quints Blumen, sinnig und mit einem Angesicht, wie das Angesicht eines Engels im Morgenroth. — Herr Quint zitterte vor Liebe und — Angst.

Sie bog sich, sammelte die Blumen auf, und ging seitwärts, sich auf ein Felsenstück zu setzen. Die Blumen im Schoos, ordnete sie dieselben zu einem Straus, doch ohne Eile; denn ihr Blick irrte in der gegenüberliegenden Landschaft, wo im Morgenduft Herrn Quints Landgut und Wohngebäude nebst Gärten ruhten.

„Er hat auch Blumen in seinem Garten', dachte sie: und wie man sagt, soll es ein schöner Garten sein.“ —

Ihre Hände sanken in den Schoos auf die kühlen Blüthen hin; ein zitternder Seufzer hob langsam ihren Busen.

Unwillkührlich, denn wer nimmt sich dergleichen vor? gedachte sie sich die Hausfrau da drüben, und meinte: die werde dann auch für die Küche pflanzen, wie für die Augen. — Die Lage der Hausthür, der Fenster, des Schornsteins deuteten ihr physiognomisch das Innere des Wohngebäudes, und das Verhältniß der Zimmer und Kammern, der Küche und des Kellers, der Treppen und Säle. Da, meinte sie, sei doch viel zu putzen und zu schmücken; schön wäre es, Winter und Sommer schneeweiße Umhänge vor den Fen-

ſtern zu haben, denn ſie zieren auch von auſſen das Haus. Und des Abends im Sommer müſſe man in einer heitern Gartenlaube zu Nacht ſpeiſen; und im Winter ſollte das Stübchen, mit Ausſicht gegen die Landſtraße, gewärmt werden; da müſſe auch das Klavier ſtehen. Herr Quint konnte es trefflich ſpielen; die Hausfrau würde dann dazu den gelben Flachs ſpinnen.

„Und an wen denkt er?“ dachte ſie weiter: „O ich weiß es wohl, an ihn denkt Manche. Er iſt reich, jung und artig. Daß mich armes Kind doch immer das Unglück verfolgen muß. Wäre nur das Tiſchtuch nicht geweſen! Wie war ich doch ſo ungeſchickt! Ich werde mich zeitlebens ſchämen. Nie darf ich die Augen wieder zu ihm aufſchlagen. — Aber, wahr iſt's doch, er warf zuweilen einen freundlichen Blick auf mich; einen Blick, ſo wunderlich, ſo hell und durchdringend, daß ich ihn kaum ertragen konnte. Und ich möchte viel darum geben, zu wiſſen, was er Oheim Pyk geſagt hat. — O der Oheim! ich kenn' ihn gar wohl. Glaube ihm nichts, armes Bätely, er hat dein nur geſpottet. Mag ein ſo reicher Mann, ein ſo Glücklicher, den Alle lieben, an dich armes, unwiſſendes Mädchen denken? Er ſoll ein gelehrter Herr ſein; er wird ſich eine gelehrte Frau ſuchen, vielleicht ein Mädchen aus der Stadt. Denn du biſt ſein nicht würdig. Und er kennt dich nicht, — hat dich längſt ſeit vorgeſtern gewiß vergeſſen.“

Mit dieſen Worten fiel eine ägyptiſche Nacht über ihre Träume.

Sie faltete die Hände zuſammen, ſtreckte ſie mit wehmüthigem Blick gegen das Wohnhaus des Herrn Quint und ſprach (denn ſie glaubte ſich unbelauſcht) mit bebender Stimme: „Ach! Herr Quint . . .“

Herr Quint in ſeiner glückſeligen Verborgenheit hatte, obgleich unter tauſend Beſorgniſſen wegen ſeiner ſchlechten Haltung, mit Vergnügen die Geliebte gegenüber geſehen. Er war voller Entzücken. Aber als ſie die ſchönen Arme gegen ſeine Wohngegend hinſtreckte, und als über ihre kleinen Purpurlippen der verrätheriſche Seufzer: Herr Quint! hinflog . . . da riegelte ſich der Himmel vor ihm auf; da wollte er zu Bätely's Füßen; nie lächelte das Glück holder; er breitete ihr ſeine Arme entgegen, und . . .

Mit dumpfem Geräuſch löſete ſich unter ihm der Kiesſand; der lockere Boden kollerte praſſelnd hinunter; Herr Quint unaufhaltſam, mit allem was ihn aus dem Mineralreich umgab, verzweifelnd nach. Er fluchte unterwegs; vergebens. Es hätte ihm nicht geholfen, wenn er auch mit größter Andacht gebetet haben würde. Die Gefahr ward ärger, als je. Erd' und Schutt rollten ihm, da die Grundlage gewichen, von oben her ſauſend, nach, und drohten ihn zu begraben. Er ſah beſorgt hinauf, hinunter. Es blieb keine andere Maßnahme, als dem Willen des Verhängniſſes zu folgen, und die Reiſe in die Tiefen zu vollenden.

14.

Wenn in ſehr poetiſchen Verhältniſſen, welche den Menſchenſohn vergöttern und die Erde verhimmeln können, plötzlich ein ſo proſaiſcher Zufall tritt — wo iſt der Lammesſinn, welcher darüber nicht in Wuth geriethe? — Und doch iſt das arme Leben des Menſchen nichts, als ein Roman mit Verſen vermiſcht, ein Singſpiel ohne Muſik, ein Ding, aus dem man nicht ganz klug wird. Und eben daher geſchieht es, daß auch die ſanfteſten Seelen zuweilen verwildern, und ihre Seidenwolle wie eine Löwenmähne ſchütteln.

Das that nun auch Herr Quint, als er unten am Berge wieder auf die Füße ſich erhoben, und durch künſtliche Sprünge den Angriff verſchiedener nachrollender Steine vermieden hatte. Doch mitten im Zorn wußte er nicht, ob er ſeinem Mißgeſchick mehr fluchen, oder ſeinem Glücke mehr danken ſollte, die vermeſſenſte Bergfahrt ohne Bein- und Halsbruch zurückgelegt zu haben.

Es durfte nicht mehr daran gedacht werden, bergauf zu klimmen, und Bätely zu ſuchen. Wahrſcheinlich hatte ſich das gute Kind bei dem entſetzlichen Getöſe klüglicherweiſe durch Flucht gerettet. Zudem konnte Herr Quint auf keine Weiſe verhehlen, daß ſeine ſchwarzſeidenen Unterkleider auſſer Stand geſetzt waren, dem Auge einer Geliebten gezeigt zu werden. Er mußte froh ſein, deren Flecke und Riſſe alſo verbergen zu können, daß er, ohne Aufſehen, bei hellem Tage die Heimath erreichen konnte.

Er weinte vor Wuth! — Auch Philoſophen verlieren unter gewiſſen Umſtänden ihre Philoſophie. Es iſt noch kein Menſch gefunden, der weiſe war zu allen Stunden des Tags. Herr Quint, der Brüyere und Theophraſt ſeines Thales, Herr Quint, der feine Menſchenkenner, hätte gewiß dieſe Thränen nicht in Anſchlag gebracht, wenn er ſeinen eigenen Karakter hätte ſchildern ſollen. Und doch bezeichneten ſie ihn ſo treffend! — Aber man weint nie ſolche Thränen auf dem Markte, oder am Theetiſch.

Den Menſchen kennen zu lernen, muß man ihn ſehen, wenn er ſich allein glaubt. Jeder iſt gefallſüchtig nach ſeiner Weiſe. Jeder macht, ehe er auf die Straße tritt, oder in's Geſellſchaftszimmer, vorher in der Geſchwindigkeit ſeine moraliſche Toilette. Daher hat Herr Pyk noch einmal Recht: „Wer die Welt kennen will, muß ſie mehr durch's Schlüſſelloch, als durch Fern- und Sterngläſer ſehen.“

15.

Am folgenden Tag erſchien bei ihm Herr Pyk. Es war ein Regentag; dicke Wolken trieben ſich unterwärts am Gebirge von Schlucht zu Schlucht, und die Kuppen der Berge lagen im niedergeſunkenen, ſchweren Regenhimmel verloren. Der-

gleichen Tage waren Herrn Quint immer willkommen. Die weite Stille, die einförmige Trübe der Landschaft, der Mangel an Zerstreuung im Aeussern, schränkten ihn auf sich selbst ein. Er glaubte dann mehr zu leben, als sonst, und nie war er fruchtbarer an muthigen Entwürfen, als zu solchen Zeiten.

Seines Unsterns vergessend, trieb er sich mit Plänen umher, wie Bätely zu gewinnen sei? — Schon seit er erwacht war, brütete er darüber. — Die Entwürfe standen in reifer Vollendung, als Pyk erschien, und sein Pferd unterm Fenster anband.

Nie war der Nachbar erwünschter gewesen. Er kam gerade von Rottheim. In Rottheim wohnte Bätely bei der Schwester des Herrn Pyk. — Es war jetzt Nachmittag. Das Pferd mußte in den Stall. Herr Pyk warf die genäßten Kleider ab, und nahm mit Quints Schlafrock und Pantoffeln vorlieb. — Auch beschloß er hier zu übernachten, dieweil es Abend, der Weg sehr schlecht und der Regen gewaltiger geworden war.

Als sie nun beisammen saßen, zündete Herr Pyk die Tabakspfeife an, und sprach: „Nehmt es mir nicht übel, Herr Nachbar, ich mache mir's gern bequem, und bin gern bei Euch. Hättet Ihr aber eine liebliche Hausfrau, die uns mit freundlicher Miene eigenhändig den Tisch zum Nachtessen deckte, und auch dabei aus lauter lieber Freundschaft ein wenig mit mir schmählte, — worüber? ist gleichviel: — so wäre ich noch um fünf Prozent zufriedener. Ich höre ein junges Weib gern zanken mit mir; denn ich pflege wohl unartig zu sein. Und daran erkenne ich gleich, ob die Frau Geist und Herz, und zur Freundschaft Gefühl hat. Junge Weiber, die gern lächelnd schmählen, lieben treu und zärtlich und sind einst holde, ehrwürdige Mütter. — Aber, um von vornen anzufangen, wenn da Euer Bediente kömmt, oder Eure Magd, und das Licht anzündet, oder das Tischtuch bereitet — lieber Gott, das ist, als wenn's gar nicht geschähe, und lockt auch nicht zum Mahle. Wenn's Herz nicht warm ist, sind die Speisen kalt."

„Ihr habet wohl Recht!" entgegnete Herr Quint, und sein Antlitz brannte: „Ich fühle auch, daß Ihr wahr redet. Aber schwer ist's heut ein braves Mädchen zu finden, welches zum Altar durch's Herz des Mannes gezogen wird. — Und ich kenne kein Mädchen, mit dem ich glaube glücklich werden zu können, als, offenherzig gesprochen — — eben Eure schöne Nichte, Jungfer Bätely."

Herr Pyk lachte schelmisch. — Er zündete die Pfeife noch einmal an und sprach: „So schnell?"

Quint bückte sich, und hob ein Papierschnitzel vom Boden auf. — Das Bekenntniß war verwegen, rückwärts durfte es nicht mehr gehen.

„Hab' ich's doch wohl bemerkt!" setzte Herr Pyk seine Rede fort: „Das Mädel und Ihr — Ihr seid keine Komödianten, sonst müßtet Ihr Euch besser verstellen. Ihr waret wie verhext, beide verhext — das hatte ich auf den ersten Blick. Kurz und bündig, alles zusammen genommen ..." — Herr Quint unterbrach ihn: „Meinet Ihr, Herr Nachbar, daß ... erinnert sich Bätely, daß ... ich wollte sagen, glaubet Ihr, daß Eure Nichte, wenn ich — und es käme dabei lediglich auf Eure Freundschaft an ... ich will's Euch nur offenherzig gestehen, denn wozu hilft auch vor Euch alles Verstellen, denn heraus muß es doch einmal ..."

„Ei!" rief Herr Pyk: „so lasset mich doch nur ausreden. Ich betrachte das Ding wie eine abgemachte, vollendete Geschichte."

„Desto besser!" sagte Herr Quint: „Ihr seid fein, und sahet wohl in der ersten Stunde, daß ich Euer Bätely unaussprechlich lieb hatte ... allein, lieber Himmel, ich darf nicht glauben, nicht hoffen — Bätely kennt mich ja nicht!"

„Puh! da geht Ihr irre! rief lachend Herr Pyk: „Weiberlein haben Luchsaugen, und ist ihnen die Gesichtskunde angeboren, wie den Bienen die Pflanzenkunde. Ihre Blicke, die sie in aller Beiläufigkeit auf den Mann werfen, sind wahrhafte Leuchtkugeln, die ihnen unser Allerinnerstes zum hellen Mittag machen. Ihr erstes Urtheil, welches sie über uns fällen, ist daher auch immer das richtigste; die guten Kinder sind nachher meistens so bescheiden, daß sie unsern Worten mehr glauben, als ihrem Ahnungssinn. Zum Beispiel: Bätely hat Euch geschildert und konterfeiet, wie eine fünfzigjährige Bekanntschaft."

„So hat sie von mir gesprochen?" fragte Quint mit angenehmem Erstaunen.

„Ei, so redet doch, wie Ihr denkt! — habt Ihrs denn dem Bätely nicht angesehen, daß es durch Euch halb verwirrt worden? Sie hat es zwar abstreiten wollen mit aller Gewalt, sie denke nicht an Euch, aber sie hat bis zum letzten Augenblick, da sie heimging, von nichts, als Euch gesprochen, und um nichts, als Euch, gestritten. — Bei ihrer Tante macht sie es zweifelsohne kein Haar besser. Die Tante hat's ihr auf den Kopf zugesagt diesen Morgen: du bist verliebt! und ich habe hinzugefügt: er ist's desgleichen!"

„Um Gotteswillen!" schrie Herr Quint, und war ausser sich: „Was habt Ihr auch gethan? Ihr macht mich unglücklich. Was wird Bätely von mir denken?"

„Narrenpossen!" entgegnete der Oheim: was wird sie denken? Ihr seid, wie sich's gebührt, wird sie denken, und das ist ihr schon gelegen. — Und ich gestehe es Euch, Ihr jungen Leute seid mir lieb. Es ist ein Plänchen von mir gewesen, Euch zusammen zu bringen. Und würdet Ihr einander gefallen haben: so hätt' ich den Handel gleich in Richtigkeit gebracht. Bätely hat ein ganz artiges Vermögen und ist ein gutes Kind. Der Himmel hat's gewollt, da er Euch zu mir führte, daß Ihr früher mit ihr zusammentrafet, als ich dachte. Jetzt ist es im Reinen. Da habt Ihr meine Hand darauf."

Herr Quint war auſſer ſich vor Entzücken. Er ergriff die Hand des wackern Pyk; er warf ſich um deſſen Hals; er küßte ihn mit Inbrunſt und Heftigkeit und ſeine Augen wurden thränenfeucht.

„Nun, nu, nu!“ ſchrie Herr Pyk: „was habt Ihr? ſeid Ihr verblendet? Verwechſelt Ihr den Oheim mit der Nichte?“

Quint zog ſich zurück — der Felſen war von ſeinem Herzen — —

„Ich habe mit meiner Schweſter“, fuhr der Oheim fort, „langes und breites Geſpräch geführt. Sie iſt mit der Partie wohl zufrieden. Ich liebe das Kurze und Bündige. Uebermorgen haben wir Sonntag. Bätely mit ihrer Tante kömmt zu mir dann; der Herr Pfarrer und Notarius mit einigen Zeugen ſpeiſen bei mir. Die Verlobung geht vor ſich, und dann ein- für allemal in der Kirche ausgekündet ...“

„Ich bitte Euch,“ unterbrach ihn Quint, und rückte auf ſeinem Stuhl voller Unruhe durch die Stube, „ich bitte Euch, fein langſam, nur langſam; Ihr redet zu ſchnell, Ihr redet zu viel! Ihr wollet zu viel und wollet zu ſchnell. — Sonntag, Verlobung, Pfarrer, Gaſtmahl, Notarius, Verkündigung ...“

„Halt!“ ſchrie Herr Pyk: „da ſeid Ihr links. — So etwas muß ſchnell abgethan ſein, ich ſage ſchnell, doch in aller Ordnung. Es gibt Dinge in der Welt, die müſſen ſchnell genommen ſein, wenn's gut damit geben ſoll, z. B. eine Arznei, eine Batterie, eine Frau. Eben ſo Taufe, Heirath und Begräbniß. Das ſind drei Kapitel unſers Lebenslaufes, oder Titel zum Kapitel, die ſich um ſo ſchöner ausnehmen, je bündiger ſie ſind. Durch die Taufe entſagen wir dem Teufel, durch die Hochzeit dem alten Adam, und durch den Tod allen Thränen und Sorgen. Amen. Es ſteht aber bei Euch. Die Verlobung macht ſich auch über's Jahr.“

„Nein!“ fuhr Herr Quint auf: „bei Leibe nicht. Macht's, wie Ihr wollt. Ich überlaſſe mich Euch ganz. Ich bin der Glücklichſte unter der Sonne. — Auch hab' ich in der Welt nichts gegen die Verlobung, ſondern gegen den ganzen Kram von Notarius, Pfarrer und Zeugen. Ich haſſe den Prunk; das Komplimentiren; das Zeremonienweſen. Kann ich mir denn kein Weib nehmen, ohne all den Lärmen?“

16.

Hier war neue Verſchiedenheit in der Denkweiſe beider Philoſophen. Herr Pyk liebte Pracht und Geräuſch. Er war ein Ariſtokrat, und wäre gern ein Adelicher geweſen. Sein Haus war mit alten Heldengemälden austapeziert, die er in öffentlichen Verſteigerungen eingekauft hatte, um der Ordensbänder willen, die ſie, nebſt großen Wolkenperrüken, trugen. Von den dreihundert und fünfundſechszig Tagen des Jahrs gehörten ihm die Werkeltage zu den gemeinen Bürgern; Geburts- und Namenstage waren Roturiers; Sonn- und Feſttage wahrhafte, von Gott ernannte Edelleute, deren Patente und Diplome das alte Teſtament verwahrt. — Er tanzte nur Menuetten, mit Begleitung von Trompeten und Pauken, und zog die langen Handmanſchetten, wenn's hätte zur Wahl kommen müſſen, dem Unter- und Oberhemd vor.

Unter ſolchen Umſtänden bleibt es kein weiteres Räthſel, wie dem blöden, guten Quint zu Muthe ſein mußte, als Herr Pyk ſchlechterdings zur Verlobung, auſſer dem Notar und Pfarrer, auch die nächſten Verwandten von Seiten des Herrn Bräutigams und der Jungfer Braut gezogen wiſſen wollte, als Zeugen.

Spät in die Nacht hinein wurde dieſer Gegenſtand verhandelt, und endlich bis zum folgenden Morgen vertagt. Die Summe der Gäſte bei der Verlobung belief ſich, Braut und Bräutigam inclusive, auf zweiundzwanzig Perſonen. Für den Schmaus und die übrigen Feierlichkeiten wollte Herr Pyk unmittelbar ſelbſt ſorgen, weil die Verlobung in ſeinem Hauſe gehalten werden ſollte.

Herr Quint blieb ſchlaflos. — „So iſt doch keine Roſe ohne Dornen!“ ſeufzte Herr Quint, und warf ſich unruhig umher auf ſeinem Lager. Der Himmel, von den Strahlen des Mondes überfloſſen, leuchtete hell durch die Scheiben der Kammerfenſter: „Keine Roſe ganz ohne Dornen!— Nicht einmal das einfache Bekenntniß der Liebe, der Schwur, ſich ewig anzugehören, ein Schwur, der ſchöner und würdiger in der Einſamkeit und unter Thränen abgelegt werden würde! — O ihr armen Menſchenkinder, warum quälet ihr euch ſo gern ſelbſt? Warum laſſet ihr keine Freude in euer Herz ſchleichen, ohne ſie durch eure Thorheit mit einem Schmerzenszoll zu belegen?“

Das Alles half nun freilich nichts. Herr Pyk ließ ſein Syſtem nicht fahren. Er reiſete des Morgens in hoher Frühe ab. Die Gäſte wurden eingeladen, Notarius und Pfarrer verſchrieben; das Gaſtmahl bereitet — kurz am Sonntag Morgen war Alles angeordnet, was zu einer Verlobung, und zu einem kleinen häuslichen Feſte, aus dem Stegreife, vonnöthen ſein konnte.

Um zehn Uhr Vormittags erſchien im Hauſe des Oheims, von der Tante begleitet, Bätely, obwohl das gute Kind, das man zu überraſchen gedachte, nicht wußte, daß der Tag ſeiner Verlobung ſei. Oheim und Tante waren darin übereingekommen.

Um halb eilf Uhr erſchienen Pfarrer, Notarius und Vettern und Muhmen in Feierkleidern, mit lautem Geträtſche, ſchaarenweis. — Nur der Bräutigam fehlte noch.

17.

Herr Pyk fühlte ſich an dieſem großen Tag ganz in ſeiner Würde. Indem er das Glück zweier tugendhaften Seelen, die ihm theuer waren, gründen wollte, hatte er zugleich Gelegenheit, ſeinen Wohlſtand, der an Reichthum grenzte, zu entfal-

ten. Die kleine List, den Zweck des Festtags zu verheimlichen bis zur entscheidenden Minute, kitzelte ihn besonders. Er ging von Zimmer zu Zimmer, sagte allen Gästen etwas Schönes, hörte den Schmeichelspruch von Allen, gab Befehle in Küche und Keller, und drückte dem schüchternen Bätely zuweilen mit bedeutendem Lächeln die Hand.

Aber keine Rose ist dornenlos. Zwei Dinge störten die Laune des Herrn Pyk.

Seine Schwester, Bätely's Tante, hatte in der Wonne ihres Herzens mit geschwätziger Freundlichkeit einer alten Gevatterin das Geheimniß des Tags vertraut. Die Gevatterin wäre lieber gestorben, als daß sie das Geheimniß, welches auf ihrer Zunge brannte, einen Augenblick dem lieben Nachbar, dem Herrn Barbier von Thosa, verschwiegen hätte. Der Herr Barbier glaubte aus Amtspflicht es allen seinen anwesenden Kunden entdecken zu müssen. Die Kunden veroffenbarten es ihren Eheliebsten. Genug, binnen drei Minuten durchlief das Geheimniß alle vierzig vorhandene Ohren; alle Gesichter wurden wichtig und feierlich. Die betagte Frau Pfarrerin, der es um das Seelenheil der kleinen Bätely zu thun war, ging mit abgemessenem Schritt auf diese zu; hob eine förmliche Gratulation an ob der glücklichen Wahl des Liebsten, und der Verlobung, und breitete sich nun in einer wahren Standrede über die christlichen Pflichten einer verlobten Braut aus. Der Pfarrer, welcher ungern Andere sein Handwerk treiben sah, eilte hinzu, mit aufgehobenen Augen und Händen, und unterbrach den Sermon seiner gottesfürchtigen Hausehre. Die übrigen Gäste wollten nicht in Artigkeiten zurückbleiben. Ein wogender, schnatternder Hause umringte das arme Mädchen, welches schamroth wegen verrathener Liebe (sie glaubte, nur Gott und die Tante wüßten darum) mit gesenkten Blicken, in sich selbst verloren, oder vielmehr wie vernichtet da saß.

Mit weitgeöffneten Augen und Ohren trat Herr Pyk ins Zimmer und sah und hörte den komplimentirenden Haufen. Sein Plan war verrathen, zerstört; er runzelte die Stirn; er blieb stehen; er zupfte unwillig seine Halskrause mit der rechten Hand, inzwischen er mit der linken in der Westentasche den weiten, großen, rothseidenen mit gelben Blumen gestickten Schoß derselben auf- und niederbewegte, wie einen Fittig, auf welchem er sich vor Verdruß hätte in alle Lüfte schwingen mögen.

Ihre beklommene Seele, vor Angst und Liebe und Scham angefallen, erlag unter schmerzlichen Empfindungen. Ein Traum faltete sich plötzlich, wie unter einem Feenspruch, zur Wirklichkeit auseinander; der Mann, für den allein sie sich in die Welt gerufen fühlte, und den sie doch selbst nicht zu nennen wagte, war laut und feierlich als ihr Bräutigam proklamirt. — Sie sollte ihn sehen, um ihm ewig anzugehören. Ach, nicht vergebens hatte die Tante ihr heute den goldenen Rosettenring auf den Finger gezwungen! — Nicht vergebens hatte sie im Ton der Weissagung gesagt: „Ein Anderer wird ihn dir wieder abziehen! —“

Sie fühlte ihr Glück. Das Herz, allzuzart, den jähen Sturm auszuhalten, löfete sich in Thränen auf.

Herr Pyk erschrak. Der Menschenkenner kannte die Thränen nicht. — Im Grunde waren es nicht die Thränen selbst, oder Bätely's Unwillen, daß sie in so bedeutender Angelegenheit zuletzt befragt worden sei, — alles das war's nicht, was ihm den Schauder einjagte: sondern die Furcht, sich, von seiner Physiognomik betrogen, durch das Fest und leere Verlobungsgetümmel zum Thalmährchen werden zu sehen.

Er entschloß sich kurz, führte Bätely durch's geräuschvolle Zimmer in die stille Nebenkammer, setzte sich schweigend an ihre Seite und ließ sie — weinen.

„Was fehlt dir?“ fragte er einige Mal. Er blieb unbeantwortet.

„Ich glaubte, das Fest würde dir willkommen sein — du würdest freilich —“

„Ach!“ seufzte die Jungfrau, und schlug zum ersten Mal die von Thränen spiegelnden Augen auf; denn sie verehrte den Oheim, wie man den Vater verehrt, und hatte vor ihm kein Geheimniß.

„Ist der Herr Quint also zuwider?“ sagte er, „du willst ihn nicht? — Gesteh es mir nur, ich zürne nicht. Es ist nur ein erzdummer Narrenstreich, daß ich dir's nicht vorläufig sagte, oder bei dir auf den Strauch klopfte. Deine Tante hat's falsch verstanden, und nicht gewußt, was die Glocke geschlagen. — Es ist ganz und gar meine Schuld nicht.“

„Bätely, als sie des Oheims Worte und seinen Irrthum vernahm, in welchen ihre Thränen ihn geführt, wollte antworten. Aber die Stimme verschwebte in einem Seufzer; sie erröthete unter Thränen, sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

„Ja, es ist eine verdammte Geschichte!“ rief der verlegene Oheim, und rieb sich in der Angst die Hände; für ihn war jetzt nur die Frage: wie man den fehlgeschlagenen Operationsplan mit bester Manier vertuschen, und den Zeugen und Ehrengästen einbilden könne: er habe ein Späßchen treiben wollen mit der Verlobung? — Die Sorge umdunkelte seine Stirn: „Sei nur ruhig, Bätely. Das Ding läßt sich noch ändern; man muß bei großen Unglücksfällen nie den Verstand verlieren. Das ist die Hauptsache. — Wenn du mir nur sagen wolltest, Herzensbätely, ob dir Herr Quint durchaus und im Tod zuwider sei? ob du nicht glaubst, du könntest ihn einmal mit der Zeit lieben? Ich könnte dir Geschichten erzählen, eine über die andere, wo aus gezwungenen Ehen die besten Ehen erwachsen sind. Leider, daß die Zeit zu kurz und hier Gefahr im Verzug ist. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wenn du nur einmal, so zu sagen, provisorisch die Ver-

lobung probiren wolltest. Das Andere wird sich schon hernach finden.«

»Aber«, stammelte das Mädchen, »wißt Ihr denn auch gewiß, daß mich Herr Quint leiden mag?«

»Dich leiden, Herzensbätely?« schrie der Onkel, und die Frage ließ ihn wieder vollkommen aufleben: »Dich leiden? Daß sich Gott erbarme, er liebt dich mit Schmerzen von Herzen bis zum Sterben.«

Bätely sank an des Oheims Brust mit heftiger Bewegung.

»Mein Gott!« rief Herr Pyk, und seine Angst ward wieder mächtig, wie zuvor: »erkläre dich, mein Schatz! rede nur, probire nur. Versuch' nur die Verlobung, du stellst dir das Ding etwas schwerer vor, als es ist. Es ist daran noch kein Mädchen gestorben.«

Die Jungfrau hörte des bekümmerten Onkels Ermahnung nicht. Sie hörte nur noch im Innern der Seele das Forttönen der Worte: »Er liebt dich von Herzen bis zum Sterben!«

Sie hob ihre Arme empor, umschlang damit des Oheims Nacken, verbarg ihre Gesicht an seine Brust und sprach: »Sagt's ihm nur, denn ich kann es ihm nicht sagen: ich lieb' ihn auch von Herzen!«

Herr Pyk wäre beinahe zu Boden gefallen. — Er horchte, horchte noch einmal, als wollte er selbst das Echo dieser Worte noch auflauschen. »Ei, du Närrlein,« rief er, »wie kannst du mich auch so quälen. — Also, das wäre dein Ultimatum? — Bravo!« Er küßte sie, und rief: »Nun hol' ich dir Herrn Quint her, das mußt du ihm selbst sagen.«

Er sprach's. Vergebens streckte Bätely's Arm sich hin, ihn zu halten. Er flog davon in's Zimmer, um den Bräutigam zu suchen. — Alle saßen sie da, die Gäste, in ihrer Pracht versammelt. Nur Herr Quint war nicht zu sehen, und hatte sich noch nicht sehen lassen.

Herr Pyk zog die Taschenuhr. Es war schon halb ein Uhr vorüber. »Geht mir denn heut alles in die Quer?« brummte er, und ging vors Haus.

18.

Nicht ihm allein, sondern auch Herrn Quint war der heutige Tag ein Quertag. Der Mensch ist nicht Gebieter seines Schicksals. Die Tage nehmen ihn; nicht er nimmt die Tage.

Der ganze Vormittag war dem Philosophen unter Beschäftigungen entronnen, die ihm ehemals fremd waren. Er schrieb Anreden, Danksagungsreden, und putzte sich stattlich zur Verlobungsfeier.

Ein Stubengelehrter, der Sr. Majestät dem König präsentirt werden soll — ein Kandidat der Gottesgelahrtheit, der bei voller Kirche seine erste Predigt halten soll — ein in Schulden seufzender Kaufmann am Lotterietag, dem das große Loos helfen, die Niete den Untergang bringen könnte — Keiner von diesen Sterblichen allen kann tiefere Angst empfinden, als Herr Quint wirklich empfand, seit er am Morgen von schweren Träumen erwacht und des Gedankens mächtig worden war: Heut ist Verlobungstag!

Da sah er im Geist eine Geliebte, die er nie eigentlich gesprochen, der er nur Albernheiten gestammelt hatte, die er mit seinem Niesen erschreckt, mit seinem Tanz auf dem Berge ohne Zweifel in Furcht gejagt, mit seiner Abfahrt in die Gründe zur Flucht getrieben hatte — da sah er neunzehn Zeugen und Ehrengäste, ihm fast alle wildfremde Personen, entsetzliche Gratulanten, steife Komplimentenschneider, und er sich mitten drunter, sein Thun und Lassen der Kritik preis gegeben, von allen Basen und Muhmen begafft. — Er fluchte im Herzen auf die Eitelkeit und Pomplust des Herrn Pyk. Er hätte mit Freuden eine halbe Tonne Goldes hingeworfen, wenn er sich damit von der Feierlichkeit, in der er die Hauptrolle spielen mußte, hätte loskaufen können. Fast wäre ihm seine ganze Liebesgeschichte verleidet.

»Was hat auch die Narrenwelt davon,« sprach er bei sich selbst, indem er halb angekleidet sein Zimmer mit schnellen Schritten auf- und ablief, »was hat sie auch davon, daß sie die Natur zum Firlefanz verkehren und die einfachste Sache von der Welt zum Fratzenwerk verzerren will? O Bätely, warum mußten wir beide mit diesen Herzen, mit diesen Gefühlen in eine Welt, wo man nur Rock und Braten sieht? — Die Wilden sind glücklicher. Zwei an einander schlagende Herzen, das ist die wahre Verlobung.«

Inzwischen half die Protestation gegen der Welt Narrheit nichts zur Sache. Die Augenblicke eilten davon. Man mußte sich ankleiden, und zwar diesmal ein wenig sorgfältiger, denn gewöhnlich; man mußte noch hin und wieder manches in der Wirthschaft ordnen; man mußte endlich auch wohl beiläufig darauf denken, was man den Zeugen und Ehrengästen, der Braut, und der Tante, und der Formalität willen auch dem Oheim sagen wollte, um nicht im entscheidenden Zeitpunkt wie ein Stock dazustehen, sich zu kompromittiren vor der Braut und sämmtlichen Verwandtschaft.

Während sich Herr Quint die Kleider zusammensuchte, studierte er ämsig an zierlichen Redensarten und Höflichkeitserwiederungen. Aber es war, als wenn sein Geist ihm alle Dienste versagen wollte. Er fand keinen Sinn und keine Worte. Dies mehrte seine Aengstlichkeit. Im tiefen Nachsinnen vergaß er die rechten Kleider zu wählen. Er holte dergleichen aus allen Schränken, und kleidete sich an, und wurde vom Spiegel belehrt, wie unpassend er den Anzug ausgelesen, wie bunt, wie geschmacklos er dastand, in weißen Beinkleidern, schwarzseidenen Strümpfen und veilchenfarbenem Rock.

Die Garderobe mußte von neuem gemustert

werden. Unterdessen gingen die glücklichen Einfälle wieder verloren, welche er zum Kompliment mühsam zusammengestoppelt hatte. Er ließ die Kleider zurück, und setzte sich in halber Wuth an's Schreibepult, um für den äussersten Nothfall einige vorzubringende Artigkeiten aufzuzeichnen. Er fühlte mit Todesverdruß seine Untauglichkeit in große glänzende Gesellschaft. Er verwünschte tausendmal die Verlobungen und die Riesenpläne des Herrn Pyk, und die Eitelkeit aller Oheime. Er schrieb:

„Jungfer Braut — Sie sehen mich hier —“ Es ist aber noch die große Frage, ob man Bätely sogleich Braut nennen darf? Dies ist sie doch wahrscheinlich nur erst nach dem Verlobungsakt. Besser also: „Jungfer Pyk, Sie sehen mich hier, als den glücklichsten Menschen, der, indem Sie ihm Ihre, überaus schätzbare Hand, die —“ das Ding geht nicht. Es kömmt steif heraus. Und doch, was ist die ganze Wirthschaft mehr und weniger, als steife Schneiderei? — Eine Art Liebeserklärung muß einmal herauskommen, um so mehr, da bis jetzt von keiner Seite eine solche gethan worden war. Die schönste Erklärung wäre die einfachste: „Jungfer Pyk, ich bin Ihnen gut.“ Aber, hilf Himmel, welch eine Miene müßte das gute Mädchen dazu machen, wenn nun die ganze im feierlichen Zirkel herumstehende verehrliche Gesellschaft über die lakonische Erklärung in Gelächter ausbräche, oder die Nase rümpfte, oder in die Schnupftücher bisse, um das Gekicher zu verheimlichen!

Er stand wieder auf. Mit dem Schreiben ging's auf keine Weise. Vielleicht glückte ein Impromptü. Er trat vor den Spiegel, um mit lächelnder Miene, schmeichelnder Stimme etwas Schönes zu sagen. — In dem Augenblick brachten ihn zwei sehr verschiedene Dinge ausser sich selbst.

Erstlich, er fand sich angekleidet, aber noch sein Haar ganz in der nächtlichen Verwirrung, ungekräuselt.

Zweitens, in der Kirche des Nachbardörfchens schlug es zehn Uhr, und die andächtige Christengemeinde kam vom Gottesdienste zurück über alle benachbarte Wege und Stege verbreitet.

Ein kalter Schauer überfloß ihn. Er hätte fast an Hexerei glauben mögen, denn er stand im Wahn, es könne noch nicht neun Uhr sein. Gesetzt, er hätte sich spornstreichs auf den Weg gemacht: so mußte er volle anderthalb Stunden bis zur entlegenen Burg des Herrn Pyk traben. Dann war's eilf Uhr und ein halb.

Wahrscheinlich versammelte sich gegenwärtig schon die Verlobungsgesellschaft — wahrscheinlich war er nun schon der Gegenstand der allgemeinen Unterredung — wahrscheinlich war Bätely mit der Tante schon dort; denn um der Sonnenhitze zu entgehen, hatte sie vermuthlich die Morgenkühle benutzt, drei Stunden Wegs zu machen, im kleinen „Thal-Wägli.“ — Und der Bräutigam stand noch ungekämmt und ungepudert vor dem Spiegel da, die weißen Haarwickeln am Kopf.

19.

Es liegt im Karakter großer Männer, daß sie durch die widerwärtigsten Ereignisse nicht ausser Fassung gebracht werden können. Alles Große, Ungeheure, Erschütternde gehört gleichsam zu ihrem Wesen und Werk. Hingegen Kleinigkeiten sind oft Sieger über sie. So achtet der Löwe den Zahn des Tigers kaum im Kampf; er fährt aber beim Stich der Mücke auf.

Das ist nun alles, was sich zur Ehrenrettung des Herrn Quint sagen läßt. Die schwersten Opfer würde er mit Heldenmuth gebracht, die größten Leiden als Mann getragen haben — aber dieser Moment vor dem Spiegel, während die Dorfuhr schlug, rieb seine Kraft auf.

Er warf zum drittenmal die Kleidung ab, und setzte sich im Schlafrock vor den Pudertisch, sein Haar zu kräuseln. — Auch hier störte ihn ein schadenfroher Dämon. Bald standen die Seitenlocken zu hoch, bald zu tief. Es war nichts Zierliches herauszubringen. In Eilfertigkeit und Zerstreuung — denn er studierte noch immer Anreden, und notirte beiläufig das Beste davon mit Bleistift in die Schreibtafel — verderbte er immer, was er vorher ziemlich leidlich gemacht hatte. — Dreimal schleuderte er mit Wildheit Kamm und Puderquaste zu Boden, und hob sie dreimal wieder auf, denn es war nun einmal Verlobungstag, und es ließ sich nicht ändern.

Schlechter denn jemals frisirt, doch nicht so unausstehlich übel, als er selbst glaubte, erhob er sich endlich. Er war im Begriff, seine Konzepte von Komplimenten noch einmal zu durchfliegen — da schlug die beherte Dorfuhr eilf; und die fromme Betglocke brummte zum Ueberfluß noch dreimal hintendrein.

Herr Quint ward blaß vor Schrecken. Er hatte keinen Augenblick zu säumen. Vor halb ein Uhr konnte er jetzt unmöglich in Pyks Hause sein. — Ein weiter Weg, ein ungewöhnlich heißer Tag — zur Verlobung — man denke!

Hurtig ergriff er Stock und Hut, warf den stäubenden Schlafrock ab, zog das veilchenfarbene Kleid an — aber damit war's wieder nicht abgethan. Da war noch hier zu bürsten und da. Auf die Schuhe war Puder gefallen; der Hut hatte am Bett gehangen und Federdunen aufgefangen; man hatte noch Hausgeschäfte, die abgethan werden mußten, und von keinem Andern abgethan werden konnten.

Es schlug halb zwölf Uhr, und Herr Quint stürzte verzweifelnd zum Haus hinaus.

Laufen hilft nicht zum Schnellsein. Er verlor bald den Odem; man mußte langsamer gehen, und den Schatten suchen, denn die Sonne stach gewaltig.

Während des Galopps, welchen Herr Quint sonst selten zu nehmen gewohnt war, hatte er

eigentlich an nichts denken können. Erst bei langsamen Füßen wurde sein Gedankenlauf schneller.

Er fühlte, daß schon Alles verfehlt sei. In jedem Fall mußte die versammelte Gesellschaft beim Herrn Pyk über das Ausbleiben des Bräutigams in Bestürzung gerathen, in jedem Fall mußte die Jungfer Braut ob der Ungezogenheit des Bräutigams empfindlich sein; in jedem Fall hatte Herr Pyk das Recht zu schmählen, in jedem Fall mußten Entschuldigungen dagegengestellt werden — in jedem Fall standen die Sachen so schlimm, daß man hätte Postpferde nehmen und bis Archangel oder Kamtschatka jagen mögen.

Auſſer seinem Geburtstag, ohne welchen er nie den heutigen gesehen haben würde, hatte Herr Quint in seinem Leben keinen wichtigern gehabt. Und gerade dieser heutige mißglückte so sehr. Wirklich stand er still, um sich besser seines Thuns zu besinnen. Er sah rückwärts, vorwärts, hinauf gegen die Alpen, hinab gegen den Strom; guter Rath war in allen Ecken theuer.

Die glühende Scheibe der Mittagssonne hing sengend über dem Thale. Die Schatten krochen zu den Wurzeln der Bäume zurück. Die kühlen Felsenwände an den Gebirgsrippen blendeten das Auge; jeder Fußtritt wehte über die schmachtende Flur eine Staubwolke.

Herr Quint hatte sich nie so übel und unbehaglich gefühlt. Er kam fast auf den Entschluß, heimzukehren und den ganzen Plunder von Verlobung, Schmaus und Fest fahren zu lassen, unter dem Vorgeben, er sei plötzlich erkrankt. Noch hatte er eine Stunde zu wandern, erst eine halbe zurückgelegt.

Sein Mißbehagen zu vermehren, fühlte er starke Eßlust. Sein wohl abgerichteter Magen kannte die gewohnte Mittagsstunde, und hielt auf alte Ordnung. Unter solchen Umständen stand es mit der vorgeblichen Krankheit schlecht. — Aber seine Noth war noch nicht zu Ende.

Es wehte vom Strom herüber ein schmeichelndes Kühllüftchen, welches Herrn Quint gewiß wohl gethan haben würde, wenn es ihm nicht vom Nacken hervor, über die Schultern, einen Schwarm Haare geblasen hätte. — Er drehte sich hastig um. Niemand war da. Er fuhr mit der Hand in den Nacken; da fand sich das Unheil. Entweder war der Haarbeutel vergessen oder unterwegs verloren.

Hier blieb keine Zeit zu verlieren. Er schwenkte um, und jagte volles Sprungs nach Hause zurück.

20.

Jeder Andere, was würde er in der Lage des unglückseligen Mannes gethan haben? — Noch einmal den Versuch erneuern, zum Verlobungshause zu kommen? Oder daheim bleiben und ein freundlicheres Schicksal abwarten?

Herr Quint wählte mit rühmlicher Entschlossenheit das erste. Der quästionirte Haarbeutel von schwarzem Taffent lag wirklich auf dem Schreibtisch neben dem Fernrohr. Beide Mobilien leisteten Herrn Quint sonst immer auf Spaziergängen Gesellschaft; diesmal und gerade das wichtigste Mal versäumten sie ihren Herrn.

Die Haartasche am gebührenden Ort im Nacken, das Fernglas in der Hand, verließ Herr Quint, nicht ohne einen tiefen Seufzer, zum andernmal die stille, verwaisete Wohnung.

Jetzt schlug die Glocke des Kirchthurms zwölf Uhr — recht, als hätte sie boshaft seiner geharrt, um ihm eine Stunde nach der andern in's Ohr zu brummen. — Dies raubte dem guten Manne, der nun schon einen ganzen Morgen von Angst und Pein umhergetrieben war, und nie von der Stelle kam, Muth und Trost. Selten ist man abergläubiger, als wenn man fürchtet und hofft; und selten hofft und fürchtet man mehr, als wenn man liebt. — Herr Quint nahm sein bisheriges Ungeschick als unfehlbare Weisung, daß Bätely für ihn nicht bestimmt sei. — Mit dem besten Herzen, mit der reinsten Liebe fand er sich des Mädchens nicht würdig, weil ihn alle Umstände verdammt hätten, lächerlich zu werden. Nichts aber ist lächerlich, ohne verächtlich zu sein.

Diese Betrachtungen munterten ihn wenig auf. Langsam schlich er den gewohnten Weg dahin, voll tiefes Mißmuths. — Er ging, — er wollte dennoch zur Verlobung, und dem Schicksal trotzen. Es war aber nicht mehr der Liebe Magnet, welcher ihn zur Burg des Herrn Pyk zog, Verzweiflung war's. Er wüthete gegen sich selbst. Er wollte das Schwerste ertragen, und auch dem Uebelsten keinen Halm breit aus dem Wege gehen.

„Eigentlich aber," so sprach er bei sich selbst, „eigentlich aber ist Er, Meister Ungeschick, mit all Seiner eingebildeten Weisheit ein Tropf. Er selbst ist an allem Unheil Schuld. Ein wenig früher aus den Federn, ein wenig systematischer in Seinem Tagwerk, ein wenig bedächtlicher in Seinem Thun und Nichtthun, und die Teufelei wär' nicht widerfahren. Geh' Er jetzt; lass' Er sich derb auslachen; komm' Er zu Seiner Verlobung, wenn die Andern, des Wartens müde, am Tische sitzen und abgegessen haben; stell' Er Sich hin, Herr Pinsel, und mach' Er Seine Bücklings links und rechts. Was will Er denn antworten? Was will Er aufbringen, um die Blöße Seiner Albernheit nur halb zu bedecken? Studier' Er wenigstens auf einen Einfall, den man zur Noth anhören mag!"

Indem er sich also den Text selbst las und mit Vorwürfen kasteite, ward er in der Ferne einige ihm entgegenkommende Personen gewahr. Er zitterte und blieb stehen. „Wahrscheinlich sind sie abgeschickt, dich zu suchen — was willst du sagen?" Er verging vor Scham. Er legte das Fernglas an die Augen. Wirklich sah er hell und deutlich zwei festlich gekleidete Männer; sie gingen mit scharfen Schritten ihm entgegen. Er beschloß, ihnen auszuweichen, um Zeit zur Erfindung

irgend eines Mährchens zu gewinnen. Rechts lag die Brücke über den Strom. Wiewohl ihm dies einen Umweg von einer Stunde machte, indem er schlechterdings am Ende des Thals wieder über den Strom zurück mußte, um zu Herrn Pyks Behausung zu kommen, setzte er doch eilfertig hinüber. Die Furcht ließ ihm keine Besinnung. Wie ein Sünder schlich er schamhaft hinter den Gebüschen weg, um von den Abgesandten nicht ausgespäht zu werden.

Er entkam ihnen zwar glücklich — aber welch' eine Strecke Wegs lag nun vor ihm!

Und als er nun auch diesen fast durchlaufen hatte, — als nun vor ihm schon hinter den Gebüschen die Thürme und Dachgiebel von Thosa aufstiegen, und vom andern Ufer des Wassers die alte Burg herblinkte, was half es ihm? — In der Kirche von Thosa schlug es zwei Uhr, und man läutete zum nachmittäglichen Gottesdienst ein.

„Es ist vorbei!“ seufzte Herr Quint ausser aller Fassung, „man erwartet dich nicht mehr. Du kommst in jedem Fall zu spät.“

21.

Um sich dessen besser zu versichern, beschloß er, einen benachbarten, dickumbüschten Hügel zu besteigen, von wo herab er die Pyk'sche Burg, nebst allem, was aus- und einging, wohl beobachten konnte. Es war von hier bis dahin eine halbe Stunde Wegs.

Er wählte sich das bequemste Plätzchen, und zog sein Fernrohr. — Da sah er die Fenster offen — sah an einer langen gedeckten Tafel die Gäste umhersitzen in bunter Reihe. Man schien vergnügt zu sein und seiner nicht zu gedenken. — Heiße Thränen stiegen ihm ins Auge. Er fühlte all das Häßliche seiner Lage. Ermattet von dem langen Lauf, entkräftet von der Hitze des Tages, hungrig und traurig, auf einem abgestorbenen Eichstamm, mußte er seinem eigenen Verlobungsfeste durchs Fernrohr zuschauen. Wer wäre an seiner Stelle gelassen geblieben?

Er warf das Sehrohr auf die Seite und trocknete vom glühenden Antlitz die Thränen des Verdrusses. Er schwor sich in seinem Herzen von Bätely und der ganzen Welt los. Er schwor, noch strenger als bisher die Einsamkeit zu suchen; niemandem anzugehören; auf alle Lust der Welt Verzicht zu thun, und sein Vergnügen nur darin zu finden, unglücklich zu bleiben.

In diesen Schwüren lag freilich kein logischer Zusammenhang; aber er fühlte sich dabei in der tiefen Stille des Waldes nur durch gänzliche Verzichtung wohl. — Es war ihm, wie einem vom Weltsturm Umhergeworfenen, der in den klösterlichen Mauern das Gelübde ewiger Entsagung ablegt. Der Frieden des Hains, die Stille umher, die Dämmerung unter den Zweigen wirkten beruhigend in sein krankes Gemüth. Er nahm diesen Zustand als Folge philosophischer Entschlossenheit.

„So sei es denn!“ sprach er für sich selbst: „So ist auch mir eine Ruh' vorhanden. Die Welt ist nicht für mich, und ich tauge nicht für sie.“

Er erwartete in dieser Stimmung auf dem Hügel den Abend. Erst im Dunkeln, ungesehen und ungekannt, beschloß er, seiner Heimath zuzuwandern.

Herr Quint hat nachmals gestanden, daß die Stunden, welche er in diesem Walde bis zum Abend hin unter tausend Träumen verlebte, zu den genußvollsten seines Lebens gehörten. — Um sein selbstgeschaffenes Paradies durch nichts zerstören zu lassen, verließ er den Anblick des Pykschen Landgutes und Verlobungsmahls; wählte eine andere Stelle; sah hier einen Theil des Thales unter seinen Füßen; sah perlfarbene Wetterwolken über den Bergspitzen glänzen, oder hohe Staubsäulen durch's Thal und über den Strom wandeln, oder die Schwalben mit leuchtenden Flügeln in ungewöhnlicher Höhe schwärmen.

Sobald es finster war, machte er sich auf, den Rückweg anzutreten.

Aber das heftigste Gewitter trat jetzt aus den Bergen hervor. Bald entflammten alle Wolken und Felsen, und der Donner rollte stoßend durchs Thal, als stürzten die Alpen ein und die ewigen Gletscher.

Zum Glück kannte Herr Quint seinen Weg. Das schauerliche Spiel der Natur schreckte ihn nicht. Es stimmte zu seinem Innern. Wenn fressend der Blitz durch die auflodernden Wolken zog; wenn ein Windsturz sich brausend in den Wäldern verlor; wenn der Donner längs den Bergwänden rollte: so war's ihm, als lagere sich ein Grab mit wohlthätiger Verheerung über alle Leiden der Vergangenheit hin.

Ein furchtbarer Regen aber trieb ihn bald vom Wege ab in eine seitwärts liegende Bauernhütte. Die Bewohner derselben reichten ihm gastfreundlich ein dürftiges Abendmahl. — Er vergaß seines kummervollen Tages; erquickt setzte er die Reise nachher fort, obgleich es schon spät war. Er hoffte noch vor Mitternacht die Heimath zu erreichen: aber Mitternacht war's, ehe er zur Strombrücke an das Zollhaus kam.

Das Gewitter hatte sich verzogen; allein der Regen strömte mit doppelter Heftigkeit. Herr Quint, dem diesen Tag so manches fehlgeschlagen, opferte nun auch noch den letzten Wunsch auf. Er beschloß, im Zollhaus zu übernachten, denn er war müde. Ein einsames Licht wandelte noch im Zimmer des Zöllners.

Hier schlief alles schon tiefen Schlaf. Nur die wirthliche Hausfrau war noch wach. Sie kannte Herrn Quint, und beklagte ihn, weil der Regen viel Reisende von der Straße zu ihr ins Haus getrieben und kein Bett mehr übrig war.

„Unseliger Tag!“ brummte Herr Quint, der

ein gutes Nachtlager liebte; „muß sich denn alles gegen mich zusammenrotten?“

„Doch, nein!“ rief die Frau nach einigem Besinnen: „wenn's Euch nicht zuwider ist, so könnet ihr ja selb-ander schlafen. Das Gewitter hat auch unsern wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer zum Einkehren gezwungen; ein großes zweischläfriges Bett, worin zur Noth drei Mann Raum hätten, läßt Euch Platz genug. Ihr müsset vorlieb nehmen. — Aber das Bett ist gut.“

„Nein, um des Himmels willen, ich will ihn im Schlaf nicht stören!“ rief Herr Quint.

„Nicht doch, der alte Mann hat festen gesunden Schlaf und nimmt's nicht übel!“ erwiederte sie. „Da, nehmt die Kerze. Ihr findet das Zimmer leicht; rechter Hand das erste, wenn Ihr die Treppe hinauf seid.“

Schweigend nahm Herr Quint die Kerze. Sobald er an die beschriebene Thür kam, löschte er bescheiden das Licht, um den Herrn Pfarrer nicht zu wecken. Der Mond leuchtete matt durch die Scheiben. Er fand das Bett; warf Rock und Schuhe und Haarbeutel ab, legte sich leise neben den schlummernden Seelenhirten, und entschlief, von vielen Abenteuern müde.

22.

Das morgenliche Sonnenroth spielte schon anmuthig zwischen dem Blätterschatten der Gartenbäume durchs Fenster, als Herr Quint erwachte.

Schier war es ihm zu spät. Er hätte gewünscht, mit Morgens Anbruch daheim zu sein. Der alte Pfarrer, dem er den Rücken zugewandt hatte, schlief noch, aber, wie es schien, schon etwas unruhig.

Herr Quint, um sich eine Entschuldigung zu ersparen, war eben im Begriff, geräuschlos zu entschlüpfen, da warf der geistliche Mann im Schlafe seinen Arm queer über den erschrockenen Quint hin, und zwar über dessen Hals, zwischen Kinn und Brust. Hier blieb er unbeweglich liegen und schwer, wie Blei. Herr Quint verlor fast den Odem.

Es darf von mir nicht erst gesagt werden, daß allzuzarte Bescheidenheit der Hauptfehler des Herrn Quint war. Ein Anderer, minder gutmüthig, als er, würde vielleicht den erwähnten Arm ohne alle Umstände zurückgeworfen und in die gebührenden Grenzen gewiesen haben; — er aber wagte es nicht.

Langsam und unmerkbar, wie der Stundenzeiger am Zifferblatt, gedachte er sich unter dem schweren Arm hervorzuziehen. Es glückte so ziemlich, obgleich das Knistern des alten, hölzernen Bettgestells ihm zwei Mal tödtliches Schrecken abjagte. Allein als er schon auf der Hälfte des Weges war, und der rechte Fuß schon Anstalten machte, das Lager auf immer zu verlassen, mußte Halt gemacht werden. Den Herrn Quint wandelte wieder ein Reiz zum Riesen an, und zwar so rasch, so lebhaft, so mächtig, daß er nichts konnte, als, wider seine übliche Weise und Sitte, den herzhaften Ton mit zurückgehaltenem Odem zu dämpfen. Desto mächtiger ward dadurch die Erschütterung seines ganzen Körpers. Die Bettstelle wankte und krachte, als wollte sie zusammenstürzen. — Der Seelenhirt mußte erwachen; Herr Quint aber stellte sich in dieser neuen Verlegenheit sogleich, als wenn er schliefe.

Wirklich machte der geistliche Nachbar einige Bewegungen, ließ aber den Arm auf Quints Halse liegen, und schien ebenfalls wieder entschlafen zu wollen. Mehr wünschte Herr Quint nicht. Mit geschlossenen Augen blieb er daher unbeweglich, und dachte ad interim über die Begebenheiten des verflossenen Tages, über die mißlungene Verlobung, über die Einsamkeit am Waldhügel, und das Donnerwetter nach.

Seine Stimmung hatte während der Nacht große Umwandlungen erlitten. Er war bei weitem nicht mehr so muthig, als am gestrigen Abend. Seine Fantasien waren verflogen; mit der baaren Wirklichkeit hatte er's nun zu thun.

Zu Erklärungen zwischen ihm und Herrn Pyk mußte es nothwendig gedeihen; — das Mährchen aller Dörfer im Thal zu werden, blieb nun unausweichlich. Er bebte von neuem vor tausend verdrießlichen Auftritten; fürchtete seinen eigenen Hausleuten lächerlich zu werden; wünschte, daß zwischen ihm und dem gestrigen Tage, statt einer Nacht, der Zeitraum eines Jahrhunderts läge. Als flüsterte es ihm sein guter Dämon zu, gerieth er auf den Gedanken, eine lange Reise zu unternehmen, und zwar wegen dringender, höchstwichtiger, geheimer Geschäfte, die er noch nicht wußte. Daraus konnte er dann Vorwände spinnen in Hülle und Fülle, wegen seines gestrigen Aussenbleibens; konnte an Herrn Pyk schreiben und mit der Feder das Ding glaubwürdig machen. Selbst an Bätely konnte er einen rührenden Brief schreiben. Sie wird ihn lesen, dachte er, mit Wehmuth wieder lesen, und den Abwesenden heimwünschen. Welch eine Wonne! — Herr Quint segnete den glücklichen Einfall; er zürnte auf sich, nicht früher, nicht gestern schon aufgebrochen zu sein.

Indem er nun umherdachte, wohin? wie lange? aus was Ursach? — und indem er sich schon unter unbekannten Menschen, in fremden Gegenden träumte, dort sich mit Heimweh nach dem vaterländischen Thale zurücksehnte, — und dann der Heimkehr mit ihren Freuden gedachte — indem er alle einzelne Auftritte des Wiedersehens mit der reizendsten Färbung ausmalte: — tönte ihm plötzlich eine fremde Stimme in's Ohr: „Ach Gott!“

Es war aber keine Männerstimme. Herr Quint glaubte den Geist aufgeben zu müssen. Er schlug, ohne seine Lage zu ändern, die Augen auf. Niemand war im Zimmer. Der Pfarrer lag ruhig

neben ihm; ein so süßer Engelston aber konnte aus keiner pfarrlichen Kehle tönen.

23.

Der lastende, oft erwähnte Arm zog sich zurück. Der Geistliche warf sich auf die andere Seite. Herr Quint wollte an dem seinen Augen vorbeifliegenden Arm wahrgenommen haben, daß derselbe mit seiner feinen weißen Haut, seiner kleinen Hand und den zarten Fingern unmöglich einem alten Seelen-Bischof zugehören könne. Nicht ohne Herzpochen und Furcht, eine gefährliche Entdeckung zu machen, hob er sich leise, um den Nachbar seitwärts anzuschauen.

Da lag mit weggewandtem Gesicht ein schöner Weiberkopf, eingehüllt in eine feine Linnenhaube, unter welcher üppig-ringelnd das dicke Goldhaar über eine halb entblößte Achsel quoll. Die Unbekannte war aber in Sonntagskleidern auf dem Bett ruhend, und schien nicht darauf gerechnet zu haben, hier eine ganze Nacht verweilen zu müssen.

Ein übleres quid pro quo hätte ihm wohl nicht begegnen können. Jetzt gute Nacht, Reiseplan! — Wer ihn hier fand, wer ihn aus der Schlafkammer gehen sah, mußte Glossen machen, die für seinen guten Ruf nicht vortheilhaft werden konnten. Herr Pyk, Bätely, die ganze Genossenschaft von Verwandten, konnte es erfahren. „Darum also kam er gestern nicht zur Verlobung!“ wird es heißen: „Jetzt mag er sehen, wie er sich rein brennt!“

Bei aller seiner sich hell bewußten Unschuld fühlte Herr Quint die heftigste Gewissensangst. Der böse Schein zeugte gegen ihn. Er, ein frommer, tugendlicher Mann, dem jeder Hausvater seine Tochter anvertraut haben würde, lag hier mit, Gott weiß welchem Weibe oder Mädchen? auf gleichem Bette. Da half kein Protestiren, kein Bedeuten, daß die Zöllnerin ihm die falsche Kammer angewiesen, oder er die Kammer des Pfarrers verfehlt habe. — Es war zu spät.

Und, wer auch immer die Schöne oder Häßliche sein mochte, welche neben ihm eine Nacht durchlebt hatte — was mußte sie denken, glauben, sagen beim Erwachen, beim Erblicken des unbekannten Bettgenossen? —

Herr Quint, auf seinen Arm gestützt, unbeweglich wie eine Bildsäule, starrte noch das Gespenst neben sich an, unfähig zu irgend einem schicklichen Entschluß. „Bin ich denn auch zum Unglück geboren?“ seufzte er bei sich.

Da erwachte die Schläferin, richtete sich halbträumend, auf den Arm gelehnt empor, sah erstaunt den Mann vor sich, und Herr Quint... o, was hätte er drum gegeben, wenn jetzt der jüngste Tag angebrochen wäre, die Engel in die Posaunen gestoßen hätten, und Himmel und Erde zusammengesunken wären! — — es war das kleine Bätely, welches ihn mit den blauen Augen starr ansah.

24.

Wer noch den leisesten Anspruch auf Zartgefühl macht, ohne gerade die Schüchternheit so weit zu treiben, als unser blöde Schäfer: wird sich das Entsetzen desselben denken, da er, wie durch Zauberei, in demselben Augenblick neben der Geliebten bald saß, bald lag, als er sich weit von ihr, vielleicht auf ewig, getrennt glaubte. Sein ganzes Abenteuer mit dem Mädchen, seit dem Tanz der rothen Pantoffeln, bis jetzt, war ihm so wunder-seltsamlich, daß es wahrhaft philosophischer Stärke bedurfte, um nicht an Hexerei gläubig zu werden.

Bätely hingegen war noch viel mehr erstaunt. Sie hatte den gestrigen Tag von nichts, als ihm gehört, an nichts, als an ihn gedacht; kein Wunder, wenn sie in der Nacht von ihm geträumt hatte, und ihr Erwachen an seiner Seite im ersten Augenblick für eine Fortsetzung des Traums mit andern Dekorationen hielt.

Ihre Seele, obwohl zwischen Schlaf und Wachen taumelnd, verständigte sich doch aber bald mit der Wirklichkeit, wiewohl dieselbe immer unbegreiflicher war, als das Spielwerk eines Traums.

„Mein Gott!“ rief sie: „Herr Quint!“

„Bätely,“ stotterte der arme Mann, „es ist gewiß, ganz gewiß und sicherlich nicht — mit Vorsatz geschehen, daß ich hier bin.“

„Ach, das glaub' ich wohl!“ entgegnete Bätely mit einem Seufzer, und dachte nun erst an ihren gestrigen Kummer, wo sie auf den zu Verlobenden einen ganzen Tag umsonst gewartet, und endlich nach vergeblichem Hoffen gefolgert hatte, er sei entweder unglücklich gewesen, oder liebe sie nicht. Denn man hatte Boten zu ihm ausgesandt, seine Abreise erfahren, ihn im ganzen Thale suchen lassen, ihn nirgends gefunden. — Unglück oder Untreue! war das einstimmige Urtheil der anwesenden Gäste gewesen, die sich nach wohlgehaltenem Trostschmause spät getrennt hatten, weswegen, von Regen und Wetter übereilt, die Tante mit der Nichtverlobten sich auch bequemen mußte, im Zollhause zu übernachten, so gut, als Herr Quint.

„Die Frau des Zöllners hat mich hierher gewiesen in diese Kammer,“ gegenredete der Philosoph, „und meinte, hier schlafe der wohlehrwürdige Herr Pfarrer. Es thut mir leid. Ich bin...“

Bätely sah aus Quints ehrlicher Miene, daß er nicht löge. Sie hätte ihn freilich gern unter andern Verhältnissen gesehen, als diesen. Aber leider war das Unglück einmal da. Man konnte sich freilich trennen, aber Bätely wäre nicht vermögend gewesen, ihm die Thür zu weisen. Auch dachte sie bei ihrer Herzensreinheit nichts Arges. Das Aergste, so sie denken konnte, war, er verachte sie, und wolle sich von ihr und Herrn Pyk, und einem vielleicht übereilten Versprechen ablösen. Das war's, was ihr gestern geheime Thränen erpreßt hatte. Unter Thränen hatte sie sich

gestern auf dies Bett geworfen, war sie eingeschlafen.

„Sie werden mir gewiß zürnen, Bätely!“ stammelte Quint.

„Ich hätte gestern ...“ erwiederte Bätely, mit jungfräulichem Erröthen.

„O sagen Sie nichts von gestern,“ rief Herr Quint: „ich habe unverzeihlich gesündigt. Sie können mir nicht vergeben.“

Er schlug betrübt die Augen nieder. Bätely las in seinen Mienen den ungekünstelten Schmerz, die unverstellte Liebe, und hatte ihm schon alles vergeben.

„Hören Sie mich aber an. Ich will Ihnen offenherzig beichten. Alles, ohne Rückhalt. Und wär ich dann Ihrer Freundschaft noch würdig — ach! dürft' ich dann noch Nachsicht hoffen von Ihnen, und das Geschehene wäre, wie ungeschehen — o, dann, ich verdient' es nicht, das Glück — aber dann hätte Gott unter seinem Himmel keinen seligern Menschen, als mich. Ja, gewiß, alles will ich Ihnen beichten vom gestrigen Tag.“

So sprach Herr Quint, und erzählte sein Unglück mit der glaubwürdigsten Bestimmtheit und Umständlichkeit.

Was konnte das liebende Mädchen lieber hören, als diese Erzählung, in der jedes Wort ein neues Liebesgeständniß war? Und als er von seinem Aufenthalt am Waldhügel, und seinem Gram, und seinem Entschluß, der Welt zu entsagen, eine weite Reise zu thun, sprach, wurde sie traurig, und sagte:

„O nein, das müssen Sie ja nicht!“

„Und ich würd' es!“ seufzte Herr Quint: — „ich würd' es, wenn ...“ hier bewegte sich seine Hand gegen die ihrige; hier stockten seine Worte; aber der unwillkührliche zitternde Händedruck, und sein Stammeln und das Versiegen seiner Stimme, und der zärtlichflehende Blick zu ihr, verriethen alles, und mehr, als Worte andeuten mögen.

Sie bebte. Reden konnte auch sie nicht. Ihr Blick verlor sich in dem seinigen. Beider Seelen sprachen zu einander, und irrten schwesterlich durch einen niegeahneten Himmel. Die Zukunft entnebelte sich vor ihnen mit ihren ewigen Fernen. Ein schönerer Himmel wölbte sich über ihnen im Morgenglanz; eine schönere Erde blühte unter ihnen. — Für sie war nichts Irdisches mehr, nichts Sterbliches, nichts Unheiliges. Mit Engelssinn schwebten sie in der Schöpfung, und der Ruf des Schöpfers zur Seligkeit drang durch ihr Herz.

„O wir werden glücklich sein!“ rief Herr Quint, mit emporgehobenem Blick.

„Glücklich!“ stammelte Bätely, und ihr Haupt sank sinnig nieder auf die nach einem Seufzer zusammensinkende Brust.

Unter dem Druck seiner Hand fühlte er an Bätely's Finger den zarten Goldring. Er mahnte ihn an den fatalen gestrigen Tag, an die versäumte Verlobung und Herrn Pyks muthmaßlichen Zorn.

„Es ist ja nicht zu spät!“ sprach er, zog seinen Ring ab, und pflanzte ihn an Bätely's Finger.

„Gibst du mir den deinigen, liebes Bätely?“ fragte er.

Sie reichte ihm den Ring. —

Die Verlobung war geschlossen. Keiner sprach dabei eine Silbe; Thränen, so in ihren Augen spielten, ersetzten den Schwur der ewigen Treue, den die Lippen nicht stammeln konnten. —

Die Morgensonne umstrahlte das glückliche Paar mit purpurfarbenem Lichte.

„O Bätely, meine Bätely!“ rief Herr Quint.

25.

Herr Pyk, und hätt' er wirklich die gesammte Herrlichkeit Salomons in Requisition gesetzt, die Verlobung dieses Paares prächtig zu begehen, hätte sie unmöglich feierlicher anstellen können, als sie hier geschehen war, auf dem keuschen Lager, in der dürftigen Kammer des Zöllners, im Rosenglanz des Morgenhimmels, unter dem Triller der Lerchen.

Herr Quint vergaß seiner Leiden und Reiseentwürfe. Das veilchenfarbene Kleid, die bestaubten Schuhe und der Haarbeutel wurden eilig hervorgesucht und angelegt. Er entfernte sich bescheiden aus Bätely's Kammer, um der Verlobten nicht die Toilette zu stören.

In Gesellschaft der Tante fuhr man sogleich zum Herrn Pyk zurück. Noch denselben Tag, und ohne Prunkschmaus, wurden die Ehepakten abgeschlossen, und vierzehn Tage nachher feierte man in ländlicher Einfalt die Hochzeit der Glücklichen.

Bätely aber trug zeitlebens rothe Saffianpantoffeln zum Andenken der Stunde, in welcher sie die Eroberung gemacht hatte.

Die weiblichen Stufenjahre.

Mein Vater hatte auf der Universität mit einem jungen, talentvollen Mann, Namens Waldern, Freundschaft geschlossen. Als beide die hohe Schule verliessen, schworen sie beim Glase Punsch in der Trennungsnacht mit weinenden Augen einander Treue bis in den Tod, und welches auch ihr ferneres Schicksal sein möge, sich, wenn es immer möglich wäre, alle Jahre wenigstens einmal zu sehen. Es wird wohl manche Freundschaft und manche Treue beim Punschnapf oder Weinglas geschworen; aber — man kömmt wieder zur lieben Nüchternheit zurück; man sieht lächelnd auf die jugendlichen Schwärmereien zurück; man vergißt sich. Die Zeiten ändern und die Menschen in ihnen.

Doch bei meinem Vater und dem jungen Waldern war's anders. Die hielten Wort und Treue. Sie wurden nüchtern, aber das Herz schlug auch in reifern Jahren warm. Ihre beiderseitigen Laufbahnen waren sehr verschieden; aber ihre Seelen neigten sich immer aus der Ferne einander zu. Sie verheiratheten sich; aber der treuen Bruderzärtlichkeit vergaßen sie nie. Alle Jahre einmal besuchten sie sich, ungeachtet sie drei Tagereisen von einander wohnten. Und selbst da sie beide Amtsgeschäfte und Kinder hatten, wußten sie sich zum Besuch vierzehn oder zwanzig freie Tage zu ersparen.

In den ersten Jahren geschahen die Besuche ziemlich abwechselnd von einem zum andern. Nachher war's gewöhnlich mein Vater, der die Reise machen und sich vom Freunde bewirthen lassen mußte. Ich weiß nicht, woher dies kam. Aber Waldern war reich durch Heirath und Erbschaften, wohnte in der Residenz, hatte als Kammer-Direktor viel Geschäfte — das mochte ihn binden. Mein Vater lebte als Oberförster in einem Dorfe; sein Haus hatte für bequemlich-gewöhnte Gäste nicht überflüssigen Raum; vielleicht mochte er auch lieber jährlich einmal den bunten Wirrwarr der Residenz, als der Kammerdirektor die Holzschläge eines Waldes und die Kühställe eines Dorfes sehen. Genug, zuletzt ward es üblich, daß mein Vater alle Jahre im Sommer die Reise zu seinem Freunde machte.

Ich mochte ein Knabe von zehn Jahren sein, als mich die Mutter von Kopf zu Fuß neu kleidete, und der Vater sagte: „Gustav, du sollst diesmal mit mir in die Residenz. Mein Bruder Waldern hat es schon lange gewünscht, dich zu sehen.“

Wer war froher als ich! Die Mama reisete diesmal auch mit. Wir freuten uns alle ein Vierteljahr voraus auf die Reise. Ich war das einzige lebende Kind meiner Aeltern; sie vergnügten sich an meinen kindischen Erwartungen von den Wundern der Residenz.

In der That, ich hatte genug zu sehen und zu hören in der Residenz. Da erschien mir ein wahres Leben im Feenmährchen; alle Tage etwas Neues. Der Kammerdirektor Waldern war ein höchst angenehmer Mann, aber er hatte eine einzige Tochter, so alt als ich, Namens Auguſtine, die schien mir noch viel angenehmer zu sein, als er. Sie sprang und tanzte unaufhörlich um mich herum, wie ein flüchtiges Luftbild, und ihre erste Frage an mich war: „Gustav, hast du meine neue Puppe schon gesehen?“ Damit nahm sie mich beim Aermel und ich mußte die Puppe bewundern, deren prächtige Kleider, davon sie, um alle Tage zu wechseln, wohl ein Dutzend haben mochte, das Bett der Puppe und deren Tisch und Stühle. Auguſtine ließ aber schon am zweiten Tage die Puppe liegen, und räumte mir in ihrem kleinen Herzen den Platz derselben ein. Und ich muß gestehen, Auguſtine war auch meine Puppe. Sie fand meine lockigen Haare allerliebst, meine Augen scharmant; sie lehrte mich tanzen; und ich dafür lehrte sie im Garten kriegen und mit Blumenstecken, statt eines Gewehrs, feuern. Wir waren nie von einander zu bringen, und vom Morgen bis zum Abend in unaufhörlichem Geschwätz und Spiel.

„Höre, Alter,“ sagte eines Abends beim Nachtessen der Kammerdirektor zu meinem Vater, „wir haben beide hübsche Kinder!“ — Bei dem Worte sah ich nach Auguſtinen, denn ich hatte sie noch nicht darauf angesehen, ob sie hübsch sei. Und wirklich ihre dunkeln Locken, durch die sich ein einfaches rosenfarbenes Band schlang, das zarte Oval ihres feinen Gesichts, die schwarzen, lebhaften, schelmisch-gutmüthigen Augen, die rothen brennenden Lippen, die anmuthige Beweglichkeit ihres ganzen Wesens — alles schien mir ganz hübsch zu sein.

„Papa!“ rief Auguſtine dazwischen mit einem wunderlich sauersüßen Gesicht: „wenn ich nur so schöne Haare und die Augen hätte, wie Gustav; sie würden mir gewiß recht wohl lassen.“

„Alter!“ fuhr der Kammerdirektor fort, ohne sich durch die kleine Eitelkeit Auguſtinens unterbrechen zu lassen: „Unsere Freundschaft muß noch auf unsere Kinder und Kindeskinder forterben. Aus den beiden soll's ein Paar geben. Man sieht's, die sind für einander bestimmt.“

Mein Vater nickte lächelnd und hob sein Weinglas. Die Aeltern stießen an. Ich wußte nicht recht, was der Kammerdirektor mit der Erbschaft hatte sagen wollen. Aber Auguſtine klärte mich mit einer Frage an ihren Vater auf.

„Gelt, Papachen,“ rief sie, „Sie meinen,

Gustav solle mein Mann werden? O das ist scharmant. Ich will ihn gewiß recht lieb haben. O thun Sie's doch, Papachen. Gelt, Gustav, du freust dich auch?"

Es gab am Tisch ein lautes Gelächter.

Den folgenden Tag spielten wir Mann und Frau. Da mußte nothwendig Hochzeit sein; vor der Hochzeit schlechterdings die Trauung. Im Garten die von Weinreben überrankte Laube, vor welcher zwei junge Akazien standen, die damals noch in Deutschland zu den Seltenheiten gehörten, war die Kirche; eine grün angestrichene hölzerne Gartenbank der Altar; ein Vetter Augustinens, etwas älter als wir beide, der oft zu uns zum Spielen kam, der Priester. Augustine hatte alles eingerichtet, zwei bleierne Ringe, mit rothen und grünen Glassteinchen verziert, gekauft, die mußten vor dem Altare gewechselt werden; und damit sie wegen ihrer Größe nicht von unsern kleinen Fingern fielen, wurden sie mit Bändchen unterhalb umwickelt.

„Du solltest mir nun auch einen Kuß geben!" sagte Augustine: „du bist mir doch auch ein ungehobelter Bräutigam!" Und damit streckte sie mir das rothe Mündchen entgegen. Ich ward gewiß feuerroth; denn ich erinnere mich, daß ich mich schämte um des Vorwurfs willen. Ich küßte ganz ehrlich, der alten Uebung wegen; Augustine zahlte aber drei für eins. Dann giengs zum Hochzeitsmahl in einer Gartenecke, wo Tisch und Stühle bereit standen; Rosinen, Mandeln, Zuckerbrod und Milch im kleinen Hausgeräthe von Augustinens Puppe zierlich aufgetragen durch die Braut selbst. Nach aufgehobener Tafel hatten wir jungen Eheleute schon ein Kind, nämlich die Puppe. Augustine war ganz närrisch vor Freuden. Ich mußte das Kind wiegen, und ich thats gar ehrbar, wie einem Papa geziemt. — Aber nun war das Beste von der Hochzeit vergessen, der Tanz. Das Kind in der Wiege mochte schreien. Wir tanzten, der Vetter war Musikant.

Doch wozu hier alle die kindischen Tändeleien erzählen? Genug, drei Wochen flogen mir in der Residenz vorüber, wie ein Traum. Und als es zum Abschied ging, gab es Jammer und Weh zwischen Mann und Frau. Denn wir hingen an einander geklammert, weinend, schreiend, und baten um Gotteswillen, uns nicht zu trennen. Die Aeltern lächelten, trösteten und nahmen uns zuletzt mit ziemlicher Gewalt von einander, doch mit der Hoffnung, daß wir einander bald wieder besuchen sollten.

Wir reiseten nun eben nicht so bald wieder zur Residenz, als ichs wünschte. Daheim war alles leer, todt und öde. Zuweilen weinte ich noch heimlich um Augustinen. Und als ich nicht mehr trauerte und mich wieder an das stille Vaterhaus und an das stille Dorf und an die stillen Wälder gewöhnte — das kam bald — war mir's doch in allen Winkeln nicht recht.

Drum war mir's gar lieb, daß es bald eine Veränderung gab. Mein Vater nämlich that mich in eine benachbarte Stadt in die Schule; ich ward seinem guten Bekannten, dem Herrn Rektor der Schule, einem alten, biedern, grundgelehrten Mann, ins Haus und an die Kost gegeben. Meine liebe Mutter weinte bitterlich, als ich abreisete. Sie packte mir meinen Koffer gepreßt voller Wäsche und Kleider. Ich fand doch eben noch Platz genug, um den bleiernen Trauring Augustinens zwischen ein Paar Hemden zu legen. Die gute Mutter wickelte ihn jedoch vorsichtig erst in Papier.

Beim Herrn Rektor behagte mir anfangs das gelehrte Leben nicht recht; aber bald desto besser das Getümmel mit den Knaben in der Schule. Nun gings rüstig an das Multipliziren, Dividiren, Konjugiren, Exponiren, Extemporiren — darüber ging die Zeit hin. Da meine Erziehungsstadt nur drei Meilen von meinem Geburtsdorf lag, war ich oft genug im Vaterhause. Das war allemal ein hohes Fest für mich, wenn ich auch nur einen Tag lang da sein konnte. O Mutterliebe! O Vaterherz! Wie unaussprechlich froh war ich, so oft ich zur Bühne meiner ersten Kindheitsspiele zurückkam!

Mein Herr Rektor war ein Ehrenmann. Ich hatte ihn lieb wie einen zweiten Vater. Er schien mir mit seiner Gelehrsamkeit ein höheres Wesen. Vielen Umgang hatte er mit den Bürgern der kleinen Stadt nicht. Er lebte am liebsten unter den hohen Geistern des Alterthums und mit seinen jungen Zöglingen. Denn, sagte er, dort sehe ich das Vollendetere, und ihr traget alle den Keim der Vollendung in euerm Herzen. Viele von euch werden mich in meinen Hoffnungen täuschen; doch in einigen hoffe ich noch auf die Welt zu wirken, wenn ich auch nicht mehr athme unterm Himmel.

Nun kam ich durch die Vorhöfe der Grammatik in das Allerheiligste des weisen Alterthums. Wie entzückten mich Homer und Curtius; dann über alle Plutarch! — Ich hätte weinen mögen um die große untergegangene Vorwelt. Wie erbärmlich schienen mir die Menschen unserer Zeit! In der That noch Barbaren, denen man die Narben vom Faustrecht und der Leibeigenschaftskette, und den Staub der Völkerwanderungen noch gut ansieht. Ich las, ich übersetzte, ich dichtete — ich war selig, wie es jeder Jüngling durch die Wissenschaften wird.

Aus den Reisen in die Residenz ward nun nichts mehr, wiewohl mein Vater sie nach alter Gewohnheit regelmäßig fortsetzte. Ich verlangte danach nicht. Meine kleine Frau dort hatte ich rein vergessen; ihren bleiernen Ring hätte ich verloren gehabt, wenn ich ihn nicht mit andern Spielsachen in eine Schachtel auf die Seite gethan hätte, wo er Jahre lang unberührt lag. In den Schulferien macht' ich bald in Gesellschaft einiger lieben Mitschüler Aufenthalt in meinem

älterlichen Hause, bald Reisen mit ihnen zu den ihrigen.

So vergingen die Jahre. Im neunzehnten hielt mich der Herr Rektor für die Universität reif, und mein Vater schickte mich dahin. Es war ein bitterer Abschied. Denn ungern verließ ich den ehrwürdigen Mann, welcher durch Ausbildung meines Geistes den Grund meiner ganzen innern Glückseligkeit gelegt hatte; noch ungerner das nahe gelegene theure Vaterhaus, von welchem ich nun um vierzehn Meilen entfernter leben sollte. Erst jetzt ward mir alles, was ich da als Kind gehabt und geliebt, werther. Ich besuchte noch einmal alle meine Spielplätze; und da ich am Tage vor der Abreise einpackte, ließ ich sogar die lange vergessene Schachtel mit dem Spielzeug nicht ganz zurück; ich nahm den kleinsten Kram heraus, als Denkmäler und Reliquien meiner verschwundenen Kindheitswelt, und leate ihn zum Homer und Horaz in meinen Koffer. Augustinens bleierner Ring kam auch dazu.

Ungeachtet ich Verse machte, in denen der Mond und die Liebe, und Wonne und Sonne mit Herzen und Schmerzen ihr häufiges Spiel trieben, machte der Ring des kleinen Mädchens aus der Residenz doch eben keinen sonderlichen Eindruck auf mich. Ich sah lieber nach den Augen holder Jungfrauen, auf die sich mit Ehren ein paar petrarkische Sonnette anwenden liessen; aber das geschah doch immer mit Furcht und Zittern. Auch kann ich nicht sagen, daß mich ein Paar von den vielen Paar Augen, die mir oft blitzend begegneten, jemals zu einer Ode recht begeistert hätten. Und doch zwischen Pandekten und Institutionen und Kameralwissenschaften, mit denen ich mich umhertrieb, weil mein Vater mich einmal als Oberforstrath sehen wollte, sehnte ich mich immer nach etwas anderm. Ich wußte nicht, was es war, und fand es auch nicht.

Ich war nach drei Jahren, die ich auf der Universität verlebt hatte, so weit gekommen, daß ich Doctor utriusque juris werden konnte; und ich ward es. Man rieth mir, auf eine Professur loszusteuern und Privatvorlesungen zu halten; mein Vater aber, als Oberförster, kannte keine ehrwürdigere Beamtung im Staat, als die eines Oberforstraths; darum hatte er für mich schon um Anstellung geworben, und durch den Einfluß des Kammerdirektors Waldern ward ich als Referendar in einer Stadt der Provinz angestellt.

Ehe ich mich auf meinen Posten begab, wollte ich noch meine Aeltern besuchen; ich hatte sie ohnehin alle Jahre einmal von der Universität aus besucht. Mein Vater schrieb mir, ich sollte mit ihm in der Residenz zusammentreffen, da würde er nebst der Mutter bei seinem alten Freund Waldern sein. Ich hätte mich diesem zugleich für weitere Beförderungen zu empfehlen.

Ich eilte dahin. Unterwegs dachte ich wohl auch an Augustinen, aber immer mit einigem Widerwillen, als wenn ich mich der alten Kindereien schämte. Indessen wird sie wohl ziemlich aufgewachsen sein, dachte ich, und vielleicht ist sie doch hübsch geworden. Aber verhaßt war mir der Gedanke, daß unsere Aeltern vielleicht aus der Kinderei Ernst machen und uns zusammenkuppeln möchten. Denn umsonst schien mir nicht das Zusammentreffen bei Waldern veranstaltet zu sein. Ich schwor: daraus soll nichts werden.

Und ich hielt den Schwur, aber gewiß gegen meinen Willen. Denn wie ich im Waldernschen Hause mich nach den ersten herzlichen Umarmungen recht umsah im Zimmer, stand da noch jemand zu begrüßen — ein junges Frauenzimmer, schön wie eine Hebe, mit schwarzen, hellen Blikken, in die ich so wenig als in die Mittagssonne sehen konnte, ohne Gefahr zu laufen, blind zu werden. Ach, ich war's schon! Ich bemerkte nur noch, daß sich die Gestalt mit Erröthen gegen mich grüßend verneigte. Was ich darauf erwiederte, weiß ich wahrhaftig nicht mehr. Ich wünschte mich tausend Meilen weit, um mich nur besinnen zu können. Und doch hätte ich lieber sterben, als weggehen mögen.

Zum Glück retteten mich die wiederholten Umarmungen und Fragen meiner Aeltern und ihrer Freunde aus meiner Noth. Ich mußte antworten, und so kam ich wieder ins Geleise. Ich hörte Herrn Waldern zu der reizenden Unbekannten sagen: Augustine, ist das Nachtessen bereit? — O weh, dacht' ich, ist das also Augustine? Ich hatte gar nicht den Muth mehr, daran zu denken, daß die Ueberirdische einmal vorzeiten meine kleine Frau gewesen sei; ein solcher Gedanke stand wie eine Gotteslästerung da.

Es ging also zum Nachtessen. Herr Waldern nahm meine Mutter am Arm, mein Vater Frau Waldern; mir blieb Augustine. Ich bot ihr zitternd meinen Arm; sie hätte mir wohl den ihrigen bieten können, denn wahrlich, ich war einer guten Stütze bedürftig. „Mein Gott, wie Sie groß geworden sind; ich hätte Sie nicht wieder gekannt!“ sagte sie.

„Und ich, und ich —“ stammelte ich, „ich wollte, wir wären noch klein!“ Das sagte ich gar weinerlich. Es war wohl das Albernste, was ich hätte erfinden können. Denn welches neunzehnjährige Mädchen möchte auch wieder ein kleines Mädchen werden?

„Ei, warum wünschen Sie das?“ fragte sie, wie erstaunt.

„Damals war ich noch so glücklich, o so glücklich, wie ich's jetzt nun doch nicht mehr sein darf und kann.“ Das flüsterte ich ihr wie in einem Seufzer zu, und legte meine linke Hand auf ihre rechte an meinen Arm. Augustine blieb mir die Antwort schuldig. Vermuthlich hatte ich wieder eine Albernheit vorgebracht. Ich schämte mich vor mir selber.

Indessen war man beim Nachtessen lebhaft und lustig. Ich gewöhnte mich an den Anblick Augu-

stinens. Ich konnte ihr sogar ganz vernünftige Antworten geben. Aber das Essen wollte mir trotz aller Vernunft nicht behagen: und je länger ich sie ansah, je schöner ward sie. Den andern Tag ward sie noch schöner, und den dritten Tag noch schöner. Es war offenbar Hexerei. Ich bereute den Schwur, welchen ich unterwegs allzuvoreilig im Postwagen gethan hatte, und beschloß ohne Bedenken einmal meineidig zu werden.

Am Abend des dritten Tags traf sich's, ich weiß nicht wie, daß wir beide allein im Garten mit einander waren. Ich hätte ihr längst schon etwas sagen mögen, und wußte nur eigentlich nicht recht, was auch? Nun kamen wir gegen die Laube von Weinreben; ich kannte sie noch wohl. „O wie groß sind doch die beiden jungen Akazien geworden!“ rief ich. „Nun schlingen sie schon ihre Zweige in einander!“

„Erinnern Sie sich dieser Bäume noch?“ fragte Augustine schüchtern.

„Könnte ich denn meines Glückes vergessen?“ erwiederte ich. „O wie oft war mein Gedanke hier! Ach, Sie waren wohl oft in dieser Laube, ohne an den kleinen Gustav zu denken, der beim Abschied von Ihnen so viele Thränen vergoß!“

„Wissen Sie das?“ fragte sie mit leiser, fast sterbender Stimme.

Wir traten in die Rebenlaube; sie war vom Schatten der Akazien umdämmert. Ich sah mich um. Die ganze Jugendwelt erwachte. Ich sah Augustinen schweigend an. Ach, wie anders alles nun! Sie senkte die Blicke zur Erde. Ich nahm ihre Hand und rief: „Hier war einmal die Kirche.“

Sie zeigte auf die grüne Gartenbank und lispelte: „Dort der Altar. Ich weiß noch Alles.“

„Wirklich Alles? fragte ich: „o Augustine, Alles?“

„O Gustav!“ stammelte sie.

Und nun fragten und stammelten wir nichts mehr; denn unsere Lippen glühten zusammen. Und als wir wieder genasen, waren wir wie die Kinder, und nannten uns wieder Du und Augustine und Gustav; und doch war alles anders, und ich gewiß kein ungehobelter Bräutigam.

Ich zog den bleiernen Trauring hervor. „Kennst du ihn noch, Augustine?“ Als sie ihn erblickte, verklärte sich ihr Antlitz. Sie nahm ihn, betrachtete ihn lange; ihre Augen wurden naß. „Er ist's!“ sagte sie, und betrachtete ihn wieder lange mit innigstem Wohlgefallen; dann breitete sie ihre Arme um mich, drückte mich an ihre Brust, weinte laut und sagte: „Gustav, o du bist besser, als ich!“ Nachdem sie ruhiger geworden, nahm sie ihren goldenen Ring vom Finger, steckte ihn an meine Hand, und an die ihrige den bleiernen. „Den behalte ich!“ sagte sie: „Ich bin die Deinige ewig; bist du ganz mein, Gustav?“

Es versteht sich, was ein zwanzigjähriger Dichter antworten kann, antwortete ich. Wir schworen bei Sonne, Mond und Sterne, bei der Ober- und Unterwelt, einander diesseits und jenseits des Grabes zu lieben und anzugehören. Doch wozu soll ich dies alles umständlich erzählen? Jeder weiß ja, wie Liebende mit Zeit und Ewigkeit, Himmel und Erde, zu haushalten pflegen. Die Liebe stellte das von Adam und Eva verlorne Paradies wieder um uns her. Drei Wochen verflossen in Unschuld und Seligkeit, wie ein Sommernachtstraum. Da ward von der Abreise gesprochen. Lieber Himmel, mir war's, als sei ich erst angekommen.

Ich wunderte mich nun über die Unbefangenheit unserer Aeltern. Sie hätten doch wohl sehen können, was in uns beiden vorging. Unsere Augen, die sich überall aufsuchten; unsere Hände, die sich bei jeder Gelegenheit wie Magnete anzogen; unsere Gespräche, voll heiliger Mystik — Alles verrieth ja deutlich genug, daß wir jetzt im vollen Ernst waren, was wir vor zehn Jahren nur gespielt hatten. Und doch fiel dem Herrn Direktor Waldern bei keinem einzigen Abendessen ein, wie vor zehn Jahren mit erhobenem Glase zu sagen: „Alter, unsere Freundschaft muß auf Kinder und Kindeskinder vererben; die beiden da müssen ein Paar geben!“

Mit Augustinen hatte ich nie den Muth, von förmlicher Anwerbung bei ihren Aeltern, von Eheversprechungen, von rechtskräftiger Verlobung, Hochzeit und dergleichen prosaischen Accidenzen der Seelenliebe zu reden, die das gemeine bürgerliche Leben fordert. Das alles war uns zu klein, zu entweihend. Wir setzten voraus, die Aeltern hätten den Plunder unter sich schon abgethan.

Inzwischen kam die Abschiedsstunde, der wir schon drei volle Tage entgegengejammert hatten. Mein Vater ließ sich nicht länger halten. Am Morgen vor der Abreise waren wir beide Liebenden schon vor Sonnenaufgang in der theuern Rebenlaube, um uns noch einmal allein zu sprechen und alle unsere Empfindungen zu gestehen. Unter Thränen und Gelübden ward der heilige Bund erneuert. Die Rebenlaube verwandelte sich nun wirklich zur Kirche, die Bank zum Altar. Wir fielen auf unsere Knie verzweiflungsvoll, streckten betend unsere Hände gen Himmel und thaten feierliche Zusagen. Ich versprach Augustinen, daß ich in der Heimath sogleich mit meinem Vater reden, dann wieder in die Residenz zurückkommen und bei ihren Aeltern um ihre Hand anhalten wollte. Augustine ward, als ich sie meine Braut, mein baldiges Weib hieß, blutroth. O wie schön war sie! Schamhaft verbarg sie ihr reizendes Antlitz an meiner Brust, und stammelte nur: „Einziger Gustav!“

So schieden wir, und noch gesetzter, ehrbarer, als ich selbst erwartete.

Kaum war ich mit meinen Aeltern in unserm Dorf angekommen, so benutzte ich die erste Gelegenheit, mit dem Vater unter vier Augen zu

reden und ihm alle meine Wünsche und seligen Aussichten zu offenbaren. Er sowohl, als die Mutter, hatten mich unterwegs, wenn ich in Träumereien verstummte, mit Augustinens Eroberung geneckt. Das gab mir denn Anlaß zur Beichte.

Mein Vater, ein gar kluger, rechtschaffener Mann und zärtlicher Vater, hörte mich gelassen und geduldig an. Und Geduld gehörte wohl dazu; denn ich redete eine ganze Stunde, um ihm meine und Augustinens unverbrüchliche Gelübde zu erklären.

„Kind," sprach er, „ich habe nichts dagegen. Ich ehre euer Beider Empfindungen. Es ist mir lieb, daß du liebst und Augustinen liebst. Der Gedanke an sie wird dich vor manchem unedlern Gedanken und Gefühl bewahren. Doch rathe ich dir, in diesem Augenblick nichts zu übereilen. Du bist noch jung, kaum über zweiundzwanzig; hast noch kein Amt, was dir Brod geben kann. Aber das gehört zum Heirathen. Augustine ist zwar reich; aber du wirst doch nicht bei deiner künftigen Frau in die Kost gehen wollen? Nichts Ehrloseres, als sich vom Vermögen seiner Frau abhängig zu machen und ihr sein Glück zu danken. Der Mann soll Mann sein, und durch sein Gut und Arbeiten Weib und Kind nähren. Ich selbst als Oberförster habe nur mäßige Einnahme; ich kann dir nicht viel Vermögen geben oder hinterlassen. Du mußt es dir erst erwerben, wie ich mir das meinige erwarb. Und sieh, dieser Umstand dürfte wohl auch dazu beitragen, daß mein Freund Waldern dir einsweilen Augustinens Hand verweigern möchte. Augustine, in der Fülle des Wohllebens erzogen, ist an gewisse Bequemlichkeiten gewöhnt, die ihr Bedürfniß geworden sind. Du bist nicht im Stande, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Noch ein kleiner Umstand anderer Art tritt zu dem allen. Euer Beider Alter taugt nicht zu einer dauerhaft glücklichen Ehe. Augustine nämlich ist ungefähr so alt, wie du selbst. Das ist schlimm! Das Weib ist immer früher reif, als der Mann, aber verblüht auch früher. Du würdest unglücklich sein, eine alte Frau zu haben, wenn du in der Fülle deiner männlichen Kraft ständest. Zwischen Weib und Mann von gleichem Alter ist immer ein Unterschied von zehn Jahren."

So ungefähr sprach mein Vater. Jedermann begreift, er hatte offenbar Unrecht. Ich bewies ihm das sonnenklar, und war ganz erstaunt, daß er meine triftigen Gründe gar nicht begreifen konnte. Ich appellirte an meine Mutter.

„Gustav, du hast Recht!" sagte sie. „Ich muß dir in deiner Seele Recht geben. Augustine ist ein Engel. Eine bessere Schwiegertochter wünsche ich mir nicht. Aber auch der Vater hat Recht. Ich kann deines Besten willen nicht anders reden, als er. Tröste dich Gott!" rief sie weinend, und küßte mir die nassen Augen.

Nun war das unser tägliches Gespräch und Berathen. Wir kamen nie zu Ende. Ich litt im Stillen unaussprechlich. Nach zwei Wochen, da ich mich anschickte, meine Reise zur Residenz und von da nach dem Städtchen anzutreten, wo ich als Referendar glänzen sollte, kam ein Brief von Waldern an meinen Vater. Herr Waldern schrieb eitel Klage und Jammer um Augustinen, die nach meiner Abreise untröstlich gewesen wäre und sogar in Fiebern das Bett habe hüten müssen. Jetzt sei sie beruhigter. Er aber beschwöre mich, doch jetzt, wo ich ohne eine Anstellung sei, in der ich, ohne mich lächerlich zu machen, nicht an eine ernsthafte Verbindung mit seiner Tochter denken könne, nicht die Residenz sogleich wieder zu besuchen. Ich würde damit fruchtlos nur die Wunden wieder aufreissen und Augustinens Gesundheit zerstören. Er aber wiederhole mir, was er auch schon seiner Tochter zugesagt habe, daß er keineswegs gegen unsere Verbindung sein wolle, wenn ich in einem anständigen Amt wäre, an welchem es mir in wenigen Jahren nicht fehlen würde. Noch mehr: er habe gar nichts dagegen, wenn ich, zum Ersatz der Trennung, mit Augustinen Briefwechsel unterhielte.

Dies Schreiben brachte mich anfangs ausser aller Fassung. Ich rasete und wüthete gegen der Menschen Grausamkeit und Tirannei, bis ich aus Ermattung — ruhig ward. Nun fand ich selbst, Waldern habe sehr vernünftig geschrieben, und mir sogar mehr zugesagt, als ich nach den ersten Aeusserungen meiner Aeltern hätte hoffen können. Der Brief gab mir sogar einen Triumph über meinen Vater. Ich segnete Waldern. Ich beschloß männlich zu sein, und mir Augustinens Hand durch Verdienste zu erwerben. Die Erlaubniß zum Briefwechsel ward auf der Stelle benutzt. Ich schrieb Augustinen einen drei Bogen langen Brief, und Herrn Waldern voll Empfindungen der Dankbarkeit keinen kleinern.

Herr Waldern war ein weltkluger Mann. Er kannte das menschliche Herz, und wollte dem ungestümen Strom jugendlicher Neigungen keine Dämme entgegen bauen. Der Strom wäre nur stürmender, gewaltiger, zerstörender geworden. Jetzt ergoß sich derselbe ruhiger.

Ich reisete also nicht zur Residenz, sondern hin, wo ich, als Referendar, meine Laufbahn zur Würde eines Oberforstraths beginnen wollte. Der Abschied von den theuern Aeltern, die Zerstreuungen der Reise, die ersten Einrichtungen und Geschäfte an meinem neuen Wohnorte, trugen nicht wenig dazu bei, mich in eine gelassenere Stimmung zu bringen.

Ich arbeitete mit unermüdetem Fleiße, der vollkommenste Mann in meinem Geschäftskreise zu werden. Man erkannte es an. Jeder ehrte meine Kenntnisse. Ich hatte nur den einzigen Fehler, ich war noch zu jung. Ich mußte erst den annum canonicum erreichen. O wie sehnte ich mich nach dem fünfundzwanzigsten Jahre!

Endlich erlebte ich's. Was erlebt man nicht endlich, wenn man nicht stirbt! Aber auch viel

Bitteres. Meine gute Mutter starb in dieser Zeit; dann wenige Monate nachher auch mein Vater. Doch hatte mein Vater noch die Freude, mich vor seinem Tode als Beisitzer in einem Provinzialkollegium mit Rathstitel zu sehen und ausgesteuert mit einem kleinen Gehalt. Also schon ein großer Schritt näher zum Gipfel meiner Wünsche, zu Augustinens Hand.

Der Briefwechsel mit meiner Geliebten ging inzwischen seinen guten Gang. Freilich im ersten Jahre schrieben wir uns nie einen Brief, der nicht volle drei Bogen stark war; im zweiten liessen wir es bei anderthalb, im dritten bei einem Bogen bewenden. Die Zeit thut doch Wunder. Aber darum erlosch die treue Liebe nicht. Augustine hatte in der Zeit schon mehrere junge Herren, die um sie angehalten hatten, abgewiesen. Meine Briefe waren fast immer voller Klagen, daß ich noch nicht auf dem Platz wäre, wo ich um sie werben dürfte. Ich konnte mich von meiner Assessorbesoldung kaum kleiden und mit Licht und Holz versehen. Das geringe Erbtheil meiner Aeltern ward dabei mit aufgezehrt. Sie hingegen meldete mir dann, wie ihre Aeltern immer dringender bei jedem Heirathsantrage würden, weil sie bald in einem gewissen Alter sei, wo man nicht mehr dringend um sie werben werde, und eine alte Jungfer heißen müsse.

Ich fühlte, die Aeltern hatten Recht; und, einverstanden mit Augustinen, vergaß ich die frühern Vorsätze, und hielt schriftlich um Augustinen bei Herrn Waldern an, ob ich gleich noch keine Frau ernähren könne; aber ich tröstete mit den besten Aussichten. Waldern wollte der Trost nicht sehr einleuchten. Er schlug mir Augustinen abermals „einsweilen“ ab, und gab mir zugleich zu verstehen, wie ich mit diesem unnützen Hinhalten seine Tochter unglücklich mache, da sie nun fast in der Mitte der Zwanziger Jahre den Dreißigern mit starkem Schritt entgegen wandere.

Als ich den Brief erhielt, kratzte ich mich verdrießlich hinter den Ohren. „Der Mann hat Recht, vollkommen Recht!“ sagte ich, und war sogar großmüthig genug, dies selbst Augustinen zu bekennen; ja ich schrieb ihr, da ich noch immer nicht mit Gewißheit den Augenblick sähe, in welchem ich mit Würde ihre Hand fordern könne, sie solle sich nicht meinetwillen in ihren schönsten Jahren aufopfern. Ich würde sie nicht minder lieben, auch wenn sie eines Andern Gattin wäre, und mein Glück würde erhöhter sein, wenn ich nur sie glücklicher wüßte.

Das gab nun wieder Stoff zu einem Briefwechsel, der beinahe ein Jahr lang den gleichen Gegenstand von allen Seiten beaugenscheinte. Wir wollten uns gegenseitig in Liebe und Großmuth übertreffen. Aber zuletzt behielt ich doch den Sieg, oder vielmehr die Zeit behielt ihn, die Wunderthäterin. Denn Augustine war schon sechsundzwanzig Jahre alt; — eine fatale Jahrszeit für Jungfrauen, welche die Schaar der eilftausend im Himmel nicht vermehren wollen.

Genug, ganz unvermuthet erhielt ich einen Brief aus der Residenz von unbekannter Hand. Ein Justizrath von Winter dankte mir auf die zärtlichste und rührendste Weise für meine Großmuth, denn Augustine sei nun seine ihm anvermählte Gattin; dazu bat er gar gütig um meine Freundschaft, und Augustine setzte nur einige artige Zeilen unter den Brief ihres „lieben Eheherrn“, wie sie ihn nannte.

Ich war, als ich das las, wie aus den Wolken gefallen. Ich verwünschte meine unzeitige Großmuth und fluchte Augustinens Treulosigkeit. Aber was war zu thun? Augustine war sechsundzwanzig Jahre. Sie hatte doch nicht ganz Unrecht. Trotz dem war ich voll bittern Verdrusses gegen sie, der noch mehr wuchs, als ein Jahr nachher ihr Vater starb, durch dessen Tod sie freie Gewalt über ihre Hand und ihr Vermögen bekam. Hätte sie doch nur noch ein Jahr lang gewartet! Nun war Alles zu spät. Ich schrieb ihr keine Zeile mehr. Sie aber mir auch nicht. Wir kamen aus einander, als hätten wir einander nie gesehen.

Theils aus Rache und Wiedervergeltung von Augustinens Untreue, theils um mich zu zerstreuen, sah ich mich nun freier unter den Töchtern des Landes um. Es blühten da schöne Rosen. Gern hätte ich auch wohl diese und jene gepflückt; aber das leidige Geld!

Nun wollte das Glück mir wieder wohl. Ich ward in eine bessere Stelle, in eine andere Stadt versetzt. Mehrere meiner Arbeiten gewannen mir im Staatsministerium Achtung; ich wurde zu verschiedenen wichtigen Geschäften gebraucht, und das Gelingen derselben bewirkte mir, da ich mein dreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, die ehrenvolle Ernennung als Präsident des Kriminalgerichts in der Provinz, in welcher ich bisher gedient hatte. Ich hatte, neben der Ehre, reichliche Besoldung; konnte ein gutes Haus machen; die angesehensten Familien zogen mich in ihre Kreise, wenn dieselben durch erwachsene Töchter verschönt waren. Das Schreiben des Justizministers, welches mir meine Ernennung gebracht hatte, befahl mir zugleich, sobald es meine Geschäfte gestatten würden, in die Residenz zu kommen, wo ich über Verschiedenes mündliche Auskunft geben und erhalten, auch Sr. Majestät dem König vorgestellt werden sollte.

Der Gedanke an die Residenz jagte mir doch zuweilen noch das Blut in die Wangen, obschon ich Augustinen, oder besser zu sagen die Frau Justizräthin, ziemlich vergessen zu haben glaubte. Soviel ich durch Reisende erfahren hatte, war ihr „Eheherr“ ein ziemlich abgelebter, adelicher Herr, und die gnädige Frau lebte, wie man sich in der Residenz ausdrückte, auf dem „Hof-Fuß“; umringt von Anbetern; alle Tage in glänzenden Gesellschaften des Adels, in Pikeniks, Kränzchen, Assembleen, Redouten, Konzerten, u. s. w. Die

alte Einfalt des bürgerlichen Waldernschen Hauses war verschwunden. Es verdroß mich immmer, wenn ich so etwas hörte. Ich konnte mich nicht daran gewöhnen, mir die fromme, überirdische Auguſtine so zu denken. Zuweilen dachte ich doch aber auch: Gottlob, daß die nicht deine Frau geworden iſt.

Ein zweites Schreiben des Juſtizminiſters beſchleunigte meine Reiſe zur Reſidenz, die ich nun ſeit vielen Jahren nicht geſehen hatte. Ich ward von meinen Obern und ſelbſt von dem Monarchen mit der ſchmeichelhafteſten Güte aufgenommen. Ich war ſchon drei Tage in der Stadt, ohne daß ich einen freien Augenblick gewann, Auguſtinen zu beſuchen. Vorgenommen aber hatte ich es mir. Da kam mir eines Morgens folgendes Billet:

„Allerliebſt, Herr Präſident! So muß alſo Ihre ehemalige Freundin erſt aus der Zeitung erfahren, daß Sie angekommen ſind? Bei meiner größten Ungnade gebiet' ich Ihnen, dieſen Abend mit einem Souper unter einigen guten Freunden bei mir vorlieb zu nehmen und nicht zu fehlen.

Dero ergebene A. von Winter."

Natürlich! Wer hätte da fehlen können? Aber mir gefiel doch der Ton nicht, in dem ſie mich einlud. Ich hatte mir das erſte Begrüßen ganz anders vorgeſtellt; denn es überlief mich immer eine ſonderbare Aengſtlichkeit und Furcht, wenn ich in den vorhergehenden Tagen zuweilen dachte: „du mußt ſie doch endlich beſuchen!" — Die vieljährige Trennung, die mannigfaltige Reihe von Schickſalen in dieſem Zeitraum, die alte Liebſchaft und ſeitdem die Veränderungen zwiſchen uns beiden — das alles erfüllte mich mit ſonderbaren und, ich darf es wohl ſagen, recht widerlichen Empfindungen, die mir vor der erſten Zuſammenkunft mit der ehemaligen Geliebten bange machten.

Mit gewaltigem Herzklopfen ſetzte ich mich Abends in die Kutſche und ſtieg vor dem ehemaligen Waldernſchen, nunmehr von Winterſchen Hauſe ab. Ueber der Hauspforte ſah ich in Stein ein adeliches Wappen gehauen. Im Innern des Hauſes war alles ſo neu und elegant ausgebaut, daß ich mich kaum noch darin erkannte; aber zwei ſchnellfüßige Bediente in blaßgrüner Livree mit Gold führten mich bald den rechten Weg, die breiten Stiegen empor, in einen weiten heitern Saal, von glänzender Geſellſchaft angefüllt.

Die Frau vom Hauſe, die gnädige Frau, empfing mich ſtandesmäßig beim Eintritt an der Schwelle. Es war Auguſtine. Ja, ſie war's, und doch war ſie's auch nicht recht. Zwar nicht mehr die friſche Schönheit eines neunzehnjährigen Mädchens, aber doch noch reizend auch als Frau von dreißig Jahren, voller, üppiger, unbefangener. Ich konnte kaum ein paar Worte ſtottern, ſo betroffen, ſo verlegen war ich. Auch ihr Auge, auch ihr Erröthen ſagten mir von einer ſchnellen Bewegung ihres Gemüths. Allein ſie war ſo bald ihrer Meiſterin, ſo gewandt, daß ſie mich auf die gefälligſte Weiſe von der Welt begrüßte, mich meiner eigenen Verlegenheit entriß, mich mit ſcherzhaften Vorwürfen ſtrafte, wie ich alte Bekannte ſo lange verſäumen könne, und nun bei der Hand in die Verſammlung führte, um mich derſelben als einen guten Freund vorzuſtellen, den ſie ſeit zehn Jahren nicht geſehen.

Ich hatte mich bald im Getümmel der allgemeinen, muntern Unterhaltung erholt. Die Frau vom Hauſe mußte die Ehre des Hauſes machen. Sie war und ſprach mit Allen gleich gütig, gleich ſcherzend, gleich liebenswürdig. Als ſie wieder einige Augenblicke in meine Nähe kam, war ihr Erſtes: „Wie lange haben wir das Glück, Herr Präſident, Sie in der Reſidenz zu beſitzen?" Ihr Zweites: „Vortrefflich! allerliebſt! So ſage ich Ihnen ein- für allemal, ich erwarte Sie alle Tage bei mir, und ernenne Sie für die ganze Zeit zu meinem Cavaliere servente." Jetzt nahte ich mit der Bitte, mich ihrem Gemahl vorzuſtellen. „Mon Dieu," rief ſie, „weiß ich auch, wo der herumſchwärmt? Ich vermuthe, er iſt mit dem Oberjägermeiſter auf einer Landparthie aus. A propos — ſetzte ſie dann hinzu — ſind Sie ſchon verheirathet?"

Der Abend verſtrich; es war nicht möglich, zu einer vertrauten Unterhaltung mit Auguſtinen zu kommen. Man tanzte; man ſpeiſete. Witz und Muthwille herrſchten, und Pracht und Eleganz blendeten.

Ich hatte in den folgenden Tagen das Glück, auch Auguſtinens Gemahl zu ſehen. Der geheime Juſtizrath war ein Mann in den Fünfzigern, ſehr fein, ſehr höfiſch, abgeſchliffen; aber kränklichen Anſehens, ausgemergelt und hager. „Nicht ſo, mein ſchöner Herr!" ſagte Auguſtine einmal im Vorbeigehen zu mir: „Sie ſtehen wohl recht ſtolz neben meinem Windſpiel von Gemahl, um mich und meinen Geſchmack ein wenig zu demüthigen. Aber ich verſichere Sie doch auf Ehre, er iſt bei dem allem eine recht gute Haut."

Mir wollte der Ton in dem Hauſe durchaus nicht behagen; und gewiß nur Auguſtine mußte es ſein, um mich zu bewegen, an allen ihren Parthien, ſo viel ich Geſchäfte wegen konnte, Theil zu nehmen. Sie gefiel mir nicht, und doch fand ich ſie ſo liebenswürdig; ihre muntere Laune, ihre Schalkheit, ihr Witz feſſelten mich eben ſo oft wieder, als mich alte Erinnerungen und ein Vergleichen der Gegenwart mit der Vergangenheit von ihr abſtießen. Ich fühlte ſogar, ſie könne mir auch jetzt noch gefährlich werden, trotz ihrer Flatterhaftigkeit und ihres Welttons.

„Sind Sie aber auch glücklich, gnädige Frau?" ſagte ich zu ihr eines Abends, da ich endlich einmal ohne nahe Zeugen mit ihr in der Oper in der gleichen Loge allein ſaß.

„Was nennen Sie Glück?" entgegnete ſie.

Ich ergriff ihre Hand, drückte ſie mit Herz-

lichkeit und sagte: „Ich nenne das ein Glück, was Sie meinem Herzen einmal gegeben hatten. Sind Sie glücklich?“

„Zweifeln Sie, Herr Präsident?“

„So bin ich glücklich, wenn Sie wahr reden.“

„Wahr reden? Wie, Präsidentchen, sind Sie noch der alte Schwärmer? Nun, es steht Ihnen noch recht gut an. Aber vergessen Sie nicht, die Opernloge ist kein Beichtstuhl. Um Ihnen zu sagen, was Sie hören wollen, müssen wir unter uns sein. Besuchen Sie mich morgen zum Frühstück.“ Ich drückte ihr dankbar die Hand. Unsere Hände hingen wieder magnetisch zusammen, und trennten sich nicht, bis zum Ende der Oper, von der ich nichts gehört und gesehen hatte. Wir fuhren mit einander zu einem Souper bei einer ihrer Freundinnen, einer Hofdame.

Folgendes Morgens war ich schon um acht Uhr vor ihrem Hause; die gnädige Frau schlief noch; um zehn Uhr wurde ich zu ihr gelassen. Sie war noch im Morgenkleide; aber nur um so reizender. Jetzt kam's zur Beichte, wie sie es nannte. Ich erfuhr, daß, wenn man über die empfindsame Romanenzeit der Kleinenmädchenjahre hinweg sei, man denn doch sein sogenanntes Glück in solidern Dingen suche. Sie sei mit ihrem Manne ganz wohl zufrieden, eben weil er vernünftig genug wäre, sie ungestört leben zu lassen. Die altväterischen Meinungen, die man in den Kinderjahren einsauge, verflögen von selbst, wenn der Verstand komme. Freilich wolle sie nicht läugnen, daß sie ihren Mann keineswegs so geliebt habe, wie mich; und — setzte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu — alte Liebe rostet nicht; ich bin Ihnen auch noch jetzt gut; aber, meinte sie, ich hätte wohl besser zum Liebhaber als zum Ehemann getaugt.

Ich hatte nun wohl vielerlei dagegen zu bemerken; aber sie erwiederte mir alles mit Lachen. Indem kam eine ihrer Zofen und kündigte an, das Frühstück sei bereit. Sie gab mir den Arm. Wir gingen in den mir wohl bekannten Garten.

Aber den lieben Garten — nun kannte ich ihn nicht mehr. Die ehemaligen Blumenbeete waren verschwunden; statt dessen drängten sich Gruppen von ausländischen Gesträuchen und Bäumen in sogenanntem englischem Geschmack zwischen grünen Rasenplätzen. Einzelne Wege schlängelten sich da hindurch. Die Rebenlaube hatte sich in einen verschlossenen chinesischen Tempel verwandelt, von den beiden hohen Akazien umdämmert. Wir traten hinein; es war das niedlichste Boudoir von der Welt. Statt der grünen hölzernen Bank bot uns ein weichgepolsterter Sofa von Mahagonyholz den Sitz vor einem japanischen Tischchen an, mit Kaffee, Chokolade und Leckereien besetzt.

„O die schöne, heilige Rebenlaube, unsere Kirche, unser Altar, unsere kindliche Seligkeit — o wohin ist das alles!“ seufzte ich, und sah Augustinen mit einem Blick an, der vermuthlich wehmüthige Vorwürfe machte.

„Hängt denn die Seligkeit von der Rebenlaube ab?“ rief sie lachend. „Ich glaube beinahe, Sie sind mir nur noch halb so gut, als vor zehn Jahren, weil ich nicht mehr den gleichen Rock von damals am Leibe trage?“

„Aber, Auguſtine — ja, ich nenne Sie noch einmal so, und diese Stelle gibt mir das Recht dazu — sind Ihnen denn nicht gewisse Denkmäler göttlicher Minuten aus dem Leben ehrwürdig geblieben? Zum Beispiel, sehen Sie hier Ihren Goldring, den Sie mir vor zehn Jahren eben hier an den Finger steckten — ich trage ihn seitdem wie ein Heiligthum beständig.“

„Und ich Ihnen zu Ehren sogar, wenigstens bei diesem Frühstück, den wohlbekannten bleiernen Ring!“ sagte Auguſtine, und hielt mir die Hand vor's Gesicht. „Sehen Sie nur, er ist schwarz geworden, und doch hebe ich ihn in meinem Schmuckkästchen neben den Juweelen wie ein Juweel auf.“

Als ich den Ring erblickte, übermannte mich ein bittersüßes Gefühl. Ich nahm die schöne Hand, welche der Ring noch schöner machte, und bedeckte sie dankbar mit heißen Küssen. Auguſtine zog zitternd die Hand zurück und sagte: „Gustav, bist du noch immer der ungestüme Schwärmer? Deine Nähe ist mir nicht gut.“ Sie wollte aufstehen, beugte sich aber wieder zu mir nieder, schloß mich in ihre Arme und küßte meine brennenden Wangen, indem sie seufzte: „Wohl, Gustav, mit dir wäre ich doch glücklicher gewesen.“ — Auguſtinens Kuß, ihre Rührung, ihre Innigkeit vernichteten meine ganze Besonnenheit. Ich hielt die noch immer Geliebte, die mir so viele Thränen gekostet hatte, fest an mein nur allzutreues Herz.

Nachdem wir gefrühstückt hatten, drängte sie mich lächelnd zum chinesischen Tempelchen hinaus, indem sie, mit dem Finger drohend, sagte: „Herr Präsident, Herr Präsident! Ihnen ist wahrhaftig nicht gut beichten.“

Sie scherzte und bestimmte mir die Stunde, da ich sie zum heutigen Ball abholen sollte.

Ob ich gleich noch vierzehn Tage in der Residenz zubrachte, ward mir doch nie wieder Gelegenheit, mit Auguſtinen allein zu sein; vielleicht weil ich selbst die Gelegenheit mied. Ungeachtet ich von dem Augenblick, da ich aus dem chinesischen Tempelchen trat, den letzten Funken alter Liebe und Ehrfurcht für sie in meiner Brust erloschen fühlte, konnte ich mir's doch nicht verhehlen, daß sie mir gefährlich werden könne. Endlich war die Zeit meiner Abreise da. O welch ein anderer Abschied, als vor zwanzig oder vor zehn Jahren! Wir trennten uns unter Trompeten und Pauken auf einer Redoute, die ich, um folgendes Tages früh verreisen zu können, früh verließ. Wir hatten noch mit einander gewalzt und uns viel Ar-

tiges zugelispelt. Sie begleitete mich bis zur Thür, und rief mir noch ein „Adieu, mon ami!“ nach, indem sie an der Hand eines andern Tänzers zum glänzenden Gewühl zurückkehrte.

Ich war von Herzen froh, dem ermüdenden Geräusch der sogenannten großen Welt entflohen zu sein und mir einmal wieder selbst anzugehören. Bequemlich träumte ich in meiner Reisechaise durch Wiesen, Wälder, Städte und Dörfer hin, und dachte an meine Zukunft; denn die Vergangenheit war mir mit Augustinen widerlich geworden. O wie ändert alles die allgewaltige Zeit! — — Meine Reise — ich hatte vier Tage bis zu meinem Wohnort — ward etwas langweilig, denn sie blieb ohne Abenteuer. Erst den letzten Tag erlebte ich eins, und zwar von angenehmer Art.

Mein Knecht hielt des Morgens in einem Dorfe vor dem Wirthshause, um den Rossen ein Zwischenfutter zu geben. Ich ging ins Haus; ich hörte darin zanken. Der Wirth und ein grober, halbbetrunkener Miethskutscher, dessen Wagen ebenfalls vor dem Hause hielt, hatten Händel mit einander. Ein blutjunges, wohlgekleidetes Frauenzimmer, in Reisegewand, saß weinend auf einer Bank am Tisch. Der Lärm war entstanden, weil der Kutscher das Frauenzimmer nicht dahin fahren wollte, wohin sie behauptete, daß er gedungen worden sei, sondern mit aller Gewalt nach einer seitwärts von der Hauptstraße gelegenen kleinen Stadt, wohin er durch andere Herrschaften bestellt sei, die ihn auf heute erwarten. Er behauptete: daß er dahin fahren würde, habe er gleich Anfangs beim Akkord erklärt. Der Wirth hatte sich der jungen, schüchternen Schönheit angenommen. Da ich hörte, sie sei die Tochter eines Dorfpfarrers eine Stunde von meinem Wohnort, und bis dahin nur der Umweg von einer halben Stunde zu machen, brachte ich die Sache bald in Richtigkeit. Das Frauenzimmer nahm nun nach einigem Zaudern — ich sagte ihr, wohin ich wolle und wer ich sei — mein Erbieten an und ward meine Begleiterin.

Unterwegs ward dann viel geplaudert. Sie hatte eine liebliche, zarte Stimme, die reinste Engelsunschuld in allen Mienen. Ich hatte in meinem Leben kein idealisches Dosengesichtchen mit so frommen, freundlichen, zutrauensvollen Augen gesehen. Ich erfuhr, sie heiße daheim Adele; ihr Bruder habe sie vor vierzehn Tagen nach einem Städtchen gebracht, wo sie den Bürgermeister, ihres Vaters Bruder, besucht habe. Ohne Zweifel war nun dort bei Bestellung des fremden Lohnkutschers wegen des Zurückfahrens ein Mißverständniß vorgefallen, dem ich einen höchst angenehmen Tag verdankte. Denn Adele, bei aller Gutmüthigkeit, schien viel Naturwitz zu haben. Doch war sie mir unterwegs viel zu schüchtern. Erst als ich sie in ihrem Dorfe ihrem Vater übergeben hatte, einem kraftvollen, lebhaften Greis — mit welcher Innigkeit umschlangen ihre Arme den Nacken des Alten, ich hätte Vater sein mögen! — erst da bekam sie ihre natürliche Haltung und Wahrheit. Ich bedauerte, nicht länger verweilen zu können, so dankbar mich der ehrwürdige Pfarrer auch darum bat. Ich versprach indessen, den Besuch zu erneuern, woraus aber so bald nichts ward. Ich vergaß es zwischen Geschäften und Zerstreuungen.

Auf einem Ball, ungefähr ein halbes Jahr nachher, sah ich unter den Tänzerinnen ein anderes Frauenzimmer — denn im einunddreißigsten Jahre werden dem unvermählten Manne die Frauenzimmer von höchster Bedeutsamkeit, man zittert vor der Jahreszahl immer stärker — also eine Tänzerin sah ich, die unstreitig von den anwesenden Schönheiten wohl die Königin heißen konnte — eine reine, glühende Rose in halber Entfaltung und gleichsam vor ihrer Schönheit erröthend. Die jungen Herren flatterten aber auch wie Schmetterlinge um sie. Es ward mir warm ums Herz, wenn die Augen der schönen Sylfide sich zuweilen eben nur gegen mich richteten, und das geschah zu meiner Verwunderung öfters. Aber nun ward mir's, als hätte ich diese reizende Gestalt auch schon einmal in Gesellschaft gesehen, vermuthlich in der Residenz bei Augustinen. Ich erkundigte mich bei einem Nachbar, wer sie sei? O Himmel, es war Adele! Freilich im Ballkleide anders, als in der Reisehülle. Nun war kein Haltens mehr bei mir. Wie sie vom letzten Tanz zu ruhen ging, gesellte ich einunddreißigjähriger Schmetterling mich zu den jüngern, und sie war so gütig, den Reisegefährten zu unterscheiden. Wir tanzten. Ich erkundigte mich nach ihres Vaters Gesundheit, beklagte, daß mich Geschäfte bisher abgehalten, ihn zu besuchen — eine Lüge freilich; aber vor diesem Engel mußte ich mich doch rein waschen — und verhieß baldigen Besuch. Mit freundlicher Unbefangenheit versicherte sie, ein Besuch von mir werde ihrem Papa recht wohl thun.

Der Ball verursachte in mir eine gewaltige Staatsumwälzung. Der Präsident des Kriminalgerichts ward wieder zum Dichter. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Ich sah nichts als Himmelsglanz, tanzende Seraphim und Adelen dazwischen schweben. Ich wunderte mich nur, daß ein so schönes, so frommes, so liebes Mädchen noch nicht den Mann gefunden. Ihr Vater, hieß es, ist so brav, als sie schön; aber leider hat er kein großes Vermögen! O der Thoren! — Ich war schon nach einigen Tagen zum Besuch in der Pfarrei; wiederholte den Besuch von Woche zu Woche; bald galt ich als Hausfreund. Adele konnte mir sogar bald Vorwürfe machen, wenn ich einmal am bestimmten Tage ausblieb. Und einmal kamen ihr sogar Thränen ins Auge, als ich behauptete, es wäre ihr vielleicht lieber, wenn ich nicht so oft käme. Wir zankten uns schon zuweilen, um uns zu versöhnen; und einmal in der

Versöhnung gab ich ihr einen Kuß, ohne daß sie deswegen den Zank erneuerte. Sie ward stumm und ihre Wangen glühten im höchsten Roth. Kurz — ich liebte und ward geliebt. Der ehrwürdige Papa zuckte die Achseln und sagte: Sie nimmt keine andere Schätze mit sich, als Liebe, Tugend und Häuslichkeit; wer aber die zu würdigen weiß, hat mehr daran als eine Tonne Goldes. Mit den ersten Frühlingsblumen wand ich meiner Adele den Hochzeitkranz; der Vater selbst segnete vor dem Altar seiner Dorfkirche unser eheliches Bündniß ein. Nun erst, an der Seite meines herrlichen Weibchens, war ich der Glücklichste von den Glücklichen.

Bald sahen wir uns von blühenden Kindern umringt, Liebesgöttern, die mich und Adelen immer enger vereinten. Adele ward von Tage zu Tage liebenswürdiger; eine junge Mutter ist gewiß liebenswürdiger, als das reizendste Mädchen. Adelens reine Seele machte mich selbst edler, als ich vorher gewesen. Man ist nur dann ganz glücklich, wenn man den Muth hat, ganz tugendhaft zu sein. Vor der Vermählung mit ihr dachte ich nur an Ersparen und Reichwerden; als wir einige Jahre in der Ehe gelebt hatten, war ich bei aller Häuslichkeit Adelens so weit gekommen, daß ich fühlte, der Verlust alles meines Vermögens könne mich nicht mehr an Adelens und meiner Kinder Seite unglücklich machen.

Nun erst fand ich, daß mein seliger Vater, da er mich von Augustinen abwendig machen wollte, Recht gehabt hatte in allem, auch in Rücksicht der Jahreszahlenverhältnisse des Mannes und Weibes. Denn da ich mein vierzigstes und Adele ihr dreißigstes Jahr antrat, da wir schon sechs- und achtjährige Kinder um uns her tanzen sahen, war Adele noch eine hübsche junge Frau, die wohl noch hätte Eroberungen machen können. Augustine hingegen mochte nun schon matronenhaft sein.

Ich hörte von dieser nur selten. An Briefwechsel war unter uns nicht zu denken. Reisende versicherten mich, sie sei verblüht, habe aber noch immer einen Hof von jungen Herren um sich, und besonders Dichtern und Gelehrten, denen ihre offene Tafel wohlthat. Von andern erfuhr ich, ihr Mann sei gestorben; die Dichter, welche ihren Hofstaat bilden, seien von der neuesten Gattung, mittelalterische Schwärmer und Mystiker, protestantische Katholiken, und Augustine selbst habe stark in die Romantik hineingegeben, einige ihrer Klinggedichte ständen in den neuesten Musenalmanachen.

Gerade in der Zeit, da ich vom Ministerium wieder einen Befehl bekam, mich persönlich in der Residenz einzufinden, um in einer Fürstensache mein Urtheil zu geben, empfing ich auch von Augustinen einen langen Brief und einen ganzen Stoß Prozeßakten. Sie war wegen Erbschaft mit weitläufigen Verwandten ihres verstorbenen Mannes in Hader, und begehrte von mir aus alter Freundschaft Rath und Beistand. Ich packte die Akten in meinen Reisewagen, und freute mich, es mündlich mit ihr abthun zu können.

Ich war vierzig, Augustine auch. Sie konnte mir also jetzt wohl nicht mehr so gefährlich werden, wie vor zehn Jahren in der verwandelten Rebenlaube. Diesmal ging ich auch am zweiten Tage nach meiner Ankunft in der Residenz ohne alles Herzklopfen zu ihrem Hause. Ich hatte mich vorher melden lassen, um zu wissen, ob sie bei sich anzutreffen sei. Denn man hatte mich in der Residenz versichert, daß sie selten daheim sei, meistens von Modepoeten umringt, um romantischen Klingklang zu machen oder zu hören, zu frömmeln, zu schwärmen; oder aber — mit ältlichen Herren und Damen am Spieltisch, denn das Spiel sei ihre Leidenschaft. Ihre ehemaligen Freunde und Freundinnen, die ich noch vor zehn Jahren bei ihr gesehen hätte, wären von ihr abgefallen, denn mit der Frau wäre nicht auszukommen. Sie sei in der ganzen Residenz durch ihre giftige Zunge bekannt, mit aller Welt im Streit, und wenn man Stadtneuigkeiten wissen wolle, müsse man nur Frau von Winter besuchen. Das hörte ich selbst von zwei ehemaligen Freundinnen Augustinens sagen, die ich vor zehn Jahren bei ihr gesehen. Hm! dachte ich, aber diese guten Freundinnen sind auch zehn Jahre älter geworden, und haben vielleicht zum Verleumden, oder, wie man's in der Residenz hieß, zum Medisiren einen kleinen Ansatz.

Da ich — es war ein schöner Sommerabend — in Augustinens Haus trat, sagten mir die Bedienten, die gnädige Frau wäre mit Gesellschaft im Garten. Ich ging. Ach, der meiner Kindheit wohl bekannte Garten! Eigentlich nur um zu einer kleinen Neckerei gegen Augustine Stoff zu haben, hatte ich ihren goldenen Ring, den sie mir vor zwanzig Jahren gegen den bleiernen austauschte, an den Finger gesteckt. Nun der Garten und der Ring — vor mir der chinesische Tempel — es fing mir doch an etwas wunderlich zu werden.

„Ist die gnädige Frau allein?“ fragte ich unterwegs den Bedienten.

„Nein, sie hat Gesellschaft; nur wenige Personen.“

Ich trat in den Tempel. Da saßen an zwei kleinen Tischchen zwei Partien beim Kartenspiel mit so großer Andacht, daß man auf mich nur nicht sah. Ich erkannte Augustinen. O weh, wie abgewelkt! O allgewaltige Zeit! Nein, gefährlich war sie nun gar nicht mehr. Ich dachte mit geheimem Entzücken an Adele zurück.

Augustine war in ihr Spiel so vertieft, daß sie, mich begrüßend, dringend nur um einen Augenblick bat, die Partie zu enden. Erst nach dieser erhob sie sich, überhäufte mich mit höflichen Redensarten und Fragen, ließ mir Erfrischungen geben, und bot mir Karten an. Ich schlug sie aus, weil ich das Spiel nicht verstände. „Ge-

rechter Himmel!« rief sie, »womit tödten Sie denn die Zeit, wenn Sie nicht spielen? Das ist mir doch unbegreiflich an einem Manne von Geist, wie Sie sind.« Sie spielte fort. Es war Pharao. Der Banquier hatte ungeheures Glück. Bald lag alles Gold der Spieler bei ihm. Alle Leidenschaften sah man hier sprechen aus den brennenden Wangen, stieren Augen, krampfhaft verzogenen Lippen. Der Banquier leuchtete vor Vergnügen.

»Ich habe Sie bald rein ausgeplündert!« sagte er. »Sie sprachen vorhin von meinem kostbaren Brillant« — er zeigte seinen blitzenden Fingerring —; »ich verspiele ihn in einer Lotterie; setzen Sie ihm alle Ihre Ringe dagegen.« Begierig und rachelustig sahen Alle auf den schimmernden Brillant. Man nahm den Vorschlag an. Frau von Winter sagte: »Beim Spiel geniren mich die Ringe; ich habe keinen genommen. Aber« — sie sah mich an — »apropos, Freundchen, Sie sind wohl so gütig, und leihen mir den Ihrigen für den Augenblick?« Betroffen über das Ansinnen, zog ich Augustinens Ring ab und reichte ihn ihr: »Betrachten Sie ihn wohl, gnädige Frau! Sie kennen ihn noch? Es ist der Ihrige!«

Sie sah ihn flüchtig an und sagte: »Desto besser!« warf ihn in die Spielschale zu den andern und beobachtete nur den Brillant. Aber die Ringe alle gingen verloren. Der Banquier gewann. Auch der heilige Ring der ersten Liebe ging verloren, und auf derselben Stätte, wo ich ihn unter Thränen einst empfing. O allmächtige Zeit, wie wälzest du alles um!

Man ging zum Nachtessen. Die wenigsten Gäste waren guter Laune. Augustine zwang sich, heiter zu scheinen; das gab aber ihren ältlichen Mienen etwas Widerlichverzerrtes. Man sprach den Weinflaschen zu, um sich vermuthlich höhere Stimmung zu schaffen; man ward nicht heiterer, aber geschwätziger. Die Neuigkeiten der Residenz wurden gemustert; die Bekannten und ihre heimlichen Geschichten vorgenommen. Es fehlte der Unterhaltung nicht an Witz, aber an Menschenliebe. Und zu meinem größten Schmerz war Augustine am reichsten an boshaften Einfällen. Sie trug sogar kein Bedenken, zuweilen ihre eigenen Gäste zu persifliren. Ach, hätte ich jemals glauben können, daß die angebetete Ueberirdische im vierzigsten Jahre ganz das Gegenbild von sich selbst sein würde? — Ich empfand Langeweile und Ekel. Da man sich sogleich nach dem Essen wieder an die Spieltische machte, entfernte ich mich früh.

Es that mir weh, in die Residenz gekommen zu sein, oder vielmehr, Augustinen so entartet erblickt zu haben. Ich besuchte sie zwar noch einige Male in ihren Prozeßangelegenheiten, ohne aber mehr als das erste Mal von ihr erbaut zu werden. Trotz der Falten ihres Gesichts wollte sie doch nicht alt sein; sie hatte sich Roth aufgelegt; ich that, als bemerkte ich's nicht. Sie schien dann und wann unsere ehemaligen zärtlichen Verhältnisse aufwärmen zu wollen; sie ward mir ekelhaft. Als ich von ungefähr einmal ein Wort von ihrem vierzigsten Jahre fallen ließ, sah sie mich mit fremden Augen an. »Ich glaube, Sie träumen, Herr Präsident!« sagte sie. »Ihr Gedächtniß altert vor der Zeit. Als wir uns kennen lernten, waren Sie zehn, ich fünf Jahre; ich spielte noch mit der Puppe; ich erinnere mich dessen sehr genau noch. Ein zehnjähriges Mädchen denkt nicht mehr an die Puppen, sondern an weit ernsthaftere Dinge. Also bin ich bestimmt jetzt fünfunddreißig. Und unter uns gesagt, es ist möglich, daß ich mich noch einmal vermähle. Schon lange wirbt ein trefflicher Mann, einer unserer ersten Dichter, um meine Hand. Alle seine Gedichte an die Madonna, an den Gekreuzigten, alle seine heiligen Legenden athmen das süße Feuer reiner Inbrunst für mich.«

Ich wünschte bescheiden zum »süßen Feuer reiner Inbrunst« Glück, und war froh, als ich zum Thor der Residenz hinaus wieder meiner Adele und ihren Kindern entgegen fuhr.

Man bemerkt nur, daß man alt wird, wenn man die Verwüstungen der Zeit in bekannten Gesichtern aus den Jugendtagen sieht. Ich war mir in der Residenz älter vorgekommen, als ich war. Aber da ich wieder an der Brust meiner treuen, guten Adele lag, und meine Kinder mich umklammerten, und ich nun jedem und jeder auspackte, was ich zum Geschenk von der Residenz mitgebracht hatte — da ward ich wieder jung. Wo im heimathlichen Kreise Unschuld und Liebe wohnen, ist ewige Jugend.

Es geht denn freilich mit dem Lauf der Jahre mancher von uns voran in die bessern und dauernden und höhern Verhältnisse der Geisterwelt, und das Herz blutet. Aber eben diese Abschiede machen uns das Leben und das Universum nur bedeutsamer, verknüpfen das Hier und Dort in unserm Gemüth fester, und tragen etwas Geistigeres, Erhabeneres in unser Denken, Wünschen und Thun hinein. Das Kind ist wohl zufrieden mit einer Blume, einem bunten Steinchen, einem engen Spielplatz, und bekümmert sich wenig um der großen Menschen übriges Treiben. Der Jüngling und die Jungfrau schwärmen schon lieber ins Weite und Freie hinaus. Die Kinderstube wird ihnen zu enge. Sie wollen mehr. Sie gewinnen, verlieren, erwerben, und haben nie genug. Alles Gut der Erde wollen sie umfassen. Zuletzt genügt auch dies nicht mehr. Mit den Jahren erweitert sich das Leben und die Ansicht des Lebens. Dem Kinde wird die Blume und der bunte Stein zu gering; dem Mann und Weib der Genuß aller Ehre, alles Geldes gleichgültiger; die Erde hat für den Geist zu wenig; er breitet den Arm ins Weltall aus, er forbert und hat die Ewigkeit.

Das waren Worte, die uns Adelens herrlicher Vater auf dem Sterbebette sagte. Wir weinten um ihn; aber wir liebten den Vorange-

gangenen nur mit einer innigern, heiligern Liebe, in der wir uns selbst heiligten. Adele und ich lebten ein höheres Leben, seit zwischen uns und der Ewigkeit kein Unterschied war, und wir dort welche zu lieben hatten, wie hienieden.

Die schönsten aller Freuden gewährten uns unsere Kinder. Meinen ältesten Sohn begleitete ich selbst auf die Universität, und es war für mich und Adelen die angenehmste Ueberraschung, als an meinem fünfzigsten Geburtstag an mich die königliche Ernennung zu dem ruhigen und ehrenvollen Posten kam, welchen ich noch jetzt bekleide. Denn diese Stelle verpflichtete mich, in der Residenz zu wohnen; und von da bis zu der Stadt, wo mein Sohn den Wissenschaften oblag, war es nur eine mäßige Tagereise. Wir waren also beisammen, so oft es uns eben wohl gefiel.

Zwar Adele verließ recht ungern ihre Vaterstadt; aber die Residenz, von der sie so oft gehört hatte, hatte doch auch Reiz, und noch mehr für ihr zartes Mutterherz die Nähe ihres Erstgeborenen. Sie war in ihrem vierzigsten Jahre freilich nicht mehr das idealische Dosengesichtchen, wie es bei der ersten Bekanntschaft neben mir im Wagen saß; aber ihr Gesicht hatte nur mehr Adel gewonnen, ihr Wesen hatte zur Anmuth Würde empfangen. Adelens Herz war jugendlich geblieben. Ich liebte sie noch mit der ersten Liebe. Ihr holdes Gesicht, von keiner Leidenschaft in seinen milden Zügen entstellt, hatte keine Schminke vonnöthen, um noch immer recht einnehmend zu sein.

Sie kannte meine frühern Verhältnisse mit Augustinen. Da wir nun in die Residenz kamen, war sie sehr begierig, meine erste Liebschaft kennen zu lernen.

Es verging wohl ein Vierteljahr, ehe ich die Frau von Winter aufsuchte; denn ich fand dazu wenig Begierde in mir. Man hatte uns schon gesagt, sie halte keine Gesellschaften mehr, lebe äusserst eingezogen, und wäre in ihren spätern Jahren im gleichen Grade geizig geworden, wie sie ehemals Verschwenderin gewesen. Diese Sinnesänderung sei als eine Frucht ihrer ehemaligen Spielwuth anzusehen, der sie sich ergeben, als sie nicht mehr zu kleinen Galanterien jung genug war. Man finde sie nirgends häufiger als in der Messe; denn sie sei vor mehrern Jahren, von romantischen Modepoeten begeistert, auf den Einfall gekommen, sich in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zu werfen, und katholisch zu werden.

Als ich sie nun das erste Mal besuchte, traf sich's, daß ich sie wieder im Garten aufsuchen mußte. Schon im Hausgang sah ich einige Heiligenbilder an den bestaubten Wänden hängen. Der Garten war einer waldigen Wildniß ähnlich, und Dornen wucherten, wo ich ehemals als Kind das Hochzeitmahl genossen und Augustinens Puppe gewiegt. Die Akazien waren niedergehauen, vermuthlich aus Oekonomie, um Brennholz zu haben. Der chinesische Tempel hatte äusserlich allen Flitterprunk verloren; er war mit ehrlichen deutschen Ziegeln bedeckt; kleine zugespitzte gothische Fenster von buntem Glase, wie Kirchenfenster aus den Zeiten der Romantik, so wie ein Kreuz an der Dachspitze, machten das Häuschen einer Kapelle ähnliche.

Das war's auch. Wie ich hineintrat, sah ich Altar und Kruzifix und ewige Lampe. — Die fünfzigjährige Frau Winter, sehr einfach matronenhaft gekleidet, eben vom Gebet aufgestanden, kam mir entgegen, den Rosenkranz in der Hand, mit den Lippen murmelnd.

Ich stand still vor ihr. Sie erkannte mich, und schien erfreut. Ich konnte mein wehmüthiges Gefühl nicht übermannen, und blieb stehen, und ergriff ihre Hand und zeigte mit nassen Augen in die Kapelle hinein. „O Augustine!“ rief ich, „als hier noch die leichte Rebenlaube stand, wo wir in glücklicher Kindheit die bleiernen Ringe tauschten, — als wir dann hier zehn Jahre später, Jüngling und Jungfrau, die ersten Küsse unschuldiger Liebe wechselten und den Himmel Gelübde brachten — — “

„Ich bitte, denken Sie doch nicht an die eiteln Kindereien mehr!“ unterbrach sie mich.

„Ach, Augustine, es war nicht mehr so gut, da sich die Rebenlaube zum üppigen Boudoir im chinesischen Tempel verwandelt hatte; noch schlimmer, als ich hier den goldenen Ring der Liebe, das schöne Denkmal, an einem Pharaotische verspielen mußte — und jetzt da eine Kapelle!“

„Mein Herr,“ sprach Frau von Winter, „man genesetet endlich vom Rausch der Welt und ihrer eiteln Lust. Sie verwunden mein Herz mit solchen Erinnerungen. Sind Sie gekommen, mich zu verhöhnen? Wenn Ihnen Ihre Seligkeit lieb ist, folgen Sie meinem Beispiel; lernen Sie der falschen Welt entsagen, und rufen Sie die Heiligen Gottes um ihre Fürbitte an.“

Wie ich zu Hause kam, sagte ich zu Adelen: „Nein, liebe Seele, wir wollen nicht zu ihr gehen. Ich kenne sie nicht mehr. Sie ist Betschwester geworden. O allmächtige Zeit!“

Es ist sehr möglich!

Der kürzlich verstorbene Staatsrath Stryk führte fast bei jeder Gelegenheit die angenommene, ihm zur Gewohnheit gewordene Redensart im Munde: Es ist sehr möglich. Nicht selten lief sie sogar in seine amtlichen Vorträge mit unter, die er über Verwaltungsgegenstände dem Landesherrn schriftlich im Kreise der übrigen Amtsgenossen und der Minister machte. Dann gab es, auch bei den allerernsthaftesten Anlässen, ein stilles Lächeln, wie ein Lächeln bei des Nachbars Schwächen zu sein pflegt. Das konnte nicht fehlen. Gewisse Leute sehen des Nachbars Schwächen mit stets verjüngtem Vergnügen.

Inzwischen war und blieb der Staatsrath Stryk ein angesehener, hochachtbarer Mann. Die nach einander folgenden Landesfürsten schätzten ihn, und zogen ihn immer wieder hervor, weil er mit seinen Kenntnissen, mit seiner Gewandtheit in Geschäften wesentliche Dienste leisten konnte. Jedermann gab zu, er sei ein gelehrter Mann, ein Mann von Takt, wie man ihn wegen der ihm eigenen Menschenkenntniß nannte, die er so richtig anzuwenden wußte. Ja, man hielt ihn für gelehrter, als er war, für klüger, als er war; selbst gute Köpfe hatten nicht nur Ehrfurcht und Achtung für ihn, sondern sogar eine gewisse Scheu, weil sie denen nicht recht trauen, die klüger sind, als sie. Und doch war der Staatsrath Stryk ein grundredlicher, offener, gewissenhafter Mann, dem man nichts Böses nachsagen konnte. Aber eben daß man das nicht konnte, galt wieder als Beweis seiner Erzfeinheit, und als triftiger Grund, sich vor dem Manne in Acht zu nehmen. Der Glaube an seine Klugheit ging so weit, daß man ihn allgemein für den weitsehendsten Politiker, für einen wahren Propheten hielt. Und an dem Allen war seine sprüchwörtliche Redensart schuld: Es ist sehr möglich!

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm sein, folgende Beiträge zur Karakteristik dieses in der Geschichte seines Vaterlandes merkwürdigen Mannes zu erhalten. Wir verdanken sie seinen nächsten Verwandten. Zum Theil gab er sie selber in einer Art Tagebuch, das er in frühern Jahren fleißig unterhielt. Das Wichtigste bleibt immer sein Sprüchwort, das er überall anbrachte: Es ist sehr möglich!

Denn wenn es ihm zuweilen, ihm selbst unerwartet, entfuhr, sprach er es doch nie gedankenlos. Oft veranlaßte es ihn, wenn es ihm einmal entschlüpft war, den Folgen davon weiter nachzuforschen, und es berichtigte oder bestimmte dann seine Ansichten der Dinge und leitete dem zufolge seine Handlungsweise. Das Sprüchwort übte also über seine Denkart, über sein Thun und Lassen und über den Gang seiner Schicksale einen großen, entscheidenden Einfluß. Wer sollte dies glauben? Gerade von einem Manne von Verstand und Einsicht glauben? Und doch „war es sehr möglich.“

Er selbst wußte dies von sich wohl. Dennoch blieb er nicht nur seinen vier Wörtern getreu, sondern wollte sogar in vollem Ernst, daß sich sein einziger Sohn dieselben angewöhnen sollte. Der junge Mann, der, wie es junge Leute zu haben pflegen, sich einbildete, in mancherlei Dingen besser zu sehen, als der alte Herr, fand solche Zumuthung etwas sonderbar.

„Ihnen verzeiht man die kleine Eigenheit gern, lieber Vater,“ sagte er, „aber an mir würde man sie lächerlich finden, weil sie offenbare Nachäffung und eine recht absichtlich und freiwillig angenommene Redensart wäre.“

„Das ist sehr möglich, lieber Fritz!“ versetzte der Staatsrath: „Aber was ist daran gelegen, wenn solch ein paar Wörter dir Ruhe, Gleichmuth, Besonnenheit und Lebensglück geben? Der Gewinn ist zu groß. Und willst du das Wort nicht laut sagen, aus Furcht vor den Spöttern, so beschwör' ich dich, denke es wenigstens bei jeder Gelegenheit für dich im Stillen.“

„Aber, Väterchen, wozu das? Ihre Vorliebe für die Redensart geht doch beinahe zu weit, wie es mir vorkommt.“

„Kind, ich habe für die Redensart nicht so viel Vorliebe, als für dich; darum wünsche ich sie, und mit ihr meine Seelenruhe, mein inneres Glück, auf dich zu vererben. Glaube doch nicht, daß mein Sprüchwort mir ganz zufällig zur Gewohnheit geworden sei. Nein, es war ursprünglich eine recht absichtliche und freiwillig angenommene Redensart. Ich verdanke ihr aber Alles, was ich bin und habe.“

„Was bewog Sie denn, diese Eigenheit anzunehmen?“

„Das Unglück meiner Jugend und die Verzweiflung. Und nur durch diese elenden Wörter richtete ich mich wieder empor und ward meiner selbst Meister. Deine Großältern waren herrliche, gottesfürchtige Personen; großes Vermögen aber besaßen sie nicht. Was ich von ihnen erbte, reichte zur Noth hin, daß ich meine Lehrzeit auf der hohen Schule anständig zubringen konnte, und noch einige Jahre darüber hinaus zu leben hatte. Ich war ein junger unverdorbener Mensch, hatte brav gelernt, und war beinahe zu gut, weil ich nur unter den Urbildern des Höchsten und Edelsten lebte. Das brachte mir viel Unheil; denn ich verkannte die Welt, und glaubte sie, je nach Umständen, bald von lauter Engeln, bald von lauter Teufeln bevölkert.“

„Das begegnet mir wohl, wider Willen, auch jetzt noch!“ sagte Fritz.

„Das ist sehr möglich,“ antwortete der Staatsrath, „denn ein junger Mensch, der nicht in diesen Irrthum verfällt, hat entweder nie ein ganz reines oder kein warmes Herz gehabt. Man muß einmal da hindurch. — Nun weiter. Ich mußte lange unentgeldlich in den Dikasterien arbeiten, ehe ich einen Titel und endlich ein Aemtlein mit magerm Gehalt empfing. Das ist so der Lauf der Dinge. Ich wußte es voraus. Man durfte nicht wissen, daß ich arm sei; sonst hätte ich bei Hohen und Niedern weit weniger Achtung genossen, als ich verdiente. Ich war also beständig äusserst sauber gekleidet, was man damals galant hieß, jetzt elegant. Ich wohnte in schönen Zimmern; ich erschien in den vornehmsten Gesellschaften. Ich scheute mich sogar nicht, von Zeit zu Zeit kleine Lustpartien mitzumachen, die etwas Geld kosteten. Dabei war ich ohne Schulden, und das wollte von jungen Herren meines Alters und Standes viel sagen. Ich stellte mich überall wohlhabender, als ich war. Und das Alles bewirkte ich mit wenigem Gelde. Niemand wußte, daß ich das ganze Jahr hindurch elender lebte, als ein Baugefangener. Salz und Brod und Wasser nebst Milch war meine beständige Kost. Bei allem dem war ich sehr glücklich, weil mein Herz vollen Genuß hatte, nicht nur im Bewußtsein erfüllter Pflichten oder in jugendlichen Hoffnungen von einer goldenen Zukunft, sondern auch sonst noch. Ich war überall willkommen und geliebt. Die Weiber hatten mich gern. Unter den Männern war ich wohl gelitten. Allein von allen Männern hatte ich nur einen einzigen auserwählten, geprüften Freund, einen Advokaten Schneemüller. Wir waren beide ein Herz und eine Seele. Schon auf der Hochschule hatte er sich in einem Duell für mich beinahe aufgeopfert. Er war in Noth und Weh bewährt. — Von allen Frauenzimmern galt mir nur eines über alle. Es war die Tochter des Generals van Tyten. Sie hieß Philippine. Ich liebte sie Jahre lang schweigend; liebte, ohne zu wissen, wie ich liebte. Es war beinahe nur stumme Abgötterei; aber mein ganzes Leben ward durch diese Liebe geheiligt. Niemand erfuhr den Zustand meines Innern: ich wagte Keinem davon zu sprechen. Denn was dem Gemüth das Allerheiligste ist, wird durch den Laut des Wortes, auch des reinsten, entweiht. Daher spricht Niemand gern einem Andern von seiner Liebe, und Niemand gern im gesellschaftlichen Leben von seiner innersten Religion.“

„Auch Ihrem Freunde vertrauten Sie sich nicht?“

„Nein, auch ihm nicht; schon deswegen nicht, weil ich in meiner Dürftigkeit, in meiner Amtslosigkeit, in meiner Bürgerlichkeit gar nicht an die reiche, hochgeborne Generalstochter ernstlich denken durfte. Hingegen erfuhr ich von Schneemüllern zuerst, was ich nie geglaubt hätte, daß man allgemein sage, ich sei Philippinens Günstling; sie liebe mich mit romanhafter Schwärmerei, es habe deswegen zwischen ihr und ihrer Mutter sogar kleine Auftritte gegeben. Was ich Schneemüllern nicht glaubte, davon war ich ein halbes Jahr nachher überzeugt, als Zufälle Philippinen und mich enger zusammenführten und endlich unser beiderseitiges Geheimniß entsiegelten. Natürlich, wir schworen uns ewige Liebe und lieber den Tod, als Untreue zu ertragen. Von nun an war ich im Himmel. — Um diese Zeit strömten auch von aussen alle Gunstbezeugungen Fortunens über mich zusammen. Ich ward Hofkammerrath der verwittweten Herzogin, und genoß einen mäßigen, doch anständigen Gehalt. Die Kluft zwischen meiner und Philippinens Hand war nicht mehr unausfüllbar. Der General brauchte mich und ward traulicher, und seine Frau hatte gegen Philippinens Schwärmereien keine so häufigen Einwendungen mehr zu machen. Bald nachher fiel mir aus Batavia eine bedeutende Erbschaft von einem dort verstorbenen Vetter zu. Die Gelder waren in Amsterdam, nach geschehener Legitimation, zu erheben. Ich ward selig, nicht des Geldes, sondern Philippinens wegen. Gerade damals warb ein hübscher junger Mann, ein Graf, ein Günstling unsers damaligen Landesherrn, um ihre Liebe. Sie spöttelte dazu. Sie küßte meine kleinen, eifersüchtigen Besorgnisse hinweg. Sie selbst forderte mich nun auf, um ihre Hand anzuhalten bei den Aeltern. Das war mir natürlich ein schweres Stück Arbeit. Doch machte ich Anstalt. Zugleich sollte ich, wegen des Erbes, nach Amsterdam. Das fiel mir sehr ungelegen, theils weil ich mich ohne Todeskrankheit nicht auf so lange Zeit von Philippinen trennen zu können glaubte; theils weil sie selber gegen meine persönliche Hinreise sprach; theils auch, weil mir der junge Graf gar zu reich, zu hübsch, zu zudringlich vorkam. Wir wurden endlich einig, und Freund Schneemüller reis'te statt meiner, mit allen obrigkeitlichen Papieren, Zeugnissen und nöthigen Vollmachten versehen, nach Amsterdam.“

„Sie haben mir“, sagte Fritz, „doch noch nie von diesem Ihrem Freund gesprochen.“

„Kann sein,“ erwiederte der Staatsrath: „das erklärt sich von selbst. Es vergingen Wochen und Tage. Mein Freund und Mandatarius schrieb nie. Ich bestürmte ihn mit Briefen. Ich kam sogleich auf den Gedanken, er sei krank, sehr krank. Die Freundschaft überwand die Liebe; ich reis'te nach Amsterdam. Philippine war bei meiner Abreise ausser sich vor Schmerz. Sie sank, als ich von ihr ging, ihrer Mutter ohnmächtig in den Arm. — Auf der ganzen Reise fragte ich Schneemüllern nach. Ich fand seinen Namen in allen Postbüchern. Ich kam nach Amsterdam. Er war da gewesen. Er hatte das Testament und die Summen in Wechseln erhoben, einige Wechsel

sogleich zu Geld gemacht, andere gegen Banknoten ausgetauscht, andere gegen andere Wechsel. Ihn selbst fand ich nirgends. Das kam mir sonderbar vor. Endlich erfuhr ich mit Erstaunen, ein Mann von seiner Gestalt habe sich auf ein amerikanisches Schiff begeben, schon vor zwei Monaten, also bald nach Bezug der Erbschaft. Ich rief immer: es ist nicht möglich! Allein ich erhielt bestimmte Gewißheit. Da war's möglich. Mein Freund, mein bester Freund hatte mich betrogen."

„Abscheulich!" rief Fritz.

„Ich reis'te zurück, mit zerrissenem Herzen. Wohl hätte ich das Geld verschmerzt, aber die Treulosigkeit meines Herzensfreundes konnte ich nicht verschmerzen. Er raubte mir das Vertrauen und den Glauben an die Menschheit. Als ich in unserer Stadt angekommen war, wäre ich gern sogleich zum General van Tyten, zu Philippinen geflogen, die vorläufig das Unglück zwar schon aus einem Briefe von mir erfahren hatten. Doch es war zu spät Abends. Mein Hauswirth begrüßte mich freundlich. „Was gibt's denn Neues bei uns?" fragte ich. — „Nicht sonderlich viel. Daß das Fräulein van Tyten vor vier Wochen vermählt ist, wissen Sie!" sagte er. — „Nicht möglich! Nicht möglich! Vermählt? was? die Tochter des Generals van Tyten? mit wem? mit dem Grafen? — was? nicht möglich!" rief ich. — „Allerdings!" erwiederte er, und erzählte mir ganz ruhig alle Umstände haarklein, woraus erhellte, daß meine Philippine sich gar nicht gesträubt habe, dem hübschen, reichen, am Hofe sehr bedeutenden Grafen die Hand zu geben, sobald er darum angehalten hatte. Und dies mochte kurz nach dem Empfang des Briefes geschehen sein, welchen ich dem General aus Amsterdam von Schneemüllers Schurkerei geschrieben hatte. Ich glaubte aber an das Geschwätz meines Hauswirths nicht, und rief immer: es ist unmöglich! Ich glaubte die ganze Nacht nicht daran, wohl aber den folgenden Morgen; denn da vernahm ich von allen Seiten und vom General selbst die Bestätigung."

„Abscheulich, abscheulich!" rief Fritz, und drückte die Hand fest an sein Herz, als wollte er es vor dem Zerspringen bewahren.

Der alte Staatsrath sagte: „Nun ja, so rief ich auch. Nun so von allen Seiten und so betrogen, — nun glaubte ich an nichts mehr fest auf Erden, an die Liebe keines Mädchens, an den Schwur keines Mannes, an die Dauer keines Schicksals. Was mir unmöglich geschienen, war geschehen. Nun hielt ich auch das Unglaublichste für möglich, nur nicht, daß der Mensch und sein Loos beständig sei. Und wenn man mir auch das Unwahrscheinlichste sagte, antwortete ich: Es ist sehr möglich! — In den vier Worten lag das System meiner gesammten Lebensweisheit von da an. Ich nahm mir vor, nur immer die Worte bei jedem Anlaß zu wiederholen. Ich fand darin Trost in der Tiefe meines Elends. Diese Worte bewahrten mich vor Verzweiflung. Ich lernte, daß ich auf nichts mehr zählen sollte, als auf mich selbst. Kannst du, dachte ich manchmal, kannst du denn noch jemals auf Erden froh werden? — Es ist sehr möglich! war dann mein Refrain, und er bestätigte sich. Seitdem behielt ich ihn bei. Die größte Huld des Glückes berauschte mich nicht mehr; ich dachte an die Vergänglichkeit und das Unglück, und sagte: Es ist sehr möglich! Ich hatte seitdem keine größere Freude, als an dem Tage, lieber Fritz, da du geboren wurdest. Aber ich mäßigte mein Entzücken mit dem Gedanken: du könntest mir durch den Tod entrissen oder ein ungerathenes Kind werden. Da sagte ich: es ist sehr möglich! und ward nüchtern und auf alles Böse gefaßt."

„Gott sei Dank, Väterchen," rief Fritz, „es ist beides nicht eingetroffen."

„Gleichviel, mein Sohn, aber es war sehr möglich. Seit ich mein Sprichwort habe, nehme ich jede angenehme Stunde, wie ein Geschenk des Himmels, ohne es für bleibend zu halten, und überrascht mich kein Uebel mehr, denn ich bin darauf gefaßt, und weiß, es hört endlich auf. Es ist Alles sehr möglich. Darum rathe ich dir, eigne dir diese Idee an. Sie muß sich aber durch beständigen Gebrauch in dein ganzes Wesen auflösen, sich gleichsam in deinem ganzen Nervenbau verknorpeln — sonst frommt sie nichts, und du bleibst karakterlos."

„Wir Menschen alle", fuhr der Staatsrath fort, „werden bei unsern wichtigsten und unwichtigsten Begebenheiten und Handlungen von einer in dem Augenblick erst schnell aufsteigenden, oft uns selbst fast unbewußten Idee geleitet. Sie ist dann des Augenblicks und der Umstände flüchtiges Erzeugniß, und zwar so sehr, daß man sich hintennach oft nicht einmal Rechenschaft geben kann, warum man eigentlich im entscheidenden Moment gerade so und nicht anders handelte. Unwissende glauben an göttliche oder satanische Inspiration. Daher können auch nur äusserst wenige Menschen dafür gut stehen, wie sie allenfalls unter diesen oder jenen Verhältnissen handeln würden. Sie können es nicht; denn beim Heransturz des Verhängnisses sind sie meistens ihrer selbst nicht mächtig, wie betäubt, wie berauscht, weil ihrem Geiste alle Festigkeit, ich möchte sagen, das starke Knochengeripp, die fixe Idee der höchsten Lebensweisheit, der starke Christussinn, das Verachten des Irdischen und seines Spiels, das Hinschauen auf das Ewigwahre, Ewiggute fehlt. — Um sich solches eigen zu machen, muß man ein sehr einfaches Mittel, dem Geiste eine Krücke, irgend einen überall anzubringenden Weidspruch, wählen. Steht es dann und wann auch nicht wohl an: ei nun, was schadet's? Genug, wenn uns das Wahrste und Erhabenste zur bloßen Gewohnheit wird, das heißt, zur andern Natur, aber nicht zur thierischen gedankenlosen, sondern zur vollbewußten. Das gibt Stärke, das gibt Stetigkeit.

Darum folge meinem Rath! Es ist dir sehr möglich.“

Mit der Stärke und Stetigkeit des Gemüths hatte es beim Staatsrath Stryk seine volle Richtigkeit; inzwischen zog ihm sein Sprüchwort doch zuweilen auch manchen Verdruß zu, was wenigstens andern Leuten wohl Verdruß gewesen wäre. Aber ihn focht nichts leicht an.

Zum Beispiel war er eines Tages in der Ministerialversammlung, welcher der Kurfürst beiwohnte. Es war zur Zeit des französischen Revolutionstaumels. Man sprach nach aufgehobener Sitzung von den neuesten Vorfällen in Paris, in Lyon, in Straßburg; sprach von der ungeheuern Verwandlung der französischen Nation, von der ehemaligen Abgötterei, die sie mit ihren Königen getrieben, und von ihrer nunmehrigen Freudetrunkenheit beim Sturz des Thrones.

„Das ist das schändlichste Volk auf Gottes Erdboden!“ rief der Kurfürst: „Kein anderes Volk könnte das. Denk' ich an meine Unterthanen — nie, des bin ich gewiß, werden sie von solchem Schwindel ergriffen werden, nie vor einem Andern kniebeugen. Halten Sie es für möglich? Was meinen Sie, Stryk?“

Der Staatsrath hatte in dem Augenblick an etwas Anderes gedacht, die Worte seines Herrn nur halb gehört, und zuckte verlegen die Achseln, indem er nach seiner Gewohnheit sagte: „Es ist doch sehr möglich!“

Der Kurfürst stutzte. „Wie verstehen Sie das?“ rief er: „Glauben Sie, es werde je ein Augenblick kommen, da meine Unterthanen froh sein könnten, mich verloren zu haben?“

„Es ist sehr möglich!“ sagte Stryk mit Besonnenheit: „Man kann nichts voraus wissen. Niemand ist unzuverlässiger, als ein Volk; denn das Volk besteht aus Menschen, von denen sich jeder selbst mehr liebt, als den Fürsten. Eine neue Ordnung der Dinge bringt neue Hoffnungen; und immer sind Hoffnungen verführerischer, als der Besitz des Gutes selber. So sehr Ew. kurfürstliche Durchlaucht von allen Ihren Unterthanen geliebt werden, und so sehr Sie die Liebe derselben verdienen: doch wollte ich nicht schwören, daß nicht, bei verwandelten Umständen, dies Volk alle Wohlthaten vergessen, und zu Ehren einer Republik, oder eines andern Herrn, Freudenfeste und Illuminationen anstellen, die kurfürstlichen Wappen abreissen und beschimpfen könnte. O ja, es ist sehr möglich.“

„Sie sind nicht gescheut!“ versetzte der Kurfürst heftig und wandte ihm den Rücken. Stryk fiel in Ungnade. Jedermann sagte damals: Stryk ist ein Narr.

Einige Jahre nachher drangen die Franzosen glücklich über den Rhein. Der Kurfürst mit seinem Hofstaat flüchtete. Man jauchzte Freiheit und Gleichheit hinter ihm her, stellte Freudenfeste und Illuminationen an, und riß die kurfürstlichen Wappen ab.

Stryk, als ein kenntnißvoller, brauchbarer Mann, fand auch unter der neuen Ordnung der Dinge seine Anstellung, und um so mehr, da bekannt genug geworden, weswegen er beim vertriebenen Landesherrn in Ungnade gefallen war. Man betrachtete ihn gewissermaßen als ein Schlachtopfer des Fürsten-Despotismus. Das Neue befestigte sich, und Stryk trug durch seine Thätigkeit und Geschäftskunde dazu nicht wenig bei.

Ungeachtet seines natürlichen Feuers ließ er sich doch nie zur politischen Schwärmerei hinreißen. Er hielt es auch nie mit einer Partei; das mußte ihn jeder Partei verdächtig machen. Die Jakobiner hießen ihn einen verkappten Royalisten, die Royalisten hießen ihn einen verkappten Jakobiner. Er lachte zu beiden Titeln und that seine Pflicht.

Eines Tages kam ein Regierungskommissär in das Departement, dem man, wie sich von selbst versteht, die größten Ehrenbezeugungen erwies. Jeder drängte sich zu demselben; Jeder suchte sich bei ihm einige Wichtigkeit zu geben. Mitunter fehlte es auch nicht an Leuten, die über den braven Stryk und die Zweideutigkeit seiner republikanischen Gesinnungen ihr dienstwilliges Wörtchen an Mann brachten. Der Kommissär, da er einst mit Stryk in großer, glänzender Gesellschaft zusammentraf, wo mancher feurige Toast auf die Freiheit der Welt, auf die Rechte der Völker, auf die Siege der Republik angebracht worden war, wandte sich auch zu Stryk. „Ich wundere mich nur,“ sagte er, „daß die Könige es noch wagen, wider uns zu streiten. Denn sie beschleunigen damit nur ihren eigenen Sturz. Die Revolution macht die Runde um die Welt. Was besinnen denn die Leute? Bilden sie sich ein, die große Nation mit den Waffen zu beugen und die Bourbonen zurückzuführen? — Die Thoren! Eher würde ganz Europa untergehen. Was meinen Sie, Bürger: ist es einem vernünftigen Manne nur gedenkbar, daß in Frankreich jemals wieder ein Thron aufgebauet werde?“

„Unwahrscheinlich allerdings,“ sagte Stryk, „aber es ist sehr möglich.“

„Was? sehr möglich?“ schrie der Kommissär mit donnernder Stimme, daß die ganze Gesellschaft zusammenfuhr: „Wer an der Dauer der Freiheit zweifelt, hat sie noch nicht geliebt. Es thut mir leid, daß einer der ersten Beamten solche Gesinnungen nährt. Wie können Sie sich auch nur entschuldigen?“

„Entschuldigen?“ sagte Stryk ganz ruhig: „Es ist sehr möglich. Das freie Athen gewöhnte sich erst an einen Perikles, dann an einen König von Macedonien. Rom hatte erst Triumvirate, dann einen Cäsar und zuletzt Neronen. England tödtete seinen König, hatte einen Cromwell, hintennach wieder Könige.

„Was wollen Sie mit Ihren Römern, Athe-

nern und Engländern?“ rief der Kommissär: „Was wollen Sie mit diesen elenden, karakterlosen Völkern, die der Ketten werth waren? Sie werden sie doch nicht mit den Franzosen in Vergleich setzen? Aber ich verzeihe Ihnen Ihre schiefe Ansicht. Sie sind kein geborner Franzose.“

Es war jedoch dem Kommissär mit dem Verzeihen kein besonderer Ernst; denn Stryk verlor bald darauf seine Stelle. Er mußte sich sogar gefallen lassen, wegen verdächtigen Reden in Verhaft und peinliche Untersuchungen zu gerathen.

Einige Jahre nachher ward Bonaparte erster Konsul, erst für zehn Jahre, dann für Lebenszeit, dann Kaiser und König. Stryk ward gleich anfangs wegen seiner Einsicht, Rechtschaffenheit, und weil er von jeher zu denen gehört hatte, die man die Gemäßigten nannte, wieder in Amt und Würden eingesetzt. Von dieser Zeit an genoß er in seinem Kreise höhere Achtung, als je. So manches, was er zuvor gesagt hatte, war erfüllt. Man hielt ihn für einen politischen Fernseher.

Napoleon verwandelte die Welt und verschenkte Kronen. Auch Stryk ward der Diener einer dieser Kronen und genoß die größten Ehren. Nun war kein Mensch mehr Republikaner. Jeder kroch vor dem neuen Herrscher. Ja, Niemand wollte jemals zu den Republikanern gehört haben, sondern Jeglicher behauptete, von dem Schwindel, der einst Alle befallen hatte, frei geblieben zu sein. Man rechnete es zur bittersten Schande, nicht allezeit gut königlich gedacht zu haben.

„Ich finde darin keine Schande,“ sagte Stryk, als sich einst darüber zwischen seinen besten Freunden Vorwürfe und Wortwechsel erhoben: „ich glaube, ihr alle habt, da der Schnupfen umging, davon befallen werden können. Und kommt ähnliche Witterung wieder, könnet ihr auch den Schnupfen noch einmal bekommen. Es ist sehr möglich.“

„Wie? Halten Sie uns alle für so schwache, arme Sünder?“ riefen sie insgesammt: „Wahrlich, ich für meine Person“, setzte Jeder hinzu, „lasse mich nicht so leicht von dem moralischen Modefieber besiegen!“

„Da fällt mir“, sagte Stryk, „immer aus Addisons Zuschauer der Sultan von Egypten ein. Dieser Sultan that sich etwas darauf zu gut, ein starker Geist zu sein. Nichts war ihm lächerlicher, als was der Koran von des Propheten Muhamed überirdischer Reise erzählt. Laut der Sure des Korans ward der Prophet nämlich, da er eines Morgens im Bette lag, vom Engel Gabriel durch Paradies und Hölle und alle sieben Himmel geführt; er hörte, er sah da Alles, was vorging, hielt mit Gott neunzigtausend Unterredungen, und das alles in so kurzer Zeit, daß der Prophet sein Bett noch warm fand, da ihn der Engel Gabriel wieder hineinlegte, ja, daß das Wasser eines Kruges, den er bei Anfang der Himmelfahrt vor seinem Bett umgestoßen hatte, noch nicht einmal ganz ausgeflossen war. — Es spöttelte der Sultan eines Tages über diese Geschichte auch in Gegenwart eines türkischen Heiligen, der im Rufe stand, Wunder verrichten zu können. Dieser nahm es auf sich, den Sultan von seinem Unglauben zu heilen, wenn er thun wolle, was ihm geboten würde. Der Sultan nahm den Mönch beim Wort. Der Heilige führte den Herrn der Gläubigen zu einer Kufe, die bis an den Rand voll Wasser war. Der ganze Hofstaat war zugegen, und umringte neugierig die Kufe. Der Mönch gebot dem Fürsten, den ganzen Kopf ins Wasser zu tauchen und augenblicklich wieder herauszuziehen. Der Sultan that es. Kaum aber hatte er den Kopf im Wasser, sah er sich am Fuße eines Gebirges, unfern dem Meeresgestade, ganz einsam. Man denke sich sein Entsetzen! Er verwünschte den Mönch und schwor, ihm den Hexenmeisterstreich zeitlebens nicht zu verzeihen. Allein was half's? Er mußte sich wohl in sein Schicksal ergeben. Zum Glück bemerkte er Leute in einem Walde. Es waren Holzfäller. Mit Rath derselben kam er zu einer jenseits des Waldes gelegenen Stadt. Allein er befand sich weit von Egypten, am kaspischen Meere. Niemand kannte ihn. Er wagte nur nicht zu sagen, daß er der Sultan von Egypten wäre. Nach mancherlei Abenteuern gewann er die Gunst eines reichen Mannes und heirathete dessen schöne Tochter. Mit dieser hatte er vierzehn Kinder, nämlich sieben Knaben und sieben Mädchen. Seine Frau starb endlich, und nach mehrern Jahren gerieth er durch verschiedene Unglücksfälle, Krieg und Krankheit ins größte Elend. So weit kam es, daß er in den Straßen der Stadt sein Brod betteln mußte. Er weinte oft bittere Thränen, wenn er seinen gegenwärtigen betrübten Zustand mit der Pracht des ehemaligen egyptischen Palastes verglich, und hielt sein Loos für Strafe und Züchtigung des vielbewiesenen Unglaubens. Er beschloß, Buße zu thun und sich nach Mekka durchzubetteln. Er vollbrachte die Wallfahrt glücklich. Ehe er aber die heilige Stätte berührte, wollte er sich durch eine Waschung vorbereiten. Er ging zum Fluß, entkleidete sich, tauchte ganz unter und erhob sich wieder. Neues Wunder! Wie er den Kopf herauszog, stand er nicht im Fluß, sondern dicht vor der Kufe, bei seinen Höflingen und dem Mönch, der ihn geheißen hatte, den Kopf in's Wasser zu stecken. Trotz seines Erstaunens und seiner Freude konnte er sich doch des Grimmes gegen den Mönch nicht enthalten, der ihm den boshaften Streich gespielt und so vielen Gefahren und Leiden preisgegeben hatte. Aber das Erstaunen des Sultans stieg auf's Höchste, als er vom ganzen Hofe, dem er seine Schicksale erzählte, vernahm: er wäre gar nicht von der Kufe weggegangen, sondern habe diesen Augenblick erst den Kopf in's Wasser getaucht und eben so plötzlich ihn wieder zurückgezogen.“

„Ihr Herren“, fuhr der Staatsrath fort, „seid wohl alle im Fall unsers Sultans von Egypten. Hätte man euch vor der Revolution vorausgesagt, was ihr alle während derselben thun würdet, ihr hättet es nicht geglaubt. Jetzt habt ihr den Kopf aus der Kufe gezogen, und wollt nun nicht Wort haben, was ihr zur Zeit der Wunder dachtet, fühltet, lebtet. Sollten die ausgewanderten Bourbonen und Adelichen je wieder nach Frankreich zurückkommen, ich wette, sie halten die ganze Geschichte seit 1789 für nicht geschehen, und stehen wieder, wie der Sultan von Egypten, fröhlich vor der Kufe, und betrachten die Jammerjahre wie eine träumerische Selbsttäuschung.“

Man lächelte. „Nun, nun!“ sagten Einige: „der Herr Staatsrath mag in Manchem Recht haben. Aber sollte man im Ernst wohl denken, daß die armen Bourbonen je wieder zurückkommen? Das gehört nun doch in's Reich der Unmöglichkeiten.“

„Hm, es ist sehr möglich!“ sagte Stryk. Und in der That erlebte er auch noch diesen Umschwung der Dinge, und wie Alles wieder in's vorige Geleise der politischen Ordnung zurücktrat.

Der Umschwung konnte für einen Mann von Stryks Denkart nicht gefährlich sein, besonders da er bei dem Napoleonischen Monarchenthum zuletzt abermals in Ungnade gefallen war. Man sagte: Napoleon habe von seiner politischen Sehergabe gehört. Kurz vor der Abreise des Kaisers aus Frankreich zum Feldzuge nach Rußland ging einer seiner Generale zum Staatsrath und fragte ihn beiläufig, was er vom Ausgang des Feldzuges halte? — Der alte Geschäftsmann wunderte sich über die Frage, und wollte nicht antworten. Dem General kam dies sonderbar vor. „Ich denke, wir feiern die Weihnachten in Petersburg,“ sagte er; „es scheint aber, Sie fürchten von der Unternehmung schlechtes Gelingen.“ Der Staatsrath zuckte nach seiner Gewohnheit die Achseln und versetzte: Es ist sehr möglich. Das brachte ihm Schaden. Er ist ein Narr! hieß es, und sein Name verschwand ganz von selbst auf der Liste der Staatsräthe. Da aber die verbündeten Mächte in Frankreich einrückten und allenthalben die Napoleonischen Schöpfungen zerstört wurden, sagte Jedermann: Stryk ist ein Prophet. Das ist immer das Schicksal der Weisern.

Seine Ungnade unter der Regierung der Anmaßer (wie nun plötzlich die verbannten Kaiser und Könige illegitimer Herkunft hießen) gereichte ihm zur Gnade bei dem neuen legitimen Landesfürsten. Doch fehlte wenig, sein Sprüchwort hätte ihn auch bei diesem wieder in übeln Ruf gebracht.

Denn als der Fürst eines Tages den Staatsrath fühlen ließ, man halte ihn für einen Achselträger, weil er bei allen Wechseln der Regierungen immer obenan geblieben wäre, und daß er es folglich mit keiner recht treu gemeint haben möge, antwortete der alte Mann ganz trocken nach seiner Gewohnheit: „Es ist sehr möglich; denn“, setzte er schnell hinzu, indem er sich besann, „ich war allezeit ein treuer Staatsdiener.“

„Das ist platter Widerspruch!“ rief der Souverän: „Wie können Sie sich als einen treuen Staatsdiener proklamiren, wenn Sie heut einem rechtmäßigen, morgen einem unrechtmäßigen Herrn den Hof machen?“

„Eben, weil ich mich immer befliß, kein Herrendiener, sondern ein Staatsdiener zu sein. Unter unrechtmäßigen Herren oder übeldenkenden Herren ist es jedem redlichen Freund des Vaterlandes doppelte Pflicht, dem Staate zu helfen.“

„Was Staat?“ sagte der Souverän: „Ich rede von der Regierung. Können Sie die vom Staate getrennt denken?“

„Nein, allergnädigster Herr; wohl aber die regierende Person getrennt von der Regierung.“

Der Souverän warf einen finstern Blick auf den Staatsrath und sagte: „Das ist Revolutionssprache, die jetzt nicht mehr gelten soll. Merken Sie sich das: Ich und der Staat sind dasselbe. Sie sind nicht der Diener des Staats, sondern mein Diener für den Staat.“

Der Staatsrath verbeugte sich schweigend. Nach einiger Zeit ward er seines Alters wegen zwar vom Amte entlassen, aber doch mit Beibehaltung seines Gehalts.

Auch in seiner Abgeschiedenheit von den öffentlichen Geschäften behielt er das einmal erworbene Ansehen und besonders den Ruf eines politischen Sehers. Denn alle Staatsveränderungen hatte er nach seiner Weise lange und mit auffallender Sicherheit vorausgesagt, so daß man sich gern mit einer Art Aberglaubens an ihn wendete, um seine Meinung wegen der Zukunft zu erfahren.

Als man ihm einst über seine seltene Gabe ein Kompliment machte, konnte er sich des Lachens nicht erwehren. „Man kann“, sagte er, „unter Leuten, die schlechterdings blind sein wollen, ganz wohlfeil zur Würde eines Sehers und Weissagers gelangen. Mit gesundem Menschenverstand und kaltem Blut reicht man weit, wenn alle Welt in leidenschaftlicher Heftigkeit wider einander rennt und sich über die Dinge, wie sie sind, verblendet.“

„Könnten Sie uns nur Ihre Sehergabe mittheilen!“ sagte einer seiner Bewunderer.

„Es ist sehr möglich!“ gab er zur Antwort: „Um in die Zukunft zu schauen, muß man rückwärts sehen, nicht vorwärts — rückwärts in die Vergangenheit! Da hängt der Prophetenspiegel. Aber unsere Minister sehen nicht gern dahin; ohnedem haben sie vom vielen Lesen der Bittschriften, Lobreden und diplomatischen Noten kurzes, verdorbenes Gesicht.“

„Aber was sagen Sie von der jetzigen Zeit?“

„Sie bleibt nicht, mit Allem, was in ihr ist. Gegen diese Prophezeihung läßt sich nichts einwenden!“ sagte der Alte.

„Also meinen Sie, die Unruhen und Aenderungen seien noch nicht zu Ende? Und doch ist der böse Geist unter die Ratten und Mäuse von St. Helena verbannt. Woher sollte er wieder kommen? Oder glauben Sie, er oder Seinesgleichen könne wieder erscheinen und Spuk treiben?“

Der Staatsrath zuckte die Achseln: „Es ist sehr möglich. Uebrigens hat der böse Geist nicht die südamerikanische, nicht die französische Revolution gemacht; er hat aber das, was die Revolutionen im menschlichen Geschlecht beschleunigt, mächtig befördert, weil er, seiner Dynastie wegen, dagegen kämpfte, nämlich gegen Wahrheit, Aufklärung, Freiheit, Recht, nicht nur bei den Franzosen, sondern auch bei andern Völkern. Das weckte auch die andern Völker. Nun will man aber wieder mit Waffengewalt, mit Inquisition, Tortur, Nunziaturen, diplomatischen Pfiffen, Haarbeuteln, Perrüken, Spießruthenlaufen, Adelspatenten, Ordensbändern, Staupbesen, ewigen Bündnissen, Zensurgesetzen und dergleichen altlöblichen Dingen zum ewigen Frieden helfen. So geschah es schon zur Zeit Franklins und Washingtons, zur Zeit der Bastillen, zur Zeit der Davouste und Palms. Dieselben Mittel und Ursachen werden dieselben Wirkungen haben. Darauf verlaßt euch.“

Kleine Ursachen.

Eine Doppelgeschichte.

I.

Eingang.

Man sagt wohl: der Mensch kann, was er will! Ich dächte, jeder Tag belehrte uns vom Gegentheil: der Mensch muß, was er will. Gerade was er will, ist wieder eine Folge von vorhergehenden Ursachen, die ihn bestimmen.

Es ist wahr, Talente, liebenswürdige Eigenschaften vermögen viel; aber mehr, als sie, das blinde Glück. Und jene Talente, jene Eigenschaften, sind sie denn etwas anderes, als Gaben der unbefangenen Fortuna?

Ich kenne keine seltsamere Lebensgeschichte, als die des Grafen Roderich von W..., der als erster Minister starb, und sich von einem Bäckergesellen über alle Würden seines Vaterlandes emporschwang. Emporschwang? Nein, es ist zu viel gesagt. Er wurde wider seine Erwartung, wider seinen Willen sogar emporgerissen. Er selbst erzählte uns seine Abenteuer zuweilen; diese Abenteuer sind aber so unbedeutend, so kleinlich, daß sie nur vielleicht durch die naive Art, wie er sie uns vortrug, anziehend werden konnten. Ich will sie hier niederzeichnen, so gut ich mich ihrer erinnere. Ich bin überzeugt, damit Andern, am meisten aber mir selbst, eine frohe Stunde zu machen. Ich werde mich dabei derjenigen wieder lebhaft erinnern, die ich in der lehrreichen Gesellschaft des liebenswürdigen Greises genoß.

In die Bäckerstube.

Roderich war bekanntlich von geringer Herkunft. Sein Vater bekleidete in einer kleinen Grenzstadt das Amt eines Zöllners, hatte wenig Vermögen, aber viel Verstand, viele Kenntnisse. Ungeachtet er mehrere Sprachen vortrefflich redete und schrieb, im Zeichnen und auf der Flöte Seinesgleichen suchte, brachte er es doch nicht weiter, als zum Zöllner. Warum? Das Glück wollte ihm nicht wohl. Er hatte einst leichtsinniger Weise als junger Mensch die Hand zu einem dummen Streich geliehen. Alle Andere, die daran Theil genommen, gingen glücklich davon, hatten Geld, Familie, Fürsprache. Er aber, weil er dies nicht besaß, mußte Sündenbock werden für die Uebrigen, und kam zehn Jahre auf die Festung. Nach überstandener Strafzeit verließ er sein Vaterland, in welchem er entehrt ward; hofmeisterte eine Zeit lang umher; brach endlich das Bein; ward Kopist für kargen Sold, und zuletzt aus hoher Gnade seiner Gönner, denen er zur Last ward, Zöllner in einer Grenzstadt. Hier verheirathete er sich mit einem armen Mädchen, und ward Vater unsers Roderich.

Er gab dem Knaben eine treffliche Erziehung, unterrichtete ihn selbst, und wollte was Rechtes aus ihm machen. Roderich hatte die glänzendsten Gaben. Es konnte allerdings aus ihm etwas werden. Allein da er reif war, auf die Universität zu gehen, fehlte es leider an Geld und sogar an Stipendien. Darüber grämte sich der alte Zöllner und starb. Roderichs Mutter war schon sieben Jahre ihm in die ewige Seligkeit vorangegangen.

Der zwanzigjährige Zöllnerssohn stand nun allein. Das Habe des Verstorbenen reichte kaum hin, die Schulden zu zahlen. Roderich erhielt von mitleidigen Seelen ein Reisegeld, und so wan-

derte er in die Fremde, weil er, wo er lebte, sehr überflüssig war.

Er ging in ein anderes Städtchen, da wohnte seines Vaters Schwester, verwittwet, und fristete ihre alten Tage mit einem kleinen Handel von Schwefelfaden, Feuersteinen, Papier, Federn u. dgl. m. Roderich trat mit nassen Augen vor die Schwester seines Vaters, und kündigte ihr dessen Tod und seine Armuth an. Die gute Alte ward tief bewegt, umarmte ihren Neffen, der ein großer Junge war, und versprach für ihn zu sorgen.

Sie hielt redlich Wort; nahm ihn zu sich ins Haus, und vertrat fortan Mutterstelle bei ihm. Nur hielt sie verschiedene Reformen bei ihm nöthig. „Du hast kein Geld," sagte sie, „ich habe nichts; also die Universität schlage dir aus dem Sinn. So etwas ist für reiche Leute gut. Dein Vater hatte für seinen Stand zu viel Verstand, und das war gewiß eine von den Hauptursachen seines Unglücks. Er wollte zu hoch hinaus, und darüber versäumte er das Geringe. Er warf die Kreuzer weg, weil er nur mit Thalern spielen wollte; darum blieb er arm. Er war nie, wo er lebte; und wo er sein wollte, dahin konnte er nie kommen. Das war sein Fehler! Gott habe ihn selig! — Weißt du was, Roderich? Sei ein lieber Sohn, wirf die Bücher fort, die dir nur den Kopf verderben. Wozu Bücher? Sieh, ich habe noch so viel, das Lehrgeld für dich zu zahlen. Du sollst das edle Bäckerhandwerk lernen. Mit Meister Birnenstiel bin ich schon einig. Also die andere Woche ziehst du zu ihm. Ich gebe dir noch ein halbes Dutzend Hemden mit, und lasse dir einen Sonntagsrock anmessen. In drei Jahren wirst du als Gesell ausgeschrieben; dann bist du dein eigener Herr. Handwerk hat einen goldenen Boden, und beim Backtrog ist noch keiner verhungert."

Roderich konnte nichts dagegen haben, weil er für sich nichts Besseres wußte. Nur sein Cicero und Xenophon waren ihm zu lieb. Er nahm sie in die Bäckerstube mit, und wenn er keine Mehlsäcke trug, oder keinen Teig knetete, oder die Meisterin ihn nirgends zu verschicken hatte, lernte er aus langer Weile eine horazische Ode auswendig.

Der Backtrog.

Meister Birnenstiel und seine Hausfrau waren zänkische Leute, die dem gelehrten Roderich oft heißer machten, als der Backofen. Allein sie hatten eine desto liebevollere Tochter, die dem guten Jungen Trost sprach. Gretchen war neunzehn Jahre alt, und Roderich hatte gegen die Fehler eines neunzehnjährigen Mädchens nichts einzuwenden, sondern ertrug sie mit christlicher Geduld. Unter Gretchens Fehlern war aber der schwerste, daß sie das Stumpfnäschen gar hoch trug, und lieber einem Prinzen, als einem Bäckerjungen tief in die Augen sah, wenn auch die Augen des Bäckerjungen schöner als die des Prinzen waren.

Der Prinz hatte sich auch wirklich gefunden; es war noch dazu ein Erbprinz, der als Major bei einem Dragonerregiment mit Seinesgleichen im Städtchen zur Garnison lag. Der fürstliche Major, blutjung, sollte hier vermuthlich ins Kriegshandwerk eingeweiht werden, aber es gab im Städtchen durchaus nichts zu bekriegen, als das spröde Herz der Schönen. Diesen Krieg hatte auch der Prinz gelernt, und Gretchen schien ihm eine der gefährlichsten Gegnerinnen, wider welche alle Kunststücke der Strategie und Taktik zu üben wären. Der arme Roderich spielte dabei natürlich eine betrübte Rolle. Er trug abwechselnd Mehlsäcke und Liebesbriefe. Der Prinz mochte seinen Vauban gut studirt haben; die Belagerung ging nach Wunsch von Statten; Gretchen entschloß sich, zu kapituliren. Kein Wunder! Ein Prinz ist für ein Bäckermädchen jederzeit nicht nur ein Engel, sondern wenigstens ein Erzengel.

Freilich, wäre Meister Birnenstiel hinter die Geschichten gekommen, es würde den Rosenwangen und Korallenlippen seiner Jungfer Tochter übel bekommen sein, und der Mehl- und Briefträger hätte ungesegnet aus dem Hause wandern müssen. Aber so verstand man sich, und Meister Birnenstiel wußte nichts davon, daß ein Prinz, der in der christlichen Liebe so wenig nach Ahnenals Backproben fragte, sich Mühe gäbe, bei ihm die Stelle eines Eidams anzunehmen.

Bald aber wäre die ganze Geschichte verrathen worden, und zwar durch ein Ereigniß der ungewöhnlichsten Art. Und eben dies Abenteuer war Schuld, daß Roderich aufhörte, die Kunst, Brod und Semmel zu formen, ferner mit dem ihm eigenen Fleiß zu studieren.

Eines Abends nämlich schlich der Prinz in Bürgerkleidern vor dem Hause Meister Birnenstiels vorbei, um Gretchen zu sehen. Aus guten Gründen stand Gretchen von ungefähr vor der Hausthür, um — nach den Sternen zu sehen. Obwohl der Prinz diesmal unbesternt war, sah sie doch nach ihm. Und wie konnte sie anders, da er dicht neben ihr stand? Vermuthlich um nicht von Andern gesehen zu werden, traten beide in den finstern Hausgang; und da die Mutter Birnenstiel oben an der Treppe hustete, schlüpften beide verschüchtert in die Backstube hinein, wo Roderich den Teig gemacht hatte, und nun bei seinem Lämpchen saß, den Homer zu lesen. Ehe er's versah, riß ihm Gretchen den alten Griechen aus der Hand, und schob ihn aus der Backstube hinaus, mit den vielsagenden Worten: Gib Acht, wenn einer kommt.

Während Roderich draussen gehorsam schildwachtete, erklärte Prinz Xaver seiner Holdseligen die Leiden eines liebenden Herzens. Gretchen, das auch Romane gelesen hatte, hörte ihn mit Rührung an, ohne jedoch zu verbergen, welche

Sorge ihr der hohe Stand des Geliebten mache. Er aber schwor mit Thränen im Auge, er würde, wenn das Schicksal ihn verhindere, mit ihr zu leben, freudig mit ihr sterben. „In jener Welt“, sprach er, „gibts nur Liebe, keinen Rang.“ Es ist unbekannt, woher er dies wußte, da er doch noch nie in jener Welt gewesen.

Gretchen aber glaubte ihm gern. Ein Prinz, dachte sie, muß das besser wissen. Der Bund der Liebe ward geschworen. „Und wenn wir verrathen würden?“ seufzte Gretchen. — „Was mehr?“ rief Xaver: „so eilten wir zum Strom, unserm kristallenen Grab! Ich schlösse dich fest in meinen Arm“ — wie gesagt, so gethan — „gäbe dir den letzten, letzten Kuß“ — und bei diesen Worten küßte er kühn die ersten Küsse auf ihre ihm nicht mehr entfliehenden Wangen — Gretchen weinte Thränen der Wehmuth und Wonne, der Prinz eben so — „und sänke mit dir, o Gretchen, hinab!“

Bei diesen Worten sank er wirklich mit ihr in den breiten Backtrog nieder, den er bei der Lampendämmerung oder Liebestrunkenheit für ein Sofa gehalten haben mochte. Die Liebenden verloren aber das Gleichgewicht — denn das ist Liebenden schwer zu halten — und fuhren mit Kopf, Nacken und Schultern, während ihre Lippen noch im Kuß zusammenbingen, in den frischen, weichen Backteig, den Roderich so mühsam angerichtet hatte.

Etwas Erzgemeineres konnte den beiden Entzückten nicht leicht widerfahren. — Aller Liebestaumel war dahin. Jeder suchte sich zuerst zu retten, und knetete den andern desto tiefer in den Mehlgrund ein, denn beider Lage war so gefährlich, als unbehilflich. Endlich stürzte unter den gewaltsamen Bewegungen der heillose Backtrog sammt den getreuen Liebenden mit einem Gepraſſel zu Boden, daß das Haus bebte.

Roderich hörte es und zugleich ein dumpfes Winseln der Unglückseligen. Er sprang in die Backstube, und war fast versteinert, als er zwei seltsame Figuren erblickte, deren Untertheil allein noch Menschengestalt verrieth. Gretchen arbeitete mit beiden Händen, um erst dem Stumpfnäschen Luft, dann den holdseligen, tiefverkleisterten Augen Licht zu verschaffen. Der Prinz hatte den Homer ergriffen, und schabte sich damit das Gesicht. Das zu Boden gefahrene Mehl stäubte wie eine Wolke auf.

Unterdessen hörte man den Meister Birnenstiel, wie einen Jupiter, mit Donnerwettern niederfahren von der Treppe. Roderich, um den Prinzen und sein Liebchen zu retten, hatte Geistesgegenwart genug, dem Meister entgegen zu eilen, ihn beim Arm zu nehmen und auf die Straße zu führen, mit dem unerkünstelten Angstgeschrei: „Flieht, flieht aus dem Hause!“ — „Warum?“ schrie Birnenstiel. — „Ein Erdbeben!“ lallte Roderich. Deß erschrack der Bäcker, und rief: „Spring wieder hinein, rette meine Frau, meine Tochter!“ Der Bäcker, von einer panischen Angst befallen, glaubte wirklich, der Boden wanke unter seinen Sohlen. Er war neben seiner Grobheit ein gottesfürchtiger Mann, und hatte den Untergang des Städtchens vieler Sünden wegen schon längst prophezeit.

Wie Roderich ins Haus zurücklief, stürzte ihm der zusammengekleisterte Prinz entgegen, und riß ihn mit sich fort, die Straße hinab. — „Wohin denn?“ rief Roderich. — „Du mußt mich rein machen. Ich darf mich keinem Menschen zeigen, ohne Spott der ganzen Stadt zu werden.“

Der Glücksstern geht auf.

Inzwischen Meister Birnenstiel noch betend auf den Untergang Gomorra's wartete, und seine Tochter sich entteigte, half Roderich dem Prinzen aus der Noth. Wie dieser einmal wieder freien Athem schöpfen konnte, dankte er seinem Erlöser, und lobte dessen sinnreichen Einfall, die fatale Geschichte einem Erdbeben zur Last zu legen.

„Ach!“ seufzte Roderich: „wenn Ew. Durchlaucht nur halb so einen sinnreichen Einfall hätten, mich jetzt aus den unbarmherzigen Klauen des Meisters zu retten. Denn der wird mir das Erdbeben mit Heulen und Zähnklappern vergelten, oder jagt mich gar aus der Lehre. Ach, und meinen Homer haben Sie auch zu Grunde gerichtet!“

„Deinen Homer?“ sagte Xaver, der das Buch noch in der Hand hielt, und staunte den Bäckerjungen an, der, unter einem Dache mit dem schönsten Mädchen, sich die Zeit lieber mit dem alten Griechen vertrieb. Dies gab Anlaß zu mancher Frage. Roderich erzählte seine kurze Lebensgeschichte, und das gefiel dem dankbaren Fürstensohn, der dabei ein wahrhaft gutes Herz besaß, so wohl, daß er die Talente des Burschen zu retten beschloß.

„Laß deinen Meister fahren, Roderich, und kümmere dich seinetwillen nicht. Auch wegen Gretchens sorge nicht, sie wird sich schon herauslügen. Ich will deine alten Wünsche erfüllen, und dich auf die Universität schicken. Hier hast du Geld; kleide dich besser. Gehe zu deiner Muhme; künde deinem Meister den Handel auf; sei über alles Vorgefallene verschwiegen; komm morgen in der Dunkelheit zu mir, und verrathe Niemandem, daß ich's bin, der dich unterstützt.“

Roderich fiel dem Prinzen dankend zu Füßen; flog zur Schwester seines Vaters, verkündete ihr sein Glück, und sandte sie folgendes Morgens zum Meister Birnenstiel, ihm zu verkünden, daß Roderich, der den Backtrog umgestoßen, aus Furcht vor Mißhandlungen nicht mehr zu ihm wolle.

Das Geschäft war bald berichtigt. Die gutherzige Muhme half ihren Neffen stattlich ausputzen; befahl ihm, die heilige Gottesgelahrtheit zu studieren, und ließ ihn zur Hochschule ziehen. Roderich schied mit Thränen von ihr. Er hatte die alte wackere Frau liebgewonnen während seiner Bäcker- und Leidensjahre, wie eine andere Mut-

ter, und er war ihr so werth geworden, daß sie nicht nur gegen seine Bücher nichts mehr einzuwenden gehabt, sondern ihm jedesmal zu seinem Geburtstag sogar zwei Gulden in Goldpapier gewickelt hatte, wofür er sich ein neues Buch anschaffen konnte.

Die Hammelkeule.

Er gehorchte ihr auch noch auf der Universität in allen Dingen, nur in der Gottesgelahrtheit nicht. Er wählte die Rechtsgelahrtheit, weil er leichter als Advokat, denn als Pfarrer, sein Brod zu verdienen hoffte. Der Prinz unterstützte ihn auch redlich mit Wechseln drei Jahre lang. Dann aber ging seine Durchlaucht auf Reisen, schickte dem Schützling die letzte Summe, und versprach, nach seiner Heimkehr aus England, Frankreich und Italien, sich wieder nach ihm erkundigen zu wollen.

Roderich war um so fleißiger, seine Studien zu enden. Und als er geendet hatte, entstand die Frage: wohin nun, um seine Kunst anzuwenden? Auch seine gute Muhme hatte er um Rath gefragt. Statt Antwort von ihr zu erhalten, empfing er ein Schreiben von fremder Hand, mit Einladung, eiligst zu kommen, wenn er die gute, alte Frau, die sich sehr nach ihm sehne, noch einmal sehen wolle. Sie liege auf dem Sterbebette, und verlange schmerzlich nach ihm.

Geschwind packte er seinen kleinen Reichthum, mehr Papier, als Wäsche, in ein Köfferchen, nahm Extrapost, und reisete davon, ohne von seinen bisherigen Jugendfreunden Abschied zu nehmen. Nur ein einziger begleitete ihn eine Station weit, ein gewisser Baron Heuwen, der unsern Roderich sehr schätzte. Heuwen selbst aber war auch ein junger Mensch seltener Art, biedern Gemüths, hellen Geistes, mannigfacher Kenntniß, lebhaft, feurig, und doch nie ausschweifend, obwohl sein Reichthum ihm Mittel genug zu allen Thorheiten gegeben haben würde.

„Weißt du noch, Roderich," sagte Heuwen beim Abschiede, „was wir einander zugeschworen? — Zeitlebens Freunde zu sein, uns einander nie zu verlassen!"

„Ich weiß es, Heuwen!"

„Gut denn, es bleibt dabei. Und wenn du meiner jemals bedarfst, Roderich, meines Beutels, meiner Familie, so komm. Schäme dich nicht. Fordere, ich helfe dir. Ich theile mit dir."

Sie umarmten sich mit Thränen, und schieden, ihren ewigen Bund erneuernd. Mancher solcher Bünde wird von edeln Jünglingen in edler Begeisterung geschlossen; aber es pflegt damit zu geben, wie mit den Friedens- und Freundschaftsverträgen auf ewige Zeiten der Diplomatiker. Andere Stunden, andere Menschen; andere Verhältnisse, andere Interessen.

Roderich freute sich inzwischen der Liebe seines Heuwen, und machte aus dem Bunde einen allfälligen Nothanker für künftige Stürme seines Lebens. Theils der Gedanke an die Zukunft und Heuwens Freundschaft, theils an die sterbende Pflegemutter, beschäftigte ihn so sehr, daß er Essen und Trinken vergaß; die ganze Nacht durchfuhr; im Wagen schlief und träumte, so gut es ging, und am folgenden Mittag, nur noch zwei Stationen vom Städtchen seiner Muhme, vor dem Gasthofe eines schönen Marktfleckens anlangte.

Da aber überwältigte ihn doch der Hunger, als er an der Küche des Wirthshauses vorüberging, und verführerischer Bratenduft ihm entgegenwehte. Während der Tisch für ihn gedeckt ward, trat ein anderer Fremder in das Zimmer. Siehe, es war Meister Birnenstiel.

„Willkommen, Meister! wo hinaus?" redete ihn Roderich an. — Der Bäcker erkannte seinen ehemaligen Lehrjungen kaum wieder, den er seit dem großen Erdbeben nicht gesehen hatte. Er nahte sich demselben mit vielen Kratzfüßen und Bücklingen, meldete ihm den Tod der Frau Muhme, kondolirte in der besten Form; tröstete ihn aber damit, daß der Mensch vergehe, wie Heu, und die selige Muhme ihren lieben Neffen zum einzigen Erben eingesetzt habe. Begraben sei sie schon seit gestern.

Die Nachricht überraschte den guten Roderich — es ist zu wenig gesagt, sie erschütterte ihn so sehr, daß er dem Bäcker kaum zwei Worte erwiedern konnte; ihm den Rücken drehte, und hinauswankte, um im Freien sich selbst überlassen zu sein. Die alte Frau war ihm nach seines Vaters Tode Alles geworden — sie hatte ihn wahrhaft mütterlich geliebt — nun stand er ohne Verwandte, ohne Mutter, in der weiten Welt für sich da.

Als der Postherr und Wirth ihn zum Essen rief, war Meister Birnenstiel nicht mehr da. Roderich hatte noch keine Thräne für seinen Schmerz gefunden. Es that ihm wohl, allein zu sein. Gern hätte er sich seiner Wehmuth ganz hingegeben, wenn nicht der Magen seine unverjährbaren Rechte, und diesmal sehr zur Unzeit, geltend gemacht hätte.

Schon beim ersten Löffel Suppe netzten sich seine Augen; als aber der Wirth eine Hammelkeule in brauner Sauce brachte, gerade wie die selige Frau Muhme noch beim letzten Abschiedsschmause aufgetragen, brach Roderich in einen Strom von Thränen aus. Er ergriff die Keule, zerschnitt sie sanft weinend, und verzehrte sie mit Heißhunger und Wehmuth.

„Gute Mutter, du schwebst über den Sternen!" rief er schluchzend, und steckte einen Bissen um den andern in den Mund: „ich wandere allein unter dem Himmel — aber, wenn es seligen Geistern gestattet ist, auf das Irdische niederzublicken, so bin ich von dir noch nicht ganz vergessen. Blicke herab auf mich, verklärter Geist, herab auf den Verwaisten!" Bei diesen Worten schnitt er wieder einen fetten Bissen von der Hammelkeule,

welcher auf einige Augenblicke seine Sprache, aber nicht seine Traurigkeit, hemmte.

Als nun die oft erwähnte Gedächtnißkeule in der Fülle süßer Schwermuth beinahe verzehrt war, nahm Roderichs Fantasie höhern Schwung. Sehnsuchtvoll erhob er die thränennassen Augen, und in der linken Hand den abgenagten Knochen gen Himmel, oder vielmehr gegen die Stubendecke, und rief seufzend: „Ach, zieh mich empor zu dir! Was soll ich Verlassener allein hienieden? Wo ist ein Herz, das noch für mich schlägt?“

Der gute Roderich glaubte, sein Selbstgespräch höre Niemand, als etwa der Geist der hochseligen Muhme; er hatte gar nicht bemerkt, daß er bei halboffener Thür speise; daß ein hübsches, vierzehn- oder fünfzehnjähriges Mädchen neugierig unter der Thür stand, und seinen Schmerz eben so sehr, wie seine kräftige Eßlust, bewunderte, und zuletzt, durch das wunderliche Schauspiel zum lauten Lachen gereizt, davon sprang.

„Ach, Herr Geheimerrath,“ rief die Lachende einem dicken Herrn zu, der langsam die Treppe heraufkam, „ich bitte Sie um Gotteswillen, gehen Sie doch da in den großen Saal. Da sitzt ein himmlisch-schöner junger Mensch, der sich bei einer Hammelkeule, die er verzehrt, fast die Augen aus dem Kopfe weint. Ich habe in meinem Leben nicht gesehen, wie man vor Herzeleid ein so ungeheures Stück Braten in wenigen Minuten wegessen kann. Gehen Sie doch, trösten Sie ihn.“ — Und damit schob sie ihn in den Saal, obwohl er sich ehrbar sträubte, und einmal ums andere brummte: „Sein Sie doch artig, Gräfin!“

Folgen davon.

Die junge Gräfin schien nur Gelegenheit zu suchen, „den himmlisch-schönen jungen Menschen“ mit Anstand länger sehen und genauer betrachten zu können. Denn sie ging ebenfalls in den Saal, ungeachtet die Tochter des Herrn Geheimenraths draussen zehnmal nach ihr rief.

Roderich, beim Anblick der Fremden, that seinem Schmerz Gewalt an, und wollte sich entfernen, aber die junge Gräfin bat ihn sehr höflich, sich nicht stören lassen zu wollen. — Er sah sie an, und vergaß über den Blick in der That das Weggehen. Jetzt ließ sich der Geheimerath in ein Gespräch mit ihm ein, welches beim schönen Wetter anfing, und mit Roderichs offenherziger Geschichte seines Schicksals endete — denn er konnte doch seine verweinten Augen nicht verläugnen; auch lag die Hammelkeule noch als Zeuge seines Schmerzes auf dem Teller.

„Sie müssen sich zerstreuen,“ sagte der Geheimerath, „ich nehme Theil an Ihrem Verhältniß. Sie kommen von der Hochschule, sind noch ohne Versorgung. Ich biete Ihnen einsweilen einen Platz in meinem Hause an, und eine Sekretärstelle in der Hofkanzlei, die von mir abhängt. Wir müssen aber doch einander näher kennen lernen. Ich bringe den Herbst auf dem Lande zu. Sie begleiten mich, und folgen mir dann in die Residenz. Haben Sie Lust dazu?“

Roderich war über den Antrag froh bestürzt. Er sah dankbar auf den Geheimenrath, dann mit einem Seitenblick auf die junge Gräfin, deren Augen an seinen Lippen hingen, um das Jawort früher zu errathen, als es gesprochen war. Wie konnte er anders? Er nahm das Erbieten an, und um so lieber, da das Gut des Geheimenraths nur einige Stunden von dem Städtchen lag, in welchem er die Erbschaft seiner Muhme und sonst nichts zu hoffen hatte.

Gräfin Wilhelmine nickte fröhlich mit dem Kopfe und sprang hinaus, dem Fräulein Brigitte, der Tochter des Geheimenraths, das drollige Abenteuer zu erzählen.

Die Erbschaft.

Fräulein Brigitte, zwanzig Jahre alt, eine empfindsame Schöne, wohlbewandert in der neuesten Romanenliteratur, fand das Abenteuer göttlich, und als sie den Roderich gesehen hatte, beinah übergöttlich, doch sagte sie das nicht laut. Der Herr Sekretär — eigentlich hatte ihn der Herr Geheimerath nur zum Kanzleikopisten und Privatsekretär bestimmt — fuhr also, statt ins Städtchen der seligen Muhme, aufs Gut seines Gönners. — Ehe acht Tage vergingen, war er da so einheimisch, vertraut und beliebt, sogar verliebt, daß er Schmerz, Hammelkeule, Muhme und Erbschaft fast vergessen hatte. Er ritt gut, tanzte artig, sang vortrefflich, spielte Klavier und Harfe allerliebst, zeichnete niedlich, war ein unterhaltender Gesellschafter, wie sollte es anders kommen? Die Frauenzimmer, zu welchen auch die Frau Geheimeräthin von Landern gehörte, konnten des Geheimenraths Menschenkenntniß und Geschmack nicht genug preisen. — Herr von Landern that sich selbst auf die getroffene Wahl nicht wenig zu gut; denn er bemerkte bald, Roderich habe größere Kenntnisse, als er von ihm erwartet hatte. Er übertrug ihm wichtigere Expeditionen, zog sein Gutachten über mancherlei zu Rath, und trug ihm sogar endlich auf, einen Bericht über den Zustand des Schulwesens im Lande nach den eingekommenen Rapporten zu bearbeiten, was eine Feiernarbeit für den Geheimenrath selbst sein sollte. Der Bericht war in so kurzer Zeit und so genügend abgefaßt, daß Herr von Landern daran nichts zu bessern wußte. „Ihr Glück ist gemacht!“ sagte er zu seinem Sekretär mit Herzlichkeit: „Sie sind zu etwas Besserm, als zum Kopiren zu gebrauchen. Arbeiten Sie noch ein Jahr unter meiner Leitung, dann empfehle ich Sie dem Herzog.“

Es war ein rechtes Jammern, als Roderich sich für einige Tage ins Städtchen begeben mußte, um die Erbschaft in Besitz zu nehmen. Am meisten klagte in stiller Einsamkeit die empfindsame

Brigitte. Sie schrieb jeden Tag zwei Sonnette, worin es an „Wonnen und Sonnen, Thränen und Sehnen, Herzen und Schmerzen“ durchaus nicht fehlte. Freilich bekam Roderich diese „Geständnisse einer edeln Seele“ nie zu lesen. Der Glückliche ließ sich nicht träumen, wie sehr er geliebt sei; dafür aber ließ sich's auch die kleine Gräfin Wilhelmine nicht träumen, wie abgöttisch Roderichs Herz sie verehrte. Sie hüpfte und sang in seiner Abwesenheit so vergnügt durch den Tag hin, als wäre kein leidender Roderich in der besten Welt.

Er fand sich aber im Städtchen länger aufgehalten, als er geglaubt hatte. Das Testament ward entsiegelt, und siehe, die Muhme verschenkte darin ihren ganzen Kramladen, sammt allen Schwefelhölzern und Feuersteinen, einer armen, alten Frau Gevatterin; ihrem Neffen hingegen fiel ein Kapital von 25,000 Gulden zu, das die sparsame, fast geizige selige Frau auf Zinsen ausgethan hatte an dreißig verschiedenen Orten.

Roderich segnete dankbar das Andenken der Muhme, die für ihn gedarbt und ihm ein unabhängiges Dasein gesichert hatte. Er brachte, nicht ohne Mühe, sein zerstreutes „Soll und Haben“ in Ordnung, und besuchte auch seinen ehemaligen Meister Birnenstiel, eigentlich um Gretchen zu sehen, für das er noch immer eine kleine Anhänglichkeit hatte. Aber Gretchen war ein Jahr nach dem Erdbeben mit einem langen, hagern Leinweber kopulirt worden.

Der Pudermantel.

Es war ein Hausfest, als Roderich wieder zur Familie des Geheimenraths zurückkam. Jeder und jede empfing ihn als einen alten Freund; manche auch wohl noch als etwas mehr; Gräfin Wilhelmine ihn mit unbefangenem Wohlgefallen. Roderich zitterte, als er die Reizende wieder erblickte, die jeden Tag schöner zu werden schien, um ihm das Köpfchen zu verrücken. Froh war er daher, als die Herbstferien vorbei waren, Alles nach der Residenz zurückkehrte, und hier ein neues, zerstreuungsvolleres Leben begann. Er war seiner Angebeteten nicht mehr so nahe, als auf dem Lande; er wohnte nicht mehr mit ihr unter gleichem Dache, und sah sie nur wöchentlich ein- oder zweimal, wenn er zur Gesellschaft eingeladen wurde. — Diese Entfernung aber machte seine Neigung inniger. Es war schon zu spät, gewisse Gefühle auszujäten, denen er volle Zeit gelassen hatte, tief in seinem Herzen zu wurzeln. Selbst wenn er an ihren Grafenstand und seine Zöllnerherkunft dachte, konnte er den Sinn nicht ändern. Und als ihm die letzte Hoffnung bei der Nachricht verschwand, Gräfin Wilhelmine sei die natürliche Tochter des glorreich regierenden Herzogs, liebte er nur um so heftiger.

Wilhelmine schien ihn nicht halb so gut zu verstehen, als er seinerseits die Blicke der schmachtenden Brigitte verstand. Nur um jene zu sehen, vielleicht auch aus Eitelkeit, vielleicht auch aus zartem Gefühl, schien er mit dieser zu sympathisiren, und Brigitte dichtete fortan nichts als Hymnen. So täuscht man sich einander.

Nur die Frau Geheimräthin ließ sich nicht täuschen. Sie bemerkte die Leidenschaft ihrer Tochter, und beschloß, da Vorstellungen dagegen vergebens waren, für sie zu arbeiten. Ohne dem Herrn Geheimenrath alle Geheimnisse zu verrathen, drang sie darauf, daß man den Herrn Sekretär zu höhern Stellen befördern müsse. Hat er, dachte die kluge Frau, nur erst Hofrathsrang, übers Jahr verschafft man ihm den Adel. Ihre Mühen blieben nicht fruchtlos. Herr von Landern schlug bei einer Gesandtschaft, die einem auswärtigen Hofe geschickt werden sollte, den Sekretär Roderich zum Legationsrath vor. Der Herzog, welcher von Roderichs Arbeiten öfters gesehen, ließ sichs gefallen.

Aber die Beförderung, welche jahrelange Trennung zur Folge hatte, war für Brigittens weichgeschaffene Seele eine Todeswunde.

Als er endlich kam, seinen Abschiedsbesuch zu machen — es war des Morgens, er, den Degen an der Seite, in schwarzen Staatskleidern — und Brigitte ihn vor ihrem Zimmer hörte, sprang sie in zärtlicher Verzweiflung auf, verabschiedete auf der Stelle ihren Friseur, und ohne daran zu denken, daß sie im Pudermantel mit langem zerstreuten Haar keine liebenswürdige Figur mache, trat sie dem neuen Legationsrath entgegen.

Dieser suchte nicht sie, sondern Se. Exzellenz den Herrn Geheimenrath, um, der Etikette gemäß, sich bei ihm zuerst zu beurlauben. Mit unverhohlenem Schmerz flog ihm aber die Betrübte zu, und — so gern er auch sein schwarzes Kleid gegen den färbenden Pudermantel ausser Berührung gehalten hätte — es war umsonst — weinend fiel ihm die Dickbepuderte an die Brust. Er wehrte sich mit vieler Höflichkeit wie ein Verzweifelter; dafür bestrich ihn die Zärtliche nur desto mannigfaltiger mit Pomade und Mehlstaub, während ihr langes, sträubendes Haar ihm bald auf dieser, bald auf jener Schulter flatterte.

„Mein Gott!“ rief er in der Angst seines Herzens: „Ich beschwöre Sie — ich bin Ihnen unendlich — fassen Sie sich — sehen Sie doch — ich verzweifle!“ — Brigitte, welche diese abgerissenen Redensarten für nichts weiter, als Zeugen seiner eigenen Betrübniß nahm, ward nur um so bewegter. „Ach,“ seufzte sie, „wir sind beide unglücklich! Aber, Roderich, es ist ein Gott, eine Ewigkeit!“

„Ganz gut, theures, bestes Fräulein, aber Sie machen — — —“

„Nein, ich mache Sie nicht elender, Roderich, als Sie mich durch Ihre Abreise.“

Der gute Roderich war schon ganz scheckigt geworden. Selbst Brigitte, da sie auf einen Augenblick vor ihm zurücktrat und ihn mit zärtlichen

Blicken anschauen wollte, erschrack über die übelzugerichtete Gestalt.

In diesem Augenblick trat der Geheimerath aus seinem Zimmer. Brigitte, mit jungfräulicher Besonnenheit, flog zurück, und ließ den bemalten Roderich unter ihrer Stubenthüre stehen. Nachspringen konnte er ihr nicht; also faßte er sich kurz, machte Sr. Exzellenz das gebührende Kompliment, und bat um seine fernere hohe Protektion. Er stotterte noch dies und das. Der Geheimerath war eben so verlegen, als der Legationsrath. Er hatte noch die flüchtige Brigitte im Pudermantel erblickt, und das Uebrige errathen.

„Aber zum Teufel, Herr, wie sehen Sie aus?“ rief der Geheimerath endlich.

„Ihre Exzellenz, ich streifte zufällig einem Pudergott zu nahe!“ stotterte der Legationsrath, indem er einen Blick wehmüthiger Betrachtung auf sein Staatskleid senkte.

Der Geheimerath schüttelte bedenklich den Kopf, und sagte: „Gehen Sie, lassen Sie sich die Götterstrahlen abbürsten. Ich fürchte, ihr treibt mit einander zu viel Menschlichkeiten!“

Nun war alles verrathen. Fräulein Brigitte läugnete nicht. Die Geheimeräthin that ihr gutes Wort hinzu, und — da nach einem halben Jahre der Gesandte erkrankte und zurückging, Roderich inzwischen die Geschäfte seines Hofes mit Glück führte — empfing er unvermuthet, zur Belohnung seiner Verdienste, das Adelsdiplom vom Herzog. Aber nicht so sehr das Verdienst des Legationsrathes, sondern Brigittens Pudermantel war an der Standeserhöhung Schuld. Denn im Hause des Geheimenraths war man einig darüber, Roderich müsse Edelmann sein, um Brigittens Bräutigam zu werden.

Die Arznei.

Auch in der Residenz war die Sache so gut als abgethan, Roderich sei der Verlobte und Vielgetreue des Fräuleins von Landern. Nur Roderich selbst glaubte nicht gern daran — er glaubte lieber an die schöne Wilhelmine. Freilich war er mit Fräulein Brigitte in emsigem Briefwechsel. Dankbarkeit, Achtung, Freundschaft fesselten ihn an sie und ihre Familie. Und wenn sie so schön schrieb, wohl gar ein paar Verse in ihre poetische Prosa einwebte, da mußte er doch wohl wärmer und zärtlicher antworten, als in einer gewöhnlichen offiziellen Note. Zuweilen dachte er sich, wenn er eben zur poetischen Prosa oder prosaischen Poesie nicht gar gelaunt war, statt Brigittens, Gräfin Wilhelminen, um sich in höhere Stimmung werden. Guter Himmel, dann ward Alles Poesie. Dann ergossen sich seine Gefühle in Worte, die übernatürlicher Art schienen; dann ward die, der der Brief galt, eine Heilige, mit der sein Geist verschmolz; das Weltall zur engen Hütte, in der er nur mit ihr allein stand; die Ewigkeit zu einem Athemzug von Seligkeit, und ein Traum von ihr mehr werth, als ein Leben voller Glück und Herrlichkeit sammt dem glänzenden Nachschweif des unsterblichen Namens.

Natürlich, so etwas mußte Brigitten neu begeistern. Allein endlich ward das Fantasiespiel mit dem ätherischen Liebhaber doch etwas langweilig, da er ein und zwei Jahre abwesend blieb, von Vermählung kein Wort fallen ließ, inzwischen Brigitte in die unlieben Jahre einrückte, wo man lieber Frau, als Fräulein heißt. Zudem seufzte sich unter ihren Anbetern ein junger, hübscher, gewandter, altadelicher Kammerherr von Hohenschopf fast krank. Die Parthie war nicht zu verachten. Ein leidlicher junger Mann in der Nähe ist besser, als zehn ehrfurchtvolle Engel in der Ferne. Und ein Mädchen ist und bleibt am Ende doch immer ein Mädchen.

Kurz, Brigitte wechselte noch Briefe mit Roderich, als sie mit dem Kammerherrn in aller Unschuld Blicke wechselte. Endlich wurde der Blickwechsel lebhafter, als der Briefwechsel, und zuletzt wünschte das zur Kammerherrschaft aspirirende Fräulein ganz im Stillen, der Herr Legationsrath möchte ihr ein wenig untreu werden, um mit ihm brechen zu können. Aber er ward ihr nicht untreu, weil er ihr noch nie getreu gewesen. Er machte sich darauf gefaßt, in ihr seine künftige Ehehälfte zu sehen, und betete die Gräfin Wilhelmine an, die ihm, wie eine verbotene Sünde, lieb war.

Plötzlich war sein Geschäft am auswärtigen Hofe durch die gute Laune der Majestät, mit der oder deren Stellvertreter er zu unterhandeln hatte, sehr vortheilhaft für seinen Herzog geendet, und dieser berief ihn in schmeichelnden Ausdrücken zurück.

Roderich bekam fast Fieber, als er die lange verlassene Residenz wieder erblickte, den Wohnort Wilhelminens. Das Fieber vermehrte sich durch Furcht, Brigitten wieder zu sehen, wo es dann nothwendig zu jener entscheidenden Erklärung kommen mußte, der er bisher immer mit Bescheidenheit ausgewichen war. Sein Zustand nach der Ankunft in der Hauptstadt war wirklich, oder schien ihm bedenklich genug, deswegen den Herrn Hofmedikus zu konsultiren. Dieser, ein wahrer Idiot in Herzenssachen, verordnete China, Rhabarber und der Himmel weiß, was? Aber damit stillt man kein unruhiges Herz.

Endlich mußte der schwere Schritt gethan werden. Roderich ließ sich im Hause Sr. Exzellenz des Gebeimenraths melden. „Geben Sie mir etwas Stärkendes!“ sagte er zum Hofmedikus vorher. Der eigensinnige Hofmedikus aber blieb bei seinem System, schüttelte den Kopf, und schickte eine Arznei, die der Legationsrath ohne Arg verschluckte. Unglückseliger Weise hatte es dem Herrn Hofmedikus beliebt, für diesen wichtigen Tag ein abführendes Mittel anzuordnen.

Nun läßt sich leicht ermessen, daß solche Mittel die allerschlechtesten sind, die bei Liebeser-

klärungen oder Heirathsanträgen anzuwenden ſind. Roderich, auf ſolche Bosheit gar nicht vorbereitet, vermuthete keineswegs, welche fürchterliche Störungen ihm in der wichtigſten Negoziation ſeines diplomatiſchen Lebens bevorſtänden.

Anfangs ging alles glücklich. Man war beim Geheimenrath entzückt, ſich wieder zu ſehen. Man hatte ſich viel zu erzählen. Roderich erſchien ſo liebenswürdig, daß Brigitte ihrem zärtlichen Kammerherrn auf der Stelle treulos ward, und beſchloß, noch in der gleichen Stunde mit Roderich auf's Reine zu kommen. Im Grunde erwarteten Vater und Mutter nichts Anderes. Sie fühlten wohl, man müſſe die jungen Leute ein wenig allein laſſen. Dazu gab's Gelegenheit und Vorwand genug. Alſo — die entſcheidende Stunde war da.

Die empfindſame Brigitte ſtammelte einige Artigkeiten; Roderich vergalt, wie ſich's gebührte, Gleiches mit Gleichem. Man ſprach vom Theuergebliebenſein, von Wünſchen, daß man ſich doch nie wieder trennen dürfte, vom Glück des ſtillen, trauten Beiſammenlebens — genug, alles war im beſten Gange, als auch die Mittel des verwünſchten Hofmedikus in Gang kamen.

Roderich wollte allerdings zwar das Uebel verheimlichen, aber dabei verging ihm doch Luſt und Liebe. Er ward ſtiller, einſilbiger, ernſthafter. Brigitte, welche dies für Kampf ſeiner leidenſchaftlichen Liebe und allzugroßer Schüchternheit hielt, ward um ſo thätiger, ihn zu ermuntern, dieſe verhaßte Beſcheidenheit zu vernichten. Alles vergebens. Der Unglückliche fing an die Stirne zu runzeln, die Lippen zuſammenzubeiſſen, und dabei ſo gezwungen zu lächeln, daß nur Brigittens Enthuſiasmus und Zärtlichkeit dazu gehörte, dies alles nicht zu bemerken.

Je verführeriſcher ſie ihm in die Augen lächelte, je peinlicher ward ſeine Noth. Er gab ſich viele Mühe, ihr die liebkoſendſten Sachen zu ſagen, aber that es mit Gebehrden der unverkennbaren Verzweiflung. Sie bemerkte es — ward unruhig — fürchtete — und ward noch verlegener, als er.

„O Roderich,“ ſagte ſie, „nach einem ſo langen Umgang, nach einer ſo traulichen Freundſchaft, als wir beide pflogen, ſollten wir endlich anfangen, redlich gegen einander zu ſein. Aber, läugnen Sie es nur nicht länger, Sie ſind nicht offenherzig gegen mich. Täuſchen wir uns nicht ſelbſt.“

Er ſtarrte ſie lange mit ſonderbarer Aengſtlichkeit an, die ſie ſich ganz falſch erklärte, und ſagte endlich in der Zerſtreuung, um doch nur etwas zu antworten: „Wie verſtehen Sie das, Liebe?“

„Wehe mir!“ ſeufzte ſie, und ſchlug die Augen kläglich gen Himmel: „das ſei Gott geklagt, alſo verſtehen wir uns auch jetzt noch nicht! — Doch, ja wohl, ich verſtehe Sie. Es ſei! Aber warum ſind Sie gegen Ihre Freundin nicht redlich und offen?“

„Ich nicht redlich? nicht offen?“ rief er mit gedämpfter Stimme, und lief unruhig im Zimmer umher. Mehr konnte er in der Seelennoth nicht ſagen. Er ſuchte ſchicklichen Vorwand, ſich zu entfernen.

„Nein, Roderich, Sie ſind nicht offen. Ich weiß es, geſtehen Sie es nur. Sie lieben eine Andere.“

„Eine Andere?“ ſeufzte Roderich, und nun vermehrte ſich in ihm die hypochondriſche Angſt, denn er glaubte, Brigitte vermuthe Wilhelminen.

„Ha!“ ſagte das Fräulein mit ernſter Erhabenheit: „Sie werden blaß! Ihre Geſichtszüge entſtellen ſich! Gehen Sie, ich will keinen Theil an Ihrem Herzen. Gehen Sie, und werden Sie glücklich!“ — Neugierig erwartete ſie, welche Wirklich dieſe kühne Apoſtrophe auf Roderich hervorbringen werde.

Dieſer aber, in ſeinen Gedanken nur mit dem gottloſen Hofmedikus beſchäftigt, ließ ſich in ſeiner bittern Pein das Erlöſungswort: „Gehen Sie!“ nicht zum dritten Male ſagen, ergriff den Hut, küßte dem Fräulein geſchwind mit einem Delinquentengeſicht die Hand, und rannte wie im Sturm davon.

Den folgenden Tag ward die Verlobung des Fräuleins von Landern mit dem Kammerherrn von Hohenſchopf förmlich in der Reſidenz verkündet.

Dieſer jähe Wechſel in den Geſinnungen Brigittens war doch dem Legationsrath empfindlich, ſo lieb ihm auch ſein mochte, ſeine Freiheit behauptet zu haben. Er beſorgte von Seiten des Geheimenraths verkannt zu werden, und Dankbarkeit verpflichtete ihn, dieſem Biedermann vollen Aufſchluß über ſein Verhängniß zu geben. Nach vollzogener Vermählung Brigittens mit dem Kammerherrn hatte Roderich endlich das Glück, den Geheimenrath, der ſich oft vor ihm hatte verläugnen laſſen, zu ſprechen. Roderichs Offenherzigkeit endete den Zwiſt ſchnell. Der Geheimerath lachte, und tröſtete den guten Roderich, der ſich betrübter und verliebter ſtellte, als er je geweſen war.

„Mein Gott, warum ſagte er mir das auch nicht?“ rief Frau von Hohenſchopf hintennach, als ſie es erfuhr: „Der Herr Hofmedikus verdiente mit ſeinen Mixturen und Latwergen Landesverwieſen zu werden.“

Die Bettlerfamilie.

Eine Folge der Ausſöhnung war, Roderich wurde zum Juſtizrath erhoben, und mit anſehnlicher Beſoldung ausgeſtattet. Der regierende Herzog gab ihm überdem noch glänzende Beweiſe ſeiner hohen Zufriedenheit.

Aber die höchſte Zufriedenheit, die ihm kein Herzog gewähren konnte, gab die ſchöne Gräfin Wilhelmine ſeinem Herzen. Der jungfräuliche Zauber, der ſie, der alle ihre Bewegungen, ihren

Ernst, ihren Scherz umschwebte, hatte sich in den paar Jahren von Roderichs Abwesenheit so sehr entfaltet, daß der gute Legationsrath, als er sie zum ersten Male wiedersah, sie nur mit stummem Erröthen aus der Ferne, nachher lange nur mit Blicken voller Ehrfurcht betrachten konnte. Hätte die heitere, unbefangene Gräfin ihn nicht selbst als einen alten Bekannten angesprochen — er würde sie wahrlich nie angeredet haben.

Wilhelmine war aber auch nicht mehr, die sie ehemals im Landernschen Hause gewesen war, wo sie ihm oft entgegensprang, sich harmlos an seinen Arm hing, und ihm unberufen tausend artige, oft schmeichelnde Sachen sagte. Sie wußte ihm keine schmeichelnde, artige Sachen mehr, sprang ihm nicht mehr entgegen, und hatte eine gewisse Majestät angenommen, die Jeden von ihr in ehrerbietiger Ferne hielt.

Roderich glaubte lange, diese jungfräuliche Majestät sei Folge von Grundsätzen und Predigten der Frau Oberhofmeisterin, bei welcher die Gräfin seit mehreren Jahren wohnte. Und es ist nicht zu läugnen, die Frau Oberhofmeisterin war eine steife Dame, aus Etikette, Zeremoniel und Ritualen zusammengewachsen. Allein Roderich irrte doch. Wilhelmine hatte ihr unschuldiges Herz treu und rein bewahrt, und die Etikette, und das jungfräuliche Ritual nicht von der Oberhofmeisterin, sondern von der Natur genommen.

Inzwischen trug der Irrthum für den Herrn Justizrath eine sehr gute Folge. Er fand, durch Wilhelminens Nähe, die steife Göttin des Hofzeremoniels ungemein liebenswürdig. Er sagte ihr so viel Verbindlichkeiten, daß die Oberhofmeisterin, durch Lebensklugheit geleitet, nicht anders konnte, als ihm ihre Freundschaft und Achtung schenken. Sie lud ihn öfters zu sich und ihren Abendzirkeln ein; er ward zuletzt ihr Hausfreund, und Gräfin Wilhelmine, die den Justizrath von frühern Zeiten her schätzte, hatte natürlich dagegen keine Silbe einzuwenden.

So stellte sich nach und nach die alte Bekanntschaft, und wenn man will, sogar eine Art alter Vertraulichkeit her. Wilhelmine war zu schön, um nicht von allen Herren am Hofe geliebt, und dem Herzog zu nahe verwandt, um nicht von allen vergöttert zu werden. Beständig von Anbetern umschwärmt, wäre ihr, was Roderich allenfalls Aehnliches, wie diese, hätte sagen können, nichts Neues gewesen. Allein sie hörte dergleichen nie von ihm, und diese bescheidene Ehrfurcht war ihr angenehmer, als hätte er ihr den üblichen Weihrauch gestreut.

Unter solchen Umständen war Roderich leidlich glücklich. Durch täglichen Umgang milderte sich die Heftigkeit seiner Leidenschaft, aber durch tägliches Einsaugen des süßesten Giftes ward er um so kränker im Herzen. Das Schlimmste blieb, daß Wilhelmine zwar sehr gnädig gegen ihn war, ihn als einen Freund behandelte — aber man weiß wohl, mit solcher Gnade und Freundschaft ist man unter gewissen Umständen unglücklicher, als mit erklärter Feindschaft. Die rechte Gnade war bei der Gräfin noch nicht zum Durchbruch gekommen.

Eines Tages befand sich Roderich auf einem Landgute der Oberhofmeisterin, die glänzende Gesellschaft hatte. Und in glänzender Gesellschaft war die schöne Wilhelmine immer das Glänzendste. Da der Herr Justizrath die Ehre hatte, Wilhelminen nach dem Essen in einem Wäldchen spazieren zu führen, lockte aufsteigender Dampf und Rauch hinter Gebüschen die Neugier der Lustwandelnden.

Bald erblickten sie unter sich im Thale zwischen Gesträuchen eine Bettlerfamilie, die ihr Mittagsmahl kochte. Zwei Buben von sechs bis sieben Jahren ritten auf einem Manne herum, den sie Vater nannten; ein kleines Mädchen von vier Jahren half der Mutter Wäsche trocknen, die an der Sonne über Schlehenbüschen ausgebreitet hing. Das Anziehendste bei diesem Schauspiel waren die mannigfaltigen Beweise der Liebe, welche die Kleinen abwechselnd sowohl beim Spiel, als beim Mittagsmahl, den Aeltern gaben, oder von ihnen empfingen. Die arme Familie hielt sich für unbelauscht und überließ sich ihrer Natürlichkeit.

Wilhelmine fand das Schauspiel so unterhaltend, daß sie sich niedersetzte, um recht lange beobachten zu können. Roderich ersah sich bald ein Plätzchen neben ihr.

„Die Leute sind so arm — so arm! und doch sind sie glücklich!“ sagte oder flüsterte Wilhelmine nach einer langen Pause, indem sie mit Augen auf Roderichen blickte, die dunkler leuchteten, als hätten sie geweint, oder als wollten sie weinen.

„Ja wohl sind sie glücklich! Und das wissen Sie ja, liebe Gräfin, wenigstens aus Büchern wissen Sie es, das Glück ist keine Folge des Goldes oder Ranges; es sucht nur genügsame Herzen.“

„Ach!“ seufzte die Gräfin, „ich wäre so gern genügsam — ja, ich könnte arm sein, wie die Leute da, und es sollte mich nicht schmerzen — hätte ich nur Vater, Mutter, Bruder, Schwester, wie diese da! — Ach, ich bin so verlassen — es muß in trauter Familie ganz anderes Leben sein. Aber ich war von Kindheit an Waise.“

„Wie ich!“ setzte Roderich schwermüthig hinzu, und dachte an seinen guten, unglücklichen Vater, den Zöllner, und an seine Muhme.

Nun entspann sich ein trauliches Gespräch. Roderich klagte über die Einsamkeit und Freudenlosigkeit seiner Kindheitstage, über den frühen Tod seines Vaters. — O, hätte ich meinen Vater noch, ich möchte Zöllner sein! ich würde für ihn betteln gehen mit Freuden.“ Dann erzählte er dankbar von seiner guten Muhme.

„Und ich! und ich!“ schluchzte Wilhelmine: „was habe ich denn gehabt? Auch ich kannte meine Mutter nicht, hatte weder Bruder, noch Schwester, noch Muhme; Sie haben doch einmal einen

Vater gehabt, der ganz Ihr Vater war — aber ich..." Hier verlor sich ihre Stimme in einem Seufzer.

Beide erzählten sich in die tiefste Wehmuth hinein. So offenherzig hatten sie nie mit einander gesprochen; und mitten in diesem Erguß gegenseitiger Gefühle war wohl nichts folgerechter, als daß Roderich Wilhelminens Hand ergriff, und im Gefühl seines und ihres Unglücks sprach: „O wäre ich nur Ihr Bruder!"

Sie sah ihn an und sagte ganz gutherzig: „Wohl, Sie würden mir als Bruder gewiß lieb gewesen sein!"

„Wählen Sie mich dazu!" seufzte er treuherzig, so daß Wilhelmine nichts dagegen erwiedern konnte. „Ja," sagte sie, „Roderich, wenn Sie mein Bruder — recht mein Bruder sein können — offen, vertraut, redlich wie ein wahrer Bruder, Sie sollen an mir eine wahrhafte Schwester haben. — So unbefangen habe ich noch Keinem über Familienangelegenheiten gesprochen, noch Keinen von den seinigen sprechen hören, als Sie. Dies Vertrauen sollen Sie behalten. Verlassen Sie mich nicht, so wie ich gewiß an Ihren künftigen Schicksalen den schwesterlichsten Antheil nehmen werde."

„Liebe Wilhelmine, Schwester!" sagte Roderich, und drückte sie an seine Brust, und küßte sie, und sie, obgleich schüchtern, zitternd, küßte den Bruder mit Schwesterliebe. Der Kuß dauerte freilich für einen Bruderkuß fast etwas zu lange — allein man muß bedenken, daß beide in ihrem Leben noch keinen Bruder, noch keine Schwester im Arm gehalten hatten, und für das erstemal war solch ein Entzücken sehr verzeihlich.

Am besten befand sich bei diesem Bunde der Geschwister die Bettlerfamilie. Denn Arm in Arm gingen Roderich und Wilhelmine zu ihnen hinab; gaben jedem der kleinen Bettler, die ihnen entgegensprangen, die offenen Händchen voll Geld, und meinten damit nur eine heilige Schuld zu entrichten.

Auch war ihnen beiden, da sie heim gingen zum Landhause der Oberhofmeisterin, als wenn alle blühenden Gebüsche ihnen Freudenkränze reichten; als wenn der laue Abendwind beim Sonnenuntergang ein langer zärtlicher Schwesterkuß der Natur sei.

Abends war bei der Oberhofmeisterin Ball. Da hätte man Bruder und Schwester tanzen sehen müssen, um die Geschwisterliebe zu bewundern!

Der Strickbeutel.

Wie hochselig Roderich war, darf ich wohl nicht erzählen. Als Justizrath und Präsident seines Tribunals übte er zwar Gerechtigkeit, aber noch lieber Gnade. Wie konnte er im Andenken an seine holdselige Schwester hartherzig sein? Er gewann durch seine Verbrüderung noch mancherlei andere Vortheile, die er aber alle über einen zweiten Schwesterkuß vergessen haben würde. Zum Beispiel, der alte, kranke Herzog ließ ihn öfter zu sich kommen, um sich mit ihm über Landessachen zu unterhalten. Roderich besaß das Talent, gut vorzulesen; die Schwester hatte das Talent des Bruders dem Herzog verrathen, und Roderich mußte, dem Herzog die Langeweile zu vertreiben, oft aus den neuesten Schriften lesen. Der Herzog gewann dadurch den verdienstvollen Mann immer lieber, und zog ihn zuletzt in seinen geheimen Kabinetsrath. — Am Hofe schüttelte man freilich den Kopf. Man wunderte sich, daß der alte Herzog, der in seinem ganzen Leben keinen Liebling gehabt habe, nun noch in späten Tagen auf solchen Einfall komme. Aber desto tiefer bückte sich Alles vor dem neuaufgehenden Stern.

Doch, wie gesagt, dies machte Roderichs Glück nicht. Er hätte auch Zöllner sein können: wäre ihm nur sein Schwesterchen geblieben, er hätte keine Abnahme seiner Seligkeit gespürt.

Wilhelmine gewann dabei täglich mehr Vertrauen zu ihrem Bruder, der in aller brüderlichen Unschuld ihr auch erzählt hatte, wie er sie von jeher über Alles geliebt habe, und das ehemalige Fräulein von Landern ihm große Noth gemacht. Dann gestand die Schwester wohl auch ganz naiv, wie er ihr besonders bei diesem und jenem Anlaß gefallen; wie sie heimlich geweint habe, da er zu seinem Gesandtschaftsposten abgereiset sei; wie sie das Fräulein von Landern immer gern besucht habe, nur um Nachrichten von ihm zu erfahren.

Ein sonderbarer Zufall störte plötzlich das stille Glück dieses Geschwisters.

Die Gräfin saß in der Kutsche, um, von ihrem neuen Bruder begleitet, zu Sr. Durchlaucht dem Herzoge zu fahren. Der Herzog hatte keine Freude mehr, als an seiner Tochter. Schon wollten die Bedienten den Kutschenschlag schliessen, und der Kutscher davon jagen, als Wilhelmine plötzlich „Halt!" rief, und ihren Strickbeutel suchte. Sie hatte ihn vergessen. Roderich sprang sogleich aus dem Wagen, und flog die Treppe hinauf, ihn zu suchen. Wilhelmine konnte dem Dienstfertigen kaum noch sagen: „Er liegt auf der Toilette der Frau Oberhofmeisterin."

Roderich ging also an das Zimmer der Oberhofmeisterin; es war verschlossen; zur zweiten Thür, auch verschlossen; zur dritten, eben so. Endlich fand er eine offene. Er hinein, und wanderte nun von innen durch alle Gemächer der Dame, wohin sonst nicht leicht ein Ungeweihter kam. Er fand überall Toiletten, aber keinen Strickbeutel. Endlich trat er auch in das geheimste Kabinet der Oberhofmeisterin. Es war zwar verschlossen, aber doch ein Schlüssel in der Thür. Da lagen Papiere, Rechnungen, Briefe umher, und der — Strickbeutel. Er griff nur nach diesem, und brachte ihn eiligst seiner Schwester zurück. Der Wagen fuhr fort.

Unterwegs wollte die Gräfin ihr Schnupftuch

gebrauchen — sie zog es aus dem Strickbeutel, und drei, vier Briefe fielen heraus.

„Es scheint, Sie haben ihr geheimes Archiv da?“ sagte Roderich, und hob die Briefe auf. Die Gräfin versicherte, sie wisse nicht, wie die Papiere hinein gekommen wären.

„Soll ich das schwesterliche Vertrauen auf die Probe stellen?“ fragte er: „und haben Sie Muth genug, mich die Heimlichkeiten lesen zu lassen?“

„Lesen Sie doch!“ sagte die Gräfin lachend, und, begierig einen Stoff zu brüderlichen Neckereien zu finden, überflog Roderich im Augenblick den Inhalt des einen Briefs — ward ernster — durchflog den zweiten, dritten — war fast ausser sich — und stammelte: „Gnädige Gräfin, wie kommen Sie zu diesen Briefen?“

Der Ton, in dem er fragte, das entstellte Gesicht, mit welchem er sich zu Wilhelminen wandte, erschreckten das arme Mädchen.

„Aber um Gotteswillen, Roderich, was ficht Sie an?“ rief sie.

„Wie kommen Sie zu diesen Briefen?“ fragte er noch einmal mit einem Ton, worin das ganze Entsetzen seiner Seele lag. Erschrocken betrachtete die Gräfin erst die Papiere, dann das Schnupftuch, dann den Strickbeutel, und sagte: „Mein Gott, das ist nicht mein Strickbeutel. Sie haben mir den der Oberhofmeisterin gebracht. So gehts, Herr Bruder, wenn man blindlings hinstürmt. Gehen Sie jetzt, und bitten Sie bei der Dame Ihre Indiskretion ab. Sie wird Ihnen aber den Text lesen.“

Indem hielt der Wagen vor dem herzoglichen Palast. Man stieg aus. Wilhelmine lachend und über ihres Bruders Verlegenheit lustig; Roderich stumm, fast düster.

Die Gräfin erzählte dem Herzog sogleich das Quiproquo und mit so viel komischen Zusätzen, daß der alte Herr gar herzlich lachte. Roderich aber bat seine Durchlaucht um Audienz in dringenden Geschäftssachen, und entfernte sich mit ihm. Wilhelmine fand das freilich sonderbar, und ein wenig unhöflich; sie begab sich inzwischen, ohne etwas Arges zu denken, in den anstoßenden Saal, wo sie im glänzenden Zirkel von Herren und Damen bald Unterhaltung genug fand.

Der Herzog ließ sich nach einer Stunde endlich entschuldigen, nicht erscheinen zu können. Aber auch Roderich kam nicht wieder. Die beiden anwesenden Minister wurden abgerufen, noch einige andere hohe Hofbeamte, und keiner kam wieder. Die Oberhofmeisterin ward abgerufen, und kam auch nicht wieder. Alles hatte ein seltsam zerstörtes Ansehen. Man ging früher auseinander, als gewöhnlich. Gräfin Wilhelmine fuhr allein nach Hause. Kaum angekommen, vernahm sie mit Entsetzen, die Zimmer der Oberhofmeisterin seien versiegelt, und die Dame selbst verhaftet. Die Kammerfrauen trieben Lärmen und Gewinsel, daß die Gräfin vor Schrecken fast krank ward.

Nachts um eilf Uhr ward gepocht, und Roderich bei der Gräfin gemeldet.

Er kam in Reisekleidern. Wilhelmine ward blaß, wie eine Leiche.

„Was ist denn begegnet?“ fragte sie an allen Gliedern zitternd. — Er bat, nur auf einen Augenblick sie allein zu sprechen. Die Kammerfrauen verschwanden.

„Liebe Wilhelmine,“ flüsterte er, „bewahren Sie mir Ihre schwesterliche Liebe. Der Herzog schickt mich nach Neapel, den Prinzen Xaver zu retten und wo möglich herzuführen. Man hat abscheulichen Hochverrath getrieben. Das Leben des alten Fürsten geht zur Neige — nur der Erbprinz ist noch ein Hinderniß, sonst fiele das ganze Land beim Tode des Fürsten an den .... schen Hof. Darauf waren verruchte Plane berechnet, weil der Erbprinz Vielen an unserm Hofe nicht lieb ist, weil man seine Wiederkunft und unangenehme Reformen befürchtet; man hatte Unterhandlungen gepflogen; es ist schon weit gediehen — genug, liebe Wilhelmine, mein Mißgriff, der Strickbeutel der Oberhofmeisterin — damit kam alles an Tag.“

Die Gräfin war von diesen Nachrichten so erschüttert, daß wirklich nur der Abschied eines Bruders dazu gehörte, um ihr Schrecken in die sanftern Empfindungen von Trauer aufzulösen. Er mußte noch in derselben Nacht abreisen. Ich mag nichts von den Thränen sagen, die hier geweint wurden; nichts davon, wie die Schwester mit unverhohlener Zärtlichkeit ihre Arme um den Nacken des Bruders schlug; keine Bemerkung darüber!

Der Premierminister.

Der Erbprinz in Neapel lebte in einem Strom von Zerstreuungen und Freuden aller Art. Die Briefe, welche er von Hause bekommen hatte, sprachen von nichts, als vom Wohlsein seines durchlauchten Herrn Vaters, und wie derselbe wohl zufrieden sei, wenn der Prinz noch länger im Auslande bleiben, und fremde Gesetze, Sitten und Einrichtungen studieren wolle. Der Prinz hatte sich diese väterliche Güte wohl gefallen lassen, ungeachtet es ihm weniger um Gesetze, Sitten und Einrichtungen der Staaten, als um Opern und Hoffeste zu thun war. — Im Grunde hatte der junge Mann, der neben einigem Leichtsinn doch ein treffliches Herz besaß, nie recht erfahren, wie es mit der Gesundheit des Vaters stehe. Er war von seinen eigenen Leuten umgarnt und betrogen. Diese standen mehr im Sold des Premierministers, als des alten Herzogs. Daher wurden mancherlei Briefe untergeschlagen, und Spiele gespielt, die zuletzt für die Spieler selbst nicht gut ablaufen konnten.

Da ich hier keine Staats-, Hof- und Intriguen-Geschichte zu erzählen habe, trete ich nicht weiter in die ohnehin noch bis zur jetzigen Stunde

nicht ganz klar gewordene Sache ein, ſondern melde nur, daß Roderich in Neapel ankam, und zwar von der Eile ſeiner Reiſe halb krank. Die Umgebungen des Prinzen hatten von dem, was daheim vorgefallen war, noch nicht unterrichtet ſein können, daher ſahen ſie ohne Argwohn die Ankunft des deutſchen Landsmanns. Aber ſchon den zweiten Tag erfuhren ſie mit Entſetzen die Wirkungen desſelben.

Roderich trat zum Erbprinzen mit einem eigenhändigen Brief ſeines durchlauchten Vaters — enthüllte ihm die Intrigue, durch welche theils der Herzog lange über Karakter und Geſchäfte ſeines Sohns, theils der Erbprinz über die Geſinnungen ſeines Vaters getäuſcht war. Er vernahm, wie man durch allerlei Kunſtſtücke ihn ſo lange als möglich von Deutſchland zurückhalten, und dann mit der Zeit auch wohl um Alles bringen wolle.

Xavers Entſchluß war raſch genommen. Er ließ ſeine Leute verhaften, und ihre Papiere unterſuchen. Roderich zeigte ſich brav. Acht Tage waren hinreichend, was man wiſſen wollte, in's Klare zu bringen; die Böſewichte zu ſtrafen; die Schuldloſern auszuſondern. — Ohne Verzug gings zur Reiſe in die Heimath.

Erſt wie ſie mit einander im Wagen ſaßen, fiel's dem Prinzen ein, dem Kabinetsrath mit wahrer Herzlichkeit zu danken. Er hatte bisher wie in einem bangen Traum gelebt. Er ergriff Roderichs Hand, drückte ſie dankbar, und ſagte: „Wie viel bin ich Ihrer Treue, Ihrer Klugheit ſchuldig! Ehre, Thron, vielleicht Leben, Alles!“

Roderich ſträubte ſich beſcheiden, und ſetzte endlich lächelnd hinzu: „Gnädigſter Herr, in dem Fall hätte ich nur den Stolz, eine alte Schuld abgetragen zu haben. Sie erkennen mich nicht mehr. Sie lieſſen mich ſtudieren.“

„Wer? wie? ich?“

— Als Sie während eines gewiſſen Erdbebens in Garniſon lagen.

„Was? ich kann doch nicht glauben, daß Sie . . .“

— Richtig, der bin ich und kein Anderer, der Bäckersjunge vom Erdbeben her.

„Und das Mädchen da, das kleine, wie hieß es doch?“

— Hat einen ehrſamen Leinweber geheirathet.

„Von! Und wie in aller Welt kommen Sie an den Hof? wie in das Vertrauen meines Vaters? Warum ſchrieben Sie mir nie? Erzählen Sie mir doch!“

Roderich erzählte Alles, vom Erdbeben an, bis zum Strickbeutel, aber das Kapitel von der Bettlerfamilie ließ er aus. Ein Prinz muß nicht alles wiſſen wollen.

Unſere Reiſenden hatten die deutſchen Grenzen kaum berührt, als der Prinz vom Tode ſeines Vaters Nachricht empfing. Den alten Herrn hatte ein Schlagfluß beim Nachteſſen getödtet.

Der neue Herzog Xaver weinte bitterlich bei der Todesbotſchaft; dann ſchloß er ſeinen dankbaren Roderich in die Arme und ſagte: „Verlaſſen Sie mich jetzt nicht, werden Sie mein Rathgeber, mein Freund. Erhalten Sie mir durch Ihren Beiſtand, durch Ihre Treue, was Sie mir gegeben und gerettet haben.“

Die Priſe Schnupftabak.

Daß der neue Herzog an ſeinem Hofe große Veränderungen vornahm — daß er bei dem Allen aber doch ſehr gnädig ſelbſt gegen diejenigen verfuhr, welche ſich in die berüchtigte Verſchwörung gegen ihn eingelaſſen hatten, iſt bekannt. Eben ſo, daß er ſeinem Freunde Roderich mit dem Rang eines Grafen das Portefeuille des erſten Miniſters übergab. Nicht aber ſo ganz bekannt iſt, daß Gräfin Wilhelmine durch den Tod ihres Vaters in tiefe Trauer verſetzt worden war, aus welcher ſie nur durch das angenehme Wiedererſcheinen ihres Bruders geweckt ward.

Die Gräfin lebte meiſtens auf ihren Gütern, denn der neue Herzog lud ſie ſelten an den Hof ein. Der Herr Miniſter beſuchte die Schweſter freilich oft, aber doch für ſeine eigene Sehnſucht viel zu ſelten.

„Lieber Graf,“ ſagte der Herzog eines Tages zu ihm, „man kann nicht zweien Herren dienen. Ich bemerke, Sie ſind oft abweſend.“

Der Miniſter ward feuerroth.

„Sie ſehen die Gräfin oft. Die Gräfin weiß aber, wie viel Geſchäfte Sie haben; warum kommt ſie ſo ſelten zur Reſidenz?“

Der Miniſter bekam den Huſten.

„Ich muß die Geſchichte enden, und möchte Ihren Liebesroman mit einer Hochzeit ſchlieſſen, wie es in der Ordnung iſt. Sie lieben doch die Gräfin?“

Der Miniſter ſtammelte: „Ihre Durchlaucht, es iſt eine alte, angenehme Bekanntſchaft — ich liebe ſie — gewiß, wie ein Bruder ſeine Schweſter.“

„Und wenn ich Sie zwänge, ſich mit der ſchönen Gräfin zu vermählen, würden Sie mir's zürnen?“

„Ach!“ ſeufzte der Miniſter: „wenn die Gräfin — — ich wäre der glückſeligſte aller Menſchen! — Allein die Gräfin —“

„Gut, gut!“ ſagte der Herzog: „Ich bin der Gräfin ohnehin viel ſchuldig. Es thut mir leid, daß ſie den Hof meidet. Vielleicht, weil ich wenig Geſellſchaft ſehe, hält ſie mich für feindſeliger, als ich bin. Wir ſprechen uns wieder.“

Folgendes Tags, da der Miniſter wieder zum Herzog kam, öffnete ihm dieſer eilfertig eine Art Schrankthür hinter Tapeten von Papier, und ſagte: „Geſchwind treten Sie hinein. Die Gräfin kommt. Ich nehme ſie ins Verhör — ſie ſoll beichten — Sie ſollen alles hören — dann entſcheiden Sie ſelbſt.“

Der Miniſter hatte gut gegen die Ueberra-

schung protestiren, er war schon im Schrank, und die Gräfin trat wirklich ins Zimmer.

Nach einigen allgemeinen Höflichkeiten hob der Herzog in komischem Tone bittere Klagen über die Nachlässigkeit seines Ministers, über seine öftern Abwesenheiten an, und bat die Gräfin, weil sie doch in Bekanntschaft mit seinem Freunde stehe, diesem einen Wink zu geben.

Die Gräfin stimmte in den Scherz, ohne Verlegenheit zu verrathen.

Der Herzog fuhr darauf fort: „Aber noch eins, schöne Gräfin: in den Papieren meines Vaters finde ich unter andern auch eine Willensäusserung, Sie betreffend. Er hat mir darin aufgetragen, nicht nur wie ein Bruder für Sie zu sorgen, sondern selbst Aeltermrechte über Sie zu üben und Sie zu vermählen.“

Wilhelmine senkte die schönen Augen nieder. Sie konnte nichts erwiedern.

„Und kraft dieser mir theuern Verhältnisse darf ich Sie nun wohl fragen: hat Ihr Herz schon eine Wahl getroffen?“

Die Gräfin schwieg.

Roderich hinter der Tapete spitzte die Ohren — sein Herz schlug heftig. „Ach,“ dachte er, „wen wird sie nennen?“ Er horchte nach seinem eigenen Namen.

Indem sich Se. Exzellenz der Minister mit dem Kopf gegen die Tapete lauschend vorlehnte, kam er mit der Nase gerade in die Richtung über einen Regenmantel des Herzogs, der da hing. Der Herzog aber war ein gewaltiger Tabaksschnupfer, und zum Unglück mochten einige Tabaksatomen in die Nase des niesschnupfenden Roderich gestiegen sein, denn er verspürte darauf alsbald Reiz zum Niesen.

Jeder kann sich die Verlegenheit der lauschenden Exzellenz leicht vorstellen.

Der Herzog, welcher von der Angst und Noth seines Freundes nichts wußte, setzte inzwischen das Gespräch mit der Gräfin fort, und fragte zuletzt, da ihr Herz, wie es schien, noch frei wäre, ob sie ihm erlaube, sie an einen vortrefflichen, edeln Mann zu vermählen, den er sich durch ihre Hand verpflichten möchte?

Die Gräfin war in diesem Augenblick mit ihrem Herzen in noch bittererer Verlegenheit, als der Minister hinter der Tapete mit seiner Nase.

„Ich würde Ihnen, zum Beispiel“, sagte der Herzog, „den Namen meines Freundes Roderich nennen.“

Die Gräfin ward feuerroth, aber antworten konnte sie unmöglich.

„Wie,“ sagte der Herzog, „Sie werden finster? Hassen Sie ihn?“

„Mit nichten,“ sagte die Gräfin, „ich schätze ihn.“

„Etwa wie eine Schwester den Bruder?“ fuhr der Herzog mit schelmischem Lächeln fort: „Und wie, wenn er zu ihren Füßen läge — um Ihre Hand bettelte — wenn ich meine Bitten mit den seinigen vereinte . . .“

Roderich lehnte sich wieder lauschend mit dem Kopf an die Tapete, der Antwort begierig, und wehe, nun flog ihm eine ganze Prise Schnupftabak vom herzoglichen Mantel in die Nase. Es war kein Haltens mehr — umsonst versuchte der Unglückliche seiner mächtig zu werden, besonders da er Wilhelmine noch sagen hörte: „Glauben Ew. Durchlaucht, der Graf wird es nie thun, so denkt er nicht, so hat er nie gedacht.“

Aber nun brach der gehemmte Nasenreiz so heftig aus, daß der Minister beim ersten Ruck mit dem Kopf durch die Papiertapeten erschien.

Hier war keine Zeit, weder zum Bereuen, noch zum Verbessern. Der Herzog fuhr zusammen, wie einst beim Erdbeben in der Backstube. Wilhelmine war nicht weniger betroffen über die Erscheinung des niesenden Kopfes. Der Minister aber erbrausete sechsmal durch das Loch in der Wand. — „Ach,“ rief er, „ich sterbe!“

Lachend ließ der Fürst seinen Freund aus dem Kerker. Roderich konnte den Lachern nichts erwiedern, als: „Die intriganten Rollen gelingen mir immer schlecht. Ew. Durchlaucht Mantel, mit Schnupftabak eingepudert, hat Alles verdorben. Ich will aber bessern, wie ich kann!“ Und damit lag er zu den Füßen seiner schönen Schwester, die ihm vor Lachen unmöglich Nein sagen konnte.

Schluß.

Am Morgen nach der Hochzeit ließ sich ein Fremder melden, der schlechterdings keine Abweisung annehmen wollte. Der Minister, im Arm der jungen Frau, wies ihn dennoch ab. Da schickte der Fremde seinen Namen mit Bleistift auf einem Stückchen Papier geschrieben. Roderich las: „Heuwen.“

„Was, Heuwen?“ rief Roderich, „mein alter Universitätsfreund? — Laßt ihn sogleich kommen!“ Und nun erzählte er Wilhelminen, wie Heuwen sein bester Freund auf hohen Schulen gewesen; wie dieser der reichste, edelmüthigste und geistvollste Jüngling gewesen, den er auf der Universität gekannt; wie sie mit einander einen Bruderbund errichtet; wie Heuwen ihm noch beim Abschiedskuß gesagt: „Geht's dir übel, komme zu mir, Roderich, ich theile mit dir!“

Indem trat der reiche Herr Baron herein. O Himmel, welche Veränderung! Roderich erkannte ihn kaum. Eine bleiche Gestalt, in halb zerrissenem, abgeschabtem Rock, kothigen Strümpfen, Schuhen, aus denen Fußzehen hervorragten — genug, eine Bettlergestalt vom Wirbel bis zur Sohle.

„Wie, Baron, bist du es?“ sagte Roderich, der ihm in die Arme fliegen wollte, aber wie gebannt stehen blieb.

Heuwen verbeugte sich mit Anstand, und sagte mit Achselzucken: „Der bin ich — Ew. Exzellenz verzeihen meine Zudringlichkeit, aber ich bin

Flüchtling. Ich flehe um Schutz. Man wird meine Auslieferung begehren.“

„Warum denn?“

— Weil ich drei Loth Schnupftabak statt Kaffees kochte.

„Wie kamst du denn zum Kochen, Heuwen?“

— Weil ich einer alten gnädigen Frau die lange Schleppe abtrat.

„Die Schleppe?“

— Nun ja, ich war so tief gesunken, daß ich Schreibersdienste thun mußte.

„Du, Schreibersdienste?“

— Allerdings, denn ich hatte meinen Adel an den Nagel gehängt!

„Wie so?“

— Ach, wegen eines Kanarienvogels meiner Tante.

„Es ist nicht möglich!“

— Freilich, denn dadurch verlor ich mein ganzes Vermögen, und ward blutarm. — So ist's. Ich war unglücklich, aber blieb rechtschaffen. Und das Unglück verfolgte mich bis zu Ew. Exzellenz Thürschwellen, denn wegen meiner Schuhe und Strümpfe wollten mich Ihre Leute vom Anblick meines ehemaligen Freundes trennen.

„Ich gestehe, Heuwen, deine Antworten sind so sonderbar, ich begreife kein Wort davon.“

— Leicht möglich; aber wahr, bestimmt und richtig sind sie. Glück und Unglück hängen an Kleinigkeiten; und solche Bagatellen sind mächtiger, als alle Kenntnisse, Tugenden und Talente.

Roderich gedachte bei diesen Worten des Backtrogs, der ihn aus dem Staube der Niedrigkeit erhob; seiner Wehmuth bei der Hammelkeule, die ihn in Verbindung mit seiner reizenden Gemahlin brachte; des Pudermantels, der ihn adelte; der verwünschten Medizin, die ihm seine Freiheit rettete; des Strickbeutels, durch welchen er Premierminister ward — und sprach: „Lieber Heuwen, ich werde deine Sache untersuchen, und ist's, wie du sagst, so hoffe ich, bist du bei mir geborgen.“

Und Heuwen war geborgen. Redlich sorgte sein Freund für ihn.

II.

Die Vorrede.

„Was träumen Sie denn Liebes?“ fragte die Gräfin den Baron, als sie eines Nachmittags ins Theezimmerchen trat. Baron Heuwen saß, in Gedanken verloren, allein vor dem Theetische mit verschränkten Armen und vor sich hinstarrenden Augen.

Indem zuckte ein Wetterstrahl durch die heiße Luft, und ein Krachen mit Nachdonner folgte, wie wenn alle Thürme der Stadt zusammenbrächen. Heuwen regte sich nicht, sah nichts, hörte nichts; oder sah und hörte wohl, aber war gegen die Lufterscheinung sehr gleichgültig, weil seine Seele mit ganz andern Erscheinungen beschäftigt war.

Die Gräfin erschrack von Herzen bei dem Donnerschlag, und war um so mehr über Heuwens Unbeweglichkeit erstaunt.

„Hören Sie denn nicht, Baron? Es donnert! Was machen Sie denn?“ — Heuwen erblickte die Gräfin. „Was ich mache, meine Gnädige? Projekte! Ich bin entzückt. Ich weiß, Sie werden das Köpfchen dazu schütteln. Aber ich falle Ihnen zu Füßen, Sie müssen mir Alles billigen.“

„Und was denn, zum Beispiel?“ fragte die Gräfin lächelnd.

„Ach!“ seufzte der Baron aus seinem Tiefsten: „das läßt sich wahrhaftig so mit drei Worten nicht abthun. Es klänge Ihnen vielleicht ganz närrisch, und doch ist es nichts weniger als närrisch. Ich rechnete bei mir so: Gibt mir der Herzog durch die Fürbitte Ihres Gemahls ein ruhiges Aemtchen — nur ein Aemtchen in der Kanzlei, wo ich bei der Feder zusammenschrumpfe — oder am Ende nur eine Thorschreiberstelle, dann — — ach, liebenswürdige Gräfin, das läßt sich unmöglich sagen. Sie begreifen es nicht, ohne lange Vorrede.“

Indem rauschte der Gewitterregen mit großen Tropfen vor den Fenstern nieder, und Graf Roderich trat ins Theezimmer. „Aus unserer kleinen Lustfahrt wird heute nichts,“ sagte er, indem er seine Gemahlin in den Arm nahm und zum Theetisch führte; „wir bleiben den Abend unter uns.“

„Nun, Baron,“ sagte die Gräfin, „so haben Sie Zeit genug, mir die längste Vorrede zu machen. Ich gebe Ihnen Zeit bis Nachts eilf Uhr.“ — Sie erklärte ihrem Gemahl das gepflogene Gespräch.

„Und du, Heuwen,“ sagte der Minister, „bist mir noch immer die Geschichte deiner Schicksale schuldig. Die meinige hast du gehört.“

„Richtig,“ versetzte der Baron, „das wäre eben die Vorrede, die ich zu machen hätte. Wenn ihr, liebe Leutchen, nun gerade bei Laune seid, mir zuzuhören, so will ich erzählen. Es wird etwas Teufelei durch einander geben, nota bene, wobei ich immer, als ein armer Teufel, am schlimmsten davon kam. Allein das laßt euch nicht anfechten, so wenig, als es mich angefochten hat. Ich bin der leibhafte Candide, und behaupte allen Teufeleien zum Trotz: „es ist doch die beste Welt.“

Der Minister setzte sich mit seiner Gemahlin dem Baron gegenüber. Beide waren voll gespannter Neugier. Die Gräfin bediente von Zeit zu Zeit mit Thee. Heuwen erzählte ungefähr Folgendes.

Die Enttäuschung.

Als ich ein Jahr nach dir, lieber Roderich, die Hochschule verließ, in den Palast meines Va-

ters zurückkam und in die kurfürstliche Residenz, hatte sich, so kam es mir vor, in den wenigen Jahren meiner Abwesenheit die ganze Welt dort verwandelt. Alles war mir fremd und überraschend, selbst mein Vater. Ich liebte meinen Vater nur zu sehr, sonst, ich schwöre es dir, Roderich, weiß ich nicht, wo es mit meinen Verwirrungen geendet haben würde. Zweimal stand ich auf dem Sprunge, davon zu gehen und eine Reise um die Welt zu thun, oder mich bei den Hottentotten einzubürgern, oder gar Kapuziner zu werden. Zum Glück rettete meine kräftige, jugendliche Natur mir den zur Neige gehenden Verstand, und ich lernte wieder lachen.

Als Kind war ich unter heiligen Mahnungen und unter frommen Küssen einer herrlichen, ach, zu früh gestorbenen Mutter aufgeblüht; als Knabe in Einfalt und Unschuld von rechtschaffenen Lehrern erzogen worden. Ich liebte die Welt, die ganze Menschheit, weil ich Gott liebte. Ich sah mit freundlicher Zärtlichkeit auf Personen geringern Standes, und mit Ehrfurcht auf Personen höhern Ranges, die, wie Götter, vor mir wandelten. Ich selbst hielt mich für den Unwürdigsten, alle Andern für die Edlern. Ich strebte, der Vortrefflichste zu werden. Die Tugend- und Heldenbilder des ganzen Alterthums hatten mich zur Tugend, zum Heldenthum begeistert. Von nichts, als diesen Mustern der Selbstüberwindung und Seelengröße, hatte ich als Knabe gehört. Und da ich endlich in Geheimniß und Lehre des Christenthums eingeweiht wurde, strahlte das Weltall vor mir in überirdischem Lichte.

So betrat ich die Hochschule. Du weißt es, Roderich, mit welchem Entzücken wir die klassischen Schriftsteller der Alten und Neuen beisammen lasen, wie sich unser Gemüth durch diese, durch die Worte unserer trefflichen Meister veredelte, zu deren Füßen wir saßen, um Weisheit zu lernen. Wir glühten für Wahrheit, Recht und Volksglück. Wir schworen in göttlicher Trunkenheit, den Besten der Welt gleich zu werden. Wir, und wenn du es nicht für dich Wort haben willst, wenigstens ich sah die Thorheiten, die Verbrechen, die Laster Einzelner nur für Ausnahmen an, die zu vermindern die fromme Angelegenheit der übrigen Menschheit wäre.

Nun kam ich in die Residenz zurück. Vier Jahre war ich abwesend gewesen. Ich kam mit heimlicher Furcht, weder so kenntnißvoll gefunden zu werden, noch so wacker, als man mich vielleicht erwartete. Hilf Himmel, gerade das Gegentheil! Es währte nicht vier Wochen, hieß ich den Einen der heilige Sonderling, den Andern das gelehrte Monstrum.

„Es freut mich, Thomas," sagte mein Vater zu mir, „du hast deine Zeit wohl angewendet, nur zu wohl. Aber du kommst mit ganz schiefen Vorstellungen von der Welt zu uns. Du hast das aus Büchern. Fort mit der Bücherweisheit! Von dem Allem läßt sich im wirklichen Leben nichts gebrauchen. Du mußt jetzt die Griechen Griechen sein lassen, und ein Deutscher werden, Weltmann, Hofmann, Staatsmann werden. Höre Alles, glaube Keinem; sieh Alles, und schweige; denke Alles, aber verrathe davon nichts; mache dich zum Werkzeug Aller, um dich unentbehrlich zu machen. Bist du dies geworden, sind Alle deine Werkzeuge geworden. Du bist jung, hübsch, unternehmend, geistvoll, von den ältesten Landesgeschlechtern und reich. Es kann dir nicht fehlen; mit der Zeit mußt du nächst dem Kurfürsten der Erste im Lande sein. Aber deine Büchernarrheit halte sorgfältig geheim, wie einen Bruchschaden. Es ist ein Grundverderben unserer heutigen Hochschulen, daß man da den jungen Leuten den Kopf mit Idealen verrückt, die zur Welt so wenig nützen, als dem Blindgebornen ein Tubus."

Gern hätte ich meinem Vater ein „Aber" entgegengesetzt; doch schwieg ich, weil ich wußte, er sei gegen meine Aber etwas eingenommen. Ich ward in die vornehmsten Zirkel der Residenz eingeführt. Man überhäufte mich mit Güte. Man streute mir Weihrauch mit vollen Händen. Mein Vater war entzückt. Ich aber fand doch das ganze Wesen, worin ich mich schnell einzufügen wußte, fade, gemein und sogar verstandlos. Ich bemerkte bald, die Menschen da insgesammt, die mit einander tanzten, spielten, liebelten, freundelten, die einander priesen, vergötterten und dergleichen, hatten einander Alle zum Besten. Keiner glaubte dem Andern, und doch fuhr Jeder fort, das Unglaubliche zu sagen. Jeder war Egoist und sah nur sich, indem er für Andere zu leben und zu sterben schien.

Man stellte mich dem Kurfürsten vor. Er empfing mich mit ungemein gnadigem Wohlwollen. Sein Hof war weit und breit als der feinste, als der glänzendste bekannt, der Kurfürst selbst von Dichtern und Prosaikern als Kenner und Gönner der Wissenschaften und Künste gepriesen. In seinen Gesprächen mit mir nahm er gelehrten Ton an. Ich bemerkte nur von seinen Redensarten, er habe aus den neuesten Schriftstellern der Franzosen eine gewisse Tünche angenommen. Wahr ist es, er opferte für die Wissenschaften und Künste ungeheure Summen; aber ich bemerkte bald, er opferte das seiner Glanzsucht und Ueppigkeit. Er unterhielt eine berühmte Akademie der Wissenschaften, und ließ die Schulen des Landes im erbärmlichsten Zustande. Sein Staat glich einem Menschen, der unter seidenen Kleidern ein zerrissenes Hemd verbirgt. Das Hoftheater kostete viel; aber ich bemerkte, die Sängerinnen und Tänzerinnen kosteten das Meiste. Es ekelte mich an, als ich inne ward, die goldene Ueberschrift des Opernhauses: „Künste veredeln die Sitten", sei eine goldene Lüge.

Ich erhielt Einladung und freien Zutritt am Hofe. Hier sah ich mich nun gar enttäuscht. Der Hof selbst war eine Art glänzender Schaubühne für die Welt. Im gemeinsten Pöbel und am Hofe

erblickte ich die beiden Aussenenden des rohesten Sitten- und Herzensverderbens, nur dort in plumpern, hier in gefälligern Formen: dumme Bigotterie mit Gewissenlosigkeit gepaart, Irreligiosität mit Scheinheiligkeit, verführerische Huld mit niederträchtiger Tücke. Wie beim Pöbel, so hier, war Spiel und Schmaus, Geld und Wollust das Höchste, dem man nachjagen mußte. Der Fürst glaubte Alles wohl zu ordnen, und ward von Allen wohl betrogen. Tugend, Wissenschaft, Verdienst galten durchaus nichts, oder etwa so viel, wie die goldene Inschrift am Opernhause. Man regierte das Volk, um Geld aus dem Volke zu ziehen; den Staat wie eine herrschaftliche Domäne, die rentiren soll. Der Kurfürst hatte im Grunde sein Land bloß den Ministern verpachtet, die ihm jährlich ein Gewisses an Baarschaft einliefern mußten, unbekümmert, woher sie es nähmen und wie viel sie behielten; die Minister hatten das gleiche System bei den untergeordneten Stellen eingeführt.

Der Fürst aber galt als großer Regent in der Welt; denn er unterschrieb nicht nur Alles eigenhändig, oft ohne die Sachen zu lesen, sondern er las auch aus Langeweile oder Neugier zuweilen Bittschriften und Memoriale, und verfügte mit Machtsprüchen, ohne daran zu denken, ob damit Gesetze gebrochen würden; denn er zweifelte keinen Augenblick, daß er die Sachen besser einsähe, als jeder seiner Räthe. Er glaubte dies um so mehr, da er den Zustand seines Landes genau zu kennen glaubte. Vierteljährlich mußten von allen Gemeinden und den untersten Stellen der verschiedenen Geschäftszweige die Ergebnisse der drei letzten Monate in Tabellen gebracht werden. Die Regierungen der Provinzen zogen dann den Fünftelsaft aller Tabellen in Hauptsummen und Hauptthatsachen zu einer General-Provinzialtabelle zusammen. Im Ministerial-Bureau schrumpften die Provinzialtabellen wieder zu einer General-Staatstabelle zusammen, groß genug, daß sie der Kurfürst beim Frühstück, indem er seine Chokolade trank, gemächlich übersehen konnte. Dann bildete er sich ein, den Zustand seines Volkes ganz speziell mit allwissendem Auge zu überschauen.

Nun denkt euch, liebe Leutchen, wie mir zu Muthe ward; mir, mit meinen frommen Urbildern aus der Knaben- und Jünglingswelt! Ich stand auf dem Sprung, den Glauben an die Menschheit oder an meinen Verstand zu verlieren.

Das Amt.

Mein weltkluger Vater setzte mir den Kopf wieder zurecht. Er sah wohl ein, gegen meine Begriffe von dem, was sein solle, dürfe er nicht in offene Fehde treten. „Du hast vollkommen Recht," sagte er, „was du schilderst, ist wahr, nur ein wenig grell gemalt. Aber was willst du, Thomas? In und mit dieser Welt mußt du nun einmal leben. Es bleiben dir nur zwei Wege übrig. Entweder du sinkst aus deiner Höhe zu ihr nieder, oder du erhebst sie zu deiner Höhe. Ersteres kannst du nicht. Ich möchte dich in diesem Pfuhl der Gemeinheit und des Unverstandes nicht untergehen sehen. Das Andere zu thun, wohnt Kraft genug in dir. Ja, du kannst der Wohlthäter deines Vaterlandes werden; du mußt es werden. Ich verlange es. Aber beginne mit Besonnenheit. Du wirst begreifen, daß sich Hof und Staat nicht von einem dreiundzwanzigjährigen Jüngling im Sturm und Drang reformiren lassen. Die Männer nennen dich jetzt schon spottweise den Philosophen mit dem Flaumbart, und die Weiber dich den jungen Bär, der erst geleckt werden müsse. Es fehlt dir also das Zutrauen; dies erwirb dir."

„Wie kann ich das unter solchen Menschen, Vater?" sagte ich: „Es ist nicht möglich."

„Für dich kinderleicht!" sagte er. „Du stellst dich ihnen gleich, ohne ihnen gleich zu werden. Du rückst in eine öffentliche Stelle ein. Der Kurfürst ist dir günstig; du wirst schnell steigen. Nicht deine Wissenschaften, nicht deine Tugenden werden dich erheben, das weißt du selbst: sondern dein gefälliges Mitmachen dessen, was Andere machen, deine äussere Liebenswürdigkeit, dein alter Adel, dein Vermögen. Ohne Zweifel wirst du mit der Zeit einer der reichsten Kavaliere des Landes. Ausser meinem Vermögen hast du noch das Vermögen meiner Schwester, der Baronesse Brandenberg, zu erwarten; es sind volle anderthalb Millionen. Zwar ist noch eine Cousine von Seite ihres verstorbenen Mannes Miterbin; aber es ist ein schwächliches Mädchen. Im Nothfall liesse sich mit einer Mariage zwischen dir und ihr das Schlimmste verhüten. So wirst du steigen, von Stelle zu Stelle. Du bist jung; du kannst weit kommen. Stehst du einst an der Spitze aller Geschäfte: dann, Freund, dann reformire!"

Ungefähr so sprach mein Vater, und ich mit meinen dreiundzwanzig Jahren sah wohl ein, es lasse sich nichts Besseres thun. Mein Vater war ausser sich vor Freuden, als er mich endlich gestimmt und geneigt sah, ohne anders ins Geschäftsleben einzutreten. Es war bei der Hofkammer eine Rathsstelle offen. Mein Vater gab mir Befehl, mich darum zu bewerben. Er könne da nichts für mich thun, weil er mit dem Finanzminister für den Augenblick in gespanntem Verhältniß lebe, der, weil er dem Kurfürsten in einer Liebschaft geholfen, die Ministerstelle bekam, auf die mein Vater gerechte Ansprüche gehabt zu haben geglaubt hatte. „Aber", setzte er hinzu, „du mußt dich nicht unmittelbar an den Minister wenden, sondern an die junge Frau von Laflute; sie ist des Ministers Geliebte; sie vermag Alles über ihn; sie scheint dir gewogen zu sein."

Ich wandte mich zu der allmächtigen Dame. Sie war die Wittwe eines Generals. Ich fehlte

nie in ihren Zirkeln. Sie zeichnete mich aus, sobald ich ihr meine ganz besondern Aufmerksamkeiten bewies. Als ich von der Rathsstelle sprach, sagte sie: „Die wird Ihnen doch gewiß bei Ihren Verdiensten nicht entgehen? Ich weiß wohl, der alte Kammerassessor Liebmann wirbt darum; er hat sich auch an mich gewendet, und seine gegenwärtige schlechte Besoldung, seine starke Familie — ich glaube, der Mann hat neun Kinder — und seine langen Dienstjahre in Anschlag bringen wollen. Allein er ist nur ein Bürgerlicher. Sie haben mehr Verstand im kleinen Finger, als der alte Federfuchs unter der Haarbeutelperrüke. Wenden Sie sich an den Minister; ich rede noch heute mit ihm.“

Die Sache war abgethan; der Minister sagte mir die Stelle zu. Da erst erfuhr ich, daß mein unglücklicher Nebenbuhler, der Assessor Liebmann, ungerechnet der Dürftigkeit seiner Lage, ein alter, treuer Staatsdiener von vielen Kenntnissen sei, und ein wackerer Mann daneben. Ich schämte mich vor mir selbst, ihm vorgezogen zu werden, lief zum Minister und that auf die Stelle Verzicht. Meine Ernennung war schon ausgefertigt, und sollte dem Kurfürsten zur Unterschrift vorgelegt werden. Der Minister sah mich mit großen Augen an, schüttelte den Kopf und sagte mir die allerverbindlichsten Sachen über meine Großmuth und über seinen Verdruß, mich nicht in seinem Departemente angestellt zu sehen. Hintennach erfuhr ich, er habe meine Entsagung für ein boshaftes Werk von Seite meines Vaters gehalten, und sei diesem ein noch unversöhnlicherer Feind geworden.

Liebmann ward Kammerrath. Auch mein Vater schüttelte den Kopf über meine Narrheit, wie er es nannte, besann sich aber bald und sagte: „Du hast Recht, Thomas. Es ist mir gewissermaßen lieb, daß du kein Subordinirter des Finanzministers wirst. Die diplomatische Carriere ist dir für dein großes Streben angemessener, führt dich auf kürzerm Wege zum Ziel. Graf Terpen ist zum Gesandten nach Paris ernannt, das übrige Personal der Gesandtschaft aber noch nicht bekannt. Mache dich an die reizende Tulipini; von ihr erfährst du Alles; durch sie vermagst du Alles. Ich inzwischen werde von andern Seiten für dich arbeiten.“

Es war mir nicht schwer, der reizenden Tulipini anzukommen. Sie war die erste Tänzerin, und genoß die höchste Gnade des Kurfürsten. Wöchentlich einmal war Abendgesellschaft bei ihr. Man sah da die interessantesten Männer des Hofes und der Stadt. Mehrmals hatte ich mich dazu eingefunden. Nun blieb ich nie zurück, und empfing selbst Erlaubniß, ihr zuweilen bei der Morgentoilette aufwarten zu dürfen. Die Tulipini war ein leichtsinniges Geschöpfchen. Ich konnte nicht anders, als sie verachten oder bedauern, sie, die bei der größten Anmuth im Aeussern so durchaus ohne moralische Anmuth blieb. Mich behandelte sie spielend und mit einer närrischen Hoheit, als wäre ich ein einfältiger Schulknabe. Ihre Frechheit raubte ihren Reizen allen Zauber.

Aus der Staatskanzlei empfing ich, ohne nur einen andern Schritt dafür gethan zu haben, das Patent als geheimer Legationsrath bei der Gesandtschaft nach Frankreich. Eine Stunde später trat mein Vater fröhlich zu mir ins Zimmer und verkündete: er habe gegenwärtig starke Hoffnung, daß ich dem Kurfürsten mit einigen Andern zur Auswahl für die Begleitung der Gesandtschaft werde in Vorschlag gebracht werden. Ich müsse jetzt nur bei der Tulipini artig sein, um meine Nebenbuhler zu verdrängen. — Ich zeigte ihm die Ernennung. Er stutzte. „Bravo!“ rief er: „Du übertriffst meine Erwartungen.“

„Aber ist es nicht schändlich,“ sagte ich, „daß der Staat oder wir eine Stelle, die so bedeutend ist, einer Tänzerin danken müssen?“

„Tänzerin, oder nicht, mein Schatz! Es geht hier unterm Monde Alles menschlich zu. Eine Tänzerin hat oft mehr Takt, als mancher Minister.“ — Das war die Antwort meines Vaters.

Der Gipfel des Glücks.

Ich weiß nicht, ob eine Tänzerin, oder eine Köchin, oder eine Kammerdame den Grafen Terpen zum Gesandten gemacht hatte. Er war aber ein erbärmlicher Mensch, dessen Verdienst einzig in der Kunst kleinlicher Intriguen und in einem gefälligen Aeussern bestand. Er wußte zu figuriren und den Gesandten zu spielen. Die Geschäfte machte ich zuletzt allein. Er war's wohl zufrieden, streifte seinen Vergnügungen nach und sammelte, zu den Berichten an unsern Hof, Geschichtchen aus der Pariser Chronique scandaleuse, die der Kurfürst gern las.

Unser Aufenthalt in Frankreich dauerte drei Jahre. Mein Vater meldete mir, wie man am Hofe viel Wesens aus meiner Art mache, die Geschäfte zu behandeln. Denn daß ich sie machte, war kein Geheimniß, weil man den Grafen zu gut kannte, und noch mehr, da der Kurfürst mir zuletzt Alles übertrug, als Terpen in der letzten Zeit durch die Folgen seiner Ausschweifungen zu Allem unfähig ward. Er lag noch unter den Händen der Aerzte und Wundärzte, als unsere Aufträge in Paris durch einen sehr vortheilhaften Vertrag zwischen unserm und dem Versailler Hofe glücklich beendet waren. Terpen verließ Paris endlich, um seine Gesundheit in den Bädern herzustellen; ich ging mit dem übrigen Gesandtschaftspersonal in die Heimath zurück.

Hier ward ich am Hofe und in der Stadt mit einer Auszeichnung empfangen, die wahrhaftig über mein Verdienst ging. Der Kurfürst sagte mir in der ersten Audienz viel Gütiges, und erklärte sich zu meinem Schuldner. Mein Vater vernahm unter der Hand, daß ich zum wirklichen geheimen Kabinetsrath ausersehen sei, und vom

Kurfürsten selbst, daß er mich an seinem Namenstage mit dem Hausorden dekoriren werde. Mir widerfuhr die Ehre, daß ich in das „kleinere Kränzchen“ aufgenommen ward, wie man die Abendgesellschaften nannte, worin der Kurfürst nur seine Vertrautesten beiderlei Geschlechts sah. Da las man vor, machte man Spiele, führte man kleine französische Komödien auf, und trieb man allerlei Possen im freiesten Ton. Mir gefiel zwar der Ton nicht; aber desto besser gefiel ich den Tongebern. Man hielt mich allgemein für den Günstling des Landesherrn, oder wenigstens für nahe daran, es zu werden. Minister, Generale, Kammerherren und Kammerjunker, Geheime- und Staatsräthe, Gesandte und Prälaten kamen mir entgegen, schlossen sich an mich, flogen meinen Wünschen zuvor. Selbst im bewußten kleinern Kränzchen galt ich mehr, als die meisten Uebrigen. Das gab mir eine gewisse Zuversicht zu mir selbst; ich benahm mich unbeengter, und eben dadurch gefiel ich noch mehr.

„Du bist auf gutem Wege, Thomas!“ sagte mir mein Vater: „Du wirst in Kurzem des Herrn rechte Hand. Gräfin Tangelheim liebt dich.“

„Du bist auf bösem Wege, Thomas!“ sagte dagegen meine Tante, die Baronesse Brandenberg: „Hüte dich vor der jungen Tangelheim; sie ist eine kleine, listige Schlange; sie stellt dir nach. Ich weiß es genau und gewiß. Ich weiß noch mehr; aber ich sage es dir nicht. Die nächsten Monate werden dir es sagen. Sei klug; laß dich nicht fangen. Thue mit ihr keinen entscheidenden Schritt ohne mein Vorwissen, sonst sind wir Beide auf immer geschieden!“

Ich hatte alle Achtung für die „Politik“ meines Vaters, dem Politik pflegte er gern mit einer Art von Selbstgefälligkeit seine Kunst zu nennen, im alltäglichen Getreibe des Umgangs von Andern Alles zu errathen, von sich nichts errathen zu lassen und so sein Ziel zu verfolgen. Ich hatte aber auch alle Achtung für die anderthalb Millionen meiner Tante, zumal wenn sie mit Trennung drohte. Indessen war mir die Gräfin Tangelheim gar nicht gefährlich. Ich muß gestehen, man fand nicht leicht eine edlere Gestalt, im feinsten Ebenmaß schlank aufgewachsen, ein schöneres Gesicht, ein seelenvolleres Mienenspiel, fast zu seelenvoll für ein Mädchen von neunzehn oder zwanzig Jahren; daneben hatte sie im Lande durch Alterthum des Herkommens und durch Rang und Reichthum mächtige Verwandte. Auch schien sie mich von Tag zu Tag traulicher oder herablassender, wie man es nennen will, zu behandeln, denn ihr einziger Fehler war ein ungeheurer Familienstolz. Allein sie war, Jeder wußte es, die Geliebte des Kurfürsten; wäre er nicht vermählt gewesen, vielleicht würde sie Kurfürstin geworden sein. Genug für mich, beständig und in der Mitte aller Scherze nie die ehrfurchtvolle Haltung gegen sie zu vergessen.

Die junge Gräfin aber war nicht halb so ehrfurchtvoll gegen mich. Sie machte mich nicht nur nach und nach zum Geheimenrath aller ihrer kleinen Staatsangelegenheiten, sondern der feste, forschende, oft träumerische, oft frohe, oft trübe Blick, mit dem sie zuweilen an mir hing, sagte nach und nach, daß ich ihr nicht gleichgültig sei; und wenn ich ihre Blicke nicht verstanden hätte, würden mir ihre verstohlenen Händedrücke die Zweifel gelöset haben. Das setzte mich in peinliche Verlegenheit. Ich fürchtete, der Kurfürst werde hinter das Blicken und Händedrücken kommen, und seine Eifersucht mir häßlich mitspielen. Aber auch diese Furcht war ungegründet. Der Kurfürst selbst bei allen Tändeleien im „kleinern Kränzchen“ richtete es immer so ein, daß die Gräfin meine Dame werden mußte. Er neckte sie mit mir, mich mit ihr. Nach und nach behandelte er uns Beide, als wären wir ein verliebtes Pärchen. Man betrachtete mich am Hofe als den beglückten Nebenbuhler des Landesherrn, als den künftigen Gemahl des schönsten und reichsten Frauenzimmers im ganzen Lande. Selbst die Grafen von Tangelheim, die Verwandten meiner sein sollenden Braut, machten sich mit mehr Herzlichkeit an mich, traten mit mir und meinem Vater in engern Umgang. Mein Vater schwamm in Entzücken.

„Thomas,“ sagte er eines Tages, „die Sache ist zwischen dir und der Gräfin Tangelheim schon zu weit gediehen. Hast du dich mit ihr erklärt, so halte förmlich um ihre Hand an. Der Kurfürst und die ganze Familie Tangelheim sieht die Verbindung gern. Ich weiß dies aus guter Quelle. Ja, wozu Geheimniß unter uns Beiden? Marschall Tangelheim hat es mir selbst zu verstehen gegeben, du müssest dich schnell erklären, denn sie könnten das Geschwätz am Hofe und in der Stadt über dich und ihre Schwester nicht länger gelassen ertragen.“

„Thomas,“ sagte eines Tages die Tante Brandenberg zu mir, „du mußt dich gegen mich über deine Absichten auf die junge Tangelheim erklären, und ob wir ferner Freunde bleiben. Das Gerücht, das von dir umgeht, ist ehrenrührig für den unbefleckten Namen der Heuwen. Oder wärst du etwa blind? Hättest du wirklich keine Augen für die veränderten Umstände, in denen sich die Maitresse des Kurfürsten befindet? Du sollst dem Kinde den Namen, und dem Mädchen vor der Welt die Ehre wiedergeben. Denkst du niederträchtig genug, dich dazu mißbrauchen zu lassen, so nenne mich nicht mehr deine Tante.“

In der That öffneten mir diese Worte die Augen.

„Pah!“ sagte mein Vater: „Und wenn dich die Tante enterbt, was ist dir an den anderthalb Millionen gelegen? Deine Braut bringt dir ebensoviel zu, alle Ehrenstellen, die du begehrst, den größten Einfluß auf den Staat, die Verbindung mit der ersten Familie des Kurfürstenthums. Es ist Rede davon, daß du in den Grafenstand er-

heben werden sollst; der Stolz der Tangelheime läßt es nicht anders zu. Der Kurfürst willigt in Alles, was man fordert. Um solchen Preis drückt man ein Auge zu, wenn ein Mädchen schwach war, ehe es in die Ehe trat. Meinst du nicht?"

Die Katastrophe.

Es kam ein Briefchen von der Gräfin Tangelheim. Sie lud mich zum Thee ein. Ich ging in's Schloß, wo sie als Hofdame der Kurfürstin wohnte, die aber nie im Schlosse wohnte. Statt gewohnter großer Gesellschaft fand ich die Gräfin allein, mit verweinten Augen. Mir ahnete nichts Gutes; ich verlor aber die Fassung nicht.

"Ihnen ist nicht wohl, meine Gnädige?" fragte ich, und küßte ihre Hand.

"Wie kann mir wohl sein? Ich bin sehr unglücklich!" erwiederte sie, und fing so heftig an zu weinen, daß ich lange nicht sprechen konnte.

"Ich beschwöre Sie, liebenswürdige Gräfin, fassen Sie sich!" sagte ich: "Sind Sie beleidigt worden? Was ist geschehen? Entdecken Sie mir Ihren Kummer."

"Wäre ich Ihnen lieb, Baron, Sie hätten ihn entdecken sollen. Sie werden wissen, wie man über uns Beide am Hofe und in der Stadt denkt. Mein Bruder, der Marschall, hat mir das erst vorgestern angezeigt. Wir müssen uns trennen. Entweder müssen Sie Hof und Stadt unter irgend einem Vorwande verlassen, um dem Gerede ein Ende zu machen, oder ich muß auf meine Güter."

Dieser Antrag, den ich nicht erwartet hatte, überraschte mich. Ich gestand, daß man mir auch von der Stadtklatscherei erzählt, daß sie mich verdrossen habe. Aber ich erklärte zugleich, für die Gräfin und ihre Beruhigung jedes Opfer zu bringen, und schon folgendes Tages, wenn es der Kurfürst erlaube, mich auf ein halbes Jahr zu entfernen und eine Lustreise zu machen.

"Wie, Baron," sagte sie, indem sie meine Hand nahm, "so leicht wird es Ihnen, von mir zu scheiden? — Ach", fuhr sie fort und vergoß wieder einen Thränenstrom, "wie habe ich mich in Ihnen getäuscht! — Ich — nein — bleiben Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ich noch unglücklicher werde. Ich mag die Trennung von Ihnen nicht."

In meinem Leben war ich mit meiner Person nicht in größerer Verlegenheit gewesen. Ich setzte das Gespräch mit Gewandtheit fort, mich stellend, als begriffe ich sie nicht, immer schüchtern und höflich ablenkend, immer meine höchste Sorgfalt für die Ehre ihres Namens vorspiegelnd. Allein bei aller meiner Gewandtheit vergarnte sie mich noch unendlich gewandter im Netze des Wortwechsels, so daß es am Ende, ich wußte selbst nicht wie, unter uns sehr im Klaren war, sie liebe mich, die Familie sei es zufrieden, nicht minder der Kurfürst u. s. w. Und das alles offenbarte sich im Gespräch unvermerklich, und ohne daß die Gräfin mir eigentlich einen Antrag gethan hätte, der für ihr weibliches Zartgefühl zuviel gewesen wäre. Ich dagegen plauderte mich eben so offen aus, daß sie, ohne daß ich's ihr wörtlich sagte, in die Hauptfolgerung zusammenziehen konnte: ich denke nicht daran, mich zu vermählen. Glücklich wickelte ich mich bisher aus allen Schlingen der Redekunst meiner reizenden Gräfin. Aber nun änderte sie die Form des Angriffs.

Während wir noch mit einander von Lebensglück, von schönen Gefühlen, von Seligkeit unsers Umgangs sprachen, sank sie mir mit Erröthen an die Brust, und indem sie ihre weißen Arme um meinen Nacken legte, seufzte sie: "Ich habe Ihnen schon zuviel verrathen; so mögen Sie auch das Letzte wissen: ich liebe Sie, und nur Sie oder Niemand wird mein Gemahl."

Ich verstummte. Ich empfand zum erstenmal Ekel vor einem schönen Weibe. Mit schüchterner Höflichkeit drückte ich sie an meine Brust, und sagte: "Meine Gräfin, ich verdiene Ihre Gnade nicht."

Indem trat ihr Bruder, der Marschall Tangelheim, in's Zimmer. Er sah uns Brust an Brust, lachte und rief, indem er schnell sich wieder entfernte: "Kinder, wollt ihr künftig allein sein, so schließt die Thüren." Ich war erschrocken, und hatte die Gräfin fahren lassen. Nicht minder erschrocken war auch sie. Ich benutzte unserer Beider Verwirrung, und entfernte mich.

Am folgenden Tag empfing ich Befehl, zum Kurfürsten zu kommen. Er nahm mich ungemein gnädig auf, erzählte mir lachend, was ihm der Marschall von unserer Ueberraschung treulich gemeldet hatte, und setzte etwas ernst hinzu: "Ihr jungen Leutchen, ich mag aber von den geheimen Liebschaften nichts wissen. Das muß ein Ende nehmen. Sie sind mir lieb, Baron. Ich gebe meine Zustimmung; die Gräfin wird Ihre Gemahlin. Ich selbst werde morgen Ihre Verbindung dem Hofe ankündigen; Ihr Vermählung ist an meinem Namenstage, den ich ohnehin schon bestimmt habe, Ihnen noch ganz andere Beweise meiner Zufriedenheit zu geben."

Ich fiel dem Fürsten zu Füßen, und bat ihn, mich zu hören. Er hob mich auf. "Reden Sie freimüthig!" sagte er. Es war nicht nöthig, mich dazu aufzumuntern. Hier mußte ich mich offen erklären, denn es war um Ehre, Freiheit, Lebensglück zu thun. Ich erzählte treu und ausführlich den Gang meiner gestrigen Unterredung mit der Gräfin, und offenbarte meine Gesinnung unverhohlen.

Er ward ernst. "Die Sache aber", sagte er, "ist nicht mehr rückgängig zu machen; das begreifen Sie selbst. Ihr bisheriges Betragen gegen die arme Gräfin war, davon bin ich Augenzeuge, ganz geeignet, sie glauben zu machen, daß sie von Ihnen geliebt werde, und ihr auch in der That eine Leidenschaft für Sie einzuflößen. Das haben Sie gethan. Sie sind Schuld, daß das lie-

benswürdige Mädchen sich selbst betrog, und die aufkeimende, von Ihnen gepflegte Neigung nicht bekämpfte; daß sie mit Ihnen zum Stadtgespräch wurde. Nun hat der Marschall Euch Beide im allzuzärtlichen tête-à-tête mit einander überrascht. Er hat, da er meine Zufriedenheit bemerkte, die Sache nun aller Orten ausgeplaudert. Wollen Sie jetzt die Gräfin unglücklich machen, sie an den Pranger stellen? Das werden Sie nicht; das dürfen Sie nicht. Oder was könnte Sie dazu zwingen? Haben Sie schon eine andere Verbindung eingegangen? Welche?«

»Keine,« sagte ich, »aber mich zwingen Pflicht und Gewissen, von einer Verbindung mit der Gräfin abzustehen. Ich achte sie, aber ich war nie ihr Liebhaber. Nie auch gab ich der Gräfin Recht, dies von mir glauben zu können. Ich betrug mich gegen sie, wie gegen Alle ihres Geschlechts. Ich werde mich aber nie vermählen ohne Zustimmung meines Herzens. Diese fehlt. Ich opfere Ruhe, Freiheit und Glück meiner Tage nie der Konvenienz.« Ungefähr dies sagte ich, doch ausführlicher und milder. Es war schlimm für mich, daß ich nicht die Wahrheit freier sprechen durfte; daß ich nicht sagen konnte, was ich von der Baronesse Brandenberg gehört und was mein Vater lächelnd und achselzuckend bestätigt hatte, was meinen eigenen Augen kein Räthsel hätte sein sollen, da es schon so viele wußten.

Der Kurfürst hörte mich unwillig an. »Ich kann«, sagte er ernst, »nicht zugeben, daß die Gräfin Ihretwillen und wegen Ihrer Romanengrillen unglücklich werde. Ich zeige Ihnen also meinen Entschluß an: Sie werden Gemahl der Gräfin. Ich befehle es.«

»Ew. Durchlaucht sind allzungerecht gegen Ihre Unterthanen, als daß Sie mir nicht erlauben sollten, diesmal ungehorsam zu sein.«

»Ungehorsam?« donnerte mich der Fürst an: »Ich werde Mittel finden, Sie zu zwingen. Fort! Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.« So verließ er mich.

Der Sturz aus der Höhe.

Die vierundzwanzig Stunden vergingen. Der Kurfürst ließ mich rufen. Ich gab die Antwort, die ich schon gegeben. Er entließ mich, oder vielmehr jagte mich wüthend fort.

Denselben Tag trat Nachmittags der Marschall Tangelheim zu mir in's Zimmer, forderte, wie ein Rasender, Genugthuung für die gekränkte Ehre seiner Schwester und seiner ganzen Familie, und erklärte, daß Einer von uns das Leben verlieren müsse. — Ich entgegnete ihm ganz gelassen, daß ich weder seiner Familie noch seiner Schwester die Ehre geraubt habe; daß ich mir aber auch die meinige nie werde rauben lassen, um damit eine andere ausbessern zu helfen. Ich nahm seine Forderung auf Pistolen an, weil, wie ich sagte, am Leben keinem rechtlichen Manne so viel liegen könne, als an seiner ehrenhaften Freiheit.

Am folgenden Morgen schossen wir uns im Fasanenwäldchen. An mir war der erste Schuß. Ich that ihn in die Luft. Er schoß; seine Kugel flog mir dicht am Ohr vorbei. Die Sekundanten übergaben uns die Ladung zum zweiten Schusse. Sie wollten ausgleichen, versöhnen, zureden. Der Marschall mochte sich so wenig versöhnen, als ich mich zum Heirathen zwingen lassen. Der Marschall befahl mir, nicht in die Luft zu schiessen. »Deine Großmuth, Bösewicht,« rief er, »rettet dir nicht das Leben. Deine Seele muß zur Hölle fahren.«

Ich sah, meine Großmuth sei in der That übel bei einem Menschen angebracht, der weder Sinn dafür, noch überhaupt wahres Ehrgefühl hatte. Ich schoß. Meine Kugel fuhr ihm durch den rechten Arm und zerschmetterte ihm den Knochen unter der Achsel. Man wollte den Verwundeten vom Platze führen. Er aber ließ sich die Pistole in die linke Hand geben und schrie: »Der Schuß ist an mir. So wohlfeilen Kaufs kommt der Bösewicht nicht davon.«

»Herr Marschall,« sagte ich, »der Schuß mit der Linken ist in dieser Entfernung zu unsicher; ich will Ihnen zur Mörderei helfen.« So trat ich ihm um mehrere Schritte näher. Mein Sekundant wollte mich zurückreissen. Indem schoß der Graf, und streifte meinem Sekundanten, mit dem ich noch rang, die Hüfte. Der Marschall sank seinem Sekundanten in die Arme. Er blutete ausserordentlich. Man brachte ihn in's Jägerhäuschen. Es war schon ein Wundarzt bereit. Man gelobte sich über den Vorfall das tiefste Schweigen. Ich fuhr in meinem Wagen zur Stadt zurück.

Hier kaum angekommen, brachte man mir die Nachricht, mein Vater, vom Schlage gerührt, sei gestorben. Ich war ausser mir. Ich flog zu ihm, oder vielmehr zu seiner Leiche. Alle Rettungsmittel waren eitel. Ein offener Brief, unterm Spiegeltische liegend, den er kurz vor seinem Tode empfangen, verrieth mir die Ursache seines Todes selbst. Es war ein kurfürstliches Rescript, dem zufolge er aller seiner Stellen in Gnaden entlassen, und ihm und mir das fernere Erscheinen am Hofe verboten ward. — Der gute Vater! Wer ihn kannte, hätte voraussagen können, daß ihm solche Botschaft das Leben rauben mußte.

Nach vollbrachten Begräbnißfeierlichkeiten aber ward ich mit Schrecken aus seinen hinterlassenen Papieren gewahr, daß er meine Beförderung am Hofe und meine Verbindung mit der kurfürstlichen Geliebten nicht bloß aus Eitelkeit, sondern auch wegen seiner zerrütteten Haushaltung gewünscht hatte. Ich sah klar, daß mein ganzes Vermögen nicht hinreichen werde, die Schulden zu tilgen, und, was mir das Schmerzlichste von Allem sein mußte, daß in der Reihe der ersten Gläubiger ein Tangelheim, ein naher Verwandter

der Gräfin, stehe. Die Mahnungen nahmen auch bald genug ihren Anfang.

Ich entdeckte mich meiner Tante. Sie schien gar nicht verwundert: „Ich habe deinem Vater wegen seines ungeheuern Aufwandes genug Vorstellungen gethan. Er hörte mich nie. Ich erstaunte nur darüber, daß er das Wesen so lange hat treiben können. Allein er wußte es schlau genug einzurichten, daß man ihn für reicher hielt, als er war. Hochmuth kommt vor dem Fall. Wir können das nicht auf die Familie kommen lassen. Verkaufe was du hast, bezahle was du mußt; Alles unter dem Vorwande, du seiest entschlossen, das Land zu verlassen. Man wird dir glauben. Du hast dich am Hofe als rechtschaffener Kavalier betragen. Ich nehme dich zu mir auf. Du sollst nicht verlassen sein.“

Der Rath der Baronesse war vernünftig und edel dazu. Ich vollzog ihn. Jedermann schien überzeugt, daß ich, gebeugt von der Ungnade des Hofes, nicht länger mit Ehren im Lande bleiben könne. Ich zahlte alle Schulden meines Vaters ab. In der That reichte aber die väterliche Verlassenschaft nicht hin. Die Baronesse Brandenberg mußte noch tausend Louisd'or hinzufügen. Das hielt etwas schwer. Sie gab lieber guten Rath, als gutes Geld. Ich, dem nichts geblieben war, wovon er sich ein Mittagsbrod kaufen konnte, mußte doch eine Schuldverschreibung machen, ihr, sobald ich zu Geld käme, das Kapital mit Zinsen zu fünf Prozent wieder zu entrichten. Ich empfing in ihrem Hause einige Zimmer, und durfte an ihrem Tische das frugale Mahl mit ihr theilen. Dafür mußte ich ihr in allen Dingen gehorchen, wie ein frommes Kind, und sie fleißig in die Kirche begleiten, weil sie ungemein gern betete.

Der Sprung aus dem frivolen Treiben eines üppigen Hoflebens in die nüchternen Umgebungen einer alten, betlustigen und mitunter etwas eigensinnigen Frau war ein so jäher Satz, daß er mir wohl hätte das kalte Fieber zuziehen können. Ich freute mich zum Glücke einer gesunden, kräftigen Natur, und war noch gar froh, für einmal so weit geborgen zu sein. Auch hatte ich zur Entschädigung mancher Entbehrungen immer die Aussicht auf eine Erbschaft von anderthalb Millionen. Wohl dem, der was zu hoffen hat!

Langeweile.

Aber, das darf ich gestehen, im Entbehren mußte ich mich ritterlich üben. Denn ich befand mich jetzt in der Residenz so vereinzelt, daß es mir zuweilen vorkam, ich wäre eben erst als Fremdling zum Thore hereingefahren, oder mit Aussatz geschlagen. Da kannte mich von allen meinen tausend ehemaligen Bekannten und Verehrern keine einzige Seele mehr. Die mich sonst vergötternden Freunde wichen mir aus, wo sie mich sahen. Klopfte ich an — nirgends ward mir aufgethan. Einige, die mir nicht zuviel Mühe machen wollten, waren so höflich, mit wenigen Zeilen zu melden, ich möchte sie gefälligst mit Besuchen verschonen. Das ging so vom ersten Kammerherrn bis zum letzten Livreebedienten. Sogar der ehrliche Kammerrath Liebmann, der mich tausendmal versichert hatte, er werde zu jeder Zeit für mich, seinen Wohlthäter und hohen Gönner, wenn es sein müßte, das Leben lassen, gerieth in wahre Höllenangst, als ich ihn einst auf einem Spaziergang anredete. Er versuchte alles Mögliche, sich von mir loszumachen. Ich belustigte mich an seiner höflichen Verzweiflung, und hielt ihn fest. Da brach er in den Schmerzensseufzer aus: „Herr Baron, wenn uns Jemand sähe — —“

„Nun, was denn? Wir thun ja nichts Unrechtes!“ sagte ich.

„Ich bitte Sie, Herr Baron, wollen Sie mich und meine Familie schlechterdings ins Verderben stürzen? Ich kann ja nichts für Sie thun.“ Und mit diesen Worten ging er im langen Doppelschritte davon, todtenbleich, links und rechts schielend, wie ein Dieb in der Furcht, ob man ihn belauert habe.

Anfangs wollte mir zuweilen mein Zustand nicht ganz gefallen, und die Erbärmlichkeit der Menschen mich verdrießen. Wenn ich aber daran dachte, wie vollkommen unschuldig meine Person an allen den Verwandlungen sei, hob mich Selbstgefühl über allen Hof- und Stadtpöbel hinaus, und die ganze Herrlichkeit der Welt schien mir nur in drolliger Beleuchtung. Vor der Hand hatte ich mich sehr glücklich zu schätzen, daß man mir nur erlaubte, in der Residenz zu athmen. Ich besorgte allergnädigste Landesverweisung. Aber nach einem halben Jahre konnte ich mich beruhigen. Am Hofe war ich so vollkommen vergessen, als wäre ich schon zur Zeit der Sündfluth gestorben, oder noch nie geboren. Inzwischen, wie ich durch meine allwissende Pflegerin vernahm, genoß die Gräfin Tangelheim auf einem entfernten Gute stiller Mutterfreuden, und der Marschallsarm ihres Bruders war so steif geheilt, daß ich wenigstens gegen diesen Arm schußfrei blieb.

Beschränkt auf den Umgang mit der Tante — denn an ihren Gesellschaften nahm ich keinen Theil, wenn ich nicht gezwungen ward, den ehrbaren Matronen auf irgend eine Weise, bis man die Spieltische vornahm, die Zeit zu verkürzen — flüchtete ich zu meinen Klassikern. Um mich in guter Laune mit dem heutigen löschpapiernen Zeitalter zu halten, las ich Horazens oder Juvenals Satiren, oder des Tacitus Werke voll heiligen Zorns, oder Gibbons Verfall der Römerwelt. Um aber doch auch im Leben etwas zu nützen, versuchte ich mich als Schriftsteller. Ich schrieb ein Werk: „Alte Zeit und neue Zeit“, worin ich Staatsformen, Sitten, Heerwesen und übrige Verhältnisse der Griechen und Römer mit denen der heutigen Völker zusammenstellte, wo dann die heutigen Völker mit ihren bezopften

und gewichsten Kriegern, allgewaltigen Mönchen, Staats- und Glaubensgeheimnissen u. dgl. freilich etwas übel fuhren. Der Buchhändler wünschte mir zum großen Dank die Hölle auf den Hals, denn er hatte den größten Schaden, weil man mein Buch verbot, konfiszirte, und durch Henkershände verbrannte. Um den armen Mann zu entschädigen, kehrte ich den Handschuh um, und schrieb das berühmt gewordene Werk: „Ueber den Mechanismus der moralischen Welt", welches fünf oder sechs Auflagen erlebte und die Lieblingslesserei aller Staatsmänner ward. Es ist bekannt, daß ich darin unwidersprechlich bewies, die Völker seien Maschinen, und müßten wie Automaten behandelt werden; die Stände des Adels, der Geistlichkeit, des Bürgers und des Bauern seien noch nicht scharf genug geschieden; und ich deutete auf die Vortheile, welche man durch Vereuropäerung des indischen Kastenwesens gewinnen würde. Ich trat in die kleinsten Einzelnheiten ein, und entwickelte mit größtem Scharfsinn den Nachtheil alles Schulwesens und Lesens alter oder neuer Schriftsteller, die unermeßliche Wichtigkeit der Stammbäume und Soldatenzöpfe, der Titulaturen u. s. w.

Sogar die Tante, welche ausser ihren Gebetbüchern nichts zu lesen pflegte, las das vielgepriesene Werk, ohne zu ahnen, daß es unter ihrem Dache geschrieben sei, und empfahl mir sehr nachdrücklich, es mit Andacht zu studieren, ja, wo möglich, auswendig zu lernen, weil mich das über die geheimen Tiefen der Staatskunst aufklären würde. Hätte ich nicht die Bescheidenheit gehabt, meinen Namen, als Wiederhersteller der wahren Staatswissenschaft, zu verschweigen: wer weiß, ob ich nicht wenigstens den Ruf als Oberhofmeister oder Erzieher irgend eines Kron- oder Erbprinzen erhalten haben würde. Aber diese Bescheidenheit verdammte mich, fort und fort von den Almosen der frommen Baronesse zu leben, die zwar meine Tante war, jedoch, seit ich von ihrer Gnade abhing, den Gnadenton einer alten gnädigen Frau gegen mich angenommen hatte. Sie gab mir nach und nach allerlei kleine Hausbeschäftigungen; ich mußte Sekretariatsverrichtungen thun; mußte ihr Gebete vorlesen; Stammbäume und Wappenbücher kopiren; ihre kleine Familie bedienen, und letzteres war kein geringes Geschäft. Denn die kleine Familie bestand aus wenigstens zwanzig bis dreißig Vögeln aller Art, die in allen Zimmern des Hauses zerstreut wohnten, und aus sechs bis sieben Katzen, die in kein Zimmer kommen durften, als ins Speisezimmer und ins Schlafgemach der gnädigen Frau. Alle diese holden Geschöpfe verlangten sorgfältige Pflege. Um die nicht immer wohlgelaunte Tante bei gnädiger Laune zu erhalten, befliß ich mich meines Amtes mit größtem Eifer, und bekam endlich das stolze Selbstgefühl, ich verdiene mein Brod. Wirklich ward die Baronesse durch meine Hilfleistung in den Stand gesetzt, einen Bedienten zu entbehren, der ohnedem ein gewaltiger Esser war, was sie, als eine rohe Sinnlichkeit, gar nicht liebte.

Dann und wann freilich dünkte mich mein Dasein und Thun etwas nichtswürdig; doch ein Gedanke an die anderthalb Millionen beruhigte mich wieder. Ich tröstete mich, daß mancher rechtschaffene Mann noch Geringeres thun müsse, in der Hoffnung, ein Stückchen Band fürs Knopfloch oder einen silbergestickten Ordensstern auf den Rock zu verdienen. Auch schien die Stunde meiner Erlösung zu nahen. Denn die fromme Baronesse hatte schon seit langer Zeit gekränkelt, und ihre Schwäche nahm so zu, daß sie zuletzt nicht einmal mehr in die Kirche gehen konnte. Sie sprach mit mir auch öfter vom Sterben, aber nur, damit ich sie widerlegen sollte. Denn der Tod war ihr in den Tod zuwider. Ungeachtet sie vielmals diese Welt ein Jammerthal nannte, und von den Freuden der himmlischen Seligkeit mit großer Erbauung sprach, wollte sie doch dem Jammerthal, mit so schönen Vögeln und Katzen versorgt, nicht gern Valet sagen.

Daher, als sie mir einst auftrug, einen Notarius berufen zu lassen, mit dem sie gewisse sehr ernste und wichtige Sachen abzuthun habe, die sie schon längst gern gethan hätte, erschrack ich wirklich. „Wie denn?" sagte ich: „Sie sind vielleicht verstimmt, meine gnädige Tante. Sie sehen wirklich recht wohl aus. Warum an ein Testament denken? Lassen Sie das noch. Zerstreuen Sie sich."

„Te-sta-ment?" stammelte sie ganz überrascht mit sehr gezogenem Tone, als wollte das Donnerwort nicht über die blassen Lippen, und dazu warf sie einen stechenden Blick auf mich. Es erfolgte eine Pause. Dann rollten mit Blitzesschnelle die Worte hervor: „Wer denkt an so etwas? Du vielleicht, und, wie es scheint, sehr lebhaft. Ich sterbe dir vielleicht nicht früh genug? — Geduld, Herr Baron, so weit sind wir einsweilen noch nicht. Trösten Sie sich. Den Notar lassen Sie rufen, mehr habe ich nicht befohlen; um das Uebrige bekümmern Sie sich nicht, Herr Baron."

Der Kanarienvogel.

Das bekenn' ich, Uebereilung war es von mir, das fatale Wort Testament auszusprechen. Ich hätte mir selbst einen Backenstreich geben mögen, ob ich gleich aus bloßer, wahrer Gutmüthigkeit gefehlt hatte. Vom Notarius vernahm ich nachher, daß die Tante zur Schlichtung eines zweiundzwanzigjährigen Prozesses die förmliche Erklärung zum Vergleich mit der Gegenpartei hatte aufsetzen lassen.

Ich war den Tag freundlicher als je gegen sie, sie aber mürrischer als je gegen mich. Und weil denn selten ein Unglück allein kommt, kam es leider auch diesmal nicht allein.

Es war Abend. Ich befand mich im Speise-

zimmer allein, wo ich beim Schimmer einer Kerze, umringt von einer Schar murrender, spielender, mauender, kletternder Katzen, mein frugales Nachtessen hielt. Die Gesellschaft gab mir schlechte Unterhaltung; deswegen las ich, wie ich immer pflegte, ein Buch, das erste beste, wie es mir in die Hände fiel. Diesmal war es Lucius Annäus Seneca vom Zorn. Bisher hatte mich die Leidenschaft, gegen welche der Lehrer Nero's eifert, wenig angefochten. Daher billigte ich von Herzen Alles, was er sagte, und gab zuweilen einer oder der andern von den mauenden Favoritinnen, wenn sie zu unverschämt wurden, ohne allen Zorn Seneca's Zorn auf den Kopf.

Während dieser philosophischen Unterhaltung hörte ich mit einemmale zu meinem größten Erstaunen den Klang einer Orgel, die nicht nur im Hause gespielt, sondern ganz in der Nähe zu ertönen schien. Kurz vorher hatt' ich sie von der Straße herauf gehört. Ich verließ den Tisch und trat hinaus in den Gang. — „Was ist das?“ fragte ich eine Magd, die neugierig vor der Thür des Saales stand, der an das Kabinet meiner Tante stieß. „Der Mann mit der Drehorgel sagt, die gnädige Frau Baronesse habe ihn heraufgerufen. Darum ließ ich ihn in den Saal treten.“

„Ei, ei,“ dacht' ich, „mit der guten Tante steht's übel. Solche Gelüste pflegte sie sonst nicht zu haben. Das ist ein böses Vorzeichen.“ Indem ich noch über den wunderlichen Einfall glossirte, hörte ich die Baronesse einen entsetzlichen Schrei thun. Ich trat eilig in den Saal. Da stand der alte Kerl mit seiner Drehorgel, und leierte ganz wohlgemuth sein Stückchen, während sein Bube neben ihm die Bilder einer Zauberlaterne auf die Wand fallen ließ. Die Tante, einsam in ihrem an den Saal grenzenden Kabinet, eben mit dem Abendgebet und himmlischen Dingen beschäftigt, war ausser sich gewesen, als sie den profanen Walzer einer Drehorgel so nahe vernahm. Sie hatte die Thür des Kabinets gegen den Saal aufgerissen, und an der Wand gegenüber den hellen Schein der Zauberlaterne, und im Lichtkreise den Tod mit Stundenglas und Hippe erblickt, wie er eine Königin zum Tanz führte, die ungefähr das Alter der Baronesse haben mochte. Eine solche Erscheinung war für sie, der noch immer vom Morgen her das fatale Wort Testament im Ohr klang, allerdings nicht sehr lächerlich gewesen.

Daher konnte ich mir ihren Schrei erklären. Denn, wie ich nachher erfuhr, hatte sie den Leiermann gewiß nicht gerufen, sondern der Kerl, vermuthlich aus dem Fenster des benachbarten Hauses aufgefordert zu kommen, hatte die Hausthüren verwechselt, und, von der Magd, die erst seit wenigen Tagen zur Baronesse in Dienst getreten war, in den Saal geführt, da Platz genommen. Indessen eilte ich der Baronesse zu Hilfe. Sie hatte vermuthlich im Schreck einen Rücksprung gethan. Denn der kleine Arbeits- und Bettisch sammt der darauf stehenden Kerze war umgeworfen, und sie selbst lag ohnmächtig am Boden. Ich hob sie auf's Sofa mit wahrer Seelenangst. Ich bemerkte wohl, es sei noch Leben in ihr. Ich rief die Magd, die erlöschte Kerze anzuzünden. Während dem tappte ich im Halbdunkel umher, eine Wasserflasche zu finden, die sonst nie im Zimmer der Baronesse fehlte. Ich nahm die erste, welche mir in die Hand gerieth. Ich Unglücklicher! es war eine Dintenflasche. Ich füllte mit dem kühlen Naß meine Hand und besprengte so reichlich das Antlitz der Ohnmächtigen, daß sie wunderschnell zum Bewußtsein zurückkam. Sie verkündete ihre erwünschte Genesung mit einem kräftigen Stoß ihrer Faust gegen meine Brust, daß ich, der sich dessen am wenigsten versah, fast rücklings zu Boden taumelte. „Verruchte und verfluchte Wirthschaft!“ schrie sie kreischend: „Schaffe mir den Kerl mit der Orgel fort!“

In der That, der Leiermann orgelte ruhig im Saal seine Stückchen, während sein Bube die fernern Szenen des Todtentanzes an der Wand aufführte. Ich — im Diensteifer — packte den alten Orgeler und warf ihn zur Thür hinaus und zur Treppe. Hier verlor der dumme Teufel vom Schrecken, oder von der Nachwirkung meines Stoßes, das Gleichgewicht so vollkommen, daß er mit seinem Kasten von Stufe zu Stufe die breite Stiege hinabrollte. Die Orgel schrie noch ein paarmal unter ihm erbärmlich; dann ward Todesstille.

Jetzt überlief mich die Angst, der Mensch habe vielleicht in seiner Uebereilung den Hals gebrochen. Ich horchte. Der mit dem Licht herbeilaufenden Magd befahl ich einsweilen, vor allen Dingen zur Baronesse zu gehen, die noch im Dunkeln saß. Zu meinem größten Vergnügen hörte ich endlich den Alten sich drunten aufraffen; aber nun hob er an, auf eine so lästerliche Art zu fluchen, daß von seinem Geschrei das weite, leere Haus erbebte. Ich war im Begriff, ihm Schweigen zu empfehlen, als ich von der Tante in ihrem Kabinet noch ein weit tolleres Geschrei hörte. Wahrhaftig, nun kam ich in Noth, wohin mich zuerst wenden. In meinem Leben war ich in solchem Gedränge nicht gewesen.

Zum Glück traten Kutscher und Bedienter der Baronesse eben ins Haus, die ihre Abendpromenade gemacht hatten. Ich befahl ihnen, dem heillosen Schreier drunten das Maul zu stopfen, und flog auf Flügeln der Dienstfertigkeit zur Tante zurück. Allein indem ich ins Kabinet eintrat, überraschte mich neues Wunder. Die Baronesse saß mit einem Spiegel in der Hand auf dem Sofa, grimmig wie ein Pantherthier, und im ganzen Gesicht, wie am Hals, auch auf den Kleidern schwarzgefleckt, wie ein Panther. Ich erkannte sie kaum, so seltsam war sie entstellt. Aber mein Blick auf die vermeinte Wasserflasche, die noch neben ihr stand, belehrte mich bald, daß ich das meiste zur Verwandlung der gnädigen Frau

beigetragen hatte. Ich hatte, wie gesagt, in der Dunkelheit eine Flasche ergriffen, worin unser Dintenvorrath zu sein pflegte, und mit der stygischen Fluth, die ich der Ohnmächtigen angesprengt, ihre fliehenden Lebensgeister glücklich zurückgerufen. Ich stand lange unbeweglich und steif, und fühlte leibhaftig an mir selbst, wie dem Weibe Loths zu Muthe gewesen sein mag, als es in eine Bildsäule verwandelt ward.

Natürlich, ich stammelte meine demüthigen Entschuldigungen. Lange wurde ich nicht gehört. Endlich gelang es mir doch, das Wort zu erhalten und meinen Mißgriff in der allgemeinen Verwirrung der Dinge nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar ziemlich zu rechtfertigen. Denn ich stellte vor, hier sei es um Lebensrettung zu thun gewesen, und wenn ein Mensch in Gefahr wäre, zu ertrinken, zöge man ihn auch wohl, und wäre er ein König, bei den Haaren aus den Wellen.

Alles war, meiner Meinung nach, bei der Tante wieder auf dem besten Wege; denn vermittelst der einfältigen Magd ward offenbar, daß der Orgelmann mit seinem Todtentanz ganz ohne mein Wissen und Wollen den Teufelsspuk im Hause angerichtet habe. Zwar gnädig war das Mienenspiel der Tante eben noch nicht; doch nahm sie meine Entschuldigungen an, und verzieh mir die „Etourderien und Betisen", wie sie es, die Worte scharf betonend, nannte. Allein mein Unstern wollte durchaus nicht aufhören, mich zu verfolgen.

Denn siehe, da kam Kätzchen Semiramis herein. Alle unsere Katzen nämlich trugen unsterbliche Frauennamen aus dem hohen Alterthum; da sah man noch Kleopatra und Zenobien, Aspasien und Tomyris. Ich hatte in der Verwirrung der Dinge vergessen, die Thür des Speisezimmers hinter mir zu schliessen, und nun waren die Bestien ausgebrochen und hatten Hausdurchsuchung auch in Zimmern angestellt, wohin sie nie den Fuß setzen durften. Mit einem Sprung war die barbarische Semiramis auf dem Sofa und auf dem Schoos ihrer Gebieterin, und diese, als sie ihre Favoritin streichelnd näher betrachtete, stieß einen erbärmlichen Schrei aus. Denn ein Liebling fraß den andern auf; die Semiramis hatte den Kanarienvogel Bibi zwischen den Zähnen. Bibi war wirklich ein allerliebstes Thierchen, nicht nur der Stimme, sondern auch der Zahmheit wegen. Es pflegte im Saal zu wohnen, da auf einem Tannenzweig unterm Spiegel zu sitzen und zu schlafen, und von der Tante eigenhändig gefüttert zu werden. Es pflegte, sobald sie in den Saal trat, ihr zwitschernd entgegen zu fliegen, um sie zu liebkosen. Und Bibi war todt!

So viel Thränen hatte die Tante um den Tod meines Vaters nicht vergossen, als sie jetzt um Bibi vergoß. Ich mußte die mordsüchtige Semiramis forttragen. Aber die hochbetrübte Baronesse ließ mich den Abend auch nicht mehr ihr Antlitz schauen. Alles hätte sie mir verziehen: aber den Tod ihres lieben Bibi — das ging über ihre Kräfte hinaus.

Folgendes Morgens verkündete sie mir, daß wir uns als geschieden betrachten müßten. Sie gab mir ein Reisegeld von zehn Louisd'or, und bedauerte kalt, nicht mehr thun zu können; denn auch der gestrige Schattenspieler war noch erschienen, und hatte Schadenersatz für seine zerbrochene Orgel verlangt, widrigenfalls er die Gerichte anrufen müsse.

Wie man philosophiren lernt.

Ich läugne nicht, bitterer Unwille stieg in mir auf; nicht gegen die Baronesse, denn die kannte ich ja, und daß sie mich am Ende wie einen gemeinen Domestiken verabschiedete, war in der Ordnung der Dinge, weil ich mich selbst zum Bedienten hingegeben hatte: sondern gegen mich, daß ich für schnöde Hoffnung auf anderthalb Millionen mich herabgewürdigt hatte, solche elende Rolle bei ihr zu spielen. Indessen dachte ich an die fürstlichen Höfe, und wie da mancher um weit weniger noch niederträchtigere Dienste leisten muß. Und ich war doch Neffe, und die Baronesse meines Vaters Schwester! — Aber eine Bitte um Versöhnung, ein Wort um Gnade konnte ich nicht über meine Lippen bringen. Ich nahm die paar Goldstücke als wohlerworbenen Lohn; sagte ihr mit stolzer Verachtung ein kaltes Lebewohl; packte Kleider und Wäsche; schickte den Reisekoffer mit Fuhre hundert Meilen weit nach Wien und wanderte ihm wohlgemuth zu Fuß nach, mein Glück in der offenen Welt zu suchen.

Noch war ich keine zwei Stunden gewandert, rollte mir eine glänzende Equipage entgegen. Ich sah im halboffenen Wagen den Marschall Tangelheim, den ich lahm geschossen, und seine Schwester, die Gräfin, deren Gemahl zu werden ich verschmäht hatte. Beide erkannten mich, und wandten ihr Gesicht mit Verachtung von mir ab, wie höflich ich sie auch grüßte.

Diese Erscheinung gab mir zu allerlei Betrachtungen Stoff. — Was habe ich mir vorzuwerfen, daß ich nicht, wie diese, in glänzender Equipage dahin rollen kann, sondern als armer Verbannter aus der Vaterstadt wandern muß, wo mich jetzt Keiner mehr kennen will? Daß mein Vater übel haushielt, war nicht meine Schuld gewesen; daß ich auf Kosten des Ehrgefühls eben nicht meinen Namen zum Liebesmantel machen wollte, um damit die Schande einer Gräfin und ihres durchlauchten Liebhabers zu verhüllen, war keine Todsünde: daß ich an dem Unglücksabend Dinte mit Wasser verwechselte und Semiramis den Bibi fraß, kann der strengste Richter nicht mit dem Verlust von anderthalb Millionen strafen. — Item, ich war nun, wie man zu sagen pflegt, auf die offene Landstraße hingesetzt, und mußte Jagd auf Abenteuer machen.

Am Ende nützen weder Klugheit, noch treue Dienste, um in der Welt sein Glück zu machen, wenn man bestimmt ist, der Spielball widerwärtiger Umstände zu werden. Ich möchte deswegen auch keinen Premierminister, keinen Generalfeldmarschall, keinen Kardinal und Papst für weiser, klüger oder besser, und keinen Landstreicher, Bettler, Bauer und Handwerksburschen für unweiser oder schlechter halten, weil jene in Seiden und Gold, diese in Lumpen gehen, jene in Palästen, diese in Hütten wohnen. Alle spielen unterm Monde die Rollen, nicht welche sie wollten oder erwarteten, sondern die ihnen das Verhängniß gab.

Das aber soll den Muth des Mannes von Kopf und Herz nicht niederschlagen. Denn wahrhaftig, Tugend und Einsicht müssen auch keine Münzen sein, mit denen man sich blos Paläste, Equipagen und Prachtkleider kauft; sonst macht man das Edlere zum Mittel für das Geringere. Sondern eben der innere Schatz, das ist der Schatz des Menschen; das sein Glück, seine Hoheit, seine Herrlichkeit. Alles Andere unterm Mond ist Kartoffel oder Ananas, von denen jenseits der Zähne nichts Erfreuliches mehr übrig bleibt.

Ungefähr das waren meine Gedanken, die in mir der Anblick der Tangelheimischen Equipage erregte. Ich hatte schon bei der Baronesse Brandenberg philosophiren gelernt; aber das war mir, besonders wenn ich auf meinen ehemaligen Stand am Hofe zurücksah, zuweilen etwas sauer angekommen. Ich war, wie es die meisten Menschen sind, ein Gewohnheitsthier, und mußte mich erst von den falschen Einbildungen entwöhnen, die man uns als Kindern über den Werth der Dinge, über Schein und Wirklichkeit, über Glück und Unglück, über Ziel und Mittel zu geben pflegt. Am Hofe hatte ich, wenn es Anlaß gab, wohl auch mitunter über Philosophen mich lustig gemacht, weil ich mir darunter entweder einen gelehrten Narren, oder pedantischen Schulfuchs dachte. Jetzt hatte ich in der Schule des Schicksals philosophiren gelernt, und begriffen, daß ein Mensch, der seine Leidenschaften bändigen, Geburt, Geld, Würden, Pracht, Ruhm und andere Gaben des Zufalls, die Götzen des großen Haufens, für Nichts, einen freien Sinn, ein reines Herz, ein zufriedenes, gottergebenes Gemüth für das Edelste halten kann, nothwendig dem gemeinen Mann, vom Throne herab bis zur Bettlerhütte, als ein beklagenswerther Querkopf erscheinen muß.

Ihr seht, ich war ein ziemlich guter Philosoph aus der alten Schule geworden, und, unter uns gesagt, ich bin es noch und will es bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie, meine liebenswürdige Gräfin, zuweilen das Näschen dazu rümpfen könnten.

Als ich in Wien angekommen war, sah ich meine kleine Baarschaft schon ziemlich eingeschmolzen. Ich mußte darauf denken, Brod zu verdienen. Ein sein Brod verdienender Baron ist aber bekanntermaßen ein Unding. Man muß die Welt nehmen, wie sie ist. Ich hatte daher schon unterwegs meine Baronschaft abgethan, und mich aus einem Thomas von Heuwen kurzweg in einen ehrlichen, freien Thomas Heu umgebürgert.

Thomas Heu suchte als Gelehrter sein Unterkommen, als Hauslehrer, als Professor u. dgl. Allein er suchte vergebens, weil er keine Empfehlungen hatte, keine Zeugnisse vorweisen konnte, und nichts als seinen Paß und seine Kenntnisse besaß. Um nicht auf der Straße schlafen zu müssen, verkaufte er seine Brillantringe, und versuchte nebenbei sein Glück als Miniaturmaler. Es war für ihn wenig zu verdienen. Er mußte spottwohlfeil arbeiten und verzehrte mehr Geld, als er einnahm.

Indessen brachte mich meine neue Kunst mit andern Künstlern in Bekanntschaft, unter andern mit einem gewissen Maler Herebert. Der Mensch gefiel mir. Er war von immer fröhlichem Sinn, sehr genialisch, äusserst gutmüthig, aber noch ärmer, als ich. Ich unterstützte ihn; doch lange konnte das nicht dauern, wenn ich nicht selbst dabei zum Bettler werden wollte.

Pater Vitalis.

Eines Tages kam Herebert zu mir und sagte: „Weißt du was, Heu! Hier in Wien müssen wir beide verhungern, und lernen für die Kunst nichts. Gehen wir beide nach Rom; studiren wir da die Werke der alten Meister; vollenden wir uns! Kommen wir dann nach Jahr und Tag zurück: so sind wir gemachte Leute. Dann fehlt's uns nicht. Schon das Wort: Ich bin in Rom gewesen! ist ein Zauberwort für die großen Herren.“

„Aber, Herebert, wovon die Reisekosten bestreiten?“

„Ei, Brüderchen, ich spiele die Violine nicht übel, wie du weißt; du bläsest ja die Flöte trefflich. Wir musiziren von Dorf zu Dorf, und kommen so mit freier Zeche in Lust und Freuden nach Rom. Und dort lebt ja der auch, der den jungen Raben ihr Futter gibt.“

Der Einfall war nicht übel. Fort von Wien wollt' ich; mir war's gleich, wohin. Wo konnte ich wissen, daß mein Waizen blühe? Ich kaufte dem Herebert die Violine, mir die Flöte. So wanderten wir über das Gebirg. Im ersten italienischen Dorf versuchten wir an einem Sonntage unsere neue Kunst. Alles ging über unsere Erwartung. Wir machten die Jugend des Dorfs bis tief in die Nacht springen und ärnteten gut. Aber folgendes Tages hieß es bei uns, wie gewonnen, so zerronnen. Wir kamen im Gebirg zu einer Bande Kesselflicker, Korbflechter und Knopfmacher, die nach Gaunerart im Gebüsch lagerte.

Die Kinder spielten, die Weiber wuschen Hemden oder kochten; die Männer trieben ihr Handwerk. Sie luden uns zu Gast. Die Eierkuchen dufteten uns lieblich an; Hunger hatten wir; wir schlugen also das freundliche Anerbieten nicht aus. Dafür, nach gesättigtem Magen, spielten wir ihnen eins auf. Man sang und tanzte. Als wir aber Abschied nahmen, verlangten sie Zahlung für die Bewirthung, das heißt, unser Geld. Die Kerls umringten uns mit Pistolen und Stileten, während die Weiber und Kinder unsere Taschen leerten, und alle Falten unserer Kleider nach verborgenen Schätzen durchfühlten. Im Hui hatt' ich Geld, Uhr und Ringe, alles verloren. Man nahm uns die Habersäcke mit Kleidern und Wäsche, und nur mit vielen Bitten erhielten wir, daß man uns Violine und Flöte ließ. An Gegenwehr war hier nicht zu denken.

Das Abenteuer war verdrießlich, doch brachte es uns gar nicht um die gute Laune. Vielmehr wir belustigten uns weidlich über die tolle Szene und fanden in ihr große Aehnlichkeit mit dem politischen Treiben der feinen Welt. Es ist ein ganz eigenes und gar nicht unangenehmes Gefühl, gar nichts zu haben, als sich selbst; die weite Welt unter den Füßen, und das waltende Schicksal über dem Haupt.

Wir flöteten und geigten uns glücklich des Lebens Nothdurft und Nahrung zusammen. Der Sonn- und Fest- und Markttage ist in Italien kein Mangel, und das kam uns zu statten. Wohlgemuth zogen wir in Rom ein und hatten noch ein paar Bajocchi übrig. Der Anblick der unsterblichen Weltherrscherstadt, von wo aus die europäische Kultur ging, und große Staatsmänner und Helden lange Zeit, nach ihnen kluge Bischöfe, die fremden Völker und Könige in Unterwürfigkeit hielten, bestärkte mich sehr in meiner philosophischen Fassung. Was ist von den Thaten und Werken der Weltherren geblieben? Cäsars geistiges Leben in seinen Kommentarien ist für uns nach Jahrtausenden noch mehr werth, als die ganze Reihe seiner Siegesfelder. Statt des Kapitols übt noch der Vatikan die Rechte, welche Geistesüberlegenheit immer über Geistesschwäche hat. Aber die Nationen wachsen an Einsicht, und bald wird die Curia romana ausser dem Patrimonium Petri keine Befehle mehr ertheilen.

Mein Reisegefährte war so glücklich, schon den andern Tag in Rom alle Schulden tilgen zu können, die er bei mir in Wien gemacht. Er hatte nämlich ganz zufällig in einem Kaffeehause einen jungen Fürsten gefunden, dessen Lehrer er einst gewesen war. Dieser, von alter Anhänglichkeit oder durch Mitleid über das bittere Loos des guten Menschen und genialischen Künstlers bewogen, hatte ihn zu sich genommen. Herebert sollte ihn nun als Maler durch Italien begleiten. Sein fürstlicher Gönner stattete ihn freigebig aus.

Mir war das Schicksal gar nicht so hold. In der Kunst war ich blos Liebhaber. Doch versuchte ich's mit dem, was ich hatte und wußte, mich zu vervollkommnen. Aber mit dem Reißblei und dem Pinsel, oder auch nur mit der Flöte, etwas Geld zu verdienen, dazu war keine Hoffnung. Ich lebte von dem, was ich durch Hereberts Freundschaft empfing. Auch dies dauerte nicht lange: denn Herebert verließ Rom bald im Gefolge seines Fürsten, bei dem er umsonst Anstellung für mich gesucht hatte. Unterdessen blieb kein Winkel Roms mir ungesehen, und wohlgemuth und sorgenlos lebte ich von einem Tag in den andern hinein. Ich war reich, weil ich wenig Bedürfnisse hatte. Zuletzt, da meine kleine Baarschaft abnahm, dachte ich schon daran, Italien wieder zu verlassen, als mir neue Hilfe kam.

Auf einer steinernen Bank vor einem Kloster in der Nähe Roms saß ich eines Tages, als sich ein alter Mönch mit schneeweißem Bart freundlich zu mir niederließ. Wir traten zusammen in Gespräch. Meine Einfälle belustigten ihn, weil ich ein Deutscher war. Denn auch er war ein Deutscher, und nannte sich Pater Vitalis. Da er meine geldbedürftige Lage erfuhr, lud er mich für alle Tage in seinem Kloster zu Gast, und so konnte ich ohne Kummer meinen Wunsch erfüllen, noch länger in Rom zu bleiben. Von Zeit zu Zeit unterstützte mich auch der wackere Geistliche mit einigem Gelde. Er nannte mich nur seinen Sohn, und ich ehrte ihn wie einen Vater. Er gab sich viele, aber vergebliche Mühe, mir irgendwo ein anständiges Plätzchen in einem guten Hause zu verschaffen.

„Mein Sohn," sprach er eines Tages, da ich mit ihm auf der Höhe der Villa Albani lustwandelte, „das Glück ist dir nicht hold in Italien. Ich rathe dir, es auf vaterländischem Boden zu suchen."

Dies Wort gab mir Anlaß, ihn zu versichern, daß ich kein Glück suche, sondern, wenn ich nur Kleider und Nahrung habe, beides zur Nothdurft, ließe ich mir's genügen. Da das Wenigste genüge, meine kleinen Bedürfnisse zu stillen, wäre ich immer im Stande, das Wenige zu erwerben, müßte ich es auch als Almosen nehmen; denn ich schäme mich der Almosen so wenig, als der Arbeit. Ich bäte ihn daher, sich meinetwillen keine fernere Mühe und Bekümmerniß zu machen. Ich wäre so reich, wie der Vogel in der Luft, dem die Welt gehöre.

„Doch mußt du an die Tage des Alters denken, denn sie denken an dich, mein Sohn, jene Tage, von denen du sagen wirst, sie gefallen mir nicht. Du mußt daran denken, dir einen bleibenden Sitz zu schaffen. Auch der Vogel in der Luft weiß sein Nest."

„Ehrwürdiger Vater," sagte ich, „soll ich thörichterweise meine schönen Tage vergeuden und opfern, um im Alter ein paar Jahre, statt Brod und Salz und Wasser, einen Braten, oder, statt des Lagers auf Stroh und Laub, ein Federbett zu haben? Ist es der Mühe werth? Weiß ich,

ob ich ein spätes Alter erreiche? Und wenn ich es erreiche, weiß ich nicht, daß Gott dann auch nahe ist?«

»Aber was ist der Zweck deines Reisens, mein Sohn?«

»Ei nun, ehrwürdiger Vater, diese Welt zu sehen, in der ich nun einmal lebe, und zu lernen, und weiser zu werden, das heißt, glücklicher. Ich treibe es, wie die alten Philosophen der Griechen es trieben, ziehe umher, wie sie, zu den fremden Völkern und lerne. Habe ich meine Lehrjahre vollbracht, werde ich irgendwo mein Erlerntes den Menschen nützlich machen können.«

Der Alte lachte, stellte sich vor mich hin und betrachtete mich von Kopf zu Fuß mit einem sonderbaren Blick. »Du bist wahrhaftig mehr, als ich glaubte!« rief er aus: »Laß dich in deinem Lebensplan nicht stören. Du hast das rechte Ziel ergriffen. Ich gestehe dir, du bist auf dem Wege zum höchsten Gut; denn ich verstehe dich, weil ich denselben Weg gegangen bin, und mein Ziel nicht verfehlt habe. Daß ich zuletzt in ein Kloster ging, geschah, weil ich müde vom Wandern war, und es mir gleichviel galt, wo ich ausruhte. Ich habe die Welt vielseitig gesehen, und Alles anbetungswürdig gefunden, was ich von Gottes Werken sah, und wenig Löbliches an dem gefunden, was ich von Menschen gethan sah. Ja, ich gestehe dir, daß ich oftmals glaubte, allein in der Welt zu sein mit meinem Gott, und daß ich nicht zum menschlichen Geschlechte gehöre, mit dem ich der Gestalt nach verwandt war. Denn ich verstand der Menschen Treiben nicht, und ich ward von ihnen nicht begriffen.«

»Aber,« sagte ich, »ehrwürdiger Vater Vitalis, Ihr fandet doch Ausnahmen von der Regel?«

»Allerdings,« antwortete der Greis, »göttlichen Geistern begegnete ich, aber nur einzelnen, zerstreuten, verkannten oder sich selbst vor dem feindseligen Geschlechte verbergenden Engeln, die sich nicht hatten ihre Kindesheiligkeit im spätern Alter entweihen lassen. Ihre Kindesheiligkeit! Denn die Kinder sind edler als die Aeltern, reiner, leidenschaftfreier, vorurtheilloser, zärtlicher, menschenliebender, harmloser. Einem wahrhaft weisen Manne kann nicht wohl sein unter den Alten; er ruft daher mit dem Sohn Gottes: »Lasset die Kindlein zu mir kommen!« Und wenn wir nicht werden, wie sie, können wir nicht in's Himmelreich eingehen.«

»Ach, Pater Vitalis, so ist das Himmelreich noch fern von dieser Welt.«

»Leider, mein Sohn, noch fern; aber es kommt! Die Welt ist noch sehr jung. Was bedeuten sechstausend Jährchen, von denen die Weltgeschichte spricht? Alles schreitet der Vollendung zu. Glaube mir das, und glaube es der Weltgeschichte. Die heutige Menschheit ist noch ganz ungöttlich, blos dem Thierischen nachjagend, dessen Ekelhaftigkeit sie durch Kunst, Wissenschaft, Gewerbfleiß, Handel, Erfahrung zu verhüllen und behaglicher zu machen sucht. Wie muß dem reinen Menschen unter diesen Kunstthieren zu Muthe sein? Siehe an unser gemeines Volk in den Dörfern und Städten: es sind geist- und leibeigene Geschöpfe, mit der Hauptbestimmung, von der Wiege bis zum Sarge nichts Wichtigeres zu kennen, als sich aus ihrer Erdscholle Futter zu ziehen, und andern Stärkern, die nicht arbeiten, sondern im Müßiggang prassen wollen, davon die Hälfte abzugeben. Siehe an die sogenannten Großen, die Höfe der Mächtigen: sie sind nur geschminkter, geputzter, aber nicht minder thierisch. Sie wollen nur Geld, nur Herrschaft, nur Gewalt, nur Wollust. Siehe an unsere Heere: Hunderttausende gehen hinaus, Hunderttausende zu schlagen, zu morden, zu berauben, nicht für ein heiliges, unveräusserliches Recht, sondern wie gedankenlose Maschinen für eine Grille der Höfe, für die Laune eines Herrn, oder seines Dieners, oder auch seiner Beischläferin. Siehe an unsere Kirchen: ach mein Jesus, wie übel hat dich die Welt verstanden und begriffen! Es ist Heidenthum rechts und links; der Altar dient dem Priester, der Mensch macht die Religion. Siehe an unsere sogenannten gebildeten Stände: was ist ihr höchstes Gut? Recht haben zur Ungerechtigkeit für Andere, Titulaturen, Stolz auf thierische Abstammung von Vorfahren, Geld haben. Siehe an unsere Gesetzgebungen: sie strafen die Verbrechen an den Schwachen, und die Starken, welche das Gesetz geben, verhöhnen dasselbe durch Unzucht, Ehebruch, Raub, Mord und andere Bosheit. Wer straft sie? — Siehe an unsere Staatenordnungen: es sind Schöpfungen nicht zum Besten der Völker sowohl, als der Einzelnen, welche die Völker für Eigenthum und Gut betrachten. Das Alles schon hatten die Perser, Meder und Assyrer und Andere vor Jahrtausenden, nur mit andern Namen. Und gerade weil das schon längst so in der Welt gewesen, überredet man sich, es müsse das so sein, und könne nicht anders werden, ohne Frevel zu begehen. Wahrhaftig, mein Sohn, es ist ein frevelvoller Aberglaube, ein Ding um seines Alters willen ehrwürdig zu preisen. Nichts ist ehrwürdig, als das Göttliche, als das Ewige; aber dies ist am wenigsten im Alten, darum sollen wir es unter uns herstellen. Wie kann das alte Thierische ehrwürdig sein? Es taugt eben darum am schlechtesten, weil es alt worden ist.«

Ungefähr so sprach der menschenfreundliche Pater Vitalis. Er sprach vor mir stehend, wie der Jünger Jesu einer. Nun ging ich von da an zu ihm in die Schule. Rom mit allen seinen Kunstschätzen hatte nichts Herrlicheres, als diesen erhabenen Mönch, diesen Vitalis, den Keiner kannte und achtete.

Die Terra santa.

Allein ich genoß der Belehrungen des ehrwürdigen Vitalis nur noch während der Wintermo-

nate. Der folgende Frühling legte ihn in's Grab und bedeckte ihn mit seinen Blumen.

Wenige Tage vor seiner Auflösung besuchte ich ihn. Er war sehr schwach, doch heiter und freundlich. „Mein Sohn," sagte er, „ich fühle in meinem Innern, Gott ruft meinen Geist zu andern Verbindungen. Meine achtundachtzig Jahre sind mir wie Traum. Ich fühle, daß ich noch derselbe bin, der ich in meinem achten Jahre war; nur daß dieser Leib um mich her morsch geworden ist. Ich freue mich eines neuen, edlern Zustandes, den mir die ewige Liebe anweisen wird. Glaube mir, dem Sterbenden, es ist nichts erquickender in den letzten Stunden des Athmens, als das Bewußtsein einer festen Gottinnigkeit, die man durch das volle Leben getragen hat, und daß man zuletzt weiß, warum man eigentlich gelebt habe. Das wissen Millionen und Millionen nicht. Sie kommen, wie die Pflanzen und Thiere des Feldes, nähren sich mühsam, pflanzen ihr Geschlecht fort, und sterben."

„Ich habe", fuhr er fort, „noch eine kleine irdische Sorge um dich. Bald kann ich dich nicht mehr unterstützen. Doch will ich dir einen kleinen Zehrpfennig geben, mit dem du durch Italien getrost wieder nach Deutschland gehen kannst. Er liegt hier." Und bei diesen Worten zeigte er auf ein kleines Kästchen und einen Pergamentbrief neben sich. „Siehe, die Italiener sind voll Aberglaubens und Vorurtheils; das ist der letzte Schimmer oder die Morgenröthe einer Religion, und darum immer achtungswürdig. Ein frommer Aberglaube wiegt noch immer ein philosophisches System der Unreligion auf, das heißt, eine künstliche Schutzrede des Bestienthums der Menschheit. Laß unsere Italiener vor ihren heiligen Bildern anbetend knien, selbst wenn sie eine Hebe oder Ceres, vor denen schon das heidnische Rom opferte, christlich als die Gottesgebärerin verehren. Besser, daß sie es thun, als nichts Heiliges mehr kennen. Nicht der Staub, sondern der Sinn ist das Heilige. — Nimm dies Kästchen. Es enthält Erde vom heiligen Grabe zu Jerusalem, welche ein frommer Mönch, der vor mehrern Jahren in diesem Kloster gestorben ist, von seiner Wallfahrt aus dem gelobten Lande mitbrachte, und mir als sein Vermächtniß hinterließ. Dies Pergament ist die päpstliche Urkunde von der Aechtheit und Verehrungswürdigkeit der Terra santa, oder des heiligen Grabstaubes. Nimm dies. Man wird dir kleine Theile dieser Erde gern und theuer bezahlen, und du wirst bis Deutschland nicht Mangel leiden, wenn du dich mit gehöriger Klugheit benimmst, wiewohl diese Erde, wenn sie vom heiligen Grabe ist, nicht edler ist, als andere Erde. Nicht der Staub, sondern die Andacht ist das Heilige."

Ich dankte dem guten Pater. Er nahm heitern Abschied von mir. Den folgenden Tag war er viel schwächer; er sprach kaum mehr, sondern schlummerte meistens. Am dritten Tage, als ich kam und er mich erblickte, lächelte er mich zufrieden an, schloß die Augen, lächelte nach einigen Minuten im Schlafe, und athmete nicht mehr.

Pater Vitalis wird mir, so lange ich lebe, unvergeßlich sein. Er ist der Höchste unter allen Sterblichen, die ich je kennen gelernt hatte. Ihn kannten Wenige.

In Rom war nun meines Bleibens nicht länger. Ich hatte die Bekanntschaft eines jungen, liebenswürdigen Mannes aus der Schweiz gemacht; er war seiner Kunst nach Arzt, seiner Gemüthsart nach, bei vielen trefflichen Eigenschaften, leichtsinnig, und dabei arm wie ich, oder vielmehr noch ärmer als ich. Ich weiß nicht, durch welche Umstände er nach Rom gerathen sein mochte. Er sehnte sich nach Deutschland zurück. Ich machte ihn zu meinem Reisegefährten, und wies ihm das Vermächtniß des Pater Vitalis, das uns Beiden helfen konnte. — Bei den Römern selbst fand ich von meiner Terra santa gar keinen Absatz. Man muß in den Fabriken nicht feil bieten, was man dort selbst fabrizirt. Aber ein paar Tagreisen von Rom entfernt, stieg die Terra santa schon im Preise. Die päpstliche Urkunde, von der bei jedem Verkauf einer Portion Erde eine notarialische Abschrift genommen ward, rettete uns vielmal vom Verdacht, gemeine Landstreicher und Betrüger zu sein. So bereicherten wir manche Kirche, und die Kirchen hingegen bereicherten uns. Bald konnten wir uns aus dem Erlös von unserer Waare anständiger kleiden; bald, statt zu Fuß wandern zu müssen, einen Vetturino miethen. Am Ende verdroß uns, bei so bewandten Glücksumständen, Italien allzuschnell verlassen zu müssen. Wir gingen nach Neapel, von Neapel nach Florenz. Wir durchzogen die ganze schöne Halbinsel nach allen Richtungen, und litten nie Mangel.

Freilich, die Terra santa im Kästchen nahm ab; aber in der Ueberzeugung, daß eine Erde so heilig sei, als die andere, füllten wir fleißig nach, und das päpstliche Zeugniß sprach so segnend für die eine wie für die andere. Nie ist Grund und Boden in Italien theurer verkauft und nie lieber bezahlt worden. Wir trieben einen Handel eigener Art; indessen er war wie jeder Reliquienhandel. Mit einer Prise Staub machten wir beglückte Leute. So viel vermag der Glaube.

Sobald wir deutschen Boden berührten, nahmen Glauben und Kauflustige ab. Zum Glück hatten wir gut gesammelt und sparsam gelebt. Ich verkaufte zuletzt in einer reichen Abtei das Kästchen, frisch gefüllt, sammt der Originalurkunde um eine namhafte Summe. So kamen wir wieder nach Wien mitten im Winter. Da blieb ich, um das Frühjahr zur Fortsetzung meiner Wanderungen, und Nachrichten von der Baronesse Brandenberg zu erwarten, der ich in der Hoffnung schrieb, sie werde den Tod Bibi's verschmerzt und mich wieder begnadigt haben.

Voller Sehnsucht harrte ich der Antwort.

Sie kam, aber von fremder Hand. Ich erfuhr, meine Tante habe das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht; ihre einzige geliebte Nichte zur Universalerbin erklärt; wäre weder meiner noch irgend eines Andern, sondern nur ihrer hinterlassenen Katzen und Vögel mit einem Legat eingedenk gewesen, und habe die Universalerbin zur Vollstreckerin ihres letzten Willens erklärt. Das ward mir auf Befehl der Universalerbin vom Gemahl derselben freundvetterlich gemeldet.

Glücklicher ging es meinem Reisegesellen, dem Schweizer. Die russische Regierung lud damals Aerzte aus Deutschland, die sich im Norden ansiedeln wollten, unter vortheilhaften Bedingungen ein. Mein Schweizer empfing Empfehlungen und ging nach Rußland. Im Vorbeigehen will ich noch von ihm sagen, daß ich ihn nach einigen Jahren zufällig wieder in Deutschland traf, als er aus Rußland verwiesen zurückgekommen war, und trotz der Gefahr, nach Sibirien wandern zu müssen, noch einmal dahin wollte. Beim Glase Wein vertraute er mir sein seltsames Schicksal. Er war im Norden begünstigter Liebhaber einer Fürstin geworden. Zum Wahrzeichen dessen zeigte er mir ein Armband von köstlichen Brillanten schimmernd, das er, als Geschenk der Geliebten, auf dem bloßen Arm unter Hemd und Rock trug. Ich warnte ihn vor der Rückkehr; man scherze dort mit Verwiesenen nicht. Er ging demungeachtet. Nie habe ich wieder von ihm vernommen.

Das Haus des Invaliden.

Ich wünschte meiner Tante sanfte Ruhe, und verzieh ihr gern, mich zum Philosophen, statt zum Millionär gemacht zu haben. Es war mir an den anderthalb Millionen weniger gelegen für mich selbst — denn auch bei anderthalb Kreuzern konnte ich froh leben — als es mir für Andere lieb gewesen wäre, damit wohlthätig zu wirken. Denn ich läugne nicht, wie gering auch meine Bedürfnisse waren, eins blieb dennoch vorherrschend und ich konnte es nicht stillen, nämlich nützlich zu sein. Der achtzigjährige Pater Vitalis lebte schon in den Tagen der Ruhe, als er mit aller Verzichtung blos der beschaulichen Lebensweise angehörte; ich aber blühte in der Fülle meiner Kraft, und hatte edeln Thatendurst, den ich vergebens zu befriedigen sann. Man will nicht umsonst in der Welt dastehen, ich stand umsonst da. Nicht nur fehlten mir alle Mittel, nützlich zu wirken: selbst mich, der ich überall meine Kenntnisse und Fähigkeiten anbot, wollte man nicht einmal als Mittel gebrauchen.

Es mangelt in der Welt für Nichts an Trost, und der meinige war, das Meinige gethan zu haben. Die allwaltende Vorsehung hat ihre Gründe, warum sie den Minderwürdigen, wider sein Erwarten, in große Wirkungskreise erhebt, die er weder ausfüllen kann noch mag; und warum sie den Mann von Geist und Herz und Willen, der vergebens ringt, das Bessere zu leisten, in seiner Ohnmacht verläßt und in den kleinsten Thatkreis einbannt.

Also schüttelte ich den Staub von meinen Füßen, zog aus der Kaiserstadt fort, und, mir gleichviel, wohin? wechselweise bald diesem, bald jenem Wege nach, der mich anlockte, entweder weil er bequemer schien, oder weil er romantischer schien, oder weil er von Andern bewandert wurde, mit denen ich mich unterhalten wollte.

Das Landstreicherleben hat viel Ergötzliches durch die Anmuth der wechselnden Bilder und Begegnisse, die am Wanderer bunt vorübergehen, ihn mit aller Macht für den Augenblick beschäftigen, und keinen Eindruck hinterlassen und vergessen sind, sobald sie verschwinden. Aber es ist auch erhebend und stärkend für das Gemüth. Der Mensch gehört da Keinem, als sich selbst, an; ist immerdar nur auf die eigene Kraft gestützt; hat keinen Freund, als den großen, unsichtbaren Geist, der ihm überall begegnet; sieht nicht den einzelnen Menschen allein, sondern die Menschheit von Oertlichkeiten, Verfassungen und Himmelsstrichen verschieden gestaltet und gedrängt; sieht den Wechsel der Gesetze, der Bauarten, der Sitten, der Nahrungszweige; sieht die bunten Formen der Religionen, in allerlei Weise von den Sterblichen begriffen. Weil man so vieles sieht und übersieht, wird man eines Vorurtheils um des Andern frei, und es verliert Alles seine scheinbare Heiligkeit, Ehrwürdigkeit und Größe. Man hat die Empfindungen, welche der hat, der ein weites Land vom Gipfel des Gebirgs betrachtet, wo die Dörfer wie Maulwurfshügel, die Städte wie kleine Schutthaufen, die prachtvollen Heere wie Ameisenzüge erscheinen.

Nachdem ich sechs oder acht Wochen umhergestrichen war, mißfiel mir doch zuletzt das zwecklose Treiben. Du hast nun, dachte ich, keinen andern Beruf in der Welt, als auf's Gerathewohl von Westen nach Osten, von Süden nach Norden zu fahren; warum den Beruf nicht zur Wohlthat deines Geschlechts gemacht? Du möchtest gern Großes leisten, und jagst nichtswürdigen Abenteuern nach. Hinaus mit dir in unbekannte Weltgegenden, die nie oder selten ein Europäer sah; mache Entdeckungen für die Menschheit, erforsche die Sitten, Ordnungen, Religionen entfernter Völker, von denen man kaum ihren Namen weiß; untersuche die Pflanzenschätze derselben, die Thiere, die Gesteine jener ungekannten Regionen.

Der große Gedanke durchschauerte mich mit niegefühltem Entzücken. Ich schien nun erst meine Bestimmung zu erkennen und mein Verhängniß zu verstehen, und bedauerte, erst so spät auf diesen Einfall zu kommen. Nun war nur noch die Frage, wohin? Meinen Füßen Alles, meinem kleinen Geldvorrathe Nichts vertrauend, mußt' ich den Sinn an Seereisen sogleich aufgeben. Also eine Fußreise nach Asien, durch Rußlands

Süden, zum kaspischen Meer, durch Persien und Dschagatai in das hohe Tibet; von da bis zur chinesischen Mauer, durch die Steppen der Mandschu-Tataren, dann südwärts in die noch wenig bekannte Halbinsel Corea und ihre dreihundert Städte.

Dabei blieb es. Ich war sogleich reisefertig, und machte rechtsum gegen Nordostnord, vor der Hand dem kaspischen Meere zu.

Am siebenten Tage meiner Reise nach Asien — es war ein schöner Sommerabend — lag ich, um auszuruhen, im Schatten einiger wilden Rosengebüsche, die, über einem Felsenblocke herabhängend, ein freundliches Dach wölbten. Die Gegend umgab mich ungemein reizend. Es war ein fruchtbares, wohlgebautes Land zwischen Hügeln. Ich übersah es weit, denn ich lag auf einer Höhe am Rand eines Waldes. Zu meinen Füßen floß ein Bach, der nicht weit von mir rechts einen Wasserfall bilden mußte, denn ich hörte das Rauschen seiner stürzenden Wellen. Zwischen Kornfeldern und Hügeln, wohl eine Stunde von mir entfernt, glänzte der Thurm einer Dorfkirche aus Gebüschen hervor. Im duftigen Hintergrunde entdeckte ich ein Städtchen.

Hier wäre gut wohnen! dachte ich: Warum muß ich heimathlos, wie ein Kain, umherirren, ohne bleibende Stätte? Warum kann ich keine Erdscholle die meinige nennen? Die Welt ist vertheilt; ich bin leer ausgegangen. Wie wohl würde mir sein, könnte ich in jenem Dörfchen zwischen den Hügeln und Saatfeldern ein Strohdach mit wenigen Hufen Landes besitzen. Ich könnte im Kreise der harmlosen Landleute mit meinen Erfahrungen und Kenntnissen tausend Gutes thun! Sie würden mich lieben lernen. Ich würde ihr Freund werden. Ich wäre wieder an die Welt geknüpft, von der losgerissen ich nun wie ein welkes Laub im Spiel der Winde eitel umherflattere.

So dachte ich, und vergaß fast ganz meine Reise nach Tibet und China und Corea in den süßen Träumereien, die sich mir einschmeichelten. Wer ist immer seiner Gedanken und Träume Meister? Ich ward in den Spielen und Klagen meiner Einbildungskraft recht wehmüthig. Da kam ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren daher, ländlich einfach gekleidet, barfuß, aber sauber. Es kam am Walde um den Vorsprung des Gehölzes den Fußweg daher, und sah mich mit verwunderten Augen an, ging an mir vorüber und grüßte einen guten Abend recht freundlich. Da fragte ich: Wohin, mein Kind? — „Nicht weit!“ antwortete es, und blieb vor mir stehen und betrachtete mich neugierig: „Gar nicht weit. Ich suche nur unsere Ziegen, die hier im Walde in der Nähe weiden, und will sie heimtreiben, denn es ist spät genug. Freilich, wenn die Sonne untergeht, kommen sie von selbst. Aber ich will sie zeitiger melken, daß ich mit dem Vater noch Gabrielen eine Strecke Wegs entgegengehen kann.“

„Wer ist denn Gabriele?“ fragte ich, und konnte mich nicht satt schauen an der lieblichen Gestalt des Kindes, das in heiterer Unschuld vor mir dastand.

„Ei nun, meine Schwester heißt so. Sie ging den Morgen in das Städtchen mit Eiern und Käse zum Verkauf. Zuweilen begleite ich sie auch hin, wenn ich ihr tragen helfen muß. Heute aber konnte sie es wohl allein, denn wir hatten so viel nicht auf den Markt zu bringen. Auch mußte ich den Morgen das Haus hüten, weil der Vater ins Dorf ging, wo er eine Bestellung von Schnitzwaaren, zwei Dutzend hölzerne Teller, eben so viel hölzerne Kellen und einen Karren voll Heugabeln an den Krämer Pfiff ablieferte. Da mußte ich kochen, sonst hätte er ja zu Mittag leeren Tisch gefunden.“

Ich hörte der kleinen Schwätzerin mit Vergnügen zu, und es kostete mich wenig Kunst, sie immer tiefer ins Gespräch zu ziehen. Mit süßer Stimme plauderte sie mir alle Geheimnisse ihrer einfachen Haushaltung aus, während sie vor mir auf einem Felsenstein am Wege saß. Ich erfuhr, ihr Vater sei Unteroffizier gewesen, habe in einer Schlacht das Bein verloren, wohne hier in seiner Heimath, habe einige Morgen Landes Eigenthum, verfertige allerlei Holzwaaren und handle damit. Während unsers Gesprächs kamen zwei Ziegen aus dem Walde, die ihre Gebieterin zu kennen und zu lieben schienen. Denn sie eilten mit freundlichem Meckern zu ihr, und lagerten sich oder weideten und spielten in unserer Nähe. — Es ist unaussprechlich, welchen Eindruck das alles auf mich machte. Der Eindruck war um so tiefer und rührender, da ich seit einer Woche schon in meiner Einbildung unter Persern, Mungalen und Tatarenhorden in wilden Steppen gelebt, und dem Genusse alles dessen entsagt hatte, was menschlichere Gesittung dem menschlichen Geschlechte Edles darbeut. Meine Lust am Gespräch mit der kleinen Justine, wie sie sich hieß, gab mir nur wehmüthige Gefühle, und es wandelte mich heftigere Sehnsucht nach einem kleinen Eigenthum an, nach einer ruhigen Heimath, nach einem glanzlosen Stillleben.

Indem erscholl eine tiefe Baßstimme: „Wollen wir gehen, Justine?“ und um den Vorsprung des Gehölzes herum kam ein ältlicher Mann in ländlicher Tracht. Sein Husarenbart, sein hölzernes Bein sagten mir sogleich, daß es Justinens Vater sei. Ich entschuldigte das artige Kind bei ihm, weil ich es aufgehalten habe durch mein Geplauder. Er aber setzte sich nun neben das Kind auf den Stein vor mir, und knüpfte den Faden der Unterhaltung neu an.

„Von wannen, Landsmann?“ fragte er, und musterte mich mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle.

„Von Wien.“

„Da bin ich auch gewesen. Ist wohl leben da, wenn man zu leben hat. Und wohin weiter, Landsmann?“

„Nach Rußland.“

„Da bin ich auch gewesen. In der Ukraine war ich um Pferde für's Regiment. Bleibet Ihr in Rußland?“

„Ich gedenke von da nach Persien.“

„Nach Persien? — Da bin ich auch gewesen. Ein verwünschtes Land ohne Wasser und mit seinem Smum, der mich fast erstickt hat. Was wollet Ihr in Persien treiben?“

„Ich will es nur durchwandern; ich möchte nach Tibet und China.“

„Herr, da habt Ihr eine gute Strecke Wegs vor Euch. So weit kam ich nicht.“

Und nun erfuhr ich, daß er einige Feldzüge gegen die Türken mitgemacht habe, zuletzt gefangen, als Sklave in das Innere Asiens bis Persien verkauft, dann wieder durch russische Kaufleute frei geworden sei, von neuem Kriegsdienste genommen habe, bis ihn eine Kanonenkugel, die ihm das Bein stahl, untauglich gemacht. Verstoßen, als Krüppel, war er in seine Heimath hier zurückgekommen, wo er noch eine alte Mutter gehabt, die ihm von dem Gelde, das er ihr von Zeit zu Zeit aus dem Felde geschickt, etwas Land zusammengekauft hatte. Er baute sich ein kleines Haus auf eigenem Grund und Boden hier am Walde, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, nahm ein braves Weib, das ihm vor wenigen Jahren aber starb, und lebte seitdem mit seinen Kindern, wie er sagte, recht glücklich.

Er fragte mich nun um die Ursache meiner ungeheuern Reiseplane, und schüttelte den Kopf, als ich sie ihm ehrlich offenbarte. „Herr,“ sagte er, „das sind nicht Plane des Verstandes, sondern Schwindeleien der Verzweiflung. Bleibe im Lande und nähre dich redlich! sagt das Sprichwort. Ein Mann, der so viel versteht, wie Ihr, findet sein Brod ohne Mühe überall, wenn er nur nicht zu hoch hinaus will und sich nicht der Arbeit schämt. Ihr kommet mir vor, wie ich mir jetzt selbst, da ich noch in meinen Tolljahren stand. Unser Pfarrer, Gott hab' ihn selig, meinte, ich müsse ein großer Mann werden, schickte mich auf seine Kosten in Schulen und auf Universitäten. Ich sollte Theologie studieren. Aber ich meinte, ich könne wohl noch höher steigen, als auf die Kanzel; ging unter das Militär, zeichnete mich aus, und ward zum Krüppel geschossen. Wir wollen aber das mit einander noch weiter überlegen. Wie heißet Ihr?“

„Thomas Heu!“ antwortete ich. Da schlug der alte Husar ein unmäßiges Gelächter auf und rief: „Thomas Heu? Alle Wetter, wir passen zusammen, wenn auch nur mit dem Namen; denn ich bin der Unteroffizier Thomas Stroh. Heu und Stroh, schlechte Waare und verachtetes Wesen, aber doch an seinem Platze brauchbar. Kommt, bleibt bei mir, weil es Abend worden ist, und nehmet bei mir vorlieb. Ihr habet nicht Ursache, zu eilen, um nach Persien zu kommen.“

Ich nahm die Einladung an. Wir gingen den Fußweg durch das Gebüsch hinab zur Hütte des Invaliden. Wie malerisch sie da lag im Schatten zweier alten Nußbäume, im engen Wiesenthale zwischen Waldhügeln! Hinter uns stürzte der Bach über braune Felsen stäubend herab. Ein Steg mit Geländer führte über den Bach zum Vorhofe des kleinen mit Weinreben umrankten Hauses, auf dessen Dach ein Schwarm Tauben rege war, während unten Alles von Hühnern und Enten wimmelte. Justine fütterte sogleich eine junge Brut Hühner, die sich mit der Glucknenne um sie versammelte. Neben dem Hause lag ein Holzvorrath aufgeschichtet, bestimmt zu Geräthen aller Art, die der Invalide mit künstlicher Hand zu schneiden wußte. Auf der andern Seite der Wohnung war ein eingehägter, wohlgeordneter Blumengarten, umringt von Obstbäumen. Gegenüber stand eine Bienenhütte mit vielen Körben. Jedes Plätzchen in der freundlichen Einsiedelei war aufs Beste benutzt. Der Invalide führte mich in das kleine Wohnzimmer und nahm mir den Reisebündel vom Rücken. Justine brachte mir zu vorläufiger Erfrischung Brod und einen Becher voll Milch. Die Ordnung, die ungemeine Reinlichkeit im Stübchen gaben ihm ein stattliches Ansehen; und doch waren Bänke, Stühle, Tische, Kasten, und was man sah, nur von schlichtem Tannen- oder Eichenholz und von der Arbeit des Eigenthümers.

Gestörte Reise nach China.

Bald nach uns trat die Göttin dieses verborgenen Friedenstempels herein, die Schwester Justinens, Gabriele, ein junges Mädchen von sechszehn Jahren. Ein wahres Idyllengeschöpf. Sehr einfach, doch reinlich, wie ihre jüngere Schwester gekleidet und barfuß, wie sie, hatte sie den schönsten Schmuck von der mütterlichen Natur. Einen Strohhut trug sie am Arm, einen Korb auf dem Kopf, von welchem das dicke Goldhaar in Flechten auf dem Nacken niederhing. Sie war von der Hitze des Tages und dem weiten Gang glühend; lächelte uns Allen mit ihren Blauaugen beim Eintritt ins Zimmer freundlich zu; warf den Korb ab; reichte erst dem Vater, dann mir mit einem heitern „Seid gegrüßt!“ die Hand, und gab der Schwester ein Schächtelchen voller Frühkirschen, die sie ihr in der Stadt gekauft hatte. — Nun ward, beim Nachtessen, des Geplauders kein Ende. Ich war in der Familie heimisch, als hätte ich ihr längst zugehört. Der Alte zeigte mir nachher Figuren, Kelche, Kruzifixe und andere Dinge, von seiner Hand aus Ahorn- und Lindenholz sehr kunstvoll, doch nicht im besten Geschmacke gearbeitet; Waaren, die ihm, wie er sagte, am besten bezahlt würden. Ich versprach ihm, folgenden Tags einige Musterzeichnungen zu verfertigen, nach denen er arbeiten und seine Kunst veredeln könne. Wir saßen bis gegen Mitternacht vor der Hütte mit traulichem Geschwätz. Mein Nacht-

lager war in der Schnitzkammer des Alten unterm Dach, ein sauberes Bett von Laubkissen.

Aber es wollte lange kein Schlaf zu meinen Augen kommen. Ich lag da, wie in einem Rausch. Seit vielen Jahren hatte ich die Süßigkeit des Familienlebens nicht gekannt. Ach, hatte ich sie denn jemals gekannt? Früh der Mutter verlustig, ohne Geschwister, stand ich schon als Knabe einsam. Mein Vater lebte nicht mir, sondern dem Glanze der Großen. Auf der Hochschule empfand ich, Roderich, in deinem Umgang die Genüsse der Freundschaft: aber wir waren nur vom Schicksal zusammengeführte und wieder getrennte Brüder. In der Residenz, am Hofe fand ich nur feine Gesellschaft, Witzgaukelei, Lustjägerei; kein ehrliches, reines Aufthun von Gemüthern gegen Gemüther. Im Hause der Baronesse Brandenberg lebte ich als Geächteter und Knecht, nicht wie der Neffe bei der Schwester seines Vaters. Von da an blieb ich in der Welt ein unstäter Einsiedler. Ich kannte Niemanden, mich kannte Niemand. Ich hatte nur Reisegefährten. Herebert, der Schweizer, und der ehrwürdige Vitalis waren nur flüchtige Erscheinungen. Ich kannte das Familienwesen nur aus der Ferne, von Spaziergängern, von den Aeltern, die mit Kindern vor den Hausthüren saßen, wenn ich am Wanderstabe vorüberzog, oder aus Wirthshäusern, wo ich übernachtete. Nun aber ließ mich dieser einzige Abend, bei der Gutmüthigkeit des erfahrungsreichen Alten, bei der Plauderhaftigkeit der beiden Mädchen, tief in das nie gekannte Paradies des häuslichen Glückes blicken; in das Paradies, wo auch die Disteln des Lebens Rosen tragen, wo sich die Liebe ihre eigene Welt bildet und das Geringste bedeutsam macht; wo jeder Winkel im Hause, wo jedes Plätzchen vor demselben, wo jedes Geräth zum täglichen Gebrauch durch eine Erinnerung an Vergangenes geheiligt wird, und gleichsam seine in der Familie mitredende Stimme hat; wo jedes Hausthier Theil an der allgemeinen Zärtlichkeit empfängt, welche Alles zu einem untrennbaren Ganzen verbindet; wo auch in der Thräne eine Lust, in der Sorge etwas Liebes, im Vorwurf etwas Theures liegt. Ich lernte an diesem Abend verstehen, der Mensch sei nicht zum einsiedlerischen Wesen, zum Nomaden- und Mönchthum, sondern zum geselligen Dasein geboren, und eine Familienchronik wiege wohl eine Weltgeschichte, ein Haus mit Gärtchen und Acker und ein Herz, das wir ganz das unsere nennen dürfen, ein kniendes Weihrauch opferndes Volk auf.

Des andern Tages arbeitete Alles. Ich zeichnete für meinen Wirth. Aber die Arbeiten waren mit Gesprächen und Scherzen versüßt. Der Invalide war ein Mann von mehr Erfahrung und Weltkenntniß, als ich vermuthet hatte. Von seinen frühern gelehrten Beschäftigungen auf Schulen war ihm nichts, als ein heller, vorurtheilloser Blick geblieben, und genug, seine Kinder selbst unterrichten und über Welt und Natur mit richtigen Vorstellungen ausstatten zu können. Justine und Gabriele, ungeachtet sie sechs Jahre von einander verschieden waren, hatten doch die volle Kindesunschuld mit einander gemein; waren junge Rosen, und sahen Alles voller Rosen; plauderten, scherzten, sangen, spielten, tanzten unaufhörlich; aber ihr Geplauder, ihr Scherz, ihr Gesang, ihr Spiel, wenn schon nur aus dem Frohsinn einer jugendlichen Natur hervorgegangen, hatte immer den höhern Zweck, einem Andern gefällig zu werden. Gabriele in ihrem jungfräulich-kindlichen Wesen hatte etwas Idealisches. Sie ahnete weder wie schön sie sei, noch wozu in der Welt Gottes das Schönsein dienen möge. Und doch war, was sie sprach, was sie that, sinniger. Sie ging unter Träumen und Ahnungen, sich selbst ein Räthsel.

Ich machte mir eines Tages die Freude, den alten Thomas Stroh, bei seiner Arbeit, mit Silberstift auf einem Pergamentblättchen zu zeichnen, ohne daß er es merkte. Die Zeichnung war wohl gelungen. Ich überraschte damit die beiden Mädchen, denen ich das Bild zum Geschenk machte. Sie standen lange in stummer Bewunderung. Dann hüpfte Justine wie eine kleine Unsinnige vor Freuden umher im Stübchen; Gabrielens Gesicht glänzte im Schimmern des Entzückens. Der Alte lächelte zufrieden und sagte zu den Töchtern: „So habt ihr mich dereinst noch, wenn ihr mich nicht mehr habt und ich bei der Mutter bin.“ — Justine sagte: „Du stirbst nie. Das kann Gott nie wollen.“ — Gabriel sagte: „Ich habe die Mutter noch, und dich werde ich immer haben.“

Nun mußte ich auch die Mädchen zeichnen. Das Plappermäulchen Justine machte mir viele Mühe; aber weit mehr noch Gabriele. Denn ich fand an diesem idyllischen Köpfchen wohl die Umrisse leicht; aber unerreichbar blieb mir die Andeutung der zarten Blüthenfrische, die seelenvolle Unschuld, und ich weiß nicht was Unnennbares in den feinen Zügen. Ich verwarf meine Arbeit zehnmal, und immer unzufriedener ward ich damit. Ich sah das schöne Mädchen zu viel, zu lange.

Gute Nacht, Kaukasus und kaspisches Meer, Persien, du hohes Tibet, chinesische Mauer und du fremdes Corea mit deinen dreihundert Städten! Fest stand es in meinem Herzen: Von dieser Familie will ich nicht lassen; sie ist die meinige geworden.

Darin hatte ich schon dem Alten nachgegeben, daß ich meinen Reiseplan aufopfern wolle. Nun aber erklärte ich zugleich, daß ich trachten werde, in einem der benachbarten Städtchen mein Unterkommen zu suchen. Meine Erklärung ward mit einem Beifall, mit einer Freude aufgenommen, als hätte ich das Glück dieser lieben Menschen neu gegründet. Herzlich schüttelte mir der Alte die Hand. Justine flog mir an den Hals und erstickte mich fast mit ihrer Umarmung. Gabriele reichte mir mit freudeglänzendem Blicke die Hand entgegen und erröthete. Dies Erröthen galt so viel als Justinens Kuß.

Nach vierzehn Himmelstagen, die ich in der Hütte des Invaliden genossen, reisete ich ab. Es floß manches Thränchen. Erst als ich weit hinaus war ins Feld und allein, da weinte auch ich.

Die Schleppe.

Mein Plan war nun, durch irgend ein Geschäft ein kleines Vermögen zu ersparen, hinreichend, mir, wo möglich, in der Nähe des Invaliden ein paar Stücke Landes zu kaufen und eine Hütte zu bauen. Aus dem Intelligenzblatte der Provinz hatte ich erfahren — denn das Blatt mußte im Dorfe des Invaliden auf Kosten der Gemeinde und von Amts wegen gehalten werden —, daß im benachbarten Städtchen eine Schreiberstelle im Oberamt offen sei. Dieser Stelle steuerte ich um so lieber entgegen, weil sie in eben dem Städtchen war, wohin Gabriele an Markttagen Eier, Honig und Käse zu tragen pflegte.

Der Oberamtmann, ein alter, grämlicher, dürrer Herr, prüfte mich; fand meinen Aufsatz, meine Handschrift, meine Lösung einiger Rechnungsaufgaben ganz gut, aber zuckte hintennach die Achseln: „Es sind der Kompetenten mehrere; ich kann nichts versprechen.“ — „Was nicht versprechen!“ rief die Frau Oberamtmännin, eine große, dicke Frau von etlichen und vierzig Jahren, die vorzeiten schön gewesen sein mochte, mich lange auf und ab mit den Augen gemessen, dann meine Probearbeiten gemustert hatte: „Bist du denn blind, Herr Oberamtmann? Hat denn Einer von allen Kompetenten so viel geleistet, wie Herr Heu? Da bleibt dir doch wahrhaftig keine lange Wahl!“

„Du hast Recht, lieber Schatz, du hast Recht! Nun, wir wollen es miteinander, laut Ankündigung, auf ein halbes Jahr probiren. Nach gut bestandener Probezeit erfolgt die definitive Anstellung.“ So sprach der Oberamtmann, und ich wußte nun, wer Oberamtmann im Hause war.

Ich, der ehemalige Legationsrath, war ausser mir vor Freuden, Schreiber und Kopist geworden zu sein. Ich unterließ nichts, mich meines Amtes würdig zu machen. Ich gewann so viel Beifall, daß mich der Oberamtmann zu sich ins Haus und an seinen Tisch nahm, und ich meine fünfhundert Gulden Besoldung fast ganz ersparen zu können Hoffnung hatte. Denn die gnädige Frau ward mir so gewogen, da ich zugleich ihre etwas unerzogenen Kinder in Nebenstunden unterrichtete, daß sie mich mit neuen Kleidern und feiner Wäsche hinlänglich aussteuerte. Jeden Markttag hatte ich das Vergnügen, Gabrielen in der Stadt zu sehen; jeden Sonnabend war ich Abends in der Hütte des Invaliden. Alle kamen mir gewöhnlich entgegen. Sie nannten mich den Ihrigen, ich sie die Meinigen, Gabriele war meine Braut, sie wußte es nicht. Ich war ihr Alles, sie gestand es sich nicht. Meine bleibende Anstellung in der Amtsschreiberei ward, als ein Festtag, nach einem halben Jahre gefeiert.

Während ich in seliger Erwartung den Höhen meines Glücks entgegenging, hatte ich auch im Hause meines Herrn behagliches Leben. Ich ward von der Familie geliebt, und vom wichtigsten Theil derselben fast allzusehr, nämlich von der gnädigen Frau. Diese alte Schönheit war etwas gefallsüchtig, etwas gebieterisch und etwas jähzornig. Ich aber hatte Gnade vor ihren Augen gefunden. Ja, sie gestand mir sogar manchmal mit widerlicher Naivetät, ich sei ein schöner und wohl gar gefährlicher Mann. Als ich die Naivetät nicht verstehen wollte, gab sie bald mit losen, zärtlichen Blicken, bald mit einem Händedruck die Auslegung, und flößte mir unüberwindlichen Ekel ein. Sie machte mir mit ihrer Freundschaft, wie sie es nannte, Höllenangst; denn ich sah mich der Gefahr preis gegeben, bei dieser alten Dame Josephs-Mantelrolle zu spielen. Meine Schüchternheit vermehrte nur ihre Keckheit, und es mußte endlich dahin kommen, daß ich ihre Artigkeiten geradezu ablehnte.

Von dem Augenblick an kehrte sich das Blatt. Anfangs spielte sie die Schmachtende, Gebeugte, Trauernde; dann die Kalte, Stolze, zuletzt die Verfolgende, Zürnende. Ich allein machte ihr nichts mehr recht, und sie erfand hundert Wege, mich zu quälen und zu ärgern, damit ich meine Stelle aufgebe. Was ich sprach und nicht sprach, was ich that und nicht that, nahm sie ihrerseits als Bosheit gegen sich auf, wofür sie Rache üben müsse. Sie machte mir das Leben im Hause so zur Hölle, daß ich unter andern Umständen längst davon gelaufen wäre, wenn es mir nicht darum zu thun gewesen wäre, in der Nachbarschaft der geliebten Hütte des Invaliden zu leben und ein kleines Vermögen zu ersparen.

Eines Tages kam aus der Hauptstadt der Oberfinanzrath zur Visitation des Oberamts. Er ward, wie billig, nebst seiner ihn begleitenden Gemahlin, von allen Honoratioren des Städtchens gefeiert. Zu einem der festlichen Gastmahle beim Stadtbürgermeister ward auch ich, als zum Hause des Oberamtmanns gehörig und von ihm selbst immer ausgezeichnet, eingeladen. Wir gingen; die gnädige Frau, als Prima Donna der Stadt, im höchsten Putze, am Arm des Gemahls; ich, versteht sich's, ehrfurchtvoll nebenher, einen Schritt zurückbleibend. Man trat in den Saal, schon erfüllt mit der vornehmen Welt des Ortes. Die gnädige Frau warf sich in die Brust, ließ ihre lange Schleppe fallen, die wie der Schweif eines Kometen nachzog, und, da die Frau Oberfinanzräthin aus dem andern Ende des Saals ihrer Freundin entgegeneilte, wollte es die Frau Oberamtmännin ihr an zärtlicher Höflichkeit zuvorthun, und beschleunigte ihren Schritt. In demselben Augenblicke sah ich mit Erstaunen meine gnädige Frau im bloßen Unterrock schwerfällig durch den Saal hüpfen, denn sie hüpfte gern

begreifen. Die Bemühungen Lehrerinnen können nicht ausreichen, um ihnen das Verständnis für die Dinge zu vermitteln. Nein, hier muß man selbst hinaus in die Natur, muß sie selbst sehen, muß sie selbst erleben. Und wenn man dann wieder heim kommt und Lust und Freude an der Natur mit sich bringt, dann ist man auch imstande, sie den Kindern zu vermitteln. Ich habe die glückliche Gelegenheit, drei Sommer hindurch in Ferienkolonien mit Kindern zusammen zu sein, und ich kann nur sagen, daß diese Zeit mir unvergeßlich bleiben wird. Ich hatte Gelegenheit, die Kinder in ihrer Freude an der Natur zu beobachten, und ich habe mich selbst daran gefreut.

Ich erinnere mich noch eines Knaben, der mir besonders auffiel, weil er sich so gar nicht für Natur zu erwärmen schien. Da fragte ich ihn, ob er denn nicht Lust habe, mit mir hinaus zu gehen.

Das Heidekraut.

Ich wußte im Voraus den Antwort bekommen, die ich erhielt: „Nein, ich will nicht!“ Ich fragte ihn, warum er denn nicht wolle, und er antwortete, daß er nicht wisse, was er draußen sehen solle. Ich versuchte, ihn zu überreden, aber es war umsonst. Schließlich ging ich mit meinen kleinen Leuten hinaus. Als wir dann heim kamen, sah ich, daß der Knabe mit einem Strauß Heidekraut in der Hand auf mich wartete. Er hatte sich also doch entschlossen, mit hinaus zu gehen, und hatte sich dann, als er sah, daß wir Heidekraut pflückten, auch welches gepflückt. Er freute sich sehr darüber, daß ich ihn gefragt hatte, ob er mit hinaus gehen wolle, und daß er nun doch mit hinaus gegangen sei.

Solange Lehrer Richter in Berlin war, hatte er sich nie um Natur gekümmert. Als er dann aber nach Hermsdorf kam, wurde es anders. Da wurde er ein eifriger Naturfreund. Er hatte sich ein Haus gebaut, das ihm Freude machte, und er hatte einen Garten, der ihm Freude machte. Und wenn er dann in seinem Garten arbeitete, dann kamen die Kinder, und er hatte Zeit, mit ihnen zu sprechen. Da wurde ihnen manches gesagt, was sie sonst nicht gehört hätten. Und wenn sie dann wieder gingen, dann hatten sie etwas mitgenommen, was sie sonst nicht mitgenommen hätten.

Lehrer Richter hatte einen Garten, in dem er Obst und Gemüse zog. Aber er hatte auch einen Garten, in dem er Blumen zog. Er sah auch Sinn für Blumen.

Lehrer Ivo Richter ist mehr Gärtner als Lehrer. Er ist ein Gärtner, der Kinder hat, und ein Lehrer, der Gärtner ist. Er ist ein Gärtner, der Kinder erzieht, — wie, weiß ich nicht, — und ein Lehrer, der Gärtner ist, — wie, weiß ich auch nicht. Aber ich weiß, daß er ein Gärtner ist, und ich weiß, daß er ein Lehrer ist, und ich weiß, daß er ein Gärtner und ein Lehrer ist, weil ich ihn in seinem Garten mit seinen Kindern gesehen habe.

Und wenn Richter erzählte, daß er in seinem Garten Kinder gehabt habe, dann sagte er: „Ich habe Kinder gehabt, und ich habe Kinder gehabt.“ — Er sah Kinder!

Ich habe Richter in seinem Garten gesehen, und ich habe ihn in seinem Garten mit seinen Kindern gesehen. Und wenn ich ihn gesehen habe, dann habe ich gesehen, daß er Kinder hatte, und daß er Kinder hatte, dann habe ich gesehen, daß er ein Gärtner war, und daß er ein Gärtner war, dann habe ich gesehen, daß er Kinder hatte.

Richter hatte Kinder, und Richter hatte Blumen. Richter hatte Kinder, und Richter hatte Blumen. Richter hatte Kinder, und Richter hatte Blumen.

Der Kaffee.

Meine Gebieterin, die Wittwe von Kasten, eine geld- und ahnenstolze Dame, behandelte mich sehr gnädig. Ich weiß eigentlich nicht, was ich bei ihr vorstellte. Ich war Privatsekretär, Hausmeister, Verwalter, Kammerdiener, Musikus, Vorleser, Gesellschafter, Alles in Allem. Ich mußte mich zu niedrigen Geschäften gebrauchen lassen, die mir nur durch den Gedanken an Gabriele erträglich wurden. Dabei verlangte die Dame alle und jede Verrichtungen von mir mehr wie von einem Vertrauten, als von einem eigentlichen Bedienten. Sie machte mir manche kleine Geschenke, und versüßte dadurch das Bittere meines Standes.

Sie war eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, und hatte, wegen ihres Reichthums — denn auf Schönheit konnte sie keinen Anspruch machen — manche Anbeter gehabt. Als ich zu ihr kam, war der Präsident des Obergerichts, ein Freiherr von Grob, der Begünstigte. Dieser Mann schien mich gleich die ersten Male nicht gern in dem Hause zu sehen, besonders als er wahrnahm, wie herablassend die gnädige Frau sich gegen mich betrug. Ich vermuthete beinahe, er sei ein wenig eifersüchtig, wozu er doch keine Ursache hatte. Ich lernte ihn aber theils selbst, theils durch die öffentliche Meinung, theils durch die Aeusserungen der Frau von Kasten kennen. Er war ein hageres, bleichgelbes, hypochondrisches Männchen, das sich zwischen seinen Akten beständig mit selbstgeschaffenen Gespenstern und Aengsten quälte. Er that mir leid, und ich bedauerte, ihn wegen meiner Person nicht eines Bessern belehren zu können. Aber der Abstand des Ranges zwischen ihm und mir war zu jeder vertraulichen Annäherung viel zu groß.

Nach einigen Monaten erzählte mir die Frau von Kasten selbst von den Grillen ihres Liebhabers, und daß er einen seltsamen Widerwillen gegen mich habe. Beide waren über mich sogar in Streit gerathen, der jedoch keine ernste Folgen hatte. Der schwarzblütige Freiherr hatte behauptet, ich habe einen boshaften Zug um den Mund, etwas Falsches im Auge; ich wäre fähig, Jemanden hinterrücks ums Leben zu bringen. Er verstehe sich auf Physiognomien. Meine Gebieterin hatte die Güte gehabt, mich zu vertheidigen. Gerade das bestärkte den argwöhnischen Kauz in seinen Besorgnissen; und obwohl er nichts gegen die Vorstellungen seiner Geliebten einwenden konnte oder wollte, beharrte er doch darauf, daß ich wenigstens gegen ihn eine geheime Tücke habe. — Die Frau von Kasten beruhigte mich aber, und versprach, obschon der Freiherr es wünsche, mich ihm zum Trotze nicht aus dem Dienste zu lassen, so lange ich mich gut aufführe. Sie hielt wirklich auch so gut Wort, daß sie, als endlich ihre Verlobung mit dem Präsidenten zu Stande kam, bestimmt ausbedang, daß er sich nie in die Wahl ihrer Domestiken mischen solle. Namentlich, wenn schon nicht schriftlich im Ehekontrakt, ward meiner dabei gedacht.

Mir war diese sonderbare Verumständung allerdings verdrießlich. Ich sah wohl voraus, daß ich einst dennoch dem Willen des künftigen Ehegemahls werde weichen müssen. Vielleicht mochte ich ihm, als er den Tag nach seiner Verlobung zu uns kam, um der einsamen Braut Gesellschaft zu leisten, gerade nicht das freundlichste Gesicht gemacht haben. Er sah mich wild und scheu an. Nach einer Weile trat die Frau von Kasten ins Vorzimmer, und machte mir Vorwürfe, weil ich den Freiherrn unartig empfangen haben sollte. Ich betheuerte ihr meine Unschuld. „Befehlen Sie der Köchin, dem Herrn Präsidenten sogleich eine Tasse schwarzen Kaffee zu bringen!“ sagte sie. — „Gnädige Frau,“ erwiederte ich, „die Köchin ist abwesend.“ — „So bereiten Sie ihn gleich selbst!“ war die Antwort.

Ich gehorchte. Unselige Kochkunst! Durch einen Mißgriff nahm ich von der Stelle, wo sonst die alte Köchin ihre Kaffeeportionen in kleinen Papierduten zu haben pflegte, etwas, das der Papierform und der Farbe und Form des Inhalts nach dem gemahlenen Kaffee vollkommen ähnlich sah. Ich kochte; ich trug mein Kunstprodukt ins Zimmer der gnädigen Frau, und ließ das Brautpaar wieder allein.

Hilf Himmel, welch ein Mordgeschrei erhob sich aber nach kurzer Zeit! Die gnädige Frau läutete an der Schelle Sturm im Hause. Alle Bediente stürzten herbei; ja, es kamen die Leute von der Straße herauf. Ich war der erste im Zimmer, weil ich der Nächste gewesen. Der Freiherr von Grob lag im aufgerissenen Fenster und schrie hinaus: Hilfe! Hilfe! Mörder! — Die Frau von Kasten läutete Sturm, ohne ein Wort zu sagen, obgleich sie mich sah. Ich glaubte Anfangs, die beiden Liebesleute seien vor eitel Zärtlichkeit närrisch geworden. Als aber mehr Menschen im Zimmer waren, wandte sich der Freiherr um. Sein erdgelbes Gesicht war von gräßlicher Angst verzerrt. „Ich bin vergiftet! Haltet den da fest! Er ist mein Mörder! Hilfe, Aerzte, Aerzte!“ — Unter den Festzuhaltenden verstand er mich. Man versicherte sich meiner Person. Die Frau von Kasten ging händeringend auf und ab. Ich ward hinausgeführt. Man holte die Wache. Während dieser Zeit erfuhr ich endlich aus dem Geschwätze der Leute, ich solle dem Präsidenten im Kaffee Gift beigebracht haben; er habe entsetzliches Erbrechen bekommen. Ich schüttelte lächelnd den Kopf; doch war mir jetzt dunkel, als habe mein Kaffee nicht Kaffeegeruch gehabt. Die Wache kam; man führte mich fort. Auf der Treppe begegnete uns die alte Köchin. Ich erkundigte mich sogleich nach dem Inhalt des Papiersäckchens an der bewußten Stelle. Sie antwortete: Meine drei Loth Schnupftabak. — Jetzt war ich froh, und glaubte meine Unschuld bald triumphirend zu sehen.

Man sperrte mich ins Stadtgefängniß; verhörte mich noch denselben Abend vorläufig; verhörte mich die folgenden Tage, und ließ sich durch die Verwechselung des Tabaks mit dem Kaffee nicht milder stimmen. Ich merkte wohl, mein gewaltiger Gegner wollte mich verderben, aus Eifersucht, oder hypochondrischer Furcht, oder weil er nicht den Stadtlärmen umsonst und seine Person damit lächerlich gemacht haben wollte. Man sprach mir schon von Zuchthaus, Festungsarbeit und dergleichen. Das kam mir nicht gelegen. In einer regnerischen Nacht band ich meine Betttücher zusammen, und ließ mich glücklich zum engen Fenster hinab ins Freie. Am Morgen war ich der Erste zum Thor hinaus. Ich erreichte den Wald und war gerettet. Ich blieb im Walde den Tag lang; Abends setzte ich meine Wanderung fort. In einem einsamen Bauernhause kaufte ich mir Brod. Es regnete unaufhörlich. Dennoch wanderte ich weiter. Weil meine Absicht war, die geliebte Hütte des Invaliden zu erreichen, zögerte ich, über die Grenzen zu gehen; und wieder, weil ich nicht ohne Grund fürchtete, man werde mich auch in der stillen Hütte der Meinigen suchen, oder sie von Laurern umstellen lassen, zögerte ich, so bald dahin zu gehen.

Beinahe drei Wochen irrte ich so umher, des Tages in Wäldern, des Nachts in elenden Kneipen oder Viehställen. Ich fühlte meine Gesundheit von kleinen Fiebern ergriffen. Das zwang mich, über die Grenzen zu gehen. So kam ich in euer Herzogthum, und hier erfuhr ich nun Bestätigung dessen, was ich schon in einem meiner Nachtlager zufällig vernommen hatte, daß man mich noch immer suche, daß man mich mit Steckbriefen verfolge. Ich schrieb an den alten Thomas Stroh, um ihn und die Meinigen über mein Schicksal aufzuklären; dann war mein Vorsatz, mich dem Herzog zu Füßen zu werfen, und ihm mein Abenteuer zu erzählen, und seinen Schutz anzuflehen. Da hörte ich von dir, Roderich; hörte mit Erstaunen, du stehest an des Herzogs Seite, als erster Minister. Wie ich zu dir kam, weißt du.

Gesteh nur ein, ich bin ein lebendiges Beispiel, wie ein Mensch mit den redlichsten Gesinnungen, mit nützlichen Kenntnissen, mit dem besten Willen, durch Zufall der Geburt sogar zu einer glänzenden Rolle bestimmt, ohne sein Verschulden und vermittelst wahrer Nichtswürdigkeiten in den Staub niedergerissen und zertreten werden kann. — Ich verlange nichts, als nur Ruhe, ein kleines Amt, eine Thorschreiber-, eine Dorfschulmeisterstelle, Vergessenheit von der Welt, und die Tochter des armen Invaliden in meinen Arm. Ihr werdet sagen: ein Baron von Heuwen und die Tochter eines abgedankten Soldaten, Mesalliance! Nichts! ich will Thomas Heu bleiben, und Heu gesellt sich am besten zum Stroh.

Schluß.

Als der Baron von Heuwen seine seltsame Geschichte beendet hatte, drückten ihm Graf Roderich und dessen Gemahlin freundlich die Hand.

„Du bist nicht mehr verlassen, lieber Freund!“ sagte der Minister zu ihm: „Hoffentlich lächelt dir von nun an das Glück, das dich bisher so tückisch plagte. Mich freut es, daß das Schicksal eben mich wählte, dir die heilige Freundschaftspflicht zu erfüllen, die du mir gelobtest, und die ich im gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge eigentlich von dir hätte erwarten sollen. Aber der Himmel scheint eben uns Beide recht auserkoren zu haben, daß Einer des Andern Gegenstück werde, um an uns zu beweisen, daß der Mensch nichts durch sich, daß sein Verhängniß Alles aus ihm macht. Er verberge sich in Einsamkeiten, um dem Unglück zu entweichen: da wird der Himmel ihm Blitze senden, die Luft ihm Krankheiten; die Erde erbebend wird ihm seine Hütte zerreissen. Er verberge sich in das Dunkel der Niedrigkeit: bloße sogenannte Zufälligkeiten heben ihn empor, stellen ihn an die Spitze von Heeren und Nationen, machen ihn zum Gegenstand der Verehrung und des Neides. Umsonst drängen sich Andere voll Ehrgeizes empor; umsonst gab ihnen die Natur alle Eigenschaften, große Rollen auf der Weltbühne zu spielen. Sie bleiben drunten im Staube. Das Schicksal will's, welches auch der Häupter der Könige nicht schont und nicht der Tugend der Weisen. Wer ist mächtiger, als das Schicksal?“

„Der Mensch!“ sagte der Baron von Heuwen: „Dessen bin ich der lebendige Zeuge. Der Mensch und das Schicksal stehen im ewigen Kampfe. Wahr ist's, der Mensch kann nie das Schicksal überwältigen und lenken; nie aber auch kann das Schicksal den starken Geist des Sterblichen überwinden. Das Schicksal spielt nur mit der Aussenwelt, und kann nicht über den festen Kreis des Irdischen hinaus, in das es eingebannt ist; der Mensch, als Geist, ist Herr in seinem geistigen Reich, und da unantastbar, wenn er es sein will. Es kann dem Sterblichen das Leben, aber nie seine Ueberzeugungen rauben; es kann ihm Geld und Gut nehmen, aber nie seine Zufriedenheit mit sich selbst, sein inneres Glück; es kann ihn mit öffentlicher Schande bedecken, daß ihn alle Lebensgenossen verachten, aber er wird mit Bewußtsein, und eins mit seinem Gott, stolz zum Spiel der sogenannten Ungefähre lächeln. Nicht der ist der König unter den Sterblichen, welcher Krone und Hermelin trägt, sondern, sei es unter Gold oder Stroh, den hohen Geist, und unter Zwilch oder Seiden das freie Herz, welches sich schlechterdings nicht mit den Fesseln irgend einer Leidenschaft an Irdisches ketten läßt. — Und ich war, Roderich, nie unglücklich; in der Fülle des Reichthums nicht seliger, als in der Fülle der Armuth; im Druck der Schmach nicht

muthloser, als unter den Schmeicheleien der Höfe. Der Mensch unterliegt nur dem Arm des Schicksals, wenn der Thor vergißt, daß er eine geistige Macht sei, und sich in das Gebiet des Schicksals begibt und seine höhern Ueberzeugungen fahren läßt für die gemeinen Vorurtheile von Ehre, Schande, von Reichthum, von Armuth, von Schönheit, von Häßlichkeit.«

Die Gräfin lächelte: »Mein Herr Philosoph, ich verstehe Sie recht wohl. Aber hier unter vier oder sechs Augen können wir doch auch wohl offenherzig reden, und zugeben, daß die Gaben des Schicksals so ganz verächtlich nicht sind; zum Beispiel, nur so ein anständiges Aemtchen, um eine schöne Gabriele an's Herz drücken zu können . . .«

»Ich gebe es Ihnen zu, meine Gnädige,« sagte Heuwen: »wir sollen die Gaben des Schicksals nicht verschmähen. Wir sind den angenehmen Dingen einmal durch unsere sinnliche Hülle verwandt. Aber wir sollen nicht so viel Werth darauf setzen, daß wir unglücklich in uns würden, wenn der Eigensinn unserer Wünsche unerfüllt bliebe. Ich wäre noch glücklich, wenn Gabriele mich auch nicht beglückte.«

»Gehen Sie!« rief die Gräfin: »Sie sind ein kalter Liebhaber. Ich möchte nicht, daß Gabriele Ihr Wort gehört hätte.«

Heuwen hatte schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts beim Minister an den Invaliden geschrieben und ihm Nachricht von den letzten Vorfällen gegeben, aber keine Antwort empfangen. Nachdem er lange vergebens auf diese gehofft hatte, bewog er den Minister, einen eigenen Boten zur Invalidenhütte zu schicken.

Während der Baron mit Sehnsucht die Rückkehr des Boten hoffte, hatte ihn der Herzog, dem er vorgestellt worden war und dessen ganze Gunst er gewonnen, zum Direktor der neugeschaffenen Zentralpolizeidirektion ernannt. Heuwen lächelte zufrieden und dankbar, als ihm Roderich das Diplom überreichte: »Auch mit einer geringern Stelle wäre ich wohlbedacht gewesen,« sagte er: »doch nehme ich, was mir gegeben wird. Alles ist Almosen des Verhängnisses. Nur das Bessere fehlt noch.«

Da der Minister mit seiner Gemahlin und der Baron eines Tages auf das Landgut des Ministers hinausfuhren, begegnete ihnen auf der Landstraße der Bote. Heuwen erkannte ihn sogleich. Der Wagen mußte halten. Aber der Bote brachte, statt eines Briefes vom Invaliden oder dessen Tochter, die Nachricht, daß der alte Thomas Stroh mit seinen Töchtern die Hütte verlassen habe, und jetzt eine Familie aus dem benachbarten Dorfe darin zur Miethe wohne. Wohin er gereiset sei, hatte der Invalide Keinem gesagt.

Heuwen machte ein finsteres Gesicht. »Das ist gewiß«, rief er, »Folge meiner Verhaftung und der darüber verbreiteten falschen Gerüchte; oder wohl gar Wirkung einer niedrigen Rache und Verfolgung von Seite des hypochondrischen Freiherrn von Grob. Ihr sehet, lieben Freunde, wie es mein Schicksal mit mir meint. Es gibt mir, um zu nehmen!«

»Herr Philosoph!« sagte die Gräfin, und hob mitleidig lächelnd den warnenden Finger.

Heuwen versicherte zwar, das werde ihm seine innere Zufriedenheit nicht stören. Aber doch ward er still und nachdenkend, und alle gute Laune der Gräfin heiterte ihn nicht auf.

»Spielen Sie mir heute nicht den Schwermüthigen!« sagte die Gräfin, als sie im Landhause angekommen waren, und Heuwen düster am Flügel stand, und aus den Saiten desselben mit seiner Stimmung verwandte klagende Mollakkorde hervorrief: »Wissen Sie nicht, daß mein Namenstag ist? Wir haben Gäste zu erwarten, und Sie müssen mit Ihrem Frohsinn wieder die Seele der Gesellschaft werden. Ich will Ihre Philosophie ein wenig auf die Probe stellen, und ob Sie recht unabhängig von den Tücken des Schicksals sind.«

»Ach, liebenswürdige Gräfin,« erwiederte Heuwen, »wie können Sie doch grausamer als das Schicksal selbst sein wollen, das der menschlichen Natur wenigstens ihr Recht lassen muß! Wahrlich, wären Sie meine Schicksalsgöttin . . .«

»O wäre ich das, lieber Baron,« unterbrach ihn die Gräfin lachend: »so sollten Sie an meinem Namenstag wenigstens gewiß das Köpfchen nicht hängen. Ich würde Ihnen einen Brief von Gabrielen oder besser noch die schöne Hüttenbewohnerin selbst geben.«

Indem trat Graf Roderich mit einem Frauenzimmer am Arm zur Thür herein. Heuwen erstarrte. Er sah Gabrielen, aber nicht in ländlicher Tracht, aber schöner als sonst, und man sollte fast sagen, verklärt wie eine Heilige. Thomas Stroh mit dem Stelzfuß, Justinen an der Hand, folgte. Die Gräfin umarmte die reizende Gabriele und die schüchterne Justine. Schon seit einigen Tagen wohnte die kleine Familie hier, durch Veranstaltung des Ministers.

Heuwen stand noch immer unbeweglich da, mißtrauisch gegen seine Sinne. »Sie werden eingestehen, lieber Baron,« sagte die Gräfin zu ihm lächelnd, »ich bin eine der gütigsten Schicksalsgöttinnen!« Damit ergriff sie den Arm ihres Gemahls und entfernte sich mit ihm aus dem Zimmer, um die Beglückten nicht zu stören.

Unsere Erzählung ist zu Ende. Wir haben nichts hinzuzufügen, als was jeder Leser schon selbst abnehmen kann.

Die Reise wider Willen.

Zum bessern Verständniß des ersten Briefs muß gesagt werden, daß der Briefsteller nebst seiner Schwester am 20. Jänner 1807 zu einem Ball bei der Gräfin Amalie von St . . . y in ihrem Palaste zu Warschau eingeladen waren. Sie erschienen und genossen einen fröhlichen Abend, obgleich die Freude nicht Allen ganz von Herzen gehen mochte. Denn in Warschau war damals Alles voller Verwirrung und Franzosen, und erst seit kaum acht Tagen jene vergängliche Regierungskommission eingesetzt, an deren Spitze der wackere, doch viel verkannte Malachowsky stand.

Die Gräfin von St . . . y war den Abend schön wie ein Engel. Um ihren feinen Hals schimmerte ein prächtiges Perlenband, das Neujahrsgeschenk ihres Oheims. Ein ähnliches hatte des Briefstellers Schwester am Neujahr erhalten, doch diesmal umzulegen vergessen. Die jungen Nebenbuhlerinnen geriethen in gemeinschaftlichen Streit, welcher Schmuck der schönere sei; jede verlangte den Triumph des ihrigen. Zuletzt forderten Beide den Briefsteller auf, das Halsband der Schwester auf der Stelle herbeizuschaffen. Die Schwester gab ihm den Schlüssel zu ihrem Schmuckkästchen; er ließ seinen Wagen vorfahren und eilte zu seiner Wohnung.

Erster Brief.

Blonie, 21. Januar 1807.

Bei allen Huldgöttinnen, in deren Zahl Sie, meine schöne Gräfin, selbst eine der ersten sind, beschwöre ich Sie, zürnen Sie mir nicht. Statt Ihnen gestern das Halsband Sophiens zu bringen, habe ich es nach Blonie getragen. Aber noch heute komme ich nach Warschau zurück, und diesen Abend lege ich es zu Ihren Füßen. Ich benutze eine langweilige Stunde und einen Kurier, der nach Warschau eilt, um Ihnen meine vorläufige Entschuldigung zu machen. Sie werden freilich mein Vergehen, Ihren gestrigen Triumph verspätet zu haben, für unverzeihlich erklären, und behaupten, es lasse sich nicht mehr abbüßen. Aber ich bitte Sie, haben Sie nur noch so viel Gnade, diese Zeilen Ihres Blickes zu würdigen, und Sie werden Nachsicht mit dem Strafwürdigen haben, der nur aus Freundschaft zum Sünder an Ihnen ward.

Ich hatte gestern Sophiens Perlenschmuck zu mir gesteckt, und war im Begriff, in den Wagen zu steigen und zu Ihnen auf den Ball zurückzukehren, dem ihre Schönheit den höchsten Zauber gab, als mein Bedienter einen französischen Offizier meldete. Ich mußte ihn wohl empfangen. Er brachte mir einen Brief. Denken Sie, es waren die ersten Zeilen, die ich seit zwölf Jahren von meinem einzigen, geliebten Jugendfreund, dem wackern Felix L . . . y, erhielt, der seitdem alle Feldzüge Napoleons mitgemacht hat, und nun an der Spitze eines polnischen Regiments steht. Er schrieb mir nur wenige Worte: „Ich komme so eben in Blonie an, und erfahre, lieber Joseph, du lebst noch. Meine Hoffnung, dich in Warschau zu umarmen, ist vereitelt, da ich fast vor den Thoren der theuern Stadt bin. Ich komme von Posen, und finde hier Armeekurier und Befehl, auf der Stelle nach Thorn zu eilen. Ist es dir möglich, so komm auf einen Augenblick nach Blonie heraus, wo ich wenigstens einige Stunden im Bett ausruhen will. Wer weiß, ob wir einander in dieser Welt wieder so nahe kommen. Wir haben uns so viel zu sagen! Morgen in der Frühe reise ich ab.“

Werden Sie es mir nun verargen, schöne Gräfin, wenn ich den wichtigen Augenblick nicht unbenutzt ließ? Denken Sie, einen theuern Freund nicht sehen, der lange von mir getrennt war! Ich bat den Offizier, sich zu mir in meinen Wagen zu setzen und seine Pferde nachführen zu lassen; warf den Mantelsack um, und so ging es, statt zum Tempel der Liebe, zum Fest der Freundschaft.

Wie ich nach einer elenden Fahrt — der Weg war erbärmlich und die Nacht stockfinster — in Blonie ankomme, ist mein Felix schon fort nach Sochazew, wo ihn ein paar französische Generale erwartet haben. Doch hat er einen Zettel an mich zurückgelassen, mit der Bitte, ihm nach Sochazew zu folgen, wo er mich auf jeden Fall erwarte. Bin ich nun seinetwillen so weit gekommen, will ich auch noch die wenigen Meilen machen. Nur geht es mir verdrießlich. Eins meiner Pferde ist die Nacht hinkend geworden; ich muß die Post nehmen, und warten, bis die Post Pferde hat, denn alles ist in Requisition. Doch wird mir Hoffnung gemacht, in einer Stunde abreisen zu können.

Leben Sie wohl, Liebenswürdige. Diesen Abend küsse ich Ihnen die Hände.

Ihr J. Gr. v. W.

Zweiter Brief.

Kutno, 23. Januar.

Sie werden wahrhaftig, meine Gnädige, nicht weniger erstaunen, wenn Sie bei Eröffnung dieses Briefes sehen, daß ich Ihnen aus Kutno schreibe, als ich noch immer erstaunt bin, mich hier zu befinden. Mein Fatum will mich nun einmal bei Ihnen zum Lügner machen, und ich bin darüber untröstlich. Was werden Sie von mir denken? Und doch bin ich der allerunschuldigste Mensch unter der Sonne.

Das Einzige, was mich bei meinem Abenteuer freut, ist, daß ich zu Sochazew meinen Felix glücklich antraf. Wir schlossen uns Beide mit stummer Inbrunst in die Arme, und weinten

Beide. Es war ein großer, süßer Schmerz, der uns plötzlich ergriff, als wir einander erblickten. Mir war, als hielt ich einen längst gestorbenen Geliebten in einer andern Welt wieder an mein Herz, und als könnte ich mich jetzt erst, mitten im Entzücken, von der vieljährigen Trauer ganz losweinen.

Sie haben ihn gewiß gekannt. Der Feuerkopf ist jetzt recht gesetzt worden. Die ägyptische und spanische Sonne haben ihm das Gesicht artig gebräunt, und die Schramme über dem linken Auge auf der Stirn, die er zu Ehren eines calabresischen Säbels aus einem Gefechte davon getragen hat, steht ihm so gut an, daß es mich eifersüchtig machen könnte, wenn ich wüßte, er würde nach Warschau kommen und bei Ihnen einquartiert.

Ich behalte mir vor, Ihnen die ganze Geschichte seiner Kriegsfahrten zu erzählen, wenn ich bei Ihnen bin, und das ist übermorgen der Fall. Himmel, wie die Menschen in diesen Zeiten herumgeworfen werden in alle Welttheile! Es sind wahre Völkerwanderungen, und Keiner kann darauf schwören, ob er in Europa oder Amerika, Asien oder Afrika sein letztes Brod essen muß. Felix war lange beim Generalstab angestellt, und befehligt jetzt sein eigenes Regiment. Er ist zum Korps des Generals Lannes bestimmt, wie er glaubt, und versichert, daß Napoleon künftigen Sommer in Petersburg sein werde, besonders wenn jetzt die Türken nicht saumselig sind, da sie nun doch den Krieg erklärt haben. So viel ist gewiß, der russische Gesandte Italinsky hat Konstantinopel wirklich verlassen. Die französischen Generale, bei welchen sich Felix in Sochazew befand, versicherten, seit dem Treffen bei Pultusk und Golomyn sei schon wieder ein blutiger Tag bei Ostrolenka zu Gunsten der französischen Waffen gewesen.

Doch genug von Politik. Sie werden vielmehr neugierig sein, zu lesen, wie ich endlich, statt nach Warschau, hierher in dies verwünschte, erbärmliche Städtchen gerathen bin? Hören Sie nur. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Sie werden von ganzem Herzen lachen, und mir bleibt am Ende auch nichts übrig, als mitzulachen, ungeachtet ich die größte Lust hätte, zu verzweifeln, daß ich noch immer nicht bei Ihnen bin.

Wir waren vorgestern in Sochazew bis zum späten Abend beisammen, ehe wir uns wieder, Gott weiß auf wie lange, trennten. Da ich so bald nicht auf Erhaltung von Postpferden rechnen konnte, und doch trotz meiner Ermüdung sogleich nach Warschau zurück wollte, um bei Ihnen Buße zu thun, war Felix so gefällig, mir durch sein militärisches Machtwort Requisitionsfuhre bis Blonie zu verschaffen. Es erschien eine mit drei braven Rossen bespannte Chaise. Ich drückte den braven Felix noch einmal an mein Herz; er reiste ab, und bald auch ich.

Von der vornächtigen Reise, auf welcher ich kein Auge geschlossen hatte, so wie vom Treiben des Tages matt, schützte ich mich gegen den Schneewind durch die vorgezogenen Umhänge der Chaise, wickelte mich fest in den Mantel, drückte mich in die Wagenecke und schlief, trotz dem harten Fuhrwerke, ein. Ein glücklicher Einfall war es von mir gewesen, daß ich noch zu Hause über meine Ballkleider den Ueberrock angelegt hatte. Meinen Füßen, nur von dünnen Schuhen und Seidenstrümpfen bekleidet, mußte eine ganze Bürde Heu im Wagen zum Schutz dienen.

Ich schlief unruhig, aber träumte angenehm, denn Sie waren mein Traum. O wie liebenswürdig, wie gütig machte Sie der Gott der Einbildungen! Welche selige Worte las ich in Ihren Augen! Meine Seele war in der Ihrigen; ich wußte, was Sie empfanden, und doch empfand ich unendlich mehr, als Sie. O, daß das nur Traum sein mußte! Wenn Sie nur wüßten, reizende Amalie, welche Himmel Sie zu verspenden Macht hätten, Sie könnten unmöglich in der Wirklichkeit anders handeln, als in meinen Träumen!

So oft mich auch die allerunbarmherzigsten Rippen- und Kopfstöße aus meinem Elysium aufschreckten, schloß ich doch immer richtig die schlaftrunkenen Augen wieder, und immer waren Sie es wieder, die mich in das verlorene Elysium zurückführten. Als ich mich vom betäubenden Schlafe endlich ermannte, bemerkte ich mit Schrekken, daß es schon Morgenhelle sei. Ich hatte darauf gezählt, schon nach Mitternacht in Blonie zu sein. Ich riß die Vorhänge der Chaise zurück, und sah, daß wir in ein Städtchen einfuhren, das ich in meinem Leben noch nie die Ehre gehabt habe zu sehen.

„Wo sind wir denn?“ fragte ich den Fuhrknecht.

„Zu Kutno!“ antwortete der Kerl ganz trocken, und fuhr immer zu.

„Zu Kutno?“ schrie ich vor Wuth ausser mir. „Plagt euch, Kerl, der Teufel, mich nach Kutno zu schleppen? Nach Blonie, nach Blonie will ich!“

Der Schlingel that, als hätte er keine Ohren, fuhr zu, und hielt zuletzt bei einem Wirthshause. Ich stieg nun zwar aus, denn ich war am ganzen Leibe vollkommen wie gerädert; aber ich hatte die größte Versuchung, den vermaledeiten Burschen auf der Gasse durchzuprügeln. Er behauptete inzwischen, der französische Offizier, der ihn zum Fahren befehligt habe, hätte ihm Kutno genannt; er habe es wenigstens so verstanden. Und dabei blieb er, schlug wieder auf seine müden Rosse los und eilte davon.

Durch den Wirth erfuhr ich, daß mein gottloser Kutscher schon seit acht Tagen von Kutno, wo er wohne, auf Requisition abwesend gewesen, vermuthlich, wie es beim Militär so Sitte sei, mit Schlägen und Hunger in der Welt herumgeschleppt worden, und nun vermuthlich die Gelegenheit in der Nacht benutzt habe, mit seinem Fuhrwerk in die Heimath zurückzukommen, besorn-

ders da er gesehen, daß ich ein Pole und weder Franzose noch Offizier sei.

Diese Auskunft, welche mir der scharfsinnige Wirth gab, mochte ganz richtig sein, aber mir war damit nicht geholfen. Ich saß nun in Kutno, und war nicht zu Warschau, nicht einmal zu Blonie. Der Wirth tröstete mich mit einem erbärmlichen Frühstück und der guten Hoffnung, daß sich schon Gelegenheit finden würde, wieder nach Sochazew zurückzukommen. Er gab sich viele Mühe, mir einen Wagen zu verschaffen. Ich selbst lief gestern den ganzen Tag in seidenen Strümpfen das kothige Städchen auf und ab, und hatte vergebliche Arbeit. Alles ist für den Armeedienst in Beschlag genommen. Ich erniedrigte mich so tief, daß ich sogar den verwünschten Schelm wieder aufsuchte, der mich nach Kutno gebracht hatte. Ich vergab ihm in der Angst alle Sünden, und bat ihn nur, mit weit vorgestrecktem Geldbeutel, mich wieder nach Sochazew zurückzubringen. Er aber schwor, Pferde und Wagen seien den gleichen Morgen ihm wieder genommen. Mein scharfsinniger Wirth hingegen meinte, der Erzschelm habe sein Fuhrwerk irgendwo auf dem Lande in sichere Verborgenheit gethan, um nicht wieder requirirt zu werden.

Heute endlich habe ich mit einem französischen Ingenieuroffizier, der bei meinem Wirth einquartiert ist, einen Vertrag geschlossen. Er reist nach Kladova. Ich begleite ihn bis dahin; dort tritt er mir das Fuhrwerk ab, und gibt mir Vollmacht, dasselbe als Requisitionsfuhre bis Sochazew, und wenn ich wollte, bis Blonie und Warschau zu benutzen. Meiner Sache sicherer zu sein, habe ich den Fuhrmann nicht nur von diesem Vertrag unterrichtet, sondern auch, daß ich von dem Requisitionswesen gegen ihn keinen Gebrauch machen und baar zahlen werde, so weit ich ihn gebrauche. Ich muß also, im schlechtesten Wetter, mich erst nach Kladova und dann wieder nach Kutno zurückbringen lassen, um nur Fuhrwerk zu haben. Denn begleitete ich den Wagen nicht nach Kladova, liefe ich Gefahr, ganz um ihn zu kommen.

Es ist ein unbeschreibliches Elend hier im Lande. Unsere Befreier lassen uns die Befreiung theuer zahlen. Für Geld findet man kaum noch Brod.

Aber ich muß schliessen, sonst versäume ich die reitende Post. O, wie beneide ich dies glückliche Blatt, das zwei Tage früher in Ihrem Zimmer sein kann, als ich! Mit diesem Brief geht zugleich ein anderer an meine Schwester ab, den ich gestern schrieb. Beruhigen Sie das liebe Mädchen, und sagen Sie ihr, daß ich zuverläßig übermorgen in Warschau bin.

Adieu! Ich sterbe fast vor Ungeduld, Sie wieder zu sehen. Mehr als einmal war ich gestern auf dem Sprung, in Tanzschuhen durch Schnee und Koth zu Fuß nach Warschau zurückzulaufen. Doch war die liebe Vernunft so gütig, meiner Sehnsucht die allerdings triftige Bemerkung zu machen, daß ich achtzehn bis neunzehn Meilen zu laufen hätte.

Leben Sie wohl! Möchten Sie den brennenden Kuß fühlen, den ich im Geist auf Ihre schöne Hand drücke! u. s. w.

Dritter Brief.

Posen, 26. Jan.

— — Gewiß, ich bin behext. Ich glaube nun an alle mögliche Zaubereien, da ich bisher an keine, als die Ihrer Anmuth, glaubte. Ich zweifle nicht mehr an der Gewalt der Kobolde und des schadenfrohen Teufels. Heute wollte ich, sollte ich in Warschau, in Ihrem Boudoir, zu Ihren Füßen sein, meine Angebetete, und alles Unglück trifft zusammen und bringt mich nach Posen, wo ich noch dazu meinen Einzug als Gefangener gehalten habe. Erschrecken Sie nur nicht. Ich bin schon wieder auf freien Füßen.

Es geht mir, wie im Schlaf beim Alpdrücken. Je schneller ich vorwärts eilen will, je weiter komme ich rückwärts. Hat denn schon, seit Menschen geboren wurden, ein Menschenkind den Unfall erlebt, daß er, wie ich, von einem Ball weggeht, um eine Perlenschnur zu holen, und damit über vierzig Meilen weit in die wüste Welt hinausgeschleudert wird? All meine Sehnsucht, meine Ungeduld, mein Eifer, meine Klugheit, meine Vorsichtigkeit halfen zu nichts, als mich rückwärts zu bringen und immer rückwärts, wie der Sturm den geschicktesten und eifrigsten Schiffer auf dem Meere weit vom Port verschlägt, dem er entgegensteuert.

Mein Ingenieur und ich waren vorgestern, wie verabredet, nach Kladova mit einander gefahren. In dem elenden Neste saß eine Art Platzkommandant, zu dem sich der Ingenieur gleich nach unserer Ankunft verfügte. Dort fand er Befehl, ohne Verzögern nach Sempolno zu reisen. Er kam zurück und meldete mir mit Achselzucken und Millionen Entschuldigungen das Unglück, nicht sein Wort halten zu können; Dienst gehe Allem vor. Ich war vom Schreck fast sprachlos; bat, fluchte, stellte ihm meine Verlegenheit vor — Alles umsonst. Er mußte nach Sempolno, und zuckte die Achseln. Während der Knecht die Pferde fütterte, lief der Ingenieur zum Kommandanten und, begleitet von Soldaten, in alle Häuser und Ställe, Mittel zu schaffen, ein anderes Fuhrwerk zu bekommen. Ich folgte ihm. Ausser einem geräumigen Mistwagen fanden wir nichts.

Meinen Wagen zu behaupten, entschloß ich mich, selbst mit nach Sempolno zu fahren, wo ich im Nothfall auch leichter Vorspann zu erhalten Hoffnung hatte, und leidlichere Herberge, als in dem armseligen, unreinen Neste von Kladova. Der Ingenieur billigte meinen Entschluß. Doch blieb ich verstimmt, und wir waren Beide unterwegs nicht mehr so gesprächig und freund-

schaftlich, als vorher. Ja, es gab hin und wieder sogar unbehagliche Wortwechsel; zu Sempolno schieden wir kalt von einander.

Desto zärtlicher war ich mit meinem Kutscher. Wir verabredeten, über Nacht zu bleiben, die Pferde ruhen zu lassen, und in frühester Frühe des andern Tages zurückzureisen. Meine Freigebigkeit wuchs, und zur Belohnung dafür saß ich mit der Morgendämmerung im Wagen, das Gesicht nach Warschau.

Wir waren kaum eine halbe Stunde aus Sempolno, so sahen wir drei französische Jäger zu Pferde mit verhängtem Zügel hinter uns her sprengen. Mein Kutscher, voll banger Ahnung, schlug mit besten Kräften auf sein Gespann ein. Ich fand seine Angst so überflüssig, als seine Eile fruchtlos. Die Franzosen waren bald bei uns, geboten uns zu halten, fluchten auf den Fuhrmann, der, wie sie sagten, ohne höhere Bewilligung aus der Requisition entwischt sei, befahlen ihm umzukehren, und sprachen sogar vom Füsilliren. Mein Phaeton verstand kein Wort, wohl aber die Gebehrdensprache der Weltüberwinder, und warf einen trübseligen Blick auf mich. Nun mischte ich mich ein. Das schienen die Kerls nur erwartet zu haben; denn nun wandten sie sich an mich, fragten mit vieler Höflichkeit, wer ich sei? und forderten meinen Paß. Ich hatte keinen. Darauf bemerkten sie mir in den gefälligsten Ausdrücken, ich sei verdächtig und müsse mich vor dem Platzkommandanten ausweisen, wenn ich die Güte haben wollte.

Ohne Zweifel waren die Grobiane, die nun ohne weitere Umstände Roß und Wagen umkehrten und nach Sempolno zurücktrieben, von meiner Güte vollkommen überzeugt. Der Platzkommandant, sobald er vernahm, ich habe der Requisition hinterlistiger Weise von ihrem Fuhrwerk entwendet, und nicht einmal Pässe für mich selbst, erklärte mich erstens für verdächtig, zweitens für einen von den Feinden Napoleons, drittens für gefangen. Meine Einwendungen dagegen halfen mir zu dem Trost, mich in Person beim Hauptquartier rechtfertigen zu können. Und zwei Stunden später hatte ich wirklich die Ehre, in Gesellschaft eines Korporals und eines Oberlieutenants, die nach Posen, jedoch nicht meinetwillen, reisen sollten, dahin abzugehen, das heißt, zu fahren.

So lange man es mit allerlei kleinen Widerwärtigkeiten und unerwarteten Neckereien des Schicksals zu thun hat, kann man leicht die Geduld verlieren, vermuthlich weil man dabei noch obzusiegen hofft. Kömmt das Elend aber allzugrob, so wird es wieder lustig, weil der Mensch, wenn er sich übermannt und allen Widerstand eitel sieht, zu seinem angebornen Stolz heimkehrt und, weil er nichts mehr fürchtet, Alles verachtet.

Eben so ärgerlich mir in den vorigen Tagen die Plagereien gewesen waren, so spaßhaft schien es mir jetzt, als Gefangener, und zwar in Ballkleidern, nach Posen und an die Grenzen von Polen verschlagen zu werden. In der That, das Unglück war eben so groß nicht, und ich bin überzeugt, Sie lachen über mein Abenteuer so ausgelassen, als ich selbst. Ich habe nichts zu beklagen, als den Verlust der Augenblicke, welche ich nicht in Ihrer Nähe, meine liebenswürdige Gräfin, verleben konnte. Da sehen Sie nun, welches Unglück der Streit zweier schönen Frauenzimmer bringen kann. Sophiens Halsband ist an Allem Schuld, und ich schleppe es noch immer mit mir in der Welt herum.

Ich bin jetzt wirklich froh, in Posen zu sein. Im Hauptquartier ward ich sehr artig aufgenommen. Man machte mir Entschuldigungen mit der Strenge des Dienstes, und konnte sich nicht erwehren, über die unbarmherzige Laune eines Verhängnisses zu lachen, das mich mitten im Winter in seidenen Unterkleidern vom Tanzsaal der Hauptstadt in das Kriegsgetümmel an die Landesgrenzen bringt. Mein erstes Geschäft ist hier, mich ganz neu zu equipiren, denn ich sehe erbärmlich aus. Ich verlasse mich auf keine Requisitionskutschen mehr; habe ein braves Reitpferd gekauft, das mich zu Ihnen zurücktragen soll; lasse mir ein warmes Reisegewand machen, dessen militärischer Schnitt mir bei den kommandirenden Korporalen der Weltüberwinder Achtung verschaffen kann, und habe nun auch Pässe, vermittelst welchen ich ungehindert bis zu Ihrem Vorzimmer gelangen werde.

Nichts hält mich mehr ab, zu Ihren Füßen zurückzufliegen, als Schneider und Schuhmacher. Vor übermorgen komme ich nicht weg, wie ich voraussehe. Von den kleinsten Umständen ist der arme Sterbliche immer am abhängigsten.

Die Zeit wird mir peinlich lang, und an dem kriegerischen Gewirre, das hier herrscht, den hunderterlei Uniformen, her- und hinziehenden Truppen habe ich mich schon vollkommen satt gesehen. Es gehört zu den merkwürdigsten Widersprüchen des räthselhaften Menschengeschlechts, daß alle Welt den Krieg als die größte Plage des Lebens verflucht, alle Welt die Mühseligkeit verwünscht, den Tod fürchtet, und doch sich tausendweis zu Krieg, Mühseligkeit und Tod bereitwillig hingibt.

Mein einziger Genuß ist, an Sie zu denken, mit Ihnen zu kosen, leider nur in Gedanken! Sie bald im Tanz, bald am Klavier, bald am Putztisch, bald in der reizenden Nachlässigkeit Ihres häuslichen Seins, bald als Königin aller Schönen in jedem Zauber zu bewundern, den Ihnen Natur und Kunst spenden.

Nachschrift vom 28. Jan. Erst heute kann ich den Brief auf die Post geben. Ich bin zur Abreise fertig. Morgen früh breche ich auf. Ich reise in Gesellschaft einiger mir wohlbekannten polnischen und französischen Offiziere. Sagen Sie es meiner Schwester, daß ich am Dienstag bestimmt in Warschau eintreffe.

Vierter Brief.

Magdeburg, 2. April.

——— Der Himmel weiß, geliebte Gräfin, ob Sie meinen mit Reißblei zu Dresden flüchtig hingekritzelten Brief erhalten haben mögen; der Himmel weiß, ob Sie diese Zeilen empfangen werden! Ich will Ihnen also nur kurz wiederholen, was ich schon von Dresden aus schrieb, und meine Bitte, daß Sie Ihren ganzen Einfluß verwenden und vereint mit meinen Verwandten bei unserer Regierungskommission wie bei den französischen Behörden dahin arbeiten, daß ich wieder frei gegeben werde.

Ich habe Ihnen schon gemeldet, daß wir einige Stunden von Posen, zwischen Schwersens und Kostrzyn, sehr unerwartet von einer preussischen Streifpartei überfallen, umringt und gefangen wurden; daß von den Franzosen, in deren Gesellschaft ich ritt, ein Offizier und ein gemeiner Soldat dabei um's Leben kamen; daß Alle geplündert wurden, und ich mich nur dadurch vor Mißhelligkeiten rettete, daß ich dem preussischen Befehlshaber in deutscher Sprache sagen konnte, ich sei keine Militärperson, sondern blos ein bürgerlicher Reisender, welcher zufällig zu diesen Franzosen gestoßen sei. Dies, mein Paß, der meine Aussagen bekräftigte, und die Erklärung, welche ich in kluger Angst that, daß ich, weit entfernt mit den Franzosen gemeine Sache zu machen, ein treuer preussischer Unterthan wäre, der nichts sehnlicher wünsche, als die Befreiung Polens von der französischen Sündfluth, machten mir gutes Spiel. Der preussische Offizier war ein sehr menschlicher Mann. Da ich ihm auf seine Frage wegen der Truppenmenge in Posen meldete, daß ohne Zweifel noch denselben Tag mehrere Regimenter die Straße nach Warschau ziehen würden, entschloß er sich auf der Stelle zum Rückzug nach Schlesien, aber bedeutete mir zugleich, daß er mich für den Augenblick nicht frei geben könne; seine eigene Lage verböte dies.

Ohne als Gefangener behandelt zu werden, war ich doch einem Gefangenen gleich. Auf elenden Wegen kamen wir nach mehrern Tagen, halbverhungert, halberfroren, über die Warta nach Warschau. Ob ich fluchte, ob ich lachte, half mir nichts. Ich verbarg vorsichtig Sophiens Schnur so gut ich konnte, und eben so mein weniges Gold; denn ich traute dem Spiel des Kriegsglückes nicht, und that weislich daran. Unser Befehlshaber, der den Namen Major trug, muthete mir schon den folgenden Tag zu, als guter preussischer Unterthan den Fahnen des Königs, wenn auch nur als Freiwilliger, zu dienen. Ohne den Anstand zu verletzen, oder meinen Patriotismus verdächtig zu machen, konnte ich den ehrenvollen Antrag unmöglich zurückweisen. Ich that also Adjutantendienst mit Lieutenantskarakter, und sehnte mich mit Ungeduld nach einer bequemen Gelegenheit, davon zu kommen. Je tiefer wir in's Schlesische hineinkamen, je mehr entsank mir der Muth.

Wir litten von Frost, Schnee und Mangel an Lebensmitteln unbeschreiblich. Wohin wir kamen, mußten wir, was wir gebrauchten, mit Gewalt nehmen. Am beklagenswürdigsten waren unsere Kriegsgefangenen, die wir immer mit uns schleppten. Demungeachtet wiesen die Polen, denen ich ihr böses Schicksal am liebsten zu erleichtern suchte, alle meine Gefälligkeit stolz und unwillig ab. Ich las in den Augen meiner Landsleute, daß sie mich für einen Verräther hielten, und dieser Vorwurf war mir schmerzlicher, als alles übrige Elend. Auch empfand ich bald genug die Folgen ihres Hasses.

Der Major hatte sich nach Glogau gewendet; wir erreichten den Platz nicht. Eines Morgens, da sich unsere paar Kompagnien in einem Dorfe zum Abmarsch aufgestellt hatten, sprengten einige französische Husaren heran. Sie stutzten bei unserm Anblick, und machten sich eilig wieder zurück. Wie wir aus dem Dorfe hervorrückten, wurden wir von einer Schwadron leichter französischer Reiterei angefallen und umschwärmt. Diese machte unserm Befehlshaber keine Furcht; aber bald hatten wir rings umher mit mehrern Kompagnien Infanterie zu thun. Wir waren in eine Kolonne des Vandammeschen Armeekorps gefallen, und unsere Tapferkeit vergeblich. Die Preussen schlugen sich mit beispielloser Wuth, und eroberten sogar zwei von den Feldstücken, mit denen wir beschossen wurden. Das Ende vom Spiel aber blieb dennoch, daß wir von der Uebermacht erdrückt und gezwungen wurden, uns zu ergeben. Wir hatten unsererseits mehrere Todte und viele Verwundete.

Niemand war fröhlicher, als die durch das Gefecht befreiten französischen und polnischen Kriegsgefangenen. Die letztern bezeichneten mich auf der Stelle dem französischen General als einen abtrünnigen Polen und Franzosenfeind, der sie den Preussen verrathen, überliefert und sogleich bei denselben Dienste genommen hätte. Da mich der preussische Major bei Abzählung der Gefangenen den Siegern wirklich als seinen Lieutenant und Freiwilligen aufführte, half mir nichts zur Rechtfertigung. Die Posener Päße vergrößerten nur meine Schuld. Pferd, Uhr und Geld wurden gute Beute der Ueberwinder. Ich mußte mit den übrigen Gefangenen zu Fuß durch Schnee und Koth waten und ward über Liegnitz und Dresden geführt.

Hier meldete ich Ihnen mein Unglück. Wir hatten in Dresden einige Ruhetage. Dann, mit einem Haufen anderer Gefangenen, ging es über Leipzig hierher nach Magdeburg. Schon seit acht Tagen bin ich in dieser Festung; die Einwohner haben viel Mitleiden und Güte mit uns, während sie selbst im höchsten Grade zu bemitleiden sind. Nirgends fand ich so große Niedergeschlagenheit, als in dieser Stadt. Alles flucht den

Franzosen. Die Bürgerschaft hängt mit vollem Eifer ihrem unglücklichen König an, und gibt noch gar nicht die Hoffnung auf, wieder den preussischen Adler auf ihren Wällen zu erblicken.

Allem Anschein nach werde ich hier, wenn man sich in Warschau meiner nicht mit dem lebendigsten Eifer annimmt, als Kriegsgefangener das Ende des Krieges abwarten müssen. Meine wohlgeborgene Baarschaft fängt an zusammenzuschmelzen. In jedem Fall bitte ich meine gute Schwester in beiliegendem Briefchen, mir unter angezeigter Adresse Wechsel zu schicken.

Der Gouverneur ist ein gefälliger Mann. Ich hatte Gelegenheit, ihm, der ganzen Reihe nach, meine verdammten Abenteuer zu erzählen. Er fand sie so sonderbar, daß er beständig lachte und mir kaum glauben wollte. Er ist mit meinem Freunde Felix persönlich wohlbekannt. Mich aber frei zu geben, steht durchaus, wie er sagt, nicht in seiner Macht. Er weiset mich zur lieben, bittern Geduld; hat mir indessen zugesagt, sowohl ein Schreiben an Felix, als diesen Brief an Sie zu befördern.

Der Scherz des Schicksals ist beinahe zu grob, um noch spaßhaft zu sein. Und doch hilft mir mein Verzweifeln nichts. Ich bin so heiter, als man es in den verwünschten Umständen sein kann, und meine Gesundheit ist unverwüstlich. Beruhigen Sie sich also meinetwillen. Trösten Sie die gute Sophie. Ich zähle nun Tage, Stunden und Minuten, bis ich eine Antwort von Ihnen haben kann. Es wird mir sein, als hätte ich Sie selbst, wenn ich einmal eine Zeile von Ihnen sehe; u. s. w.

Fünfter Brief.

Nancy, 20. Mai.

— — Lustig! meine Sachen geben vortrefflich. Am Ende glaube ich, mein wunderlicher Stern oder Unstern führt mich ganz unerwartet nach Paris, nach Lissabon, nach St. Domingo, nach Otaheiti, zu den Feuerländern, zu den Esquimaux, zu den Hottentotten, über Asien, neben den kleinfüßigen Sineserinnen, neben den frommen Kindern der Braminen vorbei, durch die persischen Gärten nach Warschau zurück. Ich zweifle keinen Augenblick länger daran. Meine Sachen geben vortrefflich, ungeachtet ich immer wünschte, sie möchten auch einmal zum Stehen kommen. Da bin ich nun schon in Frankreich. Ich habe auf Lissabon nicht mehr weiter, als auf Warschau; und bin ich einmal in Lissabon, was liegt mir daran, ob ich durch Asien oder Europa wieder zu Ihnen komme?

Aber weder die deutschen Mädchen — und doch gibt es allerliebste Gesichter darunter —, noch die Französinnen, noch die Spanierinnen, noch die üppigen Schönheiten der Freundschaftsinseln werden mich Ihnen treulos machen können. So weit ich bisher kam, sah ich doch nirgends so viel Reiz, Anmuth und Würde, als ich zu Warschau auf dem Ball verließ. Ach, hätte ich nur eine einzige Zeile von Ihnen!

Wer weiß, ob nun nicht Briefe von Ihnen, von Sophien für mich in Magdeburg liegen? Aber wer weiß denn nun in Magdeburg, wo ich stecke? Mit einem ungeheuern Haufen Kriegsgefangener wurde ich, nach Absendung meines Briefes an Sie, fortgeführt. Man sagte, wir kämen nach Mainz; in Mainz sagte man uns, wir kämen nach Lyon, und was wird man in Lyon sagen, wenn ich komme? Das Heer von Kriegsgefangenen, mit dem ich über den Rhein kam, ist in hundert Theile zersplittert. Es ging in alle Weltgegenden. Ich zweifle nun, wie gesagt, keinen Augenblick, ich muß die Reise rund um die Welt machen. Wäre ich nur erst in Tibet beim Lama, oder beim Prophet in Mekka, oder am kaspischen Meere: so würde ich jubeln, denn ich wäre ja auf vollem Rückwege zu Ihnen.

Was sind wir doch für armselige Geschöpfe! Wie Ameisen sind wir, deren Haufen der ungefähre Tritt eines Rosses zerstört; wie Insekten, welche der Sturmwind in alle Lüfte entführt und wieder in entfernten Ländern niederläßt. Wie komme ich nach Nancy? Was geht mich der Krieg an?

Ich schicke Ihnen diese Zeilen, um Sie wenigstens wegen meines Lebens zu beruhigen. Lieber Himmel, es ist mir, als wäre ich schon seit mehr denn zwanzig Jahren von Ihnen entfernt. Wie viel Länder, Gebirge, Ströme, Völker liegen zwischen uns! Niemand steht mir gut dafür, daß ich nicht noch die Ehre haben werde, Ihr Gegenfüßler zu sein. Ach, meine reizende Gegenfüßlerin, und was würde dann aus dem Leben werden? Wie leicht könnten Sie mir unter den Füßen wegsterben, ohne daß ich ein Wörtchen davon wüßte. Ich sage mir — denn wenn Sie für einen Andern lebten, wären Sie da nicht todt für mich? Ich habe noch nie gelesen, daß eine Gegenfüßlerin den Gegenfüßler treu geliebt hätte.

Seit wir gefangenen Kriegshelden diesseits des Rheins wandeln, erlaubt man uns viel mehr Freiheiten, als auf deutschem Boden. Ich kann umhergehen, wo ich will, wenn ich mich nur zur gehörigen Stunde beim Kommandanten zeige. Ich kann ganz nach Gefallen leben, essen, trinken, wie ich will, versteht sich für mein Geld. Wenn ich nur mehr als das gewöhnliche Spielgeld zu mir gesteckt hätte, da ich zu Ihnen auf den Ball fuhr, vor — ich glaube zwanzig Jahren.

Nächstens schreibe ich Ihnen wieder, und zwar von da, wo ich hoffen darf, bis zum Frieden eine bleibende Stätte zu behalten, und Antworten aus Warschau abwarten zu können. Vermuthlich, meine schöne Gegenfüßlerin, sende ich Ihnen meinen ersten Brief von der Insel Teneriffa oder Madagascar; u. s. w.

Sechster Brief.

Acqs, 27. Juni.

— — Endlich habe ich mein Ziel erreicht. Ich bin bestimmt, bis zur Auswechslung der Kriegsgefangenen oder bis zum Frieden hier zu bleiben. So ist es mir leidlicher gegangen, als ich anfangs selbst erwartete. Von Warschau bis an die spanische Grenze geworfen werden, ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. Ich werde also weder Otaheiti, noch Ostindien sehen, ungeachtet dort aller Wahrscheinlichkeit zufolge mehr zu sehen sein mag, als hier in diesen Einöden an dem Adour.

So viel Franzosen ich in Polen erblickt habe, verfluchten sie alle mein Vaterland. Ich gebe es ihnen aber in dem übrigen redlich zurück. Welch ein erbärmliches, kahles, flaches, dürftiges Land das ist! Die französische Regierung kömmt bei mir stark in Verdacht, sie führe nur Krieg, um diese unübersehbaren Einsamkeiten zu bevölkern. Denn es sind hier fast so viel Kriegsgefangene, als Einwohner.

Das Städtchen ist halb zerfallen; mein Wirth thut sich aber nicht wenig auf das hohe Alterthum desselben zu gut. Ich will ihm die Freude lassen. Er hat eine junge Tochter, die mir viel artiger als das älteste Städtchen zu sein scheint. Er empfiehlt mir, als Köstlichkeit, die warmen Bäder der Stadt, und glaubt, in der ganzen Welt seien solche Wunderbäder nicht. Aber der Mensch ist offenbar ein Narr. Warme Bäder und ausserdem schon eine Hitze in dem Lande zum Ersticken. Ich bin von der Sonne schwarzgebrannt, wie ein Mulatte, und begreife nur kaum, wie das erwähnte junge Mädchen in dem alten Städtchen eine so reine, blendende Haut behalten hat.

Die Kriegsgefangenen sind bei den Bürgern einquartiert. Wir haben aber nichts als die Wohnung frei. Alles Uebrige ist uns überlassen zu kaufen, wenn wir nicht verhungern wollen. Mein Geld geht zur Neige. Mein ganzer Reichthum ist Sophiens Halsband, das ich Ihnen zum Ball bringen sollte und nun in der Nachbarschaft der Pyrenäen verzehren muß. Ich hoffe, meine gute Sophie wird den einstweiligen Verlust für ihren Hals verschmerzen, und froh sein, daß ihr Schmuck dem armen Bruder das Leben gegen Hunger und Durst schützt. Schon habe ich einige große Diamanten und Perlen einem hiesigen Juwelier verkauft, der aber nicht im Stande war, sie baar zu bezahlen. Er mußte das Geld in Bayonne holen, einem Städtchen ungefähr zwölf französische Meilen von hier.

Seitdem kann ich wieder ganz gemächlich leben, einen Bedienten halten, Spazierritte in der Nachbarschaft machen, Besuche geben und das Loos meiner Mitgefangenen erleichtern; u. s. w.

Siebenter Brief. *)

Acqs, 13 Juli.

— — Te Deum laudamus! Es ist Frieden! — Jedermann kömmt und wünscht mir Glück zur nahen Erlösung und Heimreise. Und in der That, die Reise von Acqs bis Warschau verdient einen Glückwunsch, denn ich traue dem Geschick nicht. Die Franzosen sprechen von nichts, als von Tilsit, und erheben ihren Napoleon zu den Göttern. Julius Cäsar und Alexander der Große, meinen sie, wären, wenn sie heutiges Tages lebten, kaum werth, Adjutantendienste beim großen Napoleon zu verrichten. Der hiesige Maire behauptete in einer dem Frieden zu Ehren gehaltenen Rede ohne anders, Tilsit sei an den Grenzen der asiatischen Tatarei hoch im Norden gelegen, und der linke Flügel der großen Armee habe seine Vorposten weit hinaus über das ewige Eis des Nordpols poussirt, wohin vorher noch kein Sterblicher den Fuß zu setzen gewagt. Die guten Leute von Acqs, die man auch Dare zu nennen pflegt, frieren beim bloßen Einfall des Maire. Ohne Zweifel haben sie nach angehörter Rede die erste Zuflucht zu ihren warmen Bädern genommen, um die Polarkälte von sich abzuwehren.

Alle Tage erwarte ich nun die Wirkungen des Tilsiter Friedens, den Befehl zur Rückkehr, und ungeduldiger noch ein paar Buchstaben von Ihrer schönen Hand, liebenswürdige Gräfin, ehe ich vielleicht abreise.

Ich will einen bequemen und dauerhaften Reisewagen anschaffen; sobald ich frei bin und die Pässe habe, fliege ich mit Extrapost über den Rhein zur geliebten Weichsel. Meinen Bedienten, einen ehrlichen Teufel von Gascogner, bringe ich mit. Er ist mir sehr zugethan, und führt den großen Römernamen Pompejus. Der wunderliche Kauz hat keinen andern Fehler, als daß er unaufhörlich plaudert, ohne eben zu sorgen, wovon und was? Ueber eine versalzene Suppe kann er drei Stunden verhandeln. Ich habe es zuweilen noch gern, mich von solchem Ozean von Worten überschütten zu lassen, wenn ich nichts denken mag, mich vom Heimweh zu Ihnen losreissen möchte, und doch nicht auf der Stelle mich im Schlafe selbst vergessen kann.

Schreiben Sie mir keine Antwort mehr, weder auf diesen, noch auf meine allfällig künftigen Briefe. Es würde nun alles zu spät sein.

Brifolgend sende ich Ihnen noch mein Tagebuch. Es mag mein Verläufer sein, und Ihnen von meinen Erfahrungen, Bemerkungen und Abenteuern umständlicher plaudern, als ich es bisher in flüchtigen Briefen konnte. Ich schrieb es in müßigen Augenblicken, und deren waren nicht wenige. Sie erkennen darin mein Innerstes, und in dem Heiligthum meines Innersten immer wieder Ihr eigenes angebetetes Ich.

---

*) Zwischen dem vorhergehenden und diesem Briefe sind mehrere verloren gegangen.

Vielleicht weinen Ihre Augen mitleidig ein Thränchen um den Unglücklichen am Adour — vielleicht ehe Sie zu lesen und zu weinen vollendet haben, küsse ich Ihnen die schöne Thräne von der erröthenden Wange.

Achter Brief.

Pampelona, 28. Juli.

Nehmen Sie, meine holde Gräfin, die erste, beste Karte von Spanien; suchen Sie da das Königreich Navarra, im Königreich Navarra die Hauptstadt Pampelona am Fuße der Pyrenäen, und denken Sie — da bin ich!

Ich habe einen wahren Kobold von Genius, der mich immer weiter von Ihnen zurückzieht, je zuverlässiger ich hoffe, bald bei Ihnen zu sein. Die ganze Welt macht Frieden — ich allein muß mit der Welt im Krieg bleiben, und mich mit Alcaldes, Regidores, Procuratores, Escrivanos und Gott weiß was für Ehrenleuten herumbalgen. Nun ich die Pyrenäen einmal, freilich nicht mit bestem Willen, passirt habe, könnte doch wohl noch etwas aus einer Reise nach Lissabon, Madagascar, Calicut, Ispahan und Konstantinopel werden. Verlassen Sie sich auf gar nichts mehr, was ich Ihnen von meiner Rückreise nach Warschau vorher verkündige.

Ich hatte Ihre Briefpäckchen, mit Einschlüssen von der theuern Sophie, vom Oheim St. —, vom Freunde W — und Grafen S —, erhalten. Ihre Worte hatten mich in den höchsten Himmel entzückt — ich genoß die süßeste Vergeltung aller überstandenen Leiden. Da führt das Unglück den Weibel des Maire von Acqs zu mir; der Weibel führt mich zum Maire, der Maire zum Richter, der Richter in ein Zimmer, wo verschiedene Leute waren, unter denen ich blos den Juwelier oder Goldschmied kenne, welchem ich vor ungefähr drei Wochen, zur Bestreitung meiner Reisekosten, einen guten Theil von den Juweelen aus Sophiens Halsband verkauft hatte. Man zeigt mir die verkauften Edelsteine und Perlen in einem Schächtelchen mit der Frage vor: ob ich gestehe, diese Kostbarkeiten wirklich dem Manne von Bayonne verkauft zu haben? Man zeigte mir den Juwelier. Ich besah die Waare, erkannte sie und bejahte die Frage mit Angabe vieler Nebenumstände. Man erklärt mich verhaftet; versiegelt mein Hab und Gut; führt mich nach Bayonne; stellt neue Verhöre mit mir an; fragt mich ganz naiv um den Aufenthalt meiner übrigen Raubgefährten, und ich erfahre nun erst, daß eine Fürstin von hohem Rang, indem sie in Irun die spanische Grenze berührte, auf der Landstraße von Räubern ausgeplündert worden sei. Ich beweise den Richtern meine Unschuld, indem ich den Ueberrest von Sophiens Halsband hervorziehe, an welchem die verkauften Perlen und Steine Stück um Stück nachzuzeigen waren. Man klatscht in die Hände, nimmt mir die Perlenschnur, sperrt mich in engern Verhaft, läßt mir beiläufig wissen, daß das Halsband vollkommen mit dem gestohlenen der Fürstin, der Beschreibung zufolge, übereinstimme, und macht mir Hoffnung, daß, wenn ich noch ein Schmuckkästchen mit zehn kostbaren Ringen und ein Diamantkreuz der beraubten Dame herbeischaffen würde, ich mit lebenslänglicher Galeerenstrafe davon kommen könne. Ich antwortete, was zu antworten war. Nach acht Tagen ward ich, auf Maulesel gepackt, wohlgeschlossen, wohlbewacht nach Pampelona geführt, wohin der Virey, wie es heißt, einige meiner Spießgesellen gefänglich eingezogen, und das Halsband zur Besichtigung, meine Person aber zur Konfrontation mit den Straßenräubern verlangt hat.

Was aus dieser tollen Geschichte werden möge, so schreibe ich Ihnen doch, damit Sie wissen, wo ich geblieben bin. Mehr aber schreibe ich auch nicht, weil ich den Brief offen an die Polizei abliefern und lesen lassen muß, ehe er Ihnen zugesandt wird. Beruhigen Sie meine Schwester. Werde ich in Spanien gehangen: so ist es ihre Schuld, daß sie mich vom Ball wegschickte, das gottlose Halsband zu holen. Aber auch am Galgen noch habe ich die Ehre zu sein u. s. w.

Neunter Brief.

Bayonne, 14. August.

Ich hoffe, Sie haben sich um mein letztes Abenteuer wenig geängstigt. Den zweiten Tag nach meiner Ankunft in Pampelona war ich schon freigesprochen, denn die daselbst anwesende Fürstin hatte sogleich mein Halsband nicht für das ihrige erkannt. Die Konfrontation, das Hängen und die lebenslänglichen Galeeren blieben von selbst weg. Man machte mir Entschuldigungen. Der Virey lud mich sogar zur Tafel, und ich ward der Fürstin vorgestellt.

Der spanische Boden brannte mir aber wie Gluth unter den Sohlen. Der Virey ließ mich in seiner eigenen Equipage nach Bayonne führen. Hier sind mir die Pässe nach Warschau ausgefertigt; meine Chaise von Acqs hat Pompejus gestern gebracht. Alles ist bereit zur Abfahrt; sie geht morgen vor sich.

Ob ich nun aber vorwärts nach Warschau, oder rückwärts nach Pampelona, Madrid, Cadix, Tanger und Marokko kommen werde — das, meine Angebetete, will ich gar nicht entscheiden. Irgend ein Zauberer muß in Sie verliebt und auf mich eifersüchtig sein. Denn Verzauberung ist offenbar im Spiel. In der natürlichen Welt geht man nicht, um von einer Straße in Warschau zur andern zu kommen, über die Pyrenäen. Aber verhexte mich mein Feind in den Mond, ich würde Sie auch dort noch liebey. — Mein nächster Brief an Sie ist wahrscheinlich aus Algier datirt. Ich bin voller Resignation Ihr u. s. w.

Zehnter Brief.

Warschau, 3. Okt.

So eben bin ich, vom ersten Freudenrausch in den Armen meiner theuern Sophie genesen — seit einer halben Stunde hier angekommen. — O Amalie! Amalie! Zitternd vor Wonne melde ich mich bei Ihnen in diesen Zeilen an. Lassen Sie mich wissen, wann ich mit meiner Schwester bei Ihnen sein darf; u. s. w.

Prolog.

Wenn des Winters Schneegeflimmer
Draussen um die Fenster schwärmt;
Wenn der Sturm im Gärtchen lärmt,
Und das heimathliche Zimmer
Des Kamines Flamme wärmt —
Hört, die Grillen zu zerstreuen,
Wohl mit Lust der weise Mann,
In dem Ringe der Getreuen,
Auch ein frohes Mährchen an.

Wenn, und lächelt gleich der Himmel,
Doch die Erde Trost versagt;
Wenn der Sterblichen Getümmel
Uns mit langer Weile plagt;
Wenn in des Berufes Gleise
Hinter uns die Sorge keucht,
Oder selbst im Freudenkreise
Stille Wehmuth uns beschleicht:
Wohl, wenn mit dem Zauberstabe
Fantasus, der Götterknabe,
Unsre Seele dann berührt,
Uns mit seiner Gluth entzücket,
Uns dem Irdischen entstricket
Und zu schönern Sternen führt!

Wenn der Jammer unsrer Zeiten
Um zerstörte Seligkeiten
Bis zu unsrer Klause dringt;
Wenn wir scheu'n, hinauszublicken,
Wo, mit gräßlichem Entzücken,
Mavors seine Fackel schwingt,
Während hier die Waise ringt;
Dort in wilden Kriegeswettern
Eine halbe Welt versinkt:
Dann erquickt es, wenn die Schale
Stiller Selbstvergessenheit,
In dem Reich der Ideale,
Freundlich uns die Muse beut;
Oder am bemoos'ten Maale
Alternder Vergangenheit
Clio unsern Harm zerstreut;
Wenn sie lehrt, wie es gewesen,
Wie es ist und wie es wird,
Und wie, ohne zu genesen,
Immerdar die Menschheit irrt.

Nun wohlan, was Clio lehret,
Was der Muse Scherz erfand,
Bietet freundlich meine Hand.
Was Erheiterung gewähret,
Wär's auch nur des Mährchens Tand,
Nur ein Mohnkorn heitern Schlummers,
Ist, am Tage großen Kummers,
Ein Verdienst ums Vaterland.

Ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts.

Vorläufige Nachrichten.

Auf meiner letzten Reise im Norden unsers Vaterlandes ließ ich mich einen kleinen Umweg nicht gereuen, um meiner Lieblinge einen aus dem goldenen Zeitalter des Lebens einmal wieder zu sehen. Man erlaube mir indessen nur, in der folgenden Erzählung Namen von Gegenden, Ortschaften und Personen zu verschweigen oder zu verstellen. Die Geschichte ist darum nicht weniger wahr, wie unwahrscheinlich sie auch Vielen vorkommen mag.

Jener Liebling also war der Freiherr Olivier von Flyeln, mit dem ich auf der Göttingischen Hochschule zugleich den Wissenschaften angehört hatte. Er war damals einer der trefflichsten Jünglinge und zugleich einer der geistreichsten jungen Männer gewesen. Die Liebe der römischen und griechischen Schriftsteller hatte uns zusammengeführt und verbunden. Ich nannte ihn nur meinen Achilles, er mich seinen Patroklus. Aber er hätte in der That jedem Künstler zum Urbild eines Achilles dienen können. In Gestalt und edler Haltung einem jungen Halbgott ähnlich, Trotz und Güte im dunkeln Feuer seines Blicks, gelenk und gewandt wie keiner, der kühnste Schwimmer, der schnellfüßigste Ren-

ner, der wildeste Reiter, der anmuthigste Tänzer, hatte er dabei das edelmüthigste und furchtloseste Herz. Sein Edelmuth verwickelte ihn eben in mancherlei unangenehme Händel, weil er sich oft ungerufen der Unterdrückten annahm. Er mußte sich daher mehrmals mit Andern schlagen; er scheute die besten Fechter nicht; ging in den Zweikampf wie zu einer Lustparthie; ward dabei niemals verwundet, als wäre er am ganzen Leibe gefeiet, ließ aber keinen ungezeichnet von sich.

Seit unserer Trennung hatten wir uns mehrmals geschrieben; aber wie es denn so geht, wenn man in den Wogen des Lebens auseinander kömmt, wir vergäßen zwar uns nie, aber zuletzt doch den Briefwechsel. Ich wußte endlich von ihm nur, daß er Hauptmann bei einem Infanterieregiment gewesen war. Jetzt mochte er etwa fünfunddreißig Jahre alt und im Range vorgerückt sein. Sehr zufällig erfuhr ich auf der Reise den Standort seines Regiments, und das verleitete mich, wie gesagt, zu dem Umweg.

Der Postknecht fuhr mit mir in die Straßen der alten, weitläufigen, reichen Handelsstadt ein, und hielt vor dem angesehensten Gasthof. Sobald ich vom Aufwärter mein Zimmer angewiesen erhalten hatte, fragte ich ihn, ob beim Regiment in hiesiger Besatzung nicht ein Freiherr von Flyeln sei?

„Sie meinen den Major?“ fragte der Aufwärter.

„Major kann er wohl sein. Ist seine Wohnung entfernt von hier? Trifft man ihn um diese Zeit an? Es ist schon spät; aber ich wünsche, daß mich Jemand zu ihm führe.“

„Verzeihen Sie, der Herr ist nicht mehr beim Regiment, schon lange nicht mehr. Er hat den Abschied genommen oder nehmen müssen.“

„Müssen? Warum das?“

„Er hat allerlei Geschichten getrieben, wunderliches Zeug; ich weiß selbst nicht was? Er ist zuletzt nicht recht im Kopf gewesen; übergeschnappt, verrückt geworden. Man sagt, er habe sich um den Verstand studiert.“

Diese Botschaft erschreckte mich so, daß ich die Fassung und die Frage verlor.

„Und wie denn?“ stammelte ich endlich, um doch etwas zu fragen und Genaueres zu vernehmen.

„Verzeihen Sie,“ sagte der dienstfertige Aufwärter: „was ich weiß, hab' ich nur von Hörensagen, denn er ist früher weggeschickt, als ich in dies Haus kam. Man erzählt aber noch viel von ihm. Zum Beispiel hat er mancherlei Händel mit Offizieren gehabt, und jeden Du geheißen, sogar den General, jeden, er mogte sein wer er wollte. Als er eine reiche Erbschaft von seinem Oheim in Empfang genommen hatte, bildete er sich ein, er sei bettelarm geworden, könne seine Schulden nicht zahlen, und verkaufte, was er um und an sich hatte. Er soll auch gotteslästerliche Reden in seinem Wahnsinn ausgestoßen haben. Das Lustigste aber ist, daß er seiner Familie zum Trotz ein unehrliches Mädchen, ein Gaunerkind, geheirathet hat. Auch sein Anzug soll zuletzt gar toll gewesen sein, gar hanswurstmäßig, so daß ihm alle Gassenbuben nachliefen. Man hat ihn in der Stadt sehr bedauert, denn er war vorher allgemein geliebt, und muß, so lange er noch den Verstand hatte, ein vortrefflicher Herr gewesen sein.“

„Und wo befindet er sich jetzt?“

„Ich kann es nicht sagen. Er hat die Stadt verlassen. Man hört und sieht nichts von ihm. Vermuthlich hat ihn seine Familie irgendwo untergebracht, um ihn heilen zu lassen.“

Mehr wußte der Aufwärter nicht zu berichten. Ich hatte nur schon zu viel gehört. Ich warf mich schaudernd in einen Sessel. Ich dachte mir noch die Heldengestalt des geistvollen Jünglings, von dessen Zukunft ich hohe Erwartungen gehegt hatte; der sowohl durch seinen Stand, als durch seine großen Familienverbindungen Ansprüche auf die ersten Stellen im Heer oder im Staate hätte machen können; der durch seine Kenntnisse, durch seine seltenen Geistesgaben zu allem Großen berufen zu sein geschienen, — und der nun war einer der Unglücklichen, vor deren Anblick die Menschheit mitleidig zurück schaudern muß! Hätt' ihn doch der Engel seines Lebens lieber aus der Welt hinweggerückt, denn ihn zum traurigen Schauspiel, als klägliches Zerrbild, stehen gelassen!

Wie gern ich den guten Olivier gesehen hätte, war mir's nun doch lieb, ihn nicht mehr in der Stadt zu wissen. Ach, er wäre ja doch nicht mehr Olivier, nicht mehr mein herrlicher Achilles gewesen, sondern ein kläglicher unkenntlicher Torso! Ich wollte ihn nicht sehen, auch wenn es mir leicht gewesen wäre, ihn zu finden. Dann hätt' ich meinen Göttingischen Achilles im Gedächtniß auswechseln müssen mit der Gestalt eines Wahnsinnigen; das hätte mir eine der liebsten und anmuthigsten Erinnerungen geraubt. Ich wollte ihn aus demselben Grunde nicht wiedersehen, wie ich keinen meiner Freunde im Sarge betrachten mag, weil ich nur die Gestalt des Lebendigen im Gedanken bewahren will; oder wie ich's meide, Zimmer, die ich vor Zeiten bewohnte, die nun von Andern bewohnt werden, die nun ganz anders eingerichtet sind, wieder zu besuchen. Das Ehemals und Jetzt verwirrt sich immer in meinen Vorstellungen auf eine unausstehlich-peinliche Weise.

Ich war noch in allerlei Betrachtungen über die Natur des menschlichen Wesens verloren, und wie derselbe Geist, welcher die Räume des Weltalls mißt, das Höchste ahnet — durch Druck oder Verletzung eines unsichtbaren Theils seines Nervengewebes zum widerlich verstimmten Saitenspiel werden muß, sich und der übrigen Welt ein unverständlicher Fremdling: da trat der Aufwärter herein und rief zum Nachtessen.

Die Wirthstafel im hellerleuchteten Speisesaal war von vielen Gästen besetzt. Es traf sich, daß mir ein Platz in der Nachbarschaft einiger Offiziere der hiesigen Stadtbesatzung angewiesen ward. Natürlich leitete ich das Gespräch, sobald es einmal unter uns angeknüpft war, auf meinen Freund Olivier. Ich gab von ihm die genauesten Einzelheiten an, so viel ich deren wußte, um jede Verwechselung der Personen zu verhüten. Denn es war ja möglich, und ich glaubte die Möglichkeit, daß der wahnsinnige Freiherr von Flyeln ein ganz anderer, als mein Achilles von Göttingen sein konnte. Allein alles, was ich sagte, alles, was ich dagegen hörte, bestätigte zu sehr, daß hier keine Verwechselung statt finde.

„Es ist jammerschade um den Baron!“ sagte einer der Offiziere: „Jedermann hatte ihn gern. Er war einer der bravsten beim Regiment, ein verwegener Teufel. Das sahen wir beim letzten Feldzug in Frankreich. Was keiner von uns wagte, das wagte er spielend. Aber ihm glückte auch Alles. Denkt nur an die Batterie bei Belle-Alliance! Wir hatten sie verloren. Der General riß sich die Haare aus dem Kopf. Flyeln rief: Wir müssen sie wieder nehmen, sonst ist alles dahin! Drei Angriffe hatten wir vergebens gethan. Da geht Flyeln mit seiner Kompagnie noch einmal vor, nimmt's mit einem ganzen Bataillon Garden auf, und bei Gott, schlägt in gräßlicher Metzelei durch, nimmt die Batterie!“

„Aber es kostete auch die halbe Kompagnie!“ rief ein alter Hauptmann neben mir: „Ich war Augenzeuge. Er kam, wie gewöhnlich, ohne Schramme davon. Ungeheures Glück begleitete den Menschen. Der gemeine Soldat läßt sich's jetzt noch nicht ausreden, der Baron habe sich hieb-, stich- und kugelfest machen können.“

Ich hörte mit wahrer Wollust dem lobreichen Gespräch über den guten Olivier zu. Ich erkannte ihn wieder an allen seinen Tugenden. Man pries besonders seine wohlthätigen Handlungen. Er war der Gründer und Verbesserer einer Schule für Soldatenkinder, und hatte dafür großen Aufwand gemacht. Er hatte im Stillen viel Gutes gewirkt; immerdar ein einfaches eingezogenes Leben geführt, nie zu dem Muthwillen, nie zu den Ausschweifungen sich geneigt, zu welcher Jugend, Schönheit, Kraftfülle und Reichthum so leicht verlocken. Ja, die Offiziere gestanden mir, daß der Freiherr bedeutenden Einfluß auf Veredlung des Tons unter dem Offizierkorps, auf die ernstern Sitten desselben und auf dessen wissenschaftlichere Bildung gehabt. Er selbst habe Vorlesungen über verschiedene, dem Krieger nützliche Gegenstände gehalten, bis es ihm untersagt worden sei.

„Und warum untersagt?“ fragte ich verwundert.

„Eben in diesen Vorlesungen“, antwortete mir einer meiner Tischnachbarn, „offenbarten sich die ersten Spuren seiner beginnenden Geisteszerrüttung. Kein Jakobiner im Pariser Nationalkonvent hat jemals rasender gegen unsere monarchischen Einrichtungen gewüthet, und gegen die verschiedenen europäischen Höfe und ihre Politik, als er zuweilen. Er sagte geradezu, die Völker selber würden früh oder spät sich helfen, sich und den Königen gegen Minister-Willkühr, Priesterherrschsucht und Handelsbedrängung. Er meinte auch, die Revolution werde unvermeidlich von Volk zu Volk mild oder stürmisch übergehen, und werde binnen einem halben Jahrhundert die politische Gestalt Europa's verändern. Genug, die Vorlesungen wurden ihm untersagt, und billig und mit Recht. Eben so toll deklamirte er zuweilen auch gegen den Adel und dessen Vorrechte. Wenn man ihn dann erinnerte, daß er ja selbst Baron wäre, antwortete er: „Ihr habt die Thorheit, mich so zu nennen; ich bin ein vernünftiger Mensch und von Geburt gerade so viel, wie unser Profos.“

„Das waren aber doch nur erst Vorspuren der Geisteszerrüttung!“ rief ein junger Lieutenant, „allein der erste Akt seiner Narrheit war, als er den Oberstlieutenant Baron von Berken anfiel, mit Maulschellen bewirthete und die Treppe hinunterwarf, nachher aber die Herausforderung nicht anzunehmen wagte, und bei der Gelegenheit das ganze Offizierkorps beleidigte.“

Er war doch sonst ein guter Fechter, der eben die blanke Klinge nicht fürchtete!“ sagte ich.

„Wir kannten ihn bis dahin auch als solchen. Aber wie gesagt, seine ganze Natur änderte. Als er auf den Platz kam, wo er sich schlagen sollte, erschien er ohne Degen, blos mit einer Ruthe in der Hand, und sagte in unser aller Gegenwart zum Oberstlieutenant mit lachendem Munde: du verächtlicher Bock, wenn ich dich wirklich mit dem Degen zerfetzte, würdest du darum mehr werth sein? Und als der Oberstlieutenant seinen Zorn nicht mehr mäßigen konnte und den Degen zog, entblößte der Major kaltblütig seine eigene Brust, hielt sie ihm hin und sagte: Hast du Lust, Meuchelmörder zu werden: stoß zu! — Wir wollten uns hineinmischen in den Wortwechsel, ihn zwingen, sich mit dem Oberstlieutenant zu schlagen, wie Pflicht und Ehre geboten. — Da nannte er uns allesammt Narren, die mit ihren Grundsätzen von Ehre ins Irrenhaus oder ins Zuchthaus gehörten. Nun komten wir bald merken, daß es nicht mehr ganz richtig bei ihm im Oberstübchen wäre. Einige unter uns schimpften ihn. Daraus machte er nichts, sondern lachte. Wir begaben uns zum General, wir erzählten demselben offenherzig den ganzen Vorfall. Der General ward sehr verdrießlich, um so mehr, da er an demselben Tage für den Major den Orden vom Hofe erhalten hatte. Er bat uns, ruhig zu sein; er wolle alles vermitteln; der Major müsse Genugthuung geben. Folgendes Morgens bei der Parade überreichte der General, laut Vorschrift, mit einer angemessenen Rede dem Major den Orden. Der Major nahm ihn

nicht an, sondern antwortete in den ehrerbietigsten Worten die unehrerbietigsten Dinge, des Inhalts: Er habe für das Vaterland, und nicht für ein Stückchen Band gegen Napoleon gefochten. Habe er einiges Lob verdient, so wolle er's nicht vor Aller Augen an der Brust umher zur Schau tragen. Der General war ausser sich vor Schrecken. Keine Bitten, keine Drohungen konnten den Major bewegen, das königliche Gnadenzeichen anzunehmen. — Nun traten die Offiziere vor, und machten die Erklärung, sie könnten nicht mehr mit dem Major dienen, wenn er nicht Genugthuung leiste. — Die Sache kam zur Untersuchung; der Major in Verhaft, vom Hofe die Entlassung des Majors. Nun brach die volle Narrheit erst aus. Er ließ sich den Bart, wie ein Jude, wachsen; trug lächerliche Kleider; heirathete seinen Verwandten zum Trotz ein ganz gemeines, übrigens hübsches Mädchen, ein Findelkind, wegen dessen er schon mit dem Oberstlieutenant Händel gehabt hatte; hielt sich eine geraume Zeitlang für blutarm, und beging so vielerlei Thorheiten, daß er endlich auf königlichen Befehl unter Aufsicht gesetzt und nach seinen Gütern verwiesen wurde."

„Wo lebt er jetzt?" fragte ich.

„Auf seinen Gütern noch, zu Flyeln, im Schlosse seines verstorbenen Oheims; ungefähr zehn Meilen mögen es von hier sein. Ein Jahr lang durfte niemand ohne Erlaubniß zu ihm, sogar die Verwaltung seines Vermögens ward ihm entzogen. Sie ist ihm jetzt wieder überlassen, doch muß er jährlich Rechnung stellen; auch darf er sich keinen Schritt über die Grenzen seiner Gerichtsherrlichkeit entfernen. Er dagegen hat die ganze Welt feierlich in Bann gethan, und läßt weder Verwandte noch Bekannte, noch Freunde zu sich. Man hat schon seit Jahr und Tag nichts mehr von ihm vernommen."

Der Besuch.

Aus allen Erzählungen der Offiziere leuchtete hervor, daß der unglückliche Olivier, nach Verlust seines Verstandes, doch immer ein gutmüthiger Narr geblieben sei, und daß wahrscheinlich das deutschthümelnde Wesen, welches vor einigen Jahren Modesucht geworden, ihn etwas über Gebühr ergriffen, oder seinem Wahnsinn wenigstens die Farbe gegeben habe.

Alles das hatte mich sehr erschüttert. Ich konnte lange des Nachts den Schlaf nicht finden. Als ich am andern Morgen erwachte, war es schon spät; aber ich fühlte mich erquickt und gestärkt. Die Welt erschien mir in viel heitererm Licht, als den Abend zuvor, und ich beschloß, meinen bedauernswürdigen Freund in seinem Verbannungsorte zu besuchen.

Nachdem ich noch flüchtig die Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt hatte, warf ich mich in den Wagen, fuhr bis in die Nacht und folgenden Tages nach Flyeln, in der Nachbarschaft eines Seestädtchens. Das Dorf Flyeln liegt noch zwei Meilen hinter dieser Stadt. Der Postmeister, als er hörte, wohin ich wollte, lächelte und meinte, ich werde wohl eine vergebliche Reise thun. Der Baron lasse sich nicht vor Fremden sehen. Auch erfuhr ich, daß sich sein Gemüthszustand nicht gebessert habe, sondern der gute Mensch von der festen Vorstellung behaftet sei, die ganze Welt wäre seit Jahrhunderten närrisch geworden, und die Heilung müsse von Flyeln ausgehen. In diesem Prozeß, da die Welt ihn, und er die Welt für närrisch halte, sondere er sich vor allen Menschen ab. Seine Bauern, deren Grundherr er ist, befinden sich übrigens sehr wohl dabei, denn er thue viel für sie. Aber dafür müssen sie seinen Grillen in allen Kleinigkeiten gehorchen, Schifferhosen und lange Jacken mit runden Hüten tragen, sich den Bart lang wachsen lassen, und alle Leute, wenigstens auf Flyelnschem Grund und Boden, sogar ihren Oberherrn duzen. Abgerechnet diese seine Sparre, wäre er der vernünftigste Mann von der Welt.

Ungeachtet der Warnung des Postmeisters machte ich doch den Versuch, und fuhr hinauf gen Flyeln. Was lag mir doch daran, zwei Meilen vergeblich zu fahren, nachdem ich, Oliviers willen, mich so weit vorgeabenteuert hatte? Und ich fand keine Ursache zur Furcht, von ihm abgewiesen zu werden, weil er nicht am Gedächtniß gelitten. Es war freilich ein erbärmlicher, selten befahrner Weg, der bald durch tiefen Sand, bald durch ausgetretene Bäche und versumpften Boden, bald durch Kieferngestrüpp fortzog, und meinem Wagen ein paar Male den Umsturz drohte. Eine Stunde von Flyeln aber erhob sich das Land, und eine schöne breite Fahrstraße, auf beiden Seiten mit Obstbäumen bepflanzt, verkündete die Nähe eines reichen Gutsbesitzers. Die Felder standen in der weiten Ebene trefflich angebaut; rechts dehnte sich in der Ferne ein hoher Eichenforst mit dunkelm Grün, wie ein ungeheurer Kranz; links das unendliche Meer, ein wallender weiter Spiegel, der mit den glänzenden Wolken am Rand des Gesichtskreises zusammenrann. Flyeln, das Dorf, zeigte sich zwischen Fruchtbäumen, Weiden und Pappeln vor mir; seitwärts erhob sich ein großes, alterthümliches Gebäude, das Schloß, wie aus einem Wald von wilden Kastanien hervorsteigend. Abwärts, dem Meere näher, lag das Dorf Niederflyeln, ebenfalls zu Oliviers Herrschaft gehörig, malerisch an schroffe Felsen gelehnt, die zuletzt, als umbüschte Klippen, wie kleine Inseln weit ins Meer hinaus gingen. Einige Fischerboote, mit Segeln, schwärmten um die Gestade; auf der Höhe des Meers erblickte man ein reisendes Schiff; die weißen Möven flatterten schaarenweis in den Lüften.

Je näher ich dem Dorf und dem Schlosse kam, je malerischer und freundlicher ward mir die Um-

gebung. Es lag in ihr der eigenthümliche Reiz jeder Seegegend, welcher aus der Paarung des Ländlich-Anmuthigen mit der Majestät des unübersehbaren Ozeans, des Geborgenen und Friedlichen einfacher Hütten mit dem weiten stürmischen Leben des tückischen Elementes erwächst. In jedem Fall ist der Verbannungsort meines Freundes reizend genug, daß man dafür ohne Gram die Freiheit, in lärmerischen Städten zu wohnen, aufopfern kann.

Sowohl auf den Feldern als in einigen Gärten sah ich schon die angekündeten „Flyeler Bärte." Auch der Wirth, vor dessen Schenke ich hielt und abstieg, war reichlich geschmückt mit Haarwuchs um Kinn und Mund. Er erwiederte meinen Gruß freundlich, und schien dabei doch über meine Ankunft verwundert. „Willst du etwa den Gutsherrn besuchen?" fragte er mich höflich. Ich ließ das etwas auffallende Du lächelnd durchgehen und bejahte es. „So bitt' ich um deinen Namen, Stand und Wohnort. Das muß dem Herrn Olivier gemeldet werden. Er nimmt ungern Reisende an."

„Aber mich nimmt er gewiß an. Laß Er Seinem Herrn nur melden, es wünsche ihn einer seiner ältesten und besten Freunde im Vorbeireisen auf ein paar Stunden zu sehen. Mehr lasse Er ihm nicht sagen."

„Wie du willst," erwiederte der Wirth, „aber ich kann dir die abschlägige Antwort voraussagen."

Während der Wirth einen Boten suchte, ging ich langsam durch's Dorf in geradester Richtung gegen das Schloß, zu dem mich ein Fußweg hinzuleiten schien, der zwischen Häusern und Baumgärten lief. Er führte mich aber irre zu einem Gebäude, das ich für ein Waschhaus hielt. Seitwärts, jenseits einer Wiese, floß ein ziemlich breiter Bach, hinter welchem sich die hohen dunkeln Wildkastanien des alterthümlichen Stammhauses der Freiherren von Flyeln schattig erhoben. Ich beschloß das Wagstück, mich bei Olivier unangemeldet einzuführen. Ich hatte dem Wirth absichtlich meinen Namen verschwiegen, um, wenn mich Olivier vor sich liesse, zu sehen, ob er mich erkennen würde? Ich ging über die Wiese, fand nach langem Suchen weiter abwärts über den Bach Steg und Weg, die mich zwischen Buschwerke gegen die Wildkastanien zurückführten. Diese beschatteten einen geräumigen, mit grünen Rasen bedeckten runden Platz neben dem Schlosse. Ringsum zog sich im Innern ein breiter mit Sand bedeckter Weg, links und rechts standen artige Ruhbänke unter den breiten Zweigen der Bäume, und auf einer der Bänke saß, ich war nicht wenig überrascht, Olivier. Er las in einem Buche. Zu seinen Füßen spielte ein dreijähriges Kind im Grase. Neben ihm saß ein bildschönes Frauenzimmer, mit einem Säugling an der Brust. Die Gruppe hatte etwas Wunderbarliches. Ich stand still, halb noch vom Gesträuch verdeckt. Keiner sah nach mir auf. Meine Augen hingen nur an dem guten Olivier. Selbst der schwarze Bart, der sich ihm um Kinn und Lippen kräuselte, und durch den Backenbart mit den finstern Locken seines Hauptes zusammenhing, stand ihm schön. Seine übrige Tracht hatte etwas Eigenes und doch nicht gar Befremdendes. Auf dem Kopfe trug er eine Art Baret mit Vorschirm gegen die Sonne; die Brust offen, mit weit überlegtem Hemdkragen; eine grüne weite Jacke, vorn übereinander geknöpft, mit bis gegen das Knie reichenden vorn ganz zusammengehenden Schößen; weite weiße Matrosenhosen; Halbstiefeln. Es war ungefähr dieselbe Tracht, welche ich an den Bauern gesehen hatte, nur die seinige feinern Stoffs und geschmackvoller. Seine Miene war ruhig und nachdenkend. Auch als Mann, der den Vierzigern entgegen ging, konnte er noch schön heißen. Sein Bart gab ihm ein heldenartiges Wesen und Ansehen. Es kam mir vor, als sähe ich eine herrliche Gestalt aus dem Mittelalter.

Indem trat der Bote meines Schenkwirthes vom Schlosse in den Kreis der Bäume. Der junge Bursch zog den kleinen Rundfilz ab, und sagte: „Herr, es wünscht dich ein Fremder auf der Durchreise zu sprechen. Er sagt, er sei einer deiner ältesten und besten Freunde."

Olivier sah auf und fragte: „Durchreise? Ist er zu Fuß?"

„Nein, er kam mit der Post."

„Wie heißt er? Woher ist er?"

„Das will er nicht sagen."

„Er soll mich ruhig lassen. Ich will ihn nicht sehen!" rief Olivier, und machte dem Jüngling eine Bewegung mit der Hand, sich fortzubegeben.

„Aber Du mußt mich doch sehen, Olivier!" rief ich, und trat hervor und verneigte mich mit einer Entschuldigung gegen das Frauenzimmer. Er, ohne sich zu bewegen, ohne meinen Gruß zu erwiedern, drehte verdrießlich den Kopf nach mir, musterte mich eine Weile mit scharfem Blick, ward ernstet, legte das Buch weg, trat näher gegen mich vor, und sagte: „Mit wem habe ich zu sprechen?"

„Wie, Achilles erkennt seinen Patroklus nicht mehr?" entgegnete ich ihm.

„O Popoi!" fuhr er hochbestürzt auf, indem er die Arme auseinander breitete: „Sei willkommen, mein edler Patroklus im französischen Frack und gepuderten Haar!" — Damit lag er an meiner Brust. Trotz seiner sarkastischen Anrede wurden er und ich bewegt und zu Thränen weich. In dieser Umarmung verschwand ein Gedächtniß von zwanzig Jahren. Wir athmeten wieder wie an den Ufern der Leine, wie zu Bovenden, Norten und auf den Schloßtrümmern von Gleichen.

Darauf führte er mich mit freudeleuchtenden Augen zu der reizenden, jungen Mutter, die verschämt erröthete, und sagte zu ihr: „Sieh, dies ist Norbert, du kennst ihn ja aus mancher mei-

ner Erzählungen! — und zu mir: „Das ist mein liebes Weib.“

Sie lächelte mich mit einem wahrhaften Engelslächeln unter ihren Locken an, und sagte mit einer Miene und einer Stimme, in der noch unendlich mehr Güte lag, als in ihrem Worte: „Edler Freund meines Oliviers, sei mir recht sehr willkommen. Ich habe lange schon das Vergnügen deiner persönlichen Bekanntschaft gewünscht.“

Ich wollte etwas Verbindliches erwiedern, aber ich gestehe, das überraschende trauliche Du, welches mir Unbekannten von so lieblichen Lippen und so unbefangen hingesprochen, entgegenklang, stieß mich einen Augenblick lang aus aller Fassung.

„Meine Gnädige,“ stammelte ich endlich: „ich habe mit dem Umweg von mehr denn zwanzig Meilen das Glück nicht zu theuer erkauft, Sie und Ihren Herrn Gemahl, meinen ältesten Freund — — — —“

„Holla, Norbert!“ unterbrach mich Olivier lachend: „Nur gleich beim Anfang ein vorläufiges Wort, eine Bitte: nenne meine Frau, wie du deinen Gott nennest, einfach Du. Störe die schlichten Sitten von Flyeln nicht mit den Schnörkeln deutscher Zeremonien- und Komplimentenmeister; das gäbe unleidlichen Mißklang in unsern Ohren. Bilde dir jetzt ein, du seiest von Deutschland und Europa zweitausend Jahre oder zweitausend Meilen weit geschieden, und lebest wieder in einer ganz natürlichen Welt, etwa, wenn du willst, im Zeitalter des vielweisen Odysseus.“

„Also, Olivier,“ sagte ich, „und du begreifst es, mit einer so liebenswürdigen Frau Du und Du zu sein, läßt man sich nicht zweimal bitten: also Frau Baronin, Du — — — —“

„Noch einmal halt!“ rief Olivier lautlachend dazwischen: „Deine Baronin steht zum Du, wie dein französischer Frack und der rasirte Bart zum Patroklusnamen. Meine Bauern sind nicht mehr Leibeigene, sondern Freiherren; ich und meine Frau sind aber nicht mehr und nicht minder Baronen, als es meine Bauern sind. Nenne meine Amalia, wie sie hier Jeder nennt, Mutter — der edelste Name des Weibes —, oder Frau.“

„Es scheint,“ versetzte ich, „ihr lieben Leute habt hier mitten im Königreich eine neue Republik gegründet und allen Adel abgeschafft.“

„Richtig, allen, bis auf den Adel der Gesinnungen!“ antwortete Olivier. „Und daraus siehst du, wir sind hier zu Lande noch unendlich aristokratischer, als Ihr in Euerm Deutschland. Denn bei Euch dort trägt der Gemüthsadel wahrhaftig wenig ein, und der Geburtsadel sinkt auch in den Koth, wohin er von rechtswegen gehört.“

„Um Verzeihung, du bist etwas jakobinisch gelaunt!“ entgegnete ich. „Wer sagt dir, daß der Geburtsadel bei uns in der öffentlichen Meinung fällt?“

„O Popoi!“ rief er: „muß ich denn dich noch belehren! Ich kannte vor Jahren noch einen armen, lumpigen Juden, den eure frommen Christen lieber ungeboren als geboren gesehen hätten. Er schacherte sich aber so viel zusammen, daß er bald Briefe von der Post mit dem Prädikat Edelgeboren erhielt. Nach einigen Jahren war er ein reicher Mann; und die höflichen Deutschen begriffen sogleich, daß der Mann von äusserst guter Geburt sein müsse. Alles schrieb ihm von da an sogleich als einen Wohlgebornen Herrn Banquier. Der Banquier half aber mit seinen Dukaten Finanzministern und völkerbeglückenden Kriegsministern aus der Geldklemme. Auf der Stelle ward der nützliche Millionär ein hochwohlgeborner Herr Baron von und zu. — Diese Aufklärung der Deutschen, dieser Spott mit dem Adelwesen führt in wenigen Jahrzehnden weiter als du glaubst. Ich hoffe aber, ist der Geburtsadel bei Euch null, wird der Gemüthsadel sich wieder gültig machen.“

Die Baronin, um ihren Säugling in Ruhe zu bringen und mein Zimmer zu ordnen, verließ uns mit den Kindern. Olivier führte mich durch seinen Garten, dessen Beete mit den schönsten Blumen gefüllt waren. Um einen Springbrunnen standen auf hohen Sockeln von schwarzem Gestein weiße marmorne Brustbilder mit goldenen Unterschriften. Ich las da: Sokrates, Cincinnatus, Columbus, Luther, Bartholomeo des las Casas, Rousseau, Franklin, Peter der Große.

„Ich sehe, du liebst noch gute Gesellschaft!“ sagte ich: „Kann man unter den Lebendigen Liebenswürdigere finden, als dein niedliches Weib mit den beiden Amoretten, und unter den Todten Ehrwürdigere, als diese da?“

„Hast du an meinem guten Geschmack gezweifelt?“ antwortete Olivier.

„Das eben nicht; aber, Olivier, du ziehst dich doch, höre ich, von aller Welt sonst zurück!“ versetzt' ich.“

„Eben weil ich nur gute Gesellschaft liebe, die nirgends weniger in Europa daheim ist, als in der Gesellschaft von gutem Ton.“

„Doch wirst du zugeben, lieber Olivier, daß auch ausser Flyeln noch gute Gesellschaft möglich sei.“

„Allerdings, Norbert, nur möchte ich keine Jahre und Geldsummen verschwenden, um sie zu suchen. Laß uns davon abbrechen. Ihr Europäer seid von der heiligen Einfalt der Natur, wie im Wichtigsten, so im Geringsten, so ungeheuer abgewichen, seit Jahrtausenden zu solchen verkünstelten Thieren verartet, daß euch die Unnatur zur vollen Natur geworden ist, und ihr einen schlichten Menschen gar nicht mehr versteht. Ihr seid Zerrbilder des menschlichen Geschlechts geworden, von aussen und von innen, daß einem gesunden Wesen mitten unter euch grauen muß. Nein, du ehrlicher Norbert, brechen wir davon ab. Du würdest mich gar nicht verstehen, wenn

ich redete. Ich schätze dich, ich liebe dich, ich bedaure dich.«

»Bedauern? Warum das?«

»Weil du unter Narren lebst, und wider dein Wissen mit Narr sein mußt.«

Bei diesen Worten Oliviers merkte ich, daß er zu seiner fixen Idee überging. Es ward mir sehr unheimlich bei ihm. Ich wollte ihn auf andere Gegenstände leiten, sah ängstlich umher, und fing an, da mir eben sein Bart wieder auffiel, seinen Bart zu loben, und wie der ihm so wohl stehe. »Seit wann läßt du ihn wachsen?« fragte ich.

»Seit ich zur Vernunft zurückkehrte, und den Muth hatte, vernünftig zu sein. — Gefällt er dir also wirklich, Norbert? Warum trägst du ihn nicht auch?«

Ich zuckte die Achseln und sagte: »Wenn's allgemeine Sitte wäre, ich trüge ihn mit Freuden.«

»Da haben wir's! Weil also die Narrheit Sitte ist, die Natur mit dem Barbiermesser auch am Kinn des Mannes mit Stumpf und Stiel auszurotten, hast du nicht einmal den Muth, auch nur in dieser Kleinigkeit vernünftig zu sein. Diesen Schmuck des Mannes gab Mutter Natur so wenig vergebens, als die Locken des Hauptes. Aber der Mensch in seinem Wahnsinn bildete sich ein, weiser als der Schöpfer zu sein, und schmierte sich Seife ums Kinn, und glättete es mit dem Messer. So lange die Nationen nicht ganz von der Natur abgefallen waren, behielten sie noch den Bart bei. Trotz dem, daß ihn noch Christus und die Apostel trugen, erklärte ihn erst Papst Gregor VII in den Bann. Und doch behielten ihn die Geistlichen am längsten bei, wie heut noch die Kapuziner. Aber als alte Gecken begannen, sich ihres grauen Haares zu schämen, fingen sie an, es am Kinn zu vertilgen und auf dem Kopf unter Perrüken zu verstecken. Weil man sich gegenseitig in Allem zu belügen gewohnt war, suchte man sich auch um das Alter zu belügen. Greise hüpften mit blonden Haupthaaren und glattem Kinn, wie weibische Jünglinge, und das machte auch ihre Gemüthsart weibischer. Und alle andern folgten, weil sie zur Wahrheit keinen Muth hatten. Stelle mir neben die Heldengestalt eines Achilles, Alexander oder Julius Cäsar einen unserer heutigen Generalfeldmarschall-Lieutenants in ihrer geschmacklosen Uniform; einen unserer Elegants mit dickem Halstuch und Zierbengel im Tanzmeister-Schritt neben einen Antinous; dich, Herr Geheimerath von Norbert, neben einen Senator des alten Griechenlands oder Roms, muß man da nicht über unsere Karrikaturen aus vollem Halse lachen?« —

»Du hast Recht, Olivier!« sagte ich verlegen, »und wer wird läugnen, daß die altrömische oder griechische Tracht edler, als die unsrige sei? Allein bei uns im Norden, wir Europäer, immer der fest anschliessenden Kleider gewohnt und bedürftig, würden uns bei dem malerischen Faltenwurf der Orientaler und Südländer etwas unbehaglich fühlen.«

»Sieh mich an, Norbert!« sagte Olivier lächelnd, stellte sich vor mich hin, drückte das Baret auf seinem Kopf ein wenig seitwärts, stämmte keck die linke Hand auf seine Hüfte und sagte: »Ich, Nordländer, in meiner anschliessenden, bequemen und einfachen Tracht, würd' ich neben einem altrömischen Bürger so gar übel stehen? Warum gefällt uns noch immer die spanische, italienische und deutsche Tracht des Mittelalters? Weil sie, obwohl nordisch, schön ist. Ein österreichischer Reiter im Helm, selbst der Husar, würden heut noch dem Blick Julius Cäsars gefallen. Warum, ihr andern steifen Herrn, folget ihr nicht dem Bessern nach, wie unsere Frauenzimmer schon begonnen haben, seit sie die Schleppen und gepuderten Toupés ablegten? Würdet ihr euch einmal schämen, von aussen Karrikaturen zu sein, vielleicht würdet ihr dann auch von innen aufs Natürlichere kommen. Es liegt etwas Wahres in dem Sprüchwort: Kleider machen Leute. Und ich sage dir, Norbert, meine Amalia hat mich hübscher gefunden, seit ich den Bartwuchs nur leicht mit der Scheere mir stutzte, aber nicht vertilgte; ja, ich glaube, es ist seitdem in ihrer Zuneigung etwas Inbrünstigeres erregt, seit sie ihre Wange nicht mehr an ein glattes Weibergesicht, sondern an das männliche lehnt. Denn das Weib will den männlichen Mann!«

Indem Olivier so sprach, war er ganz Feuer. Er stand in der That da vor mir, wie ein kräftiges Heldengebilde aus frühern Jahrhunderten, wie aus einem alten Gemälde lebendig hervorgegangen, wie einer aus einer edlern Welt, die nicht mehr unsere Welt ist, und die wir nur bewundern, aber nicht wieder herstellen können.

»Wahrhaftig, du könntest mich«, sagte ich zu ihm, »zum ehrlichen Bart bekehren, und ich gewönne dabei noch, daß ich allwöchentlich dreimal der Folter des Bartscheerers entginge.«

»Freund,« rief Olivier lachend, »dabei könnte es nicht bleiben! Der Bart zieht viel anderes nach sich. Denke dir deine Figur im krausen Bart, und dazu den dreieckten Schnabelhut auf dem Kopf, wie ein Jude; das gepuderte Haupt mit dem Rattenschwänzlein im Nacken; und den französischen Frack mit lächerlichen Rockschößen, die dir hinten wie ein Bachstelzen- oder Schwalbenschwanz stehen. Fort mit den Narrheiten! Kleide dich bescheiden, schamhaft, warm, bequem, aber geschmackvoll, daß es auch dem Auge wohl thut, und die erhabene Menschengestalt nicht verzerre. Alles Zwecklose verbanne! Eben das Zwecklose ist das Unvernünftige, eben das Unvernünftige ist das Unnatürliche!«

Als wir noch über diesen Gegenstand unsern Wortwechsel fortsetzten, ließ uns die Baronin durch einen Diener zum Mittagsessen rufen. Ich ging neben Olivier schweigend hin, und hatte den Kopf voller Gedanken, die ich leider nicht aussprechen

durfte. Es war mir ganz wunderlich zu Muth und ich mußte den Baron ein paarmal seitwärts ansehen. In meinem Leben war mir's nicht geworden, einen Narren so philosophiren zu hören. Ich war auch gar nicht im Stande gewesen, seinen Bemerkungen über die europäische Kleidertracht gründliche Einwendungen entgegenzustellen. Was er sagte, schien mir richtig und wahr. Hier ließ sich mit Recht anwenden: Kinder und Narren reden die Wahrheit.

Das Gastmahl.

Bei Oliviers Vorliebe zu den alten Römern und den homerischen Griechen ward ich auf dem Hingang zum Schlosse ein wenig um den Ausgang des Gastmahls bekümmert. Denn von seinem Baret, Bart und übrigen Anzug zu schliessen, konnte ich nichts anderes, als eine für mich höchst unbequeme Haltung am Tische erwarten, daß ich entweder altrömisch auf Polstern der Länge nach hingelagert, oder wohl gar schneidermäßig, auf gut orientalisch, die Beine kreuzweis untereinander geschlagen, die Suppe zu mir nehmen müsse.

Die liebenswürdige Baronin kam uns entgegen, und führte uns ins Speisezimmer. Meine Sorge ward sogleich durch den Anblick europäischer Tische und Stühle gehoben. Es waren zwölf Gedecke auf dem runden Tische. Die Gäste fanden sich auch bald ein; es waren Mägde, Knechte, Schreiber des Barons. Ein artiges junges Stubenmädchen blieb ohne Stuhl und bediente, als Hebe, beim patriarchalischen Mahle. Der Baron verrichtete, ehe wir uns setzten, ein kurzes Gebet. Dann gings zur kräftigen Suppe. Die Speisen waren vortrefflich zubereitet, doch einfach. Ich bemerkte nur, daß ausser dem Wein alle Gerichte aus Erzeugnissen des eigenen Bodens und benachbarten Meeres bestanden; daß auch sogar alle fremde Gewürze fehlten, selbst der Pfeffer, deren Stelle Salz, Kümmel, Fenchel u. s. w. einnehmen mußten.

Die Unterhaltung war heiter und allgemein; sie betraf meistens ländliche Geschäfte oder Ereignisse der Umgebungen von Flyeln. Die Leute betrugen sich in Gegenwart ihrer Herrschaft weder blöde noch unbescheiden, sondern mit vielem Anstand. Ich kam mir unter diesen hübschen, bärtigen Männern in ihrer schlichten Tracht, mit ihrem brüderlichen und doch ehrerbietigen Du, — ich möchte fast sagen etwas albern, oder lächerlich vor, und saß da mit meinem Puderkopf, steifem Zöpfchen, Frack und geglättetem Kinn mitten in Europa, wie in einem fremden Welttheil. Es war mir recht wohlthuend, daß, so sehr ich auch von Allen abstach, und so häufig mir auch zwischen dem Du, besonders wenn ich damit die reizende Baronin anreden sollte, ein Sie durchschlüpfte, doch niemand zum Lachen gereizt ward.

Nach einer halben Stunde ließ uns die Dienerschaft allein; wir drei andern aber pflogen des Mahles und wurden beim alten goldenen Rheinwein traulicher im Gespräch.

„Ich sah dirs wohl an," sagte die Baronin lächelnd zu mir, indem sie einige Leckereien von Backwerk aufstellte, „du vermissest in Flyeln die Hamburger oder Berliner Küche."

„Und ich sehe es meiner liebenswürdigen Freundin an," versetzte ich, „daß ich der Küche von Flyeln noch das gebührende Lob schuldig geblieben bin, das ich selbst auf Unkosten der Berliner und Hamburger Küche zollen kann, ohne eine Schmeichelei erborgen zu müssen. Nein, ich bekenne dir, zum erstenmal in meinem Leben lernte ich bewundern, welch eine leckere Kost unser heimathlicher Boden aufrichten kann, und wie leicht wir sogar der gesammten Molukken entbehren können!"

„Setze hinzu, Freund Norbert," sagte Olivier, „und mit den Molukken auch die fremden Reize unserer Nerven und die fremden Laster, die sich aus den überreizten oder abgereizten Nerven im krampfhaften Leib entwickeln. Ohne gesundes Fleisch und Blut kein gesunder Sinn und Muth! Die meisten Europäer sind heut zu Tage Selbstmörder, Leibes- und Seelenmörder zugleich, vermittelst ihrer Kochkünste. Was eure Rousseau's und Pestalozzi's gut machen wollen, tödtet ihr wieder mit Kaffee, Thee, Pfeffer, Muskatnüssen, Zimmet. Lebet einfach, lebet natürlich, und ihr könnet zwei Drittel eurer Predigten, Moralbücher, Zuchthäuser und Apotheken ersparen."

„Ich geb' es zu," sagte ich, „und man wußte das schon längst; allein ...."

„Nun denn!" rief er: „eben darin besteht die bis jetzt heillose Narrheit der Europäer. Sie wissen das Bessere und meiden es; sie verabscheuen das Schlechtere und suchen es. Sie vergiften ihre Speisen und Getränke mit theuern Giften und halten Doktoren und Apotheker, sich wieder erholen zu können, um die Vergiftung zu erneuern. Sie befördern die vorschnelle Reife der Knaben und Mädchen, und jammern hintennach erschrocken über deren verwilderte Triebe. Sie ermuntern durch Gesetze und Belohnungen, ohne es zu wollen, das Sittenverderben, und strafen es hintennach mit Galgen und Schwert. Sind sie nicht allesammt den Irrenhäuslern gleich?

„Aber, lieber Olivier, das war doch wohl von jeher so?"

„Ja, Norbert, von jeher, das heißt, so bald und so oft die Menschen sich einen Schritt weiter von der Natur entfernten zur Barbarei herüber. Wir aber, durch den Schaden der Väter endlich gewarnt, sollten nicht nur wissensreicher, als sie, sondern auch weiser sein. Wozu sonst unser Wissen? Denjenigen achte ich für den Vernünftigsten, welcher mit der Unschuld und Lebensreinheit der Naturkinder die mannigfaltige Kenntniß und Geistesbildung der Neuern vereinen kann. Gibst du dies zu, Norbert?"

„Wie sollt' ich nicht?"

„Wie, du gibst es zu? und machst in deinem

Hause und in deinem Innern nicht den Anfang des Bessern?«

»Es könnte doch unter gewissen Umständen möglich werden. Indessen bekenne ich dir, Olivier, wir Kunstmenschen so gut, wie je die einfachsten Naturmenschen, hangen in den schwer zerbrechlichen Banden der Gewohnheit. Unser gekünsteltes Sein ist an sich selbst schon wieder eine Art Natur geworden, die wir nicht ungestraft plötzlich ablegen können.«

»Vormals dacht' ich gleich dir, Norbert. Ich habe mich des Gegentheils aus Erfahrung überzeugt. Es gehörte nur ein einziger schwerer Augenblick dazu, ein starkes Herz, den ersten Kampf zu bestehen mit der Raserei der Welt, um zur Glückseligkeit und Ruhe durchzubrechen. Ich schwankte lange, aber ich kämpfte lange vergebens. Ein bloßer Zufall entschied, und der entschied mein Glück, und das Glück meiner sämmtlichen Angehörigen.«

»Und dieser Zufall? Erzähle mir auch den!« sagt' ich, denn ich war begierig, das kennen zu lernen, was unmittelbar auf Gemüth und Verstand meines Freundes so mächtig hingewirkt hatte, ihn zu den seltsamsten Grillen und zu der schwärmerhaftesten Lebens- und Handlungsweise überzulocken.

Er stand auf und verließ uns.

»Nicht so, lieber Norbert,« sagte die Baronin, indem sie mich eine Weile schweigend anblickte, und es lag in dem zärtlichen Lächeln ihres Auges eine tiefe Frage an mein Herz: »du fühlst Mitleiden mit meinem Manne?«

»Nur mit den Unglücklichen, nicht mit den Glücklichen, sollen wir Mitleiden haben!« versetzte ich ausweichend.

»Vielleicht weißt du's, er ist verabscheut von seinen Verwandten, verachtet von seinen ehemaligen Bekannten, und wird von aller Welt als ein Verrückter behandelt.«

»Liebenswürdige Freundin, vielleicht einiges abgerechnet, was mir wohl Uebertreibung scheint, die mit kluger Umsicht zu meiden wäre, um nicht anstößig zu werden, — dies abgerechnet, bekenne ich, fand ich bisher an Olivier nichts, was des Abscheues oder der Verachtung werth wäre. Doch ich kenne ihn noch viel zu wenig.«

»Lieber Freund,« fuhr sie fort, »und gilt dir die Stimme der öffentlichen Meinung nichts?«

»Wenigstens noch über meinen Olivier nichts,« erwiederte ich, »denn ich weiß gar wohl, daß die öffentliche Meinung Jerusalems einst zur Kreuzigung der Unschuld rief; daß die öffentliche Meinung Völkerverwüster groß nannte; daß sie Weise für Wahnsinnige hielt, und Priester der Thorheit und Ueppigkeit mit dem Beinamen der Göttlichen schmückte.«

»Ich freue mich!« sagte die Baronin mit einiger Lebhaftigkeit: »du wirst meinen Olivier liebgewinnen; du bist ein edler Mann, seiner Freundschaft würdig. Glaube mir, Olivier ist ein Engel, und man stößt ihn von der menschlichen Gesellschaft aus, wie einen Verbrecher oder Tollhäusler.«

Als wir noch so mit einander redeten, trat Olivier wieder zu uns. Er trug in der Hand ein kleines Buch. Mit dem warf er sich in seinen Sessel und sprach: »Sieh hier des Zufalls, oder der himmlischen Vorsehung Werkzeug zu meiner Genesung von der Schwäche und zum Erwachen vom Wahnsinn. Es ist ein unbedeutendes Buch, der Verfasser ungenannt und unbekannt; es sagt viel Gemeines und Alltägliches, aber es hat zwischenein ganz unerwartete Lichtblicke. Selbst der Titel »Träumereien eines Menschenfreundes« verspricht nicht viel. Ich fand es eines Tages, da ich noch in Garnison lag, auf dem Tische eines Bekannten, und steckte es zu mir, um allenfalls etwas lesen zu können, da ich mich im freien Grünen vor den Stadtthoren ein wenig ergehen wollte. Als ich draussen im breiten Schatten eines Ahorns lag und über mancherlei Verkehrtheiten des Lebens ärgerlich war, wie ich sie aus den neuesten Zeitungen wieder kennen gelernt hatte, schlug ich mein Buch auf und es fiel mir ein Abschnitt mit der Aufschrift in die Hände: Fragment aus der Reisebeschreibung des jüngern Pythias nach Thule.«

»Laß hören,« sagte ich, »was der alte Grieche aus Messilia von unserm Norden zu erzählen weiß. Er soll Zeitgenosse des Aristoteles gewesen sein.«

Er las:

Fragmente aus der Reisebeschreibung des jüngern Pythias nach Thule. (Aus dem Griechischen.)

— — — Ich rede aber die Wahrheit, o Freunde, wenn schon sie auch unglaubhaft scheinen wird. Doch bedenket, daß in jenen rauhen Gegenden des Nordens die Natur selbst den Menschen durch unfreundliche Härte von sich zurückdrängt, und durch Versagungen zwingt, mancherlei Erfindungen zu machen, um das Leben erträglicher zu stellen. Denn dessen bedürfen wir in unserm Vaterlande nicht, wo die Natur gütiger gegen die Sterblichen ist, und wir Winters und Sommers im Freien wohnen, und was zur Fristung und Anmuth des Daseins nöthig ist, ohne Mühe gewinnen. Jene aber, die in Strenge eines halbjährigen Winters seufzen, müssen darauf sinnen, wie sie in geheizten Häusern einen künstlichen Sommer erschaffen. Und weil sie von der Natur zurückgestoßen und in sich selbst hineingebannt sind, werden sie mehr, denn wir, zur Beschäftigung des Geistes mit eiteln Träumen, schönen Entwürfen, die sie nie ausführen, und zur Erforschung alles Wissenswerthen hingetrieben. Daher sind sie kenntnißreich und in allerlei Dingen vielwissend, die weder zur Weisheit noch Glückseligkeit nützen, und schreiben sie große Bücher von den nichtswürdigsten Sachen, die bei uns weder geachtet, noch kaum dem Namen nach bekannt sind. Ja sie ha-

ben dafür besondere Schulen und Lehrstühle errichtet. — —

— Aber die Witterung ist auf jener mitternächtlichen Seite der Welt also beschaffen, daß Wärme und Frost, Tage und Nächte von einem Aeussersten zum andern Aeussersten übergehen, daß kaum ein angenehmer Mittelstand eintritt, welcher dem Geiste und dem Leibe zuträglich ist. Denn in ihren Sommern leiden sie eben so große Hitze, als in ihren Wintern von oft tödtlicher Kälte; eine Hälfte des Jahres haben ihre Tage fast eine Länge von achtzehn Stunden und in der andern Hälfte kaum die Länge von sechs Stunden. Eben so unstät und ausschweifend ist auch daselbst das Gemüth der Menschen, und veränderlich wie ihre Witterung. Festigkeit der Denkart und des Willens gebricht fast allen. Sie haben von Jahr zu Jahr neue Kleidertrachten, neue Dichtungsarten und neue Weltweisheiten. Diejenigen, welche gestern die Tirannei stürzten, begeben sich, nachdem sie das Glück der Freiheit mit dem Munde priesen und mit dem Leben mißbrauchten, morgen freiwillig in die Knechtschaft zurück. — —

— Also ist bei jenen Barbaren die größte Ungleichheit in allen Dingen. Ein Theil des Volks, aus wenigen Familien bestehend, besitzet jede Bequemlichkeit und den größten Reichthum, und schwelget im Uebermaße; aber weitaus die Mehrheit ist arm und von der Gunst der Reichen in großer Abhängigkeit. Eben so sind zwar Einzelne im Besitze aller Schätze des Wissens, aber die Menge des Volks wohnt in der unglaublichsten Finsterniß der Unwissenheit. Sowohl Fürsten als Priester finden solche Unwissenheit für ihr eigenes Ansehen zuträglich und halten den Pöbel in derselben fest, welcher dazu ohnehin durch Armuth und Trägheit geneigt ist. Daher liebt der Pöbel bei jenen Völkern die gewohnte Weise seiner Vorfahren in allen Gebräuchen, Einrichtungen und übrigen Dingen, welche den Geist betreffen, und ist nur in Sachen körperlichen Genusses zur Veränderlichkeit geneigt. Doch pflichtet er jeder Neuerung bei, sie möge gerecht oder ungerecht sein, wenn sie ihm Geld und häuslichen Gewinn bringt. Denn Geld und hitziges Getränk geht bei jenen Barbaren über Gewohnheit, Ehre und Gottesfurcht.

Bei den Völkern in Thule ist die Freiheit unbekannt, und welche sie vor Zeiten besessen haben mögen, die ist ihnen nach und nach durch Gewalt oder Schlauheit der Großen genommen worden. Sie werden von Königen beherrscht, welche vorgeben, sie seien Söhne der Götter, und die Könige und ihre Satrapen werden eben so oft von Beischläferinnen oder Lieblingen beherrscht, als von ihren Rathgebern. Das Volk ist in erbliche Kasten getheilt, wie bei Juden und Aegyptern. Zur ersten Kaste gehören die Könige selbst und ihre Kinder. Zur zweiten gehören die Großen, deren Kinder beim Kriegsheer und im Staat, auch beim Altar der Gottheiten die vornehmsten Aemter verwalten, ohne Rücksicht auf ihre Würdigkeit. Denn was unglaublich für uns ist, das ist bei jenen Barbaren ein Herkommen, daß die Kaste oder die Geburt höher geachtet wird, als alles andere Verdienst. In der dritten Kaste leben die geringen Beamten, die Handwerker, Kaufleute, gemeinen Krieger, die Hirten und Ackerleute, desgleichen die Künstler, Gelehrte und gemeinen Priester. In der vierten Kaste sind die Leibeigenen oder Sklaven, welche man wie anderes Hausvieh verkaufen und verschenken kann. Bei einigen Völkerschaften, die ihre erste Rohheit schon zum Theil abgelegt haben, fehlt jedoch schon die vierte und letzte von den Kasten; eben so findet man einzelne Völkerschaften, wo gute Fürsten, welche die Gewaltthätigkeit ihrer Großen erkannten, keine Gesetze mehr geben, als mit Einstimmung eines Senats, aus den verschiedenen Kasten des Volks gewählt.

Die Könige in den Ländern von Thule leben untereinander in fast immerwährender Feindschaft und Beargwohnung. Die Schwächern sind nur sicher durch den gegenseitigen Neid der Stärkern. Wo aber die Stärkern solche Eifersucht unter sich verlieren, fallen sie die schwächern Staaten, unter schlechtersonnenen Vorwänden, mit Krieg an, und vertheilen sie unter sich. Dafür lassen sie sich den Titel der Gerechten, der Väter des Vaterlandes, oder der Helden beilegen, wie denn dergleichen eitle Beinamen überall und von jeher bei den Barbaren beliebt gewesen sind. So oft aber die untere Kaste in irgend einem Lande, Gebrauch machend von ihren bessern Einsichten, sich gegen die unmäßigen Vorzüge der obern Kasten auflehnet, setzen alle Fürsten und höhere Kasten der übrigen Reiche ihre besondern Streitigkeiten beiseite, und vereinigen sich zur Herstellung der vorigen Ordnung auf fremden Boden, oft auf eine sehr uneigennützige Weise. Ein solcher Krieg wird bei den Barbaren immer als ein heiliger angesehen, weil sie glauben, daß die Könige und die Rangordnung der Kasten von den Göttern selbst eingesetzt worden seien.

Unter allen öffentlichen Ausgaben ist diejenige zur Unterhaltung der Pracht an den Höfen die größeste, und nächst dieser ist die Ausgabe für das Heer, selbst in Friedenszeiten, die wichtigste. Für den Unterricht des Volks, für den Landbau und alles, was die Glückseligkeit der Menschen befördert, wird das Wenigste gegeben. In den meisten Ländern von Thule, wo die gewerbtreibende Kaste die zahlreichsten Pflichten und die wenigsten Rechte hat, muß diese durch Abgaben fast allgemein den Aufwand und die Bedürfnisse des gemeinen Wesens befriedigen.

Was die Religion dieser Barbaren betrifft, behaupten sie alle, von einer und derselben zu sein, und alle rühmen sich eines und desselben Urhebers ihrer Lehre. Allein die Arten ihres Gottesdienstes sind mannigfaltig verschieden, so wie die Meinungen über die Person ihres Religionsstifters. Deswillen feinden sich die Parteien mit großer Erbit-

terung an, und verfolgen und verachten sich. Im Ganzen findet man bei allen Parteien vielen Aberglauben, den aber die Priester selbst befördern. Vom höchsten Wesen haben sie unwürdige Vorstellungen, denn sie eignen ihm sogar menschliche Leidenschaften zu. Und wenn die Könige ihre Völker gegen einander in den Krieg führen, wird auf beiden Seiten den Priestern geheißen, das höchste Wesen anzurufen, die Gegner zu verderben. Nach erfochtenem Siege danken sie dem höchsten Wesen für das ihren Feinden gestiftete Verderben.

Ihre meisten Geschichtbücher verdienen kaum gelesen zu werden; denn dieselben enthalten gewöhnlich keine Nachrichten von den Nationen, sondern nur von ihren Königen und deren Heirathen, Erbfolgen, Kriegen und Gewaltthaten. Die Namen der nützlichsten Erfinder und Wohlthäter werden kaum berührt, aber die Namen der verwüstenden Feldherren stehen überall voran, gleichsam als wenn sie die wahrhaften Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes wären. Auch sind die Geschichten dieser Völker, wegen ihrer von den unsrigen abweichenden Sitten, schwer zu verstehen. Denn bei ihnen ist weder zu allen Zeiten, noch auch zu einer und derselben Zeit, in allen Ständen einerlei Begriff von Ehre oder Tugend zu finden. In den höhern Kasten kann Unzucht, Ehebruch, Verschwendung, Spielwuth, Mißbrauch der Gewalt löblich genannt werden, oder als anmuthige Schwäche erscheinen, was in den untern Kasten als Laster oder Verbrechen mit Tod und Kerker bestraft wird. Wider Betrug und Diebstahl hat das Gesetz für die untern Kasten die härtesten Bußen angeordnet; wenn aber ein Großer mit anständiger Klugheit das Land betrügt, und sich auf Kosten seines Fürsten bereichert, wird er sehr häufig in Ehren erhöhet oder mit Gnadengehalten entlassen. Gleichwie in Tugenden und Lastern, ist es auch in der Ehre gehalten. Die Mitglieder der obern Kasten bedürfen keiner andern Ehre, als ihrer Geburt, alle Vorzüge zu verdienen; die Wenigsten in den untern Kasten können nur selten durch Tugenden dem Ansehen jener Günstlinge des Zufalls gleichkommen. Die Ehre aber, welche durch Zufall der Geburt entsteht, kann eben so zufällig durch ein bloßes Schimpfwort vernichtet werden. Noch seltsamer ist die Art ihrer Wiederherstellung. Der, welcher mit einem Wort die Ehre verletzt hat, und der, welchem sie verletzt worden ist, begegnen sich nach vorgeschriebenen Ordnungen wie Rasende mit Waffen, und suchen einander zu verwunden. Sobald nun eine Wunde oder der Tod beigebracht worden ist, gleichviel, welchem von beiden, glauben sie aufrichtig, die Ehre sei wieder hergestellt.

Uebrigens haben die Barbaren mit einander gemein, daß sie insgesammt auf Gewinn erpicht sind, und dafür ihr Leben, wie ihre Tugend, wagen. Es gehört zu den Seltenheiten, welche Erstaunen oder Gelächter erregen, wenn einer dem andern unentgeldlich arbeitet, oder sein Hab und Gut dem Wohl des gemeinen Wesens aufopfert. — Sie reden übrigens viel von edeln Gesinnungen und großmüthigen Handlungen; doch sieht man dieselben nur auf den Schaubühnen unbespottet erscheinen. Die Einwohner von Thule gleichen aber fast alle den Schauspielern, und sie haben in der Kunst, etwas anderes vorzustellen, als sie sind, große Fertigkeit. Keiner von ihnen spricht leicht gegen andere so wie er denkt. Daher nennen sie Menschenkenntniß die schwerste Kunst, und Lebensklugheit die höchste Weisheit.

Inzwischen können sie sich doch nicht so sehr verbergen, daß man nicht ihre Schalkheit oder ihre Unbehilflichkeit erkennen sollte. Denn weil sie mit der menschlichen Vernunft im beständigen Widerspruch leben, anders lehren und anders handeln, anders empfinden und anders reden, und zu ihren Zwecken oft die widersinnigsten Mittel wählen, wird ihre Rohheit offenbar. Um zum Ackerbau zu ermuntern, belasten sie den Landmann mit den schwersten Abgaben und der größten Geringschätzung; um den Verkehr und Handel zu spornen, errichten sie zahlreiche Zollstätten und Waarenverbote; um fehlbare Menschen zu strafen und zu verbessern, sperren sie dieselben in öffentliche Zwanghäuser zusammen, wo sich die Verdorbenen gegenseitig mit ihren Lastern noch mehr vergiften, und von wo sie als vollendete Verbrecher wieder in die Gesellschaft der Menschen zurückkehren; um ihres gesunden Leibes zu pflegen, verkehren sie die Ordnung des Lebens: einige wachen in der Nacht und schlafen am Tage; andere zerstören die Säfte ihres Leibes mit hitzigen Getränken und Gewürzen, die sie um große Summen aus Indien erkaufen, also daß kaum eine arme Haushaltung zu finden ist, welche sich mit der Frucht ihres Feldes oder ihrer Heerde begnügt, ohne nicht Getränke aus Arabien oder Gewürze aus Indien und Fische aus entfernten Meeren hinzuzuthun.

Die Wirkung der Fragmente des jüngern Pythias.

Hier endete Olivier die Vorlesung. Er sah mich mit fragenden Blicken an.

Lächelnd sagte ich: „Man muß gestehen, der Ton darin ist gut gehalten. Ungefähr so würde einer der alten griechischen Weisen von den barbarischen Nationen Asiens seiner Zeit gesprochen haben, wenn er sie besucht hätte. Recht brav! Selbst der edeln Steifheit der Schreibart merkt man an, daß diese Fragmente nur Uebersetzung sind. Indessen glaube ich doch nicht an ihre Aechtheit. Wir haben nichts von Pythias, meines Wissens, als ...“

Es unterbrach mich Olivier mit unmäßigem Gelächter, und rief: „O du armer Norbert, du Kind des achtzehnten Jahrhunderts, der du immer nur an der Oberfläche und Schaale der Dinge

herumtastest und den Kern darüber vergissest, der du immer mit dem Schein zu schaffen hast, und nicht in das Wesen dringest, siehst du und hörst du denn nicht, daß du selbst ein Bürger von Thule bist? — Was? Asien? Nein, so würde ein Weiser der griechischen Vorwelt von euch Europäern geredet haben, wenn er Euch zu seiner Zeit hätte besuchen können!«

»Du hast Recht, Olivier; du liessest mich nur nicht zu Ende kommen. Ich wollte noch hinzusetzen, es sind diese Fragmente eine Art lettres persannes. Die Rede ist von uns. Die treffende Wahrheit ist unverkennbar.«

»Ich verstehe dich nur halb, dich Kunstmenschen. Nicht so, du beurtheilst die Kunst des Verfassers, ob er die Wahrheit getroffen habe? Oder meinst du, die Wahrheit habe dich getroffen?«

»Beides! Doch auf dich, lieber Olivier, machte sie schmerzlichere Eindrücke, wie du vorhin erzähltest, du lagest mit diesem Buche im Schatten eines Ahorns. Erzähle weiter.«

»Gut, da lag ich. Wie ich die Fragmente gelesen hatte, warf ich das Buch von mir, sank mit dem Haupte ins Gras zurück, starrte über mir in die dunkle Bläue des ewigen Himmels hinaus, hinaus in die Tiefen des nirgends umaferten Weltalls, und dachte Gott den Alleserfüllenden, Alles mit Liebe und Herrlichkeit Durchdringenden; und dachte an die Ewigkeit meines Daseins in dieser Unendlichkeit; und verstand in dem Augenblick dieser erhabenen Vorstellungen viele Worte Christi besser, des Wiederoffenbarers der göttlichen Verhältnisse unserer Geister: In unsers Vaters Haus sind viele Wohnungen. Wenn ihr nicht werdet wie die unschuldigen, natürlichen Kindlein. Wer mein Jünger sein will, der verläugne die Thorheiten der heutigen Welt, und nehme mein Kreuz muthig auf sich. — Und ich sah die Göttlichkeit Christi nie heller als damals. Ich dachte an die Entartungen des Menschengeschlechts, wie dasselbe von Jahrtausend zu Jahrtausend aus der Wahrheit, Einfalt und Seligkeit der Natur immer weiter abgeirrt war zum thierischen, verkünstelten, wahnsinnigen, schmerzensvollen Leben. Ich flog in meinen Gedanken zurück in die Urwelt, zu den ersten Völkern, zu den einfachen Denkweisen der hohen Alten. Ich seufzte, ich fühlte Thränen in meinen Augen. Ich ward in meinen Gedanken wieder ein einfaches Gotteskind. Warum kann ich nicht wahr fühlen, wahr denken, wahr reden, wahr handeln wie Jesus Christus? Kann ich nicht die Fesseln des Gewohnten abstreifen? Was hindert mich, als dumme Scheu, unter Wahnsinnigen, unter verkehrten Barbaren ein Vernünftiger, ein Gottesmensch zu sein? So sprach ich. In meiner Einbildung war ich's nun schon. Ich schloß die Augen. Ich empfand eine unaussprechliche Seligkeit, von der in ihrer Vertierung sich quälenden Welt, mit Gott, der Natur, dem Weltall, der Ewigkeit, wieder versöhnt und eins zu sein. So lag ich lange; denn als ich die Augen öffnete, war die Sonne verschwunden und das Abendroth umschwamm und vergoldete Alles. Ich wähnte in einer andern Welt zu athmen.«

»Ich kenne diese heiligen Zustände!« sagte die Baronin.

»Da ich mich erhob, um in die Stadt zurückzukehren,« fuhr Olivier fort, »und meine Uniform an mir erblickte, durchzuckte es mich wie ein Blitz. Ekelhaft lag die Welt mit allen ihren Thorheiten, mit allen ihren Widersinnigkeiten vor mir da; nie [illegible]ler sah ich den gräßlichen Abfall der Menschheit von dem Ewigen, Wahren und Heiligen, als in jenem Augenblick. Ich erkannte, daß Sokrates, lebte er heut, noch einmal den Gift[illegible]nen trinken müßte; daß Christus, lehrte er he[illegible]ern Städten, in jeder Stadt sein Jerusale[illegible]vie er finden, und von den christlichen Sekten e[illegible]stimmig zum Kreuz geführt, von den Fürsten als Feind der alten guten Ordnung, als Volksverführer, als Schwärmer verurtheilt werden müßte. — Ich schauderte. Da fragte ich mich im Gehen mit lauter Stimme: »Hast du Muth?« — Der feste Wille durchdrang mich. Ich antwortete mit lauter Stimme: »Ich habe Muth. Es soll sein. Ich will vernünftig werden, erfolge daraus, was wolle.«

»Am andern Morgen — ich hatte einen erquickenden Schlaf gethan und fast alles, was ich den Abend vorher gedacht, vergessen — fiel mir dies Buch wieder in die Augen. Ich erinnerte mich meines Entschlusses wieder. Nun erkannte ich das Gefährliche meines Wagstücks. Ich ward schwankend. Und doch mußte ich die Wahrheit meiner gestrigen Ueberzeugungen anerkennen. Wer mein Jünger sein will, soll alles verläugnen. Ich durchdachte meine häuslichen und öffentlichen Verhältnisse. Ich kam mir vor, wie der reiche Jüngling im Evangelium, der traurig von Christo schied. Da fragte ich mich wieder: »Hast du Muth?« — Und mit lauter Stimme antwortete ich: »den will ich haben.« — Und so beschloß ich von Stund an vernünftig zu handeln, im Kleinsten wie im Wichtigsten. Nur den ersten Schritt gethan und den Hohn der Menschen nicht geachtet, wird jeder folgende Schritt leicht.«

»Ich zittere für dich, du edler Schwärmer!« rief ich und drückte ihm die Hand: »Nicht so, du erzählst mir doch den Ausgang deines Wagstücks?«

»Warum nicht? Aber so etwas muß im Freien geschehen, unterm Himmel, unter den Bäumen, im Anblick des weiten Meeres!« sagte Olivier: »Denn, lieber Norbert, in der Stube, zwischen Wänden und Mauern sieht manches vernünftig aus, was in der freien Natur, wo sich die Seele gleichsam in das große, reine All auflöset, gar hirngespenstisch und träumerisch erscheint. Und umgekehrt findet man draussen in den Umgebungen der Gottesschöpfung, wo das Ewige und Wahre bleibend steht, daß Manches vollkom-

men richtig sei, was inner den Wänden einer Wohnstube voller häuslichen Rücksichten, oder inner den Wänden eines philosophischen Lehrsaales, eines Audienzzimmers, eines Ballsaals, eines prunkvollen Gesellschaftszimmers, wie überspanntes Wesen, wie Albernheit, wie Schwärmerei oder Verrücktheit erscheint. Also komm ins Freie!"

Er nahm mich beim Arm. Die Baronin ging zu ihren Kindern. Olivier führte mich durch den Garten auf einen Hügel, wo wir im Schatten eines Felsen lagerten. Ueber uns schwammen im weiten Luftmeer die zarten Zweige der Birken; unter uns die blitzenden Wogen des Ozeans ins Unendliche.

Olivier erzählte dann ungefähr folgendermaßen:

Oliviers Erzählung.

Das Schicksal begünstigte mich eben damals, als es mit meiner Vernunft zum Durchbruch kam, ganz vorzüglich. Mein Vater, dessen Vermögensumstände durch unmäßigen Aufwand zerrüttet worden waren, hatte mir nach seinem Tode nur ein mäßiges Erbtheil hinterlassen. Allein ich hatte die Aussicht, nach dem Tode meines Oheims ein sehr stattlicher Gutsbesitzer zu werden. Diese Aussichten waren aller Welt bekannt. Dazu kam noch, daß ich mit der Baronesse von Mooser, der Tochter des Kammerpräsidenten, verlobt worden. Sie war eine der ersten Parthien im Lande, wie man so etwas zu nennen pflegte, das heißt, sie war sehr hübsch, sehr reich und Nichte des Kriegsministers. Die Heirath wurde von meinem Verwandten und dem alten Oheim eingefädelt; ich mußte, dem Lauf der Welt gemäß, einwilligen. Nur die Kränklichkeit meines Oheims, der bei mir Vaterstelle vertrat, verzögerte die Vermählung. Major war ich schon; bei der nächsten Beförderung sollte ich Oberstlieutenant werden. In einem Paar Jahren konnte mir das Regiment nicht fehlen.

So standen die Sachen zu jener Zeit. Ich fand nun freilich, nach meiner Genesung zur Vernunft, daß die Sachen widerlich standen. Es ward mir unbehaglich, daß ich freier Mann mein Dasein durch Verwandte an ein Mädchen wegen Geldes, Herkunft und Protektionen hatte verkuppeln lassen, ohne zu wissen, ob das Mädchen mit seinen Eigenheiten, Ansichten, Fehlern und Neigungen zu mir gehören könne? Die Baronesse war allerdings hübsch und gut, allein nicht um ein Haar anders, wie Frauenzimmer von eben solcher Erziehung sind und sein können: gutmüthig von Natur, aber durch Verkünstelung eitel, lebenslustig, leichtsinnig, stolz auf Verwandtschaft, auf Rang, auf Schönheit, witzig, und witzig auf Unkosten des Besten in der Welt; in allem mehr französisch, als deutsch. Ob sie mich wirklich ein wenig liebe, wußte ich nicht; daß ich für sie nicht mehr, als für jedes andere gebildete und hübsche Frauenzimmer fühlte, das wußte ich.

Ein Brief durch Eilboten forderte mich zu meinem kränklichen Oheim. Ich erhielt Urlaub vom General; schied von meiner Verlobten und ihren Aeltern und reisete zum Oheim. Als ich ankam, war er schon gestorben und begraben. Ein alter Verwalter übergab mir die Schlüssel zu den Schränken, und das Testament. Ich entrichtete die wenigen kleinen Legate an die Dienerschaft, zog den Verwalter in mein Geheimniß, und erklärte mich öffentlich ganz arm, alles Vermögen meines Oheims unermeßlich verschuldet.

So kehrte ich in meine Garnison zurück und machte mein Mährchen bekannt. Es war mir nur darum zu thun, die Denkart meiner Verlobten zu prüfen, und ob sie Muth genug haben werde, an meiner Seite der Welt zu entsagen und zu werden, wie ich? — Um die Sache noch auffallender zu machen, verkaufte ich alles, was ich entbehren konnte, um meine Schulden in der Stadt zu bezahlen, denn ich hatte deren in der That, alte und neue, eine ziemliche Menge. Meine Kameraden lachten mich aus, und besonders wenn ich vorgab, es sei mir darum zu thun, wenigstens ein ehrlicher Mann zu bleiben. Selbst der Kammerpräsident und seine Gemahlin riethen mir's ab: ich müsse keinen Eclat machen, ich blamire mich und ihr Haus, ich gäbe mir und ihnen ein Ridicule u. s. w.

Ich blieb bei meinem Sinn: Redlichkeit gehe über Glanz, und Armuth sei keine Schande. Wer viel entbehren könne, sei reich. — Diese Redensarten, wie man es nannte, gefielen am allerwenigsten der Baronesse. Ihre Aeltern gaben mir zu verstehen, ihr Kind sei an gewisse Aisances gewöhnt, sie selbst wären nicht reich genug, schon während ihres Lebens mir und der Tochter ein anständiges Sort zu machen. Kurz, nach wenigen Tagen traute man ganz unumwunden meinem eigenen Zartgefühl zu, daß ich die Verbindung freiwillig aufgeben werde. Ich nahm gar keinen Anstand, es zu thun, und zu erklären, ich fände es billig, weil hier keine Wahl tugendhafter oder liebender Herzen, sondern nur eine Uebereinkunft und gegenseitige Geldabrechnung der Verwandten Statt gefunden habe.

Meine vorgebliche Armuth hatte aber noch ganz andere Wirkungen guter Art; nämlich die alten Freunde und lustigen Brüder suchten mich weniger auf. Doch that mir's wohl, daß mich einige ihrer Hochachtung noch immer werth hielten. Die meisten wurden kälter und seltener. Also mit dem Gelde hatte ich für sie das höhere Interesse verloren. Desto besser! dachte ich: und desto wahrer darfst du reden und sein.

Ich hatte, und das war voraus zu sehen, mit der Wahrheit so wenig Glück, wie jeder Andere vor mir. Seit einigen Wintern pflegte ich dem Offizierkorps Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände zu halten. Ich war noch jetzt

daran, sprach nun aber frei mein Inneres aus. Als ich aber mit folgenden Sätzen hervortrat: Jeder Krieg, der nicht für Unabhängigkeit und Sicherheit des Vaterlandes gegen fremde Unterdrücker geführt werde, sondern für persönliche Launen des Fürsten, Intriguen der Minister, Ehrgeiz der Höfe, um zu erobern, um sich in die Angelegenheiten anderer Völker zu mengen, um eine bloße Rache zu üben, sei ungerecht; stehende Heere seien die Plage der Länder, der Ruin der Finanzen, die Kerkerknechte des Despotismus, wo der Fürst Despot sein wolle; — der Soldat sei Bürger; — der Erb- und Briefadel heut Unsinn, der nur unter Wilden und Barbaren eine Art Sinn gehabt habe; — ich hoffe noch die Zeit zu erleben, daß alle Könige Europens durch ein Konkordat sich über Aufhebung der ungeheuern Zahl stehender Heere verständigen, und hinwieder alle waffenfähigen Bürger zu Soldaten machen werden; — Duellanten gehören ins Irren- oder Zuchthaus: — als ich mit diesen oder ähnlichen Sätzen hervortrat und ihre Richtigkeit erwies, an welcher der gesunde Menschenverstand nicht zweifeln könne, wurden mir die Vorlesungen verboten, und der General gab mir einen derben Verweis. Ich widersprach, und bekam Arrest.

Das alles that mir nicht weh; denn ich hatte es erwartet. Doch überall vollstreckt' ich meine Pflicht. Seit der Ungnade, in die ich beim General gefallen war, fingen auch die bessern Offiziere an, sich von mir zurückzuziehen. Man lachte und spöttelte viel über mich. Einige der witzigsten hielten mich für verrückt und meinten, das sei die Folge des Schreckens, den ich bei meiner vereitelten Hoffnung auf die große Erbschaft gehabt haben sollte. Bald ward ich so verlassen, daß selbst mein bisheriger Bedienter nicht mehr bei mir bleiben wollte, weil ich mich und ihn mit zu karger Kost nährte, den Kaffee abschaffte, selten Wein nahm, und ihm statt der bisherigen reichen Livree eine einfache bequeme Tracht machen lassen wollte, ungefähr wie die, in der du mich jetzt siehst.

Dagegen erhielt ich zu derselben Zeit einen Brief, der mir für Alles Ersatz bot. Ich hatte nämlich vor Jahren ein armes Bettelmädchen weinend vor der Scheuer eines Bauernhauses gefunden. In der Scheuer lag auf Heu die Mutter des Mädchens sterbend, in Lumpen. Ich erfuhr von dem sterbenden Weibe, das selbst noch sehr jung war, es sei aus dem südlichen Deutschland, von armen aber rechtschaffenen Aeltern, in den Dienst von einer reichen Herrschaft getreten, dort vom Sohn des Hauses verführt, dann mit einem Stück Geld aus dem Hause gewiesen worden, habe nach ihrer Entbindung Dienste gesucht, aber wegen des Kindes nirgends langen Unterhalt gefunden, sei immer umhergestrichen, habe zuletzt nur von Almosen gelebt, und könne nun für ihre Tochter nichts als beten. — Ich lief in das Bauernhaus, um ihr Erfrischungen zu kaufen, denn der Bauer hatte ihr kaum den Ruheplatz in der Scheuer gestatten wollen. Als ich zurückkam zu ihr, lag sie schon entseelt auf dem Heu, und das Mädchen jammernd über dem Leichnam der Mutter. Ich tröstete die Kleine, so gut ich könnte; bestritt die Begräbnißkosten der Verstorbenen, und schickte das verwaisete Mädchen, welches nicht einmal den Geschlechtsnamen seiner Mutter kannte, besser gekleidet in eine weibliche Erziehungsanstalt nach Rastrow. Es hieß Amalia, ich gab ihm zum Almosen noch den Beinamen Scheuer, nach dem Fundort.

Nun eben, da Alles von mir wich, erhielt ich aus der Anstalt Rastrow von dieser Amalie Scheuer einen Brief, der noch jetzt zu meinen Kleinodien gehört. Du sollst ihn lesen. Er rührte mich damals zu Thränen. Der Inhalt davon war ungefähr: Sie habe mein Unglück vernommen, und glaube nun ihrem Vater, so pflegte sie mich zu nennen, nicht länger zur Last sein zu müssen. Sie werde suchen, als Erzieherin in einem guten Hause, oder durch Stickerei, Putzmachen, Unterrichten im Klavierspiel, oder auf irgend eine Art ihren Unterhalt selbst zu erwerben. Ich möge für sie unbekümmert sein; nun sei die Reihe an ihr, Kummer für mich zu haben. Du mußt den Brief selbst lesen mit den schönen Ausbrüchen von Dankbarkeit. Es ist die Abspiegelung der frömmsten, reinsten Seele. Sie bat noch um Erlaubniß, ein einziges Mal ihren Wohlthäter zu sehen, dessen Bild ihr nur dunkel im Gedächtniß schwebe seit dem Todestag ihrer Mutter. — Ich schrieb ihr zurück, lobte ihre Gesinnungen, aber versicherte, sie habe nicht Ursache, sich zu übereilen; ich würde für sie sorgen, bis sie einen angemessenen Platz habe.

Eines Tages, da ich von der Wachtparade zurückgekommen, ward an die Thüre meines Zimmers gepocht. Ein unbekanntes Frauenzimmer trat herein, ein liebliches Gesicht. Lilien und Pfirsichblüthen mischten die Farben im Strauße nie schöner, als auf diesem Antlitz unter Lockenfülle des Haares. Sie fragte mit Erröthen und zitternder Stimme nach mir; dann fiel sie in Thränen zerfließend nieder, umarmte meine Knie, und da ich erstaunt sie aufrichten wollte, bedeckte sie meine Hand mit ihren Küssen. Was mir ahnete, bestätigte endlich ihr Ruf: „O mein Vater! o mein Vater! o mein Schutzgeist!“ Ich beschwor sie, aufzusteben. Sie bat mich, sie in dieser längst ersehnten Stellung verharren zu lassen, und sagte: „Ach, ich bin so selig, daß mein Herz bricht! Könnt' ich zu diesen Füßen sterben!“

Es währte lange, ehe sie sich erholte und aufstand. Dann schloß ich sie an mein Herz, drückte einen Kuß auf ihre helle Stirn, und befahl ihr, mich als Vater zu betrachten und Du zu heißen. Sie gehorchte. Aber mir hatte der väterliche Kuß etwas die Sinne verwirrt. Sie war in einem Gasthof abgetreten. Dort ließ ich sie einige Tage; aber diese Tage waren genug, über mein Wesen

zu entscheiden. Als Amalia in ihre Anstalt zurückreisen wollte, gab ich ihr den Rath, in einer bürgerlichen Wohnung der Stadt zu bleiben, und Stickereien um Geld zu unternehmen. Es war mir zu schwer, mich von ihr zu trennen. Aber ihr verrathen, daß ich reich sei, wollte ich auch nicht. Ich mußte sie prüfen. Ich miethete ihr einige Zimmer; nahm eine Magd zu ihrem Dienst, versorgte sie mit Flügel, Harfe, Büchern, nach wenigen Tagen auch mit Aufträgen zu Stickereiarbeiten, die ich freilich alle auf eigene Kosten machen ließ, aber vorgab, sie kämen von fremder Hand. Ich besuchte sie wöchentlich nur ein- oder zweimal, um Aufsehen und üble Deutung zu meiden.

Jeder Besuch war mir ein Fest. Du kannst dir's denken, wie süß es mich durchdrang, zu wissen, es lebe unterm Monde ein Wesen, das mir Alles schuldig sei, das keinem zugehöre in der Welt, als mir, das von meiner Fürsorge Alles erwarte; und dies Wesen sei von allem, was die Natur mir jemals Schönes, Frommes, Edles gewiesen, das Auserlesenste. — Amaliens Schönheit und demüthiger Stand waren bald in der Stadt kein Geheimniß. Sie zog die Blicke auf sich. Man sprach mir davon, und ich verhehlte nicht, daß ich ihr Pflegevater sei, und sie ein armes Kind von unehelicher Geburt. Man brachte ihr bald Arbeiten über Arbeiten, denn ich hatte ihr untersagt, je in ein fremdes Haus zu gehen. Frauenzimmer kamen zu ihr, weniger der Stickereien wegen, als die vielgepriesene Anmuth des Mädchens in der Nähe zu sehen.

Eines Tages, da ich Amalie besuchte, hörte ich, indem ich vor der Thür ihres Zimmers stand, daß sie mit einem Mann in heftigem Wortwechsel war. Ich erkannte die Stimme meines Oberstlieutenants. Als ich die Thüre öffnete, wollte er ihr einen Kuß rauben. Ich warf ihm sein unanständiges Betragen vor, und da er Umstände machte, flog er unter meinen Händen zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Er glaubte, ich habe seine Ehre beschädigt, und forderte mich zum Duell. Ich wies ihn mit seiner Narrheit ab. Das Korps der Offiziere drohte, nicht mehr neben mir dienen zu wollen, weil ich ein Feiger wäre. Das war ich nicht, ging auf den bestimmten Kampfplatz wehrlos, und sagte dem Narren, wenn er Lust habe zum Meuchelmord, so gebe ich ihm Erlaubniß dazu. Jetzt schimpften er und die Offiziere pöbelhaft. Sie glaubten, nach ihren barbarischen Vorstellungen, damit sei meine Ehre tödtlich verwundet, wenn sie sich selbst durch Pöbelei entehrten. Ich fragte sie dagegen, ob Gassenbuben, die einen achtbaren Mann auf der Straße mit Koth bewürfen, dadurch achtbar, hinwieder der achtbare Mann dadurch ein Gassenbube würde?

Am andern Morgen bei der Parade übergab mir ganz unerwartet mit zierlicher Rede der General einen vom Hofe ertheilten Orden. Dieser war noch Spätfrucht meiner ehemaligen Verbindungen mit der Baronesse von Moser, und das Werk ihres Oheims des Kriegsministers. Ich konnte das Bändlein, nach meinen Begriffen von Verdiensten, gar nicht annehmen. Und hätte ich wirklich ein Verdienst um den Staat gehabt, würde ich mich geschämt haben, die Belobung desselben alle Tage prahlerisch mit mir umherzuschleppen. — Meine standhafte Weigerung, das Läppchen mit dem Sternlein anzunehmen, war in den Jahrbüchern der Monarchie unerhört. Meine Aeusserung: Pflicht und Tugend lassen sich nicht belohnen, sondern nur anerkennen; aber auch nicht anerkannt, thue der Biedermann seine Pflicht; am wenigsten lasse er sich zwingen, vor andern Leuten mit dem, was er geleistet, groß zu thun: — diese Aeusserung galt für Jakobinerei und Unsinn. Der General ward wüthend. Nun traten die Offiziere wegen ihrer, wie sie meinten, schadhaft gewordenen Ehre auf. Ich bekam Verhaft, und nach wenigen Wochen Abschied vom Regiment.

Deß war ich wohl zufrieden. Jetzt kleidete ich mich bürgerlich, wie ich wollte; eben nicht nach der herrschenden welschen Mode, aber bescheiden, bequem, naturgemäßer, wie du uns hier alle in Flyeln siehst. Die Leute sperrten die Augen auf und hielten mich für närrisch, und das um so mehr, als sie erfuhren, ich sei nichts weniger denn arm, sondern einer der begütertsten Männer des Landes. Nur Amalia wußte, warum ich so handle. Ich hatte sie mit meinen Ansichten der heutigen Welt vertraut gemacht und mit meinen Grundsätzen. Sie selbst ein Naturkind, einfach und geistvoll, billigte meinen Sinn und lebte ganz in demselben. Freilich auf Malchens Urtheile konnte ich nicht stolz sein, denn es waren nur meine eigenen. Sie dachte, sie empfand nichts, als was ich; ihr Wesen war aufgelöset in dem meinigen. Ihre ehrfurchtsvolle, töchterliche Liebe war ohne ihr Wissen in die reinste, schamvollste und innigste der Jungfrau übergegangen, und ich freilich schien mir selbst für die Vaterrolle etwas zu jung.

Als ich eines Tages ihr davon sprach, daß ich auf meine Güter zurückzugehen denke, bat sie, mir folgen zu dürfen; sie wäre glücklich, mir dort als Magd dienen zu dürfen. Und als ich stockend sagte, ich gedenke mich zu vermählen, senkte sie mit gefaltenen Händen ihr Haupt, und sie sprach: „Desto besser, deine Gemahlin wird keine getreuere Dienerin finden, als mich.“ — Aber, sagte ich, meine künftige Gemahlin denkt schon jetzt nicht so vortheilhaft von dir, als du verdientest. — „Was habe ich bei ihr schon verschuldet?“ antwortete sie mir mit aufgehobenem Antlitz und allem Stolz der Unschuld. „Zeige mir deine Braut, ich werde um ihre Huld und Achtung werben.“ — Ich führte Malchen vor den großen Spiegel des Zimmers, zeigte hinein und sagte stammelnd: da siehst du sie. — Sie machte bei diesen Worten eine Bewegung des Schreckens,

sah mich erblassend mit ihren großen blauen Augen an, worin eine Frage erstarb, und sagte dann zitternd: „mir ist nicht wohl!“ Sie sank todtenhaft nieder. Ich rief der Magd. Ich war vom Entsetzen gelähmt.

Als Amalia genas und sich nach dem Schlummer der Ohnmacht ihre Wangen färbten, und sie die Augen aufschlug, war ihr Erstes ein sanftes Lächeln gegen mich, dann Verwunderung über meinen und der beschäftigten Magd Kummer. Erst allmälig kehrten ihre Erinnerungen zurück. Sie glaubte geschlafen zu haben. Ich wagte kaum von dem Vorgefallenen zu reden. Als wir wieder allein waren, sagte ich: „Amalia, warum erschrackst du vor dem Spiegel? Warum darfst du nicht meine Braut sein? Rede offen, ich bin gefaßt, Alles zu hören.“ — Sie erröthete, war lange stumm, den Blick am Boden. — „Warum darfst du nicht?“ fragte ich noch einmal. Da seufzte sie und sah zum Himmel: „Dürfen? o Gott, dürfen! Was darf ich noch anders, als was du willst? Kann ich denn selig sein, kann ich denn athmen, ohne dich? Ob deine Magd, ob deine Braut, alles eins, denn ich habe nur Eine Liebe für dich.“

Während ich in den Vorhallen des Himmels lebte, war die Stadt vor Erstaunen ausser sich; waren meine Verwandten väterlicher und mütterlicher Seits in Grausen und Verzweiflung, als ich die nahe Vermählung mit Amalien ankündete. Ein Freiherr, aus altadelichem Geschlecht, dessen Altvordern im Dienst der Könige die höchsten Würden bekleidet hatten, ein turnier- und stiftsfähiger Baron des Landes, mit den ersten Familien des Landes blutsverwandt, geht die heillosesste Mesalliance ein, nicht einmal mit einer Briefadelichen, nicht einmal mit einer vornehmen Bürgerlichen, nicht einmal mit einer ehrlichen Handwerkerstochter, nein, mit einem Bettelmädchen von unehelicher Abkunft! — Man schrieb mir Drohbriefe aus meiner ganzen Verwandtschaft, man werde sich meiner öffentlich schämen, mich von künftigen Erbschaftsfällen ausstoßen, mich durch Verwendungen beim allerhöchsten Ort zu zwingen wissen. Es kam alles zu spät, denn nach vierzehn Tagen schon war mir Amalia förmlich vor dem Altar angetraut worden.

Was soll ich dir von den Thorheiten erzählen, welche die Menschen, behaftet mit ihren Vorurtheilen, begannen, sobald ichs darauf anlegte, als ehrlicher, natürlicher Mensch zu leben, streng, der Wahrheit gemäß, mit Verbannung aller Schnörkeleien, aller Tanzmeisterhöflichkeiten, aller Ausländereien, aller sogenannten Konvenienzen, ohne jedoch deswegen ein würdiges und anständiges Betragen aus den Augen zu setzen. Mein einfaches Du, mit dem ich jeden anredete und von jedem angeredet zu werden bat, schreckte sogleich Jeden von mir, als wäre ich mit Pestbeulen bedeckt. Mein Bart wurde zum Gespötte; mein freundliches Grußerwiedern ohne spießbürgerliches Hutabziehen auf den Gassen zur ungeheuern Grobheit. Ich ließ mich nicht irre machen. Einmal mußte Bahn gebrochen werden. Ich wollte sehen, ob es im neunzehnten Jahrhundert erlaubt sei, in einer europäischen Stadt mit Wegwerfung aller Schnurren, aller verschrobenen Begriffe über Ehre, Sittlichkeit, Recht, Anständigkeit, aller Lächerlichkeiten von Titulaturen und Komplimenten, die nichts sagen, zu leben? Weit entfernt, jemanden durch irgend eine Unart zu kränken, jemanden wegen seines Vorurtheils, seines Wahns, seiner moralischen Verzerrung Vorwürfe zu machen, ward ich gefälliger gegen jeden. Ich suchte die Menschen, von welchen ich äusserlich so sehr verschieden war, wie ich es längst schon in meinem Innern gewesen, durch Güte, durch Wohlthun mit mir zu versöhnen. Es war fruchtlos.

Ich begab mich auf meine Güter hierher nach Flyeln. Ich fand Vergnügen daran, mit meinen Angehörigen bekannt und vertraut zu werden. Sie waren damals Halbwilde; sie waren Leibeigene. Sie krochen vor ihrem Erbherrn sklavisch. Keiner konnte lesen und schreiben. Sie waren träg und unsittlich. Faullenzen, Saufen, Raufen schien ihr Himmel. Aberglaube war ihre Religion, todte, abgöttische Werkheiligkeit ihre Religiosität, und Betrug und Lug ihre Klugheit. Ich beschloß, aus diesem Vieh Menschen zu machen. Ich ließ die Gefängnisse verbessern, und ein großes Schulhaus bauen; ich und Amalia besuchten alle Hütten; es waren kothige Ställe. Ich gebot, bei schwerer Strafe, die strengste Reinlichkeit. Wer nicht gehorchte, kam in den Kerker, hinwieder den Gehorsamen beschenkte ich zur Aufmunterung mit Tischen, Spiegeln, Sesseln und anderm Hausgeräth. Bald war alles in den Häusern wohlgeordnet und sauber. Ich verbot Kartenspiel, Branntewein, Kaffee, Rauferei, Fluchen und Schwören u. s. w. Wer fehlte, ward herbe gezüchtigt; wer gehorchte und einen Monat lang nie Ursach zum Tadel gab, dem entließ ich Frohndienste. Ich gab dem alten Pfarrer ein Gnadengehalt; wählte einen jungen, gelehrten, trefflichen Geistlichen, der ganz in meine Ideen eintrat, an die Stelle des vorigen; ernannte einen im wechselseitigen Unterricht geübten, in der Schweiz bei Pestalozzi erzogenen, Jüngling zum Schulmeister mit gutem Gehalt, und vollendete mit diesen beiden Gehilfen die Reformation. Ich selbst hielt wöchentlich zwei Mal Schule, aber mit erwachsenen Jünglingen und jungen Männern; der Pfarrer mit den ältern Männern und Greisen; Amalie mit den Jungfrauen; des Pfarrers Frau mit den Müttern. Ich ließ alle Kinder neu kleiden auf meine Kosten, so wie du sie noch jetzt siehst. Auf unsere Kosten änderte Amalia die ungestalte Tracht der Mädchen.

Schule und Gefängniß wirkten; noch mehr der Eigennutz. Sich bei mir einzuschmeicheln, liessen die jungen Männer den Bart wachsen. Ich verbot das den Leibeigenen; nur den Freien

war erlaubt, den Bart zu tragen. Sklaven mußten geschoren gehen. Ich that die Pforte zur Freiheit auf. Wer seine Felder nach meiner Vorschrift am besten baute, erhielt dieselben Ende Jahrs, gegen geringen doch loskäuflichen Bodenzins, zum Eigenthum und dazu Befreiung vom Frohndienst. Wer im zweiten Jahr der Sparsamste, Fleißigste, Verständigste war, empfing seine Freiheit, sein Haus eigen, einen Vorschuß an Geld, ein Ehrenkleid, nach meiner Tracht gemodelt, er durfte den Bart wachsen lassen. Schon am Ende des ersten Jahrs hatte ich Anlaß und Recht, ja sogar Verpflichtung, mehrere ausgezeichnete Familien frei zu sprechen; sie gehörten schon vor meiner Ankunft zu den bessern. Dies erweckte bei Vielen Neid, bei Allen Anstrengung zur Nacheiferung, um so mehr, da ich von den Freien im Gericht an Gerichtstagen zu mir sitzen und sie über die Fehlbaren mitrichten ließ. Die Beisitzer des Gerichts wurden aus der Mitte der Freien von ihnen selbst erwählt.

Während ich mich hier um die übrige Welt wenig bekümmerte, bekümmerte sich diese desto mehr um mich. Ganz unerwartet erschien auf ministeriellen Befehl, den meine Verwandten bewirkt hatten, eine ausserordentliche Kommission, meine Gesundheits- und Vermögensumstände zu untersuchen. Man hatte mich für wahnsinnig ausgeschrien und als verschwende ich mein gesammtes Vermögen auf die tollste Weise. Die Herren der Kommission thaten sich ein paar Monate lang gütlich. Ich weiß nicht, welchen Bericht sie abgestattet haben, aber vermuthlich, weil ich vergaß, ihnen Gold in die Hand zu drücken, den unvortheilhaftesten. Denn ohne Rücksicht auf meine Beschwerden und Rechtsverwahrungen ward ich wie ein Blödsinniger behandelt, und auf meine Güter eingebannt. Es wurde mir ein Administrator meines Vermögens zugesandt, der zugleich mein Betragen beobachten, und jeden Besuch von Fremden abhalten mußte. Zum Glück war der Administrator ein rechtschaffener und nicht unverständiger Mann; darum wurden wir bald einig und Freunde. Als er meine Rechnungen durchgesehen hatte, erstaunte der gute Mann über die Strenge der Oekonomie, und begriff, daß ich durch diese und durch das allmälige Auflösen der Leibeigenschaft und der Frohndienste eher gewönne, als verlöre. Aus langer Weile half er mir selbst bei den Vermenschlichungsversuchen meiner Sklaven. Er hatte dabei noch einige gute Einfälle, wie z. B., daß die Freigelassenen fünf Jahre lang Rechnung von ihren Ausgaben und Einnahmen vor Gericht ablegen mußten, um versichert zu sein, daß sie sich nicht verschlimmerten und heimlich nachlässig würden. Der gute Mann ward zuletzt ganz begeistert von unserer Flyeler Wirthschaft, denn er sah, wie von den wohlberechneten Schritten selten einer ganz vergebens gethan war. Schon im zweiten Jahr meines Hierseins zeichneten sich die Landleute in unsern Ortschaften vor allen der ganzen Gegend durch Häuslichkeit und Kenntniß und Ehrbarkeit aus. Man hieß sie anderwärts nur Herrnhuter, und in den benachbarten Dörfern glaubt man noch heutiges Tages, die Flyeler hätten eine andere Religion angenommen.

Der Administrator und Vormund fand meine Ansicht der Welt in den Hauptsachen vollkommen richtig. Er wünschte sogar, daß man allgemein auf Vereinfachung und größere Wahrhaftigkeit in Sitte, Wandel und Leben zurückkommen mögte. Nur der Bart war ihm zuwider; seinen steifen Zopf im Nacken und den Puder im Haar vertheidigte er auf Tod und Leben; auch das Du war ihm anstößig, und er konnte es gegen Amalien und mich, trotz aller Anstrengung, nicht über die Lippen hervordrängen. Inzwischen hatte sein Bericht über mich, nach dem ersten Jahr seiner Administration, und nachdem er über die Gesammtverwaltung meines Vermögens an die Regierung die befriedigendsten Aufschlüsse gegeben hatte, die gute Folge, daß ich wieder in die Selbstadministration eingesetzt wurde, doch aber mit einsweiliger Verpflichtung, jährlich davon Rechenschaft abzulegen. Das war das Werk meiner Verwandten. Denn sie liessen sich nicht ausreden, ich habe einen guten Theil des gesunden Menschenverstandes verloren, obgleich mich mein bisheriger Vormund nur für einen wunderlichen Sonderling hatte geltend machen wollen. Eben deswegen, und damit ich durch meine neuerungssüchtigen Irreden, nämlich durch mein unverhohlenes Aussprechen dessen, was Natur und Vernunft gutheißen, kein Aergerniß gebe, ward mir verboten, mich ohne besondere höchste Erlaubniß über die Grenzen meiner Güter hinauszubegeben, das heißt, das große europäische Narrenhospital nicht zu besuchen, sondern es blos aus den Zeitungen kennen zu lernen. Dabei konnte ich nur gewinnen.

Es sind nun beinahe fünf Jahre, daß ich hier in meiner glückseligen Einsamkeit wohne. Gehe hinaus, betrachte meine Felder und die Felder unserer Bauern, und unsere Waldungen, unsere Heerden und Wohnungen! Du wirst einen aufblühenden, vorher hier ungekannten Wohlstand erblicken. Alle meine Leibeigenen sind frei. Ein einziger Trunkenbold und ein anderer träger, roher Kerl schienen unverbesserlich. Der Trunkenbold starb. Den andern bekehrten weder Hoffnungen noch Strafen. Als aber alle Flyeler den Bart trugen, und er und der Pfarrer nur allein glattkinnig gingen, machte das auf den Kerl eine wunderbare Wirkung. Denn auch der Pfarrer wagte es endlich, den Bart stehen zu lassen. So blieb der Leibeigene allein der Geschorene. Das konnte er nicht ertragen. Er besserte sich, um unter ehrlichen Leuten ehrlich zu sein.

Dem guten Pfarrer kostete sein Bart beim Konsistorium vielen Verdruß. Umsonst bewies er, daß der Bart nicht für und wider den wahren Glauben sei; umsonst berief er sich auf die hei-

ligen Männer des alten und neuen Bundes; umsonst zeigte er, daß er, indem er sich seiner Gemeinde in allem gleich mache, am besten wirken könne; daß er eben dadurch wirklich einen für unverbesserlich gehaltenen Menschen im bisherigen Lebenswandel geändert habe. Der Bart gab zu vielen Konsistorialverhandlungen Anlaß. Erst nachdem mein Pfarrer ärztliche Zeugnisse beibrachte, daß er, sonst immer vom Zahnweh leidend, nur durch den Bart gegen diese Noth geschützt sei, ward ihm derselbe, seiner Gesundheit willen, doch unter Beschränkungen, gestattet.

Ich bestelle jetzt nicht nur mit meinen freien Leuten das Dorfgericht, sondern habe ihnen auch das Recht ertheilt, sich unmittelbare Vorsteher zu ihrer Gemeindsverwaltung zu wählen. Ihr Ehrgefühl ist geweckt; sie fühlen ihre Menschenwürde. Von Zeit zu Zeit speisen ausgezeichnet wackere Leute an meinem Tische mit ihren Frauen. Ich bin ihres Gleichen. Die Gleichförmigkeit der Kleidertracht stellt eine gewisse Vertraulichkeit her, ohne die Ehrfurcht zu schwächen. Vor alten Leuten müssen die Kinder aufstehen und das Haupt entblößen, aber keiner entblößt vor seines Gleichen das Haupt. Jede erwiesene boshafte Lüge gehört bei uns zu den Verbrechen, wie der Diebstahl. Die Leute, nun sie sich selbst richten, sind strenger, als ich es ehemals war. Ich muß ihre Urtheile oft mildern. Unsere Schulen sind brav. Die fähigern Knaben lernen auch Geschichte der Welt, Kenntniß der Erde und ihrer Länder und Völker, Feldmeßkunst und etwas vom Bauwesen. In der Kirche haben wir schönen vierstimmigen Gesang und Andacht.

Doch, lieber Norbert, besser, du bleibst einige Tage bei uns, und siehst selber; kannst du, so verweile einige Wochen.

Das Gespräch auf der Höhe von Flyeln.

So erzählte Olivier.

Ich berge es nicht, alles, was er mir gesagt hatte, alles, was ich in Flyeln gesehen hatte, machte großen Eindruck auf mich. Ich bewunderte seinen Starkmuth, seinen wohlthätigen Schöpfergeist, und bemitleidete sein Loos, in solchem Grade verkannt zu werden, als er es war.

Es gehörte gar nicht die Ueberredungsgabe meines Freundes, gar nicht die zauberische Schmeichelei in den Bitten der schönen Baronin dazu, um mich zur Verlängerung meines Aufenthalts in dieser herrlichen Oase zu bewegen. Ja, ich muß dies Flyeln eine Oase nennen, eine blühende Insel in den Wüsten der umliegenden Gegenden. Denn hier, sobald man diesen Boden betritt, wenn man aus den theils sandigen, theils versumpften Landschaften der Umgebung, aus den weiten verwilderten Kiefernwäldern, aus den ärmlichen, kothigen, unordentlichen Dörfern voller Baracken und verwahrloseter Menschen tritt, wird der Boden plötzlich grüner, der Mensch plötzlich menschlicher. Auch hier waren Baracken gewesen, und sie sind saubere Hütten geworden, in denen ich mit Vergnügen am Arm der Baronin Besuche machte; auch hier waren Moräste gewesen; man erkennt sie nur noch an den langen Gräben und unterirdischen, mit Steinen gefüllten, mit Erde überdeckten Wasserabzügen; auch hier waren Sklaven gewesen, die vor dem Oberherrn und noch mehr vor seinen Beamten zitterten und hinterrücks beide zu betrügen gewohnt waren; jetzt aber haben sie die aufrechte, kecke Stellung freier Menschen, sie sehen im Baron ihres Gleichen — aber mit welcher kindlichen Ehrfurcht und Liebe umringen sie jetzt ihn und die Seinigen! — Diese Umschaffungen im Zeitraum eines halben Jahrzehends wären einem Wunder ähnlich, wenn man nicht wüßte, wie klug und fest Olivier dabei zu Werke ging, wie er nur sehr langsam aus der Rolle des gebieterischen Leibherrn zu der des Lehrers, dann des Vaters überging; wie er seine Bauern, hinter welche er die Furcht der Strafen als Treiber stellte, vorwärts lockte und kirrte durch ihren groben Eigennutz; wie er nie auf ihre Erkenntlichkeit, nie auf ihren öden Verstand, nie auf ihr sittliches oder religiöses Gefühl rechnete, sondern sie Anfangs mehr blos abrichtete, als unterrichtete, und dann auf die Stärke mehrjähriger, gewohnter Einübung zum Bessern hoffte und auf die nachwachsende Jugend. Daher übernahmen er und die Baronin, der Pfarrer und Schullehrer die Unterweisung Aller; daher kam es auch, daß die Beisitzer des Gerichts, daß die Vorsteher der Gemeinden meistens junge Leute von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren waren; wenigstens erblickte ich keinen der alten Bauern unter ihnen.

Doch alles das gehört hierher nicht. Ich will ja nur das Loos meines Freundes erzählen, nicht die Art und Weise, wie er seine Untergebenen entwilderte oder seine unwirthbaren Schollen blühend machte.

Als mir Olivier seine Haushaltungsbücher vorwies und unwiderleglich zeigte, daß er, weit entfernt bei den vorgenommenen Aenderungen an Einkünften zu verlieren, mehr gewönne, als sein verstorbener Oheim und jeder seiner Vorfahren bezogen hatte, warf er lächelnd das Wort hin: „Nun siehst du, Norbert, wo die Narrheit zu Hause ist, ob in Flyeln oder in der königlichen Residenz? Weil ich gewinne, werde ich als Verschwender behandelt, und muß jährlich fremden Menschen, die man mir zur Untersuchung meiner Rechnungen schickt, Blicke in das Innerste meines Hauswesens erlauben.“

— Warum beklagst du dich nicht darüber? Es ist Ungerechtigkeit, es ist Gewaltthat.

„Meine Beschwerden würden eitel sein. Kein Gericht, sondern kurzweg ein Kabinetsbefehl, vom Ministerium ausgegangen, verdammte mich zu diesem Verhältniß. Die Sache ist nicht leicht abzustellen. Denn das Ministerium wird keinen Rückschritt thun wollen, weil es sich durch solchen

selber fehlbar erklären müßte. Die jährlich kommende Untersuchungskommission wird dazu nicht rathen, weil sie sonst das Vergnügen einer Lustreise und den Gewinn von Taggeldern, auf meine Kosten gezahlt, verlöre. Daß man mich hier auf das Gut meiner Vorfahren wie einen Gefangenen eingebannt, ist noch das Erträglichste. — Jetzt, Norbert, ehrlich, wie denkst du von Allem?"

— Ich gestehe dir, Olivier, ich kam mit Vorurtheil und Trauer zu dir; ich werde dich mit den angenehmsten Erinnerungen verlassen. Man hat dich überall für einen Wahnsinnigen ausgegeben. Der bist du nicht, sondern ich stimme deinem ehemaligen Administrator bei: du bist nur ein edler, wunderlicher Sonderling.

„Sonderling? Nun ja, es ist der rechte Name für diejenigen, welche sich von dem Schlendrian und Unwesen des Zeitalters absondern. Diogenes von Sinope galt auch für einen Thoren; Cato, der Censor bei den Römern, für einen Pedanten; Colomb ward auf den Straßen Madrids als Narr betrachtet; Olavides der Inquisition übergeben; Rousseau von den Bernern aus seinem Asyl verstoßen, so wie Pestalozzi Anfangs von vielen seiner Landsleute zu den Halbnarren gezählt ward, weil er mit Bettlern und räudigen Kindern lieber, als mit der gepuderten Haarbeutelwelt umging. Und daß ihr mich einen Sonderling heißet, mich, der ich doch nur mein von Gott empfangenes Recht, vernünftig und naturgemäß zu denken, zu sprechen und zu handeln, nichts anderes, gültig mache, — ist das nicht ein herber Vorwurf gegen euch selbst?"

— Nein, Olivier, kein Vorwurf, weder gegen die Welt, noch gegen dich. Niemand wehrt dir, vernünftig und natürlich zu denken und zu handeln; aber schone auch du die Rechte Anderer, nach ihren gegenwärtigen Begriffen, Gewohnheiten und selbst nach ihren Vorurtheilen zu denken, zu sprechen, zu handeln, bis sie oder ihre Kinder einst weiser sind. Nicht alle Menschen können Philosophen sein.

„Habe ich ihrer nicht geschont? habe ich sie angegriffen?"

— Allerdings, Freund, wenn du mir es zu sagen erlaubst. Indem du deine Sitten den allgemeinen Sitten zu grell gegenüberstelltest, brachst du den Frieden mit denen, unter welchen du lebtest, und wirktest du die Hälfte des Guten, was du wirken konntest, ja nicht einmal die Hälfte. Christus nahm Judäa's Sitte an, ließ sich herab sogar zu Judäa's Vorurtheilen, um mächtiger zu wirken. Was liegt am Ende an einer lächerlichen Mode, was daran, ob man den steifen Zopf oder das abgeschnittene Haar, den Bart oder das glatte Kinn trägt? Du kennst die Bedeutung des Sie im Deutschen, des Vous im Französischen. Nun ja, ich gebe zu, es sei thöricht, eine Person in der mehrern Zahl anzureden. Aber was schadet diese Uebung zuletzt? Redeten nicht auch Griechen und Römer von sich in der mehrern Zahl? Du kennst die Bedeutung des Sie im Deutschen und des Du. Warst du nun nicht angreifender Theil, wenn du dich über die herrschenden unschuldigen Uebungen wegsetztest, und ohne Unterschied gegen die bisherigen Begriffe vom Anständigen, das Du jedem aufdrangst? Wer sich der Welt gegenüber stellt, dem steht sie gegenüber. Konntest du dich darüber wundern?

„Ich wundere mich keineswegs, weil ich das erwartete. Führe mir nicht das Beispiel von Christus an, nach Weise derer, die alle ihre Trägheit und Schalkheit mit frommer Miene hinter verdrehten Schriftstellen der Bibel verstecken. Der Göttliche hatte mit seinen Zeitgenossen Höheres abzuthun, als ich, darum schwieg er zu den mindern Thorheiten; ich aber habe es mit diesen allein zu thun, und will wenigstens mich nicht zwingen lassen, Barbareien zu loben, zu entschuldigen, oder gar mitzumachen. So viel Recht wird dem Menschen auf Erden doch wohl noch unter Menschen gestattet sein, daß er Gebrauch von seinem schlichten Verstande mache?

— Freund, wie mir es scheint, hat man dir dies Recht nicht streitig machen wollen; wohl aber das Recht, durch unbehutsame Mittheilung deiner Ueberzeugungen, zumal wenn sie im offenen Streit mit noch bestehenden Ordnungen sind, gefährliche Verwirrungen zu veranlassen. Du selbst hast anfangs in Flyeln bei deinen Leibeigenen den gestrengen Grundherrn gespielt, hast sie nur nach und nach, je nachdem sie vorbereitet waren, zur Freiheit eingeführt, nicht jählings. Du wußtest wohl, daß es verderbenvoll sein würde, Kindern in die ungeübte Hand ein Messer zu legen, das in geübten Händen das nützlichste Werkzeug ist. Was würdest du gesagt haben, wenn einer deiner Leibeigenen plötzlich seinen Genossen die Sprache der Wahrheit von den ewigen Grundrechten der Menschheit, von der Barbarei und Ruchlosigkeit des Feudalwesens, von der natürlichen Gleichheit der Menschen geführt hätte? Würde dieser Reformator nicht alle deine edeln Entwürfe zerrissen haben?

„Allerdings, Norbert. Aber ich hoffe, das Beispiel geht nicht mich und mein Thun an. Ich habe nie gegen bestehende Ordnungen geredet, auch wenn sie schlecht waren, sondern ich gab Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ich redete nur gegen bestehende Mißbräuche und Vorurtheile, die nicht einmal durch bürgerliche oder Staatsverträge geheiligt sind. Gegen Euer Undeutsch, gegen Eure Maskeraden und heuchlerischen Komplimente, gegen Euern naturwidrigen Luxus, gegen Eure weibischen, hölzernen Verunstaltungen durch die welschen Moden, gegen Eure Begriffe von Ehre und Schande, von Verdienst und Belohnung habe ich geredet, und nur vertheidigungsweise für meine Person, wenn ihr Europäer mich nöthigen wolltet, meine Rückkehr zur Vernunft zu verdammen, und mich zwingen

wolltet, Eurer Verkehrtheit zu gefallen, von der Natur wieder abtrünnig zu werden.“

— Aber, Freund Olivier, deine Urtheile über stehende Heere, über den Geburtsadel, über die unterdrückten Rechte der Nationen, über . . .

„O Popoi, Freund Norbert! diese Sätze sind gottlob in Europa, als todte Wahrheiten, allgemein anerkannt. Man nennt sie in Thesi und in Theorien richtig, in Praxis irrig, und zwar aus triftigen Gründen. Ich habe nichts dagegen. Ich selbst, wäre ich Fürst oder Minister, würde mich wohl hüten, ehe ich ein philosophisches Volk hätte, Plato's Republik zu organisiren. Allein ich habe diese Sätze unter Freunden, unter meines Gleichen ausgesprochen, nicht sie dem Pöbel, zur Empörung, gepredigt. Ich that, was heute Millionen in Schrift und mündlichem Wort thun. Ihr müßtet der halben Bevölkerung Europens den Kopf abschlagen, wenn ihr nicht wolltet, daß solche Sachen gedacht und gesprochen würden. Eben daß man sie denkt und spricht, dadurch allein dringen sie auch in die andere Hälfte über. Und ist einmal die Mehrheit der Menschen des Bessern überzeugt, dann macht sich alles leicht von selbst, ohne Staatsumwälzungen und Blutbäder, durch den natürlichen Gang in verbesserter Gesetzgebung. Wahrlich, nicht deswegen hielt man mich für wahnsinnig, lieber Norbert, nicht deswegen bannte man mich von der übrigen Welt aus. Niemand hätte etwas dagegen gehabt, wenn ich Baron gegen die Ungerechtigkeit, Barbarei, Thorheit und Schädlichkeit deklamirt haben würde, welche mit dem Institut des bevorrechteten Erbadels verbunden sind; Niemand hätte etwas dagegen gehabt, wenn ich bei meinen Deklamationen eine Gräfin oder Baronin geheirathet haben würde. Es treibens viele so. Aber daß ich folgerecht handelte, obgleich Niemand damit beschädigt wurde; daß ich die Liebe eines schönen und tugendhaften Mädchens dem Vorurtheil meiner ahnenstolzen Sippschaft vorzog; daß ich Baron ein von der Landstraße weggenommenes Bettelkind, ja ein uneheliches Kind zur Gemahlin wählte — das war ein Verbrechen. Norbert, sieh' Malchen noch einmal an, — dann tritt vor meinen pergamentenen Stammbaum — und dann verdamme mich.“

— Mit solchen Dokumenten für dein Recht, lieber Olivier, bist du freilich ein furchtbarer Advokat. Ich denke aber, der Adel hätte dir am Ende diese Sünde gegen seinen Stand wohl hingeben lassen, und dich allenfalls als eine Ausnahme von der Regel betrachtet. — Du weißt, man denkt heutiges Tages in solchen Dingen schon viel duldsamer; der Adel ist nicht mehr wie . . .

„Das glaubst du? O mein Freund, betrüge dich nicht über unsere Kaste, in der nicht nur die Physiognomien, und nicht nur die Vorrechte, sondern auch die Begriffe und Vorurtheile erblich und durch die Vererbung in so vielen Generationen unausrottbar geworden sind. Der Adel hat die eigentlich fixe Idee, von Geburt aus, bessern Teiges zu sein, als die übrige Menschheit. Und wenn er schon der Gewalt der Revolutionen unterliegen muß: seine fixe Idee bleibt oben an. Sahst du nicht den ausgewanderten Adel Frankreichs im Elend? Seinen Dünkel verlor er nicht, auch da er seine eigenen Schuhe flicken und seine Hemden selbst waschen mußte. Siehe die jungen im Elend gebornen oder erzogenen französischen Edelleute jetzt in Frankreich wieder. Was treiben sie? Statt mit ihrem Schicksal ausgesöhnt zu sein, klagen sie, weil sie mit Leuten von bürgerlicher Abkunft so viele, ja alle Rechte theilen sollen. Dafür arbeiten sie wider die Charte, bis keine Charte mehr ist, und eine neue Revolution sie abermals ausstößt.“

— Hier, mein lieber Advokat, lässest du mich auf einer Schwäche ertappen, die ich zu benutzen viel zu großmüthig bin. Was beweisen Menschen jenes Landes für oder wider Menschen unsers Landes? Wer würde aus den Begriffen der indianischen Häuptlinge mit ihren knöchernen Naseringen eine Anklage gegen unsern hiesigen Adel machen wollen? — Lassen wir das. Aber versteh' mich wohl. Ich möchte dich mit der übrigen Welt aussöhnen. Ein kleines Opfer von dir, eine geringe Nachgiebigkeit in unbedeutenden Aeusserlichkeiten: und, glaube es mir, man wird dir alle deine Meinungen, selbst deine Paradoxien verzeihen. Und wir sind schuldig, Opfer zu bringen. Nur dadurch erkaufen wir Vertrauen. Und nur im Besitz des öffentlichen Vertrauens können wir öffentlich wirken. —

„Du verlangst ein kleines Opfer von mir, Norbert. Ich kenne es schon. Du forderst, als Kleinigkeit, nichts weniger, denn mich selbst mit allen meinen Ueberzeugungen, Grundsätzen und daraus hervorgehenden Pflichten zu opfern. Aber wenn ich nun meine Ueberzeugungen und Grundsätze aufgeopfert habe, das heißt, mein ganzes Wesen: was tauge ich dann noch in der Welt? Womit soll ich dann Gutes wirken?“

— Noch mit vielem! Siehe andere weise Männer, sie stiften, ohne mit der Welt zu zerfallen, unsägliches Gute. Warum könntest du es nicht? Was kannst du, selbst durch dein bloßes Beispiel, und du allein stehend, wirken, wenn dich, wie jetzt geschieht, alle deine Umgebungen verkennen und glauben, du habest am Verstande Schaden genommen? —

„Die Frage verdient eine Antwort, denn sie ist von allen deinen Fragen die wichtigste. Zuerst denke meines Befugnisses als Mensch, daß ich, wenigstens in meinem Hause, auf meinem Boden, gemäß meinen bessern Ueberzeugungen, essen, trinken, mich kleiden, reden und handeln dürfe, wenn ich damit nur keine fremden Rechte verletze. Da ich nun die Albernheiten und Abgeschmacktheiten, Künsteleien, Unnatürlichkeiten und Verzerrungen der jetzigen europäischen Menschheit, wie sie sich eben aus dem Schlamm alter Barbarei hervorwindet, lächerlich, schädlich, unnatür-

lich, verächtlich finde, soll ich, mit aller Neigung und allem Beruf und aller Pflicht zum Wahren und Gerechten, keinen Gebrauch von jenem Befugniß machen? selbst nicht auf die Gefahr hin, daß ich von unsern Barbaren, den Kunst- und Gewohnheitsthieren, die es nun nicht besser verstehen, ausgelacht werde? Soll der Weltumsegler, wenn die Wilden Indiens ihm Menschenfleisch zum Schmause vorsetzen, sein Grausen überwinden, die scheußliche Sitte mitmachen, damit ihn die Indianer nicht auslachen? — So viel, Norbert, über das, was meine Person unmittelbar und allein berührt.“

Hier schwieg Olivier einen Augenblick, als wolle er allfällige Antworten abwarten, fuhr aber bald fort: „Uebrigens, o Norbert, erinnere dich des Bruchstückes aus der Reise des Pythias, und deines eigenen Geständnisses von der getroffenen und treffenden Wahrheit. Du selbst gibst zu, daß sich die menschliche Gesellschaft unseres Welttheils weit von den Gesetzen der Natur hinweg verloren hat. Ihr alle gestehet, daß wir eben darum unendlich viel zu leiden haben; denn die Verletzungen der ewigen Gesetze Gottes führen ihre Strafen gegen die Frevler in sich selbst mit. Keiner von Euch läugnet, daß Euer gesammter bürgerlicher und häuslicher Zustand, daß Eure Verfassungen, Sitten und Lebensweisen nur höchstens ein folgerechtes Bestehen im Naturwidrigen sind. Aber wer von Euch hat den Heldenmuth der Vernunft, zu den einfachen ewigen Ordnungen Gottes zurückzukehren? An diesem Heldenmuth fehlt es! Wohlan, mir ist er nicht fremd. Es ist gut, daß Einer und Einzelne, unbekümmert um Wahn und Gelächter des großen Haufens, das Beispiel des Guten und Rechten im Leben hinstellen. Es ist gut, daß Einzelne aufstehen, die nicht mit dem herrschenden Wahnsinn des Zeitalters kapituliren und Accommodements treffen, um mich Eurer Sprache zu bedienen, sondern ihm offene Fehde bieten. Denn durch bloße Lehren von Kanzeln, Kathedern und Schaubühnen, durch bloße Philosopheme, durch Lobreden auf Natürlichkeit und Wahrheit wird nichts gethan. Ihr redet, philosophirt und schreibet immerdar, und die Lehrer bleiben selbst immerdar wie sie sind, und die Schüler werden nicht anders. — Darum ist's gut, daß Einzelne die Urbilder des Bessern in der Wirklichkeit des Lebens hinausführen. Allerdings wird man sie Anfangs für Unsinnige halten, und bemitleiden und bespötteln. Nach und nach gewöhnt sich das Auge der Zeitgenossen aber an die fremdartigen Erscheinungen. Endlich wird gesagt werden: Aber der Mann hat doch in vielen Dingen so unrecht nicht. Zuletzt wagen es die Kühnsten, schüchtern in einzelnen Dingen nachzufolgen. — Und, Norbert, wer die Menschheit, oder auch einen kleinen Theil der Menschheit nur um einen Schritt wieder zur Natur zurückgeführt hat, der hat für die Flüchtigkeit des Lebens genug gethan. — Und so, lieber Freund, laß mich gewähren! Viele pflegen den, der recht thut, nur deswegen zu tadeln, weil es sie verdrießt, daß eben er, und nicht sie selbst den Muth haben, das Rechte zu thun. — Weil ich ohne Luxus und mit Verbannung des Fremdartigen trinke und speise, weil ich mich bequemer und dem Auge gefälliger kleide, weil ich dem männlichen Bart seine Ehre widerfahren lasse, weil ich den Vorrechten und Vorurtheilen meiner Kaste entsage, und nicht mehr, als ich werth bin, gelten will, weil ich mich durch Vermählung mit einem Mädchen von niedriger und unehelicher Abkunft nicht zu beflecken glaube, weil ich keine Ehre durch einen Zweikampf herstellen, und kein Zeichen meiner wirklichen oder geheuchelten Verdienste auf der Brust zur Schau tragen mag, weil ich Leibeigene zu meinen freien Mitmenschen und Freunden mache, weil ich die Lüge verachte, die Wahrheit ohne Furcht bekenne: darum werde ich noch im neunzehnten Jahrhundert als der Narr behandelt, ungeachtet ich der Vernunft gemäß lebe, nicht gegen bestehende Verfassungen und Gesetze mich verging, Niemandem Leids zufügte, Manchem Gutes erwies, nie das wahrhaft Sittliche und Anständige verletzte. — Hier, Norbert, hast du meine Antwort auf deine Frage. Nun laß uns davon abbrechen.“

Wir brachen ab. Ich umarmte den edeln Sonderling, und sagte ihm nur lächelnd: „Wir haben ein altes Sprichwort: Allzuscharf macht schartig.“

Nach einigen Tagen verließ ich ihn. Die Erinnerungen an Flyeln werden zu den angenehmsten meines Lebens gehören. Ich will auch nicht bergen, daß, wenn die ganze Welt in den Wahnsinn meines Oliviers verfallen wollte, ich mit Freuden einer der ersten Wahnsinnigen werden würde. Wir haben seitdem unsern Briefwechsel wieder hergestellt, und ich habe ein Gelübde gethan, von Zeit zu Zeit in das glückselige Flyeln zu wallfahrten.

Das blaue Wunder.

Eine Heirath auf Kredit.

Der junge Doktor Falk sah hin, das niedliche Suschen sah her, wie es denn seit ziemlich alten Zeiten unter jungen Leuten Sitte war. Der Doktor war ein artiger Mann, hatte zwei Universitäten besucht, dann die Spitäler von Wien, Mailand und Pavia, und so viel gelernt, daß er, so gut wie irgend einer seiner Zunft, die Kranken nach dem neuesten medizinischen System in's bessere Leben befördern konnte. Aber solche Geschicklichkeit erwirbt man nicht umsonst; Doktor Falk hatte beinahe seine ganze väterliche Erbschaft daran geopfert. „Hm!“ dachte er; „komm' ich nach Haus, beirath' ich ein reiches Mädchen, das gern Frau Doktorin wird, und es ist uns beiden geholfen!“

Allein, der Kopf denkt, das Herz lenkt! Das hübsche Suschen hatte den vollkommensten Beruf, Frau Doktorin zu werden. Nur — das Geld ging ihr ab.

„Das wird sich auch endlich finden, liebes Suschen!“ sagte der Doktor, und drückte dem weinenden Mädchen einen Kuß auf die Lippen: „Siehst du, ein Doktor muß heirathen, sonst hat man zu ihm kein Vertrauen. Du bringst mir also Kredit, und durch den Kredit Patienten, und die Patienten bringen Geld, und vermögen sie es nicht, so bringen es die Erben. Zudem Jungfrau Sarah Waldhorn ist ja deine Tante, sie steht hoch in den Vierzigen; sie ist reich genug, daß uns der siebente Theil ihres Vermögens aus aller Noth helfen kann. Darauf hin muß man schon eins wagen.“

Lieber Himmel, was wagt ein junges Mädchen nicht für einen frommen Anbeter? Leib und Leben. Suschens Mutter hatte nichts einzuwenden, so wenig als der Vater; denn beide waren nicht mehr am Leben, und der Herr Vormund freute sich der anständigen Versorgung des Mündels. Aus gleichem Grunde freute sich Tante Sarah, die sonst auf das Hochzeitmachen der jungen Leute nicht viel hielt; aber so lange Suschen unvermählt war, noch dem Herrn Vormund zum Besten der armen Waise Geldzuschüsse machen mußte. Und Jungfrau Sarah Waldhorn war ein wenig geizig, oder, wie sie es nannte, sie hatte nichts übrig.

Genug, Suschen verwandelte sich in eine Frau Doktorin, und der Herr Doktor sah fleißig zum Fenster hinaus, ob, bei seinem vermehrten Kredit, die Kunden kommen wollten? Doch kamen sie leider sehr spärlich. Und das war schlimm. Statt dessen versammelte sich allerlei kleine Gesellschaft in seinem Hause, alle Jahre erschien ein vorher nie gesehenes munteres Söhnlein oder Töchterlein, um Herrn und Frau Falk die süßen Vater- und Mutterfreuden vermehren zu helfen. Der Herr Doktor kratzte sich zuweilen bedenklich hinter den Ohren, aber was half's? Wegjagen konnte man doch die kleinen Falken nicht. Man schnitt nun zwar nicht schmälere Bissen, denn gelebt mußte man doch haben — aber die Frau Doktorin kochte etwas magere Suppen. Item, es schlug allen wohl an. Vater und Mutter und ihre vier Kinder blühten und gediehen; es war eine Lust zu sehn. Man saß auf hölzernen Bänken und Strohstühlen so weich, als auf gepolsterten Sopha's, schlief auf Laubsäcken recht sanft und ging in keinen kostbaren Kleidern, genug, wenn sie sauber und geschmackvoll waren. Darauf verstand sich dann Suschen vollkommen. Alles war in ihrem Hause so schön, so nett, daß jedermann geschworen hätte, der Doktor habe die beste Einnahme von der Welt. „Wie's auch die Leutchen anfangen mögen!“ rief Tante Sarah oft, „es ist ein blaues Wunder!“

Freilich gab's auch trübe Tage, wenn die Kasse leer war, und man wochenlang keinen harten Thaler im Hause gesehen hatte. Doch dann tröstete man sich so gut man konnte, wenigstens damit, daß Tante Sarah Waldhorn reich und kränklich und alt war. Und stieg die Noth am höchsten, stand immer die Hilfe am nächsten. Ein wahres, liebes Sprichwort.

Hoffende Erben.

Der Doktor und Suschen rechneten inzwischen viel zu kühn auf die Erbschaft von der Tante. Denn vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, diese theure Jungfrau wäre dem Tode nahe gewesen, blieb doch noch die Frage, ob denn auch Jungfrau Waldhorn ihre Nichte nebst Gemahl zu Universalerben erklären mögte? Zwar hatte dies seufzende Liebes- und Ehepaar die Erbschaft am nöthigsten; allein es war noch eine andere Nichte nebst Gemahl, nämlich der Advokat Zange, und zwei Neffen vorhanden, nämlich der Pastor Primarius Waldhorn und der Professor Philosophiä gleiches Namens. Alle hatten so viel rechtliche Ansprüche, als Suschen und ihr Mann. Alle hofften mit der gleichen Sehnsucht auf die baldige Himmelfahrt der Jungfrau.

Der Philosoph Waldhorn hatte wohl dazu die wenigste Ursache. Er war reich genug, ließ sich seinen Braten und Wein wohl schmecken, und philosophirte dabei ganz vortrefflich. Ein Beweis von seinem Scharfsinn ist sein nun zwar vergessenes, damals aber unsterbliches Werk in fünf Bänden: „Der Weltweise unter den Uebeln des Lebens,“ worin er bewies, daß es eigentlich in

der Welt gar kein Leiden gäbe; daß aller Schmerz nur Einbildung sei und man alles von der angenehmen Seite betrachten müsse.

In der That betrachtete er die Tante immer von der angenehmen, nämlich von der Geldseite. Er machte ihr fleißig Besuche, lud sie oft zu seinen Gastmahlen, schickte ihr allerlei fette Bissen in die Küche, und war daher auch ihr herzallerliebster Neffe. „Ich habe zwar nichts übrig," sagte sie zuweilen, „aber sollt' ich einmal mit Tod abgehen, so will ich an Sie denken, Vetter." — Das hörte der Philosoph gern. Er hoffte, die Erbschaft allein zu ziehen und alle seine Nebenbuhler zu verdunkeln.

Wohl wär's ihm mit seiner Philosophie gelungen, wenn nicht sein Neffe, der Pastor Primarius Waldhorn, vermöge der Theologie, großen Einfluß auf die Tante gehabt hätte. Sie war äusserst fromm und gottesfürchtig, und verachtete die Eitelkeit der Welt; besuchte die Betstunden der Frommen, wo das geistliche Waldhorn oft überlaut ertönte; nahm gern den Besuch des heiligen Vetters an, der mit ihr betete und ihr ziemlich deutlich machte, daß sie ohne seine Hülfe kaum selig werden könne. Wenn sie seufzend, und mit naßgeweinten Augen aus den Erbauungsstunden des Herrn Vetters kam, versicherte sie ihn, daß er der Retter ihrer Seele, ihr allergrößter Wohlthäter sei: daß sie ihm noch in ihrem letzten Stündlein danken werde. Das hörte der Theolog recht gern. „Die Universalerbschaft kann mir nicht entgehen!" dachte er: „oder es wäre, wie die gottesfürchtige Tante zu sagen pflegt, ein blaues Wunder!"

Wohl hätte er nicht falsch gerechnet, wenn nicht sein Vetter, der Advokat Zange, vermöge seiner Rechtsgelehrsamkeit, für die Tante einer der wichtigsten Menschen gewesen wäre. Jungfer Sarah verachtete den Mammon der Welt zwar von Herzen, und bedauerte die irdischgesinnten Weltkinder, die daran hingen. Doch aus eben dem Grunde suchte sie nach allen Kräften die Weltkinder vom besagten Mammon, oder den Mammon von ihnen loszuziehen. Sie lieh nämlich Geld auf artige Zinsen und auf Pfänder aus, und arbeitete so redlich für das Seelenheil derer, die von ihr Geld borgten, daß diese immer ärmer wurden. „Selig sind die Armen!" rief sie, wenn sie sich Zins von Zins zahlen ließ: „Käm' es auf mich an, die ganze Stadt müßte bettelarm sein, um das Himmelreich zu ererben, oder es wär' ein blaues Wunder. Je weniger man hier im Leben hat, je größer die Begierde nach dem da droben ist."

Nun aber geschah es oft, daß die gottselige Jungfrau in ihrem Liebes- und Tugendeifer zu weit ging, und wegen Unterpfänder und Zinsen, oder mit bösen Schuldnern in Streit und Prozeß gerieth. Ohne Hilfe des Advokaten Zange, der in der Stadt als der beste Rabulist bekannt war, wäre sie vielmals um Zinsen und Kapital gekommen. Aber liebreich, wie sie, hartherzig und klug, wie er war, konnt' es nicht fehlen. Eher mußte eine verschuldete Familie von Haus und Hof vertrieben werden, als ein ausgeliehener Gulden in Gefahr stehen, verloren zu gehen.

„Ich wäre eine arme, verlassene und verlorne Person, liebster Vetter," sagte sie oft zum Advokat Zange, „wenn Sie sich nicht meiner annähmen. Was ich habe, dank' ich Ihnen. Aber die Zeit wird ja auch kommen, wo ich vergelten kann." — Das hörte der Jurist gern. Er hoffte: die Erbschaft allein zu ziehen, und einst das rechte Tempo schon zu treffen, wenn's Testament gemacht werden müsse.

Das Bild der Jungfrau.

Jungfrau Sarah Waldhorn sprach zwar manchmal aus eitler Gottesfurcht vom Tode und von ihrer Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem und dem Seelenbräutigam; aber doch dachte sie noch öfter an einen irdischen Bräutigam, wie man wohl zuweilen an Dinge denkt, die einem durch den Kopf fliegen. Zwar seit ihrem fünfundvierzigsten Jahre hatte sie feierlich erklärt, sie wolle sich nicht verheirathen; aber doch wandelte sie dann und wann eine Mädchenschwäche an, zumal wenn ein stattlicher Wittwer sie neckte, oder ein Junggesell des Tages mehr denn einmal unter ihrem Fenster vorbei ging und höflich grüßte. — „Der hat gewiß Absichten!" dachte sie dann; „kömmt Zeit, kömmt Rath. Man muß eigentlich nichts verschwören. Wenn's einmal sein soll, — nun des Herrn Wille geschehe! Ich bin eben im schönsten Alter. Meine Namensschwester im alten Testament hatte ja schon achtzig Jahre, ehe sie Kindtauf hielt. Das wäre noch kein blaues Wunder!"

So plauderte sie oft mit sich, besonders wenn ein unvermählter Herr mit ihr freundlich gethan hatte. Und weil dies leicht der Fall sein konnte, so traute sie nach und nach allen Männern in der Stadt „schlimme Absichten", wie sie es nannte, auf ihre jungfräuliche Person zu. Endlich, denn ungefähr seit zwanzig Jahren hatte die Einbildungskraft dies lose Spiel mit ihr getrieben, hielt sie jeden Unverheiratheten für ihren verschwiegenen Anbeter, und jeden, der sich verheirathete, für ihren Ungetreuen.

Daraus läßt sich erklären, warum sie auf die unversöhnlichste Weise mit ihrer Zunge gegen alle Hochzeiten zu Feld zog; auf das gottlose, leichtsinnige „Mannsvolk" schimpfte (denn sie hatte in der That immer mit einem ganzen Volke zu thun); und noch giftiger gegen die koketten Mädchen eiferte, die sich schon in den Kinderschuhen (das heißt, Schuhe, so groß sie etwa neunzehn- oder zwanzigjährige Mädchen tragen mögen) unterstanden, an einen Mann zu denken.

Einige gottesfürchtige alte Jungfern standen ihr, als gewöhnliche Gesellschafterinnen, in dem löblichen Geschäft treulich bei, was in der Stadt

vorfiel, auszuspähen, um darüber fromme Betrachtungen beim Kaffee anzustellen. Da ward denn jeder neue Rock der Nachbarinnen, jede Hochzeit, jede Kindtaufe, und was sonst Neues geschehen sein mogte, gewissenhaft überlegt. Was man hier erfuhr, war schnell in alle Stadtviertel verbreitet, daher ein muthwilliger Maler einst die Göttin Fama, statt mit einer Trompete, mit einem Waldhorn vorstellte, und man von jeder Klätscherei sprüchwörtlich sagte: „Da ist in's Waldhorn gestoßen!“ statt: „man hat's der Jungfrau Sarah gesagt.“

Denkt man sich zu diesen liebenswürdigen Eigenschaften noch die Gottesfurcht und Zinsenlust der züchtigen Sarah, so läßt sich begreifen, warum, mit Ausnahme besagter alten Jungfern, und der vier Neffen, die auf Erbschaft hofften, Jedermann in ehrfurchtsvoller Ferne von ihr blieb.

Sorg' und Noth.

Sie hatte nicht die geringste Lust zu sterben. Daher ließ sie sich den Wetteifer der vier Fakultäten um die Universalerbschaft gar wohl gefallen. Sie gewann dabei am meisten; Leckerbissen von der Philosophie, Trostgründe wider ein sieches Leben von der Theologie, Schutz und Schirm von der Rechtsgelahrtheit und mäßige Apothekerrechnungen von der medizinischen Fakultät. Doktor Falk war ihr so lieb, wie jeder andere, aber auch nicht um ein Haar lieber, wie ein anderer. Nur wenn einmal der Tod im Vorbeigehen an die Thür ihrer Zelle pochte, ward ihr das Doktorchen der allerliebste ihrer Neffen.

„Geschwind, Herr Doktor! kommen Sie, Jungfer Sarah ist sterbenskrank!“ rief eines Morgens die alte Magd der Tante zur Thür herein; „sie sieht schon seit einigen Tagen erbärmlich aus.“

Falk saß, als diese Nachricht kam, eben auf dem strohernen Sopha, und hatte das weinende Suschen tröstend im Arm. — Falk wußte wohl, es sei mit dem Sterben der Jungfrau Waldhorn selten buchstäblich gemeint. Er versprach der Magd, schnell zu kommen, blieb aber bei seinem Weibchen sitzen, um es zu trösten.

Der Trost schlug aber nicht an, denn das gute Suschen weinte immer bitterlicher, und der arme Doktor wußte nicht, warum?

„Sei doch deinem Manne offenherzig, liebes Kind“, sagte er; „du quälst, du tödtest mich mit deinem Weinen und Schweigen.“

— Nun, so höre mich! sagte sie: Ach!

„Gut, Suschen, das hab' ich gehört. Wie weiter?“

— Wir haben vier Kinder.

„Die hoffentlich zu den schönsten in der Stadt gehören. Alle sind so fromm, zärtlich, folgsam ...“

— Ach, wahre Engel sind's, o lieber Mann.

„Da hast du Recht. Wahre Engel. Aber du grämst dich doch nicht über diese Engelschaft, hoff' ich?“

— Nein, lieber Mann; aber, wie wird's in der Zukunft werden?

„O du ungläubiges Suschen! Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

— Ach, es wird uns schwer, sie anständig zu erziehen. Je älter sie werden, je mehr braucht's.

„Sie sind doch schon älter geworden, und hat's da schon gefehlt?“

— Aber, lieber Mann, wenn nun ...

„Was denn?“

— Ach! seufzte sie und schluchzte heftiger.

„Was denn? rief der Doktor mit wahrer Seelenangst.

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, und umklammerte ihn mit beiden Armen fester. Dann sagte sie leiser: „Ich soll nun zum fünften Male Mutter werden.“

Dem Papa ward's bei dieser unverhofften Nachricht zwar auch etwas weinerlich; doch verbarg er seine Bestürzung so gut es ging. „Herzenskind! ist's nichts mehr, wie das?“ rief er: „Gut, Suschen, so kömmt der fünfte Engel zu den vier andern, die schon da sind. Es kann gar nicht fehlen, wir müssen selig werden.“

— Aber, lieber Mann, wir sind ja so arm.

„Die Engel müssen und werden uns Segen bringen. Der Alte der Tage, der die jungen Raben füttert, wird mich auch noch Brosamen für unsere Kleinen finden lassen. Beruhige dich.“

Suschen hatte sich satt geweint, darum ward sie von selbst ruhiger. Aber der Doktor konnte nicht weinen, darum blieb er in der Unruhe. Er ging in der Stube auf und ab und sah zum Fenster hinaus; nichts konnte ihn zerstreuen. „Alle Jahre mehr Kinder und weniger Brod. Alle Jahre größere Tischgänger und kleinere Bissen!“ seufzte er innerlich. Er würde die sterbende Jungfrau Sarah Waldhorn über die Geschichte vergessen haben, wenn ihn nicht Suschen erinnert hätte, zu ihrem Sterbebette zu laufen.

Das blaue Wunder.

Er nahm den Hut, doch lief er eben nicht. Das häusliche Gespräch drückte ihn noch. Er dachte nur an seine wenigen Kunden, an seine dürftigen Finanzen. Er drückte den Hut tief in's Gesicht, sah starr vor sich hin, wie ein Versemacher, grüßte nicht links nicht rechts auf den Straßen, und hätte beinahe den Generalsuperintendenten über den Haufen gerannt, der doch eins der hellleuchtendsten Kirchenlichter war.

Als er zur vielgeliebten Tante kam, fand er sie zwar nicht auf dem Sterbebette, aber doch mit der Brille auf der Nase vor einem großen Andachtsbuch, worin sie Todesbetrachtungen, und Gebete für Sterbende in letzten Nöthen, aufgeschlagen hatte. Sie sah in der That übel aus, obgleich man auch von ihrem Gesicht nicht behaupten konnte, es hätte jemals sehr gut ausgesehen. Um die Stirn hatte sie ein Tuch, und wieder ein

Tuch unter's Kinn über dem Kopf zusammengebunden.

„Wo fehlt's?“ fragt Doktor Falk und legte Hut und Stock weg.

„Der Herr weiß es,“ seufzte sie mit leiser Stimme kläglich: „ich leide viel, schon seit einigen Tagen leid' ich. Es ist nicht anders, als wenn mein Stündlein vorhanden wäre. Und das wäre doch schrecklich.“

Der Doktor faßte gedankenlos ihren Puls, und sagte, ohne zu wissen, was? vor sich hin: „Er geht etwas voll.“ Im Geiste war der gute Mann noch immer bei Suschen zu Hause.

„Das dacht' ich wohl!“ seufzte hochbeängstigt die Jungfrau: „Finden Sie mich gefährlich, lieber Falk?“

„In Ihren Jahren nicht mehr!“ sagte der Doktor aus langer Weile.

„Nun das wäre doch etwas Trost!“ versetzte sie freundlicher: „In der That, ich bin in meinen besten Jahren; meine Kräfte unverdorben. Meine Natur muß mich selber herausreissen. Meinen Sie nicht, lieber Falk? Wenn's nicht Noth ist, nur keine theure Arzneien. Seit China, Rhabarber und Mixturen Kolonialwaaren geworden sind, ist nicht auszukommen. Daß sich der Herr erbarme! Aber, lieber Falk, mir ist doch nicht wohl.“

Die Tante ließ ihrer Zunge nun den Lauf, sprach von hunderttausend Dingen, die weder zum Uebel- noch Wohlsein gehören, alles nach ihrer lieben Gewohnheit. Der Doktor aber trommelte singend auf dem Tische und hörte gar nicht zu; ebenfalls nach seiner lieben Gewohnheit. Endlich ward ihm die Zeit zu lang.

„Aber was fehlt Ihnen?“ rief er.

„Ach, der Appetit! ich habe seit zwei Tagen keinen Löffel Suppe mögen; habe Kopfweh zum Sterben.“

„Vielleicht den Magen verdorben, Tante, mit irgend einer philosophischen Gänseleberpastete?“

„Ei, du gerechter Himmel! Falk, kein Gedanke davon! — das kömmt unmöglich vom Magen. Ich lebe so einfach, so mäßig. In allem Ernst, ich wüßte nicht, daß ich seit vielen Wochen etwas Schwerverdauliches genossen hätte. — Auch hab' ich zuweilen Zahnweh; — zuweilen Uebelkeiten, Herzweh, Erbrechen — — gerechter Himmel, sehen Sie mich doch nur an, Falk, und trommeln Sie nicht beständig den Zapfenstreich, da werden Sie sehen, wie blaß ich bin, wie eingefallen meine Augen. Mir ist gewiß nicht wohl!“

„Meinetwegen!“ rief der Doktor ärgerlich, der hier eine Litanei hörte, welche ihn an Suschens Zustand erinnerte: „so sind Sie schwanger!“ Er nahm Stock und Hut.

„Ei du gerechter Himmel!“ kreischte Jungfrau Sarah Waldhorn, daß man's in den benachbarten drei Gassen ohne Mühe bis ins dritte und vierte Stockwerk hören konnte: „Ei, du gerechter Himmel, das wäre mir doch ein blaues Wunder!“

Als der Doktor diese lebhaften Töne des jungfräulichen Waldhorns hörte, überlief es ihn eiskalt. Er besann sich, daß er in Unmuth und halber Zerstreuung eine Albernheit ohne Gleichen ausgestoßen hatte; aber eine Albernheit, die keine züchtige Jungfrau verzeiht, zumal eine Jungfrau, die ihre mühsame Würde siegreich den Fünfziger Jahren entgegenführte, die keinem andern Mädchen auch nur einen Blick, einen Händedruck im Pfänderspiel verzeihen hätte; die aus lauter Heiligkeit zusammengesetzt — genug, eine Jungfrau, wie eben Jungfrau Sarah Waldhorn war.

„Ich will das Wetter austoben lassen, und mein Heil in der Flucht suchen, eh' die ganze liebe Nachbarschaft zusammenströmt!“ dachte Falk, öffnete behend die Thür und rannte davon.

Krankenbesuche.

Diesmal hätte er schier auf der Gasse seinen eigenen Schwager, den berühmten Advokat Zange, über den Haufen geworfen, wenn Herr Zange, langbeinig, hoch, breit, vierschrötig wie er war, nicht als ein ächter Goliath seinem Mann gestanden hätte. So lief's zum Glück für beide mit einem Fleck an den Rippen ab, indem sie zusammenrannten.

„Holla! Herr Bruder!“ rief der Advokat, indem er sein breites fleischiges Gesicht schmerzhaft verzog: „Wären Sie nicht mein leibhaftiger Schwager: für den mörderischen Ueberfall auf offener Straße hing' ich Ihnen einen verdammten Prozeß an den Hals. Wenn Sie mir eine Rippe kassirt haben, müssen Sie sie mir unentgeldlich repariren, und ich verlange nichts als das Schmerzengeld von Ihnen.“

„Thut mir leid, bitt' um Verzeihung!“ stammelte der Doktor und wollte davon. Der Advokat hielt ihn beim Arm: „Woher denn, Doktorchen, wohin so eilig? Woher?“

„Von der Tante Waldhorn. Sie ist sterbenskrank!“ erwiederte der Doktor.

„Sterbenskrank, Herr Bruder? Sterbenskrank? Gott befohlen, auf Wiedersehen, Herr Bruder!“ rief der Advokat, und steuerte mit großen Schritten dem Hause der Tante zu.

„Wenn der Doktor selbst bekennt, sie sei sterbenskrank,“ murmelte Herr Zange unterwegs für sich: „so ist's richtig. Sie fährt ab. Es kann nicht fehlen. Wenn sie nur nicht schon von Sinnen ist, daß sie kein Testament mehr machen kann. Wer weiß, hat der Philosoph sich nicht schon seine Braten und Pasteten bei ihr bezahlt gemacht, oder der Paster Primarius ihre Seele weggeschnappt. Nun die gönn' ich ihm wohl, läßt er mir nur das Geld.“

Er trat athemlos zur Tante ins Zimmer. Die Magd war eben beschäftigt, der Kranken ein Riechfläschchen unter die Nase zu halten. Wirk-

lich sah die arme Sarah einer Sterbenden ziemlich ähnlich, denn sie hatte sich nur kaum von einer Anwandlung von Ohnmacht erholt, von der sie nach der Flucht des Doktors überfallen war. Herr Zange legte sogleich die Falten seines Gesichts zum Ausdruck des tiefsten Schmerzes zusammen, und seine Athemlosigkeit kam ihm dabei gut zu statten. Er schien vor Schrecken und Wehmuth nicht reden zu können. Aber sein Herz hüpfte vor Freuden, denn er fand ja die Tante noch aufrecht genug zum Testament, und bei dem allen zum seligen Ende ziemlich fertig. „Jetzt“, dachte er, „jetzt oder nie muß das Eisen geschmiedet werden. Wollen sehen, ob wir nicht den Professor mit seinen Braten und den Pastor mit seinem Himmelreich durch einen erlaubten Pfiff aus dem Sattel heben können.“

Sobald Sarah fähig war, wieder in Unterhaltung zu treten, fing er diese mit einer Schilderung seines Schmerzes an, die Tante — die liebe Herzenstante, — den Engel von Tante so schwach zu sehen. Nach diesem rieth er ihr, statt des Doktor Falk einen andern Arzt zu nehmen.

„Warum das?“ fragte Sarah.

„Sehen Sie, er ist ein armer Teufel — hofft vielleicht zu erben, und gibt sich zur Rettung Ihres theuern Lebens nicht alle Mühe, die wohl nöthig wäre. Menschen sind schwach. Besser ein neutraler Mann, als einer, der Partei nimmt. Und das begreifen Sie: ein Doktor, der zugleich Erbe ist, der ist Richter in eigener Sache.“

Die Tante schüttelte den Kopf.

„Ich will eigentlich nichts gegen ihn sagen!“ fuhr Herr Zange fort, den das Kopfschütteln hoch erfreute, weil er daraus schloß, der Doktor sei nicht Richter in eigener Sache, weil er nicht zu erben bestimmt sei: „Gar nichts, liebste, himmlische Tante! Er ist sonst ein ganz guter Kauz. Aber die andern da haben mich argwöhnisch gemacht, der Pastor und der Professor ... pfui, es sind Unmenschen! sich auf jemandes Absterben zu freuen, um des bischen Geldes willen.“

„Auf mein Absterben?“ fragte die Tante mit dem vielkläglichen Blick einer Weltverlassenen.

„Ich hab's schon längst bemerkt; er hat mich schon längst geärgert; doch wollt' ich der guten Tante keinen Verdruß machen!“ fuhr der Advokat eifriger fort, als er seine Sache auf gutem Wege sah.

„Aber, ist's auch wahr?“ fragte die Tante, welche neben ihrer ungeheuern Leichtgläubigkeit für alle üble Nachreden doch zuweilen Zweifel in diejenigen setzte, die sie selbst betrafen.

„Wahr? Und wenn ich ein Lügner wäre vom Morgen bis zum Abend: gegen Sie, Tante, hab' ich nie zu lügen ein Herz gehabt, am wenigsten in diesen Augenblicken. Eigentlich sind es aber nur alberne Reden von den beiden Vettern.“

— Alberne Reden? was? albern heißt das blos?“

„Nun ja. Zum Beispiel, der Primarius sagte noch neulich: die Leichenpredigt hab' er schon seit zehn Jahren auf die Tante fertig; aber Tante habe ein zähes Leben, und die Predigt werd' ihm von den Würmern verzehrt.“

— Ei gerechter Himmel, das hätt' ich dem Pastor nie zugetraut. Aber das weiß ich, ein Erzheuchler ist er doch neben seiner Kopfhängerei.

„Darauf sagte der Professor: „Es kömmt auf die Hinterlassenschaft an. Ist sie danach, so geb' ich am Begräbnißtage einen Leichenschmaus von den leckersten Schüsseln, und lasse ein Dutzend Zapfen vom schönsten Champagner springen.“ “

„Ei, da muß ich mein blaues Wunder hören!“ schrie Sarah: „Wartet nur mit euern Zapfen und Predigten! ich bin noch lange nicht zum Sterben. Ihr sollt euch die Augen wischen.“

Die letzten Worte erschreckten den hoffnungsvollen Herrn Zange eben so sehr, als ihn die ersten entzückten. Er tastete zwar auf ihr seliges Ende lange herum; sehr behutsam, sehr zart; aber vergebens. Sie versicherte gar nicht behutsam, gar nicht zart, daß sie noch einige Dutzend Jährchen in diesem irdischen Jammerthal Lust habe, ihr Kreuz zu tragen. Vom Testamentmachen dürfte gar keine Rede sein. Der Advokat, untröstlich und verzweiflungsvoll, lief endlich davon.

Bald nach ihm kam der Pastor Primarius Waldhorn, vom Schweiße triefend, athemlos. Die Tante, vor Aerger in einem wahren Fieber, hatte sich zu Bett begeben. Als sie den Primarius sah, wandte sie das Gesicht weg, und mochte ihm, eingedenk seiner Leichenrede, nur nicht den Gruß erwiedern. Der Geistliche wurde dadurch noch mehr überzeugt, die Tante sei den letzten Zügen nahe, und fing ohne weitere Umstände ein kräftiges Gebet an, das endlich ganz unvermerkt in die Nutzanwendung überging: Mensch, bestelle dein Haus, denn du mußt sterben! — Unter Hausbestellung verstand er aber — ein Testament.

„Es ist noch nicht so weit!“ schrie ihn Sarah mit jener hellgellenden Stimme an, die der Familie Waldhorn erb- und eigen ist.

„Aber der Herr Vetter Zange hat mich's doch erst versichert, da er mir bei der heiligen Geistkirche begegnete!“ erwiederte der Primarius mit Entsetzen, denn solchen gesunden Waldhornklang hatte er gar nicht mehr erwartet.

„Was versichert?“ rief Sarah unwillig.

„Wie ich sage,“ versetzte der Primarius; „hat er Sie denn nicht wegen des Testaments bedroht?“

„Er? mich bedroht?“

„Nun, Tante, lassen Sie sich auch von diesem Weltkinde gar nicht schrecken, der nur nach eitelm Mammon gelüstet. Er schwor zwar, daß, wenn Sie ihm nicht den größten Theil Ihres Vermögens vermachen würden, er Ihr Testament umstoßen wolle; und namentlich bedrohte er mich mit einem Prozeß von zwanzig Jahren, und hieß mich einen Erbschleicher. Aber der Herr wolle ihm die

Sünde nicht behalten; er weiß nicht, was er redet. Aber umstoßen will er Ihr Testament.“

„Umstoßen? der?“

„Allerdings. Ich machte ihm zwar Vorstellungen in christlicher Liebe. Allein er sagte: Er betrachte Ihr Hab und Gut schon als sein Eigenthum, das er durch die Prozesse redlich gewonnen, die er zu Ihrem Besten geführt. Ohne seinen Beistand hätten Sie, trotz allem Wucher, heut keinen Gulden mehr, und säßen im Armenhaus! sagte er mir. Ich schlug an mein Herz und seufzte zum Himmel: Der Menschen Tichten und Trachten ist sündlich von Jugend auf!“

„Und Ihre Leichenpredigt dazu, Vetter!“ schrie die Tante erbost, und gab ihm das Zeichen, sie zu verlassen.

Kaum war er fort, meldete sich der Professor der Philosophie. Nach den ersten philosophischen Leidbezeugungen sprach er von Seelengröße; dann von einem Krankensüppchen, das er in seiner Küche nach einem ganz neuen Rezept für sie bereiten lasse, und damit wollte er den Uebergang auf seine Liebe machen, die er ihr thätiger, als irgend einer, bis zum Tode bewiesen habe. — — Allein die Tante, welche vor Gift und Galle kaum reden konnte, unterbrach ihn kreischend: „Herr Vetter, sparen Sie Ihre Krankensuppen nur zum Leichenschmause nach meinem Tode auf.“ Er wollte sein Erstaunen bezeugen (wiewohl ihm doch das rothe Gesicht noch röther ward vor Scham und Wuth, daß man sein Wort verrathen hatte). Doch alles umsonst. Sarah wies ihm endlich ziemlich unphilosophisch die Thür.

Abermals ein blaues Wunder.

So hatten es alle vier Fakultäten mit der Jungfrau im Grund und Boden verdorben. Die Neffen waren in Verzweiflung, mit Ausnahme des Doktor Falk. Er lachte dazu. Sein Suschen aber keineswegs. Suschen machte ihrem Manne noch am andern Tage viele Vorwürfe, wiewohl sie anfangs über seinen unbesonnenen Einfall selbst hatte lachen müssen. Er nahm sie in den Arm und küßte ihr den Mund zu und sagte: „Du hast Recht. Ich hätte der tugendbelobten Jungfrau nicht so Arges sagen sollen; aber wahrhaftig, ich wußte gestern nicht, wo mir der Kopf stand, als ich dich verließ.“

„Ich würde nichts dagegen haben, lieb Männchen, wenn ich nicht überzeugt wäre, die Tante werde lebenslang unversöhnlich sein. Denn so etwas verzeiht keine Jungfrau. Und das ist schlimm für uns, zumal jetzt. Der Winter währt noch lang; ich heize den Ofen so schwach, daß den ganzen Tag die Fenster nicht aufthauen, und doch steht unser Holzvorrath an der Neige. Du weißt es ja selbst. Und in Kasse haben wir — sieh nur her!“ Sie klimperte ihm mit einigen Geldstücken im leeren Beutel dicht vor den Ohren.

Da ward an die Thür gepocht. Sarah's alte Magd trat herein, brachte einen versiegelten Zettel, und die dringende Bitte der Tante, daß sich der Herr Doktor unfehlbar nach dem Essen mit dem Glockenschlag ein Uhr bei ihr einfinden möge. Sie liege im Bette, doch scheine sie etwas besser zu sein, als gestern.

„Gut. Ich komme!“ sagte Falk, nahm den Zettel und entließ die Magd. Er wog den Zettel in der Hand, schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Fühle doch, Suschen! das ist ja schwer, wie Blei.“ Er öffnete. In eine Spielkarte eingeklemmt, blitzten ihm zehn neue, schöngeränderte Dukaten entgegen. Er betrachtete die Adresse. Sie war an den Doktor Falk und an keinen andern Menschen auf Erden. Solche unerhörte Freigebigkeit der Jungfrau Sarah erregte die gerechte Verwunderung des Ehepaars. „Das ist das blaueste von allen blauen Wundern der Tante!“ rief Falk: „Nun, Herz, mein Herz, seit wann hatten wir solchen Schatz im Hause? Siehe, die Vorsehung wacht für uns und unsere Kinder. Wir sind für den Winter geborgen. Alle Noth hat ein Ende. Warum weinst du doch?“

„Ach!“ schluchzte Suschen, und fiel ihrem Manne um den Hals: „vor Freuden wein' ich. Aber“, setzte sie leise hinzu, „ich habe auch die ganze Nacht gebetet; denn schlafen konnt' ich doch nicht viel.“

Da schlug Falk beide Arme um die Geliebte und sagte nichts; und er weinte heimlich. Denn seine Rührungen zeigte er ihr nicht gern.

Das blaueste von allen.

Mit dem Glockenschlag ein Uhr stand er vor dem Bette der Tante. Er nahm mit innerer Bewegung, voller Dankbarkeit ihre Hand — er hatte es Suschen gelobt —, küßte diese wohlthätige Hand und sagte: „Beste Tante, Ihr Geschenk hat mich und Suschen sehr glücklich gemacht.“

„Lieber Vetter,“ sagte die Kranke holdselig, denn ein Kuß auf die Hand war ihr lange nicht widerfahren, „ich bin schon seit Jahr und Tag Ihre Schuldnerin.“

„Und verzeihen Sie meine gestrige Unart!“ fuhr der Doktor fort.

Die Tante bedeckte sich schamhaft das Gesicht mit Hand und Schnupftuch. Nach einer Weile sagte sie, ohne ihn anzusehen: „Vetter, ich setze mein ganzes Vertrauen in Sie — mein Leben hängt von Ihnen ab. Können Sie schweigen? wollen Sie?“

Falk versprach Alles. Sie beruhigte sich damit noch nicht. Sie gelobte ihm ihr ganzes Vermögen, wenn er reinen Mund hielte. Er that den feierlichsten Schwur. „Ich weiß, ihr beiden jungen Leute seid oft in Noth und Mangel. Ich will mich zu euch in die Kost geben, denn meine alte Magd, die mir so lange treu gedient“ — hier fing sie laut an zu schluchzen — „muß ich doch abschaffen. So lange Sie aber mein Ge-

heimniß verschweigen, geb' ich Ihnen jährlich tausend Gulden Kostgeld, und sollt' ich einst sterben, mein ganzes Vermögen.«

Der Doktor fiel auf die Knie und schwor.

»Aber Sie müssen ausser der Stadt wohnen; denn in der Stadt bleib' ich nicht. Ich trete Ihnen erb- und eigenthümlich mein großes Haus vor dem Thor nebst Garten und Gütern ab, — Sie wissen mein Haus neben dem großen Gasthof zur Schlacht von Abukir, das ich vor einem halben Jahr von meiner Mutter Bruder, dem Accisedirektor, erbte.«

Der Doktor schwor mit einer hochaufgestreckten Hand: er wolle, trotz Winterfrost und Schnee, folgendes Tages hinausziehen.

»Ich will, so lange Sie schweigen, Vetter, Ihnen mein Kostgeld halbjährlich vorausbezahlen; und für die ersten Einrichtungen für Sie und mich liegen im Wandschränkchen dort hinter der Thür vier Rollen mit Neuenthalern.«

Der Doktor streckte beide Hände und alle fünf Finger in die Luft und schwor Verschwiegenheit bis ins Grab, dachte aber bei sich: die glaubt gewiß, der jüngste Tag oder das tausendjährige Reich sei vor der Thür, daß sie sich so schnell bekehrt.

Nach allem diesem aber kam Sarah nie zum Bekennen des großen Geheimniß's. Und so oft sie versuchte anzufangen, starb ihr das Wort auf den Lippen, indem sie das Gesicht verbarg und schluchzte. — Dies Anfangen und Abbrechen und Jammern währte ziemlich lange. Der Doktor stand auf, setzte sich vor das Bett, wischte mit dem Rockärmel seine Knie, nahm eine Prise und dachte: wenn man einen Brunnen endlich trocken pumpen kann, werden doch die Thränendrüsen einer beklemmten Jungfrau auch am Wasser versiegen.

Es wird immer blauer.

Er hatte Recht. Als sie nicht mehr weinen konnte, hielt sie es für christliche Fassung des Gemüths, und sagte mit zitternder Stimme: »Vetter, als Sie gestern mit dem entsetzlichen Ausdruck von mir weggingen . . .«

Der Doktor wollte wieder auf die Knie fallen und abbitten: »Verzeihen Sie mir doch den Ausdruck, goldene Tante, es war von mir . . .«

»Nein, Vetter — Sie mochten wohl Recht haben.«

»Es war Dummheit von mir, Tante.«

»Nein, Vetter, ich vermuthe, Sie haben Recht.«

»Das ist ja unmöglich, goldene Tante.«

»Ach, nur allzugewiß, Vetter!«

»Aber es ist nicht möglich, Tante. Und wenn auch — wenn selbst — nein, Tante, Sie sind gewiß . . .«

»Vetter, Sie haben Recht. Ich hätte in meinem Alter wohl vernünftiger sein sollen, meinen Sie. Und Sie haben Recht. Nun aber wissen Sie Alles. Das Unglück ist geschehen. Ich war verheirathet — aber heimlich, ganz heimlich — aber ehrlich, aber in der Ordnung. Wer wird mir's nun glauben? Nun ist er im Tirol an einer Stückkugel gestorben. Hier sind Briefe und Zeugnisse. Er ist todt, und . . .«

»Wer denn, Tante?« rief Falk voller Erstaunen.

»Ach, der Trompeter vom französischen Husareuregiment, Gott hab' ihn selig, der vorigen Sommer bis im Herbst bei mir im Quartier lag. Er war kein gemeiner Trompeter, sondern Regimentstrompeter; sein Vater und Großvater hatten Jahre lang mit großem Beifall die Pauken gerührt. — Aber, gerechter Himmel, Husarenfrau mocht' ich nicht heißen. Und ehe er sich vom Regiment losmachen konnte, mußte er mit dem Regiment fort. Nun sitze ich da als eine junge Husarenwittwe. Keine Seele weiß es; keine Seele glaubt es. Ich sterbe, wenn man's erfährt. Die Stadt würde blaues Wunder schreien! Am Trompeter wäre mir wenig gelegen, aber mein guter Name!«

Der Doktor schüttelte den Kopf. Er konnte sich von der Verwunderung kaum erholen. Den Trompeter hatte er zwar oft im Zimmer der Jungfrau Waldhorn gesehen, aber — Falk, der Göthe's Idee von der chemischen Wahlverwandtschaft der Menschen immer einen närrischen Einfall geheißen — er hätte sich nie so starke Wahlverwandtschaft zwischen Trompeter und Waldhorn träumen lassen. — Auch jetzt noch hielt er wenigstens die Besorgnisse der Jungfrau — denn so wollte die Wittwe heißen — für grundlos; allein sie gab ihm auf seine Fragen über ihr Befinden so sonderbare Antworten, daß er selbst zu glauben anfing. Nun freilich konnte er sich die verschwenderische Freigebigkeit der hochbeängstigten Dame erklären, die lieber das Leben verloren, als es ertragen hätte, daß die ganze Stadt erführe, wie der erste Tugendspiegel aller Jungfrauen so blind überlaufen sei.

Er gab sein Ehrenwort, zu schweigen und sie vor aller Welt zu verbergen, bis sie sich wieder mit Sicherheit sehen lassen könne. Bis dahin sollte sie für krank gelten — unter diesem Vorwand und besserer Pflege willen beim Doktor wohnen; allen Umgang abbrechen.

Die Schenkung des Landhauses beim Wirthshaus zur Schlacht von Abukir ward notarialisch und gerichtlich ausgefertigt; das Landhaus mitten im Winter bezogen. Die jungfräuliche Matrone ward darauf unsichtbar. Sie ließ sich von Suschen allein bedienen, und diese hatte sie selbst in das Geheimniß eingeweiht.

Gute Folgen.

»Das heißt doch,« sagte sie oft in heitern Stunden zu Suschen, denn immer konnte sie doch

nicht verzweifeln; auch that Suschen alles, was sie der Tante in den Augen las, so daß diese sich in ihrem ganzen Leben nicht so wohl verpflegt und behaglich gefühlt hatte, wie im Schoos dieser glücklichen Familie: „das heißt doch wahrlich, sein blaues Wunder erleben, wenn einen zuletzt noch solches Schicksal trifft. Hätte ich das je denken sollen! Ach, siehe wohl zu, daß du sicher stehest, auf daß du nicht fallest. Ich war aber in allzugroßer, geistlicher Sicherheit; da ward ich gestraft. O der Trompeter! der Trompeter!“

Die Begebenheit hatte inzwischen auf Jungfrau Sarah einen sehr wohlthätigen Einfluß. Aus bloßer Furcht, sich von den neugierigen Augen ihrer ehemaligen Gesellschafterinnen und Kaffeeschwestern verrathen zu sehen, entwöhnte sie sich von dem Umgang derselben, und gewann reinern Vergnügungen im Kreise der Falkschen Familie Geschmack ab. — Zwar hörte sie noch gar zu gern Stadtneuigkeiten, aber — sie gedachte ihrer Schwäche — und verdammte nicht mehr so lieblos wie sonst; höchstens seufzte sie wie eine Gebeugte, welche, ihr eigenes Gericht scheuend, nie wieder richten wollte. Sie ward so nachgiebig, bescheiden, ja demüthig, wie man nie von ihr hätte erwarten können. Die Verpflanzung unter andere Menschen, Verhältnisse und Gegenstände, der heroische Entschluß, wodurch sie einen Theil ihrer Güter weggegeben hatte, die Versicherung des Doktors, sie habe Vermögen genug, um zu leben, er wolle es ihr verbürgen — das alles verwandelte sie so sonderbar, als lebe sie in einer andern Welt. Sie gab sogar ihr Wucherhandwerk auf, das sie ohnedem bei ihrer Entfernung von der Welt nicht mehr treiben konnte.

Unterdessen spien die drei Fakultäten Feuer und Flamme. Der Advokat Zange und das philosophische und theologische Waldhorn machten entsetzlichen Lärmen gegen einander. Denn Jungfrau Sarah hatte ein- für allemal einem jeden den fernern Zutritt verboten, und jedem dabei gesagt, was der Advokat ausgeplaudert, so wie dem Advokaten, was der Primarius von ihm verrathen habe. Die beiden Waldhorne versöhnten sich zwar dem Scheine nach, aber nur um desto stärker durch ihre Vereinigung gegen den Rabulisten zu sein, der ihnen auf alle Bewegungen lauerte, um Stoff zu einem Prozeß zu finden. Der Philosoph schrieb ein vortreffliches Werk gegen die menschlichen Leidenschaften, und der Primorius hielt alle Sonntage die rührendsten Predigten gegen Undank, Verleumdung, Neid, Klatschsucht und Bosheit. Beide stifteten damit viel Gutes, nur ihre eigene Galle wuchs immer dabei.

Der fromme Betrug.

Inzwischen war nach der langen Winterzeit der Frühling gekommen. Die warmen Sommertage nahten. Doktor Falk hatte schon früh bemerkt, daß sich seine Tante in der That Sorgen ohne Noth gemacht. Er hatte ihr dies gemeldet, und zugleich offenbart, daß ihre Kränklichkeit eine der weiblichen Schwachheiten sei. Umsonst, die Jungfrau ließ sich ihre Einbildung schlechterdings nicht ausreden. Suschen und Falk mußten schweigen und der Tante den lächerlichen Glauben lassen, weil sie drohte, Argwohn gegen des Doktors Freundschaft zu fassen. — Sie hütete meistens das Bett.

„Sie macht mir bange!“ sagte Suschen zu ihrem Manne: „Sie kömmt mir zuweilen wie eine Verwirrte vor.“

„Das ist sie auch im vollen Sinne des Worts!“ sagte der Doktor: „Es ist bei ihr Hypochondrie, fixe Idee! Mit meinen Arzneien treib' ich ihre Einbildungen nicht weg. Was ist zu thun, vielleicht heil' ich ihr eine Phantasie mit der andern. Ich gebe seiner Zeit unser Kind ihr für das übrige.“

„Aber wird sie das glauben?“

„Will sie es nicht glauben, so läßt sie es.“

Nach einigen Wochen erschien Suschen nicht mehr bei der Sarah — so war's von den Eheleuten besprochen — der Doktor zeigte ihr an, Suschen habe Unglück gehabt.

„Das Kind todt?“ fragte Sarah.

„Allerdings!“ erwiederte der Doktor.

„Ach . . .“ seufzte sie.

„Bleiben Sie ohne Sorge, Tante.“

Eines Morgens, vor Tagesanbruch, ward die Tante auf sonderbare Art geweckt. Ihr Gesicht ward mit Wasser gesprengt; unter der Nase ihr ein stark riechendes Fläschchen um's andere gehalten, daß sie fast den Odem verlor.

Sie schlug die Augen auf und sah den Doktor mit ihrer Nase beschäftigt. „Gerechter Himmel, ich sterbe; ich komme um! Was machen Sie mir denn in die Nase, Vetter!“

„Still, Tante! sprechen Sie kein Wort!“ sagte der Doktor mit bedeutungsvollem Blick: „Geben Sie mir nur zu verstehen, ob Sie sich wohl befinden.“

„Ganz leidlich, Vetter.“

„Sie lagen vier Stunden lang in Ohnmacht, Tante, mir war für Ihr Leben bange. Jetzt ist's gut. Sie sind gerettet. Ein allerliebstes Kind . . .“

„Was?“ rief Sarah, indem sie sich fast die Nase zerrieb.

„Ein artiger Knabe. Wollen Sie den Buben sehen? Wenn Sie sich ruhig verhalten, ohne ein Glied zu rühren; so . . .“

Aber, Vetter . . .“

„Ich sage den Leuten, es sei das Kind meiner Frau, dafür gilt es jetzt im Hause.“

„Ach, Vetter, Ihre Klugheit, Ihre Hilfe, Ihr Rath . . . Sie sind ein Engel.“

Falk ging. Die Tante zitterte an allen Gliedern vor Schreck und Freude. Sie sah sich um; auf den Tischen standen brennende Kerzen und Arzneigläser dutzendweise. — Eine Frau brachte das Kind, es schlummerte sanft. Sarah sprach

kein Wort, betrachtete es lange, fing bitterlich an zu weinen, küßte das junge Wesen unzählige Male, und sagte zum Doktor, als es wieder weggetragen war: „Es ist der französische Regimentstrompeter, Gott hab' ihn selig, wie er leibt und lebt! Ja, gewiß, wie er leibt und lebt!“

Wirkungen.

Nach einigen Wochen, die sehr pünktlich bei guten Kraftbrühen verlebt wurden, trippelte Jungfrau Sarah wieder wohlgemuth, stärker und frischer als jemals, im Hause herum. Sie wiegte das Knäblein und trug es mit Zärtlichkeit umher, und hegte und pflegte es mit wahrer Affenliebe. Sie war glücklich von ihrer närrischen Einbildung durch eine noch weit närrischere geheilt. Dankbar dafür war der erste Gang, welchen sie ausser dem Hause that, zur Kirche, und von der Kirche hin, dem Doktor Falk ihr gesammtes Vermögen gerichtlich verschreiben zu lassen, mit der Bedingung, daß er sie lebenslänglich dafür verpflege, und ihr zum eigenen Gebrauch eine ansehnliche jährliche Summe Taschengeld gebe. Dem Doktor aber machte sie noch den geheimen Artikel zur Pflicht, daß dem Regimentstrompeterlein dermaleinst die Hälfte des gesammten Vermögens zufallen müsse.

So ward Doktor Falk plötzlich durch die blauen Wunder der Jungfrau Sarah Waldhorn zum reichen Mann. Der Sieg der medizinischen Fakultät war unwiderruflich entschieden; desto ärger wütheten von nun an die theologische, philosophische und juristische gegen einander. Sie konnten es einander nicht verzeihen, daß sie sich gegenseitig um die Universalerbschaft geprellt hatten. Dem Doktor Falk verzieh man leichter. Er war an allem unschuldig. Man knüpfte sogar wieder Freundschaft mit ihm an, denn er war einer der reichsten Männer in der Stadt; und einen reichen Mann, oder vielmehr sein Geld, kann der Philosoph und Jurist, wie der Theologe allezeit gebrauchen.

Die erbitterten Leutchen trieben ihren gegenseitigen Haß endlich so weit, daß sie ihren Kindern verboten, mit einander zu spielen; daß, wenn zwei einander von fern auf der Straße sahen, beide umkehrten, um sich nicht zu begegnen; daß, wenn zwei einander nicht ausweichen konnten, sie links und rechts vorbei defilirten, ohne sich zu begrüßen. Ihre Todfeindschaft, die oft in die lächerlichsten Ausschweifungen entartete, ward zuletzt Gespräch und Aergerniß der ganzen Stadt.

„Aber,“ sagte Suschen zu ihrem Manne, „es ist doch recht betrübt, Verwandte in solchem Hader zu sehen. Wie wär's, Männchen, wenn du sie wieder aussöhntest? Vielleicht wenn du sie einmal zu einem freundschaftlichen Essen zusammenbätest. Beim Glase Wein wärmen die Männer wohl alte Freundschaft wieder auf. Versuch's doch. Es wäre ein schönes Werk gethan.“

„Alles ganz gut!“ rief Jungfrau Sarah, „man soll ein Christ sein und sich versöhnen. Ich bin auch dafür. Nur das Essen gebt mir nicht hier im Hause; ich kann die drei Schleicher nicht vor den Augen leiden. Ich kann alles vergeben, aber vergessen nicht. Speiset ihr drüben im Wirthshaus zur Schlacht von Abukir mit einander; nur hier nicht.“

Die Schlacht von Abukir.

Dem Doktor wäre die Versöhnung seiner Vettern ganz recht und lieb gewesen, doch traute er nur halb. Aber Suschen hatte darum gebeten. Und wenn Suschen sich auf's Bitten legte, dann legte man sich ganz vergebens auf's Abschlagen, besonders Doktor Falk. Er stand zwar nicht unter dem Pantoffel seiner Frau, aber gewiß doch unter ihrer weichen Hand.

Sehr gelegen zu dem Versöhnungsmahl kam ihm die Anwesenheit zweier großer Gelehrten in der Stadt; beide hatten ihm einst als akademische Lehrer auf der Universität Artigkeit erwiesen. Jetzt konnt' er abzahlen, und die Gegenwart dieser beiden großen Männer flößte den drei feindlichen Verwandten wenigstens so viel Achtung ein, daß sie sich in deren Gegenwart nicht mit neuen Vorwürfen reizen konnten. Man tadle doch nicht, was wir im gemeinen Leben Anständigkeit nennen. Sie ist oft das Gängelband, in welchem die kindliche Tugend auf schwachen Füßen laufen lernt. Der eine von den großen Männern, der berühmte Edukationsrath Habnenkamm, war eigentlich mehr lang als groß, fast riesenhaft, schattenähnlich, auseinander gezerrt, mager. Der andere große Mann war der Hofrath Pilz, ein kleines, bleiches Männlein, durch seine Schriften hinlänglich der Welt und Nachwelt bekannt, wenn er nicht etwa vergessen ist. Der Wirth zur Schlacht bei Abukir mußte ein glänzendes Nachtessen rüsten, — der Doktor lud auf ein einfaches sokratisches Mahl ein.

So ein sokratisches Mahl bei einem Doktor, reich wie der Mann im Evangelium, wird nicht leicht ausgeschlagen. Man fand sich ein. Zange und die beiden großen Männer erschienen die ersten. Die Unterhaltung war sehr gewürzt durch den attischen Witz der Fremden, die, in literarischen Klatschereien wohlbewandert, von allen durch Schriften bekannten Männern etwas Lächerliches aufzutischen wußten. Als aber der Professor Waldhorn kam, ward dem Advokaten das Lachen theuer. Dieser verzog das breite, fleischige Gesicht, als hätt' er die Kolik; und jener ging um den Rabulisten in so weiten Bogen herum, als fürchtete er sich, seinen neuen perlfarbenen Rock mit den weißatlassenen Unterkleidern schon durch den Hauch des Advokaten zu besudeln. Da nun aber gar klein, schwarz, rund und gesund der

Pastor Primarius hereinschritt, war's, als führe ein böser Geist in die Versammlung. Die Einheimischen sprachen nur mit den Fremden; sich selbst mieden sie zu sehen, und geschah es, so war's mit Basiliskenaugen.

Man setzte sich endlich um die Tafelrunde. Der Doktor trieb mit seinem Witz verschwenderischen Aufwand, Heiterkeit in die Unterhaltung zu bringen. Die beiden großen Männer waren unerschöpflich in skandalösen Gelehrtengeschichtchen. Alles schien auf dem besten Wege zu sein. Der gute Falk bereitete sich schon zu einer rührenden Versöhnungsszene beim Champagner vor.

Der Philosoph Waldhorn ließ sich das süße Amt nicht nehmen, bei Tisch zu „serviren", wie er's hieß. Er gab die Suppe auf, es war Kirschsuppe nach einer ganz neuen Vorschrift; ein Meisterstück des Abukirerkochs; eine Wollust der Gaumseligen.

Die Reihe kam, daß er auch dem Advokaten Zange geben sollte. Das fiel dem Professor schwer auf's Herz — dem Menschen konnt' er unmöglich geben. Er zuckte.

Herr Zange sah mit verbissenem Grimm alles, was in dem Innern des Philosophen vorging. Und als der Professor noch finsterer und mit verachtendem Blick zu ihm hinüber sah, als wollt' er fragen: „muß ich gegen dich Elenden die Formen des Anstandes beobachten?" konnte sich der wüthende Advokat kaum mäßigen. Er streckte — Niemand sah es — schnell ein verzerrtes Gesicht dem Philosophen höhnend entgegen. — Da lief dem Professor der Weltweisheit die Galle über. Er gab eben so schnell — Niemand sah es — mit dem großen silbernen, von purpurfarbener Kirschsuppe gerötheten, Suppenlöffel dem Advokaten einen derben Hieb auf's verzerrte Maul. Rasend fuhr der Advokat auf, streckte den langen Arm über den Tisch und griff, statt des Philosophen — dieser war rasch unter den Tisch gebückt — den Kopf des Primarius. Erschrocken ließ der Primarius seine ehrwürdige Perrüke in den Geierkrallen des Advokaten und duckte sich neben dem Philosophen unter das Tischblatt. Hier setzten beide das Treffen gegen den juristischen Goliath fort. Jeder faßte eines von Zange's Beinen — Jeder zerrte wüthend daran; so mußte der Riese stürzen. Mit ihm aber fuhr das sokratische Gastmahl schallend auf den Erdboden.

Da erhoben die Waldhorne unter dem Tisch ein fürchterliches Geheul. Dem bei diesen Schlaghändeln ganz unschuldigen Edukationsrath Hahnenkamm war durch wunderbaren Aufschwung eines Tischflügels die rothe Kirschsuppe dick um's Gesicht geflogen. Hofrath Pilz saß starr und steif; er erblickte einen ganzen Haufen kleiner gebratener Vögel auf seinem Schoos versammelt.

Das Alles begab sich aber in so fast zeitloser Geschwindigkeit, daß Keiner wußte, wie? warum? woher? was weiter?

„Hol der Teufel die Fakultäten!" rief der Doktor und flüchtete aus dem Erdbeben zum Fenster: „Ich dacht' es ja wohl."

Beim traurigen Schimmer des gläsernen Kronleuchters sah man nichts mehr über dem Tisch, als die in der Luft plädirenden Beine des Advokaten. Der Philosoph Waldhorn zog unter dem Tisch auf allen Vieren langsam hervor; ein gebratenes Milchschwein lag auf seinem Rücken, wie der Affe auf dem Bären. Der Primarius kroch ebenfalls hervor; aber, in's Tischtuch verwickelt, folgte ihm dieses mit den Trümmern des sokratischen Gastmahls, wie ein feierlicher Leichenzug, durch's ganze Zimmer. Der kleine Hofrath Pilz setzte indessen bedächtlich alle seine kleinen Vögel vom Schoos auf die Erde. Die wehmüthigste Erscheinung blieb aber die lange Gestalt des mit Kirschsuppe geblendeten Edukationsraths. Er hatte zu seiner Vertheidigung, mit vieler Geistesgegenwart, eine Kalbskeule ergriffen. So zog er majestätisch, wie ein blutiges Gespenst, schweigend und tappend im Saal herum; denn er konnte durch die purpurne Finsterniß der Suppe nicht erkennen, woher jählings die Schlaghändel entstanden. Darum, als der Wirth von Abukir eben mit einer prächtigen Pastete in's Zimmer trat, und dem Edukationsrath zu nahe, schlug dieser in gerechter Furcht mit der Keule herkulisch Wirth und Pastete auseinander, ohne Erbarmen; denn wer konnte dem blinden Oedipos sagen, wer ihm Freund oder Feind sei?

Der Primarius ließ seine Perrüke, der Professor sein Spanferkel im Stich. Beide flohen aus der Schlacht. Ihnen nach Zange, der Rothbart, voll Wuth und Scham. Der Doktor brachte die beiden berühmten Fremdlinge in kläglicher Gestalt zu seiner Frau, und erzählte die unselige Begebenheit.

„Gerechter Himmel!" schrie die Tante, „Leute in Aemtern und Würden! Das ist ja ein blaues Wunder!"

„Mit Erlaubniß", versetzte der lange Edukationsrath, als er das Gesicht wieder bekam, „es scheint ein kirschrothes gewesen zu sein, wenn ich nicht irre."

Die Nacht in Brczwezmcisl.

Fahrt nach Brczwezmcisl.

Ich zweifle gar nicht, das Jahr 1796 mag wohl manche schreckliche Nacht gehabt haben, zumal für die Italiener und Deutschen. Es war das erste Siegesjahr Napoleon Bonaparte's und die Zeit von Moreau's Rückzug. Damals hatte ich in meiner Vaterstadt auf der Universität die akademischen Studien beendigt; war Doktor beider Rechte, und hätte mich wohl unterstanden, den Prozeß sämmtlicher europäischen Kaiser und Könige mit der damaligen französischen Republik zu schlichten, wenn man nur Grotius, Puffendorf und mich zum Schiedsrichter verlangt hätte.

Ich war inzwischen blos zum Justizkommissär einer kleinen Stadt des neuen Ostpreussens ausersehen. Viel Ehre für mich. Mit dem einen Fuß schon im Amte, während mit dem andern noch im akademischen Hörsaale, heißt seltenes Glück. Das dankte ich der Eroberung oder Schöpfung eines neuen Ostpreussens und dem Falle Kosziusko's. Man macht es zwar dem höchstseligen König — wir andern Christen sterben nur schlechtweg selig, und die Bettler vermuthlich nur tiefstselig; man sagt, im Tode sind wir einander alle gleich, ich beweise im Vorbeigehen das Gegentheil! — also man macht ihm zwar zum Vorwurf, an einer schreienden Ungerechtigkeit Theil genommen zu haben, da er ein selbstständiges Volk verschlingen half; aber ohne diese kleine Ungerechtigkeit, ich möchte sie gar nicht schreiend nennen, wären tausend preussische Musensöhne ohne Anstellung geblieben. In der Natur wird Eines Tod das Leben des Andern; der Hering ist für den Magen des Wallfisches, und das gesammte Thier- und Pflanzenreich, auch das Steinreich, wenn es nicht zuweilen unverdaulich wäre, für den Magen des Menschen da. Uebrigens läßt sich sehr gut beweisen, daß ein Mädchen, welches seine Ehre, und ein Volk, welches seine Selbstständigkeit überlebt, ihres eigenen Unglückes schuldig sind. Denn wer sterben kann, ist unbezwingbar, und eben der Tod ist der feste Stützpunkt eines großen, ruhmreichen Lebens.

Meine Mutter gab mir ihren besten Segen, nebst Wäsche und Reisegeld; und so reisete ich meiner glänzenden Bestimmung nach Neu-Ostpreussen entgegen, von dem die heutigen Geographen nichts mehr wissen, ungeachtet es doch kein Zauber- und Feenland war, das auf den Wink eines Oberon entsteht und verschwindet. Ich will meine Leser mit keiner langen Reisebeschreibung ermüden. Flaches Land, flache Menschen, grobe Postwagen, grobe Postbeamte, elende Straßen, elender Verkehr, und nebenbei jedermann auf seinem Misthaufen stolz, wie ein Perser-Schach auf seinem Thron. Es ist einer der vortrefflichsten Gedanken der Natur, daß sie jedem ihrer Wesen ein eigenes Element anwies, worin es sich mit Behaglichkeit bewegen kann. Der Fisch verschmachtet in der Luft, der polnische Jude in der Eleganz eines Boudoirs.

Also kurz und gut, ich kam eines Abends vor Sonnenuntergang nach, ich glaube es hieß Brczwezmcisl, einem freundlichen Städtchen; freundlich, obgleich die Häuser rußig, schwarz, die Straßen ungepflastert, kothig, die Menschen nicht säuberlich waren. Aber ein Kohlenbrenner kann in seiner Art so freundlich aussehen wie eine Operntänzerin, deren Fußtriller von Kennern beklatscht werden.

Ich hatte mir das Brczwezmcisl, meinen Berufsort, viel schrecklicher vorgestellt; vermuthlich fand ich's gerade deswegen freundlicher. Der Name des Orts, als ich ihn zum ersten Mal aussprechen wollte, hatte mir fast einen Kinnbackenkrampf zugezogen. Daher mochte meine heimliche Furcht vor der Stadt selbst stammen. Der Name hat immer bedeutenden Einfluß auf unsere Vorstellung von den Dingen. Und weil das Gute und Böse in der Welt weniger in den Dingen selbst, als in unsern Vorstellungen von ihnen wohnt, ist Veredlung der Namen eine wahre Verschönerung des Lebens.

Zur Vergrößerung meiner Furcht vor der neuostpreussischen Bühne meiner Rechtskunst mochte auch nicht wenig der Umstand beigetragen haben, daß ich bisher im Leben noch nicht weiter von meinem Geburtsort gekommen war, als man etwa dessen Thurmspitze sehen konnte. Ungeachtet ich wohl aus den Lehrbüchern der Erdbeschreibung wußte, daß die Menschenfresser ziemlich entfernt wohnten, erregte es doch zuweilen mein billiges Erstaunen, daß man mich nicht unterwegs ein paar Male todt schlug, wo Ort und Zeit dazu gelegen waren, und nicht Hund und Hahn um mein plötzliches Verschwinden vom Erdball gekräht haben würden. Wahrhaftig, man gewinnt erst Vertrauen auf die Menschheit, wenn man sich ihr als Fremdling und Gast auf Gnade und Ungnade überläßt. Menschenfeinde sind die vollendetsten, engherzigsten Selbstsüchtlinge; Selbstsucht ist eine Seelenkrankheit, die aus der Stetigkeit des Aufenthalts entspringt. Wer Egoisten heilen will, muß sie auf Reisen schicken. Luftveränderung thut dem Gemüth so wohl, als dem Leibe.

Als ich mein Brczwezmcisl vom Postwagen hinab zum ersten Mal erblickte — es schien in der Ferne ein aus der Ebene steigender Kothhaufen zu sein; aber Berlin und Paris stellen sich mit ihren Palästen dem, der in den Wolken schifft, wohl

auch nicht prächtiger dar — klopfte mir das Herz gewaltig. Dort also war das Ziel meiner Reise, der Anfang meiner öffentlichen Laufbahn; vielleicht auch das Ende derselben, wenn mich etwa die in Neuostpreussen verwandelten Polaken als Söldner ihrer Unterdrücker bei einem Aufruhr niederzumachen Lust bekommen haben würden. Ich kannte dort keine Seele, als einen ehemaligen Universitätsfreund, Namens Burkhardt, der zu Brezwezmeisl als Obersteuereinnehmer, aber auch erst seit Kurzem, angestellt war. Er wußte von meiner Ankunft; er hatte mir vorläufig eine Wohnung gemiethet und das Nöthige zu meinem Empfang angeordnet, weil ich ihn darum gebeten. Dieser Burkhardt, der mir vorzeiten ein sehr gleichgültiger Mensch gewesen, mit dem ich auf der Universität wenigen Umgang gehabt, den ich sogar auf Anrathen meiner Mutter gemieden hatte, weil er unter den Studenten als Säufer, Spieler und Raufer berüchtigt war, gewann in meiner Hochachtung und Freundschaft, je näher ich an Brezwezmeisl kam. Ich schwor ihm unterwegs Liebe und Treue bis in den Tod. Er war ja der einzige von meinen Bekannten in der wildfremden polnischen Stadt; gleichsam der Mitschiffbrüchige, welcher sich auf dem Brette aus den Wellen an die wüste Insel gerettet hatte.

Ich bin eigentlich gar nicht abergläubig; aber doch kann ich mich nicht enthalten, dann und wann auf Vorbedeutungen zu halten. Wenn keine erscheinen wollen, mache ich mir sie. Ich glaube, man thut dergleichen im Müßiggang des Geistes; es ist ein Spiel, das für den Augenblick unterhaltend sein kann. So nahm ich mir vor, auf die erste Person Acht zu haben, die mir aus dem Thore der Stadt entgegenkommen würde. Ich setzte fest, ein junges Mädchen sollte mir zum glücklichen, ein Mann zum übeln Vorzeichen dienen. Ich war noch nicht mit der Anordnung der verschiedenen möglichen Zeichen fertig, als ich schon das Thor vor mir sah, aus welchem eine, wie es schien, sehr wohl gebaute, junge Brezwezmeislerin hervortrat. Vortrefflich! Ich hätte mit meinen von dem preussischen Postwagen pflichtmäßig zerstoßenen und zermalmten Gliedern hinabfliegen und die polnische Huldgöttin anbeten mögen. Ich faßte sie scharf ins Auge, mir ihre Züge tief einzuprägen, und wischte meine Lorgnette — denn ich bin etwas kurzsichtig — vom letzten Sonnenstäubchen rein.

Wie wir aber einander näher waren, bemerkte ich bald, die Venus von Brezwezmeisl sei etwas häßlicher Natur; zwar schlank, aber schlank wie eine Schwindsüchtige, dürr, eingebogen, mit platter Brust. Auch das Gesicht war platt, nämlich ohne Nase, die durch irgend einen traurigen Unfall verloren gegangen sein mochte. Ich hätte geschworen, es wäre ein Todtenkopf, wenn nicht seltsamer Weise zwischen den Zähnen ein Stück Fleisch hervorgehangen wäre. Ich traute meinen Augen kaum. Wie ich's jedoch näher durch die Brille betrachtete, merkte ich wohl, die patriotische Polin strecke vor mir zum Zeichen des Abscheus die Zunge heraus. Ich zog geschwind den Hut ab, und dankte höflich für das Kompliment. Das meinige war der Polin vermuthlich so unerwartet, als mir das ihrige. Sie nahm die Zunge zurück und lachte so unmäßig, daß sie fast am Husten erstickte.

Unter diesen scherzhaften Umständen kam ich in die Stadt. Der Wagen hielt vor dem Posthause. Der preussische Adler über der Thür, ganz neu gemalt, war, vermuthlich von patriotischen Gassenbuben, mit frischen Kothflecken beworfen. Die Klauen des königlichen Vogels lagen ganz unter Unflat begraben, entweder weil das vielgepriesene Raubthier mit den Klauen eben so viel, als mit dem Schnabel zu sündigen pflegt; oder weil die Polen zu verstehen geben wollten, Preussen habe am Neuostpreussischen so viel erwischt, als der gemalte Adler zwischen den Pfoten trage.

Die alte Staroſtei.

Ich fragte den Herrn Postmeister sehr höflich nach der Wohnung des Herrn Obersteuereinnehmers Burkhardt. Der Mann schien nicht wohl zu hören, denn er gab keine Antwort. Da er sich aber bald darauf doch mit einem Briefträger unterhielt, schloß ich aus seiner Stummheit, er wolle mich durch die weltbekannte Postgrobheit überzeugen, daß ich in der That nirgendwo anders, als in einem der wohleingerichtetsten Postbureaux sei. Nach der sechsten Anfrage fuhr er mich heftig an, was ich wolle? Ich fragte zum siebenten Mal dasselbe, und zwar mit der verbindlichsten Berliner oder Leipziger Artigkeit.

„In der alten Staroſtei!“ schnauzte er mich an.

„Um Vergebung, wenn ich fragen darf, wollen Sie mir nicht gefälligst sagen, wo ich die alte Staroſtei finde?“

„Ich habe keine Zeit. Peter, führe ihn hin.“

Peter führte mich. Der Postmeister, der zum Antworten keine Zeit hatte, sah, die Pfeife rauchend, zum Fenster heraus, auf der Straße mir nach. Vermuthlich Neugier. Bei aller mir angebornen Höflichkeit war ich doch im Herzen ergrimmt über diese unanständige Behandlung. Ich ballte in meiner Rocktasche drohend die Faust und dachte: „Nur Geduld, Herr Postmeister, fällt Er einmal der Justiz in die Klauen, deren wohlbestellter königlicher Kommissär ich zu sein die Ehre habe, werde ich Ihm Seine Flegelhaftigkeit auf die allerzierlichste Weise einpfeffern. Der Herr Postmeister sollen zeitlebens meiner Rechtskniffe gedenken.“

Peter, ein zerlumpter Polak, der mich führte, verstand und sprach das Deutsche nur höchst mühsam. Meine Unterredung war daher so verworren und schauderhaft, daß ich sie in meinem Leben nicht vergessen werde. Der Kerl sah dazu abscheulich drein mit seinem gelben, spitznasigen Ge-

ſicht und dem ſchwarzen ſtruppigen Haar, ungefähr wie es unſere nord- und ſüddeutſchen Zierbengel zu tragen pflegten, wenn ſie ſchön thun wollten. Statt des Tituskopfes zeigten ſie uns gewöhnlich die Nachbildung eines ſtruppigen Weichſelzopfes.

„Lieber Freund,“ ſprach ich, während wir langſam im tiefen Kothe wateten, „will Er mir doch wohl ſagen, ob Er den Herrn Burkhardt kennt?“

— Die alte Saroſtei! antwortete Peter.

„Ganz recht, beſter Freund. Er weiß doch, daß ich zum Herrn Obereinnehmer will?“

— Die alte Staroſtei.

„Gut. Was ſoll ich aber in Seiner alten Staroſtei?“

— Sterben!

„Das hole der Teufel! Das kömmt mir nicht in den Sinn.“

— Mauſetodt, ſterben!

„Warum? Was hab' ich verbrochen?“

— Preuſſe! Kein Polak!

„Ich bin ein Preuſſe.“

— Weiß gut.

„Warum denn ſterben? Wie meint Er's?“

— So und ſo und ſo! — Der Kerl ſtieß, als hätte er einen Dolch in der Fauſt. Dann zeigte er auf ſein Herz, ächzte und verdrehte gräßlich die Augen. Mir ward bei der Unterredung ganz übel. Denn verrückt konnte Peter nicht ſein, er ſah mir ziemlich verſtändig aus, und Wahnſinnige hat man doch nicht leicht zu Handlangern auf der Poſt.

„Wir verſtehen uns vielleicht nicht vollkommen, ſcharmanter Freund!“ fing ich endlich wieder an. „Was will Er mit dem Sterben ſagen?“

— Todt machen. Dabei ſah er mich wild von der Seite an.

„Was? Todt?“

— Wenn Nacht iſt!

„Nacht? Die nächſte Nacht? Er iſt nicht wohl bei Troſt!“

— Gar wohl Polak, aber Preuſſe nicht.

Ich ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Offenbar verſtanden wir beide einander nicht. Und doch lag in den Reden des trotzigen Kerls etwas Fürchterliches. Denn der Haß der Polen gegen die Deutſchen, oder was daſſelbe ſagen wollte, gegen die Preuſſen, war mir bekannt. Es hatte ſchon hin und wieder Unglück gegeben. Wie, wenn der Kerl mich warnen wollte? Oder wenn der dumme Tölpel durch ſeinen Uebermuth eine allen Preuſſen bevorſtehende Mordnacht verrathen hätte? — Ich ward nachdenkend und beſchloß, meinem Freund und Landsmann Burkhardt das Geſpräch mitzutheilen, als wir vor die ſogenannte alte Staroſtei ankamen. Es war ein altes, hohes, ſteinernes Haus in einer ſtillen, abgelegenen Straße. Schon ehe wir dazu kamen, bemerkte ich, daß die, welche vor dem Hauſe vorübergingen, ſcheue, verſtohlene Blicke auf das grauſchwarze Gebäude warfen. Eben ſo that mein Führer. Der ſagte nun kein Wort mehr, ſondern zeigte mit dem Finger auf die Hausthür, und ſchob ſich ohne Gruß und Lebewohl davon.

Allerdings war mein Eintritt und Empfang in Brezwezmeisl nicht gar einladend und anmuthig geweſen. Die erſten Perſonen, welche mich hier begrüßten, die unhöfliche Dame unter dem Thor, der grobe neuoſtpreuſſiſche Poſtmeiſter und der kauderwelſche verpreuſſete Polak hatten mir Luſt und Liebe ſowohl zu meinem neuen Aufenthaltsort, als zu meinem Juſtizkommiſſariat verbittert. Ich pries mich glücklich, endlich zu einem Menſchen zu gelangen, der wenigſtens mit mir ſchon einmal die gleiche Luft geathmet. Zwar Herr Burkhardt hatte nicht des beſten Rufes genoſſen bei uns zu Lande; allein was ändert ſich nicht im Menſchen mit dem Wechſel der Umſtände? Iſt die Gemüthsart etwas anderes, als das Werk der Umgebungen? Der Schwache wird in der Angſt zum Rieſen; der Feige in der Schlachtgefahr zum Helden; Herkules unter Weibern zum Flachsſpinner. Und geſetzt, mein Obereinnehmer hätte bisher für ſeinen König Alles, nur für ſich ſelbſt keine beſſern Grundſätze eingenommen gehabt: noch beſſer immer ein gutmüthiger Zecher, als das ſchwindſüchtige Gerippe mit der Zunge; beſſer ein leichtſinniger Spieler, als ein raffinirt-grober Poſtmeiſter; beſſer ein tapferer Raufer und Schläger zur Geſellſchaft, als ein mißvergnügter Polake. Vielmehr Burkhardts letztgenannte Untugend gereichte ihm in meinen Augen zum größten Verdienſt; denn — unter uns geſagt — mein ſanfter, beſcheidener, ſchüchterner Karakter, den Mama oft hoch geprieſen, konnte mir unter den Polen beim erſten Aufſtand zum ſchmählichſten Verderben gereichen. Es gibt Tugenden, die an ihrem Ort zur Sünde, und Sünden, die zur Tugend werden können. Es iſt nicht alles zu allen Zeiten daſſelbe, ungeachtet es daſſelbe geblieben.

Wie ich durch die hohe Pforte in die ſogenannte alte Staroſtei eintrat, gerieth ich in Verlegenheit, wo meinen alten lieben Freund Burkhardt finden? Das Haus war groß. Das Kreiſchen der verroſteten Thürangeln hallte im ganzen Gebäude wieder: doch nahm das Niemand für ein Zeichen, nachzuſehen, wer da ſei. Ich ſtieg die breiten Steintreppen muthig hinauf.

Weil ich links eine Stubenthür bemerkte, pochte ich fein höflich an. Kein Menſch entgegnete mit freundlichem „Herein!“ Ich pochte ſtärker. Alles ſtumm. Mein Klopfen weckte den Widerhall im zweiten und dritten Stock des Hauſes. Ich ward ungeduldig. Ich ſehnte mich, endlich dem lieben Seelenfreund Burkhardt ans Herz zu ſinken, ihn in meine Arme zu ſchlieſſen. Ich öffnete die Stubenthür, trat hinein und ſah mitten im Zimmer einen Sarg. Der darin lag, der Todte, konnte mir freilich kein freundliches Herein rufen.

Ich bin von Natur gegen die Lebendigen ſehr höflich; noch weit mehr gegen die Todten. So leiſe als möglich wollte ich mich zurückziehen, als

ich gleichen Augenblicks bemerkte, der Schläfer im Sarg sei kein anderer, denn der Ober-Steuereinnehmer Burkhardt, von welchem nun selbst der Tod die letzte Steuer eingezogen. Da lag er, unbekümmert um Weinglas und Karten, so ernst und feierlich, daß ich mich kaum unterstand, an seine Lieblingsfreuden zu denken. In seiner Miene stand eine Fremdheit gegen das menschliche Leben, als hätte er nie mit demselben zu schaffen gehabt. Ich glaube wohl, wenn eine unbekannte allmächtige Hand den Schleier des Jenseits lüpft, das äussere Auge bricht und das innere hellsehend wird, da mag das irdische Leben winzig genug erscheinen, und alle Aufmerksamkeit nur dorthin streben.

Betroffen schlich ich aus der Todtenstube weg, in den finstern, einsamen Hausgang. Jetzt erst überfiel mich das Grausen des Lebens vor dem Todten, daß ich kaum begreifen [illegible]e, woher ich Muth genommen, dem Leich[illegible]ange ins Antlitz zu schauen. Zu gleicher Zeit schrack ich vor meiner eigenen Verlegenheit, in der ich nun lebte. Denn da stand ich hundert Meilen weit von meiner theuern Vaterstadt, vom mütterlichen Hause, in einer Stadt, deren Namen ich nie gehört hatte, bis ich ihr Justizkommissär sein sollte, um sie zu entpolaken. Mein einziger Bekannter und Herzensfreund hatte sich im vollen Sinn des Worts aus dem Staube gemacht, selbst aus dem Staube seiner Hülle, und mich ohne Rath und Trost mir selber überlassen. Die Frage war: wohin soll ich mein Haupt legen? wo hat mir der Todte die Wohnung bestellt?

Indem schrien die rostigen Thürangeln der Hausporte so durchdringend, daß mir der Klang fast alle Nerven zerriß. Ein windiger, flüchtiger Kerl in Bedientenliveree sprang die Treppe herauf, gaffte mich verwundert an und wendete mir endlich das Wort zu. Mir zitterten die Knice. Ich ließ den Kerl nach Herzenslust reden; aber der Schreck hatte mir für die ersten Minuten zum Antworten die Sprache genommen. Ohnehin hatte ich auch die Sprache schon vorher nicht gehabt, die dieser Bursche redete, denn es war die polnische.

Als er mich ohne Zeichen der Erwiederung vor sich stehen sah, und sich nun ins Deutsche übersetzte, welches er so geläufig wie ein Berliner sprach, gewann ich Kraft, nannte meinen Namen, Stand, Beruf und alle Abenteuer seit meinem Einzug in die verwünschte Stadt, an deren Namen ich noch immer erstickte. Plötzlich ward er freundlich, zog den Hut ab, und erzählte mir mit vielen Umständen, was hiernach in löblicher Kürze folgt:

Nämlich er, der Erzähler, heiße Lebrecht; sei des seligen Herrn Obersteuereinnehmers Dolmetsch und treuester Diener gewesen bis gestern Nachts, da es dem Himmel gefallen, den vortrefflichen Herrn Obersteuereinnehmer aus dieser Zeitlichkeit in ein besseres Sein zu befördern. Die Beförderung wäre freilich ganz gegen die Neigung des Seligen gewesen, der lieber bei seinem Einnehmerposten geblieben wäre. Allein da er sich gestern mit einigen polnischen Edelleuten ins Spiel eingelassen, und beim Glase Weins in ihm der preussische Stolz und in den Polen der sarmatische Patriotismus wach geworden, hätte es anfangs einen lebhaften Wort-, dann Ohrfeigenwechsel gesetzt, worauf einer der Sarmaten dem seligen Herrn drei bis vier Messerstiche ins Herz gegeben, ungeachtet schon einer derselben zum Tod hinreichend gewesen wäre. Um allen Verdrießlichkeiten mit der neuostpreussischen Justiz auszuweichen, hätten die Sieger noch in der gleichen Nacht sich, man wisse nicht wohin, entfernt. Der Wohlselige habe noch kurz vor seinem Hintritt in die bessere Welt für den erwarteten Justizkommissär, nämlich für mich, einige Zimmer gemiethet, eingerichtet, Hausrath aller Art gekauft, sogar eine wohlerfahrne deutsche Köchin gedungen, die jeden Augenblick in Dienst eintreten könne, so daß ich wohl versorgt sei. Beiläufig bemerkte der Erzähler Lebrecht, daß die Polen geschworne Feinde der Preussen wären, und ich daher mich an Kleinigkeiten gewöhnen müsse, wie diejenigen gewesen, welche mir die stumme Beredsamkeit der Dame unterm Thor ausgedrückt habe. Er erklärte zwar den Peter für einen albernen Tropf, der mir ohne Zweifel nur den Tod des Herrn Obersteuereinnehmers habe anzeigen wollen, wofür ihm ein hinlänglicher Vorrath an Worten gefehlt. Daher möge ein beiderseitiges Mißverständniß entstanden sein. Doch wolle er, der Erzähler, mir nichtsdestoweniger gerathen haben, vorsichtig zu sein, weil die Polen in einer wahrhaften stillen Wuth wären. Er selber, der Lebrecht, sei fest entschlossen, sich sogleich nach Beerdigung seines unglücklichen Herrn aus dieser Stadt zu entfernen.

Nach diesem Bericht führte er mich die breite steinerne Treppe hinab, um mir meine neue Wohnung anzuweisen. Durch eine Reihe großer, hoher, öder Zimmer brachte er mich in einen geräumigen Saal; darin stand ein aufgeschlagenes Bett, von gelben damastenen alten Umhängen beschattet; ein alter Tisch mit halbvergoldeten Füßen; ein halbes Dutzend staubiger Sessel. Ein ungeheurer, mit goldenem Schnörkelwerk umzogener, blinder Spiegel hing an der Wand, deren gewirkte, bunte Tapeten, auf welchen die schönsten Geschichten des alten Testaments prangten, halbvermodert, an manchen Stellen nur noch fetzenweise daschwebten. König Salomo auf dem Thron, um zu richten, hatte den Kopf verloren, und dem lüsternen Greisen in Susannens Bade waren die verbrecherischen Hände abgefault.

Es schien mir durchaus in dieser Einöde nicht gemüthlich. Ich hätte lieber ein Wirthshaus zum Aufenthalt erwählt, und — hätte ichs nur gethan! Aber theils aus Schüchternheit, theils um zu zeigen, daß ich mich vor der Nähe des Todten nicht fürchtete, schwieg ich. Denn ich zweifelte nicht daran, daß Lebrecht und wahrscheinlich auch die wohlerfahrne Köchin mir die Nacht Gesell-

schaft leisten würden. Lebrecht zündete behend zwei Kerzen an, die auf dem goldfüßigen Tisch bereit standen; schon fing es an zu dunkeln. Dann empfahl er sich, um mir kalte Küche zum Nachtessen, Wein und andere Bedürfnisse herbeizuschaffen, meinen Koffer vom Posthause holen zu lassen und der wohlerfahrnen Köchin von meiner Ankunft und ihren Pflichten Anzeige zu geben. Der Koffer kam, das Nachtessen desgleichen. Lebrecht aber, sobald er sein ausgelegtes Geld von mir empfangen, wünschte mir gute Nacht und ging.

Ich verstand ihn erst, als er verschwunden war, so schnell machte sich der Kerl, nach eingestrichener Zahlung, davon. Ich sprang erschrocken auf, ihm nachzugehen, ihn zu bitten, mich nicht zu verlassen. Aber Scham hielt mich wieder zurück. Sollte ich den elenden Menschen zum Zeugen meiner Furchtsamkeit machen? Ich zweifelte nicht, er werde droben in irgend einem Zimmer seines ermordeten Herrn übernachten. Aber da hörte ich die Angeln der Hauspforte kreischen. Es drang mir durch Mark und Bein. Ich eilte ans Fenster, und sah den Burschen über die Gasse fliegen, als verfolgte ihn der Tod. Bald war er im Finstern verschwunden; ich mit dem Leichnam in der alten Staroſtei allein.

Die Schildwacht.

Ich glaube an keine Gespenster; des Nachts aber fürchte ich sie. Sehr natürlich. Wer wollte auch alles Mögliche glauben? Aber man hofft und fürchtet leicht, was möglich ist.

Die Todtenstille, die alten zerlumpten Tapeten in dem großen Saal, das Unheimliche und Fremde, der Todte über meinem Haupte — der Nationalhaß der Polaken — alles trug dazu bei, mich zu verstimmen. Ich mochte nicht essen, ungeachtet mich hungerte; ich mochte nicht schlafen, so ermüdet ich auch war. Ich ging an's Fenster, um zu versuchen, ob ich im Nothfall auf diesem Wege die Straße gewinnen könne; denn ich fürchtete, mich in dem gewaltigen Hause und in dem Labyrinth von Gängen und Zimmern zu verlieren, ehe ich die alte Hauspforte erreichte. Allein starke Eisenstäbe verrammelten den Ausweg.

In dem Augenblick ward alles in der Staroſtei lebendig; ich hörte Thüren auf- und zugehen, Tritte nahe und ferne schallen, Stimmen dumpf ertönen. Ich begriff nicht, woher plötzlich dies rege Weben und Leben? Aber eben das Unbegreifliche versteht man immer am schnellsten. Eine innere Stimme warnte mich und sprach: „Es gilt dir! Der dumme Peter hat die Mordanschläge der Polaken verrathen — rette dich!“ Ein kalter Fieberschauer ergoß sich durch meine Nerven. Ich sah die Blutdürstigen, wie sie unter einander die Art meines Todes verabredeten. Ich hörte sie näher und näher kommen. Ich hörte sie schon in den Vorzimmern, die zu meinem Saale führten. Ihre Stimmen flüsterten leiser. Ich sprang auf, verriegelte die Thür und in eben dem Augenblick versuchte man die Thür von aussen zu eröffnen. Ich wagte kaum zu athmen, um mich nicht durch das Geräusch meines Athemzugs zu verrathen. An der Sprache der Flüsternden vernahm ich, daß es Polen waren. Zum Unglück hatte ich gleich nach Empfang meines Berufs zum Justizkommissariat so viel polnische Wörter gelernt, daß ich ungefähr auch verstand, man spreche von Blut, Tod und Preussen. Meine Kniee bebten; kalter Schweiß rann mir von der Stirn. Noch einmal ward von aussen der Versuch gemacht, die Thür meines Saals zu öffnen, aber es schien, als fürchte man, Geräusch zu machen. Ich hörte die Menschen sich wieder entfernen, oder vielmehr davon schleichen.

Sei es, daß die Polaken es auf mein Leben oder nur auf mein Geld abgesehen hatten; sei es, daß sie ihre Anschläge ohne Lärmen ausführen, oder den Versuch auf andere Weise erneuern wollten: ich beschloß sogleich mein Licht zu löschen, damit sie es nicht von der Straße erblicken und mich daran entdecken möchten. Wer stand mir gut dafür, daß nicht einer der Kerls, wenn er mich wahrnahm, durch's Fenster schoß?

Die Nacht ist keines Menschen Freundin; darum ist der Mensch ein geborner Feind der Finsterniß, und selbst Kinder, die noch nie von Geistererscheinungen und Gespenstern gehört haben, scheuen sich im Dunkeln vor etwas, das sie nicht kennen. Kaum saß ich im Finstern da, die fernern Schicksale dieser Nacht einsam erwartend, so stiegen vor meiner erschrockenen Einbildung die abscheulichsten Möglichkeiten auf. Ein Feind oder ein Unglück, die man sehen kann, sind nicht halb so entsetzlich, als solche, denen man sich blindlings hinliefern muß, ohne sie zu kennen. Umsonst suchte ich mich zu zerstreuen; umsonst beschloß ich, mich auf das Bette zu werfen und den Schlaf zu suchen. Ich konnte nirgends dauern. Das Bett hatte den widerlichen Geruch von Leichenmoder; und saß ich im Zimmer, erschreckte mich von Zeit zu Zeit ein Knistern, wie von einem lebendigen Wesen in meiner Nähe. Am meisten spielte vor mir die Gestalt des ermordeten Obereinnehmers. Seine kalten, steifen Gesichtszüge wurden mir so grausenhaft beredt, daß ich endlich alle meine fahrende Habe darum gegeben hätte, wäre ich nur im Freien gewesen, oder bei guten, freundlichen Leuten.

Die Geisterstunde schlug. Jeder Schlag der Thurmuhr erschütterte mich durch das Innerste. Zwar schalt ich mich selbst einen abergläubigen Narren, einen furchtsamen Hasen, aber mein Schelten besserte mich nicht. Endlich, sei es aus Verzweiflung oder Heroismus, denn diesen qualvollen Zustand konnte ich nicht länger ertragen, sprang ich auf, tappte durch die Finsterniß den Saal entlang zur Thür, riegelte sie auf, und war entschlossen, sollte es auch mein Leben kosten, ins Freie zu gelangen.

Wie die Thür aber aufging — Himmel, welch

ein Anblick! Ich taumelte erschrocken zurück, denn solche Schildwache hatte ich da nicht erwartet.

Die Todesangst.

Beim dunkeln Schein einer alten Lampe, die seitwärts auf einem Tischlein stand, sah ich mitten im Vorzimmer den ermordeten Obersteuereinnehmer im Sarge, wie ich ihn den Abend vorher oben gesehen hatte; und diesmal noch dazu deutlich mit den schwarzen Blutflecken des Hemdes, die das erstemal von einem Baartuche verdeckt gewesen waren. Ich suchte mich zu fassen; mir einzureden, diese Erscheinung sei Gaukelei meiner Phantasie; ich trat näher. Aber wie mein Fuß an den Sarg am Boden stieß, daß es dumpf tönte, und es schien, als rege sich die Leiche, als versuche sie die Augen aufzuschlagen, da schwand mir fast alles Bewußtsein. Ich floh mit Entsetzen in meinen Saal zurück, und stürzte rücklings auf das Bett nieder.

Indem entstand am Sarg ein lautes Gepolter. Ich mußte beinahe glauben, der Obereinnehmer sei vom Tode erwacht! denn es war wie Geräusch eines sich mühsam Erhebenden. Ich vernahm ein dumpfes Stöhnen. Ich sah bald darauf die Gestalt des Ermordeten unter der Thür meines Saals stehen, sich an den Pfosten halten, langsam in den Saal hereinschwanken oder taumeln, und im Dunkeln verschwinden. Während mein Unglaube noch einmal versuchte, alles zu läugnen, was ich gehört und gesehen hatte, widerlegte ihn das Gespenst, oder der Todte, oder Lebendiggewordene schauderhaft genug. Denn dieser, so lang und bleiernschwer er war, lagerte sich auf mein Bett, und zwar über meinen Leib, mit seinem kalten Rücken über mein Gesicht, so daß mir kaum Luft genug zum Athmen blieb.

Ich begreife noch zur Stunde nicht, wie ich mit dem Leben davon kam. Denn mein Schrecken war wohl ein tödtlicher zu nennen. Auch muß ich in einer langen Ohnmacht gelegen haben. Denn als ich unter meiner fürchterlichen Last wieder die Glocke schlagen hörte, und meinte, es werde ein Uhr sein, das erwünschte Ende der Geisterstunde, der Augenblick meiner Erlösung, war es zwei Uhr.

Jeder denke sich meine gräßliche Lage. Rings um mich Moderduft, und der Leichnam auf mir athmend, erwärmt, röchelnd, wie zu einem zweiten Sterben; — ich selbst halb erstarrt theils vor Schrecken und Entkräftung, theils unter der zentnerschweren Last. Alles Elend in Dante's Hölle ist Kleinigkeit gegen einen Zustand wie diesen. Ich hatte nicht die Kraft, mich unter dem Kadaver hervorzuarbeiten, der zum andernmal auf mir sterben wollte; und hätte ich die Kraft gehabt, vielleicht hätte mir der Muth gefehlt, es zu thun. Denn ich spürte deutlich, der Unglückselige, welcher nach erster Verblutung seiner Wunden vermuthlich nur in eine schwere Ohnmacht gefallen, dann für todt gehalten und auf gut polnisch in einen Sarg geworfen war, rang erst jetzt mit dem wahren Tode. Er schien sich nicht ermannen, nicht leben, nicht sterben zu können. Und das mußte ich auf mir selbst geschehen lassen; ich mußte das Sterbekissen des Steuereinnehmers sein!

Manchmal hatte ich gute Lust, alles seit meiner Ankunft in Brezwezmeisl Vorgefallene für einen Teufelstraum zu halten, wenn ich mir meiner Noth in ihrer großen Mannichfaltigkeit nicht allzudeutlich bewußt gewesen wäre. Und doch würde ich mich zuletzt überredet haben, die ganze Schreckensnacht mit ihren Erscheinungen sei Traum und nichts als Traum, wenn nicht ein neues Ereigniß, ein empfindlicheres als jedes der vorhergehenden, mich von der Wahrheit meines vollen Wachens überzeugt hätte.

Tageslicht.

Es war nämlich schon Tag — ich konnte es zwar nicht sehen, denn der sterbende Freund verdeckte mir mit seinen Schulterblättern fest die Augen — aber ich konnte es am Geräusche der Gehenden und Fahrenden auf der Straße errathen — da hörte ich Menschenschritte und Menschenstimmen in dem Zimmer. Ich verstand nicht, was man redete; denn es war polnisch. Aber ich bemerkte wohl, daß man sich mit dem Sarge beschäftigte. „Ohne Zweifel“, dachte ich, „werden sie den Todten suchen und mich erlösen.“ — So geschah auch, aber auf eine Weise, die ich nicht vermuthen konnte.

Einer der Suchenden schlug mit einem schwanken spanischen Rohr so unbarmherzig auf den Verstorbenen oder Sterbenden, daß derselbe plötzlich aufsprang, und auf geraden Beinen vor dem Bette stand. Auch auf meine Wenigkeit waren vom Uebermaß des spanischen Rohrs so viel Hiebe abgefallen, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut aufzuschreien und schnurgerade hinter dem Todten zu stehen. Diese altpolnische und neuostpreussische Methode, Leute vom Tode zu retten, war zwar probat — dagegen ließ sich nichts einwenden, denn die Erfahrung sprach laut dafür; allein auch so derb, daß man fast das Sterben dem Leben vorgezogen hätte.

Wie ich mich aber beim Tageslicht recht umsah, bemerkte ich, daß das Zimmer voller Menschen war, meistens Polen. Die Hiebe hatte ein Polizeikommissär ausgetheilt, der beauftragt war, die Leiche des Fremdlings beerdigen zu lassen. Der Steuereinnehmer lag noch immer todt im Sarge, und zwar im Vorzimmer, wohin ihn die besoffenen Polaken hingestellt hatten, weil es ihnen befohlen war, den Sarg herabzutragen in das ehemalige Pförtnerstübchen. Sie hatten aber mein Vorzimmer statt des Pförtnerstübchens gewählt, und einen ihrer bezechten Kameraden als Wach' beim Leichnam gelassen, der vermuthlich eingeschl

fen, von meinem Geräusch in der Nacht erweckt, instinktmäßig zu meinem Bette gekommen war und da seinen Branntweinrausch verschlafen hatte.

Mich hatte die gottlose Geschichte so arg mitgenommen, daß ich in ein hitziges Fieber verfiel, in welchem ich die Geschichte der einzigen schrecklichen Nacht sieben Wochen lang träumte. Noch jetzt — Dank sei der polnischen Insurrektion! Ich bin nicht mehr Justizkommissär von Brczwezmcisl — darf ich an das neuostpreussische Abenteuer kaum ohne Schaudern denken. Doch erzähle ich's gern; theils mag es manchen vergnügen, theils manchen belehren. Es ist nicht gut, daß man das fürchtet, was man doch nicht glaubt.

Das Loch im Aermel.

Herr Marbel.

Man erzählt sich noch heutiges Tages viel Seltsamkeiten und drollige Züge von einem Mann — — seinen wahren Namen darf ich hier nicht nennen, und einen Namen muß er doch haben; also er heiße für uns Herr Marbel. — Man erzählt sich noch heutiges Tages von diesem Herrn Marbel mancherlei Wunderlichkeiten. Ich will auch eine derselben erzählen, die weniger bekannt, aber durch ihre Folgen sehr wohlthätig geworden ist.

Er selbst war ein Mann von geradem, schlichtem Verstande, ohne Anmaßungen, ohne Begierde sich auszuzeichnen, im Thun und Lassen rechtlich, und doch galt er für wunderlich. Die Leute hielten ihn für eine Art Narren, mit dem nicht viel anzufangen sei; und er nahm das den Leuten gar nicht übel; „denn", sagte er, „die Leute haben vollkommen Recht. Ich lebe nach eigenen Ueberzeugungen; das fällt auf. Die Leute aber leben nach der Meinung Anderer, und so schwimmen sie mit dem Strom, und fallen nicht auf. Sie kleiden sich nicht nur nach der neuesten Mode, sondern sie essen nach der Mode, darum schmecken ihnen sogar Austern gut; sie erziehen nach der neuesten Mode, lehren, urtheilen, denken, tadeln, loben, handeln, alles nach der Mode, nicht nach ihrer eigenen Ueberzeugung und nach eigenem Gefühl. Darum sieht sich der Karakter der Leute so grundähnlich, daß es gar keine Karaktere mehr zu geben scheint."

Herr Marbel war ein sehr reicher Mann, und zwar einer von denen, die mit nichts angefangen hatten. Als Knabe hatte er Aufwärterdienste in einem angesehenen Handelshause zu Hamburg geleistet, wo er nach und nach zu wichtigern Dingen gebraucht, und ein paar Male nach Westindien geschickt wurde. Er fing nachher kleine Geschäfte für eigene Rechnung an; aus den kleinen Geschäften waren zuletzt große geworden.

Um während seiner Reisen einen treuen Verwalter seines Vermögens zu haben, heirathete er ein tugendhaftes, verwaisetes Mädchen, dessen sich kein Mensch annahm. Das Mädchen saß auf einem Zaune und weinte, als er eines Tages durch ein Landstädtchen reisete. Er fragte: was fehlt dir? — „Meine Mutter ist gestorben, nun jagen sie mich fort." — „Komm mit; ich helfe dir." Er ließ das Mädchen neben sich herlaufen bis zur nächsten Stadt, von da schickte er es mit der Post nach seiner Heimath. Ein halbes Jahr lang mußte das Mädchen seine Wirthschaft führen; dann heirathete er es.

„Sie sind ein Narr!" sagten seine Freunde: „Sie können die beste Partie machen, das Schönste, das Reichste gehört Ihnen, wenn Sie wollen. Aber so ein Ding vom Zaune wegnehmen und heirathen!" — „Laßt's gut sein," sagte Herr Marbel: „mir wählt' ich das Beste, nämlich das tugendhafteste Mädchen."

Als er reich genug war, gab er plötzlich den Handel auf; that sein Geld an sichern, obgleich geringen Zins, und setzte sich in Ruhe. — „Sie sind ein Narr!" sagten seine Freunde: „Kaum fünfundvierzig Jahre alt, und schon in Ruhe! Erst jetzt können Sie ungeheure Spekulationen treiben, Sie haben die Erfahrung, Sie haben die Mittel!" — „Laßt's gut sein!" sagte Herr Marbel: „Ich will jetzt von meinem erworbenen Brod essen, weil ich noch Zähne zum Beissen habe."

Er war, wie gesagt, sehr reich; und doch wohnte er nur in einem kleinen bürgerlichen Hause; blieb einfach im Geräth und Kleidern; hielt keine Kutschen und Pferde; gab keine Essen — jeder Handwerksmann in der Residenz machte mehr Aufwand, als er. Dagegen, wenn ihm die Laune ankam, und er hatte die Laune ziemlich oft, machte er gemeinen Leuten oft große Geschenke; verheirathete er auf seine Kosten junge Leute, die er ausstattete; kaufte er geschickte Bürgersöhne mit schwerem Gelde vom Soldatenstand los; oder besoldete er Advokaten, um Angelegenheiten und Rechte von Personen zu vertheidigen, die ihm ganz fremd waren. So mischte er sich überall in andere Händel, und brachte viel Geld durch. Dagegen, wenn Personen von Rang und Vermögen zu ihm kamen, um Geld zu leihen, zuckte er die Achseln und hatte nichts. „Sie sind ein Narr!" sagten seine Freunde: „Sie wissen nicht, was anfangen mit Ihrem Reichthum. Machen Sie doch ein Haus. Sie dürfen nur winken; die ersten Familien der Stadt, die bedeu-

tendsten Männer am Hofe werden Ihre Freunde. Wollen Sie einen Titel? wollen Sie ein Adelsdiplom? Wofür sind Sie denn reich? Für das Lumpenpack doch nicht, mit dem Sie sich so gern abgeben?" — "Laßt's gut sein!" sagte Herr Marbel: "Ich bin ärmer, als ihr glaubt. Ich darf keinen Heller verschwenden, und brauche mein Geld nothwendig."

"Es ist nicht möglich! Sie müssen ja jährlich wenigstens bei dreißigtausend Gulden Revenüen haben?"

"Das wohl," antwortete Herr Marbel, "aber davon brauche ich zweitausend Gulden für meine Haushaltung, und das Uebrige gehört denen, die nicht genug haben; Gott hat mich zum Verwalter für die guten Leute gemacht."

Herr Marbel verlor im gleichen Jahr an der gleichen Krankheit seine edle Gemahlin und zwei liebenswürdige Kinder. Er war wieder einsam. Man wollte ihn zerstreuen, erheitern. "Laßt's gut sein," sagte er, "ich bin nichts weniger, als traurig; vielmehr inniger selig, als sonst. Ich lebe jetzt in zweien Welten. Mein Weib, meine Kinder gehören mir überall, und ich ihnen. Wer über das Erhabenste, was das Leben zeigt, Trostes bedarf, der ist nur deß untröstlich, daß er kein Vieh ist. Ich bitte Euch, machet Euch keinen Alltagsspaß mit mir; tröstet mich nicht."

Der Sturmwind.

Indessen war ihm doch, durch den Verlust seiner Gemahlin und Kinder, die Welt ein wenig öde, das Leben ein wenig langweilig geworden. Er stand überall einsam. Er ging oft, sich zu zerstreuen, auf Reisen; es half für den Augenblick. Er kam oft mit rothgeweinten Augen aus seiner kleinen Schreibstube. Dann sahen ihn seine Diener und Mägde voll Mitleids an, denn alle liebten ihn, wie einen Vater. — "Ihr habt Recht, Kinder, bemitleidet mich nur. Ich verdiene es. Aber tröstet mich nicht. Mitleid ist mir Noth, aber Trost nicht; den gibt mein Inneres besser, als ihr; aber den menschlichen Schmerz, das Vermissen der gewohnten Lieben, das wird alles die Zeit bessern, noch hat sie nichts gebessert."

Zerstreuung, das fühlte er, sei am wohlthätigsten. Er besuchte alle Plätze rings um die Hauptstadt. Er war auf allen Lustgängen, in allen Vergnügungsörtern. Eines Tages im Thiergarten.

Viel Volks tummelte sich da herum im Grünen, wie es an Sommersonntagen zu sein pflegt. Herrn Marbel that es immer wohl, im regen Gewühl der Frohen zu sein. — Aber die Freude ward bald durch ein anrückendes Gewitter gestört, dem ein gewaltiger Sturmwind voranzog. Die hohen Bäume fuhren sausend, wie schwanke Halme, her und hin; die Buden wurden geschlossen; die Krämer packten ein; die Musik in den Gebüschen verstummte; die Tänzer flogen auseinander.

Herr Marbel blieb in dem Lärmen des Sturmes und der Menschen ruhig stehen. Ihn ergötzte der Anblick. Die breiten Wege waren bald leer; Wirbelwinde zogen Staubwolken in die Höhe. Indem kam die junge Fürstin Emilie aus einem Seitenwege des Lustwaldes eilfertig; sie hatte sich verspätet. Bei ihr ein paar zierliche Kammerherren, hinter ihr ein paar Offiziere, die alle Mühe hatten, die hohen Federbüsche ihrer Hüte gegen den Wind zu halten. Plötzlich fiel Sturm und Wirbelwind über Alles her. Der Schleier der jungen Fürstin flog hoch in die Luft. Erschrocken streckte die Beraubte ihre Arme dem entführten Schmucke nach. Der Schleier blieb im Wipfel einer Tanne hangen, wie Spinngewebe.

"Schaffen Sie mir meinen Schleier wieder!" sagte das Frauenzimmer: "schaffen Sie mir ihn wieder! Ich muß ihn haben. Er ist das Neujahrsgeschenk meiner Mutter. Er hat für mich unermeßlichen Werth."

Die Herren hielten ihre großen Hüte mit den großen Federbüschen fest, sahen hinauf und zuckten die Achseln.

"Ich muß ihn wieder haben, und sollt' ich hier umkommen; ich weiche nicht eher von der Stelle!" sagte die Fürstin und hatte die Augen voller Thränen.

Die Herren sahen in bitterer Verlegenheit zu dem Wipfel der Tanne hinauf. Der eine seufzte, der andere kratzte sich im Nacken, der dritte nahm in der Verzweiflung eine Prise, der vierte machte stumme Verbeugungen, als wollte er damit die Unmöglichkeit darthun, das fürstliche Begehren zu erfüllen.

"Sie haben doch oft geschworen, das Leben für mich aufopfern zu wollen: warum steigt denn keiner in die Aeste des Baums hinauf? Es geht ja recht bequem von unten an! Herr Major, Sie sind der jüngste. Holen Sie mir den Schleier!" rief Emilie weinend.

Der Herr Major sah erschrocken auf seine weißen Kasimir-Beinkleider und auf die hohe, wankende Tanne — siebenzig Schuh hoch mochte sie wohl sein. Er that, als wolle er sich zum gefährlichen Gang auf die Tanne rüsten, räusperte sich und kam doch nicht von der Stelle.

Wie der alte Herr Marbel, hatte auch ein zerlumpter zwölfjähriger Bettelbube in der Nähe das Gespräch mit angehört. — "Ich will das Tuch droben schon herunter holen, wenn Sie befehlen!" sagte der Knabe, und maß mit lebhaftem Blick die Höhe der Tanne.

"Marsch! geschwind hinauf!" schrien alle fünf mit lauter Stimme zugleich.

Der Knabe besann sich nicht lange. Er kletterte von Ast zu Ast empor, schlug die Zweige nur aus einander; man sah ihn lange nicht, bis er oben am Wipfel der Tanne wieder zum Vorschein kam. Der Sturm wüthete von neuem und warf

die Bäume sausend durch einander. Der Knabe umklammerte den schwanken Wipfel, der mit ihm in weiten Kreisen herumflog. Herr Marbel zitterte, als er das sah. Die Offiziere lachten; die Fürstin hüpfte vor Freuden hoch auf, da sie den Schleier in der Hand des Waghalses sah. „Wenn der Ungeschickte ihn nur nicht zerreißt!“ sagte sie dann wieder mit neuer Aengstlichkeit.

Glücklich brachte ihn der Knabe herab. „Gottlob!“ sagte die Fürstin und hüpfte selig davon, um sich aus dem Sturme zu flüchten. Ihre Begleiter eilten ihr nach. Der Knabe lief mit ausgestreckter Hand hinter ihnen, um ein Almosen flehend; der Kammerherr warf ihm kleine Münze zu. Der Knabe hob sie vom Boden auf und betrachtete ihren Werth.

Herr Marbel, sonst nicht neugierig, war es doch diesmal. Denn der Knabe, seine offene Miene, sein freundliches Wesen, sein Muth hatten ihm gefallen. Auch er hatte schon die Hand in der Tasche, um ihn für das Wagstück zu lohnen.

„Was haben sie dir gegeben?“ fragte er. Der Knabe zeigte ihm das Geld in der offenen, vom Tannenharz besudelten und von den Aesten wundgerissenen Hand. „Fünf Kreuzer, Herr!“

„Fünf Kreuzer!“ seufzte Herr Marbel: „Guter Bube!“ Er nahm die Hand voll kleiner Münze, und füllte damit beide Hände des Jungen, der, ganz erstaunt über den Reichthum, nur mit großen Augen bald das Geld, bald den Wohlthäter ansah, und endlich fragte: „Soll ich Alles haben?“

„Alles! und was wirst du damit machen?“

„Ich weiß selbst nicht. Neue Kleider kaufen. Ich kann nun wie ein Herr leben.“

„Hast du keinen Vater?“

„Nein, schon seit zwei Jahren nicht mehr. Der Vater war Soldat und ist im Krieg umgekommen; die Mutter ist gestorben, und da wollten sie mich nicht im Dorfe.“

„Gieb mir das Geld wieder, Bube.“

„Alles?“

„Alles.“

Traurig gab es der arme Knabe zurück, und ein paar Thränen bedeckten den Glanz seiner großen schwarzen Augen.

„Auch die fünf Kreuzer gib mir.“

„Nein, die gehören mir.“

„Du sollst kein Geld mehr nöthig haben. Es taugt dir nicht. Ich nehme dich mit in mein Haus. Du sollst mein Sohn werden, wenn du brav bist. Willst du das?“

„Wenn's Ihnen Ernst ist.“

„Hast du noch mehr Geld?“

Der Knabe hatte noch einige Kupfermünzen und ein großes Stück Brod. Herr Marbel nahm ihm das ab und ließ ihn mit sich kommen.

Erziehung.

Der kleine Konrad Eck wurde umgekleidet, aber äusserst einfach, in grobes Tuch. Er war gewohnt, in Ställen oder unter freiem Himmel zu übernachten. Der reiche Herr Marbel gab ihm zum Bett einen Strohsack, und zur Nahrung die wohlfeilste Kost. — Der Knabe war froh wie im Himmel, behend, dienstfertig, immer freundlich, unverdrossen, ergeben, zeigte viel natürlichen Verstand, aber war in allem unwissend, was nicht in den Erfahrungs- und Geschäftskreis eines Bettlers gehörte. Nach einem halben Jahr war der junge Bär so weit geleckt, daß man ihn doch der Welt zeigen und mit Aufträgen herumschicken konnte. Er hatte sich, wiewohl mühsam, an Ordnung, an Reinlichkeit gewöhnt. Sein gutes Herz machte ihn Allen im Hause lieb. Herr Marbel nannte ihn seinen Sohn, und beschloß, aus ihm etwas Rechtes zu machen, Konrad mußte in die Stadtschule. Er war fleißig. Es ward ihm anfangs sauer; aber es ging. Die Freude des Wohlthäters an seinen Fortschritten war ihm der höchste Lohn; Herrn Marbels Kälte die bitterste Strafe.

Doch ich will hier nicht die Erziehung des Betteljungen beschreiben. Nur dies, weil es Herrn Marbels Gemüthsart bezeichnet, sei noch gesagt. Konrad, sobald er einige Jahre im Hause gewesen, saß an Marbels Tisch. Er konnte von allen Leckerbissen genießen; aber Herr Marbel gab ihm Beifall, wenn er mit Brod, Fleisch, Erdäpfeln und dergl. vorlieb nahm. Er konnte in weichen Betten schlafen; aber Herr Marbel freute sich, wenn Konrad seinem Strohsack getreu blieb. Konrad bekam alle Woche einen halben Thaler Taschengeld, aber sich selbst durfte er nichts dafür kaufen; er mußte es zum Besten Anderer anwenden; doch ward ihm gestattet, für sich daran zu sparen, damit er habe, wenn ihm Herr Marbel einmal nichts mehr zu geben habe. — „Für dich mußt du wenig bedürfen, wenig gebrauchen; Alles für Andere haben und sein!“ Das sagte ihm sein Wohlthäter bei jeder Gelegenheit. Als Konrad sechszehn Jahre alt war, gab ihm Herr Marbel zum Geburtstag vierhundert Thaler. „Jetzt, lieber Konrad,“ sagte er, „wollen wir unsere Haushaltung trennen. Da hast du Geld. Jetzt beköstige und kleide dich dafür, bezahle deine Lehrer; schaffe dir an, was du willst. Du kannst bei mir im Hause wohnen, aber du zahlst mir für Zimmer, Betten, Hausgeräth alle Vierteljahr vier Thaler. Richte dich ein.“

Konrad wunderte sich; aber es freute ihn, Herr so vieles Geldes zu werden. Er richtete seine Haushaltung ein. Monatlich mußte er von seinen Ausgaben Rechnung ablegen. Herr Marbel beobachtete ihn scharf und ließ ihn beobachten. Konrad lebte, wie es Herr Marbel erwartet hatte, dürftig wie ein Geiziger, und wo er helfen konnte, verschwenderisch wie ein Fürst. Am Ende des Jahrs hatte er doch noch hundert und zwanzig

Thaler übrig. Er mußte sie an Zins legen, und empfing abermals vierhundert Thaler.

So gings bis ins zwanzigste Jahr. Herr Marbel schickte den Jüngling auf eine Universität; er gab ihm neue Zulage an Geld. „Deinen Körper gewöhne an nichts, mein Sohn," sagte er zu ihm, „aber das Anständige wie das Nothwendige versag' ihm nie. Ein guter Künstler muß braves Werkzeug haben, ohne dieses ist er selbst ungeschickt. Der Leib ist das Werkzeug; der Künstler ist der unsterbliche Geist. Diesen vollende! Das Leben ist kurz; es ist die Schule. Bilde Geist und Gemüth; wir wissen nicht, wozu wir's lernen müssen. Das werden wir in der Ewigkeit wohl erfahren, wo uns der Vater an ein höheres Werk stellt. — Ich setze dir für die drei Universitätsjahre eine beträchtliche Summe aus. Du wirst sie gebrauchen. Du sollst und mußt in die besten Gesellschaften, in alle gehen, um die Leute aller Gattung kennen zu lernen; aber auch von den schlechten entferne dich nicht; du mußt sie kennen lernen. Bist du schwach und wirst schlecht, gehst du unter. Bist du stark, stehst du wohlthuend über alle. Nach drei Jahren denke daran, dein Brod selbst zu verdienen. Dann geb' ich dir nichts mehr."

Das Loch im Aermel.

Ich bin reich — was man reich zu nennen pflegt, — fuhr Herr Marbel in seiner Rede fort: Der Reichthum freut mich an sich nicht, denn ich bedarf für mich wenig. Ich könnte von Wenigerm leben, als meine Bediente. Wozu mir also das Geld? Aber das ist's, was mich freut, daß ich das alles mit eigener Kraft und auf die unbescholtenste Weise erworben habe. Da klebt kein Blut, keine Thräne daran; nur mein Schweiß allein. Dies sind die höchsten Freuden des Geistes: Wirksamkeit im Kleinen und Großen, Unschuld. Alles andere ist mehr oder weniger Narrheit oder Thierheit, z. B. Ehrgeiz, Weiberliebe, Gewinnsucht, Herrschgier, Stolz, Neid, Haß, Religionsgroll und dergl. Merke dir das, Konrad: Mächtig wirken, mit Unschuld, im Großen wie im Kleinen, das ist das reine, wahre Geisterwesen. Verachte das Kleine nicht, als wäre es gering. Gott hat nichts Geringes geschaffen. Auch sein Sandkorn und sein Wurm sind groß.

Ich habe dir gute Erziehung gegeben. Du warst eine wilde, aber kräftige Pflanze. Jetzt bist du zwanzig Jahre, das Alter, wo im Menschen der Engel mit dem Thiere kämpft. Möge der Engel obsiegen! — Erst wird der Mensch als Pflanze erzogen, dann als Thier, zuletzt als Engel. Viele bringen es nicht weiter, als zum wohlabgerichteten Thier.

Aber das Thier ist nicht zu verachten. Aus dem unreinen Staube blüht die schneeweiße Lilie hervor. Eine Kleinigkeit gab mir die wahre Richtung. Ich lernte nähen, und dadurch ward ich zum reichen Mann.

Das wirst du nicht glauben wollen, und doch ist's so. Ich war vierzehn Jahre alt, konnte lesen, schreiben und rechnen. So weit war ich dressirt. Ich war eines armen Handwerkers Sohn. Mein Vater wußte nicht, was aus mir machen, denn es fehlte an Geld überall, und das hatte Gründe, die ich jetzt wohl einsehe.

Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund, Namens Albrecht. Wir beide waren überall und nirgend, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's Schläge zu Hause; waren die einmal abgeschüttelt, bliebs beim Alten.

Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank, und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte Generallieutenant, Albrecht Generalsuperintendent werden.

„Aus euch beiden gibts in Ewigkeit nichts!" sagte ein steinalter Mann, in feinen Kleidern und weißgepuderter Perrüke, der hinter unserer Bank stand und die kindischen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschracken. Albrecht fragte: warum nicht?

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es euern Röcken an, aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in euern Aermeln dulden?" Dabei faßte er jedem von uns an die Ellenbogen, und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Aermel hinauf. — Ich schämte mich; Albrecht auch. „Wenn's euch", sagte der alte Herr, „zu Haus niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und ihr kommet wie Bettelbuben. Wollet ihr Generallieutenant und Generalsuperintendent werden, so fanget an beim Kleinsten. Erst das Loch im Aermel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes."

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon, und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellenbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wolle. Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Naht öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam; ich mochte an unzerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeiten leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich, und dachte, der alte Herr in der schneeweißen Perrüke hat so Unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock; mit einer Hand voll Kalk ein Haus; mit einem Glase Wassers löscht man eine angehende Feuersbrunst; aus rothen Pfennigen werden Thaler;

aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß.

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es ward sein Schade. Wir waren beide einem Krämer empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Krämer prüfte uns; dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und sauber; Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachlässigkeiten sehen. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich sehe Ihm an," sagte er, „Er hält das Seine zu Rath; aus dem andern gibts keinen Kaufmann." Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Aermel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Aermel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern Alles, ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden; sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges, weder im Guten noch im Bösen. Wer das glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Aermel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft; das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach; da gab's Zank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Aermel geben, und ich Zänker und gallsüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal, werden. Von Stunde an ließ ich den Mann Recht haben; ich begnügte mich, recht zu thun, und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein (denn wer ihrer viel hat, ist nie ganz froh), sparte ich Manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Aermel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Aermeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. — So hatte ich beständig Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Recht thun und Recht denken, wie im Nußkern der fruchttragende hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich: du brauchst ja nicht den zwanzigsten Theil davon. — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Thorheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Aermel aufweisen? — Hilf andern, wie dir Gott durch andere geholfen. Dabei bleibt's. Das höchste Gut, das der Reichthum gewährt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute, und ein großer Wirkungskreis. — Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne etwas Rechtes; denke an den Mann mit der schneeweißen Perrüke; hüte dich vor dem ersten kleinen Loch im Aermel; mach's nicht, wie mein Kamerad Albrecht. Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika todtschießen.

Der Handwerksbursche.

Konrad ging also nach Göttingen, studirte Rechte und Kameralwissenschaften, und war sehr fleißig, ohne sich jedoch dem Umgang der Altersgenossen und dem Genuß der Freuden zu entziehen. Aber er sparte; denn er hatte einen großen Plan. Er wollte eine Reise durch Europa machen. Herr Marbel munterte ihn dazu auf, erklärte aber, keinen Kreuzer herzugeben. Und was Herr Marbel einmal erklärt hatte, dabei pflegte er gern zu bleiben. Zum Reisen aber gehört Geld. Konrad entschloß sich kurz. Sobald er es bis zum Doktor Juris Utriusque gebracht hatte, ging er zu einem Kunstschreiner in die Lehre, und lernte dessen Handwerk: hobeln, schneiden, sägen, bohren, leimen, Hölzer beizen, firnissen u. s. w. Seine Uebung im Zeichnen, sein Geschmack, seine chemischen Kenntnisse — Alles kam ihm zu Statten. In einem Jahre hatte er Uebung im Mechanischen; er kam Meister und Gesellen gleich. Mit zwanzig Louisd'or verkürzte er die Lehrzeit. Er ward als Gesell ausgeschrieben.

Herr Marbel kehrte eines Abends von seinem gewöhnlichen Spaziergang heim, und rauchte sein Pfeifchen wohlgemuth zum Fenster hinaus. Da kam ein fremder Handwerksbursche, das Ränzel auf dem Rücken, grüßte, und sprach, den Hut in der Hand, kein Wort. Herr Marbel warf ihm ein Stückchen Geld in den Hut. Der Handwerksbursche dankte, steckte die Gabe ein, und wünschte, Herrn Marbel allein zu sprechen. Er ward eingelassen.

Der Handwerksbursche brachte freundliche Grüße vom Konrad. Herr Marbel freute sich kindlich. Seit drei Vierteljahren hatte er nichts von seinem Pflegesohn vernommen, der ihm theurer war, als er glaubte. Indem er aber dem Handwerksburschen froh ins Gesicht sah, sprang er betroffen zurück. „Was? Bist du's nicht selbst, Konrad? Spielst du Komödie mit mir? — Ist das auch der Aufzug von einem Herrn Doktor?"

Konrad lächelte und sprach: „Der Doktor steckt hier im Ränzel; auf Reisen ist er Schreinergesell. Der findet mit seinem Handwerk wohl überall sein Brod und darf wohlfeil leben. Hier ist mein Doktordiplom, hier mein Lehrbrief. Jetzt mache ich die Reise durch fremde Länder. Ich komme nur, Sie noch einmal zu sehen, theurer Vater, Ihnen noch einmal zu danken und Ihren Segen mit auf den Weg zu nehmen."

Da ward Herr Marbel tief gerührt, sein Auge feucht. Er fiel dem guten Konrad um den Hals, drückte ihn an seine Brust und stammelte: „Ja, du bist mein Sohn, ich will dein Vater sein."

Herr Marbel behielt ihn vier Wochen lang bei sich. Dann ließ er ihn ziehen mit seinem Segen. Hast du auch noch Geld? fragte er ihn

beim Abschied. Konrad erwiederte: „Noch fünfundzwanzig Thaler. Das ist alles, was ich erübrigen konnte.“

„Geld genug für einen reisenden Handwerksburschen!“ sagte Herr Marbel lachend: „Da hast du noch einen Thaler auf die Reise, so hast du sechsundzwanzig! Gott sei mit dir. Schreibe mir alle Vierteljahr, wie es dir geht und was du lernst und siehst. Hüte dich vor einem Loch im Aermel, so wird's dir wohl gehen.“

Reise durch Europa.

Mit sechsundzwanzig Thalern machte Konrad die Reise durch Europa; erst durch Deutschland über die Alpen nach Rom und Neapel. Er wollte die zerfallenden Trümmer einer herrlichern Vorwelt sehen. Dann zur See nach Frankreich. Er arbeitete in Lyon und Paris, sich im Handwerk vollkommener zu machen; ging nach London über, wo er fast ein Jahr lang verweilte; trieb sich dann in einigen holländischen Städten herum, ging nach Dänemark, und über Stockholm nach Petersburg, von da in die Heimath zurück.

Kam er in eine Stadt, wo es Sehenswürdiges gab, und der Mühe werth war, zu bleiben, auch nur um wieder Reisegeld zu erwerben: so gab er sich zu einem Meister in Arbeit. Sonntags verwandelte sich der Schreiner in den Gelehrten. Ein paar Klassiker mußten ihn auf seinen Wanderungen immer begleiten. Hatte er erworben, zog er weiter. Gern hätten ihn die Meister oft länger gebunden; denn einen geschicktern Gesellen fanden sie nicht leicht, und über seine Gelehrsamkeit erstaunten sie. Manche hübsche Meistertochter hätte den wunderbaren Fremdling gern gehalten und zum Meister gemacht. Denn Konrad war ein feiner Jüngling; sein schwarzes Auge voll Geist und Feuer; sein Anstand wie der eines Mannes aus höhern Ständen; sein Umgang nicht mit den Gewöhnlichen, und doch dabei gegen Seinesgleichen leutselig, einnehmend, bescheiden. Jeder hatte den Sonderling gern.

Zwar hie und da, einmal in Lyon, einmal in London, machte ihm ein artiges Mädchen das Herz schwer. Er riß sich los; zur Leidenschaft ließ er keine Neigung aufsteigen; das nannte er immer ein neues Loch im Aermel. Heim in sein deutsches Vaterland wollte er, und in der Nähe seines zweiten Vaters, Herrn Marbels, als Schreiner oder Advokat sein Leben zubringen.

Nach mehrjähriger Wanderung stand er wieder vor Vater Marbels Hause. Seit drei Jahren hatte er von Herrn Marbel keine Zeile gesehen; er hingegen hatte seinem Wohlthäter regelmäßig jedes Vierteljahr geschrieben. Nun war die Frage, ob der wackere Mann noch lebe?

Konrad ward todtenblaß, als er von fremden Personen begrüßt und benachrichtigt wurde, Herr Marbel habe das Haus verkauft und die Stadt verlassen schon seit Jahr und Tag. — Er ging traurig von einer Straße zur andern. „Hätte der Vater nicht die Liebe haben und mir wenigstens diese Veränderung melden sollen? Nun fort, und man weiß nicht einmal wohin?“

Er ging, das Ränzel auf dem Rücken, zur Schreinerherberge, um zu übernachten; folgendes Tages im Feierkleide zum Bankier Schmidt, Herr Marbels ehemaligem besten Freund, um Erkundigungen über seinen Wohlthäter einzuziehen.

Der alte Bankier erkannte ihn sogleich, und empfing ihn mit herzlicher Freude. „Gottlob, Herr Doktor,“ rief er: „daß ich Sie doch noch sehe! Unser alter Freund ist nach Ostindien, wie Sie wissen. Er hat bei mir für Sie zweihundert Louisd'or hinterlegt, die er Ihnen zur Ausstattung vermachen wollte, wenn Sie heimkehrten und sich irgendwo in Ihrem Beruf ansäßig machen wollten.“

„Nach Ostindien ist er?“ rief Konrad, und Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Wissen Sie das nicht? — Er hatte hier in der Stadt allerlei Verdruß: der Fürst wollte ihn adeln, und er, nach seiner Manier, schickte Sr. Durchlaucht den Adelsbrief zurück, in der Meinung, jeder Mensch habe einen angebornen Adel, aber geadelt von fremder Hand könne keiner werden. Das gab den ersten Stoff zu Mißdeutungen, zu Neckereien, endlich zu einer Art von Verfolgung. Man nannte den guten Marbel einen Jakobiner, hielt ihn eines Briefwechsels mit revolutionssüchtigen Menschen verdächtig, der sich unter dem Pöbel Anhang machen wolle. Dann kam noch dies und das dazu. Genug, dem guten Mann ward das Leben sauer gemacht. Nun wissen Sie, wie er war — allzugut, allzuleichtgläubig. Es gingen ihm beträchtliche Kapitalien verloren. Es that ihm leid, sich einschränken zu müssen. Er fing neuerdings kaufmännische Spekulationen an. Die schlugen ihm um. Da trat er eines Tags zu mir, sagte, er habe in Ostindien noch ein bedeutendes Kapital; er wolle hin, es selbst beziehen. Meine Einwendungen halfen nichts. Er verkaufte und verschenkte, was er hatte; gab mir für Sie die Summe in Verwahrung und reisete ab. Es sind nun bald drei Jahre.“

Konrad stand betäubt. Hätte er nur gewußt, wo ihn finden in Ostindien, er wäre ihm auf der Stelle nachgereiset.

Herr Schmidt ließ nun nicht anders geschehen: Konrad mußte bei ihm im Hause wohnen, bis er seinen Lebensplan gemacht haben würde. Konrad hatte fast im Sinn, eine Schreinerwerkstatt zu eröffnen. Herr Schmidt hielt ihn davon ab, und rieth ihm, als Advokat aufzutreten; da könne er der Welt nützlicher sein.

Der Gerichtshalter.

Nach einigen Wochen trat Herr Schmidt zu Konraden mit freudigem Antlitz in's Zimmer, in

der Hand ein Intelligenzblatt. „Freundchen!“ rief er: „Sie müssen mir zum Herrn Wallenroth folgen. Er verlangt einen Gerichtshalter auf seinen Gütern. Ihm gehört ein ganzes Dorf. Er braucht einen Mann, wie Sie. Er ist mein Spezialfreund. Da schreibt er im Wochenblatt die Stelle aus. Siebenhundert Gulden Gehalt, freie Wohnung, Licht, Holz und vermuthlich reiche Sporteln daneben. Was wollen Sie mehr? Haben Sie Lust?“

Konrad zuckte die Achseln.

„Nichts! folgen Sie mir, Herr Doktor!“ fuhr Herr Schmidt fort: „Erlauben Sie mir, bei Ihnen Stellvertreter von Papa Marbel zu werden. Das ist ein Platz für Sie!“

Konrad setzte sich mit ihm in die Kutsche. Sie machten dem Herrn von Wallenroth den Besuch.

Dieser, ein ältlicher Herr, sehr gefällig und gutherzig, sagte zu Konraden: „Ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen. Doch genug, mein Freund Schmidt schlägt Sie vor. Sie, und kein Anderer, empfangen die Stelle. Aber ich muß Ihnen darüber noch dies und das sagen. Ich reise in Aufträgen meines Hofes nach Paris, bin wahrscheinlich mehrere Jahre abwesend. Ich übergebe Ihnen meine Güter, die Erb- und Gerichtsherrschaft zu Alteck. Sie sollen nicht bloß die Stelle des Justitiarius dort versehen, nein, meine eigene Person. Unter Ihnen steht der Verwalter. Sie sollen meine verwahrloseten Güter wieder in Aufnahme bringen, und, was mir vor allem am Herzen liegt, meine Bauern menschlicher machen. Denn die Altecker sind wahres Vieh, elend, roh, arm, unwissend. Ich habe die Herrschaft erst seit einem Jahre im Besitz, mich aber wenig darum bekümmern können. Alles ist in Verfall da. Ich überlasse es Ihnen, anzustellen und wegzujagen, wen Sie wollen. Kurz, alle meine Rechte sollen Sie üben. Die Gelder und Rechnungen schicken Sie jährlich an meinen Freund Herrn Schmidt zu meinen Handen.“

Konrad wollte Entschuldigungen vorbringen, er verstehe von der Landwirthschaft zu wenig. Die Bescheidenheit half nichts. Die beiden alten Herren drangen mit sonderbarer Güte in ihn. Herr von Wallenroth, in der Meinung, Konrad fände die Besoldung für ein so weitläufiges Geschäft zu gering, erhöhte den Gehalt, bot immer mehr, verdoppelte zuletzt beinahe die Summe von siebenhundert Gulden. — Konrad war bestürzt und froh zugleich. „Aber“, sagte er, „wie komme ich zu diesem übermäßigen Vertrauen?“ Herr von Wallenroth deutete auf Herrn Schmidt. „Das Herz dieses Mannes“, sagte er, „und das meinige sind eins.“

Die Sache ward in Richtigkeit gebracht, schriftlich, wie sich's gehört. Hintennach aber trat Herr von Wallenroth noch mit einer Klausel hervor, auf welche er viel Gewicht legte. — „Alle“, sprach er, „sind Ihren Befehlen unterworfen, nur eine Person nicht, die mir theuer ist, deren verstorbenen Mann ich große Verpflichtungen schuldig bin, wiewohl sie mich kaum kennt. Diese ist eine brave Predigerwittwe, Namens Walter. Sie ist ohne Vermögen. Sie lebt von einer mäßigen Pension zu Alteck, und zwar habe ich ihr lebenslänglich Wohnung und Kost und Bedienung in meinem eigenen Hause zu Alteck gegeben. Sie werden also mit ihr unter gleichem Dache hausen. Es ist die bravste Frau von der Welt. Ja, hoffe und wünsche, Sie werden mit ihr in guter Harmonie bleiben.“

Konraden blieb gegen die Klausel durchaus nichts einzuwenden, und war es gar wohl zufrieden, sogleich eine Frau da zu finden, die ihm die kleinen Sorgen der Haushaltung abnehme.

Noch in derselben Woche reisete Herr von Wallenroth mit Konraden nach Alteck; führte ihn mit aller Form in sein Amt ein, hielt sich aber nicht länger als einen Tag auf, und ließ ihn bei Frau Walter.

Die Gesellschaft.

Das Herrenhaus, wie man es nannte, lag sehr angenehm, mitten in Gärten, auf einem Hügel über dem Dorf. Stallung, Scheuern, mit großem Hofraum im Viereck nebenbei. Ueberall viel Ordnung; im Herrenhaus viel Reinlichkeit und heiteres Wesen. Die schönsten Zimmer, einfach aber geschmackvoll, waren dem Herrn Gerichtshalter eingeräumt. Es fehlte nirgends. Selbst eine kleine Bibliothek, selbst ein Fortepiano war vorhanden. Nirgends ein Stäubchen; der Fußboden wie neu. Frau Walter hatte Haus, Garten, Keller auf's schönste geordnet.

Frau Walter, eine lebhafte und doch ernste Frau von vierzig und etlichen Jahren, verrieth Bildung und Lebensart. Die Blässe ihres Antlitzes, ihr stiller, hoher Blick, der sich nur erst im Gespräch erheiterte, sagten, sie habe leidensreiche Erfahrungen im Leben gemacht. Vor ihr erschien niemand als Fremdling. Konrad war den ersten Tag mit ihr, als hätte er sie schon vor Jahren gekannt. Sie machte ihn mit Wohnung und Umgebungen, mit dem Werthe der Knechte und Mägde bekannt — genug, in alles weihte sie ihn ein, was in ihrem Wirkungskreis lag.

„Mit der Frau läßt sich leben!“ dachte Konrad nach einigen Tagen, der sich, als Herr von Wallenroth mit großer Wichtigkeit von der Klausel gesprochen, doch ein wenig zu fürchten angefangen hatte.

„Mit der Frau läßt sich wahrhaftig leben!“ dachte er nach einigen Wochen, da er nun schon in Alteck etwas einheimisch geworden war. Denn er empfand wahre Ehrfurcht für sie; sie war ihm Bedürfniß geworden. Er freute sich, wenn er von seinen Geschäften Morgens oder Abends zum Tisch kam — denn sonst sahen sie sich einander selten. Da war sie und der Herr Verwalter, ein

herzguter, aber etwas zeremoniöser Mann, daneben wackerer Landwirth, seine Gesellschaft. Dann erzählte jeder sein Bestes, der Verwalter von der Wirthschaft, Konrad zuweilen von seinen Reisen; Anmuth und Würze verbreitete über Alles der Geist der Frau Walter.

Konrad ward mit seiner Lage so innig zufrieden, daß er dem Herrn Bankier Schmidt einen Brief voll des lebhaftesten Dankes schrieb. „Ich verlange", schrieb er, „in meinem Leben kein angenehmeres Loos. Ich bin glücklich, weil Sie mich in die Verhältnisse brachten, viel Gutes zu thun. Und es soll geschehen, sobald ich mich mit meinem Wirkungskreise vertrauter gemacht habe. Hier sind die Menschen verwildert wie ihre Ländereien. Wie viel bleibt anzubauen! Ich hoffe Herrn von Wallenroths Zufriedenheit zu gewinnen."

Allein das Blättchen wendete sich schnell, und die Freude blieb nicht lange in Konrads Brust. Zwar hatte ihm Frau Walter erzählt, sie habe eine Tochter, deren Heimkunft von einer Verwandtin in der benachbarten Stadt sie täglich erwarte. Zwar dachte Konrad, wenn die Tochter der Mutter nachartet, wird sie meinen Himmel in Alteck nicht verderben. Doch wie gesagt, das Blättchen wendete sich.

Er kehrte eines Abends aus dem Walde heim, wo er Feldmesser hatte. Eine Kutsche begegnete ihm unterwegs, worin zwei Frauenzimmer saßen. Sie schienen, vom Herrenhause gekommen, nach der Stadt zurückzufahren. Als er ins Speisezimmer eintrat, befand sich da, nebst der Frau Walter und dem Verwalter, ein junges Frauenzimmer, etwa siebenzehnjährig, braunlockig, von seinen Gesichtszügen, und einem Blick — Konrad verbeugte sich gar ehrerbietig. Die schöne Fremde, etwas erröthend, erwiederte. Frau Walter sagte: es ist meine Tochter Josephine.

Konrad vergaß Feldmesser und Waldungen, worüber er doch dem Verwalter viel zu bemerken hatte; sogar der neuen Hausgenossin etwas Angenehmes zu sagen, vergaß er, während sie ihm ein freundliches Wort mit aller weiblichen Gewandtheit und Anmuth zulispelte. — Bei Tisch, wo er sonst gern redselig, offen und scherzliebend zu sein pflegte, blieb er diesmal verschlossen, einsylbig, trocken. Es war, als wäre in dem Mädchen ein böser Geist für ihn; als wäre er eingeschüchtert, wenn man dies Wort gelten lassen will.

Er wunderte sich selbst, und daß diese fremde Josephine ihm so gewaltige Ehrfurcht auflege. Er wollte es nicht gelten lassen, Muth fassen, und mit ihr in Unterhaltung treten, wie mit den Andern. Aber wenn ihn das Mädchen ansah mit den dunkeln Augen, wenn es ihm antwortete mit der Stimme, die seine Nerven beben machte — es ward ihm, als wäre er verrathen und verkauft.

Man blieb bei ziemlich langweiliger Unterhaltung ungewöhnlich lange am Abend beisammen. Als Konrad in seinem Zimmer einsam war, wandelte ihm die Gestalt der neuen Hausgenossin an allen Wänden herum. Er schüttelte den Kopf, und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich nicht leben! Warum schwieg die Klausel davon? — Und als er sich ins Bett stürzte, die Augen selbst zudrückte, schwärmte das reizende Gespenst noch heller vor ihm her und hin.

Am Morgen wieder dachte er an Josephinen eher, als an die Feldmesser. Er mußte auch wohl, denn er hörte eine Harfe, und Josephinens Stimme singend dazu. Das Herz fing ihm an zu klopfen. Er schüttelte den Kopf, und dachte: mit dem Mädchen läßt sich wahrhaftig nicht leben! und ging ins Feld, ohne zu frühstücken.

Der Pfarrer und die Gemeinde.

Man gewöhnt sich wohl endlich an das Häßlichste, warum nicht auch an das Schönste? — Konrad konnte sich aber auch nach Wochen an Josephinen nicht gewöhnen, denn, sonderbar genug, sie war keinen Tag, wie am vorigen, sondern schien jeden Tag neuer zu werden. Mit Allen im Hause war er freundlich, vertraulich; alle waren es mit ihm. Aber mit Josephinen konnte er's nicht sein. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit, ihres heitern Muthwillens, denn ernst war sie selten, stand sie ihm immerdar fremd, wie den ersten Abend. Er unterhielt sich gern mit ihr; sie war geistvoll, und doch natürlich, ohne Anmaßungen, ohne Ziereien. Allein, wenn er mit ihr sprach, kam es ihm vor, als läge zwischen ihnen beiden ein unendlicher, unübersteigbarer Raum. Sie hatte mit jedem zu thun, jeden behandelte sie auf die gleiche, freundliche Weise, von jedem ward diese frische Rose geliebt — aber mit ihm hatte sie immer am wenigsten zu schaffen, und doch wich sie ihm so wenig aus, als sie ihm nahe zu sein den Wunsch zeigte.

„Das giebt hier ein langweiliges Leben!" dachte Konrad: „Ich wollte, Alteck läge hinter Kamtschatka, und ich wäre nie hergekommen." Aber daß Josephine nie nach Alteck gekommen wäre, wünschte er nicht; und er hätte keine Million dafür genommen, daß sie wieder wegginge.

So sehr er sich vor der langen Weile fürchtete, hatte er sie doch nie. Die Herrschaft ward mit allen Gütern vermessen; die hiesige Landwirthschaft mit allen Gebrechen derselben beobachtet; ein neues Schulhaus gebaut, und ein Lehrer berufen. Gern hätte Konrad auch den Herrn Pfarrer umgeschaffen, aber das ging nicht, und doch hatte er auf diesen anfangs groß zur sittlichen Verbesserung der Bauern gezählt. Allein dieser Gottesmann trieb seinen Beruf recht und schlecht. Er bekümmerte sich um die Seelen der Bauern weniger, als um ihre Speckseiten, Eier, große und kleine Zehnten. Wenn der Herr Gerichtshalter ihm von Verbesserung des Jugendunterrichts, von der Rohheit der Leute und ihrer Unwissenheit sprach, gab er lächelnd Beifall, un-

terstützte dessen Meinung mit vielen Beispielen aus der Erfahrung. Am folgenden Sonntag aber donnerte er dann gegen die Sektirer, Arianer und Sozinianer, welche die Religion zu Grunde richten wollen mit Weltverbesserungen. Er haßte die gottlose Aufklärung, die endlich den Papst selbst um die dreifache Krone und seinen eigenen Rauchfang um alle Speckseiten zu bringen drohte; wollte gern ohne Arg sein, wie die Tauben, war aber doch dabei auch ein wenig klug, wie die Schlangen.

Die Altecker Bauern hatten viel Aehnliches mit ihrem Pfarrherrn. Ihre Religion bestand mehr in Furcht vor dem Teufel, als in Liebe zu Gott; denn sie waren von jeher nur strenge Herrn gewohnt, und bewies sich einer zu gütig, lachten sie ihn aus. In Haus- und Feldwirthschaft trieben sie es wie die Alten, die, so sagten sie, auch nicht auf den Kopf gefallen gewesen wären. Armuth herrschte bei Allen. In ihren Häusern voller Unflath lebten sie, neben magern Kühen und zerlumpten Kindern, von Kartoffeln und Brunnenwasser. Gegen Fremde ungefällig oder betrügerisch, gegen den Pfarrer heuchlerisch, gegen die Bewohner des Herrnhauses im Staube kriechend, unter sich selbst gehässig, neidisch, verleumderisch, stolz und grob — das war ihre Lebensklugheit.

Das Loch im Aermel.

Konrad wußte mit diesen lieben Leuten bald den rechten Ton zu treffen. Nachdem er ihrer hinter einander ein Dutzend, wegen Vergehen, hatte einthürmen, ein anderes Dutzend abprügeln lassen, hielten sie ihn für einen ausserst verständigen Mann.

Jetzt, da man zu seinem Verstand endlich Vertrauen gefaßt, ward es ihm ein Leichtes, alles Gute zu bewirken. Er wollte die Leute zur Ordnung und zum Wohlstand bringen — denn Alle gingen in Kleidern meistens, gleich Bettlern, zerrissen einher. Da gedachte er an die Erziehung, welche ihm selbst sein ehrwürdiger Pflegevater Marbel gegeben; und an dessen Erzöhlung vom Mann mit der schneeweißen Perrücke und dem Loch im Aermel.

Ausser einer Näherin im Dorfe konnte kein Bauernweib die Nadel auf geschickte Weise führen. Was die Mütter nicht verstanden, war noch weniger eine Kunst der Töchter. Hatte das neue Kleid das erste kleine Loch im Aermel, ward es ohne Mühe größer, weil man die Hilfe zu spät brachte. So ward der Kittel vor der Zeit alt. Das ungeheilte Loch im Aermel war Ursache an der Unreinlichkeit im häuslichen Leben; die Unreinlichkeit hatte ihre gewöhnliche Folge — Krankheiten aller Art. — Im Lumpenkleide verzeiht man sich leichter Unanständigkeiten jeder Art, niedriges Betragen, rohes Laster. Das Loch im Aermel ist an tausend Grobheiten, an tausend ekelhaften Worten und Thaten schuldig, und leitet zu Lastern, die durch kein Schreien von der Kanzel zum Dorf hinaus gejagt werden. Wie das weibliche Geschlecht in höhern Ständen der Männer rauhe Sitte und Denkart mildert, muß auch in Dörfern die Veredelung von den Weibern ausgehen, sonst geschieht es von nirgends her.

So dachte Konrad. Sein Erstes war, eine Arbeitsschule für die erwachsenen Mädchen zu stiften. Aber aus Brodneid weigerten sich die Näherinnen, ihre Kunst gemein zu machen. Die Frau Pfarrerin klagte über Mangel an Zeit, sich dem Unterrichte der Töchter zu widmen, wiewohl der Herr Pfarrer den Gedanken des Gerichtshalters höchlich belobte. Nächsten Sonntag hörten die Bauern wieder eine vortreffliche Predigt gegen Arianer und Sozinianer und dergleichen Leute, welche Arbeitsschulen einführen.

Die Arbeitsschule.

Konrad brachte seine Herzensangelegenheit in dem vertrauten Tischkreise zur Sprache. Josephine, wie immer, wenn er sprach, horchte am aufmerksamsten, gab den lebhaftesten Beifall. Sie bat um Erlaubniß, selbst Lehrerin sein zu dürfen. Frau Walter erwartete dies.

„Mit dem Nähen", sprach Frau Walter, „ist's nicht allein gethan. Unsere Bäuerinnen wissen weder zu pflanzen in ihren Gärten, noch in ihren Küchen zu kochen. Schaffen wir unsere Köchinnen für das Gesinde ab, stellen wir unsere Bauermädchen abwechselnd in die Gesindeküche: ich will da und im Garten ihre Lehrerin werden. Die Kunst ist einfach. Kleine Belohnungen, ein Strohhut, eine neue Schürze werden Wetteifer erwecken und den Geschmack an Putz und ein wenig Eitelkeit erzeugen. Aber ohne des Weibes Eitelkeit sinkt der Mann zum Thier. Die Liebe zum Schönen ist der erste Keim des Menschlich-Großen, der sich im Wilden entfaltet nnd ihn menschlicher macht. Sparsamkeit ist gut, aber nicht Alles. Das Herz muß in Anspruch genommen werden, und das Herz des Mannes wird am leichtesten durch des Weibes Schönheit verwandelt."

Frau Walter redete über dies und anderes mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Konrad schielte zuweilen schüchtern nach Josephinen hinüber. Hätte sie ihn angesehen, sie würde in seinen Mienen gelesen haben, wie wahr die Mutter spräche. Aber Josephine, viel zu flatterhaft, schien von der schönen Predigt wenig zu hören. Sie hatte einen großen Edelkrebs zu entschalen, und den steifen Herrn Verwalter zu necken. Konraden neckte sie nie. Der Verwalter schien ihr fast lieber. Bei Spaziergängen hing sie an seinem Arm. Konrad mußte gewöhnlich die Mutter führen.

Näh-, Koch- und Gartenschule wurden sogleich eingerichtet. Die Lehrerinnen waren fleißig, und als die Dorfmädchen von rothen Bändern, Strohhüten und neuen Schürzen hörten, wollten alle in den edeln Hausmütterkünsten Meisterinnen werden. — Der Herr Pfarrer eiferte gegen die

Arianer; die Mädchen näheten; die Buben lernten — so ging alles in der Ordnung.

Nur mit Konraden ging nicht alles in der Ordnung. Während alle Bauern ihr Loch im Aermel ausbesserten, hatte er ein mächtiges, das er auf keine Weise zu heilen wußte. Am besten hätte er vielleicht gethan, wäre er zu Josephinen in die Nähschule gegangen, um zu lernen, was er noch nicht wußte.

Er fühlte, daß Josephinens Daseln an seiner Unzufriedenheit Ursache wäre. Er prüfte sich selbst oft, und wie dem Uebel zu helfen sei? Ihn verdroß seine Schwäche vor des wunderbaren Mädchens Hoheit; ihn ärgerte ihr Muthwillen und Eigensinn, den sie an jedem, aber nie an ihm üben mochte. Wenn er einmal in bester Laune zum Scherz stimmte, ward sie ernst und beobachtete ihn mit einer Art Befremdung. War er ernst, konnte sie lustig sein bis zur Ausgelassenheit. Gelang es ihm, sie auf Spaziergängen zur Gesellschafterin zu haben, war sie einsylbig im Gespräch; mit allen andern (und oft hatte man Besuche aus den Nachbarschaften, die man oft erwiederte) schwatzhaft. Es kam auch, zumal im Winter, zu Pfänderspielen. Natürlich ward dabei, laut uraltem Herkommen, geküßt. Konrad galt weit umher, nach dem Urtheil der Schönen, als ein hübscher Mann, und wenn mit einem Kusse Erlösung des Pfandes zu erwarten war, ward er gern zum Mithelfer erkoren. Nur Josephine rief ihn nie.

Mißhelligkeiten.

So offenbarte sich in allen Kleinigkeiten, in allen Wichtigkeiten, Josephinens seltsame Abneigung. Konrads Liebe wuchs; mit der Liebe war zugleich der Kampf gegen hoffnungslose Leidenschaft. Er stellte sich gleichgültiger, je weniger er es war. Man wird zuletzt, wie man sich stellt, dachte er. — Der junge Mann entfernte sich von Josephinen, so gut es anging; machte sich in Gesellschaften seltener, die Bücher hatten mehr Reiz für ihn; er verdoppelte seine Unternehmungen zur Verbesserung der herrschaftlichen Güter; führte einige Prozesse für die Wallenrothschen Rechtsame, die ihn oft von Alteck abwesend hielten — genug, er that alles, sich ins alte Gleichgewicht zurückzuschwingen, aber er erreichte seinen Zweck nur halb.

Josephine schien seine Entfernungen kaum zu bemerken. Sie blieb, die sie immer war, freundlich-fremd. Auch sie und ihre Mutter — sobald der Frühling erschien — dachten an eine Reise in eine entlegene Hauptstadt. Josephine sprach davon mit Entzücken; Konrad mit Beifall. Es kam ein Brief an Frau Walter. Noch den Abend ward eingepackt; folgendes Morgens ging es fort.

„Und ist es Ihnen so leicht, liebe Josephine, unser stilles Alteck zu verlassen?“ fragte sie Konrad.

„Für mich“, antwortete sie lachend, „ist überall Alteck.“

„Ich glaube es Ihnen. Sie werden es kaum der Mühe werth halten, an uns zurückzudenken.“

„Das sagen Sie nicht im Ernst. Meine Blumen, meine Mädchenschule thun mir wahrlich weh; aber was sind auch vier Wochen? Ich habe meinen Schülerinnen, die indessen die fleißigsten sein werden, versprochen, schöne Sachen mitzubringen.“

„Und was bringen Sie mir mit?“ fragte er. Er nahm ihre Hand in die seinige und sah ihr festen Blicks ins Auge.

Sie lächelte: „Ihnen? Ei nun, Herr Eck, wenn Sie auf meine Blumen fleißig Acht haben, eine neue Gießkanne!“ Sie sprach's und hüpfte davon. — Konrad stand vernichtet. Da war's gesagt: sie liebt dich nicht. Er nahm Abschied von Frau Walter, von Josephinen nicht; ging aufs Feld, und sah sie nur nicht einmal abreisen.

Und weggewischt war aller Duft von der Natur und ihrer Frühlingspracht; alles lag geistlos, bedeutungslos vor ihm. Der Baum war ein grünendes Holz; die Nachtigall ein pfeifender Vogel; der umbüschte See am abendlichen Fuß des Herrnhügels ein großes Erdbecken voll Wasser. Es verdroß ihn die Welt zu sehen, sie war ohne Neuheit, ohne Frische, wie ein veraltetes Kleid. Selbst die Dichter waren nicht mehr fähig, seine Einbildungskraft zu beflügeln, so sehr er es oft wünschte; er fand die Sänger der Natur etwas langweilig, die Sänger der Liebe etwas närrisch.

„Ach, die Schuld liegt zuletzt wohl an dir selbst!“ seufzte er zuweilen: „Konrad, Konrad, du hast das größte Loch von der Welt im Aermel!“ — Er verstand sich.

Vier Wochen gingen wie vier Jahre vorbei. Josephine mit ihrer Mutter kam zurück. Er hatte sich vorgenommen, sie mit vieler Gleichgültigkeit zu empfangen, und wirklich war eine Art von Ruhe in sein Herz eingekehrt. Aber — das heillose Mädchen! — es war ihm zum Trotz blühender, als je. Ihre Freude war unverhohlen, wieder in Alteck zu sein. Sie warf Konraden einen Blick zu, aus welchem ihre Seele lachte; sie reichte ihm flüchtig die Hand, dann — eben trat auch der Herr Verwalter aus dem Hause hervor zum Wagen — fiel sie dem alten, steifen Herrn mit ausgebreiteten Armen um den Hals, und weinte bitterlich.

Konrad scheute sich, hinzublicken. Es floß etwas Glühendes und Aetzendes über sein Herz hin. „Den also liebt sie!“ dachte er, und sobald es der Anstand erlaubte, ging er in die Felder und pfiff ein Gassenlied.

Nun war der Hausfriede gebrochen. Harfe und Klavier verstummten. Er redete Josephinen selten an; einsylbiger, als sie, war er in seinen Antworten. Wenn er kam, schwand ihre Heiterkeit; ging er, blickte sie ihm still und scheu nach.

Nachrichten vom Herrn Marbel.

Eines Morgens — die Familie saß am Frühstück — trat ein vom Herrn Bankier Schmidt ausserordentlich abgeschickter Bote ins Zimmer. Er brachte Briefe. Konrad las sie, und ward todtenblaß. Bescheiden schwiegen die Uebrigen; aber es entging ihnen nicht, wie er sich verfärbte. Er fertigte den Boten ab, ging auf sein Zimmer und verschloß sich in demselben. Auch zu Tisch kam er nicht des Mittags. Frau Walter selbst trug ihm das Essen in sein Zimmer, denn er verlangte es, weil er ununterbrochen arbeiten wollte. Sie ging schweigend, ohne sich eine neugierige Frage zu erlauben; doch aus ihren Zügen sprach einiges Mitleiden gegen ihn.

Er verstand diese Sprache. Er ergriff die Hand der achtungswürdigen Frau und sagte: „Ich reise morgen mit Tagesanbruch ab. Sie werden in Alteck einen andern Gerichtshalter bekommen. Dank haben Sie für Ihre Freundschaft. Heute Abend sage ich Ihnen vielleicht mehr.“

„Wie!“ rief Frau Walter entsetzt: „Sie uns verlassen? Doch nicht auf immer?“

„Sehr wahrscheinlich.“

„Um Gotteswillen — und warum? Kann Herr von Wallenroth . . .“

„Heute Abend erfahren Sie mehr.“

Schweigend und weinend verließ ihn Frau Walter. Konrad arbeitete weiter — sein Entschluß war gefaßt. Er hatte einen jungen talentvollen Rechtsgelehrten, den er in der benachbarten Stadt kannte, einstweilen und auf Bestätigung des Herrn von Wallenroth hin zu seinem Nachfolger ernannt; ihm wie dem Verwalter eine umständliche Instruktion geschrieben, die laufenden und andern Geschäfte betreffend, und dann mit Sonnenuntergang machte er sich ans Einpakken der nöthigsten Bedürfnisse, denn er hatte nichts Geringeres im Sinn, als eine Reise nach Ostindien zu machen.

Herr Schmidt hatte ihm nämlich einen Brief von Herrn Marbel gesandt, den dieser aus Kalkutta in Bengalen geschrieben. Herr Marbel meldete darin, daß er um all sein Gut, worauf er die gerechtesten Ansprüche habe, betrogen sei und in dürftigen Umständen lebe, daß er weder einen Advokaten besolden könne, ihm den Prozeß zu führen, noch hinlänglich habe, um mit einigem Anstand zu leben. Gern wäre er nach Europa zurück, aber es fehle ihm an Geld zur Reise; gern möchte er arbeiten, aber er sei zu alt und schwach, und der englischen Sprache nicht mächtig. Er bat also Herrn Schmidt, sich nach dem jungen Konrad Eck, welchen er einst erzogen, zu erkundigen, diesem sein Schicksal zu melden, und wie er auf ihn allein noch seine Hoffnung setze. Herr Schmidt möchte ihm schreiben, ihn fragen, ob er zu Herrn Marbel reisen, sich seines Prozesses annehmen, und die Tage des alten Mannes mit seiner Hände- und Kopfarbeit fristen wolle? Wenn sich Konrad dazu entschliessen könnte, bat Herr Marbel, denselben mit nöthigem Reisegeld unterstützen zu wollen, falls Konrad die zu seinem Etablissement ausgesetzten zweihundert Louisd'or schon verbraucht haben sollte.

„Kann Konrad“, so schloß der Brief, „nicht kommen, und mir helfen, oder mich ernähren; oder wissen Sie seinen Aufenthalt nicht zu erforschen, oder wäre er nicht mehr am Leben: so bitte ich, erbarmen Sie sich meiner aus alter Bekanntschaft, und schicken Sie mir etwas Geld. Ich gebrauche für die wenigen Jahre meines Lebens nicht mehr viel.“

Zu diesem traurigen Brief hatte Herr Schmidt, in dem eigenen, allerlei Noten gemacht, ohngefähr folgenden Inhalts:

„Bleiben Sie, mein wertheſter Herr Gerichtshalter, über das Schicksal des guten Marbel unbesorgt; denn ich werde allerdings aus alter Freundschaft etwas für ihn thun. Daß Sie nicht von Alteck weggehen, nach Ostindien laufen können, um einem alten Manne, — wer weiß, ob Sie ihn nur beim Leben antreffen würden? — einen windigen Prozeß führen zu helfen, oder ihn in Ermanglung erforderlichen Vermögens mit Schreinerarbeit zu ernähren, das versteht sich von selbst. Ich weiß nicht, wie der gute Mann auf den Einfall gerathen ist? Er hat freilich schon ein- oder zweiundsechszig Jahre, und vermuthlich durch Verdruß über mißlungene Plane sehr gealtert. — Zu diesem wären Sie auch durch Ihren Vertrag mit meinem Freunde, Herrn von Wallenroth, allzusehr gebunden. Sie müssen — er ist gegenwärtig in Regensburg, wo er nur bis den neunundzwanzigsten laufenden Monats bleibt, dann vermuthlich geht er nach Paris zurück — die Sache erst mit ihm abthun; denn er allein hat das Recht, Sie Ihrer Pflichten zu entlassen. Und wortbrüchig wird kein Ehrenmann wie Sie. — Finden Sie inzwischen gut, Herrn Marbel etwas Geld zukommen zu lassen, so bin ich bereit, ihm dasselbe durch sichere Wechsel nach Kalkutta zu übermachen. In diesem Fall bitte ich mir schleunig zu melden, wie viel? denn Zeit ist nicht zu verlieren. Ich werde dabei Herrn Marbel anzeigen, daß mir bis jetzt Ihr Aufenthalt unbekannt geblieben, so sind Sie bei ihm hinlänglich entschuldigt.“

„Herr Schmidt!“ rief Konrad, als er diese Briefe gelesen, mit zitternder Lippe, mit Thränen im Auge: „Herr Schmidt, Sie sind ein Schurke von gutem Ton, ein niederträchtiger Mensch vom besten Anstand, wie unsere tugendhaften Leute heutzutage gewöhnlich sind. — Ich bin Marbels Sohn und Hauptschuldner, denn er hat mich zum Menschen gemacht. Fort, Konrad, nach Ostindien; hilf deinem Vater!“

Er richtete alles zur Abreise vor und packte ein.

Kämpfe.

Er unterrichtete den Verwalter vom Nothwendigen, damit durch seinen plötzlichen Weggang

nichts versäumt werde; auch sagte er ihm, daß er über Regensburg gehe, vom Herrn von Wallenroth seine Entlassung nehmen und diesen bewegen werde, den vorgeschlagenen neuen Gerichtshalter zu bestätigen.

Frau Walter zerfloß in Thränen; Josephine saß stumm und finster in einem Winkel des Speisezimmers, als Konrad hereintrat.

„Ist's Ernst?“ fragte Frau Walter.

„Vollkommen. Ich muß fort — vielleicht auf immer. Ich gehe nach Ostindien!“

„Nach Ostindien!“ schrie Frau Walter, und in dem Augenblicke ward Josephine bleich, wie eine Sterbende. Ihre Hände mit dem Strickzeuge sanken erkaltet auf den Schoos nieder.

Konrad, zu sehr mit der Vorstellung von dem Unglück seines Vaters Marbel beschäftigt, sah nicht auf das Mädchen; sah nicht, wie es, einer geknickten Lilie gleich, da lag im Lehnsessel, ohne Kraft, ohne Sprache, ohne Thränen, nur die halbgebrochenen Augen auf ihn gerichtet. Er erzählte seine Verhältnisse zu Herrn Marbel, dann dessen Unglück, dann Herrn Schmidts schändlichen Rath, dann was er pflichtgemäß thun wolle.

„Nicht so! Ich wäre ein Böswicht, wenn ich in Alteck bleiben würde, und hätte ich hier den Himmel und säh' ich den Tod auf dem Meere vor!“

„Ei, ei!“ sagte der Herr Verwalter: „Es ist doch ein gewaltiges Stück gewagt.“

„Nein,“ rief Frau Walter und schluchzte heftiger, „es ist schön *gedacht* von Ihnen, aber doch vielleicht allzuraſch *gehandelt*. Wenn Sie sich einige Tage Zeit liessen; — *besserer* Rath kommt oft über Nacht. Es ist ja schrecklich!“ — Dabei blickte sie auf ihre erblaßte Josephine.

Diese richtete sich mit dem Todesgesicht gegen die weinende Mutter und sprach mit lauter Stimme, als zwänge sie darin ihre letzten Kräfte zusammen: „Mutter, liebe Mutter, mach' ihm das Herz nicht schwer. Er *muß* fort, er *muß*! Er *darf* nicht bleiben.“ — Dann sank sie verblichen zusammen und verlor Odem und Seele.

Frau Walter that einen Schrei; Konrad flog zum Leichnam; der Verwalter rief einige Mägde zu Hilfe. Josephine ward in ihr Zimmer getragen. Man brachte Quellwasser, sie zu besprengen, starkriechende Mittel — eine Viertelstunde verging, ehe sie sich erholte. Aber sie schlug die Augen auf, und sagte leise: „Was habt ihr gethan? Mir war wohl. Ich weiß nun, wie süß es ist, zu sterben.“

Frau Walter hatte Konraden entfernt. Freudig, ihre Josephine lebend zu wissen, suchte sie ihn auf. Er stand im Garten, bleich, den zitternden Arm um einen jungen Baum geschlagen, denn die Knie wankten unter ihm. — „Kommen Sie!“ rief sie ihm zu: „sie hat sich erholt. Sie fragt nach Ihnen.“

Mühsam schleppte er sich zu Josephinens Zimmer. Sie saß im Lehnstuhl. Er wählte einen Sessel neben ihr, sprach kein Wort, und beobachtete nur ihre blassen Mienen, auf welche eine matte Röthe zurückkehrte, da er hereintrat.

„Ich habe Ihnen Schrecken verursacht,“ sagte sie und lächelte zu ihm: „es thut mir leid. Ich konnte nicht anders. Aber mir war wohl.“

„Und jetzt?“ fragte Konrad zitternd.

„Sehr wohl. — Ich möchte Sie nur noch sehen, so lange ich darf. Nicht so, das gewähren Sie? — Mutter, gib mir ein Glas des alten Weins; auch Herrn Eck gib. Ihm scheint nicht wohl zu sein. Er hat heute viel gelitten. Er soll sich stärken. Sein Geist ist mächtiger, als sein Körper.“

Die Mutter ging.

Konrad starrte Josephinen an — es war ihm, wie Traum. So zärtliche Theilnahme hatte er nicht von diesem Mädchen erwartet, nicht so tiefes Gefühl in ihr gekannt.

„Kann es Ihnen leid sein, daß ich Alteck verlasse, liebe Josephine?“ fragte er endlich.

„Nein!“ antwortete sie: „Es ist wohl gethan, daß Sie gehen. Sie *dürfen*, Sie *können* nicht anders. Gott wird mit Ihnen sein. Ihnen gebt es nicht übel; Sie folgen einer heiligen Pflicht.“

„Aber, Josephine, mit gebrochenem Herzen. Ich verlasse diesen schönen Ort ungern.“

„Sie werden sich dessen entwöhnen, wie Sie sich daran gewöhnten. Haben Sie darum keinen Kummer. Der Gedanke an Ihren unglücklichen Vater muß von nun an Ihr Alles sein, und er ist's ja auch.“

„Werden Sie meiner in der Abwesenheit gedenken?“

„Gewiß, und mit ewiger Dankbarkeit.“

„Dankbarkeit, Josephine?“

„Ich weiß, wofür ich sie Ihnen schuldig bin; aber erlassen Sie mir das Geständniß. Nein, ich will es Ihnen sagen. Ich bin durch Ihren Umgang besser geworden, als ich war. Nehmen Sie dies Bewußtsein mit auf den Weg. Auf dieser Erde begegnen wir uns schwerlich wieder. Da dürfen wir wohl zu guter Letzt aufrichtig sein.“

„Sie setzen mich in Verwirrung, Josephine. So gütig sprachen Sie sonst nie. Wüßten Sie, wie theuer Sie mir waren! Wüßten Sie, was ich verliere, nun mich mein Loos von Ihnen nimmt!“

Sie wandte das Gesicht von ihm hinweg, als er dies sprach. Im gleichen Augenblick trat Frau Walter mit Wein und Gläsern herein. Josephine ward wieder heiter. Sie trank. Konrad mußte zwei Gläser leeren. Dann sagte sie: „Mutter, ich weiß, du zürnst nicht; aber erfülle meine Bitte. Gieb Herrn Eck einen Kuß für mich, daß ich's sehe.“

Frau Walter erröthete. „Wunderliches Kind,“ sagte sie: „welch' ein Auftrag!“

Konrad umarmte die Mutter und küßte sie. „Sie sind mir wohl theuer genug, daß ich Ihnen den Kuß Ihres Selbstes willen gebe!“ sagte er;

aber dann zu Josephinen gewandt: „Will Josephine . . .“

Er nahte sich. Eine Feuerröthe flammte in Josephinens Antlitz. Sie legte beide Hände vor ihr Gesicht und rief: „Nimmermehr!“ — Dann zur Mutter: „Mir ist nicht wohl! Ich muß ruhen. Könnte ich nur schlafen, jahrelang schlafen. Ich bin kränker, Mutter, als du glaubst.“ — Dann wieder zu Konrad: „Reisen Sie glücklich, lieber Herr Eck! Gute Nacht! schreiben Sie meiner Mutter aus der Ferne — nur noch ehe Sie Europa verlassen haben, einmal. Morgen, wenn Sie fort sind, wird mir wohl sein. Verlassen Sie sich darauf. Mir fehlt nur Ruhe. Es wird mir sehr wohl sein. Leben Sie glücklich!“

Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff diese Hand; er bedeckte sie mit Küssen; sein Herz war gebrochen. Frau Walter weinte laut. Josephine zog ihre Hand schnell zurück, verbarg ihre Augen, und rief: „Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich.“

Er ging.

Abreise.

Er verschloß sich auf sein Zimmer und warf sich auf's Bett. Da lag er die Nacht in Fiebern. Mit Tagesanbruch kam der Wagen vor's Haus, und alle Bewohner des Dorfs liefen herbei, umringten den Wagen, das Haus, um ihren Wohlthäter noch einmal zu sehen, zu segnen. Denn Konrad war in Jahresfrist allen Familien des Dorfs theuer geworden; jedem war er ein Hausfreund gewesen, jedem auf andere Art. Er hatte mehr Gutes im Stillen gethan, als man glaubte. Jetzt erst erzählte man sich weinend, wie er hier Arznei den Kranken, dort Kleider den Nackten, dort Brod den Hungernden, dort Bürgschaft für bedrängte Schuldner gebracht. Jeder Hausvater glaubte, Konrad habe ihm das meiste geleistet, ihn und die Seinigen mehr, als alle andere, im Dorf geliebt. Von jedem hatte er Verschwiegenheit gefordert; nun brach der allgemeine Schmerz um seine Abreise das gegebene Wort Aller.

Als Konrad in den Speisesaal trat, das letzte Frühstück zu geniessen, fand er den Verwalter und Josephinens Mutter in Thränen. Man nahm das Frühstück; Konrad suchte die Trauernden aufzuheitern. Dann, als alles zur Abreise vollendet war, sprang er zuerst auf, drückte schweigend beide an seine Brust, empfahl sich ihrem Andenken und ging. Er hatte nicht den Muth gehabt, nach Josephinen zu fragen; aber nun — da er schied, nahm er noch einmal die Hand der Frau Walter und sagte mit schmerzhaft gebrochener Stimme: „Empfehlen Sie mich Josephinen. Sagen Sie ihr, ich habe sie unaussprechlich geliebt — ich werde sie auch jenseits des Weltmeers lieben.“

Indem er zum Haus hinaus trat an den Wagen — der Verwalter und Josephinens Mutter hingen an seinen Armen — war alles Volk, wie von einem Gefühl ungeheuern Schmerzes niedergebeugt, und alles weinte laut schluchzend. Konrad, nur schon zu sehr bewegt, wollte seine Rührung bekämpfen, in den Wagen springen, davon fliegen, da tönte eine Stimme hinter ihm, die ihn gefesselt hätte, wäre er auch vor den Schwellen des Paradieses gestanden. Er wandte sich. Josephine, in Morgenkleidern, blaß, mit rothgeweinten Augen voll unendlichen Leidens, stand da, und rief seinen Namen. Sie erschrack einen Augenblick, als sie den Wagen umringt sah von Weinenden, oder Knienden; aber im andern Augenblick war dies alles für sie nicht mehr in der Welt. — Sie ging ernst zu Konrad, erhob ihre Arme gegen ihn, umfing ihn mit Beben und Innigkeit, und drückte einen Kuß auf seinen Mund. „Leben Sie wohl!“ sagte sie mit matter Stimme. „Verzeihn Sie mir, ich bin ja eine Sterbende.“ Damit ließ sie ab, und eilte in's Haus zurück.

Konrad, ohne Bewußtsein, ward in den Wagen gehoben; der Kutscher fuhr langsam durch die Reihen der Wehklagenden. Konrad breitete stumm, mit Wehmuth und Liebe seine Arme über sie hin, als wollte er alle an sein Herz nehmen — dann rollte im schnellsten Fluge der Wagen zum Dorf hinaus.

Besuch bei Herrn Schmidt.

„Was ist's denn?“ dachte Konrad, aber erst nach einigen Stunden kam er wieder zur Fähigkeit ruhigen Denkens. „Was ist's denn? Alles Gaukelei! — Das ganze Leben Gaukelei! Ich bin zerrissen in den zartesten und tiefsten Gefühlen meines Daseins — es kann mir das Leben kosten. Aber was ist's denn mehr? Gaukelei! Josephine liebt mich. Sie liebt! — sie kann das Opfer dieses Schmerzes werden, auch ich. Was ist's denn mehr? Wir verstanden uns zu spät, aber früher wäre es immer zu früh gewesen. Sink in deinen Sarg, du Engel! da ist dir wohl. Hätte ich nicht einem Vater heilige Schulden abzutragen, ich möchte noch lieber gestorben, als geliebt sein. Es ist unterm Himmel kein Bleiben, kein Ruhen, kein Glück! Hier sind die höchste Seligkeit und die Verzweiflung Geschwister. Warum aber so? Gott ist unbegreiflich. Noch ist mein Traum nicht vollendet; was will ich schon klügeln? Ich thue meine Pflicht. Ich opfere die Welt, die Freundschaft, die Liebe, Josephinen, mich selbst den Pflichten, die ich vollbringen muß — Gott will es — er ordne, er herrsche, ich schweige. Ach, und doch ist er Vater!“

So sprach Konrad zu sich selber. Aber er faßte sich, und sah beherzt seinem Verhängniß entgegen. „Du selbst bist an deinem Schmerze schuld!“ sagte er zu sich: „Denn du würdest jetzt lachend nach Ostindien ziehen, wenn du nicht Josephinen liebtest. Und daß du sie so liebst, ist Leidenschaft, ist Selbstverzärtelung. Du hast ein Loch im Aermel, würde Vater Marbel sagen. — Ach, litte nur Josephine nicht!“

Gegen Abend kam er zur Hauptstadt. Sogleich eilte er zum Herrn Bankier Schmidt. Dieser erstaunte, doch froh, ihn zu sehen. „Ich bringe Ihnen die Antwort auf Ihren Brief selbst.“

„Und was haben Sie beschlossen?“ fragte der Bankier.

„Nach Ostindien zu gehen. Ich bin meinem Vater zu viel schuldig. Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihn alt und krank seinem Elend überliesse; ich wäre zur Verzweiflung zu bringen, wenn ich wüßte, der ehrwürdige, tugendhafte Greis streckte seine Arme umsonst nach mir aus.“

„Alles vortrefflich, alles ganz schön, mein lieber Herr Eck; aber nichts ohne Ueberlegung gethan! Eine Reise nach Ostindien ist kein Spaziergang. Wer ist Ihnen Bürge, ob und wann Sie dahin kommen? Finden sich gleich Schiffe? Können Sie nicht unterwegs erkranken? Schiffbruch leiden? untergehen?

„Sehr möglich. Aber dann that ich meine Pflicht, und die Vorsehung möge über das Andere walten.“

„Recht gut. Aber wie, wenn der gute Herr Marbel — denn alt ist er — gestorben wäre, ehe Sie Kalkutta erblickten? Wozu dann die Reise um die Welt? Wozu dann Ihre ganze gegenwärtige Laufbahn zerrissen, Ihr Vermögen aufgeopfert?“

„Meine Laufbahn wird nie zerrissen. Meine Bahn heißt Pflicht, in der ich laufe. Und käme ich als Bettler zurück, ei nun, ich weiß mich zu nähren. Ich bin jung. Lassen Sie mich. Ich bitte nur um Wechsel auf London für meine gesammte Baarschaft. Darum komme ich zu Ihnen. Wollten Sie für Herrn Marbel noch etwas beifügen, desto besser. Ich will dafür Ihr persönlicher Schuldner sein, und mit Zins und Zinseszinsen zurückzahlen, wenn ich wieder komme, und sollte ich wie ein Leibeigener arbeiten.“

„Schön gedacht von Ihnen. Allein lassen Sie uns auch mit kaltem Blute über die Sache sprechen. Herrn Marbel ist's gewiß weniger um Ihre angenehme Person zu thun, als um Geld zu haben, entweder seinen Prozeß zu führen, oder wieder nach Europa zu kommen. Hat er Geld, so ist er zufrieden, so findet er Mittel zu allem: so sind Sie ihm ganz entbehrlich. Nun denn, sagen Sie nur, wie viel Sie ihm bestimmen wollen, wie viel ich aus dem Meinigen dazu legen soll? Wir schikken es ihm. Wechsel sind heutiges Tages leichter nach England überzubringen, als Menschen. Das hat ungemeine Schwierigkeiten. Folgen Sie meinem Rathe.“

„Nein, Herr Schmidt, das kann ich nicht. Ich bin meinem Vater Marbel nützlicher, als ihm Ihr und mein Geld werden kann. Er ist alt und schwach, er bedarf eines Sohnes, der seiner hegt und pflegt, ihn unterstützt und schirmt. Ach, in solchen Lagen ist ein Freund mehr werth, denn Tonnen Goldes; ein warmes Wort des Trostes mehr werth, als der Dienst reichlich bezahlter Miethlinge. Reden wir nichts mehr daron. Ich reise morgen ab nach Regensburg. Ich gebe dem Herrn von Wallenroth Rechenschaft, Entlassung und Dank. Er ist ein wackerer Mann; er wird mir keine Hindernisse in den Weg legen. Wollen Sie mein und Herrn Marbels Freund sein, so bitte ich Sie um eine Empfehlung für meine Sache von Ihrer Hand. Ich habe gesehen, wie viel Ihr Wort bei Herrn von Wallenroth gilt.“

Herr Schmidt sah ihn lange schweigend an. Konrad stand entschlossen vor ihm, und was er sprach, ging aus den Tiefen des Herzens hervor. Selbst Herr Schmidt schien einen Augenblick gerührt zu sein durch diesen Ungestüm der Kindesliebe und Dankbarkeit — dennoch versuchte er's mit neuen Gründen, ihn von dem Unternehmen abzuhalten.

„Es ist umsonst!“ rief Konrad: „Wohl andere Gründe gibt es, die mich hätten zu einer schändlichen Wahl bewegen können. Ich liebte ein edles Mädchen — Sie kennen Joserhine Walter — im Augenblick des Scheidens erst erfuhr ich, daß auch ich ihre Liebe war. Und doch — Pflicht geht über Glück. Also, Herr Schmidt, ich bitte um Wechsel.“

Herr Schmidt hatte die Augen voller Wasser, als Konrad so sprach. „Kommen Sie an mein Herz!“ rief der Alte und küßte ihn: „Sie sind gewiß doch ein edler Mann. Ich beneide Herrn Marbel um solch einen Sohn, um solch einen Freund. Wie wenige Väter sind so glücklich, wie er! Sie sollen die verlangten Wechsel haben, und damit Sie bei Herrn von Wallenroth keine Schwierigkeiten finden, will ich Sie selbst nach Regensburg zu ihm begleiten.“

Konrad war über die plötzliche Rührung des Herrn Schmidt etwas erstaunt. „Es ist doch“, dachte er bei sich selbst, „in jedem Menschen, und wäre er im Alltagsleben hinterm Zahltisch zur trockenen Mumie eingeschrumpft, und wäre er zum Stein geworden, noch immer ein göttlicher Funke; der erlischt nicht ganz. Es kommt nur auf den Hauch an, der ihn anbläset. Das Urmenschliche erhebt sich immer wieder mit siegerischer Größe im Sterblichen, und läge es auch vom kaufmännischen Soll und Haben tief erdrückt, vom Handwerksstaub besudelt, von theologischen und pädagogischen Systemen verzerrt, von Politik und Kriegskunst erwürgt. Und das Urmenschliche ist das Göttliche. Es ist schön, Mensch zu sein!“

Konrad vergaß den verständigen Brief des Herrn Bankiers, vergaß die verständigen Räthe, die er erst mündlich von ihm gehört, verzieh ihm alle diese Klugheiten, welche eben so viele feine Hochverräthereien an der Menschenwürde, in der Alltagswelt freilich aber gäng und gebe sind — und umarmte ihn dafür noch einmal, daß sich das Edlere in ihm regte, was im gemeinen Leben darum romanhaft genannt wird, weil sich die Seelengröße, welche wir an Menschen der Vor-

welt bewundern, aus dem wirklichen Leben in die Poesie geflüchtet hat.

Besuch in Regensburg.

So ungeduldig auch Konrad die Reise zum Herrn von Wallenroth betrieb, verzögerte Herr Schmidt sie dennoch fast acht Tage lang, „denn“, sagte er, „ich habe nie darauf gezählt, Sie zu begleiten, und doch muß ich's jetzt. Meine Geschäfte sind weitläufig, ich kann aus ihnen ohne Schaden nicht hinausspringen und sie wochenlang fremden Händen überlassen. Auch verlieren Sie nichts dabei. Ich gebe Ihnen mein Wort. Herr von Wallenroth hat einen Brief von mir. Er weiß, daß wir kommen; er erwartet uns und reiset nicht ab.“

„Aber jeder Tag, jede Stunde, die wir verstreichen lassen,“ seufzte Konrad, „vermehrt jenseits des Ozeans Noth und Sehnsucht des ehrwürdigen, verlassenen Greises.“

Endlich kam der Abreisetag. Man nahm Postpferde. Man setzte sich in den Wagen. Aber der alte Herr Schmidt, der Bequemlichkeiten bedürftig, wollte nicht des Nachts reisen, sondern ruhen. Konrad verlor Ruhe und Geduld. Er, wenn Herr Schmidt schlief, erleichterte sein Leiden dadurch, daß er sein Tagebuch schrieb, eigentlich für Josephinen, seine Alleingespräche mit ihr, die er ihr zusenden wollte, ehe er die Ufer Europens verlassen würde.

Man kam nach Regensburg. — Herr von Wallenroth war den ersten Tag nicht sichtbar. Konrad vermuthete nichts Gutes, denn er zweifelte gar nicht, daß doch der Herr von Alteck für den Bankier sichtbar gewesen sei; daß da allerlei abgekartet sein könne. Zwar Herr Schmidt zeigte heitere Miene, als er spät' Abends zurückkam; aber eben diese Heiterkeit war etwas verdächtig.

Folgendes Tags endlich ließ Herr von Wallenroth den beiden Fremden sagen, er erwarte sie zum Mittagessen. Konrad trieb, daß sie früher gingen. Es lag in ihm fest beschlossen, daß, wenn der Besitzer von Alteck wegen seiner Entlassung Schwierigkeiten machen würde, er noch in der Nacht davonreisen wolle, ohne sich um die Entlassung weiter zu bekümmern.

Herr von Wallenroth empfing sie sehr gütig. Nach den ersten Artigkeiten entwickelte Konrad mit fieberischer Lebhaftigkeit die Ursachen seiner Ankunft und die Nothwendigkeit seiner Entlassung. Er legte die Rechnungen vor, und beschrieb im Allgemeinen, was er für Alteck gethan habe.

„Sie haben“, sagte Herr von Wallenroth, „Allem, wozu Sie sich anheischig machten, ein volles Genüge gethan, bis auf die einzige Klausel in Betreff der Frau Walter. Die gute Frau ist unglücklich durch Sie geworden.“

Konrad ward feuerroth. „Durch mich?“ stammelte er.

„Ich habe vorgestern einen Brief von ihr empfangen. Sie meldet mir, wie theuer Sie dem ganzen Dorf waren, wie Alles um Ihren Verlust trauert. Da sei auch ein junges, liebenswürdiges Mädchen, Namens Josephine, Tochter der Frau Walter, die seit dem Tage Ihrer Abreise wie ein Licht vergeht.“

„Schreibt Sie dies?“

„Allerdings. Mutter und Tochter denken edel genug, Ihren kühnen Entschluß, nach Ostindien zu reisen, sehr zu ehren. Aber die Mutter jammert um das Leben der Tochter; denn dieses ist jetzt in Gefahr.“

Konrad ward bleich.

Der Herr von Wallenroth ging und holte einen Brief. Konrad las; er war von Frau Walter. Diese erzählte dem Herrn von Wallenroth die plötzliche Abreise des Herrn Gerichtshalters; dann daß sie schon seit geraumer Zeit nicht ohne Besorgniß wahrgenommen, wie derselbe auf das Gemüth ihrer Josephine großen Eindruck gemacht habe. Seine rasche Entfernung habe Josephinens Wesen verändert. Sie welke sichtbar hin, die Aerzte zucken die Achseln, rathen zu Zerstreuungen, zu Reisen; aber Josephine wolle sich nicht von Alteck trennen und schiene selbst zu schwach, die Beschwerden des Reisens zu ertragen. Der ganze Brief athmete den Schmerz einer trostlosen Mutter.

Konrad warf sich auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit dem Schnupftuch und konnte sich nicht enthalten, laut zu schluchzen. Herr von Wallenroth trat zu ihm. Konrad ermannte sich.

„Ich lese in Ihrer Seele!“ sagte Herr von Wallenroth: „und Ihre Thränen rechtfertigen, was ich gethan habe. Denn ich kenne Josephinen. Sie ist auch mir theuer. Sie ist eines der liebenswürdigsten Wesen ihres Geschlechts. — Sie lieben sie?“

„Allerdings!“ rief Konrad.

„So beruhigen Sie sich. Josephinens Gesundheit und die Zufriedenheit ihrer vortrefflichen Mutter waren mir so wichtig, daß ich in der gleichen Stunde, da ich diesen Brief erhielt, durch einen Kurier nach Alteck schrieb: Herr Eck werde nicht nach Ostindien reisen; die Umstände hätten sich geändert; Herr Eck werde nach Alteck zurückkehren. Der Brief ist ohne Zweifel schon jetzt in den Händen der Frau Walter, und verhütet größeres Uebel. Habe ich wohlgethan?“

„Sie haben wohlgethan!“ sagte Konrad.

„Und Sie gehen nicht nach Ostindien?“

„Sie haben wohlgethan, sage ich, und es ist wohlgethan, wenn man im Leben eine Thräne abtrocknet, wäre es auch nur mit dem Schleier der Täuschung. Ich danke Ihnen, Herr von Wallenroth. Ich selbst will von hier aus nach Alteck schreiben; die Hoffnung unterhalten. Zeit gewonnen, viel gewonnen. Die Zeit ist mächtiger über den Menschen, als die Kraft seiner Grundsätze. Josephine wird durch die verzeihliche List gerettet; aber ich gehe nach Ostindien.“

„Wie, Herr Eck, wollen Sie mich zum Lügner machen?“

Konrad zuckte die Achseln: „Wollen Sie mich, Herr von Wallenroth, zum Ungeheuer an meinem guten Vater machen, durch den ich bin, was ich bin?“

„Nein!“ rief Herr von Wallenroth: „ich fühle das Schreckliche Ihrer Wahl — dort ein Vater, oder ein Wohlthäter, der wahrlich Vaterrechte an Ihnen hat, — hier eine Geliebte.“

„Und die Rechte des Vaters sind älter, heiliger, als die Rechte der Geliebten. Und diese würde aufhören müssen, mich zu lieben, wenn ich einer Schändlichkeit fähig wäre. Josephine müßte mich verabscheuen.“

„Nehmen wir die Sache aus einem andern Gesichtspunkt. Sie wollen einem Greise zu Hilfe eilen, dem vielleicht noch kräftiger und schneller mit hinlänglichen Geldsummen geholfen wäre, und ein edles, in Gram versunkenes Mädchen untergehen lassen, dem alles Gold der Welt den verlorenen Freund nicht vergütet. Sie gehen nach Ostindien, um das kurze Dasein eines betagten Mannes, seine letzten Monate vielleicht zu verschönern; und lassen darüber ein erst aufblühendes Leben mit allen Hoffnungen verderben.“

„Ich habe den Grundsatz,“ entgegnete Konrad, „man müsse bei dem, was das Gewissen Recht und Pflicht nennt, auf nichts Rücksicht nehmen, was Zufall und Nützlichkeit heißt. Das Leben meines Vaters und das Leben Josephinens stehen in der Gewalt des Himmels; die gerechte That steht aber in meiner Gewalt. Ich thue, was mir Pflicht gebeut; über das Andere waltet der, der alles am besten zu ordnen weiß. Es ist nicht meine Sache. Bin ich sicher, durch eine Schwachheit — nein das ist's nicht — durch eine verwerfliche Handlung Josephinens Dasein zu verlängern?“ —

„Sie haben mich nicht ausreden lassen, Herr Eck!“ versetzte Herr von Wallenroth: „Ich sagte Ihnen, daß ich geschrieben habe, die Umstände hätten sich geändert. Und dies ist in der That der Fall. — Ich wette, Sie reisen nicht nach Ostindien.“

„Wie? Wäre Herr Marbel vielleicht schon gestorben? Oder wollen Sie mich es glauben machen?“ rief Konrad erschrocken: „Oder hätten Sie vielleicht zuverlässige Nachrichten, daß mein Vater auf der Rückreise nach Europa ist? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht auf der Folter. Ich bin ohnehin elend genug.“

„Von alle dem nichts!“ antwortete lächelnd Herr von Wallenroth: „Aber — vielleicht werden Sie erstaunen — Sie sind Eigenthümer von Alteck. Ich bin es nicht; ich war es nur eine kurze Zeit. Herr Marbel hatte die Herrschaft durch mich angekauft; aber für Sie hatte er sie bestimmt. Dies sollten Sie aber erst erfahren ein Jahr nach Ihrer Zurückkunft von den Reisen. Herr Schmidt war Vollstrecker dieses Willens von Herrn Marbel. Sie sollten zuvor geprüft werden. So war es beschlossen. Und wären Sie der, der Sie nach Herrn Marbels Wünschen sein sollten: dann erst gehörte Ihnen die Herrschaft. Ich will Ihnen heute die Schenkungsurkunde überliefern. Sie haben in Alteck ganz im Geist Ihres Wohlthäters gehandelt. Die Herrschaft gebührt Ihnen.“

Konrad war bestürzt. Er wußte nicht, was sagen. Endlich rief er mit zitternder Stimme, und das Auge voll Thränen gen Himmel gerichtet: „Guter Marbel, du dachtest nur an Andere, nie an dich! Nun bist du nicht mehr arm! — Wenn dem so ist, und ich hoffe, Herr von Wallenroth, Sie scherzen in diesem ernsten Augenblicke nicht mit mir: so biete ich Ihnen oder Herrn Schmidt sogleich einen vortheilhaften Vertrag an. Die Herrschaft Alteck trägt gegenwärtig den Zins von siebenzigtausend Gulden. In wenigen Jahren hat sie den Werth von hundert- und zwanzigtausend. Ich verpfände sie Ihnen für dreißig- oder vierzigtausend. Wollen Sie mir den Betrag in Wechseln auf London geben?“

Ehe wir darüber eintreten,“ sagte Herr von Wallenroth mit sichtbarer Unruhe, „müssen Sie doch die Schenkungsurkunde in Händen haben.“

Er ging und holte sie.

Herr Schmidt, sobald Herr von Wallenroth wiederkam, mit der Urkunde in der Hand, umfaßte Konraden, drückte ihn schweigend an seine Brust, hatte die Augen naß, und verließ das Zimmer. — Herr von Wallenroth war nicht weniger erschüttert. Er gab den Pergamentbrief hin, umarmte Konraden, und ging, um Thränen zu verhehlen, die er nicht unterdrücken konnte, eilig dem Herrn Schmidt nach.

Die Urkunde.

Konrad begriff das Betragen der beiden alten Herren nicht. Er sah ihnen lange nach. „Was haben sie?“ dachte er: „Sie scheinen bewegt zu sein. Mein Entschluß, nach Ostindien zu reisen, hat offenbar ihren Beifall, warum sträuben sie sich dagegen? Was haben sie, ob ich nun gehe, oder bleibe, dabei zu gewinnen oder zu verlieren? Denn bei Männern, die im Weltleben eingerostet sind, kömmts zuletzt doch auf Gewinnen oder Verlieren, Sollen oder Haben an.“

Er setzte sich ans Fenster, und schlug das Pergament auseinander. Als er Marbels Namen darunter las, von seiner eigenen Hand geschrieben, küßte er die Stelle, auf welcher die theure Hand einst geruht hatte. Dann las er. — Es war in der That die Abtretung der Herrschaft an Herrn Konrad Eck, welchen er seinen geliebten Pflegesohn nannte, mit allen Rechten und Freiheiten. Erst bei der Unterschrift erschrack Konrad. Die ganze Urkunde schien falsch zu sein. Sie war von Regensburg datirt, und das Datum erst zwei

Tage alt; aber Marbels Unterschrift vollkommen nachgemacht, als wäre es die seine.

Er sprang vom Stuhl auf, um die Herren aufzusuchen. Hastig trat mit froher Miene Herr von Wallenroth herein.

„Gelt, ich habe Recht, lieber Eck?“ rief er mit Augen, die von Freude leuchteten: „Nun lassen Sie Ostindien Ostindien sein, und bleiben.“

„Mit nichten,“ schrie Konrad empört, „die Urkunde ist falsch!“

„Nein, das ist sie nicht, sondern ächt, auf Ehre ächt!“

„Aber, sie ist von vorgestern datirt.“

„Richtig.“

„Wer hat meines Vaters Unterschrift geschrieben?“

„Wer denn sonst, als er selbst? Sie sollten doch seine Hand kennen.“

„Eben weil ich sie kenne. Wann hat er das geschrieben?“

„Mein Gott, Sie sehens, Sie lesens ja! Vorgestern.“

„Vorgestern? Sie bringen mich zur Raserei mit Ihrem Spaß. Was ist denn das? Wie kann er schreiben? Ist er von Kalkutta? Ist er zurück? Ist er von Ostindien heimgekommen?“

„Nein, Herr Eck.“

„Nicht zurück? Das ist Widerspruch!“

„Nein, kein Widerspruch, nein! er war nicht in Ostindien!“ rief eine heilige Stimme im andern Zimmer. Da ging die Thür auf. Da trat Hand in Hand mit Herrn Schmidt der alte Herr Marbel herein. Da breitete er seine Arme aus gegen Konraden, und rief: „Mein Sohn!“ und umarmte den jungen Mann, der starr, wie eine Bildsäule da stand, und nicht wußte, was ihm geschehen war.

„Nein, du Herzensjunge, ich war ja nicht in Ostindien. Komm doch, schliesse mich doch an dein wackeres Herz, du bist meines ganzen Lebens Freude. Fester, fester drücke mich an dich! Du bist, der du sein sollst. Gott im Himmel segne dich. Ich kanns nicht!“

Erklärungen.

Die Freude des guten alten Marbel war nicht geringer, als das Entzücken des überraschten Konrads, der lange kein Wort finden konnte, seinen Zustand auszudrücken. Man hatte sich so viel zu sagen und sagte sich so viel, daß man sich nach einigen Stunden noch immer nicht verstand, und nicht wußte, wie das Alles sei?

„Nun, Kind,“ hub Vater Marbel an, „ich will dir Alles der Reihe nach und in der Ordnung erzählen. Setz dich! — Siehst du, es ist wahr, Verdruß hatte ich allerdings in unserer Hauptstadt. Ich weiß nicht, wie der Fürst darauf kam, mir den Haarbeutel von Adelstitel anhängen zu wollen? Ich habe für den Adel alle Hochachtung, ein Unterschied der Stände muß sein, wiewohl die Wolle noch weit besser das Schaf vom Ziegenbock unterscheidet, als ein Name. Wer als Beamter im Staat sein sogenanntes Glück machen, der Person des Fürsten nahe stehen, oder einen mächtigern Wirkungskreis für seine Gaben erzielen will: nun, der lasse sich adeln. Er thut wohl daran. Es ist ein gutes, nützliches Erbtheil für die Kinder. Unser einem, der keine Kinder hat, keinen Einfluß, keine Stellen verlangt, mit dem zufrieden ist, was kein Fürst geben kann, nämlich mit einem reinen Herzen, das des Guten so viel will und thut, als er kann, unser einem, sage ich, bringt ein Pergamentbrief nur Verlegenheiten und unbehagliche Verhältnisse. Vielleicht aber nahm ich die unbedeutende Sache zu ernsthaft: genug, ich hatte durch meine Weigerung den braven Fürsten, oder vielleicht seine Herren links und rechts beleidigt, und das thut mir noch jetzt leid. Man fing an, mir allerlei kleine Händel zu machen. Das verdroß mich. Darum packte ich ein und verließ die Residenz. Es war damals, als ich dir schrieb, du solltest mir regelmäßig schreiben, auch wenn du keine Antworten von mir bekämest, denn das Schreiben wird mir sauer; und mögtest deine Briefe an meinen alten Ehrenfreund Schmidt senden.

„Ich begab mich auf ein kleines Gut, und lebte da freudig und friedlich im Stillen. Da suchte mich Gott heim, auf daß ich nicht glauben solle, hienieden sei der Himmel; und ich bekam ein fäuliches Gallenfieber, oder wie es die Doktoren nannten. Zu dieser Zeit fragte man mich auch wegen meines Testaments, weil Sterben gar möglich wäre. Die Leute hatten Recht. Wer nicht alle Tage sterben und heiter vor den himmlischen Richter hintreten kann, o der hat wahrhaftig ein Loch im Aermel. Du verstehst mich wohl, Konrad.

„Aber nun hatte ich armer Mann keine Kinder; wohl entfernte Verwandte, die neugierig auf mein seliges Hinscheiden warteten, aber meistens Leute, die mit dem Gelde nicht zu wirthschaften wissen: das heißt, sie wissen nur von Zinsrechnungen, sparen für sich, wollen Ansehen vor den Leuten haben, führen gute Tafel, und nennen es närrisch, wenn man selbst entbehrt, um deste mehr Ueberfluß zum Besten Anderer zu haben, denen es fehlt. Die Leute, dachte ich, haben für sich wahrhaftig schon viel zu viel. — Nun hatte ich zwar manche Kinder erzogen oder erziehen lassen, aber ob sie wären, wie sie sein sollten, das wußte ich nicht. Sie hatten alle ihr Loch im Aermel. Ich machte es kurz, setzte jeglichem eine Summe aus, ohne Unterschied, weil ich doch nichts mit mir nehmen konnte, und ward gesund.

„Erst in der Krankheit, als ich da lag von Miethlingen bedient, fühlte ich tief das Bedürfniß, geliebt zu werden um meines Selbstes willen. Da dachte ich öfters an dich. Und ich sehnte mich nach deiner Rückkehr. Du kamst. Jetzt wollte ich erfahren, ob du auch der Mann seiest ohne

Loch im Aermel. Ich hatte die Herrschaft Alteck angekauft, ein wahres Lumpennest. Da kann einer sein Probestück ablegen, dachte ich, ob er Kopf und Herz am rechten Fleck hat. Mein Freund Herr von Wallenroth war schon so gütig und lieh seinen Namen dazu her. Herr Schmidt ließ die Gerichtshalterstelle in der Zeitung ausschreiben, brachte dir das Blatt, führte dich zum Herrn von Wallenroth und das andere weißt du. Ich mochte nie zum Vorschein kommen; denn nur kennen lernen wollte ich dich.

„Da machte mir der liebe Wallenroth eine Klausel zu Gunsten einer armen Predigerwittwe, deren Mann ich wohl gekannt. Der Mann war einer meiner Jugendfreunde gewesen; die Frau war ein Engel in weiblicher Gestalt; hätte sie nicht meinen Freund Walter geliebt, ich würde sie zu meiner Frau gemacht haben. Denn ich liebte das Mädchen im Stillen; es wußte nichts davon; es kannte mich kaum. Aber wie gesagt, es liebte Waltern; da stand ich ab und bekämpfte eine Neigung, die mir fast, ich wills nicht läugnen, ein unheilbares Loch in den Aermel gerissen hätte. Nur durch Wallenroth erhielt ich von Zeit zu Zeit Nachricht über meine alte Liebschaft, und da der edle Walter ohne Vermögen starb, ließ ich die Wittwe durch Wallenroth versorgen. Wir thaten sie nach Alteck. Denn die Frau, sagte ich zu Wallenroth, ist gewiß noch ein Engel. „Und wenn sie ein Engel ist, sagte er: so ist ihre Tochter Josephine gewiß ein Seraf.“ Hm, dachte ich, wenns so ist, und Konrad der rechte Mann, so wirds da nicht fehlen. Und Frau Walter mit ihrem Seraf blieb in Alteck, und dich pflanzten wir hin.“

„So oft du zu Herrn Schmidt in der Hauptstadt warst, ihm Gelder und Rechenschaft abzulegen, reisete ich inkognito durch Alteck. Mein Herz freute sich deiner. Du fingst beim Loch im Aermel an; du hast in einem Jahre viel gethan. Da beschloß ich, dich an Sohnesstatt anzunehmen, und dir mein Hab und Gut zu geben. Denn, dachte ich, Konrad tritt in meine Fußtapfen. Er ist ein guter Junge. Aber ob er mich auch lieb haben kann, wie einen Vater? — Das war bei mir noch die Frage, ach, und lieber Konrad, sei es nun ein Loch oder keins, meinem Herzen die allerwichtigste. Darauf spielten wir die kleine Komödie, in der dein Herz auch ein wenig in die Klemme genommen ward. Laß es dich nicht gereuen. Du hast mich alten Mann glücklich gemacht und ins verlorene Paradies zurückgeführt. Nun hören die Komödien auf. Ich gehe mit dir nach Alteck; wohne bei dir, helfe dir ein wenig; in Alteck wollen wir uns den Himmel auf Erden bauen, und den Himmel über den Sternen verdienen. Im grauen Haar will ich jetzt der Frau Walter meine unverrgessete, treue Liebe bekennen, und mit dem bewußten Seraf schaffe du ab.“

Der Seraf.

Nichts von dem, was nun Freude, Dankbarkeit und Liebe aus Konrad sprachen. Ich denke, jeder wird sich leicht seine Seligkeit denken. In der ersten freien Abendstunde, da er einsam auf seinem Zimmer war, sank er auf seine Knie und mit Thränen der Freude und mit hocherhabenen Händen dankte er der göttlich und liebevoll waltenden Vorsehung. Dann, das Herz noch tief bewegt, setzte er sich zum Schreibtisch. Er schrieb der Frau Walter die Geschichte seines Glücks und Josephinen die Geschichte seines Herzens, und die Wünsche desselben.

Herr Marbel hatte in seinen Angelegenheiten noch so vielerlei in Regensburg zu ordnen, daß drei Wochen vergingen, ehe an die Reise nach Alteck gedacht werden konnte. Unterdessen ließ sich schon briefwechseln. Frau Walter antwortete, wie eine Begeisterte. Sie meldete, wie Josephine vollkommen genesen, und in ihrer verschwiegenen Wonne mehr einer Verklärten, als einer Irdischen gleiche. Auch Josephine schrieb. Konrad las ihre Briefe, so oft er einen Augenblick der Einsamkeit erhaschen konnte; und konnte er nicht lesen, so betrachtete er doch, wenn auch nur verstohlen und flüchtig, ihre Schriftzüge; und war ihm auch dies nicht vergönnt: so legte er wenigstens seine Hand an die heiligen Blätter, welche er überall mit sich trug, und ihm war dann, als berührte er Josephinens Hand.

Das Mädchen blieb auch in ihren Briefen so sonderbar, wie sie im persönlichen Umgang gewesen. „Nein,“ schrieb sie, „ich liebe Sie nicht. Ich kann Sie nicht lieben. Auch versichere ich Sie, nie ist für Sie eine solche Empfindung in mein Herz gekommen. Meine Mutter liebe ich, über Alles die herrliche Mutter. Ich liebe alle Welt. Aber Sie — es drängt mich von Ihnen hinweg. Ich weiß nicht, wie ich es nennen, wie ich es beschreiben muß. Es ist Ehrfurcht, Andacht. Sie thun recht, mich zu lieben; mehr verdiene ich auch nicht. Es ist schon zuviel, daß Sie an das unbedeutende Geschöpf, wie ich's bin, denken wollen; daß Sie sagen können, ohne mich wäre die Welt nichts. Aber — ich Sie lieben — das wäre zu menschlich. Ich fürchte mit dem gemeinen Wort meine Empfindungen zu entheiligen. Es ist in Ihnen etwas Göttliches, was Sie mir durch Ihre Nähe mitgetheilt haben. Dadurch ist Alles anders geworden; die ganze Natur anders. Ehe Sie in Alteck erschienen, war das Alles nicht so. Ich sah auch die Dinge, wie sie Andere sahen. Nun aber nicht mehr. Es ist über Alles ein neuer Geist.

„Ich hätte nie den Muth gehabt, Ihnen das mündlich zu sagen; aber fern von Ihnen hörte meine Schüchternheit auf. So glaube ich, hat der Mensch nur darum den Muth, zu Gott zu beten, weil er ihn nicht sehen kann. Ohne Sie, wahr ist es, ohne Sie möchte ich nicht athmen, aber ich begreife nicht, wie ich Ihnen nahe leben

kann und beständig mit Ihnen sein? Machen Sie mich gleichgültiger: zerstören Sie das seltsame Gefühl, welches mich schon bei dem Gedanken an Sie durchbebt; werden Sie andern Männern ähnlicher — dann werde ich sein können, wie mit andern, und vielleicht bin ich glücklicher, je menschlicher ich neben Ihnen, und Sie vor mir da stehen.«

Herr Marbel, der Josephinens Brief lesen mußte, und gern las, lächelte. »Konrad,« sagte er, »der Seraf hält dich für einen Cherub. Aber ihr Kinder Elysiums werdet schon Körper bekommen. Geduld!«

Beschluß.

Angenehmer konnte Herr Marbel seinen Zögling nicht mehr in Regensburg überraschen, als, da er eines Tages mit ihm zum Herrn von Wallenroth zum Mittagessen fuhr, und ins Zimmer trat, Frau Walter und Josephine ihm, noch in Reisekleidern, begegneten. Konrad ward blaß von freudigem Schrecken, umarmte die Mutter mit Heftigkeit, aber seine Augen hingen unverwandt an Josephinen, die bewegungslos, hochglühend, mit gesenkten Blicken da stand. Die angenommenen Höflichkeitsbezeugungen der sogenannten feinern Welt, sonst eine Plage der bessern Menschen, sind ihnen oft als Nothbehelfe von unschätzbarem Werth. Durch sie fanden sich auch die Liebenden zusammen, die hinter allgemeinen, verbindlichen Worten den lauten Ruf der Herzen verheimlichten. Man lernte sich sehen, ohne Zittern; sich sprechen, ohne Verlegenheiten. Die drei alten Herren machten den muntern Scherz zum Tischgenossen, und Herr Marbel erklärte der Frau Walter, wie er als Jüngling ihr Anbeter gewesen und nun als Greis ihr erster Freund sein wolle. — Bald kannte man sich wechselseitig; bald hatte man einander Alles gesagt.

»Aber die dort haben sich noch lange nicht Alles gesagt, Ihre Tochter und mein Sohn!« flüsterte Herr Marbel seiner Freundin zu: »Ueberlassen wir ihnen beiden eine Plauderstunde im Garten.«

Man ging zum Garten. Zwischen Blumen und Gebüschen fand sich manche heimliche Stelle. Konrad und Josephine wurden mit Absicht von Allen verlassen. Herr Marbel und Frau Walter bestimmten unterdessen das künftige Loos der jungen Leute.

Doch eine Stunde nach der andern verging, und Konrad und Josephine kamen nicht wieder zum Vorschein. Der Abend dämmerte, sie blieben aus.

»Das Ding macht mir Sorgen,« hub Herr Marbel an, »die sind vielleicht vor lauter Entzücken Todes verblichen.« Herr Marbel nahm den Arm der Mutter; man suchte die Verschwundenen. Kein Laut verrieth sie. Endlich fand man sie im dichten Gebüsch. Da standen sie, wie zwei Bildsäulen, unter einer doppelten, schlanken, dicht in einander verwachsenen Buche; beide die Arme um einander geschlungen. Und sie hörten die Tritte der Kommenden nicht. Erst als Vater und Mutter sie beide mit ihren Armen umspannten, genasen sie vom Rausch und kamen in die wirkliche Welt zurück.

»Gottlob, daß Ihr noch Odem habt!« rief Herr Marbel: — »Aber das gefällt mir nicht vom Cherub und Seraf! Fort! morgen jage ich beide aus dem Paradiese, denn ihr habt nun von der Frucht am Baum der Erkenntniß genascht, und gefunden, ihr seid zwei ganz natürliche Menschen. Fortan sollet ihr, wie eure Stammältern, euer Brod im Schweiß des Angesichts essen; aber versteht sich, mit einander. Beide habt ihr, wie ich nun wohl merke, ein allmächtiges Loch im Aermel. Niemand heilt es, als der Herr Pfarrer!«

Beschämt gingen die jungen Leute mit den geliebten Alten zurück. Folgendes Tages ließ Herr Marbel das Paar ehelich zusammengeben, und vom Traualtar in den Reisewagen steigen. »Mein Sohn,« sagte Herr Marbel, »du taugst hier keine Viertelstunde länger. Wir Alle reisen übermorgen nach Alteck, und machen da unsere Einrichtungen fürs Leben. Du gehst jetzt nach Leipzig, kassirst mir die Gelder ein, laut dieser Instruktion, und kömmst spätestens in vierzehn Tagen nach Alteck zu uns. Josephine mag dich auf der Reise begleiten, damit du nicht lange Weile hast.«

Und also geschah es. Schon am zwölften Tage kam Konrad mit seiner jungen Frau nach Alteck, wo Vater Marbel, Frau Walter und bald das ganze Dorf ihnen jauchzend entgegen flog. Josephine blühte, wie eine Rose. Sie versicherte, durch ihre erste Liebe sei sie verklärt worden; aber es sei wirklich noch göttlicher, wenn man etwas menschlicher liebe.

Tantchen Rosmarin, oder: Alles verkehrt.

Tantchen.

Eine gute halbe Stunde vom Städtchen Waiblingen hatte die verwittwete Frau Obersteuerräthin Rosmarin das Gut Nieder-Fahren an sich gekauft, vermuthlich ihrem Bruder zu Gefallen, der im Dorfe Ober-Fahren als Pfarrer lebte. Das kam dem Herrn Pfarrer wohl zu statten, denn er war, nach löblicher Weise christlicher Seelenhirten, mit irdischen Gütern nicht allzusehr gesegnet; hingegen seine Frau Schwester galt mit Recht für eine der reichsten Gutsbesitzerinnen zehn Stunden in der Runde; ihr verstorbener Gemahl hatte eine schöne Hinterlassenschaft zusammengerathen und gesteuert. Der Herr Pfarrer war daher auch, wie billig, ein beinahe täglicher Haus- und Tischgenosse bei Tantchen Rosmarin, wie er seine Schwester nannte.

Er nannte sie aber so aus lieber Gewohnheit, weil er sich viel mit Erziehung einer kleinen Nichte abgab, die bei der Frau Obersteuerräthin lebte, Suschen hieß, und einmal Erbin alles Rosmarinischen Vermögen werden sollte. Weil Suschen ihre Mutterschwester nie anders, als Tantchen nannte, adoptirte der Herr Pfarrer ganz unvermerkt den Namen auch. Und weil es der Herr Pfarrer that, erlaubte es sich der Herr Verwalter Säblein auch, doch nie in Gegenwart der Frau Obersteuerräthin, sondern nur, wenn er von ihr sprach. Aus ähnlichem Grunde gewöhnten sich auch Knechte und Mägde zu Nieder-Fahren, und zuletzt alle Bauern in Ober-Fahren an den Namen, so daß die Frau Obersteuerräthin zuletzt Allerwelt-Tantchen ward.

In der That verdiente sie diesen Namen, denn sie war mütterliche Freundin, Rathgeberin und Hilfe Aller, die in ihren Wirkungskreis kamen; war die beste, wohlthätigste Frau von der Welt; hatte Nachsicht mit jedermanns Schwächen, wenn man nur auch ihre Schwächen ehrte. So übersah sie gern die Sonderbarkeiten ihres geistlichen Bruders, welche er in der Zerstreuung beging; hatte nichts gegen den Aufwand von Klugheit des Herrn Verwalters Säblein, der, um ein Sandkörnchen aus dem Wege zu räumen, immer Hebel und Winden anwenden wollte; nichts gegen Suschens Naivetät, die oft in bitterliche Verlegenheiten setzte: wenn man nur die beliebte Staats-, Wirthschafts-, Rang- und Hausordnung in allen Theilen beobachtete.

Denn auf Ordnung hielt Tantchen. Alles hatte seine Zeit, seinen Ort, seinen Rang, seinen gebührenden Namen. In den Zimmern, auf den Möbeln durfte kein Stäubchen liegen; in der Küche mußte Alles die Zierlichkeit eines Boudoirs haben; Stubenfliegen wurden mit unerbittlicher Hauspolizei, wie Gauner, auf Leben und Tod verfolgt; kothiges Wetter galt als allgemeine Landplage; Morgen-, Mittags- und Abendgrüße waren im Ritual nach jedermanns Stand vorgeschrieben; eben so die Art der Knixe und Verbeugungen, die gelegentlich zu machen waren. Tantchen ordnete im Haus- und Landwirthschaftswesen Alles selbst. Sie war die Königin von Nieder-Fahren. Sei hörte jedermanns Rath, nachher that jeder mit ehrerbietigem Gehorsam, was sie zu beschliessen für gut fand. Sie hatte keinen erklärten Günstling, ausgenommen Suschen. Aber Suschen war auch Günstling von Ober- und Nieder-Fahren, und würde es für alle Welt geworden sein, wenn alle Welt in Ober- und Nieder-Fahren beisammen gelebt hätte. Denn Suschen war ein liebliches Kind, und zwar ein Kind von siebenzehn bis achtzehn Jahren, schön gebaut, schwarzen Haars, blauen Auges — kurz, wozu bedarf es hier eines Signalements? — ungefähr so, wie hübsche Mädchen im Alter von achtzehn Jahren zu sein pflegen.

Tantchen hätte nun allerdings wohl vermuthen dürfen, daß mit einem solchen Kinde im Hause die eisenfesteste Hausordnung früher oder später gebrochen werden könnte; daß im Hause kein gefährlicherer Gast wohnen könnte, als ein Mädchen, welches mit unschuldigen Augen jeden zu fragen scheint, ob es nicht, ausser alltäglichen Hausangelegenheiten, noch irgend andere Angelegenheiten gibt? — Allein Tantchen, im blinden Vertrauen auf eigene Weisheit, dachte daran nicht, und hätte eher an Umwälzung des ganzen Weltalls, als an Störung ihrer Lebens- und Gewohnheitsordnungen geglaubt.

Aber am Ende mußte sie doch daran glauben, wie aus folgender Erzählung der ausserordentlichsten Begebenheiten erhellt, die sich jemals zugetragen haben mögen, und daher für Welt und Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen.

Der Brief.

Es war ein warmer Maitag, als der Herr Pfarrer ins Zimmer trat, mit seinem bräuchlichen Gruß: „Guten Tag Tantchen, guten Tag Suschen!“

Die Tante nickte freundlich; Suschen, das neben ihr auf dem Sofa saß und einen weißen Strumpf strickte, machte einen kurzen vertraulichen Knix, und sagte: „Votre servante, Onkelchen.“

„Aber, lieber Himmel, in welchem Aufzuge erscheinst du einmal wieder, Herr Pfarrer?“ sagte Tantchen Rosmarin.

„Wie so?“ fragte der Herr Pfarrer, der in

allen Taschen nach dem Schnupftuch suchte, um sich den Schweiß abzutrocknen.

„Vermuthlich hast du“, sagte die Tante, „die Perrüke in der Tasche, weil du das Schnupftuch über dem Kopf hast.“

„Ueber dem Kopf?“ rief der Pfarrer verwundert und griff dahin, und fand es. „Item, Tantchen, du magst wohl Recht haben; denn es ist ein heißer, heißer Tag; meine Azel brannte, die Sonne brannte; ich kam aus der Stadt, da legte ich, mein Haupt zu kühlen, die Perrüke ab, das Tuch über, und mich hinter ein Kornfeld.“

Er fing von neuem an zu suchen, während Suschen ihm einen Platz auf dem Sofa einräumte, und hinausging, dem Onkel einen Kühltrank von Wasser und Himbeersyrup zu holen.

„Was suchst du denn, Herr Pfarrer?“ fragte die Tante.

„Wenn mir recht ist, habe ich für dich einen Brief aus der Stadt mitgebracht; aber wo er hingekommen, weiß ich nicht. Ich glaube, er ist vom Herrn Bürgermeister. Suchet, so werdet ihr finden.“

„Aber, Herr Pfarrer, vor allen Dingen, setze die Perrüke auf — es ist höchst unschicklich. Du giebst der ganzen Gemeinde Aergerniß im Kahlkopf.“

„Ich will nicht hoffen. In dem Fall wird es noch Bären geben, die mir gehorchen, wie dem Prophet Elisa, und die bösen Buben verschlingen, die mich necken möchten, wie ihn. — Aber ad vocem Perrüke, Tantchen, wo hast du sie?“

„Wo ich sie habe? Du hast mir keine gegeben. Hast du sie unterwegs verloren?“

„Was Gott verhüte, es war meine neueste Perrüke. Nein, du hast Recht, Tantchen, sie liegt noch sauber im Grase, neben dem Brief des Herrn Bürgermeisters, und zwar, wo ich selbst vor einer Viertelstunde lag, im Schatten des Korns.“

Tantchen griff zur Klingel. Die Magd erschien; der Herr Verwalter ward herbeigerufen, und ihm befohlen, die Perrüke suchen zu lassen, nebst dem Brief — Alles so geschwind als möglich. Die Tante war eben so ungeduldig, die Blöße des Herrn Pfarrers zu bedecken, als den Brief des Herrn Bürgermeisters zu lesen. Nachdem Herr Säblein sich umständlich die Figur der Perrüke und Format und Farbe nebst Adresse des Briefs hatte beschreiben lassen, sandte er sogleich zwei Stallknechte, vier Drescher und einen Küher auf alle Fahr- und Fuß-, Reben- und Schleichwege, die zwischen Nieder-Fahren und Waiblingen anzutreffen sind. Er selbst faßte auf der Höhe des Windmühlenhügels Posto, und rekognoszirte seine Leute mit dem Fernrohr. Bei so guten Anstalten konnte es nicht fehlen. Binnen einer halben Stunde kamen die sieben Boten ins Herrschaftshaus zurück, an ihrer Spitze die Perrüke, der Brief und der Herr Verwalter.

Der Brief war richtig vom Herrn Bürgermeister, und noch dazu eigenhändig geschrieben. Er enthielt nichts Geringeres, als eine förmliche vorläufige Einladung der Frau Obersteuerräthin, sammt Herrn Bruder, Demoiselle Suschen und Herrn Verwalter Säblein, der Hochzeit von der ältesten Tochter des Herrn Bürgermeisters beizuwohnen. Die Hochzeit sollte in sechs Wochen gefeiert und die Einladung durch das Brautpaar mündlich erneuert werden.

Kleine Verlegenheiten.

Tantchen fand sich durch die Aufmerksamkeit des Herrn Bürgermeisters sehr geschmeichelt, mit welchem sie nur in entfernten Verhaltnissen stand. Auch die Beobachtung der schicklichen Formen hatte ihr das Herz gewonnen. Mit dem allen waren noch nicht gesammte Schwierigkeiten gehoben. Darüber mußte Familienrath gehalten werden.

Die Tante nämlich fand es sehr bedenklich, Suschen auf irgend eine Weise mit den jungen Herren von Waiblingen in einige nähere Verbindung zu bringen. Denn erstens war Suschen über siebenzehn Jahre alt, worin die Kleine zwar gar nichts Anstößiges sah, aber die sorgsame Tante desto mehr. Zweitens war Suschen so schön, wie nur jemals eine Susanne, selbst jene im alten Testament nicht ausgenommen, gewesen sein mochte. Drittens hatte sie ein beträchtliches Vermögen zu hoffen, und Tante dachte ihren Liebling nicht so gar wohlfeilen Kaufs dem ersten besten hinzugeben. Viertens war Suschen im höchsten Grade unerfahren, ob es ihr gleich nicht an löblicher Neu- und Wißbegier mangelte. — Zu diesem allen paßten die jungen Herren von Waiblingen sehr übel, denn erstens waren viele derselben recht hübsch, was durchaus nichts taugt; zweitens waren sie alle Freunde von Komödien und Romanen, sie hatten ein eigenes Liebhabertheater, und in Waiblingen nährten sich zwei Buchbinder mit Leih- und Lesebibliotheken — ein schlimmes Zeichen unserer Zeit! Drittens hätte man ihnen wohl ihre artige Figur und ihre Romanenleserei verzeihen können, aber die wenigsten hatten ein Vermögen, welches sich gegen die Rosmarinischen Güter auf die Wagschale legen, oder einen Rang, der sich mit dem Obersteuerrathstitel vergleichen ließ. Denn selbst ein Bürgermeister von Waiblingen — lieber Himmel! — wie wenig wollte das sagen; und alle übrigen Honoratioren, kleine Kaufleute, Krämer, Rathsherren, vermögliche Handwerker, Zollinspektoren, Sekretärs, Advokaten standen noch im Range dem Herrn Bürgermeister nach.

So erwog es Tantchen in der Stille ihres Herzens, und diesem zufolge hatte sie jederzeit ihre Maßregeln gegen die elegante Welt von Waiblingen genommen. Suschen kam selten dahin, und selten kam junger Besuch von da herüber nach Nieder-Fahren.

Nach langen Ueberlegungen ward endlich im

Familienrath, dem auch der Herr Verwalter beigeordnet worden, beschlossen, zwar die bürgermeisterliche Hochzeit zu besuchen, allein nicht ohne die größte Vorsicht sollte es geschehen.

Vor allen Dingen ward es der Tante überlassen, Suschen auf die Gefahren des Herzens aufmerksam zu machen, und auf die Klippen hinzudeuten, an welchen die Unschuld leicht zu scheitern pflegt. Denn soviel blieb ausgemacht, Suschen war in dem Alter, wo Schiffbruch möglich ist; und in einem Alter, wo man nicht mehr mit der Katze und Puppe spielen will. Das gute Kind mußte also über allerlei Dinge belehrt werden, von welchen es bisher noch nichts geargwohnt hatte. Ohnehin, wenn es nicht Nonne werden sollte, mußte es sich in der Welt zeigen, um gesehen zu werden. Das fühlte Tantchen so gut wie jede Mutter, welche eine erwachsene Tochter wegzugeben hat, und endlich wegzugeben wünschen muß.

Von der andern Seite sollte es auch der Herr Pfarrer nicht an geistlichem Zuspruch fehlen lassen. Der Herr Verwalter, welcher in seinen jungen Jahren ein guter Tänzer gewesen sein wollte, jetzt war er leider ein sechsundfünfzigjähriger Junggesell, versprach Suschens Tanzlektionen zu erneuern. Bei der Hochzeit selbst verhießen alle Drei ihr Bestes zu thun, daß das Mädchen beständig beobachtet und gehütet werde.

Vorübungen zur Hochzeit.

Daß nun Schneider, Schuster, Putzmacherinnen u. s. w. in Bewegung und Nahrung gesetzt wurden, versteht sich von selbst. Tantchen wollte unter den Waiblingern standesgemäß erscheinen, und, allerdings auch der kleine Stolz war ihr zu verzeihen, durch Suschens Schönheit glänzen.

Suschen freute sich über die festlichen Zurüstungen von Herzen — dergleichen war ihr lange nicht begegnet. Sie hielt ihren Tanzmeister gut in Athem, und bedauerte nur, daß seine sechsundfünfzigjährigen Füße nicht so beweglich, wie ihre siebenzehnjährigen waren. Freude und Natur lehrten sie tanzen; Herr Säblein aber nahm das getrost auf seine Rechnung. Ihm selbst gefiel es gar wohl, sich in die edle, halbvergessene Kunst einzuüben, da er, laut Beschluß des Familienraths, auf der Hochzeit ausschließlich Suschens Tänzer sein sollte.

Leider ward aus dem Letztern nichts, und zwar aus folgender Ursache. Den Tag vor dem Fest wurden alle Tänze zum letzten Mal wiederholt. Da der Herr Pfarrer und die Tante nun selbst Augenzeugen von Suschens Fortschritten sein wollten, griff sich Herr Säblein schon, ehe die Zuschauer kamen, über die Maßen an, wenigstens nicht schlechter zu tanzen, als seine gewandtere Schülerin. Sie schwebte luftig umher, wie ein Schmetterling, und machte in der Wonne manchen Satz, der nicht minder schön, wenn gleich ausser der Regel war. Herr Säblein voller Entzücken bedachte sich nicht lange, und — vor Zeiten konnte er Entrechats machen — wollte den Gipfel seiner Kunst zeigen. Er brachte seinen Kreuzsprung an; der erste mißlang halb, und der zweite ganz. Seine langen, dünngeschnitzelten Beine, die ihm sonst nicht zum Vorwurf gediehen, verwirrten sich nämlich so widernatürlich in einander, daß bei der fortdauernden Bewegsamkeit des Rumpfes ein unerwartetes Unglück nothwendig erfolgen mußte. Er fiel auf die untanzmeisterlichste Weise zu Boden; und, wie eine stürzende Tanne alles blühende Gesträuch umher, riß er auch Suschen, die ihn noch immer dabei umgaukelnde Silfide, nieder.

Da der Herr Pfarrer, welcher eben draussen im Begriff war, die Thüre zu öffnen, den Fall hörte, von welchem selbst die Grundfesten des Hauses erbebten, trat er eilfertig herein. Theils diese Eilfertigkeit, theils eine dem Herrn Pfarrer angeborne Kurzsichtigkeit, an die er sich in der Zerstreuung nicht immer erinnerte, wurden Veranlassung eines zweiten Uebels. Er trat dem Tanzmeister auf's Bein, der es dann mit sehr verzeihlichem Ungestüm schnell an sich riß, und damit dem Herrn Pfarrer alle Haltung raubte. Ehe dieser noch um Verzeihung bitten konnte, lag er neben den Andern. Während nun seine weißgepuderte Perrüke durch den lebhaften Kopfschwung weithin unter das Sofa flog, gebehrdeten sich seine kurzen Beine wunderseltsam, und kehrten die Sohlen gen Himmel, als riefen sie dessen Hilfe an.

Der ganze Auftritt, oder besser, die ganze Auflage war kurz. Der Pfarrer raffte sich zuerst empor, und weil er Suschens schneeweiße, faltenreiche Haube für seine entsprungene Perrüke hielt, zog er sie ohne anders an sich, und bedeckte damit schnell sein Haupt, weil er die Frau Obersteuerräthin an der Thür hörte. Suschen war ebenfalls auf den Beinen, ehe Tantchen eintrat. Hingegen Herr Säblein saß auf dem Boden und schnitt verzweifelte Gesichter, denn er hatte sich die Hüfte gequetscht.

„Ei du guter Himmel!“ rief Tantchen Rosmarin, und schlug die Hände zusammen, indem sie bald das Schmerzensgesicht ihres Verwalters, bald den Kopf ihres Bruders in der Weiberhaube betrachtete: „Spielt Ihr Komödien? Vergesset Ihr allen Anstand? Ist das Lebensart? Und besonders du, Herr Pfarrer . . .“

„Und warum denn ich besonders?“ fragte er ganz ernsthaft und beinahe empfindlich, denn er lichte die Strafpredigten seiner Schwester nicht sehr.

Suschen gewann jetzt das Wort, und stellte schnell den Frieden her, indem sie der betroffenen Tante jede Aufklärung über das Räthsel gab, und ihre Haube gegen die Perrüke lachend eintauschte.

Dies an sich unwichtig scheinende Ereigniß

war der erste Grund zu allem nachfolgenden Unglück. Denn Herr Säblein blieb viele Tage hinkend, und konnte nun an der Hochzeit nicht tanzen.

Warnungen.

Suschen war am Hochzeitsmorgen mit der Sonne auf. Sie konnte vor Freuden nicht schlafen. Tantchen Rosmarin war ebenfalls mit der Sonne auf; sie konnte vor Kummer nicht schlafen. Da es nun nicht zu hindern war, daß Suschen mit allen süßen Herren von Waiblingen tanzte, wollte sie des Mädchens unverwahrtes Herz wenigstens durch neue Ermahnungen gegen alle Versuchungen der Liebe, oder wie sie es zuweilen im christlichen Eifer hieß, des Satans, stärken.

„Du bist nun siebenzehn Jahre alt, liebes Suschen!“ sagte sie.

— Um Verzeihung, Tantchen, siebenzehn Jahr, sieben Monat.

„Desto schlimmer.“

— Wie so?

„Ei nun, weil du in dem Alter bist, da du heirathen könntest.“

— Ach, das wäre doch kein so großes Uebel. Sie haben mir ja gesagt, daß Sie auch einmal verheirathet waren; und meine Mutter selig ist's auch gewesen. Und wissen Sie nicht, es geht ja in Waiblingen und Ober-Fahren keine Woche ohne Hochzeit vorbei.

„Alles recht.“

— Und gewiß, Tantchen, gewiß, es ist damit etwas sehr Eigenes. Wissen Sie noch, wie sich unsere Lisette darauf gefreut hat? Wie ihr jetziger Mann, der junge Förster von Steinfelden, ihr immer nachschlich? Wie lieb sich die beiden hatten, wie sie . . .

„Suschen, du bist noch immer Kind. Höre mich. Du bist jung, bist nicht unansehnlich, von guter Familie, dein Vater war Justizrath; du hast Vermögen, eigenes und vielleicht sonst noch zu erwartendes. An Liebhabern wird's nicht fehlen. Man wird dir Artigkeiten in Menge sagen. Man wird suchen, sich in deine Gunst einzuschleichen, und vielleicht der schlechteste, ärmste Schlucker kann dir, bei deiner Unerfahrenheit, am besten gefallen. Gerade heut, an der Hochzeit in Waiblingen, wird man deinem Herzen vielleicht Netze stellen. Ich ermahne dich also, sei vorsichtig. Traue niemandem von den jungen Herren, so schön er auch thue.“

— Und warum muß ich nicht trauen?

„Weil sie Schmeichler, Lügner sind, einer wie der andere, die darauf ausgehen, einem unschuldigen Mädchen den Kopf zu verrücken.“

— Aber wie können sie das? Mir soll keiner das Köpfchen verrücken, wenn ich nicht Lust habe, mir's verrücken zu lassen.

„Ich fürchte, du hast nur zu große Lust!“

— Daß ich nicht wüßte.

„Wenn man dir zehnmal in einem Athem sagt, du seiest liebenswürdig, bezaubernd, und wie die heutigen Modeausdrücke sind.“

— Die Modeausdrücke sind wenigstens seltsam. Finden Sie denn das nicht, Tantchen?

„Wenn man dir schwört, man liebe dich, man könne ohne dich nicht leben.“

— Ach, das fällt keinem ein.

„Und wenn es jemandem einfiele, würdest du denn das glauben?“

— Wenn er's mit einem Eid beschwören würde, Tantchen?

„Aber, Kind, es ist Keinem Ernst damit. Die jungen Leute schwören dir alles, und machen sich hintennach über deine alberne Leichtgläubigkeit lustig. Verlasse dich darauf, wer dir Schmeicheleien sagt, hat den Vorsatz, dich auszulachen.“

— Was hätten die Narren davon, wenn sie es thäten?

„Ihren Spaß, nichts als Spaß. So sind sie nun einmal!“

— Alle?

„Wie manches Mädchen ist durch Leichtgläubigkeit schon unglücklich geworden! Wie manche, die ihren Schmeichler aufrichtig liebte, verlor darüber Ruhe, Ehre, Frieden — oft die Unschuld sogar.“

— Sogar die Unschuld? Wie ist das mit der Unschuld, Tantchen?

„Mit der Unschuld?“

— Ja!

„Du verstehst das noch nicht, und so etwas läßt sich nicht da gleich erklären.“

— Ich begreife es wohl, die Sache muß schwierig sein, denn der Onkel Pfarrer wußte vorhin auch nicht recht, was Unschuld war, als er sie mir erklären wollte. Zerbrechen wir uns nicht den Kopf damit.

„Vor allen Dingen, Suschen, folge mir mit Gehorsam. Hüte dich vor Schmeicheleien der Männer — hüte dich, einem von ihnen den Vorzug zu geben; halte alle von dir in ehrfurchtsvoller Entfernung; und wagt es einer von ihnen, dir das leiseste Wort von Anbetung, Liebe oder dergleichen Larifari zu sagen, auf der Stelle wende ihm verächtlich den Rücken. Du bist viel zu gut für einen Waiblinger.“

— Aber, Tantchen, wenn es kein Waiblinger wäre . . .

„Wenn es Zeit ist, werde ich dir schon einen Mann geben. Ich werde ihn so wählen, daß du mich noch einst über meinem Grabe segnen sollst. Darauf verlasse dich. Versprichst du mir dagegen, gehorsam zu sein?“

— Ach, Tantchen, Sie wissen es ja, ich bin es immer, ohne Versprechen.

„Nun denn, ich werde dein Betragen auf der Hochzeit scharf beobachten.“

Die Hochzeit.

Tantchen Rosmarin glaubte alles wohlgethan zu haben, und beruhigte sich. Wie täuschen sich

doch die Menschen gern! Tantchen wußte aus alten Erfahrungen sehr gut, daß Natur und Liebe ihre Rechte fordern, allen Warnungen und Lehren zum Trotz, und doch bildete es sich ein, mit Suschen müsse es anders sein, als mit den übrigen Mädchen; nicht weil Suschen aus anderm Teig gemacht, sondern weil es von Tantchen Rosmarin erzogen und gebildet worden wäre.

Man setzte sich also in den Wagen, und fuhr, Jäger und Gärtner in neuen Livreen hinten auf, stattlich geschmückt gen Waiblingen zur Hochzeit.

Die Frau Obersteuerräthin ward mit großem Zeremoniel empfangen, und alle ihre Angehörigen mit so vielen Höflichkeiten überhäuft, daß sie im höchsten Vergnügen schwamm, und selbst ihrem Vorsatz treulos ward, beständig an Suschens Seite zu sein. Der Herr Pfarrer fand einige gesprächige Kollegen, und Herr Säblein hinkte mit den Rathsherren herum. Suschen, anfangs gar blöde, ward in dem Kreise blühender Jungfrauen, der sie umringte, bald munterer und zuletzt so vertraulich, als hätte sie die Bekanntschaft seit Jahren gemacht.

Als man endlich, nach glücklich überstandener Mahlzeit, zum Tanz kam, und Suschen nun bald in die Arme dieses, bald jenes Jünglings flog, und mit ihm in den Wellen der Töne durch die glänzenden Reihen der Tanzenden hinschwamm, da löseten sich ihr ganzes Wesen in Seligkeit auf. Suschen war schön; das Entzücken machte sie noch schöner. Die besten Tänzer drängten sich um sie, und diese Aufmerksamkeit war ihr schmeichelhafter, als alles Süße, was ihr die begeisterten Herren vorsagten. Sie lebte nur für Tanz und Freude; o wie anders war's im Arm dieser Jünglinge, als an den Händen des zimperlichen Herrn Verwalters. Das nenne ich mir doch Tanz! sagte sie sich selbst leise, so oft sie erschöpft zu ihrem Sitz zurückgeführt ward.

So kam die Nacht. Tantchen Rosmarin hatte sich zwar fest vorgenommen, noch vor völliger Dunkelheit nach Nieder-Fahren zurückzukehren; aber sie vergaß es über dem Weihrauch, der ihr von allen Seiten, theils wegen ihrer eigenen werthen Person, theils wegen Suschens Liebenswürdigkeit, geopfert ward. Mit der Süßigkeit des Weihrauchs vereinten sich noch die Schrecken eines schweren Gewitters, welches von Westen flammend daherzog. Tantchen Rosmarin konnte von Hause aus die Gewitter nicht leiden, und der Sommer war ihr, nur dieses Krachens wegen, die unangenehmste Jahreszeit.

Sie blieb also, wiewohl des Wetters willen mit einiger Unruhe, am Spieltisch, wo der Herr Verwalter und der Herr Pfarrer mit ihr Parthie machten, nebst dem Herrn Bürgermeister. Und das war schlimm!

Erstes Unglück.

Suschen war mit dem Gewitter herzlich zufrieden. Sie wünschte, es möchten sich alle Gewitter der Welt um Waiblingen versammeln, und die ganze Nacht zum Tanz donnern; desto sicherer war sie, den Becher des ihr selten gewährten Vergnügens bis auf die Hefen leeren zu können.

Wein, Musik, Tanz und Freude hatten ihr ganzes Wesen verwandelt. Ihre Wangen glühten, ihre dunkeln Augen glänzten strahlend, ihr Busen flog mit Ungestüm. Und hätte ein junger Herr von Waiblingen ihr auch Liebe geschworen — das einzige, wovor sie sich, wegen Tantchens Warnungen, am meisten fürchtete —, sie hätte es in dem Himmel, worin sie jetzt athmete, verziehen. Zum Glück sagte ihr kein Mensch etwas von Liebe; aber keiner tanzte mit ihr, der ihr nicht getreulich meldete, daß sie ein Engel, eine Göttin sei, was sie denn freilich nicht glauben wollte, aber doch nicht übel nahm. Zwischen Anglaisen und Allemanden fehlte es nicht an zärtlichen Händedrücken; in den Menuetten nicht an Seufzern und vielsagenden schmachtenden Blicken, die ihrer Schönheit huldigten; und in den Walzern drückte sie mancher Arm kräftiger an eine hochschlagende Brust, als sonst wohl des Herrn Verwalters Arm zu thun pflegte.

Unglücklicher Weise, da sie Durst fühlte, präsentirte man ihr Punsch. Sie nahm davon und tanzte fort. Aber nun fing sich alles an mit ihr zu drehen. Sie glaubte sich schwindlicht, und lachte darüber. Allein bald ward ihr bei den heftigen Wallungen des Geblüts nicht wohl. Sie klagte es ihrem Tänzer, einem jungen Mann, der sie mit der größten Artigkeit an seinem Arm vom Saal hinwegführte, um sie frische Luft schöpfen zu lassen. Aus Furcht, daß sie sich nicht erkälte, denn sie war zu sehr erhitzt, brachte er sie in das erste beste Zimmer, welches er offen fand, und wo eine vergessene Kerze trübe zur Neige niederbrannte.

Suschen sank erschöpft und halb ohnmächtig auf ein altes Ruhebett, und hatte kaum Luft. Ihr Begleiter, in größter Verlegenheit, beschwor sie, sich aufzuschnüren, während er nach einem Glase frischen Wassers eilen wolle. In der Angst vergaß er aber das Glas Wasser, und verließ seine erschöpfte Tänzerin nicht, die sich bei ihrer Ermattung nicht allein zu helfen vermochte.

Der Himmel donnerte; vom Tanzsaal herüber scholl die rauschende Musik dazwischen. Suschen und ihr Arzt merkten weder auf himmlische noch irdische Musik. Niemand vermißte die beiden, denn Alles schwärmte seinen Freuden nach. Erst nach einer vollen Stunde hielten sie für rathsam, sich zu den Tänzern zurück zu begeben.

Suschen war geheilt von der Unpäßlichkeit; sie mischte sich wieder unter die Fröhlichen. Ihr ganzes Wesen war Gluth und Verklärung. Ein Tänzer nahm sie dem andern ab. Ihr Arzt verlor sich in der Menge der Andern; sie konnte ihm nur nicht einmal danken für die gehabte Mühe.

Endlich fiel ihr doch ein, auch nach Tantchen Rosmarin zu sehen. Sie ging ermattet vom

Tanzsaal in die Spielzimmer, und kam eben dazu, als hier sich um Tantchens Tisch ein Lärmen der ungewöhnlichsten Art erhob.

Zweites Unglück.

Tantchen Rosmarin war bisher im Spiel sehr glücklich, hingegen der Herr Bürgermeister sehr unglücklich gewesen. Aber Fortuna wandte sich plötzlich von ihr. Desto eifriger suchte sie die allzuweibliche Göttin zurückzuführen. Darüber ward denn Suschen vergessen. Der Herzbube in den Karten stiftete alles mögliche Unheil; hätte Suschen die Nacht durch mit ganz Waiblingen getanzt, Tantchen würde nicht darauf geachtet haben. Und das war schlimm!

Das Schlimmste für den Augenblick kam noch. Tantchen meinte den Herzbuben zu haben und auszuspielen; der Herr Pfarrer behauptete hingegen, er sei aus seiner Hand gekommen. In der Hitze des Wortwechsels bemerkte er nicht, daß er mit dem hochgewölbten Toupé seiner Perrüke erst dem Lichte, dann mit dem Brande auf dem Kopf der prächtigen, neuen Staatshaube der Frau Obersteuerräthin viel zu nahe gerieth. — Urplötzlich schwebten feurige Zungen über Beider Häupter.

Einen Augenblick lang war Alles starr vor Schrecken, und man ließ lodern, was lodern wollte. Dann aber griff Tantchen Rosmarin verzweifelungsvoll in die Haube, riß sie ab, und schleuderte sie unvorsichtig seitwärts. Ein abbrennendes Band fiel in die Wolkenperrüke des Herrn Bürgermeisters und verbreitete die Feuersbrunst auf eine entsetzliche Weise. Da Herr Säblein, als vierter Mann am Tisch, drei Köpfe brennen sah, stand er klüglich auf, faltete die Hände über seinen Kopf, um ihn vor gleichem Schicksal zu bewahren, und hinkte mit großer Eile davon. Der Herr Pfarrer bemerkte das eigene Unglück nicht eher, bis ihm die feurigen Haarlocken dampfend auf die Karten fielen. Er betrachtete sie verwunderungsvoll wie eine unerhörte Naturerscheinung, und sah nach der Zimmerdecke, um den Ursprung des Feuerregens zu suchen. — Unterdessen war man mit Entsetzen von allen andern Spieltischen aufgesprungen, den Brandbeschädigten zu Hilfe zu eilen, oder zuzuschauen. Keiner konnte das Räthsel lösen, wie drei Menschenköpfe gleiches Augenblicks in solchem Grade entzündet werden konnten.

Unter diesem Lärmen war auch Suschen herbeigekommen. Sie fand nur noch Ruinen von einer zierlichen Staatshaube und zwei gewesenen Perrüken. Jeder klagte über seinen Schaden; Suschen klagte am wenigsten, und sie hatte doch den größten Schaden erlitten.

Nachwehen.

Als man folgendes Tags in Nieder-Fahren Freuden und Leiden ausgeschlafen hatte, bemerkte Tantchen, man möchte fast die großen Gesellschaften verwünschen, denn selten sei sie in einer gewesen, worin nicht irgend etwas Unschickliches begegnet wäre. Suschen hingegen läugnete gar nicht, sie sei himmlisch vergnügt gewesen, und möchte alle Tage zur Hochzeit gehen.

Nach einigen Wochen hatte man in Nieder-Fahren die Hochzeit vergessen; nur Suschen träumte noch schlafend und wachend davon. Sie war so heiter, wie sonst, aber doch, seit der Hochzeit, versank sie oft plötzlich in stille Träumerei bei ihrer Arbeit, dann ließ sie das Strickzeug vor sich auf den Schoos hinsinken, und dachte — wer weiß, an was?

Tantchen Rosmarin hatte ein scharfes Auge; das stille Sinnen ihrer Nichte war ihr fremd. Argwöhnisch beobachtete sie sie erst manchen Tag; dann brachte sie das Gespräch auf diesen und jenen jungen Herrn von Waiblingen, auf diesen und jenen Tänzer; Suschen antwortete mit unbefangener Heiterkeit. Die Tante erfuhr endlich, daß Suschen an allen Tänzern Wohlgefallen gefunden, aber an keinem ein besonderes. Damit war Tantchen schon zufrieden, denn sie wußte, Suschen konnte sich nicht verstellen.

Allein nach einigen Monaten fing Suschen an zu kränkeln; da waren Uebelkeiten und Zahnweh, und das arme Kind war so traurig bis zum lauten Weinen, und es wußte doch nicht worüber.

Tantchen Rosmarin suchte ihren Liebling durch allerlei ergötzliche Gespräche aufzuheitern, und da kam denn natürlich auch die Rede zuweilen auf Suschens künftigen Brautstand. Es scheint, der Gedanke daran habe für junge Mädchen etwas Ergötzliches.

Suschen hörte gern und andächtig zu, wenn Tantchen Rosmarin mit vieler Beredsamkeit den Himmel des ehelichen Lebens pries. Erst den Brautstand, dann die Flitterwochen der Ehe, dann die Freuden und Leiden an einer Wiege, zuletzt die Hoheit der schwiegermütterlichen Würde, endlich das großmütterliche Leben in den Tändeleien der Enkel und Enkelinnen.

„O Tantchen," rief die Kleine, „am meisten freut mich Leiden und Freuden an der Wiege. Wie schön ists, Mutter sein, und so ein liebes Wesen, einen Engel ohne Flügel, auf dem Arm zu haben. Hätte ichs auch schon!"

„Behüte, alles in Ordnung!" rief die Tante: „Erst Verlobung, dann Hochzeit, dann erst Kindtaufe — es geht bis dahin noch manches Jahr!"

„Noch manches Jahr!" seufzte Suschen still, und senkte das Köpfchen tief auf's Busentuch hinab.

„Erst muß dein Bräutigam vorhanden sein."

„Aber, Tantchen, Sie wollen mir ihn ja verschaffen. Sie haben mir's versprochen. Halten Sie nun bald Wort."

„Also hast du noch nicht gewählt, Suschen?

Gefiel dir denn Niemand vorzüglich in Waiblingen?«

»Das haben Sie schon oft gefragt. Geben Sie mir, wen Sie wollen; nur — hübsch muß er doch sein.«

»Wir wollen dafür schon sorgen, Suschen. Dir kann's nicht fehlen.«

Die Tante gefiel sich in solchen Gesprächen selbst viel zu wohl, als daß sie dieselben nicht oft hätte erneuern sollen. Für ihre Geschäftigkeit öffnete sich da ein neues, unabsehbares Feld, auf dem sie eine wichtigere Rolle als die wegzugebende Braut selbst spielen konnte. Sie sann also im vollen Ernst hernm, wer der Würdigste für Suschen und der Behaglichste für Tantchen sein könnte. Aber ehe noch die Wahl ins Reine kam — denn dazu mußten durch weitläufigen Briefwechsel vielerlei Erkundigungen eingezogen werden — änderte sich plötzlich Alles. Suschen war auf dem Wege, Mutter ohne Bräutigam zu werden.

Alles verkehrt.

Man hatte nämlich doch für gut gehalten, den Arzt aus der Stadt kommen zu lassen, weil Suschens Gesundheitsumstände immer bedenklicher zu werden schienen. Das Gesicht das lieben Mädchen hatte das schöne Rosenroth fast ganz verloren.

Der Herr Doktor von Waiblingen rieth lange hin und her, und konnte die Krankheit nicht errathen. Nach einigen Monaten aber trat er mit zuversichtlicher Miene zu Tantchen Rosmarin, und sagte: »Es ist bei mir auffer Zweifel, Mademoiselle befinden sich in guter Hoffnung der Mutterfreuden.«

Tante Rosmarin gerieth bei dieser Erklärung so auffer sich, daß sie im ersten Augenblick nicht wußte, ob in Ohnmacht fallen, oder dem Doktor für seine Unverschämtheit eine Maulschelle geben, oder über seine Albernheit laut auf lachen. Es geschah von allen dreien nichts. Sie blieb mit erhobener Hand, mit offenem Mund und starrem Auge vor dem wunderlichen Manne stehen — faßte sich dann kurz, und verabschiedete ihn ein-für allemal mit der höflichsten Grobheit.

Der Doktor, ein wackerer, gesetzter Mann, der wohl wußte, man müsse bei einer Frau auf ein Wort zuviel nicht zu vielen Werth legen, bat sie, ehe sie ihn verdamme, vorher mit Mademoiselle Suschen ein ernstes Wort zu reden; er wolle folgenden Tags wieder vorfahren.

Das ernste Wort mußte also gesprochen werden.

»Weißt du, was der närrische Doktor von dir behauptet?« fragte sie in der einsamen Abendstunde ihre Nichte.

»Kein Wort!« erwiederte Suschen.

»Du werdest Mutter werden.«

»Wirklich?«

»Nicht so, Suschen, der Mensch ist ein Narr?«

»Ei nun, Tantchen, es ist mir doch beinahe selbst so vorgekommen. Doch wußte ichs nicht gewiß. Wenn er es aber sagt — —«

»Possen! ich würde mir eher träumen lassen, der Himmel falle ein. Wie solltest du dazu kommen?«

»Das weiß ich zwar nicht, Tantchen, aber ich denke, Sie verstehen es besser.«

»Du hast keinen Liebhaber?«

»Nein.«

»Keinen vertrauten Umgang mit Männern?«

»Gewiß nicht.«

»Also! ich vermuthe, du hast dich an der verwünschten Hochzeit beim Tanzen verdorben. Ich wollte, wir hätten nie von der Hochzeit gehört, so hätte ich nie das Scandal mit meiner Haube erlebt.«

»Ich vermuthe es auch. Sie wissen, ich hab's Ihnen gesagt, Tantchen, schon auf der Hochzeit ward mir schwindlicht, daß ich auf die Seite gehen mußte. Einer von den Herren begleitete mich in das nächste Zimmer.«

»Du warst ohne Zweifel sehr erhitzt — gab er dir vielleicht einen Trunk kalten Wassers?«

»Nein, er sprach wohl davon, aber that es doch nicht.«

»Oder führte er dich an die kühle Nachtluft — an ein offenes Fenster — in den Durchzug der Luft?«

»Nein,« sagte Suschen, und erklärte dunkel und einsylbig, wie sich der junge Herr für sie bemüht habe. Tantchen Rosmarin forschte weiter und weiter ... plötzlich schlug sie mit kläglichem Seufzer die Hände zusammen und schrie: »Unglückliche, so war meine Warnung vergebens!«

»Aber, Tantchen, Sie sind ganz auffer sich.«

»Das glaube ich!«

»O Tantchen, beruhigen Sie sich doch. Das Unglück ist gewiß nicht groß!«

»Nicht groß, Unglückliche, nicht groß!«

Tante Rosmarin war in wirklicher Verzweiflung und untröstlich. Sie sprach von Schande, vom Verstoßen, von — der Himmel weiß, was? und doch konnte sie sich dabei nicht verhehlen, sie selbst sei an dem ganzen Unglück schuld, indem sie Suschen in allzublinder Unwissenheit aufwachsen ließ. Das gute Kind war verführt, ohne die Verführung zu kennen.

Nach einigen Tagen mußte sich Tantchen wieder beruhigen — denn alles Weinen und Jammern war vergebens, und besserte das Unglück nicht wieder aus; und nebenbei mußte jeder gestehen, Suschen sei noch so unschuldig, wie sie es vor dem Sündenfall gewesen. Dem Herrn Doktor ward Abbitte gethan, und ihm das Geheimniß eröffnet, das er errathen. Er sollte weiter helfen.

»Daß mir das begegnete! mir, in meinem Hause, in meiner Familie!« rief Tantchen: »Alle Ordnung zerrissen und verkehrt! Noch nicht Braut und schon Kindbetterin! — das bringt mich ins Grab.«

Sie kam aber darum nicht so bald ins Grab;

Tantchen Rosmarin hatte eine kernfeste Gesundheit.

Prozeß.

Das größte Räthsel aber war noch nicht gelöset. Suschen wußte nämlich durchaus nicht zu sagen, wer ihr Verführer gewesen? Nach allen Beschreibungen war er ein junger Mann von zwanzig und etlichen Jahren, ein vortrefflicher Tänzer, und hatte ein blaues oder grünes Kleid, weiße Unterkleider getragen und so weiter.

Tantchen machte ihrer Nichte auch selbst über diese Unachtsamkeit die bittersten Vorwürfe: „Das geht, das läuft, ohne sich weiter zu bekümmern, wie die Thiere des Feldes!“

„Daran ist deine Erziehungsmethode schuld, Tantchen!“ rief der Herr Pfarrer, der mitleidig und aus Rechtsgefühl Suschens Partei nahm: „Ich bin zwar ein Freund der Unschuld, aber alles hat Maß und Ziel. Eva im Paradies war gewarnt, und der Baum der Erkenntniß ihr beschrieben, ja sogar mit Fingern gewiesen. Das hast du versäumt. Du hast die Schuld, und Suschen den Schaden. Hilf ihr den Schaden tragen, sie erleichtert dir ja gutmüthig genug deine Schuld. — Glaube mir, Tantchen, es gibt eine Art Unschuld, die nur eine unreife Anlage zur Sünde, und es gibt hinwieder manche Sünde, welche ein sonnenheller Zeuge der wahren Unschuld ist.“

Tantchen Rosmarin konnte ihrem Bruder zwar nicht das letzte Wort lassen, aber doch war ihr, indem sie seine Predigt auf das bündigste widerlegte, selbst dabei zu Muthe, als wenn er vollkommen Recht hätte. Sie ward von Tag zu Tag in ihr Schicksal ergebener; sie hielt diese edle Gelassenheit für Frucht religiöser Grundsätze, was am Ende nur Macht der Gewohnheit war, wie denn die Gewöhnung auch wohl bei andern Leuten oft die Stelle der Philosophie, des Edelmuths, der Seelengröße einnimmt, aber nie den wahren Namen führen darf. Suschen ward schonender behandelt, endlich wieder zärtlicher, und Tantchens ganzer Zorn richtete seine Flammen gegen den unbekannten Heilkünstler auf der Hochzeit zu Waiblingen.

Der Herr Pfarrer, wie Herr Säblein, waren nun eins um's andere täglich in der Stadt, den Namen des Friedensstörers auszuspähen. Allein der Seelenhirt von Ober- und Nieder-Fahren kam jedesmal unverrichteter Sache heim, denn er vergaß gewöhnlich in der Stadt entweder, warum er dahin gekommen, oder das Signalement des Beklagten. Desto glücklicher war Herr Säblein, aber dafür auch mit dem kleinlichsten Kleinigkeitsgeist ausgerüstet! — Von Suschen hatte er so viel Einzelnheiten, ihren Verführer betreffend, ausgefragt — ein Grübchen im Kinn, die Farbe des Haares, der Augen, vier Ringe mit Steinen an den Fingern, den Backenbart u. s. w., daß es nicht fehlen konnte. Er musterte Mann für Mann von allen Waiblinger Hochzeitgästen; in Waiblingen war keiner der Beschreibung gleich — er mußte also auser Waiblingen sein. Von auswärtigen Gästen aber war niemand, als ein alter Herr Acciseeinnehmer der benachbarten Grenzstadt, und der Sohn des Herrn Baron von Malzen gegenwärtig gewesen, etwa achtundzwanzig Jahre alt. Da nun der Herr Baron von Malzen nur drei Meilen von Waiblingen auf seinen Gütern wohnte, und alle Frauenzimmer, die mit ihm getanzt oder nicht getanzt hatten, sich sehr genau des Backenbarts, des Grübchens im Kinne u. s. w. erinnerten, bis auf die glänzenden Fingerringe, von denen einige behaupteten, er habe sieben, andere, er habe drei gehabt: so war die Sache klar, und noch mehr, als ganz zufällig eine kleine bucklichte Apothekerstochter, die eben als Nichttänzerin den andern zugesehen hatte, erwähnte, Suschen sei mitten aus einer Anglaise in Gesellschaft des jungen Herrn Barons aus dem Saal gegangen.

Tantchen Rosmarin war entzückt über die Entdeckung, und nebenbei auch darüber, daß es ein Herr Baron war, der das Unglück gestiftet hatte. Auf der Stelle ward nach gehaltenem Familienrath ein Brief nach Malzendorf gesandt, und der junge Herr Baron Pompejus von Malzen höflich eingeladen, sich auf Nieder-Fahren begeben zu wollen, wo man in dringenden Angelegenheiten mit ihm zu reden hätte. — Der Bote ging; er kam zurück. Vierzehn Tage verflossen. Keine Antwort, kein Baron.

Tantchen, welches sich schon viel Behagliches von der Lage geträumt hatte, einen Baron zum Neffen zu haben, empfand diese Verzögerung sehr übel. Man hielt neuen Familienrath, und Herr Säblein ward zum ausserordentlichen Gesandten nach Malzendorf ernannt, um, falls der Baron Umstände mache, die Angelegenheit dem Vater desselben vorzutragen. Nebenbei erhielt er Vollmacht, den ansehnlichen Vermögensetat der Frau Obersteuerräthin blicken zu lassen, mit der Versicherung, daß Suschen Universalerbin sei. In jedem Falle solle er aber die Heirath und zwar die schleunigste unterhandeln.

Der Herr Verwalter warf sich bequem in die Chaise der Frau Obersteuerräthin, und fuhr, von zwei Schweißfüchsen gezogen, den Oberknecht zum Kutscher verwandelt, nach Malzendorf.

Mit zitternder Ungeduld erwartete man seine Wiederkehr. Man hatte auf die Beredsamkeit des Herrn Säblein soviel Vertrauen, daß niemand zweifelte, er werde den backenbärtigen Pompejus gefangen mitbringen und zu Suschens Füßen legen.

Endlich kam er, aber allein. Er brachte die Antwort, aber die schlimmste von allen, welche man erwarten konnte. Der junge Herr Baron war nämlich, statt zu Malzendorf, zu Venedig. Der alte Herr Baron hatte das Podagra, und war über die Mission des Herrn Verwalters so ungehalten, daß er gedroht hatte,

wenn sich derselbe noch einmal mit solchen Angelegenheiten im Schlosse Malzen zeigen würde, er ihn mit Hunden hinaushetzen lassen wolle. Als der Herr Verwalter auch die rauhe Seite herausgekehrt, und allerdemüthigst mit einem schweren Prozeß gedroht hatte, gab ihm der Podagrist die bestimmte Schlußerklärung, erstlich, er wolle seinem Sohn die Sache schreiben, und falls derselbe den Fehltritt eingestände, sich mit einem bürgerlichen Mädchen vergessen, oder wohl gar in Eheversprechen eingelassen zu haben, werde man nicht anstehen, die Entschädigungs- und Alimentationsgebühren, wie in solchen Fällen Rechtens, zu leisten; zweitens, von Vermählung und dergleichen Albernheiten sei keine Rede; drittens, damit solle sich der Herr Verwalter zum Teufel packen u. s. w.

Suschen hörte das, und schwieg. Der Herr Pfarrer wußte keinen Rath, und schlug vor, die Sache in Erwägung zu nehmen. Tantchen Rosmarin zerfloß in Thränen; sie sagte nichts, aus Mitleiden für Suschen, im Grunde aber aus empörtem Stolz wegen des stolzen Barons, dem sie eine Reihe wohlverdienter Verwünschungen zusandte. Herr Säblein machte den Antrag, die Sache sogleich einem Advokaten zu übergeben, und den Prozeß anzufangen; tröstete übrigens die Tante damit, daß Alles eine göttliche Schikkung sei. Das Alles wäre nie begegnet, sagte er, hätte ich mir nicht bei der Tanzprobe die Hüfte gequetscht.

Folgendes Tages kam der Advokat Kurzbein von Waiblingen, einer der gewaltigsten Rabulisten, der weiß schwarz, und schwarz weiß machen konnte, und ohnehin persönlichen Groll gegen das freiherrliche Haus Malzen nährte, weil er vor mehrern Jahren dort vergebens um die Stelle eines Justitiarius angehalten, die, statt seiner, einem seiner ärgsten Feinde gegeben worden war.

„Erlauben Sie mir zu bemerken," sagte er zu Tantchen, „wenn Ihre Demoiselle Nichte in Jahresfrist nicht Baronesse von Malzen ist, zahle ich die Prozeßkosten aus meinem eigenen Vermögen."

Die zuversichtliche Miene, mit der er sprach, flößte der Tante wieder guten Muth ein, und der Prozeß wurde auf der Stelle anhängig gemacht und mit Eifer betrieben.

Pompejus der Kleine.

Doch ungeachtet dieses Eifers ging der Prozeß sehr langsamen Schritt, weil der Beklagte in Venedig und Rom spazieren ging, und man nothwendig doch seine Erklärung über die ihm gemachten Anschuldigungen erwarten mußte.

Unterdessen vermehrte sich die Familie zu Nieder-Fahren mit einem kleinen Liebesgott, der vorher nie da gewesen war, ein Grübchen im Kinn hatte, wie ein gewisser Spaziergänger, und diesem, nach Aussage der Kenner, bis auf die vier, fünf oder sieben Fingerringe und den Backenbart, vollkommen ähnlich sah. Suschen war eine liebliche Mutter, und schwamm beim Anblick ihres Kindes in tiefer Seligkeit. Ihr höchster Wunsch war erfüllt. Sie hatte sich noch nie so sehr nach einem Manne, als nach Mutterfreuden gesehnt. Die nun zur Großtante emporgesteigerte Tante Rosmarin fand das freilich auser aller Ordnung; auch konnte sie nicht umhin, bei dem Gedanken an ihre Großtantenschaft zuweilen die Miene gar bitterlich zu verziehen — allein es war nun einmal so, und mit der Zeit gewöhnte sie sich auch daran, oder, wie sie es nannte, siegte die Kraft ihrer Grundsätze.

Der Pfarrer Großonkel taufte den Großneffen. Man beschloß, ihn in dem heiligen Sakrament, nach dem Taufnamen seines Vaters, kurzweg Pompejus zu heißen, und den Geschlechtsnamen einsweilen so lange zu vertagen, bis der Prozeß, und mit ihm zugleich entschieden sein würde, ob es ein Pompejus von Malzen oder Nieder-Fahren sei?

Während nun Pompejus der Kleine täglich an Weisheit und Verstand zunahm, erschien auch Antwort aus Rom von Pompejus dem Großen. Sein Brief war zwar nicht im Geschmack des alten Herrn Baron, aber noch weniger im Geschmack der Tante Rosmarin. Doch ward er, vielleicht eben deswegen, ad acta gelegt, und Advokat Kurzbein wie der Justitiarius von Malzendorf, sein Todfeind, fanden darin Wolle genug zu zupfen, um den Prozeß in beliebige Länge zu spinnen.

Der junge Baron in Rom erklärte nämlich ganz freimüthig und wiederholt, und das war nicht im Geschmack des alten Herrn und seines Justitiarius, er erinnere sich gar wohl, sich mit einem Mädchen auf einer Hochzeit zu Waiblingen vergangen zu haben; gestehe aber, daß er eher der Verführte, als der Verführer gewesen sei; daß er die Person weder vorher noch nachher weiter gesehen habe; daß die gleiche Person ihm wegen ihrer blöden Tugend sehr verdächtig geworden sei; daß ihm noch nicht bewiesen sei, er und kein anderer wäre der Vater; endlich aber, daß er sich dieses Vorfalls von Herzen schäme, und wünsche, man möge die Person, je eher je lieber, mit einem Stück Geldes abfinden, um kein Aufsehen zu erregen.

Auf diesen Brief hin, der die Hauptsache eingestand, ward nun der Prozeß mit ungemeiner Erbitterung fortgesetzt. Tante Rosmarin entfaltete dabei ihren ganzen Stolz. Sie ließ dem alten Herrn Baron, der mehrmals gütliche Vorschläge machen wollte, sagen: es sei ihr nicht darum zu thun, sich in die Familie des Herrn Barons einzudrängen, aber sie wolle ihre Nichte vor der Welt wieder zu Ehren und ihren Großneffen zu einem anständigen Namen bringen, und sollte es mehrere tausend Dukaten kosten. Sie wäre gar

nicht gesonnen, dem Herrn Baron, der ausser seinem papierenen Stammbaum mehr Schulden als Güter hätte, ihre Nichte zur Gemahlin zu geben. Sie betrachte dies für ihr Haus als wahre Mesalliance, und er wäre nicht der erste Edelmann, welcher vielleicht Lust haben könnte, mit seinen sechszehn Ahnen nach den vollen Geldkisten einer reichen und schönen Bürgerin zu angeln. Man wisse heutzutage sehr gut, was armer Adel werth sei; man borge auf ein pergamentenes Geschlechtsregister, das bis zu Adam und Eva hinaufreiche, keinen halben Gulden, da man hingegen um ein paar hundert elende Goldstücke das Adelsdiplom überall einkaufen, und den dicksten Stammbaum malen lassen könne. Aus diesen und andern Gründen beharre sie darauf, Herr Pompejus Baron von Malzen müsse schlechterdings in aller Form ihrer Nichte feierlich angetraut, und drei Tage nachher wieder in aller Form richterlich von ihr geschieden werden, so daß sich jeder Theil, wann es ihm beliebte, anderweitig vermählen könne.

Dieser hohe Ton, den Tantchen Rosmarin anstimmte, brachte den alten Herrn fast zum Rasen, und um so mehr, da er wohl bemerkte, daß diese Frau, von der er ehemals in seinem Schlosse nie Kunde genommen, vermöge ihres Reichthums größern Einfluß im Gericht, als er, bei seinem Haushaltungsstand, hatte. Er würde, da er sich über die Eigenthümerin von Nieder-Fahren bessere Nachrichten erworben, vielleicht zum bösen Spiel lustige Miene gemacht, und wohl gar — denn Malzendorf war in der That schwer verschuldet — in eine Mesalliance mit der begüterten Bürgertochter gewilligt haben. Aber die Botschaft, wie Tantchen sie ihm sandte, das Bissige, Giftige ihrer Anspielungen, und dann der bürgerstolze Zusatz, daß sie eine solche Heirath für Mißheirath halte, und daher drei Tage nach der Hochzeit Scheidung begehre — das war ihm des Trotzes zu viel.

Er bot nun Himmel und Hölle auf, die Absichten seiner Gegnerin zu Schanden zu machen. Er spendete Geld links und rechts; Tantchen aber immer die Hälfte mehr, als er. Bei der Wichtigkeit ihrer Gründe entschied sich nach Verlauf eines Jahrs in zwei Instanzen die Sache zu ihren Gunsten. Der Prozeß ward zur dritten Instanz gebracht. Herr Advokat Kurzbein lächelte höhnisch dem Justitiarius Spott zu.

Sieg über Pompejus den Großen.

Nachdem der alte Herr Baron den Prozeß in zwei Instanzen verloren hatte, war bei ihm kein Aushaltens mehr. Er peitschte täglich Hunde und Bedienten zusammen, daß kein Hund und Bedienter bei ihm bleiben wollte. Er drohte dem Justitiarius die Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er sich unterstände, den heillosen Rechtshandel auch in dritter Instanz zu verlieren, und seinem Sohne schickte er gebieterische Briefe auf Briefe, voller Donner und Blitz, mit Extrapost von Rom nach Malzendorf zurückzukommen.

Pompejus der Große hatte, während er unter den Alterthümern Italiens die Geschichte der Vorwelt studierte, und leidenschaftlich den Meisterwerken der Kunst nachging, sich wenig um die Geschichte von Malzendorf, Waiblingen und Nieder-Fahren bekümmert. Er runzelte freilich die Stirn, als man ihm meldete, „bewußte, freche Person habe sich unterfangen, ihrem Sohne den Namen Pompejus beizulegen“, doch beruhigte er sich bald über die Anmaßung; denn ein Pompejus war ja noch kein Malzen, und Taufnamen sind ein Gemeingut in der ganzen Christenheit, aber nicht Baronien. Da er aber vom Verlust des Prozesses in zwei Instanzen vernahm, und fürchtete, „die Person mit ihrem Bastard“ möchte ihm angehängt werden, wüthete er bei dem Grabmahl des Cestius und der Säule Trajans gegen die himmelschreiende Verblendung und Ungerechtigkeit der Richter, schrieb ellenlange Briefe, worin er die species facti auf's Genaueste erläuterte, um seine Unschuld zu beweisen. Suschens Tugend kam dabei schlimm weg; denn ihre Unwissenheit galt für Koketterie, ihre Naivetät für Buhlschwesterei. Schon mehrmals hatte er im Sinn, selbst nach Deutschland zu eilen, in der Hoffnung, durch persönliches Erscheinen die ganze Sache zu seinem Vortheil zu wenden. Da ihn nun sein Vater selbst aufforderte, reisete er sogleich andern Tages nach Rom ab.

Eine Reise von Rom nach Malzendorf ist aber etwas langwierig; zudem erlaubte dem Herrn Baron der bescheidene Zustand seiner Börse nicht den Flug mit Extrapost. Unterdessen ging der Prozeß seinen Gang, und diesmal vor dritter Instanz wirklich mit Extrapost, wenigstens für den alten Herrn Baron. Die Sentenz erschien. Der Spruch der ersten Instanz ward bestätigt, Herr Baron Pompejus von Malzen verurtheilt, die Ehre besagten Frauenzimmers durch eine Vermählung in aller Form herzustellen, doch sei beiden Parteien gestattet, nach vollzogener Trauung die eheliche Verbindung alsogleich wieder in gewohnten, rechtsüblichen Formen aufzulösen.

Der pfiffige Justitiarius von Malzendorf, der die angedrohte Kugel noch nicht vergessen hatte, hütete sich wohl, diese Hiobspost in eigener Person zu überbringen, sondern meldete sie dem alten Herrn schriftlich, und bat zugleich um Entlassung von seinem Justitiariat. Der alte Baron las das schreckliche Sendschreiben; er blieb stumm vor Entsetzen, und sprach in seinem Leben kein Wort mehr dagegen, denn der Schlag rührte ihn auf der Stelle, und todt sank er mit dem Briefe nieder.

Als Pompejus der Große in dem Schlosse Malzen ankam, fand er seinen Vater begraben.

Die Trauung.

Der junge Herr von Malzen war ein rechtlicher Mann, von Kenntniß und Talenten. Der Tod seines Vaters beugte ihn tief; der Spruch der Gerichte noch mehr. Er war für Niemanden sichtbar, und lebte in dem Schlosse seiner Väter wie ein Einsiedler, bloß mit Verbesserung der Finanzen beschäftigt, die durch den altadelichen Aufwand seines Vaters, durch die Reisen nach Italien, und endlich durch den kostspieligen Prozeß nicht wenig zerrüttet waren. Den Aufwand schaffte er ab, die Reisen fielen weg, und der Prozeß hatte glücklicher- oder unglücklicherweise sein Ende. Neben dem Ersparen sann er durch zweckmäßigen Anbau der Güter und durch höhere Benutzung der weitläufigen Waldungen den Verlust wieder einzubringen, und die Schulden zu tilgen. Er fühlte wohl, ein armer Baron sei in der That — ein armer Baron, und das wollte er nicht sein. Er hatte Kor genug, die Mängel der bisherigen Verwaltun einzusehen; er entwarf seine Plane; schon nach ein halben Jahre konnte er durch vortheilhafte Holzverkäufe einen beträchtlichen Theil der Schulden tilgen, und damit vereitelte er Tantchens boshafte Spekulationen. Denn Tantchen zweifelte gar nicht, Malzen mit Schloß und Gütern werde und müsse vom Erben verkauft werden, dann wolle sie die Baronie für sich und Suschen aus beider Vermögen einhandeln, und triumphirend mit der angetrauten und abgeschiedenen Frau Baronin von Malzen im Stammgute der Malzen wohnen.

Da nun aus diesem nichts ward, und der Parforce-Bräutigam auch ein halbes Jahr verstreichen ließ, ohne an Vollziehung der richterlichen Sentenz zu denken, hielt es Tantchen Rosmarin für billig, dem schlechten Gedächtniß des jungen Herrn Baron zu Hilfe zu kommen. Herr Verwalter Säblein mußte also einen Mahnungsbrief abfassen; weil ihr derselbe aber nie beissend genug war, mußte er wohl sechs Mal abgeändert werden, ehe sie ihn unterzeichnete. Es ward also dem Bräutigam der wohlbekannte Richterspruch in Erinnerung gebracht, nicht eben, hieß es in dem Schreiben, weil man sich sehr nach der Verbindung mit dem Herrn Baron sehne, sondern weil man den glücklichen Augenblick der darauf folgenden Ehescheidung mit Ungeduld erwarte.

Zur Antwort kamen blos die Zeilen: „Madame, ich habe zwar nie auf Ihr Zartgefühl Anlaß gehabt, Rechnung zu machen; inzwischen bitte ich Sie, das verhaßte Zeremoniel wenigstens des Anstandes wegen, wenn Sie anders Sinn für so etwas haben, aufzuschieben, bis ein unglücklicher Sohn die Trauerkleider abgelegt hat, die er für einen Vater trägt, dessen Tod Ihr Eigensinn befördert hat.“

Tantchen Rosmarin, und wäre der Prozeß verloren gegangen, hätte nicht schmerzlicher gedemüthigt werden können, als durch diese wenigen Worte. Denn erstlich hatte der Baron nicht ganz Unrecht, und das war eben das Verdrießlichste, zweitens setzte er ihr Zartgefühl in Zweifel, und drittens, was das Aergste war, mußte ein Baron sie an die Regeln des Anstandes erinnern. Sie zerriß das Briefchen in tausend kleine Stücke, damit zu keinen Zeiten ein lebendiger Mensch auch nur aus einem Buchstaben den Inhalt errathen könne; dann trug sie die Papierstückchen schamroth selbst in die Küche, warf sie eigenhändig in's Feuer und wartete, bis das Letzte davon in Asche verwandelt war.

Sie nahm darauf mit funkelnden Augen eine gelassene Miene an, und sagte ihren Hausgenossen mit hingeworfenem Tone, der Baron bitte so dringend, wegen seiner vielen Geschäfte, noch um einigen Aufschub, daß sie, um nicht pöbelhaft zudringlich zu scheinen, ihm solchen zu gewähren nicht abgeneigt sei. Aber so ruhig sie das sagte, so gewaltig gährte es in ihrem Herzen. Ein unauslöschlicher Groll entstand gegen den Baron, dem sie diesen Brief in ihrem ganzen Leben nicht zu vergessen schwor.

Nach einem Vierteljahr meldete der Baron, er sei bereit, die Trauung vornehmen zu lassen, und, wie er sich sehr unartig ausdrückte, die Folter auszustehen. Er schlug den Tag vor, und man kam überein, das Zeremoniel in der Pfarrkirche zu Altensteig vollziehen zu lassen, einem Dorfe, welches genau Mitte Wegs zwischen Nieder-Fahren und Malzen gelegen war.

Am bestimmten Tage fuhr Suschen, begleitet von der Tante und dem Herrn Verwalter, dahin; alles im größten Putz; der Kutscher in reicher Livree; Gärtner und Jäger hintenauf, nicht minder kostbar gekleidet. Tantchen legte es darauf an, an diesem Tag vor dem Baron zu glänzen, und wo möglich ihn empfindlich zu demüthigen. Suschen, schön wie ein Engel, noch mehr durch die milde Schwermuth in ihren Mienen, als durch den köstlichen, obgleich einfachen Brautputz, saß schweigend im Wagen neben der vielberedten Tante, und erwiederte deren Fragen mit halberstickten Seufzern. Heut lebendiger, als jemals, stand ihr sonderbares Schicksal vor ihrer Seele, wie sie, Braut und Wittwe zugleich, einem Unbekannten die Hand zu reichen eile, den sie verachtete, und dem sie sich blos deswegen vermählen sollte, um desto eher von ihm getrennt werden zu können.

Man kam zum Wirthshause in Altensteig. Noch hatte sich kein Bräutigam gezeigt. Im ganzen Dorfe war kein anderes Wirthshaus. Die Tante fand das sehr ärgerlich; und da eine Viertelstunde um die andere verging, und der Bräutigam nicht erschien, und der Pfarrer des Orts den gewöhnlichen, sonntäglichen Gottesdienst nicht länger verzögern konnte, stieg die Unruhe der Tante fast bis zur Verzweiflung. „Ein neuer Affront! Der Mensch läßt uns boshafter Weise sitzen!“ rief sie in jeder Minute zehn Male, und

lief jeden Augenblick zum Fenster. Suschen saß in einem Winkel und weinte still.

Die Glocken läuteten. Da sprengte des Wegs durchs Dorf heran ein Reiter, stieg beim Wirthshaus ab, und trat hinein. Es war ein schöner junger Mann, blond von Haar und Farbe, blauen Auges, in seinen Bewegungen voll edeln Anstandes. Er trug einen schlichten, aschgrauen Frack, runden Hut. Es war nicht nöthig, daß er sagte, er sei der Baron von Malzen: der Backenbart und das Grübchen im Kinn überhoben ihn schon der Mühe. Suschen ward blutroth. Sie schmiegte sich tiefer in den Winkel des Zimmers hinein, in welchem sie da saß. Ach, hätte sie sich verbergen können vor aller Welt!

Der Baron, nach höflicher Verbeugung, fragte in einem fast allzunachlässigen Tone: „Welche von Ihnen, meine Damen, soll oder will für den Augenblick meine Braut sein?“

Mit Empfindlichkeit im Blick, doch stumm, deutete Tantchen auf die Einsame im Winkel, die ihre Augen schamvoll zur Erde gesenkt hielt. Der Baron trat ohne anders zu Suschen, und da er bemerkte, daß ihr ein paar Thränen über die Wangen fielen, hatte er auf den Lippen zu sagen: „Sie weinen Wasser, ich habe schon Blut geweint!“ aber der Vorwurf erstarb ihm unter Erstaunen im Munde. Alles was er sich schon unterwegs ausgedacht hatte, Kränkendes und Verächtliches vorzubringen, um die Manen seines Vaters wo möglich auch an diesem Tage durch kleine Rache zu versöhnen, war ihm aus dem Gedächtniß gewichen. Zwar hatte er, nach mancher eingezogenen Erkundigung, wohl gehört, Suschen sei nicht nur ein reiches, sondern auch recht hübsches Mädchen; sei nichts weniger, als Kokette oder verdorbene Dirne, wie er sie sich immer gedacht; sie habe bei ihrer Tante von jeher in einer fast klösterlichen Einsamkeit gelebt, und wäre daher an Verstand, wie sich die Waiblingerinnen in ihrem christlichen Urtheil ausdrückten, „ein pures Gänschen.“ — Allein Suschen so zu finden, wie er es nun fand, das war ihm Feerei. Diese edle Gestalt, voll Milde und Würde; dieses reizende, ovale Antlitz einer leidenden Magdalene; dieser seelenvolle Blick der Unschuld, der sich durch Thränen zu ihm stahl; diese heilige Gluth des Erröthens — — das alles hatte er nicht erwartet.

„Mein Gott, welch ein Mädchen!“ dachte er, und weiter konnte er auch nichts denken; in solcher Verwirrung war sein Gemüth.

„Herr Baron, ist's gefällig?“ sagte die Tante, und wies auf die Thür, welche der Verwalter öffnete: „Man erwartet uns in der Kirche.“

Der Baron bot seiner Braut den Arm. Suschen schien anfangs verlegen, ihn annehmen zu wollen, und nahm ihn endlich doch, um keine Weitläuftigkeiten zu veranlassen. Tantchen Rosmarin folgte dem stummen Brautpaar; folgte mit zornglühendem Gesicht; denn sie konnte sich's wohl erklären, warum der Baron seine Braut am Arm führte. Lächerlich, nichts als lächerlich machen wollte er die festlich geschmückte Unglückliche, neben welcher er in bestäubten Stiefeln und Sporen, grauem Frack und rundem Hut einherging, einem Bedienten ähnlicher, als einem Baron.

Ach, der gute Pompejus dachte auf dem Kirchgang weder an Hut noch Sporen. Er sah zitternd und verstohlen auf die Stillweinende, und konnte es sich nicht verhehlen, er führe die schönste Braut im Lande am Arm.

Er machte immer langsamere, immer kleinere Schritte, um das Vergnügen, auf welches er nie gezählt hatte, einige Augenblicke länger zu geniessen. Und wenn er von Zeit zu Zeit seitwärts auf sie hinblickte, und er that es oft — die schöne, junge Dulderin, mit ihrer Unschuldsmiene, sah aber unverwandt, demüthig in den Staub vor sich nieder — dann war's, als wenn sich sein Gewissen regen und sagen wollte: „Diese heilige Lilie hast du gebrochen.“

Hier eine kleine Buße zu thun, schien ihm das Wenigste, was er, als gefühlvoller Mann, thun konnte. Er berührte mit seiner rechten Hand sanft die ihrige, welche wie eine schwebende Feder auf seinem linken Arm ruhte, und flüsterte: „Mein Fräulein, ich bin sehr unglücklich, daß ich vor Ihnen als Bösewicht erscheinen muß, den Sie zu verabscheuen gezwungen sind. Ich bin gewiß sehr unglücklich.“

„Wohl mir, daß Sie es nicht durch mich sind!“ flüsterte Suschen zurück mit freundlichem Ernst unter Thränen. Denn auch in der Traurigkeit umschwebte ein gütiges, leises Lächeln ihren Mund, wenn sie sprach.

Diese Antwort war aber für den Baron ein Dolchstich; sie machte ihm die Größe seiner Schuld und seines Verlustes plötzlich hell. Und es war nicht der Silberklang ihrer Stimme, es war der schwere, vieldeutende Sinn ihrer wenigen Worte, was ihn erschütterte. Der gewandte Weltmann war durch die Erwiederung des einfachen Mädchens so ausser Fassung, daß er keine zweite Rede finden konnte. Man trat in die Kirche, und bald nachher zum Altar.

Tantchen Rosmarin hätte bei diesem Anblick, nach welchem sich ihre Rache schon so lange gesehnt hatte, mit lauter Stimme ein feierliches „Herr Gott dich loben wir!“ anstimmen mögen; Suschen weinte still. Der Baron war in seltsamer Gemüthsbewegung; seine Hand zitterte in der Hand der schönen Braut. Leise flüsterte sie dem Pfarrer das Jawort zu; der Baron, als könnte sich sein bedrängtes Herz durch den einzigen Ton Ruhe geben, ließ es laut durch die Kirche hallen; dann, beim Wechsel der Ringe, suchte er den kostbarsten an seinen Fingern hervor, ihn der feindlichen Schönen zu reichen, die durch ein wunderliches Geschick ihm an eben der Stelle auf ewig

entrissen werden sollte, wo man sich sonst auf ewig zu verbinden pflegte.

Wenig Andacht.

Nach vollzogener Trauung wohnte man dem Gottesdienste in gebührender Ordnung bei. Der Pfarrer hielt ohne Zweifel eine vortreffliche Predigt, denn er selbst schwamm mehrmals in Thränen, während viele Bauern ihre tiefe Rührung hinter einem sanften Schlaf verbargen — aber der Baron hörte und sah von allem nichts, weil er nur Suschen sah, das zehn Schritte ihm gegenüber saß.

Er hatte Zeit genug, ihre Gesichtszüge zu betrachten. Ja, Raphaels Engel und Madonnen waren ihm verzerrte Bambocciaden neben diesem Antlitz, in welchem Schwermuth und Güte, weibliche Würde und Demuth wundervoll gepaart waren. Er warf sich auf seinem Sitz unruhig her und hin; Scham, Selbstverachtung, Liebe, Aerger, Hoffnung und hundert Entwürfe bewegten ihn.

Während der Geistliche vom Reiche Gottes und vom Tode des Sünders sprach, hielt der Baron sich Strafpredigten anderer Art. Er versuchte seiner Gefühle Meister zu werden; er erinnerte sich an den Tod seines Vaters, an die Lächerlichkeit, ein Mädchen hintennach liebenswürdig zu finden, gegen welches er anderthalbjährigen Prozeß geführt hatte. Umsonst, wenn er die Augen auf Suschen wandte, verschwanden Vater, Prozeß und Lächerlichkeiten.

„Aber, Baron, hat dich die Hölle geblendet?“ sprach er bei sich selbst (er pflegte anständiger zu reden, als zu denken): „Es ist übrigens ein Engel Gottes, du aber bist ein Teufel, der diesen Engel stürzte, dann Jahre lang auf die schamloseste Weise behandelte. Daß du sie verkanntest, ehe du sie kanntest — nun, das verzeihe ich dir. Daß du Materialien zum Prozeß wider sie gabst, auch das verzeihe ich dir, denn dein Vater und der verdammte Justitiarius schilderten ja die heilige Seele, wie ein gemeines Mädchen. Aber daß du nicht glauben, nicht sehen wolltest, als du in's Land zurück kamst, und ihr Lob von allen parteilosen Lippen widerhallen hörtest; daß du ihre Herrlichkeit nicht begriffest, welche ihr die kleinen, albernen Mädchen von Waiblingen mit dem Ausdruck zollten: „sie sei ein Gänschen“ — daß du nicht hinüberrittest nach Nieder-Fahren, sie selber sahest, dich des Bessern überzeugtest — das verzeihe dir der Himmel, und du verdienst in der Hölle deiner Empfindungen zu verschmachten.“

Tantchen las mit dem behaglichen Wohlgefallen der Schadenfreude in den Mienen des armen Pompejus Unruhe und Aerger. Aber sie legte seinen Verdruß ganz anders aus. Sie bildete sich ein, er wolle vor Unmuth zerspringen, daß sie Siegerin geworden. Hätte Tantchen gewußt, wovon eigentlich im Herzen des Barons Rede gewesen, sie hätte sich nicht gefreut, oder vielleicht noch mehr gefreut, denn sie haßte ihn, wie sie noch keinen Menschen gehaßt hatte.

Suschen war nicht in geringerer Unruhe. Erst jetzt schien sie dem öffentlichen Hohn feierlich preis gegeben zu sein, und meinte, die Augen aller Welt seien auf sie, als Entehrte, gerichtet, die man vermittelst der Kunst wieder zu Ehren bringen wolle. Sie hörte kein Wort von allem, was der Pfarrer sagte, und doch glaubte sie, er rede nur von ihr und ihrer Schande. Dann dachte sie mit Mutterzärtlichkeit an ihren zweijährigen Pompejus heim, an das liebenswürdige vaterlose Kind. Dann überfiel die dunkelste Schwermuth ihre Seele. Sie betete für ihren Sohn.

Und — verzeihlich war doch wohl die Neugier — von Zeit zu Zeit ließ sie auch das Auge auf ihren Anvermählten fallen, von welchem sie kaum ein dunkles Bild im Gedächtniß behalten hatte. Ein hübscher Mann war er — läugnen ließ sich das nicht — und er sah dem kleinen Pompejus viel zu ähnlich, als daß man nicht solche Gesichtszüge recht angenehm hätte finden sollen. Dann gedachte sie der Worte, die er auf dem Kirchgang gesprochen. „Wie er nur das auch gemeint hat?“ dachte sie, und sah wieder zu ihm hinüber, als wollte sie aus seinem Gesicht errathen, wie er das wohl hätte meinen können? Dann, wenn sein dunkles, brennendes Auge dem ihrigen begegnete, ward ihr, als müßte sie sich in den Mittelpunkt der Erde verbergen.

Genug, Suschen hatte wenig Andacht, auch der prächtige Brillantring, den sie von ihm empfangen, machte ihr viel Zerstreuung. Es war ihr sonderbar, einen Ring zu tragen, den seine Hand getragen hatte. Nach solchen Gedanken zitterte ein Seufzer aus der tiefsten Tiefe ihres Busens herauf.

Ungeachtet der Prediger eine der längsten Predigten im ganzen Jahr gehalten hatte, war doch allen die Zeit dabei sehr kurz geworden, ausgenommen den wirklichen Zuhörern.

Trennung.

Tantchen Rosmarin winkte an der Kirchthür dem Herrn Verwalter Säblein mit Augen und Händen, Suschens Arm zu nehmen. Aber plötzlich stand der Baron da, und schob den Herrn Verwalter höflichst auf die Seite mit den Worten: „Erlauben Sie, daß ich meine Gemahlin zum Wirthshaus begleite.“

„Das ist doch impertinent von dem Menschen!“ sagte die Tante zum Verwalter. „Warum ließen Sie sich wegdrängen? Er thut's mir nur zum Aerger, um den Leuten zu zeigen, daß er sich gar nicht über meinen Triumph grämen könne. Aber er irrt sich. Ich hab's ihm in der Kirche deutlich genug angesehen. Mich betrügt er wahrhaftig nicht. Gift und Galle tödten ihn fast.“

Aber der Baron war an Suschens Seite nichts

weniger als todt. „Darf ich mich unterstehen,“ flüsterte er, „die Hand meiner liebenswürdigen Gemahlin zu nehmen, die ich nur für wenige Tage mein nennen soll?“ Er nahm sie, ohne Erlaubniß abzuwarten, und wollte noch vieles sagen; allein man stand vor dem Wirthshaus, ehe man wußte, wie man aus der Kirche gekommen sei.

Die Tante ließ sogleich zur Abreise anspannen; der Baron, um Frist zu gewinnen, ließ für die Damen Erfrischungen anordnen; allein im elenden Wirthshause konnte man nichts, als saures Bier, schlechten Branntwein und gutes Brunnenwasser anbieten, und Tantchen Rosmarin verbat ohnehin mit tiefem Knix und hoher Miene jede Bemühung der Art.

„Er denkt,“ sagte sie mit lächelndem Zorn zum Verwalter in einer Ecke des Zimmers, „er denkt sicherlich, mit seinen linkischen Höflichkeiten mich umzubringen. In einer solchen Dorfkneipe Erfrischungen befehlen; als wenn er nicht recht gut vorher gewußt hätte, daß hier kaum Haber für die Rosse wäre. Aber er irrt sich abermals. Ich muß nur seiner Plattheit lachen.“

Suschen hatte wieder ihren ersten Winkel eingenommen, und war stumm und still trauernd. Die Augenblicke wurden ihr zu Ewigkeiten, ehe sie in den Wagen steigen konnte. Tantchen nahm Miene an, als bekümmere man sich wenig um einen anwesenden Freiherrn von Malzen, und fädelte gleichgültige Gespräche mit dem Verwalter und ihrer Nichte an.

Pompejus aber stand mit vor sich niedergefaltenen Händen an der Wand, in düsterer Betrachtung seine Blicke auf Suschen geheftet. Endlich trat er zum Tisch vor, an welchem Tantchen Rosmarin mit dem Fächer hämmerte, und sagte: „Frau Obersteuerräthin, gestehen wir nur offenherzig, wir spielen hier alle eine verdrießliche, gezwungene Rolle, und ich leider die schlechteste.“

„Es scheint, Herr Baron,“ erwiederte die Tante, „Ihr Gewissen erwacht, obgleich ziemlich spät.“

„Sie haben Recht. Es erwacht. Ich bin betrogen, und habe mich selbst betrogen. Glauben Sie mir, ich wünschte, das Verbrechen abbüßen zu können, dessen ich schuldig bin. Aber ich fühle es, die Reue eines ganzen Lebens reicht nicht hin; und das bringt mich zur Verzweiflung.“

So ehrlich auch Pompejus bei diesen Worten aussah, so hämisch schien der Tante diese Rede, in der sie versteckten oder, wie sie sich ausdrückte, teuflischen Spott fand.

„Herr Baron,“ sagte sie, „es gefällt mir, Ihre Worte für baaren Ernst zu nehmen. Wirklich kann die Reue Ihres ganzen Lebens die Flecken Ihrer Schandthat nicht vertilgen, und wenn Sie dereinst in der That etwas von Verzweiflung spüren, will ich sogar glauben, es sei an Ihnen noch nicht alles verdorben. Ich bitte Sie übrigens, dies Gespräch abzubrechen. Sie können nur alten Verbrechen neue Beleidigungen nachsenden. Vergessen Sie nicht die Ehrfurcht, welche auch der Roheste dem weiblichen Geschlecht schuldig ist.“

„Frau Obersteuerräthin, Sie haben Recht, mich so zu behandeln. Nur eine Bitte, die erste und letzte vor unserer Trennung! Erlauben Sie mir, meine — darf ich sagen, Gemahlin? auf einen Augenblick allein zu sprechen.“

„Herr Baron, es thut mir leid, unsere Zeit ist kurz — es ist angespannt . . .“

„Nur einen flüchtigen Augenblick bitte ich um Gehör bei ihr.“

„Es kann nicht sein.“

„Darf ich, was ich bitte, nicht als Gemahl mit Recht fordern?“

„Sie ist schon jetzt als eine von Ihnen Geschiedene zu betrachten.“

„So muß ich sie betrachten. Eben darum — und vielleicht trägt es zu meiner Ruhe, und zum Frieden dieser meiner Gemahlin bei — fordere ich den Augenblick einer freien Unterhaltung mit ihr.“

„Sie hat darüber zu entscheiden!“ sagte die Tante.

Der Baron trat ehrerbietig vor seine Anvermählte, und reichte ihr schweigend, mit trübem Blick, die Hand dar, und führte sie aus dem Zimmer in ein anderes. Suschen ging unwillkührlich, mit Zittern und Zagen. Sie wußte selbst nicht, was sie that oder hätte thun sollen.

Er verschloß das Stübchen, in welchem sie standen, und kehrte zu der Furchtsamen zurück. „Frau Baronin . . .“ sagte er zu ihr mit ungewisser Stimme.

Suschens Antlitz färbte sich bei dieser Anrede schamvoll hochroth. „Nennen Sie mich nicht so, Herr Baron. Ich bleibe meinem Stande getreu. Das Zeremoniel, welches uns verband, gibt Ihnen keine Pflichten, mir keine Rechte.“

„Und mein Verbrechen leider nicht einmal das Befugniß, Ihnen den süßen Namen zu geben, zu welchem mich die Kirche berechtigte.“

„Herr Baron, unsere Zeit ist kurz. Wäre es Ihnen gefällig, mir zu sagen, warum Sie mich allein sprechen wollten?“

„Haben Sie, Frau Baronin, — aber ich beschwöre Sie, aufrichtig zu sein, nur diesmal aufrichtig! — haben Sie durch mich den Glauben an die Menschheit noch nicht ganz verloren?“

„Ich glaube noch an das Menschenherz, weil ich an Gott glaube.“

Da stürzte der Baron zu ihren Füßen nieder, und rief mit nassen Augen zu ihr empor: „O so glauben Sie mir auch in diesem Augenblick — ich war ein Verbrecher an Ihnen, und doch war und bin ich kein Bösewicht. Hassen Sie mich, verabscheuen Sie mich, ich habe es verdient. Aber glauben Sie, ich war und bin kein Bösewicht.

„Was hülfe Ihnen mein Glaube, Herr Baron?“

„Zu einiger Ruhe! zu vieler Ruhe. O Sie

haben viel eingebüßt, aber ich — ich habe mehr verloren, als Sie.«

»Stehen Sie auf, Herr Baron, und kehren wir zurück.«

»Nein — sein Sie heute noch ganz Engel. Gewähren Sie mir noch eine Bitte.«

Sie schwieg.

Er küßte mit Inbrunst ihre Hand, die er ihres Weigerns ungeachtet genommen hatte, und sagte mit gesenktem Angesicht (denn er wagte es nicht, sie anzusehen) und mit gedämpfter Stimme: »Sie sind Mutter — ich bin Vater — ich flehe um die Gunst, meinen Sohn nur einmal sehen zu dürfen.«

Sie antwortete nicht; auch konnte sie es nicht, denn sie weinte laut.

»Ich bins nicht würdig, den Sohn zu sehen, dessen Mutter ich mißhandelte . . .« fuhr er nach einer Weile mit gebrochener Stimme fort, und die Thränen flossen ihm über die Wangen hin: »ich bins nicht würdig. Aber Ihres Herzens würdig, Frau Baronin, ist Großmuth gegen einen Unglücklichen. — Darf ich einen Tag, welchen Sie wollen, nach Nieder-Fahren kommen, und mein Kind an das Herz voll Reue drücken?«

»Wann Sie wollen!« sagte schluchzend die Neuvermählte, und eilte zur Thür.

Tantchen Rosmarin machte große Augen, da sie beide Hand in Hand daherwandeln sah mit verweinten Augen.

»Er hat gebeten,« sagte Suschen, »unsern kleinen Pompejus einmal zu sehen.«

»Und die Frau Baronin hat's erlaubt!« setzte er geschwind hinzu.

Tantchen machte ein kaltes Gesicht. Es war angespannt. Man setzte sich in den Wagen; der Baron half den Frauenzimmern. Sie fuhren ab. Der Freiherr sah ihnen durchs Dorf nach, auch da er sie nicht mehr sah.

Ueberlegungen.

»Abgethan!« rief Tantchen, da der Wagen ausser dem Dorf war: »rein abgethan, meine liebe Baronin! Ich bin entzückt.«

»Ach Tantchen,« sagte Suschen, »nennen Sie mich doch wie immer. Es klang mir wie ein Schmähwort, wenn mir der Herr Baron seinen Titel gab.«

»Es war seine Schuldigkeit. Du heißest jetzt Baronin; bist ihm anvermählt. Unser Pompejus hat volle Ansprüche einst auf die Erbschaft des Hauses Malzen. Doch darüber muß ich noch mit dem Herrn Advokaten Kurzbein abhandeln. Er hat sich für übermorgen anmelden lassen. Da wollen wir den Prozeß wegen der Scheidung instruiren. Nun Prozeß, hoffe ich, wird es nicht geben; beider Theile Einwilligung, und dann schon der Spruch des Obergerichtshofes — das beschleunigt die Sache. Aber übermorgen, sage ich, muß der Advokat instruirt, und über acht Tage die Sache vor den Gerichten anhängig sein. Der Herr Baron, dein Mann, und seine ganze Sippschaft, und die ganze Welt muß erfahren, daß es uns nur um deine Ehre, nur an der Züchtigung des Elenden gelegen war, nicht an seiner Baronschaft. Wir werfen sie ihm vor die Füße. Und wenn er gegen die Scheidung — ich setze nur den Fall — protestiren wollte (er wäre es wohl im Stande, mich zu ärgern), siehe, und sollte es mir allein tausend Dukaten kosten — — die Scheidung muß vor sich gehen. Muß! sage ich. — Hm! wahrhaftig, um Verbindung mit dem Hause Malzen war's uns nicht zu thun. Ich verachte den armen Ritter, und sein hochadeliches Wappen möchte ich nicht zum Deckel auf einen Schmalztopf. Nein, dazu fühlen wir uns doch noch viel zu gut. Aber wie nun die Welt ist, sie wird's nicht glauben. Sie soll es erfahren. Ich wollte lieber, es wäre heut, als übermorgen. Indeß die Formen müssen beobachtet sein. Heut Vermählung, übermorgen Scheidung. So recht. Du hast's ihm doch gesagt? Apropos, warum hattest du und er geweint? Was hatte er Geheimes mit dir?«

In diesem Tone sprach Tantchen Rosmarin mit seltener Lebhaftigkeit noch halbe Stunden lang fort. Die Freude, am lange ersehnten Ziel ihres Hasses zu stehen, begeisterte sie. Suschen, oder die neuvermählte Baronin (denn so müssen wir sie doch wohl nun nennen), mußte der guten, redseligen Frau alles erzählen, was sie mit ihm allein gesprochen.

»Der Mensch — siehe, ich irre mich nicht! — der Mensch ist entweder, wenn du anders nicht, weil du Thränen im Auge hattest, gutmüthig glaubtest, er habe sie in den seinigen — der Mensch ist entweder ein Erznarr, das wäre dumm, oder ein Erzbösewicht, das wäre satanisch!« — Es bedarf wohl nicht erst des Zusatzes, daß diese Bemerkung von der Tante kam.

Indem sie sich über das Gesagte erklärte, unterbrach sie sich plötzlich selbst. Ihre Stirn gefaltet, ihr Auge glänzend, mit einem stechenden Blick auf den Verwalter, ihren Zeigefinger erhoben, als rufe sie die ganze Welt auf zum Horchen, sagte sie, mit gedämpfter Stimme, in welcher doch etwas Schrecklichfrohes lag: »Ich bin ganz ausser mir! Der Gedanke kommt von oben herab. Höre, Kind, wenn's nun gar so wäre? Wenn du nun vielleicht eben heute Eindruck auf sein Herz gemacht hättest — wenn der Wüstling dich in der That liebgewonnen hätte, dann . . . dann . . . ich zittere vor Freuden!«

»Was denn, Tantchen?« fragte die junge Baronin, die fast erschrack, und von einer schnellen Röthe überflogen ward.

»Und wenn's nicht wäre, es kostete dich einen freundlichen Blick, und der Geck läge zu deinen Füßen . . . dann Scheidung, und ihm den Korb gegeben! Dann wären wir vor der Welt glänzend gerechtfertigt.«

»Nein, Tantchen, zu solchem Spiel leih' ich keinen freundlichen Blick her.«

Betroffen, und ihre Uebereilungen bereuend, drückte die Tante ihrer Nichte dankbar die Hand und sagte: „Du hast Recht.“

Unter solchen Gesprächen fuhr der Wagen in Nieder-Fahren ein. Da waren mit Blumen umwundene Ehrenpforten gebaut; Gäste aus Waiblingen, ohne Suschens Vorwissen von der Tante zu ihrem Ehrentag, nämlich zur Feier des gewonnenen Rechtsstreites, eingeladen; alle Familien aus Ober-Fahren im Sonntagsschmuck; an ihrer Spitze der Herr Pfarrer. Glückwünsche links und rechts. Ein köstliches Gastmahl im Hause der Tante. Im Park offene Tafel für Bauern und Bäuerinnen; Musik und Tanz derselben bis in die späte Nacht.

Ueberlegungen anderer Art.

Der Baron von Malzen hingegen brachte den Tag traurig zu. Er ritt nach Malzendorf zurück, mit gesenktem Haupte. Immer schwebte ihm Suschens Wesen vor — immer wiederholte er sich, und oft mit lauter Stimme: „Ein himmlisches Geschöpf! nie führe ich ein anderes Weib zum Altar, wie dieses!“ Er hörte ihrer Stimme Silberton; sah ihren beredten Blick voll Thränen, ihre Verklärung im Erröthen: „Mein Gott, und diese Heilige mein Weib, und ich darf sie nicht *mein* nennen!“ rief er dann wieder.

Die Hoffnung, sie wiedersehen zu dürfen, erfüllte ihn mit Entzücken. Er that Verzicht auf ihre Hand, aber nicht auf das Glück, sie anbeten zu dürfen. Liebe konnte er nicht von ihr hoffen, aber doch Duldung, um des Sohnes willen. Er verlor sich in Wehmuth, und fuhr aus dem süßen Schmerz wieder zur Wuth auf, wenn er des Prozesses, und der Ursache desselben, und seiner empörenden, verleumderischen Briefe gedachte.

Sein armes Pferd mußte alle Empfindungen, die ihn abwechselnd ergriffen, büßen. Mit der Verzweiflung ritt er Galopp zum Halsbrechen; in den Erinnerungen an die reizende Gemahlin im langsamsten Schritt; raschen Trab gings bei Furcht und Hoffnung.

So kam er vor seinem väterlichen Schloß an, ohne zu wissen, wie. Da war ihm Alles öde und leer. Er wollte lesen, rechnen, zeichnen, spazieren gehen, den Pfarrer besuchen, oder einen benachbarten Edelmann überraschen — Alles war nichts. Sein Herz rief nach der schönen Gestalt, die ihm erschienen war; er hätte Nieder-Fahren nur aus der Ferne sehen mögen.

Das Fieber ward, wie jedes Fieber, mit Sonnenuntergang heftiger. Er ließ niemanden vor sich, machte Entwürfe, Verse, und schrieb Briefe an die Geliebte, die wieder verbrannt werden mußten.

Man muß erst über eine Sache einmal schlafen, wenn man sie recht überdenken will. Der gute Pompejus fand am andern Morgen, da er nüchtern worden, Alles anders; die ganze Welt, welche den Tag vorher aus ihren Angeln gerissen zu sein schien, stand wieder in ihrem alten Gleise. Er verwunderte sich wirklich über seinen gestrigen Rausch, und schämte sich desselben.

„Was triebst du?“ dachte er, und zerriß mit Unwillen die Verse, die noch auf dem Tisch lagen, „warst du wahnsinnig? — Nun ja, deine sogenannte Gemahlin ist artig, aber welche Narrheit, darüber aus der Haut fahren zu wollen? — Welch ein toller Roman war das? Sich erst ein Mädchen vom Hals wegprozessiren, der Welt zum Gespött werden, sich durch ein Zeremoniel zusammengeben lassen, um die sogenannte Ehre herzustellen, dann sich in sie verlieben! Gottlob, Pompejus, daß du deine Augen wieder hast. Jeder Mensch mag wohl dann und wann einmal im Leben einen Anfall von Verrücktheit haben; du hattest ihn gestern, und führtest dich im Wirthshause wie ein Knabe auf.“

Er ging an seine landwirthschaftlichen Arbeiten; war thätig einen Tag nach dem andern, wie zuvor; und um sich selbst zu überzeugen, daß er vollkommen am Geist gesund sei, beschloß er, in den nächsten vierzehn Tagen nicht nach Nieder-Fahren zu gehen, um seinen Sohn zu sehen. Und er hielt sich Wort, ohne daß es ihn Ueberwindung kostete.

Die Baronin.

In Nieder-Fahren hatte sich in der gewohnten Hausordnung aber mancherlei geändert. So hatte Tantchen Rosmarin es gewollt. Alles mußte mit gebührendem Anstand geschehen.

Der jungen Frau Baronin war ein besonderer Flügel im herrschaftlichen Gebäude eingeräumt; sie hatte die freie Verfügung über die Zinsen ihres Vermögens erhalten; eine eigene Kammerjungfer zur Bedienung empfangen; der Titel Baronin durfte nicht fehlen; nur Tantchen und Oheim erlaubten sich noch den trauten, alten Namen Suschen.

Nach diesen ersten Einrichtungen, welche Suschen für sehr überflüssig, Tantchen für unumgänglich wesentlich hielt, ward Herr Advokat Kurzbein wegen der Scheidungsklage mit allem Nöthigen versehen. Nach acht Tagen brachte der Advokat den Scheidungsantrag schriftlich — die Tante streute noch einige ihrer bittern Bemerkungen gegen den Herrn Baron ein; sie nannte das in ihrer Sprache „Pfeffer und Gewürz dazu thun“; Suschen unterschrieb.

Inzwischen ging es dem guten Suschen wunderbar. Es konnte nie den kleinen Pompejus ansehen, ohne des großen Pompejus zu gedenken. Und wenn die junge Mutter den Knaben küßte, fiel ihr immer dabei ein, daß sie nun Gattin sei ohne Gatten. — Das Aergste von Allem aber war der Umstand, sie konnte, so sehr sie sich auch, der Tante zu Gefallen, Mühe gab, den Baron zu hassen, dennoch den Mann nicht hassen, dessen

Ebenbild sie in ihrem Kinde liebte. — Ja, bei reiflichem Erwägen dessen, was der Baron in dem kleinen Wirthsstübchen gesprochen, und die Art, wie er sich benommen, und die Wahrheit, mit der er zu ihren Füßen geweint hatte, konnte man ihn eigentlich gar nicht hassenswürdig nennen.

Sie freute sich sogar ein wenig, daß er kommen und ihren Sohn sehen würde. Die Dringlichkeit, mit der er Erlaubniß dazu gefordert, ließ vermuthen, er werde bald kommen. — Sie betrachtete zuweilen den prächtigen Brillantring, den er ihr gegeben. Den zweiten Tag ging sie, und den dritten noch öfter zum Juweelenkästchen, in dem er lag; den vierten steckte sie ihn sogar an den Finger, und trug ihn in ihrem eigenen Zimmer — denn wehe, wenn ihn die Tante an ihrer Hand bemerkt hätte!

Als nun aber acht Tage und zwei Wochen vergingen, und der Baron nichts von sich sehen und hören ließ, und die Tante jeden Morgen und jeden Abend wiederholte: „Siehst du, was seine zärtlichen Vaterkrokodillthränen zu bedeuten hatten? Zum Besten wollte er dich damit haben! Mich aber hintergeht er nicht!“ da ward auch sie voll Argwohns. Der Ring blieb wieder im Juweelenkästchen. Sie sah ihn seltener, und wurde stiller und nachdenkender.

Besuch.

Wie gesagt, der Baron von Malzen hielt sich Wort: in der dritten Woche wollte er aber auch den Damen Wort halten. Er ritt mit seinem Jäger nach Nieder-Fahren.

Als er auf halbem Wege den Thurm der Kirche des Dorfes Altensteig sah, in welcher ihm Suschen angetraut war, schlug sein Herz unwillkührlich schneller. Als er vor dem Wirthshause war, stieg er ab, eigentlich um mit dem Wirth im Vorbeigehen noch etwas in Betreff eines Pferdehandels abzuthun; aber er trat doch gern in die Wirthsstube, und da sah er immer nach dem Winkel, wo sie gesessen, und aus dem Pferdehandel wurde durchaus nichts. — Als er endlich in der Ferne über die grünen Wiesen her die weißen Herrschaftsgebäude von Nieder-Fahren leuchten sah im Sonnenglanze, mußte er schlechterdings langsam reiten, denn es fehlte ihm — er wußte selbst nicht, ob an Athem, oder an Muth, oder sonst etwas.

Das Uebel wuchs, die Pulsschläge mehrten sich, je näher man den geschmackvollen Anlagen von Nieder-Fahren kam. Er hatte nur noch so viel Besinnung, sich über sich selbst zu verwundern, und leise vor sich hinzumurmeln: „Pompejus, nun glaube ich im Ernst, du bist verliebt und ohne Rettung verloren.“ Er dachte es und war es.

Der Herr Verwalter Säblein empfing ihn an der Thür. Tantchen Rosmarin begrüßte ihn mit eiskalten, doch höflichen Geberden im gewöhnlichen, zierlich geordneten Wohnzimmer.

„Frau Obersteuerräthin,“ sagte er, „ich mache von der gütigen Erlaubniß Gebrauch, Ihnen und der Frau Baronin meine Aufwartung zu machen, um meinen Sohn zu sehen.“

Tantchen schien einen Augenblick unentschlossen; dann sagte sie: „Die Baronin ist in ihren Zimmern mit ihrem Kinde. Ich bitte Sie, sich dahin zu bemühen. Mein Verwalter wird die Ehre haben, Ihnen den Weg zu zeigen.“ Ihr Knix sagte ihm, daß er von ihrer Seite verabschiedet sei.

Suschen hatte ihn bei der Ankunft erblickt, und war vor Angst und Schrecken ausser sich. Sie lief geschwind im Zimmer umher und wußte nicht, was sie suchen wollte. Indem ward er schon von der Kammerjungfer angekündigt, und er trat herein.

„Frau Baronin,“ sagte er, und ward blaß und roth, und sein Herz sagte: es ist umsonst! sie ist's! — „Frau Baronin, Ihre gütige Bewilligung hat mir Muth gegeben ...“ Aber mehr konnte er nicht sagen, denn er hatte keinen Muth.

Suschen stammelte etwas in aller Verwirrung hin, was sie selbst nicht verstand und er zum Glück nicht hörte, denn seine Seele war nur Auge.

Er mußte sich auf einen Sessel niederlassen.

Nun entschuldigte er sich, daß er nicht schon vor Tagen und Wochen gekommen. Ein stummes Verneinen des Kopfes war ihre ganze Antwort.

„Nein,“ sagte er lebhafter, „beurtheilen Sie mich nicht nach meinem Betragen. Es war bei mir nicht Gleichgültigkeit, es war — o Frau Baronin, es war Todeskampf! Ich zitterte, Sie wieder zu sehen. Ich hoffte, mich zu überwinden. Aber — ich bin nun einmal unglücklich.“

„Der Anblick des Kindes wird Sie erfreuen.“

„Ach, Theure, mich erfreuen! mich! der Anblick des Kindes, das Millionen Vorwürfe in mir weckt, des Kindes, das, statt uns zu verbinden, uns trennt! Denken Sie sich, wenn es Ihnen möglich ist, die Lage eines Verbrechers, der sein Leben darum gäbe, er könnte schuldlos vor Ihnen stehen.“

„Beruhigen Sie sich. Ich fürchte, Ihre Heftigkeit könnte den kleinen Engel von Ihnen zurückschrecken.“

Der Baron schwieg lange; aber seine Augen wichen nicht von der geliebten Gestalt. Indem brachte die Kammerjungfer den kleinen Pompejus, der mit ausgebreiteten Armen zur Mutter hüpfte.

Der Baron ward todtenblaß, als er den blühenden, reizenden Knaben sah, und stumm und starr, wie ein Marmorbild, blieb er unbeweglich auf dem Stuhl.

Die Baronin bemerkte mit Schrecken sein Erblassen. Sie fragte zitternd, ob ihm nicht wohl

sei? — Er schüttelte langsam den Kopf, und machte mit der Hand eine Bewegung, daß er nichts verlange. Endlich stand er auf, um sich dem Kinde zu nähern.

Die junge Mutter bog sich zu ihrem Liebling herab, und sprach: „Pompejus, gib diesem Herrn das Händchen, es ist dein Vater.“ Aber die letzten Worte konnte sie nur undeutlich sprechen, denn sie weinte laut.

Der Baron kniete vor dem Kinde nieder, küßte erst das Händchen, welches es ihm gereicht hatte, und schloß dann den holden Knaben in seine Arme. Des Barons Gesichtszüge blieben zwar unverändert; aber die hellen Thränen perlten über seine Wangen nieder.

„Du, Vater, Du?“ fragte mit verwundernem Lächeln der Kleine, und faßte spielend nach dem glänzenden Uhrband des Barons. Dieser zog die kostbare Repetiruhr, gab sie dem Kinde, und sagte: „das ist dein!“ küßte das Kind noch einmal, und stand auf, indem er rief: „Gott weiß es, ich bin unglücklich! — Da sehe ich mein verlornes Eden.“

Er stellte sich ans Fenster und starrte hinaus zum Himmel. Der kleine Pompejus sprang zu seiner Mutter, zeigte ihr die goldene Uhr, und sagte: „Mutter, lieber Vater!“ — Aber Suschen antwortete nichts, sondern weinte nur viel heftiger.

Der Baron schwieg lange, von der Gewalt der widerspruchvollsten Gefühle erschüttert. Endlich ging er langsam zur Baronin, stand vor ihr, als hätte er ein schweres Bekenntniß zu thun; sein Auge starr und thränenvoll; seine Lippen zuckend, als wolle er sie zur Rede öffnen, als schlösse sie der Schmerz; seine Brust in stürmischen Athemzügen fliegend. — Suschen hielt das Gesicht von ihm abgewandt, in ihr Tuch verhüllt, während ihre linke Hand an dem goldenen Lockengekräusel des Sohnes unwillkührlich tändelte.

„Weinen Sie nicht, Frau Baronin!“ sagte Herr von Malzen endlich: „Es ist nun an mir, zu weinen. Ich bin Mann; Thränen sind mir Fremdlinge seit den Kinderjahren; aber heute, vor Ihnen, schäme ich mich ihrer nicht. Ich beschwöre Sie, Theure, weinen Sie nicht. Jede Thräne ist eine neue Schuld für mich; jedes Schluchzen zerreißt mein Herz. Ich bin ja unglücklich genug. Lassen Sie mich mein Elend nicht allzuschwer fühlen. Ich bin Verbrecher. Ich darf keine Ansprüche auf Ihre Achtung machen, denn ich verachte mich selbst. Ich wage es sogar nicht mehr, Ihre Verzeihung anzurufen; denn könnten Sie auch Engel genug sein, würde ich mir denn selbst verzeihen können? Würde ich den Jammer ungeschehen machen können, den ich über Ihre Jugend verbreitete? Würde ich die brennenden Thränen, die Sie meinetwillen vergiessen mußten, ungeflossen machen? Nur eins — nur das Eine verweigern Sie mir nicht, o bei Ihrer himmlischen Güte, die Sie auch dem Bettler am Wege nicht verweigern, beschwöre ich Sie — lassen Sie mich hoffen, Ihres Mitleids theilhaftig zu werden. Der Himmel trägt ja mit der Reue des Sünders Mitleiden.“

Sie schwieg. Sie hörte kaum, was er sagte.

Da sank er auf das Knie vor ihr nieder, und rief: „Angebetetes Weib! — ach, ich darf nicht sagen: mein Weib! Ich werde es, ich will es auch nie sagen. Aber verstoßen Sie mich nicht ganz. Erlauben Sie mir, daß ich zuweilen mich dieser Gegend — diesem Aufenthalte der Unschuld und Liebe nähern — daß ich unglücklicher Vater zuweilen meinen Pompejus, meinen Sohn — — o Gott! ich kann nicht reden. Aber —“

Die Stimme brach ihm. Er schloß bei den letzten Worten das Kind in seine Arme, und bedeckte es mit seinen Küssen.

„Herr Baron,“ erwiederte Suschen gefaßter, „ich sollte Ihnen die Erlaubniß nicht verweigern, Ihre Besuche bei diesem Kinde zu wiederholen, wenn es Ihnen so theuer ist, wie Sie sagen. Aber die Erlaubniß hängt von meiner Tante, der Eigenthümerin dieses Hauses und dieser Güter ab., in der ich meine andere Mutter verehre. Belieben Sie sich also mit dem Gesuche an sie zu wenden. Ich habe nichts zu gestatten.“

„Und wenn mir die Bitte gewährt würde von Ihrer andern Mutter — — Sie würden dann dieser Erlaubniß die Ihrige beifügen?“

„Ich habe nur meiner Mutter gehorchen gelernt.“

Der Baron ergriff ihre Hand, küßte sie mit wilder Heftigkeit — dann seinen Sohn, und sprang auf, nahm seinen Hut und entfernte sich, indem er seinen Dank stammelte für diese Stunde.

Es war sein Vorsatz, auf der Stelle die ersehnte Erlaubniß zu erflehen. Aber wie er die Treppe niederstieg, stieg die ernste Physiognomie Tantchens lebhaft in seinem Gedächtniß auf, und er zitterte vor abschlägiger Antwort. „Besser schriftlich, als mündlich!“ dachte er; denn er fühlte, daß er in seiner gegenwärtigen Stimmung ohnehin ein schlechter Redner sein würde. So kam er an Tantchens Zimmerthür — noch einmal schwankte er, ob hinein, oder vorbei? Ehe er sich aber die Antwort gab, saß er schon auf dem Pferde, und jagte im Galopp davon.

Zweiter Prozeß. Briefwechsel.

Mit rothgeweinten Augen kam Suschen zu Tantchen Rosmarin. Die junge Baronin mußte nun haarklein berichten. Der kleine Pompejus sprang freudig mit der goldenen Uhr seines Vaters herbei. Tantchen schüttelte zu allem den Kopf.

„Daß ihn“, sagte sie, „der Anblick des Kindes rührte, nun das will ich wohl glauben, gutes Suschen. Er müßte ja von Holz und Marmor sein, wenn er den Engel da sähe, und nicht wie

der Zöllner im Evangelium an seine Brust schlüge und spräche: Gott sei mir armen Sünder gnädig. — Daß er dem Kinde die goldene Uhr gab — nun, das war sehr natürlich. Daß er vor dir auf den Knien lag, beweiset noch nicht, daß er seine Schändlichkeit aufrichtig bereue. Denn, liebes Suschen, solchen Männern kommt das Knien so unwillkührlich an, wie den Weibern das Weinen. Ueberhaupt hätte ich gewünscht, du würdest ihm mit größerer Würde erschienen sein. Er verdiente nicht, Zeuge deiner Thränen zu sein. Du mußtest dem Springinsfeld richterliche Hoheit und Strenge zeigen. Deine Majestät hätte ihn zerschmettert. Ich möchte nur an deiner Stelle gewesen sein. Du hättest mich sehen sollen. Uebrigens bleibt er, was er war, und wie sein hochseliger Vater: ein stolzer Geck, ohne Lebensart. Es wäre wohl der Artigkeit gemäß gewesen, ehe er das Haus verließ, der Gebieterin desselben nachzufragen, und sich bei ihr zu beurlauben. Ich verlange nur die Beobachtung der allereinfachsten Höflichkeit. Das kam meinem Herrn Baron gar nicht in den Sinn. Kind, ich saß hier schon auf dem Sofa, vollständig und gefaßt, mit welchem Gesicht ich ihn aufnehmer und verabschieden wollte. Daraus ward nun nichts. Ich merke wohl, worauf das hinaus führt. Er hat gesehen, du bist zu gut, zu weich. Ich wette, er legt es darauf an, dich in ihn verliebt zu machen, um dann der Welt sagen zu können: ihr seht ja, ihr Leute, daß ich Recht hatte. Sie war's, die mich einst verführte; sie will mir noch jetzt nach. O Suschen, du kennst die Männerbosheit nicht! — darum will er Erlaubniß, dich öfter zu besuchen. Aber warum kam er nicht, und bat die Erlaubniß von mir? Hier saß ich und erwartete ihn. Ich verstehe ihn schon. Sein böses Gewissen brannte. Er fürchtete meinen Scharfblick, der ihm schon durch manches Plänchen sah. Aus der Erlaubniß, Herr Baron, wird nun und in Ewigkeit nichts."

Suschen, ein geborner Engel der Liebe und Huld, wollte zwar manche Bemerkungen Tantchens mildern; und schien gar nicht ungeneigt, Barmherzigkeit für Recht ergehen zu lassen; allein das war vergeblich. Tantchen Rosmarin, sonst die beste Frau von der Welt, eine Herzensmama, war gegen den Baron unversöhnlich, argwöhnisch, lieblos, und konnte den neuen Schmerz nicht vergessen, daß sie auf dem Sofa mit Hand, Fuß und Angesicht in Bereitschaft zum Empfang des erwähnten Springinsfeld gesessen war, und wieder aufstehen mußte, ohne ihre Hoheit gezeigt zu haben.

Folgendes Tages kam ein reitender Bote von Malzen, mit einem Schreiben des Barons an die Frau Obersteuerräthin Rosmarin. Es fing folgendermaßen an:

„Wäre ich gestern nicht allzusehr ein Raub der gewaltigsten Gefühle gewesen, ich würde bei Ihnen, verehrungswürdige Frau, mündlich erfleht haben, was mir jetzt nur noch schriftlich zu thun vergönnt ist, nämlich die gütige Gewährung, daß ich von Zeit zu Zeit meinen geliebten Sohn in Nieder-Fahren sehen und an ein Vaterherz drücken dürfe, das dieser Seligkeit kaum werth ist."

— Was? — dachte Tantchen: — und seine Grobheit zu entschuldigen, nicht einmal vor der Abreise zu mir gekommen zu sein — das fällt dem Herrn nur gar nicht ein? —

Damit war ihm der Stab gebrochen.

„Hochgeborner Herr Baron," hieß es in der schriftlichen Antwort, die im Rosmarinischen Staatsrath am andern Tage beschlossen worden war: „nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, und nach den schmachvollen Jahren, die Sie unserm Hause gaben, wird Ew. Hochgeboren Billigkeit selbst ermessen, daß es uns zu viel zugemuthet wäre, ohne die peinlichsten Empfindungen den Urheber so vielen Unglücks in unserm Kreise zu sehen. Sein Sie übrigens überzeugt, daß das Kind, welches Sie, dem Reichthum Ihrer zärtlichen Vatergefühle unbeschadet, in Ihren Briefen aus Italien oftmals einen Bastard nannten, und in den leidigen Prozeßakten nennen liessen, eine Erziehung empfangen wird, die seines Standes würdig ist."

Die Antwort ging ab. Suschen hätte im Stillen wohl manche Verbesserung der Redaktion gewünscht — aber doch war ihr Tantchen zu lieb und ehrwürdig, um zu widersprechen. Und schon hatte sie die Erfahrung gemacht, daß Tantchen, sonst nachgiebig und leutselig in allem, durch den mildesten Widerspruch zu Gunsten des Barons nur bitterer und böser gegen ihn ward. Schweigen galt also als Klugheit.

Unterdessen war der Scheidungsprozeß eingeleitet. Es ging damit vor dem Gericht in gewöhnlicher majestätischer Langsamkeit. Tantchen hatte gehofft, die Sache in vier Wochen abgethan zu sehen; statt dessen bekam der Handel eine Aussicht zu vier Jahren.

Denn sehr unerwartet kam vom Herrn Advokat Kurzbein folgende Anzeige:

„Unsere Gegenpartei sucht neuerdings alle mögliche Schikanen hervor, uns, wo nicht zu besiegen, doch den Sieg zu erschweren. Ich habe die Ehre, Ihnen, wohlgeborne Frau Obersteuerräthin, zu melden, daß der Sachwalter des Barons von Malzen im Namen seines Klienten rundweg gegen die Ehescheidung protestirt, ungeachtet dieselbe bekanntlichermaßen in der Sentenz des letzten Prozesses nicht ganz undeutlich ausgesprochen zu sein schien. Aber diese neuen Kniffe sollen dem besagten Herrn Baron wenig helfen, und ich bitte Ew. Wohlgebornen, sich desfalls nicht ärgern zu wollen, eben weil ich in obbemeldeter Protestation nichts anderes, als einen geflissentlichen Versuch erkenne, Ew. Wohlgebornen neuen Verdruß zufügen zu wollen."

Als dieser Brief im Staatsrath verlesen ward, machte Tantchen finstere Stirn; Herr Säblein

nahm eine Prise zur Erweckung der Verstandeskräfte; der Herr Pfarrer schüttelte den Kopf, und schlug eine Fliege todt; Suschen ward feuerroth, und drehte sich um nach der schönen Wanduhr, zu sehen, wie spät es sei.

„Impertinent!“ rief die Tante, und warf den Brief hin: „Neue Bosheit! aber der Herr Baron schneidet sich. Der erste Prozeß hat ihm die Geldkiste geleert; dieser soll ihm das Haus öde machen.“

Das Gespenst.

Niemandem kam die Geschichte wunderlicher vor, als der jungen Baronin. Sie ging auf ihr Zimmer, und als sie am großen Spiegel vorbeikam — sonst schielte sie wohl gern seitwärts im Vorbeigehen hinein, schlug sie die Augen nieder, um sich nicht sehen zu müssen. Sie that das Fenster auf, um frische Luft zu geniessen, oder die schöne Gegend im Abendsonnenschein zu bewundern. Aber die schönste Gegend war auf der Seite, wo Malzen lag; und man konnte nicht nach der Gegend von Malzen sehen, ohne an den Herrn von Malzen zu denken, an den man ohnedem nur zu viel dachte.

„Er will sich also nicht von mir trennen lassen!“ dachte sie, und legte sich in's Fenster, ohne an schöne Natur und freie Luft zu denken: „Er betrachtet sich also wirklich als meinen Mann.“ Eine Schamröthe färbte bei dem „als meinen Mann“ ihre Rosenwangen höher. Der Ausdruck war ihr noch nie in den Sinn gestiegen, weil sie sich noch nie als die Frau des Barons angesehen hatte. Es lag für sie darin so viel wundersam Vertrauliches, daß sie mit den Worten „mein Mann“ nicht fertig werden konnte, und Tantchens Zorn und Kurzbeins Prozeß darüber vergaß.

„Freilich darf ich, kann ich ihm nicht wohl verzeihen, ob es gleich sein mag, daß er mich, ehe er mich kannte, nur verkannt hat!“ dachte Suschen weiter: „Aber es ist doch wahr, das Geschehene ist geschehen, und wieder gut gemacht, obschon wider seinen Willen; doch war's nur wider seinen Willen, so lange er mich nicht kannte. Nun will er sich nicht von mir scheiden lassen — lieber Himmel, was soll denn das geben, wenn er darauf besteht? Ich kann doch unmöglich seine Frau werden, ob ich gleich seine Frau bin. Die Sache ist sonderbar. Und wenn er den Prozeß gegen Tantchen Rosmarin gewönne; ich wäre nur neugierig, was daraus entstehen würde? Der arme Malzen! er dauert mich doch von Grund der Seele. Böse ist sein Gemüth gewiß nicht. Aber ich kann ihm nicht helfen. Indessen muß ich ihn schon, so lange der Prozeß dauert, als meinen Mann betrachten.“

Das Wörtchen „Mann“ hatte für sie so viel Behagliches, daß sie es öfter wiederholte, als nöthig war, und sie sich beinahe selbst wie eine junge Frau vorkam. Sie legte die goldene Uhr ihres „Mannes“ zu dem Ring, welchen sie von ihrem „Manne“ bekommen hatte; und wenn sie Abends zu Bett ging, und alle Ringe von ihren Fingern ablegte, steckte sie doch den Ring ihres „Mannes“ an, und behielt ihn über Nacht an der Hand. Auch in das leise Abendgebet schloß sie ihren „Mann“ ein, denn man muß ja auch für seine Feinde beten, geschweige für einen „Mann.“ Auch betrachtete sie nie den Ehescheidungsprozeß als den ihrigen, sondern wie die Angelegenheit der Tante, und es kam ihr dabei vor, als wollte sich nur die Tante vom Baron scheiden lassen.

Sie liebte die Einsamkeit immer mehr, denn da hörte sie nichts vom Prozeß, sondern konnte sich mit dem liebenswürdigen Pompejus beschäftigen, und in Gedanken auch ungestört mit ihrem „Mann.“ Oft lag sie träumend bis zur späten Dämmerung im Fenster, und überließ sich wohlthuenden Fantasien.

An den Flügel des herrschaftlichen Gebäudes, welchen sie bewohnte, stieß ein Park von hohen, hundertjährigen Buchen und Birken. Und wenn sie Abends im Fenster lag, und in den Park hinab sah, wandelte gewöhnlich eine Gestalt zwischen den Bäumen auf und ab, und verschwand. Sie konnte in der Dämmerung freilich die Gestalt nicht recht erkennen, aber doch fing ihr Herz an zu pochen, so oft sie jeden Abend, fast um die gleiche Stunde, die gleiche Gestalt erblickte. Es konnte wohl ein Gespenst sein, vielleicht auch ein Abgeordneter ihres „Mannes,“ der ihr etwa einen Brief bringen sollte, und nicht den Muth hatte, in's Haus zu kommen.

Aufklärung.

Suschen war zwar ein wenig furchtsam, aber auch ein wenig neugierig. Zudem hatte sie so viel Aufklärung, es allenfalls mit einem Gespenst aufzunehmen, weil man wohl weiß, daß die Gespenster zuletzt doch alle Fleisch und Blut haben, wie unsereins. Sie beschloß also, Untersuchungen über die Erscheinung im Park anzustellen, und ging — sobald Pompejus mit Sonnenuntergang im Bettchen lag — in den Park.

Kaum hatte sie zwanzig oder dreißig Schritte in das heitere Wäldchen hineingethan, so erschien zu ihrem größten Schrecken das Gespenst, zog den Hut ehrerbietig ab, und pries sich glücklich, sie allein zu finden.

Suschen, auf solche Gespensterhöflichkeit nicht vorbereitet, zitterte an allen Gliedern, und wünschte sich weit weg; wenigstens bis zu Tantchen Rosmarin auf's Sofa. Das war aber nun zu spät.

„Die Frau Obersteuerräthin hat mir den Eintritt in ihr Haus versagt; ich verarge der schwer beleidigten Frau diese Strenge nicht. Ich habe sie verdient. Aber zürnen Sie nicht, wenn ich mir wenigstens erlaube, in Ihrer Nähe zu athmen — es ist das Einzige, was mir jetzt wohl-

thut. Ich habe doch Hoffnung, vielleicht Sie, Frau Baronin, wenn auch nur in der Ferne zu sehen, oder mein Kind zu sehen. Rauben Sie mir nur diesen kleinen Genuß nicht. Ich verspreche dagegen, daß ich, wider Ihren Willen, Sie niemals wieder anreden werde. Wenn Sie wüßten, wie viel ich leide — Sie würden mir gewiß verzeihen."

"Herr Baron," stammelte Suschen, "nach der ausdrücklichen Erklärung meiner Tante ..."

"Es sei. Ich gehorche. Ich schweige. Ich will elend sein. Aber, gnädige Frau, nur für ein einziges Wort noch gönnen Sie mir Gehör. Ich muß mich bei Ihnen wegen meines Verfahrens in dem neuen Prozeß entschuldigen — rechtfertigen. — Frau Baronin, Sie fordern die Scheidung; und auf Gefahr Ihres Hasses hin — ich kann nicht einwilligen. Bei Gott im Himmel, ich kann nicht. Keine Macht der Welt soll mich von dem Kleinode trennen., was mir, unbewußt was ich empfing, durch seltsame Verkettung von Ereignissen zu Theil ward."

"Herr Baron, Sie sehen meine Verlegenheit. Erklärungen dieser Art wünschte ich am wenigsten mündlich von Ihnen zu vernehmen. Ueberlassen Sie die Sache den Advokaten und Richtern. Ich habe Ihnen nichts zu antworten."

"Aber sagen mußte ich's Ihnen, gnädige Frau. Entscheide nun das Schicksal über mich, wie es wolle, beharren Sie auf dem Prozeß, und geht er für mich verloren, so geht mein Leben mit verloren. Ich willige in keine Scheidung. Ich werde tausendmal leichter sterben, als das entsetzliche Ja zur Trennung sprechen. Hassen Sie mich, aber ich bete Sie an; würdigen Sie mich in diesem Leben keines Blickes, keines Gedankens mehr, aber ich bete Sie an. Ich denke doch, sie ward mir vor Gottes Altar zur Gemahlin gegeben; und ich bin in meinen Täuschungen so selig, wie ein Wahnsinniger."

"Ich muß Sie dringend bitten, Herr Baron..."

"Nun bin ich ruhig, gnädige Frau, denn ich habe mich ausgesprochen. Sie wissen es nun, daß ich Sie liebe. — Ich werde Sie verlassen, aber ich werde Sie lieben; Ich werde Ihnen gehorchen, ich werde Ihnen meinen Anblick verbergen, aber ich werde Sie aus der Ferne belauschen, und Sie lieben. — Ach, und wenn Sie mir alles versagen — dann gewähren Sie dem Vater die einzige Wollust nur, daß er zuweilen seinen Sohn sehen dürfe. Ich wage es nicht, gerichtlich zu fordern, aber ich wage es von Ihrer Menschlichkeit zu verlangen."

In diesem Tone sprach er noch lange, und das schüchterne Suschen war menschlich genug, ihn anzuhören, und ihm sogar zu versprechen, daß er seinen Sohn zuweilen sehen solle.

"Zuweilen!" rief der Baron mit schmerzlicher Heftigkeit und nassen Augen: "Ach, doch zuweilen, der Vater darf sein Kind zuweilen sehen! Auch dies Almosen nehme ich dankbar von Ihrer Güte. — Zuweilen! — Wenn mich aber mein Sohn so selten sieht, werde ich nicht immer wie ein Fremdling vor ihm stehen? Ach, gnädige Frau, eine Bitte — ich habe hier beide Taschen voll Zuckerwerk und Spielkram, bleierne Armeen und Seeschiffe, Kugeln und ein Bilderbuch — ich habe es für Pompejus mitgebracht. Ich bitte Sie, um Gotteswillen, gnädige Frau, geben Sie dies meinem Kinde — sagen Sie ihm, es komme von seinem Vater."

Indem er seine Taschen hastig leerte, und Suschens Strickkorb füllte, hätte der gute Baron vor Freuden jauchzen und Suschen ihm im Uebermaß der Wehmuth an's Herz sinken mögen. Aber beide verhüllten sich gegen einander in die Maske des Wohlanständigen, und behielten einen Ton bei, der seltsam mit dem Schrei der Natur in der Brust kontrastirte.

Der Baron griff noch schnell in die Taschen, und zog in Papier gewickelt sein Bildniß auf Elfenbein gemalt hervor, umgeben von einem goldenen Reif, mit kleinen Perlen besetzt. "Und damit mein Sohn meine Gesichtszüge nicht verlerne, geben Sie ihm auch dies Bild. Lassen Sie es ihn zu seinem Spielzeug thun. Sagen Sie ihm oft: Das ist das Bild deines Vaters, der dich so lieb hat. Ach, wenn er mich nur zuweilen sieht, wird er mich nicht lieben lernen. Ich bitte Sie, geben Sie es ihm." — Es lag schon bei den andern Dingen im Strickkorb.

So war eine Stunde auf der Flucht verplaudert; jedes hätte einen Eid darauf gethan, es sei nur eine Sekunde gewesen.

"Und wann, gnädige Frau, wann darf ich Pompejus sehen?" fragte er beim Abschiede.

"Herr Baron, ich muß die Achtung gegen meine Tante beobachten, welche ich ihr schuldig bin. In jedem Fall sollen Sie von Tag und Stunde benachrichtigt werden."

So schied man aus einander. Der Baron eilte zu seinem Jäger, am Ende des Parks, schwang sich auf's Roß und jagte den gewohnten Weg nach seinem Schlosse zurück. Suschen trug den Spielkram auf ihr Zimmer, verschloß ihn sorgfältig; und beim Nachtessen saß sie träumend still, und ließ die Forellen kalt werden, so dringend auch Herr Säblein und Tantchen Rosmarin zum Essen mahnten.

Neue Chikanen.

Tantchen Rosmarin war fortan gutes Muthes, weil von Zeit zu Zeit hoffnungsvolle Berichte des Herrn Kurzbein einliefen. Nur fand sie Suschens Gleichgültigkeit gegen den Prozeß sehr sonderbar. "Es ist ja nicht mein Prozeß, sondern der deinige!" sagte sie wohl zehnmal des Tages. Und es machte ihr Galle, wenn die gutmüthige Nichte sogar wagte, mitunter ein Wörtchen zu sagen, das man als ein mildes Urtheil zu Gunsten des Barons hätte auslegen können.

Aber in Suschens Brust stand es jetzt ganz anders, als sonst. Die bewußte Gespenstererscheinung hatte eine ganz eigene Wirkung auf sie gehabt; und der durchdringende zärtliche Ton, mit dem man im Wäldchen das ewige „Aber ich bete Sie an“ gesagt hatte, konnte durchaus nicht vergessen werden. Der Ring kam nun keine Nacht vom Finger, und die Mutter spielte mit dem Bildnisse des Barons weit mehr, als der Sohn, dem es gehören sollte. Ueberhaupt hätte der Herr Gemahl seiner Gemahlin kein gefährlicheres Geschenk machen können, als dies verführerische Porträt; denn es war auch gar zu sprechend ähnlich, und man konnte nicht leicht wieder davon kommen, wenn man es einmal in Händen hatte.

Freilich Tantchen Rosmarin ahnete von dem Unfug nichts, der durch den Baron gestiftet worden war, und sie ließ sich nicht beifallen, daß Suschen kleine freundschaftliche Unterredungen mit dem Bilde des gleichen Mannes hielt, gegen welchen Herr Kurzbein auf Tod und Leben zu fechten hatte. Sie würde darin die chikanenvollste aller Chikanen entdeckt haben, den jemals einer seiner Gegner im Prozesse angebracht hatte.

Daß der Herr Baron zu solchen raffinirten Gegenstreiten viel Talent besaß, erhellt aus folgendem Umstand, der selbst das Genie des berühmten Advokaten Kurzbein in nicht geringe Verlegenheit stürzte.

„Ich muß Ihnen, wohlgeborne Frau Obersteuerräthin, eine der sonderbarsten Geschichten melden, die mir jemals in meiner Praxis vorgekommen ist!“ schrieb er. „Dieweil ich, nicht ohne gute Hoffnung in unserer Sache zu reussiren, fortschreite, wird mir bekannt gemacht, daß der Herr Baron von Malzen durch einen förmlichen Akt seine Gemahlin, die hochgeborene Frau Baronin von Malzen, und im Fall deren frühern Abscheidens, den jungen Herrn Baron Pompejus von Malzen, welchen er als seinen rechtmäßigen und erbfähigen Sohn erkennt, zu Universalerben aller seiner Güter und Besitzungen macht, in so fern im vorwaltenden Ehescheidungsprozeß die Trennung seiner Ehe gerichtlich ausgesprochen werden sollte. Obwohl nun besagter seltsamer und mir unbegreiflicher Akt im Gang des Scheidungsprozesses keine wesentliche Störung verursachen kann, scheint doch der Herr Baron den gefährlichen Kunstgriff anzuwenden, um die öffentliche Meinung gegen die hochgeborne Frau Baronin zu richten. Ich bitte mir in dieser Rücksicht Verhaltungsbefehle aus. Und da jener Akt gewissermaßen als eine donatio inter vivos zu betrachten ist, hängt es noch davon ab, ob die Beschenkten geneigt sind, die Schenkung zu acceptiren, falls die Ehescheidung vor sich geht und vom Tribunal erkannt wird.“

„Das begreife ich nicht. Mir schwindelt der Kopf!“ sagte Tantchen Rosmarin nach Vorlesung dieses Briefes in ihrem geheimen Staatsrath.

„Mir gar nicht!“ sagte der Herr Pfarrer, „ich würde die Schenkung annehmen. So etwas schlägt man nicht gern aus.“

„Ich bin ganz gehorsamst der Meinung des Herrn Pfarrers!“ setzte der Herr Verwalter Säblein hinzu.

„Und was meinst du, Suschen?“ fragte die Tante: „denn ich glaube, der Herr Baron ist ein Narr, oder dahinter steckt neue gottlose List, womit er uns in eine Falle locken will. Denn wie könnte es ihm beikommen, wenn er von dir geschieden wird, sich aller seiner Güter und Besitzungen zu entschlagen?“

Suschen dachte an des Barons Worte im Walde, und ihre Augen wurden naß. Sie erkannte, in diesem raschen Entschluß, des Barons reine Liebe, und daß er ohne Suschen das Leben verachte. Dies erhob auch ihr Gefühl, und sie hatte die Vergessenheit, oder den Muth, der Tante zu sagen: „Mein Mann denkt sehr edel, bei Gott, höchst edel! Ich will ihn nicht berauben; man sollte lieber den Scheidungsprozeß niederschlagen. Mein Mann verdient Achtung.“

Tantchen war bei diesen Worten wie aus den Wolken gefallen. Sie sah den Herrn Pfarrer und Verwalter mit verwunderungsvollen Augen an, dann Suschen an, und sagte, nachdem sie sich erholt hatte: „Dein Mann? was? dein Mann? höchst edel? Prozeß niederschlagen? Du bist ein wahres Kind, Suschen.“

Der Herr Pfarrer, welcher trotz seiner irdischen Kurzsichtigkeit einen Blick des Geistes in Suschens Herz gesenkt haben mochte, lächelte und sprach: „Du hast Recht, Schwester, ein Kind mag Suschen sein, aber es ist ein Kind von tausend Wochen.“

„Trifft genau ein!“ sagte der Herr Verwalter; „tausend Wochen machen neunzehn Jahre zwölf Wochen.“

Die Verlobung.

In der That hatte es der Herr Pfarrer besser getroffen, als er selbst glaubte.

Suschen erwiederte zwar nichts mehr, widersetzte sich auch der Sentenz des Staatsraths nicht, daß die Frau Baronin an den Malzenschen Gütern keinen andern Theil verlangen, noch annehmen werde, als welchen die Gesetze ihr oder ihrem Sohn zusprechen würden; nannte auch aus Ehrfurcht gegen die gute Tante den Baron nicht mehr ihren Mann; sprach auch aus gewohntem Gehorsam nicht mehr von Niederschlagung des Ehescheidungsprozesses: aber dafür kniete sie in der Einsamkeit ihres Zimmers vor dem kleinen Pompejus nieder, zeigte ihm des Barons Bild und sagte mit zärtlicher Wärme: „Sieh, dies ist dein lieber, lieber Vater. Ist er dir auch recht lieb?“ — Dafür machte sie auch eine Schnur durch den Ring des Perlenrahmens, und hing das Bild auf ihre Brust, und hatte es recht

gern, wenn der kleine Pompejus nach dem Bilde fragte, das ihm gehörte. Sie nannte den Baron in der Stille oft „ihren Mann“, und als die Tante den folgenden Sonntag nach Waiblingen zum Besuch fuhr, schrieb Suschen dem Baron: „Am Sonntag Abend werden Sie Ihren Sohn im Park finden.“ Und richtig bekam sie am Sonntag Morgen so heftiges Kopfweh, daß sie unmöglich die Tante nach Waiblingen begleiten konnte.

Der Baron war eben so richtig mit Sonnenuntergang im einsamen Park; und Suschen ging zitternd um die Dämmerungsstunde, den kleinen Pompejus an der Hand, zum vertrauten Wäldchen. Man fand sich; man begrüßte sich; der Baron nahm mit heftiger Bewegung sein Kind auf den Arm, überhäufte es mit Liebkosungen, und gab ihm die zärtlichsten Namen; leerte dann wieder die mit Spielzeug gefüllten Taschen auf eine hölzerne Bank aus, welche mitten im Park die älteste Buche des Lusthains umschloß.

Suschen setzte sich auf die Bank, und half dem Kinde die schönen Sachen ordnen. Der Baron stand mit dem Schweigen stillen Entzückens vor der jungen Mutter und ihrem Kind.

Endlich erhob diese die Augen zu ihm, und sagte: „Herr Baron, Sie haben, wie ich erfahre, auch mir eine Schenkung zugedacht von größerer Art. Indem ich Ihrer Güte danke, muß ich Sie doch bitten, davon abzustehen. Ich kann ein solches Geschenk auf keine Weise annehmen, wie Ihnen dies Ihr eigenes Zartgefühl sagen wird.“

Der Baron schlug die Augen nieder und schwieg eine Weile, dann sagte er, aber ohne aufzublicken: „Was Sie heute ausschlagen, wird Ihnen, wie auch der Prozeß ende, in jedem Fall mit Recht zufallen. Was soll mir mein Gut ohne mein Leben? — Sie verachten mich — ich habe es verdient. Sie beharren auf die Scheidung, das heißt, Sie beharren auf meinen Untergang. Es möge sein!“

„Nein, Herr Baron,“ sagte Suschen, „Ihren Untergang kann ich nicht wollen.“

„Könnten Sie mir jemals mein Verbrechen verzeihen?“ rief er lebhaft, und warf einen brennenden Blick der Hoffnung auf sie, und wagte nicht mehr zu athmen, um ihre Antwort zu vernehmen.

Suschen gedachte der Tante, und war mit ihrem Gehorsam wie mit ihrem Herzen in Verlegenheit. Ehe sie noch antworten konnte, sprang der kleine Pompejus zu ihr auf, und rief, indem er seinen Spielkram fahren ließ: „Nun lege auch das Bild vom lieben Vater zu den schönen Sachen! gelt Mama?“ Und dabei zog ihr der Kleine ohne Umstände an der Schnur das Bild des Barons aus dem Busen.

Die junge Baronin verging vor Scham. „Was machst du auch, Unartiger?“ stammelte sie. Aber der Unartige hielt seine Beute fest, und ruhte nicht; sie mußte ihm das Bild geben, das er nun zwischen seinen bleiernen Kanonen und Husaren aufstellte.

Eine selige Ahnung durchflog den Baron beim Anblick seines Bildes, wie es aus dem Heiligthum hervorstieg. Seine Knie brachen. Er sank vor Suschen nieder, drückte ihre Hand an seine glühenden Lippen, und sagte: „O Gott, ich bin begnadigt!“

In ihrer rührenden Verwirrung konnte die Baronin kein Wort erwiedern. Der Verrath war geschehen. Sie wußte nicht, wie ihr ward; aber die Natur forderte ihr heiliges Recht, die Liebe den Sieg. Ihre Hand antwortete unwillkührlich dem Druck der seinigen, Und er erhob das Haupt, als wollte er in Suschens Blick die Lösung seiner reizenden Zweifel suchen. Da faltete er stumm die Hände, wie ein Betender; aus seinen Mienen strahlte Begeisterung. Aber auch schön, wie eine Heilige, voller Demuth und Würde, Liebe und Trauer saß Suschen vor ihm; die hölzerne Bank war herrlicher als ein Thron geworden, und die spielenden Zweige der hohen Buchen im Abendsonnenpurpur über ihrem Haupt webten einen grünen Baldachin, wie kein irdischer Künstler für seinen Fürsten aus Gold und Seiden webt.

„Sie haben mir vergeben?“ fragte er mit zweifelnder, sehr leiser Stimme, als fürchtete er, ein fremdes Ohr könne ihn belauschen — doch hörte ihn niemand, als Suschen, denn selbst der kleine Pompejus war nicht mehr da, sondern dressirte sein Steckenpferd im Galopp durch den Park.

„Ich glaube an Ihr Herz!“ sagte Suschen eben so leise. Da ergriff er ihre Hände, drückte sie an seine hochschlagende Brust, und rief: O glauben Sie! glauben Sie ewig! Und daß dies Herz Sie liebt, mit unaussprechlicher Liebe, bis es brechen wird, glauben Sie! — „O ewig!“ sagte er, und schlang beide Arme um sie, und drückte die Zitternde an das Herz, von dem er sprach. Von Empfindungen aufgelöset, die sie nie gekannt hatte, sank sie an ihn hin. Nun gab es keinen Park, keine Erde, keinen Himmel mehr. Seinen Küssen begegneten die vergeltenden Lippen der Gattin; seinen Gelübden treuer Liebe die ihrigen.

Wer weiß, wie lange die Entzückten im Elysium Schwüre und Seelen getauscht und immer wieder getauscht hätten, wäre Pompejus der Kleine nicht von seiner Galoppade jauchzend zurückgekommen. Da nahmen Beide zugleich den hübschen Buben in die Arme, küßten ihm die rothen Wangen röther, während er, wie ein Amor, mit schelmisch-unschuldigem Lächeln Beider Nacken mit seinen kleinen Armen umfing, und die Lippen beider Beglückten zum Kusse zusammenführte.

Aber es ward dunkel. Man mußte scheiden. Die Abschiedsfeierlichkeiten nahmen jedoch wieder beinahe eine volle Stunde Zeit hinweg. Denn man ging Arm in Arm den finstern Park auf und ab, und wiederholte sich die schon oft gesagten

zärtlichen Zusicherungen, als wenn man das Gedächtniß verloren hätte. Auch wurden Abreden genommen, an welchen Tagen und Stunden man sich im Park sehen, oder wie man bei schlechtem Wetter Bedienten schicken könne, auch treuen Briefwechsel zu führen. Ein hohler Baum, der dem Forstmann ein Gräuel ist, hat von Liebenden schon oft Segen empfangen. Er ward auch Suschen und dem Baron ein Heiligthum, und zum Verwahrungsort der Zeilen bestimmt, die sie sich einander zu schreiben gedachten.

Bedenkliche Folgen.

Daß nun in der That viel geschrieben, verwahrt und abgeholt ward; daß man sich wöchentlich auch regelmäßig im Park einigemal sah, versteht sich von selbst. Daß man wegen des herannahenden Winters in Sorgen war, wo man auf abendlichen Lustgängen bei aller Gluth der Herzen doch Hände, Ohren und Füße zu erfrieren Gefahr gelaufen hätte, läßt sich denken. Daß man auch von Niederschlagung des unseligen Prozesses sprach, der zwei Leutchen trennen sollte, die ohne einander das Leben keiner Handvoll Erde werth achteten; daß man über den Eigensinn der Tante Rosmarin klagte, einerseits sie nicht durch unbeliebige Schritte kränken wollte, anderseits sie durch den Spruch des Tribunals ins rechte Geleis zurückzuführen hoffte, war fast unvermeidlich. Beide Theile erwarteten also den glücklichen Ausgang des Scheidungsprozesses, und darauf die lieblichsten „Und so weiter.“

Hingegen war's auch eben so natürlich, daß Tantchen Rosmarin allerlei Ungrades witterte, wenn sie entweder Suschen bald im Entzücken schwimmen, bald still und weinerlich in sich versunken sah, oder wohl gar zuweilen hören mußte, wie Suschen auf die Gefahr hin, ein „großes Kind“ genannt zu werden, von „ihrem Mann“ sprach, und das immer mit einem sonderbaren Nachdruck in Stimme und Geberde; wie sie sogar manchmal seine Fürsprecherin zu werden wagte, doch nur ganz leise, gleichsam als sollte Tantchen Rosmarin erst nach und nach an die ungewohnten und unbeliebten Töne gewöhnt werden; oder wenn Tantchen fast alle Abend vernahm, wie Suschen im Park sei, und wenn sie selbst, trotz aller Furcht vor Rheumatismen, ihr dann und wann nachschlich, doch Suschen nur allein fand.

Tantchen schüttelte den Kopf, und sagte zu ihrem Bruder: „Ich glaube, Herr Pfarrer, unsere kleine Baronin ist verliebt.“ — Sie hatte es getroffen, aber an den Baron dachte die scharfsinnige Tante durchaus nicht: „Wir müssen das wunderliche, geheimnißvolle Kind doch beobachten. Denn mit der Sprache will sie nicht heraus. Das ist nun ein delikates Unterfangen; denn ich selbst bin etwas schwerfällig, um der leichten Springerin alle Tage, die Gott werden läßt, im Park nachzujagen. Und du begreifst, Herr Pfarrer, Domestiken mit solchem Auftrag zu beschäftigen, wäre gegen alle Würde und Ordnung. Und doch muß sie im Park beobachtet werden — denn dieser tägliche Besuch desselben seit vierzehn Tagen muß gute Gründe haben.“

„Laß mich machen, Tantchen!“ sagte der Herr Pfarrer: „Laß du mich machen. Ich will den Park hüten, wie ein Forstläufer. Das muß heraus. Keiner schickt sich besser dazu, als ich.“

Des Pfarrers Abenteuer zu Wasser und zu Land.

Die Plane wurden mit aller Feinheit entworfen. Man nahm gegen Suschen unbefangene Miene an, und gleich den folgenden Tag um Sonnenuntergang machte sich der Herr Pfarrer auf zum Spähen.

Er traf es in der That sehr glücklich, denn der Baron war wirklich den Tag im Park. Er traf es noch glücklicher, denn er ging von derjenigen Seite in den Park, wo derselbe an einen langen Hochwald stieß, und von woher der Baron einzukehren pflegte. Gewöhnlich stieg er da vom Pferde und gab es seinem Jäger zu hüten.

Der Jäger, vermuthlich aus langer Weile, hatte diesmal das Pferd des Barons mit dem Zügel an einen jungen Birkenbaum gebunden, und war andern Geschäften nachgezogen. Der Herr Pfarrer betrachtete das schön gesattelte, prächtige Roß lange von allen Seiten, nickte freundlich mit dem Kopf, band es los, und dachte: „Ich führe es heim in unsern Stall; der Eigenthümer wird sich schon melden, und dann ergibt sich das Uebrige. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, der Einfall ist pfiffig!“

Nur ein Umstand war widrig. Das Roß schien mit seinem Herrn in geheimem Einverständniß zu leben. Denn schlechterdings wollte es sich nicht am Zügel vorwärts ziehen lassen; da half kein Streicheln und Schmeicheln, kein Zupfen, kein Rupfen, es stellte die Vorderfüße vor und zog mit dem Kopf rückwärts.

„Freundchen,“ sagte der Herr Pfarrer, „du bist zuletzt doch nur eine Bestie und hast hinter den Ohren keine Augen. Ich wette, du gehst gutwillig.“ Sprachs, warf dem Pferde den Zaum über, und kletterte auf des edeln Thieres Rücken, das geduldig alles mit sich thun ließ. Zwar seit dreißig Jahren hatte der gute Pfarrer nie ein Roß bestiegen — das heißt, seit den Universitätsjahren —, auch waren des Herrn Pfarrers Beine wohl um zwei Zoll zu kurz für die Steigbügel; allein, es galt ja nur einen Ritt von wenigen Minuten, und man mußte doch dem Tantchen Rosmarin zeigen, daß man, bei aller Theologie, den ritterlichen Künsten keineswegs fremd geworden sei. Zudem war hier Gefahr im Zögern.

Er stieß also dem Pferde die Schuhe in die Seite, und dieses, über solche Mißhandlung er-

schrocken, tanzte sogleich den Waldweg hin, über den Feldweg zur Landstraße nach gewohnter Weise, da es seit mehrern Wochen mit dem Baron keine andere Wege gemacht hatte. Der Pfarrer, in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren, schlug aus billiger Vorsicht anfangs die Finger in die Kammhaare seines Pegasus. Da er sich aber plötzlich auf die Landstraße versetzt sah, statt unter Tantchens Fenster, versuchte er des Zaums mächtig zu werden. Ueber diese Arbeit verlor er um ein Haar beide Steigbügel. Indem er sich derselben wieder versicherte, ließ er dem Zügel Ruhe. Diese abwechselnden Versuche trieb er eine ganze Weile, und zwischenein ermahnte er das feurige Roß mit mancherlei Kosen zum Stillstand. Doch vergebens. Ja, da er in der Verzweifelung den Zügel plötzlich an sich riß, während er mit den Beinen die Rippen des Pferdes fest umklammerte, fing dieses zu seinem großen Entsetzen an, auf den Hinterfüßen umherzugehen, wie ein Mensch, und Kunststücke zu machen, an denen dem Herrn Pfarrer durchaus in diesem Augenblick nichts gelegen war.

Da überließ er sich seinem Schicksal und dem Rosse, an das er mit Händen und Füßen festgeklettet hing, und welches nun im vollsten Galopp davon jagte, daß ihm fast Hören und Sehen verging. „Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir!“ seufzte er: „Das ist der eingefleischte Satan! Hätte ich den Drachen stehen lassen, wo er war, o wie wohl wäre mir!“

Indem ereignete es sich, daß der Weg durch ein Gatter versperrt war von den Bauern, dem weidenden Vieh zu Ehren.

„Te deum laudamus!“ rief der Herr Pfarrer: „hier muß also doch Halt gemacht werden.“ Allein das Roß flog wie geflügelt mit einem Satz darüber hinweg, daß dem Reiter die Haare zu Berge standen, und sein Hut nebst der Perrüke im gerechten Entsetzen entflohen. „Ihr habt noch schlechter reiten gelernt, als ich; wenigstens sitze ich noch fest!“ sagte der gute Geistliche mit christlicher Gelassenheit zu den Abgefallenen, und sah sich nur nicht nach ihnen um.

„Wohin denn, in Gottes Namen, wo will die Bestie hin? Gehts so noch zweimal vierundzwanzig Stunden fort, habe ich den Ritt um die ganze Erdkugel vollbracht, und komme wieder auf der andern Seite bei Nieder-Fahren zum Vorschein.“ Indem er dies dachte, ging der Flug gegen eine Brücke. Der Pfarrer, in Besorgniß, das Pferd möchte in blinder Wuth die Brücke verfehlen und in den Fluß mit ihm springen, zupfte mit den Fingern den Zügel seitwärts nach der Brücke. Aber er zupfte zu lange; das seltsame Thier ließ die Brücke daher rechts liegen und ging ins Wasser. Den Pfarrer wandelte beinahe eine Ohnmacht an, als er sich zwischen Himmel und Wasser sah, und die Wellen durch die schwarzseidenen Strümpfe, bald darauf durch die sammtnen Beinkleider eindringen fühlte, bis sie seine Hüfte umspülten.

Das Pferd, ein trefflicher Schwimmer, erreichte inzwischen glücklich das andere Ufer, fand die Landstraße wieder, und setzte im Trab die Reise eilfertig fort, bis zum Schlosse Malzen, wo es mit dem Pfarrer freudig in den offenen Pferdestall hineinschoß, und vor der geliebten Krippe mit dem Reiter still hielt.

Die Knechte im Schloßhof, welche dem Reiter zum Stalle nachgelaufen waren, halfen ihm vom Rücken des Gauls, und fragten besorgt, wie er zum Pferde des Herrn Barons gekommen sei?

Saulus wird zum Paulus.

Eine unnennbar anmuthige Empfindung bemächtigte sich des vielgeprüften Geistlichen, als er wieder festes Land unter seinen Sohlen fühlte. Zwar entperrükt und enthutet, und die untere Hälfte des Leibes vom Wasser triefend, fern von der Heimath, die späte Nacht vor sich, und auf Grund und Boden des Erbfeindes von Nieder-Fahren — das waren allerdings Umstände, die keineswegs erfreulich genannt werden konnten; allein das Leben war doch einsweilen gerettet.

Während die Knechte noch den athemlosen Herrn mit ihren Fragen bestürmten, erschien des Barons Verwalter und nöthigte ihn gast- und menschenfreundlich ins Schloß. Und da man ihm auf sein Bitten versprach, einen Wagen zu schaffen, der ihn nach Nieder-Fahren zurückbringen sollte, ließ er sichs gefallen, einzukehren bis zur Rückreise. — Inzwischen verflossen fast zwei Stunden; es erschien kein Wagen, und der Pfarrer fing an, Verdacht zu schöpfen, man behandle ihn als Gefangenen, wegen der Entführung des Pferdes, wiewohl er vielmals versichert hatte, das Pferd habe ihn entführt, da er es aus Muthwillen bestiegen. Nach langer Ueberlegung beschloß er, die Flucht zu nehmen. Er stand auf, und war im Begriff, die Thür zu öffnen, als der Baron Pompejus von Malzen hereintrat, der auf seines Jägers Pferd angekommen war, während der verzweifelnde Jäger das entlaufene Roß des Barons in Ober- und Nieder-Fahren zu suchen hatte.

Der Baron, sobald er den würdigen Oheim seiner Gemahlin erkannte — die Geschichte von der Ankunft des Pferdes mit einem perrükenlosen, nassen Geistlichen hatte er schon im Schloßhof vernommen —, führte ihn sogleich in ein besseres Zimmer, ließ trockene Kleider und Wäsche herbeischaffen, und dem Herrn Pfarrer Zeit zum Umkleiden. Dann aber war keine Rede mehr vom Heimreisen in der Nacht. Der Baron ließ es sich nicht nehmen, feurige Kohlen auf dem Haupte eines seiner Feinde zu sammeln, ihn köstlich zu bewirthen und mit Artigkeiten zu überhäufen.

Suschens Oheim, von der Güte des Barons überrascht, fühlte sich bald hinter den dampfenden

Bratenschüsseln und Burgunderflaschen behaglich. Doch war ihm, so fest er auch auf dem weichgepolsterten Lehnstuhl saß, den ganzen Abend zu Muth, als hätte er, wie er sich ausdrückte, „die höllische Bestie“ zwischen den Beinen.

„Indessen weiß ich der guten Bestie nicht Dank genug,“ sagte der Baron, „daß sie mir den Oheim meiner geliebten Gemahlin zugeführt hat. Längst schon wünschte ich mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft, um Ihre Vermittelung anzuflehen. Ich bete meine Gemahlin an, und man will mich von ihr scheiden. Meine Gemahlin hat mir verziehen — noch mehr, sie liebt mich — sie will keine Trennung, und doch . . .“

„Liebt Sie? will keine Trennung?“ rief der Herr Pfarrer, und schüttelte den Kopf, welchen des Barons schönste Baumwollenmütze bedeckte.

„Wollen Sie Beweise?“ sagte der Baron. „Ja, ich kann offen gegen unsern lieben Oheim sein. Er soll Alles wissen. Solche Stunde entscheidet über das Glück eines ganzen Lebens.“ Damit ging er und holte Suschens Briefe.

Der Herr Pfarrer hatte in seinem dankbaren Herzen schon längst mit dem edeln Gastfreunde Friede geschlossen und ihn sogar liebgewonnen. Denn der Baron war so schonend gewesen, ihn nicht einmal um die Ursache zu fragen, weswegen er sich des Pferdes bemächtigt; er war so gütig, so angenehm unterhaltend, so herzlich, daß man nicht anders konnte, als ihn lieben. Man war bei ihm wie daheim. Man hatte ihm eigentlich vorher nur den Krieg gemacht als Alliirter von Tantchen Rosmarin und Suschen. Hatte nun Suschen selbst schon die Triple-Alliance gebrochen und Separatfrieden geschlossen, was blieb den Bundesgenossen übrig?

Und in der That sah der Herr Pfarrer aus den Briefen seiner Nichte, daß zwischen ihr und dem Baron nicht nur ewiger Friede, sondern weit mehr Ewiges stipulirt war. Er las einen Brief um den andern; die reinste Zärtlichkeit athmete in allen, und dabei die schonendste Ehrfurcht gegen Tante und Oheim.

Gerührt legte der Pfarrer die Papiere nieder, streckte die Hand über den Tisch und sagte: „Herr Baron, da, meine Hand darauf — ich für meine Person mache Frieden. Suschen muß Ihnen werden. Mit dem Prozeß ist's nichts. Doch müssen wir Tantchen Rosmarin ein wenig glimpflich behandeln. Es ist eine liebe, gute Frau, aber sie hat in manchen Dingen ihr eigenes Köpfchen. Ich war bisher ein wüthender Saulus, nun will ich ein freundlicher Paulus sein und das Bekehrungswerk mit Tantchen beginnen.“

Der Baron sprang auf, und umarmte und küßte den wackern Paulus mit Entzücken.

Kopfschütteln.

Erst spät des andern Tages kehrte der Herr Pfarrer, dem man einen Theil der Garderobe aus seinem Pfarrhause hatte herbeiholen müssen, nach Nieder-Fahren zurück. An der Grenze der Rosmarinschen Güter verließ er den Wagen des Barons und ging den übrigen Weg zu Fuß. Auf einem Spaziergange begegnete ihm Suschen, den kleinen Pompejus an der Hand.

„Wo sind Sie gewesen, lieber Onkel?“

„Beim Herrn Baron. Er läßt dich herzlich grüßen durch mich.“

Suschen ward feuerroth und stammelte: „Der Baron von Malzen?“

„Nun freilich. Das ist ein Ehrenmann. Ich verdenke dir's nicht, wenn du ihn so lieb hast, wie ihm deine Briefchen sagen.“

„Meine Briefchen, Onkel?“

„Die du ihm schriebst — die er aus dem hohlen Baum genommen.“

„Ich ihm geschrieben? Was denken Sie auch!“

„Daß du eine kleine, hinterlistige Sünderin bist, die sich gern verstellen möchte.“

Suschen konnte nicht widersprechen. Sie sah sich verrathen. Sie ergriff ängstlich des Pfarrers Hand und bat mit rührender Stimme: „Himmlischer Onkel, verrathen Sie mich um Gotteswillen der Tante nicht. Ich will Ihnen ja Alles gestehen.“

„Gut. Aber du mußt mich der Tante eben so wenig verrathen. Denn sieh, es ist mir gar sonderbar ergangen. Ich bin mit dem Baron vollkommen ausgesöhnt. Ich bringe dir hier einen Brief von ihm. Lies ihn, aber verrathe der Tante nichts.“

Suschen schüttelte verwundert den Kopf, nahm und las den Brief, und wäre dem Pfarrer gern um den Hals gefallen, wenn nicht zu viel Arbeiter auf dem Felde Zeugen abgegeben haben würden. Sie ging, oder vielmehr schwebte, an der Seite ihres Oheims zum Hause zurück. Nun hatte sie einen Vertrauten ihrer Empfindungen gefunden, der ihre Liebe billigte. Sie übergab das Kind einer Kammerjungfer, verschloß sich in ihrem Zimmer, kniete nieder, hob die Hände gefaltet zum Himmel und betete dankbar.

Unterdessen hatte Tantchen Rosmarin von ihrem Bruder die Geschichte seines Abenteuers vernommen. — Als er sagte, wie er das Pferd gefunden, glänzten ihre Augen voller Freude über die Entdeckung. Daß er sich aufgesetzt, begleitete sie mit der Bemerkung: „Du kannst ja nicht reiten. Was deines Amtes nicht ist, davon lasse deinen Vorwitz.“ Als er aber den Luftsprung über das Gatter, und die Durchschwimmung des Flusses erzählte, sprang sie auf, faßte ängstlich beide Hände ihres Bruders und rief: „Um des Himmels willen, welchen Gefahren hast du dich preisgegeben!“ Sie ward auch nicht ruhig, bis er an der Krippe Halt gemacht hatte. Wie nun aber der Baron erschien, verlängerte sich ihr Gesicht. Je feuriger der Pfarrer die Lobrede desselben machte, je eiskalter ward Tantchen. Als er nun

gar hinzusetzte: „Suschen scheint dem Baron nicht abgeneigt zu sein; ich dächte, wir ständen von dem Prozeß ab, und liessen dem Dinge seinen Gang,“ schüttelte Tantchen den Kopf, indem sie ihren Bruder vom Wirbel bis zu den Sohlen mit großen Augen musterte.

„Höre, Herr Pfarrer!“ sagte sie, „ich fürchte, dein Ritt und die Angst haben dir Schaden gethan. Wenn dich der Baron nicht in die stockfinstere Nacht hinausstieß, sondern beherbergte, so that er nur, was auch die Heiden und Barbaren thun würden. Für seinen Braten und Burgunder gebe ich ihm Suschen noch nicht. Du bist wohl ein schwacher Mann, deine Grundsätze und alle Schande und alle Noth, die der Baron unserm Hause gethan, für ein einziges, armseliges Nachtessen aufzuopfern.“

Da ward der Pfarrer voll Unwillens, und sprach: „Ei, Tantchen, ist aus dir denn alle christliche Liebe gewichen? So wollte ich, du hättest statt meiner das Pferd des Barons geritten, hättest durch alle Lüfte fliegen und durch die brausenden Wellen schwimmen müssen, um die Bekanntschaft des Ehrenmannes zu machen. Dann würdest du anders sprechen.“

Tantchen Rosmarin fand in dem seltsamen Wunsch des Bruders eben so viel Indecentes, als Beleidigendes. Sie hielt ihm eine Rede, drei Stunden lang, deren Refrain beständig war: „Ich verbitte mir jedes fernere Wort von dir über den Baron. Ich werde künftig allein handeln, Grundsätzen gemäß.“

Verschwörung.

Wirklich mußte Tantchen nun allein handeln; denn Suschen und der Herr Pfarrer machten Partie mit einander, und Herr Verwalter Säblein, da er die Spaltung im Staatsrath wahrnahm, suchte sich zu neutralisiren, um keinen zu beleidigen.

Tantchen sprach von Stund an weder mit ihrem Bruder noch mit ihrer Nichte weiter ein Wort über den Baron und den Prozeß. Wollte Suschen davon anfangen, runzelte Tantchen die Stirn und entfernte sich.

Desto kräftiger ward die Sache mit Herrn Advokat Kurzbein verhandelt. Tantchen sparte kein Geld. „Ist einmal die Scheidung vollzogen, so ist allem ein Ende und der Baron vergessen!“ dachte sie.

Nach vierzehn Tagen kam für sie ein trostvolles Schreiben von Herrn Kurzbein. „Unsere Sache ist nahe am Ziel,“ schrieb er, „der Sieg ist unser. Künftige Woche wird vom Tribunal die Scheidung ausgesprochen.“ Tantchen triumphirte; doch verbarg sie schlau ihren Sieg vor Bruder und Nichte.

Aber Suschen erfuhr im Park das bevorstehende Unglück. Der Baron war ausser sich vor Schmerz. „Nichts kann uns retten,“ sagte er, „denn das schriftliche Verlangen einer Gemahlin liegt vor dem Gericht, die ihrem Gatten nur der Form willen vermählt ward, und auf Trennung von einem Manne beharrt, welcher der Räuber ihr Ehre geworden. Nichts rettet uns, o Liebe, o Einzige! als dein eigener Widerruf. Die Noth ist vorhanden; der entscheidende Tag da. Oeffne der unerbittlichen Tante dein Herz. Sie wird menschlich empfinden. Du bist mein Weib, vor Gott und Menschen mein Weib — wer kann dich denn von dieser Brust hinwegreissen, wenn du selbst nicht loslassen willst?“

Suschen schlang beide Arme fest um ihren geliebten Freund und sagte: „Nein, ich verlasse dich nicht! Ich werde noch heut mit der Tante reden; werde ihr bekennen, daß ich dich liebe, daß ich den Prozeß verwünsche, daß ich ihn aufgehoben wissen will.“

„Ist das alles?“

„Was soll ich noch?“

„Suschen, du bist mein Weib! Sage der Tante, daß du als Gemahlin des Barons von Malzen in seinem Schlosse wohnen wollest — daß es deine Pflicht sei, nicht von ihm getrennt zu leben; daß es die Pflicht des Vaters sei, sein Kind zu ernähren und zu erziehen. Warum muß ich einsam leben, ohne dich und unsern Pompejus?“

Die Baronin verbarg ihr Gesicht an der Brust des Geliebten. Ach, was er forderte, hatte sie sich selbst noch nie sagen mögen. Sie hatte kaum Muth genug, es zu denken. Sie drückte ihm die Hand, und versprach mit der Tante zu reden.“

„Ich will mit dir vor sie hintreten.“

„Nein, Lieber, ich allein; aber begleitet vom Onkel.“

„Und wenn sie auf ihrem Willen beharrt? Wie dann, Suschen?“

„Gott weiß es!“

„Morgen Abend empfang' ich deine Antwort?“

„Gewiß.“

„Und wenn die Tante den Sinn nicht ändert, gibst du mir eigenhändig geschrieben deine Erklärung, daß der Scheidungsprozeß wider deinen Willen geführt worden sei?“

„Nein, aber die schriftliche Erklärung, vor dem Gericht gültig, daß ich mit meinem Gemahl versöhnt sei, und von dem Verlangen der Scheidung abstehe.“

„Auch gut. Allein kannst du nach solcher Erklärung eine Stunde länger in Nieder-Fahren verweilen, ohne deine Handschrift Lügen zu strafen? Wird die Welt nicht sagen: wenn sie mit ihrem Gemahl versöhnt ist, warum wohnt sie getrennt von ihm, und nimmt nicht die Rechte der rechtmäßigen Gemahlin ein? — Suschen, morgen kommt mein Wagen zum Park; du bringst unsern Sohn mit dir. Von Malzen aus entschuldigst du bei der Tante deinen Schritt. Es ist kein Verbrechen. Wir sind feierlich vermählt. Die Tante wird Anfangs vielleicht zürnen: der Oheim wird sie beruhigen.“

Suschen konnte nicht widersprechen. Es war zu große Verwirrung in ihr; auch seine Küsse waren ihender, als sonst.

Letzter Kampf.

Suschen verschob die entscheidende Erklärung gegen die Tante bis zum folgenden Morgen; denn der Herr Pfarrer muß erst belehrt und dann Zeuge sein.

„Kind, mach's kurz!“ sagte der Oheim: „die ganze Geschichte ist mir eine ärgerliche Posse. Du bist des Barons Gemahlin; du willst nicht von ihm geschieden sein? Selah! Setze dich zu ihm in den Wagen, fahre mit ihm und deinem Kinde nach Malzen; dahin gehörst du. Tantchen Rosmarin kann dagegen nichts einwenden. Sie wird freilich argen Lärmen machen; ich werde den ersten Sturm aushalten; dann wird wieder gutes Wetter.“

Suschen und der Herr Pfarrer traten also vor die Tante, beide mit dem besten Willen, recht herzhaft zu reden. Aber wie nun Tantchen in ihrer gewöhnlichen Tantenmajestät vor ihnen saß, verloren beide den Muth. Der Herr Pfarrer schnupfte eine Prise um die andere; Suschen spielte mit einer Blume zwischen ihren Fingern.

„Liebes, bestes Tantchen,“ fing endlich die Baronin an, und ward ganz blaß, „ich habe Ihnen etwas zu sagen, aber werden Sie nicht böse. Der Prozeß ist mir zuwider. Ich will des Barons Gemahlin bleiben.“

Tantchen Rosmarin verfärbte sich und starrte Suschen lange an: „Was ist dir?“

„Es ist ihr ganzer Ernst,“ sagte der Herr Pfarrer, „und ich dächte auch, Tantchen, es wäre das beste Ende vom Liede.“

„So? Dich, mich, uns alle vor der Welt an den Pranger stellen? War das dein Sinn, warum fingst du den Prozeß an, Suschen?“

„Ich war's ja nicht, die ihn begonnen hat, bestes Tantchen.“

„Du hast doch die Scheidungsklage unterschrieben.“

„Weil ich den Baron damals nicht kannte.“

„Gutes Kind, du bildest dir also ein, diesen Menschen jetzt zu kennen?“

„Er liebt mich.“

„Das glaubst du im Ernst?“

„Ich schätze ihn sehr — und er ist ja mein Mann.“

„Dein gewesener, liebes Kind, dein gewesener! — Ich weiß zwar nicht, was deinen Sinn so schnell umgeändert haben mag; aber wenn du Grundsätze, Anstand und Ehre wirklich mit Füßen treten wolltest, es wäre zum Glück für den Namen unsers Hauses zu spät. Vermuthlich ist die Scheidung schon vom Gericht erkannt; ich hatte darüber gestern sehr befriedigende Berichte von Herrn Kurzbein.“

„Nein, Tantchen, ich habe noch Zeit zum Widerruf. Ich erkläre meine Aussöhnung mit dem Baron. Ich liebe ihn — ich kann nur mit dem Vater meines Sohnes glücklich sein.“

„Frau Baronin,“ sagte die Tante mit einem Ton und Blick voll Ernstes, wie Suschen nie an ihr gesehen, „vermuthlich haben Sie gut gefunden, hinter dem Rücken Ihrer Mutterschwester, Ihrer wahren Mutter, einen Roman zu spielen. Vermuthlich hat mein dienstgefälliger Herr Bruder Ihnen dazu, für ein Abendbrod, hilfreiche Hand geboten. Ich bekenne, Ihre Aeusserungen sind für mich eben so befremdend, als beugend. Gestattet Ihnen Ihre Religion, und Ihr Begriff von Dankbarkeit, mit mir wie mit einem Kinde zu spielen — wie Sie wollen. Sie sind Ihre eigene Herrin. Opfern Sie immerhin Ehre und Lehre Ihrer zweiten Mutter für einen fremden Menschen auf, der Sie erst vor aller Welt entehrte, Sie zum gemeinen Gassenmädchen, Ihren Sohn zum Bastard, mich zu einer Art Kupplerin machte, dann vielleicht Lust bekam, seine zerrütteten Finanzen wieder durch Ihr Vermögen herzustellen. Ein anderes Mädchen von gutem Hause würde Bedenken getragen haben, ihm die Hand zu geben. Für Sie, Gott sei's geklagt, ist er gut genug. — Also thun Sie, wie Ihnen beliebt, falls die Richter sich gefallen lassen, von Ihnen zum Besten gehalten zu werden. Ich werde meine Grundsätze nie verläugnen, und beweisen, daß mir Ehre theurer, als alles ist.“

Sie sagte es und wollte sich entfernen. Aber Suschen, voll tiefen kindlichen Schmerzes, schrie laut auf, und warf sich ihr klagend entgegen an die Brust: „Nein, das sagt meine einzige, theure Tante, das sagt meine liebe Mutter nicht.“

„Ich sagte es — ich werde es sagen. Gefällt es dir, unsere Ehre aufzuopfern, so fragst du wenig nach meiner Liebe. Willst du dich nicht vom Baron trennen, so läßt du mich fahren.“

„Aber Tantchen, er ist edler, als Sie denken. Er ist der Vater meines Kindes, er ist mein Mann, der mich liebt — Tantchen, Tantchen, den ich unaussprechlich liebe.“

„Ich wünsche alles Glück, Frau Baronin; hätten Sie mir dies Geheimniß nur drei Tage nach der Hochzeit offenbaret.“

„Tantchen, wollen Sie mich unglücklich machen durch diesen fremden, schrecklichen Ton?“

„Wie kannst du unglücklich sein durch mich, wenn dich der Räuber unserer Ehre, unsers Hausfriedens beglückt? Lasse dich durch ihn für meine Wenigkeit entschädigen.“

„Halt!“ rief der Herr Pfarrer, dem endlich bei Tantchens Ton und Suschens Leiden das Herz brach: „Halt ein, Suschen! du hast kaum Muth genug, die Liebe einer hartherzigen Tante für die Liebe eines braven Mannes aufzuopfern; aber Tantchen opfert dein Glück und deine Liebe ohne anders für eine Grille ihres ehrgeizigen Eigensinnes auf. Es ist ihr mehr um sich, als um dich zu thun. Dein Glück mußte ihrer Eitelkeit nur

den Namen leihen. Drum halt ein, Suschen, mit deinem Jammern. Gehe hin, Gott segne dich! Das Weib soll Vater und Mutter verlassen des Mannes willen, um wie viel mehr eine Tante? Gehe hin, Suschen, wohin dich Gott und Natur rufen — und Gott segne dich!"

Tantchen Rosmarin erschrack ob der Rede ihres Bruders; denn er sprach mit einer Heftigkeit, deren sie ihn nie fähig gehalten haben würde.

„Herr Pfarrer," sagte sie mit angenommener Hoheit, „deine Trauungsreden spare für die Kirche auf; aber ich verbitte sie mir in meinem Zimmer."

„Nein, Tantchen, hier gehören sie her, und du mußt sie hören! Schlimm genug, daß ihr Leute gewohnt seid, den Gottestempel nur zum Schauspielhaus zu machen, wo ihr bald Zuschauer, bald Mitspieler seid, aber draussen wieder euer Wesen treibt, als wäre ausser der Kirche keine Religion nöthig. — Du hast Unrecht, Tantchen, gehe in dich. Lasse Suschen gewähren. Lerne den Baron kennen und ihm verzeihen. Er ist ein Ehrenmann."

Die Tante wandte sich mit Gleichgültigkeit von ihrem Bruder ab, und sagte: „Suschen, ich hoffe zu dir, du werdest vernünftig sein, und meinem Rath folgen. Ich bin zu alt, meine Grundsätze nach deinen Mädchenlaunen zu ändern. Dies ist mein Ultimatum. Künftig nie wieder zwischen uns über so etwas weiter eine Sylbe. Hörst du?"

Und damit verließ die Tante das Zimmer; der Herr Pfarrer begleitete Suschen auf das ihrige. Er wollte sie trösten. Aber sie war ruhig. Die letzten Worte der Tante hatten eine Verwandlung in ihr hervorgebracht, die das Gegentheil von dem war, was Tantchen beabsichtigt hatte.

„Ich bin gefaßt, zu allem gefaßt!" sagte Suschen: „Ich sehe es ein, die Tante weicht von ihrem Willen nicht; dieser Wille macht mich, mein Kind und den Baron unglücklich. Ich bin in dem Alter, da ich über mich zu entscheiden habe. Ich habe nicht zu entscheiden; die Pflichten gegen mein Kind und gegen den Frieden meiner künftigen Tage haben entschieden."

„Vernünftig gesprochen, Suschen!" rief der Herr Pfarrer: „Gehe du zu deinem Mann. Die Tante mit ihren eisernen Grundsätzen kommt herum, ehe der Winter verstreicht."

Entführung.

Zitternd und weinend verließ Suschen, begleitet von ihrem Oheim und dem Kammermädchen, an der Hand den kleinen Pompejus, in der Dunkelheit des Abends das ihr immer noch theure Haus; denn der Baron wartete im Park. Aber das Zittern und Weinen verschwand, als sie an der Brust ihres Freundes lag.

Schweigend gingen alle durch den Park, an dessen Ende der Wagen des Barons hielt. Der Herr Pfarrer hob Suschen selbst hinein, nachdem er sie noch einmal mit Herzlichkeit umarmt hatte. „Gott segne dich, liebes Kind!" sagte er: „ich gehe nun heim, und erzähle unserm Tantchen Rosmarin, wie dich der Herr Baron entführt hat. Morgen oder übermorgen besuche ich dich zu Malzen; aber ich komme diesmal nicht zu Pferde."

Dankbar schloß der entzückte Baron den guten Oheim an seine Brust, und setzte sich zu der Geliebten; seinen Sohn auf den Schoos. Dem Kammermädchen, welches freudig in den Wagen sprang, hatte die romantische Entführung etwas besonders Pikantes. Lisette rieb sich die Hände, und versicherte, unter solchen Bedingungen liesse sie sich alle Tage entführen, wenn die Reihe an sie käme.

„Tantchen!" sagte der Herr Pfarrer, als er zu Tantchen Rosmarin ins Zimmer trat: „ich habe dir etwas Neues zu erzählen. Der Herr Baron von Malzen hat Suschen, den kleinen Pompejus und das Kammermädchen der Baronin entführt."

„Entführt!" rief Tantchen mit dem Tone des Entsetzens, und sprang vom Sofa auf, und stand wie Loths Gemahlin: „Es ist nicht möglich!"

„Das muß ich besser wissen, Tantchen, denn ich selbst habe dem guten Suschen erst vor wenigen Minuten in den Wagen des Barons geholfen."

„Du, Herr Pfarrer? — Wie? und das wagt der Baron auf meinen Gütern? gegen meine Nichte? Du im Komplott mit solcher Gewaltthat?"

„Ich sehe darin keine große Gewaltthat; denn Suschen ging mit Freuden, da es bei dir keine Barmherzigkeit fand."

Nun sank Tantchen weinend und schluchzend auf das Sofa zurück, und rief: „Solche Schmach habe ich nicht verdient. Was wird die Welt von uns sagen! wir werden das Gespräch und der Spott des ganzen Landes. Aller Anstand, alle Zucht, alle Ehrbarkeit zu Grunde gerichtet. Alles verkehrte Welt. Erst Kindtaufe, dann Hochzeit, dann Liebschaft, dann Entführung — und das mußte meinem Hause widerfahren! — Ich gebe es nicht zu. Ich mache dem Baron einen neuen Prozeß. Er hat den Landfrieden gebrochen."

Während der Herr Pfarrer mit Tantchen disputirte, hatten die Liebenden das freiherrliche Schloß erreicht. Hier waren alle Zimmer glänzend erleuchtet; alle Bediente des Schlosses umringten in ihren Festkleidern den Wagen, und brachten der neuen Gebieterin ein Vivat. Von Malzendorf waren die Vorsteher und Amtleute erschienen, der Baronin Huldigung zu leisten. Suschen war von allen Glückwünschen und Ehrenbezeugungen so umstürmt, daß sie froh wurde, als sie endlich mit ihrem Gemahl wieder allein sein konnte.

„Jetzt ist's meine erste Pflicht," sagte der Baron, „den kleinen, schläfrigen Engel Pompejus

zur Ruhe zu bringen.“ Er ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst zu entkleiden, und in ein ganz neues, schon längst dazu bestimmtes Bettchen zu legen. „O wie selig bin ich!“ jauchzte er: „heut erst fühle ich die Wollust, Vater zu sein, im vollen Maß.“ Dann führte er die Baronin durch alle Zimmer, und zeigte ihr diejenigen, welche für sie bestimmt waren; die köstlichsten im ganzen Schlosse, auf das geschmackvollste möblirt, mit tausend kleinen Bequemlichkeiten versehen.

Der Prozeß hat ein Ende.

Suschen wohnte im Schlosse Malzen, wie in einem schönen Traum. Sie konnte kaum glauben, daß an ihrem Glücke Wahrheit sei. Nur der Gedanke an Tantchen Rosmarin machte ihr noch Kummer; das hielt sie aber nicht ab, gleich folgendes Tages durch Eilboten an das Tribunal, wie an Herrn Advokat Kurzbein die Erklärung einzusenden, daß sie bei ihrem Mann lebe, und von jeder Scheidung abstehe.

Nach drei Tagen hielt auch der Herr Pfarrer Wort. Er kam, die Glücklichen zu besuchen. „Kinder, erschreckt nicht,“ sagte er, „hinter mir her kommen sieben Wagen voller Kasten, Kisten und Hausgeräth schwer geladen; die Fuhrleute haben alle einen Rausch; vor der Brust Blumensträuser, wie einen Wald; am Hut und Peitschenstock Seidenbänder von allen Farben des Regenbogens. Ich selbst habe ein Räuschchen; aber nur von der Freude. Tantchen Rosmarin schickt ihrem Suschen die Aussteuer, und freundliche Grüße mit saurer Miene.

„Hat mir Tantchen verziehen? liebt sie mich noch?“ rief Suschen, und verhinderte mit ihren Umarmungen und Küssen fast des Onkels Antwort.

„Weißt du nicht, daß ihr Ehre und Grundsätze über alles gehen? Welche Schande für sie, für unser Haus, wenn die Welt glauben würde, diese Verbindung sei wider ihren Willen geschehen! Umgekehrt, Tantchen prangt recht öffentlich mit der Aussöhnung der Parteien; schickte schon vorgestern vor Sonnenaufgang einen Boten an Herrn Kurzbein; Karten nach Waiblingen; sie nimmt Glückwünschungsbesuche an, und alle Welt glaubt, sie habe das gute Werk der Versöhnung gestiftet. Wenn sie aber allein ist, weint sie; und kann sie meiner habhaft werden, schmält sie. Bei allen ihren Schwächen ist sie doch das beste Tantchen Rosmarin unter der Sonne.“

Suschens Augen wurden feucht.

„Und Sie, lieber Baron,“ fuhr der Pfarrer fort, „geschwind einen Brief voll Ehrfurcht an Tantchen geschrieben, um Verzeihung wegen des Frauenraubes gebeten, für die kostbare Aussteuer gedankt, die mütterliche Zärtlichkeit anerkannt; hintennach Klagen, daß man ohne Tantchens Beihilfe unmöglich das neue Hauswesen in Ordnung bringen könne; daß der mütterliche Rath und Beistand für das Ameublement unumgänglich nothwendig sei; daß Sie mit Ihrer Frau morgen auf Nieder-Fahren kommen, ihren Segen erflehen, bei ihr übernachten, sie übermorgen mit sich für einige Wochen auf das Schloß führen würden und dergleichen. Folgen Sie mir! so geht alles gut. Ich stehe dafür. Unsere kleine Baronin läßt unterdessen die Aussteuer abladen und auspacken.“

Wie gern gehorchte alles dem lieben Onkel! — Und sein Rath war so übel nicht. Denn kaum hatte Tantchen das rührende, artige Schreiben ihres freiherrlichen Neffen empfangen, so heiterte sich ihr Wesen auf; sie ordnete mächtige Zurüstungen zur Bewirthung des jungen Ehepaars an, und sagte mehr als einmal im Tage zum Herrn Verwalter Säblein: „Ich dachte es ja wohl, daß es so kommen würde. Nun ist Noth in allen Ecken, und guter Rath theuer; die jungen Leute wissen sich nicht zu helfen; da fehlt es hier, da hinkt es da, da kommen sie wieder bei der Tante betteln. Was soll ich machen? Ich bin zu gut, viel zu gut! Ich muß ja wohl hin, und ein wenig Ordnung bei ihnen machen. Das geht so, wenn man was hinter meinem Rücken anfängt. Da wird alles verkehrt.“

Der Abend vor der Hochzeit.

„Wir werden gewiß mit einander recht glücklich sein!“ sagte Fräulein Louise zu ihrer Tante am Abend vor der Hochzeit, und ihre Wangen glühten röther und ihre Augen strahlten vom innern Entzücken. Man kann wohl denken, wenn eine Braut sagt Wir, wen sie in der Welt damit meine.

„Ich zweifle nicht daran, liebe Louise,“ erwiederte die Tante: „sorget nur, daß ihr mit einander glücklich bleibet.“

„O, wer könnte zweifeln, daß wir's bleiben! Ich kenne mich. Und bin ich noch nicht gut: meine Liebe zu ihm wird mich besser machen. Und so lange wir uns lieben, können wir nicht unglücklich sein. Unsere Liebe wird nie altern.“

„Ach,“ seufzte die Tante, „du sprichst wie ein Mädchen von neunzehn Jahren am Tage vor der Hochzeit, im Rausche erfüllter Wünsche, im Rausche schöner Hoffnungen und Ahnungen. Liebes Kind, denke an mich, auch das Herz wird alt.

Es kommen Tage, da der Zauber der Sinne erstirbt. Und ist das Blendwerk verflogen, dann erst wird offenbar, ob wir wahrhaft liebenswürdig sind. Wenn die Gewohnheit das Reizendste alltäglich macht, wenn die jugendliche Frische zusammenwelkt, wenn zum Licht sich im häuslichen Leben immer mehr Schatten gesellt: dann, Louise, und früher nicht, kann das Weib erst vom Manne sagen, er sei liebenswürdig; dann erst der Mann vom Weibe, es blühe in unvergänglicher Anmuth. Aber wahrlich, den Tag vor der Hochzeit klingen mir dergleichen Betheurungen lächerlich.“

„Ich verstehe Sie, Tantchen. Sie wollen sagen: nur unsere gegenseitigen Tugenden können uns in spätern Zeiten noch für einander Werth geben. Aber ist der, dem ich angehöre — denn von mir darf ich nichts, als einen frommen Willen rühmen —, ist er nicht der würdigste, edelste von allen jungen Männern der ganzen Stadt? Blühet nicht in seinem Wesen aller Adel, der zum Lebensglück führt?“

„Kind,“ versetzte die Tante, „ich gebe dir Recht. Tugenden blühen in dir, wie in ihm; ich darf dir das sagen, ohne zu schmeicheln. Aber, liebes Herz, sie blühen auch nur, und sind noch lange nicht unter Sonnengluth und Regengüssen gereift. Keine Blüthen täuschen mehr in den Erwartungen, als diese. Man weiß nie, in welchem Boden sie wurzeln. Wer kennt das Verborgene des Herzens?“

„Ei, Tantchen, Sie machen mir wahre Furcht.“

„Desto besser, Louise. Sieh, so etwas ist gerade recht gut am Abend vor der Hochzeit. Ich habe dich aufrichtig lieb, drum will ich dir sagen, wie ich's denke. Ich bin noch keine alte Tante. Mit siebenundzwanzig Jahren sieht man noch wohlgemuth ins Leben hinaus, und ist man noch keine Betschwester. Ich habe einen herrlichen Mann. Ich bin glücklich. Darum habe ich das Recht, dir so zu reden, und dich auf ein Geheimniß aufmerksam zu machen, das du vielleicht noch nicht kennst, wovon man einem hübschen jungen Mädchen nicht viel spricht, was einen jungen Herrn nicht gerade am meisten beschäftigt — und doch das Allerwichtigste in jeder Haushaltung ist, woraus allein ewige Liebe und unzerstörbares Glück erwachsen.“

Louise faßte mit beiden Händen die Hand der Tante. „Himmlische Tante! Sie wissen ja, Ihnen glaube ich Alles. Sie wollen sagen: bleibendes Glück und ewige Liebe werden uns nicht durch Zufälligkeiten, durch vergängliche Reize, sondern nur durch die Tugenden des Gemüths verbürgt, die wir zu einander bringen. Die sind der beste Ehescha, den wir zusammenbringen; die werden nie alt.“

„Je nachdem, Louise. Auch die Tugenden können alt und mit dem Alter häßlich werden, wie die Reize des Körpers.“

„Ei, Tantchen, was sagen Sie auch! Nennen Sie mir eine Tugend, die mit den Jahren häßlich werden könnte.“

— Wenn sie häßlich geworden, nennen wir sie nicht mehr Tugend, so wie man ein schönes Mädchen nicht mehr schön nennt, wenn es mit der Zeit zum alten Mütterlein eingeschrumpft ist.

„Aber, Tantchen, Tugenden sind nichts Irdisches!“

— Je nachdem.

„Wie kann jemals Sanftmuth und Milde häßlich werden?“

— Sobald sie mit der Zeit weichliche Schlaffheit wird.

„Und männlicher Muth?“

— Wird zum rohen Trotz.

„Und Bescheidenheit?“

— Zur Kriecherei.

„Und edler Stolz?“

— Zum gemeinen Hochmuth.

„Und Dienstgefälligkeit?“

— Zur Allermannsfreundschaft und Achselträgerei.“

„Nein, Tantchen, Sie machen mich beinahe böse. So kann mein künftiger Mann nie entarten. Eine Tugend hat er, die bewahrt ihn vor allem Abweg. Es liegt in ihm ein tiefer Sinn, ein unvertilgbares Gefühl für Alles, was groß und gut und schön ist. Und diese zarte Empfindsamkeit für alles Edle, sie lebt in mir, wie in ihm. Sie ist die uns angeborne Bürgin unserer Seligkeit.“

— Und wenn sie mit euch altern sollte, würde sie zur häßlichen Empfindlichkeit; und Empfindlichkeit ist der wahre Eheteufel. Empfindsamkeit spreche ich euch Beiden nicht ab; aber Gott bewahre euch, daß diese Grazie nicht zum alten, zänkischen Weibe werde. Kennst du die Gräfin Stammern?

„Die vor einem Jahre von ihrem Manne geschieden wurde?“

— Kennst du den wahren Grund von ihrer Scheidung?

„Man spricht allerlei davon.“

— Sie hat mir die Geschichte selbst erzählt, und ich will sie dir wieder erzählen. Sie ist lehrreich und komisch zugleich, und hier als bloßes Beispiel anzubringen.“

Louise war neugierig. Die Tante erzählte folgendermaßen:

Stammern und seine Frau wurden für das liebens- und beneidenswürdigste Paar gehalten. Ihre Ehe war die Folge einer nach und nach aus mehrjährigem Umgang erwachsenen zärtlichen Neigung für einander gewesen. Sie hatten sich mit wahrer Schwärmerei geliebt. Beide waren wie für einander geschaffen, schön und gut und gefühlvoll, in allen ihren Wünschen und Ansichten zusammentreffend.

Man erinnert sich noch der Auftritte, die es gab, als sie schon förmlich verlobt waren, und

ihre Aeltern sich unter einander entzweiten, so daß die ganze Heirath rückgängig gemacht werden sollte. Die Gräfin ward vor Kummer sterbenskrank, und der schwärmerische Liebhaber drohte, wie Göthe's Werther oder Millers Siegwart zu enden. Genug, um das Leben der jungen Gräfin zu retten und den Grafen von einem verzweifelten Streich abzuhalten, mußten sich die Aeltern gern oder ungern, wenigstens dem Scheine nach, versöhnen. Die Versöhnung rettete das Leben beider Verlobten; aber sobald die Gräfin ausser Gefahr war, entfernten sich die Alten wieder von einander, und suchten die Vermählung ein paar Jahre zu verschieben. Da machte sich das Pärchen eines Nachts auf, reisete über die Grenze, ließ sich vor dem Altar verbinden, kam als Mann und Frau zurück, und damit war der ganze Himmel auf die Erde niedergezogen.

Von nun an galt die Ehe dieses Paars als die glücklichste, als ein Muster der Eintracht und des Friedens. Die jungen Leute schienen nur vom Morgen bis zum Abend darauf zu sinnen, sich einander gefällig zu leben. Im ersten Jahre machten sie sich sogar Gedichte, die zärtlichsten, die gefühlvollsten von der Welt; im Winter wie im Sommer füllten sie sich einander das Zimmer mit bedeutsamen Blumen an; jedes Hausgeräth war ihnen durch eine liebliche Erinnerung werthvoll. Im zweiten Jahre hörten zwar diese Schwärmereien der Empfindsamkeit, die beinahe in Empfindelei überstreiften, auf; aber doch in allen Gesellschaften, Kränzchen, Bällen und Zerstreuungen sahen sie nur sich, suchten sie nur sich, lebten sie nur sich. Man fand es beinahe anstößig. Im dritten Jahre legten sie nun wohl diese liebenswürdige Unart ab, aber im Hause blieben sie dieselben. Im vierten erst schienen sie vom allererſten Rausche der Liebe zu genesen, wenigstens so weit, daß sie auch einzeln wohl, er hier, sie dort, ohne Heimweh in einer Gesellschaft den Abend, zuweilen gar einen Tag zubringen konnten. Desto entzückender war der Genuß des Sichwiederhabens. Im fünften konnte der Graf schon auf einige Wochen verreisen, ohne daß sein Herz vom Schmerz zerrissen und sie beim Abschied ohnmächtig wurde. Aber die damals von Beiden an einander geschriebenen Briefe müßtest du lesen! Wahrhaftig, Heloise schrieb nicht zärtlicher, nicht glühender mit Pope's Feder. Im sechsten ward man endlich so verständig, daß man es bei einer Trennung von wenigen Wochen allenfalls bei einem oder zwei freundlichen Briefen bewenden ließ. Im siebenten fühlten Beide, man könne sich innig lieben, ohne davon die Versicherung eben einander vom Morgen bis zum Abend mündlich und schriftlich wiederholen zu müssen. Das war schon viel. Ihr Glück hatte den höchsten Gipfel erreicht, weil sie zu einander das stille Vertrauen zärtlicher Freundschaft gefunden hatten. Im achten streiften sie den Egoismus der Liebe in solchem Grade von sich ab, daß sie auch für die übrige Welt mehr Empfindung bekamen, und nicht blos einzig für einander lebten, als wären sie nur allein die Lebendigen, und alle übrige Menschen todte Figuranten auf ihrer Lebensbühne. Im neunten waren sie die liebenswürdigsten, wohlthätigsten, gefälligsten, gefühlvollsten Personen ausser dem Hause, wie im Hause. Im zehnten waren sie, wie wir andere Menschenkinder und wie treffliche Leute zu sein pflegen, die schon zehn Jahre mit einander verheirathet sind.

Nun waren sie freilich zehn Jahre älter geworden; aber ihre Liebe auch, und leider — ihre Tugenden auch. Beide waren durch ihre Empfindsamkeit in der Stadt wirklich zum Sprichwort geworden. Jedermann liebte sie darum.

Schon im ersten Jahre des zweiten Zehends ihrer Ehe machten Beide an einander die Bemerkung, daß die Zärtlichkeit nicht mehr so stürmisch war. Sie fanden das sehr natürlich. Man kann lieben, ohne zu brausen. Im andern Jahr entdeckten sie an einander mancherlei kleine Schwächen, die vormals vom Mantel der Liebe bedeckt wurden. Ei nun, sie schonten derselben, und Einer ertrug die Fehler des Andern mit freundlicher Nachsicht. Im dritten gab es wohl hin und wieder eine leise, glimpfliche Erinnerung; doch fügte man sich in einander. Und fand sich wirklich Einer durch den Widerspruch des Andern einmal gekränkt, so hatte er die Gewißheit, der Beleidiger werde die süßeste Buße thun. Im vierten aber glaubte Jeder, das Bußethun käme doch wohl an ihn zu oft; man beargwohnte den Andern, er hätte Neigung, sich selber Alles und dem Andern Nichts zu verzeihen. Im fünften gab es manche kleine Neckerei, und das Bußethun blieb aus. Im sechsten fing man an die Worte gegen einander abzuwägen, um gute Harmonie zu erhalten. Im siebenten gab es schon Mißverständnisse, und nichts war leichter, als daß Einer über die Aeusserungen des Andern empfindlich ward. Man legte sich das aber als Beweise der Liebe aus und des Zartgefühls; keine Wunde eines feindlichen Schwerts schmerzt so sehr, als der finstere Blick einer geliebten Person. Im achten folgten öftere Wortwechsel, aber man gab ihnen keine Folgen. In der besten Ehe ereignen sich dergleichen. Man that einige Tage böse mit einander, und ward wieder gut. Im neunten brachte die gegenseitige Empfindlichkeit endlich zu dem klugen Entschluß, allzuhäufige Berührungen mit einander zu meiden. „Du bist empfindlich," sagte der Graf, „und reizbar, ich bin es zuweilen auch. Das taugt nicht. Du kannst heftig werden, ich könnte es auch sein. Am besten, ich lasse dir in Allem deinen Willen; laß du mir den meinigen. Leben wir heiter neben einander, ohne uns einander zu plagen. Wir lieben uns, aber wir müssen uns mit unserer Liebe nicht zu Tode foltern." Die Gräfin fand das auch. Man führte gleichsam von nun an doppelte Wirthschaft. Man sah sich selten, als bei Tisch. Niemand fragte: woher

kommst du, wohin gehst du? Man fand wieder ruhige Tage, lebte auf höflichem Fuß in Frieden und Eintracht. Und ward Eins über das Wort und Thun des Andern empfindlich, ging man mit einem Kompliment aus einander.

Eines Abends, im zehnten Jahr — da hast du also die Geschichte von zwanzig Jahren — kamen Beide aus dem Schauspiel, speiseten mit einander zu Nacht, und setzten sich darauf plaudernd ans Kaminfeuer. Sie waren noch voll von den Empfindungen, welche ein Iffländisches Schauspiel in ihren zartfühlenden Herzen erregt hatte. Das Glück des ehelichen und häuslichen Lebens, dessen Schilderung sie von der Bühne entzückt hatte, schien sich bei ihnen zu erneuern und zu erwahren.

„Ach," sagte die Gräfin, „Alles gut, wenn man nur jung bliebe!"

— Klage du doch nicht. Wo ist eine Frau, die sich so frisch erhalten hätte, wie du? Ich finde zwischen dir, heut und am Abend vor der Hochzeit, keinen Unterschied. Etwa kleine Launen! Nun, die muß man ertragen. Unsere Ehe gehört doch zu den beneidenswürdigsten auf der Erde. Wäre ich unvermählt und sähe dich, ich würde dir und keiner Andern die Hand bieten.

„Sehr artig!" versetzte die Gräfin mit einem Seufzer. „Aber, lieber Freund, denk' auch, nun schon zwanzig Jahre! Was bin ich jetzt? Was war ich sonst?"

— Heut ein hübsches Weibchen, damals ein hübsches Mädchen. Ich tauschte Eins um das Andere nicht. — Er stand auf und schloß sie küssend an seine Brust.

„Wir wären glücklich, ganz. Nur Eins, lieber Freund, Eins fehlt, was das Glück anderer Ehen vollendet."

— Ich verstehe; ein Kind, das deine Armuth und deine Tugenden erbt. Aber — setzte der Graf hinzu und küßte die Hand seiner Gemahlin — du bist erst achtunddreißig, ich bin kaum vierzig Jahre alt. Wer weiß, vielleicht ...

„O, wie glücklich wär' ich! Freilich, nur ein einziges Kind gibt nicht minder Kummer und Furcht, als Freude. Der geringste Unfall kann es uns wieder rauben. Aber ja, zwei Kinder ..."

— Du hast Recht. Und nicht zwei, sondern drei. Denn mit zweien — stürbe eins, wäre man wieder in der vorigen Angst. Ich bin gewiß, der Himmel erhört uns. Drei Kinder werden uns noch umspielen.

„Lieber Freund," sagte sie lächelnd, „fast wäre es doch zu viel. Das brachte uns in neue Verlegenheit. Zum Beispiel, wenn es Söhne wären?"

— Gut. Wir haben bei fünfundzwanzigtausend Gulden Einkünfte. Genug für uns und sie. Den ältesten gebe ich zur Armee; den zweiten lasse ich in die diplomatische Carriere eintreten. Beide werden viel kosten — aber sie werden sich heben. Wir haben Verwandte, Rang und Ansehen.

„Aber du hast den jüngsten vergessen, lieber Freund."

— Den jüngsten? Gar nicht. Er wird geistlich; er wird Domherr. Die Präbende fehlt nicht.

„Was? Domherr? Mein Sohn ein Pfaff? Nein, wahrhaftig, daraus würde nichts."

— Würde nichts? Wenn ich fragen darf, warum nicht? Er kann Abt, Fürstabt, Bischof werden.

„Nimmermehr! Ich mag nicht Mutter eines Mönchs sein, und meinen Sohn mit der kahlgeschorenen Glatze und im Klosterkittel sehen. Pfui, was fällt dir ein? Und hätte ich hundert Söhne, ich würde es nicht zugeben."

— Du bist einmal bei sonderbarer Laune, liebes Weib. Was sein und unser Glück ist, wirst du bei aller übeln Laune gegen den geistlichen Stand gern zugeben.

„Und ich erkläre dir, fest erklär' ich's: in Ewigkeit nicht. Nenne es immerhin Laune. Ich weiß, du hast gern die Laune, gebietender Herr zu sein; aber vergiß nicht, daß auch eine Mutter wohl Rechte haben könne."

— Gar keine. Der Vater hat die Einsicht.

„Wenn sie aber nicht immer ausreicht?"

— Reicht die meinige nicht hin, Frau Gräfin, so würde ich wahrlich die Ihrige zuletzt in Anspruch nehmen. Ich stehe dafür, daß, wenn der Fall eintritt, ich meinem Willen werde Achtung zu verschaffen wissen.

„Mein Himmel, ich weiß gar wohl, Sie sind mein Gemahl und Gebieter; aber ich habe nicht die Ehre, Ihre Magd zu sein."

— Und ich nicht Ihr Hofnarr, Frau Gräfin. Ich habe Ihnen immer Nachgiebigkeit in Allem, vielleicht nur zu viel, bewiesen. Aber so gern ich Grillen ertrage, verzeihen Sie, es gibt zuweilen Einfälle, die zu albern sein können.

„Sehr verbunden für die Lehre, davon Sie mir auf der Stelle einen derben, praktischen Beweis gaben. Wer auch immer wohl der Nachgiebigste gewesen sein mag? Jahre lang trage ich schweigend Ihre Unanständigkeiten, und verzeihe sie Ihnen großmüthig, mehr als Fehler des Verstandes und der Erziehung, denn als Fehler des Herzens. Aber endlich ermüdet die himmlischste Geduld."

— Da haben Sie völlig Recht. Die meinige war von Ihren Launen und Wunderlichkeiten schon längst auf herbe Proben gesetzt, und Sie können von Glück sagen, daß ich das Joch nicht schon vor Jahr und Tag gebrochen. Denn wahrhaftig, es ist nichts Liebliches, der gehorsame Diener von Ihren Thorheiten zu sein. Ich muß es einmal deutsch sagen.

„Wenn ich deutsch mit Ihnen hätte reden wollen, so würden Sie schon längst wissen, daß Sie ein stolzer, selbstgefälliger Egoist sind, mit dem schwer auszukommen ist; eine herzlose Figur, die immer von Gefühlen spricht, weil man mit dem am liebsten prahlt, was man nicht hat."

— Wirklich? Darum prahlen Sie so gern mit Ihrer Einsicht, mit Ihrem Zartsinn. Mögen Sie Andere täuschen; ich bin, dem Himmel sei's gedankt oder geklagt, schon lange enttäuscht. Tugend ist bei Ihnen am Ende weibliche Grimasse. Sie sind mir mit Ihrer Ziererei nur um so widerlicher, je besser ich Ihr Inneres kenne. Thäten Sie mir nicht leid, wahrhaftig, ich hätte Sie schon vor Jahr und Tag zu Ihrer Familie geschickt, um Ruhe zu haben.

„Sie kommen mir in meinen Wünschen nur zuvor. Ein steifer, langweiliger Egoist, wie Sie, ist nicht geschaffen, eine verständige Frau zu belustigen. Und nach einer solchen Erklärung begreifen Sie wohl, wird mich kein größeres Vergnügen erwarten, als Ihrer bald los zu sein."

— Allerliebst! So entlarvt sich denn Alles. Ich nehme Sie beim Wort, und wünsch' es mir nicht besser. Adieu! Lassen Sie sich etwas Angenehmes träumen. Morgen ist das Geschäft ins Reine gebracht.

„Je früher, je besser, Herr Graf."

So gingen Beide aus einander. Folgendes Tages ward der Notar berufen; Zeugen kamen; der Ehescheidungsakt wurde geschrieben und beiderseitig unterzeichnet, was auch Freunde, Freundinnen, Verwandte, selbst Personen vom ersten Rang dagegen sagen, bitten, warnen mochten. Die Trennung erfolgte.

So ward eine lange, eine scheinbar glückliche Verbindung plötzlich zerrissen. Der lächerliche Zwist über das künftige Loos dreier Söhne, die noch gar nicht in der Welt waren, zerriß den Faden, wo man einen Bund für die Ewigkeit vermuthete. Und wahrhaftig, der Graf sowohl als die Gräfin gehören doch zu den angenehmsten Menschen. Man kann ihnen nichts Böses nachsagen, als Schwachheiten, wie wir Alle sie haben.

„Komisch nannten Sie die Geschichte?" sagte Louise mit düsterm Gesicht zur Tante: „Mich hat sie ganz niedergeschlagen. Ich begreife, wie auch bei sonst guten Menschen nach und nach die Ehe unglücklich werden kann. Trösten Sie mich nur wieder, denn Sie hätten mich sonst trostlos gemacht. Ich würde meinen künftigen Mann nie ohne Furcht wegen unserer Zukunft ansehen können. Denken Sie, welch ein Schicksal!"

„Was meinst du?" fragte die Tante.

„Ach, Tantchen, wenn ich nur nie alt würde! So wäre ich gewiß, ich würde meinen Mann beständig an mich fesseln."

„Du bist gewaltig irre, liebes Kindchen! Und wärst du immer frisch und schön, wie heut: so würde das Auge deines Mannes durch vieljährige Gewohnheit doch endlich sehr gleichgültig dagegen werden. Gewohnheit ist die größte Zauberin in der Welt und eine der wohlthätigsten Feen im Hause. Sie macht das Schönste wie das Häßlichste alltäglich. Ist man jung und wird alt: die Gewohnheit hindert es, daß der Gemahl dessen gewahr wird. Umgekehrt, blieben wir jung und er würde alt, es könnte zuletzt schlimme Folgen haben und den betagten Herrn eifersüchtig machen. Besser ist's, wie es der liebe Gott einmal eingerichtet hat. Denke dir, du wärest ein altes Mütterchen geworden und dein Mann ein blühender Jüngling: wie würde dir dabei zu Muthe sein?"

Louise rieb sich das Näschen und sagte: „Ich weiß nicht."

„Aber", fuhr die Tante fort, „ich will dich auf ein Geheimniß aufmerksam machen, welches —"

„Eben das," rief Louise hastig dazwischen, „eben das hätte ich so gern gehört."

Die Tante sagte: „Höre mir nun recht zu. Was ich dir sage, das habe ich probat gefunden. Es besteht aus zwei Theilen; der erste Theil des Mittels einer glücklichen Ehe verhindert an sich schon jede Möglichkeit der Zwietracht, und müßte selbst Spinne und Fliege zuletzt mit einander zu den besten Freunden machen. Der andere Theil ist das beste und sicherste Erhaltungsmittel weiblicher Anmuth."

„Ei!" rief Louise.

„Also die erste Hälfte des Mittels: Nimm deinen Bräutigam in der ersten einsamen Stunde nach der Trauung, und fordere von ihm ein Gelübde und gib ihm ein Gelübde. Versprechet einander feierlich: nie, auch im bloßen Scherz nicht, mit einander zu zänkeln, zu wortwechseln oder gegen einander ein wenig böse zu thun. Nie! Ich sage dir: nie! — Auch nur das Zänkeln aus Scherz, das Bösemiteinanderthun aus bloßer Neckerei, bringt Uebung bei — zum Ernst. Merke dir das! — Ferner: versprechet einander Beide herzlich und feierlich, nie vor einander irgend ein Geheimniß zu haben, unter welchem Vorwand, unter welcher Entschuldigung es auch sein könne. Ihr müsset einander beständig und jeden Augenblick klar durchschauen. Auch wenn Eins von euch irgendwo gefehlt hätte — keinen Augenblick angestanden, und es frei gebeichtet, und wenn es mit Thränen sein sollte, aber gebeichtet! — Und so wie ihr Beide vor einander nichts geheim habet, so habet dagegen eure eigenen innern Haus- und Ehe- und Herzenssachen vor Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Tante und aller Welt geheim. Ihr Beide, und Gott dazu, bauet nun eure eigene stille Welt. Jeder Dritte und Vierte, den ihr mit hineinzöget, würde Partei machen und zwischen euch Beiden stehen! Das darf nicht sein. Gelobet euch das. Erneuert das Gelübde bei jeder Versuchung. Ihr werdet euch wohl befinden. So werden eure Seelen gleichsam zusammenwachsen; so werdet ihr Beide nur Eins sein. Ach, wenn manches junge Paar dies einfache Kunststück der Lebensweisheit am Hochzeittage gewußt und sogleich benutzt hätte, wie manche Ehe wäre glücklicher, als sie leider ist."

Louise küßte die Hand der Tante mit Inbrunst.

„Ich fühle, das muß sein. Wo das nicht ist, bleiben die Vermählten auch nach der Trauung immer zwei Fremde, die sich einander nicht kennen. Es soll sein; ohnedem kein Glück. Und nun noch, Tantchen, das beste Erhaltungsmittel weiblicher Schönheit?“

Die Tante lächelte und sprach: „Wir dürfen uns gar nicht verhehlen, ein schöner Mann gefällt uns hundert Mal besser, als ein häßlicher; und den Männern gefällt es, wenn wir hübsch sind. Aber was wir schön nennen, was uns an den Männern, was den Männern an uns eigentlich gefällt, ist nicht blos Haut und Haar und Wuchs und Farbe, wie an einem Bilde oder an einer Statue: sondern das Eigenthümliche, die Seele darin ist es, die uns durch Blick und Sprache, Ernst und Freude und Trauer bezaubert. Die Männer vergöttern uns, je mehr sie in uns Tugenden des Gemüths vermuthen, die unser Aeusseres verspricht; und wir finden einen leibhaften Menschen widerlich, wenn er auch noch so hübsch und zierlich ist. — Eine junge Frau, die also ihre Schönheit bewahren will, bewahre nur eben die Seele, eben die schönen Gemüthseigenschaften, eben die Tugenden, durch welchen sie den Geliebten fesselte. Und das beste Erhaltungsmittel der Tugend, daß sie nie altert, sondern ewig jung bleibt, ist Religion, dieser innigste Verein mit Gott und Ewigkeit und Glauben, ist Religiosität, dies allen Menschen wohlwollende, reine, friedliche Wandeln in Gott.“

„Sieh, liebes Herz,“ fuhr die Tante fort, „es gibt Tugenden, die aus bloßer Lebensklugheit entstehen. Die altern mit der Zeit und ändern sich, weil auch beim Wechsel der Umstände und Neigungen die Klugheit ihre Mittel ändert, und weil die Klugheit mit den Jahren und Leidenschaften nicht immer wächst. Aber religiöse Tugenden können nicht ändern, sondern bleiben ewig dieselben, weil unser Gott immer derselbe ist, und weil die Ewigkeit immer dieselbe ist, der wir und unsere Geliebten entgegen gehen. Bewahre ein unschuldiges, frommes Gemüth, Alles von Gott erwartend: so bleibst du in der Seelenschönheit, derentwillen dich heute dein Bräutigam anbetet. Ich bin keine Herrnhuterin; ich bin keine Kopfhängerin; ich bin deine siebenundzwanzigjährige Tante. Ich tanze gern; ich schmücke mich gern; ich scherze gern. Aber eben darum sag' ich es dir. Sei eine liebe, fromme Christin, und du wirst als Mutter einst, und als Großmutter, schön sein!“

Louise schlug ihre Arme um den Nacken der Tante, und weinte still und sprach: „Ich danke dir, Engel!“

Die Irrfahrt des Philhelenen.

1.

Die Flucht.

Landeck, 23. Juli 1819.

Meinethalben, edler Jeremias, stiere das Blatt mit erschrockenen Augen an; frage, wo liegt dies Landeck? sprich immerhin: Franz hat seinen Verstand in den Mond geschickt! Ich bin nun einmal hier, bin zufrieden, und gehe, wills Gott, weiter, wenn's mir gefällt. Landeck liegt im Tirol.

Was kümmern mich Vettern, Gevattern und Basen in unserm Städtchen? Diese Leute da reichen mit ihrem Verstand wahrhaftig blos über die Straße von einer Hausthür zur andern. Sie meinen, in der Welt sei nichts Edleres, als ein Spießbürger Ihresgleichen. Mir aber ist nichts Ekelhafteres. Ich will Weltbürger sein. Ich bin's schon. Mein Weg ging über Kassel, Ulm und Lindau hieher.

Blut weinen möchte ich über die sechs schönen Jahre, die ich verschlief. Da rostet Herz und Geist in dem kleinstädtischen, engen Hühnerhof, wo man sich einen Tag wie alle Tage bewegt, einen Tag wie alle Tage singt und kräht. Unter dem matten, platten Einerlei stehen zuletzt alle Gedanken ab; die große Gotteswelt schrumpft um das Städtlein zu einem Sack zusammen; die Menschen werden zu Automaten; der Schöpfer des unendlichen Alls wird endlich selber so klein, wie ihn der alte Katechismus macht. Das ist nichts für mich. Wieder lebendiger Mensch zu werden, flog ich in die lebendige Welt zurück. Ich jagte mit Extrapost durch Deutschland, Tag und Nacht, zwischen Traum und Wachen. In Feldkirch schlief ich zum erstenmal wieder in einem Bett.

„Wohin wollen Sie?“ fragte der Postmeister: „Nach Bludenz? über den Arlberg?“

„Allerdings!“ sagte ich, zufrieden mit dem Reiseweg, den ich selber nicht wußte. Ich nahm die Karte.

„Es ist nur der Pässe wegen, die visirt sein müssen!“ fuhr der Postmeister fort. Ich gab also mein Signalement ab, um zu beweisen, daß ich kein entlaufener Verbrecher, kein demagogischer Umtreiber, Bankerotierer, Schleichhändler und dergleichen sei. Lieber Jeremias, rühme mir nicht die Stufe der Ausbildung, auf welcher wir Europäer stehen. Ein Ehrenmann, wohin er kömmt heutiges Tages, gilt ex officio so lange für einen Schelm, bis er sich wegen seiner Unschuld legiti-

mirt hat. Die bessern unter den alten Staaten, in denen der Mensch noch als Mensch galt, wußten von dem Unwesen nichts. Das ist Ausgeburt neuer Zeit, der Ueberklugheit, wo man, um einige Spitzbuben zu ertappen, tausend rechtschaffene Leute, als Verdächtige, von Polizeiknechten beäugeln läßt.

Lieber Jeremias, ich habe gegen das Gute nichts einzuwenden, aber gegen das Uebergute sehr viel; denn es ist das Schlechte. Die Aussenenden berühren sich in allen Dingen. Unmäßige Reinlichkeit hab' ich immer als neue Unfläterei wiedergefunden; unmäßige Freiheit als Hottentoterei, und unmäßige Ordnung als Verwirrung aller natürlichen Ordnung. Sind die europäischen Unterthanen nicht wahres Leibeigenthum ihrer Leibherren, ohne deren Willen sie sich nicht von der Scholle Landes entfernen dürfen, auf der sie entstanden? Ich mag daran nicht denken. Ich mag davon nicht schreiben. Die Polizei könnte den Brief erbrechen und mich als Demagogen und Carbonaro ausschreiben. Sogar vertraute Gedanken unter Freunden sind nicht mehr zollfrei. Der Leibherr verlangt Rechenschaft von Vorstellungen des Gemüths. Der Leibherr möchte sogar Seelenherr werden. Das war selbst im Mittelalter Keiner. Basta!

Hinter Feldkirch ein offenes, ebenes, geräumiges Thal. Die Hochgebirge von Flözkalk schichten sich links und rechts zu erschrecklicher Größe auf. Sie glichen an den Himmelswänden ungeheuern Gemälden, mit Duftfarben auf Luft gepinselt. Ich meinte, sie mit Händen antasten zu können. Der Teppich des flachen Thalbodens war ein grüner Wiesengrund, von kleinen Feldern mit Tabak, Haber, Welschkorn, Hanf, Kartoffeln und Gerste durchbrochen.

Hinter Bludenz treten die Riesenberge enger zusammen. Der Feldbau stirbt. Von schrofsen Felsen herab flattern schmale silbergraue Bänder. Als ich näher kam, waren es Wasserfälle.

Ueber den Arlberg ist schöne Straße; ich mußte Vorspann nehmen und ging zu Fuß. Hier ist's der Mühe werth zu weilen. Was sind die Naturalienkabinete der großen Herren gegen die Prachtstücke Gottes; neben diesen senkrechten Schichten der Urkalkfelsen und goldbraunglänzenden Glimmerbergen, wo das brennende Blau der kleinen Gentianen und die rosenfarbenen Blüthen der Rhododendern friedlich-freundlich lächeln! Edler Jeremias, ich habe mit dir das herzlichste Mitleid. Wag' es doch. Kriech nur einmal aus der dumpfen Höhle deines vergitterten Comptoirs heraus und in die Stille der feierlichen Alpenwelt empor. Dann wirst du entdecken, was es heiße, Mensch sein und im Reich Gottes leben.

Mir war wohl, seit sechs Jahren zum ersten Mal wohl. Ich lebte allein. Denn der Postknecht, die Postpferde und der Postwagen galten mir gleich Maschinen. Als ich bergab nach Nassereit wieder zu Menschen gelangte, ward mir's bei denselben unheimlich, doch nicht unbehaglich, sondern lächerlich. Ich sah nach der Natur wieder Unnatur und Geschmacklosigkeit. Die Leute gafften mich an und ich sie. Weiber und Mädchen mitten im Sommer in dicken Wollenstrümpfen; auf dem Kopf kegelförmige, zottige, schwarze oder braune, zwei Finger dicke Wollenkappen. Heil mir, daß ich von da weg bergab flog, zwischen den schwarzen Waldbergen auf engem Weg. Links streiften die Achsen der Räder beinahe die Glimmerwand des Felsens, der wie polirtes Kupfer schimmerte; im Abgrund rechts unter mir schäumten die Wellen der wilden Rosanna ihren flüssigen Schnee über die blaßgrüne Stromfläche. Der Wagen flog sausend neben dem Abgrund hin, von dem kein Geländer schied; aber mein kecker Tiroler leitete mit sicherer Hand sein Gespann.

Ein neuer Aufzug. Die Bergwände schoben sich auseinander. Ein kreisförmiges Thal erscheint, mit Hochgebirgen umzäumt. Hügel, Felsen, Wiesen, Wälder durcheinander in schöner Verwirrung. Rechts ein Dorf am Inn, die Schindeldächer mit Steinen belastet gegen das Blasen des Sturms. Dabei auf der Höhe eine Kirche, und unweit davon mit alterthümlichem Gemäuer eine Burg, nebst hohem, viereckten Warthurm. Das ist Landeck.

Sage allen Vettern, Gevattern und Basen daheim, ich erlaube ihnen, über mich zu schnattern drei Vierteljahre lang. Sie sehen mich nicht wieder. Zwar, edler Jeremias, du in eine armselige, verkrüppelte Spießbürgerlarve durch dein Schicksal Verpuppter, zwar dich möcht' ich, dich muß ich wiedersehen, aber nur nicht zwischen den Erkerhäusern mit den schüttenden Dachrinnen, sondern auf einem Berge, in einer Alp, in einer Einöde, wo Gott, du und ich! — Zwar auch Obersteuereinnehmers Lenchen, ach, das Meisterstück der Natur, aber verhunzt durch die Welt! Nein, ich mag's nicht wiedersehen, denn nach wenigen Jahren ist diese Tulpe verblüht, und was bleibt dann von ihr? — Das arme Ding, das mit sich selber nichts Besseres anzufangen weiß; das seine jugendliche Anmuth nur als Kapital an guten Zins legen will, um einen reichen Mann, ein hübsches Haus, modische Kleider, behaglichen Titel, Kutsch' und Pferde, Abends Whist und Boston zu bekommen.

Adieu.

2.

Die Stiefschwester.

Wels, den 6. August 1819.

Durch Wiesengründe, schlechte Dörfer und heitere Lärchenwälder fuhr ich nach Innsbruck. Rechts und links finstere Waldgebirge, dazwischen zerklüftete, nackte, zerbröckelnde Kalkberge, die zu Schutthaufen werden. Das ist nicht der bloße Flügelschlag der Zeit, wie die Poeten sagen, der die Gebirge verödet. Die dumme Roh-

heit der Menschen, welche nach und nach die Höhen ihres Schutzes, nämlich der Wälder, dadurch des Bindemittels für die fruchtbare Erde, und der Quellen beraubt, die zerstört mehr, als die Natur. Was Natur verwüstet, weiß sie auch wieder zu erbauen. Nicht so der Mensch.

Von Zeit zu Zeit kamen mir Tiroler Schützen entgegen mit ihren Stutzern, und hübsche Bäuerinnen im Festschmuck, die unter ihren runden Filzhüten recht keck hervorschauten. Schattenspiel an der Wand!

Hinter Zirl fuhr ich längs der riesigen, schroffen Felsmauer hin, die man die Martinswand heißt. Sie ließ mich sehr gleichgültig, trotz der vielen Treffen, die an ihrem Fuß von Franzosen, Baiern und Tirolern geliefert waren, und trotz dem, daß sich auf ihrem Gipfel einmal ein Kaiser Maximilian verirrt hatte. Die meisten Dinge, welche die Leute für merkwürdig halten, sind immer Verirrungen; und die machen mir eben Langeweile. Ihre Weisheiten und Edelthaten halten die Sterblichen selten für Merkwürdigkeiten, und sind doch die merkwürdigsten Seltenheiten. Es ist aber wahrlich keine Bescheidenheit ihrerseits.

Innsbruck macht im Hintergrunde der weiten Ebene des Thales ein artiges Bild. Die Stadt selbst sprach mich in ihrem Innern nicht an. Sie trägt Spuren einer gewesenen Haupt- und Residenzstadt, kam mir aber vor, wie ein verblichener Gallarock. Als ich nach der Hauptkirche ging, um das gepriesene Denkmal Kaiser Maximilians I zu sehen, zeigte mir mein Führer links an einem Hause ein Vordächlein, wie es Krämer über ihre Ladengewölbe in unserm Städtlein zu haben pflegen. Der gute Tropf hielt es für sehenswürdig, weil es vergoldet war.

Ich erschrack fast, als ich in das hohe, stille Gebäu der Hofkirche trat, worin ausser uns nichts Lebendiges athmete, und sich da, links und rechts dem Mittelgang freistehend, dunkle Menschengestalten, ohne Bewegung, in übernatürlicher Größe erhoben. Ich glaubte die Schatten der Vorwelt zu sehen, die leise Unterredungen pflogen, und deren Asche vielleicht unter meinen Fußsohlen in vermeinter heiliger Erde begraben lag. Es waren aber, in alterthümlicher Tracht, zwanzig bis dreißig eherne Bildsäulen alter Fürsten und Fürstinnen Tirols. Sie machen im Halbdunkel des Tempels großen Eindruck; desto kleinern gewährte mir Maximilians Marmordenkmal, mit den Kardinaltugenden und Thaten des Kaisers, mit halberhabenen, geschnitzten Bilderlein überladen. Nürnberger Tand!

Die Kirche hatte für mich einen ganz andern Schatz. Hier spukte ein schönes Gespenst, das mich noch immer ein wenig neckt. Die kleine, niedliche Spießbürgerin, die ad modum des Obersteuereinnehmers, ihres Vaters, der doch nur die Gulden seiner Mitbürger einnimmt, die Männerherzen mit Steuern belegt, nur sie begegnete mir auch hier, aber heiliger, größer, als sie selbst. Droben, hinter dem Chor, als ich vor einer großen Blende in der Mauer vorbeiging, sah ich sie. Aber es war, sagte mir der Führer, das Denk- oder Grabmal der reizenden Philippine Welser, der bürgerlichen Gemahlin des durch sie bemerkbar gebliebenen Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, in weißem Marmor. Guter Jeremias, denke dir nicht Sarg, nicht Tod; nicht die armselige, schmeicheleiselige Erfindung Canova's in der Wiener Augustinerkirche für das Grabmal einer Herzogin von Sachsen-Teschen; nicht das Widerliche und Peinliche des Hindelbanker zerbrochenen Grabsteins, wo sich ein zartes, junges Weib, mit dem Kindlein eingeklemmt, hervordrängt zwischen den Steinen, als wäre es darunter lebendig begraben worden. Nein, Jeremias, denke dir nicht Sarg und Grab und Tod, sondern auf weißem Marmorlager ruhend, mit geschlossenen Augen, ein leichtbedecktes, schönes, junges Weib, wie Jairi Töchterlein im Evangelium, von dem der Herr sagt: Sie ist nicht gestorben, sondern sie schläft.

So soll man den Tod darstellen, — einen süßerquickenden Schlummer! Die ekelhafte Zerrgestalt, der Knochenmann mit Stundenglas und Hippe, konnte aus keiner griechischen, sondern nur aus einer finstern, nordisch-christlichen Fantasie hervorgehen. Und diese Philippine und Lenchen, denke dir meine Bestürzung! Beide waren dasselbe, Zug um Zug. Dieselbe stille Milde, dieselbe selige Ruhe in sich selber, dieselbe Ueppigkeit der zarten Lippen. Aber nicht mehr das von einer freundlichen Seele bewegte Antlitz, sondern blasser Todesschlaf. Die Kälte durchschauerte mich bei der Berührung des Fingers. Je länger ich sie betrachtete, je mehr schien sie des Lebens wieder fähig. Warum war hier Niemand, der sprechen konnte: Kind, stehe auf! — „Und ihr Geist kam wieder und sie stand alsobald auf.“ In der That schien sich nach und nach vor meinen Augen der Busen mit der leichten Linnendecke schwach zu heben und zu senken. — Ich ging mit einem Seufzer von dannen. Schade um Lenchen!

Ich warf mich in den Wagen, um mich wieder zu zerstreuen, und wandte rechten Ernst daran. Die Gegend mit dem verheerenden Innstrom machte mir Langeweile. Auch hier streckten schon mehrere Berge, all ihres Pflanzthums und Erdreichs entblößt, die nackten Felsenknochen zur Schau. Weder das lebendige Städtlein Hall, noch das traurige Schwatz, welches eben aus der Asche wieder hervorzukriechen anfing, lockten mich.

Da kam die holdselige Natur, die Reine, die von Menschen Unentweihte, und küßte mich und gab mich mir wieder, als ich gen Söll flog. Im zitternden Abendsonnenlicht umfing mich eine idyllische Landschaft: Wiesen im frischen Grünglanz, Hütten ausgestreut hinter Gebüschen; fern in lieblicher Einöde auf der Höhe, im Roth der Abend-

wolke, ein Schloß, wie durch Feenkunst hingehaucht. Seitwärts im Schatten und Duft ein frommes Kirchlein auf dem Hügel. Zwischen Alles ein spiegelnder Bergstrom durchgeschlungen. Da und hier Kinder mit Gesichtern von Schnee und Rosengluth; Knaben mit unbedeckten Knien; Weiberlein mit grauen Filzhüten, gutmüthige Augen darunter. Aber Aphrodite selbst würde zur Zerrgestalt, wenn sie die vielen Röcke, den steifen Brustlatz, die dicken Wollenstrümpfe, die dicke, blaue, zuckerhutförmige Mütze, oder den kurzkrämpigen Grünhut einer Tirolerin trüge.

Mittags fuhr ich in Salzburg ein. Jeremias, das ist dir unter den Städten, was Philippinens Grabmal zu Innsbruck unter den Sarkophagen, — schön und todt. Stille Paläste, große Plätze ohne Volk, eine Natur voller Majestät ringsumher. Die Stadt lagert sich an einer weiten Ebene aus, eingeklammert hinterwärts von Riesenbergen mit den schönsten Formen. Man sieht aller Orten, diese Stadt ist priesterliches Prunkwerk!

Das kleinlichste, lächerlichste Prunkwerk aber ist, was die Leute in Salzburg mir als das sehenswertheste zeigen wollten, — ein unreinliches feuchtes, hohes, thorförmiges Loch durch einen Felsen gehauen, — ein feuchtes, wüstes Amphitheater, ebenfalls in Felsen gehauen mit Spitzen, Logen und Zubehör ohne Zweck und Nutzen. Ich weiß nicht, wie der Kirchenfürst geheißen, der in den großen Naturumgebungen solche Maulwurfsideen hatte, und sein von den armen Unterthanen empfangenes Geld so fruchtlos vergeudete, für nichts Gutes und Schönes. Ach, hätte der Mann die Armuth, Unwissenheit und Trägheit dort in mancher Hütte gesehen, wie ich! Aber solch ein Mann lebt sich, und nicht Andern. Und seine Prahlsucht fand eben so elende Schmeichler. Sie machten ihm in den Felsen, die er durchlöchert und benagt hatte, eine Inschrift: Saxa loquuntur (die Steine reden). Nun, mögen ihn die Steine, allenfalls auch die Steinhauer preisen; er verlangte nichts Besseres und wußte wahrscheinlich nichts Besseres. Als Pharao hätte er in Aegypten vermuthlich Pyramiden gebaut, die am Ende, eben durch die unermeßlichen Flächen der Wüsten, aus denen sie aufsteigen, doch etwas Bedeutsameres und Seelerhebenderes sind, als die kleinen, dumpfen Löcher bei Salzburg.

So satt war ich der Stadt der Todten, daß ich noch spät Nachts fortreisete, und ich sah die Welt, trotz dem, daß ich sie, den Mond ungerechnet, mit zwei Wagenlaternen beleuchtete, erst bei Völklabruck wieder. Es war Sonntag. Die Landleute kamen, den Kirchendienst zu beobachten, aus benachbarten Ortschaften, Weilern, Höfen. Männer und Knaben in schwarzen, kurzen Jacken, runden Hüten, kurzen Beinkleidern, weißen oder blauen Strümpfen und geschnürten Halbstiefeln. Mädchen und Frauen in schwarzen, niedlichen Spensern, langen Röcken, Städterinnen gleich, aber meistens schöner, als Städterinnen zu sein pflegen. Grazienhafter Wuchs, die feinsten Gesichtszüge, und, ausser der zarten Farbe, eine ganz eigene, halbblöde, verschämte Lieblichkeit im Antlitz. Der reizende Menschenschlag hörte endlich gegen Wels hin mit der Sitte der Bäuerinnen auf, ihre großen, lebhaft-grünen oder dunkelrothen Tücher recht geschmackvoll ums Haupt zu winden. Von allen weiblichen Nationaltrachten Deutschlands ist hier die schönste. Ihretwillen reisete ich langsamer, hielt von Ort zu Ort in schlechten Wirthshäusern, bis mir endlich eine artige Wirthstochter stillsaß, daß ich sie in ihrem Gewand zeichnen konnte.

Drum kam ich in dunkler Nacht erst nach Wels. Ich hielt an einem freien Platz unweit dem Thore. Ich sprang aus dem Wagen; mir odemlos unter der Thür ein junges Frauenzimmer mit ausgebreiteten Armen entgegen. Es schloß mich fest an sich, und heftete die Lippen mit Inbrunst auf die meinigen, eh' ich zur Besinnung kam, und in Zwischenseufzern rief sie halbleise mich bei meinem Namen: „O Franz! o Franz!“

So zärtliches Empfangen weiset man auch im neunundsechszigsten Jahre nicht unzart ab, geschweige im neunundzwanzigsten. Ich gab Umarmung und Kuß auf Gerathewohl zurück, und überzeugte mich, es müsse Lenchen sein, die Einnehmerin der Herzenssteuern. Warum aber hier? Wie so schnell konnte sie da sein? Wie konnte sie meine Ankunft wissen? Wollte sie mich in die Gefangenschaft zurückführen? Ich drückte sie herzlicher an mich. Da ließ sie das Köpfchen hangen; sie sank in meinen Armen zusammen. Gleichzeitig erschienen Aufwärter mit brennenden Kerzen unter der Hausthür, wie auch eine ältliche Frau in Reisekleidern mich begrüßen zu wollen schien, aber schnell Miene änderte, als sie mich sah, und rief: „Helene! Helene! er ist's ja nicht.“

Also auch das noch: wieder ein Lenchen, wenn auch nicht meine kleine Spießbürgerin. Aber Helene erwiederte keine Silbe. Man zündete. Ein blasses, zartes, edles Gesicht mit geschlossenen Augen lag stumm an meiner Brust, leblos wie die marmorne Philippine von Innsbruck. Die Frau wehklagte um ihre leichenähnliche Tochter. Ich trug die unter ihren Freuden Entseelte in ein Zimmer, wo schon für drei Personen das Nachtmahl bereit stand. Aber die dritte Person war nicht ich, sondern Helenens Bruder, den man diesen Abend aus dem Salzburgischen erwartete. Man war ihm, laut brieflichen Abreden, bis Wels entgegengereiset.

Man brachte das Fräulein gemach wieder zu sich selber. Als Helene von der Ohnmacht halb genesen war, und die Augen aufschlug, streckte sie die Arme nach mir und sagte mit mattem, sehnsuchtsvollem Tone: Franz!

„Kind,“ redete die Mutter, aber er ist's nicht.“

„Mit Erlaubniß, gnädige Frau,“ versetzt' ich, doch heiß' ich auch Franz.“

„Und was sonderbarer noch ist,“ erwiederte die Mutter, „Sie gleichen unserm Franz selbst in Gestalt und Art. Kein Wunder, wenn sich das gute Mädchen im Dunkeln und in der ungeduldigen Freude betrog. Es wäre mir fast nicht besser ergangen.“

Wie wir noch redeten, — aber Helene schwieg dabei und wagte kaum aufzublicken, während sie mit zitternder Hand ein Glas Wassers zum Munde führte, — wie wir noch redeten, rollte wieder ein Wagen heran auf der Straße. Er hielt. Sie gab hastig das Glas ab und sagte: „Ist er's?“ Die Mutter schien auch auf dem Sprunge zu sein, aber hielt wieder an sich, etwas ungläubig. Man berathschlagte, vermuthete. Indessen ging die Zimmerthür auf. Die Mutter flog an die Brust eines jungen Mannes von meiner Größe. Dann eilten sich Bruder und Schwester entgegen. Aber Helena war jetzt minder stürmisch; ich weiß eben nicht, hemmte die Gegenwart eines Fremdlings ihren schwesterlichen Ungestüm, oder hatte sie schon den Champagnerschaum des Entzückens an mich Unwürdigen weggegeben.

Hätte die begeisterte Familie auf meine mehrmaligen Versuche geachtet, mich von ihr mit Anständigkeit zu verabschieden, so würd' ich mich entfernt haben. Als es mir aber endlich gelang, mein Wort anzubringen, bestanden Mutter und Sohn darauf, ich müßte das Nachtmahl mit ihnen theilen, da ich die Freude des Wiedersehens mit ihnen getheilt hätte. Mein Namensbruder lachte, wie ein Narr, als die Mutter ihm Helenens Irrthum erzählte, und das arme Mädchen auf dem Sofa saß so beschämt und reuig da, als hätt' es eine Todsünde gethan.

Bei Tisch, als man gefragt hatte, weß Landes und Standes ich sei, erfuhr ich zur Vergeltung, daß Mutter und Tochter zu Pesth in Ungarn wohnhaft, in Wien zum Besuch gewesen, dem Sohn und Bruder entgegengereiset wären. Sie hatten ihn seit sechs Jahren nicht gesehen. Die wortselige Mutter erzählte noch weit mehr; der Sohn nicht minder. Helena und ich waren die Schweigsamsten. Ich weiß nicht, warum sie? wohl aber, warum ich? Die schöne Helena, welche einst der Hirt von Ida eroberte, und derentwillen Troja in Flammen aufging, konnte unmöglich schöner gewesen sein. Mir brannten noch immer die Lippen.

Schwesterlust und Wein und Reiz des Beispiels entsiegelten endlich den Korallenmund des Mädchens. Ich kann noch jetzt nicht entscheiden, ob mehr Seele in ihren Augen, oder in ihrer Stimme lag; ihr Ton, so weich und süß er auch klang, durchklang mein Innerstes. Alles Fremde verschwand zwischen uns. Sie schien mir's verziehen zu haben, daß sie mich im Irrthum geküßt hatte; und ich erlaubte mir's, ihr Stiefbruder heißen zu wollen.

Dem lustigen Abend folgten drei schöne Tage. Edler Jeremias, du wirst mir's nicht verargen, daß ich, als Müßiggänger von Beruf, mir in Wels nicht übel gefiel, wenn auch nur, um mit einer artigen Stiefschwester am Traun-Ufer zwischen aufgeschichteten Holzbiegen Arm in Arm wandeln zu können. Hier wird nämlich gewaltiger Holzhandel getrieben, und Alles schien mir hölzern in der Welt, nur nicht die seelenreiche Stiefschwester.

3.

Verschwunden.

Wien, 13. August 1819.

Wie gewaltig ist die Natur! wie unerklärlich ihr Zauber über uns! Was wir nun so Liebe nennen, ist wohl mehr als Frühlingstrieb des Thieres; ja, man liebt und findet durch den Gedanken an jenen Trieb sein Heiligthum entweiht. Die Liebe steht so hoch über das irdische Drängen der Natur, als der göttliche Menschengeist über Polypen und Affen.

Daß die schöne Helena von Wels mich ein wenig anfesselte, — wie konnt' es anders sein? Die Schönheit hat ihr Reich. Rührte mich nicht auch des Marmors Form zu Innsbruck? Die Anmuth des Umgangs konnte die Fessel nur stärken. Sie ward fester durch das Hochsittliche der jungfräulichen Seele, die mich mit Ehrfurcht erfüllte. Aber das Geheimnißvolle hat nun das Werk vollendet. Warum eben dies? Ich habe sie nicht mit der Trunkenheit eines Liebenden geliebt; warum lieb' ich sie jetzt mit Trunkenheit? Höre!

Als ich nach dem schönsten Abend, vom schönsten Träumen, am Morgen erwachte, sah ich ein Blättchen Papier durch eine Spalte meiner Zimmerthür hervorragen, offenbar von aussen hereingeschoben. Ich nahm es und las: „Gute Nacht, edler Freund! Ich bin verloren und elend. Es ist für mich Alles aus. Leben Sie ewig wohl. Ich bete zu Gott für Sie. Beten Sie für Ihre Schwester Helene.“

Mit Entsetzen las ich die Zeilen, um einen Sinn herauszuahnen. Ich warf mich in die Kleider und läutete dem Aufwärter. Die Freundlichkeit des Burschen beruhigte mich sehr; denn es konnte doch kein Unglück begegnet sein. Ich erkundigte mich, ob meine Gesellschaft schon wach sei, und erfuhr mit Befremden, Mutter, Sohn und Tochter, nebst Kammerfrau, wären Mitternachts, beim Glockenschlage zwölf Uhr, abgereiset; Mutter und Tochter mit rothgeweinten Augen, der Sohn und die Kammerfrau mit verstörten Mienen. Es wäre beim Einsteigen in den Wagen fast kein Wort gefallen, der Weg gen Linz genommen.

Mehr zu erforschen war nicht. Niemand hatte mir ein Lebewohl hinterlassen. Helenens Zettel machte mir Kummer. Guter Jeremias, ich war

daran, alle Fassung zu verlieren; darum that ich das, was ich in ähnlichen Fällen zu thun pflege, meine Besonnenheit zu retten. Ich nahm den Schein vollkommener Ruhe und Gleichgültigkeit an, trank meinen Kaffee gar gemächlich im Beisein der Wirthsfamilie, um beobachtet zu sein, denn der Beobachtete hat größere Gewalt, als der Einsame, über sich selbst; verlangte Extrapost nach Linz, und ward somit, was ich mich zu sein stellte, wirklich.

Auf der ersten Station fragt' ich vergebens, wann meine Flüchtlinge angekommen, wohin sie gereiset wären? Man hatte dergleichen Reisende weder in der Nacht, noch am Morgen gesehen. Ich fuhr zur zweiten und empfing gleichen Bescheid. Ich fragte bis Linz, und jenseits Linz, — ohne Glück.

„So bleibt's ein Reiseabenteuer, und am Ende nichts anderes!" seufzt' ich und zerstreute mich gewaltsam.

Zu Mölk rubt' ich. Ich ging der Zerstreuung willen über die Gassen den Hügel hinauf ins Kloster. Es ist da prachtvolle Aussicht über die Donaufluthen, die sich zwischen den waldigen Uferhöhen spiegelnd herumkrümmen, und auf das romantische Pechlarn, uraltes Getrümmer, wohlbekannt aus den Sängen der Nibelungen, als des tapfern Rüdiger Sitz.

Der Pater Gastmeister zeigte mir gar höflich die Handschriftensammlung des Klosters, die dich, edler Jeremias, bei deinem Pulte, bei deinen Geldrollen und Strazzen, so wenig interessiren mögen, als den, der mir sie vorwies. Denn dieser führte mich mit gleicher Miene, wie in die Bibliothek, in die paar Prachtzimmer des Klosters. In einem derselben deutete er mit besonderer Wichtigkeit auf den gebohnten Fußboden, den ein schwarzer Brandfleck entstellte.

„Schade!" sagt' ich höflich: „Sie werden das leicht ausbessern lassen."

„Ei, beileibe!" rief der Pater Gastmeister: „In diesem Zimmer hat Kaiser Napoleon gewohnt. Hier empfing er eine Depesche. Die zündete er an der Kerze an, warf sie auf den Boden und ließ sie da einbrennen."

So hält nun der würdige Geistliche den verkohlten Flecken für eine ewig bedeutsame Verzierung seines sogenannten Kaisersaals; und doch hinterließ Napoleon wohl manches bedeutendere Brandmal.

Ach, die Kinder!

Ländlich, sittlich. Nichts belustigte mich auf der Fahrt nach Wien so sehr, als der Anblick der Zeiselwagen, welche zwischen Oesterreich und Baiern regelmäßig her- und hingehen, und gemeinen Leuten zur bequemen Reisegelegenheit dienen. Es sind ziemlich lange Frachtwägen, mit Korbgeflecht ausgefüttert, oben mit übergespanntem Segeltuch bedeckt, und unter diesem Zelt liegen lang ausgestreckt Männer, Knaben, Weiber, Mädchen, behaglich auf Stroh, neben einander geschichtet, wie gebundene Kälber. Mich stach das Gelüst, eine solche Zeiselfahrt mitzumachen. Sie muß in der bunten Gesellschaft gar unterhaltend sein; und man fährt Tag und Nacht. Ich behalte mir die Freude bei der Rückkehr von Wien vor.

Meine Einfahrt in die Kaiserstadt hielt ich an einem schönen Morgen. Die Stadt ist klein. Aber wie ein Ring, oder ein Hof um den Mond, liegen eine halbe oder Viertelstunde davon die zahllosen, an einander gewachsenen Vorstädte drum herum. Man hatte meine Reisekiste an der Grenze des Landes mit Bindfaden und Blei geschlossen, daß ich selber nicht mehr Herr darüber war. Hier öffnete man sie beim Schlagbaum, um sie nach verbotener Waare zu durchwühlen. Aber ein paar Stückchen Papiergeld lähmten und erstarreten alle Finger des getreuen Beamteten so schnell und stark, daß er zurücktrat und sagte: „Ich seh' schon, Ew. Gnoden hob'n holt Olles in Ordnung."

Die Sorglichkeit der wienerischen Hausmütter sprach mich gleich beim Eintritt in die Hauptstadt gar vorzüglich an. Frauenzimmer, oft zierlich aufgeputzt, von einer Magd oder keiner begleitet, kaufen auf dem Markt selbst ein, füllen ihren Korb mit Gemüse, und wandern, mit einem Bündel junger Hähne oder schreiender Hühner in der Hand, nach Hause.

Ich habe Paris, ich habe Berlin gesehen. Es ist dort, über alle Hefen der Großstädterei hinaus, etwas Feineres, Geistigeres im Leben und Umgang und Genuß. Selbst der gemeine Mann strebt, wenn auch nur in äussern Formen, da hinauf. Man denkt, man lieset; man zielt auf's Witzige, Anständige, Geistvolle, oder auch nur Empfindsame. Liebe, Politik, Mode, Religion, Wissenschaft sind da stehende Artikel in der Unterhaltung der größern Zahl, so wie es in unserm Städtchen, o Jeremias, du weißt es wohl, Witterung des Tages, Hochzeit- und Kindtauf-Nachrichten zu sein pflegen.

Hier in Wien, scheints mir, neigt sich Alles mehr dem Derben und Massigen zu, und gefällt man sich mehr im soliden Glauben, soliden Essen und soliden Trinken, was man Lebensfrohsinn nennt. Die Einfuhr fremder Tabaksorten, Gedanken und Fabrikate ist verpönt; in der Politik ist der österreichische Beobachter das Orakel, und in der Welt keine Stadt solch ein Himmel, als Wien. Man glaubt, ißt und trinkt.

Gleich in den ersten Tagen sah ich Laxemburg, Schönbrunn, Belvedere, Gemäldegallerien, Porzellanfabrik, Arsenale, Gärten, Naturalien-, Kunstkabinete, Theater, und speisete im Prater, im Augarten. Dann besucht' ich Casino's, Bierhäuser, Kirchen, Bibliotheken, Privatgesellschaften u. s. w., und finde nun zuletzt, will man auf freie Denkart, am besten auf's Denken selbst, und auf feinere, wissenschaftliche Unterhaltung verzich-

ten, es lediglich auf's geistige Einsamleben, aufs Sinnlichbehagliche abstellen: Wien ist ein ganz trefflicher Ort.

Mir Müßiggänger that es gar wohl, die Arme auf dem Rücken, längs der Donau hinzuschlendern, die großen Schiffe zu betrachten, die von vielen Rossen an langen Seilen stromaufwärts gezogen wurden; oder Abends mit der schönen und häßlichen Welt hinauszuströmen, ein großes Feuerwerk verpuffen zu sehen; oder dem bunten Menschengekümmel in allerlei Trachten zuzuschauen; hier Soldaten, Fasmaniten (ungarische Studenten von zwanzig bis dreißig Jahren, in blauer Mönchstracht mit dreieckten Hüten von einerlei Stutz), Stubenmädchen und Staatsherren; dort Türken und Griechen, in morgenländischer Kleiderart, mit Turbanen und dampfenden hölzernen Langpfeifen vor den Kaffeehäusern; oder im Prater umherzustreichen, der weiten, von vielen Schattengängen durchschnittenen Wiese, voller Lust-, Bier-, Tanz- und Spielhäuser zwischen alten Linden, Eichen, Roßkastanien und kleinen Gebüschen, wo nah und fern Trompeten und Pauken lärmen, um zum Ringelstechen und Sich-Herumtrillen-Lassen einzuladen. Wo ein paar tausend Menschen spazieren gehen, geh' ich wohl auch mit.

Dies sind die letzten Zeilen, die ich dir aus Wien schicke. Alles ist zur Abreise nach Ungarn oder zum schwarzen Meere gerüstet und mein Paß- und Finanzwesen geordnet. In Ungarn, sagte man mir, liebe man das Wiener Papiergeld nicht, und kenne man deutsche Münze schlecht. Am besten fahre ich mit Zwanzigkreuzerstücken Wiener Courant.

Wunderst du dich, was mich ins Ungarland treibt? Eine Erscheinung im Prater.

„Was gibt's da zu sehen?" fragt' ich im Prater, als ich vor einem unansehnlichen, etwas thurmartigen Hause vorbeischlenderte, wo Leute aus- und eingingen.

„Eine Camera obscura, darin man fast den ganzen Prater überschaut."

„Das muß ich sehen!" sagt' ich, trat hinein, einige Treppen hinauf, in ein kleines, dunkles Gemach, wo mehrere Personen um ein Tischchen standen. Ich vermehrte die Gesellschaft, und sah auf dem Tisch das lebendige Bild des Praters mit Lichtstrahlen gemalt.

Der Anblick belustigte mich eine kleine Weile. Es ist etwas Trockenes in den Farben der Camera obscura und die Schatten sind etwas schwärzlich, wie mit Tusch hineingewaschen. Aber daß sich in einem Gemälde die Bäume und Blätter bewegen, ohne daß man den Wind hört; daß Menschen und Thiere durcheinandeclaufen und wirklich von der Stelle kommen, überrascht und gefällt immer, eben weil man sich in der Täuschung immer am meisten gefällt.

Mitten aus der Lust schreckte mich ein unerwarteter Auftritt in dieser Farben- und Figurenspiegelung auf. Es traten darin zwei weibliche, dann zwei männliche Gestalten größer und deutlicher, also ohne Zweifel näher dem Gebäude, worin ich war, aus dem Gebüsch. Sie blieben, als legten sie es recht darauf an, uns in unserer finstern Kammer durch ihr Geberdenspiel zu ergötzen, in lebhaftem Gespräch stehen. Die beiden Frauenzimmer wandten sich gegen die Herren zurück. Das ältere schien sich sehr heftig zu erklären; das jüngere hielt das Köpfchen niedergesenkt auf die Brust, und schrieb mit dem Stecken des grünen Sonnenschirmchens im Staub des Weges. Einer der Herren drohte mit beiden Fäusten gegen die Schreiberin; der andere, kopfschüttelnd, indem er mit ausgebreiteten Armen und ausgespreizten Fingern von oben nach unten fuhr, schien allen Streit damit niederdrücken zu wollen. Das junge Frauenzimmer hob das Antlitz mit wehklagender Geberde gen Himmel. Edler Jeremias, es war meine schöne Helena von Wels, Zug um Zug. Bald erkannte ich nun auch ihre Mutter, und in dem Dreher ihren Bruder. Hingegen der Friedensstifter, ein ältlicher Herr in Jünglingstracht, dessen dickes Halstuch fast über das Kinn zur langen, kameelartigen Nase reichte, blieb mir fremd.

Während sich meine Gefährten im finstern Zimmer an dem Schauspiel belustigten, war ich fast versteinert, bis auf Aug' und Herz. Dieses pochte, als wollt' es die Brust sprengen, und die Augen starrten unbeweglich auf Helenens schöne Gestalt nieder. Ich hätte sie anreden, ich hätte mich in den Streit mengen mögen.

Edler Jeremias, man ist zuweilen sehr einfältig. Statt hinunter zu springen und sie zu suchen, blieb ich stehen und behorchte mit den Blicken ihre Unterhaltung. Erst da sich Alle wieder schnell wandten und in dem Gebüsch verloren gingen, lief ich aus dem Gemach davon, die Treppen hinab, ins Freie. Hier aber sah die Welt ganz anders aus, als in der Camera obscura. Gebüsche bewegten sich rings umher, aber in welchem sich meine Leute befunden hatten, ließ sich nicht unterscheiden. Wie ein Jagdhund auf der Wildfährte, im Zikzak, kreuzt' ich von der Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken. Als ich in der Nähe des Hauses vergebens gesucht hatte, erweiterte ich den Kreis meiner Streifereien. Wozu noch viele Worte? Die Verschwundenen blieben verschwunden, ob ich gleich bis Nachts umherstrich, und alle Häuser durchrannte, und alle Plätze, wo man bei Windlichtern an langen Tischen im Grünen schmauste.

Unauslöschlich war die Camera obscura-Gruppe vor meinen Augen. Ich suchte sie den folgenden Tag auf, und wieder vergebens. Am dritten ließ mich der glücklichste Zufall der Welt in der Stephanskirche den friedliebenden Herrn mit der Jünglingstracht, mit der Dromedar-Nase erblicken. Sobald er seine Andacht verrichtet hatte, kletterte ich mich mit aller Andacht an ihn. Vorwand zu einer Frage, die dem Fremden leicht

wird, fehlte nicht; dann das Spielen angenehmer Ueberraschung, in ihm den wieder zu erkennen, den man im Schattenspiel der Camera obscura gesehen; dann, und so weiter. Genug, ich erfuhr, woran mir wenig gelegen war, daß er in der ungarischen Kanzlei angestellt sei, und daß — woran mir etwas mehr lag —, die ich suchte, schon am vergangenen Tage nach Ungarn, und zwar nach Pesth, oder wohl gar nach Odessa gereiset wären.

Und die Praterszene in der Camera obscura? Der ungarische Kanzelist schien davon beinahe so wenig verstanden zu haben, als ich. Er hatte die Frauenzimmer, die er blos durch einen Empfehlungsbrief kennen gelernt, in den Prater begleitet. Hier schien, der Himmel weiß, wodurch? im Gespräch ein heimlicher Familienzwist angeregt worden zu sein. Die Mutter hatte Schweigen geboten, mit Versicherung, sie werde ihren Willen durchsetzen, und sollte die Welt untergehen. Der Sohn hatte sich mit fürchterlichen Schwüren vermessen, einem gewissen Jemand, der nie genannt wurde, die Kugel durch den Kopf zu jagen, wo er ihn träfe, und das Fräulein hatte mit Traurigkeit in Ton und Geberde nur die Worte wiederholt: „Ich lasse mir nicht Leib und Seele verkaufen. Ich kann ohne Mühe sterben.“ Der Kanzelist seinerseits versicherte, er habe, ganz unbekannt mit dem Gegenstande des Streites, nur um Ruhe gebeten, damit man im Prater kein Aufsehen mache. Aus Allem aber schien hervorzuleuchten, daß Sohn und Mutter der armen Helena Krieg machten und das unglückliche Mädchen in ihrer eigenen Familie verlassen stehe.

Und wenn sie nicht so schön wäre, und wenn ich sie nicht liebte, und wenn das Geheimnißreiche ihres Schicksals sie nicht so interessant gemacht hätte: das Mitleiden allein hätte mir's zur Pflicht gemacht, ihr meine Hilfe zu bieten. Ich reise nach Pesth. Nichts von ungefähr! Und nicht von ungefähr führte mich mein Verhängniß in Wels an ihre Brust, ehe ich sie selbst und sie mich kannte. Ach, meine arme, schöne Stiefschwester!

Ich glaube beinahe, du lachst boshaft hinter deinem Pult, Jeremias? Lache nicht über die unverkennbaren Fügungen des dunkelwaltenden Geschicks!

4.

Die trojanische Helena.

Odessa, den 18. Januar 1820

Da sitzt nun der fahrende Ritter am Ufer des schwarzen Meeres, und hat nicht mehr weit bis Ovidiopolis, um dort, wie der römische Dichter, Klagelieder ex Ponto über seine Liebe und Narrheit zu schreiben.

Was soll ich dir, würdiger Jeremias, von der tollen Reise erzählen? In den ersten Tagen meiner Fahrt über Preßburg, ins Ungarland hinein, sah und hört' ich nichts. Nur das Camera obscura-Bild gaukelte mir noch vor den Augen; ich weidete mich an der schwebenden Gestalt der Schwermüthigen, an dem Spiel des Faltenwurfs in ihrem Gewande, an den edeln Bewegungen ihres Leibes. Erst in Pesth ermunterte ich mich vom Träumen. Es war hier eben Herbstmesse, glaub' ich. Alles wimmelte von Kaufleuten, Krämern und Waaren, von Juden, Griechen, Türken, Ungarn, Polaken, Siebenbürgern, Tataren und Deutschen. Ich blieb vom 21. August bis 1. September in dieser Stadt, wo schon die wissenschaftliche und feinere Gesittung des Abendlandes mit der Barbarei und rohen Pracht des europäischen Osten zu wechseln beginnt.

Man schickte mich vom Pontius zum Pilatus, um über die geheimnißvolle Helena etwas zu erfahren, und ich vernahm endlich, man wisse durch Kaufleute, ihre Mutter sei mit ihr wirklich von Wien nach Odessa gereiset, wo ein reicher Kaufmann, den man mir nannte, Helenens Oheim, seit zehn Jahren das größte Haus bilde. Beiläufig hört' ich auch, Helena hätte in Ungarn einen der ersten Magnaten heirathen können, wenn sie so gutes Geld als guten Adel gehabt hätte; sie habe in Pesth nur etwa ein halbes Jahr gelebt, und sei vorher in Krpnstadt in Siebenbürgen gewesen, wo man von ihrer Familie und ihr selbst wahrscheinlich mehr wissen würde.

Die Nachricht gefiel mir nicht ganz übel, und am meisten der Grund, warum sie keine Gemahlin eines Magnaten geworden wäre. Also auf und nach Kronstadt! Es ging durch Haid' und Moor; ich sah viel Büffelochsen und Büffelmenschen; selten ein leidliches Wirthshaus. So kam ich nach Kronstadt, der langen Stadt, im engen Thal, zwischen hohen Bergen.

Meine Nachforschungen brachten hier noch dürftigere Furcht. Es lag mir wenig daran, zu wissen, daß Helenens Vater vorzeiten ein reicher Mann gewesen, in Wien durch Spiel und Handelsspekulationen verarmt und endlich Selbstmörder geworden sei aus Verzweiflung; daß sich die Wittwe darauf mit ihrer jungen Tochter zu einer alten Verwandtin nach Kronstadt begeben und hier in der größten Eingezogenheit gelebt habe; daß nach dem Hinschied der alten Kronstädterin, welche ihren Schützlingen nur geringen Theil von ihrer Hinterlassenschaft vermacht hatte, Helenens Mutter Siebenbürgen verlassen habe, in der Hoffnung, entweder nebst ihrer schönen Tochter bei ihrem Sohn in Deutschland, oder bei einem steinreichen Stiefbruder in Odessa zu wohnen.

Zwar, ich gesteh' es, mir war bei der Abreise aus unserm Städtchen nie in Sinn gekommen, die Richtung nach dem schwarzen Meere zu nehmen, oder irgend einer Helena durch die Welt nachzuziehen; allein wenn ich es jetzt that, opferte ich auch keine andern Plane auf. Ich will ein paar Jahre lang auf dem Erdball umherschwärmen, mehr nicht; wer weiß, ob ich nach dem Tode dies Milben-Theater wieder sehe! Mir

ist's gleichviel, wohin mich Zufall oder Nothwendigkeit schleudern.

Man hatte mir schon in Kronstadt gesagt, die Reise von da, durch die Moldau und Neurußland, sei etwas mühsam, vielleicht etwas gefährlich. Indessen der Versuch konnte gewagt werden. Es befanden sich in Kronstadt gerade zu der Zeit deutsche Auswanderer, welche nach der Krimm ziehen und dort ein neues Vaterland suchen wollten. Es waren bei zwanzig Personen, Männer, Weiber, Kinder. Sie machten denselben Weg, wie ich, und daher schloß ich mich an sie, um in größerer Gesellschaft zu sein.

Wir reiseten am 1. Oktober ab. Die Leute hatten mehrere Wagen, die mich an die Wiener Zeiselfuhren erinnerten. Ich hatte mich fast auf ähnliche Weise eingerichtet, wie sie, und höchst einfach, um unter ihnen für nichts mehr als einen Handlungsdiener zu gelten, der in Odessa sein Unterkommen suche.

Die armen Leute dauerten mich. Sie reiseten mit goldenen Hoffnungen durch die Wildnisse, und sprachen noch immer mit Liebe von ihrem Vaterlande, das sie nicht hatte ernähren können. Viele sprachen von ihren Regierungen nicht mit großem Lobe; denn diese, die ihnen kein Brod geben konnten, sondern nur Steuern und Steuern forderten, hatten ihnen tausend Hindernisse in den Weg gelegt, um sie am Auswandern zu hindern.

Die Hospodaren der Moldau haben ein großes, zum Theil äusserst fruchtbares Land. Aber es ist arm, fast ungebaut, ausgeplündert, erschöpft durch den ruchlosesten Despotismus der Fürsten und ihrer Wucherer im Fanal. Der Hospodar schreibt sich aber doch: „Wir, von Gottes Gnaden!“ so gut, als ein Anderer.

Das Reisen durch dies Land ist eine Buße. Wir hatten mit dem größten Ungemach zu kämpfen. Tage lang mußten wir durch öde Steppen ziehen. Nur wenige Dörfer waren zu sehen, alle schlecht, zerfallen, unreinlich; keine Häuser, nur niedrige, stallähnliche Hütten. Wirthshäuser fehlen ganz, oder, wo irgend eine kothige Baracke diesen Namen trug, war es ungastlich und unheimlich darin. Man warnte uns vor der Pest, die eben dort grassirte. Ich nahm daher mein Nachtlager mehr denn einmal im Wagen oder auf bloßer Erde. Ach, würdiger Jeremias, das Camera obscura-Bild ward immer matter und blässer vor mir, und die Schwärmerei meines Herzens entwich so sehr vor dem Zorn meines Magens, daß ich im vollen Ernst den närrischen Einfall verwünschte, mich in diese Wüsten hineingeabenteuert zu haben, über welche der Despotismus alles Elend aus Pandorens Büchse hatte fliegen lassen. Nur die Hoffnung war auch mir noch zurückgeblieben. Ich tröstete mich, in der Stadt Gallatsch Erquickung zu finden.

O Himmel, welche Stadt! Eine unflätigere hatt' ich nie gesehen. Alle Häuser sind von Holz, schmutzig, dumpf und stinkend; die Straßen nur mit hölzernen Balken belegt, damit Niemand im Morast untergehe. Weil meine Gefährten ein Donauschiff mietheten, entschloß ich mich auf der Stelle, den Argonautenzug mitzuthun, und ließ mir von dem gefälligen österreichischen Konsul, Herrn Mensoli, eine Empfehlung nach der ersten Quarantaine in Neurußland geben.

Wir kamen noch an demselben Tage (es war der 14. Oktober) bei dem Quarantaine-Orte an, denn er ist nur drei Wegstunden von Gallatsch. Hier aber zwang man uns, bis den andern Tag auf dem Schiffe zu bleiben; dann, als wir Fuß ans Land setzen durften, sperrte man uns am Ufer in eine erbärmliche, mit Pallisaden umschlossene Hütte ein, und hier mußte ich mit allen Männern, Weibern, Kindern vierzehn Tage bleiben, trotz meiner Empfehlungen vom österreichischen Konsul.

Ich war mit lebendigem Leibe in der Hölle, edler Jeremias. Aber endlich lernt' ich hier doch, daß man sich zuletzt auch sogar an die Hölle gewöhnen könne. Die Speisen waren für gutes Geld elend, und für den sauern Wein mußt' ich vierzig Paras zahlen.

Sobald wir der Gefangenschaft entlassen und — ich weiß nicht, warum? — visitirt worden waren, begaben wir uns eine kleine Wegstunde weiter ins Land zu einem Dorfe, das Domaro hieß, die Leute dort aber eine Stadt nannten. Hier kaufte ich mir Brod, Kaffee und Wein, miethete mir ein Fuhrwerk, nahm einen jungen Kerl aus meinen bisherigen Reisegefährten zur Begleitung, und so fuhren wir durch Bessarabiens Steppen wohlgemuth dem Dniester zu nach Bender. Zwei Mähren, die kein Loth Fleisch am ganzen Leibe hatten, und ein Wagen, an dem kein einziger eiserner Nagel, geschweige eine eiserne Radschiene war, — siehe, das war unsere Equipage. Wir gingen meistens zu Fuß; die gespensterhaften Rosse hätten lieber von uns gezogen werden mögen, als daß sie uns ziehen konnten. In den unendlichen Steppen erblickt man selten ein menschliches Antlitz, noch seltener ein Dorf. Wenn wir dergleichen erreichten, bekamen wir graues Brod und stinkenden Branntwein; das Wasser hatte häufig einen widerlichen, salpetrigen Geschmack.

Als man mir in Bender wieder von der Quarantaine sprach, die jenseits dem Dniesterflusse lag, und wo ich etwa einundzwanzig Tage weilen sollte, überfiel mich kaltes Entsetzen. Ich verlangte gar nicht, die Stadt zu sehen, welche Karl XII berühmt gemacht hatte, drückte den Russen, die mich anfangs gar nicht verstanden, ein Stück Geld in die Hand, worauf sie, plötzlich erleuchtet, mir besseres Fuhrwerk schafften und mich nach der bessarabischen Hauptstadt Kischi-

new schickten. Am 28. November kam ich hier an, elend, ausgehungert und krank.

Diese Hauptstadt, edler Jeremias, ist ein wüstes Nest mitten im alten europäischen Scythen- oder Thrazierlande. Da leben arm, träg, unreinlich Tataren, Russen und Juden beisammen; doch fand ich auch zum Glück einige deutsche Familien. Bei einer derselben lagerte ich mich ein und pflegte meines Leichnams auf's Beste. Ein junger russischer Offizier, der meinen Wein vortrefflich fand, leistete mir Gesellschaft. Er sprach das Französische sehr geläufig, und hatte den Feldzug gegen Napoleon, von Moskau bis Paris, mitgemacht.

Ich gestehe dir offen, Jeremias, das Leben eines unabhängigen Privatmannes in England oder Nordamerika, in Frankreich oder der Schweiz, oder einigen Ländern Deutschlands, im Genusse eines milden Himmels und alles dessen, was Kunst und Wissenschaft seit Jahrtausenden Herrliches und Großes geleistet und errungen haben, und im behaglichen Sein zwischen gebildeten Freunden und Werken älterer und neuerer Schriftsteller, und in dem erhebenden Allwissenheitsgefühl, welches Briefwechsel oder Zeitblätter von entfernten Freunden und Gegenden auf dem Erdball gewähren, — das Leben eines solchen Privatmannes ist unendlich reicher und edler, als das Leben aller barbarischen Hospodaren, Fürsten und Khane dieser kulturlosen, wüsten Landstriche Ost-Europens zusammengenommen.

Man hat wohl sehr überflüssige Furcht, wenn man sich vor dem Tage ängstigt, da es dem scheinbaren Koloß der russischen Macht einfallen dürfte, sich gegen das blühende Abendland unsers Welttheils zu wälzen. Dieser jüngste Tag, den selbst Napoleon, ich weiß nicht, ob im Ernst, oder um absichtlich Furcht zu machen, zu fürchten schien, — dieser Tag ist noch sehr fern, oder kömmt wahrscheinlich nie.

Ich gebe euch gern zu, daß die Sehnsucht der Nordvölker immerdar nach dem Süden zieht; aber darum allein kommen sie so bald nicht als Eroberer zu uns. Es liegt zwischen Wunsch und Erfüllung ein langer Weg. Die Zivilisation des Abendlandes stämmt sich ihnen mit jener überlegenen Gewalt entgegen, welche der Geist jederzeit über körperliche Macht allein zu haben pflegt. Eben noch jener Rückzug Napoleons aus Rußland hat die Ueberlegenheit abendländischer Bildung bewiesen. Immer wurden die Russen, wo irgend angegriffen ward, von den Trümmern eines durch Frost und Hunger zerstörten Heeres zurückgewiesen. Tapfer und gewandt sind die Russen in Feld und Schlacht, das wird Niemand läugnen. Aber wie anders fechten die Preussen, Sachsen, Baiern, die Franzosen und Engländer! Gleiche Zahl dieser Abendländer gegen die Nordvölker macht die Partie ungleich. Dafür sprechen die Thatsachen der neuesten Kriegsgeschichte.

Allerdings, das russische Reich ist ein ungeheures Reich, aber nur — an Landstrichen. Es hat eine Ausdehnung von beinahe 350,000 Geviertmeilen; aber welch ein Land! Ein Theil desselben Eis und Schnee; ein noch größerer Theil unendliches, unwirthbares Steppenland oder unermeßlicher Wald. Nur der kleinste Theil des Bodens ist feuchtbar. Selbst im europäischen Rußland ist noch lange nicht der dritte Theil der Erde angebaut. Jene öden Wiesengründe aber müssen bleiben, weil das Land nur noch zur Viehzucht taugt; jene weitläuftigen Wälder müssen bleiben, weil nur mit Hilfe des Brennmaterials der Mensch dort wohnen kann. Eben diese Härte des Klima's, diese Unwirthbarkeit des Bodens bleibt aber auch das ewige Naturhinderniß der Zivilisation und des engern Beisammenlebens; und vierzig bis fünfzig Millionen Menschen wohnen da, wie verloren, in den weiten Räumen. Wo da auf dem Raum einer Meile hundert Personen hausen, sieht man tausend in Deutschland, Frankreich, England.

Und dann, edler Jeremias, sehen müßtest du diese Nationen, um dir einen Begriff von der Tiefe ihres Standes auf der Himmelsleiter menschlicher Gesittung bilden zu können. Allerdings hat Rußland einzelne treffliche Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Staatsmänner, Feldherren, die mit denen der übrigen höhern Menschheit in Reih' und Glied stehen. Aber diese gelten so wenig für Zeugen dessen, was das russische Volk selbst sei, als Deutschlands, Englands, Frankreichs große Geister für die Kulturstufe der Volksmassen zeugen, unter denen sie leben. Und welch ein Abstand zwischen dem britischen, deutschen, niederländischen, französischen Landmann und dem russischen!

Aber auch die Kultur der Menschen in diesen von der Natur unfreundlich ausgestatteten Weltgegenden kann unmöglich schnellen Schritt gehen, wenn auch Jahrhunderte lang menschenfreundliche und weise Fürsten, gleich Alexander, den Thron der Czaaren inne hatten. Dem widersetzt sich nicht nur das Zerstreutleben der Völker, von denen viele ganz nomadisch sind und bleiben müssen, sondern auch die unüberwindliche Nothwendigkeit, die aus der Natur eines so weitläuftigen Reichs hervortritt. Hier muß, um das unübersehbare Gebiet zusammen zu halten, auf welchem hundert Sprachen gesprochen werden, statt der Freiheit, der Machtwille eines Einzelnen gelten; hier muß, um die weiten Grenzen nach drei Welttheilen hin zu decken, ein für die Volkszahl unverhältnißmäßiges Militär auf den Füßen gehalten werden. Und wenn es schon in zivilisirten Ländern schwer ist, bessere Begriffe zu verbreiten, wie nun hier? Und wenn nun noch bei einem oder dem andern Staatsmann sogar die Furcht hinzukömmt, Volksaufklärung sei ein gefährliches Ding! — — —

Ich sehnte mich wieder zu Menschen, und verließ mit meinem Begleiter am 21. Dez. Kischinew. Wir kamen folgendes Tags zu einem Dorfe am Dnieſter, gegen Dubitza oder Dubiſſan über, wo man mir die höchſtliebliche Nachricht von einer Quarantaine brachte, die ich in Dubiſſan, etwa zwanzig Tage lang, auszuhalten haben werde. Der Bauer, welcher mir ſie gab, war ein Deutſcher; er freute ſich, die Töne der Heimath von unſern Lippen tönen zu hören, und lud uns gaſtfreundlich zu ſich ein. Er meinte: mit der Zeit komme Rath; der Dnieſter wäre ſchon ſtark gefroren; man müſſe Gelegenheit und Stunde abwarten und die Quarantaine umgehen. Das ließ ich mir gern gefallen, und der brave Deutſche verpflegte uns trefflich, beſorgte auch bei der Polizei des Orts das Unterzeichnen unſerer Päſſe, — denn wenn ſonſt keine Spur europäiſcher Ziviliſation, findet man doch in den Wildniſſen bis Aſien noch Polizei und Päſſe. Die ſchmierige Unterſchrift der Polizei bezahlt' ich aber mit vier Rubeln oder zwei Gulden.

Nach drei Tagen rief eines Abends mein Deutſcher: „Jetzt, ihr Herren, vorwärts! Der Dnieſter iſt feſt; die Wachten in Dubiſſan geben ſich ſchwerlich Mühe, nach Mitternacht da zu luſtwandeln, wo ſie Niemanden erwarten.“ Wir gingen. Zwei Pferde ſtanden vor dem Hauſe. Mein Gepäck ward aufgeladen. In Schnee und Mondhelle reiſeten wir ab. Wir zogen über die Eisdecke des breiten Fluſſes, nicht ohne Grauſen, unſerm Führer nach; mit noch größerm Grauſen aber jenſeits des Stroms dem Wachthauſe vorbei, im Schnee watend, einen ſteilen, mühſeligen Hügel hinauf. Wären wir bemerkt worden, hätte man uns mit Flintenſchüſſen zum Beſuch der Wachthütte eingeladen. Wir entrannen der Gefahr und trabten die ganze Nacht durch fürbas einer Stadt, wie ſie unſer Deutſcher nannte, — ihren Namen hab' ich vergeſſen — mit Eilſchritten entgegen.

Gegen Morgen ſprang uns plötzlich ein ruſſiſcher Soldat in den Weg, der aus einer Art Höhle hervorgekrochen war, und forderte unſere Päſſe. Die unerwartete Erſcheinung hatte mir keinen geringen Schreck verurſacht. Mein ehrlicher Deutſcher aber wußte beſſer Beſcheid und ſagte zu mir: „Der Kerl kann ſo gut leſen, als mein Roß die Flöte ſpielen. Geben Sie ihm ein Trinkgeld.“ Ich gab dem gewiſſenhaften Kriegsmann eine Handvoll Kupfermünze, und die Sache war ſogleich mit vielen Komplimenten abgethan.

Ziemlich erſtarrt langten wir in dem kläglichen Dorfe, welches Stadt hieß, bei einem Bekannten unſers Führers an, und thaten uns nach der nächtlichen Heldenfahrt gütlich. Das Beſte war, daß wir hier zwei deutſche Koloniſten aus Glücksthal antrafen, die im Begriff waren, mit ihren Schlitten in die Heimath zurückzukehren. Die gute Belohnung, welche ich meinem bisherigen Führer gab, machte die Koloniſten noch freundlicher. Wir wurden ſchnell einig, daß ich in ihrem Schlitten nach Glücksthal fahren ſolle. Es ging vorwärts.

In dem traurigſten aller Glücksthäler feiert' ich, in dunſtiger Stube, den erſten Tag des Jahres 1820. Die ganze Kolonie beſteht aus Deutſchen und Schweizern. Mein Wirth war ein Graubündner. Man brachte mich, nach einigen Tagen Ruhe, ziemlich raſch und bequem von Kolonie zu Kolonie, an denen die Namen das Schönſte waren, von Glücksthal nach Kaſſel, und zum Städtchen Tiraspol am Dnieſter. Es iſt dies ein ganz neu gebauter Ort, ſehr regelmäßig angelegt, von ſchmutzigen Roskolniken, Zigeunern, Tataren und Juden bevölkert. Eine Stunde davon, jenſeits des Dnieſters, erblickt' ich noch eine andere Stadt. Denke dir mein Erſtaunen, Jeremias, als ich vernahm, das ſei abermals Bender, wo ich ſchon vor vier Wochen geweſen! Alſo war ich durch das ödeſte Land von der Welt vierzig Tage und Nächte im Ring herum geſchleppt worden, wie das iſraelitiſche Volk in der Wüſte, ohne zu wiſſen, wo ich mich befand; und das blos, weil ich der Quarantaine hatte ausweichen wollen. Man reiſe nicht bei den Tataren und Wallachen, ohne ihre Sprache, und ohne Landkarte oder Kompaß.

Im Sturm und Schneegeſtöber kam ich, bei kurzen Tagreiſen, über die Kolonien Straßburg und Selz, wo ſich mein bisheriger Begleiter, der junge Auswanderer, dankbar von mir trennte, in Odeſſa an. Es war der 8. Jänner 1820.

Nun denn, edler Jeremias, lache dich ſatt! Die beſſarabiſchen Steppen haben das liebekranke Herz vollkommen hergeſtellt. Schicke alle Verliebte deines Städtchens, ſobald man ſie für Unheilbare hält und die Aerzte verzweifeln, zu den Bulgaren, Wallachen, Maloroſſianern, Tataren und Zigeunern dieſer Steppenwelt. Sie werden geneſen.

Daher wundere dich nicht, daß ich mit dem ruhigſten Gemüthe von der Welt, wenige Tage nach meiner Ankunft zu Odeſſa, erfuhr, daß meine Helena, Gott weiß, wohin? vielleicht nach Troja an den Hof des Priamus entführt und ich der betrogene Menelaus ſei. Der berühmte, ſteinreiche Oheim hatte vor Jahr und Tag ſchon Bankerot, und ſich ſelber unſichtbar gemacht; Helena und ihre Mutter waren glücklich längſt vor mir in Odeſſa angekommen, und über die Unſichtbarkeit des Oheims faſt in Verzweiflung gerathen. Ich ſage aber faſt, weil ſich bald ein junger, reicher Brite, voll chriſtlicher Liebe, fand, welcher die Verlaſſenen zu tröſten übernahm. Acht Tage vor meiner Ankunft in Odeſſa hatte dieſer neue Paris meine trojaniſche Helena, nebſt ihrer Mutter, entführt, und zwar ohne Hinderniß. Sie waren alle nach Konſtantinopel. Glück zu!

5.

Das Leben am schwarzen Meere.

Odessa, in den Jahren 1821 und 1822.

Nein, edler Jeremias, du irrst. Wenn man Ungarn, Siebenbürgen, die Steppen der Moldau und Bessarabiens durchwandert, und ein halbes Jahr Hunger gelitten hat, wird man es nicht so bald satt, in einem großen, palastartigen Hause, in zierlich tapezirten Zimmern zu wohnen, mit der Aussicht auf die buntscheckigste Welt, wie man sie einzig nur am schwarzen Meere, auf den Grenzen Asiens, in einer großen Handelsstadt sehen kann; nicht so bald satt, an einem Tisch zu sitzen, den alle Tage wechselnd der Speisekünstler mit den Leckereien des Orients und Occidents bedeckt, oder in Kaffeehäusern, Kasino's, Theegesellschaften, Theater und Konzert umherzufahren, und nach der angenehmen Last des Tages in weichen Betten vom feinsten Stoffe auszuruhen.

Und sollt' ich noch zehn Jahre in Odessa bleiben, ich würde bleiben, und mein kühles Grab lieber am Ufer des schwarzen Meeres graben lassen, als daß ich noch einmal die Wüsteneien sehen möchte, welche ich durchzogen bin.

Odessa ist eine große Stadt im Werden. Sie mag bei 40,000 Einwohner halten, ist aber noch lange nicht vollendet. Ich liebe aber das Werdende, weil die Hoffnung unendlich mehr reizt, als die Erinnerung oder der Genuß der Gegenwart. Die Straßen sind sehr breit, und alle in graden Linien gezogen; aber noch keine ist ganz beendigt. Ueberall Lücken und leere Stellen.

In zwei, drei Sommer-Monaten kann hier ein ziemlich großes Haus, zwei Stockwerk hoch, mit gewölbten Kellern von Grund aus massiv, aufgebaut und im Winter schon bewohnt werden. Die Baustoffe sind in den Steinbrüchen nahe. Die Fundamente und Zwischenmauern werden von hartem Kalkstein gemacht; was über der Erde ist, von einem weichem tuffartigen Stein, der schon in den Brüchen zu viereckten Stücken gesägt und mit Beilen behauen, hundertweis verkauft wird. Der Wohlhabende läßt sein Dach mit Eisenblech decken und es grün anstreichen, was nicht übel steht.

An Handwerkern aller Art für Bedürfniß und Ueberfluß oder Ueppigkeit mangelt's nicht. Karawanen führen durch die Steppen, Flotten über die Wellen den nöthigen Stoff herbei. Aber eins noch mangelt und wird lange noch vermißt werden: die sämmtlichen Straßen sind ungepflastert. Es würde Millionen kosten, diesen schwarzen, fetten, weichen Boden aus den Steinbrüchen zu befestigen. Beim Graben von Grundlagen der Häuser findet man in der Tiefe nur gelblichen Leimengrund und keinen Stein; daher bringt jeder Regen und Schnee allgemeinen Morast, und Niemand, selbst das Frauenzimmer, wagt sich unbestiefelt aus dem Hause. Jeder Schuh wäre unwiederbringlich verloren. Im Frühling und Herbst kann man sogar kaum die Trottoirs gebrauchen, sie kaum nur sehen, die bei gut gebauten Häusern aus spitzen, eckigen Steinen zusammengesetzt, aber vom Koth begraben zu sein pflegen.

Daraus entsteht ein anderes Uebel. Die Fuhrwerke jeder Art gerathen bei nasser Witterung in unglaubliche Noth. Es ist oft betrübt, oft lächerlich zu schauen, wie da Menschen, Rosse und Räder im tiefen Sumpfe umherkneten. Am schlimmsten daran sind die sogenannten Wasserbauern, welche auf ihren Wägen das Wasser, aus benachbarten Quellen, in Fässern nach der Stadt führen und eimerweise verkaufen. Nach starkem Regenwetter schlägt daher der Preis des Wassers beträchtlich auf, weil dabei jedes Mal mehrere Pferde zu Grunde gehen.

Im Sommer hinwieder, da es selten nur regnet, verwandelt sich alles in einen Staub, der die Straßen oft wie dichter Nebel füllt. Dazu helfen die beständigen Winde mit allzugroßer Dienstfertigkeit. Wer seine Augen auch nur ein wenig lieb hat, faßt sie daher hinter Glas und Seide in Brillen ein. Aber der wechselnde Wind, der wechselnde Staub und Morastdunst, das plötzliche Aendern der Temperatur zeugt mehr Krankheiten, als zum seligen Leben vonnöthen sind.

Am belustigendsten wird für mich stets der Maskenball unter meinen Fenstern bleiben. Es ist ein gar köstliches Schauspiel, dies Durcheinanderwimmeln von allerlei Nationalphysionomien, Trachten, Gesichtsfarben, Sprachen! Der Mensch ist ein wunderliches Thier, voller Stolz und Neid, wie kein anderes. Frag' herum, Jeder wird mit seinem Loose unzufrieden sein und Besseres begehren; und doch wird sich Jeder, mit dem, was er hat, für etwas Besseres, Würdigeres, Klügeres ansehen, als Alles ausser ihm. Jeder zieht eigensinnig seine Sitte, Lebensweise, Tracht und Religion den übrigen vor, und belacht oder bedauert die Andern.

Neben Figuren, fast aus allen europäischen Staaten, die der Handel hierher lockte, sieht man am meisten Juden und Griechen auf den Gassen und öffentlichen Plätzen; oder sie fallen vielleicht auch nur am meisten durch ihre Trachten auf.

Die Juden erblickst du noch alle morgenländisch gekleidet, in einem langen, faltenreichen Gewande, um den Leib mit einem Gürtel. Ihr Gewand ist gewöhnlich schwarz; nur bei den Reichern zuweilen auch von einer andern dunkeln Farbe und von Seidenstoff. Dazu tragen allesammt große, runde Hüte und lange Bärte, wodurch sie eben nicht anmuthiger werden. Köstlicher noch schmücken sich die Jüdinnen heraus, aber nicht geschmackvoller. Alle wollen in Seidenzeugen gehen. Der Kopf der Reichern ist ganz mit Perlen beschneit, deren Weiße auf der glänzenden Rabenschwärze des Haares blendet.

Die Griechen verwechsle ich noch immer mit

ihren muhamedanischen Unterjochern. Sie haben ganz orientalischen Schnitt, und sind fast zu sehr vertürkt, als daß sie mich an ihre Phocionen, Aristiden und Cimonen mahnen sollten. Alle tragen Schnurrbärte; einige auch lange Bärte; wenige sind, gleich den Europäern, um Kinn und Lippen geschoren. Die reichern Griechinnen werden sich früher vereuropäern, als ihre Männer; sie haben häufig die Frankentracht angenommen. Doch die neulich den Blutbädern in der Türkei Entronnenen sind ihrer morgenländischen Kleidung noch treu geblieben.

Diese Flüchtlinge jammern mich. Sie irren auf den Straßen Odessa's wie Verlorene umher. Ohne Zweifel hast du das Leichenbegängniß ihres Patriarchen in allen deinen Zeitungen gelesen, wie es im Mai gehalten ward, als man aus Konstantinopel den grausam Mißhandelten und Ermordeten über das schwarze Meer hieher brachte. Auch ich war unter den Zuschauern des Zuges, der anfangs von einem Tage zum andern verschoben ward, weil man den ersten Sarg für die Gebeine des Heiligen untauglich erklärte, und einen zweiten verfertigen ließ. Dieser war ein großer, schwerfälliger Kasten, von innen mit dem besten englischen Zinn ausgefüttert, worein der Todte in seiner orientalischen Amtstracht gelegt ward.

Eine unermeßliche Menge Volks stand am Hafen, Zeuge der Feierlichkeit zu sein. Es war einer der lieblichsten Maitage. Unter dem Kanonendonner aller vor Odessa gelegenen Schiffe ward der Sarg ans Land gebracht, mit golddurchwirkten, prächtigen Teppichen behangen. Morgens 9 Uhr begann der Zug. Ein Prunkwagen, von sechs Rossen gezogen, trug unter einem Baldachin den Sarg. Patriarchen, Bischöfe, Priester, russische Generale, Offiziere, Zivilbeamte, sämmtlich in Feierkleidern, begleiteten die Asche des Märtirers. Der Anblick der reichen Gewänder, des vielen Goldes und Silbers, blendete, in der Sonne wiederstrahlend, fast die Augen. Der Zug dauerte fast zwei Stunden bis zur russischen St. Nikolauskirche, und wurde folgenden Sonntag mit gleicher Pracht wiederholt, weil man dann erst den Sarg in die griechische Kirche führte.

Reisende beklagen sich über die Todtenstille der Sonntage in England. Sie sollen nach Odessa kommen. Hier ist der Sonntag der lärmendste und lustigste Tag der Woche. Nie hört man auf der Gasse mehr Toben von Reitenden, Fahrenden, Frachtwagen, Equipagen russischer und polnischer Edelleute, Spaziergängern, Kirchengängern, Kolonisten, Wasserbauern, Krämern, Höckern, Handelsjuden u. s. w.

Morgens läuten von sieben Kirchen die Glokken zum mannigfaltigsten Gottesdienst. Nur die Deutschen sind hier am bescheidensten. Sie haben keine eigene Kirche, sondern einsweilen ein großes Magazin gemiethet, worin sie ihre Andacht nach lutherischer Ordnung verrichten. Alle Straßen sind mit Kirchgängern bedeckt. Man fährt in leichten Wagen und Droschken dahin. Die Kirchen sind gewöhnlich von einer Wagenburg während des Gottesdienstes umringt. Vor den russischen Kirchen sitzen Männer und Weiber, die den Andächtigen Früchte, Leckereien, Brod, Kindertand verkaufen. Ein Hause von Bettlern, halbnackt, in zerrissenen Kleidern, mit scheußlichen Bärten, umlagert die Pforten der Tempel und erfleht Almosen. Seltsam sticht neben diesem kothigen Troß die Pracht der russischen Popen ab, wenn sie in ihren langen, gold- und silberbesetzten Kleidungen, als demuthsvolle Jesusjünger, majestätisch herdurchschreiten.

Aber nicht nur bei den Kirchen ist eine Art Markt, sondern zugleich alle Sonntage wird vom Morgen bis zum Mittag, auf drei verschiedenen, sehr großen Plätzen, der gewöhnliche Wochenmarkt gehalten. Dahin strömt nun Alles zu Fuß und zu Pferd, und mit allerlei Fuhrwerk. Eine Menge Fiaker steht da bereit, Jeden, oder seine eingekaufte Waare, wohin er will, zu bringen. An Mundvorrath aller Gattung mangelt's nicht.

Die russischen Bauern und deutschen Kolonisten sind die ersten auf dem Platz; auch die Juden und Griechen sind gleich früh bei der Hand. Dazwischen tummelt sich die elegante Welt in allem Schmuck, neben betrunkenen Bauern, fluchenden Polizeidienern und lachenden Bauerweibern im steifen Sonntagsstaat. Nachmittags gehts auf öffentliche Lustplätze, in Trinkhäuser und Tanzsäle. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sich Dienstmägde von ihrer Herrschaft sogleich beim Antritt die Erlaubniß bedingen, Sonntags Abends auf den Ball zu gehen.

Nur an hohen Festen, nämlich Ostern, Pfingsten und Weihnachten, darf kein Markt gehalten werden und sind alle Krambuden geschlossen. Darum aber treibt man nicht minder sein lustiges Wesen, besonders am Osterfest. Gleich nach der Morgenmesse lauft, fährt, reitet da Alles hinaus vor die Stadt auf eine benachbarte Haide, unweit der Festung. Dort sind dann Zelte und Buden in Menge aufgeschlagen, Spiele aller Art aufgerichtet, Schmausereien und Trinkgelage in Fülle. Es ist ein großes Lager im Schlaraffenland. Die Alten selbst werden hier zu Kindern, die Klugen zu Narren. Das dauert acht Tage lang. Zum Schluß der Freude begibt sich am Montag die gesammte Volksmasse auf den Todtenacker, wo jedes Grab seinen Namen und besonderes Zeichen trägt. Aber auch hieher wird Wein, Branntwein, Brod und Braten, und was dem Magen behagen mag, mitgeschleppt. Man schmauset und zecht über den Gräbern, bringt den Verstorbenen Trinksprüche und treibt Kurzweil. Ländlich, sittlich! Die Leute entschädigen sich nur für die strengen, vierzigtägigen Fasten, in denen sie nicht einmal Eier, Butter, Milch, Käse u. s. w. genieſſen dürfen.

Adelstolz, Geldstolz, Glaubensstolz, — ei nun, kein Wort davon, er ist überall daheim, nicht nur bei Russen, Tataren, Handelsleuten, Juden und Griechen von Odessa. Weil viel Verkehr ist, herrscht viel Luxus, wenn auch nicht vom edelsten Geschmack begleitet. Er nahm besonders in den Jahren 1816 und 1817 zu, als aus dem Abendlande unermeßliche Geldsummen für Getreide hieher strömten, und man am schwarzen Meere goldne Zeiten feierte, während das übrige Europa hungerte.

Der Arme lebt hier fast nur von Brod und Branntwein. Es ist auch nichts Seltenes, Leichname solcher Armen mitten in Straßen und Spaziergängen zu finden. Liegt ein Todter da, treten neugierig die Vorbeigehenden hinzu. Russische Männer und Weiber legen, als Reisegeld in die Ewigkeit, Kupfergeld auf den Körper, daß er oft ganz davon bedeckt ist. Dann kommen Soldaten, tragen ihn fort und verscharren ihn, wie er ist, in die Erde. Vermuthlich ziehen sie ihm vom Reisegeld für die Ehre des militärischen Begräbnisses etwas ab.

Man kann's ihnen nicht übel deuten. Hier spricht Alles von Gewinn und Rabat. Wohn' ich länger in dieser Stadt, werd' ich selbst zum Schacherer. Die Juden sind, wie in Bessarabien, auch hier die Geldwechsler. An allen Ecken der Stadt sieht man einen Juden oder eine Jüdin auf offener Straße hinter einem kleinen Tisch Bankgeschäfte treiben, Silber und Gold gegen Kupfermünze, baar Geld gegen Banknoten auf blauem (5 Rubel), rothem (10 Rubel) und weißem Papier (25—200 Rubel) vertauschen.

Mit Papier werden gewöhnlich die Beamten besoldet, und die Besoldung ist im Durchschnitt gering. Daher jagt Jedermann den Gebühren und Sporteln nach. Ein Polizeimeister, der ein gutes Haus führen, schöne Dienerschaft, Equipage mit vier oder sechs Pferden halten will, kann mit seinem Jahrgehalt von 1200 Rubel Papiergeld schwerlich drei Monate ausreichen.

Es versteht sich, auch ein großer Theil des schönen Geschlechts treibt Handel, nämlich mit seinen Reizen. Kann ein Mädchen nicht nach dem Rang seines Standes, oder seiner Schönheit, durch Arbeit der Hände leben, oder ist ein junges Weib mit dem Mann in Zwist, miethet es sich ein nettes Zimmer, schmückt es aus und führt stille Wirthschaft. Die Anbeter fehlen nicht; die Einnahmen mehren sich; man verdoppelt den Putz, man nimmt eine Magd, führt großen Ton.

Die Zahl solcher Wesen ist groß; russisch, griechisch, jüdisch, französisch gekleidet; von aller Gestalt, Sprache und Bildung, und zu jedem Preise. Man begegnet ihnen in allen Straßen und öffentlichen Gärten, und erkennt sie leicht, weil sie — die Schminke lieben. Diese Sittenverwilderung ist Ursache, daß viele junge Männer unverheirathet bleiben.

Geld und Vergnügen, dem jagt Alles nach; aber die geselligen Vergnügungen feinerer Art wollen in Odessa nicht gedeihen. Man hatte ein russisches Theater; es war aber schlecht und gezwungen, schuldenhalber mit seinen Gläubigern zu akkordiren. Man hatte ein italienisches Theater, es war besser angeordnet, aber spielte zuletzt bei leerem Hause. Man wollte auch eine Redoute einrichten, wofür sich besonders die ausländischen Kaufleute werkthätig zeigten. Es wurden Abonnements gesammelt; Unterschriften fehlten nicht. Allein die Sache zerfiel wieder. Das erste Mal erschienen zwanzig bis dreißig Frauenzimmer dabei; das zweite Mal deren kaum noch zehn. Man ging kalt auseinander.

Am tödtlichsten steht den gesellschaftlichen Freuden der Rangstolz entgegen. Der russische und polnische Edelmann will sich mit dem Handelsmann nicht gemein machen, obgleich dieser im Ganzen mehr Geld, als der Adel hat. Die Kaufleute höhern und niedern Ranges streben eben so weit aus einander. Einer, der zu Land und zu Wasser Verkehr treiben darf, also zur obersten Klasse gehört, und dafür bei zweitausend Rubel Abgaben zahlt, mag sich mit keinem vermengen lassen, der in der zweiten Klasse nur etwa tausend Rubel oder weniger von seinem Gewerbe steuert. Bleiben die Menschen nicht ewige Kinder?

Man hat auch angefangen, das Betreiben geringerer Geschäfte, und selbst Handwerke, mit Abgaben zu belegen, um vielleicht vom menschlichen Stolz Gewinn für die Staatseinnahme zu ziehen. Kaffeeschenken z. B. sollen jährlich vierhundert Rubel, Handwerker, die ein Schild aushängen wollen, bei fünfzig Rubel entrichten. Ich zweifle aber, ob diese Besteuerungsart von Dauer sein werde. Sie scheint das beste Mittel zu sein, die Gewerbe, oder die den Käufern vortheilhafte Konkurrenz zu vermindern.

Das Leben der aus Deutschland eingewanderten Kolonisten zog mich sehr an. Ich besuchte diese Leute in den benachbarten Gegenden mehrmals in ihren neuen Heimathen, wo sie ihre Robinson-Crusoe-Rolle spielen, aber nicht immer mit der Anstelligkeit eines Robinsons.

Die Wenigsten machen ihr Glück, und die Meisten sind durch eigene Schuld so übel dran, als sie irgend in Deutschland sein könnten.

Da sind Familien, welche von der russischen Regierung einige hundert Morgen Landes, mit zehnjähriger Abgabenfreiheit, ausserdem noch Vorschüsse von 500 Rubeln und einigem Vieh erhielten. Sie könnten alle sehr wohlhabend sein. Nur wenige haben es aber dahin gebracht.

Man macht sich keine Vorstellung, wie unwissend, roh, träg und unreinlich der Mehrtheil dieser Menschen ist. Ihr Land bauen sie bei weitem nicht mit der Sorgfalt an, wie sie sollten. Seit fünfzehn bis sechszehn Jahren fehlen vielen noch die Obstbäume, weil sie keine setzten; sogar Gebüsche zum Brennholz; sondern lieber verbrennen

sie gedörrten Mist ihres Viehes zum Kochen und Heizen, oder Strauchwerk, das sie in den Haiden zusammensuchen, oder Topferde aus Morästen. Statt selber Hanf zu pflanzen, kaufen sie ihn um theures Geld in der Stadt.

In ihren wüsten Hütten und schmutzigen Kleidern werden sie den Tataren, ihren neuen Landsleuten, immer ähnlicher; so auch in den Sitten. Sie tragen fast alle braune Ueberröcke oder Mäntel aus grober, ungefärbter Schafwolle, hinten mit einer Kapuzinerkappe versehen; andere gehen Winters und Sommers in schmierigen Fellen, die Pelzkappe dazu auf dem struppigen Kopf. Die Weiber erscheinen nicht minder in Jacken von Schaffellen. Pferde, Fuhrwerk und Geschirr entsprechen dem Allen.

Haben sie in der Stadt vom Erzeugniß ihrer Heerden und Felder Geld gelöset, tragen sie selten viel davon zurück. Da gehen sie mit ihren Weibern in die Keller, zechen, zanken und schlagen eins mit einander und versöhnen sich wieder, sobald sie nüchtern sind. In den Jahren 1816 und 1817 konnten sich alle durch den hohen Preis des Getreides bereichern; die wenigsten zogen Nutzen von der Zeit; die meisten wurden nur lüderlicher. — Seit einigen Jahren nun war die Witterung hier, wie im Innern Rußlands, dem Getreideverkehr ungünstig; das Geld fehlt; die Schulden drücken; die Freijahre sind vorüber; die Abgaben sollen gezahlt werden. Nun hört man aller Enden klagen. Mancher würde gern nach Deutschland zurückkehren. Allein das ist keine leichte Sache. Denn wer der Krone schuldig ist, erhält natürlich keinen Paß; es wäre denn, daß man in Deutschland eine Erbschaft zu holen hätte. Dann aber muß der Zurückkehrende vorher drei gute Bürgen stellen, daß er wiederkommen werde.

Ohnehin ist für Jeden schwierig und kostspielig, Päße ins Ausland zu erhalten; man muß deswegen mehr als ein Bureau durchlaufen. Wer in Odessa einige Zeit gewohnt hat, darf nicht eher abreisen, bis er es zuvor dreimal in den Zeitungen bekannt gemacht hat.

Da im Durchschnitt das Getreide in Rußland wohlfeil ist, wundert's mich, daß nirgends zur Bierbrauerei ermuntert wird. Vielleicht besorgt man entweder anfangs geringen Absatz, oder, wenn der Absatz glückt, daß sich ein Pächter Namens der Krone einfindet, der Alles an sich zieht. Selbst die Branntweinbrennerei wird verpachtet, und daher der Branntwein in diesen Gegenden der widerlichste Fusel, weil keine Konkurrenz unter den Fabrikanten ist. Es ist wahr, die Krone bezieht guten Pachtzins davon und von so vielem Andern; aber die Gewerbe blühen dabei nicht auf und veredeln sich nicht. Viele Kolonisten verfertigen für ihren Hausbedarf ein treffliches Getränk, aber unter schwerer Strafe dürfen sie davon nicht verkaufen.

Die Regierung hat den Kolonisten nun Waldpflanzung und Weinbau anbefohlen. Das Klima ist dem letzten allerdings gewogen und mild und heiß genug, wenn schon auch die Winter streng sind. Im Winter von 1822 auf 1823 begann die scharfe Kälte zu Odessa schon im November und stieg bis 26 Grad Réaumur. Sie dauerte bis Ende Februars.

Ich bin in mehrere gute Familien eingeführt, und es behagt mir in den freundlichen Kreisen. Aber, lieber Jeremias, neben der übrigen orientalischen Prunkerei, abendländischen Ueppigkeit, großstädtischen Fremdthuerei und kleinstädtischen Rangsüchtelei waltet doch in allen Ecken übrigens die nordische Unmenschlichkeit noch gar zu vorherrschend. Ich kann mich an Alles, nur nicht an den Anblick dieser Brutalität gewöhnen. Leibeigene Knechte werden von den Russen zuweilen härter, als bei uns Hunde, gehalten. Ich kenne einen solchen Unglücklichen, der das Eigenthum einer gefühllosen Russin ist, und schon wegen seines hohen Alters Schonung verdienen sollte. Es ist ein Greis von siebenzig bis achtzig Jahren. Und dieser muß Nachts vor der Stubenthür der Gebieterin, Winters in der Küche auf dem harten, kalten Boden schlafen; seine Nahrung ist schlechtes Brod und dann und wann Fusel. Er, der sich selber noch kaum tragen mag, muß alles Holz, alles Wasser u. dgl. für die Wirthschaft herbeischleppen, und wird bei jedem Fehler oder übeln Laune der Gebieterin unbarmherzig geschlagen.

Man sagt mir wohl, der Russe will hart behandelt sein, sonst fühlt er's nicht. Allerdings, ich habe es selbst gesehen, daß Leute, wenn sie blutrünstig geschlagen waren, hintennach nur dazu lachten. Allein mit Schlägen macht man den Menschen nicht menschlicher, und mit beständiger Entehrung nicht ehrliebender. Die Knute zeigt nie den Weg zur Zivilisation.

Gröbere oder geringere Vergehen werden öffentlich auf dem Marktplatz mit Schlägen abgestraft. Der Fehlbare, durch Soldaten mit aufgepflanztem Bayonnet dahin geführt, hört hier sein Urtheil, entkleidet sich, es sei Mann oder Weib, legt sich mit dem Leib auf ein Bund Stroh, und empfängt zwanzig bis hundert und zweihundert Hiebe mit dickem, ledernem Riemen auf den entblößten Rükken. Ist die Exekution vorüber, eilen Männer und Weiber herbei und beschenken die gezüchtigte Person mit einer Kupfermünze.

Schauerlicher noch ist die Strafe der Knute. Ich war nur ein einzigesmal Augenzeuge, und möchte es nie wieder sein. Man legte den Menschen auf eine Bank, die sich gegen den Kopf hin erhöhte, schloß ihm den Hals mit eisernem Ring fest, eben so die Füße, daß er sich nicht regen konnte. Dann folgten die Streiche des Knutmeisters auf den nackten Rücken, mit einer Peitsche von Lederriemen, die bei jedem Hieb einschneiden. Schon beim ersten sprang das Blut hervor; beim dritten mußte die Geißel schon abgetrocknet werden. Der Zerfleischte ward nach überstandener

Strafe auf einen Wagen gelegt und ins Gebäude der Polizei zurückgeführt.

Nach Sibirien Verbannte führt ein Soldat gewöhnlich durch alle Gassen der Stadt, um Almosen zum Reisegeld sammeln zu können.

Die Rohheit des Volks wundert mich, beim großen Mangel der Volksschulen, nicht. Ich kam an einem Sommermorgen dazu (im Jahr 1821), als allgemeine Schlägerei zwischen Juden, Griechen und Russen statt fand. Soldaten und Kosaken mischten sich, wie gewöhnlich geschieht, sogleich in die Prügelei, um ihren Vortheil dabei zu machen. Es war ein allgemeiner Angriff gegen die Juden. Aber nicht nur an diesem Ort, sondern auf allen drei Marktplätzen zu gleicher Zeit und Stunde, offenbar also durch Einverständniß, hatte man sich gegen sie aufgemacht. Die Polizei von Odessa mußte schon von dem Plan Nachricht gehabt haben, denn die Juden waren durch sie gewarnt worden, denselben Morgen nicht auszugehen, ja den ganzen Tag unsichtbar zu bleiben und ihre Krambuden nicht zu öffnen. Allein sie hatten, aus Liebe zum Gewinn, dem Rathe keine Folge geleistet.

Die Mißhandlung der Kinder Israels war abscheulich. Man schlug sich mit großen Stücken Holz. Es floß Blut. Einige wurden getödtet; noch mehrere schwer verwundet; einige büßten die Augen ein. Plötzlich fing man an, die Wechseltische an den Gassenecken sammt Geld und Banknoten zu Boden zu werfen. Das machte neues Getümmel und Gewimmel. Kosaken und Soldaten lasen zusammen und füllten ihre Taschen. Es gingen in jüdischen Häusern, Kramläden, Wechselbänken u. s. w. beträchtliche Summen in einem Augenblick verloren; nie hat man erfahren, wie viel? In der Judenstraße, in den Wohnungen, selbst in der Synagoge wurden Unfuge getrieben, Fenster und Thüren eingeschlagen, alles in gleicher Zeit. Mehrere hundert jüdische Familien hatten beinahe Alles eingebüßt.

Freilich wurden nachher strenge Untersuchungen angeordnet. Es geschahen Verhaftungen. Allein schwer war auszumitteln, wer die Thäter gewesen. Man sagte, der ganze Lärmen sei von den Griechen angestiftet worden, weil sie die Juden im Verdacht gehabt, an ihrer Sache in Konstantinopel verrätherisch gehandelt zu haben. Aber die armen Hebräer zu Odessa waren an dem, was in Stambul geschehen, so unschuldig, wie am Abfall der beiden Amerika's. Sie wußten nicht, warum sie gemordet, zerschlagen und ausgeplündert wurden. Sie hatten im plötzlichen Gedränge und Handgemenge keinen ihrer Gegner recht erkannt. Man hatte selbst im Getümmel keine Griechen, sondern nur russischen Pöbel gesehen. Aber man sagte nun, die Griechen hätten sich in russische Kleidung versteckt gehabt. Vielleicht waren auch die Griechen ganz unschuldig. Die Sache blieb unentwirrt; man konnte Niemanden strafen. — Weiser Jeremias, sage mir, warum treiben in Nordamerika so viel jüdische Familien Ackerbau, Viehzucht, Handwerke u. s. w., und hingegen unter den viel weisern Verfassungen und Gesetzgebungen in Europa im Allgemeinen nur verderbliche Wucherei und Schacherei?

Die Zivilisation Rußlands geht langsamen Schritt; ihr stämmt sich Alles entgegen. Alexanders staatskluge Bestrebungen ringen vergebens mit der rauhen Natur des Himmels und der allgemeinen Verwilderung, den Gang der Gesittung zu beschleunigen. Peter der Große und Katharina leisteten viel für den Staat; aber doch nur für den Staat, die Form des Ganzen; allein das Volk, die Menschheit selbst, der Inhalt der Form, blieb unveredelt.

Die Leibeigenschaft ist nur wenig gemildert; und würde sie auch plötzlich durch eine Ukas aufgehoben, sie bestände dennoch fort, weil keine Ukas den Knechtsgeist der rohen Menge aufheben kann. Die Leibeigenen finden sich auch in ihrem Stand so wenig unglücklich, als die dem Menschen dienstbaren Lastthiere. Auf meiner Reise von Odessa nach Charkow und zurück sah ich dieser Menschen zu Tausenden. Man machte sie mir an ihrem Haupthaar kenntlich. Dies tragen sie in der Runde am Kopf abgeschnitten.

Wie die Unwirthlichkeit des Bodens und Himmelsstrichs, verhindert auch die Leibeigenschaft allgemeinern Anbau des Landes, und damit zugleich rascheres Fortschreiten der Bevölkerung. Denn es sind die Kräfte des menschlichen Geistes, und nicht die Kräfte des menschlichen Körpers (die wir mit den Thieren gemein haben), welche den Erdball entwildert, und verschönert und verwandelt haben. Der verwahrloste Geist der Leibeigenen macht es ihnen unmöglich, sich selber zu helfen. Ohne Eigenthum, und blos geboren zum Dienst Anderer, fehlt ihnen Alles, was zur höhern Thätigkeit reizen könnte. Auch die aus solchem Zustand hervorgegangenen barbarischen Meinungen und Sitten streiten mörderisch gegen Wachsthum der Bevölkerung und des Anbaues.

Es ist bekannt, daß in Rußland fast immer der vierte Theil der in einem Jahre Gestorbenen aus Kindern von 1 — 5 Jahren besteht. Eine große Menge derselben rafft die Taufe hinweg. Denn es ist Gebrauch des Volks, daß man die zarten Geschöpfe, wenn sie getauft werden, dreimal nach einander in ein Gefäß kalten Wassers eintaucht. Vom plötzlichen Frost erstarrt, zitternd, blau am ganzen Leibe, kommen die Kleinen aus diesem Bade der Wiedergeburt hervor, und tragen durch die unbarmherzige Erkältung gewöhnlich Koliken und Zerstörung ihres Lebens davon. Vergebens leuchtet dem gemeinen Mann das Beispiel der Vornehmern, die sich, zur Taufe ihrer Kinder, warmen Wassers bedienen. Der rohe Mensch, eben weil er nichts versteht, glaubt Alles besser zu verstehen, und weil er keine Religion hat, mehr Re-

ligion und größeres Vertrauen auf Gott zu haben, als der Reiche.

In Cherson und in der Krimm that sich zu dieser Zeit eine religiöse Sekte auf, die nicht nur unter den Bauern, sondern auch unter den Soldaten, ja sogar unter den Offizieren Anhänger fand. Ich konnte über ihre eigentliche Glaubensartikel nichts Klares vernehmen; vermuthlich lag nicht viel Klarheit und Verstand darin. Aber die Hauptsache, wodurch diese neuen Glaubenseiferer Aufsehen machten und die Aufmerksamkeit der Polizei an sich zogen, war, daß sie, statt nach Art Anderer, ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden zu züchtigen, geradezu die Wurzel alles Uebels vertilgen wollten, und sich, wie der fromme und gelehrte Kirchenvater Origenes, entmannten. Somit glaubten sie auf die leichteste Weise Heilige zu werden, und ihre That aus einer Bibelstelle rechtfertigen zu können. Damit war aber dem russischen Staat nicht gedient, der, wenn der Grundsatz allgemein geworden wäre, an schneller Entvölkerung untergegangen sein würde.

Du hast weislich gesprochen, weiser Jeremias. In der That verwundere ich mich über mich selbst, daß ich in dieser Handelsstadt drei Jahre zubringen konnte, ohne mich wegzusehnen. Aber mir gefiel die fremde Welt an der asiatischen Grenze, wegen ihrer Neuheit; — ich hatte alle Tage neues Schauspiel mit neuen Schauspielern; — ich sah hier die wüsten Aussenenden der Menschheit, die grauenvollste Barbarei der Bildungslosigkeit und der üppigen Verbildung unsers Geschlechts dicht zusammenrührend. Unter den Menschenhefen der großen Städte Europens, in London, Wien, Paris, Berlin, erblickt man nur die Nacht- und Schattenseite dessen, was Kultur und Künste zur Monstruosität der menschlichen Thierheit beitragen können, das verfeinerte Laster, die schlauere Selbstsucht, die geschminkte Sünde, die vernünftelnde Irreligiosität, die mit Studium getriebene Wollust, Entnervung und Selbstentweihung der menschlichen Natur. Aber die Wirkungen derselben Art durch Unwissenheit, knechtische Geistesverkrüppelung, ursprüngliche Brutalität und Wildheit fehlen daneben. Man sieht da keine Tataren, keine Leibeigene, keine Nomaden. — Am Ende gleich' ich einem, dem auf einem Theater das Einerlei der gewöhnlichen Stücke Langeweile verursacht, und der durch das Ausserordentliche erschüttert sein will.

Neben dem genoß ich bisher, um auch den schneidenden Gegensatz des Bessern zu haben, Leben und Lust in Familienkreisen, in welchen Unschuld, Wahrheit, Edelsinn, mit geistiger Ausbildung und Zartsinn für das Gute und Schöne, daheim sind. Das mag dir das Räthsel meines langen Aufenthalts in Odessa lösen. Mir war hier wohl. Du irrtest, wenn du mich in den Banden einer Liebschaft vergarnt und gehalten glaubtest. Und wenn nicht der für mich schicksalsvolle Ausflug nach Charkow gewesen wäre, ich würde vielleicht noch länger in Odessa bleiben. Mein Herz wäre vielleicht noch jetzt frei.

6.

Der Besuch in Charkow.

Odessa, im April 1823.

Es war, ich weiß nicht welche närrische Laune, vielleicht Hang zur Abwechselung, Sucht nach Abenteuern, oder was immer sonst, das mich in einer lustigen Stunde unter guten Freunden bewog, einem derselben das Wort zu geben, ihn in seiner Geschäftsreise nach Charkow zu begleiten. Ich wollte nachher mein übermüthiges Versprechen nicht zurücknehmen, obgleich mich alle Bekannte und Freundinnen warnten. Denn es sind von Odessa bis Charkow siebenhundert Werste, schlechte Wege, seltene Dörfer, unfreundliche Menschen, wilde Thiere; und das Schlimmste von Allem war, daß die Jahreszeit, weit vorgerückt, schon den beginnenden Winter zeigte. Doch schon nach sechs Wochen konnten wir in Odessa wieder zurück sein.

Genug, wir begaben uns am 9. November (1822) auf den Weg. Mein Verführer hatte für alle Bequemlichkeiten Sorge getragen. Vier starke Pferde, von einem des Wegs kundigen, jungen Fuhrmann, Namens Petrowitsch, gelenkt, zogen unsern gemächlichen, halbbedeckten Wagen, den wir auch ganz verschliessen konnten. Es fehlte uns nicht an Vorräthen von Lebensmitteln, an Thee, Chocolade, Kaffee, Fleisch, Brod, Wein, Rum u. s. w., an Kleidern, Pelzen, sogar Betten. Diese Vorsicht war höchst löblich; ich kannte die bessarabischen Hotels aus trauriger Erfahrung. Man findet da nirgends ein besseres Wirthshaus, als im Wagen.

Den Beweis dafür lieferte gleich die erste Nacht ganz ungesucht. Wir hielten bei einem Wirthshaus in der Haide. Da war nicht einmal ein Stall und Obdach für die Rosse, sondern nur ein geräumiger Hofplatz mit Mauern umgeben, durch eine Pforte verschließbar. Petrowitsch, unser Kutscher, verstand sich schon auf die edle Simplizität der russischen Haushaltungen, zog ein dickes Tuch hervor, befestigte es an die Wagenbreite in Gestalt einer Krippe, und schüttete Heu und Haber hinein, die er vom Wirth gekauft hatte. So standen noch mehrere Fuhrwägen, Karren und Droschken mit den Pferden im Hof.

Wir indessen nisteten uns in die heiße Stube ein, die von russischen Fuhrleuten angefüllt war. Hitze, Dunst und Gestank trieben mich etliche Male ins Freie hinaus. Kein besonderes Zimmer, noch weniger ein Bett, kaum Stroh zu bekommen. Wir konnten nicht ausdauern, und krochen in unsern Wagen zurück, verschlossen ihn auf allen Seiten und übernachteten darin.

Mein lustiger Reisegefährte hatte nicht Ursache, mir Muth einzusprechen. Im Vergleich

mit meiner bessarabischen Wanderschaft schwamm ich im Wohlleben. Es fehlte uns nie an Stoff zu Gesprächen und Scherzen, nie, wenn uns diese ermüdeten, an Schlaf, und wenn wir dessen satt waren, sogar nicht an Büchern. In der Aussenwelt war wenig, das unsere Neugier reizte; unendliche Steppen und Haiden, hin und wieder ein Bauernhof, ein wüstes Dorf, eine ärmliche, hölzerne Stadt. Bei Jelisabethgrod sah ich nach langer Zeit einmal wieder Waldungen; bei Krementschuk fuhren wir über den Dnepr auf einer Schiffbrücke; bei Pultawa sah ich viel Morast und in der Ferne eine Spitzsäule auf dem durch Karls XII Niederlage berühmt gewordenen Schlachtfeld von 1709. Ohnehin nach solchen Denkmälern wenig lüstern, nahm mir noch der anhaltende Regen die Lust, deswegen aus dem Wagen zu steigen.

Nur zuweilen ward die ewige Einförmigkeit der Steppen, Wälder und Moorfelder durch lange Karawanen unterbrochen, die mit Waaren zwischen Odessa, Charkow und Moskau hin- und hergehen. Es sind zwanzig, fünfzig, hundert beladene ein- und zweispännige Karren und Wagen, die in langer Linie hinter einander fahren. Die Fuhrleute gehen schweigend nebenher, wenn sie nicht ein Branntweinrausch begeistert hat. Sie halten auf Reisen gern zusammen, weil es nicht an Beispielen mangelt, daß Reisende beraubt worden sind. Einzelne Wanderer zu Fuß erblickt man selten oder nie, es sei denn ein Bauer, der von seiner Heimath nicht sehr entfernt ist.

Beide waren wir froh, Charkow nach einigen Wochen endlich erreicht zu haben. Die schlechten Wege hatten uns länger aufgehalten, als berechnet war. Es gefiel mir in dieser Hauptstadt der Ukraine, nach einer so ermüdenden Fahrt, ganz wohl. Da sie zugleich ein Musensitz ist, fand ich mich bald, mit Hilfe einiger Empfehlungsbriefe von Odessa, in guter Gesellschaft. Russische Fürsten, Grafen und Edelleute senden ihre Söhne hieher, selbst Töchter, um feinere Bildung und Glätte anzunehmen. Diese feinere Bildung besteht aber meistens in französischer Art und Sitte. Die Mehrheit der jungen Leute, die an der hiesigen Hochschule leben, widmet sich denjenigen Wissenschaften, die einst im Kriegerstande vortheilhaft werden können. Es sind der Studirenden aber nur einige Hundert. Kaiser Alexander hat große Summen für die hiesigen Stiftungen ausgesetzt. Unter den Lehrern sind mehrere Deutsche und treffliche Männer.

Einer derselben sagte mir ein Wort über die Zivilisation des russischen Reichs, welches mir, nach meinen eigenen Erfahrungen, sehr wahr zu sein scheint. „Der edelmüthige Alexander", sagte er, „hat für die Zivilisation nicht weniger gethan, als Peter der Große. Diese einzelnen, im unermeßlichen Reiche zerstreuten Pflegen der Wissenschaft und Kunst wirken ungemein wohlthätig auf die Umgebungen. Aber nur die höhern Stände schöpfen Nutzen davon, und nur eben so viel, als sie etwa für sich nöthig glauben. Das tägliche Schauspiel der allgemeinen Rohheit wirkt aber nachtheiliger auf Denkart und Lebensweise der höhern Stände zurück, als die Bildung und das bessere Beispiel von diesen auf den verwilderten großen Haufen. Und wenn man erwartet, daß das Edlere und Bessere von oben herab nach und nach ins Leben des Volks übergehen soll, wird es wenigstens noch ein halbes Jahrtausend dauern, ehe Rußland diejenige Stufe innerer Kraftentwickelung erreicht, auf welcher die meisten Staaten des abendländischen Europens schon gegenwärtig stehen.

„Die Entwilderung der russischen Welt ist nur durch Hilfe der Religion in höchster Bedeutung des Wortes möglich. Hinge es von mir ab, ich würde eine große Zahl von Popenschulen stiften. Nur der Priester kann sittlichen Einfluß auf den Pöbel gewinnen. Er selbst aber muß zu Allem das Beispiel geben und Führer werden. An meinen Popenschulen würde ich's mit theologischer Gelahrtheit weniger strenge nehmen; aber desto mehr auf Auswahl sittlich-ernster, geistvoller, beredter Männer halten; sie für Volksbildung begeistern; ihnen Unterricht in den wichtigsten Fächern der Naturkunde, der Technologie, ja sogar in der ländlichen Baukunst, Landwirthschaft, in Haushaltungskünsten u. s. w. ertheilen lassen. So wie im rohen Mittelalter die bekehrten Heiden erst von den Mönchen pflanzen, bauen, Stein hauen, kochen lernten u. s. w., so sollten meine Popen in ihren Dörfern die Künste einführen, welche das Leben verschönern, in Allem Lehrer und Rathgeber ihrer Untergebenen werden, und Jugendschulen gründen und leiten, um ein würdigeres Geschlecht dem gegenwärtigen nachzuziehen. So sollten bessere Bauart der Häuser und Ställe, gesündere Kochkunst, gefälligere Reinlichkeit in Gebäuden und Kleidungen, zweckmäßigere Bewirthschaftung der Felder und Anpflanzung der Gärten, und Versuche zu verständigerer Benutzung von Erzeugnissen der verschiedenen Gegenden befördern, kurz, sie sollten die Reformatoren Rußlands werden."

Statt Anfangs Dezember wieder in Odessa zu sein, wie der erste Vertrag lautete, saßen wir noch in Charkow. Mein lustiger Freund konnte mit seinen Geschäften nicht ans Ziel kommen, und zuletzt kündigte er mir noch gar an, er müsse nach Moskau. Rund schlug ichs ab, ihn dahin zu begleiten. Er drang nicht weiter in mich, war vielmehr so gütig, mir seinen Petrowitsch, sammt Wagen und Pferden, zur Rückreise nach Odessa zu überlassen. Petrowitsch ist ein braver, rüstiger und dabei hübscher Kerl, der sich nur Abends, und nie am Tage, einen Rausch soff, und in Allem wohl Bescheid wußte. Weil ich leider nur wenige Wörter Russisch gelernt hatte, kam mir Petrowitsch ganz gelegen. Ich konnte mich auf ihn verlassen.

Nun gings mir erst seltsam. Als die Nähe meiner Abreise bekannt ward, empfahl man mir in einer Gesellschaft eine hagere, grämliche, alternde Französin als Begleiterin nach Odessa mitzunehmen. Sie hatte einen Ruf dahin als Gouvernante oder Bonne in einem Handelshause. Ich lernte noch denselben Tag die französische Minerva kennen; und ob mir gleich das gelehrte Madonnegesicht keineswegs gefiel, und ich davon mancherlei Unannehmlichkeiten auf der langen Reise besorgte, konnte ich doch die Bitte nicht wohl ablehnen. Ich sagte also mit den verbindlichsten Ausdrücken zu.

Am Abend vor der Abreise kam einer meiner neuen Charkower Freunde, ein russischer, junger Offizier, und beschwor mich, ein hübsches, junges Mädchen von guter Erziehung mit nach Odessa zu nehmen. Es sei, sagte er, von Moskau, schon seit einigen Wochen in Charkow, und habe nur auf schickliche Gelegenheit zur Fortsetzung der Reise gewartet. Man hatte von mir gehört; sich an ihn, als meinen Freund, gewendet, damit er Fürbitte thun solle, und nun ließ er nicht ab, mich zu quälen. Ich stellte ihm vergebens vor, daß ich schon an der Bonne eine Begleiterin habe, und der Raum eng und unbequem ausfallen dürfte.

„Ich weiß Alles!“ antwortete er lachend: „Aber ein schöneres Frauenzimmer finden Sie zwischen Moskau und dem schwarzen Meere nicht; je enger der Platz, je traulicher und wärmer sitzt man im Wagen beisammen. Mich, wahrhaftig, sollte man nicht so lange bitten, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Ich beneide Sie um die Reise. Spielen Sie nicht länger den Spröden; Sie werden mir's Dank wissen!“

Was sollt' ich thun? Keiner hatte mir während meines Aufenthalts in Charkow so viel Artigkeiten erwiesen, als er; mit Keinem war ich vertrauter geworden, als mit ihm. Ich mochte in seinen Augen nicht undankbar sein. Ich willigte ein.

„Und wer ist denn die Schöne?“

„So wahr ich lebe,“ sagte er lachend, „ich kenne sie nur unter dem Namen Lenette. So hörte ich sie nennen. Aber an einem schönen Mädchen ist nicht immer der Name das Schönste. Wer fragt auch danach? Alle Reisekosten trägt sie selbst.“

Er ging froh von mir, sobald er seinen Zweck erreicht hatte. Ich stellte Betrachtungen über den Namen Lenette an. Vermuthlich also wieder eine Helena, und die Helenen sind mir doch immer gefährlich gewesen. Lache nur hinter deinem Pult, boshafter Jeremias, so boshaft du magst. Ich bin ein geborner Helenenfreund oder Philhelene, und es gilt wohl eben so viel, als ein Philhellene zu sein.

Zeit und Stunde der Abreise waren in der Morgenfrühe bestimmt. Meine Damen hatten sich mit ihrem wenigen Gepäck schon am Abend eingestellt, um im Wirthshaus zu übernachten und nichts zu versäumen. Ich sah aber beide erst, als am Morgen, beim Licht der Laternen, der Wagen gepackt wurde; denn ich war Nachts gar spät aus fröhlicher Gesellschaft, vom Abschiedspunsch, zurückgekommen.

Nun aber ereignete sich beim Wagen, wo meine Reisegefährtinnen einander seitwärts musterten, ein wunderlicher Auftritt. Die französische Madonne zog mich mit einem ernsten Mienengesicht (dem Gegentheil eines Madonnengesichts) auf die Seite, und erklärte rund heraus, daß sie in jener zweideutigen Gesellschaft nicht reisen könne; daß sie zu gute Erziehung habe, um mit dieser Russin gemeinsame Sache zu machen; daß ich mir das Mädchen, vermuthlich weil ich in Charkow zu wenig bekannt gewesen, habe aufschwatzen lassen. Ihr guter Ruf würde darunter in Odessa, Charkow, Moskau und Petersburg leiden, wenn es bekannt würde, sie habe mit einer Gefährtin solches Schlages eine so lange Reise gemacht.

Genug, ich vernahm von ihr, daß die gepriesene Lenette wegen ihrer Tugenden nicht gar vortheilhaft in Charkow angesehen sei, eine Russin ganz gemeinen Ausgepräges, und vermuthlich wegen ihrer Aufführung von einer Herrschaft in Moskau verjagt worden wäre. Nun fiel mir auch der ganz eigene Ton ein, mit dem sie mir von meinem lachenden Freunde, dem Offizier, so dringend empfohlen worden war, der sie nur unter dem Namen Lenette kannte.

Indessen ich hatte das Mädchen einmal zur Reise angenommen; die Zeit war zu kurz, die Sache zu ändern. Darauf aber ging die strenge Minerva nicht ein, sondern ließ ihr Päckchen wieder aus dem Wagen nehmen, und bedauerte, nicht die Ehre geniessen zu können, in meiner angenehmen Gesellschaft zu bleiben. Gegenvorstellungen fruchteten so wenig, daß sie vielmehr daraus schloß und zu verstehen gab, ich möge mir die Russin aus Ursachen zugesellt haben, die einem Frauenzimmer von Ehre nicht erlaubten, Augenzeugin des bevorstehenden Verkehrs auf der Reise zu sein. — Das beleidigte mich. Ich zuckte die Achseln und ließ die griesgramige Gouvernante ziehen, wohin sie wollte.

Als sie sich trotzig entfernt hatte, und ich zum Wagen zurückkam, wo man eben den Reisekoffer der Russin aufband, war diese mit dem Petrowitsch in heftigem Wortwechsel. Ich verstand zwar keine Silbe, aber das Mädchen hatte einen flötenweichen Ton der Stimme. Zwar mir den Rücken zugewandt, hatte die in einen Pelz von groben Fellen gewickelte Gestalt, mit plumpen Pelzstiefeln an den Füßen, und auf dem Kopf eine Pelzkappe, etwas Breites, Unbehagliches, Gemeines. Als sie sich aber zu mir drehte, und mir unter der Pelzkappe und aus einem dunkelrothen Tuche hervor, das sie um Nacken und Kinn geschlungen hatte, das feine, ängstlich-ernste, jugendliche Gesicht, den kindlichen Mund mit sei-

nen Korallenlippen und die blauen Sterne ihrer Augen zeigte, ließ ich's gelten. Sie redete mich mit gesenkten Blicken russisch an, und weil ich's nicht verstand, dollmetschte mir Petrowitsch: das Frauenzimmer wolle nicht mitreisen, wenn die Französin nicht Gesellschaft leiste. Nur unter Bedingung, in Begleitung eines Frauenzimmers zu gehen, könne und wolle sie nach Odessa. Man habe ihr das versprochen. Nachdem ich alle Mühe gehabt, ihr durch den Petrowitsch erklären zu lassen, warum uns die Madonne treulos geworden (den wahren Grund wagt' ich aber nicht anzudeuten), und ihr vorgestellt hatte, sie werde schwerlich Gelegenheit finden, so bald, so bequem und so schnell nach Odessa zu kommen, als mit mir, ergab sie sich endlich in ihr Schicksal, aber mit saurer, verdrießlicher Miene. Es entging mir nicht, daß Petrowitsch ihr weit mehr Worte gemacht hatte, als zur Uebersetzung meiner Phrasen nöthig gewesen, und daß sie wohl mehr seinen Bitten als meinen Gründen nachgegeben habe. Denn alle Geberden des jungen Kerls sprachen seinen Wunsch, sie nach Odessa führen zu können.

Als ich das Mädchen endlich in den Wagen zu steigen einlud, schüttelte es den Kopf, indem es sich ehrerbietig oder dankbar verneigte. Petrowitsch erklärte, die Jungfrau wolle unter keiner andern Bedingung mitreisen, als neben ihm auf dem Bock. Ich mußte es gestatten. Wir fuhren endlich ab.

Ich will's dir nicht verhehlen, werther Jeremias, daß ich etwas empfindlich war, mir von dieser Reisegenossin den Kutscher vorgezogen zu sehen. Doch was der Offizier in Charkow über ihren sittlichen Werth hatte durchblicken lassen, was die abtrünnige Gouvernante über sie geäussert hatte, bewies mir jetzt ihr Betragen. Sie zeigte sich als eine gemeine russische Dirne, dem Pöbel ihrer Landsmannschaft zugewandt. Schade um das zarte Gesichtchen, um die Unschuldsaugen und den kindlichen Korallenmund!

Während die auf dem Bock vor mir plauderten, der Himmel weiß, wovon? hatte ich im Wagen peinliche Langeweile. Ich ärgerte mich, die gern gouvernirende Minerva gegen diese russische Lenette vertauscht zu haben. Ich mußte mich begnügen, zum Zeitvertreib Betrachtungen von hinten über die breiten Figuren vor mir anzustellen, die einander in ihren Kitteln und Kappen von groben Pelzen, wie in ihrer Sprache glichen. Man sah sich kaum nach mir um, erzählte, lachte sogar, ich weiß nicht, worüber? Denn mich konnten sie hinter sich ohne Furcht für taub halten, und ich war froh, nur dann und wann auf meine Fragen eine Antwort des Petrowitsch zu hören.

Ja, Jeremias, ich will dir's bekennen, es kam in der Langenweile so weit mit mir, daß ich nach und nach fast eifersüchtig auf meinen Kutscher ward; daß ich anfing, dem Mädchen, nur um auch einen Blick von den Blauaugen zu empfangen, bald vom besten Wein, bald von den Leckereien meines Mundvorraths darzubieten. Den ersten Tag lehnte es Alles ab, sehr höflich nach seiner Art, aber mit einem schüchternen Ernst; den andern Tag nahm es einige Tropfen Madera und ein Zuckerbrod. Und, Jeremias, ich freute mich, wie ein Kind, diese Halbwilde, die mich nur zu fürchten schien, weil ich kein Russisch sprach und verstand, kirrer werden zu sehen. Sie hatte ihren eigenen Speisevorrath mitgenommen; davon zehrte sie in den elenden Wirthshäusern, vor denen sie so wenig Grauen empfand, daß sie selbst Nachts darin blieb, so gut als Petrowitsch, während ich mich in den Wagen einschloß. Ich konnte mir's kaum erklären, wie Lenette, mit einem so niedlichen Gesicht, das in allen Palästen Eroberungen gemacht haben würde, und mir immer edler zu werden schien, je öfter ich's sah, so viel Gemeines, ja Widerliches in Haltung und Betragen paaren mochte. Wenn sie ging, war ihr Gang schwer und watschlig, wie der der schlechtesten russischen Viehmagd. So gewährte freilich ihr gesammtes Wesen das beste Gegenmittel wider die Gefahren, die ihr Lärvchen allenfalls hätte erregen können. Aber — —

Als wir am dritten Tage beinahe Pultawa um Mittag erreicht hatten, blieben Pferd und Wagen bei der Anhöhe dieser Stadt im Morast stecken. Wir mußten absteigen; Petrowitsch und ich bemühten uns, die Räder aus dem Schlamm zu heben und die Rosse zu treiben, ihre letzte Kraft zu versuchen. Doch nach einer Stunde hatten wir kaum eine Strecke von wenigen Schritten zurückgelegt. Nun erst bemerkt' ich Lenetten tief im Koth stehen. Sie jammerte mich. Ich ging, hob sie mit aller Kraft meines Leibes hervor und trug sie, durch den Sumpf watend, mit großer Anstrengung bis zum festen Boden hinüber. Sie fror und weinte. Sie war so schön, daß mir das Herz schlug. Ich hätt' ihr eine Thräne wegküssen mögen.

Petrowitsch und ich verzweifelten indessen fast, Wagen und Pferde erretten zu können. Wir befanden uns so nahe bei der Stadt, daß man unser Rufen hören konnte. Allein Niemand gab sich Mühe, heranzukommen. Es kamen russische Fuhrleute mit leichten Karren vorbei; wir riefen ihren Beistand gegen Bezahlung an. Die Kerls lachten und fuhren weiter. Drei Stunden lang hatten wir uns abgequält. Wir waren vom schwarzen Schlamm so besudelt, daß wir kaum noch menschliche Gestalt behielten. Wer weiß, was aus uns geworden wäre, hätte nicht eine sehr schnelle Wendung der Rosse und des Wagens, verbunden mit unserer Geistesgegenwart und Verzweiflung, zuwege gebracht, daß wir endlich festen Grund gewannen.

Drei Stunden waren darüber vergangen. Lenette hatte Zeit gehabt, sich indessen so gut als möglich vom Schlamm zu reinigen; aber nun erst

bemerkt' ich, daß sie einen ihrer Pelzstiefel im Morast hatte stecken lassen, und zitternd dastand, einen der niedlichsten Füße im feinen Wollenstrumpf, den andern im plumpen, elephantenfußartigen Stiefel. Sie bebte vor Frost. Ich hob sie in die Chaise. Denn so konnt' ich sie nicht auf dem Bock sitzen lassen. Das fühlte selbst Petrowitsch, der ihr tapfer zusprach, im Wagen zu bleiben. Ich warf unterdessen Stiefel und Oberkleid von mir, setzte mich zu Lenetten, und wir fuhren in Pultawa ein.

Die Bequemlichkeit des Wirthshauses that uns in Pultawa wohl. Vor dem andern Morgen konnten wir nicht von hier fort. Ich erhielt ein eigenes Zimmer. Petrowitsch verzechte den Abend bei den Fuhrleuten. Lenette hatte sich zu den Wirthsleuten gesellt. Ich lief in der Dämmerung des Abends durch die Gassen, um etwas von der nicht sehenswerthen Stadt zu sehen, die einige gute öffentliche Gebäude hat.

Ein unerwartetes Abenteuer überraschte mich bei der Heimkunft. Ich wollte in mein Zimmer, und trat aus Irrthum in ein anderes. Da saß eine alte Russin am engen Fenster, und vor dem Weibe stand, mir den Rücken kehrend, in zierlicher Reisetracht ein junges Frauenzimmer von einem Wuchs, wie ich noch keinen schönern gesehen; schlank, unter der Brust zum Umspannen, um das Köpfchen dicke Goldhaarflechten gewunden. Rasch wandte es sich nach mir um. Denke dir, edler Jeremias, Lenette war's. Sie redete mich hastig an und, wie es schien, mit einiger Verwirrung an. Die Alte gab auch ihre Worte dazu. Aus Unkunde der Sprache blieb ich stumm, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß ich, irre gegangen, mein Zimmer suche. Die Alte führte mich hinaus und in mein Gemach. Ich wäre lieber da geblieben. Und diese verführerische Sylphide hatt' ich in meinen Armen getragen, als ich sie aus dem Morast gehoben! Eine russische Aphrodite! Schade um diese Schönheit, daß sie so früh schon entweiht werden konnte!

Bei der Abreise erst sah ich sie wieder; aber in der wüsten Tracht der vorigen Tage, mit Elephantenfüßen. Sie hatte sich neue Pelzstiefeln zu verschaffen gewußt. Ihr Gesicht trug ein blasses, leidendes Ansehen. Durch Petrowitsch erfuhr ich, sie habe schmerzliches Kopfweh, und in der Nacht Fieber gehabt. Sie nahm, ohne großes Weigern, den angebotenen Platz wieder neben mir im bequemen Reisewagen an. Da lehnte sie ihren Kopf schweigend in den weichgepolsterten Winkel der Chaise, und schloß die Augen, wie zum Schlafe.

Ich hatte alle Muße, das feine Ebenmaß und die zarten Züge im Gesicht der reizenden Sünderin zu betrachten. — Ich hätte sie nicht so betrachten sollen. Die büßende Magdalena erweckte in meiner Brust eine Art Mitleidens. Ich dachte mir zu diesem Gesicht die gestrige entpelzte oder entrussete Engelsgestalt und den kleinen Fuß im Wollenstrumpf beim Morast von Pultawa, und hätte weinen mögen, daß dies Meisterstück der Natur durch Erziehung und schlechte Gesellschaft entheiligt worden sei. Sie genoß fast den ganzen Tag nichts. Mein Kummer um sie wuchs. Wie sehr verwünscht' ich jetzt, während meines langen Aufenthalts in Odessa nicht Russisch gelernt zu haben. Hätt' ich auch wenigstens nur de Lavals alte französisch-russische Grammatik bei mir gehabt, um ein paar Redensarten herausfischen zu können! Wie beneidet' ich den ungeschliffenen Petrowitsch um seinen Sprachschatz! Er mußte allzeit mein Dolmetscher sein. Aber wie roh und unverbindlich klang das, was er von ihren Antworten übersetzte!

Erst gegen Abend nahm sie von meinen Speisen und meinem Wein auf dringendes Anhalten; doch nur Weniges. Sie schien meine Unruhe wegen ihrer Unpäßlichkeit zu bemerken, und ließ mir durch Petrowitsch sagen, sie befinde sich um vieles besser. Dabei zwang sie sich gegen mich zu einem dankbar-freundlichen Lächeln, während noch Petrowitsch sprach. Wahrhaftig, Jeremias, in diesem Lächeln strahlte etwas Ueberirdisches aus einem Heiligen-Antlitz.

Es war unmöglich, den Tag noch die Stadt Krementschuk zu erreichen. Wir hielten in der Haide bei einem halbzerfallenen Hause, von innen voller Unflath, Branntweingestank und wüsten Bauerntrosses. Die büßende Magdalena trat dessen ungeachtet hinein. Nach langer Unterhaltung mit einem ekelhaften Weibe ließ sie mich durch Petrowitsch bitten, die Nacht im Wagen bleiben zu dürfen, weil das ganze Haus kein Bündel reines Stroh und keine leere Kammer habe. Ich selbst hatte, wegen ihrer erschütterten Gesundheit, ihr schon die enge und unbequeme, doch wenigstens reinliche Nachtherberge des Wagens antragen wollen.

Sie stieg also in den Wagen, nicht ohne sichtbare Verlegenheit. Während ich die Schutzleder rings um sie verschloß, mußte ihr Petrowitsch sagen: sie solle unbekümmert der Ruhe pflegen, ich würde meinen Platz erst nach einigen Stunden an ihrer Seite einnehmen, weil ich nicht müde sei. Aber es war von mir schon beschlossen, in der wüsten Barake zu übernachten und die der Ruhe Bedürftige nicht zu stören.

Man hat von der ekelhaften Wirthschaft einer russischen Herberge in der Haide keine Vorstellung. In der einzigen Wohnstube, wo Alles der Wärme nachzog, ward gewirthet und zugleich gekocht. Hinter einem Verschlag von Brettern grunzten Schweine; in einer Ecke daneben befand sich ein anderer Verschlag für die Hühner. Der Rauch der Küche, Tabaksqualm, Fuselgestank und Ausdünstungen von Menschen und Vieh füllten die Luft. Nach beendigten Bacchanalien lagerte sich jeder in seinen Pelz zum Schlafen, wohin er kam; die Mehrheit auf den Erdboden.

Ich hatte eine Holzbank unterm Fenster zeitig in Beschlag genommen. Aber von Zeit zu Zeit mußt' ich hinaus des Nachts, aus der verpesteten Luft, um reinen Odem zu schöpfen. Ich umschlich leise meinen Wagen. Magdalene schlief sanft. Es ist ein Himmelsgefühl, für die Erquickung eines leidenden Wesens sorgen und Opfer bringen. In dieser Nacht lernt' ich, daß in der Sorgfalt der Mütter um ihre Kleinen, auch bei den größten Entbehrungen, unaussprechliche Süßigkeit liege. Erst gegen Morgen fiel ich in festen Schlaf, aus dem mich selbst das Geräusch der Fuhrleute nicht weckte, die weiter zogen.

Es war hell, als ich erwachte. Ich sah Magdalenen schon vor dem Feuer stehen neben Petrowitsch. Sie bereitete mit eigener Hand den Kaffee. Ihr stummer, freundlicher Morgengruß gegen mich, und der beredte Blick, mit dem sie die häßliche Stube und mein hartes Nachtlager, mich bedauernd, betrachtete, sagte mehr, als Alles, was sie dem Petrowitsch auftrug, um ihre Erkenntlichkeit auszudrücken. Vom Schlaf erquickt, blühte sie schöner, als ich sie je gesehen. Ihr Erröthen, da ich vertraulich grüßend die Hand reichte, entzückte mich, denn es war Beweis, daß dies Mädchen, wenn auch von der Tugend abgefallen, nicht den bessern Empfindungen abgestorben sei, welche die Natur in das weibliche Gemüth gepflanzt hat.

Ich ließ mich gern beim Frühstück von ihren Händen bedienen. Sie wußte das Geschäft mit großer Gewandtheit und Anmuth zu verrichten. Ihr Betragen gegen mich war ein Gemisch von Zurückhaltung und Zutraulichkeit geworden. Die Dankbarkeit schien sie verwandelt, und ihr bisheriges fremdes, halbwildes Wesen in reine Freundlichkeit aufgelöset zu haben. Nichts aber fiel mir so sehr auf, als daß ihr bauernhaftes Wesen der vorigen Tage mit dem Kopfweh verschwunden war, und sie sich in ihrer dicken, entstellenden Pelztracht mit Adel und Leichtigkeit bewegte. Selbst der watschelnde, ungelenke Schritt ließ sich nicht bemerken, und in meinem Leben hab' ich keine Elephantenfüße so behend umhertrippeln gesehen.

Man gewöhnt sich nie leichter zusammen und wird nie einander so bald Bedürfniß, als wenn man auf einige Wochen, in dem engen Raum eines Reisewagens mit einander eingeschifft, Niemanden hat und kennt, als die nämliche Gesellschaft. Ich glaube, ich könnte auf diese Weise guter Freund eines Erzbösewichts werden, und das häßlichste aller Hexengesichter ganz leidlich finden lernen.

Neben der Magdalene von Charkow war nicht halb so viel Zeit nöthig, sie lieb zu gewinnen. Ich gestehe dir's, edler Jeremias, es kostete mir nicht geringen Kampf, mich immer an das entehrende Gewerbe zu mahnen, dem sich dies Mädchen hingegeben hatte, und zu verbergen, welche Macht es über mein Herz gewonnen, dessen es nicht würdig war. Oft wünscht' ich, sie möchte häßlicher, oder tugendhafter sein. Oft, wenn der stumme, klare Blick ihrer blauen Augen auf mich traf, und sich schnell und wie verschämt von mir wegwandte, hätt' ich ihre Unschuld mit tausend Eiden betheuern mögen. Aber ich wußte wohl, die Verworfensten ihres Geschlechts machen den frommen Schein der Unschuld zum Hauptstück ihrer Kunstfertigkeit.

Ich lernte auf dieser Reise mehr russische Wörter, als vorher in Jahren. Petrowitsch diente mir als Wörterbuch und Grammatik. Es war mir Bedürfniß, mich mit der reizenden Russin zu unterhalten. Ich bewunderte ihr Zartgefühl, mit dem sie zuweilen einen fast unbesiegbaren Reiz zum Lachen über mein Radbrechen ihrer Muttersprache überwund.

So viel es sich thun ließ, wählte ich, Magdalenens wegen, nur Städte zu Ruhepunkten auf der Reise. Daher hatt' ich Gelegenheit, diese auf der Rückkehr näher zu betrachten, als das vorige Mal. Ich pflegte sogar meine Reisegefährtin, wenn wir bei Tage ankamen, darin umherzuführen, weil ich — o Jeremias, verzieh' deinen Mund! — mich nicht gern von ihr trennte.

Krementschuk am Dnepr ist nicht volkreich, aber weitläufig. Die Häuser der Stadt sind, ausser wenigen, alle von Holz gebaut. Die unendlichen Waldungen weit umher liefern Ueberfluß des Materials. Es befindet sich hier bedeutender Handel, wozu der Strom Bequemlichkeit und Hilfe schafft, der die Stadt in ihrer Mitte durchfließt; auch ist der geräumige Marktplatz die schönste Zierde des Orts. Die Schiffbrücke über den breiten Dnepr, bei dreitausend Schuh lang, war wegen des Eisganges weggenommen. Ein Theil derselben lag am linken, der andere am rechten Ufer. Wir wurden mit unserm Wagen erst nach vielen Umständen, welche die Zollbeamten und Schiffer machten, hinübergeschafft. Es harrten hier schon seit drei und vier Tagen Fuhrwerke ihrer Ueberfahrt entgegen, ohne dazu zu gelangen. Daran war die Habsucht der Beamten Schuld, die, bei kärglicher Besoldung, sich gern am Reisenden erholen. Meine Reisegefährtin, die das wohl wußte, machte den Oberaufseher, mit welchem Petrowitsch lange gezankt hatte, bald geschmeidig, als sie ihren Geldbeutel zog. Aber der Anblick dieses Geldbeutels, den ich in den Händen Magdalenens zum ersten Mal erblickte, that mir im Innersten weh. Er war ganz mit Goldstücken angefüllt. Die Unglückliche, um welchen Preis hatte sie diesen Reichthum gewonnen!

Auch Jelisabethgrod, ein Werk der Kaiserin Elisabeth, von der die Stadt den Namen trägt, ist an sich unbedeutend, und mag ungefähr nur fünf- bis sechstausend Einwohner zählen. Die Wohnhäuser sind insgesammt von Holz; nur wenige Kirchen gemauert; die Straßen, wie ge-

wöhnlich, ungepflastert. Neben der Stadt liegt eine kleine Festung, worin ebenfalls hölzerne Gebäude stehen. Mehr weiß ich davon nicht zu erzählen.

Wir nahten dem Ziel unserer Reise. Wie schnell war mir die Zeit verstrichen! Ich wünschte, Odessa läge noch einige hundert oder tausend Werste entfernt. Mich hat kein Frühlingsgarten je so freundlich angesprochen, als die große Einsamkeit der verschneiten Haiden und Steppen zwischen dem russischen Musensitz in der Ukraine und dem schwarzen Meere. Neben dieser Magdalene fühlte ich mich nach und nach selbst heiliger, denn sie mied jede unschuldige Tändelei; ihr gütigstes Lächeln hatte noch einen sanftabweisenden Ernst. Eben darum, und mochte es auch nur Scheinheiligkeit sein, ward sie mir jeden Tag liebenswürdiger. Ich ward oft irre an ihr. Sie zog sich bei der leisesten Berührung in sich zurück, wie die zarte Mimosa. War dies anlockende, verführerische Heuchelei? War es das Gelübde ernster Reue? War es das Zittern der Unschuld? — Aber jene mit Gold gefüllte Börse in der Hand eines jungen Mädchens, eines Mädchens von dieser Schönheit und Jugend, welches aufs Gerathewohl durch die russischen Wildnisse in allein männlicher Gesellschaft zu reisen kein Bedenken trägt!

Das Räthsel löste sich bald.

Am vorletzten Abend unserer Reise, es war schon dunkel, doch der Weg noch schneehell, bat Magdalene, vor einem einsamen Hause, an dem wir in der Steppe vorüberfuhren, den Wagen halten zu lassen. Wir hatten kaum noch eine halbe Stunde Weges bis zu einem erträglichen Wirthshause, wo wir übernachten wollten. Sie aber fühlte sich schon lange vom heftigsten Durst geplagt, und stieg ab, um in der Kneipe einen Trunk frischen Wassers zu begehren. Man hörte in dem Gebäude Lärmen und Gelächter besoffener Russen. Bald aber drang auch Magdalenens Stimme schreiend durch. Eilig, wie der Blitz, flog ich aus dem Wagen in das Haus. Vier oder fünf trunkene Kerls hatten das Mädchen umringt, und versuchten an demselben ihre ekelhaften Liebkosungen. Ich drang in das tolle Gemenge, schlug und schmetterte rechts und links die nächsten dieser rohen Gesellen zu Boden, und machte der Gefangenen Luft, die mit Hast entsprang, während die Uebrigen mit mir handgemein wurden. Ich weiß nicht, wie es mir in dieser Schlägerei ergangen sein würde, hätte nicht einer der Tölpel die brennende Oellampe umgeworfen, daß sie erlosch, und ich ungesehen und unverfolgt den Rückzug nehmen konnte. Wir fuhren rasch davon, und hörten noch lange das Gebrüll hinter uns.

Während wir uns durch Petrowitschens Vermittelung über das Abenteuer unterhielten, fühlte ich am sanften, warmen Strömen über meine Wange, daß ich Blut verlor. Ich entdeckte die Stirnwunde bald. Um meine Gesellschafterin nicht zu ängstigen, und da wir von unserer Station nicht weit entfernt sein konnten, verschwieg ich's, und band ein Tuch fest um den Kopf, das Blut zu hemmen. Mir ward nicht wohl und schläfrig. Ich schmiegte mich in die Wagenecke, und fühlte von Zeit zu Zeit, traumhaft dunkel, daß sich Menschen mit mir beschäftigten.

Ich schlug endlich, von wohlthätigem Schlaf erwachend, am hellen Morgen, und mit nicht geringem Erstaunen, die Augen auf. Ich lag auf einem Strohsack am Boden, in elender, doch warmer Bretterkammer, bedeckt von meinem Mantel und Reisepelz. Neben dem Strohsack ruhte auf beiden Knien Magdalene; ihre Augen waren rothgeweint. Sie zog, als ich aufsah, erschrocken ihre Hand zurück, die meine Hand in der Nähe des Pulses gehalten hatte. Ich starrte das schöne Gesicht unverwandt an, und glaubte wirklich im Traum zu leben. Magdalene glich einer Bildsäule. Sie starrte auch mich an, ängstlich, ohne alle Bewegung. Endlich hört' ich ihre Stimme und vernahm sie mit wunderbarem Grauen. Denn meinem Gehör und Gesicht konnt' ich nicht länger Glauben beimessen, und doch bei vollstem Bewußtsein, daß ich wache, empfing ich die deutlichsten Ueberzeugungen, daß ich träume.

„Ach Gott! kennen Sie mich nicht?" fragte sie halblaut im reinsten Deutsch, das zwar etwas fremdartig von ihren Lippen tönte, aber sehr gut ausgesprochen wurde.

„Was ist denn?" fragt' ich erschrocken, und richtete mich, auf den Ellbogen gestützt, empor: „Wo bin ich? Was geht hier vor?"

„Beruhigen Sie sich, um Gotteswillen!" sagte sie: „Sie sind wohl versorgt. Strengen Sie sich nicht an. Wie befinden Sie sich? Befehlen Sie Thee?"

Ich rieb mir die Augen, betrachtete sie und sagte: „Sie sind ja meine Reisegesellschafterin. Was führt Ihnen so plötzlich die deutsche Sprache zu?"

„Ach, die Angst!" sagte sie bestürzt und erröthend, indem sie aufstand vom Boden.

„Wie? Sie reden die deutsche Sprache?" rief ich: „Und auf der ganzen langen Reise raubten Sie mir das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten?"

Sie schien betreten, entschuldigte sich stammelnd und lenkte davon ab auf das Einzige, was sie jetzt das Wichtigste nannte, auf mein Befinden. — Ausser einem leichten Schmerz am Kopfe befand ich mich vollkommen gesund, so daß ich heiter vom Strohlager aufsprang. Nun erblickte ich mich in meinen Kleidern, die vom Blut starrten, und erfuhr den Zusammenhang der Begebenheit.

Als ich nämlich am gestrigen Abend auf Petrowitschens Reden nichts mehr erwiederte, glaubten er und meine Gesellin, ich schlummere. Aber da man vor der Herberge hielt, fand man mich

im Wagenwinkel unnatürlich zusammengesunken, beim Licht der herbeigebrachten Laterne bleich, blutig, leblos. Man trug mich in diese Kammer, auf dies Stroh. Es gelang nach langer Mühe, mich aus der Ohnmacht zurückzubringen; mir einige Tassen Thee einzuflößen; meine Stirnwunde frisch zu verbinden. Dann verfiel ich in natürlichen Schlaf, der die ganze Nacht ununterbrochen währte. Ich erinnerte mich von Allem nichts. So erzählte mir Helene.

Während die Hände meiner schönen Pflegerin nachher draussen in der Küche das Frühstück bereiteten, kam auch der treue Petrowitsch voll großer Freude, mich wieder hergestellt zu wissen. Von ihm erst vernahm ich das Rührendste des ganzen Hergangs. Helene hatte im ersten Augenblick, bei der Entdeckung meines Zustandes, beinahe das Bewußtsein verloren. Dann war sie in trostlosen Schmerz übergegangen. Helene war's gewesen, die unter tausend Thränen mir selber das Blut vom Gesicht gewaschen, meine Wunde gereinigt, dann mit einem schwarzen Taffetpflaster bedeckt und verbunden hatte. Durch nichts war sie zu bewegen gewesen, mich in meinem Zustand zu verlassen. Sie selbst hatte die ganze Nacht neben mir gewacht, indessen Petrowitsch dicht an der Bretterwand im andern Zimmer ruhen konnte. Er glaubte gehört zu haben, daß sie von Zeit zu Zeit leise geweint; doch aus Furcht, Geräusch zu machen, oder ihr zu mißfallen, hatte er nicht gewagt hereinzukommen.

Petrowitschens Erzählung rührte mich sehr. Ich war froh, ihm die Gemüthsbewegung verbergen zu können, da er mich verließ. Nein, dies Mädchen konnte keine Sünderin sein, und — *selbst wenn sie's wäre!* dacht' ich.

Man hatte fast all unser Reisegepäck in diese Schmerzenskammer gebracht, weil man ohne Zweifel langen Aufenthalt vermuthete. Ich wechselte die durchblutete Wäsche und Kleidung gegen frische um. Und als endlich Helena mit dem Frühstück hereintrat, wie eine glühende Aurora, und sie es auf eine der Kisten niedersetzte, konnt' ich mich nicht erwehren, zu ihr zu treten, ihre Hand zu drücken, und mit Thränen im Auge sie als Retterin meines Lebens zu begrüßen.

„Ja doch," sagte sie mit dem seligen und doch verschämten Lächeln einer Hebe, „eines Lebens, das Sie vorher im Begriff waren, für mich zu opfern!"

O Jeremias, solltest du jemals die Klänge deutscher Sprache von diesen Lippen fließen hören, — sie gestalten sich wunderbar, bekannt und doch fremd, wie Seufzer des Frühlings in einer Windharfe, — wahrlich, die Töne der italienischen Zunge würden dir, neben dem Wohllaut und der Macht deutscher Rede, wie zimperliches Hackbret-Geklimper klingen, neben dem Silbergeräusch eines Tonflügels.

Wir reiseten den nämlichen Tag noch bis Odessa. Welche zärtliche Sorgfalt trug sie für meine Kopfwunde! Vor dem Abfahren verband sie dieselbe eigenhändig noch einmal. Edler Jeremias, du würdest den ersten, besten Russen bitten, dir den Kopf zu zerschlagen, um von solchen Fingern geheilt zu werden. Und dabei glänzte eine Thräne des Mitleids in ihren blauen Augen. Wie viel hatt' ich dieser Wunde zu danken! Auch ihr Mund war dadurch für mich entsiegelt. Und wie viel hätt' ich gern von ihr hören mögen, nun Petrowitsch nicht mehr unser Sprachrohr war. Der einzige Tag mußte mich für das Schweigen der ganzen Reise entschädigen.

An freundlichen Vorwürfen von mir, du kannst es leicht vermuthen, fehlte es nicht, daß sie mir, mit unbegreiflichem Eigensinn und mit eitler Verstellung, in den langweiligen Einöden der russischen Wälder und Steppen kein Gespräch erlaubt hatte. Und doch wußte sie sich so vollkommen zu rechtfertigen, daß mir ihre Klugheit bewundernswürdiger schien, als Penelopens schlaue Weberei, um des Odysseus Heimkehr zu erwarten.

In verzeihlicher Aengstlichkeit, eine so weite Reise mit unbekannten Personen zu thun, hatte sie nämlich alle Waffen der List für ihre Sicherheit benutzen wollen, und sich, ungeachtet sie auch deutsch und französisch spricht, einer Stockrussin gleichgestellt; alles blos um ihre Reisegefährten sicher zu machen. So hatte sie gehofft, ohne erkannt zu werden, alles zu erfahren, was ihr von der Denkart der Mitreisenden wichtig, gefährlich oder vortheilhaft werden konnte.

Aber ich vermuthe, weil sie doch schon in Charkow gewußt, ich wäre ein deutscher Edelmann, ihre geheime Absicht sei zugleich gewesen, einen unzerbrechlichen Riegel aus der russischen Sprache zu schaffen, vermittelst dessen sie allen möglichen Vertraulichkeiten oder lästigen Artigkeiten den Weg sperren könne, die auf langer Reise so leicht möglich werden. Darum, ohne Zweifel, hatte sie auch in den ersten Tagen das Schwerfällige und Linkische ihres Ganges und aller ihrer Bewegungen geheuchelt, bis sie mehr Vertrauen zu mir gewonnen hatte, oder bis ihr diese Art Bürde selber zu schwer ward. Denn für ein Mädchen kann doch keine Verstellung schwieriger sein, als erkünstelte Häßlichkeit.

Uebrigens verhehlte die liebenswürdige Heldin nun selbst mancherlei andere kühne Entwürfe nicht, die sie in ihrer Furchtsamkeit gesponnen hatte. Sie war entschlossen gewesen, bei jeder Verletzung der Achtung, die sie erfahren haben würde, in den Steppen zurückzubleiben. Ja, in dem Reisesäckchen, das sie stets bei sich trug, führte sie sogar ein kleines Arsenal; sie zeigte mir ein geladenes Terzerol und einen Dolch mit kostbarem Griff.

Es schien jetzt, als fühle auch sie, wie ich, die Begierde, sich für das anhaltende Schweigen in vollem Maße durch ununterbrochenes, trauliches

Geplauder entschädigen zu müssen, und sich der Neigung zu einer Mittheilung hinzugeben, die nirgends natürlicher ist, als im langen, einsamen Beisammenleben auf der Reise, als da, wo man durch Gewohnheit und stündliches Sehen einander Bedürfniß, und durch Ablegung des Zwanges, wie im häuslichen Kreise, heimathlich-bekannt und vertraut wird. Hier lies, was ich von ihr über sie erfuhr.

Helene, die auch durch den französischen Erziehungsschnitt der großen Häuser in Rußland Lenette heißen mußte, stammt aus einer achtungswürdigen Familie in Posen, die, in der Revolution unter Kosciusko, geächtet ward, und zu Grunde ging. Ihr Vater blieb seitdem der Regierung verdächtig, nahm aus Armuth im Jahre 1809 französischen Kriegsdienst und ist nachher im Auslande gestorben. Ihre Mutter, eine Deutsche, begab sich darauf zu einer Schwester nach Rußland, die dort, einem der reichsten Adlichen vermählt, auf dessen Gütern im Gouvernement Moskau lebte. Diese würdige Frau vertrat, nach dem Tode von Helenens Mutter, die Stelle derselben vollkommen bei ihrer Nichte, welche sie, weil sie selber kinderlos war, als ihr eigenes liebte.

Doch Helenens Himmel schwand bald, da sie ihr siebenzehntes Jahr erreicht hatte, mit dem Leben ihrer Pflegerin. Der verwittwete Afterohein beging dann die Thorheit, eine junge Frau zu heirathen, deren geringster Fehler an der Seite des betagten Eheherrn eine sehr verdächtige Gefallsucht war. Die ehemalige Stille und Einfalt des Schlosses ward durch Prachtaufwand und rauschende Feste verdrängt. Helene mochte die Blicke und Neigungen der Fremden und Gäste zuweilen mehr an sich ziehen, als es der guten Laune einer gebietenden Dame zuträglich sein konnte, die allein gefallen wollte. Also erschienen für das Mädchen die Tage, an welchen es empfand, daß es eine verlassene Waise sei. In dieser Lage kam ihr die Bekanntschaft und der Schutz eines betagten Grafen in der Nachbarschaft zu statten, welchen sie, sowohl wegen seines vortrefflichen Gemüths, als wegen seines hohen Alters, schon lange gewohnt war, Vater zu nennen und als Vater zu lieben. Dieser nahm sie zuletzt aus dem Hause zu sich, wo sie manche unzarte Behandlung hatte dulden müssen, und führte sie auf seine Güter, wo sie in dem angenehmen Verhältniß einer dankbaren Tochter zu dem wohlthätigen Greis lebte.

Allein die ehrerbietigen Liebkosungen der Tochter erweckten in der Brust des guten Alten nach und nach zärtlichere Gefühle, als die eines Vaters zu sein pflegen, und entzündeten unter dem Schnee seines Lebenswinters noch ein Feuer, welches nur die Pein der Jugend zu sein pflegt. Er entdeckte ihr seine Gefühle und trug ihr seine Hand an, verbunden mit einem beträchtlichen Theil seines Vermögens, welches im Stande war, ihr Loos nach seinem Tode zu sichern. Helene, welche unmöglich die bisherige Stellung als Tochter, zu demselben Manne mit der Stellung als Gattin, vertauschen konnte, lehnte eine Güte ab, die ihr Grauen erregte und die sie doch ehren mußte. Obgleich sich der alte Graf darum in seinen freundschaftlichen Gesinnungen für die schöne Waise nicht änderte, trat dennoch in beide Verhältnisse ein gespanntes, unliebliches Wesen, das sich mit aller Mühe nicht überwinden ließ.

Zu dieser Verstimmung des vorigen Einklangs fügte sich in kurzer Zeit ein neues Uebel, als der Sohn des Grafen aus Petersburg zum Besuch eintraf. Den Schilderungen nach, welche Helene von ihm gibt, muß es ein Wüstling sein, wie ihn halbe Bildung, flache Grundsätze und großer Reichthum leicht machen können. Ohne Tugend, und ohne Glauben daran in weiblichen Herzen, verfolgte er mit seinen Anbetungen Helenen schon in den ersten Tagen; und bei wachsender Leidenschaft, bat er zuletzt um ihre Hand zur Vermählung, trotz seiner frühern Schwüre, sich nie durch ein Eheband fesseln zu lassen.

Während die schöne Waise von dieser Seite gefoltert wurde, ward sie anderseits nicht minder durch die Eifersucht des alten Grafen gequält. Dieser war in seinem Innersten empört, den entarteten Sohn als Nebenbuhler erblicken zu müssen. Es mag zu harten Auftritten zwischen beiden gekommen sein, in welchen der Sohn wohl seines Vaters nicht geschont haben wird; denn der Greis fühlte seine Kräfte vom täglichen Verdruß so aufgerieben, daß er selber für sein Leben fürchtete. Und in Besorgniß, Helene könne frühe oder später noch Beute des Sohnes werden, und um diesen Triumph zu vereiteln, war er es selbst, der Helenen rieth, der Gefahr durch heimliche Abreise zu entrinnen. Sie schien ihm aber weder in Moskau, noch in Petersburg geborgen genug. Einem seiner ältesten und vertrautesten Freunde, der mit einer liebenswürdigen Familie seit einigen Jahren in Odessa wohnte, empfahl er sie. Und als Helena, die keine andere Rettung kannte, einwilligte, stattete der Graf sie nicht nur reichlich mit Reisegeldern aus, sondern verhieß auch, ihr eine sorgenlose Zukunft zu bereiten.

Auf seine Veranstaltung ward sie, während nachher vorgegeben werden sollte, sie wäre nach Petersburg abgereist, gen Moskau geführt, und von hier in guter Gesellschaft nach Charkow, wohin sie durch ein achtbares Haus von Moskau Empfehlungen mitnahm. In Charkow aber sollte sie als eine nach Odessa gehende Gouvernante gelten.

Dieser von ihr angenommene Stand, so wie ohne Zweifel noch mehr ihre Jugend und Anmuth, verleideten ihr bald in dem Hause zu Charkow den Aufenthalt, wo eine Menge studirender Adlichen und russischer Offiziere täglichen Zutritt hatten, die sich gegen eine hübsche Gouvernante manche Freiheit erlauben zu dürfen glaubten. Ungeachtet es ihr nicht an Mitteln fehlte, sich eine Reise der bequemsten Art nach Odessa zu bereiten,

ward sie doch durch Unerfahrenheit und eben so sehr durch ihre Furchtsamkeit gehindert, sich unbekannten, gemietheten Menschen auf einer langen Reise anzuvertrauen. Denn sie kannte die gewöhnliche Denkart solcher Miethlinge in Rußland. Daher wartete sie mit Sehnsucht auf Gelegenheit, die Reise mit Sicherheit in anständiger und angenehmer Gesellschaft zu thun.

Nun ward meine Rückreise nach Odessa bekannt, und daß mich eine ältliche Dame dahin begleite. Sogleich mußte einer von den Bekannten des Hauses, der mit mir Umgang hatte, um einen Platz in meinem Reisewagen werben. Aus übermäßiger Aengstlichkeit, um in den Steppenländern den Leuten nicht durch fremde Tracht auffallend zu sein, legte sie über ihre häusliche Kleidung gemeine, russische Weibertracht an. Den ehrlichen Petrowitsch, den sie schon am Abend vor der Abreise im Wirthshause zu Charkow kennen gelernt, und den sie über mich und die Minerva vollkommen ausgefragt hatte, wußte sie durch Freundlichkeit und ein gutes Trinkgeld an sich zu gewinnen. So war sie gerüstet, das Abenteuer der Reise zu bestehen, als die plötzliche Sinnesänderung der grämlichen Minerva, nicht mit uns zu gehen, sie in ihrem Entschluß erschütterte. Nur Petrowitschens Vorstellungen und dringende Bitten, und der Widerwille, in das ihr nicht angenehme Haus von Charkow zurückzugeben, auch sogar — wenn ich es nicht als höfliche Schmeichelei nehmen muß — ein gewisses Vertrauen einflößendes Etwas meiner Gesichtszüge, — ich glaube, jedes Frauenzimmer hat zur Physiognomik angebornes Talent, — genug, das Alles überwog endlich ihre Bedenklichkeiten. Dennoch nahm sie ihren Platz lieber neben Petrowitsch, als mir, und schwatzte, mich zu betrügen, russisch, weil sie wußte, ich verstünd' es nicht.

Hätt' ich denn je glauben sollen, daß ein Loch im Kopf mir, mitten in der chersonischen Wüste, mitten im Winter, einen der Festtage des Lebens geben könnte? Wie schwesterlich-traulich die schöne Waise da neben mir plauderte! Und wie es mich von ihren Lippen entzückte, zu hören, daß nur Blödigkeit, nur Furcht, daß ihr Betrug mein Wohlwollen gegen sie mindern werde, sie zurückgehalten habe, mir früher zu gestehen, daß sie der deutschen Sprache mächtig sei. Schon am Tage nach dem Verlust bei Pultawa, wo, wie Karl XII den Sieg, sie den Stiefel eingebüßt hatte, — noch mehr am zweiten Tage nachher, als ich, aus Zartgefühl für sie, keinen Anspruch auf den Wagen gemacht, und die Nacht im Unflath einer russischen Haiden-Kneipe zugebracht hatte, war sie für mich — warum sollt' ich dir denn, Jeremias, nicht ihre Worte schreiben? — mit Zutrauen und Ehrfurcht erfüllt und wollte sie mich gern anreden und enttäuschen. Ja, nun erfuhr ich, sie hatte mich in jener Nacht mehrmals gesehen, wie ich aus dem Hause trat und leise um den Wagen schlich und lauschte, als wollt' ich ihren Schlummer behorchen und ihre Sicherheit bewachen.

Dagegen erzählt' ich ihr von meinen Reisen und Verhältnissen recht ehrlich, um Zuversicht mit Zuversicht zu erwiedern. Ich erzählte von unserm ehrsamen Städchen, von Dir, edler Jeremias, von Allem. Nur von den beiden Helenen, die ich schon geliebt, sagt' ich keine Silbe; noch weniger wagt' ich ihr zu gestehen, daß sie die einzige Helene sei, die ich lieben könne und werde.

Als Petrowisch seinen Rossen zum letzten Mal vor Odessa das Futter gab, legte Helene in einem Haidehof ihre russische Tracht ab, mit der sie der armen Wirthin ein überraschendes Geschenk machte. Ich kannte sie kaum wieder. Schöner war einst die meergeborne Aphrodite nicht aus dem Schaum der Wellen hervorgestiegen, als diese sarmatische Grazie aus den groben, steifen Pelzen und Kitteln einer russischen Bäuerin.

Sie war feuerroth und senkte stumm die Augen, als schämte sie sich ihrer eigenen Anmuth, da sie meine Ueberraschung bemerkte, und wieder, da sie im Wagen neben mir saß, und ich beide Hände vor meine Augen legte und sagte: „Ich darf Sie nicht mehr anblicken!“ Sie wollte mir nachher einen kleinen Verweis geben, daß ich nun andern Ton anstimme, als auf der Reise. Aber ich wurde, je näher wir Odessa kamen, in vollem Ernst traurig. Denn nun sollt' ich sie verlieren, die mir so lange ausschließlich angehört hatte.

„Nicht doch, ich erwart' es von Ihnen,“ sagte sie halblaut und mit rührender Schüchternheit, „ich erbitt' es von Ihnen, entziehen Sie mir in Odessa die Güte nicht, die Sie mir bisher gewährten. Ich bin fremd dort, — ich kenne ja die Familie nicht, der mich mein Wohlthäter, der Graf, empfohlen hat. Wenn ich nun eines Schutzes, eines weisen Rathes bedürfen sollte, an wen müßt' ich mich wenden? Niemand weiß ja so sehr, wie verlassen ich stehe, wie beklagenswürdig!“ — Hier flossen ihre Thränen stillperlend über ihre Wangen. Reden konnt' ich nicht. Ich nahm zitternd ihre Hand und drückte dieselbe an meine Brust. Daß sie mir diese Hand darauf nicht entzog, war die höchste Gunst, welche sie gewährte. Stumm ward sie; stumm blieb ich. Aber dies Schweigen war noch unendlich beschäftigender, als unser Reden den ganzen Tag gewesen war. Es schlich von den Fingerspitzen zum Herzen eine milde, wunderbare Gluth, und das bisherige stille Vertrauen unter uns verwandelte sich in eine fromme Vertraulichkeit, in ein Einverständniß gegenseitig zufriedener, argloser Seelen, das keiner Worte bedurfte, um fester zu werden.

Der Wagen rollte in Odessa hinein durch die Straßen. Sie stieg vor dem besten Gasthof der Seestadt ab. Als ich Helenen versorgt wußte, führte mich der treue Petrowitsch in meine stille Wohnung.

7.

Die Heimfahrt des Philhelenen.

Konstantinopel, im Juni 1823.

He, frommer Jeremias, erschrickst du nicht, dieses Briefpäckchen aus der Residenz der Ungläubigen zu erhalten? Nimm daran kein Aergerniß, Jeremias; der Padischah der Ungläubigen, obgleich er alle Christenheit gern in ihrem eigenen Blut ersäufen mögte, ist darum nicht minder ein ganz ehrenwerther Herr, den alle christliche Staatsmänner beim löblichen Werk der Christenausrottung in Griechenland begünstigen müssen. Diese Griechen sind Rebellen und verdienen allerdings Züchtigung, daß sie sich nicht mit tausend Freuden von den Pascha's und Bey's plündern, schinden, schänden, in den Koth treten liessen, ja, daß sie sich anmaßten, Menschen, gleich edelgebornen Türken, sein zu wollen.

Freilich mir hat in Odessa mehr als einmal das Herz geblutet, wenn ich da die Tausende von hellenischen Flüchtlingen in ihrem Elend sah! Du hast von dem Schauspiel keine Vorstellung, als im Frühjahr 1821 plötzlich die Menge dieser Menschen Odessa und Bessarabien überschwemmte, Fürsten, Bettler, Weiber, Kinder, Kaufleute, Schiffer. Die Auswanderung der Griechen dauerte den ganzen Sommer. Ihr Erstes und Letztes war die Verzweiflung. Sie kauften alle Arten Waffen auf, alte Säbel, Gewehre, Riemenzeug u. dgl., was die Russen nicht gebrauchten, die dabei guten Gewinn machten; liessen Uniformen machen, schwarze Kittel, schwarze ungeheure Hosen; zogen dann zur Rache in den Kampf, und wurden damals größtentheils aufgerieben. Die dem Untergang Entkommenen und Zurückgekehrten schlichen nun traurig und oft als Bettler umher; andere nährten sich kümmerlich mit allerlei Gewerb, legten Kaffee- und Billardhäuser an; viele gingen ins Innere. In allen Kirchen Rußlands sind Liebessteuern für sie gesammelt worden, wovon ihnen monatlich kleine Gehalte gereicht werden.

Die Muselmänner betrachten die Griechen ungefähr so, wie wir bei uns zu Lande die Juden. Wenn sich in irgend einem christlichen Staate plötzlich alle Juden empörend unter die Waffen stellen würden, um ihren vielhundertjährigen Entehrungen und Bedrückungen ein Ziel zu setzen, was würden unsere Christen sagen? Den Juden Recht widerfahren lassen? Ich zweifle ein wenig. Und noch minder werden sich die Moslemim gefallen lassen, jemals den trotzigen Forderungen der Griechen nachzugeben, obgleich diese in meinen Augen alles Recht haben, die Türken zu verjagen. Denn diese Barbaren, aus Asien gekommen, sind nur Eroberer vom Erbtheil der Griechen. Du begreifst jedoch, einsichtsvoller Jeremias, daß solche Erbschaftsgesetze nicht im Codex der türkischen Politik gelten. Da gilt das positive Recht über alles göttliche Recht hinaus und das beati possidentes.

Du magst es mir auf mein Wort glauben, daß ich in Odessa der eifrigste und treufleißigste Cicerone der schönen Helena ward. Ich besorgte ihr vor Allem weibliche Dienerschaft, mit Hilfe dasiger Freundinnen; führte sie in die Familienkreise ein, die mir seit Langem offen standen, und begleitete sie in das palastähnliche Haus ihres künftigen Beschützers, dem sie durch den alten Grafen, ihren ehemaligen Wohlthäter, empfohlen war. Sie ward mit großer Auszeichnung aufgenommen; doch zog sie vor, statt der Zimmer, die ihr in dem Hause des Schirmherrn bereitet werden sollten, eine von ihr selbst ausgewählte Privatwohnung zur Miethe zu nehmen. Denn der alte Schirmherr konnte ihr nicht ganz gefallen. Er bezechte sich in der Regel täglich und war nur des Morgens nüchtern. Seine Familie, die Helenen durch ihren Pflegevater als »liebenswürdig« geschildert worden war, was sie auch vermuthlich vor zwei bis drei Jahrzehnten gewesen sein konnte, bestand aus einigen alten, spielsüchtigen, medisanten Damen, an denen weder viel Liebliches noch Würdiges zu entdecken stand.

Der alte Herr bei Moskau hatte demnach seine allzugeliebte Tochter übel berathen gehabt, weil er sich der Flüchtigkeit der Zeit und der Nichtigkeit des Schönen auf Erden nicht erinnerte. Aber noch weit triftigern Grund gab er seiner schönen Waise zur Klage oder doch zur Unruhe, daß er seine Versprechen vergessen zu haben schien, ihrer auch in Odessa als wohlthuender Schutzgott zu gedenken. Vergebens schrieb sie ihm. Es erfolgte keine Antwort. So vergingen zwölf Wochen ohne Nachricht.

Sie aber, ziemlich gleichgültig, lächelte in ewiger Heiterkeit, so oft ich sie im Kreise unserer Freunde sah, oder sie mich zu sich in eine Abendgesellschaft mit andern einlud. Denn gleich nach der ersten Woche ihres Aufenthalts zu Odessa hatte ich das Glück verloren, sie uneingeladen sehen zu dürfen. Ich gestehe dir's offen, Jeremias, was du beim Lesen dieser Zeilen über jenes beständige Schweigen des alten Grafen, und Helenen's muntern Sinn, dabei argwohnen magst, — das fing auch ich an, zu argwohnen. Die ganze Geschichte des Mädchens konnte ein wohlersonnener Roman sein; denn, wäre sie reine Wahrheit gewesen, wie hätte der überzärtliche Pflegevater sie so lange antwortlos lassen, oder wie hätte sie so gelassen bleiben können?

Freilich, warum hätte sie mich mit einem Mährchen betrügen sollen? Allenfalls ihre volle Goldbörse zu entschuldigen, die mir durch die Aeusserungen der Minerva von Charkow schon verdächtig geworden war? Ich konnt' es nicht glauben. Und wenn ich sie dann sah, dies edle Antlitz sah, welches das Bewußtsein reiner Unschuld in allen zarten Zügen trug, welches Jeden

schon durch Anschauen für die Tugend begeisterte, — nein, ein Mädchen von kaum neunzehn Jahren konnte diesen höllischen Mißbrauch mit ihrer Engelsmaske nicht treiben. Und am Ende, Jeremias, wäre sie eine ganz gemeine Abenteurerin gewesen, die auf bloße Glücksjagd ausging, — — ich, der sie anbetete, ich hätte sie auch dann noch geliebt. Sie konnte nicht ganz verdorben, sie konnte noch errettbar sein. Ich hätte sie bekehrt.

Das Räthsel lösete sich unerwartet. Eines Morgens ließ sie mich selber zu sich kommen. Eine Seltenheit! Ich fand sie allein, blaß, mit verweinten Augen. Sie entfernte ihre Dienerinnen. Dann wandte sie sich mit gezwungener Fassung zu mir, und sagte: „Nun stehe ich wirklich verlassen in Gottes weiter Welt. Was soll ich beginnen? Wohin mich nun wenden? Ich habe Briefe erhalten. Er ist nicht mehr unter den Lebendigen, der Gute! Lesen Sie die Briefe. Dort liegen sie. Dann rathen Sie einer Rathlosen, die nur allein Ihnen volles Vertrauen geben kann und will.“

Ihr Schmerz, der sich in stille Thränen ergoß, ihre Worte hatten mich erschreckt. Ich ging zitternd zu einem Spiegeltisch, auf welchem mehrere Briefe in französischer, einer in russischer Sprache, neben offenen Wechseln lagen. Nachdem ich mit Erstaunen und hastig die französischen Briefe gelesen hatte, bat ich um Uebersetzung des russischen. „Er enthält nichts,“ sagte Helene, „als freundschaftliche Zeilen des treuen Schloßverwalters, der mir immer sehr ergeben war, mit der Anzeige vom Tode des Grafen, der ihm auf dem Sterbebette angedeutet, wo er zwei versiegelte Briefe für mich finden würde, die er mir ohne Verzug überschicken müsse.“

Die Briefe des Grafen, voller Kummer und Zorn über seinen Sohn, der wieder in Petersburg war, geschrieben unter Vorgefühlen des nahen Todes, athmeten noch die zärtlichste Leidenschaft für Helenen. Ich vergaß Helenens Betrübniß unter den Schmerzensausdrücken des unglücklichen Greises, dessen rührende Klagen mir Thränen in's Auge lockten. Er sandte der Tochter, die er noch am Rande des Grabes mit jugendlicher Gluth vergötterte, eine — ich muß sagen ungeheure Summe in Wechselbriefen auf verschiedene Häuser in Odessa und Moskau. Es war ein reiches Vermögen; es schien eine Art Enterbung des Sohnes zu sein.

„Was wird nun aus mir werden?“ sagte Helena schluchzend.

Nachdem sie ruhiger geworden war, erwiderte ich ihren wiederholten Fragen: „Der edle Greis hat väterlich für Ihre Zukunft Sorge getragen. Nur eins ist zu befürchten: der Sohn kann die Verschenkung so beträchtlicher Summen als eine Beeinträchtigung seiner Rechte, als eine Beraubung seiner Erbschaft, ansehen. Wollen Sie sich nicht freiwillig entschliessen, das, was Ihnen der letzte Wille Ihres würdigen Freundes zuwies, dem Sohne zurückzuschenken, wozu ich nicht rathe, weil Sie Ihr neues Eigenthum mit Recht besitzen: so kann er, im Fall er Ihren Aufenthalt erfährt, Ihnen einen Prozeß zuwerfen. Ja, es ist noch mehr zu fürchten, er kann nach Odessa kommen und seine vorigen Zudringlichkeiten erneuern. Denn wer steht dafür, daß er Ihren jetzigen Wohnort nicht durch den Schloßverwalter, der von ihm nun abhängig ist, oder durch einen vergessenen Zettel seines Vaters, oder durch einen Ihrer eigenen, vielleicht unvernichtet gebliebenen Briefe, oder auf irgend andere Weise von Odessa aus, vernimmt? Gehen Sie nach Deutschland zurück, verlassen Sie diesen Boden, an den Sie nichts mehr fesselt! Auch wenn Sie das zurückgeben wollten, was Sie rechtmäßig besitzen, und das Ihnen von Niemanden mit Recht zurückgefordert werden kann, sind Sie ja nicht verlassen, wie Sie glauben. Ich besitze ein mäßiges Vermögen auf deutscher Erde. Theures Fräulein, was ich habe, ist Ihr Eigenthum.“

So ungefähr sprach ich. Was ich noch weiter sprach, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß sie bei meinen letzten Worten erröthete; daß ich ihre zitternde Hand mit Küssen bedeckte; daß sie, ich weiß nicht, was, zu mir sagte; daß sie weinend an meine Brust fiel; daß wir lange stumm blieben; daß wir uns beide dann viel, viel zu gestehen hatten; daß ich erfuhr, sie habe mich geliebt, seit jener Fiebernacht im Wagen, diesseits Pultawa, und habe sich in Odessa aus Furcht vor ihrer eigenen Leidenschaft und Schwäche von mir zurückgezogen. Auch weiß ich noch, daß ich an mein eigenes Glück nicht glaubte, und allen ihren zärtlichen Betheuerungen nicht glaubte, bis sie mir vor dem Altar angetraut, bis sie mein Weib geworden war und ich mit ihr im Zimmer der Kajüte einsam über das schwarze Meer gen Konstantinopel schwamm, einsam wieder mit ihr, wie auf der reizenden Fahrt von Charkow zum Pontus Euxinus.

In meinem Leben hatt' ich nicht so viel Geschäfte, als die letzten achtzehn Tage in Odessa; in meinem Leben keine lieblichern. Denn Alles geschah für sie. Und wie lohnte sie mich, die Göttliche! Da mußt' ich für Einkäufe der Reisebequemlichkeiten sorgen, für Verwandlung ihrer Wechsel in Papiere auf Wien, Augsburg, Frankfurt, London, die du nun hoffentlich alle in Händen hast; da mußt' ich, wegen der Pässe, von Pontius zu Pilatus, zu zehnerlei müßigen Schreibern; da mußt' ich, laut Polizeiverordnung, meinen und Helena's Namen, mit Anzeige, daß wir Odessa verlassen würden, dreimal binnen vierzehn Tagen in alle öffentliche Blätter einrücken lassen; da mußten Abschiedsschmäuse besucht werden, — und endlich die Trauung selbst! Sie geschah in Reisekleidern, eine Stunde vorher, ehe wir in das Fahrzeug des braven genuesischen Schifkapitäns Raguſin stiegen.

Wir segelten bei widrigem Winde ab; hatten Regentage; hatten Windstillen; sahen die unreinen Donauwellen, wo sie den dunkelgrünen Wasserspiegel des schwarzen Meers mit ihrem Schlamm vierzig, fünfzig Stunden weit trüben; sahen die Küsten Asiens und Europens; endlich das majestätische Stambul, gegenüber Scutari, in einem unübersehbaren Feengarten, — nein, Jeremias, glaub' es nicht. Wir beide sahen nichts, als uns beide, alles Andere war uns nur Tapezirung. Wir würden den Tod nicht gesehen haben, wenn uns das Meer verschlungen hätte.

Dem Serail gegenüber ward gelandet am 30. April. Wir waren eilf Tage lang unterwegs gewesen. Ich hätte schwören können, eilf Stunden und keine Minute darüber.

In Pera, wohin wir Empfehlungsbriefe hatten, empfingen wir bequeme Wohnung. In dieser Vorstadt halten sich die meisten Franken oder Christen auf; darum nennen es die frommen Türken vielleicht das Schweine-Viertel. Wir mußten hier länger verweilen, als wir wollten, um bequeme Gelegenheit nach Triest zu erhalten. Indessen hatten wir buntes, lustiges Schauspiel alle Tage. Helena, um mich überall begleiten zu können, verwandelte sich in einen wunderschönen Knaben.

In den ersten Tagen unserer Ankunft sahen wir die ganze türkische Flotte unter dem Donner der Kanonen am Serail vorübersegeln, wo der Sultan dem Kapudan Pascha einen kostbaren Säbel mit großer Feierlichkeit überreicht hatte.

Hoffe aber nicht auf Beschreibung dieser Stadt. Du findest sie ja in hundert Büchern. Ich sah' nur Helenen; und nur das Vergnügen, welches sich über das Fremde und Wunderbare des Schauspiels in ihren Augen spiegelte, ward mein Vergnügen.

Die Hauptstadt des Padischah ist vollkommenes Asien in Europa, ein Prachtmantel über Unflath gedeckt, ein vom Ungeziefer zerfressenes Paradies. Ja, die Landschaft rings umher ist über alle Ueppigkeit der Einbildungskraft hinaus reizend. Die Aussicht, besonders vom sogenannten Todtenfelde hinweg über die unermeßliche Stadt, über das von Segeln und Wimpeln belebte Meer, nach Asien hinüber, findet sich vielleicht in unserm Welttheil auf keine so entzückende Weise wiederholt. Aber der einheimische Mensch hier hat dafür keinen seiner Sinne ausgebildet. Da sitzt der Türk, mit verschränkten Füßen, träumerisch, die lange Pfeife dampfend, in stolzer Würde, die der Dummgeistigkeit eigen ist, sitzt da in seinem Zimmer, oder an der Straße, oder auf der Wacht, oder im Kaufladen, oder sonst wo, — nichts stört ihn aus dem Gedankenstillstand, als Gaumenkitzel, wilder Zorn, wollüstige Gier, Habsucht, Kitzel des Hochmuths oder was sonst noch ein Thier aus der Ruhe weckt. — Mag's Ausnahmen geben, viele Ausnahmen, besonders in den höhern Ständen — hier gibt's keine Stände, der gemeinste Kerl kann Pascha, der Sklav Großvezier werden und wieder in den Koth zurückfallen — ich rede von den Türken, wie sie in der Masse sich darstellen.

Sie haben von Asien her die orientalische Bestialität, und vom eroberten byzantinischen Kaiserthum das europäische Sittenverderbniß dazu genommen. So wie diese Tataren einst aus dem Gebirge Belur hervorgekommen sind, wild, sinnlich, gebieterisch, unwissend, so sind sie noch. Sie hängen noch, wie bildungslose Menschen immer, an dem Altherkömmlichen, am Gewohnten, mit aberglaubiger Hochachtung ihrer barbarischen Altvordern. Wie in den Steppen und Gebirgen tragen sie noch, in der Sonnengluth ihrer Sommer, die Pelze, die dicken Turbane; und zu Pferde ihre Stiefelein und Pantoffeln. Wie damals, wie immer der Bildungslose, verachten sie dummstolz Alles, was sie nicht verstehen, was sie nicht sind, was sie nicht glauben. Ihr Militär schleppt sich noch immer, wie damals, in weiter Morgenlandstracht, Dolch und Pistolen im Gürtel. Gar zierlich steht dazu ihr Koch und Profos, bunt gekleidet, wie der Hanswurst, auch mit dem Pritschholz ausgestattet. Wenn nicht Opium oder Fanatismus, macht sie ihr alleinseligmachender Glaube an das Fatum tapfer, und gegen die Pestilenz gleichgültig. Sie mögen kaum der Flamme aus dem Wege gehen, die ihnen oft genug über den Köpfen zusammenschlägt.

Ohngefähr sechs Wochen vor meiner Ankunft in Konstantinopel waren etwa zwei- bis dreitausend Häuser der Vorstadt Top-Hané abgebrannt. Wir sahen die weite ungeheure Brandstätte. Glaubst du, diese Türken würden durch die ewigen Feuersbrünste vorsichtiger? würden mit ihren ewigbrennenden Pfeifen in diesen Zundel-Gebäuden behutsamer? würden an festere Bauart denken, statt sich luftige Wohnungen aus Holz und Riegelwerk mit ganz flüchtiger Ausmauerung der Zwischenräume in wenigen Wochen aufzuführen? Du bist im größten Irrthum.

Ein junges Weib, von neunzehn Frühlingen, wie Helena, das alle Lieblichkeiten eines südlichen Himmelsstriches, und einer nie genossenen Freiheit im Knabengewande, und sogar der ehelichen Flitterwochen in Konstantinopel genießt, mag das Leben hier sehr anmuthig finden. Helena sehnt sich nicht hinweg. Sie setzt die ersten ungetrübten Freuden der Liebe, Jugend und Ungebundenheit auf Rechnung von Stambuls Anmuth. Alles scheint zu ihrer Belustigung vorhanden. Daß sie Ende Aprils schon Kirschen, im Mai schon Birnen, Aprikosen, Artischoken naschen kann, ist ihr Fabelwelt und Elysium. Zwischen den moskovitischen Birken und Tannen freilich ward ihr das nicht einmal im Traum geboten. Sie beredet sich, hier athme und wandele Alles des bloßen Genusses willen. Und wenn man die zahllose Menge der Zuckerbäckereien, Kafferhäuser und feilgetragenen Leckereien sieht, möchte man's beinahe glauben.

Auch die bunten Trachten des Orients, die

vor ihr umhergaukeln, beschäftigen ihre Neugier und Lachlust nicht wenig. Die Nationen unterscheiden sich durch die Fußuniformen; Türken wandern in gelben, Armenier in rothen, Juden in blauen, Griechen in schwarzen Halbstiefeln und Pantoffeln. Dort ein steifer Herr in langem, weitem, grünem Leibrock mit grauer, hochgethürmter Mütze, rother Halsbinde, gelben Schuhen — es ist ein Stück vom türkischen Klerus. Dort eine unförmlich vermummte, gespensterartige Gestalt, selbst Tücher um Stirn und Mund und Nase geschlungen — es ist eine Frau. Dort ein ungeschlachter Held, mit Dolch und Pistolen im Gürtel, schwarzem Knebelbart und nackgeschornem Kopf, auf welchem ein ungeheurer Turban, groß wie das größte Kopfkissen, ruht — es ist ein türkischer Offizier. Dort ein Herr zu Pferde, mitten im heißen Sommer im großen Mantel von Wollentuch über seine vielen Unterkleider, eine große Pelzmütze auf dem Kopf, zu Fuß neben ihm ein Knecht in türkischer Tracht, der einen Sonnenschirm trägt und das Roß führt — es ist ein Armenier.

Den Tag über schwärmten wir meistens in Konstantinopel umher; da sind die Straßen breiter, die Gebäude schöner, als in Pera. Die Nase wird seltener vom Gestank verwesender Hunde und Katzen beleidigt, die auf den Gassen umherliegen. Da sind die großen, reichen Gewölbe und Läden voller Gold- und Silberwaaren, Teppiche, Stickereien, köstlichen Shawls aus Persien und Indien. Auch nach Scutari fuhren wir mehrmals über. Es muß dieser Ort wie eine Vorstadt Konstantinopels angesehen werden; auch fährt man unaufhörlich herüber und hinüber. Man hat solche Seefahrt um sechs Para's oder drei Kreuzer. Eine majestätische Stadt, durch welche das Meer strömt, wie durch andere Städte nur ein Fluß. Sie ist zu einer Welthauptstadt geschaffen, und Konstantinopel hatte Recht, den Thron des Römerreichs von der Tiber hierher zu pflanzen.

Aber unter diesen orientalischen Barbaren wohnen mögen, das kann nur Kaufleuten, Juden, Diplomaten und Gelehrten des Abendlandes recht sein. Der gesittete Mensch und gebildete Christ lebt hier im Exil. Warum siedeln sich nicht die heutigen Herolde der Willkührherrschaft in diesem Paradiese des Despotismus an?

Als ich neulich die Karte von Europa nahm, um den Heimweg zu suchen, bemerkte ich, daß auch die Zivilisation unsers Welttheils ihren magnetischen Meridian hat, und zwar von Konstantinopel nach London. Deutschland befindet sich im Indifferenzpunkt beider Pole; von da nimmt die Zivilisation, deren Wesen die bürgerliche und geistige Freiheit ist, über Frankreich bis Albion zu, und über Polen, Ungarn, Moldau zur Türkei ab. Eigentlich sollte man London und Konstantinopel nicht mehr zum europäischen System zählen. England mit seiner Gesetzgebung, Verfassung und freien Gewerbigkeit gehört schon zu Nordamerika, Konstantinopel zu Asien.

Endlich ist sie's müde, den Völkerkarneval in der Hauptstadt der Osmanli zu schauen. Helena sehnt sich wieder zu Menschen. Wir verlassen Konstantinopel. Die Art, wie europäische Frauenzimmer hier behandelt werden, behagt ihr nicht. Sie hatte gestern kein geringes Schrecken, als sie auf der Gasse einige wohlgekleidete Europäerinnen mit modischen Federhüten öffentlich und ungestraft vom Pöbel beschimpft und deren Federhüte vom Kopf in den Koth fliegen sah. Sie segnete ihre Knabenkleider.

Gewöhnlich wagen sich Frauenzimmer, die zu den europäischen Gesandtschaften gehören, nicht ohne bewaffnetes Geleit auszugehen; etwa einen Janitscharenoffizier in weißem Turban und brennend rothem Scharlachmantel voran, bewaffnete Bediente hintennach. — Reisen Türkinnen mit ihren Kindern ausser der Stadt, ist ihr mit Ochsen bespannter Wagen von bewaffneten jungen Leuten zu Pferde beschirmt. In Pera ist an kein Fuhrwerk zu denken. Die Straßen sind da, bis auf einige, so eng, daß man Alles durch Packträger, Esel und Pferde fortbringen muß, und sich vom zweiten Stock der einander gegenüberstehenden Häuser die Hände schütteln könnte.

Triest, im August.

Nichts erzählt' ich dir von Konstantinopel, nichts erzählt' ich dir von der großen Seereise. Ich lebte nur für Helenen und sah nur sie, die doch das Schönste in Konstantinopel und auf dem Meere war. Wir segelten am 13. Juli ab. Des Großherrn weitläuftiger Serail mit seinen Moscheen, Gebäuden und Gärten schwamm an uns vorüber. Im schönsten Licht breitete sich die wunderbarste Welt, Konstantinopel, Pera, Top-Hané, Scutari mit Palästen, schimmernden Thürmen, Lustgärten, Moscheen, Hainen, um uns her aus. Abends sahen wir schon in schönen, üppigen Geländen die sogenannten sieben Thürme. Andern Tags ging die Fahrt durch diese Meerenge hin, deren Ufer mit anmuthsvollen Hügeln und Felsen malerische Bilder gaben. Bei Gallipoli versah sich unser Schiffshauptmann mit frischem Wasser und Wein. Wie fruchtbare und reizende Landschaften, wie schlecht bevölkert, wie mangelhaft angebaut! Ach, die abendländischen Fürsten, die sich um einiger magern Landstriche willen von Jahrhundert zu Jahrhundert Schlachten liefern, begünstigen die Barbarei dieser Asiaten gegen die unglücklichen Griechen, welche Freiheit und Gesittung fordern. Lebt denn kein Peter Eremita, kein Bernhard von Clairvaux mehr, der zum Kreuzzug für menschliche Kultur begeistern möchte? Für die Wiederherstellung Griechenlands könnte man sich mit irdischen Paradiesen bezahlt machen und den Ueberschuß der Völker dahin senden, der

jetzt zum Schaden Europens das freie Amerika bevölkert, bereichert und mächtig macht.

Als wir am 14. des Morgens unter den Batterien der vier Hauptschlösser am Eingang der Dardanellen halten mußten, die Pässe untersuchen zu lassen und die Abgabe zu entrichten, sahen wir ein Schiff einsam vor Anker liegend, weil auf demselben die Pest herrschte. Die Mannschaft war am Ufer, und hatte dort Betten und Kleider in der Sonne ausgebreitet im Grase, Anderes auf Seilen ausgehängt. Ein Mensch lebte weit getrennt vom andern, und sprach mit den andern nur aus der Ferne. Das Schiff selbst war nur von Wenigen bewacht und für Konstantinopel mit Korn beladen.

Sobald man die Dardanellen verlassen hat, begegnen dem Blick bergige Inseln, in der Ferne am Horizont schwebend. Der griechische Archipel ist ein majestätischer Irrgarten auf dem Ozean. Zwischen Andro und Tino schwamm das Schiff durch eine Straße, links und rechts von hohen Felsen begrenzt. Die Fahrt in diesen Gewässern ist wegen der Seeräuberei jetzt gefährlicher denn je. Der Schiffshauptmann ließ, da wir in den Kanal von Cerigo kamen, Waffen und Munition in Bereitschaft halten.

Gegenwind und Windstillen versäumten uns so sehr, daß wir erst am 24. Juli an Zante vorüber kamen. Doch Helenen und mir schien die Fahrt nicht langweilig. Das junge Weib glich einer Seligen des Himmels. Aber ist da nicht der Himmel, wo der Engel wandelt?

Bei unserer Ankunft in Triest mußten wir im Hafen Quarantäne halten. Gottlob, eine menschlichere als in Rußland. Man behandelte uns sehr gefällig, und hielt uns auch nur wenige Tage auf. Ich sage dir nichts von dieser Stadt, die täglich wächst. Welcher Zauber hängt doch an dem Worte „frei!“ Noch vor hundert Jahren lag hier ein unbedeutendes Städtlein mit engen, wüsten Gassen und wenigen tausend Einwohnern zwischen kahlen Hügeln und Felsen. Da ward Triest zum Freihafen erklärt, und Felsen und Hügel überkleideten sich sofort mit Anmuth und Ueppigkeit; neue Straßen mit Kirchen, Palästen und öffentlichen Plätzen breiteten sich am Abhang der Landschaft gegen das Ufer des adriatischen Meeres aus; bei 40,000 Einwohner beleben jetzt den schönen Platz mit Handel, Gewerb, Fabriken und Manufakturen. Triest ist die erste Handelsstadt des österreichischen Kaiserstaates. Das benachbarte Venedig verfault in seinen Sümpfen, während hier ein frisches, reiches Leben erblüht. Die ganze Triestinische Küste ist von reizenden Landhäusern überschneit, wie von weißen Blüthen im Lenz die grüne Flur. Ich würde hier meine Wohnstätte mit Helenen wählen, wenn nicht von einem Ende der Stadt zum andern — verzieh das Gesicht nicht, edler Jeremias! — Alles kaufmännelte und vom Morgen bis zum Abend rechnete und spekulirte.

Nein, das ist zwischen Helenen und mir schon abgethan, wir reisen den ganzen Sommer noch, bis wir unsern bequemen Winkel gefunden haben werden. Er muß in einem Lande liegen, wo man noch ein wenig frei athmen und plaudern und lesen darf; wo kein Ministerium uns gebietet, welche Grundsätze wir haben sollen; wo uns auch der Genuß von Frankreichs und Deutschlands Literatur ungehindert gewährt ist; wo die Gegend lieblich, der Mensch gutartig ist, und die Nähe einer großen Stadt unser einsames Landgut mit Bequemlichkeiten versieht.

O du, dem seine schwarzgefleckte Strazza, nebst Hauptbuch mit Debet und Kredit, über Oberon und befreites Jerusalem, über Schiller und Voß hinausgehen, o Jeremias, du Erbfeind aller Schauspiele und Romane, halte dich bereit, den romanhaftesten Romanenstreich zu lesen, der je, seit dem Einzug Abrahams und der schönen Sarah in Aegypten, erlebt ist.

Das erste Geschäft, welches vorgenommen ward, sobald wir den schönen Gasthof in der Theresienstadt bezogen hatten, bestand in Herbeirufung von Schneidern, Putzmacherinnen, Musterkarten, um uns in den neuesten Kleiderschnitt zu werfen, weil wir die Moden von Bessarabien und Cherson etwas veraltet fanden. Eine junge, hübsche Frau hat auch in ihrem Engelsherzen kleine irdische Wünsche und Launen. Helena that keinen Schritt auf die Gasse, bis sie vollständig vereuropäert war. Unterdessen miethete ich mir einen ehrlichen, handfesten Schweizer zur Bedienung, ein wohlgebildetes Schwabenmädchen zur einsweiligen Zofe meiner Gebieterin.

Als ich mit Helenen zum erstenmal ausging, um die Stadt zu besehen, und wir uns endlich, denn der Sommerabend war lieblich, beim großen Kanal auf eine der Bänke niederliessen, um vom Wandern zu ruhen und die Schwärme der Lustwandelnden vor uns zu mustern, — tönt plötzlich, unweit von uns, eine helle weibliche Kehle, ruft meinen Namen und schreit: „O Herr Jemine! ist's denn möglich? Sind Sie es wirklich?“

Meine Helene machte etwas große Augen, ich noch größere, — denn ich sah Obersteuereinnehmers Lenchen in ihrer ganzen Theetischgrazie und Assembleenholdseligkeit vor mir. Ich sprang überrascht und freudig auf und begrüßte die angenehme alte Liebe mit so viel Herzlichkeit, als es der öffentliche Platz, die Nähe meines jungen Weibes und eines langen, breiten Herrn gestattete, der sich zu Lenchen mit einer Miene voller Sicherheit hielt, die da ankündigte, er habe das Recht dazu. Mir fiel sogleich, o Jeremias, dein letzter Brief bei, der mir bis Konstantinopel nachgelaufen war, und daß dieser Herr, dem die doppelte Buchhaltung aus beiden Augen durch die

grüne Brille sah, kein anderer, als der ihr verlobte Kommerzienrath sei. Sie stellte ihn mir sogleich als ihren wirklichen Gemahl vor, mit dem sie in einer prächtigen Equipage so eben auf der Hochzeitreise begriffen wäre, an die er gelegentlich eine merkantilische Spekulation geknüpft habe. Auch jetzt noch, Jeremias, auch jetzt noch, an der Seite meiner wunderlieblichen Eroberung aus den russischen Steppen, mußt' ich Lenchens schöne Formen bewundern. Mit dem Kommerzienrath wurden, wie sich gebührt, höfliche Worte ausgewechselt; ich stellte ihnen beiden meine Lebensgefährtin vor.

Der Kommerzienrath, welchen es allerdings durch die Brille anfangs etwas befremdlich dünken mochte, seine Frau und mich auf so vertraulichem Fuß zu sehen, ward plötzlich sehr freundlich, nun er wahrnahm, daß auch ich nicht mehr einsam stehe, sondern ebenfalls doppelte Buchhaltung führe. Er lud uns dringend ein, Parthie von einer angenehmen Abendgesellschaft zu sein, in der er sich befinde. Und damit zeigte er seitwärts auf einige Frauenzimmer und junge und alte Herren, welche ganz in der Nähe zu warten schienen. Lenchen, das gleich mit den ersten Blicken Feinheit, Zierlichkeit und Geschmack im Anzug meiner Helene, vom Spitzensaum des Rocks bis zur Schleife am modischen Strohhut, überflogen hatte, vereinte sich mit den Bitten und Schmeicheleien ihres Mannes bei meiner Lebenshälfte.

Während dessen hatte sich höflich, oder neugierig, auch die wartende Gesellschaft mehr genähert, und, o Jeremias, lerne an Wunder glauben! — das schönste der jungen Frauenzimmer in der Mitte dieser Gesellschaft heftete in demselben Augenblick seine Aufmerksamkeit auf mich, als die Wohlgestalt dieser Schönen auch meinen Blick anzog. Sie erröthete und trat hastig zwei Schritte gegen mich vor, blieb zaudernd stehen, und ich — ich eilte mit hochschlagendem Herzen zu ihr. Es war ja meine Helena von Wels, meine Helena aus der Camera obscura des Praters, derentwillen ich mein Kreuz auf mich genommen und Ungarn, Siebenbürgen und die heillosen Steppen und Quarantänen der Tataren besucht hatte.

Sobald wir beide unsere unglaubliche Ueberraschung, oder vielmehr Bestürzung, vor der Gesellschaft mit einzelnen Redensarten mehr überschleiert als uns erleichtert hatten, wandte sie sich rasch zu einem artigen jungen Mann, dem sie auf Englisch zurief: „O komm, Lieber; sieh, das ist er! das ist . . .“

Sir Bailey, so hieß er, sagte mir viel Gütiges; er schien mich durch seine Gattin zu kennen, denn das war sie. Er wußte wenigstens, daß sie mich geliebt habe, eine Offenherzigkeit, die ich ihr gegen den Ehemann kaum zugetraut hätte. Ich erfuhr aber nachher, daß sie dem wackern jungen Mann, der in Odessa von der heftigsten Leidenschaft für sie ergriffen war, nur halb gezwungen die Hand gegeben, und, um ihn abzuschrecken, sogar ihm ihre Empfindungen für mich entdeckt hatte. Die Ursache alles ihres frühern Leidens war ihre Mutter gewesen, die, stolz und geldbegierig, aber der äussersten Verarmung nahe, wie es scheint, überall mütterliche Kuppelei mit ihrer Tochter treiben wollte, um durch die Schönheit derselben einen begüterten Eidam und sich selber wieder Wohlleben und einigen Glanz zu bereiten. Nur durch die verzweifeltste Entschlossenheit hatte Mistreß Bailey zweimal eine Verkuppelung ihrer Person mit, der Beschreibung nach alten reichen Sündern verhindert, bis sie sich endlich zu Odessa, mehr um der Herrschaft ihrer Mutter zu entkommen, als aus Neigung, mit dem Briten verband. Dieser, der weder alt, noch ein Sünder war, schien jetzt ihre volle Zärtlichkeit errungen zu haben. Die Mutter aber war nach Wien zurückgegangen, wo sie nun gemächlich und anständig durch die Fürsorge ihres reichen Eidams leben kann. Helena wollte, so groß war ihre Bitterkeit im Gemüth dieser Langegequälten geworden, weder mit ihrer Mutter, noch mit ihrem Bruder, der vermuthlich wenig von der Denkart seiner Schwester hat, jemals ferner in Gemeinschaft und Berührung sein.

Ganz natürlich, die Einladung des Kommerzienraths zur Abendgesellschaft ward nicht abgelehnt, und sie war, um mich eines beliebten Ausdrucks von Lenchen zu bedienen, „elegant und splendide“, nämlich in dem Landhause eines reichen Triestiners, mit dem der Kommerzienrath im engsten Verkehr stand und bei dem er wohnte.

Mir aber ward in der romantischen Umgebung von drei Helenen, die ich alle nach einander geliebt hatte, und die alle auf mich gewisse Ansprüche bilden konnten, zuweilen seltsam zu Muth. Ich fühlte mich wirklich etwas verlegen, weil es mir mitunter ankam, als müsse ich gegen die beiden frühern noch den frühern Ton anstimmen, was sich doch schicklicher Weise nicht thun ließ. Vermuthlich ging es den beiden jungen Weibern ihrerseits nicht besser, wenn die eine etwa an die Bälle ihres Städtchens und die andere an die Welser Holzbiegen am Traunufer dachte. Auch bemerkte ich, daß sich beide weniger mit Worten, als vielmehr und häufig mit forschenden, prüfenden Blicken zu meiner auserwählten moskowitischen Helena wandten. Vielleicht stellten sie heimliche Vergleichungen zwischen dieser und ihrer eigenen Schönheit an.

Glaube mir, Jeremias, ich verwünschte manchmal, der Philhelene geworden zu sein. Es ist etwas Peinliches, mit drei Geliebten zugleich auf einem kleinen Platz beisammen zu stehen. Auch ich machte, das konnte nicht fehlen, mehrmals Vergleichungen zwischen den drei Grazien, wenn sie zufällig beisammen saßen oder standen. Jede trug ihren eigenthümlichen Reiz. Indessen fanden hier doch vollkommen die drei Vergleichungsgrade der Grammatik statt. Obersteuereinnehmers Len-

chen war der Positiv, die ungarische Helena der Comparativ und meine schöne Steppenrose entschieden der Superlativ.

Der Superlativ warf mir aber zuweilen mit den Blauaugen schalkhaftdrohende Blicke zu, die ich wohl verstand, und die mir immer das Blut ins Gesicht trieben. Es war mir auch, als wenn der Kommerzienrath sowohl als der Sohn Albions ernsthafter wurden, so oft ich mit ihren Frauen plauderte. Auch schienen sie sich aus einer bloßen Art Rache gern vorzugsweise mit meinem andern Ich zu beschäftigen, das den Abend die Eroberung aller Triestiner und Triestinerinnen gemacht zu haben schien.

Wärst du im Besitz eines andern Ichs, edler Jeremias, so wüßtest du, was eine Gardinenpredigt und darauf die süßeste Absolution sei. Denn es verstand sich, meine junge Moskowitin mußte wohl etwas betroffen sein, bei den ersten Schritten, die ich mit ihr auf den Boden des abendländischen Europa's gethan, mich sogleich von so trauten, weiblichen Bekanntschaften begrüßt zu finden. Ich beichtete nun alles haarklein.

„Es ist mir doch dabei etwas unheimlich!“ sagte sie lächelnd: „Werden uns noch mehr Helenen begegnen, je weiter wir ins Innere des Landes kommen, Herr Philhelene?“

Ich konnte sie wegen dieser Besorgniß mit gutem Gewissen beruhigen. Nun stellte sie sich zwar zufrieden und ertheilte mir wegen meiner Philhelenenschaft vollkommenen Ablaß; „aber“, setzte sie hinzu, „in diesem Fall wär' es doch vielleicht nicht übel, wenn wir wenigstens den Helenen in Triest aus dem Wege gingen. Zwar haben wir ihnen den morgenden Tag zugesagt, aber übermorgen, dächt' ich, können wir unsern neuen Reisewagen versuchen. Man sagt, es wohne etwas Gefährliches in alter Liebe, weil sie nie ganz roste.“

Es scheint, als hätten meine frühern Helenen ihren Männern ähnliche Beichten thun müssen, wie ich, und als wäre bei ihnen das nämliche Ergebniß daraus hervorgegangen. Denn — heute waren noch alle fröhlich beisammen, und alle kündigten wir uns unsere Abreise aus Triest auf morgen an. Morgen fährt der Brite mit der Welser Helena gen Westen, die doppelte Buchhaltung nach Osten und ich mit meiner kleinen Eifersüchtigen nach Norden, zu dir, edler Jeremias!

Der Flüchtling im Jura.

1.

Die Flucht.

Nachdem sich Frankreich im Jahr 1798 in die bürgerlichen Unruhen der Schweizer gemischt, den alten Bund der Eidsgenossen zerstört und das ganze Gebirgsland mit seinem Kriegsvolk überschwemmt hatte, wurden mehrere der achtbarsten Männer des Landes von den Siegern in's Innere Frankreichs fortgeschleppt, um entweder als Geiseln für die Summen zu dienen, welche den sogenannten oligarchischen Städten zu zahlen auferlegt waren, oder um Männer zu entfernen, deren Einfluß und Ansehen beim Volke man kannte, und deren entschiedenen Haß gegen die neue Ordnung der Dinge man fürchtete.

Für einen solchen hätte man auch einen jungen Schweizer halten können, der, sorgfältig bewacht, in der letzten Maiwoche 1799 über Lausanne und Yverdun nach Besançon geführt wurde. Allein er schien zu jung, um bei seinem Volke eine bedeutende obrigkeitliche Würde haben bekleiden zu können; er mochte kaum über achtundzwanzig Jahre zählen. Und im Aeussern verrieth er nicht Reichthum genug, um dessen Bürge von irgend einer gebrandschatzten Stadt zu sein. Er fuhr auf einem elenden Leiterwagen; zwei französische Soldaten saßen neben ihm, je einer ihm zur Seite. Ihre geladenen Gewehre lehnten seitwärts auf einem Strohbund vor ihnen, das zum Sitze eines Bauers diente, der vermuthlich Eigenthümer des Fuhrwerks war.

Bei dem allen erregte der Anblick des Gefangenen die Theilnahme jedes Vorübergehenden. Eine schlanke Gestalt, eine geistvolle Gesichtsbildung, ein stolzer, durchdringender Blick großer blauer Augen, eine würdevolle Haltung in seinem ganzen Wesen schienen zu verrathen, er müsse von guter Erziehung sein. Noch mehr zog der Anblick seines blassen Antlitzes das Mitleiden an, da man seinen grauen, vorn eingeknöpften Frack und den grünen Sammetkragen am Halse überall von schwarzrothen Blutflecken besprengt sah, und man es für sein eigenes, vielleicht im Kampfe ums Vaterland vergossenes Blut halten mußte; denn er verrieth etwas Schmerzhaftes in seinen Bewegungen, eine große Entkräftung, und redete nur mit schwacher Stimme.

Seine kriegerischen Begleiter, ein Korporal und ein Gemeiner, behandelten ihn mit einer gewissen Höflichkeit und Schonung, und suchten ihm sein Loos so gut als möglich zu erleichtern. Dazu mochte auch seine Freigebigkeit etwas mitwirken; denn er sorgte, wo angehalten wurde, immer dafür, sie mit einem Glase guten Weins zu erquicken.

Als sie ihn im Dorfe Balaigues, wo sie unweit der französischen Grenze übernachtet hatten, in der Morgenfrühe zum Leiterwagen führten, ward er so schwach, daß er ohnmächtig zwischen ihnen zu Boden sank. „Lasset mich hier sterben, wenigstens auf Schweizerboden sterben,“ sagte er mit gebrochener Stimme: „denn lebend bringet ihr mich doch nicht nach Besançon.“

Die Soldaten trugen ihn in die Wirthsstube zurück und schienen verlegen; sie fürchteten, er werde unter ihren Händen den Geist aufgeben. Jeder im Hause eilte herbei und umringte den Unglücklichen. Man wollte nach einem entfernt wohnenden Arzt schicken. Die Soldaten verbaten dies aber und meinten, er werde sich schon erholen.

„Wahrhaftig,“ sagte der Kaporal, „es thut mir leid; aber fort muß er, und heute wenigstens nach Pontarlier, lebendig oder todt. Er ist mir übergeben, ich habe meine Verhaltungsbefehle; also vorwärts. Nehmet ihn und leget ihn auf den Wagen.“

Der Gefangene schlug die Augen auf, sah den Kaporal finster von der Seite an und begehrte Kirschwasser und Brod. Er aß einige Bissen, steckte den Ueberrest zu sich, und stürzte drei bis vier Gläser des stärksten Kirschwassers hinunter, ohne eine Miene zu verziehen.

„Alle Wetter!“ rief der Kaporal, der den Kirschgeist ebenfalls versucht hatte: „Das thue ich ihm nicht nach, obschon ich kerngesund bin. Er säuft noch wie ein Russe!“ — Die gesammte Gesellschaft des Wirthshauses, welche den Gefangenen umgab, gerieth nicht minder in Erstaunen über die Trinklust des Todtkranken. Dieser aber zahlte dem Wirth, stand auf und bat, daß man ihn unterstützen möge, um zum Wagen zu gelangen. Man hob ihn auf den Sitz des Karrens. Die Soldaten setzten sich zu jeder Seite neben ihn, und fort ging es über die Grenze in's französische Gebiet.

Nach einigen Stunden erreichte man Chaux-de-Joux, wo sich die Berge und Felsen zum Engpasse La Cluse zusammenziehen. Hier stöhnte der Gefangene schmerzlicher, und schien nicht mehr Kraft genug zu haben, aufrecht zwischen seinen Wächtern bleiben zu können. Er schlug seine Arme seitwärts um ihre Achseln, sich auf diese Weise zu halten.

Aber plötzlich fuhr es den erschrockenen Soldaten in den Nacken, wie Riesenkrallen, drehte gewaltsam ihre Köpfe gegen einander und schmetterte deren Gesichter zu wiederholten Malen mit so fürchterlicher Kraft zusammen, daß von Stirnen und Nasen das Blut stromweise rann und die beiden Kerle betäubt und sinnlos vor sich niederstürzten. Als der Bauer auf dem Strohbund hinter sich blickte, und die Soldaten im Blute schwimmen, den Gefangenen vom Wagen gesprungen und im Begriff sah, die Gewehre der Soldaten zu ergreifen, sprang er ebenfalls mit Grausen vom Sitze herab und floh. Er hörte hinter sich ein Krachen, und sah, wie der Gefangene die Kolben beider Gewehre am Boden abschlug, sie hinwarf und davon eilte, erst eine weite Strecke der Landstraße, dann jählings seitwärts bergan. Wie ein Gems setzte der Flüchtling über Fels und Klippe. Als hätte er Flügel, so ging es mit ihm die steilsten Felsen hinauf, wo gewiß vor ihm nie der Fuß eines Menschenkindes gestiegen war. Dann verschwand er im Gebüsche zwischen Steinblöcken, in denen das Gebirg zerfallen lag.

Weder der verblüffte Fuhrmann, welcher glauben mochte, der halbtodte Gefangene sei vom Teufel besessen, noch die beiden Kriegsmänner, die lange nicht zur Besinnung kamen, dachten daran, den Entsprungenen zu verfolgen. Um so mehr ist's unsere Pflicht, ihm nachzueilen, damit wir wissen, wohin er kam.

Der junge Mann, welcher wahrscheinlich schon längst Entwürfe der Befreiung gemacht haben mochte, hatte seine Rolle, als Sterbenskranker, meisterhaft gespielt, um Argwohn und Wachsamkeit der Hüter einzuschläfern. Denn jetzt wandelte er mit großen, leichten Schritten bergauf, bergab, immer abendwärts, den wildern, höhern Bergen des Jura zu. Er wich nie von der einmal angenommenen geraden Richtung, als wenn ihn diese irgend einer einsamen Berghütte zu nahe brachte, oder einer fernen menschlichen Gestalt. Gebahnte Wege waren nicht seine Wege. Er schöpfte erst Athem, als er nach zwei oder drei Stunden den steilen Rücken eines der höhern Berge erreicht hatte, von wo er die umliegende Gegend zu durchmustern gedachte.

Hier stand er still, hoch über den Thalen und Heimathen der Menschen, in der lautlosen Wildniß, die nur der einsiedlerische Adler liebt. Er trank in tiefen Zügen eine reinere Luft, deren kühler Strom den Schweiß seiner Stirn trocknete, und wohlthuend durch das helle Gold der Haarlocken floß. Unter seinen Füßen schwankten die Tannenwipfel des Abgrundes. Morgenwärts strichen, bald in geraden Reihen, bald unterbrochen, die langen, waldigen Rücken der Berge hin, welche den einförmigen grünen Teppich der Thäler einschlossen. Ein unendliches grünes Wogengemälde schien es, auf welchem aber die Spitzen der breiten, ungeheuern Wellen vom finstern Himmel geschwärzt standen. Abendwärts stufte sich das Gebirg in die französischen grauen Ebenen nieder, über welche Waldstreifen, wie Wolkenschatten, gelagert waren. Im Mittag glänzten weit hinter den Seen und Ländern die silbernen Schaaren der Alpen hervor am Horizont, wie aus Strahlenduft gewoben, gleich erstarrten, zackigen Wolken. Dahin wandte der Flüchtling lange die Augen, ernster, sinniger, düsterer. Dann durchirrte sein Blick noch einmal die nähern Niederungen, um sich für die Fortsetzung seines Weges zurecht zu finden.

Nachdem er sich erfrischt, ging er auf dem scharfen verwitterten Grath des Gebirges ent-

lang, einen Felsenkopf desselben zu erreichen, welcher noch freiere Aussicht über einzelne Bäume verhieß, die ihm entgegenstanden.

2.

Die Sybille.

Wie er über die losen Stücke des kahlen, grauen Felsgetrümmers, die von seinem Fuße berührt in die Abgründe prasselnd niederrollten, zur Höhe der Steinkuppe gelangt war, überraschte ihn hier der Anblick eines menschlichen Wesens. Es war eine betagte Frau, die auf einem bemooseten Felsenblocke saß und unbeweglich in die blaue Ferne hinausstarrte. Ihr Wamms und Rock von einem halbwollenen, nußbraunen Zeuge, in welchem die weißen Linnenfäden des Gewebes durch langen Gebrauch schon sichtbar wurden, verkündeten Aermlichkeit. Doch ihre weiße Haube und das blaue kleine Halstuch, nebst der rothgestreiften Schürze von grober Leinwand, zeigten bei aller Armuth eine gefällige Sauberkeit. Ihre dürre Rechte lehnte sich auf einen Krückstock von Schwarzdorn. Der linke Arm, mit dem Ellnbogen auf das Knie gestemmt, stützte mit der Hand das Kinn. Ihr von der Sonne gebräuntes, welkes Antlitz wäre durch eine gewisse Gutmüthigkeit des Ausdrucks nicht unangenehm gewesen, wenn nicht um Kinn und Lippen ein weiches, falbes Barthaar, wie ein grauer Schatten, geweht hätte.

Der Flüchtling betrachtete sie eine Weile schweigend; dann grüßte er mit lauter Stimme. Die Alte wandte sich, aus ihrem Nachdenken erwacht, dankend gegen ihn und betrachtete aufmerksam, doch ohne Verlegenheit, seine Gestalt. Er setzte sich ihr gegenüber, zog sein Brod hervor und hielt sein einfaches Mahl, indem er über das Wetter und die Gegend einige Worte hinwarf, um ein Gespräch anzufädeln. Die Alte, keine Sylbe erwiedernd, starrte ihm fort und fort in's Gesicht. Auch als er ihr endlich durch seine Fragen Antwort abgewann, gab sie diese wie eine Person, deren Geist mit andern Gegenständen beschäftigt ist, und offenes Auges träumt. Inzwischen erfuhr er doch, und das beruhigte ihn nicht wenig, er sei nicht mehr auf französischem Grund und Boden, sondern im Gebiete des Fürstenthums Neuenburg, und zwar auf einer Höhe des Gros-Taureau, in der Nähe des Dorfes Les Verrieres.

„Woher sind Sie, wenn mir die Frage erlaubt ist?“ sagte nach einem abermaligen langen Schweigen die Alte, deren Blicke noch immer träumend an seinem Gesichte hingen.

Er zeigte mit der Hand nach Morgen und sagte: „Mein Haus ist dort hinten, wo die letzten Alpen kaum noch sichtbar sind.“

„Aus dem Bündnerlande?“ fragte das Mütterchen etwas belebter. Der Flüchtling wandte den Blick auf die Seite, und konnte bei der Frage eine gewisse Ueberraschung nicht verhehlen, die er empfand. „Ungefähr!“ erwiederte er.

„Fürchten Sie sich nicht vor mir!“ sagte die Alte: „Sie sind bei uns vollkommen sicher. Nicht so, Sie kommen aus Frankreich, etwa von Pontarlier; sind gefangen gewesen, entwischt?“

Der junge Mann trug kein Bedenken, es zu gestehen.

„Und das ist Menschenblut?“ sagte sie, auf die Flecken seines grauen Rockes und der Beinkleider zeigend: „Das da noch ganz frisch.“

Der Flüchtling bemerkte jetzt selbst erst die frischen Blutflecken an seinen Kleidern. Er erzählte unverhohlen, auf welche Weise er den Soldaten unweit Pontarlier entronnen sei, und erkundigte sich, ob er im Neuenburgischen vor Gewaltthätigkeit und Nachstellung der Franzosen sicher sein könne.

„Allerdings!“ erwiederte die Alte: „Denn Preussen hat mit Frankreich Frieden, und der König von Preussen ist der Souverain des Landes. Gewalt haben Sie nicht zu besorgen; doch thun Sie weise, in abgelegener Gegend zu leben, und der Hinterlist auszuweichen. Dazu bin ich hierher gekommen, es Ihnen zu sagen.“

„Was?“ rief der Flüchtling: „Ihr habt doch nicht wissen können, Mütterchen, daß Ihr mich hier finden würdet.“

„Trotz Ihrem Zweifel, junger Herr, ward ich Ihretwillen hergesandt.“

„Das ist unmöglich!“ rief der Flüchtling: „Mich kennt keine menschliche Seele in diesem Lande, das ich in meinem Leben zum ersten Mal berühre.“

„Aber dieses Land wird Ihnen bald unvergeßlich werden, und bald so lieb, wie Ihr Land in den hohen Alpen. Dort wohnten Sie im weiten, großen Thale. Ich sehe Ihr schönes Haus beinahe in der Mitte desselben unter den hohen Bäumen an einem wilden Bache, der vom nahen Gebirge daherrauscht. Die grauen Felswände steigen seitwärts schroff in die Wolken, und im Hintergrunde der Landschaft, wo sich das Thal schließt, scheint es wie von Eis- und Schneebergen verrammelt. Das ist hier ganz anders. Unsere Berge sind dagegen nur Hügel.“

Der junge Mann stierte die alte Frau mit großen Augen an und fragte verwundert: „Habt Ihr meine Heimath gesehen? Sagt mir denn, wie heißt sie?“

Die Alte erwiederte: „Ich weiß keinen Namen, aber ich glaube, sie sehr deutlich zu sehen; und Sie, junger Herr, mit der Jagdflinte in den hohen Bergen, sehe ich auch, von einem Freunde begleitet. Sie sind ein wackerer, rechtschaffener Mann. Halten Sie fest an Ihrer eisernen Redlichkeit. Sie haben es immer gut gemeint; doch Sie würden weniger Verdruß gehabt haben, wenn Sie nicht zu brausend, nicht auf körperliche Stärke manchmal zu trotzig gewesen wären. Recht gut, daß Sie sich noch nicht

verheiratheten, ob man Sie gleich einige Male zwingen wollte. Es gab viel Streit im Hause. Jetzt sind Sie frei, wie der Vogel in der Luft. Man hat Sie oft gefragt, ob Sie von einer Liebschaft gefesselt wären, daß Sie jede vorgeschlagene Vermählung ablehnten. Sie sagten mit Wahrheit Nein. Aber jetzt fragt Sie Keiner, und doch tragen Sie eine Sehnsucht mit sich in der Welt herum, und wissen nicht, wo Balsam kaufen für die heimliche Wunde. Ja, ja ich rathe, gehen Sie in den Feentempel und fragen Sie da den Schlaf um einen offenbarenden Traum.«

Die Alte schwieg, aber starrte ihn noch immer an. Ihre Augen, während sie sprach, schienen sich hervorzudrängen, und in ihren verwandelten Gesichtszügen lag etwas Feierliches. Der Flüchtling hingegen saß vor ihr wie versteinert. Er horchte noch immer, als sie schon zu reden aufgehört hatte.

»Wenn Ihr mich nicht kennet, wer hat Euch, Mutter, das alles erzählt?«

»Wer kann mir erzählen, junger Herr, was Sie Niemandem erzählt haben? Aber Sie hätten mich nicht stören sollen!« setzte sie unwillig hinzu, rieb sich die Augen und schien, wie eine Erwachte, munter zu werden. Sie sah links und rechts, dann ihn wieder, und sagte: »Nun geht Alles hin, wie Nebel. Und es ist mir doch, als hätte ich für die Zukunft noch viel zu Ihrem Besten sagen sollen. Nun ist's hin.«

»Woher wisset Ihr, was Ihr mir da saget?« fragte der Fremde.

Die Alte hob beide Hände mit ausgespreizten Fingern hoch in die Luft, sie irre hin und her bewegend, den Blick in die Ferne gewandt und dazu den Kopf schüttelnd, als wollte sie mit dieser sonderbaren Geberde sagen: »Es kommt, ich weiß nicht, von wannen; und wüßte ich's, würde ich's nicht sagen dürfen.«

»Könnet Ihr mir noch mehr erzählen, Mütterchen?«

»Es ist vorbei, Alles vorbei! Dunkel zieht's noch dem Vorigen nach, als ständen seltsame Sachen bevor. Sie haben Anlagen zum Glück, das Unglück sucht Sie eben deswegen auf. Mehr weiß ich nicht.«

Wie eine weissagende Sibylle saß die Alte auf dem Felsgipfel des Gebirgs vor ihm. Es ward ihm unheimlich bei ihr. Fast hätte er sie für eine der geheimnißvollen Gestalten gehalten, von denen der Aberglaube meint, sie wohnen im Innern der Berge und erschienen den Hirten oder verirrten Wanderern bald als Zwerge, bald als tanzende Elfen, bald als andere abenteuerliche Wesen. Manchen Augenblick glaubte er, er habe es mit einer Wahnsinnigen zu schaffen, die sich in den Gebirgen dieser Gegend umhertreibe. Aber wenn er an das dachte, was sie ihm von seinen häuslichen Verhältnissen, von seiner Persönlichkeit und von seiner Vergangenheit gesagt hatte — Dinge, die er zum Theil verschwiegen gehalten, andere Dinge, die nur in seiner Familie bekannt sein konnten —, so mußte er fast an Hexerei denken.

»Mütterchen,« sagte er, »Ihr seid schon weit in der Welt umhergekommen?«

Sie legte den Finger bedeutsam an die Stirn und erwiederte mit einem halben Lächeln: »Das glaub' ich; weit, sehr weit! Aber hier, im Geiste! Nicht mit den Füßen auf der Landstraße. Ich war schon viermal in Neuenburg, das letzte Mal bei der Huldigung des königlichen Statthalters. Da gab es Pracht. Ich bin auch vielmals in Locle gewesen. Doch weiter nicht.«

»Und wo wohnet Ihr?«

Sie zog mit dem Krückstock einen Kreis in der Luft und sagte: »In den Bergen allen. Man gibt mir überall gern in einer Hütte das Plätzchen. Ich bin gar wohl bekannt, und für mich braucht's nicht viel.«

»Aber was führt Euch zu diesem Berggipfel herauf, der selbst jüngern Personen schwer zu ersteigen ist? Doch nicht das Vergnügen?«

»Junger Herr, ich gehe, wohin ich muß, wenn es auch scheint, als ginge ich, wohin ich wollte. Der Geist leitet des Menschen Schritte. Heute ward ich ausgesandt, Sie hier oben zu erwarten.« — Bei diesen Worten stand sie auf. Es war eine hagere, ungewöhnlich lange Gestalt. Ohne Abschied zu nehmen, entfernte sie sich. Bald aber blieb sie stehen und winkte dem Fremdling mit der Krücke. Er stieg zu ihr hinab. Sie deutete ihm mit dem Stocke auf eine Stätte des unter der Felsenhöhe liegenden Waldes, eine kleine halbe Stunde weit entlegen, und sagte: »Dort finden Sie ein klares Wasser. Es quillt, man weiß nicht woher, und fließt, man sieht nicht wohin. Da reinigen Sie Ihre Kleider vom Blut; Menschenblut steht übel am Gewande der Menschen.«

»Und werd' ich in der Nähe Wohnungen finden?«

»Wenn Sie dort hinabsteigen, sehen Sie Les Verrieres im Thale, durch welches die große Straße von Pontarlier zieht. Aber Sie müssen nicht bleiben, wohin leicht Verfolger kommen könnten. Gehen Sie drüben von les Verrieres bergauf in die Jeannets oder zur Feenhalde. Da finden Sie Einsamkeit und Sicherheit.«

Nach diesem wandte sich die Alte von ihm und ging mit langen raschen Schritten über den Grath des Gebirges hin, bis sie im Tannengestrüpp, aus welchem ihre hohe Gestalt noch lange hervorragte, seinen Augen endlich entging.

3.

Der Naturforscher.

»Närrisch!« murmelte der junge Mensch, als er von der Höhe gegen den bezeichneten Wald niederstieg. Es hatten sich seiner in jener erhabenen Einöde Empfindungen bemächtigt, die er

ſich ſelbſt nicht klar machen konnte. Die Flucht aus der Gefangenſchaft, das Zuſammentreffen mit der geheimnißvollen Sibylle auf dem Felſen des Groß-Taureau, die Worte, die ſie ihm geſprochen, die Erinnerungen, die ſie ihm geweckt hatte, waren etwas der gemeinen Erfahrung ſo Fremdes, ſo Fabelhaftes, daß ihm vorkam, er habe mit dem Sprung aus dem Leiterwagen den Sprung in eine neue Welt gethan.

Unterwärts ihm zur Seite im Thale und in den Bergwieſen bemerkte er überall menſchliche Wohnungen zerſtreut liegend. Er aber ſetzte ſeinen Weg längs dem Grath fort, damit die Finſterniß des Tannenwaldes ſeine blutigen Kleider verberge, die ihn allerdings verdächtig machen mußten. Darum ſuchte er die Waſſerſtelle, welche von der Sibylle ſehr genau bezeichnet worden war, und fand ſie, doch erſt nach langem Suchen. Es war nur eine kleine Pfütze, zwiſchen Gebüſch verſteckt, in einer Vertiefung des Bodens vom Regenwaſſer gebildet, und zur Tränke der Heerden, wie es ſchien, gebräuchlich.

Hier, in der Verborgenheit des Waldes, ſchritt er zum nothwendigſten Werk. Er entkleidete ſich und wuſch zuerſt die ſchwarzrothen Flecken der Langhoſen. Die Arbeit, wie ungewohnt ſie auch war, ging raſch von ſtatten. Er machte dabei die unangenehme Entdeckung, daß auch die Wäſche, welche er am Leibe trug, eines ſolchen Liebesdienſtes wohl ſehr bedürftig ſei. Das Hemd hatte in drei Wochen faſt Iſabellenfarbe bekommen; aber es war das einzige, welches er beſaß. Aus einem breiten Ledergurt, den er verborgen um die Hüften trug, zog er mehrere Goldſtücke hervor, um einen Schlüſſel der Freundſchaft und Gefälligkeit der Menſchen in Händen zu haben, die ſonſt dem Bettler oder Landſtreicher — einem von beiden glich er — nicht leicht offen ſteht. Nachdem er Alles geordnet, kniete er abermals nieder, den blutbeſpritzten Frack zu ſäubern.

Immitten dieſes Geſchäfts überraſchte ihn eine menſchliche Stimme: „Da kann ich Geſellſchaft leiſten, und will's auch!“ — Der Flüchtling ſah auf. Hinter ihm ſtand ein kleiner, ſchwarzgekleideter Herr, welcher ein großes Buch, einen Hammer und einen Bündel Blumen behutſam am Stamm einer Tanne niederlegte, dann das weiße Muſſelinhalstuch, welches nicht mehr weiß war, dann die beſtaubten Schuhe, dann die vor mehrern Wochen ſauber geweſenen, etwas durchlöcherten Strümpfe abzog.

„Immer eine nützliche, wenn gleich kleinliche Arbeit, ſobald man eben keine beſſere vor der Hand hat!“ ſagte der ſchwarze Herr, indem er ebenfalls zum Waſſer kniete: „Aber warum waſchen Sie den Rock?“

„Ich ſchlüpfte im Gehen aus und beſudelte ihn am Boden!“ antwortete der junge Mann.

„Freund!“ rief der ſchwarze Herr, indem er das Waſſer der Pfütze aufmerkſam betrachtete: „Sie müſſen mir ſagen, wo Ihnen die Füße oder der Boden untreu wurden. Sehen Sie denn nicht, Sie färben das ganze Waſſer rothbraun? Das kommt offenbar vom Eiſenocher. Waren Sie in der Gegend von Fenin, oder gar in der Nachbarſchaft von la Brevine, wo ich ſchon ſo lange das Eiſenflötz vergebens ſuchte, welches den dortigen Geſundbrunnen mit ſeinen Theilen ſchwängert? Sie können Ihrem Unfall eine äuſſerſt wichtige Entdeckung für das Land danken.“

„Ich bin zu kurze Zeit und zu fremd in dieſen Gegenden,“ antwortete der Flüchtling, „als daß ich Ihnen die Ortſchaften nennen könnte.“

„Aber Sie werden ſich einige Zeit im Lande verweilen?“

„Ich denke. Es wäre mir lieb, dieſes der Schweiz ſo nahe verwandte Fürſtenthum genauer kennen zu lernen.“

„Vortrefflich, vortrefflich! Sie können viel von mir lernen. Ich bin der Profeſſor Onyx. Fragen Sie mir nur nach. Ich führe Sie überall hin. Aber vor allen Dingen müſſen wir das Erzflöz ſuchen, auf dem Sie das Glück hatten, zu fallen. Herr, nur dies Flöz zu Tage gefördert, und das Glück des Landes iſt gemacht. Ich lege ſogleich Hochöfen und Eiſenhämmer an. Wir haben Holz genug, und zur Noth Torf im Ueberfluſſe für die kleinen Feuer.“

Der Flüchtling ſah mit forſchendem Blicke ſeitwärts auf den neben ihm knienden Mitarbeiter, der, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, noch lange von dem reichen Ertrage der Eiſenhüttenwerke ſprach, die dazu erforderlichen Kapitalien berechnete und ſeine Strümpfe wuſch. Als derſelbe endlich eine Pauſe machte, ſagte ſein Zuſchauer: „Ohne Zweifel, Herr Profeſſor, ſind Sie bei einer Lehranſtalt in hieſiger Gegend angeſtellt?“

„O mit nichten, mein Seelenfreund!“ rief der Profeſſor: „Ich lebe unabhängig für mich. Ich habe ganz andere Aufgaben zu löſen, als ungezogenen Buben das Latein einzubläuen. Sie glauben nicht, in welcher unglaublichen Unwiſſenheit das hieſige Volk lebt. Da ſitzt es, macht Uhrräder, Uhrfedern, Uhrketten, klöppelt Spitzen zuſammen, und weiß nichts von den Schätzen des Bodens, den es bewohnt; hat keine Ahnung vom Landbau, iſt ſelbſt in der Viehzucht um ein Jahrhundert zurück. Bei ihrer einförmigen, mechaniſchen Arbeit werden die Menſchen ſelbſt zu gedankenloſen Maſchinen, blind gegen die Schätze der Natur, wie das Vieh, mit dem es unter gleichem Dache lebt. Man ſollte in keinem Staate Fabrikarbeit dulden, bis Grund und Boden für die Menſchenzahl zu klein wird. Ich habe darüber eine gründliche Abhandlung geſchrieben, und hoffe, der Staatsrath werde andere Begriffe bekommen. Allein das Volk iſt hier zu frei; es läßt ſich nicht gebieten; es hängt am alten Schlendrian, wie die Zecke am Schaf. Man muß mit dem Beiſpiel des Beſſern vorangehen; bloßes Demonſtriren hilft nichts. Fangen wir ohne anders mit Eiſenſchmel-

zen an. Das gibt zum Forstwesen Anstoß, bringt die Torffelder in höhere Benutzung, legt stundenlanges Sumpfland trocken und macht es zum Ackerbau tüchtig.“

Der Professor fuhr fort, seine staatswirthschaftlichen Ansichten zu entwickeln, bis die Wäsche nicht nur vollendet, sondern im heißen Sonnenstrahl, der dann und wann durch dickes Gewölk brach, auf einigen alten Baumstöcken halb und halb getrocknet war. Der Flüchtling zog seinen Frack wieder an; der Professor wollte dasselbe mit seinen Strümpfen thun, fand aber mit Erstaunen, daß sie noch von Wasser troffen, obwohl sie schon seit einer Stunde da hingen.

„Sehen Sie her, sehen Sie her, mein Herr!“ rief er: „Das ist erstaunlich! Wie soll man sich diese Erscheinung erklären? Thierwolle hält sonst das Wasser länger fest, als dünnes Baumwollenzeug, und Ihr Tuchrock ist schneller getrocknet, als es meine Strümpfe sind; ja sogar mein Halstuch ist noch völlig naß. Das ist erstaunlich!“

Der Flüchtling lächelte und sagte: „Vermuthlich haben Sie in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung vergessen, gleich anfangs das Wasser auszudrücken.“

Herr Onyx runzelte die Stirn und erwiederte kopfschüttelnd: „Nein, das kann der Grund dieser schlechten Verdünstung meiner Wäsche nicht sein. Ich sollte sie nicht ausgedrückt haben, als ich sie aus dem Wasser zog? Nimmermehr! So etwas entgeht mir nicht leicht. Indessen sind es Kleinigkeiten. Kommen wir auf unser Eisenschmelzen zurück!“ sagte er, rollte das nasse Zeug zusammen, schob es in die Tasche seines schwarzen Rockes und fuhr mit den bloßen Füßen in die Schuhe, indem er beifügte: „Man legt sich hier zu Lande keinen Zwang an!“

Dem Flüchtling war's mehr darum zu thun, Obdach und Nahrung zu finden, als alle Naturseltenheiten des Fürstenthums Neuenburg kennen zu lernen.

„Wo wohnen Sie?“ fragte er den Gelehrten.

„Für diesen Sommer drüben auf der Höhe in den Bayards. Aber wohin wollen Sie, mein Herr?“

Der Flüchtling erinnerte sich des Rathes der Sibylle auf dem Groß-Taureau, mit dessen Befolgung ihm besonders gedient war: nämlich, in den Jeannets oder in der Feenhalde eine abgelegene Einsamkeit zu suchen. Er nannte dem Professor diese Ortschaften.

„O!“ rief der Professor: „Vortrefflich! Ich begleite Sie bis zum Dorfe Les Verrieres; von da gehe ich links in die Bayards hinauf, und Sie zur Feenhalde rechts bergan! Ich werde Sie nächstens besuchen. Ich kenne droben Alles. Es sind gute Leute, aber unwissend und gefühllos auf unglaubliche Art, ohne Sinn für Verbesserung ihres Zustandes. Selbst der alte, sonst gastliche Staffard, der doch gerne Winterzeit lies't, wenn ich ihm Bücher bringe, macht keine Ausnahme. — Zu wem wollen Sie, und wo werde ich Sie antreffen?“

Der Flüchtling besann sich nicht lange, und nannte den Namen Staffard, den er so eben und mit dem in diesem Augenblicke sehr empfehlenden Beisatze g a s t l i c h vernommen.

„Vortrefflich!“ rief der Professor: „Staffard ist mein Seelenfreund. Grüßen Sie ihn. Und wenn er ein Heide wäre, was er so halb und halb ist, so müßt' ich ihn lieb haben. Uebrigens sag' ich Ihnen, Herr, Herr ... wie? Haben Sie mir nicht gerade erst Ihren werthen Namen genannt? Und ich ihn schon vergessen! Es ist doch erstaunlich, wie mein Gedächtniß durchlöchert wird. Ich muß noch einmal um Ihren Namen bitten.“

„Kurzweg, Florian.“

„Nun denn, Herr Florian, Sie halten es keine vier Wochen im Fürstenthum aus, ohne sich aus dieser Hottentotei wieder fortzusehnen.“

Es fielen jetzt große Tropfen durch die Tannenzweige vom dunkel überzogenen Himmel, und der Donner verkündete den Anzug eines Ungewitters. Herr Onyx sah mit ängstlichem Blick umher, raffte sein Buch, den Hammer nebst den Pflanzen hastig vom Boden auf und rief: „Verlassen wir den Wald; jede Tanne lockt den Blitz; und glauben Sie mir, der Blitz hat eine ganz eigene Neigung zu meiner Person. Es ist erstaunlich, wie er mich verfolgt. Wär' ich nur in meinem Hause auf den Bayards; das ist doch mit einem Ableiter geschützt. Aber sonst nirgends finden Sie ein sicheres Gebäude.“ — Damit gab Herr Onyx seinen Füßen den Lauf. Man eilte aus dem Walde hervor und in schräger Richtung die Wiesen nieder gegen das Thal. Das Wetter stand nahe, Blitz und Donner folgten rascher. Dem Professor wurde der Pflanzenbündel lästig. Er warf ihn fort, um freiere Hand zu gewinnen. „Für das Leben muß man alles opfern!“ seufzte er, und langte aus den Taschen seines Rockes, dessen Schösse ihm schwer um die Lenden schlugen, einen Stein um den andern und warf ihn hinter sich, seinen Gang zu erleichtern.

Bald erreichten sie das längs der Hauptstraße von Pontarlier gebaute große Dorf les Verrieres. Die Berge sind hier an den Seiten der Thäler nicht gar hoch, weil die Thäler selbst schon mehrere Tausend Schuh erhaben liegen. Der Regen rauschte gewaltiger herab. Die grauen Wolken zogen schwer am Kamm der Gebirgshöhen, und jeder Blitz schien sie und die ganze Masse der dichten fallenden Tropfen in eine Flamme zu verwandeln. Herr Onyx flog, wie ein abgeschossener Pfeil, über die breite Straße einem großen weißen Hause mit grünen Fensterladen entgegen, eine steinerne Treppe hinauf und zur Thür links hinein. Florian folgte seinem behenden Führer in die geräumige Wirthsstube, wo er sogleich kalte Küche und Wein forderte, um sich zu stärken, denn er hatte den Tag noch wenig Nahrung genossen.

Der Professer ließ sich nicht bitten, an der Erfrischung Theil zu nehmen. Er zog aber den Tisch in die Mitte des Zimmers und maß genau die Entfernung von Fenstern, Thür und Ofen. Dann setzte er sich zu den Tellern nieder und sagte: „Nun sind wir so sicher, als man in einem Hause ohne Blitzableiter sein kann.“ — Beide thaten sich gütlich. Florian füllte die Gläser fleißig; Onyx leerte sie fleißig und freundlich. „Seelenfreund“, sagte er, „der weiße Neuenburger Nektar ist das einzige Gute, was menschliche Kunst in diesem Lande hervorzubringen weiß. Ich einmal könnte nichts daran verbessern!“

4.

Staffards Haus.

Sobald das Wetter vorübergezogen war und zwischen dem zerrissenen Gewölk der blaue Himmel hervorschimmerte, machten sich die Reisenden wieder auf. Florian zahlte auch für seinen naturkundigen Gast die mäßige Zeche, und dieser brachte ihn dankbar auf den Weg zur Feenhalde. Am Fuße des Berges, auf der Südseite des Thales, schieden sie, wie alte Bekannte, herzlich. Onyx begab sich zur Landstraße zurück, um zu den zerstreuten Wohnungen der Bayards zu gelangen; Florian stieg den rauhen Berg hinauf, der in schiefer Richtung durch einen Tannenwald zog.

Als er die Höhe erreicht hatte, sank die Sonne hinter den westlichen Bergspitzen. Noch blitzten ihre letzten Strahlen über die wellenförmigen, dunkelgrünen Flächen, deren Hügel scharfgezeichnete schwarze Schatten durch das Goldlicht der Grasgefilde sandten. Hier und da stiegen Felsen auf, hier und da Hügel an Hügel und finstere Tannenhorste. Ueberall in den Wiesengründen vereinzelte Wohnungen, von verwandter Bauart, geräumig, breit, der Untertheil gemauert, mit zahlreichen Fenstern, der Obertheil von Balken und Brettern zusammengefügt, und aus dem von Steinen beschwerten Schindeldache ein bretterner, viereckigter, weiter Rauchfang thurmähnlich aufsteigend. Alles trug das Zeugniß glückseliger Genügsamkeit und behaglichen Wohlstandes im Schoos einer lieblichen, wenn auch armen Natur. Da blühte kein Obstbaum. Hin und wieder nur zeigte in den Grasfeldern ein kleiner Platz Haber oder Gerste, und vor den Wohnhäusern ein Gärtchen kleine Beete, statt der Blumen Gemüse tragend.

Florian hatte wohl schon reizendere Landschaften gesehen; aber diese stille, frische Einsamkeit auf der Gebirgshöhe erquickte sein ganzes Wesen auf unaussprechliche Art. Es sprach ihn in der weiten, allgemeinen Ruhe ein freundlicher Geist an, der ihm sagte: Hier findest du, was du dir ersehnst, Verborgenheit und Vergessenheit. Er dankte im Herzen der seltsamen Erscheinung auf dem Gros-Taureau, die ihn am Morgen hierher gewiesen hatte. Er beschloß, dem gastlichen Staffard nachzufragen, dessen Namen ihm der redselige Professor genannt hatte. Es galt ihm Alles als Wirkung und Stimme einer waltenden Vorsehung.

Nicht wenig erhöhte der Anblick von den Bewohnern der Wildniß den Eindruck des Ganzen. Er erwartete, auf diesem abgelegenen Hochlande die rauhe Weise und Sitte eines Bergvolkes zu finden, welches, mit der Natur im täglichen Kampfe um die Bedürfnisse des Lebens, den feinern Genüssen des geselligen Daseins fremd bleibt. Allein mit Verwunderung begegnete er städtischer Tracht und städtischer Sitte. Mit einschmeichelndem Zuvorkommen beantworteten Kinder und Erwachsene seine Fragen. Oft begleitete man ihn weit, damit er des Weges ja nicht fehle. Der Geringste bewies eine Höflichkeit, wie man kaum in Städten findet. Niemand belästigte ihn mit neugierigen Ausforschungen. Frauen und Töchter waren geschmackvoll gekleidet, von zarter Bildung und lieblichen Gesichtszügen; die Männer reinlich, einfach und gefällig. Florian erkannte, die Feenhalde (cote aux Fées) verdiene ihren Namen. Es schien wenigstens feenartig, Hütten und Einöden eines Bezirks, statt von Menschen wild und hart, wie ihre Felsen, von Männern edler Gesittung und von Frauenzimmern bewohnt zu sehen, die durch Anmuth des Betragens, durch schönes Blut und seine Gestaltung Zierden der Paläste zu sein verdient hätten.

Als er beinahe eine Stunde Wegs zurückgelegt hatte, und die Dämmerung mächtiger eintrat, zeigte ihm ein kleiner Knabe, der Ziegen am Berge zusammentrieb, die Wohnung Staffards.

Es war ein ländliches, weitläufiges Gebäude am Fuße eines von uralten Ahornen bekränzten Hügels. Wohl sechszig bis achtzig Schuh lang breitete sich die Stirnseite des Hauses aus; wohl eben so viel mochte die Tiefe desselben betragen, Alles ein weites, gleichseitiges Geviert, mit zahlreichen Fenstern vorn, und verschiedenen Eingangsthüren. Ueber das weißgetünchte Mauerwerk des Erdgeschosses erhob sich der zweite Stock von Holzwerk, mit Brettern übertäfelt und von einer fast gleich langen Fensterreihe geziert. Darüber legte sich das ziemlich flache Schindeldach, beschwert mit Felssteinen, auf daß der Sturmwind die dicken Brettschindeln nicht entführe. Der thurmartige Rauchgang, dessen weiter Mündung oben ein großes bewegliches Deckelbrett, ziehbar an einer Kette, zum Schirm gegen Schlagregen diente, erhob sich rechts; links stieg ein gewaltiger hölzerner Kanal vom Dache herab, der das allfällige Wasser des Regens vom Dache zehn bis zwanzig Schuh von der Mauer in einen Sammler leitete. An das Hauptgebäude lehnten seitwärts geräumige Stallungen. Vorn in der ganzen Breite des Wohnhauses spannte ein weiter Gemüsegarten die wohlgeordneten Beete aus, rings vom zierlichen Gartengeländer umfangen.

So war Staffards Haus, einsam in seinen Wiesen dastehend; nicht in der Bauart von den

übrigen dieser Landschaft, sondern durch größere Sauberkeit und sorgfältigere Unterhaltung ausgezeichnet.

In demselben Augenblicke, da Florian, um einen Felsblock getreten, das Haus vor sich sah, scholl ihm aus demselben überraschende Musik entgegen. Es war ein ihm wohlbekanntes Tonstück von Haydn, nur durch Hörner, Flöten und Klarinette ausgeführt. An den Fels gelehnt, verweilte er, um durch sein Erscheinen nicht zu stören. Er bewunderte die Reinheit, Festigkeit und Zartheit des Spiels. „Wo solch ein Gefühl lebt," dachte er, „wird man den verlassenen Fremdling nicht verstoßen."

Bald aber, als die Musik endete und er sich dem Geländer des Gartens näherte, ward er fast anderes Sinnes. Ein ungeheurer Hund, wie ein Wolf, weißhaarig, langzottig, flog ihm mit wildem Geschrei entgegen und fuhr ihm gegen die Brust auf. Im gleichen Augenblicke aber schrien mehrere männliche Stimmen unterm Fenster dem Hunde gebietend zu, zurückzukehren, und da er nicht kam, eilten sie zur Hausthür hervor. Mit Entsetzen erblickten sie die Dogge aufrecht am Fremdling, der ihnen ganz gelassen zurief: „Sendet den Herrn der Bestie her, daß er mir sie abnehme, sonst ist sie auf der Stelle des Todes!" — Das furchtbare Thier winselte und heulte kläglich. Alle traten nicht ohne Grausen näher. Sie sahen, wie der unbekannte Mann mit der Linken dem Hunde die Kehle hielt, mit der Rechten aber eine von dessen Krallen, in sie selbst zurückgedrückt, so gewaltig preßte, daß das Thier vor Schmerz den Rachen weit aufsperrte, um die starke Faust zu verschlingen, und sie doch dann nur leise mit den Zähnen berührte oder sie leckte.

„Der kann Bären zähmen!" rief einer der Männer: „Lassen Sie den Hund nur fahren; er wird Sie nicht mehr anrühren. Hui da! Fort, Bassa!"

Der Hund, losgelassen von seinem Bändiger, schlich winselnd davon und sah schüchtern auf seinen Besieger zurück.

„Sie haben nichts mehr von dem Hunde zu fürchten!" sagte der erschrockene Eigenthümer desselben.

„Ich würde ihn auch nicht fürchten, wenn Sie ihn auf mich hetzten!" erwiederte Florian: „Aber mir thäte das prächtige Thier leid; denn ich bräch' ihm die Pfote."

Mit einer Art Ehrfurcht, welche man der körperlichen Kraft und Größe nie versagen kann, betrachteten die Anwesenden den unerschrockenen Mann, der nun erzählte, wie ihn der Abend in der fremden Gegend überfallen habe, welche er zu seinem Vergnügen besuchen wollte. Wie nebenbei berührte er seine Bekanntschaft mit dem Professor Onyx, der ihm aufgetragen, einem Herrn Staffard Grüße zu überbringen.

„Das bin ich selbst!" rief der Aelteste von den Männern mit einer starken Baßstimme. Es war ein majestätischer Greis, dessen hoher, kräftiger Körperbau, mit der weiten Brust, dem adelvollen, blühenden Angesicht und dem eisgrauen Haupthaar, welches über der Stirn gescheitelt in dichtem Wuchse zu den breiten Achseln niederfiel, Bildhauern und Malern zu einem Zeus oder Moses als Vorbild dienen konnte. — „Höre, Georg!" sagte er und wandte sich zu einem schlank aufgeschossenen jungen Manne, der noch das Waldhorn in der Hand trug: „dieser Fremdling mag bei uns übernachten. Sorge für sein Zimmer. Und Sie, mein Herr, nehmen Sie vorlieb. Es würde spät werden, ehe Sie ein gutes Wirthshaus erreichen könnten, und dazu sind die Wege in diesen Bergen verirrlich."

Florian empfing dankbar die Einladung. Alle folgten dem Greise in seine gastliche Behausung.

5.

Die Erzählung.

Durch den Hausgang traten sie in einen ansehnlichen Raum, der sich durch den Herd, auf welchem die Flamme hell loderte, wie durch seitwärts in Reih' und Glied prangende Teller und Schüsseln, als des Hauses Küche ankündete. Sie glich dem Innern eines Thurmes; oben fehlte ihr die Decke; sie spitzte sich im Gevierk empor zum Rauchgang, bis hinauf zum Dache. Eine Seitenthür führte in das weite Wohnzimmer, wo noch Pulte, mit den Musikblättern belegt, umherstanden. Tische und Stühle und alle Hausgeräthe waren einfach, doch zierlich, von Tannenholz gearbeitet. Ungemeine Sauberkeit galt als ihre Pracht. Bildnisse vom großen König Friedrich, von Washington, Lafayette und andern Vortrefflichen des Zeitalters schmückten die hellbraunen getäfelten Wände.

Von den Tonkünstlern nahmen zwei derselben Abschied; aus ihren Worten schloß Florian, daß sie freundliche Nachbarn Staffards waren. Die übrigen räumten die Pulte hinweg, während der Abendtisch zum Mahle gedeckt ward. Ehe man sich dazu setzte, faltete der greise Staffard die Hände und betete laut. Dann empfing Florian den Ehrenplatz zwischen dem Alten und seinem Sohne Georg. Die vier Musiker, welche blieben, waren Leute im Dienste des Hauses, und saßen zum Tische wie Vertraute. Die unterste Stelle nahm die geschäftige alte Köchin ein. Eine muntere Unterhaltung, welche das einfache Mahl würzte, wechselte in Scherz und Ernst jeden Augenblick Gegenstand und Farbe, und ging bald zu Haus- und Landwirthschaftsachen über, bald zu Aeußerungen freundlicher Theilnahme an dem unbekannten Gaste, bald zu Verhandlungen von der Musik, bald zur Geschichte des Tages und zu den Folgen des Sieges, welchen Erzherzog Karl über die Franzosen bei Stockach erfochten hatte.

Florian, an den noch Niemand eine Frage

gerichtet hatte, weß Landes er sei, gefiel sich unter diesen guten Menschen. Sobald er nach beendetem Essen mit dem Alten und dessen Sohn allein war, beschloß er, ihnen sein Herz zu öffnen. Georg brachte eine frische Flasche Weins und dem Vater die gefüllte Tabakspfeife.

„Man steht einander fremd gegenüber, wenn man sich nicht nennt und kennt!“ sagte Florian: „Mir aber liegt daran, Ihnen nicht fremd zu sein. Ich möchte um Ihr Zutrauen werben, denn ich bedarf des Rathes und des Schutzes. Sie halten mich für einen Schweizer; ich bin ein Graubündner. Sie halten mich für einen Lustreisenden; ich bin aber ein Flüchtling und suche Verborgenheit in diesem Gebirg. Diesen Morgen entsprang ich den Franzosen unweit Pontarlier. Meine Bestimmung war, glaube ich, der Kerker oder der Tod zu Besançon. Mein Verbrechen ist, einen französischen Brigade-Obersten niedergehauen zu haben, der mit Unmenschlichkeit gegen meine Landsleute wüthete, und noch dazu gegen Schuldlose. Bin ich auf diesem Boden, in dieser abgelegenen Gegend vor Nachstellungen sicher gegen Frankreich?“

„Herr,“ sagte der Alte und warf einen ernsten, wohlwollenden Blick auf Florian, „Sie sind auf freier und heiliger Erde. Unser Fürst und Schutzherr in hundert Meilen weiter Ferne ist der König von Preussen, jetzt mit der französischen Republik guter Freund. Kein Franzose darf unser Land bewaffnet betreten. In allem Uebrigen stehen Sie unter dem Schirm des Gesetzes. Weh' dem, der Hand an Sie legt!“

Florian drückte dem Greise dankbar die Hand und sprach: „Mein Wunsch ist, mich, so lange mein Vaterland unterjocht bleibt, hier anzunisten und verborgen zu leben. Ich kenne keine Seele in diesem Lande; aber die Ersten, die mir begegnet sind, haben mein Herz gewonnen. Ich bin übrigens nicht ohne Vermögen; ich werde Niemandem zur Last fallen.“

„Was? Last?“ rief der Alte: „Jeder Schweizer, der Obdach verlangt, ist unser Freund und Bundesgenosse. Erzählen Sie mir, wie ging es in Bünden? Es war Parteiung bei Euch, wie bei den Schweizern allen. Einer hat den Andern verrathen; jetzt büßet ihr's insgesammt. Und so ist's recht. Der Herr und Gott eurer Altvordern warf euch in den Tiegel seines Zorns, daß ihr von euern Schlacken gereiniget würdet. Das Feuer sollte euch läutern.“

„Bürgerliche Entzweiung haderte nirgends furchtbarer, als im Bündnerlande!“ sagte Florian: „Da waren die Bünde, die Gemeinden, die Familien zerrissen von Alters her, und am ärgsten, als Oesterreicher auf der einen und Franzosen auf der andern Seite an unsern Landesgrenzen standen. Mein eigener Vater haßte mich zuletzt, weil ich der Stimme eines bessern Vaters folgte.“

„Halt, junger Mann!“ rief Staffard: „Wie kann man einen bessern Vater, als den eigenen, haben?“

„Den meinigen ehrte ich und liebte ich, als ein guter Sohn soll!“ antwortete Florian: „Doch Handelsreisen und Staatsgeschäfte entfernten ihn oft vom Hause. Der Vater meines Herzens und Geistes ward einer der ehrwürdigsten Sterblichen, dessen Namen ich nie ohne Rührung ausspreche. Ihm danke ich meine Erziehung, meine bessern Gefühle, mein bestes Wissen. Er hieß Resemann. Zwar ward er für einen Anhänger der patriotischen Partei gehalten, weil die Häupter derselben seine Schüler gewesen waren. Resemann aber stand unbefangen zwischen allen, wie ein Weiser soll. Sei nicht, sagte er zu mir, französisch, auch nicht österreichisch gesinnt, sondern als Bündner rein bündnisch, und nichts anderes! — Das war ich. Darum haßte mich mein Vater, der mit Leib und Seele, als alter Freund des Ministers Salis von Marschlins, zu dessen Geschlecht und für Oesterreich gegen die Franzosen hielt. Er drohte sogar einmal, mich zu enterben. Dazu kam sein Zorn, daß ich standhaft ablehnte, die Tochter eines der angesehensten Männer des Landes Braut zu nennen, die er, ohne mich zu befragen, zu seiner Schwiegertochter erlesen hatte. Sein Jähzorn, seine Leidenschaft, sein Haß der französischen Nation tödteten ihn. Als General Dessolles in unsere Gebirge eindrang, die Oesterreicher verjagte, deren Feldherr Aufenberg sogar zum Gefangenen machte, ergriff ihn ein unaussprechliches Entsetzen. Ihn rührte der Schlag. Er starb.

„Ich weinte um den Vater und das Vaterland. Dieses, erst die Bühne der Parteiwuth, war durch sie ein Schlachtfeld fremder Heere geworden. Alle Freude entwich aus den Thälern. Ich lebte zurückgezogen und den Staatshändeln entfremdet. Unendlicher Schmerz aber und tiefer Grimm wohnte in der Brust alles Volkes. Es konnte sich nicht an den Anblick ausländischer Krieger gewöhnen, die gleich Gebietern den freien Boden betraten, und in den Hütten herrscherisch befahlen.

„Bald vernahm ich, es sei um Aufstand zu thun, die Welschen zu vertreiben. Von den innersten Winkeln des Hochgebirges, vom Crispalt und Lukmanier sollte sich der Aufruhr wie eine Lauine herabwälzen, den Rhein entlang bis Chur, wo gleichzeitig, nach Ueberwältigung des festen Luziensteigs, deutsche Kriegsvölker erscheinen und Hilfe bringen würden. Auch ich ward aufgefordert. Ich aber warnte und blieb entschlossen, keine Hand zu bieten. Uns konnte kein Aufruhr, kein Landsturm mehr retten. Ich mochte nicht für die Plane österreichischer oder französischer Feldherren arbeiten, die nicht das Glück, sondern die Engpässe Bündens verlangten; nicht für die Plane der Faktionsmänner, die nicht Freiheit des Gebirgs, sondern Sättigung ihrer Rache zum Ziel hatten. Man bedrohte mich, wenn ich mich

der Sache des Vaterlandes entzöge. Ich gab Drohung für Drohung zurück. Man ließ mich.

„Eines Morgens ward ich früh geweckt. Es kam Botschaft, der Landsturm des Oberlandes ziehe herab. Zu Tawetsch im äusserſten Gebirgsthal gegen den Gotthard war schon eine Absendung französischer Soldaten beim Mittagessen von den Bauern überfallen, gefangen und nach Disentis geschleppt worden. Hier leistete ein französischer Hauptmann mit seiner Kompagnie noch fruchtlosen Widerstand gegen die anschwellende Menge. Er, nach blutigem Gefechte übermannt, sah sich mit seinen Leuten, weil es Nacht wurde, in's Rathhaus gesperrt. Geschrei und Unruhe weit umher im Gebirg bis zu den Hütten der höchsten Alpen. Neue, bunt bewaffnete Haufen zogen von allen Bergen, aus allen Thälern heran, und riefen den Tod der gefangenen Welschen aus. Der ehrwürdige Dekan des Klosters, mit einigen seiner Geistlichen, lag auf den Knien vor dem rasenden Volke, und flehte für das Leben der Verurtheilten. Aber die Wilden drohten mit den Mordgewehren selbst gegen die frommen Fürbitter. Und als die Gefangenen zum Dorfe hinausgeschleppt waren, fielen die wüthenden Haufen mit Geheul über sie her und ermordeten sie auf schauerliche Weise, mehr denn hundert.

„Nach dieser blutigen That ging der lange Zug des Landsturms vorwärts, mit Flinten und Spießen, Sicheln, Keulen, Sensen und Morgensternen. Er heulte und jubelte unter meinen Fenstern vorüber. Man gebot mir, dem Haufen zu folgen. „Ihr rennet dem Verderben entgegen!“ schrie ich warnend. Zwei Flintenschüsse fuhren mir zur Antwort durch die Scheiben des Fensters. Von Dorf zu Dorf wachsend wälzten sich die ungeordneten, blutgierigen Schwärme bis Chur. Dort in den Wiesen vor der Stadt wurde meine Warnung schrecklich erwahrt. Verzweiflungsvolle Wuth war eitel. Zahllose fielen auf dem Schlachtfelde; Zahllose verbluteten an Wunden in Wäldern und Klüften; die Uebrigen zerstreuten sich.

„Mir zitterte das Herz, als ich den fürchterlichen Ausgang des Unternehmens und den Rückzug des Landsturms hörte. Ich wußte es, mir war der Tod, meinem Hause die Flamme geschworen. Die Rache der halbwilden, verzweifelnden Bauern kennt keine Grenzen. Ich bereitete mich. Schon hatte ich Schriften und Kostbarkeiten wohl geborgen. Ich hatte mich jedes Falles auch zur Flucht gerüstet, mit Geld versehen, die Pistolen geladen, den Säbel geschliffen. Ach, ich hatte es nicht gegen meine unglücklichen Landsleute vonnöthen. Sie flohen bleich unter Todesschrecken durch's Dorf, ohne an Vollziehung ihrer Drohworte zu denken. Der siegreiche Feind folgte ihnen mordend auf den Fersen. Er kam.

„Das Dorf füllte sich mit Soldaten. Ich, der Einzige unserer Gemeinde der französischen Sprache mächtig, hatte mich mit den Vorgesetzten vereinigt, um Unordnungen zu verhüten. Ich veranstaltete, daß den Kriegern Erfrischung gereicht wurde. Ich sprach den General Menard. Er verhieß, strenge Mannszucht halten zu lassen; er gab mir einen Brigade-Obersten mit.

„Schon waren aber die Soldaten in die Häuser gedrungen. Aus einem derselben, an dem ich vorüberging, erscholl durchdringendes, klägliches Geschrei. Es wohnte eine Wittwe darin mit drei liebenswürdigen Töchtern. Ich flog hinein. Soldaten kamen mir mit Raub entgegen, andere sprengten noch Thüren der Zimmer und Schränke auf. In der Stube, aus der das Geschrei scholl, sah ich eine der Jungfrauen im Blute schwimmend am Boden liegen. Einige Soldaten waren im Begriff, Mutter und Schwestern der Ermordeten zu entehren. — „Schaffen Sie Ordnung!“ schrie ich dem Brigade-Obersten zu, der neben mir stand: „Oder ich steche die Ungeheuer vor Ihren Augen nieder!“ Da er nicht antwortete, packte ich einen nach dem andern von den Satanen und schleuderte sie zur Thür hinaus. Der Oberst, anfangs erstaunt, sprang mir auf die Gasse mit gezucktem Degen nach, und wollte mir den Stahl durch den Leib rennen. Ich zog den Säbel und setzte mich zur Wehr. Wie unsere Klingen an einander flogen, standen die Soldaten um uns her und wurden neugierige Zuschauer. Als aber mein Säbel wie ein Blitzstrahl den Obersten zu Boden streckte, und sein Blut hoch aufspritzte, riß man mich hinterrücks zu Boden, entwaffnete mich, und würde mich umgebracht haben, wäre in dem Augenblick nicht der General erschienen. Er erkundigte sich. Die Soldaten klagten mich als einen Rebellenhauptmann an. Ich erzählte den Hergang der schändlichen Sache. Ich ward verhaftet, mit Seilen gebunden, auf einen Wagen geworfen und fortgeschleppt nach Chur. Von hier brachte man mich als Gefangenen in die Schweiz. Es schien, als wüßte man nicht, wohin mit mir. Denn ich ward Anfangs gegen Basel, dann gegen Lausanne geführt. Vielleicht war es nur Menards Absicht gewesen, den Schein strenger Gerechtigkeit zu haben, und mich vor der Wuth seiner Soldaten zu retten. Vielleicht sollte ich einem Kriegsgericht überliefert werden, das in den Verwirrungen, da man sich täglich gegen die Oesterreicher schlagen mußte, nicht zu Stande kam. Vielleicht sollte ich nur nach Salins oder in eine andere französische Festung gebracht und dort als einer der Anstifter des Disentiser Mordes verwahrt werden, dergleichen nachher mehrere, ganz unschuldig, weggeführt worden sind. Genug, heute erblickte ich schon die Thürme von Pontarlier. Da entwaffnete ich meine Wächter und entsprang.“

„Wie viel der Wächter hatten Sie?“ fragte Georg.

„Zwei Soldaten mit geladenem Gewehr saßen mir zu beiden Seiten auf dem Karren. Ich schlug ihre Köpfe zusammen, daß sie brachen wie hohle

Scherben. Während sie bewußtlos niedertaumelten, zerschmetterte ich ihre Gewehre und ging davon.“

6.

Befreundung.

Die beiden Staffarde betrachteten den Gast, der seine Abenteuer mit einer Ruhe erzählte, als spräche er von alltäglichen Dingen. In seinem schönen Antlitz war so viel Mildes, Freundliches, fast Mädchenhaftes, daß man an seinem Muthe in so grauenvollen Gefahren und an seiner herkulischen Stärke vielleicht gezweifelt haben möchte, wenn er nicht noch vor wenigen Stunden die grimmige Dogge des Nachbars gebändigt hätte wie ein Schoosbündchen.

„Wollen Sie mir nun“, fuhr Florian fort, „das Wort geben, gegen Jedermann über meine Geschichte, die ich Ihnen vertraute, zu schweigen; wollen Sie mir, wie Einem, der der Naturkunde, oder seiner Gesundheit zu lieb einen Sommeraufenthalt machen will, Obdach verschaffen: so ist mein bester Wunsch für den Augenblick erfüllt. Ich begebe mich morgen in die Hauptstadt, spreche den königlichen Statthalter selbst, versorge mich mit mancherlei kleinen Bedürfnissen — denn mir mangeln Kleider, Wäsche und andere Nothwendigkeiten —, und kehre zu Ihnen zurück.“

Beide Staffarde reichten ihm mit freundlicher Herzlichkeit die Hände über den Tisch; und ihr Handschlag sagte ihm mehr als jedes Wort: „Sie bleiben bei uns; unsere Hütte und unser Tisch sind groß genug!“

„Ha!“ rief Georg, und seine Augen funkelten in den Flammen der Begeisterung: „Wäre ich doch bei Ihnen gewesen; o wär' ich doch bei Ihnen gewesen! Wir hätten neben einander gefochten; wir hätten das ganze Gebirg bewegt zur Rettung der Freiheit. Ach, daß Sie so allein stehen mußten in Bünden, und der tapfere Aloys Reding so allein in den Hirtenkantonen! Warum that sich nicht eine heilige Schweizerschaar gegen die fremden Unterjocher zusammen! Warum hat die Schweiz nicht der Männer mehr, wie Sie!“

„Wie mich?“ sagte Florian mit dem Lächeln der Verwunderung: „Zehntausend für Einen. Aber nicht die Einzelnen konnten einzeln retten. Es mußte die Nation aufstehen, wenn Großes geschehen sollte. Aber das Leben der Nation war in örtlicher Parteiung und Selbstsucht aufgelöset. So ganz vernichtet hatte der Föderalismus das Nationalleben, daß selbst die vortrefflichsten Männer der Schweiz nichts von der Eidsgenossenschaft, sondern nur von ihrem Kanton wußten. Aloys Reding war vor zwei Jahren bei mir. Wir lernten uns auf dem Schlosse Ortenstein kennen, wo er Freunde besuchte. Seine schöne Gestalt, der feste Blick seines blauen Auges, die hohe Gutmüthigkeit seines ganzen Wesens gewannen mich ihm schnell. Wir sprachen von den Gefahren der Schweiz, von der Möglichkeit eines französischen Angriffs. Er konnte selbst die Möglichkeit nicht glauben. „Und“ rief er, „wenn die Weltverwüster zu uns eindrängen — ich weiß nicht, was die andern Kantone thun werden; ich traue den meisten nicht! — aber in unsern Urkantonen finden die Franzosen ihr Grab. Ich würde mir die Haare ausraufen vor Scham,“ fuhr er fort und legte die Hand an seinen blonden Kopf, „wenn ein einziger Schweizer anders dächte, als ich!“ — Aber, sagte ich, Ihr Ländchen und Frankreichs Uebermacht, der Kampf der Mücke gegen den Adler! — Reding mochte darüber nicht weiter denken. Mit einer Miene voll Zuversicht und Stolz, als wollte er sich und mich beruhigen, sagte er: „Wir sind noch nie bezwungen worden, und werden es nie!“ — So arglos, so kurzsichtig, so unerfahren waren die Besten unserer Schweizer.“

„Herr! Bei Gott, Sie haben Recht!“ schrie der alte Staffard mit frommem Zorn, und schlug die gewaltige Faust auf den Tisch: „Es war schon längst keine Eidsgenossenschaft mehr, nirgends ein Begriff von Freiheit und eidsgenössischem Großsinn; sondern in den kleinen Kantonen Eigennutz, Bettelei und Unwissenheit, in den Stadtkantonen Reichsstädterei, Breitthuerei, Käsekrämerei; das Regieren ein Gewerb für die Haushaltung; die Liebe des Friedens eine scheue Feigheit; die Staatsklugheit Fraubaserei, Phrasenmacherei und Geheimnißmacherei. Da mußte Alles in Grund und Boden gehen, oder der Herrgott hätte mit Wundern dazwischen blitzen müssen. Ich bin viel im Schweizerlande herum gekommen; überall wackere Leute, aber Jeder für sich, Gott für Alle.“

„Aber jetzt!“ rief Georg: „Jetzt, Vater! Nun Alles im Abgrund des Verderbens liegt, muß es ein Aufraffen geben. Wenn nicht die Freiheitsliebe, muß die Verzweiflung begeistern. Erzherzog Karl zieht gegen Zürich und den Gotthard; die Franzosen fliehen. Auf, auf mit den Schweizern nun, dem Erzherzog Hand geboten und den letzten Franzosen niedergemacht!“

„Um den Stadtbürgern ihre Landvogteien wiederzugeben?“ sagte Florian: „Das wollen die unterjocht gewesenen Landleute nicht. Um die Unterthanen zu freien Schweizern zu machen? Das wollen die alten Rathsherren nicht. Um sich, statt durch Franzosen, durch Russen und Oesterreicher kommandiren zu lassen? Das wollen die Vernünftigen nicht. Die Zeit ist noch nicht reif. Umgekehrt, jetzt erst gährt der Most; jetzt erst kämpft der Eigennutz und Stolz aller Einzelnen den Kampf auf Tod und Leben, bis er vernichtet ist und sich in Gemeinsinn verwandelt, und mit ungehemmter Wuth reiben sich die Parteien an einander, bis sie sich insgesammt selbst zerrieben haben.“

„Der Wille des Himmels geschehe!“ rief der alte Staffard,

„O die armen Schweizer!“ seufzte Georg.

So redeten sie mit einander bis tief in die Nacht. Georg gewann in diesen Gesprächen den Fremdling so lieb, daß er nicht mehr Fremdling, sondern ein herzlich Vertrauter wurde. Nicht minder schloß sich dem jungen Bündner das Herz des alten Staffard auf, der ihn beim Nachtgruß an seine Brust drückte. Sie begleiteten ihn zu seinem Zimmer die hölzerne Treppe hinauf und wünschten ihm gute Träume. — Florian, von den Anstrengungen und Abenteuern des Tages ermüdet, schlief, in dem Gefühl der lang entbehrten Freiheit und persönlichen Sicherheit, nach vielen Wochen zum erstenmal wieder festen, frohen Schlaf.

Noch fröhlicher war sein Erwachen. Er segnete den Glücksstern, welcher ihn so trefflichen Menschen zugeführt hatte. Er trat an das Doppelfenster des kleinen, saubern und bequemen Gemachs. Daß noch mitten im Sommer die winterlichen Vorfenster unabgehoben waren, und zwischen ihnen die Geschirre mit Rosen, Nelken, Levkoyen und andern Blumen gegen die äussere Luft geschirmt stehen mußten, verkündete die Rauhheit des Himmels in dieser Berghöhe, die kaum einen reinen Sommer von fünf bis sechs Wochen hat. Der Blick über die einförmigen Hügel, Wiesen und Felsen erinnerte an Stille und Einförmigkeit der Alpenwelt. Im Garten sah er die gemeine Pappel und Eiche, welche in den Thälern und an den Bächen hochstämmig gedeihen, als Zierbaum gepflanzt, kurz und verkrüppelt, daß er sie kaum wieder erkannte; dazu die Linde und den Maulbeerbaum. An den Felsblöcken kletterten Ziegen. Aus der Ferne tönten Heerdenglocken. „Um so ärmer diese Natur, um so reicher der Mensch und sein Herz!“ sprach er.

Er ward längst beim Frühstück erwartet. Der Alte und sein Sohn empfingen ihn wie einen vieljährigen Bekannten, der nach langer Abwesenheit wieder eingekehrt war. Man besprach die künftigen Einrichtungen für Florian auf der Feenhalde. Daß er in Staffards Hause bleiben müsse, war von selbst verstanden. Bei der Rückkehr von Neuenburg sollte er sein bequemes Zimmer finden und die Nachbarn weit umher kennen lernen.

Georg begleitete ihn darauf nach les Verrieres hinab, um ihm von einem seiner Freunde daselbst einen bequemen, leichten Wagen zur Hauptstadt zu schaffen. Sie liessen den Wagen aber vorausfahren, um im Wirthshause mit einander den Abschiedstrunk zu thun. Da ergossen sich beim vaterländischen Wein die Herzen der vaterländischen Jünglinge in einander. Sie wurden Brüder. „Es ist, als risse mich eine zauberhafte Gewalt zu dir hin!“ rief Georg, der den Freund umarmte: „Und doch kenne ich dich erst seit gestern. Ich kann's mir nicht erklären.“

„Und ich,“ rief Florian, „habe noch Keinen für mein Herz gefunden, wie dich, Georg, und doch fand ich schon Viele. Aber erklären kann ich's mir. Du bist der bessere Mensch, unendlich natürlicher als ich. Bei dir will ich gut werden.“

„O Florian,“ sagte Georg mit Erröthen, „wie du auch sprichst! Du, von dem ich nicht weiß, ob ich ihn mehr aus Bewunderung liebe, oder aus Liebe bewundere, du erst gut werden? Was wird meine Claudine von dir sagen, wenn sie dich sehen wird?“

„Hast du ein Liebchen, Georg?“

„Eine Verlobte. Wir feiern die Hochzeit im Herbst. Du mußt sie mit uns feiern, Florian. — Und du, Florian, du hast noch keine Geliebte gefunden?“

„Nein, Georg. Daran mag ich nicht denken. Die Zeiten sind zu stürmisch. Ich will ungebunden bleiben; vielleicht bedarf meiner noch das Vaterland. Wie sollt' ich da ein armes Geschöpf mit ins Elend ziehen, wenn ich mich in die Schrecken dieses Zeitalters hineinstürzen muß?“

So sprachen sie lange, und vertrauten einander ihre kleinen Geheimnisse, wie Brüder. Dann schieden sie mit freudiger Aussicht auf baldiges Wiedersehen.

7.

Die Kette.

Florian eilte dem Wagen nach. Der Morgen war frisch und anmuthig, die Gegend neu, sein Herz voll. Er ging langsamer, um sein Glück im rechten Maße zu genießen. Denn mit solcher reinen Zutraulichkeit war ihm Niemand in Bünden begegnet, wie hier Georg und dessen Vater. Er hatte im heimathlichen Thale wohl Umgang und Jagdgenossen und alte Spielgefährten gehabt; aber keiner von allen hätte sich ihm, er sich keinem so offen hingegeben, wie hier geschehen war. Dort hatten Partei- und Familien- und Geld- und andere Geschichten das Reinste befleckt und in das froheste Leben eine gewisse Gezwungenheit hineingetragen; dort hatte er in der Freundschaft Vorsicht und beim vollsten Becher kalte Lauersamkeit beobachten müssen. Es war ihm hier hingegen eine Welt, wo man mehr mit dem Herzen als mit dem berechnenden Verstande lebte.

Sein Gang war in der stillen Freude ein tanzendes Schweben durch die grünen Thalwiesen zu beiden Seiten, die sich rechts und links zu lang hingedehnten Höhen erhoben, hin und wieder mit vereinzelten ländlichen Wohnungen und Gärten belebt, alle in der Bauart von Staffards Hause. Und die Höhen rechts und links zogen bald vor ihm zusammen und schlossen das Thal. Er stieg an ihnen hinauf, es ward ihm wie ein Weg zum Himmel.

Eine lange Reihe einspänniger Güterfuhren kam ihm auf der Bergstraße entgegen, jedes Rosses Kummet, nach Landessitte, mit einer Decke von blaugefärbten Schaffellen behangen, die Fuhrleute nebenher mit Gesang wandelnd. Die Heerdenglocken tönten von droben anmuthig nieder,

wo die zerstreuten Kühe am Rande des Tannenwaldes weideten. Kleine Hirtenknaben jauchzten, und wandelten schwankend auf den niedern Mauern, welche, ohne Mörtel, nur von künstlich geschichteten Rollsteinen erbaut, die weiten Triften umhägten. Alles in dieser lieblichen Wilde, von deren Höhe man rechts die zerstreuten Hütten der Bayards, vor sich das Thal von Verrieres sah, schien dem freien Flüchtling reizender, als was er je Paradiesisches in der ganzen Schweiz erblickt hatte. Alles schien mit seinem Loose zufriedener, Alles frommer, Alles glücklicher.

Indem er auf der Höhe an einem Bauernhofe, links der Landstraße, vorübergegangen war, erblickte er abermals vor sich Fels und Wald zusammentretend, als würde der Ausweg verrammelt. Wie sich aber das Gebirg zu einer Schlucht öffnete, breit genug, die Straße hindurchlaufen zu lassen, ward er in derselben zwei weißgekleidete junge Frauenzimmer gewahr, welche ihn zu beobachten und sich lachend von ihm zu unterhalten schienen.

So ernst auch beide gern, da er näher trat, werden wollten, konnte sich doch eins der Mädchen zuletzt des lauten Gelächters nicht erwehren. Die andere verbarg ihr Gesicht unter dem breiten Strohhut. Sie standen neben einer ungeheuern eisernen Kette, die links an den Felsen festgeschmiedet in einen schmalen Graben niederhing, und vorzeiten bestimmt gewesen sein mochte, das Thal zuzuschliessen.

„Verzeihen Sie," sagte die schöne Lacherin, indem sie sich gegen Florian anmuthig neigte, „verzeihen Sie, daß ich Ihre männliche Kraft in Anspruch nehmen möchte, um mit der Kette hier das Land zu sperren. Sehen Sie, meine liebe Freundin droht, unser Thal zu verlassen; aber, gleichviel ob Scherz oder Ernst, sie gab doch das Wort, zu bleiben, wenn ich den Ausgang mit der Kette verschliessen würde. Ach, ich armes Kind, ich mühte mich vergebens ab. Da sandte Sie der Himmel. Helfen Sie mir! Aber ich fürchte, man muß zu der Riesenkette Riesen stellen; denn ich kann nicht zwei Ringe in die Höhe heben."

„Um den Preis, Ihnen eine Freundin zu erhalten, kann ich zum Riesen werden!" sagte Florian, ergriff die rasselnden, großen Ringe, gab der Lachenden das Aussenende in die kleine, zarte Hand, und spannte die Kette über die Straße.

„Ich habe gesiegt, ich habe gewonnen, Hermione!" rief die frohe Lacherin, klatschte in die Hände, und tanzte wie eine lustige Sylphide vor der Kette: „Dein Wort muß dich nun stärker fesseln, als diese Bande, die kein Gigant sprengen würde."

Die überwundene Hermione erhob das Köpfchen und sah zur Kette und zu dem herüber, der sie wie einen leichten Faden hielt; und betroffen und starr sah sie den Fremdling an, und eine Röthe überflog schnell ihr feines, geistvolles Antlitz, wie Abglanz eines brennenden Abendrothes.

Auch Florian stand wie verzaubert vor dem Götterbilde, welches da in holder Verwirrung vor seinem Auge schwebte. Er wußte nicht, ob es ihm irgend schon einmal erschienen, oder aus seinen Träumen ins Leben getreten war.

„Du hast gesiegt, Mädchen," sagte Hermione mit leiser, anmuthvoller Stimme, „aber nicht durch eigene Stärke."

„Ich bin stolz, Fräulein, zu solchem Siege geholfen zu haben," sagte Florian, „denn Besseres hat diese Kette seit Jahrhunderten noch nicht an dieses glückliche Land gebunden."

„Und dem Sieger rechnet man nie die Mittel nach!" rief die Fröhliche, indem sie ihren Arm um Hermione schlug: „Du bist meine Gefangene, und Ihnen, mein Herr, danke ich für die theure Beute."

In diesem Augenblick rollte ein leichter Reisewagen herbei und hielt vor der Kette. Die Frauenzimmer, von Florian unterstützt, stiegen ein. „Ach," sagte er leise, und sein Ton klang wie ein Seufzer, „nun erst sollte ich die Kette spannen! Mir bleibt nichts von der Beute, als die Erinnerung."

„Aber Sie sind großmüthig!" rief die Siegesfrohe mit einem verbindlichen Neigen. Hermione blieb stumm, heftete aber auf Florian einen langen, sinnigen Blick, den sie, sobald er seine Augen zu ihr wandte, schnell und verschämt zurück nahm. Der Reisewagen fuhr davon, den Berg hinab. Florian sah ihm lange nach, bis er hinter Gebüschen und Felsen verschwand.

Plötzlich rief er: „Mein Gott! Es ist keine Andere! Sie ist's selbst!" Und darauf versank er in ein stilles Träumen und seufzte: „Sie ist's selbst!" — Er meinte Hermionen. Er erinnerte sich, in seinem bündnischen Vaterlande diese Gestalt, dieses Madonnenantlitz, von hellen, kastanienfarbenen Locken umschimmert, gesehen zu haben. Im Schloßgarten von Reichenau war es gewesen, auf der obern Terrasse, von wo eine Gesellschaft französischer Stabsoffiziere und einiger Frauenzimmer das Zusammenströmen des vordern und hintern Rheins am Fuße der Felsen betrachtete. Da war es, wo er den wißbegierigen Fremdlingen die Namen der Gebirge und Ortschaften nannte, während die Frauenzimmer ihm aufmerksam horchten: den wilden, felsigen Kglanda rechts; das unter seinen Obstbäumen verschattete Tamins auf der Höhe unter den Felsenwänden; die Hütten von Bonaduz im Hintergrunde einer weiten Wiese; und weiterhin, gegen die finstern Bergschlünde, aus denen die schwarzgrauen Wellen rollen, die alterthümlichen Gemäuer der Burg Rhäzüns. Noch waren seitdem nur kaum drei Monate verflossen.

Er hatte damals Hermionen nicht gesprochen, nicht sprechen gehört; nur gesehen hatte er sie, in winterliche Reisekleider gewickelt, der halbver-

hüllten Schönheit einer aufbrechenden Moosrose ähnlich. Als sie damals mit ihren Begleitern schnell aufbrach und abreisete, und sich noch einmal umwandte und zu ihm sah, durchschauerte ihr Blick ihn mit nie gekannten Empfindungen. Er hatte das schönste von allen Meistergebilden der Natur erblickt, das ihm je erschienen war. Er fühlte, an dieser Wundergestalt müsse seine Ruhe verloren gehen, wenn er sie öfter sehen sollte. Es that ihm wohl, an sie zu denken. Es zog ihn zwei- und dreimal, seine Heimath zu verlassen, eine Reise nach Reichenau und der Stadt Chur zu machen, wo er sie, wenn auch nur aus der Ferne, wenn auch nur flüchtig, noch einmal zu erblicken hoffte. Er machte vergebliche Wanderungen. Aber jedesmal bei der Heimkehr war er in den Schloßgarten gegangen, und hatte er sich auf die Stätte des Rasens niedergelegt, den ihr Fußtritt geweiht hatte. Er wußte selbst nicht, war sein Herz oder seine Einbildungskraft krank geworden. Er machte sich wegen seiner geheimen Thorheit Vorwürfe, und doch war ihm in dieser Thorheit wohl gewesen.

„Gewiß, sie ist's!“ seufzte er nun, verließ die Kette und setzte unruhig und bewegt seine Wanderung fort, den Berg auf der andern Seite abwärts: „Wie spielt der Zufall so hartherzig, sie mir wieder und nur auf einen Augenblick zu zeigen! Da eilt sie hin, und ahnet nichts von dem Schmerze, den sie hinterläßt. Sie geht in ihr Vaterland zurück, ins nahe Frankreich!“

Unten am Fuße des Berges, vor dem freundlichen städtischen Flecken St. Sulpice, fand er seinen Wagen wartend. Er setzte sich ein. Die Lieblichkeit des vom Gebirg eng umzäunten Thales zerstreute ihn nicht; nicht die heitere Umgebung von Motiers, wo rechts auf umbüschtem Felshügel die Ruinen der Burg Chatelard trauern. Erst nach einigen Stunden, da der Kutscher Mittags im Dorfe Travers anhielt, erwachte er aus seinen Träumereien.

Indem er hier vor dem Wirthshause auf der hölzernen Bank saß, und den Spielen der Kinder in einer gegenüber gelegenen Scheune zusah, erblickte er seitwärts eine lange weibliche Gestalt, die aus der Werkstätte des benachbarten Schmiedes hervortrat und den Weg zum Dorfe hinaus wählte, welchen er gekommen war. Ob er sie gleich nur von hinten und in der Ferne sah, erkannte er doch an der ungewöhnlichen Größe des Weibes, an den schnellen, weitgestreckten Schritten und dem Krückstock in der Hand, diejenige, welche ihm auf dem Gipfel des Gros-Taureau erschienen war.

8.

Frau Morne.

Er fühlte keine Neigung, sie zu verfolgen und eine Bekanntschaft aufzufrischen, die ihm wenig Reiz hatte. Vielmehr drückte ihn bei dem unvermutheten Wiedersehen der Sibylle eine peinliche Empfindung, wie Scham und Verdruß, daß er sich gestern durch das närrische alte Weib abergläubiges Schrecken hatte einjagen lassen. Er richtete alle Aufmerksamkeit den Spielen der Kinder zu; und zwischen den spielenden Kindern schwamm wieder Hermionens Bild im Schneelicht ihres weißen Gewandes und im Goldglanze ihrer braunen Locken.

Da fuhr ihm durch den Sinn der Gedanke: „Wie? wenn die Alte vom Berge vielleicht sagen könnte, wer diese Hermione wäre? Wen sollte ich fragen, wenn nicht die Sibylle? Sie kennt das Land, die Menschen, sie weiß so Vieles!“ — Er sprang eilig von der Bank, blieb aber nachdenkend und setzte sich wieder langsam nieder. Denn er gedachte der Thorheit seines Einfalls. Hermione, die er zuerst in Bünden in Gesellschaft französischer Offiziere gesehen hatte, war offenbar eine Fremde, offenbar erst auf der Rückkehr nach Frankreich. Selbst der Staub ihres Reisewagens bezeugte es. Aber — und es durchglühte ihn ein Strahl der Freude — aber ihre Gefährtin hatte gesprochen; sie droht, uns zu verlassen. Welches Thal, wenn nicht das von Les Verrieres? Vielleicht auch das von Pontarlier. Gleichviel, sie muß in diesen Gegenden doch verweilen. Die Alte kann folglich von ihr wissen. Er dachte es, und eilte zum Dorfe hinaus, der Alten nach.

Diese aber, als er ins Freie kam, war nirgends mehr zu erblicken. Ungewiß, ob sie in ein anderes Haus eingekehrt, oder die Landstraße oder einen Nebenweg gegangen sei, befragte er einen Bauer, der des Weges kam, und dem er die Gestalt der Alten beschrieb.

„Ha, ich verstehe!“ sagte der Bauer: „Sie meinen Mutter Morne, wie wir sie nennen. Wenn Sie Ihre Schritte verdoppeln wollen, erreichen Sie sie in einer halben Viertelstunde. Sie geht die Straße nach Couvet.“

„Was ist es für eine Frau, diese Mutter Morne? Ich begegnete ihr schon gestern. Sie sagte mir Vieles, und ich kenne sie nicht.“

„Glaub's gern, Herr. Es ist ein wunderliches Weib, vielleicht nicht immer bei gesunden Sinnen, übrigens aber eine ganz gute Frau. Manche halten sie für eine Hexe, die Umgang mit bösen Geistern hält. Das ist Aberglaube. Doch das läßt sich nicht läugnen, sie versteht mehr als andere Leute, und man wird aus ihrem Wesen nie klug. Sie hat schon Vieles vorausgesagt, woran Keiner glaubte, und es ist eingetroffen. Sie kann das Fieber besprechen. Sie hat schwere Krankheiten durch bloßes Auflegen ihrer Hände geheilt. Sie hat Dinge ans Tageslicht gebracht, von denen Niemand wußte. Kurz, es ließe sich viel von ihr sagen. Kein Mensch weiß, von welcher Religion sie ist; denn sie geht in keine Kirche, aber man findet sie zuweilen in den Wäldern mit gefalteten Händen auf den Knien. Sie ist in beständiger Unruhe, stets auf Reisen, und hat doch

kein Geld und nimmt auch keins an. Sie ist aller Orten, aber an keinem Orte daheim. Winter und Sommer sind ihr zum Wandern gleich, eben so Tag und Nacht. Länger als drei Stunden schläft sie nie, auch im besten Bette.«

So erzählte der Bauer noch lange fort, was ihm von der seltsamen Alten bekannt war; Florian aber wollte nicht verzögern, aus Furcht, die Wandernde zu verlieren. Er brach das Gespräch ab, dankte dem gefälligen Manne und eilte mit Doppelschritt davon.

Endlich erblickte er in der Ferne die Gestalt; dann sah er, wie sie von der Landstraße rechts abwich, über die Felder aufwärts stieg, den Bergen zu. Er folgte ihr, er kam zum Seitenweg, der steinig und rauh ward bis zum ausgetrockneten Bette eines Baches, in dessen Nähe zwischen Hügeln einzelne Hütten gelegen waren, von denen sich ein finsterer Rauch erhob. Er trat in eine der offenen, vom Ruße geschwärzten Hütten, die einen ganz eigenen, betäubenden Geruch ausbreiteten. Hier schmelzen die Leute Asphalt aus den Erdblöcken, welche sie in der Nähe hervorgegraben hatten. Dieses Steinöl, dessen Quelle noch unbekannt ist, hat nur wenige Schuh tief unter der Dammerde ein kalkiges Mergellager durchdrungen, geschwärzt und zum Uebermaße gesättigt. Unter dem Mergel ruhen die Felsen.

In einem Winkel der Hütte saß Frau Morne. Florian bemerkte sie nicht eher, bis sie rief: »Willkommen auf la Combe, Flüchtling!« Damit erhob sie sich, ging aus der Hütte, und winkte ihm, zurücksehend, mit dem Krückstocke. Er folgte, wie sie schnelles Schrittes im steinigen Bette des Waldstroms gegen die Bergschlucht ging, und er erzählte ihr unterwegs, da sie fragte, wohin er reise, von seiner guten Aufnahme in Staffards Hause, und aus welchen Ursachen er nach der Stadt Neuenburg gehe.

Plötzlich unterbrach sie ihn mit der Frage: »Wer ist Ihnen unterwegs begegnet?«

Florian stutzte und sagte: »Eben das wollte ich Euch fragen, Mutter Morne.«

Sie blieb vor ihm stehen und wiederholte die Frage, er die Antwort. »Ich sah Euch«, fuhr er fort, »im Dorfe Travers. Ihr waret mir zu schnell aus den Augen; ich bin Euch weit nachgeeilt.«

»Schonen Sie die Ruhe der Jungfrau.«

»Welcher denn, Mutter Morne?«

»Die Sie zum erstenmal in dem großen Garten an zween großen Strömen fanden. Die haben Sie wieder gefunden, und derentwillen sind Sie mir nachgerannt.«

Florians Verwunderung war jetzt nicht geringer, wie gestern auf dem Gros-Taureau. Es schien etwas Uebernatürliches an dem Weibe. Wie konnte es das Geheimniß seiner Brust wissen, das er Keinem vertraut hatte? — Er erzählte, wie er den Frauenzimmern begegnet sei bei der eisernen Kette, und was er mit ihnen gesprochen. Er bat, ihm nur zu sagen, wer die unbekannte Schöne wäre, die den Namen Hermione trage, und wer ihre Begleiterin, und wo sie wohne, und wohin sie reise, und zwanzig andere Dinge mehr.

Frau Morne rieb mit der braunen, dürren Hand ihre Stirn, und sagte mit verfinstertem Gesicht: »Das werden Sie von ihr selbst hören, besser, als ich's weiß. Aber schonen Sie die Ruhe der Jungfrau! Sie kommen in unser Land, wie der warme Ueberwind. Traue Keiner dem Lüftchen! Es füllt den Himmel mit Wolken und Wettern, und schlägt die Erde mit Hagel und Blitzstrahlen.«

»Wie? Hermione wird mir's selbst sagen?« rief Florian: »Ich werde sie noch einmal sehen? Wann? Wo? Saget mir's, Mutter Morne; ich will Euch ewig erkenntlich sein.«

»Nichts!« schrie die Alte: »Es ist in den höchsten Himmeln und in den Tiefen des Abgrunds Keiner, welcher die künftigen Dinge verrathen möchte, als der Teufel; denn damit schnitte er die Wurzeln aller Glückseligkeit ab: Glaube, Liebe und Hoffnung. — Was verlangen Sie? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich den Geist der Weissagung habe?«

»Zürnet nicht, Mütterchen! Ihr habet mir schon Manches geredet, worüber ich in Erstaunen gerieth, weil ausser mir selbst Niemand davon belehrt sein konnte.«

»Ei doch!« murrte Frau Morne ärgerlich: »Was ich weiß, habe ich durch Sie selbst. Ich höre nur mit feinern Ohren und sehe mit gewaschenern Augen.«

»Habt Ihr mir also keine Antwort auf die unschuldige Frage, wo Hermione wohne, wer sie sei?«

»Ich hab' es schon gesagt: Sie werden es von ihr hören.«

»Wirklich? Und habt Ihr mir keinen Rath zu geben?«

»Sich wohl zu hüten.«

»Wovor?«

»Sich, vor sich selbst!«

Florian bot ihr einige Stücke Geldes: »Mutter Morne, nehmet dieses Wenige.«

Frau Morne warf die Geldstücke an den Boden, wandte das Antlitz und verlor sich bald in den Gebüschen gegen die Bergschlucht. Florian hatte die Mühe, sein Geld wieder aufzulesen. Er ging ins Dorf zurück.

»Das alte Weib hat Recht! Vor mir selber mich hüten!« sprach er, indem er dahin schritt: »Sie hat die stürmische Sehnsucht dieser Brust, die verzehrende Flamme der Phantasie in mir erkannt. Bin ich nicht auf der großen Straße zu allen Narrheiten der Leidenschaft?«

Er pfiff ein Liedchen, wandte Alles auf, sich zu zerstreuen, hielt im Wirthshause seine stattliche Mahlzeit, und fuhr bis in die dunkelnde Nacht zur Hauptstadt des Fürstenthums.

9.

Aufklärungen.

Die Geschäfte, welche ihn, wegen Sicherheit seines Aufenthalts in diesem Lande, zum alten, weitläufigen Schlosse auf der Höhe und zur königlichen Statthalterei zogen, waren bald abgethan; desto länger hielten ihn Schneider und Schuhmacher, Näherinnen, Wäscherinnen und Putzmacherinnen in der kleinen, finstern Hauptstadt auf. Denn er mußte sich von Kopf zu Fuß neu kleiden. Die sogenannten Sehenswürdigkeiten hatte er bald gesehen; das machte ihm dann die Tage etwas lang, wie fleißig er auch die Umgebungen der Stadt durchwanderte, und wie reizend auch die Aussichten von den Rebhügeln und Landhäusern über den weiten See zur fernen Verkettung der Alpen wechselten. Unerwartet kam ihm Trost.

Eines Abends ging er längs der Stadt, wo sich ihre Straßen unregelmäßig gegen das Seegestade öffnen. Das Ufer war von Landleuten belebt, welche sich anschickten, über den See in ihre benachbarten Heimathen zurückzufahren, und von lärmenden Schiffern, Fischern und andern Arbeitern. Wie er gegen die steinerne Brücke kam, welche über den Waldstrom des Seyon führt, der sich wenige Schritte von da in den See ergießt, bemerkte er einen kleinen, schwarzgekleideten Mann, welcher, über das Geländer der Brücke unbeweglich hingelehnt, in das leere Bett des Waldstroms niederstarrte. Es war unverkennbar der Professor Onyx.

Florian, froh, einen Bekannten zu sehen, begab sich zu ihm. Er redete ihn aber vergebens an. Der Professor ließ sich in seiner Betrachtung nicht stören. Endlich weckte ihn der Bündner mit einem kräftigen Schlag auf die Schulter. Da sah er diesen mit großen, befremdeten Blicken an, ging aber plötzlich in die lebhafteste Freude über, als er ihn endlich erkannte.

„Seelenfreundchen!“ schrie er, und schüttelte ihm die Hand und betrachtete Florians Bekleidung: „Sie haben sich ja ganz neu verpuppt; ich habe Noth, Sie in dieser zierlichen Gestalt wieder zu erkennen. Was führt Sie nach Neuenburg? Wollen Sie das Land schon wieder verlassen? Gelt, ich sagte Ihnen voraus, Sie würden es unter diesen Halbwilden nicht lange treiben können?“

Als ihm Florian den Grund seines Hierseins angegeben hatte, worauf aber Onyx kaum zu hören schien, unterbrach ihn dieser, zeigte mit der Hand über die Brücke in den Seyon nieder, und sagte in einer Bewegung voll Unwillens: „Sehen Sie, Freund, welche unverzeihliche Nachlässigkeit und Unbehilflichkeit der hiesigen Menschen! Ein breites, mit Geviertsteinen aufgemauertes Strombett, und statt des Wassers darin — nein, die Welt wird es nicht glauben! — Koth, Unflath, stinkender Schlamm, der die Luft mit giftigen Miasmen verpesten würde, wenn nicht der Wind mit den unwissenden Leuten Erbarmen hätte. Nun müssen Sie wissen, Herr, daß eben dieser Strom, der jetzt kaum vom Wasser einiger Schüttsteine fließt, zu anderer Zeit überlauft, die Stadt mit Gefahr bedroht, Felder und Wiesen verheert, und schon unzähliges Unglück gestiftet hat. Es wäre Kleinigkeit, ich sag' Ihnen, wahre Kleinigkeit, den Strom zu bändigen; ihn zu zwingen, das ganze Jahr hindurch Wasser genug zu haben, um Fabriken und Mühlen zu treiben, seinen Ueberfluß unschädlich zu machen und zur Befruchtung des Landes abzuleiten. Der dienstbar gewordene Tirann dieser Gegenden könnte den Neuenburgern jährlich einen Gewinnst — ich hab' ihn genau berechnet — von einigen Hunderttausend Livres bringen. Die Unkosten der Vorrichtungen wären binnen wenigen Jahren wieder eingebracht.“

„So viel ich weiß, wird dieser Strom nur durch Regen- und Schneewasser aus den Bergen ernährt!“ sagte Florian: „Welches Rezept wollen Sie gegen die gute und böse Laune des Himmels verschreiben?“

„Seelenfreundchen,“ schrie Onyx, „wir müssen nicht den Himmel, sondern den menschlichen Verstand in die Kur nehmen. Unterhalb Valangin, wo der Strom zwischen Felswänden sein tiefes, enges Bett hat, dämm' ich ihn empor; bild' ich einen ungeheuern Sammler; leit' ich vom aufgeschwellten Wasser Kanäle rechts und links zur Bewässerung des Landes, zum Betrieb von Räderwerken unterhalb des Wasserfalls; zapfe in der dürren Zeit den Sammler allmälig ab und — kurz, ich habe den Plan im Kopfe; ich bin beschäftigt, ihn zu Papier zu bringen, mit allen dazu gehörenden Berechnungen, Nivellements, Grund- und Aufrissen und Kostenverzeichnissen.“

Der Professor gerieth in solches Feuer, daß er sogleich die Schreibtafel hervorzog und mit dem Bleistift zu zeichnen anfing. Er sprach so lebhaft, daß die Vorübergehenden auf der Seyonbrücke stehen blieben und bald einen Kreis um ihn schlossen. Florian hatte Mühe, ihn zu bereden, den Plan zu anderer Zeit zu erklären, und statt dessen ihm im Wirthshause beim Nachtessen Gesellschaft zu leisten.

Der letzte Vorschlag hatte für Herrn Onyx viel Einladendes. Unterwegs, wie sie durch die Stadt gingen unter den von Steinen gewölbten Lauben längs den Häusern, fragte ihn Florian, was ihn zur Reise nach Neuenburg bewogen habe. Der Professor antwortete: „Ich habe der Regierung einige Entwürfe von Wichtigkeit mitzutheilen; dazu waren vorläufige mündliche Verabredungen unentbehrlich. Jetzt ist die Sache hoffentlich im Gang: mein Glück kann gemacht werden; dann werd' ich mich verheirathen und meinen Sitz in dieser Stadt nehmen. Ich liebe; Sie würden mir dies bei meinen ernsten und vielen Geschäften kaum zutrauen! Ich liebe das liebenswürdigste Mädchen von der Welt, Ihnen im Vertrauen

gesagt, ein Fräulein Delory. Ich bin nicht ganz ohne Vermögen; aber das Fräulein ist von gutem Hause, an gewisse Bequemlichkeiten des Lebens verwöhnt; ich muß größere Einnahmen haben. In der That, für meine geringen Bedürfnisse wäre ich reich genug. Aber was thut man nicht für ein angebetetes Weib!"

"Ich wünsche Glück, Herr Professor."

"Ha, wahrlich, was könnte mich sonst bewegen, meinen künftigen Wohnsitz in dieser Stadt aufzuschlagen? Meinen Sie etwa, der Anblick dieser höhlenartigen Laubengänge unter den Häusern, dieser burgundischen Mißgeburt der Baukunst, wogegen ich schon hier und in Bern und Murten so viel vergebens geeifert habe? Wären dergleichen Laubengänge oder Arkaden geräumig, breit und hochgewölbt, so würde wenigstens das Großartige derselben mit andern Nachtheilen versöhnen, die sie bringen. Jetzt aber, eng und niedrig, Kloaken ähnlich, die über der Erde angelegt sind, wahre Hohlgänge in Kasematten, wo man Noth hat, den Begegnenden auszuweichen und die Nase vor den mancherlei Gerüchen zu verwahren, die von einer Hausthür zur andern wechseln, verfinstern und verdumpfen sie die Hausgänge und Zimmer des Erdgeschosses, erkälten sie die über den Gewölben hängenden Zimmer und werfen sie den Fußgängern durch Luftzüge kalt und warm alle Uebel der plötzlichen Erkältungen an, Hals- und Zahnweh, Schnupfen und Flußfieber und dergleichen. Wahrhaftig, mir ist für die zarte Gesundheit des Fräuleins Delory bange. Was soll ich aber machen? Sie ist gewohnt, in Städten zu leben, und ich verarg' es ihr nicht. Denn in der sibirischen Kälte auf der Feenhalde oder in den Bayards würde sie den ersten Winter drauf gehen, wie eine Ananas im freien Gartenbeet."

"Wie?" sagte Florian, "Ihre Braut bewohnt die Feenhalde, oder die Bayards?"

"Nur in den schönsten Monaten, als ausländische Blume. Im Winter wär' es unmöglich! Denken Sie doch, drei- bis viertausend Schuh über dem Spiegel des Mittelmeers und bei zwanzig, dreißig Grad Kälte! Sie würde keinen Winter überleben. Indessen hab' ich ihr im Scherze geschworen, das ganze Gebirg mit duftigen Hermionen zu bevölkern, trotz dem polarischen Himmelsstrich."

Bei diesen Worten waren sie in Florians Zimmer eingetreten. Der Name Hermione fesselte alle Gedanken des jungen Bündners. Er hörte vom Geschwätze des Professors nichts mehr, der sich nun bequem auf dem Sopha hinlagerte, und seine Bemerkungen über Verbesserung des Klima's freigebig mittheilte.

"Herr Professor, Sie nannten vorhin den Namen Hermione," sagte Florian; "das ganze Gebirg wollten Sie mit Hermionen bevölkern."

"Wohlverstanden, Seelenfreundchen," erwiderte Herr Onyx schalkhaft schmunzelnd, "es ist so arg nicht gemeint, als es klingt. Seit drei Jahren sammle ich an einer burgundischen Flora. Es wird ein kostbares Werk. In diesen abgelegenen Erdwinkeln leben noch seltene Pflanzenschätze, die keinem Botaniker bekannt sind. Ich habe schon siebenzehn neue Arten entdeckt und beschrieben, unter andern einen Wegerich von pyramidalischem Wuchse und eine liebliche, zarte Pflanze an den Felsen ob Buttes, mit weißröthlicher Blüthe, die ich für ein noch nie beschriebenes Geschlecht halte und Hermione benennen will, dem Fräulein Delory zu Ehren."

"Halt!" unterbrach plötzlich Florian seinen Freund: "Hermione also wäre das Fräulein Delory? Sie wohnt auf der Feenhalde? Doch nur zum Besuch?"

"Allerdings. Eigentlich ist sie in Lyon daheim; seit einigen Jahren lebte sie in der Gegend von Besançon auf dem Landgute ihres Stiefvaters, den ich nicht näher kenne. Seit zwei Sommern bringt sie die schöne Jahreszeit in der Feenhalde zu. Und darum trägt meine Pflanze mit Recht ihren Namen. Diese Berghöhen sind die wahre Heimath der Hermionen."

"Ich glaube, sie zu kennen. Ich fand sie zufällig bei der Kette, zwischen den Felsen ob St. Sulpice."

"Richtig, richtig! Da hab' ich sie auch schon gefunden, aber selten."

"Schlank aufgeschossen, wie eine Lilie!"

"Falsch! Sie liegt immer am Boden gestreckt oder kriechend. Ich sah sie nie aufrecht.

"Sie scherzen, Professor."

"Nein, voller Ernst; beständig ist sie gestreckt mit ihren kleinen, eirunden, feingezahnten Blättchen."

"Ich rede vom Fräulein Delory."

"Und ich von meiner Hermione. Sie begreifen, Seelenfreundchen, ich kann das Fräulein erst mein nennen, wenn ich mit ihm vom Altar komme. Aber wollen Sie, so hol' ich Ihnen auf der Stelle ein getrocknetes Exemplar meiner Hermione prostrata."

"Ach!" sagte Florian: "Könnte Sie mir statt dessen ein Exemplar des Fräuleins Delory zeigen, ein Bild, oder dergleichen, um zu wissen, ob wir von einerlei Person reden."

"Auch das, Herr; aber ohne Kirchenraub kann ich es Ihnen nicht herbeischleppen. Heute ist es zu spät, zur alten Stiftskirche hinaufzusteigen; aber morgen sollen Sie die Bildsäule einer der jungen Gräfinnen von Neuenburg sehen, und schwören, sie gleiche dem Fräulein Delory auf's Haar. Ich glaube, es ist die schöne Isabelle, Tochter des Grafen Ludwig, des letzten Herrn vom alten Hause Neuenburg, der hier vor vierhundert Jahren mit Helm und Schild in der Stiftskirche begraben worden ist."

"Wir gehen morgen, lieber Professor. Ich beneide Sie, wenn die Hermione, welche ich kennen lernte, Ihre Geliebte ist. Doch zweifle ich fast. Ich möchte sie Ihnen beschreiben; aber woher

Worte nehmen für diese Lieblichkeit der Gestalt, für die Anmuth der Bewegungen, für die Hoheit und Süßigkeit des Blicks? Jede ihrer lichtbraunen Locken, um den schneeweißen Hals spielend, ist eine eigenthümliche, einzelne Schönheit.«

»Richtig, Herr; Sie haben sie Zug um Zug getroffen!«

»Und Sie, lieber Professor, sind der Gegenliebe dieses Engels gewiß?«

»Allerdings. Hermione kann Niemanden hassen. Warum sollte sie mich hassen? — Ich bringe ihr Pflanzen, ich wähle ihr Bücher zum Lesen, ich ... nein, sie liebt mich; das ist ausgemacht.«

»Hat es Ihnen also bekannt? Ist entschlossen, Ihre Gemahlin zu sein?«

»Herr, das ist ein kitzlicher Punkt. Ich hab' ihr davon noch nicht reden können; hab' es noch nie gewagt; weiß es nicht anzustellen. Sie wissen, wie die Mädchen in solchen Fällen denken! Ich schiebe das auf, bis alle Vorrichtungen beendet sind; dann sollen Schlag auf Schlag Erklärung, Verlobung und Hochzeit hinter einander folgen. Sie kann mir unmöglich etwas abschlagen. Ich kenne sie zu gut.«

Florian mußte zur Gutmüthigkeit des Gelehrten lächeln. »Wie aber, Herr Professor, wenn sie Ihnen am Ende doch die Hand verweigerte?«

»Das wäre erstaunlich! Das ist unmöglich! Sie weiß ja, wie theuer sie mir ist. Und — nein, es ist unmöglich, sag' ich Ihnen. Sie nennt mich immer ihren lieben Professor. Und Sie begreifen, Frauenzimmer sind mit so zärtlichen Ausdrücken gegen junge, unverheirathete Männer nicht gern freigebiger Natur. Hermione nimmt jedes Mal tapfer meine Partei, wenn mir Claudine den Krieg macht, und das ist allerdings bedeutsam!«

»Wer ist diese Claudine?«

O, ein erzwildes, flatterhaftes, quecksilbernes, schnippiges Ding!«

»Mit schwarzen blitzenden Augen, die Braut des jungen Staffard?«

»Richtig, dieselbe. Der arme Georg, glauben Sie mir, heirathet sich die Auszehrung an; denn junge Neckerinnen werden alte Zänkerinnen. Wo sie mich nur sieht, macht sie mir tausend Händel. Sie ist hübsch; aber ich fürchte mich ordentlich vor dem verzweifelten Mädchen. Es ist erstaunlich, daß die beiden Frauenzimmer Freundinnen sein und mit einander unter gleichem Dache wohnen können. Aber Frau Bell, Claudinens Mutter, Hermionens Tante, ist eine kluge Frau. Sie versteht es, Ordnung im Hause zu halten.«

Florian ließ den gesprächigen Onyx vor Mitternacht nicht von sich. Er hörte eben so gern von den Familien auf der Feenhalde, als jener gern erzählte.

10.

Die Bildsäulen.

Folgendes Morgens waren Beide eben im Begriff, aus dem Gasthof zu gehen, um die steile Straße hinauf zu der Höhe zu steigen, wo, neben dem alten Schlosse, die Stiftskirche ihre grauen sechs- bis siebenhundertjährigen Mauern erhebt, als ihnen ein Weibel der königlichen Statthalterschaft entgegentrat. »Freundchen!« rief ihn der Professor an, der ihn schon kannte: »Sie wollen zu mir? Der Statthalter läßt mich rufen? Er hat meine Abhandlung also gelesen? Haben Sie nichts gewittert, wie er dazu denkt? Ließ er nichts über meine Arbeit verlauten? Richten Sie Ihren Auftrag jetzt recht buchstäblich aus. Sagen Sie, welche Miene er dabei machte, und ich sage Ihnen, was der Statthalter Willens ist.«

Diesmal irrte Herr Onyx. Der Weibel fragte einem Herrn Florian nach, und brachte diesem Befehl, binnen einer Stunde persönlich und unfehlbar auf der Statthalterei zu erscheinen. Onyx, den ein Hauch der Hoffnung in seinem ganzen Wesen ausgedehnt und gehoben hatte, sank eben so schnell wieder zusammen, und die runden, heitern Züge seines Antlitzes wurden wieder geradlinig, kalt und einförmig. Florian versprach zu gehorchen.

Unterwegs rief der Professor den Sigrist der Kirche, welcher dienstfertig die steinernen Treppen am Berge hinaufeilte, die Pforte des alterthümlichen Tempels aufschloß und die Fremden zur Kirche einließ. Hier führte er sie zum Grabmale des Grafen Ludwig von Neuenburg, einer Gruppe von neun männlichen und vier weiblichen lebensgroßen Bildsäulen von Stein, alle in der Tracht des vierzehnten Jahrhunderts, beisammenstehend in Andacht und Gebet. Es war in den Gesichtszügen der edeln Gestalten, hin und wieder zwar schon von der Zeit verletzt, eine gewisse Familienähnlichkeit. Alle trugen, voller Würde und Anmuth, den unsichtbaren Zauber dessen, was das Herz still an sich zieht.

»Sehen Sie, sehen Sie,« rief Herr Onyx lebhaft, und zeigte mit den Fingern zu einer der Gräfinnen empor, deren jugendliche Gestalt Hermionen gleichen sollte: »Hab' ich nicht Recht?«

»Vollkommen,« sagte Florian lächelnd, »wenn man etwas optischen Betrug zu Hilfe rufen kann.«

Die Todesstille in dem weitläufigen Gebäu, und das Helldunkel, welches durch die langen, hochgespitzten Fenster über Alles verbreitet lag, dann der Lichtstrom, welcher durch die offene Kirchthür auf die Bildsäulen fiel, stimmte Florians Gemüth bald wieder zu einem gewissen Ernst. Die schönen, stillen Gestalten des Alterthums wurden seiner Einbildungskraft allmälig lebend. Die blassen Wangen der Bildsäulen schienen sich zu röthen; der Busen der Gräfinnen schien sich in leisen Odemzügen zu heben und zu

senken. Er sah in der Verschattung der andern diejenige, welche Hermionen ähneln sollte; aber er dachte sich nun Hermionens Gestalt selbst inmitten dieser Gruppe, und bald verschwand ihm in dem Selbstbetruge der Einbildung das Uebrige.

Da trat der Sigrist zu den Bildsäulen, hob vom Fußgestell derselben einen weiblichen Handschuh, betrachtete ihn aufmerksam und sagte kopfschüttelnd: »Richtig! Die beiden jungen Damen vom Dienstag! Sie waren die Letzten. Er gehört einer derselben. Eine dieser Fremden ließ ihn vergessen liegen. Wer weiß, ob sie noch in der Stadt sind!«

Florian sah den Handschuh, horchte und dachte sogleich an die Frauenzimmer, denen er auf der Reise begegnet war. Er schilderte diese und mit so großer Genauigkeit, daß ihm der Sigrist den Handschuh reichte und sagte: »Es kann nicht fehlen. Die größere mit dem braunen Haar legte den Handschuh für einen Augenblick hier ab; ich sah es; aber ich vergaß, sie daran zu erinnern, und er blieb liegen. Wenn Sie sie kennen, bitt' ich, ihr das Verlorne zuzustellen.«

Florian lehnte es nicht ab. Es durchdrang ihn ein angenehmes Schauern, als er mit den Fingern den weichen Handschuh berührte, der Hermionens schönen Arm bedeckt haben mochte. Er legte das Kleinod mit unwillkührlicher Ehrfurcht zusammen und verbarg es, als der Professor aus dem Hintergrunde der Kirche zurückkam, wohin er gegangen war, um die Verhältnisse der Länge, Breite und Höhe des Gebäudes nach dem Augenmaße zu berechnen.

»Ich habe jedes Mal Todesverdruß, wenn ich die alten Kirchen betrachte!« rief Onyx: »Immer ein Riesenrumpf mit einem Kindeshaupt, eine breite Schildkröte, die ein kleines Köpfchen vorstreckt. Man sieht es: Anfangs war, als der Bau begonnen ward, die Andacht groß, das Geld im Ueberflusse; es wurden ungeheure Anlagen gemacht, zu denen man sich eine Krone von Thürmen dachte, die in den Himmel steigen sollte. Hintennach ward die Andacht kalt, der Beutel leer, und man setzte Thürmchen darauf, wie Zaunpfähle und Schilderhäuser. Die Münster von Straßburg und Freiburg lass' ich gelten; der Thurm von Bern ist um die Hälfte zu kurz gerathen; aber dieser von Neuenburg ist ein Höker auf dem Rücken eines Dromedars.«

Nachdem der Professor seine lehrreichen Gedanken über die Bauart der Alten bis zur Neige mitgetheilt, und sie bald mit Dichtern, denen in der Länge Athem und Begeisterung ausgeht, bald mit Kindern verglichen hatte, die sich fürchten, auf ihr Kartenhaus das letzte Blatt zu legen, damit nicht Alles zusammenbreche, bemerkte Florian, es sei für ihn Zeit, im Schlosse zu erscheinen, dem empfangenen Befehl Folge zu leisten. Der Professor versprach, seiner Rückkehr zu warten und unterdessen dem Sigrist die zweckmäßigere Bauart der Neuern umständlich auseinander zu setzen.

Florian ging über den kleinen Raum, welcher die Kirche vom Thorwege des Schlosses trennt, und über den leeren, geräumigen Vorhof in die alte Burg, über deren Haupteingang in gewaltiger Größe das fürstliche Wappen mit den drei silbernen Sparren im rothen Pfahl auf goldenem Grunde prangte, nebst dem steifen mit Krone, Zepter und Apfel wunderlich gezierten preussischen Adler. Der Weibel, die ihn berufen hatte, begegnete ihm gleich beim Eintritt, und führte ihn durch das stille Gebäude in ein weites alterthümliches Zimmer. Hier wartete er nicht lange, so erschien ein ältlicher, schneeweiß geruderter Herr, der die Verbeugung des jungen Bündners kaum erwiederte, sondern eine Tabaksdose hervorzog und gemächlich eine Prise schnupfte, während er den Fremdling von Kopf bis zu Fuß musterte.

»Es thut mir leid,« sagte der Herr, »Ihres Bleibens kann im Fürstenthum nicht sein. Es ist vom benachbarten französischen Departement ein Schreiben eingelaufen, begleitet mit Ihrem Signalement. Man verlangt Ihre Auslieferung. Sie haben unweit Pontarlier zwei französische Soldaten auf den Tod mißhandelt. Man klagt Sie ausserdem an, Einer von denen zu sein, welche die Bauern in Bünden aufgewiegelt und die Ermordung aller Franzosen in Disentis veranstaltet haben.«

Florian wollte sich rechtfertigen.

»Gleichviel!« sagte der alte Herr und nahm wieder eine Prise: »Wir haben das nicht zu untersuchen, sondern Ihnen zu sagen, wie Ihre Sachen stehen. Preussen ist mit Frankreich in freundschaftlichen Verhältnissen, denen wir unsern Frieden danken, inzwischen die ganze Schweiz von französischen Heeren überschwemmt ist. Wir dürfen der französischen Regierung auf keine Weise Anlaß oder Vorwand zu gegründeten Beschwerden bieten. Wir haben bestimmte Weisungen von Berlin. Machen Sie sich auf und davon. Ich gebe Ihnen den freundschaftlichen Wink. Binnen einer Stunde werden Sie gefänglich eingezogen werden. Also . . .«

Darauf machte der alte Herr eine Bewegung mit der Hand und eine leichte Verbeugung dazu, die verständlich genug ausdrückte, daß der bündnische Flüchtling beurlaubt sei.

»Ich erkenne dankbar Ihre Gewogenheit,« sagte dieser; »nur wohin kann ich, wenn ich in Ihrem Staate gegen die französische Tirannei keinen Schutz finde?«

»Gleichviel!« erwiederte der Herr, und wandte sich, um das Zimmer zu verlassen: »Sie wissen, woran Sie sind.«

»Füsilirt oder guillotinirt zu werden!« rief Florian: »Das weiß ich. Denn nach Frankreich kann ich nicht, noch minder in die Kantone Bern oder Solothurn, wo Alles von französischen Soldaten wimmelt. Wie kann ich nach Deutschland

entkommen, da ich hier rings von französischer Gewalt umgeben bin?«

»Gleichviel. Sie wissen, woran Sie sind!« sagte der alte Herr, indem er beim Weggehen zurücksah.

»So wäre es besser, ich würde sogleich hier gefangen gelegt. Wozu soll ich mich fruchtlos, als Flüchtling, weiter schleppen, und mein Leben um ein paar nothvolle Tage verlängern? Ich fürchte den Tod nicht.«

»Gleichviel!« sagte der Alte, indem er eine Seitenthür öffnete: »Sie wissen, woran Sie sind.« Mit diesen Worten verschwand er und ließ den Flüchtling allein stehen. Dieser stierte lange unentschlossen vor sich mit finsterm Blicke hin. Dann wandte er sich rasch und ging mit großen Schritten zur Burg hinaus auf den Platz vor der Kirche. Weder der Professor Onyx noch der Sigrist waren mehr sichtbar. Auch kümmerte sich Florian, der nun mit andern Dingen beschäftigt sein mußte, wenig darum. Er ging düster, aber mit festem Schritt hinab zur Stadt. Da kaufte er im Vorbeigehen in einem der offenen Laden einen damaszirten Säbel und zwei treffliche Pistolen, nebst Pulver, Kugeln und Kugelform; zahlte seinen Wirth, miethete einen Wagen nach Locle und Brevine, packte ein, und fuhr in der Frühe des folgenden Tages davon.

11.

Die Heimkehr.

Sein Entschluß war fest, das neuenburgische Bergland nicht zu verlassen, überzeugt, nirgends könne er sicherer sein, als in jenen von den Landstraßen entfernten Einsamkeit des Hochlandes, wo ihm jede der zahllosen an den Bergen zerstreuten Hütten gegen Verfolgung eine wechselnde Zuflucht darbot. Zum Ueberflusse konnte er sich bei Ueberraschungen eben so sehr auf die Freundlichkeit der hiesigen Menschen, als auf sein gutes Schwert und Geschoß verlassen. Eine in die Höhe geschleuderte Zitrone zerschmetterte seine Kugel in der Luft, als er unweit Geneveys, wo der Weg steil ward, neben seinem Wagen am Berge hinwandelte.

Doch mochte ihn wohl mehr noch, als die Berechnung seiner Sicherheit, der Gedanke an die schöne Nachbarin des Hauses Staffard auf der Feenhalde an dieses Land fesseln. Zwar kaum näher konnte er den Grenzen des feindseligen Volkes, vor dem er floh, wohnen, als eben dort; aber die Gefahr selbst machte den Aufenthalt nur anziehender, so wie in gewitterhafter Beleuchtung eine Landschaft reizender wird. Er verweilte in dem gewerbigen Locle keine Stunde, um nicht zufällig einem französischen Spürer zu begegnen, sondern fuhr durch das weite, grüne, baumlose Thal, voller städtischer Gebäude, den stillen Triften und öden Torfgründen von Chaux-du-Milieu und Chaux-du-Cachot entgegen, zum wilden, hochgelegenen Thal Brevine, wo sich im Hintergrunde die gleichförmigen, langen Hügelketten an beiden Seiten der Niederung zusammenziehen.

Als in la Brevine, dem Dorfe, vor dem Wirthshause sein Wagen hielt, verabschiedete er den Miethkutscher, und ließ einen Mann suchen, welcher ihm das Gepäck über die Bayards nach der Feenhalde trüge. Er sah die Gaststube voller Menschen, die an langen Tischen ihren Wein unter heitern Gesprächen tranken. Es schienen darunter mehrere von den Fremden zu sein, welche in der schönen Jahreszeit hierher zu kommen pflegen, um in der reinen Luft des Hochlandes und durch den Genuß des benachbarten eisenhaltigen Brunnens ihre erschütterte Gesundheit zu befestigen. Die schallenden Namen Suwarow, Massena, Zürich, Buonaparte, Neapel, St. Jean d'Acre verriethen, welche Gegenstände verhandelt wurden. Er wandte sich verdrossen ab, und statt in das Zimmer begab er sich rechts auf den nahe gelegenen Kirchhof, lehnte sich über die niedere Mauer desselben und sah über den weiten grünen Wiesenteppich zu den Hügeln und zum Himmel hinauf.

»Hat denn der Erdboden kein Heiligthum, keine Einöde,« murrte er, die von Namen unentweiht bleiben, an denen die Erinnerung aller menschlichen Leidenschaften, alles Elendes hängt, was die Welt quält? Ist es nicht wider Majestät und Unschuld der Natur gesündigt, die Ruhe und Feierlichkeit dieses armen und glückseligen Hochlandes mit Gesprächen zu stören, die auch nach Jahrhunderten noch das Gemüth der bessern Menschheit empören werden?«

»Also bist du's doch!« rief Georgs Stimme, und ein Arm legte sich um Florians Leib. Georg, unter den Gästen des Wirthszimmers, hatte den Freund durch die Fensterscheiben auf der Straße halb und halb an der Gestalt erkannt, war aber durch Florians zierliche Bekleidung fast irre geworden. Beide umarmten sich.

»Herrlich, daß du zurück bist!« rief Georg: »Nun scheide nicht mehr von uns hinweg.«

»Wie ein Engel erscheinst du mir auf diesen Gräbern!« sagte Florian: »Ich will bei euch bleiben, so lange ich darf. Ich bin ein Flüchtling, und immer noch Geächteter auf diesem Boden. Die Regierung von Neuenburg fürchtet, mir Schutz zu geben. Ich irre also vogelfrei umher, und muß mich auf Schnelligkeit meiner Füße oder auf die Kraft meiner Faust verlassen, will ich nicht in die Gewalt der Henker und ihrer Knechte fallen. Man hat von den neuenburgischen Behörden meine Auslieferung gefordert, weil es kein Geheimniß war, daß ich die Flucht hierher genommen.«

»Du bist sicher in unserer Feenhalde, Florian, so gewiß, als säßest du im Monde. Wir haben dich bei unsern Nachbarn für einen Verwandten ausgegeben, der uns aus Deutschland besucht. Das genügt. Nur bei zwei Weibern

wollte die Lüge nicht anschlagen. Das eine derselben ist ein halbnärrisches, wunderliches, unstetes Geschöpf, wir nennen es nur Mutter Morne, alt und häßlich, wie die Sünde. Das schüttelte den Kopf, als von dir Rede war, und sagte: „Eure Nothlüge ist gut. Bleibet dabei. Es sind schon Leute im Lande, die ihn suchen. Man muß ihn aber nicht finden.“

„Ich kenne diese Alte!“ sagte Florian, und erzählte von seinem Zusammentreffen mit ihr.

„Man findet sie überall,“ sagte Georg, „doch ist sie gutartiger Natur, und darum sieht man sie nicht ungern. Sie streicht beständig umher, hört viel, sieht viel, weiß daher viel, bildet sich aber aufrichtig ein, Alles durch Einflüsterung höherer Wesen oder durch göttliche Eingebung zu haben. Ich glaube, ihr ward von religiöser Schwärmerei der Verstand verrückt. Sie betrachtet sich selbst wie ein Wesen höherer Art, im unmittelbaren Umgang mit Gott und unsichtbaren Geistern. Aber es scheint, du kennst auch die Andere, die zu unserer Lüge das Köpfchen schüttelte. Es ist eine Verwandtin meiner Claudine, ein Fräulein Delory. Du sahst sie mit Claudinen bei der Kette.“

Florian erzählte sein Abenteuer mit den Mädchen. „Aber,“ fragte er, „warum wollte sie deinen und deines Vaters Worten, was mich betraf, nicht glauben?“

„Weiß ich's? Sie nahm mich, als wir von dir gesprochen hatten, seitwärts, sah mich mit ihren durchdringenden Blicken an und fragte: Georg — denn sie heißt mich Georg, und ich sie Hermione — Georg, warum wollen oder müssen Sie diesen Fremden in ein Geheimniß hüllen? Er ist nicht aus Deutschland, und ich zweifle, daß er Ihnen verwandt sei. — Natürlich, diese Anrede setzte mich in Erstaunen. — Wenn Sie mir nicht glauben können, erwiederte ich, so bitte ich, wenigstens dergleichen zu thun. Sie wissen, Hermione, es gibt heutiges Tages auch Tugenden, die sich flüchten müssen, wie das lichtscheue Verbrechen, weil es Verbrechen gibt, die umhergehen, wie triumphirende Tugenden. — Hermione sah mich nach diesen Worten schweigend und sinnend an, nickte, als wollte sie mir Recht geben, und fragte nicht weiter.“

Florian vernahm das alles nicht ganz ohne Vergnügen. Er schien sich selber wichtiger in der Welt, weil Hermione ihn würdig fand, seinem Schicksal einen Gedanken zu weihen. In der schönen Gewißheit, die auf der Feenhalde wiederzusehen, welche längst in seinen Erinnerungen lebte, ward seine Sehnsucht nach Staffards Hause ungeduldiger.

Die jungen Leute machten sich auf den Weg gegen die Hütten von Bremont, seitwärts zur Linken dem wunderbaren Bergsee von Etalieres vorüber, dessen Gewässer fort und fort in unterirdischen Geklüften niederfährt und verschwindet. Als sie aber im Tannengehölze den steinigen Bergweg zu den Bayards hinaufstiegen, begegneten ihnen fünf Fußgänger, die ihrer Tracht nach zum französischen Kriegsvolk gehörten, doch unbewaffnet waren. Diese erkundigten sich nach dem Wege, und Florian glaubte zu bemerken, daß sie ihn vorzüglich ins Auge faßten. Er wäre geneigt gewesen, seinen Glauben für Werk des argwöhnischen Gewissens zu halten, hätte nicht einer der Fremden noch, als sie schon ihren Weg fortgesetzt hatten, ziemlich laut gesprochen: „das ist er gewiß.“

Unter freundlichem Geplauder erreichte er mit Georg die öde Berghöhe, von da man die zerstreuten Hütten der Bayards zwischen Wiesen und Tannenhorsten und Felsen erblickt, und jenseits des Thals von Verrieres die vom dunkeln Wald bekleidete Bergseite der Feenhalde. Der Nachmittag war sehr schwül gewesen, Georg ermüdet. Die Freunde ruhten einige Augenblicke auf einem bemooseten Steinblocke, während der Träger von Florians Gepäck rasch vorausschritt, ihre Ankunft dem alten Staffard zu verkündigen.

„Meiner Treu!“ rief Georg: „Sieh doch, sind das nicht dieselben Blauröcke, die uns am Berge begegneten und nach dem Wege fragten? Was treibt die, daß sie zurückkommen?“

„Ich denke,“ sagte Florian, „wir werden es erfahren.“

In der That kamen dieselben Männer wieder bergauf, die zuvor bergab gegangen waren, näherten sich mit festen Schritten und blieben vor unsern Wanderern stehen.

„Meine Herren, erlauben Sie: wohin gehen Sie?“ sagte derjenige unter den Blauen, der unter ihnen der Vornehmste schien.

„In die Bayards, bergab!“ antwortete Florian.

„So werden wir die Ehre haben, Sie zu begleiten; auch möchten wir Sie bitten, uns zum nächsten Kastellan oder Maire zu führen, falls Sie nicht für gut finden sollten, uns Ihre Papiere und Pässe gutwillig zu zeigen. Denn Sie sind nicht dieses Landes.“

„Wer sagt Ihnen das?“ rief Georg heftig, als er Gefahr für seinen Freund witterte.

„Dieses braune Wärzchen neben dem linken Ohrläppchen!“ antwortete der Blaue, und zeigte mit dem Finger auf ein kleines Muttermaal an Florians Wange.

„Und weiter?“ fragte Florian ruhig.

„Sie sind der Gefangenschaft entsprungen, der Mörder vom Kameraden dieses Soldaten!“ entgegnete der Blaue, und zeigte auf einen der Seinigen, in welchem Florian wirklich einen der Wächter erkannte, die er vor Pontarlier gelassen hatte.

„Der Herr wirds nicht läugnen!“ rief der Soldat, nahm den Hut ab und zeigte eine schwarzbepflasterte Stelle über seiner Stirn.

„Und wenn ich's nicht läugne?“ sagte Florian.“

„So werden Sie mit uns zum nächsten Kastellan gehen,“ erwiederte der Anführer; „denn wir verlassen Sie nun nicht wieder.“

„Wetter!“ schrie Georg, und sprang zornig vom Felsblock: „Wisset, ihr Herren, Ihr stehet nicht auf französischem Boden, sondern auf Neuenburger Grund. Ihr seid Fremdlinge, und man würde Euch übel heimzünden, wenn Ihr bei uns die Sicherheit der Landstraße störtet.“

„Herr, Sie schweigen!“ entgegnete das Haupt der Blauen, indem er den jungen Staffard gebieterisch mit den Augen anblitzte: „Wir haben es mit dem Disentiser Mörder zu schaffen. Die Regierung dieses Landes gestattet die Auslieferung.“

„Eher sollt Ihr mir Arm und Bein brechen, als ich Gewaltthat auf offener Landstraße dulde!“ donnerte ihn Georg an, sprang seitwärts und riß einen Pfahl aus dem Boden: „Packt Euch! Fort, den Berg hinab!“ brüllte er, und wies gegen das Thal Brevine.

Die Franzosen schienen nichts weniger als gelaunt zu sein, dem guten Rath zu folgen. Einige lachten, Andere riefen: „Stopft ihm doch das unverschämte Maul!“ — Es bekümmerte sich keiner im Ernst um ihn, sondern man ging dem schweigenden Florian näher, der sich ganz gemächlich vom Steinsitze erhob und seinem Freunde zurief, kaltes Muths zu bleiben.

„Sie begleiten uns also zum Kastellan?“ sagte der Hauptmann der Blauen, der einem Gendarme oder Douanier ähnlich sah, zu Florian.

„Mein Herr,“ erwiederte dieser, „ich werde gehen, wohin mir's gefällt, und Sie werden gehen, woher Sie gekommen sind. Ich liebe Freiheit und Gleichheit, zumal bei Ihnen und Ihresgleichen!“

„Fort,“ brüllte Georg die Franzosen an, „oder es gibt blutige Köpfe!“ Ein Schwung, den er mit Faust und Pfahl durch die Luft machte, schien seiner gesetzgebenden Donnerstimme die vollziehende Gewalt beifügen zu sollen. Allein zwei der Blauröcke faßten ihn bei den Armen und hielten ihn so fest, daß er sich nicht bewegen konnte. Als Florian die Stellung Georgs sah, wie er sich wand und krümmte, von der unerwarteten Umarmung frei zu werden, rief er mit einer Löwenstimme: „Laßt ihn los!“ Bei diesen Worten versetzte er dem vor ihm stehenden Hauptmann der Blauen mit dem Fuße einen so kräftigen Tritt gegen den Leib, daß der lange Herr Athem und Gleichgewicht verlor, drei Schritte rücklings schwankte und wie eine gefällte Tanne zu Boden schlug. Im nämlichen Augenblicke hatte er einem der Blauen, die diesem zur Seite standen, mit den gewaltigen Fäusten Brust und Achsel gepackt, und rechts, dann eben so den andern links zur Erde geschleudert, daß der Boden erdröhnte und der Staub auffuhr. Der eine lag wie todt da; der andere, von der Wucht des Sturzes fortgeschwungen, rollte wie eine Walze den Rain des grasigen Hügels hinab, und blieb drunten im Gestrüppe von Buchen und Ebereschen hangen. Als dies diejenigen sahen, welche, wie die Schlangen Laokoons, den wüthenden Georg mit ihren Armen umstrickt hielten, ließen sie ihn los und liefen mit schnellen Füßen bergab, den grünen Flächen des Brevinethals zu; vergebens setzte ihnen Georg eine Weile mit hochgeschwungener Keule und weithallenden Verwünschungen nach.

Wie er zurückkam, sah er seinen Freund ein Tuch um den blutigen Kopf des wieder aufgestandenen Hauptmanns binden, während der rechts zu Boden geschmetterte Soldat schüchtern und ächzend mit der Betheurung herbeinahte: ihm seien alle Rippen im Leibe gebrochen. Er hinkte gekrümmt herbei, sein Gesicht, vom Staub, in dem er gelegen, zur Hälfte graugelb gefärbt. Auch der von der Anhöhe abwärts Gerollte taumelte wie ein Berauschter; sein Antlitz war bleich, wie das eines Todten.

„Sie hätten uns,“ sagte Florian höflich zum Hauptmann, „Sie hätten uns diese kleine Jahrmarktsszene füglich ersparen können. Ich liebe dergleichen nicht.“

„Beim Teufel!“ stöhnte der Hauptmann: „Sie scheinen an solche bäurische Schlachten gewöhnter zu sein, als ich. Was mich betrifft, mein Herr, ich bin Soldat und pflege mit andern Waffen, als mit groben Fäusten, zu fechten. Hätt' ich die Klinge bei mir, Sie sollten mir tanzen lernen.“

„Sie sind sehr gütig!“ versetzte Florian: „Ich tanze die Française schon ziemlich: aber mit der Klinge würd' ich Ihnen eine Grisonne aufspielen, an der Sie vielleicht kein Gefallen fänden. Einsweilen haben Sie die Gewogenheit, Ihren Weg nach la Brevine fortzusetzen.“

„Wo sind meine andern Leute? Es fehlen deren noch zwei!“ sagte der Hauptmann, und suchte mit den Augen, ohne den Kopf zu wenden.

„Vorausgesprungen, Ihnen in la Brevine das Nachtessen zu bestellen. Eilen Sie, die Suppe wird kalt!“

Der Hauptmann entfernte sich langsam, blieb wieder stehen, wandte sich und sagte: „Mein Herr, hüten Sie sich, mir zu begegnen, denn ich werde Sie suchen und Ihnen an einem schönen Tage den Degen in den Leib rennen. Ich heiße Larmagne. Vergessen Sie mich nicht.“

„Ich glaube, es sei unnöthig, Ihnen die zärtliche Gegenbitte zu erwiedern!“ versetzte Florian.

Der Hauptmann und seine Gefährten schlichen fluchend davon, den Berg nach dem Brevinethal hinab; Florian und Georg wanderten in entgegengesetzter Richtung den Bayards entgegen, in Gesprächen über das Abenteuer.

Schon war es Nacht, als sie auf der Feenhalde zu Staffards gastlichem Hause gelangten.

12.

Heimischwerden.

Erst am folgenden Morgen bemerkte Florian die Aufmerksamkeit seiner gütigen Wirthe in Verzierung seines Wohnstübchens. Zwischen den innern und äussern Fenstern blühten Rosen, Nelken und Hortensien. Ein niedliches Schreibschränkchen von Nußbaum- und Ahornhlz, zierlich eingelegt und gebeizt, mit zahlreichen Schubfächern, stand seitwärts. Ueber den Tisch lag eine dunkelgrüne Decke gebreitet, mit Blumenwerk am Rande geschmackvoll gestickt. Das Bett, mit feinen, schneeweißen Ueberzügen, die Kopfkissen mit dunkelgrünen Seidenquasten geschmückt, stand neben der Thür. Ein großer Spiegel mit vergoldetem Rahmen hing zwischen den von weißen Umhängen halb verschatteten Fenstern nieder. So viel Zierlichkeit und Aufwand hätte Florian nie in dem hölzernen Bauernhause, am wenigsten in der Einöde des Gebirgs, vermuthet.

„Freund!“ sagte der alte Staffard: „Was die Natur versagt, muß die Kunst gewähren. Wir haben bei uns zu Lande einen Winter von acht bis neun Monaten; da sind wir in die kleinen Stuben eingebannt, und müssen uns die enge Welt verschönern, wie wir können. Italiener Spanier und schon Franzosen dürfen den größten Theil des Jahres im Freien leben, darum sind ihre Wohnungen vernachlässigt. Der Süden kennt den Reiz des öffentlichen, der Norden, zum Ersatz, die Süßigkeit des häuslichen Lebens. Wehe dem armen Menschen, der beides entbehrt! Und wahrlich, lieber Freund, uns Hochländern ist ein schöner Kunstsommer im Winter am Ende so reizvoll, als den verbrannten Südländern ein Kunstwinter in ihrer Sommergluth.“

Der alte Staffard und Georg führten ihren Gast durch den weitläufigen, hölzernen Palast umher. Da zeigten sie ihm die langen Viehställe im Haupt- und Nebengebäude, die weiten Räume zur Aufbewahrung des Heues in den langen Wintern, die großen Käsemagazine, die kühlen Milchkammern und alle Einrichtungen ihres ländlichen Gewerbes. Vormals hatte Staffard einen starken und großverbreiteten Handel mit Uhren und Spitzen getrieben. Sein Sohn war zwei Male, er selbst fünf Male in Amerika gewesen. Sie hatten Europa lange Zeit in allen Richtungen durchzogen, endlich aber, nach Erwerbung ansehnlichen Vermögens, das unruhige Leben aufgegeben und Ländereien im Thale wie auf den Bergen angekauft für ihre Heerden.

Der alte Staffard galt bei seinen Nachbarn als reicher, vielerfahrner und sehr verständiger Mann. Dabei war seine Gastfreundschaft und Ehrlichkeit berühmt. Sein Mastvieh und seine Käse, die als feiner Greyerzer nach Frankreich und England gingen, wurden von den Fremden gesucht. Junge Künstler und Anfänger, die aus den Thälern zu ihm heraufkamen, guten Rath oder Geldanleihen zu verlangen, kehrten selten unzufrieden von ihm zurück. Florian bemerkte bald die ungekünstelte Hochachtung, welche dem Greise in der Feenhalde überall entgegenkam, da sie mit einander des Morgens auf die Höhen stiegen, um die zerstreuten Heerden zu besuchen. Aus jeder Hütte scholl ihm der freundliche Gruß zu, und aller Orten mochte man ihn gern mit vertraulichem Geschwätze festhalten.

„Wahrlich, ihr seid hier glückliche Menschen!“ sagte Florian, als er von der Höhe herab das stille Friedensthal mit den zerstreuten Hütten in den baumlosen, grasreichen Wiesen übersah, und diese Ruhe des Volks mit den Unruhen und Schrecken verglich, welche der Krieg der Franzosen und Oesterreicher in die Thäler von Graubünden gebracht hatte.

„Jeder ist es, der es sein will!“ sagte der Alte: „Es fehlt auch nicht an Unglücklichen unter uns.“

„Die es sind,“ erwiederte Florian, „sind es durch eigene Schuld.“

„Wie überall und wie immer; ausserdem sind alle Menschen glücklich!“ setzte Staffard hinzu.

„Doch muß man auch nicht läugnen, daß äussere Verhältnisse gute Stützen des Lebensglückes sind!“ entgegnete Florian.

Der Alte schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, das eben ist eins der heillosen Vorurtheile, aus welchem der Mensch sein bitterstes Verderben schöpft. Kein Stand, kein Reichthum, keine Armuth, keine Ehre, keine volle Tafel, durchaus nichts, was zu Umgebungen gehört, trägt zum Glück oder Unglück bei, sondern unsere Ansicht der Umgebungen. Wissen Sie nicht, daß Könige auf Thronen ihre Tage verwünschen und Märtirer auf Scheiterhaufen Freudengesänge anstimmen können, wenn sich die rothen Flammen über ihrem Haupte wölben?“

„Gut, Vater Staffard; wie aber, wenn fremde Heere in diese stille Welt einbrechen, wenn sie Ihnen den Sohn tödten, die Heerden rauben, die Häuser verbrennen?“

„Nun ja, ich verlöre allerlei! Mein Sohn aber kann sterben, ohne daß fremde Heere dazu nöthig sind, und der Tod ist kein Uebel. Es gibt kein Unglück, als das Schlechte, was wir thun. Aber auch Verweichlichung, auch Verwöhnung ist schlecht.“

„Sie werden bei dieser Philosophie ...“ sagte Florian.

„Halt, sagen Sie Christenthum!“ unterbrach ihn Staffard.

„Gut. Sie sind aber, wie ich sehe, bei diesem christlichen Sinne gegen äusseres Wohlanständige und Erfreuliche keineswegs gleichgültig!“

„Wie ich in mir bin, so will ich die Umwelt sehen!“ erwiederte der Alte. Darum ist die Welt schön, weil Gott das Schönste ist. Niemand macht aus dem, was er behandeln kann, etwas

Anderes, als er selbst ist. Der Ehrgeizige will Anbeter, der Despot Sklaven, der Unverständige Unverständiges, der Narr Närrisches, der Aufgeklärte Aufklärung, der Freie Freiheit. Wie könnte einer das Erfreuliche verschmähen, ohne sich selbst zu verschmähen!«

Florian erstaunte über die Lebensweisheit des Landmanns, und gefiel sich, durch Spruch und Widerspruch die Urtheile desselben über hundert Dinge hervorzulocken.

»Sie haben Recht, Vater Staffard,« sagte er, »was ich hier sehe und vernehme, sagt auch meinem Gemüthe zu; ich finde hier einen großen Theil meines innern Lebens in das Aeussere, Wirkliche hinausgestaltet, also ganz eins mit mir. Hier kann keinem Weichling, keinem Schwelger, keinem Trägen, keinem Wollüstling, keinem Tirannen wohl sein. Wenn ich in diesen unfruchtbaren Höhen die Volksmenge und deren Wohlstand, in diesen hölzernen Hütten die gefällige Reinlichkeit und das Zierliche, in diesen Wiesenlandschaften die städtische Bildung der Hirtenfamilien, in diesen abgeschiedenen Einsamkeiten den wundervollen Kunstfleiß, in diesem weitverbreiteten Wohlstand die Nüchternheit und Mäßigung der Menschen sehe, muß ich bekennen, dieses Ländchen ist das glücklichste von allen Schweizerlandschaften.«

»Nicht doch, Freund!« fiel ihm der alte Staffard ins Wort: »Sagen Sie vielmehr, Sie glauben sich in diesen Verhältnissen glücklicher, als in jeder andern Schweizerlandschaft, wo minder Gewerbsfleiß, Lebensverschönerung, Sittenreinfalt und Verstandesbildung ist. Tausend Andere würden bei uns nicht glücklich sein, würden beim Anblick dieses armen Landes und seiner kunstsinnigen Bewohner die Achsel bedauerlich lüpfen und seufzen: es ist eine geräumige Zucht- und Arbeitsanstalt! — Jeder spricht über Lebensverhältnisse nur das Urtheil von dem, was er selber ist und taugt.«

»Wodurch aber hat in diesen unwirthbaren Gefilden das Volk solche Vortrefflichkeit gewonnen?« fragte Florian.

»Wodurch alle Völker das Bessere gewinnen!« antwortete Staffard: »Herbe Noth ist die erfindungsreichste Lehrerin, und Freiheit die regsamste Gehilfin. Hier sind Moore, Sümpfe, Felsen und lange Winter; aber hier ist Arbeit und Talent frei; hier kein Zunftzwang, kein Druck von Abgaben, keine Quälerei von Verordnungen, Edikten und vom Hummelschwarm hungriger Beamten. Wir haben einen mächtigen Fürsten, aber er lebt mit seinen Höflingen und seinem Glanze einige hundert Stunden von uns entfernt; nichts haben wir zur Bestreitung seiner Pracht zu zahlen. Er ist unser mächtiger Schirmherr; doch unser wahrer Fürst ist das Gesetz, welches wir uns selbst geben.«

Unter solchen Gesprächen wandelten die Freunde durch's Thal während des ganzen Morgens. Staffard zeigte an den Berghöhen seine Heerden. Er hatte dreißig bis vierzig Stück Kühe zweien Pächtern oder Kühern übergeben, welche den Milchertrag vom Vieh in einer gemeinsamen Sennerei zu Butter und Käse verwandeln mußten. Er zeigte ihm die weitläufigen Einhägungen von Wiesenland, wo mit Hülfe des Düngers höherer Graswuchs erzwungen ward, um Winterfutter zu erhalten, oder wo nach dem Schmelzen des Schnees Haber und Gerste in kleinen Aufbrüchen gesäet ward, nie ohne Furcht, daß die Schneewolken des Septembers Alles wieder vernichteten.

13.

Das Haus Bell.

Als der Nachmittag gekommen war, führte Herr Staffard seinen Gast zum Hause der Frau Bell, wohin Georg schon voraus war. Der Weg zog sich zwischen kleinen begraseten Hügeln, vermuthlich nur herabgerollten Felsblöcken, mit Erdrinde überzogen, gegen den Berg und gegen eine nackte, weit umher sichtbare Wand von graulichgelben Kalkfelsen. Man hatte fast eine Viertelstunde dahin. Der alte Staffard erzählte von Claudine, der Braut seines Sohnes, und mit Wohlgefallen von ihrer Wirthlichkeit, ihrem Heitersinn und dem wunderlichen Eigensinn ihrer Mutter, der Frau Bell. »Claudine wäre längst Georgs Weib und meine Schwiegertochter,« sagte der Alte, »wenn nicht vor dreißig Jahren der Hochzeittag der Frau Bell am zwölften Oktober gewesen wäre, der zufällig auch ihr Geburtstag, und wieder Claudinens Geburtstag, und der Sterbetag ihres Mannes, und der Himmel weiß, was noch sonst für ein Tag ist. Sie meint, der Himmel knüpfe alle Wichtigkeiten ihres Lebens an diesen Tag, und sie glaubt fest, er werde auch ihr Sterbetag werden. Die Weiber haben allesammt gewisse heilige Grillen, die ihre heimliche Religion sind, und in der sie fester stehen, als in der, die sie beim Pfarrer lernen.«

Staffard sagte noch vieles, aber Florian hörte immer weniger, je näher sie dem Bellschen Hause kamen, das sich in breiter Bequemlichkeit vor ihnen neben der Einhägung eines Gemüsegartens hinlagerte. Ihm war hier Arkadien, wo unter den Schindeldächern der Hirten Göttinnen wohnten. Ein warmer Schauer umflog ihn, als sie durch die saubere Küche in ein niederes, aber zierliches Zimmer traten.

Frau Bell empfing die Kommenden mit geschäftiger Höflichkeit. Obgleich schon den Fünfzigern nahe, verriethen ihre feinen Züge, daß sie in den Blüthentagen der Jugend nicht minder reizend als ihre schöne Tochter Claudine gewesen, die jetzt Hand in Hand in bräutlicher Seligkeit neben einem kleinen Klavier bei Georg stand und den Fremdling Florian grüßend musterte. Frau Bell wischte mit reinlichem Tuche einige Strohsessel, lud die Gäste zum Niedersitzen und

fädelte sogleich das Gespräch mit dem Fremden an. Um ihre Haube trug sie ein schwarzes Trauerband, um den Hals ein Tuch von schwarzem Krepp, zum Gedächtnisse ihres vor fünf Jahren verstorbenen Mannes. Mehr als Band und Tuch aber sprach eine milde, wittwenhafte Schwermuth, in welcher sich ihre natürliche Freundlichkeit, wie die heitere Sonne im Regengewölk, brach.

Man hatte sich kaum einige Minuten lang unterhalten, als die Thür aufging und Hermione eintrat im einfachen Hauskleide. Ein schneeweißes Morgenhäubchen, dessen breiter Spitzenschmuck über Stirn und Wangen nebelhaft hinsank, hinderte die Fülle der goldigbraunen Locken nicht, seitwärts an den Schläfen und am Halse spielend hervorzuschleichen. Als sie den Fremdling erblickte, der ihr nicht fremd war, hätte man glauben sollen, ein Strahl der Abendröthe falle durch die Fenster. Alle bemerkten es, Claudine am meisten, Florian gar nicht.

Das Gespräch aber wandelte bald zu den wichtigen Ereignissen des Tages und zu den kriegerischen Unruhen der Nachbarschaft über. Wallenstadt am See, zwischen himmelhohen Felsen, war, der Sage nach, in Flammen verschwunden; der Erzherzog Karl mit den Oesterreichern in's Herz der Schweiz eingedrungen; die Walliser hatten sich aus ihren Bergen aufgemacht, Russen und Deutsche gegen die Franzosen zu unterstützen; die Glarner, der Abt von St. Gallen, die Rathsherren in Zürich und Schafhausen wollten unter dem Schutze der österreichischen Bajonette ihre alte Oberherrlichkeit und die alte leibeigene Unterthänigkeit des Landvolks verjüngen, während die helvetische Regierung in Bern, alles Vertrauens verlustig, Miene machte, im Sack und in der Asche Buße zu thun; denn sie verminderte eilfertig ihre eigenen Gehalte, legte ihre ausserordentlichen Vollmachten ab, ließ die aufgebotenen Milizen in die Heimathen gehen, und wollte keine Todesstrafen gegen politische Verbrechen.

„Ganz billig," sagte Staffard, „denn politische oder religiöse Grundsätze, und die Handlungen, die daraus stammen, lassen sich nach keinem menschlichen Gesetze beurtheilen, wie Todtschlag, Diebstahl oder ein anderes Verbrechen. Oder nach welchem Recht will man das mit dem Tode strafen, was einen Büchsenschuß weiter das höchste Recht ist? Politische Parteien in einem Lande sind freilich gegen einander auf dem Kriegsfuße; aber man muß die Ueberwundenen nicht tödten, sondern gleich Kriegsgefangenen behandeln."

„Ha, Vater," rief Georg, „es ist nur bei den Schweizern, oder vielmehr bei ihren Regierern, Feigheit vorn und hinten. Sie wollen nur das Messer, welches sie für andere geschliffen haben, wegwerfen, weil sie fürchten, selber damit abgeschlachtet zu werden."

„Schmach über uns!" seufzte Florian: „Wir Schweizer sind stumme Werkzeuge gegenseitigen Verderbens in der Faust der Fremden geworden. Wollen Franzosen und Oesterreicher nicht eigenen Vortheils und eigener Gefahr willen die Schweiz in alter Selbstständigkeit aufrichten, so hat Europa keine Schweiz mehr. Dahin hat es Erbärmlichkeit der Rathsherrenweisheit und kleinstädtischen Pfiffigkeit bei den entarteten Eidsgenossen gebracht."

Die Frauenzimmer sahen die tiefe Traurigkeit, welche aus dem Innern des Gemüthes sich über sein Antlitz verbreitete.

„Männer sollten eigentlich niemals wehklagen," sagte Claudine, „sondern nur zürnen oder handeln. Das geziemt den Göttern und allen Starken. Die Thräne und der Seufzer gehört uns Weibern an, weil nur Ohnmacht eigentlich unsere Stärke gegen Götter und Menschen ist. Und Sie, mein Herr, gehören gewiß zu den Starken, wenn nicht zu den Göttern. Sie haben es Hermionen und mir auf der Höhe von St. Sulpice bei der Kette bewiesen."

„Es ist die Frage, wer droben von uns der Stärkere gewesen!" erwiederte Florian.

„Allerliebst!" rief Claudine: „So hätten wir Mädchen Ihnen wohl gar Furcht eingeflößt? Nein, nein, dies machen Sie uns nicht glauben. Keine von uns hätte den Muth, solchem Kettenspanner den Fehdehandschuh hinzuwerfen."

„Sie haben ihn hingeworfen!" versetzte Florian, und zog den Handschuh hervor, den er in der Kirche von Neuenburg gefunden: „Ich stelle ihn aber der Eigenthümerin in aller Ehrfurcht zurück."

Sobald Claudine Hermionens verlornen Handschuh erkannte, reichte sie ihn der Freundin unter ausgelassenem Gelächter, fiel ihr lachend um den Hals, flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr, und lachte noch unbändiger. Hermione dagegen verbarg ihre Verwirrung unter einem erzwungenen Lächeln. Schämig und mit leisen Worten dankte sie dem Finder; dann setzte sie hinzu: „Wie konnten Sie aber wissen, daß er mir oder Claudinen gehöre? Ich hatte ihn schon in den Straßen von Neuenburg, glaub' ich, verloren."

Florian erzählte von seinem Gang in die Kirche. Der Zufall und die Wendung, welche ihm Florian im Gespräch gegeben, belustigte Alle; nur Hermione blieb still, und heftete von Zeit zu Zeit ihre Augen sinnend auf den Handschuh, und beachtete kaum, wie die Unterhaltung munterer wurde.

Frau Bell hatte inzwischen den Abendthee ins freie Grüne tragen lassen. Hier erweiterte sich, wie der Anblick der Natur, das gesellige Gespräch über die Angelegenheiten, nicht des Tages, sondern des Lebens. Selbst Hermione gab ihr Wort dazu, und was im engen Zimmer einander fremd geblieben, neigte sich nun einander in vertraulicher Offenheit entgegen. Man sieht inner den Stubenwänden mehr auf das, was bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen geziemen muß; im

Freien, neben der heitern Hoheit und dem Ernste der ewigen Natur, wird alles Zeremoniel kleinlich und die steife Etikette fast lächerlich.

Schwerlich hätte Florian im Zimmer sich zu Hermionens Füßen gelagert; ihr schwerlich Hand oder Arm zum Lustwandeln geboten; schwerlich allein zu ihr sein Wort gerichtet. Aber im Freien geschah es, als Staffard mit Frau Bell, Georg mit Claudinen vorangingen.

Man trennte sich erst spät. Florian hatte vergessen, daß er auf diesen Höhen des Jura als Flüchtling wohne.

14.

Die Erklärungen.

Einförmig und still, wie die Berglandschaft, aber darum nicht minder anmuthig, war die Lebensart auf der Feenhalde. Vater Staffard besorgte den größten Theil des Tages die Geschäfte des Hauses und die Aufsicht über die ländliche Wirthschaft, oder schrieb Handelsbriefe nach Frankreich, Italien und andern Ländern. Denn er beschäftigte manche arme Haushaltung in den benachbarten Thälern des Fürstenthums, die für seine und der Frau Bell Rechnung Spitzen klöppelte. Allwöchentlich reisete Georg durch die Thalschaften, um Arbeiten und Bestellungen anzuordnen oder die Arbeiter zu bezahlen. Florian dagegen, der sich in Neuenburg mit Büchern versehen, verlebte einen beträchtlichen Theil seiner Stunden bei diesen, oder bei Auflösung mathematischer Aufgaben, die er sich selber gab. Er verließ die Feenhalde nicht mehr, aus Besorgniß, der Polizei verrathen zu werden. Die Nachmittage und Abende wurden gewöhnlich von ihm und den beiden Staffarden bei Frau Bell, oder von der Familie Bell im Staffardschen Hause zugebracht, wo auch in der Regel allwöchentlich einmal, unterstützt von musikalischen Nachbarn, ein Konzert auf Blaseinstrumenten gegeben wurde. Florian spielte die Flöte, und nicht ohne Beifall.

Das Verhältniß, in welches er, bei täglichem Umgange, mit Hermione gerathen mußte, war so reizend, und dabei doch so fremdartig, daß er sich darin selbst nicht begreifen konnte.

Die Leute in der Feenhalde wußten bald, was sich Hermione und Florian einander galten. Der alte Staffard meinte: „Er ist ein rechtschaffener Mann. Laßt ihn seinen Gang gehen. Mische sich Keiner in den Handel!“ Frau Bell hingegen hatte keine geringe Lust, sich in den Handel zu mischen, denn das Loos ihrer Nichte konnte ihr nicht gleichgültig sein. Sie vertrat bei derselben Mutterstelle. Sie hätte gern mehr über den Flüchtling erfahren. Claudine und Georg ihrerseits waren sogleich eins, Florian und Hermione könnten ein Paar geben. Claudine wünschte nicht inbrünstiger, ihre Gespielin glücklich zu wissen, als Georg es seinem Freunde.

Genug, Alle waren in den Angelegenheiten des oft besprochenen Pärchens schon weiter vorgegangen, als die Hauptpersonen selbst.

„Ei, Närrchen, du liebst ihn!“ sagte Claudine zum Fräulein Delory: „Kannst du es läugnen? Seit du ihn im Garten von Reichenau, dann in den Straßen von Chur gesehen! Denke, wie er dir droben bei der Kette erschien! Denke an deinen Morgentraum vom verlornen Handschuh, und wie dir ward, als er sich erfüllte!“

„Gott entscheide!“ sagte Hermione mit gefalteten Händen und zum Himmel gewandten Augen, wie eine Betende.

„Du machst mir bange, Hermione. Was hat er dir seit gestern Leides gethan?“

„Er kann mir nichts Leides mehr thun. Er hat mich vernichtet. Das Schicksal stieß an mein Leben, und es zerfloß in das seine, wie ein zitternder Thautropfen in den zweiten.“

„Nun also verstehen wir uns. Das heißt, du kannst nicht mehr ohne ihn leben?“

„Glaube mir doch, Claudine, was du Liebe nennst, was Andere aus Wahl, aus Neigung, aus Berechnung thun, ist über Florian und mir wie Gesetz der Naturnothwendigkeit. Aller eigene Wille endet. Ich mußte mit ihm zusammentreffen; ich mußte ihn allenthalben finden, wenn ich ihn meiden wollte, mußte, um an ihn verloren zu gehen.“

„Nun, das heiße ich vernünftig gesprochen, du kleine Philosophin, wenn ich anders Vernunft genug habe, dein Kauderwelsch zu begreifen. Du gibst übrigens zu, hoffe ich, daß jedes Mädchen gern auf diese Art verloren geht, wie du und ich verloren gegangen sind. Man gewinnt sich selbst dabei um hundert Prozent reicher zurück. Ich liebe, du liebst, er liebt, wir lieben, ihr liebet, Alle lieben!“

„Claudine, du verstehst mich falsch. Ich bin wider Willen an ihn gefügt durch höhere Mächte.“

„Ach, du armes Ding! — Aber, wenn es nun einmal nicht zu ändern ist, bleibt das Beste, zum sauern Apfel ein süßes Gesichtchen zu machen. O Hermione, Hermione! Denk' an den zwölften Oktober! O Hermione, wenn mein Hochzeittag der deinige . . .“

Bei diesen Worten drängte Hermione Claudinen mit vorgestreckter Hand von sich ab, während sie das Gesicht tief gegen die Brust senkte und rief: „Nur das, o das sage nicht wieder! Ich könnte jedes Andern Weib werden. Ich mag den Gedanken nicht ohne Abscheu denken, — — nein, brich ab. Wir reden nicht wieder davon.“

Claudine lachte laut auf, und doch konnte sie sich nicht enthalten, ihre Freundin voll Mitleiden und Erstaunen anzustarren.

Ungefähr eben so erstaunt war Georg, wenn er mit Florian die gleiche Angelegenheit behandeln wollte. Der junge Bündner sträubte sich,

von dieser Liebe zu reden, oder an Hermionens Liebe zu glauben.

„Unter uns gesagt, Florian, du bist ein wunderlicher Kauz. Du liebst sie!“

„Wie alles Schöne und Gute; wie du es liebst, Georg, du selbst.“

„Hm, ich denke, Claudine würde mich doch höflichst ersuchen, zwischen Lieben und Lieben einen kleinen Unterschied zu machen. Ich begreife nicht, warum du dich sträubst, Glücklicher!“

„Nenne mich nicht glücklich.“

„Aber ich weiß von Claudine, sie kennt dich längst, diese ätherische Hermione. Schon im Garten von Reichenau hattest du ihre Eroberung gemacht; dann auf dem Platze in Chur, wo du unter Hermionens Fenster einen belasteten Bauerwagen auf die Seite warfst, und dem Bauer aufs Maul gabst, weil er einem Wagen voller verwundeter Franzosen nicht ausweichen wollte.“

„Wie? Unter Hermionens Fenster war es?“

„Sieh, Florian, sie hat nichts vergessen; sogar nicht das braune Muttermälchen da, neben dem Ohrläppchen. Ja, Claudine wußte von dir schon durch sie, ehe ihr euch bei der Kette gesehen hattet. Im Traum sogar sah Hermione dich ihren verlornen Handschuh zurückbringen. Was willst du mehr? Und wenn Alles nicht gelten sollte, so würde das Zeugniß aller Augen und Ohren gelten.“

„Wäre es möglich,“ sagte Florian vor sich hinstaunend, „was ich doch nie glauben werde — wäre es — sie fühlte eine erwachende Neigung für mich — — dann, ja morgen flöhe ich aus euerm Lande, um eine Heilige nicht zu betrüben. Ich flöhe; durch mich sollte sie nicht unglücklich werden.“

„Unglücklich?“

„Wie sollte es enden?“

„Wie mit Claudinen und mir. Du bist unabhängig; du bist begütert. Fräulein Delory hat unabhängiges Vermögen. Ihr Stiefvater soll ein vortrefflicher Mann sein. Folglich . . .“

„Ach, Georg!“ rief Florian: „Ich sollte es eigentlich nicht sagen, aber ich muß es sagen: hebe dich von mir, Satanas! Ich bin ein Geächteter, ein Flüchtling. Das Vaterland hat noch Ansprüche auf mein Blut. Ich denke nicht an Ruhe und Vermählung, bis Graubünden vom Joche der Ausländer frei steht. Und wer ist Bürge, daß man nicht daheim mein väterliches Gut konfiszirt, gleichwie man schon das Vermögen meiner Verwandten im Veltlin konfiszirte? Ich erwarte die Tage des Friedens und der Unabhängigkeit; dann erlaube ich mir's, an ein häusliches Glück zu denken. Es gibt für den Schweizer kein Hausglück ohne Vaterlandsglück.“

Georg sah in das flammende Gesicht des Bündners, umschloß ihn mit den Armen und rief: „Du bist ein Mann, wie du sein sollst, Florian, aber du liebst!“

„Nun denn, ja, aber wie der Mann lieben soll, mit Heiligkeit und Seelengröße.“

Seit diesem Gespräch wagte Georg nie wieder, ein ähnliches mit Florian anzuspinnen. Auch Claudine hütete sich, Hermionen auszuspähen. Man ließ die „beiden wunderlichen Leutchen“, wie man sie hieß, gehen, wie sie wollten.

15.

Fortsetzung der Erklärungen.

Sowohl Florians als Hermionens Erklärungen wurden bald dem Vater Staffard und der Frau Bell bekannt, und Beide fanden darin Beruhigung. „Florian ist ein Mann!“ sagte Vater Staffard zu seinem Sohne: „Käme er als Flüchtling, fände ein hübsches Mädchen, vergaffte sich, spräche von Liebe und Hochzeit: wahrhaftig, er würde ein Geck oder Abenteurer sein.“ — Frau Bell urtheilte eben so. Am meisten tröstete sie die entschiedene Abneigung Hermionens, sich über Florian auf irgend eine Weise vortheilhaft zu äussern; und daß das Fräulein ihm, wie jedem Gleichgültigen, weder auswich, noch entgegenging, ja sogar eine heimliche stolze Furcht vor ihm blicken ließ.

Der alte Staffard aber lächelte dazu. Sein gesunder, kräftiger Menschenverstand löfete das Räthsel auf andere Weise, als es Frau Bell lösen wollte. „Liebe Nachbarin,“ sagte er zu dieser, „es ist nicht Alles ohne Gefahr dabei. Ich will mich auf Florian zehn Jahre verlassen, er ist ein Mann; auf Hermionen verlasse ich mich keine zehn Minuten, sie ist ein Mädchen. Sie liebt, und ihr Mädchenstolz empört sich gegen ihre Neigung. Die kleine Königin will sich gegen sich selbst rechtfertigen. Sie erklärt: ich liebe ihn nicht, aber ich bin ihm durch Gewalt übernatürlicher Schicksale wie zugeworfen.' Ihr wisset ja, die Schwärmerin findet alles natürlich. Sie lebt mit ihrem Köpfchen in einer andern Welt. Und so seid ihr Weiberchen alle. Jedes von euch ist Stifterin einer neuen Religion, einer neuen Philosophie, einer neuen Poesie. Die Alltagswelt ist euch zu gemein; ihr müsset sie mit Wundern füllen. Frau Morne geht mit Geistern um. Hermione schwimmt überall im göttlichen Walten. Sie selbst, Frau Bell, haben Ihren geheimnißreichen zwölften Oktober und andere Schicksalstage. Meine Frau, Gott habe sie selig, faßte keinen Entschluß, ohne ihr Orakel zu fragen, nämlich eine Stelle der Bibel, die zuerst im aufgeschlagenen Buche ihrem Auge begegnete. Sogar die leichtsinnige Claudine kann schwersinnig werden, wenn sie einen Traum gehabt hat, der ihr bedeutsam scheint.“

Frau Bell, ein wenig gereizt durch Staffards Unglauben, sagte: „Lieber Nachbar, Ahnung und Gefühl urtheilen oft sicherer, als der Verstand, welcher sich mit dem begnügt, was das Auge sieht und das Ohr hört. Ich kenne übrigens gar verständige Männer, welche die alte Morne für eine Närrin halten, und doch verblüfft dastehen, wenn sie Offenbarungen aus ihrem Gei-

sterreiche mitbringt, die über den Verstand der Verständigen hinausgehen.“

Herr Staffard merkte, daß von ihm Rede sei, und drückte freundlich die Hand der Frau Bell in seine beiden Hände: „Keinen Krieg, liebe Nachbarin! Ich geb' ja zu, daß die alte Morne zuweilen mehr weiß, als unsereins; aber ich denke, sie findet das auf sehr natürlichen Wegen. Denn da sie immer umherfährt, vernimmt sie tausend Sachen, die wir nicht erfahren. Ohne es zu wissen und zu wollen, gesellt sich in ihrem alten, welterfahrnen Kopfe zusammen, was zusammen gehört; sie folgert glücklich, oft kühn; erstaunt über ihr eigenes Wissen, weil sie sich selber nicht klar ist, wie sie dazu gelangte, und hält es für höhere Eingebung. Sie betrügt Niemanden, als auf die treuherzigste Weise sich selbst.“

„Also glauben Sie, Freund Staffard,“ sagte Frau Bell, „die Morne habe es nur aus der Luft gegriffen, als sie an demselben Tage Mittags kam, und mich wegen Hermionen warnte, da Abends Herr Florian bei Ihnen einkehrte? Wie konnte sie wissen, daß er im Lande sei? Wie für Hermionens Herz besorgt sein, die an demselben Tage mit Claudine in Neuenburg war?“

„Daß Florian im Lande sei,“ erwiederte Vater Staffard, „griff sie keineswegs aus der Luft. Denn sie hatte ihn auf dem Gipfel des Groß-Taureau gefunden; Florian hat mir's erzählt. Daß er in die Feenhalde und vielleicht zu mir kommen würde, konnte sie vermuthen, weil sie dem Flüchtling selber angerathen hatte, Aufenthalt in der Feenhalde zu nehmen. Daß sie Ihnen den Wink gab, über Hermionens Herz zu wachen, erkläre ich mir daraus, daß Hermione vielleicht ihr oder Claudinen einmal geplaudert und den Mann beschrieben habe, der im Bündnerlande auf das Mädchenherz einen flüchtigen Eindruck gemacht hatte. Frau Morne erkannte den Mann ohne Zweifel aus der Beschreibung, sobald sie ihn sah.“

Frau Bell erstaunte über die Lösung des Räthsels nicht weniger, als sonst über das Wunder. „Ach!“ sagte sie mit unwilligem Lächeln, und zog ihre Hand aus Vater Staffards Händen: „Ihr Männer wisset euch immer den Schein des Rechts zu schaffen. Wir Weiber haben nur Herz, ihr immer den Verstand. Aber ich liebe den herzlosen Verstand nicht, der die ganze Natur zum todten Uhrwerk macht.“

„Nicht doch, liebe Nachbarin!“ rief Vater Staffard: „Stiften wir Friede zwischen Verstand und Herz. Darum eben sind sich Mann und Weib lieb und unentbehrlich, wie der Reiche und Arme in der Welt, weil nicht jeder hat, was der andere. Ich gebe ja gern zu, daß oft das Herz Recht hat; geben Sie aber auch zu, daß sich das Herz ein wenig verirren könne.“

„Warum nicht?“ erwiederte Frau Bell: „Nur mit dem Unterschiede, daß der Irrthum des Herzens seliger macht, als die größte Wahrheit des Verstandes.“

16.

Der Traum.

Während sich die Leutchen in der Feenhalde mit Florians Herzensangelegenheiten beschäftigten, hatte er mit andern Dingen zu thun. Er berechnete seine Baarschaft, die er mit sich führte, zum Theil jeden Augenblick von einem der ersten Handlungshäuser in Basel beziehen konnte. An Rückkehr nach Bünden dürfte er nicht denken, obgleich dort die Franzosen aus allen Thälern verdrängt waren. Aber er hatte den Parteigroll seiner Mitbürger zu fürchten. Er fühlte keine Lust, nachdem er den Franzosen entwischt war, sich von den Oesterreichern ins Tirol schleppen zu lassen. Seine Güter, Wiesen und Alpen blieben ihm in der Heimath gesichert. Er hatte die Verwaltung derselben einem redlichen Manne übergeben. Nur blieb die Frage: wohin mit ihm selber?

Diese Frage beschäftigte ihn so sehr, daß er an einem schönen Juniusnachmittage, da er allein gegen die Felsenhöhe lustwandelte, Weg und Steg verlor. Er fand sich zwischen Tannengestrüpp und Bergtrümmern; vor ihm die schwarzgelbliche Wand der Kalkfelsen, die er bisher nur aus der Ferne gesehen hatte,

Hier, auf einem kurzgrasigen Rasenplatz, den ein Vorsprung des Felsens beschattete, lagerte er sich nieder, in der Nachbarschaft einer Höhle. Die Stille der Gebirgsgegend, durch welche von Zeit zu Zeit aus der Ferne das einförmige Silbergetön der Heerdenglocken klang, lud ihn zum Träumen und Schlummern ein.

„Flüchtling,“ seufzte er bei sich, „und doch kein Verbrecher; vielleicht geliebt von der Liebenswürdigsten, und doch ohne Hoffnung des Glücks.“

So in träumender Ueberlegung, oder in überlegendem Traum, sah er Wälder, Berge und Ebenen, Ströme und Seen vorübergleiten an seinen Blicken. Je fester die weiche Hand des Schlummers ihm die Augenlieder schloß, je reizender wurden die fremden Landschaften, welche um ihn her schwammen. Endlich erblickte er das Meer, wie es längs den Hügeln eines freundlichen, grünen Gestades die blauen Wellen rollte. In der Ferne stiegen, wie auf blauen Grund gemalt, Thürme einer Stadt empor. Er wanderte dieser wohlgemuth entgegen, als ihm eine wohlbekannte Stimme zurief. Und er erblickte seitwärts, von einem Garten umgeben, ein weißes geschmackvoll erbautes Landhaus, umweht von hohen Pappeln. Auf dem Balkon, welchen vergoldetes Gitterwerk, als Geländer, umzäunte, winkte ihm Hermione. Er flog zu ihr mit der Sehnsucht der ersten Liebe. Aber sie trat ihm schon im Garten entgegen, wie durch einen Wald von Lilien, und sagte: „Nun bind' ich Sie fest.“ Sie löste ein breites Seidenband, welches ihren Leib umfing, und wollte ihm dasselbe scher-

zend überwerfen. Das Band aber ward zur Schlange, welche ſich zugleich um ihn und um ſie wand, beide feſt an einander zog und, ihren eigenen Schwanz mit den Zähnen faſſend, einen lebendigen Ring bildete. Hermione that einen lauten Schrei. Er erſchrack ſo heftig, daß er vom Traum auffuhr und die Augen öffnete.

Er ſah aber auch im Wachen Hermionen noch. Er ſah ſie, von ihm abgewandt, mit ſchnellem Schritte fliehen, und noch einmal das Köpfchen während der Flucht nach ihm zurückwenden. Er ſprang beſtürzt und ſchwankend, ob Traum, empor und rief: „Fräulein, warum fliehen Sie?“

Recht ſchäferlich ſtand die erröthende Schöne ſtill, in ihrem tiefgebogenen Strohhut, am Arm ein von Weiden geflochtenes Körbchen, in der Hand einen langen, ſtarken Stab.

„Verzeihen Sie!“ ſtammelte ſie: „Ich habe Sie im Schlummer geſtört.“

„Und ich danke Ihnen, theures Fräulein!“ ſagte er. „Nichts konnte meinen angenehmen Traum angenehmer unterbrechen und fortſetzen.“

„Sie haben wirklich geträumt? Wirklich?“ rief Hermione mit Geſichtszügen, worin ſich neben ungeduldiger Neugier banger Ernſt malte, der an Erſchrockenheit grenzte.

Florian, mehr auf die Frage ihrer Geſichtszüge als ihres Mundes antwortend, ſagte: „Iſt's hier oben nicht erlaubt, zu träumen?“

— Das wohl! entgegnete Hermione: Das wohl; aber — wiſſen Sie, wo Sie träumten? — Sie zeigte mit dem Stabe gegen die Höhle.

„Warum? Niſten dort Drachen oder Schlangen?“

— Nein, ſcherzen Sie nicht. Kennen Sie jene Grotte nicht? Wiſſen Sie, welche Sage davon geht im Lande?“

„Kein Wort.“

— Es iſt der Eingang zum Feentempel. Hier waltet wirklich etwas Ueberirdiſches. Glauben Sie es nur. Und wer hier einſchlummert, empfängt weiſſagende Träume. Sie haben geträumt? wirklich geträumt?

„Wirklich, und ich bin den Feen ſehr verbunden.“

— Erſchien Ihnen ſelbſt eine?

„Allerdings, und ich glaube, die liebenswürdigſte aller Feen, die je in Tauſend und einer Nacht erſchienen ſein mögen.“

— O, laſſen Sie mich ein wenig neugierig ſein. In welcher Geſtalt?

„In der, die mir, ſo lange ich unterm Himmel wandle, immer die ſchönſte, die unvergeßlichſte und die — ach, daß ich's ſagen muß! — die gefahrvollſte bleiben muß.“

— Ich möchte nur die Geſtalt der Fee kennen, die Sie im Traume ſahen, und den Traum ſelbſt.

Florian ſenkte verlegen die Augen: „Ich darf es kaum ſagen. Was fragen wir doch Träumen nach! Die Wirklichkeit iſt der ſchönſte Traum.“

— Und Sie ſchlagen mir die Bitte ab? — Wiſſen Sie, daß dieſer Traum mit Ihrer Zukunft in enger Verbindung ſteht? Wiſſen Sie, daß er belehrend, rathend, warnend ſein kann?

„Sie erſchrecken mich mit Ihrem Ernſte, Fräulein.“

— Sehen Sie, man nennt den Schlaf gewiß nicht ganz umſonſt den Bruder des Todes. Er iſt wirklich der Bruder. Er iſt ein halber Tod. Der Leib liegt ohnmächtig, und die Seele nimmt andere Thätigkeitsrichtung, lebt in einer andern Welt, hat andere Sprachen und Zeichen. Träume ſind nur die letzten Strahlen eines Abendrothes in der Seelenwelt, die über den Ozean des Unendlichen und Raumloſen ein Licht gegen das Irdiſche werfen, wie Schimmer der untergegangenen Sonne gegen die Gebirge. —

Florian lächelte. Denn das ſchöne Mädchen ſtand da ſo erhaben lehrend und Glauben gebietend, wie ein philoſophiſcher Graubart, vor ihm. Er nahm ihre Hand und küßte eine der zarten Fingerſpitzen, die aus dem Handſchuh ſichtbar wurde, als wollte er wegen ſeines Lächelns eine Verzeihung.

— Spotten Sie nur! Spotten Sie nur! ſagte ſie ein wenig unwillig, und mußte doch ſelbſt lächeln: Sie werden einſt an dieſen Augenblick zurückdenken, und dann nicht mehr ſpotten. O, Sie werden an mich denken!

„Gewiß, gewiß, an Sie denken werde ich. Sogar ſchon halbtodt dachte ich an Sie.“

— Wie halbtodt?

„Sagten Sie nicht, der Schlaf wäre ein halber Tod?“

— Nein, nur ein Augenblickchen bleiben Sie ernſthaft. Sie ſind ein wenig leichtſinnig. Eben jetzt, eben hier ſollten Sie es nicht ſein. Erzählen Sie mir von Ihrem Traum.

„Wohlan. Suchen wir Schatten und Kühle. Ich kann Sie unmöglich vom Sonnenſtrahl leiden ſehen.“

— So kehren wir zurück zur Stätte, wo Sie ſchlummerten. Dort weht im heißeſten Sommer ein kühles Lüftchen. —

Sie gingen zurück. In der That bemerkte Florian, daß Hermione Recht habe. Es ging über die Stätte ein ſanfter, erfriſchender Luftſtrom.

„Sie ſind eine Allwiſſerin!“

Hermione deutete auf die Höhle: Von dorther kommt aus dem Feentempel der unſichtbare Strom.

„Der auf ſeinen zarten Wellen die ſchönen Träume trägt?“

— Allerdings, und die bedeutſamen!

„Sie haben Recht, Fräulein. Und bringt dieſe Stätte immer ſchöne Träume, zählen Sie darauf, ſo bett' ich mir hier alle Tage zum Schlafe. Warum denn aber glauben Sie, daß der Traum hier bedeutſamer als anderswo ſei?“

— Soll ich's Ihnen ſagen, damit Sie mich ausſpotten? Sie ſind ein gelehrter Mann, aber

sind wie die Männer. Alles glauben sie, nur das Glaubwürdigste nicht. Sie glauben an die Wirkungen, aber an die Ursachen nicht. Sie glauben an die Erscheinungen, aber an die Kräfte nicht. Eine Kraft ist's, die im Grashalm lebt, eine Kraft in diesem Steine, in jenem Baume. Wer kennt das göttliche Reich, und wer die Heerschaaren der Kräfte darin? Eine unendliche Kette von Kräften oder Geistern senkt sich herab von Gottes Thron auf uns, und wir rühren an diese Kette. Ja, wir sind mit ihr verbunden. Es gibt Zustände, in welchen wir, wie mit menschlichen Geistern, auch mit andern, vielleicht höhern, vielleicht auch nur mit untergeordneten in Berührung stehen.

„Meine schöne Geisterseherin, lehren Sie mich doch Ihre Geheimnisse. Einen schönern Geist, als den Ihrigen, werde ich zwar nicht erblicken, aber doch möchte ich's auch mit andern versuchen.“

— Und doch haben Sie den Versuch gemacht. Ist nicht die Macht des Feentempels über Sie gekommen? Haben Sie nicht Ihre Zukunft erblickt? Sie schlummerten hier. Der unsichtbare Strom dieser Grotte floß über Sie und machte Ihre Seele im Traume hellsehender. Anderes war es auch nichts, was die delphische Priesterin auf dem Dreifuße zum Orakel entzückte, als diese geheime, seelenentfesselnde Naturkraft. Sie schlummerten hier; die Naturkraft, die in Griechenland Apollo, der Gott der ewigen Jugend, hieß, und hier von den Landleuten Fee genannt worden ist, kam über Sie. Sie selbst sind Ihr Orakel, Ihre pythische Priesterin geworden. Glauben Sie nun, oder glauben Sie nicht; aber erzählen Sie mir Ihren Traum. Ich muß ihn wissen. Er ist mir wichtig.

„Und glauben Sie, er werde erfüllt werden?“

— Wer kann die Zeichen deuten, die im Reiche des Uebermenschlichen gelten? Geschwind erzählen Sie. —

Florian wollte nicht länger ungehorsam sein. Er erzählte, mit welchen Gedanken er eingeschlafen sei; dann von den vorüberfliegenden Gebirgen, Ländern und Strömen; dann von dem Meere und dem grünen Gestade voller Hügel; dann wie er die Stadt sah in der Ferne. Er bemühte sich, zu schildern, was er noch in verdämmernden Bildern seines Gedächtnisses hatte. Er sprach von der Stimme, die ihn gerufen aus dem Landhause. Er mußte es, so gut er konnte, beschreiben. Da ward ihre Aufmerksamkeit gespannter. „Nein, nein!“ rief sie, und sah ihn starr an und mit sonderbarem Ernst: „Das ist ja St. Jmar! Das ist mein väterliches Erbgut! Die Stadt ist offenbar Antibes!“

Er sprach von ihrem Erscheinen auf dem Balkon von dessen goldenem Gitterwerk. „Nein, nein, es ist nicht möglich!“ rief sie wieder: „Meine gute Mutter ließ es so in ihrem letzten Lebensjahre herstellen!“

Florian sah Hermionen fast ausser sich; ihm selbst ward dabei wunderbar zu Muth. „Liebes Fräulein,“ sagte er, „Sie wollen mit mir scherzen?“

Sie schüttelte aber ernst den Kopf, und rief: „O ich bitte, ich bitte, fahren Sie fort. Stören Sie sich selbst nicht!“

Nun fing er die Beschreibung des Gartens an, denn alle Kleinigkeiten wissen wollte sie. Als er aber der Menge der weißen Lilien in den Beeten erwähnte, durch welche Hermione gekommen, faltete sie die Hände, senkte mit still bekräftigendem Neigen den Kopf und sagte: „Ich weiß es wohl. Ich spielte unter diesen Lilien in meinen Kinderjahren. Es waren die Lieblinge meiner verklärten Mutter. Und man nannte unser St. Jmar nur den Liliengarten. In der ganzen Nachbarschaft man ihn so.“

„Sonderbar, daß ich im Traume noch zum Seher werden muß!“ sagte Florian lächelnd, aber mit Erstaunen über die Reden des Fräuleins Delory. „Ich wette, die Einbildungskraft spielt uns Beiden einen Possen!“ fuhr er fort: „Sie ist von allen Feen die schadenfroheste. Wir hängen Beide an die nämlichen Wörter die verschiedensten Bilder und Gegenden.“

„Erzählen Sie zu Ende!“ rief das Fräulein mit ängstlicher Neugier. Er erzählte von dem Bande; dann wie es zur Schlange geworden, und wie er in dem Augenblicke geweckt wurde, als die Schlange mit Kopf und Schweif den Ring schloß. Hermione wandte sich zur Seite, daß ihr breiter Strohhut ihm verbarg, wie erst die Bläße aller Lilien des mütterlichen Gartens ihr Antlitz überfloß, und dann es von der Gluth der jüngsten Rosen umleuchtet wurde.

„Fürwahr,“ sagte Florian mit leiserer Stimme, in der seine ganze Liebe tönte, „fürwahr, wenn mein Traum irgend eine prophetische Miene hat, so ist es die, welche er zuletzt macht, da er das Band, mit dem Sie, theure Hermione, mich banden, in das Sinnbild der Ewigkeit verwandelte. Hier ließe sich doch etwas deuten, wenn man dürfte.“

Mit gesenktem Haupte stand sie, halb seitwärts gewandt, sinnend da, und zog spielend mit dem Stabe Linien im Staube des Bodens. Wie gern hätte er in diesem Augenblicke gelesen, was in ihrem Gemüthe vorging!

Plötzlich richtete sie das Haupt gegen ihn, und mit einer Miene voll stiller Ergebung sagte sie zu ihm: „Nun haben wir ein gemeinsames Geheimniß. Offenbaren Sie Niemandem Ihren Traum. Sie wollten den Feentempel sehen? Kommen Sie. Ich will Ihre Führerin werden.“

17.

Der Feentempel.

Sie ging voran. Als sie an den Eingang der Höhle gekommen waren, zog sie aus dem Wei-

denkörbchen eine zierliche kleine Laterne und ein chemisches Feuerzeug.

„Ihre Absicht also war, in das Innere dieser Zauberhöhle zu treten?“ rief Florian: „Dazu kamen Sie hierher? Und ohne Begleitung wollten Sie sich in die geheimnißvolle Grotte wagen?“

„Es ist kein Heldenwerk,“ sagte Hermione mit freundlichem Lächeln, „besonders seit der junge Staffard die schlüpfrigen Felsen für Claudine und mich durch übergelegte Bretter gebahnt hat. Es läßt sich nun da ohne Gefahr wandeln, und ich besuche diesen Tempel, den die wunderbare Natur selbst gebaut und unter der Erde herrlich gewölbt und geziert hat, ich besuche ihn an schönen Tagen gern. Er wird Ihre ganze Bewunderung erregen und verdienen.“

Bei diesen Worten legte sie den Strohhut ab und wand einen Shawl um ihren Kopf, in Gestalt eines Turbans. Dann verbarg sie ihren und seinen Hut, nebst ihrem Körbchen, unweit dem Eingang der Höhle zwischen Felsen und Gesträuch, und kehrte zurück, um die Wachskerze anzuzünden. Florian beobachtete schweigend ihre Vorrichtungen. In dem blutrothen Turban, unter welchem einzelne ihrer braungoldenen Locken über die zarten Schläfen und den feinen Hals niederquollen, glich sie schon einer Priesterin oder Göttin der Unterwelt. Die Unschuld und Furchtlosigkeit ihres Wesens, während sie sich zu einem grauenvollen Gang anschickte, gaben ihr das Ansehen, als stände sie mit höhern Gewalten im Bunde.

Schnell brannte ein Flämmchen in ihrer Hand und dann die Wachskerze in der Laterne, welche sie am Aussenende des mitgebrachten Stabes befestigte.

„Nun denn,“ sagte sie mit anmuthigem Verneigen, und zeigte auf ein niederes Loch der Felsen, „haben Sie Muth? Der Eingang ist beschwerlich und eng. Er erweitert sich aber dahinter plötzlich.“

Sie breitete ein weißes Tuch auf den Boden, im Grunde der Oeffnung, daß er seine Kleider im Durchkriechen schonen könne, und winkte ihm, vorzugehen. — Er stand schweigend und beobachtete sie, nahm ihre Hand und drückte sie an seine Lippen: „Ja, wär' ich Pluto, und könnte Ihnen in der Unterwelt den ewigen Thron bieten, Sie würden Proserpina!“

Nachdem er die Laterne am Stabe in das Innere der Höhle vorgeschoben hatte, kroch er durch die niedrige Oeffnung, die sich bald so erweiterte, daß er aufrecht stehen konnte. Nicht lange dauerte es, da erschien auch das Köpfchen mit dem rothen Turban und den goldbraunen Locken unter den Felsen, und blickte mit rührendem Lächeln zu ihm auf. Sein Herz erzitterte bei diesem traumhaften Schauspiel. Er kniete nieder, und half der zarten, muthigen Gestalt aus dem Felsenrachen, durch welchen das heitere Gold des Tageslichts glänzte.

Sie nahm zu ihrer Stütze den Stab; er zündete mit der Laterne vor. Sie folgte. Links und rechts spalteten sich die Steine zu finstern Gängen von einander. Es war Todtenstille. Dann und wann hörte man das Fallen eines Tropfens. Ein finsteres Gewölbe bog sich über ihnen, dessen Ende sie beim Schimmer der Laterne nicht wahrzunehmen vermochten. Nur einzelne, weißgelbliche Klippen streckten, wie gespenstische Bildungen, ihre starren Arme aus der Nacht hervor. Im Hintergrunde erblickte man in der Dämmerung phantastische Gestalten, Säulen und Zierrathen aus Tropfstein. Sie schienen sich zu bewegen und zu regen, zu kommen und zu verschwinden, je nachdem die Beleuchtung und die scharfen Schatten bei jedem Schritte änderten und neue Formen hervortreten oder verschwinden liessen.

Je tiefer sie in die Höhle drangen, je wunderbarer gestaltete sich die unterirdische Welt um sie her. Der Weg schien kein Ende zu nehmen. Der Gang war geräumig; oft ward er schmaler, oft glich er einer klösterlichen Halle, mit weißen glänzenden Teppichen, Fransen und Schnitzwerken geziert. Der Fuß trat überall sicher. Georg hatte für seine jungen Freundinnen viele Unebenheiten aus dem Wege geräumt, und über die bösern Stellen Bretter geworfen.

Als sie eine Strecke unter dem Felsgewölbe zurückgelegt hatten, blieb Florian stehen, und sah auf die unerschrockene Hermione zurück. Sie lächelte ihn gütig an, ohne ein Wort zu sagen. „Ist es möglich!“ sagte er: „Hierher wagten Sie sich ohne alle Begleitung? Wie wunderbar und schön auch dieser Riesenbau der Natur ist, er erweckt doch stilles Grauen.“

„Eben dieses Grauen empfinde ich jedes Mal,“ antwortete Hermione, aber ich liebe es. Das erste Mal, ich läugne es nicht, befiel mich ein Zittern, obgleich Claudine und Georg mit mir waren. Aber seitdem habe ich mich an diese nächtliche Unterwelt gewöhnt. Ich bin schon mit allen Gestalten darin recht vertraut. Wir werden das Ende derselben bald erreicht haben, und es wird Sie überraschen. Man sagt, der ganze Gang habe eine Länge von zweihundert Schuh. Gehen Sie noch einige Schritte vor.“

Und wie er noch einige Schritte gethan hatte, blitzte ihm aus dem finstern Hintergrunde plötzlich ein goldener Strahl entgegen. Er stand betroffen still, — ging weiter, und ein Glanz, welcher sein Auge blendete, umfing ihn.

„Feerei!“ schrie er voller Entzücken: „Wo bin ich? Ich sehe Licht, wie Sonnenlicht; sehe mitten in der Höhle Wolken und Gebirge schweben, unermeßliche Fernen, und Thäler und Waldungen und Höhen! O wunderbares Schauspiel! — Fräulein, nun glaub' ich an Zaubereien. Hier waltet noch eine andere Fee, als Sie!“

Hermione weidete sich an seiner Trunkenheit, als er an das Ende der Höhle vortrat und ins weite Freie hinaussah. Sie lehnte sich ihm gegenüber an ein Felsstück, von mannichfaltigen Flech-

ten bunt gefärbt. Ueber ihrem Haupte wehten einzelne Grashalme und hängende Zweige. Um sie her hauchte der warme Lebensodem des Tages.

„Sie erblicken da drunten in dem stillen, grünen Thalgelände eine andere Welt!“ sagte sie: „Es ist Val Sainte-Croix. Alle die kleinen, braunen Hütten, die an den Hügeln der Landschaft traulich umher ruhen, gehören zum Dorfe jenes Namens und zu La Braconne. Links erhebt sich La Roche blanche mit ihren Felsen; rechts schwillt die Aiguille de Beaume empor. In der verduftenden Ferne vor uns steht das alterthümliche Granson am See, durch Karls des Kühnen Niederlage berühmt. Aber die vorliegenden Höhen entziehen uns den tiefern Blick in das anmuthige Waadtland, welches sich unter unsern Füßen ausbreitet.“

So fuhr sie noch lange fort, die reizende Landschaft zu erklären. Wenn Florian den Blick hinab in die grünen Tiefen senkte, zu den kleinen, friedlichen Wohnungen der Menschen, zu ihren Heerden an den Halden des Gebirgs, zu den Alpenfirnen des Hintergrundes, und dann wieder in die Nacht der Höhle zurücksah; und dann in der wunderbaren, stillen Einöde neben sich Hermione am bunten Felsblocke, zwischen den beweglichen, spielenden Halmen, die gleich grünen Strahlen um sie zitterten, — er hätte niederfallen, hätte mit Inbrunst beten mögen.

Hermionens Augen ruhten auf ihm. Sie verstand und ehrte die Bewegungen seines Gemüthes, und schwieg.

Als er sich endlich nach einer langen Selbstvergessenheit wieder zu ihr wandte, zitterten, ihm selbst unbewußt, Thränen im Auge, und das Lächeln, mit welchem er die Schweigende begrüßte, ward um so rührender. Er drückte beide Hände mit Heftigkeit an seine Brust, als wolle er das hochschlagende Herz zurückdrängen. „O Fräulein!“ rief er: „Sie wollten mir vielleicht Ueberraschungen vorbereiten; aber Sie haben mir einen Himmel ins Leben gelegt. Ich stand vor Gott. Dieser Feentempel soll mir in heiligem Gedächtnisse bleiben.“

Sie senkte die Augen nieder, als schiene sie über das zu denken, was er sagte.

Er fuhr aber nach einer Weile fort: „Wie wenig gehört zum Frieden des Lebens! Ich habe über meine Zukunft entschieden. Mein Vaterland ist durch Sittenverfall, durch Unwissenheit und Rohheit seines Volkes und durch Habsucht, Rachsucht, Ehrgeiz seiner Häuptlinge elend geworden. Gott hat das Land heimgesucht. Er weckt das erschlaffte Volk. Jetzt noch parteiet es sich zwischen Frankreich und Oesterreich, die beide es verderben. Ich kann nichts retten. Selbst mein freiwilliger Opfertod für's Vaterland könnte nichts retten. Ich mag keiner Partei Knecht werden, und träte ich vermittelnd zwischen beide, würden mich beide verfolgen. — Ich gehe. Ich suche mir eine schöne Einöde. Dank Ihnen, liebenswürdige Hermione, Sie haben mich mir selber wiedergegeben. Ihr Feentempel hat auch auf mich seine Wundermacht geäussert; aber Sie waren die wohlthätige Fee darin.“

— Nennen Sie mich nicht so! sagte Hermione: Die große Fee ist die Natur, die unbegreifliche, die göttlichkeitvolle.

„Wohl weiß ich's, Fräulein, Sie denken erhabener, denn ich; Sie sind frömmer, denn ich. Aber ich Schwacher bedarf noch, wie der Heide, einer Stütze, eines sichtbaren Bildes, in dessen Anblick ich das Göttliche verehre. So sollen Sie mir die Stellvertreterin der heiligen Natur sein.“

— O mein Freund, jeder Grashalm ist ein Stellvertreter der Natur, und jedes Plätzchen, wo unsere Knie Raum finden, ist eine Betbank.

„Aber ich habe nie andächtiger und inbrünstiger gebetet, als hier, in Ihrer Nähe, und mich auch nie dem Himmel näher gefühlt, als an Ihrer Seite. — Ach, ich sollte Ihnen das nicht sagen. Sie nehmen es vielleicht für eine der faden Artigkeiten.“

— Warum sollte ich Ihnen nicht glauben, was ich mir selber glaube? Das Leben ist ein unendlich schönes Räthsel. Ich sinne viel darüber, und möchte es mir gern entwirren, und kann es nicht; denn ich kann Gott nicht durchdringen, und er selbst ist eben die Herrlichkeit und das Leben, und ich verwirre mich mit Entzücken in sein Anschauen und Suchen.

„Sie reden dunkle Worte, wie die delphische Priesterin. Doch verstehe ich Sie; und nun zum ersten Mal, meine liebenswürdige Priesterin, wird mir aus Ihren Tönen klar von den Aposteln, was das heißt, mit Zungen reden. Ja, ich hätte Sie vollkommen verstanden, auch ohne Worte. Ihre Stimme, Ihre Miene, Ihr Auge, welches das Innerste der Seele spiegelte, Alles war Rede.“

Hermione warf einen zweifelvollen Blick auf Florian, als fürchte sie, er wolle spotten. Allein seine Begeisterung schien so redlich, daß sie nach einer Weile nur freundlich erwiederte: „Ich habe mir die Stelle von den Aposteln längst erklären können. Die Seelen haben eine Sprache zu den Seelen, auch ohne Wort, auch ohne Ton und äussere Zeichen. Ja, es gibt ein geheimes Wirken der Seelen, ich weiß nicht wie, ich glaube, durch das bloße grenzenlose Wollen und Nichtzweifeln am Erfolg des Willens.

„O, Fräulein, läge es nur an der Willensmacht, so hätte Ihnen meine Seele in dieser geheimnißreichen Sprache schon viel gesagt. Und doch müssen Sie sie nicht vernommen haben! Lehren Sie mich die Kunst, mit Zungen zu reden, und geben Sie mir damit die wunderbare Macht über Ihre schöne Seele, die Sie seit dem ersten Tage über die meinige übten; Hermione, seit dem Tage am Fuße der Kalanda, da mein Leben, gleich den beiden zusammenrinnenden Rheinströmen, in Ihr Leben überging.“

Er sprach dies mit bebender Stimme und den

Blick an den Boden geheftet. Als er aufzusehen wagte, stand sie hochgeröthet vor ihm. Aber der Ernst und die ihr eigenthümliche Würde kehrten eben so schnell zurück. „Wir wollen zurück“, sagte sie, „durch den Feentempel. Kommen Sie! Ich weiß nicht, ob Sie sich mit meinen Ansichten nur belustigen wollen, oder ob Sie im Ernste reden. In jedem Fall hätte ich Ihnen Verpflichtung gehabt, wenn Sie dem harmlosen Gespräche nicht jene Wendung gegeben haben würden.“

„Verzeihen Sie, Fräulein!“ erwiederte er: „Ich kann Ihnen keine höhere Ehrfurcht bezeugen. Ich würde geschwiegen haben, hätte nicht diese Stunde und das Wunder des Feentempels in allen meinen Entschlüssen und Entwürfen eine große Verwandlung bewirkt.“

„Wollen Sie mich wirklich glauben machen, Sie seien durch die geheime Gewalt dieser Stätte verwandelt?“

„Durch Alles; vielleicht durch den Traum schon; durch Ihr Erscheinen; durch die Grauen der unterirdischen Welt; durch den Anblick des schönen Friedensthales zu unsern Füßen hier; durch Ihr Dastehen in aller Lieblichkeit zwischen den kalten, riesenhaften Felsklippen; durch — ach, wer erräth Alles, was die Seele stimmt und den Willen des Geistes entscheidet? — Genug, unwandelbar ist mein Entschluß, in einer Einsamkeit mir selbst zu leben. Als ich Ihnen dies offenbarte, da durfte ich Ihnen auch das übrige Geheimniß meiner Brust nicht verbergen.“

Er schwieg. Schon brannte in ihrer Hand das Flämmchen. Die Laterne war angezündet. Sie reichte ihm dieselbe mit trübem, freundlichem Blicke hinüber. Er nahm ihre Hand. Sie zitterte in der seinigen. Beide traten schweigend in die Nacht der unterirdischen Halle zurück.

18.

Das Tempel-Abenteuer.

Florian wie Hermione verfolgten langsam und still ihren spärlich beleuchteten Weg. Hermione überdachte noch seine letzten Reden. Sein plötzliches, anhaltendes Schweigen betrübte sie. Denn obwohl er, vorzündend, zuweilen nach ihr zurücksah, damit sie auf dem klippenvollen Boden keinen Fehltritt thue, entschlüpfte ihm doch keine Silbe freundlicher Besorgniß oder Warnung, wie das erste Mal, als sie diesen Weg gemacht hatten.

Als Beide schon zur Mitte des Feentempels gekommen waren — und Beide gingen, ohne auf dessen seltsame Gestaltungen und Verzierungen zu achten —, blieb Hermione stehen. Sein Schweigen ward ihr unerträglich. Sie fühlte, daß diese Mißstimmung zwischen ihnen nicht herrschen dürfe. Sie hatte den Mann nicht beleidigen wollen, den sie eben in dieser Stunde noch hochachtungswürdiger gefunden hatte. Und als er nach ihr zurücksah, reichte sie ihm die Hand und sprach: „Wollen Sie mir zürnen?“

Er wandte sich zurück. Er nahm ihre Hand, schüttelte verneinend das Haupt und ging weiter. Aber reden konnte er nicht. Ihre Stimme, die ihm unendlich mehr sagte, als das Wort, hatte ihn durchschaudert. Es klang darin ein Geständniß, welches er sich selber nicht zu gestehen wagte.

Nachdem sie wieder eine Strecke Weges zurückgelegt hatten, hielt Hermione noch einmal an und sagte: „Eben an dieser Stelle ist die Natur des Feentempels am reichsten in allerlei Gestalten. Sehen Sie sich einen Augenblick um. Wir sind von steingewordenen Riesen und Zwergen, von Schlangen und andern Ungeheuern umringt, die der Abgrund hervorbringt, oder ein Fiebertraum. Sehen Sie doch links dort, wie sich der ungestalte Kopf da gräßlich aus der alten Höhlennacht hervorstreckt, mit dem geschwollenen grinsenden Löwenmaul, der breiten schnabelhaften Nase und den tückischen Augen, die uns so finster anglotzen, und im zwitternden Lichte der Kerze sich regen zu wollen scheinen.“

Florian zündete mit der Laterne nach allen Richtungen. Jede Aenderung der Beleuchtung änderte auch das verworrene Bild der Gestalten.

Sie verweilten auf dieser Stätte, und waren beide im Entdecken neuer Zerrbilder und Fratzengesichter, so wie der scherzenden Bemerkungen darüber, unerschöpflich. Es schien Beiden daran gelegen, sich zu erheitern. Bei jedem Schritte, den sie vorwärts thaten, entfaltete sich rechts und links neue Gaukelspielerei des Lichtes und der Felsen und der Tropfsteine.

Indem leuchtete Florian hoch über sich gegen das Gewölbe. Da hing ein mächtiger, loser Felsblock über ihren Häuptern, wie schwebend, vielleicht nur schwach von Nebengesteinen festgehalten, daß er nicht jeden Augenblick niederstürze. „Kommen Sie, kommen Sie ins Freie!“ sagte Hermione: „Unsere Stimme und die Erschütterung der Luft könnte diesen Felsen herabreißen und er uns beide vergraben.“

„Ich würde kein prachtvolleres Grab begehren können,“ versetzte Florian, „und keinen willkommenern Tod, als in der Blüthe des Lebens an Ihrer Seite.“

— Sie müssen sich noch nicht zu den Lebensmüden zählen.

„Nein, eben heute zähle ich mich erst zu den Lebensfrohen. Und wenn dieses Gebirg über uns zusammenbräche, was wär's denn anderes, als eine frühere Verklärung unserer beider?“

— Lassen Sie das Gebirg, und fliehen wir. Es wandelt mich wahre Furcht an, das Gebirg könnte uns beim Wort nehmen.

„Hermione zittert vor der Möglichkeit des Sterbens?“

— Ach, ich habe in der Oberwelt noch einen theuern Vater. Freilich nur einen Stiefvater noch; aber er ist mir von Herzen lieb. Ich habe

ihn so lange nicht gesehen. Einst mit Freuden auf in die Heimath und ins Reich der Freuden, zu meinem rechten Vater und zu meiner heißgeliebten, heiligen Mutter!

„Stürzte der Fels nieder, dann wäre mein Traum erfüllt, Hermione; dann hätte die Schlange, welche sich um uns beide knüpfte, ihre Bedeutung gefunden: die Ewigkeit vereinte uns beide.“

— Fort! fort! rief sie ängstlich: Fort, ins Freie! — Ungläubiger, warum wollen Sie eben jetzt erst an Ihren verhängnißvollen Traum gläubig werden? —

Plötzlich schlug bei diesen Worten ein heftiger Donner durch die Felsenhalle. Man hörte ein Prasseln zusammenfallenden Gesteins. Das Licht der Laterne erlosch von einem scharfen Luftstoße. Der ganze Feentempel schien zu erzittern. Der Wiederhall schnarchte rauschend durch den hohlen Berg. Hermione stieß in demselben Augenblick einen durchdringenden Schrei aus. Florian warf die erlöschte Laterne hin, und tappte mit beiden Händen im Finstern nach Hermionen. Sie sank ihm entgegen, und er hielt die Zitternde mit seinen Armen empor.

„Sie sind doch unbeschädigt?“ rief er hastig.

— Um Gotteswillen, was ist geschehen? Wir sind verschüttet. Nicht so? Die Felsen sind eingebrochen?

„Beruhigen Sie sich. Gefahr für uns kann ja nirgends sein. Ist der Eingang der Höhle geschlossen, kehren wir zurück, und ich klettere über die Felsen ins Val de Sainte-Croix nieder und bringe Ihnen Hilfe.“

— Da hinab führt kein Weg über die schroffen Bergwände. O lieber Florian, machen Sie sich auf das Schrecklichste gefaßt; wir sind beide verloren.

„O gläubige Verzweifelnde! Genesen Sie vom ersten Schrecken, dann will ich den Ausweg suchen. Fürchten Sie nichts, denn ich bin mit Ihnen, und mit uns beiden ist der Alliebende.“

Es währte geraume Zeit, ehe sich das Fräulein Delory sammeln konnte. Er fühlte das Schlagen ihres Herzens an seiner Brust. Aber er redete so gelassen, so zuversichtlich von der Gefahrlosigkeit des Ereignisses; er bewies so überzeugend, daß auch schon das Herabfallen eines mäßig großen Felsensteins donnerähnliches, wiederhallendes Getöse in den vielen Krümmungen der unterirdischen Halle verursachen müsse; er wußte es so wahrscheinlich zu machen, daß der vernommene Felssturz nicht einmal in dem Hauptgange, sondern vielmehr in einem der Nebengänge gewesen sei, die sie beim Eingang in den Feentempel gesehen; er bewies selbst aus der Frische der Luft, die sie athmeten, die Nähe und Unverschlossenheit des Ausgangs so überredend, daß Hermione wieder Muth faßte.

„Aber wie finden wir uns aus dieser Nacht zurück?“ sagte sie: „Ich habe Feuerzeug, Schwefelstäbchen und Stab verloren. Wir können unter den Füßen das Brett verlieren, und mit einem Fehltritt zwischen den Felsen ausgleiten und verderben.“

Auch darüber sprach Florian Beruhigung zu. Indessen war ihm doch nicht so wohl zu Muth, wie er sich stellte. Er konnte jenen erschütternden Knall nicht anders, als durch den Zusammensturz einer großen, vielleicht jeden Ausweg versperrenden Steinmasse erklären. Daher bat er Hermione, einen Augenblick zu verweilen und ihm zu erlauben, den nicht entfernten Ausgang des Feentempels zu suchen.

Als er sie aber fahren ließ und sich von ihr wegwenden wollte, schlug sie mit ängstlichem Schrei ihre Arme um seinen Hals, und beschwor ihn weinend, sie nicht zu verlassen. Noch einmal suchte er mit aller Beredsamkeit, welche die Liebe einhauchen kann, ihren Kummer zu stillen. Er drückte die Weinende an sein Herz. „Hermione,“ rief er, und fühlte nur die Seligkeit, in dieser Grabesnacht von den Armen des Engels umklammert zu sein, „wie können Sie das Entsetzlichste glauben? Geben Sie jede Furcht auf. Wir sind nicht verloren. Und müßte ich alle diese Felsen neu durchbrechen, um Sie an das Licht des Tages zurückzuführen, ich würde sie durchbrechen.“

„Verlassen Sie mich nicht!“ sagte sie leise weinend: „Unser Schicksal ist ja erfüllt, ich weiß es. Aber ich glaubte nicht, daß der traurige Tag, der uns verkündet ist, so nahe sei. Wir sollen und werden mit einander untergehen. Trösten Sie sich nicht, und mich nicht, mit eiteln Erwartungen, gerettet zu werden! Die Weissagung über uns ist erfüllt. Sie ist an derselben schrecklichen Stätte erfüllt, wo ich sie empfing. Irr' ich mich nicht, so war es auf eben diesem Platze des Feentempels, wo wir stehen, daß mir die Morne gebot, Sie zu vermeiden; denn ich würde Sie, und Sie würden mich in einen finstern Abgrund niederziehen.“

„Wie, die Morne?“ rief Florian mit ungläubigem Erstaunen: „Und die Worte dieses alten, halb wahnsinnigen Weibes können Ihrem Gemüthe Besonnenheit und Haltung rauben? Können Ihnen mehr als alle Gründe der Vernunft, als alle Bitten eines Mannes gelten, der tausend Tode für Sie zu sterben bereit wäre?“

— Aber die Worte dieser wahnsinnigen Prophetin sind erfüllt, was nun auch Ihre Vernunft und Ihr Muth dagegen sage! Unglücklicher Florian, Ihr Traum vor der Höhle ist erfüllt! Diese Nacht um uns her ist die Schlange Ihres weissagenden Traums, der uns beide vereint. Ach, und daß ich selbst das Band um Sie werfen mußte, Sie selbst verleiten mußte, mich in dieses gemeinsame Grab zu begleiten! Armer Florian, daß ich die Mörderin Ihres theuern Lebens werden sollte — das hatte mir nicht ahnen können!

„Sie sind es nicht, Hermione, Sie werden es nie sein!“

— O, die Morne warnte dreimal ernst, ich sollte Sie meiden, nur Sie! — Ich habe Sie ja vermieden. Ich erzitterte, so oft ich Sie erblickte. Ich bin Ihnen ausgewichen. Nie ging ich ohne stilles Grausen in Ihrer Nähe. O, die Morne warnte nicht vergebens, ich würde Sie, Sie würden mich in den Abgrund des Verderbens reissen. Nun habe ich Sie hinabgerissen. Ich wollte Sie vermeiden. Ich konnte es ja nicht. Nun ist's geschehen. Nun ist mein Grausen geendet, nun das finstere Räthsel gelöset. Ich soll den Tod an Ihrer Brust finden. Ich will ihn gern hier nehmen. Ich bin ruhig. Gott ist barmherzig.

Sie sprach mit sanfter, aber fester Stimme, und ihre Arme umschlossen ihn, als wolle sie im Sterben nicht von ihm gerissen sein. Florian fühlte sich von den widersprechendsten Empfindungen erschüttert. Hermionens Reden schienen ihm Worte des Wahnsinns, und hauchten ihm doch die süßesten Töne entgegen. Der Schmerz füllte sein Auge um ihr Verzagen mit Thränen; aber die Liebe, mitten unter den Schrecken des Todes, sein Herz mit Entzücken. Er lehnte sein Haupt an das ihrige, welches seitwärts an seiner Achsel lag. Er berührte mit seinen Lippen den Shawl, den sie um ihre Stirn gewunden hatte, und küßte ihn leise. Sie schien diesen Kuß empfunden zu haben. Ein tiefer Seufzer zitterte von ihren Lippen. Ihre Hände, die sie um ihn geschlagen hielt, erwiederten mit einem matten Druck. „Armer Florian!“ klagte sie leise.

„Hermione,“ sagte er endlich, „warum verzweifeln, ehe wir Gewißheit haben, daß wir ohne Erlösung verloren sind? Geben Sie mir Ihre Hand. Vertrauen Sie Gott und mir, ich beschwöre Sie, mehr, als den Faseleien der alten Morne und den sinnlosen Gaukeleien eines Traums.“

— Wir sind verschüttet. Niemand in der Welt weiß, daß Sie und ich im Innern dieses Berges sind.

„So tappen wir uns wieder zurück bis zur Oeffnung gegen Val de Sainte-Croix. Ich will mit meiner Stimme hinunterschreien, daß sie meilenweit gehört werden soll.“

— Ich gehorche. Führen Sie mich, wohin Sie wollen. Unser Verhängniß hat es vollzogen.

„Und wenn meine Verheißung erfüllt wird, himmlische Hermione, werden Sie mir dann mehr, als nichtigen Träumereien und Prophezeihungen glauben? Ich bitte Sie, wollen Sie das?“

— Ich gehorche Ihnen. Ich bin Ihnen nun einmal hingegeben, lieber Freund. Das Schicksal gab mich hin. In meiner Macht lag nichts.

Noch einmal zog er sie sanft an seine Brust. Die Hoffnung seines Glücks flammte hell in ihm auf. Er ergriff die Hand Hermionens und sagte: „Fassen Sie Muth. Folgen Sie mir!“

Er schritt langsam durch die Finsterniß. Bei jedem Tritte beugte er sich und suchte mit der Hand den Boden, um ihren Fuß sicher zu setzen. Zitternd folgte sie. Es war ein mühseliger, gefahrenreicher Weg, welchen Furcht und Schrecken verlängerten. Schon geraume Zeit waren sie so gegangen. Da rief Hermione ängstlich: „Florian, was ist das? Ich athme Schwefeldünste!“

Florian, der dies für neue Wirkung ihrer geschreckten Phantasie hielt, sprach ihr Muth zu und setzte den Weg fort. Aber er war noch nicht weit, als auch ihm Schwefelgeruch entgegen drang, der bald immer stärker und stärker ward.

„So wahr ich lebe, das ist Pulverdampf!“ rief er: „Ich begreife nicht, wie der in diese Höhle gelangt. Kein Erdbeben und kein unterirdisches Feuer hat das gethan.“

„Täuschen wir uns nicht mit eiteln Hoffnungen, lieber Freund,“ seufzte Hermione, „und nicht mit unglaublichen.“

Plötzlich, als Florian, weiter gehend, sich tappend zur Erde beugte, rief er: „Ich sehe Tageslicht! Sie sind gerettet!“

Hermione strengte ihre Augen vergebens an, in der undurchdringlichen Finsterniß den Schimmer zu entdecken. Er zog die Zitternde rascher nach. Sie traten aus der Krümmung des Ganges. Da erblickten sie den Ausgang der Felsengrotte, durch welchen blendende, dunkelrothe Goldgluth hereinströmte, in der die grünen Halme und Kräuter der Oberwelt mit strahlender Schönheit schwebten.

„Ach Gott!“ schrie sie, und stand von der Ueberraschung wie in ein Marmorbild verwandelt, unbeweglich, mit emporgehobenen Armen, mit starren Blicken. Und als Florian sich mit Entzücken zu ihr wandte, sank sie im Uebermaße der Freude, sich selber unbewußt, an seine Brust, umfing ihn und drückte küssend ihre Lippen auf die seinigen. Dann ward sie bleich, und ihre Züge entstellten sich. Ein heftiger Schmerz schien sie zu durchzucken. Ihre Arme sanken kraftlos. Ihr Haupt neigte sich ohnmächtig auf die Seite. Florian hielt sie erschrocken in seinen Armen empor. Es schien ihr an Luft und Athem zu mangeln. Wie zwischen Tod und Leben ringend, starrte ihr trockenes Auge ängstlich zu Florian auf, bis sich dieser krampfhafte Zustand in heftiges Weinen und Schluchzen löste. Da genas sie gemach wieder. Unter einer Fluth von Thränen traten die verschwundenen Rosen ihrer Wangen wieder aus der leichenhaften Bläße hervor.

Sobald sie ihrer mächtig geworden war, entzog sie sich den Armen des Jünglings und verhüllte ihr Antlitz in ein Tuch. Wie sie aber ihren Blick wieder erhob, und sah, wie Florian blaß und stumm dastand in ängstlicher Bekümmerniß um sie, durch ihren Zustand geschreckt, lächelte sie ihn mit unaussprechlicher Rührung an. Und sie reichte ihm die Hand und sagte, in Blick und Stimme die reinste Zärtlichkeit, zu ihm: „Guter Florian, was hast du meinetwillen gelitten! Vergib!“

Nun erwachte auch er zum heitern Leben. Er schloß die Zitternde in seinen Arm. Er drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen, und fühlte ihn erwiedert.

„Mein Gott, ich kenne mich selbst nicht mehr!“ sagte Hermione und wand sich los von ihm. Dann bot sie ihm wieder die Hand und sagte: „Ach, lieber Freund, verkennen Sie mich nicht. Verlassen Sie mich nicht. Sie wissen es nun, mein Leben ist in Ihnen. Was hilft Läugnen? Ich weiß es, mir selbst gehör' ich nicht mehr.“

Dann ging sie Hand in Hand mit ihm zum Ausgang des Feentempels, durch welchen bläßere Gluth hereinströmte. Er stieg ins Tageslicht; Hermione folgte. Beide, als sie draussen standen, athmeten schweigend mit tiefen Zügen die reine, warme, erquickende Abendluft.

19.

Der Karpfen.

Schon war die Sonne hinter den Höhen des Gros-Taureau niedergesunken. Milder Glanz schwamm über den Fluren, helleres Widerlicht um die Berggipfel. Durch die blauen Lüfte zogen Vögel und leuchtende Wölkchen. In den grünen Thalgründen glichen die einzelnen Hütten Altären, von welchen perlfarbene Säulen des Rauchs zum Himmel schwebten. — Florian und Hermione glaubten nie die Welt schöner gesehen zu haben. Alles war geistiger, reiner, glänzender vor ihren Augen.

Hermione faltete, mit einem Blick innigen Dankes zum Himmel, die Hände; dann ruhte derselbe Blick wieder in rührender Verwirrung auf Florian, während ihre erröthenden Wangen ein Lächeln voll Liebe überflog. In der That, Lieblicheres war nicht zu sehen, als diese Verschämung, dieses Entzücken und dieses Vertrauen. Aber auch er, in edler Haltung, sinnig und stumm, glich einem Halbgott. Wie zitternder Heiligenglanz wehte im Zuge des Abendhauches das Gold der Haarlocken ihm um Stirn und Nacken. Es sprach Abglanz innerer Seligkeit aus dem Dunkel seiner blauen Augen.

Indem rief eine laute Stimme unsern von Beiden: „Oho! da find' ich Sie mir eben recht gelegen. Glück auf! Glück auf!“

Es war kein Anderer, als der Herr Professor Onyx. Er kam den Abhang des Berges herauf von der benachbarten Hütte le Cret. Er trocknete den Schweiß von der Stirne, und machte schon aus der Ferne zahllose Verbeugungen gegen Fräulein Delory.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „mich verfolgt das Unglück wie ein aussätziger Kobold. Da find' ich Sie, mein Fräulein, unverhofft, und kann Ihnen keine Ihrer niedlichen Namensschwestern, keine meiner Hermionen anbieten. Einen ganzen Strauß hatte ich von den Felsen bei Buttes gestern Abend gebracht nach le Cret. Aber es war schon zu dunkel, um sie Ihnen zu überreichen. Ich stellte sie sorgfältig in Wasser. Siehe, da kommt diesen Morgen eine verdammte Ziege und frißt mir die Blumen alle hinweg. Ich gewann bei dem Verluste jedoch so viel, daß ich lernte, die Hermionen wären ein gutes Viehfutter. Wirklich melkt jetzt der kleine Etienne das gefräßige Raubthier. Ich habe die Milch schon bezahlt. Wir wollen sie Alle versuchen; ich vermuthe nicht ohne Grund, die Hermionen können ihr einen aromatischen Beigeschmack geben. Wir müssen versuchen!“

Fräulein Delory lächelte den Gelehrten an. „Ich würde mit Vergnügen Ihr Gast sein; aber drunten erwartet man mich gewiß schon lange!“ sagte sie: „Doch wenn Sie mir morgen einen Strauß von Ihren Blumen ...“

„Oh,“ rief der Professor, „ganze Kränze versprech' ich Ihnen, schönes Fräulein. Bei Hunderten hab' ich sie diesen Morgen im Schatten eines Granitblocks beisammen blühend gesehen.“ Dann zu Florian gewendet, rief er: „Seelenfreundchen, diesen Granitblock müssen Sie sehen, eben diesen! Er ist von allerhöchster Wichtigkeit für meine Erklärung vom Erscheinen der Urgebirgsfindlinge auf den Jurahöhen. Er ist ein beredter, ein unzerstörbarer, ein unwiderlegbarer Zeuge, daß ihn, wie die andern, Eisschollen von den Gipfeln der Alpen hierher trugen, da dies alles noch Tohu Vabohu, ein unendliches Meer war. Oben und an den Seiten ringsum abgestoßen ist er an allen Ecken, natürlich durch Reibungen und Abprallungen. Unter der Mitte, wie er in die Eisfläche der Scholle gesenkt hing, erblicken Sie ihn unversehrt, scharfeckig, wohlgeschnitten.“

Hermione zog, während der Herr Professor fortfuhr, seine Beobachtungen zu entwickeln, den rothen Shawl von ihrem Haupte und ging gegen den Eingang des Feentempels zurück, wo sie Hut und Körbchen versteckt hatte. Als Onyx ihre Entfernung bemerkte, unterbrach er sich plötzlich und rief: „Kommen Sie, kommen Sie, Herr ... ich behalte in meinem Leben Ihren Namen nicht ... zum Feentempel. Ich bereite Ihnen ein Fest. Es ist noch hell genug. Sie werden erstaunen; Sie sind Kenner.“ Damit führte er den träumenden Florian, der wenig auf ihn gehört hatte, zum Eingang der Höhle.

„Was haben Sie vor, Herr Professor?“ sagte Florian, als er vor dem Loche stand.

„Ich will nichts verrathen, nichts voraus versprechen. Wer weiß, wie der Felsen eben geklüftet war! Ich stehe für nichts, als daß mein Sprengloch gut gebohrt war.“

„Wie? Was? Wo haben sie gesprengt? Mit Pulver?“

„Allerdings, mein Seelenfreund.“

„Hier im Feentempel?“ rief Florian, dem sich Räthsel löseten.

„Aha! Siehe da! Bin ich Ihnen zuvorge-

kommen?« rief Herr Onyx lachend: »Haben Sie vielleicht den gleichen Plan gehabt, wie ich?«

»Sie also haben einen Felsen gesprengt, Herr Professor?«

»Was denn anderes? Sechs Stunden lang in der Höhle hatte ich diesen Morgen am Bohrloche gearbeitet. Unterdessen fraß mir die verdammte Ziege meine Hermionen rein weg. Dann ging ich zur Hütte, holte Stein, Stahl, Zundel, Schwefelfaden, und hatte Teufelsverdruß mit der Ziege. Vor einer halben Stunde zündete ich an. Es war ein gefährliches Stückchen; aber ich war wie ein Blitz wieder aus dem Schlunde der Höhle heraus. Pumm! — da ging die Mine los. O, sie krachte göttlich!«

»Das danke Ihnen Beelzebub, Moloch und Belial, Herr Professor. Sie haben fast zwei Menschen getödtet.«

»Es war weit herum keine Seele.«

»Aber Fräulein Delory und ich befanden uns denselben Augenblick eben im Feentempel unter der Erde.«

»Wie? Sie kommen jetzt erst heraus? Hat sich der Pulverdampf zerstreut? Er hängt sonst lange in den Stollen fest. Fast wäre ich einmal darin erstickt; er drang mir sauer in die Lunge.«

»Aber welcher böse Geist verführte Sie, eben heute Ihre zerstörende Kunst im Unterirdischen zu versuchen?«

»Aus Ihrer Frage, Seelenfreundchen, läßt sich schliessen, daß Sie nichts gesehen haben, nichts, gar nichts. Wären Sie in der Grotte ein wenig aufmerksam gewesen, würden Sie sechs Schritte vom Eingang, rechts im Kalkfelsen, unter der abgefallenen Sinterrinde, einen purpurfarbenen Fleck bemerkt haben. Genauer besehen, ist's ein ganzer Fischkopf, halb erhaben, wie der Kopf eines Karpfen. Man sieht deutlich den Einschnitt des Mundes, die Kiefer gerundet, einen zinnoberrothen, runden, erbsengroßen Punkt an der Stelle des Auges. Ich, sobald die Entdeckung gemacht ist, verfolge die Richtung, schlage die Sinterkruste ab, und, ich bitte Sie um Gotteswillen! erblicke anderthalb Schuh weit vom Kopfe einen schwarzröthlichen Streif im Felsen, ganz von der Größe der Schwanzflossen.«

Florian wandte sich mit verdrießlichem Lachen zu Hermione, die herbeigekommen und Zuhörerin gewesen war. »Danken Sie Gott, Herr Professor, daß Ihr Karpfen uns nicht das Leben gekostet hat!«

»Sie scherzen, vortrefflicher Freund. Aber ich mußte dieses Wunderkind der vorsündfluthlichen Welt herausbaben aus den Felsen, und hätte ich unter den Felsen sammt dem Karpfen begraben werden sollen. Allein, erlauben Sie, ehe es zu dunkel wird, kann ich eine kleine Nachsuchung halten. Ich sage Ihnen, es ist kein Fischabdruck, wie etwa in Sandstein- und Thonschiefern; nein, ein vollständiger Fisch mit Fleisch und Gräten, — der einzige in seiner Art, wie ihn bis jetzt kein Kabinet hatte.«

Mit diesen Worten schlüpfte er in die Höhle, und schrie noch drinnen: »Herr, ist mir der Schuß gelungen, ich gebe den Fisch nicht um zweitausend Gulden. Haben Sie Acht!«

Florian hatte aber nicht Acht, sondern wandelte, Hermionen am Arm, längs den Felsen die Höhe abwärts, der Bellschen Wohnung entgegen, die fast eine halbe Stunde von ihnen entfernt lag.

20.

Die Prophetin.

Beide eilten nicht. Sie hatten sich Vieles zu sagen. Von Zeit zu Zeit blickten sie zu einander seitwärts mit glänzenden Augen hin, und jeder Blick erzählte von dem Himmel, der in Beiden wohnte.

»Es ist wahr,« hob Florian an, »dieser wunderliche Professor hätte uns mit seiner naturforscherischen Thätigkeit im Feentempel begraben können. Aber ich bin ihm zu viel Glück schuldig, als daß ich nicht gern den kleinen Schreck verzeihen sollte, den er uns gemacht hatte.«

»Und nicht er, vielmehr meine Zaghaftigkeit und Angst, war Urheberin Ihres Schreckens, lieber Florian.«

»Wenn wir es strenger nehmen, auch Sie nicht, theure Hermione, sondern die, welche Ihre reizbare Einbildungskraft mit Schreckbildern, darf ich sagen, des Aberglaubens? mit Traumbedeutungen und Weissagungen überfüllten.«

— O Freund, verdammen Sie nicht Alles, wie Pöbelglauben, was aus dem Gebiete der Seele hervorgeht.

„Indessen müssen Sie zugeben, daß diesmal die untrüglichste Erfahrung von der Richtigkeit aller Vorhersagungen gemacht worden ist. Jene Tropfsteinhöhle ist eine Tropfsteinhöhle, und mehr nicht. Hätte man ihr nicht den Namen des Feentempels gegeben, würde man sie schwerlich für die Herberge geheimer Mächte gehalten haben. Sie, theure Hermione, hätten meinen Traum vor der Höhle nicht für ein zauberartiges Einwirken dieser Mächte gehalten. Sie hätten jenen unglücklichen Zufall in der Höhle nicht mit dem Traum in Verbindung gebracht.“

— Ich will Ihnen einräumen, daß ich den Traum und die Prophezeihung der Morne falsch deutete; darum könnten ja doch aber noch Traum und Morne Recht behalten. Schon bedeutsam sind in Ihrem Traum Meer, Landhaus, Liliengarten. Finden Sie das nicht?

„Wenn man vom Reisen träumt, treten wohl auch Meere und Landhäuser hervor. Und daß mir die Menge Lilien erschien, erkläre ich leicht, weil ich an Sie dachte, schöne Hermione, und von den Freunden wußte, daß Sie die Lilien vor allen Blumen ehren. Darum sah ich Sie

im Traume mitten unter Ihren Lieblingen und Ebenbildern.“

— Zuletzt verstehen Sie sich auf's Traumdeuten besser, als ein Chaldäer. Ich räume die Möglichkeit von Allem ein, was Sie sagen. Aber die Möglichkeit höherer Beziehungen eines Traumes können Sie eben so wenig verwerfen.

„Nun denn, Möglichkeit gegen Möglichkeit! Warum uns mit Furcht vor Möglichkeiten quälen?“

Unter dergleichen Gesprächen war der dunkle Abend herangekommen; mit allen seinen Sternen leuchtete der Himmel herab, an den Hügeln umher das röthliche Licht der Hütten aus der Ferne, und schon sah man im Vordergrund die erhellten Fenster der Frau Bell hinter den Bäumen.

Traulicher, und Hand in Hand, wurden Abreden für den folgenden Morgen genommen. Indem sie noch mit einander flüsterten, gaukelte ihnen durch die sternenhelle Nacht zwischen den Bäumen ein finsterer Schatten entgegen. Er schwebte mit seltsamen Schwüngen und Bewegungen auf dem Pfade von der Wohnung der Frau Bell. Es rauschten Schritte. Vor ihnen stand die lange Gestalt der Morne, die ihre Arme hoch aufstreckte und rief: „Von hinnen, Flüchtling! Noch sind die Blutflecken nicht von Ihren Kleidern gefallen.“

„Meinet Ihr mich, Frau Morne?“ sagte Florian betroffen und unwillig.

„Morgen oder übermorgen erfahren Sie mehr!“ erwiederte die Alte: „Und immer zu früh!“ — Dann erhob sie abermals die Hand hoch in die Luft und rief: „Auch der Himmel hat Augen, mein Herr!“

Hermionen überfiel bei diesen seltsamen Worten ein unwillkührlicher Schauder. Sie drängte sich näher an Florian, als suche sie Schutz gegen das gespensterhafte Wesen des Weibes. Er bemerkte ihre Aengstlichkeit, und sagte: „Fürchten Sie nichts, Fräulein; Mutter Morne hat mich selber gescholten, als ich ihr einmal eine Weissagung abforderte. Sie behauptete, nur Gott kenne die Zukunft.“

„Das sagte sie,“ rief die Alte, „und sagt es auch heut. Aber auch sagt sie: der Mensch soll die Gegenwart kennen; und Sie, mein Herr, kennen Sie nicht, sonst wüßten Sie, daß Sie heute ein frommes Lamm zum Altar der Reue geführt hätten.“

— Und Ihr, Mutter Morne, wenn Ihr die Gegenwart verständet, würdet Ihr nicht frohen Menschen mit Euerm Geschwätze lästig fallen. Gehabt Euch wohl!

„Gehabt Euch wohl! Gehabt Euch wohl!“ schrie die Alte: „Der Wunsch ist nicht für mich, sondern für Sie und Fräulein Delory vonnöthen. Gehabt Euch wohl, denn Ihr gehabt Euch übel. Sah ich nicht Blut auf dem Gipfel des Großtaureau? Nun sehe ich das blutende Haupt. Herr, im trockenen Bette des Stromes la Combe habe ich gewarnt, und auch die Jungfrau gewarnt in den stillen Schluchten unter Longaigue. Wer hat mich gehört?“

— Ziehet Eurer Straße in Frieden, und lasset uns friedlich unsers Weges gehen. Was haben wir mit Euch zu schaffen? Gute Nacht.

„Halt!“ schrie mit heiserer Stimme die Schicksalsschwester, und fuhr mit beiden Armen in die Höhe, und blieb lange in dieser Stellung einer Wahnsinnigen vor ihnen stehen: „Lassen Sie ab vom Fräulein, und beflecken Sie Hermionens Gewand nicht mit dem Blute, das zum Herzen Hermionens schreit; ja, ja, ja, das zum Herzen Hermionens schreit; das ich auf dem Großtaureau sah und Sie in der Waldquelle nicht abwaschen konnten. Entweichen Sie aus diesen Juratälern, denn der Morgen wird Ihnen Herzeleid und der Abend Jammer bringen.“

— Verstehen Sie von dem allen ein Wort? — sagte Florian lachend zu Hermione.

„O, ich habe für das Fräulein die Auslegung unter drei ins Kreuz gelegten Schwertern, mit einer Dornenkrone umfaßt!“ rief die alte Morne, fuhr dann hastig suchend in ihren Kleidern umher und zog einen Brief hervor, den sie Hermionen reichte.

„Also von meinem Vater einen Brief?“ rief das Fräulein Delory, nahm der Morne den Brief ab, flüsterte Florianen eine gute Nacht, und flog davon zur Wohnung ihrer Freundinnen. In demselben Augenblick wanderte auch die Morne in entgegengesetzter Richtung mit langen Schritten den Berg hinan durch die Nacht. Florian stand allein. Er sah Hermione hinter den Bäumen verschwinden. Heiter eilte er den bekannten Pfad zum gastlichen Hause Staffards zurück.

21.

Verwandlungen.

Vater Staffard war eben von einer Reise nach der Hauptstadt zurückgekommen. Er brachte seinem bündenschen Gastfreunde frohe Botschaft mit, nämlich eine vom königlichen Statthalter zu Neuenburg unterzeichnete Aufenthaltsbewilligung. Er selbst hatte sich zum Statthalter begeben, ihm Florians Verhältniß und Geschichte erzählt und für den Verfolgten gut gesprochen. Besonders hatte er die völkerrechtswidrige Verletzung des neuenburgischen Gebiets durch jene Franzosen geltend gemacht, welche zwischen den Bayards und Brevine Florian und Georg überfallen hatten. Der Statthalter war wegen des Frevels sehr entrüstet gewesen.

„Nun geniessen Sie in unsern Bergen vollkommene Freiheit und Sicherheit!“ sagte der würdige Greis, als ihm, nach dem nächtlichen Mahle, Georg zum gefüllten Weinglase die Tabakspfeife gereicht hatte: „Wehe dem, der Ihnen ein Haar krümmt! Das Schicksal des Bündnerlandes wie der ganzen Schweiz, nun einmal an das Schwert der Ausländer hingegeben, wird

noch lange zwischen diesen schwanken. Trösten Sie sich, gedulden Sie sich. Schon sind wir über des Sommers Mitte hinaus. Bald wird der Herbst in unsern Höhen einziehen, wo er, statt des süßen Obstes und der Trauben, Schnee und Reif an die Zweige der Bäume und Gesträuche hängt. Aber desto erquicklicher wird es in unsern warmen Zimmern. Die Thäler spenden uns ihre schönsten Früchte und Gaben. Es wird Ihnen nicht an Unterhaltung fehlen. Sie sind einer von den Männern, die auch mit sich selbst in guter Gesellschaft sind. Richten Sie sich ein für den langen Winter bei uns. Denn wo fänden Sie mehr Freundschaft, mehr Sicherheit und Freiheit? Nicht so, werther Bundesgenosse, Sie bleiben uns getreu?"

Mit diesen Worten bot Vater Staffard herzlich seine Hand an Florian, der sie mit Rührung ergriff und sagte: „Es wäre an mir, zu bitten. Glücklicher, als in dieser Heimath des Friedens und der Tugend, könnte ich ja nirgends sein. Nicht einmal in mein zerstörtes Vaterland zurück sehne ich mich. Betrachten Sie mich als Ihren Sohn, wie mein Georg mich als seinen Bruder betrachtet. Dann kann ich Ihnen doch, früher oder später, wie einem Vater erkenntlich sein. Wir wollen dann den Winter Plane machen, wie ich hier mein Vermögen aus Graubünden am vortheilhaftesten anlege."

„O Florian," rief Georg, „wir sind schon an ganz andern Planen! Wir stehen schon im Handel, unser hiesiges Heimwesen aufzugeben und vielleicht im nächsten Frühling in mildere Landschaften zu ziehen. Denn dieser rauhe Himmel will doch meinem Vater nicht zusagen, eben so wenig der Frau Bell, die häufig kränkelt. Wir haben hier keine Aerzte in der Nähe."

„Und wohin wollet Ihr ziehen, ihr Glücklichen? Verstoßet mich nicht. Ich wandere mit Euch!" sagte Florian.

„Ha!" rief der Vater. „Mir wäre unser rauhe Berghimmel noch lange mild genug, und des Arztes bedarf der nicht, den einfache Lebensart, Arbeit und froher Muth gegen Krankheiten verwahren. Aber das sind Weiberrevolutionen, die mich Alten von hinnen treiben. Meine Frau Nachbarin Bell, ihrer Gesundheit wegen, will ins südliche Frankreich, in die Gegend von Antibes, zu ihrer Nichte Hermione. Dort ist ein weitläufiges Nationalgut feil, worauf Georg spekulirt, weil Claudine ihrer Mutter nahe bleiben möchte. Und so muß ich Alter hintennach. Was soll ich allein hier in den Bergen?"

„Und du, o Florian, du mit uns ins gelobte Land nach St. Jmar!" rief Georg: „Wie, du erröthest? Was sollen wir auf der düstern Feenhalde, wenn unsere Feen entwichen sind? Die Hand her! Sagtest du mir nicht, du ständest einsam im Leben, ohne Aeltern, ohne Geschwister, ohne Freunde? Alles, Alles geben wir dir in der Nähe von St. Jmar und Antibes wieder. Willst du? Mache mich glücklich! Die Hand her!"

„Könnte ich sie dir verweigern, dem ich sie auch geben würde, wenn ich ihn in eine Wüste begleiten sollte?" sagte Florian, und schloß Georg an sein Herz.

Sie plauderten noch lange. Sie waren selig in den Träumen von ihrer Zukunft. Und was sie im Gespräch ergötzt hatte, das umgaukelte sie schöner noch in der Zauberwelt des Schlummers.

Aber der folgende Tag verwandelte Alles. Die Freude, welche der Himmel dem Menschen spendet, ist vergänglicher, als ein Sonnenblick zwischen Regenschauern. Georg, der schon am Morgen im Vorbeigehen die Familie des Bellschen Hauses gesehen hatte, brachte die Nachricht heim, daß er die Frauenzimmer in unerklärlicher Stimmung und Verwirrung gefunden habe, nämlich Claudinen und ihre Mutter. Hermione sei unsichtbar, das heißt, in ihrem Zimmer verschlossen gewesen, und, wie man gesagt hätte, unwohl.

„Aber", sagte Georg, „die insgesammt da drückt ein Geheimniß. Man sieht in ihrem Gesicht den Umhang, welchen sie vorgezogen haben, damit Niemand schaue, was dahinter wohne. Frau Bell spricht wenig, macht sich viel mit Tischen und Stühlen zu thun, wischt von Fenstern und Spiegeln den Staub, um aufmerksamer zu hören, was man redet. Steht sie aber im Gespräch vor einem: so nickt sie, nicht bejahend, nicht verneinend, mit dem Kopfe, und sieht ernsthaft und überlegend drein, auch wenn man eben nur so ins Blaue etwas hinein, nichts für die Ueberlegung plaudert. Und die närrische Claudine sagt mir mit dem einen Blick: ich bin dir gut! und mit dem andern: nähere dich nicht! mit dem einen: ich hätte Lust, eins mit dir zu plaudern! mit dem andern: aber frage mich nichts! — Doch Geduld! Ehe vierundzwanzig Stunden durch's Land gehen, hab' ich Alles heraus."

Florian, wegen Hermionens Gesundheit ein wenig bekümmert, die vielleicht unter den Schrekken des Feentempels gelitten haben konnte, theils nicht ohne Unruhe, daß die Warnungen der alten Morne und deren Treiben auf des Fräuleins Einbildungskraft gewirkt, begab sich Nachmittags zur Wohnung der Frau Bell. Er fand Claudinen und ihre Mutter; aber Hermione blieb unsichtbar. Die sonst so freundlichen Freundinnen nahmen gegen ihn ein gar bedächtliches, höflich-kaltes Wesen an. Wie erzwungen dies auch immerhin, besonders bei Claudinen, erschien, war es dem bestürzten Bündner darum nicht minder kränkend. Er glaubte sogar zu bemerken, daß er in diesem Hause, in welchem er sonst willkommen gewesen war, ein etwas überflüssiger Gast geworden sei.

Eine Weile stand er unentschlossen und verlegen; aber, statt empfindlich, wandte er sich mit offenmüthiger Frage an die Frauenzimmer: „Alles

trägt mir das Zeichen Ihrer Ungnade: was denn hab' ich gesündigt?"

„Nicht das Geringste!" sagte Claudine höflich.

„Aber besser, Fräulein, wir gehen offen mit unsern Erklärungen hervor!" entgegnete Florian: „Vielleicht ist's ein Mißverständniß, das sich zwischen uns drängen will. Ich liebe Sie Alle zu sehr, als daß ich ohne Schmerz von der Achtung einbüßen könnte, deren Sie mich bisher zu würdigen schienen. Hab' ich gefehlt, so beschwör' ich Sie, mir das Vergehen anzuzeigen, damit ich entweder meine Unschuld rechtfertigen könne, oder die Strafe meiner Schuld mit Erkennung derselben büße."

„Wie kommen Sie zu diesem sonderbaren Verdacht gegen uns oder sich selbst?" sagte Frau Bell, und faltete am Umhang des Fensters.

„Ihre Worte, Ihre Gesichtszüge, Ihr Thun und Lassen führen zu diesem Verdacht!" erwiederte Florian: „Sie werden dies nicht mir, noch weniger sich selber abläugnen wollen. Warum mir also verhehlen, was für Ihre und meine Ruhe wichtig ist und vielleicht entscheidet, ob ich . . ."

„Wir haben Ihnen nichts darauf zu erwiedern!" versetzte Frau Bell: „Wir haben gegenseitig nichts zu schlichten, nichts zu richten. Erlauben Sie also, dieses Gespräch abzubrechen, das uns allen gleich peinlich werden muß."

„Ich will gehorchen. Nur eine Frage gestatten Sie mir: würde Fräulein Delory mir gewähren, sie nur auf einige Augenblicke zu sehen?"

„Nein!" rief Claudine heftig: „Nein, sie bedarf der Ruhe. Sie hat eine schreckliche Nacht durchlebt."

„Sie bringen mich zur Verzweiflung, liebes Fräulein, wenn Sie nicht sagen, ob ich als Urheber von den Leiden Ihrer liebenswürdigen Freundin angesehen werde."

„Nun ja; wenigstens — Sie haben — Sie werden es . . ."

Frau Bell unterbrach hastig ihre Tochter und rief: „Still, Claudine! Wer gibt dir Erlaubniß, zu plaudern? Kannst du dich selbst so ganz vergessen?" Und dann zu Florian gewandt setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie. Wir müssen ein Gespräch enden, das für Keinen angenehm sein kann. Hermionen ist nicht wohl. Gönnen Sie dem armen Mädchen so viel Zeit, daß es sich über sein Schicksal erheben könne; dann werden Sie vermuthlich erfahren, was Sie wissen wollen, und was wir kein Befugniß haben, Ihnen wider Hermionens Willen zu verrathen."

Mit dieser Erklärung ward Florian entlassen, der davon eilte, um sich auf einem einsamen Lauf durch Berg und Wald zu zerstreuen, oder vielmehr zu sammeln. Wie viel er umbersann, ließ sich nicht errathen, wie er zu Hermionens Unglück beigetragen habe. Es ward ihm die Sybille vom Gros-Taureau verdächtig. Sie hatte ohne Zweifel Hermionens Liebe entdeckt und Hermionens Brust mit abergläubiger Angst erfüllt. Ein eigenes Bewandtniß mochte es auch mit dem geheimnißreichen Briefe haben, den die Wahnsinnige in der Dunkelheit des gestrigen Abends gebracht hatte.

Als er in der Dämmerung nach langem Wandern zu Staffards Haus kam, eilte ihm Georg entgegen längs dem Hag des Gartens und sagte: „Es muß Ausserordentliches im Bellschen Hause begegnet sein; denn die Natur der Frauenzimmer ist ganz und gar verwandelt. Sie alle sind stumm wie Fische. Mutter Bell erschien allein. Claudine durfte sich nicht zeigen. Hier waltet ein Geheimniß, es muß deine Person betreffen. Leite mich auf die Spur. Das Uebrige weiß ich morgen."

Florian erzählte ihm die Geschichte des gestrigen Tages. „Vielleicht ist es Reue in Hermionen," setzte er hinzu, „daß das Herz, von der Gewalt seltsamer Zufälle überwältigt, zu viel verrieth. Vielleicht ist es weiblicher Stolz, Herz und Hand einem Flüchtling und Abenteurer leichtsinnig hingegeben zu haben. Vielleicht ist es Furcht vor den Weissagungen der alten Morne, die mich zu hassen scheint. Vielleicht alles das zugleich!"

„Nichts!" rief Georg: „Hermione liebt dich. Und wäre er ein Bettler, sagte sie einst zu Claudinen, und wäre er der Verworfenste unter den Männern, er würde nicht minder Gewalt über mich üben. Mein Leben hängt an seinem. Aber ich weiß, ich werde mit ihm und durch ihn untergehen, und er mit mir und durch mich."

22.

Der Nebenbuhler.

Georg legte sich auch folgendes Tages auf die Lauer. Aber ärgerlich kam er zurück und rief: „Ich glaube, der Teufel treibt seinen Spuk in dem Hause. Hermione und Claudine saßen auf dem Gartenbänkchen, als ich ankam. Gut, dachte ich, nun sollt ihr mir Rede stehen. Wie mich aber die Mädchen in der Ferne erblickten, standen sie auf und gingen in's Haus. Ich fand Niemanden, als die Mutter. Ich mochte fragen und sagen, was ich wollte, ich bekam keine Antwort, als ein Kopfschütteln, ein Achselzucken und allerlei Redensarten und Sprichwörter, die ich nicht verstand; z. B.: Trau, schau, wem; — am Abend weiß man mehr, als am Morgen; — man muß nicht alle Ahnungen verwerfen."

„Und sahest du Claudinen nicht?" fragte Florian.

„Allerdings. Höre nur. Sie kam. Die Mutter ließ uns sogar beide allein. Nun hoffte ich, gewonnen Spiel zu haben. Ich fing sogleich an. Sie aber ließ mich nicht zu Wort kommen, sondern sagte: „Lieber, goldner Herzens-Georg, ich darf Hermionen nicht länger als drei Minuten verlassen. Also geschwind laß mich reden und dir eine Bitte thun." — Ich antwortete: „Auf der Stelle erfüll' ich sie!" Nun denn, sagte sie,

du bist ein liebes, wackeres Söhnchen. Also bitte ich dich, du sollst keine Frage thun, um dies und das zu wissen, was deine Neugier vielleicht gern wissen möchte. Ferner, sage dem guten Florian, er thue mir leid. Er solle den Tag im Feentempel vergessen, und alles, was zu dem Tage gehört; er solle, der Ruhe Hermionens willen, nicht, ohne eingeladen zu sein, in unser Haus kommen. — So sagte Claudine. Ich fragte ärgerlich: Warum? — Sie schüttelte das Köpfchen und rief: Das ist die Frage, die du nicht thun sollst. — Dann seufzte sie: O der arme Florian! Aber es sind unglaubliche Dinge geschehen; ich sage dir, unglaubliche Dinge, und von der schrecklichsten Art. — Ich wollte noch einmal fragen. Sie aber rief: Die drei Minuten sind vorbei! und sprang davon, wandte sich unter der Seitenthür noch einmal, warf mir ein Kußhändchen zu und verschwand. Da stand ich allein. Ich wartete. Niemand kam zum Vorschein. Da ging ich meines Weges."

Dieser Bericht des treuen Georg war vollkommen geeignet, die Neugier der beiden Freunde noch mehr zu entzünden. Sie beichteten beim Abendessen Alles dem Vater Staffard.

„Kinder," sagte der Greis, „zerbrecht euch über Weibergeheimnisse den Kopf nicht. Weiber haben keine wichtigern Angelegenheiten, als mit ihren Herzen, und da ist's, wo ihre unglaublichsten Dinge geschehen. Wer weiß, ob Fräulein Delory nicht einen Traum gehabt hat, der für dasselbe merkwürdiger als die Bestimmung der Touloner Flotte unter Buonaparte ist? Oder ob nicht für Mama Bell der Tag von vorgestern ein Loos-, Glücks- und Unglückstag im Kalender gewesen? — Laßt die Weiberchen gehen; sie werden von selbst kommen und euch die unglaublichen Dinge der Reihe nach verrathen. Was den Brief betrifft, enthält er etwas Merkwürdiges, können wir es morgen wissen. Ich habe die Frau Bell zu sprechen. Sie wird sich freuen, ihr Herz gegen mich vom Geheimnisse erleichtern zu können."

Wirklich begab sich Vater Staffard des folgenden Tages zu seiner Nachbarin. Die jungen Leute daheim brannten vor Ungeduld nach seiner Rückkehr und Botschaft. Als sie ihn endlich aus der Ferne wieder ankommen sahen, gingen sie ihm beide entgegen.

Der Alte lachte. „Hab' ich's doch gedacht," sagte er, „ihr würdet die Qual des Fegefeuers leiden, bis ich euch erlöse. Nun denn, das Unglaubliche, was geschehen ist, habe ich mit meinen leiblichen Augen gesehen, und der Schlüssel zu dem großen Räthsel kam mir schon unter der Hausthür der Frau Bell zu Gesicht."

— Und das wäre? rief Georg.

„Ei nun, der Hauptmann Larmagne ist's. Er hat sich im Bellschen Hause einquartiert."

— Oho! rief Georg: Ist's nur der? Warum machen sie daraus ein Geheimniß? Etwa weil er beim Fräulein Delory seit etlichen Jahren den unglücklichen Liebhaber spielt?

„Hm!" versetzte Vater Staffard: „Glücklich oder unglücklich; ein Anbeter ist für ein Mädchen immer ein Anbeter. Und verstößt Hermione auch seine Huldigungen, du weißt ja, ihr Vater begünstigt ihn, und Hermionen gilt des Vaters Wort über Alles."

— Sie hat aber bestimmt erklärt, sie liebe den Hauptmann nicht.

„Mir gleich. Aber bei dem Allen sind nun die Unglaublichkeiten klar. Die Weiber fürchten zwischen den Nebenbuhlern unfreundliche Auftritte, vielleicht Blutvergiessen. Sie wissen ja durch dich und mich, wie Florian mit eben diesem Hauptmann schon ob den Bayards unsanft an einander gerathen ist."

„Wie?" rief Florian: „Ist's derselbe, der mich droben angreifen wollte, als wir von Brevine kamen?"

„Allerdings!" erwiederte Georg: „Ich mag den Menschen nicht. Er war in der Feenhalde, als er Hermionen auf Befehl ihres Vaters hierher begleiten mußte. Denn Oberst Despars, Hermionens Stiefvater, ist der vertrauteste und innigste Freund des Hauptmanns Larmagne. Er blieb damals mehrere Tage bei Frau Bell; aber ich hatte seiner in der ersten Stunde satt, und kam nicht mehr zu Claudinen, so lange er dort lebte; sah ihn auch nicht wieder, bis wir ihn diesseits Brevine fanden. Fängt er hier wieder Händel an, so soll er von Glück sagen, wenn ich ihm im ganzen Leibe einen einzigen Knochen ungebrochen lasse."

„Halt!" rief Vater Staffard: „Keine Unfugen! Lasset den Hauptmann in Frieden; verderbet nicht, was die Weiber Gutes zu thun denken."

23.

Alte Bekanntschaft.

Florian war so gehorsam, daß er sogar beschloß, im Hause zu bleiben, um seinem Nebenbuhler nicht einmal auf einem Spaziergange aufzustoßen.

Er saß also auf seinem Zimmer, unter Büchern und mathematischen Zeichnungen und Berechnungen, als bei ihm angepocht ward. Siehe, da trat Herr Professor Onyx herein.

„Bester, einziger Mann!" rief dieser, und stand mit einem großen Sprunge vor Florians Arbeitstisch: „Ich hätte Sie billig längst besuchen sollen; aber Sie wissen, man hat seine Geschäfte, man bleibt seiner Zeit nicht Meister, und unter Freunden und Männern rechnet man nicht nach. Also nichts für ungut. Sie sind unter Büchern vergraben. Nun, ich bleibe nicht lange. Ich halte mich unterdessen still, wie ein Fischchen. Ad vocem Fisch — Sie wissen, wie es mit meinem vorsündfluthlichen Fische ergangen ist? Es war ein sünd-

liches Unglück! Alles in zehntausend Granatstückchen zersprengt. Keine Spur mehr zu sehen."

— Ich beklage den Unfall, Herr Professor. Allein ..."

„Erlauben Sie, Seelenfreundchen, ich bemerke mit Entzücken, Sie sind Mathematiker. Ich sehe da nichts als algebraische Formeln bei Ihnen. Freund, wir haben uns nicht vergebens gefunden. Wir treten mit einander in Societät. Ich gebe Ihnen meine Lokal- und technischen Kenntnisse; Sie geben mir Ihre Mathematik. Ein Mann, wie Sie, hat mir gefehlt, um das wichtigste Räthsel zu lösen. Sind Sie zu Lons-le-Saunier gewesen? Oder zu Salins?"

— Nein.

„Sie müssen hin mit mir! Sie müssen hin."

— Darf ich wissen, warum?

„Sie sollen erstaunen. Ich werde Ihnen dort, wo die salzhaltigen Quellen aus der Gipsformation hervorgehen, sämmtliche darüber liegende Gebirgslager zeigen, und — ja, springen Sie deckenhoch! — ich zeige Ihnen dann die nämlichen Formationen in der Gegend des Neuenburger Sees. Frage: wie tief müssen wir bohren, um das Salzlager zu erteufen? wenigstens die gesalzenen Quellen aufzuschliessen? Das können Sie mit Ihren algebraischen Formeln berechnen, sobald Sie das geognostische Verhalten bei Salins und Lons-le-Saunier kennen. Dann ist uns beiden geholfen, uns und dem Fürstenthum und der ganzen Schweiz. Noch vor einer Stunde sagte ich zum Fräulein Delory ..."

— Sie haben das Fräulein gesprochen?

„Drei Worte. Also ich sagte ... was sagte ich? Was hatte ich sagen wollen? Sie haben mich unterbrochen."

— Vom Fräulein Delory sprachen Sie.

„Vom Fräulein? — Ich brachte ihm frische Hermionen. Sie nahm eine einzige und steckte sie vor ihren Busen. Der Hauptmann war etwas unartig dabei."

— Hauptmann Larmagne?

„Ei nun, von dem nachher. Denken Sie, Seelenschatz, wie wir zur Saline die unerschöpflichen Torfgruben dieser faulen Thäler zu Gute machen können; welcher neue Gewerbsfleiß und Verkehr eingeführt wird! Der Genfer und der Neuenburger See werden besser verbunden. Wallis muß uns seine Urwälder senden. Durch die Thiele, zum Bieler See und zur Aare, sind wir Meister der vornehmsten Wasserstraßen, um den Verschleuß unseres Kochsalzes mit Leichtigkeit zu betreiben. Wir können ohne Mühe die ganze Schweiz besalzen."

— Ich wollte lieber, Sie hätten dem Hauptmann die Unart gegen Fräulein Delory versalzen.

„Gegen das Fräulein war er artig; er küßte ihm vor meinen Augen die Hand. Ich hätte das an des Grobians Stelle in meiner Gegenwart nicht gethan. Aber gegen mich betrug er sich unausschliffen, als ich ..."

— Er that also vertraulich?

„Verstehen Sie mich wohl. Ich und der Hauptmann sind alte Freunde und Bekannte. Man sagt einander seine Meinung, und läßt es dabei bewenden."

— Und der Hauptmann und das Fräulein auch alte Bekannte?

„Verzeihen Sie, Bester, ich habe eben nicht Acht darauf gehabt. Wie ich mich dunkel erinnere, war das Fräulein sehr einsilbig."

— Wie? Sie erinnern sich dessen nur dunkel? Und erst vor einer Stunde waren Sie bei Hermionen?

„Allerdings. Aber eine verwettert große Kreuzspinne, die sich vor dem Fenster am unsichtbaren Faden schwebend hielt, nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie hätten die schöne Bestie sehen sollen!"

— In Gesellschaft eines schönen Mädchens, Herr Professor, würden mich schwerlich die Reize einer Kreuzspinne angezogen haben.

„Wer spricht von Reizen? Was den Punkt betrifft, Freundchen, haben wir einerlei Meinung, und ich gestehe, Hermione war schöner, als die Kreuzspinne. Allein die Kreuzspinne ist nicht ohne hohes Interesse für den Beobachter. Ich gebe für unsere gesammte künstliche Witterungskunde keinen Sous. Spinnen, Spinnen sind die wahren Propheten der Natur, die untrüglichen Zeiger an der atmosphärischen Uhr! Ehe man nicht einen Spinnenkatechismus, einen Auszug der Arachnologie in den Schulen lehrt, ehe man nicht in jedem Bauernhause die Spinnen für heilige Thiere erklärt und sie schont, wie die Störche auf den Dächern, wird der Landbau und kann er nicht den Gipfel seiner Vollkommenheit erreichen."

— Ihre Kreuzspinne ließ Sie also von Allem nichts sehen und hören, was der Hauptmann und das Fräulein ...

„Mein Gott, das Fräulein hatte uns beide, den Hauptmann und mich, längst allein stehen lassen, als mich der beim Arm nahm, zur Stube und zum Hause hinausführte und zu einem Spaziergang einlud. Da kam denn das Gespräch auf Sie, ich weiß nicht wie. Er fragte mich um tausend Dinge. Ich erzählte, was ich wußte. Ich schwöre, der Schnurrbart ist verliebt in Sie. In seiner Begeisterung schleppte er mich wieder auf seine Stube zurück; da schrieb er ein Briefchen für Sie, ein wahres Liebesbriefchen. Ich hätte das Ding fast vergessen. So ist's, Freundchen, wenn Sie ins Plaudern kommen. Sie machen einem Alles vergessen."

Mit diesen Worten überreichte Herr Onyx den Brief. Florian erbrach und las ihn.

„Gelt, der Hauptmann ist entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen? Hätt' ich ihm aber noch erzählt, was ich nun von Ihren mathematischen Kenntnissen weiß, — ad vocem Mathe-

matik: wie steht's mit unserm Versuch auf Steinsalz am Neuenburger See?"

— Der Hauptmann erwartet meine Antwort, Herr Professor.

"Ich habe versprochen, sie ihm auf der Stelle zu bringen. Leben Sie wohl. Gut, daß Sie mich daran mahnen. Leben Sie wohl!"

— Sie kennen ja meine Antwort nicht. Einen Augenblick Geduld.

Florian schrieb auf ein Zettelchen: "Ich werde die Ehre haben, mein Herr, Ihre Wünsche zu erfüllen." — Professor Onyx nahm den Zettel und sprang davon, indem Georg eben ins Zimmer trat.

Florian gab diesem den Brief des Hauptmanns, der also lautete:

"Wenn Sie, mein Herr, derselbe Abenteurer aus Bünden sind, der sich zwischen den Bayards und la Brevine so bäurisch-tapfer gegen französisches Militär betrug, so haben Sie Ihr Wort, als Mann von Ehre, zu erfüllen, und mir Genugthuung zu leisten. In dem Fall erwarte ich Sie genau um Sonnenaufgang auf dem Fußwege nach la Brevine, am Eingang des Tannenwäldchens an der Halde. Ich habe Niemanden, als meine Ordonnanz bei mir, und nur meinen Degen. Ich erwarte Ihre Antwort. Lassen Sie mich am bestimmten Orte nicht zu lange zögern. Meine Geschäfte rufen mich nach Pontarlier.

L. Larmagne."

Georg machte beim Lesen ein zorniges Gesicht. "Was antwortest du?" fragte er.

"Wir gehen morgen mit einander hin!" erwiederte Florian.

Dem treuen Georg schien der Handel, wegen seines Ausgangs, bedenklich. Denn Sieger oder besiegt, war, wenn es blutig ablaufen würde, Florian entweder gezwungen, sich flüchtig zu machen, oder übel zugerichtet und verwundet längere oder kürzere Zeit das Schmerzenlager zu hüten. Wiewohl ihm Florian Muth einsprach, sandte Georg dennoch Florians unentbehrlichste Reisebedürfnisse noch in der Nacht durch einen Boten gen la Brevine, und ließ dort einen leichten Wagen zur Flucht bereit halten. Er sollte aber vor der Hand nicht weiter, als bis zu einem Freunde nach Boudry.

24.

Der Zweikampf.

Noch sah man in Osten nur blasses Licht, und die Sterne hingen wie strahlende Kränze und Ketten am Himmel umher, als die beiden Freunde schon auf dem Wege zur Halde waren. Florian erheiterte den bedenklichen Georg durch muthwillige Scherze.

Die Sterne verloren sich gemach über ihren Häuptern; es entbrannte eine dunkle Gluth am Horizont. Da kamen sie zum Eingang des Tannenwaldes. Das prachtvolle Vorspiel des Sonnenaufgangs und des Welterwachens entschädigte sie für das Verzögern ihres Feindes. Sie sprachen von ihrer Zukunft; sie schwärmten auf den Flügeln ihrer Einbildungskraft im Zauberlande erfüllter Wünsche. Da streute die Sonne ihr Erstlingsgold auf die begeisterten Jünglinge. Die Gebirgswelt stieg im Licht auf; an den Grashalmen des Wiesenteppichs blitzten mit spielenden Farben die Diamanten des Thaues; stille Nebelmeere rollten sich über die Tiefe der Thäler auf.

Indem vernahm man Stimmen. Der Hauptmann war's, begleitet von einem Soldaten, der einiges Gepäck trug.

"Verzeihung, meine Herren," rief er, "daß ich Sie vielleicht warten ließ. Aber eben erst steigt die Sonne hinter dem Berge hervor. Gehen wir frisch an's Werk. Da seitwärts im Gebüsch zwischen den Tannen ist bequemer, freier Platz!"

Sie folgten ihm dahin. Georg versuchte friedfertige Unterhandlungen. Der Hauptmann wies ihn kurz und derb ab. "Mit Ihnen, junger Mensch, der mir seine Weisheitspredigt mit der Miene eines Großpapa halten will, hab' ich nichts zu schaffen. Ich suche den da, der eine kleine Züchtigung verdient."

"Herr Hauptmann," sagte Florian, "Sie werden wenigstens bemerken, daß ich Sie nicht fürchte. Ich gestehe aber, daß ich keine Lust habe, mich mit Ihnen zu schlagen, weil ich's für Albernheit halte. Sie mögen ein ganz achtungswerther Mann sein; aber drüben auf dem Berge, den Sie von hier sehen, waren Sie der muthwillige Urheber des Gezänks. Lassen Sie uns unsere Sache als vernünftige Leute abthun. Trotz dem, daß Sie mich dort zur Nothwehr zwangen, bitt' ich Sie deswegen um Verzeihung. Ich that Ihnen vielleicht weher, als ich wollte."

"Damit wird nichts abgethan!" erwiederte der Hauptmann: "Sie haben sich wie ein Meuchelmörder benommen. Ich will Ihnen nur ein Denkzettelchen geben." Damit zog er den Degen.

"Und wenn einer fallen sollte?" sagte Florian: "Welchen Gewinn hätte der Sieger? Ich kenne Ihre Verhältnisse im Bellschen Hause."

Der Hauptmann ward feuerroth und sagte mit funkelnden Augen: „Eben das hab' ich bedacht! Ein signalisirter Landstreicher Ihrer Art muß nicht die Rechte der Gastfreundschaft entweihen."

„Wo entweiht?" rief Florian auffahrend.

„Darüber hab' ich keine Rechenschaft zu geben. Aber Blut um Blut. Fräulein Delory soll mir danken. Wohlan denn, Bursche, gezogen!"

„Nein!" sagte Florian: „Ich verlange Erklärung. Sie sind zornig. Das taugt nicht zum Fechten. Beruhigen Sie sich, sonst geben Sie mir zu viel Ueberlegenheit."

„O du Strolch und Rebell und Mörder mei-

ner tapfern Kameraden in Diſentis, dein Stündlein hat geſchlagen. Bereite deine Seele! Zieh!"

„Geben Sie Erklärung! Uebrigens bin ich weder ein Rebell von Diſentis, noch Mörder Ihrer Kameraden!"

„Zieh!" brüllte der Hauptmann.

„Zieh!" ſchrie jetzt Georg: „Wie kannſt du da ſo gelaſſen ſtehen? Ich wollte, du hätteſt dem Kerl ſchon ob Brevine das Genick gebrochen!"

Der Hauptmann verſetzte Georgen, ſtatt der Antwort, einen Streich mit der Degenklinge über den Rücken. Jählings ſprang Florian dem Hauptmann entgegen. Die Klingen waren ſogleich im Gemenge, und nach anderthalb Minuten flog der Degen des Hauptmanns, ihm mit einem Schlage und Wirbel aus der Fauſt gedreht, ſeitwärts gegen einen Baum. Florian ſetzte ihm die Spitze ſeines Degens auf die Bruſt und ſagte: „Herr Hauptmann, Sie ſind in meiner Gewalt. Ich verlange Erklärung!"

„Das iſt ein Fechterſtückchen!" ſchrie der Hauptmann: „Nun, mach's fertig, ſtoß zu!"

„Nimmermehr!" erwiederte Florian: „Ich verzeihe Ihnen!" — Mit dieſen Worten trat er zurück; aber mußte ſich eben ſo ſchnell wieder zur Wehr ſtellen, weil der Hauptmann ſeinen Degen durch den Soldaten wieder empfangen hatte.

„Wenn ich dich gezeichnet habe, Böſewicht!" brüllte der Hauptmann, indem er das Gefecht erneuerte.

„Willſt du Blut ſehen, ſo ſieh es! Achtung gegeben! Achtung! Beſſer noch! Beſſer!" rief Florian, und in demſelben Augenblick war der Hauptmann mit Blut übergoſſen. Florians Klinge war ihm zwiſchen Achſel und Hals durchs Fleiſch gefahren. Der Soldat ſprang mit Geſchrei herbei, ebenſo Georg. Florian warf den Degen fort. Man legte den Hauptmann ins Gras und unterſuchte die Wunde. Georg hatte ſich mit allem Nöthigen zum Verband verſehen. Es währte lange, ehe man den Strom des Blutes ſtillen konnte.

„Das war ein rauher Stoß!" ſagte Larmagne, indem man ihm das Blut von den Kleidern trocknete: „Ich kann nicht weiter. Bringen Sie mich zur Frau Bell zurück. Und du", fuhr er zum Soldaten fort, „laufe nach Brevine, beſtelle den Wagen ab; ſage, mir ſei ein Unfall begegnet. Ich überlaſſe mich dieſen Herren. Es ſind, hoff' ich, Männer von Ehre."

Georg gab dem Soldaten einen mit Reißblei geſchriebenen Zettel, um einen Wundarzt herauf zu beſcheiden.

„Meine verdammte Hitze!" ſagte der Hauptmann zu Florian, der ihm den Mantel des Soldaten umwarf: „Meine verdammte Hitze und — und — Ihr verdammtes Glück! Aber ich muß bekennen, Sie ſind Mann von Ehre und Großmuth. Behalt' ich das Leben, werd' ich Ihr Freund. Sie ſchlagen ſich brav. Sie haben kaltes Blut. Ich bin Ihnen Achtung ſchuldig. Alſo Hand her!"

Florian reichte die Hand; ebenſo Georg, den der Hauptmann um Verzeihung bat. „Ich bin ein Glühkopf mein Lebtage geweſen!" ſagte Larmagne: „Ich glaube, ſo wahr ich lebe, ich muß ſterben."

Georg bemerkte, daß dem Verbluteten eine Ohnmacht bevorſtehe, und wuſch ihm Stirn und Schläfen mit Kirſchwaſſer. Der Hauptmann that einige Züge aus der Flaſche, und fühlte ſich bald ſtärker. Als er aber aufſtehen wollte, um am Arm der jungen Männer zurückzugehen, ergriff ihn ein Zittern. „Der Teufel ſoll mich holen," rief er, und ſank wieder nieder, „ich komme nicht von der Stelle. Mit mir iſt's einmal aus."

Sie beruhigten ihn; machten einen Sitz aus einem Zaunpfahl; trugen ihn zwiſchen ſich, bis ſie beim erſten Hauſe beſſere Hilfe erhielten. Dann ward er mit Bequemlichkeit weiter gebracht.

25.

Die Verbannung.

Frau Bell kam mit Claudinen und Hermionen und allem ihrem Hausgeſinde dem Trauerzuge ſchon vor dem Hauſe entgegen. Georg hatte Fürſorge getragen, vorauszueilen und die Frauenzimmer durch Erzählung des Vorfalls auf den Anblick zu bereiten.

„Zanken Sie doch ja nicht mit mir, Theuerſte," rief Larmagne der Frau Bell zu, „daß ich wieder komme. Und noch weniger machen Sie dem Mann hier" — er nahm Florians Hand freundlich in die ſeinige — „ein böſes Geſicht. Er iſt, beim Himmel, ein Mann wie ein Engel, und ſchlägt ſich wie ein Teufel. Hätte er's gewollt, ſäße ich jetzt, ſtatt vor Ihrer Hausthür, vor der Höllenpforte. Vorwärts!"

Die Frauenzimmer ſtanden ſchaudernd um den blutigen, bleichen Mann. Hermione heftete einen düſtern Blick auf Florian. Man trug den Hauptmann ins Haus. Alle folgten. Auch Florian wollte hilfreich nachgehen. Aber eine zarte Hand ergriff die ſeinige. Hermione zog ihn ſeitwärts in ein Zimmer.

Sie wollte ihn anreden, und vermochte es lange nicht. Ihre Lippen bebten leiſe. Sie hob die gefalteten Hände empor, als fordere ſie Stärke von oben her. Dann ſprach ſie: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, was haben Sie wieder geſtiftet?"

Er bemühte ſich, ſie zu beruhigen, und gab zu ſeiner Rechtfertigung die einfache und treue Erzählung der Begebenheit.

„O," rief ſie, mit jammervollem Blick auf ihn, „ich glaub' es ja. Aber was hilft alle Rechtfertigung? Unſer Schickſal erfüllt ſich. Sie haben mich ſchon in den Abgrund hiedergeriſſen. Es iſt ſchon vollbracht. Sie können mich nicht

mehr retten. Fliehen Sie, denn ich bin bestimmt, Sie in gleich großes Verderben niederzureissen."

— Hermione, ich beschwöre Sie, Ihrer Ruhe und meiner Ruhe willen, keine abergläubige Besorgnisse. Gedenken Sie Ihres Verheißens im Feentempel.

„Was hilft's mir? Ich bin ja schon um alles Glück des Lebens gebracht. O wären die Felsen im Feentempel über uns zusammengestürzt, ich hätte ein Leben an Ihrer Seite ausgehaucht, das nun ein endloser Schmerz geworden ist."

— Sie erschrecken mich. Was ist geschehen? In welcher Verbindung vielleicht stehen Sie mit dem unglücklichen Larmagne?

„Mit ihm in keiner. Aber zu Ihrem Verderben, Unglücklicher, bin ich an Sie gebunden. Ich liebe Sie, Florian, und Ihnen muß ich den Kelch der Verzweiflung reichen! Zweifeln Sie nicht, es geschieht. Ja, es geschieht, so wahr es geschehen ist, daß ich durch Sie elend geworden bin!"

„Durch mich?" rief Florian erblassend.

„Lesen Sie. Mögen Sie Alles wissen!" sagte Hermione, indem sie einen erbrochenen Brief wies, der auf dem Tische lag. Das Siegel mit drei ins Kreuz gelegten Schwertern und einer Dornenkrone herum, erinnerte ihn an die Morne.

Er las. Der Brief war aber schon über ein Vierteljahr alt, und von Bellinzona geschrieben durch einen Freund von Hermionens Vater. Jener bereitete die Tochter auf die Nachricht vor, daß Oberst Despars an seinen in einem bündenschen Bauernaufruhr empfangenen Wunden schwer darnieder liege; daß man noch Hoffnung hege, ihm durch Abnehmung seines rechten Arms das Leben zu erhalten. Die Wunde sei jedoch durch Mangel an nöthiger Pflege gefährlich geworden, weil der Oberst bald, beim Vordringen der österreichischen Uebermacht, mit andern Verwundeten von Thal zu Thal und über die höchsten Gebirge geschleppt worden sei, die damals noch mit tiefem Schnee bedeckt gewesen. Nun ward von dem Briefsteller umständlichere Auskunft gegeben, wie der Oberst, und bei welchem Anlasse, und an welchem Tage er die Verwundung empfangen habe. Der Schluß des Schreibens enthielt besondere Aufträge des Obersten an seine geliebte Hermione, im Fall er die Welt verlassen müßte.

Florian glich fast einer Leiche, als er in der Beschreibung vom Mörder des Obersten Despars sich selber erkannte. „Mein Gott," sprach er mit kaum hörbarer Stimme, „mußte es eben nun der sein!" — Der Brief entfiel seiner Hand.

Nach einer Weile trat er zu Hermionen, die am Fenster mit verhülltem Gesicht saß, und sprach: „Fräulein, zwar ist mir unbekannt, woher Sie wissen, daß ich's bin, der das Blut Ihres Vaters vergoß. Aber, ich gestehe, ich war es. Unter ähnlichen Verhältnissen würde ich auch heute nicht anders handeln können. — Fräulein, Sie haben Recht; wir sind geschieden. Nie können Sie dem Mörder Ihres Vaters Hand und Herz geben; nie, wie schuldlos ich auch bin, würde ich den Muth haben, diese heilige Hand zu fordern. Doch eine Frage noch: haben Sie keine spätere Nachricht, als diesen Brief?"

„Ein Soldat, der nach Besançon ging und diesen Brief trug," antwortete Hermione, „hatte denselben in Bellinzona empfangen. Eben dieser Soldat aber, damals beschligt, mit einer Abtheilung des Bataillons Gefangene nach Frankreich zu begleiten, erhielt nachher andere Bestimmungen, und konnte vom Loose meines Vaters nichts sagen, als — das Traurigste. Beim Abmarsch aus Bellinzona ging die Sage unter den Soldaten, der Oberst sei gestorben, weil er sich den Arm nicht habe wollen abnehmen lassen. Die vielen Treffen, Schlachten und Rückzüge unterbrachen seitdem alle Verbindungen. Vielleicht sind Briefe verloren gegangen."

„Wohin aber", fragte Florian, „ist das Bataillon oder die Brigade Ihres Vaters gekommen? Wo der jetzige Aufenthalt des Generals Menard?"

Hermione erwiederte traurig und leise: „Mutter Morne, welche dem Soldaten den Brief zu Couvet abnahm, forschte vergeblich. Wäre mein guter Vater am Leben, er hätte mir mehr denn schon ein Zeichen von sich gegeben."

Florian stand in finsterer Betäubung vor der Unglücklichen, und unglücklicher als sie.

„Nun denn," sprach er nach einer langen Stille, „so sei es! Ich habe Lust, die Tugend für eitel, das Schicksal für blind, die gesunde Vernunft für überflüssige Waare und den Aberglauben für die höchste Weisheit zu halten. Wer hätte ahnen können, daß die Fabeleien eines alten Weibes voll tiefen Sinnes und die pflichtvollsten Handlungen zuletzt verderbenvoll sein könnten. Sie sind unglücklich, Hermione, ja, Sie sind's durch mich geworden. Ich habe Ihren Vater getödtet. Sie haben ihn geliebt, und ich habe Sie, ohne mein Wollen und Wissen, in den Abgrund aller Schmerzen niedergerissen."

Hermione weinte still vor sich hin. Er erzählte ihr darauf einfach das Unglück, wie es sich in seiner Heimath zugetragen.

„Ich wußte es längst durch Claudine und Georg!" sagte sie: „Damals, als ich nicht ahnen konnte, wen Ihr unglückliches Schwert traf, bewunderte ich Ihren Muth und Ihr Glück. Der Mensch soll keine That preisen; er weiß nicht, ob sie sein Fluch wird. — Ach, schrecklicher Mann, Sie haben meinen Vater erschlagen, und nun auch den Hauptmann Larmagne, den Jugendfreund meines Vaters! — Leben Sie wohl. Ihr Arm, der mich schützen sollte, hat mich tödtlich verwundet. Ich werde Sie ewig lieben und Sie ewig fliehen. Verlassen Sie diese Gegenden bald — heute — jetzt! Ach, das Entsetzlichste wartet meiner noch. So wahr erfüllt ist, daß ich durch Sie die Elendeste werden müsse: so wahr

wird erfüllt, daß ich das Werkzeug Ihres Verderbens bin.“

Florian stand in einer innern Zerrissenheit seines Wesens, wie er nie gewesen. Er konnte sich in seinem Loose nicht finden. Er fühlte mit dem Ausspruch ewiger Trennung von Hermionens Lippen zum ersten Male die ganze Gewalt seiner ungeheuern Leidenschaft.

Nach langem Schweigen ermannte er sich. Er nahm Abschied. Er fragte; ob sie ihm erlaube, ihr aus der Ferne schreiben zu dürfen. Sie antwortete nichts. Er bot ihr zum Lebewohl die Hand. Die ihrige aber zuckte zurück, und er bemerkte, wie Hermionens ganze Gestalt in einem Schauder erbebte.

Da stürzten die ersten Thränen aus seinen Augen. Da wandte er sich, mit der Hand sein Gesicht bedeckend, von ihr hinweg und ging zur Thür. Aber wie er diese öffnen wollte, flog ihm Hermione nach, und mit der ganzen Ausgelassenheit ihres Schmerzes warf sie sich an seine Brust, umstrickte sie mit ihren Armen seinen Hals und rief: „Lebe wohl, du mein Erstes und Letztes, Mann meines Segens und Fluchs, Mann meiner Liebe und meines Entsetzens, meiner Sehnsucht und meines Schreckens. Lebe wohl, ewig; und hasse mich nicht, wenn ich dir Untergang und Elend bringen muß! — lebe wohl! mein Herz ist nun gebrochen.“

Mit diesen Worten riß sie selbst die Thür auf und drängte ihn von sich. Er ging. Die Thür flog schmetternd hinter ihm zu. Er stand draussen im Freien und eilte, sich seiner selbst kaum bewußt, ein Verzweifelnder, mit raschen Schritten durch die Felder.

26.

Die Rache und der Tod.

Schon war er geraume Zeit gerannt, als hinter Tannen hervor eine Stimme rief: „Zurück! Zurück, Sohn des Verderbens!“

Er sah auf, und erblickte die alte Morne, die ihren Stab gegen ihn schwang und, mit allen Zeichen der Angst in den Gebehrden, sich bewegte, als könne sie ihn wie ein schüchternes Kind in die Flucht treiben. Sie stand zwischen Tannen, keuchend, den Schweiß im Antlitz, mit fliegendem Athem. Florian sah Blut zu ihren Füßen. Er erkannte den Ort. Es war die Stätte, unweit welcher er sich mit Larmagne geschlagen hatte. Es erschütterte ihn unwillkührliches Grausen.

„Zurück!“ schrie die Alte noch einmal.

„Unglückselige!“ rief Florian: „Mußt du die Letzte sein, die ich in diesen Höhen erblicke, wie du die Erste warst, die mir auf dem Grostaureau entgegenkam? — Fort, laß' mich meines Weges ziehen. Was hab' ich mit dir zu schaffen, daß du dich in meine Verhängnisse mengst?“

„Keinen Schritt weiter!“

„Warum?“

„Man sucht Sie.“

„Wer sucht mich?“

„Die Rache und der Tod ...“

„Desto besser!“ schrie Florian, und schleuderte die Alte, die ihm den Weg vertreten wollte, so ungestüm auf die Seite, daß sie zu Boden stürzte. Er aber ging abwärts durch den Wald. Es war der Weg von der Feenhalde nach les Verrieres. Er empfand eine Art von Zufriedenheit, diesen Weg gefunden zu haben. Ihm lag darin Wink der Vorsehung, seine Flucht auf der Stelle zu vollziehen. Noch harrte seiner in Verrieres der Wagen, den ihm Georg zur Reise nach Boudry bestellt und mit den dringendsten Nothwendigkeiten versehen hatte. Noch war er nicht weit gegangen, hörte er im Gebüsche drunten menschliche Stimmen. Er erkannte deutlich die Stimme des Professor Onyx. — Bald zeigten sich, den Weg heraufkommend, mehrere Männer, mit Gepäck beladen. Sie gingen grüßend an Florian vorüber. Nach einer Weile zeigte sich daherschreitend Professor Onyx an der Seite eines Offiziers, der, in seinen Mantel gehüllt, das Reitpferd am Zügel durch einen Bedienten nachführen ließ.

„Ei, sieh da unser Seelenfreundchen!“ rief der Professor, und zeigte auf Florian: „Lupus in fabula! Kommen Sie, bester Schatz; eben haben wir von Ihnen gesprochen. Hat Ihnen nicht Mutter Morne gesagt, daß wir kommen? — Das Weib ist wie toll und närrisch vorausgelaufen, um uns anzukünden, glaub' ich. Aber hat die Morne nicht einen Hexenritt auf dem Besen gemacht, kann sie unmöglich schon bei dem Hause Bell oder Staffard angelangt sein. Also bringt Sie der Zufall zu uns. Desto besser. Sehen Sie hier, theurer Freund, einen Herrn, der sich nach Ihrer Bekanntschaft sehnt. Ich habe Sie fast in Verdacht, Sie sind ein mir unbekannter berühmter Mann.“

Bei diesen Worten, die Herr Onyx schon aus der Ferne rief, war Florian zu den Menschen und Pferden gekommen. Er und der Offizier grüßten sich höflich-kalt.

„Dies ist also der Herr aus dem Bündnerlande, der nach Besançon hat geführt werden sollen, und entsprungen ist?“ fragte der Offizier den Professor.

„Allerdings! Allerdings!“ rief Onyx, und dann zu Florian gewandt setzte er hinzu: „Das lasse ich mir nicht ausreden, Sie sind ein berühmter Mann. Denn wem ich von Ihnen spreche, der will zu Ihnen. Sagen Sie mir doch, worüber haben Sie Ihr bestes Werk geschrieben?“

„Erlauben Sie, Herr Professor,“ fiel der Offizier ihm ins Wort, „daß ich mit Ihrem Freunde einige Worte unter vier Augen rede. Haben Sie die Güte, die Leute mit meinem Gepäck zum Bellschen Hause zu führen und meine Ankunft zu melden. Ich komme Ihnen bald nach.“

„O, droben können Sie wieder zu Pferde

sitzen," sagte Herr Onyx, „denn es ist ziemlich eben dort. Und lebten wir nicht hier zu Lande unter einer Art Halbwilder, könnte von Verrieres bis zur Feenhalde hinauf der bequemste Fahrweg angelegt werden. Landstraßen entwildern das Land. Man sagt, erst der Handelsverkehr baut Straßen, weil er ihrer bedarf. Falsch gesprochen! Erst Landstraßen, die den Verkehr erleichtern, bringen Verkehr und Handel ins Land. Aber man predigt tauben Ohren. Hopfen und Malz ist hier verloren."

„Gut, trefflich, Herr Professor!" sagte der Offizier: „Aber wir machen das in der Feenhalde besser ab. Erweisen Sie mir die Gefälligkeit, eilen Sie den Trägern nach, die schon weit voraus sind, und begleiten Sie dieselben zur Frau Bell. Darf ich bitten?"

„Mit Freuden künd' ich Sie an!" antwortete Herr Onyx: „Sobald Sie ankommen, setze ich Ihnen meine Theorie vom Gebirgs-Straßenbau auseinander." Damit eilte er davon.

Florian unterdessen hatte den Offizier betrachtet, der ihm durchaus fremd war. Es war ein großer, starker Mann, von breiter Brust und breiten Schultern; ein Mann in den Fünfzigern; das von der Sonne gebräunte Gesicht voller Adel und Ausdruck; die Stimme wohltönend, aber rasch und gebieterisch.

„Wir kennen uns!" sagte er zu Florian, sobald der Professor eine gute Strecke Weges voraus war.

„Ich erinnere mich nicht, die Ehre gehabt zu haben!" erwiederte Florian.

„Ich desto besser!" antwortete der Offizier, und schoß einen trotzig-drohenden Blick auf Florian; wandte sich dann zu seinem Knecht und sagte: „Nimm mir den Mantel ab, er wird mir zu warm." Der Knecht gehorchte.

Indem der Mantel abfiel, erkannte auch Florian den Fremden, der nun in der Uniform eines französischen Brigadechefs vor ihm stand, den rechten Rockmantel, worin aber der Arm fehlte, vorn auf die Brust, mit dem Aufsenende an die Knöpfe des Fracks befestigt. Florian war betroffen.

„Sie sind der Oberst Despars!" sagte Florian.

„Also erkennen Sie mich? Sie haben mir ein lebenslängliches Andenken zurückgelassen. Wohlan, vorwärts. Hier ist kein Platz, unser Geschäft abzuthun. Ich fordere Sie auf, mich zu begleiten."

„Wenn Sie es verlangen."

„Ich verlange, ich gebiete es!" sagte der Oberst, und riß eine Pistole aus den Hulftern des Pferdesattels: „Sie entwischen mir nicht, oder ich jage Ihnen, beim Teufel, die Kugel durch den Leib."

„Weder Sie noch Ihre Kugel fürchte ich, Herr Oberst!" versetzte Florian, und ging wieder mit ihm den Weg hinauf durch den Wald zur Feenhalde: „Aber ich selbst habe viel mit Ihnen zu reden. Ich beklage mein Mißgeschick, das mich in die Nothwendigkeit versetzte, Sie zum Krüppel zu machen. Ihretwillen verlor ich Freiheit, Vaterland und mein höchstes Glück. Aber ich freue mich, daß ich nicht unschuldiger Weise Ihr Mörder geworden bin. Ich freue mich — denn man hatte Sie todt gesagt — daß Sie noch leben."

„Sie haben's nicht Ursache!" murmelte Despars zwischen den Zähnen.

„Mehr, als Sie glauben."

„Das wäre!"

„Fräulein Delory, Ihre Tochter, ist in Verzweiflung. Sie hält mich für den Mörder eines Vaters, den sie über Alles liebt. Eben jetzt, eben darum bin ich auf dem Wege, dieses Land zu verlassen, aus dem mich ihr Befehl verbannt hat. Gottlob, daß Sie leben! Ich gehe ruhiger von hinnen."

Der Oberst wollte mehr von seiner Tochter und Florians Bekanntschaft und Verhältniß mit derselben hören. Der Bündner redete furchtfrei und mit der Hochachtung und Offenheit, die dem Manne gebührte, welchen Hermione Vater nannte. Der Oberst musterte finsteres Blickes den Bündner vom Wirbel bis zur Sohle. Dann schritt er weiter, that einige Fragen, und Florian erzählte unbefangen fort.

„Das ist ein Roman!" sagte der Oberst, und blieb wieder stehen. Aber sein Auge war schon minder düster. Er betrachtete den Erzählenden lange. Die Kraft, Furchtlosigkeit und Schönheit des jungen Mannes, das Gepräge des Wahren in seinen Worten, die Festigkeit in seinen Entscheidungen mußte auf das Gemüth des Kriegsmannes Eindruck machen.

„Es ist gut! Ich halte Sie für einen Ehrenmann!" sagte der Oberst: „Meine Tochter kann ihre Achtung an keinen elenden Menschen verschwendet haben. Es sei; ich will Sie als Mann von Ehre behandeln. Mein Vorsatz war, Sie von der Ortsobrigkeit verhaften zu lassen, und Ihre Person von der neuenburgischen Regierung zu reklamiren, weil Sie entsprungen sind und vor ein französisches Kriegsgericht gehören. Sie sind einer der Meuchelmörder von Disentis."

Florian bewies, daß er weder an der Niedermetzelung der Franzosen, noch am Landsturm gegen Ems und Chur Theil gehabt habe; daß, obwohl er gegenwärtig unter dem Schutze des Statthalters von Neuenburg stehe, er dennoch kein Gericht fürchte.

„Aber mich, Herr," rief der Oberst, „und diesen linken Arm, der den rechten im Grabe zu rächen hat! Sind Sie ein Ehrenmann: so werden Sie mir Genugthuung geben. Ich habe Ihnen zehntausend Male den Tod geschworen, und ich hätte einen einzigen Schwur schon mit Freuden gehalten. Ihr Unstern führt Sie in meine Hand. Können Sie mit Pistolen umgehen?"

„Allerdings. Aber ich schlage mich nicht mit Hermionens Vater."

„Junger Mensch, ich werde Sie gehorchen

lehren. — Sind Sie ein feiger Bursche, so schiesse ich Sie wie einen tollen Hund zu Boden."

Mit diesen Worten ließ er die Pferde halten. Er nahm zwei Paar Pistolen aus den Hulftern; das eine Paar mußte der Knecht in Verwahrung nehmen, das andere bot er seinem Gegner: „Wählen Sie; beide sind von gleicher Güte, beide wohl geladen! Wählen Sie, fassen Sie zu, oder ich behandle Sie wie den gemeinsten Troßbuben."

„Ich erlaube Ihnen, mich niederzuschiessen; aber ich lege nicht auf Sie an!" sagte Florian gelassen: „An meinem Leben liegt mir nichts, an dem Ihrigen Alles."

„Wie hat Hermione einem Menschen Aufmerksamkeit gönnen mögen, der keinem Ehrenmanne Rede steht, und nicht Genugthuung zu geben den Muth hat!"

„Sie haben Recht, Herr Oberst. Sie fordern Genugthuung für Ihren verlornen Arm. Sie verloren ihn aber im rechtlichen Kampfe. Sie fordern Genugthuung. Gut, jagen Sie mir die Kugel durch den Kopf." Er nahm eine der Pistolen. Der Oberst ging mehrere Schritte seitwärts durch das offene Gebüsch. Es war dieselbe Stätte, wo schon diesen Morgen der Zweikampf vorgefallen war. Despars sah das Blut, stutzte. „Was ist das hier?" sagte er: „Ich sehe frisches Blut."

„Es ist das Blut Ihres Jugendfreundes, des Hauptmanns Larmagne. Er zwang mich vor einigen Stunden zum Zweikampfe, wie Sie, und auf eben dieser Stelle, wie Sie."

„Wo ist er?" rief Despars erblassend.

„Er liegt verwundet im Bellschen Hause."

„Nun denn, Verdammter, so gilt es doppelte Rache und deinen oder meinen Tod!" schrie der Oberst, und stellte sich: „Hallob, vorwärts. Ich stehe. Sie haben den ersten Schuß. Keine Flausen. Legen Sie an."

„Ich schiesse nicht auf Hermionens Vater."

„Ich schiesse mit Ihnen zugleich."

„Sie zwingen mich nicht!" sagte Florian, bob die Pistole gegen den Gipfel einer Tanne, schoß, und die Nadeln fielen von den Zweigen. „Jetzt ist der Schuß an Ihnen."

„Junger Mensch, bete dein Vater unser du hast ausgelebt."

Der Oberst senkte die gehobene Pistole wieder, schien sich zu besinnen, hob sie wieder und zielte. Florian sah ihn zielen und sagte: „Fehlen Sie nicht. Grüßen Sie das Fräulein von mir."

Der Oberst drückte ab. Die Kugel pfiff dem Bündner am Kopfe vorüber. „Sie treffen schlecht!" sagte Florian.

„Was?" schrie Despars: „Auf zwanzig Schritte fehlen? — Die andern her!"

Er nahm aus den Händen des Knechts das zweite Paar Pistolen, ließ Florian noch einmal wählen und nahm seinen vorigen Platz. Der Oberst gebot, den Schuß zu thun.

„Sehen Sie über sich!" rief Florian. Es flog ein Rabe. Der Bündner schoß. Der Rabe stürzte senkrecht aus der Luft.

Despars betrachtete das blutende Thier, das am Boden umherzappelte. „Gut geschossen!" sagte er.

„Ich würde Ihnen aber auch den Thaler zwischen den Fingern weggeschossen haben, ohne Ihre Haut zu verletzen. Ich erwarte nun Ihren Schuß. Grüßen Sie Fräulein Delory von mir."

Despars schien verlegen. Er legte an, zielte lange. Der Schuß fiel, zugleich auch rückwärts von Florians Kopf dessen Hut. „Sie zielten zu hoch!" sagte Florian gelassen, und hob den Hut auf, der von der Kugel durchlöchert war.

„Teufel! Hätt' ich den rechten Arm noch!" rief der Oberst bestürzt: „Bin ich behext, oder sind Sie kugelfest?"

„Laden Sie noch einmal!" sagte Florian kaltblütig: „Wir stehen zu weit auseinander. Legen Sie das nächste Mal mir die Mündung dicht auf's Herz."

Der sterbende Rabe schlug mit den Flügeln die Füße des Obersten. Er stieß das Thier von sich, winkte dem Knecht und befahl ihm, eine Feder aus dem Rabenflügel zu ziehen. Florian eilte hinzu, riß selbst die Feder aus und reichte sie dem Oberst.

„Er starb für mich!" sagte Herr Despars: „Darum behalte ich die Feder zum Andenken. Sie müssen ein braver Mann sein. Sie haben mich zum Krüppel gemacht. Ich wollte Genugthuung für meinen rechten Arm. Sie haben sie mir gegeben. Begleiten Sie mich zum Bellschen Hause. Ist Larmagne übel verwundet?"

„Nicht gefährlich; aber er litt Anfangs bedeutenden Blutverlust!" antwortete Florian. Der Oberst fragte um die nähern Umstände, und empfing ausführlichen Bericht.

„Begleiten Sie mich!" sagte Despars: „Hermione ist eine Schwärmerin. Sie hat Sie verbannt, als den vermeinten Mörder ihres Vaters. Ich will ihr aber sagen, daß ich mein Leben noch zum Denkmal Ihrer Großmuth trage."

Florian sträubte sich einige Zeit, änderte aber bald den Sinn und gehorchte dem Obersten. Man steckte die Pistolen ein. Der Knecht führte die Pferde voraus; die Versöhnten folgten zu Fuß.

Despars erkundigte sich nach Florians Verhältnissen in Bünden. Sie sprachen viel von den Aufruhren und Gefechten daselbst; dann wieder von Hermionen. Despars blieb oft stehen, um Bewunderung oder Beifall zu äussern, oder in derben Kraftsprüchen und Flüchen seinem Aerger über sich selbst, über Larmagne, über den Professor Onyx und dessen Felsensprengen in dem Feentempel Luft zu machen.

„Junger Mann," schrie der Oberst, und blieb wieder stehen, „Sie haben einen verzweifelten Roman gelebt! Ich allein bin darin am schlimmsten gefahren, und zum verkrüppelten Einarm geworden. Aber ich kann Ihnen meine Ach-

tung nicht versagen. Wir wollen einander noch besser kennen lernen."

27.

Der Ausgang.

Sie waren nicht mehr weit vom Bellschen Hause. Da sahen sie fast alle Bewohner desselben daher eilen, Frau Bell mit ihrer Tochter und Nichte, Georg, den Vater Staffard und Professor Onyx. Allen flog Hermione mit freudeglühenden Wangen voran, mit zuckenden Lippen, mit der Thräne im Auge. Und unter einem Ach! aus dem Tiefsten der Brust umklammerte sie den Stiefvater, den Alle als einen Wohlbekannten und Vertrauten mit Glückwünschen umringten und bewillkommten.

„Laßt sich die Leutchen satt freuen!" sagte endlich Vater Staffard zu Georg und Florian: „Wir gehen unterdessen heim, wo wir Drei einander genug zu erzählen haben. Hier sind wir überflüssige und störende Figuren."

„Nimmermehr!" rief Frau Bell: „Nimmermehr, lieber Nachbar. Haben uns Entsetzen und Schrecken zusammengeführt, soll uns die Freude nicht trennen. Wir bleiben beisammen. Es gibt ein einfaches Mahl, aber das froheste im ganzen Fürstenthum. Fort, beginnen wir Alten den Zug!" So sprach sie, und gab dem Vater Staffard den Arm und wanderte mit ihm dem Hause zu. Die Andern folgten langsam. Florian stand im Hintergrunde.

„He!" rief Despars, und sah sich nach ihm um: „Und der Verbannte soll verbannt bleiben? Hermione, er scheint auf gutem Wege zu sein, mein rechter Arm zu werden. Er darf unserm Feste nicht fehlen. Geh, Hermione, und führ' ihn, und mit Gewalt, wenn er in Güte nicht will."

Hermione ging zu Florian. Sie folgten Beide stumm den Uebrigen in's Haus.

Nun erst verbreitete sich in zahllosen Fragen und Antworten, Erzählungen und Unterbrechungen Licht über alles Geschehene. Despars nahm Hermionen, führte sie in's Freie, und redete lange mit ihr. Als er sie zurückführte, nahm er den Vater Staffard auf die Seite; so einzeln Jeden, selbst den Professor Onyx. Mit Allen hielt er geheime Unterredung.

„Ich merk' es wohl," rief er, „er selbst muß mein rechter Arm werden." Und da man sich zum Gastmahl niedersetzte, ordnete er, daß Hermione an seiner und Florians Seite blieb. Und als die Gläser ihm zu Ehren erklangen, rief er: „Nein, der Held des Tages bleibt der Flüchtling im Jura. Freund Larmagne und ich sind ihm das Leben schuldig. Und wär' er minder reich an Gütern, Hermione, er wäre deiner Liebe nicht minder würdig. Selbst als er mich in seinem Dorfe zum Krüppel machte, hatte er Recht! Küsse ihm den Brautkuß!"

Da steckte die alte Morne den grauen Kopf durch die halb offene Thür, und musterte mit schnell umherfliegenden Blicken die Gäste am Tische. Dann nickte sie freundlich und rief: „Gott hat Alles wohl gelöset!"

Der Freihof von Aarau.

1.

Des faulen Friedens Ende.

Man weiß es sehr gut, daß Leser und Leserinnen, besonders wenn sie Erheiterung suchen, die Vorreden nicht lieben. Diesmal aber kann ihnen selbst Rom keine Dispensation vom Lesen der meinigen geben, wenn sie anders als Ehrenleute in den Freihof treten wollen, nämlich durch die zu öffnende Pforte des Burggrabens. Die Vorrede ist der Schlüssel. Wer auf die Ringmauer steigt, wird freilich auch sehen, was im Freihof vorgeht; aber nur das Dach, nicht das Haus; nur die Kappe, nicht das menschliche Antlitz.

Es ist bekannt, daß die Schweizer ehemals mit Adel und Geistlichkeit viel abzuthun hatten, ehe sie ihr bürgerlich freies und glückliches Heimwesen bequemlich einrichten konnten. Besonders war der Adel und das Haus Oesterreich in der nordöstlichen Hälfte der Schweiz noch im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts schon mächtig und begütert. Da lagen die Besitzungen und Rechte des Erzhauses zwischen den Rechten und Besitzungen der freien Reichsstädte und Reichsländer der Eidsgenossenschaft in buntester Verwirrung durch einander, die durch menschliche Klugheit schwer zu schlichten gewesen wäre.

Was Schwert und Witz der Sterblichen nicht vermögen, leistet mit einem einzigen Schlage das Schicksal.

Die durch Hussens Scheiterhaufen berühmt gewordene Kirchenversammlung zu Konstanz hatte dem Gegenpapst Johann die dreifache Krone abgesprochen. Herzog Friedrich von Oesterreich nahm den verunglückten Statthalter Christi trotz dem in Schutz, was den heiligen Vätern in Konstanz großes Aergerniß sein mußte. Sie schleuderten also ihren feurigsten Bannstrahl gegen ihn, „sintemal er, gleich Pharao, sein Herz verstockt, und wider die Thränen der nothleidenden Kirche, gleich

einer Schlange gegen den Beschwörer, seine Ohren verstopft habe.“ Vermuthlich hätte ihr Bannstrahl auch schon zu jener Zeit mehr geblitzt, als gezündet, wenn ihnen nicht der weltliche Arm Siegmunds von Böheim, des römischen Königs, hilfreich geworden wäre.

Dieser Fürst, der den Mangel innerer Kraft und äusserer Macht durch Prunk zu ersetzen oder zu verhüllen glaubte, hatte in denselben Tagen die Freude genossen, vielen Reichsständen ihre Lehen mit allem Gepränge damaliger Zeit zu ertheilen. Nur der mächtigste Herr in diesen Gegenden Deutschlands, Herzog Friedrich, hatte es abgelehnt, nach Konstanz zu kommen. Die schmerzlich gekränkte Eitelkeit des Königs trat daher willig mit dem Zorn der heiligen Versammlung in Bund. Er erklärte den Herzog seiner Länder verlustig. Leider fehlte es dem Könige aber an Geld und Soldaten, der Achtserklärung Nachdruck zu geben. Er wandte sich also an die Eidsgenossen, ermunterte sie, sich der Besitzungen Oesterreichs in ihren Nachbarstaaten zu bemeistern, und gab ihnen alle Hoffnung, daß sie Eigenthümer ihrer Eroberungen bleiben sollten.

Zum Unglück hatten die Schweizer erst drei Jahre vorher dem Herzog einen fünfzigjährigen Frieden geschworen. Und wiewohl sie bisher mit dem Erzhause in beständigen Kriegshändeln gewesen waren, hielten sie es doch für unehrlich, nun der Herzog im Unglück sei, wider ihn Krieg zu erheben und den Eid zu brechen. Hingegen der Adel im Thurgau und Schwabenland war darin weniger gewissenhaft. Er hoffte sich Land und Leute, Lehen und Reichsfreiheit zu erobern, fiel vom Herzog ab und begann die Fehde.

Als dies die Eidsgenossen sahen, und die heiligen Väter von Konstanz, kraft des Binde- und Löseschlüssels, ihnen wegen der Sünde des Eides- und Friedensbruches beruhigende Zusicherungen gaben: wurden sie doch nach guter Beute gelustig. Bern zuerst. Es rückte mit aller Mannschaft und grobem Geschütz in den offenen, wehrlosen Aargau ein, längs den Ufern der Aare hinab. Schnell folgten Solothurn und Freiburg unter des heiligen Reiches Bannern. Nun wollten auch Zürich und Luzern und die übrigen Schweizer nicht zurückbleiben, und sich ihres Antheils versichern. In wenigen Tagen war alles österreichische Erbland in Helvetien von ihnen besetzt. Was Jeder gewonnen, behielt er und genoß es, doch nur in den beschränkten Rechten, wie es vorher vom Hause Oesterreich besessen worden war.

In den durch Ueberraschung fast blutlos eroberten Landen saß damals auf Burgen und Schlössern ein zahlreicher Adel. Dem war es wenig gelegen, mit gemeinen Bürgern und Bauern zu halten. Er zählte sich lieber zum Planetensystem einer königlichen Sonne, von deren Strahlen er seinen Glanz borgen konnte. Doch aus der eisernen Noth machte er sich eine bleierne Tugend. Er gehorchte den Schweizern mit dem heimlichen Vorsatz, früh oder spät wieder dem Hause Oesterreich zu Ehren und Rechten zu helfen.

Unter allen Edeln im helvetischen Hochland war zu jener Zeit der Graf von Toggenburg der güterreichste. Seine Lande erstreckten sich von den Grenzen Tirols, aus dem rhätischen Gebirge abwärts bis zum Zürichsee. Mit den Eidsgenossen hielt er aus Klugheit gute Freundschaft. In der Stadt Zürich hatte er Burgrecht, im Lande Schwyz Landrecht. Er mochte noch große Entwürfe hegen, als er ohne nahe Verwandte starb, und ohne ein Vermächtniß zu hinterlassen.

Indessen zu einer stattlichen Erbschaft finden sich bekanntlich die Erben leicht. Unter denselben erschienen auch, und am lautesten, Zürich und Schwyz. Die Züricher wollten ihn als ihren Mitbürger, die Schwyzer ihn als ihren Mitlandmann beerben. Die übrigen Orte der Eidsgenossenschaft suchten den Streit, nach hergebrachter Ordnung, schiedsrichterlich zu vermitteln. Vielleicht wäre es gelungen, hätten nicht die beiden kleinen Freistaaten Männer an ihrer Spitze gehabt, die sich persönlich haßten.

In Zürich war nämlich der Ritter Rudolf Stüssy Bürgermeister, ein hochfahrender Mann, stark, groß und kräftig von Gestalt, klug in seinen Beschlüssen, fest in seinem Willen. Was er sich einmal vorgenommen hatte, drückte er durch, wie der alte Tschudi sagt. Unter allen damaligen Eidsgenossen stand ihm an Staatsklugheit und Starkmuth keiner so gleich, keiner so gewaltig entgegen, als der Landammann Itel Reding von Biberegg. Dieser war der Halbgott seiner Landsleute, der Schwyzer. Vermittelst seiner Leutseligkeit, seiner volksmäßigen Beredsamkeit, seines geschwinden Rathes und unerschütterlichen Wesens im Sturm der Landsgemeinde oder der Schlacht, wußte er die trotzigen, freien Alpenhirten wie ein unbeschränkter Fürst zu beherrschen.

Stüssy und Reding waren, schon mehrmals hart an einander gerathen, nun über das Erbe von Toggenburg am unversöhnlichsten. Sobald Stüssy bemerkte, daß sich die Eidsgenossen mehr auf die Seite der Schwyzer neigten, griff er zu den Waffen. So brach der Krieg aus. Umsonst suchten die benachbarten Städte und Grafen, die Eidsgenossen und die Kirchenversammlung zu Basel Versöhnung zu stiften. Stüssy sandte seine letzte Erklärung in das Lager der Schwyzer: „Habt nun die Wahl, ihr Schwyzer. Entweder lösen wir unsern Streit mit dem Schwert, oder wir ziehen ihn, als Reichsglieder, vor den Kaiser.“ Die Schwyzer antworteten: „Wohl ehren wir des Kaisers Recht; aber unter Eidsgenossen gilt eidsgenössisches Recht.“

Als Zürich unbeugsam blieb, erhoben alle Eidsgenossen ihre Waffen gegen die stolze Stadt, und zwangen sie zu einem Frieden, der eben so schmerzhaft für die Ehre, als für das Gut der Stadt wurde. Das ertrugen die Züricher nicht. Sie wandten sich heimlich an den römischen König,

Friedrich von Oesterreich; warben um seinen Beistand gegen die Eidsgenossen; spiegelten ihm vor, wie sie mit andern benachbarten Herren und Städten eine neue Eidsgenossenschaft unter der Hoheit Oesterreichs bilden, ja wieder zum Besitz der dem Erzhause früher entrissenen Erblande helfen könnten.

Friedrich, der Enkel des in der Freiheitsschlacht bei Sempach erschlagenen Herzogs Leopold, war ein schlau berechnender, verschlossener, aber andächtiger Herr. Er ging betend seinen leisen, langsamen, aber sichern Gang, immer dem Ziel entgegen. Und eins seiner Lieblingsziele blieb, das wieder zu erwerben, was sein Haus durch das Unglück voriger Zeiten in der Schweiz verloren hatte. Er selbst ging nach Zürich, ließ aber vorher durch seine Getreuen die Gesinnungen des Adels und der Städte des Aargaues ausbohrchen; dann reisete er nach Aachen zu seiner Krönung, wo er mitten unter den Feierlichkeiten derselben den Bund mit Zürich, zu gemeiner Vertheidigung, unterschrieb.

Kaum verbreitete sich davon das Gerücht durch die ganze Eidsgenossenschaft, und daß der römische König von Anerkennung seiner ehemaligen Hausrechte an dem Aargau rede, ward allgemeine Unruhe. Nun erschien Friedrichs Majestät selbst mit glänzendem Gefolge in Zürich. Aller Adel drängte sich hoffnungsvoll um ihn her. So reisete er durch den Aargau, mit leutseliger Huld und Freigebigkeit die Städte und das Volk zu gewinnen; dann auch gegen Solothurn und Bern und Freiburg. Aber seine Anwesenheit machte den geheimen Zorn der Eidsgenossen nur stumm, nicht blind. Kaum hatte der König die Schweiz verlassen, brach der allgemeine Unwille aus, nicht zuerst so laut bei den Regierungen, als beim Volk. An den Grenzen der Kantone Zürich und Schwyz oder Glarus neckten sich die Gemeinden. Kampflustige junge Leute zogen kriegerisch gegen einander auf, und forderten sich hohnbietend heraus. Nichts erweckte in den Eidsgenossen schwererm Grimm, als da sie auf den Kleidern der Zürcher zum erstenmal das alte Zeichen, nämlich das weiße Kreuz, vermißten, woran sich Eidsgenossen in den Schlachten zu erkennen gewohnt waren, und statt dessen das österreichische rothe Kreuz erblickten. Nun wurde der Name der Oesterreicher Fluch, und von Mauern und Kirchenfenstern, Thoren und Denkmalen wurden die Wappen Habsburgs herabgerissen und zerschlagen.

Die Züricher stellten zwar den übrigen Ständen der Eidsgenossen vor, daß sie in ihrem Bunde mit Oesterreich die eidsgenössischen Bünde vorbehalten, und durchaus friedfertige Gesinnungen hätten. Allein wer hätte ihnen glauben mögen? Inner ihren Mauern saß nun Margraf Wilhelm von Hochberg und Röteln, der Herrschaft Oesterreich Statthalter in den vordern Landen, welchem der König alle Geschäfte in seinem Namen zu führen übergeben hatte; Thüring von Hallwyl, aus dem aargauischen Adel, in des Königs Diensten, war Kriegsoberster zu Zürich, und die Stadt wimmelte von fremden Söldnern und Kriegsknechten, die auch Rapperswyl am Zürichsee besetzt hielten, und dort grausamen Muthwillen mit den Leuten trieben, die aus Schwyz, Glarus oder Zug dahin zu Markte kamen. Alles Unterhandeln und Vermitteln blieb eitel. Der Grimm des Volks forderte Krieg gegen die abgefallene Stadt. Von allen Seiten kamen Boten nach Zürich mit Absagebriefen der Eidsgenossen an den Herzog von Oesterreich und an die Stadt. Die Bauern beider Theile brachen gegen einander auf, und der Bürgerkrieg erneuerte alle seine Gräuel.

Die Eidsgenossen, in den meisten Gefechten und Treffen Sieger, verwüsteten die schönen Ufer des Zürichsees. Nachdem die erste Wuth ausgetobt, nachdem unter der Gewalt der Eidsgenossen Bremgarten, Regensberg und Grüningen gefallen, die Vorstädte von Zürich selbst schon eingenommen, Bürgermeister Stüssi und viele Andere im Kampfe für die Stadt erschlagen, Laufenburg und Rapperswyl belagert und in großer Noth waren, ließ man sich's endlich gefallen, von Waffenstillstand zu reden.

Es ritt von Zürich hinauf ins Lager der Eidsgenossen der Bischof von Konstanz, und mahnte zur alten Liebe. Das hohe Alter und die salbungsvolle Beredsamkeit des übelmögenden kranken Herrn rührte die Häupter und Gemeinen der Eidsgenossenschaft. Es ward also im Felde vor Rapperswyl, am St. Laurenzen-Abend 1443, ein Stillstand der Waffen geschlossen, welcher bis zum St. Georgentag des Jahrs 1444 dauern sollte. Die Schlachthaufen allerseits zogen indessen in ihre Heimathen zurück. Das Volk jedoch murrete unzufrieden und nannte diese Ruhe, welche nur eine Erholungsfrist für Zürich und Oesterreich sein würde, den elenden oder faulen Frieden.

Das Volk hatte Recht. Der kurze Zeitraum wurde weniger zur Herstellung einer dauerhaften Versöhnung, als zu größern Rüstungen benutzt.

Der Markgraf Wilhelm von Hochberg, des Kaisers Statthalter, nachdem er sich mit den Herren und Städten, die zu Oesterreich hielten, beredet hatte, sandte den Ritter und Freiherrn Thüring von Hallwyl nach Deutschland an den kaiserlichen Hof, um dort kräftigern Beistand auszuwirken. Allein der Kaiser gerieth nicht in geringe Verlegenheit. Denn die mächtigsten Fürsten des Reichs, nur für sich besorgt, zeigten gar keine Neigung, ihm zu helfen und das Haus Habsburg zu vergrößern. Friedrich, nur um das nöthige Geld zu schaffen, mußte viele seiner Herrschaften, Burgen und Städte verpfänden. Er schickte Boten an Bern und Solothurn, diese mächtigen Orte von der Theilnahme an den Schweizerhändeln abzumahnen; und Boten an den König von Frankreich, der als ein vorzüglicher Gönner und Beschützer des Adels galt, daß

er ihm Hilfe gegen die unzähmbaren Eidsgenossen zukommen lasse.

Früher schon hatte der Markgraf von Hochberg den gewandten Unterhändler, Herrn Peter von Mörsberg, mit glänzender Begleitung von Freiherren, Rittern und Edelknaben, an den französischen Hof in gleicher Absicht gesandt. Herr Peter, schlau, von gefälligen Sitten und der französischen Zunge mächtig, war in seiner Unterhandlung um so glücklicher gewesen, da Frankreich von Schaaren unbeschäftigten Kriegsvolks wimmelte, die bisher zu den Kriegen gegen Burgund und England und in den bürgerlichen Unruhen gedient hatten. Diese zuchtlosen und zahlreichen Horden, die man Armagnaken hieß, weil sie Graf Bernhard von Armagnac, Connetable von Frankreich, zuerst geworben, und nach ihm auch sein Sohn, Johann von Armagnac, befehligt hatte, waren die Plage und der Schrecken des Landes geworden. Sie wurden von den Franzosen selbst nur Schinder geheißen. Nichts Gräuelvolleres war, als diese Rotten im Kriege zu sehen, die mitten im Frieden nirgends Raub und Mord scheuten.

Sie nun versprach der König von Frankreich dem Kaiser. Auch der Papst ermunterte, so dringend, wie der Kaiser, die Armagnaken bald in die Schweiz zu senden, denn er schmeichelte sich, die Erscheinung derselben vor Basel werde die ihm lästige Kirchenversammlung auseinandersprengen, welche damals in der alten Stadt ihre Sitzungen hielt. Dem Könige von Frankreich aber selbst kamen die Bitten des Kaisers und des Papstes wohlgelegen, weil dabei für seine eigene Krone Eroberungen zu machen waren. Er ließ die furchtbaren Armagnaken zusammenziehen, und bot dazu noch frisches Kriegsvolk auf, also, daß er ein für jene Zeiten gewaltiges Heer von fünfzigtausend Mann zusammenbrachte. Davon sollten zweiunddreißigtausend mit dem Dauphin gegen Basel ziehen. Zugleich verkündete er: „Was gestalten der allerchristlichste König von dem römischen Kaiser gegen die Unternehmungen der Schweizer, dieser geschwornen Feinde aller von Gott veranstalteten Gewalt, besonders des Hauses Oesterreich und gesammten Adels, um Hilfe ersucht worden; welchem Begehren der König um so eher statt zu geben sich veranlaßt gefunden, als die Krone Frankreich seit vielen Jahren der natürlichen Grenze ihres Reiches, die nämlich der Rheinstrom wäre, unbillig beraubt sei, und er dieselbe herzustellen habe.“

Während dieser Rüstungen war indessen die Frist des faulen Friedens fast verstrichen. Noch hatten sich die sieben Orte der Eidsgenossenschaft mit Zürich nicht ausgeglichen. Zweimal war schon durch den Bischof von Konstanz vergebens ein Tag zu Baden im Aargau angesetzt worden, um den Frieden zu vermitteln. Nun aber Peter von Mörsberg aus Frankreich zurück nach Zürich kam, und zwar ein tröstliches Bild von den ungeheuern Rüstungen des allerchristlichsten Königs entwarf, aber zugleich erinnerte, daß sich der Heranzug der Heeresmacht noch verzögern könnte, fand man allerdings gerathen, die Unterhandlung zu Baden zu beginnen, um Zeit zu gewinnen.

Also reiseten die eingeladenen Boten der sieben eidsgenössischen Orte, der Städte Basel und Solothurn, Thurgau's und Appenzells und anderer den Schweizern befreundeten Landschaften nach Baden im Aargau. Von der andern Seite erschienen im Namen der Herzoge von Oesterreich Margraf Wilhelm von Hochberg, mit vielen Edelleuten, die Abgeordneten der Städte Zürich, Winterthur, Rapperswyl, Freiburg im Uechtland, Laufenburg, Waldshut und Seckingen. Dazu kamen noch die Gesandten der Herrschaft Würtemberg und mehrerer Reichsstädte. Die Bischöfe von Konstanz und Basel, als Vermittler, mit großem ritterlichen Gefolge, trafen ebenfalls ein, nebst zweien Herren der Kirchenversammlung von Basel.

Den Vermittlern war es ehrlicher Ernst um den Frieden. Es schien ihnen derselbe leicht, wenn einerseits Zürich das österreichische Bündniß, andererseits die Eidsgenossenschaft ihre über Zürich gemachten Eroberungen aufgeben würde. Denn dies waren für beide Parteien die Hauptsteine des Anstoßes und die Quellen des Zwiespalts. Allein es kamen, wohl nicht ohne Absicht, noch ganz andere Fragen zur Sprache, welche Alles von Neuem verwirrten. Die Eidsgenossen, mit aller Ehrfurcht für die vorgeschlagenen Richter, erklärten: „Euer Gnaden und Lieb, noch Niemand wird uns verargen, daß wir ungern von unserm Bundesrecht gehen, und nicht fremdes, sondern eidsgenössisches Recht begehren, das bisher in den größten Bewegungen verehrt worden.“ — Dann trat der Markgraf auf und sprach: „Von wegen des zwischen meiner gnädigen Herrschaft und den Eidsgenossen bestehenden Friedens, und wer denselben gebrochen, darüber stehe auch ich bereit, einen Rechtsspruch zu nehmen. Da die Eidsgenossen vermeinten, dem Reich zuzugehören: so biete ich ihnen Recht vor Churfürsten, Fürsten und Städten des Reichs und so weiter.“ — Dann entgegnete Itel Redings Sohn, der Eidsgenossen Redner und Fürsprecher: „Wir sind auf keinen Rechtshandel mit dem Hause Oesterreich bevollmächtigt, sondern auf gütliche Wiedervereinigung mit unsern alten Eidsgenossen von Zürich. Gnädige, liebe Herren, wir haben uns mehr denn genug eingelassen und erboten; begehren von Oestecreich nichts, als daß es derer von Zürich müßig gehe und uns lasse schaffen mit unsern Bünden, wie wir gedenken Recht zu thun. Hat Oesterreich an der Eidsgenossenschaft etwas zu fordern, möge es der Herr Markgraf unsern Städten und Ländern vortragen, so wird er eine Antwort bekommen, wobei wir mit allen Ehren bestehen mögen.“

So ward zu Baden zehn Tage lang hin und her geredet. Als aber der Markgraf von Hoch-

berg zuletzt verlangte, man solle nur den Waffenstillstand verlängern, und als hingegen die eidsgenössischen Gesandten das Gerücht vom Anzuge des französischen Heeres gegen die Schweizergrenzen vernahmen: ward Alles abgebrochen.

„Nichts mehr von diesem faulen Frieden!“ riefen die Eidsgenossen: „Fort! Gott und unser Arm helfe uns zu unserm Recht! Hier stinkt es nach Betrug und Verrath!“

So fuhren die Kardinäle, Bischöfe, Grafen, Herren und Boten aller Städte jählings auseinander und ritten den letzten Tag des Märzes 1444 noch spät Abends zu den Thoren von Baden hinaus nach ihren Orten.

Nur Markgraf Wilhelm und Herr Peter von Mörsberg blieben folgendes Tages in ihrer Herberge, weil sie wegen des Zuges der Armagnaken vieles zu bereden hatten. Auch waren noch einige Herren gen Baden gekommen, um den Markgrafen zu suchen und seine Befehle zu holen.

Jetzt lag dem kaiserlichen Statthalter vor Allem daran, die Städte des Aargau's und noch mehr den aargauischen Adel zu thätiger Mitwirkung für das Haus Oesterreich zu bewegen und von Bern abspenstig zu machen. Dazu erschien ihm Ritter Marquard von Baldegg willkommen, der desselbigen Tages in Baden eingetroffen war. Dieser, dessen Väter in den Schlachtfeldern von Morgarten und Sempach für Oesterreich gefallen waren, dessen Stammburg am Baldegger-See die Eidsgenossen schon vor mehr denn hundert Jahren zerstört hatten, war jetzt im Besitz des Schlosses Schenkenberg, einer der größten Herrschaften im Aargau, und der bitterste Feind der Eidsgenossen. Obgleich mit Bern verburgrechtet, und dort mit den Bubenbergen verwandt, hatte er doch den Bernern auf ihren letzten Kriegszügen gegen Laufenburg und Zürich mancherlei Bosheit und Schaden zugefügt. Darum war er einige Zeit aus Schenkenberg vertrieben und seine Burg durch die Berner mit achtzig Mann besetzt worden. Nur durch die Fürbitte des Bischofs von Basel und gegen Erlegung von zweitausend Gulden hatte er wieder den Besitz seines Gutes empfangen.

Nun Marquard durch den Markgrafen die zuverlässige Anzeige vom Anzuge des Dauphins und der Armagnaken vernahm, schöpfte seine Rachsucht neuen Muth. Er erbot sich zu Allem. Die im Juragebirg mächtigen Freiherren von Falkenstein waren ihm durch seinen Bruder Hans verwandt; aller Adel im Aargau und Breisgau ihm befreundet.

„Vor Allem aber“, sagte der Markgraf am Ende der Unterredung und eilfertig — denn zur Abreise standen schon die Rosse auf der Straße und der Mittag war vorüber: — „Vor Allem trachtet die Städte zu gewinnen! — Machet Euch selber an Brugg. Folgen doch dieser Stadt die Banner Eurer Herrschaft. Die Falkensteine sind dort auch wohlgelitten. Macht's mit dem alten Schultheiß Effinger daselbst so gut Ihr's könnt. Und dann versuchet Aarau. Da vermag mein schmucker Träumer, der Gaugolf Trüllerey, das Beste. Ich erwarte seine Heimkehr von Schaffhausen, wohin ihn Herr Peter von Mörsberg während der Heimkehr aus Frankreich geschickt hatte. Findet Ihr ihn, so meldet ihm meinen Willen. Nun müssen wir das Letzte dran setzen, das stolze Bürger- und Bauerngesindel zu demüthigen, oder aller Adel in den vordern Landen geht aus, was Gott verhüten wolle!“

Marquard versprach, zuerst über Zurzach in den Schwarzwald und Breisgau zu reiten, um die Ritterschaft zu wecken; dann die Falkensteine zu suchen, um den Aargau zu bewegen. Der faule Friede war erst nach dreiundzwanzig Tagen am vollen Ende. Man schied. Der Markgraf reiste nach Zürich. Auch Marquard schwang sich auf's Roß, und jagte, von seinem Knecht begleitet, durch die engen und krummen Straßen der Stadt zum Thor hinaus. Der Regen rauschte in Strömen von Giebeln und Dächern.

2.

Die Gesellschaft.

Er ritt bald gemach, als er, über die Limmatbrücke und die kleinen Bäder hinaus, in's Freie gekommen war, wo die Fahrstraße steil und zur Höhe hinaufstieg. Die rauhen Wege waren von anhaltenden Regengüssen noch ungangbarer geworden. Der Himmel hing wie ein einfärbiges graues Gewölbe über ihm, das sich rechts auf die Felsenmauern und finstern Wälder des Siggisberges zu stützen schien. Links jenseits des Limmatstroms schwamm die Landschaft in falbem Nebel des Regengestöbers, mit ungewissen Umrissen. Noch standen die Bäume laublos, in winterlicher Oede. Nur die geschwollenen Knospen der Kirschbaumzweige und einzelne Frühblümchen, die sich in den Wiesen oder Felsblöcken gegen die rauhe Jahrszeit verbargen, kündeten die Nähe des Lenzes an.

Herr Marquard schlug den Mantel fester um sich, denn der Wind zog kalt und scharf. Fast gereuete es ihn, die warme Herberge von Baden verlassen zu haben. Und als er nach einigen Stunden, aus dem Siggenthal hervorgekommen, sich von der Limmat ab und rechts um das schroffe Gebirg in die Ebene gegen den Wald wandte, däuchte ihn fast klüger, das näher gelegene Städtlein Brugg jenseits der Aar zu suchen, statt die Straße nach Zurzach und dem Rhein zu verfolgen.

Wie er mit diesen Gedanken beschäftigt und fast am Scheidewege war, der seitwärts zur nahen Aar und zur Stilli führte, erblickte er von ferne einen Reitersmann, welcher ihm aus dem Walde entgegenkam. Derselbe flog zwischen den hohen

Tannen und Eichen durch den Regennebel wunderschnell heran. Er hatte einen grünen Mantel mit goldenen Spangen um sich geworfen, und die graue Filzkappe, der Nässe willen, über die Ohren niedergekrämpt. Auch die rothe und weiße Feder der Kopfbedeckung, vom Wasser verunstaltet, war mit breiter goldener Hafte daran befestigt.

„Willkommen, Herr Marquard!“ rief der Reiter und hielt das Roß plötzlich an, indem er sich den Filz aus den Augen rückte und das schönste Gesicht eines jugendlichen Mannes sehen ließ.

„Straf mich Gott, Ihr kommt mir zur rechten Stunde!“ schrie der Herr von Baldegg fröhlich: „Wohin so eilends, Herr Gangolf Trüllerey?“

„Nach Baden, zum Markgrafen.“

„Ihr könnt Euch den Weg sparen, wenn Euch nichts Dringendes treibt. Alles ist auseinander seit gestern. In drei Wochen hebt der Tanz von neuem an; und so uns die Armagnaken nicht im Stich lassen, machen wir, wills Gott, mit dem Bauerngesindel diesen Sommer den Kehraus. Darauf fegen wir die Städte. Straf mich Gott, ich will's meiner lieben Vetterschaft zu Bern einsalzen, daß sie mich bis auf die Haut geschoren hat. Mit ihrem besten Rathswein sollen mir die Schelmen die Fässer im Keller von Schenkenberg wieder füllen, die sie leer gesoffen haben. Und meine rothen Schinken, breiten Speckseiten und Würste sollen sie mir zehnfach erstatten, oder straf mich Gott, ich viertheile die Kerle, und hänge sie selbst in die Rauchkammern.“

„Wißt Ihr, Herr Marquard, ob der Markgraf nach mir begehrt?“ fragte Gangolf Trüllerey.

„Er gab mir Aufträge für Euch, bevor er nach Zürich zurückritt. Ihr sollet Hand anlegen und uns Andern helfen, den Aargau aufrütteln. Denn diesmal gilts, oder so lange die Welt steht, nimmer wieder. Euch ist Aarau auf die Seele gebunden. Die Stadt muß den Bernern absagen, und sich zu ihrem rechtmäßigen Herrn, dem römischen König, wenden, wie Zürich, Winterthur, Rapperswyl, oder es bleibt von ihr kein Stein auf dem andern. Das sagt Euern Schultheißen, Klein- und Großräthen und der ganzen ehrsamen Burgerschaft. Doch fangt's gescheut an, daß die Berner nichts wittern! Verdammt fein müßt Ihr's antasten. Zu Bern der Schultheiß Erlach hat eine spitze Nase.“

„Sonst habt Ihr nichts anderes zu sagen?“

„Straf mich Gott, zwei Tage und zwei Nächte hätt' ich zu berichten von Allem, was in Baden gehandelt worden ist und was nun geschehen soll. Aber sind wir nicht Narren, hier unter freiem Himmel in Koth und Regen zu halten? Das kalte Wasser tritt mir durch Mantel und Haut ans Herz. Wär' ich Tropf in Baden geblieben, da gab's vollauf! Die Wirthe hatten sich's nicht versehen, daß die Tagherren so bald auseinander fliegen würden, als wär' ein Donnerstrahl zwischen sie gefahren. Das Mahl kostete dem Mann fünf Schilling Haller, und ein Pferd Tag und Nacht auch fünf Schilling Haller. Mich reut der Auerhahn noch, den ich zu Mittag heut unangerührt stehen ließ.“

„Und wohin wollt' Ihr, Herr Marquard?“

„Ihr, nach Zurzach, wäre das Mordwetter besser. Jetzt lenk' ich, Euch zu gefallen, nach Brugg ein. Denn dahin geht Ihr doch nun, Herr Gangolf. Ihr seid von schönen Augen erwartet, die Ihr lange nicht gesehen. Eure verlobte Braut ist seit zehn Tagen in Brugg.“

„Wißt Ihr's gewiß?“ sagte der junge Mann, und sein ernster Blick ward schimmernder, und ein flüchtiges Roth färbte seine Wangen.

„Ob ich's wisse? Kehrte nicht Hans von Falkenstein mit seiner Tochter bei mir ein auf der Heimreise? Und vorgestern sah ich Jungfrau Ursula beim Schultheißen Effinger. Fort, tröstet das Fräulein wegen Eurer langen Abwesenheit. Unterwegs plaudern wir noch vieles ab.“

Damit wandten Beide ihre Rosse nach dem Seitenwege und trabten durch den hohen Wald der Aare zu. Bald erblickten sie in der Tiefe unter sich den breiten Strom, der, von Regengüssen des Gebirgs geschwollen, seine gelbgefärbten Wellen stürmischer fortwälzte. Am jenseitigen Ufer lagen die ärmlichen Strohhütten des Dörfchens Stilli zusammengedrängt, wie eine Heerde, die sich im Felde gegen Regenschauer an einander schmiegt. Dahinter leuchtete vom Hügel der weiße Kirchthurm auf Rain. Im Hintergrunde flatterten zerrissene Wolken an den Tannen des Geißberges.

Als die beiden Herren von der Höhe langsam den steinigen, steilen Pfad zur Aare hinab ritten, und weder Fährmann noch Fähre gewahr wurden, brüllte Herr Marquard ungeduldig einmal um's andere sein „Hop! Hop!“ über den Fluß hin, um die Schiffer aufmerksam zu machen. Es ist noch heut zu Tage unlieblich, bei Sturm und Regen am kieselvollen Ufer eine halbe Stunde zu verwandern, und ein gebrechliches Fahrzeug zu erwarten, das den Reisenden, zwei Zoll vom Tode geschieden, ans andere Ufer liefern muß. Herr Marquard fluchte mörderisch. Er war keine von den Naturen, die in der christlichen Geduld einen Heiligenschein verdienen wollten. Auch sah man's den rundlichen Formen seiner Gestalt, dem gefüllten Kinn, den apfelförmigen Wangen und den lachenden Augen des Krauskopfs wohl an, daß er nicht gern unnützerweise Noth litt, und sich's lieber an einer Tafel mit ausgewählten Speisen von Zeit zu Zeit bequem machte. Wir müssen den Leser bitten, Herrn Marquard nicht nach seinen Worten zu richten. Er pflegte in aller Fröhlichkeit zu fluchen. Seine gute Laune blieb sich sogar in den gefährlichsten Augenblicken eines Gefechtes gleich, wenn er Wunden austheilte oder empfing. Darum hatte ihn Jedermann gern. Er war ein lustiger Gesell, weil er kein trauriger sein konnte.

„Wo habt Ihr den französischen König verlassen?“ fragte er Herrn Gangolf Trüllerey, indem er, gleich diesem, am Aarufer vom Pferde stieg, um sich durch Auf- und Abgehen zu erwärmen.

— Zu Langres in der Champagne. Da beurlaubten wir uns von ihm. Burkhard Mönch von Landskron begleitete den Dauphin gen Mümpelgard; ich aber folgte Herrn Petermann von Mörsberg und Hansen von Rechberg.

„Wann können wir des Dauphins Banner vor Zürich sehen?“

— Vor sechs Wochen kaum.

„Nun, so müssen wir den Hungergürtel enger schnallen, weil der Braten noch weit liegt.“

— Und Ihr wollet den Bauern im ganzen Ernst absagen, Herr Marquard?

„Ich, Ihr und aller ehrliebende Adel vom Aargau. Sie haben mir übel mitgespielt, die von Bern, und ich war ganz unschuldig, wie Ihr wohl wißt. Aber straf mich Gott, aus den Steinen ihres Rathhauses will ich die Burg meiner Väter am alten Thurm der Hünegg wieder aufrichten, und die von Luzern sollen die Steine dazu tragen. Und einen Keller, das schwör' ich Euch, sollen sie mir in den Felsen darunter graben, daß das ganze Berner Münster darin Platz genug findet. Einen Weinkeller soll's geben, desgleichen kein Kloster im heiligen Reich, und der Papst sammt seinen Kardinälen keinen größern hat.“

— Ich weiß aber, Herr Marquard, der Kaiser und selbst der Markgraf hoffet noch, daß Bern mit ihm halten und sich nicht an die Schwyzer und Glarner hängen werde. Darum würde ein wenig Vorsicht von Eurer Seite nicht schaden, damit Ihr zu Schenkenberg nicht wieder von gefräßigen Bären heimgesucht würdet. — Aber Ihr habt mir nicht gesagt, ob das Fräulein Ursi noch lange in Brugg verweilen wird?

„Das werdet Ihr heut Abends von den honigsüßen Lippen Eurer Braut am besten vernehmen. Euer Rath ist übrigens nicht zu verachten, und gründlicher als die Hoffnung des Kaisers und des Markgrafen. Verlaßt Euch auf mich, ehe vier Wochen durchs Land gehen, ziehen die Berner Banner unter den Fenstern Eures Thurmes Rorgen Zürich vorüber. — Heda! Ho! Hop! Seht doch, nun erst schleichen die faulen Schlingel zur Fähre drüben herab und binden sie los. Heda! Ho! Hop! Straf mich Gott, ich breche jedem Kerl eine Rippe zum Andenken. Das schüttet wieder vom Himmel, wie aus Eimern. Wollt Ihr nicht im Regen ersaufen, Herr Gangolf, so kommt mit mir. Ich denke, unter dem alten Mauerwerk dort gibts vielleicht Obdach.“

Herr Gangolf ließ sich den Vorschlag gefallen. Sie führten ihre Rosse längs dem Ufer des Flusses gegen die Trümmer einer Burg, die kaum mehr denn hundert gute Schritte von ihnen entfernt am Wasser lag. Der halb zerfallene, feste Thurm trotzte damals, wie heute noch, den Fluthen des Aarstroms, die seine Grundlagen unterfressen. Ein Kreis niedriger Schutthügel bezeichnete den ehemaligen Umfang der Ringmauern des Schlosses Freudenau, welches die Zürcher vor hundert Jahren, am Vorabend der Tättwylerschlacht, ausgebrannt und zerstört hatten. Ein geringes Ueberbleibsel des Schloßgemäuers, von dürrem Gesträuch und bleichen Grashalmen umweht, lehnte sich, seines nahen Zusammensturzes gewärtig, an den Thurm.

Hierher nahmen die beiden durchnäßten Ritter ihre Zuflucht. Nicht ohne Mühe überkletterten sie die Steinhaufen, um zum Bruchstück eines finstern Gewölbes oder Schwibbogens zu gelangen, das ihnen einigen Schutz gegen den Regen verhieß, welcher jetzt in dichtern Strömen niederrauschte.

3.

Der Lollhard.

Als sie dem Gewölbe nahten, sahen sie in der Dämmerung desselben sich Gestalten bewegen. Vorn nagte ein Esel am dürren Grase des Gesteins. Im Hintergrunde des Gewölbes saßen zwei Personen auf einer schmalen, vermuthlich von Hirten der Gegend gezimmerten Holzbank. Es war eine männliche und eine weibliche Gestalt, die sich beim Eintritt der Fremden langsam erhoben, grüßend verneigten und wieder auf ihre Sitze niederliessen.

Gangolf, der seine langen, hellbraunen, vom Regen genetzten Locken aus dem Gesicht über die Achseln zurück strich, beachtete die Anwesenden kaum. Desto mehr beschäftigte sich Herrn Marquards Aufmerksamkeit mit ihnen. Er musterte beide neugierig. Das Frauenzimmer trug ein langes Gewand, gleich einer Klosterfrau, von grobem, halbwollenem, aschfarbenem Zeuge. Ein breites Tuch von demselben Stoffe hing über Kopf und Stirn herab, und über die Achseln bis zu den Hüften nieder, gleich einem Mantel, vorn zusammengeschlagen, daß man von dem verhüllten Gesichte nichts erblickte. Unterhalb des Mantels waren die Enden eines Seiles sichtbar, welches wahrscheinlich, um den Leib geschlungen, die Stelle des Gürtels versah.

Der Begleiter dieser Vermummten war ein starknochiger, aber magerer Mensch von ungewöhnlicher Länge, der zwischen den Fünfzigern und Sechszigern zu gehen schien. Aus seinem Gesicht, in welchem ein düsterer, klaghafter Zug der Geberden erschien, ragte zwischen den hohen Backenknochen eine Nase hervor, die man für sich selbst wohlgeformt genannt haben würde, wenn sie nicht für das schmale Hungergesicht eine ganz unverhältnißmäßige Größe gehabt hätte. Wenn man dies seltsame Gesicht, dazu die langen eisgrauen Haupthaare und überhangenden Augenbraunen, so wie den grauen in zwei Spitzen auf die Brust aus einander fallenden Bart sah, und

daneben dann wieder den lebhaften, seelenvollen, durchdringenden Blick der hellen, großen Augen: man hätte schwören sollen, es schaue ein feuervoller Jüngling aus der vorgehaltenen Larve eines Greises. Der Alte trug auf dem Kopf ein rundes, kleines Hütchen, welches schon manches Jahr treue Dienste verrichtet haben mochte, und vorn in einem langen Schnabel, wie ein Regendach über der Nase, auslief. Hals und Brust waren trotz der rauhen Witterung entblößt. Ein langer, bis an die Waden reichender grober Leibrock, um den Hals mit schlechtem Pelz gefüttert, ward über den Hüften durch einen breiten Ledergurt zusammengehalten.

„Nun, Gevatter Graubart," redete ihn Marquard an, „wohin geht deine Reise?"

Mit einer seltsam harten, fast knarrenden Stimme erwiederte der Alte: „Zum gleichen Ziel, wie die Eure!"

„Also frische Gesellschaft! Und weißt du denn so genau, wohin mein Weg geht?"

„Allerdings, Herr, zum Grab und zur Ewigkeit."

Sowohl diese Antwort, als die herbe Stimme, in der sie ertönte, hatten für Herrn Marquard etwas Unbehagliches. Er trat, wie von einem heimlichen Grausen befallen, einen Schritt zurück und betrachtete den wunderlichen Fremden mit einem stieren Blick, wie einer, der mit sich selbst im Zweifel ist, ob er einen vernünftigen Menschen oder einen Wahnsinnigen, einen Lebendigen oder ein Gespenst vor sich habe.

„Hört doch, Herr Gangolf," sagte er, und drehte sich zu dem jungen Manne um, der am Ausgang des Gewölbes stand und sich mit seinem Pferde beschäftigte, „hört doch, habt ihr je im Leben etwas Aehnlicheres gehört, als das Knirren einer alten Hageiche, wenn sie der Sturm biegen will, und diese raspelnde Stimme des alten Schnabelthiers?"

Wirklich hatte Gangolf, als er den ungewöhnlichen Menschenlaut vernommen, das Gesicht einen Augenblick lang nach dem fremden Paare zurückgewandt, bald aber wieder seine vorige Arbeit begonnen, den Regen von Mähnen und Hals seines Rosses zu streichen. „Es ist hier auf den Trümmern der Freudenau der rechte Ort, eine Bußpredigt zu hören!" sagte Gangolf lächelnd: „Ihr könntet ihrer wohl bedürfen, Herr Marquard."

„Nun so stimm' denn an, du Stimme des Predigers in der Wüste!" sagte Marquard zum Alten: „Ich bin ohnedem lang' in keine Kirche gekommen."

— Verschont mich, Herr, erwiederte der Alte, denn Ihr wollet mein spotten. Eure Ohren sind noch nicht gemacht zum Hören, Eure Augen noch nicht zum Sehen. Darum wißt Ihr nicht, wer Ihr seid und wo Ihr seid!

„Zum Teufel, wer sagt dir, daß ich taub und blind bin? Frag' mich, was ich sehe, und ich will dir treffende Antwort geben, die dich freuen soll."

— Nun denn, wißt Ihr, wo Ihr seid?

„Entweder vor einem Bruder Lollhard, der nächstens gestäupt wird, oder es gibt keinen Lollhard*). Hab' ich's getroffen?"

— Wenn ich zu den Lollharden gehöre, was ficht es Euch an? Aber Ihr sehet nur den Kittel, nicht den Leib; nur den Leib, nicht den Geist. Ihr kennt mich nicht, und Euch nicht, und Eure Wege sind überall die Wege des Wahns. Darum kommet Ihr nimmer zum Ziel, und gelanget bloß hin, wohin Ihr nicht begehret.

„Straf mich Gott, darin hast du Recht, sonst wär' ich nicht in dies stinkende Gewölbe, auf dem Schutt der Freudenau, in deine angenehme Gesellschaft gerathen."

— Die ganze Welt ist eine zertrümmerte Freudenau, ein verwüstetes Paradies durch die Ruchlosigkeit der Sünder geworden. An Euern Augen hängt die Wollust, an Euern Lippen der Fluch, an Euern Händen das Blut der Ermordeten. — Herr, auch ich war, was Ihr seid; ich wünsche, daß Ihr einst, von der heiligen Gewalt des Geistes ergriffen, werdet, was ich bin.

„Sehr verbunden; doch kann ich dir nicht bergen, daß ich einsweilen die Gewalt des Geistes nicht bemühen möchte, aus meiner Wenigkeit einen fahrenden Bettler zu machen."

— Der Herr ist allmächtig in den Himmeln und auf Erden; wer widersteht seiner Hand? Er wird Euern Stolz beugen und zur Erde schmettern, wie der Blitz den Wipfel der Tannen. Eure Burgen werden von den Höhen niedersteigen und die Grundmauern demüthiger Strohhütten betten. In Euern Helmen werden die Eulen nisten, und die Kinder auf den Straßen mit gebrochenen Wappenschildern spielen. Siehe, der Tag ist vor der Thür, da die Menschen unter den Schrecken Gottes genesen sollen zur Wahrheit; da die verstoßenen Stiefkinder in ihr ewiges Recht und göttliches Erbe zurücktreten sollen, welches euer geiziger Hochmuth geraubt hat. Es werden die hochbelaubten Stammbäume am Licht des Himmels verdorren wie Schwämme der Nacht, und die Söhne der Leibeigenen den Töchtern der Freiherren Brautringe geben. Denn wir sind allzumal Kinder Gottes, der da nicht kennt den Unterschied des edeln und unedeln Blutes, aber der da richten wird die Gerechten und Ungerechten.

Der Alte, indem er dies sprach, flammte mit seinen großen Augen. Unwillkührlich erhob er sich während der Rede vom Sitze; doch mit sanfter Gewalt zog ihn seine Begleiterin wieder an ihre Seite nieder.

---

*) Die Lollharden, oder Begharden, Begutten, Beguinen, Klausner, waren im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert durch die Gebirge und Ortschaften der Schweiz sehr verbreitet. Schon damals litt diese mystische Sekte schwere Verfolgungen, besonders von den Mönchsorden.

„Lollhard, Lollhard!“ rief der Herr von Baldegg und drohte mit dem Finger: „Fast will mich bedünken, du kommest aus den Bergen von Appenzell oder Schwyz, unser Bauernvolk aufzuwiegeln gegen die gnädige Herrschaft von Oesterreich. Hüte dich, Prophet; hier zu Lande ist der Hanf wohlfeil genug, um dir davon unentgeldlich einen Schmuck für den dürren Hals zu drehen. Kehre heim, wenn dir zu rathen ist, kehre heim zu deinen aufrührerischen Kühmelkern und sag' ihnen, ihr jüngster Tag komme, ehe die Kirschen reifen. Ihre höllische Brut, die alle göttliche und menschliche Ordnung zerreissen will, soll von der Erde vertilgt werden; und die Nester, in denen sie der Teufel ausheckte, sollen verbrannt werden, daß die Flammen hinauffackeln bis zum letzten Stall in den Alpen.“

— Herr, erwiederte der Lollhard gelassen, ich stehe in keines Menschenkindes Dienst, und bin keines Gesandter. Darum lasset mich in Frieden ziehen. Fragt mich nicht weiter. Der Gang des Ewigen ist unerforschlich, und ich habe seinen furchtbaren Arm gesehen.

„Mit nichten!“ rief Marquard: „So wohlfeil kommst du mir nicht wieder los, du prophetischer Rabe. Bekenne nur, die Eidsgenossen haben dich in dies Land gesandt, um ihren verruchten Haß gegen Oesterreich zu predigen und Aufruhr gegen Adel und rechtmäßige Obrigkeit zu stiften. Denn was hast du vorhin verlauten lassen? Sprich!“

— Ich sprach, Gott ist der Herr, und keiner ist Herr, als Er, der Lebendige! schrie der Alte entflammt: Ihr aber seid die Gefäße seines Zorns, die er zermalmen wird zu Scherben, weil ihr seine Stimme nicht hören, seine Zeichen nicht sehen wollet. Er ist der Herr, darum sollen wir nicht Herren sein, nicht Knechte, sondern Brüder in der ewigen Kindschaft zu Gott. Er zerbricht die Zepter der Kronen, und wirft sie zu den Gebeinen der Todten und spricht: Nur die Lebendigen sollen leben, aber Niemand kann leben, als in mir! So spricht der Herr! Wie lange will eure Vermessenheit mit ihm rechten? Ihr habet euer Gesetz gestellt über Gottes Gesetz, eure Ordnung über das Gebot der Natur, euern Thron über den Stuhl des Weltenrichters. Eure Brüder habt ihr zu Leibeigenen gemacht und in Knechtschaft verkauft, wie das Vieh. Ihr handelt Gold zu euern Wollüsten ein um Menschenblut, und bauet eure Paläste aus den Schärflein der Waisen und Wittwen mit Hohnlachen. Aber der Grimm des Herrn ist über euch erwacht, darum daß ihr Götter sein wollet auf Erden, und euch anbeten lasset von euern Unterjochten. Es wird Entsetzen gehen durch die Gauen von Zürich und Wehklage unter den Mauern von Basel. Die Furchen der Aecker sollen Gräber werden, und die Seen blutige Wellen werfen, auf daß die Kinder Gottes frei einhergehen und die Altäre der Abgötter in Staub zerfallen.

„Straf mich Gott, der Kerl ist wahnwitzig!“ rief Marquard und prallte zurück, als der Alte, welcher in der Begeisterung eines Sehers sprach, sich in seiner langen Gestalt emporrichtete und einen Schritt vorwärts gegen den Ritter that. Die Gefährtin des Lollharden erhob sich nur ein wenig, um diesen wieder an ihre Seite zurückzuziehen. Sogleich gehorchte der Alte, setzte sich und verstummte wieder. Bei der Anstrengung der Nachbarin, ihn zu ergreifen, war aus dem weiten Aermel ihres Gewandes eine so weiße zarte Hand hervorgeschlichen, daß der Herr von Baldegg plötzlich den gespenstischen Greis vergaß und mit seinen Augen dem feinen Vermittlerhändchen folgte, welches sich eben so schnell wieder im groben Tuche des Kleides und Mantels verbarg.

„Bruder Lollhard,“ sagte Marquard, „unter uns gesagt, ich kenne dich und Deinesgleichen. Wir andern sind in euern Augen allzumal Sünder; aber wenn ihr mit einem artigen Mägdlein Tag und Nacht umherschwärmt, so lebt ihr, nach eurer saubern Lehre, nur im paradiesischen Stand der Unschuld. Wer ist denn die hübsche Begutte*) dort neben dir? Eine Schwester im Herrn? Alter, ich verspüre Unrath! Gesteh, aus welchem Kloster hast du dies Nönnlein weggelockt, um mit dir zu ziehen?

— Sie hat noch keinem Kloster angehört! antwortete trocken und kurz der Lollhard.

„Ich verstehe, Alter. Also dein Seelenweib, denn dein wirkliches kann sie nicht sein. Du bist alt genug, um bei ihr heilig zu bleiben.“

— Herr, Sie ist meine Tochter.

„Eine geistliche Tochter, denk ich,“ versetzte Marquard lachend, „und wie mich bedünken will, nicht mit ganz heilem Gewissen. Denn umsonst verdeckt sie nicht das ganze Gesicht, als wär's gestohlene Waare. — Nun, fromme Begutte, lass' mich dein Antlitz schauen, wenn dein Gewissen gesund ist.“

— Herr! rief der Alte ernst: Euer Stand gebietet Euch Ehrfurcht gegen Frauen.

„Hm, Lollhard, nicht gegen alle, sonst müßt' ich auch des Teufels Großmutter die Hand küssen. Drum mit Erlaubniß, lasset sehen!“ rief Marquard und trat zu der weiblichen Gestalt. Der Alte streckte den Arm zum Schutz vor und rief: „Wer gibt Euch Recht, unverschämt zu werden?“

Der Herr von Baldegg warf kräftig den Arm des Greises auf die Seite, riß im gleichen Augenblicke gewaltsam den groben Tuchmantel vom Gesicht der Verhüllten und staunte sie verblüfft an, weil er nicht wußte, wie ihm geschah. Es war ein bekanntes Gesicht, aber eins, mit welchem man zeitlebens bekannt sein möchte; im rauhen Gewande das feinste Engelsköpfchen voll göttlichen Ernstes; zwischen Felsengrau eine sanftglühende Alpenrose. Der Herr von Baldegg war freilich über die Jahre hinweg, wo der goldbraune

*) Name der weiblichen Begharden oder Lollharden.

Glanz solcher Locken und der schöne Blitz solcher Blau-Augen gefährlich wirken kann; aber doch fühlte er sich vom Gefühl so vieler und eben hier nicht erwarteter Anmuth betroffen. Das Frauenzimmer hatte sich schon längst wieder und dichter, denn vorher, in den Mantel gewickelt, ehe Marquard von seinem Erstaunen genesen war. Auch hörte und verstand er keine Silbe von den Vorwürfen, welche ihm der erzürnte Alte auf der Seite zuschnarchte.

„Höre, Lollhard," redete er diesen endlich an, „sei aufrichtig, bekenne, wo hast du dies arme Kind geraubt? Das ist keine Waare für dich und keine Waare von dir. Ich lasse dich ungestraft ziehen, wenn du mir lautern Wein einschenkst. Sperre dich nicht! Keine Winkelzüge! Es ist schon Alles verrathen. Das Mägdlein ist gestohlen, entführt. — Jungfrau, Ihr seid in meinem Schutze. Fürchtet nichts von mir, und noch minder von der Rache dieses Alten. Vertraut Euch mir!"

Die Verhüllte bewegte den Kopf verneinend und streckte die Hand heftig vor, als wolle sie in einer Bewegung des Abscheues den Ritter von sich stoßen.

„Versteh' ich Euch recht?" fuhr dieser fort: „Ihr wollt bei dem Lollhard verbleiben?"

Sie neigte bejahend das Haupt.

„Straf mich Gott, so hat er Euch behext. Meinethalben, schöne Begutte, bleibet, wo Ihr wollt; ich mag's wohl leiden, wenn Ihr mit dem lebendigen Tod, mit dem Geripp und Gespenst vorlieb nehmen wollt. Aber vergönnt mir wenigstens, noch ein Mal Euer holdes Antlitz zu bewundern."

— Hebet Euch von mir! sagte die Begutte unterm Mantel, aber mit solchem Wohllaut der Stimme, daß Marquard nur den süßen Klang, nicht den Zorn darin hörte.

„Redet doch nicht zu mir, wie der Herr zum Satan. Ihr habet mir alle Herrlichkeiten der Welt gezeigt; ich zeigte sie Euch nicht. Ich verlange von Euch keinen Fußfall, aber Eure Schönheit könnte wohl bei mir darauf Anspruch machen."

Rasch stand sie, als er dies gesagt hatte, von der Bank auf, zog den Alten mit sich empor und rief: „Fort, fort von hier, mein Vater, daß wir zu andern Menschen kommen!"

„Warum flieht Ihr, fromme Begutte?" sagte Marquard lachend: „Ich denk' Euch keine Gewalt anzuthun, obschon Ihr in meiner Gewalt seid."

— Sind wir, rief der Lollhard, in Eure Raubhöhle gerathen, so solltet Ihr noch die Rechte der Gastfreundschaft gelten lassen! Uebrigens stehen meine Tochter und ich nicht in Eurer, sondern in Gottes Gewalt. Laßt uns gehen.

„Dich lass' ich schon, Graubart!" versetzte Marquard: „Aber nicht also halten es Ritter mit artigen Mägdlein. Nun denn, spröde Büßende, versagt mir das Lösegeld nicht."

Er legte bei diesen Worten die Hand an den Mantel. Der Lollhard aber warf sich ihm mit Macht entgegen, stellte sich zwischen ihn und der Jungfrau und faßte mit seiner dürren Hand einen keulenförmigen, langen Knotenstock, der ihm zunächst am schwarzen Gemäuer lehnte. Doch Herr Marquard ließ sich das nicht irren, schleuderte den unkräftigen Greis seitwärts, und schloß die zitternde Verhüllte lachend in seinen Arm, die ein klägliches Geschrei erhob.

In diesem Augenblick kam Herr Gangolf Trüllerey zurück, welcher indessen, weil der Regen nachgelassen hatte, zur Aare gegangen war, um das Landen der Fähre zu sehen. Er hörte das Hilferufen der weiblichen Stimme im Gewölbe, sprang hinein, sah Marquards Ringen mit der Vermummten, und befreite diese, indem er den Ritter mit einem Wurf zum Gewölbe hinausfliegen ließ. Es war über den Schutt der Freudenau nicht gut fliegen. Herr Marquard drehte sich durch die Gewalt des Stoßes erst zwei Mal um sich selbst und saß dann sehr unsanft auf dem Steingetrümmer nieder.

„Verzeiht, Herr Marquard," sagte Gangolf, „aber es ist nicht fein von Euch gethan, ein schwaches Weib zu überwältigen."

Erst aus dieser Anrede konnte sich Marquard, der verwundert und erzürnt nach allen Seiten umher sah, den unwillkührlichen Flug, und wie er zum Sitzen gekommen sei, erklären. „Ihr seid ein grober Gesell, Herr Trüllerey!" sagte der Herr von Baldegg ärgerlich, indem er aufstand und sich den Schenkel rieb: „Wer hat Euch, Teufel, zum Ritter gemacht, da Ihr zum Drescher so gut taugt? Setzt künftig den Flegel, statt der Lilie, in Euer Wappenschild!"

— Den Flegel hab' ich zur Hand! — erwiederte der Jüngling ruhig und legte den Zeigefinger auf den blanken Eisenknopf seines Schwertgriffes: Wollt Ihr mir nun zum rothen Feld meines Wappens die Farbe liefern, so soll der Flegel hinein.

„Nehmt's nicht übel," rief höhnisch lächelnd der Herr von Baldegg, „Euer Witz ist ein erbärmlicher Schmarotzer, der sich an fremden hängen und vollsaugen muß, um das Leben zu haben. Ich frage nur, was mischt Ihr Euch in meinen Handel mit dieser Begutte? Verdächtiges Gesindel ist's, was durch's Land streicht, das Volk gegen den Adel hetzt, Wege und Stege ausspäht, um den hungrigen Räubern des Gebirgs unsere Küchen, Keller und Speicher zu zeigen. Aufknüpfen sollte man diese Spürhunde längs den Landstraßen, allen Eidsgenossen zur Scheuche. Was hindert Ihr den Ausbruch meines gerechten Zorns?"

— Der Ausbruch Eures gerechten Zorns vorhin, versetzte Trüllerey, hatte mehr Zärtlichkeit, als die Sittsamkeit eines Weibes und die Würde eines ehrlichen Edelmannes ertragen mag!

„Junger Mensch," rief Marquard mit donnernder Stimme, und sein unvertilgbares Lächeln

ward nur ein bitteres, „ich weiß nicht, ob Ihr Händel an mir wollt; aber sucht Ihr, so sollt Ihr finden! Fast gereut mich, daß ich Euch nicht die tölpelhafte Faust, als sie sich an mir vergriff, vom Rumpf wegschlug. Jetzt schweigt, und reizt mich nicht. Ich habe Eurer bis jetzt, mit Ueberwindung meines eigenen Aergers, geschont. Ihr wisset, Ihr waret mir lieb! Aber reizt mich nicht, oder die letzten Rücksichten fallen, und ich zahle Euch den verdienten Lohn!“

— Ich werde Euch nicht reizen und werde Euch nicht fürchten, entgegnete Gangolf: lasset diese guten Leute unangefochten von hinnen ziehen. Sie bleiben unter meinem Schutze, und wehe, wer ihnen ein Haar krümmt!

„So lauft denn mit dem lüderlichen Volk bis an der Welt Ende, wenn Ihr es meiner Gesellschaft vorziehen wollt!“ antwortete Marquard, und ging zu seinem Pferde und schwang sich hinauf: „Aber, Junggesell, Junggesell, wahre dich, es könnte dich meine Vetterschaft kosten!“ Damit sprengte er längs dem Ufer hin, der Knecht ihm nach. Der Herr von Baldegg ritt wieder den Weg am steilen Rain hinauf, welchen er in Gangolfs Gesellschaft vor einer halben Stunde erst gekommen war; während dessen gingen die Uebrigen mit Roß und Esel auf die Fähre. Die Schiffleute stießen ab.

4.

Die Begutte.

Der Regen hatte geendet. Hin und wieder brach das einförmige Grau des Himmels und ließ das reinste Blau durchstrahlen. Einzelne Buchfinken, diese fröhlichen Herolde der Frühlingslust, sangen in den Zweigen des Gebüsches ihre heitern Triller, die aus der Ferne erwiedernd zurückgesungen wurden.

Die Reisenden, während sie zwischen den hohen Ufern der geschwollenen Aar hinüberschwammen, beobachteten, mit sich selbst beschäftigt, gegenseitiges Schweigen. Der Lollhard hielt den Esel, auf dessen Sattel die daneben stehende Begutte ihre gefalteten Hände und die Arme legte und ihr verhülltes Antlitz niedersenkte. Herr Gangolf aber warf den schweren Regenmantel ab, befestigte ihn auf dem Rücken seines Rosses, und stand dann, in Gedanken vertieft, an sein treues Thier gelehnt, einen Fuß über den andern geschlagen.

Er hatte noch die letzten Worte des Herrn von Baldegg im Gedächtniß, die ihn sehr beunruhigten, weil ihr Sinn ihm kein Räthsel geblieben. Marquard nämlich war dem reichen und mächtigen Geschlecht der Freiherren von Falkenstein verwandt, und galt bei ihnen, wegen des Alterthums seines Hauses, wegen geleisteter Freundschaftsdienste, wegen der Gleichheit seiner Gesinnungen mit den ihrigen, und wegen seines aufgeweckten Wesens, viel. Nun aber war auch Ritter Gangolf Trüllerey nahe daran, in die Verwandtschaft der Falkensteine zu treten. Denn die reizende Ursula, Tochter des Herrn Hans von Falkenstein, war schon jetzt seine anverlobte Braut; die Vermählungsfeierlichkeit schon auf die Zeit festgesetzt, wenn der Friede zwischen Zürich und Oesterreich einerseits und den Eidsgenossen anderseits besiegelt sein würde.

Gangolf hätte vielleicht auf die Hand der reichsten Erbin im Aargau keinen Anspruch wagen dürfen, da ihn, obschon altadelichen Herkommens, weder der Glanz seines Geschlechts, noch der Reichthum seines Hauses vorzüglich begünstigten. Aber die besondere Huld des Margrafen Wilhelm von Hochberg, welcher für ihn, seinen Liebling, selber Brautwerber beim Freiherrn Hans von Falkenstein geworden war, als auch die Neigung des Fräuleins, hatten alle Hindernisse besiegt.

Der junge Mann liebte die schöne Braut mit aller Zärtlichkeit, welche ihre Anmuth verdiente und seinem warmen Blute natürlich war. Wiewohl diese Verbindung ursprünglich weniger die freie Wahl der Herzen, als das Werk des Markgrafen von Hochberg gewesen sein mochte, hatten die Herzen gern nachher gebilligt, was Klugheit und persönliche Vorliebe des kaiserlichen Statthalters der vordern Lande mit dem Vater der Braut, Hansen von Falkenstein, gestiftet.

Diese Verhältnisse dürfen dem Leser nicht unbekannt sein, um sich Gangolfs stilles und finsteres Benehmen seit seinem Zusammentreffen mit dem Herrn von Baldegg zu erklären. Denn schon die erste Botschaft, welche er von demselben vernahm, daß sich zu Baden alle Friedensunterhandlungen zwischen Zürich und den Eidsgenossen zerschlagen hätten, zerriß einen großen Theil seiner Hoffnungen. Mit der Gewißheit vom nahen Wiederausbruch des Krieges hatte er auch die Gewißheit von der längern Aufschiebung seiner Vermählung. Und eine Aussicht, wie diese, hat für einen Bräutigam nichts Ergötzliches, der in seinen Träumen die Geliebte schon hundertmal in die väterliche Burg als Neuvermählte eingeführt hat. Wie viele tausendköpfige Schicksalshydern umringten und vertheidigten nun wieder das Brautbett gegen die Sehnsucht des Verlobten! Nun lagen noch weite Schlachtfelder, hohe Schloßmauern und Belagerungsstürme, Schlingen und Netze eifersüchtiger Nebenbuhler und zahllose Möglichkeiten von Trennung durch Gewalt, Untreue oder Tod zwischen ihm und dem Traualtar.

Vielleicht hatte die Verstimmung seines Gemüths durch solche Betrachtungen nicht wenig dazu beigetragen, daß er Herrn Marquard so unsanft aus dem Gewölbe geschleudert und daß er in jenem Augenblick die ungeheure Stärke seines Arms vergessen hatte. Denn wenige Menschen kamen ihm an Muskelkraft gleich. Er warf Zentnersteine, wie leichte Ballen, und drückte eiserne Hufeisen mit der Hand zusammen, wie dünnes Blei. Herr Marquard war im Zorn von ihm geschieden, und die Warnung: Junggesell, es könnte

dich meine Vetterschaft kosten! hatte einiges Gewicht. Denn Herr Marquard war der vertrauteste Freund des Freiherrn von Falkenstein, und sein Einfluß auf diesen groß.

Die Fähre landete indessen am andern Aar-Ufer unter den Hütten der Stilli. Gangolf warf den Schiffleuten für sich und die Begharden den Fährlohn hin. Der alte Lollhard bemerkte seine Freigebigkeit, verbeugte sich und sagte: „Edler Herr, Ihr habet mir und meiner Tochter schon mehr, als das Fährgeld erspart. Gott lohne Eure Großmuth.“

Am Ufer hob er dann die verhüllte Tochter auf den Sattel des Esels, auf welchem sie, den Rücken gegen das Gebirg gewandt, bequemlich und leicht saß. Der Alte ging am langen Stabe neben dem Thiere her. Gangolf ritt langsam mit ihnen den vom Ufer emporsteigenden Weg zum Dorf hinauf und die Straße gen Brugg. Der Himmel erheiterte sich. Bald kamen sie unter den Felsen der Kirche von Rain vorüber.

Als der Lollhard bemerkte, daß Herr Gangolf den Lauf seines muthigen Pferdes nur darum zurückhielt, um sie zu begleiten, sprach er: „Wenn ich glauben darf, daß Ihr unsertwillen zögert, so bitte ich, lasset dem Roß die Zügel fahren. Wir reisen in Gottes sicherm Geleit!“

— Ich verlasse Euch nicht bis zur Stadt, wenn Ihr mich nicht vorher verlasset!“ antwortete Gangolf kurz, und verfolgte seinen bisherigen langsamen Schritt. Niemand redete weiter.

Indessen fing zuletzt doch selbst den jungen Ritter an, die träge Fortsetzung der Reise ein wenig zu langweilen. Es ward ihm auch das fruchtlose Brüten über seinen Grillen zuwider. Sich zu zerstreuen, warf er den Blick links auf die weite Gegend umher, jenseits der Aar, auf die spiegelnden Wellen erst der Limmat, dann der Reuß, die beide sich aus fernen, weitgetrennten Quellen der Alpen hier zusammenfinden, um ihr Leben in dem des mächtigern Aarstroms aufzulösen. Dann, um seine Begleiter, die er bisher keines Blickes gewürdigt hatte, kennen zu lernen, wandte er den Kopf auf die andere Seite.

Mehr, als der Alte, welcher mit gesenktem Haupte rasch vorwärts schritt und die Lippen bewegte, als wenn er still für sich redete, zog die Begutte seine Aufmerksamkeit an, eben darum vielleicht, weil ihre Verhüllung seine Neugier mehr beschäftigen konnte. Sie saß, gegen ihn gerichtet, quer auf dem Sattel, den einen Fuß im eisernen Steigbügel, den andern frei hängend. So viel von den Füßen unter dem Saum des faltenreichen Gewandes sichtbar ward, ließ das eine zarte niedliche Form derselben, und ein noch sehr jugendliches Alter der frommen Reiterin ahnen. Damit schien auch die blendende Weiße und die Feinheit des Kinns übereinzustimmen, in welchem ein weich eingedrücktes Grübchen ganz unverkennbar war. Mehr als des Kinns untern Theil, oder sanft gerundeten Apfel, ließ das große, mantelähnliche Tuch nicht sehen, welches bis so weit über dem Gesicht niederhing, und sich bei jedem Schritt wehend ab und zu bewegte.

Gangolf, weil er keinen andern Zeitvertreib hatte, verwandte sein Auge nicht von dem Grübchen in diesem Schneehügel und bedauerte heimlich beinahe, daß seine Braut des kleinen Reizes entbehren müsse. Dicht unterm Kinn wieder war das Tuch zusammengeheftet. So blieb der Weide seiner Augen nur ein kleiner Spielraum. Nichts desto weniger richtete er von Zeit zu Zeit immer wieder den Blick dahin; wohl auch in der Hoffnung, durch eine günstige Bewegung des herabhängenden Tuches, oder durch die Güte eines Luftzuges fernere Entdeckungen zu machen und die Lippen des Mundes zu erblicken. Aber die Luft blieb still und bleiern schwer der Vorhang.

Einigemal schon hatte er sich vorgenommen, die stumme Reiterin anzusprechen; aber immer wieder, er selbst wußte nicht, warum? unterdrückte er seine Worte. Plötzlich wandte sich die Begutte mit dem Kopf nach der entgegengesetzten Seite, wo der Lollhard auf der verdorbenen Landstraße trockene Stellen für seine Schritte suchte. Sie lüpfte das Manteltuch vor dem Gesicht, wovon Gangolfs unschuldige Neugier aber keinen weitern Vortheil hatte, als daß er eine kleine, weiße Mädchenhand gewahr ward, deren anmuthig gebogene Finger die äussern Spitzen in Morgenroth getaucht zu haben schienen. Nach einer Weile sagte die immer von Gangolf Abgewandte mit einer schmeichelnd-bittenden Stimme: „Du bist müde, Vater. Laß mich absteigen, und ruhe du.“

Die Süße dieses weiblichen Lautes und die kindliche Liebe in dieser Bitte rührten Gangolfs Gemüth gleich mächtig. Hätte er mit ritterlichen Ehren auf dem Rosse sitzen dürfen, während der schwache Fuß der Jungfrau auf der rauhen, durch Regen zerstörten Landstraße kaum gangbare Stellen gefunden haben würde?

Sie hielt wirklich den Esel an, daß er stand. Gangolf war aber im gleichen Augenblick schon zu Fuß und führte sein Roß dem Alten zu. „Nehmt meinen Platz ein!“ sagte er zum Lollhard: „Denn wer, wie ich, den ganzen Tag auf dem Gaul hing, findet Erholung, wenn er sich seiner Beine wieder bedienen kann.“ Er ließ nicht nach, bis der Alte das Roß bestieg.

Der Lollhard, welcher seine Müdigkeit nicht verläugnete, zeigte bei Gangolfs Antrage keineswegs jene Verlegenheit, die der Niedrige gewöhnlich bei einer Herablassung und Güte empfindet, mit welcher ihn der Große überrascht, sondern nur ein freundliches Erstaunen über diesen Beweis von einer Leutseligkeit, die damals eben nicht zu den Tugenden der stolzen Ritterschaft gehörte. Er dankte, schwang sich ohne Mühe auf's Roß, und seine Haltung und sein Anstand verriethen, daß er hier nicht an ungewohnter Stelle sei. — Gangolf ging nun zwischen beiden einher. So oft es der Weg gestattete, warf er

den Blick seitwärts, um aus seinem veränderten und günstigen Standpunkt unter dem Haupttuch der Jungfrau die Form des Mundes zu entdecken, der vorhin so vielen Wohllaut gebracht hatte.

Der Lollhard seinerseits, nun er der Beschwerlichkeit des Fußwanderns enthoben war, überließ sich wohlgemuth dem Betrachten der herumliegenden Gegend. Er warf noch einmal den Blick auf den Punkt zurück, wo die drei Ströme der Aare, Limmat und Reuß zusammenfallen, und sprach: „So löset sich mir das Räthsel, weswillen die Burg der Freudenau in so unbequemer Tiefe hart an der Aare hingebaut worden sein mag: es galt den Erbauern, Meister der Aar-Ueberfahrt zu sein, die nirgends als dort statt finden konnte, wo der Sturm unter der Stilli zwischen hohen unwandelbaren Ufern breit und ruhig hingleitet, nachdem er Reuß und Limmat aufgenommen hatte, welche umgangen werden sollten. — Ein wunderschönes Schauspiel, diese Landschaft! Blicke auf, Veronika, und sieh' die ewige Herrlichkeit Gottes!“

In der That flog in diesem Augenblick der letzte Abendsonnenstrahl durch die zerissenen Wolken verklärend über die dämmernden Fernen, Gebirge, Hügel und die nahen grünen Wiesen der tiefer gelegenen Gründe. Das Ganze ward zu einem stillglänzenden großen Bilde, wie man es nur nach Regenschauern am heitern Abend erblickt.

Gangolf, unbekümmert um dies Bild, sah mit angenehmem Erstaunen die Herrlichkeit des Schöpfers in einem seiner schönsten Geschöpfe aufgegangen. Denn Veronika hatte das Tuch vom Antlitz zurückgeschlagen, und irrte mit hellen, trunkenen Augen durch die Umgegenden. Ein Licht, ungewiß, ob von der Röthe des Abendschimmers, oder der schamvollen Schüchternheit, umfloß die zarten Mienen, in denen ein wunderbarer Zauber kindlicher Anmuth und weiblicher Hoheit schwebte.

Sie öffnete endlich die kleinen Lippen und sagte: „Welch eine unendliche Schönheit mitten in winterhafter Dürftigkeit! Sieh' doch diesen Glanz in den Nebeln, dies Goldgrün unter den finstern Wäldern! Es ist das Lächeln eines Weinenden.“ — Und indem sie dies sagte, wußte sie selber nicht, daß die Rührung des Entzückens ihre blauen Augen mit einer Thräne schmückte. Auch verstand Gangolf nichts von Allem, was sie noch ferner zu ihrem Vater sagte. Nur ihre ersten Worte klangen ihm fort und fort in der Seele: „Welch eine unendliche Schönheit mitten in winterhafter Dürftigkeit!“ Sie schien von sich selber geredet zu haben.

Das fortgesetzte Gespräch des Vaters und der Tochter warf endlich dem Ritter selber eine Frage von den Lippen der schönen Veronika zu, die auf einige Ortschaften hinzeigte, welche vor ihnen in falbem Duft der Nebel schwammen.

„Dort auf der leichten Erhöhung“, sagte er, „ist das Dörflein Windisch. Es soll daselbst in uralter heidnischer Zeit eine große Stadt gestanden haben, von welcher der Pflug noch immer Bruchstücke aus der Erde reißt. Da werden auch noch viele Münzen von Kupfer, Gold und Silber gefunden; aber fast unkenntlich und von fremdem Gepräge. Nirgends aber konnte im Aargau wirklich ein schicklicherer Platz zu einer großen und festen Stadt auserwählt werden, als auf jener breiten Landzunge, die sich zwischen der Aare und Reuß, wo sie zusammenrinnen, ausspitzt. Dadurch ist sie auf drei Seiten, statt vom Wassergraben, von breiten Strömen beschützt. Und nirgends wieder, als dort, ein Punkt bequemer, über die wilde Aare eine Brücke zu schlagen, wie dort, wo sie ihre Wassermasse tief und eng durch einen Felsenriß drängt, der kaum über dreißig Fuß breit sein mag. Darum heißt man noch heut das Städtlein, zu welchem wir reisen, Brugg.“

Dann zeigte er auf das graue, spitze Thürmlein, hinter Windisch einsam gelegen, und erzählte, wie daselbst das Kloster Königsfelden auf derselben Stätte erbaut worden sei, wo vor mehr denn hundert Jahren Herzog Hans von Schwaben seinen Vetter, den Kaiser Albrecht, meuchlings erschlagen habe. Auch erzählte er, wie die Blutrache der Kaiserin Elisabeth und ihrer Tochter, der Königin von Ungarland, gewüthet, bei tausend unschuldige Männer, Weiber und Kinder erwürgt, und aus dem Raube und Gute von mehr denn hundert adelichen Geschlechtern, die durch Henkershand vertilgt wurden, das Kloster aufgerichtet hat.

Die Begutte hörte mit Aufmerksamkeit den Erzähler an, der neben ihr herging, und senkte von Zeit zu Zeit einen Blick auf dessen edle Gestalt. Die graue Filzkappe, mit der weißen und zinnoberrothen Feder, schien mehr zur Zierde, als Bedeckung auf dem dunkeln, langgeringelten Lockenhaar zu liegen. Das feine, fest angeschlossene Wamms von grünem Zeuge, mit Schößen, die vorn und hinten fast bis zum Knie hingen, und auf beiden Seiten an den Hüften offen waren, mit Goldband unterhalb besäumt, bezeichnete mehr den schlanken Wuchs, als es ihn verbarg. Das kurzgestiefelte Bein in den langen Reiterhosen bewegte sich mit leichtem Schritt über die unebene Landstraße hin, wie zum Tanz. So oft aber Gangolf im Gespräch das Auge zu der stillen Hörerin aufschlug, senkte sie die Wimpern sittig und ernst nieder.

Bei der Langsamkeit der Reise trat die Nacht herein, ehe die Stadt erreicht wurde. Während das geschlossene Thor der Ringmauer aufgethan ward, stieg der Lollhard auf der Brücke vom Pferde und leitete es in die Stadt und die steile Straße hinauf bis vor die Thür der Herberge. Hier hob Gangolf die Begutte, deren Antlitz wieder vom Tuche bedeckt war, mit ritterlicher Höflichkeit vom Sattel ihres Esels. „Der Himmel lohne Euch, edler Herr, was Ihr uns armen

Leuten heut gethan!“ sagte sie mit halblauter Stimme. Auch der Lollhard kam herbei, seine Erkenntlichkeitsbezeugungen zu wiederholen. Gangolf aber wünschte Beiden gute Ruhe und folgte schnell den Knechten, die ihm mit brennenden Kerzen ins Haus voranzündeten.

5.

Der Schultheiß von Brugg.

Später, als er selber gewollt, erwachte der junge Rittersmann am andern Morgen. Alsbald kleidete er sich mit größerer Sorgfalt, um vor den Augen der Braut nicht ganz mißfällig zu erscheinen. Um sein Baret ließ er weiß und roth gekräuselte Federn wehen. Das Wamms, mit Goldstickerei an den Nähten, war um Hals und Brust, und am Saum der faltenreichen Schöße, mit kostbarem Pelzwerk verbrämt. Selbst die Ränder der weiten Stulpen an den Stiefeln, die nur bis zur halben Wade reichten, sah man mit Goldschnur besetzt. Das große Schwert hing an der Hüfte nicht nur vom Leibgürtel, sondern auch vom breiten Gehäng über der Achsel gehalten, sowohl der Zierlichkeit willen, als auch, daß die lange Klinge bequemlicher zu tragen sei.

Als ihn die Wirthsleute, weil er sich zum Schultheißen begeben wollte, noch ehrerbietig zur Hausthür begleiteten, vernahm er von ihnen, daß die Begharden des gestrigen Abends bei Anbruch des Tages wieder abgereiset wären. Da gedacht' er, nicht ohne stille Bewunderung, der schönen Reisegefährtin. Doch ward diese bald vergessen, als er nach wenigen Schritten das Haus des Schultheißen Ludwig Effinger erreichte, wo er Ursula von Falkenstein, seine Braut, zu finden erwartete.

Der Schultheiß, ein achtbarer Greis, saß im halbdunkeln Zimmer, und las ämsig ein vor ihm aufgeschlagenes dickes Buch. Er sah nicht um, so gedankenvoll war er. Den Tisch vor ihm, welchen viele Schriften und Pergamentbriefe mit großen daranhängenden Siegeln bedeckten, so wie ihn selbst, beleuchtete der durch die runden Scheiben des kleinen Fensters fallende Sonnenstrahl. Es war ein ehrwürdiger frischer Alter, den das Gewicht der Jahre nicht beugen zu können schien. Ueber sein volles, röthliches Gesicht scheitelte sich ein schneeweißes Haupthaar zu beiden Seiten bis auf die Achseln, wo das einfache, schwarze Kleid von einem breiten, gefältelten Kragen des feinsten Linnens gedeckt war.

Um ihn nicht zu stören, blieb der Ritter einen Augenblick unter der offenen Thür stehen, ward aber bald bemerkt. Der Schultheiß erhob sich freundlich, sobald er den Gast erkannte, hieß ihn mit treuherzigem Händedruck willkommen, fragte um Wohlbefinden, und woher? und wohin? und befahl zur Thür hinaus, daß man Erfrischungen bringe.

„Ihr trefft zur Glücksstunde ein, lieber Herr und Freund,“ sagte er, „denn Jungfrau Ursula ist in unserer Stadt. Zwar hat sie mir das Leid gethan, nicht vor meinem Hause abzusteigen; doch wird sie eben heut mit uns zu Mittag speisen, und Ihr, versteht sich's, seid von Herzen eingeladen.“

Nun erfuhr Gangolf, daß seine liebenswürdige Verlobte nur noch zwei Tage in der Stadt verweilen, dann zu ihrem Vater, Hans von Falkenstein, nach Seckingen reisen werde; daß sie, ungerechnet einige weibliche Bediente, einen Ritter Bentelin von Hemmenhofen, und einen lustigen Gesellen von Waldshut, Namens Isenhofer, zur Begleitung habe, der kurzweilige Verse mache, aber ein Erzfeind der Eidsgenossen sei.

„Dieser Isenhofer gefällt mir nicht!“ sagte der Schultheiß: „Er ist ein Witzjäger, ohne Verständigkeit; ein unbesonnener Schwindelkopf, der zu nichts Rechtem taugt, und da gern Feuer anbläset, wo er löschen sollte. Ich wollte, die Herren von Falkenstein duldeten ihn nicht um sich. Er erbittert gegen die Schweizer, wohin er kommt; das wäre jetzt am wenigsten nöthig, da die Zusammenkunft zu Baden so schnöden Ausgang hatte.“

Während eine Magd, zum Frühstück, auf silbernem Teller Malwasier in vergoldeten Bechern, auch geröstete Brodschnitte und Backwerk aller Art auftrug, war die letztberührte Begebenheit, das Anrücken der Armagnaken, die Stärke und Absicht des französischen Heeres, der Anspruch Friedrichs auf sein Recht im Aargau, und Anderes besprochen, was Ereignisse dieser Tage berührte. Lieber wäre der Bräutigam seiner Sehnsucht gefolgt, und zur Verlobten hingeeilt, hätte ihn nicht der Schultheiß in ein Gespräch verflochten, welches seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

„Ich war erst unlängst im Freihof zu Aarau,“ sagte der Schultheiß, „um mit Euerm Herrn Vater und seinen Freunden im dortigen Stadtrath vorläufige Abrede über das Verhalten unserer Städte beim Wiederausbruch des Krieges zu nehmen. Aber ich darf's ja nicht verhehlen, ich erkannte Herrn Rüger, Euern Vater, meinen alten Freund, kaum wieder. Von Landessachen war nicht mit ihm zu plaudern. Ihr werdet ihn sehr verändert finden, lieber Herr und Freund, da Ihr ihn seit Eurer Reise zum Könige von Frankreich nicht gesehen habt.“

„Meinen Vater?“ sagte Gangolf bestürzt.

„Er ist abgeschwunden zu einem Schatten!“ fuhr der Schultheiß fort: „Es scheint, ein unheilbarer Trübsinn verfinstert sein Gemüth und zehrt die Reige seiner Kräfte auf. Er theilt sich Andern wenig mit, spricht viel für sich selber, ist oft ganze Tage im obern Gemach des Thurmes Rore verschlossen, ja oft ganze Nächte, und man lieset die Gleichgültigkeit in seinen Augen, mit der er alle Vorfälle ansieht.“

„Ihr macht mir bange!“ rief Gangolf. „Was ist ihm begegnet?“

„Eine schleichende Krankheit,“ erwiederte der Schultheiß, „die ihren Sitz in der Leber hat,

ſagt der Arzt. Was weiß ich's? Gar nahe Gefahr iſt wohl nicht zu befürchten, doch ſollet Ihr Euch auf Alles bereit halten. Darum iſt mir's recht, Euch zu ſprechen. Denn ich meine, Ihr ſolltet bei Euerm Vater verbleiben, und nicht weiter mit dem öſterreichiſchen Adel und im Dienſt des Markgrafen umherziehen.«

»Herr Schultheiß,« verſetzte der junge Ritter, »Euch iſt wohl bekannt, daß unſer Haus von ſeinem alten Wohlſtand durch mancherlei Schickſal abgekommen iſt. Ich bin ein junger Geſell, zum Kriegshandwerk geboren und erzogen, und muß meinem Glück unter fürſtlichen Fahnen und an großen Höfen nachjagen. Sitz' ich daheim im alten Thurm von Rore, fragt Niemand nach mir. Kaiſerliche und königliche Gnadenbriefe, Ehren und Leben wirft man Keinem zum Fenſter herein, und Göttin Fortuna iſt aller Welt zu lieb, als daß ſie im Freihof zu Aarau Schutz ſuchen müßte.«

»Ihr wollet Euch jedoch erinnern, Herr und Freund,« ſprach Herr Effinger, »daß der Thurm Rore, mit Zinſen, Zehenden und Gefällen, ein Lehen der Stadt Bern ſei, welches ſie, kraft obrigkeitlicher und lehensherrlicher Macht, Euch zucken könnte, ſo Ihr mit den Oeſterreichern gegen ſie feindlich hieltet. Es ſcheint mir, man ſolle die Taube nicht aus der Hand fliegen laſſen, bevor die Wildgans geſchoſſen iſt. Wenn Ihr nun bei ſchlimmem Ausgang der Dinge den Freihof verlöret!«

— Mir will der Markgraf von Hochberg wohl! antwortete Gangolf: Er ſteht beim Kaiſer in hohem Anſehen. Auch wird mich Hans von Falkenſtein nicht fallen laſſen, deſſen Tochtermann ich werde.

»Lieber Herr und Freund,« entgegnete kopfſchüttelnd der Schultheiß, »vertrauet heutiges Tags nicht auf Fürſtenſchwur und Edelmannswort, denn beide ſind mit Luft auf Luft geſchrieben. Freiherr Hans braucht für ſein Wohlleben Größeres, als er vielleicht am Ende ſelbſt beſitzt. Schon hat er Farnsburg verpfändet; fragt in Seckingen, wo er mit der Hagenbachin luſtige Tage gelebt, ob von dem Gelde noch übrig ſei? — Und Oeſterreich, welches den Aargau feierlich abgetreten hat, ſpricht wieder von Rechten darauf. Ihr ſpielet ein verwegenes Spiel, lieber Herr, dafür Euch die Einen ſchlecht lohnen und die Andern übel danken werden.«

— Wird Bern unparteiſam zwiſchen Zürich und den Eidsgenoſſen bleiben? fragte Gangolf.

»Dort liegt des Schultheißen von Erlach Brief; er zweifelt.«

— So müſſen Adel und Städte bei uns zuſammenhalten und den Ausgang ruhig erwarten! rief Gangolf.

»Ihr träumet,« entgegnete der Schultheiß, »Pech und Waſſer halten beſſer, als Adel und Bürger zuſammen. Dem Adel jucken die Fäuſte. Er möchte lieber heut' als morgen den Tanz beginnen.«

— Um ſich von der Hoheit der Stadt Bern zu löſen. Ich verdenk's ihm nicht! ſagte Herr Trüllerey: Es ſcheint ihm anſtändiger, Vaſall eines großen Königs, als eines hochmüthigen Reichsſtädtleins zu ſein. Adel kann nicht unter Machtgebot von Handwerkszünften gedeihen; er muß an Höfen der Fürſten in Verdienſt und Glanz blühen, oder muß verderben. Anderſeits aber laufen unſere Aarganer Städte nicht ebenfalls unter Bern Gefahr? Die Freiheiten, welche ihr Stolz ſind, wurden ihnen ja nicht von Bern, ſondern durch Gnade der Kaiſer und Könige. Bern kann nichts dergleichen geben. Selbſt bloß eine Stadt, wird es das Aufblühen anderer aargauiſcher Städte mit Argwohn und Eiferſucht anſchielen; wird deren Rechtſame und Titel fort und fort benagen, und ſich Glück wünſchen, wenn zuletzt Brugg, Zofingen, Baden, Aarau und die übrigen zu armſeligen Neſtern zuſammenſchrumpfen.

»Und was folgert Ihr daraus, Herr Gangolf?« fragte der Schultheiß ernſthaft.

— Das, erwiederte Jener lebhaft, wofür ich mein Alles in die Schanze ſchlagen möchte. Warum kann der Aargau kein unabhängiger, freier Stand ſein, mit den übrigen Eidsgenoſſen in gleicher Würde, des Hauſes Oeſterreich oder Berns Rechte vorbehalten? Heute ſtehen wir wieder, wie vor dreißig Jahren, zwiſchen Oeſterreich und Schweizerland, als Bern unſer ſchönes Land überrumpelte, beſetzte und zur Beute machte. Was damals ungeſchehen blieb, iſt heute nachzuholen!

»Genau, lieber Herr, ſtehen wir noch wie damals,« ſagte Effinger, »als Städte und Edelleute gen Surſee ritten und nicht eins werden konnten. Der Adel will herrſchen und großthun, glaubt ſich dazu geboren, und mag mit Stadtbürgern nicht gemeines Werk haben. Unſere Städte aber ſelbſt befeinden ſich ebenfalls thörichter Weiſe unter einander. Es fehlt am beſten Kitt unter uns, der heißt zu deutſch: Gemeinſinn, freier Vaterlandsgeiſt. Darum erlagen wir vor dreißig Jahren. Heute wäre daſſelbe Beginnen eitel und noch dazu ſträflicher; wir wären Aufrührer, weil wir uns ſelber, und keine fremde Gewalt, von der rechtmäßigen Obrigkeit löſeten. Und wir haben unſern gnädigen Herren von Bern Huldigung geleiſtet!«

— Huldigung! rief Gangolf mit Aufwallung: Ja, als wir, die wir wehrlos waren, vor dreißig Jahren überfallen und übermannt wurden. So muß der Sklave huldigen, wenn ihn ein neuer Herr kauft. Aarau wollte ſchon damals widerſtehen oder untergehen. Es war doch noch Muth und Geiſt in dieſer Gemeinde. Die Bürgerſchaft unterwarf ſich freilich, als ſie, ungewarnt von Bern und Solothurn, ſchwer umlagert, und inner kranken Ringgemäuern, ohne Troſt, gedrängt ward. Gewalt aber iſt kein Recht, ſondern Gewalt, Herr Schultheiß, und gezwungener Eid kein freier Vertrag!

»Ei, ei, mein Herr und Freund,« entgegnete

fein lächelnd der graue Geschäftsmann, „sollten wir's damit so streng nehmen, so würde mehr als ein großes Reich keinen Fetzen Landes behalten, und Kriegen und Wiederkriegen, Eroberung und Abtrünnigkeit ewig fortwähren. Es muß doch endlich eine Zeit kommen, da das, was die Gewalt der Umstände erzwungen, zum rechtsgültigen Zustand wird.“

— Könnt Ihr, Herr Schultheiß, die Gewalt der Umstände von ehemals entschuldigen, so müsset Ihr auch eine Entschuldigung dieser Gewalt von heut haben. Eben deshalb enden in der Welt die Kriege und Wiederkriege nicht. Jeder überwundene Fürst bricht, ohne Gewissensbisse, täglich den Vertrag, sobald er sich seinem vormaligen Besieger gewachsen fühlt.

„Bemerket wohl, Herr Gangolf,“ sagte der Schultheiß, „Bern hat uns nichts entrissen, sondern nur, was wir vordem besaßen, rechtskräftig bestätigt, und hat nur genommen, was österreichisches Gut gewesen. Wollten wir uns gegen Bern auflehnen, so wären Gewaltthat und Ungerechtigkeit auf unserer Seite.“

— Es ist nicht in meinem Sinne, Herr Schultheiß, versetzte Gangolf, Berns und Oesterreichs Recht und Gut im Aargau zu verletzen. Mögen beide darüber ihren Streit führen. Aber der Aargau sollte zwischen beiden unpartheisam stehen, sich keinem opfern, sondern ein eigener, freier Stand werden, mit Vorbehalt fremden Rechts.

„Laßt uns abbrechen, Herr Gangolf, das ist Schwindelei und Traum! Darüber werden unsere Städte nicht unter sich, und die Edelleute nicht mit den Städten einig; denn im Adel ist Hoffahrt, Stolz und Tirannei!“

— Und in den Städten, murmelte Gangolf unmuthig zwischen den Zähnen, geist- und herzarme Spießbürgerei!

Das Gespräch dieser Männer, welches sich schon mit bittern Empfindungen zu mischen anfing, ward noch zu guter Zeit unterbrochen. Des Schultheißen Sohn, Herr Balthasar, und dessen junge Frau, traten herein, den Gast und Freund zu begrüßen. Ihre redselige Höflichkeit nöthigte ihn, so vielen Erkundigungen und Fragen Genüge zu leisten, daß es unmöglich wurde, den zerrissenen Faden der vorigen Unterhaltung wieder anzuknüpfen. Indessen blieb von derselben in des Schultheißen Brust ein Ansatz argwöhnischer Unzufriedenheit gegen den Herrn von Trüllerey zurück, und in diesem ein geheimer Aerger über des Schultheißen Unempfindlichkeit für des Aargau's unabhängige Stellung. Sobald sich, nach einiger Zeit, ein schicklicher Augenblick darbot, benutzte ihn der junge Mann, sich zu entfernen, um seine Braut aufzusuchen und zum Gastmahl im Effingerschen Hause abzuholen.

6.

Die Braut.

Sein Herz schlug bang und freudig, als er die enge Treppe einer bürgerlichen Wohnung zu den Zimmern der Geliebten hinaufstieg. Er hoffte, sie zu überraschen. Schon hörte er im Geist ihren frohen Schrei, sah ihre Bestürzung, fühlte ihre Umarmung und wußte er jedes schöne Wort, was er zu sagen habe. Indessen geschieht oft, daß die Wirklichkeit ganz etwas anderes verleiht, als worauf wir uns bereitet haben.

Eine der Kammerfrauen trat ihm in einem schmalen Gang entgegen, das Zimmer der Gebieterin zu öffnen. Aus demselben trat im gleichen Augenblick ein reichgekleideter, junger Rittersmann, der sich mit ehrerbietiger Freundlichkeit vom Fräulein beurlaubte, welches über dessen Achseln erröthend den ankommenden Bräutigam erblickte. Ohne sich durch die Gefühle, die sie nicht verbergen konnte, in den äussern Gebräuchen des Anstandes stören zu lassen, entließ sie mit gleicher Huld und Würde den Abgehenden, wie sie den Ankommenden in ihr Gemach zu treten bat. Hier küßte dieser stumm und bewegt erst ihre zarte Hand, dann schloß er mit Ungestüm die schlanke Gestalt der Verlobten an sein pochendes Herz. Sie aber wandte lächelnd das Gesicht seitwärts, daß seine Lippen nur ihre Wangen berührten, und sagte: „Warum so spät, mein edler Junker?“

— Und warum so kalt, mein edles Fräulein? erwiederte er, ihren Ton nachahmend, indem er sie fester an sich zog und sie doch verwundert ansah, daß sie ihm den Kuß des Wiedersehens versagte.

„Wie doch die Männer in Allem immer nur sich selber wiederfinden!“ entgegnete sie: „Aber setzen wir uns.“

— Nicht eher, angebetetes Ursi, bis mir dein Mund den Kuß des Willkommens entrichtet hat.

Sie bot die Lippen mit halbem Sträuben. Dann führte er sie zum Lehnsessel und wählte seinen Platz ihr gegenüber. Nun mußte er von seiner Ankunft in Brugg, von seinem Besuch im Hause des alten Schultheißen, wo er sie zu finden gehofft, dann von seinem Aufenthalt in Frankreich und am Hoflager des Königs, von den schönen Frauen in Paris, von ihrer jetzigen Kleidertracht und Lebensweise erzählen. Seinen Betheurungen, daß von allen jenen verführerischen Schönen keine auf sein Herz Eindruck habe machen können, begegnete der Unglaube ihres eifersüchtigen Zweifelns mit tausend Einwendungen. Doch am schwersten war ihm der Vorwurf zu besiegen, daß er während eines langen Vierteljahres keine Stunde und keine Gelegenheit gefunden, der Braut einen Brief zu senden.

Gangolf kannte die Neigung seiner Verlobten zum verliebten Argwohn, die launenhafte Heftigkeit ihrer Leidenschaft; doch hielt er die Rede für scherzende Neckerei, bis eine Thräne ihrer dunkeln Augen den Ernst verkündete.

„Nein, Gangolf, nein!“ rief sie und erglühte mit Stolz und Unwillen: „Ihr seid den Männern gewöhnlichen Schlages gleich. Verantwortet Euch nicht. Ein Weib zu täuschen im liebenden Glauben scheint Euch leichtes, verzeihliches Werk. Diesmal seid Ihr der Betrogene! Nicht was Ihr sagtet, nein, was Ihr verschwieget, klagt Euch an. Es ist genug! — Ich begehre kein Herz, das ich mit Bettlerinnen zu theilen verdammt wäre. Oder begleitete Euch nicht die Treulosigkeit bis zu den Schwellen meiner Wohnung? Nun wißt Ihr, daß ich Euch kenne! Sehr schön, sagt man übrigens, sehr schön soll die Begutte sein, mit der Ihr noch letzte Nacht in der Herberge fröhlich waret. Wohl! haltet diese züchtige Vermummte aus Frankreich fest. Ich beneide Euch nicht und die Bublerin nicht. Ihr hattet Unrecht, sie in großer Frühe fortzuschicken, sobald Ihr meine Anwesenheit in dieser Stadt erfahren hattet. Ihr thatet übel, Euch Zwang anzulegen.“

In der Ruhe seines Bewußtseins konnte der junge Ritter sich Anfangs nicht des Erstaunens, nachher des Lächelns nicht erwehren. Mit wenigen Worten hoffte er sie zu enttäuschen. Aber so oft er zu reden begann, unterbrach sie die Rechtfertigung, ehe dieselbe vollendet war, mit Widerlegungen, und ihre Widerlegungen mit neuen Vorwürfen.

Zuletzt erkohr er jenes glückliche Mittel, welches manchem Ehemann bei der keifenden Hausehre zu statten kommt, nämlich schweigend den Sturm über sich hinbrausen zu lassen. Während des regsamen Spieles ihres Züngleins betrachtete er mit Wohlgefallen die Jungfrau, die selbst der Zorn nur weiblicher und reizender machte. Ihr feuervoller Blick ward nur glänzender, das feine Roth ihrer Wangen nur höher. Die schwarzen Augenbraunen, welche sich, wie vom Schmerz des verwundeten Gemüths, über der länglichen, sanftgebogenen Nase zusammenzogen, bildeten dort eine leichte Falte und eine Schwellung der weißen Stirnhaut, die zugleich trotzigen Eigensinn und innigen Kummer bezeichneten. Ihr dunkles Haar, über der Stirne von einem perlenreichen, diademartigen Goldkamm gehalten, wehte um Schläfen und Ohren in einzelnen flammenhaft gebogenen Locken. Das halbdurchsichtige, vielgefältelte Gewebe, welches, wie ein Nebel, ihren Busen umwölkte, und hinter dem langen, griechischen Nacken in köstlichen Spitzenkragen halbmondförmig bis zur Mitte des Hinterkopfes emporstieg, verrieth auf- und niederwallend die Bewegung im Innersten der Brust.

Selten glaubte Gangolf in Ursula's ganzem Wesen etwas Zauberhafteres gesehen zu haben, als in diesen Minuten. Dazu kam, daß ein äusserer, reicher Schmuck von Ketten und Perlen um den Hals, ein Leibchen von karmesinrothem, golddurchwirktem Stoff über das schwarzseidene Untergewand, enge, lange Aermel, von der Schulter bis zum Handknöchel in der Naht aufgeschlitzt und wieder bauschigt zusammengenestelt, den Wuchs des Mädchens und dessen Reiz um Vieles erhöhten.

Wirklich verlor er in der Lust des Schauens so vollkommen alle Aufmerksamkeit des Hörens, daß er in Verlegenheit gerieth, als Ursula wiederholt in ihn drang, ihre letzte Frage zu beantworten, die er nicht gehört hatte.

Erst schien sein Verstummen alle ihre eifersüchtigen Vermuthungen zu bestätigen, dann, da er um Wiederholung der Frage bat, seine Unachtsamkeit ihren weiblichen Stolz noch mehr zu empören.

Sie erhob sich schnell vom Sitz und rief mit einem Blick der Verachtung: „So ist denn selbst meine Gegenwart nicht vermögend, Eure Gedanken für einen Augenblick von jener feilen Dirne zu befreien, die Ihr Euch zulegtet. Eilet doch lieber zu der Begutte. Weit kann sie nicht sein. Ich halte Euch nicht. Die Bettlerin mag allerdings besser zum Ritter ohne Land, und zum verfallenen Thurm Rore taugen, als die Erbtochter des Hauses Falkenstein, die Urenkelin alter Grafen.“

Diese stolze, schneidende Stimme, dies unerwartete Vorrücken seiner Armuth weckten plötzlich den edeln Trotz, welchen jeder Mann empfindet, wenn das Weib spüren läßt, daß Liebe, bei ungleichem Reichthum und Abstammen, nur Gnadensache sei. Er sprang finster auf. Wohl kannte er in dem reizenden jugendlichen Geschöpf jene wandelbaren Launen, jenen kindischen Eigensinn eines im Aelternhause verzogenen Lieblings: aber daß die Braut sich, im leidenschaftlichen Rausche der Liebe, ihrer höhern Herkunft und ihres Reichthums bewußt blieb, daß sie ungroßmüthig dessen erwähnen konnte, ihn zu demüthigen, noch Braut nur, den Bräutigam schon, das erschütterte ihn.

„Fräulein,“ sagte er mit halbunterdrückter und doch schrecklicher Stimme, indem er ihr mit Hoheit entgegentrat, „Ihr habt mich nie geliebt. Das hättet Ihr nie gesprochen, wenn je eine Faser Eures Herzens für mich freundlich gezuckt hätte. Der böse Geist ist unerwartet, aber zur rechten Stunde, aus dem Engel des Lichts hervorgetreten. Wir sind auf ewig geschieden.“

Sie entsetzte sich bei diesen Worten, indem sie dabei sein starres, bleiches, schönes Gesicht erblickte. Sie bereute, obgleich selbst noch halb im Zorn, die unvorsichtig ausgestoßene Rede. „Geschieden?“ sagte sie leise und finster: „Wir sind's, wenn's Euch beliebt.“ — Aber ihr Herz zitterte, wenn sie wieder sein edles, leichenhaftes Antlitz erblickte.

„Ich habe Euch geliebt,“ fuhr er fort, „Euch nur, uneingedenk Eures Namens und Gutes. Wäre ich ein Königssohn, ich würde Kronen zu Euern Füßen gelegt haben, und wenn ich Euch in Lumpen, unter dem Dache einer Zigeu-

nerhütte gefunden hätte. Gold, wie Lumpen, sind Staub; nicht das zog mein Herz zu Euch. Ich habe Euch geliebt: nun nichts mehr.«

Sie erblaßte, aus ihrem Auge fiel eine Thräne. Sie selber wußte nicht, wie ihr geschah, was in ihrem Innern vorging? Doch faßte sie sich und sprach halb weinerlich, halb versöhnt lächelnd: »Nachdem mein gestrenger Herr selber nicht läugnen konnte, daß eine elende Dirne mir mein theuerstes Herz geraubt, muß ich noch darum Vorwürfe leiden, als wär' ich die Sünderin. Redet doch, und mein leichtgläubiges Herz glaubt Euern Worten schon, eh' Ihr sie ausgesprochen habt. Also die Begutte war nicht ein Schönheitswunder? Dacht' ich's doch! Eine Bettlerin und Schönheit erster Art! Sagt doch, sie sei häßlich gewesen! Nicht so? der Lollhard war auf der Landstraße erkrankt, daß Ihr ihn aus Barmherzigkeit auf Euer Roß ludet? Es ist Lüge, daß Ihr das feile Mädchen in Eure eigene Herberge führtet; daß Ihr es in die Arme schlosset, und vor der Thür des Wirthshauses selber vom Sattel hobet. Redet doch, meine Ueberzeugungen von Eurer Unschuld fliegen Eurer Erklärung auf halbem Wege entgegen.«

— Ihr wollt mein spotten, Fräulein. Man hat Euch, merk' ich, von der Art meiner gestrigen Ankunft und meiner seltsamen Begleitung treu und untreu berichtet! — sagte Herr Trüllerey mit vorigem Ton. Und nun erzählt' er die Geschichte seines Abenteuers, des Baldeggers rohes Betragen, — Alles bis zum letzten Augenblick, mit der unbefangensten Offenheit. Er pries selbst die rührende Anmuth der frommen Veronika, aber betheuerte, daß sein Herz auch einer größern Schönheit unverwundbar geblieben sein würde; sein Gedanke, seine Sehnsucht wäre nur die Verlobte gewesen. Er sprach mit dem Stolz beleidigter Unschuld, mit dem Schmerz seiner muthwillig verhöhnten Liebe, mit dem Gefühl seines bessern Werthes. Der Ausdruck von Redlichkeit in seinen schönen Gesichtszügen, und von furchtbar fester Entschlossenheit in seinen Blicken, bezauberten zugleich und erschreckten die Braut. Alles was ihn je ihren Augen liebenswürdig gemacht hatte, erschien jetzt noch liebenswürdiger. Die Erinnerung seliger Stunden erwachten. Statt des Zornes brannte ein zärtliches Feuer in den träumerischen Blicken, mit denen sie an ihm hing. Ihr Wesen und Lieben schien wieder in Gluth aufzuleben, während sie aus der todtenhaften Ruhe seines Aeussern ahnete, ihr sterbe ein Herz ab, das ihr eigener Hochmuth gebrochen haben könne.

»O!« rief sie endlich mit weicher, zitternder Stimme: »ich kenne mich selbst nicht mehr, und muß mich hassen, weil ich zu sehr liebe!« Sie schlang ihre beiden Arme um seinen Nacken und schluchzte laut an seiner Brust, und rief: »O du göttlicher Bösewicht! was hast du aus mir geschaffen?« Und ihre heißen Lippen hingen an seinen Lippen, als wollte sie die vor ihr weichende Seele des Bräutigams in sich trinken.

Lange schien er gefühllos ihre Liebkosungen nur zu dulden. Der warme Hauch ihres Odems, das Brennen ihrer Lippen, die stille Gluth der Blicke, welche wie voll süßer Berauschung in seinen Blicken untergingen, äusserten bald aber ihre unbesiegbare, Seel' und Sinnen überwältigende Macht. Er zog sie an sein Herz und sprach in einem Seufzer: »O warum bist du nicht so arm, wie schön!«

»Was willst du, Gangolf?« erwiederte sie schmeichelnd: »Bin ich nicht eigentlich die Gabe, die sich dir gibt, und alles Andere nur zufällige Mitgabe, die du in den Kauf erhältst?«

— Verflucht sei jeder Heller, den ich von deiner Mitgabe berühre, rief er wieder heftiger, und Unsegen bringe auf die väterliche Burg Rore, was aus deinem Gut sie schmücken will!

Sie strafte mit sanften Fingerschlägen seinen Mund, wand sich lächelnd aus seinem Arm und sagte: »Die Mitgabe deiner Braut, nun du sie zur Missethat machst, wird im Freihof von Aarau wenigstens Zufluchtsstätte haben, wie jeder arme Sünder, der dort seine Hand an das heilige Gestein legt. Aber ...« Hier trat sie vor den Spiegel, hauchte in ihr Taschentuch und drückte es sich auf die Augen, um die Spur der Thränen zu vernichten: »Aber es ist genug gezankt, junger Herr! Nun führet mich zum Schultheißen. Seid freundlich und artig, und vergesset!«

»Fräulein!« sagte er, mit sich verdüsterndem Blick auf die blitzenden Diamantringe an ihren Fingern: »Warum mußtet Ihr mir etwas zu vergessen geben!«

7.

Das Gastmahl des Schultheißen.

Beinahe eilf Uhr Vormittags war es, als sie in das Zimmer des Schultheißen traten, wo man ihrer schon geraume Zeit geharrt hatte. Der greise Effinger führte alsobald nach feierlicher Verbeugung gegen die junge Freiherrin von Falkenstein, diese, kaum ihre Fingerspitzen berührend, in das Speisezimmer; Gangolf Trüllerey begleitete des Schultheißen artige Sohnesfrau; die Uebrigen folgten unter tausend gegenseitigen Höflichkeiten, Bitten und Entschuldigungen, weil sich, nach den Gesetzen feiner Lebensart, Niemand des Vortritts anmaßen wollte.

Vom langen Tisch, den ein blendend weißes, großgeblümtes Tuch bedeckte, dampften Gemüse, mancherlei Geflügel, Braten, Salme aus dem Rhein, Forellen und Wildpret anlockenden Duft durcheinander. Fünf hohe Weinkannen von Silber in getriebener Arbeit ragten schimmernd über das steigende Gewölk hinweg, wie die Kuppeln der Kirchthürme über den Rauch der Stadthäuser. Vor jedem der Gäste glänzte der Silberbecher abwechselnd mit einem kleinen vergoldeten Pokal.

Das Tischgespräch, bei den ersten Gerichten stockend, halblaut und arm, wurde nach und nach, sobald auch die Weine versucht waren, voller, wärmer und fröhlicher. Ein lebhafter, hübscher Mann, und zwar derselbe, welchen Gangolf aus Ursula's Zimmer kommen gesehen hatte, weckte zuerst mit heitern Scherzen die gute Laune der Gesellschaft. Es war Herr Bentelin von Hemmenhofen, den, ausser Gangolf, alle Uebrigen wohl kannten. Ursula behandelte ihn sogar mit einer Art Vertraulichkeit, welche der gewandte Mann mit jener schmeichelhaften, fast zärtlichen Ehrfurcht erwiederte, die jedes Frauenzimmer am liebsten für gegebene Freundlichkeit zurückempfängt. Ihn unterstützte in der Unterhaltung ein hagerer, kleiner Mann von etwa vierzig Jahren, der ihm gegenüber saß und sehr einfach gekleidet war. Man nannte ihn Isenhofer. Gangolf hatte von demselben schon zuweilen gehört. Einige hielten ihn für einen großen Gelehrten, Andere ihn für einen Halbnarren, Andere ihn für einen durchtriebenen Schlaukopf, Andere ihn für einen Schwärmer. Sein blasses schmales Gesicht, mit kurzer Spitznase, spitzem Kinn, tiefen Augenhöhlen, in denen ein Paar kleine, lachende Augen blitzten, verrieth weder das Eine noch das Andere.

Niemand fühlte sich bei diesem Freudenmahl fremder als Gangolf. Was er seit vierundzwanzig Stunden erlebt und erfahren hatte, die nothwendige Verzögerung seiner Vermählung, die schlechte Aussicht für Aargau's Unabhängigkeit, der Geld- und Ahnenstolz seiner Braut, das Alles schied ihn von bisher gewohnten Hoffnungen, Aussichten und Verhältnissen. Seine Stille und Einsilbigkeit ward von Jedem bemerkt, am meisten und nicht ohne kleine Gewissensunruhe vom Fräulein von Falkenstein. Sie wendete ihm oft den traulichen Blick, oft das neckende Wort zu, bis seine unwandelbare eiskalte Höflichkeit ihren Stolz von neuem reizte. Da drehte sie sich von ihm hinweg und widmete dem Herrn von Hemmenhofen eine Aufmerksamkeit, für die er dankbarer zu sein wußte. Vielleicht hoffte sie auch den sterbenden Liebesfunken im Gemüthe ihres Bräutigams durch Eifersucht wach zu blasen, die sie in ihm erregen wollte. Er aber, in todter Gleichgültigkeit, achtete kaum darauf.

Drei Stunden dauerte dies Spiel, bei dem sich Herr Bentelin am besten befand. Gegen Ende der Mahlzeit aber ward es am andern Ende des Tisches desto lauter, wo von den Männern Gang und Gefahr des unvermeidlich gewordenen und nahen Krieges besprochen wurde. Darin waren sie Alle einig, es müsse zwischen Oesterreich und den Eidsgenossen Kampf auf Leben und Tod werden; entweder gesammter Adel im Schweizerland verderben, oder dieses wieder unterjocht sein. Wenn schon einige der Gäste, meistens Glieder vom Rath der Stadt Brugg, heimlich zweifeln mochten, daß die Pfauenfeder — damals das Sinnzeichen der österreichischen Partei — den wilden Geist der unerschrockenen Gebirgsbewohner zähmen werde; wagten sie doch nicht, in Gegenwart der fremden Ritter ihre Besorgnisse kund zu thun, sondern nickten höchstens schweigenden Beifall, wenn man die ungeheure Macht des Kaisers und Reichs, die vereinte Stärke des Adels und die im Anzug begriffenen Heerhaufen Frankreichs mit großer Uebertreibung schilderte.

Herr Isenhofer hob den vollen Becher und sprach im Tone des Begeisterten folgende Verse aus dem Spottlied *), welches er in diesen Tagen gegen die Eidsgenossen gemacht hatte:

„Die Wolken sind zum Berg gedrückt,
Das schafft der Sonne Glanz;
Den Bauern wird die Macht entzückt,
Das thut der Pfauenschwanz!“

„Brav, Isenhofer!“ rief Ritter Bentelin: „Doch vergiß den Uebermuth der Städte nicht. Luzern hält's offen mit den Melkerbuben, Basel trägt den Schalk im Nacken, und Bern läßt seine Tücke nicht.“

— Ihr habt Recht! erwiederte der Dichter.

Ob Städte oder Bauern?
Klein ist der Unterscheid,
Den machen ein Paar Mauern,
Und das ist ihnen leid.
Sie wären selbst gern Herren,
Sie sind sich nur zu grob.
O König, du sollst wehren,
So mehret sich dein Lob!

„Deine Verse, Isenhofer,“ sagte Bentelin lachend, „haben ein frisches Herz, trotz ihrer Gliederſucht.“

— Darum eben sind sie gut österreichisch! erwiederte der Dichter: Der König hat den rechten Muth; aber er sucht ebenfalls Glieder, wie ich. Das Reich ist störrisch, die Ritterschaft faul, nur hinter Weinkannen nicht; und Frankreich will helfen, aber nicht dem römischen König, und nicht dem Adel, sondern sich selber. Sind das nicht schlechte Glieder für Oesterreich?

„Gott's Blut!“ schrie Bentelin: „Und bist du nicht das faulste von allen? Mich nimmt Wunder, ob du nicht unterm Wamms ein weißes Kreuz trägst?“ **)

— Besser, als das rothe, wenn's Euch die Schweizer mit Hellebarden auf den Rücken malen, daß Ihr darunter pfuchset, wie pipsige Hühner! erwiederte Isenhofer. Viele der Anwesenden lachten.

„Ihr Herren von Brugg!“ rief Bentelin: „Der Witzbold führt Euch auf's Glatteis! Ist Euch zu rathen, so lachet mit denen, die zuletzt lachen. Manch Städtlein wird ein rothes Kreuz von Feuer und Flammen empfangen, und Bern das erste. Ihr seid unter dem Hause Habsburg

*) Es ist in Tschudi's Chronik ganz aufbewahrt und beim Jahre 1444 angeführt.

**) Das weiße Kreuz auf den Kleidern trugen die Eidsgenossen, um sich in Schlachten zu erkennen; die Oesterreicher das rothe.

reich worden, und von Kaisern und Königen mit Freiheiten und Rechten beschenkt. Warum wollet Ihr nicht zu Habsburg zurück, und lieber undankbar mit den Feinden desselben gegen Eure alten Wohlthäter ziehen?«

Da nahm der greise Schultheiß Effinger das Wort und sagte: »Meiden wir solche Gespräche, sie führen zu keinem guten Ende! So lange die Städte im Aargau Oesterreichs Schirm genossen, haben sie treulich dessen Kriege gethan und mit Gold und Blut die Gnadengeschenke der Könige abbezahlt. Als uns Habsburg fahren ließ, haben wir zu Bern geschworen. Wie könnt' uns der König vertrauen, wenn wir Verräther würden an unsern lieben Herren zu Bern und den Eidsgenossen? Das sei ferne von uns. Es ist leichter, daß unsere Brückenthürme an den Bötzberg hinauftanzen, als daß wir von Treu und Glauben lassen.«

»Das nenn' ich mir einen Trumpf!« rief Isenhofer: »Doch wollen wir sehen, wer im Spiel den letzten Stich macht! Im Grund, ihr Herren Aargauer, scheint mir's, Euch sollt' es gleich gelten, wessen Schleppe Ihr nachtraget, ob Habsburgs oder Berns. Ihr seid in jedem Fall doch nur gehorsame Diener; und ein Herr ist zuletzt wie der andere.«

»Gott's Wetter schlag drein!« schrie Bentelin: »Macht dich der Wein so früh verkehrt, Isenhofer? Ein Herr, wie der andere? Willst kaiserliche Majestät in Reih' und Glied stellen mit dem Kühmelker von Schwyz, oder dem Metzgermeister von Bern?«

»Hei!« rief der Dichter von Waldshut lachend: »Thron oder Melkstuhl, ist beides zuletzt Wurmfraß, der Mann darauf gilt, der der Herr ist! Die Eidsgenossen wissen, wofür sie fechten. Frei wollen sie sein, Könige in ihren Hütten. Kein übler Einfall! Die Menschen haben dem Zufall und Scharwenzel in die Karten gesehen. Sie halten den Thron für einen vergoldeten Melkstuhl, und wollen nicht des Herrn Kühe sein. Ihr Aargauer aber, was wollet Ihr? — Für die Ehre Eurer Kuhschaft die Hörner abstoßen?«

»Verdammter Frevler!« sagte der Herr von Hemmenhofen, indem er aus vollem Halse lachte: »Säß' ich neben dir, ich würde dir die Ohren zupfen!«

»Und ich«, fiel Gangolf ein, indem er Isenhofern die Hand über den Tisch reichte, »drücke dir dafür die Hand, Biedermann! Du hast ein wahres Wort gesprochen.«

»Wie, Herr Gangolf?« schrie Bentelin: »Ist's also gemeint? Bleibet auch Ihr nur auf der Halbscheid? Treibet keinen Scherz. Wer das Glück hat, die Schönste aller Schönen zum Altar zu führen, wird ihr nach der Hochzeit lieber eine Grafenkrone als eine Bürgerhaube schenken. Ach, mein himmlisches Fräulein,« setzte er hinzu, indem er sich an Gangolfs Verlobte wandte, »ich würde sterben vor Schmerz, oder vor Lachen, wenn Ihr zuletzt eine ehrbare Base und Gevatterin aller Metzger, Bäcker und Schuhmacher werden müßtet, und auf die gnädigen Blicke einer dicken Frau Schultheißin warten solltet.«

Ursula warf ein freundliches Auge auf den Herrn von Hemmenhofen, nahm dann die Miene der stillen Dulderin, ohne doch ihre Schalkheit ganz zu verbergen, und sagte: »Herr Gangolf ist sehr genügsam, glaubt mir's. Der Thurm Rore im Freihof zu Aarau ist ihm so werthvoll, wie ein Palast, und er würde nicht zürnen, wenn ich zum Brautkleide den Kittel einer Begutte wählte.«

Herr Trüllerey ward bei diesen kränkenden Worten feuerroth. Er richtete auf die Verlobte einen Seitenblick, in welchem weniger Liebe als Verachtung zu lesen war. »Nicht Purpur, nicht Zwillichkittel, das Herz macht die Braut!« sagte er.

»Da hört Ihr es selber, lieber Bentelin!« rief Ursula lächelnd: »Helft mir wenigstens, daß ich an der Hochzeit nicht in den Holzschuhen der Schwyzer tanzen muß.«

»Ich würd' ihm lieber gestatten,« erwiederte der Ritter, »mir zuvor auf dem Nacken zu tanzen.«

»Dazu könnte mich fast Lust anwandeln,« sagte Gangolf trocken, »wenn der unzeitige Schirmherr meiner Braut nicht eben so gut schweigen als prahlen gelernt hat.«

»Was sicht Euch an?« schrie Bentelin mit funkelnden Augen: »Danket's dieser achtbaren Gesellschaft und der Gegenwart des Fräuleins von Falkenstein, daß Ihr nicht schon zum Fenster hinausgeflogen und den Gassenbuben ein Gelächter seid!«

»Still, liebe Herren und Freunde!« rief der alte Schultheiß, indem er sich vom Tische erhob und die ganze Gesellschaft seinem Beispiele folgte: »Keine Händel. Es soll nicht gesagt werden, daß zwei so tapfere Edelleute feindselig von meinem Tische aufgestanden sind, an dem wahrlich nichts Schlechtes, als der Wein war. Aber begleitet mich ins Nebenzimmer, da wird uns mit besserm aufgewartet werden. Herr Gangolf ist etwas übler Laune, und nicht ohne Grund, weil er vernommen, wie sein Herr Vater krank und siech worden ist.«

»Herr Schultheiß, Ihr mahnet mich zur rechten Zeit daran!« sagte Gangolf: »Erlaubet, daß ich nach Aarau aufbreche und mich bei Euch beurlaube.«

Ursula erschrak vor diesen Worten, ging mit zwei raschen Schritten zu ihrem Bräutigam, ergriff seine Hand und sagte halbleise: »Gangolf, Gangolf, ist's dein Ernst? Kaum zu mir gekommen, mich wieder verlassen? O Gangolf, ist das deine Liebe?«

»Ich muß meinen alten Vater sehen. Ihr höret, daß er krank ist, vielleicht dem Tode näher, als wir wissen!« antwortete er.

„Reise morgen, Gangolf, ich bitte! Reise morgen, Gangolf!“ setzte sie mit leiserer Stimme hinzu und mit gesenkten Augen: „Ich habe dich in Unbesonnenheit beleidigt, ich muß dich diesen Abend allein sehen und versöhnen. Morgen reise! Ich befehle es, du Trotzkopf.“

„Könnet Ihr auch dem Tode befehlen, daß er das Leben meines alten Vaters um eine Nacht verschone?“

„Aber Niemand hat gesagt, daß die Gefahr groß sei!“ versetzte sie.

„Laßt mich ein gutes Kind sein,“ erwiederte er, „wie Ihr eine gute Tochter seid, die auch im Taumel des Entzückens nicht ihrer Ahnen vergißt.“

Empfindlich trat das Fräulein zurück und sagte: „Ich gelt' Euch nichts. Ich fühle es. Ihr werdet mich also nicht zu meinem Vater nach Seckingen führen?“

„Wann gedenket Ihr abzureisen, Fräulein?“

„Uebermorgen.“

„Gestattet es die Gesundheit meines Vaters, bin ich schnell zurück, und, befehlt Ihr, diese Nacht noch.“

„Und ich“, rief Isenhofer dazwischen, „bürge für ihn, gnädiges Fräulein. Wenn er's erlaubt, begleit' ich ihn und bring' ihn selber zu Euch zurück.“

„Ihr seid mir willkommene Gesellschaft!“ sagte Gangolf zum Dichter, „wenn Euch ein strenger Ritt so leicht wird, als ein Vers. Es sind vier Stunden; wir machen sie in zwoen.“

Gangolf küßte zum Abschiede des Fräuleins Hand, und stahl sich nebst Isenhofern aus der muntern, geräuschvollen Gesellschaft, nachdem er dem Schultheißen noch ein dankbares Lebewohl zugeflüstert hatte.

8.

Der Ritt nach Aarau.

„Gottlob!“ rief Herr Trüllerey fröhlich, da er mit seinem Gefährten aus dem obern Thor über die Brücke des Stadtgrabens in die grünen Wiesen hinausritt: „Ich mag wieder athmen, nun ich meinen Aarstrom, meine Wälder und dort hinten die Berge meiner Heimath wieder sehe! Mir war gar nicht wohl da drinnen im engen Städtchen.“

— Ei, ei! versetzte Isenhofer: Ich möchte das für keine Tonne Goldes der schönen Tochter des Falkensteiners beichten.

„Kann ich dafür? Ich liebe sie, muß sie lieben; aber es waltet über diese Liebe, glaub' ich, ein böser Stern. Es zieht mich aus weitester Ferne zu ihr mit unüberwindlicher Gewalt; aber in ihrer Nähe werd' ich alsbald elend; unter ihren Liebkosungen wird mein Herz zerrissen. Die arme Mücke *muß* und *muß* zum feurigen Licht, und dann jämmerlich in der Flamme vergehen.“

— Ich merk' es, Herr Gangolf, Euch thut Zerstreuung noth; die beste Arznei gegen verliebten Verdruß. Und wollt Ihr einen guten Rath nebenbei? Denn glaubet mir, ich kenne den Sitz Euers Uebels.

„Laß hören!“

— Ihr macht aus Euch selber allzuwohlfeile Waare, wie es junge warmblütige, leichtgläubige Leute machen. Ihr verschenket Euch jeden Augenblick mit Leib und Seele; gehöret Euch nie selber an; und als fremdes Eigenthum könnet Ihr den Schmerz nicht ertragen, wenn der Andere Euch nimmt und hält, wie es ihm eben behagt. Versteht Ihr mich? Wenn Ihr dürstet, bleibet am Ufer, trinket; aber stürzet Euch nicht in den Strom, er verschlingt Euch. Gebt allem, was Euch freundlich anspricht im Leben, den Finger oder die Hand, aber Keinem Euch *ganz*. Die Welt steht fest, aber nichts *in* der Welt; darum haltet an dem, was bleibt, aber an nichts *in* der Welt.

Gangolf nickte mit dem Kopf und dachte der wunderlichen Rede nach. Er fühlte darin etwas Wahres, und sein Inneres davon getroffen. Isenhofer wollte aber den jungen Mann nicht zu lange dem Nachdenken überlassen, sondern dessen Gedanken nach andern Dingen leiten. Er zeigte auf den grauen Thurm des Schlosses Habsburg empor, der links vor ihnen von der Höhe des waldigen Wülpelsberges herab, wie ein König, mit alterthümlicher Würde durch's Land sah.

„Ist das nicht das Stammhaus unsers Kaisers?“ fragte er.

— Allerdings! erwiederte Gangolf: Die Sägesser von Brunegg haben es von Bern zum Lehen.

„Sic transit gloria mundi! Der Adler ist aus seinem Nest geflogen, nun hecken die Dohlen darin mit ihrer Brut!“ sagte Isenhofer, der das begonnene Gespräch nicht wieder stocken ließ, sondern es über Alles verbreitete, was er in der ihm fremden Landschaft erblickte, deren Schönheit er nicht genug preisen konnte.

Sie ritten im raschen Trabe durch die grünen Wiesen und Aecker des rechten Aarufers am Fuß des Wülpelberges dahin. Jenseits des breiten Stromes, dessen unruhiger Lauf vielerlei Sandbänke und kleine Inseln schuf, bildete das Juragebirge seinen weiten Bogen. Sie sahen drüben die Hütten des Hofes Schinznach gelagert, der Sägesser Eigenthum, berühmt und besucht wegen benachbarter Heilquellen. Diese stiegen damals noch am linken Ufer des Flusses aus dem Boden, bis die Aare sie in einer ihrer verwüsterischen Launen verschlang *). Hinter den Hütten jenes Hofes tiefte sich im grünen Schoos der Berge ein geräumiges, heiteres Thal ein, worin die finstern

*) Erst im Jahr 1690 wurde die Quelle mitten in der Aare auf einer Insel wieder gefunden. Jetzt fließt sie am rechten Ufer aus.

Burggemäuer von Castelen *), und darüber an den Felsen hängend die Thürme und Zinnen von Schenkenberg sich sonneten.

Jeder Schritt verwandelte um die Reisenden her das Schauspiel. Die Gebirgslandschaft regte und bewegte sich durch einander wie ein Zaubergemälde, in welchem Dinge Leben haben, die sonst starre Massen sind. Eben gesehene Thäler verschwanden in Wäldern, und neue schlossen dem Auge freundlich ihr Inneres auf, während Berghöhen sich hinter Hügeln bald versteckten, bald wieder überraschend hervortraten.

Nach einer Stunde streckte links und rechts das Gebirge seine Arme näher gegen einander. Hüben und drüben des Stroms erhoben sich zwei gewaltige Felsenschlösser, die Schildwachten vor dem Eingang in eine neue Thalwelt; links auf schroffer, buschigter Felswand, mit vielen kleinen Thürmen und Angebäuden, die Veste Wildegg, wo Petermann von Greifensee hausete; rechts, im Schatten finsterer Tannen, das romantische Wildenstein über dem Aarufer. Dann schloß sich vor den Blicken der Reiter eine große Ferne auf, wie mit einem unendlichen Wald überkleidet. Die unübersehbare Bergkette des Jura zur Rechten zeigte ihre steilen Höhen, ihre Zacken und Gipfel, je weiter hin, um so viel erhabener, zahlreicher und blauer. Links strahlten über den Wipfeln des Forstes, im Abendlicht, die Zinnen der Lenzburg von einer Felshöhe, und von einem andern Hügel daneben die weißen Mauern des Kirchleins der alten Grafen von Lenzburg.

Doch nach kurzer Frist schwand Alles, da der Weg immer rauher und übler war, und die Reisenden mit sich in die finstere Einöde eines Waldes zog.

„Mich nimmt nicht Wunder," sagte Isenhofer, „wenn es dem Adler von Oesterreich gelüstet, dies prächtige Land wieder dem Bären **) aus den Zähnen zu reissen. Darüber aber wird der fette Bissen selber am meisten zerfetzt werden."

— Dächten die Andern im Aargau wie ich, erwiederte Herr Trüllerey, sollten dem Adler und Bären Schnabel und Zähne an unsern Felsen stumpf werden. Wir könnten gar wohl unserer Haut uns wehren, wenn wir Herren und nicht Knechte sein wollten.

„Grämet Euch kein graues Haar darum an, Herr Gangolf. Der ungeheure Mehrtheil unsers Geschlechts besteht aus Narren und Bestien, die mit Seifenblasen spielen oder im Koth wühlen; für ein Paar Plappart ***) Lohn, für ein Weibergesicht, für ein Pfaffengeschrei, für einen windigen Namen ihre gesunde Vernunft in die Pfanne schlagen und dem Tode in den Rachen springen. Das Leben hat wohl etwas, wofür das Leben selbst der Preis sein könnte. Aber . . ."

— Und das wäre?

„Das, was Bestien und Narren nicht haben: schlichter Menschenverstand und was aus ihm hervorwächst, das Rechte, das Wahre und Gute. Merket's Euch, Bestien und Narren, mehr nicht!"

— Wie kann dir bei der Art zu denken unter den Menschen wohl sein?

„Himmlisch wohl! Ich heule mit den Wölfen, gaukle mit den Narren und lache in der Einsamkeit. Macht's wie ich, wenn Ihr froh sein wollet."

— So stehst du ja einsam mitten in der Welt und siehst Deinesgleichen nicht mehr.

„Ich bin so einsam nicht; hab' einen guten Freund; kann zu ihm, wenn ich will, und der ist Gott! Ihr habet ohne Zweifel von ihm reden gehört, aber kennet ihn schwerlich."

Gangolf sah bei dieser Wendung des Gesprächs seinen Nachbar seitwärts mit großen Augen an und sagte: „Wie meinst du das?"

— Buchstäblich. Ihr wißt's von Pfaffen und Schulmeistern, die wissen's wieder von ihren Meistern; einer plappert's dem andern nach, wie der Staar, und so ist Alles todtes Geplapper. Glaubet mir, wenn Ihr's auch nicht versteht, Gott ist ein ganz anderer Gott, als der Gott in den engen Kirchen und Schulen.

„Woher weißt du es besser, als sie, Freund Isenhofer?"

— Ich habe eine geschriebene Bibel; lese oft die geschriebenen eigenen Worte Christi; habe noch eine ungeschriebene Bibel, und die ist Gottes eigenes, ausgesprochenes Wort, nämlich seine Schöpfung, die Natur, das All der Wesen vom Aufgang bis Niedergang. Alles Andere ist Traum, Geckerei, Pfaffendunst. Glaubt mir's!

„Du hast ein loses Zünglein im Munde!" sagte Gangolf: „Es kömmt dir zu statten, daß diese Tannen und Eichen keine Ohren haben. Die Kirchenversammlung sitzt heut noch in Basel beisammen, und sie könnte dir leicht ein warmes Bett machen, wie vor dreißig Jahren dem böhmischen Huß zu Konstanz."

— Und was wär' es mehr? entgegnete Isenhofer gleichgültig: Der Böhme war kein Narr, sag' ich Euch, sondern ein Mensch, der wohl wußte, warum er zu Bette ging. Ich ginge, sobald man's verlangte. Alles ist Traum, der Tod neue Schöpfung, die Todesart nur Vorurtheil unserer armen Narren. Und es ist wohlgethan, daß rechte Menschen hier und da einmal das Leben auf eine Karte ins Spiel setzen, auf die es kein anderer wagen würde. Der übrige Janhagel wird wenigstens dadurch stutzig und neugierig, ob noch etwas Anderes zu gewinnen sei, als Seifenblase und Koth.

Hier schwieg der wunderliche Waldshuter, und nach einigen Augenblicken sang er plötzlich einen Gassenhauer aus dem Appenzellerkriege mit lauter

*) Das jetzige Schloß ist erst im Jahr 1643 gebaut, weil das alte, der Schenken von Castelen Stammhaus, dem Zusammensturz nahe war.

**) Der Bär war in Berns Wappen, wie noch heut.

***) Eine damalige Scheidemünze, etwa drei Kreuzer werth.

Stimme. Gangolf unterbrach ihn und gestand, daß er an dem Liede weniger Gefallen habe, als an dem vorigen Gespräch. Er bat, dasselbe fortzusetzen, weil er im Stillen schon viel Aehnliches gedacht habe, und hub nun wieder an zu fragen, um den Dichter ins alte Geleise zurückzubringen. Es gelang ihm damit nach einiger Mühe, denn Isenhofer wollte lange seinen Singsang nicht lassen. Meine Leser hingegen werden mit mir zufrieden sein, wenn ich die Unterredung der beiden Reisenden übergehe. Denn sie dauerte durch den ganzen Wald hindurch, aus dem sie bei einem kleinen Dorfe hervorkamen, bis zur Brücke über den unbändigen Strom der Suren. Da erblickten sie, als sie den Weg steil aufwärts geritten waren, in lachender, freier Ebene vor sich das Städtlein Aarau, auf dem schwarzen Teppich der Tannenwälder am Gebirge. Im Hintergrunde ragten hoch von den Zwillingsgipfeln eines fernen Berges die Trümmer der Wartburgen, einst der Hallwyle Bergvesten, von den Bernern und Solothurnern gebrochen. Links über den bescheidenen Hütten des Hofes Suhr, dessen eine Hälfte noch den reichen Geßlern angehörte, sah man auf der Waldhöhe im Thale die weißen Schloßgemäuer von Liebegg. Es war dies alte Haus durch die Hand seiner Erbtochter vor Kurzem erst an die Edeln von Luternau gekommen.

Damals streckte vor dem St. Lorenzenthor von Aarau noch keine Vorstadt ihre langen Häuserreihen, mit geschmackvoll aufgeführten Gebäuden, aus. Sondern Gangolf und Isenhofer ritten auf müden Rossen schrittlings zwischen Wiesen und kleinen, umhägten Gärten, worin die bürgerlichen Hausfrauen mit ihren Mägden eben mit Frühlingsarbeit auf Gemüse- und Blumenbeeten beschäftigt waren. Wo heutiges Tages Platanen und Akazien von einem Thore zum andern geräumige, freundliche Schattengänge bilden, zog sich damals ein breiter, tiefer Graben um die hohe, mit Schießscharten wohlversorgte Ringmauer.

Rechts vor der Stadt, auf niedern Felsen an der Aare, hob die Burg, ein uralt-heidnisches Gemäuer *), ihren gevierten Thurm in die Luft; gleich Zyklopenthürmen aus gewaltigen Steinmassen emporgehäuft. Die Sage rückte seine Erbauung bis in die Tage der Römerherrschaft in Helvetien zurück. Eher mag geglaubt werden, daß ihn die Hand der Burgunden zum Schutz ihrer unsichern Eroberungen gegen die Wildheit der Allemannen aufgeführt habe. Denn hier vorüber ging einst der alte Straßenzug von der untergegangenen Vindonissa nach Solothurn und Aventicum, den Ufern des Aarstromes nach, so lange südwärts noch Alles unermeßlicher Wald war, von keiner Art gelichtet.

*) Jetzt „das Schlößli“ und im fünfzehnten Jahrhundert, selbst noch im folgenden, „der alte Thurm“ genannt.

Gangolf grüßte freundlich zum Thurm hinauf, wo aus dem schmalen Fensterlein der alte Herr von Luternau die Vorüberwandelnden betrachtete. Sein Geschlecht hatte die Burg schon seit alten Zeiten von den Königen zum Lehen getragen, und Gangolf hatte mit den Kindern Luternau's einst seine Jugendspiele getrieben.

Ueber die Brücke des Ringgrabens ritten unsere Reisenden wohlgemuth durch das hochgethürmte Thor, mit dicken Pfortenflügeln und Fallgattern wohlversehen, zu der noch ungepflasterten Straße des Städtleins hinein. Links und rechts in den Häusern war es von mancherlei Gewerb und Handwerk laut; und neugierige Köpfe fehlten nicht an den Fenstern, die Eintretenden zu betrachten. Ueber den Brücken des schmalen, rauschenden Stadtbachs wandelten ehrbare Bürger gemächlich auf und ab in Gesprächen von Stadt- und Hausdingen. Alle zogen freundlich-grüßend Baret und Kappen vom Haupt, als sie den Junker Trüllerey erblickten, der ihnen lieb war, wie von jeher sein Geschlecht. Denn dasselbe hatte sich jederzeit an der Stadt Aarau löblich verhalten und derselben viel Gutthaten und treue Dienste bewiesen.

Rechts, am Ende einer Seitengasse, stieg abermals ein mächtiger, gevierter Thurm mit niedrigem Seitengebäude empor, durch den Burggraben und die starke Ringmauer von der übrigen Stadt getrennt. Eine schmale Zugbrücke an Ketten lag über dem Graben. Das war die alte Veste Rore, der Freihof von Aarau. Man hatte damals in mehrern Städten Freihöfe, worin jeder verfolgte Unglückliche Zuflucht und Sicherheit fand, er mochte schuldig oder unschuldig sein. Die Wildheit der Sitten in jenem Zeitalter, wo ungestüme Selbstrache nicht selten der unbehilflichen und langsamen Gerechtigkeitspflege vorgriff, entschuldigte das Dasein dieser Stiftungen, die endlich nach fester Ausbildung der Staaten verschwunden sind. *)

Der alte Thurm Rore stand hier schon seit manchem Jahrhundert. Einst war er der Grafen von Rore Sitz, deren Gebiet sich, in heut unbekannten Grenzen, von hier und der Aare bis an die Reuß hinauf, über das Kloster von Muri hinweg, ausgedehnt hatte. Hier war des ganzen Landes Mallstätte gewesen, wohin das Volk gekommen war, vor dem Stuhl des Grafen Recht zu nehmen. Daher vermuthlich hatten nachmals die Fürsten von Oesterreich, als sie Gebieter dieser Landschaften geworden waren, die Freiheit oder Zufluchtstätte der Verfolgten und Missethäter hierher gelegt. Das Geschlecht der Grafen von

*) Nach dem Absterben des Geschlechts Trüllerey kaufte im Jahr 1515 die Stadt Aarau die Veste Rore an sich, füllte die Burggraben aus, veränderte das Gebäude, machte daraus ihr Rathhaus (doch steht der Thurm Rore noch in alter Gestalt mitten im Gebäude) und verlegte den Freihof oder das Zufluchtsrecht auf ihren Kirchhof.

Rore selbst war schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts erloschen. Aus den Wohnungen, die sich um die Veste des Grafen nach und nach erhoben hatten, mag die heutige Stadt Aarau ihren Ursprung empfangen haben. Man nennt noch einen Landolin oder Landolus, der um das Jahr Christi 860 als der letzte seines Stammes gelebt haben soll. Aber nicht unmerkwürdig ist, daß bis zum heutigen Tage unter den Landleuten der benachbarten Gegend, im Solothurner-Gebiet, ein Geschlecht fortblüht, welches uralte Vermächtnisse und Schenkungen, als unveräusserliches Familiengut, genießt, und nicht nur in männlichen, sondern auch in weiblichen Nachkommen stets den Namen „Rudolf von Rore“ trägt und forterbt.

9.

Der alte Rüdiger.

„Wo ist mein Vater?“ rief Gangolf den beiden Knechten zu, welche aus dem Seitengebäude hervorrannten, sobald sie ihren jungen Herrn mit dem Fremden über die Zugbrücke in den engen Zwinger hineinkommen und vom Rosse steigen sahen.

„Im obersten Gemach des Thurms, gestrenger Herr!“ entgegnete der Jüngere, der Gangolfs Pferd am Zügel nahm: „Er läßt keine Seele vor sich.“

„Halt's Maul, Irni Fäsen!“ rief der ältere Diener, Hemman Enderli, welcher Isenhofers Roß hielt: „Mußt du den Schnabel immer voraus haben?“

„Du Narr!“ erwiederte Irni: „Keinem wächst der Schnabel hinten aus. Und was ich gesagt habe, ist wahr. Der alte Herr läßt Niemanden vor. Ich muß Jedermann abweisen: er hat's mir bei Leib und Leben geboten.“

„Aber der Sohn vom Hause gehört doch nicht unter die Jedermanns, Gelbschnabel! Achtet doch nicht auf des Tölpels Gewäsch, Junker. Seid willkommen!“ sagte Hemman: „Wir haben Euch lange nicht mehr bei uns gesehen. Das Umherfahren in Deutsch- und Welschland ist Euch nicht übel bekommen; der alte Herr wird sich freuen, Euch wieder zu haben.“

„Nun, bei St. Lorenz!“ schrie Irni dazwischen: „Das wäre seit langer Zeit die erste Freude. Ich will's dem gestrengen Herrn wohl gönnen. Aber ich sag's Euch, liebster Junker, der alte gnädige Herr läßt Niemanden vor sich, ist trübselig, wie der König Saul im Evangelio, und thut den Mund so wenig zu Frag' und Antwort auf, als ein Stummer am Teich Bathseba.“

„Bethesda, du Esel, Bethesda!“ rief der alte Hemman ärgerlich: „Du aber thust dein ungewasches Maul viel zu weit auf. Muß man denn gleich Alles anbringen und mit der Thür ins Haus hineinplatzen? Schickt sich das, du struppiger Strudelkopf? — Es ist wahr, liebster Junker, der alte Herr ist seit einiger Zeit etwas still und unpäßlich.“

„Was? seit einiger Zeit?“ unterbrach ihn Irni: „Dein Gedächtniß, Hemman Enderli, hat kurze Waare feil. Nein, liebster Junker, es ist schon seit dem Tage vor Lichtmeß, als die alte Zigeunerin bei ihm war, die sich vor den Stadtknechten in den Freihof rettete.“

„Schwatz du und der Kukuk!“ schrie Hemman: „Ich glaube, Irni Fäsen, deine Mutter hat sich an Bileams Esel versehen. — Nun ja, lieber Junker, weil der Kerl denn nichts bei sich behalten kann, so gesteh' ich, seit Lichtmeß mag es sein. Doch was die Zigeunerin betrifft, so kann Niemand eigentlich sagen . . .“

„Ich aber, bei St. Lorenz, bin Jemand!“ fiel Irni ihm in die Rede: „Und ich sage, die schwarzgelbe Hexe vom Herzog Michel aus Aegyptenland hat's ihm angethan. Hemman Enderli hat's nicht gesehen, aber ich kniete hinter dem Stallthürlein und melkte die Geiß. Lieber, gestrenger Junker, der alte gnädige Herr stand dort an der Thurmecke, und die Bettel mit pechschwarzen Augen vor ihm und sah ihm in die Hand. Der Stadtknecht Heini Zoberist hat auch Beide aus der Ferne beobachtet, denn er paßte vor dem Burggraben auf, weil die Zigeunerin eine Henne auf der Gasse gestohlen hatte. Die Henne gehörte des Hansen Heinikers Mutter. Es ist gewißlich wahr. Und wenn die ausgefuchste Diebin nicht mehr Teufel im Leibe gehabt hat, als kohlrabenschwarze Haare auf dem Kopf, so will ich weder leben noch sterben. Denn sie ist in der Nacht aus dem Freihof entkommen, Niemand weiß, wie? und wohin? Und der alte, gnädige Herr ist den ganzen Abend stumm und still, starr und steif am Wappenfensterlein gestanden, als wäre er zur Salzsäule worden, wie Sodom und Gomorrha.“

„Ist's nun heraus?“ rief Hemman Enderli: „Kann ich nun zum Wort kommen? Was muß unser Herr Junker nun von dir denken, du plumper, ungeschliffener Block?“

„Hei, ich meine, er wird wohl denken, ein ungeschliffener Diamantblock sei mehr werth, als ein abgeschliffener Kieselstein, wie du, dergleichen man tausend an der Aare findet!“ entgegnete Irni.

„Haltet Euch Beide ruhig!“ sagte der Junker gelassen: „Besorget unsere Rosse wohl. Warum zeigt sich Meister Langenhardt nicht, der Hofmeister?“

„Stracks wird er erscheinen, sobald er Eure Ankunft vernimmt!“ antwortete Hemman: „Er begab sich auf ein Abendtrünklein zu meinem wohlweisen Herrn Schultheißen Zehnder.“

„Und Heini Entfelder, der Jäger?“

„Unten an der Aare mit allen Hunden!“ erwiederte, sich jedesmal ehrerbietig verneigend, der alte Knabe des Hauses: „Es ist eine Schmach, meiner Treu, daß bei der Ankunft des gnädigen Junkers Alles ausgeflogen sein muß und das liebe

Rest leer steht. Sogar Frau Elsbeth, die Beschliesserin, und Marcili sind zum Herr Leutpriester in die Messe.«

»Führe die Rosse umher, Hemman, daß sie sich abkühlen!« sagte Gangolf: »Du, Irni Fäsen, suche die Leute zusammen. Wir gehen indessen ins Haus.«

Mit diesen Worten trat der Junker voran, dem Gaste den Weg zu zeigen. Er ging eine schmale Wendeltreppe innerhalb der dicken Thurmmauer hinauf. Die ausgetretenen steinernen Stufen beurkundeten ihr hohes Alterthum, gleichwie die häusliche Sparsamkeit des Burgherrn. Nur durch eine enge, schuhlange Oeffnung in der Mauer floß so viel Licht auf den Wendelsteig, daß eine karge, doch nützliche Dämmerung darüber schwebte. Vermittelst derselben erkannten bald die Hinaufsteigenden im Winkel der Mauerblende seitwärts Etwas, das durch Bewegungen sich als Lebendiges andeutete. Gangolf, ungewiß dessen, was er erblickte, blieb stehen.

»Bist du es, Gangolf?« sprach eine dumpfe, halblaute Stimme aus der Blende: »Ich sah dich gegen die Stadt reiten.«

Ein mattes Licht fiel auf die Gestalt, als sich hinter derselben die Thür eines Zimmers öffnete. Gangolf erkannte seinen Vater, dem er, sobald sie mit einander in das Gemach eingetreten waren, ehrfurchtsvoll die Hand küßte. Zugleich stellte er ihm den Gast vor, zu dessen Empfehlung er einige Worte beifügte. Der alte Ritter that mit der Hand eine langsame Bewegung, welche den Fremden willkommen hieß, während sich dieser tief verbeugte.

Es war aber etwas Schauerliches in der Art des Greises, der fast gar nicht sprach, und selbst durch keinen Blick, durch keine Aenderung der starren Gesichtszüge das Dasein einer Empfindung verrieth, welche wohl sonst das Vaterherz beim Wiedersehen des lange abwesend gewesenen Kindes bewegt. Man entdeckte hier keine Spur von Ueberraschung, von Freude, oder auch nur von Neugier; eben so wenig ein Zeichen des Verdrusses oder der verhehlten Unzufriedenheit, sondern die eiskalte Gleichgültigkeit eines Leichnams gegen das, was ihn umgibt. Das Aeussere des Mannes verstärkte noch auf Isenhofer den Eindruck. Eine hohe, breite, würdevolle Gestalt war ganz und gar, vom Hals bis zu den Füßen, in einen schwarzen, weiten Pelzrock gehüllt, von dessen Gürtel, an einer Silberkette, ein Dolch mit silbernem Gefäß und ein Rosenkranz hing. Ueber den Kopf war kappenartig ein schwarzes Wollentuch geschlagen und um den Hals befestigt, daraus das bleiche, stille Antlitz mit den großen, an nichts haftenden Augen, mit langer gebogener Nase, harten, scharfen Gesichtszügen noch düsterer hervortrat, und das kurze graue Haar um das Kinn, und den Spitzbart über der Oberlippe, wie eine abwechselnde Schattung zeigte.

»Mein Herr Vater, Euch scheint nicht wohl zu sein?« stammelte Gangolf endlich etwas beklommen, nachdem er viel erzählt und weder dessen Aufmerksamkeit, noch dessen Antwort gewonnen hatte.

»Wohl!« erwiederte der alte Rüdiger, und ging mit langsamem aber festem Schritte durch das geräumige, gewölbte Zimmer hin, dann wieder zurück.

Gangolf beobachtete mit Absicht ein langes Stillschweigen, in der Hoffnung, seinen Vater zu einer Frage zu zwingen. Doch irrte er sich. Jener ging in der Stube auf und nieder, als wär' er einsam. Er bemerkte weder den Fremden noch den Sohn. Nach und nach wurden seine Schritte rascher. Es schien fast, als trieb' ihn innere Unruhe.

»Gewiß, mein Herr Vater, Ihr leidet an einer Krankheit!« sagte Gangolf wieder nach einer guten Weile, und ging ihm nach. Herr Rüdiger schien ihn weder zu hören, noch ihn an seiner Seite zu bemerken, sondern setzte den Schritt stumm und still fort. — Ein langes Schweigen folgte abermals.

Plötzlich blieb der Alte stehen, hob die Augen zu seinem Sohn auf, und sagte: »Gut, daß du hier bist, Gangolf. Morgen laß' ich dich zu mir rufen. Bewirthe den Gast, wie sich's gebührt.« Darauf wandte er sich zu einer schmalen Seitenthür und ging mit schnellem Schritt hinaus. Gangolf eilte ihm nach.

Herr Isenhofer war indessen mit peinlichen Empfindungen Zeuge des seltsamen Empfanges gewesen, und hatte den alten Herrn mit unverwandten Blicken beobachtet. Zuerst war ihm dieser wie ein bei Tage umgehendes Gespenst, dann wie ein von stillem Wahnsinn befallener Mensch vorgekommen.

Er athmete erst tief und froh auf, als er den alten Rüdiger verschwunden und sich allein sah. Zu seiner Zerstreuung betrachtete er nun das geräumige, längs den Wänden mit Nußbaumholz getäfelte Zimmer, worin jedes Geräth von Wohlstand und bescheidener Pracht des Burgherrn zeugte. Auf dem Gesimse, über welchem ein goldener Helm glänzte, sah man die Reihe hoher und niederer Silberbecher nach ihrer Größe geordnet; an der Wand gegenüber hingen in prächtigen Wehrgehenken zwei Schwerter kreuzweis, darüber ein blanker Stahlhelm mit rother und weißer Feder. Ein zierlich gewirkter, bunter Teppich mit langen Franzen bedeckte den breiten Tisch, ohne jedoch dessen in dicke Löwenklauen ausgehende, kunstvoll geschnitzte Füße ganz zu verbergen. Gleiches Schnitzwerk verzierte die damit fast überladenen eichenen Zimmerthüren und die etwas schwerfälligen Stühle von braunem Nußholz. Blaue Polster, mit großem, vielfarbigem Blumenwerk darauf, lagen sowohl auf den Sesseln, als auf den schmalen Wandsitzen am Fenster.

So viel anmuthige Lebensbequemlichkeiten

hätte Isenhofer, beim ersten Anblick des finstern Thurmes, weder von dessen Innerm, noch so viel Geschmack dafür von dessen düsterherzigem Gebieter erwartet. Es that ihm aber wohl, zu glauben, daß Beide, der Thurm und der Herr, sich nicht weniger von innen glichen, wie sie von aussen gleich abschreckend waren.

Am meisten zog ihn die heitere Aussicht an, als er zum Fenster trat, durch dessen obere bunte Glasscheiben die niedergehende Sonne in mancherlei Lichtern spiegelte. Der Fuß der Veste ruhte drunten auf Felsen, von welchen eine berasete Halde schräg, wie die Böschung vom Walle, zur niedern Ringmauer lief, an deren Stelle heutiges Tages eine in derselben Richtung gekrümmte Linie Häuser steht. Damals aber schlugen die Wellen der Aare fast bis an die Ringmauer. Jenseits des Stromes, der vor der Stadt eine Weideninsel gebildet hatte, stieg das Gebirg des Jura mit hinter einander aufschwellenden Hügeln stufenweise zu den Wolken. Drüben schmiegten sich zur Linken malerisch in den Busen der Berge die Hütten des Dörfleins Aerlisbach, rechts schimmerten die Zinnen des Schlosses Biberstein, wo Johanniter-Ritter hauseten, am Fuß der Gisulăflue, deren sanft gebogenes Felsenhorn im Wiederschein des Abendgewölks über das Thal leuchtete.

Isenhofer hatte Zeit genug, die heitern Umgegenden zu betrachten, und seinen Einbildungen und Gefühlen ungebundenes Spiel zu gönnen; denn Gangolf kehrte erst nach einigen Stunden zurück, da draussen schon die Sterne, im Zimmer des Thurmes schon die hellen Lampen brannten, und von der Dienerschaft der Tisch mit Wein und Speisen besetzt war.

„Du hast Langeweile gehabt, Freund Isenhofer!“ sagte der Junker, als er ins Zimmer trat: „Aber seit Neujahr sah ich das väterliche Haus und die Stadt nicht. In Brugg hättest du lustigere Unterhaltung gehabt; wärest du dort geblieben!“

— Ihr irrt Euch. Ich bin nie in schlechterer Gesellschaft, als in großer; nie in besserer, als in keiner. Habt Ihr Euerm Vater Rede abgewonnen? Wie verliesset Ihr ihn?

„Wie du ihn sahst!“ erwiederte der Junker mit dem Ausdruck geheimer Besorgniß: „Ich folgte ihm bis zur Thür des obersten Saales. Ich redete ihn an, bat ihn um Gehör. Er schüttelte den Kopf, wies mit der Hand zurück, und sagte: „Morgen!“ Dies war sein einziges Wort, und damit schloß er sich ein. Es ist etwas Fremdes in ihm, oder an ihm. Ich erkenne von aussen noch die väterliche Gestalt; aber es ist in diese ehrwürdige Behausung seines Geistes ein unbekannter Gebieter eingezogen.“

— Puh! rief Isenhofer, und stellte sich, als schüttle ihn Fieberfrost: Das wäre, so wahr ich lebe, Seelenwanderung vor dem Tode. Jagt mir keine Furcht ein; es ist Nacht und in Eurer tausendjährigen Burg vielleicht sonst nicht ganz geheuer. — Scherz beiseite oder untern Tisch! Hättet Ihr lieber den Arzt, oder das Hausgesinde, oder andere Leute befragt, die in der Nähe des alten Herrn leben, was ihm in Eurer Abwesenheit begegnet sei? Denn er scheint mehr am Gemüth, als am Leibe erkrankt.

„Hörtest du nicht, Isenhofer, was Irni Fäsen, der Knecht, von der Zigeunerin sagte? Darüber stimmt Alles im Freihof zusammen, die Hexe hab' es ihm angethan mit ihrer Teufelskunst.

— Das möcht' ich glauben, wenn sie jünger und schöner gewesen wäre. Verlaßt Euch auf mein Wort, der Teufel mag die alten Weiber so wenig, als ich.

„Es kömmt darauf an. Ueber dergleichen Dinge scherz' ich nicht. In der Stadt gibt es noch einen andern Argwohn. Es geht die Rede, daß die alte Hexe nicht von ungefähr nach Aarau gekommen, sondern abgeschickt sei.“

— Doch nicht vom Beelzebub? Was hat der wider die gute Stadt Aarau? Ist sie zu fromm?

„Vierzehn Tage vor Erscheinung des wüsten Weibes war Thomann von Falkenstein hier und hatte mit meinem Vater Wortwechsel. Thomann verließ ihn — Alle haben es gehört — unter den fürchterlichsten Drohungen.“

— Junker, wenn der Falkensteiner eine Sache abzuthun hat, ist er Mannes genug, sich mit Hilfe des Schwertes Recht zu schaffen. Fürwahr, der hat nicht die Miene, sich an eine Zigeunerin zu hängen. Ihr kennet den Oheim Eurer Braut schlecht. Indessen laßt hören, was hat Thomann mit Euerm Vater?

„Es betrifft einen alten Handel. Vor etwa siebenundzwanzig Jahren hatte Ulrich von Hertenstein, als Vogt von den unmündigen Söhnen des Hans Werner von Königstein, die Veste und Herrschaft derselben feil. Die Burg jenseits der Aare, in den Bergen, eine halbe Wegstunde von hier, war den Aarauern wohlgelegen. Da rieth mein Vater zum Ankauf dieser Herrschaft mit aller Zugehörde, hohen und niedern Gerichten, Wohn' und Weid, Holz und Feld. Denn der Bann unserer Stadt war gering und so klein, als ihn vor anderthalbhundert Jahren Kaiser Rudolf von Habsburg festgestellt hatte. Nach großer Mühe gelang's. Die Stadt kaufte das Schloß Königstein nebst der Herrschaft an sich, und damit erhob sich die Feindschaft des Adels ringsum gegen Aarau.“

— Weil die lockern Freiherren besorgten, es werde zwischen ihren Nestern ein zweites Zürich oder Bern aufsteigen. Der Gebrannte scheut das Feuer. Wohl sah'n es mitunter Eure gnädigen Herren und Obern zu Bern selbst ungern, daß sich das Reichsstädtlein Aarau heben wollte.

„Richtig, Isenhofer, das war's! Hätte diese Stadt jederzeit tüchtige Männer im Rath gehabt, sie wäre längst Herrin weit umher, gleich Zürich und Bern. Denn die Aarauer sind ein mannhaf-

tes freiheitliebendes Völklein, welches für die Ehre ihres Gemeinwesens den letzten Heller und Blutstropfen nicht theuer achten. — Nun gab's mit allen Anstößern Ungemach und Spann. Die Falkensteine, die Rechberge, die Johanniter zu Biberstein lebten um die Wette den Aarauern zum Verdruß; wollten die Zollstätte in Küttigen nicht gelten lassen, welche Aarau errichtete; thaten dem Vogt, der Namens der Stadt auf Königstein saß, jedes Leid, und waren besonders meinem Vater gram, der den Ankauf am meisten betrieben hatte und sich jetzt am heftigsten widersetzt, wenn Rede ist, die schöne Erwerbung wieder zu veräussern. Nun, Isenhofer, du kennst den Thomann von Falkenstein! Der schwarze Heide schlägt Vater und Mutter todt, wenn's seinen Vortheil gilt.«

— Nun ja, Junker, ein wilderes Thier in einer Menschenhaut hab' ich noch nicht gesehen. Aber welchen Verband findet Ihr zwischen ihm und der Zigeunerin?

»Seine ganze Höllennatur. Er ist verschmitzt wie ein feiger Fuchs, tapfer dazu wie ein Leu, grausam wie der hungrige Wolf, und Tugend und Verbrechen wiegen in seiner Wagschale gleich schwer, wie dem Teufel, wenn er auf Beute ausgeht. Ich schwöre dir, fesselte mich nicht die Hoffnung eines großen Gewinns, nicht die Huld des Markgrafen, nicht die Liebe der schönen Ursula, ich hätte mich längst den Eidsgenossen hingegeben, unter ihrem Freiheitspanier gefochten, den verdorbenen Adel ausrotten helfen, und den Schändlichsten von allen zuerst, den Thomann von Falkenstein. Die Eidsgenossen, bei Gott, sind ehrlich und wahr und gerecht; die Edelleute weit um uns her in der Runde selbstsüchtige Allesfresser.«

— Oho, Ritter Trüllerey, nichts für ungut, nehmt's nicht mit dem Thomann auf! Wie wollt Ihr doch mit dem Fuchs, Leu, Wolf und Teufel zugleich anbinden, und seid doch so zart, daß Euch ein Regenbogen, eine Seifenblase todtschlagen, ein Spinnenfaden erdrosseln kann.

»Wie meinst du, Isenhofer?«

— Lähmt oder tödtet nicht Euern bessern Geist die bloße Hoffnung großen Gewinnes, dieser Regenbogen in der Ferne, der in der Nähe Nichts wird? Der Spinnenfaden einer Mädchenliebe? Die Seifenblase eines Fürstenwortes? — Ritter Trüllerey, Ihr sei mir lieb, und werdet mir jede Stunde lieber. Ich will Euch ein Geheimniß sagen oder vielmehr singen:

Wer viel begehrt,
Was ihm nicht gehört,
Ist leibeig'ner Mann,
Gehört Andern an.
Wer den Ruhm verschmäht,
Der wird erhöht;
Wer nichts will, als Recht,
Ist Niemands Knecht,
Der ist Gottes Held,
Dem gehört die Welt!

So sang Isenhofer. Gangolf ward plötzlich still und schien nachzusinnen; dann zuckte er die Achseln, indem er lächelnd zu Isenhofer hinblickte, der sich unterdessen an einem Becher Weins gütlich hat. »Ich versteh' dich, Isenhofer,« sagte er, aber . . .«

— O die ungeheure Seifenblase! O der furchtbar starke Spinnenfaden! rief der Waldshuter Dichter: Sagtet Ihr nicht vorhin, Euerm Aarau hier hab' es nur an Männern im Rath gefehlt? — Die Bürger sind doch Narren, daß sie die Weiber hineinwählten. Ich bitt' Euch, Ihr müsset nicht Schultheiß von Aarau werden, Herr Ritter, der guten Stadt zu lieb. —

Gangolf lachte, setzte sich zum Tisch, indem er Isenhofers Beispiel folgte, und den Teller vor sich mit Speisen, den Becher mit Rebensaft füllte: »Weißt du, Isenhofer, was Schultheiß Essinger von dir urtheilt? Du taugest zu nichts Rechtem, als Feuer anzublasen, wo du eigentlich löschen solltest. Bei meinem armen Leben, ich glaube, er hat Recht.«

— Vollkommen Recht, Junker; wiewohl der alte Mann seine eigene Weisheit nicht ganz verstand! erwiederte der Dichter: Das ist mein wahres Handwerk! Die Menschen haben in der Welt nichts eifriger zu thun, als das göttliche Feuer mit vollen Backen auszublasen, was ihre Kinderspiele und Kartenhäuser zu verbrennen droht. Sie wollen die heilige Himmelsflamme der Wahrheit überall löschen. Ich blase immer an. Freilich, das versengt manchen grauen Bart, Hermelin und Stammbaum, und die Leute sind mir übel an.

»Aber es scheint mir, Ihr hetzet auch den Adel eben so gern gegen die Städte?«

— Natürlich. Man legt Holz hinzu, wenn das Feuer nicht ausgehen soll; und es ist dessen noch mehr als genug vorhanden. Wohnt ein starker Adel um Aarau?

»Mein Vetter Johannes, der zu Schönenwerth Propst ist, ein gewaltiger Geschichtsklitterer, rechnete mir vorigen Sommer der Burgställe und Schlösser, die bei einer Meile um die Stadt liegen, mehr her, als der Schiffer Winde zählt.«*)

— Daß sich's Gott erbarme! rief Isenhofer mit spaßhaftem Schrecken: Da habt Ihr noch Wald auszuroden. Und sind die Nester noch voll?

»Mit nichten; wohl zur Hälfte schon öd' und leer.«

— Nun denn! schrie Isenhofer lachend und hob den Becher auf: Glück zu! Die Menschen

*) Frohburg, hinter Olten, Hagkberg, zwischen Olten und Trimbach, Winznau, Hochwartburg, Niederwartburg, Gösgen, Obergösgen, Iffenthal, Kienberg, Wartenfels, Farnsburg, Saffenwyl, Reinau, Rued, Veinwyl, Rynach, Hallwyl, Fahrwangen, Seengen, Schafisheim, Liebegg, Trostburg, Lenzburg, Meisterschwanden, Königstein, Ruppertswyl, Lörach (bei Kilchberg), Biberstein, Auenstein, Alten-Thierstein (vermuthlich Ursitz bei Dentsbüren), Schenkenberg, Rauchenstein und Castelen, Wildenstein, Wildegg. Mehr als diese wüßt' ich dem Propst Johannes Trüllerey nicht nachzuzählen.

sind auf dem besten Wege, Menschen zu werden. Ich dank' es wahrlich meinem Vater schlecht, daß ich zu vorläufig, id est, nur um ein paar hundert Jahre zu früh, in die liebe Welt hinein mußte. Was hab' ich jetzt in diesem Narrenkasten zu schauen, wo die Leute noch auf allen Vieren kriechen, zur Narrheit in die Schule gehen, und den ehrlichen, gesunden Menschenverstand für den leibhaften Satan halten? Laßt Euch eins singen, Ritter:

Sind die Herren nicht Götzen mehr,
Stehen Klöster und Burgen leer,
Sind die Dorfer den Städten gleich,
Kömmt auf Erden das Himmelreich.

„So wahr ich lebe!“ sagte Gangolf, ihn unterbrechend: „Ich glaube, du bist ein Lollhard, nur mit bunten Federn. Gestern traf ich solchen an der Stilli; er predigte mir Zeugs, wie du. Hätt' er nicht einen Engel vom Himmel bei sich gehabt, ich hätte wohl mehr von ihm gelernt.“

— Aha, den Engel, Herr Trüllerey, den Ihr zu Brugg vom Esel herablüpftet, und ein Weilchen über Gebühr an Eure Brust drücktet?

„Wer sagte dir das?“ engegnete Gangolf, der ein Erröthen nicht von seinen Wangen abwehren konnte.

— Jedes meiner Augen! erwiederte Isenhofer: Die Jungfrau von Falkenstein, mit welcher der Herr von Hemmenhofen und ich eben vorübergingen, erkannt' Euch auf der Stelle. Ihr waret blind, weil Ihr nicht sahet, daß wir still standen. Der gerngefällige, geschmeidige Ritter Bentelin übernahm es noch denselben Abend, den Engel in der Herberge näher zu beschauen.

„Wie? war er dort?“

— Aus Auftrag Eurer Braut, die vielleicht Ursach haben mochte, neugieriger zu werden, als sonst Weiberlein sind.

„Sag' mir, als ehrlicher Freund, wie steht Bentelin mit dem Fräulein von Falkenstein?“

— Seid Ihr eifersüchtig? Wohlan, ich will mein Handwerk treiben, anblasen, statt zu löschen. Bentelin ist reich, großen Geschlechtern verwandt, künftiger Erbe ansehnlicher Güter, ein feines Männlein, hat welsches Wesen, ein artiges Gesicht!...

„Blase! Isenhofer, blase!“

— Item: Fräulein Ursula ist ein Mädchen, zweitens ein Mädchen, drittens ein Mädchen, id est: sie weiß, daß sie schöner ist, als sie selbst; gefällt gern, ist reizbar, warmblütig, ewiger Aprilhimmel. Sie macht nichts aus Augenblicken und Jahren; der Augenblick aber aus ihr Alles.

„Blase! blase!“

— Brennt's noch nicht?

„Es glimmt noch eine letzte Kohle. Blase!“

— Der Mensch hat viel Odem in der Lunge; das Schicksal noch mehr. Laßt diesem auch etwas übrig.

So plauderten die beiden Reisegefährten bis in die Nacht hinein; aber zu viel für das Maß eines Kapitels und für des armen Gangolfs Herz.

10.

Die nächtliche Erscheinung.

Der junge Mann stieg sehr verstimmt und düster in sein hochgethürmtes Bett. Er befand sich an einem großen Scheideweg des Lebens. Seine Eitelkeit, sein Ehrgeiz, seine Liebe zur reizenden Ursula lockten ihn links, zeigten ihm den Besitz eines schönen Weibes, die Verbindung mit mächtigen Häusern, die Erbschaft reicher Güter, die Huld des Markgrafen von Hochberg, die Wiederauffrischung des alten Glanzes vom ritterlichen Stamme der Trüllerey. Aber männlicher Stolz, Liebe des Vaterlandes und des heiligen Rechtes mahnten ihn, den Weg rechts einzuschlagen, als freier, frommer, selbstständiger Mann, der für die bessere Ueberzeugung das Theuerste opfern müsse. Dort winkten Einbildungskraft und Leidenschaft zum Genuß der Liebe, des Ruhms, des Reichthums; hier warnte der Verstand, den Frieden des Gemüths und das Glück des Lebens um fremdes Geld, um ungewisse Fürstengunst und um die Hand eines stolzen, gebieterischen und wankelmüthigen Weibes zu verkaufen. Vielleicht würde der Streit bälder entschieden gewesen sein, wäre Ursula minder schön oder Gangolfs Neigung zu der verführerischen Braut weniger tief gewesen.

Er mochte kaum einige Stunden unruhigen Schlummers genossen haben, als ihn ein Geräusch an der Thür des Gemachs weckte. Die Thür ging langsam auf; ein dunkelrothes Licht strömte immer heller und falber durch die sich erweiternde Oeffnung. Gangolf richtete sich mit halbem Leibe nicht ohne Bestürzung auf, als er seinen Vater eintreten sah, der in der Hand eine brennende Lampe trug. Die Lampe, der lange schwarze Pelzrock, das blasse Antlitz, welches aus dem um das Haupt geschlagenen und unter dem Kinn zusammengehefteten Tuche hervorschaute, gaben der hohen Gestalt des Greises etwas wahrhaft Gespensterhaftes.

„Seid Ihr es, mein Vater?“ fragte Gangolf mit ungewisser Stimme.

— Steh' auf, Gangolf, und folge mir! antwortete jener.

Gangolf gehorchte, sprang aus dem Bette und warf die Kleider um. Sobald er seinen Anzug vollendet hatte, ging Herr Rüdiger voran und winkte dem Sohn. Dieser folgte ihm die engen Wendeltreppen hinab, dann unten in einen schmalen Seitengang, wo in der dicken Mauer des Thurms eine kleine Thür angebracht war, welche Gangolf wohl kannte, und für die Thür eines Mauerschrankes gehalten hatte.

„Rede kein Wort, Gangolf,“ sagte der Alte: „sondern höre und gehorche schweigend.“ Er zog einen großen Schlüssel hervor, öffnete die Thür,

kroch durch das Pförtlein gebückt voran, ging wieder einige Stufen abwärts, öffnete eine zweite niedere Thür und trat in ein enges Gemach, kaum sechs Schuh hoch und eben so lang und breit. Dem jungen Ritter ward es in dieser ihm bisher fremd gebliebenen Gegend des Thurms etwas unheimlich; noch mehr, als zu seinen Füßen im Stroh eine menschliche Gestalt lebendig ward, die er beim Eintritt nicht bemerkt hatte. — Ein altes, häßliches Weib, in Lumpen gewickelt, schwarzgelben Gesichts, mit hervorstehenden Backenknochen, spitzem Kinn, spitzer Nase und dünnen Lippen richtete sich auf. Es strich die schwarzen Haupthaare, welche wie aus dem Wasser gezogen, in einzelnen, graden, naßglänzenden Zotteln um den Kopf hingen, vom Gesicht hinweg, und zeigte gähnend den zahnlosen finstern Rachen. Der junge Ritter trat mit Grausen so weit zurück, als ihm der enge Raum gestattete. Er zweifelte keinen Augenblick, daß dies eben jene Zigeunerin sein müsse, die Irmi Fäsen beschrieben hatte, und also bisher in der Veste verborgen gehalten worden war.

„Steh' auf, du bist frei!" sagte der greise Rüdiger zu dem Weibe: „Mein Sohn bringt dich hinaus." Dann wandte er sich mit halbem Leibe zum Sohne um und sagte: „Führe dies Weib durch das Hinterpförtlein; hier ist der Schlüssel zur Stadtmauer. Du wirst eine Leiter vom Stall nehmen, das Weib über die Mauer gehen lassen. Aber, Gangolf, Alles in der Stille, daß dich Niemand bemerke. Du wechselst mit dieser Bettel kein Wort, beantwortest keine Frage und fragst nicht." Darauf sprach er wieder zur Alten, die nun aufgestanden war, ihre Röcke schüttelte, und ein schmutziges Bündel unter den Arm nahm: „Bist du über die Stadtmauer, so halte dich links, immer der Mauer entlang, um die Stadt herum, in die Schachen, von da aufwärts zur Landstraße, die nach Schönenwerth führt. Ueber die Bäche und Graben findest du Stege. Noch ist's von den Sternen hell genug. Der Tag graut schon. Fort!"

Er selber zündete mit der Lampe voran, öffnete Gangolfen und der Zigeunerin die Thurmpforte zum Schloßzwinger und ließ Beide gehen. „Leb' wohl, alter Schatz!" sagte die Zigeunerin mit vertraulichem, wiederholtem Kopfnicken gegen Rüdiger: „Du hast mich bewirthet mit Lems, Johanns und Wenderich; du hast mich geschirmt vor den Schuders, als sie mich brucken wollten in der Gabel. Fahre wohl, alter Schatz. Halt wohl meinen Fingerreif in Ehren!"

„Schweig, Bettel, verdammte!" rief der greise Rüdiger mit zorniger, aber sehr gedämpfter Stimme: „Oder ich breche dir das Genick, eh' es der Henker bricht." Damit schloß er die Thurmpforte.

Gangolf, welcher von dem Rothwelsch der Zigeunerin wenig verstanden hatte, glaubte doch so viel daraus folgern zu können, daß sie zu seinem Vater in einem besondern und geheimnißvollen Verhältnisse gestanden haben und im Thurm Rore keineswegs hart behandelt worden sein müsse. Es that ihm fast leid, daß ihm Schweigen auferlegt war. Doch beobachtete er's gewissenhaft, indem er seine verzeihliche Neugier mit kindlicher Ehrfurcht überwand. Er fand die Leiter; er öffnete das hintere Pförtlein; er führte die Alte zwischen Felsenstücken und Gesträuchen an der schroffen Halde unter dem Thurm nieder zur Stadtmauer, lehnte die Leiter an, stieg zuerst hinauf und ließ die Zigeunerin nachklettern. Als sie droben war, zog er die Leiter auf und setzte sie von aussen an.

„Gibst du mir einen Zehrpfennig, sag' ich dir Schönes!" redete ihn die Alte an, indem sie jenseits der Mauer schon den Fuß auf der obersten Leitersprosse hielt. Gangolf suchte einige Geldstücke und gab sie der Zigeunerin, nicht sowohl aus Mitleiden, als aus Furcht vor geheimen Künsten, oder gefährlichen Verwünschungen der Aegypterin, wenn er sie im Zorn von der väterlichen Burg scheiden liesse.

„Goldsöhnchen!" sagte sie, indem sie mit den Fingern derselben Hand, in der sie das Geld empfing, die Stücke desselben behend hin und her schob und zählte: „Laß dich's nicht reuen. Du wirst hochalt, ein steinreicher Mann; und das schönste Kind ist deine Frau, wenn du pfiffig bist. Es hat dich lieb. Mach' bald Hochzeit. Es wartet auf dich. Greif zu; schnappt's dir sonst ein Anderer weg. Warte nicht, bis dein Väterchen heimkehrt; Väterchen kömmt lange nicht heim."

— Du meinst meinen Vater? fragte Gangolf.

„Ich sage dir's ja, schmuckes Kind. Denk' an mich. Ihn jagen die Hornissen. Thut nichts. Fängt Jeder seine Mücken; aber Mücken stechen. Thut nichts. Gehab' dich wohl, Goldkind!"

Die Alte machte eine Bewegung, hinabzusteigen.

„Noch einen Augenblick!" rief Gangolf: „Wer schickte dich nach Aarau?"

— Wer kann mich schicken? Bin ein armes Ding. Suche gute Leutchen, barmherzige Leutchen; sind selten. Meinst du, mich schickt wer? Rathe, wer? Ich sag' dir's, wenn du's triffst.

„Zum Beispiel, ein Freiherr? Antworte!"

— Nenn' ihn, Schätzchen!

„Thomann von Falkenstein."

— Nichts! nichts! Mich schickt Keiner. Gehab' dich wohl. Der Morgen kömmt.

„Noch eins. Ich gebe dir eine Handvoll Gold, wenn du meinen Vater wieder gesund machst, wie er war, eh' du zu ihm kamst. Warum hast du ihm Uebels angestellt?"

— Goldsöhnchen, was konnt' ich ihm Leides thun? Meinst, unser eins hat kein Herz? Wir haben's, wie Ihr. Väterchen soll an mich denken. Hab' ihn lieb. Hat mich gepflegt, hat mich gehütet. Hältst du Wort, wenn ich ihn heile?

„Gewiß."

— Sprich, auf deine ritterliche Ehre!

„Bei meiner Ehre.“

— Ich such' ihm Balsam. Halt Wort, dann siehst du mich wieder.

„Rede Wahrheit.“

— Was soll ich dir lügen? Zahlst mir für's Lügen nichts.

„Woher willst du den Balsam holen?“

— Goldsöhnchen, vom End.

„Was fehlt meinem Vater?“

— Vom End. Gehab dich wohl. Siehst du die rothe Wolke?

„Wohin gehst du?“

— Zum End! — Und mit diesen Worten war die Alte behend an der Leiter hinab. Sie verschwand schnell längs der Mauer.

Gangolf zog die Leiter zurück, stieg nieder, gab ihr den alten Ort und eilte in die Veste zurück. Die Pforte des Thurmes war nur angelehnt; er sah seinen Vater noch auf der Wendeltreppe mit der Lampe stehen.

„Du lässest mich lange warten!“ sagte Herr Rüdiger: „Ich hoffe, du wirst nicht mit der Zigeunerin gewortwechselt haben. Oder hast du?“

— Sie bettelte. Ich gab ihr ein Almosen. Ich verstand kein Wort von allem, was sie mir sagte. Es war Unsinn! — erwiederte Gangolf.

„Schließ leise die Pforte und folge mir!“ sagte der alte Herr. Gangolf gehorchte und folgte seinem Vater, der ihn mit sich in denselben Saal führte, in welchem Gangolf und Isenhofer den vorigen Abend geplaudert hatten. Es schien sich während dieser Nacht mit dem alten Herrn eine große Veränderung begeben zu haben. Seine starre, todtenartige Ruhe oder Unempfindlichkeit war gewichen; seine Augen, seine Gesichtszüge hatten Leben und Beweglichkeit erhalten; doch lag darin ein furchtbar finsteres Wesen, welches dem Sohne nicht minder beängstigend entgegen trat, als die frühere leichenhafte Kälte.

„Welche Nachrichten bringst du aus Frankreich?“ sagte Herr Rüdiger nach einer Weile. „Man spricht davon, der Tag zu Baden sei eitel geblieben; der Krieg der Eidsgenossen wider Zürich und Oesterreich hebe von Neuem an.“

Gangolf erzählte vom Anzuge der französischen Kriegsmacht gegen Basel und den Rhein, von den Rüstungen der Züricher und des römischen Königs, von den neuen Ansprüchen desselben auf den Aargau, von den unzweideutigen Gesinnungen des Adels für Oesterreich, und von der Erwartung des Markgrafen von Hochberg, daß sich alle Städte im Aargau für das Erzhaus vereinigen würden.

Herr Rüdiger schüttelte den Kopf und sprach mit starker Stimme: „Kein Meineid, Gangolf, kein Meineid! Behüte dich Gott vor Meineid! Wir haben zu Bern geschworen; wir sind Lehensträger der Stadt. Gangolf, wenn dir deine Seele lieb ist, kein Meineid. — Was gedenkst du zu thun?“

— Mein theurer Herr Vater, nichts wider Euern Willen! versetzte Gangolf: Und wenn Ihr befehlet, verlass' ich selbst die Dienste des Markgrafen und des Königs.

„Das will ich nicht!“ entgegnete der alte Herr: „Aber folge deinem Gewissen. Du bist frei. Der König kann dich zu Ehren erheben; Bern kann und wird dir nichts verleihen. Du bist daran, dich durch die Hand deiner Braut mit den Falkensteinen zu verbinden. Ich wollt', es wäre schon geschehen; mein Herz würde um vieles erleichtert sein. — Gangolf, ich sage dir noch mehr. Du bist arm. Nichts wirst du von mir erben, als den Freihof. Alles Uebrige, was ich habe, gehört nicht dir, nicht mir, sondern einem Dritten. Frage nicht weiter. Schlage dich durch die Welt, wie du es vermagst; aber Gangolf, kein Meineid, um Gottes und deiner Seele willen, kein Meineid! Thu' Alles, nur hüte deine Seele, daß sie nicht Beute des Teufels wird. Du bist arm. Geh', diene dem König mit deinem Leibe; er kann dir's lohnen, Bern dir's nicht verargen. Es dient mancher Ehrenmann um Geringeres, als du. Aber kein Meineid! Diene ehrlich. Lieber Bettlerbrod, lieber Hungertod, als Falschdienerei! Bist du mit Urlaub nach Aarau gekommen?“

— Ich wollte gen Baden oder Zürich zum Markgrafen, entgegnete Gangolf; dann aber zog mich die Nachricht vom Aufenthalt meiner Braut zu Brugg dahin, und was mir der Schultheiß Effinger von Euerm Uebelsein meldete, hierher zu Euch.

„Uebelsein? Er hält mich ohne Zweifel für sich. Nein, ich bin gesund. Du aber bist zu guter Stunde angekommen. Ich verlange, daß du einige Tage im Freihof bleibest. Wir haben Vieles abzuthun; denn, Gangolf ...“ Hier brach Herr Rüdiger plötzlich ab, und ging mit langsamen Schritten durch das Zimmer, wandte sich aber schnell wieder um und sagte: „Also in Schaffhausen warst du? Sahst du die Trüllerey's, unsere Vettern?“

— Ich traf sie im besten Wohlsein. Zufällig war von Rothweil auch Hans Trüllerey, der Kommenthur, bei ihnen. Doch mein Aufenthalt war kurz. Wir hatten ...

„Da fällt mir ein, Gangolf,“ unterbrach ihn sein Vater mit einem gleichgültigen Ton und einer Miene, als dächt' er ganz andere Sachen, „du hast viel gesehen und gehört. Vernahmst du vielleicht zufällig vom Junker Jörg von Ende, dem Freiherrn? Er soll, glaub' ich, im Rheinthal auf dem Schloß Grimmenstein sitzen oder gesessen haben?“

Gangolf erinnerte sich des Namens nicht, sondern fuhr fort, von den Vettern zu Schaffhausen zu erzählen.

„Erwartet dich der Markgraf von Hochberg zu bestimmter Zeit in Zürich bei sich?“ unterbrach ihn der alte Herr von neuem.

— Ich glaube nicht! antwortete Gangolf:

Denn er ließ mir durch Marquard von Baldegg unterwegs Aufträge zukommen, ich solle Aarau dem Hause Oesterreich günstig machen.

„Bluten, bluten kannst du, sterben kannst du für den König!“ rief Herr Rüdiger heftig: „Aber kein Meineid, Gangolf! Gangolf! ich würde dich enterben, verstoßen, verfluchen! Ja, das würd' ich!“

Gangolf erschrak fast vor der Heftigkeit seines Vaters und versicherte, daß er lieber des Königs Dienst verlassen würde.

„Auch das nicht, es darf das nicht sein!“ erwiederte Herr Rüdiger: „Dann verlöreſt du die Hand deiner Braut; dann wäreſt du Bettler. Feire zuvor die Hochzeit; nachher bindet dich niemand. Feire sie bald; auch wenn ich nicht zur Hochzeit erschiene. Es liegt eine große Reise vor mir. Ich weiß nicht, wann ich zurück komme.“

— Wie? Ihr wollet eine Reise thun? fragte Gangolf erstaunt, und ihm fielen die Reden der alten Zigeunerin bei: Wohin? Darf ich Euch begleiten?

„Frage nichts. Ich hab' dem Himmel Gelübde gethan, die sollen gelöset werden!“ antwortete ihm der Vater düsterer als vorher: „Frage nichts. Hemman Enderli soll mich begleiten. Er ist ein treuer Mensch. Ich bin zu ihm gewöhnt. Er kennt meine Bedürfnisse, wie Keiner. Darum beruhige dich.“

— Doch werdet Ihr so bald nicht von hinnen ziehen wollen, Herr Vater?

„Morgen, übermorgen, in drei, vier Tagen, sobald ich dir Alles übergeben habe. Du bist gekommen, vom Himmel in der Glücksstunde gesandt. Eine Woche später, du hättest mich nicht mehr gefunden. Alle Titel und Briefe werd' ich dir übergeben und erläutern. Wir wollen heut' und morgen die Marchen unsers Eigens und Lehens umreiten. Auf unsern Grundstücken haften keine Schulden. Ich überantworte dir Großes und Kleines. Eins bleibt verschlossen: das ist die Eisenkiste im obersten Gemach des Thurms. Die wirst du nicht öffnen, bis du gewisse Botschaft von meinem Hinscheid hast, oder wenn von heut an zehn Jahre vergangen sind, ohne Nachricht von mir. Dann in Gottes Namen, ja dann! In der Kiste sollst du meinen Willen finden, und ich binde dir die Erfüllung desselben auf die Seele!“

Der Jüngling ergriff tief erschüttert die Hand seines Vaters und beschwor ihn mit Thränen im Auge und mit zitternder Stimme, daß er, wenn es möglich sei, den Freihof in dieser Zeit nicht verlassen solle; müßt' er aber, daß er dann den Sohn zum Begleiter mit sich nehmen möchte, zum Schutz und zur Pflege. Der alte Herr blieb unbeweglich.

„Ich hab' ein heiliges Werk zu thun!“ sagte Rüdiger: „Ich soll mich entsündigen, eh' ich zu den Vätern gehe, und das Gelübde erfüllen. Störe mich nicht. Du bleibst im Lande und leistest der Stadt deine Bürgerpflicht. Seit mehr denn zweihundert Jahren haben unsere Altvordern diesen Thurm bewohnt, und der Stadt in bösen und guten Tagen treulich beigestanden.*) Vergiß das nicht. Müßtest du der letzte der Trüllerey's werden, sollst du der erste unter den Besten von ihnen sein. Hab' Acht auf die Falkensteine, auf Thomann insbesondere. Er ist der Stadt und mein geschworner Feind. König Rudolf hat Aarau befreit; vor ihm war die Stadt lange Zeit ein dienstbares Hündlein, das von den Grafen von Rore und den Habsburgern am Halsband gezogen ward; nun ist es ein auffliegender Adler geworden.**) Gangolf, wache, daß der Adler nicht abermals Hund sein muß! — Ich werde dir noch Vieles sagen. Jetzt aber sollst du für deinen Gast sorgen. Die Sonne will aufgehen.“

Mit diesen Worten entfernte sich Herr Rüdiger.

11.

Der Zug nach Seckingen.

Die Bewohner des Freihofs waren nicht wenig überrascht, als sie die unerwartete Verwandlung bemerkten, welche sich in einer einzigen Nacht mit ihrem Herrn und Gebieter zugetragen hatte. Sie hielten dieselbe für eine natürliche Wirkung seiner Freude über das Wiedersehen seines Sohnes, den Alle lieb hatten. Die Theilnahme an dieser Genesung würde wohl noch froher beim Anblick des alten Herrn gewesen sein, als er wieder, wie ehemals im Baret, hirschledernen Wamms, und in klirrenden Reiterstiefeln rüstig umherwandelte, Keller, Stallungen und Fruchtschütten besuchte, Befehle ertheilte, Rechenschaften forderte, wenn ihm nicht die Bläſſe des Antlitzes, der düstere Blick und der zurückschreckende Ernst der Geberden geblieben wäre. Dazu kam etwas Beängstigendes, was jedes Geheimnißvolle für die Neugier der Zuschauer mit sich führt. Man bemerkte die Vorrichtungen, welche zu einer nahen Abreise des Herrn Rüdiger getroffen wurden. Niemand kannte Ziel und Zweck der Reise, selbst Hemman Enderli nicht, der sie mitmachen sollte. Hemman ließ nur errathen, daß sie von langer Dauer sein werde; vielleicht eine Wallfahrt zu den Schwellen der heiligen Apostel in Rom, oder gar nach Jerusalem zum heiligen Grabe.

Auch Herr Isenhofer, der einen langen, guten Schlaf gethan hatte, war erstaunt, als er bei der Morgensuppe seinen Reisegefährten Gangolf nachdenkend mit zerstörter Geberde, und dessen Vater

*) Schon zum Jahre 1529 wird ein Kunzmann Trüllerey, Ritter, als Schultheiß der Stadt Aarau aufgeführt.

**) Vermuthlich Anspielung auf das Wappen der Stadt, ein ausgebreiteter Adler, während vordem im Wappen von Rore ein schwarzer Hund mit einem Halsband gestanden war. Es ist unbekannt, seit wann die Stadt ihr eigenes Wappen geführt haben mag.

hingegen lebhaft und gesprächig erscheinen sah. Er erkannte diesen kaum wieder. Man sprach vom Züricherkriege, von Reisen, von Bekanntschaften. Der alte Rüdiger verrieth große Welterfahrung. Doch in allen seinen Aeusserungen sprach eine gewisse Verachtung des Lebens mit, und ein unheimliches, düsteres Wesen, wie es in seinen bleichen Mienen unwandelbar war.

Noch während der Unterhaltung erschien ein Bote des Fräuleins von Falkenstein aus Brugg. Er brachte die Nachricht an den Bräutigam, daß dessen Verlobte schon diesen Morgen über den Bötzberg nach Seckingen reisen werde; daß sie ihn, nebst Isenhofern, unterwegs in Frick zu finden hoffe, wohin er auf kürzerm Weg über das Gebirg gelangen könne.

Herr Rüdiger heftete einen verdrossenen, still fragenden Blick auf seinen Sohn. Dieser aber, welcher den Gedanken des Vaters errieth, sagte sogleich: „Ich werd' Euch nicht verlassen, mein Herr Vater, sondern so lange hier verweilen, als Euch gefällt, oder bis Ihr abgereiset sein werdet.“ Zugleich bat er Isenhofern, ihn bei dem Fräulein zu entschuldigen, indem er ihm über die bevorstehende Abreise seines Vaters, und über die Nothwendigkeit von mancherlei Abreden mit demselben Auskunft ertheilte, da dessen Entfernung von Aarau lange dauern könne.

„Ihr traget mir böse Gesandtschaft auf, Junker!“ sagte Isenhofer, sich hinter den Ohren krauend: „Ich billige Euern Entschluß zwar; aber Ihr gebt mir zu, daß es kein Spiel sein werde für mich, den ersten Sturm des jungfräulichen Zorns auszuhalten. Nun denn, es sei, weil es nicht zu ändern steht. Wetterwolken sind nur in der Ferne schwarz. Lasset mich in einer Stunde aufbrechen, damit ich den Zug der Reisenden bei Frick nicht verfehle.“

In einer Stunde standen die Rosse gesattelt vor der Veste. Gangolf hatte inzwischen Zeit gefunden, seinen neuen Freund von Allem zu unterrichten, was ihn zurückhielt, dem Ruf der Braut zu folgen. Doch von der Zigeunerin schwieg er, weil ihm sein Vater aufs strengste verboten hatte, die Anwesenheit derselben im Thurm, und die Art ihrer Entfernung, irgend Jemandem zu verrathen.

Isenhofer nahm freundlichen Abschied von dem Jüngling, der ihm in so kurzer Zeit durch schlichten und reinen Sinn theuer geworden war, desgleichen von dem alten Rüdiger, welcher sich mit jugendlicher Raschheit aufs Pferd schwang, um in Begleitung des Sohnes die Hausgüter zu besichtigen. Noch einmal rief er sein Lebewohl, und ritt, während jene quer durch die Stadt trabten, links einen steilen Rain abwärts zum nahen Thor. Beim ersten Schritt aus demselben betrat er sogleich eine lange hölzerne Brücke, die ihn zum andern Ufer des Aareflusses hinüberbrachte.

Eine Zeit lang ritt er längs grünen Vorhügeln des Jura hin, bis der Weg seitwärts, durch eine geräumige Thalung und das Dorf Küttigen, in das Innere des Gebirgs zog. Da sah er links die gewaltige Wasserflue aus der Tiefe emporsteigen, an deren graue Kalkgipfel sich einzelne Tannen, wie zartes Epheu, schmiegten. Zu den Füßen derselben hoben auf schroffen Felsen die Mauern des Schlosses Königstein im Buschwerk ihre Zinnen empor. Er aber verfolgte den steinigen Bergweg seitwärts um einen weiten, sumpfigen Grund zu den Höhen der Staffelegg, deren kahler Rücken vor ihm lag. Dann leitete er das Roß langsam die steile, von Regengüssen zerfressene Straße aufwärts, wo er von droben, wenn er zurückschaute, zwischen einer Klüftung der nahen, dunkeln Vorberge das helle Grün der Aarufer, die fern im Sonnenglanz schwimmende Stadt, und im Hintergrund, wo Erd' und Himmel schieden, die weiße, blendende, ewige Wand erblickte, welche, von Schnee und Eis gebaut, große Länder und Völker von ungleichen Denkarten und Naturen sondert.

Er blieb mehrmals stehen, betrachtete mehrmals das Wunderbild, und hob stumm und unwillkührlich Antlitz und Blick und Hände gen Himmel. Dann, als er die Höhe erstiegen hatte, sah' er vor sich unter seinen Füßen ein stilles, ödes Thal; in der Ferne den weichen Umriß des Schwarzwaldgebirgs. Er ritt hinab zur Tiefe, wo sich die Berge enger an ihn drängten, und kesselartig ein armseliges Dörflein umfingen. Doch bald erweiterten sie sich wieder zu einem schmalen, freundlichen Grunde voller Hütten, Höfe, hellgrüner Wiesen, blühender Kirschbäume, welcher immer offener ward, und sich zuletzt in den hintern Frickgau am Rheine, zwischen Jura und Schwarzwald, aufschloß.

Da ward er zur Rechten, von wannen die große Landstraße über den Bötzberg aus dem Seitenthal hervortrat, eines langen und glänzenden Zuges von Reisigen gewahr, Herren und Frauen in freundlichem Gekose neben einander reitend. Bald erkannt' er an der Spitze des Zuges das Fräulein Ursula von Falkenstein auf einem weißen Zelter, an jeder ihrer Seiten ein Ritter. Einer derselben war Bentelin von Hemmenhofen, der andere ein unbekannter, aber schöner, junger Mann, schlank und stolz, in scharlachrothem, goldgesticktem Wamms, mit himmelblauer, goldgestickter Schärpe, und blau und weiße Federn anmuthig um den kleinen Hut wehend, unter welchem schwarze Locken hervorringelten.

„Ah, so allein, Isenhofer?“ rief das Fräulein mit seligem Lächeln ihm entgegen: „Herr Gangolf, scheints, will Krankenwärter bleiben?“

— Mit nichten! antwortete Isenhofer, ehrerbietig die Kommenden begrüßend: Er könnte eher selbst ein Kranker aus Liebe und Sehnsucht werden, da die Rüstungen seines Vaters zu einer Reise nach dem gelobten Lande, oder Gott weiß wohin, ihn abhalten . . .

„Nichts davon!“ fiel ihm Ursula lachend ins

Wort: „Wir kennen den frommen Schneemann besser. Er wartet vermuthlich, bis wir ihn selber aus seinem Thurm Rore abholen.“

— In wenigen Tagen, denk' ich, wird er in Seckingen zu den Füßen seiner Angebeteten liegen! sagte Isenhofer: Inzwischen sendet er der Braut die zärtlichsten Grüße und Seufzer . . .

„O!“ unterbrach ihn Ursula scherzend: „Ich habe sie empfunden, ehe Ihr kamet. Sie hatten die Luft von den Bergen her so eiskalt durchdrungen, daß wir Alle fast erstarrten. Indessen bitt' ich Euch, erzählt weiter.“

Die Ritter lachten mit lauter Stimme. Isenhofer, welcher sich dem Gefolge, zunächst hinter dem Zelter des Fräuleins, anreihte, stattete fernern Bericht ab; bemerkte aber bald, wie wenig Antheil an seiner Erzählung genommen wurde, und stimmte daher sogleich in die muthwilligen Scherze der Gesellschaft ein. Sowohl Bentelin, als das Fräulein, schienen mit dem fremden, jungen Rittersmann sehr vertraut zu sein, der mancherlei lustige Schwänke und Abenteuer von den Höfen Königs Friedrich und des Herzogs von Oesterreich erzählte. Doch inmitten aller Scherze entging es dem Waldshuter Dichter nicht, daß weder der fremde Jüngling, noch die Jungfrau einander ganz unbefangen sahen. Nie fiel der Blick des Ritters auf die Freiherrin, ohne daß er lange und brennend an deren Reiz behangen blieb; und Ursula, als könne sie den Flammenblick dieser schwarzen Augen, die sie doch suchte, nicht ertragen, mußte jedesmal erröthend und lächelnd die Augen vor sich niedersenken. Dies stille Gespräch der Mienen zwischen dem hellen Gespräch oder Gelächter der Andern bemerkte selbst Bentelin nicht, welcher auf der entgegengesetzten Seite ritt.

Isenhofer, den die Neugier stach, blieb im Zuge, wie zufällig, zurück, bis er in die Nähe einer von Ursula's Kammerfrauen gerieth, mit der er wohl bekannt war. Von ihr vernahm er, daß der junge Ritter mit den Flammenaugen ein Freiherr, Hinz von Sax, ehemaliger Jugendgespiele des Fräuleins, nun Verlobter einer schönen Gräfin von Zollern und Bentelins von Hemmenhofen treuester Freund und Waffengefährte sei. Er war im vorigen Tage von Zürich gen Brugg gekommen, um zu den Falkensteinen nach Seckingen zu reisen; hatte unvermuthet daselbst den Freund und die reizende Gespielin seiner Kindheit gefunden und mit Beiden bis tief in die Nacht einen fröhlichen Abend genossen. Selbst die Kammerfrau sprach mit unwillkührlicher Wärme von dem liebenswürdigen Manne. Isenhofer gesellte sich nachher zu dessen Knechten, und diese erzählten tausend Dinge von des Jünglings Waghalsigkeit und verwegenen Streichen stundenlang.

Schon war Mittag vorüber, als man endlich den blaugrünen Rheinstrom und drüben am Fuß des Waldgebirgs in anmuthiger Ebene das Städtlein Seckingen erblickte, über welches die grauen Thürmlein von St. Fridolins ehrwürdigem Stift und der Kirche längst gesehen worden waren. Da wurden Trompetenstöße gehört, und über die Brücke her kam dem Zuge der Reisenden eine Schaar zu Pferd entgegen, alles auf prächtigen Rossen, alles festlich gekleidet. Voran ritt Ursula's Vater, Freiherr Hans von Falkenstein, und dessen Bruder, Thomann, Landgraf von Buchsgau und Sißgau. Ihnen folgte Max von Ems, Graf Görg von Sulz, Hug von Hegnau, Fritz vom Haus, Görg von Knöringen, Balthasar von Blumeneck und viele andere Edelherren, welche während der Friedenstage mit den Falkensteinen zu Seckingen wohllebten.

12.

Ritterliches Wohlleben.

Ich will hier weder den bunten Wechsel, noch die Pracht der Lustbarkeiten und Feste schildern, welche die fröhliche Ritterschaft bald in dieser Stadt, bald auf den Burgen des benachbarten Adels beging. Jeder Tag brachte der lebenslustigen Menge neuen Genuß, den Witz und Anmuth, Umtriebe und Liebschaften der schönen Edeltöchter und Frauen aus der weiten Umgegend würzten.

Die Königin aller Feste aber schien Gangolfs Braut zu sein, welche in der verschwenderischen Freigebigkeit ihres reichen Vaters jede ihres Geschlechts an Pracht, wie täglich in neuen Reizen, übertraf. Sie selbst eine volle Blüthe der Lust, sog gleichsam ihr Leben aus dieser Fülle mannichfaltiger Freuden, und, wo sie erschien, verbreitete sich wie durch Zauber ein rauschendes Vergnügen. Was sie unter den Weibern, war Hinz von Sax unter den Männern. Man würde das schöne Paar für mehr als ehemalige Gespielen gehalten haben, hätte nicht Jeder gewußt, daß er der Bräutigam einer Fremden, wie sie die Verlobte Gangolfs, war. Auch wußte Ursula mit mädchenhafter Feinheit alle Uebrigen auf gleiche Weise zu behandeln, so daß weder der junge Freiherr, noch ein Anderer sich eines Vorzugs bei ihr rühmen konnte, wenn nicht der Zufall dem Einen zuweilen in ihrer Nähe holder, als dem Andern ward. Nur Isenhofer, der in diesem Getümmel den überall willkommenen Freudenmeister und Possenmacher spielte, und doch der einzig Nüchterne blieb, blickte heller. Ihm ahnte, wenn er zuweilen die trunkenen, blitzenden Augen Beider sich verstohlen begegnen sah, welche verbotene und verhehlte Gluth da glimmen möge.

„Ach, der arme Gangolf!“ seufzte er eines Abends, da er im kerzenvollen Saale still am Fenster den Reihen der Tänzer zusah, aus welchen Ursula glühend hervorkam, um auf einem Sessel in seiner Nähe zu ruhen.

— Ist's nicht wahr, Isenhofer? fragte sie vertraulich-leise und hastig: Der böse Mensch! Ist's zu verzeihen, daß er mich so lange vergessen kann?

„Der arme Gangolf!“ seufzte Isenhofer abermals, doch spaßend-mitleidig: „Er soll sich nicht hierher sehnen. Ihm ist besser im Thurme von Rore.“

— Wie meinet Ihr das? sagte sie, das Köpfchen spöttisch und vornehm zurückwerfend.

„Fröhlich würd' er nicht sein,“ antwortete jener, „uns aber manche unschuldige Freude stören.“

— Nun ja, Isenhofer, wie er immer pflegt. Ich könnt' ihn fast hassen darum. Denkt nur, wie er's in Brugg trieb!

„Fräulein, was thun?“ sagte Isenhofer, und rasch mit ernster Miene setzt' er hinzu: „Sieh da, er kömmt!“

— Wo? fuhr Ursula auf, und verließ schnell den Sitz.

Lachend antwortete Isenhofer: „Bleibt ruhig, mein Fräulein, ich irrte mich, als ich drüben Herrn Veit von Ast hereinschreiten sah.“

— Narr und Tölpel, mir Schreck zu machen! sagte das Fräulein zwar lächelnd, doch verdrießlich.

„Soll ich's wieder gut machen?“ fragte Jener mit schalkhafter Furchtsamkeit.

— Auf der Stelle! Und womit? fiel Ursula neugierig ein.

„Mit der Botschaft, daß er bald hier ist. Ihr werdet schon wieder ernst, mein Fräulein? Mich freut's, beide, den Herrn von Sax und Herrn Trüllerey, beisammen zu sehen, und durch Vergleichung zu erfahren, wer doch eigentlich der schönere Mann sei?“

— Aber ich, erwiederte Ursula, ich zittere, sie werden keine Freunde werden. Mein edler Bräutigam ist von wunderlichen Launen heimgesucht. Ich muß gestehen ...

Sie sagte nichts weiter. Sie drehte den Kopf gegen das Fenster zurück, nach den Sternen zu sehen, wie in einer Verlegenheit von Wünschen.

Doch Isenhofer schien sie zu errathen. „Ihr habt Recht!“ sagte er: „Gangolf ist ein vortrefflicher Mensch, aber fast zu vortrefflich. Er fügt sich nicht in die Welt unsers Jahrhunderts. Er gehört in die alten Zeiten seines Thurms. Es würde mir wenig kosten, ihn zu bereden, im Freihofe von Aarau zu bleiben, so lange es Euch gefiele.“

— Ach! stammelte Ursula verlegen und zerstreut, indem ihre Augen unter den Tänzern dem jungen Freiherrn von Sax magnetisch folgten: Nur noch wenige Zeit, nur wenige, bis ... Ihr begreifet es ja selber. Ich bitt' Euch, denket an den Handel mit Bentelin über Tisch beim Schultheiß Effinger! Sollt' er uns dergleichen hier erneuern? Ich bitt' Euch, wenn Ihr etwas über ihn vermöget, thut uns Allen ein Liebeswerk!

„Ihn noch eine Weile zu entfernen?“ fragte Isenhofer.

— Ich bitt' Euch! Nun ja doch! flüsterte sie schmeichelnd, und legte traulich auf seinen Arm ihre Finger: Nur kurze Zeit.

„Bis etwa ...“ sagte Isenhofer leiser, indem er ihr schelmisch-lächelnd ins Auge sah, als hätt' er ihre Seele ausgehorcht: „Bis ... nun es ist natürlich. Es muß geschehen! — Bis der junge Freiherr von Sax ...“

Ursula fühlte sich von dem Laurer ertappt und ward roth. „Spitzbube!“ sagte sie verschämt und doch mit schmeichelndem Lächeln, wie eine Gefangene, die um Gnade flehen will, und gab ihm mit der Hand einen leisen Streich auf die Backe: „Möchtest du gern stehlen?“

Mit diesen Worten entfernte sie sich von ihm, wandte sich aber ein paar Schritte von ihm noch einmal mit dem Finger drohend, und mischte sich in das glänzende Gewühl. Ihr Herz pochte. Sie fühlte, es sei etwas verrathen, das sie sich selber noch nicht gestanden haben wollte.

Aber in demselben Augenblick fühlte sie von einer ganz andern Unruhe ihr Herz zusammengezogen. Ein Schauer von Eifersucht überflog sie. Sie wollte hinweg aus dem Saale; sie konnte den Fuß nicht vom Boden heben. Ihr Jugendgespiele tanzte voll unaussprechlicher Anmuth mit dem Fräulein Hagenbach.

In der That, von allen Nebenbuhlerinnen bei den Huldigungen der Männer war die niedliche Hagenbach weitaus die gefährlichste. Ursula hatte Anfangs diese Geliebte ihres Vaters, des Freiherrn Hans von Falkenstein, für die er ungeheure Summen verschwendet hatte, von Herzen gehaßt oder verachtet; aber damit geendet, sie nicht nur liebenswürdig zu finden, sondern ihre vertrauteste Freundin zu werden. Dies Mädchen stand durch sein ganzes Wesen und Thun im vollsten Widerspruch mit dem Ruf, der von ihm verbreitet worden wat. Es lebte eingezogen, fromm und anspruchlos; kleidete sich geschmackvoll, aber höchst bescheiden und schamhaft, und war von allen Künsten des Gerngefallens so sehr entfernt, daß selbst Frauenzimmer an dieser Verläugnung der Mädchen-Natur irre wurden.

Hans von Falkenstein, der erklärte Liebhaber dieser seltsamen Schönen, bis zur Narrheit in sie vergafft, behandelte sie mit ehrfurchtsvoller Schüchternheit, so wenig er übrigens sonst viel auf die Fesseln des Anständigen halten mochte. Mit allen andern Frauenzimmern waren die Männer freier, als mit ihr, und doch konnte keiner von diesen die niedliche Verführerin mit Gleichgültigkeit ansehen. Die Natur hatte in der Bildung ihrer Gesichtszüge zwar nicht die gewöhnlichen Regeln des Schönen beobachtet, aber in jeden Zug Seele und Feinheit gelegt. Zwar ihr Wuchs war nicht hoch, aber er hatte das zarteste Ebenmaß, und jeder Theil war zierlich gedreht. Sie vereinte in sich eine wahrhaft kindliche Blödigkeit und Furcht mit der Harmlosigkeit und dem Muthwillen der unerfahrnen Unschuld. Jene ernste, unentweihbare Schüchternheit hielt

alle Männer zurück, und dieser kindische Frohsinn und Uebermuth unter ihren Freundinnen band diese unwiderstehlich an sie. Das Gerücht ging, mehr als ein Mann wäre demungeachtet der Beglückte gewesen; aber die Beglückten selbst schienen ihre Eroberung nur wie Beute der Gewalt und Ueberraschung zu betrachten, und sich selber um so mehr darum mit Vorwürfen zu strafen, weil sie von da an nur Abscheu gegen sich in jeder Geberde der Angebeteten fanden. Und doch behauptete die böse Zunge des weiblichen Neides oder Scharfblicks, gerade das sei das klugberechnete Spiel des schlauen und lebenslustigen Mädchens. Sie tanzte jetzt mit dem jungen Freiherrn Hinz; aber so kalt, so ängstlich, daß jede ihrer Bewegungen einen Widerwillen, einen innern Zwang verrieth, und doch tanzte sie gleich einer blöden Grazie. Mitten im Tanz bemerkte sie Ursula's Unruhe, die eifersüchtig-finster nachschleichenden Blicke derselben. Sie verstand sie noch besser, als sie darauf zu ihr trat und Ursula's Eintönigkeit und Wortarmuth verahm.

Unter unbedeutendem Vorwand lockte sie dieselbe in die Einsamkeit eines kleinen Nebenzimmers, schloß sie an ihre Brust und sagte: „Mein Ursi, du leidest. Warum quälst du dich, liebe Seele, im Kampf mit deinem Herzen? Du bist die Verlobte eines Andern, aber dein Herz hatte sich schon in der Kindheit dem Einzigen verlobt, den du dir selber kaum zu nennen wagst. Und der arme Unglückliche! ihn verzehrt die stille Gluth um dich. Ich beschwöre dich, süßer Engel, folge dem heiligen Zug deines Gemüths! Bringe dich nicht fremden Berechnungen zum Opfer. Du machst mich elend, wenn du nicht wieder frei wirst.“

Ursula umklammerte mit wildem Schmerz die Freundin und weinte heftig an ihrem Halse: „In Ewigkeit nicht! Nie werd' ich froh. Ich möchte mich selber verabscheuen. Ja, ja, magst du es wissen, aber nur du! Ich bin eine Wahnsinnige. Ich vergehe für den, den ich fliehen sollte. Wär' er nie erschienen! Wir hingen schon als Kinder zu fest an einander. Gott, und jetzt, wie ist er herrlich verwandelt und doch immer derselbe noch!“

Mit aller Leidenschaftlichkeit, die dem Fräulein von Falkenstein eigen war, erzählte sie nun von den seligen Tagen ihrer Kindheit, vom Wiedersehen des frühen Geliebten in Brugg, und von tausend kleinen Dingen, die einem so tief ergriffenen Gemüth in solchem Augenblick wichtig sein können. Ihre Freundin hatte Mühe, sie zu beruhigen, und bat sie, noch einige Augenblicke allein zu bleiben, um sich zu fassen, und in die Gesellschaft treten zu können, ohne durch ihr verweintes Auge auffallend zu werden.

Die Hagenbach trat allein in den Saal zurück. Wie Zufall war's, daß sie mit dem Freiherrn von Sax zusammentraf, der sie abermals zum Tanz aufforderte.

Sie stieß fast mit Zürnen seine Hand zurück und sagte: „Leichtsinniger, wenn die liebenswürdige Ursula weint, möget Ihr noch tanzen?“

Er entfärbte sich. Er fragte nach Ursula's Aufenthalt. Seine Wangen brannten. Sein Auge ward Flamme. Er fragte dringend, flehend, wiederholt, wo das Fräulein sich befinde? Er erfuhr's endlich und verschwand.

Als nach langer Zeit das Paar, welches man in dem bunten Getümmel kaum vermißt hatte, zurückkehrte, leuchtete aus des jungen Freiherrn Gesicht das Entzücken. Ursula schien heiter, doch verlegen.

„Wie siehst du mir so wunderbar drein?“ flüsterte ihr das Fräulein Hagenbach zu.

Ursula lächelte und sagte: „Was sieht man mir an?“

— Ich frage, Ursi, süßes Ursi, bist du ruhig, bist du glücklich?

„Du hättest mich doch nicht verrathen sollen. Nur in dem Augenblicke nicht, wo ich mir zu wenig gehörte.“

— Bist du beruhigt, süßes Ursi?

„Ja!“ sagte Ursula ganz leise: „Wenn er nicht ein Bösewicht ist.“

Einige Tänzer erschienen und unterbrachen das Gespräch der Jungfrauen.

13.

Erklärung.

Dem Falkenblick des Dichters von Waldshut entging es nicht, daß seit diesem Abend Ursula's Verhältniß zum Freiherrn von Sax andere Natur angenommen hatte. In die Stelle ihrer Zweifel war Sicherheit, an den Platz der Sehnsucht Genugthuung getreten. Es gab kein Fliehen, kein Suchen der Blicke mehr, sondern das zufriedene Lächeln gegenseitigen Verständnisses. Gangolf war von seiner Braut nicht vergessen, weil er von ihr nun gefürchtet ward. Wie sehr wünschte sie, von ihm vergessen zu sein! Fast hoffte sie es zuletzt, weil eine Woche um die andere verstrich, ohne daß er sich im freudereichen Seckingen zeigte. Isenhofer mochte am besten wissen, warum der Verlobte den Thurm seiner Väter nicht verlassen wollte. Aber ihn fragte sie nicht. Isenhofer belustigte sich indessen, Spottverse auf Treue der Weiber und Flattersinn der Männer zu machen. Beide Theile lernten seine Reime auswendig, in Ermangelung eigenes Witzes ihre Unterhaltungen oder Neckereien damit zu würzen.

Der damalige Leichtsinn des weiblichen Geschlechts aus höhern Ständen, und die Sittenlosigkeit des Adels war so bekannte und allgemein angenommene Sache, daß sich die Vornehmen dessen nicht schämten, die Unterthanen es für Vorrecht oder eigenthümliches Wesen der adelichen Natur hielten und die Priester es nicht zu tadeln wagten, weil sie selbst häufig mithielten. Ging doch sogar Rede, daß der schöne Hinz, wäh-

rend sich das Fräulein von Falkenstein seiner Eroberung freute, in St. Fridolins Stift nicht minder zärtliche Verbindungen mit einer der jüngsten Domfrauen gepflegt habe, die seine Verwandtin, aber für ihre frommen Gelübde zu reizend und zu reizbar gewesen sein soll.

Der junge Freiherr hatte jedoch, über die Schönen von Seckingen, keineswegs die Männer daselbst vergessen, derentwillen er vom Hoflager Herzogs Albrecht von Oesterreich mit Aufträgen hierher gekommen war. Er sollte die Ritterschaft dieser Gegenden nicht etwa für das Haus Oesterreich gewinnen, denn ihm gehörte sie schon mit Leib und Seele, sondern für irgend ein großes Unternehmen gegen die Städte und Landschaften des Aargau's. Diese für Oesterreich wieder zu erringen: das war die Aufgabe. Ritter Marquard von Baldegg, welcher vom Adel des Schwarzwaldes die glänzendsten Zusagen nach Seckingen gebracht hatte, war jenes Freiherrn eifrigster Beistand geworden. Viele andere Herren, Grafen und Ritter liessen sich zu Allem willig finden. Sie würden insgesammt eingestimmt haben, wenn nicht eben Thomas von Falkenstein durch Unentschlossenheit eine große Anzahl schüchtern gemacht hätte.

Mit allerlei Entwürfen, mit Unterhandlungen, Empfangen und Versenden von Botschaften war die Zeit verstrichen und beinah der St. Georgentag herangenaht, an dem der Waffenstillstand auslief. Schon wußte man, daß die Schweizer in den Bergen laut würden; daß sich um ihre Banner in allen Thälern kampflustiges Volk schaarte; daß ihre Absicht gegen die Stadt Zürich und die Veste Rapperswyl gerichtet sei; daß Bern zu ihnen halte und das Land Appenzell den Zürichern, weil sie eidsgenössischen Rechtsgang ausschlugen, und dem Herzog Albrecht von Oesterreich Krieg ansagen wollten, weil er der abgefallenen Schweizerstadt Beistand gab.

Da beschlossen sie zu Seckingen, man solle gesammte Ritterschaft der Umgegend auf einen Tag versammeln. Man müsse zum Entschluß kommen, um so mehr, da der Markgraf von Hochberg befohlen hatte, der Freiherr von Sax solle mit der Erklärung des Adels zurück nach Zürich kommen, um dann zum Herzog Albrecht zu gehen.

Der Mittwoch vor St. Georg war zur Zusammenkunft in Seckingen bestimmt. Schon am Vorabend traf von allen Seiten die eingeladene Ritterschaft so zahlreich ein, daß kaum die Herbergen Raums genug behielten. Selbst derjenige kam, an dessen Erscheinen Alle gezweifelt hatten, Gangolf Trüllerey.

Ursula von Falkenstein saß mit dem Fräulein von Hagenbach, dem Freiherrn Sax, Ritter Marquard von Baldegg und Bentelin von Hemmenhofen in fröhlichen Plaudereien beisammen, als die Thür des Zimmers geöffnet ward, und Freiherr Hans von Falkenstein hereinschritt, seinen künftigen Eidam an der Seite.

„Denkt doch!“ rief lachend Freiherr Hans: „Dieser gottesvergessene Mensch wollte vor einer Herberge absteigen, statt bei der Braut einzukehren. Aber Isenhofer verrieth ihn, und ich nahm den blöden Schäfer gefangen.“

Herr Gangolf stammelte seine Entschuldigungen. Die Anwesenden wandten mit sehr verschiedenartigen Empfindungen ihre Augen auf den Jüngling. Ursula war leichenblaß geworden. Sie behielt kaum Macht genug, sich vom Sessel aufzurichten und ihm einen Schritt entgegen zu geben. Gangolf verbeugte sich tief, die zitternde, kalte Hand seiner Verlobten mit Ehrfurcht zu küssen; dann verneigte er sich grüßend gegen die Uebrigen. Fräulein Hagenbach bemerkte die tödtliche Unruhe ihrer Freundin und beugte sich flüsternd zu ihr, ohne sich doch enthalten zu können, einen furchtsamen Blick von der Seite auf den fremden Jüngling fallen zu lassen.

„Willkommen, Herr Gangolf!“ rief Marquard von Baldegg, ihm mit drolligem Lachen die Hand bietend: „Wir wollen wieder Freunde sein! Straf mich Gott, jetzt ist Noth an Mann, und es würde mich doch nun ärgern, hatt' ich Euch bei der Stilli eine Spanne kürzer gemacht, und zwar solches Lumpenpacks und Strolchengesindels willen. Laßt's gut sein!“

Gangolf schüttelte ihm treuherzig die Hand und erwiederte: „Einem Biedermann zürnt man nicht lange.“

Herr Bentelin von Hemmenhofen drehte sich in Verlegenheit her und hin, streckte aber endlich Herrn Trüllerey die Hand ebenfalls dar und sagte: „Haltet Ihr auch mich für einen Biedermann? Ich glaube, der Schultheiß von Brugg gab uns bösen Wein. Wir müssen bekannter mit einander werden beim guten aus Falkensteins Kellern.“

„Was Teufels!“ schrie Freiherr Hans, während sich Bentelin und Gangolf freundliche Höflichkeiten sagten: „Hat denn der Spring-in-die-Welt mit allen Raufbolden Händel gehabt? So recht, schließt Frieden zusammen. Wir werden in wenigen Tagen Kriegs vollauf haben. Freiherr Hinz von Sax, begrüßet auch Ihr meinen künftigen Eidam freundlich; ich will nicht hoffen, daß Ihr auch schon einander ins Gehege gelaufen seid.“

„Der Ritter wird mich deß nicht anklagen können!“ sagte Hinz: „Und ich habe von ihm des Lieben zu viel gehört, daß ich nicht der Erste um seine Freundschaft werben möchte.“ Darauf neigte er sich mit den artigsten Worten zu Gangolfen.

Weder Ursula noch die Hagenbach konnten sich in diesem sonderbaren Augenblick erwehren, die Augen zu den beiden Männern aufzuschlagen, welche, im Gespräch mit einander, beisammen zu stehen schienen, um vor diesen Richterinnen ihren

Werth einer über den andern geltend zu machen. Anmuthiger in jeder Bewegung, lieblicher im Spiel der Mienen, einnehmender im ganzen Wesen war offenbar der Freiherr von Sax. Ein reicher, mit Sorgfalt gewählter Anzug erhöhte den Zauber, welchen ihm die Natur gegeben. Und doch schienen diese Vorzüge neben Gangolfs ruhiger Würde, neben dem stillen Adel eines Antlitzes zu verschwinden, in welchem alle Klarheit und Macht eines lautern Gemüthes strahlte. Er stand, gleich einem Weltgebieter, vor dem schmeichelnden Vasallen, und seine schlichte Reisetracht schien auszeichnungsvoller, als aller Sammet-, Gold- und Silberschmuck des Freiherrn.

„Weiß Gott!“ flüsterte die Hagenbach in Ursula's Ohr: „Der Gangolf wird jeden Augenblick schöner!“

Ursula hatte indessen ihre natürliche Farbe und Fassung wieder erhalten. Aber die Worte der Hagenbach trieben ihr eine dunkle, flüchtige Röthe über das ganze Gesicht.

„Was denn? Bist du närrisch, liebe Seele?“ flüsterte die Hagenbach, als sie die Gluth in Ursula's Gesicht bemerkte: „Soll ich an dir irre werden?“

Das Gespräch unter den Männern ward lauter. Bald wurden auch die Frauenzimmer hineingezogen. Ursula fand ihre gewöhnliche Laune und gefiel sich in den unbefangensten Scherzen, selbst gegen Gangolf, als wäre zwischen ihnen am alten Verhältniß nichts verwandelt. Nur er schien dies Verhältniß nicht wieder nehmen zu können, sondern blieb, wie er gekommen, fremd und ernst, doch voll gefälliger Höflichkeit. Der ungezwungene Ton, welchen sie gegen den Herrn von Sax, wie gegen ihn, führte, erregte seine Verwunderung über so viel Gewandtheit und Selbstbeherrschung, hinterließ aber nur wachsenden Widerwillen. Sogar die einsylbige, schüchterne, sittsame Verlegenheit des Fräuleins Hagenbach zog ihn mehr an, als der lustige Witz seiner Verlobten und ihrer heitern Umgebungen.

Die Gesellschaft vermehrte sich von Rittern und Freunden des Freiherrn von Falkenstein, die er zum Nachtschmause eingeladen hatte. Man verlor sich im Getümmel von einander. Doch, als der Freiherr zum Abzug in den Speisesaal mahnte, gesellte sich, wie es schon der Anstand gebot, der erklärte Bräutigam zum Fräulein von Falkenstein. Sie lehnte sich, doch nur leise, auf den von ihm dargebotenen Arm und sagte im Herausgehen halblaut, mit der Miene stolzer Empfindlichkeit: „Wie kommet Ihr dazu, daß Ihr meinen Arm verlangt, da Euch an meiner Hand so wenig gelegen ist? Werft doch den Zwang ab, der Euch so lästig fallen muß, als er mir peinlich ist!“

„Fräulein,“ flüsterte Gangolf zurück, „würdet Ihr mir zwei Worte unter vier Augen erlauben, ich dürfte hoffen, meine scheinbare Unart gegen Euch entschuldigen zu können.“

„Ihr macht mich fast neugierig!“ sagte sie und trat mit ihm seitwärts, um die plaudernden und fröhlichen Herren vorüber zu lassen, die dem Eßzimmer zugingen: „Uebrigens nach solchem Betragen, wie Ihr gegen mich zu beobachten gut fandet, scheint's mir, komme jede Entschuldigung zu spät. Ich kann höchstens nur Erklärung erwarten.“

„So fleh' ich wenigstens um die Gnade, mich erklären zu dürfen!“ antwortete er mit einer Bescheidenheit, die fast an Traurigkeit grenzte.

„Ich gestatt' es! Doch kurz, mit zwei Worten!“ sagte das Fräulein ernst und mit dem eigenen Ton, welchen man demjenigen zumißt, dem man nicht zu verzeihen geneigt ist. Dabei öffnete sich das Zimmer, welches sie erst vor einem Augenblick verlassen hatten. Sie traten hinein.

„Noch einmal bitt' ich,“ sagte sie mit Hoheit und Strenge, „seid kurz. Man erwartet uns. Ihr verdientet nie, daß ich Euch wieder unter vier Augen hörte. Ich bin vollkommen Euretwillen enttäuscht.“

„Und ich, Fräulein, enttäuscht über Euch!“ antwortete Gangolf.

„Desto besser, Herr Trüllerey. Was habt Ihr mir also zu sagen?“

„Das Lebewohl!“ antwortete Gangolf trocken, und reichte ihr einen diamantreichen Ring.

Ursula ward blaß. Sie erkannte den Verlobungsring. Obgleich in ihr selber der Wunsch gewaltet haben mochte, daß die Erklärung zuletzt eine Trennung herbeiführen sollte, damit sie dem Freiherrn von Sax näher treten könne, hatte sie doch den Augenblick gefürchtet. Dieser Augenblick war aber vorhanden, und brachte ihrem Stolze die schmerzlichste, unerwartetste Demüthigung. Denn sie hätte den Bräutigam verabschieden, nicht von ihm verworfen werden mögen.

„Was wollt Ihr?“ rief sie, und es war eben so viel Erschrockenheit als Zorn in ihrer stammelnden Sprache, wie in dem ungewissen und doch funkelnden Blick ihres Auges.

— Habt Ihr dieses Ringes und unserer heiligsten Stunde vergessen? erwiederte der junge Mann: Sehet hin! Er ist das Allerletzte, was Ihr von mir nehmen könnet, und das Letzte, was Ihr demjenigen geben könnet, dem Ihr schon mehr gegeben habet, als die Jungfrau durfte.

„Elender!“ schrie das Fräulein, trat hochroth glühend einen Schritt zurück und sagte, indem sie ihn mit Verachtung und Grimm über die Achseln seitwärts betrachtete: „Seid Ihr gekommen, zu allen Kränkungen, die ich von Euch ertrug, noch die blutigste zu fügen? Ich werd' einen Andern senden, der für mich Rechenschaft fordert. Die Tochter der Falkensteine entweihte sich nur einmal, und zwar, als sie Euch erheben wollte. Entfernt Euch von meinen Augen.“

Gelassen versetzte der Jüngling, indem er sein halbgesenktes Haupt langsam erhob: „Nehmet das Letzte, was Ihr mir nehmen könnet; nehmet

diesen Ring. Meine Ehre liegt ausser Euerm Bereich; nicht die Eure aus dem meinigen. Denn wisset es: ich selbst war jenen Abend Augenzeuge Eurer Untreue und meines Unglücks. Gekommen war ich in großer Heimlichkeit, die Geliebte zu überraschen, und fand — o laßt mich schweigen! — — Hat Euch nicht Isenhofer meine Nähe verkündet? Und als Euer Verbrechen — o! als es vollendet war, warum erschracket Ihr, da Ihr mich Verhüllten in der Fensterblende des langen Ganges erblicktet, durch welchen Ihr mit Freiherrn von Sax zum Tanz heimschlichet? — Brechen wir ab. Hier ist der Ring!"

Jedes dieser Worte, wie leise und traurig sie auch hingesprochen waren, trug etwas Zermalmendes an sich. Ursula stand ohne Bewegung, ohne Sprache. Das brennende Roth ihrer Wangen ward von Schneeblässe umzogen. Ihr Auge starrte gläsern und düster. „Er weiß Alles!" war ihr einziger, heller, tödtender Gedanke. Sie wollte den vorigen Ton fassen, ihrer mächtig werden, wollte antworten, und konnte nicht. Sie zuckte mit den Lippen.

„Warum zaudert Ihr, Fräulein?" fragte Gangolf milder.

— Geht! antwortete sie kaum hörbar und mit schwerer Anstrengung: handelts mit meinem Vater ab.

„Das sei ferne!" entgegnete Gangolf: „Meine Dankbarkeit will Euch eine Schuld für Zeiten abtragen, da mich eine Liebe beglückte, die noch nie war. Euer und Eures Hauses Name soll nicht durch unsere Trennung zum Weltgespött werden. Entsaget mir öffentlich zuerst; dann wird's nicht befremden, daß ich zurücktreten muß. Es steht Euch besser an, dem Vater zu bekennen, daß Ihr kein Herz für mich habet. Ich hingegen müßte ihm sagen, seine Tochter sei zugleich meine Braut und die Geliebte eines Dritten gewesen."

Er schwieg. Sie blieb tonlos; ihr Inneres voller Vernichtung. Ihr Herz schlug mit harten Schlägen. Um ihre Ohren brauste es, als ginge die Welt in Nichts aus einander, und doch klang Gangolfs Stimme entsetzenvoll aus dem betäubenden Rauschen hervor. Um ihre Augen schwamm Verworrenes und Gestaltloses. Alles ward Auflösung. Die Luft fing an zu fehlen. Sie that angstvolle Odemzüge.

Gangolf, welcher ihren Zustand nicht ahnete, sagte: „Kehren wir zur Gesellschaft zurück, daß man uns dort nicht vermisse. Verrathet das Geheimniß nicht selber!" Dabei legte er ungeduldig den Ring in ihre herabhangende Hand. Sie ließ ihn bewußtlos fallen. Er bot ihr mit Höflichkeit den Arm, sie hinwegzuführen. Sie aber seufzte heftig athmend: „Ich kann nicht! — Ich kann nicht!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür. Fräulein Hagenbach trat herein und erschrack beim Anblick ihrer entstellten Freundin. „Ihr ist nicht wohl!" rief sie: „Geht, laßt uns allein; man erwartet Euch am Tische." Gangolf gehorchte und entfernte sich, zufrieden, ein unangenehmes Geschäft abgethan zu haben.

14.

Der Nachtbesuch.

Im hochgewölbten Speisesaal scholl an wohlbesetzter, langer Tafel lautes, fröhliches Getöse der schmausenden und zechenden Gäste. Gangolf empfing seinen Platz neben einem leer gebliebenen Sessel, welcher seiner Braut bestimmt sein mochte.

Die volle Pracht und Ueppigkeit der Falkensteine schien hier im glänzenden Silbergeschirr aufgetischt zu sein, in welchem sich von hundert brennenden Kerzen die Strahlen zurückspiegelten. Zwanzig reich gekleidete Diener waren geschäftig mit dem Auf- und Abtragen der Speisen, oder die Wünsche der Gäste zu befriedigen. In langen Reihen dampften abwechselnd Lamm- und Rinder-, Hasen- und Hirschbraten, Milchschweine und Wildschweine, Lachsforellen, Hechte, Karpfen, zahmes und wildes Geflügel: Alles köstlich bereitet und für die Augenlust mit Blumen, Lorbeeren, Zitronen und Granaten aufgeschmückt. Dazwischen stiegen künstlich geordnete Thürme von Backwerk und andern Leckereien empor. Landwein, edler Rheinfall, Malvasier und griechischer Rebensaft umringten in schimmernden Silberkannen die Gäste.

Gangolf befand sich in diesem Paradiese der Gaumseligen bald heimisch und wohlgemuth. Er gedachte seiner verlornen Braut mit einer Gleichgültigkeit, als hätte er sie nie geliebt; ja, ihm kam es fast unglaublich vor, daß er für sie habe Neigung empfinden können. Er schämte sich, ihr Gefühle bekannt zu haben, die weniger aus ihm selber hervorgegangen, als vielmehr von Aussen her, durch Wünsche des Markgrafen, durch Aussicht auf Verbindung mit einem mächtigen Hause, durch Vertraulichkeiten mit einem reizvollen, weiblichen Geschöpf erregt oder erkünstelt worden waren. Er trank den fröhlichen Nachbarn fröhlich zu, und leerte fleißig die Teller mit der Behaglichkeit eines Feinschmeckers.

Schon mochte eine Stunde vergangen sein, als das lauter werdende Geräusch der Tischgenossen um ihn her, die jetzt mit gehobenen Kelchen sich jauchzend gegen den Eingang des Saales drehten, seine Aufmerksamkeit anzog. Es traten die Fräulein von Falkenstein und Hagenbach herein, ohne Zweifel vom Geber des Festes, dem Freiherrn Hans, herbeigeholt, der sie begleitete. Nicht bloß Zufall mochte es sein, daß die Frauenzimmer die ihnen bestimmten Plätze verwechselten, und statt der Braut die Freundin derselben an Gangolfs Seite den Sessel, Ursula aber den leeren auf der entgegengesetzten Tischseite einnahm, so viel auch Ursula's Vater, aber zu spät, dagegen eifern wollte.

Die Erscheinung störte indessen nicht im mindesten Gangolfs Zufriedenheit, um so weniger, da das Fräulein von Falkenstein ihm durch keinen Zug verrieth, welchen schrecklichen Augenblick sie bei ihm verlebt hatte. Ein schärferer Beobachter, als er, hätte freilich aus dem Gezwungenen ihres Lächelns, aus der Einsilbigkeit ihrer Reden, und daß sie mehr Zuschauerin als Mitgeniessende an der Tafel blieb, anders geurtheilt. Auch den Uebrigen würde es aufgefallen sein, wären sie nicht zum Theil von der Unpäßlichkeit des Fräuleins schon benachrichtigt oder zu sehr mit sich selber beschäftigt gewesen.

Desto gesprächiger wurde Gangolfs Nachbarin mit ihm, ganz wider ihre Gewohnheit. Alte Bekanntschaft, und ihr Verhältniß zum Fräulein von Falkenstein, berechtigten sie jedoch wohl zu größerer Vertraulichkeit. Er hatte sie jederzeit im Umgange bezaubernd gefunden, und so oft er in ihrer Nähe war, konnte er die thörichte Leidenschaft ihres bejahrten Anbeters, des Freiherrn Hans, verzeihlich heißen. Doch traulicher, gütiger, als diesen Abend, war sie nie gegen ihn gewesen. Man hätte beinahe argwöhnen können, es wäre ihr darum zu thun, in seinem Herzen das leer gewordene Plätzchen einzunehmen. Aber ein Einfall von so frevelhafter Art würde nie Gangolfs arglosen Sinn auch nur aus der Ferne berührt haben.

Schon nach einer halben Stunde gab das Fräulein von Falkenstein, von drüben her, ihrer Freundin wieder das Zeichen zum Aufbrechen. Diese, ehe sie den Sitz verließ, flüsterte Gangolfen freundlich ins Ohr: „Es ist nothwendig, daß ich Euch diesen Abend noch wegen Ursula's spreche. Ich erwarte Euch nach aufgehobener Tafel in meinem Zimmer.“ — Gangolf verhieß zu gehorchen. Die Frauenzimmer beide verschwanden.

Unterdessen nahm er an den Verhandlungen der Herren über die bevorstehende Eröffnung des Krieges lebhaftern Antheil. Es war lärmendes Streiten zwischen Allen, welche Partei ergriffen werden müsse? Die Gluth des Weins, welche die Gemüther entflammte und die Zungen beflügelte, äusserte zugleich ihre überreizende Wirkung auf die Einbildungskraft der Hadernden, also daß die Unterhaltung in bunten Sprüngen wild umherflatterte, ohne je ihr Ziel zu erfassen. Man trank auf den Untergang aller Eidsgenossen, und vertheilte deren Städte und Länder in große Vogteien, die, wie billig, dem tapfern Adel im Namen Oesterreichs zu verwalten gebührte. Man fluchte der Saumseligkeit des Dauphins und seiner Feldherren, welche mit ihren Schlachthaufen längst schon über Mümpelgard und Altkirch vor Basel, wo nicht an der Aare, stehen sollten. Viele meinten, der französische König sei mehr wegen Straßburg, als der Schweizer wegen, ins Elsaß gezogen.

Schon rückte Mitternacht heran, da sich Gangolf wieder seines Versprechens erinnerte und die zankenden Ritter verließ. Es schlug im benachbarten Thurm der Stiftskirche eilf Uhr, als er durch einen langen, halbdunkeln Gang vor das Zimmer der Hagenbach trat. Fast däuchtete es ihm zu spät oder unziemlich, in solcher Stunde das Gemach eines Frauenzimmers zu betreten. Doch vernahm er darinnen Geräusch, und bei seinem leisen Anpochen schien es sich zu vermehren. Er hörte eine Thür darinnen verschliessen, während die, vor welcher er stand, von innen entriegelt ward. Sie öffnete sich, und schloß sich hinter ihm nach seinem Eintritt schnell.

„Heil'ger Himmel!“ rief halblaut das Fräulein, welches im Nachtgewand, halb entkleidet, schamhaft in sich selber zu versinken schien: „Seid Ihr's noch? Ich hatt' Euch in Wahrheit nicht mehr erwartet. Und doch — Ihr wollet uns morgen schon verlassen, und wir müssen zuvor mancherlei mit einander . . .“

— Verzeiht, Fräulein, unterbrach sie Gangolf mit Verlegenheit, indem er die Augen zur Erde senkte: Ich werde Euch morgen vor der Abreise suchen. — Er machte eine Bewegung, sich zu entfernen.

„Wir müssen unbelauscht und ungestört reden. Das erlaubt der Tag unmöglich, zumal bei der Menge der Fremden!“ sagte sie, hüllte den Obertheil ihrer Gestalt in ein leichtes Tuch und schmiegte sich in einen Lehnsessel eng zusammen. Dann wies sie ihm einen Platz nahe vor ihr an; gern wäre er weiter zurück gesessen, hätte es nicht die Wand hinter ihm gehindert. Die Spitze ihres kleinen Fußes stieß zuweilen an den seinigen.

Nun begann sie das Gespräch mit sanften Vorwürfen über seine Grausamkeit gegen Ursula. Sie gab eine Schilderung der drohenden Folgen, welche aus so plötzlicher und auffallender Trennung entspringen würden. Sie behauptete, er sei nur von Ohrenbläsern getäuscht, und die Unschuld seiner Braut wäre verleumdet worden. Sie redete für ihre beklagenswürdige Freundin mit so großem Eifer, daß sie oft darüber sich selbst und die flüchtige Art ihrer Bekleidung vergaß. Verführerischer konnte sie unmöglich sein, als wenn sie in solcher Selbstvergessung mit bittender, schmeichelnder Stimme, und die Augen durch den Thau einer Thräne verschönt, vor ihm stand.

Er nahm endlich zur Rechtfertigung seines Schrittes das Wort, so ruhig und doch so siegend in allen Gründen, daß am Ende selbst die Vertheidigerin nichts mehr erwiedern zu können schien, sondern nur zum Versöhnen und Verzeihen mahnte.

„Und gesetzt,“ sagte sie endlich mit fast muthwilligem Ton, „das gute Ursi hätte sich einen Augenblick vergessen können! Ihr, mein schöner, junger Herr, waret Ihr denn noch niemals schwach? Wollet Ihr nicht einem armen Mädchen verzeihen, was Ihr, starker Held, Euch selber vielleicht nur allzugern verziehen habt? Gestett mir's nur!“

— Erlaubt, Fräulein, antwortete er, und

sah sie ruhig mit seinen hellen Augen dabei an: Ich hatte mir nie in dieser Art etwas zu verzeihen.

Sie drohte schalkhaft mit dem Finger und rief: „O, wer doch Alles wüßte! Auch in keinem Gedanken hättet Ihr gegen die Treue gesündigt? Geschwind beichtet mir, und ich will Euch Absolution ertheilen.“

— Wofür haltet Ihr mich? antwortete er mit einer Stimme und Miene, welche fühlen ließ, daß ihn der Zweifel kränkte.

„Nun denn, mein lieber Heiliger,“ sagte sie, indem sie den blendend weißen Arm gegen ihn ausstreckte und seine Hand ergriff: „der Himmel hat Vergebung für alle Sünden, und Ihr versagt sie einer einzigen, kleinen, flüchtigen?“

— Der Himmel vergibt die Sünden, antwortete Gangolf lächelnd: aber er vergibt sich nicht selber an Sünder. Ich bin im nämlichen Fall, und möchte so wenig, als er, Sündendeckel werden.

„O, Ihr seid mir ein böser, sehr böser, harter Mann!“ seufzte das Fräulein und stand auf: „Und wenn ich Euch nun gar schön, gar rührend bitten würde, mir die kleine Freude zu gönnen, eine Versöhnung zu stiften?“

— Sie ist Euch schon geworden! antwortete er, indem er sich ebenfalls vom Sitze erhob: Hab' ich nicht gesagt, daß ich das Fräulein nie hassen, aber auch nie lieben könne?

„Ach, das ist eine Versöhnung,“ erwiederte sie, „schauerlicher, als der wildeste Groll. Ich wollte, Ihr haßtet mein Ursi. Dann säh' ich doch mehr als die todte Kohle dieser Versöhnung. Es wäre doch ein Fünkchen da, aus dem sich ein Flämmchen, in anderer Richtung, blasen liesse! Ich bitte, ich beschwöre Euch, trauter Gangolf, lasset Euch erweichen. Ist denn dies Herz von Felsen?“ —— Sie legte bei letztern Worten ihre Hand auf seine Brust, die andere auf seine Achsel, und nahe an ihn gelehnt, sah sie so zärtlich schmeichelnd zu ihm empor, daß er den Blick kaum ertragen konnte.

Verwirrt schwieg er. „O, wie dies Herz schlägt!“ sagte sie leise und lehnte ihr Haupt an seine Brust: „Schlägt es im Erbarmen? Laßt mich doch horchen. Was spricht es?“

Allerdings schlug es dem Jüngling. Er warf verlegene Blicke im Zimmer umher, als fall' er mit sich selber in Noth. Es war ihm unmöglich, eine Antwort hervorzubringen. Sie legte indessen schmeichelnd ihren Arm um ihn, und stand lange neben ihm in einer liebkosenden, unschuldigtraulichen Selbstvergessung, die uns in Christens von Unterwalden schöner Zusammenstellung Amors und Psyche's rührt.

„Ursula ist gewiß nur Opfer grundlosen Verdachtes!“ flüsterte sie an ihm auf: „Denket, wenn sie erschiene; wenn sie uns Beide in diesem Gemach, in dieser Stunde, in dieser Traulichkeit überraschen würde . . . müßte uns nicht der Schein bei ihr anklagen? Und wären wir nicht schuldlos, wie sie es war, obwohl sie uns verdammen müßte?“

— Ihr habt Recht. Auch den Schein sollen wir meiden! rief er: Gute Nacht, Fräulein! — Und mit diesen Worten ging er plötzlich von ihr, und riß, ehe sie es, nachspringend, verhindern konnte, die Thür auf, — aber in Verwirrung und Eilfertigkeit die unrechte, welche nur in ein Seitenzimmerchen führte. Und hart neben dieser Thüre stand — man male sich sein Erstaunen! — in der Stellung einer Horchenden, das Fräulein von Falkenstein. Sie trug noch die Prachtkleider, in denen er sie vor mehrern Stunden gesehen hatte. Stumm und betroffen sah er die vom Schreck Erblaßte an; dann umher durch das Zimmerchen, welches keinen andern Aus- und Eingang zeigte; dann auf die Hagenbach zurück, welche, ihr Gesicht mit beiden Händen verbergend, wie närrisch in der Stube umherlief.

„Was soll das?“ rief der Jüngling empört mit seiner vollen donnernden Stimme: „Welch loses Spiel gedachtet Ihr Beide mit mir zu treiben? Verabredung also?“

„Jesus, Maria und Joseph!“ winkte ihm die Hagenbach leise und ängstlich zu: „Mäßiget doch Euer Geschrei! Wecket nicht das ganze Haus, wie ein Rasender, wegen eines Zufalles.“

„Ich verlange Licht!“ donnerte er, wie vorher: „Hier sind Tücken! Meinethalben, ich will das Haus, ich will ganz Seckingen und gesammten Adel hier zum Zeugen.“

„Um Gotteswillen, Gangolf!“ rief Ursula und sank von Scham und Furcht überwältigt auf das Knie, indem sie die Hände flehend zu ihm streckte: „Wenn Ihr mich je geliebt habet, machet keinen Zusammenlauf! Bändiget Euch! Wollt Ihr uns Alle verderben und zum Gassenlied hingeben? Geht, geht! Aus Barmherzigkeit, geht!“

„Und warum argwohnet Ihr das Schlimmste sogleich?“ setzte gefaßter Fräulein Hagenbach hinzu, doch mit noch verstörter Geberde: „Nun ja, ich verbarg meine Freundin, damit ich sie alsbald Euerm Herzen hätte zuführen können, wenn mein Versöhnungsversuch gelungen wäre. Welche andere Absicht hätte ihr und mir wohl das zügelloseste Mißtrauen beimessen dürfen?“

„Verzeiht, Fräulein,“ entgegnete Gangolf kälter, „dazu, scheint mir's, sei weder die nächtliche Stunde, noch eine Bekleidung vonnöthen gewesen, die mit Eurer Sittsamkeit im Widerspruch ist.“

Das Fräulein von Hagenbach ward feuerroth. Ursula riegelte die andere Thüre des Zimmers auf, öffnete sie dem Ritter und faltete die Hände, unter einem stumm flehenden Blicke, gegen ihn.

Er begab sich schweigend, sogar ohne Abschied, hinweg, und überließ die Beiden ihrer Reue oder ihren gegenseitigen Vorwürfen.

———

15.

Die Ritterversammlung.

Ohne Zweifel hatten seine Vermuthungen das Ziel dieser angestellten Gaukelei nicht allzusehr verfehlt. Er kannte die herrschende Leichtfertigkeit der meisten Frauen höhern Standes; aber kaum, wessen die gereizte Bosheit derselben sich wohl vermessen konnte. Wahrscheinlich hatte die verschmitzte Geliebte des Freiherrn Hans von Falkenstein nur die Versucherin gespielt, damit ihn seine verstoßene Braut in deren Armen überraschen, sich an seiner Demüthigung weiden und über Entweihung der Treue, wie des Gastfreundschaftsrechts, vor dem Vater klagen könnte. Dem Jüngling schauderte. Solcher Ausschweifung blinder Rachsucht hätte er das weiche, spielende, zärtliche, schmeichelnde, thränenselige Evensgeschlecht nicht, oder wenigstens nicht die schöne Ursula, gewachsen geglaubt. Unter Betrachtungen dieser Art entschlummerte er erst spät, mit Verachtung und Ekel wider gesammte weibliche Bevölkerung des Erdkreises.

Zum Glück war der Traumgott, welcher in dieser Nacht über dem unruhigen Schläfer schwebte, klüger, als der junge Mann, welcher in Gefahr stand, vollkommener Weiberhasser zu werden. Denn da erschien ihm in verklärter Gestalt ein frommes Mädchen, dessen Schönheit und stille Milde ganz dazu geschaffen war, die Hölle selbst gottesfürchtig zu machen. Dieselbe Gestalt war's, die er einst von der Stille nach Brugg begleitet und unter den Trümmern von Freudenau gefunden hatte. Er konnte sich nicht enthalten, vor allen Dingen wieder, wie damals, das Schneegrübchen im Kinn zu bewundern und sie, auf ihrem Esel reitend, einer fliehenden Mutter Gottes zu vergleichen. Aber der Traumgott machte sie unendlich schwesterlicher, als sie in der Wirklichkeit erschienen war. Gangolf fühlte sich in seliger und doch beklemmender Sehnsucht zu der Heiligen gezogen. — Und was er empfand, das schien auch sie zu fühlen. Er las in ihrem Wesen, ob sie auch schwieg. Sie beschenkte ihn mit einem Strauße dunkelblauer Blumen. Das aber war die letzte Huld des Traumes. Als Gangolf die Augen aufschlug, ergossen sich die Sonnenstrahlen schon warm und blendend durch die runden Scheiben des Gitterfensters.

Er kleidete sich eilfertig an. Keine Erinnerung an das Abenteuer des gestrigen Abends schien ihm geblieben, Alles vom Zauber des Traumes verwischt zu sein. Er sann sich gern in diesen zurück, er spann ihn gern fort. Es war, als müsse er die dunkelblauen Blumen wieder finden. Er konnte sichs selber kaum verzeihen, das Edelste und Schönste, was seinen Augen je begegnet war, vergessen gehabt zu haben. Nun wiederholte er im Geist ihre Worte und das Unnennbarsüße ihres Tones; nun die Zartheit ihrer Gesichtsbildung, das Heilige im Blick ihrer Augen, ihr ganzes Aeussere, bis auf den schönen Faltenwurf der groben Beguttentracht. Nun nannte er sich ihren Namen Veronika. Er empfand im Innersten der Brust noch das Beklemmende der Sehnsucht aus dem Traum; es war ein Weh voll geheimer Wonne.

Zuweilen, wenn zwischen diesem Treiben seiner trunkenen Einbildungskraft der Blick seines gesunden Verstandes heller ward, lächelte er über sich selbst.

Indessen ward leise an die Thür gepocht. Zwei Diener brachten die Morgensuppe und den Wein. Sie waren schon dreimal vergeblich da gewesen. Er erfuhr, die Ritterschaft sei längst zur letzten Berathung versammelt. Man mußte ihn dahin führen.

In einem hohen, gevierten Saale von St. Fridolins Stiftgebäuden saßen bei vierzig Grafen, Freiherren, Ritter und Edelknechte längs den Wänden auf Polsterbänken umher. Ueber ihren Häuptern sah man rings an den übertünchten Mauern die Wappenbilder der Aebtinnen des Klosters seit den Tagen Bertha's, der frommen Schwester Kaiser Karls des Dicken, auch betende Heilige und Engelsgestalten zwischen Wolken, bunt in Kalk geätzt. — In des Saales Mitte saßen um einen schwarzbehangenen, viereckigen Tisch mehrere Ritter; Freiherr Hans von Falkenstein oben an, als Führer der Versammlung; ihm unten gegenüber Herr Isenhofer von Waldshut, emsig schreibend, als Kanzler der Ritterschaft. Sowohl das allgemeine Vertrauen als seine Gelahrtheit machten ihn dieses Amtes würdig.

Es redete so eben, bei tiefer Stille der Uebrigen, ein Benediktinermönch des Klosters St. Blasien im Schwarzwalde, welcher von seinem Abt Nikolaus zur Kirchenversammlung nach Basel abgeordnet war. Auf der Durchreise in Seckingen hatte man ihn erbeten, dem Zusammentritt des Adels durch seine Gegenwart größere Würde und durch sein Gebet heilige Weihe zu geben. Er war ein schöner, vollblütiger Mann, und galt für den vorzüglichsten Redner St. Blasiens.

„Das göttliche Zorngericht", rief er, „ist bereit, über die frevelvollen Häupter der Schweizer auszubrechen. Wenn Ihr auch furchtsam wanket, das göttliche Zorngericht wanket darum keinen Augenblick. Es wird die sogenannten Eidsgenossen, jene wilden Empörer zerschmettern, welche die Satzungen Gottes und der Natur mit Füßen treten, und die es wagen, ihre Hand gegen den König, gegen den Gesalbten des Herrn, gegen ihre rechtmäßige Herrschaft zu erheben. Jedes Volk des Erdkreises gehorcht Königen; diese Bauern aber wollen Herren heißen; das will sagen, sie rufen die höllische Zwietracht zu ihrer Fürstin aus.

„Vortrefflich spricht St. Hieronymus zum rusticum Monachum: Vielherrschaft taugt nicht. Rom, kaum erbaut, konnte nicht zwei Brüder zu Königen haben, darum ward es mit

Brudermord eingeweiht. Esau und Jakob fingen schon Krieg von Mutterleibe an. Im Himmel ist nur ein Gott; auf Erden ist nur ein Haupt der Kirche; in der Welt nur ein Kaiser; im Schiffe nur ein Steuermann; im Hause nur ein Hausherr; im Heere nur ein Feldoberst. Die Bienen folgen nur einem Führer; die Störche, wenn sie in langen Reihen durch die Wolken ziehen, nur einem, der voranfleugt.«

Gangolfs Augen ruhten mit Wohlgefallen auf der stattlichen Gestalt des Mönchs, der zum Schlusse seine Zuhörer gegen die unzähmbaren Rotten der Schweizerbauern mit einer Inbrunst ermahnte, als wär' es zu einem Kreuzzug wider die ungläubigen Sarazenen.

»Straf mich Gott, wenn der wohlehrwürdige Vater nicht Recht hat!« rief aus der Ferne eine Stimme. Es war die des begeisterten Herrn Marquard von Baldegg: »Man muß diese verdammten Kühmelker mit Stumpf und Stiel austilgen, wie der wohlehrwürdige Vater sagte, gleich der Rotte Koran, Dathan und Abimelech. Nun, Vetter Thomas von Falkenstein, wie stehts jetzt? Erkläre dich vor uns Allen. Alle fordern wir es! Entscheide dich!«

Thomas von Falkenstein erhob sich. Gangolf mochte ihn kaum ansehen, so widerwärtig war ihm dieses Gesicht von jeher gewesen. Ein schwarzbrauner Kopf mit dickem, schwarzem, zottigem Haupthaar und Knebelbart, großer Nase, vorstehenden, trotzigen Augen, scharfen Gesichtszügen, deren Härte kaum durch das Sinnlich-Ueppige um den Mund und um das feiste vorstehende Kinn gemildert ward. Es war übrigens eine breite, untersetzte Gestalt, die, ihrer Leibesstärke bewußt, mit jeder Bewegung zu drohen oder loszuschlagen zu wollen schien.

»Meint Ihr,« rief Freiherr Thomas aus gewaltiger Kehle, und seine Hände krallten sich vor der Brust: »es jucke mir nicht die Faust, mehr denn Euch Allen, den Tanz mitzumachen? Lieber heut, als morgen möcht' ich die Nester der Eidsgenossen mit eisernen Besen fegen. Aber ihrer sind viel. Wo bleibt des Königs verheißene Hilfe? Wo das Heer der Franzosen und Armagnaken? Wenn ich die Staubwolken vom Anzuge des Dauphins erblicke, dann sollt Ihr die Rauch- und Feuersäulen sehen, welche Thomas von Falkenstein vor ihm her schicken wird. Alles Andere ist Tollheit! Meine Burgen, längs der Aare liegen zwischen Bern, Basel und Solothurn im Sack. Es wird mir Keiner eine Fensterscheibe zahlen, wenn meine Schlösser von den Eidsgenossen berannt und zerstört sind, und ich um Hab und Gut gebracht bin.«

»Hundert- für einmal hab' ich's Euch gesagt, und vor versammelter Ritterschaft hier wiederhol' ich's Euch feierlich,« entgegnete Freiherr Hinz von Sax, »Herr Landgraf von Buchsgau und Sißgau, das ist der Wille meines gnädigen Herrn, des Herzogs Albrecht von Oesterreich: wie viel Burgen Euch im Krieg verloren gehen, so manches Schloß an der Etsch will Herzog Albrecht Euch wiedergeben!«

»Hättet Ihr mir sein fürstliches Wort in Brief und Siegel gebracht, Herr von Sax, so dürft' es sich hören lassen!« antwortete Thomas: »Die Lippen der Fürsten, weiß man, sind jederzeit freigebig, aber ihre geizigen Hände taugen besser zum Griff. Wer gewährleistet mir am Ende der Dinge Albrechts Zusage?«

Da erhoben sich fast alle Ritter lärmend von ihren Bänken und riefen: »Wir sind Bürgen, wir, wir, Herr Landgraf! Wir gewähren, wir Alle!«

Nachdem das Getümmel gestillt war, sagte der Landgraf: »Sei's drum! So gilt's! Euer Aller Ritterwort wiegt mir ein Fürstenwort. Doch rühr' ich mich nicht, bevor wir der Städte Zofingen, Aarau, Brugg und der übrigen im Aargau versichert sind. Sie könnten uns ein Seil spannen, darüber wir im Lauf den Hals brächen. Für Aarau haben wir Sicherheit. Trüllerey ist unter uns. Er gibt mir jeden Tag die Stadt, wenn sie nicht gutwillig geht. Wie halten wir's mit den andern?«

»Macht keine falsche Rechnung, Herr Landgraf!« unterbrach ihn Gangolf: »Aarau und der Thurm Rore haben zu Bern geschworen und werden fest und ehrlich zu Bern halten. Ihr aber, wie möget Ihr vergessen, daß Bern so lange Eure Vormundschaft geführt und Euch, als Ihr unmündig waret, vertreten hat, daß Ihr nun Eurer Wohlthäterin so sehr untreu werden wollet?«

Es entstand Todtenstille. Jeder richtete den Blick auf den Jüngling. Langsam wandte auch Thomas von Falkenstein das eiserne, braune Gesicht nach ihm und sagte: »Wer will uns hier lehren, was ein Edelherr bürgerlichem Volk schuldig sei? Ihr doch nicht, Junker Gangolf? Laßt mich's noch einmal hören: Ihr also haltet mit Aarau zu Bern ... sagtet Ihr so? He?«

»So sagt' ich!« versetzte Herr Trüllerey.

»Warum kamet Ihr denn in die Versammlung des Adels, wenn Ihr wider uns seid?« fragte Thomas.

»Warum lieffet Ihr mich berufen?« antwortete jener: »Uebrigens werd' ich nicht wider Euch sein, wenn ich nicht für Euch bin,«

»Aber, straf mich Gott! so habt Ihr ja den Markgrafen angelogen!« schrie Marquard von Baldegg: »Der Markgraf von Hochberg baut Häuser auf Eure Ergebenheit, Herr Trüllerey!«

»Er ist von meinen Entschlüssen vollkommen unterrichtet!« erwiederte Gangolf: »So lange die Abwesenheit meines Vaters und der Krieg dauert, weich' ich nicht aus Aarau.«

»So wahr mir Gott und seine Heiligen beistehen, Gangolf,« schrie Ursula's Vater, Freiherr Hans von Falkenstein, dazwischen: »es sollt' Euch bitter bekommen, wenn Ihr den Ausreisser machtet. Was zum Hause Falkenstein gehört, soll

und muß mit den Falkensteinern gehen. Meine Tochter ist der Preis der Dienste, so Ihr noch zu leisten habet. Wisset Ihr's noch?«

»Soll mein erster Dienst ein Meineid sein, Freiherr?« fragte Gangolf.

»Meine Tochter ist der Preis der Dienste, die Ihr uns zu leisten habet!« wiederholte warnend Freiherr Hans und erhob sich stolz vom Lehnstuhl.

»Ich bin ein freier Rittersmann, altadeligen Stammes, aber keines Menschen Sklav!« entgegnete mit starker Stimme Gangolf: »Behaltet Euern Preis, ich behalte Freiheit und Ehre!«

»Ihr Herren alle, Ihr seid Zeugen!« schrie Hans von Falkenstein hastig, als käme ihm Gangolfs Wort eben zu rechter Zeit: »Ihr habt es angehört; er sagt sich von der Hand meiner Tochter los! So will ich sie denn lieber einem meiner leibeigenen Knechte antragen, eh' ich gestatte, daß Ihr sie Braut heißet. Kein Markgraf, kein König und kein Kaiser soll's je ändern, so wahr Gott helfe!«

»Gangolf, Herzensschatz, Trotzkopf!« rief Marquard von Baldegg: »Plagt Euch der lebendige Satan? Kehrt um, es ist hohe Zeit! Die schönste aller Jungfrauen steht auf dem Spiel.«

»Die Ehre des Mannes ist schöner, als die Schönheit des schönsten Weibes!« versetzte Herr Trüllerey sehr ruhig.

»Ha!« schrie jetzt Landgraf Thomas erbost: »Ungezüchtigt sollst du, Milchbart, fürwahr nicht eine Tochter von Falkenstein dem Bürgergeschmeiß deiner Städte opfern. Und will ich Aarau, sieh! morgen soll's mir gehören, und hätt' es die Mauern von Eisen. Deinen Thurm stürz' ich, wie einen mürben Sandblock, in die Fluthen des Stromes hinab. Sag's deinem Vater, dem Tückmäuser, ich will aus den Schloßfenstern von Königstein lachen, wenn er und seine Spießbürger mit dir Bettel- und Brandbriefe durchs Land tragen.«

»Thomas von Falkenstein, wahre dein Lästermaul!« rief Gangolf: »Mische den Namen meines Vaters nicht in deinen Geifer. Hier stehst du unter uns Rittern, nicht aber unter deinen bezahlten Zigeunern.«

Brüllend schoß der Landgraf von seinem Sitz auf und gegen Gangolf in drei Sprüngen: »Frecher Knabe!« schrie er: »Zu wem sprachst du? Wessen unterfängst du dich?«

Langsam richtete sich der Jüngling vor ihm auf und sagte: »Meinst du, mein Wort könnte einem Einzigen in dieser ehrbaren Versammlung gelten, wenn nicht dir?«

Der Landgraf riß die nahe Saalthür auf und brüllte: »Hinaus! hier hinaus! bernischer Spürhund! Hinaus, wenn ich dich nicht durchs Fenster stürzen soll. Wird's?«

»Thomas Falkenstein, du bist ein so gemeiner Bösewicht,« sagte Gangolf kaltblütig, »daß der Koth deiner Worte meine Ehre so wenig besudeln kann, als ein Fliegenfleck meinen Schild.«

Aus dem ganzen Saale traten bestürzt und langsam die Anwesenden näher. Freiherr Thomas aber stand, wie vom Starrkrampf gebunden, lange Zeit unbeweglich. Seine Gesichtsfarbe ward im Zorne zum häßlichen Rothgelb, seine bebende Unterlippe veilchenblau. Könnte ein Mensch, wie ein Basilisk, durch vergiftendes Anschauen tödten: sicherlich hätte der stierglotzende Blick des Freiherrn, aus welchem Wuth herüber funkelte, den Mord vollendet. Sein Anblick war schauderhaft. Man sah das krampfhafte Zucken seiner Finger und der Gesichtsmuskeln.

Jählings, mit dem Satz eines Tigers gegen die Beute, sprang Thomas gegen den ihn furchtlos betrachtenden Jüngling, und krallte seine starken Fäuste in dessen Achseln. Dieser aber wich nur einen Schritt, stämmte sich dann und Beide fingen unter furchtbarem Geschrei an zu ringen.

»Friede! Friede!« brüllten die Stimmen der Zuschauer durch einander: »Gangolf! Thomas! Laßt ab! Thuts auf ritterliche Weise!« Aber die beiden Erbitterten hörten nicht mehr. Nach einer Weile anhaltenden Ringens fühlte sich aber Freiherr Thomas, durch Gangolfs Armeskraft ergriffen, dem Fußboden entrückt, und von dessen Fäusten wie ein Knabe in die Luft gehoben. Der Freiherr stieß einen entsetzlichen Schrei aus, und fuhr, gleich einem wilden Thier, mit den Zähnen schnappend, rechts und links. Gangolf schleuderte ihn aber so mächtig zur Erde, daß das Haus erdröhnte.

Jedermann glaubte, die sämmtlichen Rippen des Landgrafen müßten von dem ungeheuern Wurf gebrochen worden sein. Der Freiherr lag wie ein Zerschmetterter da, die mörderischen Augen aber noch starr auf den Gegner gerichtet. Eben wollten sich einige der Umstehenden nahen und ihm aufhelfen, als er von selbst jach empor sprang. Er riß das Schwert aus der Scheide, und rannte schnaubend gegen Gangolf. Dieser begegnete ihm behend mit der Klinge. Doch zehn andere Degen streckten sich zwischen Beide, und rücklings zerrte man die Kampfsüchtigen von einander unter tobendem Rufen: »Halt! hier ist ein heiliger Boden! Kein Mord im Kirchentwing!«

Viele umringten den Freiherrn, Andere aber Herrn Gangolf, den sie zu besänftigen trachteten. Sie führten ihn hinweg und baten ihn, Seckingen zu verlassen, denn der rasende Thomas sei jeder That fähig, und von seinem aufgebrachten Bruder Hans zu Allem unterstützt. Gangolfs Roß ward gesattelt. Einige der Ritter, die den unerschrockenen Jüngling liebgewonnen hatten, begleiteten ihn noch zur Rheinbrücke und hinüber ans jenseitige Ufer.

16.

Die nächsten Folgen der Versammlung.

Der Vorfall hatte nicht nur jener Versammlung ein unerwartetes Ende gemacht, sondern den ganzen Rittertag aufgelöset. Der größte Theil des nach Seckingen gekommenen Adels verließ eilfertig noch desselbigen Tages die Stadt und kehrte auf seine Schlösser zurück, als stände, beim nahen Ausbruch des Krieges, jedem die Gefahr schon vor den Mauern. Vieles blieb ganz unausgemacht, was noch im Wurf gelegen gewesen war.

Es versteht sich, daß alle Schuld dieser störenden Begebenheit dem erklärten Abfall Trüllerey's angerechnet wurde. Jeder im Hause der Falkensteine sandte ihm Verwünschungen nach; die fürchterlichsten von Allen der Landgraf Thomas. Zehn Male wiederholt' er an dem Tage seinen Schwur, er wollte sich keines gesunden Schlafes erfreuen, wolle nicht selig sterben, wenn Aarau nicht zum wüsten Steinhaufen werden, und der Thurm des Freihofs nicht in den Grund der Aare stürzen sollte. Und man wußte gar wohl, daß der Landgraf Mann genug war, sein schreckliches Wort zu erfüllen.

Freiherr Hans fluchte zwar auch brüderlich mit, doch in den Flüchen, die dieser ausstieß, war eine gewisse Zufriedenheit mit dem Ausgang des Ereignisses unverkennbar. Er freute sich heimlich, daß er es diesem Anlasse danken konnte, auf gute Art des Schwiegersohnes losgeworden zu sein, der seinem Stolze nie anständig gewesen war. Auch Fräulein Ursula würde frohe Miene zu dem unverhofften Spiel des Schicksals gemacht haben, das ihre Wünsche über alle Erwartung begünstigte, hätte nicht die bevorstehende Abreise des Freiherrn von Sax, dem sie ihrerseits nun ohne Hinderniß angehören konnte, sie zur bittersten Traurigkeit gestimmt. Es that ihr wohl, ihrem Schmerz keine Gewalt, anthun und die Thränen nicht zurückhalten zu müssen. Wer sie nicht näher kannte, schrieb diese Betrübniß dem plötzlichen Bruch mit dem ehemaligen Brautigam zu. Freiherr Hans, ihr Vater, erschöpfte sich in Trostgründen.

Schon am zweiten Tage in der Frühe reiste der schöne Freiherr von Sax zum Markgrafen von Hochberg nach Zürich ab, mit den besten Zusicherungen des Beistands von Seiten der Falkensteine, so wie des aargauischen und breisgauischen Adels für das Haus Oesterreich. Ihm war auch auf Verlangen gesammter Ritterschaft Herr Isenhofer von Waldshut als Rathgeber und Geheimschreiber zugegeben, der die Falkensteine ununterbrochen von Allem unterrichten sollte, was in Zürich und beim Markgrafen und in den Kriegshändeln mit den Eidsgenossen Merkwürdiges geschehen möchte.

Ursula war nach der Abreise ihres geliebten Jugendgefährten untröstlich, ob er ihr gleich noch vor dem Abschiede den Schwur der Treue und das Versprechen erneuert hatte, ohne Verzug auch seinerseits mit der ihm Anverlobten brechen, und dann öffentlich um die Hand der Erbin von Falkenstein anhalten zu wollen. Isenhofer hatte dem Fräulein in die Hand geloben müssen, da der Freiherr selber nicht schreiben gelernt, ihr vom Befinden, Thun und Lassen desselben fleißige Meldung zu machen.

Inzwischen schon nach einigen Tagen gerieth Ursula in keine geringe Bestürzung, als sie vom Zufall erfuhr, daß ihre schönen Augen nicht allein dem liebenswürdigen Hinz nachweinten. Man sprach von einer seltsamen Entdeckung, die im Domstift gemacht worden sei, wo eins der frommen jungen Fräulein oft nächtlicher Weile die Besuche des Freiherrn angenommen. Diese Entdeckung veranlaßte im Stift viele Unruhen und Untersuchungen. Das Gerücht davon, welches sich bald durch das ganze Städtchen verbreitete, führte aber unvermuthet zu einer zweiten ihr ähnlichen. Die hübsche Tochter eines reichen Bürgers, in dessen Hause Freiherr Hinz Wohnung gehabt hatte, verfiel in Verzweiflung und Wahnsinn, als die Nachricht von dem, was inner den heiligen Mauern geschehen war, zu ihren Ohren kam. Denn Hinz hatte ihr ausschließliche und unvergängliche Liebe gelobt gehabt. Das Entsetzen, sich betrogen zu sehen, raubte ihr den Verstand. Sie erzählte Jedem, der es hören wollte, ihre Leidens- und Liebesgeschichte.

Da Niemand, ausser der Hagenbach, die geheimen Verhältnisse Ursula's kannte, berichtete man dieser um so unbefangener die Stadtmährchen, und mit immer neuen Ausschmückungen. Alle Kunst und Macht weiblicher Verstellung mußte Ursula aufbieten, um nicht zu verrathen, wie bei diesen Nachrichten in ihrem Innern der Schmerz wüthete. Ihr Wesen ward zerrüttet und zerrissen. Selbst des einzigen Trostes noch entbehrte sie, ihren Kummer an der Brust einer treuen Freundin auszuweinen; denn seit wenigen Tagen hatte sie auch gegen die Hagenbach einen Argwohn gefaßt, der vielleicht nicht ganz grundlos sein mochte. Dies Mädchen, obwohl immerdar blöde und schüchtern in männlicher Gesellschaft, doch darum nicht minder gegen sie anlockend und geistvoll, hatte eben in den letzten vier Tagen vor der Abreise des schönen Hinz den unverhehltesten Abscheu gegen ihn geäussert. Er hingegen hatte sie seitdem mit größerer Ehrerbietung behandelt, angelegentlicher ihre Nähe gesucht, und in seinen Augen war, man hätte sagen sollen, eine Abbitte voll zärtlicher Traurigkeit zu lesen gewesen.

Es blieb zwar noch zu errathen, was zwischen beiden vorgefallen sein konnte, das einer Abbitte bedurft hätte. Ursula kannte aber die schlaue und wunderliche Geliebte ihres Vaters, kannte deren Art und Weise gegen Anbeter, die sie beglückt hatte; und nach Allem, was sie von der beispiellosen Untreue des Freiherrn von Sax vernehmen mußte, behielt sie keinen Zweifel, daß auch die

Hagenbach verrätherisch gehandelt habe. Sie verbannte dieselbe aus ihrem Umgang, und verschloß sich tagelang in ihr Gemach. Da saß sie, starr und thränenlos. Nur dann und wann lös'te sich ein tiefer Seufzer aus dem Innern ihrer Brust, bis der zusammengepreßte Schmerz ihre Gesundheit zerriß.

Sie fiel in ein hitziges Fieber, das dem Leben Gefahr drohte. Selbst dem Krankenbette durfte sich die Hagenbach nicht nahen. Ursula gerieth jedesmal, beim Anblick derselben, in wahrhafte Raserei. Die Kunst der Aerzte, und noch mehr jugendliche Lebenskraft retteten zwar das Fräulein vom Tode; doch auch beim Genesen blieb Ursula düster und sprachlos. Nur zuweilen entschlüpfte ihr halbleise das Wort „Ungeheuer!“ Aber Niemand wußte es zu deuten. Zuweilen küßte sie still-weinend den prächtigen Diamantring, welchen ihr Gangolf am letzten Abend zurückgegeben hatte. Man sah es; man rieth umher nach den Ursachen; man fragte sie. Ursula weinte heftiger, und schwieg. Sie ließ Niemanden das finstere Heiligthum ihrer Geheimnisse sehen.

Unterdessen war der Freiherr Hinz von Sax, unbekümmert um die Thränen, welche seinetwillen zu Seckingen von so viel schönen Augen flossen, mit Isenhofern glücklich am letzten Tage des Waffenstillstandes, oder des faulen Friedens, in Zürich angekommen. Hier herrschte lautes kriegerisches Leben. Außer den Ringmauern und Vestungswerken wurden neue Bollwerke und Gräben aufgeworfen. Die Straßen der Stadt wimmelten von bewaffneten Bürgern, Landleuten und Söldnern. Oesterreichisches Kriegsvolk wachte an den unverschlossenen Thoren. Furcht vor den Eidsgenossen erblickte man nirgends, obwohl Jedermann wußte, daß sie wie Waldströme aus ihren Bergen hervorgebrochen, und mit ihren Bannern in vollem Anzuge nach Kloten, in der Grafschaft Kyburg, waren. Die Herberge, in welcher die beiden Reisenden einkehrten, erscholl vom fröhlichen Gelärm zechender, hadernder, singender Gäste. Da wurde die Stärke der französischen Heeresmacht und der kaiserlichen Hilfe aus Deutschland besprochen; der Tag berechnet, an welchem die Fahnen der Armagnaken am Züricher Seeufer flattern könnten; und Spottlieder auf die Eidsgenossen tönten dazwischen von andern Stuben und Tischen her.

Der Freiherr begab sich folgendes Tages zum Markgrafen Wilhelm von Hochberg, seine Verrichtungen zu melden. Er brachte aber böse Botschaft heim, als er nach dem Mittagsmahle in die Herberge zu Isenhofern zurückkam.

„Schreib den Falkensteinen!“ rief er mit einem Gesicht, welches noch vom Weine der markgräflichen Tafel glühte: „Du wirst des Schreibens vollauf haben. Die Feindseligkeiten sind angehoben. Den ersten Gruß haben die Schweizer aus Höflichkeit dem Herrn Markgrafen selbst gebracht, und ihm seine zwei Schlösser im Thurgau, Spiegelberg und Grieffenberg, in vergangener Nacht niedergebrannt.“

— Das ist schlimme Vorbedeutung! antwortete Isenhofer: Es hätte fröhlicher gelautet, wenn die Oesterreicher oder Züricher den ersten Streich gespielt hätten.

„Sprichst du doch, wie der alte Rathsherr am Markgrafentisch!“ entgegnete der Freiherr: „Der wollte sogar von einer Prophezeihung melden, Kaiser und Könige müßten in der Schweiz zu Grunde gehen. Wir aber lachten den alten Narren gebührlich aus. Ist mir doch auch von einer Zigeunerin schon in der Kindheit geweissagt, ich werde im Purpur sterben, und sehe doch zur Stunde keine schöne Prinzessin, die mir Krone und Thron bietet.“

— Ihr seid auch noch jung, um Vieles zu erleben! versetzte Isenhofer: Was aber hat der Markgraf vor? Denkt er an keine Unternehmung, die Eidsgenossen einzuschüchtern? Es ist wahrlich ein unlustiges Ding, sich seine Burgen vor der Nase wegbrennen zu sehen, auch wenn man deren ein Dutzend hätte.

„Nichts!“ erwiederte Hinz: „Ich stimme dem Markgrafen bei. Man muß es ihm lassen: er ist ein gemachter Feldherr, kalt, bedächtig, schlau. Er lachte, als der Eilbote zitternd die Nachricht von dem Brand der zwei Schlösser auskramte. Er sagte bloß: Die Schweizer trinken mir früh zu; ich will ihnen Bescheid thun, ehe sie sich's versehen.“

— Gut gesprochen! bemerkte Isenhofer: Aber gut geschlagen, wäre besser. Was hat er im Wurf?

„Nichts, sag' ich dir!“ antwortete der Freiherr: „Bis zur Ankunft der Armagnaken, Nichts! Unsere Besatzungen halten indessen den Feind vor den Städten fest. Wir andern machen Streifzüge, gehen auf Abenteuer und Beute aus, damit wir nicht vor Langeweile sterben, oder . . .“

— Schmausen, saufen, und erobern Weiberherzen, fiel Isenhofer spottend ein, während die Schweizer Euer Land verheeren und Euch zuletzt hinauspeitschen.

Der Freiherr lächelte höhnisch-stolz und erwiederte: „Wenn sie es mit Helden deines Gleichen zu thun hätten, deren Schwerter im Gänsestall geschmiedet sind! — He, Meister Scribifax, begleitest du mich, wenn's in ein Gefecht geht? Der Markgraf hat mir verheißen, beim ersten Stück Arbeit mich zu wählen, wo es Kopf und Kragen gilt.“

— Kopfarbeit der Art ist mir nicht neu. Ich komme! sagte Isenhofer mit gleichgültigem Ton.

„Kommst du?“ rief Hinz von Sax einige Tage später, als er abermals vom Markgrafen zurückkehrte: „Nun gilt's Kopf und Kragen! Diesen Augenblick laß' ich mein bestes Roß satteln. Ich muß zum Wildhans nach Greifensee. Alle Schweizer sind von Kloten dahin im Anzug.

Und gilt es Kopf und Kragen, ich muß vor ihnen in Greifensee hinein."

— Ihr allein, oder mit Kriegsvolk? fragte Isenhofer.

„Ich allein und mein gutes, hartes Schwert!" antwortete der Freiherr: „Ich bringe dem Wildhans die letzten Befehle. Er muß das Schloß halten, bis die Franzosen herankommen und ihn befreien. Nicht zwei Wochen währt's, ist der Dauphin mit vierzigtausend Mann zum Entsatz da. Hans von Rechberg hat Freudenbotschaft aus dem französischen Lager gesandt. Kömmst du?"

— Ich komme. Lasset für mich satteln. Mir ist das Abenteuer nicht ungelegen.

„Geht's gut, sind wir noch diesen Abend zurück!" sagte der Freiherr fröhlich: „Drei Stunden Wegs fliegen wir in halber Zeit, wenn uns die Schweizer nicht den Paß verrennen."

Die Pferde wurden gesattelt. In Eil flogen die Reiter durch die engen, krummen Gassen der Stadt, durch die Thore, über die donnernden Zugbrücken hinaus ins Freie. Es war der erste Maitag. Die Mittagssonne brannte. Der Weg ging rauh und mühsam durch ein Hügelland nordwärts.

Als sie nach scharfem Ritt an die Ufer der Glatt kamen, sahen sie links aus der Ferne die Schlachthaufen der Eidsgenossen schon in vollem Anzuge. Blitze von Schwertern und Harnischen aus wehenden Staubwolken längs den Höhen; flatternde Banner inner Wäldern von Speeren. Rechts, wohin sich unsere Reisigen eilig wandten, ward die Landstraße von Greifensee her mit flüchtenden Leuten bedeckt, die ihnen entgegen kamen. Der Wildhans, schon vom Aufbruch der Schweizer unterrichtet, hatte die Einwohner des Städtleins Greifensee ermahnt, mit ihrer besten Habe davon zu gehen, wenn sie nicht die Schrecken der Belagerung, vielleicht die Einäscherung ihrer Häuser sehen wollten.

„Platz!" schrie Freiherr Hinz, und sprengte durch die kläglichen, stillen Haufen, die ihm links und rechts erschrocken auswichen. Isenhofer folgte mit einem Blicke des Bedauerns dem Jammerzuge der Auswanderer. Weiber trugen auf ihren Häuptern schwere Lasten Gepäcks, oder in den Armen schreiende Säuglinge. Männer trieben Kühe vor sich her, oder Schweine. Kleine Knaben führten Ziegen am Seil. Keiner wanderte ganz leer. Selbst jüngere Kinder, die mit einer Hand den Rock der Mutter festhielten, trugen im andern Arm ihr Spielzeug, oder ihr Lieblingskätzchen, oder ein anvertrautes Bündlein. Kranke lehnten sich ächzend auf den Arm der Gesunden. Karren, ohne Ordnung, mit Hausgeräth, Waaren und Lebensmitteln beladen, brachten den Zug bald ins Stocken, bald durch Eilfertigkeit ins Gedränge. Jeder war da mit sich beschäftigt und sah kaum zu den beiden Reitern hinauf, die an ihnen vorübertrabten.

„Es ist hohe Zeit, Isenhofer!" rief der Freiherr von Sax vergnügt, als sie an den kleinen See gelangten, der zwischen dunkelgrünen Matten, Hügeln und rauhen Felsbergen seinen hellen Spiegel anmuthig ausbreitete. Bald erblickten sie auf einem schmalen Vorgebirg des Ufers die alte Burg von Greifensee und darunter die Häuser des ummauerten Städtleins.

— Heut kehren wir dieses Weges schwerlich zurück nach Zürich! antwortete Isenhofer: Wir haben der Thorschliesser zu viel hinter uns.

„So setzen wir Nachts bei Sternenschein über den See!" antwortete Hinz: „Siehst du des Wildhansen Schiffe dort unter den Weiden? Der Weg über den Berg gen Zürich ist bös, aber kurz."

17.

Schloß Greifensee.

Sie erreichten endlich die kreisförmige Ringmauer der Stadt und das kleine finstere Thor, welches schon verschlossen war und eben von innen verrammelt werden sollte. Nur das enge Pförtlein, in einem der Thorflügel angebracht, stand noch offen. Einige gemeine Kriegsknechte, in Panzerhemden und Pickelhauben, befanden sich wie Wächter draussen, und lüpften ihre Hellebarden, als sie die fremden Ritter heransprengen sahen.

„Oeffnet die Thore, laßt uns ein!" rief Freiherr Hinz: „Ich komme vom Markgrafen mit Aufträgen an Euern Befehlshaber."

„Es hätte wohl mancher Lust, hineinzukommen!" sagte einer der Söldner mit rauher Stimme, und streckte den Spieß vor: „Haltet Euch aber zehn Schritte von der Brücke, oder ich lasse Euerm Roß und dann Euch selbst zur Ader."

„Ungewaschener Schnauzbart!" schrie Hinz: „Ich werde dich lehren, Rittern gebührende Achtung beweisen; oder sind deine Eulenaugen bei Tage blind?"

„Nicht halb so sehr, daß ich Euch nicht mit der Partisane ein neues Knopfloch ins Goldwamms bohren sollte, wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle zurückzieht!" rief der Söldner, und that einen Schritt vorwärts.

Während des fortgesetzten Gesprächs, das eine ernste Wendung zu nehmen drohte, kroch aus dem Thorpförtlein ein schlichtgekleideter Mann hervor, in breitem rundem Hut, von dem eine schwarze Feder über das Gesicht niederhing. Der lange Degen an seiner Seite verrieth, daß er ein Kriegsmann sei.

„Was ist Euer Begehr?" fragte er mit ernstem Gesicht und gebieterischem Tone.

„Ich will zum Herrn Hans von der Breitenlandenberg!" antwortete der Freiherr.

„Der bin ich!" sagte Jener und trat näher.

Hinz sprang vom Pferde, zog hinter seinem goldbesetzten Brustlatz einen Brief hervor und

überreichte ihn dem Ritter, der ihn sogleich erbrach und las.

Während des Lesens hatten sowohl Hinz, als Isenhofer, Zeit genug, den vielgefürchteten Wildhans zu betrachten, dessen wirkliche Gestalt gar nicht dem Bilde entsprach, das sich Beide in ihrer Einbildung aus den Erzählungen von dessen verwegenen Kriegsstreichen zusammengesetzt hatten. Er war eher klein, als groß, aber von körnigtem, gedrängtem Gliederbau. Sein Gesicht, welches einen Mann in den Vierzigern verrieth, hatte etwas Zusammengedrücktes; nichts, was den herrischen Trotz, die wilde Entschlossenheit, das jähe Aufbrausen ankündigte, welches Kriegsleuten so leicht zur Gewohnheit wird. Vielmehr glaubte man in den Mienen einen hohen Grad gutmüthiger Biederkeit und menschenfreundlichen Wohlwollens zu lesen. Nur aus seinen schwarzen Augen flammte zuweilen unter den überhangenden, finstern Brauen ein Blitz hervor, der von Gewittern im Innern redete. Auch sein übriges Aeussere zeigte einen vernachlässigten Anstand, gemeine Haltung, aber dabei bewegliche Gewandtheit und Ausdauer.

„Die Schweizer rücken an; Ihr könnt den gleichen Weg nicht mehr zurück!“ sagte der Wildhans und legte den Brief zusammen: „Folgt mir in die Stadt. Ihr müßt zu einem andern Loch hinaus.“ Dann befahl er, der Rosse willen die Thore zu öffen, und darauf sogleich zur Verrammlung derselben zu schreiten. Er selbst blieb, bis diese vollendet war. Einer der Knechte führte die Pferde hinweg; ein anderer die beiden Reisenden in ein benachbartes Haus, wo angesehene Herren von der Besatzung lustig zechten. In den Straßen war es todt. Die Häuser standen öde und offen. Man vernahm in der weiten Stille des Städtchens nur von Zeit zu Zeit das schallende Gelächter vom Trinkhause, oder das Gepolter der Arbeiter am Thore, oder das Rufen der Wächter auf der Stadtmauer.

Es währte nicht zwei Stunden, als ein naher Schuß von grobem Geschütz zur Bemannung der Ringmauer rief. Isenhofer und der Freiherr von Sax eilten mit den Andern dahin. Die Eidsgenossen rückten an, aus Städten und Landschaften, was Stab und Stangen tragen mochte, in ungeheurer Menge. Man sah ihre Schlachthaufen im Abendsonnenglanz langsam daherwogen, dann nach verschiedenen Richtungen aus einander fliessen. Vor dem Eichenwäldchen oberhalb der Burg flatterte das blutrothe Banner von Bern; diesem zunächst, weit aufwärts, das von Luzern und Zug in den Wiesen am See. Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus lagerten sich im Dörflein ob Greifensee, wo die Straße herein geht. So ward die ganze Stadt in kurzer Zeit umlegt; und alsbald begann auch der Donner der Feuerschlünde gegen die Veste und die Ringmauer. Vom Schlosse herab, auf dessen Thurm Wildhans die Reichsfahne wehen ließ, antwortete das Geschütz der Züricher. Zwar fielen die Schüsse nur einzeln, in beträchtlichen Zwischenräumen, denn die Kunst der Stückschützen stand damals noch tief unter der heutigen Vollkommenheit; dennoch war die Luft von einem ununterbrochenen Donner des Geschosses in Bewegung, den der Widerhall des Gebirgs verlängerte, bis er längs dem See und Wald in ein dumpfes Schnarchen dahin starb. Einzelne Schweizerrotten liefen von allen Seiten gegen die Mauer, drückten ihre Armbrüste auf die Belagerten hinter den Brustwehren ab, und riefen ihnen mit jedem Pfeil zugleich einen Fluch oder ein kräftiges Schimpfwort zu. Diese hingegen antworteten spottend und lachend mit nachgemachtem Gebrüll der Kühe.

„Der Spaß wird endlich kurzweiliger!“ sagte Isenhofer zum Freiherrn von Sax, der neben ihm an der Brustwehr stand und hinab sah: „Betrachte mir einer das närrische Volk da! Wahrhaftig, die Leute sind Kinder, wenn sie nicht wilde Bestien sind. Wär' ich nicht selber in die Menschenhaut eingespannt, ich würde mich meines Geschlechts schämen.“

— Was schwatzest du wieder Wunderliches durch einander, seltsamer Kauz? sagte Hinz: Das ist Krieg! Hier erkennt man das Heldenherz. Zwischen Leben und Tod schreitet der Mann einher, höher als Leben und Tod, wie ein Gott, und fürchtet und sucht weder eins noch anderes. Sieh dort, wie am Hag unter den alten Buchen die Rotte der Schweizer auseinander fährt! Eine Stückkugel vom Schloß hat glücklich in den Haufen geschlagen; vier, fünf Knechte zappeln am Boden. Die übrigen ziehen aber frech wieder gegen unsere Mauern an.

„Die wissen, warum sie kommen und wofür sie sterben wollen!“ antwortete Isenhofer: „Die leben für etwas Besseres, als das Leben; für Freiheit, für Gedanken des Rechts, für Unabhängigkeit ihres alten Bundes. Aber unsere Leute hier auf der Mauer? Wofür streiten und sterben die? Für die Herrschaft, für den Ehrgeiz, für die Habsucht Anderer, zu deren Werkzeugen sie sich verkauft haben. Es ist das Menschengeschlecht eine bis zum Ekel dumme Thiergattung; denn anderes Vieh, wenn es sich gegenseitig zerbeißt und zerreißt, hat noch die Entschuldigung, keine Vernunft zu haben. Ist wohl eine Heerde von Wölfen und Bären so albern, sich, weil es einem oder dem andern Wolf oder Bär so gefällt, von ihm sammeln und in den Tod schicken zu lassen?“

Hinz wollte eben auf die Bemerkung, welche hier ganz am unrechten Orte gemacht zu sein schien, eine derbe Antwort geben, als die ganze Mauer unter ihnen von einer feindlichen Stückkugel erdröhnte. Kalk und Steine fielen durch die Erschütterung von der Brustwehr ab.

„Teufel!“ schrie Hinz, und sein schönes Gesicht ward etwas bleich: „Das war nahe genug;

hart unter uns. Komm, suchen wir eine andere Stelle.“

Isenhofer lachte und sagte: „Possen! soll ich den Platz verlassen, von dem ich nun weiß, daß sie gegen ihn zu tief schiessen? Ich bleibe. Auf einer andern Stelle zielen sie vielleicht richtiger.“

Indem kam der Wildhans längs der Brustwehr zu ihnen heran und sagte zum Freiherrn: „Es ist mir leid um Euch. Die Berner Stückschützen haben meine Schiffe in Grund geschossen. Ihr könnet nicht mehr über den See zurück, und müßt bei mir bleiben, bis wir Entsatz bekommen.“

„Das ist schlimme Botschaft!“ rief Hinz erschrocken: „Der Markgraf erwartet mich diese Nacht zurück.“

„Will er Euch, so schicke er uns Kriegsvolk zu Hilfe. Es ist kein Loch mehr offen!“ sagte der Herr von Breitenlandenberg und fuhr fort, während die Mauer unter ihnen von einem Stückschuß abermals bebte: „Es beginnt dunkel zu werden. Schließt Euch an, wenn der Zug in die Festung geht. Ich habe zu wenig Leute, die Stadt zu behaupten; keine hundert Mann. Die Ringmauer ist zu weit ausgedehnt und zu schwach. Schon hat sie beim obern Thor einen Riß erhalten.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Wildhans gelassen und setzte die Musterung längs der Mauer fort. Hinz fluchte über das ihn betroffene, widrige Geschick. Isenhofer lachte und rief lustig: „Mitgefangen, mitgehangen! Das Abenteuer sollte Euch schon der Abwechselung wegen gefallen. Was hättet Ihr doch bei den schönen Frauen in Zürich Anderes, als bei den Falkensteinen in Seckingen gefunden? Bisher habt Ihr nur belagert, und die sprödesten Weiber, ich glaube selbst die schlaue, niedliche Hagenbach, erobert. Nun versucht's, laßt Euch einmal von den krausbärtigen Schweizern belagern, aber haltet fester gegen sie, als die reizende Ursula gegen Euch.“

Dem Freiherrn war's nicht um Scherze zu thun. Er fluchte und schwor, der Teufel habe ihn zur Unglücksstunde in dies elende Nest geführt, das er nun wider Willen vertheidigen helfen müsse. Wenn er das Leben wagen müsse, wolle er's tausendmal lieber im offenen Felde und in freier Mannsschlacht daran setzen.

„Oho! habt Ihr schon Todesgedanken?“ rief Isenhofer: „Denkt an die Wahrsagung, daß Ihr als Prinz im Purpur sterben sollet! Was mich betrifft, halt' ich's für einerlei, ob ich kunstgerecht durch die Pille eines Arztes oder durch eine Karthaune das Loch finde, aus welchem meine Seele von einem Traum in den andern überfährt.“ — Darauf fing er nach seiner Gewohnheit an, lustiger Weise ein Lied zu dudeln.

Sowohl aus der Festung als aus dem Lager der Schweizer fielen die Schüsse immer seltener, je finsterer es ward. Zuletzt schwieg das Geschütz von beiden Seiten. Man erblickte in der Dunkelheit ringsum in der Weite nur die Flammen von Wachtfeuern, neben welchen sich unerkennbare Gestalten, wie düstere Schatten, bewegten, und Bäume und Gesträuche ihre Aeste und Blätter wie glänzende Zungen und Arme aus dem schwarzen Schoos der Nacht gespenstisch vorstreckten.

Da wurden Isenhofer und Hinz von ihrem Stand auf der Ringmauer abgerufen. Sie folgten einer vor ihnen herwandernden Reihe Kriegsknechte, die von der Mauer nieder in die Stadt ging, dann durch ein enges Gäßlein auf hölzerner Stege gegen das Schloß hinanzog, endlich auf einem schmalen Wege zwischen Felsen und Gesträuchen, in verschiedenen Krümmungen, zum Thor in der Ringmauer des Schlosses gelangte. Der Raum zwischen dieser Mauer und der alten Veste war mit Gras bewachsen, nur wenige Mannsschritte breit, und mit bewaffneten Männern angefüllt. Alles hielt sich still. Man hörte nur das Rauschen und Klappern der Panzerhemden, zusammenstoßender Harnische oder anschlagender Schwertscheiden. Zwo dunkelbrennende Laternen, mit denen von den Stufen aus der Schloßpforte herabgeleuchtet wurde, warfen über die bärtigen Gesichter unter den Pickelhauben und Helmen widerliche Lichter. Hans von Landenberg ging lebhaft in den Haufen umher, die sich von Frischankommenden aus der Stadt verstärkten. Er gab allerlei Befehle; stellte Wachten im Schloßhof aus; schickte Mannschaften in die Stadt hinunter, andere ins Innere des Schlosses. Als er zu Isenhofern und dem Freiherrn von Sax kam, sagte er: „Tretet in die Burg und laßt Euch bei uns wohl sein. Es wird Euch an nichts fehlen. Wir wollen gute Tage leben. Der Feind kann uns nicht an. Er muß mit blutigem Haupt von hinnen.“

Hinz und Isenhofer folgten einigen Andern ins Schloß. Sie gingen durch einen winkeloollen Gang neben einer großen Küche vorüber, worin mehrere Feuer brannten und Speisen in Fülle bereitet wurden; dann traten sie, als sie eine steinerne gewundene Stege emporgestiegen waren, in einen geräumigen Saal. Hier saßen, beim Schein von Lampen und Kerzen, zehn bis zwanzig Bewaffnete an einem langen Tisch, die den Weinbechern fleißig zusprachen und die Eintretenden ermunterten, dem löblichen Beispiel zu folgen. Bald füllte sich nicht nur dieser Saal mit Kriegsmännern, sondern auch jedes der vier kleinern Gemächer, welche, vermuthlich in den ans Hauptgebäu stoßenden Thürmlein, mit dem Saal in Verbindung standen. Man legte die Waffen ab, oder hing sie an hölzerne Nägel längs den Wänden. Das Nachtmahl ward aufgetischt. Jeder setzte sich, wie sich's fügte, und langte zu. Das Gespräch war fröhlicher, bunter Art, und ward, je tiefer in die Nacht hinein, je lauter und ausgelassener. Isenhofer ergötzte seine Nachbarn durch lustige Schwänke und Witzreden, mit denen

er zuweilen sehr ernsthafte, oft unverständliche Einfälle verband, bis ihn die Sache selbst nicht mehr ergötzte, weil er ermüdet war.

Er entfernte sich am ersten unter Allen, um das Nachtlager zu suchen. Man führte ihn eine Wendeltreppe hinauf in einen andern Saal, der sich über demjenigen befand, welchen er verlassen hatte. Rings umher war der Fußboden mit Betten und Kissen aller Gattung belegt, die man ohne Zweifel, wie manches andere Geräth, aus den Bürgerwohnungen der Stadt heraufgeschleppt hatte. Der verworrene Lärmen und Sang der Kriegshelden im untern Saal hinderte ihn am Einschlafen. Dann störte ihn eine andere unerwartete Erscheinung.

Der finstere Saal bekam Klarheit. Bald ließ er sich deutlich von einem Ende zum andern übersehen. Isenhofer vermuthete Mondenaufgang; aber die wunderbare Helligkeit vermehrte sich, wie zur Tagesheitere. Tische und Stühle warfen scharfe Schatten auf die Betten und die weißen Mauern, und die hölzernen Balken der Zimmerdecke leuchteten wie vom Morgenroth. Er sprang verwundert vom Lager auf, öffnete das schmale Fenster und sah mit Schaudern unter sich ein weites Meer von Flammen und glühend aufwirbelnden Rauchwolken. Spielende Lichtstreifen fuhren über den zitternden Spiegel des See's, dunkelroth und bleichgelb, bis zum jenseitigen Ufer, die im Halblicht zuweilen nebelhaft hervortraten und wieder verschwanden. Die Wolken des Himmels schienen von der Brunst entzündet zu werden, hingen mit blutigem Schein über die Gegend und leuchteten das schlummernde Gebirg an. Brennendes Getreide und Stroh aus den Ställen und Speichern, von der Macht der Gluth emporgejagt, sank auf allen Seiten, wie ein Sternenregen, aus der Höhe. Die ganze Stadt Greifensee brannte. Der Wildhans hatte sie anzünden lassen, da er sie nicht behaupten zu können glaubte.

Durch die schauerlich beleuchtete Gegend, welche zuweilen wieder im Schatten aufwärts gewälzter Rauch- und Staubwolken unterging, oder im Spiel und Wechsel der Flammen sich lebendig her- und hinzuregen schien, waltete die tiefste Stille. Um so grausenhafter und bestimmter vernahm man das Gesurr und Gewirr der aufflakkernden Lohe, das Krachen und Geprassel der zeitweise zusammenstürzenden Wohnungen. Schrecklicher noch tönte dazwischen das Gebrüll von Rindern, Pferden, Schafen und anderm Vieh, welches in den Ställen der Stadt lebendig verbrennen mußte; man hörte bald das herzzerreissende Geheul von Menschen, meistens Kinder- und Weiberstimmen. Nicht alle mochten auf des Wildhansen Mahnung geflohen, sondern im Städtlein bei ihrem Vermögen heimlich zurückgeblieben sein. Nun halfen sie einander, wie sie konnten, aus Fenstern und Löchern der Stadtmauer. Man sah sie einzeln, nackt und bloß, über die hellen Wiesen rennen, dem Lager der Eidsgenossen entgegen, die in der Ferne wie drohende Gespenster umherschwebten.

Isenhofer kehrte zurück in den Speisesaal, um unter Menschen zu sein; denn droben war ihm geworden, als schaue er in den Flammenrachen der Hölle. Viele der Trinker saßen, wie er sie verlassen hatte, wohlgemuth an den Tischen; andere sangen; andere standen neugierig an den Fenstern.

„Schau hinaus," rief Wildhans Isenhofern zu, „kannst das Trauerbild in schöne Reime fassen, daß die Eidgenossen es singen."

„Ritter," antwortete Isenhofer, „Ihr habet den armen Teufeln zu Greifensee eine heiße Nacht bereitet. Genade Euch Gott, wenn Ihr den Schweizern in die Hände fallet. Ich wette, sie verfertigen zu Euerm Fegfeuer schon die Schwefelhölzlein."

„Mögen sie sich wahren und ihre Finger nicht selber daran verbrennen!" erwiederte der Herr von Landenberg gleichgültig, indem er seinen Silberbecher mit Wein füllte: „Ich zahle den Grüningern heut verdienten Lohn aus. Zweimal inner zwei Jahren haben sich die Ketzer feigerweise an den Feind ergeben, und sie hätten mich dem Schwyzervogt, Werner von Russe, längst in die Hand gespielt, wenn die Verräther Meister gewesen wären."

„Ohn' Erbarmen!" rief Meister Felix Ott von Zürich: „Markgraf Wilhelm wird diese Nacht das rothe Wahrzeichen am Himmel sehen und denken: „Wildhans bezahlt mir die Thurgauer Schlösser!"

„Noth rechtfertigt Vieles, Wildhans," sagte Hans Escher, und warf einen finstern Blick auf den Herrn von Landenberg, der aber ruhig den Becher an seine Lippen setzte: „wenn Noth Eisen bricht, soll sie aber nicht Recht und Menschlichkeit brechen. Du hättest zuvor das arme Vieh wohl, oder wenigstens die noch zurückgebliebenen Weiber aus den Thoren jagen sollen. Was hatten dir die gethan und die nackten Kindlein?"

„Das sag' ich auch!" lallte lachend der Freiherr von Sax mit weinschwerer Zunge: „Hätt' er Verstand gehabt, würd' er den Schweizern die alten Petteln des Städtchens zugeschickt und die jungen Mädchen aufs Schloß genommen haben. Werden wir nicht bald des Feindes entschüttet, müssen wir bei unserm Cölibat, in der verdammten Klausur, ohn' ein Gelübde gethan zu haben, wie nonnenlose Mönche Horas singen, oder vor Langeweile sterben. Männer und Männer, ach! sind trockene Gerichte!"

18.

Belagerung und Mordtag.

Die Eidsgenossen waren am folgenden Tage schon früh in Bewegung; alle dem Schlosse näher. Ringsum flatterten ihre vielfarbigen Fahnen, don-

ierten ihre Feuerschlünde, brüllten ihre Schlachthaufen. Ihr kriegerischer Grimm schien durch den Anblick der verbrannten Stadt in blinde Wuth verkehrt worden zu sein. Bläulicher, stinkender Qualm stieg noch von den Kohlen und zerfallenen Mauern der schwarzen Brandstätte auf, und schwamm darüber, wie eine pestbringende Nebelwolke. Doch die Stückkugeln der Belagerer schlugen vergebens gegen die dicken Schloßgemäuer, an dem sie, wie leichte Ballen aus Thon, zerschellten, oder zurückprallten. Vergebens rannten die kühnsten Rotten bis zum Fuß der Burg an, wo sie unter herabgeschleuderten Steinen, Gebälken und Pfeilen Tod und Wunden, aber keine Stelle fanden, Leitern anzulegen, oder in Steinfugen aufwärts zu klettern, oder zwischen Fels und Mauergrund einzubrechen. Sie mußten wieder in ihr Lager zurück, nachdem sie manchen tapfern Mann eingebüßt hatten. Alle aber schrien beim Abzuge noch hinauf zur Mauer: „Wildhans, wir kommen wieder! Wildhans, das kostet dir doch den Hals!“

Der Herr von der Breitenlandenberg befahl der Besatzung, die feindlichen Drohungen, Flüche und Schimpfreden nicht zu erwiedern, sondern zu schweigen und zu handeln. „Das geziemt Männern!“ sagte er: „Weibern überlasset die Zungenschlacht. Wir können auf diesem Schlosse keinen Ruhm ärnten, als den der Standhaftigkeit. Unser Häuflein ist zu gering, glückliche Ausfälle ins Lager der Schweizer zu thun. Doch haben wir deren Macht und Wuth keineswegs zu fürchten. Diese Mauern durchbohren und ersteigen sie nicht; und unsere Vorräthe schützen vor Hungersnoth. Binnen vierzehn Tagen, oder drei Wochen, sind wir sicherlich erlöst durch den König von Frankreich.“

Die Schweizer setzten indessen täglich ihre Arbeiten und Angriffe ohne Frucht, aber auch ohne Ermüdung, fort. Es verstrichen vierzehn Tage und drei Wochen; die Burg blieb gewaltig und stark, wie das Herz der Heldenschaar darinnen. Schon verzweifelten die Eidsgenossen, welche durch das Geschütz des Schlosses manchen Schaden litten, am Gelingen ihres Unternehmens. Nur Furcht vor Spott hinderte sie, abzuziehen. Das ganze Land hatte auf diese Belagerung die Augen.

Alltäglich stieg indessen der Wildhans selbst zum obersten Thurmkranz hinauf, um zu spähen, ob von nirgendsher Entsatz sichtbar sei? Es beugte seinen Muth nicht, als er endlich schon in der vierten Woche vergebens umhersah. Von allen Verbindungen mit der Umgegend abgeschnitten, wußte er sogar nicht, wie es um Zürich stand, oder ob je die verheißene Hilfe der Armagnaken erscheinen könne? Doch dies machte ihm wenig Unruhe; mehr aber, als er wahrnahm, daß die Eidsgenossen seit einigen Tagen ihre ganze Thätigkeit auf einen einzigen Punkt des Zwingolfs oder der Vormauer des Schlosses richteten. Bald rannten einzelne Verwegene aus den feindlichen Haufen zu der Stelle, sie zu untersuchen; bald schlugen da die Kugeln des feindlichen Geschützes mit vereinter Kraft ein. Da ließ der Wildhans den in der Kirche gewesenen großen Altarstein auf die Zinne der Mauer führen, senkrecht über der Stätte, wo die Schweizer den Zwingolf zu untergraben gedachten. Diese hingegen bauten ein starkes Schirmdach, in damaliger Kriegssprache Katze geheißen; fuhren damit Nachts an die Mauer und zerstörten darunter mit Pickeln, Hauen und Schaufeln die Grundfeste. Wie aber der Tag zu leuchten begann, befahl der Wildhans, den Altarstein fallen zu lassen. Er fiel, und zermalmte mit großem Gekrach das Schirmdach. Die Männer, welche darunter waren, wurden zerschmettert und erschlagen.

Der Unfall erschütterte die Schweizer nicht. Bald schickten sie eine stärker gerüstete Katze gegen das begonnene Mauerloch aus, um die Mäuse dort aus ihrer Falle zu holen. Die Belagerten stürzten nun zwei Fässer, mit Steinen gefüllt, darauf nieder; aber nicht ohne Entsetzen wurden sie gewahr, daß die Wucht derselben zu gering blieb. Fortgesetzt dauerte die Arbeit unter dem Schutzdach fort; man hörte das Hämmern und Schlagen die ganze Nacht. Feldsteine, Mauerkitt, Balken und Mörtel wurden herausgebrochen. Die Stunde war vorauszusehen, da der unabwehrbare Feind mit Brand und Schwert in die Veste eindringen würde. Denn eben hier war der den Schweizern verrathene schwächste Punkt des Zwingolfs; hier hatte, und in solcher Tiefe, die Mauer keine Schießlöcher; und was so nahe einmal war, befand sich unter dem Schuß in Sicherheit.

Da beredete sich der Herr von Landenberg mit seinen Tapfern, von welchen schon neun während der Belagerung getödtet worden waren. Die noch Vorhandenen fürchteten den Tod nicht; wohl aber, weil kein Priester bei ihnen war, ohne Beicht' und Ablaß von hinnen zu fahren. Also ging der Wildhans auf die Mauer und rief hinunter, daß er zu unterhandeln begehre. Es trat lachend Itel Reding von Schwyz zur Mauer und sagte: „Nun wir Euch im Sack halten, meint Ihr noch Unterhandlung pflegen zu können?“

„Ihr uns im Sack?“ rief der Wildhans droben mit furchtbarem Tone nieder: „Freier Mannen Seele ist ewig frei. Ich zünde die Burg an mit Allem, was darin ist. Wir sterben unter Trümmern und Flammen, und hinterlassen Euch Schutt und Stank zum Erbe. Saget mir, ob Ihr uns im Sack habet?“

„Du hörst, wovon die Rede ist?“ sagte der Freiherr von Sax zu Isenhofern im Zwinghof und machte traurige Miene: „Es gilt Gefangenschaft oder Tod.“

„Es ist die Frage, wo sich's behaglicher sitzt,“ erwiederte Isenhofer: „ob in Abrahams Schoos, oder im Kerker der Schweizer? Ein weiser Mann

muß jedes Bett weich finden. Ich drehe nicht die Hand dafür um, ob, wie seit vier Wochen, hier im Schlosse, oder in einem andern Loch eingesperrt zu sein, oder einen Sprung ins zweite Leben zu thun. Denn ich glaube fast, ich bin nur in diese Welt geschickt, Augenzeuge menschlicher Narrheiten zu sein; und ich meine, ich habe deren genug gesehen, um des Schauspiels satt zu bleiben.«

»Höre, Isenhofer,« sagte der schöne Hinz: »sollte ich Seckingen nun so bald nicht, oder nie wieder erblicken: so bringe dem lieblichsten aller Geschöpfe unterm Himmel die zärtlichsten Grüße meines treuen Herzens.«

»Sprecht doch nicht diesen Augenblick von Treue,« sagte Isenhofer: »da wir vielleicht ins Paradies wandern sollen, wo es von schönen Mädchen wimmeln muß.«

»Du frecher Lästerer!« rief der Freiherr: »Hier ist die Zeit nicht zum Spaßtreiben. Aber, rein gesagt, grüße mir, wenn's dir vergönnt wird, — doch heimlich, Keiner darf's wissen — dir vertrau' ich's — die himmlische Hagenbach!«

»Oho!« schrie Isenhofer: »ich dachte an Fräulein Ursi, nicht an die irdische Hagenbach, von der noch zu erwarten steht, ob sie im Himmel selbst himmlisch werden kann! Aber denn, beim Himmel! so habt Ihr auch das schöne Ursi hinters Licht geführt, und seufztet, während Ihr vor ihm knietet, zur Hagenbach? Seht Euch nach einem guten Beichtvater um, denn Ihr müsset sonst einen schweren Pack Sünden auf der Reise in die andere Welt mitschleppen.«

Während dieses Gespräch, welches Beide noch eine Weile in gleichem Tone fortsetzten, ward die Unterhandlung mit den Eidsgenossen geschlossen. Wildhans und die Seinen ergaben sich zur Gnade, das Schloß zur Ungnade. Nachdem dies beredet worden, halfen die Belagerten ihren Ueberwindern selbst über die Mauer. Man warf alles Holz der Burg hinunter, daraus eine Biege und Steige zu machen; denn das Thor war über die Maßen verrammelt, daß es Keiner leicht öffnen konnte. Alsbald ward die Besatzung entwaffnet, dann auf den Abend mit gebundenen Händen über die Mauer hinausgeführt. Es waren ihrer noch zweiundsiebenzig Mann, alt und jung. Man vertheilte sie unter starker Wacht in die Orte über Nacht.

»Bist du nicht Meister Isenhofer von Waldshut?« fragte diesen ein von Kopf bis zu Fuß geharnischter Ritter, welcher nach Mitternacht die Wache befehligte, dessen Gesicht aber, wegen des geschlossenen Visirs, unerkennbar blieb: »Bist du's nicht?«

»Leider!« antwortete Isenhofer.

»Wie aber kömmst du zu den Zürichern nach Greifensee?« fragte Jener weiter.

»Ganz so planlos, wie ich in die Welt gekommen bin und wahrscheinlich dereinst wieder hinausfahre!« entgegnete Isenhofer und erzählte nun, welche Umstände ihn in die Burg gebracht hatten.

Als der Ritter Alles vernommen hatte, hob derselbe warnend die Hand und sprach: »Meisterlein, Meisterlein, du spielst ein böses Spiel mit!« Darauf wandte er sich und ging davon, ohne wieder zu kommen. Isenhofer glaubte die Stimme des Ritters zu erkennen: doch errieth er den Mann nicht, wie lange er auch umhersann. Endlich entschlummerte er, wie unbequem er auch auf harter Erde in einer elenden Hütte, mit hartgebundenen Händen, dalag.

Folgendes Morgens — es war am Donnerstag vor Pfingsten — ward er, nach empfangenem Frühmahle, nebst seinen übrigen Unglücksgefährten erst spät fortgeführt. Auf den Wiesen zwischen Greifensee und dem Dorfe Nänikon standen die Schlachthaufen der Eidsgenossen, alle unter ihren Panieren, in Waffen, einen geräumigen Kreis bildend: im Innern des furchtbaren Ringes die Häupter und Feldobersten der Städte und Länder. Sie hielten Gemeinde über das Schicksal der Gefangenen, die in den Kreis hineingeführt wurden. Es herrschte große Stille. Eben redete der Landammann Itel Reding von Schwyz. Er sprach von der grausamen Einäscherung der Stadt, von der Rache, die zu nehmen sei, auf daß durch ein großes Strafbeispiel die Züricher geschreckt würden; denn die Gnade, welche der Besatzung des Schlosses verheißen worden, sei ein zweideutiges Wörtlein.

Darauf trat ein Mann von Schwyz vor, warf einen ergrimmten Blick auf die Gefangenen und schrie: »Ich stimme, daß Alle vom Leben zum Tode gebracht werden, bis auf Einen, das ist Ulrich Kupferschmied von Schwyz, ein Ehrenmann, dessen man sich erbarmen muß!«

»Meinethalben,« rief ein Anderer, »führt den Wildhans und alle Fremden zum Tode, die keine Züricher sind, und schnödes Soldes willen den Eidsgenossen Leides anthaten. Aber das dünkt mich unbillig, daß dreißig Mann den Tod leiden sollen, die aus dem Amt Greifensee sind, und als Unterthanen von Zürich auf Befehl ihrer Obrigkeit treulich gestritten haben.«

Nun schritt Holzach, Hauptmann der Männer von Menzigen am Zugerberge, weiter in den Ring vor, und sprach: »Eidsgenossen, biderbe Männer! Fürchtet Gott, schonet unschuldiges Blut! Wenn auch Hans von Landenberg kein geborner Bürger von Zürich ist, so ist er doch der Stadt durch den Bürgereid verwandt. Konnte er sich dem Gebot der Stadt entziehen, ohne Eidbruch, ohne ewige Schande, wenn er für die Stadt, der er geschworen, zu den Waffen gerufen ward? Hätten wir ihm sein Vermögen ersetzt, wenn er, als Ehr- und Treuloser, dessen durch Zürich verlustig gemacht worden wäre? Und die Andern, wer sind sie? Seine Dienstleute. Sollten diese ihren Herrn in der Gefahr verlassen? Oder arme Leute, die, Weib und Kind daheim zu näh-

en, um Kriegssold dienen. Wollt Ihr sie tödten, ieweil sie sich anders nicht zu helfen wußten? Oder Unterthanen der Stadt Zürich, welche ihrer Obrigkeit gehorchten und für sie stritten. Ist das odeswerth? Eidsgenossen, fürchtet Gott! Gedenket Eurer eigenen Armen daheim, Eurer Unterthanen und Verwandten!"

Als Holzach schwieg, lief ein dumpfes Gemurmel durch die Versammlung, vermischt mit Getöse der Harnische und Waffen. Viele riefen dem Holzach Beifall. Aber die große Menge luchte. „Sie haben uns mehr Leute getödtet," ließ es, „als wir ihnen zu tödten haben. Sie müssen sterben, Alle sterben!"

„Butz und Benz, Alle müssen daran!" brüllte er, welcher zuerst zum Tode gerathen hatte; und die blutgierigen Haufen, besonders die von Schwyz und Unterwalden, brüllten's ihm nach.

Reding aber wandte sich gegen den Hauptmann Holzach und schrie: „Bei Gottes Wunden, Holzach, wer wie du redet, ist ein heimlicher Züricher!"

„Fürwahr!" rief Holzach mit lauter Stimme: „Ich bin ein Eidsgenoß und biderb, so sehr, Reding, wie du und alle die Deinen, und habe zu Ehren der Eidsgenossen Rath gegeben. Itelhans, wahre dich; denn unschuldiges Blut schreit zum Himmel!"

„Ich hör' wohl an deiner Rede," fuhr ihn der Landammann von Schwyz an, „daß dir noch eine Feder vom Pfauenschwanz am Steiße steckt!"

Da geriethen Beide grimmig an einander, daß man ihnen mit Gewalt Frieden bieten mußte. Aber in der Versammlung haderten blutdürstiger Zorn und Menschlichkeit, Rache und Edelmuth. Eine Partei überschrie die andere; keine hörte die andere. Es war unter den Schlachthaufen eine Bewegung, ein Getöse, als wollten sie alle die Schwerter wider sich selbst zucken.

Als Reding die Uneinigkeit sah, bat er um Stille. Sie wurde nach langem Rufen bewirkt. „Sei es denn!" rief er: „So mögen die Leute aus dem Amt Greifensee das Leben behalten; aber der Wildhans und die Andern müssen sterben. Dabei bleibt's."

„Heuchler, so saufe dich denn satt im Blut!" schrien einige Stimmen: „Gott fordert dich vor ein Gericht! Ueber dein Haupt die Blutschuld!"

„Keine Schonung! Alle, Butz und Benz! Alle müssen daran!" brüllten plötzlich tausend Kehlen durcheinander.

Da entstand allgemeine Stille. Der Kreis öffnete sich. Ein Zug von wankenden Greisen an Stäben, Jungfrauen, Weibern mit Kindern an den Händen oder Säuglingen an der Brust, schwankte laut weinend mit herzzerschneidendem Jammer daher. Es waren die Väter, Mütter, Söhne und Töchter der Gefangenen aus dem Amt Greifensee. Einige derselben sanken ohnmächtig zur Erde nieder, als sie ihre Verwandten, bleich und mit kreuzweis gebundenen Händen, dastehend sahen. Andere fielen auf die Knie und streckten wehklagend mit flehenden Geberden ihre Arme gegen die eisernen Reihen aus. Andere rangen unter kläglichem Gewinsel die Hände zum Himmel. Das Geschrei Aller drang in die Wolken empor, aber nicht in die verpanzerten Herzen der Krieger.

Da erhob der Wildhans seine gewaltige Stimme und sprach zur Gemeinde: „Tödtet mich, Männer! Aber was haben diese hier verbrochen?"

„Fort, fort mit ihnen!" schrien die Haufen; „Hinaus mit dem Weiber- und Kinderpack!" — Als wenn eine ganze Meeresfluth über das Gebirg mit betäubendem Donner herniederrausche, so furchtbar ward der Sturm von tausend und tausend Stimmen unter dem Geprassel der Waffen und Harnische. Man schleppte die Jammernden hinweg. Ihr Zetergeschrei drang weit umher. Man hörte es noch weit in der Ferne.

Sobald die Ruhe wieder hergestellt war, gebot Reding, über Tod und Leben abzustimmen. Es entstand tiefe Stille. Er setzte zuerst ins Mehr den Tod.

„Der Teufel hat den Itelhans dürstig gemacht nach der armen Leute Blut!" tönte eine gellende Stimme. Aber wie es still ward, sah man die Hände der Tausende schauerlich für den Tod Aller emporgestreckt. Darauf gingen Viele aus der Gemeinde hinweg, die an der Blutschuld keinen Theil haben wollten; Viele fluchend, Viele mit thränennassen Augen. Aber Reding blieb und sagte zu den Umstehenden: „Wenn das öffentliche Wohl nur durch Schrecken zu behaupten ist, soll es der Mann von Herz nicht fürchten."

Der Scharfrichter von Bern trat in den Kreis und entblößte sein breites Schwert, welches im Licht der schon niedergehenden Sonne, wie ein blutrother Strahl, schimmerte. Den Gefangenen aber näherte sich, mit Kreuz und Rosenkranz, ein hagerer, langbärtiger Mönch, ihnen die letzte Beichte abzunehmen. Sie standen düster, stumm und fast sonder Bewegung, Alle noch die Hände kreuzweis gebunden, in einem Haufen beisammen. Einige schienen still mit den Lippen Gebete zu sagen; Andere schossen grimmige Blicke auf ihre Mörder unter tiefgesenkten Augenbraunen hervor; Andere trugen im starren, entstellten Antlitz das über sie gekommene Todesschrecken zur Schau; Andere, doch die Wenigsten nur, zeigten unerschütterten Muth ohne Trotz, und Ergebung in das entsetzliche Schicksal, ohne Verzweiflung.

„Männer!" redete sie der Herr von Landenberg an: „Der Allmächtige will's, was geschieht, der Allwissende sieht's! Ich hab' in Eurer Mitte gelebt, an Eurer Spitze gefochten. So will ich gern mit Euch sterben und der Erste in den Tod gehen!" Dann wandte er sich zum Scharfrichter und sagte zu ihm: „Meister Peter, verrichte dein Amt!" — Er kniete nieder, warf einen Blick gen Himmel, schloß die Augen und sein Haupt fiel.

Da ward Grabesstille weit umher. Eine

schwarze Wolke legte sich über die Abendsonne und warf weiten Schatten über Thal und Berg. Isenhofern durchzuckte ein Schauer. Sein Haar sträubte sich empor. Er war bisher mit vieler Fassung Beobachter des gräßlichen Schauspiels gewesen. Aber als der Wildhans in seinem Blute fiel, da entwich ihm schier die Besinnung. Er stierte düster vor sich hin, und bemerkte nicht, daß auch der zweite, auch der dritte seiner Schicksalsgenossen, nachdem jeder zuvor gebeichtet, den Tod empfangen hatte. Jählings störte ihn aus seiner Verlorenheit ein seltsames Geräusch, ein leises, allgemeines Flüstern, auf. Die Augen aller Anwesenden waren gen Himmel gerichtet. Es flog eine schneeweiße Taube über den Blutplatz; ihr folgte eine zweite; dieser eine dritte, dann mit glänzenden Fittigen ein ganzer Flug unter den dunkelgrauen Wolken, als wären sie, wie Zeugen der Unschuld, gesandt worden.

Der Scharfrichter sah es, senkte das Schwert gegen die blutige Erde, und wandte sein Antlitz zum Itel Reding, als erwarte er von diesem den Befehl zur Schonung der Uebrigen. Der Landammann aber erhob die Stimme und sprach: „Fahr' fort! Muß ein Anderer kommen, so fängt er bei deinem Kopf an.“

Die Hinrichtungen begannen von neuem. Noch einmal durchbebte Isenhofern ein Frostschauer, als sein Blick von ungefähr auf den Freiherrn von Sax fiel, der sich eben dem Mönch zum Beichten näherte. Kaum war der schöne Jüngling noch zu erkennen. Das ehemalige Lächeln seiner Augen und Mienen war in einer leichenhaften Starrheit aller Züge untergegangen; er hatte ein Gesicht, wie aus bleichgelbem Wachs gebildet. Vom Mönch zurückkehrend, schwankte er langsam an Isenhofern vorüber und sagte mit eintöniger Stimme: „So sterb' ich im Purpur, wie geweissagt ist.“ — Zween Männer führten ihn fort. Wie er wegging, schien sein Antlitz erdgrau, sein Mund bleifarben. Er kniete. Sein Haupt fiel.

Schon lagen der entseelten Leichname neun an der Zahl beisammen. Da stellte der Scharfrichter den zehnten Mann besonders: „Laut Kaiserrecht gebührt bei großen Hinrichtungen der Zehnte dem Nachrichter!“ sagte Meister Peter von Bern. „Aber bei uns gilt Landrecht, nicht Kaiserrecht!“ fuhr ihn der Landammann an: „Thu', was deines Amtes! Schweig, Klaffer!“ — Er hatte diese Worte kaum beendet, ließ sich aus den Haufen des Kriegsvolks abermals die gellende Stimme hören: „Itelhans! Nicht Kaiserrecht, nicht Landrecht wird dich treffen, aber Gottesrecht wird dein Blut vergiessen, wie du heut Blut vergiesset.“ *)

An Isenhofern schien alles Todesgrauen vorübergegangen zu sein, sobald er das Haupt des schönen Hinz fallen gesehen hatte. Der Aufruhr seiner Natur war gestillt, sein Gemüth wieder in gewohnter Kraft aufgerichtet. Er sah gelassen dem Blutwerk zu, und eine stille Freudigkeit, im Gedanken an ein unsterbliches Dasein geboren, erhob ihn über die Schrecken der Gegenwart.

„Seid Ihr nicht Meister Isenhofer von Waldshut?“ fragte ihn Jemand von hinten. Als er dies hörte, schickte er sich munter an, zum Mönch hinüber zu gehen und die Beichte abzulegen; denn er glaubte, man rufe ihn. Er ward aber von dem Frager am Arm zurückgehalten und mit den vorigen Worten angeredet; dann, als er geantwortet, wurde er durch einen unbekannten alten Mann in einige Entfernung von den Uebrigen seitwärts geführt.

„Was habt Ihr mir noch zu sagen?“ fragte ihn Isenhofer.

„Ihr sollt auf diesem Platz stehen,“ erwiederte der Alte, „und die Stätte nicht verlassen, bis man Euch fordert. Ich sag' Euch, lieber Herr, gehorchet.“

„Von wem kömmt der Befehl?“ fragte Isenhofer.

„Ei nun, gleichviel das!“ stotterte der Alte etwas verlegen; setzte dann aber leise hinzu: „Es kömmt vom Freihof von Aarau.“ Damit begab er sich eilfertig hinweg in die Volkshaufen.

Isenhofer war verwundert, daß man ihm in seiner Todesstunde den seltsamen Auftrag überbrachte. Sein Geist sagte dem edeln Gangolf, welchen er ungemein liebgewonnen, das Lebewohl. Dann stieg sein Gedanke wieder über die Welt empor, betend zum Urheber seines Daseins.

Das Häuflein der dem Tode Geweihten ward immer kleiner. Mehrmals ruhte der Scharfrichter und sah mit jämmerlichem Blick auf Reding. Dieser winkte zur Fortsetzung des Werks. Vierzig Leichen lagen neben einander gereiht auf dem Boden. Das Blut floß zusammen; der Wiesengrund trank es nicht mehr. Als der fünfzigste Mann fiel, war's schon nächtlich dunkel geworden. Der Scharfrichter sprach: „Ich kann nicht mehr sehen!“ Reding entgegnete: „Man wird dir zünden, Petermann!“ Und er befahl, Fackeln herbei zu bringen. Ihr flatterndes Licht warf über die bewaffneten Zuschauer, über die Leichen im blutigen Grase, über die noch vorhandenen Opfer einen düstern Schein. Als das neunundfünfzigste Haupt zur Erde fiel, war es volle Nacht. Die meisten Zuschauer hatten sich schon verloren. Als der sechszigste Mann zum Scharfrichter begleitet wurde, begab sich auch Itel Reding hinweg; sei es, daß er selber des wüsten Schauspiels müde, oder von andern Geschäften abgerufen war.

Sobald man seine Abwesenheit bemerkte, lösete sich der Ring der Zuschauer auf, und Alles ging durch einander, wie wenn die Handlung beendigt wäre. Petermann von Bern warf das blutige Schwert zur Erde und trocknete den Schweiß vom Gesicht. Man zog nach allen Seiten davon.

*) Er ward im August 1466 zu Schwyz von einem unbekannten Menschen erstochen. Zwei Stunden nach dem Stiche starb er.

Isenhofer fühlte seine Hände berührt, und das Seil, welches sie band, aufgelöset. Der Alte, welcher ihn auf die Stätte, wo er stand, hingeführt hatte, nahm ihn von da mit sich zu dem nahen Dörflein Känikon.

19.

Die Hütte am Katzensee.

„Gott sei mit all seinen Heiligen gelobt und gepriesen!“ rief der Alte, der wie ein rascher Jüngling lief: „Meister, Euch hat der Himmel wohlgewollt. Nur noch dreizehn sind übrig geblieben. Eilet, eilet von dem verfluchten Ort hinweg. Jesus, Maria und Joseph! ich sehe noch immer Petermanns Schwert und wie er so kläglich zum Landammann hinschaute, wenn wieder ein Rumpf vorwärts gefallen war.“

„Wohin bringet Ihr mich?“ fragte Isenhofer.

„An guten Ort, fraget doch nicht!“ rief keuchend der Alte: „Ich mußt' Euch ja auf den Rettungsplatz hinstellen, damit Ihr einer von den Letzten wäret. Petermann that auch sein Theil, zog das Blutwerk in die Länge; der alte Mönch desgleichen. Man hoffte Erbarmen von der Zeit; der Itelhans hatte keins. Gott sei gelobt in Ewigkeit!“

Damit lief der Alte in einen Stall, zunächst dem Dorfe, führte zwei gesattelte Pferde hervor. Auf das eine hieß er Isenhofern sitzen, auf das andere schwang er sich selbst; dann ritt er im scharfen Trabe davon, Isenhofer ihm nach. Dieser bemerkte, so viel es die Eile der Reise und das zweifelhafte Sternenlicht gestattete, daß sie beide denselben Weg machten, auf welchem er von Zürich vor vier Wochen mit dem unglückseligen Freiherrn von Sax nach Greifensee gekommen war. Es währte aber kaum eine starke Stunde, so ward ihm die Gegend wild und fremd. Der Weg lief rauher bergauf, bergab, bald durch Bäche, bald durch Waldgestrüpp; verlor sich, fand sich wieder und mied die bewohnten Ortschaften. Umsonst trachtete Isenhofer, seinem Führer Rede abzugewinnen. Der ritt auf seinem behenden Klepper stumm vor ihm her durch die Nacht, immer im strengen Trotte. Die nächtlichen Gestalten der Felsen und Baumstämme wanderten links und rechts, wie eilende, finstere Gespenster, vorbei.

Es mochte um Mitternacht sein, da brach der Mond hinter Gewölken hervor, indem er sein blasses Licht über Waldhügel und den zitternden Spiegel eines Sees warf. In nicht großer Entfernung schimmerte röthliches Licht, wie von einem erleuchteten Fenster. Der Alte nahm in geradester Richtung über feuchte Wiesen dahin den Lauf. Rechts rauschte der Wind durch Schilf und Binsen im Moor, links auf einem Hügel ragten im Mondglanz Thurm und gebrochene Mauern eines Schlosses. Vor einer ärmlichen Hütte, unter deren niedrigem Strohdach das erleuchtete Fensterlein strahlte, sprang der Alte vom Rosse.

„Wo sind wir?“ fragte Isenhofer.

„Gott sei gelobt, bei meiner Schwester, am Katzensee!“ antwortete jener: „Nun können wir ruhen. Steigt ab.“

Es trat ein Knabe aus der Hütte, hinter ihm ein altes Weib.

„Bist du's, Hemman?“ rief das Weib: „Jesus Maria, mir ward schon bange um dich, Brüderlein.“

„Das war aber auch ein Ritt!“ sagte der Alte und streckte die steif gewordenen Glieder: „Hör'! der gestrenge Herr ist doch bei dir, hoff' ich?“

„Schon lange vor Nacht kam er,“ antwortete jene, „wollt' aber nicht essen, nicht trinken. Halt dich fein still. Er sitzt im Winkel am Tisch und nickt ein wenig; wollte nicht auf's Lager, bis er dich gesehen.“

„Felix,“ rief nun wohl zufrieden der Alte dem Burschen zu, „die Rosse sind erhitzt, führe sie auf der Wiese um, bis ich wieder zu dir komme.“

„Bist du es, Hemman?“ rief eine Stimme durch's Fenster, die Isenhofer wohl kannte. Es war die Stimme des geharnischten Ritters, der vorige Nacht ihn und andere Gefangene bewacht hatte: „Bist du es, Hemman? Langst du allein an?“

„Nein, mein allerliebster, gnädiger Herr!“ schrie der Alte zurück gegen das durchsichtige Fenster: „Alles ist wohl gelungen. Er ist gerettet!“ — Bei diesen Worten ergriff der Alte Isenhofers Hand und führte ihn in die Hütte. Eine vom Küchenrauch geschwärzte niedere Stubenthür öffnete sich. Isenhofer trat in ein enges, kaum sechs Fuß hohes Gemach, das zum vierten Theil von einem gemauerten, breiten Ofen ausgefüllt war. An einem dicken Tisch, von Tannenholz gezimmert, der fast die Hälfte des kleinen Raums der Wohnung einnahm, saß beim Schimmer der dampfenden Oellampe ein betagter Herr, dem Freude aus dem Antlitz lachte.

„Willkommen, Meister Isenhofer, ins Leben!“ rief derselbe und streckte in froher Bewegung beide Hände nach ihm über den Tisch: „Wie starret Ihr mich doch an, als wär' ich ein Gespenst! Möget Ihr Euch mein nicht mehr erinnern?“

Allerdings war Isenhofer überrascht. Denn er erkannte, nach einigem Besinnen, Herrn Rüdiger Trüllerey, den er im Freihof zu Aarau, freilich in nur jedesmal kurzen Erscheinungen, gesehen hatte.

„Wie nun lief's auf der Wiese von Känikon ab?“ fragte der Ritter weiter: „Erzähle mir du, Hemman, denn der Meister von Waldshut ist von seinem Entsetzen noch nicht genesen. Aber Petermanns scharfe Klinge stand ihm auch schon nah am Genick. — Else! Wo ist die alte Else?

Nun tische deinen Karpfen auf, Else, und vom guten Klosterwein der Herren zu Wettingen!«

»Ritter!« sagte Isenhofer, und seine Augen glänzten feucht, und gerührt drückte er die Hand des frohen Greises: »Ihr also seid mein rettender Schutzgeist gewesen?«

»Das nun wohl nicht!« erwiederte der greise Rüdiger: »Meister, du warst der Einzige, den ich von allen Gefangenen aus Greifensee kannte. Da wir Andern nun den Tod Aller unvermeidlich sahen, traten wir aus dem Kreis und beredeten uns. Es waren eitel wohlgesinnte Herren von Bern, Zug, Luzern. Sie wurden einig, in den Gang des blutigen Geschäftes auf alle Weise so viel Langsamkeit zu bringen, daß bei Einbruch der Nacht noch kaum die Hälfte der armen Sünder abgethan sein sollte. Dann wollte man den Uebrigen, wo sie bis zum Morgen in Verwahr gethan wären, durch List oder Gewalt zur Freiheit helfen. Nun empfahl ich Euch dem Hauptmann von Glarus, der im Kreise Wacht hielt über die Todesopfer, daß er den armen Meister von Waldshut zu den Letzten in der Reihe stelle. Das war Alles. Ich hinterließ darum den Hemman mit guten Rossen und ritt hieher, um nicht das Elend von Räniken zu sehen und um auf jeden Fall Euch sichere Herberge zu bereiten. Nun, Hemman, erzähle du! Wie wurden die armen Leute aus den Krallen des Itelhans erlöset?«

Der alte treue Diener Rüdigers verbeugte sich tief, und berichtete mit umständlicher Breite, wie er zum Hauptmann von Glarus gekommen; wie dieser ihm befohlen habe, selber den rechten Mann unter den Gefangenen auszusuchen und zu stellen; dann, wie nach der Entfernung des Landammanns Reding weiter keine Ordnung geherrscht, und jeder von denen, die noch hingerichtet werden sollten, seinen guten Freund gefunden habe.

Während dieser Erzählung hatte Mutter Else gar rührig den geräumigen Tannentisch mit schwarzem Brod, Emmenthalerkäse, Wein in zinnernen Kannen und gekochten, gebratenen, gebackenen Fischen besetzt, welche eben sowohl den Reichthum des Katzensees in seinen verschiedenen Fischgattungen, als die Kunst der alten Else darthaten, sie schmackhaft zuzubereiten.

»Laß' dir's wohl sein!« sagte der greise Rüdiger zu Isenhofern: »Else hat mir lange im Freihof zu Aarau die Küche bestellt, bis sie das Weib des Wettinger Klosterknechts ward. Auch da hat sie nichts verlernt. Das wissen die geistlichen Herren zu ehren. Bei jedem großen Schmause in der Fastenzeit muß Else noch heut zur Hilfe in die Klosterküche. Vor allen Dingen, Meisterlein, versuch' hier den Karpfen an der braunen Brühe mit Zwiebeln und Mohrrüben! Es wird dir besser schmecken, als das magere Henkersmahl von diesem Morgen.«

Der Gast ließ sich nicht lange bitten. Nüchtern seit dem Frühstück, hatte der Stand auf dem Richtplatz, dann der scharfe Ritt von fast sechs Wegstunden seine Kräfte zur gänzlichen Neige gebracht. Wie diese aber bei der nahrhaften Kost und dem goldhellen Rebensaft vom Markgrafenland allmälig zurückkehrten, gewann er auch die Lust zum Gespräch und seine eigenthümliche Laune wieder.

»Fürwahr,« sagte er, »der Mensch ist ein gemeines Uhrwerk, das seiner Zeit aufgezogen sein will, wenn's gehen soll. Hat der Magen sein Gewicht, läßt sich das Glockenspiel der Zunge lustig hören, und der Verstand, als Zeiger, weiset die rechte Stunde. Meine Augen sehen nun selbst die heutige Mörderei bei Räniken schon anders an, denn diesen Mittag.«

Auf Rüdigers Begehren mußte Isenhofer berichten, durch welche Umstände er zum Wildhans gekommen und in dessen Schicksal verflochten worden sei. Der alte Ritter hörte ihn mit Vergnügen, und gewann immer größeres Gefallen an dem sonderbaren Mann, der so richtig und redlich urtheilte, und auch noch über die schreckenvollsten Augenblicke seines Lebens Scherze fallen ließ.

»Doch heut' ist dir«, sagte Rüdiger, »bei Petermanns Arbeit das Lachen ausgelöschen?«

»Wie Ihr's nehmen wollt, gestrenger Herr!« antwortete Isenhofer: »Ich mag ein ernstes Gesicht gewiesen haben, wann sich das Leben in mir gegen das Sterben sträubte. Aber meine Seele lachte zum Himmel. Ich würde so ruhig vor Petermann ins Gras gekniet sein, wie jeden Abend ins Nachtlager, wenn ichs besteige. Auf der Wiese von Räniken, nicht eine Spanne stand ich da näher dem Tode, als an diesem Tische. Möge drum der liebende König des Lebens walten, der uns hieher schickt und wieder abruft, und es nimmer böslich meint, weder das eine noch das andere Mal.«

Rüdiger setzte, als Isenhofer diese Worte sprach, den schon gehobenen Zinnbecher wieder auf den Tisch, und sah den heitern Redner ganz unerwartet mit derselben Verstorbenheit des Blicks, mit demselben Todesernst an, wie er zum erstenmale im Thurm Rore gezeigt hatte. Isenhofer erschrack beim Anblick der Verwandlung, und wollte eben den Mund öffnen, ihn zu fragen, ob ihm unwohl sei? als jener, wie warnend, die Hand mit vorgestrecktem Zeigefinger um etwas hob und eintönig sagte: »Der eifrige, starke Gott, der die Sünden der Welt heimsucht . . .!«

»Das ist der Priestergott, nicht der Gott des Heilandes, zu dem wir rufen: Abba!« entgegnete Isenhofer.

»Wie?« rief der Alte: »du hattest auf dem Richtplatz vor wenigen Stunden keine Furcht, vor sein Angesicht zu treten?«

»Mit nichten!« erwiederte der Waldshuter: »Glauben, Liebe, Hoffnung! Wir stehen auch jetzt vor diesem Gottesangesicht.«

»Dem Schuldbeladenen ist's verhüllt in tau-

send Finsterniſſen!“ ſagte der Greis und ließ die noch immer gehobene Hand zitternd ſinken.

Iſenhofer ward verlegen. Er ſah, daß Herr Rüdiger in ſeine ehemalige Schwermuth zurückgekehrt war. Er wollte dem Geſpräch eine heitere Wendung geben. Doch wagte er keinen Scherz beim Anblick dieſes ſchreckhaften Geſichts, welches immer ſtarrer und leichenhafter ward. Ohne Zweifel quälte den Greis ein Geheimniß. Iſenhofer empfing durch Rüdigers ſeltſame Reden davon Ahnung, und beſchloß, wenn es möglich ſei, zur Beruhigung des Mannes beizutragen, dem er ſich ſo viel verpflichtet fühlte.

„Erlaubt mir,“ ſagte er, „ein wenig unbeſcheiden zu ſein, Herr Rüdiger. Ihr glänztet eben erſt in der fröhlichſten Stimmung. Warum vertauſcht Ihr nun ſo plötzlich das Freudenkleid, welches Euch ſo wohl anſtand, mit dem Trauermantel?“

Rüdiger ſaß ſtarr da, mit in ſich zurückgewandten Sinnen. Er ſchien nichts zu vernehmen.

„Ich ſollte denken,“ fuhr jener fort, „heut mehr, denn jeden andern Tag, müſſe der ganze Himmel in Eure Seele hineinlächeln, da Eure Menſchenliebe eines Menſchen Leben rettete.“

Rüdiger verrieth durch keine Bewegung, daß Iſenhofers Rede zu ſeinem Ohr gekommen ſei. Die ganze Gegenwart ſchien dem Alten verloren, deſſen Leib wohl in der Fiſcherhütte, deſſen Geiſt in anderer Gegend war.

„Mich dünkt, Herr Rüdiger, Euch wandelt ein übler Zufall an!“ ſagte Iſenhofer nach einer langen Stille, in welcher er den Greis nicht ohne Grauen und Furcht betrachtete: „Eure Geſichtsfarbe iſt anders geworden. Eure Augen und Wangen ſcheinen eingeſunken. Ihr ſeid krank. Wollt Ihr Euch mir vertrauen? Ich war zu Bologna und Paris unter großen Meiſtern der Arzneikunſt obgelegen. Laßt mich wiſſen, wie Euch iſt? wo Ihr den Schmerz fühlt? Schon zu Aarau im Freihof bemerkt' ich, daß Eure Geſundheit ſchwer erſchüttert ſei. Reicht mir Eure Hand. Der Puls wird mir mit ſeinen Schlägen ſagen, ob nicht vielleicht ein ſchleichendes Fieber an Euerm Leben zehrt.“

Als Iſenhofer Rüdigers Hand ergriff, den Puls zu ſuchen, wandte Rüdiger ſtillſchweigend und wie träumend den Kopf nach ihm, zog die Hand zurück, ſtand raſch auf hinterm Tiſch, ging hervor und im engen Raum des Gemachs unruhig auf und ab. Auch Iſenhofer erhob ſich, und folgte dem Alten lange mit den Augen. Dann redete er ihn abermals an und ſprach: „Macht mich glücklich. Ich habe eine ſchwere Schuld abzutragen.“

Rüdiger blieb vor Iſenhofern bei dieſen Worten ſtehen, ſeufzte und ſagte: „Eine ſchwere Schuld? Du, Meiſter?“

„Die Schuld eines ganzen Lebens!“ antwortete Iſenhofer.

„Und kannſt ſie nicht mehr abtragen?“ fragte Rüdiger mit düſterm, forſchendem Blick.

„Wohl kann ich's, wenn Ihr nur wollt!“ antwortete jener: „Ich bin Euch die Lebenstage ſchuldig, die mir noch vergönnt ſind. Ohne Eure Sorge läge dieſen Augenblick mein Leichnam bei den neunundfünfzig Enthaupteten auf der Wieſe von Näniken. So geſtattet mir, erkenntlich zu ſein, und dies Leben, das ich Euch danke, dem Dienſt und Wohl des Eurigen zu widmen, ja, wär' es nöthig, für das Eurige zu opfern.“

Herr Rüdiger ſchüttelte den Kopf, ſetzte den unruhigen Gang im Gemach wieder fort, hielt dann wieder vor Iſenhofern ſtill und ſagte: „Gut, gut! Ich will. Mach' eine Wallfahrt mit mir gen Rom.“

— Warum nach Rom?

„Daß ich meine Ruhe finde an den Schwellen der heiligen Zwölfboten, wenn mir der Himmel es verſagt, meinen Frieden anderswo zu finden.“

— Wer könnt' Eure Ruhe nehmen oder genommen haben?

„Die Hölle.“

— Das kann ſie nicht, Herr Rüdiger.

„O ſie kann's! Sie ſtreckt ihren ſcheußlichen Arm tief hinein in mein Leben. Glaub' mir's! — Geh' ſchlafen. Heut' nichts mehr. Ziehſt du mit mir im Land umher oder nach Rom?“

— Wohin Ihr wollet. Aber darf ich . . .

„Morgen, Iſenhofer, du mußt es wiſſen, ſollſt es hören. Geh' ſchlafen. Sieh, im Kämmerlein hier iſt uns gebettet. Ich folge dir bald nach. Geh' ſchlafen.“ Damit öffnete der Ritter das Seitenkämmerlein, wo der Erdboden mit friſchem Stroh belegt und mit grobem, doch ſauberm Linnen bedeckt war.

Iſenhofer gehorchte und warf ſich auf dies Lager. Rüdiger verſchloß die Kammer. Iſenhofer hörte ihn aus dem Zimmer gehen und aus der Hütte. Er wollte ihm nacheilen, denn es ward ihm für den Greis bange. Doch gab er den Vorſatz wieder auf, im Beſorgniß, dem Ritter mißfällig zu werden, oder durch Zudringlichkeit ein eben ankeimendes Vertrauen zu zerſtören. Er erwartete ihn lange vergebens und entſchlummerte. Der ſchickſalsſchwere Tag mit ſeinen Wechſeln hatte die Kraft des Mannes erſchöpft.

20.

Die Erzählung.

Spät Morgens erwachte Herr Iſenhofer von einem langen und tiefen Schlaf. Das Geſtrige war durch den Zauber desſelben zum ſchattenhaften Traum geworden, der neben Glanz und Wärme der Gegenwart erbleicht und werthlos zurückzutreten begann. Selig der Mann, welcher eine Gegenwart lebt, und ſie nicht in Sehnſucht oder Klage um das Vergangene vergißt,

oder sie leichtsinnig gegen Hoffnungen des Künftigen wegtauscht!

Keine Spanne weit von sich ward er auf dem Strohbett an seiner Seite den Greis gewahr, gestiefelt und gespornt, aber in einen braunen, groben Wollenmantel gewickelt, dessen Kutte, von hinten über den Kopf gezogen, die Stelle einer Kappe versehen mußte. Neben demselben lag das entblößte Schwert. In den auf der Brust gefaltenen Händen hing ein Rosenkranz. Blässe hatte die scharfen Züge des Antlitzes überflossen. Er glich einem zur Schau gelegten Todten, der, obwohl Ritter, nach damaliger Sitte der Frömmigkeit, in einem Mönchskleid zur Erde bestattet werden sollte.

Doch bei Isenhofers erster Bewegung schlug auch Herr Rüdiger Trüllerey die Augen auf. Man begrüßte sich mit freundlichen Wünschen, ordnete den zerstörten Anzug; wusch Kopf, Bart, Hals und Hände im kalten Wasser; that seine Morgengebete und entnüchterte sich durch einen kräftigen Imbiß, während die geschäftige Else mit tausend Worten die schlechte Bewirthung entschuldigte.

Als sie darauf vor die Hütte hinaus traten, die Reinheit und Frische des Maimorgens zu athmen, sprach Herr Rüdiger: „Freund, du versprachst, mein Wandergefährte zu werden, mich sogar nach Rom zu begleiten. Ich entlasse dich des Wortes, wenn es dich gereut.“

„Nein,“ erwiederte Isenhofer, „entbindet mich der Zusage nicht, in so fern sie Euch gefällig kam. Ich hab' Euch eine große Schuld abzutragen, und bin froh, diese Blutbühne des gräuelhaft geführten Krieges nicht länger zu sehen. Ihr aber werdet Euch erinnern, daß Ihr mir das mitzutheilen verhießet, was Euch bedrängt und zur Fahrt nach den heiligen Gräbern treibt.“

„Das hab' ich Niemandem noch offenbart!“ sagte der Alte ernst: „Meister, ich habe zu dir Zuversicht gewonnen, wie noch nicht leicht zu einem Sterblichen. Was ich dir anvertrauen will, wird selbst Gangolf, mein Sohn, erst vernehmen, wenn ich nicht mehr am Leben bin. Du hingegen gelobst mir Verschwiegenheit, bis ich im Grabe liege.“

Isenhofer streckte die Hand zum Himmel und sagte: „Bei Gott und seinen Heiligen allen!“ Dann reichte er dieselbe Hand bekräftigend dem Ritter.

Beide gingen in Gesprächen über die feuchten Wiesen gegen den Berg, auf dessen Rücken hoch über dem Thale das Städtlein Regensberg im Sonnenlicht glänzte. Daneben streckten, schwarz und rußig, Thurm und gebrochenes Gemäuer des ausgebrannten alten Schlosses Regensberg ihr Gestein in die Luft, ein Bild schauerlicher Wehklage über der Menschen Grimm. Es war erst vor zwölf Monaten von den Eidsgenossen zerstört worden, nachdem es in ehrwürdiger Herrlichkeit beinahe fünf Jahrhunderten Stirn geboten hatte.

Die Sonne stand schon hoch. Die Lustwandelnden suchten am Berghang einen Schattenplatz unter wilden Birnbäumen. Vor ihnen, hinter den grünen Wiesen, zog spielend der Morgenwind im beweglichen Spiegel der Zwillingsseen weitgekrümmte Furchen. Isenhofer hatte bisher von seinen Reisen in Deutsch- und Welschland, von seinen Verhältnissen zu den Falkensteinen, von seiner ersten Bekanntschaft mit Gangolf, von Ursula's Untreue, von dem stürmischen Rittertag zu Seckingen und dem Tode des Freiherrn von Sax erzählt. Der greise Rüdiger, welcher ein aufmerksamer Zuhörer gewesen, seufzte und sprach: „So mög' es sein. Es ist ein starker und eifriger Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern! Der Glanz meines alten Hauses ist erloschen. Gangolf muß, als ein armer Edelmann, durch die Welt ziehen, bis er dem Tode begegnet. Ich hoffte noch, daß er sich durch Verbindung mit dem Hause Falkenstein aufrichten werde. Nun ist auch das vereitelt!“

— Wollet Ihr für den Gangolf Kummer leiden, dem sein Arm und sein Herz Ueberfluß gewinnen, sobald er ihn will? sprach Isenhofer: Erbe dereinst Eurer Güter und . . .

„Nein!“ unterbrach ihn rasch Herr Rüdiger: „Er hat kein Erbe. Er wird Bettler sein. All mein Besitzthum hat einen andern Herrn. Und entdeck' ich diesen nicht, so fällt Alles der Kirche zu, damit meine Seele Ruhe finde.“

— Die Kirche wird das Geld nehmen, aber Ruhe gibt nur Gott! sagte Isenhofer lächelnd: Doch bitt' ich, lasset mich erfahren, wie Ihr die Sache meint. Wer ist der andere Herr, von dem Ihr nicht einmal zu wissen scheint, wo Ihr ihn entdecken müsset?

„Es ist der Freiherr Jörg von Ende, Herr zu Grimmenstein, im Rheinthal. Hast du jemals von ihm gehört?“ sagte Rüdiger.

— Von manchem Ende, antwortete Isenhofer, aber von keinem Menschen, der sein Ende schon im Namen hat.

„Ich war ein wilder Gesell,“ fuhr der Ritter fort, „zur Zeit, als die Berner, auf Befehl des Kaisers Sigmund und der Kirchenversammlung zu Konstanz, den Aargau einnahmen. Mein Vater hielt mich streng, wie ein unmündiges Kind, doch hatt' ich meine dreißig Jahre damals schon voll. Wir waren selten zusammen eins. Er hielt zu den Bernern; ich mit dem übrigen Adel zum geächteten Herzog Friedrich von Oesterreich. Im Zorn stieß er mich endlich von sich aus, und verbot mir, je wieder vor seinen Augen zu erscheinen. Ich ging lachend in die Welt hinaus, froh, der Mißhandlungen meines Vaters und seiner magern Kost los zu sein. Ein gutes Pferd, ein gutes Schwert, das war mein Reichthum. Damit hofft' ich mir genug zu erwerben. Ich trieb mich eine gute Weil' umher, anständigen Herrendienst zu finden. Als aber mein geringes Geld zur Neige ging, gerieth ich ins Verzagen.

Heimzukehren in den Thurm Rore und des Vaters Gnade zu erflehen, verdroß mich; als gemeiner Söldner und Knecht mit niedrigem Dienst den altadelichen Namen meines Hauses zu beflecken, schämt' ich mich. Da nannt' ich mich Günther von der Weide, entschlossen, des schlechtesten Gewerbes wegen nicht roth zu werden, und müßt' es auch Räubergewerb sein."

— Wie kamet Ihr zu dem zarten, bürgerlichen Gewissen? sagte Isenhofer: Dies Gewerb ist rein adelich, und eine freie Kunst, vor der kein Kaiser und kein König roth wird, wenn er fremdes Land überzieht. Aber Kleinigkeiten rauben, nur arme Pilger und Kaufleute überfallen und ausplündern, nun freilich, das ist stinkend. Wie triebt Ihr's?

„Es kam anders!" sagte Rüdiger, dessen ernstes Gesicht zu verrathen schien, er habe an Isenhofers Scherz keinen Gefallen: „Zu St. Gallen in der Herberge, als ich traurig da saß, redete mich ein reicher Herr an, von etwa fünfunddreißig Jahren, der mit großem Troß von Pferden und Hunden angekommen war, den Abt zu besuchen. Er war schlank und schön, von ungewöhnlicher Größe, prächtig gekleidet, freigebig, lebhaft und gesprächig. Sobald er von mir vernahm, wo mich's drücke — ich erzählte ihm ein Mährchen von Kriegsunglück —, sprach er mir zu: Wohlan, Günther von der Weide, Leute deines Schlages kann ich brauchen. Tritt in mein Gefolge. Dich soll's nicht gereuen! — Das war der Freiherr Jörg von Ende. Ich folgt' ihm. In manchem Fürstenschlosse wohnte nicht so viel Wohlleben und Pracht, als auf der Burg Grimmenstein.

„Nicht Alles ist Gold, was glänzt, sagt's Sprichwort. Der Freiherr lebte in unglücklicher Ehe und täglichem Streite mit seinem Weibe und den Verwandten desselben. Jörg war ein edler Mensch, aber reizbar, stürmisch, jähzornig; seine Gemahlin hingegen ein Ausbund des Schlechtesten, verlogen, verbuhlt, rachsüchtig und verschmitzt. Sie lebte mit einem jungen Edelknecht, der Konrad genannt ward, in heimlicher Unzucht. Sie wiegelte nicht nur ihre Brüder gegen den Freiherrn auf, sondern stiftete selbst zwischen ihm und seinen eigenen Blutsfreunden Todfeindschaft. Er aber, dessen wilden Zorn im Hause Alle fürchteten, hatte Händel mit sämmtlichen Nachbarn weit umher; damals, als ich zu ihm kam, noch Fehde dazu mit einigen Reichsstädten. Sein böses Weib wünschte ihm gern den Untergang.

„Jörg gewann mich lieb. In manchem blutigen Strauß stand ich ihm wacker zur Seite. Er beschenkte mich fürstlich aus jeder gemachten Beute. Ich wußte mich in seine Launen zu schicken, sein Auffahren zu ertragen. Ich ward sein Freund, sein einziger in der Welt. Mir vertraute er Alles. Er weinte oft herzlich an meiner Brust, daß er so unglücklich sei und meistens durch Schuld seiner eigenen Gemüthsart.

„Nun begab sich ein großer Unfall. Es war im Frühjahr 1416, daß sich Junker Jörg nach Konstanz begeben hatte, um mit einigen Prälaten und Herren der Kirchenversammlung Unterredung zu pflegen. Er wohnte aber daselbst in großer Heimlichkeit, denn er hatte Fehde mit der Stadt. Niemand war mit ihm, als Konrad, der Edelknecht. Am Palmabend erhob sich heftige Klage in der Stadt, es hätten die Diener des Freiherrn von End ein Schiff auf dem Bodensee aufgefangen, darin viel Korn und anderes Gut gewesen, das denen von Feldkirch, Konstanz und andern Leuten gehört habe. Schon zuvor hätten des Freiherrn Diener einige geistliche Personen, Bischöfe und Aebte, die zur Kirchenversammlung reisen wollten, angerannt auf den Landstraßen und beleidigt. Der Lärmen ward groß in Konstanz. Da ging Konrad der Edelknecht tückisch und verrieth seines Herrn Aufenthalt. Er selbst aber entwich aus der Stadt über den See. Man eilte ihm jedoch nach, fing ihn und ertränkte ihn im See mit Harnisch und Gewand."

— Wohlgethan! rief Isenhofer dazwischen.

„Als die Botschaft nach Grimmenstein kam, daß die von Konstanz wollten über den Junker Hochgericht halten," fuhr Rüdiger fort, „spottete die Freifrau, und sagte: so ist der Wolf in der Falle! Ich glaube noch heut, daß dies Weib, in Abwesenheit ihres Gemahls, den wüsten Handel ihm zu Leid angestellt habe. Denn er selbst wußte von dem Vorgefallenen nichts. Doch ehrenhalber gingen einige seiner Freunde nach Konstanz, für sein Leben zu bitten. Ich gesellte mich zu ihnen. Sie erreichten beim Rath zu Konstanz ohne große Mühe, daß sein Leben gefristet, seine Burg Grimmenstein aber den Konstanzern eingeantwortet und zerstört werden sollte. Bis dahin müsse er gefänglich in der Stadt bleiben, und dann Urfehde schwören, weder denen von Konstanz noch andern Reichsstädten Leides zuzufügen.

„Wie wir in den Thurm kamen, dem Junker dies harte Urtheil zu hinterbringen, gerieth er in erschreckliche Wuth über seine Dienerschaft und über den Rath von Konstanz. Doch mußt' er sich darin ergeben. Da seine Blutsfreunde von ihm gingen, behielt er mich allein bei sich und sagte: Sie sind allesammt Verräther und Schelmen an mir, die mich verderben wollen. Es soll ihnen allen nicht gelingen. Ich habe wohl noch, daß ich mehr als zwei neue Schlösser, wie Grimmenstein, bauen kann! — Dann fiel er mir um den Hals und sagte: Mein lieber Freund Günther, auf dich allein setz' ich meine Zuversicht, du kannst mich retten. Schwöre mir vor Gott, daß du gehorsam und verschwiegen sein wollest. Ich möchte dir etwas Wichtiges vertrauen. — Darauf that ich auf den Knien einen theuern Eid, nach seinem Willen zu leben."

Hier hörte der greise Rüdiger auf zu erzählen. Er faltete seine Hände krampfhaft vor sich hin. Seine Augen waren halbgeschlossen, die Mienen

seines Gesichts schmerzhaft verzogen. Es zuckte sein Odem, als wenn er weine; doch entkam seinem Auge keine Thräne. Mit den Lippen sprach er einigemal leise das Wort: „Meineid! Meineid!“ aus. Herr Isenhofer betrachtete den alten Mann neben sich mit Grausen und Mitleiden, doch wagt' er denselben durch kein Wort zu stören.

Erst nach geraumer Zeit sammelte sich der Greis wieder und sagte: „Nun, Meister, du sollst ja Alles wissen. Der Freiherr offenbarte mir, er habe eine Truhe, nicht nur voll geprägten und ungeprägten Goldes, sondern auch zum Theil voll von Perlenschmuck und edeln Steinen. Er bezeichnete mir den heimlichen Ort in der Burg, wo der Schatz wohl verborgen und verwahrt war, und sagte: Eile nach Grimmenstein und bemächtige dich der Truhe. Bringe sie anher, und wär' ich noch nicht frei, so überantwortest du sie Niemandem, am wenigsten meinem Weibe, oder deren und meinen Blutsfreunden. Sondern, lieber Günther, du bewahrest sie, bis ich sie selber von dir abfordere, oder der dir in meinem Namen — hier zog er mir den Ring vom Finger ab — diesen deinen Ring zurück bringt, den ich von nun an bis dahin behalte. — Nachdem Freiherr Jörg dies gesprochen hatte, eilt' ich, seinen Auftrag zu vollstrecken. Ich fand den Schatz von Grimmenstein und hob ihn am Ostertag, kurz zuvor, ehe die Veste am Abend denen von Konstanz eingeantwortet wurde. Ich verbarg mich, weil die Gegend unsicher war, in einer Bauerhütte. Ich sah am Dienstage die Flammen aus der Burg aufsteigen. Wie ich nach Konstanz kam, sagten sie mir, der Freiherr Jörg von End sei losgelassen; man wisse nicht, wo er hingekommen sei!“

Rüdiger schwieg hier abermals, als müsse er Kraft schöpfen. Dann fuhr er mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme fort: „Isenhofer, da ward ich vom Teufel versucht und vollkommen überwältigt. Denn ich eignete mir den Schatz zu, floh nach Straßburg, kaufte mir prächtige Kleider, legte meinen falschen Namen ab, und kam gar stattlich wieder gen Aarau in die Veste Rore zu meinem Vater. Als dieser von mir erfuhr, daß ich im Kriege reiche Beute gemacht habe, womit ich sein verpfändetes und verschuldetes Gut frei machen könne, ward er mir sehr hold und gewogen; ließ mich nicht mehr von sich, vermählte mich, und war bis an das Ende seiner Tage ein zärtlicher Vater. Ich aber konnte nicht alle Tage froh sein, wie er. Mein Weib war die zärtlichste Gattin und Mutter, ein Muster christlicher Frömmigkeit. Sie starb heiter, gleich einer Heiligen, und pries das Glück ihres Lebens, das sie in meinem Arm genossen hatte. Ich aber war nicht alle Tage froh gewesen.

„Erst zwanzig Jahre nach der Zerstörung des Grimmensteins forscht' ich, doch heimlich nur, nach dem Loose des Freiherrn Jörg von Ende. Ich durchreisete die Gegenden im Rheinthal. Ich sah die Trümmern seiner Veste. Acht Tage lang hatten sechszig Mann arbeiten müssen, um die dicken Mauern zu schleifen. Ich sprach die Verwandten des Freiherrn. Sie besaßen sein Gut. Die Zugehörden von Grimmenstein hatte Ludwig von Ende dem Spital der Stadt St. Gallen verkauft. Aber Niemand wußte, wohin der Freiherr Jörg gekommen sei, der nach Einäscherung seines Schlosses noch einige Jahre am Bodensee auf seinen Gütern gewohnt hatte, und dann, nach dem Tode seiner ruchlosen Frau, für immer verschwunden war. Einige sagten, er sei in ein Kloster gegangen; Andere, er sei nach Jerusalem auf die Wallfahrt Andere behaupteten, Reisende hätten ihn im Tirol, als Waldbruder, gesehen.

„Nun aber bin ich auf, ihn zu suchen. Ich weiß, er lebt! — Gottes Erbarmen ist mit mir; will nicht des Sünders Tod, sondern meine Erlösung vom Meineid! — Ja, er lebt! Es ist mir vom Himmel selber offenbart. Nun, Meister Isenhofer, weißt du Alles. Bewahre mein Geheimniß! Du willst mein Gefährte sein. Ich suche den betrogenen, verrathenen Freund, daß ich ihm das Seine zurück gebe. Noch kann ich Alles zurück erstatten. Aber ich und mein Sohn Ganolf sind Bettler. Wir haben nichts mehr. Und sollt' ich seines Todes sicheres Zeugniß empfangen, gehört mein Hab' und Gut der Kirche an. In der Trüllereyen Hand soll kein unrecht Gut liegen. Ich hab' daheim mein Haus bestellt!“

Hier schwieg der Alte. Meister Isenhofer betrachtete ihn seitwärts, wie er mit in den Schoos gefaltenen Händen, auf die Brust niedergesenktem Haupte, bleich und erschöpft neben ihm saß, und sagte dann: „Ritter, Euer Meineid, Euer Verbrechen jagte mir einen Schauder ab. Aber seid getrostes Muthes. Ihr waret ein arger Sünder; schon jetzt seid Ihr das nicht mehr. Ich helf' Euch den unglückselgen Freund suchen, und wär' es am Ende der Welt. Indessen müßt' Ihr mir doch sagen, woher Ihr wisset, daß er noch lebt? Denn unter uns, ich traue den himmlischen Offenbarungen in unsern Zeiten nur halb.“

Rüdiger seufzte schwer auf, gab jedoch keine Antwort.

„Sind zum Beispiel bei dieser Offenbarung Kloster- oder Weltgeistliche geschäftig gewesen?“ fuhr Isenhofer fort, indem er die Achseln zuckte und die Unterlippe in die Höhe drückte: „Pah! ich gebe keinen Angster dafür. *) Diese Herren treiben heutiges Tages in ihren geistlichen Arzneiladen mit allen überirdischen Dingen Handel für das liebe Geld. Sie können Sünden-Ablaß und Gespenster, Erlösung vom Fegfeuer und Kobolde, Wunder und Teufelsverbannungen, Offenbarungen und Geisterbeschwörungen, kurz Alles feil haben, was man sucht.“

„Nichts, nichts!“ rief Rüdiger heftig: „Jörg von End ist mir selber erschienen!“

*) Eine damalige kleine Scheidemünze.

„Wie, er selber?“ fuhr Isenhofer mit Erstaunen auf: „Im Traum?“

„Nicht im Traum!“ sagte Rüdiger: „O das war kein Träumen! Lebendig war er's. Wie du hier neben mir, so stand er vor mir im Thurm Rore zu Aarau. Es sind noch keine zwölf Wochen, da stand er vor mir.“

„Warum denn liesset Ihr ihn von hinnen ziehen, ohne ihm sein Eigenthum zuzustellen?“ fragte Isenhofer etwas ungläubig: „Warum müssen wir ihn jetzt suchen? Warum scheint Ihr zu zweifeln, ob Ihr ihn je finden werdet? Die Offenbarung ist mir etwas verdächtig. Verzeiht meiner Thomas-Natur.“

„Isenhofer, du wirst nicht mehr so sprechen,“ sagte der Greis, „wenn du Alles gehört hast. Seit manchem Jahr schon hatt' ich die Edelsteine und das Perlengeschmeide nicht betrachtet; denn ich konnte das nie ohne Zittern. Nun geschah es dennoch. Es sind noch nicht zwölf Wochen seitdem. Mein Sohn Gangolf war auf der Heimkehr von Paris. Und als ich den Reichthum beschaute, gerieth ich in schwere Versuchung; der größte Theil des Goldes war zur Zahlung von meines Vaters Schulden verwendet worden. Aber der übrige Schatz, wem gehörte er? Es gelüstete mich, ihn mir anzueignen; meinem Hause dafür Zehnten und Bodenzinse oder eine Herrschaft anzukaufen, auf daß die Falkensteine sähen, Gangolf sei kein armer Ritter, der sich von ihnen müsse füttern lassen. Doch gelobt' ich der heiligen Jungfrau in der Kapelle der Klosterfrauen zu Aarau den schwersten Perlenschmuck, daß sie meine Fürbitterin bei Gott werden möge. Ich schrieb der Priorin und dem Konvent der Klosterfrauen wirklich den Uebergabebrief, und gedachte ihn folgendes Tages selber in deren Hofstatt zu tragen.

„Darüber war es Nacht geworden. Als ich zu Bett gegangen und noch nicht ganz eingeschlafen war, ward ich aus dem Halbschlummer geweckt. Denn in der Stube ward ein Geräusch und ich hörte mich bei meinem falschen Namen deutlich und von einer bekannten Stimme rufen: Günther von der Weide! — Ich erschrack ausser der Maßen. Ich hielt die Augen verschlossen. Mich fror. Ich wollte mir selber weiß machen, es sei Traumwerk. Darauf ward ich noch einmal gerufen, viel heller, denn das erstemal. Die Stimme hallte im Thurm wieder. Beim dritten Ruf aber konnt' ich mich selbst nicht mehr täuschen. Der Mund dessen, der mich beim falschen Namen nannte, war hart vor meinem Ohr; ich fühlte seinen eiskalten Odemzug; — ich fühlte — seine kalte Hand fühlt' ich, wie sie sich in meine Brust tief einkrallte, als wollte sie mir das Herz aus der Brust reissen. Ich that einen Schrei vor Schmerz. Ich sprang aus dem Bett. Der Mond im letzten Viertel leuchtete hell über den Hungerberg in mein Gemach.“

Isenhofer lächelte mitleidsvoll und hätte den Greis, dessen Gesicht immer verstörter ward, gern beruhigt. „Laßt's gut sein,“ sagte er: „also doch zuletzt ein schwerer Traum und nichts weiter.“

„Ein schwerer Traum?“ entgegnete der alte Ritter, nestelte dabei Wamms und Leibchen auf, entblößte weit die breite Brust und deutete mit dem Finger auf die Stelle des Herzens. Da sah man diese Stätte blaugelb unterlaufen, und ringsum fünf Wunden, die geblutet hatten, wie von den Fingernägeln eines Mannes eingeschlagen, alle noch vom verhärteten Blut darüber deutlich gezeichnet. Genau ließ sich die Stelle, wo der Daumennagel gelesen, durch die größere Narbe und ihre gleichweite Entfernung von den vier übrigen Wundmaalen erkennen. „Heißt das träumen?“ sagte der Alte mit gedämpfter Stimme, und bedeckte sich die Brust wieder. Isenhofern ward etwas wunderbar zu Muth. Er konnte seine Augen nicht Lügner heißen, und wollte doch seinen Augen zu gefallen nicht den Verstand weggeben.

„Aber nun sah ich ihn ja selber!“ fuhr Rüdiger fort: „Jörg von End saß auf der Eisenkiste, worin die Truhe mit dem Schatz liegt. Der Mond beschien ihn zur Hälfte klar, daß ich jedes Zucken seiner Mienen, jedes Haar seines Kopfes deutlich sah. Ich bin kein Furchtsamer. Doch bei dem Anblick empfand ich, daß sich mein Haupthaar vor Entsetzen emporsträubte. Da streckte er die Hand in den Mondschein aus und sagte: Kennst du den hier noch, Günther? — Er zeigte mir meinen Ring, mit dem grünen Smaragd darin, den er mir in Konstanz vom Finger gezogen hatte, und drehte ihn links und rechts im Licht des Halbmondes. Ich erkannte meinen Ring. Nach diesem steckte er denselben wieder an seine linke Hand und sagte: Keinen Stein, keine Perle sollst du von meinem Eigenthum vergeuden, meineidiger Günther, oder ich fordere dir deine Seele ab. Bilde dir morgen nicht ein, ich sei nicht bei dir gewesen. Morgen hast du zum Wahrzeichen diesen Ring an der Hand. Wo ich aber bin, sag' ich dir nicht. Es ist an dir, Meineidiger, mich zu suchen. Ich habe dir nun den Sündenfrieden aus der Brust gerissen! — Als ich dies hörte, ging ich zitternd gegen ihn, kniete vor meinem alten Herrn und Freunde nieder und sagte: Seid Ihr es denn wirklich selber, oder ist's Euer abgeschiedener Geist, der wegen des Schatzes umgeht? — Er aber setzte seinen Fuß gegen meine Brust, und stieß mich mit solcher Gewalt, daß ich weit zurückflog und, mit dem Gesicht gegen die Mauer geschmettert, die Besinnung verlor. Ich lag noch Morgens am Erdboden, als ich mein Bewußtsein wieder erhielt. Ich fühlte mich sehr schwach. Die Fußdielen des Gemachs waren weit mit Blut überflossen. Mein Gesicht war blutig. Ich hatte den Schmerz der Wunden auf der Brust. In meinem Gemach lag Alles in unbegreiflicher Zerstörung, und die Uebergabe-Schrift fand ich zerrissen in meinem Blute.“

Isenhofer schüttelte, als der Alte schwieg,

ernsthaft den Kopf, wie einer, der mit sich selber uneins ist. „Indessen könnte es doch Traum, fieberhaftes Delirium mit halbdunkelm Bewußtsein verbunden gewesen sein!“ sagte er zu Herrn Rüdiger: „Euer Geblüt mochte vom Gedanken an die vergangene Zeit, oder vom Schreiben und Nachdenken erhitzt sein. Ihr fühltet Fieberangst, hörtet Stimmen, empfandet Schmerz, kralltet vielleicht bewußtlos unter krampfhaftem Schmerz Eure eigene Faust in Euer Fleisch ein, spranget aus dem Bett, träumtet mit offenen Augen, richtetet die Zerstörung an, während die Einbildungskraft in Fieberwehen Gespenster zeigte, bis Ihr in einer Art Betäubung das Gesicht an der Wand zerschluget, und in starker Verblutung ohnmächtig wurdet. Es könnte doch sein, Herr Ritter; denn Krankheitszustände dieser Gattung gehören nicht zu den unerhörten.“

Der Alte verneinte aber mit stillem Kopfschütteln; hob die Hand, und zeigte an derselben einen dicken goldenen Ring, in dessen Kästlein ein grüner, zierlich geschliffener Smaragd mit der Trüllereyen Wappen zu sehen war. „Da ist der verheißene an meiner Hand wieder!“ sagte Herr Rüdiger: „Vor achtundzwanzig Jahren zog ihn mir Jörg von End ab. Seit drei Monaten trag' ich ihn wieder.“

Verblüfft starrte der weltkluge Waldsbuter bald den verhängnißvollen Ring, bald den Nachbar an. Sein Verstand zermarterte sich vergebens, den Knoten des grauenvollen Räthsels zu lösen, und behielt doch die feste Ueberzeugung, daß hier Selbsttäuschung oder fremder Betrug obwalte. In diesem Widerspruch mit sich verzog er die Miene zum Lachen über sich selber. Rüdiger bemerkte es mit verdrießlichem Blick, und sagte: „Du zweifelst noch an der Wahrheit?“

— Verzeiht, Herr Ritter! erwiederte Isenhofer: Mein eigener Verstand wird mir lächerlich, wie ein Schulbube, der vor einem Taschenspieler mit Entsetzen Reißaus nimmt. Seid Ihr gewiß, daß Ihr den Jörg von End und keinen Andern in der Nacht bei Euch sahet? Woran erkanntet Ihr ihn sogleich und so bestimmt?

„An seinen Geberden, an seiner Stimme, ich möchte sagen, an seiner Kleidung sogar!“ antwortete Rüdiger: „Er war ganz so, wie ich ihn immer gesehen hatte.“

— Nun denn, schrie Isenhofer lebhaft, so konnte das der Freiherr nicht sein, sondern Eure Einbildungskraft entlehnte dessen Gestalt aus Euerm Gedächtniß. Bedenket Ihr nicht, daß der Mann, welcher vor achtundzwanzig Jahren erst fünfunddreißig alt war, jetzt ein Greis von dreiundsechszigen sein müsse?

Herr Rüdiger ward durch diese einfache Bemerkung sehr überrascht. Er schaute ein Weilchen sinnend, und an sich selber irre geworden, ins Blaue hinaus; dann sagte er halblaut: „Aber dieser Ring! er ist doch wahrhaft der, welchen ich dem Freiherrn gegeben.“

— Und Ihr hattet ihn Morgens nach der Erscheinung am Finger? fragte Isenhofer.

Der Ritter antwortete: „Das nicht! Aber am Abend desselben Tages, als ich unter der Pforte meines Thurmes stand, stürzte ein häßliches Zigeunerweib in den Freihof, das von den Stadtknechten verfolgt war. Es hatte ein Huhn gestohlen. Wegen so unehrbarer Sache wollt' ich der Hexe keine Freistatt gewähren; sie aber betrachtete mich scharf mit den schwarzen Augen, und sagte: Sei gegrüßt, Herr Günther von der Weide; wenn du mich aus dem Freihof stoßest, hast du dein Glück verstoßen. Du kennst mich nicht, aber ich dich an der Schramme über der linken Augenbraune. Weißt du, wir sahen uns im alten Bauernhaus, da du die Truhe von Grimmenstein versteckest, und das Schloß des Jörg von End brannte! — Isenhofer, da erstarrte ich, als das Weib solches sprach. Es nahm meine Hand und betrachtete darin die Linien, und sagte: Du suchst Verlornes, ich bring' es dir, wenn du mich verbirgst und aus den Händen der Verfolger rettest. Du hast Kummer, ich kenne das Kräutlein dafür. — Ich verbarg darauf die Aegyptern in eine verborgene Kammer des Thurms. Da fragt' ich: Wenn du wahr redest, so zeige mir das Verlorne, was ich suche. — Sie übergab mir grinsend den Ring, welchen sie in einem Walde bei Winterthur gefunden zu haben vorgab. Und als ich in sie drang, mir zu sagen, von wem sie wisse, daß er der meinige sei, sagte sie: vom Wappen über der Pforte des Freihofes.“

— Die Diebin hat ihn gestohlen! rief Isenhofer; Doch ein seltsamer Zufall — oder, wenn Ihr lieber wollt, Werk der ewigen Vorsicht ist's, daß Euch der Goldreif zukam, während Ihr die Nacht zuvor im Rausch des Fiebers Dinge träumtet und sahet, welche Euch beinahe schon dreißig Jahre lang heimlich gefoltert hatten.

„Nenn' es, Meister, wie du willst!“ sagte Herr Rüdiger: „Hier aber ist eine furchtbare Hand geschäftig! Auch ich glaubte, die Zigeunerin habe den Ring entwendet, und wem anders, als dem Freiherrn Jörg? Sie läugnete, selbst als ich mit Folter und Galgen drohte, beharrlich. Doch behauptete sie, ihm noch vor mehrern Monaten bei Eglisau begegnet zu sein, und, wenn ich ihr zur Freiheit helfe, ihn zu finden; denn das sei mein Kummer, dafür sie das Kräutlein kenne.“

Ungläubig lächelte Isenhofer und sagte: „Ich kenne dies Gesindel. Es lebt vom Wahrsagen, aber nicht vom Wahrreden!“

„Ich aber muß dem Weibe vertrauen!“ entgegnete Rüdiger: „Denn es hat mir viele Geheimnisse entdeckt. Auch kann ich mir vorstellen, wie dies ägyptische Volk, das in allen Ländern umherzieht, Alles erforscht und erspäht, und sich einander auf Kreuzwegen, in Ställen und Wäldern begegnet, leichter, denn wir Andern, auskundschaftet, was es wissen will.“

„Wo ist die Zigeunerin geblieben?“ fragte Isenhofer: „Ihr liesset sie entwischen? Die Hexe weiß ohne Zweifel vom Freiherrn Jörg mehr, als sie gut fand, Euch zu sagen.“

„Ich gab ihr die Freiheit, nachdem ich sie lange verpflegt hatte!“ erwiederte der Ritter: „Entdeckt sie den Aufenthalt des Freiherrn, hat sie ein reiches Geschenk zu erwarten. Sie weiß jederzeit mich zu finden, so wie auch in Aarau Gangolf immer von meinem Aufenthalt Nachricht hat. Beim Heer der Eidsgenossen vor Rapperswyl, wo ich den unglücklichen Jörg suchte, auch im Lager vor Greifensee ist er nicht. Doch hab' ich Spuren, er sei in ein schwäbisches Kloster gegangen. Dahin will ich. Für mich ist auf Erden keine Rast mehr. Es drängt und treibt mich Tags und Nachts. Ich bin unstet, gleich dem ersten Brudermörder. Und hab' ich vom Tode des Freiherrn Gewißheit, bleibt mir nichts, als der Zug noch Rom.“

Hier schwieg der Greis, welchen seine alte Bangigkeit wieder zu überfallen schien. Er schloß seine dürren Hände krampfhaft in einander und starrte mit erstorbenen Blicken vor sich hinaus. Isenhofer neben ihm verfiel in ein langes Nachdenken über die seltsame Begebenheit, welche ihn zum Gewerbe der irrenden Ritterschaft einlud. Er bemerkte wohl, daß der alte Herr durch die Bisse des Gewissens krank am Gemüth geworden, dabei, wie jeder Unglückliche, abergläubig sei, und nicht immer die kürzesten Wege zum Ziel wähle.

„Euer Geheimniß bleibt und stirbt in mir!“ sagte er endlich zum Ritter: „Ich verlass' Euch nicht, bis Ihr getröstet seid. Aber, Alles wohl erwogen, gewährt mir eine Bitte. Erwartet mich bis zum dritten Tage. Ich thue eine Reise nach Aarau zu Gangolf, mancherlei mit ihm zu bereden. Dann lasset uns vor allen Dingen von hier ins Rheinthal gehen und nach Schwaben, sämmtliche nahe und ferne Verwandte und Bekannte des Freiherrn Jörg von End wiederholt auszuforschen, und erst dann, als fahrende Ritter, in der weiten Welt umherkreuzen. Ich wette, wir treffen, was wir jagen, ohne Zigeunerkunst.“

Herr Rüdiger, nach einigen Bedenklichkeiten, willigte in die Vorschläge. Sie kehrten über die Wiesen zu Elsens Hütte zurück. Hemman Enderli führte bald darauf Isenhofers Roß gesattelt vor, und der Meister aus Waldshut eilte durch das Hügelland den Ufern der Limmat entgegen.

21.

Das Wiederfinden.

Das Abendroth eines der schönsten Maitage war schon verglüht, als Isenhofer über Baden nach Aarau gelangte und durch die Straßen des Städtleins in den alterthümlichen Freihof einritt. Aus dem Thurm Rore, der sich in der Dämmerung riesenhaft aufstreckte, trat der Jüngling Gangolf ihm zum gastfreundlichen Empfang entgegen und führte ihn in den hell erleuchteten Saal der Veste.

„Du bist mir wohl willkommen!“ sagte Gangolf: „Denn ich lebe wie ein Einsiedler, und bewache gegen Thomas von Falkenstein mein Haus und die Stadt. Doch vernimmt man nicht, daß er Rüstungen veranstalte. Unsere Bürgerschaft ist indessen schlagfertig. Bringst du mir neue Mähr vom Kriege bei Zürich, Greifensee und Rapperswyl? Es soll da blutige Köpfe setzen, und von den Eidsgenossen schon manche Burg und manches Dorf in den Rauch geschickt sein. Acht Tage lang und länger mußt du mir erzählen von Allem.“

„Lieber Junker, es sind mir bei Euch kaum acht Stunden vergönnt,“ versetzte Isenhofer, „denn mich treiben ernste Geschäfte von hinnen, glaubt mir's. Frühmorgens in der Kühle reit' ich über Laufenburg nach Waldshut, mein Haus vielleicht auf geraume Zeit zu bestellen, und am Pfingstmontag muß ich wieder bei Euerm Herrn Vater eintreffen.“

Nun, beim heitern Abendmahle, erzählte Isenhofer seine Abenteuer, den unglücklichen Ausgang des Freiherrn von Sax und die eigene wunderbare Rettung, welche seine Dankbarkeit dem greisen Rüdiger zueignete. Darüber ward von Beiden lange her und hin gesprochen; zwischenein that Isenhofer, wie von ungefähr, mancherlei Fragen, bald über Gangolfs Vater, bald die Zigeunerin betreffend, ob diese seitdem im Freihof wieder erschienen sei, oder statt ihrer vielleicht ein fremder Rittersmann, und Anderes mehr. Gangolf bemerkte wohl, daß diese Fragen auf das geheimnißvolle Schicksal und die Entfernung seines Vaters Bezug haben mochten; doch drang er nicht weiter in Isenhofer, was er von Herrn Rüdigers unglücklichen Verhältnissen kenne, zu offenbaren, sobald jener erklärte, daß er eidlich angelobt habe, zu schweigen. Es war für den Jüngling Beruhigung und Trost genug, daß ein so treuer und einsichtsvoller Mann, wie Isenhofer, sich entschlossen habe, der Begleiter und Rathgeber des Vaters zu bleiben. Auch versprach er demselben, die verschiedenen Aufträge, welche er von ihm empfing, in allen Stücken zu erfüllen, wiewohl er von mehrern die wahren Zwecke nicht einsah.

Es war tief gegen Mitternacht, als die Freunde von einander schieden, einige Sommernachtsstunden dem Schlummer zu geben; und kaum schimmerte das Felsenhorn der Gisuläflue im Morgenlicht über das Thal, saßen sie schon beim Frühmahl zusammen, um die letzten Abreden zu nehmen, wie sie sich oft und mit Sicherheit von einander Kunde mittheilen könnten. Da Isenhofer über die Zugbrücke des Freihofs hinausritt, gab ihm Gangolf, neben dem Rosse herwandernd, das Geleit zum Stadtthor hinab, über die beiden Aarbrücken zu den Hügeln am Fuß des Gebirgs. Die ganze weite Landschaft mit den schroffen

Felsgipfeln des Jura, den fernen Silberstreifen der Schneegebirge, den weichen Anhöhen und Hainen rings umher, schwamm in zartem, durchsichtigem Duft, wie ein Zauberbild. Es sang im Himmelsblau die entzückte Lerche, am Bache die Amsel, im Gebüsch der Buchfinke. Von der Blüthe des Apfelbaums wehte süßer Odem umher. Von Zeit zu Zeit schauerten alle Halmen und Blumen der Wiesen sanft zusammen unter dem wollüstigen Seufzer der Morgenluft, und es regnete von den Spätkirschenzweigen schimmerndes Silber.

Die Anmuth des Tages und der Gegend lockte Gangolfen, die Begleitung weiter fortzusetzen, als er anfangs beschlossen hatte. Und als er vom Hügel, über welchen der Weg ging, rechts über Anhöhen, Thälern und Gebüschen unfern auf dem Kirchberg die weißen und grauen Gemäuer der einsamen Pfarrwohnung und des Kirchleins sah, das sich dort schon seit dem zehnten Jahrhundert für die Andacht der benachbarten Ortschaften Küttingen und Biberstein erhob, beschloß er, mit hinaufzusteigen in das Dorf von Küttingen, welches im Thale drunten seine braunen Strohhütten zur Hälfte in einem Wäldchen krauser Obstbäume versteckte. Hier schied er von seinem Freunde, welcher rechts den Weg über die wilde Staffelegg einschlug, die er schon einmal vor zwei Monaten überstiegen hatte, als er zum erstenmal den schönen Hinz von Sax im Gefolge des Fräuleins Ursula erblickte.

Gangolf aber wandte sich, links aus dem Dorfe, dem Fuße der hohen Wasserflue und des Benkenberges zu, wo ihm die Fenster vom Schlosse Königsstein über dem Felsen röthlich im Morgenschein entgegen glänzten. Er schritt pfeifend durch das stille Thal, in dessen Hintergrund sich Wälder und Bergwände zusammendrängten, und stieg, ohne andern Zweck, als sich in der Frische des Morgens zu ergehen, den Schloßberg hinan. Droben ruhte er im Schatten breiter Ahornen und alter Linden neben den Burgmauern, die weit hinauf von dunkelgrünen Ranken des Epheus umsponnen waren. Er verlor sich in ein behagliches Träumen, zu welchem die Seele am liebsten geneigt ist, wenn sie sich, von keiner Hoffnung und keiner Sorge bewegt, im reinen und harmlosen Leben der Natur auflöset. Die Einöde des Bergthales links, die großen Umrisse der Gebirgsmassen, die weite Stille dieser Gegend erweckten in ihm die Empfindungen einer erhabenen Ruhe, wie sie das Gemüth der Unschuld nach den Stürmen und Anfechtungen der Welt genießt.

Das Gebell eines kleinen, schneeweißen Hundes, der gegen ihn schmeichelnd ansprang, dann zurück lief ins Gebüsch, wieder bellend hervorkam, und wieder verschwand, störte ihn aus seiner Selbstvergessenheit. Das muntere Thierchen schien ihn durch die vielen Hin- und Hersprünge aufzufordern, mitzugehen. Er folgte ihm endlich auf einem schmalen, selten betretenen Fußwege, der durch's Gebüsch abendwärts lief, dann über den Bergrücken jenseits in ein ödes Thal hinabführte. Das Hündchen sprang lustig durch die Wiesen, über einen schmalen Bach, jenseits wieder bergan. Auch dahin folgte Gangolf mit behendem Schritte. Der Berg zog sich nur allmälig aufwärts, doch zu einer beträchtlichen Höhe. Ein uralter Rothtannenwald beschattete die breite Fläche des Bergrückens. Gangolf, so weit gelockt, folgte dem kleinen Wegweiser noch gern in die Kühle des Forstes; denn die Sonne brannte schon heftig. Hier aber war er kaum unter das schwarzgrüne Obdach der wehenden Tannenzweige getreten, sah er seinen bisherigen Führer im Gebüsch verschwunden; kein Rufen, kein Pfeifen brachte den Treulosen wieder. Indessen setzte er seinen Gang über den weichbemooseten Boden des Waldes fort, und erkannte leicht, daß er auf der Hard sei, einer wilden, hohen Bergebene, wo schon damals, zwischen Wäldern und Wiesen zerstreut, wenige einsame Hütten gefunden wurden. Er hatte die Einöde oft mit seinen Jagdhunden durchstrichen, wenn er den Wildschweinen und Rehen nachgegangen war. Daher kannte er sie.

Nach einer Weile wurde es um ihn lichter. Er trat in eine kleine Wiese hinaus, und erblickte am Ende derselben im Schatten zweier hohen weitzackigen Eichen ein kleines Bauernhaus gelegen, ganz neu von behauenen und in einander gefügten Baumstämmen aufgeführt. Das gelbe Strohdach hing, nach ländlicher Bauart, weit vor, um den kleinen Fenstern und dem nächsten Raum vor der Hütte Schatten, oder beim Regenwetter Schirm zu verleihen. Ein kunstlos um die Wohnung gezogener Hag von zusammengeflochtenen Holzscheiten deutete auf die Anlage eines kleinen Gemüsegartens der Eigenthümer.

In selten besuchter Wildniß den Spuren der schaffenden Menschenhand begegnen, spricht jedes Gemüth freundlich an. Doch Gangolfs Aufmerksamkeit ward plötzlich von einem ganz andern Gegenstand festgezaubert. Neben der Stelle, wo er aus dem Walde hervorgegangen war, bildeten die vielblüthigen Aeste eines wilden Quittenbaums, durchflochten vom Laubwerk der Waldrebe und dem Grün und Roth eines dazwischen aufgeschossenen Weinrosenstrauchs, ein vorhangendes, zitterndes Dach, in dessen leichten Schatten ein junges Mädchen schlief. Aber eine große, schwarzbraungeschuppte Juraviper bewegte sich in engen Windungen über die Schlummernde hin, streckte gegen Gangolf Kopf und Hals auf, und züngelte ihn drohend an, als wäre sie zum Schutz der Schläferin da. Gangolf erstarrte. Zwar das Antlitz der Jungfrau, von ihm abgewandt, seitwärts auf dem Arm liegend und vom vorgefallenen Goldgeflecht des Haupthaars zum Theil bedeckt, erblickte er nicht. Doch die zarte, in das weite, aschfarbene Kleid verhüllte Gestalt, diesen schönen Kopf, und im sichtbar gebliebenen

seinen Kinne das Grübchen erkannte er. Es war die Begutte Veronika.

Jach fuhr er zur Seite, ergriff einen dürren Baumast, und verfolgte mit demselben die Schlange, welche von der Begutte hinweg durchs dünne Gras dem Dickigt zufloh. Mit wenigen Schlägen tödtete er sie. Wie er sich wieder zurückwandte, sah er die durchs Geräusch erwachte Begutte aufgerichtet, in holdseliger Verwirrung vor ihm stehen. Ihre Wangen alühten dunkler, als die Röthe der Weinrosen zwischen den weißen Blüthen des Quittenstrauchs. Ihre Augen, noch schlaftrunken glänzend, staunten den Schlangentödter an, und senkten sich beschämt vor ihm, als er nahete und sich ehrerbietig verbeugte.

„Es war eine Schlange, die über Euch kroch!“ sagte er halblaut und stammelnd: „Verzeiht meiner Verwegenheit, Euch gestört zu haben.“ Er schwieg; er hätte nichts mehr hinzufügen können. Er wagte kaum aufzublicken. Aber in diesem plötzlichen Vonsichselbstkommen lag eine Beredsamkeit, welche wohl fähig war, die Furchtsamkeit der schüchternen Veronika zu mildern.

Dennoch antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen und flüsternd: „Es muß wohl immer eine Gefahr sein, derentwillen Euch Gott zu mir sendet.“ Es umschwebte bei diesen Worten ein freundliches Lächeln ihren Mund, und ihr leises Vorneigen der Stirn schien der Ausdruck ihres stillen Dankes zu sein.

Beide, ohne Zweifel gleich sehr durch ihr unverhofftes Zusammentreffen überrascht, fühlten ihre Zungen, wie von einer unbekannten Macht, gebunden. Gangolfs Herz schlug, er wußte selber nicht, ob von Bangigkeit oder Entzücken. Und die Begutte, bei der leisesten Bewegung des Jünglings, zog sich scheu in sich selbst zusammen, wie die schamhafte Mimosa, wenn sie von einer Hand berührt wird. Sie warf ihre Blicke umher, und streifte nur flüchtig mit denselben über die edle Gestalt Gangolfs, der vor keiner Königin hätte ehrfurchtsvollere Stellung annehmen können.

Sie spannen endlich von sehr gleichgültigen Dingen ein Gespräch an, während dessen die Begutte mehrmals mit Unruhe die Augen nach der Hütte im Hintergrund der Wiese wandte.

„Ist jenes Eure Wohnung in dieser Wildniß?“ fragte er.

„Nicht unser Eigenthum,“ erwiederte sie; „mein Vater hat nur Haus und Garten von einem Landmann des Dorfes Erlinsbach gemiethet. Beliebt es Euch, mir zu folgen und auszuruhen? Der Tag wird heiß! und Ihr habet Euch vielleicht in der Hard verirrt. Wollet Ihr Euch bei uns erquicken, so steht unser mäßiges Mahl von Brod und Milch bereit.“

„Nur einen kühlen Trunk Wassers erbitt' ich von Eurer Güte!“ antwortete Gangolf, froh der empfangenen Erlaubniß. Selig ging er ihr nach. Die Einöde war ein Himmel. Die hohen Tannen rings umher in ihrer finstern Majestät schienen stolz zu sein, dies verborgene Paradies zu hüten. Als Veronika sich der Hütte nahete, säuselten ihr freundlich, wie zum Gruße, die Wipfel der halbtausendjährigen Eichen entgegen, welche links und rechts der bescheidenen Wohnung ihre grünen Arme über derselben verschränkten.

Tiefgebückt unter der niedern Hausthür trat ein langer, hagerer Mann hervor, den Gangolf am langen, eisgrauen Haar des Hauptes und Bartes und an den harten Zügen des Gesichts sogleich erkannte. Es war der Lollhard.

„Tretet gesegnet in den Schatten meiner Hütte!“ sagte derselbe und reichte dem jungen Manne die knöcherne, dürre Hand zum Willkommen: „Welch ein Geschäft führt Euch diesen Berg hinauf, den man sonst selten besucht?“ Dabei lud er ihn ein, sich auf dem hölzernen Bänkchen unter dem Hüttendach niederzulassen. Gangolf nahm gern die Ruhe an, und erzählte, indem er seinen Namen und Wohnort nannte, welche Zufälligkeiten ihn in die Hard gebracht hatten, wo er die Jungfrau schlafend neben der Schlange gefunden.

„Es war eine laue, sternhelle Nacht,“ sagte der Lollhard, „und das Kind durchwachte sie mit mir fast gänzlich, unter Betrachtungen und Gebeten. Darum ist es von Müdigkeit überfallen. Warum aber erschluget Ihr die Schlange? Die Unschuld schlummert sicher, wie, zwischen den Löwen, Daniel; denn es wachen die Engel des Allmächtigen über sie.“

Veronika hatte sich schon entfernt, als der Jüngling sein Gespräch mit dem Alten begonnen; aber noch sah er sie, in seiner Einbildung, schlummernd unter den Weinrosen und silbernen Quittenblüthen, und als der Greis von wachenden Engeln redete, strömte himmlischer Glanz über sein reizendes Bild.

Bald nach diesem trat die Begutte aus der Hütte hervor, in ihrer Hand eine hölzerne Schale voll kristallhellen Wassers. Damit ging sie zum Gast, und überreichte sie ihm schweigend und zitternd.

„Möge,“ rief der Lollhard, als er den Jüngling trinken sah, „möge Euch bald, edler Herr, der Brunnen des Wassers, das in das ewige Leben quillt, die dürstende Seele laben!“ Er ging mit diesen Worten in die Hütte, um Brod herbei zu bringen. Aber Gangolf setzte nach einigen Zügen die Schale von den Lippen ab, und blickte zur Jungfrau mit dankbarer Rührung hinauf. Sie stand vor ihm in stiller Demuth, die Augen gesenkt zur Erde, das schöne Haupt, wie in stillem Sinnen, ein wenig seitwärts geneigt. Dann sah sie ihn an, wie er vor ihr saß. Aber wie ihr Blick in dem seinigen versank, löste sich ihr Ernst in ein unschuldiges, wahrhaft göttliches Lächeln auf, während das Rosenlicht der Scham ihr ganzes Gesicht umfloß. Er aber, in der zitternden Hand die Schale, konnte die Augen nicht wieder von ihr wenden. Sein Herz pochte. Er

wollte zu ihr sprechen; doch das Wort erstickte im Munde. Eine plötzliche Gluth überlief seine Glieder. Der Odem fehlte. Die ganze Welt um ihn versank in Dämmerungen. Die Schale fiel aus seiner Hand.

„Wie werdet Ihr so blaß; Euch ist nicht wohl!“ rief sie besorgt: „War Euch der Trunk zu kühl?“ Sie fürchtete, er würde sinken, und streckte ängstlich schon die Hand gegen ihn. Da verneinte er, genesend, mit stummem Lächeln den Kopf schüttelnd; ergriff die Spitzen ihrer zarten Finger, führte sie zu seinen brennenden Lippen und das entflohene Roth kehrte schnell in seine Wangen zurück. Veronika aber erblaßte und zitterte und trat einen Schritt zurück.

„Mir ist wohl!“ sprach Gangolf sanft. Er nahm die Schale vom Erdboden, stand auf, und blieb vor Veronika unbeweglich.

„Daß ich jetzt sterben könnte!“ sagte er endlich mit Hinblick zum Himmel, indem der Greis mit Brod und Wein aus der Thür hervorging.

„Sterben!“ rief der Lollhard und sah, indem er das Brod und den irdenen Weinkrug auf ein Tischchen am vordern Ende der Bank setzte, den Jüngling seitwärts voll Ernstes an: „Sterben, Herr Gangolf? Habt Ihr schon gelebt?“

Die Begutte wandte sich mit gesenktem Haupte von den Männern hinweg und begab sich mit schwankendem Schritte in die Wohnung, als Gangolf sagte: „Ich habe gelebt.“

„Irret Euch nicht, edler Herr!“ sprach der Lollhard: „Traum ist kein Leben. Im Leben ist Klarheit und Wahrheit; ist kein eigener Wille, sondern das Wollen Gottes durch uns; denn nur in Gott ist Klarheit und Leben. Werfet ab die Banden des Schlafes, worin Welt und Teufel die Kinder der Menschen gefangen halten, und erwachet in Gott. Der Herr aber verleihe mir Kraft, Euch zu wecken; Euch vor tausend Andern; denn Ihr scheinet die Zeichen der Berufung und Erwählung an Euch zu tragen.“

Der Lollhard fuhr noch lange fort in diesem Geiste zu reden, welcher wenigstens die heilige oder unheilige Wirkung auf den Junker Trüllerey hatte, daß er, nachdem er die Predigt eine volle Stunde, mit geringer Andacht freilich, angehört hatte, in der That wie aus einem Traum wach, oder wie aus einem Rausche nüchtern geworden war. Die schöne Begharde war nicht wieder gekommen. Aber seltsam genug, Gangolf zitterte, sie wieder zu sehen. Er hielt es für Zeit, die heilige Familie nicht länger in ihrer Einsamkeit zu stören, sondern sich auf den Heimweg zu begeben. Der Lollhard ergriff den langen Wanderstab, um den Gast eine Strecke zu begleiten. Sie gingen. Aber indem sie aufbrachen, durchbebte noch ein wunderbarer Schauer das Innerste des Jünglings, als von der Hüttenthür hinter ihm ein Geräusch kam. Er sah zurück; doch die Vermuthete war es nicht, sondern ein junges Bauerweib, welches aus der Hütte in den kleinen Garten ging.

Der Lollhard knüpfte unterwegs seine Predigt wieder an, wo sie abgerissen war. Als sie Beide den Wald durchwandert hatten, senkte sich der Weg in ein Thal, das oben, wo sie aus dem Gebüsch traten, zwischen Laubhölzern und Felsen schmal, aber nach unten erweitert, den Berg hinablief. Drunten wanderten sie an einem langen, verfallenen Gebäude vorüber, welches vorzeiten zur Benutzung einer Heilquelle für Kranke errichtet war, die da baden wollten. Ohnweit davon erhob sich eine kleine dem heiligen Laurentius geweihte Kapelle in offenen Wiesen, am Fuße des grauen Felsens der Ramsflue. Ringsum Gebirg und Wald. Der Thalkessel schloß sich links gegen die Hütten des Dorfes Erlinsbach auf.

Hier verließ der Lollhard seinen jungen Freund, welchen er schon wie einen Halbbekehrten betrachtete und den er wohlwollend ermahnte, zuweilen in die Einsamkeit der Hard zurückzukehren, wenn ihm daran gelegen wäre, seine verirrte Seele zu retten. Gangolf schüttelte ihm dankbar die dürre Hand, und schlug seitwärts wohlbekannte Wege durch die finstern Tannenwälder des Hungerberges ein, um schneller Aarau und den Freihof zu erreichen.

22.

Der zweite Besuch.

Einen heiligern, als den heiligen Abend vor Pfingsten, glaubte Gangolf nie erlebt zu haben. Die weite Welt hatte Anmuth empfangen. Die Häuser der Stadt, die ländlichen Strohhütten am Gebirg, die Gärten, die Höhen, die Thalungen, die Nähen und Fernen lagen in überirdisches Licht getaucht; die Wellen der Aare rauschten feierlicher am Thurm und an der Stadt vorüber; die Winde schienen mit leisen Engelsstimmen zu singen und die bewegten Zweige sich in Schauern der Ehrfurcht vor dem unsichtbaren Göttlichen zu neigen. Er war mehr als glücklich. Niemand besuchte am Pfingstsonntage mit tieferer Andacht die von grünen Zweigen geschmückte und durchduftete Pfarrkirche der Stadt. Auch über sein Gemüth war die Fülle des heiligen Geistes ausgegossen, wie vor Jahrhunderten über die Zwölfboten und Jünger des Herrn. Er sandte reiche Almosen durch die Stadt, allen dürftigen Haushaltungen, die er kannte. Einigen trug er es selber hin in großer Demuth und Freude.

In seiner Begebenheit auf der Hard erblickte er übernatürliche Verumständungen. Die Gottheit selbst hatte ihn zu jener geweihten Einöde gesandt. Das weiße Hündlein, welches ihn geführt hatte, war nicht durch Zufall gekommen und verschwunden; und die Schlange, welche, wie ein böser Geist den Schatz, Veronika's Schlummer bewacht hatte, schien sich, wie ein

Sinnbild der mißgünstigen Hölle, zwischen ihm und dem Himmel gelagert gehabt zu haben. Doch war es keine üble Vorbedeutung gewesen, daß das Giftthier von ihm erlegt worden war. Es zog ihn die Sehnsucht nach der Einöde; aber er wagte es nicht, sie zu stillen. Er zitterte vielmehr vor dem Gedanken, die Heilige jenes Waldes wieder zu sehen; denn er fand sich zu unwürdig, ihr in seiner Unvollkommenheit nahe zu sein, ihr, die an Schönheit und Heiligkeit des Sinnes, an innerer und äusserer Herrlichkeit über alle Kreaturen erhöht war. Mehrere Tage vergingen, ohne daß er sich mehr erlaubte, als von seinem Fenstersitz im Thurmsaal hinüber zu schauen in die dunkeln, über einander aufragenden Berge jenseits der rauschenden Aare. Dort, wo die Sonne Abends unterzugehen, und dann, durch schwarze Zweige und Wipfel der Tannen, ihr brennendes, blendendes Roth zu strömen pflegte, dort war die verdeckte Höhe des geweihten Gebirgs. Dort dachte er sich die Tochter und Erbin des Himmels im Strahlenglanz des Sonnenunterganges, wie in einer Verklärung auf Tabor. Dort bezeichnete ihm noch in der Nacht der ruhige Glanz des Abendsterns, wohin er den Blick zu wenden habe: denn der Stern schwebte ja über ihrer niedrigen Hütte, wie einst den Weisen aus Morgenland der Wunderstern über der bethlehemitischen Krippe.

Zuletzt würde er sich in stiller Schwärmerei die einsame Bewohnerin der Hard, als ein ätherisches Wesen im Umgang mit den Seraphinen des Himmels, vorgestellt haben, wenn die Sehnsucht nicht endlich seine Schüchternheit überwältigt, und er sich nicht auf die Wallfahrt zur heiligen Höhe gemacht hätte. Es geschah nicht ohne langen Kampf mit sich selbst. Er hatte sich auch, er wußte selber nicht recht, wozu? mit größerer Sorgfalt gekleidet; nicht prächtiger, aber einfacher, sauberer, gewählter. Und, o des irdischen Menschen! vor dem kleinen Spiegel im väterlichen Zimmer hatte er sogar hoffnungslos und traurig die Augen niedergeschlagen, denn da war ihm plötzlich aufgefallen, daß er so ganz und gar nicht angenehm, kaum erträglich, sondern weit eher häßlich zu nennen wäre.

Als er jenseits des Hungerberges ins Thal niedergestiegen, und in die Nähe der kleinen Kapelle gekommen war, wo eben hoch um den zerrissenen Gipfel der Ramsflue ein Steinadler in weiten Kreisen schwebte: befiel ihn neue Bangigkeit, wahres Zittern vor dem Herrannahen des großen Augenblicks, wenn er den Wald, die Wiese, die Hütte unter den schirmenden Eichen sehen würde. Er stieg langsam hinauf ins Gebirg; er trat mit Herzpochen in den geheiligten Wald; kalt und heiß, wie Fieberschauer, durchzuckte es ihn auf der Wiese beim Gewahrwerden der Hütte, welche wie von Engeln aus einem heiligen Lande hieher getragen zu sein schien; es ergriff ihn fast Schwindel, als er unter das vorragende Strohdach trat. Er mußte zuvor auf dem Bänkchen ruhen und Kraft und Odem schöpfen. Niemand war zu sehen; doch die Thür der Wohnung halb offen. Er hörte darinnen eine Stimme, doch war es weder der weiche Ton der Begutte noch die knarrende, harte Stimme des Alten, sondern eine fremde.

Tritte geschahen. Eine schlechtgekleidete Pilgerfrau ging aus dem kleinen Hause, bleichgelben, krankhaften Gesichts, in der einen Hand einen großen, weißen Stab und langen Rosenkranz, in der andern ein geringes Reisebündlein. Ein Auge schien ihr erst neulich durch Unglück verloren gegangen zu sein; denn unter dem darüber gebundenen schwarzen Bande erkannte man noch Blutspuren. Ihr Haupt war größtentheils verhüllt, und von einem breitkrämpigen Hut bedeckt, ihr Mantel, nach Pilgerweise, mit einzelnen darauf befestigten Austerschalen und andern Meermuscheln geschmückt. — Hinter dieser betagten Wallfahrterin trat, ihr das Geleit gebend, jenes junge Bauerweib aus der Wohnung, welches Gangolf schon das erste Mal hier wahrgenommen hatte.

Es fiel ihm auf, daß das bußfahrende Weib, bei aller Gebrechlichkeit, Ermüdung oder Altersschwäche, den Kopf behend rückwärts, rechts, links drehte, sobald es ins Freie kam, und ihn selber zwei Mal flüchtig, doch scharf, mit dem übriggebliebenen, funkelnden Auge betrachtete. Nicht minder erregte es seine Verwunderung, welche das junge Bauerweib unter der Thür mit ihm zu theilen schien, daß die schwankenden Schritte der Pilgerin beim Weitergehen immer mehr Festigkeit gewannen und, auf der Wiese, bei zunehmender Entfernung, an Schnelligkeit wuchsen. Plötzlich war die Alte in Gebüsch und Wald verloren.

„Wer ist diese Wallschwester?“ fragte der junge Ritter die Bäuerin an der Thr.

„Ach!“ antwortete die Befragte, welche sich erst von ihrem Erstaunen erholte: „sie ist gar weit her; kömmt von den heiligen Oertern; versprach um ein Almosen St. Johannis Evangelium für uns zu beten. Doch der Alte hier im Hause mag die herumziehenden Beter nicht leiden, gab ihr eine harte Mahnung, Brod und einige Angster, und hieß sie weiter gehen. Ich hatte Erbarmen mit der Frau, aber, segne mich Gott! ich glaube fast, sie ist etwas nicht Natürliches. — Wollet Ihr eintreten, Herr?“

Bei den letzten Worten hatte sich die Bäuerin von der Thür zurückgezogen, um ihm Platz zu machen. Er ging unwillkührlich. Auf dem Herde brannte ein halberloschenes Feuer. Die Bäuerin öffnete seitwärts eine andere Thür. Ein Schauer umwehte ihn. Er stand in einem niedern Zimmer, dessen Wände und Decke mit feingehobelten Tannenläden vertäfelt waren. Am kleinen, saubern Tische saßen der Lollhard und die Begutte bei ihrem Mittagsmahle, welches in zwo irdenen Schüsseln aufgetragen war: in der einen ein Stück

Lammbraten, in der andern Brunnenkresse an Salz, Essig und Nußöl.

Bei diesem Anblick, bei den freundlichen Begrüßungen, und wie er sich zum Tische setzen sollte, wußte Gangolf kaum, wie ihm geschah. Es war, als fiele ein langer Zauber von ihm ab. Statt der himmlischen Licht- und Glanzgestalt seiner Träume, saß ihm nur ein schönes, zartgebautes, irdisches Mädchen an der Seite, welches die eben empfundene Ueberraschung mit einem Erröthen bezahlen mußte. In stummer Verwirrung und sprachlos blickte Veronika vor sich nieder, während er muthiger, denn je, und sich selber unbegreiflich, sie einige Male seitwärts betrachtete, um gewiß zu werden, ob sie wirklich es sei, oder ob er sich täusche, oder bisher sich getäuscht habe? Bald aber, wie er sie anredete, wie sie mit holdseliger Schüchternheit und doch nicht ohne trauliches Wesen antwortete, ward er von neuem ungewiß, ob sie in diesem Augenblick, oder aus der Vergötterung seiner Träume, liebenswürdiger sei? Er fand ihre oder seine Verwandlung wunderbar, aber in jedem Fall dabei Gewinn. Er begann die Sprache des Hausfreundes, oder wenigstens des Bekannten, zu führen. Er nahm an dem einfachen Mahle Theil, wiewohl es ihm fast Versündigung schien, in Veronika's Nähe einen Bissen zum Munde zu führen. Auch kam ihm beinahe unglaublich vor, daß die zarte Heilige wirklich gleich andern Sterblichen essen könne. Aber sie aß, wenn auch nur, daß ihr Mahl kaum einen kleinen Singvogel des Waldes gesättigt haben würde; und dabei lächelte sie ihn zuweilen im Gespräch mit verschämten Wangen an. Fast dünkte ihn dies Menschliche, worin sie ihm näher ward, weit göttlicher, als das Himmlische vordem.

Nach Beendigung der einfachen Mahlzeit, welche sich durch Gangolfs Erzählungen von seinen Reisen, von seinen Bekanntschaften, von seiner Lebensweise im Freihof zu Aarau sehr verlängert hatte, faltete der Lollhard betend die Hände, fiel auf die Knie und senkte Arme und Stirn demuthsvoll auf den Fußboden des Zimmers. Auch die Begutte warf sich in einen Winkel des Gemachs betend nieder, und legte ihr Antlitz über die gefalteten Finger auf die hölzerne Wandbank. Der Ritter, den die Sitte der Andacht rührte, folgte dem Beispiel. Er konnte nicht beten, und doch war sein ganzes Gemüth Gebet. Es ergriff ihn bei dem Gedanken an das höchste Wesen, vor welchem jetzt ein Greis und ein Engel im Staube lagen, unaussprechliche Ehrfurcht und Wehmuth. Er stammelte leise, mit dem Gedanken an den, der allgegenwärtig lebt, drei Namen, die ihm theuer waren: den seines Vaters, den des Lollharden und Veronika's. Er stützte sein zur Brust gesenktes Haupt an die Wand, in solcher frommen Selbstvergessung, daß er noch kniete, als die Andern schon aufgestanden waren. Ihr Geräusch rief ihn in die Wirklichkeit heim.

Er stand vor Veronika, nur noch halb gesammelt. Sie sah Thränen an seinen Wimpern, und blickte ihn mit sichtbarer Rührung, stumm und stilllächelnd an. Auch der Alte bemerkte Gangolfs nasse Augen. Er führte ihn bei der Hand hinaus unter das Schirmdach vor der Hütte auf die Bank, entschlossen, die Bekehrung des Jünglings keinen Augenblick zu verzögern, die er zum Heil an dessen Seele längst beschlossen haben mochte.

„Ritter," sprach er mit einem Tone von Herzlichkeit, der ihm sonst nicht eigen war, „es will mich bedünken, als hab' Euch der Geist Gottes heraufgeführt in diese Einöde der Hard, daß Ihr die höchste Seligkeit finden möget, nach der Euer innerstes Verlangen dürstet."

„Ich selbst fast glaub' es!" antwortete Gangolf bestürzt und verlegen, mit niedergeschlagenen Augen; denn er gedachte anderer Seligkeit, als der Alte, und zitterte heimlich vor dessen Eröffnungen.

„So leget ab", fuhr der Lollhard fort, „Eure weltliche Furcht, Eure Knechtschaft in der Gewalt der eingeführten Sitten des Lebens, Eure abgöttische Schätzung der Gefäße des Staubes, der steinernen Altäre und Tempel, der gelehrten und verkehrten Pfaffen und ihrer Baalslehren. Schet hier, vom Wiesengrund bis zum Firmament, den Tempel des Allerheiligsten, der nicht von Menschenhand gebaut worden ist! Schauet aufwärts zur Sonne und den Sternen, dort sind die wahren, ewigen Lichter! Eure Gebete sind die rechten Wallfahrten, Eure Seufzer die Heiligenfeste. Alles Andere ist Priestertrug vom Anfang bis zum Ende. Werfet ab das Joch Eurer Vorurtheile, Eurer Einbildungen von Geburt, Stand, Reichthum, Ehre. Lasset Euch nicht durch die Welt, nicht durch Euch selbst bewegen. Werdet frei, handelt wie die Macht des Geistes Euch treibet, und Ihr werdet, als wahres Kind Gottes, nichts mehr wollen, denn was Gott in und durch Euch will. Es gibt keine Sünde, es gibt keine Hölle, als in unserer schnöden Selbstsucht und Verwachsung mit Schein und Trug der Welt.

— Wie werd' ich das können? fragte Gangolf, von der frevelvollen Frömmigkeit des Alten betroffen und verlegen.

„Ihr fraget," antwortete dieser, „wie der reiche Jüngling Christum den Herrn, unser Vorbild. Ich aber spreche: Waget es, streifet die Welt ab; gebet, was Ihr habet, den Armen, und seid reich; schleudert Stammbaum und Adel in die Flammen, und seid edel; verachtet, um in Gott zu wandeln, das Urtheil der blinden, befangenen Menschheit, und Ihr seid göttlich und sündenlos, eine reine Ausstrahlung des Wesens aller Wesen. Der innere Mensch muß rein flammen, als ein heiliges Feuer; als Aeussere ist Todtenwerk. Den was kann Euch das Bespritzen

mit Taufwasser, was Seelenmesse, was priesterlicher Ablaß frommen?«

— Wie? seid Ihr auch wahrhaft ein Christ, oder ein Heide? rief Herr Trüllerey ganz erschrocken, und rückte dabei etwas auf der Bank zurück.

»Höret mich an, ich will Euch ein Geheimniß offenbaren!« sagte der Alte halblaut, doch würdevoll: »Ein neues Weltalter ist nahe, das letzte vor dem Untergang aller Dinge! Nachdem Gott Vater in den Tagen des alten Bundes vergebens durch den Mund der Propheten, dann vergebens der Sohn durch die frommen Zwölfboten zum sündlichen Geschlecht der Menschen geredet, wird nun, im dritten Alter der Welt, nach dem Rathschluß Gottes, der vom Vater und Sohn ausgehende Geist das ewige Evangelium offenbaren. Denn was der Allmächtige zweimal begonnen, kann er das unvollbracht lassen? und was sein Mund verheißen, kann das unerfüllt bleiben? Siehe, da sendet er nach Christum nun den Tröster der kranken Welt, den heiligen Geist.«

— Ich bin ein ungesattelter Theologus, versetzte der Ritter: und weiß nichts zu erwiedern. Doch möcht' ich wissen, von wannen Euch die Offenbarung der geheimen Dinge geworden sei?

»Durch den Geist Gottes, der mich ergriffen und zu seinem Werkzeug erkoren hat!« antwortete der Lollhard mit Wärme: »Ich stand einst hoch, er stürzte mich in den Abgrund; ich war einst irdisch begütert, er schleuderte mich hinaus in Elend und Noth; ich ward durch die zärtliche Liebe einer Gattin getröstet, und er brach auch diese Naturbande, und ich weinte mit meinem Kinde über dem Leichnam einer Heiligen. Da verblutete mein Herz. Meine Tochter sandt' ich in ein Kloster, sie Gott zu weihen. Damals aber wandelte ich noch in Blindheit des Herzens, im todten Naturlicht, und wußte nichts vom Gotteslicht. Ich floh in die Einöden. Da erweckte mich der Geist zum wahren, innern Leben, als ich des erleuchteten Predigers Johannes Taulerus Buch deutscher Theologie durchforschte, und endlich zum rechten Verstande dessen, was Adam und Christus sei, gelangte. Dazu half mir insonderheit der gottbegeisterte Mann, Niklaus von Buldesdorf, der mir das Licht des ewigen Evangeliums angezündet hat. Und ich erhob mich und ging aus der Einöde hervor, gerufen vom heiligen Geist, nahm die arme Veronika aus dem Kloster, aus den Klauen des ehebrecherischen Roms. Wir besiegten die Welt, indem wir ihr entsagten!«

— Ihr nanntet vorhin den Niklaus von Buldesdorf! sagte schaudernd der Ritter: Wisset Ihr denn nicht, daß er von den zu Basel versammelten Vätern ergriffen, verdammt und in den Gefängnissen für die Flammen des Scheiterhaufens aufbewahrt ist? Sehet Euch vor, daß Ihr nicht den Ausgang dieses Mannes nehmet!

Mit Erhabenheit und glänzendem Blick und Antlitz, worin wirklich der Schwärmerei überirdische Heiterkeit wohnte, erwiederte der Greis: »Was mehr, wenn sie den Leib tödten? Wer sich ewiges Seins erfreut, achtet des nichtigen Lebens wenig. Täglich sterben Tausende; warum soll mir, der ewiglich ist, wichtig sein, ob ich zu den Tausenden von heut oder morgen zähle? — Sie haben die Propheten des alten Bundes gesteinigt und getödtet; sie haben Christum, die Apostel und Märtirer gekreuzigt und getödtet. Heut überantworten sie die Auserwählten Gottes den Flammen. Des Teufels Macht ist groß. Immerdar hat sich die abtrünnige Welt gesträubt wider diejenigen, welche zur Heilung und Rückkehr ermahnten. Es ist keine Wahrheit, keine Freiheit, kein Recht oder anderes Kleinod von der Menschheit empfangen worden, ohne blutige Opfer. Herr Trüllerey, Ihr werdet mich Lobgesänge anstimmen hören, wenn die Scheiterflammen ihr goldenes Gewölbe über meinem Haupt zusammenbauen.«

— Wie? möget Ihr Veronika's Schicksal vergessen? Wohin ohne Euch die Verlassene? rief Gangolf mit der Stimme des Entsetzens.

»Wohin? Die Strahlen der Gottheit kehren in die Gottheit zurück!« antwortete der Alte mit erhabener Gelassenheit: »Aber ich sage Euch, der große Tag des Herrn ist vor der Thür! Die Stunden des zweiten Weltalters sind verlaufen. Der Morgen des ewigen Evangeliums graut, und die leidende, seufzende Kreatur harret nicht länger auf die Ankunft des Reichs der Vollendung. Bereitet Euch! Die Meßopfer, Geplärre und falschen Lehren Eurer Priester werden abgethan. Die Völker treten zu Gott, anbetend in Geist und Wahrheit. Eure Burgen, Eure Kirchen sind unreine Gefäße. Sie werden zerschlagen. In der Kindschaft zu Gott gibt es nur gleichverbrüderte Wesen; keinen Adel, keine Leibeigene, keine Herren, keine Knechte. Das ist die Herrlichkeit des ewigen Evangeliums, daß die unmündige Menschheit zur Mündigkeit eintritt, und die teuflischen Erfindungen des Stolzes und der Habsucht zertreten werden im Staub.«

Gangolf starrte den begeisterten Priester des Evangeliums an, ungewiß, ob er ruchlos rase, oder höhere Weisheit vom Himmel offenbare. Endlich sammelte er sich und sprach: »Fürchtet Ihr denn nicht, daß Euch die heilige Kirche wegen Eurer vermessenen Rede in Bann thue?«

»Fürchten!« erwiederte der Lollhard mit Hoheit: »Fürchten, die zerfallende, die zertrümmernde! Ihr habet keinen Gottesdienst, sondern Kirchen- und Priesterdienst. Ich habe Gott, Gott hat mich. Er ist der Kern und das Leben; alles Andere todte Schale. Gott ist das Eine, ist Alles, in allen Gestaltungen, im Seraph, im Baum, in der verachteten Laus. Ich thue keinen Schritt, Gott begegnet mir. Ihr wandelt noch in der Blindheit; Ihr kennet, Ihr sehet ihn nicht bei dem trüben Naturlicht, dem Ihr mit

Euern irdischen Lehrern folget. Ihr betet nur Staub an. Ihr dienet dem Geiste mit todtem äusserm Gepränge. Nicht Moses, nicht Christus, der Gottessohn, lehrten, was Ihr in Euern Kirchen lehret, plärret und thuet.“

Bei diesen Worten stand der Alte plötzlich auf und sagte: „Nun ist's genug für heut. Ich sollte Euch wecken. Gott wird sich selber in Euch offenbaren. Seid still. Harret der Ankunft des heiligen Geistes. Gehet in Euch. Er wird aus Euerm Innern zu Euch reden und Euch erfüllen, und was Ihr nachher thut, wird von ihm sein.“

Gangolf blieb träumend auf der Bank und sann den sonderbaren Worten des alten Mannes nach, der sich entfernte.

Ohne Zweifel sind die Leser dieser Begebenheiten nicht minder über die frevelvolle Frömmigkeit des Alten erstaunt, als der junge Ritter. Indessen waren Schwärmer dieser Gattung von jeher in den Schweizergebirgen keine Seltenheit, und sind es noch bis auf diesen Tag nicht. In der Einsamkeit ihrer schönen Thäler oder Alpgebirge, umschwebt von den Bildern einer majestätischen Natur, hingegeben ihren eigenen Betrachtungen über göttliche Dinge, ward ihnen der gemeine Kirchenglaube zu enge, und alles Gepränge des üblichen Gottesdienstes kleinlich. Sie feierten nach eigener Weise in ihrem Gemüthe das höchste aller Wesen auf höhere Art. In der Freiheit ihres einfachen, stillen, mußevollen Hirtenlebens mußte ihnen der Zwang kirchlicher und bürgerlicher Ordnungen widerwärtig oder lächerlich erscheinen, je mehr er sich von der Einfalt der Natur oder den lautern Sprüchen des gesunden Menschenverstandes zu entfernen schien. Es bildete sich unter den Einflüssen einer lebendigen Einbildungskraft und eines tieffühlenden Gemüths in ihnen jene innere oder geheime Religion aus, welche der Zorn weltlicher oder geistlicher Obrigkeiten vergebens seit Jahrhunderten verfolgte, weil dieselbe nicht nur der kirchlichen und bürgerlichen Ordnung, sondern selbst der sittlichen Hohn sprach. Denn bei den überspannten Vorstellungen dieser Schwärmer von innerer Heiligkeit und Einheit mit Gott ward ihnen das Irdische so verächtlich, daß sie in demselben nicht mehr glaubten sündigen zu können. Gemeinschaft der Güter und der Weiber schien ihnen gar zu oft nur Rückkehr in Paradiesesunschuld zu sein, und ein allzu vertrauter Umgang so wenig Sünde, als die Stillung des Hungers und Durstes.

So lebten viele, mit Verachtung alles Weltwahns, wie sie es nannten, auf ihren Bergen, in ihren Dörfern und Weilern, als Klausner in Wäldern, oder ohne Heimath, wie die zahllosen Lollharden, Begharden, Begutten und Beguinen. Sie wohnten selbst in Städten, häufig in Bern und Freiburg; thaten den Armen wohl; bauten Siechenhäuser und den Wanderern Herbergen. Schon im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wurden sie mit Hunger, Gefängniß, Kirchenbuße, Güterverlust und Hinrichtungen auf's Schwerste und vergebens verfolgt. Wie im Urnerlande Bruder Karl, im Zürichgau Bruder Burkhard, starb Bruder Rillaus von Buldesdorf eines freudigen Todes auf dem Scheiterhaufen. Noch heutiges Tages würden sich die Schwärmer von Amsoldingen, der Messias von Mitteln im Entlibuch, der Geheiligte im Irrenhause zu Königsfelden, oder die Erweckten von Wildenspuch im Zürichgau nicht geweigert haben, ihren Vorgängern psalmodirend in den Feuertod zu folgen.

Dem jungen Ritter aber ward, in seinen Betrachtungen über die Reden des Einsiedlers der Hard, nichts weniger als leicht, das theologische Chaos zu entwirren. Wie, dem Sprichwort zufolge, Narren und Kinder die Wahrheit sagen, überraschend, klar, oft derb, mitten unter kindischen Albernheiten oder wahnsinnigen Grillen, so fand er's auch hier wieder. Doch mit seinem Kirchenglauben ganz wohl zufrieden, den er weder zu zergliedern noch zu verfechten Neigung fühlte, überließ er das Geschäft gern Andern. Nur konnt' er doch die Neugier nicht unterdrücken, ob auch Veronika, die eben aus der Hütte hervorging, gleich ihrem Vater das nahe Reich des ewigen Evangeliums erwarte, und wie sich die krause Gottesgelahrtheit desselben, von ihren schönen Lippen gepredigt, ausnehme?

Er gesellte sich mit heimlichem Beben zu ihr, als sie ihn einlud, in dem Schatten des Waldes, dicht hinter der Hütte, Erfrischung zu suchen. Ganz zum Lustwandeln war hier von der Natur ein geräumiger Gang unter dem Laubgewölbe hoher Buchen angelegt, deren Stämme weiß und dunkelgefleckt, zuweilen malerisch vom Epheu umsponnen, eine weite erhabene Säulenhalle bildeten.

„Ich bin froh,“ sagte er, „mich an Eurer Seite zerstreuen zu dürfen. Ich war im Nachdenken über die Mittheilungen Euers frommen Vaters verloren. Er erwartet eine wundervolle Zeit. Ich habe ihn aber nicht ganz begriffen, und keine Klarheit in dem gefunden, was er von göttlichen Dingen lehrte.“

„Ihr werdet wohl auf diese Klarheit nicht hoffen!“ sagte Veronika, ernst vor sich niederblickend: „Wir sehen hienieden nur in einem dunkeln Spiegel. Aber wir haben ja Alle das Gefühl der Gottheit in uns, weil wir aus der Gottheit sind und zu ihr gehören. Und bleiben wir eins mit ihr, ist's genug zu unserm Heil. Alles Andere ist Staub, oder ein Gebilde menschlicher Vorstellungen; wir wissen nicht, was das Wahre ist; ich weiß es nicht. Eins weiß ich, das ist wahr. Aber ich habe keine Zunge, das auszusprechen.“

Gangolf, dem die Rede der schönen Begutte silberner als Saitenspiel klang, verstand jedoch von ihr noch weniger, als vom ewigen Evangelium des Lollharden. „O daß Ihr das aussprechen

könntet!« sagte er: »Ich möchte Alles und nichts Anderes wissen und haben, als was Ihr. Dann würd' ich mich selig heißen.«

— Ihr habt es! erwiederte sie, und es flog, wie ein heller Sonnenstrahl, ein sanftes Lächeln durch den Ernst ihrer Mienen.

»Was hab' ich denn?« fragte er etwas verlegen.

— Was ich: Euch selbst und das Bewußtsein Eurer eigenen, ewigen Göttlichkeit, wie ich mich meiner und meines ewigen Ingottseins bewußt bin. Ja, wir sind göttliches Geschlechts! Alles Uebrige bleibt nicht uns, aber dem All. Gott ist das All und in dem All offenbar. Leib und Seele sind nur Umhüllungen, Mittel, Werkzeuge, Formen für das Göttliche in uns, gehören nicht zu uns, die Vernunft selbst nicht, die ein Gesetz der Naturwesen ist.

»Wie?« rief Gangolf erstaunt, blieb stehen und sah seine schöne Lehrerin seitwärts mit einem sonderbaren Blick an: »Also nach dem Tode geben Leib und Seele, Vernunft, Alles unter? Was bleibt denn?«

— Ihr, der Gottessohn, Ihr! der Ewige, Ihr! wie ich, das göttliche Selbst! sagte Veronika, und blickte mit unnennbar anmuthiger Hoheit dem Ritter in die irren Augen: — Alles was aus dem unendlichen Schatz Gottes, aus der Natur, geschöpft ist, was Ihr mit allen ähnlichen Wesen gemein habet, fällt nach Eurer Entwickelung in den unendlichen Schatz zurück. Ihr fühlt und wißt es ja, Ihr selbst seid nicht die Vernunft, sondern Ihr habet sie nur, wie alle Menschen. Wäret Ihr selber die Vernunft, so wäret Ihr nicht Ihr, sondern ein sich unbewußtes willenloses Gesetz. Ihr seid nicht die Seele, Ihr habet sie, wie alle fühlende Geschöpfe, wie auch die Thiere. Ihr seid nicht der Leib, sondern Ihr habet ihn, wie alle Pflanzen. Ihr unterscheidet Euch von Allem, was ausser und inner Euch ist, als etwas Anderes, Besonderes, Höheres, Selbstständiges, in Fremdes eingekleidetes Göttliches. Alles bewegt sich, und ist inner den Gesetzen der Natur, welche die Gedanken Gottes sind; die Vernunft ist das Naturgesetz unsers Ichs. Er aber, der Allordner, ist höher denn alle Vernunft. Eben das Bewußtsein unserer Selbstständigkeit, unsers Verschiedenseins von Allem ist die Bürgschaft unserer göttlichen und ewigen Natur.

Der Jüngling fühlte sich bei diesen wunderbaren Reden der Begutte wie von einem Schwindel befallen; er wußte selbst nicht, ob wegen ihrer seltsamen, unverständlichen Aeusserungen, oder wegen der fast überirdischen Majestät, in der sie, wie eine Prophetin, lehrend und das Geheimniß Gottes offenbarend, vor ihm schwebte. Eine milde, warme Röthe glänzte, wie Heiligenschein, von dem schönen Antlitz, und ein Hauch der Abendluft hob Einzelnes ihres goldbraunen natürlichen Haargelocks, und spann daraus einen Schimmer um ihr Haupt.

Sie schien die Betroffenheit und Verwirrung Gangolfs zu bemerken. Da legte sie die beiden Flächen ihrer kleinen Hände wie betend gegen einander, an ihre Brust zurückgezogen, schlug die Augen demuthsvoll nieder und sagte mit Inbrünstigkeit der Ueberzeugung: »Lasset uns gut und heilig sein, wie der Gute und Heilige, zu dem wir Abba rufen!«

»Ihr möget es wohl sein!« antwortete der Jüngling gerührt, und konnt' einen Seufzer nicht verbergen: »Ich aber bin ein sündiger Mensch. O, dürft' ich Euch nur immer hören und mich durch Eure Nähe heiligen. Vielleicht würd' ich zuletzt verstehen, was Ihr mir, wie aus fernen Himmeln, redet.

— O, edler Herr, wollet Euch nur selber verstehen, dann verstehet Ihr das, was aus den Himmeln redet. Denn Gott offenbaret sich in uns, wie er sich vor uns in allen Heiligen und Sündern offenbaret hat. Ihr wisset es besser, denn ich, warum sollt' ich's Euch sagen? Horchet nur auf die Stimme der ewigen Liebe aus den Himmeln!

»Ich höre sie ja; ich höre sie von Euern Lippen, o Veronika, und alle Sinnen und Nerven horchen in mir auf.«

— Gott spricht auch zuweilen durch den Mund der Sterblichen; doch ich bin nicht würdig, des Herrn Werkzeug zu sein.

»Und doch seid Ihr es wohl, fromme Veronika; denn Eure Macht über mich ist nicht menschlicher Natur. Ich fühle mich, wenn ich bei Euch, bin, wie aus mir selber herausgerissen, und, bin ich fern von Euch, meine ganze Seele von Euch erfüllt. O versuchet, und gebietet, was Ihr wollet, denn ich habe keinen eigenen Willen mehr.«

— Ach, wie glücklich würd' ich arme Magd Gottes mich preisen, wär' ich die Erwählte, Euch mein edler Herr, der Vergänglichkeit zu entziehen, und dem Ewigen und Göttlichen zu gewinnen. Ja, Euch! nur Euch! Mein Beruf auf Erden wäre vollendet!

Die Begutte sagte diese Worte mit einem Blicke stiller Entzückung zum Himmel und mit einer Unschuld, wie sie kein Raphael seinen Engeln und Madonnen gibt. Gangolf stand mit vor sich hingefalteten Händen, mit demuthsvoller, frommer Ergebung und jünglingshafter Ehrfurcht vor der Priesterin der ewigen Liebe. Sie schien ihm wieder die Göttliche aus den Träumen zu sein, die alles Irdischen entbunden ist. »Was fordert Ihr,« sagte er, »das ich thun müsse, um Eurer Huld würdig zu werden?«

— Nicht meiner Huld, sondern der Huld Gottes! Für sie muß Euch selbst das Leben darzubringen leicht sein.

»Das Leben? Ach, Veronika, das Lebensopfer ist bei weitem nicht das schwerste aller Opfer! Gebietet, wann, wie, wo muß ich sterben? Ich habe

ja den Tod oft nahe gesehen.“ — Er sagte das so treuherzig und fest und entschlossen, daß die Begutte fast erschrack und ihn mit Bestürzung betrachtete.

— Wie meint ihr das? fragte sie mit ungewissem Tone, der eigentlich erklären wollte, daß sie ihn nicht verstanden zu haben glaube.

„Ich will sterben. O, ich habe immer Sehnsucht nach dem Tode!“ erwiederte er: „Seid Ihr nun der Engel meines Todes; winket mir. Ich gehe zu Gott. Ich sterbe rein und gut und gehe zu Gott.“

— Ritter! rief sie bestürzt und machte eine Bewegung, als müsse sie ihn aufhalten: Warum sterben? Wie könnt' ich Euern Tod wollen?

„Habt Ihr nicht mein Leben verlangt?“ sagte er und blickte schüchtern zu ihr auf.

— Nein, so wörtlich hättet Ihr mich nicht verstehen sollen! erwiederte Veronika, sich erholend: Um alles Heiligen willen, wie könnt' ich ... nein, war's Euch möglich, edler Herr, das von mir zu glauben?

„Sollt' ich an der Wahrheit Eurer Worte zweifeln?“

— Ich habe gefehlt, denn ich wollte das nicht sagen, sondern nur, Ihr müsset das Liebste zum Opfer bringen können und fahren lassen das Theuerste auf Erden.

„Wie soll ich's zum Opfer bringen, wie fahren lassen?“

— Ihr müsset es von Euch stoßen, verachten und vergessen.

„Das kann ich nicht. Das ist schwerer als Tod!“ sagte der Jüngling halblaut vor sich und mit schwachem Kopfschütteln.

— Wie? könnt Ihr das nicht? sagte sie mit kindlicher Gutmüthigkeit, und sah ihn mit besorgnißvollen Blicken an, da sie eine geheime Traurigkeit wahrnahm. Doch erhob sie sich bald wieder im schwärmerischen Muth ihrer frommen unbedingten Gottergebenheit und setzte hinzu: Wenn aber Gott das Opfer verlangt, Ihr sollet, Ihr könnet es bringen, Ihr werdet es!

„Nein, nein, nein!“ rief Gangolf mit weggewandtem Gesicht, als woll' er den Schmerz verbergen, den schon der Gedanke an Möglichkeit des Opfers aufriß: „Nein, Veronika, Euch kann ich nicht verstoßen, nicht verlassen, nicht vergessen.“

— Ich rede nicht von mir! sagte Veronika unbefangen.

„Aber ich von Euch!“ versetzte Gangolf treuherzig: „Und fordert es der Himmel, ich kann es nicht; Gott möge mir gnädig sein!“ Eine Thräne tropfte bei diesen Worten von seinen Augen, ohne daß sein Gesicht einen Zug änderte. Er blickte nicht auf. Er sah nicht, wie sie plötzlich blaß ward, und von einem Schauer ergriffen; wie sie sprachlos die Hände faltete, und wieder aus einander fallen ließ. Sie nahm endlich in ängstlicher Verlegenheit das Wort und sagte: „Edler Herr, warum redet Ihr von Dingen, die ich nicht meinen konnte?“

„Ihr sprachet von dem, was ich das Theuerste auf Erden nenne!“ antwortete er ruhig, aber niedergeschlagen.

Sie erblaßte abermals, und sagte: „Ritter, — geht!“

Er verbeugte sich, und ging schweigend fort durch's Gebüsch gegen die hohen Zwillingseichen neben der Hütte.

Als wäre sie selbst über die Gewalt ihrer Worte, oder über den stummen, widerspruchslosen Gehorsam des edeln Rittersmannes betroffen, sah sie ihm erst eine Zeitlang mit starren, großen Augen nach. Dann streckte sie mit ängstlichem Schweigen den Arm nach ihm, als könne er sein Verschwinden verhindern. Dann ließ sie hoffnungslos die Arme sinken; doch unwillkührlich that sie zwei kleine Schritte, und rief: „Scheidet nicht zürnend.“

Er blieb stehen, und sah zurück.

„Wohin wollet Ihr?“ sagte sie, langsam gegen ihn gehend.

— In die Verweisung, wie Ihr mir geboten! antwortete er, zu ihr zurückkommend.

„Es ist nicht an Eurer Magd, edler Herr, Euch zu gebieten!“ erwiederte sie: „Mein Vater ehret Euch. Er sieht Euch gern. Versagt ihm nicht die Freude, Euch in seiner Einsamkeit zuweilen zu sehen. Er ist mein guter Vater; lasset mich nicht die Schuld Eurer Entfernung tragen.“

Sein Antlitz ward bei diesen Worten heller. Er schien ein Wort der Freude oder des Dankes von der Lippe fliegen lassen zu wollen; aber er verstummte wieder.

„Nur eine Bitte vergönnt mir an Euch!“ fuhr sie nach einer kurzen Stille fort: „Seid gut und heilig. Täuschet Euch und mich nicht. Schwöret allem Irdischen ab. Redet nie zu mir, wie Ihr eben geredet habet. Nie, nie! Dürftet Ihr mir dies Versprechen geben?“ sagte sie, und machte, sich selber unbewußt, eine Bewegung der Hand gegen ihn, als müsse er's in diese Hand geloben. Er legte zitternd seine Hand in die dargebotene. „Ich werde schweigen und gehorchen!“ sagte er, aber ließ die Hand nicht fahren, und obwohl er schwieg, brach er doch das eben abgelegte Gelübde durch den Ausdruck seiner Gefühle in allen Zügen und Bewegungen. Auch die Begutte, von einer geheimen Verwirrung überwältigt, vergaß die Hand zurückzuziehen. Sie that es endlich, fast zu spät. Sie gingen in einsilbigen Gesprächen zur Hütte zurück, wo der Lollhard in einer langen Pergamentrolle las.

Dem schönen Tage machte ein schöner Abend den Schluß. Gangolf genoß desselben unter harmlosen Gesprächen mit dem Einsiedler-Paar. Als er von dannen schied, begleiteten ihn Beide durch den Wald, hinab den Berg bis zur St. Lorenzenkapelle unter der Ramsflue.

23.

Böses Begegnen.

Veronika wandelte schweigend an der Seite ihres Vaters zur stillen Höhe der Hard zurück. Sie konnte sich nicht erwehren, ununterbrochen an Gangolf zu denken; und doch, wenn der Lollhard sein Lob verkündete, wandte sie wohl das Gespräch andern Gegenständen zu. Sie freute sich, beim Wiedererblicken ihrer kleinen Wohnung, der Einsamkeit und der heimlichen Seelenschwelgerei, sich selber anzugehören.

Im schmalen Kämmerlein unter dem Dachgiebel, wo am Erdboden ihr hartes Strohbett nebst einem geringen Tischlein und hölzernem Schemel den größten Theil des Raumes füllten, saß sie stumm und sinnig, als schon lange der Mond zwischen den Sternen durch das enge Fenster glänzte. Ihre Erinnerung wiederholte mit Wohlgefallen die Ereignisse des Tages. Ein Gedanke an Gangolf reichte hin, jene süßen Beklemmungen, jene Schauer, jene wunderbaren Selbstvergessenheiten und Entzücken in ihr zu erneuen, welche seine Gegenwart und Nähe durch ihr Wesen verbreitet hatten. Es wiederholte sich aber auch das Erstaunen ihres demüthigen Unglaubens über seine Worte, durch welche er sie höher heben wollte, als dem Geschöpf vom Mitgeschöpf gebührte. Nur die Ehrlichkeit seiner Gemüthsart gestattete nicht, solche Erklärungen für Spott zu halten. Um so größer war der fromme Aufruhr ihres gottergebenen Herzens gegen einen Weltsinn, der dem höchsten Wesen leichter das eigene Leben, als eine fremde Person zum Opfer bringen wollte. Sie würde ihm gern ein wenig gezürnt haben, wenn sie des Zorns fähig, oder er weniger gut gewesen wäre. Auch war ihre Brust voll von einer Theilnahme für den Jüngling, wie sie bisher noch für keinen andern Sterblichen gefühlt hatte. Sie sank auf ihre Knie. Sie betete mit Inbrunst, für ihn und seine Erleuchtung, zum Himmel.

Die Einförmigkeit der einsiedlerischen Lebensweise begünstigte die Beschäftigung ihrer Gedanken, wie in der Nachtstille, so am Tagestreiben, mit dem Bilde des jungen Ritters. Die kleinen Arbeiten und Verzierungen des ländlichen Gartens, viele der häuslichen Verrichtungen waren nun auch für ihn berechnet; die Gebete schlossen auch ihn in sich; die heiligen Betrachtungen des Vaters wurden mit Bezug auf den in Weltlichkeit Lebenden angehört.

Er kam am folgenden Tage. Ihre Augen hatten schon vorher oft zu jener Stelle des Waldes hingeblickt, aus welcher er auf die Wiese hervortreten mußte. Als er aber wirklich hervortrat, bebte sie still in sich zusammen, und sah nicht wieder hin.

Er kam auch in den folgenden Tagen. Je öfter er die anmuthige Wildniß besuchte, je näher trat er der heiligen Familie, je näher sie ihm. Er theilte mit ihr Gebete, Arbeiten und Betrachtung göttlicher Dinge. Immer hatt' er unterwegs in den Wäldern für Veronika Blumen und Spät-Erdbeeren gesammelt; oder er trug Kirschen und anderes Frühobst in einem Binsenkörbchen, das sie selbst mit kunstreichen Fingern geflochten hatte, von Aarau zur Hard.

Dies Stillleben verbreitete über Gangolfs Gemüth eine Heiterkeit, wie er sie nur in den Tagen der ersten Jugend genossen hatte. Nichts Vergangenes, nichts Zukünftiges lockte ihn aus der harmlosen Gegenwart. So verschwanden Wochen wie leichte Morgenträume.

Zu Veronika's Lieblingsvergnügungen gehörten einsame Wanderungen im Walde oder auf den Höhen der aneinander grenzenden Berge, gewöhnlich in Begleitung ihres Vaters oder der jungen Bäuerin, welche das Hauswesen der Hütte besorgen half. Seit Gangolf öfter in der Hard erschien, lenkten sich diese Wanderungen mehr dem Thale zu, durch welches er zu kommen pflegte.

Eines Tages, als sie dahin niedergestiegen war, und vor der St. Lorenzenkapelle auf einem steinernen Bänkchen ruhte, während in der Kapelle die junge Bäuerin ihre Andacht verrichtete, hörte sie in der Ferne Hufschlag mehrerer Rosse. Sie lüpfte das tief vor dem Antlitz hangende Tuch, und sah um den Hügel von Erlinsbach her, auf schneeweißem Zelter, eine schwarzgekleidete weibliche Gestalt gegen das Bethäuslein kommen. Ihr folgten zween prächtig gekleidete Herren zu Pferde, mit hochwehenden Federn auf den Baretten. Ehe sich Veronika von ihrem Erstaunen sammeln konnte, hielten die Reisigen schon vor der Kapelle. Die schwarzverschleierte Frau wurde von ihren Begleitern, welche Edelknaben zu sein schienen, ehrfurchtsvoll vom Zelter gehoben. Sie ging in die Bethütte. Ungeduldig erwartete Veronika die Bäuerin, um sich in ihrer Gesellschaft zu entfernen. Doch früher noch kehrte die verschleierte Frau zurück und sagte zu den beiden Reitern mit gebieterischem Tone: „Begebet Euch mit meinem Zelter ein wenig voraus; ich werde zu Fuße nachfolgen.“ Sie gehorchten.

Als sie vor der vermummten Begutte vorüberging, die sich mit ehrerbietigem Gruße vom Sitze erhob, blieb sie stehen, nahm aus dem goldgestickten Säcklein, welches seitwärts an silberner Kette vom Gürtel niederhing, ein Geldstück und reichte es der Begutte. Veronika lehnte es ab und sagte sich verneigend: „Ich danke Euch, gnädige Frau. Wollet Eure Güte Bedürftigern weihen.“

— Wohnest du in dieser Gegend? fragte die Mildthätige und schlug den Schleier vom Gesicht zurück.

„Ich wohne auf dem Berge mit meinem Vater!“ antwortete die Begutte, und, aus Ehrfurcht, oder vielleicht ein wenig neugierig, die wohlwollende Frau zu sehen, schlug sie das grobe Manteltuch, welches den Kopf verhüllte, über die Stirn zurück.

Beide schienen gleich überrascht, als sie sich

erblickten; am meisten aber die Fremde. Sie betrachtete mit ihren ernsten, dunkeln Augen lange Zeit Veronika's Gesichtsbildung, welche diesen Blick kaum ertragen mochte, und verschämt zur Erde sah.

„Mich kennst du schwerlich!“ sagte endlich die Fremde, schärfer und spähender die junge Begutte beobachtend: „Ich bin die Freiin Ursula von Falkenstein.“

Veronika sah auf und betrachtete das schöne blasse Gesicht des Fräuleins mit freundlichstiller Ruhe, wie man unbekannte Personen anschaut, die man zum erstenmale sieht. „Gefällt es dir, mich auf dem Heimweg zu begleiten?“ fuhr das Fräulein zu reden fort: „Ich wohne nicht weit von hier, jenseits Erlinsbach an der Aare, auf dem Schlosse Gösgen, der Burg meines Oheims.“

— Ich darf mich so weit nicht von der Hütte des Vaters entfernen, erwiederte Veronika: doch über die Thalwiese wag' ich's, Euch, wenn Ihr es gestattet, zu folgen.

Während beide sogleich langsam fortgingen und oft im Gespräch still standen, bei dem sich Fräulein Ursula mit weiblicher Neugier genau nach allen Verhältnissen Veronika's erkundigte, entfaltete die Tochter des Lollhards, ohne es zu ahnen, die ganze Unschuld und Liebenswürdigkeit ihres Gemüthes. Der Ernst des Fräuleins ging bald in eine schwermüthige Freundlichkeit über, und ihr anfangs etwas stolzer Ton, wie er Vornehmern gern eigen ist, verlor sich gemach in das Herzliche, wie es mit einer beginnenden Zuneigung oder einem Gefühle des Mitleidens verbunden zu sein pflegt.

„O beneidenswürdiges Kind!“ rief das Fräulein, und warf einen Blick voller Trauer auf die Begutte: „wie bist du so glücklich! du bist nur die Betrogene. Gott beschirme dich, du wirst dich nicht lange deines Glück's freuen.“

— Warum nicht, gnädiges Fräulein? Gott will uns glücklich, so lange wir es sein wollen.

„Sein wollen? Ach, das Glück liegt ausser dem Bereich unserer Kraft, gutes Kind. Gehorchte es dem Willen der Sterblichen, wer würde denn unterm Himmel andere, als Freudenthränen weinen?“

— Auch die Schmerzensthränen gehören zum Glück, gnädiges Fräulein, mehr als die andern. Man weint sie, wenn man Untreue büßt und einsam im Weltall steht und das Bessere wiedersucht.

Das Fräulein blieb bei diesen Worten stehen und sah finster forschend in Veronika's helle, freundlich lächelnde Augen. Es ward in ihr ein Argwohn wach. Sie fürchtete, Veronika wolle sich boshafte Anspielungen erlauben. Aber ihr schon gereizter Unwille legte sich beim Anblick des stillen Unschuldsgesichtes. Ursula hatte nicht den Muth, von diesem Kinde Arges zu denken, das kaum fähig zu sein schien, zu ahnen, wie böse die Welt zuweilen sei.

„Du sprachst von Untreue!“ sagte Ursula nach einigen Augenblicken Ueberlegung: „Was meintest du dabei?“

— Den Abfall vom göttlichen Vaterherzen; das Untergehen des Gemüths im Irdischen; das Innigerhangen am Vergänglichen, als am Ewigen. Wer sich mit ganzer Seele an das schmiegt, was nie bleibt: muß er nicht immerdar leiden, weinen, bluten, weil er doch immerdar verlieren oder Verlust fürchten muß?

„Bist du so stark, Mädchen? sagte Ursula betroffen und doch etwas ungläubig: „Ist dein Herz noch nie an etwas anderm als deinem Gott gehangen?“

— Dafür sei Gott, daß das geschehe! sagte Veronika, und sah der Fragerin klar und ruhig ins Gesicht.

„O beneidenswürdiges Kind!“ rief das Fräulein, und betrachtete abermals die Begutte schweigend mit Wohlgefallen und unwillkührlicher Ehrfurcht. In Veronika's Haltung, in allen Zügen der reinen Gestalt offenbarte sich jene jungfräuliche Kälte, welche noch nie von einem Funken leidenschaftlicher Wärme gestört worden ist, und den Begierden der Männer, ohne sie zu verstehen, gebieterisch entgegenwirkt. „Die hat er wahrlich nie geliebt!“ dachte Ursula bei sich: „Oder wenigstens in dem Kinde fand er noch kein Gefühl von Liebe! Sie war unschuldig.“ — Der Leser wird leicht errathen, wen sie meinte. Denn seit dem Augenblick, da Veronika bei der Kapelle das Gesicht vor ihr entblößt hatte, mußte es ihr halbe Gewißheit werden: diese sei die Begutte, welche sie zu Brugg für ihre Nebenbuhlerin um Gangolfs Liebe gehalten. Doch ward sie von stolzer Scheu gehindert, Fragen zu thun, durch welche sie sich zu verrathen oder zu erniedrigen fürchtete.

„Bleib' in deinem Glück,“ sagte sie gutmüthig und fast herzlich zu ihrer Begleiterin, „bleib' es, so lange du kannst!“

— Sollt' ich's nicht stets können? entgegnete Veronika.

„Du wirst es nicht!“ antwortete Ursula: „Glaube mir's. Ich bin vielleicht um einige Jahre und um tausend Erfahrungen älter, als du. Du redest noch die zuversichtliche Sprache des Kindersinnes. Einst sprach ich auch so, wie du von dir und der Welt sprichst, die du beide nicht kennst. — Verlasse ohne Noth die Einsamkeit deines Gebirgs nicht.“

— Warum, gnädiges Fräulein, warnet Ihr mich? Es ist doch sicher in dieser Gegend?

„Du bist ein Lamm, nach welchem der Rachen der Wölfe lechzt!“ antwortete das Fräulein: „Ich wollte, du könntest mit mir. Ich wollte dich gern retten.“

— Vor wem? Ich versteh' Euch nicht, mein Fräulein. Sollte man meinem Vater und mir nachstellen? Hättet Ihr davon gehört?

„Wirst du mir antworten, wenn ich dich Wichtiges frage?“

— Ich habe nichts zu verhehlen.

„Hast du je einen Mann geliebt, oder ihn allen Andern vorgezogen?“

— Ja, meinen Vater, Fräulein.

„Hätte nie ein Anderer einigen Werth in deinen Augen?“

— Ja, noch mancher Andere. Ich habe sehr edle, sehr würdige Männer gesehen auf den Reisen.

„Edle! würdige!“ wiederholte Fräulein Ursula mit Spott und Bitterkeit in Stimm' und Miene; dann fügte sie hastig hinzu: „Nenne Keinen so, betrogenes Kind. Grundfalsch, boshaft und grausam sind sie Alle, ohne Ausnahme. Nur im hilflosen Kindheits- und Greisenalter sind diese Raubthiere minder furchtbar, weil ihnen zum Zerreissen und Zerfleischen Zähne mangeln. Sie kennen nur eine unbändige, wilde Begier; keine Zärtlichkeit, keine Liebe. Mit hinterlistiger Fuchsnatur schleichen sie nach Beute aus; ihr tückiges Herz freut sich schon im Voraus des Opfers, das fallen soll, und das sie dann im Blute liegend verlassen können, grausam und gleichgültig, wie der gesättigte Bär das zerrissene Schaf. Fürchte, hasse dies ruchlose Geschlecht, in welchem nichts als Thier übrig geblieben, alles Menschliche gänzlich untergegangen ist. Vermöge seiner Körperstärke hat es sich zu unserm und der Welt Tirannen erhoben, und fürchtet Niemanden mehr, als sich nur unter einander selber. Durch Stolz und Uebermuth ist der Mannsmensch zur Bestie verwildert.“

— Es gibt rohe, böse Menschen! sagte die Begutte: Ich habe deren gesehen. Doch gestattet Ihr Ausnahmen.

„O du arglose Unschuld!“ rief Ursula: „Ausnahmen? Keine, als in den Windeln und im Schnee des Alters. O, der wilde Teufel ist nicht der furchtbarste, man gebt ihm aus dem Wege, aber der sanfte ist's. Vor dem zittere, der mit dem Heiligenschein, im Gefolge aller Tugenden, zu dir tritt und sich zum Spiegel deiner reinen Sinnesart macht. Alles Spiegel, alles Trug und Lug, Lust und Tücke zu verstecken. Glaube mir, der Mann ist Schale, bloße Schale; drinnen wuchert der Sodomsapfel schwarz und giftig. Er ist vom Menschen, gleich den gefallenen Engeln, noch Gestalt und Antlitz, und von den verlornen Tugenden noch die heiligen Wörter behalten.“

Veronika horchte anfangs mit dem Ernst der Verwunderung oder des Erstaunens, und trat mit einer Art Grausen zurück; darauf aber, als wollte sie durch ihre Empfindungen oder Zweifel die Rednerin nicht kränken, lächelte sie dem Fräulein holdselig zu, wie wenn sie wegen ihrer augenblicklichen Furcht abbitten müßte.

— Ach, gnädiges Fräulein! sagte Veronika: wie urtheilt Ihr so hart! Aber ich glaube Euch. Ihr seid durch böse Menschen tief beleidigt. Eure schöne, blasse, ernste Miene sagt's. Ihr habet Euern Frieden verloren. Flüchtet zu Gott; da findet Ihr Alles wieder. Könntet Ihr doch die todte Pracht Eurer Schlösser mit einer Einsamkeit vertauschen, wie die unserige. Man ist da Gott viel lieber.

„Die Schlösserpracht ergötzt mich schlecht!“ erwiederte das Fräulein mit einem Seufzer: „In ein Kloster, oder in ein Grab, gleichviel wo es sei. Wenn ich nur kein Gedächtniß hätte! Du aber jammerst mich, Kind. Darum geh' in ein Kloster; geh' bald, eh' du wünschen mußt, etwas vergessen zu können. Vor gottgeweihten Mauern haben die Teufel noch Scheu.“

— Vor Kalk und Stein? O, gnädiges Fräulein, ein gottgeweihtes Herz ist stärker, als die stärkste Burg- und Klostermauer. Ich zittere nicht vor der ganzen Macht der Hölle.

„Armes Kind, du kennst die Hölle noch nicht!“ sagte Ursula mitleidig lächelnd, und sah sich nach ihren Edelknaben um, die einige hundert Schritte weit mit den Pferden vor einem Gebüsch von Erlen und Weiden hielten: „Ich muß dich verlassen und deinem Schicksal empfehlen. Gedenke meiner Warnungen!“

— Ich will ihrer und Eurer gedenken. Aber wir sind in Gottes, nicht in des Schicksals Hand! sprach Veronika, verneigte sich zum Abschiede und küßte demuthsvoll des Fräuleins dargebotene Rechte.

„Seh' ich dich wieder?“ fragte Ursula gütig: „Du flößest mir Theilnahme ein. Vielleicht such' ich dich in deiner Einöde auf. Ist der Weg zum Berg hinauf für Pferde nicht zu steil?“

Veronika beschrieb ihr den Weg rechts der Ramsflue, durchs Thal hinauf zum Wald; man konnt' ihn übersehen von der Stelle, wo beide standen. Dann schilderte sie den Fußweg durch die Tannen bis zur Wiese und der Hütte unter den Eichen, daß nicht zu fehlen war.

„Und find' ich droben Niemand ausser dir, der Bäuerin und deinem Vater, wann ich komme?“ fragte Ursula.

— Zuweilen, doch nicht alle Tage, besucht uns ein edler Herr von Aarau! antwortete die Begutte unbefangen.

Dunkle Röthe flog über des Fräuleins Gesicht, und in ihren Augen ward ein ungewisses Funkeln. „Also doch! also doch! Nicht so, eine alte Bekanntschaft? Nenn' ihn nur. Du darfst ihn mir schon nennen. Du hattest in Brugg mit ihm zu thun, vielleicht auch früher. Ich weiß, ich weiß. Schlich er sich unter wahrem oder erborgtem Namen zu dir? — Ich frage nicht umsonst, denn am Manne, ich wiederhol' es, ist nichts ächt, als die Falschheit. Also, er heißt?“

— Herr Gangolf Trillerey! antwortete Veronika, doch minder unbefangen, als das vorige Mal. Die plötzliche Röthe und Lebhaftigkeit des Fräuleins von Falkenstein machte sie etwas schüchtern.

„Er ſieht dich oft, ſagteſt du?“ fuhr Urſula fort.

— Seit ihn mein Vater ...

„Dein Vater iſt ...“ unterbrach heftig das Fräulein die beſtürzte Begutte, dann aber wieder mit ſchneller Beſonnenheit ſich ſelber, indem ſie in angenommener Ruhe hinzuſetzte: „iſt vermuthlich ein guter Mann. Ja, ich glaub' es. Nicht ſo, und bloßes Ungefähr war's, daß ihr eure Klausnerei ganz in die Nähe von Aarau verlegen mußtet?“

— O Fräulein, erwiederte die Begutte, glaubet Ihr an einen allwaltenden Gott, wenn Ihr Ungefähre glaubet?

„Den Namen Gottes könnteſt du füglich aus dem Spiele laſſen!“ verſetzte mit verweiſendem Tone das Fräulein: „Ich kenne eure Begbardenſprache, aber liebe ſie nicht ſehr. Sage mir vielmehr, ob du mit dem guten Freunde ſchon in Brugg einverſtanden warſt, das Findemich-Plätzchen droben auf der Hard zu nehmen?“

Veronika, betroffen durch die unerwartete Verwandlung, die ſie ſah, wagte kaum etwas zu erwiedern.

„Warum bleibſt du die Antwort ſchuldig?“ fuhr das Fräulein zu fragen fort.

— Gnädiges Fräulein, weil ich Euch nicht ganz verſtehe.

„Deſto beſſer verſteh' ich dich; nur bekenn' ich, dein Geſicht hat mich, nicht dein Kleid geäfft. Ich muß wahrhaftig über meine Einfalt lachen. Lachſt du nicht auch heimlich in dir über meine Dummglaubigkeit an dein Geſicht?“

— Nein! antwortete die Begutte ernſt.

„Ich würde dir's nicht gerathen haben. Alſo manche Woche ſchon treibet ihr die Wirthſchaft mit einander in dieſen Bergen? Daß mich der ſcheinheilige Tückmäuſer ſelbſt in dem Punkt an ſich irre machen konnte! Wo und wann fandet ihr euch das erſte Mal zuſammen? Geſteh' es nur, Ich laſſe dich ungeſtraft ziehen. Fürchte nichts.“

— Ich fürchte Euch nicht, gnädiges Fräulein! entgegnete Veronika mit ihrer gewöhnlichen Milde; doch verhehlten ihre Geſichtszüge nicht ein unwillkührliches Mißtrauen, welches ihr Reden einflößen mußten, die von einer Art Wahnſinn zu zeugen ſchienen.

„Den ſtolzen Trotz haſt du aus ſeiner Schule, dünkt mich!“ ſagte das Fräulein von Falkenſtein: „Er ſteht euch Beiden eben wohl an. Eins nur verlang' ich von dir zu hören; antworte, und dann hebe dich weg von mir: Wo fand dich jener Gangolf auf? Auf welchem Scheideweg, in welchem Stall? Ich meine das erſte Mal, eh' der meineidige Böſewicht mit dir nach Brugg zog!“

— Fräulein, ſagte Veronika mit einem Unwillen, der ihr Geſicht röthete und die helle Stirn furchte: ich verzeih' Euch, wenn Ihr gut findet, mich zu mißhandeln. Aber was kann Euch bewegen, einen Unſchuldigen zu läſtern, den Ihr nicht zu kennen ſcheint?

„Nicht zu kennen ſcheint! Nun denn, Begharde, „rief Urſula mit leidenſchaftlicher Entflammung, „der war mein Bräutigam, während er mit dir in der Welt umher fuhr!“ Plötzlich verſtummte ſie nach dieſen Worten, und machte eine Geberde bittern Verdruſſes, als ärgere ſie ſich an ihrer eigenen Uebereilung oder Wegwerfung.

— Euer Bräutigam! rief die Begutte in unbeſchreiblicher Bewegung des Erſtaunens und Mitleidens: Euer Bräutigam! Iſt es möglich, daß er Euch hätte verlaſſen können!

„Verlaſſen, er, mich? Einfältige Dirne! Ich wies dem Elenden, den man die Frechheit hatte, mir aufzwingen zu wollen, — die Thür wies ich ihm .... Antworte auf die Frage, die ich dir gethan. Es ſteht mir ſchlecht an, mich mit dir in Geſpräche zu verlieren.“

— O, mein Fräulein, verzeiht! ich bin auſſer mir. Ihr alſo, Ihr habet ihn verſtoßen? Ihn verſtoßen? Hat er, der ſo gut iſt, Eure Ungnade verdienen können? Iſt er's auch, den ich meine, von dem Ihr redet? Es iſt wohl Irrthum und Mißverſtändniß unter uns. Ich flehe Eure Gnade an, mir nur ein Wort zu geſtatten, nur eine Frage! ...

„Schweig und gehorche; ich bin hier Gebieterin! Seit wann treibt er den ehrloſen Umgang mir dir?“

— Fräulein, wollet Euern Zorn mäßigen, in welchem Ihr vergeſſet, was Ihr auch der ärmſten Magd ſchuldig ſeid! rief Veronika ihr voll Hoheit entgegen.

„Seht doch die unverſchämte Dirne!“ ſagte Urſula mit glühendem Geſicht, die Begutte ſeitwärts anſchielend.

— Ihr ſeid nicht in der Stimmung, mich zu hören, gnädiges Fräulein. — Bei dieſen Worten verneigte ſich die Begutte tief und machte eine Bewegung, ſich zu entfernen.

„Du bleibſt! Nicht von der Stelle!“ rief Urſula gebieteriſch und deutete mit dem Finger auf den Platz vor ihr, welchen die Begutte verlaſſen hatte.

— Eure Gnade erlaube mir, nicht länger der Gegenſtand Eures Unwillens zu ſein! erwiederte dieſe, ihren Rückweg fortſetzend.

Das Fräulein ging ihr zwei große Schritte nach und rief: „Bleib', oder ich winke meinen Knechten, laſſe dich zwiſchen ihre Roſſe gebunden nach Gösgen ſchleppen und in den Thurm werfen!“ In dem Augenblicke, als ſie es geſprochen hatte, wandte ſie ſich raſch um, den Edelknechten zu winken, und ward ſtumm und todtenbleich. Denn vor ihr ſtand Gangolf Trüllerey, der, vom Berg herab durchs Gebirg geſchritten, nicht minder überraſcht war, ganz unerwartet vor der ehemaligen Verlobten zu ſtehen, und, wenige Schritte von dieſer entfernt, die Heilige des Gebirgs zu erblicken. Er verbeugte ſich tief, mit

kalter Höflichkeit, vor der Erbin von Falkenstein, und wollte schweigend an ihr vorübergehen. Sie aber, ohne seinen Gruß zu erwiedern, deutete ihm mit befehlendem Wink der Hand, stehen zu bleiben. — Veronika kam, sobald sie Gangolf gewahr worden, zurück und sagte: „Gnädiges Fräulein, ich danke Gott, der Herrn Trüllerey sandte. Nun ist das Mißverständniß gelöset. Ihr werdet mir nicht mehr zürnen.“

„Ich bewundere Eure Vermessenheit, Herr Trüllerey,“ sagte das Fräulein, ohne auf Veronika's Worte Acht geben zu mögen, „daß Ihr Euch unterfanget, auf Grund und Boden des Hauses Falkenstein Euern Liebschaften nachzujagen.“

— Fräulein, antwortete der Ritter, Ihr seid in zwei Dingen übel berichtet. Ich jage keiner Liebschaft nach, und stehe nicht auf Falkensteiner Boden. Dies Thal bis zum Dorfbach von Erlinsbach gehört zum Twing und Bann der Aarauer Herrschaft Königsstein. Habet Ihr mir sonst einen Befehl?

„Euch nicht wieder in diesen Gegenden erblicken zu lassen!“ antwortete das Fräulein: „Das Gewissen wird Euch melden, welcher Lohn den großprahlerischen Verleumder meiner Ehre und der Ehre meines Hauses erwartet.“

— Ihr redet, hoff' ich, nicht von mir, Fräulein. Seit wir von einander schieden, gabt Ihr mir weder Stoff zum Loben noch zu Lästern.

„Elender, aber brüsten konntet Ihr Euch damit, mich verworfen zu haben.“

— Das ist nie von mir geschehen!

„Nie? Aber in öffentlicher Ritterversammlung in Seckingen, wo Ihr die Schamlosigkeit mit Feigheit krönetet und davon liefet, als Euch Landgraf Thomas züchtigen wollte.“

— Wer Euch beides gesagt, hat beides gelogen.

„Mein Vater und mein Oheim!“

— So logen Beide.

„Redet von den Baronen mit Ehrfurcht!“ rief das Fräulein mit einem Blick, in welchem alle Flammen weiblichen Zorns und Stolzes funkelten, und, indem sie auf ihre Knechte hinzeigte, fuhr sie fort: „Ich stehe nicht allein. Erkennet die Farben von Falkenstein! Ein Wink, erbärmlicher Prahler, und Ihr und Eure Dirne dort sind verloren.“

— Fräulein, ich darf Euch erlauben, mir zu drohen, aber nicht diesen tugendhaften Engel zu beleidigen! fuhr Gangolf heftig auf.

„O des tugendhaften Engels!“ rief Ursula mit herbem Gelächter: „Es macht mir Lust, den Engel vor Euern Augen wegführen zu lassen. Wir dulden auf unserm Gebiet oder an den Grenzen unserer Herrschaft keine Strolchen, als im Gefängniß oder am Galgen.“ Sie winkte den Edelknechten mit weißem Tuche. Sie flogen auf den Rossen über die Wiese donnernd heran, schon längst auf die lebhafte Unterhaltung ihrer Gebieterin mit den beiden Unbekannten aufmerksam.

„Fräulein!“ rief Gangolf, und man sah, wie seine Muskeln schwollen, seine Stirnadern blau anliefen, seine Augen furchtbar blitzten: „Ich will nicht vergessen, daß Ihr ein Weib seid; aber vergesset nicht, Ihr mit Euern Leuten befindet Euch auf Königssteiner Grund! Begehet in der Raserei keine Frevel.“

Kalt und gebieterisch sagte das Fräulein von Falkenstein zu den herangekommenen Reitern: „Ergreifet die Landstreicherin dort, und bringet sie gebunden auf's Schloß.“

„Weh' dem Unglücklichen!“ rief Gangolf und hob die geballte Faust: „Weh' dem, der Hand an die Jungfrau legt; er ist des Todes!“

Die Reiter blickten verlegen auf den Jüngling, der in kräftiger Gestalt mit gehobenem Arm zwischen ihnen und der Begutte stand und mit dem Tode drohte, obwohl er unbewaffnet war. Denn der mit Gold und Perlmutter zierlich ausgelegte Dolch, welcher ihm an einer dicken Silberkette vom Gürtel niederhing, galt mehr zum Schmuck als Gebrauch.

„Ich befehle!“ rief das Fräulein, mit dem Gesicht gegen die jungen Männer gewandt, mit der ausgestreckten Hand gegen die Begutte zeigend.

Gehorsam setzten sich die Reiter in Bewegung. Da bäumte sich schnaubend des Einen Roß hoch in die Luft, auf den Hinterfüßen rückwärts gehend; das andere stürzte morschtodt auf die Brust zu Boden, daß der Edelknabe über den Hals desselben in den grünen Rasen weit vorschoß. Bald stürzte auch mit schwerem Fall das erste Roß zur Erde. Aus Hals und Brust beider Thiere quoll ein Blutstrom. Gangolfs Dolch hatte sich blitzschnell und tödtlich in beide eingebohrt. Ursula sprang mit Entsetzen zurück, als sähe sie Zauberspuk. Veronika stand bleich, mit gefaltenen Händen und zum Himmel gerichteten Augen, unter den Zweigen einer Silberweide, in Angst und Gebet. Gangolf hielt den Dolch in seiner Linken; in der Rechten das aus der Scheide des Edelknaben gezogene Schwert, der sich betäubt und erschrocken vor ihm eben von der Erde aufrichtete, während der Andere fluchend mit gequetschter Hüfte noch unter seinem zuckenden Gaul lag.

„Ihr scheint nüchtern geworden zu sein!“ sagte Gangolf zum Fräulein, das starr und lautlos die blutige Verheerung sah: „Ich könnte und sollte Euch als Gefangene nach Aarau führen. Ihr habet den Landfrieden gebrochen. Nehmt Euern Zelter; reitet heim. Ich lasse Euch frei.“

Dann steckte er den Dolch ein; bog die Klinge des Schwertes, mit zur Erde gekehrter Spitze, bis das Eisen sprang; half darauf dem gequetschten Edelknaben unter dem verbluteten Gaul hervor, nahm dessen Schwert und brach es, wie das vorige. „An Eurer Hüfte soll kein Degen hangen!“ sagte er zu den entsattelten Reitern, de-

ren einer in der Stellung eines Trostlosen noch immer sein verblutetes Pferd betrachtete, indessen der andere leise fluchend und ächzend umherhinkte: „Euch gebührt nicht des Mannes Ehre; Strick und Daumschrauben stehen Euch besser an, indem Ihr, statt wehrlose Jungfrauen zu schirmen, als Häscher und Henkersknechte wider sie dienet.“

Mit diesen Worten wandte er Allen den Rücken, ging zur Begutte und führte sie den Weg zurück gegen das Gebirg.

24.

Fromme Unterhaltung.

Ursula, mit ihren beiden Knappen, mochte ungefähr die betäubende Empfindung derer haben, zwischen welche ein unerwarteter, zermalmender Wetterstrahl niedergefahren ist. Keiner begriff im ersten Augenblick, wie das Unheil so plötzlich habe möglich sein können. Jeder hätte es gern für Täuschung halten wollen, wenn nicht die Bruchstücke der Schwerter, die todten Rosse am Boden und deren Blutströme den Augen das Gegentheil verbürgt hätte.

„Ei, so schlage doch der blaue Donner dazwischen!“ rief ächzend der Hinkende: „Was ist denn das hier, Josua? Mausetodt liegen sie wie abgestochene Kälber da, und so wahr ich lebe, mein Damascener mitten von einander. Plagt den Trüllerey der Satan, oder hat er dreitausend Teufel im Leibe, solche Wirthschaft zu treiben? Es hat ihm ja niemand einen Strohhalm in den Weg geworfen; warum sticht uns der Weglagerer die Pferde nieder? Setz' ihm nach, Josua, schlag' ihn todt wie einen tollen Hund, denn, wahrhaftig, Besseres verdient er nicht; auf mein Wort schlag' ihn todt. Wär' ich nicht kreuz- und lendenlahm, ich machte ihm den Garaus auf der Stelle; denn bedenk', er hat gar keine Waffen.“

„Ach du schöne, treue Liesi!“ seufzte Josua mit auf die Brust gesenktem Haupte und gefalteten vor sich hingestreckten Händen in verzweiflungsvoller Betrübniß: „Hätt' ich das ahnen können! O du armes Thier! Mußtest du durch Meuchelmord fallen! Hundertmal würd' ich im ehrlichen Streit das eigene Leben für dich daran gesetzt haben. Nun bin ich mein Lebtage nicht wieder froh. O Gubert, sieh' her! Meine schöne Liesi ist hin! Kein Mensch war so verständig, so treu, so freundlich, wie dies edle Thier!“

„Daß dich und deine Liesi der Abgrund verschlinge!“ rief Gubert: „Narr, spare die Leichenrede, bis der Gaul verlochet wird. Nimm dein verstümmeltes Schwert; noch immer lang genug ist's, einen Schädel zu spalten oder eine Kehle aufzuschlitzen. Springe dem vermaledeiten Straßenräuber und Roßmörder nach; dir sind noch zwei gesunde Beine geblieben. Aber ich, ui! das fährt mir wie Messerstiche durch Mark und Bein; ich will verdammt sein, wenn nicht noch drei Rippen dazu gebrochen sind, und ich nicht zum krummen Fiedelbogen werden muß.“

„Könnt' ich das Liesi zum Leben bringen,“ jammerte Josua, „ich gäbe mein Bein, meine Hand, mein Auge drum!“

Unterdessen die Edelknaben in weinerlichen Tönen ihr Leid also klagten, stand das Fräulein unbeweglich, einer Bildsäule gleich, den Kopf seitwärts gegen das Thal neben der Ramsflue gewandt, wo Gangolf mit der Begutte und der Bäuerin längst zwischen Gebüschen verschwunden war. Ursula's blasses, starres Gesicht schien von Alabaster geschnitzt. Ihre Brust schien ohne Odem. Der Wind gaukelte in ihrem schwarzen Schleier, und warf ihn von Zeit zu Zeit flatternd um den Kopf, ohne daß sie es beachtete.

Auf Guberts Rath machte sich endlich Josua mit nassen Augen an die traurige Arbeit, Sattelzeug und Zügelwerk loszuschnallen, und die beiden Rosse davon zu befreien, um aus dieser Niederlage wenigstens das kostbare Geschirr zu retten. Während dem genas auch das Fräulein wieder von einer Art Bewußtlosigkeit, in der sie nichts mehr von dem, was ausser ihr vorging, mit Klarheit wahrgenommen hatte. Sie richtete die stieren Blicke auf die Leichname der Thiere, dann auf die Diener, und die Erinnerungen in ihr wurden heller und mit denselben die Empörungen ihres ganzen Gemüthes sichtbarer. Ihr blassen Lippen zitterten, ihre schönen Hände ballten sich krampfhaft, ihre todten Augen warfen plötzlich Blitze; man hörte den Stoß ihres heftigen, fliegenden Athems, dann die rasch zwischen den Zähnen hingemurmelten, mit schauerlichem Lächeln begleiteten Worte: „Ja, bei allen Heiligen! bis ich ihre Leichname mit Füßen trete, und Beider Blut meine Sohlen netzt!“

Dann drehte sie sich zu den Dienern und rief: „Bringet den Zelter herbei! Erbärmliche Gesellen, feige Schufte, Ihr! Ein einziger Mann warf Euch vom Roß und brach Eure Schwerter, und Ihr muckset nicht, Memmen! Hattet Ihr für meine Ehre keine Faust, keinen Arm, so schleichet fortan wie räudige Hunde, von Jedem gestoßen und getreten, durch die Welt. Besseres seid Ihr nicht werth. Weichet von meinem Angesicht. Kehret nie wieder! Den lass' ich vom Büttel peitschen, den von Schloßhunden hetzen, der einer der Burgen von Falkenstein Schwelle berührt! Fort, fort, ihr schäbigen Buben, und lasset Euch in den Dörfern mit Koth werfen, und von den Kindern mit Ruthen streichen!“

Diese Anrede traf jene armen Sünder, an die sie gerichtet war, noch gewaltiger, als vorhin der Sturz der Rosse. Sie erblaßten vor der bevorstehenden Schmach, vor dem Zorn der Gebieterin, vor dem Gedanken an den Landgrafen Thomas von Falkenstein und dessen Strafgericht. Der eine vergaß den Schmerz seiner Hüfte, der andere den Schmerz um das geliebte Roß. Beide fielen

auf die Knie. Sie wollten des Fräuleins Gnade erflehen und etwas zu ihrer Rechtfertigung stammeln. Aber die Erzürnte ging taub an ihnen vorüber, schwang sich auf den Zelter und rief: „Weh' dem, der zum Schlosse kommt! Von den Hunden, wie einen verlaufenen Hasen, lass' ich ihn hetzen und zerfetzen!“ Sie wandte das Roß, und ritt im Galopp davon gegen Erlinsbach, und durch's Dorf rechts über die Matten, längs niedrigen, rauhen Waldbügeln, dem Aarestrom und dem Schlosse Gösgen zu.

Der Weg ward unebener und felsiger. Der Zelter wählte mit Vorsicht langsamern Schritt. Die schöne Reiterin, ihrer selbst vergessen, ließ den Zaum aus den Fingern fallen. Der Aufruhr ihres Innern, wo Rachlust und Hoffnungslosigkeit, Beschämung und Stolz, Eifersucht, Reue und Grimm wider sich selber abwechselnd emporfuhren und verschwanden, wie die Wellen des Sees im Sturm, machte ihre äussern Sinne gegen den Reiz der Abendlandschaft unempfindlich. Noch wenige Tage zuvor hatte sie diese Gegend als diejenige gepriesen, welche der Schwermuth ihres Herzens am wohlthätigsten zusagte.

Das gänzliche Stillstehen des Pferdes weckte sie endlich. Der Zelter hatte am Berge einen Seitenweg gegen die Höhe eingeschlagen, wo eine kleine Kapelle neben einem großen hölzernen Kreuz stand, in der die Gemahlin des Herrn Thomas von Falkenstein gern ihre Andacht zu verrichten pflegte. Ohne Zweifel hatte der Zelter geglaubt, die schöne Last, welche er jetzt trug, ebenfalls dem heiligen Ort zuführen zu müssen, und mochte darum den gewohnten Pfad genommen haben, den seine Eigenthümerin, die Freifrau, täglich besuchte. Ursula aber erkannte in diesem Zufall den Finger der Vorsehung. Sie sprang vom Rücken des Zelters, ließ das Thier frei, und eilte in das alterthümliche Bethaus, dort den Frieden ihres Gemüthes zu suchen.

Es war ein uraltes Gemäuer; das Dach halb offen und zerfallen; die eine Seitenmauer weit geborsten, daß der von draussen emporwuchernde Epheu Raum genug fand, durch den Spalt seine Ranken zu senden, und den Obertheil des Innern mit dunkelgrünem, natürlichem Laubgewinde zu schmücken. Ein vorragender behauener Stein bildete im Hintergrunde den Altar. In einer spitzgewölbten Mauerblende darüber, mit einer Einfassung von halberhabenen dünnen Säulen und gothischem Schnitzwerk von Sandstein, blutete ein Heiland am Kreuz, neben welchem die Gottesmutter weinend stand, mit sieben Schwertern in der jungfräulichen Brust. Das Ganze war so schmucklos, so verlassen, daß den Boden der Kapelle ein Teppich von allerlei Kräutern bedeckte, und auf der Seite des Altars hohe Nesseln blühten.

„Heilige Mutter Gottes,“ seufzte das Fräulein niederkniend mit emporgefalteten Händen, „o du Einsame, o du Verlassene, o du mit siebenfach durchbohrtem Herzen, sieh' mein tausendfach durchbohrtes Herz! O du heilige Schmerzenreiche, erbarme dich meiner Seele, daß sie nicht in Verzweiflung verderbe! Warum muß ich, die Einzige, verschmachten? Warum bin ich, die Einzige, verstoßen?“ — Bei diesen Worten drang eine heiße Thränenfluth über ihre blassen Wangen. Sie lehnte ihr Hand an den kalten Stein des Altars, und sank endlich schluchzend auf den begras'ten Boden der Kapelle. Hier weinte sie lange und bitterlich, bis, in allen Kräften erschöpft, ihre Thränen vom besänftigenden Halbschlummer getrocknet wurden. Ihr ward wohl. So fühlt sich die Landschaft nach erstickender Sommerschwüle erquickt, wenn der Regenschauer vorüber gegangen ist, in welchen sich Stürme und Flammen des Wettergewölks aufgelöset hatten.

Als sie erwachte, und vom kühlen Grund der verfallenen Kapelle sich aufrichtete, war ihr, wie wenn ein Engel ihre Schmerzen gestillt, ihr Gemüth gestärkt hätte. Sie vereinigte sich noch einmal in Ehrfurcht vor dem Altar gegen das Heiligenbild, von dem ihr Erbarmen und Trost gekommen zu sein schien, und ihre dankbare Seele that ein Gelübde, der gnadenreichen Himmelskönigin irgendwo, oder hier, eine würdigere Kapelle zur Verehrung aufzurichten. Denn diese Mattigkeit, Ruhe und Stille ihres ganzen Wesens mußte wohl, sie verzweifelte nicht, die Wirkung einer übernatürlichen Heilkraft und eine Erhörung ihres Gebetes sein.

Beruhigt trat sie hinaus unter das Pförtlein. Vor ihr schwamm im Duft des Abendsonnenglanzes die Welt; und ein erwärmender Anhauch, der ihr mit Wohlgerüchen entgegenströmte, berührte sie wie der Erstlingskuß eines neuen Lebens. Ihr gegenüber, jenseits des silbern spiegelnden Flusses der Aare und der umbüschten Ufer, strahlten hellbeleuchtet die einsamen Gebäude des Chorherrenstiftes von Schönenwirth, und Thurm und Kirchmauern auf der Felshöhe über die hellgrünen Wiesen des Thales in klösterlicher Abgeschiedenheit. Schon im siebenten Jahrhundert war jener heilige Hügel, von welchem jetzt der Klang der Abendglocke feierlich durch die weite Gegend tönte, der christlichen Andacht geweiht. Dahinter zogen sich die Berge, von der Höhe bis zum Fuß in das Schwarzgrün ihrer Tannen gehüllt, rechts in einigen Bogen um die Fluren der Ebene, durch welche zerstreute Rinderheerden umherirrten, deren Halsglockengeläute freundlich über den Strom her klang. Die Trümmer der Wartburgen glänzten im Sonnenroth, wie goldene Kronen, von den Doppelgipfeln ihres sanftanschwellenden Gebirgs. Links, gegen Morgen, schloß sich weit das heitere, schöne Thal von Aarau dem Auge auf, erfüllt mit Dörfern, mit weitleuchtenden Schlössern ringsum, bis tief zu den veilchenblauen Höhen des Lägern- und Heitersberges. Hinter den niedern Gebirgen des Vorgrundes prangten aus der Ferne hervorragend einzeln die ewigen Pyramiden der Schneeberge über Wolkenstreifen.

Ursula von Falkenstein fühlte sich von der Pracht der Natur sanft bewegt. Sie konnte, ohne ihre Ruhe einzubüßen, selbst die über den Strom gespannte Brücke der Stadt Aarau, die rußigen Gemäuer, die schwarzen Giebeldächer derselben und den finstern Thurm Rore anblicken, eine Wegstunde von ihr entfernt. Mit der Empfindung himmlischer Begnadigung in der Brust, verzieh sie der Welt allen Schmerz, den sie von ihr erlitten.

In dieser Stimmung ward sie durch das Erscheinen der jungen Gemahlin ihres Oheims Thomas gestört. Die Freifrau, eine geborne von Ramstein, kam den Weg zur Kapelle mit schnellen Schritten herauf und rief schon aus der Ferne: „Jesus, Maria und Joseph, wie hast du mir so schreckliche Angst verursacht, Ursi! Ich fand meinen Zelter drunten am Wege allein weidend, und keine Spur von dir und den Knappen, die dich begleiteten. Was treibst du, Mädchen? Was führt dich hier herauf zur Kapelle, die du doch sonst nicht besuchst?“

— Die unsichtbare Gnadenhand Gottes! antwortete das Fräulein, der Freifrau die ihr entgegengebotene Rechte küssend: O schon lange, lange wohnte nicht solch ein Gottesfrieden in mir, als jetzt. Ich bin sehr ruhig.

„Bist du's wirklich?“ sagte die Freifrau, welche sich erschöpft auf einen bemoos'ten Felsstein niedersetzte und ihre Nichte mit traurigem Lächeln ansah: „Täuschest du dich nicht abermals, du ewiglich von Selbsttäuschungen gequältes, armes Kind? O wie froh könntest du mich machen!“

— Ich nehme den Schleier. Morgen, übermorgen geh' ich in ein Kloster und entsage der falschen Welt, die mir so furchtbar entsagt hat. Morgen, übermorgen; je eher, je besser! Ich will vergessen, entbehren, sterben lernen.

„Kannst du das nicht in der Welt, wie tausend Andere?“

— Tausende und Tausende hatten mein grauenvolles Schicksal nicht. Ich finde nur Ruhe inner den kahlen Wänden einer vergitterten Zelle, wo mich nichts an die Bosheit der Welt mahnt, und sie mich nicht mehr verfolgen kann. Ich will Alles hinter mir liegen lassen, Alles!

„Ach, liebes Kind, man läßt nichts hinter sich, wenn man noch etwas im Herzen mit sich nimmt. Du bringst überall nur dich selber hin, und du bist deine Welt! Willst du im Ernst Klosterfrau werden, liebe Nichte, glaub' es mir, der Schleier und die Zelle machen dich so wenig zur Nonne, als die Kutte den Mönch, das Schwert den Kriegsmann macht. Bau' aus deinem eigenen Herzen ein Kloster; banne jede Leidenschaft, jedes stürmische Verlangen und Wünschen hinaus; meide, leide, als eine gottgeweihte Braut und du wirst überall Nonne sein, in der Kirche wie im Burgpalast. Ich kenne die Klöster; ich bin in denselben erzogen.“

— Darum bist du so gut und fromm, Mühmchen! sagte Ursula mit einem Seufzer zur Freifrau.

„O nicht das, Ursi; ich lernte viele Gebete und sah und hörte dabei viel Unreines. Die todten Mauern waren heiliger, als die Menschen; und die Kleider frömmer, als die Herzen. Folge meinem Rath, lösche erst die heftige Gluth deines Gefühls, brich erst deinen kleinen stolzen Eigensinn, bringe dein bisheriges Inneres dem Himmel zum Opfer, mit einem Wort, werde erst, ehe du dir das Haar abschneiden lässest, eine Nonne: dann wird dir der ganze Erdkreis zum Kloster werden. Nicht die Welt, nicht der wilde Flattergeist der Männer, nicht Hinz von Sar, nicht Gangolf Trüllerey sind die Urheber deines Leidens: du bist selber die Schöpferin deiner Noth gewesen.“

— Schweig' von den Männern, den Tückischen, Ehrvergessenen! unterbrach das Fräulein ihre junge Muhme mit tiefem Seufzer: Daß ich sie nicht nennen hören, nie ihre Gestalten erblicken müßte!

Sanft lächelnd erwiederte Diese: „Es ist wahr, wir armen Weiber sind durch Härte, Rohheit und wilde Sinnengier derselben selten glücklich; aber ohne Männer, was meinst du, Kind? wir würden uns in Höhlen verbergen und verzweifeln. Die Weiber finden sich gegenseitig nur des Wechsels willen, wie den Winter, erträglich, eben weil es auch Männer und einen heißen Sommer daneben gibt.“

— Du magst das Lob verkünden, Mühmchen! Dein Herz ward vielleicht glücklich durch ...

„Ich? glücklich!“ seufzte die Freifrau, und schlug die frommen, blauen Augen zum Himmel auf, indem ein feines Roth über ihr Antlitz floß, wie Wiederstrahl einer ehemaligen Paradieseszeit, nach welcher man, der Gegenwart willen, nicht gern zurückblickt. Ursula senkte die Blicke mit Wohlgefallen und Theilnahme auf die edle Gestalt der Freifrau, an der sie mehr mit der Liebe einer Schwester, als der Empfindung einer Nichte hing. Die junge Frau, deren Gesicht den Ausdruck der reinsten Zärtlichkeit und demüthigsten Selbstverläugnung darstellte, saß schweigend, innig und sinnig auf ihrem Felsblock da, die Hände in den Schoos zusammengefaltet, und einen Seufzer, der aus ihrem Busen aufzitterte, verbergend. Sie schien schon ganz zu sein, was sie, das Fräulein zu werden, angerathen hatte, eine Nonne, deren stilles Kloster die weite Welt ist. Selbst ihre schmucklose, einfache Tracht; das lange, den ganzen edeln Wuchs bis zu den Fußzehen verhüllende Gewand von feinem, verlfarbenem Wollenstoff, an dem kein Zierrath gesehen wurde, als die Fülle des gefranzten, kurzen Doppelärmels oder Umschlags an den Achseln; die zarte Haube vom feinsten schneeweißen Linnen, unter dem Kinn zusammengebunden, und nur zu schwach, das üppige Hervorquellen des Haupthaars um die Schlä-

sen zu verhindern — dies ganze Aeussere schon verkündete die freiwillige Nonne.

— Du hast geliebt! — rief Ursula, läugne nicht!

„O hättest du's!“ antwortete in gütig-ernstem Ton die Freifrau, „hättest du geliebt, du würdest zu mir nicht sagen: du hast gelicht, denn Liebe kann nicht enden. Deine Sinne nur sind gerührt worden, nicht dein Herz. Nur einmal liebt man, dann ewig. Er wußt' es nicht, dem meine Seele zugehörte; er weiß es nicht. Wo er heute sein mag, ob noch mit mir unterm Himmel — ich weiß es nicht. Was liegt daran? Er ist der Engel meiner Träume, der Trost meines Wachens. Was Gott verband, das scheidet nicht die Welt, nicht Menschenhand.“

— Du Schwärmerin, du! — rief Ursula mit nassen Augen und schloß die Frau von Falkenstein küssend, voller Heftigkeit, an ihre Brust. Heil dir, daß du den nicht näher kennen lerntest, dem sich dein Herz gegeben. Er hätte es zerrissen, wie das meinige zerrissen ward, und ein Ungeheuer hätte dich verrathen, wie ich verrathen ward.

„Hätt' er gefehlt wider mich,“ antwortete die Freifrau, „meine Liebe würde seine Sünden zugedeckt haben. Das ist die Liebe! Des Mannes Gemüth ist ein anderes, als das unsere; darum fühlen wir uns von ihm angezogen. Man liebt nur das, von dem wir erkennen, es sei etwas Anderes und Vortrefflicheres, als man selber ist. Darum wird der Mann dem Weibe zugetheilt, weil er in des Weibes Gemüth die Milde und Anmuth wahrnimmt, die selbst ihm gebricht. Uns Weibern ekelt vor Männern weibisches Wesens, den Männern vor Weibern männlich-rauher Denkart.“

— Aber dein Mann, mein harter, wilder Oheim? — fragte Ursula schüchtern und mitleidig.

„Ich habe kein Recht, zu begehren, er solle ein Anderer sein, als er ist,“ erwiederte die Freifrau: „man gab mich ihm zur Gattin. Er ist mein Herr und Gebieter, und nicht ohne löbliche Eigenschaften, die ich an ihm ehre. Es ist kein Mensch so böse, der nicht Tugenden hätte, die ihn der Achtung würdig oder doch erträglich machen könnten.“

— Ich kann dich nur bewundern, du liebe Heilige! — rief Ursula.

„Und ich dich nur beklagen, daß du mich bewunderst, liebes Kind,“ antwortete die Freifrau, „denn dies Bewundern verräth dein Herz und seiner Schmerzen Grund.“

— Wie verstehst du das, Mühmchen? sagte das Fräulein, sich ein wenig betroffen zurückziehend.

„Merkst du es nicht?“ antwortete die Frau von Falkenstein, und schloß Ursula's Hand mit Zärtlichkeit in die ihre. „Hättest du ein wenig Langmuth, Nachsicht und Ergebung mehr, als dir eigen ist, du würdest mich nicht bewundern können, aber glücklicher sein. Trotzköpfchen, immer möchtest du eine Welt nach deinem Sinn, und wirst am Ende nur das Spiel der Welt, weil du weit schwächer bist, als tausend Andere. Glaubst du's? Es ist Niemand stark, als wer sein eigener Herr ist. Das warst du selten, kleiner Eigensinn. Wer Andern gern gebietet, vergißt darüber, sein eigener Gebieter zu bleiben.“

25.

Die Zigeuner.

Männliche Schritte und Stimmen, durch's Gebüsch den Berg herauf, unterbrachen das Gespräch. Es waren zween Schloßknechte, die einen verdeckten Korb trugen, der ziemlich schwer zu sein schien.

„Was tragt ihr noch so spät auf den Berg?“ fragte die Frau von Falkenstein verwundert.

— He, Ihro Gnaden, — antwortete einer der Knechte, indem sich beide tief verbeugten — Futter für schelmische Raben, die bald selbst Rabenfutter sein werden; will sagen, Gauner-, Lumpen- und Aegyptervack, das der gestrenge Herr braucht, um ein Loch in der Welt auszustopfen, oder eins damit zu machen.

„Ihr verrichtet also des Herrn Willen! Geht!“ sagte die Freifrau, und als die Knechte vorbei waren, seufzte sie halblaut: „Gott weiß es, mir ahnet Böses! Dein Oheim hat keine Ruhe. Er führt etwas Gewagtes im Schilde. Schon seit acht Tagen eilen Boten ab und zu im Schlosse; und allerlei verdächtiges Gesindel streicht seit einiger Zeit hier herum durch Busch und Wald.“

— Du weißt es ja: der Dauphin und die Armagnaken sollen schon im Anzuge von Altkirch gen Basel sein? — bemerkte Ursula. Und zieht der Dauphin mit gewaltiger Heeresmacht heran, die Eidsgenossen auszurotten, da wird kein ritterlicher Mann, da dürfen die Falkensteine nicht dahinten bleiben!

„Ich glaube nicht, es sei um die Eidsgenossen zu thun,“ versetzte die Freifrau: „ich fürcht', es werde eine Rache schrecklicher Art gegen Gangolf Trüllerey gebrütet.“

— Wirklich? — fuhr Ursula lebhaft auf — hast du etwas von den Männern vernommen?

„Gesehen mehr, als gehört; mehr in den Zügen gelesen, als gesehen. Seit vorgestern ist sich mein Gemahl kaum ähnlich. Er meidet mich; er schickt mich von sich. Es ist Unruhe in seinem Thun und Ruhen. Er hört nicht, was gesagt wird; träumt mit offenen Augen; gibt Befehle und widerruft sie. Seit gestern läßt er im Thurm von Farnsburg ein Zimmer auf das Köstlichste bereiten, du weißt es. Das gilt nicht dir, nicht mir. Wir Beide sollen im Schlosse Gösgen drunten bleiben. Den Namen Gangolfs spricht er nicht mehr mit gewohntem Grimme aus, sondern mit bitterm Hohnlachen, wie den Namen eines, dessen Niederlage man gewiß ist. Wer weiß, ob

der Unglückliche nicht schon in seiner Gewalt liegt!«

— Nein, nein, — erwiederte Ursula, ihr blasses Gesicht abwendend — du irrst. Der fährt noch heute frei herum.

»Und welchen fremden Gast erwartet das Thurmgemach von Farnsburg? Aus der Kostbarkeit des Geräthes, welches von Kienburg, Falkenstein und diesen Morgen selbst von Gösgen dahin geschleppt wird, sollte man auf eine erlauchte Person schliessen. Ich dachte an den Dauphin. Für einen Fürsten aber geziemt sich nicht das abgelegene Thurmgemach; das schöne Bett wohl, welches aufgeschlagen wird, es ist für keinen Königssohn zu gering.«

— Dein Hochzeitbett?

»Dasselbe, und überdies, wie der Burgvogt von Farnsburg mir vertraute, als er am Nachmittage abreisete, werden keinerlei Anstalten getroffen, um den zahlreichen, prachtgewohnten Hofstaat eines Prinzen von Frankreich würdig zu empfangen. Und all das Treiben, das Geheimnißvolle erst seit vorgestern! Es scheint, das Treiben gelte nur einer einzigen, doch sehr hohen Person, die man gefangen halten wolle.«

— Laß uns rathen, Mühmchen. Die Sache ist wunderbar genug, um eine kleine Neugier zu beschäftigen. Seit vorgestern, sagtest du, bekam der Oheim Briefe, Eilboten? Waren Fremde da? Nun reut mich's, daß ich deinen Bitten folgte und die Tage zu Köllikon zubrachte. Wie konntest du auch glauben, daß mich der Ritt zu dem Waldnest zerstreuen würde? Vorgestern also? Und du bemerktest vorgestern nichts, das dir auffiel?

»Weniger, denn sonst. Wohl kamen der Boten genug, wie seit einiger Zeit gewöhnlich. Das achtete ich kaum. Auch war mein Gemahl fast die Hälfte des Tages abwesend. Eben aber wie er zurückkehrte, lebte er schon in dieser seltsamen Bewegung; stumm, verschlossen, wieder lustig ohne Maß, dann träumerisch, dann aufbrausend. Den Namen Gangolfs stieß er einigemal mit schadenfrohem Insichlachen aus. Das Alles mußt' ich hören, da wir allein zu Nacht speiseten. Mich redete er kaum an; und fragen durft' ich nicht. Du kennst ihn, wie er's treibt.«

— So hat er in der Nachbarschaft geheime Zusammenkunft gehalten. Das ist entschieden.

»Kaum halb so sehr, als du glaubst. Er war nur ausgeritten zu seiner Lust, in schlichten Kleidern, wie er selten zu tragen pflegt. Der Jäger, welcher ihn bis in das Thal begleitet hatte unter der Schafmatt, brachte die Rosse zurück und erzählte, der Freiherr sei zu Fuß hinauf in die Hard.«

— In die Hard? stammelte Ursula leise nach und mit ganz eigenthümlicher Betonung der paar Worte.

Da liessen sich die Knechte wieder hören. Sie kamen mit leerem Korbe zurück. Die Freifrau befahl ihnen, den Zelter drunten am Wege loszubinden und ins Schloß zu führen. Dann lud sie das Fräulein zur Begleitung ein, die Gäste wenigstens aus der Ferne zu betrachten, die der Freiherr, ihr Gemahl, im Grünen bewirthe. Ein unfern aufsteigender Rauch aus dem Gebüsch zeigte die Gegend, wo sie zu finden sein konnten. Er führte nicht irre.

In der Vertiefung eines kaum vierzig Schritt langen und noch schmälern, kesselartigen Thals, mitten im Gehölz am Berg, brannte ein Feuer von dürren Reisern. Darum her lagerten fünf Kerle mit schwarzgelben Zigeunergesichtern, halb entkleidet, die, von den übersandten Speisen schmausend, ein kleines Faß voll Weins von Mund zu Mund umhergehen liessen. Vor ihnen tanzte ein schlankes, junges Mädchen barfuß, nach seinem eigenen Gesang, sich auf den Zehen, auf den Hüften wiegend, indem es fantastisch, doch nicht ohne Anmuth, abwechselnd die Arme hob und senkte. Seitwärts säugte eine Frau, am kurzbegraseten Boden kauernd, ihr Kind. Rings umher hingen Kleider und Lumpen an einzeln stehenden Schwarzdorngesträuchen. Die Leute plauderten fröhlich und viel, doch in einer unverständlichen Sprache. Als aber bald darauf ein altes, häßliches Weib aus dem Gebüsch hervor zum Lagerplatz niederstieg, verstummten plötzlich Alle; selbst das Mädchen brach Gesang und Tanz ab. Die Männer sprangen auf und umringten die Angekommene, welche mit einer Art Hoheit zu ihnen sprach, während die Uebrigen aufmerksam horchten. Dann, nach einigen Hin- und Herreden, drückten Alle, auf verschiedene Weise, Zufriedenheit oder Beifall aus, die einen durch Kopfnicken, die andern durch Klatschen der Hände. Man zog die Alte zum Feuer und zum Mahle. Jeder bot ihr, was von den vorhandenen Gerichten das Leckerhafteste zu sein schien.

Während die beiden Zuschauerinnen von oben herab heimlich im Gebüsch die frohe Wirthschaft der Aegypter beobachteten, wurden sie auf sehr unerwartete Weise durch eine Erscheinung gestört, die ihnen eben jetzt die unwillkommenste sein mußte. Freiher Thomas nämlich stand hinter ihnen.

»Ich hätte,« sagte er halblaut und aufgebracht, »ich hätte die Frau von Falkenstein an einer für sie schicklichern Stelle, als hier, vermuthet! Es scheint mir gleich unanständig, halbnackte Bettler zu beschleichen, oder meine Entwürfe auszuwittern.«

Die erschrockene Freifrau trat schweigend zurück, um sich zu entfernen. Ursula erwiederte ihm: »Wir wissen nicht, Oheim, was uns Eures Mißtrauens schuldig gemacht hat. Weder die eine noch die andere Absicht führte uns zu diesem Platz; Ihr werdet uns nicht zumuthen, wenn wir einen Rauch im Busch aufsteigen sehen, die Flucht zu ergreifen.«

»Begebet Euch augenblicks ins Schloß!« rief der Freiherr mit zurückdeutender Hand und bar-

schem Tone: „Ihr möget Euch selber anklagen, wenn ich Euch in den Zimmern hüten lasse. Katzen soll man nicht zum Braten auf Schildwacht stellen, und Weiberaugen nicht und Weiberzungen zum Geheimniß.“

Ursula war im Begriff, die Unart des Oheims zu rügen; aber mit sanfter Gewalt wurde sie von der Gemahlin des Freiherrn hinweggezogen.

Sobald dieser die Frauenzimmer aus den Augen verloren hatte, stieg er zu dem Lagerplatz der Zigeuner nieder, die sich alsbald vom Erdboden erhoben und ihn mit einer Art ehrerbietiger Vertraulichkeit umschlichen, aber doch beständig in einer Entfernung von drei bis vier Schritten von ihm stehen blieben.

„Ich hoffe, die Schloßküche hat Euch genugsam versorgt!“ sagte der Freiherr. Alle bückten sich tief und küßten oder leckten ihre Finger, indem ihre häßlichen Gesichter ihn freundlich anschmunzelten.

„So lang' ihr in meinen Diensten seid,“ fuhr der Freiherr fort, „täglich dem Mann ein Gulden, freie Zehrung und, wenn ich mit Euch zufrieden bin, ein Geschenk dazu, wie kein Fürst gibt. Dem Verräther der Galgen! Das ist mein Wort!“

Alle umringten ihn mit lauten und stummen Freudenbezeugungen, lustigen Sprüngen, Verbeugungen und Betheuerungen. Der Freiherr aber schien daran wenig Gefallen zu finden, winkte mit der Hand das Zeichen zum Schweigen und sagte: „Ich kann mich nicht mit Jedem von Euch abgeben. Ich kenne Euch nicht, verlange auch gar nicht, von Euch gekannt zu sein. Merkt Euch das! Diese verständige Frau hier“ — er zeigte auf die alte Zigeunerin — „die Ihr Alle wie eine Mutter betrachtet, hat mein Zutrauen. Der Ilsel also werd' ich meine Befehle auftragen, und von der Art Eures Gehorsams und Eurer Geschicklichkeit wird es abhangen, welchen Lohn Ihr bei mir verdient.“

Da trat einer der Zigeuner einen Schritt vor, wischte den schwarzen Knebelbart vom Maul weg, legte beide Hände auf die Brust und sagte: „Der rothe Hahn fliegt morgen Nachts über das Aarauer Städtle, man soll ihn schaun zwanzig Meilen weit. Haben's alte Nest von innen und aussen wohl erkundschaftet; hat offene Löcher viel, hineinzuschlüpfen, und müßt' es sein im hölzernen Kännel des Stadtbachs über den Hirschengraben am obern Thor. Hat keine Gefahr! Zween Schwefelfäden; mehr kostet der Spaß nicht. Ist alles Stroh und dürrer Kien; das flackert lustig auf. Doch Junkerle, laßt unser einen nicht im Stich! Ilsel verheißet, daß Ihr Leute bei der Hand haltet auf dem Distelberg und Gieshübel. Wir zählen darauf! Fassen uns die Schuders, nennen wir Euch. Seid also bei der Hand. Und geht's Feurioh! Feurioh! durch die Gassen: so können wir mitnehmen, was uns ansteht. Das geht mit in den Kauf; Ihr fraget nicht, was wir haben.“

Der Freiherr, halb von dem Kerl abgewandt, ließ nur dann und wann einen Blick von der Seite auf ihn schiessen und sagte endlich: „Schweig! Ihr habt mein Wort, kennt meinen Willen!“ Dann winkte er der alten Ilsel und ging davon.

Als er sich von der unsaubern Gesellschaft entfernt genug glaubte, blieb er im Gebüsch stehen, winkte der nachschleichenden Zigeunerin, näher zu treten und sagte: „Bist du deiner Sache sicher? Denn wenn der Gangolf Trüllerey Nachts bei dem Mädchen auf der Hard wäre, könnt' es blutige Köpfe setzen und Alles schlüge fehl. Lieber stell' ich handfeste Leute in Hinterhalt.“

— Goldschatz, fürchte nicht! rief der Alte: Ich habe den Begharden und das Maidel im Sack. Das Jünkerle von Aarau zeigt sich nur Tags; kömmt nie auf demselben Weg; hat der Gänge zur Hard so viel als der Wind. Aber das Jünkerle scheut die Nacht.

„Daß mir der verfluchte Bube doch nie zu Gesicht kam! Er wäre schon kalt!“ murmelte der Freiherr: „Bringst du mir das Mädchen heut, steh', ich schütte dir beide Hände voll Gold.“

— Bist dem Täubchen so nahe gewesen, und hast's nicht erwischt beim Flügel und gekapert?

„Gans! der Tag hat tausend Augen. Leute waren auf dem Felde. Niemand darf wittern, wohin das Mädchen gekommen ist, wenn ich es einmal in meiner Gewalt habe. Das scheue Ding war auch nie unbegleitet, wenn ich Jagd machte. Also du meldest dich an der Schloßpforte, sobald du zurückkommst! es wird da ein Wächter stehen, der unterrichtet ist. Rosse bleiben die ganze Nacht gesattelt. Ich begleite die Lollharden selber auf Farnsburg. Morgen Abend steh' ich mit meinen Leuten auf dem Gieshübel bereit. Bin ich eingebrochen in die Stadt, könnt Ihr alle nach Herzenslust plündern und rauben. Da gibts volle Kisten auf dem Rathhause, und in den Häusern der Bürger schöne Sparbüchsen. Fort jetzt, Ilsel! es dunkelt. Mach' deine Sache recht. Ich erwarte dich in Gösgen.“

Mit diesen Worten wandte er ihr den Rücken und eilte den Berg hinan. Die alte Zigeunerin nahm den Weg zu ihrer Bande, die sich, um das Feuer gelagert, gütlich that.

26.

Die Entführung.

In finsterer Nacht schlich die Zigeunerin, die zween ihrer Genossen den Weg zeigte, leise, wie auf Filzsohlen, durchs Dorf Erlinsbach, dem Thale unter der Ramsflue zu. Nur aus einzelnen Hütten leuchteten noch Fenster mit dunkelrothem Licht. Die Alte trug wieder das eine Aug verbunden und den Pilgerhut, wie sie sich schon einmal in der Einsamkeit des Lollhards gezeigt hatte. Ihre beiden Gefährten, breitschultrige entschlossene Kerls, folgten wohlbewaffnet, mit schnellem Schritt durch's Thal, den Berg hinauf. Als sie

auf der Höhe sich durch den Wald getappt hatten, sahen sie das Licht der Lollharden-Hütte über die Wiese schimmern. Die Alte führte die Männer seitwärts längs dem Waldsaume in der Nähe des Hauses; befahl ihnen, da auf das Zeichen zu warten, welches sie geben würde, während sie selbst die Hütte umschleichen und Kundschaft einziehen wollte.

Unhörbar schwebte sie mit Katzenschritten, wie ein Schatten zum kleinen Hause, duckte sich unter dem leuchtenden Fenster, und richtete von Zeit zu Zeit den Kopf empor, um die zu erkennen, welche im engen Zimmer plauderten beim Schein der Oellampe. Veronika saß am Tisch, gegen die Wand zurückgelehnt, mit verschränkten Armen, und starrte sinnend in die bleiche, zitternde Flamme des Dochtes. Der Lollhard, in einem Winkel, redete wie ein Lehrender zu ihr, den Arm erhoben und den Zeigefinger vorgestreckt. Er glich der Propheten einem aus den Tagen des alten Bundes. Nur einzelne seiner harten Züge waren durch die scharfen Schlaglichter des Lampenscheins aus der Verschattung der übrigen wunderbar hervorgehoben. Theile seines grauen, sanftbewegten Bartes schwebten erhellt über der Dunkelheit des unerkennbaren Grundes, wie man zuweilen einzelne falbe Wolken unter dem düstern Regenhimmel hervorstechen und wieder verschwinden sieht. Die Begutte, in voller, doch milder Beleuchtung, horchte schweigend.

„Das sag' ich dir," fuhr er in seiner Rede fort, „auf daß du an der Raserei der unglückseligen Freiin von Falkenstein erkennen mögest, wohin die Seele verirrt, wenn sie des Körpers Magd wird. Ich wiederhole dir, die Liebe ist göttlicher Natur; denn Gott ist die Liebe und wir sind aus Gott. Der himmlische Liebesstrahl durchdringt auch den Stein und die Pflanze und den Staub des Thierleibes, und wird da noch zur vereinigenden, das Geschlecht der Wesen fortpflanzenden Gewalt. Aber lieben kann der Stein, die Pflanze und der Staub nicht. Alle Liebe, ausser der ewigen, geistigen, ist Pflanzen- und Thiertrieb und nichts weiter. Die wahre Liebe geht aus der Bewunderung und Verehrung der hohen Tugenden und Gaben des Andern hervor, weil sich das Göttliche in uns sehnet, aufgelöset und eins zu werden mit allem Göttlichen. Zuneigung wegen äusserer Lieblichkeit, wegen sinnliches Reizes, oder Anhänglichkeit an einer Sache wegen langer Gewohnheit, ist Naturgang des Menschenthieres, und dem, was göttlich heißt, entgegen. Der Geist kann nicht den Staub lieben und sich ihm vermählen, sondern nur seines Gleichen. Auch Hunde bezeugen ihren Herren Anhänglichkeit bis zum Tode in Lust und Schmerz, durch den Zwang der Gewohnheit; und du sahst heut einen Mann weinen über den Tod des von Gangolf erstochenen Rosses. Das ist die obsiegende Thierheit im Sterblichen, nicht das Aechtmenschliche im Menschen. In der Geisterliebe ist kein Neid, kein Zorn, keine Eifersucht, keine Furcht, sondern Sehnsucht, sich zu heiligen und ewig anzugehören der Vollkommenheit des Vollkommenen. Wie liebst du mich, Veronika?"

Die Begutte hob den Blick gegen die Decke des Zimmers und sagte: „So liebe ich dich und den edelmüthigen Gangolf."

„Dann wirst du ihn verlieren ohne Schmerzen," setzte der Lollhard seine Worte fort, „wie du mich einst verlieren wirst ohne Jammer. Denn das im Ewigen Gewonnene ist eigentlich nie zu verlieren. Nur das Vergängliche, Sinnliche, ist vergänglich und endlich. Der Körper, der uns bekleidet, wird wiederum Staub, und seine Theile geben in andere Pflanzen und Thiere über, die wieder verwesen und abermals Dünger des Erdreichs und Stoff anderer belebter Körper werden. Siehe, Veronika, die Leiber der Menschen, der Thiere, der Pflanzen, welche du heut erblickst, sind schon seit der Weltschöpfung vorhanden gewesen, nur nicht genau in derselben Verbindung ihrer Bestandtheile. Wir wandeln in den Staub unserer zerfallenen Vorfahren gekleidet einher. Selbst der Leib, den du vor einem Jahrzehend trugst, dieser ist längst von dir verdünstet, abgegangen und abgefallen. Wir wallen in ewigen Verwandlungen über den Erdkreis hin. Was ist also die Liebe des Körpers? Nur Gott ist das Eine, das Bleibende!"

Veronika sprach darauf: „Und doch ist selbst das noch, was das Irdische zum Irdischen zieht, die Macht des himmlischen, alles durchdringenden Liebesstrahls. Wie mag doch die Gerechtigkeit des Allvaters ewig, den ewigen Geist ewig, wegen Sachen des Körpers, ins Elend werfen, in den er einmal gebüllt gewesen ist?"

— Das hab' ich nicht gesagt! — erwiederte der Lollhard: Der Vollkommene soll dem Irdischen zwar absagen; aber ist die Macht und der Trieb des Irdischen im Schwachen allzumächtig: so sündigt er nicht im Gehorsam gegen die Natur, an die er gekettet ist. Essen und trinken wir doch täglich. Aber wir sollen nicht das Körperliche als des Lebens Höchstes anschauen und den Geist zum Knecht des Vergänglichen machen.

Es sprach der Lollhard vermuthlich noch lange; aber die Zigeunerin erbaute sich an dieser Unterhaltung schlecht, von der sie wenig begriff. Sie schlich um das Haus zur Hinterthür, die sie beim frühen Nachspüren halboffen gesehen, neben dem Kämmerlein der Magd. Als sie aber da leise eintreten wollte, knarrte die Thür in ihren hölzernen Angeln so laut, daß die Bäuerin, eine Lampe in der Hand tragend, aus dem Schlafgemach vortrat, und sich beim Anblick der wohlbekannten Alten kreuzigte und segnete.

„Jesus Maria!" stammelte sie verblüfft: „Die alte Pilgerin! Was begehrt Ihr noch in dieser Spätstunde?"

— Still! — flüsterte, mit Kopf und beiden

Händen hastig winkend, die Zigeunerin Ilse, und fuhr, ehe sich's die Bäuerin versah, in deren Kammer hinein. Zitternd kam jene nach.

„Großer Gott!“ rief die Bäuerin abermals: „Mußt' ich doch glauben, ein Schratteli komme in das Haus, so seid Ihr geschlichen. Ist's doch lange noch nicht Mitternacht. Mir beben alle Glieder am Leibe. Schon vor einer Stunde ging Gekreisch und Geprassel durch den Wald, wie vom wilden Heer. Ich hab's ja mit eigenen Ohren gehört. Das bedeutet nichts Gutes. Alle guten Geister loben Gott den Herrn.“

— Ich lob' ihn auch! — erwiederte Ilse: Aber still, Kathri, still. Im Walde hab' ich allerlei Dinge gehört, drum komm' ich so spät. Es geben böse Anschläge wider dies Haus. Nur eins muß ich wissen. Nenne mir des Lollhards Namen.

„Wie kann ich den Namen wissen? Ich glaube, er hat keinen.“

— Hast nie gehört nennen den Jörg von End?

„Nie Jörg und nie Ende und Anfang! Was ficht Euch doch, in Gottes des Herrn Namen, an, solche Dinge zu fragen?“

— Weißt du's nicht, Kathri, so will ich's hören aus seinem Mund. Es muß sein, und im Augenblick.

„Nimmermehr laß' ich Euch zu ihm!“ rief Kathri, und hielt die rasche Alte zurück, die sogleich hinaus wollte: „Euer Anblick würde die gute Veronika bis zum Tode schrecken. Was denket Ihr auch? Sie möchte glauben, des Teufels Gespenst oder eine Hexe suche das Haus heim.“

— Nun, so bereite das Mägdlein vor. Geb' und sprich zum Lollhard die Worte: die Pilgerfrau ist vorhanden, die er unlängst hart angefahren; sie bringt ihm Grüße von Herrn Günther von der Weide! Merk dir's, Günther von der Weide! Dann wird er aufspringen und verlangen, mich zu sprechen.

„So bleibet und harret, bis ich wiederkomme. Aber rühret Euch nicht vom Platz und zeiget Euch der guten Veronika nicht, sie wäre bei Euerm Anblick ein Kind des blassen Todes.“

Sie ging. Die Zigeunerin horchte ihr nach; vernahm bald des Lollhards rauhknarrende Stimme, und hörte darauf Gepolter. In der Meinung, er komme selber, sprang sie von Kathri's Bett empor, auf welches sie sich zum Ausruhen gesetzt hatte, und trat zur Thür. Doch statt des Alten kam die Bäuerin und sagte: „Machet Euch davon, Frau. Sonst rufen wir alle Nachbarn zu Hilfe.“

— Was hat der Lollhard geantwortet? Wort sage mir um Wort!

„Wenn Ihr's denn wissen wollt, höflich ist's nicht: Ihr sollet fahren mit Euerm Günther von der Weide bis ans Ende der Welt, und so Ihr nicht plötzlich von hinnen weichet, wird die Nachbarschaft kommen. Das ist sein Wort; ich rath' Euch, gute Frau, macht Euch auf die Beine!“

— Still, mausstill! sagte die Zigeunerin. Ist's nicht der Rechte, so ist's der Linke! Mir auch gleich! Merk' auf, was ich dir will sagen; merk' auf! Hörst du Lärm vorn, flieh mit deinem Mägdlein hinten in den Wald. Flieh zu den Nachbarn! Merk's dir, Kathri! — Nach diesen Worten schlüpfte die Pilgerin davon in Wald und Nacht zu den wartenden Gefährten. Kathri, die draussen drei Mal ein Zusammenklatschen von Händen hörte, schlug ihr voll Grausens mit den Fingern drei große Kreuze nach und betete dazu, denn sie hielt das häßliche Weib, wo nicht für etwas Ueberirdisches, doch für etwas von unterirdischer, unheilbringender Abkunft.

Sie dachte noch an die letzte Mahnung der Alten, als sie voller Entsetzen das Klirren fallender Fensterscheiben im vordern Zimmer, und lautes Geschrei und Getöse vernahm. Bleich und bebend sprang sie zur Küche vor. Ihr entgegen todtenblaß flog aus der Stube des Klausners dessen Tochter und schrie: „Hilfe! Räuber steigen zu den Fenstern ein!“ Die treue Kathri riß das betäubte Mädchen mit sich zur Hintertür, während der Lollhard nachrief: „Warum fürchtest du dich, Veronika?“ Dann wandt' er sich kaltblütig und ernst gegen die abscheulichen, mit Ruß geschwärzten Gesichter der Eingestiegenen, die ihn sogleich ergriffen und Messer auf seine Brust setzten. „Ihr Thoren,“ sprach er, „gehet und suchet Gold und Edelsteine bei den Mammonsknechten in der Welt, aber bei keinem Bruder des freien Geistes. Mein Schatz ist im Himmel, wo Ihr ihn nicht stehlen werdet. Was drohet Ihr mir? Mein Leben steht in höherer Macht.“

Die Kerls sprachen unter einander in unverständlicher Rede. Jäblings eilte einer derselben davon. Man hörte seine Schritte durchs ganze Haus. Er schien die geflüchteten Weiber zu suchen. Unterdessen bewachte der Zurückgebliebene den Lollhard, immerdar die Spitze des Messers gegen dessen Herz gekehrt, und schnitt dabei gräßliche Geberden, um den Alten zum Stillschweigen zu nöthigen.

Dieser aber ließ sich keineswegs in der Rede hemmen, sondern sagte: „Glaube nicht, daß mir dein geschwärztes Gesicht Furcht einjage, wie einem Kinde, oder daß ich zucke vor deinem Stahl. Vorzeiten pflegt' ich Vögel deines Gelichters anders zu begrüßen, und der Schädel wäre dir gespalten gewesen, eh' er eine Spanne weit durchs Fenster gekommen. Jetzt thut mir deine arme Seele leid, du reissendes Thier in Menschenhaut! Wohin meinst du, daß sie fahren werde, wenn dein letztes Stündlein schlägt?“

— Narr du! versetzte das schwarze Gesicht widerlich grinsend: soll sie nicht in der Erde faulen, wird man sie wohl neben der deinigen in den Rauch hängen müssen.

„Menschenkind, dein Leben hienieden ist ein Anfang sonder Ende! Begreifst du das?“

— Und dein Leben ist ein Ende ohne Anfang. Begreifst du das?

„Unsinniger!“ rief der Lollhard.

— Halt's Maul! rief der Zigeuner: oder ich schnüre dir mit deinem eigenen Bocksbart die Drossel zusammen!

Ilse und der andere Zigeuner unterbrachen durch ihren Eintritt das Gespräch. Die Alte schien in ihrem Kauderwelsch den beiden Kerln bittere Vorwürfe zu machen, daß sie das Weibervolk hatten entrinnen lassen. Inzwischen ward jetzt nicht gesäumt; der Lollhard geknebelt, um sein Geschrei zu hindern, und, mit auf den Rüken gebundenen Händen, schnell zum Hause hinaus durch die Wiese und Wald fortgerissen. Voran aber eilte die Alte mit großen, hastigen Schritten dem Schlosse Gösgen zu, die mißlungene Verrichtung dem Landgraf Thomas zu melden. Wie ein gespenstiger Schatten fuhr sie durch die Nacht dahin. Der verspätete Wanderer schlug mit Entsetzen das Kreuz vor sich, wenn er sie über Haide und Fels, Weg und Steg im trüben Sternenschein leise fortfliegen sah, vom kurzen Pilgermantel umwedelt, wie von Fledermausfittigen. Selbst der Wächter am Thore des vielthurmigen alten Schlosses Gösgen, der sie erwarten mußte, konnte sich des Entsetzens nicht erwehren, als sie plötzlich vor ihm hielt, eh' er ihre Ankunft wahrgenommen hatte. Er ging zitternd über die Brücke durch den Hof in die finstere Burg, die Erscheinung der unheimlichen Gestalt dem Freiherrn zu verkünden.

27.

Die Ritter zu Gösgen.

Freiherr Thomas saß eben mit froher Gesellschaft im prächtigen, hellerleuchteten Rittersaal des Schlosses. Mehrere vom Adel aus dem Schwarzwalde und den vordern Landen, sämmtlich treue Anhänger Oesterreichs, waren diesen Tag zu ihm gekommen, weil er sie zur Theilnahme an seinen Kriegsunternehmungen gerufen hatte. Vor jedem der Ritter stand ein goldener Becher von getriebener Arbeit, der, wie oft er geleert ward, immer gefüllt sein mußte. Noch sah man auf den Silberschüsseln die Ueberbleibsel eines reichen Nachtmahls. Frisch aufgetragene Speisen dampften noch vor Herrn Marquard von Baldegg, welcher schon lange erwartet, aber erst vor einer Viertelstunde in später Nacht von Sekkingen gekommen war. Seine gesunde Eßlust erwies der Küche seines gastfreien Wirthes alle Ehre. Es belustigte ihn, während er das gebratene Geflügel mit den Händen zerriß und Bissen um Bissen in den Mund stopfte, die ungeduldige Neugier der Andern mit seinem Schweigen zu martern, und zwanzig Fragen und Erkundigungen mit einem ausdruckvollen Wink und Blick auf ein bisher noch unberührtes Gericht zu beantworten.

„Nun denn,“ sprach er endlich, da sie ihm keinen Frieden liessen, und er das Hauptwerk ziemlich vollbracht hatte, „ein Ehrenmann ist doch allezeit gehudelt, wenn er nach verrichteter Arbeit einmal des Leibes pflegen möchte. Mittags machten mir die hungrigen Fliegen von Liestal jeden Bissen streitig, und nun laßt Ihr mich mehr Galle schlucken, als hier Speisen stehen. Ist das christlich?“

— Hättest du uns auf die erste Frage Bescheid gethan, Vetter Marquard, sagte Thomas von Falkenstein, würden wir dir Frist für die andern gestatten. Also, wie steht's am Rhein?

„Nun denn! obwohl ich voraus sehe, daß es Euch wie den Kindern geht, die erst lüstern werden, wenn sie einmal am Zuckerbrod geleckt haben. Alles ist in Ordnung. Wir können morgen nach Brugg ziehen.“

— Wo stehen unsere Leute? Wie viel sind ihrer? rief Thomas ärgerlich, und Alle stürmten fragend auf ihn ein.

„Sagt' ichs nicht voraus, daß der Neugierteufel erst in Euch fahren würde, wenn ich einmal zum Antworten den Mund öffne! — Gut, vier- bis fünfhundert Mann sind's, alle adeliche Herren und reisige Leute. Sie liegen umher in Dorf und Wald zerstreut, in Binfingen, Murg, Tigeringen, Laufenburg und Seckingen. Sie warten auf Befehl zum Aufbruch. Mein Bruder Hans ist dabei, auch Hans von Rechberg, Thüring von Hallwyl und wer weiß ich mehr! Hast du den Absagebrief an Bern geschrieben, Vetter Thomann, so send' ihn ab. Nun ist Gefahr im Verzug, Periculum in moribus! ihr Herrn, wie der Pater Großkeller zu St. Blasien zu sagen pflegt, wenn die Humpen zur Neige geben. Jetzt wißt Ihr's; fragt mich nicht weiter. Straf mich Gott, keine Silbe lockt Ihr mir ab, bevor ich diese Ente noch verzehrt habe.“

Freiherr Thomas, während die Andern lachten, schwieg nachdenkend und überrechnete bei sich mancherlei, indem er einzelne Worte hinmurmelte: „Morgen, Freitag, der letzte Tag Heumonds — übermorgen der erste Tag Augusts — dann in Seckingen — dann Brugg — dann — richtig!“ — Laut rief er dann: „Früher, als in fünf Tagen, spielen wir zu Brugg nicht die Fastnachtposse; aber dann, beim Teufel! je toller, je besser. Es trifft auf Dienstag vor St. Laurenzen. Merk' dir's, Vetter Marquard.“

„Bist du rasend?“ schrie Marquard: „Wie wollen wir so viel Mannschaft lange heimlich halten und füttern? Die Kerls fressen wie die Heuschrecken; dem Bauer bleibt keine Speckseite im Rauchloch, keine Zwiebel im Garten. Daraus wird nichts. Ich bin gekommen, dich zu holen. Reitest du morgen nicht mit mir auf Seckingen, fährt die ganze Adelsgesellschaft mit ihren Banden aus einander, oder Bruder Hans, Rechberg, Hallwyl und wir Andern machen's übermorgen in Brugg allein aus.“

„Das wird unterbleiben!“ erwiederte trotzig

der Freiherr, und strich sich den struppigen, schwarzen Knebelbart von der dicken Oberlippe: „Morgen, Vetter, will ich erst mein Müthchen an Aarau kühlen. Du begleitest mich. Alles ist angeordnet. Den Trüllerey will ich in der Aare säcken, wie man Hexen säckt.

„Was? seid ihr schon vor Mitternacht des Weines voll?“ schrie Herr Marquard mit weit aufgerissenen Augen: „Unserer fünfhundert wissen zur Stunde noch nicht, wie wir mit Brugg fertig werden, und hat das Nestlein doch ausser seiner Ringmauer nichts, was Furcht erregen kann, als den eingemauerten Hunnenkopf. Und Ihr hier wollt Aarau stürmen, Eurer acht bis zehn Eisenfresser, Ihr? Liegt Euch nicht die Stadt entgegen wie ein wilder Eberkopf mit seinen zwei vorragenden Hauern? Oder habt Ihr schon Lutern-nau's Burg gebrochen und den Thurm Rore?“

„Fürchte die mürben Fangzähne dieses Ebers nicht, Vetter Marquard!“ antwortete der Frei-herr mit hämischer Verziehung seines braunen Gesichts: „Angespießt ist er schon. Wir sengen ihm nur die Borsten ab und schmausen ihn morgen zur Nacht gebraten. Trau meinem Wort!“

In diesem Augenblick war's, daß der Wächter der Burgpforte hereintrat und dem Freiherrn winkte. Dieser sprang rasch auf und verließ mit dem Wächter die Gesellschaft.

„Graf Jörg von Sulz, Ihr scheint mir von all diesen hochlöblichen Schwärmern und Lärmern der Nüchternste zu sein!“ sagte Herr Marquard: „Denn Ihr liebet den Wasserkrug, wie der Kibitz den Bach. Was will Euch zu des Freiherrn Rede bedünken? Oder habet ihr um's Schloß, hier oder Loßdorf, Kienberg oder sonst im Gebirg noch Mannschaft versteckt?“

„Daß ich nicht wüßte!“ erwiederte der Graf von Sulz: „Herr Thomas rückt nicht mit der Sprache heraus, hält Plan und Mittel verborgen, verheißt uns auf morgen Nacht nur lustige Nach-lese für's Schwert. Ich lass' ihn gewähren. Er scheint seiner Sache sicher. Vermuthlich hat er Einverständniß mit den Bürgern.“

„Oder vielleicht hat sich Gangolf Trüllerey bekehrt und kriecht zu Kreuze!“ fügte Junker Bentelin von Hemmenhofen hinzu: „Das thäte mir leid. Ich möchte dem lieber den Fuchs-pelz ausklopfen, als streicheln helfen.“

„Ich weiß,“ versetzte Marquard von Baldegg, „Ihr seid ein gewaltiger Fuchsjäger, Herr Ben-telin. Diesmal aber laufet Ihr einer falschen Fährte nach. Ihr meinet, eins mit dem Fuchs zu schaffen, und stoßet auf einen grimmigen Wolf, der sich Euch lieber auf's Kreuz setzt, als zum Kreuz kriecht. Straf mich Gott, Herr Bentelin, wenn Ihr den aus dem Freihof hervortreibt, ohne Haar zu lassen, das nicht wieder wächst.“

„Hm!“ entgegnete Bentelin, das Maul rüm-pfend: „Es scheint, Ihr sprechet mit Erfahrung. So wissen wir nun, woher Euer runder Kraus-kopf die Glatze bekommen, die nicht wieder be-wächst.“

„Oho!“ rief Herr Marquard: „Macht Euch über meine Glatze nicht lustig, so will ich Eures Milchbartes vergessen. Ihr wisset, ich bin von einem Geschlecht, das mit den Hageichen jung und alt wird. Vor hundert Jahren mein Ahnherr Hans, Münsterchorherr und Dekan zu Kilchberg*), Gott hab' ihn selig, ward hundert und sechsund-achtzig Jahre alt, und wuchsen ihm noch im hohen Alter neue Zähne und schwarze Haare. Dessen tröst' ich mich!“

„Wenn Ihr den Kopf selbst so lange zwischen den Schultern traget!“ bemerkte lachend Ritter Marx von Embs: „Die Schweizer sind Euch so wohl an, wie Ihr ihnen. Ich wette, auf Ehre, fan-gen sie Euch, sie machen Euch keine Spanne län-ger, als den armen Hinz von Sax bei Räniken.“

Während Alle überlaut lachten und Marquard selber ganz wohlgemuth mit ihnen, trat Herr Thomas von Falkenstein wieder in den Saal, wandte sich noch einmal zurück und schrie mit donnernder Stimme hinaus: „Vermaledeite Hexe, findest du sie nicht, so wird dich der Henker finden!“ Dann trat er finster herein. Sein hartes, ehernes Antlitz glühte vom innern Zorn kupfer-roth. Ihm nach folgten zween Bewaffnete, die in ihrer Mitte den Lollhard führten, die Hände auf den Rücken gebunden. Sie blieben an der Thür stehen. Der Freiherr ging durch den Saal zur Gesellschaft; drehte sich aber unterwegs, da er die Schritte der ihm Nachfolgenden hörte, wild um, fluchte und schrie: „Schurken, in's Loch mit ihm unterm Thurm! Warum ziehet Ihr mir nach?“

„Ich und dein böses Gewissen ziehen dir gern nach, Junker von Falkenstein!“ sagte der Loll-hard sehr laut.

„Wetter, was knarrt mir in's Ohr da?“ rief Herr Marquard und sprang hinter dem Tisch vor: „Straf mich Gott, das ist mein Klapper-storch wieder leibhaftig von der Freudenau. He, Störchlein, so wahr ich lebe, du bist's! Erzähle, wem hast du das artige Kindlein zugetragen, weißt du, das im Beguttenrock eingefäschte? Oder hat's dir Einer aus dem Schnabel gezogen?“

„Laß ihn laufen, Vetter!“ sagte Freiherr Thomas verdrießlich.

„Nein, Rede muß der Beghard stehen, wo er das schöne Mägdlein gelassen, das einst mit ihm zog. Hör', Alter, hat's dir der Trüllerey abgejagt, der junge Schlecker, der gewiß nicht deiner Riesennase willen mit dir nach Brugg ge-gangen ist?“

„Ei!“ rief Bentelin von Hemmenhofen, und sprang ebenfalls näher: „Das Mädchen kenn' ich wohl. Ich hab's in der Herberge von Brugg besucht, und schwör' Euch, Kaiser, Pabst und

*) Kilchberg bei Aarau. Dieser Chorherr Johannes von Baldegg starb im Jahre 1348.

Kardinäle könnten der allerliebsten Begutte willen in Versuchung gerathen, ein wenig zu lollen. Sag' an, du Roll- und Lollbruder, wo weißt du das fromme Schwesterlein?"

Ueber dies Gespräch näherten sich die Edelleute insgesammt vom Tisch her und umringten den Greis.

"Seid Ihr des Satans alle?" schrie Freiherr Thomas, im Grunde ärgerlich und doch unfähig, sich des Lachens bei dem allgemeinen Aufruhr zu erwehren: "Am Ende wäret Ihr alle Bekannte dieses Strolchen, den man auf meinem Gebiet eingefangen hat, weil er des Kundschaftens verdächtig ist. Schon seit vielen Tagen umschleicht er diese Burg und belauscht er meine Bewegungen. Doch von heimlichen Frauen und Töchtern, die der graue Kuppler mit sich zu Markt führt, ist mir kein Wort bekannt. Er soll in den Bock gespannt, im Folterkämmerlein aufgehaspelt werden, bis er die Schlupfwinkel der Dirnen eingesteht."

"Vetter Thomas!" unterbrach ihn Marquard: "In allen Stücken weislich gesprochen hast du, wie ein Salomon. Nur was die kleine Begutte betrifft, sende sie mir nach Schenkenberg. Es ist jammerschade um die kleine Ketzerin. Ich will sie bekehren. Hörst du? Ich versteh' mich darauf, wie der beste Dominikaner."

Alle schlugen ein lautes Gelächter auf.

Da öffnete der Lollhard den Mund, und Blitze fuhren unter den eisgrauen, überhangenden Augenbraunen gegen die Lacher hervor: "O der tyrannischen Heuchler!" schrie er: "O des Otterngezüchts, das mit der giftigen Doppelzunge speichelleckt und mordet, betet und lästert, heiligt und flucht, von Raub und Aas sich mästet, und, gleich dem Vieh unter'm Himmel, ohne Himmel umherkriecht!"

"Schlage dir der Donner in den Hirnkasten, Lump!" schnarchte ihn Freiherr Thomas an: "Von wem unterfängst du dich, so zu reden?"

"Ich bitt' Euch, lieber Freiherr, störet den alten Hund nicht im Bellen. Er wird unserm Spaß die Krone aufsetzen!" sagte Ritter Balthasar von Blumeneck lachend: "Fahre fort, Alter, schimpfe, aber recht auserlesen gut! Ich höre gern so was."

"Muntert ihn nicht auf, er versteht's ohnehin meisterlich!" rief Marquard.

"Gebietet, oder verbietet, Tyrannen, ich stehe ausser Eurer Macht!" fuhr der Lollhard fort: "Landverheerer, Weltumkehrer! wisset und zittert, das Gotteslicht brennt noch, das ihr auslöschen wollet, und der Menschenverstand geht noch aufrecht, den ihr mit Füßen zu treten meint. Gelt, Euch wäre wohlgethan, Fürsten der Finsterniß, wenn kein Gott über den Sternen, keine Vernunft in den Sterblichen wohnte? Dann könntet ihr das Jahrhundert zurückstellen, wie den Weiser der Uhr, daß es Euch nie in den Abgrund hinabströme, der Eurer harret. Dann könntet ihr die Schritte des Geistes bannen und das Zeitalter wie versteinert halten, daß es nie anders werde. Dann könntet ihr die Völker, wie ererbte Schafheerden, hetzen und scheeren, und den Erdkreis zum Schachbrett machen für Eure fürstliche Langeweile. Dann könntet ihr gar gemächlich das Recht nach euerm Eigennutz, die Wahrheit nach eurer Unwissenheit zuschneiden, und die Verbrechen, welche ihr am Volk oder Vieh straft, zu tugendlichen Vorzügen und ausschließlichen Freiheiten des Adels machen. Dann könntet ihr euch blähen und sprechen: die Welt ist für Thron und Altar, für Edelleute und Pfaffen, für unsere Bäuche und Schlünde geschaffen, und wer das bezweifelt, soll, als wahrer Gotteslästerer, in den Flammen des Scheiterhaufens verderben!"

"Bravo! bravo!" rief Balthasar von Blumeneck boshaft anhetzend: "An dem Grauschimmel ist ein Passionsprediger verloren gegangen."

"Still!" fiel ihm Junker Fritz vom Haus in die Rede: "Eben wollt' er ja auch den Pfaffen ihren Theil geben. Laßt ihn reden und bringt ihn nicht aus dem Text."

"Nein, alter Lästerer!" redete Ritter Jörg von Knöringen den Lollhard mit drohender Stimme an, indem er sein fleischiges Gesicht runzelte: "Unterfange dich nicht, die Diener Gottes zu begeifern, oder der heiligen Kirche Uebels zu sagen. Ich mag's gestatten, daß du uns weltliche Herren wie ein heiserer Kettenhund ankläffst; aber keine Blasphemie!"

Der Lollhard hatte sich durch die Zwischenreden im Fluß seiner Worte nicht unterbrechen lassen, sondern, ohne daß man ihn hörte, fortgeeifert. Aus dem Zusammenhang ließ sich errathen, daß er schon viel von dem gesagt haben mochte, was die fromme Ehrerbietung des Junkers Jörg von Knöringen zu gestatten verweigern wollte.

"Als Israels Rettung durch den gnadenvollen, englischen, ewigen Hirten kam," sprach der Lollhard weiter, "hat er zwischen Gott und Menschen einen neuen Bund, doch keine neue Kirche gestiftet. Barmherzigkeit hat er und Liebe den Kindern des Staubes gepredigt; aber nicht Kirchen, nicht Klöster zu bauen, nicht Zehnten zu zahlen, nicht vor den Bildern irdischer Heiligen zu knien. Hätte Christus Kirche und Priesterthum gewollt, er würde die Satzungen selber gegeben haben, gleich Moses; er thats nicht. Er hinterließ kein Bildniß von seiner eigenen Gestalt, auf daß nicht Abgötterei getrieben, sondern dem Unsichtbaren Verehrung gebracht werde, der da allein heilig ist, im Himmel und auf Erden! Als aber Priester kamen, begehrten sie sich eine Kirche, kein Gesetz der Liebe und Barmherzigkeit; begehrten kein Christenthum, aber ein Priesterthum; sie setzten den Thron weltlicher Herrschaft unter den Altar, und an die Stätte des hohen Priesters den Papst, statt des Sühnopfers das Meßopfer, statt Jerusalems das ehebrecherische Rom."

"Schlagt den Kerl todt!" schrie Jörg von Knöringen: "Er ist vom Teufel besessen; der lügt

aus seinem Hals, man könnte, Gott steh' uns bei! schwören, es sei Alles wahr.«

»Erstände der Christ und wanderte in Rom umher, wie einst zu Jerusalem, und lehrte die Lehre, wie zu Jerusalem,« rief der Lollhard, »und triebe, wie dort, Geldwechsler und Rosenkranzkrämer aus dem Tempel, — Ihr würdet ihn zum andernmal kreuzigen sehen, als Irrlehrer, Ketzer und Feind des Altars und des Papstes. Aber wie der Thon in des Töpfers Hand seid Ihr in der Hand des Herrn. Ich sage Euch, wie der Blitz durch die Wolken des Himmels, wird ein Strahl des ewigen Geistes durch die Geschlechter der Staubeskinder zucken, und ein Riß wird durch die Mauern der Kirche gehen, von oben bis unten, daß die Grundvesten spalten, und die stolzen Zinnen zum Abgrund herniederprasseln. Dann wird die Sonne ihr Licht vom Mond borgen, St. Peter den Königen dienen, und der Laie den Priester die Dinge des heiligen Lebens lehren. Und ein anderer Strahl des ewigen Geistes wird leuchten, siehe, und von den Stirnen der Felsen fallen die Kronen der Zwingherren, und aus dem Schutt der Burgen bauen die Leibeigenen Werkstätten ihres Reichthums. Dann werden die Knechte herrisch thun und die Herren knechtisch, daß man sie nicht von einander kennt . . .«

»Schweig, du rasender Afterprophet!« schrie Junker Jörg, dessen grobe Züge von Zorn und Wein glühender wurden: »Wie möget Ihr, edle Herren, den Unsinn aushalten? Man weiß nicht, verkündet der verrückte Strolch die verkehrte Welt oder den jüngsten Tag?«

Der Alte, welcher sich aber das Wort nicht nehmen ließ, fuhr immer heftiger zu eifern fort, und hob an vom dritten Strahl des ewigen Geistes zu sagen, als den übrigen Rittern die Langeweile dabei anzuwandeln schien. Mehrere kehrten zu ihren Bechern zurück, Andere traten lachend zusammen, um ihrem Witze die Zügel fahren zu lassen. Der Freiherr von Falkenstein, welcher den Lollhard schon längst entfernt haben würde, wenn er nicht geglaubt hätte, ihn zur Belustigung der Gäste da behalten zu müssen, schob ihn sammt den Wächtern hinaus. Vor der Thür standen wartend der Schloßvogt und Kerkerknecht. Diesen wies der Freiherr fort, und dem Vogt befahl er, zu dessen großem Erstaunen, dem Begharden ein bequemes Zimmer, ein weiches Bett und ein gutes Nachtmahl zu geben. Ohne Zweifel hoffte der Freiherr durch die Dankbarkeit des spröden, eigensinnigen Graukopfs mehr Nachrichten über die entsprungene Begutte zu empfangen, als durch gewaltthätige Härte ihm abpressen zu können.

Als der Herr von Falkenstein seine Befehle ertheilt hatte und zurücktretend in den Saal die schwere, doch zierlich geschnitzte Eichenthür öffnete, hörte man noch aus der Ferne des Lollhards Stimme durch die Schloßgänge knarren. Die Gesellschaft der Edelleute aber war so vertieft im lärmenden Gespräch bei vollen Bechern, oder in Brett- und Würfelspiel, daß Keiner mehr darauf achtete. Sie spielten und zechten, bis das Morgenroth an dem Thurm der Kirche von Schönenwirth über die Aare ihnen in die trüben Augen strahlte.

28.

Der Anschlag auf Aarau.

Auch war die Sonne schon einige Stunden über die Hälfte ihrer Tagesbahn hinaus, eh' sich die wohledeln Nachtschwärmer wieder mit zum Theil vom Rausch, zum Theil vom schweren Schlaf verschwollenen Augen im großen Saale beisammen fanden. Hier stand längst von der Dienerschaft der Tisch zum Mahl bereitet, welches zugleich ihr Morgenimbiß, ihr Mittags- und Nachtessen werden zu sollen schien. Nur der Freiherr von Falkenstein fehlte. Sie hörten, er sei nach wenigen Stunden Schlafes mit Zwölfen seiner Diener und Knechte, insgesammt leichtbewaffnet, ausgezogen, alle zu Fuß. Wohin? wußte Niemand, wohl aber, daß er verheißen hatte, um die Mittagsstunde wieder in Gösgen zu sein. Erst späterhin vernahm man von den mitgegangenen Knechten, daß man ein verlaufenes, als Begutte verkleidetes Mägdlein in allen Häusern, Hütten, Ställen und Heugaden auf der Hard und in den Wäldern zwischen Küttingen und Erlinsbach, mit großer, doch fruchtloser Anstrengung aufgesucht habe.

Ihn zu erwarten und freiere Luft zu athmen, begaben sich die Ritter auf den Platz hinaus vor dem Schlosse, welcher freilich zum Lustwandeln wenig Bequemlichkeit oder Anmuth darbot. Es war ein unebener, felsiger und nicht großer Raum zwischen der Burg und dem Berge, zum Theil von einer alten Winterlinde überschattet, welche zwischen zerklüfteten Felsblöcken herüberhing, und mit ihren letzten Blüthen Wohlgerüche verstreute. Das Schloß lag auf dem Felsen-Vorstoß, gegen die Aare zu, mit seinen großen und kleinen Thürmen, An- und Nebengebäuden und vielen Ecken und Dächern, durch eine starke Ringmauer eng umschlungen, wie die hölzernen Häuser und Thürmlein eines Kinderspiels, die man, wie sie der Zufall zusammenlagert, mit einem breiten Bande zu einem Bündel macht. An der Ringmauer kroch hin und wieder hundertjähriger Epheu hinauf, welcher große Flecken auf dem schwarzgrauen Grunde dunkelgrün malte.

Hier wandelten die Ritter im Gespräch je drei und vier auf und ab, als das Getrappel ankommender Rosse ihrer Aufmerksamkeit andere Richtung gab. Ein stattlich gekleideter Herr, begleitet von einigen Schwerbewaffneten, sprang vom Pferde. Er trug Haar und Bart lang, auf dem Haupt ein kleines Baret von rothem Sammet, mit einer Goldkette umschlungen, über welche weiße Federn nickten; ein schwarzes Kleid, eng am Leib, mit offenem Obertheil der Aermel, darüber ein scharlachrother Mantel mit edelm Pelz verbrämt. Alle ritten ihm mit frohem, lärmen-

schem Willkommen und Gruße, als einem Wohlbekannten, entgegen. Es war Hans von Rechberg, von Hohenrechberg, der schon jetzt, als Kriegsmann und durch den Schaden, welchen er in siebenjährigen Fehden den Eidsgenossen gestiftet, einem weitberühmten achtbaren Namen führte. Man sah ihn überall im Spiel, wo es darum zu thun war, den Schweizern eins anzuhängen. Trotz dem wollten Viele kein großes Wesen von seinem Heldenmuth in Feldschlachten machen, und behaupteten sogar, wenn's Ernst gelte und an ein Treffen gehe, hebe er sich bei Zeiten davon unter gutem Vorwand. Auch bekam er nie Wunden und Narben in irgend einem Streit; nur ein einziges Mal war er ein wenig durch den Schuß einer Handbüchse gestreift. Doch Freunde und Feinde stimmten darin überein, daß er mit Spähen, Verkundschaften, Streifzügen, Ueberfällen, schlauen Anschlägen und feinen Ueberlistungen keinen seines Gleichen fände.

„Ihr stehet hier müßig am Wege und lungert umher, während wir zu Laufenburg vor Langerweile umkommen!“ rief er: „Muß ich mich noch selbst aufmachen, Euch Tagediebe zu holen? Wo ist Falkenstein?“

„Mag es der Teufel wissen!“ entgegnete Marquard von Baldegg: „Träg' ist er nicht; hat uns zum Nachtessen eingeschenkt bis Sonnenaufgang, und sich dann in der Stille fortgemacht, ich weiß nicht zu welchem Jagen! Auf künftige Nacht hat er uns ein Fest verheißen in der Stadt Aarau, wie wir, sagt er, noch keins erlebt haben. Du, Rechberg, aber ziehst wie ein welscher Milchbart, geleckt und geschleckt einher. Man schmeckt dir den Salbendunst vom französischen Hoflager an. Straf' mich Gott, der Trüllerey wird dir den Edelpelz versengen. Was ficht dich denn an, hierher in Sammet und Seiden zu kommen, wo es an's Mauerstürmen geht?“

„Alles hat seine Zeit!“ antwortete Hans von Rechberg: „Ich habe Büffelleder für die Nacht. Aber die Freifrau von Falkenstein ist ja bei Euch im Schlosse; auch hab' ich das Fräulein Ursula nicht gesehen, seit ich aus Frankreich heim bin.“

„Oh, laß dir das Gelüst vergehen!“ rief Bentelin von Hemmenhofen: „Die Frauen sind unsichtbar. Ich meinte wohl eher, denn du, beim Fräulein einen Stein im Brette zu haben, und bin doch zurückgewiesen! — Unglücklicher, spanne wieder aus!“

Während dieser und ähnlicher Gespräche kam Freiherr Thomas von Falkenstein mit seinen Knechten den Berg herab. Sein braunes Gesicht troff vom Schweiß, und schien wilder, denn je. Seine rollenden Augen musterten düster schon aus der Ferne die Versammelten. Er begrüßte den Herrn von Rechberg mit gezwungener Freundlichkeit und lud die Gesellschaft ins Schloß ein. Hier führte er sie eine schmale Wendelstiege in einem der Thürmlein aufwärts; dann durch mehrere halbdunkele Gänge, bis er die Thür eines geräumigen Saales öffnete. Längs den mit braunschwarzem Nußbaumholz getäfelten Wänden, oberhalb mit einem breiten Gesims und altfränkischem Schnitzwerk besäumt, hingen zwischen vorragenden Hirschgeweihen einige bestäubte oder vom Alter geräucherte Stammbäume, alterthümliche Waffen und Harnische, abwechselnd mit halb erloschenen Gemälden von ehemaligen Besitzern des Schlosses, die in ihren uralten Trachten und bärtigen Gesichtern wie Gespenster aus schwarzen Wolken hervorschauten. Durch enge, hohe und zugespitzte Fenster liessen die bunten, vielgebrochenen Scheiben nur schwache Dämmerung fallen.

„Eh' wir zu Tisch sitzen,“ sagte Thomas von Falkenstein, indem er sich die Stirn trocknete, „wo uns die Dienerschaft stören würde, will ich Euch, edle Herren und Freunde, vertrauen, wozu ich mir Euern tapfern Arm für diese Nacht erbitte. Es soll ein Geschäft geben, von welchem noch hundert Jahre nach uns erzählen. Aber Jeder bewahre das Geheimniß mit Wort und Miene, bis es sich selber offenbart. Das Gelingen des Unternehmens hängt an der Verschwiegenheit. Morgen früh ist Aarau ein Aschenberg. Schon sind zween treue Leute in der Stadt, auf deren Verwegenheit und Wort ich bauen darf. Um Mitternacht, wenn die Spießbürger mit ihren Weibern im ersten Schlaf liegen, zünden die Kerls aller Orten an. Rechberg, du setzest mit Einigen von uns nach Schönenwerth über, verbirgst dich im Oberholz, um von der Höhe zu beobachten, was vorgeht. Mit den Andern geh' ich über den Hungerberg und bleibe der Stadt gegenüber auf dem Gießhübel. Sobald die Flammen aufschlagen und die Dächer einschiessen, wird das Volk der Stadt, um der Gluth zu entfliehen, selbst die Thore von innen sprengen und nach allen Richtungen aus dem feurigen Ofen fahren. Dann dringen wir vor, du, Rechberg, mit den Deinen gegen das Oberthor und die Schindbrücke, ich vom Gießhübel herunter über die beiden Aarbrücken, rasch gegen den Freihof. Es ist da kein Widerstand; wir haben nur Sackmann zu machen!“

Die Versammlung hörte die Mittheilung dieses Anschlags unter Beifallsbezeugungen und Schaudern. Thomas glich, während er sprach, in gräßlicher Beleuchtung, die er vom Fenster empfing, einem der Miltonischen Höllenfürsten. Der veilchenblaue Schein einer der Scheiben warf auf sein linkes Auge und die Stirn einen breiten Fleck, daß das Fleisch da in gräberhafter Verwesung zu liegen schien, indessen der untere Theil des schwärzlichbraunen Gesichts, vom dunkelrothen Glase desselben Fensters erhellt, wie geschmolzenes Erz glühte.

„Hast du der Stadt Bern den Absagebrief gesandt?“ fragte ihn Rechberg.

„Der Brief ist geschrieben und besiegelt!“ antwortete der Freiherr: „Es ist wohl morgen noch an der Zeit, ihn den Bernern hinaufzuschicken. In jedem Fall bringen sie Spritzen und Feuer-

einer nach Aarau zu spät, gleichwie nach Brugg, wenn das Städtlein verkohlt ist. Das sei der Anfang! Zofingen nehmen wir später mit; Lenzburg dazu. Wenn wir aufgeräumt haben, hat der Dauphin breite Straße durch den Aargau."

"Straf' mich Gott, Vetter Thomas, nun kennt man dich wieder. Bist noch der Alte!" rief Marquard: "Nur hätte man das Ausfegen bei Brugg anfangen sollen, denn ich besorge, der Stank von Aarau macht den alten Effinger wach. Am Ende dreh' ich aber dafür die Hand nicht um, ob Peter oder Paul zuerst an die Reihe kömmt. Die Städte müssen fort, müssen geschliffen werden, und Salz wollen wir auf ihre Brandstätten säen. Ist, meiner armen Seel', ein klägliches Ding um Spießbürger-Regierungen! Hinter ihren Mauern sind sie trotzig und patzig, wie Dachse in den Löchern; draussen und wenn's einmal Ernst gilt, machen sie krumme Rücken, wie feige Hunde, die den Schwanz einziehen, wenn sie Schläge fürchten. Kein aufgeblaseneres Pack, als diese hölzernen Rathsherren; dünken sich, im Mantel und Kragen, allesammt römische Kaiser, und haben beim ersten Schuß das Herz in den Pluderhosen. Vom Haus aus arme Schächer, ohne Kenntniß und Welt, messen sie die großen Ereignisse mit ihren Leinwand-Ellen, stehlen ihren knauserigen Frauen die Kunststücke der Staatshaushaltung in den Küchen weg, und rechnen in der Rathsstube, wie die Mägde auf dem Markt. Das muß mir anders werden! Der Aargau gehörte vor Alters und alle Zeit dem Adel an und muß ihm wieder werden. Mögen die Hallwyle ihren Theil nehmen, um den sie gepflückt worden sind, wir Baldegger gehen diesmal nicht leer aus. Aarau und die Herrschaft Königsstein mag die Falkensteine schadlos halten."

"Kommen wir zur Sache! Wann brechen wir auf gegen die Stadt?" fragte Rechberg.

"Sobald die Nacht finster genug ist!" erwiederte Thomas von Falkenstein: "Wir lassen uns Zeit."

"Vorbehalten, daß heut kein heiliger Festtag eintritt oder morgen!" bemerkte Jörg von Knöringen, indem er die wulstigen Augenlieder rieb: "Fragt doch den Hauspfaffen, wenn einer vorhanden ist. Den ganzen Tag läutet's da drüben im Chorstift."

"Possen!" rief Fritz vom Haus: "Was träumet Ihr von Festtagen? Uebermorgen haben wir Petri Kettenfeier. Messe könnt Ihr zu Aarau hören."

"Erlaubet, Rechberg, daß ich mit Euch jenseit der Aare zur Stadt komme!" sagte der Herr von Hemmenhofen: "Denn ich wette, sobald eingeheizt ist, sperren die Aarauer ihre Luftlöcher dort zuerst auf, und ich muß einer der Ersten hinzu. Das soll mir ein Hauptspaß werden, die alten Mütterlein und die sittsame schöne Welt von Aarau im Hemd oder in paradiesischer Unschuld vor den Häusern und Thoren umherlaufen zu sehen. Ich war einmal bei'm Schultheiß Hans Ulrich Zehnder; er hat ein paar lustige Töchter. Auf der Gasse liessen sich auch nicht üble Geschöpfchen sehen, Alles Handwerkstöchter, aber geputzt, als wollten sie Baronen und Grafen erobern."

"Ich kenne sie wohl!" rief Marquard dazwischen: "Manche trägt aber auch das ganze Vermögen ihres ehrbaren Vaters, und seine Schulden dazu, im Flitterputz am Leibe. Ich will von der Partie sein mit Euch."

"Veit von Ast," sagte der Freiherr von Falkenstein, "und Ihr, Graf Jörg von Sulz, Hug von Hegnau, Marx von Embs, und Jörg von Knöringen, ziehet mit mir auf den Gießhübel vor die Aarbrücke. Wir wollen die Nächsten im Freihof sein und den Thurm Rore umkehren. Aber das sag' ich Euch, den Trüllerey taste keiner von Euch an. Mir gehört der Bube, mir! Noch gestern hat er meine Nichte auf offener Straße mißhandelt, und mir zwei prächtige Rosse erstochen, von denen ein Schweif mehr werth war, als der wüthige Hund und sein Thurm. Ich bin nicht grausam, wahrhaftig nicht! Aber wenn ich meinen Dolch ihm im Leibe umkehre, will ich jauchzen, daß man's eine Stunde weit hören soll; und seinen Kopf lass' ich auf den Galgen beim Rombach nageln, daß ihn alle Aarauer sehen, wenn sie ihre Häuser unter dem Schutt suchen. Ich lasse zwei Fäßlein Pulvers auf den Gießhübel tragen; der Thurm Rore soll, so wahr ich selig zu werden hoffe, gegen die Wolken springen, daß es Steine bis Bern und Zürich regnet."

"Nicht zu voreilig!" fiel ihm Hug von Hegnau ins Wort: "Zuvor muß man Kisten, Kasten und Schreine untersuchen; denn in den Bürgerhäusern ist des Plunders wenig zu holen, zumal wenn die Raupennester anbrennen."

"Ich überlasse Euch Alles, Alles, was Ihr findet!" sagte Thomas von Falkenstein hastig: "Nur eins beding' ich mir, — wenn ich nur eins finde! Und ich find' es gewiß! Der Fuchs hat die Nacht ein Huhn gestohlen! Kein Anderer. Wir waffnen uns allesammt wohl. Jede Partei wird von einer Abtheilung meiner Knechte begleitet, mit Streitärten und Handbüchsen."

Nachdem die Ritter unter einander mit vielem Geräusch verabredet hatten, was zum Gelingen des Ueberfalls nöthig schien, dessen sich Jeder freute, zogen sie mit Geberden, in denen Geheimniß und Hoffnung lebten, zum Speisesaale. Der Freiherr bewirthete die Helden mit verschwenderischer Freigebigkeit. Die Lust des Schmauses dauerte, bis am Himmel die Sterne zwischen den eilenden Wolken funkelten. Dann rief der Freiherr: "Blaset auf, Trommeten! nun zum Sturm. Es ist hohe Zeit! Rechberg, für dich und die Deinen liegen zwei Fahrzeuge unterm Schloß. Die Knechte stehen am Ufer bereit. Die Schiffer warten dein längst. Wir Andern ziehen vorüber Erlinsbach in die Tannen des Hungerberges. Lustig, edle Herren, zum

Werk geschritten! Nach solchem Mahle geziemt sich's, großes Feuerwerk zu sehen!"

29.

Panisches Schrecken.

Sie leerten noch einmal die Becher und sagten den hohen Silberkannen Lebewohl. Schon während der langen Speisezeit hatten die Meisten, wenn sie zur Begünstigung der Eßlust oder des Verdauens in kurzen Zwischenräumen die Tafel verliessen, ihre kostbaren Kleider mit schlechtern von Leder oder Zwillich vertauscht, ihre Waffen gewählt, und andere Vorrichtungen zum nächtlichen Blutwerk getroffen.

Wie sie aus der Burgpforte hinaus über die Brücke gekommen waren, richtete Jeder das Auge zur bedrohten Stadt, ob er über derselben schon eine einzelne Röthe, eine leuchtende Dampfsäule oder fliegende Funken gewahren könne. Täuschend flammte von Zeit zu Zeit ostwärts ein blasses, fernes Wetterleuchten auf. Jeglichem zuckte es dabei bang in der Brust, aus Furcht, zu spät zu kommen, und die Schritte verlängerten sich jedesmal.

"Nur gemach!" sagte Freiherr Thomas halblaut zu den Gefährten: "Noch ist es kaum um die zehnte Stunde. Zu Mitternacht stehen wir auf dem Gießhübel zeitig genug. Denn die Stadt soll im Schlafe begraben sein, ehe das Feurioh der Wächter und der Sturm der Glocken ergeht. Meine Brenner verstehen ihr Handwerk und kennen meinen Willen. Darauf verlasset Euch."

Ruhiger ging der Zug wieder längs der ernstrauschenden Aare hin, über deren finsteres Wellenspiel der Schein entzündeter Wetterwolken zuweilen plötzliches Licht goß. Dann wandte sich der Weg vom Ufer ab, nordwärts durch niedrige und kahle Hügel. Voran gingen, den Fußpfad zeigend, einige Falkensteinische Knechte mit Streitkolben; Andere folgten den Rittern zur Nachhut, sie trugen kleine Fäßlein Pulvers. Alles bewegte sich in tiefer Stille fort, Einer dem Andern nachschreitend auf dem schmalen Weg. Und die da redeten, flüsterten leise. Es ward immer dunkler. Die Sterne erloschen. Hin und wieder glimmte, aus der Entfernung her, von Dörfern oder einsamen Hütten der Landleute, röthliches Fensterlicht. Das Wellengeräusch des Flusses verlor sich seitwärts. Das Leuchten des Wetters kehrte öfters und blendender zurück. Die Luft ging still und lau. Doch mitunter fuhr ein kalter Windstoß ungestüm durch Hügel und Gebüsche über das Thal.

Ritter Hug von Hegnau, welcher unmittelbar vor Thomas von Falkenstein war, wandte sich und sagte: "Freiherr, ich fürchte, uns übereilt ein Hochgewitter. Mich dünkt zuweilen, ich höre Donner aus großer Ferne. Wir haben eine böse Nacht getroffen."

"Im Gegentheil, Herr Hug!" antwortete Thomas: "Uns kann nichts Erwünschteres, als ein Donnerwetter kommen. Der Wald gibt Obdach gegen den Regen; und sieht man die Brunst von Aarau, wird sie dem Blitzstrahl zugeschrieben. So ist mir's recht! Einen Morgengruß, wie ich dem Gangolf bringen will, müssen alle Heiligen begünstigen."

"Falkenstein!" rief in der Nähe eine heisere Stimme: "Wahre dich, Falkenstein! Meide den Freihof von Aarau!"

Der Freiherr fuhr zusammen. Hug von Hegnau sah sich um, und fragte: "Wer redet mit Euch?"

"Habt Ihr etwas gehört? antwortete Thomas und strengte die Augen an, durch die Dunkelheit um sich zu blicken: "Ich meinte, der Wind pfeife im Gesträuch."

"Nein, die Stimme schien über uns vom Berge zu kommen!" sagte Hug: "Das ist mir doch hier nicht geheuer!"

Indessen waren sie von den Höhen niedergestiegen durch Hohlwege, und sahen beim bleichgelben Wetterschein den Anfang einer weiten Wiesenfläche, die sich rechts ins Unermeßliche auszudehnen schien. Sie aber gingen am Fuße der Vorberge entlang, in der Richtung gegen die Schlucht, aus welcher das Dorf Erlinsbach seine vordersten Hütten streckte. Jeder menschlichen Wohnung auszuweichen, wählten die Führer, auf Geheiß ihres Herrn, den Gang durch die sumpfigen Wiesen. Windstöße wurden anhaltender und heftiger. Erlen und Weiden längs dem Bache beugten sich seufzend. Die Stimme des Donners sprach lauter in den Bergen. Das Leuchten des Gewitters kehrte seltener wieder, aber blendender. Man erkannte dazwischen schon deutlich im fernen Hintergrunde die weißgrauen Gemäuer der Stadt.

Es stockte eben der Zug, der über den Bach auf schmalem Stege ging, und jeder tappte langsam hinüber, während die Hinterleute warten mußten, als zwischen diesen wieder die heisere Stimme rief: "Falkenstein, wahre dich! Meide den Freihof von Aarau!"

Die am Steg Beisammenstehenden wandten die Gesichter, obgleich die Dunkelheit nichts erkennen ließ.

"Oho!" rief Freiherr Thomas: "Sehet Euch vor am Bach, und treibet mit mir nicht Narretei, Ihr Herren! Mir macht der Schalk unter Euch kein Grauen, wer er auch sei."

"War das Einer der Unsrigen?" sagte der Graf von Sulz: "Ich wollte meine arme Seele verwetten, die Worte seien vom Bache drunten herauf gesprochen worden. Laßt uns schauen, bis es leuchtet."

"Wir haben schon einmal die nämlichen Worte an den Hügeln gehört!" versetzte Hug von Hegnau: "Es kann nicht weit von Mitternacht sein. Dergleichen ist mir nie begegnet."

"Schweiget mit diesen Possen!" rief lachend

der Freiherr: „Ihr sollet mich nicht irre machen. Einer von Euch spielt den Schalksnarren zur Unzeit, um uns heimzujagen. Wer lieber ins warme Federbett verlangt, oder Trüllerey's jüngstes Gericht zu sehen fürchtet, kehre frei um und lass' uns Andere gewähren!“

„Ganz richtig scheint mir die Sache nicht!“ murmelte Hug vor sich hin, und ging mit kurzen Schritten über den Steg des Baches. Die Letzten folgten in tiefer Stille. Einer nach dem Andern schritten sie durch Erlen- und Weidengebüsche, welche einen unebenen Boden voller Sand und Grien und Wasserpfützen bedeckten, bis sie nach geraumer Zeit einen grasigen Rain hinaufsteigen konnten zum Fuß des Hungerberges. Da schwieg der Wind. Aber es begannen große Thropfen zu fallen. Hastig kletterte die Gesellschaft den Berg hinauf, dessen untern Theil der Fleiß der Stadtbewohner schon häufig mit Weinreben bepflanzt hatte. Je näher man dem finstern Walde kam, der den breiten Rücken des Berges bekleidete, je reichlicher fielen die Tropfen des Regens, der nach jedem Wetterstrahl in kurzen Schauern dichter niederrauschte. Endlich unter den ersten Tannen blieb man stehen, um nach dem schnellen Steigen wieder Odem zu sammeln. Jenseits des Stromes erkannte man deutlich, im weißlichen Wiederlichte der Blitze, die Stadt liegen, mit den Thürmen ihrer Thore und Kirchen; links ragte im Wetterschein nebelhaft die alte Burg der Luternau's empor; rechts glänzten die weißen Klostergemäuer der verlobten Schwestern von Schännis; vorn sprang deutlicher und riesenhafter der breite, hohe Thurm von Rore vor. Drüben schlug es an der Pfarrkirche drei Viertel an.

„Auf zwölf Uhr!“ sagte einer der Ritter.

„Wir liessen uns kein Gras unter den Sohlen wachsen. Doch gut, daß wir dem dicken Regen entliefen!“ bemerkte ein Anderer.

„Im Thurm Rore brennt kein Licht mehr. Alles finster!“ sagte ein Dritter: „Dem Trüllerey träumts fürwahr nicht, daß wir ihm bei Sturm und Wetter Besuch machen wollen.“

„Hei!“ rief Freiherr Thomas: „Er wird die Augen aufreissen, wenn ich ihm den Johannissegen beim Scheine von zehntausend Fackeln reiche. Nur ein Stündchen Geduld, Ihr Herren, und laßt Euch die Langweile nicht verdriessen.“

„Wahre dich, Falkenstein! Schone den Freihof von Aarau!“ rief plötzlich die wohlbekannte Stimme wieder. Blauweiß fuhr ein Blitzstrahl im weiten Zickzack jenseits der Stadt über den waldigen Gönhard. Im hellen, augenblicklichen Glanze sahen einige Ritter eine finstere, unerklärliche Gestalt, deren Gewand, wie Fittige, im Sturm flatterte, über Falkensteins Haupt wegschweben. Dieser stand an die Sandsteinwand eines Felsenstücks gelehnt. Es war wieder volles Dunkel.

„Habt Ihr's gesehen?“ fragten sich mehrere Herren leise unter einander.

„Falkenstein, habt Ihr's gehört?“ fragten die Andern.

„Gott woll' uns gnädig sein mit allen seinen Heiligen!“ rief Jörg von Knöringen.

Ein harter Donner rollte mit immer tieferm Dröhnen durch die Berge.

„Wer war nun das?“ fragte Hug von Hegnau, der die Gestalt über dem Fels ebenfalls wahrgenommen hatte: „Das ist keiner der Unsrigen gewesen.“

„Und wenns Beelzebub selber wäre,“ rief der Freiherr, „es soll diese Nacht der Trüllerey an mich glauben lernen! Vorwärts, ihr Herren, zum Gießhübel, daß wir, der Brücke nahe, alsogleich bei der Hand sind.“

Die Führer drangen in den Wald. Es sauste vom Sturm in den hohen Tannen, wie ein Meer. Die Knechte bahnten Weg durch die nassen Zweige des Unterholzes, noch immer bergan, bis der Bergrücken erstiegen war. Nach langem, vergeblichen Suchen ward endlich der Fußweg entdeckt, welcher über den Berg und den Gießhübel, der Nähe willen, von den Leuten von Erlinsbach zur Stadt gewählt zu werden pflegte, wenn sie dahin ihre ländlichen Waaren zu Markte trugen. Auf der Höhe, am Ausgang des Waldes, unter breiten Eichen, machten die Ritter Halt. Sie konnten von da die Stadt drüben und unter sich die schmalen, langen Brücken über den Strom bei jedem Leuchten hell erkennen. Die Glocken schlugen zwölf Uhr Mitternacht. Der Regen schien nachzulassen, und das Gewitter, obwohl noch in der Nähe, doch mit dem Scheitelpunkt vorübergezogen zu sein.

Alle beobachteten tiefes Schweigen, indem sie aufmerksam zur stillen Stadt hinüberspähten und horchten. Dann und wann schritt Freiherr Thomas ungeduldig hinaus in die Gesträuche, und in die sumpfige Vorfläche des Gießhübels. Immer wars ihm, als müsse jeden Augenblick ein heller Fleck in den Gassen, eine langsam aufquellende Rauch- und Feuersäule sichtbar werden. Jeder Blitz durchfuhr sein Innerstes mit frohem Schaudern und täuschte ihn doch nur. Er troff vom Regen, doch trat er nicht unter die Lauben der Waldzweige. Seine Gestalt, wenn sie vom Wetterschein hell umstrahlt ward, seine düstern ehernen Gesichtszüge, durch scharfe Schatten schneidend gehoben, der stiere Blick seiner hervortretenden Augen, hatten etwas Furchtbares. Er glich einem Würgengel, der des Augenblicks harrte, da ihm eine Stadt fallen sollte.

Plötzlich wandte er sich zu seinen Gefährten, die zerstreut unter den Bäumen saßen oder umherstanden, und rief: „Ei, verflucht, was thut sich da auf? Gibt's Lärmen in der Stadt? Ich sehe einige helle Fenster, wenn ich nicht irre; das ist in der Herberge zum Löwen! Man wird wach!“

Die Ritter sprangen bei diesen Worten auf. Alle starrten durch die Finsterniß hin; Alle horchten, mit zurückgehaltenem Odem, durch das einförmige Säuseln des Gewitterregens. Jach flammte ein gewaltiger Blitz. Wie heller Tag ward's. Der Boden ringsum schien in Feuer zu wallen und jedes Blatt der Gesträuche zu brennen. Ein zermalmender Schlag des Donners fuhr betäubend nach. Die Erde zitterte. Finsterniß und Todesstille folgte. Man hörte einen schweren Fall gegen die Erde.

„Jesus, Maria und Joseph! wir sind verloren! Hilfe! Verrath! Mordio!“ schrie Einer. Es war die Stimme des Junkers Jörg von Knöringen. Er schien am Boden mit einem Fremden zu ringen. Entsetzensvoll standen Alle eine Weile ohne Athem; Jedem sträubte sich das Haar auf. Man hörte im Wald eilende Schritte. „Rette sich, wer kann!“ schrie einer von den Knechten schon aus der Ferne. Im Hui stäubte Alles auseinander und davon; Thomas von Falkenstein mit den Andern, ohne Halt, ohne Rast, besinnungslos. Die geflügelten Schritte der Fliehenden wurden noch flüchtiger, als das Wehgeschrei des Junkers Jörg hinter Allen noch einmal durch den öden Wald klang. Abergläubiges Schrecken, heillose, panische Furcht hatte Jeden ergriffen.

Wirklich litt Keiner von Allen aber mit besserm Recht Grausen und Entsetzen, als der unglückliche Jörg von Knöringen. Erschüttert durch Glanz und Donner des letzten Blitzes, war er noch nicht zu sich selber kommen, als über seinem Haupt ein Getöse laut geworden war, unter welchem er sich zu Boden geschlagen fühlte. Er war nicht lange im Wahn geblieben, daß der Wetterstrahl die Eiche über ihn niedergeworfen habe; denn er hatte sich von einem lebendigen Wesen hart umkrallt gefühlt, welches er seinerseits selber in der ersten Bestürzung fest gepackt hatte, um an etwas zu halten. So lag er, nach seinem Hilfegeschrei halbbewußtlos, während die Begleiter davon gerannt waren.

„Goldsöhnchen, laß ab von mir!“ sagte endlich die wohlbekannte heisere Kehle: „Ich fiel im Schrecken vom Eichenast!“

Herr Jörg erstarrte fast, als er jene furchtbare Stimme dicht an seinem Ohr hörte, die ihm schon unterwegs das Herz zusammengezogen, und noch mehr, da das Schimmern eines frischen Wetterstrahls ihm ein altes, bäßliches, schwarzhaariges Weibergesicht hell machte, welches mit krummer, spitzer Nase hart über ihm hing. Da stieß er einen zweiten Angstschrei aus.

„Schatz, laß von mir ab! Ich thu' dir nicht leid, Schatz!“ flüsterte die Stimme des Weibes. Alle Haare seines Hauptes schienen ihm lebendig zu werden, und alle Muskeln seines Leibes spannte die Verzweiflung mit übernatürlicher Macht. In wahrer Riesenkraft schleuderte er das Gespenst von sich, welches ihn wie der Alp drückte. Er sprang vom Boden, drehte sich windschnell drei Mal herum, und eilte, so schnell ihm die Beine dienen mochten, waldeinwärts. Zum Glück blieb er dem oben erwähnten Fußweg getreu, der ihn dem Dorfe zuleitete. Doch zehnmal entglitt er auf dem schlüpfrigen Thongrund. — Er schrieb jeden Sturz zur Erde nur der Hexe zu, die ihm durch alles Gebüsch nachzuprasseln schien. — Angst verdoppelte, so oft er aufgestanden war, seine Kräfte zum Laufen, und brachte ihn endlich, da nach vorübergegangenem Gewitter schon Sterne durch die gebrochenen Wolken leuchteten, glücklich zur Burg von Gösgen.

Hier war Alles wach. Fluchend, keuchend, träumend, nachsinnend saßen die Helden des Abenteuers, wie sie nach einander angelangt waren, zerstreut im großen Saale. Jörg von Knöringen erschien als der Letzte. Man hatte ihn schon für ermordet gehalten. Alle wandten ihre Augen mit fröhlichem Erstaunen auf ihn. Er aber, erschöpft, warf sich auf den ersten besten der Lehnsessel, streckte die kothigen Füße von sich und seufzte: „Nun ist's mit mir aus!“

Auch war schon Herr Hans von Rechberg mit allen seinen Begleitern zugegen. Diese hatten, wie er und sie erzählten, sobald sie an das jenseitige Ufer der Aare gelandet, schon Nachrichten vom Mißlingen des Plans empfangen gehabt. Denn, wie sie sagten, sei ein starker Kerl odemlos zu ihnen ans Ufer gerannt, der ihre Bestimmung gekannt, und einer der beiden ausgesandten Zigeuner sein müsse. Sobald man ihm auf seine Fragen: ob die Herren aus dem Schlosse kämen, ins Oberholz wollten, ob die Andern schon zum Gießhübel wären? bejahend geantwortet, hätten sie von ihm vernommen, daß diese Nacht nichts aus dem Vorhaben werden könne. Sein Kamerad sei jählings, als er sich im Zwielicht allzukeck dem Oberthor genähert, um in die Gassen zu schleichen, von den Stadtknechten festgehalten, und statt nach Gewohnheit fortgejagt zu werden, ins Gefängniß geschleppt worden. — Doch Rechberg und die Seinigen hätten sich damit noch nicht begnügt, sondern den Gauner aufgemuntert, abermals mit ihnen umzukehren, auf irgend eine Weise in die Stadt zu gelangen, und irgend einer Scheuer einen brennenden Schwefelfaden umzulegen. Gern oder ungern wäre der Schelm bis zum Kreuz an der Mühle von der Wöschnau mit ihnen gezogen, dort aber, bei der Bergschlucht, aus welcher der Bach vom Thale Roggenhausen hervorgeht, plötzlich unsichtbar geworden. Lange hätten die Ritter darauf Angesichts der Stadt in Unentschlossenheit berathschlagt, endlich aber, als das Gewitter und der Regen heftiger zu werden gedroht, den Rückweg nach Gösgen angetreten.

Nicht so bestimmte Auskunft konnten ihrerseits Falkensteins Begleiter von dem Vorfalle auf dem Gießhübel gewähren. Die Einen derselben behaupteten steif und fest, das wüthende Heer sei unter Donner und Blitz durch den Wald über ihre Köpfe hereingefahren. Deutlich hätten sie den

wilden Jäger, seine höllischen Gefährten und die feurigen Hunde erkannt. Andere wollten Erdbeben empfunden haben, als wenn der Boden des Gießhübels eingesunken und ein Theil des Waldes krachend zusammengebrochen wäre. Wieder Andere schworen, Falkensteins Entwurf sei den Aarauern verrathen, der ganze Wald voll bewaffneter Bürger, Gangolf Trüllerey an der Spitze derselben gewesen. Dieser letztern Meinung schien Landgraf Thomas selbst geneigt zu sein, ehe er im Stande gewesen, die Zahl der Feinde zu erkennen.

Als nun Jörg von Knöringen, welchem Hans von Rechberg zur Herzstärkung eine ganze Kanne Weins eingeschüttet, Odem gewonnen hatte, richteten Alle zugleich ihre Fragen an ihn. Denn er war der Letzte auf dem Platz geblieben; sein Jammergeschrei war mehrmals durch den ganzen Wald gedrungen. Er konnte allein Auskunft geben.

„Hol' Euch der Teufel," rief er, „daß ihr mich im Stich liesset!" Verwünscht sind Eure Wälder hier zu Lande dazu, von deren Bäumen die Hexen wie faule Aepfel fallen! Hätte sich mein gewaltiger Schutzpatron St. Georg nicht meiner armen Seele angenommen — ewig sei er gepriesen! — die verdammte Hexe, möge sie im allertiefsten Schwefelpfuhl der Hölle brennen! ja, wahrhaftig, sie würde mich ohne Rettung erwürgt haben. Ich konnte unter ihrer bleiernen Last keinen Finger regen, während sie mir doch schon ihre spitzen Satanskkrallen zolltief, glaub' ich, in den Hals geschlagen hatte!"

Wiewohl Junker Jörg von Knöringen nach diesem Eingang seine Balgerei mit der Höllenbraut in der ausführlichsten Breite erzählte, mußte die ganze Geschichte durch den Aufschluß, welchen er geben wollte, nur noch räthselhafter werden. Nach langem Streiten, in welchem sich, unterstützt durch die Zauberkraft der gefüllten Becher, die lustige Laune der Meisten wiederherstellte, sagte Marquard von Baldegg: „Edle Herren und Freunde, wir wollen Jedem unter uns überlassen, von der dummen Teufelei zu halten, was ihm beliebt. Nur acht' ich rathsam, nicht allzulaut davon zu werden, sintemal man uns tapfer auslachen würde. Denn es will mich bedünken, wir alle haben in merklichen Hasensprüngen, so lang Jeder die Beine strecken konnte, den Reißaus genommen, und, ohne eigentlich zu wissen, warum, Fersengeld bezahlt. Und das ist der wahrhafte Grund, deswillen ich glauben muß, Belial und Beelzebub selber seien im Spiele gewesen, so frommen und freudigen Rittersleuten, als wir zu sein uns rühmen dürfen, einen Streich zu spielen. Denn, straf' mich Gott, ohne Wunder und übernatürliche Dinge wären Keinem von uns unter den Stiefeln der Hacken lang, der Odem kurz, die Schritte weit und das Herz im Leibe eng geworden."

Die Gesellschaft stimmte den weisen Ansichten des Junkers gern bei, und kam zu eigenem Troste darin überein, daß die Aarauer wenigstens von dem ihnen gegoltenen Anschlage nichts gewittert haben könnten, auch daß der von ihnen eingefangene Gauner, seines eigenen Genicks wegen, über seine Aufträge reinen Mund halten müsse. Man setzte sich zur Morgensuppe, deren mit Wohlgeruch aufsteigende Dampfwolken schon vom ersten Tagesroth gefärbt wurden, während die Knechte des Schlosses und der Ritter alle Rosse gesattelt und reisefertig halten mußten. Denn je unglücklicher die Unternehmung gegen Aarau ausgefallen war, um so mehr versprach man sich von dem Entwurf auf Brugg.

Eine Umfahrt von zween Tagen.

Nur Thomas, der Landgraf, blieb von allen seinen Freunden allein der, welchen die Verheißungen der Zukunft nicht so leicht über den Verdruß trösten konnten, welchen die Gegenwart brachte. Ein Stolz, der sich vor dem unabwendbarsten Mißgeschicke nicht beugen, ein halsstarriger Trotz, der auch der Macht aller Verhängnisse nicht weichen wollte, schien Erbfehler seines Geschlechts und in ihm fast zur Ungeheuerlichkeit ausgewachsen zu sein. Je mehr sich die Uebrigen nach und nach zufrieden gaben, je mehr schien seine geheime Wuth zu schwellen. Er stieß nur einsilbige Wörter vor. Seine Augen rollten düster und tückisch unter den buschigen, tiefen Brauen. Seine dicke Unterlippe war vorstehender und herabhängender, wie vom schamvollen Aerger über den vereitelten Entwurf, oder vom bittern Hohn der Rachlust niedergezerrt. Zuweilen schien er gar nicht an die Möglichkeit des nächtlichen Ereignisses glauben zu können. Er lehnte sich weit aus dem Fenster vor, als müss' er sich überzeugen, daß Aarau kein Aschenhaufen sei, daß der Thurm Rore noch stolz am Strom aufrage. Dann spiegelte sich finsterer Schmerz in seinem Blick; dann entfuhr seiner gährungsvollen Brust ein Seufzer; dann trieb der Zorn eine brennende Röthe über die braunen Backen. Er hob die geballten Fäuste, und murmelte einen neuen Schwur zwischen den Zähnen, daß er alle seine Schlösser und sein Leben daran setzen wolle, bis Aarau und der Thurm seines Todfeindes ausgebrannter Staub wären.

„Wir sind", rief er, „von den falschen, feigen Hunden, den Zigeunern, im Stich gelassen, sonst wär' heut Alles schon abgethan; wir hätten den Königstein besetzt; wir hätten den Tückmäuser Gangolf lebendig gefangen und gebraten. Ich nehme den Henker mit mir, und ohne Barmherzigkeit, wo mir einer der verfluchten Schleicher aus Aegyptenland in den Weg läuft, lass' ich ihn vom Leben zum Tode bringen!"

„Darin hast du gar nicht Unrecht, Vetter," sagte Marquard: „Es dünkt mich überhaupt, dir stehe, als tapferm Kriegsmann, übel an, dich mit dem heidnischen Gesindel einzulassen. Das hält's mit dem Teufel; wir aber, straf' mich Gott! sind ehrliche Christen, die mit dem Schwert

uns Recht schaffen können, ohne nach Koth zu greifen. Nichts für ungut, aber dir ist ganz recht geschehen, und der Satan hat uns diese Nacht dafür Alle weidlich geneckt."

„Ja, bei St. Georg und den zehntausend Rittern!" schrie der Herr von Knöringen: „Lieber wollt' ich den Freihof und den Thurm mit dem Degen am hellen Tage erstürmen, als mich noch einmal mit der Brut des Moloch in einer so abscheulichen Nacht katzbalgen. Es wird mit dem Gangolf noch aufzunehmen sein, und wäre der starke Simson selbst nur ein schwindsüchtiges Knäblein gegen ihn. Ich habe all' mein Lebtage gehört, die Trüllerey's von Aarau wären wenigstens ehrliche, gottesfürchtige..."

„Nein, nein!" brüllte Thomas: „Kein ehrlicher Tropfen Blutes in irgend einem Trüllerey! Kein adelicher Funke mehr in diesem Pack, das sich längst mit Bürgern, Bauern und Leibeigenen gemein gemacht hat! Dabei hängt es mit Leib und Seel den Eidsgenossen an und hat mit ihnen unsern Untergang geschworen. Darum beschimpfte der meineidige Gangolf öffentlich vor der Ritterschaft mein Haus, meine ihm verlobte Nichte, mich selbst. Gestern noch überfiel der Buschklepper hinterrücks, ohne Fehde angesagt zu haben, das Fräulein von Falkenstein und stach zwei der edelsten Rosse meiner Diener nieder. Aber, aber ..." Hier unterbrach sich der Freiherr mit einem innigen geheimnißvollen Lächeln des Grimms, indem sich die Fäuste wieder krampfhaft ballten, und seine Augen sinnig emporstarrten: „Aber er wird gezüchtigt! Eine Rache, wie ich für ihn ausbrüte .. ja, daß ich sein Schlangennest ausbrenne, Spaß ist's! aber — sein Herz soll langsam unter Höllenleiden verbluten, wenn ich ... ja, vor seinen Augen will ich, wenn ..."

Der Freiherr schwieg. Er schien etwas Gräßliches im Wurf zu haben, und sich nur darum zu unterbrechen, weil, indem er geredet hatte, sich seiner Einbildungskraft noch gräßlichere Plane aufdrangen, vor denen sich nicht sein Herz, sondern seine Zuversicht entsetzte, daß sie ausführbar wären.

„Du bist auf gutem Wege!" sagte Rechberg: „So freust du mich."

„Du machst der Worte zu viel, Vetter; das allein hab' ich wider dich!" rief der Herr von Baldegg: „Die Sonne geht auf; die Pferde stehen gesattelt. Fort, fort! Ich fürchte, Brugg läuft uns von dannen, wie Aarau. Wenn ich eine einzige Waffenthat gesehen habe, will ich der Worte so viel hören, als du zu geben Lust hast."

Der Freiherr sammelte sich, bat seine edeln Genossen um nur kurze Frist, und verließ sie. Er nahm weder von seiner Gemahlin, noch von seiner Nichte Abschied, sondern ertheilte dem Schloßvogt mancherlei geheime Befehle, und hielt noch lange Unterredung mit dem Lollhard. Dann kam er in heiterer Miene, als sei ihm etwas wider Erwarten wohlgelungen, auf den Burgplatz, wo Ritter und Knechte schon mit den Rossen längst versammelt standen und seiner harrten. Sobald er kam, schwangen sich die Herren in die Sättel. Die Knechte folgten. Auch der Freiherr, dem mit entblößtem Haupt in großer Ehrerbietung der Schloßvogt den Steigriemen hielt, saß auf. „Rudi," rief er dem Vogt zu, „es kann dir nicht fehlen. Die Lockpfeife hab' ich dir gegeben. Fängst du mir die Wachtel, meld' es unverzüglich! Ein Geschenk halt' ich dir bereit, wie du noch keins empfangen." So sprach er und sprengte zu den Vordersten. Der ganze Zug setzte sich in Bewegung. Den Schluß machte, in ziemlicher Entfernung von den Uebrigen, Meister Hämmerli, der Scharfrichter von Falkenstein, mit zween Knechten.

Der Morgen leuchtete anmuthsvoll durch die von den Nachtgewittern erfrischte Landschaft. Um die Bergstirnen des Jura schwämmen blaßgoldene Schleier halbdurchsichtiger Wölkchen. Jedes Blatt, jeder Halm trug seinen Regentropfen, wie einen Diamant. Statt des Stromes wand sich durch die stundenweiten Ebenen des Aarthales eine breite Nebelbande, den Lauf des Flusses bezeichnend und verhüllend. Und wie die Sonne über den Zinnen von Lenzburg's und Aarau's Thürmen höher stieg, trat Leben in die todten Nebel, die sich wolkenhaft über den Fluß im Goldlicht zusammenrollten, erhoben und der Tageskönigin entgegenschwangen, ihr gleichsam Huldigung zu bringen.

Der anfangs etwas lärmende Zug der Reisigen ward auf dem rauhen Wege durch die Waldhügel gegen den Benkenberg nach und nach stummer. Man hörte nur das Geklitter der Waffen, und, unter dem unsichern Schritt der Pferde, das Gerassel der Steine, die der Regen von den Höhen in die Wege niedergeschwemmt hatte. Nur Falkenstein, wenn er zufällig rechts durch sich öffnende Schluchten oder von freien Hügeln die Stadt Aarau erblickte, und den grauen Thurm Rore sah, der stolz in der Morgenpracht ihn zu höhnen schien, murmelte Flüche. Ganz andere Empfindungen, mußte man glauben, wurden in seiner wilden Brust herrschend, als er zwischen den erhabenen Felsen der Geißflue und Wasserflue, vom Rücken des stillen Benken, noch einmal die Augen zurückwandte nach den Einsamkeiten der Hard. Das Harte seiner Gesichtszüge schwand, und sowohl sein Blick, als ein halbunterdrückter Seufzer verkündeten eine Art schwermüthiger Sehnsucht.

Der Weg wandte sich, auf der Mitternachtsseite des Gebirgs im Schatten der Gebüsche, neben einem rauschenden Bach, gegen die ärmlichen Hütten des Oberhofs zum Thale von Wölflinswyl. Bald schloß sich die lachendere Landschaft des Frickgaus auf, in deren Hintergrunde der Schwarzwald jenseits des Rheines seine finstern Gebirgsmassen wie einen blauen Vorhang aus einander rollte.

Je näher die Ritter gen Laufenburg kamen, je fröhlicher ward ihr Geist in der Hoffnung theils des Wiedersehens einer zahlreichen und lustigen

Gesellschaft, die sie für die Mühseligkeit und Noth der letzten Nacht schadlos halten sollte, theils der kriegerischen Abenteuer, denen sie in diesen Tagen vorbehalten waren. Nur Thomas von Falkenstein, und Rechberg nebst Marquard, die an seiner Seite zuvorderst ritten, redeten halbleise unter sich das Bestimmte über das Unternehmen gegen Brugg ab. Es ward festgesetzt, daß Rechberg und Thüring von Hallwyl die ganze Macht der Ritter und Reisigen bei Laufenburg zusammenziehen, Falkenstein aber unterdessen einen Besuch in Brugg machen solle, um die Stadt, falls sich übler Argwohn von Aarau dahin verbreitet hätte, einzuschläfern. Die beiden Herren von Baldegg, welche nach Brugg verburgrechtet waren, wurden bestimmt, den Landgrafen dahin zu begleiten. Denn die Stadt sollte ohne Gewalt, ohne Blutvergiessen, durch bloße List überrumpelt werden; Falkenstein sich stellen, als komme er von Zürich, um den Bischof von Basel zu holen, zwischen Zürich und den eidsgenössischen Belagerern dieser Stadt Frieden zu vermitteln. Man lachte im voraus über diesen Faschingsstreich und über die Augen, welche die betrogenen Brugger beim Einzug des Herrn Bischofs machen würden, dessen Rolle Hans von Rechberg sich vorbehielt selber zu spielen.

In solchen Unterhaltungen zogen sie durch die finstern, weiten Waldungen, längs dem Rhein hin, bis sie nahe vor sich die Stadt Laufenburg und dicht vor derselben auf dem felsigen Hügel das weitläufige Schloß mit den starken Thürmen und hohen Mauerzinnen erblickten. Da schwiegen Alle. Denn der Anschlag auf Brugg sollte den Nichteingeweihten Geheimniß bleiben. Das Städtlein wie das Schloß war mit allerlei Kriegsvolk besetzt. Noch sah man an den frischen Ausbesserungen der Stadtmauer, welchen Schaden das grobe Geschoß der Berner und Baseler angerichtet hatte, die mit ihren Schlachthaufen ein Jahr vorher davor gelegen waren.

Die Ritter wurden in der Burg mit Jubel empfangen, wo Thüring von Hallwyl, Hans von Falkenstein und Andere schon längst ihrer geharrt hatten. Alle brannten in wilder Ungeduld, den Krieg wider die Eidsgenossen ihrerseits anzuheben. Ritter Burkhard Münch hatte frische Botschaft aus dem Elsaß gesandt, daß der Dauphin mit den Franzosen auf dem Weg wäre gegen die Schweizergrenzen, um die Stadt Zürich von ihren Belagerern zu entschütten. Der römische König Friedrich hatte auf dem Tag zu Nürnberg die Eidsgenossen vor dem ganzen Reich angeklagt, und die Kurfürsten, Fürsten und Herren und Städte des Reichs ermahnt, wider die Schweizer zu ziehen. Nun wurde erzählt, wie mannhaft die Züricher bis jetzt noch wider die vereinte Macht aller Eidsgenossen stritten, obwohl sie zu Wasser und zu Land umlagert wären; wie sie des Reiches Panner zu St. Peter und von andern Thürmen herausgestoßen wehen liessen; den Eidsgenossen, zum Spott, als Kühe zubrüllten und ihnen das Feldgeschrei: „Hie Oesterreich!“ in täglichen Gefechten, Ausfällen und Scharmützeln durch die Ohren gellen liessen. Doch verhehlte man nicht, daß die Noth der tapfern Stadt täglich steige, und es hohe Zeit wäre, durch große Unternehmungen die Aufmerksamkeit der Eidsgenossen nach andern Richtungen zu ziehen.

Landgraf Thomas, nachdem er sich im Schlosse erquickt und die letzten Abreden genommen hatte, säumte nicht, saß rasch mit den beiden Baldeggern und einigen Knechten zu Pferde, und ritt noch denselben Tag über Waldshut bis Zurzach.

In der Frühe des andern Morgens brachen die Ritter auf nach Brugg. Das Geläute der Sonntagsglocken scholl von allen Dörfern. Auf Landstraßen und Fußwegen durch die Felder wandelten die frommen Bäuerinnen von entlegenen Höfen und Weilern der fernen Pfarrkirche zu; Alle festlich geputzt, einen Blumenstrauß und Rosenkranz sittsam in den vor sich zusammengefalteten Händen. Mit nicht gar sonntäglichen Gedanken musterten ihrerseits die Ritter die Gestalten der ländlichen Schönen, die mit ehrerbietiger Verneigung und niedergesenkten Augen grüßend an ihnen vorbeigingen, dann von Neugier gefesselt in einiger Entfernung hintenher stehen blieben, den Herren nachsahen, und, wenn diese den Kopf wandten, mit lautem Gelächter davon sprangen.

Glücklicher, als gewöhnlich, trafen die Reisenden, als sie nach einigen Stunden zur Stilli an die Aare gelangten, den Fährmann am rechten Ufer, also daß sie sogleich überschiffen konnten. Eine junge Bäuerin war auf dem Wasser ihre Gefährtin, die vielleicht ohne den steifen Sonntagsputz noch schöner gewesen wäre. Diese Blauaugen, dies muthwillige Gesicht, dies Goldhaar, welches sich in dicken Flechten am Hinterhaupt um die breite, löffelförmige Silbernadel wand, der zierliche Arm mit bauschigt über den Ellnbogen aufgestreiften Hemdärmel, hätten auch an Höfen Eroberungen machen können. Aber das schwarze Göller, wie eine Schiene von Eisen um den Hals geschlossen, der Brustlatz, welcher gleich einer breiten bretternen Brustwehr den Busen zusammendrückte, und mit seinen Zinnen fast zum Kinn aufragte, der kurze schwarze Rock mit zahllosen, eingenähten, kleinen Falten, welcher glockenartig breit von beiden Hüften abstand, hingegen kaum hinab über die Knie reichte, die scharlachrothen Wollenstrümpfe mit bunten Zwickeln würden selbst den Wuchs einer Venus zur Ungestalt verkrüppelt haben. Indeß erinnerte sowohl die Nähe dieser Reisegefährtin, als des Thurmgetrümmers der Freudenau links, den edeln Marquard von Baldegg an jenen abenteuerlichen Sprung, den er der schönen Begutte willen vor einigen Monaten, durch Gangolfs Geschicklichkeit oder Kraft, gemacht hatte.

Wie man auf Reisen wohl pflegt, gab Marquard, gegen die Freudenau zeigend, der sie sich

langsam näherten, das Geschichtchen zur Unterhaltung seiner Begleiter zum Besten; mit ausführlicher Malerei des alten Lollharden und seiner Bußpredigten, der reizenden Begutte und ihrer Schüchternheit, seiner Versuche, sich des artigen Kindes zu bemeistern, und der eifersüchtigen Grobheit Gangolfs. — Je ausgelasseneres Gelächter Hans von Baldegg bei der Erzählung seines Bruders über die Aare schallen ließ, je düsterer ward der Faltenwurf von des Landgrafen Gesicht. „Du bist mein Vetter, Marquard," sagte er ärgerlich, „aber bei den Weibern ein schamloser Gesell."

„Oho!" rief Marquard lachend: „seit wann bist du, Thomas, unter die Heiligen getreten und ein Feind der Schönen geworden? Nahmst doch sonst kein Bedenken, wie ich mich wohl erinnern mag, die Paradiese zu lieben, und bei mancher Eva die Schlange am Baum der Erkenntniß zu sein."

„Du unterscheidest nicht; dir sind Perlen und Kiesel gleich!" erwiederte der Landgraf: „Danke deinem Schöpfer, du bist mein Vetter, aber ich hätte dich zu den Füßen der Begutte todt niedergestreckt."

Beide Baldegger erneuerten ihr Gelächter, indem sie den Freiherrn von allen Seiten beschauten, ob er oder ein anderer es sei, der mit ihnen redete? Er aber gebot den Fährleuten gebieterisch, anzulegen ans Land, als sie in der Nähe der Burgtrümmer eben im Begriff waren, das Ufer zu verlassen, und dem Strome folgend, quer über die Aare den Hütten der Stilli zuzurudern. Er stieg ans Land. Die Baldegger begleiteten ihn auf seine Bitten zur Ruine. Marquard führte ihn zum Gewölbe, zeigte, wo Jeder gestanden und gesessen, und fluchte über sich selbst noch einmal kräftig, daß er Narr genug gewesen sei, dem Gangolf nicht den Kopf gespalten, das arme Mädchen nicht zu sich auf den Sattel genommen, und es von dem wüsten Begharden erlöst zu haben, der es in der Welt umherschleppe. Der Freiherrr von Falkenstein schritt langsam im Gewölbe umher; seine Augen schienen Verlornes zu suchen. Er setzte sich einige Augenblicke auf die hölzerne Bank, wo die Begutte geruht hatte; sprang dann hastig auf und ging mit seinen Gefährten wieder zur Fähre, ohne ihren Scherzreden etwas zu erwiedern. Als aber der geschwätzige Marquard sagte: „Gangolf Trüllerey ist nicht halb so züchtig und ehrbar, denn du, Vetter Thomas! Straf' mich Gott, wenn die Begutte nicht im Thurm Rore bei ihm andere Ave Maria's betet, als beim alten Lollharden!" da ergriff das Wort Falkensteins ganzes Wesen auf seltsame Weise. Man sah ein unwillkührliches gichtisches Zucken seiner Gesichtsmuskeln, und mit den Händen fuhr er vor sich hin, als fühl' er Schwindel.

„Ist's mit dir Matthäi am Letzten?" rief ihm Marquard etwas erschrocken zu: „Was verzerrst du das Gesicht, und haschest nach Mücken, wie einer, der verscheiden will?"

„Tröste Gott seine arme Seele!" rief Thomas von Falkenstein mit gedämpfter und doch löwenartig brüllender Stimme: „Das schwör' ich Euch bei meinem Leben, der Hund im Thurm Rore soll den heurigen Wein nicht schmecken. Sind wir fertig mit Brugg, muß Aarau an de. Tanz! Fort, fort!"

Sie waren am andern Ufer; schwangen sich auf die Rosse und sprengten den jähen Rain aufwärts gegen Brugg. Es war noch nicht Mittag, als sie der Stadt ansichtig wurden. Falkensteins Unmuth schien sich zu legen, je näher sie k Seine Seele ward von dem Gedanken an meinschaftliche Unternehmen erfüllt, das vor lag. Marquard jauchzte. „Wär' ich achtund zig Stunden älter," rief er, „ich söffe mir Räuschchen. Ihr Brugger sollet mit schweren Z sen zurückzahlen, was mir Eure gnädigen Herren und Obern von Bern am Schenkenberg gesündigt und gestohlen haben! Führe du das Wort zu Brugg, Vetter Thomas, denn mir kocht heiß die Galle, wenn ich mit den Spießbürgern zu schaffen habe, deren Banner ich bisher demüthig folgen mußte. Zudem, will's dir ehrlich gestehen, mit der Degenklinge kann ich reden, Finten mache und beweisen: mit meiner Zunge will's nicht Zum Staatsmann taug' ich so wenig, als Rabe zum Chorsingen; kann nicht den Kutzen streicheln, nicht ins Gesicht lügen und vorn lecken und hinten kratzen."

Auf der Brücke grüßte die einziehenden Ritter der Thorwächter der Stadt, indem er die Pelzkappe abzog und sich ehrerbietig so tief verbeugte daß seine Stirn fast den Fuß des Freiherrn von Falkenstein im Steigbügel berührte: „Glückseligen, guten Morgen, gnädige und wohlgestrenge Herren!" sagte er: „Schon früh auf dem Weg am heiligen Sonntag! Schon weit her? möcht' ich fragen, wenn's mir geziemte, gnädiger Herr Gevatter."

„Du bist ein kluger Bursch, Gevattersmann," antwortete Falkenstein, der dem Thorwart vor einigen Jahren ein Kind aus der Taufe gehoben hatte: „so magst du's wohl wissen! Wir kommen aus dem Lager von Zürich, und reiten gen Basel zum Bischof. Es ist daran, daß der Friede mit den Eidsgenossen besiegelt werden soll."

„Gott im hohen Himmelsthron sei gelobt und gepriesen! rief der Thorwächter und tanzte, die Pelzmütze zwischen den gefalteten Händen, in lustigen Bocksprüngen neben den Rittern her: „Friede also? Keiner Seele verrath' ich ein sterbendes Wörtlein! Also richtig? Gnädiger Herr Gevatter, das ist eine Freudenbotschaft, wie wir in Brugg lange keine vernahmen. Ich will vom Thurm blasen, wenn das heilige Friedenswerk vollendet ist, mit allen himmlischen Heerschaaren will ich um die Wette blasen; Gott geb' Euch tausend Glück und Segen auf den Weg, gnädiger Herr Gevatter!"

Sie ritten den schroffen Rain hinauf in das

Städtlein zur Herberge, wo sie ihr Mittagsmahl bestellten. Bis es bereitet wurde, gingen sie durch die Stadt, wo sie leutselig mit den ihnen wohlbekannten Bürgern redeten, die vor den Häusern im Sonntagsgewand umherstanden, und sich gegenseitig um Neuigkeiten befragten. Das Erscheinen der drei adelichen Mitbürger und die wichtige Miene, mit der sie von ihrer eiligen Sendung nach Basel redeten, dort zur Abschliessung des Friedens den Bischof abzuholen und ins Feldlager der Eidsgenossen zu begleiten, erfüllte Alles mit Glauben und Freude.

Nicht mit so großer Zuversicht empfing der greise Schultheiß Ludwig Effinger die Neuigkeit, als der Landgraf, nebst den beiden Brüdern von Baldegg, ihm den Ehrer' „Möge Gott mit all seinen Heiligen den rechtschaffenen Männern beistehen, die am Frieden arbeiten!" sagte er: „Allein ich zweifle, daß es heut damit ernstlicher gemeint sei, denn bisher Zürich ist vom Schweizerbund abgefallen. Die Helfer aus Winterthur, der Adel aus Thurg der römische König, welcher das heilige Reich wi uns in Harnisch bringen, der König von Frankreich, welcher Eroberungen machen will, finden an der Eintracht der Schweizer u an der Rückkehr Zürichs zur Eidsgenossenschaft keinen Vortheil W rum sollten sie Frieden begehren? Die Schweizer bieten ihn täglich, sobald das abtrünnige Zürich den Bund mit Oesterreich fahren läßt. Man will ihn nicht."

„Herr Schultheiß," entgegnete der Landgraf. „Ihr sehet die Dinge noch in der Lage wo sie sich vor einigen Wochen befanden; und damals hattet Ihr Recht. Allein es gibt keinen schlechtern Kitt, als den Eigennutz, der die Freundschaften der Höfe zusammenhalten soll. Die deutschen Fürsten zeigen keine Begierde, sich für Vergrößerung des Hauses Oesterreich zu opfern, und die Franzosen zuviel Begierde, ihr Reich bis an den Rhein und bis in das Innere der Schweiz auszubreiten. König Friedrich, von jenen verlassen, von diesen bedroht, ist daher gern geneigt, zurückzutreten, sobald es, unbeschadet seiner königlichen Ehre, geschehen kann. Zürich allein kann der Gesammtheit der Eidsgenossen nicht lange widerstehen. Sein Gebiet liegt verwüstet. Damit werdet Ihr Euch erklären, wie der Friede nun Allen wünschbarer geworden sei, denn jemals."

Ungläubig lächelnd schüttelte der Schultheiß sein weißes Haupt und sagte: „Denket an mein Wort, edler Freiherr, die gezuckten Schwerter kehren nicht in die Scheiden zurück, bevor sie stumpf oder gebrochen sind. Leidenschaften sind gewaltiger, denn Klugheit. Frankreich und Oesterreich lassen nicht von der Schweiz ab, bis entweder ihre Heeresmacht in unsern Thälern begraben liegt, oder ihre gegenseitige Eifersucht sich wider einander bewaffnet und der Scheidewand froh wird, die unsere Alpen zwischen beiden Grenzen bau'n. Oesterreich aber läßt seine Entwürfe wider uns noch lange nicht fallen, und der Adel nicht seine Hoffnungen, die freien Städte und Länder wieder unter sein Joch zu bringen. Man will keine Freiheit in Europa dulden. Man fürchtet die Nachahmung unsers Beispiels von den seufzenden Völkern. Wir leben im Anfang eines tausendjährigen Krieges, eines Krieges auf Tod und Leben. Es gilt um Freiheit oder Knechtschaft des menschlichen Geschlechts. Das Haus Oesterreich will den Feuerbrand nicht so nahe vor seiner Thür. Ihr wisset, wie schon die Tiroler gesagt haben Wir wollen Schweizer werden! Das vergißt uns Oesterreich nie."

„Ich hätte nicht gemeint, Herr Schultheiß," sagte Hans von Baldegg, „daß jemals die Zunge eines Effingers so laut wider das erlauchte Erzhaus eifern könne!"

„Meine Vorältern", versetzte der Greis, „haben dem Hause Habsburg wohl gedient. Mein eigener Vater ist vor sechszig Jahren mit dem Herzoge vor Sempach gefallen. Seitdem hat Oesterreich seine Rechte an uns aufgegeben. Heut dien' ich mit Effingerscher Treue meinen gnädigen Herren zu Bern und den Eidsgenossen. Ich hoffe, gesammter Adel im Aargau kennt keine andere Ehre, als seine beschworne Pflicht."

„Beschworne Pflicht!" rief Marquard: „Straf' mich Gott, ich meine, der Adel ist wohl so frei, als Stadt Bern; und Bern selbst ist noch Angehörige von Kaiser und Reich, gleichwie jeder Edelmann."

„Still, Vetter!" rief Thomas von Falkenstein dazwischen: „Davon ist hier die Rede nicht. Unsere Sache ist nicht, den Streit, sondern den zu erneuern. Wir, Herr Schultheiß, Freunde bleiben. Heut ziehen wir nach Ba Vielleicht treffen wir den Bischof schon unterwegs an. Veranstaltet auf mein Ehrenwort, was zur großen Friedensfeier würdig ist. Wir, als Eure Mitbürger, wollen Eure Gäste sein."

Damit beurlaubten sich die Ritter, das Mittagsmahl in ihrer Herberge zu suchen, welches sie abgelehnt hatten, von der Gastfreiheit des Schultheißen anzunehmen. Wie sie aber in der Herberge schon zu Tische saßen, öffneten sich die Thüren, und der Großweibel im Mantel und Stab, gefolgt vom Kleinweibel und den Stadtdienern, trat herein. Die Letztern hielten in glänzenden Silberkannen den Ehrenwein, welchen sie aus Auftrag von Schultheiß und Rath der Stadt Brugg überbrachten. In einer wohlgesetzten, zierlichen Rede bat der Großweibel die edeln und gestrengen Herren, Namens des löblichen Rathes und gesammter Bürgerschaft, diesen geringen Beweis der Hochachtung gnädig aufnehmen zu wollen, welchen sie, als Mitbürger und Mitarbeiter am heiligen Friedenswerk, so wohl verdient hätten. Der Landgraf dankte freundlich im Namen seiner Reisegefährten, und brachte den Weibeln zu Handen des Raths den ersten Trunk zu, welche

sich darauf mit tiefen Verbeugungen wieder entfernten.

Die Ritter schienen zu fühlen, daß diese Ehren- und Freundschaftsbezeugungen ihnen eben jetzt am wenigsten gebührten. Sie tranken schweigend den edeln Rebensaft, den ihnen gastgefällig eine Stadt darbot, über deren Untergang sie brüteten. Auch verliessen sie dieselbe, sobald ihre Rosse bereit standen, eilfertig, und begaben sich über den Bötzberg zurück in den Frickgau. Mit der beginnenden Nacht trafen sie wieder bei ihren Gesellen in Laufenburg ein.

31.

Die Mordnacht.

Hier verstrich der folgende Morgen in kriegerischer Geschäftigkeit. Dolche, Schwerter, Armbrüste, Büchsen wurden in Stand gesetzt; Koller, Harnische, Pickelhauben geputzt; die Pferde untersucht; die Mannschaft truppweise gemustert. Nur die Vornehmern wußten, wohin es gehen werde. Die meisten Uebrigen riethen nach Zurzach und Schafhausen. Ein Eilbote war schon am Abend zuvor nach Bern gegangen, der den Absagebrief der Falkensteine dahin trug.

Nachmittags setzten sich die Rotten der Kriegsleute in Bewegung; alle zu Pferde. Es waren ihrer fünf- bis sechshundert. Sie ritten in weitgedehntem Zuge langsam und paarweise zwischen dem Gebirg und dem Rheinufer aufwärts, bis das Blitzen ihrer Waffen dem neugierigen Blick der Nachschauer zwischen Gebüschen und Wäldern jenseits der Thalschlucht von Sulz erlosch. Dann dreheten sich die reisigen Schaaren gegen das Innere des zweiten Gebirgsschlundes, welcher ihnen zur Rechten hinter einem Vorhang von Tannen und Buchen verborgen lag. Ein wilder Bergstrom führte sie vorüber an den armen Hütten von Mettau und Gansingen, und nach einigen Stunden zur Höhe des Gebirgs. Von hier, auf kaum gebahnten Pfaden, die Rosse am Zügel leitend, wandelten sie bei nächtlicher Dämmerung das felsige Mönenthal nieder. Ehe sie noch daselbst zu den wenigen zerstreuten Hütten gelangten, befahl Thomas von Falkenstein, Halt zu machen, und die Führer der einzelnen Haufen zu versammeln.

„Jetzt ist es an der Zeit, edle Herren,“ sprach er, „den tapfern Leuten, die Euch folgen, das Geheimniß unsers Unternehmens aufzuschliessen. In wenigen Stunden heben die Feindseligkeiten an. Die aargauischen Städte müssen der Reihe nach folgen, Brugg soll den Reigen führen. Gefahren haben wir diese Nacht keine zu bestehen, sondern nur zu erobern und gute Beute zu machen, im Fall uns gelingt, unverrathen die Stadt zu erreichen. Was wir erbeuten, wird auf Schiffe gebracht, und die Aare hinab zum Rhein und nach Laufenburg. Dort wird getheilt. Graf Jörg von Sulz soll sich, während die Uebrigen ins Thor dringen, der Schiffe am Aarufer versichern und sie bemannen. Jörg von Knöringen, Hug von Hegnau und Fritz vom Haus, sperret mit Euern Leuten alsbald alle Ausgänge der Stadt, damit kein Vogel aus dem Nest entwische. Bentelin von Hemmenhofen, Marx von Embs, Balthasar von Blumenegg, Ihr werdet die Vornehmsten, besonders die Rathsherren und Schultheißen, aus den Federn holen, im österreichischen Hause versammeln und bewahren; Schneiderhans wird Euch führen. Der kennt jedes Haus, jeden Durchgang, jeden Mann, und wird ihrer keinen übersehen. Denn als er vor einigen Jahren mit losen Streichen die Stadt verwirkt hatte, sprachen sie einmüthig seine Verbannung aus. Nun hat er Lust, statt Gnadenstimmen zu fordern, Gnadenstöße zu geben. Ihr dürfet trauen. Hans von Rechberg, Thüring von Hallwyl, die Herren von Baldegg bilden mit mir die Vorhut. Die Uebrigen sollen indeß in der Entfernung von einigen hundert Schritten folgen. Ist die Stadt einmal erbrochen, werd' ich Allen zur Hülfe sein.“

Während er diese und andere Befehle gab, hatten sich die Haufen nach und nach auf der Bergwiese näher herbeigedrängt, ihn zu hören. Plötzlich drehten sich alle Köpfe seitwärts, ein Murmeln der Verwunderung oder Furcht durchlief die Menge. Man sah im ungewissen Zwielicht der Menge mit langsamen Schritten einen wie es schien vornehmen Herrn, mit ehrerbietigem Gefolge, vom Berg herab an der Aussenseite der Versammlung hinreiten. Er war in einen weiten Mantel verhüllt, trug ab[illegible] einen Hut, wie ihn angesehene Priester oder Bischöfe zu tragen pflegten. Unter denen, die ihm paarweise folgten, erkannte man deutlich Personen, welche in die Ehrenfarben von Basel gekleidet waren.

„Still!“ rief der Freiherr mit gedämpfter Stimme: „Sehet Ihr nicht, daß es der Herr von Rechberg ist, welcher uns diese Nacht als Bischof von Basel begleiten und unser frommes Werk segnen muß? Entfernet alles Geräusch. Keiner lache, keiner plaudere, huste oder niese. Wir müssen auf Katzensohlen an's Thor schleichen!“

Darauf ritt er zum vermeintlichen Bischof und langsam an seiner Seite voraus. Ihm folgten die beiden Herren von Baldegg; diesen die Ehrenfarben von Basel; diesen als Tagboten, Schreiber und Diener einige andere Paare, alle in Mänteln. In einiger Ferne folgte schweigend der lange Zug der Uebrigen. Dumpf dröhnte der Huf der Rosse durch die Wiesen und schlafenden Dorfschaften. Was noch in den Häusern wachte und die beweglichen schwarzen Reihen so vieler Reisigen vorübergleiten sah, schwieg voller Furcht und Entsetzen und ahnete Böses für das ganze Land. Ein einziger Mann von herzhaftem Sinn meinte, er müsse die Stadt Brugg warnen, und sprang, als der Zug, der kein Ende zu nehmen schien, an ihm vorüber war, heimlich auf Seiten-

wegen davon, der Stadt zu. Wie er aber, unweit der kurzen Steige, von der Wiese seitwärts in den Fahrweg treten mußte, erblickte er die Vordersten von der Schaar schon in der Nähe. Darum verdoppelte er seinen Lauf. Der Schall seiner Schritte verrieth ihn, und die Eile gen Brugg machte ihn verdächtig. Jach sprengten ihm Falkenstein und Rechberg nach und riefen: Steh'! als sie ihn schon zwischen den Rossen hatten.

„Wohin so behend, Landsmann?" fragte ihn der Landgraf.

„Gen Brugg!" erwiederte odemlos der Mann: „Um tausend Gotteswillen lasset mich, ich hab' ein Kindlein in Todesnöthen daheim."

„Du bist aber nicht aus der Stadt!" sagte Falkenstein: „Wie heißest du?"

„Hans Geisberg heiß' ich, gestrenger Herr von Falkenstein!" erwiederte der Bauer: „und gehe in den Arzeneiladen." Damit that er einen gewaltigen Sprung hinaus vor die Pferde, um zu entkommen. Hans von Rechberg ihm nach. „Weg mit ihm; der kennt uns!" rief der Landgraf. Bald darauf hörte man einen durchdringenden Schrei. Es ward still. Als die Vorhut zur kurzen Steig kam, sah man den Leichnam des Mannes am Wege liegen. Die Rosse alle gingen scheu in weitem Bogen daran vorüber.

Es war eben Mitternacht vergangen, als aus den dunkelgrauen Nachtnebeln des Aarestroms die schwarzen Gebilde der Stadtthürme und Mauern von Brugg wie wachsende Schatten hervor stiegen. Ihre verworrenen Umrisse gestalteten sich immer bestimmter, je näher man kam. Der Landgraf hieß nun diejenigen, welche die Farben der Stadt Basel trugen, als Ueberreiter vorausstraben, und an die Pforten des Aarethores pochen. Sie gehorchten zu wiederholten Malen. Alles lag im ersten, tiefen Schlaf. Endlich rief vom Thurm des Thores die Stimme des Wächters herab: „Wer klopft und lärmt drunten bei später Nachtzeit?"

„He, Gevatter, kennst den Falkenstein nicht?" antwortete der Landgraf: „Der Herr von Basel ist hier. Thu auf! Wir bringen Friede und eilen gen Zürich in das Lager unserer Herren von Bern. Auf, auf! wir eilen, Gevatter, auf!"

„Gotts Wunden!" schrie der Wächter mit fröhlicher Stimme: „Hätt' das nicht geträumt! Alsogleich, gnädiger Herr Gevatter, alsogleich wird aufgethan! Gotts Wunden, nur um ein Kleines Geduld!"

Nach einer Weile rasselte das Schloß der Pforte unter den großen Schlüsseln; die schweren Riegel kreischten, wie sie zurückgezogen wurden, und die Thorflügel gingen knarrend aus einander. Ehrfurchtsvoll trat der Wächter und mit tiefer Verbeugung hervor auf die Aarbrücke, dem Freiherrn entgegen. An ihm vorbei ritten zween Knechte in den Farben von Basel, dann der für den Bischof Gehaltene, begleitet von den Baldeggern, dann das Gefolge; — weiterhin, den Steinweg herab, scholl es weit vom Trabe vieler Rosse, wimmelten Schatten im Dunkeln, wie ein ganzes Heer.

Das däuchtete dem ehrlichen Thorwächter nicht geheuer, und er sprach zu dem Herrn von Falkenstein: „Gnädiger Herr Gevatter, ist ihrer wohl viel für eine Botschaft; darf's nicht all' ohne Erlaubniß einlassen. Ich will's gar bald an den Schultheißen bringen!"

Mit diesen Worten wandte er sich schnell, um das Thor zu schliessen. Aber der Falkenstein zuckte jählings sein Schwert, und das Haupt des Wächters flog in die Aare. Nun kam die volle Harst hinterher, drang durchs Thor, brüllend und johlend den steilen Straßenrain aufwärts in die Stadt, in die Gassen links und rechts mit entsetzlichem Getöse. Durch das verworrene Geschrei der Rasenden donnerten dumpfe Stöße gegen verschlossene Thüren, krachten zerschlagene Vorläden und Fenster, und fielen Büchsenschüsse. In diesem höllischen Getümmel erwachte die ganze Stadt. Bald sah man aller Orten erleuchtete Fenster. Keiner von allen aus dem ruhigen Schlummer geschreckten Bewohnern der Stadt konnte begreifen, was geschehen sei. Einige glaubten, es wäre Feuersbrunst, und wollten zum Löschen; andere, der jüngste Tag breche ein, und wollten zur Kirche; andere, die Stadt sei von wüthigen Armagnaken überrumpelt, und rannten nach Waffen oder suchten Schlupfwinkel auf Estrichen oder Kellern. Bleich und bebend liefen viele durch die Gassen, einige halbbekleidet, andere, wie sie aus den Betten gesprungen waren, die einen zu den Nachbarn, die andern zu den Stadtthoren, andere zur Kirche, zum Rathhaus und wo Jeder am ehesten Zuflucht oder Flucht finden zu können glaubte.

Die Adelichen aber hatten indessen alle Ausgänge verrannt und gesperrt, daß keiner entschlüpfen mochte. Wer ihnen in Verzweiflung widerstand, wurde niedergestochen. Man sah den greisen Schultheiß Effinger, fast unbekleidet, von Kriegsknechten über die Gassen geschleppt in das Herzogenhaus am Kirchhofe. Dahin wurden die übrigen Räthe und Häupter der Stadt geführt. Andere der Plünderer trugen geraubte Waffen zu den Schiffen, Silbergeschirr, Truhen und Kisten, den Sparpfennig der Kinder, den Nothheller der Alten, der fleißigen Hausfrauen Gespinnst und Gewebe, vieler Jahre Arbeit und Frucht, der Stadt Kleinode, Panner, Siegel und Briefe, Freiheit und Gerechtigkeit; selbst die schweren, eisernen Thorketten, als müsse nichts dahinten bleiben, denn das nackte Gemäuer und die Ziegel auf den Dächern.

Thomas von Falkenstein rannte geschäftig die Straßen auf und ab, und ermunterte seine Helfer und Helfershelfer. „Rüstig! rüstig!" rief er: „die Stadt soll uns in dieser Nacht den ganzen Kriegszug zahlen und ein paar Schlösser dazu. Leeret die Säcke, feget Kasten und Schrein,

Werkstatt und Krambude. Lasset die Dirnen in Frieden. Wer ein Liebes hat, führ' es mit sich von hinnen!«

»Vetter Thomas!« sagte Marquard von Baldegg, der zu ihm stieß, »das ist Teufels Hochzeit hier. Sind wir nun einmal am Werk, soll's etwas geben, davon die Welt spricht. Hundert und siebenzig Stück Silbergeschirr liegen in den Schiffen, ich ließ sie zählen; sieben Geldfäßlein und ein paar Dutzend Säcke voller Münze daneben. Die Berner mögen erfahren, daß sie noch nicht Meister sind, wenn's darauf ankommt, ein volles Nest auszuleeren. Aber, Vetter, hörst du nichts? Es klingt und läutet mir schon seit einer Stunde in den Ohren, straf' mich Gott, als schlügen die Dörfer im ganzen Aargau an die Sturmglocke. Hörst du nichts?«

»Mag sein, laß sie stürmen!« antwortete der Freiherr: »Wir sind ihr böses Wetter, das sie mit den Glocken nicht bannen. Wir machen hier reinen Tisch und lassen den Bernern das Nachschauen. Es gönnt's Mancher den stolzen Bruggern, daß wir sie pflücken. Komm', Vetter, ins Herzogenhaus. Schon graut der Tag. Nun will ich auf unsern Fehdebrief an die Eidgenossen das rothe Siegel henken. Kennst du die Beiden da hinter mir? Sie sollen Arbeit haben.«

»Dein Scharfrichter und sein Gesell? Ich versteh' dich!« sagte Marquard: »Mir gleich! Liegt schon auf der Straße ein Dutzend Spießbürger erstochen, mag der löbliche Stadtrath nachwandern. Könnt' ich das ganze Nest aus dem Boden reissen und in der Aare ersäufen, es würde so bald kein anderes nachwachsen.«

Sie begaben sich durch ein Seitengäßlein über den Kirchhof zum österreichischen Hause, dessen Fenster hell erleuchtet strahlten. Drinnen war großes Getümmel. Hans von Rechberg trat hier den Kommenden entgegen; Marquard aber ergriff ihn beim Arm, führte ihn ins Haus zurück und sagte lachend: »Mit uns, Herr Bischof von Basel! Verrichtet Euer geistliches Werk nach Gebühr. Wer soll Schultheiß und Rath absolviren, wenn Ihr fehlt? Ihr habet das Schwert des heiligen Petrus lange genug geführt, jetzt machet vom Schlüsselamt Gebrauch. Oeffnet uns den Aufenthalt unserer Gefangenen. Wir wollen ihnen den kürzesten Weg in Abrahams Schoos zeigen.«

Rechberg ging mit ihnen. Ein ganzer Haufen von Kriegsleuten schloß sich ihnen an. Sie traten in einen geräumigen, alterthümlich geschmückten Saal, der war von zahllosen brennenden Kerzen in Wand- und Hängeleuchtern erhellt, die zu einem großen Fest- oder Bürgermahl, vielleicht zur Feier des nahgeglaubten Friedens, bestimmt gewesen sein mochten. Jetzt warfen sie ihren Glanz auf entsetzenvolle oder entsetzenerregende Gesichter, statt auf eine buntfröhliche Menge heiterer Gäste. Längs der Wand, beim Eingang, standen in verworrenen Reihen die Edelleute, welche durch Schadenfreude, Neugier oder Blutgier hergelockt waren; Alle in kriegerischer Tracht, halb und ganz geharnischt, in Helmen, Sturmkappen, Federhüten, Panzerhemden, goldgestickten Langröcken und Büffelwämsern. Einige trugen entblößte Schwerter, Andere Streitkolben und Aexte; Einigen waren die Kleider von angespritztem Blut besudelt. In allen diesen finstern bärtigen Gesichtern malten sich auf verschiedene Weise die Leidenschaften, deren Raub sie in diesem Augenblick geworden waren. Die Augen der Einen stierten, lechzend von Mordlust, zu den Gefangenen hinüber; die Geberden Anderer verzogen sich zum schadenfrohen spottlichen Lachen über die halbnackten Gestalten und jammerhaften Stellungen derselben. Die Gefangenen selbst, auf der entgegengesetzten Saalseite, die achtbarsten Männer des Rathes und der Stadt, standen ängstlich in einem Winkel zusammen gedrängt, kaum bekleidet, wie man sie aus den Betten gerissen hatte, Einige still betend, Andere zusammenschlotternd im Frost der Todesangst, Andere wie von ihrem furchtbaren Schicksal betäubt und schon gefühllos, Andere um das Loos ihrer Hinterlassenen und der unglücklichen Vaterstadt voll männliches Schmerzes, oder voll tiefes, schlecht verhehltes Ingrimmes.

Nur der Schultheiß Effinger, mitten unter ihnen, hatte noch die ruhige Haltung und Würde, mit welcher er an der Spitze des Rathes zu stehen gewohnt war. Er redete laut, ohne Beachtung des anwesenden Feindes; sprach bald seinem Sohn Balthasar, bald seinem Freunde Ulrich Stapfer, bald einem andern Bürger Muth zu, bis ihn der Freiherr von Falkenstein anredend unterbrach.

»Ihr scheint noch wohlgemuth, Schultheiß Effinger, Herr zu Urgiz!« rief der Freiherr spöttisch.

Da wandte sich der Schultheiß mit stolzem Ernst gegen ihn und sprach: »Thomas von Falkenstein, was hab' ich mit Euch zu schaffen?«

»Bei meiner armen Seele, ich sollte meinen, mehr als Euch lieb wäre,« entgegnete der Freiherr: »oder Euer alter Kopf hat vergessen, daß ich Euch und Eure ganze Stadt im Sack habe.«

»Gottvergessener Mann!« rief der Greis mit mächtiger Stimme, und die Flamme des edeln Zorns röthete sein Gesicht höher: »Möget Ihr Euch der ehrlosesten That überheben, die je in der Christenheit von zuchtlosen Gesellen vollbracht ist?«

»Schultheiß, es ist Krieg! Und durch Kriegslist, die noch keinem Ehrenmann verarget ist, bin ich Euer Herr; und nach Kriegsrecht will ich mit Euch fahren. Eure Eidsgenossen müssen noch mehr als Euch und Euer Städtlein dran geben, um den Mordtag bei Greifensee auszusühnen!«

»Greifensee ist in ehrlicher, offener Fehde von den Eidsgenossen berannt und umlagert worden!« erwiederte Schultheiß Effinger: »und

hat sich auf Gnad' und Ungnade den Siegern ergeben müssen nach schwerem Streit. Ihr aber, Thomas von Falkenstein, überfallet uns feig und diebisch in der Nacht, mitten im Frieden, ohne Absage; überfallet nicht Eure Feinde, sondern Eure treuen Mitbürger, und stoßet meuchelmörderisch-Eurer Mutter Bern das Schwert in die Brust, die Euch gesäugt und gepflegt hat, Euch und Euern Bruder. Das, wahrlich! hat Euer Herr Vater, Hans Friedrich, nicht geglaubt, als er vom Sterbebett die Stadt Bern erbat, daß sie sich Euer annehme! Die Hölle bewies nicht größern Undank gegen Gott, als Ihr gegen Vater und Vaterland. Und was hab' ich, was haben diese Männer Euch gethan, die Ihr in dieser Nacht von der Seite ihrer Ehefrauen und Kinder aus den Betten reissen liesset? Sie schliefen nach langen Unruhen zum zweitenmal einen erquickenden Schlaf, seit Ihr die Zusage des nahen Friedens gebracht hattet. Was hat Euch diese Stadt Leides gethan, die Euch und Euer Haus allezeit geehrt hat? Wie konnte sie Arges von Euch fürchten, da Ihr noch vor drei Tagen als Freund inner ihren Mauern waret, ihre Ehren und Geschenke annahmet und von ihren Segenswünschen begleitet von hinnen zoget? Ha, Thomas von Falkenstein, wäret Ihr als offener Feind gegen uns gezogen, Ihr solltet erfahren haben, daß die Brugger in der Mannsschlacht nicht schlechtern Bescheid zu geben wissen, als beim Freudenbecher!"

„Schweig!" fuhr ihn der Freiherr donnernd an.

„Ihr, Thomas, habt mir nicht zu gebieten!" versetzte mit ruhiger Hoheit der biedere Alte: „Ich bin der Schultheiß dieser Stadt, zu der Ihr meineidig geschworen habet. Meine Stimme ist die Stimme dieser Stadt, die Euch Gutes erwiesen hat, und die Ihr ausraubet, in deren fromme Wohnungen Ihr Jammer und Verderben bringet, nachdem Ihr noch vor drei Tagen der Verkünder des gottgefälligen Friedenswerkes gewesen seid."

„Zündet Fackeln an! Führet sie Alle hinaus!" schrie der Freiherr mit fürchterlicher Stimme: „Alle! Alle! Leget ihnen die Köpfe vor die Füße!"

„Irret Euch nicht, Thomas von Falkenstein!" sagte der Schultheiß: „Ihr meinet, die Todten müssen schweigen; aber ihre Zungen reden lauter, als die der Lebendigen! Mich alten Mann reut's Leben nicht. Glanz, Freude und Wohlstand meiner Stadt sind dahin. Meuchlings sind meine theuern Bürger erschlagen. Mein Heimathsrecht hienieden hat den Werth verloren. Lasset mich's droben suchen. Vor meines Gottes heiligem Thron will ich für die Wittwen und Waisen von Brugg beten. Ich bin ihr Vater nicht mehr hier. Droben darf ich ihr Engel sein!" Er sprach diese Worte mit Wehmuth, mit zitternder Stimme.

„Zündet Fackeln an!" schrie Falkenstein von neuem: „Führet die Menschen auf den Kirchhof und thut sie ab!"

Da trat Hans von Rechberg zum Freiherrn und sagte mit ernster Miene: „Was haben dir diese Biederleute Uebels gethan? Sie sind wehrlos in unsere Hand gefallen; wir haben kein Recht an ihrem Blut. Dahin ist nicht mein Sinn gestanden. Ich habe dir zu einem Mummenschanz und Fastnachtsspiel geholfen, nicht aber zu solch einer mordlichen That!"

Ein plötzlicher Lärmen draussen unterbrach die Rede des Ritters. Mehrere Kriegsleute drängten durch die Thür des Saals herein und schrien: „Macht Euch auf, Ihr Herren! auf! Es brennt in allen Straßen lichterloh! in allen Dörfern stürmt's! von Aarau her, von Lenzburg her, von Villnachern, von Habsburg wird unzähliges Volk im Anzug gesehen!"

„Höll' und Teufel!" schrie Marquard von Baldegg: „Das ist nicht möglich! Die Thore sind gesperrt. Wer konnte hinaus und das Land wekken?"

„Es müssen Leute sich an Seilen über die Mauern gelassen haben!" riefen andere Stimmen dazwischen.

„Wer hat's geheißen, Brand anzulegen?" schrie Hans von Rechberg aufgebracht.

„Zu den Schiffen! zu den Schiffen! habt Acht auf die Beute!" brüllten Mehrere.

„Ruhig! ruhig!" donnerte Thomas von Falkenstein: „Hier, Alle die Ihr hier seid, führet die Gefangenen aus der Stadt!"

Seine Stimme schlug durch. Man umringte die Bürger und stieß sie fort. Der Freiherr trat aus dem Hause. Eine schreckliche Helligkeit ging hinter der Kirche auf. Ueber den Thurm weg drängten sich stoßweise gelbe Rauchwolken. Wie er durch die enge Quergasse geschritten war, sah er mit Entsetzen an vier, fünf Orten zwischen beiden Thoren Flammen aus Fenstern und Dächern fahren. „Daß die Pestilenz in den verfluchten Leib der Mordbrenner fahre!" schrie er, krallte die Fäuste, sah um sich, Thäter zu suchen. Hinter ihm stand der Scharfrichter und dessen Knecht, als sein treues Gefolge. „Mir nicht von der Seite, ihr sollt noch Arbeit haben!" rief er ihnen zu und ging weiter. Ein erschütterndes Zetergeschrei der Einwohner scholl in allen Gassen. Aus den Häusern hervor stürzten Kinder, Männer, alte Leute, Kranke, Gesunde in die Straßen, gegen die verschlossenen Stadtpforten, und wieder zurück, andere Ausgänge zu suchen. Mit dem Flammengeprassel und den dicken Rauchwirbeln links und rechts mehrte sich das Durcheinanderrennen, Wehklagen, Wimmern, Heulen und Fluchen des verzweifelten Volkes. Falkenstein selbst stand eine Weile vom Entsetzen ergriffen, unbeweglich da, und starrte in den Gräuel der Verwüstung hinein, ohne Entschluß.

Jählings that er einen gewaltigen Sprung seitwärts, und mit der Wuth eines Raubthiers

fuhr er einem jungen Kerl in's Genick, der mit Gepäck beladen daher kam. Es war einer der Zigeuner, die er gegen Aarau ausgeschickt hatte.

„Hund, dich hab' ich!" schrie der Freiherr mit zusammengebissenen Zähnen: „Dich hab' ich! Bin dir schuldig für Aarau! In die Hölle, du Aas, in die Hölle mit dir!"

Der Zigeuner stieß aus der halbzusammengewürgten Kehle einen gräßlichen, gellenden Schrei aus, und versuchte sich loszuringen. Der Freiherr aber hielt ihn mit eiserner Gewalt und schrie dem Scharfrichter und dessen Knecht zu: „Nun, ihr Galgenschwengel, was stocket ihr? Auf! An den Brunnenpfahl hier, zieht ihn auf, laßt ihn zappeln!"

Kaum war das Wort von ihm gesprochen, hatten die Beiden das Schlachtopfer schon mit wunderbarer Behendigkeit zu Boden gerissen, die Füße gebunden, das Seil um den Hals geworfen, und gegen die Brunnenschale empor gehoben. Im zweiten Augenblick hing der Elende entseelt.

„Der Gelbfink pfeift nicht wieder!" sagte Meister Hämmerlin lachend.

Es ging hastig und ängstlich ein armes Weib vorüber; erblickte den Erhenkten am Brunnenstock, prallte zurück; trat noch einmal hinzu; that einen Schrei; warf rings um sich her die Augen; ward den Freiherrn gewahr und sprang blitzschnell davon. Es war niemand anders, als die alte Zigeunerin Ilsel, die mit unbegreiflicher Geschwindigkeit verschwand und wieder, dem Brunnen gegenüber, auf einer ziemlich hohen Mauer zum Vorschein kam, welche zu ihrer Rechten und Linken zwei Häuser verband, aus welchen eben die rothe Feuersgluth vortrat. Mit durchdringender Schmerzens-Stimme schrie sie unverständliche Worte, indem sie ihre Arme gegen den Leichnam des Erhenkten ausstreckte. Meister Hämmerlin und sein Gesell lachten aus vollem Halse über die wunderlichen Geberdungen des Weibes auf der Mauer und zeigten hinauf. Auch der Freiherr sah dahin und erkannte die Alte. Sie glich einer Erscheinung droben, die dem Abgrund der Hölle entstiegen zu sein schien. In dunkeln, scharfen Umrissen zeichnete sich auf dem blendenden Hintergrunde der Feuerflammen ihre abentheuerliche Gestalt mit den hin und her flatternden Lumpen. Wie lebendige Schlangen um ein Medusenhaupt, stiegen gaukelnd im Winde die zottigen Haare um ihren Kopf auf. Hoch wölbten sich über ihr blasse Rauchsäulen zu einer düstern, breiten Wolke zusammen, aus welcher ein glimmender Funkenregen sank.

„Ha, vermaledeite Hexenbrut! muß ich dich hier erblicken!" schrie ihr der Freiherr zu: „Gibts keinen Armbrust, keine Büchse? Schießt mir Belials Großmutter herunter!" Er rannte gleich einem Unsinnigen erst im Ring umher, dann gegen die Mauer, als wollte er sie erklettern oder niederwerfen.

„Mörder! Mörder!" kreischte die Aegypterin von oben nieder: „Meines armen Jungen Mörder! Verflucht seist du siebenmal, Falkenstein, siebenmal verflucht von allen Augenblicken so vieler Stunden, als die Welt steht. Dich zwicke mit Krämpfen die böse Gicht; das Fieber dörre dir das Mark im Gebein und statt des Schlafs fasse dich das fallende Weh! Ich will dich verfolgen und dich quälen, wie Aussatz und Pestilenz das Judenland, wie Horniſſe den eiternden Gaul. Du sollst unter Verwünschungen deiner Freunde leben, und unter Hohngelächter deiner Feinde sterben. Dein Haus soll untergehen und dein Geschlecht verderben, wie ein Otternnest, daß Niemand weiß, wohin es gekommen. Deine Schlösser sollen Rabensteine werden, und ihre zerrissenen Thürme wie schwarze Brand- und Schandsäulen in die Höhe steigen. Mörder, Mörder, im Tode, Mörder, sollst du deine Geburt verfluchen! Fahr hin! Fahr hin!"

Mit diesen Worten wandte sich die Zigeunerin um. Sie schien sich in den Abgrund der Flammen zu stürzen, welche hinter ihr aufflackerten. In demselben Augenblick schoß von oben herab ein brennender Balken hart auf die Straße, dampfend und knisternd, hart neben Falkenstein. Dieser stand wie betäubt. Es war ihm, wie Hölle. Anfangs hatte er in der Wuth versucht, das Weib auf der Mauer mit Steinwürfen zu zerschmettern. Dann mußt' er, ohne Rache nehmen zu können, die Flüche der Aegypterin aus der unerreichbaren Höhe anhören, während ringsum die Gluthen brauseten, die lodernden Dachgiebel krachend einfielen, die Mauern in der Hitze des Feuers barsten, und nah und fern tausend Jammertöne der Menschen laut waren. Nun ergriff ihn selbst eine Angst, die er in seinem Leben noch nie gefühlt. Ohne zu wissen wohin, lief er, der annahenden Todesgefahr im Feuer zu entkommen, und befand sich beim obern Thor. Dahin hatt' er nicht gewollt. Hier umdrängte ihn plötzlich eine Menge erbärmlicher Gestalten von Kindern und Weibern. Das herzzerreissende Geschrei der Einen, das klägliche Flehen und Winseln der Andern, die Todtenfarbe aller Gesichter erschütterten ihn. Er glaubte unter lebendig gewordenen Leichnamen am Weltgerichtstage zu stehen. Eine betagte Frau, auf dem zitternden Arm ein nacktes, weinendes Kind, schien ihn zu erkennen. Sie warf sich ihm zu Füßen und umfaßte seine Knie, indem sie um Barmherzigkeit und Rettung schrie. Da warf er ihr den Schlüssel des obern Thores zu, den er trug, und sprach: „Nimm hin, du Hur', und schließ das Thor auf, daß ihr nicht verbrennet!"

Während die Haufen durch die Pforten hinaus drängten in's freie Feld, und unter die Linden jenseits der Ringmauern, andere hinwieder in die Stadt zurückliefen, die noch Fehlenden aus den Gassen zusammenzurufen, begab sich der Freiherr mit großen und eilenden Schritten nach dem untern Thor, wo jenseits der Aare die Reisigen sich bei ihren Pferden zum Abzuge sammelten.

32.

Fortsetzung.

Schon war es heller Tag. Die weite schöne Landschaft prangte in ihrem sommerlichen Morgenschmuck. Jeder Hügel glich einem Blumenaltar, jede Wiese einem buntgewirkten, grünen Sammetteppich. Aber inmitten der prachtvollen Umgebung stieg die breite, riesenhafte Rauchsäule der brennenden Stadt zum Himmel, und das schwermüthige Getön der Sturmglocken in nahen und entlegenen Dorfschaften scholl, wie Klage des gesammten Landes um den Untergang der geliebten Mauern Bruggs.

„Vorwärts! vorwärts! bindet die Schiffe los!“ schrie Falkenstein, als er zu den Seinigen stieß: „Es ist hohe Zeit für uns. Das obere Stadtthor ist offen. Die Landstürme ziehen vom Aargau herunter. Wir können Gefecht haben, ehe wir's glauben, und von Umiken her im Rücken angefallen werden.“

Rechberg war bei den Schiffen, wo er das Einpacken des ungeheuern Raubes ordnete, der am Ufer noch aufgehäuft lag, und in den Fahrzeugen kaum den nöthigen Raum fand. Als er Alles angewiesen und diejenigen, welche zum Schutz der Beute bleiben mußten, auf die Schiffe vertheilt hatte, kam er zurück, da sich der ganze Zug eben in Bewegung gesetzt hatte gegen das Gebirg. Mit düstern, verstörten Mienen ritt Thomas von Falkenstein voran, einige seiner Vertrautern waren schweigend neben ihm. In dumpfer Stille folgte die geharnischte Vorhut, wie Leichenzug. Dann kamen die armen Gefangenen zu Fuß, die Hände auf den Rücken gebunden, rings von Bewaffneten umwacht. Einer der vor ihnen hereitenden Edelleute trug spottweise ihrer Stadt Panner. Es war vom feinsten Seidenzwillich, darin das alte Wappen, zween schwarze Thürme mit einer offenen Brücke.

„Hei, Herr Schultheiß!“ rief der Edelmann, der die Fahne trug, und wandte sich mit halbem Leibe auf seinem Rosse zu den Gefangenen um — es war Herr Bentelin von Hemmenhofen —: „Das muß sich fürwahr seltsam mit uns treffen. Gedenket Ihr noch des Tages, da ich bei Euch zu Tisch saß und warnte, Ihr sollet nicht zu Bern und den Eidsgenossen halten? Gelt? ich hatte wohl großes Recht! Ihr aber habet mir damals trotzigerweise widerredet und gesprochen: Es ist leichter, daß unsere Brückenthürme an den Bötzberg hinauftanzen, als daß wir von Treu und Glauben lassen. Gott's Blut! wer hätte gemeint, daß es also erfüllt werden müsse? Schaut her, Euer Panner, Herr Schultheiß, und wie Eure Brückenthürme bergan tanzen. Ich denke doch, Ihr Herren Brugger, Euer Glaube an die Eidsgenossen sei nun locker worden.“

Der greise Effinger erhob mit stolzem Unwillen das Antlitz und sprach: „Mögen unsere alten Thürme über die Jurafelsen tanzen, unsere Treue tanzt ihnen nicht nach. Ueberhebet Euch Eures Nachtschelmenstücks nicht zu früh, die ihr unsere Gastfreunde gewesen seid. Ein Tag hat noch seinen Abend, der Himmel noch seinen rächenden Allmachtsarm und das Gebirg der Eidgenossen noch seine Schweizer.“

„Oho!“ rief Bentelin lachend: „Ueber ein Kleines soll man die Schweizer hören aus dem letzten Loche pfeifen. Mit Stumpf und Stiel muß das Freiheitswesen ausgerottet und der Adel wieder Herr sein in den Ländern!“

„Das träumte der Teufel auch, als er sammt den gefallenen Engeln den Himmel stürmte; aber Meister ward er doch nicht!“ entgegnete der Schultheiß: „Ihr stoßet viel eher die Sonne vom Firmament, als das ewige Recht aus der Menschenbrust.“

Hier schwieg Herr Effinger. Einer der Kriegsgesellen stieß ihn roh vorwärts; gleichwie auch die andern Gefangenen zum schnellern Schritt angetrieben wurden. Aber die Schreckensnacht hatte die Kräfte der Gefangenen erschöpft. Oft brachen ihre Knie ein. Manche sanken ohnmächtig auf den Rasen an der Landstraße nieder. Dies brachte den Zug verschiedene Mal in's Stocken.

Als er bis in die Einsamkeit der Krepsi gelangt war, wo eine Wiese in den hohen Eichenwald einen grünen Busen bildete, ließ Falkenstein halten, bis die Uebrigen nachgekommen und wieder versammelt waren. Er fluchte ungeduldig und schrie, den Schritt zu verdoppeln. Und als die Gefangenen matt und keuchend auf die Wiese traten, rief er: „In die Hölle mit Euch Krüppeln! Ihr hättet Lust, mir zu wehren, heut mein Nachtlager in Laufenburg zu finden. Ich will Euch das Eurige zur Stunde geben. Voran, Schultheiß Effinger, Herr von Urgiz; Euch geziemt's, den Reihen anzuführen, und der edle Rath mit den Pfahl- und Spießbürgern folge nach Standesgebühr. Kniet nieder, verrichtet Euern letzten Stoßseufzer insgesammt, und schicket Euch zum ewigen Schlaf an. He! Hämmerlein, vor mit den Knechten! Entblöße die Hälse und zucke das Schwert.“

„Ich bin deines Erbarmens von Herzen froh!“ sagte mit starker Stimme Schultheiß Effinger: „Den Dank für das Verrätherstück, böser Wicht, bring' ich dir in jenem Leben!“ Er sprach's und fiel mit beiden Knien zugleich auf die Erde.

Wie dies Hans von Rechberg sah, der in einiger Entfernung mit den Baldeggern wortwechselte, sprengte er zum Landgrafen hin und rief: „Was hast du vor, Thomas? Dürstet dich zum zweiten Male nach dem Blut dieser unschuldigen Männer?“

„Wäre hier nicht eben so gut mähen, Rechberg, als auf der Wiese bei Greifensee?“ antwortete der Freiherr.

„Falkenstein!“ rief Rechberg mit Abscheu: „Du hast Mordes genug an den biderben Leuten begangen. Hättest du mir's vorher gesagt, wie

du zu Brugg dein Spiel treiben wollest, du hättest mich nimmer mit dir hergebracht.«

Der Freiherr runzelte die Stirn tief und rollte die rothen Augen umher im Kopf, unschlüssig, was thun? denn er hatte allerdings Hansen von Rechberg zu schonen.

»Laß den Schächern das nackte Leben!« sagte Graf Jörg von Sulz zu ihm: »Kannst sie den Armagnaken zu Knechten in ferne Länder verkaufen.«

Indem sah man einen Reiter längs dem Eichenwalde, von Brugg her, mit verhängtem Zügel heranjagen. Sobald er nach einigen Minuten näher kam, rief er schon von weitem: »Aufgebrochen! Was säumt ihr? Aufgebrochen!« Es war einer von denen, die zur Hut der Schiffe zurückgeblieben waren.

»Was gibt's?« fragten ihn Alle und drängten sich um ihn zusammen.

»Zuletzt, ihr Herren,« rief der Reiter, »behalten wir nur die schlechte Ehre, Mordbrenner zu sein, und der Teufel reißt uns die ganze Beute wieder aus den Zähnen. Die Trüllerey, die Luternau, Sägisser und der ganze Landsturm vom Aargau dringen durch die brennende Stadt an.«

»He? die Trüllerey? Ist der Gangolf dabei?« brüllte der Freiherr von Falkenstein mit der Geberde eines Besessenen: »Gangolf dabei?«

»Ich sah ihn selber. Er ist Allen voran. Mir setzte er nach, aber sein lahmer Gaul blieb tausend Schritte hinter meinem Rosse!« sagte der Reiter.

»Schwert aus der Scheide!« schrie der Freiherr mit erschrecklicher Stimme, daß der weite Wald davon hallte: »Wir Alle zurück! Es gilt unsere Beute und Ehre.“

„Halt!“ rief der Reiter: „Wir sind zu schwach und rennen gewissem Verderben in den Rachen. Die ganze Grafschaft Lenzburg ist im Anzuge. Hinter Brugg wimmelt alles schwarz von bewaffnetem Volk auf den Rütinen. Sie stellen zwanzig wider uns, gegen einen. Unsere Leute flüchten, wie sie können, in die Schiffe.“

„Keine Unbesonnenheit, Falkenstein!“ sagte der Herr von Rechberg: „Wir wollen den Spaß nicht allzutheuer zahlen. Zieh' mit der Harst und den Gefangenen über den Berg. Ich kehre mit einigen Rotten der Nachhut gen Brugg um, daß den Schiffen geholfen werde, oder daß ich unsern Rückzug in's Frickthal schütze. Vor Nacht bin ich bei dir.“

Der Landgraf, welcher vor Grimm mit den Zähnen knirschte, als alle Ritter, trotz seines Wüthens, dem Rathe Rechbergs beipflichteten, mußte dem Willen der Menge weichen und den Weg gegen die Berge fortsetzen. Rechberg aber, mit etwa Fünfzigen aus der Nachhut, wandte sich gegen die Stadt zurück. Mit großer Behutsamkeit nahte er derselben, so viel als möglich in Gebüschen, bis er zur letzten Höhe kam, wo er unter seinen Füßen rechts die eingesunkenen Straßen von Brugg aufdampfen, links die Schiffslände sah. Die Ufer wimmelten von bewaffnetem Volk; unter derselben mehrere Ritter zu Pferde, welche sehr geschäftig schienen, Anordnungen zu machen. In der Ferne schwammen einige wohlbemannte Beuteschiffe den Strom der Aare langsam hinab, welche die letzten sein mochten, denen die Abfahrt gelungen war. Noch lagen wenige kleinere Fahrzeuge am Ufer, die man bei der Flucht im Stich gelassen hatte, und aus welchen der Raub wieder an's Land getragen wurde.

Obwohl Rechberg seine Leute vorsichtig hinter Gebüschen versteckt hielt, und er nur mit Wenigen vorgetreten war, schien er doch bald entdeckt werden zu sein. Denn er sah plötzlich, wie die bewaffneten Haufen am Ufer auseinander schieden, einer derselben abwärts, wie gegen die Stilli, ein anderer gegen die Stadt, ein anderer in gerader Richtung gegen die Anhöhe zog, auf welcher er selbst stand. Ein Rittersmann führte den letztern Haufen, der kaum zwanzig Bewaffnete stark war, bis zum Fuß des Hügels. Da sprang der Führer vom Pferde, zog das Schwert und kletterte an der Spitze der Uebrigen rasch herauf. Rechberg erkannte ihn, schwang sich auf's Roß und rief lachend: »Setzt Euch meinetwillen nicht ausser Odem, Herr Gangolf Trüllerey. Wir sehen einander schon zu gelegener Zeit. Jetzt eilet, und helfet den Bruggern löschen!«

»Ja, ja, mit Euerm meineidigen Blut, Herr von Rechberg!« schrie ihm Herr Gangolf zu: »Wenn Ihr anders ein so tapferer Mann, als ein guter Mordbrenner seid, werdet Ihr mich stehendes Fußes erwarten.«

»Ich hätte die beste Lust, Euer ungewaschenes Maul zu . . .« Hier ward Rechberg durch die Anzeige von einem seiner Leute unterbrochen, daß sich hinter ihnen eine starke Schaar Aargauer bewege. »Auf Wiedersehen!« rief Hans von Rechberg dem Gegner zu, wandte das Roß und verschwand plötzlich vom Hügel.

Gangolf erreichte odemlos und spät die Höhe. Rechbergs Reiter waren schon weit davon gejagt, und für die verschiedenen Haufen Fußvolks unerreichbar, die im vollen Lauf und von allen Seiten auf diesem Punkt kampflustig zusammenströmten. Nichtsdestoweniger machte sich noch ein großer Theil auf, die Flüchtlinge bis zum Rücken des Gebirgs zu verfolgen. Gangolfs und der Uebrigen Aufmerksamkeit wurde indessen nach einer andern Richtung durch das gewaltige und verworrene Geschrei einer Menge Volks gelenkt, welche auf der Landstraße von der Stilli nach Brugg drei Reiter umringte und sie entwaffnen wollte. Gangolf eilte hinab, warf sich auf sein Roß und drängte durch den wogenden, lärmenden Schwarm zum Mittelpunkt desselben. Eben riß man die Reisigen von den Pferden, und das Gebrüll der wilden Haufen stieg auf: »Nieder mit den Falkensteinern! Nieder mit den Mordbrennern!«

Gangolf erschrack. Er erkannte seinen betagten Vater, dessen treuen Diener Hemman und den Meister Isenhofer von Waldshut. Er brach sich Bahn zu ihnen und schrie: „Laßt diese Ehrenmänner unangetastet. Der dort ist mein Vater!“ Damit sprang er vom Sattel, half Herrn Rüdiger vom Erdboden auf und hob ihn mit Freude und Ehrerbietung wieder aufs Roß. Der Kreis der Bauern erweiterte sich zurücktretend. Isenhofer streckte dem Junker freundlich die Hand entgegen, und der alte Hemman dankte tausend Mal dem Sohn seines Gebieters für die Rettung.

„Ohne Eure Dazwischenkunft“, sagte Isenhofer, „hätten uns diese harthörigen Biedermänner in bester Absicht zerrissen. Wir mochten aus Leibeskräften schreien, wie Herolde, und unsere Namen verkünden: die Kerls schreien tausend Mal ärger, als wären sie Kehle von oben bis unten und ohrlos geworden.“

Einige von den Anführern des Landvolks entschuldigten den Irrthum ihrer Leute mit vielen höflichen Worten, deren man sie gern entließ. Die Ritter verliessen das Gewühl und begaben sich seitwärts der Stadt in den Schatten hoher Nußbäume am Wege von Umiken. Hier berichtete Gangolf seinem Vater und dem Dichter so viel ihm selber von der Mordnacht zu Brugg und deren Urhebern bekannt war; und erfuhr zugleich, daß sein Vater, in Begleitung Isenhofers, auf dem Heimwege nach Aarau begriffen sei, wo er zuversichtlich in den nächsten Tagen einen alten Bekannten erwarte. Nachdem man sich gegenseitig von Allem, was Jedem am meisten am Herzen gelegen, vorläufige Mittheilung gemacht hatte, ritt Herr Rüdiger, auf Rath seines Sohnes, mit seinen Begleitern am linken Ufer des Stromes zum Dörflein Umiken voraus, weil in diesem Augenblick schwer durch die Stadt zu kommen war, wo die Menge zu Hilfe geeilter Menschen sich des Löschens und Aufräumens befliß. Gangolf verhieß nachzukommen, sobald er nähere Erkundigungen über die traurige Begebenheit eingezogen und mancherlei Abreden mit vertrauten und wackern Männern genommen haben würde, den durch Falkenstein verübten Gräuel zu rächen.

Wie angenehme Gefühle auch das überraschende Wiederbegegnen seines Vaters und dessen unerwartete Heimkehr zum Thurm Rore in ihm lebendig gemacht hatte, vergaß er doch bald Alles wieder über das große und rührende Schauspiel, welches sich ihm darbot, als er wieder zur unglückseligen Stadt kam. Der ganze Aargau war für dieselbe in edelmüthiger Bewegung. Man sah, so wie in der Nähe, in weiter Ferne, auf allen Landstraßen und Wegen, einzelne Menschen, Lastthiere, Wagen mit schnell gesammelten Unterstützungen für die Hülfsbedürftigen heran eilen. Es kamen eins ums andere Fuhren von Mehlfässern, schon gebackenen Broden, und allerlei trockenen Früchten und andern Lebensmitteln; andere mit Wein beladen; wieder andere hoch auf mit Kleidern für jedes Geschlecht und jedes Alter befrachtet, als hätten sich ganze Dorfschaften entblößt, um hier die Nackten zu kleiden. Die Botschaft vom Unglück war fast eben so schnell durch Läufer von Dorf zu Dorf, als durch die aufgestiegene Flammensäule verbreitet worden. Und selbst diejenigen, welche sonst der Stadt nicht wohl an waren, entweder aus Eifersucht wegen ihres Ansehens und Wohlstandes, oder aus Argwohn, daß sie die österreichische Pfauenfeder im Busen trage und mit adelichen Herren allzu freundschaftlich verkehre: überliessen sich jetzt doch nur den schönen Aufwallungen ihres Mitleidens.

Man bemerkte es, das Volk war in einer heftigen, gereizten Stimmung. Noch immer rissen sich einzelne bewaffnete Rotten los, um den über das Gebirg fliehenden Edelleuten, oder längs der Aare, den entkommenen Schiffen nachzusetzen; Viele riefen, der ganze Landsturm müsse nach Laufenburg aufbrechen, die Stadt zerstören, das Schloß ausbrennen. Andere schrien: Laßt uns erst mit den Schelmen und Verräthern Feierabend machen, die wir mit ihren Schlössern in unserm eigenen Lande haben; die zu Oesterreich halten und Stadt und Land verschlingen möchten! Andere schrien sogar: Laßt uns mit dem Adel nicht viel Federlesens machen. Oesterreichisch oder nicht, Edelleute und Wölfe ändern ihre Natur nicht. Auch die Gezähmten fletschen mit den Zähnen und werden wieder reissende Bestien, sobald sie Meister sind. Die ganze Brut muß ausgerottet werden, wenn wir frei und froh sein wollen. Sie leckt den Speichel der Könige und trinkt das Blut der Völker. Was ist je Besseres von ihr in die Welt gekommen, als ungerechte Willkühr und Knechtschaft, Todfall, Abgaben und Frohnden, ein Leben ohne Gott und Glauben, Hochmuth und Unzucht? Der Tell von Uri hat noch nicht alle Pfeile verschossen; wir haben deren so scharf, wie der seine!

Es kostete Gangolfen, der durch die Haufen umberging und bald diesen, bald jenen anredete, nicht geringe Mühe, sich verständlich zu machen, und für sein Vorhaben eine hinreichende Zahl entschlossener Männer zu finden. „Wer setzt mit mir das Leben daran,“ rief er, „für Brugg an dem Falkenstein und seinen Gesellen Rache zu nehmen?“ Mehrmals erhielt er von den mißtrauischen Rotten die Antwort: „Wir können es daran setzen, ohne Euch, Junker; wir sind Manns genug, die Edelleute mit den Kolben zu laufen, ohne Euern Rath. Ihr seid ein adelicher Herr, nehmts nicht übel. Raben hacken einander die Augen nicht aus, wie das Sprichwort sagt.“ — Doch Andere, die ihn näher kannten, schlossen sich ihm an und nahmen die Redlichkeit seiner Gesinnung gegen die Trotzreden der Uebrigen in Schutz. Der Durst nach Rache quälte sie Alle. Es stellten sich aus den Grafschaften Lenzburg und Baden einige hundert Mann unter seinen Befehl, mit Spießen, Büchsen und Armbrüsten bewaffnet.

Sie verhießen, sich des andern Tages am Abend bei Aarau zu sammeln und ihm zu folgen, wohin er sie führen würde.

Wie diese in ihre Dorfschaften zurückkehrten, ihre Vorbereitungen zur Kriegsfahrt zu treffen, verließ auch Gangolf die weitläufige Brandstätte, suchte seinen Vater und den Meister Isenhofer zu Umiken und ritt mit ihnen gen Aarau. Den weiten Bogen, welchen der unebene Weg längs dem Gebirg von Villnachern und Schinznach bis Veltheims Wälder herumzog, verkürzten Gespräche über die Vorfälle des Tages, über Herrn Rüdigers Reisen und Erwartungen von der Ankunft seines geheimnißvollen Gastes, so wie über die einförmige Tagesgeschichte dessen, was im Freihofe, was in der Stadt, während Herrn Rüdigers Abwesenheit, sich zugetragen haben konnte. Indessen sobald dieser Stoff erschöpft war, fiel der Alte wieder in sein gewohntes, finsteres Schweigen. Auch Gangolf verstummte, und ward bald düsterer, als sein schwermüthiger Vater. Er dachte an Veronika, die mit ihrem Vater und der Bäuerin von der Hard verschwunden war, und von welchen Allen er, alles Nachforschens ungeachtet, keine Spur mehr entdeckt hatte. Die Hütte stand leer. Kein Landmann in der Gegend wußte von den Einsiedlern zu sagen. Es gingen abergläubige Gerüchte von der ruchlosen Ungläubigkeit und Ketzerei des Lollharden und von den Schrecken der göttlichen Rache in der Gewitternacht.

Ohne Abenteuer zogen die Reisenden, während der Abenddämmerung, durch die nachtende Waldung Auensteins zum felsigen Biberstein am Fuße der Gisuläflue, und längs dem Ufer der ihnen entgegenrauschenden Aare in die Pforte des Freihofs ein.

33.

Die Zerstörung der Burg Gösgen.

Dreißig Stunden später war das nächstgelegenste der Falkensteinischen Schlösser, nämlich Gösgen, schon durch mehr denn zweihundert Berner und beinahe zweihundert Solothurner berannt. Gangolf mit den Aargauern war der erste vor diesem Platz erschienen. Mehrere tapfere Bürger Aarau's hatten sich ihm angeschlossen. Als die Solothurner Mannschaft dazu stieß, übertrug sie freiwillig dem jungen Ritter den Oberbefehl, der sich, als verständiger Kriegsmann, schon der Fähre gegen Schönenwerth und aller Fahrzeuge am Ufer bemächtigt, auch Vorwachten gegen Diten und das Gebirg bei Losdorf, Stüßlingen und Erlinsbach geworfen hatte, um vor Ueberfall geborgen zu sein. Denn er zweifelte nicht, daß Thomas von Falkenstein, bei der ersten Nachricht von der Gefahr seiner Burg, mit aller Eile und Macht herankommen würde, sie zu befreien. Die Eroberung des Schlosses drohte um so schwieriger zu werden, weil es den im Sturm herbeigeflogenen Belagerern gänzlich an schwerem Geschütz fehlte.

Auch war die Antwort des Burgvogtes von der Mauer herab trotzig genug, als Gangolf unter Trompetenschall zur Uebergabe aufforderte. Zugleich ließ der Vogt, um seinen stolzen Worten größeres Gewicht zu geben, alle Feuerschlünde vom Schlosse donnern, während die Belagernden nur aus ihren kleinen Büchsen erwiedern konnten. Indessen überzeugte man sich bald von der äusserst geringen Zahl der Besatzung. Gangolf befahl, Fackeln und Pechkränze zu bereiten und am Berge Strauchwerk zu hauen, und Reiswellen zum Anfüllen des Grabens zu binden, auch Leitern zu holen. Er selbst umschlich das Schloß von allen Seiten, nachdem er dessen innere Lage von der Berghöhe ausgekundschaftet hatte, und legte an drei Orten Mannschaft hin, die Tag und Nacht ununterbrochen mit Karst, Bickel und Schaufel die äussere Ringmauer durchbrechen sollten.

Schon den zweiten Tag redete der Burgvogt glimpflicher, da ihm Gangolf zum andern Mal die Uebergabe des Schlosses befahl. Er verlangte nur freien Abzug für sämmtliche Bewohner desselben, männliches und weibliches Geschlechts, sammt dem, was Jeder von seiner Fahrhabe auf sich tragend mitnehmen wolle. Als auch dies verweigert wurde, erbot er sich gegen Abend, daß er am folgenden Morgen die Pforten der Burg öffnen wolle, wenn man der Besatzung und übrigen Schloßleuten das Leben gönnen, ihm aber gestatten würde, in Begleitung der Freifrau von Falkenstein und deren Nichte, wie auch eines Fremden, der in der Burg wohne, ohne Gefahr abzuziehen.

„Ich gebe Euch Frist bis Tagesanbruch morgen!“ entgegnete Herr Gangolf Trüllerey: „So Ihr mir das Schloß öffnet vor Aufgang der Sonnen, soll es Keinem unter Euch ans Leben gehen. Nach Sonnenaufgang ist alle Gnade verwirkt, ich möge mit oder ohne Gewalt durch Eure Mauern einziehen. Alles, was darin atmet, wird dem Tode geweiht zur Sühne des Mordbrands von Brugg.“

Der Mauerbruch war vollendet, ein Dutzend Leitern zum Anlegen bereit, eine Menge Reisbündel zum Ausfüllen des Grabens herbeigeschafft, und die Mannschaft zum Sturmrennen ausgewählt und geordnet. Dem Burgvogt war nichts unbekannt geblieben.

Noch lag die Nacht düster über Gebirg und Strom. Nur ein blutrother Lichtstreif brannte am wolkenschweren Himmel über den schwarzen Höhen des Lägernberges im Osten. Da ward Herr Trüllerey plötzlich aus dem Schlaf geweckt, dessen er in derselben alterthümlichen Kapelle seit einigen Stunden genoß, wo Fräulein Ursula vor mehrern Tagen scheinbar ihre Ruhe im Gebet wiedergefunden. Der Burgvogt hatte von der Mauer die Trompete schallen lassen, und die Uebergabe des Schlosses angekündet. Herr Gangolf eilte dahin,

wiederholte die Zusage der Gnade; ordnete das Kriegsvolk, theils zur Hut draussen, theils zum Einzuge, und rückte, begleitet von brennenden Fackeln, gegen die Mauerpforte. Diese öffnete sich langsam und schwer. Der Vogt überreichte in demuthsvoller Geberde, fußfällig und mit entblößtem Haupte die Schlüssel der Burg, indem er mit zitternder Stimme noch einmal um sein und der übrigen Schloßbewohner Leben flehte. Diese alle standen im innern Hofe, den viele Fackeln und Leuchten erhellten; die geringe Besatzung zeigte sich entwaffnet.

Wie Gangolf durch die innere Pforte hervor gegen die Versammlung schritt, sanken sie alle mit hochgefalteten Händen auf das Knie. Es entstand tiefe Stille, sobald die Schweizer mit ihren breiten Schwertern und blitzenden Hellebarden den Kreis um die Gefangenen gezogen hatten. Im Schein der wehenden Fackeln, welche den engen Hofraum mehr mit ihrem dicken Qualm, als ihrem Lichte füllten, wurden die von Todesfurcht bleichen und verzogenen Gesichter der Knienden noch blässer und verzerrter, und aus der Finsterniß traten die scharfen Mauerecken, Vorsprünge, Gesimstheile, Sparrenköpfe und Thürmlein des alterthümlichen Schloßgebäudes beweglich und wunderbar angeleuchtet heraus, wie in ihren Wolken hangende Geister der ehemaligen Burgherren, welche nun mit stummem Entsetzen den Untergang des ehrwürdigen Hauses sehen sollten, dessen Gründer sie in längst vergangenen Zeiten gewesen.

Gangolfs Augen, indem sie die Reihen der Knienden musternd durchliefen, und die Freifrau von Falkenstein und deren schöne Nichte, seine vormalige Braut, suchten, blieben an einer aufrechtstehenden langen Gestalt behangen. Er erkannte den Lollhard, trat rasch gegen ihn und rief mit vorgestreckter Hand in seliger Bestürzung: „Wie? oder ist's ein Blendwerk? Find' ich Euch unter diesen hier? Was bewog Euch, bei dem gottlosen Falkenstein Zuflucht zu nehmen, statt im Freihof von Aarau?“

— Der Herr Herr ist meine Zuflucht; nicht Falkenstein, nicht Freihof! antwortete der Alte, welcher, nun er Gangolfs Gestalt und Stimme erkannte, so wenig Freude äusserte, als er zuvor Furcht bewiesen hatte: Er, der Euch gesandt hat, mich zu retten aus der Mördergrube, ist mein Schutz und mein Hort. Ich bin hieher geschleppt worden, wie ein Missethäter, ein Spott der Frevler, ein Gelächter der Thoren. Doch nicht meine Stunde, sondern die ihre ist gekommen.

„Wo ist aber Veronika?“ fuhr der Ritter zu fragen fort: „Ich erblicke sie nirgends.“

— Wohl verwahrt! erwiederte der ruhige Greis: Sie ist bei Gott!

„Wie? gestorben? ermordet?“ schrie der Jüngling mit einer Stimme, die im Entsetzen brach.

— Die Lebendigen wie die Todten, sind sie nicht in seiner Hand? sagte der Lollhard: Ob mein Kind am Leben, ob im Grabe sei, ist mir unbewußt. Seit ich vor fünf, sechs, sieben Nächten, ... wunderbar, mein Gedächtniß, glaub' ich, will altern! — seit ich aus der Hardhütte weggeführt wurde, haben diese meine Augen die Tochter nie wieder erblickt. Aber sie ist mir unverloren; denn was verliert sich aus dem Gebiet des ewigen Vaters?

Da wandte sich Gangolf hastig gegen den knienden Vogt des Schlosses und rief, und es funkelten seine Augen: „Wo ist die Tochter dieses Mannes? Warum führst du die Begutte nicht auf diesen Platz?“

„Helfe mir Gott!“ stammelte bebend der Burgvogt: „Ich weiß von keiner Tochter dieses alten Mannes, und von keiner Begutte. Ich gelobe und betheure bei St. Urs und allen Engeln und Heiligen des Himmels, daß kein fremdes Weibsbild in das Gösger Schloß gebracht worden ist seit Jahr und Tag.“

„Ha, du grauer, lügenhafter Schalksknecht deines ruchlosen Gebieters, meinst du, ich traue deiner meineidigen Zunge mehr, als dem Satansdienst, in welchem du bisher gestanden bist?“ sagte der Ritter: „Ihr waret es, Bösewichte, ihr habet diesen Greis aus seiner gottgeweihten Einöde entführt; werdet Ihr die unschuldige Jungfrau dahinten gelassen haben? — Bekenne! Wo hast du sie verborgen? Ich lasse die ganze Burg umkehren und jeden Winkel aussuchen. Du weißt um die Geheimnisse deines Herrn. Bekenne, ich lasse dich an der Folterhaspel aufziehen und mit Pech und Schwefel ansprengen, wenn du mir nicht Wahrheit offenbarest. Und ihr Andern hier,“ fuhr Gangolf fort, indem er sich umherwandte im Ring der Knienden, „wer von Euch mir von der Tochter des Greises hier Kunde gibt, dem soll das Leben bleiben und ein reiches Geschenk dazu werden. Eurer Aller Köpfe haften mir für die Jungfrau.“

Es entstand ein klägliches Gewinsel und Heulen unter den Gefangenen; einige rangen in der Angst die Hände wund, andere warfen sich mit der Stirn auf den Erdboden. Alle betheuerten ihre Unkunde, und behaupteten, daß nur der Burgvogt darum wissen könne, wenn Jungfrauenraub geschehen sei. Viele baten den Vogt mit Jammer und Thränen, daß er nicht das Unglück Aller auf seine Seele laden, sondern das Verborgenste entdecken und sie und sich selber retten solle; viele stießen die schrecklichsten Verwünschungen und Flüche gegen ihn aus, wenn er nicht reden würde.

„Gott soll sich meiner armen Seele in Ewigkeit nicht erbarmen, wenn ich lüge, der ich die Tochter dieses alten Mannes nie gesehen habe!“ schrie heulend der Vogt: „Euch Leuten allen ist's bekannt, daß, ausser dem Alten dort, keine fremde Seele im Schlosse wohnt. Aber es kann ja möglich sein, daß die entführte Jungfrau ins Schloß Farnsburg gebracht worden ist. Ihr wisset doch,

Leute, wie vielerlei Geräth und Kostbarkeiten vor wenigen Tagen plötzlich von hier dorthin geschafft werden mußten, deß sich damals Jedermann verwunderte. Warum möget Ihr mich jetzt anfallen und mich mit Euerm lästerlichen Geschrei vor dem gestrengen Herrn Ritter Trüllerey, diesem sonst so liebreichen, gerechten und gnädigen Herrn, verdächtig machen? Ja, gnädiger Herr, tausend martervolle Tode will ich sterben, wenn aus meinem Munde gegen Euch Lug und Trug geht.“

Nun erhob sich unter allen Schwerbeängsteten neues Geschrei, in welchem die Aussage des Vogts, und die Ausfuhr vieler Geräthschaften nach Farnsburg bezeugt wurde.

„Auch wolle Eure Gnade zur Erkenntniß meiner Unschuld bedenken,“ fuhr der Vogt in seiner Schutzrede fort, „daß man keine geraubte Jungfrau in diese Burg eingebracht haben würde, dieweil die gnädige Freifrau selbst und des Herrn Hansen von Falkenstein Fräulein Tochter darin Wohnsitz hatten.“

Dieser Grund leuchtete dem Ritter ein. Er warf die Blicke suchend umher und rief: „Auch diese seh' ich nicht. Warum weigern sie sich, zu erscheinen? Führe sie herbei, Vogt!“

— Gestrenger Herr! — antwortete dieser zitternd: ich bin unschuldig! Erbarmet Euch meiner, wie sich der Himmel Eurer erbarmen wolle im letzten Stündlein — ich konnt' es nicht hindern. Sie sind beide entflohen.

„Gauch!“ fuhr ihn Gangolf an: „Entflohen? Wie konnten sie entrinnen, und waren doch spät gestern, noch diese Nacht in der Burg. Ich werfe dir deinen verrätherischen Kopf vor die Füße. Flehtest du nicht noch vor sechs Stunden für sie vergebens um freien Abzug? Wie konnten sie entkommen?“

— Allbarmherziger Himmel, ich bin unschuldig, und habe die gnädigen Herrschaften mit blutigen Thränen angerufen, die Burg nicht zu verlassen. Aber ich armer Knecht, konnt' ich mich gewaltthätig widersetzen? Sie stiegen auf die Mauern und liessen sich an Strickleitern hinab, die sie selber geknüpft hatten.

„Seit wann?“ fragte Gangolf.

— Es mag seit einer Stunde oder länger sein. Denn sie befahlen mir, Euch das Schloß nicht zu öffnen, bevor sie nicht eine Stunde weit voraus wären.

„Wohin nahmen sie den Weg?“

— Gnädigster, liebster Herr, Ihr werdet wohl bedenken, daß sie mir das Geheimniß nicht vertrauten. Ohne Zweifel aber nahmen sie die Flucht in's Gebirg, — in die Schafmatt hinauf, — gen Farnsburg zu, — der Allwissende weiß es! Mit hunderttausend Freuden wollt' ich Euch Alles haarklein verrathen, wenn ich nur das Mindeste vernommen hätte.

„Waren Rosse bestellt für die Frauen? Wer sind ihre Begleiter?“

— Liebster Himmel, das Herz bricht mir, wenn ich an die armen Herrschaften denke. Sie irren mutterseel allein in die Wildniß der Berge dahin, und zu Fuß. Wie mögen es die zarten Frauen überstehen!

„Die werden noch zu erreichen sein, wenn du die Wahrheit sprichst!“ sagte Gangolf: „Dich aber lass' ich aufhenken, wenn ich sie nicht finde, weil du mich betrügen wolltest.“

Darauf befahl er die Gefangenen hinauszuführen, zu binden und zu bewachen; das Schloß zu durchsuchen, auszuplündern und in Brand zu stecken. Den Lollhard nahm er selbst bei der Hand; führte ihn vor die Pforte der Burg; gebot, ihn mit Speise und Trank zu erquicken und ihm mit Ehrerbietung zu begegnen, weil er kein Gefangener sei, sondern Gast.

„Erwartet mich hier und trennet Euch nicht von diesem Kriegsvolk,“ sagte Gangolf zum Lollhard: „denn die Wege sind überall nicht mehr sicher für Euch. Ihr bleibet in meinem Schutz, bis ich Eure Veronika entdeckt haben werde. Ich will sie ausspähen; alle Wälder, Klüfte und Dörfer des Jura will ich durchlaufen und alle Schlösser des Räubers niederwerfen.“

Der Lollhard sah ihn ernst an und sprach: „Welches Gebot habt Ihr mir anzulegen und wer hat Euch zu meinem Herrn gesetzt? Ich stehe unter keines Sterblichen Obhut und Schutz, sondern unterm Schilde dessen, der den Sperling auf dem Dache und die Serafim in den Himmeln hütet. Mögen alle Mächte und Heerschaaren der Hölle sich wider mich aufmachen: ich fürchte sie nicht. Mit mir und Veronika ist ein Stärkerer, denn Ihr seid. Geht und traget Sorge für Euch selber, nicht für mein und meines Kindes Leben. Und sähe ich mein frommes Kind in den Armen des Falkensteiners oder des höllischen Drachen, meiner Ihr, ich könnte einen Augenblick zagen?“

Gangolf betrachtete den Lollhard bei dieser Rede mit verwunderungsvollen Augen, denn eine solche Höhe von Frömmigkeit und Zuversicht schien ihm fast an wirklichen Wahnwitz zu grenzen. Doch war dies nicht der Augenblick, gottesgelahrte Zweifel und Wortwechsel zu erheben. Gelassen erwiderte der Ritter dem Alten: „Nein, ich bin keineswegs gesonnen, Euern freien Willen zu beschränken, noch bin ich geneigt gewesen, Euern Felsenglauben an die Wachsamkeit der göttlichen Vorsehung zu kränken. Wenn ich dem verwaisten Vater verhieß, das geliebte und verlorne Kind zu suchen, gedachte ich ihm Freude und Trost in's Herz zu legen. Aber Eure Tugend ist wahrlich übermenschlich . . .“

— Das soll sie sein, sintemal reine Tugend göttlicher Natur ist und nicht irdischer Herkunft! unterbrach ihn der Greis lebhaft.

„Ich bitt' Euch nur,“ fuhr der Junker fort, „mir zu lieb bei meinem wackern Kriegsvolk zu verweilen, bis ich wiederkehre, und Euch nicht zu entfernen. Ehe der Tag endet, werde ich wieder bei Euch sein, vielleicht schon in wenigen Stunden.“

Als ihm der Lollhard das Wort gegeben, berief der Ritter mehrere wackere und zuverlässige Männer zu sich von den bewaffneten Solothurnern und Aargauern. Er sandte sie paarweis aus gegen Olten und Trimbach zur Schlucht des Hauensteins, gegen Wartenfels auf der waldigen Felshöhe, gegen Erlinsbach den Weg zur Schafmatte, um die entkommene Gemahlin des Freiherrn Thomas und deren Nichte zu verfolgen und einzubringen. Er selber, begleitet von seinem treuen Knecht Irni Fäsen, rannte zu gleichem Zweck, den Berg von Gösgen aufwärts, zwar auf kürzern, doch kaum zu erkennenden Fußpfaden, Stüßlingen vorüber, den grünen umbuschten Höhen der Schafmatte zu, die droben den Rücken des Jura schmücken.

Irni Fäsens scharfes Auge entdeckte nach anderthalb Stunden zuerst in der Ferne zwei weibliche Gestalten, welche schon die letzte Höhe des Berges erreicht hatten, wo die schwärzlichen Kalkfelsen der Geisfluc hinter wildem Gesträuch emporsteigen.

„Wenn sie den Reißaus nähmen," sagte er keuchend und die Schritte verdoppelnd, um dem voranfliegenden Gangolf nachzukommen: „wenn sie den Reißaus nähmen, so würde ich glauben, es wäre unser Wild und wir hätten's erjagt. Aber die scheinen heiles Gewissen zu tragen, denn sie sitzen auf dem Feldstein, und weisen uns das Gesicht statt der Schuhsohlen. Wohin deuten sie mit den Händen? Auf uns nimmermehr." Er wandte sich, um zu erkennen, wohin die Weiber mit den Händen deuteten, und schrie: „Das Schloß brennt! Unsere Leute haben nicht warten mögen, ihre Fackeln zu versuchen, die sie aus Hanf gedreht und in Pech getränkt hatten."

Als Gangolf zurücksah, erblickte er einen finstern Rauchschwall, der hinter den Gipfeln niederer Bergtannen aus der verborgenen Tiefe fort und fort emporstieg, dann wolkenartig auseinander fiel und weite, graue Flächen bildete, die in der Luft schwimmend standen, oder an den Bergwäldern still hingen. Er aber ließ sich durch das Schauspiel nicht im Lauf hindern, den bisher Felsen, Abgründe und verwachsenes Gebüsch oft unterbrochen hatten. Bald erkannte er in der Ferne am Gewande der beiden Frauen, daß sie nicht zu den gemeinen Wanderern gehörten, sondern eben diejenigen wären, die er verfolgte. Die Freifrau saß auf einem Felsblock und streckte von Zeit zu Zeit die Arme nach der Gegend ihrer brennenden Burg. Man vernahm durch die Morgenstille dieser Einsamkeit dann und wann ihre wehklagende Stimme, während ihre Begleiterin eifrigst bemüht schien, sie zu trösten, oder zur eiligen Fortsetzung der Flucht zu bewegen.

Gangolf trat odemlos zu ihnen. Er begrüßte die Edelfrau schweigend mit ehrerbietiger Bewegung, und stellte sich zu ihnen, ohne reden zu können.

„Ihr kommet zur rechten Zeit, Herr Trüllerey," sagte das Fräulein von Falkenstein, indem ihren schönen Augen Thränen entflossen, „eine Heilige den Geist aufgeben zu sehen, deren Mörder Ihr seid. Tretet näher und ergötzet Euch am letzten Zucken dieses schönen Schlachtopfers."

— Ich beklage das Schicksal der edeln Frau, versetzte Gangolf, sobald er des Sprechens fähig war: doch bitt' ich Euch, gerecht zu sein, und nicht mich anklagen zu wollen, sondern Euern Oheim. Er hat unabgesagt offenen Krieg gegen Bern erhoben, und ihn auf beispiellos gräuelhafte Art begonnen.

„Vergesset nicht, daß Ihr zur Nichte des Landgrafen redet!" erwiederte das Fräulein: „Wenn ich schon die Gründe nicht beurtheilen kann, welche meinen Oheim zum Krieg reizten, weiß ich doch, daß er ihn auf keine unehrliche Weise erhoben oder begonnen haben kann."

— Erlaubt mir, daran zu zweifeln, daß Ihr hinreichend unterrichtet seid! — entgegnete der Ritter: Mitten im Frieden, ohne Absage, ohne daß man sichs versehen konnte, mißbrauchte er heimtückisch das Vertrauen von Brugg, trank den Ehrenwein der Stadt, überschlich dieselbe drei Tage nachher, da sie ihm arglos die Thore öffnete, und füllte sie mit dem Blut der Wehrlosen, und den Flammen ihrer gastfreundlichen Wohnungen. Es geht ein Gerücht, er habe zuvor schon Mordbrenner gen Aarau gesandt gehabt.

„Gerüchte sind Gerüchte, von denen ich hier nicht unterhalten sein mag!" antwortete Ursula: „Und über gelungene Kriegslist haben sich noch nie Andere, als Besiegte, beklagt. Auch ist's mir unbekannt, ob Fürsten und Herren im Kriege verbunden sind, gegen gemeines Volk von Handwerkern und Bauern Rücksichten zu nehmen, die sie gegen einander selbst zu beobachten haben. — Ihr aber, was habt Ihr gethan?"

— Was Pflicht und Ehre nicht bereuen, Fräulein.

„Der gefällige Wind trägt Euch den stinkenden Weihrauch Eures Ehrenwerks bis zum kahlen Gipfel dieser Berge nach."

Die Freifrau von Falkenstein, welche bisher ihr Haupt an Ursula's Brust in halber Ohnmacht gelehnt hatte, richtete sich jetzt auf, wandte ihr blasses Antlitz, auf welchem noch Thränen hingen, gen Himmel und sagte, die Hände emporstreckend, leise: „O, gib mir Stärke, das Entsetzliche zu tragen, oder nimm meine leidende Seele zu dir auf."

Ursula küßte weinend die Stirn ihrer Freundin und sagte nach einiger Zeit, mit dem Gesicht zum Ritter gewandt, der schweigend in mitleidiger Stellung, den Blick auf die gebeugte Freifrau gesenkt, da stand: „Es scheint, daß selbst Ihr dies traurige Schauspiel nicht ohne Rührung sehen könnet."

Sie verweilte mit den Augen, seine Antwort lange vergebens erwartend, auf der schönen Gestalt des Jünglings, der einst ihr Liebling und

Bräutigam gewesen. Adel und Traurigkeit in Haltung und Geberde, schien er, in stillen Ueberlegungen, ihre Anrede überhört zu haben. Sie beobachtete ihn anhaltend, um zu erfahren, was noch von ihm zu hoffen oder zu befürchten stehe. Seine ruhige Gegenwart zog in ihrem Gedächtniß den Nebel vom Eden vergangener Tage. Das waren noch diese schönen Lippen, mit dem angenehmen Lächeln, die ihr Liebestreue geschworen, das noch die feingerundeten, kräftigen Arme, die sie einst umstrickt gehalten hatten, das noch die dunkeln mit Seele zur Seele sprechenden Augen, in die sie damals nicht ohne wunderbar süßes Schauern hatte blicken können. Sie drehte plötzlich das Gesicht von ihm weg und neigte es über die Freifrau hinab, die einen tiefen Seufzer that.

Nach einigen Augenblicken fragte Ursula wieder mit unsicherer, halblauter Stimme: „Darf ich bitten, Herr Trüllerey, aus welchen Ursachen Ihr Euch herauf bemühtet? — Welches Schicksal habt Ihr für uns bestimmt?“

Der Ritter antwortete mit leichtem Zucken der Achseln und in einem Tone, in welchem sich das Mitleiden aussprach: „Ich muß Euch ersuchen, mich nach Gösgen zurückzubegleiten, sobald die Freifrau wieder Kraft gewonnen haben wird.“

Das Fräulein zitterte bei dieser Erklärung zusammen und stammelte: „Ich hätte gehofft, Ihr würdet nicht unschuldigen Weibern Krieg machen. Sollen wir Gefangene sein?“

— Wir haben Geiseln nöthig für die Sicherheit der Greise und wehrlosen Männer, welche Euer Oheim aus den Betten riß und von Brugg fortschleppte. Doch bitt' ich Euch, alle Furcht zu verbannen. Ihr werdet mit aller Ehrfurcht behandelt werden, die Euerm Stande und Geschlecht gebührt.

„Und wohin werdet Ihr uns führen von Gösgen?“ fragte das Fräulein weiter.

— In Eurer Wahl steht's, ob nach dem Freihof von Aarau oder nach Bern.

Beide Frauenzimmer überliessen sich bei diesen Worten der ganzen Gewalt ihres Schmerzes. Sie schluchzten laut. Das Fräulein ermuthete sich zuerst, richtete sich auf, trat mit thränenschwerem Blick zu dem jungen Krieger, ergriff seine Hand in unwillkührlicher Heftigkeit und rief mit dem Ausdruck tiefen Jammers: „Gangolf!“ Dann zog sie schaudernd ihre Hand zurück und drückte dieselbe auf ihr Herz und schwieg.

„Und wenn ich Euch für uns jedes Lösegeld biete, was Ihr begehren könnet?“ sagte die Freifrau von Falkenstein.

— Gnädige Frau, erwiederte er: es steht nicht bei mir, sondern es ist an Bern, das Lösegeld zu bestimmen.

„Fordert,“ fuhr sie fort, „fordert, daß selbst Schultheiß und Räthe in Bern nicht mehr heischen können.“

— Das Schloß Farnsburg für Bern, statt Eurer! — antwortete Gangolf.

„Ach!“ seufzte die Gemahlin des Landgrafen: „Ihr verlanget, was Ihr wohl wisset, Herr Ritter, das nicht in unserer Macht steht. So sind wir Unschuldigen denn Eure Gefangene. Verfügt über uns; wir werden Euch gehorchen.“

Ursula betrachtete ihren ehemaligen Liebling mit schmerzlichen und flammenden Blicken, und rief, indem sie die Hände flehentlich gefaltet gegen ihn streckte: „O Gangolf, Gangolf! muß das nun der Ausgang unserer unglücklichen Liebe sein, und willst du nun in dieser unwirthbaren Wildniß des Gebirges von mir scheiden und auf ewig das Herz brechen, welches einst für dich schlug und — o, laß mich's bekennen — noch jetzt nach dir zieht! Gangolf, ich habe dir oft gezürnt, aber nie aufgehört, dich zu lieben. Ich habe geschworen, dich hassen zu wollen, und konnte mein ungehorsames Herz nicht zähmen. Gangolf, willst du es für immerdar brechen? — Ich habe dich gekränkt, du mochtest unschuldig sein; ich habe dich gekränkt, aber es war im maßlosen, unbesonnenen Zorn einer Leidenschaft, die du in mir entzündet hattest. Ich war meiner selber nicht mächtig; ach, ich bin es noch heute nicht! Hab' ich dich nicht oft vor mir selber und meinen unglücklichen Launen gewarnt? Du hast meine Furcht beschwichtigt. Erinnere dich des Frühlingsmorgens auf Landskron, als du an meinem Halse lagest und riefest: Ich wollte, ich hätte dir eine Todsünde zu verzeihen! — Gangolf, Gangolf, löse deine Gelübde!“

— Fräulein, Ihr selber habt mich ihrer entlassen!

„Nein, nein, ich that's nicht; mein Wahnsinn hat es gethan, mein Herz wußte nicht darum. Gangolf, hier ruf' ich meine zärtliche Freundin, ich rufe den allwissenden Himmel und diese ewigen Felsen zum Zeugen, ich that's nicht. Willst du deine Geliebte als Gefangene mit dir schleppen und sie den Feinden ihres Vaters ausliefern? Ist deine Rache gegen ein verzweifelndes Mädchen so unersättlich? Gangolf, bei der Liebe, die du mir einst weihtest, bei dem Edelmuth, der dich nie verließ, gönne mir das Recht der letzten Bitte, und gib mich nicht der Schmach preis!“

Ein schönes Roth glühte über ihre Wangen hin, indem sie redete und ihre Blicke mit Kummer und Zärtlichkeit an seinen Augen hingen. Ihre erhabene Gestalt, voll anmuthiger Beweglichkeit, neigte sich ganz Innigkeit und Demuth gegen ihn hin, während der Föhnwind, welcher die Rauchwolken der brennenden Burg gegen die Bergspitzen herüber trieb, mit den verstörten Locken ihres Hauptes und dem leichten Hausgewande gaukelte, in welchem sie entsprungen war. Gangolf betrachtete mit kühlem Ernste die begeisterte Rednerin, und sprach: „Fräulein, meine Pflicht ist hart; erschwert mir die Erfüllung derselben nicht. Und wäret Ihr noch, die Ihr gewesen seid,

meine Verlobte, meine Braut, ich würde Euch an Bern ausgeliefert haben.«

»O du Hartherziger!« rief sie: »Selbst der kalte Marmelstein dieser Felsen erweicht und zerfällt unter den Thränen des Himmels, und du, Gangolf, du ... Nun denn, wir sind deine Gefangene! Führe uns, wohin es dir gefällt. Wir sind deine Gefangene; ich bin es von jeher gewesen, mehr, als du geglaubt hast. Schleppe uns mit dir hinweg und gib die unglückseligen Töchter Falkensteins dem Hohnlachen des Pöbels preis. Schließ deine Kerker auf, ich will geduldig in die Finsterniß derselben hinabsteigen. Ich habe dich geliebt, ich liebe dich noch. Tödte mich dafür!«

— Fräulein! entgegnete Gangolf sanft verweisend: täuschet Euch für den Augenblick nicht selber...

»Gangolf, ich verlange nichts mehr von dir!« unterbrach sie ihn: »Das Schicksal gab mich in deine Gewalt. Zertritt mich! — Aber kröne deine Gefühllosigkeit nicht mit dem Zweifel an meinem Herzen. Das thu' nicht! Ich könnte dir tausend Zeugen rufen und nennen, die für mich ...

— Beschwört den Schatten des unglücklichen Hinz von Sax, daß er für Euch Zeugniß gebe, Fräulein! — rief Gangolf, und sein Gesicht wandte sich mit kalter Verachtung von ihr.

Wie die Flamme einer Kerze plötzlich vom Hauch des Mundes erlöscht, so erlosch Ursula's Flammenblick und Wangenröthe. Sie näherte sich bleicher als vorher der Freifrau, setzte sich zu ihr auf das bemoosete Gestein, und drückte, als fühlte sie einen heftigen Schmerz, auf ihre Brust beide Hände zusammen.

Nach einer guten Weile stand die Gemahlin des Freiherrn von Falkenstein auf und sagte zum Ritter: »Ueberantwortet uns an Bern! Wir sind bereit, Euch zu folgen.« Ursula erhob sich und schwankte am Arm der Freifrau den Bergweg hinab. Gangolf bot ihnen vergebens seinen Arm zur Stütze. Sie lehnten ihn mit stummer Verneigung ab. Ihr verschlossener Mund hatte selbst auf seine höflichen Fragen keine Antworten.

So erreichten sie mit langsamen Schritten endlich das Feld bei Gösgen, wo die Eidsgenossen am Boden umhergelagert waren und dem fortwährenden Brand des Schlosses behaglich unter Trinken, Lachen und Singen zusahen. Der Ring der hohen Burgmauern glich einem ungeheuern Kessel, aus welchem fort und fort zwischen schwarzem Qualm helle Flammen aufschossen und wieder verhüllt wurden von der weiten Verwüstung, die sie jeden Augenblick vergrößerten. Durch die schmalen ausgebrannten Fenster der Burggemächer leckten hin und wieder Feuerzungen am grauen Gestein, als suchten sie auch von aussen zerstörbare Stoffe. Drinnen brodelte die Gluth hörbar in dem herabgefallenen Balkenwerk und Holz der Dachböden, und durch den Riß der von Hitze geborstenen Mauern quollen weißgraue Rauchströme. Plötzlich stürzte einer der alten Burgthürme mit betäubendem Donner zusammen und riß in seinem Fall einen Theil der nördlichen Ringmauer mit sich zur Erde. Rings zitterte der Boden vom Fall. Die ganze Gegend verschwand in Dampf, Staub und Rauch.

Gangolf befahl, zwei der aus den Schloßställen weggeführten Rosse zu satteln, und hob die Frauenzimmer hinauf, um sie ihre Reise nach Olten und Bern unter kriegerischer Bedeckung fortsetzen zu lassen. Sie ritten von ihm ohne Gruß, ohne Wort, ohne Blick des Abschiedes. Bald verschwanden sie am Gebirg zwischen den Gebüschen und Hütten des nahgelegenen Dorfes.

Darauf suchte er den Lollhard. Er fand ihn am Berge, im Schatten einer überhangenden Rauhulme, entfernt vom Gewühl der lärmenden Krieger, die Hände gefaltet, wie im Gebet.

»Euch kann's in diesem Getümmel nicht gefallen!« sagte er zu dem Alten: »Erlaubet, daß ich Euch in die Stille meines Freihofs nach Aarau begleiten lasse. Ihr werdet daselbst eine Einsamkeit finden können, ruhiger, als die Hard. Ich selber muß hier bleiben, um bei der Theilung der Beute zwischen Solothurnern und Bernern gegenwärtig zu sein. Dann brech' ich morgen auf über das Gebirg nach der Farnsburg. Auch die muß fallen!«

Der Greis betrachtete ihn einige Zeit mit träumerischen Augen und sagte dann: »Thut, wie Euch beliebt. Ich gehe, wohin Ihr mich sendet. Mein irdischer, hinfälliger Leib bedarf einer Ruhe. Seine Gebrechlichkeit drückt den Geist in mir nieder.«

Gangolf verwunderte sich über die Willfährigkeit des sonst spröden alten Mannes. Aber ihm entging nicht dessen Erschöpfung an aller Kraft. Mangel an Ruhe, des gewohnten Umgangs mit der verlornen Veronika, vielleicht auch Entbehrung der Speise und selbst des Schlafes, hatten ihn sichtbar geschwächt. Er führte den Lollhard mit sich zu dem bequemern Schattenplatz, wo unter Eichenzweigen die Hauptleute der Mannschaft aus den reichen Vorräthen des Schlosses eine stattliche Mahlzeit bereitet hatten. Gangolf rückte dem Greise den prächtigsten Lehnsessel an die oberste Stelle des Tisches und setzte sich ihm zur Seite. Seine Ehrerbietung zwang auch die übrigen Krieger, dem Lollhard eine Achtung zu bezeugen, die sie ausserdem schwerlich geneigt gewesen wären, ihm zu erweisen.

Nachmittags ward eins der erbeuteten Rosse vorgeführt, welches der Alte bestieg. Er segnete noch einmal seinen gastgefälligen Freund, und ritt, von zween bewaffneten Aarauer Bürgern geleitet, zu ihrer Stadt.

34.

Der Schatz von Grimmenstein.

Die Bürger, welche zu Fuß nebenher trabten, bewunderten des Betbruders edeln Anstand

auf dem Pferde, eines der schönsten und lebhaftesten aus Falkensteins Marstall.

„Man sieht's wohl," sagte einer der Begleiter zu ihm, „daß Ihr in jungen Jahren Zaum und Zügel öfter, als das Betbuch, in Händen gehabt. An Euerm Platz hätt' ich so bald kein Oremus gemacht. Ich denke, es stirbt sich im Harnisch so selig, als in der Kutte. Einmal, meine Buben daheim sollen Schwert und Pferd, Lanz' und Panzer so früh, als das Brodmesser, handhaben. Es ist Zeit danach, und 's gibt kein besseres Gewerb. Anno 17 kauften wir Aarauer Veste und Herrschaft Königstein mit Hoch- und Niedergerichten, Wohn' und Weid, Holz und Feld, um 550 Gulden rheinisch. Wenn's jetzt in der Ordnung geht, muß aller Burgadel, der nicht mit uns hält, zum Henker, und das breiteste Schloß wohlfeiler werden, als das schmalste Haus im Städtlein. Ein Burgstall soll nicht mehr kosten, denn auf den rechten Schädel den rechten Hieb."

— He, Meister Entfelder, Gevattersmann, gemach! — rief der andere: Ich glaube, du hast deinen Hieb in des Falkensteiners Keller vor dem Spundloch empfangen. Kriegsgewerk, Sündenquark! Du sitzest auf deinem Schnitzbock fester, denn auf dem besten Rittersattel. Wer die Hand im Blut badet, muß sie nachher mit Thränen waschen. Der von Luternau im alten Thurm konnte vor Zeiten keinen Pfaffen riechen, und jetzt läuft er zu Meß und Wallfahrt des Jahrs ein Dutzend Sohlen ab. Den alten Rüdiger im Freihof plagt's Tag und Nacht, wie den König Saul. Und eben Ihr da, frommer Bruder, werdet mir beistimmen: Was jung getollt, wird alt gezollt. Hab' ich Recht?

Der fromme Bruder auf dem Rosse gab keine Antwort, auch, als sie in Fortsetzung ihres Geplauders ihn durch wiederholte Frggen versuchten. Er schien nicht nur gehörlos, sondern von allen äussern Sinnen kaum so viel behalten zu haben, als genug war, den lebensfrohen Gaul in geziemendem Schritt zu lenken. Sein erloschener Blick haftete an keinem Gegenstand; seine Gesichtszüge standen, wie die eines Schlafenden, entspannt. Zuweilen schien er, durch einen Seufzer aus dem Innersten seiner Brust, sich selber zu wecken und auf einen Augenblick an die Aussenwelt zurückgegeben zu werden. Dann bewegte er seine Lippen still, wie zum Gebet. Es ist zu vermuthen, daß ihn die Sehnsucht nach dem Reiche des ewigen Evangeliums nicht allein, sondern auch wohl der Gedanke an seine verlorne Tochter beschäftigte, wiewohl er die Macht des väterlichen Gefühls, gleich jeder Anhänglichkeit an das Irdische, eben so aufrichtig in sich bekämpfen mochte, als er es äusserlich durch That und Wort pflegte.

Er ritt eben vom kieselreichen Dorfweg über einen hölzernen Brückensteig, neben dem Abgrund, welchen ein wildes Bergwasser bei den Hütten von Unter-Erlinsbach in die Felsen gefressen hatte. Ein ritterlich gekleideter und bewaffneter Mann kam jählings den Rebhügeln, in scharfem Trabe, von Aarau daher, und mäßigte beim Anblick der schwankenden Brücke den Lauf seines Renners. Es war kein Anderer, als Herr Isenhofer von Waldshut.

Beim Gewahrwerden des Lollhards stutzend, hielt er am Stege still, betrachtete den sonderbaren Reiter und fragte, nach freundlichem Gruße, mit halblautem Tone, die Fußgänger:

„Ihr wackern Herren von Aarau, steht Ritter Gangolf mit den Solothurnern und unserm Volke noch vor Gösgen?"

— Allerdings! — antwortete einer.

„Desto besser! Führet Ihr diesen Alten mit Euch kriegsgefangen gen Aarau?"

— Mit nichten, Herr, sondern er ward nur vom Junker unserer Obhut empfohlen; wir geleiten ihn in den Freihof zum Herrn Rüdiger. Er befand sich aber unter den Gefangenen des Falkensteiners. Der Junker hält, scheint es, große Dinge auf diesen Ehrenmann, trotz der demüthigen Tracht und Lebensart, die Ihr an ihm sehet.

„Seid mir gegrüßet, Herr Ritter Jörg von End!" redete Isenhofer darauf kräftig den Lollhard an: „Denn ich vermuthe, Ihr seid's, und kein Anderer. Eilet, Euch erwartet eine Heilandsthat. Ihr sollet, was gestorben ist, wieder zur süßen Lust des Lebens erwecken."

Der Alte, welcher bisher, noch immer in sich selber versunken, wenig auf das, was um ihn war, geachtet hatte, schlug bei dem Namen Jörg von End die Augen auf und heftete seinen stieren Blick auf Herrn Isenhofer, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Ihr seid's!" fuhr Isenhofer fort: „Ihr seid's! Wir wissen, Ihr waret in des Falkensteiners Klauen. Wir wissen es von einer alten Zigeunerin, Ritter, die Euch und Euer Fräulein Tochter wohl kennt."

— Was Ritter? Was Fräulein? Was Falkensteins Klaue? — versetzte der Greis: Ich bin, der ich bin; und war und bin in keines Menschenkindes Gewalt. Wo aber ist meine Tochter? Ihr scheint ihren Aufenthalt zu kennen. Jene Zigeunerin selber führte des Freiherrn Thomann Henkersknechte zu uns.

„Richtig! Also irrt' ich nicht!" entgegnete der Dichter von Waldshut mit einem Antlitz, aus dessen Zügen die reinste Freude lachte: „Eben ich bin aufgebrochen, Euch zu suchen und dem Junker Gangolf zu melden, daß Freiherr Thomann Euch in Gösgen gefangen halte. Nun, desto besser! Seid mir gegrüßt, Freiherr von End. Ziehet denn wohlgemuth zum Freihof nach Aarau in Gesellschaft dieser ehrenwerthen Herren. Ich setze meinen Weg nun fröhlicher fort, und will und muß den Junker sehen. Erwartet unsere Rückkehr im Thurm Rore, Ritter Jörg von End!"

— Verkennet und kränket mich nicht mit Euerm Getitel! — rief der Lollhard: Ich bin

kein Ritter, kein Jörg von End! Der Mensch, vom Geiste Gottes bewegt, steht wohl höher, als Euer Kinderspiel ihn machen will. Der Blödsinn jener vom Weltvater abgefallenen Geschöpfe träumt, den Menschen durch Anklebung thörichter Titel herrlicher zu stellen, als ihn Gott selber nach seinem Bilde geschaffen und gestellt hatte.

„Nun gut!“ erwiederte Isenhofer, dem die Sprache der Brüder des freien Geistes nicht fremd war: „Ihr habet in der Sache keineswegs ganz Unrecht; doch muß ich mit Euch in deutscher, üblicher Zunge reden, das heißt, unter den Wölfen heulen. Ihr wisset aber, wir Deutsche sind nun einmal die alten und ewigen Narren, die dem gesunden Menschenverstande von Kindheit auf Valet sagen und nur in die Schule gehen müssen, um künftig den Rock mehr, als den Mann, oder den Titel mehr, als das Herz, oder das Würfelspiel des Zufalls mehr, als das wahre Verdienst schätzen zu lernen. Ich gebe übrigens zu, wir könnten sehr gescheute Leute seiu, wenn wir nicht mit Mühe und Zwang Alles verlernen müßten, was der vernünftige Mensch schon von Natur weiß. Also, nichts für ungut, ehrwürdiger Bruder im Herrn! Fahret wohl! eilet, und verrichtet das gute Werk, das Euch erwartet.“

— Mich erwartet?

„Ja, Euch! Eilet! Das Böse überrascht den Menschen und kömmt ihm mehr denn halbwegs entgegen; aber das Gute will gesucht, erjagt und überrascht sein. Wie gern wär' ich bei Euch im Freihof! Gebet, machet die Engel des Himmels jauchzen!“ Mit diesen Worten ritt Isenhofer, heiter grüßend, über den Brückensteg, und die Andern setzten ihren Weg zwischen den Rebhügeln unter dem Hungerberg und den weidenbekränzten Aarufern zur Stadt fort. Erst jetzt gereute es den Lollhard, den freundlichen Fremden nicht näher um das befragt zu haben, was ihn im Freihof erwarte. Er sah zu spät nach ihm zurück. Isenhofer war schon hinter Gebüschen, Hütten und Hügeln davon. Als er die Bürger, die ihn strenges Schrittes begleiteten, nach dem Namen des unbekannten Mannes fragte, wußte ihn keiner derselben zu nennen.

Bald lag die Stadt vor ihnen, deren altersgraue Gebäude und Thor- und Kirchthürme das Innere einer vielschartigen hohen Mauerkrone ausfüllten. Nahe bei der Ringmauer, oberhalb der Brücke, stieg der breite, gevierte Thurm Rore auf, dessen Nordseite gegen das Ufer, mit sechs über einander stehenden schmalen Fenstern, die bewohnbare Geräumigkeit des uralten Baues bezeugten. Der Lollhard, wie er über den Strom dahin blickte, legte schnell die Hand auf sein Herz, als wollt' er eine schmerzlich-süße Bewegung desselben hemmen. Denn er dachte: „Meine Veronika, mein Kind, bist du in einem dieser Thurmzimmer?“ Er konnte das Feuchtwerden seiner Augen nicht verhindern.

Ueber die zwiefachen Brücken und durch das zwiefache Stadtthor hinauf zum Burggraben des Freihofs gelangt, sprang er rasch vom Gaul. Er ging über den Hofraum zur Thurmpforte, indem er seinen bisherigen Begleitern, die sein Roß den herbeispringenden Knechten gaben, Lebewohl zurief. Die finstere Burgstiege herunter trat ihm aber der alte Herr Rüdiger entgegen. Dieser blieb verstummt vor ihm stehen.

Der Lollhard verbeugte sich grüßend und sprach: „Junker Gangolf Trüllerey hat mich von Gösgen hierher führen lassen, wo ich gefangen gehalten war durch Freiherr Thomann von Falkenstein. Ich vermuthe mit Grund, meine Tochter, eine arme, fromme Beghardе, sei in Eurer Gewahrsame hier. Ist dem nun also, so wollet mich meinem Kinde zuführen.“

Herr Rüdiger antwortete lange nicht. Mit unsicherer Stimme sagte er endlich: „Eure Tochter ist nicht hier, doch wird sie erwartet. Lasset Euch indessen gefallen, bei mir zu verweilen und mir zu folgen.“

Damit wandte er sich und ging langsam die enge steinerne Wendeltreppe hinauf; dann eine zweite, eine dritte, eine vierte. Er öffnete die mit Eisenblech beschlagene Pforte eines hellen, geräumigen Gemachs, und verschloß sie, sobald der Lollhard eingetreten war, hinter ihm. Der Lollhard, vom langen Steigen erschöpft und fast des Odems verlustig, setzte sich auf eine schwarze Eisenkiste, die seitwärts dem Fenster stand, während Herr Rüdiger noch mit dem Verschliessen der Thür beschäftigt war. Als dieser aber den Alten auf der Eisenkiste sitzend erblickte, drang ein Schauder durch seine Seele; denn er erinnerte sich jener Nacht, da er im Fieberwahnsinn die Gestalt seines alten Herrn und Freundes Jörg von End auf derselben Kiste sitzend gefunden. Mit verbleichendem Gesicht erforschte er die Züge des Lollhards. Er sah den Freiherrn Jörg von Ende vor sich. Er sah die hohe, lange Gestalt, aber ihre Schönheit durch die Sonnen vieler Jahre verdorret. Die ehemals edeln, weichen Züge des Gesichts waren fast bis zur Unkenntlichkeit schroffer gezogen, und die stolze Römernase des einst vollen Gesichts hatte jetzt Ebenmaß und Verhältniß zu den eingesunkenen, verschrumpften Wangen verloren. Nur in den Augen brannte noch unerloschen die Gluth eines Herzens voll ewiger Jugend.

Herr Rüdiger faltete, seiner im Entsetzen beinahe nicht bewußt, die Hände, und trat zitternd gegen den Lollhard, welcher ihn mit sonderbaren, durchdringenden Blicken beobachtete. Er kniete endlich demuthsvoll nieder und sagte: „Seid Ihr es denn wirklich, Freiherr Jörg von End, oder ist's Euer abgeschiedener Geist, der wegen des Schatzes umgeht? Wie haben Euch die Jahre verwandelt! Erkennet Ihr mich, mein ehemaliger gnädiger Freund und Gebieter?“

Der Lollhard antwortete nicht, bewegte sich

nicht, sondern betrachtete mit Befremden und Erstaunen den knienden Greis.

Nach einer langen Stille, in welcher der bußfertige Ritter die Augen zu Boden gesenkt hielt, hob dieser abermals die Hände flehend empor und sagte: „Noch hat sich mein Knie vor keinem Andern gebeugt, als vor Gott und des römischen Königs Majestät. Aber der Meineidige beugt es jetzt reuig vor seinem Herrn, den er betrogen und zum armen Bettler gemacht. Die Truhe von Grimmenstein ruht aber noch in diesem Eisenkasten; und was ich vom Schatz an Gold entwendet habe, sollet Ihr an liegenden Gründen zurückempfahen, alles bis auf den letzten Heller. Sprechet darum mir voll Erbarmens Eure Gnade und Vergebung zu, auf daß ich Elender von meiner langen Angst erlöset werde und in Frieden von hinnen scheide.“

Der Lollhard sprang hastig vom Sitze, blieb aber wie gebannt und erstarrt stehen. Da derselbe immer hartnäckiger im Schweigen beharrte, hub der gebeugte Rüdiger, mit Thränen im Auge, an zu erzählen, wie er den Freiherrn vergeblich einst in Konstanz gesucht und nicht mehr erfahren können, wohin sich derselbe gewandt gehabt hätte; darauf sei er, Rüdiger, der Versuchung des Teufels unterlegen und mit dem Schatz von Grimmenstein in die väterliche Burg Rore gezogen.

Der Lollhard zuckte einige Mal auf, als wolle er reden. Endlich, ohne die Beichte vollenden zu lassen, schrie er mit gewaltiger Stimme: „Seid Ihr denn Günther von der Weide?“

„So hieß ich mich auf Grimmenstein. Auch mein Name sogar war Betrug!“ sagte Herr Rüdiger, und erzählte ehrlich, was ihn damals zu der Falschheit bewogen hatte.

— Günther von der Weide! — rief der Lollhard wieder, ihn unterbrechend: Günther! armer Günther! — Er trat zwei Schritte vor. Aus seinen Augen stürzten helle Thränentropfen über die hohlen Wangen in den eisgrauen Bart. Er beugte sich zu dem greisen Jugendfreund nieder und schloß ihn, übermannt von Erinnerungen einer fast verdämmerten Vergangenheit, und bezwungen von Gefühlen an sein Herz, die er im Kampf mit der irdischen Natur schon für besiegt, oder seiner Selbstheiligung für unzuträglich gehalten hatte. Rüdiger hinwieder, in Furcht, Schmerz und Reue aufgelöset, ward durch die Inbrunst erschüttert, mit der ihn der einzige Mann umfing, wider welchen er sich eines Verbrechens bewußt war. Er hätte leichter den Zorn des freiherrlichen Lollhards, denn dessen beschämende Liebe getragen. Die Greise blieben lange in der stummen, ungestümen, thränenvollen Umarmung, als wären sie um dreißig Jahre ihres Lebens ärmer, und stürmische Jünglinge geworden. Man mag dies vielleicht unnatürlich finden, so lange man nicht weiß, daß das höhere Alter wieder jene Weichheit der Gefühle in das Gemüth zurückempfängt, welche einst die Jugendtage verschönten. So führt auch die herbstliche Jahreszeit, nur nicht unter Blüthen, sondern unter Früchten, die milde Lieblichkeit des Lenzes in aller Pracht zurück, obgleich beim Schimmer einer südwärts weichenden, nicht von daher kommenden Sonne.

„Löset die Sündenschuld von meiner Seele!“ rief Herr Rüdiger: „Lasset mir Gnade widerfahren. Alles soll Euch zurückerstattet werden bis auf den letzten Heller. Sprechet Eure Verzeihung über mich aus.“

— Günther, oder Rüdiger, wie ich dich lieber nennen soll, — erwiederte der Lollhard: was habe ich dir zu verzeihen? Leg dich an mein Herz, Rüdiger oder Günther, oder wie du willst, daß ich dich nenne.

„So lang' ich von meiner Sünde nicht freigesprochen bin,“ sagte der Ritter, „verbleib' ich, wie auf Grimmenstein, Euer Knecht Günther von der Weide. Unseliger Name! O vergesset desselben mit dem Verbrechen.“

— Richte dich auf, Rüdiger, quäle mein armes überfrohes Herz nicht! — erwiederte der Lollhard: Ging deine Seele vor Zeiten im Eigenwillen der Sünde, und geblendet vom Naturlicht, irre: so haben dich Reue und Buße auf den Himmelsweg zurückgeleitet. Gott zürnet der Schwäche deines Fleisches nicht ewig. Wie möcht' ich's denn? Ich verzeihe dir von Herzen gern, was du wider mich gefehlt zu haben meinest; denn Gott hat dir verziehen, sobald du dich von den Netzen des weltlichen Sinnes losgerissen hast. Steh' auf, Rüdiger!

Der alte Rüdiger blieb noch auf den Knien, heftiger schluchzend. Dankbar küßt' er des Lollharden groben Kittel, wie eines wunderthätigen Heiligen Gewand. Dann erst stand er auf und Freude leuchtete ihm durch die Thränen. Er schloß den Bruder des freien Geistes noch einmal in seine Arme und führte ihn darauf zur Eisenkiste, aus der er die Truhe von Grimmenstein hervorhob.

„Hier, Freiherr, Euer Eigenthum unversehrt!“ sagte er.

— Halt, heiße mich Du, Rüdiger, denn wir sind fürder nicht Herr, nicht Knecht, sondern Ausstrahlungen eines und desselben göttlichen Lichtquells, in welchen wir bald heimkehren. Laß unter uns die Thorheit der Sterblichen und deren Sprache nicht länger gehört werden, sondern das Reich und das Leben der Gerechten soll wohnen zwischen dir und mir. Aber dieses Mammons entschlage dich. Er gehört nicht dir, nicht mir, sondern der Erde.

„Bruder Jörg! Es ist dein rechtmäßiges Eigenthum und mehr noch dazu. Was am Gold fehlt, ersetzt manche Schuppose Landes*), laut beiliegenden pergamentnen Briefen.“

*) Ein damals gebräuchliches Flächenmaß, welches, bald größer, bald kleiner, doch gewöhnlich zwölf Juchart (zu ungefähr 50,000 Geviertschuh Landes) Acker- oder Wiesenbodens stark war.

— Was, Eigenthum! — rief der Lollhard mit Unwillen: Wir, die Eigenen Gottes, was könnten wir dem Allmächtigen entziehen und in unser Eigenthum verkehren? Verwalter sind wir der uns gemachten Darlehen des Lebens. Nichts gehört uns an, sondern Allen Alles im göttlichen All; es war den gewesenen, es ist den heutigen, es wird den künftigen Geschlechtern sein! Verwalte dies dir geliehene Pfund zur Hilfe der Leidenden, zur Erweckung des Guten und Heiligen. Ich bedarf des Ueberflusses nicht. Für des Leibes Nothdurft, und meinen Lebensgenossen im Leiden beizuspringen, hab' ich genug empfangen.

Herr Rüdiger verstand den Bruder Jörg nur halb und sagte: „Willst du, daß ich das Ganze, oder einen Theil, der Kirche übergebe? Oder dem Kloster der heiligen Ursula, Augustiner Ordens, zu Aarau hier? Mein, das wär' ein gutes Werk, denn unsere Klosterfrauen leiden nicht selten Mangel.“

— Trage den Schatz auf die Brücke, fuhr der Lollhard heftig auf, und stürz' ihn der gefräßigen Aare in den Rachen; dann hast du noch ein frömmeres Werk gethan. O Rüdiger, wie bist du blindes Herzens, daß du dem, was untergehen soll, neue Stützen bringen willst? Was nennst du Kirche? Es ist nicht mehr die Gemeinschaft der Heiligen auf Erden um den Thron des Allvaters im Welttempel, darin Christus gepredigt hat; sondern er ist der Kerker und die Gefangenschaft geblendeter Menschen unter der Hoheit selbstsüchtiger, schwelgerischer, leichtfertiger Priester. Wie die Baalspfaffen, verzehren sie die Opfer selber, welche sie für den Himmel begehren, und ihre Hoffart kleidet sich in das, was sie zur Ehre Gottes nehmen. Sie sind vom hohen Geist Jesu so entfernt, wie ihr goldgesticktes Meßgewand von seiner Demuth, wie ihre Inful mit Juweelen von seiner Knechtsgestalt, wie ihre Verfolgerwuth von seiner unendlichen Menschenliebe. O wie bist du blindes Herzens, Rüdiger, daß du dem Bel zu Babel die Kinder des Landes opferst, und dem arbeitsamen Volk den Bissen raubest, um das faule Fleisch der Mönche und Nonnen zu mästen! Enthaltsamkeit und standhafte Selbstbezwingung, diese unerschütterlichen Grundlagen innerer Seligkeit, müssen im Leben offenbaret werden; im Kloster sind sie, was eines Diebes Besserung im Schelmenthurm. —

Der sprachselige Alte fuhr noch lange in diesen Reden fort, vor deren Ruchlosigkeit sich der greise Trüllerey billig entsetzte. Mehrmals, doch liebreich und schüchtern, unterbrach ihn Rüdiger mit Zwischenfragen. Aber jede Antwort führte den Bruder Jörg stets wieder auf ein breiteres Feld seines Lieblingsgegenstandes, wie der Bergquell nur das Felsstück umgeht, das seinen Lauf hemmt, und dann desto freier die erste Richtung verfolgt.

So wurde über den Schatz von Grimmenstein zuletzt nichts entschieden. Herr Rüdiger Trüllerey aber hatte nach langer Traurigkeit den besten Schatz wiedergefunden, Seelenfrieden und Ruhe eines schwer geängstigten Gewissens. Er räumte seinem Seelenfreunde das schönste und bequemste Gemach der Burg ein, welches der Lollhard bezog, ohne Gefallen oder Mißfallen zu bezeugen. Nur gelegentlich nahm Bruder Jörg von den köstlichen Zierrathen des Zimmers Anlaß, auf die Eitelkeit des Irdischen und auf die Entwickelung des großen Weltschauspiels hinzudeuten, um den alten Ritter auf die Offenbarung des ewigen Evangeliums vorzubereiten. In einem Winkel stand mit eingeschmolzenen Gold- und Silberblumen die schimmernde Stahlrüstung, welche Rüdiger in manchem Turnier siegreich getragen. An einer Wand hing die breite kunstreich gemalte Pergamentrolle des Stammbaums von seinem Geschlecht, welcher bis in das Innerste des zehnten Jahrhunders die verborgenen Wurzeln trieb, schon im zwölften Jahrhundert die getrennten Zweige über Süddeutschland, Schafhausen, Luzern und den Aargau ausgestreckt hatte, und Feldherren, Prälaten, Bürgermeister freier Städte, Comthuren, Aebtinnen und Meisterinnen auf seinen Schilden trug. Das alles, so wie vieles Andere, selbst der Familienstolz, welcher aus der Glasmalerei der Fenster prunkte, lieferte dem Lollhard täglichen Stoff zu geistreichen Betrachtungen und salbungsvollen Mahnungen.

Herr Rüdiger, wiewohl ein strenggläubiger katholischer Christ nach dem Gebot der Kirche, hielt doch aus liebender Dankbarkeit dem Bruder des freien Geistes viel zu gut, und gab ihm wohl zuweilen Recht, weniger aus Ueberzeugung, als Gefälligkeit. Vermuthlich hoffte er seinerseits dafür, als christliche Gegengefälligkeit, einige Nachsicht mit einer Grille oder Schwäche, welche er im Zustande seiner langen Schwermuth, bis auf einige leichte Anwandlungen, völlig abgelegt hatte, und die nun in gleichem Maße wieder bei ihm erschien, wie die Genesung des Leibes und der Seele wuchs. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß Menschen, während einer Krankheit, ihre Gemüths- und Denkart ändern und sie unwillkührlich mit der Rückkunft der Gesundheit wieder in alter Stärke äussern, als lägen ihre Tugenden und Fehler mehr im Fleische, denn im Geiste. Herr Rüdiger, der bisher mit Verachtung des Lebens nur auf Grab und jüngstes Gericht gesehen hatte, erinnerte sich nun gern wieder daran, daß das Alterthum des Geschlechts Trüllerey hoch über alle andere des deutschen und welschen Adels rage, und Karl der Große selber sich keines ältern Stammes rühmen könne. Denn die Trüllerey waren, nach seiner Meinung, aus der Burg Truellis, welche von den eingedrungenen Germanen einst im Waadtland gebaut, von den Helvetiern wieder erobert, nachher vom Cäsar verbrannt worden wäre. Allein der Lollhard, erhaben über den nichtigen Tand der Leidenschaften und über das vorüberfliehende Treiben der Sinnenwelt, beachtete nichts, als das vor ihm schwe-

bende unerreichbare Urbild der innern Vollendung, und Alles konnte nur zu höherm Aufschwung seiner Andacht gereichen.

Die beiden Alten verstanden einander auch nach mehrern Tagen nicht, und gerade deswegen wurden sie, wie es gewöhnlich geschieht, um so eifriger, einer den andern zu belehren und zu bekehren; denn sie liebten sich. Ihre Herzen blieben im zärtlichsten Verständniß.

35.

Die Schlacht bei St. Jakob.

Während die Greise nun im Thurme von Rore Bilder und Geschichten ihrer Jugend auffrischten, ihre spätern Abenteuer und Glückswechsel einander vertraulich mittheilten, oder ihre Bekehrungsversuche fortsetzten, verbreiteten sich in der letzten Augustwoche sehr widersprechende und beunruhigende Gerüchte über den Gang des Krieges, die bald alle Aufmerksamkeit an sich rissen. Der Dauphin von Frankreich, hieß es, sei mit ungeheurer Kriegsmacht über Basel gegen den Jura gedrungen; habe bei dieser Stadt ein Heer der Eidsgenossen, 4000 Mann stark, bis auf den letzten Mann niedergehauen, also daß Keiner entkommen sei, und rücke nun unaufhaltsam vor, das ganze Schweizerland einzunehmen. Man bot zur Bestätigung dessen nicht nur die Abschrift eines Briefes umher, den Thüring von Hallwyl der ältere an den Markgrafen Wilhelm von Hochberg nach Zürich gesandt; sondern auch Flüchtlinge aus dem Gebiete von Basel bestätigten das Unglück, und zugleich, daß die Belagerung des Schlosses Farnsburg aufgehoben, Alles von den Eidsgenossen in zerstreuter Flucht wäre. Es kam sogar Botschaft, daß sich Bern und Solothurn von Zürich nach Baden und Lenzburg zurückzögen, und daß die Gebirgsvölker von Glarus, Schwyz, Unterwalden, auch die von Zug und Luzern, über den Albis heimgingen, als sei Alles verloren.

Viele wohldenkende Bürger Aarau's riethen zu stärkerer Befestigung der Stadt, und zum Entschluß, in verzweifelter Gegenwehr für ihre und Berns Freiheit unter dem Schutte der Wohnungen und Tempel zu sterben. Viele der achtbarsten Männer des Rathes kamen in den Freihof, Unterredung mit Herrn Rüdiger zu pflegen. Die Gemeinde verlangte den Junker Gangolf zum Kriegsobersten. Aber von ihm war, seit er mit andern Eidsgenossen vor Farnsburg gezogen, keine Kunde mehr angelangt. Allgemeines Geschrei ging, auch er sei in der Schlacht bei Basel gefallen.

Das erste Schrecken über die Niederlage der Schweizer an der Grenze milderte sich aber bald durch spätere Nachrichten. Die anfängliche Wuth verwandelte sich dann in trotzigen Stolz des ganzen Volks auf seinen Werth; und der Fluch über die Feigheit der Vaterlandskrieger an den Grenzen ging in Bewunderung deren Heldengeistes über. Denn man vernahm, daß nicht 4000, sondern kaum 2000 Eidsgenossen einen unglaublichen heldenhaften Kampf gegen die gesammte französische Kriegsmacht bestanden hätten, daß darauf der Dauphin, statt gegen das Juragebirg zu ziehen, sein Volk rückwärts in den Elsaß und Schwarzwald gelegt, und geschworen habe, ein härteres Volk, als die Eidgenossen, nie gesehen zu haben; daß er sie nicht weiter versuchen wolle, weil er sie ihres Tapfersinnes wegen hochehren müsse. Man vernahm sogar, daß sich Frankreich trennen werde von den österreichischen Absichten; daß schon ein Tag für die Friedenshandlungen zwischen Frankreich und den Eidsgenossen beredet sei.*)

Botschaften so vergnüglichen Inhalts wurden mit heiterer Zufriedenheit, aber ohne ausschweifende und darum entehrende Freude aufgenommen. Denn die Schweizer, obwohl sie der Armagnaken Stärke und die Heermacht des Dauphins kannten, auch wohl wußten, daß dieser nicht durch die Schlacht an der Grenze allein, sondern mehr noch durch die vermittelnden Worte der Baseler Kirchenversammlung und des französischen Hofes eigene Entwürfe gegen Deutschland zum Frieden gestimmt worden war: fürchteten doch Frankreichs Uebermacht und Kriegskunst keineswegs. Sie wußten, die Hunderttausende der Franzosen würden unfehlbar in diesen Thälern und Bergen ihre schmachvollen Gräber finden und das ruhmlose Schicksal aller frühern Dränger und Eroberer erfahren. Denn wo jeder Greis und Knabe, wo Weib und Jungfrau Waffe und Blut nicht scheut, wo jeder einzelne Mann sich für des Landes Unabhängigkeit dem Tode geweiht hat: da ist jeder Berg, jede Engschlucht eine Burg, jeder Wiesenhag eine Schreckschanze, jeder Garten ein Schlachtfeld, jedes Haus, jede Hütte Festung und Bollwerk; da liegt wenig daran, wie viele Vaterlandshelden fallen, sondern wie viele Köpfe der fremden Eindringer das Leben jedes einzelnen theuern Hauptes bezahlt haben. Diese Gesinnung war die Frucht des Heldentodes der kleinen Schweizerschaar an der Grenze, die den Eidsgenossen nur das Zeichen gab, um welchen Preis man sterben solle. Schlechter, als sie, wollte kein Eidsgenoß sein.

Indessen konnte Herr Rüdiger Trüllerey seine wachsende Unruhe um Gangolfs Schicksal nicht verbergen, da einige Wochen verstrichen waren ohne Nachrichten über denselben. Obwohl er sich im Stillen für einen bessern Christen hielt, als seinen wiedergefundenen Freund Jörg, dessen Reden leider nur allzusehr nach der ärgerlichsten Ketzerei schmeckten, mußte er doch gestehen, daß er noch weit von dessen felsenfestem Glauben und harmloser Zuversicht auf Gott entfernt war. Der Lollhard hielt ihm daher auch vergebens sein eige-

*) Bekanntlich kam der ewige Friede der Eidsgenossen mit Frankreich schon zwei Monate nach der Schlacht bei St. Jakob wirklich in Ensisheim zu Stande.

nes Beispiel vor, wie er nämlich um das Loos der verlornen und geliebten Tochter ohne Bekümmerniß lebe, dieweil er wisse, sie sei in Gottes Hand; sie werde eher freiwillig das Leben, als die Tugend meiden; der Tod aber sei kein Uebel, sondern das Ende aller Uebel. Rüdiger bedachte nur, was er jedoch dem Bruder Jörg nicht gern, als einen der Hauptgründe seines stillen Kummers, gestehen wollte, daß Gangolf der Letzte vom Stamme Trüllerey im Aargau wäre.

Plötzliches Pferdegetrappel eines Nachmittags, über die Zugbrücke des Burggrabens herein, in den Freihof, endete aber alle Sorge des Vaterherzens. Wirklich sprangen Gangolf und Isenhofer frisch und wohlgemuth, nebst den Knechten, von denen sie begleitet waren, aus dem Sattel der Rosse. Viele der Nachbarn liefen herbei, die Ankommenden und besonders den wackern, schönen Junker zu sehen und ihn freundschaftlich zu bewillkommnen. Herr Rüdiger, sonst gebieterisch trocken, selbst gegen den Sohn, überließ diesmal sich seiner vollen Freude, und trat ihm unter der Thurmpforte mit ausgebreiteten Armen entgegen. Und doch empfand er schwerlich so viel Vergnügen, als Gangolf selbst, beim Anblick der niegesehenen Heiterkeit seines Vaters, und dessen inniger Traulichkeit mit dem Lollharden. Wegen seines langen Ausbleibens und beunruhigenden Schweigens entschuldigte sich der Jüngling so bündig, daß ihm die väterliche Verzeihung nicht entgehen konnte. Er hatte, nach Aufhebung der Belagerung von Farnsburg, mehrere Wochen lang die entführte Tochter des Lollharden in den Thälern des Jura gesucht, vom Weißenstein bis zum Bötzberg, in allerlei Richtungen, doch mit sehr vergeblicher Mühe. Auch nicht die leiseste Spur vom Dasein der schönen Beguine war zu entdecken gewesen. Ein geringer Trost nur war ihm vor Farnsburg geworden, nämlich Gewißheit, daß sie nie durch Thomas von Falkenstein dahin gebracht worden sei. Das hatte er von den Männern selber erfahren, die, wegen Uebergabe zu unterhandeln, ins Lager der Eidsgenossen gekommen waren.

Während der gegenseitigen Mittheilung aller Berichte und Geschichten hatte die Sonne sich hinter die Tannen des Gebirges niedergesenkt, und der Abendstern flammte heller über den Wartburgtrümmern. Herr Rüdiger führte seine Gäste in den Speisesaal. In der Mitte stand der Tisch mit viel Gedecken, von Speisen aller Art beladen; daneben ein altfränkischer Schenktisch mit Weinkannen von schwerfälliger Silberarbeit. Herr Rüdiger wollte die Wiederkehr seines Sohnes mit einem stattlichen Mahle feiern, und verkündete voraus seinen Zorn, wenn Bruder Jörg den trauten Kreis vor Mitternacht verlassen würde. „Denn“, sagte er, „das arme Leben hat gar selten so reiche Minuten; laßt sie uns festhalten. Ich hab' ihrer viele Jahre entbehrt und die lautere Freudigkeit ist meinem Herzen fremder geworden, als die Schwalbe dem Winter. Aber, liebwerthe Herren und Freunde, nun seh' ich mich mit dem Himmel und mir versöhnt; meines alten lieben Freundes Jörg Herz mir zugewandt; meinen schon todtgesagten Sohn heil und lebendig unter uns, und gesammte theure Eidsgenossenschaft ehrenhaft von ihrem schwersten Feind entladen. Mögen wir uns deß nicht billig freuen? Mein ganzes Haus soll ein Fest haben, der Keller diese Nacht nie geschlossen sein, und was Küche und Speisekammer vermögen, ist Dienern, Knechten und Mägden preisgegeben.“

Darauf, nachdem Gangolf die schweren, vergoldeten Becher mit altem Burgunderwein gefüllt hatte, faßte Herr Rüdiger seinen Kelch mit beiden Händen, hob ihn hoch empor und rief: „Vor allen Dingen aber, liebwerthe Herren und Freunde, trinket mit mir zum Gedächtniß der tapfern That unserer zwölfhundert Brüder und Eidsgenossen, die an der Grenze für uns in den edeln Tod gingen und den Hochmuth der Franzosen abwiesen. Fürwahr, wir säßen heut nicht friedlich beisammen, und hätten das Land voll fremden Mordgesindels, wären jene nicht an der Pforte der Eidsgenossenschaft so treue Wächter gewesen!“

Alle stimmten ein; doch Meister Isenhofer verzog dabei nach Gewohnheit die Miene etwas schälkisch, obgleich er den Becher bis auf die Neige leerte.

„Scheint's doch fast,“ sagte Herr Rüdiger, der es bemerkte, „daß Meister Isenhofer von Waldshut das blutige Heldenwerk der Eidsgenossen nicht groß preisen mag.“

— He, gestrenger Herr! antwortete Isenhofer lächelnd: nehmt's so genau nicht. Ich bin einmal des Glaubens, der Mensch thue selten große Dinge, sondern das Schicksal. Was wir klein, was wir groß heißen, hängt von Farbe und Anstrich ab, die wir selbst geben wollen. Ein weißgetünchtes Häuslein stellt von ferne mehr vor, denn ein altersgraues Schloß. Der Mensch ist ein thörichtweises Thier, daher in allem seinem Thun Thorheit und Weisheit. Oft hebt er sein Werk klug an, und endet es albern; dann wird er gescholten. Besser, er beginnet von vorn an närrisch, und macht einen gescheuten Schluß dazu, wie die Schweizer bei St. Jakob, so wird er hochgeachtet.

„Versteh' ich deine Sprüche, Meister,“ entgegnete der alte Herr, „so wäre die Vaterlandsschlacht an der Grenze ...“

— Ein dummer Streich gewesen, richtig! aus dem sich Eure Landsleute am Ende, wie Ehrenmänner, zogen! — unterbrach ihn Isenhofer.

„Laß uns hören,“ sagte Rüdiger, „denn die vielerlei Sagen von jenem Feldstreit brausen gegen einander wie Wellen, die sich selber verschlingen und wieder verschlungen werden.“

— Wir lagen, unserer etwa Drei- bis Viertausend, vor der Farnsburg — so hob, nach mancherlei vorangegangener Zwischen- und Streit-

rede, Meister Isenhofer zu seiner Rechtfertigung an zu erzählen —: drinnen saß der faule Fuchs Hans von Rechberg, und lachte nur in die Faust, wenn die Schweizer gegen das riesenhafte Schloß auf dem hohen Gebirgsscheitel anraunten. Uns ward die Weile lang; Felsen, schroff wie Mauern, und Mauern, stark wie Felsen. Als aber die große Büchse der Stadt Basel mit vielem Schußbedarf und Gezeug anlangte, zog der Rechberg andere Saiten auf und sprach von Uebergabe, mit Bedingung. Das ward nicht angehört. Eh' wir's uns versahen, war er in einer finstern Nacht entwischt und hinüber zu den Franzosen; hatte Filz unter die Hufen seines Rosses gewunden und sich also durch's Lager geschlichen. Wir sahen einen Heustall auf dem nächsten Berge brennen; das ward den Seinigen in der Burg ein Zeichen, er sei glücklich entronnen.

„Das ist des Rechbergers Kunst; darin thut's ihm Keiner gleich!" sagte Gangolf: „Der öde Wicht ist allezeit mit Kopf und Fuß geschwinder als mit dem Arm gewesen."

— Jählings kommt Geschrei, fuhr Isenhofer fort: der Dauphin ziehe an mit unzählbarer Macht von Mümpelgard, durch den Sundgau, herauf gen Basel. Er habe siebenzig-, neunzig-, andere sagten sogar, über hunderttausend Mann. Das wollte unserer keiner anfangs glauben; doch ward ein Bote ins Eidsgenossenlager vor Zürich gesandt, und man schickte uns von da sechs- bis siebenhundert Männer zur Verstärkung. Richtig aber standen die Franzosen alle an der Grenze. Der Dauphin mit seiner Hauptmacht, über 40,000 stark, blieb dort hinter der Birs vor der Stadt Basel; 10,000 schickte er voran bis Muttenz; 8000 seines Heeres zu Roß und zu Fuß führte der Graf von Dammartin in die Pratteler Wiesen, die sollten uns von Farnsburg verjagen. Als wir solches von Liestall her vernahmen, ward Höllenlärmen und Verwirrung ohn' Ende im Lager.

„Mit Erlaubniß, Freund Isenhofer, nicht aus Furcht und Schrecken!" fiel Gangolf ein.

— Mit nichten. Gegentheils, die Tollköpfe alle wollten dem Feinde entgegen, ohne seine Stärke zu wissen; die Vernünftigen riethen, ihn in den Bergen zu erwarten. Endlich ward man nach vielem Streit und Toben Rathes, ein Häuflein gegen die Pratteler Wiesen auszuschicken, um Feindesschau zu halten. Wir andern blieben indeß vor Falkensteins Schloß. Also machten sich zwölf- bis sechszehnhundert Mann auf, und Morgens acht Uhr standen diese dem Feind im Angesicht, der links und rechts Bewegungen machte, sie zu locken und zu umspinnen.

„An welchem Tage war's?" fragte der Lollhard, welcher jetzt mit großer Aufmerksamkeit horchte. Sein ritterliches Geblüt schien unwillkührlich bei der Erzählung in Gährung gerathen zu wollen.

— Am Mittwoch nach St. Bartholomäustag, den sechsundzwanzigsten des Augustmonats! antwortete der Berichterstatter.

„Fahre fort, Meister!" rief Herr Rüdiger. „Mich dünkt, ich seh', wie's kömmt. Mir brennt's das Herz ab."

— Die Schweizer betrachteten die Schlachtordnung des Marschalls Dammartin, erzählte Isenhofer weiter, und hielten vor den Armagnaken Fuß. Hundert Reiter, die der französische Heerführer gegen sie neckend voranschickte, waren bald weggeblasen. Die Schweizer folgten mit festem Schritt und schrien: „Da sind sie ja, die armen Gecken, die armen Schnacken! Tilgt das Ungeziefer aus dem Schweizerboden!" Damit warfen sie sich auf die feindlichen Stücke; damit brachen sie, ihrer nur zwölfhundert, in die Reihen und Haufen von achttausend Franzosen. Das war Tollmannswerk! — Aber sie zerrissen deren Ordnungen, wie Eisgang im Strom die langen Brückenjoche stürzt. Graf Dammartin zog, von dem unglaublichen Stoß geworfen, auf Muttenz zurück; ihm aber auf den Fersen folgten die Zwölfhundert. Dort, in der Weite des Feldes, standen wohlgeordnet zehntausend Armagnaken zu Fuß und Roß, an die sich Dammartin mit den Seinen schloß. Doch fröhlich und unverzagt drang Speer, Schwert und Kolben der Schweizer in die dichte Menge. Die eine Hälfte des Feindes schon durch Flucht, die andere durch Anblick derselben geschreckt, focht eine gute Weile, doch ohne Zuversicht. Es ward den Armagnaken viel Volks erschlagen, viel schöner Panner, viel Roß und Troß und köstlich Gut entrissen; zuletzt der Sieg. Der Strom ihrer Flucht zog gen Basel, über die Birs, und festes Schrittes die Schaar der Zwölfhundert nach. Nun erst unaufhaltsam, nun erst des Kampfes recht brünstig, liefen die Sieger, vom Birsrain durch's Wasser, gegen des Dauphins Gewalthaufen. Das war Tollmannswerk, das Raserei! Der Dauphin mit vierzigtausend Mann geruhetes Fußvolks, in vier Haufen getheilt, erwartete sie jenseits.

„Halt!" rief Gangolf dazwischen: „War's doch nicht der Hauptleute Schuld. Auf dem Birsrain mahnten sie das Volk ab, keinen Schritt weiter zu thun. Es war allen bei Ehr' und Eid verboten, über die Birs zu gehen. Bei Pratteln schon hatten die Führer verboten, sich ernstlich einzulassen. Aber die Mannschaft war ertäubet, sah nur den Feind, rannte ohne Ordnung in die Birs und erkletterte das steile Ufer jenseits im Angesicht der ganzen Heermacht des Dauphins. Die Hauptleute mußten, gern oder ungern, nachlaufen. So hat's mir ganz Basel erzählt."

— Drum war's Tollmannswerk, und die Schlacht, als wahrhafter Narrenstreich, wider alle Mannszucht angehoben! erwiderte Isenhofer: Noch hatten sich die Zwölfhundert nicht jenseits der Birs völlig geordnet, da ließ der Dauphin den Donner alles seines Geschützes in sie gehen; da fuhr Hans von Rechberg mit sechs-

hundert deutschen Rittern wider sie ein; ihm folgten achttausend Herren und Wappner auf schweren Pferden, also, daß die Schlachthaufen der Eidsgenossen schnell getrennt wurden. Nun sahen sie wohl ihren Thorenstreich ein; aber sie beschlossen, ihn glänzend zu enden. Ein Theil der Ihrigen, bei fünfhundert, zog wieder gegen die Birs hinab, und von da auf eine Au, vom Wasser umgeben. Dort, umringt von Tausenden, fielen sie, grimmig kämpfend, Mann um Mann, von Kugeln und Pfeilen aus der Ferne erlegt. Ein anderer Theil, ebenfalls bei fünfhundert, wandte sich anfangs gegen Basel, Beistand aus der Stadt hoffend. Die Hilfe kam wohl, aber konnte nicht mehr zu ihnen dringen. Dann begaben sie sich, unter strengem Gefecht, von der Stadt hinweg zum Siechenhaus und Garten zu St. Jakob. Dort, hinter dem Mauerhag, schlugen sie dreimal des Dauphins Sturm furchtbar zurück; zweimal dazu fielen sie mörderisch aus und sieghaft. Der Abend kam. Allein immer neue Schlachthaufen des Feindes wälzten sich heran. Des Dauphins Geschütz schlug die Mauer des Baumgartens nieder. Haus, Kapelle, Thürmlein standen in Flammen. Jeder Schutz verschwand. Die Schweizer stritten, unter Blut und Wunden, wenn auch müde vom Tagwerk, dennoch, als begönne der Kampf erst; sie würgten wie Löwen. Dem Ruhm des Schweizerlandes wollte Jeder das Leben bringen. Mehr denn achttausend erschlagene Feinde bedeckten schon das lange Schlachtfeld. Da endlich traten noch die letzten Eidsgenossen zusammen, drangen hervor über den Mauerschutt, und stürzten, dem Tode sich weihend, zum letzten Streit in des Feindes dickste Menge. Fechtend fielen sie alle. Keiner behielt, keiner verlangte das Leben. Der Dauphin selbst war von so großer Mannstugend der Schweizer, die man wie feige, rußige Buben geschildert hatte, gerührter, denn durch den Tod der vielen tausend Seinen. Ich erzähl' Euch kein Mährchen. —

Als Isenhofer schwieg, herrschte unter den Zuhörern große Stille. Sie horchten gleichsam noch mit den Augen, die unverwandt an ihm hingen.

„Also keiner dem Tode entronnen von den zwölfhundert frommen, tapfern Männern?“ sagte Herr Rüdiger.

— Auf der Wahlstatt haben die Basler, antwortete Isenhofer, noch zweiunddreißig, voller Wunden, athmend gefunden. Flüchtig war keiner geworden. Sagt' ichs nicht, es war zu einem Thorenstück ein weiser Schluß? Sie mußten sterben, mußten, nun sie es so weit getrieben hatten. Ihre Leichen mußten die blutige Schwelle des Vaterlandes werden, sonst wär' ihr Tagwerk ein Thorenstreich geblieben, wie es mancher andere geblieben ist. Das aber zu leisten, dazu, beim Himmel, waren Männer vonnöthen, die Höheres kannten, als das Leben. Sie zeigten auf der Grenze den Feinden vor sich, was ferner zu erwarten sein würde; und zeigten den Eidsgenossen hinter sich, was sie zu thun hätten, ein freies Vaterland zu behaupten. —

Jetzt ward die Unterhaltung der Herren lebhafter. Der große Gegenstand begeisterte sie, wie er nach Jahrhunderten noch die stolzen Enkel begeistert. Man sah den Krieg schon jetzt so gut als beendigt. Was vermochte der römische König, dem die Deutschen selbst Beistand versagten, sobald der französische Hof sich von ihm trennte und Frieden mit den Eidsgenossen einging? Das abtrünnige Zürich mußte nun früh oder spät dem Bunde mit Oesterreich entsagen und der verzweifelnde Adel froh sein, wenn man ihm nicht die letzten Burgen wegbrannte.

Gleichwie sich im Speisesaal der Burg die lauten Stimmen vermengten, wo abwechselnd Herr Rüdiger seinem Sohne von den Schicksalen auf Grimmenstein erzählte, Isenhofer seine Lieder anstimmte, oder der Lollhard gar den Mund von neuen Weissagungen ertönen ließ: ward es auch im Erdgeschoß am Tische lebendiger beim Klange der grüngläsernen Weinbecher. Seit vielen Jahren zum erstenmal schollen die alten Gewölbe der Veste vom ungewohnten Geräusch fröhliches Gesanges, Scherzes und Gelächters wieder.

36.

Freund und Feind.

Obwohl Gangolf zuweilen mit seinen Gedanken unwillkührlich obwesend war, gewährte ihm doch der Anblick dieser traulichen Abendgesellschaft zuletzt den höchsten Lustgenuß. Er, von Allen vielleicht der Nüchternste, gerieth dennoch zuweilen in Versuchung, sich für den Einzigen zu halten, dessen Einbildung ein Räuschchen gesteigert habe. Schon die wunderbare Weise, in welcher die Verhältnisse seines Vaters mit den Schicksalen des Lollhards verflochten gewesen waren, machte ihn zum Zweifler an der Richtigkeit seiner Sinneswerkzeuge, oder seines Verstandes. Und doch bestätigte ihm jede neue Antwort auf neue Fragen umständlich das schon Erfahrene. Mehr aber, denn Alles, setzte ihn die unglaubliche Verwandlung seines Vaters in Erstaunen, den er von jeher als einen strengen, mürrischen, stillen Mann gekannt hatte, und der jetzt, sich heiter bewegend, das vormals schwere Leben mit dem Muthe, ja Muthwillen eines Jünglings trug. In fröhlicher Würde, und zierlicher denn sonst gekleidet, saß der verjüngte Greis wie ein König da, der ein neues Reich erobert hat, und belebte mit Scherzen die Unterhaltung der Jüngern. Ueber seinem grauen Haupte schimmerte stolz im Schnitzwerk der Rücklehne seines breiten Armsessels die goldene Krone mit den weißen Reiherfedern über der weißen Lilie im scharlachrothen Felde des Trülleywappens.

„Lustig, Junker!“ rief Isenhofer und füllte Gangolfs Silberbecher bis zum Rande: „Was

träumet, staunet und sinnet Ihr? Jetzt ist's Zeit, gottselig zu sein. Glühen nicht selbst dem wohlehrwürdigen Bruder Lollhard vom heiligen Feuer die Wangen über dem Bart, wie ein himmlisches Morgenroth über Nebeln des Jammerthales?"

— Du bist ein glücklicher Mann, der sich die Gottseligkeit becherweis aus dem Weinfasse zapft! sagte Gangolf lächelnd: Das ist neue Lehre!

"Mit nichten, Freund, uralt, denn Noah lebte schon vor den Propheten!" erwiederte der begeisterte Sänger von Waldshut: "Seht Ihr, ich war vor Zeiten auch Zweifler, und konnte sogar nicht begreifen, ob eben wohlgethan sei, daß man den Wein erfunden habe, der doch den Weisesten zum Narren machen und die ganze Welt auf den Kopf stellen kann. Hintennach erst ging mir Licht auf, als ich lernte, daß nur gute Leute froh und nur frohe Menschen gut sein können. Es erhöhet der Wein über alle Armseligkeiten des Alltagslebens, versöhnet Feinde, gleicht in allgemeiner Verbrüderung das Unverbrüderte aus, gibt dem Feigen Muth, dem Thoren Witz, dem Greise Jugend, dem Heuchler Wahrheit, dem Müden Kraft, dem..."

— Halt! unterbrachen plötzlich die Stimmen Aller den Lobredner des Weines: Still! — Was ist das? — Hört! —

Ein langes, durchdringendes Wehgeschrei, wie aus einer weiblichen Kehle, ließ sich aus dem untern Saale vernehmen, wo vorher die Dienerschaft jubelte, und mitten in einem ihrer Gesänge verstummt war.

Man horchte, indem man sich gegenseitig fragende Blicke zusandte. In die weite Burg, die noch eben vom Frohlocken der ausgelassenen Lust widerhallt hatte, schien der Tod eingekehrt zu sein. Man hörte nur das einförmige Rauschen der Aare, und das allmälig wachsende und schwindende Gerassel des Steingerölles unter dem Stoß ihrer Grundwellen.

"Drunten ist Unglück geschehen!" rief Herr Rüdiger mit Zeichen ernsthafter Besorgniß.

— Ich werde untersuchen! sagte Gangolf, und wollte aufstehen; Isenhofer zog ihn aber wieder zu seinem Sitz und bemerkte: Warum man das Ding so ernst nehme? Vermuthlich habe irgend eine Eva im wiederhergestellten Paradiese zu hohe Bocksprünge gemacht.

Man horchte von Neuem. Es ward ein seltsames, dumpfes Getöse laut, das bald wieder verscholl, und welchem dann der lang anhaltende Schmerzensschrei, oder das erschütternde Gebrüll einer Mannsstimme, folgte.

"Lassen wir uns nicht stören!" redete Isenhofer zu: "Die Leute machen sich auf eigene Weise lustig; rohes Volk geht nicht zufrieden vom Wein, wenn es nicht blutige Nasen vor der Stirn mitnehmen kann, um sich wenigstens vierzehn Tage lang der genossenen Ergötzlichkeit zu erinnern. Sie lieben buntes Angedenken; gönnen wir's den guten Leuten!"

— Ich glaub' es beinah', sie treiben Schlägerei, stimmte Herr Rüdiger ein; also ein Sündenfall in Isenhofers Paradies; nicht mehr. Still! Ich höre des Meisters Langenhardt Schritte auf der Stiege. Er wird gebührende Auskunft über die Schicksale der Unterwelt erstatten.

Wirklich trat der Hofmeister des Burgherrn, ein kugelrunder kleiner Mann, mit sehr verstörtem Gesicht herein, das sich Mühe gab, die gehörige Ehrfurcht und Amtsmiene wieder zu suchen. Drei Mal verbeugte er sich, so tief er konnte, ohne ein Wort zu sprechen.

"Was gibt's, Langenhardt?" redete ihn Herr Rüdiger an: "Machet ihr drunten Schädelproben? Sendet die Schlagsüchtigen ins Bett, wiewohl es noch früh ist, und haltet die Andern zum Frieden."

— Meine gnädigen Herren wollen geruhen, sagte der Hofmeister, und verstummte wieder, rieb sich die Stirn, als wenn ihm der rechte Ausdruck für sein Anbringen entlaufen wäre, und fuhr mit einer abermaligen Verbeugung fort: Ich glaube, Gott sei meiner armen Seele gnädig! der Teufel ist los. Behüte der Himmel, keiner von Ihro Gnaden Leuten sich verfehlt. Ich saß beständig aufmerksam zuoberst am Tisch, und meine Gegenwart hielt das Hausgesind' in Schranken geziemender Ehrbarkeit. Aber da stürzte Knall und Fall allerlei fremdes Volk durch den Hof in den Thurm und hätte sich einander unfehlbar vor unsern Augen kläglich ermordet, wären wir nicht auf und dazwischen gesprungen.

"Was für Volk? Fremdes Gesindel? Hat man's gefangen?" fragte der alte Herr auffahrend.

— Ein Schwarzwälder, Ihre Gnaden, zu dienen, liegt fest gebunden. Das kostete ein schweres Stück Arbeit! antwortete der Haushofmeister: An des Teufels Großmutter aber wagte sich selbst der Jäger nicht, und die beiden lustigen Töchter kann man unbesorgt stehen lassen.

"Was Schwarzwälder, Teufels Großmutter und lustige Töchter!" schrie Herr Rüdiger mit verdrießlichem Lachen: "Du bist klärlich des Weines voll und toll! Berichte den Hergang in schicklicher Ordnung. Vielleicht treiben lustige Gesellen aus der Stadt, die Euer Jubiliren anlockte, höflichen Spaß mit Euch."

— Wenn Ihro Gestrengen und Gnaden mir gestatten, versetzte Meister Langenhardt, indem er tiefern Odem schöpfte, so werd' ich kürzlich berichten, wie es kam. Wir andern saßen in lieblicher Eintracht beisammen, hatten allerlei Kurzweil und Schimpfspiel, und stimmten, als es Ihro Gnaden ausdrücklich erlaubt haben, ein zierliches Liedlein an. Da stand unversehens ein fremdes Weibsbild unter uns; keiner hatt' es zur Pforte hereinkommend gesehen. Es ist ein altes Stück; scheußlich anzuschau'n, wie die Sünde, trägt Geierkrallen an den Händen, und im Kopfe feu-

rige Augen, wie der Kater. Männiglich erschrack vor dem Unhold. Das Thier redete viel, was ich nicht verstand. Darauf traten zwei junge Bauermägdlein herein, und grüßten sittsam und züchtig. Aber, Ihro Gnaden, als das jüngste mich nach Eurer Gnaden fragte, ward mir fast bange, denn sie gleicht der heiligen Jungfrau Maria am Altar von St. Ursulakapell wie ein Ei dem andern, und ist noch viel schöner. Es ist wahrscheinlich die Mutter Gottes in unserer Landestracht; ich lüge nicht!

Bei dieser treuherzigen Versicherung konnten sich die Herren insgesammt nicht des lauten Lachens erwehren.

Der Hofmeister sah die Zuhörer verblüfft an, verbeugte sich mehrmals und fuhr dann fort: „Ich lüge nicht. Sag' ich ein falsches Wort, mög' es mir an Leib und Gut gehen! Auch wollt' ich Ihro Gestrengen und Gnaden stracks Meldung von dem Vorfall thun. Da fuhr aber ein Schwarzwälder Bauer, den Niemand von uns kennt, jählings herein, warf seine rothen Koboldsaugen unter dem vierfaltigen Strohhut links und rechts, sprang gegen besagte Jungfrau, und hätte sie bei einem Haar erwischt, wäre nicht Heini Entfelder dazwischen gesprungen. Nun ward Teufelslärmen. Ihro Gnaden haben zweifelsohne hier oben vernehmen mögen, immaßen die beiden Töchter kläglich das Freihofen-Recht onriefen, während des das alte Höllenweib einen gellenden Schrei ausstieß, dann mit einem Satz auf den Tisch zwischen die Speisen sprang, gegen den Schwarzwälder Basiliskenaugen machte und ein langes Messer wider ihn zuckte. Der vierschrötige Bauerkerl seinerseits zuckte seinen Dolch auf die Alte und wollte zum Tisch. Doch Heini, Irni Fäsen, Hemman, wir alle über den Schurken her, entrücken ihm das Messer, werfen ihn zu Boden, knien auf ihn, und halten ihn, bis Frau Elsbeth dicke Seile bringt. Der gelbe Schwarzkittel brüllte wie ein Stier, der den Fehlschlag empfangen hat. Jetzt aber ist er wohlgeschnürt; knirscht mit den Zähnen, verdreht die Augen, und schäumt, als hab' er fallendes Weh.“

Die Herren sahen einander zweifelhaft an, und schienen nicht zu wissen, ob sie ernst bleiben, oder ihrer zurückgehaltenen Lachlust ungefesselten Lauf gestatten sollten.

„Meister Langenhardt,“ sagte endlich Herr Rüdiger, „deine Reden haben einen Stich vom guten, alten Rothwein, und ich mag's dir nicht zürnen. Laß die Brücke aufziehen und die Pforten schliessen. Den wüthigen Bauertölpel werfet auf ein Bund Stroh in die gute Gewahrsame links dem Keller, wo er den Rausch verschlafen mag. Morgen dann wird er wegen des frevelhaften Einbruchs in diesen gefreieten Hof Red' und Antwort leisten können. Eben so sperre des Teufels Großmutter fest ein. Wir wollen uns mit ihrem Liebreiz den Magen nicht verderben. Hingegen deine heilige Jungfrau, in Landestracht, und ihre Begleiterin, welche das Freihofen-Recht beide angerufen haben, führe zu uns. Ich hoffe, ihr Anblick wird hier den lieben Herren und Freunden nicht den Wein versäuern.“

— Vortrefflich! rief Meister Isenhofer: Ihr urtheilet, Herr Ritter, wie es dem Rittersmann zum Schutz zarter Mägdlein, und einem gastfreundlichen Hauswirth zur Versüßung unsers Mahles gebührt.

Der Hofmeister verbeugte sich nach empfangenem Befehl seines Herrn, und eilte, ihn gehorsam zu vollstrecken. Auch erschien er bald wieder, und öffnete die Thür weit, durch welche zwo Bäuerinnen schüchtern hereintraten, die ihre Gesichter, beschattet von einem buntbebänderten, kleinen tellerförmigen Strohhut, auf die Brust gesenkt hatten und sehr verlegen schienen. Sie waren sonntäglich gekleidet, in schneeweißen, bauschigten Hemdärmeln, mit silbergesticktem Göller und Brustlatz, über welchen an breiten, versilberten Haften eben solche Ketten hin- und hergeschnürt waren. Der kurze Rock, breit von den Hüften abstehend, mit tausend eingenähten kleinen Falten, die obere Hälfte zeisiggrün, die untere Hälfte schwarz, ließ nicht nur die scharlachfarbene Einfassung des Unterrocks, sondern auch den schwarzen Lederriemen sehen, welcher die rothen Strümpfe unter den Knien geziemend festhielt.

„Ihr Mägdlein, saget an, warum rufet Ihr das Freihofen-Recht an? Was habt Ihr gesündigt, deß man Euch verfolgt?“ sprach Herr Rüdiger Trüllerey mit angestammter Würde, und ohne seinen Wappenstuhl zu verlassen.

Die eine der Bäuerinnen verneigte sich mit seltenem Anstande, erhob das Antlitz gegen den Burgherrn und wollte reden. Aber die Worte versagten ihr plötzlich, als sie aufblickte; und, wie von einem Wunder gerührt, saß auch die ganze Tischgesellschaft unbeweglich und stumm mit den Augen zu der ländlichen Schönen gewandt. Meister Langenhardt hatte das rechte Wort getroffen. Es war eine Madonna in demüthiger Bauerntracht, und doch auch in dieser Demuth eine unverkennbare Himmelskönigin.

Der Zauber, welcher die Todtenstille hervorbrachte, währte jedoch nur einen flüchtigen Augenblick. Denn Gangolf sprang vom Sessel auf und rief: „Veronika!“ Und die junge Bäuerin kniete im gleichen Augenblick am Stuhl des Lollharden, legte die weißen Arme um den Greis und sagte freudig weinend: „O, lieber Vater!“

„Was gibt's denn?“ rief Herr Rüdiger. Aber ihn hörte keiner, der antworten konnte. Denn der Lollhard hielt, erschüttert bis zu Thränen, sein Kind lautlos in den Armen, und Gangolf, seitwärts den Knienden, schien vom Erstaunen zur Bildsäule gewandelt zu sein.

Herr Rüdiger wiederholte sein: „Was gibt's denn?“ noch einige Male vergebens. Er mußte sich gedulden, bis der erste Sturm einer bis zum Schmerz gesteigerten Freude verbrauset war.

Dann führte der Lollhard die Jungfrau selber zum Lehnsessel des Ritters und sprach: „Großes hat der Herr an mir gethan, er, der des Wurmes im Staube gedenkt! Gelobt sei ewig sein Name! Siehe, dies ist meine Tochter. Sie ist mir wiedergeboren, wider welche der Höllendrache eitle Anschläge gemacht.“

Veronika neigte sich, des Ritters Hand zu küssen. Er aber drückte seine Lippen segnend auf ihre helle Stirn und pries den Vater glücklich, wie sich selbst, daß sie in seinem Hause dem Greise wiedergegeben worden sei. Der Lollhard aber stellte ihr nun den ehrwürdigen Rüdiger, als den altgeliebten Freund aus Jugendtagen, vor; dann auch den freundlichen Sänger aus Waldshut. Als sie sich nach diesem aber grüßend gegen Gangolf neigen wollte, floß ein röthlicher Lichtglanz über ihr Antlitz, und die Augen, die sich himmelwärts heben wollten, kehrten blöde zur Erde, da sie auf ihrer zitternden Hand das Brennen seiner Lippen empfand.

Während dieses frohen und anhaltenden Durcheinanders von gegenseitigen Erklärungen, Glückwünschen, Freudenbezeugungen und Fragen, stand der Haushofmeister in strenger Ehrerbietung, ohne eine Geberde zu ändern, auf einer Seite der Thür, auf der andern die Begleiterin Veronika's, eine junge Bäuerin, bitterlich weinend aus Furcht oder Rührung. Man hatte des armen Mädchens ganz vergessen, bis Herr Rüdiger desselben wieder gewahr ward.

„Und wer ist denn dort Eure Begleiterin?“ fragte er die Tochter seines beglückten Freundes.

— Gnädiger Herr, nahm Veronika das Wort, es ist das Kind meiner Retterin, meiner Pflegerin, der ich ewigen Dank schuldig bin. In der Nacht, da wir auf der Hard von den Bösewichten überfallen wurden, und ich meinen Vater verlor, irrt' ich mit unserer Magd, die mich aus der Hütte gerissen hatte, lang' im Wald. Sie schleppte mich in der Angst fort; ich wußte nicht wohin? Sobald ich aber den ersten Schreck in mir überwunden hatte, kehrte' ich zur Hütte meines Vaters zurück, um sein Schicksal mit ihm zu tragen. Die treue Magd wehrte vergebens. Ich fand unser Haus verödet. Ich suchte, und rief Euch, lieber Vater, tausend Mal, und ohne Trost. Dann ging ich, die Magd im Walde wieder zu finden. Sie war jedoch verschwunden. Nun blieb ich einige Zeit liegen. Dann irrt' ich durch Wald und Gebirg, bei finsterer Nacht, bis nach einigen Stunden ein einzelnes Bauerhaus vor mir sichtbar im Gebüsch ward. Es liegt hoch in den Bergen. Meine Kraft war gewichen. Ich legte mich auf die hölzerne Bank vor der Hüttenthür. Da fanden die Leute mich am Morgen schlafend. Man nahm mich ins Haus. Ich erzählte mein Unglück. Die Eigenthümerin des Hofes, eine Wittwe, und Mutter von sieben Kindern, trug großes Erbarmen zu mir. Ich ward ihr achtes Kind, und das gute Gritli meine liebe Schwester.

„Heda!“ rief Herr Rüdiger der weinenden Bäuerin zu, „tritt herzu, mein Kind. Du bist keine Fremde in diesem Hause. Sei willkommen! setze dich zu uns und labe dich an meinem Tisch.“

Gritli, ihre Augen mit dem Zipfel der grünen Sonntagsschürze trocknend, blieb an der Thür blöde stehen, bis Gangolf, dann auch Veronika, schmeichelnd zu ihr traten und sie mit sanfter Gewalt zum Tisch zogen. Isenhofer trug von den schweren, altfränkischen Stühlen herbei. Alle nahmen ihre Plätze ein; Veronika neben Gritli und ihrem Vater. Man füllte den Jungfrauen neu herbeigebrachte Becher und legte ihnen vom Leckersten vor. Aber sie berührten die Speisen nicht, und nach langem Bitten netzten sie ihre Lippen mit dem Weine.

Nach einer ziemlich langen Unterbrechung von Veronika's Erzählung, wobei auch Gangolf bewies, daß er vom Entzücken über die Madonna in Landestracht keineswegs die Sprache ganz verloren habe, setzte die Begutte auf Verlangen ihres Vaters, den Bericht ihrer einfachen Abenteuer fort.

„Gritli's erwachsene Brüder“, sagte sie, „durchzogen die Hard und die umliegenden Dörfer mehrmals, ohne Nachricht von Euch, lieber Vater, zurückzubringen. Auch kam Niemand zu dem abgelegenen Berghofe, ausser dann und wann ein Bettler, oder umherstreichender Wahrsager oder Zigeuner, von denen wir aber nichts vernahmen. Mein Herz jedoch verzagte nicht und büßte nie den Glauben an das göttliche Walten der Vorsicht ein.“

— Und Ihr vergaßet dabei mich, Euern und Eures Vaters treuen Freund, sagte Gangolf, indem er der Erzählerin einen Blick des zärtlichsten Vorwurfs zusandte: Ihr vergaßet mich, und hattet keinen Eurer Boten für den Freihof von Aarau?

Veronika erröthete und ward stumm.

„Du hast die alte Wahrsagerin zu nennen vergessen!“ flüsterte ihr Gritli leise in's Ohr, um nach ihrer Meinung dem Gedächtniß der Erzählerin zu helfen.

„Eben wollt' ich ihrer erwähnen!“ sagte Veronika, die noch eine kleine Verwirrung in sich zu besiegen hatte: „Gritli's Mutter nämlich erfuhr durch eine Wahrsagerin aus Aegyptenland, daß Euch, lieber Vater, der grausame Freiherr von Falkenstein gefänglich im Schlosse Gösgen halte; daß er auch mir nachstelle und geschworen habe, mich an sich zu bringen, und müßt' er alle Löcher und Höhlen des Gebirges aussuchen. Also hielten sie mich geheim in der Berghütte, bis die Zigeunerin am heutigen Morgen in der ersten Tagesdämmerung wieder erschien. Sie sagte zu unserm großen Schrecken, Falkenstein schleiche seit Tagen, als Viehhändler, durch die Berge in der Nähe umher; ich müsse von dannen, und mit ihr zum Freihof von Aarau, wo Ihr, lieber Vater, schon wochenlang bei Herrn Trüllerey lebet. Alle

warnten mich. Aber ich ging, Euch zu suchen, sobald es Abend wurde. Die Zigeunerin wanderte voran, des Weges und der Sicherheit willen; Gritli begleitete mich in treuer Liebe; Gritli's Brüder folgten uns bewaffnet in einiger Ferne, bis wir hinab zum Dorfe Küttigen gelangten. Auf der finstern Aarbrücke kam die Zigeunerin gegen uns fröhlich und meldete, daß das Stadtthor noch offen und es nicht spät sei. Indem trat aber ein Mann zu uns, den wir im Dunkeln nicht erkannten, und sprach die Aegypterin an. Dieselbe antwortete jedoch keineswegs, sondern zupfte uns erschrocken und heftig, als sollten wir eilen. Sie selber lief pfeilschnell fort. Wir ahmten ihrem Beispiel nach und sahen sie in der Stadt, uns noch einmal winkend, inner dem Gemäuer des Freihofs verschwinden. Odemlos erreichten auch wir dies Haus. Der Fremde folgte uns auf den Fersen. Anfangs bedrohte mich allein seine Gewalt. Er aber schien die Aegypterin zu erkennen, und zu hassen. Denn ohne der Männer Beistand drunten würd' er das Weib umgebracht haben."

Schärfer horchend, um keine Sylbe zu überhören, und schneller athmend, hatte sich langsam funkelndes Auges Gangolf, während der letzten Reden der schönen Begutte, am Tische aufgerichtet. "Das ist einer von des Falkensteiners ausgesandten Spür- und Mordhunden!" schrie er: "Herauf mit ihm!" Er muß das blutige Schelmenwerk beichten, zu dem er gedungen worden ist, oder wir lassen ihm das Geständniß, in der Märterkammer unterm Thurmdach, aus der Seele haspeln."

— Gemach, gemach! Der Kerl, wer er auch sei, wird uns nicht entkommen! — sagte Gangolfs Vater.

"Es ist einer von Thomanns Bande! Wahrscheinlich der Raubmörder einer, die das Heiligthum in der Hard zerstört haben!" rief der Junker mit voriger Ungeduld.

— Zuerst wollen wir die treue Zigeunerin vor uns rufen. Langenhardt, führe das ägyptische Weib herbei! sagte der greise Trüllerey mit Nachdruck und Würde, und fuhr, sobald sich der Hofmeister hinwegbegeben hatte, fort zu reden: Gangolf, dies Weib hat meinem frommen Freunde die Tochter wiedergegeben und vermuthlich noch mehr gethan, was meine ganze Erkenntlichkeit auffordert. Ich denke, es sei die alte Ilsel. Gangolf, zwar sagt man, die Rache sei süß, aber süßer noch ist's, danken zu können. Ich bin einer Zigeunerin Schuldner. Sie brachte mir meinen Ring, Bruder Jörg, von dir zurück; durch sie wurdest du entdeckt.

Der Lollhard schüttelte das graue Haupt und sprach: "Den Ring hat die Heidin wohl eher entwendet, als gefunden, und mich selbst hat sie eher dem Falkensteiner, als dir, entdeckt und überantwortet. Nicht ihr, sondern Gott gebührt unser Loblied, der unsern Fuß wunderbar leitete durch die Finsterniß der Zeit. Laß die Heidin aber ziehen in Frieden, und belohne sie nach deinem Gewissen. Denn wer einem Sterblichen unverdienten Dank bringt, der danket nur Gott; so wie derjenige, welcher einen Menschen verfluchet, dem heiligen und unerforschlichen Rath der Vorsehung fluchet."

Die Fortsetzung dieses Gesprächs wurde nach einiger Zeit durch das Eintreten der herbeigebrachten Ilsel unterbrochen. Herr Rüdiger fand, bei ihrem Erscheinen, angemessen, dem Hofmeister zu befehlen, sich aus dem Saale zu entfernen. Er wollte wahrscheinlich nicht zu viel von des Hauses Geheimnissen laut werden lassen.

Die Alte ließ ihre Späheraugen schnell in der Runde der Anwesenden laufen, und trat dann mit einer Freundlichkeit, die sie durch widerliches Grinsen bezeichnete, dem Tische näher.

"Schön gemacht! Schön gemacht, Väterchen!" sagte sie mit geläufiger Zunge, indem sie das hagere Gesicht gegen Herrn Rüdiger drehte: "Alles beisammen! Siehst du? Der Herr von Ende bei Günther von der Weide! Denk' an den Goldreif! Hab' ich meine Sache gethan, alter Schatz? Und die schmucke Braut hab' ich dir gebracht, Goldsöhnchen, weil du mir lieb bist!" sagte sie zu Gangolf, der beinah' so sehr, als Veronika, erröthete, während Isenhofer die feine Nase in den Weinbecher trinkend versteckte, um sein Lächeln unsichtbar zu machen.

— Schweig, Alte! rief Herr Rüdiger: Ich begehre von dir nicht unzeitiges Geschwätz, sondern Antwort auf Fragen. Hast du diesen ehrwürdigen Bruder hier (er zeigte auf den Lollhard), an Thomann von Falkenstein verrathen und ausgeliefert?

"Was ausgeliefert, alter Schatz? Nicht verrathen; ich ließ ihn fahren, weil er nichts von dir und mir wissen wollte, nichts von Günther von der Weide. Mir an, dacht' ich und ließ ihn fahren, daß ihn der Drache in sein Nest zog. Ist seine Schuld! Aber Junkers schmucke Braut, nicht den Lollhard, begehrte der Falkenstein zu besitzen. Die that ich warnen und rettete sie; denn Jünkerlein ist mir lieb. Und als der Falkenstein wollt' Aarau ausbrennen, da hab' ich den Bluthund geschreckt und gewarnt vor dem Freihof, unterwegs, in der Wetternacht, wie er gegen die Stadt zog. Das hab' ich, schmuckes Goldsöhnchen; denn lieb hab' ich dich. Suchte auch das verflogene Täubchen so lange, bis meine Leute sein Nestlein fanden. Der Falke war schon auf Täubchens Spur."

— Was? schrie Gangolf, Falkenstein hatte Anschläge auf Aarau? Verdammte Bettel, und du konntest schweigen? Hättest du den Mord sehen mögen, wie zu Brugg?

"Nun denn, Goldkind, hast du mich bezahlt, dir alles zu sagen, was ich weiß? Mir an, wär' das Städtlein angegangen, ich hätte gelacht, denn es hat es wohl verdient an mir. Haben meine Jungen hier nicht oft magern müssen, gefangen im Rothstall? Und darf ich bei Tag hier auf der

Straße wandeln, daß mir die Schuders nicht auf den Hacken sitzen? Aber doch wär' ich mit in die Stadt gezogen und hätte dein wahrgenommen, Goldsöhnchen. Kein Faden am Kablet dein wäre gesengt worden, so lieb hab' ich dich. Und gestern verkündete mir mein Ghyr: Junker Gangolf zieht zum Freihof heim! Husch ich zum Nest auf den Berg und dir das Täubchen gebracht! Hab' ich mir Lohn verdient?"

Herr Rüdiger unterbrach das geschwätzige Weib mit härterer Stimme und sprach: "Schweig, gib andere Beweise für des Falkensteins Mordanschläge, als die sind, die aus deinem Lügenrachen durch die Luft fahren."

Die Alte lachte laut und rief: "Andere? Alter Schatz, du hast den Wolf in der Falle, pelz' ihn selbst aus. Frag' ihn!"

— Wen fragen? erwiederte Herr Rüdiger verdrossen.

"Hast du den Falkenstein nicht im Thurme?" versetzte die Zigeunerin. "Frag' ihn, foltr' ihn, quäl' ihn, tropfenweis zapf' ihm das Blut ab, faserweis reiss' ihm das Herz aus. Du hast ihn."

— Bist du von Sinnen? fuhr Rüdiger sie an.

"Hast ihn! er ist's! Laß ihn dir bringen. Am Bilgerihof erschaut' ich ihn gestern Abends im Zwielicht. Ich kannte den Schwarzwälder schnell; mich sah er nicht. Hui, dacht' ich, erst bring' ich meinem Junker das Bräutchen: dann ruf' ich meine Jungen und wir machen auf den wilden Eber Jagd. Es ist aber keine Stunde, stand er schon wieder vorm Aarthor, setzte mir nach und lief von selbst in die Falle herein, sobald er drin das Täubchen sah." Sie zeigte mit dem langen, dürren Finger auf Veronika.

"Wer? Wer?" riefen alle Männer zugleich.

— Falkenstein! schrie die Zigeunerin: Blind war er, wie der Auerhahn zur Balzzeit.

"Ich glaub' es nicht, du Lügenvettel," sprach Rüdiger: "Mein Sohn, rufe den Langenhardt!"

Die Aegypterin wiederholte ihre Aussage mit vielen Betheuerungen. Gangolf und Langenhardt kamen. Rüdiger befahl, das Weib in Gewahrsam zu bringen, kein Wort mit demselben zu wechseln oder wechseln zu lassen, es jedoch mit Speis' und Trank aufs Beste zu pflegen. Zugleich gebot er, den gefangenen Schwarzwälder herauf zu führen. Keiner jedoch von Allen maß den Worten der Zigeunerin Glauben bei. Denn das Erscheinen eines Todfeindes, und in solcher abenteuerlichen Verkappung, und nach so großen Freveln, und inner den Mauern einer Stadt, welche zur schwersten Rache Recht und Lust haben mußte, das war selbst der Leichtgläubigkeit des Hasses zuviel zugemuthet.

73.

Feierabend.

"Und wenn er's dennoch wäre!" sagte Isenhofer, und warf einen ernstfragenden Blick auf die beiden Trüllerey.

— Es ist nicht möglich! entgegnete Gangolf: Die Triefaugen der alten Hexe belogen sich selbst.

"Aber wenn er's wäre, Ihr Herren, was würdet Ihr thun?"

— Den ruchlosen Böswicht vor Euern Augen niederstoßen ohn' Erbarmen! O, daß er tausend Leben hätte, ich würd' es ihm tausendmal aus den Adern reissen! Denn ein einziger Tod führt lange nicht aus, was er nur allein an diesem Greis und jenem Engel versündigte.

Wie heftig auch der Junker sprach, ward doch seine Donnerstimme weicher, die Flamme seines Blicks milder, sobald er bei den letzten Worten auf den Lollhard, und mehr noch, als er auf die ländliche Madonna hinblickte, die ihn mit tiefer Bewegung des Gemüths und wachsendem Entsetzen anschaute.

"O Gangolf!" schrie sie und streckte, sich selbst vergessend, die zarten Arme gegen ihn empor, als wolle sie eine Blutthat abwehren: "Wie könnet Ihr der Hölle Eure reine Hand bieten! Euch mit Menschenblut beflecken! Ihr werdet nicht!"

Der Lollhard schob die vor ihm stehenden Teller und Becher auf dem Tisch zurück und eben so den Sessel, als woll' er seinen Platz verlassen. "Ich mag weder Zeuge solches Gräuels sein," sagte er zu beiden Trüllerey's mit strengem Ernste, "noch im Hause des Gräuels wohnen. Mein ist die Rache, spricht der Herr! Nicht an Euch Kindern des Staubes ist es, in die Rechte Gottes einzugreifen. Ich scheide von Euch in dieser Nacht, so Ihr Menschenblut vergiesset!"

— Beruhige dich, Freund! rief Herr Rüdiger ihm zu, indem er seine Hand sanft auf des Lollhards Arm legte, um ihn zurückzuhalten: Laß dich Gangolfs Ungestüm nicht schrecken. Es ist an mir, zu richten, nicht an ihm. Der Thomann hat das Leben verwirkt; aber nicht uns steht es zu, ihm die verdiente Strafe zu geben. Gesetzt, er wäre in meine Gewalt gefallen, so hätte Bern zu entscheiden. Ich würde ihn, als Gefangenen, meinen gnädigen Herren von Bern überantworten, mit denen er in Fehde steht. — Meister Isenhofer, hab' ich Recht?

Isenhofer, mit einer bedenklichen Miene, zog langsam die Achseln gegen die Ohren und sagte: "Obwohl ich vom Hause Falkenstein große Freundschaft genossen, kann ich doch des Thomann Fürsprech nicht sein. Aber soviel seh' ich ein, daß Ihr kein Recht empfangen habet, den Freiherrn, so er in Euern Händen ist, zu tödten. Anders wär' es in offenem, ehrlichem Streit, wenn er durch Glück des Siegers fiele. Ihr würdet grausamer thun, als die Eidsgenossen vor Greifensee, wo doch eine ganze Kriegsgemeine über die Besatzung richtete, die sich auf Gnad' und Ungnade den Ueberwindern ergeben hatte. Ihr würdet Berns Vorwürfe erfahren, und durch einen Mord die volle und ewige Blutrache des mächtigen Hauses Falkenstein und des gesammten ihm befreundeten Adels und des österreichischen auf Euch und

die unschuldige Stadt Aarau leiten. Das wären die unabhaltbaren Folgen vom Tode des Freiherrn. — Anderseits aber, ich muß es bekennen, scheint mir eine Auslieferung des Falkensteins an die Stadt Bern nicht minder gefährlich. Die staatskluge Stadt läßt diesen kriegsgefangenen Feind auf keinen Fall hinrichten. Sie wird ihn sich gewißlich mit größerm Vortheil als Unterpfand und Geisel bewahren, weil der Kriegesgang auch ihr noch mancherlei Wechsel bringen kann. Sie muß und wird, beim Friedensschluß, ihn gegen gutes Lösegeld wieder in Freiheit setzen; ja, Bern wird durch kluge Behandlung an ihm einen Freund zu gewinnen trachten, während derselbe der unversöhnlichste Feind Eures Hauses und dieser Stadt Aarau bleibt. Bedenket wohl, was Ihr vorhabet! Ihr machet einen Gefangenen, Bern aber nimmt den Nutzen und Ihr traget den Schaden, sobald der Freiherr wieder auf freien Füßen steht. Indessen, glaub' ich, reden wir eitle Worte, da der Falkensteiner zu schlau ist, um Euch selber ins Gau zu laufen."

Herr Rüdiger war durch diese Betrachtungen Isenhofers in größere Verlegenheit gerathen, als er es zeigen wollte. Es mochte allerdings sein, daß Isenhofer, aus alter Verbindung mit den Falkensteinen, den Wunsch hegte, den Freiherrn retten zu können; aber er hatte die Klugheit, nicht im Interesse des Freiherrn, sondern der Bewohner des Freihofes und der Stadt Aarau, zu reden, und seine Gründe waren nicht ohne Gewicht. Er fand sich durch ihre Stärke so erschüttert, wie sein Sohn durch den schmeichelnd- und traulich-stehenden Blick, welchen Veronika auf den Jüngling heftete.

Man sprach noch in verschiedenem Sinne über die Sache, als der Hofmeister den Gefangenen hereinführte, dem Hände und Arme mit Seilen auf den Rücken zusammengeflochten waren. Er trug den Kopf vor sich niederhangend; den Strohhut, dessen Krämpe, vorn und hinten, und an beiden Seiten, vier handbreite und tiefe Einbiegungen, wie Dachrinnen, bildete, stark über die Stirn gedrückt. Ein flacher, breiter Linnenkragen bedeckte, um den nackten Hals, Rücken, Brust und Schultern. Das offene schwarzzwilchene Wamms, mit Schößen fast zum Knie, ließ darunter den dunkelrothen Brustlatz von Wollenzeug sehen, der vorn, ohne Knöpfe und Bänder, als ein Ganzes, tief herab über Unterleib und Hüften schlotterte, und statt alles Schmucks noch die gelbe und schwarze Tuchegge vom Webstuhl, als Saum, zeigte. Die weiten Pluder- oder Pumphosen waren vorn und unter den Knien mit schmalen Lederriemen zusammengenestelt; die Strümpfe aus roher Leinwand genäht.

Wie sehr auch dieser Mensch einem gemeinen Bauersmann glich, erregte doch seine Gestalt, wie sein Bemühen, das Gesicht zu verbergen, Bestürzung. Kaum hatte der Hofmeister, auf den Wink seines Gebieters, den Saal verlassen, rief Gangolf mit einem Gesicht, in welchem Entsetzen und Grimm standen: „Ist das nicht der Falkenstein, so ist's der Teufel selbst, der mich äfft!" Damit sprang er vom Sessel hinweg und zum Gefangenen, welchem er den Strohhut vom Kopf riß. — Alle fuhren von ihren Stühlen auf mit dem Lärmen des höchsten Erstaunens. Sie sahen den Freiherrn Thomas von Falkenstein vor sich. Er hatte die borstigen Augenbraunen tückisch-finster niedergezogen und die Lippen zusammengebissen.

„Landgraf Thomas!" redetete ihn Gangolf an: „Oder Menschenräuber, oder Mordbrenner, oder welcher Name Euch gebühren mag, wie dürfet Ihr Euch in diese Versammlung hierher wagen, in diese Stadt, in dieses Haus, wo Euern himmelschreienden Verbrechen die wohlverdiente Strafe harrt?"

Der Freiherr antwortete nicht, wandte ihm stolz den Rücken und sandte einen düstern Blick umher auf die übrigen Anwesenden. Als er der Begutte gewahr ward, stierten seine Augen brennend und unverwandt zu ihr hinüber. Veronika bemerkte es, reichte ihrer Begleiterin den Arm und begab sich mit derselben in den halbdunkeln Hintergrund des Zimmers. Herr Rüdiger trat ebenfalls zurück, mit Isenhofer im leisen Gespräch, zur tiefen Mauerblende, die das Fenster bildete, und beobachtete, von hier aus, den Gefangenen. Der Lollhard hingegen stand zwischen seinem Sitz und dem Tische unbeweglich in gewöhnlicher majestätischer Haltung.

„Ihr lasset mich lange der Antwort warten!" sagte Gangolf.

Der Freiherr drehte sich mit halbem Leibe gegen ihn, und über die Achsel verächtlich blickend, erwiederte er: „Wenn schon Ihr mich gefangen und gebunden habet, sollet Ihr eingedenk bleiben, daß Ihr mich geziemender zu fragen habet."

— Freiherr, sollt' ich geziemend reden, würde die deutsche Sprache neue, unerhörte Worte für Eure unerhörte Bosheit empfangen müssen.

„Ritter Gangolf Trüllerey, ich hielt Euch von jeher für einen thörichten, trotzigen Knaben, aber für nicht so schlecht, als Ihr Euch jetzt beweiset, daß Ihr einen Gefangenen mißhandelt, der, hätt' er freie Hand und freies Schwert, Euch bald anders krähen machen würde."

— Gemeiner Prahler, Ihr am besten wisset, ob ich Euch je gefürchtet habe! Ihr am besten wisset, wie Ihr wehrlose Männer, die Euch gastfreundlich empfingen, wie Ihr Räth' und Bürger der guten Stadt Brugg mißhandelt habt. Oder thatet Ihr's nicht?

„Euch hab' ich nicht Rechenschaft abzulegen, was ich über eine durch Kriegslist überrumpelte Stadt und über Bürger- und Bauerpack verfügte. Was steigt Euch zu Sinnen?"

— Ich hoffe zu Gott, Freiherr Thomann von Falkenstein, Ihr sollet bald, wenn nicht mir, einem höhern Richter Rechenschaft geben.

Eure Mordbrennerwerke stinken bis über die Wolken.

„Der Brand von Brugg ist nicht meine Schuld und geschah wider mein Wissen und Wollen. Ihr aber, Ihr habt das Feuer an meine Burg Gösgen gelegt und zwo Freiherrinnen von Falkenstein, wie gemeine Weiber, zur Gefangenschaft fortgeschleppt.“

— Nach ehrlichem Kriegsrecht, hoff' ich.

„Was Euch Recht ist, soll mir nicht Unrecht sein, hoff' ich.“

— Warum schlichet Ihr in dieser Verkleidung durchs Thor von Aarau?

„Ihr seid nicht mein Richter, sondern mein Feind.“

— Ich kann Euch zum Geständniß zwingen. Unser Thurm hat eine Folterkammer.

Man hörte bei diesen Worten Gangolfs das Knirschen von den Zähnen des Freiherrn durch den ganzen Saal. Er warf dem Junker einen tödtlichen Blick zu und zuckte mit den Armen am Rücken, als wollt' er die Bande sprengen.

„Warum wagtet Ihr Euch in diesen Thurm, Freiherr, da Ihr doch wußtet, daß hier nur der Tod auf Euch lauere?“ sagte Gangolf weiter.

Der Freiherr grinsete ihn eine Weile gräßlich an und sagte dann mit einem Ton, der von der Wuth halb erstickt war: „Ich wollte einen Molch todt treten, einen Molch!“

— In der That, Falkenstein, versetzte Gangolf, der ziemlich ruhig blieb und sogar über des Freiherrn abscheuliche Geberde die Miene in ein Lächeln zog: In der That, Ihr waret der Welt bisher als ein Unthier bekannt. Nun aber fang' ich an, Euch für wahnwitzig zu halten, und das wäre noch nicht das Schlimmste für Euch. Was der Wahnsinn des verwirrten Kopfs sündigt, hat das Herz nicht zu verantworten. Ihr seid zuletzt unschuldiger, als ich bisher glaubte. Bei gesunden Sinnen konntet Ihr nicht den Bauernkittel anlegen und Euch allein in die Stadt wagen, um Kundschafter oder Meuchelmörder zu werden. Zu solchem Geschäft bedarf's keines Freiherrn; Ihr habt ja der Strolchen genug in Lohn und Brod. Saget mir ehrlich, was suchtet Ihr in Aarau, wenn nicht den gewissen Tod?

„Niemanden, wenn Ihr's wissen wollt, als nur Euch!“ antwortete der Freiherr, der sich wieder zu bändigen suchte, oder vielmehr, den auf einen Augenblick der Schmerz bändigte, welchen die Seile seinen Armen verursachten.

— Ist nicht zuletzt auch Eure Todfeindschaft gegen mich Wahnsinn? Hatt' ich Euch je beleidigt? Redet frei.

„Schweiget!“ brüllte der Freiherr: „Schweiget, ich glaube, ihr hofft mich zum Narren zu machen durch Spott und Hohn, auf daß ich das Gedächtniß Eurer Frevel an meinem Hause verliere. Und bin ich gleich Euer Gefangener durch Unvorsichtigkeit geworden, und möget Ihr mich morden: es leben der Falkensteine genug, die Schmach meines Hauses mit Euerm Blut abzuwaschen. Darauf zählet! Ein Bettler, und nichts mehr, wie Ihr, soll nicht ungestraft wagen, die Tochter der Falkensteine zu verstoßen, öffentlich, schimpflich.“

— Freiherr, mäßiget Euch. Nicht ich, wenn Ihr's wissen wollet, hab' Eure Nichte, sie hat mich verstoßen. Das muß, das wird sie Euch und der Welt und Gott bekennen.

„Schweig, Bube!“ schrie Herr Thomann, einem Rasenden ähnlich und mit dem Fuße stampfend: „Der Lohn soll dir noch werden, dir und deiner Hure dort von der Hard!“

— Verruchter Bösewicht! fuhr Gangolf auf: Wen wagest du . . . wen meinest du? . . .

„Dich, dich und deine Hure, die nun von der Hard in diesen Thurm gezogen.“

— Bei meinem Leben, das soll dein letztes Lästerwort sein! donnerte Gangolf, lief ein paar Schritte seitwärts, riß einen Degen von der Wand und aus der Scheide. Alle im Saale schrien laut auf. Veronika, ausser sich, flog herbei, warf sich an die Brust des empörten Jünglings und hinderte ihn, gegen den Freiherrn zu gehen, indem sie in Angst und Zittern ihre Arme um seinen Nacken schlang. Dies lähmte den Jüngling.

Indem trat der greisige Rüdiger mit ruhiger Würde hervor, und sprach zu seinem Sohn: „Wirf das Schwert hin, Gangolf! Willst du uns Alle verderben? Ich werde hier mit Meister Isenhofer bleiben, den Freiherrn allein sprechen, und sein Loos entscheiden. Verlaß dies Gemach. Führe die Jungfrauen in ein anderes. Ich will dich rufen lassen, wenn es nöthig ist. Du darfst hier nicht stehen.“

— Mein Herr Vater, gestattet, daß ich Euch nicht verlasse! sagte Gargolf, indem er den Degen fallen ließ: Ich werde schweigen und Euch reden lassen.

Veronika hatte schon die Arme und sich selbst weit von dem Jüngling zurückgezogen, und stand, eine Uebereilung ihres Schreckens schamvoll bereuend, mit niedergeschlagenen Augen vor ihm. Als er aber seinem Vater Gehorsam verweigern wollte, sah sie wieder flehentlich zu ihm auf, und sprach: „O edler Herr! Ihr dürfet nicht bleiben in diesem Saale.“

Der Jüngling, dessen Zorn schon vorhin durch die überraschende Handlung der schönen Begutte bezwungen worden war, beugte sich jetzt um Weniges und sagte: „Ich gehorche.“ Er nahm schweigend einen der Silberleuchter vom Tische und zündete den beiden Jungfrauen vor, eine Wendeltreppe höher, in das obere Gemach. Der Lollhard blieb bei den Männern drunten.

„Ich danke Euch,“ sagte die Begutte, als sie ins Zimmer traten, zu Gangolf, indem sie ihn voll verbindlicher Güte anlächelte: „Ihr nahmet ein großes Unglück von meinem Leben.“

— Wie? Ich? erwiederte der junge Mann

ein wenig betroffen, weil er sich ihre Theilnahme für den Landgrafen nicht, oder was er dafür hielt, und eben so wenig nun ihre Worte zu erklären wußte: Wahrlich, der Falkenstein, glaubte ich, könnte nie auf Euer Mitleiden, geschweige auf die Huld eines reinen Herzens, wie das Eurige, Anspruch machen. Und wenn ich aller seiner Verbrechen vergessen würde, hat der Bösewicht nicht Euern beklagenswürdigen Vater gefangen fortgeschleppt? Hat er nicht Eurer Freiheit, Eurer Ehre nachgestellt, der Niederträchtige? Hat er nicht, der Vermessene, gewagt, Euch auf die blutigste Weise in meiner Gegenwart zu beschimpfen?

„Er ist ein Kind der Sünde; ja, er ist von allem, was göttlich in ihm und ausser ihm ist, abgefallen!“ antwortete Veronika; „Er ist im Schlamm der Welt untergegangen, er hasset das Reine. Aber wir, wir haben nicht gesündigt! Seine Bosheit ist nicht unsere Bosheit. Wir bleiben frei und gottverwandt.“

— Und wenn ihm das Schrecklichste gelungen wäre, Veronika, wenn er Euch auf der Hard ertappt, entführt hätte; wenn Ihr in seiner Gewalt, in der fürchterlichen Gefahr ...

„Glaubet Ihr mich so kleinmüthig? O edler Herr, vertrauet doch. Der Mensch kann wohl den Leib tödten, die Seele nicht. In Gott dürfen wir sonder Furcht sein. Er streckt die Retterhand zu uns, oder wir fliehen an seine Vaterbrust.“

— Wie hättet Ihr fliehen mögen, wenn der Verruchteste aller Verruchten Euch in seiner Burgen einer festgehalten haben würde?

Veronika zuckte ein kleines Messer aus silberner mit Perlmutter eingelegter Scheide, und sagte mildlächelnd: „Ich war auf jeden Fall mit diesem Schlüssel versehen, die Pforten des Lebens aufzuschliessen. Eine Nadel ist stark genug, die Banden des Leibes zu sprengen.“ Sie legte bei diesen Worten die Hand auf ihre Herzgegend und drückte bedeutsam mit dem Zeigefinger gegen die Brust.

Gangolf verstand sie und schauderte, und nahm ihr die Hand von der gefährlichen Stelle. „O Veronika, und was wäre dann mein Loos gewesen?“ rief er.

Die Begutte entzog ihm erröthend die Hand, aber durchdrang ihn dagegen mit einem Blick unendlichen Wohlwollens und Vertrauens, in welchem ihre ganze Seele zu ihm übergehen oder sich in ihm auflösen zu mögen schien. „Ihr wäret das gute, selige Kind Gottes geblieben, wie Ihr seid!“ lispelte sie halblaut: „Dürfet Ihr noch daran zweifeln? Welch ein starkes Herz habt Ihr; wie viel mag es tragen!“

— Nein, nein, theure Veronika, sagte er darauf kurz und mit entschiedener Ueberzeugung, ich bin sehr, sehr schwach, in dem Sinne, in welchem Ihr von meiner Stärke redet.

„Ich stände ja nicht mehr unter diesem Dache,“ versetzte die Begutte, „ich würde an der Hand meines Vaters durch die nächtlichen Strassen der Stadt irren und ein fremdes Obdach suchen, wenn Ihr den Zorn Eurer Brust nicht überwunden hättet, der Euch schon gegen den väterlichen Befehl taub machte; wenn Ihr das Blut des Falkensteiners vergossen hättet, welches Euch ...“

— O nicht doch! unterbrach sie Gangolf: wollet Ihr denn das Stärke nennen, was nur Ohnmacht war, weil mich Euer Wort und Blick so ganz entwaffnet hatte? Ihr möget aber Recht haben. Die menschlichen Tugenden sind oft nicht geringere Schwächen, als die menschlichen Leidenschaften, und wir besiegen eine der Ohnmachten durch die andere. Denn in der That, nicht ich, sondern Ihr habt den gerechten Zorn in mir überwunden. Unter andern Umständen würd' ich mich tief in der Seele meiner Nachgiebigkeit geschämt haben.

„Nennet ja nicht die Tugend menschliche Schwäche, edler Herr. Sie ist unser Geistesodem, unser Sein. Sie ist das Licht der Gottheit, das Durchdrungenwerden von der himmlischen Liebesmacht. Der Gehorsam des Geschöpfs ist nie Schwachheit. Ihr werdet in diesem Gehorsam allezeit stark genug bleiben, der Welt Vorurtheil und die Widerspenstigkeit der sündlichen Natur zu bezwingen.“

— Soll ich stärker und frömmer werden, als ich bin, Veronika, so müsset Ihr nur nie von mir scheiden; denn ich fühl' es, durch Eure Gegenwart allein kann ich Kraft empfangen, göttlicher zu denken und zu handeln.

„Nichts soll mich von Euch scheiden, nichts kann es,“ sagte sie mit zärtlicher Treuherzigkeit und reichte ihm die Hand, wie zum Bunde, „nichts, als die Sünde!“

Er drückte diese Hand an sein Herz und sagte: „O Veronika, so weiche du denn nie von meiner Seite, und die Sünde wird nie bei mir einkehren, so lange du der Cherub bist, der das Paradies meines Herzens hütet. Mein Leben ist dem deinen verlobt, verlobe das deinige mir.“

Sie antwortete nicht. In anmuthiger Verlegenheit neigte sich ihr Antlitz auf die Brust nieder. Er zog sie an sich und küßte zitternd ihre Stirn. Sie wollte sich sanft zurückbewegen. Verwirrung, Liebe und Bangigkeit malten sich in den Zügen ihres Angesichts, als sie mit stummflehenden Augen zu ihm aufblickte. Seine Lippen berührten die unentweihten der Jungfrau. „Meine Verlobte, meine Braut!“ flüsterte er ihr im reinsten Entzücken.

Sie antwortete: „Meine Seele in Gott, ja denn, sie sei die Braut deiner Seele. Fern sei jeder unheilige, irdische Gedanke von uns!“

— Und nie mehr verlässest du diese Burg, Veronika! sagte er.

„Nie weicht meine Seele von deiner Seele, bis eine Sünde zwischen uns beide tritt!“ erwiederte sie ruhiger und voller Hoheit: „Mein

Geist wird auch in dem deinigen leben, wenn ich schon nicht immer diesen Mauern wohne, sondern mit töchterlicher Liebe die Schritte des Vaters, ferne von dir, begleite. Vergiß nie, nur die Verlobte und Braut deiner Seele darf ich sein. Andere Gedanken entferne ewig.«

Gangolfs Bestürzung war bei diesen Worten unbeschreiblich. Er ließ die Hand Veronika's fallen und sagte: »Wie denn, meine Veronika? deinem Vater in die Ferne folgen? Du, meine Braut, nicht meine Gemahlin vor Gottes Altar?«

Sie schüttelte zärtlich lächelnd das Engelsköpfchen und erwiederte: »Meine Seele bleibt in der deinigen; nicht Entfernung, nicht Tod sollen sie von dir scheiden. Aber des Irdischen entschlage dich, Freund meines Lebens. Das Irdische haben wir beide Gott geopfert. Nichts von Altar, nichts von Vermählung! In göttlichen Verhältnissen gehen die weltlichen unter.«

Es würde vielleicht noch tausend Andern an Gangolfs Stelle ergangen sein, wie ihm. Er hörte mit traurigem Erstaunen die Worte der Begutte, die wie eine Heilige aus fremden Welten vor ihm stand, in der nichts Irdisches mehr zu leben schien, und die dasselbe sogar nur wie eine Trübung ihres reinen, himmlischen Glanzes betrachten konnte. Es war umsonst, daß er seine sehr naturgemäßen Einwendungen mit der feurigsten Beredsamkeit vortrug. Veronika wußte noch beredter mit wenigen Worten zurückzuweisen. Es war umsonst, daß er betheuerte, ihre Entfernung werde alle Freuden seines Daseins tödten. Eben dies billigte und pries sie, weil er nur so, den Reizen des Lebens absterbend, Leben und Tod als einerlei ansehen und ganz Gott gehörend sein würde. Er rief zuletzt sogar die Begleiterin Veronika's zu Hülfe, die bisher als stumme, doch aufmerksame Hörerin durch's Fenster nach den Sternen über den schwarzen Gebirgszacken gesehen hatte. Er erzählte, wie einer Vertrauten und Schwester, seinen ganzen Lebenslauf, seine Liebe und seine Leiden, und ermahnte sie, Recht zu sprechen in diesen Dingen. Gritli hörte den Jüngling mit vieler Andacht; nahm dann schmeichelnd in ihre beiden Hände die Hand der Begutte, und schmiegte sich an die Freundin mit einem Seufzer, ohne ein Wörtchen zu sagen. So blieb er sein eigener Sachwalter, aber Veronika in ihrem heiligen Sinne unwandelbar.

Anderthalb Stunden waren bald in solchen Unterhaltungen, wie anderthalb Minuten, verflossen, und die Väter im untern Zimmer mit dem Freiherrn von Falkenstein ganz vergessen worden, als sich die Thür öffnete. Isenhofer trat mit heiterer Miene herein und rief: »Kommet, jetzt ist's in der Ordnung! Alles ist abgethan und berichtigt.«

Mehr mit dem im Gemüth beschäftigt, was eben geschehen und geredet war, als mit dem, was kommen sollte, folgten die Drei dem Führer schweigend in den Speisesaal. Gangolf sah da mit Erstaunen den Freiherrn entfesselt umhergehen. Auf dem Tische standen Feder und Dinte, neben einem von Isenhofers Hand überschriebenen Pergamentblatt. Der Lollhard schlug eben seine Arme um den tiefbewegten alten Rüdiger und sagte: »Nun, mein Bruder, du hast ein löblich Werk vollbracht und deine Seele geheiligt!«

Gangolfs Blicke verfolgten befremdet den freigelassenen Landgrafen. Herr Rüdiger aber wandte sich zu seinem Sohn, zeigte ihm des Herrn von Falkenstein Unterschrift auf dem beschriebenen Pergament und sagte: »Herr Thomann von Falkenstein, frei, hat uns die Urphede beschworen, unterschrieben und besiegelt, während jetzigen Krieges und zu keiner Zeit in das Gebiet unserer lieben Herren von Bern oder der freien Städte des Aargau's feindselig einzutreten, weder aus eigener Willkühr noch auf fremden Befehl und unter andern Panieren. Dagegen wollen wir ihn ungeschädigt von uns entlassen, um so mehr, da er allein, ohne Helfershelfer, ohne Waffe, ohne feindselige Absicht, nicht einmal in ritterlicher Kleidung in die Stadt gekommen, auch nicht mit ehrenhafter Kriegsart in unsere Gewalt gefallen ist.«

— Ist mit ihm und Seinesgleichen auf ehrenhafte Weise zu unterhandeln? rief Gangolf unwillig, indem sich seine Stirn über die düster funkelnden Augen runzelte.

»Schweig!« rief Herr Rüdiger.

— Wie könnet Ihr glauben, mein Herr Vater, fuhr Gangolf fort, daß er mit andern als höllischen Absichten in diese Stadt kam?

Hier trat der Freiherr einen Schritt näher gegen Gangolf und sagte: »Ich könnte jeder Rechtfertigung oder Entschuldigung gegen Euch enthoben sein. Aber ich bin noch jener von mir beleidigten Jungfrau Erklärung, Genugthuung und Abbitte schuldig. Ich wußte nicht, daß sie die Freiin Veronika von End war, nicht, daß Freiherr Jörg im Lollhardenkittel stecke. Mag sie ihrer Schönheit verzeihen, daß ich zum Narren geworden, daß ich . . . genug, wißt's, hört's, ich jagte nur ihr nach, wollte nur aushorchen, ob sie im Freihof wohne. Ich hätte mich auch nie in die Stadt gewagt, wär' ich nicht durch den Anblick einer verfluchten alten Hexe, der ich den Tod geschworen, dann darauf durch Vermuthung, daß eins der flüchtenden Mädchen die Begutte sei, bethört worden. Vermittelst meiner Verkleidung traut' ich mir zu, unerkannt, Euch allen zum Trotz, die Zigeunerin mitten im Freihof zu züchtigen, und die schöne Begutte zu entführen. Ihr sehet, Junker, ich spreche offen. Habet Ihr daran nicht genug, steh' ich Euch überall, auf anderm Boden, Rede.«

— Wenn mein Vater, antwortete Gangolf, unsere persönliche Sache von der öffentlichen trennen zu dürfen glaubt, muß ich seinen Willen

ehren. Ihr bleibt mir darum nicht minder Genugthuung zu leisten schuldig.

„Wie's Euch beliebt, Junker. Ihr sollt des Antworters nicht entbehren.“

— Ich werde sie fordern, rief Gangolf, und müßt' ich Euch in den Tiefen der Hölle suchen.

„Still, still, mein Freund!“ sagte Veronika und legte ihre Hand auf Gangolfs Brust: „Gott möge fordern, nicht du. O Gangolf, willst du zwischen deiner und meiner Seele so früh die Scheidewand ziehen?“

Herr Rüdiger Trüllerey stutzte einen Augenblick bei dieser vertraulichen Anrede Veronika's, welche mit Zauberkraft Gangolfs Sturm stillte. Dann aber wandte er sich an seinen Sohn und sagte: „Bis jetzt ist Freiherr Thomann unerkannt im Freihof. Wir haben ihm gelobt, zu verschweigen, so lang' er seinerseits nicht Eid und Urphede bricht, daß er schimpflicher Weise in unsere Hände gefallen sei. Gelob' ihm auch du, und reich' ihm die Hand an Eidesstatt!“

Gangolf schwieg finster. Veronika nahm seine Hand und lispelte schmeichelnd: „Handle in Großmuth. Segne den Feind, der dir flucht.“

„Ich gehorche!“ sagte der Junker mit finsterer Stirn, und reichte dem Freiherrn von Falkenstein die Hand unter unwillkührlichem Schaudern und mit weggewandtem Gesicht.

— Ist unsere Sache abgethan, Herr Rüdiger Trüllerey, sagte der Freiherr, so erfüllet Euer Wort und setzet mich in Freiheit.

„Meister Isenhofer wird Euch führen!“ antwortete Herr Rüdiger: „Geht ohne Scheu und Geheimniß durch den Haufen meiner Dienerschaft. Heimlichkeit könnte nur verderbliches Aufsehen und Neugier wecken. Niemand hat Euch erkannt.“

Der Freiherr nahm Abschied. Isenhofer begleitete ihn. Auf ähnliche Weise war auch kurz vorher schon die Zigeunerin reich beschenkt aus dem Freihof und zum Stadtthor hinausgebracht worden.

Alle befanden sich durch die Vorgänge dieses Tages, zumal durch die letzten Auftritte, in sehr geregter Gemüthsstimmung, selbst der Lollhard; nur fehlte es der Stimmung an Einklang. Herr Rüdiger mahnte seine Gäste, die verlassenen Plätze an der Tafel einzunehmen. Er selbst gab das Beispiel, ließ sich auf den Wappenstuhl nieder, und füllte die Silberbecher von neuem.

„Das ist mir ein recht heiliger Tag geworden, Kinder,“ sagte er gerührt, „er hat mich mit Himmel und Erde versöhnt. Selbst die stürmische, tolle, unglaubliche Unterbrechung unsers Festes mußte den Glanz desselben vermehren, da ich schon eine Störung all unserer Lust befürchtete.“

— Gott ist groß! rief der Lollhard, und reichte dem alten Ritter die Hand: Heil dir, mein Bruder! Du hast auf dem Haupte eines Todfeindes feurige Gluth gesammelt, und mit der Edelthat gegen Falkenstein einen Schritt zu Gott gethan.

„Preise mich nicht, Freund,“ antwortete Herr Rüdiger, „meine Handlung mag mehr Klugheit, als Gottesfurcht, zum Quell haben. In meiner Macht lag freilich, den Bösewicht Thomann zu verderben, oder an Bern auszuliefern; aber mir fehlte zum ersten das Recht, zum zweiten die Verpflichtung. Ich hatt' ihn nicht mit den Waffen auf ehrliche Weise, wie Kriegsmännern geziemt, zu meinem Gefangenen gemacht. Jetzt hab' ich ihn gegen Stadt und Land von Bern entwaffnet, und die Blutrache der Falkensteine von Aarau und meinem Hause abgewendet.

— Es mag eine Edelthat gewesen sein, mein Herr Vater, sagte Gangolf mißmuthig, auch wohl eine kluge That. Doch verzeiht mir, wenn sich mein Innerstes fort und fort dagegen empören will. Denn die Freilassung des Ungeheuers scheint mir ein ewiges Unrecht gegen Alles zu sein, was Ehre, was Vortheil der Eidsgenossen, was Berns Nutzen, was Bruggs mordliche Verwüstung gebieten. Wenn ich einen Drachen ertappe, soll mich das Erbarmen mit einem Gottesgeschöpf nicht weich, die Klugheit nicht feige machen. Ich soll ihn tödten, und müßt' ich im Kampfe gegen ihn mit umkommen. Ritterehre versperrt mir die Flucht, und meine Schuld gegen eine bedrohte Welt untersagt mir das Erbarmen. Es ist aber nun geschehen. Ich bin von ihm blutig beleidigt worden, er hat wider diese Heilige blutig gesündigt: dafür soll er mir zu anderer Zeit blutig abbüßen.

„Gott ist groß!“ rief Lollhard: „Ist der Sünder ohne Hoffnung an die Sünde verloren und zum Tode reif, wahrlich, er wird dem Arm des göttlichen Zorngerichts nimmer entrinnen. Sprechet nicht von Ehre, und Pflichten der Ehre, im Sinne der Welt, und täuschet Euch nicht in abergläubiger Furcht vor diesem selbstgeschaffenen Götzen der Barbaren. Die Ehre dieser Welt ist des Teufels Strick, mit dem er die Menschheit festhält, daß sie sich zu den göttlichen Höhen nicht aufschwinge.

„Vergiß, vergiß, edler Freund!“ seufzte Veronika mit stilltrauerndem Blick auf Gangolf, und glich, in der Wehmuth ihres Antlitzes, einem Engel, welcher über den drohenden Fall seines Lieblings klagt, dessen Schutzgeist er ist: „Vergiß und vergib! O wie wird's dir so schwer, höher zu stehen, als die Welt mit ihren Vorurtheilen und Leidenschaften, als das Leben mit seinen Thorheiten! Willst du mich entfernen und verstoßen, edler Gangolf? O was muß ich denn geben, um die Rache von deinem Herzen loszukaufen?“

Gritli legte ihren Arm um die Begutte und ihr freundliches Gesicht an die Achsel derselben, indem sie schelmisch zu ihr hinaufflüsterte: „Ich wüßte den Preis wohl!“ Veronika senkte einen lächelnd strafenden Blick auf die Gefährtin nieder, wie eine Mutter auf ihr muthwilliges Kind.

Herr Rüdiger horchte zum andern Male hoch auf, als er das trauliche Du der Begutte gegen

seinen Sohn hörte. Er betrachtete Beide forschend; dann sah er den Lollharden bedeutsam an und sprach: „Will mich's doch schier bedünken, treues Bruderherz, daß unsere Kinder sich auf derselben Stätte schon begegnet sind, wo sich unsere Wünsche vor wenigen Tagen durchkreuzten.“

— Laß die Vorsehung walten! erwiederte der Lollhard ernst und warf einen forschenden Seitenblick auf sein Kind.

„Fräulein,“ redete Herr Rüdiger zu Veronika, „pflanzet die letzten Blumen in den schönen Freudengarten, zu welchem mich die großmüthige Freundschaft Eures Vaters geführt hat. Versteht Ihr mich? Macht mich glücklich.“

Veronika blickte, indem sie beide Hände auf ihre Brust mit Innigkeit legte, erst ihn an, dann zum Himmel mit stiller Inbrunst, als wollte sie sagen: „O wie gern, o daß ich's könnte!“

„Wollet Ihr mir alten Mann erlauben,“ fuhr Herr Rüdiger fort, „daß ich Euch das Du gebe, welches Ihr meinem Gangolf vergönnet? Wollet Ihr auch meine Tochter sein?“

Veronika erhob sich in liebreizender Demuth von ihrem Sitze, ging zum Sessel des Greises, kniete vor ihm hin, nahm seine Hand und küßte sie. Er beugte sich über sie hinab, küßte ihre Stirn, blickte mit thränenvollem Auge erst den Lollhard, dann wieder seinen Sohn an, der neben ihm saß, ergriff schweigend dessen Hand, legte sie in die Hand Veronika's, und rief mit bebender Stimme zum Lollhard, der ihm zur Rechten saß: „Es will mir mein Herz brechen. Komm, mein Bruder, und segne sie!“

Gangolf, als er Veronika's Hand in der seinen fühlte, sank neben der Begutte vor dem Vater auf die Knie, küßte erst die Hand desselben, dann schlang er beide Arme um Veronika und zog die Zitternde an sein Herz. Der Lollhard erhob sich ernst vom Sitze. Die Thür öffnete sich; Isenhofer trat herein. Die Ueberraschung des Anblicks hemmte seinen Schritt.

„Das ist mir der rechte Feierabend zu diesem feierlichen Abend!“ rief er.

38.

Das Nachwort.

Hier bricht die Geschichte plötzlich ab. Ich weiß beinahe selber nicht, ob am gehörigen oder ungehörigen Ort. Ich könnte nicht einmal sagen, ob die Begutte das Tochterwerden so verstanden habe, wie es Vater Rüdiger gemeint zu haben schien. Ja, was das Schlimmste ist, ich könnte sogar nicht sagen, ob Veronika ihrer reinen Seelenliebe je einen irdischen Beisatz gestattet habe. Fast möcht' ich daran zweifeln, wenn anders nicht die ganze Natur mit Gangolf in Bund gegen den Heldenmuth der frommen Selbstüberwinderin getreten ist.

Nur so viel weiß ich, daß Gangolf keine unmittelbare Erben hinterlassen hat. Er erreichte ein hohes Alter, ward, laut der geschriebenen Chronik, noch im Jahre 1504 der Stadt Aarau Schultheiß und starb in demselben Jahre. Mit ihm erlosch das alte Adelsgeschlecht dieses Namens im Aargau. Seine Erben und Verwandten verkauften im Jahre 1515 die alte Veste Rore, oder den Freihof, mit zugehörigen Zinsen, Zehnten und Gefällen an die Bürgerschaft von Aarau. Diese ließ den Burggraben, welcher darum gegangen, ausfüllen, am Gebäude viele Aenderungen machen und dasselbe zum Rathhaus einrichten. Noch heut steht der Thurm Rore, verkleidet von seinen Angebäuden, fast unsichtbar, und seine starken Mauern und Zimmergewölbe sind der Stadt Urkundenkammern geworden. Die Freiheit aber, welche von Alters her darin gewesen, wurde auf den Kirchhof verlegt, den man mit höherm Gemäuer umgab.

Es scheint auch, daß Thomas von Falkenstein seine beschworne Urphede treulich gehalten habe, von der, weil sie Geheimniß blieb, die Muse wohl mehr als jene Chronik weiß. Doch seine Tücke ließ er darum keineswegs gegen das Haus Trüllerey und gegen die Stadt Aarau fahren. Als Beweis dient, daß er noch fünf Jahre später eine der abscheulichsten Handlungen beging, freilich auf eigenem Grund und Boden. Die Chronik von Aarau erzählt sie folgendergestalt: „Anno 1449 den 6 Mai, Sahen die von Arauw jenseits dem Berg gegen dem Frickthal ein Feuer aufgehen, ließen derenthalben 19 Bürger zu hülff lauffen, da sie aber gen Wölfflisswyl kamen, warteten die Soldaten, welche in Thomas von Falkenstein Dienst waren, verborgener Weis, biß die von Arauw kammen, als Sie vorhanden, wütschten sie herfür, Schlugen die feuerläuffer zu tod. Sinth diser Zeit sind die hieſigen feuerläuffer nicht mehr obligirt in das Frickthal feur zu lauffen.“

Die Namen der Erschlagenen sind alle aufgeführt. Von den heut vorhandenen Geschlechtern der Stadt erscheint darunter keins. Diese sind hier kaum älter, als die Reformationszeit, in welcher wieder andere der ehemals blühenden ausgewandert sind.

Auch das Geschlecht der Falkensteine verschwand schon mit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gänzlich aus diesen Gegenden. Ihre Schlösser und Güter kamen durch Kauf an Solothurn und Basel.

Addrich im Moos.

1.

An Herrn Doktor Heinrich Schmutziger, Stabsarzt und Mitglied des Sanitätsraths zu Aarau.

Du wünschest dir, mein geliebter Hippokrates, keinen bessern noch schlimmern Kranken, als mich; und ich mir keinen schlimmern und bessern Leser, als Dich. Darum wähl' ich Dich, kraft der Machtvollkommenheit und des monarchischen Prinzips, welche Dichtern, wie Staatsmännern, über Alles gehen, zum alleinigen Stellvertreter des gesammten Lesevolks, und übergebe dir dies unschuldige Mährchen zur Neujahrsgabe.

Ich habe lange bei mir erwogen, ob ich eine Fibel, oder Rechentabelle, oder dergleichen zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt verfassen solle. Ich ließ es, wie Du siehst, bei einem Mährchen bewenden, was einen heilsamen Gedankenstillstand noch mehr zu befördern im Stande sein mag, als eine Schrift obiger Art, die bei Kindern und Alten nur gefährliches Nachdenken wecken möchte. Gedankenstillstände sind wahre Waffenstillstände der Menschheit; denn eben Gedanken sind die furchtbarsten aller Waffen, die den Frieden auf Erden von jeher am tiefsten verwundet und ihn zuletzt unter dem Monde fast zur Unmöglichkeit gemacht haben. Ein gutes Mährchen muß den Schlaf befördern; und der Schlaf ist Gedankenfriede, folglich das höchste Gut des menschlichen Geschlechts.

Was ich Dir übergebe, ist nun ein Versuch, der durchaus keinen andern, als den löblichen Zweck der schönen Schwätzerin Scheherazade am Bett des Sultans, in Tausend und einer Nacht, hat. Da ich mit Wahrheit versichern darf, mehrmals selber beim Träumen von Addrich im Moos eingeschlafen zu sein, darfst du das Mährchen getrost deinen Kranken, als Somniferum oder Soporatio, in Rezepten verordnen.

Daß ich dabei auf Dich, als meinen Hauptleser, besondere Rücksicht genommen habe, bedarf keiner Betheurung. Denn wem mehr, als Dir, du menschenfreundlicher Heiland so vieler Schmerzenleidenden, du treuer Vater der Armen, du immer in den Vorderreihen derer, die das Gute und Gemeinnützige befördern, wem mehr, als Dir, wäre oft ein erquickendes Schlummerstündchen zu gönnen, in welchem Dir Dein Engel erscheint und Dich stärkt?

Bloß Dir zu größerer Bequemlichkeit wählt' ich den Schauplatz der Erzählung aus Deinen Umgebungen. Wer besser, als Du, kennt Stadt und Vorstadt unsers lieben Aarau? Die einsame, hochgelegene Hütte auf der Bampfhab' ich Dir schon mit dem Finger gezeigt. Das Schloß Rued — alles im Umkreis weniger Stunden — sahst Du selbst.

Zum Ueberfluß will ich Dir Jegliches näher beschreiben. Denn nichts schläfert mehr ein, als wenn Jemand breit erzählt, was man schon weiß. Gleichviel, wo ich beginne, heb' ich mit dem Schlosse Rued an, welches in unserm Aargau, drei Stunden vom Aarestrom, rechts demselben, im Schooße des niedern Gebirgs ruht. Es erhebt sich dort bequemlich auf milder Anhöhe, die unmittelbar an eine der Bergreihen lehnt, welche, von Sandfelsen erbaut, die sogenannte ebene Schweiz durchziehen, und ihre Thäler gegen den zackigen Jura ausmünden.

Es war dieses Schloß vor Alters Stammsitz eines alten ritterlichen Geschlechts, welches von ihm den Namen trug; gerieth dann an die im Aargau vielbegütert gewesenen Herren von Büttikon, bis nach Eroberung der Grafschaft Lenzburg, zu der es gezählt ward, das Land an Bern kam. Bei jener Eroberung im Jahr 1415 soll die alte Burg Rued öde geworden sein. Darauf ging sie eigenthümlich an die edeln Meyen von Bern über, deren Enkel sie noch heut, wiewohl in veränderter Gestalt, bewohnen. Denn das Schloß gleicht mehr einem großen, bescheidenen Landhause, als einem finstern, mittelalterischen Burgstall.

So stand es schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Doch besaß der damalige Eigenthümer noch stattlichere Rechte über die umliegenden Ortschaften, als zu unserer Zeit. Aus den Fenstern der erhabenen Wohnung übersah er einen Theil seiner herrschaftlichen Besitzungen, Höfe und Ortschaften, die an den Hügeln und in den stillen Gründen des Ruederthales mit ungesuchter Anmuth umherlagen. Wie seine Nachfolger, und vermuthlich auch wie seine Vorfahren verlebte er den größern Theil des Jahres in diesem freundlichen Erdenwinkel, der zwar nicht, wie andere Schweizerlandschaften, durch überwältigende Wunderbarkeit die Seele im Rausch des Erstaunens, Entzückens oder Entsetzens fesselt; aber dennoch das Gemüth nach und nach durch einfache, ich möchte sagen, demüthige Lieblichkeit und durch das Trauliche, Rabe, Heimathliche seiner Thalkrümmungen, Bergformen, Buschwerke und schämig hinter Fruchtbäumen versteckten Wohnungen, an sich gewinnt.

Gewöhnlich erschien der Oberherr schon vor Beginn der schönen Jahrszeit in seinem Schlosse, um sowohl erforderliche Anordnungen für landwirthschaftliche Arbeiten zu treffen, als auch sich nebenbei noch der Schnepfenjagd zu erfreuen. Auch im Jahr 1653 war dies geschehen, aber über Erwarten früh, schon im rauhen Februar. Die

Landleute in ihren noch verschneiten Hütten, denen die winterliche Einsamkeit das Unbedeutendste zum unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung macht, wunderten sich allerdings, ihren Oberherrn früher, denn die Störche mit Petri-Stuhlfeier, Einzug halten zu sehen. Die Gescheutern schüttelten aber bedenklich den Kopf, und gaben zu verstehen, daß ihn bloßer Schnepfendreck, wie sie sagten, nicht so vorzeitig von den Spieltischen der Vettern und Basen zu Bern weggelockt haben möge; dahinter liege eine Katze versteckt. Man hatte schon mancherlei bunte Gerüchte vernommen. Und das Betragen des Oberherrn schien gewisse Muthmaßungen eher zu bekräftigen, als zu widerlegen.

Er zeigte sich gegen die Bauern nämlich, wiewohl er immer ein wohlwollender und gerechter Herr gewesen, weit leutseliger und freundlicher, denn in vorigen Jahren; nannte Jeden beim Namen; fragte den Einen um sein Wohlbefinden, den Andern nach Weib und Kindern; lobte ihr gehorsames Betragen gegen die Obrigkeit, und pries daneben die Vortrefflichkeit der väterlichen Regierung von Bern. Im Schlosse selbst aber wohnte er einsilbiger, nachdenkender, verschlossener, als sonst; schrieb viele Briefe, oft in der Nacht; und man sah zu ihm Boten kommen, die Niemand kannte, und andere, die er eiligst verschickte. Man wußte, freilich unzusammenhängend, daß es in einigen Gegenden der Schweiz unruhig, Entlibuch im Aufstand, die Stadt Luzern sogar von den wilden Bauern berannt sei. Damit setzte man sich die geheimnißvolle Thätigkeit des Oberherrn in Verbindung. Man hätte gern mehr erfahren. Er aber äusserte gegen seine Thalleute und selbst gegen die vertrautesten Diener nichts von Allem, was er vernehmen mochte. Als Staatsmann wußte er wohl, der Blinde sei besser nach Belieben zu führen, denn der Sehende.

2.

Der Meistersänger.

Zu jener Zeit, welche man heutiges Tages die gute, alte Zeit nennt, las man noch nicht in den Dörfern Zeitungen, und es erleichterten noch nicht zahllose Kunststraßen und wohlunterhaltene Verbindungswege den Verkehr zwischen Städten, Dörfern und abgelegenen Thälern. Die Leute im Ruederthal mußten sich also über das, was im Schweizerlande vorging, an verworrenen Gerüchten nothdürftig begnügen, wie sie ihnen der Zufall brachte, und welche mehr Neugier weckten, als stillten.

An einem der sonnigen Märztage, die wir, wie Frühlingsvorkost, mit allen Sinnen begieriger einathmen, denn den Frühling selber, stand des Abends, weil der Oberherr abwesend war, das Gesinde des Schlosses, selbst der Verwalter, müßig auf dem Platz vor der Pforte, und besprach die altgewordenen Neuigkeiten von Aufrühren, Schlachten und Hinrichtungen. Man war darin ziemlich einig, daß die Regierungen durch Verbot der fremden Scheidemünze und durch Herabsetzung der einheimischen Batzen auf die Hälfte des bisherigen Werthes, den Unfrieden selber gestiftet hätten. Sogar der Verwalter, welcher sonst von Amtswegen die Sache der hohen Obrigkeit gern blindlings in Schutz zu nehmen pflegte, ließ es jetzt schweigend gelten; denn er hatte ebenfalls durch plötzliche Abänderung des Geldwerthes ansehnlich eingebüßt.

Das Gespräch endete aber jählings bei dem Erscheinen eines Mannes, der mit hastigen Schritten daher eilte und ohne Zweifel wichtige Geschäfte beim Oberherrn anzubringen hatte. Von dem konnte etwas erfahren werden. Unwillkührlich bewegte sich daher Jeder vom Platze ihm entgegen, doch langsames Schrittes, um die Neugier nicht ganz bloß zu stellen. Sie kannten Alle den kleinen, runden, freundlichen Mann gar wohl, der jährlich einige Mal ins Schloß zu kommen pflegte und bei der Herrschaft nicht übel stand.

Es war nämlich der Meistersänger und Spielmann Heinrich Wirri von Aarau, den heut Niemand mehr kennt. Wenn er auch nicht so glücklich war, daß Geschichtssammler und Seltenheitsliebhaber seine zierlich gereimten Sprüche an Ehrentagen und Hochzeiten, wie die Sprüche seines Großvaters, aufbewahren*), der hundert Jahre früher gleichen Namen und gleiche Dichtergabe hatte, stand dennoch der Enkel dem Großvater an Laune und Mutterwitz nicht nach. Er zog gar höflich den breitkrämpigen, hochgespitzten Rundhut vom Krauskopf, grüßte den Verwalter, nickte den Knechten links und rechts, und erkundigte sich nach dem Oberherrn.

„Er ist hinaus; muß sich ein wenig ergehen; hat den ganzen Tag geschrieben!“ sagte der Verwalter: „Doch lange bleibt er selten aus. Beliebt's, Meister Wirri, so tretet unterdessen in's Schloß; Ihr werdet nicht verschmähen, Euch mit einem Abendtrünklein zu erfrischen. Zieht Ihr's aber am Tischlein unterm blauen Himmel vor, so muß auch hier für Euch gesorgt werden.“

Der Meistersänger verbeugte sich mit dankbarer Freundlichkeit, warf den kurzen, schwarzen Mantel über die Schultern zurück, und ließ sich auf der hölzernen Bank im Hofe nieder, wodurch er zu verstehen gab, der Trunk im Freien werde ihm besser zusagen. Bei der ehrenwerthen Fülle seiner Leibesglieder hatte ihm das Ersteigen des

*) Gottl. Em. v. Haller, desgleichen Leu, führen von einem Meistersänger Ulrich Wirri von Aarau aus dem sechszehnten Jahrhundert Sprüche zu Ehren der Eidsgenossenschaft und der freien Reichsstadt Straßburg an; und Heinrich Füßli ließ im 12. Stück des schweiz. Museums 1784 einen „schönen Spruch des Heinrich Wirri von Aarau von der verrümpten Hochzeit zu Wädischwyl“ abdrucken.

Schloßberges und der lauwarme Hauch des Föhnwindes den Schweiß im Uebermaß erpreßt.

Während er Stirn und Wangen trocknete und die Rückkehr des gastfreien Verwalters erwartete, reiheten sich Knechte und Bauernknaben in einem Halbkreis um ihn, und betrachteten stumm das gelbe Wamms, die grauen Hosen und rothen Strümpfe mit einer Aufmerksamkeit, als könnten sie schon daraus den gegenwärtigen Lauf der Welthändel errathen. Der Verwalter kam endlich; ihm folgte der Knecht mit gefüllter Weinflasche, nebst Brod und Emmenthaler Käse auf glänzenden Zinntellern.

Der Meistersänger verneigte sich abermals, und nahm von dem Brod, indeß der Verwalter das dunkelgrüne Trinkglas füllte. Doch den Emmenthaler schob der Meister höflich zurück, und sagte zum Verwalter: Käs' ist am Morgen Gold, am Mittag Silber, am Abend Blei. Ich kenne die Regel und erstatte unterthänigen Dank. Nun aber vor allen Dingen beliebet, mir von Euerm werthen Wohlbefinden Nachricht zu geben, Herr Freund, und wie es hier zu Lande bei Euch steht und geht?"

"Die Frage sollt' ich vielmehr an Euch richten!" antwortete der Verwalter mit sauersüßem, einem Lächeln ähnlichen Verziehen seiner derben Gesichtszüge, indem er sich neben den Gast auf die Bank setzte, die langen Beine ausstreckte und mit vorgebogenem Leibe die Hände auf die Knie stämmte: "Denn wir, Gott sei Dank, leben hierorts gar wohl und friedlich. Aber es will verlauten, es sei nicht gleichermaßen überall, Meister Wirri. Man spricht von Lärmen im Entlibuch und dergleichen."

Auf diese Rede, welche der Scheibe ins Schwarze traf, rückte der Halbkreis der neugierigen Zuhörer näher.

"Allerdings, allerdings!" erwiederte der Meister: "Ich möchte kein Hemd in dieser Wäsche haben. Der Teufel hat sein Ei mitten im Winter ausgebrütet, und nun ist das ganze Luzernergebiet in hellem Aufruhr gegen die Obrigkeit; das Emmenthal steckt auch das Panner der Rebellion aus; und hier im Aargau stinkt's nicht minder nach Brand. Ich traue den Bauern nicht mehr über den Hag. Sobald sie sich tief bücken, haben sie den Teufel im Rücken. Wenn man hier segen wollte, würde man finden, was hinterm Ofen liegt!"

"Ei, ei!" rief der Verwalter: "Wir leben hierorts, glaubt mir, wie die unwissenden Heiden. Kein Wort ist uns von allen Vorfällen bekannt. Hat's wirklich blutige Köpfe gegeben?"

"Mehr, als zum Heilwerden gut sind, Herr Freund!" antwortete der Spielmann von Aarau: "Ich wollt' Euch nicht gerathen haben, dort auf dem Roß des Landvogts zu reiten, oder in den Schuhen des Schuldenboten zu wandern, wenn Ihr nicht Lust hättet, früher an der Himmelspforte zu stehen, als man sonst mit Roß und Schuh dahin gelangt. Alle Dörfer sind bewaffnet, alle Wege und Stege besetzt, alle Reisende festgehalten, alle Briefe erbrochen. Niemand weiß mehr, wer Koch und wer Kellner ist. Seit die Emmenthaler den Gehorsam aufgekündet haben, wett' ich für unser gesammtes Berngebiet keine hohle Nuß mehr."

"Also auch die Emmenthaler? Wer hätte das von Leuten gedacht, die sonst so gehorsam und fromm waren!" seufzte der Verwalter.

"Es ist keine Katze so glatt, sie hat ihre Krallen!" versetzte der Erzähler: "Der Rath von Bern, zum Beispiel, schickte den Herrn Venner Frisching gen Trachselwald, das Volk zu Treu und Frieden zu ermahnen. Die Bauern stellten sich gar unterwürfig und freundlich zu ihm. Aber der Fuchs grüßt den Zaun nur, wenn er in den Garten will. Indessen die Emmenthaler dem Herrn Venner Bücklinge machen mit der Nase bis auf die Erde, beschwören sie in derselben Stunde zu Hutwyl einen Bund gegen meine gnädigen Herrn von Bern, Leib und Leben daran zu setzen, um ihre alten Freiheiten, wie sie es nennen, wieder zu bekommen, exempli gratia eigenen Landshauptmann, freien Salzhandel, Aufhebung der Trattengelder, et cætera. Da habt Ihr's. Das Luzernervolk hat den Handel angefangen, aus allen verfaulten Kisten und Gemeindsladen Freiheitsbriefe zusammengelesen, zwanzig bis dreißig Hauptklagen gegen die Regierung aufgerichtet, und sich vor vier Wochen schon aus zehn Aemtern in Wollhausen versammelt und einen Bund geschworen. Böse Exempel verderben gute Sitten. Die Emmenthaler ahmen ihnen nach und wollen es auch besser haben. Ungleiche Schüsseln machen scheele Augen. Nun ist Alles durcheinander."

"Mir steht der Verstand still!" rief der Verwalter: "Wie konnte auch der böse Geist so plötzlich in diese Gergesenersäue einfahren?"

"Ei nun, Ihr wißt's ja, Herr Freund!" entgegnete der Spielmann: "Im Winter hat der Bauer allezeit blauen Montag; und müßige Köpfe haben seltsame Gedanken. Da wird in Wirthshäusern viel ausgeheckt, was fliegen kann, sobald es den Schnabel aufsperrt."

"Was sagen aber meine gnädigen Herren von Bern und Luzern?" fragte der Verwalter: "Schau'n doch nicht müßig zu, bis ihnen der Bauer über den Kopf wächst? Wär' ich Meister, das wäre mir anders. Warum nicht Truppen versammelt und drein geschlagen mit der Schärfe des Schwerts? Nur rechten Ernst gezeigt. Der Bauer trotzt allweg, wenn man ihm höfelt; aber ihm über das Maul gefahren, sagt er: Gehorsame Diener! und macht die Faust im Sack."

"Ja, ja, Herr Freund, Ihr möget nicht ganz Unrecht haben!" antwortete Wirri lachend: "Es verdirbt mancher guter Rath, den der Schultheiß nicht hat, im Sack des gemeinen Mannes. Aber, Herr Freund, der Stärkste ist Zwinghherr, und

mit böswilligen Hunden ist schlecht jagen. Meine gnädigen Herren haben im Lande Kriegsvolk aufbieten wollen. Was geschieht? Der Bauer ist wohl da, der Soldat aber nicht zu Hause. Da heißt's: Wir ziehen nicht gegen unsere eigenen Landsleute! Andere sagen: Zahlt uns zuvor die Reisegelder aus. So schallt's überall zurück. Haben doch die Herren von Luzern vierhundert Mann aus den kleinen Kantonen in die Stadt ziehen müssen, um des eigenen Lebens sicher zu sein. Es ist vorbei, und ist bös, Füchse mit Füchsen fangen. Die Bauern wollen nicht gegen die Emmenthaler ins Feld. Was saget Ihr nun, Herr Freund?«

Der Verwalter verzog die Miene bedenklich und räusperte sich. Die Knechte, welche bisher stumm und still gehorcht hatten, schienen bei den letzten Worten des Aarauers um einen Zoll gewachsen zu sein, sahen sich links und rechts mit bedeutsamen Blicken an, und nickten einander zu.

»Man muß die Rädelsführer der Rebellen habhaft machen!« schrie der Verwalter, indem er dazu sein strengstes Amtsgesicht machte.

»Richtig!« erwiederte der Meistersänger: »Will man die Treppe wischen, fangt man von oben, nicht von unten, an. Aber den Stier, wenn er wüthet, kann man nicht beim Horn packen.«

Die Umstehenden lachten.

Der Verwalter warf einen finstern Blick auf das Gesinde, und rief: »Was habt ihr Maulaffen feil? Packt euch. Es ist für euch da nichts zu horchen!«

»Hm!« sagte ein struppiger Kerl, hämischlächelnd: »Ich meine, der Platz ist breit genug für Euch und uns.« Die Andern schwiegen und bewegten sich nicht von der Stelle.

Meister Wirri fuhr indessen fort und sagte: »Man kennt die Rädelsführer alle auf's Haar. Das aber sind Bursche wie Esau's Hand und Jakobs Stimme. Ich kenne selbst den Rebellen Christen Schybi aus dem Entlibuch; der macht Euch den besten General zu Schanden; ich glaub', er hat beim Schwedenkönig gedient. Die Luzerner Gesandten hat er beim Kragen genommen und eingethürmt, die Hauptpässe an der Emma und bei Gisikon stark besetzt, und die Hauptstadt mit bewaffnetem Volk belagert.«

»Bewahr' uns Gott!« sagte der Verwalter erschrocken: »Ist's schon dahin gekommen? Nun, ihr guten Leute, was steht ihr doch? Ich mags nicht leiden. Setzt euch aufs Bauholz hieneben. Stehen macht müde Beine.« — Die Schloßknechte, an die er diese Worte richtete, schienen ihn nicht zu hören, sondern hielten die Blicke mit großer Aufmerksamkeit auf den Mund des Berichterstatters geheftet, den der Wein, welchen er von Zeit zu Zeit behaglich hinterschlürfte, immer redlustiger machte.

»Der Schybi«, fuhr er fort, »macht Alles zittern. Aber er hat auch den Kopf groß, wie der aufgehende Vollmond. Als ihn Herr Schultheiß Dulliker von Luzern beim Lärmen in Wollhausen etwas rauh anfuhr, sagte er, daß es Alle hörten: Ihre Gnaden, Herr Schultheiß, das Rathhaus von Luzern, wo uns Hauptmann Krebsinger anschnarchen durfte, liegt fünfthalb Stunden von Wollhausen. Vergeßt das nicht. Wir verlangen, was Recht ist. Und wollt Ihr das Rechte nicht, so macht Euch aufs Linke gefaßt. — Und wie er das sagte, schlug er an seinen Degengriff. Ich dachte bei mir: das zwar ist ein unverschämter Bursch; aber der Schultheiß von Luzern hätte wissen sollen, daß Herrenworte keine Keulen sind. Wenn man den Stein nicht lüpfen kann, muß man ihn liegen lassen. Herr Venner Frisching, da er zu Trachselwald die Bauern ermahnte, war klüger, als dieser Schultheiß. Er trat leise auf; denn er wußte schon, was die Glocke geschlagen hatte. Wahrlich, es ist ein feiner Herr, der Herr Venner! Alles that er mit Milde; nichts unbedacht, nichts übereilt. Zu geschwind fahren bricht das Rad; und schneuzt man die Nase zu stark, blutet sie nur.«

»Schlimm, schlimm, sehr schlimm!« sagte der Verwalter, und zog die breiten, eckigen Schultern in die Höhe: »Was nützt des Schultheißen Zorn? Was meines hochgeachteten Herrn Venners Güte?«

»Ihr habt allerdings Recht, Herr Freund!« erwiederte der gesprächige Meister: »Da sind Hopfen und Malz verloren. Emmenthal trägt Nesseln, wie Entlibuch. Wißt Ihr, wer die Emmenthaler kommandirt? Das ist Klaus Leuenberg, der reiche Bauer von Schönholz; ein grimmiger und frecher Gesell. Habt Acht, dies Jahr wird Blut säen und Köpfe mähen! Man spricht schon von Nasen- und Ohren-Abschneiden. Was obrigkeitlich ist, das ist geflohen; kein Schaffner mehr im Kornhaus; kein Weibel mehr im Amthaus. Ist die Katze nicht zu Haus, tanzen die Mäus' über Tisch und Bank, wie Ihr wohl denken könnt.«

Hier ward das Gespräch unterbrochen, als einer der Knechte den andern sagte: »Dort kömmt der Junker vom Berg herab!« Alle zerstreuten sich langsam nach verschiedenen Seiten. Der Verwalter verließ die Bank und wandelte nachdenklich auf dem Platz umher, indem er von Zeit zu Zeit den Kopf schüttelte. Meister Wirri leerte eilfertig sein letztes Glas, und ging dem Oberherrn entgegen.

3.

Die Botschaft.

Es war ein stattlicher, wohlgewachsener Mann in den Vierzigen, mit Ausdruck edelmüthigen Wohlwollens in den angenehmen Gesichtszügen; schlicht, aber doch nicht ohne Sorgfalt im Aeussern. Etwas Schweres, fast Steifes in Haltung und Bewegung gab ihm eine Art Würde; und die stete Ruhe des Gesichts, welche aus Mangel

innerer Reizbarkeit herzustammen schien, konnte eben so gut für Wirkung der Herrschaft gelten, welche er über seine Gefühle erworben hatte. Uebrigens war er in der ganzen Gegend umher als ein strengrechtlicher, wohlthätiger Biedermann geschätzt. Indem er nachlässig die Hand an sein rothes Baretlein legte, des Spielmanns Grüße zu erwiedern, sagte er zu demselben: „Willkommen, Meister Heini, was bringst du mir Gutes von Aarau?“

— Ich verhoffe, Junker Oberherr, wenigstens keine Hiobspost; wiewohl heutzutage das Gute selten wird, wie fettes Gras um Weihnachten. Vor allen Dingen läßt sich mein Herr Schultheiß Hagenbuch allergehorsamst empfehlen und übersendet dies Brieflein; das zweite hier hat mir der wohlehrwürdige Dekan Rüsperli für Euch anvertraut, als er meine Reise nach Rued vernahm.

Der Junker öffnete lässig das Schreiben des Schultheißen und durchlief es mit den Augen. Nach einer Weile murmelte er für sich wiederholend die Worte: „Durchpaß, aber keine Besatzung? Hm!“ Sann dann eine Weile nach, indem er die Hände, worin er die empfangenen Papiere hielt, auf den Rücken legte, ging gemächlich ein paar Schritte vor, ein paar zurück, und sagte darauf: „Ich verstehe nicht, was Aarau will? Aber Schultheiß Hagenbuch, der in der Feder nicht stark ist, verweiset mich an deine Zunge. Begleite mich also ein wenig; der Abend ist luftstill und warm. Erzähle mir.“

Er ging bei diesen Worten, sich vom Schloßplatz entfernend, langsam wieder den Weg gegen den Berg zurück, welchen er gekommen war, und dessen sandiges Geleise sich bald in die Dämmerung schwarzer Tannen verbarg. Wirri wandelte schweigend zur Seite, die Befehle des Junkers erwartend.

„Erzähle mir also ausführlich den heutigen Beschluß der Aarauer. Denn des Schultheißen Hagenbuch Worte sind eben so kurz, als unverständlich. Es ist dir bekannt, Heini, daß der um sich greifende Aufruhr des Landes den Rath von Bern zu strengen und kriegerischen Maßregeln gezwungen hat. Zwar ist der Aargau noch ruhig, aber seine Gesinnung unzuverlässig. Darum wird dieser Tage das Kriegsvolk von Mühlhausen, Basel und Schafhausen einrücken. Die Züricher stehen mit achttausend Mann zum Aufbruch fertig.“

— Hilf Himmel! rief der Meistersänger: So sei Gott dem armen Lande gnädig. Ein Krieg ist bälder angefacht, als abgemacht. Es war unserm Volke nur zu wohl, darum schlägt's gegen seinen Herrn hinten aus, wie ein muthwilliges Füllen. Aber freilich, es müssen starke Beine sein, die gute Tage tragen sollen. — Der Ueberreiter von Bern kam schon gestern in Aarau an. Diesen Morgen nun wurde einer ganzen ehrsamen Bürgerschaft aufs Rathhaus geboten. Da hat Herr Schultheiß Hagenbuch angezeigt, wie daß ein Schreiben von unsern gnädigen Herren vorhanden sei, worin ihrer Gnaden Will' und Meinung wäre, fünfhundert Mann von Basel und Mühlhausen in unsere Stadt zu legen, mit Befehl, man solle ihnen Speis' und Trank um rechten Preis zukommen lassen. Die sollten bei uns in der Stadt verbleiben, bis die Bauern gedämmt sein würden.

„Die Sach' ist einfach!“ unterbrach ihn der Junker: „Die Schafhauser werden eben so die Stadt Brugg besetzen, um aller Päße über die Aare Meister zu bleiben, und die Grafschaft Lenzburg von den Aemtern Biberstein und Schenkenberg zu trennen. Ward die Bürgerschaft bald einig?“

— He, Junker Oberherr, wenn wir alle nur einen Kopf hätten, so brauchten wir nur einen Hut. Die Bürger begehrten Bedenkzeit, gingen in die Kirche und beriethen mit einander. Hieronymus Kasthofer trug an: man müsse unsern gnädigen Herren zu Bern willfahren. Eine Kriegsbesatzung gereiche der Stadt selber zum Schutz gegen die Anfechtungen des Landvolks. Dem widersprach aber Antoni Hunziker aus aller Kraft. Er meinte: Soldaten bringen nicht immer Sieg, aber immer Krieg. Der Kriegsknecht im Haus mache dem Frieden Garaus. Die Bürger könnten ihre Thore besser hüten, als Fremdlinge. Wollte Bern mit dem Landvolk Streit, so sollte Aarau nicht die Haare dazu geben. Man müsse keine Partei nehmen; denn die Bauern grenzen an den Stadtbann, aber Bern läge vierzehn Stunden davon. So ungefähr redete Antoni Hunziker, und nun gab's Lärmen für und wider, bis Samuel Schmutziger aus der Vorstadt aufstand. Ihr kennt vermuthlich den Biedermann, Junker Oberherr. Er ist der guten Sache Freund und Niemands Feind. Die ganze Bürgerschaft hat ihn in Ehren; denn er ist aller Welt Helfer und verlangt dafür die Zahlung erst im Himmel.

„Gut, gut!“ rief der Junker: „Nenne mir seinen Rath, so kann ich ihn auch loben.“

— Ei nun, er meinte: Rechtthun gehe über Klugthun. Freien Durchzug müsse man den Hilfsvölkern von Bern gestatten gegen jeden Feind; aber ob die Stadt verpflichtet sei, Besatzung aufzunehmen, darüber müsse man sich die Freiheiten von Aarau vorlesen lassen. Diese Meinung ward durch Handmehr angenommen, und ein Ausschuß von fünfzehn Mann trug dieselbe den Räthen und Bürgern vor. Dabei ist's einstweilen verblieben.

„Das ist etwas und nichts!“ sagte Junker Mey: „Es muß anderswo durch. Wenn sich Bern gegen rebellische Unterthanen zur Wehr setzen will, sollen die Aarauer ihren Herren und Obern keineswegs die Hände binden. Ich werde selbst zur Stadt gehen; und hilft Güte nicht, wird's Ernst gelten.“

— Junker Oberherr, haltet zu Gnaden. Das Sprüchlein sagt: Allzuscharf haut nicht. Gebt gemach! Schultheiß Dulliker von Luzern sagte

auch: Man kömmt mit einer Hand voll Gewalt weiter, als mit einem Sack voll Recht. Aber ich dachte, als ich ihn vor sechs Wochen in bleichem Schrecken aus Wollhausen wegreiten sah: wenn man die Weidenruthe zu stark dreht, bricht der Knebel!

„Warst du bei dem Auftritt im Entlibuch, wo die Rebellion ihren Anfang machte?“

— Allerdings, Junker Oberherr, ich kam dazu ohne Wissen, ohne Sünd', wie der Blinde zur schönen Braut. Euch ist besser, als mir, bekannt, wie gar ungesalzen und ungeschmalzen die Abgeordneten der Entlibucher abgespeiset worden sind, da sie wegen der herabgesetzten Batzen mit flehentlicher Vorstellung gen Luzern gekommen waren und gebeten hatten, man solle entweder den Werth des Geldes wieder erhöhen, oder zur Bezahlung Landeserzeugnisse nehmen, wie sie dem Bauer im Felde wachsen. Auch wißt Ihr gar wohl, wie der bittere Bescheid, den die Abgeordneten ins Entlibuch heimbrachten, böses Blut machte, und wie die Leute bei ihrem Verlust in Verzweiflung geriethen. Der Bauer verliert lieber seine rothe Nase, als seinen rothen Kreuzer. Ihr wißt, wie darauf die hochobrigkeitlichen Schuldenboten mit Schimpf und Schanden, die Hände auf den Rücken gebunden, die Ohren mit Holzklammern, das Maul mit Weidenkörben geklemmt, aus den Dörfern getrieben wurden, wo sie Geld eintreiben wollten. Ihr wisset ferner ....

„Alles, Heini, Alles!“ unterbrach ihn der Oberherr: „Beschreibe mir nur, was du mit eigenen Augen sahst.“

— Ei nun, da ich, bei rauher Hornungsluft, mit zwei müden Beinen von Willisau kommend, den steilen Weg hinabschlich in den Thalschlund, worin Wollhausen liegt, war noch das Dorf todtenstill. In der Herberge allein gings lebendig Trepp' auf und ab und ward gesotten und gebraten. Denn der Herr Schultheiß von Luzern, der Herr Plebanus, welcher vordem Pfarrer im Entlibuch gewesen, und andere Herren wohnten in derselben Herberge. Die Vorsteher und Aeltesten der Gemeinden hatten ihren Zuspruch schon empfangen und sich entfernt. Ich freute mich auf ein fettes Nachtessen. Es ward mir aber bald durch nicht gemeine Angst die Eßlust verderbt. Denn da sammelten sich nach und nach Menschen von allerlei Gestalt vor dem Wirthshaus; sie kamen, wie herbeigeschneit, und führten unter gewaltigem Lärmen ruchlose Reden gegen die hochobrigkeitliche Gesandtschaft. Der Wirth fürchtete, man werde ihm das Haus stürmen, und kratzte sich, wo es ihn nicht biß; seine Frau betete mit lauter Stimme zehntausend Ave Maria in der Küche. Ich getraute mich nicht zum Fenster, denn da draussen sah ich nichts, als abscheuliche Gesichter und geballte Fäuste. Der Herr Schultheiß, ein freundlicher und sonst wohlbedächtiger Herr, auch recht ehrwürdig im Thun und Lassen, hatte den Muth, vor die Hausthür zu treten, wollte reden; aber das hieß Holz zum Feuer tragen. Wenn's hagelt, zieht die Schnecke die Hörner ein. Er machte sich wieder zurück, und man hörte drauf Steine gegen die Thür prallen. Ich wünschte mich weg ins Pfefferland; denn es heißt: mitgefangen, mitgehangen, und es kann in einem Augenblick viel reissen, was ein Jahr nicht ausflickt.

„Wie nun weiter, Heini? Drang der Pöbel ins Haus?“

— Nein, ein dichter, kalter Regenschauer drang plötzlich den Bauern durch die braunen Wämser und löschte glücklich, als schon das Feuer bei ihnen oben zum Dach hinaus wollte. Sie stoben mit Geschrei auseinander, wie Gänse, wenn der junge Hund spaßen möchte. Da blieb's ruhig.

„Und das war Alles?“

— Mit nichten, Junker Oberherr. Vorspiel verlangt Nachspiel. Andern Morgens war bei der Herberge eine große weiße Fahne aufgepflanzt. Weiß ist die Farbe der Unschuld; aber der Kaminfeger trägt Sonntags auch wohl ein Hemd wie Schnee. Die Leute sammelten sich wieder zu Tausenden. Sie strömten von allen Dörfern zusammen. Es konnte zwischen den Köpfen bald kein Apfel zu Boden. Um zehn Uhr ward die Fahne abgenommen. Damit zog Alles hinaus ins freie Feld. Ich sang in meinem Herzen te Deum laudamus, hatte aber ohne den Wirth gerechnet. Plötzlich tönt Musik wunderbarer Art. Wir laufen ans Fenster. Siehe da, ein langer, unabsehbarer Zug von Menschen, alle mit Kolben, Musketen, Spießen und Morgensternen bewaffnet. Voran drei Junggesellen in alter Tracht, sie stellten die drei Eidsgenossen vor. Darauf folgten siebenhundert Bewaffnete, je drei und drei. Es war ein gar artiges Schauspiel, aber doch zum Zähneklappern eingerichtet. Dann erschienen drei Fahnen neben einander, und abermals schritten diesen bei tausend bewaffnete Bauern nach, in bester Ordnung, drei Mann hoch. Aller guten Dinge sind drei; der Teufel kann aber auch bis drei zählen.

„Wohin zog das Volk?“

— Ich vermuthe, zu einer Kirche; denn nach einer Stunde erschienen drei Abgeordnete der Landleute, und beriefen die hochobrigkeitliche Gesandtschaft dahin. Ich mochte dort nicht predigen hören, blieb daheim, und vernahm, die Bauern hätten den Herren einen langen Zettel abgelesen, voller Ach und Weh über zu schweres und ungleiches Ohmgeld, über hohen Geldzins, über Bußgelder der Landvögte, über den Wollhauser Zoll, über Unkosten wegen der Schuldenboten, über den Salzhandel der Obrigkeit und dergleichen mehr.

„Nun, das, hoff' ich, wird jetzt abgethan sein,“ sagte Junker Mey: „denn die Stadt Luzern hat starke Besatzung; die Kantone rüsten; die Rebellen sind erschrocken und unterhandeln von neuem; die Luzerner Regierung ist geneigt, den Landleuten in allen gerechten und billigen Forderungen zu entsprechen.“

— Wahrhaftig, Junker Oberherr? Haben die Bauern Forderungen gethan, die zum Theil billig waren, so wunderts mich fast, warum die Obrigkeit von Luzern nicht anfangs die demüthigen Klagen aufnahm, und erst billig zu werden anfing, als der Hund die Zähne wies? Man soll nicht warten, bis der Hafen beim Kochen überläuft, das Fett läuft mit.

„Es ist dort allerdings im Anfang etwas gefehlt worden!“ sagte der Junker: „Die Herren von Luzern läugnen es selbst nicht ganz. Sie haben uns damit ebenfalls im Lande böses Spiel gemacht.“

— Das haben sie. Unsere Bauern sehen's den Entlibuchern ab. Wer durch einen Fluß gewatet ist, hat den Andern den Weg gezeigt.

„Die Rebellen haben es leider in blinder Tollheit zu weit getrieben!“ sagte der Junker kopfschüttelnd: „Es gibt Zeiten und Umstände, in deren widerwärtigem Zusammengreifen die Ehre des Regenten höher stehen muß, als das heiligste Recht; denn die Ehre des Regenten ist sein Leben und höchstes Recht selbst, dem Alles weichen muß. Luzern darf der Ehre willen nicht mehr, was es vielleicht aus Friedlichkeit möchte. Es ist zu schwer beleidigt vom Unterthan, fürcht' ich.“

— Junker Oberherr, es heißt, man muß nicht alle Prügel auflesen, die einem nachgeworfen sind. Wer Vorsicht vergaß, muß Nachsicht gebrauchen. Obrigkeit geht festen Schritt und kann doch stolpern.

Hier ertönte plötzlich eine starke Mannsstimme: „Wahrhaft und zierlich geredet, mein Herr!“

4.

Der Schwede.

Der Spielmann von Aarau fuhr erschrocken zusammen; der Junker wandte sich gelassen um, den unbekannten Redner zu sehen. Wo auf der Berghöhe der Wald am dichtesten geworden, kam hinter ihnen ein Reisender mit großen Schritten, der Wirri's letzte Worte vernommen haben mochte, die seinen Beifall erworben zu haben schienen. Es war ein schöner, blühender Mann von etwa dreißig Jahren und schlankem, kräftigem Gliederbau. Die Kriegstracht nach Schwedenart, der weite Rock mit kurzen Schößen, sammetverbrämt, Kragen und Aermel mit schwarzer Stickerei; das scharlachrothe Leibchen, mit Goldtressen geschmückt, die kurzen, weiten Hosen, auf den Nähten mit seidenen Schnüren besetzt; der Hut mit breitem Rande; einfach aufgekrämpt, von welchem ein nieverhangender weißer Federbusch wehte; Knebel- und Zwickelbart an Kinn und Oberlippe — Alles gab ihm ein heldenartiges und doch gefälliges Ansehen. Er trug den Säbel, der am breiten Riemen von der Schulter hing, im Arm, und hielt spielend in der Hand einige Schneeglöckchen und blaßgelbe Primeln, die ersten Herolde des Lenzes, welche er unterwegs gefunden, oder von einer Schönen zum Geschenk erhalten hatte.

Er verbeugte sich leicht, wie er neben den beiden Lustwandlern stand, und sagte: „Günstige Herren, es ist meines Orts nicht, Euch im Gespräch zu stören, obgleich Euer Wort meinem Ohr wohlthat, und ich vor eitel Lust nicht umhin konnte, meine Bewunderung zu zollen.“

Der Meistersänger und Oberherr staunten eine Weile den höflichen Fremdling an, der sie mit schwarzen, blitzenden Augen freundlich betrachtete, und bei seinem Lächeln die reinste Perlenreihe von Zähnen halb entblößte. „Ihr seid gütig, Herr!“ sagte der Oberherr: „Wohin des Wegs?“

„Gen Kulm hinab, wohin, aller Apparenz nach, auch Eure Schritte zielen!“ antwortete der Fremde: „Wenn Ihr mir's vergönnt, werd' ich die Ehre haben, eine Weile Euer Begleiter zu sein. Ihr sprachet, wie mich dünkt, von des gemeinen Vaterlandes Libertät und Wohlstand; gestattet, daß ich Euer Zuhörer sein dürfe, und glaubet, daß auch ich einer von denen sei, welche für das edle Kleinod Alles wagen und aufsetzen.“

Der Junker, dem die letzte Aeußerung verdächtig klingen mochte, musterte den Mann seitwärts, indem er den Weg langsam mit ihm fortsetzte.

„Herr,“ sagte der Spielmann von Aarau zum Fremden, „Ihr habt läuten gehört, wißt aber gewiß nicht, in welchem Dorfe? Doch das ist gleichviel. Ihr seid also ein Schweizer? Eure feinen Redensarten scheinen aus einem andern Lande gebürtig.“

„Ihr habt scharfen Blick!“ erwiederte der Fremde mit verbindlichem Lächeln: „In der That hab' ich fast länger im Auslande gelebt, als zwischen den Bergen meiner Heimath. Nachdem ich die Hochschule frequentirt, ging ich in die Lehre des Kriegsgottes, und mußte mich in vieler Herren Ländern umhertummeln.“

„Nun ja,“ sagte Wirri, „viel Land, viel Bräuch'! Jetzt aber wird's Euch beim schlechten Habermus nicht köstlich dünken wollen, den man zu Hause kocht. Jedoch vom geringen Tisch ist am sichersten essen. Beim Soldatenbrod sitzt allezeit Tod.“

„Und ohne Zweifel habt Ihr aus dem Kriege reiche Beute erworben?“ fügte Junker Mey hinzu: „Die bringt nirgends so viel Lust und Ehre, als in der Heimath.“

„Mit Eurer Gunst, meine Herren,“ versetzte der Kriegsmann, „ich kann nicht gleicher Opinion sein. Zwar hat der furchtbare Schlachtengott Mars sich mir nicht undankbar für treugeleistete Dienste erwiesen; jedennoch würd' ich heut' noch aufsatteln und hinziehen, wenn man die Trommel statt der Betglocke rührt, und lieber auf dem Wahlplatz Alles mit Ehren verlieren, als hier auf der Bärenhaut mit Leib und Seel verdorren.“

„Das ist Soldatensprache!“ entgegnete der Oberherr: „Doch sollte Euch, falls Ihr ein Schweizer seid, das theuerwerthe Vaterland über Alles gelten.“

Der Fremde verzog den Mund ein wenig und sagte: „Des Herrn Observation würde allerdings gegründet sein, so ich die Ehre hätte, Patrizius in einer regierenden Stadt zu heißen. Die übrigen armen Städtlein, als Euch zweifelsohne nicht unbekannt ist, müssen sich mit den magern Brosamen ihrer Freiheiten und Rechte contentiren, und das Landvolk wird nur gefüttert, gleich der Schafheerde, seiner Milch und Wolle wegen.“

Der Oberherr warf abermals einen argwöhnischen Seitenblick auf den Mann; doch schien es ihm nicht unzweckmäßig, ihn weiter auszuforschen, und dessen Namen, Stand und Wohnung zu erfahren. Er verbarg also eine rege werdende Empfindlichkeit, und sagte mit gewohnter Unbefangenheit: „Mich dünkt, Ihr urtheilet fast zu hart. Denn wenn Ihr den Wohlstand in unsern Dörfern sähet, und den Ackerbau des ganzen Landes, würdet Ihr, hoff' ich, der väterlichen Gesinnung unserer Regierungen bessere Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Die Prosperität des Landes“, erwiederte der Unbekannte, „ist wohl schwerlich den Regierungen zu danken, sondern dem Fleiß und Schweiß des Volks. Mir ist nicht bewußt, was die Obrigkeit hinzu thut, wohl aber, was sie davon nimmt. Alles mit einemmale zu nehmen, wäre thöricht. Denn so nichts mehr vorbliebe, hieße es nicht unbillig, den Bach verlangen und doch die Brunnquellen abgraben? Lasset Euch nicht befremden, daß ich in dieser Materie etwas hartnäckig bin, denn ich habe das Lehrgeld bezahlt. Oder saget an, was gilt hier ein Ehrenmann, wenn er nicht das Rathsherrn-Baretlein ansprechen darf? Ohne Ruhm zu melden, wie Ihr mich hier sehet, der große Kriegsheld, der unvergeßliche Feldmarschall Torstensohn, hat mich wie sein eigenes Kind gehalten; der Fürst von Siebenbürgen, der berühmte Ragoczki, behandelte mich wie Seinesgleichen, und vielmals bin ich mit Prinzen zu Tafel gesessen. Hier meinet sich jedes Jünkerlein mehr, und schaut von oben auf unsereins herab, als auf seinen angebornen Knecht, und erwartet, man solle ihm Hof machen. Ich habe andere Majestäten gesehen! Ha, ha!“

„Vermuthlich hat man Eure Verdienste nicht gekannt!“ sagte der Oberherr mit seinem, kaum merklichem Lächeln: „Ihr habt sie allzu bescheiden verschwiegen.“

„Mit Eurer Gunst, Herr,“ versetzte der Kriegsmann, „es stände mir nicht zu, mit Meriten zu prahlen, wenn ich in deren Possession wäre; aber es steht auch keinem Stadtjunker zu, mich hochmüthig anzublasen, wenn ich ihm nicht die Schuhe putze. Würde man aber nicht ausserdem noch legaliter ausgeplündert, könnte man allenfalls über Geckereien lachen.“

„Wie versteht Ihr das Ausplündern?“ fragte der Oberherr etwas ernster.

„Wie Jedermann!“ antwortete der Fremde: „Denn ob Ihr durch Marodeurs oder durch ein Münzmandat die Hälfte Eurer wohlerworbenen Baarschaft davon fliegen sehet, Ihr werdet Eins wie das Andere nicht zu den verehrlichen Praktiken rechnen. Ich habe allein bei zweitausend Florins durch den landesväterlichen Streich eingebüßt. Zuerst überschwemmte man das Land, wie Ihr wisset, mit dem schäbigen Kupfergeld, und nachdem die Herren in den Städten ihre Beutel vom Unflath gesäubert und das Silber einkassirt hatten, manifestirten sie, der Batzen sei um einen halben Theil minder werth, als wofür sie ihn ausgezahlt hatten. Das Volk war geprellt, und die Städter lachten ins Fäustchen dazu. Der Großtürk macht's gnädiger, als die christliche Obrigkeit.“

Bei diesen Worten stand der Oberherr still, maß mit scharfem Blick den Sprecher und sagte: „Wer Ihr auch sein möget, Euch gebühret nicht, in solchem Tone von der landesherrlichen Gewalt zu reden. Das Kind, das den Vater, der Unterthan, der die Obrigkeit, der Knecht, welcher seine Herrschaft hinterrücks lästert, plaudert nichts aus, als seine eigene Nichtswürdigkeit. Wie heißet Ihr? Woher seid Ihr?“

Der Fremde, durch die rauhe Anrede des Oberherrn mehr in Verwunderung als in Ueberraschung, erwiederte: „Mit Eurer Gunst, welcher Floh sticht Euch? Ich sollte jene Frage vielmehr Euch appliziren, daß ich wisse, ob ich zur Antwort obligirt sei.“

— Ich bin der Junker Mey, Oberherr von Rued.

„Also tuam ipsius terram calcamus! Nun denn, ich habe andere Majestäten gesehen, und nie gehört, daß Ihr mein Oberherr seid. Alteriret Euch nicht. Aliud in choro, aliud in foro gilt hier, und damit addio! Gehabt Euch wohl.“

„Bleibt stehen!“ donnerte ihm der Oberherr zu.

Der Fremde kehrte wieder um, trat hart vor den Junker hin, betrachtete ihn eine Weile, indem Blitze aus seinen großen, schwarzen Augen schossen, und sagte: „Trüget Ihr eine Klinge, so würde mich gelüsten, Euch mores zu lehren, wie Ihr mit Ehrenleuten zu traktiren habt, die nur auf dem Schlachtfeld ihr Avancement gemacht. Ich und mein Degen wiegen so schwer, als Ihr mit Eurer ganzen Oberherrlichkeit; daß Ihr's wisset! Ich geb' Euch meine Parole, daß Ihr Occasion finden sollet, mich kennen zu lernen, wenn's Euch daran gelegen ist.“

Der Oberherr behielt bei diesen hochfahrenden Reden die angenommene gebieterische Haltung unverändert und rief: „Ich befehle, Ihr bleibet, oder . . .“

„Sagt an, was liegt hinter oder?“ entgegnete der Kriegsmann mit stolzem Lächeln: „Ich habe die Oder mit dem Feldmarschall Torstensohn zweimal passirt, und bei Euch geschicht's

zum drittenmal. Obwohl Ihr Eurer zwei seid, wär' Euch übel gerathen, mich zu molestiren. Das kleine, dicke Männlein da an Eurer Seite bisse beim ersten Nasenstüber ins Gras.«

»Nichts für ungut!« sagte Meister Wirri, indem er etwas bestürzt einige Schritte hinter sich machte: »Wer keine Hand hat, kann keine Faust machen. Ich will keine Erbsen mit Euch erlesen; also laßt mich in Frieden. Jedoch vergeßt nicht, daß kleine Leute auch große Schatten werfen können.«

»Wißt Ihr nichts Besseres, so sag' ich Euch Valet!« sprach der kecke Tischgenoß des Fürsten Ragoczki, wandte sich, ging mit raschem Schritt davon und verschwand bald hinter den Tannen.

Der Oberherr stand eine Weile unschlüssig auf der vorigen Stelle, als wollt' er ihm nacheilen. Endlich aber wählte er mit dem Meistersänger doch den Rückzug zum Schlosse, indem er sagte: »Der freche Bursch wird in der Welt zu finden sein! Verdopple deinen Schritt, Meister Heini, daß wir das Schloß erreichen. Ich werd' ihm meinen Jäger nachschicken und ihn im ersten Dorfe verhaften lassen. Der Prahler soll büßen.«

»Das denk' ich eben auch!« erwiederte der Spielmann von Aarau: »Dann wird er anders pfeifen. Es sind schon manche krumme Hölzlein gerade worden. Fürwahr, mich freut's schon, diesen stolzen Fant noch heut gedäumelt eingebracht zu sehen. Vier Wochen krumm geschlossen verdient er bei Wasser und Brod im Thurm zu sitzen, der unverschämten Worte willen, die er gegen eine hohe Landesobrigkeit und gegen Euch ausgestoßen hat. Von mir will ich nur gar nicht reden, wiewohl ich auch nicht hinterm Zaun aufgelesen bin. Er ist ein Landstreicher, oder noch was Schlimmeres, und lobt sich nur, weil seine Nachbarn nicht daheim sind. Unsereins darf allezeit seinen ehrlichen Namen nennen, und was man nicht am Heu hat, hat man am Stroh.«

Der Meistersänger, welcher während dieses Redens kurzathmig geworden war, schwieg endlich ganz, um dem Oberherrn nachzukommen, der scharfes Schrittes den Bergweg hinanstieg. Nach wenigen Minuten tauchten vor ihnen drunten die Thürmlein des Schlosses hinter dem Gebüsch auf. Schon war nächtliche Dämmerung aus dem Thal hervorgestiegen, und im Gebäude brannten einzelne Fenster vom Zimmerlicht.

Als sie auf dem Platz angekommen waren, ließ der Oberherr einige Leute zusammenrufen, die er auf der Stelle versandte; empfahl seinem Verwalter den Meister Wirri zur guten Bewirthung, und entfernte sich darauf in seine Zimmer.

5.

Eine neue Sendung.

Ohne Zweifel beschäftigte die auf dem Berge gehabte Erscheinung den Gedankenlauf des Junkers Mey nicht weniger, als den des Meistersängers. Letzterer wenigstens konnte den ganzen Abend nicht fertig werden, dem Verwalter beim Weinglase das kurze Abenteuer im Walde zu beschreiben. Seine Einbildungskraft erhitzte sich im Erzählen von der schönen Heldengestalt, von der fremdartigen Sprache derselben, von den auserlesen wohlgesetzten Redensarten, der schwedischen Kriegstracht, der furchtlosen Kühnheit und den edeln Bewegungen derselben. Alles schien ihm daran, bei näherer Ueberlegung, wunderbar. Er war zuletzt, je mehr er erzählte und trank, fast geneigt, was er und der Junker gesehen, für etwas Uebernatürliches zu halten, um so mehr, da Niemand beim Schlosse, an welchem doch der Weg vorbeiführte, den Fremdling bemerkt haben wollte, der Jedem aufgefallen sein würde.

»Ich dachte sogleich,« sagte er beim Nachtessen zu dem Verwalter, wo er der vollen Schüssel eben so tapfer als der Weinflasche zusprach, »ich dachte sogleich: Hier ist's nicht richtig. Der Junker Oberherr hätte auf keine Weise mit dem Schweden anbinden sollen. Man muß nichts anfangen, was Keiner zu Ende bringt. Der Oberherr ward hitzig und ging zu weit. Er mußte nicht befehlen, wo er das Gehorchen nicht gebieten konnte. Man läßt den Wagen fahren, der nicht zu halten ist. Das sag' ich immer. Ich, meines Theils, hütete mich sehr, den Finger zwischen Thür und Angel zu klemmen. Was deines Amts nicht ist, davon laß deinen Vorwitz.«

»Bei dem Allen, Meister Wirri,« bemerkte der Verwalter, und schüttelte ungläubig den Kopf, »werd' ich aus Euern Berichten nicht klug.«

»Meint Ihr, Herr Verwalter, ich geb' Euch Mäusdreck für Pfeffer?« fiel ihm der Spielmann beleidigt in's Wort: »Es wird sich zeigen, wer Recht hat. Was meine Augen gesehen haben, das hab' ich gesehen. Es gehören viele Schaufeln dazu, die Wahrheit zu vergraben. Ich sag' Euch, die ausgeschickten Leute fangen den Schweden nicht ein. Es sind wunderliche Zeitläufe, und es werden noch wunderlichere kommen. Da gehen allemal seltsame Dinge voran, wie man dergleichen viel in Chroniken liest. Ein bloßer natürlicher Mensch hätte sich nicht unterfangen, Eins gegen Zwei zu stehen, und dem Junker Oberherrn also frech zu antworten. Oder seid Ihr ein Freigeist?«

»Wenn Ihr mir geneigtes Gehör schenket,« erwiederte der Verwalter, »so geb' ich Euch mein unmaßgebliches Gutachten über den Vorfall. Entweder, oder! Ist es nicht, wofür Gott sei, der Teufel selbst gewesen, der den Oberherrn und Euch necken wollte, so war's etwa einer der Rebellen, die, dem Himmel sei's geklagt! den Untergang aller Obrigkeit bezielen, die von Gott gesetzt ist. Was mir den Kerl gar verdächtig macht, ist der nicht ausser Acht zu lassende, merkwürdige Umstand, daß ihn bei seinem Vorbeireisen Niemand von uns auf dem Platz bemerkt hat.«

»Das sag' ich ja!« rief Wirri: »Eben da liegt der Has' im Pfeffer!«

„Folglich und also“, fuhr der Verwalter fort, „hat der lose Bursch einen Schleichweg durch den Wald ergriffen, um dem Schlosse auszuweichen.“

„Was?“ fiel ihm der Spielmann noch verdrießlicher in's Wort: „Bildet Ihr Euch ein, daß wir Zwei, der Junker und ich, vor einem gewöhnlichen Menschen zurückgetreten wären, trotz der blanken Plempe, die er im Arm trug? Nein, Herr, glaubt es, unser Herrgott hat wunderliche Kostgänger zwischen Himmel und Erde, und es ist nicht alles ein Bauerhaus, was ein Dach hat. Bildet Ihr Euch ein, der Junker Oberherr sei im Koth behangen, als er der Gestalt nachsetzen wollte, und nicht von der Stelle konnte? Oder ich sei von Euerm halben Maß Elsasser gekröpft gewesen, daß ich zehn Schritt zurücktaumelte, als mich die Feueraugen anglotzten?“

Das Gespräch dauerte länger, als die Leser Geduld haben möchten, es zu lesen, und der gute Spielmann schöpfte mit jedem Zuge aus dem Glase neue Ueberzeugung, daß die Erscheinung im Walde kein natürliches Ereigniß gewesen sein könne. Dieser Glaube that für den Augenblick wenigstens auch seiner kleinen Eigenliebe wohl, welche der angebornen Furchtsamkeit allzugern den Mantel umhängen wollte, und sogar den Meistersänger als Ritter ohne Furcht und Tadel auftreten ließ.

Es war schon spät, als ein Diener des Oberherrn erschien, und den Meister von Aarau noch einlud, sich in dessen Zimmer zu begeben. Obwohl Wein und Müdigkeit die Macht seiner Sinne so sehr aufgelöset hatten, daß das holzschnittartige Gesicht des Verwalters nur noch wie grauer Schatten unkenntlich vor den halbgeschlossenen Augen des Spielmanns schwamm, machte ihn doch die unerwartete Botschaft plötzlich nüchtern. Er folgte dem Diener, der ihm die steinerne Treppe hinauf vorzündete und eine Seitenthür öffnete.

Der Oberherr saß in einem kleinen dunkeln Zimmer vor dem Kamin, dessen fast erloschene Kohlengluth kaum die Sohlen der übereinandergeschlagenen Füße beleuchtete. Seitwärts glimmte eine Lampe, deren sterbender Schein kaum das Tischlein gewahr werden ließ, auf welchem Papiere umherlagen und der Junker den Arm lehnte, dessen Hand ihm die Stirn stützte. Wirri's Eintritt weckte ihn aus der Selbstvergessenheit. Er erhob sich schweigend vom Sessel, nahm vom Gesims einen schweren silbernen Armleuchter, dessen Wachskerzen sich mühsam am letzten Aufzucken des Lampenlichts entzündeten; dann warf er einige Scheite dürren Holzes zu der Gluth im Kamin. Bald stand das ganze Gemach in freundlich-heller Beleuchtung, wo die Vergoldung der Ränder in den Feldern des Getäfels an Wand und Zimmerdecke mit angenehmem Wiederglanz schimmerte.

„Meister,“ sagte nach einigem Besinnen der Oberherr, „ich hatte den Brief ganz vergessen, den du mir vom Dekan Rüsperli von Aarau mitgebracht. Eben fand ich und las ich denselben. Er ist mir wichtig, verschiedener Umstände willen. Ich habe alles Vertrauen zu dir. Du kannst mir Dienste leisten und du wirst mit meiner Erkenntlichkeit nicht unzufrieden sein. Du bist ein Mann von Kopf, der seine Aufgabe zu lösen weiß, und, wo es gilt, auch verschwiegen.“

— Wie der Spiegel, dem's Glas fehlt, denn mit Schweigen verredet sich Niemand; und man hat sich eher verredet, als verthan, wie ich gar wohl weiß, Junker Oberherr.

„Bist du in der Gegend des Schlosses Trostburg, in den Dörfern Teufenthal oder Dürrenäsch bekannt?“

— Die Trümmer der Trostburg hab' ich wohl gesehen, wenn ich am Schlosse Liebegg vorüber ins Thal nach Kulm ging. Es ist gar malerisch mit den breiten Mauern links auf dem Felshügel gelegen, am Eingang eines unbekannten Nebenthals. Die verfallenen Gemäuer scheinen nur vom Gespinnst des Epheu zusammengehalten zu sein.

„Gut. Am Fuß des Schloßbergs unten liegt Teufenthal; und zwischen die Berge hinein, im hintersten Winkel, fast auf der Berghöhe, das Dorf Dürrenäsch.“

— Es mag wohl sein; denn der Mensch hat oft sein Nest, wo es der Bär nicht möchte.

„Hörtest du nie von einem gewissen Addrich im Moos reden, der in jener Gegend wohnt? Er ist dort herum der reichste Bauer.“

— Ich erinnere mich des Menschen nicht. Vielleicht hört' ich, vielleicht nicht. Kein Kornhaus ist groß genug, um alles zu behalten, was durch die Ohren geht.

„Man sagt wunderliche Dinge von ihm. Er soll sein Vermögen nicht auf rechten Wegen gewonnen haben; mit bösen Geistern Umgang pflegen; bildschöne Weibsbilder bei sich haben, und dergleichen. Das heißt, so geht von ihm die Rede im Volk.“

— Behüt' uns, meinet Ihr den? Es wohnt dort herum Einer, von dem allerlei Sage umherlief, als vor mehrern Jahren die Landstraße nach Luzern unsicher ward. Er soll vordem ein armer Lump gewesen und in einer Nacht steinreich geworden sein. Es heißt, der Schatz in der Trostburg sei von ihm gehoben; aber es habe das Leben und Herzblut von einem unschuldigen Christenkinde gekostet. Seitdem sei es auf der Trostburg still und gehe nicht mehr darin um. Wenn mir der Kerl im Walde begegnete, ich schlüge ein Kreuz und machte einen Umweg über Konstantinopel.

„Du wirst doch das Alteweibergewäsch nicht glauben, Heini?“

— Ich glaub's zwar nicht ganz; aber, Junker Oberherr, gemein Geplärr ist selten leer, sagt man. Auch von den schönen Weibsleuten hab' ich vernommen, mit denen es nicht ganz richtig ist. Es heißt, das eine wisse alle Dinge der Zukunft, und das andere alle Dinge, die

unter der Erde sind. Ja, schön sollen sie sein; aber es gibt Leute, welche behaupten, sie wären keine natürlichen Menschen.

„Und was wären sie denn?“

— Luftbilder, Erdgeister, des Teufels Konkubinen, was weiß ich, wer?

„Nun sieh denn die Albernheit des Pöbels! Das eine der Mädchen ist des Addrichs wirkliche Tochter, die eine unheilbare Krankheit und sonderbare Zufälle hat. Das andere kenn' ich selbst; es ist die Tochter von des Addrichs verstorbenem Stiefbruder. Sie heißt Epiphania, oder, wie man sie kurzweg nennt, Fannely und Fania. Der Dekan zu Aarau ist ihr Taufpathe; ihr Vater war Amtschreiber und des Dekans Schulkamerad gewesen. Der ist vor einigen Jahren an der Lenk gestorben, im Obersimmenthal, wohin er sich in seiner Schwermuth, bei einem Freunde, zurückgezogen hatte, nachdem er durch allerlei widrige Verhältnisse seiner Stelle verlustig geworden war. Nun siehst Du, Meister, was vom Volksgeschwätz zu halten ist.“

— Richtig. Ein Zünglein kann viel lügen, aber zwei Zungen lügen tausendmal mehr. Die Leute reden viel in den Tag hinein. Das ist richtig. Das Fannely mag ein frommes Kind sein, wenn auch Niemand den Mann lobt, unter dessen Dach es wohnt. Veilchen wachsen ja auch im Unkraut.

„Der Addrich ist ein stolzer, gewaltthätiger Kerl, seit er reich geworden.“

— Wenn der Dreck zum Pfeffer wird, Junker Oberherr, so beißt er immer am stärksten.

„Höre mich an. Der Dekan von Aarau meldet mir nun mit großer Besorgniß und Unruhe, daß es mit Addrich im Moos unsicher stehen soll.“

— Was schnell aufgeht, fällt schnell wieder ab.

„So ist's nicht gemeint, Meister. Der Dekan will Nachricht haben, daß Addrich im Moos zu den Rebellen gehöre, oder sie unterstütze. Es sei der Aufruhr im Aargau nahe am Ausbruch. Addrich sei einer der Haupträdelsführer, wie man sage. Mir kommt's nicht unwahrscheinlich vor. Der Kerl ist ein Meuter von Haus aus. Dem ehrwürdigen Dekan ist nun um das Schicksal der jungen Epiphanie in dieser Verwirrung bange, zumal wenn Kriegsvölker einziehen. Er beschwört mich, kein Mittel unversucht zu lassen, die verwaiſete Tochter seines Freundes aus des Addrich Klauen zu retten, und sie zu ihm nach Aarau in Sicherheit zu bringen. Da begreifst aber, Meister Heini, das Kind ist in Aarau nicht geborgen. Wer kann wissen, wie weit die Verwegenheit der Rebellen im ersten Augenblick, oder wie weit ihr Glück geht? Gesetzt, sie brächen in die Stadt ein und gäben sie ihrer Wuth preis, — oder Addrich selbst wäre mit ihnen — Epiphanie würde abermals unglücklich, und den geistlichen Herrn würde weder die Heiligkeit seines Amts, noch das weiße Haar seines Hauptes vor der Rache des wilden Addrich in Schutz nehmen.“

— Das wäre zu fürchten, denn Zorn und Rache gehen nicht lange zu Rath.

„Wie es kommen möge, wir müssen Epiphanien retten. Das Kind soll zu meiner Familie nach Bern, in mein Haus, bis das Land wieder ruhig ist. Es ist ein reiner Engel an Seele und Gestalt. Willst du mir helfen, soll's dich nicht reuen. Erkläre dich. Es muß hier gehandelt werden, und sollt' es hundert Gulden kosten.“

— Junker Oberherr, ich bin von jeher Euer gehorsamer Diener gewesen, und laufe für Euch durch's Feuer. Aber in diesem Punkt helfen, da seh' ich das Wie nicht. Und wer das Wie nicht weiß, der findet das Juchhei nicht.

„Ich gebe dir morgen einen Brief an Epiphanien. Du bist Spielmann, wanderst aller Orten wohlgemuth herum, Keiner achtet auf dich. Von meinen Leuten kann ich keinen senden, denn Jeder kennt diese. Einem Bauer vertrau' ich nicht. Du wärest von allen Boten der beste. Also du nimmst einen Vorwand, gehst ins Haus, suchst eine Gelegenheit und steckst dem Mädchen heimlich meinen Brief zu, daß Addrich und Niemand davon Ahnung bekömmt. Ihr beredet mit einander die Flucht, über den Bergrücken durch den Wald nach dem Schlosse Liebegg. Da haltet Ihr Euch verborgen, bis ich Epiphanien abholen lasse. Ein Brief an den Junker Graviset auf Liebegg soll dir gute Aufnahme sichern.“

— Ich wollt', ich säße schon dort. — Aber wenn die schöne Jungfrau Epiphanie Launen hätte, mir den Korb geben, und nicht mit mir auf und davon wollte, was dann? Junker Oberherr, ich will meiner gestimmten Geige lieber zwei Jahre, als einem Mädchen zwei Minuten trauen. Häuser haben das Fähnlein auf dem Dach; aber Jungfrauen haben es unterm Dach.

„Dafür laß den Brief sorgen, den du ihr von mir einhändigen wirst.“

Meister Wirri schien nicht besondern Hang und Beruf zu der neuen Sendung in sich zu fühlen, die ihm übertragen werden sollte. Obwohl der genossene Wein seinen Muth oder Leichtsinn um etwas gesteigert hatte, grauſete ihm, so oft er im Hintergrund des Unternehmens den schrecklichen Addrich sitzen sah, umgaukelt von den gespenstischen Schöpfungen der Sage. Indessen siegte zuletzt doch die Beredsamkeit des Oberherrn, und vielleicht mehr noch dessen Freigebigkeit, die ihm, als Vorschuß zu allfälligen Ausgaben für sich und Epiphanien, einige Thaler in die hohle Hand fallen ließ, ja, nach gelungener Vollstreckung des Auftrags, den Meistersänger von Kopf zu Fuß neu zu kleiden versprach. „Wer am meisten gibt, sitzt oben!“ dachte der Spielmann, und gab sein Wort, den Auftrag gewissenhaft zu erfüllen, und sollt' es Kopf und Kragen kosten, wie er sich ausdrückte.

Doch muß die ganze Wahrheit gesagt sein. Es saß noch ein heimlicher Schalk im Herzen des Meistersängers, welcher ebenfalls ein Wörtchen für das Wagstück des Abenteuers hinzugab. So

oft nämlich der Oberherr von Epiphanien sprach — und er mußte wohl, damit Heinrich Wirri sie genau kenne und mit keiner Andern verwechsele — empfing die Beschreibung unvermerkt jenen lebhaftern Farbenglanz, mit welchem zartfühlende und gute Menschen gern das Edle und Schöne schmücken, besonders wenn es fern ist, und die Gegenwart sich nur gemein zeigt. Es fehlte nicht, Wirri's dichterische Einbildungskraft mußte in Flammen gerathen. Er sah das Schönste des Schönen in Epiphaniens jungfräulichen Reizen lebendig vor seinem innern Sinn schweben, und die lieblichsten Möglichkeiten und mancherlei daraus hervorsprossende Entwürfe benebelten ihn fast mehr, als des Verwalters Wein.

Wirri war ein alter Junggesell, und man kann denken, was das zu sagen hat. Dichter dazu, und mithin geborner Anbeter des Erhabenen und Schönen. Gleichwie der Oberherr zuweilen, wenn er von Epiphaniens ganz eigenthümlicher, wunderbarer Gemüthsart redete, seines Zuhörers zu vergessen schien, so vergaß dieser hinwieder eben so oft des Redenden, sah nur das Wunderliebliche im Schimmer der Anmuth, sah den Seufzer und die Thräne der verlassenen und verlorenen Waise; sich dann als ihren Erlöser aus des Hexenmeisters Gewalt, und von ihrem Freudenblick belohnt. Gern rechnete seine Phantasie weiter. Die Dankbarkeit der Geretteten, ihre Armuth näherten sie den geheimen Wünschen des entzückten Befreiers. Konnt' es denn zuletzt fehlen, daß nicht der edelmüthige Oberherr von Rued, der Pathe zu Aarau und mancher andere Gönner reiche Aussteuer zusammenschiessen und die stattlichste aller Hochzeiten ausrichten würden?

Man lächle doch nicht ungläubig bei diesem Gedankenfluge, welchen der ehrliche Meister Wirri geflogen sein soll. Wie mancher Andere hat sogar in der Kirche, während der Prediger sich heiser schrie, Kanzel und Predigt vergessen und zwischenein ähnliche Hippogryphen-Sätze gethan

zum Ritt in's alte romantische Land?

Uebrigens trotten die Gedanken gewisser Leute von Wirri's Alter und Stand bei der ersten Anregung, von selbst und unwillkührlich einem bestimmten Ziele zu, wie ein wohlgeübtes Postpferd beim ersten Peitschenhieb, ohne weitere Leitung, den oft gemachten Weg zurücklegt, bis es vor der Krippe steht.

„Ja, ja, Heini," sagte der Oberherr, als ihn der Meistersänger wieder hörte und ihn lächelnd mit dem Finger gegen sich droben sah, „nimm deines Herzens wahr, und blicke dem Fannely nicht zu tief in die hellen Blauaugen, sonst ist's um Meister Wirri's Ruhe gethan."

„Ei, behüt' uns!" rief stotternd der Meistersänger: „Euch beliebt mit mir zu scherzen. Nicht doch! Amans, amens!

Jungferngunst und Harfenklang
Dunkt wohl gut, doch währt nicht lang.

Darüber bin ich längst hinaus. Ich denk' an solchen Firlefanz der jungen Welt nicht mehr. Nein, nein, in der Lieb' ist wahrlich nicht Alles Zucker.

Frauenlieb' ist fahrende Hab',
Röslein heut und morgen Schabab.

Drum, will ich im Paradies bleiben, soll ich keine Eva hereinlassen."

Unter diesen Gesprächen war die Mitternachtsstunde herangekommen. Der Oberherr verhieß auf folgenden Morgen die Briefe.

6.

Gute Gesellschaft.

Obwohl der Meistersänger tief in die Helle des Tages hineinschlief, und erst spät erschien, fand er die Schreiben doch noch nicht ausgefertigt. Er zürnte es nicht, verzögert zu werden, theils weil er, obwohl vergebens, Zeuge des Schauspiels zu werden wünschte, welches ihm der schwedische Schweizer geben sollte, wenn derselbe gefangen eingebracht werden würde; theils auch weil die Zeit des Morgenessens herannahte, was man in unsern Tagen Mittagsmahl zu nennen pflegt.

Die gestern ausgesandten Boten kamen endlich zurück; aber von der Person, welche sie hatten aufsuchen sollen, war weit hin nirgends eine Spur gefunden worden. Dagegen dampften die Schüsseln auf dem Tische des Verwalters um halb eilf Uhr, und Wirri nahm bequemlich den ihm angewiesenen Ehrenplatz beim Mahle ein. Die Unterhaltung drehte sich vorzüglich um den verschwundenen Zögling des Helden Torstensohn. Wirri, der, was er gestern beim Feuer des Weins als Wunder erkannt, jetzt volles Ernstes nüchtern glaubte, verbarg dem Verwalter seinen Triumph nicht, in dem auf der Berghöhe erschienenen Krieger ein übermenschliches Wesen vermuthet zu haben. Auch der Verwalter war nicht mehr weit davon, diesem Urtheil des Spielmanns beizustimmen, der vermöge seines Berufs Gelegenheit gehabt, mancherlei in der Welt kennen zu lernen, was das Ruederthal nicht kannte.

Indessen das Morgenessen ward vollendet. Der Oberherr übergab dem Meistersänger die verheißenen Briefe, ertheilte ihm unter vier Augen einige Belehrungen, und entließ ihn mit Glückwünschen für das Wohlergehen der Sendung.

Langsames Schrittes bestieg dieser den Berg und ging nicht ohne heimliches Grausen an der Stelle im Walde vorüber, auf welcher er und sein Sender den gestrigen Auftritt erlebt hatten. Er fürchtete jeden Augenblick das furchtbar-schöne Antlitz des Schweden aus den finstern Gesträuchen hervordringen zu sehen. Doch ohne Abenteuer zog er durch den Bergwald, und dann hinab auf der andern Seite, zwischen Wiesen und Aeckern, ins heitere Kulmerthal zum Dorfe.

Hier erquickte er sein müdes Gebein im Wirthshause billigermaßen noch einmal durch Speis' und Trank, und nebenbei nicht ohne Nutzen für den

Zweck seiner Reise. Denn er erfuhr vom übrigens wortkargen Wirth den Aufenthalt des Addrich bestimmter. Die Wohnung dieses Mannes, über dessen Wesen sich aber der Wirth durchaus nicht, weder im Guten noch Bösen, äussern wollte, mußte, den Angaben zufolge, oberhalb Teufenthal, unweit Aesch, in einer Bergschlucht gelegen sein, die man im Moos nannte, und welche sich ostwärts zwischen Tannenwäldern auszweigen sollte. Ehe sich Addrich dort angesiedelt, sei, wie der Kulmer Wirth berichtete, jenes schmale Thal ein ungeheurer Sumpf gewesen; daher vom gegenwärtigen Besitzer um Spottgeld erworben, und seitdem in das schönste Wiesenland verwandelt worden. Derselbe habe da an der Berghalde, ganz versteckt im Wald, ein Haus gebaut, so schön als irgend eins im Dorfe.

Als hier nichts mehr zu erforschen blieb, setzte der Wanderer, welchen der Wirth immerdar nur von der Seite und, wie es schien, nicht ohne Argwohn, angehört und beobachtet hatte, den Weg durchs Thal fort, und später, als er gewollt. Denn es dunkelte der Abend schon, da er an den Trümmern des Schlosses Trostburg vorüberging und er rechts in das Seitenthal ausbog, wohin ihn das Ziel seiner Sendung rief. Ein frostiger Nebel strich an den Bergen nieder und machte die unbekannte Gegend noch unheimlicher.

Der Meistersänger, dem eine gute Herberge keine gleichgültige Sache war, und der nicht ganz ohne Grund zweifelte, in diesem abgeschiedenen Winkel der Welt ein schmackhaftes Nachtessen zu finden, überlegte schon, ob nicht gerathener sei, umzukehren, und die Entführung der schönen Epiphanie auf den folgenden Morgen zu verschieben? Denn wie dringend ihm auch der Oberherr das Geschäft gemacht hatte, sah er, mit jedem Schritt vorwärts, die Zahl der Bedenklichkeiten zunehmen, und weitaus nicht so große Gefahr im Verzuge, als in der Eilfertigkeit.

Er schwenkte wirklich wieder linksum, den Rückweg zu ergreifen; blieb aber, wie Loths Weib, als er hinter sich sah, versteinert stehen. Vor ihm stand eine riesige Männergestalt, die um anderthalb Kopflänge über ihn wegsah, im grauen Zwilchwamms, mit weiten, vielgefälteten Pluderhosen bis ans Knie, wie ein Bauer gekleidet. Die nächtliche Dämmerung erlaubte noch sehr gut, das Gesicht des gewaltigen Kopfs, der zwischen den breiten Schultern emporragte, deutlich zu erkennen. Es war in dem Gesicht allerdings etwas, das einige Besorgniß erregen konnte; ein Ausdruck von Finsterniß, Härte und Wildheit, der durch die vorstehenden Backenknochen, durch den zottigen Knebelbart unter der weit vorspringenden Nase, durch die breiten, recht zum Zermalmen geschaffenen Kinnladen nicht wenig gehoben wurde. Am schreckhaftesten blieben aber die unter buschigen Augenbraunen herausstierenden großen Augen, welche durch scharlachrothen Ring wirklich bohrende Blicke sandten.

„Wohin des Wegs, Landsmann?“ fragte mit kräftiger, doch etwas heiserer Stimme der Mann, dessen Alter den Sechszigern nahe zu rücken schien.

— Ich gedachte nach Aesch, wo ich Geschäfte habe — antwortete der Spielmann — doch ist's vielleicht noch entfernt; ich bin des Weges und der Gegend hiesiges Orts unbekannt; auch wird's schon dunkel, und die Nacht ist keines Menschen Freund.

„Der Ort ist nicht so weit von uns; ich gehe dahin und begleite dich. Komm nur mit mir.“

Unwillkührlich gehorchte der Meister, wir wissen nicht, ob aus Gefälligkeit, oder aus Mangel an Geistesgegenwart. Er trabte an der Seite des bäuerischen Herkules, wie er ihn in Gedanken hieß, wieder thalaufwärts. Wirri hatte eigentlich keinen haltbaren Grund gehabt, das Gegentheil zu thun; mochte vielleicht auch nicht gern die gebieterische Gestalt in dieser Einsamkeit durch Bloßgeben eines Argwohns beleidigen. Ueberdies bemerkte der weltkluge Spielmann sogleich an der Stimme, oder vielmehr an der Art, wie der neue Führer die wenigen gesprochenen Worte betont hatte, eben so viel Treuherzigkeit, als hinreichte, das Gesicht desselben von allen verdächtigen Spuren zu reinigen, mit welchen es die Natur oder Wirri's Einbildungskraft versehen hatte.

„Nach der Arbeit will man ruhen!“ sagte Wirri: „Das Thal macht eben keine gastfreundliche Miene. Frage entsteht: ist hier die Kochkunst schon entdeckt und das Wirthshaus erfunden?“

— Ich will dir gute Herberge weisen, in die kein Junker Bedenken tragen wird, Einkehr zu halten.

„Das läßt sich hören! Ich möchte die Wurst nicht im Hundsstall suchen. Der Mensch und die Uhr, wenn sie gehen sollen, müssen aufgezogen sein. Ich habe meinen Theil Weges heut schon gemacht.“

— Kömmst du also weit her?

„Wie man's ansieht und nimmt, guter Freund. Eigentlich, siehst du, komm' ich von Aarau; ich bin der Meistersänger und Spielmann Wirri. Vielleicht haben dir schon Ehrenleute von mir gesagt; denn ich bin aller Welt bekannt. Nun wirst du behaupten, von Aarau bis hieher sei es keine hundert Stunden. Aber, guter Freund, kurze Beine machen den Weg lang.“

— Das ist gewiß. Und der Rueder Berg, von dem du sprichst, ist keine Ebene.

„Hab' ich vom Ruederberg gesprochen? Da ist's mir wie jenem ergangen, der sich im Dunkeln versprach, und beim hellen Tag des Teufels Großmutter heirathen mußte.“

— Der Junker Oberherr ist doch wohl auf? Ich kenne ihn sehr gut. Das ist mir ein kreuzbraver Herr, wie wenige sind im Lande. Für den lief ich der Hölle durch den Rachen. Er ist doch wohlauf, der gute Herr? Oder kennst du ihn nicht?

„He, ich ihn nicht kennen! Ich bin bei ihm wie das Kind daheim. An seiner Hochzeit that ich einen Spruch, der werth war, auf Seiden gedruckt zu werden. Komm' ich aber nach Rued, so heißt's auch: aufgeschüsselt, daß die Tische krachen! Und du weißt wohl, guter Freund, nachdem der Gast ist, richtet man an.“

— Ich wäre an deiner Stelle bei ihm über Nacht geblieben; denn Bauernküchei st keine Schloßküche.

„Richtig, guter Freund; aber Alles in der Welt hat seinen Haken, und Ehr' hat Beschwer. Unsereins hat noch andere Geschäfte, als mit Gabel und Löffel.“

— Ich denk' es auch. Vielleicht Aufträge vom Schloß Rued. Ich merke wohl, du bist ein Gelehrter; der ist großen Herren immer willkommen.

„Nun ja, guter Freund, es geben freilich nicht alle Lumpen Papier. Es ist wahr, der Junker schenkt mir Vertrauen; aber er weiß auch, wen er an mir hat. Und wär' er mir nicht so lieb, ging' ich wohl anderswo spazieren, als auf diesem holprigen Weg, der übrigens ganz bequem zum Beinbrechen eingerichtet ist.“

— Ich werd' ihm morgen deine Freundschaft zu rühmen wissen; denn in der Früh bin ich zu Rued. Die Bauern hier herum sind nicht drei Kreuzer werth. Er muß das wissen. Alles will's mit den Luzerner Rebellen halten. Und es ist nicht recht, daß man die hohe Obrigkeit im Stich läßt. Es sind sogar schon .... aber, nun, es bleibt dabei. Ich kenne dich nicht, doch hoff' ich, du wirst reinen Mund halten und nicht verrathen, was du jetzt gehört hast; sonst wär' ich meines armen Lebens nicht sicher.

„Fürchte dich nicht, guter Freund. Ich bin ein ehrlicher, verschwiegener Mann. Zwar haben wir noch keine Scheibe Salz mit einander verzehrt; aber wer nicht traut, dem ist auch nicht zu trauen. Rede nur. Ich merke schon, wir gehen einerlei Weg. Was du mir sagst, das sagst du dem Junker Mey. Also wag's, und laß Gott walten.“

— Laß es nur gelten, Spielmann. Ich bin ein einfältiger Bauersmann und könnte mich leicht um den Hals reden. Dir aber rath' ich, vertraue dich hier im Thale keiner Seele, und wenn die Leute auch die gute Zeit und die hohe Obrigkeit bis in den Himmel erheben.

„Höre, Nachbar, ich wäre ein böser Brunnen, wenn du noch Wasser hineintragen müßtest. Ich traue keinem weiter, als ich ihn sehe, und weiß wohl, viele loben die alte Welt, thun aber was der neuen gefällt. Ich kenne deine Bauern hier zu Lande von innen und aussen besser, als du glaubst. In wenigen Tagen sollen sie aber anders pfeifen lernen.“

— Das wolle der Himmel geben und lieber heut, als morgen. Ich sehe nun wohl, du meinst es ehrlich. Die Herren von Aarau sind mir jederzeit lieb gewesen. Wenn ich dir und dem Junker Mey worin dienen kann mit Rath und That, so — aber mich verrathen darfst du nie.

„Sollt' ich Verräther werden, möcht' ich mich lieber vorher, als nachher henken. Dein Anerbieten ist ehrenwerth, guter Freund, und es ließe sich Gebrauch davon machen. Siehst du, wer eine Geiß eingenommen hat, der muß sie hüten, und so geht's mir. Du kannst dem Junker und mir großen Dienst leisten. Es würde dein Schade nicht sein.“

— Ich verlange nichts, und thu', als treuer Unterthan, nur meine Schuldigkeit gegen die hohe Obrigkeit. Das weiß Gott.

„Nichts! Ein Dienst ist des andern werth. Doch sag' mir *eins* erst: Du kennst hier herum den reichen Addrich?“

— Rede nicht so laut!

„Warum?“

— Er ist allenthalben, sagt man.

„Wahrhaftig wie der böse Pfennig. Man sagt, er kann mehr als Brod essen. Das ist mir nicht lieb. Glaubst du auch, der Teufel habe ihn in den Krallen?“

— Ich glaube vielmehr, er hat den Teufel in den Krallen.

„Noch ärger! Was denkst du dazu, guter Freund, ich möchte zu ihm. Er hat gewisse schöne Weibsbilder im Hause, sagt man, und mit dem einen hätt' ich ein Geschäft abzuthun; im Grunde nicht für mich, verstehst du; denn ich kenn's nicht. Nun aber scheint's mir, sei da schwer ankommen. Der Addrich bewacht sie, wie der Drache den Schatz.“

— Nicht so sehr, wie du glaubst. Der Alte ist fast nie zu Hause. Die Mägdlein thun, wie sie wollen, und führen ihn an der Nase herum.

„Ei, so heißts mit Recht da: Ein Weiberhaar zieht mehr, denn sieben Rosse ziehen. Das will mir wohlgefallen. Wie aber in's Haus kommen?“

— Nur zur Thüre hinein. Welches aber von den Mädchen möchtest du?

„Es heißt .... ich würd' es wohl kennen, wenn ich's sähe; der Junker Oberherr hat mir's auf ein Haar beschrieben. Es heißt .... still nur, wie einer von den zwölf kleinen Propheten .... Zephanja, glaub' ich. Hätten wir eine Laterne, so könnt' ich's dir sagen. Der Name steht leserlich auf dem Brief, den ich überbringen soll.“

— Ist's sonst nichts, als dem Mädchen einen Brief zustecken, so gib ihn nur. Nichts leichter, als das.

„Nein, guter Freund, ich muß den Sack selber zur Mühle tragen, weil ich das Mehl heimnehmen möchte. Willst du mir helfen: so dienst du dem Junker Oberherrn. Zwar auf den Kopf gefallen bin ich nicht; aber ich scheue den wilden Addrich. Und der besten Katze kann eine Maus entrinnen. Das Mägdlein muß in Sicherheit, ehe das fremde Kriegsvolk ins Land einrückt.“

— Ist das Volk schon in Aarau?

„In drei, vier Tagen, und dann wird mit den Rebellen nicht mehr Federlesens gemacht. Die Galgen sind gezimmert. Ich wollte, Addrich hinge schon dran, so hätt' ich halbe Noth. Willst du mir beistehen?"

— Dem Addrich spielt' ich gern einen Streich. Ich könnte unter gutem Vorwand zu ihm gehen, dich mitnehmen, als hätt' ich dich im Berg verirrt angetroffen. Das Uebrige liesse sich dann machen. Aber gelt, du wirst mich nicht verrathen?

„Du mußt keinen Kummer haben, daß der Schnee brennt. Stelle deine Sache klug an. Ich folge dir."

— Jetzt schweig, daß uns Niemand hört. Du siehst dort das Feuer hinter den Bäumen. Es ist eine Hammerschmiede. Da hab' ich etwas abzugeben. Dann gehen wir hinauf ins Moos.

Herr Wirri freute sich seines guten Sterns, den Meinungsgenossen, Wegweiser und freundlichen Gesellschafter in einer und derselben Person angetroffen zu haben. „Zwar", sagte er bei sich selber, „der Kerl sah beim Licht dem Teufel nicht ganz unähnlich. Aber man soll kein Buch nach dem Titelblatt beurtheilen."

In einer unbestimmbaren Entfernung fuhren von Zeit zu Zeit einzelne dunkelrothe Funken durch die Finsterniß auf, und ein helles Leuchten zwischen Zweigen, das bald hervorstrahlte, bald erlosch, bezeichnete die Gegend der Zyklopenwerkstätte. Wirri's Begleiter verließ die Karrstraße und schlug zwischen die Gebüsche einen Seitenweg ein. Der Spielmann folgte geduldig bergan, wie unheimlich es auch im Busch ward, wo ihm die Gesträuche jeden Augenblick das Gesicht wie mit Ruthen peitschten, als wollten sie ihn warnend zurücktreiben. Von Zeit zu Zeit ermunterte ihn die heisere Stimme des Führers zur muthigen Nachfolge.

„Hier heißt's," erwiederte der Meistersänger, „wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Ich folge dir, doch will ich keineswegs verhehlen, daß du mich aus dem Regen in die Traufe gebracht hast. Der Karrweg war Goldes werth; aber diesen Pfad haben die Geißen nicht für ehrliche Leute gebahnt."

Man trat bald darauf in einen freien, vom Gehölz umgebenen, Köhlerplatz. Im Hintergrunde hörte man hämmern, und sah man die Schmiedehütte, welche aus einer baufälligen Hütte bestand, durch deren Fugen und Oeffnungen aller Orten der Schein des Feuers leuchtete. Ein paar große Hunde fuhren bellend durch das Dunkel heran, die aber auf den Ruf einer unsichtbaren Person schwiegen. Dann traten mehrere dunkle Menschengestalten näher, die den Wegweiser ganz umringten, vom Meistersänger entfernten und zu befragen schienen. Darauf kamen dieselben gegen den Meistersänger, führten ihn zur Schmiedehütte und geboten ihm, vor derselben auf einer Bank niederzusitzen. Sie begleiteten die Einladung mit einer thätigen Handleitung, die ihn sogleich zum Sitzen brachte.

7.

Die Schmiedehütte.

Einer der Ueberhöflichen sagte darauf: „Meister Wirri, wir wissen wahrlich, daß du nicht in guter Absicht herumschleichst. Mach' also keine Umstände, und gib die Briefe des Junker Mey von Rued heraus, die du auf dir trägst. Wenn die Herren Krieg verlangen, sollen sie ihn dick haben. Also heraus den Brief!"

„Was Brief?" fragte der Meister sehr bestürzt: „Wer sagt dir, daß ich Briefe trage? Ich glaube wohl, du bist ein Fuchs, aber kein Luchs."

— Der kleine Finger sagt mir's, was du für ein Kamerad bist und was an dir ist.

„Nun so lass' dir auch von ihm sagen, an wen ich einen Brief zu bringen hätte."

— An Jungfrau Fania.

„Wirklich? Nun denn, so ist er an die, und nicht an dich gerichtet. Pack' dich also zum Geier mit deiner Neugier und lass' einen rechtlichen Mann in Frieden."

— So ist's nicht gemeint, Meister. Die Zeit ist vorbei, in der die Stadtleute das große Maul allein aufthun konnten. Gib den Brief gutwillig, oder ich reisse ihn dir mit dem Wamms vom Leibe und die Ohren vom Kopf dazu.

Die Drohung schien auf der Stelle in Vollziehung gesetzt werden zu sollen. Zwei Kerls packten den Spielmann, hoben ihn auf, und zwei andere machten sich bereit, ihn zu durchsuchen, indem sie erklärten, beim ersten Schrei, welchen er thun würde, sollte ihm die Gurgel enggezogen werden.

„Halt!" rief Wirri, und versuchte seine Arme zu befreien: „Gewalt geht über Recht, das weiß ich. Aber wo ist denn der brave Mann geblieben, der mich hierher geführt hat? Er wird nicht gestatten, daß ihr mich also behandelt. Er wird für mich Zeugniß geben. Drei oder vier über einen Mann herzufallen, ist unchristlich. Viele Hunde sind des Hasen Tod, und der Stärkste schiebt freilich den Schwächen in den Sack. Aber ich glaubte nicht zu Räubern, sondern zu ehrlichen Christenleuten zu kommen."

— Du Lästerzunge, schweig! erwiederte einer der Umstehenden: Wir sind wohl christlicher gesinnt, als du und Deinesgleichen. Als Spion und Briefträger meritirtest du am nächsten Baumast, laut Kriegsrecht, zu zapveln. Aus menschenfreundlicher Commiseration gönnen wir dir das Leben. Du bleibst aber, bis auf weitere Ordre, Kriegsgefangener, leistest Gehorsam in Allem, was dir notifizirt wird, händigst die auf dir befindlichen Depeschen ohne weitere Umstände aus, und lässest es nicht zu Extremitäten gelangen.

„Höre, guter Freund," sagte der Spielmann,

„ich würde keinen Pfifferling für deinen Kanzleistyl geben, wenn nicht ein halbes Dutzend grober Fäuste, statt der Siegel, daran hingen. Lasset mir also die Hand los, damit ich den Brief suchen kann. Aber vergesset nicht, das Jahr hat zweiundfünfzig Wochen, und oft kommt über Nacht, woran der Klügste nicht gedacht.“

„Wohlgesprochen!“ erwiederte man dem Meistersänger: „Solches erfährst du heut an dir, und die Städte werden es mit dir erfahren. Eure großen Hänse vermeinten bishero allein im Posseß der Klugheit zu sein, und sich trotz aller Malcontenten bei ihrer unrechtmäßigen Gewalt mainteniren zu können. Allein das Eis ist, wider alle Opinion, plötzlich gebrochen, und der Bruch nicht so leicht zu repariren. Also nur die Depesche heraus.“

Wirri suchte den Brief, indem er einige unverständliche Worte murmelte. Bei seiner natürlichen Furchtsamkeit könnte es auffallen, daß er jetzt so viele Herzhaftigkeit an den Tag legte. Er gehörte aber zu der großen Anzahl Menschen, welche nur unmäßige Angst vor der Gefahr empfinden, die sie *nicht* sehen. Sobald er das verlangte Papier abgegeben hatte, entfernten sich Alle, bis auf einen Mann, der, vermuthlich als Wachthabender, vor der Schmiede auf und nieder ging.

Er, wieder auf die Bank sitzend, murmelte ärgerlich, zur eigenen Gemüthsbesänftigung, einige ihm sonst ungewohnte Flüche; vergaß jedoch nie dabei, jedesmal den Himmel gebührend um Verzeihung zu bitten. Man begreift wohl, daß er sich von Herzen weit von der verwünschten baufälligen Hammerschmiede hinwegsehnte. Allein er glaubte seinen riesenhaften Wegweiser erwarten zu müssen, theils um mit dessen Hilfe vielleicht den Brief des Junker Mey wieder zu erhalten, theils um in dessen Gesellschaft Weg und Steg durch Nacht und Wald zu finden. Lange beobachtete er aus langer Weile das stumme Hin- und Herwandeln des Wächters im Finstern; oder zu seinen Füßen die seitwärts liegenden großen Hunde; oder die Sterne, welche zwischen den fliegenden Nebeln bald erglänzten, bald verschwanden. Es war tiefe Stille weit umher; selbst das Hämmern in der Schmiede endete; man vernahm nur noch Stimmen derer, die im Gebäude redeten.

Meister Wirri glaubte unter diesen Stimmen auch den heisern Ton seines Führers zu erkennen, und drehte sich um, denselben zu entdecken. Gerade hinter seinem Rücken quoll dunkelrother Lichtschein zwischen Mauer und Holzwerk durch einen breiten Riß hervor, groß genug, Alles im Innern gemächlich zu beobachten. Im Finstern girrte der Blasebalg, der die blendende Gluth des Herdes erfrischte. Viele Eisenstäbe lagen im Feuer halb vergraben. Einzelne Theile der rußigen, schwarzen Werkstätte, Balken, Mauervorsprünge, Sparren, Ketten, Zangen, die neben anderm Geschirr an den Wänden hingen, schienen sich, wie lebendig, bald heller ans Licht vorzubewegen, bald in die Dämmerung zurückzuziehen. Als wahrhafter Fürst der Finsterniß saß, breit und riesenhaft, Wirri's Begleiter auf dem Amboß, wie auf eisernem Thron. Weil er mit dem Rücken gegen die Feuereſſe gewandt war, glich er einem schwarzen, lebendigen Schatten, und das struppige Haar seines Hauptes, vom Widerschein des Brandes durchschimmert, einer glühenden Krone. In der halbemporgehobenen Rechten trug er, statt des Zepters, ein zugespitztes Eisen, wie man auf Spieße oder Piken zu setzen pflegte.

Es überlief den Meister Heinrich, bei diesem Anblick, ein abergläubiges Grausen. Fast noch mehr aber entsetzte er sich, als er unter den drei Bauern, die vor dem gewaltigen Inhaber des Amboßes standen, leibhaftig die Schwedengestalt wahrnahm, welche ihm und dem Junker Mey auf dem Ruederberg erschienen war. Sie zeigte dasselbe edle Heldengesicht mit den schwarzblitzenden Augen, mit dem schwarzen, zierlich gespitzten Knebel- und Zwickelbart; nur an die Stelle der schwedischen Kriegstracht war gemeine Bauerkleidung von rohem, ungebleichtem Zwilch gekommen.

„Woran liegts?“ sagte die heisere Stimme mit einem Ausdruck von Verdruß: „Nicht dreihundert, sondern dreitausend Stück sollen fertig sein. Wißt Ihr auch, daß die Basler, Mühlhauser, Berner und Züricher uns schon in einigen Tagen über den Hals kommen?“

Einer der Umstehenden antwortete: „Fünfzehnhundert Stück werden jetzt schon geschaftet und vertheilt, wie du weißt. Wir können wahrlich die Spieße nicht im Ofen backen, wie der Bäcker die Waffeln und Wecken. Eisen will gehämmert sein.“

„Genug! rühret die Fäuste!“ rief der Mann auf dem Amboß: „Schaffet Tag und Nacht; es ist hohe Zeit; oder Alles geht dem Teufel zu. Was meinst Du, Gideon? diese Spitzen dünken mich wohl kurz. Sie sollten einen halben Schuh länger, und keine Zahnstocher sein.“

Derselbe, welcher vorher geantwortet hatte, erwiederte auch jetzt: „Sie halten genau das Maß, wie es Hauptmann Gideon hier vor drei Wochen selbst angeordnet und befohlen hat. Ward gefehlt, so ist's seine Schuld; das kümmert mich wenig. Aber bedenke, daß einen halben Schuh länger die Arbeit um das Halbe verlängert, und dir, als Zahlmeister, das Geld im Sack um die Hälfte kürzer macht. Mir an, ich thue, wie Ihr's verlangt!“

Jetzt nahm der Schwede die Eisenspitze aus der Hand des Alten, betrachtete die Arbeit und sagte: „Nein, dabei bleibts! Was dem Eisen abgeht, ersetzt die Länge des Spießschaftes; und wem dieser Zahnstocher durch den Magen fahren wird, hört auf zu kauen. Wir brauchen keine Hellebarden zur Zier; die taugen gar wohl zum Pomp einer Leibgarde, nicht für leichte Truppen,

zu denen wir die junge Mannschaft enroliren, die keine Hakenbüchsen, Armbrüste oder Musqueten im Hause hat. Es thut nicht wohl, wenn der Spieß vorn zu schwer fällt, wie ich dergleichen absonderlich bei der kaiserlichen Armada observirt habe, wo allezeit der Stoß unsicher blieb. Auch darf ich überhaupt billig zweifeln, daß es uns an der nöthigen Armatur und Munition ermangeln werde, dieweil fast jegliches Haus mit nothdürftigem Schießpulver, Kraut und Loth, oder mindestens mit Morgensternen versehen ist, womit sich im Handgemenge etwas prästiren läßt.«

Der Alte auf dem Amboß entgegnete: »Gideon, nimm die Sache nicht allzuleicht auf die Achsel. Der Rath zu Bern hat die Welschländer aufgeboten, und rühmt sie gar, als eifrig ergebene, tapfere und wohlgeübte Leute.«

»Mag sein!« versetzte der Hauptmann im Zwilchwamms: »Wo der Wein gut wäre, da dürfte man keinen Kranz ausstecken. Die Welschen sind am Ende doch nur eilfertig zusammengeraffte neugebackene Soldateska, die noch wenig excercirt ist, und mögen wir ihnen ohne Furcht Fronte bieten. Ich gebe meine Parole, binnen vierzehn Tagen aus unsern Leuten Soldaten zu machen, die ihr Metier verstehen und die welschen Hasenfüße über alle Berge treiben.«

»Wer seinen Feind verachtet,« sagte der Alte, hat's Spiel schon halb verloren ....«

»Gleichermaßen«, unterbrach ihn Gideon, »wer seinen Feind fürchtet! Unsere Leute ziehen für des Vaterlandes Recht und Libertät ins Feld, und werden wie Verzweifelte schlagen. Denn sie haben genugsam erkannt, daß es auf den alten Socken nicht länger gehen wollte. Und nun sie die Trommel rühren, haben sie allein die desperate Wahl zwischen glorreicher Victorie oder dem Galgen. Lasset uns nur sorgfältig wachen, daß von unsern Mitteln und Vorhaben nicht allzuviel in der Welt herumspargirt werde, und wir dem Feind, der uns zu überrumpeln gedenkt, das Prävenire spielen können.«

»Ganz richtig!« entgegnete der Alte: »Bis jetzt ist die Sache unter Wenigen und wohlverwahrt.«

»Darum muß eine Martial- und Kriegsordnung bestehen!« fuhr der Hauptmann fort: »Mit dem Ersten, der sich auf fahlem Pferd ertappen läßt, ohne Pardon, Kopf ab! Wer Briefe trägt, Spionenschaft treibt, ohne Pardon, Kopf ab!«

Bei diesen Worten des Hauptmanns, die derselbe, so oft er »Kopf ab!« rief, mit einer weiten Bewegung des Arms durch die Luft begleitete, als stände er schon an Scharfrichters Statt da, verschwanden dem Spielmanne fast die Sinne; denn er erinnerte sich des ihm gewaltsam genommenen Briefes, und bezog die Rede auf seine Person, die hier von aller Welt verlassen saß. Er drehte sich hastig von der Mauerspalte ab und sah sich nach Flucht um. Der Wachthabende ging noch immer langsames Schrittes durch die Finsterniß auf und ab. Der war in diesem Augenblick eben am entferntesten; der Wald ringsum nahe, worin die erste Zuflucht genommen werden konnte; auch ließ sich hoffen, die Thalstraße ohne Mühe zu finden, so bald die Füße nur dem natürlichen Zuge bergab folgten. Dies bedachte Meister Wirri wetterschnell und mit mehr Geistesgegenwart, als von seinem Entsetzen vor des Hauptmanns Reden hätte können erwartet werden.

Rasch sprang er auf und davon. Er hatte aber noch nicht drei Schritte gethan, als er sich im Nacken festgehalten fühlte, und ihm vorn auf der Brust eine zottige Bestie lag, welche grimmig schnarchend an ihm aufgefahren war. Er that einen lauten Schrei. Es waren die beiden wohlabgerichteten Hunde, welche sich seiner bemächtigt hatten, und die in der Eil von ihm gar nicht mehr beachtet worden sein mochten. Der größte von ihnen hatte ihm von hinten die Vorderpfoten auf beide Achseln, wie zur Umarmung, gelegt, und mit dem Rachen ihm das zufällig durch Mantelkragen und Hutkrämpe wohlgeschützte Genick geklemmt. Schnell lief der Wächter herbei und rief den Hunden zu: »Leg' ab! leg' ab!«

Der Spielmann schüttelte sich am ganzen Leibe, als wollte er seiner Loslassung von den reissenden Thieren oder der Unverletztheit seiner Gliedmaßen gewiß werden, und sagte: »Wenn Fluchen keine Sünde wäre, möcht' ich dies Mörderloch mit Menschen und Vieh in den tiefsten Abgrund der Hölle hinunterwünschen; es wäre, meiner Treu, da besser am Platz, als in meiner gnädigen Herren und Obern Gebiet.«

»Du Narr, du,« sagte lachend der Bauer, der ihn beim Arm festhielt und ihn zurückführen wollte: »warum saßest du nicht still? Wer hieß es dir, davon zu laufen? Kannst von Glück erzählen, daß dir mein Beisser die Gurgel zum Brüllen offen ließ.«

»Kann ich nicht gehen, wohin mir's beliebt?« entgegnete Meister Wirri: »Bin ich Euer Gefangener? Wer darf einen Ehrenmann festhalten? Pack' dich zum Henker, der auf dich wartet. Ich habe nichts mit dir zu theilen; ich gehöre in dies Nest so wenig her, als die Taube ins Geierneſt.«

»Halt' dich ruhig!« erwiederte der Bauer: »Es wird dir kein Leid widerfahren. Wir sind keine Gurgelabschneider, sondern so ehrlich, wie du. Da hast du mein Wort und dabei bleibt's.«

»Ja,« sagte Wirri, »du und deinesgleichen bleiben beim Wort, wie der Hase bei der Trommel.«

Während dieses Gezänks trat ein finsterer Schatten herzu. Der Spielmann erkannte am Umriß desselben sogleich seinen breitschulterigen Geleitsmann. Wiewohl er demselben, nach dem, was er von ihm so eben in der Schmiede gesehen und gehört, nicht mehr trauen zu können glaubte, redete er ihn doch sogleich freundlich an, erzählte ihm, was vor dem Hause geschehen sei, und ver-

langte Schutz gegen die beissenden Hunde und bellenden Menschen, zu denen er ihn geführt habe.

„Was hast du mit diesem braven Mann? Er ist mir auf der Straße begegnet und hat mich nur aus Gefälligkeit begleiten wollen!“ sagte der Alte zornig zum Bauer: „Jockli, ich warne dich! Deine Lust, Fremde zu necken, könnte dir einmal in die Rippen einen Bruch machen und deinen Hunden das Fell kosten. Komm, Meister,“ fuhr er fort und wandte sich zum Spielmann in sanfterm Ton, indem er dessen Arm ergriff, „wir gehen mit einander. Es ist ungeschlachtes Volk in diesen Bergen, das keine Lebensart kennt. Komm. Gute Nacht, Jockli!“

Der Spielmann, zwar froh, davon zu kommen, blieb jedoch nach den ersten zehn Schritten wieder stehen und sagte: „Ich weiß wohl, Schmiedskinder sind der Funken gewohnt und Kohlenbrenner färben nicht weiß ab; mag ihnen auch nichts übel nehmen. Allein das ist Schelmengesindel hier. Sie haben mir, als du fortgegangen warst, den Brief des Oberherrn mit Gewalt entrissen. Ich muß den Brief wieder erhalten, oder es gibt Klage beim Landvogt zu Lenzburg, und dann gnade Gott diesen Kerlen! Es würde ihnen Fahren und Schalten bald aufgekündet werden.“

„Still!“ flüsterte ihm der Geleitsmann ins Ohr, und zog ihn mit sich bergab ins Gebüsch: „Laß dich nicht hören! Weißt du denn nicht, wo wir sind? Willst du dich und mich muthwillig ins Verderben reissen? Meuter, Aufrührer, Rebellen sind's! Wenn die unsere Absicht merken, nehmen sie uns den Schädel unter den Hammer, und es kräht kein Hahn darnach.“

„Wahrlich, du sagst mir nichts Neues!“ antwortete Wirri, der nun erschrocken und geduldig mittrabte, und sich im Finstern an seines Führers Arm hielt: „Ich habe die Zeisige am Gesange erkannt, den sie in der Schmiede anstimmten. Aber warum gingst du auch zu ihnen? Warum verleitetest du mich, bieher zu gehen, mich armen Mann, der vor dem Junker von Rued mit Schimpf und Schanden bestehen muß?“

— Du thust mir leid, aber morgen mach' ich's dir in der Frühe beim Oberherrn wieder gut, Meister.

„Willst du wirklich morgen nach dem Schlosse?“ fragte Wirri mit einem ungewissen Tone, der seinen stillen Zweifel an der Redlichkeit des Alten verrathen konnte.

— Hast du vergessen, was ich dir sagte, Meister, als wir hieher gingen? Mußte ich nicht hieher, um dem Junker das Sichere melden zu können? Mit leeren Vermuthungen ist solchem Herrn nicht gedient.

„Wenn ich aber die Ohren recht hielt, hat's mir geschienen, als stimmtest du ein wenig in das Lied der gottlosen Rebellen ein. Ich will eben nicht gesagt haben, daß ich dich für Einen ihres Gelichters halte. Aber wer doch zu einem Dinge schweigt, gibt sich schuldig.“

— Soll ich denn wie das Schaf blöcken, wenn ich unter den Wölfen sitze? Was hättest du gethan, um sie auszuforschen? Würdest du ihnen die Wahrheit gesagt und den Text gelesen haben? Meister, ich glaube nicht, daß du von Aarau bist, denn die Herren dort stellen es pfiffiger an.

„Nun allerdings, guter Freund, wer die Wahrheit geiget, bekömmt den Fiedelbogen um den Kopf. Es war ganz klug von dir gethan. Beim Spiel lernt man die Leute kennen. Jetzt kenn' ich auch den saubern Herrn Gideon! Es ist kein hinten ohne vorn, und kein Nachtheil ohne Vortheil. Der Junker Oberherr wird sich verwundern, wenn ich's ihm erzähle. Doch muß ich gesteben, eins ärgert mich dabei; und ich hätte der Nase des Verwalters keinen so feinen Geruch zugetraut.“

— Also du kanntest den Erzschelm Gideon schon früher?

„Gestern begegnete er mir und dem Junker, als wir beim Schlosse frische Luft schöpften, und er ließ schon da die Klauen vor. Wir geriethen mit Worten hart an einander. Aber Geduld, was versehrt, das lehrt! Dem werf' ich gewiß auch noch einen Stein in den Garten.“

— Nun wundert's mich nicht, woher die Leute sogleich wußten, daß du in Geschäften des Junkers reisest und Briefe tragest. Der Gideon hat seine Sohlen in deine Fußstapfen geschoben, Meister, denn er hatte zehnmal mehr von dir zu sagen, als ich. Du solltest nicht vor Jedem sogleich mit deinen Heimlichkeiten herausplatzen.

„That ich's denn? Wenn der Galgenvogel nicht zu Kulm im Wirthshaus nebenan gehorcht hat, so steht er mit dem Bösen im Bund. Ich hüte mich meinerseits wohl, ein Wort zu viel zu reden, und schaue meinem Manne zuvor wohl ins Gesicht; denn es ist besser, zehnmal mit dem Fuß ausgleiten, als einmal mit der Zunge. Aber der hat dem Teufel ein Ohr abgeborgt. Ich fragte zu Kulm nur den lustigen Weibsbildern des Addrich nach.“

— Da haben wir's! Meister, wir meinen es, seh' ich, beide mit unserer hohen Obrigkeit gut, die von Gott gesetzt ist. Ich bin eine ehrliche Haut und habe dir wahrlich schon viel zu viel von mir eingestanden. Hüte deinen Mund, verrathe mich hier im Lande nicht.

„Was denkst du, guter Freund? Fürchte nichts! Es muß ein kalter Winter sein, wenn ein Wolf den andern frißt.“

Unter der Fortsetzung dieses Gesprächs waren sie glücklich aus dem Gebüsch wieder ins Freie gekommen. Der Wind strich scharf und kalt das Thal herauf, und streifte die Nebel von den Bergen. Wirri unterließ nicht, während des Redens zuweilen die Augen nach allen Seiten umherzuwenden, um zu wissen, wo er sich eigentlich befinde. In der Dunkelheit sah er aber nichts, als seitwärts die Berge, welche, schwarzen Wolken gleich, ihre Ränder am Himmel bezeichneten.

irgends verkündete ein Licht das Dasein einer enschlichen Wohnung. Der Alte schien sich um tretene Wege nicht viel zu kümmern. Er wanrte rüstig fort, bald über Steinschutt, bald über Riesen, bald durch ein Bachbett, bald durch ein tück Wald; dabei sorgte er unaufhörlich für unrhaltendes Geplauder.

Als nach geraumer Zeit dem Meistersänger as Wandern endlich beschwerlicher ward, und es m vorkam, wie wenn die Höhen von beiden eiten enger zusammenrückten und es immer steir aufwärts ging, blieb er plötzlich stehen und gte zum Reisegefährten:

„Guter Freund, wenn du nicht böse Absicht egst, so mußt du irre gelaufen sein; denn mich ünkt, wir kommen diese Nacht keineswegs aus er Wildniß heraus. Man hört weder Glocke, och Hund, nichts als den Wind, wenn er durch ie dürren Waldbäume zischt. Ich dächte, wir hrten den Weg um, und nähmen mit dem erren Haus oder Heustall vorlieb; denn die Kälte tzt mir zu, und die Nacht ist keines Menschen reund.“

— Begehrst du denn nicht zum Addrich im Roos? — sagte der heisere Alte.

„Bewahre mich der Herr Gott!“ rief der Meistersänger: „Wo denkst du hin? Du weißt och, mein Brief ist geraubt; ich glaubte also, du ürdest von selbst einsehen, daß ich nicht hin könne nd wolle, wo ich nichts mehr zu verrichten habe. Warum führst du mich nicht ins Dorf, oder in ein Haus?“

— Meister, deine Schuld ist's und nicht meine, enn du nicht zum Addrich verlangtest und doch chwiegst.

„Aber der Brief ist ja in den Klauen der Schmiede?“

— Nun ja, was thut's? Das Maul haben ie dir gelassen; und wer weiß denn, ob das Faely Schrift lesen kann? Mach' ihr deine Anträge mündlich. Vielleicht sieht sie deine runden Backen lieber, als das magere Papier.

„Thu' mir den Gefallen, guter Freund, kehr' um. Ich lade den Teufel nicht zu mir ins Haus, noch minder kehr' ich ohne Noth bei ihm ein.“

— Wenn dir der böse Feind einst so gutes Nachtquartier gibt, als wir beim Addrich finden, so wirst du es nicht zürnen. Meinestheils, ich kehre nicht mehr zurück. Denn noch zehn Schritte aus diesem Buschwerk hinaus, und wir sind am Ort. Mich friert und hungert wie einen herrenlosen Hund; es ist Nachtessenszeit und Addrich gastfrei. Bei mir im Hause könnt' ich dir kaum einen Geiskäse anbieten.

„Kurzes Haar ist bald gebürstet!“ sagte der Spielmann: „In der That und wohlerwogen fühl' ich neben müden Beinen, wie du, wahrhaften Heißhunger; ich könnte mich keine Viertelstunde weiter schleppen; und in der ägyptischen Finsterniß auf dem Wege liegen zu bleiben, das wäre zehnmal mehr als Tod.“

— Komm, Meister. Addrich ist nicht so böse, als man ihn ausschreit.

„Halt, guter Freund! Es ist Jemand im Dunkeln hinter uns. Hörst du nichts?“ rief Herr Wirri mit Entsetzen, und fühlte in dem Augenblick lebendige Thiere, die um ihn streiften.

— Es sind nur Addrichs Hunde.

„Die verdammten Bestien bellen nicht einmal; thun ganz bekannt mit mir.

— Du siehst daraus, Meister, wie der Eigenthümer derselben menschenfreundlich denkt. Nur vorwärts! Umkehren müßte Verdacht erregen.

Langsam folgte Wirri und schüchtern, denn die Hunde umschnoberten und umwedelten ihn, ohne daß er sie erblicken konnte. Nach wenigen Schritten schon zitterten Lichtstrahlen durch die Tannenzweige. Wie die Wanderer aber ins offene Land hinaustraten, leuchteten ihnen die Fenster eines großen Bauernhauses entgegen.

8.

Das Haus des Fluchs.

Der Alte hatte beim Eintritt in die Wohnung mehr die Miene eines hier wohlbekannten Hausfreundes, oder des Herrn, als eines seltenen Gastes. Zween Knechte, die am Kochherde plauderten, gingen ihm sogleich grüßend entgegen. Er unterhielt sich leise mit ihnen, während der Spielmann ihren Platz am Feuer einnahm, über welchem am eisernen Haken der Kessel hing, der ihm nicht unbehaglichen Speiseduft zuhauchte.

„Begleite mich!“ sagte einer der Knechte, welcher mit einer angezündeten Lampe zu Wirri kam: „Du bist bei uns wohlversorgt. Addrich wird dich heute kaum sprechen; er hat eine kranke Tochter.“

Wirri sah sich in der Küche mit dem Knecht allein, und hatte, während er sich an der spielenden Flamme des Herdes wärmte, nicht bemerkt, daß sein bisheriger rothäugigter Begleiter mit dem Andern verschwunden war. Durch mehrere kleine Stuben ward er nun vom Knecht in einen schmalen Gang geführt, welcher zum Hintertheil des Hauses nach einer verschlossenen Thür leitete. Durch diese kam er in ein kleines Gemach, welches von einem großen, gemauerten Ofen, einem hohen Bett, das fast an die Stubendecke reichte, einem alten Tisch von Tannenholz und einigen hölzernen Sesseln fast gänzlich angefüllt war.

Der Knecht Addrichs setzte die Lampe nieder und sagte: „Man wird dir Nachtessen zutragen; und dort ist dein Lager, wenn du Schlaf suchst.“ Damit entfernte er sich.

Wirri, solcher Aufnahme in dem vielgefürchteten Hause nicht gewärtig, ließ sich's im warmen und saubern Stübchen ganz recht sein. Das Gebäude war zwar, wie jede damalige Wohnung des Landmanns, nur von Holz, mit einem Strohdache, zeigte sich aber von innen durchaus ver-

täfelt und ungemein reinlich gehalten. Jedes Geräth, obgleich äusserst einfach, sprach für des Eigenthümers Ordnungsliebe und Wohlstand. Mit besonderm Gefallen betrachtete der Meistersänger sein hochgethürmtes Bett, dessen Tücher vollkommen frisch, wenn gleich nur von ungebleichtem, grobem Stoff gewoben waren. Nur befremdete ihn draussen das starke Eisengitter vor dem Fenster und die Thür nur von aussen, aber nicht von innen mit Riegeln versehen. Das gab seinem Aufenthalt für die Nacht ein fast gefängnißartiges Ansehen.

Unter diesen Betrachtungen erschien auch das verheißene Nachtessen. Ein Knecht, dem ein sehr junges Mädchen folgte, trug Habermus, Schinkenschnitte, Brod, weiß und locker wie Wolle, Emmenthaler Käse, in dessen Poren Thautropfen glänzten, und Wein in schwarzgrüner Glasflasche auf. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit blätterte die ländliche Hebe das frische, doch ungebleichte Tuch über den Tisch auseinander, daß der zwei Zoll breite, rothdurchwirkte Streifen der Tuchmitte die Tischmitte wurde. Im Augenblick standen die Speisen im besten Ebenmaß darauf zusammengeordnet. Sie verrichtete ihr Geschäft, ohne ein Wort zu sagen, mit freundlich-schüchterner Miene, niedergesenkten Augen, aber vieler natürlichen Anmuth. Die reizenden und beständigen Wendungen ihres Körpers, selbst wenn sie den Fuß nicht bewegte, so wie ihr leichter, tanzartiger Gang konnten dem Meistersänger nicht unbemerkt bleiben. Doch das Habermus und die zarten Fleischscheiben daneben, deren glänzendes Weiß und Roth ihm wie Lilien und Rosen lachte, nahmen seine Blicke nicht minder in Beschlag, und die junge Dienerin hatte sich mit einem leisen: „Daß es dir wohlbekomme!“ zu schnell durch die Thür entfernt.

Erst nachdem er den Ungestüm seines irdischen Bedürfnisses hinlänglich vor den leeren Schüsseln besänftigt fühlte, kam er mit seinen Gedanken auf die kleine Hebe zurück, deren gefälliges Aeussere durchaus nichts mit der ungelenken Art einer gemeinen Bauernmagd gemein hatte. Je länger er sich das Bild der schlanken, beweglichen Gestalt vergegenwärtigte, je deutlicher ward ihm, daß dies die unglückliche Pathe des Dekans Rüsperli gewesen sei, die er zu entführen gekommen war. Er machte sich gerechte Vorwürfe, nicht schon die Einleitung dazu getroffen zu haben.

Nach einem Stündchen ging die Thür auf, und dasselbe Mädchen erschien, den Tisch zu räumen. Er säumte nicht, die Anfangs Schüchterne in ein Gespräch zu verspinnen und sie genauer zu betrachten. Sie schien zwischen dem kindlichen und jungfräulichen Alter zu schweben. Ihr bräunliches Gesicht konnte nicht schön geheißen werden; doch das zarte, bewegliche Spiel ihrer Mienen hatte viel Einnehmendes. Sie trug das Haar in Flechten um den Kopf gewunden; am Leibe dürftiges, entfärbtes und abgetragenes Gewand; ein grobfadiges Hemd, um den Hals mit Häften zusammengeschlossen, deckte ihre junge Brust.

„Warum denn,“ sagte er zu ihr, „warum, wenn es dir bei dem Addrich nicht gefällt, bleibst du? Ich an deiner Stelle wäre längst über alle Berge. Man ist ja in diesem Waldloch wie von Gott und Menschen verlassen. Gibt Addrich guten Lohn?“

— Nichts!

„Nun denn, Nichts ist sehr gut für die Augen, aber nicht für den Magen. Ich begreife nicht, warum du dich halten läßt?“

— Ich bin eine arme Waise. Addrich hat mich aus Mitleid aufgenommen. Wohin soll ich? Gern wäre ich, bloß ums liebe Brod, anderswo.

„Wohin? Ei nun, nach der Stadt zum Beispiel; nach Aarau, wo ich wohne. Ich bin Spielmann, und verdiene mein blankes Stück Geld; bin in allen guten Häusern angesehen. Bei Kindtaufen, Namenstagen, Hochzeitfesten wird mein Spruch köstlich belohnt; Vieles nebenbei gewonnen. Hätt' ich eine brave Hausfrau, ich säße wie die Perl im Golde. Du weißt wohl und ich muß es bezeugen, Junggesellenwirthschaft macht nicht reich, und regnete das Gold zum Dache herein. Wenn wir beide, zum Beispiel, mit einander hausen würden, ließ ich mir den Kummer nicht über das Knie wachsen. Wir hätten vollauf und noch für das Dritte genug.“

— Du redest mir gar wunderlich; ich verstehe dich wahrlich nicht! — sagte das Mädchen, und sah ihn mit lächelnder Neugier und Augen voller Unschuld an.

„Ich versteh' mich doch sonst auf's Reden, und Husten und Liebe lassen sich eben nicht gut verbergen. Also, kurz und rund: Ich bin entschlossen, wenn du mit mir willst. Wollt' ich in der Stadt meine Hand zum Fenster hinausstrecken, hing' an jedem Finger ein Mädchen, das Braut sein möchte. Aber, siehst du, deinetwillen bin ich hergekommen in dies abgelegene Nest. Ich hatte sogar einen Brief für dich von Junker Mey von Rued; aber das Diebs- und Rebellenpack in der Hammerschmiede hat ihn mir weggerissen. Wir sollten beide mit einander nach Liebegg flüchten . . .

— Geh' mir doch mit deinem Geschwätz! — sagte das Mädchen und hüpfte lachend am Tisch umher: Was weiß Junker Oberherr vom armen Aenneli hier?

„Aenneli?“ murmelte der Meister Wirri sehr betroffen in sich hinein: „Da klopft' ich an der unrechten Thür an. Alter Esel! laß dir die Ohren stutzen, wenn du wie ein Füllen aussehen willst.“

— Dacht' ich's doch gleich, da ich dich mit Addrich ins Haus treten sah, du kommest von Aarau; die Herren von Aarau machen sich gern lustig.

„Ich mit Addrich?“ rief der Meister erschrocken: „Was sagst du, Aenneli? Der Alte,

der mit den Augen wie durch rothen Frieslappen sieht, ist Addrich?«

Das Mädchen tanzte und lachte wie närrisch und sagte: Du mußt dich besser verstellen. Thu' nur, als wenn du ihn nicht kenntest. Mir machst du nichts weiß!

»Da bin ich wieder garstig angerannt! Was einer scheut, das muß er haben!« murmelte der Spielmann wieder: »Versehen heißt auch verspielt; es ist heut' Unglückstag. Der Teufel hat mich in die Falle gelockt und ich bin gefangen. Gott sei meiner Haut gnädig!« Er rieb sich ängstlich die Stirn und drehte sich im Kreis herum, als such' er verlorene Dinge, deren Namen er vergessen. Dann wandte er sich wieder zu dem jungen Mädchen und sagte: »Also war's Addrich selber? Hätt' ich das gedacht! Aber er sah darein, als hab' er kein Wasser getrübt; als wüßt' er vorn nicht, daß er hinten lebe. Zwei Augen decken doch viel! Teufelsdreck läßt sich aber auch versilbern. Sage mir, herziges Aenneli, man lebt übrigens doch im Hause hier, denk' ich, mit Gottesfurcht, Fried' und Einigkeit beisammen, als säßen die Störche das ganze Jahr auf der Dachfirst?«

Sie zuckte die Achseln und machte seitwärts ein furchtsames Gesicht, indem sie halblaut flüsterte: »Weiß ich denn, was hier vorgeht? Es kömmt und geht, man sieht nicht, warum? Ich bin seit Weihnachten im Haus, und kenn' es nicht. Es kehrte Mancher ein, den ich nicht wieder gehen sah; und Mancher ging, der nie wieder kam. Es wird mir oft bange um's Herz. Denn hier ist's ganz anders, wie bei Andern. Man darf nicht Alles hören, nicht Alles sagen. Könnt' ich in christlicher Leute Dienst kommen, zehn Stunden weit lief' ich barfuß über den Schnee dahin.«

»Hältst du denn die Leute hier im Thal nicht für christliches Volk, herziges Aenneli? Sprich doch offenherzig und unverblümt. Komm' ich je wieder nach Aarau, mußt du im besten Hause dort Kindsmagd werden. Dienst um Dienst! Also nicht christlich wären sie, meinst du?«

— Ach, weiß ich's? Einmal Addrich hat die Kirche nicht gesehen, glaub' ich, seit er getauft ist. Er denkt alle Tage anders und thut alle Tage anders. Die Leute sagen ihm gar zu böse Dinge nach. Wäre Addrich nicht so reich, so schlösse man jede Thür vor ihm, und keine Katze würde er mit seiner Klugheit aus dem Ofen locken.

»Allerdings! Aber ein silberner Hammer zerbricht eiserne Pforten; und goldene Schlüssel öffnen jedes Schloß. Meinethalben, Aenneli, so war's in allen Zeiten; doch hunderttausend Jahre langes Unrecht ist darum keine Minute Recht. Sage mir noch, sind sämmtliche Bewohner dieses Hauses von gleichem Schlage? Es versteht sich, dich ausgenommen! Es gibt hier eine Jungfrau, genannt Epiphania?«

— Eine seelengute Tochter ist sie, so gut! aber — doch ist's auch mit ihr nicht ganz richtig. Ich habe sie im Sommer gesehen auf den Wiesen den Hexenringen nachgehen. Sie hält's mit Kobolden, Geistern und Schrättelein. Wenn sie zuweilen von ihren geheimen Dingen redet, macht sie mir Seelenangst. Denn sie ist gut, und spricht wie ein Buch, und könnte mich doch wohl einmal zum Bösen verführen.

»Daß dich Gott bewahre, Aenneli! Des Teufels Fallstrick ist stärker als ein Schiffstau, feiner als der Faden einer Spinne, und am gefährlichsten spannen ihn schöne Hände aus. Ich habe genug gehört, um davon zu laufen.«

— Und, Herr, du solltest noch Addrichs Tochter, das kranke Lorely, sehen. Gewiß und wahrhaftig, es würden sich die Haare deines Kopfes bergan heben. Es kann nicht leben, es kann nicht sterben. Lebt es, so mag es kaum reden. Liegt es bleich und starr wie eine Todte da, so singt es mit leiser Stimme wunderbare Lieder und Prophezeihungen; oder ich will lieber glauben, der böse Geist singt aus ihrer Kehle, wie ein armer Sünder aus dem Fenster seines Gefängnisses, denn es weiß ja selbst kein Wort um das, was es gesungen hat.

Meister Wirri schüttelte sich unwillkührlich, als er diese seltsamen Berichte vernahm, und sagte: »Man sollte in allen Dielen hier Kreuze machen; denn es ruht auf dem Hause ein böser Fluch. Mache dich auf, sobald du kannst, Aenneli, und schüttle den Staub von deinen Füßen. Frage mir nur in Aarau nach. Jedes Kind zeigt dir die Wohnung des Meisters Wirri am Ziegelrain dort. Ein guter Dienst soll dir nicht fehlen, und vielleicht sag' ich dir noch etwas Besseres; denn du bist gar nett und freundlich, wie sich dergleichen wohl zu einem frommen Spielmann schickt.«

Das Mädchen hatte unter dem Gespräch das Tischgeräth abgenommen und hielt Alles im Arm. Es lächelte den Meistersänger zutraulich an und sagte: »Wärest du doch gekommen, als meine Mutter gestorben und ich von aller Welt verlassen war! Die Bauern im Dorf haben gar ein hartes Herz und sind arm dazu. Es wollte mich keiner um Gotteswillen aufnehmen; darum mußt' ich zu Addrich; doch wußt' ich wohl von ihm, was das ganze Dorf wußte. Ich ging mit Thränen und Schrecken. Ach, dem Reichen geht Alles hin; aber ein unvermögliches Waisenkind ist ein niederer Zaun, über den Alles springt.«

»Herziges Aenneli, führe nicht so traurige Reden!« sagte er, und streichelte leise mit der Hand ihre erröthende Wange: »Warum betrachtest du mich denn zweifelhaft und ziehst das Köpfchen zurück? Ich mein' es ehrlich, und du bist reich. Ein schönes Mädchen zahlt mit freundlichen Augen besser, als mit harten Thalern. Wenn wir uns beide einmal verstehen, sind wir, denk' ich, des Handels bald einig.«

Sie zog sich schämig zurück und sagte: »Du bist und bleibst der Aarauer Herr! Gute Nacht.«

Mit diesen Worten war sie zur Thür hinaus, doch nicht, ohne ihm noch einmal freundlich zugenickt zu haben. Herr Wirri blieb lange auf seiner Stelle stehen, die Augen zur geschlossenen Thür gewandt. Die niedliche Gestalt, ihre leichten Bewegungen, das beständige Drehen ihres Leibes, ihres Köpfchens, die raschen Uebergänge ihres Mienenspiels vom Ernst zur kindlichen Fröhlichkeit, ihre Gewandtheit beim Auf- und Abtragen der Speisen, — Alles gaukelte anhaltend vor ihm, und er mußte sich bekennen, Aenneli könnte wohl das artigste Bräutchen für einen Spielmann werden.

Er überließ sich tiefen und angenehmen Betrachtungen, deren Inhalt zum Theil aus einzelnen Worten hervorging, die er vor sich hin redete, zum Beispiel: „Freilich, Heirathen ist kein Kappentauschen. Aber wer's will genau erlesen, fällt oft am ersten in den Koth. Ich möchte das Aenneli lieber entführen, als die verherte Kobolds liebhaberin mit dem Prophetennamen. Es kömmt mir vor, als wäre diese Geschichte im Himmel beschlossen.“ Dann wieder: „Allerdings, von der Liebe bloß werden Zwei nicht satt; und ein Weib kann in der Schürze mehr aus dem Haus tragen, als der Mann mit dem Heuwagen hereinführen. Doch, das Aenneli, — ja, Zucht und Ehrbarkeit ist die beste Aussteuer und Morgengabe. Mit Vielem kömmt man aus, mit Wen'gem hält man Haus; und mit leerem Sack anfangen, ist wahrlich besser, als mit leerem Sack enden. Gute Zucht, gute Frucht!“ — Oder wieder nach einer Weile: „Wohl wahr, eine schöne Frau bekommen, ist leichter, aber sie schön behalten, ist schwer. Auch weiß ich wohl, man sagt: Weiber haben lange Röcke, kurzen Sinn; Ehstand, Wehstand. Aber besser erwogen, und denk' ich an meine Jahre, wahrlich, ist's doch hohe Zeit. Bin ich nicht im besten Alter? Pflanzt Liebe nicht Liebe? Man rühmt wohl, lediger Leib sei Goldes werth, aber das Pfund davon gilt einen Heller.“

9.

Störungen.

Aus solchen hochwichtigen Ueberlegungen schreckte ihn das plötzliche Aufspringen der Stubenthür. Aber es war nicht Aenneli's zartes Köpfchen, welches mit dem taubenhaft beweglichen Halse um die halboffene Pforte sah, sondern ein Riesenhaupt von grobgeschnittenen Zügen; Nase, Kinn und Backenknochen darin gewaltig vorgeschoben; Bart und Augenbraunen buschig; die Augen in Blutringen, — kurz, Addrichs Kopf. Der Mund desselben öffnete sich und stieß in heisern Tönen den Wunsch heraus: „Gute Nacht, Meister Wirri! Morgen sprechen wir zusammen.“

Das Holofernes haupt verschwand. Die Thür fiel zu. Draussen ward ein Riegel vorgestoßen, und deutlich ließ sich aus der Fortsetzung des Geräusches erkennen, daß noch ein Hängeschloß vorgelegt wurde. Die Schritte entfernten sich darauf durch den Gang.

Wirri's Schreck war zu sehr gestiegen, daß er weder den empfangenen Wunsch erwiedert, noch Fähigkeit behalten hatte, der Ursache seiner Einsperrung nachzufragen. Das Zufahren der Thür, das Pfeifen des rostigen Riegels, das Klappern des Hängeschlosses dröhnte ihm in allen Nerven, und verjagte stracks den Schwarm aller süßen, wenn gleich voreiligen Ehestandsbilder. Er versuchte endlich, freilich leise und schüchtern, das Oeffnen der Thür, um sich seiner Gefangenschaft vollkommen zu überzeugen, an die er, trotz dem, was er eben erfahren, und was ihm zum Theil schon das Fenstergitter geweissagt hatte, zu glauben sich weigerte. Sie war aber leider nur allzugewiß. Nun stieß er einen tiefen Seufzer aus und rief: „Muß ich also einer von denen werden, die man hereinkommen, aber nicht wieder weggehen sieht? Hilf, heiliger Himmel! Gegen diese versteckte Mördergrube war doch Daniels Löwengrube eine sehr ehrliche Herberge!“

Er warf sich in den Kleidern angstvoll auf's Bett; nahm seine Zuflucht bald zum Beten, bald zum Fluchen, ohne weder im einen, noch im andern Beruhigung zu finden. Diese kehrte erst dann von selbst zurück, wenn auch nicht in Gestalt fester Zuversicht, doch in der Gestalt tröstender Hoffnung, sobald das erste gewaltige Herzpochen des Schreckens und der Ungestüm des aufgejagten Blutlaufs sich legte. Wenigstens glaubte er keine Gefahr für sein Leben befürchten zu sollen; denn wäre dem Addrich an diesem gelegen, würd' er es ihm in der Hammerschmiede, oder im Walde, oder auf der nächtlichen Wanderschaft ohne Gefahr haben rauben können. Er hätte ja den arglosen Reisegefährten nur vor einen Abgrund, oder auf eine jähe Felshöhe stellen, und im Dunkeln hinabstürzen dürfen. „Und mit den Todten ist hintennach gut Prozeß führen!“ dachte Wirri: „Aber wer das Leben behält, der hat noch die Welt, und sagt: das Blatt kann sich wenden; heut' ist's an dir, morgen an mir.“

So dachte er, und indem er alle Umstände mit wachsender Besonnenheit zusammenrechnete, entdeckte er auch bald den wahrscheinlichsten Grund, warum man seine werthe Person für diese Nacht unter Schloß und Riegel gelegt habe. Er erinnerte sich, daß Addrichs heuchlerische Arglist ihm das Geständniß vom Briefe des Junkers entlockt hatte; daß Addrich selbst den Inhalt des Briefs und das Vorhaben des kühnen Spielmanns kannte, Epiphanien nach Liebegg zu entführen. Was war natürlicher, als den Plan durch nächtliche Verwahrung des Entführers zu vereiteln? „Morgen schickt er mich mit langer Nase wieder heim,“ sprach Wirri zu sich selber, „und gibt mir einen Sack voller Schimpfreden mit auf den Weg. Ei nun, man kann mich durch Scheltworte nicht

eniger machen, als ich bin; und eine Langnase olcher Art rennt gegen keinen Baum an.“

So weit war er in der Ueberlegung seines Zustandes gekommen, als ihm ein mattes Auflammen der Lampe das Verlöschen ihres Mondcheinlichtes verkündete. Er eilte zu spät an den Tisch. Beim ersten Berühren des Dochtes sah er icke Finsterniß. Das machte ihm neues Grauen. Er tappte ängstlich zum Bette zurück, kletterte oie an einem Thurm mühsam hinauf, lagerte ich unentkleidet und schloß die Augen: unstreiig das beste Mittel, die Finsterniß nicht mehr u sehen.

Es mochte schon gegen Morgen sein, als er ndlich in einen unruhigen Halbschlaf versank. lber auch aus diesem ward er wieder aufgechreckt, und zwar, wie es ihm vorgekommen war, urch Hundgebell auſſer dem Hause. Er spitzte ange, mit schlagendem Herzen, das Ohr. Weil s still blieb, legte er das müde Haupt wieder um Schlummer. Bald aber entstand ein sonderares Geräusch, wie von Menschentritten, und o nahe, daß er glaubte, man komme zu seinem Bette. Er fuhr mit halbem Leibe in die Höhe. Das Herz schlug ihm, als wollte es die Brust prengen. Er fühlte, wie sich die Haare seines Krauskopfes aufstreckten. Denn mit Entsetzen emerkte er eine finstere Gestalt vor dem Gitterenster seines Gemachs in schwebender Bewegung. Je länger er beobachtete, je deutlicher unterschied r im Umriß einen Mann, der am Fenster aufstieg, mit den Füßen in das Gegitter trat, und ndlich in der Höhe verschwand.

Wie ungelegen allerdings dem vielgequälten Manne die neue Störung sein mußte, gewährte ie ihm doch eine Art Beruhigung, weil er keine Gefahr für seine Person sah. „Ist's ein Dieb, em nach Addrichs Schätzen gelüstet,“ dachte er, „so bin ich wohlgeborgen und verrammelt. Es önnte aber auch ein verliebter Nachtbube sein, der beim herzigen Aenneli zur Chilt geht. Dann ucht er mich nicht. Ich wäre aber lieber an seiner Stelle. Das junge Blut weiß also auch schon, daß im Dunkeln gut munkeln ist. Wer hätte den ehrlichen, frommen Augen das glauben sollen? Nun, kein Jahrmarkt ohne Diebe, kein Mädchen ohne Liebe. Ade, falscher Schatz, es wächst noch mehr Unkraut in Weiberschuhen.“

Während dieses kurzen Selbstgesprächs zeigten sich die Beine schon wieder draussen auf den Eisenstäben des Gitters. Die Gestalt stieg nieder und verschwand. Gleich nachdem erhob sich neues Geräusch. Eine Männerstimme rief: „Steh', Bösewicht!“ Meister Wirri horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Er vernahm deutlich Geklitter an einander fahrender Degenklingen, dazwischen eine Stimme: „Pack' an, faß, faß!“ Dann folgte Todtenstille; dann dumpfes, gebrochenes Winseln, welches in einem matten Stöhnen erlosch. Nach diesem blieb Alles ruhig.

Den Meistersänger überfiel Todesschrecken. Die draussen handgemein geworden waren, konnten keine Chiltbuben oder Bauernburschen gewesen sein, das verriethen ihre Waffen. Es war bei Addrichs Hause offenbar ein Mord vollbracht. Von nun an trat kein Schlaf mehr in Wirri's Augen. Die Nacht dehnte sich ihm in eine unendliche Länge; die Sonne schien auf immer verloren und nie wieder an den Himmel zurückkehren zu wollen.

Seliges Gefühl durchströmte ihn aber, als endlich die blasse Dämmerung durch's Fenster herein sah, und im Hause nach und nach Leben laut ward. Nun erst, als wäre er sicherer, that er die Augenlieder zu, um einen Schlaf zu versuchen, den er die ganze schreckliche Nacht entbehrt hatte. Aber bald störten ihn wieder Stimmen mehrerer Männer. Neugierig sprang er vom hohen Bett herunter zum Fenster. Das Gras der Wiese war draussen silbergrau vom nächtlichen Reif. Die finstern Tannen tauchten mit den Wipfeln in falben Nebel ein. Auf einem freien, schmalen Platze zwischen Haus und Wald zeigten sich drei Männer in lebhaftem Gespräch begriffen; doch redeten sie nur halblaut und geheimnißvoll. Ein vierter war beschäftigt mit einem Besen, den er auf dem Grase hin- und herschwang. Man sah dort Blut am Boden. Zwischen den Bäumen im Walde erschien noch ein fünfter mit einer Schaufel, thätig, Erde in eine Gruft zu werfen. Wirri gedachte der Ereignisse, deren Ohrenzeuge er gewesen, und das Bild draussen erklärte sich ihm von selbst.

Wiewohl noch nicht volle Morgenheitere deutlich zu sehen gestattete, erkannte Meister Wirri unter den drei Redenden doch ohne Mühe die riesige Gestalt Addrichs. Der andere war der zum Bauer verwandelte Schwede, genannt Hauptmann Gideon. Er trug die rechte Hand in einem Tuch verbunden, was für den Beobachter am Fenster von Bedeutsamkeit in den gegenwärtigen Umgebungen werden mußte. Der Dritte, ein untersetzter, vierschrötiger Mann, halbbäurisch gekleidet, obgleich dem Fenster zunächst, ließ sich am schwersten erkennen, weil er den breiten Rücken herwandte. Eben an diesem Dritten übte sich Wirri's Errathungskunst und Neugier am meisten, weil Addrich und selbst der stolze Schwede demselben mit einer gewissen Auszeichnung zu begegnen schienen. Aber weder aus dem runden Filzhute, von dem ein kurzer Federbusch niederhing, noch aus dem braunen, halbtuchenen, weiten Wamms ohne Aermel, das bis zur Hüfte ging, und ein eben so kurzes grauwollenes Aermel- oder Unterwamms bedeckte, noch aus den weiten, vielgefälteten Hosen, die beim Knie sich zuspitzten, und dann über den leberfarbenen Wollenstrumpf bis zur Mitte der kurzen, dicken Wade reichten, ließ sich etwas Bestimmtes enträthseln.

Erst als Addrich mit der Hand eine zum Fortgehen einladende Bewegung machte, und der Fremde sich wandte, konnte ihn Wirri besser beob-

achten. Er glaubte dies kräftige, ernsthafte Gesicht mit dem kurzen Spitzbart am Kinn, mit dem steif nach beiden Seiten gespitzten, katzenartigen Knebelbart über den zusammengebissenen Lippen, desgleichen die breite, hohe Stirn, die in die Augenbrauen wulstig über die Nasenwurzel niederging, irgendwo schon erblickt zu haben. Selbst das dicke, struppige Haar, welches bauschig um Ohren und Nacken starrte, die locker um den Hals gewundene weiße Binde, welche in einer großen Doppelschleife auf der Brust lag, wo eine Reihe eng beisammen stehender, kleiner, runder Knöpfe das braune Oberwamms von oben bis unten schloß, gehörte zur alten Bekanntschaft. Erst jedoch als der Hinweggehende zufällig einen trotzig drohenden Blick gegen das Fenster zu werfen schien, erkannte Wirri den Mann und prallte einen Schritt zurück. Es war kein Anderer als der Feldhauptmann der luzernischen Aufrührer, Christen Schybi von Eschlismatt, den er in Wollhausen gesehen hatte.

„Nun weiß ich also, was die Glocke geschlagen hat!“ brummte der erschrockene Spielmann: „Daß sich Gott erbarme, wohin der kömmt, gibt's Unglück! Wenn Junker Mey zu Rued es wüßte! Hier wär' ein Fang im Rest zu machen, woran sich die ganze Eidsgenossenschaft erlaben könnte. Mir an, ich will keinen Spieß in den Krieg kaufen, und gern nichts gesehen haben, wenn sie mich lebendig aus ihren Teufelsklauen lassen.“

Nach einer guten Viertelstunde klapperte das Schloß, pfiff der Riegel, ging die Thür auf und Addrich trat herein. Hinter demselben standen zwei Bauern, eisenbeschlagene Dornstecken in den Fäusten.

„Hast du wohl geschlafen, Meister?“ sagte Addrich, und ein zweideutiges, schadenfrohes Lächeln zuckte durch die harten Gesichtszüge hin, wie ein Abendstrahl der unsichtbaren Sonne durch den schwarzen Gewitterhimmel.

— Ich möcht' es nicht rühmen, Addrich, — antwortete Wirri, — denn nun kenn' ich dich wohl. Was hab' ich dir aber je Leides gethan, daß du mich gestern getäuscht und die Nacht gefangen gehalten hast?

„Närrlein,“ erwiederte der Alte, „es ist dir nicht übel ergangen. Trag' künftig keine Uriasbriefe, und stecke die Nase nicht in fremden Handel. Ich würde dich laufen lassen, wenn dein Maul hier im Moos bleiben wollte.“

— Laß mich in Frieden ziehen, Addrich. Mein eigenes Hemd muß es nicht inne werden, daß ich bei dir gewesen bin. Aus Schaden wird man klug. Ich habe Merk's gegessen und schweige.

„Wenn du drei Tage geschwiegen hast, Meister, will ich dir am vierten glauben und den Weih über die Eier setzen. Mach' dich jetzt auf, du hast so weit nicht zur Morgensuppe; meine Leute hier begleiten dich.“

— Wohin?

„Ueber die Bampf hinab längs den Seen gen Hochdorf!“ antwortete Addrich, indem er den Spielmann aus dem Gemach und durch mehrere Zimmer wieder zur Hausthür führte: „Denn im Aargau bis du keine Stunde sicher. Wer dich findet und kennt, schlägt dich wie einen Kain todt. Alles Volk ist wider Bern im Aufstand, fährt umher, wie Waldfeuer, und bricht wie ein geschwellter Strom über die alten Ufer.“

— Feuer und Wasser sind gute Diener, aber böse Herren und Meister! — versetzte Wirri, und leise fügte er hinzu: gleichwie Bauern auch!

„Fort!“ rief Addrich trocken: „Behüt' dich Gott. Ueber bereiften Boden ist frisch wandern. Denk' nicht an's Entweichen, oder Schreien; du rufst dir auf der Stelle zwei Messer zwischen die Rippen. Fort, ihr Mannen!“

Mit diesen Worten schob der Alte den Spielmann aus dem Hause; die Bauern nahmen denselben rechts und links in ihre Mitte, und nöthigten ihn, das kleine Wiesenthal aufwärts gegen den Bergrücken zu steigen. Addrich sah ihnen nach, bis die Wanderer auf der Höhe aus seinem Blick verschwanden. Dann kehrte er ins Haus zurück, blieb eine Zeit lang unschlüssig an der hölzernen Treppe, stieg sie hinauf, und öffnete droben leise die Thür eines Zimmers.

10.

Die Gäste.

Unhörbar flog ihm auf den Zehen Aenneli entgegen, den Zeigefinger der Linken auf den Mund, die rechte Hand warnend hochgehoben.

„Leise, linde, deine Tochter schlummert!“ flüsterte sie ihm gegen das Ohr, und schwebte dabei auf den Fußspitzen: „Auch Fania, welche die ganze Nacht an Lorely's Bette gewacht, ruht seit zwei Stunden erst.“ Sie deutete bei den letzten Worten mit den Fingern auf eine Nebenthür des Zimmers.

Er aber gab dem Mädchen einen flüchtigen Wink. Es verstand ihn wohl und entfernte sich. Dann trat er langsam vor das Bett seines kranken Kindes. Kein Sandkorn knisterte dabei unter seinen Sohlen. Schweigend betrachtete er die Jungfrau. Sie lag mit dem verblaßten Antlitz, in dessen Marmorzügen noch Spur ehemaliger Holdseligkeit war, und mit den über das Bettuch lang ausgestreckten Armen, wie zum Einsargen bereit. Ein Paar flachgedrückte, unter der Haube vortretende Haarlocken, schwarzglänzend wie Ebenholz, einst kein geringer Schmuck dieses jugendlichen Hauptes, vermehrten nur den traurigen Eindruck des Ganzen. Sie ringelten sich an der wachsbleichen Stirn und Wange, um gleichsam das erloschene Leben des Leichnams stärker anzudeuten. Die Brust stand ohne Bewegung; über die entfärbten Lippen ging kein spürbarer Odem; die tief eingesunkenen Augen schienen dem Licht der Welt auf ewig verschlossen.

Addrich, mit gefalteten Händen und gebeug-

tem Haupt, starrte lange die holde Leiche an. Dann erhob er leise seufzend die Augen, senkte sie wieder auf die gefühllose Schläferin und sagte kaum hörbar: „O mein Kind, mein armes Kind! O mein einziges Leben! Warum kann dich Niemand aus der unbarmherzigen Gewalt des Schicksals retten?“

Es durchdrang unendlich tiefer Schmerz sein Innerstes, daß ihm Brust und Odem zitterten. Er richtete das Antlitz himmelwärts, mit jammervoller, stummflehender Geberde, und die krampfhaft zusammengeschlossenen Hände inbrünstiglich an sein Herz drückend. Thränen an Thränen führen aus seinen Augen. Ein leises, schnelles Schluchzen blieb einzige Sprache seiner Seele. Als sich die Heftigkeit des Schmerzes gelöset oder erschöpft zu haben schien, bebten noch seine Lippen im Gespräch mit dem unerforschlichen Lenker der Verhängnisse. Die kräftige, hohe Greisengestalt Addrichs, in dieser Gebeugtheit, gleich einer weiland stolzen und unempfindlichen Eiche, die, vom Donner gebrochen, ihr welkes Laub nun bei jedem Lüftchen zittern läßt; und die Röthe seiner entzündeten Augen schien eine finstere Gluth, in welcher der Brand hervorbrechen wollte, der das Innere verzehrte.

Von Zeit zu Zeit stieß er kurze, unzusammenhängende Reden aus, die den Selbstgesprächen des Wahnsinns ähnlich klangen, im Grunde aber nur vortretende Punkte waren, an welchen man die Verkettung seiner Gedanken und Schmerzen erkannte, wie man den Zug weit entfernter Gebirge an einzelnen Gipfeln ersieht.

„O du süßer Raub des Todes!“ sagte er: „Mußtest du dazu von deiner Mutter geboren werden? — Ich erkenne dich wohl, mit Entsetzen dich, herzloses Ungeheuer, das seine eigenen Eingeweide verschlingt und wieder erzeugt, um neuen Fraß zu haben. — Es kann aber nicht sein. Ist das ein todtes Uhrwerk, das von sich nichts begreift und weiß: so ist die wildeste Bestie mehr werth, als die Welt, und der Mensch ist der Gott. — Ach, du arme, schöne Alpenrose, die ungekannt und ungeliebt in der großen Einöde vergeht, warum mußtest du blühen? — Gütig, sagt man, gerecht auch! Ich möcht' es ja gern glauben. Aber diese blasse Leiche sagt: Nein! — Es ist nichts Entsetzlicheres vorhanden, als der Gedanke neben einem bewußtlosen Fels, als das Leben bei der stummen Vernichtung. Die Liebe ist das, was im Reich der Dinge einzig ohne Zusammenhang mit der Welt steht. Sonst paßt Alles zusammen. — O du frommes, heiliges Kind, warum ward dir das süße Dasein zu kosten gegeben, wenn es mit Schmerzen wieder entrissen sein muß? Was hast du verbrochen, daß sich die Natur das Verbrechen erlauben darf, dich zu zerstören? — Frevel, Frevel! Weiche von mir, Satan! — Es kann nicht aufhören. Es kann nicht! Die Welt hat das Bewußtsein ihrer Ewigkeit in sich. — Scheidest du von mir, eil' ich dir nach, Engel. Wir trennen uns nicht.“

Hier verstummte er im abermaligen Schluchzen, kniete mit leisem Wimmern lange, bis die Thränen ihm versiegten. Dann stand er auf, warf noch einen kläglichen Blick gen Himmel und sagte: „Dein Wille geschehe!“ Er trocknete seine Augen, legte eine Flaumfeder auf die Oberlippe der Schlummernden, sah mit schmerzlichem Vergnügen noch die Spur des Lebens im Wehen des Flaumes, beugte sich über das Bett, küßte sanft das Gewand der Tochter, und ging mit leisem Schritt aus dem Gemach hinweg. „Bis Fania erwacht, verlaß Leonoren nicht!“ sagte er zum Aenneli, welches ihm auf der Treppe entgegenflatterte: „Ich begebe mich zu den Gästen, und werde meine Tochter heut' wenig sehen. Bring' ihr meinen Morgengruß!“

Nach diesem eilte er hinab, am Herd mit großen Schritten vorüber, durch zwei aneinander hängende Stuben, in ein letztes inneres Zimmer. Hier saßen die Leute, welche Meister Wirri vorher gesehen. Gideon und Schybi von Eschlismatt neben einem alten, doch rüstigen Manne, dem das silberweiße Haar des Bartes und Hauptes recht ehrwürdiges Ansehen verlieh. Sie waren im lebhaften Gespräch.

„Auf Ehre!“ rief Gideon: „Nicht zwanzig Dublonen wären mir zuviel, wenn ich erfahren könnte, was sein Intent gewesen. Er führte die Klinge meisterlich, und obligirte mich gleich beim ersten Angriff zur Defension, indem er doch dabei langsam hinter sich zurückschritt, um seine wohlkalkulirte Retirade ins Gebüsch zu nehmen.“

Christen Schybi schüttelte bedenklich den Kopf und sprach: „Ich sag' es noch einmal, wie abgelegen Addrichs Haus und wie geheim unsere Zusammenkunft gehalten ist, eure Herren von Bern spüren Unrath. Es ist einer ihrer Lauerer gewesen. Hättest du ihm den Schädel gespalten! Du warst ihm zu spät auf den Fersen nach.“

„Es währte kein Vaterunser lang,“ antwortete Gideon, „sobald Addrichs Hund anschlug, war ich aus dem Bett, auf den Beinen, in den Kleidern und zum Bett mit blankem Degen hinaus. Die arme Bestie thut mir leid; sie ward sakrifizirt im Augenblick, als ich sie anhetzte, und der suspecte Bursch im Wald und Nebel entsprang.“

„Und setztest ihm nicht nach, Gideon Renold?“ fragte der Alte im weißen Haar.

„Es herrschte dermaßen Dunkelheit,“ antwortete Gideon, „daß ich die Figura des Menschen nur gleichsam wie Schatten im Nebel ersah. Ich verfolgte allerdings lange Zeit das Geräusch, welche die Zweige machten, die sich dem Flüchtling opponirten. Doch mocht' ich ohne des erstochenen Hundes Assistenz durchaus beim Nachsetzen nicht effektuiren.“

„Lasset es dabei bewenden, liebe Nachbarn und Freunde!“ fiel Addrich den Redenden ins Wort: „Wir haben heut' größere Sache zu über-

legen, als umher zu rathen, wer die tapfere Faust des Gideon gezeichnet und meinen alten Packan getödtet habe? Heute oder morgen rücken die Städte mit ihrer Macht in den Aargau ein. Nun gilt's Entschlossenheit, wenn ihr nicht übermorgen gefangen und gehangen sein wollt. Ulli Schad, du hast den Aufbruch der Mannschaft von Basel selber mit Augen gesehen?"

Der Alte im weißen Haar antwortete: "Würd' ichs sagen, wenn es anders wäre? Ich mochte mich auf den Weg von Waldenburg nach Basel. Vorgestern sind vierhundert Mann in der Stadt geworbenes Volk und Ausschüsse von der Landschaft mit klingendem Spiel aus den Thoren gezogen. Hauptmann Ludwig Krug und Hauptmann Paul Bekel ritten gar stolz vor dem Zuge her, mit Federsträußen ellenhoch auf ihren Schelmendeckeln, daß sie sich wahrhaftig unter der St. Albanpforte ducken mußten. Voran marschirten hundert Mann von Mühlhausen, die mir auch nicht aussehen, als wollten sie euch die Krautstöcke zerhacken. Man erzählte, daß von Zürich fünfzehnhundert Mann zugleich ins Berngebiet einrücken würden."

"Mich dünkt, Gideon, der Leuenberger läßt uns im Stich," sagte Addrich darauf zu dem schwedischen Hauptmann, "oder hat ihn unterwegs ein Unfall getroffen. Nach deiner Angabe wollt' er schon gestern Nachts bei uns sein."

Gideon Renold erwiederte: "Leuenberg hält Parole, obwohl er durch wichtige Occupationen retardirt worden sein kann. Allstündlich langen bei ihm Deputationen aus den Gemeinden und Aemtern des gesammten Kantons an; links und rechts muß er Resolutionen ertheilen. Es ist bei ihm, wie im Hauptquartier des Generalissimus vor der Bataille, wenn derselbe Ordres nach allen Punkten verschickt. Lasset uns mittlerweile unsere Consilia eröffnen; er wird sich euern Dissegnien keineswegs opponiren."

"Hol' ihn der Henker!" rief Schybi: "Ich hatte daheim mit meinen Leuten alle Hände voll zu schaffen, und rannte dennoch hieher. Nun läßt er uns stecken. Wir Entlibucher und übrigen Luzernerbieter mögen den Ausgang eures Lärmens gemächlich erwarten. Wir haben unser Schäflein vor der Hand ins Trockne gebracht, wenn ihm das Fell auch noch tropfet; haben den Vergleich und Schieds- oder Schandspruch angenommen; entrichten durchs ganze Land vom Saum nur zehn Luzerschilling Ohmgeld, und freuen uns noch viel anderer Vortheile. Keinen Kreuzer zollen wir an den gehabten Unkosten der Stadt. Im Nothfall können wir uns zufrieden stellen. Wollet ihr Andern aber zum Teufel fahren, meinethalben; wir Luzerner sind dabei für euch nicht zum Fuhrlohn verpflichtet."

"Ich will hoffen, du sprichst nicht im Ernst!" fiel ihm Renold in die Rede: "Schybi, magst du wissen, daß Niklaus Leuenberg ein Eidsgenoß ist, so respektabel, denn irgend einer. Er leuchtet in allen Actionen mit Wahrheit, Treuen und Glauben, und ist von gar mannhaften Gesinnungen und standhafter Manier. Würd' er nicht das weite Oberland bis an die Walliser Schneeberge zu eurer Favor in Harnisch gebracht haben, wäre zweifelsohne euer Ruin schon längst vollendet gewesen; und statt des Schiedspruches der katholischen Orte, der euch Pardon gewährt, hätte der Scharfrichter von Luzern eurer und anderer Patrioten Köpfe vom Rumpfe geschieden ..."

"Ueberhebe dich nicht, Hauptmann Renold, du wirst davon kreuzlahm!" antwortete der Entlibucher: "Unsere zehn Aemter hatten die Fahnen gelüpft und den Bund zu Wollhausen geschworen, ohne vom Leuenberg und den Bernbietern zu wissen, und ohne sie haben wir auch Frieden geschlossen mit der Regierung. Der Leuenberger ist mir übrigens gar recht, wenn er nicht links sein will, und er wird Gelegenheit vollauf haben, zu zeigen, ob er mehr versteht, als den Karren bergab zu schieben."

Hier fiel Addrich ein, denn er sah, daß Gideon die Stirn rieb und heftig werden wollte: "Ihr Mannen," sagte er, "wenn ich nicht irre, seid ihr Alle in dies sonst unbesuchte Thal gekommen, nicht um Euch zu entzweien, sondern für gemeine Wohlfahrt des unterdrückten Landes zu vereinigen. Ihr aber fanget, meines Erachtens, mit dem Wörteln und Zänkeln am falschen Ort an, und zäumet das Roß beim Schwanz auf. Seid Ihr aber nicht Sinnes, einträchtig Alles mit einander zu heben und zu legen: so stehet von euerm Vorhaben in guter Zeit ab. Denn es soll nicht um taube Nüsse, sondern um Köpfe gespielt werden, unter denen auch die eurigen sind. Steht nicht das Landvolk aus gesammten Kantonen Mann für Mann zusammen wider die Gewalt der Städte: so geht Alles verloren. Das zu verrichten seid ihr hergekommen, damit es nicht wie vor zehn, zwölf Jahren geschehe. Damals fingen auch Oberländer und Aargauer an, mit den Bernern zu rechnen, machten in Langnau große Worte, und wurden wieder kleinlaut, weil Luzerner und Solothurner daheim blieben, und die Gesandten von Bern und von der Tagleistung ihnen im Städtchen Thun Honig ums Maul strichen. Dann hoben nachher im Zürichgebiet die Wädenschwyler nnd Knonauer ihre Köpfe auf; aber weil ihnen Niemand zustand, mußten auch sie bald zu Kreuz kriechen, sieben Ehrenmänner enthaupten sehen und den Herren von Zürich vier Tonnen Goldes Trinkgeld für den Spaß zahlen. Das war das Ende. Daran sollet ihr euch spiegeln."

"Wohlgesprochen, Addrich!" sagte Gideon: "Ein Schlag, aller Orten zugleich, das bricht das Joch und desarmirt die Städte! Wir müssen uns präcaviren, daß es rauhe Stöße absetze. Denn eher wird der Bär gutwillig sein Fell, als das Patriziat seine Ambition und Herrschaft fahren lassen. Aber ecce, lupus in fabula! Da sehe ich den Leuenberg kommen, in Begleit eines Andern."

Addrich ging den Neu-Ankommenden vor das Haus entgegen und führte sie herein. Alle standen grüßend von ihren Sitzen auf, boten den fremden Handschlag, und betrachteten besonders den Leuenberg, der schon damals ein vielbesprochener Mann war und sich sogleich mit Gideon ins Gespräch ließ. Es lag in seiner kräftigen Gestalt und Haltung etwas Gebieterisches, wozu der Ausdruck von Ernst, Festigkeit und Klugheit in einem Gesicht nicht wenig beitrug, das sich durch ein Paar große, helle Augen unter schöngewölbten Augenbraunen, und eine starke, römischgebogene Nase auszeichnete. Er schien ein Mann in den Fünfzigern zu sein, und einigen Werth auf sein Aeusseres zu legen. Das schwarze Haupthaar und den Knebelbart trug er kurz geschoren; am Kinn nur ein Zwicklein. Ein schmaler, schneeweißer Halskragen lag über das feintuchene, schwarze Oberwamms, dessen Oeffnungen an den Achseln, wo die Aermel des Leibröckleins hervorgingen, mit Sammtstreifen und Fransen besetzt waren. Eine dichte Reihe gesponnener Knöpfe verzierte den Vordertheil des Wamses.

„Liebwerthe Herren und Freunde," sagte Leuenberg, „erlaubet, daß ich euch meinen Reisegefährten vorstelle. Es ist Herr Adam Zeltner, Untervogt von Buchsiten, ein treuer und eifriger Bundesgenoß, der uns das ganze Solothurnergebiet zuführt. Ich hoffe, ihr werdet ihm euer Vertrauen nicht versagen."

Die Anwesenden boten dem Untervogt, der vielen Anstand in seinem Wesen bezeigte, noch ein Mal und freundlicher die Hand zum Willkommen.

„Nun aber", fuhr Leuenberg fort, „haltet Gegenrecht. Zwar den tapfern Schybi von Eschlismatt und meinen Landsmann Gideon Renold kenn' ich gar wohl; aber nennt mir diesen wackern Schweizermann, den sein weißes Haar zum Oberältesten unter uns macht."

„Das ist Ulli Schad von Waldenburg im Baselgebiet," sagte Gideon, „ein wegen seiner Prudenz und Erfahrung wohlrenommirter Mann dortiger Gegend."

„Ei denn," rief Leuenberg und schüttelte dabei des Greisen Hand, „Vater Ulli, so lasset uns hören, wie die Dinge bei Euch stehen? Ich vernehme mit Leidwesen, daß Oberst Zörnli von Basel im Anzuge gegen Aarau sei und viel von euerm Landvolk mit sich führe."

„Das mag sein!" antwortete Ulli: „Aber verlass' dich darauf, Herr Leuenberg, unsere Leute schiessen im Berngebiet keinen Spatz todt. Keiner will bei uns gegen Mitlandleute fechten, welche die gleiche Noth von der Härte ihrer Obrigkeit leiden, wie wir. Einzig Bratteln, Muttenz und andere Ortschaften der Vogtei Münchenstein, ganz in der Nähe der Stadt, halten mit ihr. Die übrigen Aemter aber sind darauf und daran, das Raube auswärts zu kehren und den Stadtbürgern den Meister zu zeigen. Zwar Bürgermeister Rudolf Wettstein und Zunftmeister Jakob Hummel kamen, den Tag vor meiner Abreise, nach Liestall, um die Sache auszugleichen, mußten aber unverrichteter Dinge wieder abziehen."

„Das heiß' ich güldene Botschaft!" rief Leuenberg: „Ich wollte, Addrich, du könntest mir vom Aargau nichts Geringeres melden; denn der Feind ist auf allen Seiten im Anzug."

„Sorge nicht, Klaus!" entgegnete ihm Addrich: „Der Landsturm wird in der ganzen Grafschaft gerüstet, eben so jenseits der Aare in den Aemtern Biberstein und Schenkenberg. Noch ist zwar Alles still in den Dörfern, wie unter der Predigt. Aber die Waffen sind geschliffen. Die erste Trommel, die im Lande gerührt wird, bringt die Sturmglocke vom gesammten Aargau, wie ein übeltönendes Horn die Hunde, zum Heulen."

„Wohlan, liebwerthe Bundesgenossen," sagte Leuenberg, „so lasset uns ungesäumt zur Abrede schreiten, darum wir hier zusammengetroffen sind, und das mit Hand und Mund betheuern zu halten, wessen wir einig werden. Denn nicht umsonst wird die Zeit vorgestellt mit geschwungenen Fittigen, und schwerlich sehen wir uns so bald wieder, wenn wir einmal nach allen Weltgegenden von einander geschieden sind. Du, Addrich, hast für unsere Sicherheit bei dir Sorgfalt getragen?"

„Leuenberg," rief Gideon, „solche Frage geziemt dir nicht, wo du weißt, daß ein Soldat wohnt. Ich selber habe ringsum treue Wachen postirt, die alles Suspecte genau observiren. Denn der Landvogt von Lenzburg würde nicht faul sein, wenn er wüßte, welches Nest hier auszunehmen wäre."

„Traget keinen Kummer!" sagte Addrich: „Sogar Junker Mey von Rued besorget von hier aus nichts Arges. Er schickte wohl gestern einen Boten, aber nicht um zu horchen, sondern meine Nichte wegzulocken."

Gideon konnte bei diesen Worten eine große Bestürzung nicht verbergen. Er sah mit fragendem Flammenblick auf Addrich. Dieser aber fuhr gelassen fort: „Also nur Weibergeschichte! Es war eine gute Haut, ein Aarauer Spielmann, der mir Beichte saß, weil er mich nicht kannte. Wir haben ihn aus Vorsicht ins Luzernergebiet geschickt; da mag er von uns zeugen."

Schybi lachte und sagte: „Auch glaube ich, alle Weibel und Knechte des Landvogts wagten sich nicht in dies Thal herauf, denn sie fürchten in der Nachbarschaft den Addrich, wie des Satans Zwillingsbruder."

„Das ist wahr," rief der Untervogt von Buchsiten: „hätte mir Leuenberg nicht berichtet, welch ein Biedermann du wärst, Addrich, ich hätte mich nicht zu dir getraut, so Arges reden die Leute. Woher das Geschwätz? Vielleicht weil du du ihnen furchtbar drein schaust?"

Addrich erwiederte etwas verdrossen: „Hast du bei dir zu Land keine Esel? Als ich noch mein

mäßiges Vermögen äuffnete, hieß ich Strolch und Straßenräuber. Als ich einige Thaler erhauset hatte, hieß ich Schatzgräber. Weil ich meinem Verstande folge und nicht mit Narren in gleiches Horn stoße, bin ich im Bunde mit der Hölle. Weil ich des Pfarrers Deutschlatein auf der Kanzel nicht anhören will, macht er mich zum Atheisten, alle Sonntag zu etwas Anderm. Wen Neid und Bosheit einmal mit Ruß geschwärzt haben, den waschen alle Tugenden nicht wieder weiß. Vieltausendmal habe ich den Tag verwünscht, an dem ich das Simmenthal verließ, und mich hier ansetzte bei dem dummen und dummtückischen Geschmeiß.“

„Bei dem Allen, Addrich, gehorchen sie dir, als wärst du ihr Vogt!“ sagte Schybi.

„Weil sie keinen Gott, sondern nur den Teufel fürchten!“ versetzte Addrich: „Die Heiden sind nicht heidnischer gewesen, als dies menschliche Vieh. Da ist schon mehr denn Einer in großer Heimlichkeit zu mir geschlichen, und hat mich um Gotteswillen gebeten, ihn in Bund mit dem Teufel zu bringen. Sie wollen ihm Leib und Leben eigenhändig mit Blut verschreiben, wenn er ihnen Wohlleben genug, oder auch nur einen Heckethaler in den Sack schafft. Wenn sie schon während der Sonntagspredigt schlafen, weil sie sich an den Psalmen müde geschrien, preiset der Pfarrer doch ihr Christenthum. Denn so oft sie ihre Säue metzgen, füllen sie ihm die Rauchkammer mit Würsten und Schinken. — Aber, ihr Herren, euch erwartet im Zimmer hier zunächst die Morgensuppe. Noch seid ihr nüchtern. Erweiset mir die Ehre und sitzet hinzu. Nachher schreiten wir frischer zu Rath und That.“

Damit unterbrach er das Gespräch. Nach einigen höflichen Weigerungen und Entschuldigungen folgten ihm die Gäste und nahmen ihre Plätze um die dampfende Schüssel ein.

11.

Die Brautwerbung.

Das ländliche Frühmahl, bei welchem, nebst geräucherten Rinderzungen und Wildpretschnitten, die begeisternde Flüssigkeit nicht fehlte, die der Schweizerbauer schon damals den schwarzen Bergkirschen zu entziehen wußte, verbreitete gute Laune über die Gäste. Ihre Scherze und Blicke verfolgten dabei Aenneli's flüchtige Gestalt, die zur Bedienung erschien. Nur Gideon Renold, wider seine Gewohnheit, blieb einsilbig und ohne Eßlust; und ehe noch das Mahl zur Hälfte beendet war, zog er den düstern Addrich auf die Seite und verließ darauf mit ihm die Stube.

Als beide vor das Haus und in den Wald getreten waren, fragte Addrich: „Warum führst du mich hieher? Was hast du Geheimes?“

„Geheimes? Nichts. Du weißt alles, was an und in mir ist, sonst könntest du mich nicht, wie den Tanzbären, an der Kette schleppen!“ antwortete Gideon und heftete die schwarzen, flammenden Augen auf das Gesicht des Alten: „Du aber, Addrich, behältst continuirlich deine Maske, und handelst ohne Sincerität. Warum verschwiegst du mir die wahre Intention des Junkers Mey auf deine Nichte? Zu sich locken wollt' er sie also? Und das sagst du erst, nun du seinen Kundschafter absentirt hast? Addrich, ohne Arglist und Betrug, rede! Wie stehen wir mit einander? Unter gegenwärtigen Circumstanzien verlange ich klaren Wein von dir. Sagst du mir nicht die Hand der unvergleichlichen Epiphanie zu, so....

„Fahre fort!“ rief Addrich.

— So... Ich habe andere Majestäten gesehen!

„Deine Zunge schlägt falsche Münze. Rein heraus mit der Sprache!“

— So fahre Alles in den höllischen Abgrund!

„Das also war's, Gideon? Schäme dich. Du bist und bleibst doch ein gemeiner Lohnsoldat, der nur um blanken Sold dient, und Vaterland, Ehre und alles Bessere nebenbei mit in den Kauf nimmt, um daraus eine Schabracke für das schmutzige Roß seiner Selbstsucht zu machen. Also für des Mädchens Hand nur willst du der guten Sache deinen Arm vermiethen?“

— Der guten Sache! Distinguire, Addrich, daß *deine* Ambition und die deiner Consorten nicht *meine* gute Sache sein kann. Epiphanie ist für mich Leben, Welt, Himmel, Alles; und einzig für Alles setz' ich Alles in's Spiel. Ich erachte auch, ein Motiv, wie das meinige, sei in den Augen raisonabler Personen mehr werth, als deine und deiner Cumpanen Sucht, euch bäurische Gnaden, Rathsherren und Schultheißen tituliren zu lassen.

„O du elendet Jungfernknecht, meinst du, mich steche der Haber des ehrgeizigen Uebermuths? Meinst du, Leuenberg, oder Schybi, oder ich, oder ein Anderer habe eine ganze Nation aus den hundertjährigen Wurzeln der Gewohnheit reissen können, um sie zum Schemel unsers eigenen Hochmuthes zu machen? Ja, der Aufstand ist da; weißt du, wer ihn gestiftet hat? Die Urheber und ersten Rädelsführer desselben sitzen in den Rathsstuben der Städte. Ihre blinde und hartherzige Ungerechtigkeit hat die Trommel des Aufruhrs gerührt und das zahme Roß scheu und wild gemacht. Der Wilhelm Tell ist erst durch Landvogt Geßler zum Tellen geworden. Weißt du das nicht? Der faulende Mist treibt die schönsten Blumen und süßesten Früchte aus der Erde, und nur die stolze Tirannei treibt die edle Freiheit aus ihrem Grabe heraus ins Leben.“

— Verbalia! Verbalia! Die kenne ich und weiß sie gehöriges Orts zu appliciren. Du und Consorten haben das Roß scheu gemacht, nun aber wollet ihr es auffangen und euch, statt der alten Herren, in den Sattel schwingen. Ganz recht, Addrich. Ich will dir in den Steig-

ügel helfen, wenn du meine Conditiones annimmst.

„Geh, Lohnknecht, ich begehre nichts von dir und von der ganzen Welt nichts. Ich wollte lieber, die Welt wäre noch nie gewesen, so ständen wir nicht da und du quältest mich nicht mit deiner Narrheit.“

— Addrich, als ein Mann von Experienz und Einsicht, der in Ost- und West-India umhergefahren ist, solltest du nicht so verkehrte Dinge reden. Ich will deine Fortun machen, und fordere mir dagegen Epiphanien. Was liegt darin Thörichtes und Malhonnettes? Gib mir das Schönste auf Erden, und ich kehre dafür Bern um, daß es die Thürme seines Großmünsters in die Aare und dessen Fundament gen Himmel strecken muß.

„O du Auerhahn, den die Balzzeit blind macht! Hier zu Lande wagt der schlechteste Tölpel Ehre, Leben und Gut für etwas Besseres, als du.“

— Miraculos genug wäre das! Aber wenn ich dir glauben soll, so nenne mir, was schöner, besser, köstlicher sein könnte, als der Besitz der englischen Epiphanie?

„Es ist das, was der Mensch wie seinen Erbfeind verfolgt, und was ein Gott im Himmel wollen soll, aber unterm Himmel nicht reif werden läßt. Es ist die Tugend, die mit Spott und Schanden betteln muß; die Freiheit, welcher man Kerker baut; die Wahrheit, der man Scheiterhaufen anzündet, und das wehrlose Recht, das man mit Tortur und Rad und Galgen stumm macht. Gideon, ich weiß wahrhaftig nicht, wozu die Welt da ist, wenn in ihr nichts Besseres vorhanden ist, als sie selbst ist; oder wenn mein Wille das Heiligste darin wäre. Aber möge jenseits des Lebens etwas Anderes zu erwarten, oder mit dem letzten Pulsschlag Alles aus sein: ich will hoch stehen und höher als Schöpfung und blindes Schicksal. So bin ich, wo nichts Höheres ist, der Gott, und heiliger, als alles Dasein.“

— Mit Gunst! rief Renold, und starrte dem Alten erschrocken und forschend ins finstere Gesicht: Ich verstehe dein Kauderwelsch nicht. Spricht der Kirschgeist, oder noch ein böserer, aus dir? Das klang mir halb wie Tollheit, halb wie Blasphemie. Bist du verdrießlich, Vater Addrich, so fluche lieber ein paar Millionen Teufel zusammen. Das ist dir an der Seele gesünder, als solche Lästerung. Zwo Kannen Branntwein lassen sich unschädlicher nehmen, als ein einziges Tröpflein Gift. Dir macht freilich die Krankheit deiner Tochter schweres Herzeleid, aber desperire nicht.

„O nein, was sagst du? Das alte Herz ist bald verblutet. Ich habe die Welt aufgegeben, darum will ich frei handeln. Ich bin nur noch ein Gespenst. Gespenster freuen sich nicht mehr an vergüldeten Nußschalen und fürchten nicht mehr die Weibel, Henker, Scharfrichter und übrigen Vogelscheuchen der Obrigkeit.“

— Mit Gunst, Addrich, du hast eine böse Stunde. Ich insistire länger nicht, mit dir allein zu reden. Laß uns ins Haus zurückgehen. Befiehl Epiphanien, die Laute zu schlagen, damit sie den bösen Geist Sauls bannisire, wie weiland David mit der Harfe.

„Wie du es verstehst, armer Tropf! — Nie war der Geist heiliger in mir, als diesen Augenblick. Aber genug davon. Ich irrte mich. Keine Perlen vor die Säue! Was wolltest du von mir?“

— Hast du es vergessen? Die Hand deiner schönen Nichte. Sie ist die Condition, daß ich dir dein Hazardspiel ausspielen helfe. Du wirst mich in diesen Troublen gebrauchen können. Es sind unter den revoltirten Landleuten wenig gediente Militärs und Männer von Metier. Die Herren Berner hatten jederzeit die Précaution, bei den Milizen ihre Offizierstellen nur Söhnen der Stadtpatrizier zu conferiren, damit die Mannschaft ohne Chefs niemals für sich selbst etwas prästiren könne. Also, Addrich, laß mich deine Resolution vernehmen. Jetzt ist der Moment, in welchem du über mich decidirst. Contravenirst du meiner Passion, so fahre wohl. Wenn es Schlappen setzt, bin ich nicht obligirt, die Scharten auszuwetzen.

„Gideon, thue was du willst. Es ist dir bekannt, daß ich nicht wider dich bin. Nimm meinethalben Epiphanien zum Weibe, wenn sie dir nicht den Korb gibt. Sie ist Meisterin über ihren Leib. Du wirst nicht begehren, daß ich sie dir bei den Haaren zuschleppe.“

— Die Hand darauf, Vater Addrich. Ich verlange in diesem Geschäft nichts als deine Neutralität; nicht einmal deine Intervention ist zum Negociren nöthig. Ich halte die schöne Festung schon lange eng blokirt, und sie ist zur Kapitulation nicht ungeneigt. Doch appellirte sie bisher immer an dein Assentimento, als zur Ratifikation unserer Articulen unentbehrlich.

„Bist du des Mädchenherzens schon so sicher, Gideon? Wahre dich! Du solltest die Weiber kennen!“

— Nun ich im Posseß deines Wortes bin, guter Addrich, nun du mein Oheim sein willst, soll deine Nichte mein Gespons werden. Sie leistet keine Resistenz. Ich weiß es, Epiphanie liebt mich. Ich hab' ihr das Geständniß schon victorios von den erröthenden Wangen geküßt.

„Bist du wirklich so weit mit ihr? Sie schien dich immer zu meiden, und flieht, wo sie dich erblickt.“

— Ein retirirender Feind ist nicht gefährlich, Addrich. Ich kenne die Dames.

„Jetzt aber ist's für dich nicht an der Zeit zu Liebeshändeln. Du scheinst zu vergessen, daß vielleicht noch heut der Landsturm ergeht. Alles Getändel auf die Seite! Schwert und Speer her! Epiphaniens Brautgemach wird dir nicht eher die Thür öffnen, bis unsere Fahnen siegreich den

Stalden von Bern hinabziehen und durchs gesprengte Thor daselbst flattern.“

— Vater Addrich, das ist des Soldaten Gaudium und lustiges Vorspiel zur Hochzeit. Ich gedenke, Bern soll uns in die Rappuse gegeben werden, und ich will mir so viel Lägel mit köstlichem Rheinfall und Malvasier aus der Campagne heimschleppen, daß ich noch zur silbernen und goldenen Hochzeit meine Gäste damit regaliren kann.

„Ich wollte, du brächest dort einen Keller auf, der viel edlern Schatz verwahrt, als Rheinfall und Malvasier. Wenn schon der brave Fabian ab der Almen dein Nebenbuhler war, verdient er doch Mitleiden. Den ganzen Winter durch im Kerker, und warum? weil er einem stolzen Grobian von Landvogt nicht zum Schand- und Sündendeckel dienen wollte, und ihm ein paar Maulschellen versetzte.“

— Du hältst den Fabian noch immer für einen heiligen Engel, wiewohl er ein loser Gesell ist, der allen Schürzen nachlief. Ich rede nicht gegen ihn, weil er seine Netze nach meiner schönen Braut ausgeworfen hatte. Solch einen Stocknarren von Rival fürchtet unsereiner nicht. Ich habe andere Majestäten gesehen. Sein Schicksal hat dieser Prahlhans wohlmeritirt. Es hieß, man werde ihn auf die Galeeren schicken. Das Weibsbild hatte den Genißtmännern in den Wehen ausgesagt, er sei der Patron, der ihr den Jungfernkranz vor der Zeit abgenommen; vergiß das nicht, Addrich! vergiß das nicht! Und der unverschämte Bursch wollte darauf das Hurkind dem Landvogt aufsalzen.

„Sprich, wie du willst, Gideon; ich verbürge mit meinem grauen Kopf, Fabian ab der Almen ist unschuldig. Allezeit war er ein gutes, ehrliches Kind, aufrichtig, wahrheitliebend, mäßig und züchtig, aber freilich auffahrend, wie Schießpulver, wenn ihm ein Naseweis mit der Lunte nahe kam. — Hast du mir nichts weiter zu sagen, Gideon?“

— Unser Paktum ist abgeschlossen; ich bin sattsam kontentirt, und weigere mich nicht, nun allen deinen Entreprisen Hand zu bieten.

„So laß uns zu den Gästen zurückkehren. Wir müssen mit den heutigen Minuten haushalten!“ sagte Addrich, wandte sich rasch und ging mit großen Schritten wieder aus dem Wald zum Haus, während Renold langsamer zu folgen schien.

12.

Das Angebinde.

„Addrich, sieh! sieh, Addrich!“ rief dem Alten ein junges Mädchen zu, welches ihm, wie die Göttin der Freude, über die Schwelle der Hüttenthür entgegenflog, die edeln Mienen im Licht des Entzückens verklärt, die Arme halb erhoben und ausgebreitet, in der Rechten ein krystallhelles Trinkglas blitzend, in der Linken einen Blumenstrauß.

„Guten Morgen, Fanely!“ erwiederte der Alte freundlich.

„O dein Wunsch kömmt zu spät, Addrich!“ rief die Vergnügte: „Der Morgen ist schon gut und schön, mehr denn einer, und der allerschönste, seit ich athme. Hab' ich's nicht vorgesagt? Es ist der achtzehnte März, eine wunderheilige, glückliche Zahl; denke, in der 18 liegen sechs Mal Und heute ist mein Geburtstag, Addrich. Ich trete in mein Achtzehntes, und drei Mal drei ist doppelt in diese 18 gelegt, ja doppelt! Ach, für ihn auch eine heilige Neun! Siehst du, was ich trage?“

„Ein Angebinde!“ sagte Addrich lächelnd: „Aber jauchze nicht zu laut! Er ist in der Nähe; die Jungfrau soll nicht verrathen ....“

„In der Nähe!“ rief Epiphanie, sprang zum Brunnen, legte Glas und Blumen daneben, kehrte eben so schnell zum Alten zurück, und sagte mit zitternder, leiser Stimme: „Wo denn, Addrich, wo ist er? Warum darf er sich nicht zeigen? Ist er dem ungerechten Gefängniß entronnen, ein Flüchtling? Rede doch!“

„Ich meine den Hauptmann Renold. Er ist unweit, im Walde!“ erwiederte Addrich.

„Nein, nein, nein!“ sagte Epiphanie mit heftiger Zuversichtlichkeit, doch leise, indem sie beide Hände auf Addrichs Arm drückte: „Mein armer Bruder lebt in der Nähe. Er ist frei! Er hat diese Blumen des Nachts, kein Anderer, vor mein Fenster gestellt. Kein Anderer kannte diesen Tag, als er. Weißt du, Addrich? er schickte mir einst sogar von der Wittenberger Hochschule aus Deutschland schön gedörrte Blüthen und Blätter auf Papier gezogen.“

„Glaubst du im Ernst, Fania, Fabian sei es gewesen, der diese Nacht....“ Addrich unterbrach sich bei diesen Worten selbst, sichtbar betroffen. Er dachte an Gideons Abenteuer und Verwundung durch den Unbekannten und an den Tod des wachsamen Hundes.

„Warum zweifelst du? Der gute Faby war es. Hier sagen es dir all' seine treuen, unschuldigen Zeugen, die mich beim Erwachen am Fenster grüßten.“ Sie sprang wieder zum Brunnen, nahm die Blumen und hielt sie dem Alten dar, der wenig auf ihr begeistertes Plaudern zu achten schien: „Sieh, die zitternden Frühlingskinder all', meine Lieblinge, die vom Schlage der Frühlingslerche zuerst erwachen, und wenn die warme Hand ihrer Mutter das weiße Bett zurückstreift, ihr Köpfchen immer zuerst hervorstrecken! Das zarte Schneeglöckchen, dem mich Faby verglich, weil es träumerisch das Köpfchen hängt, und dessen Schwester, die blasse Levkoje, neben dem goldenen Flueblümchen, das der Fön auf den Wässermatten wachgeküßt hat. Zähle, zähle sie nur genau, vom kleinen Maaslieb der Wiese bis zur milchweißen Narcisse, in deren Brust das erste Morgenroth liebend zurückblieb. Zähle, und sie

geben dir treulich die geheimnißvolle Zahl des Tages. Fabian ist gewiß frei!“

„Und wo ist er?“ fragte der Alte: „Er käme mir heut' eben sehr gelegen. Aber dich haben wahrscheinlich kranke Träume wieder geneckt, und den Verstand für einen Tag aus den Fugen gestoßen. Der Bursch würde nicht scheu mein Haus umgehen, wenn er dem Gefängniß entsprungen wäre. Denn hier, weiß er, hört B n auf. Hier weiß er Zuflucht, und mich und dich. Und hätten ihn seine Richter, der Unschuld wegen, auf freien Fuß gestellt, warum würd' er Nachts mit den Wölfen und Dieben wandern und den Bli des Tages scheuen? Oder hast du seine Gest t gesehen, seine Stimme gehört?“

Sie schüttelte den Kopf und hielt die men empor, indem sie sagte: „Er ist dennoch frei!“

„Kind,“ sprach der Alte mit einer sen Dringlichkeit, „wär' er's, mich würd' es mehr freuen, denn dich selbst. Wenn du seinen Au t halt weißt, wenn du ihn je heut' oder morgen erblickst, sag' ihm, er solle zu mir eilen. Ich trage für ihn das Schwert der Rache. Sag' ihm, hörst du, er solle nicht säumen. Es gehen wichtige Dinge vor.“

„Oheim!“ seufzte Epiphanie leise, und die anmuthige Heiterkeit ihres Antlitzes wich einem plötzlichen Ernst: „Oheim, laß dich warnen, du gehst auf bösen Wegen. Leonore sang, als sie in der Nacht erwachte.“

„Was sang sie?“

„Wunderbares und Schauderhaftes, ich kann's nicht wieder sagen, Addrich; von Blut und Thränen viel, von Angstschweiß und von Flammen. Addrich, ich sah im Vorbeigehen drunten die fremden Gesichter. Du bist in übler Gesellschaft. Es sind Gesichter, in denen jeder Zug einen Mord oder Betrug droht. Sie machten mir Furcht, als ich sie sah, und sie vor mir jählings stumm wurden und sich unter einander verlegen anschauten. Auf ihren Lippen schien noch das Ueberbleibsel eines Todesurtheiles zu liegen, das sie nicht vollendet hatten.“

Addrich verzog das Gesicht zu einem widerlichen, finstern Lächeln und sagte: „Weiberpossen! Ich habe jetzt keine Zeit, sie anzuhören. Wenn aber die Gäste fort sind, werd' ich mit dir reden. Vermuthlich entfern' ich mich auf einige Tage mit Renold. Es könnte sich im Lande allerlei ereignen. In dem Fall sollst du noch Aufträge erhalten für Leonoren und das Haus. Ihr habt hier nichts zu besorgen.“

„O ich weiß!“ sagte Epiphanie: „Man spricht vom Krieg; man spricht vom Landsturm gegen Bern. Addrich, siehe wohl, was du thust! Als im letzten Christmonat der Komet seine blasse Zornruthe durch den Himmel streckte, warnte er die Welt. Späte Strahlwetter gingen voran und ein Erdbeben! Glaub' es doch, Addrich, die Natur ist Gotteswerk, und ein heiliges Wesen in ihr lebendig. Die Erde schaudert und der Himmel entsetzt sich, wenn das Maß menschlicher Bosheit voll wird, und die ewige Gerechtigkeit herausfordert.“

„Geh', Kind, geh' zu Leonoren!“ erwiederte Addrich freundlich: „Geh'. Laß dir vor der Kranken kein Wort von jenen Dingen entschlüpfen, die du nicht begreifst und kennst. Vertraue mir. Es steht mit uns nicht übel. Du nährst eitle Besorgnisse. Fürchte nichts. Vertraue mir, ich sah die Welt länger, als du, und habe große Erfahrungen.“

„Nein, Addrich, deiner Erfahrung vertrau' nicht. Vertraue du selbst der Stärke solches Schilfrohres nicht, wenn du über den Sumpf böAnschläge schleichst. Du sinkst unter, Addrich! Es wohnt im Menschen ein Sinn verborgen, der sieht mehr, als die einäugige Erfahrung, und steht höher, denn die Klugheit aller Greisen.“

„Geh' zu Leonoren!“ antwortete Addrich mit Sanftmuth, und verließ sie, in's Haus zurückeilend.

Epiphanie seufzte, aber mit diesem Seufzer schien sie auch allen Kummer um Gegenwart und Zukunft weggehaucht zu haben. Ihre Augen wandten sich wieder zu den Blumen in ihrer Hand, und schienen denselben zärtliche Dinge zu sagen. Sie trat abermals zum Brunnen, schwenkte hier in der herabsprudelnden Fl das Glas, bis kein Tro me daran behangen blieb, füllte es dann mit hellem und setzte eine der Blumen um die ander ordnend in den flüssigen Kristall hinein.

In dieser Ve erblickte sie Renold, als er aus dem Gebüsch hervorschritt, und blieb stehen, um sei Augen den Genuß zu gewähren, sich an der ieser Gestalt zu weiden. Wiewohl die Tracht damaliger Zeit durch ihre Steifheit nichts weniger als geeignet war, die Formen eines herrlichen Wuchses ins Licht zu setzen, wollten und konnten sie doch nicht das reizende Ebenmaß aller Theile und die stille Anmuth ihrer Bewegungen ganz verheimlichen. Das üppige Goldhaar vorn gescheitelt, hinten in dicken Flechten um eine löffelförmige Silbernadel über einander geschlungen, lösete sich freiwillig um Stirn, Ohren und Nacken in ein zartes Gekräusel auf. Zwar die Bauschärmel des perlfarbenen Wämmschens erhöhten die Achseln unförmlich und eckig, und schienen sich mit einer steifgefälteten, weißen Halskrause verschworen zu haben, die milde Rundung und den Alabaster des Halses zu vergraben. Dennoch glänzte dieser stellenweis hervor, und schlanker bewegten sich daneben die feingerundeten Arme. Das kurze, himmelblaue Leibchen, vorn über den sammetschwarzen Latz nur zum Schein mit Silberketten an silbernen Haften zusammengeschnürt, ließ einen Wuchs zum Umspannen erkennen, dem der lange, schwarze Rock, unten blaßblau besäumt, hinwieder eine gewisse Majestät verlieh.

Ein sanftes Roth der Bestürzung überfloß

Epiphaniens Gesicht, als sie den Hauptmann erblickte. Sie schlug die Augen nieder und wandte den Kopf zur andern Seite. Er aber näherte sich mit zierlichen Worten und Grüßen, denen sie kaum hörbaren Dank erwiederte.

„Fania," sagte er, „ich habe mit Addrich gesprochen. Gönne mir ein Augenblickchen Gehörs in deinem Zimmer. Ich habe dir viel zu sagen. Wisse, du holdselige Madonna, meine Seligkeit liegt von nun an in deiner schönen Hand allein; alle andere Obstacula sind überwältigt."

„Ich verstehe dich nicht, Renold," antwortete sie halblaut: „auch hab' ich nicht Zeit, deine Erklärungen zu vernehmen."

„Erlaube, daß ich dir in dein Gemach folge. Mein Anliegen ist urgirender, als du glauben magst. Du spröde, dornenreiche Rose, lächle mich an. Höre mich."

„Ich will, ich soll nicht hören! Geh' zu den Fremden!"

„Deine Hand zittert, Fania. Laß mich das Blumenglas tragen." Mit diesen Worten nahm er ihr keck das Glas und wanderte dem Hause zu, am Herd vorüber, die Stiege hinauf. Bebend, zur Erde gesenktes Blicks und schweigend, folgte ihm Addrichs Nichte, als würde sie unwillkührlich durch den Zauber des Kleinodes nachgerissen, das er hoch vor ihr her in seiner Rechten trug. Ohne links oder rechts zu blicken, leises Trittes, mit ängstlichem Ernst in den Geberden, wie wenn sie fürchtete, von fremden Augen auf falschem Wege auf dem Gang zur Sünde gesehen zu sein, folgte sie ihm.

13.

Der Zauber.

„Nun leihe mir deine Attention nur auf wenige Minuten, göttliche Epiphanie!" sagte er, sobald er in das heitere und einfache Gemach der Jungfrau getreten war und das Glas auf ein Tischchen gestellt hatte, das ein aufgeschlagenes großes Buch, eine Hauspostille, fast ganz bedeckte.

„Mäßige deine Stimme, und störe den Schlummer der Kranken im Nebenzimmer nicht!" sagte sie. Dann trat sie ihm einen Schritt näher mit zürnendem, stolzem Blick und sprach: „Gideon, was gibt dir Befugniß, eine freundschaftliche Nachsicht in solchem Grade zu mißbrauchen? Wer hat dir Recht und Gewalt über mich verliehen?"

— Beging ich ein Verbrechen, holdselige Epiphanie, daß ich dich zwang, mich wider deinen Willen anzuhören, so klage dich selber und die Allmacht deiner Schönheit an. Was ich bin und sein werde, bin ich durch dich allein; der größten Tugenden und der größten Verbrechen fähig, durch dich. Wozu mich kaum die Göttin Suadela selbst bereden könnte, dazu verführt mich der leichteste Wink deiner Augen.

„Wenn du Wahrheit redetest, Gideon, würdest du meinen Unwillen verstehen und dies Zimmer und mich verlassen."

— Ich werde dir Obedienz leisten; aber wisse, Epiphanie, du sendest deinen getreuesten Freund in den Tod. Solche Grausamkeit hab' ich keineswegs meritirt. Der Ausbruch des Kriegs ist vor der Thür. Ich verlasse heut' schon wieder dies Haus, das durch dich mein Tempel, mein Sanctuarium geworden ist; morgen vielleicht steh' ich und fall' ich schon auf dem Schlachtfelde. Gib mir nur die Consolation eines deiner holdseligen Blicke. Ehemals bist du gütiger verfahren. Du selber hast den Funken, der in mir brannte, zur Flamme der Hoffnung gemacht, daß ich dich als Gemahlin heimführen könne.

„Du sprichst Unwahrheit, Gideon!" sagte Epiphanie, aber mit weicherm Tone und einem Blick, der ihm nicht mehr zürnte.

— Noch vor drei Wochen, Fania, beim Valet, kanntest du keine andere Difficultät, als daß Addrich, dein Oheim, resistiren werde. Nun hat er mir vor wenigen Augenblicken solenniter seine Einwilligung deklarirt. Hast du mich nie lieb gehabt? Hast du mich nur anlocken wollen, um mich zu verstoßen? Hätt' ich mich so arg in dir betrogen? Was sagst du?

Er sprach die letzten Worten fast zitternd und mit einem Ton seiner schönen Stimme, der sich flehentlich in ihr Herz einschmeicheln zu wollen schien. Eine Thräne sogar funkelte ihm in den schwarzen Augen, deren Blick an ihren Mienen hing, als suche er darin Leben oder Tod. Epiphanie schwieg niederschauend, aber in einer innern Bewegung, die sie nicht verhehlen konnte. Sie suchte einen Seufzer zu verleimlichen.

— Was sagst du? wiederholte er seine Frage, ergriff ihre Hand und führte sie mit Ehrerbietung und Inbrunst zu seinen Lippen. Die Jungfrau erröthete tief, schlug furchtsam die Augen zu ihm auf, aber, als könne sie den durchdringenden, flammenden Blick der seinigen nicht ertragen, wandte sie plötzlich das Angesicht von ihm ab, und rief: „Gideon, laß mich fahren! Gideon, es kann nicht sein!"

Er hielt jedoch die genommene Hand fest in der seinigen gefangen und sagte: „Solch eines Repulses von dir wär ich nicht gewärtig. Was denn, Fania, was denn hat diese Veränderung effektuirt? Genoß ich nicht immer deiner ganzen Zutraulichkeit? Warum entziehst du mir eine Favor, die mich zum Glückseligsten aller Sterblichen machte? — Fania!" rief er flehend und zog sie mit sanfter Macht an sich. Sie widerstrebte und betrachtete ihn eine Weile seitwärts mit einer wunderbaren Unruhe, in der sie noch unendlich liebenswürdiger ward. Die seltsame Mischung einander widersprechender Gefühle drückte sich in ihrem Angesicht aus. Zärtlichkeit und mißtrauische Scheu, Glauben und Bangigkeit, Hingebung und Widerwillen waren zugleich in ihren blauen Augen redend. Ihre hochschlagende

Brust, ihr fliegender Odem, ihre erglühenden Wangen offenbarten verrätherisch einen Kampf, den sie im Innersten kämpfte, und welchen er, wie vielleicht mancher Andere in seiner Stelle gethan haben würde, zu seinem Vortheil deutete.

„Willst du mich in den Tod jagen, Fania?“ sagte er: „Sieh, Fania, Himmel und Erde umfassen nichts, was ich mit solcher Liebe und Devotion, wie dich, adorire. Stoße mich nicht von dir, denn du stößest mich aus der Welt und aus dem Leben. Willst du meine Mörderin sein?“

— Gideon, könnt' ich das wollen? stammelte sie: Aber du wirst mein Mörder, wenn du mich nicht von dir lässest. Ich wollte, das weite Weltmeer läge zwischen dir und mir; ich wollte, du hättest mich nie gesehen, denn du willst mich in den höllischen Abgrund reissen.

„Fania!“ rief er, „womit hab' ich diesen gräuelhaften Vorwurf verschuldet? Sieh mich an, Fania, ich bin Gideon, der jeden Augenblicks zehntausend Tode für dein Wohl sterben würde. Du sollst meine Gemahlin, Königin meines Lebens sein; ich will dein Leibeigener bleiben für und für. Sprich, Abgott meiner Gedanken, welcher Calumniant hat mich verlästert? Meine Justification soll alsbald heller vor dir erscheinen, als das Licht des Himmels.“

— Es hat dich Niemand verleumdet! antwortete sie sanft, und ihr Blick überflog schüchtern die Gestalt des schönen Mannes, der trauervoll und demüthig vor ihr stand.

„Und was treibst du wider mich?“ fuhr er fort: „Fania, von dieser Stunde dependiren mein und dein Schicksal. Ich erwarte, auf Leben und Tod gefaßt, Resolvirung. Es gab eine Zeit, da glaubt' ich dir nicht gleichgültig zu sein. Ich empfing von dir Augenblicke, Fania, ich hätte sie nicht gegen die Seligkeit eines Seraphs vertauscht. Läugne nicht, du hast mich geliebt; läugne nicht, ich bin dir noch werth. Warum quälst du dich und mich?“ Indem er dies sagte, legte er seinen Arm um sie und zog sie an seine Brust. Sie zitterte, sträubte sich und sagte: „Gideon, lässest du nicht ab von mir, so kann ich Selbstmörderin werden! Ich hasse dich, weil ich weiß, daß ich in deiner Macht bin. Dein Odem vergiftet und berauscht mich; dein Berühren betäubt meine Sinne und jagt alles Blut in den Adern stürmisch durch einander. O du Bösewicht, glaube nicht, daß diese Verwirrung meiner Sinne Liebe sei; mein Herz verabscheut dich, und meine Lippen würden dich verfluchen im Kuß, wenn du sie je zwängest, dich zu küssen. Du bist die Schlange des Paradieses, schön und verführerisch; selbst das Gebet kann dich nicht bannen. Ich weiß nicht mehr, was ich rede; aber, ich beschwöre dich, glaube meiner Zunge nicht, wenn sie zärtliche Worte spricht. Sie ist ein treuloses Werkzeug, das mir nicht gehorcht, sondern deiner Gewalt. Ich gebiete ihr, Schmähungen auszustoßen, und sie will dich mit süßen Namen schmeicheln.“

— Du liebst mich, Fania? rief der Hauptmann entzückt.

„Gideon, wie die Taube den Drachen liebt, dem sie unwillkührlich und mit ängstlichem Flügelschlag entgegenflattern muß, weil sein tödtlicher Blick sie bannt und zieht. Mit Schaudern bekenn' ich deinen Sieg. O Gideon, schöner, lieber Gideon, gib mich mir wieder. Flieh'! Meine Vernunft, meine Ruhe verlang' ich wieder. Darum geh', Lieber! nun geh', nur einen Augenblick geh' von mir, daß ich mich sammle.“

Sie hatte ihr Haupt an seine Brust gelehnt, und sprach, was sie sagte, leise, in gewaltsamer Anstrengung, mit weichem Schmeichelton. Gideon drückte seine Lippen auf ihr gescheiteltes Goldhaar und sagte: „Dich verlassen? Lieber möcht' ich von den himmlischen Pforten scheiden, und mir den Schwefelpfuhl der Verdammten suchen. Wie kannst du mich hassen und lieben zugleich, du überfrommer Engel? Sag' es mir noch einmal, du seiest in meiner Gewalt; ende alle Contradictionen; bekenne, was dein jungfräulicher Eigensinn negiren will: du wollest die Meine sein.“

— Ich sage nichts, nichts! O was würd' ich sagen müssen! seufzte sie: Ich bin wahnsinnig, bin trunken. Ich weiß nicht, wie mir ist! Ich verwünsche dich und deine Höllenmacht. Flieh!— Sie that einen schwachen Versuch, sich von ihm loszuwinden, und lehnte sich doch wieder sanft und zitternd an ihn.

„Willst du dich ranzioniren, so gib zum Lösegeld Herz und Hand!“ flüsterte er ihr zu: „Gib, gib!“

— Gideon, antwortete sie bebend, mißbrauche meine Verwirrung nicht, Unmensch, denn ich würde jeden Eid brechen, den ich dir schwöre, und darum doch nicht meineidig sein. Ich sterbe, ich vergehe in einem bösen Feuer an deiner Brust. Ich verabscheue mich und kann mich nicht ermannen. Ich fühle die Hölle des Entzückens, und mag ihr doch nicht entkommen. O du bist nicht ehrlich an mir zu Werk gegangen. Du bist liebenswürdig genug, warum denn hast du mir's noch angethan durch verbotene Künste?

„Fania, du redest lästerlich und gottlos!“ sagte Gideon: „Ich bin ein ehrlicher Mann und von reinster Affection dir zugethan. Ich rufe den Himmel zum Zeugen!“

— Ja, du hast mich mit einem Liebestrank vergiftet, Gideon; verzeih' dir's Gott! Und wenn dich meine Arme fester umschlängen, als Ketten, mein Herz stieße dich dennoch zurück. Du bist ein Anderer, als andere Menschen. Ich fühle mich an dich gebannt. Sobald ich in deine Nähe trete, wird mein Inneres dunkel, wie verschlungen von einem Nebel, wie verzehrt von einer Gluth, von einer .... o ich muß schweigen, ich vergesse Pflicht und Würde. Selbst das Gebet rettet mich nicht.

„Verkenne dein Herz nicht, holdselige Fania. Du liebst mich! Das ist die süße, die allgewal-

tige Macht einer Passion, und keine nekromantische Kunst!«

— Rede nicht, Gideon, o nichts mehr! Du könntest mich auch zum Altar schleppen; aber ich würde dich doppelt verabscheuen. Du würdest dein Opfer nur vollenden; ich würde nur zur Leiche. Meine Schmach ist dir kein Ruhm; nicht deine Tugend oder deine äussere Schöne, nein, dein Liebestrank hat mich bis zum Wahnsinn vergiftet.

»Nun, beim Himmel!« rief Gideon: »Hier lischt das Licht meines eigenen Verstandes. Was redest du von einem Philtrum? Ich will eher glauben, ein neidischer Belialsbruder habe sympathetische Mittel an dir versucht, um mir einen schlechten Dienst zu erweisen und dein liebes Herz von mir abwendig zu machen. Denn so feindlich gesinnt bist du sonst nicht gewesen. Wenn du mich auch zuweilen mit deiner spröden Laune repoussirtest, dennoch kam es nie zur völligen Ruptur. Du liebst mich. Beruhige dich, mein einziges und schönstes Leben.«

— So entlaß mich aus deinem Arm; so fliehe dies Haus, dies Thal; so meide mein Angesicht ewig; so erscheine auch nicht mehr sündlicherweise in Träumen, die du durch gottlose Kunst hervor bringst. Du willst mich zum Kinde der Verdammniß machen, ich weiß es wohl. Gott wird es verhüten. Mein guter Engel hat mich nur auf kleine Weile verlassen. Du bist mein böser!

Indem sie dies sagte, riß sie sich mit Aufwand aller ihrer Kraft los und trat von ihm zurück. Ihr Busen war in stürmischer Bewegung, ihre Wangen glühten hochroth; ihre Blicke aber hingen unverwandt an ihm mit dem Ausdruck der zärtlichsten Leidenschaft und zugleich des innigsten Mißtrauens.

»Ich dein böser Engel?« sagte er lächelnd: »Ei, du superstitiöses, närrisches Kindlein, und wer ist denn dein guter, wenn ich's nicht bin?«

— O du nicht, Gideon, du nicht! Du bist der Versucher, und jeder Gedanke an dich wird eine Sünde. Verstelle dich ja nicht, du weißt es wohl; dein Blick, deine Stimme, dein Odem, dein Berühren verwandelt mich, macht mich zur Leibeigenen deiner Gedanken. Weiche von mir, dann gehöre ich mir und Gott wieder an.

»Fast möchtest du mich persuadiren, Fania, es sei Zauber unter uns activ. Du liebst und hassest im gleichen Moment. Wie ist dies möglich? Du liebst, und quälst dich vergebens mit leeren Imaginationen. Meine Absenz verändert nichts, denn deine Gedanken werden mich doch nicht verlassen.«

— Nein, Gideon, glaube mir, so oft du noch von mir geschieden bist, ist auch das Fieber gewichen. Du warst vergessen, als hätte dich Gott noch nicht erschaffen gehabt. Wenn ich deinen Namen dann hörte, war es nichts mehr, als ob man in fremder Sprache redete. Nur Scham oder Reue hätte mich noch martern können, wenn ich nicht gewußt, du habest mir's durch gottlose Kunst angethan.

»Ich betheure beim Himmel und bei allem, was darin Heiliges ist, meine Innocenz!« rief Gideon tiefgekränkt, und schloß Epiphanien wieder in seinen Arm: »Ich lasse aber mein Leben eher fahren, denn dich, o höchstes und köstliches Juweel! Wundersames Kind, warum erschrickst du vor Cupido's Werk und dem Erwachen deines eigenen Herzchens? Ich präsumire, du erschrickst jeden Morgen auch bescheiden vor dem Spiegel, wenn du dich darin allezeit reizender und admirabler erblickst. Fürchte dich doch nicht vor dir selber! Du gestehst nur auf gar charmirende Manier, daß dir noch kein Mann theuer gewesen.«

— O du Bösewicht, freilich! seufzte sie, verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und legte ihren Arm um seinen Nacken: Mein Bruder Fabian nur ist meine Seligkeit, du bist meine Hölle!

»Fabian!« rief er und drängte Epiphanien von sich: »Nenne den Namen des Berner Delinquenten nicht wieder. Er muß dich ja blutroth machen. Dir ist sein wüstes Leben nicht unbekannt, das ihn auf die Galeere schleppt. Wie mag eine honette Demoiselle den Vagabunden noch Bruder heißen, der keinen Haus-, Zucht-, Ehe- und Ehrenstand respectirt! Nenne den Namen nicht, ich könnte dich seinetwillen hassen.«

— Hasse mich! hasse mich! rief sie hastig: Wie? wäre das endlich der Name, das heiligste Wort, wodurch ich deine Zauberwerke und meine Schande lösen könnte? Nun, so will ich dir nichts mehr als diesen Namen ins Ohr schreien. Fabian ist frei! hör' es, er ist unschuldig; Fabian blieb der frömmste Jüngling. Wenn Fabian vor mir steht, lächelt ein Engel des Lichts da, und mein Gemüth lebt in unaussprechlicher Himmelsruhe. Nur wenn Fabian fehlt, leid' ich Pein und Sehnsucht.

»So muß ich Compassion mit dir tragen; du wirst solcher Sehnsucht sterben, dieweil er dir so bald nicht wieder erscheint. Man sagt, er sei aus Gnaden zu den Galeeren condemnirt. Er hatte den Strick verdient.«

— Fabian ist frei, Gideon. Fabian ist nicht fern von uns, glaub' es! Siehe, diese Blumen! Fabian brachte sie in vergangener Nacht!

Gideon erschrack und starrte Epiphanien schweigend an. Dann strich er mit der einen Hand langsam die schwarzen Locken von seiner Stirn, während sich die andere Hand krampfig ballte. Seine Stirn zog in dicken, finstern Falten über die Augen nieder, aus denen Blitze schossen. Unnatürliche Röthe brannte auf seinen Wangen. Mit Wohlgefallen und Schaudern betrachtete Epiphanie die vom Zorn verwandelte schöne Gestalt des jungen Mannes.

»Wenn du nicht lügst, Epiphanie,« sagte er mit gedämpfter Stimme, »so retten alle Heerschaaren und Mächte der Erde und des Himmels

ben Infernalen nicht aus dem Rachen des Verderbens. Tod der Hölle! Bei dir gewesen diese Nacht? Bei dir? Du rühmst dich dessen?«

— Sieh, Gideon, sieh Fabians Wahrzeichen, wie schön sie noch im Glase blühen, rein und anmuthsvoll, wie seine lautere Seele! So brachte er sie mir immer, schon da wir noch als Kinder im Thal an der Lenk spielten. Er nahm nicht die Blume, die zunächst blühte; immer stahl er sie unter Lebensgefahr für mich irgend einem unzugänglichen Orte ab, wo die Natur sie nur für sich und die Geister des Gebirgs gepflanzt hatte. Wann wir hoch bis zum Himmel in die Alpen des Rawyl hinauf waren, kletterte er noch zu den blaugrünen Schründen des Rätzligletschers. Am Oswaldstage, wenn sich das Volk auf den Berghöhen freute, stieg er, gewandter als das Gemsthier, an schwindlicht hohen Felswänden zu den grünen Vorsprüngen der Grindeln, um mir Alpennelken, braune Mutteren, süße Reifern, Grafengel, Goldkraut, oder auch nur die kleinen Enzianen mit dem brennenden Blau zu holen, die doch weit näher und gefahrloser zu finden waren.

»Höre auf!« sagte Gideon mit verbissenem Grimm: »Vermuthlich brachte er dir auch diesmal in der Nacht den Strauß nicht ohne Leibes- und Lebensgefahr. Also dem malrenommirten Gesellen sacrificirst du Gideons Liebe und Fidelität? Nun denn, willkommen Rebellion und Bürgerkrieg; lasset alle Furien los und machet die Mannskraft frei, daß Jeder im rechten Valor gelte! Ich habe andere Majestäten gesehen! Er ist verloren! Du bleibst die Meine. Dich hat mir Addrich gegeben. Du bist der Preis, um den ich ins Feld ziehe. Ich mache dich allen Teufeln streitig.«

— Sage: allen Engeln des Himmels! lispelte halblaut Epiphanie, die aber doch in einer Anwandlung von Furcht gegen die Thür zurückwich.

Er ging ihr nach und sprach mit bitterstolzem Lächeln: »Engeln? O ja, gefallenen! Du bist die mir verfallene ewige Proprietät. Wehe dem, der dich anrührt! Er wahre sich! Ich habe mich selber durch dein thörichtes Geschwätz wiedergefunden, und der Fund ist etwas werth. Ade, mein Schatz. Rüste deinen Brautschmuck. Lacht mir Fortuna hold, erbeut' ich dir ein Bernerschloß. Ade!« Er schlug seinen Arm um sie und drückte einen Kuß auf ihre Wange, indem sie erschrocken das Antlitz abwandte.

»Weiche von mir!« rief sie, »oder mein Geschrei ruft Addrich und das Haus zum Schutz gegen deine Frechheit.«

»Närrin, meinst du, dein Schrei und Lamento schrecke mich? Ich glaube, du zitterst? Pfui, das ziemt dem Soldatenweibe schlecht. Fania, du mußt mit mir im Pulverdampf Karthaunen und Hagelstücken gegenüber stehen und dabei Spaß treiben.«

Sie riß sich mit Unwillen von ihm und sagte: »Frecher Gesell, wie darfst du mich mit That und Wort mißhandeln?«

Gideon erwiederte lachend: »Schönstes Kind, ein Kuß ist für Jungfrauen kein schlechtes Tractement. Aber anbeten kann ich dich nicht mehr, und galante Caracoll vor dir machen, wie du dessen von mir gewohnt warst; denn der Galeeren-Candidatus hat deine Gloria verwischt. Du bist von der Höhe zu mir niedergestiegen, jedoch noch ein schönes Mädchen geblieben; wohl remarquirt! — nichts mehr, denn ein Mädchen, wie alle. Indessen verhoff' ich, daß, wenn du mein Weib geworden, ich nicht dein Kukuk, Bockshut oder Hans mit dem spitzigen Hut sein und heißen solle.«

Epiphanie wendete sich schaudernd von ihm ab und sagte: »Nun sehe ich deutlich, wie der böse Geist die Krallen aus dir vorstreckt und hinter deiner Larve grinset. Das Blendwerk ist zerflossen. Schmähe nur den frommen Jüngling Fabian; du kannst ihn so wenig als die Hölle den Himmel rühmen. Ich bin nicht seine Braut, noch minder die deine. Eher werd' ich die des Todes!«

»Hm!« versetzte er hämisch: »Alle Bräute sprechen diese Sprache. Man tadelt die Waare, die man desiderirt. Du wirst ein anderes Liedchen leiern, wenn du Madam Hauptmännin heißest und mit mir in eine Residenz von Deutschland oder in ein Schloß ziehst. Da wird gespielt, galanisirt, getanzt, banquetirt; da gibt es lustige Treib- und Hetzjagen für uns Cavaliere; Prachtzimmer mit Uhren, Contresaits, Perspektiven und gestickten Polstern; Lustgärten, Feuerwerke, allerlei Kurzweil, Saus und Braus alle Tage vollauf.«

— O! rief Epiphanie: Welcher höllische Dunst konnte mir so grausam Vernunft und Auge trüben! Du bist nicht nur ein ganz gemeiner, roher Lohnsoldat, übermüthig, üppig, wild, verschwenderisch, unbarmherzig, gottlos, — du bist höchst ekelhaft dazu.

»Mit Gunst, Fania!« entgegnete Gideon: »Keife mit mir, wie's gefällt; aber sprich mit Reverenz vom Soldatenstand. Wer für Vaterland, Kirche, Haus und Hof Anderer sein Blut hinzustürzen allezeit parat ist, steht so hoch über dem Schellenwerker, als der Adler über dem stinkenden Mistkäfer, und ist vor Welt und Nachwelt respectabel, wenn er gleich nicht des Herrgotts Gaukelsack sein mag. Im Uebrigen, Kind, unsere Sache ist abgethan, ein- für allemal. Basta! Ich werde mein Recht an dir manuteniren. Ade, mein Schatz, auf Wiedersehen!«

— Nimm meinen Abscheu mit dir! rief sie ihm nach, als er die Thür öffnete. Er wandte sich zurück und versetzte: »Komplimente schneid' ich dir nicht mehr, du hast dich derselben unwerth bezeigt; hast mit meiner Abgötterei Hohn und Verrath getrieben und sie einem entsprungenen Schellenwerker zum Spott aufgetischt. Er soll

aber gewiß warm zur Hölle fahren; dafür laß mich sorgen. Kann ich ihn lebendig fangen, so will ich ihm mit allerlei Tormentis auf gut Schwedisch zusprechen; er soll braunschweigische Stiefel anlegen, dänische Kappe, spanischen Mantel tragen, bis er Kyrie eleison anstimmt. Ade, Schatz, gedenke mein. Auf Wiedersehen!"

Damit schloß er die Thür und ging hinab in wilder Bewegung, die er kaum zähmen mochte, als er in das innere Gemach trat, wo Addrich und seine Gäste saßen. Er stellte sich zum wärmenden Ofen, und hörte das Gespräch der Redenden anfangs mit geringer Aufmerksamkeit.

14.

Der Rath der Verschwornen.

"Keineswegs, ihr Herren!" fuhr der Untervogt von Buchsiten fort, der eben das Wort führte und sich durch die Ankunft des Hauptmannes nicht unterbrechen ließ: "Kapitulationen und Verträge mit den Städten sind eitel Tinte auf Papier. Wir auf dem Lande bleiben nur so lange furchtbar, als wir einträchtig in Waffen stehen. Sie werden freilich im ersten Schrecken Alles bewilligen, hier Ohmgeld und Zölle herabsetzen, dort das Land dem freien Kauf offen lassen, anwo den Lohn der Schuldenboten, oder die Hoffahrt der Landvögte beschränken, anderswo die abgeschafften Rechtsame des Volks und der Thalschaften herstellen. Aber auf wie lange? Ist die Gefahr vorbei, ist der Respekt uns dahin. Dann hat ihre Arglist leichtes Spiel, unter uns Trennung zu bringen, dort mit Verheißungen, hier mit Drohworten. Sie geben dem Einen ein Geldstück, dem Andern ein Aemtlein, stellen diesen in Schatten, streicheln den Andern mit dem Fuchsschwanz. Wir haben leider der Leute genug, die den Mantel nach dem Wind hängen. Und binnen wenigen Jahren wird Alles wieder auf dem vorigen Fuße stehen; Niemand mehr von Kapitulation und Vertrag wissen wollen. Wer dann noch rechtschaffen denken und daran erinnern will, wird Rebell heißen, und man legt ihm, zur Belehrung der Uebrigen, den Kopf vor die Füße. Vater Ulli Schad von Waldenburg hätte wohl Recht, wenn alle ehrlich dächten, wie er. Aber die Städter führen ein weites Gewissen mit sich und halten treulich Wort, so lange man sie am Seil hält. Bei ihnen ist Ehebruch nur ein Kniebruch. Wir haben das Wort für uns da und Brief und Siegel, die Städte aber ihre Gewalt und die starken Festungsmauern. Ohne starke Gewährleistung ist eine Kapitulation mit den Städten nicht so viel werth." Er blies über seine leere Handfläche hin.

Alle nickten und murmelten einander beifallgebend zu.

"Beim Sanniklaus!" rief Schybi: "Was hab' ich denn vorhin anders begehrt? Warum widersprach mir Ulli Schad? Die beste Garantie, wenn der Hund nicht beissen soll, bleibt: daß man ihm die Zähne ausbricht. Schleift Wälle und Ringmauern, stürzt die Basteien in die Gräben, daß der Bauer bei Tag und Nacht frei, wie die Luft, durch die Straßen der Hauptstadt ziehe: so stirbt die Aristokratie darin von selbst. Wer Geßler sein will, gebraucht Zwing-Uri. Keine Burg, kein Tirann; und wo kein Harnisch, da kein Ritter!"

"Nicht zu hitzig!" unterbrach ihn der Untervogt: "Vater Ulli vorhin hatte nicht ganz ohne gesprochen. Den Städtern die Festungswerke schleifen, heißt ihnen die Stadt nehmen. Sie würden hundertjährigen Krieg führen; es würde Seen Bluts kosten. Und woher beziehen wir Belagerungsgeschütz? Und wenn wir die Mauern der Städte gebrochen hätten, würd' es wohl von uns gethan sein? Schybi, deine Vergleichung ist richtiger, als du selber willst. Der Hund, dem die Zähne ausgebrochen sind, beißt zwar nicht; aber es scheuen ihn auch die Diebe dann nicht. Wir sollen Festungen behalten, daß ein auswärtiger Feind nicht beim ersten Stoß das ganze Land überschwemme."

Schybi schielte ihn höhnisch von der Seite an und sagte: "Du willst die Pracht des Schweizerlandes mit geschornen Bäumen vergrößern, und unsere unüberwindlichen Engpässe, Gebirge und Seen mit Maulwurfshaufen befestigen."

"Wir sollen uns", fuhr Adam Zeltner fort, "unblutigere und stärkere Garantie suchen. Die finden wir nirgends zuversichtlicher, als in der Gewalt des großmächtigen Königs von Frankreich, unsers Nachbarn. Nimmt er die Vermittlung an, so wird er Gewährleister unserer Rechte und Freiheiten gegen die Städte. Was schüttelt ihr die Köpfe? Ihr Herren, erlaubt mir hinzuzufügen, der Weg ist schon angebahnt, und zweifelt nicht, daß der König bereit sein werde. Was saget ihr dazu? So höret denn! Ich habe zum französischen Ambassador, Herrn Jean de la Barde, freien Zutritt. Der kann für den feinsten Politicus in der ganzen Christenheit passiren. Er ist nicht abgeneigt, sich bei seinem Herrn, dem Könige, für uns zu verwenden, sobald wir ihn ansuchen. Ein Wort, nur ein Wink von Paris, und unsere Patrizier bücken sich bis auf die Erde und lecken geschmeidig die Fußsohlen des Fremden, wie steif ihre Grandezza auch gegen uns Andere den Rücken trägt. Da hofft Jeder für sich güldene Ketten, Gnadengelder und Ordensbändlein zu ergattern. Das macht sie kirre!"

"Daß doch den Schluckern die Bänder und Ketten zu hänfenen Halsschlingen werden möchten!" unterbrach ihn Christen Schybi ärgerlich: "Wir Landleute sollen und wollen ehrlicher handeln, und nicht, wie du uns rathen willst, fremden Buhlen nachlaufen. Wenn Edelleute einer schönen Bauertochter, und große Fürsten einer freien Republik den Hof machen, hegen sie beide gleich schnöde Absicht. Meinst du, man schicke

Ketten und Bändlein umsonst? Sie wollen daran unsere Rathsherren schleppen. Alle Gnadengelder, die sie ausgetheilt haben, sind eben so viele Gnadenstöße schweizerischer Unabhängigkeit gewesen. Beim Sanniklaus, Untervogt, wir Eidgenossen wären werth, Disteln zu fressen, wenn wir unser Lamm beim Wolf, und unsere Freiheit von ausländischen Potentaten verwahren liessen."

Ohne Ausnahme offenbarten alle ihre Zustimmung überlaut zu Schybi's Worten. "Mit Gunst, ihr Herren!" rief nun Gideon Renold: "Ich glaube wohl, Hans de la Barde, Marquis de Marolles, wäre gelustig, uns zu caressiren. Denn seines Königs Ambition ist, die Pässe über das Alpengebirg zu occupiren, festen Fuß über dem Rhein zu fassen, und also Deutschland und Wälschland im Zaum zu halten. Trauet nicht listigen Versprechen und Prätexten! Unsere Thäler würden alsbald von Franzosen wimmeln. Ihre angeborne Leichtfertigkeit des Gemüths, ihre unruhige Manier und unbeständige Weise zu procediren, würde uns statt Freiheit Dienstbarkeit geben, und uns mit ihren Gebräuchen, Sitten und Lastern inficiren. Vielmehr sollten wir unserer Schanze wahren und mit den tapfern Deutschen zusammenhalten, auf daß uns durch französische Intervention kein Landschade erwachse."

Da fuhr der Untervogt heftig auf und rief: "Gelt, Hauptmann Renold, zuletzt riefest du die Schweden auch noch. Zitire Beelzebub sammt seinen Heerscharen. Behüte Gott mit seinen Heiligen die Schweiz vor jenen Protektoren der Freiheit! Wie haben sie es in Deutschland getrieben? Gotteslästerer, Schnapphahne, Straßenräuber, Buschklepper, Strauchdiebe, welche, so zu sagen, im Mutterleib zu stehlen angefangen, — das waren sie, aber keine Soldaten! Gottlose Kirchenräuber hatten sich auch unter ihnen gefunden, welche die Monstranzen, Kelche und andere silberne und güldene Gefäße gestohlen, Saufgeschirr daraus zu schmieden. Chorröcke, Caselen, Meßgewänder, geweihte und Altartücher mußten ihnen zu Kleidern geben. Ja, die Heiligen sammt dem Wachs liessen sie in die Tigel senken. Die Nonnen haben sie in den Klöstern geschändet, und hernach spöttisch vorgegeben, sie hätten sich nur mit unsers Herrgotts Schwestern befreundet. Viele haben die Todten ausgegraben, die Sterbekittel gestohlen und mit den Todtenköpfen auf Kirchhöfen um Geld gekugelt und Ballonen geschlagen."

Dem Hauptmann Renold fuhr bei dieser Rede das Zornfeuer in Wangen und Augen. "Untervogt," schrie er, "warum siehst du mich dazu an?"

Leuenberg, der bisher immer geschwiegen, unterbrach ihn rasch und rief mit starker Stimme: "Denket ans Sprüchwort: Eingenoß baut, Zweigenoß zerstört. Vergönnet, ihr Herren, daß ich meine unvorgreifliche Meinung mittheile, denn die Zeit fliegt mit Blitzesfittigen. Gleichwie vor Alters die Tellen in den Urländern mit ihrem Blut und mannhaften Sitten gehandelt, und sie keine andere Gewähr ihrer Sache begehren wollten, denn Gott, ihr Schwert und ihr Recht: also sollen wir mit Wahrheit, Treue und Glauben in unsern Aktionen sein, und Keinem vertrauen, denn uns selber, unserm Schwert, unserm Recht und dem Gott unserer Väter. Ein jeglicher Staat, welcher durch fremde Gewährleistung aufrecht steht, ist ein Sterbender, der noch von unsichern Arzeneien lebt. Dieweil wir festes, gesundes Gebein haben, warum sollen wir an der Franzosen oder Deutschen hölzernen Krücken hinken? Was Fürsten geben, ist nur auf wucherisches Unterpfand dargeliehen. Wer das Kränzlein der edeln Freiheit nicht aus eigener Kraft ersiegen und aufsetzen kann, dem ist es vom Himmel nicht bestimmt. Er küsse die Kette der Tirannen, sobald ihn der Tod schmählicher dünkt."

"Das heißt gesprochen wie ein Ehrenmann!" fiel ihm Addrich ins Wort.

"Verstehen wir uns jedoch recht!" fuhr Leuenberg fort: "Was begehren wir von den Städten? Neue Freiheiten? Nein, nur das Recht, was unsern Altvordern zugehörte, was ihnen besiegelt und verbrieft war, und ihnen im Lauf der Zeiten allmälig aus der Hand gespielt ist. Anerkennen wir unsere Obrigkeiten und Regierungen nicht mehr? Mit nichten! Wir ehren zur Stunde das hochobrigkeitliche Ansehen derselben mit aller Treue in allen ehrlichen Dingen. Warum nennen sie uns Rebellen? Wir sollen, sagen sie, unsere Beschwerden auf gesetzlichem Wege vorbringen. Haben wir denn nicht unterwürfig über die Schmälerung unserer Freiheiten, über die neuen Lasten und Abgaben, über die Hartherzigkeit und Hoffahrt der Landvögte geklagt? Warum traten sie unsere demuthsvollen Bittschriften mit Füßen und jagten unsere Boten mit Schimpf, Schanden und harten Drohungen fort? — Was also bleibt uns übrig? Das Recht des Landes ist so recht, wie das Recht der gebietenden Stadt; und der Bauer ist fürwahr in seiner Haut ein Mensch, so gut und gewiß, als der Patrizier in der seinigen. Sind wir Rebellen, treulose, meineidige, verdorbene Leute, wie uns das Manifest von Baden schilt, so sind es die alten Helden für ihr Recht in den drei Ländern auch gewesen."

Der Untervogt von Buchsiten unterbrach ihn hier ungeduldig und sagte: "Wozu wiederholst du das Weltbekannte? Zur Sache, zur Sache geschritten!"

"Nun denn zur Sache!" versetzte gelassen Niklaus Leuenberg: "Der ungerechte Uebermuth der Städte und Lande in der Eidsgenossenschaft, welcher sich Alles zu wagen erlaubt, hat mit dem Stanzer Verkommniß Anno 1481 angehoben. Damals gaben sie sich Hand und Wort, einander wider das Volk Beistand zu leisten in allen Dingen. Von da an konnten die Stadtkälber jedes Recht wie Gras fressen, das ihrem Eigennutz beliebig war, und sie haben auch den Bund wider eigene

Unterthanen allezeit treuer, als den Bund gegen auswärtige Feinde gehalten. Da sprang der Demokrat dem Aristokraten und der Protestant dem Katholischen bei, wenn es Niedertretung rechtsbegehrender Landleute galt. Gelt, Schybi, das freie Unterwaldnervolk zeigt jetzt den Entlibuchern schön die Zähne über den Stadtmauern der Herren von Luzern?"

Schybi verzog das Gesicht verdrießlich und sagte: "Die von Uri, Schwyz und Unterwalden sind in ihren Ländern nicht demokratischer, als es Zürich, Bern und die andern Städte hinter ihren Ringmauern sind; aber gegen die Unterthanen sind alle Vettern und Gevattern unter einander."

"Wohlan denn!" rief Leuenberg: "die Herren schlossen ihren Bund. Wir haben dasselbe Recht zum Bunde für unsere Freiheiten. Lasset uns neben die Eidsgenossenschaft der Herren eine Eidsgenossenschaft des Volks gründen. Jede Landschaft der Schweiz soll eingeladen werden, unserm Bunde beizutreten; einer jeden soll dieser Bund Freiheiten und Gerechtsame gewährleisten, die sie erweiset und mitbringt; keine darf mehr fordern, als von ihrer Herrschaft verbrieft gewesen und gebührlich ist. Keine Landschaft darf fernerhin eigenmächtig mit den Städten unterhandeln. Entlibuch und Emmenthal, Luzernervolk und Oberland nebst Aargau, Solothurner- und Baselgebiet treten zuerst in das Volksbündniß und beschwören es zusammen. Das muß in Manifesten ausgehen durch alle Kantone und Vogteien, den Regierungen in Städten und Ländern bleiben ihre Rechte unverletzt vorbehalten. Das ist mein Sinn. Was saget Ihr? Addrich, du hast noch nie gesprochen."

"Was soll ich sprechen zu den Thorheiten?" erwiederte Addrich mit einem Lächeln, worin die Bitterkeit des Mißmuths über getäuschte Erwartungen spielte. "Ihr Leute taugt weder zum Krieg noch Frieden, weder zum Gehorchen noch Befehlen. Darum sehe ich den Ausgang der Dinge hell voraus und Euch alle der Reihe nach in Armersündergestalt mit verbundenen Augen auf dem Sandhaufen, und Eure Köpfe unterm Schwert des Scharfrichters tanzen. Ihr habet den Stein aufgehoben und geschleudert. Nun er aus der Faust ist, berathet Ihr, wohin er fahren, wie viel er treffen müsse? Geht, geht, Ihr habt das Spiel bei der ersten Karte verlören und ich mit Euch. Ich vermuthete in Euerm Verstande mehr Trumpf."

Hier brach der mürrische Alte barsch ab, stand vom Stuhl auf und warf diesen zur Seite. Die Uebrigen, in nicht geringer Bestürzung, sprangen zu ihm und beschworen ihn, zu reden.

"Eitle Mühe!" rief Addrich: "Wen die Noth nicht beten lehrt, lernt vom Pfarrer nicht beten. Es ist um die Hälfe zu thun, um Erhaltung Leibes, Lebens und Gutes; Ihr aber kannengiesset, wie neue Rathsherren im Schöppli-Leist. Das Volk ist im Aufstand, der Felsen rollt bergunter, der Strom schwillt über die Ufer: nun fährt Alles aus, so weit es kann und muß. Denkt nicht, daß Ihr wehren und leiten möget; Ihr müsset vorwärts, so weit Ihr könnet und müsset, nicht so weit Euch's gefällt. Die erschreckenen und ergrimmten Städte machen keinen Frieden. Ihre Hoheit muß obsiegen oder verschwinden. Es gibt zwischen Tod und Leben keinen Weg. Ihr werdet als neue Tellen glänzen, oder als elende Rebellen bluten; das bezwungene Volk zahlt dann die Kriegskosten und bekömmt einen straffern Maulkorb."

"Nun denn, Addrich," riefen Alle, "dein Rath! dein Rath!"

"Mein Rath?" fragte der Alte entgegen: "Lasset die Trommeln rühren, die Fahnen lüpfen; gehet, schlaget, sieget oder fallet. Bietet die Angehörigen und Leibeigenen aller Kantone auf; es gilt die Freiheit oder Knechtschaft Aller. Stürzet Verwirrung aus von einem Ende des Landes zum andern. Je größer Schrecken und Lähmung der Städte, je leichter deren Niederlage. Nichts bleibe auf der alten Stelle. Pflüget den verrasten Acker tüchtig; aber erst wenn die Schollen umgekehrt liegen, egget frische Saat ein. Was dann werden kann, wird werden!"

"Teufel, der will unsere Eisberge in den Abgrund der Seen werfen, und die Alpen mit dem Nagel seines Daumens wie verschrumpftes Papier glätten!" rief Schybi lachend: "Das gibt, beim Sanniklaus! einen jüngsten Tag!"

"Schybi!" sagte Addrich mit düsterm Gesicht: "Du wirst dieser Stunde gedenken, wenn du das Armesünderglöcklein läuten hörst und sie dich zum Hochgericht hinaus psalmodiren."

Der Leuenberger rieb sich die Stirn und sagte: "Addrich, bei meinem Leben, du hast nicht übel gesprochen. Wo aber soll es enden, wenn wir über alles Recht hinausgehen?"

"Das Recht geht mit dem Sieger, das Unrecht mit dem Besiegten!" antwortete der Alte: "Ihr Emmenthaler seid Berns erkaufte Leute und Leibeigene; freie Schweizer waret Ihr nie; für Euch schoß kein Wilhelm Tell den Pfeil. Wähnet Ihr, ich trage meinen Kopf für Eure Lumpereien von Ohmgeld und verrufenen Batzen zum Schaffot? Es gilt Freiheit des Volks vom Lemanersee bis zum Rhein; frei von Leibeigenschaft, frei von Willkühr des Stadtstolzes soll der Landmann sein; von Geburt nicht geringer, als der Schultheiß, und nicht ärmer an Recht. Wir treten durch einerlei Thor in die Welt herein und hinaus. Mensch ist Mensch im Zwilch- oder Sammetkittel. Gott hat das Recht der Erstgeburt nicht erfunden, und Brüder können nicht Brüder leibeigen kaufen und haben. Unnatur und Unrecht vertilgen, das ist Natur und das ist Recht. Dafür geh' ich mit Euch zum Sieg oder Schaffot, dafür ist beides ehrenreich vor Welt und Gott."

Sie schwiegen bei diesen Worten Alle; nur

Schad stammelte erschrocken: „Wie meinst s? Alle Obrigkeit, sagt die heilige Schrift, ist von Gott. Es muß Obrigkeit sein, die Gewalt hat.“

„Obrigkeit und Unterthan muß sein; aber das Gesetz über Beide und Gott über Alle!“ antwortete Addrich.

Da ward aussen ans Fenster gepocht, wo einer der Mooskneche, wie Addrichs Leute genannt wurden, Wacht hielt. Der Alte begab sich hinaus. Seine Gäste standen im Nachdenken schweigend umher.

„Mit Eurer Gunst,“ sprach nun Gideon, „Ihr gaffet verblüfft ins Blaue hinein, und es geht Euch, wie dem Knecht Ruprecht. Da er wollt' ein Reiter werden, hatt' er keinen Gaul; da er einen Gaul bekam, hatt' er keinen Sattel; da er einen Sattel fand, mangelten ihm Stiefel und Sporn; und endlich, als er Alles hatte, fehlte ihm Courage und saß er da, wie Matthes von Dresden. Mich dünkt, Addrich hat wahr gesprochen. Vor der Hand habt Ihr nichts zu deliberiren, als woher Geld und tapfere Mannschaft nehmen, um dem Feinde zu jeder Stunde die Degenspitze zu zeigen. Liegen die Städte zu Euern Füßen, dann ist's an der Zeit, Consilia zu halten, wie die Conquete zu behaupten sei? Aber wo sind Eure Kriegsmittel? Es sollte Alles in parato und schon fertig sein, Geld, Munition, Proviant, Geschütz, Armaturen, Mannschaften!“

„Das wäre mein geringster Kummer!“ antwortete Leuenberg: „Volkskrieg ist kein Herrenkrieg. Arsenal, Kriegsschatz, Provianthaus und Werbeplatz eines Volks ist in allen Dörfern, Höfen und Hütten desselben versteckt.“

„Damit ist's bei weitem nichts abgethan!“ rief Gideon: „Du sollst nicht glauben, wenn man einen Bauern an einen Degen bindet, daß er alsbald davon Soldat werde. Wo bleibt die Disziplin? Wo sind Eure experten Hauptleute und Feldoberste? Wer hat die Leute schon in Rotten und Fähnlein getheilt, daß jeder seine Stelle und seine Pflicht kenne? Was wollet Ihr mit einem Haufen unerfahrener, toller, halsstarriger, rumorischer, aufrührischer Bauern ausführen?“

„Mit deinen deutschen und schwedischen Bauern freilich nichts!“ antwortete Schybi ärgerlich: „Anders ist's mit dem Schweizer. Er ist geborner Soldat, und weiß sich binnen wenigen Tagen des Spießes, Degens, der Musqueten und brennenden Lunten zu bedienen, den Trab recht zu halten und in voller Rüstung einen guten Weg zu laufen. Alle Kriegskunst und Disziplin des Herzogs Leopold und Karls von Burgund sind bei Morgarten und Murten eitel geworden.“

„Holla, Schybi, die Welt steht nicht mehr auf dem Flecke, wo du sie in deiner Chronik gesehen hast!“ rief Gideon lachend: „Der große König Gustav Adolph und der unüberwindliche Held Torstensohn haben die Kriegskunst auf den Gipfel ihrer Perfektion gehoben, wovon Ihr Euch hier zu Lande nichts träumen lasset. Heut zu Tage gehören zu den zehn Prädicamentis eines guten Kriegsmannes erstlich, daß er — —“

15.

Mancherlei Nachricht.

Hier unterbrach ihn Addrichs Rückkehr. „Nun, ihr Mannen,“ sagte dieser, „jetzt rührt Arm' und Beine, statt der Zungen. Stärkt Euch noch zur Reise. Der Tisch ist gar bald gedeckt zum Morgenessen. Bald ist's Mittagszeit. An Tafelmusik fehlt's nicht. Man schlägt durch's Kulmerthal die Sturmglocken.“

„Ist der Feind in den Aargau gedrungen?“ rief Leuenberg mit ernstem, etwas entfärbtem Gesicht: „So eile Jeder an seinen Platz! Vorher lasset uns aber einen Schluß über die Zukunft fassen, damit wir einträchtig verfahren; denn wir sind deswillen an diesen abgelegenen Ort im Moos zusammengetreten.“

„He, Leuenberg,“ sagte Gideon spöttisch, „wie nimmst du doch die Botschaft so kalt auf, daß dir die Worte davon wie blasse Schneeflocken auf's Gesicht fallen!“

„Mir? Was du nicht alles siehst!“ erwiederte Leuenberg mit gezwungenem Lächeln: „Gaukeln dir etwa Funken um die Augen? — Ihr Herren, zur Sache; die Zeit wird für Narrethei zu köstlich. Eile, Vater Ulli, wecke dein Volk und auf damit zum Rhein gegen Eure Stadt. Die reichen Basler begehren keinen Krieg, wenn sie mit silbernen und güldenen Kugeln nichts ausrichten. Sie bringen dem ersten, der kömmt, Freund und Feind, die Thorschlüssel entgegen, sobald man ihnen die Schlüssel ihrer eisernen Geldkasten nicht abfordert. Du, Hauptmann Renold, bleibst an Addrichs Seite, und richtest nebst den andern Hauptleuten den Aargauer Landsturm ein. — Und du, tapferer Nikolaus Schybi, dessen Namen schon in den Thälern und Alpen unsers Oberlandes Weiber und Kinder preisen, — —“

„Beim Sanniklaus, du sollst bald von mir hören!“ rief Schybi: „Ich halte dir Wort!“

„Du hältst den Bund der zehn Aemter also steif und aufrecht!“ fuhr Leuenberg fort: „Und Alles muß rückgängig, null und nichtig werden, was indessen zwischen Euerm Landvolk und der Stadt Luzern durch die Gesandtschaften von den sechs katholischen Orten verhandelt, vermittelt und abgeschlossen sein mag.“

„Wäret Ihr“, erwiederte Schybi, „im Oberland und Aargau früher auf den Beinen gewesen, hätten wir nie Unterhandlungen und Friedensvorschlägen das Ohr geliehen. Ich stände heut mit meinen braunen Entlibuchern inner den Mauern von Luzern und rechnete mit Schultheiß, Rath und Hundert ab.“

„Sieh da,“ sagte Addrich und schob die kleinen Fenster und Vorfenster zurück: „Felix fährt

von der Höhe der Bampf herab, wie ein Flitschpfeil. Knabe, was bringst du Neues? Tritt herein!"

Nach einer kurzen Weile ging die Thür auf. Felix, ein junger Kerl, trat ins Zimmer, odemlos. Man umringte ihn.

„Heda, lustig Pürschlein!" schrie Gideon: „Hat dir der Schrecken die Schlauderhosen zu weit und die Gurgel zu eng gemacht? Wart nur, bis die blauen Bohnen ums Ohr pfeifen, da soll's spanische Bäuche geben und mehr Dyssenterie, als im nassen Schlackenwetter der Herbsttage."

„Es scheint, Hauptmann!" versetzte Addrichs Knecht: „Du hast die Probe schon an dir gemacht, und bist bei den gelben Webern gewesen. Wir in den Bergen hier sind noch lange nicht Klupfi's Söhne. Steig den Berg hinauf zur Bampf, da siehst du den Aargau und wie das Volk lebendig ist."

„Welche Berichte bringst du, Felix?" fragte Addrich.

„Meister, es wird gestürmt!" antwortete der Knecht: „Zuerst hört' ich's rechts von Brugg her, aus der Ferne; dann gegen Lenzburg heran. Bald aber schollen links aus der Tiefe die Glocken von Kulm und Gränichen; bald rechts in der Nähe von Seon und Birrwyl. Bald schweigen alle, bald einzeln; bald heulen alle durch einander. Es ist ein Fest, das! Dazwischen läßt sich deutlich das Schnurren und Rollen der Trommeln vernehmen und einzelnes Rufen und Geschrei, als wäre aller Orten und Enden Feuer aufgegangen."

„Sieht man Bewegungen in den Thälern?" fragte Leuenberg.

„Nichts!" antwortete Felix: „Leute, die auf dem Felde sind, laufen quer über die Aecker den nächsten Weg zum Dorf. Auf den Landstraßen rennt, wie eine verirrte Ameise, hie und da ein Reuter entlang; vermuthlich Müllerknechte sind's, die Staffetten bringen."

„Es ist Zeit mit uns! Fort, fort!" rief der Untervogt von Buchsiten: „Daß wir zu den Unsern mit heiler Haut gelangen, und nicht dem Feinde in die Hände laufen."

„Bevor Ihr den Weg unter die Füße nehmt, ihr Herren," sagte Addrich, „setzet Euch mit mir zum Morgenessen. Ihr seid so sicher hier, wie in der Kirche. Die Landstraßen sind lang. Auch empfanget Ihr indessen wohl nähere Kundschaft, was vorgeht."

„Nichts übereilt, Freunde! Addrich hat wohlgesprochen!" setzte Leuenberg hinzu: „Wir haben vielerlei Berathung und Abrede vonnöthen, und müssen ja heut' nicht ins Zurzacher Schiff. Also folgen wir unserm freigebigen Wirth, wohin er uns führen will."

Sie gingen. Die Mägde richteten das Mahl an, welches sich im Gespräch über die Dinge, die da kommen sollten, und beim Weine, der sie begeisterte, weit über die Zeit hinaus dehnte, die selbst der vorsichtige Leuenberger dazu bestimmt hatte. Noch saßen sie da, lärmend durch einander scherzend, nur Addrich allein nicht, der nach seiner Gewohnheit düster blieb und schwieg, als eine der Mägde ihm sagte, daß Epiphanie draussen stehe, und ihn zu sprechen verlange. Wie die Gäste es hörten, rief der Untervogt von Buchsiten: „Laß' deine Nichte zu uns eintreten, Addrich. Warum verheimlichst du sie vor unsern Augen? Wir haben die Sage wahr gefunden, die im Volke von deinem Hause geht; dich bedienen die zierlichsten Dirnen des Aargaues. Aber deine Tochter und Nichte sollen die Schönsten des Landes sein."

„Auch läßt sich's denken," stimmte ihm Leuenberger bei, „dein Hauptmann Gideon Reneld hat lange umhergekostet im deutschen, ungarischen und schwedischen Lande, und zuletzt hat ihn doch ein Schweizermägdlein gefangen, den tapfern Helden. Mach' ihn Keiner eifersüchtig, rath' ich Euch!"

Auf Addrichs Gebot trat Epiphanie herein. Erröthend und mit jungfräulicher Schüchternheit verneigte sie sich grüßend gegen die Männer, aber mit einer Art Hoheit, wie man von ländlichen Schönen nicht zu erwarten pflegt. Auch verstummten die Fremden und erhoben sich mit unwillkührlicher Ehrerbietung von den bunten Strohsesseln. Gideon bemerkte die Ueberraschung seiner Freunde in heimlichem Triumph und nickte Epiphanien mit vertraulichem Lächeln über den Tisch zu. Sie aber, sein nicht achtend, ging vorüber. Ihre Seele schien eines andern Gegenstandes voll. Ein Geheimniß, welches der künstliche Ernst ihrer Mienen verbergen wollte, verkündete sich aus dem Entzücken, welches diesen Ernst milderte und von ihren schönen Augen widerglänzte.

Sie beugte sich zu Addrichs Ohr hinab und flüsterte leise: „Nur ein Wörtchen laß' dir allein sagen, Oheim. Deinem Hause ist an meinem Tage Heil widerfahren!"

Addrich begab sich mit ihr auf die Seite.

„Berichte zuvor, wer wartet meiner Kranken ab? Wie ist Leonorens Befinden?" fragte er.

„Freue dich, Addrich!" antwortete sie: „Deine Tochter lenkt nach dem Wege der Genesung ein. Sie wird wieder aufblühen. O geh, o sieh sie! Vom langen Schlafe findest du sie erwacht, heiterer, stärker, als ich sie je gesehen. Ihre blassen Wangen haben wieder erröthen, ihre Lippen wieder lächeln gelernt. Sie selber hat in die ausgetrocknete Lampe frisches Oel gefordert und Speise und Trank begehrt."

„Eile zu ihr zurück!" erwiederte Addrich, ohne die Finsterniß aus Gemüth und Antlitz zu verlieren, die da einheimisch geworden war: „Sobald die Fremden das Haus verlassen haben, komm' ich zu ihr. Der Engel, welcher schon halb über den Wolken war, senkt sich noch einmal zur Erde, um mir altem, verwaisetem Mann Valet zu sagen. Er will nicht bei uns verweilen, glaub'

es mir. Meine Hoffnungen sind zerrissen, und das Spinnengewebe deines Trostes stellt die Zerstörung nicht wieder her.«

— Fasse Muth, Oheim! Ich könnte dir mehr sagen. Ich würde vielleicht ungläubiger sein, als du, wenn nicht ganz ungewöhnliche Dinge zu gleicher Zeit geschähen, die einander zu Hilfe kommen wollen, ihre Glaubwürdigkeit gegenseitig zu betheuern.

»Zum Beispiel, Fanely?«

— Du wirst nach deiner Gewohnheit spotten. Aber frage Aenneli, frage Rudi den Jägerknecht. Es ist eine fremde Stimme in deinem Hause; sie ist an meinem Kämmerlein erklungen. Wir haben sie Alle gehört.

»Eine Stimme, wunderliches Mädchen? Wessen Stimme?«

— Wer kanns sagen? Wir aber haben sie alle vernommen. Die Wände plaudern nicht und die Luft ist stumm. Es war die Stimme keines Menschen, die wir hörten. Sie klang zart, wie der Ton eines sehr jungen Kindes; und doch mit einer Stärke, die uns erschreckte. Ich meine, aber spotte ja nicht, es sei der Laut eines Waldgeistes gewesen.

Sie sagte die letzten Worte fast unhörbar leise und schüchtern, indem sie dabei ernst und furchtsam zu Addrich hinauf sah. Dieser schien das Gespräch abbrechen zu wollen, während sich doch sein faltenreiches Gesicht in ein Lächeln zusammenlegte, welches aber bei ihm jedes Mal, vielleicht wider seinen Willen, eine hämische Natur annahm.

— O, dacht' ich es doch, Addrich! rief sie ernst und hastig: Du verhöhnst mich; aber verhöhne die Unterirdischen nicht, fürchte ihren Zorn. Weißt du, wie ich sie in der Aschermittwoch-Nacht erblickt habe, da ich bei Leonoren wachte und der frischen Luft willen das Fenster öffnen mußte? Deutlich sah ich sie ja damals im Mondschein wandeln, am Waldsaum auf der Wiese beim Ahorn. Aber sie tanzten nicht, wie Zwerglein sonst pflegen, sondern gingen in ihren langen Mänteln, wie wenn sie etwas suchten, still umher und dann einzeln und traurig in den Wald zurück. Das verkündet ein Jahr des Unheils, sagt' ich dir damals. Ist es nun nicht mit Krieg und Unruhen schon eingetroffen?

»Gut, gut, Fanely. Und was erzählte dir die Stimme deines Schrätteli?«

— Wir verstanden insgesammt deutlich die Worte: »Je höher die Noth, je näher ist Gott!« Und denke, als ich darauf in Leonorens Gemach trat, sah ich sie erwacht, zum ersten Mal mich anlächeln, mir ihre Hand entgegenstrecken, und von ihren Wangen das erste blasse Roth der Genesung schimmern, wie Frühlicht des wiederkehrenden Morgens. Sie sagte: »Wie ist mir doch so himmlischwohl!« Da rief ich: »O, die Verkündung des Unsichtbaren galt also dir!« Und ich erzählte ihr Alles.

Addrich schüttelte traurig lächelnd den grauen Kopf, aber, als wollt' er Epiphanien mit seinem Unglauben nicht gekränkt wissen, klopft' er ihr schmeichelnd mit den Fingerspitzen die Wangen und sagte: »Geh, pflege Leonorens. Sobald mich die Fremden verlassen, bin ich bei euch. Deine Botschaft will mich nicht erquicken, wie wundervoll sie auch aus deinem Munde klingt. Geh, Kind. Wenn eine Lampe erlöschen will, flammt sie noch einmal auf; auch die Schneeberge, wenn sie nach Sonnenuntergang leichenblau dastehen, erglühen zuweilen unvermuthet wieder, ehe sie in Nacht fallen. Verstehst du mich? Geh, geh!«

Epiphanie gehorchte schweigend und kopfschüttelnd.

16.

Die Botin von Seon.

Alle blickten der schönen Gestalt, wie sie das Zimmer verließ, mit Wohlgefallen nach, und konnten, während sie sich zur Abreise rüsteten, kein Ende finden, sowohl dem Oheim, als dem Hauptmann Renold, die schmeichelhaftesten Dinge über die Jungfrau zu sagen. Indessen über die große Zukunft, welche vor den Verschwornen lag, ward von ihnen bald das Anmuthigere vergessen. Die letzten Abreden mußten genommen, die letzten Verheißungen gegenseitig unter herzhaftem Handschlag gegeben werden. Hätte nicht der sinkende Tag zu stark gemahnt, der Abschied wäre unter neuen Berathungen und Wortwechseln vergessen werden.

Wie sie schon vor Addrichs Hause standen und ihrem gastfreundlichen Wirth noch einmal dankbar beim Lebewohl die Hand schüttelten, wurden sie abermals durch eine neue Erscheinung versäumt. Längs dem Walde her, von der Höhe der Dampf herab, kam ein junges Bauerweib an der Seite eines der Mooskneehte. Beide waren schon ziemlich nahe, als man ihrer gewahr wurde.

»Woher das Weib, Baschi?« fragte Addrich den Knecht.

»Droben auf der Dampf fing ich es auf!« antwortete dieser: »Es ist mit ihm nicht gar richtig. Es fragte dem Fanely nach, als ich es anhielt, weil ich bemerkte, es wolle zum Moos schleichen.«

»Ei, du falscher Gesell, du Tuckmäuser!« schrie die junge Frau zornig: »Wer ist geschlichen? Ich darf mich am Tageslicht zeigen auf offenem Weg; eher als du, dem die sieben Todsünden ins Schelmengesicht gemalt sind. Seh' doch Einer! mich aufgefangen! Wer hat dich zum Weibel gemacht? Verdächtiges Gesindel, deinesgleichen fängt man auf, aber nicht ehrlicher Leute Kind.«

»Eh! Warum denn wolltest du mir droben ausweichen und linksum machen, als ich dir in den Weg trat?« erwiederte Baschi, etwas überrascht durch die unerwarteten Ehrentitel, mit denen ihn die geläufige Zunge der Bäuerin schmückte.

„Ich kenne den Hasen am Klang!“ erwiederte sie, „und sehe solchen Strick lieber am Galgen, als neben mir. Aber ich ging meiner Wege in Gottes Namen, ihr guten Leute, und bekümmerte mich um den Tölpel nicht, der mir wie ein verlaufener Hund nachstrich.“

„Glaubet doch der Lästerzunge nicht!“ unterbrach sie Baschi: „Sie ist ausgeschickt kundschaften. Das böse Gewissen schaut ihr aus den Augen.“

„Ei behüt' uns Gott!“ rief das Weib: „Ich muß schier zum Krüglein werden und zum Gläslein herausschauen. Seht doch, kundschaften! Wer in der Welt verlangt von solchem schäbigen Kerl etwas zu wissen? Ich habe dem Galgenvogel keine Frage gethan, weil ich wohl wußte, Aas sei sein Fraß. Ihm aber ging das kläffige Maul wie Müllers Rad, und er konnte des Fragens und Förschelns nicht satt werden. Er weiß darum doch weder Gir noch Gar.“

„Ich habe keine Lust, mit dir zu zanken, Weib!“ schrie Baschi ärgerlich: „Man müßte vielen Brei haben, dir den Mund zu stopfen. Heirathe dir einen harthörigen Mann, wenn er vierzehn Tage am Leben bleiben soll. Ich will hängen, ihr Herren, wenn die nicht ins Moos auf Kundschaft geschickt ist mit ihrer Doblenzunge und den Sperberaugen. Was sie sieht, geht mit Geschrei eben so geschwind wieder aus dem Mund, wie Wasser durchs Sieb. Ich erfuhr auch unterweges von ihr ....“

Das junge Weib, das jede Bewegung seiner Lippen mit den Augen verfolgte, war ihm schon zehn Mal ins Wort gefallen, und unterbrach ihn auch diesmal. Addrich und seine Gäste aber beruhigten sie jedes Mal mit Drohung und Bitte und Verheißung, sie anzuhören, sobald der Knecht zu Ende gesprochen haben würde.

„Unterwegs also vernahm ich denn von ihr auch,“ fuhr der Knecht fort, „daß hinter Brugg Alles schwarz sei vom Schafhauser Kriegsvolk; daß die Züricher mit vielen tausend Mann über Wettingen und den Heitersberg folgen würden; daß die Mühlhauser und Basler schon vor Aarau stünden; daß die Welschberner über Morgenthal heranzögen und geschworen hätten, die Dörfer zu verbrennen, Mann und Maus niederzumachen, und des Kindes im Mutterleibe nicht zu schonen. Es sei Alles verloren.“

„Bist du nun fertig?“ unterbrach ihn die Frau heftig.

„Jetzt soll die Reihe an dich kommen, Fraulein!“ sagte Addrich mit dem Tone der Zutraulichkeit: „Rede du jetzt. Ist es wahr, was er erzählt hat?“

„Wahr und nicht wahr!“ antwortete sie: „Wie kann der faule Brunnenstock das reine Wasser wieder geben? Alles verloren? Ja, wenn unsere Männer feige Memmen wären, wie du, zweibeiniger Hase. Geh, lauf, die Furcht wird dir vier Füße machen. Glaubt ihm kein Wort, ihr Mannen. Morgen zieht unser Volk mit dem Landsturm gen Aarau hinauf. Wir Weiber folgen mit Fuhrwerk und Säcken. Das Städtlein wird geplündert, denn es hält zu den Bernern. Die fremden Soldaten werden wie Engerlinge verfolgt und ausgerottet, daß von ihnen kein heiles Gebein über die Berge zurückkömmt.“

„Glaubst du,“ sagte Leuenberg lächelnd, „das werde so rasch gehen?“

„O, dafür laß ich mir den Kummer nicht über das Knie wachsen!“ erwiederte sie: „Es ist endlich Zeit, daß wir Rechnung machen und mit den Herren einmal für allemal abschaffen. Denn so können arme Leute nicht länger ausdauern, wenn sie nicht von den Schuldenboten aufgefressen sein wollen. Ich möchte auch den Brief sehen, den unser Herrgott den Herren gegeben, daß sie Land und Leute ungestraft verschlucken, alle Rechtsame, Fischenzen [1]), Hochwald, Acherum [2]), Alles für sich behalten, und uns kaum Luft und Grab umsonst gönnen. Tag um Tag laufen Weibel und Boten Unsereinem das Haus ein; der Eine will Ohmgeld, der Andere Einung [3]), weil man aus dem Hochwald einen Besenstiel genommen; der Eine zieht Tagwen [4]) ein, der Andere Twing- und Fastnachthühner [5]); der Eine begehrt Rütti- [6]), der Andere Boden-, der Dritte Herrschaftzins [7]), der Vierte, für seine Mühe, Landgarben [8]). Verkauft eine arme Wittwe die letzte Kuh auf dem Lenzburger Markt, heißt's: Pfundzoll der für die Herren von Bern! Bricht einer ein mageres Stück Feld auf, das Keinem, als der Hungersnoth gefällt, muß Futterhaber [9]) gestellt sein, und den nackten Waisen nimmt man von der Erbschaft sogar Todfall [10]). Das kann nicht länger gehen und gelten. Bei meiner Treu, keine Sechswöchnerin darf ihre Schale Milch trinken, daß nicht Vögte und Weibel zuvor die Rideln [11]) davon abschlürfen. Ich hoffe aber zu Gott, man wird morgen Feierabend mit ihnen machen. Werden sie wieder Meister, ihr Leute, so verlaßt Euch auf mein ehrliches Wort, das Schaub Stroh wird Asche und

---

1) Recht zur Fischerei in Seen und Flüssen.

2) Die Eichelmast in Hoch- und obrigkeitlichen Forsten.

3) Forstfrevelbuße wurde Einung oder Einig genannt.

4) Tagwen war obrigkeitliche Hautsteuer.

5) Jede Hofstatt auf Herrschaftsgut zahlte jährlich mehrere Zwinghühner.

6) Für frischaufgebrochenen Herrschaftsboden, wo Wald ausgerodet und Ackerland gemacht war.

7) Von Scheunen, Häusern und andern Gebäulichkeiten.

8) Dem Weibel, für gerichtliche Vorladungen.

9) Wer so viel ödes Land urbar machte, daß er davon eine Zehntgarbe stellen konnte, mußte der Herrschaft jährlich ein Viertel Haber liefern.

10) Das beste Stück Vieh, Hausgeräth, Kleidung u. s. w., welches die Herrschaft nach dem Tode eines Hausvaters, als Folge und Zeichen von dessen Leibeigenschaft, nahm.

11) Rahm.

der Obervogt verbindet mit einem Faden alle Häuser [1]). Denkt an mich. Ich heiße Käthi."

„Heiße, wie du willst!" rief Baschi: „aber man soll dir Hosen geben, und Kragen und Jänke [2]) dazu, denn du mußt unser Feldpredikant beim Landsturm gegen Bern werden."

„Bist ein rechtschaffenes Weib. Laß ihm Ruhe, Baschi!" sagte Addrich: „Wo bist du daheim, Frau?"

— Zu Seon. Ihr kennt gewiß Alle meinen Mann, den Karli Marti Gloor, Anken-Joggli's. Wir sind halt auch arme Leute, und müssen es sauer bei den Menschen bezahlen, daß uns der Herrgott geschaffen hat. Mein Mann taglöhnert in allen drei Städtlein herum, oder verträgt Waare. Ich spinne Wolle und Flachs. Seit dem Tod meiner Muhme, der alten Tschöpli-Liesi, wie man sie nannte, sie war des Alt-Untervogts Schwester, halten wir zu unsern drei Geißen noch eine Kuh, die wir den letzten Lenzburger Markt kauften. Das kleine Erbe von der Muhme, Gott habe sie selig, hat uns gar wohl gethan; wußten wir doch zu Zeiten kaum, wie uns mit unsern drei Kindern von einem Tag zum andern das Leben fristen."

„Schon gut, Fraulein, schon gut!" unterbrach Adam Zeltner den Strom ihrer Rede: „Wir kennen nun deine ganze Hof- und Haushaltung, aber wissen noch nicht, wer dir von den Schafhausern und Baslern bei Brugg und Aarau erzählt hat?"

„Ei, jedes Kind wußte das schon vor anderthalb Stunden zu Seon!" antwortete die Bäuerin: „Das ganze Dorf lief ja bei der Kirche zusammen, als die Glocke gezogen ward und Trompeters Friedi von Hunzenschwyl zu Roß daher gesprengt kam."

Nachdem die Gäste Addrichs von dem gesprächigen Weibe alles, was sie wollten, erfahren hatten, mußte Baschi die Erzählerin unter dem Vorwand ins Haus führen, sie mit einem Abendtrunk zu erquicken. Indessen war draussen berathen, wie Jeder mit Sicherheit wieder aus dem Moos in die Heimath gelangen könne? Denn es dünkte bei den eingekommenen Nachrichten Keinem mehr in der Gegend ganz geheuer. Leuenberg wählte den Weg über die Bampf, in Schybi's Gesellschaft, gegen Willisau und Hutwyl. Der Untervogt von Buchsiten und der alte Ulli Schad wollten versuchen, über Schöftland und Uerkheim nach Olten zu entkommen. Gideon Renold hingegen blieb, unter Einstimmung Aller, zurück, damit er helfen könn, den Aargauer Landsturm ordnen und gegen Aarau führen.

17.

Das köstliche Geschenk.

Sobald Addrich seine Gäste entlassen hatte, kehrte auch er und Gideon ins Haus zurück, wo ihnen Baschi's und Käthi's Gezänk schon wieder aus der Stube entgegenscholl. Der Alte stiftete nicht ohne Mühe zwischen Beiden einen Zungenstillstand, der lange genug dauerte, um der Frau die Frage vorlegen zu können: welches Geschäft sie ins Moos geführt habe?

„Meister." rief Baschi, „ist der Teufel der Vater der Lügen, glaubt mir's, so ist hier die Mutter dazu; denn sie kann den Mund nicht öffnen, ohne daß eine Unwahrheit zur Welt kömmt, so lang und breit, als das Weib selbst. Unterwegs behauptete es, mit Jungfrau Epiphanien reden zu müssen; jetzt läugnet es Alles."

„Was hab' ich mit deinem Spionengesicht zu schaffen, du wunderwitziger Gesell?" entgegnete das unerschrockene Weib: „Was dich nicht beißt, hast du nicht zu kratzen; komm' zu mir am St. Nimmertag, wenn die Schnecken bellen, dann sollst du Alles erfahren. Jetzt hab' ich keine Aufträge für dich; sondern ich suche des Moosers Bruderstochter."

„Ruf' Epiphanien herbei!" sagte Addrich zu Baschi.

„Mit Erlaubniß!" fiel Käthi Gloor ein: „Ich muß ihr den Auftrag unter vier Augen ausrichten; das hat mir der Herr ausdrücklich befohlen, der mich schickt; und wenn mir ...."

„Was für ein Herr?" unterbrach sie Gideon, der jetzt aufmerksamer ward.

„Wen ich nicht kenne, den ich nicht nenne!" antwortete sie: „Allein das dürfet Ihr mir zutrauen, daß ich nicht schlechter Leute Briefe trage. Der Herr ist wenigstens so gut, wie ihr Alle, und hat vielleicht ehrlicherweise so viel Geld, als der reiche Addrich ..." Hier unterbrach sie sich selbst, und fragte: „Ist Einer von Euch der Mooser?"

„Der bin ich!" sagte Addrich.

Die junge Frau erschrack, betrachtete den Alten, und ward von nun an einsylbiger in ihren Bescheiden, die sie auf Addrichs und Gideons dringendes und wiederholtes Fragen ertheilte. Ihre Zurückhaltung erregte Gideons und Addrichs argwöhnische Neugier. Beide besprachen sich leise und führten sie dann hinauf in Epiphaniens Gemach, wo Addrich seiner Nichte erzählte, daß die Frau ihr von einem Herrn geheime Mittheilungen zu machen habe.

Epiphania fragte die Bäuerin, mit flüchtigem Erröthen: „Nicht so, dich schickt Fabian von Almen?"

„Mag er heißen, wie er will!" antwortete die Frau: „Er hat mir seinen Namen nicht ge

---

1) Damals wohl nur herkömmliche Redensart. Wenn ehemals in der Grafschaft Lenzburg der Herrschaftdienst bezahlt werden mußte, wurde ein Bund (Schaub) Stroh angezündet. Wer nicht kam, so lange das Stroh noch brannte, dem konnte der Obervogt „das Haus mit einem Faden verbinden", dann war das Haus an die Herrschaft verfallen.

2) Die Amts- und Kanzeltracht der reformirten Geistlichen in der Schweiz.

geben, aber fünf Gulden für den Gang zu dir; und wenn du mir etwas gibst, irgend eine Schrift oder ein anderes Wahrzeichen, daß ich meinen Auftrag ehrlich verrichtet habe, wird er unser Haus noch besser beschenken. Er ist ein reicher, freigebiger Herr und hält gewiß Wort. Sein Gesicht ist die Ehrlichkeit selbst. Wir sind blutarme Leute und könnens wohl brauchen. Meine Kinder hat er geliebkoset, eins ums andere, als wären es seine eigenen."

„Das ist er!" rief Epiphanie in stiller Freude aufglühend: „Seinen Namen weißt du nicht? Sprach er von meinem Geburtstage und ob ich die Blumen gefunden? Warum kömmt er nicht selber? Was hält ihn zurück? Beschreib' ihn doch! Nicht so, er ist blaß und etwas abgezehrt? Das blaue Feuer seiner Augen erloschen? Trägt er das braune Sammetbaretlein, das ihm zu seinem lichtbraunen Haar so wohl anstand? Ach, der arme, junge Mensch, er hat viel gelitten!"

Gideon warf einen finstern Blick auf Epiphanien und sagte: „Es wäre dir convenabler, deiner unschicklichen Compassion Einhalt zu thun; wenigstens in meiner und deines Oheims Präsenz. So redet keine verlobte Jungfrau, welcher an einem Rest ihrer Reputation gelegen ist." — Dann wandt' er sich zu der Bäuerin aus Seon und sprach: „Geh nur heim, du könntest dir einen schlechten Kuppelpelz verdienen; denn du hast es mit einem ausgebrochenen Schellenwerker zu schaffen gehabt, den zweifelsohne schon Steckbriefe verfolgen. Vermuthlich hat er dir, als Handgeld, fünf falsche Gulden Recompens gegeben."

„Nein, ihr seid Beide am Unrechten!" erwiederte das Weib: „Wenn auch der alte Herr je im Schellenwerk gewesen ist, so gefiele mir bei meiner Treu, der Vogel besser, als sein Nest: bei dir aber, du Rohrsperling, ist mir's umgekehrt zu Muthe. Seht doch, den schamlosen Gesellen, Kuppelpelz! Schau dich zuerst im Spiegel. Was Kuppelpelz? Ich bin guter Leute Kind, und treibe wohl ehrlicher Gewerb, als du. Lieber recht Nichts, als schlecht Etwas. — Und du, Jüngferlein," fuhr sie fort zu Epiphanien gewendet mit freundlicherm Ton, indem sie geheimthuend den Kopf schüttelte, „sieh dich vor! Man muß nicht sogleich Jedem zeigen, was man im Herzen oder im Sack hat. Ich darf dir aber wohl sagen, den du meinst, der ist's nicht; aber doch dein Freund, trotz seiner grauen Haare, statt der braunen, und trotz seiner dicken Schramme über die linke Backe. Er sieht auch nicht darnach aus, falsche Gulden zu geben; denn er war in einem schönen Wäglein nach Seon gefahren; trug ein Baretlein von schwarzem Sammet mit Goldschnüren und einen schwarzen kostbaren Leibpelz, mit Seidenschnüren auf der Brust zusammengesponnen. Man kann nichts Vornehmeres sehen. Man sollte ihn für einen Prinzen oder Schultheißen halten."

Alle horchten bei dieser Rede mit Verwunderung auf; nur Epiphanie schüttelte unzufrieden das Köpfchen und sagte: „Den kenn' ich nicht. Der hat dich wohl nicht zu mir gesandt."

„Bist du nicht", sagte die Frau, „des Meesers Bruderskind?"

„Dieser ist mein Oheim!" antwortete Epiphanie und sah den Alten an.

„So bin ich recht bei dir. Komm, daß ich dich allein spreche!" sagte die Botin.

„Nein," versetzte Epiphanie, „rede offen vor Allen. Ich habe mit keinem Manne in der Welt Geheimniß, und will es von keinem."

Die Frau, in Verlegenheit, schien mit sich selber Rath zu halten; sie drängte sich dicht an Epiphanien, der sie ins Ohr flüsterte: „Sei kein Närrchen! Nimm und verbirg eilig, was ich dir von ihm bringe. Begib dich gen Aarau, zum Dekan Rüsperli. Dort lebst du sicher. Dort wirst du von dem steinreichen Herrn, von deinem unbekannten Freunde, mehr erfahren." Mit diesen Worten hatte sie ihr ein kleines versiegeltes Kästlein in die Hand geschoben. Epiphanie legte dasselbe aber unwillig auf den Tisch. Es war von schwarzem Ebenholz, auf dem Deckel und an den Rändern künstlich mit Gold und Perlmutter ausgelegt.

„Das ist chinesische Arbeit!" sagte Addrich, indem er die Truhe betrachtete, ohne *sie anzu*rühren: „Ich habe dergleichen zu Tranquebar und Batavia nur in den reichsten Häusern als köstliches Schaustück gesehen."

Hauptmann Renold nahm das Kästlein in die Hand und betrachtete es mit einer Miene, in welcher sich Erstaunen und eifersüchtiges Mißvergnügen nicht verbergen konnten. Besonders zog das Siegel seine Aufmerksamkeit an. Es war darin ein Muttergottesbild vorgestellt, die Brust von sieben Schwertern durchbohrt. Er schüttelte den Kopf und sagte zu Epiphanien: „Hier ist ein böses Omen! Wenn du nicht schon besser um die Sache Bescheid weißt, als du simulirst, so prognosticire ich, dir läuft ein katholischer Hasenfuß nach, der dich bekehren oder verkehren möchte; oder das Präsent wird dir von einem Prälaten geschickt, der eine junge Haushälterin braucht. Sei dem, wie ihm wolle, ich rathe dazu, die Truhe zu öffnen. Vielleicht gibt der Inhalt nähere Indicia."

„Thut, was Euch beliebt und Ihr verantworten könnet!" erwiederte die Jungfrau.

Addrich nickte. Gideon erbrach das Siegel und öffnete das Kästlein. Das Innere desselben war von einem Päckchen angefüllt, dieses in Papier gewickelt, welches beim Entfalten in zierlicher Handschrift die Worte lesen ließ: „Mein Kind, geliebte Epiphania, zieh gen Aarau zu deinem Taufpathen, dem wohlehrwürdigen Herrn Dechanten Rüsperli, und verweile bei ihm, bis ich komme. Erfülle mein Wort und dein Glück. Ich bin in dieser Welt dein wahrhaftester und getreuester Freund."

Epiphania, obwohl sie nicht zu lesen verstand, betrachtete doch mit unruhiger Neugier alle einzelne Züge der Buchstaben und sagte: „Stehet das auch wirklich so? Wer ist er denn? Lies seinen Namen!“

„Er heißt Don Anonymus, sintemal er weder Namen noch Namenszug annectirt hat!“ versetzte Gideon lachend.

„Ich betheuere,“ rief Addrichs Nichte, „daß ich niemals mit einem Manne des Namens Bekanntschaft gehabt.“

Indessen rollte Gideon ein zartes Gewebe vom feinsten Gespinnst auf, welches zuletzt, für den geringen Raum, den es einnahm, beträchtliche Größe hatte, und einen mit wunderbar gestalteten Blumen durchzeichneten Schleier ausmachte. War die Ueberraschung Aller groß, ward sie es noch mehr, als zuletzt eine Schnur helldurchsichtiger, großer, orientalischer Perlen von gelblichem Wasser sichtbar wurden; dabei in ein Papier zehn venezianische Dukaten eingeschlagen. Gideon klimperte mit diesen auf dem Tische, und rief: „Zum Henker, insgesammt ächte Schildfranken! Schaut her!“

Addrich, der mit wachsendem Befremden abwechselnd den Schleier und die Zahlperlen musterte, sagte: „Bettelei, das Gold da! Aber dies Geweb' aus Indien, diese Perlenschnur kann im Schweizerland Keiner werthen; es ist unschätzbar. Das ist ein Königsgeschenk! Fannely, du bist an deinem Geburtstage aus einer armen Waise ein reiches Mädchen geworden.“

Epiphania, die eine Weile mit kindlicher Verwunderung, bald das indische Gespinnst, bald die schimmernde Schnur beschaut und betastet hatte, schob beides zurück und sagte: „Was soll mir das? Weib, ich nehm' es nicht von dir und deinem Unbekannten, und könnt' ich ein Königreich darum kaufen.“

Die Frau weigerte sich, das Geschenk zurückzutragen. Man besprach die Sache lang, die Allen mehr als räthselhaft ward. Addrich richtete eine Menge Fragen an die Ueberbringerin der Kostbarkeiten, ohne wegen des Senders mehr Aufklärung zu gewinnen, als er schon hatte. „Gelt,“ sagte Gideon zu Epiphanien mit Bitterkeit in Blick und Wort, „wenn man dir sattsame Caution und Währschaft leisten könnte, daß Fabian der freigebige Spender solcher Pretiosa wäre, du würdest sie keineswegs verschmähen. Aber, so wahr Gott lebt, ich würde dies schöne Spinneweblein alsbald in Fetzen reissen, und diese blaßgelben Kirschen von Muschelglas in meiner Faust zu Staub zermalmen.“

Er hatte noch nicht vollendet, dies zu sagen, als man eine Stimme vernahm, die dazwischen „Fabian! Fabian!“ rief. Jeder sah bestürzt umher, dann Einer dem Andern fragend in die Augen. Es war eine zarte, klare Stimme gewesen, gleich der eines kaum einjährigen Kindes, aber durchdringender. Es ließ sich nicht bestimmen, woher sie in dem kleinen Gemach erschollen war. Gideon ging längs den Wänden, musternd und horchend, und schob die niedrigen Doppelfenster in ihren Falzen zurück, um über die Blumengeschirre hinauszuschauen, ob sich Jemand Neckerei erlaubt habe. Er traute sie wohl dem kecken Fabian selbst, oder dem kindisch-unbesonnenen Aenneli zu. Frau Käthi Gloor von Seon war blaß geworden, schüttelte sich und sagte halblaut: „Alle gute Geister loben den Herrn. Man weiß wohl, in welcher Gesellschaft man ist, wenn Ratzen und Mäuse deutsch reden.“ Indessen hatte Addrich weder Stellung noch Miene geändert, sondern mit der ihm eigenen widerlich-freundlichen Geberde, aus welchen eine Tücke zu lachen schien, sagte er zu Epiphanien: „Wozu bedarf's Kopfbrechens, wer dir den Schatz da sendet? Dein Schrattely meldet sich selbst an.“

Mit begeisterungsvollem Lächeln erwiederte die Jungfrau: „Spotte und läugne den Himmel mit seinen Sternen hinweg, er wölbt sich dennoch über dir. Ich weiß, an wen ich glaube, und daß das Heer Gottes größer ist, als die Menschenzahl aus Staub geschaffen. Das ist die Stimme, die schon zu mir geredet hat. Sage jetzt, die Ohren haben geträumt, Addrich.“

Gideon, von seiner fruchtlosen Untersuchung zurückkehrend, schüttelte den Kopf und sagte: „Der Teufel will uns hier Schabernack spielen und lacht heimlich in die Faust dazu. Fania, ich mag von dir nicht gotteslästerliche Sachen glauben. Doch sind mir traurige Exempla von ehrbaren und schönen Jungfrauen bekannt, die nachmals auf den Scheiterhaufen, als Hexen, brannten, welche aber damit angefangen, sich zu St. Andreasnacht in Beelzebubs Namen einzusegnen, oder sich in dessen Namen um Mitternacht auf einem Kreuzweg nach der Länge niederzulegen und die Arme kreuzweis auszustrecken; oder am St. Johannisabend Farrnsamen und Alraunen zu graben, oder andere Teufelswerke, Praktiken und Segen zu treiben, Alles um Geld vollauf und einen Mann zu bekommen, nach dem ihr verbuhltes Herz gelüstete.“

Während der Hauptmann fortfuhr, in dergleichen sonderbaren Redensarten einigen abergläubigen Besorgnissen Luft zu machen, würdigte ihn Epiphanie keines Blicks, sondern legte schweigend Schleier und Perlenschnur zusammen, auch die goldenen Schildfranken dazu, Alles ins Kästchen, und steckte dasselbe, nachdem sie es wieder geschlossen, in das Lederbeutelchen, welches ihr auf der Seite vom Gürtel an einer dicken Seidenschnur niederhing. „Nun will ich, sagte sie zu der Bäuerin, „was du überbracht hast, als mein Eigenthum empfahen und verwahren, und nicht gegen die Unsichtbaren durch Mißtrauen sündigen. Geh' heim und sage dem Geber, du habest dein Geschäft verrichtet; sein Geschenk aber solle unberühret bei mir liegen, bis ich wisse,

wer er sei und in welchen Absichten er dich gesandt habe.«

»Welch ein Zeichen soll ich ihm aber von dir bringen, daß ich seinen Auftrag ehrlich vollzogen habe?« fragte die Bäuerin. »Er begehrt von deiner Hand eine geschriebene Zeile oder von deinem Haupte eine Haarlocke.«

»Hüte dich, Fania,« rief der Hauptmann, »ihm den geringsten Theil deines Leibes zu veräussern, und wär' es ein Abschnitzel von den Nägeln deiner Hände. Du läufst Gefahr, daß damit durch vermaledeite Nekromantie oder schwarze Kunst gräulicher Mißbrauch getrieben werden könne zum Nachtheil deines eigenen Leibes und Lebens.«

Epiphanie schauderte. »Wüßt' ich's, wer es empfinge!« sagte sie halblaut.

Indem erklang wieder die wunderbare Stimme: »Fabian! Fabian!« Während Alle, selbst Addrich, bei diesem Ruf umher blickten, Jeder nach einer andern Gegend des Gemachs, nahm Epiphanie entschlossen eine Schere vom Fenster, schnitt einen kleinen Theil des Goldhaars ab, das sich hinter ihrem Ohr nieder zu einer natürlichen Locke am Halse krümmte, und gab es dem Weibe mit den Worten: »Den Namen führt der böse Geist nicht im Munde. Nimm hin!«

»Ich untersag' es dir, in Vigore meines Rechts über dich!« schrie der Hauptmann: »Ich will meine Braut lieber im Sarge, als in des Satans Klauen sehen.«

»Unsinniger!« rief Epiphanie: »Sie haben so wenig Recht über mich, als die deinen. Mit den Namen des dreieinigen Gottes bann' ich die Hölle, und mit dem Namen Fabians die höllische Kunst, die du an mir bewiesen hast. Geh, geh, deine Fallstricke sind zerrissen, in denen du mich zur Sünde hinabzustürzen dachtest. Du wirst meine Sinne nicht mehr mit deinem Hauch betäuben, meine Gedanken nicht mehr mit deinem Zauber besudeln.«

»Delirirst du abermals?« rief Gideon: »So wahr ich lebe, es ist dir schon von irgend einem Unhold angethan, daß du mich schändlicher Dinge inculpirst. Auf rechtem Wege geschieht's nicht, daß deine vormalige Affection in so unsinnigen Haß verwandelt worden ist. Ich fürchte, die vorwitzigen Commercia und Trafiquen, in die du dich mit unsichtbaren Geschöpfen eingelassen, haben dir zu einem bösen Passus geholfen. — Addrich, du stehst an Vaters Statt; gebiete ihr, die verdächtige Trube zurückzugeben, und fordere diesem Weibe die Haare ab."

Stolz entgegnete Epiphanie: „Ich bin die Tochter von Addrichs Bruder, nicht Addrichs leibeigene Magd."

„Addrich!" rief Gideon: „Du hast mir Epiphaniens Hand zugesagt. Es ist von meiner und deiner Connivenz, daß du in ihrer Präsenz die Declaration ertheilst und von ihr die kindliche Obedienz requirirst."

„Hilf, gerechter Himmel!" schrie Epiphanie: „Wohin bin ich gerathen, daß man mich verschenken oder verkaufen darf? Aber Ihr irrt Beide. Ihr könnet mich mit Gewalt bis zum Kirchhof tragen, aber nicht bis zum Altar in die Kirche."

Da erscholl die Stimme des Unsichtbaren wieder: „Je näher Noth, je höher Gott!"

Alle wandten ihre Augen gegen das offen gebliebene Fenster, wo ein buntgefleckter, niedlicher Vogel auf einem der Blumengeschirre saß, den gelblichen Schnabel wetzte, die purpur- und dunkelgrünschillernden braunen Federn schüttelte und noch einmal sprach! „Je höher Noth, je näher Gott!"

Die Bäuerin Käthi Gloor kreuzte und segnete sich bei dem Anblick; des Hauptmanns Zunge schien vom Erstaunen gelähmt; Epiphanie breitete, mit freudeleuchtenden Augen, ihre Arme, in der Stellung bittender Liebe, gegen das Fenster, und Addrich verzog lächelnd das Gesicht, indem er sagte: „Seht da den Staar! Wie kam der Tausendkünstler ins Zimmer?" Er näherte sich langsam dem Fenster und lockte den Vogel mit den Worten: „Matz! Matz!« Aber das zierliche Geschöpf drehte das Köpfchen behend nach allen Seiten und entflatterte in die Freiheit.

„Behüte mich Gott in Gnaden!" sagte die Bäuerin, nickte gegen Epiphanie grüßend zum Abschiede und entfernte sich eiligst aus dem Zimmer mit der üblichen Redensart der Landleute: „So lebet wohl und zürnet nicht!"

„Folge dem Weibe, begleit' es nach Seon!" redete Addrich hastig den Hauptmann an: „Seon liegt den Geschäften, die dich erwarten, nicht aus dem Wege. Mir aber ist es so wichtig, als dir, zu wissen, wer das Mädchen hier so fürstlich beschenkt hat. Laß dem Weibe die Haarlocke; du wirst den Mann sehen, dem sie gebracht wird. Sage, du selber wollest Zeugniß für die richtige Bestellung ablegen. Mache das Weib unterwegs zutraulich und offenherzig; gib Geschäfte in Seon oder Hallwyl vor. Tummle dich! Morgen treffen wir uns vor Aarau.«

»Du hast Recht, bei Gott!« rief Gideon: »Der Umweg ist Kleinigkeit gegen den Gewinn, der da zu machen ist. Verlass' dich darauf, ich fange das Wild, und wär' es schlauer, als der Fuchs bei der Falle.«

Er gab dem Alten die Hand zum Valet; als er sie aber auch Epiphanien bot, trat sie schaudernd zurück und sagte: »Taste mich nicht an. Ich wollte, es lägen schon zehntausend Meilen zwischen dir und mir!«

Er blieb eine Weile traurig und schweigend vor ihr stehen, indem er Blicke voll Unmuth und Zärtlichkeit auf sie heftete. Dann sagte er mit sichtbarer Bewegung seines ganzen Innern: »Fania, du hast mich blutig gekränkt. Ich habe allezeit mit hoher Discretion gegen dich gehandelt, habe mir nie die mindeste Licenz erlaubt; deine

Affecten waren in Harmonie den meinigen. Ich weiß nicht, welcher böse ist zwischen dich und mich getreten ist.“

„Fabian! Fabian!“ rief Epiphanie mi denfroher Miene, als könne sie sicher damit nen Zauber bannen, der sie zu umgarnen drohte.

„Dieser schlimme und unnütze Bursch soll mich weniger, als ein körperloser Schatten, bindern, dich festzuhalten. Ich habe andere Majestäten gesehen! Schweig von dem Lotterbuben; dich hat eine bösere Macht gebunden. Wahre dich! Und obschon du mich in den Tod beleidigt hast, wiss' es, ich liebe dich noch, und halte dich fürwahr höher, als mein Leben und meiner armen Seele Seligkeit. Leb' wohl! Gern oder ungern, du bist die Meine. Dich laß ich nicht fahren, und müßt' ich dir in die höllische Verdammniß folgen. Mache deine Präparatoria zur Hochzeit und gedenke mein. Haben wir den Tirannen Garaus gespielt, sollen sich Geigen und Trompeten lustig zum Brauttanz hören lassen. Gib mir die Hand zum Valet.“

„Gib ihm die Hand, Thörin!“ sagte Addrich, als er Epiphanien gegen Gideon den Rücken wenden und zum Fenster treten sah, an welchem der wunderbare Vogel verschwunden war: „Gib ihm die Hand, damit er endlich gehe und die Spur des Weibes von Seon nicht verliere!“

„Mög' er nun und in Ewigkeit die meinige dazu verlieren!“ sagte Epiphanie.

„Ei, so laß die Grillenfängerin!“ rief der Alte ärgerlich: „Es steht einem Kriegsmann übel, beim Mädchen zu faseln, während er im Fall ist, alle Stunden dem Feind ins Auge zu schauen. Fort mit dir! Das Vöglein will ich dir wohl bewahren, sorge nur für den goldenen Käfig, wohinein du es setzest. Erbeute dir ein Bernerschloß, und es soll dir nicht fehlen. Fort, deine schädliche Säumigkeit bringt dich um die Bekanntschaft eines Nebenbuhlers in Seon!“

Er führte ihn während dieser Rede aus dem jungfräulichen Zimmer weg, die Stiegen hinunter; ließ ihm kaum Zeit, den Degengurt über die Achseln zu werfen und den breiten Schwedenhut mit dem weißen Federbusch in die Stirn zu drücken. Er begleitete ihn noch eine Strecke aufwärts gegen den Berg, wo das Weib ging und kehrte dann mit dem Zuruf: „Glückliche Verrichtung! Morgen auf Wiedersehen im Suhrfelde vor Aarau!“ nach seinem Hause um.

18.

Gespräch um Mitternacht.

Der Alte verschloß sich alsbald in sein Zimmer. Da blieb er lange einsam, obwohl es indessen finstere Nacht geworden. Wie er wieder zum Vorschein kam, warf er eine Menge zerschnittener Papiere in die Flamme des Herdes, zündete die Lampe an, und befahl, daß Einer um den Andern, jeder von seinen Hausleuten, er Reihe nach rufen liesse, vor ihm Er pfle dies jedesmal zu thun, oft Reise von mehrern Tagen oder Wochen vorhatte. Auch durfte, so hatte er die Einrichtung getroffen, Keiner vom Andern wieder erfahren, was er einzeln mit Einem gesprochen hatte. Auf diese Weise blieben Alle unter einander geheimnißvoll. Aus Furcht oder Eigennutz — denn Addrich zahlte seine Knechte und Mägde reicher, als irgend ein Gutsbesitzer — vollzogen sie seine Aufträge, ohne den Inhalt derselben auszuplaudern, auch wenn er ganz bedeutungslos zu sein schien. Die Menschen, welche von ihm abhängig waren, hatten sich an diese Eigenthümlichkeit des Mannes gewöhnt.

Es war schon gegen Mitternacht, als er noch Epiphanien herbeiholen ließ. Aenneli mußte sie beim Krankenbette der Tochter, als Wächterin, ablösen.

Er verriegelte von innen die Thür des Zimmers und sagte: „Fanely, es dünkt mich sonderbar, daß seit gestern und heute so vielerlei Frage um dich gethan wird. Es scheint, man stelle dir von mehrern Seiten nach und wolle dich aus meinem Hause locken. Warum beweiset dir Junker Mey von Rued plötzlich die ungewohnte Theilnahme, schickte den Spielmann Wirri mit Briefschaft, und will dich ohne mein Vorwissen ins Liebegger Schloß führen lassen? Wer ist der schlimme Gesell, der nächtlicherweise zu deinem Kammerfenster stieg, dir das Blumenglas hinstellte, und vermuthlich auch den abgerichteten Vogel hineinschob? Fabian selber? Es ist nicht wahrscheinlich. Der ehrliche Junge wird nicht vergessen haben, daß ihm das Haus im Moos Tag und Nacht offen stehe. Wer könnt' es aber gewesen sein? Und wer ist der alte Mann im schwarzen Sammetbaret und köstlichen Leibpelz, mit der dicken Schramme über die Wange, welcher von Seon einem Landmädchen Kleinode schickt, die einer Königin anständig sein würden, und deren Werth weit über alle Vorstellung geht, die du dir davon machen kannst? Warum will man dich von mir hinweg zu deinem Taufpathen gen Aarau locken? Hast du keine Vermuthung, Fanely?“

„In der That,“ antwortete Epiphanie, „ich könnte leichter errathen, was über den Sternen oder unter der Erde vorgeht, als warum man sich von so verschiedenen Seiten mit mir zu schaffen macht. Aber vergiß nicht, es war mein Geburtstag und mit geheimnißvoller Zahl. Kein Anderer, als Fabian, kann der gewesen sein, welcher die Blumen gebracht, und wär' er's nicht gewesen, so war's ... Du weißt es. Du hast es gesehen, du hast es gehört.“

„Wer war's? Doch nicht dein Schrätteli, leichtgläubiges Kind? Etwa der Staar? — Narrentheidinge!“

— Rede nicht so laut! Die Zwerglein haben feines Ohr und, du weißt es ja, Addrich, sie

hören nicht gern, wenn von ihnen gesagt wird, wie sie einem Vogel in etwas gleichen.

„Mit den breiten Gänsefüßen, die sie haben sollen?“

— O, daß du doch das aussprechen mußt! rief Epiphanie heftig zugleich und schüchtern: Erzürne sie nicht. Sie sind gute Geschöpfe Gottes. Brechen wir ab davon.

„Wirklich, du sprichst Wahrheit, Fanely, es sind gute Geschöpfe. Ich fürchte sie auch gar nicht; die Menschen hingegen desto mehr. Das ist klar, es arbeiten Tücke wider mich. Dir wird nachgefragt und nachgestellt; aber mir ist's gemünzt. Vorzeiten waren die Menschen nicht des Paradieses werth; heutiges Tages sind sie so schlecht, daß sie nicht einmal den Aufwand einer Sündfluth verdienen, um vertilgt zu werden. Der Schöpfer läßt sie mit den übrigen Bestien gehen und sich einander zerreissen.“

— Pfui, Addrich! Machst mir immerdar eitle Angst, dir eitle Plage, und hintennach gibt es doch unter den Menschen so viele schöne Ausnahmen.

„Nun ja, Narren, oder Kinder, die das Himmelreich hinter dem Hag finden, wo sie mit heiligen Engeln spielen, und wären es auch Zaunpfähle.“

— Addrich, glaub' es, wer Engeln gern begegnen will, dem begegnen sie gern. Deine fromme Tochter stelle ohne Furcht zu den Engeln; und ich will werden, wie Leonore.

„Dann stirb. Selig sind die Todten!“ Hier schwieg der Alte, und neigte sein verfinstertes Antlitz auf die Brust. Bald aber richtete er sich wieder auf und sagte mit fester Stimme: „Hast du das arme Lorely lieb?“

— Von Herzen, wie eine Schwester lieb.

„So gib mir dein Versprechen: verlasse die Sterbende nicht! Ich muß eine Reise thun. Es beut sich Anlaß zu einer mächtigen Zerstreuung. Ich muß mich zerstreuen, oder wahnsinnig werden. Wie lang' ich, oder wie weit ich mich von hier entferne, läßt sich nicht voraussagen. Meine Tochter ist mir schon gestorben, wenn sie auch noch athmet. Bleib' ihr treu, Epiphanie. Es kann ihr keine weichere Hand die müden Augen zudrücken, die sich nach dem ewigen Schlaf sehnen, als deine schwesterliche Hand.“

— Ich werde Leonoren gewiß nicht verlassen, Oheim.

„Man will dich aus diesem Hause und vom Bette deiner Schwester reissen. Beruhige mich, Epiphanie. Lege deine Hand in meine Hand zum Gelübde vor Gott und seinen Engeln all', daß du unter keiner Bedingung, und aller List oder Gewalt zum Trotz, dies Haus nicht verlässest, bis Leonore deiner Pflege nicht mehr bedarf.“

— Hier die Hand, Addrich.

„Gib die Hand nicht, ohne freie, feste Zustimmung deines innersten Willens. Dein Gelübde wird zum Eide, und dein Wort dringt durch die Wolken. Das gebrochene Wort wird dir zur gebrochenen Seligkeit.

— Hier die Hand, Addrich.

„Erinnere dich, Epiphanie, du bist meine Erbin, wenn es Leonore nicht mehr sein kann. Ich habe Alles für den Fall angeordnet. Du kannst der Zukunft kummerlos entgegenblicken.“

— Ich habe sie noch nicht gefürchtet, Addrich. Ich weiß wohl, die Zukunft steht im treuen Bund mit der Vergangenheit; wem die Vergangenheit im Rücken nachschilt, dem droht die Zukunft ins Gesicht entgegen.

„Hauptmann Renold wird dein Beschützer werden, wenn ich's nicht mehr sein soll. Er ist ein schöner Mann, du wirst's gestehen; er ist beherzt und brav dazu, und nicht ohne Vermögen. Etwas eitel, eingebildet, prahlhaft, geziert, auch wohl auffahrend und soldatisch-frech, — nun, du kennst ihn, Fanely. Aber er brennt für dich in Liebe; und das härteste Eisen, wenn es glühend ist, wird weich, daß es sich biegen und zu Stecknadeln für Weiberputz machen läßt. Ich hab' ihm vorläufig deine Hand versprochen.“

— Meine Hand? Sein Weib zu werden? Du hast übel gethan. Ich verabscheue ihn und kann dir nicht gehorchen Denn ...

„Hoffst du auf Fabian ab der Almen?“ unterbrach sie mißmuthig der Alte: „Er denkt nicht daran. Er hat dich nie von mir begehrt.“

— Zum Weibe? Wie sprichst du, Addrich? Der Bruder seine Schwester!

„Er ist dir nicht verwandter, als der große Mogul.“

— Bin ich darum minder seine Schwester? Wir sind, glaub' es mir, Geschwister vom ersten Kinderspiel an, dessen ich mich erinnere. Wir haben nur einerlei Gedanken, nur einerlei Willen, nur einerlei Erinnerung, nur einerlei Hoffnung, und können nicht anders. Er ist Ich, ich bin Er. Wir sind wahrlich eine einzige Seele in zween Körpern. Gott hat uns in zwei Hälften getrennt; er aber ist offenbar die bessere.

Addrich strich ihr lächelnd mit der Hand über die Augen, die ihn zu der treuherzigen und lebhaften Versicherung eben so lebhaft und treuherzig anblickten. „Bist noch vollkommenes Kind, Fanely!“ sagte er: „Man sollt' Euch aber wirklich für Bruder und Schwester halten, wenn ihr beisammen seid: so wenig macht ihr euch dann mit einander zu schaffen.

— Was sollen sich die verbundenen Hälften um einander kümmern? Dann sind sie ruhig, dann eins. Aber wenn sie getrennt leben müssen, vergehen sie in Schmerz und Sehnsucht nach sich, weil sie nur halbes Leben haben. Immer suchen sich ihre Gedanken auf, und fliegen ihre Wünsche einander nach.

„Indessen, Fanely, schien dir Hauptmann Renold doch nicht so ganz verhaßt zu sein, wie du dir nun Ansehen geben möchtest. Sei offen gegen mich. Ich weiß mehr, als du vielleicht

vermutheſt. Deine Verlegenheiten, dein Erröthen, dein zerſtreutes, vergeßliches Weſen, wenn er mit dir iſt, — Nichts iſt mir entgangen. Ich könnte noch mehr ſagen. Liebe plaudert aus den Augen und dringt durch den Handſchuh.“

— Du haſt dich betrogen. Vor Gideon flöh' ich ins Grab!

„Nun doch, ja, ihr hattet, merk' ich, Händel mit einander. Liebe will gezankt haben.“

— Liebe! rief Epiphanie mit Empörung ihres ganzen Weſens und unverſtelltem Grauſen: Nenne das ja nicht Liebe, Addrich, es wäre eine wahre Läſterung des Heiligen! O, wenn das iſt, ſo habe ich nie meinen Vater, habe den guten Fabian nie, habe keinen Menſchen noch lieb gehabt. Es iſt das nicht Liebe, es iſt Sinnenblendung, Seelenbrand, fieberhaftes Betrübtwerden, böſe Gluth, die Mark und Gebein durchzieht. Hüte dich vor Gideon, er geht mit verbotenen Künſten um. Er kann, wie ich mich ſträube, mich an ſich ziehen; er kann meinen Willen nach Gefallen bannen und mich zum Eigenthum machen, wie er will. Aber durch die Verwirrung meines Gemüths ſchreiet dann eine Stimme, die Stimme meines Schutzgeiſtes: Es iſt Sünde, es iſt Sünde!

„Rede deutlicher, Mädchen. Ich verſtehe dich nicht.“

— Haſt du noch nie gehört, wie boshafte Geſellen durch Liebestränke, durch einen Biſſen Brodes, den ſie unterm Arm getragen, oder andere gottloſe Zaubermittel eine Jungfrau um den Verſtand bringen und von ſich abhängig machen können, wie einen Hund, daß die Beherte in Schlaf und Wachen keine Ruhe findet und an einem innern Brand ſterben muß?

„Aus wie viel hundert Altenweiberſtuben haſt du doch deine närriſche Weisheit zuſammengeſchleppt! Entſchlage dich des Wuſtes. Ein ſchönes Haus muß kein Lumpen-Magazin ſein, und ein geſunder, frommer Sinn, wie der deine, nicht vor dem Gerümpel des Aberglaubens Schildwacht ſtehen.“

Indem er dies mit Unwillen und Lachen ſagte, ließ ſich an der Thür leiſes Pochen hören. Er ging, nachzuſehen. Aenneli ſtand drauſſen und ſprach: „Mir graut, mit Leonoren allein zu ſein. Sie redet wunderlich aus dem Schlaf hervor. Darf Fania nicht neben mir wachen?“

Addrichs Miene ſchrumpfte plötzlich wieder düſter zuſammen. Er winkte Epiphanien. Sie gingen insgeſammt zur Kranken.

19.

Schwanengeſänge.

Die beiden Mädchen ſchwebten ſo leiſe, wie ihre Schatten, in Leonorens Gemach voran. Der Alte ließ die dickgeſohlten Nagelſchuhe vor der Thür. Von dem Tiſchlein am Bett goß die brennende Lampe durch das Zimmer bleichgelbe Strahlen. Die Mädchen ſetzten ſich in einen Winkel eng zuſammen, als wollten ſie einander durch größere Nähe ſtärkern Muth machen, und flüſterten ſich Unhörbares. Addrich trat zum Bett. Das Erheben ſeiner breiten Bruſt und der Achſeln verrieth die Tiefe eines Seufzers, während deſſen er den großblumigen Bettumhang ſanft zurückſtreifte, der das Antlitz ſeiner Tochter verſchattete.

Da lag ſie mit geſchloſſenen Augen, wie ein Gebilde von Alabaſterſtein, auf welches ein mattröthendes Licht fällt. Sie athmete ſichtbar, aber die ſtarre Ruhe ihrer ſchönen Züge verkündete den Bruch des Geiſtes mit einem Leben, aus dem ihn nichts mehr anſprach und rührte. Als wäre die Welt von jeher für dieſe Augen luſt- und lichtlos, und für dieſe Ohren von jeher ſtumm geweſen: ſo gleichgültig und abgeſchloſſen war jede der eingeſunkenen, unbeweglichen Mienen.

Addrich zog ſich gegen ein Fenſter zurück, ſtützte die Arme auf das Geſims und legte ſein Geſicht in die flachen Hände. Es herrſchte lange, ſchauerliche Stille, als wäre mit Leonoren alles Leben auf Erden vergangen. Die beiden Mädchen ſaßen, mit auf die Bruſt geſenkten Häuptern und gefalteten Händen, in betender Stellung. Von Zeit zu Zeit machte Eine oder die Andere durch Bewegung ein leiſes Geräuſch, wie aus Sehnſucht nach einem Laut oder aus Furcht vor allgemeiner Verſtummung; aber Beide fuhren erſchrocken vor dem Rauſchen ihres eigenen Gewandes und dem Girren ihres Seſſel zuſammen.

Faſt eine Viertelſtunde mochte dieſer peinliche Zuſtand gewährt haben, als Aenneli und Epiphanie zugleich horchend die Köpfe aufſtreckten. Denn ſie vernahmen vom Bett her die Lippen der Kranken flüſtern. Epiphanie eilte dahin und legte ihr Ohr an die Lippen, wandte ſich aber gelaſſen und ernſt wieder zu ihrem Platz und ſagte zu der Geſellſchafterin leiſe: „Sie fällt gewiß in ihren Geſang!“

Es ſcheint, daß Addrichs Tochter das Opfer einer jener Krankheiten werden mußte, welche noch heutiges Tages durch ihre wunderhaften Erſcheinungen den Verſtand der Zuſchauer in Erſtaunen, und die Kunſt der Aerzte in Verzweiflung ſtürzen. Das alte Griechenland dankte denſelben Götterſprüche aus dem Munde der Prieſterinnen Apollons und Jupiters; aber die an den Waſſerflüſſen Babylons entarteten Kinder Iſraels erkannten in demſelben nur Schelmenſtreiche des Satanas. Weil die Chriſten den jüdiſchen Sauerteig für unerläßlichen Zuſatz zum reinen Brode des Lebens hielten, mußte ſich auch Addrichs Tochter gefallen laſſen, im Volk als eine vom böſen Geiſt Beſeſſene zu gelten. Die Sagen, welche über Addrich umher gingen, ſchienen dies noch ſtärker, als die muthloſen Verzichtleiſtungen der Aerzte zu bekräftigen, die der Vater weit umher vergebens angerufen hatte. Würde Addrich, nachdem er ſich von den Prieſtern Aesculaps verlaſſen ſah, die ehrwürdigen Väter Kapuziner eines benachbarten Kloſters zu Hilfe gerufen haben, um

den Teufel zu beschwören, so wäre er vielleicht zu Stadt und Land wieder in den guten Ruf gekommen, Religion zu besitzen. Er aber hatte dies Mittel verschmäht, nicht eben weil er zur Kirche Zwingli's gehörte, denn solchen Glauben bewahren auch viele evangelische Bauern im Gebirg noch heute, wie damals, als geheimen Glaubensartikel. Aber Addrich schien von Grund aus ein arger Freigeist zu sein. So blieb denn die unglückliche Eleonore in der Meinung des großen Haufens als eine Besessene verloren, während sie doch im väterlichen Hause für einen Engel gehalten ward, der zuweilen Ueberirdisches auszuplaudern, oder wenigstens nichts Geringeres zu sein schien, als einst Priams weissagende Tochter Cassandra dem Alterthum.

Ihr anfänglich leises Geflüster mit den Lippen hatte, wie dies bei ihr in der Krankheit zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehörte, nach und nach Ton gewonnen. Dieser erklang so leise, daß an ihn kaum deutlich vernahm. Gleich sanftbe-
führten Glocken einer Harmonika, deren anfangs kaum erkennbarer Laut unter dem steigenden Druck des Fingers unmerklich stärker bis zum Nervenerschüttern anschwillt: so wurde die Stimme der Schläferin allmälig zu einem milde zwischen den Lippen sumsenden Gesang, eine Weile unverständlich, zuletzt heller und deutlicher, mit bestimmt gegliederten Tönen und Worten.

Die Todesstille der mitternächtlichen Stunde, und die falbe Beleuchtung aller Geräthe oder Verzierungen des Zimmers vom ruhigen Lampenschein, vermehrten das Grausenhafte eines Gesanges, der sich unwillkührlich aus der Brust der Schlummernden hervorzureissen schien. Die Stimme war unaussprechlich weich und süß, wie ein zartgebauchter Flötenton, aber die Sangweise schwermüthig und einförmig.

Man verstand endlich folgende Worte:

Am Himmel schweben Fahnen,
Am Himmel, blau und weiß,
Sie schweben lange Bahnen
Herab zur grünen Reuß.

Aar schüttelt breite Schwingen
Vom Felsenhorst, der Aar.
Er kreist in großen Ringen.
Aar sucht die Leichenschaar.

Wo soll ich Alle finden,
Die mich so reu'n und freu'n?
Sie geh'n in Schattengründen
Die feuerrothen Reih'n.

Sie zieh'n den rothen Bogen,
Ihn bricht das böse Glück.
Vor geh'n nun Feuerwoagen,
Ein Blutstrom geht zurück.

Die letzten Silben erstarben fast, ehe sie den Weg zu den Ohren der Horchenden zurückgelegt hatten; die folgenden blieben ganz unverstanden, die Töne selbst wurden endlich immer matter, bis sie sich in das stille Gelispel der Lippen wieder auflöseten, mit dem sie begonnen worden waren.

Addrich, der anfangs den Kopf mit gespannten Mienen, voller Aufmerksamkeit, gegen die Schläferin gedreht hatte, zog sich in seinen Winkel zurück, und sinnend, mit verschränkten Armen, wiederholte er in Gedanken mehrmals die Worte, welche eine trübe Abspieglung von Traumbildern zu sein schienen, die der Kranken vorschwebten. Allein er fand darin weder innern Zusammenhang, noch Anfang und Ende. Er wollte sich des Liedes entschlagen, nur die schaurig-süße Stimme sang ihm fort und fort durch's Ohr.

Aenneli flüsterte ihrer Nachbarin seitwärts zu: „Hast du Alles verstanden? Sie redete von Krieg und Blutvergiessen. Wenn die Todten singen, steht der Welt großer Jammer vor; und ist Lorely nicht eine wahre Todesbraut? Man spricht davon, daß hunderttausend Soldaten ins Land gedrungen sind. Unser Volk ist im Aufstand, heißt es, und will Krieg. Gott sei uns gnädig! Im Krieg thut jeder, was er will.„

„Sei still!„ erwiederte Epiphanie: „Vielleicht vernehmen wir mehr. Der Krieg muß nicht erst kommen. Er ist schon da. Aber quäle deine Seele nicht mit fruchtlosen Besorgnissen, bete lieber. Ich sage dir, wer recht freudig beten kann, der kann recht freudig sterben. Was hast du mehr von dieser armen Welt, als ich? Bist du nicht eine Waise, vater- und mutterlos, wie ich? Darum bereite dich zu Allem. Kein Unheil bricht über die Menschen herein ohne himmlische Warnung. Daran erkennen wir die Barmherzigkeit Gottes! Denk' an die Ruthe des Kometen neulich im Christmond!„

„Daran denk' ich freilich oft,„ antwortete Aenneli, „aber ich wollte, ich dächte nicht daran und wüßte nichts. Dann hätt' ich keine Bangigkeiten, eh' noch das Uebel da wäre. Die Noth wäre nur halbe Noth, ohne Angst.„

„Kind!„ flüsterte Epiphanie zurück: „man entschüttet sich der Angst sicherlich durch Nichtwissen; aber besser noch durch Alleswissen; und Christum lieb haben ist noch besser, als Alleswissen. Bete, dann bist du mit Gott, und siehst nur das Ewige. Was kann Krieg verwüsten? was Sturm und Erdbeben? Vergängliche Gebäude von Staub. Was denn Tod? Nichts als das vergängliche Gehäuse unsrer Seele, das von Staub ist.„

„Still!„ sagte Aenneli, indem sie horchend den Zeigefinger in die Höhe hob und mit den Augen zum Bett hinüberlauschte.

Wirklich ließ sich abermals das leise Gelispel hören von Eleonorens Lippen, das nach mehrern Minuten Ton, Gesang und Worte wurde. Derselbe stilldurchdringende, süße Klang der Kehle, wie vorher; dieselbe wehmuthsschwere, einförmige Sangweise. Man unterschied folgende Worte:

Vom rosinfarbnen Munde
Erlischt die Lebensgluth.
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.

Zu spät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrem Schilfe,
Sein Kissen ist der Stein.

Aus ist dein Licht geblasen,
Mit aller Hoffnung aus.
Das Kind deckt dir der Rasen,
Die Asche dir das Haus.

Auf ewig zog von hinnen,
Was je dein Herz gesucht.
Mußt finden und gewinnen,
Was deine Lippe flucht.

Ruft dich der Freudenbote
Zum freudenreichen Rhein,
Grüßt dich der fromme Todte:
Du kehrst bei Keinem ein.

Was ringest du die Hände
Hoch auf des Berges Rand?
Schwarz ist des Abgrunds Ende,
Schroff ist die Felsenwand.

Nach dem letzten Worte stieß die Singende einen kurzen, aber so gellenden Schrei aus, daß alle mit Entsetzen zusammenfuhren und aufsprangen. Selbst Addrich ward vom Schreck bleich. Sie nahten sich insgesammt dem Bette mit ängstlicher Hastigkeit.

Eleonore lag, wie vorher, schlafend da, aber über ihr Gesicht war ein warmes Roth, wie milder Glanz, verbreitet. Sie that einen langen, tiefen Seufzer, und ihre Mienen verklärten sich darauf in unaussprechlich angenehmes Lächeln. Es war das Lächeln des Entzückens, dem Siegeslächeln einer vom Irdischen losgebundenen Seele ähnlich, welches sie im Augenblick des Todes noch in Wangen und Lippen des Leichnams eindrückt und da zurückläßt. Ihr schwaches, aber regelmäßiges Athmen verkündete indessen bald, daß sie aus dem ungewöhnlichen Zustande in einen natürlichen Schlaf übergegangen sei.

Dieser Anblick beruhigte die Erschrockenen. Man kannte den wechselnden Gang der Krankheitserscheinungen. Mitternacht war vorüber. Epiphanie erbot sich, bis zum Morgen zu wachen, Addrich und Aenneli entfernten sich getrösteter.

20.

Das Wirthshaus in Gränichen.

Der graue Tagesglanz ging schon durch die kleinen Rundscheiben des Doppelfensters, und erhellte das Krankenzimmer mit blasser Klarheit, in welcher das rothe Lampenflämmlein ganz scheinlos ward, als Epiphanie zitternd zusammenfuhr. Sie fühlte eine fremde Hand über ihr Gesicht gehen, da sie eben von einem Schlummer bei ihrer nächtlichen Arbeit am Spinnrade überrascht worden war. Vor ihr aber stand ihr Oheim reisefertig; an der Seite ein Schwert; im breiten Ledergürtel über den weiten Pluderhosen zwo glänzende Radpistolen, halb verdeckt vom grauen, gesteppten Wamms.

Nachdem er vernommen, daß Eleonore mehrere Stunden gewacht und einige Erquickungen genommen habe, küßte er Epiphaniens Stirn, erinnerte sie ihres gestrigen Gelübdes, und verhieß, käm' er nicht selber zurück, zeitweise Nachrichten zu senden.

„Addrich," sagte seine Nichte, „du gehst böse Wege, Wege des Blutes!"

— Kind, der Weg des Rechts in dieser verwilderten Welt ist ein Wald- und kein Gartenweg. Es müssen von Zeit zu Zeit rechtschaffene Männer zusammenstehen und durch Dickicht und Gedörne bahnen.

„Addrich, hast du die Weissagungen dieser Nacht vergessen? Es waren Schwanengesänge voll Bedeutsamkeit."

— Wohl Schwanengesänge! seufzte der Alte: Vielleicht die letzten Töne dieses schönen, sterbenden Schwanes, die ich hörte. Willst du mein Joseph sein und mir die Träume deuten, aus denen Lorely sang?

„Auf Freudenzeit und Lust deutete die Trauerstimme gewiß nicht."

— Du hast Recht. Ich erwarte keine Lust mehr unterm Himmel; ich möchte sie nur noch Andern bereiten helfen. Leb wohl, laß dir nicht grauen! Du bist wohlbewacht. Versüße meinem Kinde die letzten Tropfen im Lebenskelch mit dem Honig deiner Liebe.

Er reichte ihr die Hand zum Abschiede, beugte sich dann über seine schlummernde Tochter, küßte leise ihre bleiche, eingesunkene Wange und ging eilig davon. Drunten gab er den versammelten Knechten und Mägden noch einzelne Worte. Die Hunde bellten fröhlich und sprangen an ihm auf. Er stieß sie zurück und ging einsam das Thal; längs dem Waldgebüsch, abwärts.

Es war Sonntagsfrühe. Hin und wieder scholl von entfernten Kirchen Geläute der Glocken. Aber das rief nicht zur Andacht, sondern zum Landsturm. Zuweilen vernahm das Ohr dumpfen Trommelschlag und Pfeifenblasen. Wie Addrich durch die Teufenthaler Hütten ging, erblickte er nur einige Weiber. „Unsere Mannschaft ist schon vor Tagesanbruch fortgezogen!" riefen sie ihm zu: „Segn' Euch Gott, und bringet gute Beute!" Sobald er, unter dem altverfallenen Felsenschloß der Trostburg vorüber, ins offene Kulmerthal trat, blitzten da und dort im Strahl der Sonne, die aus falben Wolken drang, hinter entlegenen Gebüschen Waffen, die nach derselben Richtung, wie er, zogen. Hinter ihm ließ sich deutlicher aus der Ferne Trommel- und Pfeifenspiel hören. Er sah einen Haufen bewaffneten Volks mit Fähnlein am Dorfe Kulm. Verschlossen und todt lag zu seiner Rechten die Burg Liebegg auf dem Vorsprung des Berges. Wie ihres längern Daseins ungewiß, oder als fürchtete sie die zerstörende Wuth empörter Unterthanen, schien sie sich in die Nacht der anstoßenden Tannenwaldungen vergraben zu wollen.

Addrich schritt gedankenvoll und eilends über die Ebene hinweg bis Gränichen, am Ausgang des Kulmerthals. Schon von weitem war ihm wil-

des Geschrei, Getümmel, Jauchzen, Rufen und Lärmen entgegengedrungen. Das Dorf wimmelte von bewaffneten Bauern. Hier schwang Einer die Fahne seiner Schützenschaft, dort wurden verworrene Haufen in Reihen geordnet; Andere säuberten ihre Handbüchsen, Andere wetzten verrostete Säbel. Einige berathschlagten ernst; Andere tranken einander aus Feldflaschen zu; Andere fochten spielsweise zusammen. Das dichteste und bunteste Gedränge aber war vor dem Wirthshause, einem Bienenkorbe gleich, dessen Schwarm stoßen will. Addrich, der in dem Hause die Anführer der Haufen oder die Vorsteher der Gemeinden vermuthete, gelangte nicht ohne Mühe durch das Gewühl der Kommenden und Gehenden, in eine der menschenvollen Wirthsstuben.

„Wo sind die Hauptleute?“ fragte er die Nächsten von den Umstehenden. Aber keiner derselben achtete seines Wortes.

„Vermaledeites Haus, das keinen Schluck Branntwein gibt!“ schrie der Eine: „Ich breche dem Lump von Wirth das Genick, wenn ich ihn finde!“

„Halt's Maul, Balz!“ rief ihm lachend ein Anderer zu: „Es ist wahrlich bis Aarau nur eine Stunde Wegs. Da sauf dich satt; du mußt mehr als genug haben. Wir zapfen selbst Wein aus den Fässern, zahlen mit „Vergelt's Gott!“ und wischen den Rüssel mit dem Aermel ab. Ich denke, wir wol[illegible] mal unsere Schulden tilgen, und schauen, wo die Landleute ihr Geld und Silbergeschirr haben.

„Pa[illegible] hinaus, Leute!“ brüllte ein Dritter, der aus dem Gedränge hervortrat: „Ich bin der Trüllmeister von Rynach, daß Ihr's wisset. Stellet Euch draussen in Reih' und Glied, ich werd' Euch mustern.“

„Was hast du zu kommandiren!“ erwiederte ein struppiger, untersetzter Kerl: „Pack dich von hinnen, oder ich setze dir die Schuhsohle an den Magen. Mit dem Kommandiren ist's aus. Wir freie Schweizer wollen keine Obrigkeit. Dafür sind wir gekommen!“

„Ganz recht!“ erwiederte der Trüllmeister, der die Befehlshabermiene schnell in eine altklugfreundliche verwandelte, und mit angenommener Leutseligkeit dem Widerspenstigen auf die Achsel klopfte: „Vollkommen recht! Aber Ordnung muß doch in der Welt einmal sein. Ohne Befehl und Gehorsam geht Haus und Land unter; besteht keine Wirthschaft.“

„Wenns um Gehorsam zu thun wäre,“ erwiederte der Struppkopf, „wären wir nach Mahnung des Herrn Pfarrers daheim geblieben, und hätten Schultheiß, Rath und Bürger zu Bern am Platz gelassen. Jetzt aber sind wir einmal Meister und hat uns Keiner zu gebieten; am wenigsten soll ein Kerl, wie du, der mit Haut und Haar um sechs Kreuzer zu theuer ist, unser neuer Landvogt sein. Koth und Unflath hangen gern zusammen, und der Trüllmeister meint, er sei ein Stück Schultheiß.“

Addrich, sobald er im Gewühl der Leute eine Lücke vor sich wahrnahm, mochte das Gespräch nicht länger hören, sondern drängte gegen das Innere des Zimmers durch. Er wurde bald wieder von einem Haufen eingedämmt, der einen der Tische umringte und seine Aufmerksamkeit einem fremden jungen Menschen zuwandte. Dieser verzehrte da ganz gemächlich und mit nicht geringer Eßlust seine Morgensuppe, und versuchte dazwischen den vor ihm stehenden Wein, ohne sich um die Zuschauer zu bekümmern. Der Jüngling mochte in der Mitte seiner Zwanziger stehen. Sein feines, fast mädchenhaftes Gesicht, welches noch vom Anflug keiner Leidenschaft Spur wies, mußte Wohlgefallen erregen, und die unerschütterliche Ruhe darin ließ ungewiß, ob das Unschuld, oder die furchtlose Sicherheit sei, die dem Bewußtsein der innern Kraft entstammt. Gescheiteltes, braungoldnes Haar fiel ihm langlockig auf die Schultern nieder, daß er fast einem jugendlichen Johannes glich, wie ihn Maler darzustellen pflegen. Sonderbar, als könne das Alles zu diesem Kopf nicht gehören, und doch gefällig stand dazu der gewaltige Gliederbau des Leibes, die Breite der Schultern, die gewölbte Brust, die Stärke der Hände.

Vermuthlich hatte aber weniger *Gestalt*, als städtische Kleidung des Jünglings die argwöhnische Neugier der Herumstehenden geweckt. Auf dem Tische lag ein braunes Sammetbaret. Ueber den blauen, zurückgeworfenen, kurzen Mantel und das gelbe, viel gestickte Wamms, breitete sich ein feiner, ausgezackter Halskragen vom zartesten Linnen. An den faltenreichen Beinkleidern, wo sie sich eng ums Knie schlossen, fehlten nicht die seidenen Schleifen; auch ein handbreiter, kragenartiger Ansatz ging, nach damaliger Sitte, vermuthlich den Niederländern nachgeahmt, unter dem Knie herum, und eine engere Fortsetzung der Beinkleider bis über die Waden schloß sich daran.

„Benz! ist er nicht taubstumm, so soll er das Maul aufthun. Man muß dem Hafen den Deckel ablüpfen!“ sagte Einer in Addrichs Nachbarschaft.

„Es ist ein Linder *), man schmeckt's ihm ab; thut vornehm, will Herr sein!“ stimmte ein Zweiter ein.

„Ist er ein Linder,“ rief ein Dritter, „so werft ihn zum Fenster hinaus; man muß ihn unter den Kolben härten. Ist er gar ein Stadtspion, so henkt ihn. Man kann ja aus jedem Fürtuch einen Sack, und aus jedem Halstuch eine Galgenschlinge machen.“

„He, Bursch!“ schrie Einer, der zunächst am Tisch stand, dem jungen Menschen zu: „Gib Red

*) Linde hießen in allen bürgerlichen Unruhen der Schweizer die, welche es mit der Obrigkeit hielten; Harte diejenigen, welche die aufständische Gegenpartei ausmachten.

und Antwort. Wir begehren zu wissen, von wannen und wohin? Wie, wo und wann? Rede!"

Der junge Mensch sah ruhig auf und antwortete: "Gut, ich rede wie, wo und wann's mir beliebt."

"Du Milchbart, meinst, der erste April sei vor der Thür? erwiederte der Frager: "Ich mag des Narren Narr nicht sein und kann deiner Zunge wohl Beine machen."

"Frage klüger, so antwort' ich gescheider!" entgegnete der junge Mensch und goß sich den letzten Wein ins Glas: "Gelt, du möchtest erfahren, ob ich von Aarau komme? Ob ich Aufträge habe? Ob ich thalaufwärts will? Hast Alles errathen."

"Zeig, ob du Schriften auf dir hast, denn Sehen geht über Hören!" versetzte der Wortführer: "He, ihr Leute, wer unter euch kann Schrift lesen? Zieht ihn über den Tisch vor. Untersucht den Burschen."

"Legt keine Hand an, Ihr könntet Euch in die Finger stechen!" sagte der Jüngling, setzte das Baret auf, und erhob sich von der Bank.

Erst jetzt konnte ihn auch Addrich erblicken. "Halt, ihr Mannen!" rief dieser und drängte sich zum Tisch: "Keine Uebereilung! Es ist Fabian ab der Almen, Einer von den Unsrigen, darauf verlaßt Euch, der uns bald unentbehrlich sein wird. Denn er soll Arzt und Wundarzt bei unserm Heer sein. Es wird nicht an Arbeit fehlen, zerschossene Beine und zerbrochene Köpfe wieder zusammenzuflicken."

"Laßt ihn in Frieden! laßt ihn!" riefen jetzt Mehrere: "Der Mooser kennt ihn. Das ist genug. Wir müssen einen Doktor haben!"

Der Jüngling reichte freundlich dem Addrich die Hand zum Gruß über den Tisch und sagte zu den Bauern: "Ihr Leute, wüßt' ich's nicht voraus, es sei einerlei, ob ich zu Euch spreche, oder zum tauben Ohr eines Waldbaches, der über die Felder ausbricht, so würd' ich rathen, auf meine Kunst am wenigsten zu rechnen, sondern lieber auf der Stelle gegen die künftigen Hieb-, Schuß- und Stichwunden das einzige und wahre Schutzmittel zu suchen!"

Addrich, der Fabians Hand noch in der seinigen hielt, zog ihn bei derselben zu sich über den Tisch, unzufrieden über die Rede des Jünglings, die neuen Lärmen erregen konnte.

"Sappermost!" schrie ein langer Kerl, dem ein gewaltiger Schnauzbart und ein paar Narben fürchterliches Ansehen gaben: "Mich soll der Moloch in zehntausend Stücke vor euern Augen zerfetzen, wenn der Kamerad nicht Recht hat. So lang' ich meine Gemskugel im französischen Regiment auf mir trug, mochte keine Batterie mir etwas anhaben. Meine Haut blieb glatt, wie ein Jungferngesicht, obschon Hut und Rock von den Musketenkugeln, wie ein Sieb, durchlöchert wurden. Drei Tage vor der Schlacht bei Rocroy verlor ich aber den Haarballen des Gemsmagens. Es sind nun zehn Jahre, da zerhackten mich die spanischen Säbel, wie einen Krautkopf. Seht nur her! Schutzmittel gehen über Heilmittel, das ist keine Frage. Ob man mir den aufgeschlitzten Bauch zunähen, oder ein Pflaster vor das Loch kleben kann, das die Kugel schlug, ist verdammt schlechter Trost. Wir haben jetzt aber den rechten Mann unter uns. Mooser, versorg' uns Alle wohl! Wir wissen, du bist der Rechte. Du kannst es!"

Sämmtliche Anwesende richteten schweigend ihre Blicke mit Neugier und zum Theil heimlichem Grausen auf Addrich, der Allen, wenn nicht von Person, doch durch Namen und Gerücht bekannt war.

Mit düster zusammengerunzeltem Gesicht erwiederte Addrich dem neuen Redner von der Seite: "Ich verstehe dein Gedollmetsch nicht."

"Alle hunderttausend Teufel, Mooser, verstelle dich nicht!" schrie der abgedankte Soldat: "Wir kennen dich wohl. Du kannst, wenn's sein muß, auf dem Mantel fahren, wie in einem Segelschiff; weißt die Passauer Kunst meisterlich zu praktiziren, daß man in Scharmützeln oder Treffen gefroren und ganz eisenfest gegen den Hieb steht, selbst wenn der Degen vorher in warmes Brod gesteckt worden, oder vom Stichblatt bis zur Spitze ganz vergüldet gewesen wären. Oder lehre uns nur — das kannst du gar wohl — vierundzwanzig Stunden vorm tödtlichen Gewehr sicher zu bleiben. Das ist ein Kapitalstück vor Schlachten! Täglich drei freie Schüsse zu haben, daß, ohne zu zielen, die Kugel läuft, wohin man denkt, wär' auch nicht zu verschmähen."

Addrich unterbrach den Schwätzer, indem er rasch, wie im Zorn, gegen ihn fuhr, die Hand erhob und mit bedeutungsvollem Ton rief: "Schweig! Davon zu anderer Zeit, du alter Stocknarr! Solche Dinge werden nicht in offener Landsgemeinde abgethan."

Der Soldat verbeugte sich mit halbem Leibe sehr ernsthaft gegen Addrich, ohne ein Wort zu sagen; aber seine Geberde verrieth Pfiffigkeit, und daß er den Wink wohl begriffen habe. Indessen wandte sich Addrich wieder zu Fabian mit der Frage: "Wohin eigentlich willst du?"

"Mein Weg war zu dir ins Moos!" sagte der Jüngling.

"So hab' ich ihn dir um die Hälfte verkürzt!" versetzte Addrich: "Begleite mich gen Aarau. Wir wollen dahin, ehe der ganze Zug geht, voraus." Mit diesen Worten begaben sich Beide durch das Menschengedränge aus dem Zimmer. Die Leute wichen, geräumige Gasse bildend, scheu zurück, und sahen dem alten, finstern Schwarzkünstler aufmerksam nach, indem Einige dabei den Kopf schüttelten, Andere mit den Fingern verlegen hinterm Ohr kratzten, wieder Andere sich gegenseitig bedenklich zunickten.

21.

Die Unterredung im Gönhard.

Unterdessen das Gespräch im Wirthshaus von Gränichen über die beiden Abgegangenen fortgesetzt wurde, wanderten diese zum Dorfe hinaus durch die feuchten Wiesen gen Suhr. Man gewahrte waffentragende Bauern einzeln und truppweise überall in Bewegung. Jedoch achteten die Zwei wenig darauf, denn sie waren mit Gesprächen und Gedanken allzureich beschäftigt. Addrich, durch Erfahrung und Alter berechnender, als der Jüngling, verschob seine wichtigern Fragen und Angelegenheiten auf das letzte, während hingeg dieser das zuerst brachte, was zu erfahren ihn am heftigsten drängte. Sobald man zuerst Eleonorens Krankheit verhandelt hatte, sagte Fabian: „Also hat deine Nichte gestern keinen fröhlichen Geburtstag gefeiert?“

„Allerdings. Es fehlte nicht an Geschenk vom Morgen bis zum Abend; Blumen, zum Be spiel, und ein plaudernder Staar, der aber wieder davon flog ...“

— Und nicht wieder gefangen? rach ihn schnell Fabian.

„Deine Schuld. Da kamst zu H e wie ein Dieb in der Nacht, nur Unterschiede, daß du nich, nahm bra est. Aber meinen treuen Hun hattest du dten müssen.“

— Also ward ich vom Renold erkannt? Er hetzte die Bestie. Ich mußte mich meines Leibes und Lebens wehren.

„Deine Schuld! Wenn du das Sonnenlicht scheust, poch' an in der Nacht; dir wird im Moos aufgethan.“

— Ich konnte nicht verweilen. Gestern sollt' ich vor Tagesanbruch schon in Aarau sein; dafür hatt' ich das Ehrenwort zum Pfand eingesetzt. Der Sprung über ein paar Berge war geringer Umweg für Epiphaniens Geburtstag. Und dazu der verlobte Bräutigam im Hause, der noch nie mein Freund gewesen! Also in der That, Addrich, sie ist Renolds Braut?

„Ihm erst halb und halb anverlobt.“

— Mög' er ihr wenigstens den halben Himmel zutragen, den sie ihm ganz gibt. Ich kenn' ihn nicht recht, diesen Renold. Aber Epiphanie liebt ihn. Sie ist mit ihm in die Einsamkeit der Berge gewandelt, wie ehemals mit mir, ohne an seiner Seite den schneidenden Wind der Höhen zu empfinden; in die Verborgenheit der winterlichen Gebüsche, die seine Gegenwart ihr zum Frühlingsgarten verwandelte; er hielt die Heilige an seiner Brust.... O ich weiß Alles! Alles hab' ich erfahren, Alles! Ihre Liebe entsündigt und adelt Jeden vor Erd' und Himmel; und wär' er ein Bösewicht gewesen, durch sie wird er rein, wie ein Engel. Ich kenn' ihn nicht genau genug, diesen Renold. Vielleicht lag nur gegen mich in seiner Natur Feindseliges, oder ich sah sein Thun mit den Augen der sich selbst nicht bewußten Antipathie an. Vielleicht würd' ich ihn lieben, wenn ich ein Weib wäre; denn, wahrhaftig, schön ist er. Einem gefälligern Manne bin ich noch nie begegnet. Nur schien er zuweilen allzu geckenhaft-zierlich und fremd, so im Putz seines Leibes, wie in den Kleidern seiner Gedanken, nämlich en gesuchten, Ausländerei treibenden Wor Das aber sind Kleinigkeiten!

„ ich ehrlich, Fabian. Liebtest du vielleicht hanien ernsthaft?“

ich ...? Welche Frage! So lange ich athm er deute mich nicht falsch.

test also keine Absicht auf sie?“

— K ine, als die der Bruder haben kann. Bei ihr ist für mich Alles anders, als bei andern Weibern; aber keines ist ihr zu vergleichen, wenn sie auch alle schöner wären. Bei ihr verstummt Neigung und Begier des Geschlechts. Ich hätte mich der Sünde geschämt, ihre Hand zu begehren. Sie war und ist nicht für mich ein weibliches Wesen, sondern ist und war mein Leib, mein Blut. Hast du je gehört, daß ein Mensch sich selber begehre, ob er gleich nicht aufhört, sich zu lieben? In der That aber gesteh' ich dir, ich find' es an Epiphanien unerklärlich, wie sie einen Gedanken von Verlobung, Hochzeit, Ehestand fassen konnte. Es scheint mir, sie habe sich erniedrigt, entweiht, aus ihrer Natur völlig heraus verirrt. Wie ist's möglich, daß Epiphanie eines Mannes Weib werden mag? Erkläre das!

Ueber Addrichs-Gesicht flog bei diesen Worten ein spöttisches Lächeln. Er versetzte: „Mir scheint's, das Mädchen habe sich erst in die Natur hineingefunden, die sonst jedes Mädchen trägt. Du aber redest, Fabian, wie ein mannhohes dreijähriges Kind. Und wenn ich Epiphanien dir nun zum Weibe geboten hätte?“

— Es wäre eine Frevelei ganz deiner Art gewesen. Jede Andere ist zum Weibe gut. Sprich davon nicht. Du lästerst gern; es steht dir übel.

Dies Gespräch spann sich so lang, als der Weg nach Suhr. Nahe vor dem Dorfe aber wandte sich Addrich mit seinem Begleiter links durch die Wiesen gegen die langen, finstern Waldhügel des Gönhard, um nicht in das Getümmel der Landstürmer zu gerathen, die sich im Dorfe versammelten. Fabian hatte indessen, was er zu wissen wünschen konnte, erfahren: die Sendung des Junkers May von Rued, Epiphanien zu entführen; die Sendung des Weibes von Seon mit den köstlichen Geschenken des Unbekannten, und dem Auftrage desselben, Epiphanien zu bewegen, nach Aarau zu ihrem Pathen zu gehen.

„Nun denn,“ sagte Addrich, als sie einen sandigen Fußweg zwischen den Tannen am Berg hinanstiegen, „die Zeit wird's offenbaren, warum man aller Orten geschäftig wird, mir das Kind zu entreissen.“

— Damit du die Schuldlose nicht in dein trauriges Schicksal niederreissest, Addrich; denn

du wirst für Rädelsführer von diesem Aufstand im Aargau gehalten. Darum war ich auf dem Wege ins Moos. Ich konnt' es nicht, wollt' es nicht glauben. Deine Anwesenheit in der Mitte der Rebellen von Gränichen, deine kriegerische Rüstung, dein Ansehen unter den wilden Menschen dort haben mich nun unglücklicherweise anders belehrt.

„Unglücklicherweise?" rief Addrich erstaunt und betrachtete den Jüngling, ob er scherze: „Woher kömmst du? Aus den Kerkern von Bern? Haben die dir den letzten Funken des Mannsmuthes ausgelöscht, daß du sogar Fürsprecher der schweizerischen Knechtschaft werden willst? Oder haben sie dir so wohlgefallen, daß du deinen gnädigen Herren und Obern dafür dankbar werden willst? Fabian, warst du im Kerker?"

— Ich war's.

„Schuldig oder unschuldig?"

— Schuldig oder unschuldig, wie man's auslegt. Ich sehe darüber hin. Ich lebte in der Gefangenschaft mit dem Staar glücklich, den ich für Epiphanie abrichtete. Dem Thoren kann das Weltall eng, frommem Muth das Gefängniß Weltall werden.

„Ganz gut! Aber die Schande, aber die Schmach!"

— Addrich, das solltest du doch wissen, daß der Marmelstein des Palastes so wenig Ehre, als die salpeterzerfressene Mauer des Kerkers Schande abfärbt.

„Brav, Bursch, da bist du wieder der Alte in deinem Geiste! Warum wurdest du eingesteckt? Wir hörten viele widersprechende Geschichten."

— Nun ist's ein Jahr, da ich einige Wochen in der Heimath war, berief man mich zur kranken Kammermagd des Landvogts, Heilmittel anzuordnen. Als ich vergangenen Herbst abermals in die Heimath kam, ward ich vor Chorgericht gefordert. Das lügnerische Weibsbild hatte mich als Verführer angegeben, sagte es mir sogar frech und weinerlich ins Gesicht; wiederholte es selbst in den Wehen. Der Landvogt, ein hochfahrender, heftiger Mann, der mich meines Widerspruchs wegen auf's Schloß rufen ließ, ward im Wortwechsel so wild, daß er mir ins Gesicht schlug. Da zog ich ihm, zur Vergeltung, in Gegenwart aller Schreiber, Weibel und Amtsboten, eine Maulschelle so derber Gattung unter die Nase durch, daß er fünf Schritte zurücktaumelte. Ich hatte allerdings gegen eine grobe obrigkeitliche Person gefehlt.

„Berner Art! Darauf mußtest du ins Loch wandern, bis dir die Zeit lang ward und du ausbrachst?"

— Nein, Addrich. Das Weibsbild starb an den Folgen seiner Entbindung, und erklärte im Tode meine Unschuld. Der Sohn des Landvogts war ihres Kindes Vater. Die Berner sind gerecht. Der Landvogt selbst ward fortan mein Fürsprecher; ich wurde von aller Strafe und Schuld losgesagt. Der Urheber meiner Gefangenschaft dachte edel genug, selber zu mir ins Gefängniß zu kommen und mir Versöhnung und Freundschaft anzubieten.

„Und diese heuchlerische Milde und Gerechtigkeit, dies schwächliche Kind der Angst vor dem wachgewordenen Grimm und Stolz des Volks hat dich bethört, geblendet, bestochen, geworben für Bern? Weil sich ein armseliger Junker gnädigst herab ließ, einem Ehrenmann, den er mißhandelte, das Unrecht zu gestehen, findest du die Tatzen des Bären weich, die gefühllos ein ganzes Volk in den Staub drücken?"

— So wenig, Addrich, daß ich vielmehr mein am Thunersee neu erkauftes Heimwesen wieder veräussern, der Willkühr entrinnen und ins Land des Markgrafen von Baden ziehen will.

„Warum nicht deinen Arm lieber in diesen Tagen dem Volk gegen den Städterhochmuth leihen?"

— Ich leih' ihn wahrlich der Niederträchtigkeit so wenig, als dem Hochmuth.

„Bursch, achte ein Volk, das für sein Recht in Waffen steht. Auch Verzweiflung kann ehrwürdig sein."

— Wie die Raserei.

„Also leuchtet es deinem Verstand wohl gar ein, daß es sich mit Gerechtigkeit vertrage, wenn selbstsüchtige Hinterlist die uralten Rechtsame der Dorfschaften nach und nach in Zweifel setzt, in den Auskehricht wirft, weil Fäulniß, Moder und Mäuse die Pergamentbriefe zerfressen haben? Ist's Recht, daß die Habgier der Stadt vom Regierergewerbe lebt, Münzwucherei treibt, Amtleute ins Land schickt, die sich, wie Blutigel, am Wohlstand des Volks satt saugen können; gerecht, wenn man den Junker für dasselbe Verbrechen mit einem sauern Seitenblick abstraft, wohl gar entschuldigt, für welches den Bauer Thurm, Ketten, Folter und Galgen erwarten?"

— Nein, Addrich; aber von der andern Seite ist's wohl eben so ungerecht, wenn man das bündische Volk zur Rache gegen Unschuldige und Schuldige hetzt; wenn man, um seine Wäsche zu trocknen, ein Dorf in Brand steckt, und wegen einiger falschen Schritte der Obrigkeit tausendmal falschere macht, welche Land und Leute auf ein Jahrhundert zu Grunde richten. Hütet Euch, Ihr wollt den Kreuzer gewinnen, und werft mit dem Thaler darnach! Dann bereut Ihr den verlorenen Thaler und setzet dafür die Doublone ins Spiel! Ihr kommet nie zu Ende, und setzet zuletzt Alles gegen Alles auf die trügliche Karte.

„Nicht zuletzt, guter Freund, da stehen wir heute schon!" sagte Addrich hämisch lächelnd: „Wir wissen so gut, als du, daß Blut und Geld, welches der Krieg kosten mag, mehr werth sind, als der Widerruf eines bloßen Münzmandats. Aber nun wir einmal am Abrechnen mit der Stadtoberherrlichkeit sind, soll noch anders gerechnet werden. Es ist nicht darum zu thun, daß

die Städte ihre Mißbräuche bereuen, nein, Mißbräuche sollen durch Gleichheit des Rechts zwischen Bauer und Junker unmöglich werden. Die Städte sind im Besitz der Landschaft durch Recht der Eroberung, sagt man. Gut, das Land hat das Recht, sich wieder zu erobern, so gut, als sich erobern zu lassen. Die Städte haben ihr Volk mit baarem Gelde, als leibeigen, erkauft, sagt man. Frage: Können rechtlicherweise Menschen, wie Vieh, gekauft und verkauft werden? Ein Rechtsstand, wie er vor Gott und aller Vernunft gilt, muß wieder hergestellt und das Schweizervolk frei werden, wie der Herr in der Stadt. Die Söhne der Tellen in den kleinen Kantonen und im Land der Graubündner, ja, die sind frei. Wird dein Herz nicht groß bei dem bloßen Namen der edeln Freiheit?"

— Allerdings, Addrich; aber es zieht sich wieder eng in sich selbst zusammen beim Anblick Eurer Mittel. Kleine Kantone und Graubündner kauften ehrlich um baares Geld fremde Rechte an sich; Ihr aber kaufet, wie Straßenräuber beim Krämer im Walde, mit dem Messer in der Faust, und wollet den Teufel zum Fürsprecher machen, daß Ihr in die Himmelspforte eingehen könnet. Dazu biet' ich nun und nimmer meinen ehrlichen Arm.

„Nach deiner Meinung sollen wir also höflich danken, Fabian, wenn die Berner uns das Fell über die Ohren ziehen, weil sie es gebrauchen? Nein, und abermals, nein, Bursch, Alles hat sein Maß! Es gibt ein Recht unterm Himmel, das ist nicht mit dem Schwert erbeutet, nicht mit der Kette gebunden, nicht mit dem Stammbaum gepflanzt. Es gehört den Menschenkindern von Ewigkeit und ist von keinem Menschenkinde weder zu geben noch zu nehmen. Gott der Herr schrieb den Freibrief unsers Geschlechts am sechsten Tage der Weltschöpfung, als er sein Ebenbild machte, legte die Abschrift in aller Menschen Herz und Vernunft, und verwahrt die ewige Urkunde im Himmel. Den aber lassen die Machthaber auf Erden nicht gelten; sie hadern darüber mit dem Schwachen, wie der Wolf mit dem Lamm. Aber fürwahr, das Ganze ist mehr, als der Theil, und die Wohlfahrt einer halben Million mehr, als die gemächliche Fütterung einiger regimentsfähiger Stadtbürger."

— Täusche dich nicht, Alter, schaue deinen Leuten ins Gesicht! Kennst du das Volk, das jetzt am rührigsten bei der Hand ist? Ich hab' es gesehen. Die Ehrenleute, die stillen, fleißigen Eigenthümer schütteln zu Euerm Unterfangen den Kopf, oder lassen ihn betrübt hangen. Aber die Lumpen, welche von der Hand in den Mund leben, die Ausgehauseten und Verganteten, die guten Wirthshauskunden, die mehr Kupfer auf der Nase als im Sack haben; abgedankte Soldaten, die aus fremdem Kriegssold liederlicher heimkommen, als sie gegangen waren; die Würfel- und Kartenmänner mit zerrissenen Hosen, alle die wohlfeil gewinnen möchten, heben das Haupt steif und trotzig empor; und Kerls, denen man sonst in guter Gesellschaft das ungewaschene Maul verbot, führen jetzt das große Wort. Und was wollen sie gewinnen? Meinst du, öffentliche Wohlfahrt? Nein, wahrhaftig nicht. Ihre leeren Säcke, Zainen und Körbe sind schon hervorgeholt, um Geld und Waaren der geplünderten Stadtleute heimzutragen. Sie rüsten Schwefelhölzer für die Häuser ihrer Gläubiger, damit Gültbriefe und Zinsschriften in Rauch aufgehen. Leute, wie du und deinesgleichen, müssen nur Deckel ihrer Räuberei sein. Sieh deinen Leuten recht ins Gesicht, Addrich! Meinst du, Hochmuth, Ehrsucht, Habgier mache das Patrizierregiment verhaßt? Meinethalben, es sei! Aber die es stürzen wollen, zeigen wenig Uneigennützigkeit, Demuth und Milde. Setz' den Bauer auf den Edelmann, so reitet der Kobold auf dem Drachen durch's Land. Hab' ich Unrecht, Addrich?

„Und wenn du Recht hättest," erwiderte Addrich ärgerlich, „dennoch muß es gethan sein. Doch du hast nur zum Fünftel Recht. Der reinste Strom führt Schlamm mit, und jede Arznei hat ihr Widerliches. Ich sage, Friede ist Sünde, wenn ihn feige Selbstsucht mit geschlachteten Freiheiten, Rechten und Wahrheiten füttert; und der Krieg ist ein Heiliger Gottes, wenn er der lichtscheuen Schlange der Tirannei den Kopf zertritt. — Geh, Fabian, unsere Bahnen laufen nach entgegengesetzter Weltgegend."

In der That, ob sie gleich Beide noch lange ihre Versuche erneuerten, sich gegenseitig Einer zu des Andern Ueberzeugungen zu bekehren, hatte der Meinungshader hier, wie immer, die Wirkung, Jeden nur stärker in seinem Glauben zu befestigen, so wie der Sturmwind durch Erschütterungen den Wurzeln der Waldbäume zu ihrer Befestigung nur tiefer ins Erdreich dringen hilft.

Nachdem Beide die Gründe ihres Verstandes erschöpft hatten, verschmähten sie sogar nicht das Mittel, sich durch Drohung und Verheißung zu gewinnen. Denn Fabian, seit seinem Knabenalter an den finstern Addrich und dessen Haus gewöhnt, konnte nicht mit Gelassenheit den Oheim und Pfleger Epiphaniens in das gewisseste Unrecht, oder in das wahrscheinlichste Verderben rennen sehen. Er schilderte ihm dieses, und Eleonorens und Epiphaniens Loos. Er wiederholte, daß man zu Aarau den Mann im Moose für Haupträdelsführer des Aufruhrs im Aargau halte. Er gestand, daß er sich aufgemacht habe, ihn entweder für gerechtere Gesinnungen zu stimmen, oder Epiphanien zu bereden, unter dem Obdach ihres Taufpathen Zuflucht zu nehmen.

Addrich aber begegnete dem Allen und bewies ihm das Eitle der gehabten Hoffnungen. Er scheue keine Gefahr, die ihm persönlich drohe, und Epiphanie werde sich nicht von der sterbenskranken Freundin entfernen, da sie das Gelübde gethan. Hinwieder versuchte er selber gegen den Jüngling

das letzte Bestechungsmittel. Er zeigte ihm Epiphaniens Hand als Preis.

„Die hast nicht du, Addrich, sondern sie selbst, auszubieten!“ rief Fabian mit Unwillen: „Sie selbst aber, die so fromm und rein ist, kann ich nicht zum Preis der Schlechtigkeit geben. Wenn sie es aber könnte, wenn sie es könnte ... nein, warum sollt' ich das Unmöglichste ins Reich der Möglichkeit stellen? ich aber würde lieber die Hand eines Aussätzigen, als solche Hand kann berühren. Warum bietest du sie? Kannst du einem Bruder das Herz der Schwester schenken oder entfremden? Sie ist Renolds Verlobte. Sie liebt ihn .... Nun ja doch; sie liebt ihn. Ich verliere sie darum nicht. Geschwister lieben sich anders, als Gatten.

„So fahre wohl!“ sagte Addrich: „Doch will ich dir den Schmerz nicht bergen, meinen Weg ohne dich gehen zu müssen. Das ist aber mein Loos: was ich liebe, muß von mir abfallen, und Alles, was ich hasse, wird zur Klette an meinem Leben. Ich bin von Natur gut; aber die Bessern unter den Menschen stehen scheu vor mir zurück; und, als wär' ich der Magnet für alles Schlechte, liegt mir dies an.

22.

Der neue Hiob.

„Höre, Addrich,“ sagte Fabian und blieb stehen, indem er den Alten zurückhielt, „du guter und kluger Mann, sollte dir der Schlüssel zu dieser Räthsel unsichtbar geblieben sein? Ja, du bist gut, und bist klug. Du willst aber oft klüger, als gut sein; darum wird selbst deine Tugend nur für Klugheit gehalten und darum verkennen dich Gute und Schlechte.“

— Was willst du mit deinem Geschwätz? Wann wollt' ich klüger sein, als gut?

„Wann dir der krumme Weg kürzer, als der gerade schien. Warum mußtest du, zum Beispiel, noch im Wirthshause von Gränichen, die albernen Bauern in der abergläubigen Erwartung von deiner Hexenmeisterei bestärken? Warum wolltest du selbst Epiphaniens Hand mir zum Köder verwandeln, für den ich meinen Ueberzeugungen treulos werden sollte? Mußte sie auch das vielleicht nur, und nichts anders, dem Hauptmann Renold sein? Addrich, arbeite dem Volksaufstand entgegen, der sich jetzt wie wirbelnder Sturm um uns bewegt. Sei besser, als klug!“

— O du hochweises Kind von sechsundzwanzig Sommern, mit dem Doktorhut auf dem unbärtigen Haupt! wenn du, gleich mir, zwei Drittel eines Jahrhunderts am Gewebe deines Lebens und vor tausend zerrissenen Fäden gesessen bist, dann setze dich auf Addrichs Grab, und überlege das Wort, das du sagtest. Es wird dir leichter sein, die Grenzen in einander fliessender Schatten zu finden, welche von zwei Lichtern geworfen werden, als das zu unterscheiden, was in den Thaten der Menschen dem Licht des Rechts und der Klugheit angehört. Nein, Fabian, der Mensch ist nicht des Schöpfers Meisterstück!

„Addrich, lästere nicht wider den Himmel.“

— Ist der Gedanke Lästerung? Warum wuchs er in meinem Gehirn? Bin ich sein Schöpfer, oder ist's die Natur des Bodens, aus dem er von selbst hervorschoß? Fabian, glaub' es mir alten Mann, der Mensch hat eine Kleinigkeit zu viel, um je glücklich zu werden, nämlich seine Vernunft! Ohne Vernunft wär' er noch ein ganz behagliches leidliches Thier; jetzt ist er ein widerliches Zwitterding, das mit verwachsenen und verstümmelten Gliedern nirgends hinreicht. Thier will er, kann er nicht sein; und mit der Vernunftlaterne sieht er nur die Finsterniß, und erkennt weder, von wannen er kömmt, noch wohin er fährt, oder wozu er ißt und trinkt. Nichts sieht er, als daß Alles um ihn, er sich selber Nacht ist, und daß eben im Widerspruch seines Daseins das ewige Elend desselben wohnt. Geh, Fabian, geh! Ich habe diese Welt nun von allen Seiten betrachtet, und am Ende gefunden, sie sei nicht des ersten Blicks werth. Geh, ich bin müde. Ich will ein wenig ruhen. Meine Nacht war ohne Schlaf. Laß mich hier allein.

Addrich setzte sich während dieser Rede unter einer der ältesten Gönhardstannen in hochgepolstertes Moos und wandte das Gesicht zur Erde. Fabian aber ließ sich neben ihm nieder und sagte: „Deine alte Schwermuth will dich überfallen und martern, in der du, wie Hiob, an Gott und Menschen verzagest und deinen Tag verfluchest. Laß mich bleiben und dir ein neuer Elihu, Baracheels Sohn, werden.“

Der Alte schwieg und richtete lange Zeit das Haupt nicht auf. Endlich that er einen schweren Seufzer und sprach: „Ich bin schlecht und recht wie Hiob gewesen, und habe Unglück, wie ein Ungerechter, und bin verstoßen, wie ein Uebelthäter. Du kannst kein Elihu sein, denn ich bin kein Hiob. Dieser Mann vom Lande Uz hatte seine Wohltage genossen, und, wenn auch verloren, doch nach den Wehtagen wieder empfangen. Ich aber habe die meinigen nie gesehen, und werde sie nicht sehen. Zu ihm sprach ein Gott; aber mir bleibt der Gott stumm, den ich rief. Wem soll ich ein Leben danken, das ich verwünsche?“

— Schweig, Addrich, Gott könnte seinen Blitz zur Erde senden, und dein wahnsinniges Frevein strafen! rief Fabian, dem Alten beruhigend und schmeichelnd die Achseln klopfend.

„Daß er's thäte! Wenigstens wüßt' ich dann, daß er wäre.“

— Alter, willst du an Gottes Sein verzweifeln?

„Bin ich nicht meines Lebens Stimme? Mein Leben ist's, das an ihm zweifelt. Es war kein Gott darin. Meine Mutter starb in den Wehen, damit ich nicht von ihr geliebt würde. Mein Vater stieß mich von seiner Brust, weil ich

der Häßlichere war. Er gab mir eine Stiefmutter. Ihr Sohn, mein Bruder, war schön. Er sollte der Abel, ich der Kain sein. Meine Knabenzeit fraß sich auf unter Thränen und Flüchen. Ich kannte keine Gespielen, wie andere Kinder haben, und schloß aus Herzensbedürfniß Freundschaft mit den Kettenhunden.“

— Laß gut sein, Addrich, ich weiß das. Wozu wetzest du deinen Schmerz immer an diesen Erinnerungen?

„Höre mich an! Ich will ausreden!“ schrie Addrich mit Heftigkeit: „Siehe hinein in meine Wunden und suche den Gott darin, und dann verurtheile mich. Da ich Jüngling ward, stieg mir eine Sonne auf. Ich liebte und vergaß, daß ich häßlich geboren war. Aber Diethelm, mein Stiefbruder, war schöner, und die ich liebte, ward meines Bruders Weib. Ich sah keine Sonne wieder. Mein Vater erzwang mir eine andere Ehe des Geldes willen. Vielleicht hätt' ich mich noch mit meinem Loose versöhnen können. Aber ich las täglich den Unmuth in meines Weibes Blicken. Ihr Herz gehörte schon lange einem Andern. Sie gebar Eleonoren und starb im auszehrenden Gram. Die Welt sprach, ich hätte sie vergiftet. Das Gerücht und der Abscheu der Menschen gegen mich ward allgemein.“

— Manches Ehrenmannes guter Ruf, nicht der deine allein, ward vom stinkenden Nebel der Verleumdung dunkel. Aber die Wahrheits-Sonne, wenn sie auch untergeht, tritt immer endlich an ihre himmlische Stelle zurück.

„Für mich halten Wahrheit und Sonne ewigen Feierabend. Die Verleumdung lebt im Maule des Pöbels, ohne alle Nahrung, wie die Kröte im Stein. Ich konnte diese Scheu der Menschen vor mir nicht ertragen, übergab mein Kind nebst Haus und Hof dem alten Vater, fuhr den Rhein hinab und mit den Holländern über das Meer nach Ostindien. Ich irrte Jahre lang herum. Ich sah die Schätze vieler Länder, und Treiben, Tracht und Sitte vieler Völker; aber unter allen Himmelsstrichen begegnet' ich der selbstgierigen Bestialität derselben heillosen Geschöpfe wieder, die ich in den Bergen des Oberlandes verlassen hatte. Nur trugen sie andere Hautfarbe, Sprache und Kleidung. In Müh' und Noth manches Jahres hatt' ich Vermögen erworben, das für mich beträchtlich heißen konnte. Ich eilte nach Europa zu meinem Kinde, und fiel in die Hand afrikanischer Seeräuber. Zwei Jahre arbeitete ich als Sklav, bis mich ein italienischer Mönch loskaufte, um mich katholisch und sich beim Himmelspförtner einen Stein im Bret zu machen. Als Bettler zog ich in meine Heimath ein, fand den Vater todt, mein Kind schwächlich, mein geringes Erbtheil treulos halb vergeudet.“

— Es ist wahr, Addrich, das Glück war dir unhold. Doch mich würd' es stolz machen, wenn ich, wie du, zurückschauen und sagen könnte: ich habe mit dem Schicksal gerungen und gesiegt.

„Ja, wenn ich's sagen könnte! Aber von Sorgen verzehrt, von der scheuen Verachtung des Pöbels erdrückt, hielt ich mich nur allein noch an der Liebe meines Kindes, an den Krücken der Hoffnung aufrecht. Ich wollte die Veruntreuer meines Erbtheils anklagen; sie standen stolz und sicher im Schutz mächtiger Gönner zu Bern. Mir wies man die Thür. Ich reisete, guten Rath zu holen, zu meinem Stiefbruder Diethelm. Er lebte mit seinem Kinde, als Wittwer, in Dürftigkeit, an der Leut. Er hatte mehr durch die Schlechtigkeit des Landvogts, unter dem er gedient, als durch eigene Schuld, Ehre, Amt und Vermögen einbüßen müssen. Statt mir zu rathen, sprach er nur von sich, von seinen Hoffnungen, angestellt zu werden, wenn er den Rest einer Schuld tilgen könne, die ungefähr den Werth dessen betrug, was ich noch besaß. Er machte mir wahrscheinlich, wenn ich Muth hätte, ihn zu retten, könne uns beiden geholfen werden. Ich schlug es ab, für ihn Bettler zu werden mit meinem Kind. Er schwor, mich nicht zu täuschen. Er schwor, mein Beistand bleibe die letzte seiner Hoffnungen. Er fiel mir in Verzweiflung zu Füßen. Ich dachte an mein armes Kind und verweigerte standhaft. Doch in der Nacht darauf, nach langem Kampf mit mir selber, entschloß ich mich dennoch, Alles für den Bruder hinzuopfern. Ich ging Morgens zu ihm, um ihm meine Einwilligung zu verkünden. Ich fand ihn nicht mehr, sondern nur einen hinterlassenen Zettel mit den Worten: Suchet meinen Leichnam nicht; erbarmet Euch meines Kindes!“

— Ich kenne die gräßliche Begebenheit; ich war, glaub' ich, damals ein fünfzehnjähriger Knabe. Der Pfarrer nahm sich der kleinen Epiphanie an. Erzähle nicht weiter.

„Man suchte ihn lange. Ich durchlief halb wahnsinnig die Gegend und das ganze Gebirg umher. Ich klagte meine eigene Härte an. Erst sieben Wochen nachher erblickte ein Simmenthaler Gemsjäger Diethelms Hut in einem der Abgründe am Rawylgletscher, in dessen Nacht und Tiefe sich Keiner hinunterwagen konnte. So war ich der Kain worden; war es, ohne meine Schuld, und mein Schmerz war größer, als meine Schuld. Man legte mir aber mehr zur Last, als ich gesündigt hatte. Ich floh die feindselige Heimath zum zweitenmal, verkaufte all' das Meinige und siedelte mich im Moos an. Ich arbeitete Jahre lang, wie einst an der Sklavenkette des Afrikaners; aber es war für mein Kind. Ich rodete Wald aus, trockenete Sümpfe, machte Einöden urbar. Ich gewann durch Handel in Sempach, Willisau und Luzern. Ich kam zu Wohlstand, aber auch zum Ruf des Schatzgräbers, Straßenräubers und Bundesgenossen des Teufels. Für mein Kind, für die letzte und einzige meiner Freuden, hatt' ich das Mühseligste gethan, das Härteste ertragen. Eleonore aber lebte Siechentage; jetzt lebt sie schon manche Woche nicht mehr, ob sie gleich athmet. Meine Kräfte brechen. Soll ich nicht das Ende meines

Bruders Diethelm nehmen, muß ich mich in großen Zerstreuungen berauschen und betäuben.“

— Der Rausch der Empörung, Addrich, war der unseligste von allen, die dir zur Auswahl frei standen.

„Meine Wege sind nicht deine Wege, Bursch. Hättest du, wie ich, in den Grund des Verderbens und Elends hinabgesehen, worin das Volk von Regierern und Treibern niedergehalten wird, die von seiner Arbeit und Unkunde leben wollen: du würdest keinen heiligern Rausch kennen, als den für Erlösung der Menschheit aus den Banden der Nacht und der Bestialität. — Geh, du verstehst mich nicht; keiner versteht mich. Meine Sprache ist auf Erden nicht verstanden. Meine beste Tugend sieht dem Verbrechen gleich. Als hing ein verpestender Fluch an meinen Fingern, verdirbt und stirbt, was sie berühren, und der Odem meines Mundes zerrißt selbst das nie rostende Gold. Aber ich kann nun kein Anderer sein, als der ich bin. Und wird die Welt durch nichts Göttliches droben bewegt, will ich allein das Göttliche wider die Welt sein und das Licht über dem Wüsten und Leeren. Komm, Bursch, du verstehst mich nicht; komm zu den Leuten; ich will wieder deine und ihre Sprache reden, damit ihr Alle nicht meinet, ich sei wahnsinnig, und auf daß ihr mir keinen Vogt setzet, oder mich an die Kette schliesset. Komm!“

Addrich sprang von der Erde auf und verfolgte mit großen Schritten den Fußweg über den Bergrücken. Fabian ergriff ihn im Gehen bei der Hand, und sprach mit Herzlichkeit: „Addrich, du eilst deinem und des Landes Verderben zu.“

Indem er dies sagte, schloß sich das Dickicht vor ihnen auf, und eine weite, prächtige Landschaft faltete sich vor ihnen, im Glanz der Sonne, mit Wiesen, Wäldern, Burgen, Dörfern und Flecken aus, umfangen vom Halbmond des stolzen Juragebirgs und durchblitzt von den Wellen des vielgewundenen Aarstromes.

„Schau hinab, Addrich!“ rief Fabian ab der Ulmen: „Ist es göttlich, die Mordfackel und Verwüstung in dies ruhige Eden zu werfen?“

„Thor!“ erwiederte der Alte: „Was nennst du göttlich? Das Leben um uns her, oder den Staub daran und darum? Mögen doch Hütten und Kerker Asche werden, wenn nur die erlöseten Sklaven zur Freiheit eingehen. Sieh, die Wiesen, wie sie dem Frühling entgegengrünen; die Bergspitzen, wie sie den Schneemantel abstreifen, und die dürren Wälder, wie sie ihres Schmucks gewärtig sind: soll nur das Menschengeschlecht den Winterschlaf ohne allen Frühlingsmorgen schlafen?“

— Addrich, laß mich zum letztenmal ...

„Ja, denn! zum letztenmal: Ich will untergehen, oder das Edlere muß auferstehen!“ Mit diesen Worten ging der Alte hastig bergab, in gerader Richtung, einer mit Spießen und Morgensternen bewaffneten Schaar Bauern entgegen, die am Suhrbach sich gegen die Stadt in langen Reihen fortbewegte.

23.

Der Landsturm.

Fabian ließ die lärmenden Haufen vorüberziehen. Er betrachtete nicht ohne Unruhe die bedrohte Stadt, welche ihre finstern Giebeldächer und Thürme mit furchtsamer Neugier über die Ringmauern hervorzustrecken schien, während die Ebene des Suhrfeldes, zwischen dem Gönhardhügel und Aarufer, von den Banden des Aufruhrs wimmelte. Einige tausend Mann lagerten oder standen da, in ungeordneten Rotten, auf Aeckern und Wiesen, oder liefen verworren durch einander. Man hörte das Getöse ihrer Berathungen, welches dann und wann noch durch Musketenschüsse und Trommelwirbel derer begleitet ward, die ihre kriegerischen Werkzeuge versuchen wollten. Als wenn sich die Bäume der düstern Waldungen von Rohr und Buchs und der Thäler umher in Menschen verwandeln könnten, sah man aus deren Schatten sich immer neue Schlachthaufen loswinden, die mit ihren Fahnen die Zahl der Anwesenden vermehrten.

Behutsam stieg der Jüngling von der Höhe nieder, und ließ sich von dem Bache, welcher seit Alters die Straßen und Gewerbe Aarau's belebt, zur obern Vorstadt führen. Auch hier begegneten ihm schon die trotzigen, kecken Gesichter des Landsturms in allen Gassen. Auf dem Platze vor dem großen Löwen stand die Fahne von Rynach aufgepflanzt. Daselbst sah er das Gewühl der Bauern am dichtesten um einen engern Menschenkreis, in dessen Mitte einzelne, laute Stimmen vernommen wurden, wie bei Berathung oder Streit. Als er das Gedränge bis zum innern Ringe durchbrochen hatte, erblickte er, unter vielen unbekannten, wilden Gesichtern, den über seine Nachbarn riesenhaft vorragenden Addrich, und neben einigen Rathsherren der Stadt den Junker May von Rued gegenüber.

„Somit haben wir Euch unsere Willensmeinung kund gethan!“ sagte ein stattlich gekleideter Landmann, dessen Worten Alle aufmerksam horchten: „Und für diese Meinung sind zehntausend Schwerte bereit, ihre Scheiden zu verlassen. Wir sind nicht wider Euch ausgezogen, ihr Herren von Aarau, also sollet Ihr nicht wider uns stehen. Gestattet Ihr aber fremdem Volk den Zug durch Eure Stadt, sollet Ihr ihn billig Euern Landsleuten nicht versagen. Feindliche Besatzung bei Euch dulden wir nicht, die uns den Weg verrammelt. Wenn die Basler und Mühlhauser nicht bis Mittag abziehen, werden wir dieselben angreifen und ausstäupen. Dann aber, Aarauer, kann Niemand Bürgschaft leisten, daß die Wuth des Volks nicht über die Schnur haue. Ihr wisset gar wohl, daß das Unglück breite Füße hat, und sich, wo es einmahl steht, nicht leicht fortstoßen läßt. Also nehmt Eurer Schanze wahr!“

„Ihr Männer!“ rief der Oberherr von Rued: „Leihet mir noch einmal Euer Gehör, denn mein

Innerstes erzittert, Euch in dieser beispiellosen Verblendung dem Abgrund des Verderbens entgegentaumeln zu sehen. Wenn Euch Euer guter Engel plötzlich aus dem Rausch, in welchem Ihr jetzt ohne Ueberlegung umhertobet, zur nüchternen Besonnenheit wecken wollte: Ihr müßtet erschrecken, Euch vor Aarau zu erblicken, statt in der gewohnten Hütte bei Weib und Kindern, mit Waffen in der Hand, mitten im Frieden, statt in ländlichen Arbeiten geschäftig! Würdet Ihr nicht einander mit erstaunten Augen fragen: warum oder durch welches Zauberspiel ihr Alle hier ständet, wie von einem Sturm zusammengeweht? Kömmt nicht jedem von Euch, was Ihr höret und sehet, unglaublich vor, wie ein Traum?"

"Ich glaub's, rief Einer im Haufen, "es dünkt dem Junker Traum; uns aber nicht, denn wir sind eben wach geworden."

"Wenn Ihr denn wach seid," fuhr der Oberherr fort, "so überleget, wie Wachende; klettert nicht, gleich Nachtwandlern beim Vollmond, mit geschlossenen Augen und von Einbildungen verführt, über die Firsten der Dächer, statt auf gebahnter Straße. Was wollet Ihr? Ihr seid unzufrieden, durch die Münzverordnung einige Batzen einbüßen zu müssen. Aber daß Ihr statt dessen durch Verwirrung und Einzug fremder Soldaten Eure Felder brach lasset, Eure Vorräthe dem Raube, Eure Dörfer den Flammen, Eure Weiber und Kinder dem Elend und der Schande, Eure Leiber den tödlichen Kugeln preisgebet, damit seid Ihr zufrieden? — Was wollet Ihr? frag' ich. Gesetzt, unsere hohe Regierung würde in einigen Dingen gefehlt haben: so wäre es ein Irrthum gewesen, dem der Weiseste nicht entgeht. Und diesen Irrthum denket Ihr mit Verbrechen des Aufruhrs und Hochverraths zu verbessern? Habet Ihr gerechte Beschwerden, warum tretet Ihr nicht mit geziemender Ehrfurcht vor die von Gott gegebene Obrigkeit, vor Eure Landesväter? Oder wollet Ihr Eure eigenen Kinder lehren, daß sie Euch sogleich das Brodmesser auf's Herz setzen müssen, wenn sie bitten sollen? — Wohin wollet Ihr? Die starke Stadt und Veste Bern erobern, die Euern ungeordneten, schlechtbewaffneten Haufen ihre geübten, mit allen Schlachtbedürfnissen versehenen Schaaren und kriegskundigen Feldobersten entgegenschickt? Glaubet ihr, daß vor Euerm Geschrei und Fluchen Wälle und Mauern Berns erschrocken zusammenfallen müssen, sie, die Euch aus hundert ehernen Feuerschlünden donnernde Antwort ertheilen können?"

Obgleich er diese Worte mit würdiger Ruhe, mit jenem traulichen Ausdruck des Wohlwollens und anspruchlosen Wesens geredet hatte, wie die Völkerschaften der Schweiz an ihren Obrigkeiten lieben, schien doch die versammelte Menge diesmal wenig darauf zu achten. Geschwätz, Lachen, lautes Zwischenrufen ward während der Rede des Junkers immer lauter, bis Addrich die heisere Stimme erhob und rief: "Mit Erlaubniß, Junker Oberherr, wenn schon sich zu Bern bei Euch das Recht drehen und biegen läßt, wie Wachs, so ist es in der Hand des Gerechten doch Stein und Eisen. Bei Sempach sind die Schweizer nur in dünnen Hirtenhemden gestanden, und die Ritter alle, jeder in seine eiserne Mauer eingepanzert: dennoch wurden die Harnische dort mürber, denn Leinwand, und die Hemder fester, denn Erz. Wenn Ihr an eine göttliche Gerechtigkeit glaubet, der wenig daran liegt, ob sie es mit bernischen Rathsherren verderbe, so glaubet, sie wird mit unsern Fahnen her gegen Eure Zwingherrnvesten ziehen, und mit dem Schwert der Vergeltung Eure stolzen Häupter zu treffen wissen."

Während der Alte sprach, hatte Alles, Kopf an Kopf, rings umher geschwiegen, und mit geöffneten Mäulern und unbewegten Augen geherchtet, daß keine Sylbe entwische. Der Oberherr von Rued, fest und mit hoheitlichem Ernst den Blick auf ihn geheftet, hörte ihn mit scheinbarer Kälte an; doch bemerkte man an der wechselnden Farbe seines Gesichts, daß ihm in der Brust Zorn koche.

"Schweig, Mooser!" rief er, ohne seine angenommene Gelassenheit zu verlieren: "Denn du von allen diesen irregeführten Biedermännern am wenigsten hast das Recht, mit jenen Strafgerichten zu drohen, welche die Langmuth des Himmels bisher an dir zurückhielt. Eben Menschen deines Gelichters müssen es sein, Menschen ohne Ehre und Glauben, Menschen ohne Gottes- und Menschenfurcht, die, wenn sie Eheweib und Bruder kaltherzig in den Tod gejagt, und mit verdammten Mitteln ungerechten Mammon zusammengescharrt haben, endlich noch das arme Volk in den Abgrund stürzen, um auf den Stühlen der rechtmäßigen Obrigkeit sitzen zu können. Geh, dich hat Gott gezeichnet, und man sieht dir von oben bis unten in der Beelzebubsfigur das Handwerk an, mit dem du für Rechnung des Teufels arbeitest. Aber deine häßliche Haut ist noch ehrlicher, als dein Herz, und hat dir den grauen Schädel schon vergebens mit Asche der Reue bestreut, von der deine verkaufte Seele noch nichts weiß."

"Junker Oberherr von Rued," entgegnete Addrich mit Gleichgültigkeit, "mag es Euch immerhin belieben, mich zu schelten. Ich verzeih' Euch. Aber von diesen Leuten urtheilet ehrenhafter. Eure Selbstsucht, ihr Herren, Eure Herrschgier hat dies Volk in den Abgrund der Rechtslosigkeit gestürzt, und aus Schweizern stumme Sklaven gemacht. Nicht ich, Keiner kann es tiefer stürzen, als Ihr selbst schon gethan. Diese Menschen alle hier, erlaubet es, ihr Herren und Götter der Erde, möchten gern wieder Menschen sein, und zwar einen Gott im Himmel haben, aber nicht zweihundert auf dem Berner Rathhause."

Diese Worte schlugen durch in der Volksmasse. Die Bauern jauchzten dem greisen Redner Beifall und riefen: "Recht so! Das ist's! Der Mooser thut dem Junker den Knoten auf! So muß es kommen!"

Der Oberherr ward im Gesicht glühend und brach mit funkelndem Blick zu Addrich: „Schweig! Du bist schlüpfrig, listig, ich weiß es, kalt und tückisch, wie jede Schlange, aber du kriechst doch nur dem Rabenstein entgegen. — Ihr Leute, es ist wahr, Ihr seid im Fehler, aber verführt. Ich verkündige Euch Pardon. Gehorchet der hohen Obrigkeit, der Ihr mit Euern Eiden Huldigung geleistet habet; ergreifet diesen grauen Schelm, diesen Addrich, bindet ihn und führet ihn gefangen in die Stadt. Gehorcht!“ — Das Gebieterische in der Stimme des Oberherrn, die furchtlose Hoheit in seinem Aeussern, schien den Volkshaufen einen Augenblick lang zu erschüttern. Mehrere unter den Bauern zogen die Kappen und Hüte ab. Addrichs Gesicht faltete sich in ein bitteres Lächeln.

Plötzlich schrie eine kräftige Stimme aus dem Gedränge: „Lasset mich hindurch, daß ich den Falschwerber Mores lehre, der also gegen Kriegsmanier und Brauch manquirt!“

Ein schöner, junger Mann mit Flammenblicken trat in den Kreis. Es war Hauptmann Gideon, welcher sich dicht vor den Oberherrn hinstellte und, den linken Arm in die Seite gestämmt, die rechte Hand mit drohendem Zeigefinger in die Höhe hob. „Ihr möget es Eurer Stellung danken, Junker,“ sagte er, „und daß Ihr als Deputirter löblicher Stadt Aarau erschienen seid, sonst solltet Ihr wegen schlechtobservirter Reverenz gegen Hauptleute und Kriegsvolk ungesegnet von hinnen kommen. Versteht Ihr die Exekution Eurer Instruktionen nicht besser, und wollet unsere Mannschaft debauchiren: so machet Euch auf und davon, widrigenfalls wir Eure exorbitanten Begehren mit harter Münze zahlen werden.“

„Wer bist du?“ versetzte der Oberherr und maß den neuen Redner mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle: „Wisse, Rebell, wen du vor dir hast!“

„Mit Eurer Gunst, Herr, ich bin Hauptmann Gideon Renold, und, ohne Vanität zu melden, habe ich andere Majestäten gesehen, als Eure Magnificenzen von Bern. Der große General Torstensohn, und selbst der berühmte Fürst Ragoczki, haben mich nach der Bataille bei Jankowitz ....“

„Schweig, Bursch!“ unterbrach ihn der Oberherr heftig, der sich jetzt seiner wieder erinnerte: „Hätten dich meine Leute vor wenigen Tagen erwischt, so könntest du heute die hungrigen Thurmratten mit deinen Prahlereien dick füttern. Mir aus den Augen, Schwätzer; ich habe nur zu jenen ehrlichen Leuten zu reden.“

Höhnisches Grimmes versetzte Renold: „Wollt' ich meiner Dignität und Eurer Ambassadenschaft vergessen, so läget Ihr schon zu meinen Füßen niedergestreckt. Aber ich getröste mich, Euch bald im Scharmützel oder Treffen mit Degen oder Pistol zu rencontriren, und, auf Cavalier-Parole! wo ich Euch das erste Mal attrapire, müsset Ihr Kugel und Klinge im Leibe fühlen: der Dampf soll Euch aus dem Halse fahren!“

Der Hauptmann begleitete diese Worte mit so lebhaftem und drohendem Geberdespiel, daß seine geballte Faust ziemlich nahe vor dem Gesicht des Oberherrn umhergaukelte. Dieser, voll Unwillens, stieß mit dem Ausruf: „Frecher Kerl!“ Gideons Arm zurück. Der Hauptmann griff nach dem Degen, ließ denselben aber wieder fahren, und entriß einem der Umstehenden den Spieß.

„Ich will diesen Junker wie einen Hund, nicht wie einen Soldaten ausjagen!“ brüllte er, kehrte den Spieß, und schlug mit dem Schaft über des Junkers Kopf, daß der Speer entzweibrach.

Addrich zog den Wüthenden, der zu schlagen fortfahren wollte, rücklings an sich. Die Rathsherren von Aarau umringten erschrocken den Oberherrn und rissen ihn in eilfertiger Flucht mit sich zum Thor der Stadt. Auch Fabian ab der Almen gesellte sich zu ihnen. Wildes Gelächter, lautes Gebrüll, mit einigen Musketenschüssen vermischt, scholl den Fliehenden durch die Vorstadt nach. Man öffnete der zurückkehrenden Gesandtschaft die kleinere Thorpforte, und ließ sie ein. Die Basler hielten hier Wacht. Ein Haufen neugierigen Volks folgte den Abgeordneten auf dem Zuge nach dem Rathhause.

Dieses erhob sich mit breiter Geräumigkeit auf dem Platz der alten Burg und Veste Rore, an dessen beinahe tausendjähriges Thurmgemäuer sich auf einer Seite Flügel und Dachung des Gebäudes lehnten. Ringmauer und Graben waren längst verschüttet und zum offenern Straßenraum verebnet. Die Aussenseite des Hauses prangte in städtischer Zierlichkeit damaliger Zeit, mit großen bunten Mauergemälden, welche die Haupttugenden einer christlichen Obrigkeit in sinnbildlichen Gestalten zur Schau stellten.

Auf der steinernen Wendelstege eines der runden Vorthürmlein gelangte der Zug zum Rathssaal, wo Schultheiß, Räth' und Bürger zusammen saßen, mit ihnen die Obersten und Hauptleute des fremden Kriegsvolks. Groß- und Kleinweibel, in die Stadtfarben gekleidet, das Zeichen ihrer Würde, den langen, schwarzen Stab mit Silberknäufen in der Hand, standen dem Schultheiß gegenüber, der, von seinem Thronsessel unter dem Wappen der Stadt, die Berathungen der Versammelten mit ernster Gewichtigkeit leitete. — Fabian, des Ausgangs der Dinge begierig, blieb nebst den übrigen Zuschauern an der offenen Thür.

24.

Die ersten Kriegsthaten.

Sobald die Abgeordneten, nach ausführlicher Betitelung und Grüßung, über den Hergang ihrer Verrichtungen Rechenschaft abgelegt hatten, fragte der Schultheiß die Hauptleute von Mühlhausen und

Basel an, ob sie dem Begehren der rebellischen Bauersame willfahren und die Stadt räumen, oder Widerstand leisten wollten.

„Fürwahr," rief Oberst Zörnli von Basel, „es bedarf der Frage nicht. Ich stehe mit meinen tapfern Soldaten in dieser Stadt auf höchsten Befehl, und bekümmere mich wenig um die Frechheit jenes donnerschießigen Gesindels draussen. Wenn ihrer zehntausend wären, werden wir uns zu vertheidigen wissen, so lange noch ein Haus steht. Lebendig soll mich Niemand hinausbringen, sondern stückweis muß ich von meinem Posten gerissen werden."

„Ganz wohl gesprochen, Herr Oberst, ganz schön!" sagte der Schultheiß von Aarau: „Und Ihr könnet darauf zählen, die Bürgerschaft werde dabei nicht müßige Hände in den Schoos legen, wenn es gilt, einen Feind, wer er sei, von ihren Mauern abzuweisen. Allein mich bedünkt dennoch, Ihr solltet die Schnur nicht zu weit richten, und vorher schauen, ob Eure tapfern Soldaten das Herz haben, wo Ihr den Willen. Denn es ist kein Geheimniß, und von ihnen rund gesagt worden: sie mögen gegen die Bauern nicht streiten, viel eher gegen Bürger. Somit hätten wir Aarauer Feinde inner der Stadt und ausser der Stadt."

„Herr Oberst," sprach der Junker Mey von Rued, „die Besorgnisse des Herrn Schultheißen scheinen gegründet; Muth und Treue Eurer Leute verdächtig. Ein großer Theil derselben ist der Sache der Rebellen zugethan. Wollet Ihr gutem Rath folgen: so schliesset Euch an mich, und führet Euer Volk auf das Schloß Lenzburg. Ich begleite Euch und übernehme alle Verantwortung. Aarau ist kein Platz, der sich halten kann. Ihr würdet Euch und die brave Stadt unnützerweise in Noth stürzen. An das Lenzburger Schloß wagt sich das rebellische Geschmeiß nicht. Dort steht Ihr sicher und mit den Schafhausern im benachbarten Brugg zu gegenseitiger Hilfe in Verbindung."

Der Oberst schüttelte den Kopf und rief: „Hier ist mein Platz! Hier sitz' ich fest, wie ein eingerosteter Nagel. Meine tapfern Leute denken alle nicht minder entschlossen, als ich. Gelt, Herr Hauptmann Paul Bekel?"

Mit einer Geberde, die genugsam deutete, welcher Meinung er sei, indem er die Unterlippe, wie zum Hohn, aufwärts, die Augenbraunen tief und verdrießlich gegen die Nasenwurzel zog, antwortete der Hauptmann: „Ohne Zweifel, unsere Mannschaft ist so heldenmüthig, wie irgend eine. Es ist kein Kerl leicht darunter zu finden, der nicht seine Narbe trüge, die er als Chiltbube, oder hinterm Wirthstisch durch ein Bankbein, oder durch einen Hagscheit, oder durch eine Weinflasche erhielt, die ihm am Schädel zersprang. Diese Bursche aber sind, von der Schule her, schlechte Rechenmeister, halten 10 für 100, wollen nicht aus der Stadt, weil ihnen eine Million Bauern auf dem Felde wartet, und machen es, wie einfältige Richter, welche die Gründe nicht nach dem Werth, sondern nach der Anzahl schätzen."

„Was?" rief der Oberst ärgerlich: „Wollen nicht aus der Stadt? Herr Hauptmann Paul Bekel, Ihr habt wieder Eure nicht anmuthige ...."

Hier ward er durch plötzliche Ankunft eines Offiziers unterbrochen, der mit lauter Stimme meldete, daß die Soldaten sammt und sonders zu Gewehr griffen; daß Alles in größter Unordnung sei; daß die rebellischen Bauern draussen neue Verstärkungen empfangen hätten und in hellen Haufen gegen die Stadt andrängen.

„Die sollen mit blutigen Köpfen linksum machen!" sagte der Oberst: „Seht Ihr, Herr Hauptmann Paul Bekel, wie es unsere Mannschaft von Basel und Mühlhausen meint? Auf, ihr Herren, laßt uns den ungezügelten Muth der Besatzung auf die rechten Punkte leiten. Vorwärts! Wo ist der Sammelplatz unserer Soldaten, Herr Lieutenant?"

Der Offizier, der die Botschaft gebracht, erwiederte: „Herr Oberst, nirgends und überall, wo sich Jeder am sichersten glaubt; die Einen unterm Stroh, die Andern in Ställen und Kellern; Viele laufen durcheinander über die Aarbrücke hinaus. Keiner glaubt, daß er mit dem Leben davonkomme, und die Meisten haben wirklich schon Augen und Ohren maustodt. Ich bin in manchem Krieg und Streit gewesen, Herr Oberst, aber ich will zum Reitbesen der häßlichsten Hexe werden, wenn ich je solch' Krethi und Plethi gesehen habe."

Der Oberst stand bei dieser Nachricht lange verblüfft da, während Hauptmann Bekel neben ihm drollige Gesichter schnitt.

„Meine Herren, hier ist Verrätherei! Folgt mir!" sagte der Oberst und verließ den Saal. Mehrere Herren des Raths folgten ihm.

In der That sah es in den Gassen aus, als wäre der Feind schon durch alle Thore eingebrochen. Die Soldaten, mit Sack und Pack, liefen vorüber, ohne ihres Obersten und seines Fluchens zu achten; die Bürger, bewaffnet, schrien einander zu, nach welchem Thore man zur Vertheidigung der Stadt eilen müsse. Blasse Weiber rannten rufend umher, ihre Kinder zu suchen, die vor den Häusern spielten. Indessen erfuhr man eben so bald, daß Alles blinder Lärmen gewesen, und die Bauern draussen keinen Schritt zum Angriff gethan hätten.

Als Oberst Zörnli, begleitet vom Junker Mey und einigen Rathsherren, ebenfalls zur Aar eilte, um die Soldaten zur Rückkehr zu bewegen, fanden sie diese schon geschäftig, die Brücke abzuwerfen oder in Brand zu stecken. Einen andern Haufen sahen sie mit Spießen und Gewehren um einen jungen Menschen versammelt, der, mit dem Rücken gegen eine der Wände, den Degen in der Faust, sich gegen Alle vertheidigen zu wollen schien. Es war der junge Fabian ab der Almen.

„L[illegible]stet mir Hilfe, ihr Herren!“ rief er den kommenden Offizieren zu: „Eure Leute wollen mich ermorden, weil ich mich ihnen widersetzte, die Brücke der Stadt unnützerweise zu zerstören.

„Nichts! nichts!“ schrien die, welche ihn umzingelt hielten: „Er ist ein Erzschelm, ein Spion, ein Rebellenkommandant! Er muß hangen!“

Der Oberst sprang dazwischen und rief: „Junger Mensch, wer du auch bist, den Degen her, gib dich gefangen! Vier Mann und ein Feldweibel hervor, führt ihn fort in die Hauptwacht. Wehe dem, der ihn antastet! Er steht unter meinem Schutz, bis ich ihn schuldig oder unschuldig weiß. Junger Mensch, auf mein Ehrenwort, gib mir den Degen. Hast du heiles Gewissen, behältst du heile Haut. Ich bin der Oberst Zörnli von Basel.“

„Herr Oberst, sagte Fabian, indem er ihm den Degen überreichte, „ich vertrau' Euerm Ehrenwort. Jetzt rettet die Brücke.“

Einige Bewaffnete umringten den Jüngling, führten ihn aber, trotz aller Befehle und Drohungen des Obersten, statt zur Hauptwacht der Stadt, über die Brücke hinaus in das Schützenhaus, indem sie schrien: „Wir setzen keinen Fuß in die Stadt; da sind wir verrathen. Die Bürger halten zusammen mit den Rebellen!“ Der Oberst ließ geschehen, was nicht zu hindern war, und mußte froh sein, daß er, mit Beistand des Oberherrn von Rued und einiger Rathsherren, die Soldaten bewegen konnte, die Brücke unabgebrochen zu lassen.

„Ihr Herren von Basel und Mühlhausen,“ sagte Junker Mey nach gestilltem Lärmen, „wie viel Offiziere habt Ihr zusammen?“

„Wir sind unserer siebenundzwanzig auf fünfhundert Gemeine!“ antwortete einer der Hauptleute.

„In dem Fall lebt wohl, ihr Herren; ich begebe mich nach Königsfelden in Sicherheit. Ich begreife, Ihr seid zu schwach, weil nur siebenundzwanzig Mann gehorchen, wo fünfhundert Befehlshaber sind.“ Mit diesen Worten wandte sich der Oberherr von Rued gegen die Stadt zu.

Der Oberst aber, indem er die bittere Pille verschluckte, murmelte einige Verwünschungen zwischen den Zähnen, suchte sein neues Hauptquartier zwischen beiden Aarbrücken auf, ordnete vor dem Schützenhause die dort umbergelagerte Mannschaft, und erfreute sie mit der Kundschaft, daß man Speise aus der Stadt herbeischaffen werde. Das Kriegsvolk, vom Schrecken genesen, überließ sich nun ungebunden seiner Fröhlichkeit. Man tanzte, würfelte, trank und spielte und pries die Bürger von Aarau, welche ihre Thore gegen die Rebellen selber bewachten, und dennoch den abgezogenen Beschützern Nahrung zuführten. Aber die Lust verstummte plötzlich, als gegen Abend der Donner der Lärmkanone des Schlosses Gösgen von Westen aus der Ferne scholl, und das Geschrei ging, es wären bei zwölfhundert Rebellen des Solothurner Gebiets auf dieser Seite des Flusses im Anzuge. Hastig ward aufgepackt, Kriegsrath gehalten und der Rückzug in die Dorfschaften der Aemter Schenkenberg und Biberstein angeordnet. Umsonst verlangte Fabian Untersuchung und Freilassung; der Oberst nahm den Jüngling als Kriegsgefangenen mit sich, und verhieß ihm die Erfüllung des Wunsches auf den folgenden Tag.

Eh' aber der andre Morgen noch angebrochen war, heulten auch die Sturmglocken schon längs dem Gebirg im Amt Schenkenberg auf dieser Seite des Stroms. Wenige Stunden später erblickte man zahlreiche gewaffnete Schaaren in Bewegung auf den Höhen, zum Angriff bereit. Der Oberst von Basel versammelte alsbald seinen Schlachthaufen, und pflog Raths mit den Offizieren, als die Ankunft von einer Gesandtschaft der feindlichen Rotten gemeldet ward. Die Verlegenheit sämmtlicher Hauptleute sprach aus Wort und Geberde. Sie hatten in Muth und Treue ihrer Soldaten so wenig Vertrauen, als auf die Großmuth des empörten Landvolks. In Zahl zu schwach gegen die [illegible]wärme des allgemeinen Aufstandes, an Kriegs[illegible] und Waffenübung denselben nicht überlegen, sa[illegible] sie unvermeidlichen Untergang vor.

Bei meiner armen Ehre!“ rief Hauptmann Bekel endlich, indem er die bestürzungsvollen Geberden seiner Waffengefährten betrachtete, und darüber in ein Gelächter ausbrach, das ihm Thränen erpreßte: „Solch donnerschießiger Krieg ist in der Welt nicht erhört, ihr Herren. Machen wir zuletzt Spaß aus der Sache, wie Hanswurst in der Komödie, wenn der Teufel mit den sieben Todsünden gegen ihn ins Feld rückt. Stellen wir uns auf die Zehen; machen wir uns zu Riesen; füllen wir den Mund mit Armeen, Karthaunen und Granaten; verwandeln wir unsere armselige Mannschaft in eine Vorhut von 20,000 Mann, die uns auf dem Fuße nachkommen, schildern wir unsere Leute, als wären sie wüthige Eisenfresser. Das kann uns retten, oder nichts. Wir müssen den Bauern Angst einjagen, und mit ihnen von oben herab, gebietend, wie Berner Landvögte, reden. Ich wette, sie bücken sich unterthänigst und ziehen den Filz vom Kopf.“

Während er so, stets vom eigenen Lachen unterbrochen, sprach, ergriff die Lachlust auch alle Uebrigen in solchem Maße, daß sie kaum Worte hervorbringen konnten. In Verlegenheiten sind oft lustige Leichtfertigkeit und traurige Verzweiflung neben einander laufende Auswege, und nichts grenzt so nahe an das Allerernsthafteste, als das Lächerlichste. Inzwischen wirkte der Anblick der fröhlichen Hauptleute wohlthätig auf die Gemüther der Basler und Mühlhauser Heerbanden, die in Schlachtordnung auf dem sogenannten Leuenfelde an der Straße von Aarau gegen die Bergdörfer aufgestellt waren, und des Ausgangs der

Dinge mit Bangigkeit harrten. Sie schlossen aus dem Gelächter, die Gefahr müsse wenigstens nicht groß sein. Ganz entgegengesetzten Eindruck schien dies närrische laute Lachen auf die herankommende Bauern-Gesandtschaft zu machen, welche, aus mehr denn zwanzig Männern zusammengesetzt, dreimal stillstand, und, sich darüber berathend, in einen engen Knäuel zusammenrollte.

Oberst Zörnli, von den Hauptleuten begleitet, nahm, als die Bauern herantraten, ernste Geberde an, warf sich in die Brust und rief: „Nun, ihr Leute, wie stehts? Wollt' ihr euch unterwerfen?“

Ein stattlicher Landmann, im Sonntagsrock, mit zwei Schuh hohem, schwarzem Federbusch auf dem Rundhut, trat aus dem Haufen hervor, bückte sich mit halbem Leibe und sagte: „Glückseligen, guten Morgen, ihr Herren. Wenn Ihr da der Oberst Zörnli von Basel seid, thut's mich wohl erfreu'n. Ihr sollt wissen und ich thu' Euch hiermit anzeigen, daß Ihr nicht vermeinet, ich sei bloß der Schmied von Veltheim, sondern ich bin der General von unserer Armee.“

„Du bist ein guter Kerl, Schmied,“ antwortete der Oberst, „und verstehst dein Handwerk, wie ich von allen Seiten höre. Sage mir, wie viel Schmiedknechte hältst du? Denn wenn du billige Preise machst, sollst du vollauf Arbeit bekommen. Viertausend Reiter und vierzig Kanonen beim Fußvolk sind heut' über die Schafmatt und den Hauenstein im Anzuge; da geht mancher Radnagel, manches Hufeisen auf den schändlichen Straßen verloren.“

Der Oberst sprach dies mit solcher Zuversicht und vornehmer Miene, daß der Schmied von Veltheim fast die Fassung verlor, den Hut hinterwärts lüpfte und mit der Hand sich verlegen hinterm Ohr krauete. „Was das anbelangt,“ sagte er, „so wäre es von Euch keine üble Meinung, Herr Oberst, und der Verdienst wäre wohl mitzunehmen, denn die Zeiten heutiges Tages sind schlecht. Jedennoch muß ich Euch hiermit berichten thun, daß ich eigentlich komme . . .“

„Wir bezahlen übrigens baar,“ unterbrach ihn der Oberst, „das ist Befehl unserer gnädigen Herren und Obern. Ich bin mit meiner Vorhut vorangeschickt, Alles einzurichten. Bei Veltheim und Schinznach kömmt das Gepäck und Fuhrwerk von zehntausend Mann zu stehen. Ich weiß zwar, Meister, du hast Feinde. Man hat mir behauptet, du wärst ungeschickt, könntest keinen Pflug herstellen, und dein Eisen hätte den rothen und kalten Bruch . . .“

„Herr Oberst,“ schrie der Schmied von Veltheim aufgebracht, „das ist erstunken und erlogen, und rührt von dem versoffenen Schmied von Thalheim her, seit ich die Arbeit im Schlosse Kastelen habe. Aber besser Neider, als Mitl[illegible]r, pfleg' ich zu sagen, Herr Oberst!“

„Das sag' ich eben auch, Meister!“ unterbrach ihn der Oberst: „Aber wer sind die guten Leute da mit dir? Gibt's nicht Müller, Bäcker, Schuster und andere Handwerker darunter? Hat einer von ihnen Getreidevorrath, Mastvieh? Ich kaufe Alles für die Armee auf.“

Hier drängte sich der größeste von den Landleuten aus dem Haufen hervor und rief mit heiserer Kehle und grimmigem Blick: „Wir sind Schmiedeknechte insgesammt, Herr, und im Begriff, Euern frechen Hochmuth untern Hammer zu nehmen.“

„Donner!“ schrie der Schmied von Veltheim: „Laß mich doch reden. Ich bin ja der General, und du gehörst nicht ins Amt Schenkenberg. Rede du drüben ennet der Aare für deine Kulmer! Hier hast du kein Recht.“

„Nichts, Schmied! Schweig! Der Mooser soll das Wort führen!“ schrie lärmend der Haufe der Abgeordneten: „Er versteht's! Addrich, rede!“

„Nun, was gibt's?“ sprach der Oberst mit gerunzelter Stirn: „Wer bist du, guter Alter?“

Addrich trat ihm entgegen und sagte mit festem, wirksamem Ton: „Ihr seid umzingelt von den Fahnen des Schenkenberger Amts. Euer Rückweg zur Schafmatt ist von zweitausend Solothurnern bis Erlisbach verrammelt. Aarau ist diese Nacht von unsern Leuten besetzt. Die Schaffhauser haben von Brugg schon ihren Rückzug angetreten. Eure Armee mit viertausend Reitern und vierzig Kanonen sind noch beim Basler Pastetenbäcker im Ofen. Streckt das Gewehr, Ihr seid gefangen! Wo nicht, so hauen wir Euch Alle in die Pfanne, bis auf Einen, den wir ohne Ohren und Nase heimschicken, damit er melde, wo Ihr Andern ins Gras gebissen habt.“

Der Oberst, etwas überrascht durch diese Anrede, sammelte sich schnell wieder, fluchte, drohte vorzudringen, alle Dörfer in Brand zu stecken und des Kindes im Mutterleibe nicht zu schonen.

Kalt erwiederte Addrich: „Komm, versuch's! Willst du deine tapfern Leute zuvor aber kennen lernen, Oberst, so laß mich nur drei Worte zu ihnen sagen. Wenn sie dich und deine Hauptleute dann nicht selber gefangen nehmen oder niederschiessen, so will ich dein Gefangener sein und am Galgen von Basel gehenkt werden.“

„Ist der wüste Kerl nicht der Satan selbst,“ flüsterte Hauptmann Bekel dem Obersten ins Ohr, „so ist er sein Zwillingsbruder. Er kennt unsere Zeisige. Nehmt die Wette nicht an.“

Oberst Zörnli strich sich nachdenklich den Bart, trat mit den Offizieren auf die Seite und beredete sich mit ihnen. Einige Schüsse, die auf den Höhen von den näher gekommenen Haufen des Landvolks fielen, so wie das Schlagen ihrer Trommeln weit umher, kürzte die Berathung bald ab.

„Guter Freund,“ sagte der Oberst zu Addrich, „es ist allem Kriegsgebrauch entgegen, daß Eure Leute vorrücken, während wir hier unterhandeln. Wollet Ihr Frieden, so beginnet keine Feindseligkeiten.“

„Wir wollen keinen Frieden,“ entgegnete Addrich, „sondern Krieg. Wir gestatten Euch eine Galgenfrist, die so lange währt, bis die Spieße unserer Leute Eure Rippen erreichen können. Also wählt! Das Landvolk von Basel steht diesen Augenblick unter Waffen, wie wir, und rechnet mit Euerm Bürgermeister und Rath ab.“

„Ist's richtig, daß die Schafhauser sich von Brugg zurückgezogen haben?“ fragte der Oberst nach einigem Besinnen.

„So gewiß, als Euer nahes Ende. Sie haben auf Ankunft des Zürchervolks gewartet, wie die Kuh auf grünes Futter um Weihnachten.“

„Verdammt!“ rief der Oberst, zu seinen Hauptleuten gewandt: „Man hat uns auch verheißen, es sollten in Aarau 1500 Züricher zu unsern Fahnen stoßen. Am besten, wir ziehen in das Gebiet von Basel zurück. Ihr Leute, sparen wir Blutvergiessen! Gestattet Ihr uns ruhigen Abzug, so scheiden wir als Freunde von Euch.“

Dieser Vorschlag erregte langen Wortwechsel unter den Abgeordneten des Landvolks. Endlich stimmten Alle, ausser Addrich, dazu. Sie gaben dem Obersten das Wort und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen, ihren Mannschaften die Abrede bekannt zu machen. Gleichzeitig traten die Fahnen von Basel und Mühlhausen den Rückweg an, Aarau vorüber längs den Weinbergen nach Erlinsbach. Im langen Zuge folgten die bewaffneten Schaaren der Landleute. Seitwärts droben am Waldsaum des Hungerbergs wimmelte es von ihnen, die schnellfüßig voraneilten. Vor dem Dorfe im Hintergrund blitzten die Waffen des Solothurner Landsturms.

Schweigend wanderte Zörnli's Heerhaufe den Grenzen zu. Im Dorfe mußte derselbe so lange verzögern, bis sich jenseits desselben die Aargauer und Solothurner in langen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, kriegerisch aufgestellt hatten. Indessen belustigten sich Kinder und Weiber des Dorfs spottend an der Furcht oder Niedergeschlagenheit der heimwandernden Krieger, denen sie höhnend mancherlei Grüße mit auf den Weg gaben.

„Hätten wir“, sagte der Oberst zu den Hauptleuten, „uns doch vom Ersten zum Letzten in Krautstücke zerhacken lassen, es wäre besser gewesen, als diese Schmach erlebt! Wir wären mit Ehren gestorben.“

„Dazu kannst du auf der Stelle gelangen!“ sagte ihm die wohlbekannte heisere Stimme. Addrich stand dicht neben ihm. „Du schleppst einen Gefangenen mit dir. Das steht dem Besiegten nicht zu. Keinen Strohwisch sollet Ihr als Siegeszeichen aus dem Aargau tragen. Augenblicks laß den gefangenen Jüngling frei!“

„Fein glimpflich, Herr Bauerkommandant!“ fuhr ihn der Oberst an: „Und wenn du schriest, wie ein Dachmarder, würd' ich dich und deine kohlenrothen Augen nicht fürchten. Ich ziehe freiwillig zurück, nicht geschlagen, daß du's weißt, und bin meiner Haut noch sicher.“

„Wie die Laus zwischen zwei Daumen!“ versetzte, mit hämischem Grinsen, Addrich; ging dann die Rotten des Kriegsvolks mit gezogenem Degen entlang, bis wo er den jungen Fabian ab der Almen zwischen doppelten Reihen der Soldaten erblickte. Er stieß diese zurück, riß den Jüngling hervor und sagte zu ihm: „Du bist frei, Fabian. Sieh, Bursch, das sind deine Freunde, die Städter und ihre erbärmlichen Lohnknechte, für die du, Narr, Partei machst. Das ist ihr Dank! Geh', du bist frei; geh' mit mir, oder lauf' zu den Bernern; es gilt mir gleich. Die gerechte Sache wird ohne dich obsiegen. Hier hast du einsweilen die Vorkost gehabt.“

„Ich danke dir Addrich!“ entgegnete Fabian: „Vielleicht erweis' ich dir über kurz oder lang gleichen Liebesdienst. Mich aber bewegt nichts, weder Euch noch den Städten anzugehören. Du kennst meinen Sinn. Verlieren wir kein Wort darüber.“

Indem sie noch sprachen, setzte sich der Zug der Soldaten in Bewegung. Oberst Zörnli hatte wohl bemerkt, wie Addrich den Gefangenen ohne Widerstand erlösete; aber Klugheit rieth ihm, zu schweigen; und das neue Schauspiel, welches sich in gleicher Zeit eröffnete, worin ihm und den Seinigen die übelste Rolle ertheilt war, nahm sein ganzes Gemüth bald zu sehr in Anspruch.

Links stand vor ihm in endloser Reihe der Solothurner Landsturm, rechts der des Aargäu's; Alles wohlgeordnet, buntscheckig, mit mancherlei Waffen und wehenden Fahnen. Die Trommeln wurden gerührt. Das Kriegsvolk von Mühlhausen und Basel mußte zwischen beiden Reihen, wie durch eine Gasse, den Höhen der Schafmatt entgegen ziehen, links und rechts, gleich Gefangenen, bis zur Grenze begleitet. Eine Menge Volks, Weiber, Kinder, Greise, folgten lachend dem seltsamen Schauspiel.

Auch Fabian, vom Strome oder von seiner Neugier mitgerissen, oder um durch allzufrühe Entfernung keinen Argwohn auf sich zu ziehen, wanderte gemächlich nebenher bis zu den einzelnen Häusern des Weilers Roor, in einem kleinen Thalgrund am Fuße des steiler werdenden Bergs. Hier wandte er sich, von Keinem bemerkt, zwischen den Hütten plötzlich ab, auf dem Weg zum Bergdorf Stüßlingen, in der Hoffnung, Aarau vor Nacht wieder zu erreichen.

Das schmale Thal verengerte sich bald vor ihm, je weiter er kam. Es ward zuletzt einer finstern, höhlenartigen Kluft ähnlich, über welcher von beiden Seiten die Tannen ihre schwarzen Zweige zum Dache bogen. In der Dämmerung dieser Schlucht sah er sich Gestalten bewegen. Als er sie deutlicher erkannte, waren es drei Männer, die im Gespräch neben ihren Pferden standen, bewaffnet, in ungewöhnlicher, doch reicher Tracht. Einer derselben war ein Mohr, in feines Pelz-

werk gekleidet. Der Andere trug einen kleinen Hut mit dreifach aufgeschlagenen, niedrigen Krämpen, eine lange Feder darüber; ein grünes Jägerwamms mit bis auf die Knie reichenden Schößen, daran die vergoldeten Knöpfe und goldumfaßten Knopflöcher vom Hals bis zum Knie schimmerten; an den Beinen Reiterstiefeln, über die Knie aufgestülpt. Der Dritte, welcher der Angesehenere von ihnen zu sein schien, trug eine Art Mütze von schwarzem Sammet, desgleichen ein langes, schwarzes, mantelartiges Oberkleid, daß man ihn für einen römischen Priester gehalten haben würde, wenn nicht in seinem Gürtel der mit Silber und Perlmutter ausgelegte Griff eines Dolches geblitzt hätte.

25.

Die Nacht in der Berghütte.

Obwohl unbewaffnet, schritt Fabian ab der Almen herzhaft in das Helldunkel des verdächtigen Hohlweges, den die Rosse und der daneben stehende Mohr, Priester und Jäger, beinahe versperrten. Indem er grüßend vorbeizugehen gedachte, und mit einem Seitenblick die ungewöhnlichen Trachten musterte, rief ihn der Herr in der schwarzen Sammet-Soutane mit folgenden Worten an: „Heda, rüstiger Junggesell! wenn's Eure Eil gestattet, so schenket verirrten Reisenden ehrlichen Rath. Es wird Euer Schade nicht sein.“

„Seid Ihr des Weges verfehlt? Wohin verlangt Ihr in den Bergen hier?“ fragte der Jüngling und blieb stehen.

„Wenn's ohne Flügel möglich wäre,“ erwiederte Jener, „über diese Berge hinaus und über den Rhein. Ich bin des Landes ein Fremdling, und in dasselbe vorgestern von Basel herein gekommen. Diese meine Leute hatte ich am Fuß des untern Hauensteins im Städtlein Olten gelassen, bis ich einige Geschäfte im Aargau abgethan haben würde. Als ich nun nach Olten zurückgekommen war und wir diesen Morgen wieder gen Basel zurückzuziehen gedachten, kamen uns Flüchtlinge entgegen, den steilen Weg des Gebirgs herunter und mahnten, wir sollten umkehren, denn das Landvolk im Baselgebiet stehe im hellen Aufruhr und gebe keine Sicherheit für Reisende. Da wir, nach reiflicher Ueberlegung, der Warnung folgten und gegen Mittag abermals vor Olten anlangten, warnten uns draussen Bauerweiber, hineinzugehen, denn das Städtlein sei voll Kriegsvolk, die Oltener Brücke mit Bewaffneten besetzt und den empörten Landleuten jeder Herr in städtischer Tracht verdächtig. Die eigenen Augen überzeugten uns bald von der Wahrheit der Aussage. Die Weiber, welche uns für Baseler Kaufherren hielten, wiesen ostwärts einen Weg an den Höhen, längs dem Gebirg, um die Pässe des Benken oder der Schafmatt zu erreichen, obwohl übel für Rosse, doch sicher für uns. Also schlugen wir die steinige Karrstraße des Gebirges ein bis hieher, und nun wir angekommen sind, finden wir uns abermals durch kriegerischen Lärmen aufgehalten. Thaleinwärts und bergwärts ziehen vor uns bewaffnete Haufen. Ihr Gebrüll aus der Ferne weissagt friedlichen Wanderern so viel Heil, als das Gebrüll hungriger Löwen. — Oder haltet Ihr dafür, Junggesell, wir sollten es wagen und als Fremdlinge des Landes uns der Gastrechtlichkeit dieser Leute anvertrauen, die wir doch nicht beleidigt haben?“

„Herr,“ versetzte Fabian, „ich möchte Euer Gut und Blut nicht durch ein falsches Wort auf mein Gewissen laden. Thut, wie Ihr wollt; aber sprechet lieber die Dachse und Füchse in diesen Löchern um Gastfreundschaft an, als jene Bauern und ihre dummblinde Wuth.“

„Wer ist ihr Führer und Oberhaupt?“ fragte der Fremde weiter: „Ich könnte mich an ihn wenden.“

„Ein Volk ohne Obrigkeit und Gesetz hat so viel Häupter als Gliedmaßen!“ versetzte der Befragte: „Einer darunter, den ich kenne, freilich wäre, wenn er wollte, vielleicht im Stand, Euch durchzuhelfen. Allein . . .“

„Es liegt mir nicht an einem Stücklein Geldes. Wo find' ich ihn? Wie heißt er?“

„Man nennt ihn den Addrich im Moos.“ Fabian, indem er dies sagte, glaubte zu bemerken, daß der Fremde, welcher nachdenkend vor sich hinsah, bei dem Namen rasch mit dem Kopf auffuhr. Er fragte daher: Kennt Ihr ihn schon?“

„Durch Sagenhören, wenn es derselbe ist, welcher sein Wesen in einem der abgelegenen Bergwinkel jenseits der Aare treibt!“ erwiederte der Fremde gelassen, und zeigte mit der Hand nach der Gegend: „Erst gestern hört' ich den Namen vielmals in den Wirthshäusern des Landes zum Würfelspiel, Weinbecher und Wortwechsel. Aber bei allen Heiligen des Himmels! ich glaube, dieser Mann hätte mehr Ruhm davon, wenn er weniger berühmt wäre. Ich mögte mein Roß nicht seinem Stalle, geschweige mein Leben seinen Händen vertrauen.“

„Mag sein, Herr!“ versetzte Addrichs Freund: „Ich kenn' ihn gar wohl. Er ist einer der Unglücklichen, von welchen kein Mensch Gutes reden kann, sondern nur Gott.“

„Wie versteht Ihr das, Junggesell? Gift ist Gift, und der Mensch muß es scheuen, wenn der Schöpfer gleich am besten weiß, welche Arzneikraft er in das Gift gelegt hat. So wird's ungefähr um diesen Addrich, nach Eurer Meinung, stehen.“

„Herr, ich meine nur, wir sollen nicht richten, am wenigsten nach dem Geschwätz, welches die Zunge des Pöbels treibt. Keine Landstraße in der Welt ist breiter gebahnt und glatter getreten, als der Weg, den die Sagen und Gerüchte laufen, und, glaubt mir's, nirgends doch geräth man leichter in die Irre, als auf dieser Heerstraße aller Winde. Thut, wie Ihr wollt. Ich möcht' Euch jedoch

ſelber nicht anrathen, den Addrich in dieſen Augenblicken zum Schutzpatron zu machen.«

»Was aber ſoll aus mir und meinen Leuten dieſe Nacht werden, Junggeſell, da ich weder rückwärts noch vorwärts kann?«

»Herr, meines Erachtens thut Ihr wohl, das erſte, beſte Obdach zu wählen, falls Ihr nicht lieber durch die tiefe Aare ſchwimmen, oder über die hohen Felſen klettern wollt. Volksauflauf iſt, wie, nach Gewitterregen, wildes Bergwaſſer, ſchnell geſchwollen, ſchnell getrocknet. Wartet ein wenig am Ufer; Ihr geht vielleicht morgen hindurch, ohne Euch die Sohlen zu netzen.«

»Euer Rath, Junggeſell, ſcheint mir unter dieſen Umſtänden nicht unweiſe; nur vergeſſet Ihr, daß ich landsfremd bin, und unkundig, wo Wirthshaus und Dorf ſuchen? Ohnehin rückt die Nacht mit ſtarken Schritten heran.«

»Herr, ich bin des Oertlichen hie Landes ſo unkundig, wie Ihr, und begehre ebenfalls Obdach. Die Märznächte ſind in rauher Höhe unter freiem Himmel kühl. Aber ich denke, wir ſollen, bei dermaliger frechen Ausgelaſſenheit der Bauern, lieber die Wirthshäuſer und Dörfer meiden, als ſuchen, und mit irgend einem abgelegenen Heuſtall im Berg vorlieb nehmen, wo wir ihn finden. Wenn Euch damit geholfen iſt, ſo folgt mir.«

Die Reiter beſtiegen ſofort ihre Roſſe. Fabian lief behendes Fußes voran durch den Hohlweg; ihm nach ritt der Fremde, welchem der Mohr folgte. Den Schluß machte der Jäger, welcher ein beladenes Maulthier vor ſich her trieb. Der Hohlweg ſchloß ſich bei einer wilden, einſamen Berggegend auf, die, als man eine gute Weile hinauf geſtiegen war, zu einer kahlen Fläche ward, über welche das Gebirg zur Rechten ſeine kalten Schatten warf. Im Hintergrunde hielt ein finſterer, einzelner Felsthurm auf ſeiner Spitze das Schloß Wartenfels über die graue Ebene empor. Links brannten am Saum des Himmels, in unabſehbarer Reihe, die Firnen der Gletſcher noch im Roſenlicht der untergegangenen Sonne, das aber bald zu froſtiger Perlfarbe erloſch.

Hier verließ Fabian das Geleiſe des Karrwegs und ſchlug ſich rechts über die Halde dem nahen Gebirg zu; dann längs einer waldigen Halde, wo er von ferne in einer Bucht derſelben etwas einer Hütte Aehnliches entdeckt zu haben glaubte. Die Reiter folgten langſam durch die Einöde, in lautem Geſpräch unter ſich, wovon Fabian aber nichts verſtand. Sie ſchienen in fremden Zungen zu reden.

Endlich erblickten ſie hinter Gebüſch, das zwiſchen Steinhaufen von Bergſchutt aufgeſchoſſen war, ein halbzerfallenes Strohdach, darunter eine Hütte von Baumſtämmen, die zum Schutz des Vieh's aufgerichtet ſchien. Während die Reiſigen abſtiegen, muſterte Fabian, indem er die Runde machte, das Gebäu und brachte die frohe Botſchaft, hier ſei auch menſchliche Wohnung. Man führte die Roſſe in einen leeren Stall, und ging dann dem jungen Führer in die Behauſung nach, welche unmittelbar an den Stall grenzte. Aber kein gaſtfreundliches Willkommen ſcholl.

Sie traten gebückt durch die niedere Thür in eine enge ſchwarzgeräucherte Stube, wo ein ſchmutziges Bauerweib, und einige halberwachſene Buben und Mädchen neben einem dicken, ſtädtiſch gekleideten Herrn in ſtiller Lebloſigkeit ſaßen, unbeweglich, ſtarr und ſtumm, wie ausgeſtopfte, mit Lumpen behangene Geſtalten. Es wandte ſich kein Kopf, es zuckte keine Miene; keine Lippe erwiederte Fabians Abendgruß. Die Augen dieſer Leute hatten insgeſammt ihre Richtung gegen die weißen Augen und Zähne des Mohren. Plötzlich brach das Todesſchweigen ein allgemeiner Schrei: »Jeſus Maria, Joſeph und St. Urs!« und zugleich fuhren Weib und Kinder von ihren Sitzen, mit der Schnelle des Blitzes aus Stube und Haus über die Wieſen davon; der ſtädtiſche Herr aber eben ſo ſchnell hinter ſich durchs ſchmale Fenſter. Obgleich beim erſten Stoß der mürbe Rahmen dieſes Fenſters mit allen Scheiben gewichen und gefallen war, verſagte demungeachtet der enge Raum einem ſo beträchtlichen Leibesumfang, als dem Flüchtigen angehörte, völligen Durchgang. Fabian lief indeſſen den Entkommenen vergebens über die Haide nach. Keiner achtete ſeines Rufes. Die Leute waren ihm bald aus dem Geſicht. Man mußte ſich alſo zu dem Einzigen wenden, den die Fenſterlücke als gute Beute feſthielt.

Dieſer hatte es nicht an Mühe fehlen laſſen, frei zu werden; auch mangelte es dazu nicht an baldiger guter Nachhilfe der Herumſtehenden. Als aber zuletzt alle Anſtrengungen den Kriegsgefangenen um keinen Zoll vorwärts noch rückwärts gebracht hatten, ſtöhnte er: »Ihr guten Herren, ich danke euch; aber hier hat der Hag kein Loch. Ich ſitze feſt, wie der gebrochene Stöpſel im Flaſchenhals. Falls ihr nicht die ganze Wand einſtoßet, muß ich bis zum jüngſten Tag in dieſer verfluchten Mausfalle hängen. Ich ſpüre ſogar empfindlich, das Hexenloch zieht ſich jeden Augenblick enger zuſammen.«

Die Umſtehenden konnten, trotz des Mitleidens, ſich des Lachens nicht erwehren. Nur der Prieſter, oder Kaufmann, welcher, ohne Hand anzulegen, Zuſchauer geblieben war, verzog keine Miene und fragte: »Wie habt Ihr's angeſtellt, Euern Kopf, geſchweige die ellenbreiten Schultern hindurch zu zwängen?«

»Ja, wer ſich an Alles erinnern könnte, wär' ein gelehrter Mann!« ſeufzte der Gefangene: »Ihr Andern habt gut lachen. Wer den Schaden trägt, darf für den Spott nicht ſorgen. Aber ſo wahr ich noch lebe, meine Mutter hat mich nicht zum Fenſterladen geboren. Noch einmal friſch ans Werk, ihr Herren! Man muß den Flegel nicht aufhenken, ehe man gedroſchen hat.«

»Ich bin ſonſt von Natur kein Haſe!« ſagte der Erlöſete, indem er tief aufathmete, und ſein

emporgeschobenes Wamms über die Fülle seines Leibes niederzog: „Wären die einfältigen Bauern nicht beim Anblick jenes schwarzen, übrigens hübschen Gesichts, wie die Gergesener Säue auseinander gefahren, ich hätte keinen Finger zum Fenster hinausgestreckt. Vor acht Tagen würde man mir noch leichter die Haut über die Ohren, als mein Wamms über die Halskrause aufgestreift haben. Ich werde offenbar zum Gerippe, eh' ich Aarau wieder sehe. Doch Angst und Noth, ihr Herren, fressen mehr Speck, als hundert Mäuse. Man wird mich daheim nicht mehr kennen.“

„Von Aarau? und seit wann habt Ihr die Stadt verlassen?“ fragte der Herr des Mohren, weniger aus Neugier, wie es schien, als um etwas zu fragen.

„Wäret Ihr jemals in Aarau gewesen, Herr Freund,“ versetzte jener, „Ihr würdet von mir zu singen wissen. Ich bin der Spielmann und Meistersänger Heinrich Wirri, oder vielmehr nur noch dessen armer Schemen und Schatten. Es mögen vier, sechs, eilf Tage sein, — fürwahr, es kömmt kein Unglück allein, auch mein Gedächtniß magert ab! — da übernahm ich einen kleinen Liebesdienst für meinen wohlehrwürdigen Herrn Dechant Nüsperli beim Junker Oberherr Mey von Rued. Seitdem also . . .“

Hier unterbrach ihn der Frager mit dem Ersuchen, die Antwort einen Augenblick zu verschieben; denn die Nacht werde finsterer; das Haus sei unwirthlich; er wolle also des Wirthes Stelle vertreten, da hier jeder von den Anwesenden fremd zu sein schiene. Nach diesem redete er eine Weile zum Jäger und Mohren in unbekannter Sprache, die sich dann entfernten. Auch Fabian, während der Fremde und der Meistersänger allein im Zimmer ihr Gespräch fortsetzten, ging hinaus, weil es aus dem Freien kalt in die Stube zog; schob das gebrochene Fenster wieder in die Lücke, so gut es ging, und den äussern Laden davor. Dann half er den Leuten im Stall die Rosse entsatteln, warf Heu von der Bühne herab in die Krippe, während der Jäger die Reiselaterne anzündete und der Mohr die Ladung des Maulthiers, nach wiederholten Gängen, in die kleine Stube versetzte. Auch eine große Lampe ward in der Küche entdeckt, angezündet und auf den Tisch gepflanzt, über welchen der Mohr den zierlichsten Teppich spreitete, um mancherlei kalte Speise von Fleisch und Backwerk darauf auszulagern; sogar ein sauberes sechsmäßiges Weinfäßlein mit vergoldeten Reifen und zwei silberne Trinkbecher wurden aufgestellt.

Von allen Anwesenden beobachtete diese erfreulichen Anstalten keiner mit größerer Zufriedenheit, als der Meistersänger von Aarau, obwohl er sein stilles Vergnügen hinter gleichgültigem Geberdenspiel und allerlei Fragen zu verstecken suchte. Indem er nach gastfreier Einladung des vornehmen Wirthes nur noch das Angriffszeichen erwartete, überraschte es ihn sehr unangenehm, als ringsum befremdende Stille entstand. Mit herumgeworfenem Kopf sah er den Geber des Mahles und dessen Gefolge, entblößtes Hauptes, leise das Tischgebet verrichten. Auch Fabian war dem Beispiel gefolgt. So wollte Wirri nicht zurückbleiben, begann jedoch zu spät, als sich die Uebrigen schon wieder bedeckten, und, ausser Fabian, mit den Händen das Zeichen des Kreuzes auf Stirn, Mund und Brust machten, wodurch sie ihre Anhängigkeit zur römisch-katholischen Kirche zu erkennen gaben.

Man schritt also zum Essen. Mohr und Jäger aber standen zur Aufwartung ihres Gebieters hinter dessen Platz, oder bereit, von Zeit zu Zeit den einzigen Silberbecher, dessen sich Fabian und der Spielmann abwechselnd bedienen mußten, im reinen Wasser zu schwenken und wieder mit Wein zu füllen, wenn ihn einer geleert hatte.

„Noch eins, Meister Wirri!“ hub der fremde Wirth an, indem er die Lobeserhebungen des Meistersängers unterbrach, mit welchem dieser die Erfindung wandernder Küchen und tragbarer Keller überhäufte: „Saget an, denn Ihr liesset Euch vorhin darüber nicht aus, als wir allein im Dunkeln plauderten; gesetzt, es wär' Euch in dem Hause des Addrich gelungen, die Epiphania nach dem Schlosse Liebegg zu entführen, würdet Ihr sie ins Schloß gebracht, oder aber dem Dechanten von Aarau übergeben haben, der Euch dafür zuerst ausgeschickt hatte?“

„Hm!“ antwortete der Spielmann: „So oder so, wie's halt gekommen wäre. Ich hab' Euch ja schon gesagt, und wär's nicht stockfinster gewesen, Ihr müßtet es gehört haben, daß mich der Hexenmeister eingesperrt und keins meiner Augen das Mädchen erblickt hat.“

„Ich setze aber den Fall,“ fuhr jener wieder fort, Ihr hättet die Jungfrau glücklich entführt, wohin dann?“

„Ein Fall, Herr, ist nicht aller Welt Fall. Wenn ich die arme Waise gesehen, und, zum Beispiel, sie mir und ich ihr gefallen haben würde, glaubet Ihr nicht, es wären noch wunderliche Fälle möglich gewesen? Ich hätte auch denken können, wer den Wurf hat, muß ihn nicht aus der Hand lassen, und Haben ist besser, denn Hoffen. Ihr sollt wissen, ich bin noch ledigen Standes; der Junker aber hat seinen Theil und der Dechant hat's gehabt. Nun, Ihr versteht mich; Gelehrten ist gut predigen, ehrwürdiger Herr Pater! Nun, Eure kalten Braten und Pasteten sind vortrefflicher Gattung! Stoßen wir eins an mit den Bechern, Herr Pater; Silber klappt zwar, klinget doch aber feiner, als Glas. Michäli-Wein! Herrnwein!“

„Ihr irret, Meister, ich bin kein Geistlicher, sondern nur ein Laie.“

„Eins oder das Andere, Hammer oder Amboß! Also, stoßen wir an, Herr . . . ungenannt, unbekannt! . . Eure Pathen wohnten doch auch in der Christenheit?“

„Nennt mich, wie Ihr wollt. Ich heiße Don Nardo, oder nach meinem Gut Grönkerkenbosch im Niederland.“

„Wer da läugnen wollte, daß Eure Namen schön wären, Herr, der hörte lieber Frösche singen, als Amseln. Allein um meiner einfältigen Zunge einen Hals- oder Beinbruch zu ersparen, vergönnt mir, daß ich Euch wenigstens beim Essen in beliebter Kürze den ersten Namen, ... wie heißt er schon? ... Bombardo? — Bombardement ...“

„Don Nardo.“

„Richtig, Herr Freund! Also angestoßen. Ihr müßt hoch leben. Wovon war aber eigentlich die Rede?“

„Wem Ihr das Frauenzimmer aus Addrichs Hause zugeführt haben würdet, wenn Ihr es ...“

„Richtig! Nun das versteht sich. In gerader Linie, wie schon gesagt, noch Aarau in das Haus des Poeten, der bisher in allen Ehren und Züchten mit neun himmlischen Weibsbildern Verkehr getrieben, aber gesammte neun Musen für Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein wegtauschen würde. Vorausgesetzt, sie hätte mir auch nur halb so wohlgefallen, als das herzige Aenneli, welches mir in Addrichs Mördergrube guten Schinken auftischte, so wäre die Sache richtig gewesen.“

„Und ihre Einwilligung? ...“

„Hm, wertheſter Herr Donner ... oder Donnerpaar ... dem Fisch ein Würmlein, dem Mädchen ein Mann, beissen beide die Angel an. Ich kenne das. Heirathen ist keine Drescherarbeit für die Jugend.“

„Ich möcht Euch ermuntern, Meister, den mißlungenen Versuch zu wiederholen, wenn Ihr Muth hättet. Ich nehme Antheil an Euch. Nach Aussage des Junggesellen hier, ist Addrich gerade jetzt von seiner Wohnung entfernt. Nun, oder nie, gelingts, das unglückliche Mägdlein zu erlösen. Waget es! Bedarfs Geld dazu, es soll sich finden. Was meinet Ihr? Hättet Ihr Lust?“

„Glaubts, oder glaubts nicht, ich bin zu jeder Zeit und Stunde der Mann, wertheſter Herr Donnerbart, der den Teufel auf der Haide finge, und wenn's sein müßte, ihm den Schwanz abtreten würde. Allein, verzeiht, ...“

„Nicht allzu vorlaut, Meister!“ unterbrach ihn Fabian scherzend: „Es zweifelt Niemand an Euerm Heldenmuth; aber Belial könnt' Euch boshafter Weise beim Wort fassen. Er spitzt das Ohr, wenn man an ihn denkt.“

Der Spielmann stutzte, warf die Augen umher und sagte halblaut: „Nun, nun! Ihr habt nicht unrecht, man soll den Gottseibeiuns nicht ans Haus malen, er kömmt von selbst herein. Doch ist auch nicht Alles ein Evangelium, was man beim guten Wein spricht. Ich wollte nur andeuten, daß ich keiner Tonne Goldes willen mit dem Addrich anbinden möchte, zumal in dieser gottlosen Zeit, wo er und die Bauernschelmen im Lande den Meister spielen, ehrlichen Leuten Nasen und Ohren abschneiden und Bäuche aufschlitzen. Aber sie haben noch nicht Alles im Sack, wie im Kopf.“

„Wie wird Euch der Dechant von Aarau empfahn,“ fragte der Gutsherr von Grönkerkenbosch, „wenn Ihr mit leerer Hand und unverrichteter Sache zurückkommt? Ein Ehrenmann, wie Ihr zu sein scheint, soll Wort halten.“

„Richtig, Herr Freund! Doch Ehrlichkeit geht bei mir zu Lande noch weit über Ehre! Und ich werd' ihm rund heraus sagen: Man muß machen, wie man's kann, und nicht ungewachsenes Gras mähen wollen. Ueber Vermögen kann auch der Kaiser nicht. — Aber Ihr da, hinter mir, macht mir doch den Becher naß; er ist trocken, wie Käfers Loch.“

„Meister,“ fuhr der Herr von Grönkerkenbosch fort, „an Eurer Stelle würd' ich nicht den weiten Weg vergebens gethan haben.“

„Mag sein. Aber der beste Jäger und Hund thun manchen vergeblichen Sprung.“

„Junker Mey hätt' Euch dafür reich gemacht.“

„Oho, reich! Eine fette Kirchenmaus, eine weiße Schwalbe und ein reicher Spielmann, die drei muß man im Paradies suchen. Und wenn der ganze Schwarzwald stürbe, glaubt's, Herr Freund, ich würde keinen Tannzapfen erben. Nein, nein, ich habe kein Glückshäublein auf die Welt gebracht. Und steckte man mir des Moguls Schatz in den Sack, ich brächte Spreu heim.“

„Lasset mit Euch reden, Meister. Erinnert Euch, Addrich ist abwesend, und der Paß jetzt für Euch offen. Kehret zum Dechant nicht ohne das Mädchen zurück. Wagt's noch einmal. Was fürchtet Ihr von Addrich? Er steht, hör' ich, an der Spitze der Rottirer, und kömmt schwerlich heil davon.“

„Herr, der hat's, wie die Katze. Wie man ihn auch werfe, fällt er allezeit auf die Füße. Und wenn er das ganze Land unter und über sich kehrt, er erstickt darunter so wenig, als die Maus unterm Heustock. Nein, nein, ich kenn' ihn jetzt, und will meinen Balg nicht selbst zum Kürschner tragen.“

„Es könnte aber Leute geben, Meister, die Euch im schlimmsten Fall nicht im Stich lassen würden.“

„O ja doch, wenn der Wagen aufrecht geht, sitzt jeder gern drauf; wenn er umfällt, läuft Alles davon. Ich kenne die Welt, Herr, und habe Merk's gegessen.“

Während dieses Gesprächs, welches auf gleiche Weise noch lange fortgesetzt wurde, saß Fabian schweigend und voller Erstaunen da, hier zwei unbekannte Personen von Epiphaniens Entführung reden zu hören. Beide schienen ihm die Personen zu sein, deren er sich aus Addrichs Erzählungen erinnerte, als er mit demselben von Gränichen gen Suhr und zum Gönhard gegangen war: Wirri, der Bote des Junkers von Rued, und die-

ser Don Nardo ohne Zweifel jener Unbekannte selbst, welcher das Weib von Seon mit köstlichen Geschenken ins Moos herüber gesandt hatte. Was aber kann den Katholiken und Niederländer bewegen, gemeine Sache mit dem alten Dechanten von Aarau zu machen? dachte der Jüngling bei sich: Warum beschenkte er Epiphanien so fürstlich? Hat er Absichten auf das verlassene Mädchen? Hätt' er vielleicht mit seinem Gold den Dechanten gewendet und mit seiner frommen Miene diesen guten Greis überlistet?

Fabian, dem das Herz gewaltig pochte, je länger das Gespräch fortgesponnen ward, verwandte kein Auge von dem räthselhaften Don Nardo. Es war dies ein Mann, der hoch in den Vierzigern zu gehen schien, aber auf dem blassen, feinen Gesicht noch alle Züge seines Knabenalters trug. Fein gegliedert, von mäßiger Größe, schlank und gewandt, hätte derselbe, trotz seines ergrauenden, dünnen Haars und der Glatze auf dem Scheitel, zuweilen noch für einen Jüngling gehalten werden können. Selbst eine etwas wulstige Narbe, die ihm von einer alten Wunde auf der linken Wange geblieben, entstellte ihn nicht. Noch weniger aber, als das wahre Alter, verrieth sein Gesicht die Gemüthsart. Es war eins der regelmäßigsten und ausdrucksloseſten; nie schienen diese Mienen vom Sturm der Begierden bewegt worden zu sein. Man hätte schwören sollen, der Mann habe in seinem Leben weder gelacht noch geweint. Man sah ihn beim Reden weder heiterer, noch finsterer, sondern stets in der gleichgültigsten Gelassenheit. Nichts regte ihn auf, lebhafter zu werden. Sogar der Blick des Auges trug etwas Untheilnehmendes, Erloschenes, die Stimme seines Mundes etwas Eintöniges und seine Sprache etwas Gedehntes, wie bei einem, dem das Reden Mühe macht.

Nachdem Epiphaniens Liebling lange alle Kunst vergebens angestrengt hatte, den Mann und dessen Absichten zu entziffern, verfiel er auf die List, sich schläfrig zu stellen und die Plauderer bei ihren Bechern sicher zu machen. Er erhob sich daher gähnend vom Platz, warf umherliegende Bauernkleider, die ihm zum Kopfkissen dienen konnten, in einen Winkel des Gemachs zusammen und legte sich auf den Erdboden nieder, indem er den Uebrigen gute Ruhe wünschte. Damit verfehlte er aber den Zweck gänzlich; denn Don Nardo ließ alsbald den Rest der Speisen abtragen und entfernte sich bescheiden mit Meister Wirri und den Dienern, um ein Lager auf dem Heu zu suchen.

26.

Neue Räthsel.

Der junge Mensch empfing für den Verdruß getäuschter Hoffnung bald volle Entschädigung aus der weichen Hand des Schlafs; die süßeste am Morgen, als ihn die Wünschelruthe des Traumgotts in die Feenwelt führte, worin auch der Bettler einen eigenen Palast findet, verwaiſere Mütter fröhlich mit verstorbenen Kindern spielen, wo jedem Seufzer der Sehnsucht die Erhörung voll Erbarmens entgegentritt. Es läßt sich leicht errathen, welchem Engel der Jüngling in diesem immergrünen Eden begegnete zwischen den Hochgebirgen, umrankten Felsenwänden, und stäubenden Wasserfällen aus den Kindheitsfrühlingen. Der Traumgott aber schien diesmal gegen den ehrlichen Fabian boshafter oder gefälliger und klüger, denn jemals zu werden. Denn wie er den Jüngling mit Epiphanien zum ehemaligen Lieblingsplätzchen des Mädchens führte, in das Schweigen jenes heimlichen Thals am Ursprung des Simmenstroms, wo unter der nackten, himmelhohen Pyramide des Seehorns aus schroffer Felswand sieben kristallhelle Quellen sprudeln, erschrack Fabian zum ersten Mal über etwas, das er an seiner schwesterlichen Gespielin noch nie beachtet hatte. Es war das Schrecken des Entzückens, das ihn durchbebte, denn er nahm wahr, sie sei von allen Sterblichen vielleicht die Schönste. Ihre zarte Gestalt schien aus Licht gebaut: so klar, man möchte sagen, durchsichtig, war die irdische Hülle des in ihr wohnenden Ueberirdischen.

Daß Fabian mit Hilfe eines Morgentraums erst jetzt zu diesen Entdeckungen gelangen mußte, mag allerdings etwas mährchenhaft klingen, doch nur dem, der das geheimnißreiche Treiben der Seele nicht kennt. Der junge Mann hatte in Epiphanien immer nur noch eine liebe, treue Schwester gesehen; aber welchem Bruder fällt ein, von der Schönheit seiner Schwester entzückt zu werden? Fabian zitterte im Traum vor dem Glanze so vielen Liebreizes und sagte: „Fanely, o Fanely! wie ist mir? Wo hatt' ich denn sonst die Augen? Wie schön, wie unaussprechbar lieblich bist du!“ — Sie aber wandte ihm verdrießlich-lächelnd den halben Rücken zu und sagte: „Willst du mich wieder plagen, Faby? Können wir nicht ohne Zankens leben? So, wie du, spricht mir Renold beständig, und er weiß doch, ich hör' es ungern.“ — Und indem sie dies sagte, siehe, trat der schöne Schwede, den sie eben genannt hatte, hinter den Gesträuchen am Felsen hervor. Fabian fühlte in der Brust einen zuckenden Schmerz beim Anblick dieser Erscheinung. Es war der Schmerz der Eifersucht, den er noch nie empfunden. Er erwachte davon. Der Schmerz blieb; aber das Bild von Epiphaniens Schönheit auch. Er richtete sich auf und rieb die Augen. Das Licht des Tages schoß in blassen Strahlen durch die Ladenspalten des Fensters in die ärmliche Bauerstube. Fabian that einen tiefen Seufzer und ging, noch zur Hälfte in seinem Traum, aus der Hütte ins Freie.

Da rief ihm der Anblick des Meistersängers, welcher draussen am Brunnen die Finger durchs krause Haar kammartig strich, die Unterhaltun-

gen des vorigen Abends ins Gedächtniß. Er trat rasches Schrittes mit dem Morgengruß zu ihm und sagte: „Habt Ihr viel geschlafen, gut geträumt, Meister?“

„Ei, Viel und Gut ist nie beisammen!“ antwortete Wirri: „Ihr sehts ja wohl, meine Bettfedern waren auf der Wiese gewachsen; und will ich sicher vor hungrigen Kühen wandern, muß ich die Eiderdunen vom Kopf schütteln. Unser Herr Donnrian schläft noch mit seinem schwarzen Teufel um die Wette, der mich gestern in einen Lumpen verwandelte, womit arme Leute bei gebrochenen Fenstern den Glaserlohn sparen. Grüßet nun alle von mir. Ich nehme den Weg unter die Füße.“

„Nur auf ein Wort noch, Meister! Ihr waret unlängst im Moos bei Addrich, Meister? Wie nahm Epiphania Euern Auftrag vom Junker zu Rued auf? War er ihr willkommen?“

„Wie dem Blinden der Regenbogen. Ich habe sie nie gesehen, und sie hat mich nie gehört. Hol' der Henker den rothnasigen Addrich, der mit ehrlichen Leuten umspringt, wie der Savoyard mit Tanzbären. Wer mit dem was rechts anfangen will, muß ihn todtschlagen.“

„Wollt's also nicht noch einmal versuchen, und den Wunsch des Herrn von Grönkerkenbosch ausführen?“

„Keineswegs, Herr Freund, ich hab' meine Haut auch nicht gestohlen; trag er die seine zu Markt, wenn sie ihm feil ist. Der Kauz meinte gestern, es könne nicht anders sein und ich müsse versprechen, das Mörderloch noch einmal zu besuchen. Er verhieß goldene Berge. Aber wer zusagt, hat Seile an den Hörnern. Gesegnete Mahlzeit. Ich wußte zum Glück allerlei Ausreden. Es ist eine schlechte Maus, die nur ein Loch hat. Gehe er selbst hin; er hat zu lange Wünsche für meine kurzen Beine. Der Mooser trägt den Schelm im Nacken; würd' ich da unglücklich, lachte mich unser Herr Donnernarr hintennach aus. Helfen könnt' er mir nicht. Wenn die Katze den Speck gefressen hat, jagt man sie zu spät davon. Ich wandere nach Aarau und sage meinem wohlehrwürdigen Herrn Dechanten: für diesmal müssen wir das Plänchen aufstecken. Es gehen viel Wünsche in einen Sack, aber noch mehr ohne Glockenklang ins Grab. Hat die Mauer kein Loch, passirt Niemand durch; und kann man den Karren nicht aufhalten, läßt man ihn fahren.“

„Meister, Ihr sprechet, wie ein gescheuter Mann. Was aber mag diesem Fremdling daran liegen, das Mädchen aus des Moosers Gewalt zu ziehen? Ließ er Euch merken, warum er an Eurer Geschichte den lebhaften Theil nimmt?“

„Er that freilich, als geschähe es mir zu lieb, und als wollt' er mir nur die Leiter an's Ehebett stellen; und es ist wahr, des Dechanten Pathe soll schön und tugendlich sein. Aber es dünkte mich immer dabei, als hört' ich den Fuchs husten, und dachte, man hält Manchen für einen Esel, der einen Sack trägt.“

„Weise gesprochen, Meister Wirri. Der Mann wird mir verdächtig. Ich vermuthe fast, er habe das Mädchen irgendwo gesehen und der mürbe, alte Zunder habe Feuer gefangen, ohne ans faule Holz seiner Jahre zu denken. Meint Ihr nicht?“

„Gar möglich. Es will wohl jeder gern alt werden, aber nie alt sein. Doch

Eine harte Nuß, ein stumpfer Zahn,
Ein junges Weib, ein alter Mann!

Kurz, ich wies ihn zurück, und brach das Geschwätz über's Knie ab. Er machte ein Gesicht, als hätt' er Sauerrampfer gegessen, ließ mich aber in Frieden und wünschte mir gute Nacht ins Heu. Gebt ihm dafür einen guten Morgen zurück, denn ich habe Eil und trabe nach Aarau, so gut Schusters Rappen laufen mögen. Adjes, Herr Freund, gehabt Euch wohl.“

Bei diesen Worten machte der Spielmann links um und ging über das Feld davon, ohne sich um Fabians Nachrufen weiter zu bekümmern. Fast in gleicher Zeit kam auch der Herr von Grönkerkenbosch zum Vorschein, begleitet von seiner Dienerschaft. Er sah den Meistersänger noch in einiger Entfernung und rief ihm ebenfalls nach. Aber Herr Wirri schritt unaufhaltsam fürbas von dannen, ohne umzusehen. Fabian dagegen, welcher den Niederländer nicht verlassen wollte, ohne zuvor ein wichtiges Räthsel gelöset zu sehen, das für seine Ruhe und Epiphania's Sicherheit allzuwichtig schien, trat alsbald grüßend zu ihm, und führte ihn während unbedeutender Reden und höflichen Dankbezeugungen für die gestrige Gastfreiheit, auf die Seite, von der Dienerschaft hinweg.

Dann blieb er stehen und hob ohne Umschweife an: „Ehe wir uns trennen, Don Nardo, gönnt mir Antwort auf eine Frage. In welcher Absicht stellet Ihr der Nichte Addrichs nach? Eure mit dem Aarauer Spielmann geführten Gespräche lassen vermuthen, es liege Euch viel daran, sie aus den Händen des Oheims in die des Dechanten von Aarau zu bringen.“

„Hm! in der That, ja. Es liegt mir etwas daran!“ erwiederte der Herr von Grönkerkenbosch mit gewohnter Gelassenheit, während er aber doch auf Fabians Gesicht einen forschenden Blick fest heftete: „Ihr selber habt gestern nicht das schönste Lied zum Lobe jenes Addrich gesungen. Das arme, unschuldige Mädchen erregte meine Theilnahme. Ich möcht' es frei wissen.“

„Verzeiht, Herr, es scheint, Ihr wünschet mehr; denn Ihr trachtet dieser Jungfrau auf allen Wegen nach und nicht erst seit gestrigem Abend. Ihr habt ja der Nichte Addrichs einen köstlichen Schleier, orientalische Perlen, und zehn venezianische Dukaten durch ein Weib von Seon geschickt. Fürstliche Geschenke solcher Gattung spendet fürwahr auch kein geborner Verschwender ohne Zweck. Hegt Ihr indessen ehrliche Absicht,

so dürfet Ihr sie mir vertrauen, und meine Dienste sollen zu Euerm Gebot stehen."

„Junggesell," antwortete der Niederländer, ohne seine Miene im leisesten zu ändern, „daß ich ehrliche Absicht hege, kann ich allerdings betheuern und im Nothfall beweisen; daß ich Euch aber vertrauen soll, dazu bedarf es wohl unter uns beiden näherer Bekanntschaft. Uebrigens Euer offenes, redliches Gesicht ist ein guter Kreditbrief. Wenn Ihr mir dienen wollet, werdet Ihr mich dankbar finden."

„Und was begehret Ihr, Herr?"

„Nichts, als die Befreiung jenes unglücklichen Mädchens aus der Gewalt seines verrufenen Oheims; Befreiung, je eher, je besser! Noch das sag' ich Euch: mir gilt bei Allem gleich, ob die Verlassene zum Dekan von Aarau, oder anders wohin, oder auch unmittelbar zu mir gebracht werde."

„Zu Euch, Don Nardo? Kennet Ihr diese Epiphanie?"

Der Niederländer betrachtete den Jüngling eine Weile schweigend und antwortete dann mit fester Stimme: „Ich kenne sie und sehr genau!"

„Ihr, Don Nardo? Da ertapp' ich Euch auf fahlem Pferde. Wenn Ihr sie kennet, wie dürfet Ihr Euch einbilden, sie werde den Oheim verlassen, um sich einem unbekannten Landsfremden auszuliefern? Sie weiß nicht von Euch."

„Glaubet meinen Worten, Junggesell, sie kennt auch mich!"

Der Herr von Grönkerkenbosch sprach diese Worte mit so zuversichtlichem, ernstem Ton, daß Fabian, dem noch viel Anderes auf der Zunge lag, voller Bestürzung verstummte, und einen Schritt zurück trat. Bald aber lief sein Befremden in sichtbaren Unwillen über, mit dem er sich von dem Niederländer abwandte, als wollt' er ihn verlassen. Er schoß ihm noch einen Blick der tiefsten Verachtung von der Seite zu und sagte: „Nun ja, kennen möget Ihr sie; ja — der Geier kennt auch die Taube, über der er lüstern in den Lüften kreiset, bis sie sich aus der Sicherheit des Obdachs entfernt. Aber die Taube kennt Euch nicht. Nie ist Euer Name zu ihren Ohren gekommen, nie von ihren frommen Lippen gefallen. Wißt's, ich bin Epiphaniens Bruder!"

Fabians Heftigkeit brachte den kalten Niederländer nicht aus der Fassung. Dieser erwiederte mit einer Gleichgültigkeit, als wäre von Wind und Wetter die Rede: „Junggesell, zahlt meine Aufrichtigkeit nicht mit Unwahrheit ab; ich kenne, wenn schon ein Landsfremder, Eure falsche Münze. Epiphanie hat keinen Bruder."

„Wenn auch keinen leiblichen!" erwiederte Fabian, und fühlte sich vor dem, der ihn mit Recht einer Lüge zieh, etwas verlegen: „Aber", fuhr er noch ungestümer fort, um sein Unrecht zu verdecken, oder weil sich neuer Verdruß zum vorigen Unwillen gesellte: „was hab' ich mit Euch zu schaffen, oder welche Pflicht, Euch mein Verhältniß zu dem Mädchen zu offenbaren?"

„Gemach, gemach, Junggesell, ich begehrte durchaus Eure Vertraulichkeit nicht. Wer Ihr seid, läßt sich errathen. Ihr möget ohne Zweifel der verlobte Bräutigam sein. Die Schilderung, die man von Euch entworfen hat, war nicht ganz untreu. Mit einer kecken Gestalt und einem Gesichtchen, wie das Eure, läßt sich das Herz einer Jungfrau zur Noth schon anfechten."

„Ich hoffe," sagte Fabian drohend und trat rasch ein paar Schritte näher, „ich hoffe, es wird Euch nicht belieben, Gespött zu treiben?"

„Im Gegentheil, junger Mann!" entgegnete der Niederländer mit unveränderlichem Gleichmuth: „Ich weiß dem Glück Dank, das uns beide unverhofft zusammenbrachte. Wir wollen näher einander rücken. Wenn Ihr mir zum Ziel helfet, vielleicht ... helf' ich Euch zu dem Eurigen. Erlöset Epiphanien, dann wollen wir weiter rechnen."

„Ihr haltet uns hier zu Lande, scheint's, insgesammt für sehr alberne Teufel. Gestern sprachet Ihr ungefähr auch auf diese Weise mit dem Spielmann. Wer hat Euch Macht über die Hand Epiphaniens eingeräumt?"

„Das könnt Ihr künftig erfahren, und, zählet darauf, am wenigsten wird mir Eure einstweilige Braut selbst diese Macht versagen."

„Nun ist's genug, Herr von Grönkerkenbosch! nun genug! kein Wort mehr, daß ich mich an Euch nicht versündige!" fuhr Fabian auf, und seine Augen flammten von stolzem Zorn: „Wer seid Ihr, daß Ihr es waget, Eure Kurzweil mit mir zu versuchen?"

„Gemach, Junggesell, gemach. Es ist hier nichts weniger, als um Kurzweil zu thun. Ihr sollet es meinem Ernst ansehen, daß mich kein Muthwille sticht. Wer Ihr seid, weiß ich; aber wer ich bin ..."

„Weiß ich! Ein spanischer Niederländer, der mit seinem Geldsack im Schweizerlande meint den Meister spielen zu können; ein Katholik, vielleicht ein verkappter Pfaff, der eine hübsche Nichte in seinem Haushalt braucht. Packt Euch, eh' Euch dieser Arm den Nacken bricht, und sucht für das Keuschheitsgelübde ein Wundpflaster unter Euern eigenen Heiligen!"

„Junger Mensch!" rief Don Nardo, indem die Unbeweglichkeit seiner Gesichtszüge plötzlich endete und in finstern Mißmuth überfloß: „Junger Mensch, ich gestatt' Eurer unbesonnenen Hitze, mich zu lästern; aber lästert nicht Brauch und Glauben einer Kirche, der Ihr würdig seid, anzugehören. Ihr verkennet mich, aber ich verkenne Euch nicht. Ich will Epiphaniens Glück, bei Gott und allen seinen Heiligen! ihr zeitliches und ewiges Wohl, und könnt' es geschehen, mit dem ihrigen das Eurige."

„Was?" schrie Fabian ärgerlich lachend: Mein ewiges, ihr ewiges Wohl? Am Ende also treibt Ihr nur theologisches Kupplergewerbe

abenteuert umher, Proselyten und Convertiten zu machen? Ich rath' Euch wohlmeinend, wahret Eure Haut im Lande Bern, und lasset den Dechanten von Aarau nicht wittern, welch' ein Seelenjäger Ihr seid: all' Eure Heiligen würden Euch nicht vom Schandpfahl und Pranger erretten."

"Brechen wir ab!" sagte Don Nardo mit völlig wiedergewonnener Kaltblütigkeit: "Ihr führet eitle Streiche im Nebel. Bleibet ohne Kummer für Euern Glauben; ich will ihn nicht in Versuchung führen. Ist es der Wille des barmherzigen Gottes, die Verirrten zur Wahrheit des ewigen Lebens in den Mutterschoos der Kirche zurückzuführen: so bedarf er mein nicht. Ich wäre das allerunwürdigste Werkzeug seiner Hand. Eben so kummerlos bin ich für Addrichs Nichte, Eure Braut. Was ich von ihr weiß, verkündet, sie ist dem Glauben, der allein selig machen kann, wohl nicht so fernstehend, als Ihr Euch einbildet. Ein frommes, helles, nach innerer Seligkeit dürstendes Gemüth, wie das ihrige, kann und wird der rufenden Mutter nicht lange widerstehen, wann sie deren Stimme hört. Doch, das beiseite, Junggesell; besänftigt Euern unnützen Argwohn und vergeblichen Zorn. Ihr verkennet mich. Leistet mir diesen Tag noch Gesellschaft, und ich zweifle nicht, wir können Freunde werden. Dann helf' ich an Euerm Glück bauen."

Fabian betrachtete schweigend den Menschen, dessen Reden ihn immer ungewisser machten, was er von ihm halten müsse. Zuweilen vermuthete er, der Niederländer leide Geisteskrankheit; aber im Vortrag desselben war offenbar zu viel Zusammenhang und Sinn; im Ton desselben zu viel Zuversicht und dann und wann selbst eine Herzlichkeit, welche nur aus innerster Ueberzeugung und aus wahrem Wohlwollen entstehen zu können schien. Dabei hatte die unwandelbare Kälte seines Wesens, welche neben dem Aufbrausen des Jünglings zu einer Art von Hoheit und Ueberzeugung wurde, etwas Erdrückendes, mochte sie auch erkünstelt sein.

"Nun denn," fuhr Don Nardo fort, "entschliesset Euch. Verweilet diesen Tag bei mir. Es liegt mir an Eurer Bekanntschaft. Begleitet mich zum Rhein. Wir wollen noch manches Wort von Eurer Verlobten reden; es warten wichtige Dinge auf sie, davon Ihr selbst sie unterrichten könnt. Ihr selbst vielleicht führt sie mir zu, wenn Ihr das wahre Wohl dieser armen Waise so liebet, als ich."

"Da sei Gott für!" rief Fabian: "Was habet Ihr und das Mädchen gemein mit einander? Das fühl ich wohl, was es immerhin mit Euch sei, ganz richtig stehts bei Euch nicht, trotz Eures achtbaren Ansehens. Wo aber auch der Schalk bei Euch wohne, im Kopf oder im Herzen, Ihr sollet gewarnt sein! Hütet Euch, einer Jungfrau nachzuschleichen, mit der ihr rechtlicher Weise nichts zu verkehren habt. Bei meiner Seelen Seligkeit gelob ich's, begegn' ich Euch auf verbotener Straße, treff' ich Euch je in der Nachbarschaft vom Moos oder von Aarau, so habt Ihr Euer letztes Ave gebetet. Ihr wisset's nun. Ich bin Mann von Wort. Damit gehabt Euch wohl."

Fabian wollte davon. Don Nardo ergriff ihn hastig beim Arm und rief: "Es ist Mißverständniß unter uns. Ihr stoßet Euer Glück von Euch!"

Der Jüngling schleuderte den Niederländer von sich und sagte: "Fort, mir graut vor Euch, wie vor Satan dem Versucher in der Wüste!"

"Vor mir?" sagte Don Nardo mit einem Zug des Unwillens im Gesicht, der durch eine Art spöttelnden Lächelns gemildert ward: „Ihr müsset fürwahr schlechter Soldat gewesen sein, und in Euern schwedischen Diensten wenig von Welt und Menschen gesehen haben. So fahret wohl, Herr Hauptmann, und vergesset die Nichte Addrichs. Sie ist nicht für Leute Eures Schlages von Gott geschaffen."

Fabian betrachtete ihn von der Seite und sagte: „Ihr irrt Euch garstig in meiner Person, scheint's."

„Jetzt nicht mehr; nur einen Augenblick vorher, Junggesell, als ich die Trommel für eine Karthaune ansah, da betrog sich mein kurzes Gesicht. Genug davon. Zieht mit Gott!"

27.

Kriegsgefangenschaft.

Der Niederländer wandte bei diesen Worten dem Jüngling den Rücken, um sich zur Hütte und zu seinen Leuten zu begeben. Er sah aber, mit nicht geringem Erstaunen, diese und seine Pferde von bewaffneten Bauern umringt. Bald war er selbst, desgleichen Fabian, von einer seitwärts herangekommenen Rotte umzingelt. Das durchdringende Gekreisch eines Weibes ohnweit der Hütte, und ihr Hindeuten auf das gebrochene Fenster derselben, verkündete den Zorn der heimgekehrten Eigenthümerin. Die Bauern, unter lautem Geschrei, bemächtigten sich der Personen.

"Was soll's hier geben, ihr Mannen?" schrie Fabian ab der Almen entrüstet: "Ist das ehrlicher Kriegsbrauch, Reisende auf der Straße anzufallen und wehrlose Männer gefangen zu nehmen? Oder haben wir die Gestalt der Landstreicher und Zigeuner, daß ihr uns fahet? Ich bin Schweizer, wie ihr Alle, vom Berner Oberland. Dünk' ich euch verdächtig, so bin ich allezeit da, Red' und Antwort zu geben. Jener Herr aber ist Ausländer, der mit unsern Händeln nichts zu schaffen hat; darum lasset ihn unangetastet seines Wegs in Frieden ziehen mit seinen Leuten. Ich hoffe, ihr werdet ihn nicht plündern und ihn nicht zwingen, daß er in fremden Ländern über uns Schweizer nachklage, als wären wir ungastlich und wie Räuber und Gauner."

"Was welschet der Milchbart!" rief einer

der nächsten Bauern, während die Andern um ihn her jauchzten, Andere zankten, Andere sangen: „Gebt's ihm auf den gelben Schnabel! Seht ihr ihm nicht am Schwanz an, wie das Vögelein heißt? Ein Stadtspion ist es, der Kundschafterei treibt.“

„Werft den Schelm zu Boden!“ brüllte ein Anderer: „Wir — wir haben die größte Viktori erlebt, und die Basler und Mühlhauser zum Land hinaus gejagt; nun soll uns der Strolch da nicht Gauner und Räuber heißen.“

„Nichts!“ schrie ein Dritter dazwischen: „Hier ist ein gutes Vogelnest ausgehoben! Daheim wollen wir die Alten und Jungen ordentlich rupfen, ehe wir sie braten. Fort, wir nehmen sie Alle nach Olten, da muß sie der Untervogt von Buchsiten beichten lassen.“

Unterdessen das Toben der Menge und Fabians Widerstand fortdauerte, ohne daß ein Theil auf den andern hörte, verhielt sich der Herr von Grönkerkenbosch, welchem man den prächtigen Dolch aus dem Leibgürtel gerissen hatte, mit unbefangener Miene, wie ein gleichgültiger Zuschauer. Er drehte sich endlich gegen Fabian und sagte: „Wie es scheint, müssen wir also doch einander wider Willen noch Gesellschaft leisten. Wehret indessen diesen guten Leuten nicht, zu thun, was sie für Pflicht halten, und erbittert sie nicht mit eiteln und trotzigen Worten. Daß Ihr Euch meiner als eines Fremden annehmen wolltet, macht Euerm Schweizergemüth Ehre. Sorget aber lieber für Euch selbst, denn es waltet keine Gefahr für mich.“

Fabian erwiederte ihm nichts, sondern haderte mit den Bauern fort, die nun auch Don Nardo's Jäger und Mohr, beide ihrer Waffen beraubt, desgleichen die Pferde herbeiführten. Ihr Lärmen vermehrte sich mit der Anzahl. Denn es kamen immer neue Haufen herzu. Es bestanden diese Leute meistens aus jenen Solothurnern, die am vorigen Tage bei Erlinsbach und unter der Schafmatt den Rückzug des Obersten Zörnli beobachtet hatten. Alle glühten noch wein- und siegtrunken, und umstellten nun neugierig die Reisenden, deren ausländische Trachten ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigten; so wie noch mehr die schwarze Haut des Mohren ihr Erstaunen in Anspruch nahm.

„He!“ schrien einige plötzlich, indem sie auseinander traten, um Neuankommenden Platz zu machen: „Da bringen sie abermals einen Gefangenen! Laßt uns nur noch mehr suchen, ihr Mannen; der Berg hier wimmelt von Schelmen und Stadtleuten.“

„Den fettesten Bissen haben aber wir gefangen!“ rief mit stolzer Lustigkeit einer der Ankommenden: „Der hier ist ein rechter Meuder! Er hat gewiß im Leben heut zum erstenmal über seinen schönen Wanst geflucht, als er mit ihm uns entwischen wollte.“

Es war von keinem andern, als vom würdigen Meister Heinrich Wirri die Rede, der sich eben den Schweiß vom Gesicht trocknete und in die Tiefe seiner Brust Luft schöpfte. „Wie geht's, Meister?“ redete ihn Don Nardo an: „Ihr brachet früh auf ohne Nutzen!“

„Es geht, wie es kann!“ erwiederte seufzend der Spielmann und zuckte die Achseln, indem er die Versammlung ringsum mit den Augen musterte: „Es geht, wie es mag, und geht doch nie recht. Ich merke nun wohl, mit Allgemach kömmt man auch weit. Meinethalben, der Teufel ist im Lande los, daß niemand weiß, wo aus und ein? Mein Lebtage hab' ich dergleichen verkehrte Weltwirthschaft nicht gesehen. Sind die Menschen nicht närrisch geworden, so muß der jüngste Tag unterwegs sein.“

„Schweig, du sprützende Blutwurst!“ fuhr ihn einer der Bauern an: „oder wir warten dir anders auf. Wovon wärst du feist, wenn du nicht aus Landvogts Schüssel unsere Hühner und Eier gegessen hättest? Nun sind wir endlich Meister, und ihr Stadtleute sollet schweigen und Respekt vor unser einem haben, sag' ich euch!“

„Ihr Herren reitet jetzt auf gar hohen Gäulen,“ antwortete der Meistersänger, „aber sorget, daß ihr nicht vom Pferd auf den Esel kommet. Was meine Wenigkeit betrifft, habt ihr für euern Beutel einen Fang gethan, der euch reuen wird. Ich bin kein Rathsherr, sondern von Profession ein Spielmann; und wer mir etwas nehmen will, muß mir's erst bringen. Metzget also keine Katze für einen Hasen. Aber, ihr Herren, ich rath' euch, macht's überhaupt glimpflich und spannt den Bogen nicht zu stark. Laßt mich gehen, denn ich habe euch nichts zu Leid gethan.“

„„Aber auch nichts zu Lieb!“ schrie ein vierschrötiger Kerl ihn an: „„Ihr Städter haltet zusammen, wie Pech und Schuhdraht, und hacket einander die Augen nicht aus. Einer ist, wie der Andere. Drum marsch gen Olten. Bist du kein Verräther, so kannst du es noch werden; drum wollen wir dich vor der Sünde bewahren. Man sieht dir's wohl an: dein Spitzhut und ein Schelmendeckel sind vom gleichen Meister gemacht.““

„„Schimpft, wie ihr wollt,“ erwiederte Wirri ärgerlich, „„gegen böse Zungen hilft kein Harnisch. Nur laßt euch von einem ehrlichen Mann rathen, und schleift euer Messer nicht zu scharf. Ihr habt böses Spiel angefangen. Mit der Obrigkeit ist schlimm rechten, noch schlimmer fechten. Ihr werdet's erfahren. Der Kleine drückt den Großen nie durch den Hag, und ihr wißt wohl, wer über sich haut, dem fallen zuletzt Spän' in die Augen.““

„„Du Fettklumpen, wir wollen dich zum Braten, nicht zum Rathen!“ rief der vorige Bauer: „„Heut spielen wir den Städtern Trumpf aus und sie müssen daran glauben. Das Recht ist auf unserer Seite und wir sind unserer Hunderttausend. Drum schweig!““

„„Ich glaube, ich darf den Schnabel gebrauchen, wozu er mir gewachsen ist, so gut, wie

ihr!“ antwortete der Spielmann: „Und wenn Hunderttausend unrecht gehen, wird ihr Weg dadurch nicht recht.“

„Still, ihr Leute! Frieden! Keinen dieser Gefangenen mißhandelt! Führt sie ab nach Olten!“ rief ein wohlgekleidetes, rasches, hageres Männlein, dem alle Anwesenden Platz machten. Es war der Untervogt von Buchsiten. „Und Ihr, guter Freund,“ sagte er zum Meister Wirri gewandt, „behaltet Eure Sprüche im Sack; sie werden darin nicht fauler, als sie schon sind, und könnet keinen von uns damit weder belehren noch bethören.“

„Freilich nicht!“ entgegnete Wirri: „Wenn zwei Esel einander unterrichten, wird keiner ein Doktor dabei. Ich verlange aber nichts, als was recht und billig ist. Ich bin ein Ehrenmann. Warum schleppt man mich mit Gewalt fort? Wenn Ihr, Herr Freund, hier etwas mehr zu befehlen habt, als ich, so schaffet Gerechtigkeit. Ich gehe nicht nach Olten; nicht von der Stelle.“

„Aber auch nicht nach Aarau!“ entgegnete der Untervogt mit strenger Geberde.

„Henken wir ihn also zwischen beiden Städten unterdessen an einen Baum auf!“ rief der vorige Bauer.

„Es ist leider kein Ast stark genug, diese Last zu tragen!“ versetzte der Untervogt. Die Versammlung lachte aus vollem Halse und schrie: „Doch, doch!“ — Der Meistersänger erblaßte, schielte nach einer hohen Eiche in der Nähe und trat seinen übrigen Unglücksgefährten näher, als hoffe er von ihnen Schutz.

„Meister, seid klug!“ sprach der Niederländer zu ihm: „Suchet lieber Eure Gnade, als Euer Recht.“

„Ja, ja!“ versetzte der erschrockene Spielmann: „Ein Quintlein Gunst gilt allezeit mehr, als der schwerste Zentner Gerechtigkeit.“

„Marsch!“ rief der Untervogt von Buchsiten, und der ganze Zug setzte sich in Bewegung unter Trommelschlag und Jauchzen und Johlen.

Man schien die Gefangenen geflissentlich von einander getrennt zu halten. Fabian ging verdrossen und trotzig zwischen seinen Wächtern. Er hatte an diesem Tage jenseits Aarau ins Moos eilen wollen, um seiner Sehnsucht Genüge zu thun, die schöne Epiphania zu sehen und vor den Nachstellungen des Niederländers zu warnen. Die Reden desselben hatten ihm unbeschreibliche Unruhe erweckt. Er mußte aus der Zuversicht, mit welcher der Fremdling gesprochen hatte, vermuthen, daß dieser mit Epiphanien wirklich im Einverständniß lebe, und daß es bei ihr wohl gar auf Religionsänderung abgesehen sei.

Der Argwohn, mit welchem sich die Kirchenparteien in jenen Zeiten nach den langen Glaubenskriegen gegenseitig bewachten, die Begierde derselben, einander Proselyten abzugewinnen, vermehrte allerdings nicht ganz ohne Grund das Besorgniß des jungen Mannes. Er beobachtete den niederländischen Spanier während des ganzen Zuges; zuweilen wünschte er, ihn noch sprechen und weiter ausforschen zu können. Jener aber, ohne sich nach Fabian umzusehen, wanderte unter den Vordersten, in beständigen Gesprächen mit dem Untervogt von Buchsiten, fort bis Olten. Die Bauern hielten auf den erbeuteten Rossen den triumphirenden Einzug in das Städtlein.

Hier wurden die Gefangenen an verschiedene Orte vertheilt. Fabian empfing ein kleines, dunkeles Gemach mit vergittertem Fenster; vor der Thür eine Wacht; einen Laubsack zum Nachtlager. Das Schicksal seiner Gefährten blieb ihm unbekannt. Aber folgendes Morgens, als er durch's Fenster niederschaute, sah er mit nicht geringer Verwunderung den Herrn von Grönkerkenbosch, begleitet von seinem Mohren und Jäger, frei zur Stadt hinaus reiten.

„Glückliche Reise!“ rief Fabian ärgerlich. Don Nardo sah aufwärts, nickte, ohne eine Miene zu verziehen, grüßend, und machte mit der ausgestreckten Hand eine Bewegung, wie zum Abschied. Er verschwand.

Der Jüngling zweifelte keinen Augenblick, daß nicht auch seine Freilassung schnell erfolgen werde. Er irrte aber sehr. Vielmehr bewachte man ihn von Tage zu Tage strenger. Sein Wächter sprach von aufgefangenen Kundschaftern der Städte, auch wie einige dieser Leute aufgehangen worden wären, und ließ ihm merken, er thue wohl, sich von der lutherischen Ketzerei zum wahren Glauben zu bekehren, um wenigstens ein seliges Ende zu nehmen.

28.

Die Erlösung.

In der langen Weile eines mehrwöchentlichen Verhaftes wechselte Fabian, wie Gefangene pflegen, vom Morgen bis zum Abend mit Singen und Fluchen, Ergebungen in das Verhängniß und Entwürfen zur Flucht, Vorsätzen der Rache und dichterischen Ausmalungen seiner Zukunft, wenn er jemals wieder der goldenen Freiheit genösse. Es versteht sich, daß Epiphanie im reinsten Lichtglanz die Bilder dieser Zukunft verherrlichte. Von Herzen verwünschte er, was ihm nicht zu verargen war, den Aufstand des Landvolks, dessen wilde Wellen ihn nun in die wüste Irre umherschleuderten und mit unwiderstehlicher Macht vom Ziele seiner Reise abgetrieben hatte. Denn er war bloß in den Aargau gekommen, um die geliebte Jugendgespielin nach langer Abwesenheit zu sehen, ihr zu sagen, wie er von Bern unschuldig mißhandelt worden sei; nun Haus und Garten am Thunersee verkaufen, die Schweiz ganz verlassen, ins Markgrafenland ziehen, dort, als Arzt, wohnen und seine Tage dann im wohlthätigen Beruf für die leidende Menschheit zubringen wolle. Auch hatte er wohl daran gedacht, wenn Epiphanie beistimme, wenn Addrich, ihr

Oheim, nicht entgegen sei, wenn Epiphaniens Hand nicht Renolden gehöre, sie zu bitten, schwesterlich sein Hauswesen verwalten zu wollen.

Doch das schwesterliche Verhältniß nahm während der Ueberlegungen in der gefänglichen Einsamkeit zu Olten ganz andere Färbung an. Es schien, als hätten Addrichs und Don Nardo's Reden ihn auf einen Gedanken geleitet, der ihm vorher, wie Gedanke einer Blutschande, abscheulich erschienen war. Er sah nun selbst ein, daß ihm Epiphanie, die ihm auch nicht auf's Entfernteste verwandt sei, unmöglich in ein fremdes Land und Haus folgen könne, ohne den guten Ruf in der Welt zu verspielen. Er dachte sie nun also auch unter dem Bilde einer jungen Gattin, und konnte anfangs den keuschen Widerwillen, die innere Scham kaum überwinden, die bei dem Namen laut wurden, welcher einem Frevel an der reinen Engelsnatur der Jungfrau gleich sah. Aus demselben Grunde war es ihm auch bisher etwas Ungedenkbares geblieben, daß sie Gemahlin irgend eines andern Sterblichen werden könne. Je vertrauter ihm aber nach und nach die reizende Möglichkeit wurde, daß er Epiphanien, als Weib, aus der Schweiz führen, und sich durch die heiligste Weihe anschliessen könne, desto mächtiger wuchs zugleich seine Furcht vor des katholischen Niederländers bedenklichen Aeusserungen, und in seiner Brust gegen den schönen Gideon der schmerzende Brand der Eifersucht. Seine Ungeduld nach Freiheit ging daher zuweilen fast in Verzweiflung über. Er sprach viel mit sich selber und überlaut; er schlug die Wände mit geballten Fäusten und rüttelte die dicken Eisenstäbe des Fenstergitters, daß die steinernen Gesimse erbebten. Die Stunden wurden ihm wie Tage; die Tage glichen Wochen; die Wochen dehnten sich zu Jahren. Den Wächtern machte er bange, den Verstand einzubüßen.

In der That hätte es geschehen können, wäre ihm nicht endlich nach beinahe vier Wochen der Kerker aufgeschlossen worden. Bewaffnete Bauern führten ihn in ein anderes Zimmer, wo mehrere wohlgekleidete Landleute um einen großen runden Tisch bei Wein und Brod saßen, obwohl es noch Morgenfrühe war. Unter den Männern erkannte Fabian sogleich auch die breite Gestalt des Addrich, und neben demselben jene Person, welche sich auf dem Zuge nach Olten, als der Untervogt von Buchsiten, bemerkbar gemacht hatte.

Die Versammlung, als Fabian herein trat, brach ihr bisheriges lautes Gespräch plötzlich ab, nahm ernsthaftes Wesen an, und suchte sich in die möglichste Würde zu setzen. Dieser hier stellte das aufgehobene Weinglas nieder, jener dort legte Brod und Messer aus der Hand und schlug die Arme unter einander, oder faltete die Finger zusammen, oder rückte den Stuhl hinter sich, um Knie über Knie zu werfen.

„Fabian ab der Almen," sagte Herr Adam Zeltner, der Untervogt: „obwohl wir wissen, daß du erzbernerisch in deinem thörichten Herzen gesinnt bist, und schändlicher Weise, als Sohn eines wackern Landmannes, zu den Städtern hältst, wollen wir doch Gnade über dich ergehen lassen, für Recht. Du magst daraus erkennen, daß wir freien Landleute gnädiger sein können, als die Herren zu Solothurn und Bern, die sich gnädig schelten lassen und Verbrechen an uns suchen, um uns an Geld und Blut zu strafen. Deine wider uns und das theure Vaterland verübten Umtriebe und Helfershelferdienste hätten billig den Strang verdient, der Verräthern gehört. Aber ..."

— Ich bin nie Verräther gewesen! unterbrach ihn Fabian.

„Schweig, wir wissen Alles!" fuhr Herr Zeltner mit fester Stimme fort: „Bist du nicht von Bern gen Aarau mit Briefen zum Schultheißen Hagenbuch gelaufen?"

— Allerdings! versetzte Fabian: Aber ich wußte nichts um den Inhalt dieser Briefe, und noch weniger davon, daß ich Männern, die meine Herren und Obern sind, keinen Dienst leisten dürfe.

„Schweig! Jetzt sind wir aber deine Herren und Obern; darum begnadigen wir dich, und erwarten dagegen von dir Ehrerbietung und dankbare Ergebenheit. Die wirst du uns also angeloben?"

— In jeder erlaubten und gerechten Sache.

„Es ist nichts erlaubt, als das Gerechte, und wir werden nichts von dir, als das Gerechte begehren, laut unsern theuer geschwornen Eiden und dem zu Summiswald geschlossenen Landsbund. Jedennoch möchte auf dein Wort und Angeloben wenig zu bauen sein, wenn unsere und des werthen Vaterlandes Sache nicht schon über alle Gefahr obgesiegt hätte. Darum können wir dich, ohne Furcht, der Haft entlassen, selbst wenn du in gerader Richtung von hier nach Bern zurück liefest. Zudem auch hat dieser unser lieber Nachbar und ehrenwerther Eids- und Bundesgenoß" — der Untervogt deutete mit der Hand auf Addrich — „gut für dich gesprochen, was du ihm wohl zeitlebens danken magst."

— Ich danke meinem Freunde Addrich gern, und vor Euch Allen, denn ich weiß, er meint es mit mir wohl und kennt mich. Hättet Ihr Euch aber, statt mich rechtswidrig vier Wochen lang ohne Verhör und Untersuchung festzuhalten, von meiner Unschuld früher überzeugt; hättet Ihr mir meine frechen Ankläger unter die Augen gestellt, daß sie durch Rechtfertigung zu Schanden gemacht worden wären: so würde ich noch lieber Eurer Gerechtigkeitsliebe als dem Addrich schuldigen Dank gesagt haben.

„Du strauβest dich zwar mit deiner Unschuld, wie sieben Eier in einem Krättlein; aber glaub'

mir, du keckes Bürschlein, wir haben dich nicht eines Gastpfennings willen in unsere Gewahrsam behalten. Der Erste, welcher wider dich zeugte und uns warnte, dich nicht aus unserer Gewalt fahren zu lassen, war ein sehr glaubwürdiger, vornehmer Herr, der dich nur kurze Zeit gesehen, aber dennoch genug von dir vernommen hatte. Du wirst dich des Edelherrn von Grönkerkenbosch erinnern, der mit dir gefangen worden ist? Er hatte durchaus kein Interesse wider dich . . ."

— Der Niederträchtige! Er also? Der? rief Fabian auffahrend: Und Ihr vielklugen, gerechten Männer, glaubet in Eurer Weisheit der tückischen Zunge eines wildfremden Abenteurers, und kerkerket daraufhin ohne allen Beweis der Wahrheit einen Schweizer, einen Mitlandsmann ein, wie einen Verbrecher?

„Höre, Grünschnäbelein!" rief ein alter Bauer hinterm Tisch bei diesen Worten Fabians: „Habe Respekt, denk', vor wem du stehst, und schlucke deine unverschämten Redensarten hinter; es wird dir kein Kropf davon wachsen, wenn du sie in der Kehle behältst."

Der Untervogt winkte mit der Hand dem Alten seitwärts zum Schweigen, und fuhr gegen Fabian also fort: „Wenn der erste Zeuge wider dich nicht genügt hätte, würde ein zweiter wohl hundert andere aufgewogen haben. Das ist ein erprobter Vaterlandsmann, dem die Wohlfahrt gemeinen Wesens über alle Rücksicht und Freundschaft hinaus geht, die er leider für dich gehegt haben mag. Er ist's, von welchem wir schon umständlich vernommen haben, wie viel die Berner dir zahlten und aus was Ursachen du ins Aargau gekommen bist. Da ist der mannhafte und tapfere Hauptmann Gideon Renold. Den wirst du gelten lassen, hoff' ich."

— Den lass' ich gelten, als einen Schelm vom Wirbel bis auf die Sohle! Dieser Judas und ich sind von jeher Freunde gewesen, wie Katz und Hund. Warum stellet Ihr mir den schwedischen Lohnknecht nicht Angesicht gegen Angesicht, der schon im Mutterleibe so giftiger Natur war, daß die im Kindbett sterben mußte, die ihn zur Welt brachte?

„Wenn du so schamlos alle Ehrenmänner lästern kannst," fuhr der Untervogt mit Bitterkeit fort, „so lästere, wenn du kannst, noch einen dritten, dessen Zeugniß mit allen andern zusammenstimmte. Die Wahrheit hat nur eine Farbe, die Lüge mancherlei. Und dieser dritte ist der, welcher für dein Wohlverhalten bei uns gutgesagt hat und dein Bürge worden ist."

— Wie? Addrich, du? sagte Fabian und warf einen Blick unwilligen Erstaunens auf den Alten.

Addrich hatte schon während der letzten Reden des Untervogts die dicken Augenbraunen düster zusammengezogen und darunter einen stechenden Blick gegen den Sprecher der Versammlung geschossen. Jetzt brummte er: „Viel und erbaulich schwatzen ist selten beisammen!" Dann wandte er sich zum Jüngling und sagte: „Nein, Fabian, ich habe eigentlich keineswegs wider dich gezeugt, denn ich wußte aus deinem Munde, wie du weder kalt noch warm seiest, und so wenig mit dem Volk wie mit den Städten halten magst. Du bist ein unerfahrnes Kind und hast deine Ruthe wohl verdient. Erst hatten dich die Basler in die Klemme genommen, ich befreite dich. Nun fielst du in die Hand des Volks. Wenn sich Wolf und Hund beissen, sollst du nicht zwischen beiden durchspazieren wollen und sagen, was geht's mich an? Wer in bürgerlichen Händeln nicht zu einer der Parteien tritt, bekommt die Fäuste beider in die Haare. Hüte dich vor dem Gideon; du hast viel bei ihm im Salze. Ganz zufällig vernahm ich vor einigen Wochen, man halte dich hier gefangen. Das war mir recht und zwar deiner eigenen Haut willen; denn hier hast du am sichersten gewohnt; draussen hätten dich indessen schon Bauern oder Städter kalt gemacht. Jetzt bist du frei. Komm' zu mir ins Moos; dort bist du geborgen. Gideon hat anderswo vollauf zu schaffen."

Mit diesen Worten hielt Addrich die Sache für abgethan. Er stand vom Sessel auf und endete die Sitzung der ansehnlichen Versammlung, aus welcher ihm keiner zu widersprechen wagte. Nachdem er von Einem zum Andern gegangen war, und mit Allen noch besondere Abrede genommen hatte, nahm er Fabian zu sich, und beide verliessen das Haus.

29.

Der Heimweg.

Unangefochten schritten sie durch die enge, finstere Straße hinab zum Thor und über die hölzerne Brücke, welche dort die Ufer der Aare verknüpft. Als der Jüngling aber die im Goldlicht spiegelnden Wellen des Stroms, die im Morgenroth leuchtenden schroffen Felswände, mit Gebüschen bekränzt, die aufbrechenden Blüthen der Kirschbäume und malerisch vertheilten Gesträuche erblickte, die grünen Matten, von himmelblauen, goldenen und purpurnen Blumen durchwirkt, und den Lerchentriller hörte hoch im Himmel und der Finken fröhlichen Schlag in den ergrünenden Zweigen der Gebüsche, — ward er weich. Er seufzte ein lautes „Ach!", breitete seine Arme durch die Luft, als könnt' er Erd' und Himmel an das schlagende Herz ziehen; riß vom Schlehenstrauch einen der blühenden Zweige und drückte die kühlen Silberblüthen desselben an seinen Mund, indem ein paar Thränen ihm über die Wangen perlten.

„Du geberdest dich wie ein Mädchen," sagte Addrich, „oder ärger noch, wie ein Kind, Fabian."

— Es wäre dir besser, Addrich, du würdest Kind sein können und meine Wollust verstehen!

antwortete Fabian: O wie leicht ist der Odem der Freiheit und wie süß der Brautkuß der Natur! Du jammerst mich, Addrich! du taugst nichts mehr in diesem herrlichkeitsvollen Gottesreich. Du hörst die Stimmen dieses Lebens nicht mehr, die mich entzücken.

„Hast Recht, Fabian!“ erwiederte Addrich: „Ich habe das Leben nie und das Leben hat mich nie verstanden. Meine Geburt ist ein blinder Mißgriff des Schicksals.“

— Rede nicht so, Addrich. Du mußt nicht lästern! Heute nicht!

„Nun, so sag' mir denn, Fabian, welche Weisheit hat die Blindgebornen in eine schöne Landschaft, die Taubstummen, die blödsinnigen Kretinen in die Gesellschaft vernünftiger Geschöpfe gestellt? Und warum muß ich, mit Wohlwollen in der Brust und gesundem Verstand im Gehirn, unter dies Gezücht von Tigern und Eseln in Menschengestalt geworfen sein? Wer kennt mich? Wer will mich? Was gibt mir Ersatz für den Schmerz, in dieser Welt wohnen zu müssen, an sie wider Willen gebunden zu sein, und das Loos Leonorens zu tragen, nicht leben, nicht sterben zu können? — Fabian, ich hasse das Leben, aber in mir sträubt's sich, es zu verlassen, und ich kann's nicht enden. Der Mensch ist, im wüsten Bagno der Welt, Sklave eines Unbekannten; der Mensch verflucht seine Kette, kann sie aber doch nicht zermalmen und muß ohne Schutz ohne Widerstand die zerfleischenden Streiche seines herzlosen Guardians, des Schicksals, aushalten.“

— Höre, Addrich! rief Fabian stillstehend und den Alten hastig mit beiden Armen haltend, indem seine Augen dabei froh leuchteten: Höre, Addrich! Ich will dich heilen. Folge mir nach Deutschland, denn ich verlasse die Schweiz. Epiphanie und ich wollen deine Kinder sein und dich pflegen, wie einen Vater, wenn du keine Leonore mehr hast. Du wirst in einer freundlichen Einsamkeit dich mit der Welt wieder versöhnen, wenn du nur einmal aus den gegenwärtigen, finstern Verhältnissen herausgerissen bist. Glaub' es, Addrich, du wirst versöhnt werden. Wir wollen dein Alter weich betten.

„O, ich bin von aussen und innen eine einzige Wunde. Wohin und wie ihr mich betten möget, auf Seiden und Eiderdunen und Rosenblättern, muß ich aufschreien im Schmerz. — Fort, fort, Fabian, ins Moos!“ rief Addrich nach einem augenblicklichen Schweigen, indem er den Jüngling zurückdrängte und mit großen Schritten auf der Landstraße weiter ging: „Brechen wir von dem ab. Ich kann dir Besseres sagen. Die Unternehmungen des Volks gehen wohl von statten. Die Städte müssen zu Boden. Ich scheide nicht von hinnen, ohne ein löblich Werk in der Welt zu lassen, damit ich ihr mehr gebe, als sie mir gab.“

— Addrich, verblende dich nicht! du rennst dem gewissen Verderben in den Rachen und ziehest Tausende mit dir. Ich wette, die Städte haben den Bauern noch keinen Halm breit nachgegeben.

„Du weißt nichts. Der Handel läuft, wie er soll, stündlich von seiner eigenen Wucht immer stärker gedrängt. Die Städte halten das losgelassene Felsstück nicht mehr auf, das vom Berge herab rollt und bald zerschmetternd in Sätzen und Sprüngen gesehen werden wird. Solothurn und Bern, Basel und Luzern, Aargau und Freiämter sind in heller Bewegung. Es soll einen neuen Himmel und eine neue Erde geben.“

— Addrich, traue nicht! Die Herren haben den bessern Kopf und das bessere Geld!

„Und wir, Fabian, die bessere Faust und das bessere Recht! Die vornehmste Miene beim Spiel will jetzt Zürich annehmen. Es zog vor einigen Wochen sogar fünf Kompagnien, jede zweihundert Mann stark, in die Stadt, um Blendwerk und Spiegelfechterei vorzugaukeln. Zürich wußte aber wohl, daß am See herum faule Aepfel wachsen, und ließ die Mannschaft wieder aus einander, obgleich die Wädenschwyler und Knonauer durch gesandte Ausschüsse Treu und Gehorsam anboten. Es schickte auch den Bürgermeister Waser und Statthalter Hirzel gen Bern, um dort, nebst Ehrengesandten von Glarus und Schafhausen, zu vermitteln. Die setzten aber den Flecken neben das Loch, wie der blinde Schneider.“

— Wie so? nichts verrichtet?

„Nun ja, es ward um des Leuenbergers Lumpen gehandelt, um Trattengeld und Innungszwang, Salzkauf und Gerichtsbotenlohn und dergleichen. Man schlug die Abgeordneten der Landschaft mit Rathsherrenzungen breit; gab den Bauern den Strohsack heraus und behielt die Betten. Kurz, man brachte es so weit, daß die Ausschüsse der Gemeinden vor großem Rath alles an die Hand gelobten, für ertheilte überschwengliche Gnad in gebührender Unterthänigkeit dankten und wegen der Unordnungen vor gesessenem Rathe einen Kniefall thaten. Darauf entliessen die Berner sogleich ihr in die Stadt genommenes Kriegsvolk und meinten schon, es lägen alle neun Kegel zu Boden. Sie hatten sich verrechnet; wir Andern waren noch da. Die Gemeinden verwarfen den Plunder allzumal, wie ihn die albernen Ausschüsse vom Markt zu Bern mitgebracht hatten. Am meisten erbitterte deren niederträchtiger Fußfall. Das stieß dem Fasse den Boden aus. Die Huldigung ist abgeschlagen und das Volk ärger, denn je, im Harnisch. Damit machten wir dem Christen Schybi gutes Spiel, daß er wieder mit den Entlibuchern ins Feuerhorn stoßen konnte.“

Fabian schüttelte den Kopf und versetzte: Wollt Ihr, um Recht zu erhalten, allem Recht, Treu und Glauben absagen? Hat die Luzerner Landschaft nicht mit der Stadt ihren Vertrag geschlossen und gesiegelt?

„Nicht die Landschaft, nur ihr abgesandter Ausschuß. Das Volk vom Entlibuch, Willisau,

Rothenburg und Rußwyl dagegen erklärt, im Vertrage müsse das Wort „Fehler“ ausgekratzt sein. Denn dieweil Räth und Hundert von Luzern doch selber das Recht des Landes jetzt anerkannt haben, so war's kein Fehler des Landes, das Recht begehrt zu haben. Desgleichen sollen die ehrenrührigen Titel, welche das Badner Manifest gegen die Landschaft ausgespien hat, in offenem Druck widerrufen werden; und alle Landleute sind einmüthig darin: der Wollhauser Bund müsse aufrecht bleiben und freie Landsgemeinde gelten. Darauf haben die Herren nun ihre Tagsatzung gen Baden ausgeschrieben, oder sitzen vielleicht da schon brütend beisammen über den Basilisken-Eiern.“

— Addrich, laß dir weissagen, jener Tag zu Baden wird nicht geschlossen, bis Köpfe gefallen sind.

„Meinst du? die unserigen oder die ihrigen? Sieh, Bursch, ein Fingerhut voll Mutterwitz reicht weiter, als ein Malter Schulwitz. Wir andern haben auch schon unsere große Tagsatzung zu Summiswald an der Grünen gehalten mit den Volksausschüssen von Bern, Luzern, Aargau, Basel und Solothurn. Ich komme eben daher zurück. Es fand sich auch obrigkeitliche Gesandtschaft ein, die wollte nach ihrer Art versöhnen, schwänzeln, vermitteln, heucheln, streicheln, in die Ohren blasen, entzweien. Sie zog aber unverrichteter Sache ab. Klaus Leuenberger hielt sich diesmal wacker. Wir wählten ihn daher einhellig zu der Bundesgenossen Obmann.“

— Und was ist beschlossen? Was habt Ihr vor?

„Nichts, als zu handhaben, was dem Einen recht und dem Andern billig ist: das Volk soll das Ansehen der Obrigkeit, die Obrigkeit dagegen die Freiheiten des Volks in Ehren halten. Keine Landschaft soll wider Wissen und Willen der übrigen Bundesgenossen gegen die Obrigkeit Waffen lüpfen; aber auch keine Obrigkeit einheimisches, oder fremdes Kriegsvolk wider Unterthanen ins Feld führen.“

— Und wenn der Rath von Bern, Luzern oder einem andern Ort, sich Euern Summiswalder Gesetzen nicht unterwirft? Wenn die übrige Eidsgenossenschaft Euch Truppen ins Land schickt?

„So treiben wir Gewalt mit Gewalt ab. Das ist zu Summiswald unter offenem Himmel mit aufgehobenen Händen beschworen und wird am großen Landtag zu Hutwyl in acht Tagen bestätigt werden. Die Unterthanen der ganzen Eidsgenossenschaft sind dahin eingeladen. Sie kommen.“

— Addrich, du gescheidter Mann, kannst du dich so gröblich selbst betrügen und das Scheermesser bei der scharfen Klinge fassen? Ist Euer Summiswalder Bund nicht heller Aufruhr gegen die Landesherrschaft? Glaubst du, die Regierung werde anders, als mit dem Degen in der Faust, antworten? O traue deinen Bauern nicht, du kennst sie ja. Sie sind tapfer, so lange du das Glas füllst; treu, so lange du Geld gibst; einig, so lange du allein sprichst; und gehorsam, so lange der Stier nicht weiß, daß er Hörner hat.

„Und wenn ich sage, Fabian, du habest mehr, als Recht, so sage mir: Wer hat das Volk also gezogen!, daß es zur vernunftlosen Bestie geworden? Wer hat im Ebenbild Gottes die Menschenseele erdrosselt, wenn nicht die verruchte Politik dieser Gewaltherren? Sie wollen nicht den Völkern dienen, sondern für sich Heerden mästen, um Schlachtvieh, Wolle und Milch zu gewinnen. Aus Kirchen und Schulen haben sie Werkzeuge gemacht, um den Unterthanen den Verstand, wie einen Tollwurm, auszuschneiden. Siehe, die Gewalt treibt's, wie die Prasserei, die mit eigenen Zähnen ihr Grab gräbt: sie zimmert ihren Todtenbaum mit Henkersbeilen. — Fabian, schwatze mir nicht mehr dein Alltagsgeschwätz! Die Sache der Menschheit ist die Sache Gottes! Ich will die Sache der Menschheit rächen und mit dem Volksbund von Summiswald den Stanser-Bund der Herren zertrümmern.“

— Wahre dich, Addrich! du reissest, wie der augenlose Simson, die Säulen des Hauses nieder, daß du selber darunter mit den Fürsten und dem Volke erschlagen wirst!

„Hei, was hat das elende Leben Werth, wenn es sich nicht einmal durch einen heiligen Tod adeln läßt?“

So sprachen und stritten beide Wanderer, bis sie in die Nähe der Felder von Dennikon gelangten. Hier wollte Addrich einen Fußpfad durch die Aecker einschlagen, um über die Aegerten und Waldhügel in gerader Richtung nach dem Moose zu eilen. Fabian aber verhieß nachzukommen, weil er zuvor den Dechanten von Aarau über dessen und Epiphaniens Verhältnisse zu dem verdächtigen Don Nardo befragen wollte. Addrich lächelte hämisch zu Fabians Erzählung von dem Niederländer und sagte: „Dieser vornehme Landstreicher hatte Langeweile auf der Stüßliger Haide und sah, daß du einen Milchbart trugest.“

Mit diesen Worten eilte Addrich über die Aecker, ohne das Lebewohl des Jünglings zu erwiedern.

30.

Die Entlibucher.

Fabian sah dem Alten eine Weile in böser Ahnung nach; schüttelte den Kopf und setzte den Weg gen Aarau, längs den Waldhügeln, mit leichten Füßen bei der Frische des Lenzmorgens fort. Er verzichtete von nun an darauf, eine Sinnesänderung des finstern, störrischen Alten zu bewirken, und beschloß zufrieden zu sein, wenn er aus dem ungeheuern Schiffbruch, welcher der öffentlichen Ruhe der Schweiz bevorstand, Epiphanien retten könne.

Nach kaum anderthalb Stunden lag das Städt-

lein mit allen Thürmen der Kirchen, Ringmauern und Thore vor ihm, sobald er aus dem wilden, schattigen Grund der Wöschnau am Saum eines Tannenwaldes die Höhe erstiegen hatte. Es war da ringsum wieder das alte, friedliche Leben. Weiber und Mägde gruben, hackten und jäteten in Feldern, Gärten und Bünten *) unter fröhlichem Geschwätz, und schienen des Landsturms, der sie vor etlichen Wochen bedroht hatte, wie eines vorübergestrichenen Sommergewitters, vergessen zu haben. Niemand wehrte ihm am offenen Thore den Eintritt, von wo er sogleich durch ein enges Seitengäßlein die Richtung zur Stadtkirche und dem wohlbekannten Pfarrhause nahm.

Wie ihn die Dunkelheit des kalten Hausganges umfing, wandelte ihn ein leiser doch angenehmer Schauder an, als trät' er zu der stillen Wohnstatt eines Wesens, das, in frommem Umgang mit göttlichen Dingen, das Dichten und Trachten irdischfühlender Herzen nicht mehr kennt. Er blieb einen Augenblick schüchtern überlegend stehen, um auf die erste Anrede und Einleitung Bedacht zu nehmen. Aber ein Geräusch langsamer Schritte, seitwärts von einer Stiege herab, störte ihn und er erblickte den greisen Dekan Heinrich Rüsperli selbst, der in vollem Ornat, wie er die Kanzel zu betreten pflegte, niederstieg.

Fabian entblößte das Haupt mit ehrerbietiger Verbeugung, entschuldigte seinen Eintritt und bat, da er wahrscheinlich zu ungelegener Stunde komme, einen gelegenern Augenblick zu bestimmen. Der geistliche Herr aber reichte freundlich und herzlich die Hand, sobald er den Jüngling erkannte, und ersuchte ihn, zu bleiben.

„Du kömmst, wie von Gott gesandt, mein Sohn!“ sagte der Greis lebhaft: „Ich habe mit dir mancherlei abzuthun und nicht ohne Kummer an dich gedacht. Jetzt aber begleite mich in dies Zimmer. Es wartet meiner da eine Gesandtschaft der rebellischen Bauern aus dem Entlibuch, welcher ich Bescheid geben soll. Du wirst vielleicht auch dort am rechten Platz stehen und Gutes hören und zu Herzen nehmen können.“

— Entlibucher? Katholiken? sagte Fabian verwundert, indem ihm das Verhältniß des katholischen Niederländers zum Dekan der reformirten Geistlichkeit schnell ins Gedächtniß trat.

„In diesen unsern Tagen und letzten Zeiten soll uns keinerlei Ding mehr befremden!“ sagte der Greis. „Unter Kriegsstürmen und Drangsalen der Völker bereitet sich der Weg des Herrn. Da müssen nun dieselben, welche in ihrer papistischen Blindheit die Kirche Jesu so streng verfolgt haben, in allzugroßer Herzensangst Zuflucht zu einem unwürdigen Diener des heiligen Evangeliums nehmen, Trost und Rath zu suchen. Sie haben sich auch in einem bitterlichen Klagschreiben, schon vor Wochen, an Dekan und übrige Kirchen- und Schulvorgesetzte der Stadt Bern gewendet gehabt. Doch hat das vortreffliche Antwortschreiben des gelahrten Herrn Professor Christoph Leuthard ihren Erwartungen übel gefallen. Nun wolle mich Gott stärken! — Folge mir, mein Sohn.“

Der Dekan ging voran. Er trat begleitet von Fabian in ein geräumiges Zimmer, wo sechs bis sieben Bauern von ihren Sitzen längs der Wand aufstanden, die steifen Rücken tief verbeugten; kräftige, gewandte, untersetzte Leute, aus deren groben Gesichtszügen Trotz und Schlauheit zugleich redeten. Sie schienen in ihrer gleichförmigen Landestracht, mit den runden, kleinköpfigen Hüten, kurzen, braunen Wämsern von ungefärbter Wolle und kurzen Fältelhosen, Genossen eines und desselben Hauswesens zu sein.

Der geistliche Herr reichte allen schweigend die Hand, und hob dann mit einer Würde an, die ihm im langen Leben auf der Kanzel eigenthümlich geworden war: „Meinen freundlichen Gruß und geneigtwilligsten Dienst, sammt Wünschung zeitlicher und ewiger Wohlfahrt, zuvor. Fromme, ehrsame und weise, fürgeliebte Herren Nachbarn aus dem Entlibuch, da Ihr das Begehren gestellt habet, mich in Euern Angelegenheiten zu befragen, so lasset mich Euer Anbringen vernehmen.“

Der Aelteste unter den Entlibuchern verneigte sich abermals mit der ganzen Hälfte des Leibes, und, indem die Verfärbung seines ernsten Gesichts einige Verlegenheit verrieth, sagte er: „Wohlehrwürdiger Herr Dechant, unser Herz ist voller Betrübniß wegen des von sämmtlichen Orten löblicher Eidgenossenschaft wider uns gefaßten Zorns. Wir sind aber keineswegs aus Uebermuth, sondern nothgedrungen, aufgestanden, um von unserer Obrigkeit Recht zu begehren. Ihre Amtleute haben die Geldsaugerei zum Hauptwerk gemacht; sie haben die armen Landleute, ja sogar die Todten, nach deren Abschied aus diesem Leben, mit unerschwinglichen Geldbußen verfolgt, und uns in vielen Stücken von unsern Freiheiten getrieben, die wir doch in alten Briefen und Siegeln bewahren, wie wir sie von unsern Vätern ererbt haben. So oft wir aber unsern gnädigen Herren zu Luzern in aller Demuth Klage brachten, glaubten sie allein ihren verleumderischen Landvögten und warfen die Abgesandten der Bedrängten in harte Gefangenschaft. Solche Ungerechtigkeit hat unser Herz empört. Die sechs Orte der Eidsgenossenschaft haben bei ihrer Vermittelung selber in sechsundzwanzig Artikeln unser Recht erkannt. Nun aber verschreit man uns im ganzen Schweizerlande als ruchlose Rebellen, dräut uns mit Krieg zu überziehen, und will uns vielleicht wieder nehmen, was wir von Gottes wegen erhalten haben. Da nun alle weltliche Obrigkeit Hand in Hand schlagen will, uns zu erdrücken, wenden wir uns flehentlich an die geistliche Obrigkeit, daß sie in ihren Predigten unsere Sache beschützen und die gnädigen Herren und Obern in gemeiner Eidsge-

*) So heißen in der Schweiz kleine eingehägte Stücke des Gemeinlandes, die den Ortsbürgern zur Anpflanzung hingeliehen sind.

nossenschaft zu Frieden und Gerechtigkeit ermahnen wolle.“

Der Dekan erwiederte: „Gleichwie das Volk Gottes im alten Testament in wichtigen und gefährlichen Stücken den Mund des Herrn durch die heiligen Propheten gefragt hat, also kommet Ihr zu uns. Es ist wahr, die Richter und Könige in Israel haben wohl auch oft gefehlt und sind deswegen von Gott durch die Propheten gescholten worden. So spricht Jesajas: der Herr wird ins Gericht gehen mit den Aeltesten seines Volks und mit desselben Fürsten und wird sprechen: ihr aber habet den Weingarten abgeätzet und den Raub der Armen in euern Häusern. Was ist euch, daß ihr mein Volk zermalmet, spricht der Herr der Heerschaaren! — Gleichwohl finde ich nicht, daß sich das Volk Israel damals, wie Ihr thuet, wider seine Obrigkeit empört hat. David sprach, als sein Diener Abisai den König Saul umbringen wollte: Wer will die Hand anlegen an den Gesalbten des Herrn? — Wohl aber find' ich, daß Gott der Herr die tirannischen Regenten durch Ueberziehung von fremden Völkern und Wegführung in das babylonische Gefängniß bedroht und gestraft hat.“

Diese Worte des wohlehrwürdigen Dekans verursachten dem Sprecher aus dem Entlibuch ein leises Kopfschütteln, und indem durch den steifen Ernst seiner Mienen ein schelmisches Lächeln zuckte, versetzte er: „Das mag dem Volk Gottes ganz recht gewesen sein, aber uns Leuten im neuen Testament und im Schweizerlande käme dergleichen ungelegen. Denn wenn fremde Völker ins Land drängen, gingen die Herren in Perrüken frei aus und wir gemeinen Leute sollten für sie Haar lassen. Und wenn Schultheiß, Räth' und Hundert ins babylonische Gefängniß wanderten, sollten wir für sie die Atzungskosten zahlen; denn an der Armuth will jedermann den Schuh wischen. Aber, wohlehrwürdiger Herr Dechant, nichts für ungut, der Gulden vom Bauer ist auch sechszig Kreuzer werth.“

Der geistliche Herr schien von der unerwarteten Antwort zwar betroffen, doch lenkte er sogleich wieder ein und sagte: „Liebe Nachbarn, um Gotteswillen geht in euch selbst und denket, wie Gott in seinem heiligen geschriebenen Wort von den Obrigkeiten redet, indem er sie Götter nennt, das ist, Gottes Statthalter, wie der Apostel Paulus sie titulirt. Deswegen soll ihnen Respekt und Gehorsam gezeigt werden, ja auch, wie der Apostel Petrus schreibt, nicht allein den gütigen, sondern auch den störrigen.“

„Ihr habt vollkommen Recht, und die Apostel auch!“ entgegnete der Entlibucher: „Aber als Gottes Statthalter machen sie ihre Sache gar zu schlecht. Sie sind nicht nur störrig, sondern auch stößig. Sie werden nicht einmal blutroth vor Scham, wenn man sie gnädige Herren und Obere heißt, da sie doch wohl wissen, wie unbarmherzig und rechtswidrig sie mit ihren armen Unterthanen hinherfahren.“

— He, wohlehrwürdiger Herr, rief ein kleiner, lebhafter Mann dazwischen, ich erinnere mich doch auch, als König Salomo gestorben war, daß das ganze Volk zu seinem Sohn Rehabeam gekommen und gesprochen: Mache das schwere Joch leichter, das dein Vater uns auferlegt hat! Und als er ihnen harten Bescheid gegeben und gesagt: Mein Vater hat Euch mit Geisseln gezüchtigt, ich aber will Euch mit Scorpionen züchtigen! sind von diesem Statthalter Gottes zehn Stämme abgefallen!

„Ihr könnet Euch dieses Exempels gar nicht behelfen!“ antwortete der Dekan: „Denn nachdem Ihr Eurer christlichen Obrigkeit mancherlei Beschwerden vorgebracht, hat sie, ausser Wenigem, Alles verwilligt, was doch, wie Ihr selbst bekennt, Rehabeam niemals hat thun wollen.“

— Nun ja, weil „Muß“ ein bitteres Kräutlein ist! sagte der erste Redner. Als die Mittelsherren der sechs alten Orte einsahen, daß wir nichts, denn Billigkeit gesucht, haben sie uns in allen Punkten willfahrt. Warum erhebt man nun Geschrei und hat uns vor den Herren Eidsgenossen zu Baden so heftig verklagt und uns durch ein gedrucktes Patent unbilligerweise vor der ganzen Welt, als Rebellen, gelästert? Darum begehren wir, daß unsere Obrigkeit durch ein anderes, öffentliches, gedrucktes Patent uns dessen entschlage und solches widerrufe. Es geht wahrlich unter einer Bauernkappe so viel Ehre, als unter einem Rathsherrnhut, auf zwei Füßen einher.

„Liebe Nachbarn,“ sagte der Dekan mit sanftem, beschwichtigendem Tone, „lasset Unterschied gelten! Was meint Ihr, wie würde es vor einer ganzen, ehrbaren Welt lauten, wenn Eure natürliche Obrigkeit solchen Widerruf thun sollte? Zu dem hat sie nicht Euch Alle, sondern nur Etliche angeklagt. Es wäre daher mein Rath, als der ich Euch, Gott weiß, alles Gute gönne, daß Ihr mit gebührender Unterthänigkeit bei Euern gnädigen Herren, oder bei sämmtlichen Obrigkeiten gemeiner Eidsgenossenschaft einkommt, die Publikation des Patents zu unterdrücken. Das badische Mandat ist ohnedem nur zu einer Zeit gemacht worden, als Ihr mit Luzern in Zwist und Spann waret. Da nun aber der Vergleich erfolgt ist, wird sich alles Andere ohne Mühe beilegen lassen.“

— Nun, daß Ihr und die wohlehrwürdige Geistlichkeit durch die Herren von Bern und deren Fürsprache uns dazu verhelfen wollet, ist unser unterthäniges Gesuch bei Euch. Denn wir richten bei jenen nichts mehr in Ordnung. Sie verstehen das Befehlen aus dem Fundament, aber nicht das Ueberzeugen. Haben sie nun den Flegel stets im Maul, so haben wir ihn straks bei der Hand. Widerstreiche sind nicht verboten! heißt's im Entlibuch.

„Nicht das, ihr Herren Nachbarn, nicht das ist die Sprache christlicher Unterthanen gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit!“ rief der alte Dekan mit Unwillen: „So haben die aufrührerischen Rotten Korah, Dathan und Abiram gespro-

chen, und die Erde zerriß unter ihnen und that ihren Mund auf und verschlang sie mit ihren Häusern und mit aller ihrer Habe. Sie fuhren hinunter lebendig in die Hölle, mit allem, das sie hatten, und die Erde deckte sie zu. Christliche, liebe Nachbarn, sehet euch vor, und fahret der Rotte Korah's nicht nach. Der schwarze Abgrund liegt unter euern Fußzehen! Wisset, und wenigstens darin sind wir einig allesammt, ihr Herren Katholischen und wir Evangelisch-Reformirten, es ist ein Gott, und dieser ist die höchste Obrigkeit, König und Herr aller Dinge; und er hat sich Ebenbilder und Statthalter gesetzt, im Todten und Lebendigen, daß Eins dem Andern unterthan sei, der Ordnung willen. Also muß die Sonne und der Mond mit allen Sternen des Firmaments unserm Erdball dienen, der da ist der Mittelpunkt alles Erschaffenen. Und auf Erden haben die Völker ihren Mittelpunkt am Thron und Stuhl ihrer Obrigkeiten, die da sitzen an Gottes Statt. Wollet Ihr nun gegen diese Aufruhr beginnen und mit ihnen zu Gericht gehen: so wollet Ihr Könige sein und die Obrigkeit zum Schemel Eurer Füße machen; so verkehret Ihr die Ordnung und das Gesetz des Schöpfers der Geschöpfe; so rebelliret Ihr gegen Gottes Weisheit und Macht und rufet die Schrecken des jüngsten Tages heran, da auch die Gestirne des Himmels ihre Stellen verlassen und im allgemeinen Aufruhr zermalmend gegen die Erde fahren. Sehet Euch vor, Ihr Verirrten! Auch die Engel und Erzengel, Satanas an ihrer Spitze, haben rebelliren wollen, und Gott, der Herr, hat sie mit Ketten der Finsterniß zur Hölle verstoßen. Wenn nun Gott der Engel nicht geschont, da sie wider ihn gesündigt hatten: meinet Ihr ihm im frevelvollen Muthwillen Trotz zu bieten? Ihr Unglücklichen, zittert! Ich sehe ein flammendes Schwert, gleich einer glühenden Ruthe, über Euern Scheiteln! Es ist das Schwert des grimmigen Zorns des allmächtigen Gottes!"

Hier schwieg der Greis, als wollt' er Antwort hören, aber Alle standen stumm da. Der Donner seiner Stimme schien in ihren Ohren noch fortzuhallen. Er stand vor den Rebellen mit der Majestät eines Boten Gottes; und ein Sonnenstrahl, welcher während der Worte vom Fensterwinkel daher blendend über die ehrwürdige Gestalt fuhr, schien nur Versinnlichung der himmlischen Erleuchtung seines frommen Innern. Die Faltenfülle eines schwarzen, weiten Kanzelrocks, dessen weitgeschlitzte Aermel ihm, wie dunkle Fittige, zur Seite schwebten, erhöhte das Kräftige seines Gliederbau's. Ob gleich im Alter schon weit über die Mitte eines Jahrhunderts hinaus, trug er doch die volle Frische und Fülle eines Mannes aus dem Lebenssommer. Sein dunkelbraunes Haupthaar, voll und natürlich aufwärts gelocket, zum Theil vom schwarzen Sammtkäpplein bedeckt, zeigte sich eben erst etwas weißlich schillernd von jenen Verwandlungen in Silber, die du mir, mein Troxler, einst Grabesblumen nanntest*). Die große, breite Stirn, die starke Nase des männlich-schönen Antlitzes verkündeten jene Hoheit, und hinwieder die zartfreundlichen Falten, von den Winkelspitzen etwas überhängender Augenlieder ausgehend, desgleichen die Sorgfalt, mit welcher der Knebelbart der Oberlippe geschweift und der Kinnbart herzförmig geschoren war, damit er die weiße, vielgefaltete Halskrause nur wenig bedeckte, verkündeten jene angeborne Sinnesmilde und Beachtung irdischer Demuth, wodurch ein Hirt der Seelen zugleich der Gemüther Furcht und Zutraulichkeit weckt.

„Kehret denn heim; leget die Waffen ab. Haltet Frieden!" fuhr er nach einer geraumer Stille mit sanfterm Tone fort: „Was mich anbelangt, will ich ohne Unterlaß zu Gott rufen, daß er beiden, den Unterthanen und Obrigkeiten, seinen heiligen Geist verleihe, auf daß ihre Gedanken, Sinnen und Rathschläge zu unseres geliebten, allgemeinen Vaterlandes Fried' und Ruhstand gerichtet werden."

Der Sprecher der Landleute erwiederte: „Euer Wohlehrwürden wohlgemeinte und fromme Vermahnung i. allerdings Dankes werth. Aber wir wollen nicht der hohen Obrigkeit an, sondern ihren schnöden Amtleuten, welche die Regierung belügen und das arme Volk betrügen. Wir wissen, ohne daß es noch gesagt sein muß, Obrigkeit soll auch sein; aber unser wohlererbtes Recht soll auch sein! Gestohlene Waare darf man wieder zur Hand nehmen, und hätte man sie auch der Obrigkeit in den Sack gesteckt. Der Wurm, den man tritt, darf sich krümmen. Der Herrgott gab der armen Biene den Stachel, daß sie sich rächen könne, und uns armen Leuten Kopf und Faust."

„Mein ist die Rache, spricht der Herr, nicht dein!" schrie der Dekan mit voriger Donnerstimme: „Gehet nicht den Weg Kains und fallet nicht in den Irrthum Balaams, um Genusses willen. Selbst Michael der Erzengel, da er mit dem Teufel zankte über den Leichnam Mosis, durfte er das Urtheil der Lästerung nicht fällen, sondern sprach: Der Herr strafe dich! So gehet hin und lasset ihm das Richteramt, ihm, der da richtet die Todten!"

Der kleine, spitzköpfige Entlibucher, der schon einmal geredet hatte, verzog hier schelmisch das Gesicht und sagte: „Das ist für uns wahrlich zu spät. Nach dem Tode gilt das Geld nicht mehr. Aber wir merken leider wohl, es pfeifen, schüttelt der Bauer am Joch, Pfaffen und Junker aus gleichem Loch. Nichts für ungut!"

„Du unverschämtes Lästergesicht!" rief Fabian: „Rede, so lange du hier stehst, mit geziemender Ehrerbietung, oder du möchtest ungesegnet aus dem Tempel kommen!"

---

*) Der bekannte Weltweise dieses Namens, Arzt zu Aarau, des Verfassers Freund.

Der Entlibucher maß den Jüngling seitwärts mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle und erwiederte: „Wir sind zum wohlehrwürdigen Herrn Dechant geschickt, aber nicht zu seinem Siegrist. Ich mags wohl leiden, wenn du auch gern auf dem obrigkeitlichen Schimmel reitest. Aber mir sollst du nicht trutzen; ich kann rutzen *).

„Still!“ unterbrach ihn der Dekan mit gebietendem Anstand und wandte sich zum Hauptsprecher des abgeordneten Ausschusses: „Ihr aber, liebe Nachbarn, traget Sorge zu Euerm zeitlichen und ewigen Wohl! Schreitet nicht selbst zur Rache mit Ueberfahrung der euch von Gott gesetzten Herrschaft. Ermahnet Euer Volk zum Frieden und denket: Güte gibt Gut, Gewalt aber Blut. Darum haltet fest an Recht und Eid, wie christlichen Unterthanen geziemet.“

„Deß sind wir gewillt!“ antwortete der alte Entlibucher mit stärkerer Stimme, als vorher: „Jedoch, wohlehrwürdiger Herr, wir sind gekommen, Euch zu bitten, nicht uns allein, sondern auch den christlichen Obrigkeiten zu predigen, was ihnen geziemt. Aber Ihr gebet uns wohl zu verstehen, daß bei Euch hier zu Lande die Herren Predikanten in denselben Schuhen laufen, wie die Pfaffen bei uns; sie hüten lieber die Schafe, als den Wolf. Nun denn, zürnet nicht, Herr Dechant, so ist unser Geschäftlein bei Euch hiemit schnell abgethan. Wir haben nicht wegen der Kinderlehre den weiten Weg gemacht. Wir wagen's, und lassen Gott walten! Wer mit dem Kaiser Prozeß führt, merk' ich, muß nicht bei seinem Vetter, dem Papst, klagen. Das ist in der Ordnung und der Welt Lauf. Gelobt sei Jesus Christ!“

Damit wandte sich der Redner ganz trocken vom Dekan hinweg und der Thür zu. Die andern folgten ihm, ohne ein Wort zu sagen, zum Haus hinaus.

„So hat man's immer mit Leuten dieser Art!“ rief der Dekan, der ganz bestürzt und stumm dastand und den Weggehenden unentschlossen nachsah, bis sie das Haus verlassen hatten: „Es sind Kranke, die den Arzt anrufen, aber sich klüger dünken, als ihn, sobald die Arznei auf der Zunge bitter schmeckt. Inzwischen ist mir angenehm, daß du Zeuge dieser flüchtigen und nichtigen Unterredung gewesen bist. Gern hätt' ich von meinen Herren Amtsbrüdern dabei gesehen; allein die Leute überstürmten mich zu hastig. Ich aber habe gesprochen nach der Stimme meines Gewissens und kann mich damit trösten.“

Obwohl der geistliche Herr das letztere noch auf verschiedene Weise wiederholte, konnte er doch seine Unzufriedenheit mit der schnellen Abbrechung eines Gesprächs nicht ganz verbergen, von dem er glänzendere Erfolge erwartet zu haben schien. Und wenn auch Fabian das Wort auf andere Dinge zu leiten schien, kam jener immer ärgerlicher auf dies Colloquium diabolico corruptum et interruptum, wie er es nannte, zurück.

Als der Jüngling endlich aber mit aller Bescheidenheit dringender ward, die Flüchtigkeit der Zeit, die unverschiebliche Fortsetzung seines Wegs in Addrichs Moos, die Nothwendigkeit, mit Epiphanien Erklärungen und Abreden zu nehmen, und den Zweck seiner gegenwärtigen Erscheinung zur Sprache brachte: überwand der Greis schnell genug seinen Mißmuth und sagte: „Wohlgethan, mein Sohn, daß du mich daran erinnerst. Epiphanie steht in arger Hand und schwerer Gefahr des Leibes und der Seelen. Du zwar hast Alles verloren durch die Gewalt der Ruchlosen, und weißt nun kaum, wohin dein Haupt legen. Aber ich fürchte für meine Pathe noch schwereres Unglück. Folge mir!“

Der Dekan führte den jungen Mann hinaus und begab sich mit ihm, um ungestörter zu reden, eine Treppe höher, in das obere Stockwerk des Hauses zu seinem Studierzimmer.

*) Das Rutzen ist im Entlibuch eine Art zur Regel gebrachter Rauferei der jungen Bursche, wenn sie Nachts beim Chiltgehen, den Kopf mit einem Tuch verhüllt, und mit gekrümmtem Körper, zum Stoß auf einander losgehen.

31.

Der Brief.

Es war ein kleines, freundliches Stübchen; die Wände standen ringsum mit vielen Büchern bedeckt in ihren Gestellen zierlich eingereihet, ein paar Tische von aufgeschlagenen Folianten und beschriebenen Papieren überlegt. Vor den hellen Fenstern draussen schwebte die weite Landschaft im Halbkreis der Gebirge, wie ein Bild im Rahmen, mit der Aussicht auf die Schlösser Gösgen und Wartenfels und die beiden Wartburgen.

Fabian, den die letzten Aeusserungen des Dekans nachdenklich gemacht hatten, wollte reden. Dieser aber mahnte ihn durch sanften Wink, sich zu gedulden und niederzusetzen. Er selber, nachdem er aus verschlossener Schublade einen Brief und eine kleine Rolle Geldes gezogen, legte beides neben sich auf ein Tischlein, und nahm gemächlich seinen Platz daran im gepolsterten Lehnstuhl. Dann befragte er den Jüngling, von wannen er komme und was er in diesen trauervollen Zeiten zu thun gedenke? Als Fabian von seinen Abenteuern im Landsturm, von seiner langen Gefangenschaft in Olten anhub, unterbrach ihn der Dekan plötzlich mit einer Art Schreckens und sagte: „Wie? Bist du vielleicht also deines eigenen Unglücks nicht kundig? In den Unordnungen des Oberlandes ist dein Heimwesen am Thunersee ein Raub der Flamme geworden und Alles, was du gehabt, ist Asche.“

Fabian erschrack und vernahm, wie ihm Haus und Hof eingeäschert sei, daß keiner von den Nachbarn zu Hilfe geeilt wäre; ja, daß man sogar nächtlicher Weile und bosshafter Weise ihm Garten und Baumgarten zerstört, die alten Obst-

bäume eingesägt, die jungen gebrochen und ausgerissen habe; daß man auch vermuthe, oder sage, dies Unheil sei durch einen Haufen rebellischer Bauern auf Anstiften eines Kerls geschehen, der aus schwedischen Kriegsdiensten zurückgekommen wäre. Der Dekan würzte seinen Trauerbericht mit vielen Troststellen aus der heiligen Schrift, als er bemerkte, wie sein junger Freund traurig und finster vor sich hinstarrte. „Quando duplicantur lateres, venit Moses!“ rief er: „Das ist, wie es die Deutschen zu geben pflegen: Je größer Noth, je näher Gott! Darum, mein Sohn, verzage nicht und denke: nach dem dunkeln Charfreitag kömmt ein heller Ostertag, nach Passion und Begräbniß der Sonntag Quasimodogeniti, nach Misericordias das herrliche Jubilate und nach dem Miserere das Halleluja. Sprich daher voller Glauben und Zuversicht, gleichwie die Tochter Raguels sich im Büchlein Tobiä vernehmen läßt: „Nach dem Heulen und Weinen überschüttest du uns mit Freuden.“

„Den Schweden kenn' ich!“ sagte Fabian mit ruhiger Fassung: „Es ist der Gideon Renold, welcher um Epiphanien wirbt. Also ein Mordbrenner! Ich will aber noch nicht glauben, daß er's sei. — Nun denn, so hab' ich tausend und mehr Gulden weniger, als nichts, und Rock und Hemd auf meinem Leibe gehören den Gläubigern. Denn ich ließ auf dem Gütlein verzinsbare Schuld stehen. So bindet mich nichts an mein Vaterland, als diese Schuld. Ich schüttele den Staub von meinen Füßen und verlasse die Schweiz, sobald ich wissen werde, woran ich mit Epiphanien bin.“

Der Dekan senkte einen Blick des herzlichsten Mitleids auf den Jüngling und sagte: „Mein Sohn, leider kann ich dir auch das sagen. Epiphanie ist unerrettbar und unentreißbar in den Klauen des Satans. Ich hoffte sie durch die mächtige Verwendung des Junker Oberherrn von Rued und vielleicht durch einen vom Junker Landvogt ausgewirkten Befehl zu befreien. Das ist zu spät. Die Bauern gehorchen dort in den Bergen dem rebellischen Addrich mehr, als der rechtmäßigen Obrigkeit. Auf seinen Befehl ward selbst ein ehrlicher Bürger dieser Stadt, den der Junker Oberherr Epiphaniens wegen ins Kulmerthal schickte, gefangen fortgeschleppt, und er wäre ohne Zweifel umgebracht worden, hätte er nicht seinem betrunkenen Wächter zeitig bei Nacht und Nebel entwischen können.“

— Das ist der Meister Wirri! sprach Fabian.

„Richtig. Du wirst von ihm gehört haben, mein Sohn; denn er saß, gleich dir, einige Tage im Kerker zu Olten. Er hat viel Ungemachs erdulden müssen. Während dessen erhielt ich eines Abends von unbekannter Hand dieses Sendschreiben hier und dieses Geld; es sind zweihundert Gulden in lauterm Golde. Das Sendschreiben ist zwar im reinsten Latein abgefaßt, wie sich dessen selbst der große Desiderius Erasmus nicht zu schämen gehabt hätte, der von sich sagen konnte: cedo nulli. Allein es sind fallacia, vom Anfang bis zum Ende; vergoldete Fallstricke des Teufels, der gegen meine arme Pathe mit bösen Absichten umgeht und mich selber zu seinem Werkzeug gebrauchen möchte. Leider liegt Epiphanie schon in seinen Schlingen verwickelt und gefangen. Es ist mir gelungen, in Addrichs Abwesenheit ein Teufenthaler Bauerweib, welches bei mir ein- und ausgeht, zu Epiphanien zu senden. Allein die Bethörte weigert sich, ihre Zuflucht in mein Haus zu nehmen, und hat erklärt: sie habe heilige Gelübde gethan, und keine Freiheit mehr. Ja, als die Teufenthalerin ihr, auf meinen Befehl, von meinem lateinischen Briefe und dem Golde geredet, und daß der unbekannte Autor des Schreibens ein verdächtiger Papist sein müsse, der dem Heil ihrer armen Seele nachstelle, hat sie geantwortet: Eben nach dem stehe ihr Verlangen.“

— Was ist das? rief der Jüngling voll unaussprechlicher Bestürzung und sprang vom Sessel auf: Nach diesem hochmüthigen, bleichen Schleicher steht ihr Verlangen? Ich kenne ihn; seinetwillen bin ich zu Euch gekommen, wohlehrwürdiger Herr. Er hat auch den Meister Wirri und mich zu seiner verruchten Absicht erkaufen wollen. Fast überfällt mich ein Grauen; denn so wahr ich lebe, mit ihm ist's nicht, wie es sein soll. — Nach ihm ihr Verlangen? Er muß verbotene Kunst treiben und Bündniß mit dem bösen Geist haben, daß er das Gemüth der unglücklichen Epiphanie umstricken und ihren Willen verzaubern und binden kann. Sein Geld thut's nicht; er streut sein Gold mit beiden Händen aus. Er konnte damit wohl die Bauern zu Olten, die ihn gefangen hielten, aber keine Epiphanie blenden. Seine Schönheit thut's noch minder; denn er gleicht einem Verblichenen, der aus dem Sarge wieder unter die Lebendigen tritt. In ihm ist kein warmer Tropfen Blutes mehr. Und ihr Verlangen steht nach ihm? Nein, ich glaube es nicht. Glaubet es auch nicht, wohlehrwürdiger Herr! Euer Teufenthaler Weib hat sich mit ihren eigenen Ohren angelogen.“

Der Dekan schüttelte bedenklich den Kopf und ließ sich durch Fabian die geringsten Umstände berichten, die dieser von dem Herrn von Grönkerkenbosch wußte; auch Gestalt, Miene, Kleidung, Alter, Sprache beschreiben, und sagte endlich: „Je mehr du von ihm meldest, je weniger begreif' ich von ihm. Nein, ich kenne des Menschen nicht, und will sein nicht kennen. Deiner Beschreibung nach mag er ein Rosenkreuzbruder sein, denn es sind unter den Katholiken noch Viele dergleichen; und mag mit der höllischen Magie und Theurgie umgehen, wie man davon ältere und neuere Exempel kennt. Hier, mein Sohn, lies dieses sein Schreiben.“

Mit Neugier und heimlichem Grausen schlug Fabian das Papier aus einander und las die Zu-

schrift laut, in lateinischer Sprache; in deutscher war der Sinn des Inhalts ungefähr folgender: „Die Hand, welche diese Buchstaben zeichnet, o mein geliebtester Heinrich, ist, so hoff' ich und glaub' ich, dir noch immer theuer. Sie gehorcht einem Herzen, das von jeher für dich schlug und noch stets für dich betet. Darum vertraue diesen Zeilen, wenn schon ihr Urheber sich vor dir verhüllt; er betet für dich und für Erleuchtung deines Gemüths durch das göttliche Licht.

„Was uns für Leben und Ewigkeit vereinen sollte, das hat uns geschieden, der Glaube und die Kirche. Ich weiß, daß du mich im beklagenswürdigen Irrthum verdammest: aber wisse, daß meine Seele nur im stillen Mitleid über dich weinet, wie der Sohn Mariens, als er zur Schädelstätte das Kreuz trug. O, daß du lieber der blindgebornen Heiden einer wärest, statt einer der Verblendeten durch Menschenlehre, so dürft' ich leichter an deine Wiederkehr zur ewigen Gemeinschaft der Heiligen denken."

Hier fuhr der Dekan mit glühendem Gesicht vom Lehnsessel auf und rief: „Weiche, Satanas! Das ist der Römischen Art und Weise. Ihm wäre lieber, daß ich ein Heide, als ein evangelischer Christ sei. Welche wahnsinnige Verstocktheit in der babylonischen Abgötterei! Und sagt's mir im schönsten ciceronischen Styl! Fürwahr, nie verbarg Beelzebub den verrätherischen Schwanz unter einem schönern Engelsflügel!"

Der Vorleser ließ sich jedoch durch diese Aufwallung des evangelischen Eifers nicht stören, sondern fuhr fort: „Inzwischen, geliebtester Heinrich, wend' ich mich in großer Angst des Gemüths zu dir, daß du dich einer verlassenen Waise erbarmen und Epiphanien, die Tochter eines deiner verstorbenen Freunde, ohne Verweilen in deinen Schutz und in dein Haus aufnehmen wollest, damit ihr Leben und ihre Seele gerettet werde. Denn sie lebt in der Wohnung eines Mannes, genannt Addrich im Moos, dessen hartes Gemüth durch den kläglichen Untergang des Weibes und Bruders weit berüchtigt, dessen Unglauben und Abfall von Gott selbst deiner Kirche ein Gräuel geworden, und dessen Aufruhr gegen die Majestät der Gesetze das Ziel der öffentlichen Rache geworden ist. Errette sie aus der Hand des unerrettbaren Sünders, bevor sie mit ihm und durch ihn in den Abgrund seiner Verbrechen hinabgerissen wird. Ich füge, als Beihilfe, zu diesen Zeilen mein weniges Gold.

„Ich beschwöre dich bei deinem und meinem Gott, säume nicht! Erinnere dich, daß du im heiligen Sakrament der Taufe Bürge für sie geworden bist gegen den Himmel. Gedenke deines Wortes am Sterbelager ihrer Mutter. Vor dem Richterstuhl dessen, der die Todten richtet, werden dereinst ihre Aeltern die Seele ihres Kindes von dir fordern. Säumest du, werd' ich droben wider dich zeugen. Lebe wohl. Die unruhigen Blicke meines Kummers beobachten und begleiten dich auf allen deinen Wegen. Lebe wohl."

Fabian legte das Schreiben stumm und den Kopf zweifelsvoll schüttelnd auf den Tisch nieder.

„Schon hätt' ich", sagte der ehrwürdige Dekan, „meiner armen Pathe längst geholfen. Aber wer gehorcht oder gebietet in diesen verwirrten Zeitläufen des Aufruhrs und der Meuterei? Denn ich weiß gar wohl, daß es mitten im pharaonischen Diensthaus nicht pharaonischer zugegangen ist, als in dem Hause des Addrich. Darum, mein Sohn, kömmst du, wie gesandt von Gott. Eile denn dahin und führe sie meinem Hause zu. Mein Gebet und Gott ist mit dir!"

— Aber nach ihm steht ihr Verlangen! — sprach Fabian in seinen Gedanken eintönig vor sich hin. Dann aber wandte er sich mit Lebhaftigkeit zu dem Greise und fragte: Wer ist dieser Don Nardo? denn er hat diesen Brief verfaßt und kein Anderer! Welchen Theil darf er an Epiphanien haben? Ihr, wohlehrwürdiger Herr, Ihr müsset ihn kennen; denn er kennt Euch. Habt Ihr diese Handschrift nie gesehen? Rufen Euch die Züge derselben nicht irgend einen Katholiken ins Gedächtniß, dessen Umgang Ihr irgend einmal genossen?

Der Dekan verneinte nachdenkend mit dem Schütteln seines Kopfs, und erwiederte endlich: „Ausser dem gegenwärtigen Herrn Abt von St. Urban, mit dem ich in jüngern Jahren vielmals auf der Jagd im Bowald, ... nun ja, wir waren damals leichte Bursche und paßten wohl für einander, ... allein seit jener Zeit, ich war noch auf den Schulen zu Bern, ... doch ist wahr, er sprach das Latein fertiger damals, als ich, obwohl er jünger war ... was könnte ihn jedoch jetzt bewegen ... auch entspricht nicht deine Beschreibung seiner Gestalt ... freilich schmächtiger, zarter Wuchs; ja wohl, und die Jahre! ... Wozu indessen zieht er in seltsamer, weltlicher Tracht ... allerdings, die Prälaten gingen vordem auch geharnischt ins Feld, und thun wohl noch heut' gern mitunter etwas weltlich ... nein, mein Sohn, Alles überlegt und erwogen, der Prälat von St. Urban ist's nicht! Und mit Andern seiner Konfession hab' ich nie vertrauten Umgang gepflogen."

Das etwas verworrene Selbstgespräch des alten Geistlichen ward von Fabian mit großer Aufmerksamkeit angehört. Wenn gleich der Schluß zuletzt auf Lossprechung des Prälaten ging, blieb doch in der Brust des jungen Mannes gegen denselben ein Argwohn, weil der Dekan wiederholt betheuerte, er habe in seinem Leben mit keinem Andern unter den Katholiken nähere Gemeinschaft gehabt.

Fabian beschloß, von Addrichs Hause hinweg nach St. Urban zu gehen und die Umgegend des Klosters nicht eher zu verlassen, bis er die Personen des Abtes mit der vielleicht nur verkappten des Herrn von Grönlerkenbosch verglichen haben

würde. Denn im fortgesetzten Gespräch mit dem Dekan traten mancherlei Umstände hervor, die den Verdacht einigermaßen rechtfertigen konnten, wie viel Unwahrscheinlichkeiten mit ihm auch verknüpft waren.

Der Jüngling, sobald er nach längerer Unterredung einsah, daß er über Epiphaniens räthselhaften und in jedem Fall zweideutigen Freund keine weitern Aufklärungen gewinnen könne, und auch über den Verlust seines mäßigen Vermögens am Thunersee nichts mehr, als was durch Briefe von Bern mit Zuverlässigkeit berichtet worden war, zu erforschen blieb, beurlaubte sich von dem Dekan. Dieser hielt ihn vergebens mit gastfreundlicher Hand zurück, einen Tag lang bei ihm zu ruhen, und hatte selbst Mühe, den Ungeduldigen zu bewegen, seinen Weg wenigstens nicht ganz nüchtern fortzusetzen. Erst nachdem Fabian halbgezwungen Speise und Trank zu sich genommen, entließ ihn der gutmüthige Greis unter frommem Segenswunsch und wiederholtem Ermahnen, alles, was Klugheit und Muth gebieten oder erlauben, für die Befreiung der „kleinen Gotte“ *), wie der Dekan Epiphanien in zärtlichem Mitleid nannte, daran zu setzen.

32.

Der Gang zur Bamp.

Der junge Mensch verließ die Stadt mit einem jener widerwärtigen Gefühle, für die es noch keinen Namen gibt. Die goldige Kapsel des Sodomsapfels umschließt einen ekelhaften staubigen Moder. So fühlte Fabian nur noch im Fleisch und Blut die kräftige Frische der Jugend; aber sein innerstes Wesen öde, ausgestorben, kalt. Seine gesammten Hoffnungen hatten den Todesstreich empfangen. Es gab keine Zukunft mehr für ihn, nach der es der Mühe lohnte, aufzuschauen. Sein Dasein war verstümmelt. Denn nur das Thier ist mit dem Genuß einer Gegenwart abgefunden, ohne von Vergangenheit und Zukunft zu wissen. Der geistige Mensch wohnt im Unendlichen, lebt daher im Gewesenen und Werdenden und hat keine wahre Gegenwart des Augenblicks. Der Verlust seines mäßigen Eigenthums durch mordbrennerische Fäuste verwandelte ihn, dessen Stolz bisher Unabhängigkeit gewesen war, in einen Knecht, der um Lohn für das gemeinste Lebensbedürfniß zu arbeiten gezwungen wird. Der mehr als wahrscheinliche Verlust seiner schönen Jugendgespielin machte für ihn die Welt zu einer inhaltlosen Schale, die für sich selbst ohne Werth ist. Und auch, wenn ihm Epiphanie geblieben wäre: wie konnt' er ihr ein erträgliches Loos anbieten?

Er ging rasches Schrittes durch die obere Vorstadt, aber mit dumpfen Sinne und gedankenlos, längs dem stillfliessenden Ba gen fuhr; sah, grüßte und dankte Niemandem, bis ihn ein kräftiger Schlag auf der Achsel weckte.

„Heda!“ man geht ni so stolz an alten Bekannten vorüber, Herr Freund!“ rief der Wecker: „Woher? wohin? Gott sei Dank, daß ich Euch noch zwischen Himmel und Erde wieder finde. Seid willkommen. Wir sind Glückskinder, wir beide! Wie seid Ihr den Oltnern entwischt?“

Fabian erkannte in dem Frager zwar den Meistersänger von Aarau; er ließ ihn aber noch lange fragen, ohne zu antworten, und starrte ihn an.

„Die Oltner Kost, scheint es, hat Euch nicht wohlgethan!“ fuhr Meister Wirri fort: „Wasser und Schwarzbrod! Es läßt sich zur Noth mit den Gänsen zwar trinken, aber nicht essen. Indessen post nubila phœbus, Herr Freund. Man verschläft viel Ungemach, und unsereins muß Gott unterm Kreuz still halten. Ihr schneidet noch ein saures Gesicht.“

— Daß ich nicht wüßte, Meister! antwortete Fabian, der sich noch nicht ganz ermannen konnte.

„Ein rechtes Muster ist's auf einem Essigkrug. Wo fehlt's denn, Herr Freund? Ist Euch eine Ratze über den Weg gelaufen?“

— Kleinigkeiten, Kleinigkeiten! Nichts sonst.

„Kleinigkeiten? Ei, die sollen einen Mann von Kraft und Mark, wie Euch, nicht unwirsch machen. Der Adler jagt keine Mücken. Sagt mir das nicht. Meinethalben, Ihr möget am besten wissen, wo Euch der Schuh drückt. Aber sagt mir, sitzt unser Unglückskamerad, der, wie heißt er nun, der Dom-Narr oder so etwas, denn ein Pfaff ist er einmal — sitzt er noch im Oltner Loch?“

— Er ward schon andern Tags frei. Aber sagt mir, Meister, für wen haltet Ihr diesen Menschen? Er stößt mir auf, wohin ich komme; überall hat er die Hand im Spiele.

„Der schwimmt also auf allen Suppen, wie die Petersilie. Das sieht ihm ähnlich, denn ich halte ihn, trotz seines Läugnens, für einen katholischen Priester, und nichts anderes, der aus der Welt ein Puppenspiel macht, das er regieren muß. Glaubt's, Herr Freund, kein Pfäfflein ist so klein, es steckt ein Päpstlein drein. Ich mag von ihm gar nichts. Er gehört zu den Leuten, von denen man das Beste weiß, wenn man nichts weiß. Nun aber saget mir, wohin geht die Reise?“

— Ins Moos, zum Addrich, wenn Ihr mit wollet —

„Puh! Acht gebabt! Laff't Euch nicht tiefer in das Wasser, als Ihr Grund fühlt. Womit man umgeht, damit wird man auch gestraft. Bleibt bei uns in Aarau. Einen Zoll weit über den Stadtbann hinaus ist, heut zu Tage, kein Leben mehr sicher. Geier und Wölfe sind menschlicher,

*) Gotte heißt in der Schweiz sowohl die Pathin, als der weibliche Taufling selbst, so wie der männliche Taufzeuge und Täufling Götti genannt wird.

als die Bauern; sie möchten die Hühner mit den Eiern todtschlagen. Einem ehrlichen Manne schnitten die Baselbieter vor etlichen Tagen das Ohr rein weg vom Kopf, weil er in Verdacht stand, ausgeschwatzt zu haben. Dann legten sie ihm das Ohr in die Hand und sagten: „Jetzt bist du der rechte Ohrenträger!“ Sie halten aller Orten die Wanderer an; erbrechen alle Briefe, besetzen alle Pässe. Wer ihnen zuwider ist, dem stutzen sie Nase und Bart weg, oder schleifen ihm Haut und Haar ab am umlaufenden Schleifstein, oder rauben ihm Kuh und Kalb aus dem Stall, oder werfen ihm Feuer ins Strohdach. Es ist des täglichen Gräuels kein Ende. Bleibt in Aarau, rath' ich! Oder geht wenigstens nicht unbewaffnet über Feld und in die verwünschten Berge. Ihr tragt ja nicht einmal einen Fliegenwedel in der Hand!“

— Wozu, Meister?

„Das werdet Ihr erfahren, sobald die Schmeißfliegen stechen. Wenn die Kuh den Schwanz verloren hat, merkt sie erst, wozu er gut gewesen! Denkt an mich! Den Rebellen fehlts nicht an Säbeln, Hellebarden, Pistolen und Flinten. Was ihnen fehlt, stehlen sie dazu. Unlängst hielten sie, beim Städtlein Wangen, auf der Aar ein beladenes Schiff an; fanden da ein Faß mit der Aufschrift: „Süßer Wein“, wollten kosten, siehe da, waren es gefüllte Granaten, die auf das Schloß Lenzburg geschickt werden sollten. Das war gute Beute! Nun wett' ich, die Gaudiebe schenken uns selbst den süßen Wein bei erster Gelegenheit ein.“

— Ich rathe Euch, nicht davon zu trinken, oder ihn wieder zu nehmen. Lebt wohl, Meister!

„Es ist bös, dem Hund ein Bein abzujagen. Aber wartet doch! Warum eilt Ihr? Unglück kömmt einem auf halbem Weg entgegen, es ist nicht noth, danach zu rennen!“

Meister Wirri rief ihm vergebens nach; Fabian hörte nicht, sondern machte mit der Hand nur noch eine Bewegung, wie zum Valet, zurück, und schritt hastig am Bach den Weg hin. Die kurze Unterredung mit dem würdigen Meistersänger hatte für ihn die wohlthätige Wirkung gehabt, daß eine Art Besonnenheit in ihn zurückgekehrt war. Wie gleichgültig ihm auch bei der Stimmung seines Gemüths jede Gefahr sein mochte, wollt' er doch die einzige vermeiden, nicht zum dritten Mal Gefangener zu werden. Er ließ sich daher keine Umwege durch Busch und Berg verdriessen, um den Dörfern auszuweichen, und, sobald er unter den Mauern der alten Burg Liebegg angelangt war, den Schloßweg hinaufzusteigen, um in gerader Richtung auf dem Rücken der Berge über die Bampf zu Addrichs Moos zu kommen. Die Bampf ist einer der erhabensten Punkte in der Kette von waldigen Sandfelsen, die sich vom Liebegger Schlosse hinweg südostwärts zum Hallwyler See verlängern und eine zwar ausgedehnte, doch mehr anmuthige, als unermeßliche Aussicht auf die Umgegend gewährt.

Fabian, als er die Höhe des alterthümlichen Burgstalls und die Finsterniß der unmittelbar daran grenzenden Tannen erreicht hatte, stieg unverdrossen in deren feuchten Schatten das Gebirg hinauf, über das heilarme Loos seiner Tage brütend. Er hatte noch nie seine unverschuldete Verlassenheit und Verwaisung im Leben so tief empfunden, wie in diesen Augenblicken; selbst nicht in der Einsamkeit seiner Kerker zu Bern und Olten. Ohne Aeltern, ohne Verwandte, ohne Freunde war er nur mit brüderlichem Herzen an Epiphanien gehangen, hatte er nur in ihrer schwesterlichen Zärtlichkeit Ersatz für alle andere Entbehrungen genossen, und sah nun auch diese sich entfremdet. Zu gebildet, um sich unter den rohen, abergläubigen Bergbewohnern glücklich zu fühlen, zu stolz, um bei der reichsstädtischen Hoffart seiner Herren und Obern zur Frohn zu gehen, ward ihm die Schweiz nicht mehr, als jeder andere Fleck des Erdbodens, ein Vaterland. Wer Knecht sein, oder mit dem wüsten Volk hausen will, ist ja leicht überall zu Hause.

Jetzt dacht' er an Addrich, und jetzt erst glaubt' er ihn zu verstehen, den Unglücklichen, den mit sich und seinem ganzen Dasein zerfallenen Mann, als derselbe unter den Fichten des Gönhards aus der Fülle seines Elendes gerufen hatte: „Ich habe die Welt von allen Seiten betrachtet und am Ende gefunden, sie sei nicht des ersten Blicks werth gewesen.“

Diese Erinnerungen lagerten sich, wie schwarze Schatten, über sein Gemüth. Ihm ahnete heimliches Leiden aller Wesen, allgemeines Unglück aller Geschöpfe, vom Wurm bis zum Weisesten, dem keiner entrinnen könne. Er selber begann mit seinem Dasein zu grollen und rief: das Beste im Leben ist endlich die Freiheit des Sterbens!

Da trat er aus der Walddämmerung hervor auf die kahle, von magerm Grase bekleidete Bergkuppe der Bampf, die sich mit breitem Rücken aus einem Kranz von Gebüschen erhob. Veilchenfarben schwebten die riesenhaften Formen der Alpen vor ihm, mit dem Goldroth des Abendlichts und dem noch tiefhangenden Silberkleide des Winters bekleidet. Rechts, wo ein verwischter Pfad über die Höhe zum Thaldorfe Dürrenäsch, und näher noch seitwärts in Addrichs verborgene Einsamkeit, führte, streckte das nahe Gebirg seine schwarzen Felsmauern und Zacken hervor, während links, aus der Tiefe, die Wellen des Sees von Hallwyl blitzten, wie wehender Silberlahn, der über grünen Sammt der Matten ausgespannt ist.

Fabian stand still. Die Majestät des großen Schauspiels warf sich mit überraschender Macht an seine Seele. Der reine Odem des Himmels, welcher ihn in diesen Höhen umwebte, der allgemeine Glanz, das allgemeine Schweigen durchdrangen ihn. Die Natur übte ihr Hoheitsrecht, dem kein reines Gemüth widersteht. Er fühlte wunderbar sich über sich selbst und über die schwe-

ren Träume und Zweifel erhaben, welche ihm nur schienen von der dumpfigen Waldtiefe angeblasen zu sein, der er eben entstiegen war. Und wie er das Antlitz zurückwandte, umspannte ihm den Gesichtskreis der ungeheure Bogen des Jura, der seine blauen Gipfel, Firsten und wellenförmige Grathe zu den Wolken aufwarf, als würde die Erde in den Himmel hinaufgezogen. Links, in der Entfernung weniger Wegstunden, leuchteten im frischen Frühlingsgrün die Gefilde von Aarau, rechts vor ihm in der Tiefe traten die Zinnen, Thürmlein und alten Gemäuer der großen Lenzburg, weiterhin am Felsen hangend die weißen Schloßmauern von Brunegg hervor.

Er warf mit dem leichten und wandelbaren Sinn seines Alters die Sorge von sich, und bildete neue Entschlüsse. „Bin ich arm," dacht' er, „nun, so gehört mir die weite Welt. Was hab' ich verloren, wenn ich mich selber noch habe? Bin ich verlassen, nun, so steht Gott bei mir. Wer hat's besser, denn ich? Niemand ist reicher, als wer der Welt nicht bedarf; Niemand mächtiger, als wer sich selber bändigt. Ich bin noch nicht arm genug; ich bin noch nicht stark genug. Ich will diese Bande brechen, die mich binden. Lebe wohl, Vaterland! Lebe wohl, Epiphanie! Ich werfe der Freude wie dem Schmerze den Scheidebrief hin, und will dem Schicksal meinen Trotz zeigen. Der Feige schmiegt sich unter der Hand desselben. Ich bin noch nicht arm genug, ich will nichts mehr besitzen; auch die Hoffnung will ich nicht mehr, die mich noch an diese Gegenden festknüpfte. Hinaus in die Weite, in die Ferne; da will ich mir eine neue Welt aus eigener Kraft bauen!"

So dacht' er, und that rasch einige stolze Schritte. Er glich in seiner Haltung einem Könige des Erdballs, in seinem Selbstgefühl dünkt er sich, es zu sein; den Staub der Weltherrlichkeit unter seinen Füßen, die Stirn im Himmel.

Dieser rasche Umschwung seiner Empfindungen wird den nicht befremden, der das wandelbare Aprilwetter des jugendlichen Gemüths erfahren hat, oder noch darin wandert. Im Kinde geht das Weinen zum Gelächter über; im Jüngling, wie in der Jungfrau, steigt aus der größten Muthlosigkeit der edle Trotz. Aber die Entschlüsse der Jugend, welche aus der Gluth der Gefühle emportreiben, verrinnen eben so rasch, wie die himmelanstrebende Rauchsäule über ihrer erlöschenden Flamme. Fabian erfuhr es in diesen Augenblicken an sich selbst, da er es am wenigsten befürchten zu können glaubte.

Indem sein Blick noch träumerisch in die Ferne, über die Gebirgskette des Jura hinschweifte, und seine Seele in der Wollust freiwilliger Verzichtung auf die bisherigen Freuden seines Daseins schwelgte, klangen seitwärts menschliche Stimmen an sein Ohr. Er wandte das Antlitz nach der Gegend, von wannen die Töne kamen. Sie schollen im Gebüsch, welches nahe bei ihm die Eintiefung verbarg, in der man zum Moose gelangte, wo Addrichs Waldhaus gelegen war. Es war weibliches Geplauder, das bald verstummte. Fabian fühlte ein plötzliches Erglühen seiner Wangen und ein lautes Pochen seines Herzens. Es schien ihm eine Stimme, wie Epiphaniens Stimme, gewesen zu sein. Er eilte ihr nach in das Dickicht, welches sich kaum noch mit jungem, sprossendem Laube bekleidet hatte.

Da stand sie, nur wenige Schritte entfernt, vor ihm, in schöner Bestürzung bei seinem Anblick.

33.

Das Geschwister.

„Faby! Faby! Du selbst?" rief Epiphanie aufglühend, den freudelodernden Blick gegen ihn geheftet. Sie erhob die Arme, wie schon aus der Ferne ihn zu umfangen; aber ließ sie wieder sinken, als er zu ihr trat. Sie reichte stumm die Hand dar und legte stumm ihr Haupt an seine Brust. Er berührte mit seinen Lippen das dicke Goldgeflecht ihres Scheitels, und ein paar Thränen entfielen seinen Augen; gleich Thauperlen glänzten sie auf dem Goldhaar.

„Faby!" sagte sie still weinend, „Faby!"

— Weine nicht, Fania! antwortete er mit zitternder, halblauter Stimme.

„Du hast mich sehr erschreckt!" *lispelte sie* leise, sah zu ihm auf und legte ihren Arm um seinen Nacken. Beide schwiegen. Beide betrachteten sich mit zärtlicher Innigkeit, im Schmerz ihrer Freude, lautlos und anhaltend, als wenn sie nicht an das Glück glaubten, sich wieder gewonnen zu haben, oder, als könne das längste Anschauen keinen Ersatz so langen Entbehrens leisten. Die Augen Beider schwammen in einer stillgestandenen Thräne; die Lippen Beider waren halb geöffnet, wie um leichter das Wehe eines tödtlichen Entzückens auszuhauchen, in welchem die Herzen brechen wollten. — Wer diese jugendlichen, schönen Gestalten beisammen gesehen hätte, würde aus der Bläße ihres Antlitzes und der Wehmuth ihrer unveränderlichen Mienen nicht vermuthet haben, daß hier ein Wiederfinden, sondern ein Abschied zu ewiger Trennung statt finde.

„Und konntest du, Faby, konntest du dich so lange überwinden, und nicht kommen!" seufzte Epiphanie leise, ohne ihren Blick von seinen Augen abzuwenden.

— War ich denn nicht immer bei dir, Fania? Sie hatten nur meinen Leib gefangen. Meine Seele athmete bei dir.

„Ja, Oheim Addrich sagte mir's. Du hast Recht, guter Faby. Du bist schuldlos. Er sagte mir's. Er verkündete mir deine nahe Ankunft. Ja, du warst immer bei mir. Du tratest selbst in alle meine Träume des Nachts. Das war deine Seele; das warst du. Sahst du mich denn nie?"

— Immer, immer, Fania. Wo könnt' ich denn sein, daß ich dich nicht sähe? Ja, Fania, auch in den Träumen kamst du zu mir. O wie schön, wie unaussprechlich schön standest du an der Flue des Röthliberges, bei den Wasserfällen, welche der Hauch des Windes, wie einen weißen Brautschleier, über dein Haupt und das Thal flattern ließ. Weißt du noch? Fania, o Fania, aber da erschien ...

Hier unterbrach er sich jählings und ließ die Stimme fallen, indem er unwillkührlich, durch Erzählung seines Traumes, an Renold erinnert wurde. — Epiphanie bemerkte, bei den letzten Worten, Verwandlung in seinem Gesichte. Er wandte verlegen den Blick von ihr und ließ ihn hierhin und dahin irren, als möcht' er sich von einem Gedanken loswinden, oder ihn nicht sehen lassen. Während dessen neigten sich die Augenbraunen zusammen und verriethen den innersten Verdruß.

„Nun, Faby, nun? Was erschien?" sagte sie und beobachtete mit aufmerksamer Aengstlichkeit seine Geberde.

— Dein Verlobter, Hauptmann Renold, dein Bräutigam erschien! erwiederte er halblaut.

Der Name und das Beiwort warfen in das zarte, bewegliche Spiel ihrer Mienen plötzlich den Ausdruck des lebendigsten Abscheu's. Sie zog die Hände von seinen Achseln zurück und sagte, indem sie sich um ein paar kleine Schritte entfernte: „Warum betrübst du mich so, Faby? Wer denn hat's dir gesagt?"

— Addrich that es.

„Und du, Faby, und du? Was dachtest du, als er das sagte?"

Fabian, der noch immer vor sich niedersah, zauderte stockend mit der Antwort und erwiederte endlich: Gideon ist ein schöner Mann.

„Ja!" versetzte sie und trat mit einem ihrer kleinen Füße auf die vor ihr am Boden blühende Daphne: „Ja, wie dieser giftige, trügliche Ziland*) mit der Pfirsichblüthe und dem Gewürzduft. Das ist die Sinnblume der Sünde, das ist des Gideons Ebenbild!"

Der Jüngling richtete forschend den Blick vom Spiel ihrer Fußspitze gegen ihr Antlitz auf. Da stand sie mit heiligem Zorn in unnennbare Anmuth, reizender, als der Traum sie gewiesen hatte. „Wirklich, Fania, du seine Braut nicht? Warum sagt es Addrich? Warum rühmt sich Gideon deiner? Bist du nicht gern an seiner Seite durch diese wilde Einsamkeit gewandelt? Doch, vielleicht hab' ich kein Recht zu solchen Fragen."

„Du? Kein Recht? O Faby, Faby, wer denn sonst? Bin ich nicht mehr deine Schwester? Faby, willst du schon wieder unter uns der erste Zänker sein, da wir kaum zusammengetroffen sind? Nein, thue das nicht! Laß uns friedlich bleiben. Ich will ja in meinem Leben nicht mehr mit dir zänkeln, denn wenn du von mir bist, hab' ich nichts davon, als die weinende Reue, die mir bleibt. Höre nicht auf Addrich und auf Gideon nicht. Sie sagen dir nur, was sie wünschen, nicht was ich fühle. Ich möchte lieber tausendmal die Braut des Grabes sein. Glaube an mich, wie ich nur an dich glaube. Ich schalt ja auch den Gideon einen Lästerer, als er mir sagte, die Obrigkeit habe dich eines Verbrechens willen eingekerkert. Warum schaltest du ihn nicht und den Addrich, als sie Böses von mir redeten?"

Fabian nahm Epiphanies Hand und sagte: Ich habe keine Zuversicht unterm Himmel, als zu Gott und dir. Aber Gideon ist ein schöner Mann ...

Epiphanie betrachtete ihn mit dem ihr eigenthümlichen, schelmischen Lächeln, während sein Blick voll ruhigen Wohlgefallens an ihr hing. Endlich sagte sie etwas stammelnd, aber lebhaft: „Und bist du denn nicht — viel schöner, als er? Und bist du — denn nicht unendlich besser, als er? O du ehrliche Seele, muß ich dir das erst sagen, und du hast das nicht gewußt? Es schickt sich freilich nicht für mich, dich aus der Unwissenheit zu ziehen, die dir gewiß recht wohlsteht. Aber, Faby, du bist noch ein wirkliches Kind und bleibst ein Kind, bei aller deiner Gelehrsamkeit. Das muß ich dir sagen."

Fabian ward feuerroth, sah hinweg und wieder zu Epiphanien und versetzte: „Hofmeistere mich nur und mache dich lustig. Ich mag nun keinen Streit mit dir anheben, denn ich werde wohl zu kurze Zeit bei dir sein, und habe noch Vieles mit dir zu besprechen und dich Vieles zu fragen."

„Nur kurze Zeit?" rief Epiphanie schnell ernster werdend: „Wer treibt dich von uns? Nein, Faby, du mußt bleiben. Du mußt! Wer soll mich gegen die erschreckliche Wildheit des Gideon in Schutz nehmen, wenn er wiederkehrt?"

Jetzt erzählte sie ihm Alles, was sie von Renolds Art und Weise und seinen Ansprüchen zu sagen wußte, und was sie von seinen bösen Künsten zu wissen glaubte, die er gegen sie in Anwendung gebracht haben sollte, um ihr Herz zu betrüben. Ihre Erzählung war so schlicht und aufrichtig, wie eine Schwester sich nur dem Bruder vertrauen mag. Sein Inneres empörte sich gegen Gideons rohe Anmaßungen. Er schwor, zwischen den Zähnen murmelnd, dem hochfahrenden, gewaltthätigen Kriegsknecht blutige Strafe zu und rief endlich: „Fania, nein, du bist gegen List und Wuth des wüsten Bösewichts hier nicht geborgen, hier nicht! Denn Addrich selbst schirmt dich nicht. Addrich verkauft dich jedem, der ihm in den unseligen Händeln wider die Landesobrigkeit hilft. Ach, Fanely, warum kann ich dich nicht einathmen, wie diese reine Luft, daß dich niemand sähe, dich niemand hätte; daß man mich tödten müßte, um dich zu rauben! Eben dieser Renold, eben er, und kein Anderer, ist der Mordbrenner, der mein Heimwesen zerstören ließ, damit ich ein armer Bettler und ganz ohnmächtig würde, dich zu schützen. Alle Mittel hat er mir in dieser Zeit

*) Benennung von Daphne Mezereum in der Schweiz.

entrissen, wo Gesetz und Recht und Richter unter dem Aufruhr des Landes verstummt sind. Denke nach, Fanely, rathe, wie wir uns beide aus dieser Noth retten? Was hilfts, wenn ich ihn erschlage und die Schweiz verlasse und dich? Warum traf doch mein gutes Schwert den Frechen so übel in der Nacht vor deinem Geburtstag!"

Hier wandte sich die Unterredung durch Epiphaniens neugierige Zwischenfragen auf die Begebenheit jener Nacht. Epiphanie wollte Alles wissen. Nun that es zwar ihrem Herzen wohl, zu hören, daß der kleine, niedliche Vogel, der Fabians Namen und einen Denkspruch zu rufen verstand, im Gefängniß zu Bern von der treuen Bruderliebe Unterricht empfangen habe; doch fast that es ihr auch leid, daß das Wundergeschöpf ein ganz natürliches Wesen, kein Berggeist, kein Höhlenfürst oder Schratteli gewesen sei. Als sie aber, bei Fortsetzung des Gesprächs, in Fabians Augen die Thränen des frommen Zorns, der Liebe und des Schmerzes um Verarmung blitzen sah, löseten sich alle ihre Gefühle in Mitleiden auf. Sie suchte ihn mit ihrer ganzen Beredsamkeit zu beruhigen, zu trösten und zu neuen Hoffnungen aufzurichten.

"Nein, du liebe Seele," sagte sie, indem sie traulich und sanft mit ihrer linken Hand seine Schulter berührte, und, während sie selbst sich kaum der Zähren erwehrte, mit der Rechten ein Tuch an seine nassen Augen drückte, "nein, traure du nicht. Wir stehen beide in Gottes gutem Schutz. Ihn halten wir, er hält uns fest. Ich bin überreich, wenn du bei mir bist, Faby. Bist du denn nicht auch so reich bei mir, Faby?"

Sie sagte und fragte dies mit so rührender, harmloser Zuversicht, und die ganze Zärtlichkeit ihrer Seele sprach so hell aus Blick und Stimme, daß Fabian bewegt sie mit beiden Armen an seine Brust zog und sagte: "Ich würde, wie Addrich, am Himmel verzweifeln, wenn er dich verlassen könnte, Fanely!" Er drückte seine Lippen zum herzlichen Bruderkuß, auf ihren Mund. Die Lippen blieben unbedacht an ihren Lippen. Es durchschauerte ihn etwas Nieempfundenes.

"O mein Leben!" seufzte er, sie heftiger an sich reissend.

"O Faby!" lispelte sie: "Wie ist mir! Willst du mich denn tödten?"

"Könnt' ich doch, Fany, könnt' ich dich eintrinken."

"Sterben! Wir beide, Faby! Könnten wir's jetzt, o du mein Licht, meine Seele! Dann zu Gott, du und ich."

Der Rausch dieser Seligen dauerte lange, ehe sie sich von ihm ermannten. Selten erblickte der Schutzengel der Unschuld auf Erden die Liebe in aller Heiligkeit auf dem Gipfelpunkte der Bezauberung und Lust wie hier. Endlich liessen beide von einander; nur ihre Hände blieben beiderseits in einander verflochten. Mit trunkenem Blick starrte er schweigend in ihre schwimmenden Augen."

"Was ist aus dir geworden, Faby?" sagte sie mit seelenvollem Lächeln: "So bist du ja sonst nicht gewesen. Sturm ist mir in allen Sinnen; ich weiß selber nicht, wie? Oder hab' ich nie gewußt, wie lieb du mir bist, daß ich nun glauben muß, ich habe dich nie geliebt, als jetzt? Sage mir nur, ob du mich auch mehr liebst, als sonst?"

"Wer kann dich mir nehmen? Wer? Wer?" antwortete er: "Es gibt ja wohl irgend eine Höhle, wo ich dich vor den Wehrwölfen verbergen könnte. Ich würde allein umhergehen unter den Menschen, für dich taglöhnen, Holz spalten, betteln. Gewiß, ich liesse dich nicht leiden."

"Faby, wahrlich, du bist nicht Faby mehr!" erwiederte sie: "Stehst du nicht da, wie eine Feuerflamme, vor meinen Augen! Von deinen Händen fährt ein wundersamer Schmerz durch mich. Nein doch, Schmerz ist es nicht! Aber gewiß dein Athem war Gluth, und in dieser Gluth mögt' ich gestorben sein."

Diese sonderbare Unterhaltung, welche freilich wenigen Zusammenhang zeigte, und daher von den Lesern, als Unsinn, mit Recht getadelt werden könnte, wollen wir nicht so weit fortsetzen, als es den jungen Leuten gefiel, sie zu spinnen. Nur bemerken wir, daß beide dabei endlich nüchtern wurden, und zuletzt die Sprache vernünftiger Menschenkinder annahmen. Die Nüchternheit ward noch vollständiger, als Fabian die Frage an seine zärtliche Schwester richtete: "Wie hast du wissen mögen, daß ich den Weg ins Moos über die Bampf wählen würde? oder erwartetest du mich später?" — und Epiphanie dann, in sich selbst erschreckend, ihm die Hände entzog und mit ihrem Mienenspiel verrieth, sie erinnere sich an Vergessenes.

Sie ergriff seinen Arm und drängte ihn mit sanfter Gewalt auf dem Fußweg zum Moose fort, indem sie schmeichelnd sagte: "Nun geh' hinab, liebes Kind, geh' zu Addrichs Hütte. Der Alte erwartet dich. Geh', ich folge dir bald nach!"

— Und du, Fania?

"Ich bleibe noch. Ich muß! Geh' denn, ich erwarte hier eine Person, die mir wichtige Botschaften bringen will. Aber ich muß sie ganz allein sprechen. O, wenn du wüßtest, Faby! Geh' nur! Ich habe Verschwiegenheit gelobt, heilig und theuer gelobt. Darum erstieg ich den Berg."

— Hast du Geheimniß vor mir? Nein, Fanely, in dir sollte kein Dunkel sein, und wär' es von der Größe eines Sonnenstäubchens. Ich lasse mich von dir durchblicken, wie vom Auge des Allwissenden.

"Was soll ich dir sagen, du Neugieriger? Ich weiß etwas und nichts, und will erst das Geheimniß selber erfahren. Nun forsche nicht weiter. Ich habe gelobt, einstweilen reinen Mund

zu halten. Das ist Alles. Ich bitte dich, geh' hinab ins Thal.«

— Aber, Mädchen, bist du sicher? Man könnte ja Böses im Schilde führen! Warum auf diesem abgelegenen Berge allein bleiben, wo selten Menschen umherwandeln? Du solltest nie allein gehen, nie!

»Eben allein zu erscheinen, Faby, hab' ich versprochen. Darum schickt' ich die Großmagd zurück, die mich herauf begleitete. Fürchte meinetwillen nichts. Ich habe mit einer mir wohl bekannten, grundehrlichen Person zu thun. Aber,« setzte sie hinzu und legte ihre Fingerspitzen an seinen Mund: »daß du dich nicht unterfängst, drunten aller Welt zu sagen, warum ich auf der Vampf zurückblieb! Ich kenne dich, Plaudermäulchen. Hörst du? Keine Sylbe, daß du mich hier gesehen hast.«

Eben wollte der Streit über Gehen und Bleiben beginnen, als beide zu gleicher Zeit eine Bäuerin über den öden Bergrücken daher wandeln sahen, die aus einem Gehölz gekommen, zuweilen stehen blieb, und zu horchen, und mit den Augen zu suchen schien.

Jetzt drängte sich Epiphanie bittender, schmeichelnder an Fabian, und trieb ihn, den Berg zu verlassen. »Gelt, Faby, du gehorchst? Fort! Ich bin bei dir und Leonoren, eh' ein Viertelstündchen verfliegt. Fort!« sagte sie, und gab ihm mit schalkhaftem Lächeln zum Abschied einen leisen Schlag auf die Wange und eilte aus dem Gebüsch ins Freie hervor, zur Höhe der Bergfläche.

34.

Stummes Schauspiel.

Fabian blickte ihr nach, festgebannt auf der heiligen Stätte, wo er für alle vergangene Schmerzen seines Lebens den süßesten Ersatz gefunden hatte. Er wollte da die Rückkehr der schönen Schwester erwarten. Es war ihm Schwelgerei der Augen genug, sie auch nur in der Ferne zu sehen, wie sie neben der Bäuerin plaudernd auf der Höhe stand, wo sich gegen den blauen Hintergrund des Himmels der Umriß ihrer edeln Gestalt und die Anmuth ihrer Bewegungen zeichnete.

Das Gespräch schien lebhaft geführt zu werden. Die Bäuerin besonders drückte mit ihren Gebehrden große Theilnahme aus. Bald zeigte sie wiederholt auf einen jungen Fohrenhorst, am Abhang des Berges gegen den Hallwyler See, von wannen sie selbst gekommen war; bald legte sie die flachen Hände betheuernd auf ihre Brust; bald streckte sie, wie etwas Vertrauliches flüsternd, den Kopf näher gegen das Ohr der Jungfrau. Diese hinwieder schien unentschlossen, warf zuweilen das Gesicht nach den Gesträuchen, in denen Fabian verborgen stand, und senkte das Köpfchen einigemal auf die Brust nieder, als sänne sie über wichtige Dinge. Dann that die Bäuerin einige Schritte gegen das Fohrenwäldchen; kehrte wieder gegen Epiphanien zurück; ging abermals und kam abermals, mit auffordernder Bewegung der Hände. Endlich sah die Jungfrau des Mooses schnell zurück nach den Gebüschen, in denen sie Fabian verlassen hatte, wandte sich und nahm mit schnellen Schritten, begleitet von der Bäuerin, die Richtung gegen die blaugrüne Gruppe der Fohren.

Der Jüngling wankte eine Zeit lang, als er sie hinter dem vorstehenden Hügel verschwunden sah, ob er folgen solle? Das Geschäft des Lauschers schien ihm nicht ehrenvoll; auch fürchtete er, seine junge Freundin durch den Schein vorwitziger Neugier, oder bösen Mißtrauens, zu kränken. Freilich erschien das geheimnißvolle Treiben Epiphaniens etwas unfreundlich gegen ihn selbst und Mangel eines unbedingten, schwesterlichen Zutrauens zu werden, das er ansprechen zu können glaubte. Und doch — welches Geheimniß konnte hier zuletzt walten? Vielleicht wußte die Bäuerin die Grotte eines Bergmännleins, die nächtlichen Sammelplätze unterirdischer Wesen nachzuweisen; oder ein Goldbrünnlein, ein wunderbares Zeichen am Berge, ein Geisterdenkmal, ein fernes Drachenloch, eine Stätte, wo sich weissagende Bergstimmen hören liessen. Fabian kannte den unüberwindlichen Glauben und Hang der schönen Moos-Jungfrau zu überirdischen Dingen, mit denen sich ihre Einbildungskraft, in der Abgeschiedenheit ihres Lebens, zu beschäftigen liebte. Er hatte sich wohl zuweilen erlaubt, diese Neigung mit seinem Unglauben zu belächeln, nie aber sie zu tadeln, da sie so harmlos war, und der Aberglaube mit seiner Sehnsucht zu übersinnlichen Dingen doch immmer ein Bruder der innern, geheimen Religion ist.

Indessen konnte das arglose Mädchen eben so leicht in den Hinterhalt irgend eines Frevlers, der ihr nachstellte, verlockt werden. Was wäre da nicht Alles möglich gewesen? Er dachte an den wildfrechen Renold, er dachte an den zweideutigen Niederländer Don Nardo. Das Blut aus allen Adern wogte ihm gegen das Herz an, bei diesen Gedanken. Es brauste um seine Ohren, wie Sturm in Tannen. Mit pochender Brust verließ er den Platz, entschlossen, Epiphanien aus der Ferne mit den Augen zu bewachen, ohne von ihr entdeckt zu werden. Er umging im Busch und Wald die nackte Bergfläche, damit er sich der Gegend des Fohrenhorstes nähere, und riß von einer aufgeklafterten Holzbiege im Vorbeigehen einen Scheitstock zur willkommenen Waffe in der Noth.

Seine Bangigkeit stieg mit jedem Schritt, da er einen weiten Umweg zu machen hatte, und bald undurchdringlich-verwachsenem Gestrüpp ausweichen mußte, bald im stachlichen, zähen Netz, von den Ranken der Brombeeren und Himbeeren über den Waldboden gesponnen, die Füße behangen fühlte; noch mehr aber, als er seitwärts auf dem öden Rücken der Vampf die bekannte Bäuerin

einsam stehen sah und Epiphanien nicht mehr bei derselben.

Endlich ward die andere Seite des Berges erreicht, und sogleich blieb sein Fuß fest, wie in die Erde gewurzelt. Sein Blut starrte in den Adern.

Zwischen den gelbröthlichen Säulen hundertjähriger Kienfohren, durch welche die Abendsonne schneidende Schatten und Lichter warf, stand Epiphanie mit vor sich hingefalteten Händen in demuthsvoller Stellung, und vor ihr ein Mann in edler Haltung, welcher die Hand feierlich gen Himmel hob. Obgleich Fabian einige hundert Schritte noch entfernt war, verrieth ihm dennoch das schwarze Baretlein, um welches Goldschnüre am Sonnenstrahl flimmerten, der lange schwarze Leibrock, und die ganze Gestalt mit ihrer ruhigen Bewegung, daß dieser Mann kein anderer, als der Fremdling sei, der ihm schon in der Berghütte ob Stüßlingen gerechten Argwohn eingeflößt hatte. Umsonst hielt der erschrockene Jüngling den Odem an, die Worte des Herrn von Grönkerkenbosch oder Epiphaniens zu erlauschen. Er stand zu fern; und, näher zu schleichen, war, ohne entdeckt zu werden, unmöglich, weil zwischen dem Dickigt, das ihn verbarg, und dem Hain der Fohren, offenes Wiesenland lag.

Er legte sein Gehör in die Augen. Er glaubte zu erhorchen, daß Epiphanie weine. Dann sah er mit unbeschreiblichem Erstaunen, wie sie plötzlich vor dem Menschen auf die Knie fiel; erst wie jammernd ihre Hände zu ihm aufstreckte, dann mit ihren Armen seine Knie umfaßte, und ihre Stirn an dieselben lehnte. Er aber breitete erst seine Arme, mit vorgebogenem Leibe, gegen die Kniende nieder; schlug dann mit den Fingern der rechten Hand, nach priesterlicher Weise, ein dreifaches Kreuz über die Kniende in der Luft und beugte sich, sie emporzuheben. Lange währte der Kampf zwischen ihr und ihm, denn sie schien ihre ehrerbietige Stellung nicht verlassen zu wollen.

Endlich sah sie Fabian den anhaltenden Bitten gehorchen. Sie richtete sich auf, und faltete, indem sie ihm wieder gegenüber stand, wie in unaussprechlich tiefer und heftiger Bewegung des Gemüths, die Hände auf ihrer Brust mit Inbrunst zusammen, und hob sie dann, wie betend, gegen den Himmel. Don Nardo aber trat jetzt mit offenen Armen gegen die Jungfrau, umfaßte sie und drückte sie küssend an seine Brust. Epiphanie ließ es ruhig geschehen. Keine Bewegung verrieth ihren Widerstand. Ein heller Sonnenstrahl fiel auf Beide blendend zwischen den Baumstämmen, deren blaßgrüne Zweige sich hoch über dem wunderbaren Paar tempelhaft wölbten.

Doch dem guten Fabian hing bald Alles dämmernd und dunkel vor den Augen. „Sie ist verloren!“ rief's wie Ahnung in ihm: „Der Pfaff hat sich ihrer schwärmerischen Träumereien und Neigungen zu bemeistern gewußt. Epiphanie hat ihren Glauben abgeschworen, sie ist zum Papstthum übergetreten. Sie ist verloren; die verschmitzte Scheinheiligkeit des lüsternen Priesters hat gesiegt. Das verhehlte sie mir.“

Er umklammerte mit der Faust krampfhaft die Keule, und war im Begriff, aus seinem Hinterhalt hervorzustürzen. Er taumelte, wie ein Trunkener, und mußte sich an einer jungen Buche aufrecht halten. Er blieb. Seine Besonnenheit kehrte schnell zurück. Er faßte den Entschluß, sich selbst zu überwinden und das Ende des herzzerreissenden Schauspiels zu erwarten, in welchem ein gutmüthiges, schwärmerisches Kind das Opfer der blindesten Leichtgläubigkeit und der gleisnerischesten Priesterlist ward.

Er blickte hin. Die Umarmung dauerte fort, doch so, daß, während Epiphanie an der Brust des Fremden lag, dieser von Zeit zu Zeit die rechte Hand mäßig und mit vorgestrecktem Zeigefinger, wie ein Lehrender, erhob. Dann und wann nur richtete die Jungfrau das Angesicht wie fragend gegen ihn auf, und dann und wann ward Fabian wieder vom Krampf befallen, wann er Augenzeuge sein mußte, wie sich die Lippen des Lehrenden wieder zum Kusse auf des Mädchens Stirn senkten. Eine lange halbe Stunde hatte diese Unterhaltung gedauert. Dem heimlichen Beobachter schien am Himmel die Sonne still zu stehen; denn nach seinem Dafürhalten hätte sie *in dieser* Frist nicht nur hinter den Alpen unter-, sondern in Osten wieder aufgehen können.

Epiphanie schien zuerst an Trennung zu denken. Sie trat um einen kleinen Schritt von ihrem geistlichen Lehrer zurück, in dessen beide vorgestreckten Hände sie jedoch die ihrigen legte. Jetzt schien, den Bewegungen ihres Köpfchens nach, die Reihe des Redens an sie gekommen zu sein. Einige Mal wandte sie das Gesicht hinter sich, als suche sie die Bäuerin, welche auf der Höhe wahrscheinlich zur Wacht stand. Dann ward das Gespräch wieder fortgesetzt, und in der Lebendigkeit desselben sah Fabian sogar, daß Epiphanie mit allzuzärtlicher Ehrerbietigkeit eine Hand des Niederländers an ihren Mund drückte, während er seinerseits die andere auf ihr Haupt legte, wie zur Ertheilung des geistlichen Segens. Fabian murmelte im Uebermaß seiner Ungeduld sehr ungeistliche Verwünschungen zwischen den Zähnen, bis er deutlich Epiphaniens Stimme durch den Wald tönen hörte. Sie rief hinter sich der Bäuerin zu, und trennte sich dann alsbald von ihrem bisherigen Gesellschafter bis auf anständige Weite.

Als der Lauscher in der That das zurückgebliebene Weib vom Berg herschreiten sah, machte er sich eilig auf, um Addrichs Hütte im Moos vor Epiphanien, doch unbemerkt von ihr, zu erreichen. Daher mußte er den gemachten Umweg durch die Gebüsche wiederholen. Aber er hatte fest in sich beschlossen, Epiphanien nicht ahnen zu lassen, daß er Zeuge der heimlichen Zusammenkunft gewesen sei. Beobachten, allmälig ausfor-

schen wollt' er sie, und nicht ruhen, bis er das traurige Geheimniß enthüllt, oder gesehen hätte, wie weit es ein Mädchen mit Geberden voll Unschuld in der Verstellungskunst treiben könne.

35.

Die Fragen.

Er eilte fliegendes Fußes durch Dorn und Dickigt. Im Sturm des Zorns, der Liebe und des Schmerzes war er seiner selbst vergessen. Das Leben des Jünglings hatte bisher der glatten Oberfläche eines der stillen Bergseen seines Vaterlandes geglichen, der zwischen einförmigen Felsenwänden, deren Gestalten und Pflanzenfamilien zurückspiegelnd, nur selten vom Zug des Windes berührt und nur leicht gekräuselt werden kann, bis der Orkan einmal die einzige Schlucht des Gebirgs findet, der Eingang gewährt. Dann aber fahren seine Wogen kochend auseinander, und steigen brüllend an den Felsen auf, daß von ihrem Donner das Gebirg erdröhnt.

Einige Mal hielt er im Lauf an, legte die Hand an seine Stirn, und schien unentschlossen nachzudenken, was er in diesen Augenblicken zu wählen habe, um nicht bereuen zu müssen. Er kämpfte wider sich, als wär' er selbst über den nie empfundenen Zustand seines Gemüths erschrocken, und verdrossen, daß er jenen Taumelnden gleich geworden sei, die ihm in der Trunkenheit ihrer Leidenschaft bisher nur Ekel oder Mitleiden erregt hatten. Dann wandelte er langsamer vorwärts, bis der wiederkehrende Schmerz ihn von neuem fortspornte.

In demselben Augenblick, da er bleich und odemlos, die braunen Locken verwildert um das Haupt, aus dem Gebüsch auf den Fußweg trat, der zum kleinen Moosthale Addrichs führte, flog von der andern Seite Epiphanie mit nicht geringerer Eile daher; die Wangen glühend; die Augen Entzücken strahlend; der Busen stürmisch steigend und fallend. Beide, überrascht durch das unerwartete Zusammentreffen, blieben verstummt auf ihren Stellen. Ihm entging nicht die Seligkeit, in der Epiphaniens Wesen strahlte; ihr nicht seine todtenhafte Bläße und Verwilderung. Beide erschracken vor einander.

„Du noch hier, Faby!" sagte sie endlich: „Ich glaubte dich längst bei Addrich. Faby, wie bist du so schrecklich verstört? Was ist dir geschehen? Rede doch!"

„Ein Unglück, ein großes!" seufzte Fabian.

„Ein Unglück?" wiederholte Epiphanie zitternd, und trat mit langsamen Schritten gegen ihn, und legte ihre Hand auf seinen Arm, während ihre Augen seine weggewandten Blicke suchten. Er aber, ohne zu ihr aufzuschauen, drängte sie sanft von sich zurück und sagte: „Ich habe meinen ganzen Himmel verloren, denn du bist nun aus ihm, ohne Wiederkehr, verschwunden!"

„Rede, Faby, rede!" sagte sie voll gutherzigen Mitleids und trat wieder zu ihm: „Dein Himmel verloren und ich daraus verschwunden? Sprich, was ist dir geschehen? Dränge mich nicht zurück. Bin ich nicht deine Schwester? Vertraue, Faby."

„O dir vertrauen, o dir!" rief er voll innigen Schmerzes: „Und du hast alle meine Zuversicht gebrochen; nicht Vertrauen mit Vertrauen vergolten! Wozu noch Erklärungen unter uns? Komm hinab ins Thal, zu Addrich. Gott hat's gefügt. Ich sollte heut' die Hinfälligkeit alles Irdischen, die Eitelkeit aller Hoffnungen erfahren. Ich bin nun unendlich ärmer, als ich war, da ich ins Leben eingetreten bin. Ich habe dich verloren. Morgen verlass' ich die Schweiz und gehe in die weite Welt hinaus, so weit mich der Boden trägt. Komm hinab ins Thal!"

Epiphanie ward blaß und erstarrte. Stumm ergriff sie seine Hand; er aber zog diese zurück. Sie betrachtete ihn mit forschendem, bangem Blick und stammelte: „Faby, weißt du, was dein Mund spricht? Faby, erkennen mich deine Augen? Faby, willst du mein Herz brechen?"

— Was weiß ich's? Das meine ist gebrochen. Du solltest mein Todesengel werden; du bist es geworden. Ach, hätte die leidende Seele schon den letzten der Fäden gesprengt, mit denen sie noch ans Leben gebunden hängt! — Komm, komm; mir ist nicht wohl, gar nicht!

„Faby!" rief sie mit unbeschreiblicher Angst, denn sie sah ihn bleicher werden und mit den Armen um sich fassen, als wollt' er sich an etwas aufrecht halten; dann sich beugen und auf den Boden niedersetzen, wie einer, dem die Kräfte entwichen sind. Sie kniete zitternd neben ihn und hielt mit den Händen sein Haupt, das an ihre Brust sank. Sie wagte kaum, Athem zu schöpfen, bis er, nach langem Schweigen, endlich tief aufseufzte und sagte: „Es ist Alles gut. Geh' hinab; ich komme nach. Ich schäme mich meiner Schwäche. Geh', dir zürn' ich nicht. Aber nur du — nur du, nichts in der Schöpfung sonst, nur du ... Dein Nahesein ist mir tödtlich."

„Blicke doch auf, Faby, blick' auf zu mir!" sagte sie, neben ihm kniend, indem die Thränen des Kummers über ihre Wangen fielen und sie ihm die vorgefallenen langen, braunen Haarlocken von der Stirn zurückstrich: „Ich bin Epiphanie. Sieh deine Schwester an."

— Wie? Bildest du dir ein, der Wahnsinn habe meine treuen Sinne bestochen und verwirrt? rief er und rückte von ihr: Ich erkenne dich wohl; fürchte nichts. Meine Sinne und mein Gedächtniß sind jung geblieben, indessen mich eine einzige Stunde zum Greise gemacht hat, erfahren und lebensmüde, als trüg' ich hundert Jahre.

„Du bist sehr krank, sehr, o theurer Faby! Du thust und redest nicht das Gewöhnliche mehr."

— Kein Wunder, der ich das Unglaubliche sah! rief er, indem er sich vom Boden aufraffte: Täusche dich und mich nicht! Die Wassertropfen

da auf deiner Wange werden die Stellen nicht rein waschen, die des Pfaffen Kuß entweiht hat, als du dich von ihm geduldig herzen lieſſest.

„Gott im Himmel!“ ſchrie Epiphanie und ſprang mit Entſetzen auf: „Du ſahſt uns? Faby, ich mag es nicht glauben, du wäreſt mir nachgeſchlichen? Mich heimlich belauſcht hätteſt du?“ — Sie ging bei dieſen Worten raſch von ihm, dann kehrte ſie ſich wieder gegen ihn und ſagte mit ſtolzem Unwillen: „Das war deiner unwürdig. Ich hatte dich gebeten, mich und den Berg zu verlaſſen. Du haſt mein Zutrauen betrogen, und ſträfliche Neugier zu ſättigen, ward dir lieber, als meine Bitte zu erfüllen . . .“

— Du irreſt! Keine Neugier zog mich, ſondern Beſorgniß, deine leichtgläubige Gutmüthigkeit könne dich in Gefahr locken. Ich wußte freilich nicht, daß du eben dieſe Gefahr ſuchen wollteſt.

„Gefahr? Nirgends, Faby. Du haſt alſo, — o Faby, ſage mir ehrlich, wie dein Gewiſſen es dem Allwiſſenden ſagt: haſt du Alles gehört? Kennſt du ihn?“

— Und wenn auch ſchon mein Gehör aus der Ferne nicht zu euch reichte, las ich doch eure Geſpräche, Wort um Wort, in euerm Geberdenſpiel, Alles, Alles! Ja, ich kenn' ihn, dieſen Abenteurer, dieſen Schleicher, den tückiſchen Papiſten! Er iſt glatt und ſtill und kalt und heimtückiſch, wie die Eisrinde des gefrornen Sees, die den Knaben im Winter anklirrt, um dann unter ſeinen Sohlen zu brechen und ihn zu verſchlingen.

„Faby, bei deinem und meinem Herzen, läſtere dieſen Heiligen nicht, oder ich entferne mich; denn ich darf und will die Zunge, mit der du mich Schweſter heißeſt, nicht ruchlos an dem freveln hören, was mir theurer als das eigene Leben gilt.“

— Unglückliche! Dir theuer! Er, der uns für die Ewigkeit ſcheidet!

„Faby!“ rief ſie und wollte fortfahren. Er aber unterbrach ſie und fragte mit zitternder Stimme: Sage mir, in Gegenwart des lebendigen Gottes, ſage mir, . . . Epiphanie, in deiner Antwort liegt die ganze Wendung meines Schickſals, . . . Epiphanie, warum tritt dieſer zwiſchen dich und mich hin? Was iſt ſein Zweck? Er will dich dem heiligen, evangeliſchen Glauben deiner Väter abtrünnig machen; er will dich zum Uebertritt ins Papſtthum bewegen! Epiphanie, will er? Und wenn es der Jeſuit will, warum das? Epiphanie, weiche mir nicht aus, antworte: Will er dich zur römiſchen Kirche hinüberziehen? Will er?

Epiphanie erblaßte, ſenkte die Augen, und, ohne dieſe zu erheben, ſtreckte ſie die Hände in flehender Stellung gegen Fabian aus. — Da verſtummte auch der Jüngling, und ſein Antlitz ward bleicher, als das Antlitz eines im Sarge Liegenden. Er that einige Schritte ſchwankend umher. Dann bedeckte er mit beiden Händen ſein Geſicht, lehnte das Haupt an den Stamm eines vom Sturm gebrochenen Ahorns und weinte laut und bitterlich. Sie hörte ſein Schluchzen, aber bewegte ſich nicht von der Stelle. Die Hände gefalten und mit Innigkeit an ihre Bruſt gedrückt, ſtand ſie da, ein rührendes Bild des unendlichen Schmerzes, der ſie beklemmte. Obgleich die Thränen ihre Augenlieder rötheten und über die blaſſen Wangen niederperlten, verzog ſie doch keine Miene ihres ſchönen Geſichts, gab ſie doch keinen Klagelaut, als wäre ſie in ein weinendes Marmorbild verwandelt. Nur unhörbar zitterten ihre Seufzer über ihre Lippen.

Durch die Wohlthat der Thränen erquickt, ermannte ſich der Jüngling endlich. Er trocknete die Augen. Sein Entſchluß war genommen. Er wandte ſich feſt und mit der Ruhe verzweiflungsvolles Verzichtens zu Epiphanien, die in ihrem Innern erſtarrt blieb.

„Lebe wohl, Schweſterherz, mein Leben!“ ſagte er: „Es iſt um mich gethan. Helfe mir Gott weiter. Ich will dieſe Nacht ein anderes Obdach ſuchen; ich kann dich nicht zum Mooſe begleiten. Lebe wohl. Weine nicht; ich liebe dich noch. Ich bin allzu betrübt; ich kann dir nichts mehr ſagen. Lebe wohl. Gott erbarme ſich deiner Seele!“

Sie antwortete nicht und ſtarrte ihn mit unbeſchreiblicher Wehmuth durch das helle Naß der Thränen an, ohne eine Bewegung zu machen. Er wandte ſich mit tiefem Seufzer von ihr und ging mit ſchweren, langſamen Schritten auf dem Fußweg im Gebüſch vor ſich hin gegen die Bergfläche; blieb wieder ſtehen und machte ſeinen unbeſiegbaren Gram abermals in Thränen frei. Dann ſchwankte er weiter, kehrte aber wieder um, Epiphanie noch einmal zu ſehen und zu befragen. Und als er zurück kam, ſtand ſie noch mit den Händen auf der Bruſt gefalten, mit dem erblaßten Geſicht da, wie vorher; den Blick, wie im Gebet; auf den Wangen und im Auge ſtillſtehende Thränen.

„Ich komme zurück, ich will eine Antwort aus deinem Munde hören; warum verweigerſt du ſie mir?“ ſagte er mit Faſſung: „Warum willſt du ſchweigen, da ich dich vielleicht von einem Abgrunde zurückführen könnte, an deſſen Rand dich, unerfahrnes Kind, argloſe Güte, blinder Glaube an das Menſchenherz geleitet hat?“

Epiphanie ſenkte ihren Blick vom Himmel auf ihn nieder, aber während ſie den Jüngling mit klagenden Augen betrachtete, blieb ihr Mund verſiegelt.

„So hat er dich ſchon ganz von mir abgeriſſen?“ rief Fabian: „Warum frag' ich's denn noch! Was meine Augen ſahen, darüber kann ja kein Wort und kein Eid von dir mehr die Decke werfen. Ich habe dich in den Armen der Hölle erblickt.“

— Faby! ſagte Epiphanie mit einer Stimme, die ſein Innerſtes durchſchnitt, mit einer Stimme,

in welcher ihn Schmerz und Zärtlichkeit, Vorwürfe und flehentliches Bitten anschrien.

„Nur ein Wort, Fanely, nur ein einziges!“ rief er: „Du bist ja zu seinen Füßen, du bist ja in seinen Armen gelegen. Du bist ... o Mädchen, o Fany, soll ich mir denn das Gräuelvollste mit eigenem Munde vorsagen? Sprich doch! Du liebst ihn?“

Sie ließ die Hände aus einander fallen und sagte mit dem Ausdruck der reinsten Gutherzigkeit: „Aber mit einer heiligen Liebe!“

— Hab' ich denn je zweifeln können, daß aus deinem Herzen Anderes, als Heiliges, hervorgehe? Im römischen Babel, ja im Höllenreich selbst, wirst du ein Engel bleiben. Aber, Epiphanie, die scheinheilige Schlauheit des ... des ... o, sei er, wer er wolle, er hat dich in deinen frommen Einbildungen gefangen und gebunden. Du bist betrogen, ich kenne ihn!

„Du also kennst ihn, Faby?“ sagte sie langsam, sehr gespannt und forschend. Dann schwieg sie, als wolle sie mehr von ihm hören.

Fabian erzählte nun, wie er mit dem Niederländer und dessen Begleitung im Hohlwege ob Erlisbach zusammengetroffen sei; wie derselbe in der Berghütte mit Geld und Versprechungen erst in den Spielmann, dann in ihn selbst gedrungen sei, Epiphanien zu entführen. Alle Gespräche, die er mit ihm gepflogen, wiederholte er aus treuem Gedächtniß, und dann fügte er die Frage hinzu? „Glaubst du nun, daß ich ihn kenne?“

Während der ziemlich langen Erzählung war auf Epiphaniens Wangen die natürliche Farbe allmälig zurückgekehrt. Sie hörte mit seltsamer Neugier alle Berichte, und that noch viele Zwischenfragen, um auch das Kleinste und Bedeutungsloseste zu vernehmen.

„Glaubst du nun, daß ich ihn kenne?“ fragte er noch einmal.

Sie schüttelte das Köpfchen mit trübem Lächeln und erwiederte: „Nein, liebster Faby, du kennst ihn also wahrlich nicht.“

— Doch ist's derselbe, der droben bei dir war?

„Ja, liebe Seele, der ist's gewesen.“

— Und dem Spielmann und mir machte er die Anträge deinetwillen.

„Ich weiß es. Ja, er hat's gethan. Zürne ihm darum nicht.“

— So sage mir, Epiphanie, wer er sei?

„Mein Heiliger!“

— O, ich versteh' dich. Aus welchem Kloster kommt er? Ist er ein Prälat? Wer hat ihn gesandt oder dir zugeführt?

„Gott!“

— Armes, entsetzlich verblendetes Kind! Nicht Gott! Nicht Gott! Er scheidet dich von Gott und deiner Seelen Seligkeit und von mir Unglücklichen. Laß' ab von ihm! Flieh', flieh'!

„Das darf, das kann, das will ich nicht!“ sagte sie mit einer Festigkeit, die den Jüngling erschütterte.

— Darfst, kannst, willst nicht? wiederholte er mit erlöschender Stimme: Also ... zu spät! Ist dies dein letztes Wort, Epiphanie?

„Wodurch hab' ich dein Vertrauen eingebüßt, Faby?“

— Durch dein Geheimniß vor dem Bruder, Fania.

„Ich habe Verschwiegenheit gelobt und werde Treue halten. Faby, vertraue mir. Einst, wenn Leonore genesen oder im Grabe ist, wirst du Alles erfahren. Vertraue bis dahin.“

— Nein, Unglückliche, ist's jetzt zu spät, dich zu retten, wie dann? Epiphanie, laß' ihn fahren, den gefährlichen Verführer, um deiner Seligkeit willen, laß' von ihm.

„Ich kann nicht!“

Fabian verstummte, that einen schweren Seufzer und, wie an Kraft erschöpft, sagte er endlich: „Es will Abend werden. Gute Nacht, ewige gute Nacht! Grüße Addrich und Leonoren: ich kann sie nicht mehr sehen. Gott sei deiner Seele gnädig; gehab dich wohl.“

Wie er bei diesen Worten von ihr gehen wollte, stieß sie einen lauten Schrei aus, warf ihre Arme um seinen Hals und rief mit Verzweiflung: „Faby, verlaß' mich nicht!“

— Hast du mich nicht schon verlassen? fragte er traurig: Du mich nicht verstoßen?

„Ich dich verstoßen? Kann ich denn meine einzige Seele aus mir verstoßen? Verlaß' mich nicht, Faby; meine Seele zieht dir nach, und es bleibt nur meine Leiche, wenn du gehst. Verlaß' mich nicht; ich will ja Alles thun, was du willst und gebietest; aber bleib' bei mir, daß ich nicht sterbe.“

Sie rief diese Worte mit so durchdringender, schmerzlicher Stimme, sie hielt ihn so fest umklammert, daß er keinen Versuch wagen wollte, sich loszuwinden.

— Und wenn ich fordere, daß du ... sagte er mit neuer Hoffnung. Aber sie unterbrach ihn und rief: „Alles, Alles, Faby, nur das Eine nicht, bis Leonore genesen oder im Grabe ist. Dann, dann ...!“

— O meine Schwester, dann zu spät!

„Nicht doch, grausamer Faby, nicht doch! Vertraue mir mit Zuversicht! Hat dich mein Herz denn je belügen können? Nur das Eine begehre nicht; Alles sonst. Aber verlaß' mich nicht!“

Fabian fühlte sich von ihrem Schmerz erschüttert, und doch von ihrer beharrlichen Anhänglichkeit an den Störer seines Friedens zurückgedrängt. „Wer aber ist er? Was will er? Warum hast du dich ihm ergeben mit Leib und Seele?“

„Nur das Eine nicht!“ rief sie wieder: „Ehre mein Schweigen. Denn wenn ich ihm mein

Gelübde bräche, wie würdest du mir je Glauben geben können?«

Fabian schwieg nachdenkend. Er ward bei Epiphaniens Hartnäckigkeit und dem unwidersprechlichen Ausdruck ihrer Liebe zu ihm in sich selbst irre. Dann versuchte er einen andern Weg, diesen Widerspruch auf entscheidende Weise zu lösen.

— Fanely! sagte er und legte seinen Arm um sie: Ich will dir zwei Fragen thun. Deine Antworten können mir die ganze Ruhe wieder geben, nach der ich mich sehne.

»Faby, frage alles, nur nicht um das, was Ihn angeht.«

— Kannst du mir versprechen, Epiphania, nie, unter keinen Verhältnissen, welche es auch sein mögen, deinen evangelisch-christlichen Glauben zu verläugnen, nie dich zum Uebertritt in die Gemeinschaft der Papisten bewegen zu lassen?

Epiphanie fragte stockend entgegen: »In die Gemeinschaft? Wie denkst du das?«

— Daß du niemals römisch-katholischer Religion werden willst; daß du es auch jetzt noch nicht bist?

Sie schien über die Frage nachzusinnen. Fabian fühlte einen Schauder in seinen Gliedern, da sie zu antworten einige Augenblicke anstand.

Endlich sagte sie: »Könnt' es dich also ganz und über Alles beruhigen, wenn ich dir antworten würde: ich bin noch nicht katholisch und will evangelisch bleiben, wie du, und so lange, wie du selbst?«

— Ja, es gäbe mir meine Zufriedenheit zurück.

»Nun denn, stille deine Sorge. Ich bin ja nicht katholisch und will keinen andern Glauben annehmen, als deinen Glauben. Könnt' ich denn anders, Faby? Ist es nun Alles?«

Fabian drückte sie fest an sein Herz und sagte stammelnd: »Ich hätte noch die zweite Frage. Aber . . . ich frage sie nicht. Ich sah ja . . .« Hier fielen seine Arme, mit denen er sie umschloß, wie gelähmt von ihr ab. Er zog den Kopf von ihr zurück, als wollte er sich von ihrem Umschlingen frei wissen.

»Nun, was sahst du, Faby?« fragte sie etwas ängstlich und wollte die Antwort aus seinen Augen lesen.

Er seufzte, und hinwegblickend sagte er: »Ich sah seine Lippen auf deinen Wangen!«

— Schon wieder von ihm? Du brichst dein Wort! Berühr' ihn nicht, Faby! Vertraue! Bin ich nicht deine Schwester?

»Meine Schwester, ja, aber seine . . ., laß mich, Epiphanie!«

— Thu' deine zweite Frage, Faby, aber berühre ihn nicht.

»Nun denn, Epiphanie, soll ich die Frage thun?«

— Warum quälst du dich und mich, Faby? Rede.

»Du hast mich noch lieb, Fany?

— Ist das die Frage?

»Nein, aber . . . o Fany, rede frei vor Gott und mir: kannst du geloben, keines Andern Geliebte, keines Andern Braut je zu sein, . . . Fany, keines Andern Weib je zu werden, . . . Fany, Gott hört uns! — als das meinige?«

Mit aller Anstrengung brachte Fabian doch die letzten Worte nur sehr leise hervor.

Eine lange Stille folgte. Ihr erröthendes Antlitz sank auf die Brust nieder, deren Bewegung innern Kampf oder eine Furcht verrieth, die sie verhehlen wollte. — Er bemerkte diese nicht unerwartete Verlegenheit und trat einige Schritte von ihr zurück. Sie hielt ihn diesmal nicht fest. Je länger sie stumm blieb, je mehr stieg seine Angst. Einigemal bat er, mit lautschlagendem Herzen, um Antwort. Endlich legte er die Hände beide vor sein Gesicht und sagte in der tiefsten Betrübniß der Seele: »Nein, antworte nicht!«

Jetzt wandte sie furchtsam und verschämt das Angesicht zu ihm auf und sagte: »Warum bist du heut mit mir, wie du nie gewesen? Du hast Renolds Rede, Renolds Ungestüm und, der Himmel verzeih' mir oder dir, Renolds verdammliches Wesen. Bin ich nicht deine Schwester?«

Er nickte schweigend mit dem Haupte.

»Bist du nicht mein Alles? Oder könnt' ich dir mehr werden?«

— Nein, du darfst nicht. Ich kam zu spät! versetzte er, ließ die Hände vom Gesicht und sagte mit erzwungener Ruhe des Tones, indem er ihre Hand nahm: Ade, es muß geschieden sein. Lebe wohl, Schwesterherz. Es war nicht deine Schuld. Ich kam zu spät.

»Faby!« schrie das beängstigte Mädchen: »Es peinigt und verwirrt dich ein böser Geist. Verlaß mich nicht; um Gotteswillen nicht!«

— Antworte auf meine Frage deutlich: keines Andern Verlobte, Braut, Weib? — rief er und seine Hand zitterte dabei in der ihrigen.

»Deine Braut? Faby, besinne dich doch! Du sprichst wie ein Trunkener mit der Schwester.«

— Antworte! Gib mir das Recht des Bräutigams, Fany! —

Sie blickte wieder zu ihm auf und senkte schamvoll die Augen, als sie den seinigen begegnete. Dann sagte sie mit kaum verständlicher Stimme: »Es ist etwas Sündiges an dir.« Nach einigem Bedenken hob sie wieder an: »Geduld dich, o, einige Tage nur, dann — ja, dann bring' ich dir die Antwort.«

— Also hast du keine Freiheit mehr? Bist du schon eines Andern Verlobte? eines Andern Braut?

»Nein!« erwiederte sie schnell: »Nun sei ruhig.«

— Und willst, wenn nicht meine Braut, mein Weib, nie Weib eines Andern werden?

Nach einigem Sinnen sagte sie mit erneutem Erröthen, aber fester Stimme: »Das darf ich dir

und Gott geloben. Nein, nie will ich eines Andern sein, so lange du es selbst mir nicht gebietest.“

Ueberrascht und als hätt' er Argwohn gegen sein Gehör, verlangte er die Wiederholung ihrer Worte. Sie gehorchte und sagte darauf wieder mit aller schwesterlichen Traulichkeit: „Gelt, Faby, nun bist du ruhig? Nun weichst du nicht von mir?“

Er heftete sie mit seinen Armen fest an seine Brust, und seine Lippen brennend an die ihrigen. So standen sie lange. Die Sonne sank. Die Gletscher traten erblassend in blauen Duft zurück, und die Thäler zerflossen in ungewissen Dämmerungen.

„Hinab in's Moos!“ rief Fabian.

— Ach! seufzte Epiphanie: Geduld! ich muß mich sammeln. Faby, du bist nicht mehr, der du gewesen bist. Gewiß nicht! Es wohnt ein anderes Wesen in dir. Oder hab' ich dich noch nie gekannt, als heut? Oder hab' ich dich nicht immer über Alles geliebt, daß ich dich nun noch unaussprechlicher liebe? Oder ist meine Freundschaft sündig geworden, daß sie mir fremd und neu scheint? Sonst ist's nicht so gewesen. Was wird Er sagen!

„Wer, Fany?“

— Hinab ins Moos! rief sie, ergriff seine Hand und führte ihn durch die Gebüsche hinab zur Hütte ins Thal.

36.

Unerwartete Hoffnung.

Fabian ging an der Hand seiner Schwester gegen die schattige Tiefe, zwischen den Wäldern der Hügelhalden, mit dem seligen Gefühl, als hätt' er, nachdem er eine Welt verloren, eine neue Welt erobert. Er ging weich, wie auf Wolken; empfand die Erde nicht mehr. Epiphanie schwebte leicht neben ihm hin, sinnend und träumend, von fremdartigen Gefühlen verwirrt. Sie dankte der Dämmerung, in ihr verborgen zu sein vor Fabians Augen, vor dem Blick aller Sterblichen, vor den vertrauten Bergen und Bäumen und vor dem Himmel.

Todesstille wohnte in Addrichs Hause. Das einfache Nachtessen stand bereitet: Brod und Milch und Käse, nebst einer irdenen Schüssel gekochten, dürren Obstes. Für Fabian setzte freundlich das geschäftige Aenneli eine Flasche Weins dazu. Knechte und Mägde standen versammelt umher. Aber Addrich erschien nicht, auch als Epiphanie ihm die Ankunft Fabians gemeldet hatte. Er verweilte im Krankenzimmer seiner Tochter Leonore, und begehrte mit ihr und seinem Grame einsam zu bleiben.

Nach langen Tischgebeten, die abwechselnd von Mägden und Knechten halblaut und eintönig hergemurmelt wurden, nahm man auf den Bänken Platz. Niemand versuchte, das Nachtmahl mit Gespräch und Scherz zu würzen. Wenn einer der Speisenden das Schweigen unterbrach, geschah es mit kurzen Worten und gedämpfter Stimme. So war die Ordnung dieses traurigen Hauses. Epiphanie schien nur der Hauszucht wegen gegenwärtig zu sein. Sie selber genoß nichts, sondern blickte stillsinnend vor sich auf die runde Holzscheibe nieder, welche Tellers Stelle vertrat, indem ihr Köpfchen dabei seitwärts zur Achsel geneigt hing, und ihre Hand mit dem leichten, aus Bergahorn geschnitzten Löffel tändelte. Nur von Zeit zu Zeit erhoben sich die dunkeln Wimpern des Auges, wie zarte Vorhänge, und ein Lichtblick der verborgenen Freude fiel auf den Liebling, der ihr gegenüber wohlgemuth weder Kost noch Rebensaft verschmähte. Aber wenn er sie ansah, floh ihn unter verschämtem Lächeln der Blick, den ihm die Liebe geweiht hatte.

Als das Mahl beendet, der Tisch von Aenneli's gewandter Hand abgeräumt und das Zimmer von Allen verlassen war: blieben Epiphanie und Fabian auf ihren Plätzen am Tisch zurück, im leisen Geplauder mit einander, beim gelben Schein der Lampenflamme. So fand sie Addrich, als er hereintrat, und sie beide, die Hände einander über dem Tisch vertraulich haltend, sein Kommen nicht bemerkten, bis er neben ihnen stand und den jungen Freund begrüßte. Fabian, ohne die Schwesterhand fahren zu lassen, reichte ihm von seinem Sitze die Linke entgegen, und sagte: „So mögt' ich Euch Beide mein Lebenlang an mir halten!“

„Wir sind Schatten,“ antwortete der Alte, „die du nicht binden kannst. Schatten, was war, und ist, und sein wird! Doch du hast Recht. Laß dich vom Gaukelspiel deiner Wünsche ergötzen! Ich bin auch vor Zeiten Kind gewesen, wie du.“ Er sagte dies mit einer innern tiefen Bewegung, mit einer bebenden Stimme, wie er jedes Mal zu sein pflegte, wenn er vom Siechenbette des heißgeliebten Töchterleins kam. Seine Augen waren gerötheter, denn sonst. Als hätte der Seelenschmerz alle Kraft seiner riesigen Gestalt verzehrt, hing er matt und schlaff über den Tisch, indem er den vorgebogenen Leib mit aufgestämmten Händen und Armen unterstützte.

Fabian versuchte, und wie immer, vergebens, ihn durch Vorstellungen und Gründe zu ermuthigen und zu erheben, die ihm Vernunft, oder Religion, oder Mannesstolz darbieten konnten. Addrich erwiederte nach seiner Gewohnheit entweder mit einem Lächeln, welches seine ganze Verachtung solcher Arzneien aussprach, von der kein wahrhaft krankes Gemüth gesunden könne; oder mit einer Bemerkung über Schicksal und Leben, die schrecklicher noch, als sein Lächeln war. Endlich brach er die Unterredung plötzlich ab und sagte zu Epiphanien: „Hinauf, Kind, zum armen Lorely! Es hat heut einen seiner mildern Leidenstage, und hängt an nichts mehr auf Erden, als an seinem Vater und an dir. So geh' denn. Entzieh' deiner Schwester keinen Augenblick, da deine Gegenwart, dein freundliches Geplauder

ihr noch die Neige ihres Daseins süß machen kann. Geh'! Es ist noch nicht spät. Ich habe mit Fabian zu reden. Ich thue vielleicht noch einen weiten Gang diesen Abend. Geh'.«

Sie gehorchte und stand auf; Fabian mit ihr. »Vielleicht seh' ich dich, Faby, heut nicht wieder!« sagte sie: »Gute Nacht, Faby.« Sie reichten sich die Hände und schieden.

Addrich setzte sich jetzt zu Fabian auf die Bank, den Rücken an den Tisch gelehnt, und begann, als wollt' er sich gewaltsam zerstreuen, allerlei Fragen, die anfangs ohne Zusammenhang schienen. Fabian mußte ihm vielerlei berichten; auch die Unterredung mit dem Dekan zu Aarau. Als er von der Feuersbrunst am Thunersee, der dabei bewiesenen Thätigkeit des Schweden, und von Fabians gänzlicher Dürftigkeit hörte, rief er einen schweren Fluch über Gideon Renold, murmelnd: »Hätt' ich dieser Bestie nicht vonnöthen gegen die Wälle von Bern und Solothurn, wollt' ich sie nächster Tagen am Galgen zappeln lassen. Er ist schon verrufen, wie ein Churer Batzen. Aber man muß hier zu Lande manchen zu Gast bitten, der längst vom Henkersmahl hätte satt sein sollen. Habe Geduld, und wahre dich einstweilen, denn er stellt dir nach, bis wir ihm das Lohnenlied singen.«

Fabian bewies durch seine Gleichgültigkeit gegen Addrichs Warnung, wie wenig er den Schweden fürchte, und setzte seine Erzählung von dem fort, was er im Pfrundhause zu Aarau durch den Dekan vernommen. Addrich hörte ihm mit wachsender Theilnahme zu, besonders, als die Rede auf den lateinischen Brief, und auf die Vermuthung des ehrwürdigen Geistlichen von Aarau kam, ob nicht der Prälat von St. Urban vielleicht mit dem Briefsteller, der so geheim thue, ein und dieselbe Person sein möge?

»Blitz!« rief Addrich und sprang auf, »es wird hell! Hast du mir nicht bei Olten von einem Mohren erzählt, den er bei sich gehabt? Es ist dies Negergesicht schon vor einigen Wochen in dem alten Zisterzienserstift bemerkt worden; nein, nicht da, aber doch wenige Büchsenschüsse davon, im Wirthshause vor Roggwyl. Die Pfaffen hassen wohl die Ketzer, aber nicht die Ketzerinnen, und heirathen nicht, so lange wir Bauern Weiber haben. Ich will dem Abte nächstens über den Hag schauen!«

Fabianen drängte es jetzt, von dem Schauspiel zu reden, welches er vor wenigen Stunden noch auf der Dampf gehabt. Doch Ehrfurcht und Liebe für Epiphanien geboten ihm Schweigen. Indessen unterließ er nicht, den Alten zu warnen, auf der Hut zu sein; man müsse vor der Mönche List und Gewalt so sehr, als für Epiphaniens gutmüthige Leichtgläubigkeit zittern.

Addrich beruhigte den Jüngling. »Dies Haus steht wohl bewacht,« fügte er hinzu: »meine Knechte sind auserwählte Burschen; alle bewaffnet, wie zu einer Belagerung. Wer hier Gewalt versucht, wird kalt gemacht, und Fanely verläßt mein armes Kind nicht, so lang' es athmet. Aber, Fabian, hätt' ich das Alles nicht erfahren, was ich nun weiß, ich müßte dennoch mit dir ein Wort im Ernst reden, und der Bitte meines armen Lorely Genüge thun. Sie will Epiphanien geborgen und glücklich sehen; sie zittert vor dem Loose derselben, wenn der Schwede . . . sie hat mir gesagt, was ich selber wußte, daß meine Nichte nur dir lebe. Fabian, ohne Umstände, lege die Kinderschuhe ab; es ist Zeit! Fanely ist deine Schwester nicht, du bist nicht ihr Bruder. Es ist die letzte Lust, die du meiner armen Tochter ins sterbende Herz legen kannst, wenn du die unschuldige, kindliche, treue Fany nicht verlässest; wenn du sie, ehe Leonorens Augen brechen, zu deinem Weibe machst. Frage nicht, nun du um Hab und Gut gekommen bist, wovon eine Frau nähren? — Ich theile mit dir, was ich besitze. Epiphanie erbt ja von mir, da ich keine Tochter hinterlassen werde.«

Er sagte die letzten Worte mit leiser werdender Stimme, die zuletzt ganz tonlos zum Seufzer ward. Der Jüngling, anfangs durch den Antrag überrascht, flammte plötzlich in allen Strahlen der Freude auf, und rief: »Addrich, das ist's, was ich selber dir sagen wollte. Heut oder morgen wollt' ich ihre Hand von dir fordern.«

— Du kennst die kleine Thörin. Sie wird sich sträuben . . . fuhr Addrich ruhig fort.

»Nein, glaub' es nicht!« rief Fabian: »Sie hat gelobt, keines Andern Weib zu werden, wenn nicht das meinige.«

— Desto besser! — sagte der Alte: Freilich diese Tage haben das Ansehen, mehr Wittwen, als Bräute, zu machen. Doch Leonoren muß die letzte Freude werden. Also bleibt's dabei! Aber, Fabian, unter uns Beiden muß zuvor noch eins abgethan sein. Reiche mir die Hand, und versprich zu erfüllen, was ich verlange.

»Rede erst, Addrich. Ich gebe meine Hand nicht, ohne zu sehen, wohin?«

— Wie, Bursch, du möchtest gewinnen, aber nichts auf die Karten setzen? Wie hoch gilt dir meine Nichte?

»Mehr, als das Leben, Addrich.«

— So hoch ist der Preis nicht, den ich für sie anschlage. Hand her! Schlag ein!

»Nein, thu' den Sack vorher auf und laß mich hineinschauen, eh' ich die Waare kaufe.«

— Nun denn: Du versprichst mir, Epiphanien nicht zu zwingen oder zu beschwatzen, mein Haus zu verlassen, so lange Leonore am Leben ist.

»Hier, Addrich, die Hand! Ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort!« — Fabian schlug in Addrichs Hand die seinige.

— Gut! sagte Addrich: Ich halte sie fest für ein zweites Wort.

»Sie bilst dir nicht, eh' ich das zweite Wort gegeben; laß hören.« Fabian zog die Hand wieder zurück.

— Du mußt mir treu in gegenwärtigen Zeiten zur Seite bleiben, Fabian; ich bedarf vielleicht deiner. Du hast Wissenschaft und kannst die Feder besser, als mancher Pfarrer und Landschreiber, führen. Auch bist du Arzt und Wundarzt. Es wird nächstens Manchem der Magen verdorben werden, wenn sich Herren und Bauern mit blauen Bohnen gastiren. Du weichst nicht von mir, bis die Sache des Volks entschieden ist.

„Nein, Addrich, ich helfe der Obrigkeit nicht das Volk unterdrücken; aber ich helfe deinen wilden Bauern nicht gegen die Obrigkeit anbellen.“

— Bursch, vergiß nicht, du bist ehrlicher Bauern Kind, und hier heißt's: Wer nicht für uns ist, der ist wider uns. Bursch, vergiß nicht, es steht dir eine Braut und stattliche Aussteuer auf dem Spiel. Der Tanz mit den Städten wird bald abgethan sein, und vor Pfingsten, hoff' ich, machen wir mit ihnen den Kehraus. Jakob diente vierzehn Jahre um Rahel; ich verlange von dir keine vierzehn Wochen!

„Nicht der Lohn macht den Unterschied, aber die Arbeit.“

— Was begehr' ich, Bursch? Es gilt die gerechteste Sache; es gilt, daß der Schweizername keine Lüge, und der Tell mit dem Apfel kein Helgeli sei*), was die Herren den Bauern ins Psalmbuch legen, um aus langer Weile die Augen daran zu ergötzen. Man soll den armen Leuten in diesen Bergen nur gnädigst erlauben, Menschen zu sein; mehr nicht.

„Die Menschwerdung macht bei euch unmenschlichen Anfang. Nein Addrich, nein, dazu biet' ich keine Fingerspitze.“

— Und wenn es Fanely von dir fordert?

„Nein, Addrich.“

— Bursch, und du wolltest vorhin das Leben für das arme Mädchen daran setzen?

„Ja, mein Leben wohl, aber nicht mein Gewissen . . .“

— Tropf, ich merke, woran ich mit dir bin. Du kömmst vom Pfarrer und Dorfschulmeister; aber hast noch nicht die Hochschule des Schicksals besucht. Verstehst meisterlich deinen Heidelberger**) herzusagen, aber von den Fragen des Menschenherzens an die Welt hast du nichts vernommen. Du sprichst Bernerdeutsch, ich Schweizerdeutsch; wir verstehen einander nicht!

Addrich ging mit hastigen Schritten einige Mal schweigend das Zimmer auf und ab, und kehrte endlich langsam gegen Fabian mit den Worten zurück: „Du thust mir leid, Fabian. Es hilft dir Alles nicht. Freund oder Feind, hart oder lind mußt du sein. Was nicht zu den Scheerenklingen gehört, wird zwischen beiden zerschnitten. Ich schlage dir ein Anderes vor, deines eigenen Heils willen. Ich gebe dir meine Nichte: du aber begleitest mich morgen nach Hutwyl zur Landsgemeinde aller Bundesgenossen. Da sollst du hören, was das gesammte Volk begehrt, und ob es Recht oder Unrecht will? Nachher entscheide dich. — Von da begleitest du mich, und weichst bis Austrag des Handels nicht von meiner Seite.“

Fabian blieb eine Weile nachdenkend und sagte: „Warum das?“

— Wie du willst, deiner oder meiner Sicherheit willen.

„Der deinigen willen, Addrich, möcht' ich's wohl.“

„Auch, als Arzt, kannst du Dienste leisten, ohne dein Katechismusgewissen in Gefahr zu stürzen, denn du kannst mit deinen Pflastern Juden und Samaritern beispringen.

„Auch das kann ich!“

— Mehr verlang' ich nicht, als dein Wund- und Scheermesser. Der Degen und Spieße haben wir genug, ohne dich. Allenfalls deine Feder nimm mit dir. Es gibt zu schreiben.

„Nein, Addrich, für diesen tollen Aufruhr verspritz' ich weder Blut, noch Tinte. Schwert und Feder haben ungleiches Gewicht; wisse jedoch: ein Schwertstreich kann wohl Fleisch und Knochen spalten, ein Federstreich aber scheidet Länder und Völker. Ich gehe, wohin du willst, Addrich, als dein Schutzengel. Allein die Feder bleibt daheim!

— Mag's gelten! Hand her! Du weichst nicht von mir! Das Andere wird sich finden.

„Hier die Hand, Addrich. Das Andere aber suche nicht, denn du wirst's nie finden.“

Fabian gab ihm die Hand, welche der Alte kräftig, doch nicht ohne Lächeln, schüttelte, worin etwas Schalkheit verborgen lag. Addrich führte ihn darauf mit der Lampe in eine anstoßende Kammer und sagte: „Du wirst ermüdet sein, Fabian. Hier steht dein Bett. Morgen sprechen wir weiter. Epiphanie ist bei meinem Kinde. Störe die Töchter nicht mehr. Gute Nacht!“

Damit entfernte sich der Alte rasch. Fabian trat zum Fenster. Es war noch nicht spät Abends. Die Thalschlucht schwamm im bleichen Mondlicht. Wie ein unferner Strom scholl das Getöse der Tannen im Windzug. Da wankte eine menschliche Gestalt unter Fabians Fenster vorüber. Es war Addrich, der, in seinen Mantel gewickelt, mit Hut und Degen noch eine geheimnißvolle Nachtreise antrat. Er verschwand bald in die nahen Waldschatten.

37.

Unerwartete Erfüllung.

Fabian, in aller Harmlosigkeit, überließ sich seinem gesunden Schlaf und kam, da es schon eine Stunde Tag war, der Letzte, zur Morgensuppe. Auch Addrich war da, reisefertig, leistete Gesellschaft; sprach viel und lebhaft und mit

*) Helgeli heißen in der Schweiz kleine bunte Heiligenbilder.

**) So nennen die reformirten Landleute der Schweiz den pfälzischen Katechismus, den 1562 Ursinus zu Heidelberg geschrieben hatte.

großen Erwartungen von der nahen Volksversammlung zu Hutwyl, der feierlichen Beschwörung des Landesbundes und den daraus nothwendig hervorspringenden Entscheidungen über das Schicksal der gesammten Eidsgenossenschaft. „Die Töchter wissen," fuhr er fort, „daß du mir Wort gegeben, mein Begleiter zu sein; und kennen beide auch den Preis dafür. Geh', nimm deinen Abschied von der armen Leonore und weide dich an der letzten Freude, die aus ihrem sterbenden Auge lächelt." Der Jüngling gehorchte; der Alte folgte nach.

Beide traten leise in das Gemach der Leidenden, über welches die vorgezogenen Umhänge des Fensters nur dämmerndes Licht zu dringen gestatteten. Epiphanie stand am Bett der Freundin und reichte dem schüchtern herantretenden Liebling schweigend die Hand zum Morgengruß. Er wagte kein Wort. Leonore aber, an erhöhten Hauptkissen in halbsitzender Lage, streckte ihm mit himmlischem Lächeln den Arm entgegen, und indem der Wiederglanz innerer Freude die blassen Wangen der verschämten Kranken, wie der letzte Abendstrahl der Mai-Sonne über den Wolken den reinen Schnee der Alpenfirnen, röthete, sagte sie mit matter Stimme: „O Faby, lieber Faby, du findest mich noch. Gottlob, daß dich mein Auge noch einmal sehen darf, eh' es bricht. Gib mir deine Hand, Fanely!"

Epiphanie reichte ihr die Hand. Leonore legte sie in die des Jünglings, sah mit neuem Erröthen und lächelnd zu Beiden empor und sagte: „Meine Seele segnet Euch! Vor Gott betet sie für Euer Heil. Ich werde oft bei Euch sein."

Fabian und Epiphania standen stumm und mit thränengefüllten Augen da. Eleonore bemerkte es, lächelte zärtlich das Paar an und sagte: „Ich weine nicht mehr. Ihr habt noch Thränen. Die Freude weint auch; die Seligkeit nicht. Das Leben ist schön, doch nur Schatten, — Schatten des Ueberirdischen."

Sie sprach mit leiser, aber fester Stimme. Es war die Stimme eines Engels über seinem Leichnam. Ihr Haupt schien von Heiligenglanz umflossen; ihre Miene hatte den Ausdruck jener innern Wonne, die man in den Zügen der Verstorbenen, wenige Stunden nach ihrem Ausathmen, wahrzunehmen pflegt. Epiphania und Fabian, gleichzeitig wie von unsichtbarer Macht genöthigt, knieten vor Eleonorens Bett nieder und küßten die kalte, blasse Hand der schönen Sterbenden. Addrichs Herz bei diesem Anblick brach. Er floh stilljammernd aus dem Gemach in eine Einsamkeit.

Es waltete langes Schweigen. Die Knienden wagten nicht einmal laut zu seufzen. Endlich sagte Eleonore: „Nimm mir die harten Ringe wieder von den Fingern, Fanely. — Dir den einen; dir, Faby, den andern! Traget sie zu meinem Gedächtniß." — Und nachdem der rührende Befehl erfüllt war, lächelte die Selige und sagte: „Geht! es ist Zeit! es ist Zeit! Ich bete für Euch."

Epiphanie und Fabian standen auf. Beide küßten die blassen Lippen der Jungfrau, die nur mit stilllächelndem Blick antwortete. Dann verließen Beide das Zimmer leise, in welches, zur Pflege der Dulderin, eine der Mägde eintrat. Epiphanie führte aber ihren Freund in ihr Gemach und sagte: „Faby, also mußt du schon wieder von hinnen mit dem Oheim? Er hat mir Alles gesagt und mir erlaubt, dich und ihn bis Kulm hinab zu begleiten. Faby, du gehst ohne Gewehr, und es ist böse Zeit, unsichere Straße. Wache über dein Leben, denn es ist ja auch mein Leben, und kehre bald wieder."

Nach diesen Worten sprang sie zu einer beinahe fünf Schuh langen, mit rothem Tuch und schwarzem Leder zierlich beschlagenen Kiste, wie dergleichen damals in reichen Bürgerhäusern zum Nutzen und Schmuck der Gemächer standen. Dicht an einander in Streifen oder blumenartigen Windungen zusammengereihte Messingknöpfe zahlloser Nägel des Deckels oder der Seiten, bildeten daran den vornehmsten Prachttheil. Epiphanie öffnete mit dem Schlüssel den Kasten, und nahm daraus ein breites Schwert, dessen Handgriff mit Silber ausgelegt, so wie das Gehenk mit Silber gestickt war. „Sieh, Faby," sagte sie, indem sie ihm das Degengehenk über die Achsel warf, „ich will dich rüsten. Ich gebe dir das Einzige, was mir aus dem Erbtheil meines unglückseligen Vaters geblieben ist, dessen ewiger Grabstein der hohe Rawyl geworden." Sie drückte bei diesen Worten den Griff des Schwertes an ihren Mund und fuhr fort: „Diese Stelle ist durch seine Handberührung heilig."

— Und mir durch deine Lippen! sagte Fabian: Ich werde es für keine ungerechte Sache entblößen.

„Weh dir, Faby, wenn du das könntest! Ich weiß vom Oheim, daß mein Vater, er soll heftiges Gemüths gewesen sein, einst im Irrthum fehlte, und einen Mann mit Unrecht erbitterte. Da riß ihm dieser das Schwert aus der Scheide, um ihn damit zu durchbohren. Faby, ich erzähle dir's nicht vergebens. Seitdem ich die Geschichte gehört hatte, blieb in mir ein Glaube, an diesem Schwerte hänge eine geheime Bestimmung."

— Und welche?

„Es sei seinem eigenen Besitzer gefährlich, wenn er sündiget. Ich selbst bin schon von der Schärfe der Klinge einmal verwundet worden; es schien zwar damals, wie bloßer Zufall; — aber, Faby, ich wußte wohl, wie ich mich vorher schwer an Gott und Menschen vergangen hatte. Faby, traue meiner Ahnung. Es ist kein Zufall, weil ein Gott ist. Und glaub' es, Faby, in der Menschenbrust klingt und weissagt, wenn er aufhorcht, zuweilen eine Stimme, die nicht seine Stimme ist."

Sie plauderte dies und mehr noch so ernst und festglaubig, und sah dabei mit den Himmels

augen so flehentlich und zärtlich zum Jüngling auf, daß dieser gegen die Schwesterstimme aus Epiphaniens Brust nicht das Mindeste erwiedern konnte oder wollte. Er reichte ihr die Hand und sagte an die Waffe schlagend: „Dem Unrecht Trutz, dem Rechte Schutz!“

In dieser Unterredung wurden sie durch Aenneli's Eintritt gestört, welches ihnen ankündete, daß Addrich mit Ungeduld vor der Hausthür harre. Aenneli selbst deutete schweigend durch ihr sonn- und festtägliches Kleid an, daß sie der Gesellschaft folgen werde, um Epiphanien wieder ins Moos zurück zu begleiten. Man ging hinab und trat sogleich den Weg niederwärts durchs Thal an. Addrich schritt stumm mit weiten Schritten voran. Hand in Hand, im ununterbrochenen Gespräch, eilten ihm Fabian und Epiphanie durch Gebüsch und Wiesen nach. Bescheiden blieb Aenneli eine Strecke zurück, und vertändelte die lange Weile mit Sammeln bunter Feldblumen, die sie rechts und links am Wege pflückte und in kleine Sträuße band. Veilchen und Mayglöckchen bestimmte sie Epiphanien; Waldanemonen und duftige Traubenhiacynthen dem schönen Jüngling; einen pfirsichblüthenen Zilandstängel dem Addrich, sie wußte, den liebte er; sich selbst befstete sie die blaßgoldigen zarten Primeln vor den Busen, die, wie manchmal auch sie, das Köpfchen hingen.

Nur zu schnell für die Plaudernden war man an den Ruinen der Trostburg, und an den Teufenthaler Strohhütten vorüber, am Fuß des Steinbergs von Kulm. Addrich stand in der Ferne bei den ersten Häusern, der Nachkommenden wartend. Epiphania hatte Halmen gepflückt; Fabian mußte sie halten, während sie die Enden derselben zum wahrsagenden Ringe verknüpfen wollte. „Aber, Faby,“ rief sie, indem Beide still standen und sie die prophetische Arbeit begann: „denke indessen keinen andern Gedanken, als unser baldiges Wiedersehen. Hörst du? Sind alle Halmen zuletzt ein ganzer Ring, so werden wir bald wieder vereinigt sein; hängt aber im größern Ring, wie zwei Kettenglieder, ein kleiner: so sehen wir uns lang, lange nicht. Ach, Faby, es drückt mich ein banges Gefühl, und *das* wird wohl so sein! Denn du mußt den Addrich zu wilden Dingen begleiten. Man spricht ja noch immer von Krieg. Aber wenn gar zwei *getrennte* Ringe werden, — — dann steht uns Schweres bevor!“

Sie knüpfte mit den kleinen Fingern die Halmenenden; Beide schwiegen. Es trippelte um Beide Aenneli herum, den Ausgang ängstlich erwartend. Dann ließ Epiphanie das Verknüpfte auseinander. Es entwickelte sich ein großer Halmenring. „Ach!“ schrie Aenneli laut. Es war ein kleinerer, einzelner zur Erde gefallen. — „Was?“ stammelte Epiphanie erschrocken: „Trennung? Immer? Du nicht wieder heimkehren zu mir? — O Faby, was deutet es? Dich nicht wiedersehen?“

Wenn gleich das Zur-Erde-Fallen des kleinen Halmenringes dem Jüngling unangenehmen Eindruck verursacht hatte, wollt' er doch Alles kindischen Aberglauben nennen. Er lachte und spottete; sie aber schüttelte mit trüben Augen, ohne ein Wort zu erwiedern, den Kopf und seufzte endlich: „Du wirst's erfahren, Faby! Es wartet unser Beider großes Unglück. Faby, geh' *nicht* mit Addrich! Faby, geh' nicht! Er zieht dich in ein schweres Verderben hinab.“

In diesem Augenblick erklangen vom Dorfthurm die Glocken des freitäglichen Gottesdienstes. Addrich, schon weit voraus, kehrte hastig gegen die Zögernden zurück, und ermahnte zur Eil. Indem sie den Weg fortsetzten, schalt Addrich, da er vom Halmen-Orakel vernahm, die Thorheit seiner Nichte, und sprach: „Ich will dir, Mägdlein, auf der Stelle das Gegentheil aller deiner Kinderträumerei geben.“

„So geh' allein deinen gefährlichen Gang, Oheim,“ sagte Epiphanie, „und laß den Faby im Moos!“

„Possen!“ rief der Alte unwillig: „Sollen verständige Männer ihren Rath vom blinden Finger eines Mädchens abnehmen? Kommt ins Dorf.“

Indem sie gingen, vertheilte Aenneli ihre Sträußer. „Warum thust du das, und gibst ihm die bleichen Todtenblümchen und die Blumen da mit dem Modergeruch?“ rief Epiphanie. Sie nahm Fabians Strauß mit geschwinder Hand fort und gab ihm die Veilchen.

Wie sie unter den lauthallenden Glocken der Kirche waren, kehrte sich Addrich mit eigenthümlichem, boshaftem Lächeln zu ihnen und sagte: „Dieweil wir doch, wie Fanely meint, einen gefährlichen Gang thun, so laßt uns ein Vaterunser lang in die Kirche treten.“

„Spotte nicht, Addrich, spotte nicht!“ sagte die Jungfrau ernst und mit dem Zeigefinger warnend: „Du machst das Wirthshaus zu deinem Gotteshaus; laß Gottes Haus einmal dein Wirthshaus werden! Ja, kommet! kommet hinein! Lasset uns, eh' denn wir scheiden, zusammen beten. Uns ist Segen Gottes vonnöthen!“

„Dir und Fabianen nämlich!“ erwiederte Addrich: „Der Pfarrer ist bereit, eure Trauung zu verrichten; ich hab's gestern noch spät Abends mit ihm abgethan. Zu anderer Zeit hätte er mir die Thür gewiesen, wie ein Landvogt; jetzt ist er geschmeidig, wie ein Ohrwurm. Tretet hinein!“

Epiphanie erblaßte. Sie wollte reden, aber die Worte starben auf ihren Lippen. Fabian betrachtete verlegen bald die Jugendgespielin, bald den Alten, der ein Kränzlein von künstlichen Myrthen aus einer kleinen Truhe hervorzog und es dem bestürzten Aenneli mit dem Befehl reichte, dasselbe auf Epiphaniens Haupt zu heften.

„Nein!“ rief Epiphanie: „Welches Spiel treibst du mit uns?“

Addrich suchte sie mit Ernst und Güte zu beruhigen: „Willst du Fabianen verschmähen, den du lieb hast und den ich dir für immer gebe, weil

es der letzte Wille Leonorens ist? Dieser Kranz, du kennst ihn wohl, er ist der Brautkranz ihrer Mutter! Lorely gab ihn mir mit den Worten gestern: Er soll erst auf Epiphaniens Scheitel, dann auf meinem Sarge liegen. Gehorche der sterbenden Schwester. Sie reichte euch ihre Silberringe nicht eitler Weise.«

Epiphanie stand bleich, bebend und wortlos da. Der Kranz war schon auf ihrem Haupt. Sie warf einen klagenden Blick zum Himmel und faltete die Hände stumm zusammen.

»Du hast uns überraschen wollen in deiner Art, Addrich,« sagte der Jüngling, »aber du hast uns betäubt. Nein, Fanely, zittere nicht! Nimm den Kranz aus den Haaren, und geh' frei ins Moos heim. Ich will dich von dir allein, nicht durch Willen eines Lebenden oder Sterbenden, nicht durch List oder Gewalt. Geh' frei zurück! Addrichs roher Streich gegen unsere Herzen hat mich erschüttert, wie dich. Aber in meinem Schrecken wachte eine Freude auf; in deinem nur Verzweiflung. Ich binde dich los von dem Gelübde, das du mir auf der Bampf gegeben. Sei jedes Andern, wenn du schaudern mußt, ewig allein mir zu gehören.«

Sie betrachtete ihn mit traurigem Blick, in welchem ein Vorwurf lag, als wollte sie sagen: Wie kannst du also reden, Faby?

»Kehr' heim, Fanely,« fuhr er fort: »du bist frei. Ohne deinen Frieden hab' ich keine Seligkeit. Ich will dich nie anklagen. Du wurdest auf grausame Weise durch Addrichs Einfall überstürmt. Wir kennen den Oheim! Er scherzt mit dem Heiligsten in roher Art; er sieht dort nur Mauer und Thurm, wo wir die Kirche und die Ewigkeit vor uns sehen. Du kannst mir deine Hand nicht geben; dein Erzittern und Erblassen haben dich losgesprochen.«

Er sagte dies mit bebendem Tone und bleicher werdendem Antlitz. Epiphanie warf einen stummen Schmerzensblick auf ihn, ergriff seine Hand und ging langsam, das Haupt auf die Brust gesenkt, den Blick zur Erde gewandt, vorwärts mit ihm zum Kirchhof, zwischen frischen Gräbern hin; dann in die kleine, schmucklose Kirche.

»Epiphanie!« rief Fabian leise, indem er unter der Kirchenpforte stehen blieb und seine Führerin mit einem zweifelhaften Blick voller Bangigkeit und Freude ansah.

»Faby!« sagte sie gefaßt: »tritt mit mir vor Gottes Angesicht!«

Sie schritten durch den mittlern Gang, zwischen den zierdelosen, grob aus Holz gezimmerten, vom Alter und Gebrauch glänzend gebräunten Bänken, zum Taufstein. Addrich und Aenneli folgten; jener trat mit Fabian zur Rechten, diese mit Epiphanien zur Linken. In den Sitzen der Kirche hatte die Andacht nur wenige alte Leute versammelt, die nun Zeugen einer unerwarteten Feierlichkeit wurden. Der Pfarrer erschien; die Glocken verstummten. Die Trauungsgebete ertönten. Die Ringe und das Jawort wurden gewechselt. Man ging zu den Sitzen der Zuhörer zurück, um noch das Gebet des Geistlichen auf der Kanzel anzuhören, mit dem die heilige Handlung geschlossen ward. Epiphanie, auf den Knien, in sich selbst zusammengesunken, verloren in der Inbrunst des Redens zu Gott, vernahm weder das heilige Wort, noch das Schweigen des Mannes auf der Kanzel. Das Geräusch derer, welche die Kirche verliessen, störte sie nicht. Lange harrten ihre Begleiter schweigend oder flüsternd neben dem Geistlichen, der sich zu denselben begeben hatte. Endlich erhob sie sich, und trat zu den Wartenden mit einer Miene, welche verrieth, daß sich ihr Geist noch nicht ganz in das Gegenwärtige zurückgefunden habe.

38.

Trennung.

Schweigend, nachdem die Neuvermählten noch die frommen Glückwünsche des Geistlichen empfangen hatten, gingen sie mit einander durch's Dorf zurück und über die Wiesen rechts zum Steinberg, den Fußweg, den sie gekommen waren. Jeder hing eigenen Gedanken nach. Addrich, düster voran, minder mit der Gegenwart als Zukunft rechnend, murmelte zuweilen einzelne, unverständliche Worte vor sich. Fabian blickte von von Zeit zu Zeit still beobachtend auf Epiphanie. Was seit einer Viertelstunde vor dem Taufstein der Dorfkirche verhandelt worden war, hatte seinen Gemüthszustand unverändert gelassen, wie er gewesen, und schien an den alten Verhältnissen zu der Jugendgespielin nichts geändert zu haben. Der Abend auf der Bampf war für ihn mit weit höherer Feierlichkeit geschmückt gewesen; die kirchliche Trauung hatte ihm nur die Gestalt einer etwas trockenen Förmlichkeit und Uebung oder einer bürgerlichen Anerkennung dessen gehabt, was sich schon von selbst zwischen beiden Herzen gethan.

Ganz anders aber stand das Geschehene in Epiphaniens Seele. Ihr hatte nicht der Pfarrer, sondern der ewige Gott gesprochen für die Ewigkeit; das Jawort war kein öffentliches Geständniß, sondern der furchtbarste Eid gewesen, den sie vor dem Throne des Allerhöchsten abgelegt; das Wechseln der Ringe das Auswechseln der Seelen, das Ende des Sichselbstgehörens. Sie hatte Fabian geliebt. Die Liebe war geblieben, aber, vom Irdischen ins Ueberirdische gehoben, nun Gottessache geworden. Sie selber begriff nicht, woher sie Kraft empfangen, Majestät und Gewalt eines Augenblicks zu ertragen, der, ihr ganzes Schicksal drehend, erhabener als ihr gesammtes Leben prangte. Sie mußte Einzelnheiten der ganzen Begebenheit in ihrem Gedächtniß wiederholen, um deren Wirklichkeit zu glauben.

Während dessen trippelte Aenneli dem jungen Ehepaar nach, mit sehr weltlichen Gedanken

beschäftigt. Diese Vermählung, Knall und Fall, ohne Vorbereitung, ohne Nachgeschmack, ohne Kranz und Tanz, diese Hochzeit ohne Hochzeit, diese Brautleute in Haus- und Reisekleidern, — dies Alles hatte anfangs nur ihre Verwunderung, nachher völlige Mißbilligung, zuletzt die Ueberzeugung bewirkt, das sei Winkelheirath, vor Gott und Menschen ohne Gültigkeit. Wenn sie ihren eigenen alten Sonntagsrock, ihr etwas abgetragenes Wamms betrachtete, mußte sie nothwendig über die unerwartete Ehre derselben lächeln, Brautjungfernschmuck geworden zu sein.

Als man zur Waldspitze am Fuß des Steinberges gekommen war, von wo der schmale Pfad sich in den Matten zum Fahrweg gen Dürrenäsch schlängelte, hielt Addrich still und mahnte an die Trennung. „Ich hoffe," sagte er, „Ihr werdet mit mir zufrieden sein. Alles ist abgethan nach Wunsch; kurz und gut!"

Fabian entgegnete: „Ich weiß nicht, ob gut, aber kurz gewiß! Gethan ist's, wie es der Platzregen auf durstigem Felde endet, der, was nicht verdorrt ist, zu Boden schlägt. Dich plagt ein eigenes Geschick. Selbst das Almosen, welches du gibst, überschimmelt zwischen deinen Fingern sogleich mit giftigem Grünspan; und die Freude, die du bringst, kömmt mit keinem Lächeln, sondern mit Entsetzen und Schrecken, wie Unglück, daher."

„Mag sein, Bursch!" sagte der Alte düster: „Aber ich wünschte wenigstens, du verständest, mir besser zu danken."

„Zürne nicht!" rief der Jüngling gerührt und reuig, indem er die Hand des Alten ergriff und an seine Brust drückte: „Ich danke dir dennoch. Du hast mich zu deinem Neffen gemacht, ich aber will dich zu meinem Vater machen. Ich werde dir folgen, wohin du winkst. Leb' wohl, Fanely; gedenke seiner und meiner in Liebe und Gebet. Ich gehe mit dem Oheim."

Epiphanie, als hätte sie sich aus den Ereignissen dieser Stunde noch nicht ganz wiedergewonnen, betrachtete den Oheim und den ihr vermählten Jüngling mit träumerischem Nachdenken und sagte: „Was treibet Ihr Beide mit mir? Wohin wollet Ihr, ohne mich? Was beginnet Ihr?"

Addrich erwiederte sanft: „Wir wandern gen Hutwyl. Geh' heim, Kind, bewache das Haus und pflege deiner kranken Schwester, wie du mir's angelobt hast."

„Was denn? Wie redest du, Addrich?" rief Epiphanie: „Bin ich nicht das Weib dieses Jünglings, dessen Schwester ich noch am Morgen war? Wie willst du scheiden, was Gott verbunden hat? Ich habe einen Schwur gethan vor dem Himmel, der alle Eide löset, und ein Gelübde, neben dem kein anderes mehr gilt. Und hätt' ich Vater und Mutter auf Erden, ich müßte Vater und Mutter verlassen, dieses Mannes willen."

Der Alte schüttelte heftig den Kopf und sagte: „Schweig, Thörin, und versäume uns nicht durch deine Grillen. Wir thun einen Gang, den kein Weib gehen darf."

„Das sei Gott geklagt!" schrie Epiphanie, mit schmerzvoll zum Himmel gerichtetem Blick und auf die Brust gedrückten Händen: „Ich kenne deinen Gang, es ist der Gang in den Abgrund! Du schleppst den Schuldlosen mit dir hinunter und führst ihn aus der Hölle nicht wieder zurück. Ich bin einem Todten vermählt worden, keinem lebendigen Manne; Braut, Eheweib und Wittwe bin ich in der nämlichen Unglücksstunde geworden. Du hast ihn und mich betrogen, Addrich; wie wirst du dein frevelvolles Spiel vor dem Angesicht dessen verantworten, vor dem du mich in dieser Stunde ihm geweiht hast?"

Fabian schloß mitleidig die Hand der Wehklagenden in seine Hände und suchte sie durch einige Trostworte zu beruhigen. Addrich schien die Geduld zu verlieren, lief einige Schritte davon und wieder zurück und sagte ärgerlich: „Mit weichherzigen Weibern und hartmäuligen Rossen bringt's keiner zum Ziel. Fort, Fabian, und Wolle in die Ohren! Sie wird sich wieder trösten, wenn wir hundert Schritte von ihr sind. Ich kenne die Weiber; sie lachen die nämlichen Thränen, die sie weinen, und drehen, wie den Rücken, ihren Sinn."

Unwillig erwiederte Fabian: „Du bist ein feiner Maler, Addrich; wenn dir die Engel nicht gerathen, machst du Teufel daraus. — Fanely, fasse dich. Wir kehren bald zurück. Ich beschwöre dich, brich mir das Herz nicht durch deinen Jammerblick. Nur noch ein einziges Lächeln gib mir zum Valet."

„Wie soll ich neben deiner Leiche lächeln, Fabian?" seufzte sie: „Du kehrst nicht wieder, glaube mir, nimmer kehrst du wieder. Denkst du nicht mehr an die verhängnißvollen Kränze, die auseinander fielen, eh' wir zur Trauung traten? O Lorely's weissagender Gesang!"

„Kindereien!" fiel ihr Addrich in die Rede: „Schäme dich; eine junge Frau muß nicht alten Weiberträdel feil haben. Es geht im Leben nicht alles nach Wunsch, auch wenn's zum Besten geht. Du mußt dich ans Unglück gewöhnen, denn es gewöhnt sich an dich. Du weißt wohl, man rutscht nicht auf Sammetkissen ins Himmelreich hinein. Also, gehab dich wohl; grüße meine kranke Heilige. Ich führe dir dein Männlein über ein Kleines wieder zu."

Epiphanie verneinte mit einer Bewegung ihres Hauptes, ohne zu antworten. „Was gilt die Wette," rief der Alte, „ich bring' ihn dir, wenn du uns am wenigsten erwartest, und ich richt' Euch eine Hochzeit aus, wie sie noch kein Berner Landvogt prächtiger gehabt!"

„Du bringst ihn nie wieder, Addrich; du nicht!" seufzte die Neuvermählte: „Es ist sein Loos gefallen, und das meinige mit dem seinen. O rede nicht vom alten Weiberträdel! Hast du

den Gesang vergessen, den unsere Seherin zu meinem Geburtstage sang?" — Mit warnender Stimme fuhr sie fort:

„Vom rosenfarbnen Munde
Erlischt die Lebensgluth;
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.

„Zu spät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrem Schilfe,
Sein Kissen ist ein Stein."

Addrichs Gesicht verdüsterte sich bei diesen Worten auf schreckhafte Weise, indem er den Kopf zur Brust niederhängen ließ. Endlich fuhr er rasch in die Höhe und rief: „Hat's der Satan auf's Quälen angelegt, muß ihm der Engel selbst die Pechpfanne füllen. Fort, fort, ich brauche meinen Verstand noch ein paar Tage oder Wochen; dann will ich wahnsinnig werden! — Ade, Fanely, ade!" Bei diesen Worten küßte er die Stirn der Jungfrau, drückte ihre Hand, ging davon und rief: „Mir nach, Fabian!"

Der Jüngling wollte seiner Freundin das Lebewohl sagen. Er konnte nicht reden. Beider Hände lagen fest in einander. Er lehnte seine Stirn an die ihrige. So standen sie lange schweigend da, zitternd, thränenlos. Aenneli warf sich unter einer alten Eiche nieder, verbarg ihr Gesicht auf dem Erdboden im Grase und weinte überlaut. Sie hörten Beide nichts vom mitleidigen Jammer des Mädchens.

„Laß' Gott walten und die Welt unter uns vergehen!" sagte Fabian: „Wenn dich auch mein Auge nicht sieht, bin ich doch allezeit mit dir beisammen. Uns kann nichts mehr von einander scheiden, nicht Welt, nicht Grab, nicht Gewalt der Hölle, nicht Ewigkeit. Der Allmächtige ist unser Vater, und seine Liebe hält uns mit gleichem Arm umfangen. Sei standhaft, du Tochter Gottes! Dein Schmerz ist ein Zweifel an seiner Weisheit."

— Nein, o nein, kein Zweifel, Faby, sondern der Wiederklang seiner unendlichen Liebe in meiner Brust, mit der ich lieben muß. Nur das Irdische in mir will verzagen; aber hat Er uns nicht das Herz gegeben, daß es blute, und das Auge, daß es weine? Laß' mich bluten und weinen, denn ich stehe an deinem Sterbebett; ich bin nicht deine Schwester, deine Braut, dein Weib, sondern deine Wittwe. Faby, ich bin betrübt bis in den Tod; wie reich muß der göttliche Freudenhimmel sein, wenn er die Bitterkeit dieses Augenblicks vergelten will!

„Leb' wohl, Fany!" rief er vom Schmerze übermannt: „Foltern wir uns nicht länger. Bleib Gott und mir getreu. Leb' wohl!"

— O Faby, sage lieber, stirb! Im Sarg ist mein Wohlleben; nicht über der Erde. Fahre wohl, du theures Licht meiner Seele; nun wird es ewige Nacht. Ich bin noch nicht gestorben, und doch ist alles schon Grab, und der Himmel nur Schutt über mir. — Wie Gott will, Faby! Wer kann widerstreben? Seine Liebe ist unaussprechlich; aber wie kann das Vaterherz mir so unaussprechliches Wehe anthun? Ach, ich könnt' es nicht, auch dem größten der Sünder nicht könnt' ich's!

Nach einiger Zeit fuhr sie leise fort mit Ton und Geberde frommer Ergebung und Verzichtung: „Fahre wohl, Engel, hin zu den Engeln des Himmels; du siehst mich bald unter ihnen. Flieg' du mir, der Erste, droben entgegen an den Schwellen des Paradieses!"

Er küßte sie stumm. Sie wandte sich von ihm. Er ging oder taumelte einige Schritte ihr nach. Dann wandte auch er sich wieder zurück, um den entfernten Addrich zu suchen. Aber ihre Stimme rief wieder, und er blieb auf den ersten Laut festgebannt. Sie kam und schlug ihren Arm um seinen Nacken, umklammerte ihn fest und sagte: „Soll ich dich sterben lassen ohne den Abschiedskuß? Gib mir deine Augen, daß ich sie mit meinen Lippen zudrücke, ehe denn sie brechen. Und noch einmal will ich meinen tiefsten Seufzer auf diese deine rothen Wangen hauchen, ehe sie im Tode erbleichen wollen. Und sollt' ich undankbar dieses Mundes vergessen, aus dem mein Brudergeist athmete? — Armer Faby! Lieber Faby, weine nicht. Und wenn dich dein Himmel vergißt, Epiphanie vergißt dein nicht."

Jede Stelle seines Gesichts ward küssend von ihr berührt. Dann betrachtete sie ihn noch einmal voll Zärtlichkeit und Verzweiflung, und nun erst ergoß sich ihr Jammer in einen Strom von Thränen. Schluchzend lag sie lange an seiner Brust. Dann drängte sie ihn mit sanfter Gewalt von sich; drehte sich, ohne ihn anzusehen, von ihm hinweg und ging, ohne einen Rückblick, in die Gebüsche zum Thalgrund nieder. Fabian, in gedankenloser Betäubung, wankte nach entgegengesetzter Richtung.

39.

Der Landtag zu Hutwyl.

In der Ferne stand Addrich wartend. Als der Jüngling zu ihm heran kam, erschrack er fast über dessen blasse und verstörte Miene; aber er empfing ihn ohne Anrede und ging schweigend mit ihm durch's Dorf, das heitere Kulmerthal hinauf. Erst da sie, nach einigen Stunden, jenseits der zerstreuten Hütten von Reinach und Menzikon, die felsige Anhöhe erstiegen hatten, wo sich im Vorgrund eine anmuthige Landschaft von niedrigen Thälern und umbüschten Hügeln ausfaltete und das Riesenbild der Alpenkette im Hintergrund vor ihnen aufsprang, hielt Fabian im Lauf an und sagte: „Ich bin zermalmt in meinen Gebeinen, und die Zunge ist wie ein trockener Scherben."

Addrich antwortete: „Hinter den Baumwipfeln, drunten vor uns, siehst du die Thürme

des Stiftes Beromünster. Da soll dich ein gutes Mittagsmahl erquicken.«

»Das ist's nicht, was erquickt!« erwiderte Fabian und setzte sich vor einer einsamen Bergkapelle, neben der sie standen, auf die Steinbank an der Pforte derselben: »Warum Beromünster, Addrich? Wollten wir nicht über St. Urban, den Abt zu sehen?«

»Ich behalt' ihn für den Rückweg vor!« versetzte Addrich: »Jetzt will ich horchen, welches Lied hier zu Lande die Vögel pfeifen im Luzernergebiet. Fehlt's dem Christen Schybi, so ist Alles gefehlt; schlägt der Hagel in die Küche, schlägt er ins ganze Haus. — Bist du ermüdet, Fabian, ruhe aus und folge mir bald. Ich geh' indessen voran in den Flecken und bestelle das Mittagsbrod.« Da Fabian nichts erwiederte, stieg der Alte den Berg hinab.

Fabian blieb auf der Bank und warf den Blick auf die Hochgebirge, welche über der vorliegenden Hügelwelt in der Luft zu schweben schienen; rechts die majestätische Pyramide des Pilatus, finster, wie eine breite Wetterwolke über den schwarzen Wäldern der Tiefe, links der Bergkönig Rigi, von dessen kahlem Rücken die Felslager schräg und streifig herabflossen, wie ein farbiger Talar, den er nachschleppt; immitten beider die ätherische Silberstraße der Gletscher am fernen Himmel von Uri. Dies, und zu seinen Füßen die in leichten Hügeln und Thalungen wallende Landschaft, deren tiefes Grün der Nähe, je mehr es sich entfernte, in matte Perlenbläue zerrann, mahnte ihn an die ähnliche Fernsicht auf der Bampf, an die Augenblicke des höchsten Leidens und Entzückens, die ihm dort der Engel seines Lebens gegeben hatte. Diese Erinnerungen erweichten sein vom Schmerz erstarrtes Herz. Er rief Epiphaniens Namen und fand Thränen. Er überließ sich ohne Hemmung dem Ausbruch seines ganzen Jammers bis zur Erschöpfung; und fand erst in dieser wieder Ruhe, Stärke und die alte Entschlossenheit. Aber seine Ruhe glich der Stille einer Wüste, durch welche der Wanderer mit Verzichtung auf das Leben fortschreitet.

Der Südwind kühlte und heilte wehend seine brennenden Augenlieder. So ging er hinab zum Flecken Münster, dessen bescheidene Gebäude sich vor dem alterthümlichen, reichen Stift hinlagerten, wie Knechte vor ihrem Herrn, den sie mit Frohndiensten begütern. Addrich stand auf der übrigens menschenleeren Gasse, von einem Haufen horchender Bauern umringt, denen er mit heiserer Stimme die Nähe großer Ereignisse verkündete und Muth zu den äussersten Wagstücken predigte, damit Schweizerfreiheit siegreich in allen Gauen zwischen Alpen und Jura werde. Sobald er aber seines Reisegefährten ansichtig ward, brach er ab, und führte diesen ins Wirthshaus zur Mahlzeit. Das dunkle Zimmer füllte sich bald mit horch- und trinklustigen Gästen, die anfangs nur schweigend oder flüsternd die beiden Fremden beobachteten, bald nach und nach lauter wurden, und, durch einzelne Flüche über das fette Kollegiatstift, Addrichs Aufmerksamkeit an sich zu locken suchten. Fabian beobachtete die Schreier wenig; er stürzte einen Becher Weins nach dem andern hinter, sich zu betäuben. Addrich beachtete sie um so schärfer, er trank nur Wasser.

Auch bei Fortsetzung der Reise kümmerte sich Fabian wenig um das, was geschah. Addrich hingen war von sechs bis acht rüstigen Männern begleitet, mit denen er abwechselnd Unterredung pflog. Ihre seltsamen, verschiedenen Trachten verriethen, daß sie aus sehr verschiedenen Gegenden des Landes gekommen waren. Die einen trugen kurze Wämmse, weite Fältelhosen, die andern große runde Filzhüte, lange rothe Röcke, rothe Westen, deren Schösse bis zu den Knien reichten, und die Schuhbändel mit breitem, rothgefärbtem Umschlagleder bedeckt; wieder Andere hatten den kleinen Strohhut mit rothen, grünen, gelben Bändern, die Näthe des Jäckchens mit bunten Schnüren verziert. Und, wie die Trachten, bezeichneten auch die Mundarten das Herstammen aus verschiedenen Thälern.

Der Weg ging über den Berg nach Sursee hinab und ohne Rast bis in die Nacht am kleinen, schilfigen Mauensee entlang, von Thal zu Thal über die Berge, bis zum Städtlein Willisau. Von Zeit zu Zeit zwar hätte Addrich bald diesen, bald jenen seiner Begleiter mit geheimen Aufträgen nach allerlei Richtungen versandt; aber mehr noch, als er verschickte, stießen unterwegs von verschiedenen Seiten wieder zu ihm. »Gelobt sei Jesus Christ!« und »Grüß Euch Gott, Ihr Mannen!« schollen die Grüße katholisch und reformirt durch einander. Der laute Handschlag erfolgte darauf von Mann zu Mann und die Losung Aller ward Hutwyl und Bundesversammlung. Addrich und Fabian fanden im engen Städtlein kaum Nachtherberge; so groß war das Gedränge der Leute, die aus allerlei Gegenden zum ausgeschriebenen Landtag herbeiströmten.

Beim ersten Hahnenschrei des folgenden Morgens war Addrich schon wach, und rüttelte er Fabian aus dem Schlaf. Den Alten hatte die Gegenwart des verhängnißvollen Tages, die Nähe entscheidender Schicksale, um einige Jahrzehnde verjüngt; den Jüngling hinwieder die Gewalt der Erfahrungen, die in den letzten Tagen sein Gemüth erschüttert, um einige Jahrzehnde ernster gemacht.

So schritten sie, in entgegengesetzten Stimmungen, durch die schlafenden Gassen der Stadt und das gethürmte Thor hinaus. Ein Waldkranz von Bergen und Hügeln umfing sie, deren Fuß die Wellen der eilenden Wigger netzten. Links leuchteten goldbraun die Tannen auf der Spitze des finstern Williberges; rechts im ersten Sonnenstrahl, vom schroffen Schloßhügel herab, die Trümmer der alten Zwingherrnburg Castelen, deren hohes, viereckiges Gemäuer röthlich aus dem

Schooße eines hohen Buchenhains hervorstieg. Der Weg schlängelte sich durch stille Waldthäler zwischen schattigen Hügeln. Das Auge entdeckte nur selten, an den Abhängen der Anhöhen, eine einsame Bauernhütte, mit Schindeln bedeckt, von rohbehauenen Tannenstämmen erbaut, denen Luft und Wetter die graue Farbe der Demuth, als Zeichen innen wohnender Dürftigkeit, gegeben hatte. Schon das Aeussere verkündete, daß dem Vieh und dessen Futtervorrath der größere Raum des Gebäudes angehörte, während der menschlichen Familie ein enges Gemach mit Bett und Ofen, als Schlafkammer, Küche und Wohnung zugleich, genügen mußte.

Nach einigen Stunden endlich traten die Wanderer aus den Wäldern hervor in eine weite sonnige Ebene, in die Almend des Städtleins Hutwyl, welches sich im Hintergrund, wie ein wie ein grauer verwitterter Schutthaufen, erhob; links und rechts schwoll die Thalung, welche vielleicht in der Urzeit Bodenfläche eines kleinen Landsees gewesen, zu anmuthigen Hügeln auf. Einzelne Schwärme von Bauern standen zerstreut in den Wiesen umher; andere kamen von Hutwyl hervor, Andere zogen aus verschiedenen Richtungen erst dahin. Wenn man aber aus der Tiefe, wo sich der wilde Langletenbach in die Sandfelsen eingegraben hat, zu den wenigen Gassen und hölzernen Häusern des Städtchens hinanstieg, fehlte es der Menschenmenge fast an Raum, sich zu bewegen. Wohl nie, seit Erbauung des Ortes, war eine so große Zahl Volks aus allen Gegenden der Eidsgenossenschaft hier gesehen worden, und Fabian fürchtete nicht ohne Grund den allgemeinen Zusammensturz der Gebäude. Denn diese, von auf einander liegenden Baumstämmen errichtet, ruhten mit ihrem obern Stockwerke und dem Schindeldache nur auf hölzernen Pfeilern gegen die Straße. Zwischen dem Erdgeschoß mit der Hausthür, und den Pfeilern, bildete der Raum eine Art Halle oder niedriger Laube.

In eines dieser Gebäude, welches sich, als Gemeindehaus, nur durch seine Größe von den übrigen unterschied, wurde Addrich von einem seiner Bekannten geführt, dem er zufällig begegnete. Vor dem Hause hielten sechs Hellebardirer Wacht. Erst nach besonderer Meldung, auf welche ein wohlgekleideter Landmann aus dem Hause erschien, ward der Eintritt für Addrich gestattet, aber Fabian zurückgewiesen.

In einem langen, niedrigen Saale, aus dessen Mitte ein hölzerner Pfeiler die Decke unterstützen half, sah Addrich mehrere wohlbekannte und fremde Gesichter um einen wohlgekleideten Herrn versammelt, der in gebrochenem Deutsch zu ihnen sprach. Addrichs Ankunft unterbrach einige Augenblicke das Gespräch; denn Klaus Leuenberg, Adam Zeltner, der Untervogt, der greise Ulli Galli, auch Christen Schybi von Escholzmatt und sein Gefährte Stürmli aus dem Entlibuch traten dem Kommenden mit Gruß und Handschlag entgegen und verdeuteten, mit einiger Wichtigkeit in der Miene, daß man eben mit dem Geheimschreiber des französischen Botschafters, Herrn de la Barde, Marquis de Marolles, in Verhandeln begriffen sei.

Sobald die Stille hergestellt war, nahm der Franzose, der sich indessen die breite mit den feinsten Spitzen umsäumte Halskrause über die Achseln gezupft hatte, den Faden der Rede wieder auf, und sagte: „Meine Herren, ich habe Eure Resolution vernommen. Sie scheint mir sehr loyal, aber, mit Eurer Erlaubniß, nicht politisch zu sein. Ihr begreifet leicht, daß bei allem Wohlwollen des Herrn Ambassadeurs für Euch, er, in seiner officiellen Note, unmöglich der Tagsatzung der dreizehn Orte Dementi geben konnte. Ihr werdet nicht zweifeln, ich kenne den Inhalt der Depesche, die ich überbringe. Der Herr Marquis räth darin ostensibel von aller Gewalt und Revolte ab, und er ermahnt, wie er in seiner Position muß, zu einem billigen Vergleich mit Euern Herren und Obern. Wollet Ihr nun erst den Brief vor den tausend Leuten erbrechen, die ich hier im Städtlein zusammenlaufen sehe, so wird die Vorlesung den übelsten Effect produciren. Man wird am guten Willen des Herrn de la Barde zweifeln, und Ihr macht Euch, wie ihm, den Weg zur Intervention und Mediation Sr. Majestät des Königs, meines Herrn, unmöglich.“

Leuenberger, nach einer höflichen doch leichten Verbeugung, erwiederte: „Die großmüthigen Absichten und Gesinnungen des Herrn Ambassadoren, wie Ihr sie uns eröffnet, sind der höchsten Ehren werth. Jedennoch sind wir pro tempore nur Sprecher und Sachwalter des Volks, nicht dessen Häupter. Wir dürfen und sollen vor demselben keinerlei Geheimniß halten; können ohne dessen Willen auch nichts verrichten, noch ohne dessen Vollmacht etwas verfügen.“

„Mais pourtant, Messieurs,“ fiel ihm der Gesandtschaftsschreiber in die Rede: „Ihr seid hier zu Lande wunderliche Leute. Seid Ihr die Sprecher, so seid Ihr die Häupter; denn in aller Welt ist der Mund immer am Kopf. Kurz, meine Herren, respectirt über die Sache. Es ist Eure Affaire, und nicht die des Ambassadeurs.“

Hier nahm Schybi das Wort und sagte: „Es ist auch nicht unsere, sondern des Volkes Sache, darum muß die Gemeinde entscheiden. Im Uebrigen aber scheint der Herr Ambassador doch, wenn ich Euch ganz verstanden habe, einzugestehen, daß das Recht auf unserer Seite sei?“

„Und gesetzt nun, es wäre?“ entgegnete der Gesandtschaftsschreiber etwas verdrießlich: „Das ist schon besprochen. Ihr repetirt continuirlich das alte Lied, und die Discussion erreicht kein Ende. Wenn das Recht immerdar siegte, wären keine Armeen, keine Flotten, keine Festungen nöthig auf Erden.“

„Ihr wollt sagen,“ fiel Leuenberg ein, „das Recht muß Speer und Schild führen, und an sei-

ner Seite die Stärke sehen. Wohlan, zweifelt nicht, der Arm unseres Volkes ist gewaltig genug, sein Recht zu behaupten.«

»Tout doucement!« rief der Unterhändler: »Wenn Recht und Stärke Alles wären, würde kein Stier mehr zur Schlachtbank geführt werden. Der Stier hat heiliges Recht zum Leben und größere Stärke, als der Mensch. Klugheit aber wirft ihm das Seil um die Hörner. Versteht Ihr mich?«

Der Untervogt von Buchsiten erhob nun die Stimme und sagte: »Ihr Herren, der Fall ist einfach und klar. Wir sollen uns den Rücken sichern, es laufe ab, wie es wolle. An der Gerechtigkeit unserer Beschwerden zweifelt der Herr Ambassador nicht; aber, als königlichem Botschafter an die Eidsgenossenschaft steht ihm nicht zu, dies offiziell zu erklären. Dürfen wir auf seine und seines Königs mächtige Verwendung für uns rechnen; ich frage Euch, worum sollen wir sie muthwillig oder stolz zurückstoßen? Warum nicht morgen vor dem versammelten Volk darauf antragen, daß man Ausschüsse nach Solothurn zum Herrn de la Barde schicke, seine Dazwischenkunft zu erbitten? Meinst du nicht, Mooser?«

Bisher hatte Addrich den französischen Gesandtschaftsschreiber mit unverwandten Blicken beobachtet, der in seiner glänzenden, zierlichen Hofkleidung neben den Schweizerbauern so sehr, als von ihrem ehrbarsteifen Wesen durch seine Beweglichkeit abstach. Bald schnellte er mit den Fingern ein Stäubchen vom knappen schwarzseidenen Wamms, auf dessen glänzendem Grund man große Blumen, Ranken und andere Gestalten eingewebt sah; bald fuhr er mit der Hand spielend über die dichte Reihe der kleinen goldenen Knöpfe des Gewandes nieder; bald drehte er an den Brillantringen der Finger, bald am silbernen Degengriff von durchbrochener und getriebener Arbeit; bald schlug er die über die Finger gefallenen köstlichen Spitzen der Handkrausen über den Untertheil des Aermels zurück. Eben so beweglich war sein lauersamer Fuchsblick und das Geberdenspiel des braunen, zusammengeschrumpften Gesichts, über welches in einer Reihe von Jahren so viel Leidenschaften ihren Weg genommen zu haben schienen, daß man in den zurückgelassenen Fußstapfen derselben keine einzige mehr mit Bestimmtheit unterschied.

»Fragst du mich?« sagte Addrich zu Adam Zeltner gewandt: »Dir ist's schon um den Kopf bange, daß du ihn in Sicherheit bringen und unter den Mantel das Ambassadoren verstecken willst. Wer im Hausstreit den Fremdling zum Vermittler anruft, macht den Fremden zum Herrn im Hause und verkündet seine Furcht und Schwäche. Die alten Eidsgenossen, wenn es Freiheit galt, hatten keine Vermittler bei Morgarten und Sempach, als ihren Gott und ihr Schwert. Thor, meinst du, wenn Völker mit Obrigkeiten rechten, die Könige werden ihres Handwerks vergessen und den eigenen Unterthanen und Sklaven mit den Laternen voranzünden, wo sie Freiheit suchen sollen? Oder glaubst du, der König und sein Botschafter haben nicht schon den Herren zu Bern und Luzern, Solothurn und Basel, eben so höflich, als uns, die Hand zur Vermittelung angeboten? Fürwahr, keiner verkauft schlechte Waare theurer, als ein Fürst. Der König von Frankreich will zwischen Herren und Bauern vermitteln, um über beide die Hand zu schlagen. Den Herren legt er güldene Ketten und Ordensbänder um den Hals, uns ein hänfenes Seil; dann hat er vermittelt und singt ein Te Deum über das verrathene und betrogene Schweizerland.«

Der Geheimschreiber des französischen Botschafters horchte kopfnickend und Beifall lächelnd der Rede des heisern Alten und sagte: »Parbleu, Messieurs, dieser alte, gute Mann hat nicht übel gesprochen und meint es redlich. Nur in einer seiner Prämissen ging er irre. Die wahre Politik der Herren Schweizer . . .«

»Mit Erlaubniß,« unterbrach ihn Addrich höflich: »die Politik der Schweizer besteht allein im schlichten Muth, Recht zu thun und dann Niemanden zu scheuen. Wir haben zu grobe Fäuste für die spinnenfeinen Gewebe der Arglist. Hier ist unser Vaterland, da wollen wir uns frei betten und so gut wir's vermögen, und hat uns niemand einzureden, er trage eine Kappe oder eine Krone. Wer anders thut und fremde Macht anruft, treibt Hochverrath.«

»Richtig! Par Dieu, was sag' ich anders?« antwortete der Geheimschreiber: »Nur beliebt eines Umstandes nicht zu vergessen. Frankreich ist der erste Bundesgenoß der hochlöblichen Eidsgenossenschaft, und diese hat, im Fall der Noth, das Recht, den Beistand des Königs, meines Herrn, anzurufen. Gesetzt, der Beistand würde gefordert; der König liesse seine Truppen in die Schweiz einrücken; Ihr hättet versäumt, Euch mit dem Marquis de Marolles in Einverständniß zu setzen, um von dieser Seite Eure Rechte zu sichern; gesetzt . . .«

»Alles gesetzt,« rief Addrich, »so ist Hochverrath gesetzt, und dessen sind die Städte noch heut so fähig, wie vor zweihundert Jahren, da Zürich die Oesterreicher und Franzosen ins Land rief.«

Der Franzose lächelte und nickte ihm wieder Beifall, zog dann aber bedenklich die Augenbrauen weit in die Höhe, und sagte: »Man muß jede Möglichkeit in Rechnung bringen. Wie nun aber, wenn? Zum Exempel, wenn Frankreich sechszigtausend Mann an Eure Grenzen schickt, was wird dann das Ende sein?«

Addrich sagte mit seinem hämischen Grinsen: »Frage der Herr doch in St. Jakob nach; oder vielleicht wird er selbst am besten wissen, wo seine Landsleute dort begraben liegen.«

Der Abgeordnete des Herrn de la Barde machte mit komischem Anstande eine tiefe Verbeugung ringsum; hob sich dann plötzlich, warf sich

stolz in die Brust und sagte mit warnender Hoheit: „Ihr Herren, ich geb' Euch Bedenkzeit bis morgen. Bleibt Ihr bei Euerm Sinn, so wird das Schreiben des königlichen Ambassadeurs vor dem ganzen Volke verlesen. Ich wasche meine Hände in Unschuld.“

Damit schritt er durch die Versammlung und verließ, nach kurzem, trockenem Umhergrüßen, den Saal. Adam Zeltner und einige Andere sprangen ihm nach, ihm mit Höflichkeit das Geleit zum Wirthshause zu geben.

Der ganze Morgen verstrich unter lärmenden und fruchtlosen Berathungen über die Anträge der französischen Gesandtschaft. Nachmittags wurden Gesandte der Stadt und Republik Bern angemeldet und vor dem Ausschuß des Landvolks angehört; doch hatten sie eben so wenigen Erfolg von ihrer Beredsamkeit, als der Bote des Marquis de Marolles. Diejenigen von den wortführenden Landleuten, welche vielleicht aus Klugheit oder Furcht am aufrichtigsten im Herzen eine Versöhnung mit den Regierungen wollten, schwiegen, um nicht vor dem Volke als feige Männer oder selbstsüchtige Verräther der großen Sache zu erscheinen. Eins hätte ihnen, wie das andere, lebensgefährlich werden können. Die Uebrigen sprachen gegen alle Vorschläge zur Aussöhnung desto lauter, entweder weil sie von der Gerechtigkeit der allgemein in den Landschaften geführten Beschwerden überzeugt waren, und den süßen Verheißungen der Städter mißtrauten; oder weil es ihrem Ehrgeiz behaglich war, als Sprecher des Volks ihren bisherigen Gebietern mit einer Art Gleichheit des Rangs gegenüber zu stehen und, statt ehemaliger Geringschätzung, Achtungsbezeugungen und Höflichkeiten zu erfahren.

Die abgeordneten Patrizier des bernischen Senats hinwieder konnten sich um so weniger überwinden, selbst nur im Aeusserlichen das Mindeste von der Rolle *geborner* gnädiger Herren und Obern fahren zu lassen, da man ihnen eben das Recht streitig machen wollte. Auch mocht' es ihrer Klugheit unangemessen dünken, die Würde einer oberherrlichen Stadt durch eine Art furchtsam-traulicher Annäherung gegen Unterthanen, oder gar durch schmeichelnde Worte gegen Rebellen bloszustellen. Ihr vornehmes Sichherablassen beleidigte nun aber das stolze Selbstgefühl der Landleute weit empfindlicher, als die sonst übliche väterliche Sprache der Herren; und die Drohworte eines Senats, der inner seinen Stadtmauern nur die eigene Vertheidigung rüstete, mußte wenig Eindruck auf Leute machen, welche sich vom Arm und Muth vieler Tausende ihres Gleichen geschützt sahen.

So geschah sehr natürlich, daß die Unterhandlung, welche den Bruch zwischen Obrigkeit und Unterthanen ausgleichen sollte, ihn nur erweitern konnte. Kleinliche Privatschwächen, unbedeutende Nebenrücksichten und armselige Vorurtheile derer, die über Völkerschicksale verhandeln, entscheiden gar gewöhnlich weit mehr zum Unheil und Verderben, als die Hauptsache, um die es zu thun ist.

Niklaus Leuenberger führte das Wort mit größerer Gewandtheit und Würde, denn die bernischen Abgeordneten von einem Manne seines Standes erwartet hatten. Sowohl die Gemeinden des Landes, als auch der Senat der Stadt, betrachteten ihn, wie das Haupt der gesammten, großen Bewegung. Auch war er es selbst gewesen, der in einem Schreiben die Regierung ersucht hatte, Gesandte zum Landtag nach Hutwyl zu schicken, um lieblich mit ihnen das Friedenswerk zu berathen. Ja, er hatte dazu sogar die Männer bezeichnet, welche dem Volke besonders angenehm sein würden, und neben denselben auch zwei Geistliche der Stadt. Aber die steif-fromme Beredsamkeit der Gottesgelahrten, welche die Sünde der Empörung mit Bibelstellen zu beweisen und in ihrer schweren Verdammlichkeit zu schildern bemüht waren, verfing bei den Trotzköpfen so wenig, als die gebietende Sprache der weltlichen Herren, die keine andere Vollmacht zu haben schienen, als Gnade und Verzeihung anzubieten.

Mit höflich-scheuem Achselzucken und bedauerndem Tone erklärte ihnen Leuenberger *zuletzt*, einen Antrag, wie diesen, müßten die Herren des Raths und der wohlehrwürdigen Geistlichkeit den versammelten Ausschüssen des ganzen Volks selbst thun. Der Aufstand sei nicht Sache und Werk einiger Personen, sondern eines großen Theils der Nation. Weder er, als Obmann, noch einer der im Saale Anwesenden, hätten das Recht, im Namen der Tausende Begnadigung zu verlangen oder anzunehmen, noch Macht, das Volk zur Sinnesänderung zu zwingen. Man müsse das öffentlich im freien Felde verhandeln.

Einer der bernischen Rathsherren konnte sich, bei dieser Erwiederung, des aufwallenden Zorns nicht erwehren, drückte das Baret tiefer über die Stirn und sagte: „Nun denn, in Gottes Namen, so muß die Sache im freien Felde abgethan werden; aber nicht, wie Ihr meint, mit dem Worte, sondern mit dem Schwerte. Warum habet Ihr uns frecherweise hierher gelockt, wenn Ihr keine Vollmacht hattet, Namens Eurer rebellischen Spießgesellen mit uns zu handeln? Warum stellet Ihr Euch vor unser Angesicht, wenn Ihr ohne Auftrag dastehet? Was haben wir mit einem aus allen Winkeln zusammengelaufenen Volk zu schaffen, darunter auch die Angehörigen Solothurns, Basels und Luzerns sind, denen wir nichts anzubieten und die nichts von uns zu begehren haben? Stadt und Republik Bern will und kann großmüthig nur ihren eigenen meuterischen Unterthanen, nicht jenen Fremden, Gnade für Recht widerfahren lassen. Ja, Gnade für Recht! Euer Aufruhr besudelt den Schweizernamen mit ewiger Schmach. Und wenden *wir* Euch

den Rücken, so wendet die Barmherzigkeit selbst ihn auf immer.«

Die Landleute blieben nach dieser donnernden Anrede still und etwas betreten; selbst Leuenberger. Nur Addrich lächelte bitter und sagte: »Wohlgethan! Wendet den Rücken; wir verlangen diese Barmherzigkeit nicht, die uns zur Verzweiflung getrieben hat. Wir begehren, versteht es wohl, berichtet es Euern Herren wohl, wir begehren keine Gnade! Ihr aber wollet lieber gnädige Herren sein, als gerechte Herren, weil Ihr bei der Gerechtigkeit den Kürzern zöget, aber bei der Gnade willkührlich fahren könnet. Gott sei dem Volke gnädig, das ein paar Hundert gnädige Herren füttern muß!«

»Schamloser Gesell, wer bist denn du?« schnob ihn der Rathsherr mit zornrothem Gesicht an.

Addrich erwiederte ganz kalt: »Ein Schweizer, wenn auch nicht aus der Berner Falschmünzerei, dennoch vom alten Schrot und Korn.«

»Pack dich, eisgrauer Lügner!« schrie der Rathsherr: »Du Strolch hast nie ein Vaterland gehabt!«

»Wer trägt die Schuld,« entgegnete Addrich, »wenn, ausser in den Urkantonen und Hauptstädten, die übrigen Schweizer alle ohne Vaterland sind? Ihr, gnädige Herren, Ihr habt sie heimtückisch darum betrogen, und ihnen in Eurer Gnade nichts, als Obdach, Aecker und Geräth gelassen, für Euch frohnen zu können. Soviel mußtet Ihr natürlich auch dem Vieh im Stalle lassen, von dem Ihr Milch verlanget. Die Schweizer verlangen ihr Vaterland wieder, das Ihr in Euern Stadtbann zusammengeschnürt habt. Ihr lieſſet uns nur ein Geburtsland, das der Sklav in Algier auch hat, der unter der Geiſſel des Guardians ohne Recht, ohne Willen, seinem gnädigen Herrn mit Zittern das Feld baut. Wir verlangen Vaterland und Vaterlandsrecht, nicht Eure Barmherzigkeit und Eure Gnade.«

»Will's Gott,« rief der Rathsherr, »seh' ich dich nach dieser Gnade noch auf den Knien wimmern.«

Addrich drehte ihm stolz den Rücken hin und sagte mit lauter Stimme, über die Achseln zurückblickend: »Es wünscht Mancher wohl Herrgott zu werden, eh' er ins Irrenhaus kömmt.«

Nicht minder durch diese blutige Beleidigung, als durch das halbverbissene Lachen der anwesenden Bauern empört, brach die Gesandtschaft schnell auf und entfernte sich, ohne ein Wort zu erwiedern, und ohne Gruß. Leuenberger sprang den Davoneilenden zur Thür nach, um sie zu besänftigen. »Lasset Euch«, sagte er, »durch das lose Maul dieses Alten nicht vom heilsamen Friedenswerk abwendig machen. Er ist wie ein Igel, und sticht, wo man ihn anrührt.«

»Wir haben mit Euch nicht länger zu verkehren!« ward ihm zur Antwort: »Setzen wir den Fuß in den Steigbügel, wird Eure Unterwerfung zu spät.«

Kaum hatten die Berner Gesandten Hutwyl verlassen, wurde dem Ausschusse des Landvolks im Rathhause die Ankunft eines Boten der eidsgenössischen Tagsatzung verkündet, welche zu Baden im Aargau wegen der obwaltenden Unruhen versammelt saß. Es war der Untervogt von Baden. Er trat mit sichtbarer Aengstlichkeit und kleinstädtischer Höflichkeit in den Saal, wo Leuenberger ihn mit noch etwas stolzerer Haltung, als zuvor die Herren von Bern, empfing. Der Untervogt überreichte unter tiefer Verbeugung das Patent der eidsgenössischen Tagherren.

»Morgen mag das Schreiben an versammeltem Landtag verlesen werden,« sprach Leuenberger, »und Ihr werdet Antwort empfangen. Unterdessen, Herr Untervogt, soll Euch geziemende Nachtherberge und Verpflegung angewiesen werden. Ich hoffe, Ihr sollet nicht zu klagen haben.«

Mit diesem kurzen Bescheid ward der Untervogt entlassen, welcher unter Rebellen kaum eines so milden Empfangs gewärtig gewesen sein mochte.

40.

Des Landtags Ende.

Addrich beschloß sein Tagewerk in rastloser Thätigkeit erst nach Mitternacht. Vor Sonnenaufgang weckte ihn die Ungeduld wieder und das Getöse der im Städtlein umherwogenden Volksmenge. Schwer erhob sich Fabian neben ihm vom Lager und verwunderte sich über die seltene Heiterkeit des Alten und das Fröhlich-Leichte in dessen Bewegungen.

»O, du sollst mich noch anders sehen!« erwiederte Addrich: »Ich bin, wie die Seemöve, welche verbannt zwischen den Klippen des Meerufers hausen muß: ihr Element ist der Sturm. Laſſ' mich ungestört meine Flügel zwischen Wolken und Wogen schlagen, im Aufruhr der Dinge.«

»Nur allzugut gesagt!« entgegnete Fabian: »Vergiß nicht, daß die beweglichen Wogen das Volk sind, heut wüthend, morgen lachend; daß die Obrigkeit, wie die Wolke, Blitze trägt.«

»Und wenn nun das!« sagte der Alte, indem er das Fensterlein gegen die Straße öffnete und mit Lust in das Getümmel der Leute hinab sah: »Was steht zu fürchten? Der Mensch kennt das Ziel seiner Tage nicht, aber das Ziel seines Willens. Ich möchte Ketten brechen; ich möchte Unsinn entthronen; ich möchte Rechte und gesunde Vernunft in die thiergewordenen Ebenbilder Gottes heimbringen. Ist das nicht Etwas, des Sterbens oder Lebens werth?«

»Brechen wir ab davon!« sagte der Jüngling: »Wir werden uns nie verstehen. Auch bin ich ohne Willen hier, weil ich Laban um Rahel diene. Für mich bleibt Alles bloßes Schaugericht.«

»Und du wirfst mir damit kein Katzenhaar in die Suppe!« entgegnete ihm Addrich: »Die

Karte schlage mir zuletzt ein, oder nicht, Bursch, das Spiel selbst macht die wahre Lust aus. Wenn ich mir die Seligkeit des Schöpfers denke, so seh' ich sie bloß in der allwirkenden Gewalt, die eine Welt baut. Ich will eine neue Welt bauen; darum muß Zerstörung des alten Wracks vorangehen. Mich belustigt die thurmhohe Klugheit des Leuenbergers und seiner vielweisen Rathgeber, welche an den Schleusen des breiten Stroms vorsichtig zupfen, um ihre kleinen, dürren Matten ein wenig zu wässern. Durch's Maulwurfsloch aber bricht die Ueberschwemmung herein. Jetzt ist das Dämmen zu spät! — Komm, Fabian, erst zum Imbiß, dann zum Acker. Heut soll die Saat eingeeggt werden. Verliere mich nicht aus den Augen, denn mir stehen Geschäfte vollauf bevor; ich kann mich nicht um dich bekümmern."

Sie gingen, und nach flüchtig genommenem Morgenessen eilten beide hinaus, und verloren sich im Gewühl.

Es war früh um fünf Uhr. Alles strömte fort in die weite Allmend, sobald die Sonne hinter den buschigen Höhen hervorblitzte. Unzählige Volksmenge war aus den Thälern der benachbarten Kantone gekommen, Zeugen des Schauspiels zu werden. Sie lagerte im weiten Halbkreis am Hügelrain. Tiefer im Wiesengrunde sammelten sich die Volksausschüsse von den Landschaften, die längs der Aare, von deren Ursprung bis zur Ausmündung in den Rhein, längs den Ufern der Emmen und Reuß gelegen sind, oder die in den Hochgebirgen des bernischen Oberlandes in der Nähe der Eisberge wohnen. Es waren dieser Abgeordneten zur großen Landsgemeinde nicht weniger als dreitausend Männer, abweichend in Mundart, Sprache, Sitte, Landestracht und Kirchenglauben; aber insgesammt von starkem, kräftigem Schlag und trotzigem Ansehen. Der Anblick dieser zahlreichen Haufen erhöhte Muth und Stolz jedes Einzelnen. Sie grüßten untereinander brüderlich, ohne einander zu kennen, mit dem Ruf und Handschlag; fragten um die Lage ihrer gegenseitigen Heimathen und deren besondere Beschwerden und Lasten. Alle hatte verschiedenartiger Druck ihrer Vögte und Regierungen, und einerlei Begierde nach Freiheit durch gemeinsamen Beistand, zusammengeführt.

Endlich sah man vom Städtlein daher einen neuen Zug langsam gegen die Allmend rücken. Es war Niklaus Leuenberger, welchen man, seit dem Tage von Summiswald, den Bundes-Obmann, so wie die Ausschüsse der Landschaften Bundesgenossen hieß. Er erschien in einem rothen Kleide, stattlich und mit höherer Sorgfalt angethan. Vor ihm her schritten sechs Trabanten, mit Hellebarden; ihm nach zog ein Gefolge ausgewählter Sprecher der Kantone. Das Feierliche und Ernste seiner Haltung schien den Landleuten keineswegs mißfällig, wiewohl er nur ihres Gleichen war. „Meinst du nicht," sagte ein Entlibucher zu Einem vom Läberberg, als der Obmann vorüberging und die Reihen der Männer ihr Haupt ehrerbietig entblößten: „Gelt, man kann wohl aus Bauernteig einen so guten Schultheißen von Luzern oder Solothurn kneten, als aus Junkernteig der Städte, und ist dannzumal doch hausbacken und Landesgewächs."

Leuenberg bestieg eine erhabene Erdbühne, die oben abgeplattet, und für ihn und sein Gefolge mit Stühlen und einem schwarz behangenen Tisch versehen war. Er selbst nahm den obersten Platz ein; ihm zur Rechten und Linken saßen vier Schreiber. Die Hellebardenträger umringten seinen Stuhl. Dicht neben diesem ward ein hoher Spieß aufgepflanzt, an welchem, statt des Schmucks, zwei jener bei Wangen erbeuteten Granaten aufgehangen waren, die von Bern ins Schloß Lenzburg hatten geschickt werden sollen. „Schaut her!" rief einer der Trabanten mit gewaltiger Stimme; und im weiten, beweglichen Kreise der Tausende, die den Hügel umringten, ward Todesstille: „Schaut da! Das ist der süße Wein, den man uns hat einschenken wollen!"

Dumpfes Gemurmel, Hohngelächter, dann verworrenes Geschrei scholl aus dem Ring der Landsgemeinde herauf: „Es wären ja nur die leeren Becher; man müsse sie mit siedendem Pech füllen; die Landvögte und Junker sollten sich daran satt saufen; genug bekommen; mehr, als genug!"

Dreimal rief der Herold den nämlichen Spruch und eben so oft machte das Jauchzen der Versammlung den Wiederhall. Nachdem es still geworden, erhob sich der Obmann von seinem breiten, alterthümlichen Lehnsessel, begrüßte in feierlicher Anrede die Versammlung der „edeln, mannhaften, treuen, lieben Bundesgenossen", und schilderte die Wichtigkeit dieses Tages, der für des gesammten Vaterlandes „Freiheit, Ehre und Wohlfahrt" den spätesten Enkeln heilig bleiben würde. Dann sprach er, mit Anführung vieler biblischen Stellen, vom Widerstand und Hochmuth der Städte und von der Arglist ihrer Verheißungen, womit er den Uebergang zu den Geschäften des Tages machte. Diese begann er, indem er durch seinen Schreiber Brömer eine beträchtliche Anzahl aufgefangener Briefe laut und öffentlich ablesen ließ. Man vernahm daraus einerseits von der furchtsamen Verlegenheit der regierenden Städte, anderseits von ihrer unwiderstehlichen Lust, eine schwere Rache an den rebellischen Bauern zu üben. Hier war den Landvögten, besonders in gemeinen Herrschaften und freien Aemtern, befohlen, glimpflich und hold mit den Landleuten zu fahren; dort, sich jedes Verdächtigen auf alle Weise, durch List und Gewalt, Recht und Unrecht zu obrigkeitlichen Handen zu bemächtigen. Hier ward von kriegerischen Rüstungen zur Unterjochung des Volks, dort von Mitteln zur Versöhnung desselben gesprochen. Man erfuhr selbst Näheres von Entwürfen der Tagsatzung zu Baden, den großen Aufstand durch

Waffengewalt aller Eidsgenossen zu dämpfen, und von allen Richtungen zugleich in die empörten Gegenden einzudringen. General Zweyer von Uri sollte mit Urnern, Unterwaldnern und Kriegsvölkern des Abts von St. Gallen die Stadt Luzern, die Bergpässe zwischen Entlibuch und Unterwalden, ferner mit Schwyzern und Zugern die Stadt Sursee und die Pässe des obern Frei-Amts besetzten; General Wertmüller von Zürich das untere Frei-Amt mit Glarnern und Appenzellern decken, an der Spitze der Schlachthaufen von Zürich, Schafhausen und St. Gallen aber in den untern Aargau eindringen; die Mühlhauser und Basler sollten über den Jura heranziehen, während von Abend her General Erlach von Bern mit den Waadtländern, Wallisern, Freiburgern und Solothurnern gegen den obern Aargau vorrücken sollte.

Doch schon in diesen vorgelesenen Briefen ward, neben dem alten, reichsstädtischen Stolz, die Unbehilflichkeit der schweizerischen Herren und Obern, das Unzusammenhängende ihrer Maßregeln, die gegenseitige Scheelsucht und Gehässigkeit sichtbar, und wie bei Allen nur der Vorsatz im Hintergrund lag, sich selber mit den eigenen Unterthanen, so gut es gehe, abzufinden, und für andere Orte und Städte so wenig als möglich zu leisten.

Daher thaten die Briefe, als sie das Volk hörte, vollkommen die Wirkung bei demselben, welche Leuenberger vermuthlich beabsichtet hatte. Man spottete, lachte und sah das große Spiel durch Zwietracht und Schwäche der Gegner schon halbgewonnen. Um die Wirkung zu verstärken, erzählte Leuenberger mit lauter Stimme, wie die Tagherren zu Baden ihre Rechnung ohne Wirth gemacht hätten; wie das freie Volk in den Bergen Graubündens schon erklärt habe, man werde wohl zur Befreiung, nie aber zur Unterjochung des Landmanns Hand bieten; wie die Stadt Basel in ihrem eigenen Gebiet nicht mehr Meisterin sei; wie dem Rath von Solothurn die Lust zu kriegen vergangen wäre, als er rings um die Stadt und in allen Amteien die wider ihn drohenden Volkshaufen erblickt hätte; wie die Herren zu Freiburg zweitausend Mann aufgeboten und wieder entlassen hätten, vielleicht weil ihnen recht wäre, den Stolz der Herren zu Bern ein wenig gedemüthigt zu wissen; wie Schafhausen und St. Gallen zwar Alles versprächen, aber nicht geneigt wären, etwas mehr, denn eidsgenössische Redensarten auf Papier zu liefern.

Nach dieser Vorbereitung ward der Summiswalder Landesbund dem versammelten Volk abgelesen. Es herrschte die tiefste Stille. Die Urkunde begann unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit und gab dann zu erkennen: Es solle der alte Bund der ersten Eidsgenossen verjüngt werden, zur Abthuung aller Ungerechtigkeit, also daß zwar den Herren und Obrigkeiten, aber auch den Bauern und Unterthanen verbleiben solle, was jedem gebühre. Der Bundesleute Recht sei zu schirmen mit Leib, Hab, Gut und Blut, doch ohne Nachtheil der Religion. Die Angehörigen jedes eidsgenössischen Standes hätten für sich selbst mit ihren Obrigkeiten zu handeln; entständ' aber Streit mit diesen, sollen die Unterthanen nicht durch Eigenmacht ihr Recht verschaffen, sondern der Volksbund müsse entscheiden. Würden die Obrigkeiten hingegen fremdes oder einheimisches Kriegsvolk zur Unterdrückung des Bundes herbeiführen, solle man einander tröstlich mit aller Macht gegen die Unterjocher beispringen; desgleichen auch, sobald nur ein einzelner Angehöriger des Bundes, und zwar des Bundes wegen, an Leib, Gut und Leben geschädigt werden würde. Kein Theil der Bundesgenossen könne sich, ohne Einstimmung Aller, mit einer Regierung aussöhnen und Frieden schliessen. Würde aber ein Bundesgenoß vermessen genug sein, wider den Bundesschwur zu reden oder zu handeln, solle man den Frevler als meineidigen, ehrlosen Verräther abstrafen. Alle zehn Jahre werde der Bund mit dem Schwur erneuert.

Nach diesem wurden in einem langen Verzeichniß diejenigen Aemter und Herrschaften der verschiedenen Kantone namhaft gemacht, welche dem festen Bunde schon beigetreten waren.

Während dessen lächelte Addrich, der hinter des Obmanns Stuhle stand, etwas tückisch vor sich hin. Er hatte, wie schon bei der Berathung im Moos, auch bei der Berathung in Summiswald gegen die abenteuerliche Ausgestaltung des Bundes gearbeitet, welche vorzüglich aus Leuenbergers Gehirn hervorgetreten war. Er hatte mit scharfem und richtigem Blick die Unhaltbarkeit eines Vertrages durchschaut, der die Unterthanen zu Aufsehern und Richtern ihrer Obrigkeiten erheben wollte, beide Theile in ewigen Widerspruch und Krieg stürzte, und nothwendig entweder mit Unterwerfung des Volks und Auflösung des Bundes oder mit Umsturz und Verbannung der Regierungen enden mußte. Doch was er nicht hatte hindern können, ließ er, voll Spottes über die Kurzsichtigkeit der Volksführer, geschehen, überzeugt, nichts werde bleiben, von allem was beschlossen sei, sondern früh oder spät das Wahre zwischen Stadt und Land auf dem Schlachtfelde mit dem Schwert bestimmt werden. Erst dann werde der Sieger so weit schreiten, wie seine Gewalt. Darauf gefaßt, war sein ganzes Trachten nur allgemeine Bewaffnung und kriegerische Besetzung der vornehmsten Pässe gegen Bern und Zürich. Die große Feierlichkeit auf der Allmend von Hutwyl blieb in seinen Augen ein, wenn auch kein überflüssiges, doch lächerliches Kinderspiel.

Indessen ward er selbst bald, wider seinen Willen, von der Größe der Schauspiels ergriffen, als der Obmann des festen Bundes das versammelte Volk zur Leistung des Schwurs aufforderte; als die Tausende mit entblößten Häuptern zur Erde unter freiem Himmel niederknie-

ten, und die Hände zum Eide emporstreckten. Der Geheimschreiber des Bundes las mit lauter Stimme die Formel: „Allen diesen Worten, wie die Schrift ausweiset, will ich nachgehen und dieselben vollbringen und halten in guten Treuen. Wenn ich das halte, daß mir Gott wolle gnädig sein an meinem End. Wenn ich aber das nicht halte, daß mir Gott nicht wolle gnädig sein. So wahr mir Gott helfe! Alle Gefährde vermieden! Gott gebe Gnad' und behüte uns vor Falsch und Untreu!“

Satzweis las der Schreiber die Worte ab; satzweis sauseten sie dumpf vom Munde der Landesgemeinde zurück, wie Murmeln fernes Donners. Die religiöse Handlung erschütterte die Gemüther. Leuenberger sah mit nassen Augen auf den Ring der knienden Menge nieder und sprach: „Im Grütli haben einst drei Männer geschworen; heut schwören dreitausend! Es gilt Freiheit und Gerechtigkeit! Bundesgenossen, es gilt das Heil unserer Kinder! Blut und Leben soll gering werden für das edle Kleinod, welches wir den Nachkommenden erwerben wollen!“

Er war zu bewegt, um mehr sagen, oder beim Zittern seiner Stimme von Vielen verstanden werden zu können. Dennoch jauchzte das Volk laut auf, welches, sobald er sein Haupt bedeckte, sich wieder von der Erde erhob.

Geraume Zeit mußte vergehen, ehe die Wellen dieses aufgeregten Menschenmeeres ruhiger wurden; ehe das Tosen der Stimmen leiser ward, die bald aus einander fliessenden, bald sich zusammendrängenden Haufen zum Stillstand gelangten und die Tagesgeschäfte fortgesetzt werden konnten.

Dann wurde die Zuschrift des französischen Botschafters de la Barde abgelesen, welcher zur Eintracht und Versöhnung mit den Regierungen ermahnte; an das Verderben erinnerte, welches durch innerliche Unruhen und Bürgerkriege über das königliche Frankreich gekommen sei; vor Oesterreich, dem Erzfeinde der Eidsgenossenschaft, warnte, dieweil Erzherzog Leopold wirklich schon in der Nähe der Schweizergrenzen befindlich wäre, um die allgemeine Verwirrung durch seine Ausgesandten zu vermehren, oder Vorwand zu gewinnen, ein Kriegsheer in's Innere des Landes zu führen. Dieses Schreiben endete mit dem dringenden Wunsch und Rath des allerchristlichsten Königs, man solle den Obrigkeiten zu billigem Vergleich Hand bieten. Den schriftlichen Ermahnungen fügte der Schreiber der französischen Gesandtschaft noch Einiges mündlich bei.

Obgleich er seinen Vortrag, um ihm mehr Wirksamkeit zu verschaffen, im Geschmack damaliger Zeit mit den besten Blumen geistlicher Beredtsamkeit verzierte, verfehlte er nichts desto weniger das Ziel. Herr de la Barde zu Solothurn hatte das Schicksal der Staatsmänner, die Alles geheim halten können, nur ihre Feinheit nicht. Daher mußte er sich gefallen lassen, daß er im Felde von Hutwyl keinen größern Glauben fand, als bei den zu Baden versammelten Eidsgenossen. Nachdem über den Antrag der französischen Gesandtschaft einzelne Volksredner ihre Stimmen erhoben und immer auf den eben beschwornen Bund hingewiesen hatten, erklärte die Landesgemeinde durch Handmehr *) ihren Willen. Der Obmann des Bundes sprach denselben ohngefähr in folgenden Worten gegen den Boten des königlichen Ministers aus: „Wir sind keine Rebellen; denn wir wollen unsern Herren und Obern unterthänig bleiben und denselben gehorchen, wie unsere Vorfahren gethan haben. Doch widerstreben wir billig ungerechter Eigenmacht und Willkühr, und verlangen, daß man uns bei alten Freiheiten und Herkommen lasse, gleichwie wir Freiheiten, Rechte und Herkommen der Städte ehren. Nichts anderes will der von uns vor Gott geschworene Bundeseid, den Ihr vernommen habet. Wir mußten zusammentreten, weil wir keine Bürgschaft für unser Recht gegen die Städte finden, als in unserer Eintracht. Doch zweifeln wir keineswegs, daß zwischen uns und den Obrigkeiten billiger Vergleich gedeihen werde. Also bitten wir den französischen Herrn Ambassador, er wolle durch Schrift und Mund mithelfen, und die Völkerschaften des Schweizerlandes und deren Schritte bei der königlichen Majestät zu Frankreich und bei den Herren seines Hofes rechtfertigen, sintemal uns nicht unbewußt ist, daß man unser Beginnen in aller Welt fälschlich verschreit und mit Unwahrheit verlästert.“

Diese Antwort, welche in solchen Verhältnissen selbst gewandtern Staatsmännern zur Ehre gereicht haben würde, empfing der Bote des Gesandten auch schriftlich zur Erwiederung von de la Barde's Sendschreiben.

Dann ward das Patent der eidsgenössischen Tagherren zu Baden vorgetragen, welches der Untervogt von Baden überbracht hatte. Die Antwort darauf ward eine Abschrift des beschwornen Bundesbriefes, mit den lakonischen Worten: „Dabei wollen wir bleiben.“ Auch ließ man noch für das Landvolk der Kantone Bern, Luzern, Solothurn und Basel den Bundesbrief in vier gleichlautenden Urkunden ausfertigen und mit dem Landessiegel vom Entlibuch bekräftigen.

So endete die Versammlung, nachdem sie von Morgens fünf Uhr bis Abends fünf Uhr gedauert hatte.

41.

Der Gang des Aufruhrs.

„Nun haben wir ihnen den Knoten stark genug geknüpft!“ sagte Addrich voller Triumph des Nachts zu Fabian, als er mit diesem, den er den

*) Handmehr wird in der Schweiz das Abstimmen berathender Versammlungen durch Aufhebung der Hände geheißen.

ganzen Tag nicht gesehen, in der engen Schlafkammer zusammentrat.

„Ich sah das Gegentheil!“ erwiederte Fabian: „Ihr habt den morschen Knoten zerrissen. Alles fällt auseinander und Ihr insgesammt werdet's nicht wieder binden können.“

„Gelt, Fabian,“ sagte Addrich lächelnd, „du denkst an deine Haut, und weit davon ist gut für den Schuß? Fürchte nichts! Das Spiel ist unverlierbar, weil wir nicht rückwärts können. Jeder weiß, es geht an Kopf und Kragen; also muß es durchgehauen sein. Der Stärkste aber wird Meister; und der Stärkste ist der Verzweiflungsvolle, dem gesagt wird: Vogel friß, oder stirb! Ich gebe für des Leuenbergers Verstand keinen Angster; er weiß zur Stunde nicht, wohin er rennt. Aber man muß ihn vorwärts schieben, wohin er soll. Ihm bleibt keine freie Wahl. Das soll meine Sache werden. Morgen ziehen wir ins Berner Oberland. Bern muß fallen, so oder so!“

„Davon ist aber keine Rede in Euern Bundesartikeln!“ entgegnete Fabian: „Ihr wollet die Obrigkeit ehren und ihr gehorchen.“

„Allerdings,“ versetzte Addrich, „wenn sie den Hutwyler Landsbund anerkennt. Du Narr, sie wird sich aber lieber beschneiden lassen, und türkisch werden, als unsern Glauben annehmen. Folglich — das Uebrige zähle dir an den Fingern ab! Wir eilen morgen beide ins Oberland. Das Volk ist diesen Augenblick zu Allem aufgelegt. Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. Die Städte sind unter sich zwieträchtig. Ehe sie einander verstehen, haben wir sie im Sack. Wenn die Hirten zanken, hat der Wolf leichten Einkauf bei der Heerde.“

Wirklich reisete Addrich folgendes Morgens in's Oberland, von Fabian begleitet. Er war unermüdet. Wo Berathung gehalten, wo Treue einer Gegend verdächtig wurde, wo von einem Auflauf gehört ward, — überall sah man ihn. Mit unglaublicher Gewandtheit schmiegt' er sich den entgegengesetztesten Denkarten und den einander widersprechendsten Entwürfen an, um sie in sich selber zu zerstören, wenn sie ihm mißfielen, oder sie seinem Hauptplan dienstbar zu machen. Er wollte Einmüthigkeit Aller zur Freiheit Aller; daher gänzliche Vernichtung aller städtischen Vorrechte; Vereitelung jedes Antrags der Regierungen zu freundlichen Ausgleichungen. Er fürchtete die täuschbare Leichtgläubigkeit der Bauern, ihre durch lange Gewohnheit erblich gewordene Ehrfurcht vor den Städten; und daneben auch die tiefgewurzelte Neigung des Schweizervolks, sobald es unabhängig handeln konnte, sich nicht nur von Kanton zu Kanton, sondern von Landschaft zu Landschaft, von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorf gegen einander, als besondere unabhängige Republiken, mit eigenen Verfassungen, Gesetzen und Vorstehern zu vereinzeln, ja selbst jedem Dorf nur das Ansehen eines kleinern Bundesstaats von Haushaltungen zu geben.

Wie bewundernswürdig aber auch die Geschäftigkeit des Alten aus dem Dürrenäscher Moose war, hörte man doch nie, daß er einer der Hauptmänner des Aufstandes sei. Nirgends erschien er selber an der Spitze. Er glich vielmehr bloß einem der vielen ganz untergeordneten Umherläufer, Schreier und Zwischenträger. Was er im Grunde für das gewagte Unternehmen leistete, ward erst dem deutlich, der, wie z. B. Fabian, wissen konnte, wie er an hundert verschiedenen Orten, überall gleichförmig und seinem Zweck entsprechend, wirkte. Auf jedem einzelnen Punkt erschien sein Thun ganz unerheblich.

Man würde sich aber irren, das wohlberechnete Betragen des schlauen Alten etwa seiner Feigheit oder Vorsichtigkeit zuzuschreiben, um, im Fall des Mißlingens, unerkannt entschlüpfen zu können. Nein, in ihm stand schon mehr, denn vielleicht in allen Andern, entschieden, an dies Werk ein Leben zu wagen, das ihm nichts mehr galt. Aber er wollte Viele begeistern und bethätigen, und darum die Sache ganz zu ihrer Sache, zu ihrem Gedanken erheben und die Menschen, mit dem Sporn des Ehrgeizes oder auch nur der Eitelkeit, vorwärts treiben, während er selbst in einer untergeordneten Rolle verschwand.

Ohne Zweifel sind meine Leser wohl zufrieden, wenn ich ihnen Addrichs Kreuz- und Querzüge durch die empörten Gebirgsgegenden nicht ausführlich beschreibe. Die Wendung, welche der Aufruhr von nun an im Allgemeinen nahm, darf aber nothwendig nicht ganz unberührt bleiben.

Der Tag bei Hutwyl hatte entschieden. Die, welche an demselben zum Bunde geschworen hatten, trugen die Funken oder Flammen ihrer Begeisterung den entferntesten Thälern zu, und verbreiteten die Begierde zum Aufstande. Wehe dem, der ohne Theilnahme bleiben wollte. Er wurde, als Vaterlandsverräther und Linder, von der Partei der Harten bis aufs Leben verfolgt. Der zerrissene Zaum des Gehorsams und herkömmlicher Sitte ließ jeder Leidenschaft offenes Feld. Manche Hütte ging in Rauch auf; mancher Unglückliche fiel verstümmelt durch Wuth des Pöbels. Wie bei solcher Entfesselung von allem Gesetz immer, trieb auch hier bald nur der rohe Eigennutz, der kalte Ehrgeiz, der tückische Privathaß großes Spiel durch Schreckensherrschaft. Die Hefen schwammen oben; verlumptes Bettelvolk wollte Plünderung der Reichen, bestraftes Gesindel Rache an ehemaligen Vorstehern.

Die Bauern besetzten alle Pässe mit starken Wachten; hielten die gewöhnlichen Boten an; erbrachen die Briefe, besonders die der Obrigkeiten, verschonten selbst die der französischen Gesandtschaft nicht; schleppten Reisende in Verhaft und entliessen sie selten ganz ungerupft.

Es war in den ersten Maiwochen. Aller Orten wurden Waffen jeder Art gesammelt, neue geschmiedet, obrigkeitliche Gebäude, die nicht fest waren, erbrochen und ausgeleert. Man schaarte sich tausendweis zusammen und lebte auf Unkosten der Gegenden, die man durchzog. Die Landleute von Basel versammelten sich mit Ober- und Untergewehr bei Liestal und drohten gegen ihre Hauptstadt. — Christen Schybi mit den Entlibuchern und dem Volk der übrigen Aemter rückte gegen die Stadt Luzern, schnitt ihr von der Landseite Zufuhr ab und drohte ihre Einäscherung. Zeitig genug rückten noch die Landesfahnen von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug zum Schutz der Stadt ein; aber Schwyzer, Zuger und Unterwaldner hatten es kein Hehl: sie wollten die Stadt schirmen, aber nicht zur Unterdrückung des Landmanns fechten helfen. Oberst Zweyer trieb zwar durch muthigen Ausfall, den er mit zweihundert Urnern that, die Empörten zurück und entriß ihnen den Paß an der Emma. Er verlor dabei einige Gefangene und Todte; auch den Aufständischen wurden acht Mann erschossen. Aber Zwietracht innen den Mauern der Stadt Luzern selbst lähmte eine Zeit lang seine weitern Unternehmungen. Die Bürgerschaft haderte dort mit dem Patriziat um die ihr durch List und Stärke nach und nach entwundenen Vorrechte in Wahl der Obrigkeiten, in Besetzung des großen Rathes, der Aemter und Vogteien. Sie benutzte jetzt den günstigen Augenblick, das Verlorne zurück zu erzwingen. — Kraftloser noch, als Luzern, zitterte die Stadt Solothurn bei verschlossenen Thoren. Ihr gesammeltes Volk stand in Waffen, und war, weil es von der Stadt nichts zu fürchten hatte, in ungebundenen Schwärmen theils den Stadtmauern nahe, theils in starken Banden den Bundesgenossen anderer Gegenden zugezogen.

Gleiche Gährungen und Verwirrungen herrschten im Aargau. Hier hatten sich die Empörten des Fahrs von Windisch über die Reuß bemeistert; vierhundert Mann der Ihrigen standen als Vorwacht in Königsfelden gegen Brugg. Die Bauern aus den Freiämtern hielten die Stadt Mellingen besetzt, während noch die Reußbrücken von Sins, Gisikon und Bremgarten durch die Zuger verwahrt wurden. Muthig behaupteten aber die übrigen Städte des Aargau's in diesem allgemeinen Sturm noch Selbstständigkeit. Aarburg und Lenzburg, am Fuße ihrer hohen Felsenschlösser, standen durch diese gegen die streifenden Banden gesichert; Baden schlug Freunden und Feinden ab, Besatzung einzunehmen; Brugg, inner dessen Ringmauer Berns flüchtige Amtleute Schirm fanden, rüstete guten Wehrstand; dasselbe that Zofingen, von deren Bürgerschaft Nikolaus Leuenberger vergebens schweres Geschütz begehrt hatte. Am heftigsten ward Aarau bedrängt, viele Tage von unzähligem Volk berannt, um Durchpaß zu erzwingen; der Mühlenbach abgeleitet, welcher der Stadt Gewerbe mannigfach beförderte, und, was draussen lag, ward verödet. Als aber, nach vielen gütlichen Versuchen der Aarauer, selbst die Beredsamkeit des greisen Dekans Rüsperli eitel geblieben war, der an der Spitze einiger Rathsglieder in das Lager der Landstürmer hinausgesandt worden und Gefahr der Mißhandlungen und selbst des Lebens bestanden hatte: schwer die bewaffnete Bürgerschaft der Stadt, ihre morschen Ringmauern mit ihren Leibern zu decken und bis auf den letzten Mann Gegenwehr zu leisten. Zum Glück ward nach einigen Tagen das Blutvergiessen durch die Botschaft verhindert, daß Bern (am 17. Mai) auf dem Murifelde mit dem Obmann des Bundes endlich Vergleich und Friede geschlossen habe.

Wirklich hatte der Rath zu Bern, auch nach dem Landtag zu Hutwyl, die Unterhandlungen mit Leuenberger fortgesetzt, der zuletzt an der Spitze von 6000 Oberländern und einigem schweren Geschütz gegen die Hauptstadt vorgerückt war. Er lagerte nur noch einige Stunden von ihr entfernt, bei Ostermundigen, während das wenige Kriegsvolk der Stadt bei der Schloßhalde in guten Verschanzungen stand. Bern wollte Zeit gewinnen, die verheißenen Hilfsvölker aus Welschland, Freiburg und dem Fürstenthum Neuenburg an sich zu ziehen. Um diesen Preis sah es gelassen rings umher die Verwüstung der Stadtgüter, die Plünderung der Landhäuser. Endlich bemerkte aber der Obmann des Bundes, daß er von den Bernern mit Absicht hingehalten und überlistet worden sei. Boten brachten Nachricht, es rücke ein beträchtlicher Heerhaufen von Murten gegen den Paß von Gümminen und den Saanestrom, der Stadt zu Hilfe; neuenburgische Schlachthaufen zögen gegen Aarberg. Nun beschleunigte Leuenberger dringend, mit Androhung plötzlichen Angriffs, den Ausgang der Unterhandlungen. Er wollte sich mit Allem begnügen, wenn nur die Hauptsätze des zu Hutwyl geschwornen Bundes unangefochten blieben und die Stadt an sein Volk 50,000 Pfund Goldes, als Entschädigung der Kriegskosten, zahlen würde.

Bern, nicht ohne alle Furcht, gegen Uebermacht und Verzweiflung empörter Unterthanen ungleichen Kampf eingehen zu müssen; ohne Kunde von den Hilfsvölkern, die es erwartete, weil alle Boten durch Wachsamkeit der Bauern aufgefangen wurden, entschloß sich, einen Vertrag zu unterzeichnen, der unter günstiger Wendung der Umstände vielleicht doch ohne Erfüllung bleiben konnte. Einzig noch war es bedacht, in dieser Lage zu retten, was für den Augenblick zu retten war, — hoheitliche Ehre. Es bewilligte also die 50,000 Pfund, nicht aber für Kriegskosten, oder als Ersatz für den herabgesetzten Werth der Münze, sondern „aus väterlicher Huld wegen der Klagen des Volks über Armuth". Die Summe sollte auch erst nach gänzlichem Rück-

zug der Landleute in ihre Heimathen, nach Auslieferung des Bundesbriefes und nach der neuen Huldigung entrichtet werden, welche die Unterthanen zu leisten hätten.

Leuenberger willigte plötzlich in Alles, ohne es damit ernstlich zu meinen, um nur von dieser Seite frei und sicher zu werden. Denn er hatte Meldung, Seckelmeister Konrad Wertmüller von Zürich rücke mit mehr denn 6000 Mann zu Fuß und Pferd und zahlreichem Geschütz gegen den Heitersberg und die Reuß an; von der andern Seite komme der Urner Feldherr Zweyer mit 5000 Mann, von Luzern her, gegen das Amt Lenzburg. Wertmüller hatte ausser den Zürichern auch Schafhauser, Thurgauer und Appenzeller unter seinen Fahnen. Die Tage der Entscheidung traten ein. Leuenberger, sobald er Bern zufrieden gestellt zu haben glaubte, ließ den Ruf zum allgemeinen kriegerischen Aufbruch durch alle Thäler und Gebirge ergehen, und Alles die Richtung in den Aargau und gegen die Reuß nehmen. Er selber eilte dahin mit schlagendem Herzen, sich Glück wünschend, wenigstens Bern hinter sich einsweilen unschädlich gemacht zu haben.

Dem Obmann waren Stolz und Muth bei allen bösen Kundschaften, welche über die Rüstungen der Eidsgenossen ihm unterwegs zugetragen wurden, bedeutend verschwunden. Wenn seine Eitelkeit auch nicht erlaubte, öffentlich Verlegenheit zu zeigen, konnt' er sich selber doch nicht läugnen, daß er dem ins Ungeheure hinausgewachsenen Unternehmen auf keine Art gewachsen sei. Die Menge der Fragen, welche er Kommenden und Gehenden stündlich zu beantworten, die Menge der Befehle und Weisungen, welche er nach allen Seiten hin zu ertheilen hatte, brachte ihn in volle Verwirrung, daß sein Geist im Chaos von tausend Dingen unterging und die Uebersicht des Ganzen verlor. Eben so deutlich verspürte er in sich den Mangel jeder Feldherrngabe: Geistesgegenwart, treffenden Blick, Würdigung des Augenblicks und der Umstände, Kaltblütigkeit, persönlichen Muth und Festigkeit des Willens. Und doch trieb ihn die Macht der Verhältnisse, das blinde Vertrauen des Volks, der Ruf, der ihm geworden, die Rolle des Feldobersten unter seinen Bundesgenossen zu übernehmen.

Erst als er, in der Nähe des aargauischen Schlosses Wildegg vorübergekommen, mit seiner zahlreichen Begleitung in die Ebene eintrat, welche Lager- und Sammelplatz des aufständischen Heeres war, richtete sich sein schwer erschüttertes Selbstvertrauen wieder auf. Er erblickte hier schon bei 10,000 Mann beisammengelagert, deren Zahl sich beständig durch frisch anrückende Haufen verstärkte. Alle erschienen dabei wohlbewaffnet, und nach ihren Waffenarten in Schlachthaufen getheilt; meistens unter dem Befehl von Hauptleuten, welche schon als gemeine Soldaten in ausländischen oder einheimischen Kriegen gedient hatten. Auch waren allesammt gewissermaßen gleichförmig gekleidet, um sich in Gefechten oder schon in der Ferne auf Märschen zu erkennen. Ihr Kriegsgewand bestand in einem rothen Wollenhemd, welches jeder über seine Kleider trug. Der rechte Flügel dieses Heeres lehnte an das Dorf Mägenwyl und an die schroffen Felswände neben demselben; der linke an die waldige Halde des Berges, von welchem Gemäuer und Thurm des alten halb verfallenen Schlosses Brunegg durch die benachbarten Landschaften weit umher schaute. Das Ganze unterschied sich in vier Abtheilungen mit eben so vielen fliegenden Fahnen nach den Kantonen Bern, Luzern, Basel und Solothurn, von wannen die Streitrotten stammten.

Alles das hatte Christen Schybi geordnet und vorbereitet, der vielleicht unter allen Befehlenden der kriegserfahrenste Mann sein mogte. Er hatte für Vorwacht und Nachhut gesorgt, und für reichliche Zufuhr von Lebensmitteln, welche die umliegenden Dorfschaften mit freiwilliger Thätigkeit, doch gewöhnlich auf Unkosten derer herbeischafften, die im Verdacht standen, Linde zu sein. Halbe Dörfer wurden unter diesem Vorwand ihrer Heerden und aufgespeicherten Vorräthe gewaltsam beraubt.

Hingegen an Mannszucht, Regelmäßigkeit der Bewegung und Geschicklichkeit im Waffengebrauch, zumal des Schießgewehrs, fehlte es dem Kriegsvolk desto mehr. Doch diese Eigenschaften mangelten nicht nur den zügellosen Banden der empörten Landleute, sondern selbst den eidsgenössischen Truppen damaliger Zeit. Dieselbe Nation, welche ihrem kriegerischen Geist und ihrer Waffengewandtheit theilweise Freiheit im Innern und Gesammtunabhängigkeit vom Auslande zu danken gehabt hatte, stand damals allen Nachbarstaaten in der Kunst des Heerwesens weit nach. Daher ward man jetzt auch, gleich beim Auszug der Eidsgenossen unter Wertmüllers Befehl, die heillosesté Verwirrung in den Reihen derselben gewahr. Man sah ganze Rotten vom Heer laufen, um in abgelegenen Höfen und Weilern zu plündern, zu brennen und Unzucht zu treiben. Man zählte schon Verwundete und Todte, ehe man noch mit dem Feinde zusammengetroffen war, bloß durch unverständiges Handhaben des Gewehrs oder der Spieße. *)

Dieser allgemeine Verfall des Kriegswesens war zum Theil durch unkluge Haushalterei und Sparsucht der eidsgenössischen Regierungen, mehr noch durch peinliche Furcht derselben vor ihren Unterthanen bewirkt, deren Zufriedenheit freilich, bei immer geschmälerten Rechten und Freiheiten, nicht im Steigen sein konnte. Die größer werdende Kluft zwischen Herrschern und Beherrschten in spätern Zeiten, und die schlaffe Sicherheit der

*) Wie z. B. ein Reiter in den vollen Haufen seines Geschwaders hineinschoß. — So kam nachher selbst der Sohn des Züricher Feldherrn Wertmüller, ein Jüngling von zwanzig Jahren, in Zofingen durch unvorsichtigen Schuß um's Leben.

Oberherren bei langem Frieden mit den Auslande, vermehrte die gefährliche Verachtung der Kriegskunst in solchem Maße, daß die Schweiz nachher beinahe wehrlos unterging, als sie durch Frankreichs völkerrechtsmörderische Staatsklugheit feindlich überrascht ward.

42.

Im Feldlager.

An demselben Tage, da Leuenberger den Oberbefehl seines Bundesheeres übernahm, waren auch Addrich und Fabian in dem Lager angekommen. Aus dem Haßlilande, am Fuße der Schneeberge, hatte sich der Mooser über den Brünig in die wildschönen Thäler ob den Kernwald begeben, hier die Stimmung der freien Unterwaldner behorcht und von ihnen überall tröstliche Verheißungen mitgenommen; dann sich, durch den Kanton Luzern, gegen die freien Aemter hinab zum Ufer der Reuß gewandt, und überall die waffenfähige Mannschaft zum Aufbruch bereit oder schon auf den Landstraßen schaarenweise im Anzug gefunden. Er sammelte und reihete und begeisterte durch sein Wort die verworrenen, einzelnen Banden und führte sie in einem langen Zuge, ihrer fast 2000 Mann, durch die sumpfigen Gefilde von Othmarsingen dem allgemeinen Lagerplatz zu.

Hier begrüßte die frischen Ankömmlinge der wilde Freudenruf der schon gelagerten Tausende. Leuenberger, Schybi, Zeltner und die übrigen Befehlshaber, welche den heranziehenden Haufen entgegengeritten waren, um sie zu mustern und in das Gesammtheer einzugliedern, erkannten nicht sobald den Addrich an der Spitze dieser Schaaren, als sie ihm entgegen sprengten und ihr fröhliches Willkommen jauchzten.

„Teufel, von welchen Bergen und Thälern hast du das Volk noch zusammengewischt, du alter Kriegsbesen?“ rief Christen Schybi und schüttelte des Moosers Hand: „Das ist eine wackere Nachhut.“

„Nachhut!“ erwiederte Addrich lachend: „ich meine, es sei Vorhut einer neuen Armee, die sich mit uns vereinigen wird, sobald Ihr sie ruft. Die Völker von Obwalden und Nidwalden, sag' ich Euch, von Zug, Uri und Schwyz und den Bündnerbergen, sind schlagfertig. Sie erwarten alle nur das Zeichen zum Aufbruch.“

„He, wann, wie, wo sollen wir's geben?“ schrie Leuenberger entzückt: „Morgen, heut, den Augenblick!“

„Auf dem Schlachtfelde, auf dem Siegesfelde müßt Ihr's geben, wenn sie es hören sollen!“ antwortete Addrich: „Kein Blitz leuchtet schneller und weiter, als, nach gewonnener Schlacht, Kanonenblitz des Siegers im Nacken des flüchtigen Feindes. Ich sag' Euch, führen wir den ersten großen Schwertstreich glücklich, ist alles entschieden; so stürzen die Rathsherrnstühle um; so erhebt sich alles Volk des Schweizerlandes in Berg und Boden für unsere Freiheitssache. Also nicht gezaudert, auch nichts übereilt! Wo steht der Feind?“

„Auf der Schlierer Allmend an der Züricher Grenze, wie wir von den Kundschaftern genau wissen!“ sagte Adam Zeltner: „Dem General Wertmüller ist nicht gar wohl zu Muth; er traut seinen Leuten nicht, die ihre Spieße lieber gegen die Stadt kehren mögen, zumal die vom See. Er will sich daher noch mit zwei Appenzeller Fähnlein von Auſſer-Rhoden verstärken, die unterwegs sind.“

„Vorwärts,“ rief Addrich: „ihm entgegen! Warum lagern wir, wie Tagdiebe, hinter der Reuß? Warum nicht gegen die Limmat, und hinüber vor Zürich?

„Addrich, laß die Hand von meinem Plan!“ versetzte Schybi: „Ich habe mehr Pulver gerochen, als du. Hier haben wir feste Stellung, die Reuß vor uns, Mellingen und Bremgarten besetzt. Erst muß uns Wertmüller den Uebergang über die Reuß theuer bezahlen, dann stehen wir vor ihm auf den Höhen, und er steht drunten, mit dem Strom im Rücken. Gehts nach Wunsch, so sprengen wir sie alle ins Wasser und lehren sie schwimmen. Es muß eine Hauptniederlage geben. Wer nicht in's Gras beißt, muß sich zu Tode saufen.“

„Ihr Herren, davon zu Nacht mehr im Hauptquartier!“ sagte der Bundesobmann: „Die tapfere Mannschaft, welche uns der Mooser herbeigeführt hat, wird der Ruhe bedürfen. Herr Kommandant Schybi, weiset ihr in der Lagerordnung den Platz an! Herr Untervogt, sorget, als Oberproviantmeister, für ihre Verpflegung, daß den braven Vaterlandsmännern nichts abgehe! Nach vollzogenem Geschäft verfüget Ihr Euch zu mir ins Hauptquartier. Ich gehe mit dem Mooser und seinem Adjutanten“ — er deutete dabei auf Fabian — „voraus. Es ist noch Vieles abzuthun!“

Alle gehorchten ohne Widerrede dem gebieterisch ausgesprochenen Befehl des Kriegsobersten. Der dichte Haufen der Bauern, welcher sich neugierig um die hier versammelten Anführer zusammengedrängt hatte, trennte sich, um den Weggebenden Platz zu machen. Addrich und Fabian empfingen ihre Herberge für die Nacht in einem einzelnen großen Landhause, wo sich auch das Hauptgelager des Obmanns und seiner untern Befehlshaber befand. Links und rechts war das Haus durch daneben gelagerte Truppen gedeckt, die ihre Gewehre und Spieße in Bündel zusammengestellt hatten und bei vielen einzelnen Feuern ihr Nachtmahl bereiteten. Vor dem Eingang des Gebäudes wanderten Schildwachen hin und her.

Fabian fand in dem wilden, kriegerischen Treiben die beste Zerstreuung seines Trübsinns. Selbst für ihn hatte das ungewohnte Schauspiel begeisterter, und für Freiheit bewaffneter Volks-

mengen etwas Erhebendes. Die allgemeine Entschlossenheit zu jedem Opfer, die Ausdauer und Freudigkeit aller Einzelnen in Mühseligkeiten und Entbehrungen, der blinde Gehorsam, mit welchem Leuenbergers Befehle vollstreckt wurden, konnte allerdings einen glücklichen Ausgang des großen Unternehmens weissagen. Fabian bezweifelte denselben um so weniger, da bis spät in die Nacht Boten um Boten Nachrichten von neu anrückenden Hilfsvölkern des Bundes brachten, indessen Wertmüller auf der Allmend von Schlieren kaum 7000 Mann beisammen hatte, die er gegen Leuenberger ins Feld führen wollte. Dennoch blieb Fabian seinem Grundsatze treu, sich nicht in das Geschäft zu mischen, sondern, als Addrichs Wächter, die Rolle des Zuschauers zu spielen. Auch Addrich hielt Wort und muthete dem Jüngling nichts zu, denn die Ausübung seiner wohlthätigen Kunst, als Wundarzt, wenn es noth thun würde. In der That hatten die neugeschaffenen Feldherren bisher wohl an Schlachten und Siege, aber nicht an Wunden, noch weniger an ärztliche Hilfe gedacht. Daher behandelten sie den jungen Mann mit größter Auszeichnung, und der Obmann ernannte ihn auf der Stelle zum obersten Feldarzt des gesammten Bundesheers, der jederzeit in der Nähe des Hauptquartiers bleiben müsse. Noch spät Nachts sandte Leuenberger Befehle in die benachbarten Städte aus, um Leinwand, Salben, Spezereien, Heilmittel verschiedener Gattung und wundärztliche Werkzeuge herbeizuschaffen, wie sie Fabian aufgezeichnet hatte; desgleichen gebot er allen Aerzten, Wundärzten und Scherern der ganzen Nachbarschaft, unter Androhung der Todesstrafe, ins Lager zu kommen.

Folgendes Morgens war es wiederum Addrich, welcher, wie gewöhnlich, zuerst vom Bett sprang und den schlummernden Jüngling aus seinem Traume von Epiphanien weckte.

„Auf, auf!“ rief er: „der Mann des Kriegs soll wachen und gar nicht, oder nur mit halboffenen Augen, schlafen. Es ist noch viel an Schiff und Geschirr zu flicken, eh' wir hinaus ans Aernten können. Komm, Bursche, laß uns das Feldlager durchlaufen, und nachschauen, wie es um uns stände, wenn der Feind schon binnen vierundzwanzig Stunden Besuch abstatten würde. Zwar ist der Kommandant Christen Schybi ein ganzer Mann, allzeit auf den Beinen und mit dem Maul voran. Aber er enthält auch mehr Kupfer als Silber; lebt und treibts, wie der Schuldenbote, kann laufen und nicht müde werden, saufen und nicht voll werden, lügen und nicht roth werden.“

„Hättest du mir lieber noch den Schlaf gelassen!“ sagte Fabian, indem er sich ankleidete, etwas mürrisch: „Es ist unrecht von dir, daß du mir nimmst, was du mir nie geben kannst.“

„Hm, Kamerad! brummte Addrich: „bist du so ernstlich deines jungen Lebens satt? Geduld, dein Weib im Moose soll dich bald entschädigen. Aber es kann dir nicht schaden. Was man erfahren hat, das hat man gelernt. Sieh, das eben ist das Elend des Lebens, daß es eitel Bruchstück bleibt; ein täglich Hin- und Herfallen zwischen Dasein und Nichtsein. Ein Ganzes wäre mir auch lieber; entweder *nie* gelebt, oder *nie* gestorben!“

„Wie kömmst du nun wieder darauf?“ entgegnete der Jüngling: „Was willst du mit deiner wunderlichen Rede?“

„Entweder nie gelebt oder nie gestorben,“ wiederholte sich der Alte: „das wäre auf jeden Fall Unsterblichkeit; denn wer nie gelebt hat, kann so wenig sterben, als einer der nie zu leben aufhört. Schlaf ist Tod, Erwachen Geburt. Es gibt Tage, Wochen, Monate, da möcht' ich ohne Erwachen schlafen, und ich verwünsche die Grausamkeit der Natur, welche mir nicht einmal das Almosen der Bewußtlosigkeit gönnt; jetzt würde ich ewiges Wachen vorziehen, und muß nun jede Nacht, wider Willen, den Faden alles Thuns abreissen, den ich lieber ohn' Unterbrechen fortspänne...“

Fabian betrachtete ihn lächelnd von der Seite mit einiger Verwunderung, indem er sagte: „Zum erstenmale seh' ich dich lebenslustig, Addrich; aber ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen soll.“

„Freue dich nur,“ erwiederte der Alte: „denn im stürmischen Meer von Geschichten und Geschäften dieser Art geb' ich wieder zu wahrer Selbstvergessung unter. Mehr begehr' ich nicht. Ich allein fühle mich stark genug, die alten Eisenpforten des Weltkerkers aus den verrosteten Angeln zu lüpfen, und ein ganzes Volk aus der stinkenden Gruft in den Sonnenschein der Freiheit vorwärts zu drängen. Zeltner, Leuenberger, Brömer, Schybi, alle erkennen und fühlen sie das, und gestern in der Nacht schworen sie mir zu, ohne meinen Rath keinen Schritt mehr zu thun. Sie hießen mich den Meister. Darum, Fabian, laß uns aufbrechen und das Kriegsvolk und die Stellungen mustern. Ich will die Karten nicht nur mischen und geben, ich muß auch Allen ins Spiel sehen, damit nicht einer seinen Trumpf verwerfe.“

Fabian, der sich das Degengehenk über die Achsel warf, versetzte mit voriger Verwunderung: „Ich bin fertig, Addrich. Du aber bist wahrhaftig deinem Ende nahe, oder auf dem Wege der Genesung von der schweren Krankheit, die dich plagt. Denn es ist in dir große Aenderung vorgegangen. Du fühlst dich wieder im Fleisch und Blut selber, da du bisher durch und durch taub und starr warst. Eigenliebe kann dich kitzeln und dir Lust zum Leben geben, da dich bisher nichts mehr schmerzte, nichts mehr kitzelte. Komm, widersprich mir nicht! Du bist auf guten Wegen; ich hoffe, das Bessere soll folgen.“

Addrich, wie von der Wahrheit des jungen Menschen überrascht, lächelte über sich selber und wollte Einrede thun. Fabian aber mochte nichts

hören, lachte und zog ihn fort. Der Anblick des Lagers, als sie ins Freie hinaustraten, gab ihrem Gespräch bald andere Wendung.

43.

Böse Zusammenkunft.

Sie gingen durch die langen Reihen des Lagers bis zum Adlersberg, auf dessen östlichem Flügel die alte Burg von Brunegg hing. Es war ein trüber Morgen. Ein schwermüthiges, einförmiges Grau des Himmels hing über der blühenden Frühlingslandschaft. Dort und hier stiegen Rauchsäulen auf von frisch angezündeten Feuern, bei denen die in Krieger verwandelten Landleute ihr Morgenessen kochten. Man erblickte nur wenige Zelte. Die Nacht war von den meisten auf einem Bündel Heu oder Stroh, ohne Obdach, zugebracht. Hin und wieder sah man wohl, statt der Gezelte, an einander gelehnte Bretter und Thüren, die man den Häusern, Scheuern und Ställen benachbarter Ortschaften entführt hatte; oder Leinlachen, große Tücher von Frachtwagen und zerschnittene Säcke über aufgesteckte Stangen ausgespannt.

Doch herrschte nicht minder allgemeine Fröhlichkeit im Volke. Das Ungewohnte der Lebensart und wie man aus der Noth eine Tugend, aus Mangel neue Erfindungen machen, bald über die glücklichen Einfälle des Einen, bald über die klägliche Unbeholfenheit des Andern lachen mußte, belustigte Alle. Addrich und sein Begleiter gefielen sich in dem bunten Getümmel. Sie theilten mit einem der heitern Haufen das kräftige Frühstück und die kräftigen Späße. Dann begaben sie sich beide weiter, um auch die Vorwachten des Lagers zu besuchen, welche längs der Reuß und bei der Stadt Mellingen aufgestellt sein sollten.

Nach einer starken Viertelstunde Weges über die Wiesen gelangten sie zum Gebüsch, welches die Halden der Höhe bekleidete, die längs dem schmalen und ebenen Reußthale hinzieht. Vor ihnen in geringer Entfernung lag das Städtlein Mellingen, am dunkeln Strom der Reuß, nach alter Art und Kunst mit Ringmauer und Graben umgeben. Dahinter erhob sich, allmälig emporschwellend, wild und waldig das Gebirg, und der Heitersberg, über welchen ein rauher Weg gen Zürich führt.

„Laß uns hinab ins Städtlein gehen, die Freiämtler halten es besetzt," sagte Addrich: „denn wir sind auf den Wiesen zu weit links gerathen. Die Vorhut steht in der Nähe von Wohlenschwyl auf der Höhe, an der Straße von Lenzburg. Verfolgen wir diesen Fußpfad; er führt rechts, ohne Zweifel ins Dorf."

Wie sie eine Strecke fortgewandert waren, hörten sie durchs Gebüsch schon aus geringer Ferne das Rufen, Lachen und Lärmen der ländlichen Krieger tönen. Bald führte sie ihr Pfad zu einer einsam gelegenen Hütte, welche auf freiem Platz, am Abhang der Höhe, ungehemmte Aussicht über Thal, Strom und Gebirg darbot. Eine uralte Eiche, die ihre schwarzen Arme über das Strohdach streckte, schien mitleidig der Unzulänglichkeit desselben gegen die Unbill der Witterung abhelfen zu wollen; und der Hintertheil des Baues schien seine Haltbarkeit weniger der eigenen Stärke, als der Stütze von einem jener ungeheuern Granitblöcke danken zu müssen, welche, durch Fluten der Urwelt aus den Alpen hiehergewälzt, noch zur Hälfte aus dem Erdboden ragen.

„Ich wette," sagte Addrich, indem er auf ein kleines hölzernes Kreuz wies, das den Obertheil des Giebels schmückte, „hier ist das Nest eines heiligen Tagediebs. Wir wollen dem Waldbruder Besuch abstatten. Man kann von solchen Leuten etwas erfahren."

Die Thür stand offen. Sie traten in den engen Raum, wo sich auf dem Tischlein zur Seite ein paar große, halbleere Weinflaschen, Brodstücke und geräuchertes Fleisch, als Ueberbleibsel eines Frühstücks, oder des gestrigen Nachtschmauses, andeuteten. Rechts erblickten sie auf einem Laubsack am Boden, statt des Waldbruders, einen jungen schlanken Kriegsmann in tiefem Schlaf.

Addrich, der vorausgegangen war, fuhr bei diesem Anblick zurück, sah sich finster nach Fabian um und sagte: „Seh' ich recht, so ist's ein Schurke, der sein Loth Blei durch den Schädel mehr als verdient hat. Ich gebe dem Aase einen Fußtritt, und damit gehen wir."

Fabian erkannte im Schlafenden jetzt den Hauptmann Gideon Renold. Sein Herz zog sich zusammen. Er wandte sich rasch ab und rief: „Fort von der Pestilenz! Was hab' ich mit diesem Bösewicht?" Die Heftigkeit, mit welcher er die Worte ausstieß, weckte den Schläfer. Derselbe fuhr mit halbem Leibe jählings vom Lager auf und starrte, ungewisses, rathendes Blicks, die vor ihm schwebenden Gestalten an. Je deutlicher diese wurden, je starrer dehnten sich seine Mienen und Augen, wie die eines Menschen, der voller Entsetzen Gespenster wahrnimmt. Sein erblaßtes Antlitz war durch die todtenhafte Veilchenbläue schauerlich, die sich um seine Augen und Lippen legte.

Addrich, der ihn jetzt in der That für krank hielt, fühlte bei dem Anblick eine Art Anwandelung des Mitleidens, und sprach mit sanfter Stimme und erzwungenem Scherz: „Du hier, Gideon? Was treibst du, Faulpelz? Zum Müßiggänger gehören entweder große Zinsen oder hohe Galgen."

„Was? Galgen? sagte halblaut und unverständlich, wie aus trockener Kehle die Töne drängend, der Hauptmann, ohne seine Stellung zu ändern. Dann aber schrie er nach einigem Besinnen plötzlich laut und wiederholt: „Mörder! Wache! Schildwache! Hilfe!"

„Menschenkind, rasest du?" sprach Addrich: „Kennst du mich nicht?"

„Und warum überfallet Ihr mich im Schlafe?“ entgegnete Gideon, indem er aufsprang, beide mißtrauisch beobachtete und links und rechts mit den Augen umherfuhr: „Weh dem, der Hand an mich legt! Wisset, ich bin der Vorpostenkommandant, und jedes Haar meines Hauptes ist bewacht, wenn ich schon den Augenblick wehrlos bin.“

Er bewegte sich während dieser und ähnlicher Reden, ohne von Beiden je mit den Augen zu lassen, rückwärts, und gar allmälig, wie wenn es jene nicht merken sollten, gegen einen Hüttenwinkel im Hintergrund; bückte sich da rasch seitwärts, raffte ein am Boden liegendes Schwert auf, warf dessen Gehenk über die Schulter, bedeckte sich das Haupt mit seinem daneben gelegenen Hut, und drückte denselben tief in die Stirn nieder.

„Jetzt, ihr Herren,“ sprach er mit jener stolzen Haltung und Festigkeit der Stimme, worin sich das Gefühl seiner Sicherheit verkündete: „jetzt will ich Euch wohlgemeint invitiren, auf der Stelle das Feld zu räumen und mich nicht länger zu inkommodiren, widrigenfalls Einem wie dem Andern wegen des schnöden Attentates übler Rekompens bevorsteht.“

„Hör' an,“ sagte Addrich, du arger Gesell, ich vermuthe, du hast dein Quintlein Verstand beim Mordbrand am Thunersee verloren; und, wahrhaftig, das würde dir allein noch zur größten Ehre gereichen. Denn sonst wäre keine ehrenwerthe Faser an dir. Man müßte dich dann nicht henken, sondern nur bedauern. Aber auf jeden Fall hat der das Roß hinter den Wagen gespannt, der dich hierher stellte, als Kommandant der Vorposten. Ein Narr muß bewacht werden, aber nicht Wacht halten; und ein Bösewicht gehört nicht unter ehrliche Leute.“

„Schweig mit deinen Insulten, du meineidiger Betrüger,“ versetzte Gideon: „oder ich operire dir die Zunge im Halse, daß sie nie wieder falsch schwören soll. Ich darf allezeit mit gutem Gewissen vor honnetten Personnagen stehen, aber du ...“

„O ja!“ unterbrach ihn der Alte mit bitterm Lächeln: „du darfst dich sehen lassen, wenns finster ist, und darfst mit deinem Gewissen prahlen, denn es ist groß genug, daß man mit einem Fuder Heu durchfahren könnte. Aber die Leute riechen dir den Brand an.“

„Den Brand!“ schrie der Hauptmann auffahrend: „Daß dich hunderttausend Teufel zerrissen, denen du deine arme Sünderseele längst verpfändet hast! Was Brand? Und wenn man dir einen rothen Hahn über die Barake im Moos schickt, hast du Besseres meritirt? Meinst du, ich lasse mir von des Satans Gaukelsack, wie du einer bist, Nasen drehen und mir pochen? Hast du mir nicht Epiphanien verheißen, und das Weibsbild dem Schnapphahn dort angehenkt? Gottes Marter, Wunden und Blut! Retirire, oder ich jage dir die Klinge durch die Gedärme!“

Addrich schüttelte den Kopf und erwiederte gelassen: „Vor deinen schwedischen Flüchen ergreift unser einer das Hasenpanier nicht. Aber Antwort will ich dir geben. Meine Nichte ist dieses Ehrenmannes Weib worden, weil es der letzte Wunsch meiner sterbenden Tochter, und der Wille Epiphaniens war. Ich hatte dir nichts wider Epiphaniens Willen verheißen; sie aber haßte dich von ganzem Herzen. Und wär' Alles nicht gewesen, ich hätte meines Bruders Kind eher einem Steckenknecht und Sauhirten an den Hals geworfen, als einem Mordbrenner um Tonnen Goldes gegeben; und der bist du!“

„Gut, gut!“ erwiederte Gideon höhnisch: „Triumphiret, banketiret, ihr sollet euern Hochzeitschmaus mit Teufelsdreck geschmalzen finden, Nesseln im Bett und vielfüßige Landknechtsthierlein auf der Weide haben. Du sollst wissen, was es heißt, einem tapfern Offiziere nicht Parole halten. Ich habe andere Majestäten gesehen!“

„Ich deren auch!“ versetzte Addrich: „Ich bin weit in der Welt umhergefahren, aber diesseits und jenseits des Meeres sah ich keinen verdorbenern Buschklepper und Taugenichts, auf Ehre, als dich!“

„Mit Gunst, laß die Ehre aus dem Spiel!“ schrie Gideon bitter lachend: „Es fährt heutzutage manche Ehre über das Meer und ersäuft nicht, weil sie strangulirt sein will. Und jetzt macht Euch aus dem Staube, — oder ich — hier zog er den Degen — auf Kavalierparole, ich ich schicke Euch in des Teufels Rachen hinab.“

Er hatte diese Worte noch nicht vollendet, als Fabian, der bisher schweigend unter der Thür dem Wortwechsel zugehört hatte, mit gezuckter Klinge vorsprang, den Alten hinter sich zurückwarf und rief: „Du Molch! stelle dich denn zur Wehr!“

„O mit nichten!“ erwiederte Gideon verächtlich: „dich menagire ich, denn du bist zum Hahnrei geboren und sollst noch sehen, wie ich deine Maitresse meiner ganzen tapfern Mannschaft in die Rappuse gebe.“

Addrich riß den Jüngling zurück und hielt ihm den Arm, indem er rief: „Fabian, beflecke dein Schwert nicht an diesem räudigen Hund!“

Während sie noch unter einander stritten, hörte man draussen Geschrei nach dem Hauptmann. Ein Haufe bewaffneter Bauern eilte herbei und drängte zur Thür und rief: „Kommet! Hauptmann, heraus! Der Feind ist im Anzug! der Feind!“

44.

Das Gefecht bei Mellingen.

Diese unerwartete Dazwischenkunft veränderte plötzlich die Gestalt der Dinge zwischen den drei Männern in der Waldbruderhütte. Zwar wetterte der Hauptmann noch gegen Addrich und Fabian; er befahl, man solle ihnen die Degen

entreissen, und beide als Gefangene fortführen; zwar wüthete er noch lange mit allen Flüchen, die er in deutschen Kriegen gesammelt, über schlechte Disziplin seiner Soldateska, über strafbare Entweichung seiner Schildwacht, die man vierundzwanzig Stunden lang, bei Wasser und Brod, krumm schliessen müsse; allein es hörte niemand auf ihn. Einer überschrie den Andern, der Feind ziehe gegen Mellingen; die Stadt sei überrumpelt; man müsse ihr zu Hilfe laufen. — Menge und Gedränge vor der Hütte mehrten sich. Es kamen neue Bauernhaufen mit neuem Geschrei: „Hauptmann heraus! Mellingen ist über! Wir sind verrathen! Hört nur, hört, in der Stadt wird geschossen! Alles ist an die Zürcher verrathen und verkauft!“

Botschaften der Art waren allerdings ganz geeignet, den Zorn des Hauptmanns schnell zu zerstreuen und seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, zumal einige Stimmen aus dem Getümmel Drohungen gegen den saumseligen Kommandanten ausstießen: „Will er nicht heraus, so machen wir einen andern Hauptmann. Nun es heißt: Vogel friß oder stirb! verschlüpft er sich in den Hag. Hat er vielleicht auch schon Hand- und Haftgeld von den Zürichern genommen? Er soll heraus! Heraus!“

Gideon stieß den Schwall der in die Hütte Gedrungenen hastig zurück, und auch Addrich und Fabian gelangten mit dem Strom, der zur Thür hinaus ging, ins Freie. Gideon stellte sich dem Haufen gegenüber und befahl wiederholt, zu schweigen. „Was ist das für Mannszucht?“ schrie er: „Wisset ihr nicht einmal, wie ihr die Charge des Befehlshabers zu respektiren habt, daß ihr ohne Geheiß des Offiziers alle vom Lager und vom Posten laufet? Bei solcher Libertinage und unziemlicher Lizenz hat der Feind im ersten Rencontre und Scharmützel die Oberhand. Euch Gesellen muß man noch besser zu Gehorsam, Courage und Kriegsmanier gewöhnen.“

„Aber, Kommandant!“ rief Einer aus dem Haufen: „Das Maul zu und sperr' die Augen auf, dann siehst du selbst von hier den Feind schon hinter der Mellinger Reußbrücke!“

„Schweig, Lotterbub, mit deiner Insolenz!“ schrie Gideon, über den neuen Mangel der Achtung ergrimmt: „Wer noch einmal muckset, dem sollen zehntausend Millionen Schock Donnerwetter...“

„Gott sei bei uns!“ unterbrach ihn ein Kerl, der vornan stand: „Wir haben einen frommen Kriegshelden zum Hauptmann verlangt, aber keinen gotteslästerlichen Flucher und Schwörer deines Gleichen. Ich rathe dir wohlmeinend, bring' uns deine Höllenkomplimente nicht wieder. Wir wollen gottesfürchtige Christen sein und bleiben. Der Himmel soll uns deinetwillen nicht strafen. Man muß vor dir bald ein Kreuz in die Diele machen.“

Diese Worte schienen aber die Stimmung des gesammten kriegerischen Haufens ziemlich treu auszusprechen. Denn ihrer viele murmelten halblaut und mißvergnügt unter sich; andere schüttelten die Köpfe; andere traten verdrossen auseinander. Gideon spürte Ungutes. Er änderte deswillen sogleich den Ton und sagte: „He, was hier, was da? Soldaten sind generaliter schlechte Pfaffen; das wißt ihr wohl. Ihr bauet auch gern die Kirche mitten ins Dorf, aber hört lieber mit Bechern zusammenläuten, als mit Glocken. Vorwärts, ihr tapfern Landsleute, laßt uns dem Feind zeigen, was wir prästiren. Wir spielen Karnöffelspiel *); der Wenzel sticht Kaiser und Papst, Landvogt und Schultheiß. Vorwärts, marsch!“

Der Haufe setzte sich sogleich in Bewegung nach der Richtung, von wannen er gekommen war. Als Gideon ihm nacheilte, schoß er zuvor noch einen mörderlichen Blick auf Fabian und Addrich zurück, indem er rief: „Eure Kastigation und Züchtigung reservir' ich mir für nächste Occasion.“ Damit entfernte er sich nebst den Uebrigen im Buschwerk, welches den Weg zum nahen Dorf bedeckte.

Fabian steckte den Degen ein, indem er dem Hauptmann bloß mit verächtlichem Achselzucken antwortete. „Fürwahr,“ sagte er, „ich weiß dir Dank, Addrich, daß ich diese heilige Klinge nicht mit dem Blut des schändlichen Gauchs befleckte. Man sieht's, der Mensch ist ganz wider seinen Willen ein Mensch, und ärgert sich über das letzte, was ihm noch Gutes in einem Winkel seines Herzens behangen blieb, über die Scham vor seiner eigenen Verworfenheit. Er möchte an seinem Gewissen Verräther werden und es an den Nagel hängen. Aber es verräth ihn und bringt ihn über kurz oder lang an den Nagel. Unser Anblick nahm ihm durch das erste Entsetzen den Verstand; er fürchtete unsere vergelterische Rache, der Mordbrenner! Sahst du nicht den feigen Hund, wie er anfangs zitterte, und unserer Faust entschleichen wollte, bis er den Degen gefunden und den Rücken sicher hatte? Dann blöckte er wieder mit den Zähnen.“

Addrich, der auf einem bemooseten Stein am Abhang des Berges Platz genommen hatte, und da, mit Hand und Kinn auf den Knopf des vor ihm hingestützten Degens ruhend, unverwandt nach Mellingen hinübersah, erwiederte kurz: „Laß ihn fahren! Gedanken sind wohlfeile Waare; aber für den da ist mir der kleinste zu köstlich. Laß ihn!“

„Es wunderte mich längst, Addrich, daß du ihn in deinem Umgange, unter deinem Dache duldetest.“

„Man duldet wohl vieles, was die Natur duldet, und man brauchts, wie sie. Sie hat Ad-

*) Ein noch im siebenzehnten Jahrhundert gemeines Kartenspiel, in welchem die niedrigsten Karten die höchsten stachen. Der Wenzel oder Unter war der Karnöffel.

ler und Aasmaden. Hätt' ich Manches früher gewußt! Mogt' ihn doch auch Epiphania lange Zeit wohl leiden."

"Den Gleisner! Ihr Innerstes verabscheute ihn."

"Leonore, die arme Leonore, eben so! Sie hatte Neigung für ihn, bis sie den höllischen Gast erkannte. Da brach es ihr Herz. Sie gestand es Epiphanien erst unlängst. Nun erklär' ich mir Manches."

"Das fromme, stille, heilige Lorely? Das ist widernatürlich!"

"Hm, eben darum in der Ordnung. Die Einfälle der Natur sind nicht immer die natürlichsten. Sie verkuppelt am liebsten, was sich am tödtlichsten widerstreitet. Das Licht schleppt Schatten nach sich, der Sommer den Fluch der Hagelwetter; der Waizenacker das Unkraut. — Pest! das sind die Züricher! Die Freiämterische Besatzung hat sich ohne Flintenschuß ergeben. Was schlagen unsere Tölpel links und rechts ihre Kalbfelle, statt vorzueilen und die Hand voll Züricher zu klopfen?"

Man sah, während auf beiden Seiten in den Ortschaften Büblikon und Wohlenschwyl die Trommeln der Aufständischen gerührt wurden, aus dem offenen Thor des Städtleins Mellingen einige Kompagnien der Eidsgenossen in die Ebene hervorgehen, denen auch schweres Geschütz und Reiterei folgte. Bald entwickelten sich auf der Fläche einige Schlachthaufen in ziemlicher Ordnung. Als Addrich, der die feindlichen Bewegungen in der Tiefe mit keinem Auge verließ, von ungefähr aufwärts sah, erblickte er links, auf der Straße von Baden hinter der Stadt, den langen Zug des eidsgenössischen Kriegsheers, und selbst rechts von den Höhen des Heitersberges hernieder auf einzelnen lichten Stellen zwischen dortigen Wäldern, Waffen blitzen, Fahnen flattern.

Beide Zuschauer vor der Waldbruderhütte betrachteten in großer Stille das ernste Schauspiel. Aus dem Mellinger Thore quollen immer neue Schaaren in die Ebene hervor, die sich dann unweit einer alten Kapelle in lange Schlachtreihen aus einander rollten.

"Was denkst du jetzt zu dem Handel?" fragte Fabian endlich.

"Er geht, wie er soll!" erwiederte Addrich, ohne wegzusehen: "Was liegt an Mellingen? Die Herrenknechte müssen herüber, damit wir sie fassen, drücken und hinter sich ins Wasser stürzen können. Wertmüller vermeint, daß wir schwach sind. Er wird bald stutzen."

"Sieh hinauf, Addrich!" rief Fabian: "sieh, die Züricher bringen den Geier mit; so sicher scheinen sie zu sein, ihm einen guten Schmaus zu rüsten."

Wirklich schwebte diesen Augenblick ein großer Raubvogel hoch in der Luft über dem Städtlein und dem Heere.

"Dergleichen Thiere sollen feine Witterung haben," erwiederte Addrich, "die Züricher in Angst dünsten ohne Zweifel schon Leichengeruch aus." Als er dies mit tückischem Lächeln sprach, richtete er die Augen in die Höhe und erblickte den Raubvogel, hoch über den eidsgenössischen Bannern. Da fielen plötzlich die heitern Falten seines Gesichts düster und starr zusammen, denn es kam ihm unwillkührlich einer von den Versen zu Sinn, den die kranke Eleonore einst um Mitternacht im Wahnsinn ihrer Träume gesungen hatte:

Am Himmel schweben Fahnen,
Am Himmel blau und weiß;
Sie schweben lange Bahnen
Herab zur grünen Reuß.

Nun schüttelt breite Schwingen
Vom Felsenhorst der Aar.
Er kreis't in großen Ringen;
Aar sucht die Leichenschaar.

"Deine Geberde, Addrich, bekennt keine so freudige Zuversicht, als deine Zunge!" sagte Fabian, der die plötzliche Verfinsterung des Alten wahrnahm.

"Hm!" brummte Jener ärgerlich, und wischte mit der Hand über die Augen hin: "wüste Gespensterei, wenn der Menschenverstand auf dem Gipfel seiner Höhe gerade den Aberglauben wieder zum ersten Nachbar hat, oder wenn der alberne Zufall ein Gesicht macht, wie die Vorsehung auf dem Stuhl des Schicksals. Still! — Etwas anderes! — Schau rechts unsere Mannschaft auf dem Mellingerweg längs dem Waldhügel. Erkennt du den Gideon, wie er immer zwanzig Schritt vor dem Haufen einhergeht? Herz hat der Teufel! Er ist Soldat mit Haut und Haar. Laß seh'n, Kerl, was du ausrichtest!"

Addrichs und Fabians Aufmerksamkeit wurden auf's Höchste gespannt, als sie einige kleine Rotten, in allem kaum über hundert Mann, keck gegen die Züricher vor der Kapelle anrücken sahen. Gideon Renold in seinem eigenthümlichen, stolzen Gang und in seiner schwedischen Tracht, war unverkennbar. Er ließ Halt machen und stellte seine Leute. Diese schrien den Zürichern Hohnreden zu, oder winkten ihnen mit geschwungenen Hüten, oder drückten ihren Trotz durch andere, minder ehrbare Geberden aus, wie sie der Pöbel am liebsten anwendet und am leichtesten versteht. Unterdessen löste sich aus den Schlachtreihen der Eidsgenossen eine mäßige Schaar ab, die den Aufständischen unter Trommelschlag entgegenzog. Ehe man sich noch gegenseitig mit Kugeln erreichen konnte, wurden schon Schüsse gewechselt. Renolds Schützen standen in den vordern Reihen; hinter denselben die Speerträger mit niedergehaltenen Spießen. Sie schienen den Feind festes Fußes erwarten zu wollen.

Als die Züricher auf halber Schußweite Stillstand machten, wirbelten die Trommeln der Aufständischen; man hörte Gideons Befehlgeschrei. Mit lautem Gebrüll stürzten die Bauern, ihr Feuer verdoppelnd, wider die Gegner an; die langen Spieße der Hintereibe streckten sich, gleich

den Zähnen eines Kammes, zwischen die Glieder der Vorderreihe weit hinaus gegen die feindliche Linie. Die schwankte, zersprang, floh und zerflatterte aufgelöset.

„Viktoria!“ schrie Addrich aufspringend vom Sitz. Sein Gesicht schimmerte glühend in der Freude. Seine Gestalt schien größer geworden, so sehr streckten sich alle Glieder seines Leibes auf. Aber bald sanken sie wieder zusammen und sein Viktoria verlor sich in einen dumpfen Fluch, als die nachjagenden Sieger jählings umwandten und in zügelloser Verwirrung zurück nach den Waldhöhen eilten. Denn die Züricher hatten mehrere ihrer Feldstücke vorführen lassen, und mit dem mörderischen Donner derselben die wilden Banden ihrer Feinde begrüßt. Als diese zurückprallten und flohen, zog ihnen, wie ein finsterer Wolkenschatten über die Wiesen, die Reiterei in getheilten Haufen verfolgend nach. Viele der Flüchtlinge wurden gefangen, viele verwundet, andere getödtet. Schlachthaufen um Schlachthaufen der Eidsgenossen löseten sich von der Heerlinie vor Mellingen, und bewegten sich auf der Straße von Lenzburg vorwärts. Von Zeit zu Zeit drang ein weißgrauer Nebelstreif abgeschossener Flinten wolkig aus ihren Reihen und verkündete der Blitz der Feuerschlünde den nacheilenden Donner.

Addrich schüttelte den Kopf und sprach: „Fabian, es ist Zeit für uns, den Rückweg in's Lager unter die Sohlen zu nehmen. Hier heißt's, wohlgeflohen, wohlgefochten! Den Gideon sollte man in eine Karthaune laden und verschiessen. Wenn er nicht starken Rückhalt hatte, mußte er mit keiner Handvoll Menschen die ganze feindliche Kriegsmacht necken wollen, der Großprahler. Wir wollen dem Leuenberger treuen Bericht geben.“

„Höre mich, Addrich, erwiederte Fabian: „laß uns den Rückweg ins Moos nehmen, und, was uns daheim lieb ist, retten. Der schlimme Anfang deutet auf schlimmen Ausgang.“

„Oho, das heißt zu früh verzagt!“ rief Addrich: „Das Ende liegt nicht im Anfang; sonst gäb's elende Musik, wenn's beim Geigenstimmen bliebe. Wir werden in wenigen Tagen Anderes erleben; der Letzte hat noch nicht geschossen. Du mußt den Schybi nicht mit dem Gideon, dem dummdreisten Beller, in Reih' und Glied stellen, oder diesen Vorposten mit unserer Armee vergleichen. Die Kugel wirft nicht nur einmal, es wird wohl noch Kegel geben!“

In Fortsetzung dieses Gesprächs begaben sich Beide eilfertiger, als sie gekommen waren, zum Lager.

45.

Das Treffen bei Wohlenschwyl.

Hier waren bei ihrer Ankunft schon die bösen Botschaften vom Uebergang Mellingens an Wertmüllers Kriegsvolk und von der Vertreibung der Vorwachten aus Bübliken und Wohlenschwyl ruchbar. Die Bauern standen berathend in großen Haufen beisammen auf den Feldern. In allen Gesichtern las man Bestürzung und Sorge.

Selbst im Hauptquartier herrschte Verlegenheit; Leuenberger sprach kleinlaut, obwohl fort und fort Nachrichten vom Anwachsen seines Heeres durch frische Zuzüge einliefen. Nur Christen Schybi, lebhaft von Addrich unterstützt, hielt im Kriegsrath den erschütterten Muth der Uebrigen aufrecht, und man beschloß, vertrauensvoll auf Verzweiflung und Uebermacht des Volks, den Kampf zu bestehen.

Man fürchtete, den Feind schon in der Nacht vor dem Lager erscheinen zu sehen. Alles blieb wach und unter Waffen. Als die Nacht aber ruhig verstrich und auch der folgende Tag — es war ein Sonntag — vorüber ging, ohne daß ein Schuß fiel, genas Alles vom ersten Schrecken; der zusammengesunkene Muth schwoll von Neuem auf. Einer wollte es dem Andern an Entschlossenheit zuvorthun. Die bewaffneten, zahlreichen Haufen sandten Ausschüsse an Leuenberger, er solle sie gegen den Feind führen. Christen Schybi bestimmte den Dienstag zum allgemeinen Angriff, und machte dem Kriegsrath seine Entwürfe bekannt. Er selbst hatte vom Lager der Eidsgenossen den Augenschein genommen, und es zum Theil hinter aufgeworfenen Gräben, zum Theil mit Verhauen von gefällten Bäumen und zwölf Stücken groben Geschützes, zehn Feldstücken, zwei Feldschlangen und zwei halben Karthaunen bedeckt gefunden. Nun ließ er die Höhen von Häglingen mit zahlreichem Volk besetzen, welches bestimmt war, am Dienstag über die Rigelweid und Tegerig das Feindeslager zu umgehen, während andere Haufen Bremgarten beobachten und berennen, die Hauptangriffe aber gegen Wohlenschwyl gerichtet werden sollten.

Noch war man am Montag zur Ausführung des Plans in voller Thätigkeit, als von den Vorwachten Meldungen einliefen, der Feind sei im Anzuge. Jählings stand Alles in Waffen. Die verworrenen Mengen schaarten sich zusammen. Leuenberger zählte eine Heeresmacht von sechszehn- bis zwanzigtausend Mann. Mit Trommelschlag und fliegenden Bannern zogen die Schlachthaufen vorwärts.

Beim Anblick dieser Uebermacht hielten die feindlichen Haufen still. Es waren ihrer kaum dreitausend Mann, welche unter Anführung des Obersten Wertmüller, eines Verwandten vom Oberfeldherrn der Züricher, vorgesandt waren, Stellung und Stärke der Empörten zu erkennen. Ein einzelner Trompeter, als Herold des Züricher Befehlshabers, sprengte, indem er die Trompete blies, auf der Landstraße allein gegen die vorrückenden Banden an und begehrte Unterredung mit dem Kommandanten. Leuenberger, umringt von seinen vornehmsten Hauptleuten,

gebot den Truppen auf der ganzen Schlachtlinie Halt und vernahm das Anbringen des Herolds. Dieser lud im Namen seines Obersten, um Blutvergiessen zu hindern, zu Unterhandlungen ein, ehe die Feindseligkeiten begönnen.

„Nichts, kein längeres Federlesen!“ rief Addrich im Kriegsrath, den Leuenberger alsbald in einiger Entfernung hinter den Truppen hielt: „Vorwärts, umzingelt diese wenigen Tausend Mann, erdrückt sie, reibt sie auf. Das schwächt den Feind fast um die Hälfte seiner Streitkräfte, wirft Bestürzung und Schrecken in die Andern, die im Lager vor Mellingen zurückblieben, und gibt unsern Leuten Siegesmuth.“

„Nein!“ rief Schybi, dem das unerwartete Erscheinen eines Feindes alle Pläne zu vereiteln drohte: „Nein, nur Geduld! nur vierundzwanzig Stunden gebt mir Frist, und ich liefere Wertmüller morgen mit seinem ganzen Lager in Eure Gewalt. Ich hab' ihn schon so gut als im Garn. Seid Ihr zu voreilig, entschlüpft der Vogel und sieht sich besser vor. Macht ihn sicher, unterhandelt, versprecht goldene Berge, Friede, Unterwerfung, alles, was Ihr wollt; nur schaffet, daß ich Frist habe bis Morgens acht Uhr.“

Addrich verschwendete seine Beredsamkeit vergebens für ungesäumten Angriff. Schybi, welcher als Kriegskundiger allgemeines Vertrauen genoß, drang durch, und Addrich selbst, nebst einem andern aus dem Kriegsrath, empfing Auftrag, mit dem feindlichen Anführer Waffenstillstand bis zum folgenden Tag zu unterhandeln. Die Abgeordneten hatten leichtes Spiel, diesen Waffenstillstand zu bewirken. Oberst Wertmüller von Zürich und der Schafhauser Oberst Rühums, die ihnen schon von weitem entgegen geritten waren, bewilligten, was sie forderten, mit großer Freundlichkeit; ermahnten eifrig zum Frieden und zur Ablegung der Waffen, und verhießen dagegen unbedingte Verzeihung für alles schon angerichtete Unglück. Sie zogen darauf wirklich ihre Truppen zurück; auch das Bundesheer des Landvolks kehrte wieder zum verlassenen Lager heim.

Hier aber herrschte nun die größte Thätigkeit, Schybi's Entwürfe auszuführen: Wertmüllers linken Flügel zu umgehen, dessen Heermitte in der Stirnseite über Büblikon und Wohlenschwyl zu ergreifen und das Ganze gegen die reissenden Fluthen der Reuß zu werfen. Gleichzeitig sollten weiter aufwärts die bei Villmergen versammelten Schaaren des Aufstandes das Städtlein Bremgarten anfallen und dort die Reußbrücke, wie die Stadt selbst, erstürmen.

Lange vor Tagesanbruch ward zum Auszug gerüstet; aber die Sonne strahlte schon hell und warm durch die aufgestiegenen Nebel der Thäler, ehe die verworrenen Banden dieses ungelenken Kriegsvolks aus einander gewickelt und einzeln über ihre Richtungslinien, Angriffspunkte und gegenseitigen Unterstützungsweisen belehrt worden waren. Bei solcher Langsamkeit der Bewegungen hatten die eidsgenössischen Feldherren im Lager vor Mellingen bequeme Zeit, sich gegen Ueberraschung zu bewahren, selbst wenn nicht schon am Abend zuvor Botschaft eingetroffen wäre, daß der Paß von Bremgarten durch anrückende Massen des Aufstandes bedroht sei. Indessen hatten auch sie nicht geringe Arbeit, ihre in Waffen und Wendungen ungeübten Streiter gehörig zu ordnen, um die gesammte Reiterei, die fünfhundert Mann stark sein mochte, dreitausend Fußgänger und acht Feldstücke aus dem Lager zu schieben, dem bedrängten Bremgarten zum Beistand.

Gerade diese Schwerfälligkeit kam dem Oberbefehlshaber hier wohl zu statten. Denn sein Verwandter, Oberst Wertmüller, war kaum mit der Entsendung ausgerückt und seit einer Viertelstunde am linken Ufer des Reußstroms hinauf in Bewegung, stieß er auf die rothen Schaaren des Aufstandes, welche in derselben Zeit nach Schybi's Anleitung daher zogen, das Lager von Mellingen in die Seite zu nehmen. Beide Heere, als sie sich ganz unerwartet erblickten, schienen gleich sehr vor einander zu erstaunen und machten Halt, ohne daß es erst geboten werden mußte. Christen Schybi, in dessen Begleitung auch Addrich mit Fabian war, weil auf dieser Seite besonders das Schicksal des Tages entschieden werden sollte, faßte sich schneller, als sein bestürzter Gegner. Er ließ die beiden Flügel seiner Schlachtreihen ihre Spitzen vorstrecken, während die Mitte still blieb, um so den feindlichen Haufen wie zwischen einer Zange zu fassen, oder ganz zu umklammern und zu erdrücken.

Das Wirbeln der Trommeln, das Rauschen des Gewehrfeuers, der Donner der Feuerschlünde begann, ehe man sich erreichen und schaden konnte. Es schien, als legte man es darauf an, einander durch das Getöse in Furcht zu setzen, welches ringsum den Widerhall der Berge und Wälder hervorrief. Bald hörte man auch seitwärts hinter den Hügeln, vom Dorfe Wohlenschwyl her, das Knattern der Flintenschüsse. Der träge Zeiger an der Uhr bewegt sich schneller, als das Vorschieben von den Hörnern der Schlachtordnung geschah, die der befehligende Entlibucher an beiden Seiten seines Heeres krümmen ließ. Von der andern Seite machte die Reiterei der Züricher und Schafhauser seltsame Sprünge, als sie einige Male abgeschickt ward, in die langsam nahenden Flügel des Feindes einzuhauen. Vom Flattern der Fahnen, Gebrüll der Schlachthaufen, Tosen der Schüsse auf allen Seiten wurden die Rosse scheu, welche, dem friedfertigen Gewerbe der Müller, Wirthe, Ackersleute und Fuhrmänner entzogen, des Lärmens ungewohnter, als die Reiter, waren. Die letztern hatten mit der Widerspenstigkeit ihrer Thiere weit schwerer, als mit der Tapferkeit ihres Feindes, zu schaffen. Daher sah man die Geschwader gewöhnlich schon auf halbem Wege aus einander prallen und, einer erschrockenen Heerde gleich, zurückrennen.

Indessen schien sich in beiden Heeren, mit der Länge des Treffens, der Muth zu vergrößern; besonders, da jeder Theil auf seiner Seite weder Todte noch Verwundete erblickte, aber deren desto mehr in den gegenüber stehenden Schlachtreihen vermuthete. Schybi's Banden, die durch ihre Kriegstracht in rothen Wollhemden auf dem Grün der Wiesen einen weiten, blutfarbenen Halbzirkel zeichneten, rückten jetzt beherzter an.

„Sieh Schybi's glühende Zange!“ rief Addrich, der mit Fabian seitwärts auf einer Höhe stand, von der er die Bewegungen beider Heere überschaute: „Jetzt legt er sie an, und wird er die Stadtjunker garstig zusammenklemmen!“

Das Gefecht ward wilder; die Schüsse fielen schneller. Eine weite Dampfwolke, beständig vom Blitz der Feuerröhre und Feldstücke durchzuckt, breitete sich über beide Heere aus und füllte den Raum zwischen ihnen. Während dessen stieg auch seitwärts, in nicht großer Entfernung, ein ungeheurer, braungrauer Rauchschwall zum Himmel. Das Dorf Wohlenschwyl stand in Flammen. Wälder und Berge hallten die Donnerschläge des Geschützes wieder.

Addrich stand in schwerer Erwartung, ohne Bewegung, den Blick starr auf die weißlichen Nebel des Pulverdampfs und die Rotten der Kämpfenden gerichtet, welche von Zeit zu Zeit dazwischen augenblicklich sichtbar wurden und wieder verschwanden. Er empfand in dem gellenden Getöse ein Ohrenklingen, dessen Ton ihn an Eleonorens Stimme mahnte, wenn sie im kranken Traum sang, und unwillkührlich erinnerte er sich mit heimlichem Grausen der Worte:

Sie ziehn den rothen Bogen,
Ihn bricht das böse Glück;
Vor gehn nun Feuerwogen,
Der Blutstrom geht zurück.

In der That, der Bogen oder die glühende Zange des Entlibuchers war gebrochen und zwar durch Wertmüllers Karthaunen und Feuerschlünde. Schybi's Heerbanden waren durch ihre eigenen Bewegungen in einander verwickelt worden, unterdessen Wertmüllers Schlachtlinie stillstehend unveränderte Ordnung behalten hatte. Die Stückschüsse der Zürcher und Schafhauser schlugen daher verheerend in die dicken, zusammengestoßenen Haufen der Bauern ein, und diese beim Anblick der Verwüstung und des Todes flohen mit panischem Schrecken aus einander. Als links und rechts die übrigen Schlachthaufen des Aufstandes hinter sich Aecker und Wiesen mit unzähligen Flüchtlingen überstreut sahen, wandten auch sie den Rücken, doch mit geringerer Gefahr, als die Zerstreuten; denn diese wurden von den feindlichen Reitergeschwadern verfolgt, niedergehauen, gefangen. An beisammen gebliebene Heerbanden wagten sich die einzelnen umherjagenden Reiter nicht, und von der unbehülflichen Masse des Fußvolks ihrer Ueberwinder hatten die Eilfertigen wenig zu fürchten. Auch verfolgte Wertmüller seinen Sieg nicht weit, indem er entweder vor der Schwerfälligkeit seiner Schaaren oder vor einem Hinterhalt des Feindes Scheu trug.

Das Treffen hatte beinahe drei Stunden gedauert. Wohlenschwyl, einzelne Höfe und Wohnungen, wo man sich geschlagen hatte, standen in Flammen. Sieger und Besiegte kehrten in ihre vorigen Lagerstätten zurück.

Indessen Fabian, mit wenigen Gehülfen, seinen menschenfreundlichen Beruf an Verwundeten übte, durchstrich Addrich finster die ganze Strecke des Feldlagers und fand überall Verzagtheit und Schrecken der Bauern. Sie berathschlagten in großen Haufen, was zu thun sei? Viele verzweifelten am Gedeihen des Unternehmens, an der Möglichkeit des Widerstandes. Andere meinten, man müsse die Hände noch nicht in den Schooß legen; der Riß wäre klein und ginge noch nicht bis zum Rothknopf. Doch keiner der Hauptleute wagte mehr zu befehlen; nirgends ward Gehorsam verlangt oder gegeben. Addrich schalt die Feigherzigen; aber seine heisere Stimme ward kaum verstanden. Jeder dachte, wie er sich selber helfen müsse.

Spät Abends kam Addrich zu Leuenberger ins Hauptlager, wo die Häupter des Aufstandes um den Obmann versammelt standen. Alle begrüßten ihn kleinlaut und fragten ihn um seine Meinung.

„Fast ist guter Rath theuer!“ sagte Leuenberger: „Rede, Mooser, du triffst immer den Nagel auf den Kopf.“

„Und gerade jetzt“, erwiederte Addrich ärgerlich, „kann der Hammer nicht fehl treffen. Entweder vorwärts zum Sieg oder rückwärts zum Galgen! das bleibt eure Wahl. Wir haben das Spiel nicht eher verloren, bis wir's aufgeben. Die Memmen bekommen nur darum Schläge, weil sie den Rücken selbst darbieten.“

„Beim Sanniklaus, Mooser!“ rief Schybi: „du bist der einzige Mann von Herz. Ich sage, wir wollen das Junkernlager vor Mellingen noch diese Nacht mit dem Degen in der Faust erstürmen, und niedermetzeln, was drin lebt.“

Addrich stimmte bei und bewies die Wahrscheinlichkeit des guten Erfolgs. Man haderte darüber, ohne einig zu werden, bis tief in die Nacht. Man beschloß, den folgenden Morgen zu erwarten, da werde auch das Kriegsvolk geruht und frischere Zuversicht gewonnen haben.

Allein am folgenden Tag folgte eine böse Nachricht der andern. Man erfuhr, daß während der Nacht viele Bauern einzeln das Lager verlassen und den Weg in ihre Heimathen unter die Füße genommen hätten. Dann, daß, nach langen Berathungen, ein Ausschuß von vierzig Männern im Namen der Berner, Luzerner, Solothurner und Basler Landleute früh schon den Pfarrer Hemman aus dem Dorfe Ammerswyl herbeigeholt, und, von ihm begleitet, sich ins Lager der Eidsgenossen begeben hätten, wohin von Zürich

auch der Bürgermeister Waser angekommen sei. Der Ausschuß sollte reuige Unterwerfung versprechen, wenn man billige Bedingungen gestatten und künftig auch mit dem geplagten Landvolk so umgehen würde, daß es zu ertragen wäre.

„Da haben wir den Unglückshafen voll!“ rief Addrich erboset, als er zum Obmann und den übrigen Anführern in den Saal trat: „Es ist Alles aufgelöset, und daran ist dein Hasenherz Schuld, Leuenberger. Warum liessest du den Schybi nicht in der Nacht das feindliche Lager überfallen? Jetzt säßen wir zu Mellingen oder im Paradiese am Morgenessen! Nun aber kriechen die feigen Hunde, mit gesenktem Schwanz, zum Kreuz.“

Leuenberger antwortete nicht, sondern ging nachdenkend und ernst im Zimmer auf und nieder.

„So fahrt insgesammt zur Hölle!“ schrie Christen Schybi: „Glückliche Reise! Ich gehe zu meinen Entlibuchern und Luzernerbietern; die bring' ich mit drei Worten herum. Wir kapituliren nicht und ziehen heim.“ Damit entfernte er sich. Leuenberger erblaßte; Addrichs Augen funkelten von innerm Grimm und sein Gesicht glühte im Zornfeuer dunkelroth. Er drückte sich mit geballter Faust den Hut über die Stirn nieder und rief: „He, Obmann des festen Bundes, hast du noch einen Entschluß im Sack, wie er dem Manne geziemt, oder nur breite Worte nach deiner Art im Maul?“

„Wenn einer verderben soll, so muß Alles dazu helfen!“ sagte Leuenberger mit schwacher Stimme.

„So verdirb und stirb!“ schrie Addrich mit Verachtung und Unwillen: „Ich gehe zu meinen Oberländern; sie werden keine Lust haben, sich vor den Thoren von Mellingen aufknüpfen zu lassen. Die Männer aus Saanenland haben Mark in den Knochen!“ Damit ging er und schmetterte die Thür hinter sich, daß das Haus bebte.

Mittags kamen die Abgeordneten aus Wertmüllers Lager zurück. Sie sagten: man müsse die Waffen niederlegen, aus einander gehen und die Bundesbriefe ausliefern. Alle Beschwerde solle gütlich abgethan oder an das Recht gesetzt werden. Wer Gehorsam leiste, komme ohne Strafe davon.

Die bewaffneten Haufen, je nach den verschiedenen Gegenden und Kantonen, traten berathend zusammen. Nach langem Geschrei erklärte sich eine Rotte nach der andern zur Unterwerfung geneigt. Nur die aus dem Kanton Luzern verschmähten die angebotene Gnade, stellten sich mit ihrem Gepäck in Reih und Glied auf, wie zum kriegerischen Abzuge. Eben so sah man die Oberländer auf einer andern Seite, weit entfernt von Unterwerfung, sich zum bewaffneten Zuge nach ihren heimathlichen Gebirgen rüsten.

Noch pflog Leuenberger mit den übrigen Häuptern Rathes, als die Bauern schon vor seinem Quartier die weiße Fahne aufsteckten und durch einige Kanonenschüsse den Eidsgenossen verkündeten, daß die Bedingungen angenommen wären.

46.

Die Nacht auf der Dampf.

„Brich auf! auf!“ rief Addrich seinem jungen Freunde zu, als er diesen, nach langem Suchen, in einer großen Scheune hilfthätig zwischen den Reihen auf Stroh gelagerter Verwundeten fand: „Quäle diese armen Sünder nicht länger mit deiner Kunst. Selig sind die Todten!“

Fabian erwiederte, ohne aufzusehen: „Dein Feierabend, Addrich, ist vorhanden; nun beginnt meine Arbeit. Ich verlasse diese Unglücklichen nicht, bevor ich den letzten Verband angelegt habe.“

„Gib dir nicht die Mühe, Bursch,“ sagte Addrich, „Gottes Ebenbilder ausflicken zu wollen. Du hast im Himmel und auf Erden keinen Dank dafür. Komm, laß' ihren armen Seelen die Thore offen, durch die sie zur ewigen Freiheit entrinnen können. Komm, all' unsere Helden laufen davon, und denken: weit vom Geschütz gibt alte Kriegsleute! In wenigen Stunden wirst du mit Raben und Geiern noch allein bei Todten und Sterbenden sein. Morgen feiert der Henker seinen Ehrentag. Geh' ihm aus dem Weg!“

Der Alte fuhr noch lange fort, den jungen Arzt in diesem Ton zu mahnen, in welchem sich die Verzweifelung über sich selbst belustigen zu wollen schien. Fabian antwortete zuletzt nicht mehr, sondern, von mehrern Gehülfen umringt, setzte er sein menschenfreundliches Geschäft fort, bis der letzte Mann versorgt und die Dämmerung schon eingebrochen war. Dann wandte er sich zum Alten und sagte: „Nun folg' ich dir. Sprich, wohin? Das Schweizerland aber hat keine Freistatt für dich, flüchte über den Rhein.“

„Tropf! rief Addrich, ergriff ihn beim Arm und riß ihn mit sich fort, zum Dorf hinaus auf die Straße gen Lenzburg: „Ein freier Mann hat überall seine Freistätte. Ich und der Tod fürchten weder Kerker noch Henker; wir sind aller Orten Meister. Ich gehe nicht über den Rhein. Komm mit mir hinaus ins Moos, daß ich meine sterbende Tochter noch einmal sehe. Du bleibst mit deinem Weibe an Lorely's Lager, und pflegest der Leidenden, bis sie ausgerungen hat. Dann geb' ich dir und Epiphanien Recht, mein Haus und Hof nach Gefallen zu schalten. Ich werde nie dahin zurückkehren. Ich scheide von Euch; frage keiner mehr nach mir.“

„Das ist böser Ausgang!“ seufzte Fabian und verdoppelte seinen Schritt, denn der Alte ging scharf: „Ich hatt' ihn geweissagt. Warum mußtest du meine Warnung in den Wind schlagen? Es ist Alles verloren! Die Städte werden

Rache nehmen und auf ihren Richtplätzen so viel Hemden mit Blut tünchen, als sie auf dem Schlachtfelde bei Mellingen Scharlachhemden sahen."

„Es ist manchmal eine Sau im Kartenspiel," versetzte Addrich, „und diesmal war's der Leuenberger, an dem selbst der Name unehrlich ist, weil er lügt. Der Haas kann Männlein machen, und bleibt doch ein Haas. Er hat uns Alles verdorben. Frest er nun, was er sich einbrockte! Gieb Acht, der wird ganz gottesfürchtig zwischen Pfaffen und Scharfrichtern sterben. Ganz recht! Auf dem Wahlfeld eine Kugel durch den Kopf hätte nur eine neue Lüge in die Welt gebracht, und das alte Weib in Hosen zum Freiheitsmärtyrer gestämpelt."

„Wenn du ihn kanntest, Addrich, warum hieltest du mit ihm?"

„Weil man auch mit Koth mauern kann, wo der Kalk theuer ist. Aber vorwärts, wir Beide haben Eile. Ich muß mein Wort lösen und dich deinem jungen Weibe wieder einhändigen. Magst von Glück reden, daß du nicht schon an einem Mäggenwyler Apfelbaum hängst; Bolzen und Scheibe waren nicht mehr weit von einander. Es verlautet unter den Bauern allgemein, ein Doktor habe dem Wertmüller Schybi's Plan verrathen, und den Anschlag auf Mellingen vereitelt. Schybi nannte geradezu dich, bis ich ihm bewies, daß du mich nie verlassen habest. Ich denke, Gideon, der niederträchtige Prahlhans, hat das ausgestreut."

In diesen Gesprächen eilten beide unter den Felsen vorüber, auf welchem die Gemäuer des Schlosses Lenzburg ruhen, über Aecker und Matten gen Seon. Die Sonne war längst unter, aber noch glimmte der Saum einiger Wolken vom Abendroth hinter den Solothurner Juragipfeln. Der Himmel war schwarzbehangen. Im Westen sah man Wetterleuchten, worin plötzlich die Umrisse der schwarzen Zacken und Zinken des Gebirgs heller hervortraten und verschwanden. Einzelne Windstöße verkündeten den Anzug des Gewitters und durchströmten die Wälder umher, daß sie wie fallende Bergströme bräuseten.

Das Gespräch der nächtlichen Wanderer verstummte endlich, als sie hinter Seon den steilen Weg zur Bampf hinaufstiegen. Addrich murmelte zuweilen im düstern Selbstgespräch unverständliche Worte. Fabian war im Geist bei Epiphanien. Es schienen ihm sechs Jahre, nicht sechs Wochen, seit er sie nicht gesehen. So oft er der Trauung in der Kirche von Kulm gedachte, durchdrang ihn ein wunderbarer Schauer. Er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Epiphanie sein anverpähltes Weib geworden. Aber je näher er der Höhe des Berges kam und der Gegend, wo er die schönsten und schrecklichsten Augenblicke seines Lebens gefunden hatte, je ungestümer und bänger ward die Sehnsucht des Jünglings. Er vergaß die trauerreichen Geschichten des Tages; er fühlte die Wildheit des Wetters nicht; seine Seele war bei Epiphanien.

Es herrschte schon so große Finsterniß, daß Addrich selbst den wohlbekannten Weg einige Male verlor, und seinem Begleiter von Zeit zu Zeit zurufen mußte, damit sie beide nicht von einander getrennt wurden. Blendende Blitzstrahlen, in deren falbem Schein unter ihren Füßen das weite Thalland mit Dörfern, Hügeln, Seen, Wäldern jählings aus der Tiefe der Nacht, wie ein Traumgedanke, auftauchte, vermehrten das Dunkel. Sturm und Schlagregen fuhren ihnen immer heftiger in's Gesicht, je näher sie zur Bampfhöhe gelangten.

„Ist's doch, als wollten alle Elemente den Weg ins Moos verrammeln, oder uns zurückjagen!" sagte Addrich.

Fabian erwiederte: „Mir wird bänger ums Herz, je näher wir der Heimath kommen. Ich bin nicht abergläubig, aber was kann in so vielen Wochen geschehen sein, da wir in der Ferne umhergezogen sind? Addrich, ich fühle mich schwer beklommen. Himmel und Erde stehen wider uns, als wollten sie wehren oder warnen."

„Vielleicht ist sie schon zur ewigen Ruh!" seufzte Addrich.

„Wie?" schrie Fabian erschrocken und blieb stehen; warum sagst du mir das? Weil der Halmenkranz vor der Kulmerkirche auseinander fiel? Weil Epiphanie daraus Böses deutete? Epiphanie gestorben? Warum redest du so abscheuliche Dinge, wenn sie dir nicht ernst sind?"

„Komm!" rief Addrichs Stimme in einiger Entfernung.

„Ich habe dich verloren! wo gehst du?" fragte Fabian.

„Ueberall den Weg zum Tode!" war die Antwort.

Indem fuhr knatternd, sprühend, betäubend ein Blitzstrahl vom Himmel in die Tiefe. Alles war Feuer; dann plötzlich alles schwarze Nacht. Die Erde bebte im Donner, als wäre die ewige Feste des Himmels zusammengebrochen.

„Hollah!" rief Fabian: „Das traf schier zu nahe!" Er wollte seinen Weg verfolgen, als er mit Entsetzen seitwärts ein ängstliches Stöhnen vernahm. Im ersten Augenblick glaubt' er, Addrich sei erschlagen. Er fühlte, die Haare seines Hauptes regten sich im Entsetzen aufwärts. Sein Entsetzen wuchs, als er in dem Stöhnen und Wimmern eine weibliche Stimme zu erkennen glaubte, und sie klang ihm, wie Epiphaniens Stimme. Er ging tappend durch die Gebüsche der Bampf dem Tone nach. Neues Wetterlicht. Unter einem alten Ahorn saß mit gefalteten Händen betend und weinend ein Weib, welches vor der Erscheinung des gewaffneten Jünglings im Blitzglanz erschrockener noch, als vor dem Blitz selbst, zurückprallte und einen Schrei ausstieß.

„Ist dir Unglück widerfahren?" fragte Fabian bekümmert.

„Unglück?“ seufzte das Weib: „O meine Kinder, o die armen Würmer! Des Herrgotts Gerichte sind erschrecklich. Nun hab' ich den Tag seines Zorns erlebt. Ich will ja Buße thun mein lebenlang, wenn dies Stündlein nicht das letzte der Welt und seine Gnadenpforte nicht ewiglich verschlossen ist.“

„Fürchte nichts, Weib, das Wetter zieht vorüber!“ tröstete Fabian.

„Ja, es zieht vorüber, verheerend, zerstörend, wie der Würgengel, der die Erstgeburt Aegyptens schug. O meine Kinder, die armen Würmer! Unsere Männer sind bei Mellingen erschlagen; wir haben von den Bergen Rauch und Flammen der Dörfer gesehen. Morgen kommen die Feinde. Die Züricher schonen des Kindes nicht im Mutterleibe. Herr, mein Gott, Schlag auf Schlag, vertilg' uns nicht in deinem Zorn! — Die armen Würmer sind unschuldig. Die Alten haben sich gegen die gnädige Obrigkeit empört, und wußten doch, daß alle Obrigkeit ist an Gottes Statt. Die armen Würmer sind unschuldig.“ So sprach das Weib und weinte laut.

Fabian fühlte Mitleiden. tete nicht ohne Grund, daß die Furcht stand des Weibes zerrüttet habe, und sag b, komm mit unter ein Obdach.“

Sie aber fuhr fort: „Wir brauchen eine Obrigkeit, wie d ebe Brod. begehrten ja nur, daß man mit uns armen Le umgehe, daß es zu ertragen sei. Aber der arrer drohte mit den Strafgerichten Gottes, die Männer hätten es besser verstehen sollen, wir einfältigen Weiber. Nun ist das Unglück d kann der Rache Gottes entfliehen? Er g die sündliche Welt mit den Flammen des Himmels. Er sendet seine Heerschaaren mit Schwert und Feuer über uns; Hunger und Pestilenz über unsere Dörfer! Jesus, die Welt geht unter!“

Es fuhr in diesem Augenblick ein gewaltiger Blitzstrahl über die Höhen der Bampf; der Himmel schien, als ungeheure, einzige Flamme, zur Erde zu sinken. Vom Donner dröhnte der Berg. Wie ein Wolkenbruch flutheten, mit wiederkehrender Finsterniß, die Regengüsse nieder. Das Weib heulte laut durch den Sturm. Fabian stand betäubt.

„Fabian, was verweilest du?“ sagte Addrich, der zurückkam, indem das Geheul des Weibes ihm den Weg zeigte: „Mit wem redest du hier?“

„Es ist eine Verlassene,“ antwortete der Jüngling, die wahrscheinlich den Weg verloren hat.“

„Richte dich auf, Weib,“ rief Addrich: „wir geleiten dich in eine nahgelegene Hütte.“

„Wohin, um Gottes Barmherzigkeit willen?“ fragte die Frau.

„Zur Hütte Addrichs im Moos,“ erwiederte der Alte.

„Bewahre mich Gott!“ schrie das Weib: „Das Haus des Gottlosen, von der Erde vertilgt, muß eine Stätte des Fluchs und Jammers werden. Meine Augen haben den Gräuel gesehen. Da wird kein Kind mehr geboren. Kein Wassertropfen ward zur Flamme getragen, nicht einmal ein Thränlein fiel auf eine der glühenden Kohlen.“

„Sie redet wahnwitzig!“ sagte der Alte: „Wir können die Unglückliche nicht in dieser Nacht der Schrecken allein auf dem Berge lassen. Hilf mir, Fabian, wir führen sie mit uns hinab. Sprich, Weib, wer bist du? Wo ist dein Heimwesen?“

„Ach, Gott sei's geklagt!“ heulte das Weib: „Wer bin ich, wer kann's wissen, wer er ist? Ich bin vielleicht schon elende Wittfrau mit drei armen Waisen. Kommet Ihr aus der Mellinger Schlacht? Ich bin die Käthi Gloor von Seon. Habt Ihr nicht den Karli Marti Gloor, Anken-Joggli's, gesehen? der war mein Mann. Wie ich von Aarau heimkehrte, spät Abends, sah ich viel Flüchtende. Da hab' ich gefragt Mann um Mann, und fragte bis in die Nacht. Gott erbarm' sich meiner, keiner wußte von ihm. Er war ein guter Mann, und wir lebten wohl, wenn auch in Noth und Armuth. Aber ein gutes Gewissen ist das beste Wohlleben.“

Ein Widerschein des Blitzes machte plötzlich Tageshelle um den Ahorn. Das Weib fuhr mit Entsetzen vom Erdboden auf und schrie entfliehend: „Jesus, mein Heiland, das ist der Addrich selber! Hebe dich weg, du Mensch des Fluchs, du Kind des Verderbens, du bist gezeichnet, wie Kain. Kehr' um, flücht' in die Berge und Wüsten; dich wird tödten, wer dich findet. Ich sah dein Haus um Mittag, am Abend die Kohlen. Gott [illegible] deiner armen Seele gnädig!“

entfernte sich diesen Worten immer weiter in der Finster durch Wind und Regen hörte man no ihre Stimme unverständlich schallen, bi n größerer Ferne erlosch.

Addrich stand sch gend und bewegungslos nnter dem Dach der Ahornzweige, erschüttert von den enen Reden des Weibes, die er mit Bangty wog. Fabian lehnte nachdenkend Arm und an den Stamm und fragte endlich halblau „ ast du dies Weib verstanden?“

Addrich blieb stumm. Die Wetterwolken blitzten seitwärts. Die schwarze Himmelshülle zerriß und ließ Mondglanz durchschimmern, um Licht genug zu geben, die Einöde des Berges noch grauenhafter zu machen.

„Hast du dies Weib verstanden?“ fragte Fabian ängstlicher und noch leiser. Der Alte stand in sich gekehrt, stumm.

Fabian richtete die Augen auf ihn, der wie ein schwarzer Menschenschatten in der Luft vor ihm her ging, und keine Bewegung zeigte, als das Flattern des Gewandes im Sturmwind. „Ich fühle die unaussprechlichste Seelenangst, Addrich!“ sagte der Jüngling mit gepreßter Stimme; fuhr dann hastig gegen den Alten, ergriff ihn und schrie: „Komm, komm hinab! Es hat sich ein Unglück begeben!“

„Laß die Wahnsinnige, wir würden sie vergebens suchen!“ sagte Addrich mit tonloser Stimme. „Gehen wir ins Moos zu den Unsrigen. Fabian, es muß um Mitternacht sein.“

Beide wandelten schweigend über den Berg, der entgegengesetzten Seite zu. Sie gelangten zu Gestrüpp und Gebüsch, und irrten lange umher, bevor sie in der Dunkelheit den Fußweg hinein entdeckten. Dann schritten sie, jenseits des Dickichts, die Wiesen hinab zum Moos, unsichtbaren Pfade.

47.

Die letzte Nacht im Moos.

„Alter, wohin rennst du?“ rief Fabian und blieb stehen: „Erblickst du nicht rechts ganz nahe in der Tiefe den Steinhaufen, den man des Selbstmörders Grab heißt? und links am Himmel den Berg- und Waldeinschnitt? Wir müssen dem Hause schon vorüber sein.“

„Die Nacht ist finster!“ erwiederte Addrich, und kehrte um. „Finster ist die Nacht und mein Auge dunkel. Ich bin müde und in Verwirrung, und schaue nach Fensterlicht. Aber sie schlafen alle; selbst Leonorens Lämplein ist erloschen.“ Addrich blieb stehen, als mangelte ihm Odem, und setzte hinzu: „Fabian, ihr Lämplein erloschen!“ Diese Worte sprach er langsam und hauchte sie nur leise vor sich aus. Der Jüngling ergriff ihn mit Heftigkeit und riß ihn ungestüm fort. „Laß uns höher steigen, höher, Addrich; in der Höhe am Waldsaum fehlen wir des Gebäudes nicht!“

„Geduld, Fabian, die Nacht ist dunkel; das Wetterleuchten blendet. Die Hütte will uns nicht entrinnen; aber Hast und Eil verfehlt auch bei hellem Sonnenschein den Kirchthurm.“

„Addrich! es jagt mich eine Höllenangst, Addrich! Witterst du nichts? Es weht mich an, wie Meilergeruch. Spürst du nichts?“

„Das weht herüber von den qualmenden Mottbaufen, Fabian, vom frischen Landaufbruch, wo Baschi Dornen und Graswurzeln brennt.“

„Alter, ich denke immer an des Weibes Reden. Hast du sie verstanden?“

„Was willst du, Fabian? Sei still! Sieh hinunter! Ich erblicke Licht.“

„Wir wandern zu hoch, Addrich. Das ist kein Fensterschein! Wie Irrlichter seh' ichs hüpfen.“

„Fabian, du hast helle Stimme. Ruf an! Es mag meiner Knechte einer sein mit der Hornleuchte, wie er durch den Wald sucht.“

„Halt! halt, Addrich!“ schrie Fabian mit Entsetzen und hielt den Alten: „Schlag deine Augen auf. Hier ist Waldweg, hier Garten, hier Brunnen. Hier war deine Hütte.“

„Ich gewahre nichts!“ erwiederte Addrich eintönig. „Bin ich erblindet? Sind das nicht Funken am Boden? Dampft da nicht Rauch?“ — Fabian senkte schaudernd das Haupt zwischen beide Hände nieder und stammelte: „Unglückseliger Mann!“

Es entstand langes Schweigen. Beide starrten in einer Art Bewußtlosigkeit auf den finstern Raum hin, von welchem zuweilen dunkelrothe Funken im Windzug aufsprühten, oder kleine Stellen licht wurden und wieder unter den fallenden Regentropfen zischend verschwanden. Durch den Bruch der Wolken zog bisweilen Dämmerschein des verhüllten Mondes über die Brandstätte, und zeigte einige über einander gestürzte halbverkohlte Balken. Dann und wann sprang der Gräuel der Verwüstung im Wiederschein fernen Wetterleuchtens aus dem Abgrund der Nacht in die volle Klarheit des Tages auf, um wieder zu verschwinden. So zeigen die tückischen Wellen des Stroms suchenden Freunden von Zeit zu Zeit einen geliebten Leichnam, den sie verschlangen.

Addrich sah zum Himmel auf, zur glimmenden Stätte nieder und streifte mit den Augen längs den dunkeln Rändern der Berghöhen am Himmel, als wollt' er an ihren bekannten Umrissen erkennen, ob er nicht in ein fremdes Thal gerathen sei? Dann ließ er sein widerliches innerliches Lachen hören. „Glaubst du es nun, Bursch?“ sagte er: „Oder denkst du noch immerdar, es sei schwermüthige Einbildung, daß das Schuldloseste und Edelste dem unentrinnbaren Verderben geweiht sei, wenn ich es berühre? Hier stand meine arme Hütte. Das Schicksal hat sein Malefizgericht gehalten, und mir den Stab gebrochen und die Stücke zu meinen Füßen geworfen. Was mir angehört, soll von der Erde vertilgt werden. Ich bin auf dieser Brandstätte wieder so arm, als da ich aus Indien kam und mich der Algierer in Ketten geschlagen hatte. Meinst du, Bursch, es schmerze mich? Du irrst; ich lache, und verachte den Koth des Reichthums, der mich nie ergötzt hat, als er noch prangen konnte. Fahr hin!“ — Er spie, indem er es sprach, in die Asche, und Funken knisterten auf.

„Aber warum mir das? fuhr er wieder, nach einiger Stille, mit schrecklicher Stimme und aufgehobenen Armen, fort: „Auf dem Schutt meiner Habe und meines elenden Lebens bleibt mir das Recht zur Frage: Warum verfolgst du mich, finstere Faust des Verhängnisses, mich, von der Wiege rastlos zur Gruft? Was hab' ich verbrochen? Ists Verbrechen, daß ich bin? Es ist das deine. Warum schlägst du mich? Ich trag' ein Zeugniß in meiner Brust, in allen meinen Tagen hab' ich nachgejagt dem Heiligen und Wahren, dem Gerechten und Guten. Mein Bewußtsein spricht mich von Verdammung los, warum schlägst du mich? Ich habe, was göttlich heißt, höher gestellt, als das Leben, und bin dem Teufel gleich gestellt. Ich habe Segen gestreut, und mir wuchs Fluch; ich habe Freuden gesäet, und mir wuchs Schmerz daraus; ich habe, was recht ist, geschirmt, und verruchte Willkühr zog daraus Triumph; ich half zur Freiheit

des niedergetretenen Volkes, und Sklaverei ist fester und blutiger geworden. Wie? bin ich wahnsinnig, so haben die reissenden Bestien Vernunft. Und dieser Wahnsinn ist nicht mein, sondern dein Verbrechen! Warum verfolgst du mich? Du hast mir den Sinn der Wahrheit und Gerechtigkeit, wie das Licht des Auges, gegeben, warum wüthest du wider mich? Du mir das Herz voll Liebe, warum zerreissest du es? O mein armes Kind! o du Engel inmitten dieser Hölle! Lorely! Lorely!"

Hier verflossen die Worte des Greises in ein schmerzliches Wimmern.

In schwerer Betäubung unbeweglich stand unweit der Jüngling. Es rauschte, wie Strombrausen, durch seine Ohren, und zwischen dem Brausen schollen Klage und Hader des Alten mit dem Schicksal. Das erschütternde, nächtliche Schauspiel des großen Verderbens hatte einen wahren Stillstand alles eignen Denkens und Empfindens in ihm bewirkt. Aber Addrichs wiederholtes, leises Rufen von Eleonorens Namen schreckte ihn jählings auf. „Und Epiphanie!" rief er: „Wohin ist sie gerathen? Entflohen? erschlagen? verbrannt?"

Er schwieg, über eine schauerliche Reihe von Möglichkeiten Musterung haltend; stieß einen heftigen Schrei aus, und rannte dann mitten durch die Brandstätte, daß Gluth und Funken unter seinen Fersen hoch aufstoben, gegen die Berghalde aufwärts. Er schrie durch Wald und Nacht Epiphaniens Namen. Er würde am Tage einem Rasenden geglichen haben. Er irrte durch die Wildniß umher bis der Morgenhimmel dämmerte, bis er odemlos und entkräftet eine Hütte an den Dürrenäscher Bergen ersah, wohin er, um Menschen zu finden, die Richtung nahm.

Noch lag in der Hütte, wenn etwas darin lebte, Alles vom Schlaf gebunden. Er wollte die Glücklichen nicht stören, und unter dem vorhangenden Strohdach auf einer Bank den Tag erwarten, indessen er besonnener mit sich zu Rath gehen konnte, was er beginnen müsse? Aber er sank bald in Ermüdung und Bewußtlosigkeit zusammen. Der Schlummer, mit weicher Macht, raubte ihm Erinnerung und Schmerz.

Die Sonne durchdrang schon seine feuchten Kleider mit wohlthätiger Wärme, als er erwachte, und vor seinen Augen das stille Thal von Aesch mit dem Wiesengrunde zwischen waldigen Halden, wie ein blendend grünes Luftbild schwamm. Und in dem Bilde bewegte sich um einen Holzpfeiler der Hütte, mit halbem Leibe, ein Mädchen, neugierig, zwischen wilden Rosen, nach dem Schläfer schauend. Er erkannte augenblicks das regsame Aenneli aus dem Moose, und sprang auf, den Schmerz der halberstarrten Glieder vergessend. Aenneli trippelte ihm langsam entgegen und weinte laut, indem sie ihm zum traulichen Gruße die Hand reichte.

„Und Epiphanie?" fragte Fabian sogleich und auf eine Art, als hätt' er die Antwort schon vor der Frage erwartet.

„Sieben Tage nach dem Begräbniß von Addrichs Tochter war sie ja, wißt Ihr's denn nicht? verschwunden!" schluchzte die Kleine: „Aber noch gestern erschien das Volk von der verlornen Schlacht und plünderte und zerstörte im Moose Alles, was war; schlug Addrichs Knechte blutrünstig und zündete Haus und Stall und Scheuer an. Ich rettete mein Leben in den Wald. Zwei Stunden, und Alles lag grausam zur Erde gebrannt. Keine helfende Hand der Nachbarn streckte sich aus, kein Eimer Wassers. Die Flammen flackerten wohl himmelhoch; aber keine Glocke stürmte! Das hat ein Ende mit Schrecken genommen. Bewahr' uns Gott vor bösen Nachbarn! Nichts hab' ich geflüchtet, ich armes Kind, als das Leben und die Lumpen, die ich am Leibe trage. Keine Hütte in Aesch nahm mich barmherzig auf. Hätte nicht die alte Mutter Walti ein Christenherz gehabt, ich wär' unter freiem Himmel im Unwetter gestorben."

„Und Epiphanie?" rief der leichenblasse Jüngling, der am ganzen Leibe zitterte und das Mädchen mit starren Augen durchforschte.

„Alle Tage war sie hinab gen Kulm zu Lorely's Grab gegangen; am siebenten kam sie nicht wieder!" antwortete Aenneli: „Wißt Ihr, wie der Halmenkranz vor der Trauung zerfiel, und Fanely's Wort beim Abschiede? O mein Lebtage vergeß' ich der thränenvollen Hochzeit nicht. Begräbnißtage sind fröhlicher. Wär' ich nicht so traurig, ich müßte wohl über den Bettelschmuck der Brautjungfer noch heut lachen. Aber auch der ist verbrannt, oder geplündert vom Volk. Mag es ihnen Gott verzeihen!"

„Und Epiphanie!" rief der junge Mensch heftiger: „Wo ist sie? Rede doch!"

„Das fraget den allwissenden Himmel!" erwiederte das Mädchen: „Wir haben sie gesucht, ihren Namen von Höhen und Wäldern gerufen den ganzen Tag, die ganze Nacht, dann wochenlang, und — kein Stäubchen von ihr gefunden. Wir haben alle Thäler, alle Höfe durchfragt, die Dörfer bis Aarau, die Stadt selbst. Sie war von niemandem gesehen worden. Niemand hatte sie am siebenten Tage, wie sonst, auf dem Wege von Kulm, Niemand im Dorf, oder wie sonst auf dem Kirchhofe, bemerkt. Die Leute sprechen wüste Dinge. Fanely war aber ein heiliger Engel, o gewiß, ein ganz heiliger Engel. Es sind nicht allesammt Heilige, die in der Kirche beten und singen; und unter Addrichs Dach sind wir nicht allesammt Kinder der Finsterniß gewesen. Als ich gestern zu den Aeschern floh, aus der Feuersbrunst, vor dem Kriegsvolk, stießen sie mich von ihren Thüren hinweg und riefen: Poch' an das Höllenpförtlein, da wird dir aufgethan, da wartet man dein. Es ist der Wirthschaft des Teufels im Moose der Garaus gemacht. Erst holte er die Besessene ab; dann sieben Tage darauf die Kräu-

terſucherin; nach ſieben Tagen nimmt er dich beim Genick. Und wie ſie mich aus ihrem Dorfe trieben, ſchrien Buben und Kinder: Satansbuhle! Belialsmagd! Hexen-Aenni!«

Der ungeduldige Jüngling wiederholte ſeine Fragen um Epiphanien vergebens. Er erfuhr nicht mehr, als er ſchon wußte, wie geläufig ihm auch das junge Mädchen alle übrigen Begebenheiten mit den unwichtigſten Nebenumſtänden erzählte, ſich das Herz zu leeren.

Während dieſer traurigen Unterhaltung vor der Hütte war auch Mutter Walti, die Eigenthümerin derſelben, hervorgetreten. Die alte Frau heulte laut um das Loos ihrer zwei Söhne, welche in die Mellinger Schlacht gezogen und noch nicht zurückgekehrt waren. Indeſſen vergaß ſie über ihr Leid die Sorge der Gaſtfreundlichkeit nicht, und lud den Jüngling, ſo wie Addrichs geweſene Magd zur Theilnahme am bereiteten Morgeneſſen ins Stübchen ein. Hier vernahm er, bei der warmen Milchſuppe und dem rauhen Brode, durch Aenneli's Geplauder, wenn auch nicht das, was ihm das Wichtigſte blieb, doch Vieles, was ihm von nicht geringer Bedeutſamkeit war. Er hörte, daß Addrichs Tochter ſchon ſeit Jahr und Tag heimlich den Hauptmann Renold geliebt habe; auch dann noch, als ſie ſein verdorbenes Gemüth erkannt und ihn nie mehr vor ſich gelaſſen hätte. Er hörte, daß ſie ihrem Vater, der für das geliebte Kind alles gern that, bei ſeinem Abſchiede zur Pflicht gemacht habe, Fabian nicht mit ſich zu nehmen, ohne ihn zuvor mit Epiphanien in der Kirche zu Kulm trauen zu laſſen. Sie hatte die Neuvermählte, bei deren Heimkehr von Kulm, mit wahrer Seligkeit empfangen und ihr bekannt, daß die Ueberraſchung und Trauung ihr Werk, ihr letzter Wunſch geweſen ſei vor dem Sterben. »Ohne dieſe Ueberraſchung,« hatte ſie geſagt, »würdet Ihr beide, ich kenne Euch, noch lange nicht, vielleicht nimmer, vor Gott verbunden worden ſein, und Gideons Ruchloſigkeit hätte Macht über Euch beide behalten, vielleicht Euch ewig zu trennen.«

Eben ſo berichtete Aenneli, wie Epiphanie ſeitdem nie wieder frohes Sinnes geworden, oft heimlich geweint, nie das Haus, bis zum Tode Leonorens, verlaſſen hätte. Dieſer wäre am zwölften Tage nach der Abreiſe Addrichs erfolgt, ein ruhiges Entſchlummern geweſen. Niemand wäre aber, auſſer den Bewohnern des Mooſes, dem Sarge der Verſtorbenen zur ewigen Ruheſtätte nachgegangen. Selbſt als der Leichenzug durchs Dorf gekommen, hätte ſich, auſſer Pfarrer und Sigriſt, niemand angeſchloſſen. Jeden Morgen wäre nachdem Epiphanie, in tiefer Trauer, mit friſchen Blumen zum Grabe der Schweſter hingewallfahrtet, bis ſie nicht mehr zurückgekehrt ſei.

Fabian, um ſich das Verſchwinden ſeiner jungen Gattin zu enträthſeln, hatte auch Raub und Entführung geargwohnt; abwechſelnd bald ſeinen Verdacht auf den Mann gerichtet, dem Epiphanie einſt auf der Bampf ſo viel Liebe, Vertrauen und Geheimniß gewähren wollte, bald gegen den Hauptmann Renold, deſſen Leidenſchaft für Epiphanie, deſſen Gewaltthätigkeit er kannte, deſſen ausgeſtoßene Drohungen ihm in friſcher Erinnerung lebten, und die, vom Entſetzen des böſen Gewiſſens, welches Gideon in der Waldbruderhütte nicht verhehlt hatte, ſchreckliche Glaubwürdigkeit empfingen. Da erinnerte er ſich der damaligen Worte des Schweden: »Du ſollſt noch ſehen, wie ich deine Maitreſſe meiner ganzen tapfern Mannſchaft in die Rappuſe gebe!«

»Das hat er nicht aus der Luft gegriffen!« dachte Fabian ſchaudernd in ſich: »Das konnte der Schurke nicht drohen, wenn er ſie nicht ſchon in ſeinen Klauen hatte.«

Er forſchte nun mit hundert Fragen an Aenneli, ob ſich der Hauptmann nach Addrichs Abreiſe nie im Hauſe gezeigt, ob man nicht dort, oder im Mooſe, oder ringsum in der Gegend, unbekannte, verdächtige Leute geſehen habe.

»Nein,« erwiederte das Mädchen: »nie, als am geſtrigen Unglückstage, da das Volk aus der Schlacht kam, ins Haus drang und alles raubte. Mich aber machte der Schrecken flink, da ich die brüllenden Haufen hörte, und war zum Wald entſprungen, ehe die wilden Bauern einbrachen. Wie Alles brannte und Baſchi mit blutigem Geſicht in den Wald floh, und mir begegnete, — ich kannte ihn kaum an den Kleidern, — ſagte er: alleſammt wären es Fremde, aber er glaube ſogar den Schweden bei ihnen geſehen zu haben. Doch thut er dem freundlichen, hübſchen Hauptmann offenbar Unrecht, der uns ſo lieb war, den wir ja auf Händen getragen haben. O, wär' er nur erſchienen in der gräßlichen Stunde, wär' er nur! Ach, Alles würde noch ungeſchehen ſein. Nun aber... o, wie wird der Addrich ſein graues Haar über Lorely's Grab, über dem Schutt ſeines Hauſes zerreiſſen, wenn er lebt, wenn er das Erſchreckliche mit ſeinen wunden Augen ſchauen muß!«

Lange noch klagte und jammerte Aenneli erzählend fort. Fabian achtete nicht mehr auf ihre Worte. Er hatte genug gehört. Denn daß Baſchi den Schweden im Gewühl der mordbrenneriſchen Bande erkannt zu haben glaubte, ward ihm unverwerfliches Zeugniß, Gideon Renold ſei Anſtifter des Gräuels geweſen. Er ſprang auf und wollte den verlaſſenen, greiſen Addrich ſuchen; er wollte weit um nach Spuren Epiphaniens ſpähen; er wollte dem Hauptmann Renold nachſpringen, bis er ihn gefunden. Hundert Vorſätze drängten ſich ihm durch einander, und jeder ſchien zur Ausführung dringender, denn die andern, aufzufordern.

»Aber ich«, ſchrie das junge Mädchen kläglich, und warf ſich, ihn mit Angſt umklammernd, an ſeine Bruſt, als er, dankend und Lebewohl rufend, davon wollte: »aber ich, um der himm-

lischen Barmherzigkeit willen, muß ich arme Waise im Elend verderben und sterben? Ich stehe allein unterm Himmel und kennt mich und will mich ja niemand mehr.«

Fabian, voller Mitleiden, nahm einige Silberstücke Geldes, gab sie ihr und sprach: »Wähle den Weg gen Aarau; bringe dem frommen Dekan Nüsperli meinen Gruß, die Botschaft unsers ungeheuern Unglücks und die Bitte, sich deiner anzunehmen. Er wird dein Helfer sein! Geh', Kind, geh' mit Gott!«

Er riß sich los, eilte zur Hütte hinaus und die Höhe hinauf, von der er vergangene Nacht in Verzweiflung und Verwirrung seines Gemüthes herabgekommen war.

48.

Das Gefecht bei Herzogenbuchsee.

Sein Gang war ins Moos. Ihn rief das Mitleiden für Addrich dahin. Er schämte sich der eigenen Unmännlichkeit, den beklagenswerthen Alten in jenen Augenblicken verlassen zu haben, da sich Himmel und Erde verschworen hatten, den festen Muth des grauen Dulders zu brechen; er schämte sich des Wahnsinnes, der ihn beim Gedanken an Epiphaniens Loos hatte in die Irre umherjagen können. Mit starker Brust dem feindseligen Verhängniß entgegentretend, schien ihm das Edelste, sein Schicksal an Addrichs Schicksal zu knüpfen, der seiner Güter, seiner Kinder, selbst der Sicherheit seines Lebens beraubt, unstät und flüchtig, ein Bettler und geächtet, durch die Welt gehen mußte. Der höchste Stolz des Mannes bleibt, dem widerwärtigen Glücke nicht zu weichen, und die Macht der Umstände nirgends zu fürchten.

Schon fauchte ihn der wüste, bittere Dunst der Brandstätte an, von den dürren Zweigen halbverkohlter Obstbäume umringt, welche vormals die verschwundene Wohnung beschatteten. So gehen treue Diener willig mit einer geliebten Herrschaft in den Untergang, den sie nicht verschuldet haben. Aber Addrich war nirgends zu erblicken.

Als Fabian ämsig die Umgebungen durchstreifte, und den schmalen Pfad, vom Moos nach Teufenthal, im Tannenhain verfolgte, fand er am Wege Addrichs runden, hoch gespitzten Hut liegend, daneben das dünne Gras des Rasens eingedrückt, wie von einem Menschen, der dort gelegen gewesen. Mit heimlichem Schauder hob der Jüngling den noch vom Regen schweren Hut auf, der ihm zu deuten schien, daß diese Stätte wohl eine der Stationen des Greises am Calvarienberge seines Leidens gewesen sein möge. Er ließ sich durch ein dunkles Ahnen auf dem Fußweg bis zum Dorfe führen.

Und wirklich vernahm er schon bei der ersten Teufenthaler Hütte, wie Addrich, bei Tagesanbruch, die schlafenden Bewohner derselben mit Pochen und Rufen erschreckt und um das Unglück seines Hauses befragt habe. Schweigend, ja ohne daß er einen Seufzer ausgestoßen hätte, sei von ihm angehört worden, was man vom Tode seines Kindes, vom Unsichtbarwerden seiner Nichte, vom Untergang seines ganzen Hauses zu erzählen wußte. Dann hab' er sich schweigend entfernt und, so viel sich in der Dämmerung des Morgens erkennen ließ, die Richtung gen Kulm genommen.

Auch dahin eilte ihm mit großen Schritten der Jüngling nach. Einige Kinder und Weiber, welche am Eingange des Kirchhofes still lauschend standen, und das Antlitz gegen die Gräber gerichtet hatten, verhießen, schon durch ihre furchtsame Neugier in den Gesichtern, die Nähe des Gesuchten. Fabian erblickte ihn wirklich, sobald er auf den Kirchhof trat. Der Unglückselige lag unbeweglich über dem jüngsten der Todtenhügel hingestreckt, mit zur Erde gekehrtem Gesicht. Fabian erkannte an den welken Ueberbleibseln vieler darüber gestreuten Blumen, diesen Zeugen von Epiphaniens Liebestrauer, der Vater habe die Gruft des Kindes nicht verfehlt. Der Jüngling aber, zitternd für das gebrechliche Leben des Greisen, umfaßte ihn leise, und richtete ihn mit halbem Leibe auf. Addrich öffnete die Augen, einem Schlaftrunkenen gleich, nahm, an das Grab gelehnt, sitzende Stellung, sah bald träumend auf den jungen Mann, auf die ganze Umgebung, auf den Erdhügel, der ihn stützte; aber beantwortete keine von Fabians mit kummervoller Zärtlichkeit wiederholten Fragen.

»Es schläft sich bei den Todten süß!« sagte er endlich, wie für sich.

Fabian redete ihn von Neuem an. Addrich ließ ihn aber, wie vorhin, vergebens Antwort erwarten, während dessen der Jüngling einige der verblichenen Blumen sammelte und bewahrte, die Epiphaniens Hand berührt und zu Todtenopfern geweiht gehabt hatte. Endlich führte Fabian den halberstarrten und entkräfteten Alten mit einiger Gewalt zum Wirthshause, wo er ihn mit kräftiger Weinsuppe erquickte, dann entkleiden half und in ein Bett brachte. Addrich hielt einen todtenhaften Schlaf von beinahe vierundzwanzig Stunden und erwachte erst am folgenden Morgen, gestärkt und mit voller Besonnenheit. Fabian, der ihn voll kindlichen Mitleidens bewachte, hatte indessen die traurige Muße mit Säuberung des verwüsteten Reisegewandes und Nachforschungen uber die Ereignisse im Moose, so gut er konnte, verkürzt. Alle Nachrichten bestätigten den schrecklichen Verdacht, daß Hauptmann Gideon Renold Epiphaniens Entführung und den Mordbrand veranstaltet habe.

»Ich bin reisefertig!« sagte Addrich: »Alles liegt für mich in der Welt abgethan. Höre zu, es klingt wunderlich:

Aus ist dein Licht geblasen,
Mit aller Hoffnung aus;
Das Kind deckt dir der Rasen,
Die Asche dir das Haus.

Ich lebe noch und lebe doch nicht mehr. Es widert mich an, Bewußtsein im Grabe zu behalten. Doch fürchte nichts von mir, Fabian, fürchte nichts. Du bist treu geblieben; darum erfüll' ich meine Verheißung, und scheide nicht, bis ich dir dein Weib gegeben habe. Komm! Gideon ist mit einem Haufen der Oberländer gezogen. Ich setz' ihm die Degenspitze auf's Herz; er soll mir Epiphaniens Aufenthalt nennen. Komm, früher ruhen wir nicht. Dann soll Feierabend schlagen. Komm!"

Sie gingen. Weil die Sage lief, daß sich der Schlachthaufen der Oberländer, etwa zweitausend Mann stark, nach der Gegend von Langenthal zurückziehe, an ihrer Spitze Leuenberger mit andern Häuptern des Aufstandes, schlugen Addrich und Fabian ebenfalls den Weg dahin ein. Doch machten sie nur eine kleine Tagreise, denn Addrichs Kraft, in dem riesigen, nun unter eigener Last zusammensinkenden Körper, schien gebrochen; selbst sein Geist verwandelt. Nichts mehr reizte seine Theilnahme. Selbst die Botschaft, daß am Tage vorher Schybi mit den Entlibuchern, bei Root am Reußpaß Gisikon, sieghaft gegen die Luzerner gefochten, deren Hauptmann Krebsinger gefangen, deren Pulvermagazin, das in einer Scheuer war, in die Luft gesprengt habe; daß sich dort Schwyzer, Unterwaldner und Zuger geweigert hätten, gegen die tapfern Landleute die Waffen zu wenden; daß Leuenberger und die Oberländer entschlossen wären, neuerdings in den Kampf gegen die Städte zu treten, — nichts weckte Addrichs Neugier und alte Hoffnung auf. Er glich einer am Tage wandelnden Leiche. Lust und Schrecken hatten ihre Gewalt an ihm verloren. Er sprach nicht. Fabians freundliche Worte empfingen keine Erwiederung.

Den schreckhaftesten Beweis seiner Abgestorbenheit aber gab er folgendes Tages. Beide waren durch das einförmige Flachland von Langenthal, wo man nur im Hintergrunde niedrige Hügel erblickte, zwischen den Rebhägen der Matten, schweigend neben dem Dorf Herzogenbuchsee vorüber gegangen, um gen Wangen zu wandern. Denn dahin sollte sich Leuenberger gewandt haben. Als sie aber vor Herzogenbuchsee auf das Feld kamen, erblickten sie dort schon einzelne Schildwachten der Oberländer mit Hellebarden bewaffnet, und in geringer Entfernung vor sich die Schaaren des bernischen Heeres mit wehenden Fahnen aufgestellt. Fabian erschrack; Addrich warf einen gleichgültigen Blick auf das Schauspiel und setzte gelassen seinen Weg gegen die feindlichen Schlachthaufen fort. Da riß ihn der Jüngling zurück gegen das Dorf, wohin eben auch mit seinem Gefolge der bernische Feldherr Erlach vorsprengte, weil ihm die Schildwachten gesagt hatten, es sei leer von Rebellen. Aber schon bei den ersten Häusern empfing ein so mörderisches Feuer den General und seine Begleiter, daß sie in stürmischer Eile zu den Ihrigen zurückjagten. Während Fabian seitwärts sprang, schritt Addrich gelassen mitten durch den Kugelregen in das Dorf hinein. Fabian suchte ihn sogleich wieder zu finden. Allein das Dorf, in welchem noch kurz vorher die tiefste Stille geherrscht hatte, war plötzlich mit einigen Tausenden der bewaffneten Oberländer angefüllt, als wären sie durch ein Wunder hieher gezaubert. In geschlossenen Haufen drangen sie hervor, dem Feinde entgegen.

Mit Ungestüm warfen sie sich auf die Vorhut der Berner und trieben sie zurück, während Erlach langsam seine Streitmassen entfaltete. Nach einer Stunde sahen die Oberländer nicht nur vor sich, sondern auch links und rechts über die Wiesen lange blaßgraue Streifen von Pulverdampf, in denen sich Erlachs Schlachtreihen näherten. Da bemächtigten sich die Ueberflügelten eines nahen Gehölzes und setzten das Gefecht mit Wuth fort. Endlich auch hier fast von allen Seiten umzingelt und zusammengedrängt, eilten sie wieder hervor, den Rückzug ins Dorf nehmend. Schritt um Schritt machten sie dem Sieger streitig. Von Hag zu Hag ward Gefecht, bis das Dorf erreicht wurde. Vertheilt in den Häusern, zerstreut hinter den Hütten, in den Gärten, unterhielten sie verzweiflungsvoll den Kampf, bis Haus um Haus in Rauch und Flammen aufging. Nun getrennt, behauptete sich noch ein Theil von ihnen lange auf dem erhaben gelegenen Kirchhofe, hinter der hohen Mauer, die zur Brustwehr diente. Andere wandten sich langsam, in voller Ordnung, stets schlagend, gegen den Wald. Andere liefen, zerstreut, fechtend, abwärts durch die Baumgärten gegen die Gebüsche und Wiesen von Oenz.

Dahin hatte der Ausgang des Treffens und die Gewalt der Umstände auch den Liebling Epiphaniens getrieben, der anfangs lange Zeit den verlornen Alten vergebens gesucht, hernach aber, den Tag über, seinen menschenfreundlichen Beruf, als Wundarzt, ohne Unterschied an Freunden und Feinden geübt hatte, die verwundet aus dem Streit schieden.

Er wandelte, unschlüssig, ob er in der Nähe des Dorfes bleiben oder sich entfernen solle, durch eine üppige Matte. Man sah und hörte hier nichts mehr, weder von Verfolgern, noch Verfolgten. Aber seitwärts, hinter niederm Weidengebüsch, ließ sich Stöhnen einer menschlichen Stimme vernehmen. Er drang durch das Dickigt, dem Klageton nach, und erblickte jenseits desselben, am schilfigen Ufer eines klaren Weihers, längs welchem ein Fußpfad hinlief, einen Kriegsmann am Boden liegend, der sich vergebens aufzurichten strebte. Das reich mit Blut benetzte Gewand desselben ließ an der Traurigkeit seiner Lage nicht zweifeln. Fabian, noch indem er sich näherte, griff zu seinem Besteck, welches er stets bei sich führte, und rief, indem er neben dem Verwundeten niederkniete: „Muth, Kamerad! Wo fehlt's?"

„Zum mindesten nicht an Courage!" erwie-

derte der Kriegsmann und wandte den Kopf, um den Frager zu sehen. Fabian erschrack, als er in das bleiche Gesicht blickte und den Hauptmann Renold erkannte. „Du hier?“ rief er voller Bestürzung und Zorn, setzte aber, indem er auf die blutige Brust des schönen Mannes die Augen warf, mitleidig hinzu: „Es scheint, um dich steht's schlimm!“

Gideon aber verzog den Mund mit höhnischem Stolz und sagte: „Gelt, gefundenes Fressen für Deinesgleichen! Kannst Revange nehmen, ohne Resistenz zu fürchten. Jetzt sind wir quitt. Mach's ohne Präparatoria mit mir ab.“

„Zeig' mir deine Wunden!“ versetzte Fabian, ohne auf ihn zu hören, netzte einen Schwamm im Wasser des Weihers, kniete wieder zu ihm nieder und rollte das wundärztliche Besteck aus einander.

„Kömmst post festum, Herr Medikus!“ rief Gideon: „Hab' die Pillen schon aus Büchsenschmieds Apotheke empfangen, und sie purgiren mir die Seele richtig zum Leib hinaus. So will ich, als tapferer Soldat, auf dem Feld der Ehren dieser Welt Valet sagen; krepiret Ihr unterdessen am Schnellgalgen.“

„Ich hoffe, Renold, du bist noch zu retten!“ sagte Fabian: „Laß dich untersuchen.“

„Mit Gunst, bleib' mir vom Hals!“ erwiederte der Verwundete: „Ich begehre keine Visitation; zwei Kugeln fuhren mir in den Leib, zweifelsohne hinten wieder aus; denn ich hielt den welschen Teufeln nahe genug vor der Mündung. Unsere Sache hat manquirt; sie hätte glorreichern Ausgang meritirt. Aber der Feind hatte uns mit Trasiquen und Pratiquen schon bei Mellingen ruinirt. Heut schlug sich unsere Mannschaft während der Bataille heroisch. Der Feind, welcher eine wohl montirte Reiterei, Fußvolk und Artillerie gegen uns ins Feld stellte, hätte noch lange nicht Viktoria schiessen können. Doch uns fehlte es im Fundament aller Kriegsoperationen: an verständigen Kriegsräthen und wohlobservirter Disciplin.“

Fabian, der unterdessen Gideons Wammes geöffnet und mit dem Schwamm das Blut von dessen Brust gewaschen hatte, sagte: „Spare deine Worte für nöthigere Dinge, denn du hast nicht viel Odemzüge mehr zu verschwenden.“

„Danke der Glücksgöttin dafür, du schelmischer Aventurirer!“ sagte Gideon mit matterer Stimme, während ihm Fabian zwei Schußwunden an der Brust mit Leinwand und Pflaster bedeckte, um das vorquellende Blut aufzuhalten. Der Soldat schien nichts davon zu empfinden; denn ohne auf Fabians Beschäftigung zu achten, fuhr er fort: „Beim ersten Rencontre hätt' ich dich niedergesäbelt und in Präsenz deiner Maitresse massakrirt.“

„Schweig' mit mit deinen Prahlhansereien, Renold! rief Fabian: „Dein letztes Stündlein hat geschlagen. Der Tod steht vor dir. Fürchte die Ewigkeit!“

„Was fürchten? was?“ entgegnete Gideon: „Ich habe andere Majestäten gesehen. Ich sterbe honorabel, wie ich es jederzeit desiderirt habe. Unterfange dich nicht, Calumnien zu spargiren, daß ich nicht bis an mein Ende ein herzhafter Kriegsmann geblieben sei.“

„Renold, bald stehst du vor dem Richterstuhle des Allwissenden; bekenne die Wahrheit, erfülle meine letzte Bitte, sage mir noch . . .“

Gideon unterbrach ihn und sagte: „Molestire mich nicht. Sic transit gloria . . . Alles vorbei.“

„Bekenne, du hast Epiphanien aus dem Moose entführt; bekenne, wohin du die Unglückliche geschleppt hast . . .“

— Wär' das Vögelein nicht ausgeflogen gewesen, ich hätt's, dir zum Possen und Chagrin, in den Sack gesteckt. Aber das Nest war leer.

„Epiphanie ist verschwunden!“ rief Fabian mit wachsender Angst, denn er bemerkte Renolds zunehmende Schwäche und fürchtete dessen ewiges Verstummen, ehe das Geheimniß von Epiphaniens Loos enthüllt wäre: „Ich beschwöre dich, rede! Läugne nicht! Versöhne dich mit Gott und Menschen durch das Geständniß der Wahrheit. Wo ist der Aufenthalt des unglücklichen Geschöpfs?“

Renold schloß die Augen und versetzte mit leiser Stimme: „Das Weibsbild ist . . . nescio . . .“

„Nenne, Gideon Renold, nenne mir den Ort, um Gotteswillen, nenne ihn!“

„Nescio,“ antwortete jener leise stöhnend, indem sich die Züge seines bleichen Gesichts plötzlich entstellten und nach einigen Zuckungen in die kalte Ruhe des Todes zusammensanken.

Fabian wiederholte verzweifelnd sein Rufen. Gideon antwortete nicht mehr. Da trat der Frager schaudernd von der schweigenden Leiche zurück. Er betrachtete sie lange mit den Empfindungen des Entsetzens, Unwillens und Mitleidens. Wie er in düsterer Ueberlegung da stand, mit gefaltenen, vor sich hingestreckten Händen, auf die Brust gesenktem Haupte, die Blicke, unter finster zusammengezogenen Augenbraunen, auf das, noch im Tode schöne Antlitz des Soldaten gehestet, rauschten Schritte hinter ihm, auf dem Fußweg am Weiher, durchs Buschwerk. Fabian wandte das Gesicht zurück und erblickte mit froher Verwunderung den lange vermißten Addrich. Er ging ihm entgegen.

„Ich hörte deine Stimme schon in der Ferne, Fabian!“ sagte der Alte: „Mit wem sprachst du?“

„Gottlob,“ rief der Jüngling, „daß uns der Himmel wieder zusammen führt. Ich suchte dich lange mit vergeblicher Müde und hielt dich schon für verloren, gefangen oder getödtet.“

„Leere Sorge,“ versetzte Addrich, „der Tod verlangt mich nicht, und das Leben will mich nicht.

So muß ich über die Erde wandern, wie der ewige Jude. Mir sind die Kugeln ausgewichen; ich wich nur den Klauen der Berner und ihrer Henkersknechte aus. Gut, daß du lebst; mit wem sprachst du?"

Fabian zeigte stillschweige ...lds Leichnam und beobachtete Addrichs ... zu erkennen, welche Empfindung die ...raurige Anblick in dem Alten erzeugen würde, der fast gefühllos geworden zu sein schien.

Addrich trat langsam hinzu und blieb in stummer Beschauung stehen. Kein Zug seines Gesichts änderte. Zuweilen brummte er ein „Hm, Hm!" in sich hinein, wie wenn ihm etwas Unerwartetes leichte Verwunderung verursache. — Nach einiger Zeit murmelte er mit halblauter Stimme:

„Vom rosenfarbnen Munde
Erlischt die Lebensgluth;
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.

„Zu spät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schlaft auf durrem Schilfe,
Sein Kussen ist ein Stein."

Fabian erschrack und fürchtete für den Verstand des Alten, der in Versen sprach.

„Auf, auf, laßt uns von hinnen eilen, Addrich!" rief er: „denn für uns ist keine Sicherheit in der Nähe des Schlachtfeldes!"

40.

Rettung.

Er ergriff ihn am Arm und führte ihn eilends mit sich hinweg, durch Wald und Feld, ohne Rast, Weg und Steg weder meidend noch suchend, aber in gerader Richtung nordwärts, den Aarstrom zu erreichen. Unterwegs erzählte er, mit vielen beigemischten Bemerkungen, von dem letzten und kurzen Gespräch, das er mit Gideon Renold gehalten; dann entwarf er Pläne, wie sie durch's Münsterthal oder die österreichischen Waldstätte am Rhein gen Frankreich oder Deutschland entkommen könnten, und wie er, sobald für Addrich geborgene Zuflucht gefunden sein würde, in das Schweizerland heimkehren und Epiphaniens Spur suchen wolle. Addrich schien das Alles kaum zu hören, und ließ zuweilen nur ein trockenes „Ja" oder „Nein" oder „Wohl möglich" vernehmen, mehr aus Gefälligkeit, oder den Frager zufrieden zu stellen, als aus Lust an Unterhaltung.

Wie sie beide nach einer Stunde durch ein stilles Wiesenthal hervortraten, erblickten sie das Ufer der Aar und, wo sich der Bach, dessen Lauf sie verfolgt hatten, in den Strom ausmündet, einzelne Fischerhütten. Vor einer derselben flickte ein junger Mann ausgespannte Netze, den Fabian, wegen der Ueberfahrt zum jenseitigen Ufer, ansprach, indem er gutes Trinkgeld verhieß. Jener betrachtete Beide abwechselnd lange mit besonderer Aufmerksamkeit und sagte: „Gelt, Ihr kommt von Herzogenbuchsee, und der Boden hier brennt Euch unter den Füßen? Jesus, Maria und Joseph! das ist übel ausgegangen. Folget mir nach!"

Er warf eilfertig das Garn zur Erde, sprang zur Aare, rüstete ein Schifflein und ließ die Wanderer einsteigen. Als er vom Lande gestoßen hatte, sagte er rudernd: „Ihr Herren, ist Euch zu rathen, so fahret stromab, je weiter, je besser, bis die Nacht auf dem Lande liegt. Das Licht ist Euer Freund nicht."

„Du bist ein Ehrenmann!" sagte Fabian: „Fahr' uns so weit du magst; um den Fährlohn wollen wir nicht hadern. Du wirst mit uns zufrieden sein."

„Danket der Mutter Gottes hunderttausendmal, daß Ihr mich am Staad gefunden!" erwiederte der Schiffer: „Ich setze meinen Kopf daran, du heißest Fabian ab der Almen, und der Alte dort Addrich der Mooser. Jesus, Maria! Nun geht's Manchem um den Hals!"

Fabian erblaßte vor Schrecken, sich von einem Unbekannten und in unbekannter Gegend genannt zu hören. „Was weißt du von uns?" fragte er den Schiffer.

„Daß man nach Euch beiden aller Orten das Netz ausgeworfen hat!" antwortete dieser: „Daß man kaum des Leuenbergers so sehr, als Eurer habhaft zu werden trachtet; daß ich armer Gesell mit geringer Mühe ein paar Dublonen gewinnen könnte, wenn ich zu Olten im Leuen Nachricht von Euch brächte. Das wär' aber Blutgeld. Behüt' uns Gott! Ich erkannt' Euch beide Augenblicks an Geberde, Kleid und Art, als Ihr vorhin am Staad zu mir tratet; denn der Steckbriefträger hat Euch auf's Haar genau konterfeit."

Obwohl sich Fabian unschuldig fühlte, pochte ihm doch das Herz bei diesen unerwarteten Botschaften gewaltig, nicht minder aus Besorgniß für Addrich, als sich selber, da man ihn überall als dessen unzertrennlichen Gefährten im Aufruhr gesehen hatte.

Der Schiffer bemerkte Fabians Unruhe und sagte: „Sei du ohne Furcht, hast nicht allein im verbotenen Wasser gefischt; ich war auch dabei, als wir Landleute den Zug nach Solothurn machten und die Stadt-Hechte fangen wollten. Seitdem hielt' ich mich aber im Staad mäuschenstill, und ging nicht einmal, wie die andern, auf die Höhe, die Schlacht bei Herzogenbuchsee zu schauen. Ich habe meine guten Gründe. Als diesen Morgen der Kerl von Bipp mit dem verdächtigen Gesicht kam und Euch beschrieb, und was für Euch geboten wäre, wußt' ich, was die Glocke geschlagen. Mich soll keiner dumm machen."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen des Schiffers mit dem beängsteten Fabian, brach die Dämmerung des Abends herein. Das Schifflein glitt rasch mit dem Strom dahin.

„Es soll dich nicht gereuen!" sagte Fabian: „Ich zahle dir eine Dublone in blankem Gold,

wenn du mit uns durch die Nacht fährst; bis morgen sind wir, wo die Aare in den Rhein fällt.“

„Nimmermehr!“ entgegnete der Schiffer: „Ich kenne das Wasser nicht weiter, denn bis Brugg; und nächtlicher Weile ist mit dem Strom übel spaßen. Solls aber gelten, so geleit' ich Euch um das halbe Angebot über den Berg zu meiner Base ins Iffenthal. Da seid Ihr geborgen, besser als in Abrahams Schooße. Und eh' der Tag kömmt, bin ich wieder am Staad.“

Fabian willigte in Alles, um sich und seinem Unglücksgefährten einen Schlupfwinkel zu finden. Der Schiffer steuerte endlich dem linken Ufer und einem Erlengebüsch zu, wo er die Wanderer ans Land gehen ließ, während er den Kahn befestigte. Dann schritt er, als Wegweiser, voran über die Felder, durch Wiesen und Aecker, bis in die Nähe eines Dorfes a der Landstraße gen Olten. Hier ward eine Stunde unter freiem Himmel gerastet, um sich mit Speise und Trank zu stärken; dann der Weg ins Gebirg genommen. Es ging durch Thäler und Hügel, Tannenwälder und Schluchten, bergauf in allerlei Krümmungen bei dunkler Nacht. „Bist du des Weges kundig?“ rief Fabian dem Führer zu, der immer die kürzesten, aber nicht bequemsten Richtungen nahm. — „Hui!“ antwortete jener lachend: „den fänd' ich blindlings. Zwei Jahre lang bin ich ihn gelaufen, wenn ich bei meinem Seppli zu Kilt ging; jetzt noch allwöchentlich, seit es mein Weiblein geworden. Freilich hätt' ich's wohl lieber am Staad bei mir; aber so lange wir kinderlos sind, muß es im Haus der alten Mutter bleiben und schaffen.“ *)

Nach zwei langen Stunden erreichten die Wanderer um Mitternacht eine einsame Hütte. „Hier sind wir zur Stelle!“ rief der Schiffer: „Aber drinnen liegt Alles im Schlaf. Wartet, ich will das Seppli wecken.“ Er schwang sich am Hause auf eine Holzbiege und verschwand in einer fensterartigen Oeffnung des Estrichs. Nach geraumer Zeit ward es im Innern der Hütte laut; es schimmerte Licht; die Thür ward geöffnet, und mit brennendem Kienspan in der Hand zündete der Schiffer seinen Freunden in eine enge Stube hinein. Ein junges, hübsches, halbbekleidetes Weib, darauf bald auch ein altes Mütterchen, traten herein, hießen die Fremdlinge willkommen und bedauerten, ihnen für die Nacht kein besseres Lager, als auf Ofen und Bank, anweisen zu können. Dankbar entrichtete Fabian dem braven Schiffmann seinen verheißenen Lohn. „Nun denn,“ rief dieser, nachdem noch Vieles über geheimen Aufenthalt und über mancherlei nöthige Vorsicht verhandelt worden war, „dem Hungrigen ist bald gekocht, dem Müden leicht gebettet. Ihr seid ins Trockene gebracht. Wartet geduldig, bis der Sturm ausgetobt hat. Gelobt sei Jesus Christ!“

Fabian, froh, sich und den Oheim Epiphaniens in Sicherheit zu wissen, bequemte sich ohne Mühe in die ärmlichen Verhältnisse der Berghütte und fand, wie in dieser Nacht das Lager auf der Holzbank, so in den folgenden die Ruhstätte auf dem Heu, desgleichen die Bewirthung mit den einfachen Erzeugnissen der Heerde, unendlich köstlicher, als den Aufenthalt in einer Felshöhle, an den er schon in der ersten Angst gedacht hatte. Die Flüchtlinge hätten kaum ein angenehmeres Asyl wählen können, als die hohe, grüne Einöde, in welcher Monate lang kein fremdes Gesicht gesehen ward, und wo die beiden gutmüthigen Weiber mit einem alten Knechte in Gastfreundschaft gegen die Unglücklichen wetteiferten. Das Bergthal, zwischen den beiden Jurapässen des Hauenstein gelegen, trug seine eigenthümliche wilde Anmuth. Zu beiden Seiten schwollen die alpenartigen Wiesen gegen die nahen Felsenkämme des Gebirgs auf. Im Hintergrunde hing malerisch ein armseliges Kirchlein am Berge, hoch über einem furchtbaren Abgrund. In der Nähe derselben bildeten wenige beisammen liegende, elende Hütten und einzeln im Gebirg umher zerstreute kleine Berghöfe die Gemeinde.

Während Addrich in dieser Einsamkeit die einsamsten Stätten suchte, Tage lang auf einem verwitterten Felsblock des öden Bergrückens unbeweglich da saß, selten sprach, und dann nur still grollend mit der Weltordnung oder schreckhafte Dinge ahnen lassend, schweifte Fabian ungeduldig durch das Gebirg. Gequält durch den schmerzvollen Gedanken an Epiphaniens Schicksal, ward ihm der Müßiggang und die einfache Lebensweise bald unerträglich. Er würde schon nach der ersten Woche das Iffenthal verlassen haben, um seine verlorne Gattin aufzusuchen, selbst mit Lebensgefahr, hätt' ihn nicht eine geheime Bangigkeit um Addrich oder die Menge der Schreckensbotschaften zurückgehalten, welche jedes Mal der treue Schiffmann brachte, so oft derselbe im Thal erschien.

Wöchentlich gab dieser neue Berichte von der Strenge und Grausamkeit, mit welcher die Obrigkeiten gegen die besiegten Rebellen verfuhren; wie tägliche Verhaftungen erfolgten und jeder Verdächtige angehalten würde. Fast sämmtliche Häupter und Rädelsführer der Empörung lagen schon in Kerkern und Ketten. Leuenberger war zu Trachselwald von einem seiner eigenen Helfershelfer und Nachbarn, Hans Bierri, verrathen, nächtlicher Weile aufgehoben und nach Bern geschleppt worden. In Zofingen ward ein Blutrath von fünfzehn Personen niedergesetzt, die Eingefangenen zu beurtheilen, die Schuldigen abzustrafen. Christen Schybi, im Entlibuch entdeckt, wurde nach Zofingen gebracht, verurtheilt und in Sur-

*) Die nächtliche Heimsuchung der Geliebten von den Jünglingen, der Kiltgang, ist, wie in andern deutschen Gebirgsländern, noch jetzt in der Schweiz Sitte; eben so auch ist noch häufig, daß ein vermähltes junges Paar, zumal wenn es unbemittelt oder kinderlos ist, getrennt bei den gegenseitigen Aeltern wohnt.

see, mit drei andern Spießgesellen, enthauptet. Adam Zeltner, der kluge Untervogt von Buchsiten, empfing in Zofingen den Todesstreich vom Schwert des Nachrichters, ungeachtet sich der französische Botschafter, Herr de la Barde, aufs Dringendste für das Leben desselben verwendet hatte. Ulli Schad ward vor dem Steinenthor bei Basel mit dem Strang vom Leben zum Tode gebracht, während sechs andere seiner Aufruhrgenossen, sämmtlich sonst achtbare Greise, alle mit grauen Köpfen und weißen Bärten, daselbst durchs Schwert hingerichtet wurden. Gleich trauriges Schicksal erlebte Leuenberger, dem nur unter der Folter Geständnisse erpreßt werden konnten; eben so sein ehemaliger Geheimschreiber Brömmer, und mancher Andere zu Bern. Ein Schmied von Hochstätten, weil er zur Volksbewaffnung Piken geschmiedet hatte, mußte dort nach geschehener Enthauptung noch geviertheilt, und mit den vier Stücken seines Leibes an den Galgen genagelt werden. Als am Sonntag darauf (3. Juli) ein erschreckliches Ungewitter, von Sturmwinden und Wolkenbrüchen begleitet, über Bern zog, die Stadt schwer beschädigte, das Hochgericht mit den angehefteten Köpfen der Rebellen niederwarf und zertrümmerte, erkannte der Aberglaube eines Volks, welches unter dem obrigkeitlichen Zorne zitterte, wenigstens darin zu seinem Trost des Himmels Mißbilligung so blutdürstigen Wüthens der gnädigen Herren und Obern.

Die Zahl der Hingerichteten war groß; noch größer die Zahl derer, denen vom Henker ein Ohr abgeschnitten, oder die Zunge geschlitzt wurde; die man mit Ruthen strich, aus dem Vaterlande verbannte, auf die venezianischen Galeeren verschickte, um ihren Tod in Seeschlachten gegen die Ungläubigen zu suchen, oder die man ehr- und wehrlos machte, und mit schweren Geldbußen ungroßmüthig an den Bettelstab warf.

50.

Die letzten Erscheinungen.

„Ich will lieber unter Menschenfressern, Türken, Heiden und reissenden Thieren wohnen, die ihr Gebiß nur da einschlagen, wo Hunger oder Nothwehr Blut begehren!“ schrie Fabian, „als unter diesen christlichen Obrigkeiten, die nun ihre Feigheit und überstandene Angst mit Grausamkeit verdecken, ihre Rache gleißnerisch hinter den Schild gesetzlicher Gerechtigkeit verbergen, das arme Volk erst mit Blutsaugerei und Frechheit am Boden zertreten, dann die Verzweiflung desselben am Schuldigen und Unschuldigen in blinder Wuth strafen; sich dabei gottesfürchtige, gnädige Obrigkeiten und die armen, rechtslosen Unterthanen freie, glückselige Unterthanen nennen! Verruchte Unnatur!“

„Warum tobest du, Bursch, wider die Natur?“ entgegnete Addrich gelassen oder vielmehr kalt: „Sie geht ihren bleiernen Schritt. Wir Ebenbilder Gottes haben kaum nur das Menschengesicht aus dem alten Fell der Bestialität hervorgestreckt. Wenn sich eine Nation mit der Kinderruthe züchtigen, mit der Peitsche geisseln läßt, verdient sie nichts Besseres, denn Ruthe und Peitsche.“

„O Addrich! fesselte mich nichts mehr an diesen blutgedüngten Felsenboden,“ rief Fabian bewegt, mit der Thräne heiligen Grimmes im Auge, „ich möcht' in eine Wüste ziehen und mich mit den Tigern verbrüdern. Hast du von unserm Schiffer die Geschichte des alten Weibes von Olten gehört, welches nach Zofingen lief und vor den unbarmherzigen Richtern für das Leben des Ehemannes und Sohnes, endlich nur für das Leben eines einzigen von beiden, den Fußfall wiederholte? Und als man ihr nun die schauerliche Wahl öffnete, als nach langem entsetzlichen Kampf des Mutterherzens und der Gattenliebe die eheliche Zärtlichkeit überwog, — da bohnlächelte gefühlloser Witz über die Betrogene. Das scheint mir die höllische Krone auf das Haupt alles Frevels zu legen! ...

„Still, Bursch!“ erwiederte Addrich: „Trag Sorge für deine junge Haut. Wo Tirannen wohnen, haben die Steine Ohren.“

Er hatte nicht Unrecht. Denn der Pfarrer des Iffenthals hatte den Aufenthalt der Flüchtlinge entdeckt, das Weib des Schiffers berufen und ausgeforscht, und demselben darauf geboten, reinen Mund zu halten, über Alles, was er gefragt und gesagt. Die junge Frau aber gehorchte mehr der Stimme ihres Mitleidens, als des Beichtigers, und warnte die Fremdlinge angstvoll. Da blieb diesen die abgelegene Einöde kein Asyl mehr.

„Fort denn,“ sagte Fabian, „das Leben zu retten, muß das Leben gewagt sein. Versuchen wir's, durch das unwegsame Gebirg, an den bewohnten Höfen und Bergdörfern vorüber, das kaiserliche Gebiet am Rhein zu erreichen.“

„Mir gleich!“ entgegnete Addrich gleichgültig: „Mein Leben kannst du nicht retten. Hätte ich kein Wort gegeben, es wäre längst weggeworfen. Ich folge dir. Die grüne Schale des deinigen hält noch einen Kern; der meinige ist vermodert.“

Mit Dank und gerührtem Herzen schied Fabian, Addrich aber stumm, von der gastfreundlichen Berghütte, in der folgenden Morgenfrühe, ehe der Tag graute. Dicker Nebel lag auf dem Thal und verbarg ihre Flucht, aber zugleich auch Weg und Gegend so sehr, daß sie erst mit Sonnenaufgang aus der Bergschlucht hervortraten, durch welche ihnen ein wildes Waldwasser zwischen Felsenschutt den Ausgang zur Heerstraße über den untern Hauenstein gezeigt hatte.

Wie sie den gähen Felsenweg emporstiegen, dessen letzte Höhe droben eine blaugraue Wolke, längs den Klippen gährend, bedeckte, wurden sie bald eines Wanderers gewahr, der vor ihnen, in städtischer Tracht, gemach bergauf schritt. Fabian drückte das braune Sammetbaret tiefer in die Augen, und, das Gesicht abgewandt, eilte er an

dem Manne vorbei, indem er trocken einen Morgengruß sprach.

„Heda! Halt!“ rief der Wanderer: „Sonntag und Montag kommen alle Woche zusammen, aber nicht Menschen. Es freut mich, Herr Freund, Euch hier zu treffen und mit Euch gleichen Weg zu machen, wenn Ihr nicht wie ein Bürstenbinder laufet.“

„Schon früh auf die Beine!“ antwortete Fabian, der den wohlgemuthen Meistersänger von Aarau erkannte, und sich von Herzen nun des alten Bekannten erfreute: „Was gibt's Neues? Jetzt ist wieder Ruh und Sicherheit im Land und das Regiment frisch und wohl bestellt.“

„Ja, ja, Herr Freund! es wird aufgeräumt, wie sichs gebührt. Nur, sag' ich, frische Besen wischen wohl, doch gehen sie nicht in die Winkel. Den Erzrädelsführer Addrich haben sie noch nicht gefunden; wer weiß, wo er steckt? Hat aber der Teufel den Sattel, so holt er auch den Zaum. Ich wette, der trägt sein Kupfergeld nicht lange mehr auf der Nase herum. Heut oder morgen hängt er in Scharfrichters Dohnenstieg, oder läuft wenigstens mit nacktem Rücken durch den Besenmarkt. Er hats um mich allein schon verdient. Und säß' er in einem Dachsloch, ich kröche hinein, und holte ihn heraus.“

„Kannst ihn wohlfeiler haben!“ sagte Addrich, der jetzt von hinten herankam: „Hier bin ich. Wie viel hat man für mich geboten?“

Meister Wirri stand still, und starrte den Alten verblüfft an; faßte sich aber bald und sagte halb ängstlich, halb freundlich zu ihm: „Nun, nun, ich hoffe, Ihr werdet Spaß verstehen, Herr Freund. Ich hatte Euch wohl gesehen, und nur dergleichen gethan, Euch Furcht zu machen. Ich soll Euch auch höfliche Grüße bringen von meinem Aenneli, das ehemals in Euerm Dienste stand und Euch noch immer belobt.“

„Ist's dein Anneli geworden?“ entgegnete Addrich mit gleichgültiger Miene.

„Gelt, das nimmt dich Wunder!“ rief Wirri, der sein Vergnügen nicht verbergen konnte, den furchtbaren Alten schnell auf ein anderes Gespräch zu leiten: „Nun, was nicht ist, kann noch werden. Es lebt beim wohlehrwürdigen Herrn Dechanten Herrentage, und das Zünglein geht ihm noch immer, wie der Bachstelze der Schwanz.“

„Wie viel also hat man für mich geboten?“ fragte Addrich wieder.

Den Spielmann machte die Frage wieder ganz ernst, doch zwang er ein Lächeln durch die ersteiften Gesichtsmuskeln und versetzte: „Ei was? macht doch aus der Pille keine Bombe. Jedermann begriff, es ging auf den alten Socken nicht länger, und die Bauern hatten ihr Recht. Niemand verdenkt's Euch. Hättet Ihr nur Euer Eisen geschmiedet, als Ihr vor der Esse waret. Aber da wollte jeder von den Bauern sein eigen Kraut schmalzen. Und wenn zwei Hunde an einem Bein nagen, kommen sie selten überein. Das war das Unglück. Ein Mann wie Ihr, Herr Freund, hätte das Ruder führen müssen, aber kein hochmüthiger Tölpel, wie der Leuenberger, der sich meinte, als höre er die Flöhe husten und das Gras wachsen, und den Kopf im Gehen streckte, als ob er einen Degen verschluckt hätte.“

„Schweig, Mops!“ entgegnete der Alte: „Laß die Todten ungelästert. Er starb wenigstens für etwas Besseres, als wofür du lebst.“

„Nun ja,“ stimmte Wirri verlegen ein, „es gibt Mancher mehr um die Karrensalbe, als er mit Karren verdient.“

„Ich rede von der Landfreiheit!“ sagte Addrich.

— Richtig! ach die liebe Freiheit! Man kauft sie allezeit theuer ein, aber verkauft sie um einen Pfifferling wieder. Glaubt mir's. Der Welsche versingt sie, der Deutsche vertrinkt sie, der Franzos vertanzt sie, der Holländer verschachert, der Spaniol verbetet, der Schweizer verschläft sie. Kann der Bauer nicht Landvogt werden, muß er seinen Käse selbst von der Alp tragen.

„Ich merke,“ sagte Addrich, „du bist einer, der mit allen Winden segeln will.“

Fabian, der die Unterhaltung auf andere Dinge zu lenken wünschte, fiel hier mit der Frage ein: „Wohin geht die Reise so früh, Meister?“

„Ich komme von Olten, und ziehe gen Basel. Man muß viel für den lieben Gott und fürs liebe Brod thun. Der wohlehrwürdige Herr Dechant hat einmal sein Vertrauen zu mir, drum muß ich und kein Anderer seinen Brief nach Basel tragen, an den ..., an den ... Dan... Din... Don... Dar... Ihr kennt ihn ja. Ich bringe leichter zehn Kletten in den Hals, als den verwünschten Namen heraus!“ Er griff ins Wamms und zog einen Brief hervor, um die Aufschrift zu lesen.

Fabian, der auch den Herrn von Grönkerkenbosch wegen Epiphanien in Verdacht genommen, stutzte, als er vom Briefwechsel des Dekans mit jenem Manne hörte, und der Gedanke ging ihm auf, er könne hier Licht für seine Finsterniß finden.

„An Don Nardo?“ rief der Jüngling auffahrend und riß den Brief aus der Hand des Spielmanns ungestüm an sich.

„Richtig!“ antwortete der Meister Wirri und setzte hinzu, indem er mit schälkisch drohender Miene auf Addrich deutete: „gebt das Schreiben nicht weiter. Da steht ein Männlein, das mir schon einmal den Botenlohn verdarb und einen Brief öffnete, der nicht für ihn geschrieben war.“

„Das kann ich selbst, und werde es beim Dekan Rüsperli verantworten!“ sagte Fabian, riß das Siegel auf und durchflog mit brennenden Augen hastig die Zeilen.

„Meister Wirri stand verduzt mit offenem Munde da, und als er die Sprache wieder gewonnen, stammelte er halb scheu, halb zornig: „Plagt Euch denn... Gott sei mir gnädig ... da muß einem der Hafen, ohne Feuer, überlaufen; anderer Orten nennt man das Straßenraub. Aber sporenstreichs kehr' ich um und klag' es dem Herrn

Dechanten. Er wird Euch Späne unter den Speck hacken. Geduld!«

»Schweig!« rief Addrich und hob eine geballte Faust drohend.

Meister Wirri duckte sich, und nahm hastig den Rückzug nach Olten, indem er rief: »Zwischen Fuchs und Wolf ist bös spazieren gehen. Behüt' Euch Gott! Es gibt noch Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat. Den Streich schreib' ich Euch nicht mit Kohlen in den Kamin.«

Während er sich brummend entfernte, zwar immer zurückkehrte, aber eben so oft den Rückzug antrat, so oft er Addrichs Bewegung gegen sich erneuern sah, las Fabian den Brief. Er war in lateinischer Sprache geschrieben, dem Jüngling der Inhalt dunkel. Folgendes ungefähr sagten die Worte des Dekans an Don Nardo:

»Ach, daß wir Wasser genug hätten in unserm Haupt, und unsere Augen Thränenquellen wären, daß wir Tag und Nacht weinen mögten. Jer. 9. Dir wäre besser gewesen, du wärest von der Höhe des Felsens gestürzt, oder mit einem Mühlstein am Halse in die Tiefe des Meeres gefallen, daß du nur das zeitliche und nicht das ewige Leben verloren hättest.

»Addrich hat, wie Dathan und Abiram, schwer gesündigt, als er von der durch Gott eingesetzten Obrigkeit abfiel. Aber seine Schuld ist federleicht, neben deinem Hochverrath an Jesu Christo. Denn du hast in deiner Apostasie eine Sünde gegen den heiligen Geist gethan, die nie vergeben wird. Ich darf nicht mehr der Freund dessen sein, der Gottes Feind geworden ist; mein Haus hat für dich nur verschlossene Pforten. Darum, bist du in Basel: so bleibe; trifft dich dies Blatt schon auf der Straße gen Aarau: so kehre um und sei gewarnt! Denn der Jüngling, den du suchest, findest du nicht. Wir wissen nichts von ihm.

»Wehe, daß dich der böse Geist blendete und du in die Fallstricke der spanischen Katholikin fielst! Hätten die Wilden der philippinischen Inseln dir den Todesstreich versetzt, als nur dein Antlitz mit einer Narbe entstellt: du würdest minder zu beklagen sein, denn deine arme Seele wäre gerettet worden. Aber alle Tonnen Goldes, die du von deinem reichen Weibe dort ererbt hast, weil du dessen Leben von den Barbaren befreitest, sind kein Lösegeld aus der Verdammniß. Und hättest du ganz Ostindien, ja die ganze Welt gewonnen, was hülfe es dir, nun du Schaden an deiner Seele genommen?

»Ich unwürdiger Diener des göttlichen Wortes beschwöre dich bei den blutigen Wunden meines lieben Herrn und Heilandes, kehre zurück zur wahren, evangelischen Kirche, in der du geboren und erzogen worden bist, und verführe nicht das Mägdlein zur verfluchten Abtrünnigkeit. Ich werde dieses Kindes Seele vor dem Thron Gottes einst wieder von dir fordern. Noch einmal, kehre zum wahren Glauben an Jesum zurück; dann darf ich dich wieder sehen, sonst nie! Ich werde zu Gott Tag und Nacht schreien, daß er dein Herz bewege und dich auf den Weg des Heils zurückführen wolle.«

Versunken im Erforschen und Denken des Sinnes dieser Zeilen, und in unruhigen Ahnungen über das vom Dekan bezeichnete Kind oder Mägdlein, war Fabian mit scharfen Schritten, lesend und wiederlesend, gegen die wüste Höhe des Weges hinangekommen, unbekümmert um Addrich und Wirri, die hadernd zurückgeblieben waren. Als er die Augen aufschlug, sah er sich schon von jener Wolke umfangen, die er vorher über sich auf dem Rücken des Gebirgs erblickt hatte. Ein frostiger Luftzug strich ihm zwischen den schroffen, kahlen Felsen entgegen, aus deren Klüften die Gebüsche durch den falben Nebel, wie seltsame, lebendige Gestalten nickten und gaukelten. Aber eine andere Gestalt lösete sich vor ihm aus dem Innern der Wolke zu immer bestimmtern Umrissen. Er erkannte einen Reisigen, der sein Roß am Zügel führte. Es stand plötzlich Don Nardo neben dem Rosse, im Begriff, zum Dechanten nach Aarau zu reisen.

»Halt!« schrie Fabian, und zog den Degen: »dich sendet Gott selbst in meine Gewalt. Steh mir Rede! Steh!«

Don Nardo, des Ueberfalls nicht gewärtig, stand anfangs betroffen da; wie er aber den Jüngling erkannte, sagte er gelassen: »Ich ließ mir's keine Geldsummen kosten, wochenlang Leute auf allen Wegen nach dir auszusenden und dich zu suchen. Aber daß du in diesen Wildnissen Räubergewerb führest, ließ ich mir nicht träumen. Kennst du mich nicht, Unglücklicher?«

»Steh mir Rede!« rief Fabian und setzte ihm die Degenspitze auf die Brust: »Du, du hast Epiphanien entführt, die Nichte Addrichs, mein Weib!«

Während er sprach, tönten viele Pferdehufen, und neue Gestalten schwebten im Nebel, wie dunkle Schatten, heran. Ein lauter Schrei scholl: »Morde meinen Vater nicht!« und mit dem Schrei schlug ein weiblicher Arm den Degen Fabians auf die Seite. Der Ton klang betäubend in des Jünglings Ohr und erschütterte sein Wesen, daß ihm aus der gelähmten Faust das Schwert zu Boden fiel. Aber die Retterin bebte, als sie des Jünglings recht ansichtig ward, erst mit Erschrecken zurück; dann erhob sie laut weinend die Arme, und rief: »Faby! ach, Faby! du selbst!« und sank an seine Brust. Er starrte unbeweglich auf sie nieder, und stammelte todtenblaß und mit zitternden Lippen: »Fanely! meine Seele! o mein Leben!«

Indessen beide im Sturm der ersten Seligkeit, sich wiedergefunden zu haben und umfaßt zu halten, Alles vergaßen, was um ihnen her war, kam Addrich odemlos den jähen Bergweg dahergeeilt. Er hatte das Geschrei auf der Höhe vernommen, und seine Schritte alsbald verdoppelt, weil er befürchtete, Fabian sei von ausge-

stellten Wachten im Nebel überfallen und gefangen worden. Entschlossen, ihn zu befreien, und beim Anblick der Rosse und Menschen in der wolkigen Umdämmerung die Wahrheit seines Argwohns nicht mehr bezweifelnd, zuckte er das Schwert und schwang es gegen den Ersten, der ihm aus dem Haufen entgegen trat. Doch wie vom Schlag getroffen, sank der gehobene Arm schlaff zurück. Sein Gesicht war vom Entsetzen schreckhaft entstellt. Die finstern Augen starrten, als wollten sie ihre Höhlen verlassen, aus der rothen Umfassung der Augenlieder grausig vor, wie eine verascht Kohle aus der Gluth. Er lallte mit bebender Zunge, unbewußt, halblaut: „Das ist mein todter Bruder Diethelm.“

Auch der Herr von Grönkerkenbosch, den sonst nichts aus seinem stillen Gleichmuth warf, verlor hier die Fassung, fuhr bestürzt zurück und rief: „Addrich!“ — Aber der vielerfahrene Mann sammelte sich schnell zur Besonnenheit und sagte: „Unglücklicher, du bist der Gräuel des Landes geworden, weil du keinen Gott hattest, als dein schreckliches Ich. Dich allein wollt' ich vermeiden. Aber du hast mich zu deinem Schuldner gemacht durch das, was du meinem Kinde gethan. Mir steht nicht zu, mit dir zu rechten. Flieh dies Land, das dich verflucht, mein Schloß am Rhein hat Raum und Freude für uns Alle. Hier nimm die Hand. Wir sind versöhnt.“

Addrich wich schaudernd vor der ausgestreckten Hand und sagte mit leiser, heiserer Stimme: „Bist du nicht unter dem Eis des Rawylgletschers vergraben?“

Don Nardo schüttelte mit traurigem Lächeln das Haupt und sagte: „Still davon, mein Bruder. Oder, wenn du es denn willst, so höre alles in vier Worten. Gottes Barmherzigkeit und Vorsehung hat gewaltet. Deine wohl etwas unbrüderliche Härte wies mir aber nur den Weg über den Rawyl nach Ostindien zu meinem Glück hinüber. Eine fromme, reiche Pflanzerin der Philippinen ward meine Gemahlin; ich nach ihrem Tode der Erbe ihres Reichthums. Wir kehren auf der Stelle gen Basel um. Mein Ziel ist unerwartet getroffen. — Die Hand her!“

„Mensch, was hab' ich mit dir zu schaffen?“ sagte Addrich, und blieb in seiner Stellung unbeweglich: „Bist du nicht der auserkorne Quälgeist meines Daseins? Hast du dem verstoßenen Knaben nicht schon das Herz des Vaters geraubt? nicht dem Jüngling die Liebe der erwählten Braut? — Du, und kein Anderer, hast mir Epiphanien entwendet, mir und dem Gatten.“

„Laß den alten Hader fahren!“ rief der Stiefbruder mit besänftigendem Ton: „Das Herz der Andern ist in keines Andern, denn in Gottes Gewalt; ihre Liebe war ja nicht meine Schuld, nicht mein Verdienst. Und dort steht Epiphanie! Ich mußte sie entwenden, weil ich sie nicht fordern durfte. Du bist deines Unglaubens, ich des alleinseligmachenden Glaubens willen geächtet. Ich darf nicht mehr in der Heimath meiner Väter ohne Gefahr wandeln, weil ich zur römisch-katholischen Kirche heimgekehrt bin. Ich stehe rechtslos vor Euern Richtern, und meine Tochter würde mir vom Glaubenshaß Eurer Obrigkeiten verweigert worden sein. Selbst jener Landvogt, für den ich, du weißt es, Vermögen, Würde, Alles verlor, er, dem ich mich zuerst und einzig offenbarte, hatte nur so viel Dankbarkeit erübrigt, mich zu warnen, nicht Berner Grund und Boden zu betreten, als wär' ich ein Aussätziger.“

Addrich schien der Worte seines Bruders nicht zu achten, sondern in andern Gedanken vertieft, stand er mit zur Erde gewandtem Blick da.

„Nun, Alter!“ fuhr Diethelm fort nach einigem Schweigem, in welchem er den finstern Greis mitleidsvoll beobachtete: „Hand her! In den Wolken des Himmels, hoch über der Erde, führt uns die Hand Gottes zusammen auf der vaterländischen Höhe. Hand her! Das Vergangene sei vergangen! Ich will alle deine Sorgen von dir nehmen.“

Hier richtete Addrich das Haupt empor und sprach: „Ich habe deine Tochter, die du verlassen hattest, jenem Jüngling Fabian ab der Almen zum Weibe gegeben, daß sie nicht schirmlos bleibe.“

Mit sanftem, billigendem Kopfneigen erwiederte Don Nardo: „Er soll mein Sohn sein.“

Addrich warf den Blick suchend durch den Nebel, schritt an seinem Bruder vorüber zu Fabian und Epiphanien hin, die noch einander fest umschlungen hielten und bei seinem Erscheinen mit Seligkeit in Stimm' und Blick riefen: „Addrich! o Addrich! aller Schmerz und alles Weh hat nun sein Ende!“

„Alles!“ murmelte Addrich. Da sein Bruder herankam, wich er langsam zurück, seitwärts, sinnend, in den Nebel, wo er, wie ein düstrer Schatten, zwischen Felsen irrte.

„O mein Faby!“ rief Epiphanie, indem sie den zärtlichen Blick, noch schwer von Freudenthränen, zu dem Geliebten erhob: „Nimm deinen Vater an deine Brust!“

Fabian hielt mit einer Hand die schöne Gattin fest, als fürchtete er, sie könne ihm noch einmal entrissen werden; mit der andern Hand entblößte er vor Don Nardo das Haupt und sagte: „Epiphanie, Eure Tochter, ist mein mir anvermähltes Weib. Ich fleh' um Euern Vatersegen.“

„Du sollst mein Sohn sein!“ antwortete mit gütigem Blick Don Naro, indem er seine Hand auf Fabians Scheitel, wie zu einem Segen, legte: „Des Himmels Wille waltet unverkennbar. Dich, den ich nebst Addrich seit sieben Wochen von so viel ausgesandten Leuten vergebens suchen ließ; dich, von dem nie eine Spur entdeckt ward, dich leitet Gottes Hand mir selbst wunderbar entgegen. Wir waren im Begriff, nach Olten, deinetwillen, im Begriff zum Dekan Rüsperli ...“

„O wie viel Angst hab' ich für dich getragen,

Faby!« seufzte Epiphanie und küßte ihres Lieblings Hand.

»Verzeiht mir,« sagte Fabian zum Herrn von Gönkerkenbosch, »wenn ich Euch verkannt und im Irrthum beleidigt habe. Warum verhehltet Ihr mir doch, daß Ihr der Vater meines Faneli wäret? Warum verbarget Ihr Euch, den ich wohl als Herrn Diethelm kannte, hinter falschen Namen?«

»Mein Nam' ist ächt aus der Taufe!« erwiederte Jener: »Ich heiße Leonhard Diethelm. Unter fremdem Himmel streift' ich Alles ab, was mich an meine Unglückstage mahnen mochte, selbst den Namen. Ich ward glücklicher, als Leonardo, denn Diethelm je gewesen war; dir aber, junger Freund, wie konnt' ich dir vertrauen, den ich nicht kannte? Ich wußte nur durch Sagen von einem leichtfertigen Gesellen, der um meine Tochter bei Addrich würbe, einem lockern Kriegsknecht. Lange hielt ich dich für ihn.«

Fabian umarmte den Vater Epiphaniens tiefbewegt, in den Augen Thränen, und sagte mit Herzlichkeit in Geberd' und Ton: »Seid mein Vater! Ich will Euer gehorsamer Sohn sein. Geht nicht gen Olten! nicht gen Aarau! Eurer harrt kein freundlicher Empfang.«

Don Nardo küßte des Jünglings Stirn mit sichtbarer Rührung und legte Epiphanien an des Jünglings Herz: »Hier ist dein Weib!«

In diesem Augenblick zerriß der graue Nebel um sie her, wie ein Vorhang des Himmels, und schlang sich goldgesäumt um die Scheitel der Berge. Die Sonne mit blendender Pracht überstrahlte die schroffen Felsen und grünen Gebüsche der hohen Einöde; und von jedem Halm blitzte, in wechselnden Schimmern, ein flüssiger Diamant am reinen Morgenlicht. Wie liebende Seelen, die sich nach dem Tode des Leibes im Elysium begegnen, standen Fabian und Epiphanie, einander umfangend, stillbewundernd, mit stummer Zärtlichkeit um Liebe fragend. Des Vaters Blick ruhte lange Zeit mit Wohlgefallen auf dem schönen Paar, das Ueberirdischen glich. Endlich wandte er sich zu seinen Dienern, welche bei den Rossen in einiger Entfernung harrten, und rief: »Wendet um! wir kehren nach Basel zurück. Wo aber ist mein Bruder?«

Addrich war im Nebel verschwunden; keiner von den Dienern hatte ihn wahrgenommen. Nun ward er von allen Seiten gerufen. Es tönte keine Antwort. Er ward von Allen gesucht; nach zwei Stunden hatte ihn Keiner gefunden.

»Lasset ab!« sagte Fabian: »Den Unglücklichen drückt die Seligkeit der Glücklichen. Er ist allein hinüber, wohin wir beide heut wollten, durchs Gebirg in des Kaisers Gebiet.«

Also stieg der ganze Zug hinab auf der andern Seite des Hauensteins, wo sich der Weg minder steil zum einsamen Bergdorf von Läufelfingen niederzog. Auch hier bot Don Nardo Geld aus und versandte Leute, den Verlorenen im Gebirg zu suchen, oder ihm durch die Bergwildnisse gegen das Frickthal zu folgen, wohin er sich wahrscheinlich gewandt hatte. Man verhieß ihn in der Stadt Basel zu erwarten. Dahin wandte sich der Zug.

Nach drei Tagen kam zu Don Nardo Botschaft. Man hatte den Leichnam eines Greises in einem Abgrund gefunden, in welchem derselbe von einer schroffen Felswand, vielleicht in den Nebeln verirrt, herabgestürzt war. Don Nardo verschwieg, was er wußte, um den Himmel seiner Kinder nicht zu trüben. Er offenbarte ihnen erst lange nachher auf seinem niederländischen Schloß am Rhein Addrichs Ausgang.

Der Creole.

Statt einer Vorrede.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten in Genf.

Aarau, den 7. Dezember 1829.

— — — Werden Sie mir übrigens ja nicht böse, daß ich Ihr Septemberbriefchen heut erst beantworte. Ich ward nicht, wie Sie, durch die Gesellschaft einer fürstlichen, schönen Anastasia gehindert; sondern hatte nur ein armes Mädchen bei mir, wenn auch göttlicher Abkunft. Denken Sie, ich sah meine Muse nach drei, vier Jahren wieder. Schon fürchtete ich alles Ernstes, mein philosophischer Nachbar Troxler habe das schüchterne Kind für immer aus meiner Blumenhalde vertrieben.

Mit größerm Recht, als Montesquieu von sich, sage ich: »J'ai la maladie de faire des livres, et d'en être honteux quand je les ai faits.« Kurz, ich habe wieder ein Bild gemalt; diesmal einen Creolen. Ich wollte es Ihnen zu den Rosinen und Makronen unter Ihren Weihnachtsbaum legen lassen. Es sollte Ihnen, mein ewiger Jüngling *), wenn's möglich ist, ein paar lange Jänner-Abende verkürzen helfen oder den Schlaf verlängern.

Im Sommer 1808, also vor zwanzig Jahren,

*) Bonstetten ist jetzt 84 Jahre alt.

— oheu! fugaces labuntur anni! — kam ein wackerer Mann von Glarus zu mir, Namens Heinrich Stauffacher, der eben auf dem Wege nach Amerika war. Er ließ mir zum Geschenk das Tagebuch seiner Reise zurück, die er, im Jahr zuvor, von Triest nach Messina gemacht, und auf welcher er, besonders in Calabrien, sonderbare Abenteuer erlebt hatte. Vielerlei erzählte er mir nebenbei, was ich zu seinem Tagebuche anmerkte. Daraus ward nun die Erzählung vom Creolen. Sie enthält also, was man ohnehin leicht wahrnehmen wird, eine Grundlage von wirklichen Thatsachen. Das Schmuckwerk legte obengedachtes armes Mädchen, kraft seiner göttlichen Abkunft, bei.

Da dieser Brief also nur Vorläufer der Erzählung für Sie ist, so heben Sie ihn einige Wochen auf, bis Ihnen unser Remigius Sauerländer das Büchlein selbst schickt. Dann vergessen Sie nicht, daß ich, aus guten Gründen, einzig bei den Namen des Fortunatus Linthi, des Georg Down, der geracesischen Familie Marcoli, der Marchesa Vioganni und dessen, was zu deren Familie zählt, der strengen Wahrheit nicht wohl treu bleiben konnte. Die Uebrigen nannte ich, wie sie ohne Zweifel noch heute in den Taufbüchern aufgezeichnet stehen; und wahrscheinlich leben noch mehrere ihrer Eigenthümer, so gut, wie wir Beide.

Wenn denn wohl auch Mancher die Achsel zuckt, daß aus mir zuletzt nur ein Erzähler, so eine Art Spielmanns für die müßige Welt, geworden ist: ich weiß ja, Sie und meine Nanny, die mit der Muse selbst viel Aehnlichkeit der Gemüthsweise hat, hören mich gern an. Man schmuggelt mit einem guten Mährchen manche Wahrheit in die Welt ein, manche Erinnerung ins Herz, die von Kanzel und Katheder herab sich zu Tode fällt. Nenne man des Dichters Gabe nichtigen Goldschaum; mit Goldschaum deckt man Arzneipillen. — — —

Karl von Bonstetten an H. Zschokke in Aarau.

Genf, den 10. Dezember 1829.

— — — Den heiligen Besuch der pierischen Jungfrau habe ich in seiner ganzen Würde gefühlt. — Lieber Herzens-Zschokke, ich wollte zwar erst ein wenig Scherz treiben; aber Ernst ergreift mich, daß Sie sich selbst, oder Leutchen in der Schweiz Sie, mit einem Spielmann vergleichen, der in einer Schenke fiedelt. — Seelentod ist das ärgste Uebel, und Sie sind einer von den Weckern derer, die bei uns gähnen. Ihre Erzählungen sind Aetherfläschchen für Schlafsüchtige. Wann können wir in der Schweiz sagen, was Tacitus unter einem Kaiser: rara temporum felicitate, ubi sentire quid velis, et quae sentias dicere licet? Was uns fehlt, ist das sentire. Daher kömmt, daß die Bessern nicht schreiben, weil ihre Gedanken den harten Boden fühlen. Alles, die Empfindung weckende, Schöne ist Noth für uns Schweizer.

Sie sagen: Ihre Erzählung sei zum Theil wahr? Aber Ihre lustige Tante Sara ist ja auch wahr *). Eben hat man hier eine alte Jungfrau geheilt, wie Sie die Tante Sara. — Sie sind ein prächtiger Mann, am wühlenden Ameisenhaufen fortzudenken, wie auf dem Olymp. Ich verstehe diese Kunst gar nicht. Sobald ich in einem Winkel eine unharmonische Seele fühle, fallen alle meine Gedanken zusammen. So wie ich liebe, oder mitfühle, erwacht meine Seele bis zur Begeisterung. Darum sind mir die Zschokke's alle lieb. Sie tragen mich auf ihren Flügeln in die Pracht der Gedankenwelt. Nichts ist seltener, als wahres Mitgefühl. O Dumont, um den ich traure, die Stael, die Pictets, Johannes Müller — wie entblättert stehe ich schon da! Wunderbar genug, daß eine zwanzigjährige Anastasia die Freundschaft solcher Männer bei mir beinahe ersetzt. Aber sie ist eine zweite Stael, hohen Geistes. Jetzt ist sie in Rom. Sie schreibt mir: „J'aime la Toscane. On respire librement dans un pays que l'on sent heureux. Depuis votre canton mignon je n'ai pas éprouvé pareille chose.“

Ungefühl, lieber Zschokke, tödtete immer von aussen her mein innerstes Leben. Das ist eine große Sünde; allein ich war für keinen Kampf geboren. Nur wo ich Mitgefühl fand, habe ich meine Kraft empfunden. In Genf stoßen Herz und Geist wenigstens nirgends an. Man kann hier frei denken. Und das ist viel. Aber den Creolen her! — — —

1.

Die Reisegesellschaft.

Nachts den 15. März 1807 lichtete das Kauffartheischiff, die Austria, unter Kapitän Lorenzo Bosich, auf der Rhede von Triest die Anker. Es war mit Waarenballen aller Art befrachtet, besonders mit böhmischen Tüchern und Schweizermusselinen für Messina und Malta.

Während frischer Wind die Segel aufblähte und die Wellen vor sich her trieb, bewegten sich die Ufer zurück. Die Gebäude der Stadt am Gestade, bis hinauf zur Anhöhe, verblichen im Nachtdunst und Mondschein immer zu falbem Grau. Wie zuletzt der Molo von St. Carlo verschwand, und das Schiff nun einsam auf der Lichtstraße dahin glitt, welche der Wiederglanz des Mondes über die dunkle Wasserfläche in langen zitternden Streifen zeichnete, schlug es zwölf Uhr im Triestiner Dom. Die Glocken der an-

*) Anspielung auf die Erzählung: „das blaue Wunder.“

dern Thürme sangen einzeln den dumpfen Scheideruf an die Seefahrer nach. Nun ward das Verdeck von den Reisenden nach und nach leer, die ihre Schlafstätten suchten.

Nur ein junger Mann, in seinen Mantel gehüllt, blieb noch still träumend auf dem Verdeck stehen, vielleicht von der Neuheit des Schauspiels zurückgehalten. Unweit von ihm saß ein etwa sechszehnjähriger Knabe auf einem Waarenballen; die Hände gefalten und vor sich hingestreckt, den Kopf niedergesunken auf die Brust, unbeweglich, wie in stummem Schmerze. Eine hohe weibliche Gestalt warf von Zeit zu Zeit den Blick auf den Knaben, entfernte sich bald, und trat bald wieder zu ihm. Endlich schien ihr die nächtliche Kühle oder Langeweile lästig zu sein. Sie berührte die Achsel des Knaben mit dem Finger, und sagte halblaut auf Italienisch: „Ist's endlich gefällig? Mitternacht ist vorüber!“

„Mir gleich! Ich werde noch bleiben!“ antwortete der junge Bursch trotzig und kurz, indem er die Augen dem Monde zuwandte.

„Ich aber darf es nicht länger gestatten. Eure Gesundheit, lieber Cecco!“ versetzte das Frauenzimmer und faßte den Arm des Knaben.

„Mir gleich!“ entgegnete der kleine Eigensinnige, welcher seinen Arm wieder befreite: „Meine Gesundheit ist nicht die Ihrige, Signora.“

„Ohne Umstände, Cecco!“ rief die Dame mit zürnender Stimme: „Muß ich meine Leute herbeiholen oder den Schiffskapitän? Ich verlange Gehorsam auf der Stelle.“

„Und ich Freiheit, oder ....“ sagte der Knabe und legte auf das letzte Wort einen drohenden Ton.

„Oder? und was denn oder?“ wiederholte die Dame etwas spöttelnd.

„Den Tod!“ erwiederte der Trotzkopf; „Das Grab ist jeden Augenblick offen, weit und tief.“ Er deutete bei diesen Worten mit der ausgestreckten Hand aufs Meer.

Der Fremde im Mantel, welcher das Gespräch gehört hatte, wandte sich verwundert seitwärts zu den Redenden, ohne seine Stellung zu verändern. Er sah in diesem Augenblick die weibliche Gestalt, halb kniend vor dem Knaben, mit weit vorgestreckten, in einander gefaltenen Händen. Mit zitternder, leiser Stimme seufzte sie: „O mein Cecchino! Warum wollt Ihr mich verderben?“

In diesem Augenblick sprang der junge Bursch auf, mit einem Satz gegen das Schiffsbord, — und vermuthlich wäre er in die Wellen hinabgestürzt, hätte ihn nicht der Fremde, während die Dame einen Schrei ausstieß, mit beiden Armen umfangen.

„Keine Unbesonnenheit, junger Mensch!“ sagte der Fremde, und seine Lippen dem Ohre des Knaben zuneigend, flüsterte er leise: „Sie scheinen unglücklich. Vertrauen Sie mir, ich will über Sie wachen auf dem Schiffe.“

Cecco wandte sich im Arm des ungebetenen und unerwarteten Vermittlers um. Beide beobachteten sich gegenseitig, so viel das Licht des Mondes gestattete. Der Knabe sah ein ihm unbekanntes, aber angenehmes Gesicht mit einem Ausdruck voller Kraft und Gutmüthigkeit, welcher selbst durch einige Pockengrübchen erhöht zu werden schien. Unter dem runden Hut kräuselte sich blondes Haar, wie Gold, im Schein des Mondes. Der junge Mann war etwa fünf- bis siebenundzwanzig Jahre alt. Hinwieder der Fremde erblickte dicht vor sich das verschattete, zarte Antlitz eines Knaben, welches, im feinsten Ebenmaß seiner Verhältnisse, wahrhaft schön genannt werden konnte, und eben jetzt durch den seelenvollen Ausdruck von innerm Schmerz und stolzem Erstaunen einen, wenn ich so sagen darf, ganz eigenen Ton empfing, welchen man sonst nicht in einem etwa fünfzehnjährigen Knabengesicht zu finden erwartet.

Nach einer Weile stummen Anstarrens riß sich der junge Bursch aus den Armen, die ihn gefangen hielten; sagte zum Frauenzimmer, das wie unbeweglich da stand: „Ich folge!“ und beide wanderten, nach einer leichten Verneigung gegen den Fremden, der Kajüte zu.

„Seltsame Reisegefährten!“ murmelte der Fremde: „Indessen die Fahrt verspricht anziehend zu werden; morgen erfahren wir mehr von einander.“

Er irrte sich. Am folgenden Tage, da die Austria, schon fern von den Küsten, über die adriatische Wasserwüste bei schwachem Winde hinschwebte, füllte sich das Fahrzeug allmälig mit Leuten aus allerlei Volk. Sie stiegen aus dem Boden hervor, als wüchsen sie unter den jungen Sonnenstrahlen, wie jene Gewappneten aus der Erdscholle, die Kadmus mit den Zähnen des Drachen besäet hatte. Verwundert drehten sich die Köpfe erst nach allen Himmelsgegenden, um sich in der weiten Einöde des Oceans zurecht zu finden; dann musterte jeder die bunte Versammlung, mit der er wochenlang, inner dem engen Gefüge von Brettern, Abenteuer und Gefahren bestehen konnte, wie sie das treulose Element des Wassers irgend den Kindern der Erde zu bereiten pflegt. Da waren Sprachen und Trachten von allerlei Nationen. Aber was der Zufall zusammengewürfelt hatte, vereinte sich bald zu geselligem Verkehr. Geschieden von der übrigen Welt, ist die menschliche Gestalt für sich allein schon ein Empfehlungsbrief für das menschliche Herz.

Die meisten Reisenden waren Leute ganz gemeinen Schlages: Krämer, Wallfahrer, Bauern u. dgl. m. Nach den Mundarten unterschieden sich Lombarden, Neapolitaner, Deutsche, Griechen, Engländer und Schweizer. Auch der junge, blondköpfige Mann erschien unter ihnen; aber

gerade von ihm konnte man nicht sagen, wes Landes er sei, weil er mit einerlei Leichtigkeit deutsch, englisch oder neugriechisch, wie italienisch sprach. Man hätte ihn schon aus dem Grunde für einen Engländer halten können, weil zwischen ihm und einem andern jungen Briten auf dem Schiffe durchaus keine Gemeinschaft Statt fand. Doch zeigte er viel zu viel Geselligkeit und zuthunliche Leutseligkeit, als daß man ihn mit einem der spröden Kinder Albions hätte verwechseln dürfen. Eher glich er einem Franzosen, würde nicht seine apostolische Gabe, in Zungen zu reden, die jedem Franzmann, trotz der Geläufigkeit der eigenen Zunge, ewig versagt bleibt, offenbares Zeugniß dagegen gegeben haben. Nicht minder sprach auch eine gewisse bequeme Lässigkeit seiner Bewegungen, die ihm aber wohl stand, gegen alle Stammgenossen der beweglichen, leichten Gallier.

Man sah seine schlanke Gestalt im grünen Frack und runden Hut, mit strohgelbem, recht italienisch schlaff umgeworfenen Halstuch, bald hie, bald dort auf dem Schiffe. Er schien zu suchen; man erräth leicht, wen? Doch weder die Dame noch ihr hübscher und trotziger Cecchino liessen sich erblicken. Es verstrichen sogar mehrere Tage; sie erschienen nicht. Es hieß, sie seien seekrank.

2.

Die Rose von Messina.

An der Tafel des Schiffskapitäns speisete nur der junge Engländer, welchen sein Schiffswirth Sir George Down nannte, und der schon öfters erwähnte Grünrock, welchen Herr Bosich bald Signor Fortunato, bald Signor Linthi hieß. Sir Down war ein Mann etwa im Alter des letztern, schmächtigen Wuchses, bläßlichen, feinen Gesichts. Brillantringe an den Fingern und ein Kleiderschnitt im neuesten Londner Geschmack deuteten an, daß er kein ganz gemeiner Sir war. Bei Tische zeigte er sich übrigens stumm oder vornehm-einsilbig. Zwar beantwortete er jede Anrede mit verbindlichem Ton; aber zugleich lag in der Miene immer eine Art feierlicher Verwahrung gegen jeden Versuch vertraulichern Annäherns.

So bestritten gewöhnlich Kapitän Bosich und Signor Fortunato allein die Unkosten des Tischgesprächs; jener mit überlauter Stimme und reichem Hände- und Mienenspiel; dieser mit einer behaglichen Allmäligkeit, welche fast auf Mangel an Federkraft des Gemüths zu schliessen berechtigte.

Das Wort kam natürlich unter beiden auch auf die einzige Schöne am Bord der Austria. Sie hatte seit einigen Tagen schon die allgemeine Neugier um so mehr erregt, je geheimnißvoller sie lebte, und je weniger man von ihren zweien Bedienten, oder Verwandten, oder Wächtern über sie erfuhr, ein paar langen, dürren Gestalten, mit unerfreulichen Gesichtern. Einigemal hatte man auch unter dem Gesurre von Zithertönen aus ihrem Kajütenzimmer den süßesten Gesang einer weiblichen Kehle vernommen, und mit Recht beklagte jeder die Zurückgezogenheit der allzu bescheidenen Sängerin.

„Wer ist diese Dame eigentlich?“ fragte Sir Down, an den das Fragen sonst selten kam.

Der Schiffshauptmann zog mit bedauerndem Kopfschütteln die Achseln bis zu den Ohrläppchen und sagte: „Laut ihren Pässen und meinem Register eine Donna Rosa di Centi, die mit ihrer Dienerschaft nach Messina geht.“

„Und der Knabe bei ihr?“ fiel Signor Linthi ein: „Auf keinen Fall gehört, denk' ich, der zur Dienerschaft.“

„Warum nicht?“ versetzte der Kapitän: „Ihr Jokei, Ihr Page, ihr Gallopin. Allein, ihr Herren, das ficht einen braven Seehauptmann wenig an. Er bringt seine Fracht, wohin sie bestimmt ist, und bekümmert sich nicht um Inhalt und Werth der Ballen.“

„Sie sind ein gewissenhafter Mann, Kapitän,“ gegenredete Signor Linthi, „daß der schönste Theil Ihrer Ladung Sie nicht neugieriger als das schlechteste Pack Flanell macht!“

Alle Mühe war eitel, von der schönen Sizilianerin mehr zu erfahren, bis sie endlich selber für gut fand, sich auf dem Verdeck zu zeigen. Aber täglich erschien sie nur einmal; nur auf kurze Zeit; nur um Sonnenuntergang und auch dann noch verschleiert, von ihrem Pagen begleitet, und unter Veranstaltungen des Kapitäns, daß sie auf dem Verdeck allein bleiben, wenigstens einen freien Spielraum von zehn ihrer Schritte für ihre Lustwandelei behalten konnte.

Sir Down verletzte, doch mit dem besten Anstand von der Welt, die Grenzen des Spielraums schon am ersten Tage, und fand, woran er vermuthlich nicht gezweifelt hatte, vor den Augen der bescheidenen Schönen, wegen der Sünde der Neugier, Gnade. Die übrige Reisegesellschaft hielt sich in ehrfurchtsvoller Ferne zurückgezogen; mit ihr auch Signor Linthi, der, dem Aeussern nach, vielleicht nebst dem Briten am ersten Anspruch auf Zutritt hätte machen können. Nach dem ersten und zweiten Abend verlor sich aber der Reiz des täglichen Schauspiels, und man achtete wenig mehr auf die vornehme Unbekannte, die regelmäßig eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang vom Verdeck verschwand. Auch Signor Fortunato, der doch, seit jenem Vorfall in der ersten Nacht, allerdings einen nicht ganz verwerflichen Entschuldigungsgrund für eine Neugiersünde gehabt hätte, fühlte wenig Gelüst, weder sie unmittelbar zu begehen, noch mittelbar durch Fragen an den schweigseligen Engländer, der übrigens in Gesellschaft der Messinerin keine stumme Rolle spielte.

Inzwischen zog ihn nach einigen Tagen ein anderer Umstand an, und dem erwähnten Schauplatz näher. Es war ihm nicht entgangen, daß er

von den Augen des jungen Cecchino überall hin verfolgt wurde; und daß dieser Knabe, den er im täuschenden Mondlicht so wunderschön gefunden, nach europäischen Begriffen nichts minder, als schön sei. Seine dunkle, bräunliche Gesichtsfarbe, unangenehmer und tiefer, als sie von der Sonne am Mittelmeer gegeben zu werden pflegt, verkündete seine creolische Abkunft jenseits des Ozeans. Das Gesichtchen des kecken Buben blieb übrigens zart und regelmäßig geschnitten; und der geschmeidige, schlanke Leibesbau, der alle Creolen auszeichnet, kam auch ihm zu Statten. Ein grünes Wämmschen, ein breiter feuerfarbener Gurt um den Leib, ein lockeres, schwarzes Seidentuch um den Hals, ein strohgelbes um die Haare, darüber ein leichter Hut, etwas schief stehend, stellten den lieblichsten Damen-Jokei dar.

Signor Fortunato erlaubte sich zu vermuthen, daß zwischen diesem Knaben und seiner verschleierten Gebieterin ein ganz eigenes Verhältniß walten müsse, in welchem sich jener nicht sehr glücklich fühle; denn wegen einer Kleinigkeit droht man nicht mit dem Sprung über Bord. Daß ihm Cecchino's Blicke beständig nachschlichen, schien eine Art schüchterner Einladung, näher zu kommen. Vielleicht wollte ihm der Kleine etwas vertrauen. So oft er sich aber dem Verdeck wirklich nahte, wandte der Bursch die Augen, mit unbefangener Gleichgültigkeit, hinweg, oder drehte ihm gar den Rücken zu.

Wir wollen hier nicht entscheiden, ob es zufällige oder absichtliche Selbstvergessenheit war, daß Signor Fortunato eines Abends in der Ecke des Verdecks auf einem Kranz von Schiffsseilen sitzen blieb, als die Verschleierte erschien, und bald darauf Sir Down in ihrer Gesellschaft. Er sah nicht einmal nach ihnen um, sondern unverwandt in das Buch, welches er eben las; und würde noch lange hinein gesehen haben, hätte nicht die muthwillige Hand des Pagen einen kleinen Regen von Sägespänen über die ariostischen Stanzen fallen lassen.

Verwundert blickte Fortunato auf, aber dann sagte er lächelnd: „Machen Sie allen Büchern Ihren Krieg, junger Herr?“

Statt der Antwort legte der Page einen Finger auf die eigenen Lippen, indem er bedeutsam nach der Gegend hinschielte, wo Signora Centi sich mit dem jungen Briten unterhielt. Dann drehte er ihm den Rücken zu, und lehnte sich mit beiden Armen auf das Bordgeländer, den Blick auf den Tanz der Wellen gerichtet. Fortunato verstand die Einladung, und war sogleich neben ihm.

„Verzeihen Sie mir die Unart!“ flüsterte der Knabe, ohne zu ihm aufzuschauen. „Man wird aus Langeweile hier auf dem Schiff närrisch. Ist's noch weit bis Sicilien?“

— Der Kapitän spricht noch von mehr denn acht Tagen, wenn der Wind nicht dienstfertiger wird.

„Ach, selig sind die Todten!“ seufzte der Knabe.

— Warum die Todten, und nicht eben so gut wir?

„Die athmen ja nicht in ihrem Sarg; aber wir, sind wir nicht in unserm Sarg Lebendigbegrabene?“

— Ist's nicht Ihre Schuld, liebes Herz, daß Sie die übrige Schiffsgesellschaft meiden? Warum geben Sie und Ihre Signora für uns Andere leider erst auf, wie der Abendstern, wenn die Sonne untergeht?

Cecchо seufzte leise in sich bei der Frage, blickte schüchtern hinter sich nach seiner Gebieterin und sagte, indem seine schwarzen Augen mit durchdringendem Blick, aber schnell, über Fortunato hinstreiften: „Sie sind kein Toskaner, trotz Ihrer Mundart.“

— Auch geb' ich mich nicht dafür; ich bin aus der Schweiz.

„Dacht' ich's doch!“ rief der Kleine mit Lebhaftigkeit, und sah wieder, aber flüchtig, ins Gesicht des Nachbars: „O herrliches Land, wo die kalte Sonne nie Schnee und Eis schmelzen kann, aber wo die Herzen warm schlagen! Ich kannte in Sicilien von Ihren Landsleuten. Ich hatte sie gern. Haben Sie Freunde in Messina?“

— Einen Offizier vom Regiment Wattenwyl. Hoffentlich hab' ich dort das Vergnügen, auch Sie wieder zu sehen?

Cecchо antwortete nicht, sondern runzelte einen Augenblick die Stirn, und senkte den Kopf so tief er konnte; fuhr aber rasch wieder auf, und fragte: „Sie sind also Militär?“

— Ein geborner, wie jeder Schweizer.

„Und gehen zum Regiment Wattenwyl?“

— Zum Schweizerregiment Frohberg, das in Malta errichtet werden soll.

So spann sich das Gespräch zwischen beiden über die gleichgültigsten Dinge fort; aber das seelenvolle Geberdenspiel des jungen Creolen, seine eigene Betonung manches Wortes, und zumal mancher Gedanke desselben, der weit über die Zartheit seines Alters erhaben zu sein schien, machte das Gleichgültigste anziehend. Daneben fand Signor Fortunato in dem Gesicht des Pagen, in der Nähe betrachtet, etwas unnennbar Anmuthiges, das selbst von der ausländischen Farbe nicht litt, die nur, wie ein bräunlicher Schatten, darüber geworfen war. Nicht minder mußt' er die Gewandtheit des schlauen Burschen bewundern, mit der er allen Fragen entschlüpfte, die sich dem geheimnißvollen Betragen der sicilianischen Donna zu nahen drohten. Und, als Fortunato endlich geradezu an jenen Auftritt in der Mondscheinnacht erinnern wollte, sprang der bebende Jokei jählings davon, weil ihn ein lauter Schrei der Gebieterin mahnte.

Diese war nämlich mit Sir Down in einen Streit um den neidischen Schleier gerathen, den er zu lüpfen suchte. Cecchо reihte sich zu seiner

Herrin, um die kühne Hand des Briten zu bezwingen. Fortunato blieb ruhiger Zuschauer. Als aber die Schöne von Messina ziemlich laut und zornig rief: „Signor Inglese, keine Beleidigung!“ — trat der Schweizer hinzu, und sagte halblaut dem jungen Engländer in dessen Landessprache: „Ehrfurcht dem schönen Geschlecht, Sir!“ — aber zu spät. Das Geheimniß war schon entschleiert; und der Sohn Alt-Englands, statt sich des Siegs zu freuen, stand ziemlich verblüfft beim Anschauen der Donna Rosa.

Denn diese Rose von Messina, statt im Morgenroth ihrer übrigen Schwestern zu glühn, prangte unerwartet in gelber Schönheit, und in einem Alter, welches gewissenhafte junge Männer in Verlegenheit setzt, ob sie ein Frauenzimmer noch liebenswürdig oder schon verehrungswürdig nennen sollen. Signora Centi konnte allerdings Cecchino's Mutter sein. Bei dem Allen hätte sie noch durch das Gefällige ihrer Gesichtsbildung, und den edeln Gliederbau, zärtlichere Empfindungen, als jene Verblüfftheit, erregen können, wäre sie nicht vom Verdruß zu sehr entstellt worden. Und zornige Schönheiten sind, man weiß es, jedes Mal nur verschönte Häßlichkeiten.

Sir Down, des Siegs reuig, wie zwanzig Jahre später seine Regierung des ihrigen bei Navarino, machte eine tiefe Verbeugung, die einer Bitte um Verzeihung glich. Die Beleidigte aber, mit dem Flammenblick des Zorns, wandte ihm den Rücken und verließ das Verdeck. Der Page folgte schweigend.

3.

Nationalstolz.

„Verdammt, mich führt keine sicilianische Rose mehr in Versuchung!“ sagte Sir Down in verengländertem Italienisch mit verdrossenem Lächeln, etwas beschämt, als er an dem Alpensohn vorbeiging, ohne ihn anzusehn.

„Bestrafte Neugier, Sir. Wissen Sie nicht, daß die Verhüllung immer das Reizendste des Verhüllten ist?“ erwiederte der Andere still lachend, auf Englisch.

Der Brite kehrte mit halbem Leibe wieder nach ihm um, und fragte mit kalter Artigkeit, die fast Empfindlichkeit schien: „Sie sind doch kein Engländer? Dem Flachshaar nach ein Russe.“

— Ein Schweizer, Sir.

„Hm, aus den italienischen Vogteien.“

— Sie irren; aus der Kernschweiz, vom Fuße des Gotthard.

„Ihr Name aber lautet italiänisch, denk' ich.“

— Ich heiße Fortunat Linthi, gutdeutsch.

„In dem Stück find' ich Schweizer und Deutsche wahrhaftig bewundernswerth!“ sagte der Brite mit vornehm spöttelndem Lächeln: „Es sind die Chamäleone unter den Völkern; in wessen Land sie kommen, dessen Sprache, Sitte, Tracht, Glauben und Grundsätze haben sie; ganz Gegenstück der Juden.“

— Sie mögen nicht Unrecht haben. Juden und Engländer, mit und ohne Bart, erkennt man überall im Augenblick.

Sir Down, dem die Vergleichung mit dem Volk Gottes unbehaglich sein mochte, warf den Kopf etwas stolz zurück, und betrachtete so, mit halbgesenkten Augenliedern und aufwärts zuckender Unterlippe, seinen Mann, der aber kaum zu ahnen schien, daß er mehr, als eine Naivetät ausgesprochen. Plötzlich verlor sich der Ernst des Briten in ein schalkhaftes Lächeln. „Ist's denn wahr,“ sagte er, „daß die Schweizer ihre ehemalige Heimwehkrankheit vollkommen verloren haben? Man sagt, durch Napoleons Kunst sei das Wunder vollbracht.“

— Vielleicht in den aristokratischen Städten. Bei uns Andern in den Bergländern und freigewordenen Unterthanenschaften könnte Heimathsliebe und Heimweh gewachsen sein.

„Wahrhaftig? Nehmen Sie sich in Acht, Sir Fortunatus Linthi, ich kann den Kühreihen singen!“

— Singen Sie nur.

„Ich bin gar nicht grausam. Aber es ist etwas Närrisches um Euch Schweizer mit dieser Krankheit.“

— Jedes Volk hat seine Eigenheit, Sir. Mancher von uns, wenn er ausser der Heimath ist, stirbt vor Sehnsucht nach ihr; und mancher Engländer, wenn er in der Heimath ist, stirbt vor Ueberdruß derselben am Spleen, sobald er nicht auswandern kann.

„Waren Sie in England?“

— Zwei Jahre in London, Liverpool, Manchester. Ich sah viel Geld, aber nicht alles golden dort.

„Aber doch die größten Handelsstädte der Welt, die größten Flotten, die größten Fabriken, und Anderes, wovon Sie sich in Ihren Felsenthälern wohl nichts träumen liessen.“

— Allerdings, zum Beispiel, die größte Armentaxe, die größte Nationalschuld — —

„God dam! Sir Fortunatus Linthi, doch keine französische Soldaten, als nur Gefangene. Darin siehts etwas anders bei uns, als in Ihrer napoleonischen Schweiz, die nicht mehr die alte, freie ist. Sprechen Sie nur ganz offen. Hier haben Sie keinen Kaporal aus Frankreich zu fürchten. Wir sind auf einer Domäne Albions, auf dem Meere, und Sie sind frei, wie auf englischem Grund und Boden, dem letzten Asyl europäischer Freiheit.“

Herr Linthi schüttelte lachend den Kopf und sagte: „Wir wollen beide nicht prahlen.“

„Warum schütteln Sie den Kopf?“

— Ich dachte an Ihre Radikalen, an Ihre irländischen Katholiken, an den Strick, mit welchem man die Weiber — — — Brechen wir ab.

Wär' ich kein Schweizer, möcht' ich Bürger des freien Nordamerika's sein.

„Warum nicht lieber ein Bürger von Botany Bay?" erwiederte Sir Down mit feinem, boshaftem Lächeln.

— Hm, das behalten die Engländer ausschließlich nur sich und ihren Kindern vor.

„Ihr Witz, Sir," rief der Brite mit dem Ton des Beleidigten, „fängt an frostig zu werden."

— Nun, so taugt er Ihnen zum Abkühlen. Enden wir also; denn unser Wortwechsel streift etwas ans Alberne, dünkt mich.

„Sir, wenn Sie von Albernheit reden wollen, bitt' ich, die Höflichkeit zu haben, sie auf eigne Rechnung zu setzen, wohin sie gehört." Der Engländer, dem ein unverhohlener Aerger das blasse Gesicht röthete, sagte diese Worte rasch und drohend, indem er dem Schweizer nah auf den Leib trat. Dieser aber entgegnete gutmüthig und besänftigend: „Ich glaube, Sie suchen Händel an mir. Geben Sie, liebes Freundchen; ich liebe dergleichen nicht." Er drückte ihn mit vorgestrecktem Finger sanft von sich zurück. Sir Down stieß die Hand des Schweizers entrüstet ab und sagte: „Ich verbitte mir eine Vertraulichkeit, die Unverschämtheit heißen könnte."

— Es war nicht so böse gemeint! — sagte der treuherzige Sohn des Alpenlandes. Scheiden wir in Frieden. Sie könnten mich sonst zu einem Narrenstreich verlocken; denn ich fürchte Sie gar nicht. Also, nichts für ungut. — Damit ging er langsam von hinnen.

„God dam! Sie werden mir anderswo Rede stehn!" rief ihm der Engländer nach.

— Wenn ich Lust habe; heut machten Sie mir herzlich schlechte dazu! — rief jener zurück und begab sich auf's Verdeck der Austria.

4.

Nachwehen.

In der muntern, wenn auch nicht auserlesenen Gesellschaft, die er dort fand, hätte Fortunatus des unangenehmen Wortwechsels ganz und gar vergessen, wär' er nicht einige Stunden später wieder durch den Schiffskapitän daran erinnert worden, der ihn persönlich zum Nachtessen in die Kajüte einlud.

„Diesen Abend speisen wir allein, ohne unsern God dam!" sagte Lorenzo Bosich.

„Wie so?"

„Bst!" flüsterte der Kapitän, plötzlich stillstehend, indem er die flache Hand auf den Mund legte, die Augenbraunen in die Höhe zog, und ohne den Kopf zu bewegen, seitwärts mit den Augen deutete, wo Sir Down an einen Mast gelehnt, einsam stand. Eben so plötzlich zog er den Schweizer mit sich fort zur Kajüte. Hier stellte er sich nun vor seinen Gast hin, blies mit vollen Backen, und schüttelte, die Augen rollend, die Hände mit ausgespreizten Fingern hoch in der Luft. „Puh! Signor Fortunato, ich richte die Komplimente nicht an Sie aus, die mir Signor God dam für Sie gab. Ich wette, der möchte Sie kielholen. Was hatten Sie mit einander?"

„Nichts, daß ich wüßte!" erwiederte Signor Linthi. „Vielleicht hätt' er mich gern, als Zeugen, bei einer Beschämung entbehrt, die er sich von der Signora Centi mit zutäppischer Strudelköpfigkeit einkaufte."

„Dem Signor Inglese ist ein Leck gesprungen!" rief der ehrliche Lorenzo Bosich, und zeigte mit dem Finger auf die Stirn: „Das Frauenzimmer ließ sich bei mir über sein Betragen beschweren. In Triest trug man den jungen Herrn auf den Händen. Er war die Liebenswürdigkeit in eigner Person. Seit er aber unter Segel gegangen, treibt der Teufel mit ihm vor Top und Takel und zieht er jeden Tag andere Flagge auf. Nun, ich weiß wohl, in Schiffen und Klöstern ist selten Friede, und der Mensch wird wie das Element, worin er lebt. Aber der Signor God dam soll mir auf der Austria kein grober Schwabber werden! — Doch, setzen wir uns geschwind zu Tisch; die Suppe wird kalt und der Wein warm."

Als Fortunatus den Vorfall mit dem Schleier beim Essen gar umständlich erzählt hatte, machte Lorenzo Bosich die Bemerkung: „Basta! ich gebe für das kein faules Spartenseil. Aber, jeder auf seine Seite. Weichen Sie ihm aus; er könnte Ihnen noch in Messina Händel machen, wo seine Landsleute jetzt den Meister spielen, und General Fox allmächtig ist. Will doch heutzutage jeder Londner Schiffsjunge wie ein Admiral thun."

Die Worte, und besonders der Name des Generals Fox, fielen dem jungen Schweizer etwas schwer auf's Herz. Er ward nachdenkend und still, indem er erwog, daß ein Mann, der mit dem Degen in englischem Kriegsdienst sein Glück suchen wollte, nicht mit einem Sonderling anbinden müsse, der ihm leicht die Hausthüre des Generals verriegeln könnte. Fortunatus Linthi war einer von den jungen Leuten, die, bei allen Geschicklichkeiten und Kenntnissen, in ihren allzubevölkerten Alpenthälern kein Plätzchen mehr für sich finden, und daher wohlgemuth Brod und Weltkenntniß in der Fremde zu erwerben gehen. Lorenzo Bosich wußte dies sehr wohl, denn der offene Schweizer hatte ihm nicht verhehlt, wie er England, Frankreich und Italien als löblicher Musterreiter manches Jahr durchkreuzt, zuletzt seine ersparten Pfennige fast insgesammt durch ehrlichen Bankbruch eines Triestiner Hauses eingebüßt, und nun den Vorsatz hatte, Musterkarte und Elle gegen Habersack und Degen auszutauschen.

Indessen ließ sich der Kandidat der Schlachten- und Wachten-Kunst das Schreckbild des Generals Fox nicht lange anfechten. Man plauderte lustig bis in die Nacht. Da Fortunat aber in sein Schlafkämmerchen trat, erneuerte sich doch die vorige Bedenklichkeit. Auf einem Klapptischchen an der Wand lag eine beschriebene Karte, mit den

Worten: „Hüten Sie sich vor dem Engländer, er führt Böses im Schilde!“

Der Gewarnte betrachtete das Blättchen lange von jeder Seite. Endlich, in seine Hangmatte ausgestreckt, war ihm nur noch der Warner, und durch welche Hexerei dieser die Karte in das wohlverschlossene Gemach eingeschwärzt haben konnte, zuletzt sogar dies nicht mehr, der Neugier werth.

Und alles war im leichten Sinne des jungen Mannes untergegangen und vergessen, nicht nur während er schlief, sondern auch als er folgendes Morgens erwacht war, auf's Verdeck stieg, und eine prächtige Seelandschaft vor seinen geblendeten Augen schwebte. Frischer Wind strömte durch den Wellenglanz des Meeres. Links und rechts, in fast gleichen Fernen, schwammen Küstengegenden, wie farbige Luftgebilde. Die Austria drang nämlich eben mit geschwellten Segeln in die Meerenge von Korfu ein; links die niedere, flache Landzunge von Denta; rechts die kahlen, aschfarbenen Uferfelsen von Corcyra, nur sparsam, in Schluchten und Rissen, mit grünendem Gestrüpp wie übermooset. Was die Sonne einiger Jahrtausende von diesen Massen nicht ausgebrannt und zerbröckelt hatte, war durch Regenstürme zerstört. Einzelne Klippen, getrennt von ihren senkrechten Kalksteinflözen, traten, wie schwarze Basaltsäulen, weit ins Meer, um den siegenden Elementen stolz ihren letzten Trotz zu bieten.

Wie allmälig das Meer wieder zur breiten Fläche auseinanderging, wickelte sich, links am albanesischen Ufer, die Bergkette des Mezzovo von einander, unter deren Gipfeln nun der heilige Pindus unbekannt steht, welcher einst dem Gott des Gesanges und allen Musen ein Lieblingsplätzchen hienieden hieß. Von daher leuchteten auch die weißen Mauern des Städtchens Butrinto, in der weiten Entfernung kaum erkennbar, wie weißer Schaum des Gestades, welcher von Zeit zu Zeit aus den tanzenden Wellen auftaucht.

Die Austria flog aber in gerader Richtung gegen die Stadt Corfu, welche mit ihren Festungswerken, wie auf einer Halbinsel, ins Meer hinaus lagert. An einem kleinen Eiland vorbei, das den geräumigen Hafen verbirgt, schwamm das Schiff bis zum steilen Felsen, der auf seinem Haupte das alte Schloß, wie seine Krone, zur Schau trägt. Eine Pfahlbrücke bindet das Schloß an die Stadt.

5.

Ischariots Haus.

Weil der Kapitän hier einige Ballen Leder auszuschiffen hatte, und erst gegen Abend wieder Anker lichten wollte, liessen sich die meisten der Austriafahrer ans Land bringen, um ihren Füßen einmal den Genuß des festen Bodens zu geben. Auch Fortunatus Linthi setzte über.

Er hatte sich schon geraume Zeit dort an dem Gewühl zerlumpter Corfuneser, russischer Uniformen und griechischer Morgenlandstrachten auf dem Hafenplatz ergötzt, ohne zu bemerken, daß ihn ein kleiner, halbnackter Bettelbube mit hungrigen Blicken ansah, und zuweilen die Hand gegen ihn streckte. Er warf ihm einen Paolo hin; der Knabe warf ihm dagegen einen kleinen Zettel vor die Füße, und lief laut lachend davon. Der Schweizer hob das Blättchen von der Erde. Darauf standen die Worte: „Der Engländer sucht Sie! Meiden Sie ihn!“

Nicht die wiederholte Warnung, sondern wie am Abend vorher die romanhafte Heimlichkeit des Warners befremdete ihn, von der sich kein Grund erkennen ließ. Auch schien diesmal eine andere Hand geschrieben zu haben. Ohne Zweifel kamen ihm die Winke aus seiner Schiffsgesellschaft, und nach aller Ueberlegung fand er sich sehr geschmeichelt, wenn er der Signora von Messina so viel Theilnahme für sich zuschrieb.

Indessen ging er, die Stadt zu besehen, durch die unreinlichen Gassen, längs unansehnlichen Häusern, auf den hölzernen Fußbahnen hin. Endlich dessen und des Geschrei's der Eseltreiber müde, welche auf dem Rücken ihrer Lastthiere Wasser führten, und ein Glas voll um zwei Paoli feil boten, trat er in ein Gasthaus. Es mochte Mittag sein. Mehrere Tische waren schon von Corfioten und Fremden und russischen Offizieren hiesiger Besatzung in Beschlag genommen, die sich, bei vollen Schüsseln und Gläsern, in allen Mundarten Italiens, Macedoniens und Scythiens lärmend unterhielten.

Der Schweizer hatte kaum an einer freien Stelle seinen Platz gewählt und seine Mahlzeit angeordnet, siehe, da trat auch Sir Down herein. Er musterte anfangs stillstehend die Anwesenden, heftete dann seinen Blick auf Fortunatus, und setzte sich mit der verbindlichen Erklärung zu ihm, daß er dem gütigen Zufall danke, der ihn zu seinem bisherigen Tischgenossen wieder zu Tisch führe. Es gab anfangs ein paar unwillkührliche Pausen im Gespräch dieser Reisegefährten, die aber jedes Mal durch das Geschäft des Essens sehr gerechtfertigt ausgefüllt wurden. Je tiefer aber nach und nach in den Flaschen die Ebbe des Weins ward, je höher stieg die Fluth ihrer gegenseitigen Mittheilungen und witzigen Einfälle. Der Brite, sonst am Kapitänstische der Austria mit einem Glase gewässerten Weins zufrieden, trank jetzt den rosenfarbenen Chiarello piccante in ungeschwächter Kraft, daß seine Laune zuletzt selbst die rosenfarbenste wurde. Linthi hatte ihn nie so liebenswürdig gesehen. Sir Down war das volle Gegentheil des gestrigen Abends.

Um so weniger lehnte Fortunatus die Einladung ab, in Gesellschaft mit einander die Gegend des alterthümlichen Corcyra zu beschauen, dessen Bewohner einst mit mehr denn hundert Trieren das jonische Gewässer beherrschten und den Stolz Korinths demüthigten; gegenwärtig aber den

scheuen Blick ihrer Ehrfurcht auf den Stock moskowitischer Kaporale senkten. Im Vorübergehen betrachteten sie den Reichthum der Kirche St. Maria, wo die andachtlos umherknieenden Beter, in zerrissenen Kleidern, einer Versammlung aller jonischen Bettler glichen. Der Glanz des Tempels, im Abstich mit diesen Bildern der Noth und Blöße, versinnlichte wenigstens, wie der geistliche Arm von jeher besser die Sache der Kirche, als der weltliche die Sache des Volks zu pflegen verstanden habe.

Beide Lustwanderer freuten sich wieder, jenseits der Wälle und Zugbrücken, ins Freie zu gelangen, wo einzelne Getreide- und Flachsfelder, Rebenhügel und Kalksteinberge, mit dazwischen gestreuten, halbsichtbaren Dörfern, Höfen und Kapellen, kein unfreundliches Bild machten.

In die Nähe eines Olivenwäldchens und eines dabei zur Hälfte in Schutt zerfallenen Hauses gelangt, sprach sie ein alter Bettler um eine Gabe an. Sir Down warf ihm ein paar Geldstücke in den zerrissenen Strohhut und fragte: „Wie heißt die Gegend hier?“

„Das ist“, antwortete der Alte demüthig, indem er auf die Mauertrümmer zeigte, „das Haus, wo vor Zeiten Judas Ischarioth wohnte, der den Heiland um dreißig Silberlinge verrieth.“

„Was?“ schrie der Brite, mit Geberde des Erstaunens: „Der saubere Bursch also war Euer Landsmann? und wohnte er da, vor oder nachdem er sich erhenkt hatte?“

„Das weiß Niemand,“ erwiederte der gläubige Bettler, „aber das ist sein Haus, und immer kommt der Stein wieder auf seine Stelle zurück, den man davon trägt.“

Lachend gingen die jungen Leute ins Wäldchen.

„Es ist eigentlich da nichts zu lachen,“ sagte Fortunatus, „wo man über die Verthierung des menschlichen Geschlechts Blut weinen sollte. Dahin haben es stolze Höflinge, Aristokraten und Pfaffen mit ihrer gefräßigen Selbstsucht bei den Völkern gebracht.“

— Und wohin haben es die Aufklärereien der Voltaire's und Rousseau's gebracht? — fragte Sir Down entgegen. „zum Umsturz aller Ordnungen, zu den Rebellionen Amerika's, Frankreichs und der halben Welt haben sie es gebracht. Wer das gemeine Volk nicht als eine Schafheerde sehen will, verwandelt es in eine Heerde von Wölfen.

„Nicht Schafe, nicht Wölfe; Völker sind Menschen. Revolutionen sind Kämpfe der Natur selbst gegen die Unnatur; und wer die Vernunft zur Unvernunft, und die Unnatur zum Gesetz macht, der ist der Revolutionär. Der wachsende Baum sprengt endlich seine Rinde.“

— Larifari! Ich kenne die Phrasen; will aber in dieser besten Welt mir lieber unter rohen Caraiben Hütten bauen, als unter französisch-geleckten Vielwissern, Halbwissern, Aufgeklärten und Abgeklärten.

„Das ist Ihr Ernst nicht, Sir. Singen Sie Ihr Rule Britannia, und schauen Sie auf die Majestät Ihres bildungsreichen Vaterlandes; dann auf dies Corfu, auf jenes Italien voller Klöster, Banditen und Bettler, auf das asiatischgewordene Land der Hellenen; auf Spanien und Portugal. Ueberall liegt in ungebauten Feldern, hungernden Dörfern und verfallenden Städten der Fluch der Regierungsbarbarei und Priesterschlauheit zur Schau.“

Sir Down blieb zwischen den Oelbäumen stehen und rief ärgerlich: „Wir verstehen uns heut so wenig, als gestern. Erklären wir uns auf andere Weise. Sie sind mir schon für eine Grobheit Genugthuung schuldig; ich will die zweite nicht erwarten.“

Fortunatus sah den Engländer mit Erstaunen an, brach dann in ein lautes Lachen aus, und sagte: „Wie denn, Sir Down? Wollen wir unter diesen friedlichen Oelzweigen mit einander boxen? Ich habe die edle Kunst aber nicht gelernt.“

— Wählen Sie, mein Herr! — versetzte der Engländer, indem er ein Paar kleine Pistolen aus dem Unterfutter seines Fracks zog: beide sind geladen. Sie haben den ersten Schuß, oder wir drücken beide zugleich ab.

„Ich schiesse mich nicht mit Ihnen.“

— So sind Sie, wofür ich Sie längst hielt, ein feiger Bursch, dem ich die Pistolen nur um die Ohren schlagen kann.

„Sir Down, ich fänd' es für Sie eben nicht gerathen!“ sagte der Schweizer gelassen: „Also darum lockten Sie mich hierher? Ihre Freundlichkeit bis zum Hause des Judas Ischarioth war Falschheit? Ich hielt Sie für besser, als Sie sind. Geben Sie mir eine Ihrer Schlüsselbüchsen; denn ich habe Ursache, bei Ihnen nicht feige zu scheinen.“

Der Engländer gab eine seiner zierlichen Pistolen hin, sprang ohngefähr zwölf Schritt zurück, so weit freier Raum zwischen den Oelbäumen war, und rief dann: „Sie haben den ersten Schuß!“

— Ich verlang' ihn nicht.

„So schiessen wir zugleich.“

— Wenn Sie eine Narrheit fordern, Sir, so erlauben Sie, daß ich Sie allein Narr sein lasse.

„Gott dam, ich jage Ihnen die Kugel durch den Leib.“

— Ich warte darauf.

„Feiger Patron, wenn Sie nicht augenblicks ...“

— Gut, Sir. Erhitzen Sie sich nicht! Schlagen Sie an. Ich zähle drei Mal. Beim dritten Ruf der Schuß!

Mit diesen Worten hob Fortunatus das Pistol, zählte mit lauter Stimme drei Mal, und zog beim dritten Ruf schnell den Arm zurück. Der Schuß des Engländers fiel.

„Was soll das?“ schrie dieser bestürzt und zornig: „Sie haben nicht abgedrückt. Spielen

Sie hier keinen Grandison. Schlagen Sie an. Ich habe Sie verfehlt."

— Ich glaube nicht, denn es läuft mir warm vom Halse herunter, scheint mir's.

Indem sich der Schweizer bei diesen Worten das Genick betastete, brachte er blutige Finger zurück. Sir Down sprang hinzu: er fand Rockkragen und Halstuch zerrissen, und im Dickfleisch des Halses, hart über der Achsel, einen Zoll langen Streifschuß. Während der Brite beschäftigt war, das Blut zu stillen, und die leichte Wunde zu bedecken, rief er einmal ums andere: „Ich wünsche Ihnen Glück, daß das Blei keinen Zoll tiefer fiel."

„Sehr gütig! Ich werde das Andenken an Sie und an Judas Ischarioth nicht verlieren. Bin ich noch ein Feiger?"

— Nein, auf Ehre, Sie sind ein Ehrenmann. Aber ich bin Ihnen Genugthuung schuldig. Erwiedern Sie den Schuß.

„Keine neue Thorheit. Ich mag nicht Komödie spielen und Sie absichtlich verfehlen; denn was ich aufs Korn nehme, treff' ich."

Sir Down sprang auf seinen vorigen Platz zurück, und rief: „So treffen Sie! Hier steh' ich Ihnen breit genug." Er nahm bei diesen Worten die nachlässige oder bequeme Stellung eines Mannes an, der etwa den Zuschauer eines gleichgültigen Ereignisses machen wollte. Er faßte mit erhobener Hand den zolldicken Stamm eines neben ihm stehenden jungen Oelbaums, um welchen er den Arm gelegt hatte, und schlug, so auf ihn gelehnt, die Füße über einander.

„Sie zucken nicht, Sir?" fragte der Schweizer.

„Keinen Strohhalm breit!" war die Antwort.

„Geben Sie Acht, Sir!" rief Herr Linthi und zielte. „Es gilt Ihrer Stütze!" Der Schuß geschah im gleichen Augenblick, und der Engländer stürzte seitwärts taumelnd zu Boden. Er hielt noch, zum eigenen Erstaunen, das Baumstämmchen in der Hand, welches eben erst den größern Theil seines körperlichen Gewichts unterstützt hatte. Die Kugel war tief unten durch das schwanke Holz gefahren; der Baum gebrochen, und, weil es doch nicht ohne Unheil enden sollte, die Langhose des Briten von weißem Perkale auf furchtbare Weise, beim Fall, von dem zersplitterten Wurzelstock zerschlitzt und zerrissen.

„God dam!" rief Sir Georg, indem er sich aufraffte und rieb: „Sie haben festere Hand, als ich. Ihre unbegehrte Großmuth ist aber Beleidigung. Ich bleibe Ihnen Genugthuung schuldig. Doch zum Teufel, wie bring' ich mich mit meinen zerrissenen Hosen am hellen Tage durch die Stadt?" setzte er in komischer Verlegenheit hinzu, indem er an den Lappen zupfte.

Fortunatus lachte laut auf: „Kommen Sie ohne Scheu, Sir! Die Corsioten, wir haben's gesehn, lieben diese Tracht leidenschaftlich. Sie finden ausserdem einen Schneider, ich einen Wundarzt; und beide werden uns leidlich ausflicken."

„Sir!" murrte der Engländer ärgerlich und steckte die Pistolen ein: „lieber eine Ehrenwunde auf den Leib, als solchen Gräuel um die Beine! Man läßt sich leichter ein Jahr lang beklagen, als eine Stunde auslachen."

Indessen war im Judaswäldchen nichts zu ändern. Sir Georg befolgte, sobald sie zur Stadt kamen, den weisen Rath seines gutherzigen Gegners, und niemand vermuthete Abends auf dem Schiffe, was zwischen beiden vorgefallen war.

6.

Briefschaften.

Die Morgenhelle des andern Tages fand die Austria wieder, fern von Corcyra, in der uferlosen Einsamkeit des Meers. Das Schiff flog durch die jonischen Gewässer mit vollen Segeln den Küsten Calabriens zu, wo damals König Joseph Napoleon, unterstützt von den Bajonetten seines kaiserlichen Bruders, die wilden Calabresen zu zähmen suchte, welche der Hof von Palermo fort und fort zu frischen Kämpfen ermunterte. Mittags stieg in der Ferne schon das Kap von St. Maria de Leuca, die äusserste Spitze der Halbinsel Otranto, aus den Fluthen auf. Abends zog eine englische Fregatte heran, die der Austria Zeichen gab, Halt zu machen; es aber eben so schnell zurücknahm, da sie Flagge und Namen des Fahrzeuges erkannt hatte. Lorenzo Bosich schien die Zeichen nicht sogleich beachtet oder verstanden zu haben. Er zauderte, und ward dem argwöhnischen Briten verdächtig. Das Zeichen zum Stillhalten wiederholte sich, im Augenblick, als die Austria weiter segeln wollte. Da donnerte die Fregatte. Eine Kanonenkugel fuhr durch das Triestiner Segel und ging, wie ein feuriger Drache, in alle Lüfte davon.

Erschrocken ließ Lorenzo Bosich die weiße Flagge wehen und hielt. Ein britischer Offizier, begleitet von vier Andern der Fregattenbesatzung, kam an Bord, untersuchte des Kapitäns Papiere und dann einzeln die Päße aller Reisenden mit ungewöhnlicher Strenge.

Als die Reihe an Fortunatus Linthi kam, der bescheiden unter den Allerletzten stand, betrachtete ihn der Fregattenschreiber unter dem Lesen seines Passes mit forschenden Augen, und sagte dann: „Sie sprechen, weiß ich, Englisch. Folgen Sie mir." — Beide traten abseits.

„Ich habe Bestellung für Sie, Sir," sagte der Secretair, „oder vielmehr Sie um eine Gefälligkeit zu bitten."

— Mit Vergnügen, wenn Sie sich nicht in meiner Person irren.

„Mit nichten. Sie sind mir genannt und genau bezeichnet. Ich bitte Sie um Ihr Ehrenwort, gleich nach Ihrer Ankunft in Messina, sich zum Kloster St. Lucia in der Vorstadt von Porto

Reale zu begeben; hier der Aebtissin nachzufragen; von ihr den Aufenthalt der Marchesa Vioganni zu erforschen, und dieser Marchesa unfehlbar eigenhändig einen Brief zu übergeben; bevor dies aber geschehn ist, ein tiefes Schweigen gegen jedermann über Brief und Auftrag zu beobachten. Hier auf dem Zettel sind alle Namen, um Ihrem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen.«

— Wer aber beehrt mich von Ihrer Fregatte mit diesem Auftrag? sagte der erstaunte Schweizer: wer konnte dort von meinem Hiersein wissen?

»Ich darf nicht antworten. Alles kömmt von einer angesehenen Person; und für Sie selbst sind durchaus keine unangenehmen Folgen damit verbunden. — Werden Sie also die Güte haben? Geben Sie Ihr Ehrenwort?«

Fortunatus gab es, und, auf Schweizerweise, einen Handschlag dazu. Dagegen empfing er ein dickes Briefpäckchen mit großem Siegel. Schnell mußte er Alles verbergen. Der Fregattenschreiber verließ ihn mit einiger Höflichkeitsbezeugung und, nach wenigen Minuten, nebst den übrigen Leuten der Fregatte, das Schiff. Herr Linthi hatte sich indessen beeilt, den anvertrauten Schatz in volle Sicherheit zu bringen. Bevor er denselben aber in die Reisekiste verschloß, welche sein sämmtliches irdisches Hab und Gut umfaßte, betrachtete er wiederholt, bald das gewaltige Insiegel, mit dem hochadlichen helm- und kronenreichen Wappen, links und rechts von einem Basilisken und Einhorn gehalten, bald die breite Aufschrift an die »erlauchteste und gnädigste Frau Marchesana Donna Olivia Margherita Catarina di Vioganni.« Er mochte dabei jene einfältige Miene machen, deren sich in gewissen Dingen auch der Klügste nicht erwehren kann, und die, in Worte aufgelöset, fragt: »Wie kömmst du eigentlich zu mir? oder wie komm' ich zu dir?« In Ermangelung besserer Antwort, nahm er das ganze Abenteuer als einen freundlichen Wink seines Schicksals, es wolle ihm in Messina das Thor einer neuen Glücksbahn öffnen.

Die Seefahrt nahte ihrem Ende. Er hatte ihre gewöhnliche Langweiligkeit gefürchtet, und sehr unerwartete Mannigfaltigkeit gefunden, wenigstens Beschäftigung für die Einbildungskraft. Selbst die Begebenheit im Judaswäldchen hatte ihre angenehme Seite. Der menschliche Geist, ewig in sich der Gleiche und Selbige, wie die Natur, will nicht das Gleiche, sondern wirken und ändern. Ruhe ist ihm mühseliger, als Selbstthätigkeit. Das Große und Erhabene des einsamen Fluges durch die Einöde des Meers hat in den ersten Tagen einer Seereise unnennbaren Reiz; zuletzt stirbt der Geist fast an der todten Einförmigkeit der Dinge, und er schmachtet mit brennender Sehnsucht nach dem lebendigen Wechsel kleiner Erscheinungen, die ihm auf dem Lande begegnen können, wie Fürsten und Hofleute im Glanz der Gallatage nach der Wollust des freien Hauslebens einer Bürgerfamilie.

Am zehnten Tag der Fahrt verkündete endlich Kapitän Lorenzo Bosich mit heiterm Antlitz, das erwünschte Ziel sei nahe, Messina nur kaum noch fünfzig Seemeilen fern. »Morgen,« rief er, »morgen, meine Herren, speisen wir mit einander zu Nacht, in der Kornkammer Neptuns, sicilianische Macaroni und Sardellen; und der süße Syrakuser wird unser Herz erfreun!«

Allgemeiner Jubel verbreitete sich über die Austria. Die Matrosen jauchzten; die Reisenden brachen in Freudenlieder aus; andere tanzten; andere holten ihren ersparten Wein hervor und verspendeten ihn freigebig.

Aber, als wollte der Himmel die vorwitzige Weissagung des guten Schiffshauptmanns auf der Stelle zur Lüge stempeln: ehe eine Viertelstunde verstrich, ermattete der bisher günstige Wind, und immer schwächer wurde sein Odem. Es war ein schöner, sonniger Nachmittag, der fünfundzwanzigste des Märzmondes. Die vorhin noch hochbusigen Segel welkten zusammen; Flaggen und Wimpel spielten nicht mehr, sondern senkten sich, wie geknickte Blumen. Volle Windstille; keine Bewegung mehr, als vom leisen Wanken des Schiffs. Auch diese endete mit dem Leben aller Wellen, die sich zur reinen Fläche eines stillen Landsees ausglätteten und sogar aufs treueste das umgekehrte Bild des Schiffes spiegelten.

Lorenzo Bosich, zwar sonst ein gewissenhafter römisch-katholischer Christ und eifriger Mitmacher der vorgeschriebenen Gebete, fluchte alle bösen Geister aus der Hölle zusammen, ungeachtet es Vorabend des grünen, oder wie die Italiener sagen, heiligen Donnerstags war. Keiner der angerufenen Dämonen aber bemühte sich zum Windmachen herbei. Die Schiffsgesellschaft ergötzte sich inzwischen wohlgemuth bis lange nach Sonnenuntergang am ungewohnten Schauspiel eines todtstillen Oceans.

7.

Die Marina von Siderno.

Nach Mitternacht erst erhob sich ein neuer Wind; doch war es jener glühende Verderbenbringer, dem die Neapolitaner Thüren und Fenster zu verschliessen pflegen. Aus der heißen Sandwüste Afrika's auffliegend, furchet er, in langen, mächtigen Stößen, das Meer bis in den Grund; versengt das junge Grün der Frühlingsfluren, und bricht sogar noch, als Föhn, von den Eisbergen Helvetiens donnernde Lawinen ab. Seine Gewalt stieg von Minute zu Minute. Lorenzo Bosich, mit seinen Matrosen, hatte vollauf Arbeit. Ihr Geschrei durcheinander, das dumpfe Tosen von Sturm und Wasser, das heftige Schlagen des Schiffs verscheuchte schnell alle Morgenträume der Schlafenden. Mehrere der Erschreckten krochen in der Finsterniß hervor, um zu er-

fahren, was es gäbe? Lorenzo Bosich ertheilte ihnen den Trost, der Sturm werde sich mit Tagesanbruch mäßigen.

Allein, als wär' es darauf abgesehen, unsern Propheten jedesmal Lügen zu strafen, vermehrte sich der Ungestüm des Wetters bei Sonnenaufgang. Die Rippen der Austria krachten von den Stößen. Das Toben der Wogen, das dumpfe Rollen der Waarenballen, machte dem Beherztesten Furcht. In den Gemächern der Kajüte stürzten alle Habseligkeiten umher, und die Reisekisten wälzten sich nach allen Richtungen. Keiner da des Lebens sicher, rettete sich jeder hinauf ins Freie.

Die aufgehende Sonne glühte, wie ein Eisenballen, der aus dem Ofen des Schmiedes hervorgeht. Kupferfarbene Wolken brannten einzeln am bleichen Himmel, wie ungeheure Feuerkugeln, die in den rasenden Wogenschwall niederzustürzen drohten. Das Erbrausen des weit umher kochenden Meeres, das schneidende Pfeifen und Heulen der Winde im Tau- und Takelwerk, das Getümmel und Rufen der Schiffleute, deren keiner den andern verstand, das Knarren der Masten, das Gerassel der Kettenpumpe betäubte die Ohren.

Mit verstörten Mienen standen die Reisenden schweigend umher, an Stricke und Sparren festgeklammert, um nicht bei einem Wurf des Schiffs über Bord zu fliegen, oder von einer überschlagenden Welle weggespült zu werden. Einige starrten gedankenlos in die lärmende Wogenschlacht hinab; andere schrien betend und doch kaum hörbar ihren Rosenkranz her. Selbst Signora Rosa di Centi hatte des wichtigen Schleiers vergessen. Sie saß in einer Vertiefung auf den Stufen einer kleinen Treppe, unterstützt von ihren beiden Bedienten, und selbst über den jungen Cecchino hingebeugt, der, den Kopf auf ihren Schoos gelehnt, das Gesicht verbarg. Ohnfern davon standen Sir Down und Herr Fortunatus, jeder sich an Seilen haltend und her und hin schwankend. Beide betrachteten das grauenhafte Schauspiel der aufrührerischen Elemente mit scheinbarer Ruhe, indem sie einander den Rücken zuwandten, als könne selbst der drohende Untergang ihre gegenseitige Abneigung nicht ändern.

Die Matrosen zogen betend das Bild einer Mutter Gottes am Hauptmast auf, als das letzte aller Mittel zur Rettung. Sturm und Wellen schwollen. Die Austria schnitt von Zeit zu Zeit zwischen zwei finstere hohe Wogen, wie zwischen zwei finstere Hügel, ein, daß der Himmel nur einen langen, schmalen Streifen von sich zeigte. Dann wieder hob sie sich, wie von einer Riesenfaust emporgelüpft, hoch über das weiß schäumende Meer, welches einem vom Erdbeben umhergeworfenen Schneefelde glich; und eben so jählings glitt sie wieder in ein schwarzes Wogenthal hinunter, als müßte sie den nie erblickten Boden des Oceans sehn.

Ein Windstoß brach zersplitternd den Hintermast, der das Takelwerk des Hauptmastes zerriß und nach sich zog. Das Gewicht dieser Masse, die über Bord fiel, drückte das Fahrzeug auf eine Seite so tief, daß der Umsturz desselben erfolgen mußte. Die Matrosen, von Arbeit oder Todesangst erschöpft, beteten nur. Befehle wurden nicht mehr angehört, noch ertheilt. Selbst Lorenzo Bosich stand, vom Schrecken betäubt, wie von Gott und Welt verlassen. Erst als ihn mehrere Reisende mit Fäusten packten und zur gefahrvollen Stelle schleppten, wurden Anstalten zur Abhilfe getroffen und die Seile abgeschnitten. Der Mastbaum stürzte ins Wasser, aber zerbrach im Fallen das Steuerruder. Nun erst war die Austria dem wilden Spiel der Wogen und Winde vollkommen überliefert.

„Signor Lorenzo!“ rief Fortunatus: „das heißt mir, allzugewissenhaft Wort gehalten. Sie lassen uns ohne Barmherzigkeit mit Sack und Pack im Gasthause Neptuns zu Nacht speisen, oder verspeist werden.“

„Hol's der Teufel und helfe uns die liebe heilige Jungfrau!“ schrie der würdige Kapitän: „Wir sind nicht weit von der Küste, und der Wind treibt grade dem festen Lande zu. Sieht uns Gott, mit allen Heiligen, nicht in Gnaden an, sind wir in wenigen Stunden Kinder des Todes.“

In der That zeigte sich von fern ein langer dunkler Streifen zwischen Meer und Himmel. Er schwamm wolkig über dem Wasser und schwoll merklich mit jeder Viertelstunde an.

Wie das Land deutlicher wurde, taumelte der Kapitän in die Kajüte hinab. Nach geraumer Zeit kehrte er mit Buch und Karte wieder; las bald, bald warf er die Augen nach allen Richtungen umher, und sagte endlich mit bebender Stimme: „Meine Herren, wir sind verloren. Bald werden wir die Klippen sehen, wo binnen drei Jahren schon vier Schiffe scheiterten und bei zweihundert Menschen umkamen.“ Dies gesagt, zog er seinen braunen Ueberrock aus und schlenderte ihn über Bord ins Meer.

„Angenehme Nachrichten für uns!“ sagte der Schweizer, und sah dabei den Engländer an, der sich ebenfalls, nach dem Beispiel des Kapitäns, entkleidete. Allgemeines, klägliches Geschrei stieg nun durch das eintönige Sausen des Sturms und der Wogen himmelan, oder vielmehr nur allernächst zum Bilde der Gottesmutter oben am Mastbaum. Der Himmel aber blieb taub, wie das Bild. Signor Bosich ermahnte mit weinenden Augen die Schiffsgenossen, Gottes Erbarmen um Vergebung der Sünden und um ein seliges Ende anzuflehn. Doch Niemand hörte auf seine Rede. Die Einen hielten mit bleichen Gesichtern Segelstangen, Bretter und Balken umarmt, um durch dieselben dem Tode zu entrinnen; die Andern lagen in starrem Entsetzen mit gefaltenen Händen da, das Angesicht auf dem Boden. Wieder Andere, welche aus Schwimmen dachten, entkleideten sich bis auf's Hemd. Noch Andere lagen mit hochgehobenen Händen auf den Knien.

„God dam!“ schrie der Engländer: „Hier neben mir betet wahrhaftig noch ein Kerl mit guter Eßluſt ſein Tiſchgebet um geſegnete Mahlzeit. Sorge doch nicht, du Armes-Sünder-Geſicht; es wird den Gäſten nicht an Hunger fehlen, die uns verſchmauſen ſollen!“

Fortunatus wendete ihm das Geſicht entgegen und ſagte: „Laſſen Sie ihn gewähren, Sir Down. Seine Seele klammert ſich an das unzeitige Tiſchgebet, wie wir uns im Waſſer bald an Strohhalme klammern werden. Sagen Sie mir, wie ſtehts bei Ihnen? Gehen Sie ruhig aus dieſer Welt?“

— Wäre ich nur endlich ſchon hinaus. Ich war von jeher den feierlichquälenden Vorbereitungen bei Hinrichtungen feind, und ich wüßte Ihnen Dank, wenn Sie mich, ſtatt des Bäumchens im Olivenwald — nun, die Genugthuung bleib' ich Ihnen ſchuldig; drüben alſo im Paradieſe mehr davon. —

„Alſo machen Sie mir noch in der andern Welt den Krieg? Sprechen wir im Angeſicht des Todes offen. Ich hätte gern um Ihre Freundſchaft geworben. Warum wieſen Sie mich immerdar ab?“

— Ihre Mutter war ohne Zweifel eine wiſſensluſtige Frau, daß den Sohn noch im Sterben die Neugier plagt. Wohlan, wir taugten beide, wie Stahl und Stein, zuſammen, drum gabs Feuer zwiſchen uns. Sie ſind ein Ehrenmann, meinethalben mögen Sie ganz liebenswürdig ſein. Auf der Auſtria ſpielten Sie die erſte Rolle, und wie klein auch dies wackelnde Theater war, es war immer Etwas! Ich aber, nichts für ungut, konnte Ihre werthe Perſon nicht ausſtehen. —

Der Schweizer wendete ſich mit unwilligem Schweigen von ihm.

„Nein,“ ſagte Sir Georg bald darauf, plaudern wir doch beide noch, wie die Schächer am Kreuze! Es hilft und zerſtreut die peinliche Empfindung des Wartens beim jetzigen Weltuntergang.“

Indem Fortunatus wieder das Geſicht gegen ihn wendete, ſah er den Briten mit vollen Zügen aus einer kleinen Korbflaſche trinken und beim Abſetzen ſie ihm mit den Worten dargeboten: „Nehmen Sie! Jamaika-Rum! Wahrhaftig die beſte Arznei für eine unſterbliche Seele, mit deren Philoſophie es zur Neige gehen will.“

„Alſo aus dieſer Quelle haben Sie Heldenmuth und Witz geſchöpft?“

„Poſſen, Sir Linthi, dem Durſtigen gilt der Name der Quelle gleich, wenn er nur Waſſer findet. Ade, falſche Welt, die der erſten Thräne in meinen Windeln nicht werth war! Kein klägliches Geſicht, Sir Linthi! Machen Sie eine Miene, wie im Judashaine. Oder haben Sie eine Frau oder ein Liebchen daheim? Weiber ſind bald getröſtet. Mich betrog meine Braut noch am Abend vor der Hochzeit. Sagen Sie mir, wozu ſind wir in der Welt? Ich habs nicht begriffen vom Anfang her. Dummheit, Bosheit, Steckenreiterei da in allen Ecken, und jeder iſt zuletzt der Narr im Spiele! God dam, ich beklage alle vernünftigen Leute von Herzen.“

Des Briten Geſprächigkeit währte noch lange, ohne daß der Schweizer darauf achten mochte. Seine Aufmerkſamkeit war der herannahenden Küſte Kalabriens zugelenkt. Man erkannte ſchon Ortſchaften auf Bergen, Hütten, einzelne Baumgruppen, Menſchen am Ufer, die Zeugen des Schiffbruchs werden zu wollen ſchienen, denn Hilfe konnten ſie wegen der Macht der Wellen nicht bringen. Einige Matroſen, die ein Boot ins Meer laſſen wollten, verloren es im Augenblick unter dem Schaum aneinanderprallender Fluthen.

Die Auſtria, bald von der Seite, bald mit dem Hintertheil, bald mit dem Vordertheil voran, kam endlich dem Lande beinahe auf zwei Büchſenſchüſſe nahe. Man entdeckte aber nirgends Klippen, wie ſie Lorenzo Boſich verkündet hatte. Die Deutlichkeit der Gegenſtände am Geſtade gab den Schiffsgenoſſen neue Hoffnung, ſich retten zu können. Die Gebete verſtummten. Jeder raffte ſich voll friſchen Muthes auf, um den Augenblick zu erwarten, wo der Wrak an die ſandige Uferfläche getrieben werden würde.

„Wo ſind wir jetzt, tapferer Kapitän?“ rief Sir Down dem armen Lorenzo Boſich zu, der noch immer mit bleichem Geſicht, ſtieren Blicken und ſchlaff herabhängenden Armen daſtand.

„Eine Spanne weit vom Schiffbruch. Das iſt die Marina Siderno vor uns!“ antwortete er mit matter Stimme.

„Gleichviel, und wär's auch die hölliſche Marina. Wir entkommen mit Schwimmen!“ ſagte der Brite.

„Geduld!“ rief der Kapitän: „Das Ufer iſt noch zu fern, die Wellen ſchlagen zu hoch. Nur Vertrauen auf die gebenedeite Mutter der Gnaden und die allerheiligſte Jungfrau!“

„Daraus wird nichts!“ entgegnete jener, und ſtreifte von den Füßen die Schuhe: „ich vertraue keiner Jungfrau mehr; ſelbſt der tückiſche Ozean meints ehrlicher.“

„Halt!“ ſchrie Lorenzo Boſich noch einmal: „die Brandung iſt zu mächtig.“

In demſelben Augenblick erdröhnte das ganze Schiff. Unter entſetzlichem Gekrache der Tiefe, ſtürzte, alles Gleichgewichts verluſtig, zu Boden, was da ſaß, oder ſtand, oder kniete. Eben ſo haſtig, unter namenloſem Entſetzen, raffte ſich Jeder wieder auf. Das Waſſer quoll brauſend auf von unten. Die Maſten zogen den geborſtenen Kiel ſeitwärts zum Abgrund.

„Friſch gewagt!“ rief Sir Down, und flog mit gewaltigem Satz in die rieſenhaft auftanzenden Wogen. Ihm nach ſprang Lorenzo Boſich. Beide verſchwanden. Die Wogen brüllten und tanzten über den verſchlungenen Raub.

und schienen nach neuer Beute zu lechzen. Fortunatus war am Bord zum Sprung fertig, nur den Rückzug einer ungeheuern Welle erwartend. Aber, eh' er wollte, vorwärts gestoßen von einem Verzweifelnden, der sich hinten an ihn warf und mit den Armen seinen Hals umrankte, fuhr er in die Tiefe.

8.

Das Wiederfinden.

Ein wirbelndes, kochendes Geströme trieb ihn wieder aufwärts zur Oberfläche. Eine sich hochbäumende Welle wölbte ein Dach über ihn und begrub ihn wieder unter ihrem Gewicht. Fest hing die fremde Last ihm an, seine Bewegungen hemmend. Bald trug ihn eine Wogenspitze in die Luft zurück; bald jagte ihn ein Wasserschwall in die Tiefe; bald mit der Brust, bald mit dem Rücken oben, hinter sich und vorwärts gewälzt, wollte ihm das Bewußtsein schon erlöschen.

Plötzlich fühlte er festen Sand unter sich. Er war von der Brandung ans Ufer geschleudert. Sonder deutliche Vorstellung, dem Lebenstrieb folgend, kroch er auf allen Vieren hastig davon, ohne zu gewahren, daß er dem Meere wieder entgegeneilte, dem er entrinnen wollte. Dieses streckte leckend eine Woge über den Sand hinauf, und zog ihn wieder zurück in die nasse Tiefe, mit seiner allzugetreuen Bürde. Purpurn flirrte es drunten vor seinen Augen. Eine zweite Woge legte ihn spielend ans Land. Mit verzweiflungsvoller Anstrengung kroch er aufwärts, bis er, statt Sandes, grasigen Boden fühlte. Hier sank er zitternd und athemlos zusammen. Lange dauerte es, bis er sich erholt hatte und die Augen aufschlagen mochte. Dann riß er die fremden Hände auseinander, die sich über seine Brust krampfhaft verschränkt hatten. Da erblickte er im sonnenhellen Grase leichenhaft neben sich den jungen Creolen der Signora Centi.

Der Knabe schien in demselben Augenblick zur Besinnung zu genesen, die aber noch traumhaft, weder Gegenwart und Vergangenheit, noch was die Augen sahen, unterschied. Hingefallen auf den Rücken, stumm und reglos, starrte er mit weiten Augen in den Himmel über sich. Die zarten kindlichen Züge des Gesichts waren todtenhaft-steif; über die fahle Stirn und Wange klebte ein nasser Streif vom schwarzen Haare, das sich unter dem gelben Haupttuch gelöset hatte.

„Bist du's, armer Cecchino?" sagte Fortunatus von Mitleid bewegt, und nahm die kalte, nasse Hand des Kindes, indem er sich mit halbem Leibe aufgerichtet hatte. — Der Knabe, ohne sich zu regen, wandte die großen, schwarzen Augen hin, von wannen die Stimme kam; stierte lange so in verworrenem Nachsinnen; raffte sich dann aber eilfertig auf; taumelte, wie trunken, mit unsichern Schritten umher; suchte rings mit Blicken voll Entsetzens und seufzte mit zitternder Stimme leise: „Hilf Gott, wo denn bin ich?"

„An der calabrischen Küste, liebes Kind."

— Ich bin auf dem Schiffe gewesen; auf dem Schiffe —

„Allerdings, aber seitdem mir auf dem Nacken."

— Das Schiff! Ich muß zum Schiffe! Wo ist das Schiff? rief der Knabe mit wachsendem Entsetzen, und ohne Fortunatus Antworten zu hören, rannte er hinab zum hochbrausenden Meer und schrie lautrufend die Namen: „Barnaba! Barnaba Zucco! Signora Centi! Michele! o Barnaba!"

Der Schweizer eilte ihm nach, ergriff ihn und führte mit halber Gewalt den armen Wahnsinnigen zurück: „Lieber Cecchino, die Austria ist gescheitert; Alles untergegangen, was darauf war, wenn der Himmel sich nicht Anderer, wie unser, erbarmt hat."

Der Kleine stand, von diesen Worten betäubt, lange sprachlos. Die nächste Vergangenheit schien jetzt erst wieder in der verfinsterten Erinnerung hell zu werden. Ein tiefer Schmerz schien seine Brust zu sprengen. In furchtbarer Bewegung rang er die Hände. In bebenden Tönen hauchte er die Worte vor sich hin: „O Gott! o Gott! was ist's nun mit mir?" Plötzlich stieß er einen jammervollen Klagelaut aus; ein Thränenguß stürzte über seine Wangen. Schluchzend warf er sich in den Sand, das Antlitz zur Erde.

Fortunatus überließ ihn seinem Schmerz; denn er sah drunten die brandenden Wellen mit einem Leichnam spielen. Er sprang zur Rettung. Seitwärts, in der Nähe von Felsriffen, erblickt' er die Gestalt wieder emportauchend, als wäre noch Leben in ihr. Ohne Säumen watete er längs den ausgewaschenen Klippen ins Meer vor, bis an die Brust ins Wasser. Jener Unglückliche verschwand; und ihn selber überwallte eine antreibende Wassermasse, daß er sich kaum an dem Fels aufrecht und fest halten konnte. Ein heftiger Schmerz seiner Lenden, als hätt' ein hungriger Haifisch das scharfe Gebiß eingeschlagen, rettete unterm Wasser seine Besonnenheit. Sobald er wieder mit Kopf und Brust, bei der zurücktretenden Woge, hervortauchte, fuhr er mit der Hand nieder, sich von dem Ungeheuer der Tiefe zu befreien. Er ergriff ein menschliches Haupt. Es war Georg Down, den er heraufzog, der seine starren Augen aufschlug. Er schleppte ihn längs den Klippen zum Ufer, und hinauf zum Rasenplatz, wo vor den Wellen keine Gefahr war.

Beide lagen lange erschöpft und ohne Sprache neben einander. Dann reichte ihm Fortunatus die Hand und sagte: „Wie gehts, Schicksalsgenosse?"

„Fort, fort von hier! die Fluth brüllt heran!" schrie der Brite mit Geberde wahnsinnigen Grausens, raffte sich auf, um landeinwärts zu flüchten, hinkte stöhnend einige Schritte

und sank wieder zur Erde; raffte sich noch einmal auf und fiel abermals nieder.

„Fürchten Sie nichts. Wir sind geborgen!“ sagte sein Retter ihn beruhigend.

Jener zitterte am ganzen Leibe und seufzte, um sich her stierend: „Schreckliches Verhängniß! Ich kann nicht weiter. Glauben Sie hier an Sicherheit? Und wenn mich der Rachen des Meeres jetzt verschlingen wollte, ich könnte nicht fliehn.“

„Nicht so kleinmüthig, Sir Down!“ erwiederte Fortunatus: „Sieh da, die umgehangene Rumflasche! Also die Quelle Ihrer Philosophie ist gerettet. Nehmen wir unsere Zuflucht zu ihr. Wir bedürfen des stärkenden Trostes.“ Er faßte Sir Georgs Korbflasche, that ein paar kräftige Züge, und ermunterte durch sein Beispiel zur Nachfolge.

Der feurige Geist des Zuckerrohrs stellte Kraft und Muth der jungen Männer bald genug her; und Herr Linthi suchte nun den kleinen Creolen auf, welcher ohnweit von ihnen im Sande da saß, und mit verweinten Augen in das wilde, siedende Meer hinüberschaute. Sobald der Knabe die Schritte des Kommenden hörte, stand er auf, ging mit einer Fassung, die jener kaum erwarten mochte, ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: „Signor Fortunato, Sie sind der Retter meines elenden Lebens. Wie lange dies noch daure, ich werde Ihnen nie meine Verpflichtung vergessen. Wir sind arme Schiffbrüchige; ich bin der Unglücklichste von Allen. Fragen Sie nicht, warum? Nur um Eines noch fleh' ich, inbrünstig fleh' ich: verlassen Sie mich Verlassenen nicht, bis ich mir selber helfen kann. Ich hoffe zu Gott, es soll nicht allzulange währen.“

„Nein, liebes Kind, ich werde den letzten Bissen mit Dir theilen. Vertraue mir wie einem Bruder!“ — sagte Herr Linthi bewegt. Der Knabe hatte seine Worte mit so rührender Betonung, mit so einschmeichelnder Stimme gesprochen, mit einem so zärtlich fordernden und doch demuthsvollen Blick begleitet, daß der gutmüthige Fortunatus wohl Schwereres gewährt hätte, als begehrt ward.

Cecco küßte die Hand seines Freundes, indem er sie leise drückte und sagte: „Ich ergebe mich in mein Schicksal. Ich folge Ihnen. Sie sind ein Schweizer. Sie werden meinen Glauben nicht brechen; denn Sie würden damit mein Leben brechen. — Ach, wäre nur Barnaba noch unter den Lebendigen!“ seufzte er leise nach.

„Und wär' er's nicht mehr, lieber Cecchino, so führ' ich Dich mit mir nach Sicilien hinüber.“

— Nein, Signor Fortunato, lieber zurück wieder in den Abgrund der Wellen, als nach Sicilien. Doch darüber ein anderes Mal. Fragen Sie nicht weiter. Ich folge Ihnen, wohin sonst Sie es befehlen.“

In der Fortsetzung dieses Gesprächs kamen sie zu Sir Down, der, von einer vermuthlich an Klippen erlittenen Quetschung seines Knies lahm, umher hinkte, und die Gegend musterte. „Willkommen unter der alten Sonne, Kleiner!“ rief er: „An Deiner Stelle wär' ich im Schooße der schönen Signora Centi gestorben. Vielleicht athmet sie noch in dieser besten Welt mit uns. Suchen wir sie dort hinten am Strande, wohin noch immer viel Volks rennt. Du, kluger Bursch, spielst mit Deinen Kleidern unter uns die beste Rolle, obgleich Dich Sand, Schlamm und Seetang, wie einen Meergott, verhüllen. Aber wir arme Teufel, ohne Schuhe, Rock und Weste, werden Noth haben, für ehrliche Leute zu gelten.“

Die Schiffbrüchigen machten sich auf den Weg, Menschen und vielleicht andere Genossen ihres Schicksals zu finden. Nachdem sie einen niedern Hügel überstiegen hatten, der seitwärts den Strand zur Hälfte verbarg, fanden sie in der That, was sie suchten.

9.

Der Empfang.

Es bot sich ihnen ein herzerschütterndes Schauspiel dar. Auf dem Ufersande lagen, wie auf einem Schlachtfelde, mehrere Todte zerstreut. Andere Leichen trieben noch zwischen schwimmenden Brettern, Kisten, Tonnen, Masten und Waarenballen im Wasser umher. Ohngefähr acht oder neun bleiche Jammergestalten in Hemden, oder halb entkleidet, die mit dem Leben entronnen waren, irrten längs dem Strande, angeschwemmte Leichname auf's Trockne zu ziehen.

Hundert Schritte davon stand, ohne Theilnahme, ein Haufe gaffender Bauern, lärmender Weiber und schmutziger Kinder; Alles in lebhaftem Gespräche, schreiend und mit den Händen rednerisch umherfahrend. Keiner von ihnen nahte sich den Schiffbrüchigen. Diese aber umringten alsbald die ankommenden Leidensgefährten wehklagend, ohne ihnen zu einer Rettung Glück zu wünschen, deren sie selbst nicht froh sein konnten.

„Ist der Schiffskapitän am Leben?“ fragte Herr Linthi.

„Dort liegt er unter den Todten!“ antworteten Mehrere.

„Neben meinem würdigen Prinzipal Gregori dort!“ rief ein Anderer.

„Hätten uns doch die Wellen des ungestümen Meeres verschlungen! Besser, durch die Hand des Herrn gestorben sein, als durch die Hand der Unbarmherzigen!“ klagte ein Dritter.

„Sie nennen uns gefährliches Gesindel, das die Pest ins Land führe. Sie wollen uns morden!“ jammerte ein Vierter.

„Auch der treue Barnaba Zucco ist unter diesen Todten!“ schluchzte Cecco, der von der Besichtigung der Ertrunkenen händeringend zurückkehrte.

„Unserer sind zu Wenige, und wir sind zu erschöpft, die Leichen und Waaren zu retten,

welche das Meer an den Strand treibt. Laßt uns Hülfe rufen!« sagte Herr Linthi, und ging rasch gegen den versammelten Schwarm der Calabresen. Schüchtern folgten ihm die Uebrigen in einiger Entfernung.

Er selbst aber verlor fast den Muth, als er näher kam, und die wilden, sonneverbrannten Gesichter, mit zollangen Bartstoppeln ums Kinn, sah. Viele hatten, ausser einem schmutzigen Hemd, keine andere Bedeckung, als zerrissene Beinkleider. Andere trugen schwarz- oder blauwollene grobe Wämmser; Hosen, die bis zum Knie reichten; Stumpfstrümpfe, und um den nackten Fuß Schuhe von ungegerbten Kuhfellen, mit Schnüren zusammengebunden. Eine blauwollene ellenlange Mütze, welche das ungekämmte Kopfhaar bedecken mußte, hing bis auf den Rücken nieder.

»Ihr, liebe Leute!« rief ihnen der Schweizer zu: »Ihr seht unsere Noth. Wir sind Schiffbrüchige, die unter kaiserlich-königlich-österreichischer Flagge, auf dem Schiff Austria, Kapitän Lorenzo Bosich, von Triest nach Messina reiseten. Ist nun einer Eurer Vorgesetzten unter Euch, tret' er zu mir, daß ich mit ihm rede.«

Statt der Antwort schrie eine Stimme im Haufen: »Hört Ihr den ketzerischen Franzosenschelm? Kaum aus dem Nassen ans Land gekrochen, will er hier schon den Meister machen.«

»Nein, ihr braven Männer Calabriens,« entgegnete der Fürsprecher der Verunglückten: »wir wollen nicht meistern, denn wir betteln. Und Ihr werdet nicht fühlloser, als das wilde Meer sein, das unsers Lebens schonen wollte.«

»Zurück, Kläffer, oder ich büchse dich nieder!« schrie ein Kerl, indem er seine Flinte auf den Schweizer anlegte: »Macht Alles nieder! Es ist Franzosengesindel.«

Der Schweizer trat furchtlos einen Schritt vor und erwiederte: »Morde mich, aber hilf den Andern!«

Es entstand jetzt verworrener Lärmen in der Menge. Die Entschlossenheit des Schweizers schien Einigen zu gefallen; Einige aber schrien ergrimmter: »Schiesset! schiesset!« Andere wieder wehrten aus allen Kräften. — Die übrigen Gefährten des Schweizers drängten sich näher hinter ihm zusammen. Einige von ihnen fielen auf die Knie und riefen mit zum Himmel gestreckten Armen um Gnade; Andere schrien: »Tödtet uns, ihr Unmenschen, tödtet uns Alle!«

»Sehen Sie da ein Müsterchen Ihrer liebenswürdigen Caraiben, Sir Down?« sagte Fortunatus zum Engländer, der ebenfalls herangekommen war: »Hätten Sie nicht Lust, Hütten hier zu bauen?«

— Reizen Sie doch nicht die tollen Hunde mehr, denn Noth ist! antwortete der Brite: Hätten wir Waffen, das Gesindel wäre in wenigen Minuten aus einander gesprengt.

Indem drüben das Getümmel unter den Blaumützen wuchs, sprang ein vierschrötiger Kerl durch das Gedränge hervor, vergebens von schreienden Weibern zurückgehalten, die seiner Faust ein Stilet entreissen wollten. Aber in demselben Augenblick, da er auf den bisherigen Anwald der Schiffbrüchigen mit großem Schritt zuging, trat ihm in raschen Sätzen der Knabe Cecco in den Weg, der es, wie ein David mit dem Goliath, mit ihm aufnehmen zu wollen schien. Er schwang spielend eine Weidenruthe in der Hand und rief: »Wahre dich, du wüste Tarantel, einen Eilboten und Geheimschreiber des Herrn Kardinals Fabricio zu stechen! Ist denn keiner der tapfern Marucca's von Gerace, kein Tigrelli von Sciglio hier? Schau mich nur an, Bursch, wie du willst. In meiner Tracht erkennst du freilich den Edelknaben des Herzogs von Vagnorara nicht. Aber, Bursch, noch ein Zuck und Muck von dir, und es soll dir eingetränkt werden!«

Der Calabrese staunte den jungen Menschen bestürzt an, der in gebieterischer Stellung da stand und die Weidenruthe drohend gegen ihn ausstreckte. Es war rings im Volk still geworden. Der struppige Pocher vor ihm steckte das Messer sehr langsam in den Hosenschlitz an der Hüfte, und sah fragend nach der verstummten Menge zurück, die ihre Augen aber unverwandt, und wie es schien nicht ohne Ehrfurcht, auf den herzoglichen Pagen und den Courier des kriegerischen Kardinals Ruffo heftete.

Jetzt vernahm man in der Nähe den Schlag einer Trommel, welchen man vorher im Getümmel nicht bemerkt hatte. Schweigend löseten sich der gedrängte Haufen der Blaumützen von einander. Nur der Kerl, welcher eben noch mit seinem Dolch gedroht hatte, machte zwei Schritte gegen den Creolen, und mit vorgestrecktem Leib und Hals sagte er ihm halblaut: »Signor Cavaliere, die Franzosen sind da! Laßt die Hunde nicht wittern, wer Ihr Beide seid. Sie füsilliren Euch auf der Stelle.« Damit schwenkte er sich und verlor sich unter den Uebrigen.

Während Fortunatus noch dem muthigen Jokei der Signora Centi die Bewunderung seiner Geistesgegenwart ausdrückte, zog eine Compagnie französischer Soldaten hinter einem niedrigen Hügel hervor, der sie bisher verdeckt hatte. Ihre Erscheinung wirkte auf die Calabresen, wie ein Zauber. Die begaben sich unaufgeboten zum Strand, die herumschwimmenden Waaren und Leichen aufzufischen.

»God dam! Franzosen!« rief Sir Georg: »das heißt vom Regen in die Traufe!«

Der französische Hauptmann, Namens Lucerne und, wie er nachher dem Schweizer sagte, aus der Gegend von Strasburg, empfing die ihm entgegenkommenden Schiffbrüchigen mit großer Leutseligkeit, hörte die Geschichte ihrer vierzehnstündigen Todesangst, des Untergangs so vieler Menschen; zeichnete vieles von den Berichten in seinem Taschenbuch auf und wandte sich einige Male

hinweg, seine Rührung zu verbergen. Unter den Soldaten, die, Gewehr am Fuß, die geringe Zahl der Erretteten umringten, trockneten mehrere ihre naßwerdenden Augen, oder stießen, in kriegerischer Scham ihre Gemüthsbewegung verhehlend, gewohnte Flüche gegen die Calabresen aus, als von deren Hartherzigkeit Rede war.

„Den Raubthieren wässert das Maul nach Euerm Schiffsgut!“ sagte Hauptmann Lucerne: „Zweifelt nicht, sie hätten Euch sammt und sonders kalt gemacht und ins Wasser geworfen, würden sie nicht die Besatzung von Gerace gefürchtet haben.“

Alsbald gab er Befehl, ein großes Feuer anzuzünden. Die Bauern mußten, begleitet von einer Wacht, am Strande schaffen. Andere holten Wein, Brod, Früchte, Stroh von den benachbarten Ortschaften Siderno und Gerace herbei. Ein langes, steinernes, halbzerfallenes Haus an der Marina oder dem Gestade, vielleicht zum Waarenlager der landenden Schiffe bestimmt, wurde zur Nachtherberge eingerichtet, und Kleider, wie man sie auftreiben konnte, wurden den Entblößten für den folgenden Tag verheißen.

„Ich lasse“, sagte der menschenfreundliche Hauptmann beim Abschiede zu den Getrösteten, „sechs Mann Wache bei Euch und zur Hut des gestrandeten Gutes zurück, und schicke noch in der Nacht Bericht ins Hauptquartier Monteleone an den Obergeneral Reynier. Ihr müsset Euch, der Antwort willen, einige Tage gedulden.“

Vom lauten Segensruf der Unglücklichen begleitet, trat er, unter Trommelschall, mit seiner Mannschaft den Heimweg nach Gerace an, da es schon dunkelte.

10.

Leben in der Strandhütte.

Der Entscheid des Obergenerals verzögerte zwölf Tage. Unterdessen wurden die Nackten gekleidet; die Erkrankten durch französische Feldärzte mit Arzneien hergestellt; am vierten Tage die Todten unter großer Feierlichkeit und Zulauf vielen Volks zur Erde bestattet. Capitän Lucerne war mit seiner Mannschaft dabei anwesend. Voran zog das Musikkorps des 23. französischen Linienregiments; mit den Trauertönen desselben setzte sich der große Zug von zweiundvierzig Särgen in Bewegung. Die den Schiffbruch überlebt hatten, folgten der langen Reihe ihrer Todten mit weinenden Augen. Unweit einer einsamen Kapelle wurden die Särge in ein allgemeines Grab auf dem Felde, unter kirchlichen Gebräuchen, verscharrt.

Nun begann aber bald an der unheilvollen Marina Siderno täglicher Hader unter den am Leben Gebliebenen über die gestrandeten Waaren. Die meisten verlangten deren Verkauf und Vertheilung des Geldes. Einige entwandten sogar Tücher und verkauften sie heimlich den Bauern. Der gute Lucerne war nicht ungeneigt, sie der schiffbrüchigen Mannschaft zu überlassen. Nur einer aus diesen, ein ehrlicher Schweizer, Namens Heinrich Stauffacher, aus dem Kanton Glarus, widersetzte sich mannhaft. Ungelenk in französischer wie italienischer Zunge, wandte sich Stauffacher im rauhen Alpendeutsch an den elsässischen Hauptmann Napoleons und erklärte: die Schiffsladung gehöre so wenig den Reisenden, deren die meisten, ausser ihrem Leibgepäck, nichts zur Austria gebracht hätten, als den Calabresen. Er rufe die Entscheidung des Obergenerals an. Das gerettete Gut müsse zur Verfügung der Triestiner Seeassekuranz gestellt werden, welche ohnehin den wahren Eigenthümern Ersatz zu leisten habe.

Diese Vorstellungen des schlichten Biedermannes hatten bei dem französischen Hauptmann Gewicht. Und wirklich sind späterhin sämmtliche Waaren den Meistbietenden verkauft, und die dafür gewonnenen Summen, 18,349 fl. 52 kr., auf Befehl des Generals Reynier, nach Triest übermacht worden.

Das Leben in der alten Strandhütte war inzwischen nicht das behaglichste; und wahrhaft grauenvoll waren besonders die ersten Nächte gewesen. Denn kaum hatten die vom Unglück des Tages Ermüdeten die Augen geschlossen, als die Höllenbilder des Schiffbruchs wieder lebendig wurden, ihre Brust beengten und den kalten Schweiß auspreßten. Aus diesen bangen Träumen von Sturm, Wogenkampf und Todesnoth fuhren sie plötzlich mit durchdringendem Schrei der Angst in die Höhe und flohen sie in der Verwirrung der Sinne vor die Hütte. Da lagen im falben Mondlicht die Leichname der Todten, die Güter der Austria; und die wachthabenden Soldaten forschten vergebens nach dem Grund des Aufruhrs. — Zitternd kehrten die Menschen in die Strandhütte zurück, und nahmen ihr Lager auf dem Stroh mit einer Bangigkeit ein, als fühlten sie sich im Sarge lebendig begraben. Und kaum entschlummert, kamen die entsetzensvollen Traumgestalten wieder und das Jammergeschrei erhob sich von neuem. Niemand wußte, wer von Allen das Geheul am ersten ausgestoßen. Erst nach mehrern Nächten verlor sich dieser Zustand allmälig. Der arme Creole wagte sich nicht mehr in das Haus. Er lagerte draussen allnächtlich in der Nähe des Feuers, wo ihn mitleidige Krieger in einen ihrer Mäntel zu hüllen pflegten. Am Tage zerstreute man sich lustwandelnd in der Gegend.

Sir Down hielt sich aber auch hier von seinem ehemaligen Besieger im Zweikampf entfernt, wie er auf der Austria gethan. Als dieser ihm von seinem kleinen Geldvorrathe Anbietungen machte, lehnte er es ab, weil auch er mit Baarschaft entkommen sei. „Und bin ich nicht leider“, rief er, „tiefer in Ihrer Schuld, als es meiner Seelenruhe zuträglich ist? Hätten Sie mich nicht

aus dem Seesalz gezogen, so wäre ich schon längst im Magen der Seehunde und Haifische verdaut. God dam! und Sie haben obendrein noch einen Schuß zu gut. Ich komme mit Ihnen wahrhaftig nie ins Reine. Aber, Sir Fortunatus, ich beschwöre Sie, verdoppeln Sie die Last meiner Verpflichtungen nicht. Ich ehre Sie, ich liebe Sie, ich bin Ihnen lebenslang dankbar; doch — bleiben wir auf sieben Schußweiten von einander.«

— Und, Sir Georg, warum streben Sie jetzt noch so geflissen, mir auszuweichen?

»Kann denn, ums Himmelswillen, einem Schuldner der Anblick seines Gläubigers einladend sein?« erwiederte Georg lachend: »Sprechen wir davon nicht. Ich verehre Sie aufrichtig. Aber wir beide sind allzugleichnamige Pole; darum stoßen wir uns in der Nachbarschaft ab. Ich schwöre, hundert Meilen von Ihnen bin ich in Sie sterblich verliebt. Da werd' ich sehnsüchtige Elegien und Nachtgedanken, wie Young, schreiben; hier aber . . .«

— Sie sind der wunderlichste und liebenswürdigste Kauz, den ich jemals erblickte. Gehen Sie, Sir Georg. Ich plage Sie nicht mehr.

In der That fanden sich beide fortan auch nur selten in der Einsamkeit der Marina Siderno zusammen. Der Brite schloß sich vielmehr jenem ehrlichen Stauffacher von Glarus an, mit welchem er Freud und Leid zu theilen schien; Herr Linthi dagegen fand im Umgang mit dem jungen Creolen vollständige Entschädigung.

Beide thaten viele kleine Streifzüge durch's Land. Für den Schweizer war es eine neue Welt. Die Lieblichkeit des Himmels, die Fruchtbarkeit der Erde entzückten ihn oft. Aber wenn er die Armuth des Volks, den nachlässigen Anbau des Bodens sah, schüttelte er den Kopf und erzählte seinem Begleiter von der sorgsamen Landwirthschaft der Heimath. Uebrigens fand er die calabrischen Bauern zuletzt gutmüthiger und gastfreier, als er sie anfangs geglaubt und als ihre äussere Unreinlichkeit hoffen ließ; unter den Weibern und Mädchen viele schlanke Gestalten, die sein goldiges krauses Haar lachend bewunderten. Desto weniger bewunderte er ihre Tracht, die keineswegs zur Erhöhung ihrer Reize erfunden war: kurze, faltenreiche Röcke; blaue Wämmser mit vielen Metallknöpfen und aufgeschlitzten Aermeln, durch die ein grobes Hemd blickte; von der großen schwarzen Haube bis über die Nase ein Stück roher Leinwand hängend, mit zwei Löchern, zu Gunsten der Augen.

Auch das Städtchen Siderno, auf dem benachbarten Berge droben gelegen, wurde besucht. Ein trauriges Nest. Schlechte, niedrige Häuser oder Steinhütten; schmale Löcher, statt der Fenster; die Küche zugleich Schlafstätte, oft auch Stallung; das Gemeindehaus unansehnlich wie jedes andere; selbst das Kloster nur eine lange Steinhütte, ohne Fenster; auf der Gasse mehr Mönche und Priester, als Laienvolk, sichtbar.

11.

Die Verbrüderung.

Wie sie aus dem Städtlein den Rückweg antraten, blieb Fortunatus im Schatten einer Palme, am Rande eines Absatzes stehen, welchen die Berghöhe von Siderno bildet, und von wo der Weg schroffer zu den Niederungen der Küstenfläche hinab geht.

Das ihn dort umschwebende Bild der Landschaft hielt ihn angezaubert. Hinter ihm die blauen Appenninen; Höhen über Höhen. Vor ihm Meer und Himmel, wetteifernd in endloser Ausdehnung; ein einzelnes Segel leuchtete am Horizont; am Himmel ein einzelnes Wölkchen. Links und rechts, längs dem weitgekrümmten Gestade, zurücktretende Buchten, umbüschte Vorberge, schwarze Felsenriffe, wie alterthümliche Schloßtrümmer. In der Nähe kleine Olivenwäldchen, oder Reihen von Zitronen- und Pomeranzenbäumen, zwischen halbverwilderten Fruchtfeldern. Granatenbüsche und Myrthengesträuche schmiegten sich freundlich an nacktes Gestein der Felsenblöcke, deren Haupt Aloe und indische Feigen bekränzten.

Weder der Reichthum, noch die Wohlgerüche fremder Blüthen, die ihn umflossen, erfreuten den Schweizer aber so sehr, als der unerwartete Anblick eines Kartoffelfeldes. Das edle Gewächs, unter nordischem Himmel die Aegide gegen Hungersnoth, lächelte den Sohn der Alpen, wie ein Verwandter aus der Heimath, an.

Während er, im Betrachten verloren, an die Palme gelehnt, da stand, betrachtete ihn der junge Sicilianer mit träumerischem Wohlgefallen, stumm und stillselig. Er schlug aber, als der Blick seines Freundes über ihn hinstreifte, wie beschämt die Augen nieder und sagte, als wenn er seine Ueberraschung bemänteln wollte: »Gewiß, der grobe Strohhut und der calabrische Wamms stehen Ihnen zwar drollig genug, aber doch gar nicht übel.«

»Närrchen,« versetzte jener, der den Einfall nicht sogleich mit seinen bisherigen Gedanken verspinnen konnte: »also von allen Prachtstücken dieses Paradieses beschäftigt dich meine schwarze Jacke zumeist?«

»Warum nicht, Signor Fortunato? Sie gehört zum Paradiese, wie die beiden Priester und Bauern, welche dort unten am Feldwege beisammen sitzen und Karten spielen; oder wie jene armen Schiffbrüchigen dort zwischen den Trümmern unserer Austria. Ach, man sage doch nur nicht, der Mensch sei allein das Wunderwerk und die Schande der Schöpfung. Ist die Natur nicht eben so grausam, so entsetzlich, als schön?«

Herr Linthi, durch diese sonderbare Gedankenwendung betroffen, streichelte lächelnd mit der Hand über das zarte Gesicht des Knaben, der diese Hand mit wunderbarer Innigkeit fest hielt, an seine Lippen, dann an seine Brust drückte,

und mit einem Blick voll unnennbarer Wehmuth und Zärtlichkeit den leisen Seufzer: „o Fortunato!“ hauchte.

„Ich hoffe,“ sagte der Schweizer, „dein herrlicher Verstand wird das Alles in der Ordnung finden. Siehst du, wer zum Ewigen lebt, soll sich ins Vergängliche nicht einhausen. Drum stoßen uns Welt und Natur, wie reizend sie auch sind, immerdar zurück, weil unsere Seelen mit ihnen nichts gemein haben; drängen uns zu uns selbst und zum Unwandelbaren hin, wo allein Ruhe, Vollendung und Seligkeit bestehen. Ja, liebes Herz, die Dornen der Natur und des Schicksals weisen unsere Hand zurück und hinauf zur Herrlichkeit der ewigen Rose, die dort für uns blüht.“

— Nun ja, schön gesagt, auch schön gedacht; aber gewiß doch ohne Liebe. Warum denn diese Feindseligkeit der Dinge in sich selber? Warum muß ich in dieser Welt erst zerfleischt sein, um in einer andern froh zu werden? Warum soll ich denjenigen zuvor martern, welchem ich eine Freude bestimmt habe? In solchem Sinn wohnt ja keine Liebe; und wenn das Liebe wäre, hätte sie ja keinen Sinn. Alle meine Freuden wiegt die Bewußtlosigkeit dieses Felsens auf; sie waren nur Windstillen zwischen Stürmen!

„Du betrübst mich wieder mit der Rückkehr deiner schwermüthigen Laune.“

— Nein, betrüben will ich Sie nicht! — sagte Cecchino, indem er mit beiden Armen den Arm seines Freundes schmeichelnd an sich drückte, und dabei liebkosend mit einem ihm eigenen, verführerischen, kindlichen Lächeln aufsah.

„Beruhige dich. Das Entsetzliche des Schiffbruchs hat dich überreizt. Ich bewundere dich selbst, wie du das Ungeheure überstandest.“

— Ich weiß nun, was ich vermag. Ach, der Mensch ist an sein klägliches Dasein mit einem Paar unzerreißbaren Hoffnungen fester, als der Sklav mit Eisen an das Galeerenruder geschmiedet. Und drum rudere ich noch!

„Cecchino, wer bist du? Deine Erziehung war eine andere, als die eines Jokei. Wer sind die Deinigen?“

— Fragen Sie nicht, Signor Fortunato. Ich habe keine Meinigen. Ich bin, wundern Sie sich nicht, so unglücklich, daß der Schiffbruch selber für mich nicht einmal Unglück ist. Oder — hier seufzte Cecchino leise mit niedergeschlagenen Augen — er könnt' es noch werden!

„Noch werden? Wie so?“

— Ich bin ein armes Kind, das von seiner unmenschlichen Mutter an ein ödes Eiland ausgesetzt ist. Ich habe eigentlich noch nichts gehabt; drum nichts verloren; vielleicht erst das Bessere gefunden. Aber — wenn Sie, — ja, wenn Sie mich verlassen, — wenn Sie den armen Cecchino nicht mehr lieb haben könnten, — —

„Dich verlassen? Ich? Wer spricht davon? Bist du ein Findling am öden Eiland — ich hebe dich auf. Ich habe dich durch die Fluthen des Meers getragen; ich werde dich durch die Wogen des Lebens tragen und emporhalten.“

Er schloß bei diesen Worten den Knaben gerührt in seine Arme, und drückte ihm einen Kuß auf die Lippen, den Cecchino zitternd erwiederte. Aber eben so rasch wandte sich dieser los aus der Umarmung, und ging schweigend hinweg, den Berg hinab, ohne sich nach Fortunatus umzusehen. Dann, in einiger Entfernung, eben, als der erstaunte Schweizer ihm nachzueilen anfing, blieb er stehen und ging diesem mit sichtbarer Verwirrung entgegen, die Augen unter Thränen.

„Verzeihen Sie, Signor,“ sagte er, den Blick zur Erde gesenkt: „ich bin ein Strudelkopf; mein Betragen kindisch, vielleicht beleidigend. Aber würden Sie mich im Innern erkennen, Sie würden mich vielleicht Ihrer Achtung nicht ganz unwürdig halten.“

— Sei dem, wie ihm wolle, lieber Cecco, dies Verhältniß darf unter uns nicht dauern. Dich quält und bindet irgend ein unheilvolles Geheimniß. Mache mich zum Vertrauten desselben. Ich will dein Bruder sein; gib mir das Du zurück, das ich dir gebe.

Bittend hob der Knabe die zusammengelegten Hände empor und sagte: „Fragen Sie mich nie über mich. Erfahren Sie durch ein unglückliches Ohngefähr mehr, als gut ist: so werd' ich von Ihrer Seite verschwinden müssen. Und das“ — so fuhr er mit sehr leiser Stimme fort — „wäre die Vollendung meines fatalen Looses. Ach, Fortunato, Sie wissen nicht, wie gar arm ich bin; in wie tiefer Abhängigkeit ich von Ihnen lebe. Verhüte Gott, daß mich Nothwendigkeit oder Ohngefähr von Ihnen trenne! Was würde aus mir? Ja, lieber, edler Mann, geben Sie mir den Brudernamen und das traute Du. Es klingen davon alle Saiten des Herzens in mir Wohllaut. Verlangen Sie aber keine Erwiederung. Ich werde, ich mag nicht erwiedern. Meine Jugend, meine Stellung, meine Vergangenheit, meine Zukunft verbieten es mir.“

— Eigensinn, ich kenne dich! Am Ende gleichviel! Aber du bist arm, sagst du. Ich glaub' es gern. Du darfst nicht ohne Mittel sein, wenn uns ein Schicksal aus einander führt. Nimm diesen Perlenbeutel mit 25 Dukaten. Ich trage deren noch 150 in meinem Gurt eingenäht. Dem Bruder darfst du es nicht verweigern. Nimm, Cecco.

Dieser nahm; drückte dabei mit stummer Dankbarkeit, und indem er den brennenden Blick seiner schwarzen Augen bewundernd auf Linthi heftete, die freigebige Hand; entfernte sich einige Schritte, wie um den Perlenbeutel zu verbergen, und kehrte mit einer goldnen Brustnadel zwischen den Fingern zurück. „Auf jeden Fall hin trage Sie diese Nadel zum Andenken Cecco's!“ sagte der Knabe: „Mir selbst ward sie, als Andenken

aus der Erbschaft eines großen Herrn gegeben, in dessen Dienst ich gestanden war.«

Fortunatus, indem er das Geschenk nicht ablehnte, betrachtete daran das mit größter Zartheit in einen Türkis geschnittene Wappen. Es mahnte ihn an das große Siegel des Briefes, welchen er vom englischen Fregattenschreiber für eine Marchesa in Messina erhalten hatte. Zum Unglück lag der Brief im Meer, und Siegelbild und Name der Marchese waren aus seiner Erinnerung verloren.

»Weß ist das Wappen?«

— Meines verstorbenen Herrn und Gebieters.

»Und wie hieß er?«

— Fragen Sie nicht; und nie über meine Vergangenheit. Ich will und muß schweigen! — seufzte der Kleine.

Der Schweizer schüttelte den Kopf etwas verdrossen. Doch wollte er nicht weiter dringen, da sich Cecchino's Gesicht wieder verdüsterte. Indessen blieb ein Argwohn zurück, daß jener Brief, durch zweite Hand, von der geheimnißvollen Signora Rosa di Centi an ihn gelangt sein möchte.

»Also denn unserer Strandhütte zu!« rief er. Und sie stiegen den Berg hinab.

12.

Das Haus Marcoli.

Folgendes Tages wurden die Schiffbrüchigen insgesammt nach dem Städtchen Gerace geführt. Es war anderthalb Wegstunden bis dahin und der lieblichste Frühlingsabend, den je ein Apriltag bringen konnte; Alles Blüthe, Alles Wohlgeruch. Die Unglücklichen jauchzten, als wären sie nun alles Leidens plötzlich entbunden.

Die Stadt lag auf einem ziemlich hohen Berge, gar malerisch mit den weiß getünchten Mauern, hervorragenden Klöstern, Kirchen und Kapellen. Aber die angenehmen Erwartungen, welche das Aeussere erregte, wurden durch den Anblick der Gassen und öffentlichen Plätze, der niedrigen Häuser, meistens ohne Fenster, nur mit Fensterladen versehen, und den Mangel aller Reinlichkeit und Ordnung, sehr getäuscht. Mehrere Gebäude, sogar Kirchen, lagen öde und zerfallen seit dem Erdbeben von 1783. Selbst ein weiland herrschaftliches Schloß zeigte von jener Zeit her nur noch seine Ruinen.

Desto erfreulicher war der Empfang der Schiffbrüchigen von Seiten der gastfreien Bürger. Man stritt sich um sie. Jeder verlangte einen der Verunglückten in sein Haus. „Sie hab' ich einem braven Mann versprochen, der mir lieb ist!" sagte Hauptmann Lucerne zu Herrn Linthi, und führte ihn und den Creolen zu einem neugebauten Hause ausser der Stadt.

Der Hausherr, Signor Marcoli, ein kleiner, runder, munterer Mann, in schwarzer, seidener Jacke, spielte, nebst seiner Gemahlin und zwei geistlichen Herren, eben sehr andächtig, beim Lampenlicht, Karten. Am Kamin- oder Herdfeuer saß ein junges, fast reich gekleidetes Frauenzimmer, etwa zwanzigjährig. Theils ihre Beschäftigung am Herde, theils der rothseidene Wamms ohne Aermel, mit vielen kleinen Silberknöpfen verziert, welches einen schlanken Leib umspannte, ließ in ihr die Tochter des Hauses vermuthen. Hinter ihrem Sitz, am Boden, lag oder saß eine dunkle Mannsgestalt in blauer Jacke und Mütze, mit der Guitarre auf dem Schoos.

Die Erscheinung des Hauptmanns und der Schiffbrüchigen störte die bisherige Unterhaltung. Man umringte die Ankommenden. Nur der Guitarrespieler blieb zurück an seinem Platz, und das Fräulein schüchtern in einiger Ferne. Der gefällige Hauptmann ärntete Danksagungen für die überbrachten Gäste; aber entfernte sich, gerufen von seinen Geschäften, bald.

„Eufemia!" rief Signor Marcoli: „Wein, Erfrischungen, Orangen, Backwerk! Die Cavaliers werden die Schöpfungen Deiner Kunst nicht verschmähen."

Das Rothwämmschen verschwand und erschien bald wieder, begleitet von einer Magd, den Spieltisch mit Leckereien zu bedecken. Die beiden Gäste mußten unterdessen den Fragen einer mitleidigen Neugier über den Untergang der Austria volles Genüge leisten. Die Priester riefen dabei voll Entsetzens einmal ums andere die Namen aller Heiligen aus; Frau Marcoli's reichliche Thränen verhehlte die Weichheit ihres Herzens nicht; und Eufemia's Flammenblick haftete unverwandt, mit Verwunderung oder Bewunderung, auf der Gestalt des jungen Schweizers, wie er, ein neuer Aeneas, seine Abenteuer erzählte.

Selbst der Musikus erhob sich leise vom Boden. Wie er aber aus dem Schatten hervortrat, der ihn bisher verdeckt hatte, zeigte er den Fremdlingen eines von jenen Gesichtern, die, einmal gesehen, nicht wieder zu vergessen sind. Linthi hielt die dürre Gestalt im ersten Augenblick für einen Affen in calabrischer Tracht. Den weiten Mund, die Hälfte der hohlen Backen, das vorgestreckte Kinn schwärzten die dichten Haare eines halbgeschornen Bartes. Ueber die Stirn bis zur Wurzel der platten Nase hingen spießig ungekämmte Haare. Kleine, tiefliegende, altkluge, mißtrauische Augen waren in ununterbrochener Bewegung nach allen Richtungen; sie schienen dem Creolen Furcht zu machen, der sich wegwandte, und doch immer wieder nach ihnen hinschielen mußte.

Die Unterhaltung wurde endlich allgemeiner. Die Fremden gewannen frohe Laune. Cecco ließ wieder Witz und Muthwillen mit aller Keckheit eines Pagen glänzen. Und, als er endlich die Sehnsucht nach einem Bette nicht verschweigen konnte, welches ihm, statt des Soldatenmantels auf harter Erde beim Strandfeuer, zu Theil werden sollte, bestand er darauf, daß ihm die reizende Signora mit dem Flammenblicke den Tempel des

Schlafgottes anweisen müsse. Die Schöne gehorchte lachend und führte ihn davon. Nach einer halben Stunde erst kehrte sie zurück und führte auch die Mutter, der sie heimlich flüsterte, ab. So blieben die Männer sich überlassen, deren Gespräch sich schon um die Politik des Tages drehte. Die beiden Priester, von der Gluth des edeln Weins entzündet, weissagten das Zorngericht des Himmels, den Untergang des Königreichs, weil Joseph Napoleon Kirchen in Spitäler, Kapellen in Pferdeställe verwandelt und mit einem Federzug dreihundert Klöster aufgehoben habe.

Bescheiden erinnerte Fortunatus: ob nicht der Zorn des Himmels, wenn derselbe das ganze neapolitanische Reich mit gesammten Kirchen, Priestern und Frommen ins Meer würfe, der Religion mehr schaden werde, als König Josephs Dekret, das sich nur mit dreihundert Klöstern begnügt habe?

„Keineswegs!" rief einer der Hochwürdigen: „denn besser, Mann und Maus verderben als Christen, statt im blinden Heidenthum zu leben!"

„Böse Zeit! böse Zeit!" seufzte Signor Marcoli: „aber meine Frau hatte vorige Nacht einen merkwürdigen Traum. Der alte Hof, ich sag's Euch, kömmt gewiß von Palermo wieder zurück in vorige Herrlichkeit. Denn meine Frau sah den alten Ferdinand, mit der königlichen Krone auf dem Kopf, im Golf von Neapel fischen, und die Königin Karoline ihm selber die Netze halten."

„Schaum und Traum!" rief der Musikus heiser dazwischen und setzte die Fingerspitze bedeutsam auf seine Stirn: „das weiß ich besser. Aber wartet; die Vesper wird Euch ein anderer Fischer läuten. Was König Joseph? Was König Ferdinand? Hinaus mit Euch, packt Euch, Signori! wie die Gerichtsdiener in der Reggio Udienza rufen: packt Euch! die Sache ist zum Spruch reif; das ganze Volk hat sich ins Sagro Consiglio di S. Chiara*) verwandelt, und richtet. Ich sage: richtet! wohlverstanden!"

„Schweig doch, Vetter Pasquale!" sagte Signor Marcoli: „Wer mag doch deine Grillen hören wollen? Ihr Herren," fuhr der gastfreundliche Wirth fort, indem er sich zu den Andern wandte: „der Signor Capo Ruota**) hat mitunter unverdauliche Einfälle; übrigens" und hier richtete er das Wort ausschließlich an den Schweizer: „ist der Cavaliere Pasquale, mein Vetter, ein grundgelehrter Herr; das kann ich nicht läugnen."

Der Cavaliere Pasquale grinsete widerlich und mit Schadenfreude unter seiner Blaumütze, streckte den langen Hals weit vor und flüsterte halblaut: „Hat aber unverdauliche Einfälle! Nun, da hast Du einen über Nacht zum Verdauen; höre, Vetter!" — Und nun sprach er mit langsamem, gewichtigem, einförmigem Wesen und Ton: „Seit zehn Tagen sind vom Cap Spartivento bis zur Rocca Imperiale bei tausend tapfere Verbannte gelandet und in den Bergen zerstreut; das hab' ich veranstaltet! Ich! Ihr wißt nicht, wer ich bin! Ehe sechs Wochen verstrichen, — merk' es! — steht das Königreich unter Waffen, und der Prinz von Hessen-Philippsthal mit zehntausend Sicilianern vor dem Thor von Neapel. Addio! Nun kaue, nun verdaue, Vetterchen."

Damit erhob er sich, die an einem Band um die Achsel hangende schmutzige Zither unterm Arm, der ehrsame Capo Ruota, und schlich triumphirend in sich lachend, auf den Zehen, mit langen, leisen Schritten, zum Hause hinaus.

„Achten Sie auf den nicht!" sagte Signor Marcoli zu Herrn Linthi: „er hat ein wenig übergeschnappt, obwohl er der beste Advokat im Lande und endlich beim Obergerichtshof von Calabrien Capo Ruota war. Weil er aber sich in den Kopf gesetzt hatte, unsere Gerichtsverfassung und Gesetzgebung zu verbessern, kein Gehör fand; auf Hof und Minister schimpfte; ein Jahr lang dafür im Gefängniß faulte: half er nachher den Franzosen. Und da diese ihn wegen seines gottlosen Maulwerks ins Narrenhaus schicken wollten, flucht er auch auf diese nun tapfer."

„Er träumt noch von Anno 99 her seine parthenopeische Republik, glaub' ich!" bemerkte einer der Priester.

„Es muß doch etwas daran sein," sagte der zweite: „die Leute sprechen, er stehe bei der alten Königin zu Palermo in Gnaden! Er wird oft unsichtbar; und nie fehlts ihm an Geld. Es steckt etwas hinter ihm. Manchmal spricht er so vernünftig, man könnte seine Narrheit für Gaukelei halten."

So ging das Gespräch in die Mitternacht hinein, und der Schweizer lernte damit ziemlich die sämmtlichen kleinen Verhältnisse seiner neuen Umgebung kennen.

13.

Die Erklärung.

Er hatte allerdings ein Loos zu preisen, welches ihn, nebst seinem Liebling, zu diesem Hause geführt. Denn die übrigen Schiffbruchsgefährten konnten sich zwar einer gleichen Herzlichkeit und Gastfreundlichkeit ihrer calabrischen Wirthe, aber nicht gleichen Wohlstandes derselben und gleich angenehmen Umgangs freuen. Unter einander sahen sie sich selten, wenn nicht zufällig in Gassen oder Kirchen. Sir Down kam nie in das Haus Marcoli; er hielt sich ausschließlich zu dem Glarner Stauffacher, mit welchem er in der Marina die vertrauteste Freundschaft geschlossen zu haben

*) Der höchste Gerichtshof in Rechts- und Gnadensachen unter der alten Regierung zu Neapel.

**) Capo Ruota hieß einer von den drei rechtsgelehrten Gliedern des Obergerichts in den neapolitanischen Provinzen.

schien. Und Linthi's Genügsamkeit, oder Stolz, nicht zudringlich um die Huld des Sonderlings betteln zu wollen, hielt hinwieder auch ihn von dessen Nähe zurück.

Der Aufenthalt in Gerace verlängerte sich von Woche zu Woche. Der französische Obergeneral schien die Schiffbrüchigen wie eine Art Kriegsgefangener anzusehen. Nur erst um die Mitte Aprils wurden Sir Down und der Glarner nach Monteleone ins Hauptquartier berufen; jener vermuthlich als Glied eines Volkes, mit welchem Napoleon im Krieg stand; dieser, weil er die Rolle eines Geschäftsführers beim Verkauf der gestrandeten Waaren gehabt hatte. Sie brachten aber, zum größten Leid ihrer Gefährten, die Entscheidung des Generals zurück: Alle hätten in Gerace zu verharren, bis, von Triest aus, Zeugnisse erschienen sein würden, daß sie *diejenigen* wären, für die sich sich ausgäben, und in *den* Geschäften reiseten, zu denen sie sich bekannt hätten. — Man mußte sich dem Ausspruch des Gebieters schweigend unterziehen. Alles seufzte unter dem Joch der Langeweile. Nur im Hause Marcoli empfand es Keiner, wo die beiden Gäste bald heimisch, wie Genossen der Familie, standen.

Besonders schnell schwang sich Cecchino, durch Anmuth, Witz und Muthwillen, in die Gunst der Frauenzimmer empor. Dabei versäumte er nicht, auch sein Aeusseres gefälliger auszustatten. Schon in den ersten Tagen trat er verwandelt, wie die Raupe in den glänzenden Schmetterling, auf, mit wechselnder Tracht; bald in königsblauem, bald in grünem Wamms, vom feinsten Tuche; dazu Schifferhosen von Nankin; die feinste Wäsche; um den Kopf ein schwarzes Seidentuch geschlagen, unter welchem stellenweis noch schwärzeres Lockenhaar hervorkroch; darüber ein leichter Strohhut mit breitem Rande. Der junge Mensch nannte Frau Marcoli, die mit sichtborem Wohlgefallen seiner Launen pflegte, nur Mütterchen; und die schöne Eufemia ließ sich's gern gefallen, wenn er sich ihren Cavaliere servente hieß. Sie stickte ihm dafür auch mit künstlichen Fingern in die Zwickel seines Kopftuchs Kreuze von Rosen. Sogar Fortunatus fand ihn liebenswürdiger, und selbst die Gesichtsfarbe des Creolen um vieles milder als sonst, sei es, daß sich die Augen an dieselbe gewöhnt, oder Kopftuch und Haar mit ihrer Schwärze eine angenehme Täuschung bewirkt hatten.

Auch Herr Linthi hatte sich, nach Cecco's Beispiel, der Schiffbruchgewänder entledigt, und seine jugendlich-kräftige, schlanke Gestalt mußte dabei nicht wenig gewinnen. Die Schönen von Gerace waren Kennerinnen. Sie zeichneten ihn aus, und Eufemia mußte es dulden, von ihren Gespielinnen oder Freundinnen seinetwillen eben so viel geneckt, als beneidet zu werden.

Die Tochter Marcoli's, in ihrer Unbefangenheit, nannte ihn aber selbst den schönsten Mann beider Sicilien; bewunderte vor Allem sein lockiges Haar, aus gediegenem Golde gekräuselt, wie sie es nannte, und betrachtete ihn oft aus der Ferne mit brennenden Blicken. Dennoch verlor sie sich nie gegen ihn aus den strengen Formen der Höflichkeit; ihr Wohlgefallen schien mehr Sache des Geschmacks, als des Herzens. Sie trat ihm nicht näher, nicht ferner, als seit dem ersten Abend.

Er hinwieder, bei allen Aeusserungen zarter Aufmerksamkeit, blieb sich nicht minder gleich. Für Mutter und Tochter war er derselbe. Mit ruhiger Gutmüthigkeit nahm er eben so gern die Einladung zu einem Kartenspiel an, als den Arm der reizenden Eufemia zu einem einsamen Lustgang. „Die Natur hat ihm Alles gegeben," sagte Eufemia, sagten die Mädchen von Gerace: „Alles, aber das Herz vergaß sie bei ihm."

Wir wollen nicht entscheiden, ob es Mangel des Gefühls, oder Macht der Grundsätze war, was in so gefährlichen Umgebungen seine Besonnenheit rettete. Aber läugnen konnte man nicht, daß er zu lieben fähig sei, wenn man seine Freundschaft voll inniger Zärtlichkeit gegen den jungen Sicilianer sah, die dieser mit noch größerer Innigkeit und Begeisterung erwiederte. Man nannte sie auch nur die Unzertrennlichen.

Dies hinderte aber den kleinen Sicilianer nicht, mit eben so vieler Schwärmerei an Eufemien zu hängen, die dagegen nicht unempfindlich war. Sie bewunderte nur den Schweizer, aber für den lieblichen Cecchino schien sie mehr als Bewunderung zu kennen. Die ersten, leichten Tändeleien beider gingen bald in stille Vertraulichkeit über, und schon nach den ersten Tagen bemerkte man, daß sie Geheimnisse mit einander zu theilen hatten.

Fortunato mochte es etwas seltsam finden, daß ein Mädchen so leicht das Herz an einen hübschen Knaben verlor, der ungleich jünger, als seine Geliebte war; oder daß selbst Frau Marcoli voll mütterlichen Wohlgefallens den bedenklichen Tändeleien der zwei lebhaften Wesen zusah. Aber ihm ward es für Frieden und Ruhe des unerfahrnen Cecchino bange, der an den Schwellen des Jünglingsalters das Vorwehn jener stürmischen Leidenschaft mit Vergnügen empfand, die so manches Lebensglück zu verwüsten pflegt.

„Es wäre Wohlthat für uns, wenn uns General Reynier bald von Gerace fortschickte, oder freisprächе!" sagte er zu Cecchino, da sie beide am Abend eines heißen Tages mit einander lustwandelten.

— Wohlthat? Ist's Ihr Ernst? Sie scheinen sich in Gerace aber doch zu gefallen?

„Und warum nicht, so lange die Nothwendigkeit gebietet? Zwar bekenn' ich, daß mir die calabrische Wirthschaft nicht ganz zusagt, wo man auf Felsen nistet und die üppigen Thäler verwildern läßt; wo es von Kirchen strotzt, von Betern wimmelt, und man einander mit Messerstichen zahlt. Aber ich könnte mit den Blaumützen Blau-

mütze, mit den Hottentotten Hottentott werden, und mich in Alles fügen, wenn ich hieher verdammt würde. Allerdings das Haus Marcoli —"

— Und Marcoli's schöne Tochter nicht zu vergessen, Signor Fortunato!

„O Cecchino, wahre dein Herz vor den Strahlen dieser Sonne! Du spielst ein gewagtes Spiel, in das dich Langeweile und Schönheit lockten."

— Sie erweisen mir doch nicht die Ehre, ein wenig eifersüchtig zu werden?

Fortunato warf einen Seitenblick auf Cecco, der ihn schelmisch bei einer Frage anlächelte, die mit seinem Alter von fünfzehn oder sechszehn Jahren noch keine Verbindung haben zu können schien. Indessen erinnerte er sich, daß die sizilianische Sonne eine andere, als hinter den kühlen Alpen sei, und daß sich hier junge Mädchen und Knaben schon mit Blumen werfen, wenn dort noch mit Schneeballen.

„Eifersüchtig?" sagte der Schweizer lächelnd: „Nein, wahrhaft gar nicht."

— Sie sind Ihrer Eroberung allzugewiß.

„Davon ist keine Rede. Ich möchte nur einen gewissen, hübschen Pagen, den die Weiber schon früh verhätschelten, ein wenig warnen, sein Herz zu hüten."

— Ihre Güte, Signor Fortunato, verpflichtet mich sehr, wenn sie auch an mir irre geht. Also Sie warnen mich vergebens. Und wie? erlauben Sie, Ihnen die Warnung für sich zurückzugeben? Lieben Sie Eusemien wirklich?

„Warum fragst du mich das? Was bewegt dich dazu?"

— Weichen Sie mir nicht damit aus, Signor Fortunato.

„Antworte mir zuvor, liebes Kind, und offen."

— Offen? — fragte Cecco zurück, indem er stehen blieb und, in sonderbarer Verwirrung, das Gesicht bald abwandte, bald einen Blick voll verborgener Gluth auf Fortunato lenkte, als möcht' er dessen tiefstes Innere ergründen. Dann verbarg er das Gesicht in beiden Händen und sagte: O Fortunato, stürzen Sie mich von der ersten Felswand in einen Abgrund, ich werde zerschmettert weniger leiden, als wenn Sie die Tochter Marcoli's — —

„Höre mich an, Cecchino!" unterbrach ihn Fortunat bestürzt, als er den jungen Menschen in einer fieberhaften Wildheit vor sich erblickte.

— Nein, nein! Lassen Sie mich ausreden. Ich will, ich muß ein Geständniß vollenden. Lange schon hab' ich diesen Augenblick gesucht. Wenn Sie Eusemien lieben — — Hier verstummte Cecco plötzlich. Ein Schauder schien ihn zittern zu machen.

„Vollende!" rief Fortunat ungeduldig.

— Wissen Sie noch nicht Alles? sagte jener und ließ sein Haupt auf die Brust sinken.

„Und was denn?"

— So werd' ich verloren sein! — seufzte Cecchino leise vor sich hin.

„Nicht doch, liebe Seele!" sagte Fortunat, indem er die Hand seines jungen Freundes ergriff: „Eusemiens Liebenswürdigkeit hat meinen Pulsschlag noch keinen Augenblick geändert. Es wäre in meinem Verhältniß einem Verbrechen gleich, eine Leidenschaft, eine Hoffnung im Herzen der harmlosen Jungfrau zu entzünden, selbst wenn ich mich gegen sie nicht gleichgültig fühlen würde. Es wäre Verbrechen, Marcoli's Gastfreundschaft gewissenlos zu benutzen, um seinem Hause den Frieden zu stehlen; es wäre — —

— Sie sind also vermählt? — sagte Cecco, und schlug voll Ernstes die Augen zu ihm auf.

„Keineswegs. Wer spricht denn davon?"

— Einer Andern verlobt?

„Noch minder. Ich trage mein Herz frank und frei in der Welt herum, wo es noch niemand verlangte, und ich's niemandem anbieten konnte. Bei geringem Vermögen, überall Fremdling, von jeher auf Reisen, im eigenen Vaterland entbehrlich, ohne Vater und Mutter wie Melchisedek, nur kein König und Priester, wie er, steh' ich in Gerace, wie in London und Peking, oder in der Wüste Sarah, allein."

— Allein? — sagte der Knabe schmeichelnd, aber mit einem Ton freundlichen Vorwurfs.

„Nur Dich hab' ich!" setzte Fortunat verbessernd hinzu: „ich bin nicht mehr allein."

— Ich glaube und vertraue! Und Sie? trauen und glauben Sie mir?

„Muß ich denn nicht, trotz Deinem verschwiegenen und räthselhaften Wesen? Und wenn mich zuweilen mancherlei Bedenklichkeiten über Dein Geheimthun anwandeln, widerlegt mich Dein verführerisches Unschuldsgesicht. Nein, Du bist zu jung, um schon ein Verbrechen verbergen zu müssen."

Der junge Mensch trat bei dieser Aeusserung einen Schritt zurück, warf einen festen, kundschaftenden Blick auf jenen und sagte mit einer stolzen Haltung: „Signor Fortunato, ich sehe ohne Erröthen in meine Vergangenheit zurück. Jetzt sind wir französische Gefangene. Meine Zunge ist gefesselt; sie wird's nicht immer sein. Trauen und glauben Sie Ihrem jungen Freunde ohne Arg."

„Und Eusemia?" fuhr Herr Linthi lächelnd fort.

— Lassen Sie mich tändeln. Bleiben Sie für mich und meinen innern Frieden ohne Sorge, wie mich Ihr Wort auch für Sie beruhigt hat.

14.

Ein Aufschluß.

Bei aller Gutmüthigkeit des Schweizers mußte ihm doch das verlangte „Trauen und Glauben" nicht ganz leicht werden. Denn der Zufall machte ihn ungesucht zum Zeugen von

einzelnen, kleinen Ereignissen, die das Treiben des Creolen noch zweideutiger darstellten.

Er sah diesen bald Anfangs im Hause Marcoli auffallend bemüht, Gunst oder wenigstens Aufmerksamkeit des närrischen Capo Ruota an sich zu ziehn. Er neckte ihn auf lustige Weise; er überhäufte ihn mit bombastischen Lobreden auf seine Gelehrsamkeit, auf seine demosthenische Rednergabe; er pries seinen politischen Tiefblick und weissagte aus den Linien seiner Handfläche, daß er die höchsten Staatsämter zu bekleiden bestimmt sei.

Alles das schien nur auf Belustigung der übrigen Gesellschaft berechnet zu sein. Man lachte, man stimmte in den Ton des muthwilligen Burschen ein, und bewunderte dessen Einfälle. Aber mitten in diesen Neckereien, oft gerade dann, wenn sie am ausgelassensten oder kindischsten waren, und jedermann fürchtete, der Signor Pasquale werde Unrath merken und zornig werden, ließ sich gewahren, daß der Page nicht nur seinen Mann vollkommen kannte, sondern daß er mit dessen frühern Verhältnissen vertrauter sein müsse, als selbst die Familie Marcoli. Denn der wunderliche Cavaliere, als wenn er Anspielungen auf ihm, wie er glaubte, allein bekannte Dinge erriethe, sprang dann jählings in die Höhe, starrte den Knaben mit vorgestrecktem Hals an, und stieß seinen gewöhnlichen Schimpf- oder Fluchruf in sicilianischer Mundart aus: „Vacabunnu Mariolu! wer sagt das?“ ließ sich dann aber eben so plötzlich wieder, bethört durch die Schmeicheleien des listigen Burschen, besänftigen und von ihm, wie ein Lamm, dem geselligen Vergnügen opfern.

Cecco aber schien eben so viel Geschmack an dem häßlichen Guitarrespieler zu finden, als dieser an dem unruhigen, quecksilbernen Plagegeist. Fortunato bemerkte mit Erstaunen diese neue Freundschaft der zwei ungleichartigsten Wesen in der Welt, und zugleich, daß sein Schützling auf jede der darum an ihn gerichteten Fragen ausweichend oder scherzweise antwortete. Cecchino ging vielmals mit Signor Pasquale allein in Marcoli's Weinberge und Güter. Sie hatten Heimlichkeiten mit einander. Man sah sie zuweilen in der Ferne beisammen in lebhaftem Gespräch, wobei Signor Pasquale nach seiner Weise den beweglichen Leib oft und wunderlich verdrehte und mit Händen und Armen umherfocht.

Zu diesen Unterhaltungen gesellten sich nach und nach einzelne Bauern. Eufemia machte die Entdeckung zuerst, als sie einmal ihren flüchtigen Liebling aufsuchte, und ihn, mit einigen handfesten Calabresen beisammen, im abgelegenen väterlichen Obstgarten fand. Cecco erklärte ihr aber mit gleichgültigem Wesen, wie die Leute von ohngefähr zu ihm gerathen seien, ohne viel daraus zu machen. Eufemia freute sich indessen des Stoffs zu Belustigung der übrigen Gesellschaft; neckte den Creolen, als triebe er sich mit Verschwörungs-Entwürfen um; nannte ihn ihren kleinen Brutus, und plagte ihn mit Fragen, wozu er doch den breitschultrigen Marucca gebrauchen könne, den sie unter den Bauern erkannt hätte.

Vielleicht würde Fortunat Eufemiens Scherz für Scherz genommen haben, hätte ihn nicht der Name Marucca zu ernstern Vorstellungen gebracht. Er erinnerte sich desselben aus Cecco's Anrede an die Bauern der Marina Siderno. Er ward für ihn Gewißheit, daß Cecco, obgleich Creole, oder Sicilianer, in diesen Küstengegenden Calabriens bekannt sein müsse. Doch, da dieses ihm nie deswegen Rede stand, ließ er's dabei bewenden, ohne weiter eine Neugier zu äussern, bis ihn ein neuer Zufall reizte.

Einst war er in der Morgenfrühe, da noch Alles im Hause Marcoli schlief, über die Höhe des Berges hingegangen, als er in der Ferne, zwischen Felsen und Kastanienbäumen, einige Personen erkannte, und unter denselben den Pagen der Signora Centi, so wie den Signor Pasquale. Er wagte es nicht, die Versammelten zu stören, und verharrte beobachtend auf seinem Platz. Was die Zusammenkunft allerdings verdächtigen konnte, war nicht minder das Ungewöhnliche der Zeit, oder die Abgelegenheit des Ortes, als die Traulichkeit, mit welcher zwei Bauern dem zierlich gekleideten Knaben und dem Capo Ruota beim Abschiede die Hand reichten, und dann alle, jeder einzeln nach einer andern Richtung, auseinander gingen. Signor Pasquale, die Zither, seine treue Gefährtin, unterm Arm, strich in halblautem Selbstgespräch, mit mannigfachem Geberdenspiel, nicht weit vom Schweizer vorüber.

Als dieser nach einiger Zeit ihm zur Stadt folgte, fand er auf dem Wege ein zerrissenes Papier. Er nahm es auf und las die unzusammenhängenden Worte: „— Franzosen in Mileto, also nicht Palma — Sciglio aber sicher gehn —.“ Nicht diese Worte, sondern die Handschrift erregte das Erstaunen des Schweizers. Denn er erkannte sie an ihrer Eigenthümlichkeit für dieselbe, die er auf dem warnenden Zettel des kleinen Bettelbuben im Hafen von Corfu, vor kaum zwei Monaten, gefunden hatte.

Er zweifelte keinen Augenblick länger am Urheber der Warnungen auf der Austria.

„Sei vorsichtiger, liebes Kind!“ sagte er zu Cecco, als er diesem nachher das Blatt unter vier Augen zurückstellte: „General Reynier könnte Dich vor dem Kriegsgericht um den übrigen Theil des Inhalts fragen.“

„Und wer sagt Ihnen, daß ich das gekritzelt?“ lächelte Cecco.

— Ein gewisses Blättchen, worin mich jemand vor dem Engländer auf der Austria warnte.

„Oh!“ rief der Knabe laut und hielt beschämt beide Hände vor's Gesicht: „Er weiß es!“ „Er weiß es! Er weiß es!“

— Nun weiß ich noch mehr.

„Und was denn?“

— Das Wappen auf dem Türkis Deiner

Nadel, und auf dem Brief, welchen mir der englische Fregatten-Sekretär gab, sind sich nicht unähnlich.

„O, welch ein Strudelkopf bin ich!“ schrie Cecco überrascht und lachend: „und Sie, sind Sie so schlau? Ich traut' es Ihrer frommen Miene kaum zu. Man muß sich vor Ihnen wohl hüten.“

— Du bekennst mir also? Wie kamst Du dazu, mich vor Sir Down so ängstlich und heimlich zu warnen?

„Nun ja, ich will beichten. Der treue Barnaba, einer unserer Leute, sagte mir, der Engländer drohe, Sie umzubringen. Sie hatten mir Theilnahme eingeflößt. Mit Ihnen zu sprechen, war mir auf dem Schiffe nicht erlaubt. Also mußte Ihnen Barnaba meinen Zettel durch einen Corsioten in die Hand spielen; den ersten schrieb er selber. — Wissen Sie nun, was Sie daraus zu lernen haben?“

— Zum Beispiel? denn ich liebe die Nutzanwendungen!

„Daß Sie mir auch auf der Austria schon theuer waren, ehe Sie mich kannten; ferner, daß ich, trotz dem schelmischen Blick der blauen Augen da, die Bürgschaft Ihrer Gesichtszüge annahm, und Ihnen den Brief an die Marchesa Vioganni durch den Fregattenschreiber zustellte, den der unglückliche Barnaba aus Messina kannte.“

— Aber der Brief ist verloren.

„Lebt doch der Briefträger! Ich habe nun einen Andern geschickt; und Sie selbst bringen mir ja hier ein Stück von der Weisung, die ich demselben durch den närrischen Vetter Pasquale, über den zu wählenden Weg, ertheilte. — Sind Sie nun aufrichtig erbaut?“

— Die Beichte ist nicht vollständig. Was hast Du, wie ein Verschwörer, mit calabrischen Bauern heimlich abzuthun?

„Man beichtet keine Sünde, bis sie vollbracht ist. Ich bin vollkommen unschuldig. Adio, lieber Beichtvater.“

15.

Der Schreckenstag von Gerace.

Von dieser Zeit an beobachtete Herr Linthi Leben und Treiben seines jungen Freundes schärfer; weniger aus Neugier, als Besorgniß für den wunderbaren Knaben, den leichter Sinn, Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens und Erfahrungslosigkeit zu gefährlichen Uebereilungen winken konnten. Aber nichts ließ sich mehr von jenen etwas verdächtigen Zusammenkünften entdecken; und der Capo Ruota war, mit seiner Guitarre, seit jenem Tage in Gerace unsichtbar geworden. Dagegen konnte gegen Eusemien das feurige Blut des Creolen die Leidenschaft der ersten Liebe um so weniger verhehlen, je länger und vertrauter er in der Nähe des Mädchens lebte, welches, unbewacht und spielend, die Flamme selbst mit Vergnügen anzufachen schien. Nicht ohne Grund fürchtete Fortunat, bei der heftigen Gemüthsart seines Lieblings, den Augenblick, da sie von Gerace scheiden müßten. Ein Zufall, Folge eines schreckenvollen Ereignisses, entschleierte ihm Cecchino's Zustand ganz.

An einem schönen Abend, es war der zweiundzwanzigste April, begab sich der junge Schweizer in die Weingärten des Signor Marcoli, wohin die Familie schon Nachmittags vorausgegangen war. Längs dem Berge weideten, im hohen Grase der Wiesen, Schafheerden, zwischen blühenden Birnen- und Aepfelbäumen. Wilde Granatenbüsche streuten hin und wieder ihre feuerfarbenen Blumen, wie glühende Kohlen, auf den Fußweg aus; während lange Reihen von Citronen- und Pomeranzenbäumen ihn abwechselnd mit Schatten und Wohlgerüchen bedeckten. In zauberhafter Abendbeleuchtung brannten Meer und Land. Fortunatus glaubte nie die Natur in einer wollüstigern Ueppigkeit erblickt zu haben.

Ziemlich gleichgültig gegen diesen Zauber, saßen der Herr Marcoli nebst dessen Gemahlin, einige Bürger von Gerace und einige Mönche und Weltpriester im Schatten einer alten Mauer, durch's Kartenspiel beschäftigt. Rankende Weinreben und barbarisches Lycium flochten eine kunstlose Laube über den Tischen, von welchen her Fortunatus schon aus der Ferne das Auflachen oder Fluchen der geistlichen und weltlichen Herren hörte. Cecco aber und Eusemia fehlten. Sie waren im angrenzenden Wäldchen. Er ging, sie aufzusuchen.

Noch nicht weit in die grüne Dämmerung der alten Kastanienbäume eingedrungen, sah er beide; allein in einer Beschäftigung, welche dem Lauscher verrieth, mit wie vertraulicher Zärtlichkeit sie die Einsamkeit zu benutzen wußten. Unter einer breiten Steineiche saß die schöne Eusemia; neben ihr, im dunkelgrünen Rasen, lagerte der glückliche Knabe, halb auf ihren Schooß gelehnt. Sie hatte sein Haupt mit einem Kranz wilder Blumen geschmückt, die sie noch malerischer zu ordnen im Begriff stand. Er schien ungeduldig zu sein und davon gehen zu wollen. Sie hinderte es kosend, und belohnte seinen Gehorsam von Zeit zu Zeit mit einem ihrer Küsse. Endlich gab sie ihm die Freiheit. Er flog davon. In einiger Entfernung suchte er an den Felsen und offenen Waldplätzen Blumen, die er, vermuthlich zu einem Kranz für die Geliebte, mit Sorgfalt pflückte. Sie verfolgte unaufhörlich mit ihren Blicken den liebenswürdigen Sammler.

Noch betrachtete Fortunatus, nicht ohne Wohlgefallen und nicht ohne eine gewisse Beklemmung, dies idyllische Schauspiel. Da ward die tiefe Stille des Waldes plötzlich von einem schweren Schlage unterbrochen. Es hallte, wie dumpfer Donner. Der Boden dröhnte. Der bestürzte Schweizer fühlte unter seinen Fußsohlen ein Hin- und Herzucken des weichen Rasens, auf dem er

stand, und verlor das Gleichgewicht. Er taumelte gegen einen dicken Baumstamm hinterrücks.

Es war volle Luftstille. Aber ein wunderbares Geräusch, wie Sturm, zog schwer durch den Wald her. Es kam langsam näher, mit dumpfem Getöse; etwa wie das Treiben wilder Eber, welche verwachsenes Walddickicht durchbrechen. An einer Stelle bewegten und schüttelten sich die Bäume, beugten ihre Wipfel tief in das Gezweige der nahe stehenden, und zerrissen sie gewaltsam. Es ließ sich unklar im Finstern der Gebüsche, zwischen stillstehenden und nebenbei zersplitternden Bäumen, ein dunkles, gestaltloses Ungeheuer gewahren, gleich jenen ungeschlachten, schwerfälligen Riesenthieren der Urwelt, deren kolossale Gerippe die Ohio-Ufer und Sibirien noch der erstaunten Nachwelt zeigen. Die Erde zitterte unter jedem Schritt, und das Gehölz ward, wie schwaches Schilfrohr, zertreten.

„Jesus Maria!“ schrie eine Stimme. Eufemia flog, ein bleiches Bild des Entsetzens, mit diesem Angstruf daher. Ihre Schritte waren hastig und unsicher. Fortunatus trat ihr entgegen, fing sie in seinen Armen auf und hielt die Schwerathmende an seiner Brust. In einiger Entfernung ließ sich wildes Klagegeschrei und lautes Beten mehrerer Menschen vernehmen; ohne Zweifel aus der Laube, von welcher vorher noch fröhliches Gelächter erklang.

In eben diesem Augenblick trat aus dem Gebüsch und Unterholz, schwerfällig und ruckweis, wie ein wandelnder Berg, in Moos, Gras und zerquetschtes Laub gehüllt, ein mächtiger Felsblock hervor, welcher die ihm von der Hand des Schöpfers angewiesene Heimath des Gebirgs verließ. Nun aber, am Abhang der Höhe, sprang er mit wachsender Stärke, in großen Sätzen, Alles und sich selber zertrümmernd, mit Krachen in den Thalgrund.

Fortunatus, der dies mit Grausen gesehen, das zitternde Mädchen im Arm tragend, war auf die Seite gewichen. Ihre Wange an die seinige gelehnt, seufzte sie endlich: „Ein Erdbeben! Steh' uns Gott mit allen seinen Heiligen bei!“ Indem sie sich erholte, bog sie erröthend den Kopf zurück, und wand sie sich schämig aus dem Arm ihres schönen Beschirmers.

Aber zugleich ertönte nahe bei ihnen ein kurzer und durchdringender Schmerzensschrei. Sie blickten hin. Es war Cecco. Er stand mit erdfahlem Antlitz, stumm und bewegungslos vor ihnen. Nur in seinen Augen funkelte ein Blitz zorniger Verachtung.

„O Cecco! helf' uns Gott, ein Erdbeben!“ rief Eufemia, indem sie zu ihm eilte: „Welch Unglück!“

Er stieß sie mit vorgestreckter Hand zurück und erwiederte mit bitterm Lächeln: „Allerdings Unglück; ich beklag' es, die Umarmung gestört zu haben. Legen Sie sich nicht Zwang an. Ich werde mich entfernen.“

„Wollen Sie noch scherzen, während die Berge zusammenfallen?“ fragte Marcoli's Tochter.

„Bemerkten Sie wirklich die Kleinigkeit, Signora?“ entgegnete er: „Ich glaubte, Sie hätten an seiner Brust einen Weltuntergang vergessen müssen.“

Fortunatus betrachtete ihn kopfschüttelnd und sagte: „Cecchino, welche Sprache!“

„Signor Fortunato Linthi, es ist die Sprache des Enttäuschten!“ versetzte mit stolzer Kälte der junge Mensch; dann, die Augen gen Himmel gewandt, drückte er die Handflächen gegen seine Brust, als leide er einen tiefen Schmerz, wandte sich ab und verschwand im Gebüsch.

Fortunato führte Eufemien schweigend zu ihren Aeltern. Diese waren aber mit den Mönchen und Priestern schon auf der Flucht zur Stadt. Aus der Stadt aber flüchteten die Menschen ins freie Feld. Hie und da lagen einzelne Beter, oder Haufen derselben, kniend in Wiesen und Aeckern; andere rannten, gejagt von Todesschrecken, den Berg hinunter. Man sah sogar die französische Besatzung in großer Eile nach der Küste ziehen, wo sie in der That auch die Nacht, theils am Strande, theils auf Fischerbooten, zubrachte.

Es ist unglaublich, welche Furcht das Naturereigniß über das Städtchen gebracht hatte, ungeachtet fast kein Jahr vergeht, ohne dergleichen Erscheinungen zu wiederholen. Fortunatus, der im Getümmel der Leute und in der Dämmerung Eufemien verloren hatte, fand die Gassen von Gerace ausgestorben, die Häuser verlassen. Er trieb sich noch einen guten Theil der Nacht in den Feldern suchend umher, ohne einen der Hausgenossen zu finden. Dann kehrte er zurück und schlief im leeren Gebäude allein.

16.

Die Trennung.

Erst am folgenden Tage bevölkerte sich allmälig die stille Bergstadt wieder; eben so das Haus Marcoli. Auch Cecco fand sich ein, aber nicht mehr der Vorige. Sein ganzes Wesen hatte Verwandlung gelitten. Der alte Muthwillen war bedachtsamer Ernst geworden; das einschmeichelnde Gefällige, trockene Höflichkeit; der muntere Witz, erzwungener Scherz. Fortunatus errieth den Grund dieser Veränderung; aber vergebens bemühte er sich, den Erzürnten zu versöhnen, oder ihn auch nur zu bewegen, ihm eine Unterredung unter vier Augen zu gestatten, damit er ihm den Dorn der Eifersucht aus der Brust ziehen könne. Etwas glücklicher schien Eufemia zu sein. Ohne ihr wieder so nahe, als sonst, zu stehen, beobachtete Cecco doch gegen sie alle die kleinen Artigkeiten, zu welchen ihn Achtung gegen das weibliche Geschlecht, Sitte und Gastfreundlichkeit des Hauses verpflichteten.

Zwar gewann er endlich nach mehrern Tagen die sonstige Lebhaftigkeit wieder, aber sie schien mehr aus einem innern Kampf und einer glücklichen Selbstüberwindung, als aus jenem änderlichen Flattersinn des Knabenalters hervorgegangen zu sein, worauf sein Freund gerechnet haben mochte. Diesem wich er überall aus, so viel es irgend der Anstand erlaubte; und nur zuweilen, wenn er sich unbemerkt glaubte, heftete er auf denselben lange, düstere Blicke. Wie viel der junge Mensch litt, verrieth sich in den verweinten Augen, mit denen er zuweilen in der Gesellschaft erschien.

Der alte Friede war gebrochen. Fortunatus duldete dabei nicht viel minder, als das wunderliche Kind. Er hing an diesem mit einer größern Zuneigung, als er vorher gewußt. Er konnte den Verlust von dessen Freundschaft nicht ertragen. Vergebens ward er über die Thräne unwillig, die ihm, wenn er allein war, ins Auge stieg, sobald er des abtrünnigen Lieblings gedachte. Er konnte, wenn Cecco ganze Tage ausser dem Hause in anderer Gesellschaft zubrachte, was von nun an nicht selten geschah, seine ungeduldige Langeweile kaum verbergen, seiner Sehnsucht nach dem Knaben nicht Meister werden. Ja, diese ging in eine Art Eifersucht über, als er den halbvergessenen Sir Georg Down mehrmals in Cecco's Begleitung begegnete. Er hatte den Muth nicht, beide anzureden. Es trat eine Bitterkeit in sein Gemüth, wie Menschenhaß, da er sich von denen zurückgedrängt fühlte, welchen er das Leben gerettet, und die er geliebt hatte, wie undankbar sie auch gewesen sein mochten.

In diesen martervollen Verhältnissen verstrichen drei Wochen. Er sehnte sich weit hinweg von Gerace, durstig nach einer großen Zerstreuung, die ihm allein die ehemalige Stille des Gemüths zurückgeben konnte. Aber aus dem Hauptquartier erschien weder Befehl zum Aufbruch, noch zur Freilassung der Schiffbrüchigen. Es half ihm nichts, den neuen Befehlshaber des Platzes — denn auch der menschenfreundliche Lucerne war nicht mehr hier — einen Tag um den andern mit seinen Besuchen zu bestürmen. Kapitän Abram, ein sonst wackerer Degen, wies ihn Tag um Tag zur Geduld. Es half ihm nichts, bei Eufemien über Cecco's Trotz zu klagen. Das gute Mädchen hatte nur Thränen für ihn. „Ich weiß es wohl,“ seufzte es dann: „er thut Ihnen schmerzliches Unrecht; und mich liebt er nicht mehr. So mag er denn gehen. Bin ich ihm gleichgültig, kann ich ihn vergessen.“

Auch Fortunatus machte den Versuch des Vergessens. Aber er vergaß zuletzt nur sich selbst und den Vorsatz. Sein Herz entbehrte zu viel; die Macht der Gewohnheit heischte und herrschte zu heftig. Immer und immer wieder schwebte der liebenswürdige Knabe vor ihm, dessen geistvolle Tändeleien, dessen kindliche Güte und Anhänglichkeit, dessen Starrsinn oder unbestechliche Beharrlichkeit neben dem schnellsten Wechsel der Gemüthsstimmungen ihn bisher ununterbrochen auf eine eben so sonderbare als angenehme Weise ausschließlich beschäftigt hatten.

Zuletzt, ärgerlich über die eigene Schwäche, führte ihn, im Kampf mit übermächtigen Gefühlen, gegen welche alle Gründe der Vernunft eitel blieben, ich möchte sagen, ein Instinkt des Geistes, der seine Hoheit nicht aufgeben kann, den richtigern Weg. Er beschloß, sich und die Sache geben zu lassen; nicht das Unmögliche, nicht plötzliche Ausrottung seiner Erinnerungen, Gewöhnungen und Neigungen zu versuchen, sondern mit dem Leichtern zu beginnen; Zerstreuungen aller Art zu wählen; den Knaben auf dem ehemaligen Fuß zu behandeln, ohne höhere Theilnahme gegen ihn, als gegen Andere, und immer gleichsam sich selber im Lauf der Gedanken und Empfindungen zu unterbrechen, sobald sie ihre alte Richtung nehmen wollten. In diesem innern Kriege gegen sich selber — und der ist ja der schwerste sogar des Welteroberers — bewaffnete er, wider Gefühle, Gefühle, Männerstolz gegen die weinerliche Weichheit, Unwillen der Verkanntheit gegen die undankbare Freundschaft, und Selbstachtung reifern Alters gegen den Schmerz durch Kränkungen von einem verzogenen Kinde.

Er mußte sich im Stillen freilich selber über seine Kunst und Mühe wundern, in einer dem Aeussern nach unerheblichen Sache, Herr von sich zu werden. Aber er irrte mit vielen andern Söhnen Adams, die eine allfällige Neigung für bedeutungslos halten, oder es Thorheit nennen, ihr zu entsagen, so lange sie keine Schädlichkeit zeigt. Die unschuldigste Neigung ist schuldig an uns geworden, wenn Nichtstillung derselben größeres Mißbehagen, als ihre Befriedigung Lust bringt.

Was jedoch der besonnene Jüngling thun mochte, sich vom Zauber der Verhältnisse loszuringen: seine Schicksal verstrickte sich immer tiefer in die Schicksale des Creolen.

17.

Zufall in der Ruine.

Mehrere Tage nach dem Erdbeben kehrte er von einer jener Lustwanderungen zurück, die er allein oder in Gesellschaft Anderer zu machen liebte, und eben jetzt mehr, denn sonst, seiner Zerstreuung willen, wiederholte. Es war ein schwüler Tag gewesen. Die abendliche Sonne, durch Wetterwolken ziehend, schoß von Zeit zu Zeit stechende Strahlen.

Der junge Mann befand sich schon nahe am Städtchen, als unversehens ein Gewitterregen mit wolkenbruchartigen Strömen niederrauschte. Er floh gegen ein verfallenes Gebäude, welches unweit seines Weges halb im Schutte lag, ein trauriges Denkmal der furchtbaren Naturereig-

nisse vom Jahr 1783. In einer Art Vorhalle, unter dem Bruchstück eines zur Hälfte niedergestürzten Gewölbes, fand er Schutz. Das Mauerwerk umher, in mannigfaltigen Rissen zerspalten, hing kaum noch zusammen. An einer Wand sah man das in Stein gemeisselte Wappen des fürstlichen Hauses Grimaldi, welches seit alten Zeiten oberherrliche Rechte über Gerace und die Umgegend gehabt.

Fortunatus stand im Begriff, um eine leere Zeit des Wartens auszufüllen, die übrigen Theile der Ruine zu besichtigen, als er Tritte und Stimmen von Personen hörte, die wahrscheinlich aus gleicher Ursache, wie er, in dies öde Gemäuer geflohen waren. Eine der Wände trennte sie von ihm. Er erkannte deutlich, an Ton und Redensarten, den gelehrten Vetter Pasquale, welcher schon seit mancher Woche nicht mehr im Städtchen erblickt worden war. Aber mit noch höherm Erstaunen vernahm er dazu die Stimme Cecco's. — Fortunatus verhütete nun die leiseste Bewegung.

„Aber welchen Grund hatte er, Sie, vortrefflicher Cavaliere, zu verhaften?“ sagte Cecco: „Ihr langes Ausbleiben hat mich fast krank gemacht. Nun sterb' ich vor Ungeduld, Alles zu erfahren. Geschwind, den Brief der Marchesa Vioganni?“

— Zum Glück gab sie mir keinen. Sie und Graf Ribera leben in Todfeindschaft gegen einander.

„Keinen Brief? Und das nennen ie Glück? Ich nenn' es mein Unglück!“

— Mit nichten, Signor Cecco. Ich bin so alten Adels, glaub' ich, als der Graf. Aber wär' ihm ein Brief in die Hände gefallen, er hätte mich, wie seinen Lehnbauer, gestriegelt. Meinen Sie, man würde mir, wie einem guten Edelmann, den Kopf mit dem Beil abgeschlagen haben? Nimmermehr; an den ersten besten Baum hätten sie mich aufgeknüpft!

„Mein Schreiben aber an die Marchesa?“

— Das ist eine andere Frage! Merken Sie sich, junger Herr: Signor Pasquale hat schon tausend Advokaten mit langer Nase aus den Gerichtssälen verschickt; Vacabunna Mariolu! was mögen ihm sicilianische Bauern an?

„Der Ruhm Ihrer Klugheit, Signor Cavaliere, ist weltkundig. Erzählen Sie, mit welcher List Sie zur Marchese gelangten? Ich brenne vor Begierde, Ihre Thaten zu bewundern. Warum brachten Sie den Pietro Marucca nicht mit sich her?“

— Pietro? Ho, der dient unter den Fahnen des tollen Cancellieri und fährt im Land herum, oder doch im Lande der Todten.

„Wo sahen Sie den Cancellieri? Sie meinen den Vivenzio?“

— Ja, den wüthenden, tollen Hund! Graf Ribera ist neben dem ein heiliger Engel; aber freilich ein blinder. Der rasende Cancellieri führt ihn, wie der Hund den augenlosen Herrn. Im Grunde sind sie Alle blind. Sie wissen nicht, daß sie mir in die Hände arbeiten und immer mir. Sobald ich mit Marucca nach Reggio kam — —

„Um Gotteswillen, nach Reggio? Ich befahl nach Sciglio!“

— Sciglio? Warum? Die Dinge haben längst geändert. Der Prinz von Hessen-Philippsthal hat, von Messina herüber, 6000 oder 8000 Sicilianer in Reggio ausgeschifft. Voran schwärmten zu Tausenden calabresische und sicilianische Bauern. Still, ganz still! sag' ich. Alles ist von mir, ich sage, von mir angestellt. Die Leute wissen nicht, wer ich bin. Geduld! in wenigen Tagen sind die wilden Banden bei uns in Gerace. Ich lasse sie kommen.

„Also der Prinz von Hessen-Philippsthal wirklich schon in Reggio?“

— Weiter, weiter! schon in Seminara. Die Franzosen können nicht Stand halten; laufen wie Hasen vor Windhunden. Weiter, weiter! der Prinz steht schon zu Gioja, zu Nicotera. Weiter, weiter! er marschirt gegen Mileto. Mit den Franzosen ist's aus! König Joseph packt ein. Ferdinand und Karolina in Palermo sind reisefertig, ihren Einzug in Neapel zu halten. Aber merken Sie sich's, junger Herr: Keine Rechnung ohne Wirth! Mehr sag' ich nicht. Gewisse Leute, wohlverstanden, gewisse Leute, werden dem alten König und seiner Königin die Rechnung machen. Damit ist Alles gesagt! Alles!

„Alles und Nichts! Belieben Sie sich deutlicher zu erklären. Also wären wir vor den bewaffneten Banden der Sicilianer keinen Augenblick mehr gesichert? Ich glaube kaum daran. Die französische Besatzung würde davon Wind bekommen haben.“

— Blind sind sie, blind, alle blind, Franzosen und Sicilianer.

„Und Graf Ribera selbst ist mit den bewaffneten Bauern?“

— Versteht sich! Dick, wie Bienenschwärme, wie Heuschreckenschwärme, fahren sie durchs Land. Der Graf ging von Sciglio gegen Monteleone. Der Cancellieri will mit seinen Leuten auf englischen Schiffen nach St. Eufemia oder Amantea, den Franzosen in den Rücken.

„Das steht schlimm, Signor Capo Ruota. Was wird denn aus uns armen Schiffbrüchigen?“

— Pah! man metzelt nur die Franzosen nieder; Euch Andern läßt man leben. Weiter nichts. Dann machen wir uns an die Sicilianer, und setzen alle Prozeßformen auf die Seite. Wir vespern sie kurzweg. Merken Sie sich das! wir vespern sie auf gut sicilianisch. Aber das bleibt unter uns.

„Allerdings! doch möcht' ich — —“

— Beileibe, keine Silbe davon! Sie schwören mir — —

„Nun, ich schwöre bei allen Heiligen. Wollen

Sie mir aber endlich auch das Schicksal meines Briefes sagen?

— Ich übergab ihn der Signora Marchesana Vioganni; und Pietro händigte ihr zugleich, mit mir, den seinigen ein.

„Sie sind ein unvergleichlicher Mann, Signor Cavaliere. Und weiter! Wo, wie war die Marchesa?"

— In ihrem Pallaste vor der Stadt. Wir wurden köstlich bewirthet. Ich empfing ein Prachtzimmer und drei Bediente. Sie nannten mich nicht anders, als Signor Cavaliere. Doch das beiläufig; denn man weiß doch nicht, wer ich bin.

„Sagt' ich's Ihnen nicht vorher, man würde Sie auf Händen tragen?

— Die Marchesana gab mir beim Abschiede ein Reisegeld, nicht geringer, als ein Präsident der königlichen Kammer Monatssold bezieht. Im Nothfall soll ich Sie, junger Herr, mit Geld unterstützen, um nach Sciglio zu gelangen.

„Ich? allervortrefflichster Cavaliere, ich? nach Sciglio? wie gerathen Sie auf den tollen Einfall? Das kann die Marchesa nicht wollen. Gewiß hat die Marchesana nicht davon gesprochen. Ihr herrliches Gedächtniß irrt."

— Signor Cecco, merken Sie das: Ein Mann, der alle Konstitutionen des Reichs, seit König Rogers Zeiten, inne hat, item, die Uebungen des Gran Corte, dazu neun Quartbände der sämmtlichen Dispacci Karls III und so weiter, ungerechnet den dicken, doch überflüssigen Codice Canonico *), — ein Mann, sag' ich — — merken Sie das! — ein Mann — — was wollt' ich eigentlich sagen?

„Sie wollten mir sagen, warum ich nach Sciglio müsse?"

— Weil die Marchesana Vioganni Sie dort erwartet oder erwarten will, und müßte sie da, wie sie sagte, ein Jahr lang wohnen. Auf dem Schlosse werden Sie beim Kommandanten den Aufenthalt der Marchesa erfahren. Sie solle, wolle, müsse mit Ihnen vom Schicksal der Donna Beatrice Piff — — Puff — — der Teufel behalte den Namen! Uebrigens es ist die Tochter des Herzogs von — — von Piff — Puff —. Merken Sie das wohl, unser einer hat an andere Dinge, als an Weibernamen, zu denken.

„Gut, gut! die Staatsgeschäfte des Königreichs reissen alle Aufmerksamkeit Ihres großen Geistes an sich. Ich verlange nichts mehr von Ihnen zu wissen, als zu welcher Zeit die Marchesa nach Sciglio herüber zu kommen denkt?"

— Pünktlich gab sie den Tag an; Sie sollten, wo möglich, nicht fehlen. Also richten Sie sich danach.

„Vortrefflich; geben Sie mir aber den Tag an. Ich werde mit unterthänigem Gehorsam erscheinen.

— Der Tag? Ich glaube, — ja, richtig! May, Juni, Juli — — übrigens mag Marucca das besser behalten haben. Auf jeden Fall steht dieser verlangte Tag im Kalender. Er wird sich darin finden lassen.

„Das glaub' ich, Scharfsinnigster aller Cavo Ruota's; doch bitt' ich, besinnen Sie sich. Es liegt mir zuviel daran, den Tag zu wissen."

— Wir und unsers Gleichen sagen zu dergleichen Nichtigkeiten: Minima non curat Prætor! Konnte sich doch selbst Graf Ribera nicht erinnern, Sie, junger Herr, je in seinem Leben bei der Marchesa Vioganni gesehen zu haben. Ich beschrieb Ihre kleine Figur, Ihre Tracht und das Creolengesicht dazu pünktlich. Kein Steckbrief ist treuer. Umsonst. Er hatte keinen Cecco gekannt.

„Was? Wie? Hätten Sie vielleicht — —? Welcher böse Geist plagte Sie, dem Grafen Alles auszuplaudern? O aller-seligste der Esel!"

— Vacabunnu Mariolu! Wer ist der Esel? Antwort!

„Welche Frage! Sprechen Sie nicht vom Grafen? Sagten Sie nicht, er erinnere sich meiner nicht? Und doch wissen Sie selber, wie oft Sie ins Haus der Marchesa kamen, als die schlanke Zofe Bettina Ihre Huldigungen empfing, die Undankbare, die Ihnen so manchen Streich gespielt! Und doch wissen Sie selber, daß sich die Marchesana meiner erinnerte, sobald Sie ihr das Schreiben von mir gaben? Und der Graf wußte nichts von mir?"

— Kein Wort. Er wollte immer mehr von mir erfahren; er ließ mich verhaften; drohte mich gefangen zu halten, foltern zu lassen, bis ich ihm vom untergegangenen Triestiner Schiff alle Leute genannt haben würde.

„Der Graf ist Tirann von Haus aus. Ich erstaune, daß Sie dem Wüthrich entwischen konnten."

— Ich! ha ha! Niemand habe Kummer um mich. Ich vertröstete ihn auf Ihre baldige Ankunft zu Messina, begleitet von Ihrem Castor oder Pollux, Ihrem Reisegefährten, Signor Fortunato, der in englischen Kriegsdienst treten möchte.

„Auch das sogar schwatzten Sie aus? Was ging das den Grafen an?"

— Warum sollt' ich aber Geheimniß aus einem rothhaarigen Menschen machen, der am hellen Tag auf den Gassen von Gerace lustwandert?

„Sie sind ein gewäschiges, altes Weib! Schaffen Sie mir den Pietro Marucca zur Stelle her, mög' er stecken, wo er wolle. Ich muß ihn morgen, muß ihn heut sprechen. Bringen Sie mir den Marucca nicht: so verwett' ich Kopf und Hals, nicht Präsident, nicht einmal Stubenfeger und Büttel der Republik sollen Sie werden."

Hier verstummte das Gespräch. Vermuthlich hatte sich Cecco rasch entfernt; denn Pasquale rief ihm mehrmals nach, murmelte mehrere undeutliche Flüche, und stolperte über den Schutt davon.

*) Gesetzbücher des Königreichs Neapels.

Eine Weile später verließ auch Fortunato seinen Schlupfwinkel. Die angehörte Unterredung gab mancherlei Stoff zum Nachdenken und Vermuthen. Aber sein erster Weg war zum französischen Befehlshaber des Platzes, dem er die Nachricht von der Landung des Prinzen von Hessen-Philippsthal, und die Anzeige vom Rückzug der Franzosen, als allgemeines Volksgerücht, mittheilte.

„Ich weiß das!" sagte Kapitän Abram trocken, oder vielmehr mit erkünstelter Ruhe: „und weiß leider mehr, als das. Wir haben bei Seminara einige Leute verloren. Die Räuberbanden wachsen täglich, von Sciglio her verstärkt; machen die Wege unsicher und fangen unsere Ordonnanzen auf. Der General läßt mich auf dem verlornen Posten hier ohne Verhaltungsbefehle. Die Briganten können uns zu jeder Stunde aufheben. Ich habe meine Maßregeln jedoch getroffen. Schliessen Sie sich mit Ihren Gefährten an uns, sobald der erste Flintenschuß fällt."

18.

Eine Zumuthung.

Mit diesem unerfreulichen Bescheid entlassen, kehrte der Schweizer in das Haus Marcoli zurück, wo er den Signor Pasquale zu finden hoffte. Seine Erwartung schlug fehl. Blos im Vorbeigehen vernahm er, der närrische Vetter habe sich zwar wieder gezeigt, aber nur auf kurze Zeit. Cecco fügte mit der gleichgültigsten Miene bei, der Vetter sei ihm vor der Stadt, mitten im Regen, davon gelaufen.

Es lag dem Schweizer zuviel daran, den Capo Ruota zu sprechen und auszuforschen. Er verließ daher den ganzen folgenden Tag das Haus nicht, um Gelegenheit zu finden, sich seiner zu bemächtigen. Signor Pasquale aber erschien nicht. Des andern Morgens ging Fortunatus selbst auf Kundschaft nach ihm aus; und kaum vor die Thür auf die Gasse hinaus getreten, schritt ihm grüßend einer der geistlichen Herren entgegen, der in der Familie Marcoli ziemlich heimisch war. Er hatte sich müßig auf dem Platz vor dem Hause mit andern seiner hochwürdigen Brüder gesonnet. Als der fromme Mann Fortunato's Frage nach Pasquale vernommen hatte, nickte er dienstfertig mit dem Kopf und versicherte, der sei nicht weit. Beide gingen ihn aufzusuchen. Der Priester verließ ihn einige Male, unter dem Vorwand, in den Häusern nachzufragen, wo der Capo Ruota einzukehren pflegte. Nach einer guten halben Stunde Suchens versicherte der Priester, man habe den Cavaliere so eben nach der Kapelle della Croce wandern gesehen. Fortunato kannte diese Kapelle. Sie lag, eine Viertelstunde vor der Stadt, sehr romantisch auf der Höhe, an einem Felsen, zwischen schattigen Kastanienbäumen. Der dienstfertige Priester ließ sich das nicht hindern, ihn eine Strecke Weges zu begleiten, und dann ihn wenigstens mit den Augen noch bis zur Kapelle zu verfolgen.

In der That saß hier unter dem Vordach der Kapelle ein Bauer, der sich bei Fortunato's Eintritt freundlich von der Steinbank aufrichtete und ihn anredete, aber versicherte, der Capo Ruota, den er wohl kenne, sei nicht da. Ein Wort gab das andere. Der Bauer schien von den neuesten Kriegsereignissen in Calabrien und der gefährlichen Lage der Franzosen sehr genau unterrichtet zu sein. Dies befremdete den Schweizer, bei der herrschenden Volksstimmung, so wenig, als die Neugier des Mannes, alle kleine Umstände vom Untergang der Austria erfahren zu wollen. Fortunatus erzählte wieder, was er schon hundert Male erzählt hatte.

Immer aber kam der Frager auf Signora Rosa di Centi und deren Begleitung zurück, indem er großes Bedauern mit deren kläglichem Tode äusserte. Wie einfältige Miene der Mensch auch machte, ward er doch dem gutmüthigen Antworter bald durch die Art seiner Erkundigungen verdächtig; z. B. wie der Creole zu der unglücklichen Signora gekommen sei? Wie die zwei andern Begleiter derselben geheißen hätten? Von welcher Gestalt, von welchem Alter sie gewesen wären? Ob noch andere Frauenzimmer das Schicksal der Signora gehabt? Ob man von den Habseligkeiten dieser Donna nichts, gar nichts gerettet habe?

Als Fortunato ihm überall mit einem: Ich weiß nicht; ich bekümmerte mich um die Leute nicht u. s. w. erwiederte, brach der Calabrese ab, gab dem Gespräch andere Richtung, indem er dem Schweizer wohlwollenden Rath ertheilte, mit dem Pagen der unglücklichen Signora schleunigst Gerace zu verlassen, und sich in den Schutz der königlich-sicilianischen Heere zu begeben. Die siegreichen Waffen derselben wären im vollen Anzug; die Streifpartheien schon in der Nachbarschaft; die Besatzung von Gerace würde, mit Allem was zu ihr gehöre, gnadenlos niedergemetzelt werden. Da Fortunato die Achseln zuckte, und sich mit dem Ehrenwort entschuldigte, welches er dem französischen Befehlshaber gegeben, ohne Bewilligung des Generals Reynier sich nicht zu entfernen, warf der Bauer links und rechts flüchtige Blicke, und sagte mit auffallend geändertem Ton: „Signor Linthi, Ihre Umstände und der Zweck Ihrer Reise nach Sicilien sind mir nicht fremd. Sprechen wir daher offen mit einander. Sie suchen im Regiment Frohberg eine Offizierstelle. Es hängt von Ihnen ab, sie diesen Augenblick zu erhalten, und morgen das Patent. Haben Sie schon gedient, als Hauptmann, so versprech' ich Ihnen Majorsrang bei den Truppen des rechtmäßigen Königs beider Sicilien. Ich bin ein Anderer, als der ich Ihnen schien."

„Und wer also sind Sie?" fragte Fortunato, ohne Verwunderung oder Verlegenheit zu äussern.

— Im Dienst des Königs Ferdinand. Verlassen Sie Gerace auf der Stelle. Die Handvoll

Franzosen in der Stadt ist schon jetzt verloren. Ich kam und überzeugte mich von der Lage der Dinge hier mit eigenen Augen. Das Nest, sammt den Vögeln drin, gehört mir. Meine Leute stehen, auf allen Wegen ringsum, im Gebirg.

„Ganz gut. Aber ich muß den Mann kennen, dem ich mich anvertrauen soll.“

— Wollt' ich Sie betrügen, würd' ich um keinen Namen verlegen sein, und Ihnen Rechenpfennige statt der Goldstücke geben. Gehen Sie, führen Sie unter einem Vorwande Ihren Mulatten oder Creolen hierher; ich will Sie bei dieser Kapelle erwarten. Morgen tragen Sie Hauptmannsuniform; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. Verlieren Sie keine Zeit, denn mir ist die meinige wichtig.

„Können Sie mir ein Ehrenwort anbieten, mir, dem Sie anrathen, das seinige zu brechen?“

— Sehen Sie her! Ich legitimire mich. — Der verkleidete Bauer riß vorn das grobe Wamms und Hemd auseinander, und ließ auf einem Brustleibchen von feinster Wolle das silbergestickte Ordenskreuz des heiligen Januarius sehen.

„Ich bin königlicher Oberst; mein Name Vivenzio, Cancellieri genannt,“ fügte er hinzu, während er sich wieder einknöpfte: „haben Sie noch andere Bedenken?“

Der Schweizer betrachtete den Fremden, nun er den Namen desselben gehört hatte, mit größerer Aufmerksamkeit. Er erinnerte sich zu wohl, wie Pasquale und Cecco von diesem Manne gesprochen hatten, und erstaunte eben so sehr über dessen Verwegenheit, sich in eine von Franzosen besetzte Stadt, mitten unter die Feinde zu wagen, als über die Wichtigkeit, welche man auf die Person der Signora Rosa di Centi legte. — „Entschließen Sie sich!“ rief der sicilianische Oberst.

„Und wenn mir der Page der Signora nicht folgt?“ sagte Fortunato.

— Führen Sie ihn her. Wir machens ab. Er geht mit uns.

„Warum sprachen Sie ihn nicht selber, da Sie doch in der Stadt gewesen sind?“

— Er war unsichtbar. Man konnte ihn nicht von der Seite eines gewissen Engländers bringen, mit dem er den ganzen Tag beim französischen Kommandanten zubrachte. Der Kommandant begleitete den Burschen sogar bis zu dessen Quartier zurück. Und, Sie begreifen wohl, für mich ist Gerace kein sicherer Ort. Ich bin nicht ganz unbekannt, und überall gibts Schelmengesindel und Verräther. Führen Sie den Burschen, Cecco heißt er, glaub' ich, mit sich her. Brauchen Sie Geld?

„Nein, Herr Oberst!“ antwortete Fortunato, der sich erinnerte, daß Cecco mit Sir Down beim Kapitän Abram zu Mittag gespeist und einen guten Theil des Tages daselbst zugebracht hatte.

— Wohlan, Signor Linthi, säumen Sie nicht. Aeussert der Mulatte keine Lust, so dringen Sie nicht zu stark in ihn; aber auf jeden Fall führen Sie ihn zu mir. Ich möcht' ihn sehen. Vielleicht bered' ich ihn, uns zu begleiten. Gehen Sie. Dort kömmt eine starke französische Streifwacht aus der Stadt, den Berg herauf. Ich verberge mich in dieser Gegend und erwarte Sie.

„Verbergen Sie sich nicht, Herr Oberst. Sie schweben in doppelter Gefahr. Sehen Sie eine zweite Streifwacht dort hinten schon mit uns auf gleicher Höhe, und wie es scheint in der Richtung hieher. Uebrigens werden Sie mir erlauben, daß ich den Bruch eines Ehrenwortes für eine Sünde halte, von der ich im Beichtstuhl zwar, aber nicht in meinem Gewissen, absolvirt werden könne.“

Beide schwiegen hier und betrachteten einander unschlüssig; dann verbeugten sich beide in gleicher Zeit gegen einander und trennten sich. Der Oberst schritt raschen Ganges bergauf; Fortunat bergab. Drunten fand er noch den Priester, welcher ihn mit aller Unbefangenheit befragte: warum der Capo Ruota ihn nicht begleite? Und als er hörte, der sei nicht droben gewesen, eben so unbefangen hinzusetzte: „So hat der, welcher jenen Bauer für den Pasquale hielt, sich und uns zugleich betrogen.“

Der Schweizer ging mit leisem Kopfschütteln an dem frommen Mann vorüber, der ihm, Alles zusammen gerechnet, in dieser Sache nicht ganz lauter schien. Vermuthlich kannte er, aus früherer Erfahrung, die Geschäftigkeit und Neigung der meisten italiänischen Geistlichen jener Zeit, überall daheim zu sein, und in Herzens- und Kirchen-, Haus- und Staatssachen kleine Gelegenheitsmachereien zu treiben.

19.

Rüstungen zum Aufbruch.

Indessen hatte das Gespräch bei der Kapelle einen Eindruck in seinem Gemüth hinterlassen, dessen er sich gern erwehrt hätte. Er fühlte sich wieder in jene qualvolle Ungewißheit über Alles zurückversetzt, was ihn anging, dergleichen er nur einmal, und zwar vor dem Schiffbruch an der Marina Siderno, empfunden hatte; in einen Zustand, wo alle Erinnerungen des Vergangenen sowohl, als alle Hoffnungen der Zukunft, bedeutungslos verschwinden, weil Grundlage und Bedingung von Allem, nämlich das Leben selbst, in ein zweifelhaftes Spiel geworfen liegt. Es stand ein neuer Schiffbruch bevor; der nahe Ueberfall der wehrlosen Stadt Gerace von Seiten der wilden, regellosen Horden sicilianischer Bauern, calabresischer Flüchtlinge, neapolitanischer Banditen, welche, vom palermitanischen Hofe bewaffnet, von glaubenswüthigen Priestern gespornt, sich in gesetzloser Wildheit zum Morden und Verwüsten heranbewegten. Ihre unmenschlichen Handlungen, ihr viehisches Rasen kannte jeder. Man erzählte davon schauderhafte Beispiele. In Calabrien selbst waren schon Städte und Landschaften früherhin gegen sie in Waffen getreten. Die Franzosen

nannten dieselben zwar nur schimpflich „Straßenräuber und Briganten“; aber konnten ihre Furcht vor diesen Raubheeren nicht verhehlen.

Fortunato hatte jetzt Ueberzeugung von ihrer Nähe durch das Erscheinen des Cancellieri, und vom Einverständniß mancher Einwohner des Städtchens, selbst mancher Geistlichen mit ihnen. Die französische Besatzung war zum Widerstande allzuschwach. Kapitän Abram wußt' es, aber wich nicht. Es blieb diesem keine Wahl, als pflichtmäßig, und der Ehre des französischen Heeres treu, auf seinem Posten unterzugehen. Er war seit einigen Tagen viel thätiger, als je, gewesen, und hatte die Mannschaft zu jeder Stunde schlagfertig gehalten. Die Wachten standen verstärkt. Ausgesandte Streifpartheien schwärmten eine Stunde weit um den Ort. Von Zeit zu Zeit hörte man, vom Städtchen her, das Schlagen der Trommeln.

Hätte der Schweizer, Waffen in der Hand, thätigen Theil an Bekämpfung der heranziehenden Gefahr nehmen dürfen, er würde ohne Zweifel weniger Furcht empfunden haben. Aber daß er, wehrlos, nur Zuschauer, wie am Bord der Austria, den Augenblick der Entscheidung und das ungewisse Loos des Ausgangs erwarten mußte, lähmte ihm allen Muth.

In diesen Ueberlegungen, ohne Zuversicht auf die Handvoll französischer Krieger, im Mißtrauen gegen die Einwohner des Städtchens, ängstigte ihn aber weniger sein eigenes Verhängniß, als die schutzlose Unberathenheit des armen Knaben, welchen er aus den Wellen wahrscheinlich nur einem schrecklichern Schicksal entgegen getragen hatte. Denn aus den räthselhaften Aeusserungen sowohl des Capo Ruota, als des Cancellieri, zwischen welchen ein unverkennbarer, wenn auch dunkler, Zusammenhang Statt fand, ging für ihn mehr, als bloße Ahnung hervor, daß dieser Creole in traurige oder widerwärtige Verhältnisse mächtiger sizilianischer Familien verflochten gewesen sein müsse. Cecco's Furcht oder Abscheu, Messina wieder zu sehen, seine Verschlossenheit, wenn von der Vergangenheit Rede war, das sonderbare Verhältniß zu seiner geheimnißvollen Gebieterin auf der Austria, seine große Gleichgültigkeit bei ihrem Verlust, die auffallenden Nachforschungen aus Sicilien wegen dem Schicksal des Frauenzimmers — das Alles deutete finster auf Begebenheiten zurück, in welchem der Crole nicht schuldlos stehen mochte. Seine Liebenswürdigkeit sowohl, mit welcher er sich in jedes Herz einschmeicheln konnte, als seine auflodernde Heftigkeit und sein unzähmbarer Starrsinn schienen mehr geeignet, traurige Vermuthungen zu unterstützen, als zu widerlegen.

Dies Alles aber, weit entfernt, des Schweizers Theilnahme an dem jungen Menschen zu mindern, erhöhte sie nur in ihrer Stärke. Die Jugend Cecco's, wie das reine Zartgefühl desselben in allen Aeusserungen, dazu das offene, kindlichfreie Antlitz, in dessen beweglichen Zügen die leiseste Gemüthsbewegung Verräther fand, galten als eben so viele unverwerfliche Zeugen seiner Unschuld. Und welche Unbefangenheit, oder Gleichgültigkeit auch der Knabe seit dem Tage des Erdbebens gegen ihn angenommen hatte, sah Fortunat dennoch überall die Spuren der vorigen Anhänglichkeit durchschimmern.

Vom Schicksal, wie vom eigenen Herzen, berufen, Beschützer dieses Verlassenen zu sein, beschloß er, sich auf keine Weise in den gegenwärtigen Gefahren von ihm zu trennen.

Verloren in seinen Gedanken, ging er in die Stadt zurück, wo ihm Sir Down begegnete und mit den Worten anredete: „Jetzt änderts endlich! Die Franzosen brechen auf. Es ist Befehl aus dem Hauptquartier eingetroffen. Die Sachen gehen für sie schief.“

„Wie so?“ fragte Fortunat, dem bei der Anrede froher und banger zu Muth wurde.

— General Reynier ist im vollen Rückzuge. Das Hauptquartier des Prinzen Hessen-Philippsthal befindet sich schon zu Mileto. Hier umher ist das Land im vollen Aufstand gegen seine bisherigen Dränger; die Sicilianer stürmen unaufhaltsam durch die Berge daher. Ihre Vorposten sollen nicht mehr weit von hier stehen. Kapitän Abram zieht zu spät ab.

„Schlimm genug, Sir. Wann gehts mit uns fort, und wohin?

— Das kümmert mich nicht. Sorge Jeder für sich. Die Verlegenheit der Franzmänner ist so groß, daß sie auf uns Andere keine Rücksicht mehr nehmen, wir mögen bleiben wollen, oder sie begleiten. Ich bleibe hier.

„Die sicilianischen Karaiben zu erwarten? Um Gotteswillen, Sir, erfolge, was wolle, versuchen wir unsere Rettung mit der Besatzung.“

— Wenn ich wollte, könnt' ich nicht. Ich bin krank; ich habe Fieberschauer. Ich würde die Anstrengungen einer Reise, oder vielmehr einer Flucht nicht ertragen. Ich bleibe auf jeden Fall, und finde in jedem Fall hier endlich Freiheit, oder Tod.

Der Brite hielt unbeweglich auf seinem Vorsatz. Fortunatus, um sichere Kunde über den Stand der Dinge einzuziehen, eilte zum Kommandanten des Platzes. Dieser ertheilte eben den Befehl, sieben Maulthiere herbei zu schaffen und sieben Bauern, um sie zu begleiten. Aus den Geberden der Ortsvorsteher, welche den Auftrag empfingen, ließ sich ihre Herzensangst und Hoffnungslosigkeit unschwer errathen, Thiere und Menschen zu solcher Bestimmung zu finden. Der Kapitän nahm auf ihre Bedenklichkeiten und Vorstellungen keine Rücksicht. „Meinet Ihr,“ rief er, „ich solle Euch oder Euern Straßenräubern die Tuchvorräthe hinterlassen, die der Obergeneral für die Armee vom gestrandeten Schiff angekauft hat? Fort! Ihr schaffet mir vor Abend das Geforderte herbei, oder ich werde mir selbst auf Eure Kosten zu helfen wissen.“

Man war mit dem Verpacken der Waaren beschäftigt. Auf den Schreibtischen herrschte die größte Verwirrung. Ordonnanzen kamen und gingen. Alles hatte ein Ansehen von Eilfertigkeit und Gefahr, als stände der Feind schon am Thore.

„Ich höre und sehe, Kapitän, Sie sind im Begriff, Gerace zu verlassen!“ sagte Herr Linthi.

„Der Befehl ist dazu diesen Morgen gekommen,“ antwortete der Hauptmann: „wir sollen uns nach Monteleone ziehen. Was Sie und Ihre Triestiner Reisegefährten betrifft, ist der Wille des Generals, Ihnen freie Wahl zu lassen, mit uns zu gehen, oder nicht. Als Freund muß ich Ihnen rathen, sich uns anzuschliessen. In wenigen Tagen wird Gerace von einem der Haufen Räuber besetzt sein, welche schon jetzt das Gebirge unsicher machen. Sie kommen in Lebensgefahr unter diesen zuchtlosen Banden, denen nichts heilig ist. Ich würde nichts sagen, wenn geregelte Kriegshaufen des Feindes einzögen.“

„Wann rücken Sie aus?“

— Die Trommel wird Sie vor anbrechendem Morgen wecken. Halten Sie sich aber jede Stunde fertig zum Aufbruch.

Mit diesem Bescheide begab sich Fortunat zum Hause Marcoli.

20.

Die Versöhnung.

Hier saß die kleine Familie in tiefer Verstimmung beisammen. Die schöne Eufemia zeigte nur noch Augen, deren Flammen in Thränen erloschen waren. Cecco, in muthloser Niedergeschlagenheit, bemühte sich, ihr von Zeit zu Zeit ein Wort der Beruhigung zuzuflüstern, deren er selber bedürftig schien. Frau Marcoli, von Bangigkeit gequält, trippelte bald zum Tisch, bald zum Feuerherd, bald setzte sie sich stumm zu den Uebrigen; bald brach sie in laute Klagen aus. Ihr Gemahl, sonst immerdar der Fröhlichste, sah, mit starrem Ernst in allen Mienen, schweigend ins Leere hinaus, als brütete er über allerlei Entwürfe; sprang zuweilen auf, machte einen Gang durchs Zimmer und murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen.

„Wissen Sie es schon?“ rief er Herrn Linthi entgegen: „die Sicilianer sind im Anzuge mit ungeheurer Uebermacht; all unser Gesindel schlägt sich zu ihnen; die Franzosen verlassen die Stadt, übergeben uns dem Schicksal, und suchen die Trümmer ihres in der Flucht begriffenen Heeres auf.“

„Bei unserer lieben Jungfrau und allen himmlischen Heiligen!“ fiel hier Frau Marcoli ein, indem sie die Hände ihres Gastes ergriff: „was denken Sie jetzt zu thun?“

„Thörichte Frage, Weib!“ unterbrach sie Herr Marcoli: „Unsere Gäste bleiben unsere Gäste. Sie haben keine Gefahr zu fürchten. Sie sind Schiffbrüchige, sind Gefangene der Franzosen, und haben schon durch diesen Umstand den besten Sicherheitsbrief. Die Sicilianer stehen unter britischem Befehl, und Signor Fortunato ist ja auf dem Weg, in englische Dienste zu treten. Beide unsere lieben Freunde wären verloren und des Todes, wenn sie mit den Franzosen zögen. Sie würden, gleich diesen, niedergemacht werden.“

Eufemie stand von ihrem Sitze auf und fragte mit zitternder Stimme, wie ihre Mutter: „Was denken Sie zu thun?“

„Mir eigentlich bleibt keine Wahl!“ antwortete Herr Linthi: „Ich muß Gerace verlassen, mit der Besatzung gehen, und wünschen, auch Cecco würde meinem Beispiel folgen. Es zwingen mich allzuwichtige Gründe.“

Eufemie sank schluchzend auf den Sessel zurück und verhüllte ihr Gesicht. Der Page hingegen fuhr mit unverhehlter Freude von seinem Platz auf; er machte eine rasche Bewegung, als woll' er sich in Linthi's Arme stürzen, bezwang sich aber, wandte sich wieder zu seiner schönen Nachbarin und tröstete sie schmeichelnd.

Frau Marcoli schlug wehklagend die Hände zusammen und rief: „So eilen Sie ja muthwillig in den Rachen eines gewissen und grausamen Todes, Signor Fortunato! Haben Sie, wenn auch keine Freundschaft für uns, doch Mitleiden mit sich. Und Sie, junger Herr,“ fuhr sie gegen Cecco fort: „Sie wissen es, vom ersten Abend Ihrer Ankunft her wissen Sie es, ich will Ihre Mutter sein. Sie dürfen nicht von uns. Am jüngsten Tage könnt' ich's nicht verantworten, Sie entlassen zu haben.“

Cecco umarmte mit schweigender Dankbarkeit die Matrone; dann bat er Herrn Linthi um die Gunst, sich wenige Minuten mit ihm allein besprechen zu dürfen, was diesem eben das Angelegenste war, um den Entschluß des Knaben zu erfahren. Cecco führte ihn eine Treppe aufwärts, wohin Fortunatus, seit er dieses Hauses Gast gewesen, nie gekommen war. Die offene Thür eines Kämmerchens, in welchem wohlbekannte Kleiderstücke und Schmuckgeräthe, der Tochter des Hauses gehörig, zerstreut umher lagen, zeigte ihr jungfräuliches Schlafgemach. Neben demselben öffnete sich die Thür von dem des Creolen und zwar, zu Fortunatus stillem Verwundern, das geräumigste und mit kostbaren, wenn gleich alterthümlichen Geräthen am zierlichsten ausgestattete des ganzen Gebäudes; ein wahrhaftes Prunkzimmer.

„Ich sehe wohl, lieber Cecchino,“ sagte der Schweizer, indem er um sich her Gemälde, Spiegeltische und Polstersitze musterte: „überall bist du das Schooskind des Glücks, der Günstling der Frauen.“

Cecco antwortete nicht. Er stand inmitten des kleinen Saals, die Arme schlaff herab, die Augen zur Erde gesenkt, mit einem Armensünder-Gesicht da, in Verlegenheit, wie er die Unterredung beginnen solle.

„War ich nicht einst auch der Ihrige, Signor?“ sagte er leise und blickte furchtsam auf.

Zweifelst Du, Kind, daß Du mir heute so lieb, wie sonst, bist? Bekenne endlich, warum hassest Du mich?

„Hassen, Signor? Eher könnt' ich mein Leben, als den Retter desselben, hassen. — Und doch — ich habe Sie dennoch schmerzlich beleidigt. Ich that Ihnen weh und unrecht. Umsonst sprach Eufemie für Ihre Unschuld. Ich konnt' ihr nicht glauben. Aber nun, und vielleicht zu spät, ist mein unglückseliger Wahnsinn zerstört. Ein einziges Wort Ihres Mundes hat mich geheilt. Ja, ich habe Gewißheit. Sie lieben Eufemien nicht. Sie hatten mich dem Mädchen nie aufgeopfert. Sie kündigten mit unverändertem Gesicht und trocknen Auges Ihre Abreise an.“

— Und wenn ich Eufemien geliebt hätte, wunderlicher Knabe, welchen Eintrag hätte Dir das gethan?

„Ich bin ein kindisches Kind. Ich fürchtete verloren und verlassen zu sein. Der Schiffbruch ließ mir nichts, als Sie. Mußt' ich nicht zittern, daß Sie mir durch die schöne Tochter Marcoli's entrissen würden? — Vielleicht hätt' ich arme Waise nicht zittern sollen. Aber — —“ hier senkte er mit schmerzhafter Miene den Kopf auf die Brust: „nun anders konnt' ich nicht, und wär's in den Tod gegangen.“

Der Schweizer trat lächelnd näher und sagte, Cecco's Hand nehmend, gutmüthig: „Wir sind also versöhnt?“

Der Creole drückte Fortunato's Hand mit Heftigkeit an seine Brust, dann gegen seine Lippen, und eine brennende Thräne des Auges fiel auf die Hand des Retters. Dann blickt' er, wie in wehmuthsvollem Bitten, zu ihm empor, und durch die Thränen schimmerte zugleich ein zärtlich schmeichelndes Lächeln, wie ehemals. „Hab' ich,“ sagte er, „nichts von Ihrer Huld verloren, der ich mich sonst freuen zu dürfen glaubte?“

Statt der Antwort drückte Herr Linthi seinen jungen Freund ans Herz und küßte ihm die Stirn. — Beide blieben lange schweigend; beide fühlten gleiches Glück, sich wieder gefunden zu haben.

Endlich unterbrach Fortunatus das Schweigen und sagte: „Nun aber, liebe Seele, beklag' ich Dich. Ich warnte Dich einst vergebens vor Eufemiens Nähe und den gefährlichen Tändeleien Deines Herzens. Aber, wenn Du mit noch größerer Schwärmerei ihr anhingest: jetzt mußt Du sie verlassen.“

Der Knabe betrachtete ihn mit ungewissem Blick und sagte: „Warum das große Gewicht auf diese Worte? Gehört mein Leben einem Andern, als dem, der es den Fluthen des Meeres entriß?“

— Du kannst, Du willst mit mir nach Monteleone, oder wo irgend wir das Heer der Franzosen finden?

„Signor Fortunato, ich verlasse dies Haus, dem ich Großes schuldig geworden bin, mit blutendem Herzen; aber ich folge Ihnen, wie ein Entzückter.“

— Jetzt athm' ich frei. Ich fürchtete Deine Widersetzlichkeit, Deine Leidenschaft für Eufemien. Es sind unter den sicilianischen Kriegsbanden gewisse Personen, die Dir und mir nachstellen. Aber hättest Du Dich nicht entschliessen mögen, Gerace zu verlassen, so würd' auch ich geblieben seyn, um Dich zu schützen, so gut ich's vermag.

„Wer doch sagt Ihnen solch Mährchen? Mir und Ihnen nachstellen? Wer kennt Sie, wer mich? Glauben Sie nicht daran. Und was hätten Sie, oder was hätt' ich verbrochen?“

— Liebes Kind, nun keine Vorstellung weiter gegen mich. Du kennst einen gewissen Vivenzio Cancellieri.

„Dem Namen und Gerücht nach. Ihn selbst sah ich nie. Aber was haben Sie mit diesem?“

— Er schwärmt mit seinen Horden in der Nachbarschaft von Gerace im Gebirg. Er sucht Dich. Als Bauer verkleidet sprach er mich diesen Morgen an, bei der Kapelle della Croce. Er war selbst in der Stadt hier. Ohne Zweifel hat er Aufträge von einem Grafen Ribera, der von Briefen weiß, welche Du ziemlich unvorsichtig nach Messina zu schicken wagtest.

Der erschrockene Knabe hörte mit weit aufgerissenen Augen und zurückgehaltenem Athem den Bericht seines Freundes, der, was er wußte, erzählen mußte, und wie man leicht denken kann, gern und mit aller Umständlichkeit erzählte. Denn theils hoffte Fortunatus jenem damit größere Behutsamkeit werth zu machen, theils von ihm über die frühern Verhältnisse ein Licht zu empfangen, welches nicht gleichgültig sein konnte. Allein, je mehr Cecco hörte, je sichtbarer verlor sich dessen anfängliche Furcht; die Züge seines Gesichts traten allmälig aus ihrer Spannung in die natürliche Ruhe zurück; er lächelte zuletzt mit einem Ausdruck der zärtlichsten Erkenntlichkeit den Erzähler an und sagte: „Wunderbraver Mann! ich sollte sagen, heiliger Mann! Ja, ein Heiliger werden Sie meinen Augen und meiner Seele. In der anspruchlosen Einfachheit Ihres Gemüths ahnen Sie selber nicht, wie edelsinnig, großmüthig, heldenhaft Sie sind? Sie wachen über mich, wenn ich in kindischem Grollen von Ihnen weiche — ach, meine Gedanken wichen doch nie von Ihnen! — Sie schwebten wieder in Lebensgefahr bei jener Kapelle, glauben Sie es mir; — und für wen? — Aus meinem Leben ein Jahr, ist ja noch keine Stunde des Ihrigen werth. Sie mahnen mich zur Flucht, und wissen doch, daß Ihr Entweichen mit der französischen Besatzung Sie nothwendig den Engländern verdächtig machen und den Zweck Ihrer Reise von Triest vereiteln muß. Ist Ihnen denn bekannt, daß Sir Down sich weigert, Gerace zu verlassen; bekannt, daß alle unsre Schiffbruchsgefährten zurückbleiben werden? Was kann

Sie bewegen, Ihr ganzes Glück meinem Elende zu opfern?«

»Davon iſt dieſen Augenblick die Rede nicht, Cecchino, auch nicht von meiner Heiligkeit. Ende mit den Schwärmereien. Vergilt mir lieber mit ungefälſchtem Vertrauen, das Du den Marucca's und Pasquale's auf leichtſinnige und gefährliche Weiſe verſchwendet haſt. Sage ehrlich, warum ſucht man Dich und Deine vormalige Herrin? Wer iſt dieſer Graf Ribera, und weshalb ſtellt er Dir nach?«

Der Creole hob Hände und Augen in demüthigem Flehen zu ihm auf und ſagte dann nach einigem Schweigen: »Ich darf nicht! ich darf nicht! — Nein, Pasquale und Marucca ſind meine Vertrauten ſo wenig, als irgend ein Briefträger der Ihrige iſt.«

»Wie kann ich, bei Deiner Verſchloſſenheit, glauben, daß ich Dir lieb ſei? Geh, Cecchino, ich war Dir nie theuer.«

»O Fortunato!« ſeufzte der Knabe.

»Oder bildeſt Du Dir ein, daß man durch Mißtrauen Zuverſicht in Andern pflanzt? — Du nennſt mich Deinen Freund; leiſte den Beweis, daß Du der meinige ſeiſt.«

»Soll ich — muß ich ihn leiſten?« erwiederte der Knabe in einer Bewegung, die innern ſchweren Kampf verrieth: »O theurer Fortunato, ſtehn Sie ab von Ihrem Begehren; um des Lebens willen, das Sie retteten, ſtehn Sie ab! Sie haben, Sie allein, eine Gewalt über mich, wie kein anderer Sterblicher. Ich ſchwanke, ich bin im Begriff, zu gehorchen. Mein Gehorſam wird mein Tod ſein; — aber, ich gehorche und ſterbe, um den höchſten und letzten Beweis meiner ewigen Freundſchaft zu bringen. Dann — —«

Herr Linthi, der durch die Heftigkeit des Knaben und durch die Innigkeit, mit der er bat, erſchüttert ward, wollte es doch nicht zum Aeuſſerſten treiben, weil er an der Wahrheitsliebe des jungen Menſchen nicht zweifelte, und nicht wiſſen konnte, welche Folgen der geforderte Gehorſam herbeiführen könne. »Nein, Cecco,« unterbrach er ihn: »fern ſei, daß ich Dich zum Reden zwinge. Ich bin Dein Gebieter nicht.«

»Aber Sie ſind es! Und ich ſtehe bereit, das Schweigen über mich zu brechen. Ich will untergehen; ohne Klage untergehen, — aber Sie ſollen nicht an meinem Herzen zweifeln!«

— Gut, liebes Kind, ich zweifle nicht. Du biſt ſchuldlos.

»Ja, bei dem Allwiſſenden! ſchuldlos bin ich. Sie ſollen, Sie werden es einſt erkennen. Und wollen Sie mir das Geſtändniß in dieſer Minute entreiſſen, Sie werden es in dieſem Augenblick erkennen! Aber dann bleib' ich in Gerace zurück, und erwarte meine Henker. Wir trennen uns auf ewig.«

— Wohlan, Cecchino, nichts mehr davon. Schnüre dein Bündel, wie ich das meinige. Monteleone iſt zwei ſtarke Tagreiſen von hier durch's Gebirge. Wirſt du auch die Mühſeligkeiten der Wanderung ertragen mögen?

»Leichter ſoll kein Vogel die Lüfte durchziehen, als ich neben Ihnen die rauheſten Bergwege.«

21.

Der Zug nach Monteleone.

Die Anſtalten zur Abreiſe wurden getroffen. Wir erſparen es, den Trauertag im Hauſe Marcoli und die verzweiflungsvollen Beſtrebungen Euſemiens und ihrer Mutter zu ſchildern, um die geliebten Gäſte zurückzuhalten. Erſt gegen ſechs Uhr Morgens, am andern Tage, wirbelte der Trommelſchlag durch die Gaſſen, und mahnte zum Abzug. Man riß ſich weinend von einander. Als Fortunatus aber Euſemien die Hand zum Abſchiede bot, rang ſie die Hände, ſchwankte ihm näher, umſchlang mit beiden Armen ſeinen Nacken, heftete ihre heißen Lippen auf die ſeinigen, ſeufzte dann: »ich habe genug gelebt!« und ſank erblaßt nieder.

»Fürchtete ich's nicht? Helft ihr, ſie ſtirbt!« rief Cecchino, und warf ſchnell einen ängſtlichen Blick voller Bedeutſamkeit auf den jungen Schweizer.

Das arme Mädchen lag, gleich einer Entſeelten, in tiefer Ohnmacht. Das Haus ward voll Jammers. Man rief Prieſter und Aerzte.

Als Euſemie nach einer Viertelſtunde wieder Spuren des zurückkehrenden Lebens zeigte, endlich die Augen träumeriſch und irre aufſchlug, ergriff der Creole die Hand ſeines Freundes und rief: »Gottlob, ſie athmet! Lebt wohl! Alle! Fort, fort, Signor Fortunato, tödten Sie das holde Kind nicht zum andern Male!« Er riß ihn gewaltſam mit ſich aus dem Hauſe, und ungeſtüm durch die Gaſſen zum Sammelplatz der Soldaten.

»Ich wußt' es, nur ich!« ſagte er: »Euſemia kannte ſich ſelber nicht; kannte die wilde Gluth einer Leidenſchaft nicht, in der ſie nur für Sie und für nichts ſonſt athmete. Ich wußt' es, was ſie Ihnen und was ſie ſich ſelber verbarg. O Fortunatus, Sie ſind ein furchtbarer Menſch! — Ich zitterte dieſem Ausbruch der verheimlichten Flammen und dem Augenblick der Trennung entgegen. Sie lebt aber! Ich begreife nicht, wie die Beklagenswürdige das Leben wieder gewinnen konnte. Arme Euſemia, was willſt du noch mit deinem Leben?«

— Ich verſtehe dich kaum, Cecco. Was ſchwärmſt du dir da? Gegen Euſemien hab' ich nie einen Schritt über die Grenzlinie der allgemeinſten Höflichkeit hinaus gethan. Wenigſtens weiß ich mich alles Vorwurfs frei.

»Glaub' ich's doch gern. Ja, Fortunato, gern glaub' ich's, daß Sie der Engel des Heils und des heilloſeſten Verderbens zugleich ſind. Was weiß denn die Sonne von den Schöpfungen

und Verwüstungen, die ihr Strahl bringt? — O Eufemia! o Fortunato! — —«

Cecco hatte noch gute Lust, seine Ausrufungen fortzusetzen; aber der Trommelschlag, mit welchem sich die versammelte Besatzung eben zum Abzug in Bewegung setzte, unterbrach ihn. Man führte ein Maulthier herbei, welches Fortunatus Tags vorher mit Hülfe des Herrn Marcoli gefunden und um baares Geld angekauft hatte, um seinem jungen Freunde die Mühsamkeiten der Reise zu erleichtern. Ein Händedruck, ein beredter Blick des Knaben bezeichnete dessen freudige Ueberraschung und Dankbarkeit. Er schwang sich mit Leichtigkeit in den Sattel und folgte dem Zuge der Kriegsleute gegen das Gebirg. Neben ihm wanderte gemächlich der junge Schweizer im Gespräch. Von den ehemaligen Reisegefährten auf der Austria hatte es sonst kein Anderer gewagt, die Wanderung durch die Appeninnen zu machen, als der ehrliche Stauffacher von Glarus. Die Uebrigen waren in Gerace, gleich dem Engländer Georg, zurückgeblieben, und erwarteten ihr besseres Loos aus den Händen der blutdürstigen, ungezügelten Barbaren, die, von Sicilien aus, König Ferdinand in wilden Schwärmen über Calabrien ausfliegen ließ. Man hat nachher nichts weiter von jenen Unglücklichen vernommen. Sir Down entkam nur durch eine Art Wunder.

»Seht Ihr, Herr Landsmann,« sagte Stauffacher zum jungen Linthi: »die Sprache des Menschen ist zwar nur ein Hauch; aber aus diesem Hauch hat Gott der Herr, zur Zeit des Thurmbaues von Babel, eine unsichtbare Scheidemauer zwischen Völkern und Völkern gebaut, welche die Menschen gewaltiger trennt, als die höchste Kette von Eisbergen, und als das breiteste Meer. Unsere welschen Reisegefährten nennen zwar ihre eigenen Sprach- und Landsgenossen Mörder und Schelmen, wollen aber lieber sich denselben auf Gnad' und Ungnade ergeben, als mit den Franzosen ziehen, die ihnen das Leben gerettet und große Barmherzigkeit erwiesen haben. Nur weil diese braven Leute französisch reden, dünken sich jene unter ihnen allezeit verrathen und verkauft. Ich habe gestern den ganzen Tag eitler Weise mich heiser gepredigt, wie Jonas zu Ninive. Aber sie blieben in ihrer lieben Dummheit zu Gerace und ich empfahl sie der Gnade Gottes.«

»Sie könnten derselben bedürftig werden!« erwiederte Fortunatus.

»Ich glaub's, Herr Landsmann,« sagte jener: »aber all das welsche Volk hier zu Lande ist seines Heidenlebens gewohnt, wie salva venia bei uns daheim ein Zuchtstier der Rippenstöße des andern. Hier wagt sich keiner eine Stunde vom Dorf ohne heimliche Waffe. Wenn ich Leuten erzähle, wie in unserm lieben Vaterland der Fremdling, das Ränzel auf dem Rücken, sicher zu aller Zeit, Tags und Nachts, wandern könne, ohne nur einen Stock für Nothwehr zu tragen, hielten mich die ungläubigen Thomasse für den ärgsten Windbeutel und Lügner.«

»Ländlich, sittlich!« entgegnete Fortunatus: »Ich wanderte übrigens hier so furchtlos wie in der Schweiz, und erinnere mich dankbar an Gerace.«

»Ich auch,« stimmte Stauffacher ein, indem er mit dem Kopf zweideutig dazu nickte: »Gott sei gepriesen, ich brachte meine vierundzwanzig Rippen glücklich davon, ohne daß sich je eine kalte Messerklinge zwischen sie schob. Verzieht man nur das Maul, so ist man mit dem Stilet bei der Hand. Geschieht Unglück, gut; der Mörder spaziert für einige Wochen in ein anderes Dorf, und kehrt mit Gnadenbrief und Absolution wieder zurück, ehrlicher als vorher. Ja, Herr Landsmann, wir beide wollen unsere Lobwasserschen Jubel- und Dankpsalmen anstimmen, sobald wir einmal wieder den theuerwerthen Vaterlandsboden unter unsern Sohlen haben.«

»Und doch ist's ein Land,« rief Fortunatus, »schaut umher, es könnte ein Himmel auf Erden sein.«

»Allerdings,« erwiederte der Glarner: »wenn man darin Justiz und Polizei erfunden hätte. Sie haben es aber erst bis zu den Sbirren und Advokaten gebracht, welche ihre Prozesse von einem Menschenalter zum andern, bis zum jüngsten Gericht spinnen. Mein Wirth erzählte mir, ein Erzgaudieb und Meuchelmörder sei einmal nach vielen Jahren wirklich zum Tode verurtheilt worden. Als die Sentenz von Neapel kam, war der Kerl schon seit drittehalb Jahren gestorben.«

»Hattet Ihr zu schlechte Bewirthung?« fragte Fortunatus.

»Ich kann nicht klagen, Herr Landsmann. Ich wohnte in einem kleinen Hau von Stein, dergleichen man bei uns in den hohen Alpen findet, wo kein Holz mehr gedeiht. Aber, das muß ich loben, in solcher calabrischen Sennhütte, oder wie wir's bei uns heißen, Figler, herrscht Freiheit und Gleichheit der Rechte. Der Herr vom Hause, die Frau, die Kinder, der Gast, die Sau, das Pferd und der Esel, Alles hat mit einander bei Tag und bei Nacht das gleiche Zimmer. Darum strich ich meistens ausser der Stadt herum. Da sah ich Ende März schon die Saubohnen zeitig; die Erdäpfel in Blüthe, weite, kräuterreiche Wiesen unangebaut und ohne Heerden. — Der Boden bringt, was man will; drei bis vier Pomeranzen kauft man für einen Grano, oder sieben, acht Zitronen für eben so viel, das thut ungefähr einen Kreuzer bei uns. Hieher unsere armen Tagwenleute aus der Schweiz, und der Himmel auf Erden wäre fertig!«

Vermuthlich fand Herr Linthi das Gespräch mit dem Landsmann unterhaltender, als der Leser desselben. Darum setzte es jener noch lange fort, bis der Zug um Mittag die Höhe des Gebirges erreicht hatte. Hier aber brachte plötzlich ein gräß-

liches Schauspiel den langen Zug der Krieger in Unordnung und wilde Bewegung. Mitten in der Straße lagen die verstümmelten Leichname von drei französischen Soldaten, welche ungefähr eine halbe Stunde weit vorausgegangen waren. Einer derselben gab noch die letzten Spuren des Lebens von sich. Allen waren die Nasen abgeschnitten, die Augen ausgestochen, die Leiber durchbohrt. Man hatte keinen Schuß gehört. Die Unglücklichen mußten von den sicilianischen Mördern unversehens umringt und überfallen worden sein. Die Wuth der Kriegsleute bei diesem Anblick von Unmenschlichkeit grenzte an Raserei. Sie erhoben ein fürchterliches Geschrei des Fluches und der Rache über Calabrien. Mit Mühe waren sie beisammen zu halten, daß sie sich nicht zerstreuten, die Mörder zu suchen, die sie noch in der Nähe glaubten.

Aber mit um so größerer Vorsicht setzte Kapitän Abram, sobald die Ermordeten verscharrt waren, seinen Weg fort durch einen stundenlangen Olivenwald, bergab ins Thal von Castellonovo. Schon sah man das ziemlich große Dorf mit seinen Fruchtfeldern, Weinbergen und üppigen Wiesen in der Ferne, und weiter hin am Horizonte das Meer, als plötzlich Halt gemacht wurde. Ein vorausgegangener Kundschafter des Hauptmanns brachte ihm Nachricht, daß bei siebenhundert sizilianischer Räuber, nebst einigen Truppen vom Heer des Prinzen Hessen-Philippsthal, jenseits und in Castellonovo, die Ankunft der Besatzung von Gerace erwarteten. Es schien nicht rathsam, mit einer Handvoll Leute sich den Weg durch diese Uebermacht des Feindes zu bahnen. Man schlug, unter Anführung des treuen Führers, einen Seitenpfad im Walde ein, und erreichte gegen Abend den Ort Polistria, nach angestrengtem Marsche.

Beim Erscheinen der ermüdeten Franzosen lief das Volk zusammen. Mehrere von den Bauern waren bewaffnet. Trank und Speise wurden trotzig verweigert. Es kam zwischen einzelnen Soldaten und Bauern zu Händeln. Man rief der Mannschaft zu, sich zu ergeben. Der Hauptmann drohte, Alles, was im Dorfe Leben habe, niederzumachen, wenn man es wage, einem seiner Krieger Hand anzulegen. Nach langem Geschrei und Hader entschloß sich der Hauptmann zum Abzug. Er durfte nicht daran zweifeln, daß man schon Boten abgeschickt habe, die Sicilianer aus Castellonovo zu rufen. Bald durch Kornfelder, bald durch Waldströme, ging es, ohne Weg und Steg, in der Nacht weiter. Nirgends ward angehalten. Einige schleppten sich mit ermüdeten Beinen oder wunden Füßen langsam nach; einige blieben ganz zurück, unter ihnen auch Linthi's ehrlicher Landsmann. Die Uebrigen aber, ohne die Nachzügler zu erwarten, eilten, vom Hunger und Schrecken getrieben, vorwärts beim Schimmer des Mondes.

Jählings stieß einer der Soldaten, der kaum hundert Schritte hinter dem Zuge ging, einen tödtlichen Schrei aus. Einige seiner Kameraden eilten zurück. Sie fanden ihn ermordet und brachten die Botschaft. Das verdoppelte den Schritt Aller. Schweigend und rasch ging es durch eine schattige Tiefe, welche ein Bach zwischen Felsen gefressen zu haben schien. Da geschah von oben herab ein Schuß. Cecco stürzte mit seinem Maulthier zu Boden. Fortunatus sprang voll namenlosen Entsetzens dem Knaben zu Hülfe, aber Keiner der Andern verzögerte. Der Zug entfernte sich still und finster, wie ein Heer von Schattengestalten.

22.

Eine Nacht in den Apenninen.

Als Fortunato zu seinem Liebling kam, fand er diesen in voller, aber vergeblicher Arbeit, sich vom Maulthier zu befreien, welches, von der Kugel durchbohrt, im Todeskampfe lag. Der Knabe selbst war unversehrt geblieben und heitern Muthes. Beide aber flüsterten nur leise mit einander, um sich den Mördern nicht zu verrathen, deren Nähe sie voraussetzten. Nach langer Anstrengung glückte es, den eingeklemmten Fuß des jungen Ritters unter dem Thier hervor zu ziehen. Cecco hing sich nun an den Arm seines Freundes, und so folgten sie den vorangegangenen Franzosen.

Aber keine Spur war von diesen zu erblicken, als man jenseits des Baches die Höhe erstiegen hatte; eben so wenig irgend ein Weg. Rechts zeigte sich ein langer Wald in der Nachbarschaft. Die Verlassenen wählten klug die Finsterniß desselben, um verborgener mit Beibehaltung der bisherigen Richtung zu wandern. Es herrschte Todtenstille weit umher. Sie wagten es kaum, dieselbe durch ein geflüstertes Wörtchen zu unterbrechen. Oft jagte ihnen das Rauschen eines Wassers Schrecken ein. Jeder Baumstamm, der vom Mondlicht und Schatten abenteuerliche Gestaltung empfing, drohte, sich in einen lauernden Banditen zu verwandeln.

In dieser Verlassenheit wanderten beide durch die Einsamkeit der nächtlichen Gegenden schweigend einige Stunden hin, ohne gebahnten Weg zu finden oder zu suchen, ungewiß, wohin sie zuletzt gerathen würden, und in beständiger Furcht, endlich dennoch in die Gewalt einer sicilianischen oder calabresischen Rotte zu fallen. Die Ereignisse des vergangenen Tages gaben Stoff genug zu den schauderhaftesten Besorgnissen, die Jeder zwar dem Andern verhehlte, aber in der eigenen Einbildungskraft gräßlicher ausgestaltete. Die Gefahr schien zu wachsen, je weiter sie in die unbekannten Gegenden vordrangen; zugleich aber stieg das quälende Gefühl, wegen Erschöpfung der Kräfte weder einer Vertheidigung noch Flucht fähig zu sein. Ihre Schritte wurden immer langsamer und schleppender. Nicht eigentlich Cecco fühlte sich ermüdet, der den Tag über den Vortheil des Maulthieres gehabt. Aber Fortunato war zu beklagen, der, seitdem er Gerace verlas-

sen, keinen Bissen Brod genossen hatte, und ununterbrochen achtzehn Stunden lang auf den Füßen gewesen war.

Es mochte um Mitternacht sein, da sie schon geraume Zeit wieder in einem Walde gewesen, der ihnen endlos schien, als beide, plötzlich festgewurzelt am Boden, still standen, und mit klopfendem Herzen horchten. Es rauschte durch die Zweige, wie Saitenklang. Beide starrten einander mit fragenden Blicken an. Cecco wandte sich zur Flucht, und versuchte, seinen Gefährten mit sich zu reissen. Dieser aber hielt ihn an und sagte: „Ich kann nicht weiter. Es wird eine menschliche Wohnung in der Nähe sein. Ich muß mich durch Nahrung stärken; ich muß ruhen. Vielleicht finden wir mitleidige Bauern. Wo nicht, so finden wir unserer Mühseligkeiten Ende. Ich kann nicht weiter.“

Aber in demselben Augenblick hörten beide ein verworrenes Lachen von mehrern Stimmen. Es schien von allen Seiten zu kommen und nahe bei ihnen zu sein. Der Wald war licht, der Mond hell, und dennoch erblickten sie rund umher Niemanden, nichts einer Behausung Aehnliches, nicht einmal eine verdächtige Bewegung. Der Knabe, von abergläubiger Angst befallen, klammerte sich fester an den Schweizer und sagte leise: „Sei uns Gott mit allen Heiligen gnädig! Hier ist's nicht richtig!“ — Indem scholl das Lachen der Stimmen von neuem, und Beide, wie von gleichem Grausen ergriffen, verliessen mit raschem Schritt die Stätte, auf der sie sich befanden.

Noch nicht weit gekommen, fesselte das Erstaunen ihren Fuß. Denn, wie durch Zauberei hervorgegangen, schwebte vor ihren Augen ein wunderliches Schauspiel. Sie standen, mitten im Walde, vor einer baumlosen, geräumigen Vertiefung des Erdreichs, die sich allmälig senkte. In der Mitte dieser kleinen, fast eirunden Thalung, wo sie am tiefsten war, brannte ein helles Feuer, um welches sich wunderbare, menschenähnliche Gestalten bewegten. Mehrere schwangen sich, wie gespenstische Schatten, in seltsamen Tänzen umher, in dumpfem Saitengesumse. Alle waren halbnackt, mit Lumpen umhangen, von kleiner Gestalt. Einige lagen, wie im Schlafe, auf dem Rasen. Andere kauerten am Feuer umher. Die männlichen, wie die weiblichen Gestalten, zeigten am Feuer- und Mondlicht olivenfarbene, häßliche Gesichter mit breiten Nasen, wulstigen Lippen, kleinen, funkelnden Augen und weißen Zähnen. Allen hingen schwarz und spießig die Haare um den Kopf.

Noch waren Fortunatus und Cecco im ersten Augenblick ihrer Bestürzung ungewiß, wie sie das Gaukelspiel vor ihren Augen deuten sollten, als jählings ein weiblicher Schrei ertönte. Die Seiten verstummten; der Tanz hielt still, die Schläfer sprangen auf, und die ganze Versammlung mit ausgestreckten Armen wies auf die zwei fremden Zuschauer. Die Ueberraschung der Letztern war noch größer, als eine kräftige Stimme rief: Vacabunun Mariolu! was führt die daher?“ und dann mitten durch die wüste Gesellschaft der würdige Cavaliere Capo Ruota hervorschritt, seine Guitarre unterm Arm.

„Gebenedeit sei die heilige Jungfrau, daß ich Sie finde, Signor Pasquale!“ rief voll unbeschreiblichen Entzückens der Creole, und flog ihm mit langen Sätzen entgegen: „wir haben uns Nachts auf dem Wege nach Monteleone verirrt.“

„Mit den Franzosen von Gerace?“ fragte ängstlich der Capo Ruota: „Kommen Soldaten durch den Wald?“

„Die haben wir unterwegs verloren!“ antworte der Creole: „Niemand, als Signor Fortunato, ist mit mir. Dort steht er; Sie kennen ihn ja. Aber wo sind wir? Wer sind diese hier?“

„Arme Zigeuner; sonst ganz ehrliches Volk!“ erwiederte der Cavaliere. „Ich selbst aber bin, wichtiger Geschäfte wegen, auf der Reise nach Monteleone. Ihr begleitet mich.“ — Dies gesagt, wandte er sich gegen die lumpigte Horde, stellte ihr seine alten Freunde vor, befahl ihnen gute Aufnahme derselben, und versicherte, daß nichts Böses zu befürchten sei.

Unterdessen war auch Fortunatus näher getreten, der das Gesindel um sich her mit argwöhnischen Augen musterte. Aber durch Pasquale's Ehrenwort beruhigt, man wohne in Calabrien nirgends sicherer, als unter diesen Nomaden, streckte er seine müden Glieder sogleich ins Gras neben dem Feuer aus.

Während ihn neugierig ein Haufen der halbnackten Söhne und Töchter Aegyptens, oder Hindostans, umringten, und Cecco mit dem Cavaliere im Gespräch auf die Seite ging, knieten zwei junge Weiber zum erlöschenden Feuer nieder, oder vielmehr zu einem großen Haufen glühender Kohlen. Sie schürten behutsam mit eisernen Stecken den obern Theil der Gluth weit aus einander, bis darunter ein kleiner Erdhügel zum Vorschein kam, der dem Ansehen nach erst aus frischem Grunde gemacht worden war. Auch die lockere Erde strichen sie mit den Eisenstäben vorsichtig nach allen Seiten ab, und Fortunatus sah mit einiger Verwunderung einen Haufen halbverbrannter, aber sorgfaltig übereinander geschichteter Blätter. Nach einiger Zeit, in welcher die Weiber lachend in unverständlicher Sprache mit einander plauderten, hoben sie mit den Haken am Ende ihrer Eisenstäbe, mitten aus der Gluth einen unförmlichen Laubballen von beträchtlicher Größe. Fortunatus athmete den lieblichsten Bratengeruch, als man die Blätterschichten mit Reisern abstreifte.

Willkommener konnte ihm nichts sein, denn ein Gast der Zigeuner zu werden. Hätte er, wie Esau, ein Erstgeburtsrecht zu verkaufen gehabt: für das gebratene Schaf, welches jetzt vor ihm lag, hätt' er's hingeworfen. Statt dessen aber bot er, für einen Bissen davon, den häßlichen

Köchinnen eine Handvoll kleiner Münze. Die Weiber zeigten freudig das Geschenk umher; die Männer führten den Cavaliere und den Creolen herbei, mit der gastfreundlichen Einladung, die Mahlzeit zu versuchen. Diese ließen sich leicht erbitten.

Unterdessen sich die drei gütlich thaten, standen die muntern Zigeuner in einzelnen Haufen, als zufriedene Zuschauer, umher, mit einander flüsternd. Andere belustigten sich mit einer Art maurischen Tanzes im Mondschein. Männer und Weiber, Hand in Hand, wirbelten gewandt und gelenk in einem Ringe herum, der sich bald erweiterte, bald verengerte. Der Capo Ruota, am frühesten mit der Mahlzeit zum Schluß, ergriff die Guitarre und ließ die summenden Saiten abermals schwingen. Es war für den Schweizer ein schauerlich-angenehmes Schauspiel, dies Herumschweben halbnackter Gestalten durch Schatten und Licht, in der Einöde des Gebirgswaldes. Man hörte keinen Tritt der nackten Fersen im Grase; keinen Ton der Stimmen; nur das Schwirren der Zither. Es schienen nicht lebendige Wesen, sondern fantastische Luftbilder umherzuflattern, und Fortunatus dachte an Bürgers

Nun tanzten wohl im Mondenglanz
Rings um, herum im Kreise,
Die Geister ihren Kettentanz.

Eben so schnell aber, als Signor Pasquale die Lyra verstummen ließ, ward auch der Tanz unterbrochen, welcher von den gastfreien Heiden nur zu Ehren ihrer Gäste gehalten worden zu sein schien. Jener führte darauf einige von den ältesten Zigeunern auf die Seite, sprach lange mit ihnen in geheimnißvoller Vertrautheit, und ermahnte dann seine beiden Bekannten von Gerace, ihm nach Monteleone zu folgen. Diese erhoben sich auf solche Mahnung alsbald, um die ersehnte Stadt noch vor Tages-Anbruch zu erreichen. Der Schweizer, erquickt und ausgeruht, spendete den lustigen Bewirthern noch einiges Geld, und eilte freudig an Cecco's Seite dem voranschreitenden Cavaliere nach.

Unterwegs erzählte der Creole, während sie im Dunkeln, beim Sternenschein, dahin wanderten, mit kaum hörbarer, ohnehin vom Nachtthau heiser gewordener Stimme, was er vom Zitherspieler erfahren habe. Und wie unglaublich auch Vielerlei darin tönen mußte, was offenbar nur der kranken Einbildung des Capo Ruota entstammen konnte, enthielt der Bericht doch auch wieder Manches, was den sehr gesunkenen Muth, in Rücksicht des französischen Heeres, wieder aufrichten konnte. Denn dieses war allen Sagen und Gerüchten zufolge schon gänzlich geschlagen, zerstreut und abgeschnitten; der Capo Ruota aber hatte Gewißheit, daß General Reynier noch zu Monteleone stehe.

Nach Pasquale's Versicherungen arbeitete in beiden Calabrien und Abruzzen, wie in Neapel selbst, eine mächtige aber verborgene Parthei entschlossener Freunde des Vaterlandes und der Freiheit. Sie wollte weder die Oberherrschaft Joseph Napoleons und der Franzosen, noch die Rückkehr des alten Königs Ferdinand aus Palermo dulden, der das Land nicht gegen die Fremdlinge schützen konnte. Unter dem Schein, beiden zu dienen, wollte man nun beide durch einander zu Grunde richten; dann aber sich erheben und die Republik herstellen. Alles, wie der Capo Ruota sagte, werde dazu in Bewegung gesetzt; Adel, Priesterschaft, Bürger und Bauern. Ihn hab' es getroffen, selbst die Zigeuner zu benutzen, welche einzeln in kleinen Banden das Land heimathlos durchstreichen, sich mit Betteln, Diebereien und Wahrsagen nähren, alle Schlupfwinkel, Wege und Stege im Gebirg kennen, und daher auch die vortrefflichsten Ausspäher sind.

Eben durch sie hatte der unermüdete Cavaliere in Erfahrung gebracht, daß das französische Heer nach blutigen Niederlagen gezwungen worden sei, das ganze Land von der Meerenge hinweg bis Monteleone zu räumen; daß jetzt das Hauptquartier der siegreichen Sicilianer sich wirklich schon zwei Stunden von Monteleone, im Städtchen Mileto, befinde; daß General Reynier schon angefangen habe, mit den Trümmern seiner Armee von Monteleone zurückzuziehen. Alles dies sei durchaus das Werk der in tiefer Verborgenheit allgewaltig wirkenden Männer des parthenopeischen Bundes gewesen. Nun aber hätten diese in ihrer Weisheit erwogen, wie gefährlich ihnen das plötzliche Uebergewicht der Sicilianer werden könne. Also, da der sicilianische Obergeneral, Prinz von Hessen-Philippsthal, kürzlich in calabrischer Bauerntracht die Stellung der Franzosen umschlichen, habe man diese davon benachrichtigt, und der glückliche Fang wäre sogleich vollbracht; der Prinz jetzt französischer Kriegsgefangener zu Monteleone.

Nach der Meinung des Signor Pasquale aber sei dieser Streich der unsichtbaren Bundesgenossen zu voreilig geführt worden; der Muth der Franzosen schnell wieder gewachsen, und die Kraft der Sicilianer gelähmt. Gefährlichern Folgen vorzubeugen, habe er, der Cavaliere, den Zigeunern geheime Verhaltungsbefehle ertheilt, und er selber sei im Begriff, nach Monteleone zu gehen, den gefangenen Prinzen auf freien Fuß zu stellen und nach Mileto zurückzuführen.

Dies war ungefähr der Hauptinhalt eines verworrenen Geschwätzes, mit welchem Marcoli's Vetter den jungen Creolen unterhalten hatte, eh' das Zigeunermahl aufgetischt ward. Es diente in diesen Augenblicken wenigstens, die Langeweile eines mühseligen Weges zu verkürzen, der bald über Abhänge, bald durch dickes Gebüsch, bald neben einzelnen armseligen Hütten, über Wiesen und Aecker längs den Bergen dahinzog, bis er sich endlich mit einer breiten Fahrstraße verband.

Sie hatten diese kaum eine Stunde lang verfolgt, als Pasquale, der bisher, vermuthlich über

seinen Prinzenraub brütend, stumm vorangegangen war, umkehrte und, mit seltsamen Bewegungen der Arme, Halt zu machen gebot. Er hatte am Saum des Waldes, den man eben verlassen wollte, mitten auf der Straße, eine Schildwacht erblickt. Ungewiß von welcher Partei sie sei, legte er sich auf den Bauch und kroch durch ein angrenzendes Kornfeld, den Bewaffneten näher zu beobachten. Er hatte Franzosen entdeckt, und hielt für rathsam, sie zu umgehen. Fortunatus hingegen und Cecco, unbekümmert um seine Warnungen, traten aus dem Gebüsch, und gaben sich, auf das Anrufen der Soldaten, als Verirrte an, die sich von der Besatzung von Gerace verloren hätten.

„Nur näher!“ rief die Schildwacht: „hier ist diese Besatzung.“

In der That war sie es. Kapitän Abram kam selber herbei, und erkannte die beiden Schiffbrüchigen. Auch der wunderliche Capo Ruota war ihm noch von Gerace her wohlbekannt. Er hieß die Müden im Grase ausruhen, wo seine Krieger umherlagen, einige Stunden Schlafes zu geniessen. Auch unsere Abenteurer überliessen sich harmlos dem Schlummer, mit einem Gefühl von Sicherheit, als wären sie zum andern Male einem Schiffbruch entgangen.

Die Sonne stieg schon hinter dem Gebirg auf, als der Schall der Trommel Alles weckte. Ringsum goß sich eine weite Ebene vor den Erwachten aus. Sie schien aber ein ungeheurer Garten zu sein. Korn- und Maisfelder wechselten malerisch mit Gebüschen von Feigen und Maulbeerbäumen; weite Pflanzungen von Baumwollenstauden und Süßholz zogen am Saum reihenweis gepflanzter kleiner Olivenwäldchen hin. Mitten in den Weingärten erhoben sich einzeln, von emporrankenden Reben umflochten, uralte Eichen von riesiger Größe. Im Hintergrunde stieg Monteleone mit seinen Thürmen und Trümmern auf.

Durch diese reizenden Gefilde des alten Hipponiums ging nun der Zug gegen die Stadt, um welche hin links und rechts die französischen Lager ihre langen Gassen von Barraken und Erdhütten ausstreckten. Die Ankunft der schon verloren geachteten Besatzung von Gerace erregte allgemeine Freude. Einer der Generale kam herzugesprengt, und pries, als Kapitän Abram Bericht von seinem gefahrreichen Marsch gegeben, die Klugheit des Anführers, die Ausdauer der Krieger. Er ließ diesen sogleich, da sie vor Mattigkeit längs der Straße, auf den Wiesen niederlagen, Wein und Lebensmittel in Fülle herbeibringen.

23.

Im Hauptquartier.

Während man sich noch dieser Labsale freute, hingestreckt in den reizenden Blumengefilden, auf welchen Pluto einst Proserpinens Raub beging, ward Befehl gegeben, daß einer von den aus Gerace angekommenen Schiffbrüchigen ins Hauptquartier geführt werden solle. Fortunatus säumte nicht, seinen Gehorsam zu zeigen. Begleitet von einem Offizier ging er durch die Gassen des Lagers, die von geschäftslosen Soldaten, oder von neugierigen Spaziergängern wimmelten, welche an der kriegerischen Hauswirthschaft eines ruhenden Heeres Gefallen zu hegen schienen. Ihn selber dünkte bald diese weitläufige, reichbevölkerte aber vergängliche Nomadenstadt anziehender, als Monteleone, mit den engen Straßen, niedrigen, kleinen Häusern und zahlreichen Schutthaufen und Trümmern. Das Erdbeben von 1783 schien erst vor wenigen Tagen hier gehauset zu haben. Das altherrliche Hipponium der Vorwelt, der Weltmarkt des syrakusischen Agathokles, war einem verfallenen Flecken, oder einem großen Dorfe ähnlich.

Sogar die Wohnung des Obergenerals, welche man an den Wachten zu Pferd und zu Fuß vor derselben erkannte, glich nur einem steinernen Bauernhause, das ausser dem Erdgeschoß noch ein Stockwerk trug. Hier ward Fortunatus in ein großes Zimmer eingeführt, wo eine glänzende Versammlung von höhern Offizieren in lauten Gesprächen sich umherbewegte. Man schien nur das Zeichen zu erwarten, um an einer frischgedeckten, langen Tafel, welche Süditaliens Leckereien und Weine zur Schau bot, aller Lust der Gaumseligkeit Genüge zu leisten.

Fortunatus ward dem Oberfeldherrn gemeldet. Aus dem Gewühl reicher Uniformen trat ein junger kräftiger Mann von ohngefähr sechsunddreißig Jahren hervor, einfach im blauen Ueberrock, mit weniger Goldstickerei. Ein schwarzes, buschigtes Haar umschattete Stirn und Schläfen des von der Sonne Aegyptens und Calabriens gebräunten Gesichts. Es war der General Reynier. Nach mehrern Fragen über Namen, Herkunft, Zweck der Reise und jetzigem Aufenthalt der übrigen Schiffbrüchigen reichte er dem Schweizer mit einnehmendem Lächeln die Hand und sagte: „Also wir sind Landsleute; denn ich bin ein Waatländer von Lausanne. Es freut mich, Ihnen und Ihren übrigen Reisegefährten von der Austria volle Freiheit verkünden zu können; denn die erwarteten Berichte aus Triest sind eingetroffen und lauten genügend. — Was Sie betrifft, soll Ihnen heut noch der Paß nach Messina ausgefertigt werden, weil wir nicht wissen, ob morgen dafür Zeit ist. Die Reise selbst werden Sie jedoch einstweilen noch verschieben, weil wir vorher die Straße dahin von den Briganten fegen und den Prinzen von Hessen über die Meerenge jagen müssen. Bis dahin will ich für Sie und Ihre Gefährten sorgen, daß Sie in Monteleone Wohnung und Bewirthung finden. Für heut erweisen Sie mir die Ehre, mein Gast zu sein.“

Dies gesprochen, führte er den Landsmann zur Tafel, wies ihm den Platz gegen sich über an; die andern folgten dem Beispiel und bald hörte man nur das eintönige Geklapper vielbewegter

Löffel, oder der Gabeln und Messer. Von Zeit zu Zeit klangen dazwischen aus der Ferne Kanonenschüsse, selbst Kleingewehrfeuer. Adjutanten und Ordonnanzen gingen mit Berichten ab und zu. Das störte die Freuden der Mahlzeit keineswegs. Vielmehr ward die Unterhaltung der kriegerischen Gesellschaft bald wieder lauter und muthwilliger, während das Donnern und Tosen des groben und kleinen Geschützes zunahm, welches kaum eine halbe Stunde von Monteleone entfernt zu sein schien. Aus der Gleichgültigkeit der Tischgenossen bei dieser ungewohnten Tafelmusik glaubte unser Schweizer folgern zu müssen, es würden bloß französische Truppen im Feuer geübt. Aber aus den Scherzen seiner Nachbarn verstand er bald, daß man sich in Ernst mit einer von Mileto gekommenen Abtheilung des Prinzen von Hessen-Philippsthal schlage, von der man schon gestern gewußt, daß sie heut zum Recognosciren ausgehe.

Aufgefordert vom General Reynier, erzählte Fortunatus die Geschichte seines Schiffbruchs, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zog. Es herrschte tiefe Stille, während welcher man deutlich bemerkte, wie sich der Donner des Treffens immer mehr entfernte. Aber keiner von den Horchenden achtete darauf, sondern allein auf den Erzähler. In den meisten Gesichtern dieser Tapfern, welche durch ihr Handwerk mit dem Tode vertraut genug waren, malten sich abwechselnd die Empfindungen des Entsetzens und mitleidiger Rührung; und erst als er den Empfang schilderte, mit welchem die Schiffbrüchigen an der Marina Siderno von den Bauern aufgenommen wurden, lösete sich die Stille wieder in Gemurmel des Unwillens und allseitiges Gespräch auf. Jeder wußte von der Verwilderung und Unmenschlichkeit der Calabresen irgend einen empörenden Zug.

„Da fällt mir ein," rief einer der Offiziere, welchen man General Abbe nannte, und der sich zum Ober-Befehlshaber wandte: „was ist aus dem Kerl geworden, den meine Chasseurs vor zwei Nächten einfingen? Hat er gestanden, wem er den Hals abgeschnitten, und die goldgespickte Börse genommen?"

„Er gibt vor, ein sicilianischer Graf zu sein," antwortete General Reynier, „und will sich durch Zeugnisse ausweisen, wenn man ihm gestattet, an den Prinzen von Hessen zu schreiben."

„Possen! ein bäurischer Spion ist er, wie die Andern, die bei ihm waren und entwischten!" sagte General Abbe. „Ist der Schelm ein Graf, so sind unsre sämmtlichen Mauleseltreiber Prinzen von Geblüt."

„Nichts möglicher, General, als das," fiel ein alter Oberst ein: „hier ist Alles mit Adel gestastert; jedes verfaulte Städtchen ein Herzogthum, Fürstenthum, ein Marchesat oder wenigstens eine Baronie und Grafschaft. Aber Mancher müßte Hungers sterben, wenn er von den Einkünften seines Herzogthums verdammt würde zu leben."

„Drum den Bauer nur füsillirt!" sagte General Abbe, indem er sein Trinkglas mit goldnem vino greco füllte: „Einer meiner bravsten Leute ward, als man den Spion fing, verwundet."

„Der Mensch ist offenbar kein Bauer, wiewohl er Kappe und Jacke trägt!" erwiederte General Reynier: „Ich habe mir ihn selbst vorführen lassen. Er hat mir einen ganzen Roman erzählt. Ach, sieh da, Herr Landsmann," fuhr der General fort, zu Fortunatus gewandt, und zog ein Taschenbuch hervor, worin er blätterte: „Sie können Auskunft geben. Befand sich wirklich auf Ihrem Schiffe eine Gräfin Beatrice von Piviafranka?"

„Nein, General," antwortete Herr Linthi: „wohl eine Signora Rosa di Centi, welche aber mit ihrer Dienerschaft umkam. Nur ihr Page, ein junger Creole, wurde gerettet, der mit mir ist."

„Sie könnte einen andern Namen getragen haben!" sagte der Obergeneral: „Der Page befindet sich also draussen im Lager? Das muß untersucht werden; schon des Romans wegen. Auch geht's hier um ein Menschenleben. Es sollte mir um den armen Teufel leid thun, wenn ich ihn als Spion füsilliren liesse, indeß er doch nur einem hübschen Mädchen nachlief."

Man lachte und äusserte Neugier nach dem Roman. Der General ließ sich leicht erbitten und erzählte: „Dieser verhaftete Bauer also ist, seinen mir gemachten Geständnissen zufolge, ein Graf Alvaro von Ribera. Wenigstens den Namen Alvaro find' ich sehr romantisch. Er ist der jüngere Bruder eines vor wenigen Jahren verstorbenen Herzogs Ercole von Piviafranca. Durch den Tod desselben ward er Vormund von der einzigen Tochter und Erbin des Herzogs. Sie heißt Beatrice und führt den Titel Gräfin. Seiner Aussage nach muß das Mädchen ein Wunder von Schönheit und Wildheit sein. Trotz dem möcht' ich die wilde Schöne lieber zur Gefangenen haben, als ihren frommen Oheim, der sie in ein Nonnenkloster schicken wollte."

„Schon dafür, General, gebührt ihm eine Kugel vor den Kopf!" rief einer der Offiziere lachend.

„Die Zeit des Noviziates war schon vorüber," fuhr General Reynier fort, „der festliche Tag der Einkleidung da. Man denke sich das Entsetzen der Klosterdamen und des Oheims, als die wilde Himmelsbraut plötzlich in der Nacht vor der Feierlichkeit verschwand und nie wieder gesehen ward. Die Art ihres Entkommens gehört, laut Versicherung des Grafen, zu den unbegreiflichen Dingen in dieser Welt voller Unbegreiflichkeiten. Auch trug man sich in Messina allgemein mit dem Gerücht, der Fürst der Hölle müsse sie zur Braut erkoren und entführt haben."

Hier verbreitete sich ein Lächeln über die Gesichter der Zuhörer. Einige sagten: „Der Teu-

fel der Sizilianer ist kein Narr!« Andere wieder: »Ich hätte an seinem Platz sein mögen.«

Der General aber setzte seine Erzählung fort und sagte: »Der fromme Oheim kam endlich der unsichtbar gewordenen Nichte auf die Spur, und daß sie keineswegs ins hölliſche Feuer, sondern mit einem englischen Schiffe nach Triest gefahren wäre, ohne Zweifel unter der Aegide eines jungen britischen Offiziers, der ihr vielleicht etwas angenehmer, als die hochwürdige Frau Aebtissin, nebst deren sämmtlichen Vestalinnen, gewesen sein mochte. Kurz er schickte ihr sogleich einige Personen, mit königlichen Briefen versehen, nach, um sie mit Güte oder Gewalt zurückzuführen. Er blieb ohne Nachricht, bis der Schiffbruch der Austria in Messina bekannt ward, die von Triest viele Reisende geführt hat. Bei weitern Nachforschungen glaubte er nicht ohne Grund vermuthen zu dürfen, die Gräfin sei entweder mit dem Schiffe untergegangen, oder in der Gegend von Gerace und Siderno. Darum habe er sich, sagte er, verkleidet, und mit einigen Getreuen von Mileto aus auf den Weg dahin gemacht, um sich über Leben und Tod seiner Nichte Gewißheit zu verschaffen. In der Nacht hätte sich der Weg verloren, und statt nach Polistria zu gelangen, wo der Graf den Baron Oliva zu kennen vorgibt, habe er sich Morgens in der Nachbarschaft von Monteleone und in der Mitte einer unserer Streifwachten befunden.«

Hier ward General Reynier von einem seiner Adjutanten unterbrochen, der mit Staub und Schweiß bedecktem Antlitz hereintrat. Er kam aus dem Gefecht, welches eben den sizilianischen Truppen geliefert und von kurzer Dauer gewesen war. Die Feinde hatten, seiner Meldung nach, eine bedeutende Anzahl von Gefangenen und Todten hinterlassen; aber auch die Franzosen, ausser mehrern Verwundeten, drei Getödtete gehabt, worunter ein Hauptmann. Diese Nachricht ward das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch von der längst vollendeten Mahlzeit. Viele der Anwesenden entfernten sich sogleich. Andere setzten beim Kaffee und Liqueur die Gespräche fröhlich fort. Der Obergeneral gab Verschiedenen, die er besonders zu sich winkte, Befehle und Aufträge, und verließ dann, begleitet von jenem Adjutanten, das Zimmer.

Fortunatus blieb zurück, weil ihn der General noch nicht beurlaubt hatte, und erwartete dessen Rückkehr. Die Erzählung vom Grafen Ribera beschäftigte sein ganzes Gemüth. Er kannte diesen Namen aus den Ruinen von Gerace, wo er ihn im Gespräch zwischen Pasquale und Cecco gehört hatte. Durch Zusammenstellung der Thatsachen, welche der Gefangene gegeben, mit dem geheimnißvollen Betragen der unglücklichen Signora Centi und ihrer Begleiter, so wie mit Cecco's räthselhafter Verschwiegenheit und Briefsendung nach Messina, ging ihm ein Licht über die Verhältnisse auf, in welche der junge Mensch auf unangenehme Weise verflochten sein mochte.

Er sehnte sich, diesen zu sprechen und ihm, was er erfahren, mitzutheilen. Als er fast anderthalb Stunden lang seiner Ungeduld, theils stumm, theils in Gesprächen mit den noch anwesenden Offizieren Gewalt gethan, sah er, nicht ohne Verdruß, den Oberbefehlshaber auf der Straße zu Pferde steigen, und von seinen Adjutanten und andern Stabsoffizieren begleitet, davon reiten.

Indem er den Hut ergriff, um sich ebenfalls zu entfernen, öffnete sich die Thür des Saals. Der alte Oberst, den er schon an der Tafel gesehen, trat herein, nahm seine Richtung gegen ihn und sagte: »Der General läßt sich entschuldigen. Ein dringendes Geschäft ruft ihn. Ich soll Sie in seinem Namen bitten, noch einige Augenblicke zu verziehen und mir über einige Kleinigkeiten Auskunft zu ertheilen. Unterdessen werden Quartierbillet und Paß für Sie ausgefertigt. Wollen Sie mir nachfolgen?«

Fortunatus, zufrieden, daß er nicht ganz vergessen sei, begleitete den Obersten.

24.

Das Verhör.

Durch einen finstern Gang gelangten sie in ein kleines Zimmer, wo zwei oder drei Schreiber in Uniform an einem Tische saßen, und ohne aufzusehen in ihrer stillen Arbeit mit der Feder fortfuhren.

Der Oberst ging zu einer Nebenthür, winkte hinein, und Fortunatus sah nicht ohne Verwunderung seinen Reisegefährten Cecchino erscheinen, den er noch im Lager glaubte. Dieser, beim Erblicken des Schweizers, war nicht minder betreten. Er staunte ihn verlegen an und schien zu fragen: »Warum treffen wir hier zusammen?« — Der Oberst stellte sich zwischen beide seitwärts und sagte: »Ich bitte, daß keiner rede, bis ich frage, und jeder gewissenhaft antworte.« Dann wandte er sich gegen Herrn Linthi und sagte: »Kennen Sie diesen jungen Burschen? Seit wann? und wer ist er?«

»Ich kenne ihn seit mehr denn zwei Monaten. Er nennt sich Francesco, oder Cecco, und war Page im Gefolge einer Signora Rosa di Centi von Messina, welche beim Scheitern des Schiffes Austria an der Marina Siderno um's Leben kam.«

Der Oberst, der eine Weile schwieg und nach dem Schreiber sah, wandte sich dann zum Creolen. »Und Sie, mein Kleiner,« fragte er freundlich, »wie ist Ihr vollständiger Name? Was haben Sie über das eben Gehörte zu bemerken?«

Mit einer fast ungewissen Stimme, die seit dem Nachtmahl bei den Zigeunern ihre Heiserkeit noch nicht verloren hatte, erwiederte der Knabe: »Mein vollständiger Name ist Francesco Cappa. Ich habe dem nichts beizufügen, was Signor

Linthi schon über meine Person zu äussern beliebt hat.«

»Wer eigentlich war die Signora Centi, in deren Dienste Sie standen?« fragte der Oberst weiter.

»Ich war nie im Dienste dieses Weibes,« antwortete Cecco mit einer Art stolzer Empfindlichkeit, »und kenne keine Person, die über mich zu gebieten hat, als Donna Marchesana di Vioganni, welche in Messina wohnt.«

»Keine ausweichende Antwort, junges Herrchen!« versetzte der alte Kriegsmann mit strenger Miene, die jedoch durch einen gewissen wohlwollenden Blick des Auges etwas gemildert ward: »Ich fordere Bestimmtheit und Wahrheit Ihrer Aussagen. Man spielt hier nicht um Datteln oder Mandelkerne, lieber Kleiner, sondern um ein Menschenleben. Also: Wer eigentlich war jene sogenannte Signora Centi?«

Der Creole ließ einen lauschenden Blick über seinen Freund fliegen und erwiederte dann: »Sie war mir unbekannt, bis ich sie zu Triest sah. Dort erst erfuhr ich, sie sei eine Freundin, oder Vertraute, oder Besseres, oder Schlimmeres eines gewissen Grafen Alvaro Ribera, des Bruders der Marchesa Vioganni.«

Der kriegerische Inquisitor machte hier mit Kopf und Hand eine leichte Bewegung, welche seine Zufriedenheit mit der ersten gefundenen Spur ausdrückte, die zu anderweitigen Entdeckungen führen mußte. Er klopfte dem Pagen freundlich auf die Schulter, und winkte einem der Schreiber, hinauszugehen. Nach wenigen Minuten hörte man die schweren Tritte von mehrern Männern. Die Thür ward geöffnet. Voran trat wieder der Schreiber; ein Bauer in Ketten folgte ihm, begleitet von zwei Grenadieren.

Aller Augen richteten sich auf den Gefangenen, der mit gesenktem Kopf, und mit der Hand die Kette haltend, wie von Todesfurcht betäubt, ohne Bewegung und ohne aufzuschauen, da stand. Er schien ein Mann in den Fünfzigen zu sein. Aber die dünnen Haare seines Glatzkopfes hingen schon eisgrau von den Schläfen und im Nacken nieder. Das schmale, hagere Gesicht, mit mehrern senkrechten Falten der Stirn, und tief gefurcht um Mund und Kinn, bot die leserlichste Handschrift zur Schau, die je von einer Leidenschaft auf ein menschliches Antlitz gezeichnet war. — Cecco hatte sich furchtsam in einen Winkel des Zimmers gedrückt, und beobachtete den Gefangenen mit unverwandten Blicken voller Erstaunens und Widerwillens.

Der Oberst wandte sich jetzt zum Pagen, und fragte: »Kennen Sie diesen Mann? Wer ist er?«

Cecco hatte alle Fassung verloren. Seine Augen irrten in dem kleinen Gemach umher, als suche er Rath oder Rettung. Fortunatus sah bekümmert die Verzagtheit seines Lieblings, und winkte ihm mitleidig, Muth zu sammeln.

»Nur gesprochen!« rief der Kriegsmann: »Hier hilft kein Läugnen oder Verstummen, denn ich bemerke, er ist Ihnen bekannt.«

»Ich weiß nicht,« stammelte Cecco, »ob ich meinen Sinnen hier trauen darf.«

»Und warum nicht?« gegenredete der Oberst: »Wer vermuthen Sie, könnte der Gefangene sein?«

Der Creole schien plötzlich seine gewohnte Entschlossenheit wieder zu gewinnen. »Wenn der Mann da nicht diese armselige Kleidung trüge,« sagte er, »so würde ich glauben, es sei der Graf Alvaro di Ribera selber.«

Der Inquisitor nickte unmerklich mit dem Kopfe und richtete sich gegen den Gefangenen mit den Worten: »Aufgeschaut! Wer ist dieser junge Mensch?«

Der Befragte drehte den Kopf langsam gegen die Ecke des kleinen Gemachs, in welchem der Creole stand, sah ihn mit Aufmerksamkeit an, senkte den Blick nieder zur Erde und antwortete: »Er ist mir nicht bekannt. Aber ich bin der Graf Ribera.«

»Wenn Sie Graf Ribera sind, warum sollten Sie ihn nicht kennen, da er der Page Ihrer Schwester ist?« entgegnete der Verhörrichter.

Der Befragte hob noch einmal den bangen und düstern Blick zum Creolen auf, und, bei verneinender Bewegung, sprach er: »Mit den Dienstleuten der Donna Vioganni, meiner Schwester, hielt ich nie Gemeinschaft.«

Cecco, der aus dem bisherigen Zustand ängstlicher Spannung in seine ganze Natürlichkeit zurückgekehrt war, setzte hinzu: »Es ist wahr, nicht einmal selbst mit seiner erlauchten Frau Schwester. Ich sah den Herrn Grafen nie im Palast der Marchesa.«

Der Oberst hob gegen den Creolen drohend den Finger und sagte: »Sparen Sie Ihre etwas gebrochene Stimme, mein Söhnchen, bis ich frage.« Dann zum Gefangenen: »Wie konnten Sie vorgeben, nach Gerace gereiset zu sein, um dort Nachforschungen zu halten, wenn Sie nicht einmal die Personen kennen, bei denen Sie forschen wollten?«

»Mir war der dortige Aufenthalt von Schiffbrüchigen bekannt,« gab der Graf zur Antwort: »von diesen hofft' ich über das Schicksal meiner Nichte und einer andern Donna Nachrichten einzuziehen.«

»Wenn Sie der Graf Ribera sind, wie heißt diese Nichte? wie die andere Donna, und wer ist sie?«

»Meine Nichte ist die Gräfin Beatrice von Piviafranca; sie ward von der Wittwe eines meiner Freunde, der Signora Centi, nach Messina begleitet.«

»Nun, mein kleiner Mann,« sagte der Oberst zu Cecco, »nun haben Sie Erlaubniß, Anmerkungen zu machen. In der Hauptsache weiß ich jetzt Bescheid. Es steht Ihnen frei, sich mit

dem Gefangenen zu besprechen, wie Sie es gut finden.«

»Nur eine einzige Anmerkung sei mir gestattet!« versetzte der Page der Marchesa Vioganni: »Die Gräfin Beatrice ward nicht nach Messina begleitet, sondern entging von Triest nach Wien. Signora Centi reisete mit ihren Helfern allein, und alle kamen beim Schiffbruch um.«

Der Graf murmelte, indem er dabei den Knaben anblickte: »Meine Nichte nach Wien? die Nichtswürdige! ohne Zweifel in Gesellschaft des lüderlichen Engländers, mit dem sie davon lief, die Landstreicherin!«

Hier fuhr der Creole, welcher die beleidigte Ehre der jungen Dame wie auf eigene Rechnung nahm, hastig empor, und rief empört mit einem Ton, der durch Heiserkeit bald erlosch, bald kreischend wurde: »Herr Graf, verzeihen Sie, es geziemt Ihnen nicht, die junge Gräfin zu lästern. Sie weiß so wenig von einem Engländer, als ich. Ich selbst war bei ihrer Entweichung aus dem Kloster gegenwärtig, nebst Andern. Ich selbst ward von der Marchesa Vioganni ihr auf der Fregatte zur Bedienung mitgegeben.«

»Halt! nicht geeifert!« sagte der Oberst lächelnd.

»Also war die Marchesa Vioganni wieder im Spiel!« murmelte der Gefangene. Dann, als wenn er in sich selbst zusammensänke, seufzte er tief und sagte leise: »Gleichviel! Es ist hin!«

»Nun, mein kleiner Prinz,« hob der Oberst an, »noch ein ehrliches Geständniß! Warum wurden Sie Ihrer schönen Gräfin treulos und folgten ihr nicht nach Wien? War das artig?«

Der Page ward sichtbar verlegen, warf einen forschenden Blick auf den Grafen und stammelte: »Signora Centi hatte Verhaftungsbefehle ausgewirkt. Der Reisewagen stand bereit. Mir war geboten, noch einen Brief der Gräfin für ihren Oheim auf die Post zu legen, ward ergriffen, und Donna Beatrice, die es sah, fuhr eiligst davon.«

»Ich erhielt keinen Brief!« sagte der Graf.

»Er blieb in den Händen der Signora Rosa,« versetzte Cecco: »und dies Weib hätte ihn wohl schwerlich ausgeliefert, wenn es auch am Leben geblieben wäre. Denn die Gräfin bat darin, ich weiß es, ihren Oheim und Vormund demüthig um Verzeihung, und bot die Hälfte ihres Vermögens dem Oheim, oder dem Kloster, wenn man ihr den übrigen Theil in Freiheit genießen lassen könnte.«

Der alte Graf erhob abermals das Haupt, sah zum Pagen seiner Schwester hinüber, senkte den Kopf nieder und seufzte schwer.

»Für einsweilen genug!« rief der Oberst: »Lesen Sie das Protokoll, Herr Sekretär.«

Es ward verlesen, dann vom Grafen unterzeichnet, eben so von Cecco und Herrn Linthi. Die Grenadiere führten den Gefangenen ab. Der Oberst reichte nun dem Schweizer einen Paß, schon vom General Reynier eigenhändig unterzeichnet; eben so Quartierzettel für beide, indem er voraus beklagte, daß sie in Monteleone schlechte Herberge finden würden.

»Darf ich fragen,« sagte Cecco, »droht dem Leben des Grafen Gefahr?«

»Der Mann«, antwortete der alte Krieger, »wurde für einen Spion gehalten. Ihr offenes Geständniß kann ihm nun das Leben retten; ausserdem wäre er ohne Zweifel heut oder morgen erschossen. Aller Wahrscheinlichkeit gemäß schickt ihn der General nebst andern Kriegsgefangenen nach Neapel. — Jetzt gehen Sie, meine Herren. Dieser Caporal wird Ihre Wohnung suchen helfen.«

Sie gingen. Doch auf der Straße kehrte der Page plötzlich mit den Worten ins Haus zurück: »Ich habe dem Offizier noch eine Frage zu thun.« Und erst nach geraumer Zeit kam er wieder zu den Wartenden, aber fröhliches Muthes, der auch dadurch nicht geschwächt ward, daß Fortunatus und er, wegen Mangels an Platz, in zwei verschiedene Häuser und in elende Gemächer einquartiert wurden, die engen Kerkern ähnlicher sahen, als menschlichen Wohnungen.

25.

Der Abschied.

Die Ereignisse und übermäßigen Anstrengungen der vergangenen Tage betteten jedoch dem einen wie dem andern unserer zwei Abenteurer in ihren dumpfen Schlafwinkeln auf Strohbündeln herrlich. Lange vor Sonnenuntergang war ihnen dort schon die Aussenwelt in der süßen Bewußtlosigkeit untergegangen, welche der Halbbruder des Todes freundlich gewährt. Und als Fortunatus am andern Tage auf die lebensreichen Gassen von Monteleone hinaustrat, war schon die Hälfte desselben beinahe verschwunden.

Noch trunken vom Schlummern und Träumen, aber mit dem Wohlgefühl neuer Lebenskraft in allen Gliedern, wanderte er, wohin ihn das Bedürfniß seines Herzens rief, zu Cecco. Mehr als er selber wollte, hing er dem wunderbaren Knaben mit einer Bruder-Innigkeit an, der auch schon die Trennung der Wohnungen schwer fiel. Die Aufklärungen, welche er durch das Verhör im Hauptquartier über die Verhältnisse des Pagen der Donna Vioganni empfangen hatte, waren geeignet, seine Achtung und Theilnahme für ihn zu erhöhen. Jeder Schatten eines Argwohns, welchen doch zuweilen Cecco's Geheimthun, oder das Zittern vor einer Rückkehr nach Messina zu erregen fähig sein konnte, war ausgelöscht. Jetzt stand die Verzweiflung des jugendlichen Gefangenen in der ersten Nacht auf der Austria, jetzt dessen Furcht und Abscheu gegen seine Hüterin, jetzt dessen mannichfaches Streben, sich mit der Marchesa Vioganni in Verbindung zu setzen, enträthselt. Der junge Mensch war, durch die muthige Treue und Selbstaufopferung, noch bewun-

dernswürdiger geworden, mit der er, für Vollziehung gefahrvoller Aufträge, in sein eigenes Unglück eingegangen war.

Es fiel Herrn Linthi unangenehm auf, als er in Cecco's Wohnung erfuhr, der von ihm Gesuchte sei schon vor mehrern Stunden ausgegangen. Es war eine Sünde gegen alle Freundschaft, daß Cecco's erster Schritt nicht zum Freunde gewesen. Fortunatus entschloß sich, seine Rückkunft bis Mittag vor der Thür des Hauses zu erwarten. Als dies vergebens gewesen, kehrte er nach der eigenen Wohnung heim; aber da hatte kein Creole Nachfrage gethan. Er durchlief mehrere Speisehäuser; er ließ sich umsonst in einigen auftischen, um ihn gemächlicher zu erwarten. Er kam nicht. Den ganzen Nachmittag trieb sich der Suchende umher, durch alle Gassen der Stadt, durch alle Kirchen, durch alle drei Heerlager ausser derselben, und überall begegnete er fremden Gesichtern. Mit Sonnenuntergang stiegen Ungeduld und Besorgniß um den verschwundenen Knaben auf's Höchste. Er eilte in der Dämmerung zu seinem Quartier zurück, und empfing hier endlich wenigstens den beruhigenden Trost, daß der Creole ihn ebenfalls gesucht, ihn lange erwartet, und sich mit der Verheißung fortbegeben habe, zurückkommen zu wollen.

Fortunatus harrte seiner auf der Straße, gefoltert von Sehnsucht, langer Weile und Neugier über den Grund des ungewöhnlichen Ausbleibens. Es ward dunkel, die Gassen wurden menschenleer, Cecco kam nicht. Fortunatus, als die finstere Nacht einbrach, begab sich in sein Kämmerlein mit dem Schmerz getäuschter Hoffnungen. Doch ließ er ein irdenes Lämpchen brennen. Er streckte sich auf sein Strohlager, um auch da noch des Vermißten zu harren.

Lämpchen und Hoffnung waren eben am Erlöschen. Da liessen sich einige Stimmen draussen, dann leises Pochen hören. Die Thür ging auf. Fortunatus richtete sich mit halbem Leibe empor in freudigem Schreck. Der Page trat herein, anfangs schüchtern, dann fröhlich. Er eilte zum Lager des Freundes, kniete zu demselben auf den Boden, und drückte mit beiden Händen dessen ihm entgegengestreckte Rechte.

„Warum, Cecchino, hast Du mir das gethan?“ sagte Fortunatus mit unzufriedenem, doch weichem Ton: „Wie konntest Du mich, du Leichtsinniger, einen ganzen Tag vergessen?“

— Vergessen! Signor Fortunato, ich vergessen! den Retter meines Lebens, ich, auch nur ein Viertelstündchen ihn aus Gedächtniß und Herzen verlieren! Nein, mein edler Freund, zürnen Sie mir armen Knaben nicht.

„Wenn du wüßtest, Cecchino . . .“

— O theurer Fortunato, wenn Sie wüßten, welchen unruhigen, elenden und glücklichen Tag ich gelebt habe! Nun bald, o bald nun steht Ihr Cecco am Ziel! O bald, nun bald ist Alles vollbracht, Alles überwunden! Dann, o dann, Fortunato, . . . ach, es sprengt mir die Brust . . . mich wollen meine eigenen Gedanken tödten.

„Du warst, scheint es, heute vergnügter als ich.“

— Es mag sein! Ja, ich war vergnügt. Alle meine Wünsche und Entwürfe gelangen! Und ich glaube beinahe, der Reiz dieser längst ungewohnten Freude konnte nur eben noch durch Schmerz, durch Sehnsucht nach Ihnen geschärft werden. Sie sollen nun Alles erfahren. Aber, Lieber, zürnen Sie mir nicht mehr. Gelt, Sie zürnen Ihrem Cecchino nicht?

„Quält Dich doch also das böse Gewissen noch? Nein, ich bin Dir nicht so theuer, als Du mir bist. Konntest Du Dich einen ganzen Tag überwinden; ich kann es nicht. Und warum mußt' ich gestern erst, in Gegenwart fremder Zeugen, anhören, was Du mir, wie sehr ich auch bat, seit wir uns kannten, verschwiegst? War dies Freundschaft? War's auch nur einfache Billigkeit? — Cecchino, eine Sommernacht ist zu kurz für die Reihe Vorwürfe, die Du Dir verdientest.“

— Fahren Sie fort, ich höre diese Vorwürfe so gern, die meiner Eitelkeit schmeicheln. Und dennoch sage ich Ihnen, ich bin unschuldig.

„Und nun gesteh', liebes Kind, wo schwärmtest Du den langen Tag ohne mich umher?“

— Früh war ich im Hauptquartier, dann einige Stunden im Gefängniß des Grafen Ribera, dann zu Tische beim General Reynier. Darauf mußt' ich noch einmal in Ribera's Gefängniß, von da noch einmal ins Hauptquartier, um den Oberbefehlshaber zu erwarten, welcher erst spät Nachts gekommen ist. Von da hieher zu meinem lieben, unversöhnlichen Schweizer. Dies war mein Tagwerk.

„Wozu aber ein Tagwerk solcher Art?“

— Einem unglücklichen Manne das Leben zu erhalten, der dem Tode geweiht ist. Was bietet der Mensch nicht um ein Dasein, welches jedem Andern unerträgliche Last wäre! Ich aber mußte Alles daran setzen und wagen, damit Graf Ribera nicht erschossen werde. Nun, ich habe Reyniers Wort, er empfängt neue Frist. Ein französischer Offizier, der morgen als Parlamentär nach Mileto zum Prinzen von Hessen-Philippsthal geht, wird von mir dahin begleitet. Ich trage ein Schreiben des Generals und des Grafen Ribera. Die günstige Antwort des Prinzen, welche unfehlbar erfolgt, wird das Uebrige thun.

„Du bist ein kecker Bursch, ein Waghals! Darf ich mit Dir?“

— Leise klopft' ich beim General um die Erlaubniß an. Aber er gab mir ein trockenes Nein. Von seiner Güte, mit der er mir Reisegeld anbot, machte ich keinen Gebrauch. Ich will bei niemandem verschuldet stehen, als bei meinem Freund. Und ich habe keinen Grano in der Tasche.

„Du lockerer Gesell, keinen Grano mehr?“ sagte Fortunatus, und zog sogleich seinen geheimen Schatz hervor. Indem er dem Creolen so

viel spendete, als derselbe verlangte, ließ er es nicht an einigen nützlichen Wirthschafts- und Haushaltungsregeln fehlen.

— Sorgen Sie jetzt nicht länger, mein edler Wohlthäter. In wenigen Tagen oder Wochen sind wir beide reicher, denn heute. Ich stehe nah am Ziel. Ein Wunder der göttlichen Vorsehung führte mich hinzu. Ich gehe morgen, sobald der Parlamentär die Antwort des Prinzen in Händen haben wird, von Mileto nach Sciglio. Die Marchesana Vioganni erwartet meine Ankunft. Und dort, theurer Freund, erwart' ich auch die Ihrige. Meinen Aufenthalt erfahren Sie vom Befehlshaber des Schlosses. Ich beschwöre Sie, kommen Sie bald. Nur zwei kleine Tagreisen sind es dahin.

„Du durch die Mörderrotten Siciliens nach Sciglio, und allein?"

— Im Schutze des Prinzen von Hessen reise ich gefahrlos. Sie aber müssen leider verzögern, bis zwischen beiden Heeren die Schlacht entschieden hat, wer des Landes Meister sei. Sie bleibt nicht lange aus, in wenigen Tagen ist's geschehen. Gott nehme Sie in seinen Schutz. Meiden Sie, o Fortunato, meiden Sie jede Möglichkeit, Ihr theures Leben in eine Gefahr zu stellen. Ihr Unglück bringt mir den Tod. Ich athme nur durch Sie! —

Fortunato war von der Botschaft, die ihm Cecco wegen der Reise nach Mileto und Sciglio brachte, erschreckt und verstimmt. Es war ihm nicht ganz unbekannt, daß den Pagen die wichtigsten Beweggründe und Pflichten sowohl in das sicilianische Hauptquartier, als zu seiner messinischen Herrin trieben. Und dennoch stand er mehr denn einmal im Begriff, ihn zurückzuhalten. Es kostete ihm Kampf mit sich selber, seine eigenen Wünsche zu besiegen, seine Besorgnisse zu übermannen.

Lange wechselten sie, indem sie auf dem Strohlager, von einem ihrer Arme gestützt, beim falben Lampenschein plaudernd dalagen, Bitten, Versprechungen, Warnungen, Gelübde, Befürchtungen und Tröstungen. Endlich schlug die Stunde der Mitternacht. Cecco seufzte: „Ich muß früh davon. Leben Sie wohl. Ich lebe nur für Sie. Wir müssen scheiden." Er sprach es mit einer Stimme, die der Schmerz brach, das Auge von Thränen erfüllt. Er wollte sich erheben.

Fortunato zog den geliebten Knaben an sein Herz, schloß ihn in seine Arme, lispelte mit zitterndem Tone, aus gepreßter Brust ein „Fahre wohl!" und drückte seinen Mund auf den Mund des Weinenden. Dieser, anfangs sanft entgegenstrebend, erwiederte leise den Scheidekuß des Freundes; dann aber flocht er plötzlich beide Arme mit Heftigkeit um den Nacken des jungen Mannes, und hing an den Lippen desselben mit brennenden Lippen.

„O Fortunato! Fortunato!" rief der Knabe: „dürft' ich meinen Dolch zucken; dürft' ich so sterben an Deiner Brust! Aus dem Himmel in den Himmel! Verbrenne mich mit Deinem Flammenodem! Aber quäle mich nicht lange! Ich sehne mich nach ewiger Vernichtung in Dir."

— Warum trägst Du, Cecchino, diesen heimlichen Panzer? — fragte Fortunato, der seinen Arm um Cecco's Leib gelegt hatte, und Widerstand, von einem verborgenen Harnisch, fühlte.

„Frage nicht, es ist für Dich, theurer Fortunato. Ich war zum tückischen Ribera in den Kerker. Frage nicht weiter. Alles für Dich! Ich fürchte, eine Welt, ohne Dich, zu verlassen. Meinst Du nicht, es wäre höchste Himmelshuld, wenn wir unsere beiden Seelen zugleich in einem und demselben Kusse aushauchen könnten?"

— O Wunderwesen, wie liebenswürdig Du bist! Warum doch muß ich von Dir im Augenblick unserer Trennung erst Deine Liebe und Dein Du hören? — sagte Fortunatus.

„Trennung? Seele meines Lebens, kann sich mein Leben von sich selber scheiden?" rief Cecco, ihn mit einem Blick der Entzückung anlächelnd: „meine Gedanken und Seufzer werden ja immerdar Deine täglichen Wege, Deine Schritte, Dein nächtliches Lager umschwärmen. Mit jedem Athemzug sollst Du den Hauch meines Mundes eintrinken; in jedem Lüftchen meine Küsse auf Deinen Lippen fühlen. Ich kann Dich nicht verlassen, obgleich mein Leib von Dir scheiden muß."

— Wenn ich aber nach Sciglio kommen werde, Cecchino, und Donna Vioganni Dich nicht fahren läßt? — Cecchino, nie hatt' ich einen Bruder. Dich hat aber Gott mir geschenkt. Nun kenn' ich die allgewaltige Naturmacht der Zwillingsliebe, in welcher eine Seele in zwei Leibern leben und sterben muß. Wirst Du auch die Paläste Messina's, sag' es mir, vergessen können und Soldatenbrod mit mir theilen mögen? O Cecchino, ich möchte Dich mit meinem Herzblut nähren. Kannst Du Messina vergessen?

„Geh, frage den freien Adler am Himmel, ob er zum verlassenen Eisenkäfig zurückkehren wolle? Frage den Fisch, welchen die Ebbe am Gestade zurückgelassen, wenn ihn die weiche Welle der Fluth wieder in ihren Schoos nimmt, warum er nicht die grüne Wiese des Ufers vorziehe? Ich habe ja aufgehört, Ich zu sein, seit ich Dich sah. Frage Dich selber; meine Antworten, meine Wünsche wohnen in Dir. Ich habe nichts Eigenes mehr. Sagst Du mir je: Du habest aufgehört, mich zu lieben, so hab' ich aufgehört, zu leben in Dir und überall. O, der natürliche Menschentod auf Siechbett, Schlachtfeld oder Schaffot ist süß gegen bittern Herzenstod. Nicht so, Du meine Seele, Du bleibst mir ewig die Seele? O schwör' es mir zu; nein, Fortunato, schwör' es Gott zu; nein, schwör' es bei Dir! — Du bist ja mein Gott!" Die letzten Worte flossen nur noch leise gehaucht, kaum vernehmbar zu Fortunatus Ohr. Cecco's Haupt sank mit geschlossenen Augen auf die Schulter seines Freun-

des. Dieser preßte den bewegten Knaben mit Wildheit und Zärtlichkeit an seine Brust und legte seine Wange auf die glühende Wange desselben, indem er lispelte: „Scheide nicht von mir, mein Cecchino, scheide nicht! Kannst Du mich lieben und mich doch tödten wollen?“

Cecco schien nach einiger Zeit aus einem Zustand halber Bewußtlosigkeit zu genesen. Er riß sich los, verbarg sein Antlitz auf dem Lager und weinte bitterlich. Fortunatus verschwendete Fragen, Bitten und Tröstungen vergebens, bis ein heftiges Schluchzen in stilles Weinen überging. Dann richtete sich der Page auf, umschloß noch einmal krampfhaft mit beiden Armen den Hals des Freundes; drückte ihm den Scheidekuß auf und rief: „Gute Nacht! gute Nacht! Es ist um meinen armen Verstand gethan. Gute Nacht, schöner Mörder! Laß mich, denn ich bin wahnsinnig.“

Schnell vom Lager aufgesprungen, war der Page zugleich aus dem Gemach verschwunden. Der Zug der Luft löschte das letzte Leben des glimmenden Lampendochtes.

Fortunatus blieb in einem nieerfahrenen Zustande zurück. Finsterniß und Oede inner und ausser ihm; Gefühl des Untergangs und Niedersinkens in den endlosen Abgrund einer weltlosen Nacht. Seine Nerven schienen sich in sich selbst zusammen zu winden, wie im allgemeinen Schwindeln der Sinne, während das Blut fieberisch durch die Adern stürzte. Nur ein einziges, immer und in tausend verschiedenen Gestalten wiederkommendes Bild erfüllte ihn; und nur ein einziger Name war die ganze Summe seiner Gedanken. Es war bei ihm ein Schlummern im Wachen, ein Wachen im Schlummer, bis alles Bewußtsein endlich in einem schweren, todtenhaften Schlaf erlosch.

26.

Das Treffen bei Mileto.

Durch das schmale Tagloch der Mauer, welches seiner Zelle, statt Fensters, diente, fiel der blendende Stahl der Mittagssonne, als er sich seiner Betäubung entrang. Der nächtliche Abschied des Lieblings, jene zu einer Art Wahnsinn gesteigerte Zärtlichkeit und Betrübniß, stand traumartig dunkel in ihm. In dumpfer Abspannung, in gefühlloser Ruhe ging er durch die Gassen von Monteleone zur Wohnung Cecchino's, und hörte mit einer Art Gleichgültigkeit, daß der Creole bei Tagesanbruch abgereist sei. Er schlenderte nur träumerisch, wie ein Suchender, den ganzen Tag umher, ohne zu suchen; im reinsten Müßiggang, ohne Langeweile. Dachte er an das Scheiden des Knaben, an die Bewegungen des eigenen Gemüths bei der Trennung, Bewegungen, wie er sie nie vorher gekannt: ward ihm, als sei er ein Trunkener gewesen.

Wie jener unnatürliche Rausch in ihm geworden, und was er in demselben gesprochen, darüber wüßt' er sich durchaus keine Rechenschaft. Soviel aber noch von seinen Worten, soviel von Cecchino's Reden dem Gedächtniß verblieben war, glich Alles dem verworrenen Geschwätz der Raserei. Er empfand über jene unmännliche Schwärmerei Unwillen, ohne dabei eigentlich eine Schuld zu erkennen. In dieser Entzweiung mit sich würde er, bei geringerer Geistesbildung, vielleicht Alles einer Verzauberung zugeschrieben haben. Lange auch dachte er das Räthsel mit dem Glauben der Alten an geheime Naturgewalten, an Antipathie und Sympathie, zu lösen. Jene schien ihm den besten Schlüssel zu Sir Downs unüberwindlichem Widerwillen gegen ihn zu geben; diese ihm die wunderbare zegenseitige Anziehung zwischen Cecco und sich, seit dem ersten Abend auf der Austria, zu erklären. Er war aber zu schlichter Vernunft- oder Verstandesmensch, um sich lange mit einer poetischen Wahlverwandtschaft der Seelen zu begnügen, und mit einem Unerklärlichen das Andere zu erklären. Sir Down hatte ihm selber den Grund seiner Antipathie hell genug angegeben. Und jene wunderhafte Sympathie mochte zuletzt ihre Quelle in der Lebensanregung finden, welche das stürmische Feuer des Creolen, dessen Schicksal, dessen Jugendlichkeit, dessen zuweilen an Weiblichkeit grenzende Anmuth, dazu die weiche Gewalt der Gewohnheit im langen, fast ausschließlichen Umgang, verursacht haben.

„Und zudem kömmt,“ dachte unser Stoiker bei sich, den es befremdete, so plötzlich aus dem Sattel eigenthümlicher Besonnenheit, oder natürlichen Phlegma's geworfen zu sein, „du bist ein schwächerer Geist, als du zu sein wähntest. Sei strenger auf deiner Hut!“

Ein Tag verging in diesem Sinnen und Träumen, in diesem Zürnen und Aussöhnen seiner selbst. Er fühlte sich vom Wandern ermüdet, und wußte nicht, wo er gewesen, als ihn die finstere Nacht zurück zu seiner Herberge trieb. Er vernahm, ein Stabsoffizier habe ihm zweimal nachgefragt; ein Calabrese, an dessen Beschreibung er augenblicklich den Cavaliere Pasquale erkannte, sei bis in die Dunkelheit, seiner harrend, vor dem Hause gestanden. Beides ließ ihn gleichgültig.

Das dumpfe Wirbeln der Trommeln weckte ihn schon vor Tagesanbruch. Im Hause herrschte Lärmen und Geschrei der Gehenden und Kommenden. Es schienen diese Bewegungen durch ein ausserordentliches Ereigniß bewirkt zu sein. Er eilte hinaus, und erfuhr von seinen Wirthen, daß die Franzosen plötzlich Monteleone verliessen und die Stadt vielleicht auf immer räumen würden. Nach einigem Schwanken in sich selber, dünkte ihn zuletzt gerathener, dem abziehenden Heere zu folgen, als die herandringenden Horden der sicilianischen Räuber, und sein Loos aus der Hand dieser Barbaren zu erwarten. Er begab sich in seine Zelle zurück, packte den Habersack, und vergalt beim Abschiede den Eigenthümern des Hauses,

mit einigen Geldstücken, was sie ihm Liebes gethan.

Der Morgen dämmerte. Die Stadt war öde. Man wies ihm die Richtung, welche die Truppen genommen. Er wanderte durch einen Theil des verlassenen Lagers, in welchem noch wenige Mannschaft zurückgeblieben war, und was er zu vermuthen anfing, bestätigte ihm die Antwort einer Schildwacht: „Gehen Sie, es wird der Mühe lohnen, zu sehen, wie wir den Prinzen von Hessen und seine Briganten zum Land hinauspeitschen.“

Einem Treffen beizuwohnen, hatte der Schweizer sich eigentlich nicht gerüstet; aber, einmal auf den Beinen, setzte er den Weg fort. Dieser ging nach einiger Zeit bergauf, steil am Felsen, wo er die dem Heere folgenden Lastthiere fand. Auf der Höhe breitete sich eine weite fruchtbare Ebene bis zu den Bergen auseinander, ohne Anbau, nur von Olivenwäldern beschattet. Der Zug der Krieger, ihrer mehr denn zwölftausend, ungezählt die Schwärme freiwilliger Calabresen in französischem Solde, bewegte sich langsam durch den tiefen Sand der Fläche. Im Morgenlicht der Sonne blitzten aus weiter Ferne die Waffen der dunkeln Schlachthaufen herüber.

Nach zweistündigem ununterbrochenem Fortrücken hörte man den ersten Donner der Kanonen; bald das zeitweise Rauschen des kleinen Gewehrfeuers. Dem General Reynier entgegen entfalteten sich die Schlachtreihen des tapfern Prinzen von Hessen-Philippsthal. In schwarzen Haufen quollen die Sicilianer und Briganten aus allen Wäldern hervor gegen die französischen Kampfreihen. Bald ward das Gedonner der Feuerschlünde, die gegenseitig Tod und Flammen spien, allgemein; Gebirg und Wald murmelten den Mordgesang der ehernen Rachen nach. Dazwischen rollte verworrener Trommelschlag; schmetterte gebieterischer Ruf der Trompeten. Bald deuteten nur noch aufwirbelnde Rauchsäulen und blaugraue Züge des Pulverdampfes, Stellung und Bewegung der Schaaren, die nur von Zeit zu Zeit theilweis darin sichtbar hervortraten. Dann aber, als ergösse sich aus dem Schoos des dichtesten Schlachtnebels ein Waldstrom, finster und reissend, über die Felder: so fuhr gegen die Massen calabresischer und sicilianischer Bauern Geschwader um Geschwader französischer Reiterei. Jene Massen zerstoben. Weit über die Wiesen gegen das Gebirg irrten, kämpften, flüchteten, widerstanden Tausende vereinzelt. Sie verloren sich in Bergen und Wäldern, eh' eine Viertelstunde vergangen war.

Inmitten dieses Schauspiels, welches Fortunatus von dem Gipfel eines hochbepackten Karrens herab beobachtete, rief ihn eine wohlbekannte Stimme an. Es war der Signor Cavaliere Pasquale, welcher, von Staub und Schweiß bedeckt, des Wegs von Monteleone kam und mit gewöhnlicher Wichtigkeit und beweglichem Geberdenspiel winkte, niederzusteigen.

„Gut, Signor, daß ich Sie finde. Gestern und heut hab' ich mir den Athem ausgelaufen. Wo in aller Welt waren Sie? Schon hielt ich Sie verloren; und doch hab' ich dem Stabsoffizier Ehre und Leben verpfändet, seine Bestellung auszurichten. Ihre Monteleoner Wirthsleute sind brave Calabresen, die schickten mich auf die Spur.“

— Welche Aufträge können Sie für mich haben? Und wer ist der Offizier, der sie Ihnen anvertraut, Signor Cavaliere?

„Gehen wir ein wenig auf die Seite. Fort, fort, noch weiter! Ohren sind die allergefährlichsten Gliedmaßen des Menschen. Aber, unter uns, was denken Sie zu dem Teufelsstreich, den ich jetzt dem Prinzen von Hessen-Philippsthal spiele?“

— Wie so? Er war ja nie zu Monteleone gefangen.

„Still doch! Merken Sie wohl. Die verdammten Zigeuner handelten behender, als ich. Die hatten meine Befehle vollstreckt, eh' ich nach Monteleone kam. Kurz, er ist entwischt. Merken Sie wohl, wider meinen Willen ist er davongegangen; ohne Abrede mit mir. Er soll's bereuen! — Jetzt hab' ich alle Anstalten getroffen: Reynier muß ihn in die Flucht schlagen. Den Cancellieri mit den besten Truppen hab' ich von ihm getrennt und in die Bai von St. Eufemia geschickt. Er muß vertilgt werden. Aber, Geduld, Reynier soll sich an seinem Siege verbluten. Dann machen wir mit den Franzosen den Kehraus.“

Der Capo Ruota rieb sich dabei fröhlich die dürren Hände, indem er argwöhnisch links und rechts und hinter sich schielte.

„Und Ihre Bestellung an mich?“ fragte Herr Linthi, als er bemerkte, der Cavaliere sitze wieder auf seinem politischen Steckenpferde.

„Geduld!“ rief der Capo Ruota: „Sie wissen nichts, gar nichts. Wir haben hier noch einen gefangenen Vogel, einen Geier, einen Vogel Greif. Dem spreng' ich den Kerker. Den Grafen Ribera und den Cancellieri lass' ich in wenigen Tagen wie wüthende Hunde über die Franzmänner herfallen; die Abruzzen, beide Calabrien warten auf meinen Wink. Mir siehts keine Seele an, wer ich bin.“

— Aber Graf Ribera ist zu Monteleone in Ketten.

Der Capo Ruota drehte sich ab, um sein Lachen zu verbergen. Eben so schnell wandte er sich wieder ganz ernsthaft, kniff die kleinen Augen zu, streckte den Kopf vor und sagte leise: „Spinnweben, nicht Ketten! Das ist ja mein Vogel Greif. Adio! jetzt ist's Zeit. Ich muß zu ihm. Er muß 20,000 Mann von allen Seiten zusammenbringen, eh' Reynier ganz Meister ist.“

„Aber vergessen Sie die Bestellung des Offiziers nicht.“

„Richtig, Signor Fortunato! Wort muß man halten. Als er Sie suchte und mich auf Sie wartend fand, gab er mir den Brief des Generals Reynier an Sie. Doch, wohl zu merken, trauen

Sie ihm nicht; trauen Sie keinem Franzosen. Ich, sobald Sie wollen, ich führe Sie nach Messina. Nur Zuversicht! Es siehts mir keine Seele an, wer ich eigentlich bin? — Es ist auch nicht nöthig, wohlgemerkt, gar nicht nöthig, daß es Jeder wisse. — Also, hier ist der Brief. Nehmen Sie. Sagen Sie mir, was er enthält?«

Herr Linthi riß das Blatt auseinander, und sah Cecco's Unterschrift. Er sagte es dem Capo Ruota. Dieser nickte mit dem Kopfe, und versicherte, das sei ihm nicht unbekannt gewesen; er habe nur Fortunato's Wahrheitsliebe auf die Probe stellen wollen. »Ich selbst«, fuhr er fort, »schickte den Edelknaben der Signora Marchesana gestern nach Sicilien zurück. Dem Burschen fehlts nicht an Kopf. Ich brauch' ihn zu meinen Entwürfen, ohne daß er's vermuthet. Adio! Heut verreisen Sie nicht. Ich erwarte Sie in Monteleone.«

Mit diesen Worten entfernte sich der gutmüthige Thor, und, harmlos in den Saiten seiner Guitarre rauschend, wanderte er rüstig zur Stadt zurück.

Fortunatus lagerte sich unterdessen in den Schatten einer alten Steineiche und las das Schreiben seines jungen Freundes mit einer Andacht, die ihn für den Donner der Schlacht taub machte, welcher noch fort und fort sein Ohr umrauschte. Der Brief war von Mileto, vom 27. Mai, also vom vergangenen Tage, gegeben, und folgenden Inhalts:

»Der französische Parlamentär kehrt in einer Stunde mit einer Antwort des Prinzen nach Monteleone zurück, die allen meinen Erwartungen entspricht. Ribera ist dem schmachvollsten Tode entrissen. Ich bete schaudernd und demüthig die ewige Vorsehung an, deren unbegreiflicher Rathschluß eben mich und keinen Andern zu ihrem Werkzeug machte.

»Der Adjutant des Generals Reynier will die Güte haben, Ihnen diese Zeilen mitzunehmen. Ich reise nach Seminara ab. Tragen Sie keinen Kummer für mich; ich stehe unter dem unmittelbaren Schutz des vortrefflichen Prinzen, der mich durch eine Schutzwacht bis Sciglio führen läßt.

»Leben Sie wohl. Wachen Sie über Ihr Leben in diesen schrecklichen Tagen; es ist ja das meinige. O, mein edler Freund, ich verzweifle, Sie je wieder zu sehen. Ich soll, ich kann nicht glücklich werden. Ich war's nicht einmal in Ihrer Nähe, in meinem Himmel; und jetzt — das Weltall ist eine kalte Leiche geworden. Kommen Sie bald, o bald nach Sciglio. Ich erwarte Sie zitternd, als meinen Richter; mit bangem Gewissen erwart' ich Sie. Ich habe — —

»Fragen Sie den General Reynier, den Grafen Ribera, beide können Ihnen Alles sagen. Sie wurden hintergangen. Wenn Sie dann, auch dann noch nach Sciglio kommen, betracht' ich Ihre Erscheinung als meine Begnadigung. O Fortunato, ich habe zuviel gesagt. Es ist geschehen. In jedem Fall forschen Sie in Sciglio, oder Messina, der Marchesa Vioganni nach, daß sie meine Schuld bei Ihnen zahle.

»Lebe wohl, mein Retter, mein Verderber! Du mein süßer Todesengel, gute Nacht!

Cecco.«

Der Brief, anfangs zierlich geschrieben, zuletzt flüchtig gekritzelt, und durch mehrere ausgestrichene Stellen beinah unleserlich, verrieth, daß er in aller Ruhe begonnen, und in heftigen Gemüthsbewegungen beendet war. Der junge Schweizer las ihn wiederholt, um einen Sinn herauszufinden; aber der Inhalt wurde ihm jedes Mal noch unverständlicher. Er hatte vollkommene Ursache, zu argwohnen, daß irgend ein schreckliches Geheimniß auf dem Leben des Creolen laste; es hatte sogar den Anschein, daß der Knabe sich gegen den eignen Lebensretter einer Verrätherei bewußt sei, die er bereue. Und eben dies fand Fortunatus unbegreiflich. Seine Neugier war auf's höchste gespannt. Befriedigt mußte sie werden, eh' er nach Sciglio ging. Der französische Obergeneral, der, nach Cecco's Aeusserungen, um Alles wußte, befand sich eben auf dem Schlachtfelde. Doch in diesen Augenblicken durfte er sich ihm nicht nähern. Er beschloß daher, den Ausgang des Treffens und die Rückkehr des Feldherrn ruhig abzuwarten.

Aber das Treffen war schon jetzt entschieden; das Rottenfeuer der Schlachthaufen beinah ganz verstummt. Der Donner des schweren Geschützes entfernte sich. Alle Truppen zeigten sich in lebhafter Bewegung vorwärts nach Mileto zu. Selbst das Gepäck empfing Befehl, nachzurücken. Es folgte dem Heere der Sieger.

Doch seine Bemühungen, einen vielleicht gelegenen Augenblick zu finden, in welchem er sich dem Oberbefehlshaber zeigen konnte, blieben den ganzen Tag vereitelt. Er erfuhr erst spät, daß Reynier weit über Mileto hinaus im Verfolgen des Feindes begriffen war. Darum schloß er sich Abends einem Bataillon an, welches vom Schlachtfeld nach Monteleone zurückkehrte. Das Gespräch und die Siegesfreude dieser Krieger, deren von Pulver geschwärzte Gesichter bewiesen, daß sie zunächst im Feuer gestanden, verkürzten die Langeweile des Heimweges. Jeder von ihnen schwor, daß kein lebendiges Gebein der Briganten über das Meer entkommen könne. Sie liessen dabei der Tapferkeit und Klugheit des Prinzen von Hessen Gerechtigkeit widerfahren und gedachten seiner heldenmüthigen Vertheidigung der Veste Gaeta. Allgemein aber wurde von den Soldaten betheuert, sie hätten mit eignen Augen gesehen, wie der Prinz, auf der Flucht nach Mileto Einer der Letzten, durch einen Chasseur, nahe vor der Stadt, gefangen genommen worden sei; wie er diesen getäuscht, und ihm, statt der Börse, unversehens einen Pistolenschuß durch beide Backen gegeben habe, dann davon gesprengt und glücklich entkommen wäre.

Der unzweifelhafte Sieg der Franzosen erfrischte Fortunato's Hoffnungen, um so eher Sciglio und den Pagen erblicken zu können. Rey-

nier hatte Wort gehalten und ihm offenen Weg dahin gebahnt. Nur die eingebrochene Nacht verhinderte den jungen Mann, dessen Neugier in Flammen stand, sich nach dem Grafen Ribera zu erkundigen und Cecco's Geheimniß zu erfahren.

27.

Vereitelte Hoffnung.

Er hatte die Nacht in der alten Behausung zugebracht, wo er freundlicher, denn das erste Mal, aufgenommen worden war. Den ersten Gang that er Morgens zum Kommandanten des Platzes, um dessen Erlaubniß zu einer Unterredung mit dem gefangenen Grafen zu bewirken.

Kaum hatte er dem Kriegsbefehlshaber sein Begehren vorgebracht, so erwiederte dieser dasselbe mit einer langen Reihe von Fragen über Namen, Stand, Alter, Wohnung zu Monteleone, Bekanntschaften in der Stadt, Beschäftigung und Reisepaß des Schweizers, ferner über dessen Verbindung mit dem Grafen, wo und wie er ihn kennen gelernt, wann er ihn das letzte Mal gesehen, warum er denselben sprechen wolle und dergleichen mehr. Nachdem Fortunatus die amtliche Wißbegier des Kriegsmannes in allen Stükken befriedigt zu haben glaubte, sagte dieser zu nicht geringer Bestürzung des Schweizers: „Einstweilen sind Sie mein Gefangener. Ihren Paß und Ihre Brieftasche werd' ich Ihnen aufbewahren, so wie Ihr Geld, das Sie mir auszuliefern haben. Sobald die wichtigsten Geschäfte abgethan sind, werd' ich Sie wieder zu mir rufen lassen.“

Umsonst verwahrte Fortunatus seine Rechte gegen diese unverdiente Behandlung; umsonst verlangte er, den Grund seiner Verhaftung zu vernehmen. Der Commandant gab auf Alles den kurzen Bescheid: „Sie haben zu gehorchen. Sobald mir's die Zeit erlaubt, erfahren Sie mehr.“ Es erschien ein Kaporal mit zwei Gemeinen, die, mit einem versiegelten Befehl des Kommandanten versehen, den Frager in ihre Mitte nahmen und wegführten. Er ward in ein altes Kloster gebracht, hier einem Gefangenwärter übergeben, und in eine Zelle gesperrt, deren Taglöcher mit Eisenstäben wohl vergittert waren.

Im Bewußtsein der Unschuld ließ er sich jedoch den unerwarteten Verlust seiner Freiheit wenig anfechten. Er überdachte die ganze Kette seiner seltsamen Schicksale, die er seit der Abreise von Triest gehabt, und in welchem zuletzt immer der Creole die Hauptrolle gespielt hatte. Er durchlas den Brief desselben mehrere Male, den er zum Glück in einer Seitentasche behalten, und war nicht ungeneigt, aus gewissen Ausdrücken desselben zu schliessen, daß diese Gefangenschaft vielleicht ein Machwerk von Umtrieben sein möge, denen sich der verschmitzte Knabe mit einer gewissen Vorliebe hingegeben zu haben schien. Darauf schienen die unverständlichen Redensarten des Schreibens: „Ich betrachte Ihre Erscheinung als meine Begnadigung,“ hinzudeuten.

Wie dem auch sein mochte, er behielt die gewohnte Gemüthsruhe unerschüttert bei; verzehrte mit Behaglichkeit das kärgliche Mittagsmahl, sah Nachmittags durch sein Gitter 2000 bis 3000 Mann sizilianischer Linientruppen entwaffnet vorüberführen, die bei Mileto kriegsgefangen worden, und erwartete geduldig für sich den Ausgang der Dinge.

Erst gegen Abend ward er mit gleicher Vorsicht aus dem Ort der Verwahrung abgeholt, wie er dahin gebracht worden war. Angekommen beim Commandanten, ward er von demselben zwar etwas gefälliger empfangen, aber nicht minder strenge über die Ursache befragt, warum er eine Unterredung mit dem Grafen begehrt habe, den er nur einmal gesehn, nie gesprochen und zwischen dem und ihm nie die leiseste Verbindung bestanden hätte? Fortunatus lösete auch diesen Zweifel mit dem offenen Bekenntniß seiner erregten Neugier und mit der Erklärung, er würde, wäre der Oberfeldherr in Monteleone gewesen, nie das Verbrechen begangen haben, dem sizilianischen Baron nachzufragen. Als Beweis der Aussage legte er Cecco's Schreiben vor.

Der dunkle Inhalt desselben reizte nun selbst die Neugier des Commandanten zu mancherlei Fragen, doch brach er endlich kurz ab, und verkündigte dem Schweizer seine Freilassung. „Ich habe einen Stabsoffizier gesprochen,“ setzte er hinzu, „der die Wahrheit dessen bestätigte, was Sie mir am Morgen über ein Verhör des Grafen Ribera erzählten. Es thut mir leid, daß Sie diesen Brief hier nicht früher vorwiesen; er spricht in vollem Einklang mit dem Geschehenen. Ihre Erkundigung nach dem Grafen, Ihr Verlangen nach einer Unterredung mit dem ehrlosen Schuft mußte Verdacht auf Sie werfen. Hier, mein Herr, Ihr Geld und Ihre Papiere.“

„Fielen also“, rief Fortunatus, „die Nachrichten, welche der Obergeneral durch seinen Parlamentär vom Prinzen Hessen-Philippsthal empfing, nicht befriedigend aus?“

„Nur zu sehr!“ rief der Kriegsmann, indem er dazu einen derben Fluch ausstieß: „Der General schenkte dem Grafen Vertrauen; ließ ihn aus dem Verhaft; wies ihm als bloßem Kriegsgefangenen anständiges Quartier an, Alles, nachdem er ihm das Ehrenwort abgenommen, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, und als Kriegsgefangener jedem Befehl zu folgen. Sieh da, schon in der Nacht darauf lief der Schurke treulos davon, und nun erfahren wir von andern Gefangenen, dieser Bösewicht Ribera sei Oberhaupt und Anführer der grausamsten und wildesten Briganten-Bande aus Sizilien. Ohne Zweifel hatte der Mensch in Monteleone Anhänger, die ihm zur Flucht halfen. Man muß den verdammten Calabresen nicht weiter trauen, als die Spitze des Bajonets reicht.“

„Er konnte wohl aber auch ohne Hilfe leicht entwischen, da er unbewacht war,“ bemerkte Herr Linthi.

„Nein, nein!“ erwiederte der Offizier: „da ist so ein verlumpter calabresischer Bauer, den man überall kennt und überall mit seiner Guitarre sieht; ein Narr oder Halbnarr, wie er sich stellt. Ribera befand sich kaum ausser dem Gefängniß, so war jener Verrückte bei der Hand und im Quartier des Grafen. Der Schelm ist mir längst verdächtig. Ertappen wir ihn, so hat er die Kugel vor den Kopf, und ich wette, die Blei-Kur heilt seine Narrheit für immer.“

Herr Linthi wußte wohl, daß hier von keinem Andern als dem würdigen Cavaliere Pasquale die Rede sei, und erinnerte sich des Vorsatzes, mit welchem derselbe gestern vom Schlachtfeld gegangen. Er hielt es aber für unzeitig, sich der Bekanntschaft dieses geheimnißvollen Lenkers aller Staatsbegebenheiten zu rühmen. Er beurlaubte sich von dem Commandanten, sobald ihm dieser gesagt hatte, daß er auf Rückkehr des Generals Reynier in den nächsten Tagen hoffen würde, der in voller Arbeit sei, die Trümmer des auseinander gesprengten sizilianischen Heeres zu vernichten. Gesammtes Geschütz und Gepäck des Feindes wäre erobert; zwei Regimenter desselben seien schon gefangen durch Monteleone geführt; andere würden erwartet. Der Prinz selber habe schwerlich noch 200 Reiter nach Reggio und Sizilien zurückgebracht. Ueberall sei freie Straße.

Es war allgemeine Erleuchtung der Stadt, zur Feier des entscheidenden Sieges bei Mileto, als Fortunatus sich in seine Herberge zurückbegab. Das Schauspiel zog ihn aber so wenig an, als es den Bürgern von Monteleone damit großer Ernst sein mochte. Er hatte seine Gedanken nun an die Abreise nach Sciglio.

28.

Reisegefahren.

Er brach früh dahin auf, die Frische des Morgens als rüstiger Fußgänger zu benutzen. Ein leerer, mit drei Mauleseln bespannter Karren, dessen Fuhrmann ihn freundlich zu sich einlud, begünstigte, auch während der Sonnenhitze des letzten Maitags, die raschere Fortsetzung des Weges, obgleich das Fuhrwerk weder zierlich noch bequem heißen konnte. Nach Landesbrauch ersetzten nur zwei schwerfällige hölzerne Scheiben die Räder, welche sich knarrend mit den daran befestigten Achsen umdrehten. Darüber ruhte ein beinahe viereckiger Kasten, grob aus Holz gezimmert, um jede beliebige Last aufzunehmen. Er mahnte an den Wagen der eleusinischen Mutter, oder an die altrömischen, wie man sie auf Denkmünzen und Bildern sieht. Den Schweizer aber erinnerte er an ein ähnliches Kunstwerk ohne Kunst, das in den Hochgebirgen des bündnischen Prättigäu's bald befruchtenden Dünger aufs Feld, bald nervenschwache Damen der Ebene zu den Heilquellen von Fideris und Alveneu führt.

Der calabresische Phaeton ließ Mileto und das Schlachtfeld zur Linken, und eilte auf der Straße von Rosarno durch einen weitläuftigen Olivenwald. Plötzlich ward er von mehrern bewaffneten Bauern umringt und angehalten. Der Fuhrmann warf sich voller Entsetzen in dem Kasten auf die Knie, und flehte bebend um sein armes Leben, indem er alle Heiligen seines Kalenders zu Zeugen rief, daß er kein Franzose sei. Fortunatus suchte gelassen nach dem Geldbeutel, um die Fortsetzung seiner Tage zu erkaufen. „Wir sind keine Briganten,“ rief einer der Bauern, „sondern auf der Streife gegen das verfluchte Gesindel. Erst diesen Morgen haben sie im Wald hier den Gastwirth von S. Pietro und einen Wollentuchhändler kalt gemacht, der Geld bei sich trug und mit ihm nach Palmi ging.“ Nach einigem Hin- und Herreden erbot man sich, den Wagen bis zum nächsten Ort zu begleiten. Es ließ sich nicht ablehnen. Zwei von den verdächtigen Blaumützen sprangen alsbald in den Wagen, ihre Flinten im Arm.

Die Leute meinten es redlicher, als Fortunatus anfangs ihren unheimlichen Physiognomien zutraute. Nicht nur brachten sie ihn heil in das nächste Dorf, sondern führten ihn auch zum Richter des Orts, der sogleich unaufgefordert zwölf bewaffnete Männer befehligte, zur Sicherheit der Reisenden den Wagen bis Seminara zu begleiten. Der Schweizer bewunderte die Ordnung und Landeszucht der Calabresen, welche sie mit seltener Gelehrigkeit von den Franzosen in kurzer Zeit angenommen hatten.

Nachdem er seine treue Schutzwacht dankbar in Seminara belohnt hatte, beschloß er noch allein bis Palmi zu wandern, ungefähr eine Stunde davon entlegen. Denn noch war's nicht spät und, wie man ihm sagte, der Weg sicher. In Seminara sowohl, als in Palmi, lagen französische Truppen. Von Palmi wollte er, gutem Rathe folgend, zu Wasser nach Sciglio.

Er hatte sich noch nicht weit von der weiland schönen und gewerbreichen Stadt entfernt, die eben wieder zwischen den Ruinen vom letzten großen Erdbeben aufblühen wollte, so ließ er sich von einem halbbefahrnen Fußweg verlocken, der die geradere Richtung nach dem Ziel seiner Reise zu nehmen schien. Statt dessen gelangte er zu einer zerfallenen Kapelle, die vor ihm hart am Ufer des Meeres auf einem Erdhügel lag. Aber ein weit überraschenderer Anblick, als dieser, hemmte jählings seinen Lauf. Er stand lange unbeweglich; sein Herz schlug laut. Neben dem Mauerwerk auf einem Schutthaufen saß Cecchino in seinem grünen Wämmschen, das schwarze Seidentuch um den Kopf gewunden, den Rücken gegen ihn gewandt. Auch war's deutlich seine schlanke Gestalt, deren Umrisse sich auf jenem Hügel gegen den Abendhimmel scharf bezeichneten. Sie

schien von einer goldenen Glorie umflossen, welche der Sonnenuntergang für sie zurückgelassen hatte; und vom Gemäuer hernieder hingen wehende Zweige eines Gesträuches über dem Haupte des Knaben, wie um es zu küssen.

„Und doch kann's Verblendung der Augen sein!“ dachte Fortunatus und wandelte näher hinzu. Er irrte nicht. Die Gestalt sprang auf; oberhalb ein Knabe, unterhalb in zerrissenem Weiberrock, und barfuß, flüchtete sie schnell hinter die Mauer.

Als Fortunatus ihr dahin folgte, befand er sich unerwartet in der Mitte einer kleinen Zigeunerfamilie, die, am Boden gelagert, ihr Hab und Gut, allerlei Kleider und Lumpen, um sich ausgebreitet hatte. Ein alter plattnasiger Kerl, behaglich auf den Bauch hingestreckt, löffelte aus einem Scherben den Rest seiner Polenta; neben ihm säugte ein ekelhaftes Weib an den Brüsten ihr Kind, während nicht weit davon ein junges Mädchen halbnackt, die Füße im Meerwasser badend, am Ufer stand. Die vor Fortunats Erscheinen vom Schutt geflohene Schöne war im Begriff, seine Ankunft zu verkünden. Der Zigeuner erhob sich demüthig grüßend, und grinsete freundlich den Wanderer wie einen alten Bekannten jener Nacht an, in der bei größerer Versammlung das gebratene Schaf verzehrt und zum Saitenspiel des Capo Ruota getanzt wurde. In der That glaubte sich der Schweizer dieses Heiden zu erinnern.

Indessen, sobald er sich über den Weg nach dem nahen Palmi erkundigt hatte, richtete er seine Fragen nach jenen männlichen Kleidungsstücken des einen der Mädchen. Aber ihm ward immer banger dabei zu Muth. Bald genug blieb ihm kein Zweifel mehr, daß der unglückliche Cecco beraubt und vielleicht ermordet worden sei. Denn nicht nur erkannte er in jenem Seidentuch mit dem von Eusemiens Fingern gestickten Rosenkreuz der Zipfel, und im grünen Wamms mit glänzenden Stahlknöpfen bestimmt das ehemalige Eigenthum des Pagen, sondern unter den Lumpen auf dem Rasen erblickte er auch dessen wohlbekanntes, königblaues Jäckchen, dazu noch einige Unterkleider von Nankin und den feuerfarbenen Leibgürtel desselben.

„Ihr habt den Knaben getödtet! ihr habt ihn ausgeplündert!“ schrie Fortunatus mit donnernder Stimme das erschrockene Gesindel an: „den Knaben, mit dem ich vorige Woche bei euch war!“

Das säugende Weib raffte sich voll Entsetzens auf; die Badende sprang aus dem Wasser; der Zigeuner warf sich zu den Füßen des Schweizers, der seinen knotigen Wanderstab schon in drohender Stellung schwang. Das junge Mädchen hingegen, welches das geraubte Gewand trug, schüttelte den Kopf, ohne Furcht zu äussern, und sagte: „Schöner, junger Herr, halt ein! Schlage den Vater nicht. Das Bündel hab' ich selber gefunden, und ich bin immer ein Glückskind!“

„Sprich, wo gefunden? wie gefunden? Redet, ihr Gauner, oder ich zermalme eure diebischen Knochen zu Koth!“ schrie Fortunatus noch einmal, und machte Miene, seine Drohung in blinder Wuth zu erfüllen. Die junge Heidin aber, als wenn sie mit dem Wamms des Pagen auch dessen Keckheit genommen, flog gleich dem Blitz heran, umstrickte mit beiden Armen den gehobenen Arm des Jünglings und rief: „Schlage den Alten nicht; höre mich an! Das Gewand des Brüderleins hab' ich wohl erkannt, des schmucken Knäbleins, mit dem du kamst zu uns in die Tumba maladetta auf der Roccavuturi, und habe Wehklage gerufen im Walde, als ich's erhob vom thauigen Dornstrauch.“

Wild schleuderte Fortunatus das Mädchen von sich ab, daß es zu Boden stürzte und ächzte. „Ihr Strolchen und Mörder,“ schrie er, die Flamme des Zorns und der Rache im Auge, „wo habt ihr den Knaben gelassen? Führet mich auf die Stätte, wo ihr ihn beraubtet, ihn erschluget!“

Der alte Zigeuner erhob sich mit halbem Leibe von der Erde und sagte: „Haben wir ihn erschlagen? Haben wir ihn beraubt? Ich will helfen, daß du die Mörder findest, die Briganten im Walde von Solano. Das Weib dort wahrsaget, und kennet die Uebelthäter, ob sie wohnen in der Höhle oder im Schloß.“

„Goldnes, vornehmes Herrensöhnchen!“ fiel das Weib ein und legte das nackte Kind von ihrem Arm auf die Erde: „Wir leben nicht vom Blut des Menschenkindes, und entblößen den Wanderer nicht auf dem Weg durch die Länder. Das Wasser des Baches ist naß genug für den Durstigen, und das Brod, welches aus dem Sack des reichen Mannes fällt, heben wir auf.“

Auf Händen und Füßen kroch indessen die zur Erde geworfene Tochter Aegyptens mit leisem Wimmern heran, umfaßte flehend die Knie des Jünglings und seufzte beweglich: „Schlage den Alten nicht! Bist ja so schön; sei nicht grausam! Und er weiß die Städte des Unglücks nicht, aber ich kenne sie gar wohl, und den Hügel der Eichen, da man sieht bis zum Rauch des Aetna, und das versunkene Kreuz an der Straße, welche nach Bagnara läuft, und den kornigen Strauch dabei, welcher des Knäbleins Hadern trug. Schlage den Alten nicht!“

Wie ergrimmt auch Fortunatus war, — die knechtische Demuth dieser von der ganzen Menschheit ausgestoßenen Elenden, und besonders die treue und durch keine Mißhandlung abschreckbare Liebe der jungen Zigeunerin für ihren Vater, hielt ihn von Gewaltthat und Uebereilung zurück. — Er befahl, Cecchino's Kleider auf einen Haufen zusammenzutragen; dann ihm nach der Stadt Palmi mit denselben zu folgen. Das junge Mädchen erhob sich vom Boden, riß das schwarze Tuch

von den noch schwärzern Haaren ihres Hauptes hinweg, entkleidete sich von dem grünen Wamms, hing statt dessen ein grobes Wollenzeug um die Achseln, und warf Alles zum Uebrigen, welches der Zigeuner sorgfältig und schweigend zusammen legte. Das Weib und das andere Mädchen standen, als traurige Zuschauerinnen, seitwärts, und warfen die Augen angstvoll nach allen Seiten.

„Wie weit von hier," fragte Fortunatus, „wie weit ist's bis zur Stelle, wo ihr den Knaben verlassen habt?"

Die bisherige Rednerin nahte sich ihm wieder, indem sie zwischen ihn und ihren Vater trat, als wollte sie nur diesen schützen. „Siehe, dort sind die Gewänder des Brüderleins. Nimm sie. Aber keines unserer Augen hat das Knäblein wieder geschaut, nachdem Du es von unserm Feuer hinweggeführt hast aus der Tumba maladetta. Komm, ich will Dich führen in das Holz von Solano, an die Stätte des Unglücks, wo ich die Klage ausstieß, als ich das Bündlein vom Dornbusch hob, als ich das Gewand des Knäbleins erkannt habe. In drei Stunden bist Du durch den eichenreichen Wald mit mir auf dem Hügel am gesunkenen Kreuz."

Dieser Einladung zu folgen, schien allerdings Herrn Linthi nicht thunlich, da die angegebene Entfernung zu groß und die Dunkelheit der Nacht zu nahe war. Obwohl man ihm gesagt, daß in Calabrien kein Beispiel von Räubereien und Mordthaten, durch Zigeuner verübt, bekannt wäre, traute er doch dem Gesindel nicht, wenn es durch Verzweiflung gereizt, oder bei überlegener Anzahl entschlossener würde. Daher zog er vor, die Weiber nebst dem Alten vor sich her nach Palmi zu treiben und sie dem Gericht zu überliefern.

Unterdessen erfuhr er im fortgesetzten Gespräch von diesen Leuten dasjenige, was sie für ihre Unschuld anzubringen wußten. Sie waren vor etwa vier Tagen aus dem Gebirge von den Quellen des Stromes Metauro niedergestiegen mit andern ihrer Bande, von denen sie beim Passo dei Solani verlassen wurden. Sie nahmen ihre Richtung gegen die Berge von Bagnara durch den weiten Wald, die Landstraße meidend. Nur das eine der beiden Mädchen, eben dasjenige, welches von Cecco's Kleidern getragen, fürchtete das sicilianische Kriegsvolk und die Briganten nicht, und blieb auf dem offenen Wege, seines wunden Fußes willen. Es war schon finsterer Abend, und die Heerstraße leer geworden. So kam die junge Zigeunerin auf eine Anhöhe, welche sie genau beschrieb, und von wo sie den Weg in den Wald einschlagen wollte, um den Sammelplatz der Ihrigen zu erreichen. Da schimmerte ihr ein weißes Bündel aus einem Gesträuch entgegen, nahe an der Straße. Sie riß es hervor, floh tiefer in den Wald, öffnete neugierig ihren Fund und erkannte die Kleidung des verunglückten Knaben, dessen feuerfarbener Leibgürtel ihr einst in der sogenannten Tumba maladetta vorzüglich gefallen hatte. Mit dem Kopftuch und grünen Wamms schmückte sie sich sogleich, um die Ihrigen damit zu überraschen. Geld wollte keines von Allen in den Kleidern gefunden haben.

„Die Hände haben es genommen, welche das schöne Knäblein erschlagen hatten!" sagte die Erzählerin: „Und als sie die Kleider an den Dornbusch hängten, bis sie den Leib des Kindes verscharren konnten, sind die Briganten überfallen und davon geflohen. Ich habe die Beute genommen."

Der Tag, an welchem dies geschehen sein sollte, war genau derselbe, da der Page, von Mileto aus, seinem Freunde geschrieben und die Reise nach Seminara fortgesetzt hatte. Vieles war in den Berichten der Zigeuner undeutlich, und bei der Frage: ob sie Blutspuren an den Kleidern gefunden? widersprachen sie sich eine Zeit lang unter einander. Die Finderin selbst verläugnete es anfangs. Als der Alte aber das Gegentheil standhaft betheuerte, und das Weib erzählte, es habe die befleckten Stellen im Bach gewaschen, stimmten Alle zusammen.

„Packt auf!" schrie Fortunatus: „ihr geht mit mir nach Palmi. Packt auf!"

Die Zigeuner blinzten einander scheu mit den kleinen Augen an, und in demselben Moment, wie verabredet, flogen sie mit unglaublicher Behendigkeit aus einander, über den Mauerschutt, durch's Gebüsch, die gesammten Habseligkeiten zurücklassend. Der Schweizer setzte ihnen eben so rasch in den Wald nach; aber dort sah und hörte er nichts von ihnen, als hätten sie dahin die Richtung nicht genommen, wie er doch selber gesehen, oder als verständen sie die Kunst, sich unsichtbar zu machen. Er spähte und horchte verwundert noch eine Weile vergebens; dann kehrte er beklemmtes Herzens zu den Kleidern zurück. Er betrachtete lange mit weinenden Augen den Nachlaß seines Lieblings. Er hob davon ein Stück um das andere auf, als wollt' er jedes um das Loos seines gewesenen Besitzers befragen. Zuletzt nahm er das seidene Halstuch, um es zum ewigen Gedächtniß des Unglücklichen zu bewahren, und eilte längs dem Meere nach dem Städtchen Palmi.

Der französische Commandant, ein verständiger Mann, Namens Frey, welchem er sogleich Anzeige von dem Vorfalle machte, schickte ihn ohne Zögern, begleitet von einigen Soldaten, nach dem Platze zurück, wo er die Kleider hatte liegen lassen. Denn nur vermittelst derselben konnte man noch dem beraubten Pagen, oder doch den Verbrechern auf die Spur kommen. Aber, bei dem Gemäuer und Lagerplatz der Zigeunerfamilie angelangt, waren die Kleider und übrigen Lumpen bis auf den kleinsten Lappen verschwunden.

„Ich beklage Sie und das Schicksal Ihres jungen Freundes," sagte der Kommandant zu dem niedergeschlagenen Jüngling: „doch in die-

sem verherten Lande lebt weder Polizei noch Justiz. Alles ist Gaudieb und Meuchelmörder von Profession, Jeder erwirbt sein Brod durch den Dolch, mit dem er es am Tisch schneidet. Wir haben manchen braven Mann durch die tückischen Hunde verloren. Nun aber, beim Himmel, wollen wir aufräumen und Ordnung schaffen. Was von den sicilianischen Briganten nicht niedergehauen oder gefangen ist, verblutet und verhungert jetzt in den Bergen. Der Prinz von Hessen entkam nur mit zwanzig Reitern von Reggio über's Meer. General Abbe traf eine halbe Viertelstunde zu spät ein."

Das Alles war für Fortunatus nur ohnmächtiger Trost. Die einzige Hoffnung, der arme Creole könne doch vielleicht mit dem Leben entronnen sein, richtete ihn etwas auf; und für jeden Fall beschloß er, folgendes Tages nach Sciglio zu reisen.

29.

Die beiden Nachen.

„Der Weg zu Lande ist kurz zwar," sagte zu ihm der Kommandant am andern Morgen, „aber ich warne Sie, ihn zu versuchen. Die Straßen sind noch immer von Räubern unsicher. Auch liegen in Sciglio noch die Engländer. Am besten, Sie miethen ein Boot, und fahren längs der Küste dahin. Binnen acht Stunden werden Sie an Ort und Stelle sein."

Den Rath zu befolgen, begab sich Fortunatus ans Gestade. Aber von allen Schiffleuten, die er ansprach, und wie reichen Lohn er bot, wollte keiner mit ihm fahren. „Heilige Mutter Gottes!" schrie Einer um den Andern: „das heißt in die Hölle fahren. Lebendig kömmt keine Seele zurück. Die Briganten fangen uns auf und bringen uns um!" Fast der ganze Vormittag verging mit Bitten und Unterhandlungen, ohne daß der Zweck erreicht ward. Da der Schweizer aber um jeden Preis das Wagstück bestehen wollte, ging er zum Kommandanten mit dem Entschluß zurück, den Weg nach der Festung zu Fuß anzutreten.

„Nicht also!" sagte der Kriegsmann, nahm Degen und Hut, und winkte, ihm zu folgen: „Ich schaffe Ihnen das Boot. Sie sind Reyniers Landsmann. Der Empfehlung des Generals thue ich Ehre an. Kommen Sie."

Die Schiffer standen noch beim Landeplatz in Haufen beisammen, als der Kommandant sie mit rauher Stimme anfuhr und rief: „Vier Mann vor mit Rudern und sicherm Fahrzeug nach Sciglio! Ihr werdet gut gezahlt. Gefahr ist nirgends, aber bei euch Allen böser Wille. Kein Widerspruch. Wählt aus, und weigern sich die Gewählten, laß' ich sie krumm schliessen."

Das Wort hatte seine Wirkung. Alle, die Blaumützen in der Hand, versicherten und schworen, da sei kein böser Wille, sondern der beste von der Welt, Leib und Leben zu wagen. Vier Mann wurden bezeichnet, Lebensmittel ins Boot getragen, weil man unterwegs sich nicht zu landen getraute, und binnen einer halben Stunde stand Jeder zur Abfahrt bereit. Sobald man eingestiegen war, rief der Kommandant noch: „Glückliche Reise! Ihr Schiffer, wenn Ihr zurückgekehrt seid, werdet mir ein schriftliches Zeugniß dieses Herrn bringen, daß ihr ihn wohl und gesund nach Sciglio geliefert habt; wo nicht, so laß' ich euch auf der Stelle erschiessen und eure Häuser mit Hab und Gut und Weib und Kind darin verbrennen."

Während der Kommandant diesen Kraftspruch that und fortsetzte, hörte Fortunatus, der schon im schwankenden Boote saß, Saitengetön hinter sich. Er wandte neugierig den Kopf und sah in geringer Entfernung ein wohlbemanntes Boot vorüber fahren, worin er den Capo Ruota erblickte. Dieser erkannte auch ihn, und schwang, zum Zeichen des freudigen Grußes, die blaue Kappe durch die Luft.

„Halt!" rief eine französische Schildwacht am Ufer zu spät dem vorübereilenden Fahrzeug zu, dessen Mannschaft sich anstrengte, das Weite im Meer zu gewinnen. „Halt!" schrie der Kommandant. Doch umsonst, und umsonst schoß die Schildwacht ihr Gewehr nach dem Boote ab, welches seewärts ruderte, um der Landnähe zu entgehen.

„Laßt sie doch, laßt sie!" sagte einer von den Schiffern, „es sind brave Kerls aus Pizzo. Ich kenne sie Alle. Sie führen zwei Fremde. Den einen dieser hab' ich schon zu Monteleone gesehen; ein verrückter Spielmann!"

Und damit stieß auch Fortunats Boot vom Ufer ab und ruderte davon. Jenes Fahrzeug aber, welches den Capo Ruota trug, machte einen weiten Bogen über der Wasserfläche, bevor es sich der Küste wieder näherte, und vermied augenscheinlich, mit dem Boote von Palmi in einige Berührung zu gerathen. Mehrmals riefen auf diesem die muntern Ruderer hinüber zu jenen; es scholl nie Antwort zurück. Diese begleiteten zuweilen den Ruderschlag mit heiterm Gesang; drüben waltete Schweigen. Fuhren diese den Küsten näher, entfernten sich jene; stachen diese ins offene Meer, hielten die Pizzesen zum Gestade.

Dem Schweizer wäre freilich gelegen gewesen, den Vetter des Hauses Marcoli in seine Gesellschaft zu ziehen, um noch manches von ihm zu erfragen, und die Bekümmernisse um Cecco's Loos durch Zerstreuung im Gespräch zu mildern. Das absichtliche Ausweichen des Fahrzeuges von Pizzo mußte wohl auch andern Grund haben, als die Abneigung des Signor Pasquale gegen gesellige Unterhaltung. Indessen diente eben dieses Spiel der beiden Boote auf den Wellen, Fortunats Gedanken von dem quälenden Einerlei seiner Sorge von Zeit zu Zeit abzulenken. Auch die wechselnden Formen und Landschaften der Küste zogen zuweilen seine Aufmerksamkeit an, mit ihren Buchten, Klippen, Hütten und Gebüschen.

Als die Schiffer aber den Namen des Waldes von Solano nannten, und auf das Gehölz hinüber deuteten, welches sich weit und finster vor ihm ausstreckte, fuhr ein Frost durch seine Glieder. Er glaubte ein schwarzes Trauertuch über dem Grabe seines jungen Freundes zu erblicken. Der Forst dehnte sich bis gegen die Stadt Bagnara, welche hart am Meere liegt.

Hier erheben sich schroffere Felsen. Einige derselben hangen furchtbar über dem Wasser hin; andere schienen vom Erdbeben zerrissen und gebrochen. Das Boot fuhr in beträchtlicher Weite von der Küste, also daß diese eine ausgedehnte Ansicht bis zur Höhe der Apenninen darbot. Das Boot von Pizzo dagegen streifte in der Nachbarschaft des Gestades malerisch an den schwarzen Klippen vorbei. Während dem hörte man mehrere Flintenschüsse aus dem Buschwerk eines steilen Felsens am Strande. Das Boot von Pizzo änderte plötzlich den Lauf, um der Gefahr zu entgehen, und strengte sich an, weiter hinaus in die See zu gelangen. Auch die Schiffer von Palmi wandten sich weiter vom Lande ab, weil mehrere Kugeln selbst in die Nähe ihres Fahrzeuges fielen. Sie sandten dabei den tückischen Bauern, welche sich zwischen den Gesträuchen auf der Felshöhe zeigten, brüllend alle Flüche und Verwünschungen zu, die je dem bärtigen Munde eines calabresischen Bootsknechts entfahren sein konnten.

Fast mit Pfeiles Schnelle zog das Boot von Pizzo auf seiner Flucht quer an dem von Palmi vorüber. Man hörte verworrenes Schreien durch einander. Drei Personen sah man um eine vierte eilfertig beschäftigt; vermuthlich war Jemand auf dem Schiffe verwundet worden. Doch bemerkte Fortunatus wohl, daß dieser Jemand nicht der Capo Ruota sei, welcher aufrecht dastand und die wunderlichsten Bewegungen machte. Als der Schweizer ihm freundlich zurief, streckte jener das Saitenspiel mit erhobenem Arm hoch in die Luft und schrie: „Vacabunnu Marioln! meine arme Guitarre!“ — Mehr ließ sich nicht vernehmen. Die beiden Fahrzeuge verloren sich zu schnell und zu weit auseinander. Auch näherten sie sich gegenseitig nicht früher, bis sie beide in gleicher Richtung ihren Lauf gegen die Rhede von Sciglio nahmen.

Die Sonne war schon beinah seit einer halben Stunde untergegangen, aber noch schwammen Gebirge, Ufer und Wellen im warmen, abendlichen Golddust. Da trat die Meerenge Siciliens auseinander, und Fortunatus sah seinem Boote das Ziel der kurzen Tagreise entgegen schweben, Sciglio. Auf der Ebene der Küste bilden, mit derselben, die Gebäude der Stadt einen Halbkreis. Vorn aber im Meere steigt aus dem Grunde der Wogen, von ihnen umbrandet, ein mächtiger Felsthurm, Bruchstück eines ehemaligen Vorgebirges, empor. Es ist dies die von Schifffahrern des Alterthums weiland gefürchtete Scilla, umwimmelt von ihren brüllenden Meerungeheuern; gegenüber der kochende Charybdis-Strudel. Doch scheut sie zu unsern Tagen selbst der Fischer nicht, wenn er im leichten Nachen über die Wogen tanzt.

Die beiden Fahrzeuge von Palmi und Pizzo landeten fast zu gleicher Zeit am Ufer. Fortunatus, nachdem er seine Schiffer befriedigt, eilte alsbald den Capo Ruota zu sprechen, und ihm Cecco's Schicksal zu melden, oder tröstende Nachricht zu hören.

Aber ein Gedränge zusammengeströmter Menschen versperrte lange den Weg zum Boote desselben. In allen Gesichtern prägte sich mit einer unruhigen Neugier zugleich Bestürzung aus. Nach einiger Weile spaltete der Haufen der Leute auseinander, um einem langsamen Zuge, der vom Fahrzeuge kam, Raum zu geben. Man trug, vermittelst einer Art von Todtenbahre, einen Mann auf zusammengelegten Segeltüchern hingestreckt. Wie der Zug an dem Schweizer vorüber kam, und dieser den Blick auf die Person warf, welche das allgemeine Mitleiden erregte, erkannte er dieselbe, welche im Hauptquartier zu Monteleone als Graf Alvaro di Ribera erschienen war. Das Antlitz desselben war bleich und verzogen; doch bewegten sich noch die Augenlieder mühvoll, wie die eines Schlaftrunkenen.

Der Menschenschwarm begleitete den Zug. Fortunatus blieb zurück, den Capo Ruota zu sehen. Wirklich sprang dieser eben ans Land.

„Sie haben Unglück erlebt, Signor Cavaliere!“ rief ihm der Schweizer entgegen.

„Freilich, freilich!“ erwiederte jener verdrießlich und betrübt, hielt ihm seine Zither dar, und zeigte mit dem Finger auf die zerrissenen Saiten und drei von Flintenkugeln hindurch geschlagene Löcher: „Eins, zwei, drei! Die elenden Barbaren, welche ihre Rache an der Guitarre nehmen, wie ein dummer Hund den Stein beißt, der gegen ihn geworfen wird! Ist diese Nation, für die ich viel gethan, nicht eine falsche, undankbare Delila, welche ihrem Simson mit eigener Scheere die Haare abschneidet und ihn den Philistern, und sich dem Elend hinliefert?“

„Ich dächte“, sagte Fortunatus, „Sie würden sich glücklich preisen, daß die Laute im Kugelregen, statt Ihrer, die Gefahr nahm.“

Der Capo Ruota drückte das Saitenspiel mit einer gewissen Zärtlichkeit an seine Brust und antwortete: „Es war das Letzte, was das arme Ding für mich that. Wunder hab' ich damit verrichtet; größere Wunder als Amphion! Dies Holz war ein eherner Schild, der mich deckte, und sein Klang Posaunenruf an die Sklaven zur Freiheit. Ein Priester hatte auf St. Cäciliens Altar Messe darüber gelesen und benedicirt. Jetzt ist's vorbei! Alles geb' ich verloren. Merken Sie sich das, Signor Linthi, ich sage, der Teufel bleibt Meister, die Guitarre ist hin!“

„Aber ich sah hier auch den Grafen Ribera vorbeitragen,“ unterbrach ihn Herr Linthi, „er scheint verwundet zu sein, vielleicht gefährlich.“

„Eben darum; der Teufel bleibt Meister, die Guitarre ist hin!“ versetzte Pasquale. „Nur ein Paar Fingerstriche durch die Saiten, Herr, vom Felsen wäre kein Schuß gefallen. Nun traf jede Kugel, denn sie war durchlöchert. Eine schlug dem Kerl am Steuerruder den Daumen morsch ab; eine andere fuhr dem Grafen vom Nacken durch den Leib.“

„Können Sie mir vom jungen Cecco Botschaft geben?“ fragte Fortunatus mit ängstlich auf ihn gerichteten Augen.

„Der Page?“ antwortete Pasquale gleichgültig: „Der ist mit dem Prinzen von Hessen. Ich sandte ihn mit Aufträgen.“

„Aber“, seufzte Fortunatus, „es scheint Unglück begegnet. Ich fand die Kleider des Pagen in den Händen der Zigeuner.“

Der Capo Ruota nickte bedeutsam mit dem Kopf und sagte, indem er auf den Zehen davon schlich: „Ja, ja, der Teufel bleibt Meister, die Guitarre ist hin.“

Der Schweizer, hier trostlos gelassen, verlangte Herberge für die Nacht, um alsdann die Marchesana aufzusuchen. Ein freundliches Mädchen, welches er ansprach, führte ihn zu einem neuen, artigen Hause, halb von Reben umsponnen, halb von Fischernetzen bedeckt, und bedeutete ihm: nirgends werde er besser aufgehoben sein, als bei diesen ihren eigenen Verwandten. In der That empfing er gefällige Aufnahme, und sobald er sich mit dem Nothwendigsten erfrischt hatte, begleitete ihn der Fischer in eigner Person zum Schlosse.

30.

Bedenkliche Aussichten.

„Wie?“ rief er, als er wieder am Strande stand, und der Fischer ein kleines Boot von der Kette ablösete: „Muß ich hinüber zu dem Felsen?“ Er zeigte dabei mit der Hand auf das Vorgebirg im Wasser, auf dessen Höhe man Mauerwerk und Felsen kaum von einander unterscheiden konnte.

„Wir haben hier kein anderes Schloß, als auf Scilla,“ erwiederte der Fischer und stieg zu dem Reisenden in den Nachen, „und fallen die Franzosen nicht in Luftbällen aus den Wolken, so wird es keiner erobern. Das steht droben fest wie die Welt auf eigenen Pfeilern. Das große Erdbeben konnte da nur ein Paar Häuser und Mauern umstoßen, das unsere ganze Stadt doch wie ein Spiel Karten, mit Kirchen und Klöstern, durch einander warf. Wäre unser alter Fürst, hab' ihn Gott selig, damals im Schlosse geblieben, und nicht beim ersten Stoß herabgeflohen, er hätte seinen Graukopf noch lange dort zum Fenster hinausstecken können. Das Meer fraß ihn, wie tausend Andere; keine Spur blieb übrig. Mein Vater, mein Großvater und meine Mutter sind hier auf dem schönen Platze umgekommen, als das Meer dreißig Palmen hoch darüber schlug. Ich war ein siebenjähriger Bube und blieb in einem Olivenbaum hängen, über einer Eisbude.“

Der Platz, auf welchen er zeigte, war eine geräumige Ebene, die sich vom Scillafelsen hinweg kaum über dem Wasserspiegel erhöhte, und eben jetzt mit Lustwanderern beiderlei Geschlechts bevölkert. Der Fischer aber ruderte den Kahn bis zum Felsen, wo Fortunato ausstieg, und seiner zu warten befahl. Eine in das Gestein gehauene Stege führte in mehrern Windungen zum Berg hinauf, dessen breiter Rücken ein weitläufiges Gemäuer mit kleinen, alterthümlichen Thürmen, Wohnungen und innern Höfen trug. Eine Schildwacht bei der Pforte hielt den Ankommenden auf; ein Caporal nahm ihm den Paß ab, entfernte sich, erschien nach einiger Zeit wieder und geleitete ihn durch finstere Gänge und Gewölbe ins Innere zum Porten-Commandanten.

Der Offizier redete ihn, voll unverhehlter Freude, sogleich in den kräftigsten Gurgellauten der Berner Mundart an, und gab sich damit, dem Schweizer sehr willkommen, als Schweizer zu erkennen. Er war Hauptmann beim Regiment Wattewyl in englischem Dienste, und hatte hundert Fragen nach dem Vaterlande, ehe Herr Linthi zur einzigen gelangen konnte, die ihm am Herzen lag.

„Befindet sich“, sagte er endlich, „im Schlosse unter Ihrer Obhut noch eine Dame von Stande aus Sizilien?“

— Eine alte Marchesa, — erwiederte der Hauptmann, — ich glaube, von Messina. Allerdings, sie ist hier mit ihrem kleinen Hofstaat; jedoch nur pour quelque temps, hör' ich. Sie geht nach Sizilien zurück. Was haben Sie mit der grämlichen Betschwester zu schaffen?

„Könnt' ich ihr gemeldet werden? Ich muß sie noch heute sprechen.“

— Annoncirt können Sie werden; aber ich zweifle, ob man Sie empfängt. Sie weiset jeden ab.

„Lassen Sie ihr sagen, ich bitte als Ueberbringer wichtiger Nachrichten nur um eine Minute Gehör. Es betreffe einen ihrer Pagen, Namens Cecchino Cappa.“

— Sie werden bald Antwort hören! sagte der Kommandant und ging hinaus, Befehle zu ertheilen. Ein alter Soldat brachte unterdessen brennende Lichter, Weinflaschen und Gläser, kalte Küche, Tabak und Pfeifen.

„Trinken wir eins und pütschen an!“ rief der zurückkehrende Offizier, indem er seinen großen Meerschaumkopf aus einem alten Seidentuch wikkelte und mit Knaster füllte. „Der Wein ist von bester Qualität, aber der Tabak hier zu Lande gäng schlecht. Sie werden es in Sicilien erfahren. Stoßen Sie an, Landsmann, unsere Schweiz soll leben!“

Gern gehorchte Fortunatus dieser patriotischen Einladung. Er erkundigte sich zugleich nach seinem Bekannten im Regiment Wattewyl, dann

nach dem Zustand des Regiments Frohberg, und verhehlte den eigentlichen Zweck seiner abenteuervollen Reise nicht. Aber er hatte sich keines tröstlichen Berichts zu erfreuen; und wie die ganze Reise eine Kette von Widerwärtigkeiten gewesen, drohte sie nun auch am Schlusse noch mit gänzlicher Vereitlung der Entwürfe, die ihn von Triest hieher geleitet hatten.

„Sie werden sich doch nicht beim Militär wollen engagiren lassen?“ rief der Commandant! „Herr, je vous assure, Sie wären zu bedauern. Unser Regiment war in Aegypten schon auf 400 Mann zusammengeschmolzen. Nun hat man's wieder aus allerlei Nationen componirt. Die meisten Schweizer hatten vorher bei den Franzosen gedient, und wurden in der Schlacht bei St. Eufemia von den Engländern gefangen. Die haben nun Dienst bei uns genommen; sind aber schlechte Bursche, gänz unzufrieden, weil sie bei den Franzosen mehr Freiheit genossen. Jetzt bekommen vierundachtzig den Abschied. Uebrigens besteht das Regiment mehr aus Polacken als Schweizern. Seh'n Sie, Herr, und wir Schweizer-Offiziere sind so übel daran als die Gemeinen; mit den englischen und sizilischen ist kein Umgang zu halten. Man grüßt einander auf der Straße nicht. C'est une vie abominable, sag' ich.“

„Ich denke“, erwiederte Herr Linthi, „zum Regiment Frohberg nach Malta zu gehen.“

„Herr Landsmann, den Plan rath' ich Euch aufzustecken!“ versetzte der Commandant: „Das ist durchweg rebellisches, meuterisches Gesindel, ohne Subordination. Da sind Deutsche, Schweizer, Polacken, Türken, Albanesen, der Auswurf aller Menschen beisammen. Ein Paar Offiziers sind schon massacrirt; ein Paar so maltraitirt, daß sie zum Dienst unbrauchbar wurden.“

Dem guten Fortunatus entsank Muth und Hoffnung, je mehr der Hauptmann erzählte. Er wünschte sich nach Triest und zu den alten Musterkarten zurück.

Inzwischen kam einer von den Leuten des Commandanten und meldete, die Frau Marchesa erwarte den Fremden, der sie zu sprechen verlange.

„Das ist mir ein Mirakel!“ rief der Offizier, „ich gratulire de tout mon cœur zu dem unverhofften tête-à-tête. Unser einer kann sich dieser Gnade noch nicht rühmen. Aber, man versichert, die Alte soll unter ihren Jungfrauen ein Paar lustige Töchter haben, die jedoch strenger als Nonnen bewacht sind. Man ennuyirt sich sträflich im leeren Felsennest hier. Nun, adieu, Landsmann, bon plaisir! und à revoir!“

Draussen harrte seiner schon, die Laterne in der Hand, ein betagter Diener der Marchesa. Sein weiß gepuderter Kopf mit dem steifen Haarzopf über den Rücken, die altmodige Livree, deren Silbertressen das röthliche Licht der Handleuchte blitzend durch die Dunkelheit zurückwarfen, verkündeten ebensowohl den Reichthum oder Rang der Gebieterin, als ihre Vorliebe für die Sitten eines verschwundenen Zeitalters. Fortunatus folgte diesem Führer durch einen kleinen Hof, durch gewölbte Gänge und Bögen und finstere Gemäuer, welche zum Theil noch aus den Tagen der streitbaren Normänner stammten, und auf Grundlagen ruhen mochten, die einst dem Minerventempel der Vorwelt, oder dem Wachtthurm des Anarilaus gegen die Seeräuber gehörten.

Als sie endlich durch mancherlei Irrgänge gewandelt waren, machten sie vor einem Gebäude Halt, welches die andern an Größe zu übertreffen schien, wie wenigstens die ungewissen Streifen des Laternenlichts zu den Mauern hinauf andeuteten. Der Diener schloß die Pforte auf und führte den Fremdling in ein kleines, spärlich erleuchtetes Vorgemach, wo er zu verzögern gebeten wurde, bis die Befehle der Marchesana Vioganni eingeholt sein würden.

In den wenigen Augenblicken seiner Einsamkeit durchfuhr es die Glieder des guten Schweizers, wie fieberartiger Schauder. Nicht, daß es ihm Grauen verursachte, vor die hohe sicilianische Dame hinzutreten, deren Namen er so oft, und oft unter seltsamen Verhältnissen, gehört hatte, oder auf deren Gönnerschaft er für seine Zukunft in Sicilien vielleicht noch heimlich rechnete: sondern er fürchtete den nahen Augenblick, welcher ihm über Cecco's Schicksal eine traurige Gewißheit verleihen konnte, die er sich bisher mit allerlei andern Möglichkeiten und Vermuthungen zu verdunkeln bemüht gewesen war.

31.

Die Audienz.

Der vorige Diener erschien und eröffnete die Thüren eines weiten, hochgewölbten Zimmers. Ungeachtet im Hintergrunde desselben mehrere Wachskerzen auf großen, silbernen Armleuchtern brannten, verschlangen die dunkeln Tapeten doch das Licht in dem Maße, daß sich die breiten Lehnsessel mit ihrem altertümlichen Schnitzwerk, die kleinen Tische und schmalen Spiegel mit verblichenen Goldrahmen nur schattenhaft längs den Wänden erkennen liessen. Vermuthlich war hier der alten Fürsten von Scilla Prunksaal gewesen, wenn sie vor Zeiten den Vasallen Gehör gaben, und ihre angestammte Herrlichkeit entfalteten.

Indem Fortunatus eintrat, kam auf entgegengesetzter Seite, durch die Thür daselbst, ein Frauenzimmer von majestätischer Haltung ins Zimmer. Die Dame that nur wenige Schritte, erwiederte seine Verbeugung mit einer leutseligen Verneigung des Hauptes, und, nach Auswechselung der ersten Höflichkeiten, in denen sie sich als Marchesa Vioganni zu erkennen gegeben, lud sie ihn mit einer Bewegung der Hand ein, sich auf einem schon bereit stehenden Sessel niederzulassen. Sie selber wählte ihren Platz vor ihm auf einem kleinen Sofa. Das Aeussere dieser Frau machte Anspruch

auf Ehrerbietung, wie gefällig sie auch in ihrem ganzen Benehmen war. Schwarzes Haupthaar, von dem unter der enganschliessenden, aber kostbaren Spitzenhaube nur wenig sichtbar blieb, so wie dunkle Farbe eines faltenreichen Kleides von kaffeebraunem Seidenstoff, liessen die Blässe ihres Gesichts noch merklicher hervortreten, welches, ungeachtet der etwas eingesunkenen Wangen und des feierlichen Ernstes, an die flüchtigen Tage der Schönheit mahnte. Ein schwarzes Büchlein mit goldnem Schnitt in der wohlgebildeten, weißen Hand, dazu ein Rosenkranz, der mit einem schimmernden Goldkreuz endete, erinnerte an die gegenwärtige Frömmigkeit der edeln Dame.

Herr Linthi fand sich schon anfangs durch eine etwas befremdende Frage, nämlich um Ursache seines Besuchs bei so später Tagszeit, verlegen. Er glaubte fast folgern zu dürfen, daß der Creole nicht angelangt sei, sogar seiner nicht ausdrücklich erwähnt habe. Dies bewog ihn, in seiner Antwort weit auszuholen, schon von der ersten Bekanntschaft mit dem jungen Cecchino Cappa, ihrem Pagen, auf der Austria, und dem Untergang dieses Schiffes an der Marina Siderno. Er sprach von der zwischen ihnen beiden entstandenen Freundschaft, vom Leben in Gerace, von der Trennung in Monteleone, und wie der junge Mensch, im Schutz des Prinzen von Hessen-Philippsthal, nach Sciglio zu seiner Gebieterin gereiset sei, oder habe reisen wollen.

Er unterbrach die Erzählung mehrmals, als wolle er der Marchesa Gelegenheit geben, ein Wort über den Vermißten fallen zu lassen; oder als trag' er Scheu, endlich des Augenblicks zu erwähnen, da er des Knaben Gewand bei den Zigeunern gefunden. Allein das beharrliche Schweigen der Dame, und die Aufmerksamkeit, welche sie doch seinem Bericht gönnte, wurden jedesmal zur Fortsetzung desselben eine stille Aufforderung. So erwähnte er, mit fast zitternder Stimme, zuletzt des traurigen Augenblicks, der ihm bei Palmi geworden, doch nicht ohne das Gemüth seiner Zuhörerin schonend vorbereitet zu haben, das Schrecklichste anzuhören.

Diese aber vernahm das mit derselben Gelassenheit, wie zuvor den Beginn seiner Mittheilungen. Statt weiterer Erkundigungen über ihren Pagen zu versuchen, wandte sie kurz ab das Gespräch auf den Erzähler selbst und seine Herkunft.

„In der Schweiz," sagte sie, „wohnt noch zahlreicher alter Adel?"

— Vielleicht mit Ausnahme einiger altgeschichtlichen Geschlechter sind die andern längst ausgestorben, oder ausgetrieben, oder ausgewandert, oder vergessen in der Masse des Volks untergesunken. Die Uebrigen sind insgesammt jüngern Gepräges, welches meistens in fremder Fürsten Söldnerdienst geholt wurde.

„Also wäre dies auch der Fall bei Ihrer achtbaren Familie?"

— Mit nichten, gnädige Frau. Ich bin der Glücklichen Einer, die über ihre Herkunft weder erröthen, noch stolz sein dürfen. Meine Aeltern waren, wie meine sämmtlichen Vorfahren, soviel mir bekannt geworden, sehr wackere Landleute.—

„Landleute!" rief die Marchesa, und zum ersten Male änderten ihre Gesichtszüge, in denen sich eine Verwunderung zeichnete, die auch wohl Bestürzung heißen konnte: „Wie verstehen Sie das Wort Landleute bei sich in der Schweiz? Wahrscheinlich große Land- und Güterbesitzer mit weitläuftigen oberherrlichen Rechtsamen?"

— Oberherrliche Rechte, schon längst nicht erheblich, sind bei uns verwischt. Der Arme hat's Recht, wie der Reiche. Für weiter Ländereien Besitz ist das Ländchen zu klein. Vom Landbau, Gewerb und Handel leben wir Alle. Wer nichts hat, der bettelt, wenn man's leidet; oder er trägt, als Soldat, seine eigne Haut in fremdem Kriegsdienst feil.

„Heilige Mutter Gottes, welche Wirthschaft!" rief die Marchesa: „Keine Herrschaft! kein Adel! Und, wer sollt' es glauben, mitten in unsern Tagen, mitten im christlichen Europa ein solches Land! Aber, wenn ich Sie recht verstanden, Signor, stehn auch Sie im Begriff, wegen einer Offizierstelle nach Sicilien zu gehn. Sie aber scheinen das Kriegswesen aus Vorliebe zu wählen?"

— Allerdings, denn im Gewerb und Handel gehts schlechter und schlechter. Zur Landwirthschaft fehlt mir das Land; mein Vater, ein Zuckerbäcker in Deutschland, starb früh — —

„Zuckerbäcker!" sagte die Dame, staunte ihn mit wunderlicher Miene an, und rückte leise auf dem Sofa zurück: „Zuckerbäcker! — Nun das ist," fuhr sie darauf fort, indem sie sich sammeln und verbessern wollte, „das ist ja recht artig! Warum aber melden Sie mir eigentlich dies Alles?"

— Gnädige Frau, weil Sie mich fragen, glaub' ich Ihnen über meine unbedeutenden Verhältnisse erwiedern zu müssen. Verzeihn Sie, daß ich Sie mit Kleinigkeiten behelligte. Wenn ich auf meiner Reise durch Sciglio mir erlaubte, um die Ehre eines viertelstündigen Gehörs — —

„Ganz recht," erwiederte ihm die Marchesa: „Sie wollten mir Nachricht von dem Creolen bringen, welchen Sie kennen lernten. Ich danke Ihnen. Vielleicht bedürfen Sie einigen Reisegeldes. Sie haben im Schiffbruch, wie Sie sagten, Alles eingebüßt. Es gereicht mir zum wahren Vergnügen, wenn ich — —" Hier wollte sie aufstehn, wie um das Fehlende herbeizuholen.

— Ich bitte demüthig, gnädige Frau, nicht das! — sagte Fortunatus: für die Fortsetzung meiner Reise bin ich reich genug.

„Aber Sie haben vermuthlich dem Creolen Vorschüsse aus Ihrem Eignen — — Ja, ich erinnere mich jetzt genau, davon in einem Briefe Erwähnung gefunden zu haben. Vergönnen Sie

als Schuldnerin, die Wiedererstattung zu übernehmen.«

— Nein, Signora Marchesana, auch das führte mich nicht hieher. Allein nur in aller Ehrfurcht möcht' ich — —

»Nun, und doch werden Sie mich nicht zwingen wollen, eine Undankbare zu sein. Ich will Sie demnach bitten, sich morgen noch einmal aufs Schloß her zu bemühen.« Sie sagte dies, indem sie sich vom Sofa erhob: »Wir sprechen morgen noch ein Wort. Vielleicht kann ich Ihnen in Messina oder Palermo Gefälliges erweisen. Heut ist's spät. Mich erwarten noch Geschäfte.«

Sie gab bei diesen Worten mit einer Handbewegung und leichten Verneigung des Hauptes dem ebenfalls aufgestandenen Schweizer ein Zeichen, er sei beurlaubt.

Er aber drückte schon in der Gebehrde seine Bitte um einige Nachsicht aus, und sagte: Nur noch eine einzige Frage, fleh' ich, mir zu gestatten; nämlich, ist der Creole im Schloß von Scilla?

»Es ist kein Creole hier.«

— Nicht hier? Nicht hier? — rief Fortunatus erschüttert mit lauter Stimme. Die Marchesa selbst fuhr, wie eine Nervenschwache, bei seinem Ruf zusammen.

»Ich bitte,« sagte sie, »mäßigen Sie sich. Ihr Geschrei erschreckt mich.«

— Nicht angekommen! — fuhr Fortunatus mit leichenblassem Antlitz und bebender Stimme fort: Hätten Sie vielleicht bestimmtere Nachrichten vo[illegible]as ihm begegnete? Wäre er — — wäre [illegible] nicht mehr — — o gnädige [illegible] vergeben Sie mir — — wäre er nicht mehr —

»G[illegible]auben Sie,« antwortete die Marchesana mit voller Gelassenheit: »glauben Sie nur, der Creole ist nicht mehr —«

— Ist nicht mehr am Leben! — schrie Fortunatus, schlug die Hände in einander und Thränen stürzten aus seinen Augen. Er bemühte sich umsonst, seinem Schmerz Gewalt anzuthun, sank auf den Sessel zurück, den er zuvor eingenommen hatte, und verhüllte sein Gesicht.

Die Marchesa stand einige Minuten in schweigender Verlegenheit vor ihm; machte dann mit raschem Schritt einen Gang durch den Saal auf und nieder, entweder unwillig und unentschlossen über die durch den Fremdling verletzten Regeln alles Schicklichen, oder beängstigt durch die Unmäßigkeit seiner Trauer.

»Mein Herr,« sagte sie endlich, »mir steht es weder zu, nach der Ursach eines Benehmens zu forschen, mit dem Sie mich erschrecken, noch fühl' ich Neigung, sie zu wissen. Aber doch muß ich Sie ersuchen, mich jetzt zu verlassen. Ich werde Ihnen morgen die Stunde melden lassen, wann ich das Vergnügen haben kann, Sie noch einmal auf dem Schlosse zu sehn.«

Fortunatus, indem er mit dem Taschentuche seine Thränen trocknete, strengte sich an, wieder Fassung zu gewinnen. Aber dies Taschentuch, welches er in der Eil ergriffen, nicht das, was er wollte, reizte seinen Schmerz nur noch heftiger auf. Es war das ehemalige Haupttuch des Creolen mit Eufemiens Stickerei. Beim Anblick desselben ward ihm, als berühr' er die Leiche des geliebten Knaben selber. Er fiel stillschluchzend in den Sessel zurück, von welchem er sich erheben wollte, und drückte das Tuch an sein Gesicht.

»Ich bitte Sie noch einmal,« sagte die Marchesa, »beruhigen Sie sich, mein Herr, und ersparen Sie mir das unangenehme Gefühl, Zeugin dieses, ich muß es sagen, unmännlichen Betragens zu sein. Morgen laß' ich Sie wieder zu mir rufen; denn jetzt sind Sie nicht in der Stimmung, das zu hören, was ich Ihnen allenfalls zu eröffnen haben könnte; oder Fragen zu beantworten, welche ich an Sie zu richten hätte.«

Fortunatus lispelte leise für sich, ohne auf die Marchesa Acht zu haben: »Cecco! Armer Cecco!«

»Erlauben Sie,« fuhr die Marchesa mit steigender Verlegenheit und Ungeduld fort, daß ich Sie durch einen meiner Leute nach Ihrer Wohnung begleiten lasse. Morgen wird Sie der Nämliche wieder zu mir führen.«

»Gnädige Frau!« versetzte Fortunatus, indem er sich nach einem tiefen Seufzer ermannte, aufstand und in halber Verwirrung den abgelegten Hut suchte: »Meine Geschäfte im Schlosse sind abgethan. Morgen bin ich nicht mehr in Sciglio. Verzeihen Sie gnädig, wenn ich in Ihrer Gegenwart die Pflichten des Anstandes vergaß. Die Natur hat keine Sitte. Mir brach das Herz.«

»Es ist unumgänglich nothwendig, Signor, ich muß Sie morgen wieder sehn!« sagte die Marchesa: »Sie werden morgen ruhiger sein, und mich nicht mehr durch die Ungebehrdigkeit Ihrer Betrübniß in Erstaunen setzen.«

— Nein, gnädige Frau, ich werde nie ohne Thränen von jenem unglückseligen Kinde reden können, — versetzte Fortunatus: und werde immer erstaunen, daß, wer es gekannt hat, sich trocknes Auges desselben erinnern kann.

»Mein Herr — —« sagte die Dame mit einem Ernst, der ihre Empfindlichkeit ausdrückte.

Aber Fortunatus, in der Stellung sich, von ihr zu beurlauben, unterbrach sie und sagte: »Gewähren Sie mir die letzte Bitte, gnädige Frau. Was haben Sie über Cecco's Tod erfahren? Durch welche verruchte Hand verlor der Engel sein Leben? Wo ist sein Grab?«

»Der Fragen sind für heute zu viel. Morgen!«

— Morgen bin ich auf der Wallfahrt zu diesem heiligen Grabe, morgen auf dem Weg, die Unschuld zu rächen. Das allein kann nur noch die Aufgabe meines eigenen Lebens sein. Ich weiß, es ruhte ein geheimnißvolles Dunkel über diesem verlassenen Creolen. Noch ist mir in seinem Schicksal nicht Alles lauter. Aber, Gott wird mir helfen; es muß licht werden!

„Glückseligste Jungfrau von Nazareth, warum die Drohungen? Sie sind in einer Aufwallung, mein Herr, in einer Leidenschaftlichkeit, die mir nicht erlaubt, Sie länger anzuhören. Ich bitte Sie, mich verlassen zu wollen.“

— Warum, Signora Marchesa, verweigern Sie eine leichte Antwort auf meine Frage? Nichts, als diese Antwort könnte meinem Schmerze wohlthun. Wenn Sie Zeuge gewesen wären, wie liebevoll Cecco Ihrer und nur Ihrer gedachte, so oft — —

„Sie setzen mich in die Nothwendigkeit, Beistand zu rufen!“ sagte die Marchesa mit Unwillen, und zog heftig an einer Schnur, davon eine Glocke im Aussenzimmer laut ertönte.

— So sei's! — seufzte der Schweizer: Sie bedürfen keiner Hülfe. — Er verbeugte sich und ging.

„Ich möchte Sie nicht beleidigt von mir lassen,“ rief ihm die Dame mit sanfterm Tone nach: „ich zähle darauf, Sie morgen wieder zu sehn. Sie werden es nicht bereuen, aufs Schloß gekommen zu sein.“

— Ich habe nun nichts mehr zu fragen, nichts mehr zu hören! — erwiederte der Jüngling halb zurückgewandt mit trocken abfertigendem Tone. Indem trat der alte Diener hastig herein, geschreckt durch den ungewohnt stürmischen Glockenruf, und, auf den Wink seiner Gebieterin, begleitete er den Fremden hinaus.

Schon waren beide, der Diener mit der Laterne zündend langsam voran, die Treppe hinab, zur Hauspforte gekommen, als Fortunatus, in allen Taschen suchend, das Tuch des geliebten Knaben vermißte. Er blieb stehn und machte mit seinem Verlust den Alten bekannt. Dieser zeigte sich sogleich bereitwillig, in den Saal zurückzukehren, das Vergessene zu holen. Aber dem Jüngling, bei seinem gereizten Zustand, und bei dem hohen Werth, welchen er auf die ihm gebliebene Reliquie des unglücklichen Lieblings setzte, war der abgemessene Schritt des betagten Livreeträgers zu träge. Er flog, eh' dieser sich drehte, die Treppe wieder hinauf, durch den langen Gang in das Vorgemach. — Hier hörte er seinen Namen, Fortunato, von einer entfernten Stimme rufen, die das Blut ihm in allen Adern erstarren machte. Bestürzt sah er nach den Wänden ringsum. Keine Fuge, keine Oeffnung, keine andere Thür, als die des eben verlassenen Saals. Er suchte umher; er horchte; er hörte keinen Ton mehr, als die schallenden Tritte des alten Mannes auf der Schloßstiege. Es wandelte ihn ein Grauen vor seiner Selbsttäuschung an. Er trat in den Saal, seine Entschuldigung gegen die Marchesa Vioganni auf den Lippen.

32.

Das Haupttuch.

Die Dame befand sich wirklich noch daselbst und warf, bei seinem Eintritt, einen ungehaltenen Blick auf den Unangekündeten. In ihrer Gesellschaft war jetzt ein anderes Frauenzimmer, welches, mit ihr im Gespräch begriffen, Cecco's Seidentuch betrachtend in die Höhe hielt.

„Verzeihung!“ sagte Fortunatus, indem er sich durch den Saal den beiden Damen näherte: „jenes Tuch ward von mir vergessen.“

Die gegenwärtige Trägerin desselben, die, vertieft in der Beschauung des Fundes, ihn nicht beachtet hatte, verrieth durch ein flüchtiges Zusammenfahren ihre Ueberraschung. Dann aber ging sie ihm selbst entgegen und überreichte ihm sein Eigenthum schweigend, mit einem zwar anmuthigen Lächeln, in welchem aber etwas Schalkhaftes schwebte, als machte sie sich heimlich über die Bedeutsamkeit des Tuches und die Dringlichkeit des jungen Herrn lustig.

Es war eine Schöne von etwa neunzehn Frühlingen und, nach den Brillanten an ihren zarten Fingern und den großen Perlen zu urtheilen, die durch ihr dunkles Haar geflochten schimmerten, von hohem Range. Ihr feiner Gliederbau, von weißem Marlyzeuge umflossen, wie vom Schneelicht, bewegte sich mit dem Reiz und der Leichtigkeit einer Dianen-Nymphe. Um die helle Stirn, und seitwärts, zwischen Hals und Nacken, gaukelten nachlässig zerfallene Locken, finsterglänzend, als wären sie aus schwarzem Glasguß gesponnen. Da Fortunatus, um das Tuch zu empfahn, die Augen ehrfurchtsvoll aufschlug und ihr in das sanftröthende Antlitz blickte, vergaß er im ersten Erstaunen beinahe die dargereichte Reliquie anzunehmen. Denn die, welche ihm das Gesuchte entgegen hielt, war, nur schöner, und mit einem Gesicht, wie Dichter sagen, von Lilie und Rose, dem Creolen schwesterhaft ähnlich.

„Es scheint beinah,“ sagte sie mit seligem Lächeln, „ich bin meinem Freunde Fortunato seit einer Woche fremd geworden.“

Der Jüngling erblaßte und starrte die fremde Erscheinung mit aufgerissenen Augen an, als sähe er in die Geheimnisse der Geisterwelt.

„Gräfin Beatrice,“ sagte die Marchesa, welche schnell herangetreten war, und nahm die junge Dame bei der Hand: „ich hoffe, Signor Linthi wird uns morgen die Ehre seines Besuchs gewähren. Jetzt aber ist der Augenblick nicht vorhanden. Kommen Sie in Ihr Zimmer; ich habe Mittheilungen von hoher Wichtigkeit zu eröffnen.“

Indem die junge Gräfin ihre Hand zurückzog und mit derselben eine abwendende Bewegung gegen die Marchesa Vioganni machte, sagte sie zu Fortunatus mit sichtbarem Vergnügen über sein Erstaunen und doch, wie über sich selber erröthend, mit gesenkten Blicken: „Gewähren Sie mir keine Erwiederung?“

„Ich darf es nicht zugeben!“ rief die Marchesana dazwischen: „Gräfin Beatrice, ich erwarte Ihren Gehorsam.“

Fortunatus, noch immer den Blick auf die Züge dieses schönen Angesichts geheftet, stam-

melte: „Gräfin Beatrice — —“ und wieder: „die Stimme meines unglücklichen Cecchino!“

„Und seine Hand!“ sagte die Gräfin, indem sie ihren halbentblößten, feingedrehten Arm ausstreckte und ihm vertraulich die zarte Hand bot: „Warum nennen Sie ihn unglücklich?“

Er bog das Knie unmerkbar, küßte ehrfurchtsvoll die Hand, aber ließ sie wieder fahren und sagte: „Es ist unmöglich! Sie sind nicht Er! — Aber seine Schwester! — Ich bin irre und verblendet!“

„Nein, Signor Fortunato, nicht verblendet!“ entgegnete die junge Gräfin: „Da steht das fatale Geheimniß aufgedeckt vor Ihnen, das ich, nun wissen Sie Alles, unter keiner Bedingung und nicht Ihnen verrathen wollte, konnte, durfte; obwohl Eufemia und Signora Marcoli zu Gerace damit vertraut waren. Also nicht Ribera, nicht Reynier haben Sie befragt? — Sie antworten mir nicht? Fortunato, war ich denn nicht gezwungen, Sie zu täuschen? Vergeben Sie einer Unglücklichen, die in Ihrer Nähe sechs schreckliche Wochen verlebte und nur im Edelmuth des edelsten Mannes Schutz fand.“

Der Schweizer warf noch einmal den Blick auf die Gräfin und sprach, wie für sich: „O mein Gott! — Mir ist Cecco — — er ist mir nun wahrhaft abgestorben. Ich suchte den theuern Creolen. Er begegnet mir wohl, aber in verklärter Gestalt. Ich suchte nur den Creolen!“

„Es hat keine geringe Mühe gekostet,“ antwortete die Gräfin muthwillig, „ihn wegzutreiben, hinwegzubeizen und wegzukratzen. Zwar in Mileto schon mußt' er sich gefallen lassen, Mädchenkleider anzuziehen, weil ein sittsames Frauenzimmer ihn bis Sciglio begleiten wollte. Aber der unbändige Junge vereuropäerte sich nicht so leicht und hing mir treu in Mileto an, zum Theil in Seminara und hier noch. Verwünscht sei seine Anhänglichkeit! Und doch hatt' ich ihr und der unbarmherzigen Vorsicht meiner Kerkermeisterin auf der Austria so Großes zu danken. Grämen Sie sich um den Creolen nicht. Erlauben Sie, daß an der Stelle des häßlichen, ungezogenen Burschen, seine Schwester Ihnen erkenntlich sein darf.“

Der junge Mann wollte reden; aber seine Sprache stockte, so oft er die vor ihm schwebende Schönheit mit ungewissen Blicken betrachtete, während sie hinwieder sich an ihm nur belustigen zu wollen schien. Sie dünkte ihm auch von höherer Gestalt, von edlern Zügen, als jener Knabe. Nur einzig ihre weiche, einschmeichelnde Stimme war seine Stimme. Das Herz schlug ihm stärker; er fürchtete, sich lächerlich zu machen, wenn er treuherzig in einen Betrug hineingehen würde, den die Dame ihm, oder vielleicht der Page selbst, durch Aehnlichkeiten und Verwechselungen, spielen möchte.

„Meine gnädige Gräfin,“ sagte er mit verlegenem Lächeln, „wenn die Schwester des liebenswürdigen Creolen für ihn erkenntlich sein will, so wag' ich zu bitten, mir den Pagen selber zu zeigen.“

„O den Pagen!“ rief Gräfin Beatrice lachend: „den warf ich unterwegs endlich, zwischen Seminara und Bagnara, zum Wagen hinaus. Er machte mir in der prächtigen Chaise des Prinzen wahre Furcht. Er liegt nun im Walde von Solano; oder ist wieder, was er war, ein Landstreicher geworden.“

„Im Walde von Solano?“ wiederholte Fortunatus: „Hätt' ich davon Ahnung gehabt!“

„Mir lieber, daß Sie ihn da fanden, wie dies Tuch bezeugt,“ versetzte die reizende Beatrice, „als daß die Reiter des Prinzen bemerkt hätten, wie das Bündel ins Gebüsch flog.“

„Sie sind's!“ antwortete ihr Fortunatus, und indem er die Augen himmelwärts wandte, setzte er mit unterdrücktem Seufzer traurig hinzu: „Aber — Du bist's nicht mehr!“

Die junge Gräfin schlug jetzt den Blick zu Boden, und hob, wie in einer stummen Bitte, die Hände gefaltet empor.

Während dieses Gesprächs stand die Marchesana, als stille Beobachterin, seitwärts. Ein leises Kopfschütteln bezeichnete von Zeit zu Zeit ihre Unzufriedenheit oder Ungeduld. Die Perlen des Rosenkranzes rollten in ihrer Alabasterhand schnell auf und ab. Jetzt trat sie abermals einen Schritt näher und sagte mit angenommener Ruhe: „Ich dächte, Gräfin Beatrice könnte jetzt den jungen, wackern Mann entlassen; er wird von der Reise ermüdet sein. Es ist die Nacht hereingebrochen, und der Weg vom Schloß zum Meer und vom Felsen zur Stadt nicht angenehm.“

„Ach, meine gnädige Tante,“ rief Beatrice liebkosend und sie mit einem Arm halb umfassend: „ängstigen Sie sich keineswegs; Sie wissen nicht, welche Nachtschwärmer Signor Fortunato und der Creole gewesen sind. Wir haben noch Vieles mit einander abzuhandeln. Warum auch verheimlichten Sie mir seine Ankunft? Wissen Sie wohl, daß Sie die Huld und Güte selbst und doch sehr grausam sind? Wer bürgt dafür, daß ich heute schon ein Wörtchen von seiner Anwesenheit vernommen haben würde, wenn mich nicht vorhin das Sturmläuten erschreckt und herbeigerufen, und dies Haartuch des Creolen alles Uebrige verrathen hätte? — Sie müssen meinen bisherigen Schutzgeist näher kennen lernen.“

„Zweifeln Sie nicht, liebe Gräfin,“ sagte die Marchesa sehr liebreich zu ihrer Nichte, die in stiller Freude glühte, „ich kenne ihn genug, um ihn mit Ihnen zu bewundern.“

„O nur aus dem Schattenriß meiner Worte!“ versetzte Beatrice.

„Und aus dem,“ fiel die edle Dame ein, „was mir Signor Linthi mit liebenswürdiger Offenheit von sich und seiner würdigen Familie zu erzählen gefällig genug war, Sie mir aber verschwiegen.“

„Was hätt' ich Ihnen verschwiegen, gnädige Tante?“ entgegnete die junge Gräfin: „was wissen Sie mehr, als ich wußte? Geschwind beichten Sie mir von ihm!“

„Nicht eigentlich ihn betrifft's,“ sagte die Dame mit einem entschuldigenden Ton: „nur seine lieben Verwandten in der Schweiz, arme, aber sonst ehrliche Bauern. Er selbst freilich ist der Sohn eines, ich glaube, eines Kuchenbäckers oder Pastetenbäckers. War's nicht so, Signor Linthi?“

Fortunatus, dem es nicht entging, mit welchem gesuchten und demüthigenden Tone die liebreiche Marchesa dies sprach, und wie Beatricens Heiterkeit dabei plötzlich, wie vom Frost überfallen, zum Ernst erstarrte, fühlte die unverdiente Beleidigung, mit welcher der angestammte Stolz sicilianischer Großen ihm begegnete. Aber er verbarg den Unmuth und antwortete: „Um Verzeihung, gnädige Frau, ein Zuckerbäcker war mein vortrefflicher Vater.“

„Hören Sie's also, Gräfin Beatrice?“ fuhr die Tante fort: „ein Zuckerbäcker! das war Ihnen doch noch unbekannt.“

Die Gräfin, welche erst auf Fortunatus, der in gutmüthiger Erhabenheit ruhig dastand, einen flüchtig forschenden Blick warf, dann die finster gewordenen Augen seitwärts gegen die Marchesana richtete, konnte ihre Empfindlichkeit nicht verhehlen, und sagte mit einer gewissen Hoheit in verweisendem Tone: „Signora, Sie werden diesen Augenblick etwas unklar. Warum blasen Sie, gleich dem Aetna, mir einen schmutzigen Rauchschwall durch den reinsten Himmel? Ich erinnere mich, daß mein Herr Vater, der Herzog von Piviafranca, nicht verschmähte, einen Fußfall vor Joseph, dem corsischen Advokatensohn, zu thun.“

Die Marchesa warf den Kopf etwas zurück und ein lächelnder Spott umflog ihre Lippen: „Bei allen Heiligen des Paradieses! ich wußte nicht,“ sagte sie, „daß Signor Linthi auf dem Wege zum Königthum sei.“

Rasch trat die junge Gräfin mit glühendem Gesicht zu dem Schweizer, ergriff seine Hand und sagte zur Marchesa: „Nicht auf dem Wege! Dieser edelsinnige Mann hat schon seine Königskrone aus der Hand der Tugend. Verzeihen Sie, theurer Fortunato; die erlauchte Marchesa Vioganni hatte mir weit würdigern Empfang für den Retter meines Lebens verheißen, sonst würd' ich Sie nicht hieher beschieden haben.“ — Sie sagte dies mit tiefer Bewegung; eine Thräne fing an, ihre Augen zu trüben.

Er beugte sich, drückte seine Lippen auf ihre Hand, und sagte: „Gestatten Sie, daß ich mich entferne. Mein Herz ist zu voll; meine Sinne sind verwirrt. Gewähren Sie mir Ihr Mitleiden. Es schmerzt mich, daß mein Hiersein Sie und die Signora Marchesa entzweien konnte.“

„Entzweien!“ rief die Gräfin mit der ehemaligen Heftigkeit des Creolen und trat einen Schritt zurück: „Kann ich mich mit einer Welt entzweien, der ich nicht angehöre und nicht vereint bin? Oder sehen Sie, daß ich mich mit der Marchesa Vioganni entzweien könne, mit der ich wohl nie Eins war?“

Die Marchesa gerieth bei diesen Aeusserungen in sichtbare Unruhe, und nahte sich freundlicher, als sie je bisher gewesen, aber mit einer Freundlichkeit voller Angst, ihrer Nichte und sprach: „Beatrice, dürfen Sie so von der Schwester Ihres Vaters urtheilen?“

„O, daß die Liebe meines Vaters in der Brust seiner erlauchten Schwester wohnte!“ seufzte die Gräfin.

„Und war's nicht meine Liebe,“ fuhr die Marchesa fort, mit einem Blick des Vorwurfs, „war sie es nicht, durch welche die Tochter meines Bruders vom Kloster und Nonnenschleier gerettet ward?“

„Offen, Signora, und ohne Hehl vor diesem offenherzigen und edelherzigen Sohn des Zuckerbäckers aus der Schweiz!“ sagte die Gräfin ihr entgegentretend: „war es nicht mehr noch Ihre Erbitterung gegen den Grafen Alvaro di Ribera, der mein väterliches Erbtheil suchte; war es nicht Ihr Stolz oder Ihre Gewissensfurcht, eine Selbstmörderin zur Nichte zu haben?“

„Heilige Mutter Gottes! wie ungerecht Sie der Zorn macht!“ sagte die Marchesa sehr sanft und in beschwörendem Ton: „Ich wagte damals meine eigene Sicherheit für Sie, vergessen Sie es nie! Durch Ribera's Geiz und politischen Haß ward Ihr Vater am Hofe von Palermo verlästert, geächtet und büßte er seine gesammten Besitzungen in Sicilien ein. Ich rettete den größern Theil derselben für Sie! — Es thut mir weh, in Gegenwart dieses fremden Mannes, Dinge solcher Art verhandeln zu müssen. Ich bitte, brechen wir ab. Mein Bruder Alvaro zwar ist jetzt in der Kriegsgefangenschaft der Franzosen; aber, Signora Beatrice, er kann noch zurückkehren!“

„Der Graf Ribera ist wirklich zurückgekehrt, sagte Fortunatus, „er befindet sich in Sciglio, wo er mit mir zugleich diesen Abend ans Land trat.“

Bei diesen Worten erblaßten beide Damen. Beide bestürmten den Herrn Linthi mit Fragen. Er erzählte, was er von der Entweichung des Grafen aus Monteleone und dessen gefährlicher Verwundung wußte.

„Signor Fortunato,“ sagte die junge Gräfin zitternd, „Sie schworen einst, mich, wie durch die Meereswellen, durch die Wogen des Lebens zu tragen. Ich bin eine Waise; verlassen Sie mich nicht.“

Die Marchesa Vioganni dagegen zog die Glocke an, und sagte: „Noch in der Nacht müssen wir uns über seinen Zustand Gewißheit schaffen. Ich sende Leute in die Stadt. Beruhigen Sie sich, liebe Gräfin.“

Während Beatricens Tante eilfertig dem alten Hausdiener geheime Befehle ertheilte, trat Fortunatus zur jungen Gräfin und sagte: „Warum zittern Sie? Nein, wenn Sie auch für mich verwandelt und eine Andere geworden sind: nie werd' ich aufhören, für Sie derselbe zu bleiben. — Gönnen Sie mir auch, als Gräfin von Piviafranca, die Huld und das Vertrauen, mit welchem mich einst der unvergeßliche Cecchino beseligen wollte.“

„Ich vertraue, und zittere nicht mehr!“ erwiederte sie, und legte leise ihre Hand auf seinen Arm, indem sie ihm wieder mit der ehemaligen Zärtlichkeit des Pagen in die Augen sah. „Entfernen Sie sich einsweilen, aber nicht aus Sciglio, und halten Sie sich bereit auf Alles.“

„Ich bleibe!“ sagte Fortunatus und wandte sich von ihr ab, wie wenn ihm unwohl wäre und er frische Luft suche.

Sie hielt ihn sanft zurück und sagte leise: „Wollen Sie mich meiden? Warum wenden Sie sich von mir?“

Er blieb stehen, das Haupt gesenkt, und erwiederte: „Das sollten Sie nicht fragen, theure Gräfin. O, was ist aus Ihnen, was nun aus mir geworden! — Ich habe meinen Bruder verloren.“

„Wollen Sie darum die Schwester verstoßen?“ lispelte sie ihm zu.

Er richtete einen brennenden Blick auf die Gräfin, die mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand. „Ein armer Soldat,“ seufzte er, „und die Tochter eines herzoglichen Hauses!“

— Fortunato, quälen Sie eine Unglückliche nicht. Herzen tragen keine Grafenkronen. Beobachten wir die Formen, welche die Welt uns vorzeichnet, und tragen wir duldend die Fesseln, welche die Verhältnisse uns geben. Mein Herz ist Cecco's Herz! — Nun still! die Marchesa kommt zurück.

„Mich wird dieser Abend tödten!“ sagte die Marchesa: „Indessen, ich sende zwei meiner Leute zum Grafen in die Stadt, ihm meine Dienste anzubieten. Einer soll die Nacht zur Pflege des Verwundeten dort bleiben, der Andere uns Nachricht bringen.“

„Vergönnen Sie mir,“ sagte Fortunatus, „in dieser Begleitung zur Stadt zurückzugehen?“

Ein gütiger Wink der Augen verkündete ihm den Beifall der jungen Gräfin, die zugleich drohend, mit schalkhaftem Lächeln den Finger erhob, als er das schwarze Seidentuch sorgfältig zu sich nahm. „Eusemiens immerblühende Rosen!“ sagte sie.

„Die heilige Reliquie meines schönen Zwillingsbruders!“ erwiederte er, und empfahl sich den Bewohnerinnen des Schlosses, um nach Sciglio zurück zu schiffen.

33.

Das Bild.

Es war nach italienischer Uhr und Lebensweise so spät noch nicht, da er wieder ans Ufer trat; der Himmel von den glänzendsten Sternen, das Land von den fröhlichsten Menschen belebt: Gesang weit umher, hin und wieder heimliches Girren der Zithern. Lustgänger wandelten in der Abendfrische mit ihren Lustgängerinnen zwischen jungen Bäumen, wie Schatten des stillen Elysiums, die auch im körperlosen Zustande ihre Treue nicht vergessen. Im Glanz der Lampen vor dem Gewölbe der Eiskrämmer, oder der Früchtehändler, und ihrer zierlichen Pyramiden von duftigem Goldobst und Blumengewinden, saßen Herren und Frauen in ernster Unterhaltung von Königen und Schlachten, während seitwärts beim ungewissen Schein des Lichts einer Garküche junges Volk zum Trillern einiger Mädchenstimmen tanzte. Alles webte und lebte in Liebe, Nacht, Geheimniß und Anmuth.

Wenigstens dünkte es den jungen Schweizer so, welcher sich, nach den Wundern auf dem Felsen von Scilla, erst auf dem öffentlichen Platz der Stadt, zwischen ihrer heitern Bevölkerung sammeln und vom Rausch seiner Seele zur Nüchternheit genesen wollte, um den Schlaf zu finden.

Wohl fand er diesen, aber auch andern Morgens noch nicht die erwartete nüchterne Stille des Gemüths. Wie schlug sein Herz, als er aus der niedlichen Wohnung des Fischers ins Freie trat, und über dem Meere den Gipfel der Scilla in der Luftbläue wahrnahm, an dessen Kastell-Gemäuer die Sonne schmeichelnd ihre schönsten Strahlen legte! Der Himmel schien sich zu neigen und den Jüngling bei jedem Lüftchen mit weichen Armen zu umfahen. Der Erdboden erwiederte elastisch den Druck seiner Fersen, und machte das Gehen zum tanzartigen Schweben. Ein Regen von Wohlgerüchen floß unsichtbar aus allen Zweigen, und die Wellen am Strande rauschten Musik.

Cecco war vergessen; Beatricens Herrlichkeit verdunkelte den ganzen Hintergrund seiner Tage, und zog einen blendenden Strahlenschleier über die Zahl der künftigen. In diesen Augenblicken wünschte er nichts, fürchtete er nichts; er ging nicht mit sich zu Rath; er berechnete nichts. Er liebte, im harmlosen Bewußtsein der Gegenliebe. Nun erst verstand er den Sinn seines eigenen Lebens aus den letzten Monaten; den unüberwindlichen Zug seiner Seele zu dem Creolen; den Wahnsinn beim Abschied zu Monteleone. Nun erst fand er so vieler Räthsel Schlüssel; des Pagen Verwirrung und Davonspringen auf der Höhe von Siderno, da er ihn unter der Palme zum Erstenmal in seine Arme geschlossen; die Eifersucht des wunderbaren Kindes in Gerace; dessen Drohung, sich von ihm trennen zu müssen, wenn er das letzte Geheimniß erführe; alles ward ihm leicht. Er schauderte zuweilen in sich selber bei der Erinnerung, mit einem Wesen wie Beatrice, und zwar wie er sie im Schlosse von Scilla gesehen, in naher Vertrautheit viele Wochen beisammen gelebt zu haben. Er wußte ihrer Klugheit oder den Besorgnissen der wachsamen Signora

Rosa di Centi Dank, daß sie, entstellt und verkleidet, die eigene Schönheit vernichtet hatte.

Vermuthlich aber würde Fortunatus zuletzt doch mit seiner gegenwärtigen Seligkeit den langen Tag über in Verlegenheit gerathen sein, wenn nicht gegen Mittag schon ein Bedienter vom Schlosse erschienen wäre, ihm ein versiegeltes, schweres Briefchen überreicht und die Anzeige gemacht hätte, daß man ihn gegen Abend zur erlauchten Marchesa und der jungen Gräfin abholen werde. Stoff genug zu neuen Träumereien.

Einsweilen mußte das Briefchen das Beste dazu thun. Es enthielt nur die wenigen Worte von Beatricens eigener schönen Hand: „Ich sehe Sie am Abend. Entfernen Sie sich nicht von Ihrer Wohnung. Ich habe die Einlage beschworen, Sie jede Minute an mich zu mahnen.“ Als aber die Einlage aus einem purpurfarbenen Saffianfutter zum Vorschein kam, bestand sie im niedlichsten und treuesten Feinbildchen auf Elfenbein, Beatricen darstellend. Anfangs überraschte ihn die Aehnlichkeit. Würde er vom Dasein der Gräfin nichts gewußt haben, hätte er das Gemälde für die Schöpfung eines Künstlers gehalten, welcher durch die Zauberei des Pinsels das Urbild einer göttlichen Hebe verwirklichen wollte. Aber schon nach wenigen Augenblicken fand der Bewunderer die Sache anders. „Wo ist die Seele geblieben?“ fragte er bei sich: „Wo das Spiel und die Sprache aller Empfindungen in den zarten Mienen? Wo der durchdringende, zündende Blitz dieser schmeichelnden Augen?“

In kunstrichterlicher Beschauung des Gemäldes und im stillen Berathen, ob man nicht das Schöne dieser und jeder Gestalt vielleicht weniger mit den Augen als mit der in uns gewahrenden Seele auſſer sich erblickte, war die Umfassung des Bildes von ihm ganz unbemerkt geblieben. Es schlang sich um das Kunstwerk des Pinsels das prächtigere Kunstwerk eines Juweliers, aus großen, vielartig schimmernden Diamanten zusammen geordnet.

„Zu kostbar, nicht für sie, aber für mich!“ war sein erster Gedanke. Und nun erst ward ihm, als dränge und dehne sich eine gewaltige Kluft, mit ihrem unerforschbaren Abgrund, weiter als das hohe Scillaschloß von seiner Fischerbehausung, zwischen der Gräfin von Piviafranca und ihm aus. Da hinnnter sanken alle seine Freudenhimmel, seine Hoffnungsblüthen; und das leere todte Nichts blieb schwebend über der Tiefe für ihn zurück. Der frische Wind, mit dem er bisher im Meere der Träume gesegelt hatte, erstarb. Es mahnte ihn an das Zusammenfallen der Segel und Wimpel der Austria, in jener Stille des Ozeans, die dem zertrümmernden Süd-Sturm voranging. Das Unheil zu vergrößern, fiel ihm das Wort „Zuckerbäcker“ ein, welches gestern im Munde der Marchesa Vioganni wie ein ungenießbarer Stein herumgeworfen war, den man sich nicht zu verschlucken getraut. Das tödtete seinen Muth. Nun ward er in der That nüchtern.

Zu verständig, das Lächerliche seiner Leidenschaft nicht zu erkennen, beklagte er nur, ohne seine Schuld ihr Raub geworden zu sein. Was sollte Liebe zwischen einer sicilianischen Gräfin und einem armen, abenteuernden Schweizer, der eine Söldneruniform in englischem Dienst als höchstes Ziel hatte? Es klang wie romanhafte Grille, und noch dazu wie Einfall eines schlechten Romans. Sollt' es aber Ernst gelten, so mußte dieser Ernst ihn am Ende zur Tollheit, und die liebenswürdige Nichte der Marchesa in verzweiflungsvolles Elend führen. Das konnte er für diejenige unmöglich wollen, für die er eines tausendfachen Todes zu sterben fähig. Und er war Mann; und sein tausendfacher Tod die ewige Trennung von ihr, das Leben ohne sie.

Indessen stand es um seine Mannhaftigkeit doch sehr zweifelhaft, als Nachmittags der nämliche Diener, welcher am Morgen das Bild gebracht hatte, ihn abzuholen kam, und nun alle Finsterniß und Trübe seines Gemüths plötzlich wie ein Nebel verschwand, welchen die Morgensonne von einer Frühlingslandschaft wegtrinkt. Er folgte dem galonnirten Merkur, der ihn, statt in der Richtung zum Scillafelsen, durchs Städtchen leitete, und endlich in einen etwas verwilderten Garten treten ließ. Im Hintergrunde zeigte sich ein, wenn auch kleines, doch gefälliges Landhaus, halb zwischen Orangen und wuchernden Lorbeerbüschen versteckt. Vom Diener hatte er schon vernommen, daß die hohen Herrschaften desselben das Schloß oder Kastell auf dem Vorgebirg mit dieser bescheidenen Wohnung vertauscht hätten, um dem schwer verwundeten Grafen Ribera näher zu sein.

Noch hatte Fortunatus nicht zwanzig Schritte durch die unerkünstelte Gartenwildniß gethan, als er, in sich zusammenbebend, Beatricen an der Seite ihrer Tante erblickte. Sie kamen ihm, wie es schien, in ernstes Gespräch vertieft, entgegen.

Die erste Begrüßung, etwas feierlich von Seite der Marchesa, etwas verlegen, fast linkisch von Seite des armen verzagten Schweizers, war von Seite der jungen Gräfin die herzreichste. So grüßt die stumme Liebe. Sie schwebte vor ihm wie ein aufflammendes Licht, im reizenden Erglühn ihres ganzen Wesens. Es schwamm eine Trunkenheit in ihren Augen, die wieder zur seinigen ward. So götterhaft glaubte er sie noch nie gesehen zu haben. Und doch war sie weit einfacher als gestern, nur im leichten Hauskleide, von der eigenen Anmuth geschmückt, und von einem Strohhut beschattet. Aber unter einer solchen Nacht von schwarzen Locken hatte er solche Stirn, wie blendenden Schnee, und solche Wangenglut, und solchen Liebreiz um Kinn und Lippen nie im Leben gefunden.

Zum Glück hatte die edle Marchesana mit ganz andern Gedanken und Empfindungen Verkehr,

als er. Sie wandte das Gespräch auf den bedenklichen Zustand ihres Bruders, und auf die beunruhigenden Aeusserungen zweier Aerzte, die sie noch in der Nacht von Messina über die Meerenge hatte kommen lassen. In ihrem Gesicht wohnte eine schwesterliche Betrübniß, welche aber dem Ton ihrer Stimme fehlte; und der Schweizer hatte Lebensart genug, die höfliche Trauer mit ihr zu theilen.

Weit feinere Höflichkeit bewies dagegen eine der Kammerfrauen oder Gesellschafterinnen, welche von der Marchesa, als diese nach einer halben Stunde abberufen ward, bei ihrer Nichte zurückgelassen war. Diese Gesellschafterin nämlich bat um die Erlaubniß der Gräfin, sich eines Geschäftes wegen entfernen zu können. Ohne Zweifel wußte sie aus eigener Erfahrung, daß unter drei Personen schlechterdings immer, zum Behuf eines verständigen und zusammenhängenden Gesprächs, eine Person zu viel sei.

„Ich muß Sie mir nur ein wenig näher betrachten, junger Herr!“ sagte Beatrice und musterte mit schelmischen Augen ihren Begleiter seitwärts vom Kopf zu Fuß: „Wie haben Sie es angestellt, mich bei Ihrem Eintritt in den Garten um mein bischen Besinnung zu bringen? Ich stieß, als ich Sie erblickte, in der Bestürzung einen Schrei oder Seufzer aus, daß die erschrockene Marchesana ihre beiden Aeskulapen von Messina zu Hilfe rufen wollte. Ach, Fortunato, ist's am Ende wohlgethan, länger in Ihrer gefährlichen Nähe zu athmen, wenn Sie Soldat werden, wenn Sie nach Malta gehen wollen?“

— Und war es wohlgethan, mir in Sciglio nicht mehr als mein Cecchino, sondern im blendenden Glanz dieser weiblichen Schönheit zu erscheinen? — versetzte Fortunatus: Ich darf nicht mehr zu Ihnen aufblicken. Indessen eine Wohlthat haben Sie mir heut gewähren wollen. Ich danke Ihnen für das Bild. Wenn mein Gedächtniß zum Besten dieses kranzen Herzens auch nur ein wenig schwächer wäre, so würde mir das Gemälde ein Kühlmittel in der Fieberglut werden können.

„Ich verstehe Sie aber nicht, Signor Fortunato. Man hat mir ebenfalls gesagt, ich sei vom Maler geschmeichelt. Sie finden das Machwerk nicht ähnlich?“

— Den Holzschnitt ähnlich? Kein wahrer Künstler malt eine Sonne an den Himmel, sie wird ihm stets zum Teller. Wie konnte der Tropf es wagen, Sie zu malen, wenn er den Pinsel nicht in Strahlen tauchen konnte? Ich danke Ihnen für das Kühlmittel. Es wird mir immer ein schönes Weib zeigen, aber keine Beatrice. Darum lieb' ich das Bild.

„Nein, nein, Fortunato, geben Sie mir's zurück. Kühlen, kühlen! den Mann von Schnee und Eis, kühlen! Brennen denn auch die Gletscher der Schweiz wie unsere Vesuve und Aetna's? Ach, Fortunato, wir verstehen uns beide nicht! Wie kann der Eisberg den Feuerberg begreifen? O hätte ich Göttermacht, ich legte die Hälfte der Flammen, die hier brennen, in Ihr Herz, das unterm Nordpol geboren ist.“

Er ergriff Beatricens Hand, sah eine Weile stumm ihr in die Augen und wollte reden. Aber sie bedeckte sich schnell die Augen mit dem schmalen, weißen Händchen, und rief: „Nicht dieser Blick mehr! Nicht dieser furchtbare mehr, aus welchem alle meine Himmel und Höllen gekommen sind. Der war's, der mein Innerstes entzündet hat, bis das Leben verloderte, das Herz Asche geworden ist.“

— Ich bin unglücklich, Beatrice, weil Sie es sind. Die Natur einet, die Welt scheidet uns. Ich weiß nicht, ob den Zufall segnen oder ihm fluchen, der uns beide auf dem Meere verband, und unsere Schicksale zusammenflocht. Sie sind nicht frei, Sie sind hier gebunden mit hundert zarten, der Welt wichtigen Banden. Ich bin der Fremdling überall, den man leicht mit einem Räuber verwechselt und fürchtet. Die Marchesana aber fürchtet den Räuber schon, wie ich vermuthen darf. Sie soll es nicht! — bei Gott, sie soll es nicht! Aber wie wird, wie kann sich das lösen?

„Nie! Es soll, es kann sich nicht lösen! Freuen Sie sich mit mir. Meine Gefahren sind vorüber. Ich kann ohne Schrecken an Messina denken. Ich werde dahin zurückkehren. Denn der Graf Ribera liegt an seinen Wunden zum Sterben schwach, und die Todesangst verwandelt den hartherzigen Mann zum empfindsamsten Sünder. Er hat gebeichtet, hat die letzte Oelung empfangen. Wie ein Heiliger zu sterben, ließ er mich zu seinem Sterbelager rufen. Ich habe ihm aufrichtig alles Unrecht verziehen, das er meinem Vater und mir gethan. Ich bin wieder in vollem Besitz meines väterlichen Erbes, des Raubes, den er begehen wollte. Er gab mir mehr als dies aus seinem Nachlaß, und die Abtei, der ich entsprang, entschädigte er mit einem guten Theil seiner Landstücke.“

Nun erzählte ihm die Gräfin noch Manches von ihren frühern Verhältnissen und der Grausamkeit und tückischen Klugheit ihres Oheims. Er hatte die Franzosen mit unauslöschlichem Grimm gehaßt, und eben darum vielleicht auch seinen Bruder und die Marchesa, seine Schwester. Bei dem Allem fürchtete er dennoch das Glück Napoleons und die Eroberung Siciliens durch französische Waffen so sehr, daß er den beträchtlichern Theil seines zusammengescharrten Reichthums in die englische Bank niedergelegt hatte.

Fortunatus begriff freilich keineswegs, warum ihm die reiche Erbin diese Familienverhältnisse vertraute? Vielmehr zeigte ihm jedes ihrer Worte auf die Kluft zwischen ihr und ihm; und jedes beiläufige Erinnern an ihre glänzenden Standesverhältnisse schien nur berechnet zu sein, ihn an seine Pflicht zu mahnen, die er, als Mann von Gefühl und Ehre, beobachten müsse.

Die Kammerfrau unterbrach diese Unterhaltungen. Bald trat auch die Marchesa wieder herzu.

34.

Das Sarazenenlied.

„Schon war das Abendroth verglüht, als man noch im Saale des Landhauses beisammensaß, die Marchesa mit ihrem weiblichen Hofstaat, Fortunatus und die junge Gräfin. Die Letztere schien bei dem allzuversplitterten Gespräch am meisten von langer Weile gequält zu seyn.

„Bringen Sie mir die Guitarre!“ sagte sie zu einem der anwesenden Frauenzimmer: „Ich fürchte, unser Gast findet sich von uns übel unterhalten, oder denkt an traurige Dinge, die ihn so einsylbig machen.“

Der Befehl ward schnell vollzogen, und Fortunatus, der ihren Vorwurf ungerecht nannte, wollte doch selber nicht durch längeres Widersprechen der Freude verlustig gehen, Beatricens Stimme im Gesang zu hören.

Ein lockender Seufzer strömte aus allen Saiten den Fingern Beatricens entgegen, als diese sich kaum dem Lautenspiel nahten. Dann stieg zwischen den Klängen der Zither, wie von ihnen umschleiert, verschämt und leise die Stimme der Sängerin auf. Sie sang ein altes Volkslied in sizilianischer Mundart, welches südspanische Heimath, wenigstens deren Liebes- und Andacht-Glut verkündete.

Es lautete also:

Weinend schwang, zum Gott am Kreuze,
Ihre Arm' empor Irene.
Doch der schöne Sarazene
Beugte sich zur Dulderin.

„O du süße Gnadenlose,
Will dein tödtlich-frommes Glauben
Leben mir und Liebe rauben:
Nimm sie, Christin, beide hin!“

Und er zuckt, aus gold'ner Scheide,
Seines Schwertes Flammenstrahlen;
Legt es an die Brust voll Qualen,
Auszutilgen seine Pein.

Zum Erlöser weint die Fromme;
Fleht im Schmerz, dem allerbängsten:
„Löse Du mich aus den Aengsten,
Dein bin ich, und bin doch sein!

„Mög' es Deine Macht entwirren,
Denn ich kann nicht widerstreben.
Er mein Leben, Du mein Leben,
Wessen beider ist die Braut?“

Wunderglanz entstrahlt dem Kreuze.
Sterbend sinkt die Jungfrau nieder;
Schließt die blassen Augenlieder,
Selig lächelnd, ohne Laut.

„Mit dir!“ rief der schöne Heide,
„Laß mich in die Nacht versinken,
Wo mir Tod und Liebe winken!“
Und er fiel ins treue Schwert.

Die ersten süßen Töne aus Beatricens Kehle durchdrangen den jungen Schweizer mit einem Schauer. Es war derselbe Ton, es war dasselbe Lied voll wollüstiger Schwermuth, welches zuweilen aus der Kajüte der Austria emporgeklungen war, und ihn und die Schiffsmannschaft entzückt hatte. Damals galt der seelenreiche Laut für die Stimme der Signora Rosa di Centi. Nun enttäuscht, hing er, ganz Auge, ganz Ohr, mit seliger Trauer an der Sängerin, die in diesen Klagen nur Leiden ihrer eigenen Seele aushauchen zu wollen schien. Aber eben der Inhalt dieses Liedes offenbarte ihm zugleich, welchen Reichthum er gefunden, um ihn ohne Rettung einzubüßen, und fortan ein ärmeres Leben, als je vorher, zu leben. Er dachte nun erst an den feindseligen Unterschied der Kirchen, welcher ihn und die sizilianische Gräfin trennte. Sie gehörte dem katholischen Glauben, er dem evangelischen an. Er war nun der Sarazene und Ungläubige ihres Liedes; sie die in Liebens- und Glaubenstreue sterbende Christin. Und durch seine Schuld war geschehen, daß ihr nie Ahnung geworden, einem vom Fluch der römischen Kirche beladenen Ketzer das arglose Herz zugewendet zu haben. Denn, wie er auf Reisen pflegte, hatte er, Anstoß zu meiden, sich von den gottesdienstlichen äussern Bräuchen der Länder nie entfernt, in denen er leben mußte. Jetzt überfiel ihn mit dem Schmerz, welchen die Gewißheit eines unvermeidlich gewordenen Scheidens gab, Reue. Er saß mit gesenkten Augen in Betrübniß und stillem Verzweifeln da, als die letzten Lautentöne verhallten; und schien nicht zu beachten, daß die Frauenzimmer Blicke auf ihn richteten, vermuthlich die üblichen Bezeugungen von wohlverdienter Bewunderung erwartend.

„Allerliebst, ich habe doch unserm Signor Linthi ein Schläfchen über die Augen gesungen!“ rief Beatrice lachend, indem sie aufstand und die Guitarre abgab. „Nein, er schlagt die müden Augen auf. Nun gesteh'n Sie uns, in welchen schönen Traum hab' ich Sie eingewiegt? Erzählen Sie geschwind.“

„Mit nichten, meine Gnädige!“ antwortete Linthi. Umgekehrt, Ihr anmuthiger Gesang entzauberte mich von einem langen Schlaf. Er riß mich aus einem schönen Traum.“

Den Damen schien dies die Einleitung zu einer anziehenden Unterhaltung. Sie forderten ihn auf, sie mit der Schönheit dieses Traumes bekannt zu machen. Plötzlich aber trat einer von den Dienern der Marchesa in den Saal, fast odemlos, und flüsterte seiner Herrin in ehrfurchtsvoller Stellung einige Worte. Die Marchesa wandte sich darauf mit ernster gewordenem Gesicht gegen die Gesellschaft, und sagte mit feierlich-ruhiger Stimme: „Gott wolle sich der abgeschiedenen Seele meines Bruders in Gnaden erbarmen. Graf Alvaro di Ribera ist gestorben!“

Diese Nachricht störte die bisherige Heiterkeit der Versammelten. Fortunatus und die übrigen Damen äusserten der Marchesana und

deren Nichte ihr Beileid, die jedoch beide weder den Ausdruck großer Traurigkeit zeigten, noch die Aeusserungen des Mitschmerzes von den Anwesenden für mehr, denn einen üblichen Zoll der Höflichkeit nehmen zu wollen schienen.

Madonna Vioganni erklärte, daß der Leichnam in das Erbbegräbniß nach Sicilien hinübergeführt werden müßte; daß sie dafür, so wie für Bewachung des Todten, für Haltung der Seelmessen u. s. w. vorläufige Anordnungen treffen, und sich selbst, schon des Anstandes willen, in das nicht weit entfernte Trauerhaus begeben wolle. Ihre junge Nichte aber, Grausen gegen die Todten hegend, bat von der Erfüllung dieser Pflicht entlassen zu werden. So entfernte sich die Marchesa, begleitet von zwei ihrer Gesellschafterinnen und dem Diener. Die Gräfin und eine der Damen, nebst Herrn Linthi, gaben ihr durch den Garten in der Abenddämmerung das Geleit.

Die zurückgebliebene Gesellin Beatricens verlor sich aber, wie durch Zufall, von ihr, aus dem Garten, und ließ sie mit Fortunato allein in den Gänge desselben umherirren.

„Mög' er Ruhe im Grabe finden!" sagte die Gräfin, „und vor Gott Vergebung seiner Sünden, unter welchen Brudermord wahrlich keine der kleinsten ist. Auch ich will zahlreiche Messen für ihn stiften. Sein Tod hat mir Sicherheit und Ruhe wiedergegeben. Ich bin frei, nun ich vor den Gewaltsamkeiten Ribera's nicht länger zittern darf. Zwar die Marchesana liebt mich nicht; aber sie kennt auch keinen Haß. Sie hat nie einen andern Grimm, als gegen den Bruder gefühlt, über dessen Leiche sie jetzt Thränen zur Schau ausstellen wird. Aber trügen mich meine Vermuthungen nicht und glaubt sie, als Schwester meines Vaters, zu Gunsten eines gewissen gichtbrüchigen Prinzen über eine Hand verfügen zu dürfen, die ihr nie gehorchen wird: so trenn' ich mich auf immer von ihr.

— Das werden Sie nicht. Die Marchesana hängt mit Liebe an Ihnen! — sagte Fortunatus.

„Liebe? O glauben Sie das nicht, Signor Fortunato. Sie hat das Wort in ihrer Jugend gelernt und nie verstanden. Sie hat ihren Bruder nicht, sie hat ihren Gemahl nicht geliebt. Sie hat keinen Raum für irgend ein Gefühl guter oder schlechter Art in ihrem trocknen Herzen mehr übrig. Sie würde selbst von keinem Haß, von keiner Rache gegen den Grafen Ribera Empfindung gehabt haben, wenn er sie nicht erst um eine beträchtliche Summe Geldes betrogen, dann bei der Königin, als heimliche Anhängerin der Franzosen, verdächtigt hatte, daß ihr der Hof verboten wurde. Sie ist die reine, eiskalte Selbstsucht des Stolzes. — Aber sprechen wir von angenehmern Dingen. Nicht so, lieber Freund, Sie erzählen mir von Ihrem langen schönen Traum? Es thut mir recht weh, daß ich ihn unterbrach. Ich bitte, weigern Sie sich nicht."

— Erlauben Sie, daß ich schweige. Unmöglich kann ich es mündlich thun. Sie sollen ihn erfahren, dann aber schriftlich.

„Und was darf mein edler Freund mir nicht unmittelbar vertrauen? Warum vergelten Sie meine furchtlose Aufrichtigkeit gegen Sie mit anderer Münze? Sie sind bisher Hort und Schutz und Freude und Zuversicht des Lebens gewesen, das Sie aus den Fluthen zogen; wollen Sie nun, sogar in Kleinigkeiten, zum Geheimniß für dasselbe werden?"

— Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich stumm bleiben.

„Stumm? Wie, im Ernst? Ihr Traum mehr, als Scherz? Dann will ich Sie mit ihm noch weniger loslassen. Oder, theurer Fortunato," fuhr sie leiser lispelnd fort, indem sie sich im Gehn seitwärts zu ihm neigte, und ihre Hand in seinen Arm legte, „oder ist die Furcht, die mich seit gestern quält, nicht ohne Grund?"

— Darf ich diese Furcht wissen, schöne Gräfin?

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie, mit gesenktem Haupt, wie vor sich hin: „Der Creole war Ihnen mehr werth, als die Gräfin Piviafranca. Nur Großmuth und Mitleid zogen Ihre schöne Seele zu dem unglücklichen Knaben. Die Nichte der Marchesana bietet kein Interesse mehr für das edelmüthige Herz Fortunato's. Sprechen Sie es nur aus: blos hohes Mitleiden fühlten Sie meinetwillen?"

— Ich bitte, theure Gräfin, tragen Sie dies Mitleiden nun mit mir. Der Traum ist aus.

„Also, Sie träumten? Und was?"

— Mir träumte — — theure Beatrice, zürnen Sie nicht — — das Bild meines geliebten Creolen ist seit gestern verwischt, aufgelöst, verschmolzen — — nicht in das Bild der Gräfin von Piviafranca — — nein, beim Himmel, nein! Ich kenne diese kaum. Die Gräfin und ich! Wir stehen in unermeßlicher Ferne auseinander — —

„Das muß wohl der Fall sein, lieber Fortunato, denn meine Ohren vernehmen zwar noch Ihre Stimme, aber ich verstehe in der ungeheuern Entfernung kein einziges Ihrer Worte. Also?"

— Der Creole ist vergessen! Beatrice, und nur Beatrice konnte ihn aus Gedächtniß und Herzen verdrängen.

„Dabei wäre nun nicht viel verloren gegangen, scheint mir's. Fahren Sie fort in dieser Nähe zu sprechen, dann fang' ich an, Sie zu verstehn."

— Mir träumte, o Beatrice, ich dürfe, ich müsse Beatricen anbeten — — lieben — —

„Das träumten Sie, Fortunato?" sagte die Gräfin leiser und stützte sich fester auf den Arm des Jünglings. „Also Traum?"

— Da ward ich gewahr, ich sei der Sarazene Ihres Liedes, und Beatrice die sterbende Christin.

„Ihr Traumgott war nicht gütig. Gut, daß Sie erwachten.“

— Nein, ich ward es erst im Erwachen gewahr.

„Es kommt mir vor, Sie rerirren sich, in Verwechslungen Ihrer Zustände. Sie wachten im Traum, und träumen im Wachen.“

— Beatrice, Heilige, wenn ich nun in Ihren Augen zum Sarazenen würde?

„Versuchen Sie's. Oder — — ich will nicht hoffen, Signor Fortunato, daß im Schweizerlande noch Sarazenen wohnen.“

— Aber evangelische Christen.

„Was wollen Sie damit sagen? Christen nach dem Evangelium?

— Ja, aber ohne Papst, ohne Klöster, ohne Messe, ohne — —

„O, ich verstehe. Sie meinen dergleichen lutherische Ketzer, und Heiden? Die Engländer sollen auch, sagt man, dem heiligen Vater nicht gehorchen. Sie haben ihren eignen Gottesdienst.“

— Sie sind Christen, aber evangelische. Auch ich, theure Gräfin, bin kein Katholik.

„Sie scherzen, edler Freund. Sie sind ein zu frommer, ein zu vernünftiger Mann, um an jenes lutherische Heidenthum glauben zu können. Warum sagen Sie mir nicht noch, Sie wären ein Jude? Und wozu überhaupt dieser geistlose Scherz? Sah ich Sie nicht selber oft mit mir in der Meßandacht?“

— Ohne Rücksicht auf die Kirchen, theure Gräfin, und ohne Rücksicht auf deren Gebräuche, Feierlichkeiten und besondern Lehrsätze, kann ich in allen christlichen Tempeln Gott anbeten im Geist Christi. Auch ich bin Christ, wie Sie, aber kein römisch-katholischer.

„Sie erschrecken mich, Signor Fortunato!“ rief sie, ließ seinen Arm fahren und trat einen Schritt von ihm zurück: „Sagen Sie, um Gottes und aller seiner Heiligen im Himmel willen: nein! Sagen Sie: nein!“

— Fordert mich Beatrice zu einer Lüge auf? Ich kann nicht gehorchen.

Zitternd ergriff sie seine Hand und mit flehentlich-schmeichelndem Tone sagte sie: „O Fortunato, wenn ich je Ihrer Freundschaft werth gewesen bin, dann, bei dieser Liebe, bei meinem und Ihrem ewigen Heil beschwör' ich Sie, vergessen Sie die heidnischen Irrthümer, kommen Sie zu uns Andern in den Arm der alleinseligmachenden Kirche.“

— Theure Beatrice, religiöse Ueberzeugungen sind Bündnisse mit Gott und Ewigkeit. Wir können sie heuchlerisch draussen mit den Lippen abläugnen, aber sie stehen unvertilgbar in uns. Sie sind selbst von unserm Willen unabhängig. Sie sind der ganze Inhalt unsers Wissens und Gewissens. Daher gehen sie nicht aus unserm Willen, sondern der Wille geht aus ihnen hervor. Ueberzeugungen vertilgen, hieße den Geist vertilgen wollen. Könnten Sie, wenn man Sie auf den Knien bitten, wenn man Sie mit Höllenqualen bedrohen würde, den Glauben an Ihr eignes Dasein, an Erd' und Himmel, in sich vernichten? Wenn Sie auch wollten, es läge ausser Ihrer Macht. — O Beatrice, möchten Sie mich als öffentlichen, täglichen Lügner sehen? Ich wäre Ihrer Achtung von dem Augenblick an unwürdig.

„Fortunato!“ rief sie aus beklemmter Brust: „das ist entsetzlicher, als Schiffbruch!“

— Ich ehre Ihren frommen Glauben. Er ist mir heilig. Ehren Sie den meinigen. Er ist mir heilig. Und böte man das Schönste, was der Erdball trägt, Beatricens Herz — — und Beatricens Hand — — um den Preis der ehrlosesten aller Lügen würd' ich das höchste Gut nicht kaufen.

„Mir ist unwohl, Signor Fortunato,“ sagte sie mit matter Stimme, „kehren wir zurück.“

Indem er, um ihre Gesundheit besorgt, sie gegen das Landhaus führen wollte, trat ihnen die Dame entgegen, von der sie zuletzt verlassen waren.

„Gute Nacht, Signor Linthi!“ sagte die Gräfin, indem sie sich auf den Arm der Gesellschafterin stützte, „mir thut Ruhe wohl. Ich begebe mich in mein Schlafgemach.“

Fortunato sah bestürzt ihr nach. Dann wandt' er sich mit tiefem Seufzer und eilte seiner Wohnung zu.

35.

Das Ende der Dinge.

Wie Tag und Nacht die wechselnden Kehrseiten alles Lebens in der Natur sind: so ist auch der Mensch des Abends und der Mensch des Morgens sein voller Gegensatz. Nach Sonnenuntergang fühlt sich der Starke schwächer, der Muthige feiger, der Freigeist abergläubiger. Es ist wohl eben darum allen Völkern der Erde gemein, erst wenn das Tageslicht weicht, den Reiz geistiger Getränke instinktmäßig gegen Nachtempfindungen der Ohnmacht, Sorge und Bangigkeit zu suchen. Nur Trunkenbolde zechen beim Morgenroth; aber beim Abendroth verschmähte auch Sokrates den rosenbekränzten Becher nicht.—

Herr Linthi kämpfte bis tief in die Nacht hinein, in fieberhafter Erregtheit seines Wesens, schweren Seelenkampf, und vollendete ihn nicht. Die Vernunft rief: „der Roman ist zu Ende, du sollst entsagen!“ — Die Leidenschaft der Liebe rief: „nun erst muß der Roman des Lebens beginnen; mög' er einst mit Untergang oder Sieg schließen!“ Unter wechselnden Entwürfen, die sich gegenseitig bestritten, wie das paulinische Doppelgesetz der Menschennatur, entschlief er endlich in einem Zustande von Entkräftung. Ein Starker erwacht' er am Morgen, und kannte keinen andern Willen, als den Willen seiner Pflicht. Er beschloß, noch heut das Meer zwischen sich und Beatricen zu legen und ihr die Ursache seiner Abreise schriftlich mitzutheilen. Ohne zu wanken,

begab er ſich ſogleich auf die Burg von Scilla, wo ihm der wackere Berner den Paß nach Sicilien ausfertigte; dann in die Stadt zurück, um ſeine geringe Fahrhabe einzupacken und den Abſchiedsbrief zu ſchreiben.

Beim Landen trat ihm ein Diener der Marcheſana mit der Bitte entgegen, ihm zu ſeiner Herrin folgen zu wollen, welche auf einem einſamen Luſtgang der Morgenluft genieße und nach ihm verlange. Er folgte. Er fand die Signora Vioganni auf dem öffentlichen Platz vor der Stadt, ſinnig in einem Schattengange.

„Signor Linthi," redete ſie ihn nach gewechſelten Begrüßungen und Entſchuldigungen an: „die Gräfin Beatrice, meine geliebte Nichte, hat eine ſchlafloſe, traurige Nacht verlebt. Es iſt mir unbekannt, was ſich geſtern während meiner Abweſenheit zwiſchen Ihnen und ihr ereignet haben mag. Auch liegt mir wenig daran, es zu erforſchen, da ich des Uebels ſchon zu viel weiß. Ich hoffe, Sie werden, als Mann von Verſtand, auf männliche Weiſe mit mir reden. Darum ließ ich Sie berufen."

— Ich erwarte in aller Ehrerbietung Ihre Befehle, gnädige Frau! — ſagte Fortunatus gelaſſen, dem ſchon, was er hören ſollte, Ahnung war.

„Ohne Umwege alſo zur Sache!" fuhr die Marcheſa fort mit einem Geſicht, welches den Schein einer vornehmen Gleichgültigkeit annehmen wollte, und doch in einzelnen Zügen und Blicken Verdruß, Verlegenheit und gewaltthätig drohende Entſchloſſenheit nicht verhehlen konnte: „Es war der unſeligſte Zufall, mein Herr, der Sie auf dem Unglücksſchiffe zu meiner Nichte führte, und eben Sie zum Retter derſelben machte."

— Ich hoffe, gnädige Frau, Sie werden die Güte dieſes Zufalls nicht anklagen, der Ihnen das edle Leben der Gräfin bewahrte.

„Es können Umſtände und Zeiten eintreten, Signor Linthi, da ein ſchuldloſer Tod wünſchenswürdiger, als ein Daſein voller Schmach und Thränen wird. Ich muß Ihnen mehr ſagen. Sie, mein Herr, waren es — ob Sie es läugnen wollen oder nicht, ſteht Ihnen frei und gilt mir gleich—, Sie waren es, der alle Klugheit und Vorſicht der Signora Roſa di Centi vereitelte."

— Meines Wiſſens führte ich mit der Klugheit dieſes Frauenzimmers weder feindlichen noch freundlichen Verkehr.

„Gebenedeite Gnadenmutter! wozu länger dies trotzige Läugnen, wenn die Thatſachen ſchreien? Man hatte meiner armen Nichte in Trieſt das abſcheulichſte Mohrengeſicht gegeben, und ſie in die Livree eines Jokei geſteckt, Alles auf Ribera's Befehl, damit Niemand unterwegs die Gefangene erkenne, oder, von ihrer Schönheit gerührt, Mittel zur Flucht ſchaffe. Aber trotz Verkleidung und Entſtellung erriethen Sie, mein Herr, Beatricens Geſchlecht, und es gelang Ihnen, dem erfahrungsloſen Kinde eine Leidenſchaft einzuflößen, in der es nur noch Entehrung und Elend findet."

— Signora! — erwiederte der Schweizer ruhig und kalt: Nehmen Sie es gefälligſt, als Zoll von Hochachtung, welchen ich Ihrem Geſchlecht weihe, wenn ich nach dieſen etwas unbedachten Vorwürfen Ihnen nicht mit Verachtung den Rücken zukehre. Nie, auch nur im Traume, fiel mir bei, daß Cecchino eine Gräfin aus Sicilien ſei. Der Einfall wäre ſelbſt der donquixotiſchen Einbildungskraft vernarrter Romanenleſer zu ſtark geweſen.

„Nicht doch, mein Herr, ich bitte: kein Aufbrauſen! Verletzen wir die Grenzen des gemeinen Anſtandes nicht. Ich ſelber entſchuldige Sie allerdings, Sie mußten damals glauben, mit einer Perſon Ihres Standes zu thun zu haben. Sie ſind zu verſtändig, zu beſcheiden, um nicht zu fühlen, daß zwiſchen dem Sohn eines Schweizer-Zuckerbäckers und einer Tochter aus dem herzoglichen Hauſe Piviafranca — — Heiligſte Jungfrau! man kömmt bei dem Gedanken von Sinnen."

— Signora Marcheſana, ich glaube Ihre Beſorgniſſe zu verſtehn, und bin im Begriff, Ihnen, ſoviel an mir liegt, jede Beruhigung zu gewähren. Ja, Signora, gern bekenn' ichs, eine Leidenſchaft zehrt an meinem Leben, die unter Verhältniſſen gewaltig ward, welche dem feinſten Scharfblick die unſchuldigſten und gefahrloſeſten von der Welt ſcheinen mußten. Ja, ich liebe Beatricen, mit einer Liebe, die erſt mit meinem Leben enden kann — —

„Allerheiligſte Jungfrau!" ſchrie voll Entſetzens die Marcheſa, welche die fromme Gewohnheit zu ehren ſchien, ihren Andachtsſeufzer da auszuſtoßen, wo Andere zu fluchen pflegten: „das ſoll mir Beruhigung ſein? Nichts beruhigt mich, als Ihre eiligſte Abreiſe. Gehn Sie in Ihre Schweiz, oder nach Afrika, wohin Sie wollen! Es ſoll Ihnen an Reiſegeld nicht fehlen."

— Ich werde Sciglio verlaſſen — —

„Aber heut, aber noch zu dieſer Stunde! Meine Nichte iſt eine Raſende. Wer weiß, weſſen ſie fähig wäre? Schwören ſollte man, — Signor, ich werfe damit keinen Verdacht auf Sie! — es ſei ihr ein Liebestrank beigebracht worden. Mutter der Barmherzigkeit; was ich erleben muß!"

— Hoffen Sie, gnädige Frau, daß meine Entfernung nach und nach den Frieden herſtellen werde.

„Nur Entfernung kann es. Und was auch erfolgen möge, Rettung oder Tod — — Gott und die Allergebenedeiteſte mögen es verhüten! — aber keine öffentliche Entehrung! Sie begreifen das, Signor. Ja, ich hätte von Ihnen erwartet, daß Sie ſelber verſucht haben würden, die Unglückliche von ihrem Wahnſinn zurückzuführen. Es war Pflicht, ſobald Sie den Rang der Gräfin vernahmen. Sie konnten ferner von keiner Verbindung mehr träumen — —"

— Ich träumte dergleichen wahrhaftig um

so weniger, gnädige Frau, da sie der katholischen Kirche angehört und ich dem protestantischen Glauben.

„Dem protestantischen ——?“ rief die Marchesa und betrachtete den Schweizer mit dem Ausdruck einer Ueberraschung, welche über ihr ganzes Gesicht ganz unerwartete Heiterkeit verbreitete: „Wenn auch, Signor Linthi, wenn auch! Sie sind ein braver, ehrlicher Mann. Ich hege kein Mißtrauen gegen Sie. Doch bei dem Allen ist's immer wohlgethan, unser Land zu verlassen. Ich werde Ihrer stets mit Gewogenheit gedenken.“

Sie warf den Rosenkranz von ihrem Strickbeutel zurück und öffnete den Letztern, um darin zu suchen. Ihre ungewohnte Freundlichkeit erregte in Fortunatus Widerwillen und Verachtung, denn die Ursache der plötzlichen Verwandlung war ihm nicht entgangen. Wohl nie mochte der frommen Dame das Dasein der Ketzer auf Erden willkommener gewesen sein, als diesen Augenblick; man sah ihr's an, sie würde, wäre noch keine Ketzerei vorhanden gewesen, für die Erfindung derselben freudige Dankopfer auf den Altar gelegt haben.

„Nehmen Sie diese Kleinigkeit von mir an!“ sagte sie mit herablassender Güte und hielt ihm zwei kleine Goldrollen in offener Hand entgegen.

— Signora Marchesa, — sprach er voll stolzen Unwillens: wären Ihre Gnadenbezeugungen auch in minder demüthigender Weise dargeboten, ich würde nicht im Fall sein, davon Gebrauch zu machen.

Er entfernte sich, nach flüchtiger Entblößung des Hauptes, sobald er die wenigen Worte gesprochen, so rasches Schrittes von der Dame, daß er verschwunden war, ehe ihre Goldrollen in den Strickbeutel zurückfallen, und ihre Fragen, die sie mit empfindlichem Ton an ihn richten wollte, sein Ohr finden konnten.

„Das ist das Ende der Dinge für mich!“ rief er, als er auf seinem Zimmer das Schreibgeräth ordnete, um der Gräfin Beatrice sein Lebewohl zu sagen. Aber er rief jenen Gedankenseufzer, nicht etwa, wie man vermuthen könnte, in wehmüthiger oder wohl gar weinerlicher Stimmung aus, sondern es war das nur Nachrauschen von einem innern Gewittersturm, Widerhall eines Grollens mit Welt und Schicksal.

„Zürnen Sie mir nicht, theure Gräfin,“ schrieb er an Beatricen: „ich verlosse in diesen Augenblicken Sciglio, wider Ihr Gebot; aber auf den Ruf meiner Pflicht, meiner Ehre, ja selbst meiner Liebe für Sie. Ich darf von Ihrem Herzen keine Liebe fordern; nur Achtung. Ich bleibe dieser nur durch meine Flucht würdig. Wir beide sind nicht die Letzten, nicht die Ersten, welche, durch den Zwiespalt menschlicher Ordnungen mit den Ordnungen der Natur, ein gebrochenes Herz davon tragen. Verschiedenheit unsers Vermögens, unsers Ranges, unserer Kirchen verdammen den Bund unserer Seelen, den zu meiden nicht von uns abhing.

„Leben Sie wohl! Nun ist mein Leben leer. Das Vergangene hat allen Zweck verloren, das Kommende alle Macht der Anziehung selbst für müßige Neugier. Mein Leben ist leer. Nur der Stolz des Bewußtseins erhebt mich gegen ein unverdientes Geschick, und gewährt Trost, inzwischen das Herz verblutet, welchem die allesheilenden Stunden keinen Balsam bringen können.

„Klagen Sie nicht, edle Gräfin. Der Himmel liebt Sie mehr, als mich. Er scheidet Sie von mir, daß ich Sie nicht mit hinab in meine verderbenreichen Schicksale reisse. Immer trachtete ich des Guten zu thun, was ich vermochte; aber Alles mußte für mich unfreundlichen Ausgang haben. Wer sich mit mir verband, ward zum Unglück reif.

„Ich bin geringer Herkunft in der Welt, nicht in der Natur. Darum häng' ich dieser an; verschmäht mich jene. Ich kann mich mit der Gemeinheit und Flachheit der meisten Sterblichen nicht gemein und flach machen; darum stehe ich in ihr als ewiger Fremdling, und irre umher durch die Länder und Jahre, wie der ewige Jude durch die Jahrhunderte, suche meine Ruhe und finde sie nicht. Dem sogenannten Glück habe ich noch keinen Strohhalm zu danken, auf welchem ich schlafen könnte. Was ich erwarb, danke ich eigener Anstrengung. Darum bin ich arm. All mein Reichthum liegt in meinem Gewissen. Der Eitelkeit der Mächtigern, oder Begüterten den Hof machen, heißt, Bettlergewerbe treiben; und für eigenen Vortheil Recht, Unrecht, Wahrheit, Lüge, wie ein Kartenspiel mischen, heißt, auf vornehme Art stehlen. Ich bin zu stolz, ein Bettler, und zu ehrlich, ein Dieb zu werden.

„An Sie, meine Gräfin, entsag' ich mir, zu denken; und einen andern Wunsch hätte ich wohl noch, aber weil er mein Wunsch ist, bleibt er erfüllungslos. Ich möchte meine Tage in einer Einöde fristen können, wo mich Niemand nennt und kennt. Nur die reinern Herzen, nur die weisern Menschen sind die Unglücklichsten hienieden, und müssen es nothwendig sein, weil sie in ihrem ganzen Wesen Widerspruch mit dem übrigen Haufen der Sterblichen sind.

„Was soll ich unter allen diesen Verlarvten, die Besseres von sich heucheln, als sie sind, oder feiger Weise nicht wagen, so gut zu handeln, als sie denken? Was soll ich unter verschmitzten Thieren in menschlicher Tracht, die an das Ewige glauben, und für das Irdische athmen? Oder inner den Mauern der Kirchen, nicht im Geist Christi, Gott ehren? Die den Schein mit dem Wesen, den Mann mit seinem Rock, den Namen mit der Sache blind oder muthwillig verwechseln?“

„Gute Nacht, theure Gräfin, denn meine Nacht ist schon da, ehe der Leib im Grabe liegt. Ich wandle unter den Lebendigen als ein Verstorbener.

„Gute Nacht, o mein unvergeßlicher Cecchino! Warum warf Dich ein schadenfrohes Schicksal an mein Herz, um es zu zerschlagen? Oder warum mußt' ich Dich wiederfinden unter Edelsteinen und Perlen; nicht als die Aermste der Bettlerinnen unter einem Schilfdach? Ich würde die Welt wieder geliebt haben, denn Du allein wärst sie gewesen. Ich hätte an eine Vergeltung schon auf Erden geglaubt.

„Weine nicht, bewundernswürdige Dulderin, Du warst ja schon erhaben einst in deiner Knechtsgestalt über Verfolgungen des Verhängnisses. Dulde, du Heilige, und blicke aufwärts! Was hat die unsterbliche Liebe derer, die ewig sind, vom Fluch dieser vergänglichen Welt zu fürchten? Sind wir nicht beide des höchsten und ewigen Adels? Sind wir nicht göttlichen Geschlechtes, und das Allerhöchste der Wesen, ist es nicht unser Vater? Hienieden schmiedet wohl menschliche Thierheit ihre Ketten und Grafenkronen; baut ihre Scheiterhaufen und Kirchen. Ueber den Sternen gelten keine Kronen, keine Kirchen; sie bleiben todte Erde auf todter Erde zurück. Im Reiche der Geister herrscht ein anderes Maß und Gewicht. Blick' aufwärts, meine Beatrice! glaube, liebe, dulde!„

Er schloß diesen Brief. Seine Stirn war düster, sein Auge trocken, seine Wange glühend. Bald umfing der Habersack seine wenige Fahrhabe. Des Fischers Weib verhieß, das versiegelte Schreiben, Hand zu Hand, der jungen Gräfin zu überliefern. Der Fischer selbst begleitete ihn zum Ufer, wo seiner schon ein Boot harrte, mit sechs Ruderern besetzt, wie er es verlangt hatte. Man stieß vom Lande.

56.

Die Charybdis.

Weite Ruhe wohnte über den Wassern. Lange vernahm das Ohr keinen andern Laut, als den einförmigen, zeitweisen Schlag der Ruder, welchen bald der heitere Sang der Schiffer melodisch begleitete. Das Meer glich einem stillen, großen Landsee, fast rings umufert; rückwärts die anmuthsvollen Gestade Calabriens; vorwärts, in veilchenblauem Duft, das bergige Sicilien über der Spiegelfläche der Meerenge schwimmend, mit seinem Wahrzeichen am Himmel, dem wehenden, wolkigen Rauch seines Aetna.

Je tiefer das Boot in die See stach, je großartiger rollten sich die prächtigen Küstenlandschaften aus einander, mit dem grünenden Zickzack der Vorgebirge und einspringenden Buchten, den weich emporschwellenden Hügeln, bestreut von Dörfern und weißglänzenden Landhäusern zwischen Obst- und Orangehainen, Wein- und Oelgärten und Fruchtfeldern. Die ganze Luft war vom Wohlgeruche der Blüthen Calabriens schwer. Hier traten die niedrigen Gebäude von Pezzo dicht ans Wasser, wie ihren Fuß darin zu baden; entfernter glänzte das schöne Reggio herüber. Als wollte Italien wieder der von ihm getrennten Trinacria zum Verein Hand bieten, streckte sich das Vorgebirg Cenide ins Meer hinüber, und das Cap Peloro drüben seine sandige Landzunge mit dem einsamen Leuchtthurm her.

In untheilnehmendem Mißmuth saß der Schweizer, von einem Segeltuch gegen die Strahlen der Junissonne geschirmt, auf der Barke, ohne vom Lächeln der Natur gerührt zu sein. Stirn und Auge verkündeten finsteres Nachdenken des beleidigten und trotzigen Stolzes. Gleichgültig streifte sein Blick über Sicilien hin, wie es aus dem Ocean majestätisch emporstieg; ein ungeheurer Weltaltar, von dessen Gipfel die silbergraue Rauchsäule des ewigen Opfers zum Himmel wirbelt. Das stolze Messina, am Fuß seiner Hügel, prangte ihm umsonst mit neuen Palästen und malerischen Trümmern und der Panchetta*) des Hafens entgegen. Als ihn seine Ruderer diesem nahe gebracht und unterwegs die dem Alterthum furchtbaren Charybdis-Strudel gezeigt hatten, wo sich jetzt noch leichtgekräuselte Wellen gefahrlos zum spielenden Tanze ringeln, murmelte er leise vor sich: „Wohl einer andern Scilla bin ich entronnen, und, wer weiß denn, welche Charybdis meiner nun harrt!„

Dieser Einfall, zu viel schon gebraucht und verbraucht, und damit auch nur einen Augenblick lang in der Vorstellung zu tändeln, lastete bald, als schwere Ahnung, auf ihm. Denn bald genug mußte er erfahren, daß hier in Messina, am Ziel seiner Reise von Triest, der ganze Zweck derselben verfehlt sei.

Es gelang ihm, nicht ohne Mühe, noch am Tage seiner Ankunft eine bescheidene, aber freundliche Wohnung im Hause eines Rechtsgelehrten zu finden. Die Gasthöfe von Messina waren, wenigstens damals noch, von der Gattung derer, in welchen die einkehrenden Fremden den Wirth zu ihrem Gaste machen und bewirthen müssen. Ohnehin sah Fortunatus voraus, daß er in dieser Stadt zwar nicht bleibende Stätte finden, aber längern Aufenthalt nehmen würde.

Sobald die kleinen häuslichen Angelegenheiten geordnet waren, wozu man auch Vermehrung und Ergänzung seiner Bekleidung zählen muß, um sich in Gesellschaften geltend zu machen, verwendete er die ersten Tage, jenen Brieffreund aufzusuchen, nach dessen Rath er gen Messina gekommen war. Eigentlich bedurfte es für ihn keiner Tage zum Suchen. Denn er empfing früh genug Gewißheit, daß der gute Freund, von dem er freilich übel berathen worden, nicht zum Regiment Wattewyl, sondern Frohberg gehört habe, aber in Malta bei einem Aufstand der dortigen Soldaten, nach schweren Verwundungen, gestorben sei.

---

*) La Panchetta nennen die Messineser den geräumigen und schönen Luftweg längs dem Ufer.

Wie gefällig die Schweizeroffiziere ihrem Landsmanne auch begegnen mochten, konnten sie ihm doch für seinen Wunsch, nämlich einer der Ihrigen zu werden, nur trübe Aussichten weisen. Es mangelte erstlich den Regimentern im englischen Sold keineswegs an Offizieren, nur an Soldaten; zweitens war auch das Loos der Hauptleute selbst, in Sicilien, so karg an Freuden, daß der Ehrenstand des Ladendieners bei irgend einem stattlichen Krämer daneben beneidenswerth heißen konnte. Das Schlimmste von Allem war noch, daß Niemand den guten Fortunatus persönlich kannte, der sich über die Glaubwürdigkeit dessen, was er von seiner Herkunft, seiner Begangenschaft oder von seinen Schicksalen zuvorkommend genug erzählte, durch nichts ausweisen konnte, als durch die Ehrlichkeit seines Gesichts. In Geld- und Amtsgeschäften aber zieht man heutiges Tages gute, gültige Papiere dem ehrlichsten Gesicht von der Welt vor. Und leider waren, beim Schiffbruch der Austria, auch Linthi's Papiere ein Raub der Wellen geworden.

Er bemerkte sehr bald, daß, eben dieses Umstandes willen, diejenigen seiner Landsleute, welche er angesprochen hatte, geringe Einläßlichkeit zeigten. Das schreckte ihn vom Versuch zurück, sich noch den Uebrigen zu empfehlen oder aufzudringen. Und so stand er, gleich in der ersten Woche, auf sicilischem Boden einsam, ohne Bekannten, ohne Freund, ohne Zweck, ohne Geschäft, und im Umgang auf sich selbst beschränkt.

Eine solche vollständige Verlassenheit könnte Manchen zur Verzweiflung getrieben haben. Unser Schweizer hingegen ließ sich dieses Ungemach keineswegs nahe gehen. Eine lange Reihe widerwärtiger Ereignisse schien seine Gefühle abgestumpft zu haben. Er stellte sich vor die Landkarte von Europa, welche an der Zimmerwand seines rechtskundigen Wirthes zur Schau hing. Alle Wege in die weite Welt standen ihm wieder offen; und gleichgültig konnte es ihm sein, wohin er sich wandte, denn er hatte überall gleich wenig zu suchen und zu hoffen.

In seinen allerdings wichtigen Wahlverhandlungen ward er zuletzt, nicht auf angenehme Weise, durch Sausen und Brausen und betäubende Schmerzen des Kopfes gestört, die nur Vortrab eines Fiebers waren, welches ihn heimsuchen wollte. Ohne Murren nahm er seinen Platz im Krankenbette ein; er zweifelte nicht, es werde auch zugleich sein Sterbebett werden, und der Gedanke that ihm im Innersten wohl. Er weigerte sich Anfangs sogar, Arzneien zu geniessen, ungeachtet der herbeigerufene Aeskulap Messina's ihm weitläufig und mit den gelehrtesten, aber unverständlichsten Kunstausdrücken bewies, griechisch und lateinisch, daß er seine Gesundheit verloren habe. Fortunatus durfte um so weniger an der Wahrheitsliebe dieses würdigen Mannes zweifeln, da das Fieber beinahe vierzehn Tage lang währte. Indessen ist's noch unentschieden, ob die Purgantia und Emetica des Heilkünstlers, oder die kräftige Natur und die sorgfältige Pflege, welche dem leidenden Jüngling zu Theil ward, mehr dazu beitrugen, ihn so bald vom Bett zu befreien. Die Gemahlin des Rechtsgelahrten, in dessen Hause er wohnte, eine junge, gesprächige, mitleidige Messineserin, ließ sich's nicht nehmen, bei dieser Gelegenheit die zartesten Pflichten der Gastfreundschaft und des Erbarmens gegen den verlassenen Fremdling zu üben, der ihr eben so beklagens- als liebenswürdig zu sein schien. Sie wußte ihm mit vieler Artigkeit die Langeweile zu verplaudern, die Arzneien zu reichen, die Kopfkissen zu legen und, als Genesenden, die stärkendsten Kraftbrühen und Leckereien zu bereiten. Gleichwie die armseligste Predigt, aber von einem guten Redner an das Herz der Gemeinde gelegt, fruchtbringend wirken kann, so wird auch die eitelste Arznei in den Händen der Zärtlichkeit zum wunderthätigen Heilmittel.

Mittlerweile waren dabei drei, vier Wochen verstrichen, ich hätte sagen können, für Fortunatus verloren, wenn dem, welchem am ganzen Leben nichts gelegen ist, einige Wochen daraus Verlust heißen könnten.

37.

Wiedersehen.

Erst als er sich beinahe so frisch und kräftig denn jemals fühlte, erlaubte ihm seine allzu ängstliche Pflegerin einen Gang in die freie Luft. — Es war ein lieblicher Juliusabend. Er wählte den Weg zur Panchetta. Ein erfrischender Seewind strömte ihm entgegen. Das Gefühl wieder gewonnener Gesundheit gab ihm eine unaussprechliche Heiterkeit. Der Anblick des Meeres, im Hintergrunde von der Küste Calabriens umsäumt, erweiterte sein Herz. Rechts krümmte sich, den prachtvollen Hafen zu bilden und zu schirmen, ein weit in die Meereswogen vorgestreckter Landarm, der Arm des heiligen Rainero, der zu eigenem Schmuck und zum Schutz der Stadt das Castell S. Salvatore trägt; links hob sich, diesem gegenüber, aus den Tagen Karls V, das Gemäuer der Hauptfestung, im Fünfeck gebaut. Der leise schwankende Spiegel des Ozeans, die Ueppigkeit der grünen Hügellandschaft rings umher, der reine, dunkelblaue Himmel über dies Paradies gewölbt, die vom Blumenduft gewürzte Luft, welche der Genesene mit jedem Athemzug in langen Zügen trank, — Alles erfüllte ihn mit einer Bewunderung, als wäre er eben zum Erstenmale in Gottes schöne Schöpfungen eingetreten.

Plötzlich aber fühlte er sich von hinten umschlungen von zwei Armen, die ihm mit den Händen beide Augen zudrückten. In solchen Fällen soll man den Freund errathen, der uns angenehm überraschen will. Allein der arme Fortunatus schwieg und sann vergebens. Er hatte oder kannte in der Welt, am wenigsten in der sicilianischen

Welt, keinen Vertrauten dieser Art. Endlich betastete er, um seinem Gedächtniß durch's Gefühl Beistand zu leisten, die Finger, welche seine Augen verschlossen hielten, und bemerkte an jedem derselben mit wachsendem Erstaunen einen Ring, mit und ohne Edelstein.

„Ich wag' es kaum zu glauben!“ sagte er zweifelnd und beklommen, und dachte an Beatricen.

„Wagen Sie's doch nur! Ja, lieber Freund, ich bin's selber!“ rief eine männliche Stimme. Die Finger liessen los, und mit offenen Augen sah er sich in den Armen Sir Downs. Der Brite riß ihn mit närrischer Freude an sein Herz, küßte ihn, betrachtete ihn dann lange stumm und mit thränenfeuchten Augen, und wiederholte seine Umarmungen.

Fortunatus, weniger durch die unerwartete Wiedererscheinung des längst verloren gegebenen Reisegefährten, als durch die ungewohnten Freundschaftsäusserungen desselben gerührt und betroffen, erwiederte diese aus vollem Herzen.

„Hab' ich's Ihnen nicht vorausgesagt,“ rief Sir Down, als wenn er die Ursache von Linthi's Verwunderung errieth: — „nicht gesagt, ich würde verliebt in Sie werden, wenn ich nicht bei Ihnen wäre? Wie hab' ich Sie gesucht in allen Ecken, Winkeln und Schutthaufen von Messina! Keine Mutter sucht ihr verlorenes Kind mit größerer Seelenangst. Ein halbstummer Brummbär von Schweizeroffizier gab mir vor vier oder sechs Wochen eine Anzeige, die ich auf Sie deuten konnte. Aber alle Spuren gingen von da an aus. Wo kamen Sie hin? Wo steckten Sie? In Palermo, am Aetna, überall lief ich Ihnen nach. O, wie viel hätt' ich Ihnen zu sagen! Aber, ich kann, ich soll, ich mag, ich darf, ich will nicht.“ — Und mit diesen Worten schloß er seinen jungen Freund, den er auf der Austria halsstarrig von sich gestoßen hatte, mit neu auflodernder Freude in die Arme.

„Ich vermuthete Sie längst im Reiche der Todten!“ sagte Fortunatus: „Wie entkamen Sie von Gerace aus den Fäusten der Briganten?“

— Ei nun, durch ein wenig Geistesgegenwart und ein wenig Wunder! — erwiederte Sir Down: — Als das mordsüchtige Gesindel in hellen Haufen eindrang, hielt ich mich, trotz der sorgfältigsten Ausrüstung mit einem verrosteten Degen, verborgen. Sobald ich bei diesen Strolchenbanden ein paar englische Uniformen entdeckt hatte, lief ich hinterher, mengte mich unter sie, kommandirte halb englisch, halb italienisch, fuchtelte und theilte Rippenstöße aus, bis man mir gehorchte. Ich stellte mich an die Spitze eines Haufens und führte ihn zum Hause Marcoli, um die geracesische Juno, nämlich die schöne Eufemia, pflichtmäßig als ihr Cavaliere servente, in Schutz zu nehmen. Denn Sie müssen wissen, daß ich seit Ihrer Abreise bei der schönen Eufemia Quartier und Gastfreundschaft gewonnen hatte. Die Mordbrenner hielten mich in der That für einen der englischen Hauptleute. Allein der romantische Streich wäre mir — es fehlte kein Haar — bald übel bekommen. Kaum merkten meine zerlumpten Helden, sie sollten, statt das Haus zu plündern, es bewachen, verstanden sie mein Englisch nicht mehr. Das Mordgelichter fiel über mich her, und hätte mir den Garaus gemacht, wären ihnen nicht ein paar unserer Offiziere, die mich an meinem Geschrei als ihren Landsmann erkannten, mit den Degenklingen in die Rippen gefallen.

„Und die gute Familie Marcoli? und Eufemia?“

— Kamen mit einem kleinen Schrecken davon. Eufemia ward von da an, versteht sich, die Göttin des Tages. Diese calabresische Calypso, Armida und Angelika brachte uns tapfere Engländer ohne Ausnahme zu ihren Füßen. Keiner entkam ihren Sonnenaugen mit unversengten Flügeln. Leider war das Fest von kurzer Dauer. Das Treffen bei Monteleone jagte uns wieder aus dem Zaubergarten davon.

„Und was ist aus unsern übrigen Austriafahrern geworden?“ fuhr Fortunatus fragend fort.

— Mögen es die Götter wissen! Nur den grundbraven Stauffacher sprach ich hier noch in Messina. Vor zehn Tagen ging er in zahlreicher, aber unsauberer Gesellschaft nach Corfu, nämlich auf einem Transportschiff mit ungefähr hundert und fünfzig gefangenen, meuterischen Soldaten des Regiments Frohberg, die in Malta den größten Theil ihrer eigenen Hauptleute erschlagen oder verstümmelt hatten. — Aber genug von diesem Allem. Jetzt von Ihnen! Wie gefällt Ihnen Messina? Wie lange bleiben Sie?

„Nicht länger, als ich muß.“

— God dam, Sir Fortunatus, Sie sprechen mir aus der Seele! Ein Feenland, ein Himmelreich ist dies Sicilien; aber die Galle läuft unser einem bei jedem Schritt über. Sehen Sie sich um, Sie sehen vielleicht das Schönste von der Insel, und das Abbild der lüderlichsten Herrlichkeit von der Welt; die heilige Jungfrau, die Schirmherrin der Messinesen, aller Orten und Enden, und dabei das schutzloseste, von seinen Baronen ausgesogenste Volk; den prächtigsten Hafen, aber beinahe ohne Schiffe; Paläste und Ruinen, Zeugen des Erdbebens, die noch seit zwanzig und mehr Jahren nicht vertilgt sind; rings um den Hafen, auf der Panchetta, Alles mit Brunnen und Bildsäulen geziert; aber die Brunnen sind ohne Wasser, und zwischen den steinernen Denkmälern, Schutthaufen und Trümmern, Mönchen, Baronen und Müßiggängern, sehen Sie dort, steht die Bildsäule Ferdinands IV. Das ist das Abbild seines Reichs hier! — Aber kommen Sie. Die Reihe ist an Ihnen, zu erzählen.

Sir Georg nahm den Arm des jungen Schweizers, und dieser erzählte, während sie langsam durch den prachtvollen Lustgang am Hafen wan-

delten, von seinen Schicksalen, indem er dabei des Creolen nur beiläufig und der Verwandlung desselben zu Sciglio gar nicht erwähnte.

„Ach, und das Beste verheimlichen Sie mir!“ rief der junge Brite, schalkhaft mit dem Finger drohend, indem er stille stand: „God dam, Sir Fortunatus, Sie sind die treuherzigste aller Schweizerseelen! Ich beschwöre Sie, nehmen Sie kein Weib. Sie wären in den ersten vierundzwanzig Stunden verrathen und verkauft. Also Sie wußten in der That nicht, daß der gelb gefärbte Page der gelben Rose von Messina das niedlichste Mädchen unterm italienischen Himmel war? Wo hatten Sie die Augen? Als ich den Creolen zu Gerace näher kennen lernte, ward er mir sogleich verdächtig, und Signora Eufemia beichtete mir nachher lachend, wie man Sie betrogen hatte und betrügen konnte. Trauen Sie, um des Himmels willen, den Weibern nicht, ungeachtet Sie glücklich bei ihnen sind. Sie hatten die Eroberung der eben so schönen als unglücklichen Piviafranca gemacht. Eufemia hat Alles gebeichtet.

Herr Linthi sah sein Geheimniß verrathen. Es schien ihm nicht lieb zu sein. Er wollte es vermeiden, von dem zu reden, was der größte Schmerz seines Lebens war. Und doch ward er durch die Gewandtheit des Briten immer tiefer in das Gespräch gezogen, bis er zuletzt selber das Herz aufschloß, getrieben vom eigenen Bedürfniß, sich ausklagen zu können. Der Brite war, mehr, als von seiner bisher geäusserten Gemüthsweise zu erwarten stand, bewegt. Er drückte ihm die Hand und sagte: „Sir Fortunatus, ich ehre Ihr Vertrauen und Ihren Schmerz. Ich kenne diese Wunde, denn ich trage sie noch mit mir umher; aber die meinige ist anderer Art. Sie sind Edelmann im größten Sinne des Wortes; ich bitte um Ihre Freundschaft, deren wahrhaftig mein früheres Betragen mich eben nicht würdig gemacht hat. Ich bin tief in Ihrer Schuld. Sie sind der Retter meines Lebens. Sie haben das volle Recht, mich zu verachten. Ich werde streben, Sie mit mir zu versöhnen.“

Natürlich wollte Fortunatus Erklärungen, wie diese, nicht gelten lassen. Aber der Engländer rief: „Nein, nein! Entschuldigen Sie mich nicht. Ich bin ein Querkopf, ich weiß es; aber schlecht bin ich nicht, und davon wünsch' ich, Sie überzeugen zu können. Der kommandirende General Fox ist mein Verwandter. Ich wohne bei ihm. Er kann mir meine Undankbarkeit gegen Sie nicht verzeihen. Ich lade Sie morgen bei ihm zum Frühstück ein, und werde Sie selbst aus Ihrer Wohnung abholen. Jetzt erlauben Sie, daß ich Sie zurück begleite. Denn die Abendluft wird kühl; Sie sind noch in der Genesungszeit, und ich habe Sie in aller Vergeßlichkeit stundenlang und über Gebühr umhergetrieben.“

Sir Down führte ihn in das Haus des Rechtsgelehrten. Fortunatus mußte hier, in seinem Zimmer, noch die Neugier des Briten stillen und Beatricens Bildniß zeigen. Dieser betrachtete es lange und sagte: „God dam! ein Engelsgesicht. Ich bedaure Sie, lieber Freund. Sie lieben, Sie werden geliebt. Wissen Sie das Beste? Ist die Gräfin in Messina oder Palermo, oder in irgend einem Winkel Siciliens, so wird sie zu erfragen sein. Ich kaufe ein paar Strickleitern, und wir beide entführen, wie Ulysses und Diomedes, das Palladium von Troja. Ein Hauptspaß wär's! Die Argonautenfahrt ist nicht romantischer gewesen, als unsere Austriafahrt; sorgen wir für einen ächt poetischen Schluß. Nun, das besprechen wir wieder. Adio, Sir. Ich muß zum General, der mich vermuthlich lange schon erwartet.“

Hiemit umarmten sich die jungen Männer. Sir Down flog davon.

38.

Verbrüderung.

Man soll nur nie, auch unter den schmerzlichsten Lebensverhältnissen, an die Unmöglichkeit glauben, daß sie sich jemals wieder heiter gestalten können. Wenn ein großes Leiden des Gemüths Alles um uns her zu Nacht verfinstert, und darin der letzte Hoffnungs- und Freudenstrahl ausstirbt, welchen der Himmel senden konnte: glaube doch niemand, daß die ewigen Sterne selbst ausgelöschen seien! Sie leuchten noch über den Wolken. Und alles Leiden ist nur Gewölk. Es entspinnt sich und zerrinnt. — Fortunatus kannte diese Wahrheit so gut, wie jeder; und doch hatte er, eben in den schwersten Augenblicken, da an ihr festzuhalten am dringendsten war, den Glauben an sie verloren, wie es der schwachen Sterblichen Art ist.

Jetzt aber, leicht athmend im innern Wohlgefühl des Gesundens, und unerwartet von einem Freundesarm umfangen, da er in der Fremde verloren zu stehen meinte, fühlte er sein ganzes Sein und Wesen wieder allmälig in die ihn umgebende Welt hineinwachsen, von der er auf immer losgerissen und die für ihn ein Todtenkörper geworden zu sein schien. Es blühten wieder links und rechts, wenn auch sparsam, wie Erstlingspflanzen eines neuen Lenzes aus Schneegefilden des winternden Märzes, einzelne angenehme Erwartungen, einzelne kleine Hoffnungen. Am meisten zog ihn die Aussicht auf persönliche Bekanntschaft mit dem britischen Oberbefehlshaber in Sicilien an. Denn Anstellung im englischen Kriegsdienst hatte ihn nach Sicilien gelockt, und sein mäßiger Geldvorrath, welchen er aus dem Schiffbruch gerettet, war durch seine Freigebigkeit bedeutend zusammengeschmolzen. Haushaltungssorge hat von allen menschlichen Sorgen darum die widerlichste Bitterkeit, weil sie nur an leibliche Nothdurft und thierisches Bestehen mahnt. Sie adelt nicht das Gemüth, sie demüthigt nur.

Sir Down erschien zur bestimmten Stunde,

und mit einem Antlitz, in welchem die helle Freude strahlte. Er führte Fortunato mit sich, aber nicht in das englische Hauptquartier, sondern in dasjenige eines der ersten Kriegszahlmeister, bei welchem General Fox, als einem alten Freunde, an diesem Morgen das Frühstück nahm. Sie traten in einen freundlichen Saal, worin schon eine kleine Gesellschaft versammelt war. Sir Down stellte seinen Freund den Damen des Hauses, einer ältern und einer sehr artigen jüngern, Namens Miß Anna Hartley, vermuthlich Verwandtinnen des Bewirthers, dann ihn diesem selber, so wie dem General Fox und einem englischen Schiffskapitän vor, Namens Smith.

Der General, ein Mann von mittlerer Größe, schneeweißen Haaren, etwa sechszigjährig, empfing den jungen Schweizer mit zuvorkommender Güte, und drückte ihm sehr gefühlvoll seinen Dank für den Heldenmuth aus, den er beim Unglück der Austria in Sir Georgs Rettung bewiesen. Auch beim Frühstück, welches auf bekannte englische Weise und sehr köstlich gereicht ward, wandte er sich am liebsten mit dem Wort an ihn, und schon vom Zweck seiner Reise unterrichtet, gab er ihm die tröstende Versicherung, daß für ihn gesorgt werden müsse. „Bleiben Sie einsweilen in Messina. Und sollt' es für Sie beim Regiment Wattewyl und bei den andern fehlen, so weiß ich Ihnen einen Platz an, der Ihren Talenten würdig sein soll."

Diese Verheißung zerstreute alle Bekümmernisse des Jünglings um eine anständige Fristung seines bürgerlichen Daseins. Er ward ganz Dankgefühl, und erzählte nun, aufgefordert von den Damen, mit besonderer Liebenswürdigkeit die Geschichte des Schiffbruchs, wobei Kapitän Smith mehr als einen Fluch dazwischen donnern ließ; dann vom französischen General Reynier und der Schlacht bei Monteleone, wozu der britische Oberbefehlshaber die beissendsten Randglossen über die elende Kriegswirthschaft der Sicilianer machte.

Man war beinahe daran, vom Tische aufzustehen, als der Kapitän den Namen einer Brigg nannte, die diesen Morgen von Gibraltar angekommen sei, und mit welcher General Fox schon längst Depeschen von London erwartet hatte. Dies gab der Unterhaltung eine neue Wendung. Der General äusserte Ungeduld, nicht weniger auch die Damen und mit ihnen Sir Down, um Nachrichten und Briefe aus England.

„He!" rief der Schatzmeister: „und ich erwarte die Ziehungslisten von London und Fortuna's Huld. Ich habe mir ein halbes Dutzend Loose aufschwatzen lassen. Niemand wollte mir wieder davon abkaufen. Was kann ich Besseres thun, als daß ich meinen lieben Gästen zum Confekt auch eine Hoffnung lege." — Er ging, brachte eine Brieftasche und warf jedem der Anwesenden ein Lotterieloos auf den Teller. Niemand lehnte das Geschenk und dessen ungewissen Werth ab; aber reichlich ward dem Wirthe die Spende mit fröhlichen Scherzen und witzigen Einfällen vergolten.

Wie geistreich und munter auch die Gespräche waren, schien doch Sir Down von einer heimlichen Ungeduld geplagt zu sein, bald das Ende zu sehen. Er mußte sich daher gefallen lassen, daß der Witz, besonders der Miß Anna Hartley, von den Loosen, neckend den Stachel gegen ihn wandte. Und wie er sich vertheidigen mochte, ward ihm eins ums andere ausgebracht, daß er sogar sechs schönen Messineserinnen zu gleicher Zeit den Hof mache. Endlich, nachdem er genug gequält worden, erbarmte sich seiner der General. Der Aufbruch desselben gab das Zeichen zum Abschiede der übrigen Gäste.

„Gottlob, daß man wieder frische Luft schöpfen darf!" sagte Sir Georg, indem er Herrn Linthi's Arm nahm, um mit ihm die reizenden Anhöhen über der Stadt zu besuchen: „Der witzigste Witz ist zuletzt fades Spiel, wenn das Herz nicht mitspielt. Ich hatte Neuigkeiten, hochwichtige, für Sie; die brannten mich den ganzen Morgen. Aus Furcht, Sie könnten mir in der Gesellschaft den Zerstreuten spielen, wollt' ich sie Ihnen nicht früher mittheilen. Es lag mir daran, mit Ihrer Person ein wenig Prunk vor dem General zu treiben."

— Lassen Sie die Neuigkeiten hören.

„Erinnern Sie sich? Gestern schlug ich Ihnen scherzweise die Entführung der Gräfin Piovifranca vor. Heute ist's kein Spaß damit. Legen wir Hand ans edle Werk! God dam, ich sterbe in Messina an Langerweile."

— Sie sind bei lustiger Laune, Sir.

„Es ist mein eiskalter Ernst, Sir Linthi! Schon gestern Abend erfuhr ich Alles, was zu wissen nöthig ist. Schon diesen morgen musterte ich mit Kenneraugen die Festung, ihre Stärken, ihre Schwächen, Höhe der Fenster, Beschaffenheit der Hinterthüren. Ich sage Ihnen, die Unternehmung ist Kinderspiel, und der Roman Ihrer Liebe krönt sich mit dem vortrefflichsten Schluß."

— Ich beschwöre Sie, lieber Freund, kein Wort mehr von der Gräfin! sagte Fortunatus, und durch seine Mienen ging ein Ausdruck finstern Mißfallens an dem Gespräch.

„Nur ein halbes Stündchen von hier wohnt sie!" fuhr der Brite fort: „Auf dem Landgute einer Verwandtin, einer Marchesa Viogganni, wohnt sie, in tiefster, nonnenhafter Eingezogenheit und tiefster Trauer um einen verstorbenen, alten Vetter."

— Ich will und darf sie nicht wieder sehen, Sir Georg. Drum wird mir der Aufenthalt in Messina zur Pein. Ich werde die Güte des Generals anflehen, mich lieber nach Malta oder Aegypten zu schicken. Ich habe meinen Gleichmuth erst zur Hälfte wieder errungen. Verhüte mein guter Genius, daß ich Beatricen noch einmal begegne. Ich wäre verloren.

„Verloren? Ganz und gar nicht, Sir. Sie fänden Ihr liebes Ich nur im Herzen des schönsten Mädchens von Sicilien wieder. Heben Sie doch ein wenig die Augen auf, und sehen Sie nicht so menschenfeindlich!“

— Stören Sie mich nicht auf meinem Weg, dem einzigen, zum Seelenfrieden, Sir Down.

„Eben führ' ich Sie ja auf den wahren Weg zum Seelenfrieden. Schlagen Sie doch nur die blauen Augen auf. Sehen Sie dort hinten die malerische, weiße Villa zwischen den Pappeln auf der Höhe? Dort wohnt der süße Frieden der Seele. Es ist die Villa der Marchesa Viganni.“

Fortunatus blickte empor und wandte sich schnell um. Es schien ihn Zittern zu befallen. „Kehren wir zur Stadt zurück!“ sagte er mit einem Ton des Unwillens, ließ den Arm des Engländers fahren und ging zurück. Sein Begleiter schloß sich ihm wieder an und sagte: „Ich erstaune, Sir Linthi. Sie also wollen im Ernst nicht, selbst wenn die Gräfin wollte? Sie sind geliebt, Eufemia sagte es mir; Sie selber sagten es mir. Sie kennen die Heftigkeit nicht, mit welcher italienische Herzen schlagen. God dam! ich bin Ihnen noch Genugthuung schuldig von Corfu her, und habe Ihnen mein Leben zweimal zu bezahlen. Hier wäre Gelegenheit zu Allem. Lassen Sie mich machen, Sir Fortunatus. Ich allein setze das Wagstück für Sie durch.“

— Und geläng' es, so hätten Sie den vergeblichsten aller tollen Streiche gewagt. Ich bin fest entschlossen, jedem hoffenden Gedanken an Beatricen zu entsagen, und Verhältnisse zu ehren, in welchen die Welt und ihre Ordnung allein bestehen kann. Und wäre die Gräfin groß genug, über die Schranken des kirchlichen Unterschiedes hinweg zu sehen, die den Protestanten von der Katholikin trennen, so wäre ich zu stolz, gleich andern Glücksjägern, armen Rittern und Abenteurern die Gunst eines Mädchens zu mißbrauchen und mir auf Rechnung der Liebe Geld zu machen. Daraus wird nichts, lieber Freund. In meiner Armuth wohnt eine Ehre, in meinem Seelenleiden eine Hoheit, welche ich weder um Tonnen Goldes, noch um die Hand des schönsten Weibes verkaufe.

„Bravo!“ rief der Brite und ging eine Weile schweigend neben Linthi her, wie über den unerwarteten Riß betroffen, welcher ihm durch seine romantischen Entwürfe gezogen worden war. „God dam!“ rief er endlich: „es mag leichter sein, große Dinge zu vollbringen, als gute! Aber, unter uns gesagt, bei dem allem ist etwas Eis in Ihrer Liebe, wie mich dünkt. Sie haben also die reizende Beatrice nicht mit eigentlicher Leidenschaft geliebt?“

— Ich? nicht geliebt? nicht mit Leidenschaft? — rief Fortunatus und blieb stehen, und hob die Augen stumm gen Himmel und eine Thräne quoll in ihnen empor. Er trocknete sie schnell und sagte: O, lieber Freund, brechen wir davon ab! Ich könnte noch einmal in die Krankheit zurückfallen, von der ich kaum genese. Ich bin zu reizbar; ich empfinde es. Das ist zurückgebliebene Schwäche von den Fiebern. Eben, weil ich Beatricen abgöttisch liebe, und ihre Achtung allein noch der Trost und Stolz meines armen, halbvernichteten Lebens ist, muß ich die Raserei der Leidenschaft bekämpfen. Ich will nichts, als das Bewußtsein retten, ihres Andenkens werth zu stehen. Aber noch traue ich dem Siege nicht und fürchte mich vor mir selber. Darum mag ich jene Villa nicht sehen; darum muß ich aus Messina fliehen. Hindern Sie mich nicht, ein männlicher Mann zu bleiben.

„Fortunatus!“ rief Sir Down und fiel ihm um den Hals: „Nenne mich Du! nenne mich Bruder, du große Seele, und erhöhe mich zu Dir mit Deiner Freundschaft. Wir schliessen den ewigen Bruderbund in unsern Thränen, wie andere im Weinrausch.“

Der Schweizer drückte den jungen Briten schweigend und herzlich an seine Brust.

„Lache mich nicht aus, daß ich weinen muß!“ fuhr der Brite fort: „denn Du weißt nicht, wie du mein Inneres umgekehrt hast, so sehr ich mich auch sträubte. Du bist mir ein Weltversöhner geworden. Ich trug im Grunde des Herzens Verachtung gegen unser ganzes Geschlecht, welches nur Tugend, wie eine häßliche Schauspielerin Schminke braucht. Ich kannte noch keinen Licht-, keinen Himmelsmenschen, nur bloße Erdmenschen und Gottesaffen. Ich war gewiß gut, und ward bizarr, weil ich mit den Wölfen heulen wollte. Du warst aber Mann und warst es immerdar. Ich glaubte lange Deinen Werth nicht, weil er mir selber fehlte; und hielt Dein Wesen für gelungene Maske, weil ich selber nur, gleich Allen, Maskentracht anlegte. Ich beklage Dich nun gar nicht mehr, Fortunatus. Es geht mir Ahnung auf, daß es eine Höhe, eine Seligkeit geben müsse, die um den Preis des gebrochenen Herzens nicht zu theuer ist. Aber ich beklage Beatricen! Ihr Herz muß brechen, ohne Seligkeit. Wäre sie die Tochter eines elenden Lazaroni!“

— Wäre sie es! Wäre mir der verlassene Cecchino geblieben! Für ihn hätt' ich mich durch die Welt gebettelt. Wohlan, Georg, ich bin Dein Bruder. Erfülle die erste Bruderbitte!

„Bitte nichts, Fortunatus. Mein Haben, Können und Sein ist das Deinige.“

— Gelobe mir nur, so lange ich in Messina, so lange ich auf sicilianischem Boden stehe, nie ihren Namen zu nennen, mich auch durch keine Anspielung, keinen Wink mehr an sie zu erinnern, und den General zu bewegen, mich mit einer Anstellung, welche es sein möge, fortzuschicken, wohin es auch sei.

„Und Du gelobst mir, Fortunatus, dagegen, von nun an, alle Tage, die Du noch in Messina

verlebst, mein Tischgenoß und Gesellschafter zu werden. Eine Bitte ist der andern werth."

Jeder versprach dem Andern das Verlangte, und in der That erfüllten beide redlich ihr Wort. Am schwersten freilich mochte dem Briten das Schweigen werden.

39.

Reichthum und Armuth.

Sie blieben den Tag bis spät Abends beisammen. Am Morgen darauf, als sich der Schweizer kaum halb angekleidet hatte, pochte es schon wieder an seiner Thür. Er eilte, dem Freunde aufzuschliessen. Statt desselben aber sah er den Kriegszahlmeister eintreten.

„Für eine gute Botschaft, Sir Linthi, mach' ich mich gern selber auf die Beine!" sagte der gefällige Mann und lachte dabei von Herzen, wie närrisch: „Wir Andern ziehen mit langer Nase ab und Ihnen reicht die Glücksgöttin das Mäulchen."

— Wie so, Sir? erwiederte Herr Linthi: Bringen Sie mir vom General Fox das Patent?

„Nicht so, Sir, Ihr Taufname lautet sonderbar genug Fortunatus? Gut denn, ein Patent von Ihrer lieben Schwester Fortuna. Zeigen Sie mir doch das Papier, worin ich Ihnen beim Frühstück gestern Hoffnungen gewickelt, zum Confect, gab."

— Meinen Sie das Loos, Sir? Wahrhaftig — — sagte Fortunatus verlegen und suchte dabei in allen Taschen: Ich bin ein zerstreuter, nachlässiger Mensch. Kein Gedanke mehr kam mir daran. Aber doch glaub' ich's eingesteckt zu haben.

„Nur nicht verloren! das wäre ein verzweifelter Streich, Sir. Geldangelegenheiten sind Weltangelegenheiten; alles Uebrige ist Dunst im Gehirn, Weiberkram und Barbiergeschwätz."

Fortunatus suchte lange vergebens und fand den Zettel endlich in einer Seitentasche des Fracks. Der Schatzmeister setzte lachend die Brille auf und rief: „Ganz richtig!" Er zog einige zusammengelegte Druckbogen hervor und schien Vergleichungen anzustellen. Dann rief er: „Vollkommen in seiner Richtigkeit! 20,000 Pf. Sterling! Ich gratulire von Herzen, Sir. Wir Andern ziehen, wie gesagt, mit langer Nase ab. Hier, Sir, belieben Sie die Liste selber einzusehen, Nummer gegen Nummer gehalten und 20,000 Pf. Sterling, dabei bleibt's! Und um Ihnen alle Mühe zu ersparen, da ich von Amtswegen ein Geldmann bin," fuhr er fort, indem er seine kostbare Brieftasche hervor nahm, „behalt' ich das Loos, Sir, und zahle Ihnen den Betrag, wenn es Ihnen beliebt, in einigen Banknoten." Mit diesen Worten legte er die Bankzettel neben einander auf den Tisch und sagte: „In vollkommener Richtigkeit; 20,000 Pfund. Zählen Sie selbst nach."

— Ich glaube, Sie scherzen, Sir! rief Fortunatus erschrocken.

„Mit Banknoten, Sir Linthi, oder besser Sir Fortunatissimus, ist so wenig Spaß zu treiben, als mit geladenem Gewehr!" rief der Schatzmeister lachend und steckte das Loos mit großer Sorgfalt in die Brieftasche.

— Aber ich kann Sie nicht um Ihr Loos und den darauf gefallenen Gewinn bringen!

„Sie werden erlauben, Sir Linthi, das Loos ist seit gestern Ihr Eigenthum, weil Sie, gleich meinen übrigen Gästen, das kleine Geschenk nicht verschmähten. Ich schätze mich glücklich, daß es Ihnen Frucht trug."

— Unmöglich, Sir! Sie ängstigen mich. Behalten Sie die Banknoten. Ich habe nicht einen Schatten des Rechts zu dieser ungeheuern Summe.

„Ich aber, Sir Linthi, keinen Schatten des Schattens!" versetzte immer und immer lachend der ehrliche Schatzmeister: „Ich machte Ihnen auch kein Geschenk von 20,000 Pfund, sondern mit einer Kleinigkeit, wie Sie selber begreifen."

Der Streit zwischen Beiden ward auf solche Weise und so lange fortgesetzt, bis Sir Down dazu kam. Als dieser zum Schiedsrichter angerufen wurde, die Ursache des sonderbaren Zwists erfuhr, die Banknoten und daneben den Schweizer mit einem Gesicht sah, als sei ihm das größte Unglück widerfahren, schlug er ein lautes Gelächter auf, in welches der Zahlmeister wieder kräftig einstimmte.

„Ergib dich in dein Schicksal!" rief Sir Down und umarmte lachend seinen Freund: „Hier steht nichts zu ändern!"

„Das ist's gerade, was er mir nicht glauben will!" sagte der Kriegszahlmeister: „Aber, Sir Down, ich überlasse es Ihnen, ihm das einfachste Rechnungsexempel von der Welt begreiflich zu machen. Mich rufen andere Geschäfte. Auf Wiedersehen!" — Mit diesen Worten empfahl er sich und ging davon.

Fortunatus mußte wohl endlich an die Gunst des Zufalls glauben lernen, ungeachtet der Gedanke stets wiederkehrte, man sei einverstanden, sich über ihn lustig zu machen. Wie durch ein Taschenspielerstückchen war er zum reichen Mann geworden, und er fürchtete, es werde eben so, als leeres Gaukelspiel und Blendwerk, enden.

Inzwischen Alles blieb, wie es war. Der General, die beiden Damen, der Kapitän Smith, bei Allen hatte er Zutritt behalten, beklagten ihre Nieten und wünschten ihm Glück. Eine von den kleinern Banknoten, die er, wie um Probe zu machen, einem Wechsler bot, hielt Stich und verwandelte sich in Gold. Er war aller Nahrungssorgen für die Zukunft frei, Anstellung in englischen Diensten war ihm nicht mehr nothwendig. Es stand in seiner Macht, sein künftiges Verhältniß zu Welt zur bestimmen. Und dennoch machte ihn die Huld des Ungefährs weniger froh,

als man bei einem Manne hätte erwarten sollen, der den größern Theil seines Lebens in Handelsgeschäften mühsam und mit dem einzigen Zweck verbracht hatte, Geld zu gewinnen, zu sammeln und reich zu werden.

Sir Georg, dem diese Wahrnehmung nicht entging, konnte sich nicht erwehren, ihm einige Tage später diese Bemerkung mitzutheilen, vielleicht in verbotener Absicht, oder um Erlaubniß von seinem Freunde zu erschleichen, das gegebene Gelübde zu brechen.

„Es ist wahr," entgegnete ihm der Schweizer: „ich bin nie in so glänzenden Glücksumständen gewesen, als nun. Auch konnte ich nie erwarten, durch eigenen Fleiß so viel Vermögen zu erschwingen. Und doch gestehe ich dir, gewährte mir sonst ein unendlich kleinerer Gewinn, den ich, als Frucht und Lohn meiner Arbeiten, ehren konnte, unendlich größeres Vergnügen. Was wir durch Anstrengung und eigenes Verdienst erwerben, erkennen und lieben wir als das Werk unserer Kraft. Es vergrößert in uns die Achtung unserer selbst. Aber was uns ohne unser Zuthun nur, wie Schicksalsalmosen, zufällt, gehört nicht zu uns, sondern zum blinden Ungefähr. Wir finden uns dadurch nur wieder auf gleiche Linie mit dem verdienstlosesten Tagedieb und dem verworfensten Glücksspieler gesetzt. Darum ist der Taglohn des Handlangers an sich ehrwürdiger und ihn höher stellend, als die Tonne Goldes, welche der Glückspilz im Schlaf findet oder ererbt."

Sir Down schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Freundchen, ich will Dir zwar nicht Unrecht geben. Aber wie muß man's endlich anfangen, Dich wieder ins Reich der Freude einzuführen? Einmal macht Fortuna im Leben jedem Menschenkinde ihren Besuch; weiß man sie nicht zu halten, schlüpft sie zum Fenster wieder hinaus, wie sie zur Thür herein schlüpfte. Mag auch meinethalben Geld und Gut unsichere Krücke für die Zufriedenheit sein: wahrhaftig, Armuth, Geldverlegenheit und Brodsorge spielen doch auch schlechte Tafel- und Tanzmusik."

„Ich weiß in der That nicht," versetzte Fortunatus, „ob jene rohe Sorge um Leibesnahrung und Nothdurft, die wir mit den Thieren gemeinschaftlich tragen müssen, so ganz absichtslos ins Leben des Menschen hineingeworfen ist? Sie härtet das Gemüth, und macht es minder empfänglich gegen manches Ungemach, von dem es sonst ausschließlich und tiefer gequält werden würde. Wer an Sturm und Regen, Frost und Hitze gewöhnt ist, weiß wenig vom Husten und Schnupfen, Kopf- und Zahnweh, welches der Verzärtelte schon einem kühlen Abendthau verdankt. Nur der Millionär in England verdirbt und stirbt am folternden Spleen, der dürftige Arbeiter kennt diesen Geist der Hölle nicht."

— In allen deinen Worten, guter Fortunatus, hör' ich noch den Schrei der Wunden, die Dir das Schicksal schlug und nicht mit Banknoten heilen konnte. Willst Du noch Soldat werden?

„Ich falle dem General nicht länger, wegen einer Anstellung, lästig. Er weiß es schon."

— Kehrst Du in die Schweiz zurück?

„Sie ist das einzige Land unsers Welttheils, wo ich, in Ermangelung des Bessern, meine Hütte aufschlagen möchte. Aber ich suche die Freiheit und den Frieden. Das heutige Glück meines Vaterlandes ist eine zu junge Pflanze. Sie hat noch zu wenig Wurzeln geschlagen. Der erste Frost wird sie tödten, oder der Unverstand sie wieder ausreissen, weil sie von einer fremden Hand gepflanzt wurde. Ich suche Frieden und Freiheit, und siedle mich in der jungen Welt von Nordamerika an."

— Herz, liebes Herz, ich schone Dein! Du bist krank. Dein Ton ist noch matt; Deine Wange noch blaß. Ich will den tollen Zank nicht wieder erneuern, den ich Dir auf der Austria machte. Aber warum nicht nach England, zu mir, auf meine väterlichen Güter?

„Ich danke Dir. Ich kenne Deine Freundschaft. Allein mein Entschluß ist unwiderruflich. Ich kann nur in reiner Luft athmen, nicht in verdorbener. Ich kann nur da heimisch sein, wo mich nicht jeder Augenblick der Umgebungen daran erinnert, daß ich Fremdling bin.

— Wo, ums Himmelswillen, stehst du denn wildfremder, als bei den Yankies?

„Nein, Georg, nirgends heimathlicher, als dort, wo ich in Verfassung und Gesetzen des Landes nur meinen eignen gesunden Verstand, das heißt, mich selber wieder finde; wo ich nicht alle Tage vom Unsinn, der die europäische Menschheit zerrüttet, vom rostigen Schwert der Vorurtheile geschlagen, oder erschreckt werde. Deute mir's nicht übel, denn meine Wunden bluten noch. Nicht das Schicksal schlug sie, wie Du vorhin gesagt, sondern eine von den grausamen Erfindungen des Vorurtheils. Nur derjenige fühlt sich in Europa frei, wie ein Vogel, welcher sich an den Käfig gewöhnt hat und von der Möglichkeit, ausser demselben athmen zu können, keine Vorstellung hat."

— Ich verstehe Dich. Und Du leidest! Aber es wäre ja doch auch — — Halt! unterbrach sich Sir Georg, indem er die Hand auf seinen Mund legte. Dann fuhr er fort: Aber auch in Amerika findest Du den Unterschied des Ranges und Standes und der mannigfaltigen Kirchen wieder.

„Allerdings, aber mitten darin den Menschen frei in seiner Wahl. Der Stand ist da keine Kaste, sondern Erworbenes und Verdientes; die Kirche da ohne Bannfluch und Schwert, ihr sind nur die Waffen der Liebe und Ueberzeugung geblieben."

— Willst Du Dich etwa dort in eine Wildniß setzen, Einsiedler werden und mit der Natur kämpfen?

„Warum nicht, wenn's sein müßte? Der Kampf mit der Natur ist nicht das Schwerste,

sondern mit der Unnatur. Kapitän Smith geht nächstens nach Gibraltar und Liverpool, sagt er. Ich werde mich mit ihm einschiffen. Lichtet ein anderes Fahrzeug die Anker früher, geh' ich früher.«

— Unbarmherziger! und ohne — — Hier hielt Sir Georg abermals inne; aber er warf lächelnd einen forschenden, bedeutsamen Blick auf Fortunatus.

»Gedenke deines Gelübdes, Georg!« sagte der Schweizer gelassen: »Wecke die Todten nicht!«

40.

Der Briefwechsel.

Wirklich hatte Fortunatus schon mit dem Kapitän Smith vorläufig wegen der Ueberfahrt nach Liverpool gesprochen, aber mit ihm nicht abgeschlossen, weil dieser keine Zeit der Abreise bestimmen konnte. Jener fühlte sich in Messina wegen Beatricens Nähe nicht wohl. Er fürchtete, wenn er mit dem Engländer einen Gang ins Freie machte, beständige Gefahr, ihr zu begegnen. Freudig schlug er daher ein, als der Schiffshauptmann endlich meldete, er sei segelfertig. Er schloß den Vertrag mit ihm ab, und bat ihn, Alles für Sir Georg Down geheim zu halten, denn er wünschte, sich und seinem Freunde die Trennung nicht durch den Schmerz des Abschiedes zu erschweren.

Jeden Augenblick gewärtig, auf's Schiff gerufen zu werden, sobald es die Anker lichten würde, schrieb er an Sir Down noch folgende Zeilen:

»Messina, den 17. Julius 1807.

Zürne nicht, mein Georg! Wenn Du dieses Blatt in deiner Hand hältst, bin ich schon von der sicilianischen Küste getrennt; nicht von Dir, dem ich ewig bleibe. Ich zitterte, Dir, bei meiner noch immer krankhaften Reizbarkeit, oder Schwäche, ein mündliches Lebewohl zu sagen.

»Ich gehe nach Amerika. Aber meine Gedanken werden täglich zu Dir und Beatricen zurückkehren über das Weltmeer. Du liebst mich; sie liebt mich; vielleicht gab mir wohl eure Liebe selbst die Mittel zur Flucht aus dem Welttheil, in welchem ich mein Lebensglück verlor. Ja, ich läugne nicht, zuweilen habe ich bald Dich, bald Beatricen, bald euch beide beargwohnt, daß ihr mir aus euerm Reichthum einen bedeutenden Theil, unter dem Titel eines Lotteriegewinnstes, in die Hand spieltet. Diese Großmuth ist mir nicht nur an sich, sondern durch den Umstand etwas wahrscheinlich, daß der Kriegszahlmeister nachher weder das Loos, noch die Gewinnliste wieder zeigen wollte, noch sogar die Nummer nennen konnte. Seine Entschuldigung machte ihn verdächtig, daß er diese vergessen, jenes abgeschickt, die Liste aber verloren habe. Sei dem, wie ihm wolle, ich will lieber eurer Freundschaft, als dem Zufall Dank sagen.«

»Bringe, ich beschwöre Dich, der Gräfin meinen Dank und mein Lebewohl. Sage ihr, ich habe überwunden, und werde in ihrer Liebe leben. Sage ihr, sie solle mich, als einen Verstorbenen, glücklich preisen. Ich denke schon jetzt mit jener Ruhe und Zärtlichkeit an sie zurück, mit der meine abgeschiedene Seele einst in einer bessern Welt an sie zurückdenken wird.«

»Ja, mein Georg, ich fühle Ruhe, und fühle Zufriedenheit in mir und mit mir. Nur noch das Irdische blutet, wenn gewisse Erinnerungen eine unheilbare Wunde aufreissen; mein Geist hat Seligkeit empfangen. Ich habe einen wilden, süßen Traum geträumt, dem ich mich schäme, noch nachseufzen zu müssen.

»Mache mir keine Vorwürfe, daß ich die verführerischen Pläne verschmähte, mit denen Du meiner Einbildungskraft schmeicheltest, mehr, als Du vermuthen konntest. Es gab noch manche Stunde, in der ich Dich Deines Gelübdes entbinden wollte. Auch aus diesen Entwürfen sprach nur deine Liebe, und sie sprach zu einem Schwächling. — Es kostete nicht geringe Gewalt, die Macht der Gefühle zu bändigen, und meinem höhern Selbst den Sieg zu bewahren. Aber er ist bewahrt! Ich darf mich ohne Erröthen selbst schauen, und meine Liebe ist heilig geblieben. Ich habe das Glück, das Einzige meines Lebens, verloren; aber Ehre und Gewissen sind gerettet!

»Ich sende Dir Nachrichten von Gibraltar, von Liverpool, von Amerika. Ich werde, bis mein Tod erscheint, mit Dir in Verbindung bleiben. Nun aber lebe wohl!

»Lebe wohl, mein Georg! Lebe wohl, Beatrice!

F. L.«

Am frühen Morgen des andern Tages, da er diesen Brief geschrieben, ward er durch heftiges Pochen an seiner Thür aus dem besten Schlaf geschreckt. Man rief ihn zum Schiffe und bat um Eile. Es war noch finster. Sein rechtsgelahrter Wirth und zwei Matrosen traten mit Laternen ein. Man gönnte ihm kaum Zeit, sich in Kleider zu werfen und Weisung wegen richtiger Bestellung des Briefes zu ertheilen. Die ungestüme Dringlichkeit der Matrosen befremdete und verdroß ihn.

»Warum, wenn euer Kapitän diese Nacht den Hafen zu verlassen beschlossen hatte, ließ er mich nicht schon den Abend zuvor rufen?« murrte Fortunatus: »Das sieht in der That einer Flucht ähnlicher, als einer Abreise.«

Einer der Matrosen erwiederte, mit Voransendung kräftiger Flüche: »Ihr habts getroffen, Sir. Flucht ists; und nichts anderes, als Flucht. Ich verwette Leib und Seele, die französische Flotte liegt vor dem Hafen, und der Kapitän will ihr noch entwischen. Hängt den Mantel nicht um, Sir, ich trage ihn Euch nach, damit Ihr die Beine zum Lauf freier habt!«

»Fort! fort!« schrie der Andere: »Als wir mit der kleinen Schaluppe über Hals und Kopf ans Land geschickt wurden, vertheilte sich die

Mannschaft schon zum Ankerlichten, und der Steuermann lief mit seinen Leuten zum Steuerrade. Die Hundewache war noch nicht ausgelaufen, da hieß es schon: Alles auf! alles auf! und Flaggen und Wimpel wurden aufgehißt. Kommen wir nicht zu rechter Zeit: so ist die Fregatte davon; wir müssen nachrudern und bekommen statt Morgenkost die Peitsche mit allen neun Fingern*) auf den nackten Rücken zum Lohn. Was haben wir davon? Der Kapitän ist ein Teufel! Fort! fort!«

Fortunatus, welcher aus Allem schloß, daß es mit diesem plötzlichen Untersegelgehen eignes Bewandtniß haben müsse, nahm flüchtigen Abschied von seinem Wirth; nur flüchtigen, wenn auch herzlichern, von der sanftesten aller sanften Pflegerinnen eines kranken Jünglings. Ihre Thränen schienen fast Zeugen einer untröstlichen Reue zu sein, für eine so schnelle Herstellung mitgewirkt zu haben. Und alle Geschenke, mit welchen seine Dankbarkeit sie geschmückt haben mochte, drohten sich bei ihr in stumme Ankläger seiner Undankbarkeit zu verwandeln.

Die Matrosen drängten ihn fast mit einiger Gewalt hinaus in die morgenstillen Gassen, wo sich die langen Reihen der Wohnungen und Paläste schon im nüchternen, falben Erstlicht des Tages bemerkbar machten. Wie im Wettrennen gings zum Hafen hinab, und in die harrende Schaluppe; und mit raschem Ruderschlag über das bleiche Licht der Wellen gegen die Fregatte. Die Anker derselben waren wirklich schon über Grund, und das Schiff fing an, langsam zu treiben. Sobald der letzte Mann aus der Schaluppe an Bord desselben stand, donnerten die Kanonen dem schlummernden Messina zum Abschiedsgruß. Von den Stückschanzen des wachsamen Castells gaben die Feuerschlünde Antwort.

Der Wind hatte zwar günstige Richtung zum Auslaufen aus der Rhede, war aber schwach; deswegen, wie der Hafen verlassen worden war, ließ der Kapitän nach und nach immer mehr Segel beisetzen. Seine Beschäftigungen hinderten ihn, sich mit Fortunatus bei dessen Ankunft gesprächig einzulassen.

»Warum aber in so stürmischer Eilfertigkeit mit uns, Kapitän, wie Diebe, die sich davon machen müssen?« rief ihm Herr Linthi zu.

Kapitän Smith erwiederte lachend: »Ja, ja! erst den Raub in Sicherheit, und den Hals dazu! Heda, her da, Midshipmann, oder Ihr da, Hofmeister! Führt diesen Herrn zu seinem Zimmer ins Halbdeck.«

Fortunatus fand in dem ihm angewiesenen, ungemein zierlichen Gemach des Verdecks alle kleinen Bequemlichkeiten, welche die sinnige Ueppigkeit eines Seefahrers erfinden kann; und mehr, als ihm selbst die Wohnung zu Messina gewährt hatte: prächtige Fußteppiche, große Wandspiegel, Mahagonitischchen, Sofa's, Büchersammlung von ausgewählten Klassikern Italiens und Englands; ein köstliches Fernrohr; ein noch kostbareres Reisebesteck von englischer Arbeit, mit allen Nothwendigkeiten und Entbehrlichkeiten bereichert, welche der Prachtliebe oder Gemächlichkeit eines wandernden Lords dienen. An der Wand schimmerten ein Paar Pistolen, zwischen welchen ein kleines Brustbild hing. Fortunatus würde geglaubt haben, durch Irrthum ins falsche Zimmer geführt worden zu sein, hätte er nicht zugleich sein Reisekoffer, dazu den treuen Habersack und über einem der Polsterstühle seinen Mantel erblickt.

Wie er auf das Gemälde zwischen den Pistolen seine Augen mit mehr Aufmerksamkeit heftete, erkannte er in demselben mit einiger Verwunderung das Abbild seines Freundes Georg Down.

Er stand lange in seiner Ueberraschung gerührt und froh davor. »Also du wußtest um meine Flucht, guter Georg?« redete er ihn in Gedanken an: »Also Kapitän Smith verrieth mich, der Schwätzer! Und du verstandest, warum ich dir aus der Reise Geheimniß machte, und ehrtest meine Gründe schweigend? Dank dir, guter Georg. Nun bin ich reich. Dein und Beatricens Bild sind die wahren Kleinodien, welche ich aus Europa mit mir über das Weltmeer führe. Ade, mein Georg!«

In dieser Gedankenunterredung, die er noch still für sich fortsetzte, störte ihn Pochen an der Thür. Ein junger Seekadet trat mit einem Brief herein und sagte: »Der Kapitän läßt sich bei Ihnen entschuldigen, Sir, bis die Geschäfte abgethan sind. Er sendet indessen diesen Brief, welchen er Ihnen abzugeben hat.« — Der Kadet überreichte das versiegelte Schreiben und entfernte sich.

Fortunatus riß hastig den Ueberschlag auseinander und warf sich lesend in den Sofa. Die Zeilen kamen, wie ihm sogleich geahnet hatte, von Sir Down, und lauteten wie folgt:

»Nun denn, lieber Freund, Glück auf die Reise! Segle mit den besten Winden, und Gott behüte Dich nur vor dem zweiten Lorenzo Bosich und seinem am Maste zappelnden Gnadenbilde. Amen!

»Mein Gebet für Dich aber ist noch nicht zu Ende. Ich flehe den Himmel inbrünstiglich an, daß er Dir, du treuherzige, arglose Seele, zu Deinen Riesentugenden, die ich stets bewundern werde, nur ein Paar Gran Weltwitz in Gnaden verleihen möge. Denn bei den Amerikanern künftig (denke an mich!) wirst Du mit Deiner Taubenunschuld schlechten Markt halten, wenn Du nicht mit etwas Schlangenklugheit nachhilfst.

»Also glaubest Du, ganz ehrlicher Weise, mir sei Dein Plan, uns heimlich und still, ohne Sang und Klang zu entwischen, unbekannt? Merktest Du denn gar nichts von der wider Dich angezettelten Verschwörung, in welche alle Deine hiesigen Bekannten verstrickt waren, von der plau-

*) Cat of nine tails, eine neunriemige Geißel, zur Strafe der Matrosen auf englischen Schiffen.

derhaften Miß Anna des Zahlmeisters und Deinem rechtsgelahrten Hauswirth an, bis hinauf zum Schiffskapitän und General? Zwei Male verschnappte sich in Deiner Gegenwart jenes Plaudermäulchen. Zum Glück trugst Du noch dieselben Ohren und Augen, mit welchen Du die schönste Signora hiesiger Insel, auf Treu und Glauben, für ein Creolengesicht ansahst. Uebrigens belobe ich Deinen Plan; aber ich belobe auch den unsrigen; notabene, jetzt, da ich schreibe, nur noch vorläufig! Denn wer steht gut dafür, daß mir nicht der tückische Fürst der Finsterniß einen Querstreich spielt?

„Wir haben Dich demnach, so viel sich's in Eile thun ließ, mit einigen Kleinigkeiten zur Fahrt nach Newyork ausgestattet. Im Reisebesteck findest Du einige Briefe dahin. Sie werden Dir freundliche Aufnahme in den besten Häusern bringen. Mit dem Fernrohr besteige zuweilen die höchste Spitze der Alleghanigebirge, und schaue über das atlantische Meer nach der bewußten, schneeweißen Villa auf der Höhe über Messina, oder lieber nach der heiligen Stätte, auf der wir den Bruderbund schlossen.

„Die Pistolen nimm zum Andenken meiner Narrheit und des Judaswäldchens auf Corfu. Ich bin Dir noch Genugthuung schuldig, und wahrhaftig, lieber Fortunatus, ich hoffe sie Dir noch, als Ehrenmann, zu geben, und müßte ich am Ende, wenn Alles fehlschlägt, Dich persönlich bei Deinen Yankies am Hudson oder Ohio aufsuchen. Ich will mich jetzt übrigens nicht damit brüsten, daß ich mir Deinetwillen schon, zwar nicht die Finger (aber es kann noch geschehen!), sondern das Herz ein wenig verbrannte, und zwar an den nämlichen Feuerstrahlen, die Dein armes Herz in eine todte Kohle verwandelt haben.

„Ich erhalte, wenn Du dies lieſest, ein Recht wieder, von der Gräfin Beatrice di Piviafranca mit Dir zu reden; denn Du bist dann auf dem Wasser, nicht auf dem Lande. Und weiter, als bis zum Strande, reichte mein Gelübde nicht. Du warst zu stolz, die Geliebte zu entführen. Ich bin Brite und nicht halb so stolz, als der Schweizer; hätte daher wahrhaftig herzinnige Lust, die Krone von Sicilien zu stehlen und mit ihr durchzugehen. Sie hat Geist und Herz einer wahren Engländerin. Meine Ketzerschaft würde mir, bei ihrer alleinseligmachenden Heiligkeit, wenig Bedenken verursachen; denn sie sieht hell genug, und weiß von ihrem Beichtvater, daß man es, in unsern Zeiten, mit sogenannten paritätischen Ehen nicht mehr am strengsten nimmt. Aber mit welchen Zauberkünsten müßte ich mich bewaffnen, um Deinem Andenken in ihr zu begegnen?

„Auch nur, als Freund von Dir, gelang es mir, Zutritt in das Heiligthum ihrer klösterlichen Villa zu gewinnen. Sie besucht keine Gesellschaften und empfängt keine, und wird von den Argusaugen der untäuschbaren — — — — „

Hier war der Brief abgebrochen, und bis dahin von Sir Down mit eigenthümlicher Zierlichkeit geschrieben. Nun aber standen fast unleserlich, und, wie in stürmischer Hast, weiter unten noch die Worte hingeworfen:

„Lebe wohl! — Ich war bei ihr. Es ist nun Alles vorüber! — Lebe wohl! mein Herz bricht im Abschiede von Dir! Lebe wohl! Hussah! Ewig Dein Georg.“

Dieser Schluß, ohne Zusammenhang mit dem Vorigen, erschreckte den Schweizer nicht wenig. Die Unordnung, welche in den Ausrufungen, wie in der verwilderten Handschrift selbst, herrschte, deutete auf ein unerwartetes Ereigniß. Fortunatus vergaß den Inhalt des ganzen Briefes über diese Stelle. Die finstersten Ahnungen drängten sich um seine Seele zusammen. Und sie schienen mehr als zu sehr gerechtfertigt dadurch, daß ein Mann, wie Georg Down, jene ruhige Haltung und Besonnenheit gänzlich verlieren konnte, die ihm alle Schrecken einer Todesstunde einst nicht entreißen konnten.

41.

Das Ende.

Lange saß er in ungewissen Ueberlegungen da, den Brief in der Hand, die Augen auf die Unheil verrathenden Zeilen geheftet. Jedem einzelnen Worte versuchte er den verborgenen Sinn einzeln abzufoltern, da ihn ihre Verbindung nicht gab. Und jedes für sich ward ein besonderer Angstschrei oder Ruf des Verzweifelns. Selbst das sonst freudejauchzende „Hussah“ am Ende, welches über die Finsterniß des Vorangehenden für den Ausleger desselben ein milderes Licht zurückwerfen konnte, schien nur die Heiterkeit einer Feuersbrunst über die Jammergesichter der Hülferufenden zu verbreiten, und ein Ausbruch von gräßlicher Lustigkeit des Wahnsinns zu sein.

Er sprang vom Sofa, um zum Schiffshauptmann zu eilen, ihm Aufklärung abzufordern, als dieser selbst, mit zufriedener Miene, zur Thür hereintrat.

„Nun kann ich Ihnen angehören,“ sagte Sir Smith, „und mich bei Ihnen erkundigen, wie Sie mit Quartier und Einrichtung zufrieden sind? Wir haben alle Segel beigesetzt; es geht mit vollem Wind, der beim Auslaufen doch verdammt flau war. Erlauben Sie mir nun, Sir Linthi, mich zuvörderst — —“

„Ich bitte Sie, Herr Kapitän,“ unterbrach ihn Fortunatus, geben Sie mir vor allen Dingen eine Erklärung — —“

„Gerade das will ich!“ fiel ihm der Kapitän ins Wort: „Sie müssen mich entschuldigen. Sir Georg Down hat den General auf seiner Seite gehabt; und ich thats beiden zu Gefallen. Ich konnte Sie also nicht früher aufs Schiff nehmen, weil ich bei meiner armen Seele gestern, Nachts zehn Uhr, erst erfuhr, daß wir unter Segel müßten. Und Sie durfte ich erst mit Güte

oder Gewalt zum Schiff bringen lassen, wenn's ans Ankerlichten ging. Machen Sie das folglich mit Ihrem Freund Sir Down ab, und erzählen Sie mir, was das Späßchen bedeutet?«

»Können Sie mir«, fiel hier Fortunatus ein, »Auskunft über die letzten Zeilen in Sir Downs Brief geben, den ich so eben durch Sie empfing. Sie sind äusserst unleserlich und sonderbar.«

»Glaubs wohl!« erwiederte der Kapitän: »Wie gesagt, Nachts zehn Uhr kam er zum General, wo wir fröhliche Gesellschaft hatten. Ich sah dem Springinsfeld an, es müsse etwas vorgefallen sein. Er flüsterte dem General ins Ohr; dieser kam und flüsterte mir wieder ins Ohr: »Brechen Sie auf. Ihre Passagiers sind nach Mitternacht vielleicht auf dem Schiffe; dann glückliche Reise!« Nun riß mich Sir Down in sein Zimmer, schrieb zwei Worte, siegelte den Brief zu, den ich Ihnen an Bord übergeben sollte, und ging in Hast und Eil mit mir zugleich aus dem Hauptquartier. Mehr weiß ich von ihm nicht; denn ich begab mich an Bord der Fregatte und erwartete bis drei Uhr Morgens die Passagiere.«

»Mein bester Kapitän,« rief Fortunatus, »von Allem, was Sie mir da so gefällig erzählen, verstehe ich kein Wort.«

»So hat Sir Down uns insgesammt zum Besten gehalten!« versetzte der Kapitän: »Nicht nur Sie und mich, sondern auch den General und selbst die Passagiers. Kommen Sie, ich werde die Ehre haben, Sie denselben vorzustellen.«

»Wer sind die?« fragte Linthi.

»Blitz und Wetter!« rief der Kapitän: »Stellen Sie sich doch nicht unwissend oder unschuldig. Sie werden doch wissen, daß Miß Anna Hartley bei mir an Bord ist, die mit uns nach Gibraltar und London zurückgeht?«

»Miß Anna?« sagte Fortunato und schüttelte den Kopf.

»Haben Sie einander nicht täglich beim Kriegszahlmeister gesehen?« rief der Kapitän, »oder vielleicht zuviel? Nun, nun, ich verstehe! Das läuft auf angenehme Ueberraschung hinaus. Ich wußte halb und halb um Ihre Liebschaft mit dem Frauenzimmerchen, und merkte, der General nahm Antheil für Sie. Er kanns nicht vergessen, daß Sie den jungen Down beim Schiffbruch aufs Trockne brachten.«

Als Fortunatus wieder den Kof schüttelte, ergriff Sir Smith die Hand des Zweiflers, und sagte: »Pah! Pah! Mir machen Sie nichts weiß. Kommen Sie zur Miß, die schon bei mir nach Ihnen fragen ließ.«

Er führte ihn hinaus und zum Oberdeck in die Kajüte. Ein Bedienter, den Fortunatus im Hause des englischen Zahlmeisters gesehen, stand dort an der Thür und fragte den Kapitän sogleich: »Sir, befehlen Sie, daß ich Sie der Miß Hartley melde?«

»Auf der Stelle!« rief Kapitän Smith.

Bald darauf öffnete sich die Thür eines Zimmers, in welchem Miß Anna Hartley, nebst einem andern unbekannten Frauenzimmer, beides zwei junge, liebenswürdige Damen, die Eintretenden freundlich empfingen.

»Nicht so, Sir Linthi?« sagte Miß Hartley: »Sie machen ein langes Gesicht, mich, Ihren Quälgeist aus Messina, hier wieder auf der Fregatte zu finden? Aber gewiß, ich will Ihnen versprechen, recht fromm und artig zu sein bis Gibraltar, und Ihnen keine Whistpartie mehr aus bloßem Muthwillen zu verderben.«

Fortunatus, sehr angenehm durch diese unvermuthete Reisegesellschaft überrascht, bekannte ihr sein Vergnügen mit den verbindlichsten Ausdrücken.

»O still davon, schöner Herr!« rief Miß Hartley: »Ich weiß ja, Sie sind in der französischen Schule gezogen, und Blumen und Süßigkeiten für uns Mädchen sind bei Ihnen nicht theuer. Doch vergessen Sie nicht, wir sind Britinnen, und wissen guten englischen Pudding von französischer Creme zu unterscheiden. Sir Smith, darf ich Sie bitten, meine junge Freundin hier einen Augenblick in die freie Luft zu führen und ihr die Masten, die Segel, Tau- und Takelwerk zu erklären. Sie ist das erste Mal auf einem Schiffe. Ich folge Ihnen sogleich; doch muß ich zuvor unter vier Augen an Sir Linthi ein Geschenk übergeben, welches mir Sir Down für ihn anvertraute.

Wie der Kapitän und das junge Frauenzimmer zur Kajüte hinausgingen, flüsterte Miß Anna lächelnd dem Schweizer ein paar Worte ins Ohr. Diesen erblaßte und rief: »Wer? wo?« Miß Anna Hartley zeigte mit der Hand auf eine Seitenthür. Er öffnete sie mit zitternder Hand. Vor ihm stand der Page der Signora Rosa di Centi, im grünen Sammetwämmschen, mit feuerfarbenem Leibgurt, ums schwarze Haar das strohgelbe Tuch geschlungen, darüber den leichten Strohhut, — ganz derselbe, wie er ihn auf der Austria gesehen hatte. Aber der schöne Knabe stand stumm da, die Hände vor sich hingefaltet, das Köpfchen auf die Brust gesenkt, in demüthiger Stellung.

»Heiland! Gott im Himmel! Cecchino!« rief Fortunatus, bleich und erstarrt.

Da richtete Cecco das Antlitz empor. Aber es war nicht mehr der Creole, sondern ein Liebesgott im Knabengewande; das ganze Gesicht brennende Schamröthe; das schwarze, seelenvolle Auge voller Thränen, die perlend auf die Gluth der Wangen niederthauten.

»Ich bin entflohen!« stammelte Cecco leise: »Die Güte Ihres Freundes gab mir Muth. — Ich begleite Miß Hartley nach London. — Signora Vioganni lieset vielleicht in diesen Augenblicken meinen Valetbrief und letzten Willen. Die Schenkungen, welche ich ihr in liegenden Gütern hinterließ, werden sie leicht über meine Abreise trösten. — Können Sie mir,

Signor Fortunato, den tollkühnen Entschluß verzeihen? Ach, die Verzweiflung überwog!«

Fortunatus hörte kaum, was ihm der kleine Mund des Pagen vorstammelte. Er stand noch immer wie versteinert da und mit starren Blicken, als schwebe ein Gespenst ihm gegenüber.

Wie aber das schöne Gespenst ihm, mit einem Blick der schüchternen Zärtlichkeit und des bangen Erwartens, bittend die Hand entgegen streckte, verdunkelten sich seine Augen durch eine Thräne; er fiel vor der Erscheinung auf sein Knie und rief: »Gräfin Piviafranca!«

»O das nicht! Ich bin es nicht mehr!« seufzte die Verwandelte: »Ich bin noch einmal Cecchino! Fortunato, gedenke des Wortes bei Siderno, Du wolltest mich durch die Wellen des Lebens tragen! Der bittern Scheidestunde zu Monteleone! — Fortunato, Retter und Heiland meines armen Lebens, willst Du Cecchino nicht kennen, ihn verstoßen?«

Das war nun abermals jene Stimme voll Seelenzaubers, mit welchem einst der geliebte Knabe ihn zu berauschen gewußt. Fortunatus fühlte in seinem Innern die erstorbenen Seligkeiten der Vergangenheit wieder zu blühendem Leben aufwachen. Zwischen Wirklichkeit und Wahnbildern schwankend, wie in Morgenträumen, breitete er sprachlos gegen den Liebling die Arme aus, und stumm sank der Liebling in dieselben hinab.

Miß Hartley und Kapitän Smith führten zu Gibraltar beide zum Altar; dann das junge Ehepaar gen London, von wo es mit einem amerikanischen Schiffe nach Newyork segelte.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Lebensgeschichtliche Umrisse (als Vorrede)	111
Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren	3
Alamontade	5
Die Bohne	65
Blätter aus dem Tagebuch des Pfarrvikars von Wiltshire	76
Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen	90
Harmonius	107
Die Prinzessin von Wolfenbüttel	120
Der Pascha von Buda	183
Der Blondin von Namur	202
Der Fürstenblick	222
Agathokles	238
Der todte Gast	252
Das Abenteuer der Neujahrsnacht	291
Hermingarde	311
Das Bein	356
Diocletian in Salona	359
Der Eros	376
Florette	397
Jonathan Frock	407
Der zerbrochene Krug	433
Die Herrnhuter-Familie	441
Die Walpurgisnacht	467
Die Gründung von Maryland	480
Der Feldweibel	515
Rückwirkungen	541
Der Millionär	567
Das Gastmahl des Lebens	602
Die Verklärungen	603
Herrn Quints Verlobung	641
Die weiblichen Stufenjahre	661
Es ist sehr möglich	673
Kleine Ursachen	679
Die Reise wider Willen	716
Prolog	724
Ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts	724
Das blaue Wunder	745
Die Nacht in Brezwezmeisl	755
Das Loch im Aermel	761
Tantchen Rosmarin	780
Der Abend vor der Hochzeit	809
Die Irrfahrt des Philhellenen	814
Der Flüchtling im Jura	846
Der Freihof von Aarau	894
Ahdrich im Moos	1025
Der Creole	1174

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurr by retaining it beyond the specifi time.

Please return promptly.

SUS JUL 1 1913

Digitized by Google